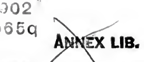

32101 064300021




Dei
Sub Numine
Viget



Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben

von

Dr. Th. Barth.

XVI. Jahrgang 1898 99.

Berlin.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann,

Beuthstraße 8.

Jahrgang XVI. der „Nation“.

Oktober 1898 – Oktober 1899.

Sachregister.

Die eingeklammerten Ziffern bezeichnen die Nummern, die freigelassenen die Seiten des sechzehnten Jahrgangs.
Die im Register klein gedruckten Titel beziehen sich auf in kleinerem Satz gedruckte Artikel.

Autorenregister.

Die neben den Namen stehenden Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen.

Druck von H. S. Hermann in Berlin

Nr. 1. Berlin, den 1. Oktober 1898. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. September abgelaufen ist, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Wenige kurze Wochen trennen uns von den Landtagswahlen; aber eine Wahlbewegung, die kraftvoll und einheitlich wäre, gibt es nicht. Langsam schreitet die Nominirung der Kandidaten fort und, was vor Allem zu bedauern ist, es gibt eine ganze Reihe von Wahlkreisen, in denen die Nationalliberalen mit den Konservativen gemeinsame Sache machen; während es fast wie eine erfreuliche Ausnahme erscheint, die besondere Hervorhebung verdient, wenn die freisinnigen Richtungen und die Nationalliberalen sich zusammenschließen, um vereint gegen die Reaktion und das Junkerthum zu marschiren; wie es vor Allem in Königsberg i. Pr., wie es in Breslau geschieht.

Die Thatsache gerade, daß die Nationalliberalen nicht einheitlich vorgehen, gibt der Wahlbewegung einen zersplitterten Charakter und lähmt die Wucht des Angriffes auf die Junkerpartei.

Die Parole bei diesen Wahlen hätte so kurz und einfach lauten können und die werbende Kraft hätte ihr nicht gefehlt: Auf die Reaktion; auf die Junker!

Die kleinen Vortheile, die für die eine oder für die andere Fraktion sich ergeben können, wiegen leicht gegenüber der Nothwendigkeit, die Macht der Rechten im preußischen Abgeordnetenhause herabzudrücken. Und über diese Thatsache ist man einig in den Kreisen der nationalliberalen Partei, der freisinnigen Vereinigung, der freisinnigen Volkspartei; aber diese Gemeinsamkeit der Anschauung hat doch noch nicht in genügendem Grade zu einer Gemeinsamkeit des Handelns geführt.

Sollen die bevorstehenden Wahlen auch nur einigermaßen den Hoffnungen der Linken entsprechen, dann muß in stärkerem Grade als bisher in der Bevölkerung das Bewußtsein dessen zum Durchbruch kommen, was auf dem Spiele steht, und daß bei diesem Einsatz selbst jene Elemente der nationalliberalen Partei, deren Liberalismus sehr hellfarbig ist, doch einer Unterstützung der Konservativen sich widersetzen müßten.

Der Wahlaufruf der Konservativen liegt jetzt vor; nur eins bringt er deutlich zum Ausdruck, die Unzufriedenheit mit den Handelsverträgen; im Uebrigen ist dieser Wahlaufruf eine Huldigung vor der liberalen Politik, denn in ihm wird sorgfältig jede scharfe Kennzeichnung dessen vermieden, was die Konservativen zu Konservativen macht.

Der politischen Taktik des Aufrufes entspricht es daher auch, daß sich das Schriftstück voll erfreulicher und für die Angegriffenen ehrenvoller Schärfe allein gegen die Freisinnigen richtet, während es das Verhältniß zu den Nationalliberalen in mildem, freundlichem Zwielicht läßt.

Der Bund der Landwirthe hat nur „Grundzüge für seine Stellungnahme bei den Wahlen“ veröffentlicht. Vageres und abgeschmackteres Zeug ist unserer Erinnerung nach noch niemals in Deutschland als politisches Programm produzirt worden. Natürlich kehren in diesem Schriftstücke die

kannten agrarischen Forderungen sammt und sonders wieder; das Verlangen nach einer Novelle zum Börsengesetz, die der Reichstag zu liefern hätte; der Wunsch nach billiger Pumpgelegenheit, und das Verlangen nach einer Beeinflussung des Reiches in der Frage der Handelsverträge nebst allen kleineren agrarischen Ansprüchen; aber da schon einmal die Reichsgesetzgebung hineingezogen wird, so vermißt man die Forderung des Bimetallismus. Hat man diese Frage hier, wie bei dem Wahlaufruf der Konservativen, absichtlich fortgelassen, weil man dieses Pferd für todt geritten erachtet? Da das Schriftstück jedoch sich zugleich durch formlose Liederlichkeit auszeichnet, so ist es ebenso naheliegend, nicht ein politisches Motiv, sondern diese Liederlichkeit als Ursache zu betrachten.

Die Königin von Dänemark ist gestorben; sie galt für eine gescheute Frau, die ihre Klugheit in der internationalen Politik zu bethätigen liebte. Deutschland war die Verstorbene nicht freundlich gesinnt.

In Peking ist eine Palastrevolution vollzogen worden. Mit größter Anstrengung hatten die Engländer Li-Hung-Chang aus seinen Aemtern entfernt; und der Kaiser schien für eine Gesetzgebung des Fortschrittes gewonnen. Darauf „entsagt" der Kaiser des Thrones; ob man ihn auch aus dem Leben schon hat scheiden lassen, steht noch dahin; seine Rathgeber flüchten; die Kaiserin-Wittwe ergreift die Regierung und Li-Hung-Chang kehrt in seine Aemter zurück. Dieser Umschwung bedeutet für England eine sehr ernste politische Niederlage und für Rußland einen ganz entscheidenden Sieg.

Wird England sich ohne ernstes Widerstreben in diese Thatsachen fügen? Die englische Flotte ist in Bewegung gesetzt worden, aber daß von England kraftvolle Handlungen geplant werden, ist bisher nicht ersichtlich, und daher gewinnt von Neuem die Annahme an Wahrscheinlichkeit, daß das Vereinigte Königreich nochmals durch eine Reihe kleinerer Gegenzüge seine verschlechterte Stellung von Neuem zu verbessern suchen wird. Hiergegen wird Rußland nichts einwenden, wenn nur das Resultat bestehen bleibt, daß die Vormacht in Peking Rußland und nicht England ist, und wenn nur der Eindruck im Osten nicht verwischt wird, daß dem russischen Interesse zu dienen für den Chinesen vortheilhaft und gefahrlos ist; daß dagegen die Träger des englischen Einflusses unter den Chinesen um Kopf und Kragen spielen.

In den Ländern des Ostens hat die Frage des Prestiges eine große reale Bedeutung und für England steht jetzt wiederum zur Entscheidung: Wie viel Kraft will es daran setzen, um das eigene Ansehen gegenüber dem russischen in Asien aufrecht zu erhalten.

Als General Kitchener nach dem Siege von Omdurman weiter nach Süden vorrückte, traf er in Faschoda, wie seit einiger Zeit vermuthet wurde, auf die französische Expedition Marchand. Ueber Faschoda wehte bereits die französische Fahne. Kitchener hißte darauf auch die englische und die ägyptische Flagge; und darauf zog sich, nach Zurücklassung einer kleinen Garnison, der englisch-ägyptische Obergeneral zurück. Ueber Faschoda flattern jetzt demnach drei Flaggen und drei Nationalitäten, Franzosen, Engländer, Aegypter, halten gemeinsam den Platz besetzt.

Diese Situation werden Verhandlungen zu entwirren haben, die in Paris geführt werden sollen Nach genügend langem diplomatischem Feilschen und Protestiren wird man dann voraussichtlich durch Austausch von Gebieten zu einem Arrangement kommen.

Der Kassationshof ist mit der Revision des Dreyfusprozesses befaßt. Nach hartem Kampfe hat Brisson diese erste entscheidende Schlacht gewonnen; er gewann sie und sein Ministerium ist doch zusammengeblieben. Die öffentliche Meinung hat dieses Zeichen von Energie, das das Kabinet gegeben hat, gut aufgenommen; alle anständigen republikanischen Blätter beglückwünschen Frankreich dazu, daß jetzt endlich diese Rechtsfrage einer Behörde übergeben ist, deren unabhängiger Gerechtigkeitssinn noch nicht beargwöhnt wird.

Freilich die Blätter des Umsturzes wüthen, aber mit bedrucktem Papier macht man keine Revolution, und da das Volk von dieser Gesellschaft sich abgewendet hat, so bleibt der kompromittirten Soldateska keine andere Hoffnung, als die auf einen General, der bereit ist, einen Staatsstreich zu machen; bisher sieht man keine Gestalt, die den verwegenen Muth hätte, die Säbelherrschaft in Frankreich zu proklamiren. Freilich jeder Tag kann neue Ueberraschungen bringen.

Dreyfus hat sein Schicksal nun zunächst vom Kassationshof zu erwarten; hier hat das Gesetz zu sprechen und nur dieses. Für Picquart hingegen, zu dem nicht einmal der Vertheidiger zugelassen wird, den die Militärgewalt im engsten Gewahrsam hält, für ihn muß sich die öffentliche Meinung nochmals mit aller Kraft einsetzen. Noch mehr Sympathie wie Dreyfus verdient dieser Mann. Ueber Dreyfus kam das Verhängniß wie eine blinde Macht; aber Picquart zog das Gewitter bewußt auf sein Haupt in seinem ehrvollen Kampfe für das Recht und die Wahrheit. Daß ein solcher Mann heimtückisch von der korrumpirten französischen Militärgewalt unschädlich zu machen versucht wird, sollte die wohlgesinnten Massen in Frankreich in eine genügend drohende Erregung bringen, um die Militärs einzuschüchtern und zum Zurückweichen zu veranlassen.

Die nächste ernste Schlacht wird in Paris augenscheinlich nicht um Dreyfus, sondern um Picquart geschlagen werden; und auch diese Schlacht wird hoffentlich siegreich für die Mitkämpfer von Lazare, Zola, Jaurès, Yves Guyot und Clemenceau sein.

In den Vereinigten Staaten von Amerika sind die beiden großen Parteien des Landes emsig mit den Vorbereitungen für die Novemberwahlen befaßt. In Vermont und Maine, in welchen beiden Staaten die Kongreßwahlen früher stattfinden, hat das Wahlergebniß die herrschende Partei der Republikaner etwas enttäuscht. Man hat zwar den Sieg behauptet, aber mit beträchtlich verringerten Majoritäten. Dieser relative Mißerfolg hat wenigstens das Gute gehabt, die republikanische Partei an die Vergänglichkeit aller Majoritäten zu mahnen und zu nachdrücklicheren Wahlanstrengungen anzuspornen. Man hatte sich allzu vertrauensselig auf das erhöhte Prestige verlassen, das aus dem siegreichen Kriege gegen Spanien der herrschenden Partei erwachsen sei, ohne die Gegenwirkung richtig einzuschätzen, die in Folge der Mängel der Kriegführung sich gegen die Administration gerichtet hat.

Da die reguläre demokratische Partei sich von der Chicago platform of fraudulent money noch immer nicht befreit hat, während andererseits ein nachdrücklicher republikanischer Sieg voraussichtlich ernsthafte Reformen in der Währungs- und Bankgesetzgebung zeitigen würde, so kann man im Interesse der Vereinigten Staaten nur wünschen, daß die Novemberwahlen mit einer neuen kräftigen Niederlage der Bryan-Demokraten endigen.

Im Staate Newyork verspricht der Wahlkampf besonders interessant zu werden. Tammany Hall beherrscht bekanntlich die Stadt. Die republikanische Maschine hat sich deshalb veranlaßt gesehen, für den Gouverneurposten einen besonders starken Kandidaten in's Feld zu stellen, den durch seine Thaten in Kuba an der Spitze der rough riders sehr populär gewordenen Oberst Theodore Roosevelt. Der Mann ist ein selbstständiger Charakter, der nicht nach der Pfeife des republikanischen Boß tanzen wird, so daß auch das unabhängige Votum ihm zufallen wird. Mr. Croker, der demokratische Boß, ist dieser Kandidatur gegenüber ausschließlich auf die Leistungen der wohl geschmierten Maschine von Tammany Hall angewiesen, deren Leistungen aber nicht zu unterschätzen sind. Wie sein Kandidat heißen wird, ist irrelevant. Roosevelt's Aussichten werden auf dem Wettbureau wie 2 zu 1 bewerthet.

* * *

Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser.

Dies Wort des Kaisers, gesprochen bei der Einweihung des neuen Freihafens in Stettin, gefällt unseren Agrariern nicht. Ihr geistreichstes Blatt, die „Deutsche Tageszeitung", hat gemeint: „wie das Wasser im Allgemeinen keine Balken habe, so habe es im Besonderen keine ausreichenden Tragbalken für unsere Zukunft." Man hat dabei wohl weniger die Zukunft des Deutschen Reichs, als die Zukunft des Bundes der Landwirthe, des Agrarierthums, der preußischen Junker im Auge gehabt. Mit dem Ungeschick politischer Tollpatsche hat man der Redewendung des Kaisers mit diesem Kommentar eine Spitze gegeben, die ursprünglich wahrscheinlich gar nicht beabsichtigt war, die man aber als logische Konsequenz der kaiserlichen Worte gern acceptiren kann.

Wenn die Zukunft Deutschlands auf dem Meere liegt, so muß man brechen mit den engherzigen Traditionen eines von preußischen Junkern regierten Agrikulturstaats. Deutschland ist wirthschaftlich in das kräftigste Mannesalter eingetreten, steckt aber politisch in viel zu engen Schuhen und in polizeilichen Kinderhöschen. Mit dem frischen Athem des Meeres sind die dumpfigen Verwaltungskünste von Puttkamerun nicht verträglich. Unser Viermilliardenexport zwingt uns, die großen Weltmärkte jenseits der Meere aufzusuchen, und unsere Agrarier vertrödeln die Zeit der Gesetzgeber mit burlesken Versuchen, um den Wirthschaftskörper des Deutschen Reichs einer Abmagerungskur zu unterwerfen.

Unsere ganze innere Politik in Deutschland dreht sich recht eigentlich um die thatsächliche Anerkennung des Grundsatzes, daß unsere Zukunft heute auf dem Meere liegt, das heißt, daß die erleuchteten Verwaltungsgrundsätze ostelbischer Gutsbezirke in unser modernes staatliches Leben passen wie die Faust aufs Auge. Der Uebergang vom Ackerbaustaat mit dem Vorherrschen des aristokratischen Einflusses der Großgrundbesitzer zum Industriestaat mit seinen starken demokratischen Triebkräften vollzieht sich bei uns wirthschaftlich sehr rasch, politisch sehr langsam. Aus dieser Ungleichmäßigkeit unserer Entwicklung erklären sich die zahlreichen Anomalien unseres öffentlichen Lebens, diese Butzenscheibenpolitik, die den hellen Schein der Außenwelt durch gefärbte kleine Gläser der Gesetzgebung in ein alterthümliches Dämmerlicht zu verwandeln sucht.

Unsere Zukunft liegt auf dem Meere, das heißt: in dem freien Wettbewerb ohne protektionistische Krücken; in dem Streben nach der höchsten Leistungsfähigkeit. Deshalb Erleichterung drückender Lasten, Befreiung von lästigen Fesseln für die geistige wie für die wirthschaftliche Arbeit.

Unsere Zukunft liegt auf dem Meere, das heißt: wir können uns nicht in stiller Selbstgenügsamkeit hinter unsere Grenzzäune verkriechen. Deutschland muß thätigen Antheil nehmen an allen großen Kulturfragen, welche die Menschheit berühren. Die große Verkehrsmittelrevolution unseres Jahrhunderts hat alle Völker zu einer früher nie geahnten Konkurrenz gezwungen. Eine Palastrevolution in Peking berührt heute die europäischen Interessen näher, als seiner Zeit der Sturz eines Sultans in Konstantinopel. Es kann auf dem ganzen Erdenrunde nichts Wichtiges mehr geschehen, das Deutschlands Interessen völlig unberührt ließe.

Der Kaiser hat nie ein wahreres Wort gesprochen, als daß Deutschlands Zukunft auf dem Wasser liegt. Das Wort ist gut und wahr. Man sollte daraus nur auch die nöthigen Folgerungen für die praktische Politik ziehen.

Th. Barth.

Landwirthschaft und Volksernährung.

III.

Die agrarischen Bestrebungen sind natürlich nicht bei dem Schutze der Butter stehen geblieben, die nur zunächst als das am günstigsten gelegene Kampfobjekt ihnen erschienen war. Alle übrigen Erzeugnisse der Viehzucht, vor Allem auch das Fleisch, soll in ähnlicher Weise gegen fremde Konkurrenz geschützt werden. Ebenso wie ihr eigentliches Endziel der völlige Ausschluß aller fremden Getreide vom einheimischen Markte sein würde, ebenso erstreben sie, daß auch der innere Verbrauch von thierischen Erzeugnissen aller Art womöglich nur durch die einheimische Viehzucht gedeckt werde.

Da gilt es denn, an der Hand der Thatsachen zu untersuchen, ob auch nur eine entfernte Möglichkeit vorhanden wäre, daß Deutschland seinen eigenen Bedarf an thierischen Erzeugnissen durch die einheimische Viehzucht decken könne.

In Betreff der Verzehrung von Fleisch ist bereits früher dargethan worden, wie in Deutschland früher wegen des durchschnittlich sehr geringen Wohlstandes die Bevölkerung verhältnißmäßig wenig Fleisch konsumiren konnte. Im Jahre 1837 berechnete Dieterici die Fleischverzehrung auf den Kopf der Bevölkerung in den Zollvereinsstaaten

In	Rindfleisch Pfd.	Kalbfleisch Pfd.	Schweinefl. Pfd.	Schaffleisch Pfd.	Zusamm. Pfd.
Preußen . .	16,29	5,20	8	5,43	35
Bayern . . .	23,30	7,18	7,89	1,73	40
Württemberg .	23,35	6,50	6,10	2,14	38
Sachsen . . .	18,11	4,44	3,36	2,15	28
Kurhessen . .	15,41	4,20	11,77	3,76	35
Großh. Hessen	16,11	5,91	11,73	1,64	35
Baden . . .	14,20	3,74	14,21	0,84	33
Nassau . . .	25,97	7,08	9,59	2,53	45

Im großen Durchschnitt konnte man also annehmen, daß auf den Kopf der Bevölkerung täglich etwa $^1/_{10}$ Pfd. Fleisch zur Verzehrung gelangte. Auf die verschiedenen Volksklassen vertheilte sich dieses Quantum natürlich sehr verschieden. Bei der ärmeren kam wohl nur wenige Mal im Jahr Fleisch auf den Tisch. Aber selbst diesen geringen Fleischbedarf der damaligen Zollvereinsbevölkerung vermochte die eigene Landwirthschaft und Viehzucht nicht vollständig zu liefern! Für das Jahr 1839 berechnete Dieterici den Zuschuß zu der eigenen Produktion für das Zollvereinsgebiet jährlich auf 4744 Stück Rindvieh, 3000 Pferde und 72000 Schweine.

Die Ursachen, weshalb die Viehzucht in jenen deutschen Gebietstheilen so gedrückt geblieben war, sind früher dargelegt worden, es war das durch die Umstände gebotene Ueberwiegen des Kornbaues.

Die in dem neu gebildeten Zollvereine allmählich aufblühende Industrie brachte dann eine erfreuliche Veränderung der Verhältnisse. Der allgemeine Wohlstand stieg, die Lage der unteren Klassen insbesondere wurde durch das Steigen der Lohnsätze eine bessere. Auch die Landbevölkerung nahm an dieser Gunst der Umstände Theil. Die Verbesserung der wirthschaftlichen Lage machte sich alsbald durch das allmähliche Wachsen der Fleischverzehrung, berechnet auf den Kopf der Bevölkerung, bemerkbar. Dieterici konnte seinen Berechnungen noch die damals in den meisten Ländern bestehende Schlachtsteuer zu Grunde legen. Jetzt ist erfreulicher Weise diese Abgabe in Preußen wie in den meisten anderen Ländern beseitigt, kann also nicht mehr für die Berechnung der Fleischverzehrung benutzt werden. Im Königreich Sachsen besteht diese Steuer noch und bietet also für die dortige Bevölkerung den statistischen Anhalt. Man kann aber die mit zutreffender Sicherheit zu ermittelnden Verzehrungsverhältnisse Sachsens als typische für einen großen Theil der mitteldeutschen Länder ansehen. Sachsen

halte schon um die Mitte dieses Jahrhunderts eine sehr dichte Bevölkerung, die zu einem erheblichen Theile in der Industrie beschäftigt war. Die Volkszunahme ist dort trotzdem eine stärkere, als in den meisten anderen deutschen Gebieten. Natürlich wendet sich dieser jährliche Zuwachs in besonders großem Verhältnisse der industriellen Beschäftigung zu.

Dieterici hatte den jährlichen Verbrauch an allem Fleische überhaupt für Sachsen im Jahre 1837 nur zu 28 Pfund, also 14 Kilo auf den Kopf der Bevölkerung berechnet — damals der niedrigste Satz unter allen Zollvereinsländern. Die sehr sorgfältig arbeitende sächsische offizielle Statistik berechnet für 1850 den Verbrauch nur an Rind- und Schweinefleisch bereits auf 18,9 Kilo. Auch die von auswärts eingeführten Fleischwaaren sind dabei mit in Betracht gezogen. Das ist also bereits eine Steigerung um 35 Proz. Schon jetzt überwiegt das Schweinefleisch in dieser Verzehrung, da dieselbe 11,8 Kilo betrug gegenüber 7,1 Kilo Rindfleisch. Es stieg nun die Verzehrung pro Kopf fortwährend und zwar auf 1860: 9,0 Kilo Rind-, 13,2 Kilo Schweinefleisch, 1870: 9,0 Kilo Rind-, 13,6 Kilo Schweinefleisch, 1880: 11,1 Kilo Rind-, 18,1 Kilo Schweinefleisch. 1890: 14,0 Kila Rind-, 20,6 Kilo Schweinefleisch. Es wurde also in letzterem Jahre fast das Doppelte von dem verzehrt, was 40 Jahre vorher auf den Kopf der Bevölkerung kam. Dabei war noch ein durch die Kriege von 1866 und 1870 erklärlicher Stillstand in dem Decennium 1860 bis 1870 eingetreten. Seit 1890 ging es aber fast gleichmäßig noch weiter aufwärts, nämlich 1895: 13,7 Kilo Rind- und 23,5 Kilo Schweinefleisch. 1897 endlich 15,3 Kilo Rind- und 25,9 Kilo Schweinefleisch. Das sind zusammen 41,2 Kilo von diesen beiden Fleischsorten, oder fast das **Dreifache** von dem, was Dieterici für 1837, also 60 Jahre vorher von **allem** Fleische überhaupt **auf den Kopf** berechnet hatte. Von 1850 bis 1897 erfolgt bei jetzt gleicher Grundlage der Berechnung eine Steigerung von 18,9 Kilo auf 41,2 Kilo, das ist auf mehr als das Doppelte. Das bedeutet eine Zunahme der Verzehrung um 118 Proz.

Und diese gewaltige Zunahme war eingetreten bei einer Bevölkerung, welche im Verlauf der 47 Jahre sich um mehr als das Doppelte vermehrt hatte. Die Volkszahl Sachsens berechnete sich 1850 auf 1 912 600 Seelen, dagegen 1897 auf 3 883 500 Seelen.

Die sächsische Statistik gibt den **wirklichen Verbrauch** an

für 1850 auf	136 513	Doppelcentner	Rindfleisch
und	226 175	"	Schweinefleisch
zusammen	362 688	Doppelcentner.	
1897 dagegen auf	593 229	"	Rindfleisch
und	1 004 949	"	Schweinefleisch
zusammen	1 598 178	Doppelcentner.	

Es ist also der wirkliche Verbrauch an diesen beiden Fleischgattungen in Sachsen während des Verlaufs von 47 Jahren auf weit mehr als das **Vierfache** gestiegen!

Bemerkenswerth ist hierbei, daß das Prozentverhältniß zwischen Rind- und Schweinefleisch sich immer mehr zu Gunsten des Schweinefleisches verschiebt. Das rührt offenbar daher, daß das Letztere vorzugsweise das Nahrungsmittel der unteren Klassen der Bevölkerung ist. Dasselbe kann ohne Nachtheil in die kleinsten Portionen zertheilt werden, es läßt eine vielfache Art der Zubereitung zu, insbesondere zu Gegenständen, die sich aufbewahren lassen, wie Wurst, Schinken, Speck, und die in kleinen Theilen von den außer dem Hause beschäftigten Personen mit an ihre Arbeitsstellen genommen werden können. Deshalb ist gerade für die **arbeitende Klasse** das **Schweinefleisch** von solcher Wichtigkeit.

Nun soll allerdings nicht behauptet werden, daß überall in Deutschland die Fleischverzehrung im Verlauf von 50 Jahren sich **vervierfacht** habe. Das ist schon aus dem Grunde nicht richtig, weil dieselbe vielerwärts vor 50 Jahren weil stärker war als in Sachsen. Vor 60 Jahren betrug nach Dieterici's Berechnung im Zollverein überhaupt der Fleischverbrauch je 50 Proz. mehr als in dem zu jener Zeit besonders zurückgebliebenen Sachsen. Aber wenn man, was sicher nicht zu hoch angeschlagen ist, für ganz Deutschland die Zunahme des Fleischkonsums per Kopf nur auf 50 Proz. während der abgelaufenen 60 Jahre annimmt, so ergibt dieses für die jetzt verdoppelte Bevölkerung Deutschlands eine Steigerung des Fleischbedarfs auf das **Dreifache**.

Für das Jahr 1839 wies Dieterici nach, daß das Zollvereinsgebiet seinen Fleischbedarf nicht decken konnte, sondern einer Zufuhr von außen bedurfte. Sollte nun wohl gegenwärtig, wo der Bedarf an Fleisch auf die dreifache Höhe gestiegen sein dürfte, oder in der Zukunft wenn die Bevölkerungsziffer im Steigen bleibt, die Aussicht vorhanden sein, daß die einheimische Viehzucht allein den Bedarf decken könne?

Um diese Frage zu erwägen, ist es nothwendig, zuerst einige allgemeine Thatsachen zur Berücksichtigung zu bringen. Einerseits hat sich das Verhältniß zwischen Volksziffer und Viehstand allerdings dadurch günstiger gestellt, daß zu dem ehemaligen Zollvereinsgebiete jetzt Küstenländer an der Nord- und Ostsee hinzugetreten sind, welche einen verhältnißmäßig viel stärkeren Viehstand haben, als das Binnenland.

Andrerseits muß in Erwägung gezogen werden, daß das in seinem Umfange seit 1837 nicht sehr veränderte Kulturland jetzt nicht bloß die Brotfrucht für die auf mindestens das Doppelte gestiegene Bevölkerungszahl hervorbringen, sondern nun auch die Rohmaterialien liefern soll, aus welchen die jetzt so bedeutenden, vor jener Zeit aber noch nicht vorhandenen Ausfuhrmengen von Spiritus und Rübenzucker hergestellt werden.

Ist da wohl die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Landwirthschaft das nöthige Futter für einen dreimal so starken Viehstapel erzeugen könne?

Aber lassen wir die Statistik reden. Schon für einen weiter zurückliegenden Zeitraum stellt G. von Viebahn (Königl. Preuß. Regierungspräsident und Mitglied des Landes-Oekonomiekollegiums) in seiner „Statistik des zollvereinten und nördlichen Deutschlands" (Berlin 1868) eine hier einschlägige Untersuchung an, in welcher er die im Preußischen Staate vorgenommenen Viehzählungen von 1816 und 1864 mit einander vergleicht. Danach wurden gezählt:

	Pferde	Rindvieh	Schafe	Schweine
1816:	1 243 261	4 013 912	8 260 396	1 494 369
1864:	1 864 760	5 793 905	19 314 667	3 242 059
also 1864 mehr:	621 499	1 779 993	11 054 271	1 747 690
oder in %:	+ 50 %	+ 44 %	+ 134 %	+ 117 %

Die Bevölkerung war während dieser Zeit von 10 425 091 Köpfen auf 19 185 832 gestiegen, also um 8 760 741 Köpfe oder 84 Proz.

Viebahn reduzirt dann die beiden Viehbestände unter Zugrundelegung der bekannten statistischen Verhältnißzahlen*) mit Einziehung der Ziegen, die von 143 433 Stück auf 725 918 Stück vermehrt werden, auf „**Haupt Rindvieh**" und erhielt damit für 1816: 7 090 387 Haupt, für 1864 aber 11 399 369, also eine Zunahme von 4 308 982 Haupt oder von 61 Proz.

Es kommt also auf einen Bevölkerungszuwachs von 84 Proz., dem nur eine Vermehrung des Viehbestandes von 61 Proz. der Stückzahl nach gegenüber stehe. Er ist aber doch der Ansicht, daß das Verhältniß nicht ungünstiger geworden sei, weil inzwischen die **Qualität** des Viehes sich ausnehmend verbessert habe, sodaß dadurch der steigende

*) Die offizielle Statistik setzt auf 1 Stück Groß- oder Rindvieh = 2/3 Pfund = 1 Maulthier oder Esel = 10 Schafen = 4 Schweinen = 12 Ziegen.

Begehr nach Viehprodukten gedeckt worden sei. Ob das wirklich völlig zutrifft, mag dahin gestellt bleiben. Die Pferde, deren Zahl um 50 Proz. gestiegen war, kamen ja damals als Nahrungsmittel noch gar nicht in Betracht. Das Rindvieh hatte an Stückzahl nur um 44 Proz. zugenommen. Die ungewöhnlich starke Vermehrung des Schafbestandes (134 Proz.) konnte wohl kaum als eine gleich starke Vermehrung der Nahrungsmittel überhaupt angesehen werden, weil ja doch Schafe z. B. nur ausnahmsweise gemolken werden. Dagegen fällt voll in das Gewicht die Zunahme des Schweinebestandes, welcher für die Ernährung der weniger bemittelten Volksklassen vorzugsweise von Wichtigkeit ist. Viebahn glaubt diese Steigerung, ebenso wie die gleich erfreuliche Vermehrung des Ziegenbestandes in erster Linie dem Umstande zuschreiben zu sollen, daß „die kleinen Leute, die früher Unfreien, nachdem sie erst die Disposition über ihre Arbeitskraft erlangt, ihre zunehmende wirthschaftliche Selbständigkeit auch in der eigenen Ziegen- und Schweinehaltung gezeigt."

Die auffallend starke Vermehrung des Schafbestandes hatte ihren Grund in den früher erwähnten, so glanzvoll durchgeführten Zuchtverbesserungen der deutschen Schafzüchter, welche unterstützt wurden durch die damals sich wieder hebende Wollindustrie.

Seit 1873 wurden nun in dem ganzen deutschen Reiche periodische Viehzählungen auf derselben Grundlage vorgenommen, die also fortan viel besser vergleichbare Ergebnisse darbieten.

In Preußen war inzwischen, nämlich 1867, noch eine Viehzählung vorgenommen, welche sich auch auf die 1866 neu hinzugetretenen Landestheile erstreckte. Die Ergebnisse derselben haben ein besonderes Interesse dadurch, daß bei dieser noch der Viehbestand für die älteren Landestheile besonders gezählt und mitgetheilt wurde und man den von der Gesammtmonarchie auseinander halten kann, sodaß es möglich ist, Vergleichungen dieser Zählung sowohl rückwärts mit den früheren, speziell preußischen, als vorwärts mit den Reichszählungen vorzunehmen. Vergleicht man nach rückwärts, so ergibt sich, daß in den alten Landestheilen Preußens von 1864 bis 1867 die Stückzahl der Pferde um etwa 16 000, die des Rindviehs um 114 000, bis der Schafe sogar um ca. 500 000 Stück abgenommen, die der Schweine dagegen um ca. 545 000 Stück oder 16⅔ Proz. zugenommen hat, ebenso die Ziegen um 174 000 Stück oder 20 Proz.

Die Periode von 1864 bis 1867 war eine für die Landwirthschaft günstige; wenn nun während derselben der Bestand der auf den mittleren und größeren Wirthschaften vorzugsweise gehaltenen Thiere mehr oder weniger abgenommen, die für die kleineren und kleinsten Haushalte aber besonders wichtigen Thiergattungen dagegen zugenommen haben, so gibt dieser Umstand immerhin einen Fingerzeig dafür, wie es mit den Gründen der Vermehrung oder Verminderung des Viehstandes sich verhalte.

Die allgemeine Viehzählung von 1873 stellte für das ganze Deutsche Reich einen Viehbestand fest, welcher betrug 3 352 231 Pferde, 15 776 702 Stück Rindvieh, 24 999 406 Schafe, 7 123 088 Schweine und 2 320 002 Ziegen.

Es ist von Bedeutung zu untersuchen, wie sich dieser Bestand gegenüber der Volkszahl in den einzelnen Landestheilen verhielt. In Preußen zeigten sich hier sehr große Verschiedenheiten. Im ganzen Staate kamen auf je 100 Einwohner 61,8 Stück Großvieh, wenn man den gesammten Viehstapel nach den oben angegebenen Verhältnißzahlen auf Großvieh reduzirt. Ueber dem Durchschnitt standen Posen mit 76,6, Hannover mit 76,9, Preußen mit 82, Pommern mit 88,8, Hohenzollern mit 92,3 und Schleswig-Holstein mit 100,3 Stück auf je 100 Einwohner.

Den relativ geringsten Viehstand hatten Rheinland mit 37,7 und Westfalen mit 49,2 Stück auf 100 Einwohner. In dem dichtestbevölkerten und industriereichen Regierungsbezirk Düsseldorf fand sich das relative Minimum mit 23,7 Stück auf 100 Menschen, dem sich zunächst der Regierungsbezirk Köln mit 23,9 und sodann der westfälische Industriebezirk Arnsberg mit 34,5 anschloß.

Die weiter folgenden periodischen Zählungen ergeben neben der von 1873 nachstehende Zahlenreihen:

Zählungsjahr	Pferde	Stück Rindvieh	Schafe	Schweine	Ziegen
1873 am 10. Jan.	3 352 200	15 776 700	24 999 400	7 124 100	2 320 000
1883 am 10. Jan.	3 522 500	15 786 800	19 189 700	9 206 200	2 640 000
1892 am 1. Dezbr.	3 836 300	17 555 700	13 589 600	12 174 300	3 091 300
1892 gegenüb. 1873	+ 484 000	+ 1 779 000	− 11 409 900	+ 5 050 200	+ 771 300

Es setzt sich also die Bewegung in den Zahlen so fort, wie es schon oben dargethan war: die Stärke des Viehstandes nimmt zu, relativ am meisten bei den Schweinen, die Zahl der Schafe dagegen vermindert sich in steigendem Maße. Es wirkten unzweifelhaft die vorher angeführten Gründe noch fort. Man darf wohl auch als sicher annehmen, daß insbesondere beim Rindvieh die Verbesserung der Qualität noch weiter neben der steigenden Zahl stattgefunden hat. Sind doch gerade in den letzten 25 Jahren die Fortschritte, welche die deutsche Viehzucht nach dieser Richtung hin gemacht hat, sehr bedeutend.

In Betreff der Schafe insbesondere muß der abnehmenden Zahl gegenüber in die Wagschale geworfen werden, daß wohl in beträchtlicher Anzahl an Stelle von Feinwollschafen, welche meist eine nur geringe Körperstärke haben, Fleisch- und Langwollschafe treten, die eine viel beträchtlichere Fleischmenge liefern. Aber die um mehr als die Hälfte (in den 60er Jahren zählte man noch über 28 Mill.) zurückgegangene Stückzahl der Schafe wird trotz der Qualitätsverbesserung doch nicht die gleiche Fleischmenge für die Verzehrung liefern, als zu jener Zeit.

Dem Wachsthum des Viehstandes stelle man nun die Zunahme der Bevölkerung im Deutschen Reiche gegenüber.

Im Jahre 1871 wurden gezählt ca. 41 Mill. Einwohner, 1880: ca. 45¼ Mill., 1890: 49½ Mill. und 1895: 52¼ Mill.; das ist ein Zuwachs von mehr als 27 Proz. in 24 Jahren. Bis 1890, also in 19 Jahren, ergibt sich ein solcher von mehr als 20 Proz. Zwischen den Jahren 1873 und 1891 findet sich aber eine Vermehrung des Viehstandes, ebenfalls nach jenen oben angeführten statistischen Verhältnißzahlen berechnet, von nur 10,6 Proz. Es ist also der Zuwachs des Viehstandes gegenüber der Vermehrung der Volkszahl etwa um die Hälfte zurückgeblieben.

Die Vermehrung der Bevölkerung dürfte aber, wenn nicht besondere Umstände eintreten, wohl in gleichem Maße fortdauern. Für den fünfjährigen Zeitraum von 1890 bis 1895 ergibt sich sogar ein Zuwachs von 5,7 Proz.

Zu Gunsten der Möglichkeit der Fleischversorgung lassen sich allerdings noch gewisse Momente anführen. In den letzten 25 Jahren hat auch in Deutschland die Verzehrung von Pferdefleisch, die früher im Allgemeinen fast ausgeschlossen war, beträchtlich zugenommen. Es dauert auch die auf Vermehrung des Fleischgewichts gerichtete qualitative Verbesserung des einheimischen Viehstapels noch immer fort. Es ist endlich die früher besonders aus den norddeutschen Küstengebieten in beträchtlichem Umfange stattgehabte Ausfuhr von Vieh und thierischen Produkten sehr stark zurückgegangen, und diese Abminderung der Ausfuhr kommt der inländischen Verzehrung zu Gute.

Alle diese Momente wiegen doch aber nicht entfernt die immer größer werdende Differenz zwischen Bedarf und Produktion auf, wenn die Vermehrung des Viehbestandes hinter dem Zuwachs der Bevölkerung um die Hälfte zurückbleibt.

Es muß demnach als völlig ausgeschlossen angesehen werden, daß die Viehhaltung im

Deutschen Reiche den Bedarf der wachsenden Volkszahl an thierischen Erzeugnissen in absehbarer Zeit zu decken im Stande sei.

Und um so weniger wird dieses möglich sein, wenn daneben noch an dem Ziele festgehalten wird, die Einfuhr fremden Getreides zurückzudrängen, die Ausfuhr des im Inlande erzeugten Zuckers und Spiritus aber zu erhalten. Das Kulturland läßt sich ja kaum noch vermehren.

Wenn nun die Produktion den Bedarf zu decken nicht im Stande ist, so bleibt doch nur die Alternative übrig,

entweder fremde thierische Produkte für die einheimische Ernährung zuzulassen, oder

die einheimische Bevölkerung zwingen, ihre Verzehrung an thierischen Erzeugnissen einzuschränken.

Die Ersparung würde nothwendiger Weise zunächst die minder wohlhabende Klasse treffen. Ist nun deren Verbrauch an Erzeugnissen der Viehzucht etwa gegenwärtig bereits ein so reichlicher, daß sich derselbe ohne Nachtheil einschränken ließe? Das wird gewiß Niemand im Ernste behaupten wollen. Je größer der Prozentsatz wird, den die in den Städten lebende oder überhaupt die in der Industrie beschäftigte Bevölkerung in der Gesammtziffer einnimmt, desto mehr muß der Antheil der animalischen Nahrungsmittel steigen, weil eben jene Klassen der arbeitenden Bevölkerung, wenn sie gesund bleiben sollen, mehr thierische Produkte verzehren müssen, als die auf dem Lande beschäftigten, unter günstigeren sanitären Verhältnissen lebenden Personen.

Wir freuen uns, daß die Lage unserer Industrie eine bessere Volksernährung überhaupt ermöglicht hat, daß Zustände wie die, welche ehedem den Hungertyphus in der Weberbevölkerung hervorriefen, überwunden sind, daß bei den Aushebungen ein so starker Prozentsatz auch aus der industriellen Bevölkerung sich körperlich als diensttauglich erweist, daß die Sterblichkeitsziffer in beständiger Abnahme ist.

Aber diese glücklichen Erfolge hinsichtlich der allgemeinen Volksernährung, welche in erster Linie dem Aufblühen unserer einheimischen Industrie zu danken sind, sollen erhalten bleiben.

Es soll nicht die zunehmende Wohlfahrt der unteren Volksklassen durch eine erzwungene schlechtere Ernährung derselben auf das Spiel gesetzt werden.

Darum kann es im allgemeinen Staatsinteresse nur liegen, daß der bisherige Zustand der Versorgung der Bevölkerung auch mit animalischen Nahrungsmitteln zum Wenigsten erhalten werde.

Wilh. Seelig.

Theodor Fontane.

Ein Erinnerungsblatt.

Ob Theodor Fontane für die Eigenart von Rahel Levin viel übrig hatte, wage ich nicht zu behaupten; wenngleich er sicherlich dem kraftmeierischen Verdammungsurtheil Arnold Ruge's keinen Geschmack abgewonnen hätte. Einen Ausspruch Rahel's wird Fontane aber gewiß mit Behagen gelesen haben, wenn er ihm bekannt geworden. Er lautet: „In Berlin hält sich nichts, alles kommt herunter, wird ruppig, ja wenn der Pabst nach Berlin käme, so bliebe er nicht lange Pabst, er würde was Ordinäres, ein Berener etwa."

Dieses Aperçu hat Ludmilla Assing geglaubt (in dem von ihr herausgegebenen Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Varnhagen von Ense) verewigen zu müssen und Varnhagen legalisirt es in seinem Tagebuche. Will man den thatsächlichen Anhaltspunkten für den zitirten Ausspruch näher zu Leibe gehen, so wird unschwer zu erweisen sein, daß das geistige Berlin kein günstiger Nährboden für das Gemachte ist, daß aber das Echte und das Wahre hier noch weniger vom Roste der Zeit angefressen wird, als anderswo. Besonders wenn es mit einer Selbstlosigkeit und Schlichtheit gepaart ist, die die höchste Anerkennung erweckt und zugleich die Herzen gewinnt.

Auf diese natürlichste Weise von der Welt ist Theodor Fontane in das Verhältniß zu den Berlinern hineingewachsen, kein Druck von außen, keinerlei Heraustreten aus der Abgeschlossenheit engumgrenzten häuslichen Lebens hat dabei mitgeholfen.

Was der Dichter selbst sagt:

„Suche nicht weiter, man bringt es nicht weit
Bei fehlendem Sinn für Feierlichkeit" —

ist gleichsam der Schlüssel für das eigenste Wesen des Menschen und Dichters in ihm. Weitab von seiner Art lag alles, was an Mache streifte. Seine Sprache ging niemals auf Stelzen, war aber jederzeit sauber und rein, wie es dem Instrument der künstlerischen Gestaltung geziemt, die trotzdem nicht davor zurückschreckt, den treffenden Ausdruck am rechten Orte zu gebrauchen. Seine ganze Lebenshaltung war eher ein scheues Zurückweichen vor der Oeffentlichkeit, als ein Verlangen nach äußerer Geltung. Die philosophische Fakultät der Berliner Universität hatte ihn zum Doctor philosophiae honoris causa creirt. In der Oeffentlichkeit erschien er mit diesem Titel zum ersten Mal, als er keinen Einspruch mehr gegen die Erwähnung erheben konnte, — bei der Anzeige von seinem Tode. Wie wenig er sich in das Studium seines Diploms vertieft hatte, erfuhr ich, als ich ihm zu einem Geburtstage schriftlich gratulirte und das Billet mit der Ueberschrift versah: Q. B. F. F. Q. S. In der Rückantwort fragte er an, was das bedeute, er fühle sich kabalistisch berührt, was ihm lieber sei, als freimaurerisch.

Für diese Züge des Charakters hat die Volksseele eine feine und immer sichere Empfindung. Eines der überzeugendsten Beispiele dafür ist Moltke und sein Verhältniß zur Berliner Bevölkerung. Es ist keine große und keine kleine Ketzerei, die beiden Namen nebeneinander oder hintereinander zu nennen; sie sollen nur die Gleichwerthigkeit der Grundelemente bezeichnen, auf denen die echte Volksthümlichkeit und deren Dauer beruht. Und das hat der Dichter in seinen Gedichten selbst lebendig genug hervorgehoben.

Es kommt noch ein anderes hinzu. Was der Dichter in leiser Selbstverspottung „sein Rühmchen" nennt, das hat sich zu einem wirklichen und rechtschaffenen Ruhm emporgearbeitet inmitten seiner Mitbürger, unter ihnen und durch sie. Nicht im Sturm und Drang der Jugendentwicklung sind ihm die Schwingen gewachsen; langsam und sicher hat sich sein dichterischer Genius vertieft, und die, unter denen er lebte, haben die Freude gehabt, diese Entwicklung mitzuerleben und ihn zu des Volkes poeta laureatus erhoben zu sehen, auch ohne abschließende Westminsterabtei.

Die reifsten Früchte seines schöpferischen Geistes entsprangen einem Lebensalter, welches naturgemäß der Ruhe bestimmt ist, derjenigen Epoche des Daseins, das Anspruch nicht allein auf „otium cum dignitate", sondern auch auf „negotium sine periculo" hat. Zu diesen gefährlichsten Arbeiten gehört aber erfahrungsmäßig die dichterische Thätigkeit in hohen Jahren. Von Terentius Aser, einem in Staatsgeschäften aller Art thätigen edlen Römer, erwähnt Tacitus, er sei wegen seiner Wirksamkeit hochangesehen gewesen, — „nur" habe er trotz erschöpften Geisteskräften die Unlust zu schweigen beibehalten (dum fessa mente retinet silentii impatientiam). Wer vermöchte dem zweiten Bande von Fontane's Selbstbiographie etwas von solcher Erschöpfung des Geistes anzusehen?

„Ich bin trotz manchem Unterfangen
Ein großes Kind durch's Leben gegangen."

So schildert er sich selbst. Und mit vollem Recht. Er war arglos wie ein Kind und nicht selten unpraktisch wie

ein Kind in weltlichen Dingen. Die verschiedenartigsten Elemente vereinigten sich in seinem Wesen zu derjenigen Gesammtheit, die man im höchsten und humanen Sinne als „Liebenswürdigkeit" bezeichnen muß. Seinem scharfen Sinne entging an Menschen, Dingen und Zuständen kaum jemals etwas; namentlich nicht das Aparte, Anekdotische, und am wenigsten das Drollige. Immer und überall war er zur Duldsamkeit geneigt, ein Feind unnützer échauffements. Dabei aber unerschütterlich fest in seinen Ueberzeugungen von den Grundsätzen des öffentlichen Lebens: Recht und Disziplin, mit einer starken Hinneigung zum Militärischen. Er hat lange Jahre mit den publizistischen Organen der entgegengesetzten Parteien in Eintracht und Frieden gearbeitet, ohne ihren Richtungen jemals Konzessionen zu machen. Sein politischer Standpunkt war nach demjenigen, was er selbst mehrfach bekannt hat, eine Art Standpunkt sui generis, etwa der Nationalliberalen.

Bekannt ist seine Stellung zu der litterarischen Bewegung der jüngsten Zeit. In dem knappen Rahmen dieses Blattes ist ein näheres Eingehen darauf nicht möglich. Hier ist nur darauf hinzuweisen, daß es der Anerkennung Fontane's bei keiner Partei Eintrag gethan hat, wenn er von den entgegengesetzten Seiten als der Ihre oder gar als ihr Führer in Anspruch genommen wurde.

Fasse ich zusammen, was nach meiner Anschauung Theodor Fontane diese eigenartige Stellung gewonnen hat, so kann ich nicht umhin, dem Menschen in ihm neben dem Dichter und Schriftsteller ein volles Maß des Antheils zuzuschreiben. Das tausendfältig citirte: „Homo sum . . ." findet auf Fontane, den Menschen, den Dichter, den Schriftsteller die umfassendste Anwendung und Er wäre der letzte gewesen, sich dagegen zu wehren. Aber was er auch thun mochte, worin er irrte, fehlte, — alles entsprang ehrlicher Ueberzeugung, redlichem Willen, dem Respekt vor der Kunst und dem Widerwillen gegen Phrase und Pose jeder Art.

Und wie liebenswürdig zeigte sich das „große Kind" in dem persönlichen Verkehr, wie human in dem Urtheil über Menschen, wenngleich ihm wenig entging, was seinen kritischen Sinn reizen durfte. In dem jahrelangen Zusammenhang mit ihm als Hausgenossen und Nachbarn entwickelte sich zwischen uns ein Verkehr, der wesentlich die Form der Korrespondenz annahm. Sandte ich etliche Blumen hinauf, Herbstzeitlosen oder Orchideen, unmittelbar darauf stellte der Dank in Vers oder anmuthvoller Prosa sich ein, und meine Bescheidenheit wurde auf harte Proben gestellt durch Worte superlativer Anerkennung für jedes Billet, mit dem ich etwa eine Büchersendung begleitete oder eine Mittheilung machte.

In diesen Tagen grassirender litterarischer Freibeuterei fürchte ich, eine Indiskretion zu begehen, wenn ich aus diesem Briefwechsel mehr als eine Stelle mittheile, und auch diese nur, um das zu belegen, was ich über Fontane's Milde im Urtheil über Andere erwähnte. Ich hatte ihm die beiden Bände von Berthold Auerbach's Briefwechsel mit seinem Vetter Jakob heraufgesandt. Bei der Rücksendung schreibt Fontane:

„Und nun Auerbach. Ich habe den ersten halben Band gelesen (nachher nur noch Bruchstücke) und kann nicht sagen ohne Interesse, aber freilich auch nicht recht mit. Ein kluger, guter, geistvoller und auf seinem Gebiete hochbegabter Mann, aber als Gesammtpersönlichkeit doch zu kleinen Stils. Alles dreht sich um seine Person. Und das ist doch noch was andres als Eitelkeit. Eitelkeit stört mich nicht sehr, jeder hat sie, aber Fragen danach zu bemessen, ob man drin vorkommt, das geht mir doch zu weit. Zum Unglück traf es sich so, daß ich — weil ichs für eine Arbeit (die Märztage 48) brauchte — die Denkwürdigkeiten von „Polte Gerlach" daneben las. Welch' kolossaler Unterschied! Mit Auerbach meist einverstanden und doch bedrückt von der öden liberalen Phrase, mit Gerlach fast niemals einverstanden und doch überall helle Bewunderung. Sogar Bewunderung für Friedrich Wilhelm IV., der, trotz Allem, was ihm fehlte, doch seiner Umgebung an geistigem Karat sehr überlegen war."

Wer es vermag, sich aus den „Irrungen und Wirrungen" der Zeit- und Tagesströmungen emporzuringen, der muß auch aus diesen Zeilen den rein menschlichen Sinn herausfühlen, der ehrlich von dem Bestreben geleitet ist, überall die Dinge für sich sprechen zu lassen. Das ist die lebendige Kraft, die Theodor Fontane im Leben und Schaffen beseelt hat. Und wer ihn lieben gelernt hat, wird diese Liebe auf Alles übertragen, was er uns hinterlassen hat, gleichviel, welche Abschätzung sein Gesammtvermächtniß herausfordern mag.

H. J. Horwitz.

Vampyre.

Gegen Mitternacht war Fürst Bismarck gestorben und wenige Stunden später stiegen in sein Sterbezimmer zwei Männer durch das Fenster ein, um bei dem Schein von Magnesiumlicht seine Leiche zu photographiren. In derselben Stunde begann auch schon Herr Moritz Busch seine Vorbereitungen, um in einer ausländischen Zeitung Mittheilungen und Aktenstücke über den Verstorbenen zu veröffentlichen; man merkte die Ungeduld, die er empfunden, so lange an der Umwandlung seiner Schätze in baares Geld verhindert gewesen zu sein. Diese beiden Thatsachen gehören eng zu einander; man hat für ähnliche Handlungen vor Jahren den Ausdruck erfunden: „Mit einer Leiche krebsen".

Es hatte sich über die Memoiren des Fürsten Bismarck eine Legende gebildet. Sehr bald nach seiner Dienstentlassung sollte er mit Lothar Bucher's Hilfe begonnen haben, sie zu schreiben und sollte sie nach Jahr und Tag zu einem gewissen Abschluß gebracht haben. Ein hervorragender Buchhändler sollte dafür bei Lebzeiten ein ungeheures Honorar bezahlt haben, und es sollten alle Vorbereitungen getroffen gewesen sein, um die Veröffentlichung alsbald nach dem Tode des Fürsten Bismarck zu bewirken. Diese ganze Legende, die weithin geglaubt wurde, schien in Nichts zu zerfallen. Herr Moritz Busch nämlich versicherte, die Memoiren existirten nicht. Unter allen Enthüllungen, die er brachte, war dies die interessanteste, vielleicht die allein interessante. Fürst Bismarck habe zwar Memoiren schreiben wollen, aber er sei dazu nicht im Stande gewesen. Ihm habe das Gedächtniß gefehlt, um sich der Thatsachen zu erinnern, ihm habe die Unbefangenheit gefehlt, um das, dessen er sich erinnerte, so darzustellen, wie es sich zugetragen hat. Lothar Bucher, der zur Hilfe hinzugezogen worden, sei an der Aufgabe gescheitert, eine Konkordanz herzustellen zwischen dem, was Fürst Bismarck erzählte, und dem, was als geschichtliche Thatsache offenkundig war. So sei denn entweder gar kein Manuskript zu Stande gekommen, oder ein solches, gegen dessen Veröffentlichung schwere Bedenken obwalten.

Die Memoiren existiren jedoch wirklich; ihre Herausgabe steht nahe bevor. Herr Moritz Busch hat, wie es scheint, den Wunsch gehabt, von seinem Buche soviel Exemplare als möglich abzusetzen, so lange das Publikum noch glaubt, die echten Memoiren würden nicht erscheinen.

Verehrung gegen den Fürsten Bismarck hat Herrn Busch jedenfalls nicht zur Abfassung seines Buchs bewogen. Wer die Stelle liest, wo von diesen Memoiren oder vielmehr von ihrem Schreiber die Rede ist, wer die Aeußerungen liest, die Lothar Bucher in den Mund gelegt werden, muß, wenn er ihnen Glauben schenkt, zu der Annahme verleitet werden, Fürst Bismarck sei von hochgradiger Altersschwäche heimgesucht worden.

Durch diese Stelle und einige andere hat sich Herr Moritz Busch hinlänglich wirksam gegen den Vorwurf ver-

wahrt, als sei es ihm um ein einseitiges Herausstreichen seines Helden zu thun gewesen. Fast jede Person, die in den Aeußerungen des Fürsten Bismarck, wie Herr Busch sie wiedergibt, erwähnt wird, erscheint in dem allertrübsten Lichte. Aber man wird durch die Lektüre nicht zu dem Eindruck kommen, daß Fürst Bismarck dabei gewonnen habe.

Es fragt sich, welchen Werth als Geschichtsquelle man diesen Erinnerungen beizulegen hat. Es werden Aeußerungen des Fürsten Bismarck mitgetheilt, die unglaublich, unerhört erscheinen. Soll man glauben, daß er sie wirklich gethan hat? Dem Herrn Moritz Busch braucht man nichts zu glauben, aber dem Fürsten Bismarck kann man Alles zutrauen. Die kühnste Phantasie kann vielleicht keinen Satz ersinnen, von dem es unmöglich wäre, daß ihn Fürst Bismarck unter irgend welchen Umständen ausgesprochen hätte.

Fürst Bismarck hat Gefühle der Verehrung und Zuneigung gegen den Kaiser Wilhelm I. oft in der lebhaftesten Weise ausgesprochen, und es ist gar nicht zu bezweifeln, daß er diese Gefühle wirklich empfunden hat. Das hat ihn aber nicht gehindert, sich gelegentlich sehr abfällig über diesen Kaiser zu äußern, und Aeußerungen dieser Art waren schon längst, wenn auch nicht gedruckt, so doch bekannt. Er sprach in jedem Augenblicke so, wie sein augenblicklicher Zweck das erforderte, und er hat nie im Ernste geglaubt, daß es irgend einem Menschen auf der Erde gelingen würde, sein Wort von gestern gegen seine Absicht von heute siegreich in das Gefecht zu führen. Und mit dieser stolzen Zuversicht hat er im Wesentlichen recht behalten.

Der Geschichtschreiber des Fürsten Bismarck wird sich an Aktenstücke halten, an die diplomatischen Noten, die der Todte geschrieben, die Reichstagsreden, die er gehalten, die Gesetze, die er zu Stande gebracht. Davon liegt ein sehr reiches Material vor. Anekdoten über Aeußerungen, die er gelegentlich gethan, auf parlamentarischen Soireen, beim Wein, anscheinend in streng vertraulichem Privatgespräch, können unser historisches Wissen nicht wesentlich bereichern. Schon die früheren Schriften des Herrn Moritz Busch waren im Grunde ohne rechten Inhalt.

Fürst Bismarck gehört zu den hervorragendsten Männern, welche die Weltgeschichte überhaupt hervorgebracht hat. Das Werk, das er geschaffen hat, war ebenso nützlich als nöthig und schwierig. Seine Energie ist nicht mehr und nicht minder zu bewundern, als der klare Blick, den er jederzeit über die Lage der Welthändel, die Absichten und die Mittel seiner Gegner hatte.

Er gehörte zu den Männern, welche Mommsen „die Gewaltigen des Herrn" nennt, und er ist darum nicht mit dem Maßstabe zu messen, mit welchem gewöhnliche Sterbliche gemessen werden. Was Anderen zum schweren Tadel gereichen würde, muß bei ihm hingenommen werden als eine Thatsache, an der Nichts zu ändern ist.

Wie man über eine Kolossalstatue ein richtiges Urtheil erst gewinnt, wenn man sie aus gemessener Entfernung betrachtet, so wird ein großer Zeitraum vergehen müssen, ehe es gelingt, das Charakterbild des Fürsten Bismarck in völlig gerechter Weise zu entwerfen; Veröffentlichungen, welche das allzu Menschliche betonen, dienen der geschichtlichen Beobachtung nicht, sondern hemmen sie.

Das Interessanteste, was aus dem Buche des Herrn Busch gelernt werden kann, ist, mit welchen Leuten Fürst Bismarck vertrauliche Gespräche führte, wenn sie ihm dienen konnten.

Alexander Meyer.

Censur-Streiche.

Als mich vor wenigen Wochen eine russische Schriftstellerin aufsuchte, wußte sie mancherlei von den Schwierigkeiten zu berichten, welche die Petersburger Censur ihr bei den Uebersetzungen deutscher Dramen bereite. Sie wollte nicht glauben, daß bei uns nicht bessere Zustände herrschen, bis ihr die Beispiele einzeln mitgetheilt werden. In der That hat der augenblickliche Stand der Berliner Theatercensur sich zu einer Kalamität ausgewachsen, die der öffentlichen Erörterung bedarf: an die Stelle geordneter Rechtszustände ist gegenwärtig ein Regime getreten, das nur als Willkürherrschaft bezeichnet werden kann, soweit die erste Instanz, das Kgl. Polizeipräsidium, in Frage kommt.

Die Theatercensur beruht bei uns auf der Polizeiverordnung vom 10. Juli 1851, deren Rechtsgültigkeit früher wiederholt angefochten, aber sowohl vom Oberverwaltungs- als vom Kammergericht anerkannt worden ist. Beide Gerichtshöfe haben jedoch ausdrücklich festgestellt, daß die Erlaubniß zu einer Aufführung nur dann versagt werden dürfe, wenn „Sicherheits-, Sitten-, ordnungs- oder gewerbepolizeiliche Bedenken entgegenstehen". Das Oberverwaltungsgericht hat in der bekannten Weberentscheidung noch besonders betont, „daß nicht schon eine entfernte Möglichkeit, es könne die Aufführung des Stückes zu einer Störung der öffentlichen Ordnung führen, die Versagung der Erlaubniß zur Aufführung zu rechtfertigen vermag; hierzu ist vielmehr eine wirklich drohende nahe Gefahr erforderlich". Diese Ausführung läßt an Klarheit Nichts zu wünschen; die Handhabung der Polizeiverordnung durch das Polizeipräsidium — wenigstens einigen Bühnen gegenüber — zeigt aber deutlich, daß man entweder die Autorität des Oberverwaltungsgerichts Nichts gelten lassen will oder seine Gründe nicht versteht. Sonst wären die Erfahrungen unmöglich, die — insbesondere vom Deutschen Theater — im Laufe der letzten Jahre gemacht worden sind. Es mag dies an einzelnen Werken hervorragender Dramatiker gezeigt werden.

Im „Florian Geyer" von Gerhart Hauptmann strich der Censor die Sätze:

„Fresse die Pest alle Pfaffenknechte."
„Die Pfaffen thun mit Liebe Nichts, man ziehe ihnen denn das Fell über die Ohren."
„Der Pabst verschachert Christum, die deutschen Fürsten verschachern die deutsche Kaiserkrone, aber die deutschen Bauern verschachern die evangelische Freiheit nit!"
„Wer will halten rein sein Haus, der behalt Pfaffen und Mönche draus."
„Den Rhein heißet man gemeiniglich die Pfaffengasse. Wo aber Pfaffen uf ein Schiff treten, da fluchen und bekreuzen sich die Schiffsleut, weil Sag ist: „Pfaffen bringen dem Schiff Unheil und Verderben."

Die Stellen könnten verdreifacht werden, in denen der Herr Censor — ohne Rücksicht darauf, daß es sich um ein Schauspiel aus der Zeit der Bauernkriege handelt! — jede Erwähnung von „Pfaffen" bedingungslos strich.

In „Jugend" von Max Halbe wurde beanstandet, daß Hans zu Annchen sagen soll:

„Annchen, du bist so schön! So schön, wenn Du so sitzest. (Packt ihren Arm) Ich könnt' ja Alles vergessen. (Außer sich) Küsse mich, küsse mich!"

An einer andern Stelle heißt es:

Hans: Weißt Du, Annchen, was ich heut' Morgen gedacht habe, als Du draußen vor meiner Thür standest zum Wecken? . . . Ich hab' gedacht, das wär so schön, wenn Du reinkämst!

Im ersten Satz strich der Censor die Worte „zum Wecken", im zweiten „Du reinkämst", ohne anscheinend auch nur zu ahnen, daß die so geschaffene Phrase „das wär' so schön, wenn . . ." offenbar viel anstößiger wirken mußte, als der vom Dichter vorgeschriebene Satz.

Auch die Worte
(Hans:) Ich könnt' Dich gleich todtküssen.
(Annchen:) Und ich Dich aufessen, —
durften „natürlich“ nicht gesprochen worden.

Der begreifliche Wunsch aller Theaterleiter, möglichst ohne jede Differenz mit der Polizei auszukommen, veranlaßte, daß früher außer persönlichen, meist vergeblichen Versuchen, die Beseitigung der Striche zu erreichen, weitere Schritte nicht veranlaßt, insbesondere der Klageweg nicht betreten wurde. Da erfolgte dem Deutschen Theater gegenüber — von dem wir unsere Beispiele hernehmen, — das Verbot des „Johannes“ von Sudermann, das der Polizeipräsident darauf gründete, daß „öffentliche Darstellungen aus der biblischen Geschichte des alten und neuen Testaments *bestimmungsgemäß schlechthin unzulässig*“ seien. Die hiergegen gerichtete Beschwerde führte — unter Hinweis auf die zahlreichen Fälle, in denen solche Darstellungen erlaubt worden seien — aus, daß nicht erfindlich sei, auf welche „Bestimmung“ sich das Polizeipräsidium berufe, da in den *Gesetzen* eine solche Vorschrift nicht enthalten sei. Etwaige Ministerialverordnungen oder selbst eine Cabinetsordre könnten aber den Verwaltungsbeamten nicht binden, noch ihn von der Pflicht befreien, im Einzelfall zu prüfen, ob eine Gefährdung der Ordnung oder der Sittlichkeit zu befürchten sei. Der hierauf ergangene Bescheid des Oberpräsidenten erwähnte das „bestimmungsgemäße“ Verbot nicht mehr, hielt aber die Verfügung des Polizeipräsidenten aufrecht, mit Rücksicht auf die „in ordnungspolizeilichen Rücksichten begründeten Bedenken, daß die Darstellung von Vorgängen aus der biblischen Geschichte und in Sonderheit aus der Lebensgeschichte Jesu Christi auf der Bühne geeignet erscheint, das religiöse Empfinden der Zuhörer und Zuschauer sowie auch des den Aufführungen nicht beiwohnenden Publikums zu verletzen, Beunruhigungen weiter Personenkreise hervorzurufen und Störungen der öffentlichen Ordnung, deren Erhaltung das Amt der Polizei ist, zu veranlassen.“

Die hiergegen gerichtete Klage konnte hervorheben, daß nach den übereinstimmenden Urtheilen von Litteraten aller Parteien die Dichtung weder in religiöser noch in politischer Hinsicht irgend welchen Anstoß erregen könne, daß sie für das Königliche Hoftheater in Stuttgart zur Aufführung angenommen sei, und daß der Württembergische Staatsanzeiger geäußert habe: „Schwer zu begreifen ist es, wie eine Dichtung, deren Grundidee die Verherrlichung und der Sieg der christlichen Liebe ist, und die diese Idee mit sittlichem Ernst und großer dramatischer Kraft zum Ausdruck bringt, wie eine solche Dichtung den Anlaß zu einem Verbot der Aufführung geben konnte.“ Trotzdem hielt der Beklagte in seiner Erwiderung die Bedenken des früheren Bescheides aufrecht und betonte ausdrücklich, „es liege die Gefahr vor, daß die Aufführung des Stückes eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung mit sich bringe“.

Zu einer Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts kam es bekanntlich nicht, weil von allermächtigster Stelle die Freigabe des Dramas veranlaßt und diese vom Minister des Innern verfügt wurde. Wie wenig die Schwarzseherei der Polizei begründet war, hat der Erfolg bewiesen: weder bei den Zuhörern, noch in der Presse, noch etwa gar in dem an den Vorstellungen nicht betheiligten Publikum (!) ist bei all den zahlreichen Aufführungen des „Johannes“ je Etwas von einer „Beunruhigung“ verspürt worden!

Neuerdings ist nun eine noch schärfere Stellungnahme der polizeilichen Censur — anscheinend auf direkte Anweisung des Polizeipräsidenten — zu Tage getreten. In dem Drama „Johanna“ von Björn Björnson wurde der Satz: „Laß' uns an der freien Liebe festhalten — in der Theorie; aber kommst Du mir damit in der Praxis, dann Gnade Dir Gott!“ auch auf Vorstellung nicht freigegeben, während die Worte: „ich habe nie ein Weib geliebt, ich habe nie ein Weib angerührt!“ zuerst beanstandet, dann aber gestattet wurden. Im „Cyrano von Bergerac“ strich der Censor in der Antwort Ragueneau's auf Cyrano's Frage, wer der Musketier im Laden sei, die Worte: „Freund meiner Frau.“

In der Romanze „Wir sind die Gascogner Kadetten“ fiel die ganze letzte Strophe dem Rothstift zum Opfer:

„Wir sind die Gascogner Kadetten,
Wir stören des Ehemanns Ruh',
Ihr Blonden und auch ihr Brünetten,
Euch hilft an verschwiegenen Stätten
Nicht lang' Euer „sprödes Gethu'!“

Die Bezeichnung eines thörichten Mönches als „ahnungsloses Gottesschaf“ wurde verboten, die Zeile „die Hochzeitsnacht ist ferne noch“ gestrichen, und in der satirischen Wochenchronik Cyrano's im letzten Akt wurde der Satz, daß das Magenpressen des Königs von den Aerzten als Majestätsbeleidigung verdammt und sein erhabener Puls hergestellt sei, ebensowenig gestattet, wie die Mittheilung, daß der kleine Dachs von Madame d'Athis ein Klistier erhielt!

Auf die Beschwerde des Deutschen Theaters hat der Oberpräsident von Achenbach mit dankenswerther Schnelligkeit die in beiden Dramen vom Polizeipräsidenten angeordneten Striche beseitigt. Inzwischen hatte man es jedoch gewagt, in den ersten Vorstellungen des „Cyrano“ die mit offenbar unberechtigter Willkür angeordneten Striche zu ignoriren und die beanstandeten Stellen durch Kainz sprechen zu lassen. Da drohte das Polizeipräsidium für den Wiederholungsfall mit eventueller Schließung des Theaters! Die Berechtigung zu dieser Androhung wird der Behörde bestritten und deshalb wird — obwohl durch das Eingreifen des Oberpräsidenten für die Folge der Drohung der Boden entzogen ist — das Streitverfahren fortgesetzt, um festzustellen, wie weit die Befugnisse der Polizei reichen. Dies scheint umsomehr angezeigt, als das Oberverwaltungsgericht bisher „die Frage offen gelassen hat, ob die Verordnung vom 10. Juli 1851 *in allen ihren Theilen* rechtsgültig sein mag“. Es ist jedoch schier unbegreiflich, was die Polizei an den oben wiedergegebenen Stellen zu beanstanden fand. Welcher verständige Mensch wird der Polizei glauben, daß irgend eine jener Stellen beim Publikum des Deutschen Theaters die öffentliche Ordnung oder Sittlichkeit gefährden könnte? Ohne diese Voraussetzung aber ist das Eingreifen der Polizei schlechthin ungesetzlich, wie vom Oberverwaltungsgericht klar und deutlich anerkannt wurde. Und dennoch verstieg man sich dazu, selbst mit dem zwangsweisen Schluß der Vorstellung zu drohen!

Nun erwäge man andererseits, was diese selbe Polizei auf anderen Bühnen, speziell auf den Variété-Theatern gestattet: dann wird die Behauptung nicht übertrieben erscheinen können, daß auf dem Gebiete der Theatercensur in Berlin gegenwärtig die Willkür das Scepter führt.

P. Jonas.

Zur Berichtigung über Schiller.

Friedrich Schiller hat in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts das Mißgeschick gehabt, daß Mancher von seinen Biographen und Beurtheilern aus einer geistigen Schule kam, welche von vornherein Voraussetzungen über Poesie im Allgemeinen, über Tragik und Dramatik mitbrachte, die auf Jedermann, nur nicht gerade auf diesen einzigartigen Schwaben paßten. Die Periode Gustav Freytag's und seines Julian Schmidt, die Zeit der Shakespeare-Untersuchungen Otto Ludwig's war einer Würdigung Schiller's ebensowenig günstig wie die Anstürme unseres jüngsten Berliner Naturalismus gegen den großen, unvergänglichen Meister. Wenn man Schiller lobte, dies und das anerkannte, so trug es fast immer den Charakter des Zugeständnisses. Selbst Friedrich Vischer, der Aesthetiker und Landsmann Schiller's, steht vielfach auf einem Ton, welcher das Große in Schiller mehr mit Vorbehalt zugibt,

da hier Shakespeare als der wahre Große im Hintergrund erscheint. Als vor etwa fünfzehn Jahren einmal Richard Weltrich Aufsehen erregte mit seinem Artikel „Zur Ehre Schiller's“, war es eine Vertheidigungsrede, die nur mehr das Aeußerste abwehrte. Zur vollen Würdigung sollte es dann in Weltrich's groß angelegter Biographie kommen; sie ist bis jetzt ein Torso geblieben und wir vermuthen in Folge eines inneren Zwiespaltes, bei dem Goethe'sche Begriffe von Poesie, moderne Einflüsse und andere Umstände einen Widerstreit gegen Schiller selbst hervorbringen, der das Werk in's Stocken brachte mit der Weiterentwicklung Schiller's. Die bevorstehende Fortsetzung des Werkes wird hierüber ja wohl näheren Aufschluß bringen. —

Der Dramatiker Schiller erfuhr das weitere Mißgeschick, daß die meisten seiner Beurtheiler ihn mit viel zu wenig Bühnenkenntniß, mit viel zu wenig Unterscheidung dessen lasen, was die Bühne fordert und was man von ihr nicht fordern darf. Eine Abbreviatur des Lebens ist jedes Bühnenwerk; weil Goethe wohl einmal ein ähnliches Wort über Shakespeare gesagt hat, nimmt man es gern für Shakespeare in Anspruch; dem Meister Schiller aber, der alle Bühnendichter gerade darin übertrifft, daß er diese Abkürzung am wenigsten fühlbar macht, ihm rechnet man jeden kleinsten Bruch der Motivation nach. Wenn er sorgfältiger verfährt, als selbst Goethe, in der psychologischen Analyse seiner Figuren, man sieht es nicht, will es nicht sehen. Man kann es aber auch nicht sehen, denn wie viele Geister vermögen eine Komposition nach den darin waltenden ethischen Energieen und Lebensgesetzen zu durchschauen, da sie den Begriff der ethischen Energie als ein Naturgesetz im Leben, in der Geschichte überhaupt nicht kennen? Statt dessen haben sie einen Moralkodex in der Hand, mit dem sie leere Begriffe wie „freier Wille“, „Schicksal“, „Schuld“, „Sühne“ an Etwas herantragen, was einer ganz anderen Weltanschauung entspringt und alle diese Dinge längst überflügelt hatte schon mit Shakespeare. Und nun Friedrich Schiller, dieser wahrhaft moderne Geist, dessen Ideen, Lebenseinblicke, dessen grandiose Deutungen geschichtlichen Geschehens das endende Jahrhundert fortwährend ratifizirt hat sammt dem Publikum so verschiedener Generationen! Nur die Kritik, die Litteraturkritik hat es nicht gethan. Warum? Weil die Einflüsse der Schule, vielfach auch einfach das Streberthum, weil geistige Trägheit und die unfruchtbare Ideenlosigkeit der Litteraturhistoriker einer Erscheinung wie Schiller ebenso verständnißlos gegenüberstehen wie etwa ein katholischer Theologe den unter dem Namen „Bibel“ gesammelten althebräischen Dichtungen. Ein neuerer Schillerbiograph schreibt: „Ein Marquis Posa ist, obgleich er erklärt, als ein Bürger Derer, welche kommen werden, zu leben, doch schon für uns nach hundert Jahren eine Gestalt der Vergangenheit geworden, aus deren Munde wir nicht unsere Zeit, und noch weniger die Zukunft reden hören.“

Ich traute meinen Augen kaum, als ich diesen Satz las. Ich traute ihnen auch nicht, als ich las, in „Don Carlos“ werde durch Posa über Freiheit „deklamirt“. Da man dieses Gerede in jedem berliner Kaffee hören kann, so erlauben wir uns darauf aufmerksam zu machen, daß man den Marquis Posa nicht richtig gelesen hat. Der Marquis „deklamirt“ keineswegs über einen leeren „Freiheits“-begriff, sondern fordert einfach mit unserem ganzen Jahrhundert, mit dem Jahrhundert Schiller's und dem Jahrhundert Philipp's II.: „G e d a n k e n f r e i h e i t“. Mancher scheint sich so sicher im Besitze dieser Gedankenfreiheit zu fühlen, daß sie ihm schon „Vergangenheit“ geworden ist. Uns ist sie das nicht. Wir erlebten soeben den völligen Zusammenbruch der spanischen Macht, den Untergang des Weltreichs dieses Philipp II., weil die Marquis Posa's in Spanien mit ihrer Forderung der G e d a n k e n freiheit vor Allem und einiger anderer politischer Freiheiten nicht durchdringen konnten, weil Männer wie Pombal und Andere scheiterten zu ihrer Zeit an dem großen Problem, das Schiller's Szene zwischen dem Marquis und dem König aufrollt.

Nie ist von einem Dichter eine so wenig „deklamatorische“, eine so außerordentlich staatsmännische Scene geschaffen worden, als gerade diese. Nur wenn man junge, unreife Schauspieler sie hat spielen sehen, mag sie wohl als bloße Deklamation erscheinen. Ich habe das Glück gehabt, als langjähriger Theaterkritiker und Schauspieler-Bildner auch ab und zu einen Posa zu sehen, der wirklich einen jungen Staatsmann zeichnete, der den König nicht „anschwärmte“, was abscheulich ist, sondern als ein wohlberechnender Mann verfuhr, der bei dem Worte: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!“ durch Blick und Miene das Bewußtsein andeutete, daß er sich jetzt um seinen Kopf reden könne. Der Marquis ist eine meisterhaft gezeichnete Figur. Seine „Rhetorik“ ist die Sprache des vornehmen Romanen, die Eleganz der spanischen Redeweise. Solche Männer liefen wirklich auch unter den Illuminaten herum. Heutzutage ist die Gattung in einem Manne wie M. von Egidy vertreten, in einem Ehrenmanne wie dem Oberst Picquart und Zola selbst in Frankreich, in so vielen Anderen. Und wenn dieser Marquis Posa aus der Gewährung der G e d a n k e n freiheit die politische Hoffnung folgert: „Bürgerglück wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln“, so zeigt die moderne Zeit wenn nicht die Verwirklichung, doch die Annäherung an solches Ideal. Der junge Marquis Posa auf dem Throne des mächtigsten Reiches der Welt, Czar Nikolaus II., aber hat soeben die Schiller'sche Parole ausgegeben, es solle: „der karge Staat mit s e i n e n K i n d e r n g e i z e n und die Nothwendigkeit wird m e n s c h l i c h sein“.

Nein, dieser Marquis ist kein „Schwärmer“, er spricht das realpolitische, liberale Programm für mehrere Jahrhunderte aus und wenn wir uns des letzten Krefelder Katholikentages erinnern, so werden wir uns in keinen Illusionen mehr wiegen, als ob die große Grundforderung der „G e d a n k e n freiheit“ eine bloße Schwärmerei sei. Groß und mächtig ist der Zusammenhang der Zeiten; zwischen dem Jahre 1600 und 1601 war so wenig eine Bretterwand errichtet, wie sie es zwischen 1900 und 1901 sein wird. Und wenn es einem Tolstoj und seinem Wirken gelungen ist, den Czaren für gewisse Humanitätsideale zu gewinnen, so wird ein wahrer Schillerbiograph im kommenden Jahrhundert vor Allem auch zu würdigen wissen, was ein Tolstoj diesem Schiller und seinem „Don Carlos“ verdankt.

Zola hat „menschliche Dokumente“ gesammelt; Schiller's Dramen aber sind weit mehr, es sind „Dokumente der Menschheit“ selbst, geschöpft aus einer tiefen Gabe historischer Einsicht in Verbindung mit voller psychologischer Kenntniß der menschlichen Seele. Diese Einsicht sah nicht mehr die Moralbegriffe von Kathederschuld und -Sühne in den Vorgängen des Lebens und der Geschichte, sondern mächtige Naturgesetze der Geschichte, ethische Energieen und ihre wechselseitige Auslösung. Man gestatte mir dieses physikalische Wort „Energie“ für das, was ich sagen will. Es ist in allem Geschehen eine ethische Energie und ein Kampf solcher Energieen, der wie ein physikalisches Gesetz Einzelmenschen wie ganze Massen treibt. Wir erleben einen solchen Kampf soeben in Frankreich. Nicht um eine transzendentale „Gerechtigkeit“ oder „Nemesis“ handelt es sich, wenn der Oberst Henry sich den Hals abschneidet, weil er fälschte, und wenn mit ihm ganze Schwaden von Ministern gestürzt werden, wenn dieselben Leute, die gestern Dreyfus verdammten, heute seine Rehabilitation verlangen. Warum konnte Henry nicht weiter fälschen und lügen? Warum versagte auf einmal hier die negative ethische Kraft, wo es doch so leicht gewesen wäre mit weiteren Ausflüchten fortzuwürfeln? Weil eine Massenwirkung von ethischen Menschheitskräften in Bewegung gesetzt wurde. Nicht die „Sonne“ bringt es an den Tag, sondern das Argusauge der Menschheit selbst als ein von ethischen Energieen getriebenes Gemeinwesen.

Die Gesetze dieser ethischen Energie kamen Schiller mehr zum Bewußtsein als all seinen Zeitgenossen. Im Alterthum schon sehen wir, daß Sophokles und Euripides

sie beobachten und darstellen. Weil das Volk dieses Unbekannte, noch Unerforschte die „Moira", das Schicksal nannte, legten die Dichter wohl ab und zu den Sehern und sonstigen Figuren das Wort in den Mund. Unvollständiges Lesen ihrer Schriften brachte dann den Glauben an ein Schicksal und das thörichte Wort von der Schicksalstragödie auf. Ich habe an anderer Stelle gezeigt, daß es im gesammten Alterthum nicht eine einzige Schicksalstragödie gibt. Wir besitzen vielmehr einige Dramen, welche sich mit der Frage der körperlichen, sittlichen und ethischen Vererbung beschäftigen und mit dem Verhältniß der Gerechtigkeitsforderung dazu. Man hat sie irrthümlicher Weise Schicksalstragödien genannt.

Das alte Problem wurde sowohl durch Goethes „Iphigenie" wie Schillers „Braut von Messina" wieder zeitkräftig, als die Naturwissenschaft eines Lamarck und seiner Vorgänger, Goethes eignes Forschen die Vererbung als eine wirkende Energie der Natur erkannt hatten. Die Frage ist die „modernste" geworden auch in der Litteratur der letzten Jahrzehnte, durch Gustav Freytags „Ahnen", Zolas Romanzyklus, Ibsens „Gespenster".

Ein neuer Schillerbiograph ist völlig zu der Erkenntniß vorgedrungen, daß Schiller in der „Braut von Messina" die „Vererbung" als das „Schicksal" bezeichnet hat, wie man über „Wallenstein" das Napoleonische Wort schreiben konnte: „Die Politik ist das Schicksal." Trotzdem man weiß, daß Schiller mit Bewußtsein das Vererbungsgesetz zur handelnden ethischen Energie gemacht hat, die nur im Munde seiner abergläubischen Helden als „Schicksal" bezeichnet wird, ohne doch für den Dichter selbst eine unbekannte Größe zu sein, sagt man über die „Braut von Messina": „An Stelle des subjektiven Schicksalsbegriffes ist der objektive getreten, damit sind wir in eine Welt versetzt, die nicht mehr die unsrige werden kann."

Merkwürdig. Wir leben in einer Zeit, wo tausende von Büchern vom „realen Zusammenhang der Vererbung" reden, den Schiller mit diesen Worten als Aufgabe seines Werkes hinstellte. Vielleicht wird man einen viel größern Genuß an dieser Dichtung haben, wenn man die „Braut von Messina" unter dem Ausblick der Worte des Don Cesar vor seinem Selbstmord noch einmal studiren oder besser in einem guten Theater dargestellt sehen wird. Jener sagt:

„Den alten Fluch des Hauses lös ich sterbend auf,
Der freie Tod nur bricht die Kette der Geschicks."

Das heißt aus der poetischen Sprache in eine andere übersetzt: „Der Uebel größtes ist die Schuld" deshalb, weil es in ihrer Natur liegt, daß sie sich vererbt. Darin ihre Furchtbarkeit. Aber wenn auch so aufgesammelte Schuld von Eltern und Voreltern eine Lebensenergie ist, die — wie ein Schicksal — auch in den Nachkommen verwirrend wirkt, so hat der Mensch doch andre Kräfte ihr entgegenzusetzen, sowie nur das Uebel als solches erkannt wird. Es ist vor Allem die Kraft, welche an die freie Selbstbestimmung glaubt, sie wirkt befreiend, weil sie in der Selbstbestimmung des Don Cesar zum Tode die Bahn für erneute Selbstbestimmung frei macht. Der zitirte Gewährsmann hat so schöne Worte für Schillers Kantianische Studien, daß er uns sofort verstehen dürfte, wenn wir ihm sagen, es ist der gereifte Kantianer Schiller, der aus dem Munde Don Cesars spricht. Der uralten Frage der Vererbung wird der Begriff des Wollens zur sittlichen Selbstbestimmung entgegengesetzt. Denn auch dieser enthält in der Ansammlung seiner Energien, die wir in uns aufspeichern können, die Möglichkeit, die Natur-Energie der Vererbung zu überwinden.

Schiller steht nicht auf dem Standpunkt, daß der Selbstmord des Don Cesar die Erfüllung des alten Fluches sei; er ist die Erlösung davon. Das ist groß, doppelt groß und schön, wenn wir sehen, wie Schillers Vorgänger die Frage gelöst. Bei Aeschylus (Oresteia) ist es die Gnade allein, indem die Erinnyen zu Eumeniden werden, die Gnade, welche die Vererbung und die Erbsünde aufhebt. In den Briefen des Judäers Paulus ist dieser Gnadenbegriff als Aufhebung der Erbsünde zum Religionssystem ausgebildet. Bei Sophokles sühnt die einfache Familientugend der Geschwisterliebe die vererbten Fehler der Familie. Es ist so einfach wie schön und wahr. Es ist die Liebe „Elektra's". Seichter sind die Antworten des Euripides; sie ähneln den seichten Antworten oder Halbantworten, die Ibsen und Hauptmann in Vererbungssachen gegeben. Tiefer dringt Goethe ein mit Iphigenie: „Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch." Wohl ist dies tröstlich. Schiller aber geht auf den tiefsten Kern der Sache. Er setzt das Postulat der Freiheit zur sittlichen Selbstverfügung in Don Cesar den Nothwendigkeiten der Vererbung entgegen. Der Selbstmord Don Cesars ist die Besiegelung der Forderung und Cesar begründet es mit so tiefen und schön empfundenen Worten, wie es nur irgend aus seinem Charakter und der Situation heraus geschehen kann. Die „Braut von Messina" ist ihrem Gehalte nach das „Modernste" von allen Werken Schillers.

Ueberall noch widmet man der alten Schulfrage nach der Bedeutung des Chores eine Erörterung. Praktisch habe ich stets gefunden, daß es für diesen Stoff, für diese furchtbare Lebenswahrheit der Vererbung ein glücklicher Gedanke Schillers war, durch objektive Reflexion die Handlung in einer stilisirten Volksscene zu beleuchten. Was zum Beispiel Harnack, der neuste Schillerbiograph, über das Verhältniß zum antiken Chor sagt, ist nicht ganz richtig. Die Erinnerung an unsre Opernchöre hätte überhaupt nicht hereinspielen dürfen. Ein „Choros" ist ein Reigen; kein Gesangschor; da, wo in den antiken Tragödien vorgeschrieben steht „χορος" haben wir bei Aeschylus etwas Anderes zu denken, als bei Sophokles oder gar Euripides. Letzterer wurde von den antiken Kritikern getadelt, daß er anfing den Chor rein reflektiv zu halten, während er bei Sophokles einfach das ist, was bei Shakespeare die Volksscene vorstellt. Der Chor ist völlig in der Handlung mitbegriffen; die Strophe und Antistrophe aber sind die Chorparteien, die Parteien des Reigens, die Schiller auch einführte und die Harnack fälschlicher Weise vermißt. Man braucht nur du thun, was Schiller selbst vorgeschrieben hat, nämlich die sogenannten Chorworte von Einzelnen sprechen zu lassen aus der gegebenen Illusion heraus, daß es gebildete, lebenserfahrene Ritter sind, die als Hofhalt ihre Fürsten begleiten und daher auch Zeit haben zu solchen Betrachtungen. Auch im Alterthum war der „Chor" ja vor Allem eine natürlich-logische Erscheinung; in den Frauenemanzipationstragödien des Euripides waren Frauen der Chor, die für ihre Rechte eintraten. Schiller steht in der Hauptsache auf der von Sophokles gehandhabten Praxis, wo der Chor meist in der Handlung mitspielt, wo von der Voraussetzung ausgegangen wird, daß er als betheiligtes „Volk" seine Anmerkungen über das Geschehene macht. Auch im Alterthum war er in Gruppen, Parteien getheilt und aufgestellt, die mit Strophen und Gegenstrophen in unregelmäßigen Rhythmen — statt der regelmäßigen des Dialogs — sich bekämpften, unterhielten, spielten. Und dieser unregelmäßige Rhythmus bewirkte die Mannigfaltigkeit, das Getümmel, das naturalistischere Zusammenspiel dieser stilisirten Volksscenen. Euripides ist in einem Falle sogar so weit gegangen, daß er den Chor zur Betrachtung von Kunstwerken auftreten läßt, wie Besucher einer heutigen Gemäldegallerie. —

Genug, bei der Verschiedenheit, mit der die antiken Tragiker selbst das alte überlieferte Bühnenrequisit „χορος", (etwa wie Shakespeare angibt: „Volk", „Trommeln") behandelt haben, sollte uns der Streit über den Schiller'schen „Chor" auch weiter nicht beschäftigen. Schiller selbst ist im „Tell" wieder zu einer anderen Behandlung der Massenwirkung im Theater übergegangen; es war nur eine Benutzung ad hoc und als solche wirkt sie gewaltig. So oft ich von gebildeten Sprechern in der von Schiller selbst vorgeschriebenen Weise die Worte hörte, wirkte es als eine vornehm stilisirte Unterhaltung der Mithandelnden. Denn Alles ist in den Rahmen einer fernen, fremden Welt gespannt; es sind Kulturmenschen, Ritter. Schiller schreibt selbst vor zu den Worten: „Brechet auf, ihr Wunden!"

„Cajetan in heftiger Bewegung nach der Thür sehend“. Das muß natürlich ganz mimisch realistisch gemacht werden; ein guter Regisseur wird das Entsetzen Aller in verschiedenen mimischen Abstufungen geben und dann ist diese Vorbereitung auf das Auftreten Don Cesars von einer Furchtbarkeit und Erhabenheit, daß ich im ganzen Shakespeare Nichts wüßte, was gewaltiger wirkte und so sehr bis auf die Grundfesten des Lebens erschütterte.

Was falsches Lesen, falsche Betonungen und die Trivialisirung von Dichterworten durch Witzblätter im Laufe der Zeit vermögen, kann man daran sehen, daß unser Schillerbeurtheiler meint, das Wort der Thekla „Das ist das Loos der Schönen auf der Erde“ sei „unpoetisch“. Andere finden es phrasenhaft. Aber nur, weil sie selbst in ihrer Schuljungenzeit es sich zur Phrase, zur Trivialität gemacht haben. Was aber schreibt Schiller vor: „Sie sinkt hier in Nachdenken und fährt dann mit den Zeichen des Grauens auf.“ Eine gute Schauspielerin, die Schiller besser versteht, spricht die Worte: „Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde — das ist das Loos der Schönen auf der Erde“ mit dem von Schiller vorgeschriebenen Grauen. Sie schließt bei dem „Hufschlag“ halb die Augen vor der innern Entsetzlichkeit dieser Vorstellung. Und mit starrem Blick die Worte der entsetzlichen Gewißheit: „Das ist das Loos der Schönen auf der Erde.“ Denn die Worte gehen aus der Gesammtstimmung der Thekla hervor, in der sich ihr „alle Räume dieses Hauses mit bleichen hohlen Geisterbildern“ anfüllen. Ein Beurtheiler möchte, daß Schiller schriebe: „Ist das das Loos des Schönen auf der Erde?!“ Abscheulich. Gerade das wäre höchst sentimental-unpoetisch. Es wäre gerade das, was man fälschlich in der Schiller'schen Form sieht, sentimentale Reflexion. Aber die Reflexion, das Nachdenken hat vorher stattgefunden und nun hat es sich zur entsetzlichen Gewißheit über die Furchtbarkeit des Weltlaufs, der Politik gesteigert und Grauen liegt darin, daß es so ist. Es ist Thekla, die Tochter des Politikers, die spricht, des „Realpolitikers“, der an seiner eigenen Methode zu Grunde geht, dessen politische Methode sein „Schicksal“ wird. Denn auch hier ist das „Schicksal“ keine unbekannte Größe, sondern die bekannte der Politik, die mit dem sogenannten „Charakter“ und seiner Tragik nur wenig zu thun hat. Wer die Welt nach gewissen politischen Gesetzen lenken und beherrschen will, weil er sie kennen lernte, kann auch diese Naturgesetze der politischen Komplikation gegen sich heraufbeschwören, kann zuletzt an dieser seiner eigenen Methode scheitern. Das ist Wallensteins „Schicksal“, wie es das Schicksal Bismarcks, Napoleons I., eines Jeden in seiner Weise war. Nicht nur der „Charakter“ ist das „Schicksal“ eines öffentlichen Mannes, Helden, das ist eine falsche, seichte Lebensansicht, obwohl sie noch in den meisten Litteraturgeschichten spukt. Schiller hatte nichts Mystisches im Sinn, wenn er den Satz dem Wallenstein in den Mund legte: „Ich müßte die That vollbringen, weil ich sie gedacht?!“ Weil er sich die „Wege offen gehalten“. Schiller nannte den Wallenstein „Realisten“; der moderne Gedanke vom „Realpolitiker“ und die Kehrseite seines Systems, das Schiller schon in dem jungen Napoleon ahnen mochte und aus seinem geschichtlichen Gesammtstudium kannte, schuf hier eines jener großen politisch-poetischen „Dokumente der Menschheit“, das bisher noch Keiner übertreffen konnte.

Wie Viele gibt es, die infolge der üblichen falschen Schulbetonungen sich auch heute noch nicht zum Verständniß der Parricidascene im Tell aufgeschwungen haben! Wenn der Weimar'sche Klatsch behauptet, die „Frauen“ wären an dieser Scene schuld, so hat jedenfalls Schiller etwas Anderes daraus gemacht, als was die Frauen dabei denken mochten. Wir wünschen Vielen, und Kritikern wie Julian Schmidt hätten wir es auch gewünscht, daß sie einmal einen „Tell“ gesehen hätten, der in die Worte: „Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände, verfluche Dich und Deine That“ auch die volle Leidenschaft und Größe eines solchen Fluches hineinlegt. Das ist keine Abschlagszahlung an juristische Unterscheidungen von Nothwehr und Todtschlag, das ist keine nachträgliche banale Selbstvertheidigung, das ist etwas viel Größeres, Gewaltigeres. Als ein Sakrosankter fühlt sich Tell und der Dichter spricht einfach die politische Selbsthilfe heilig in diesem großen Fluche. Heilig und verflucht zugleich heißt sakrosankt; denn die „heilige Natur“ hat Tell gerächt, und wenn der Schauspieler nur den Ton des Erhaben-Unheimlichen, Großen darein zu legen weiß, so verstehen wir auch den psychologischen Vorgang in Tells Seele, daß er zwar den Parricida verflucht, aber ihm doch die Wege weiset zum Entkommen. Wie tief und schön ist es, daß er sich des Unglücklichen doch annimmt. Tell sieht in ihm sein Spiegelbild, sein Negativ; wie groß und schaurig schön ist es, daß Tell mit den Worten endet, die sein letztes Wort überhaupt sind:

Und wenn er geht, so wende Deine Augen,
Daß sie nicht sehen, welchen Weg er wandelt.

Versteht man nicht die tiefe Gemüthssymbolik hierin? Dieselbe ahnungsvolle psychische Symbolik, die in der Wegschilderung an Parricida vom schwarzen Felsenthor und vom Thal der Freude liegt? Tell fühlt sich in das hinein, was er sein könnte und hätte sein können. Die leisen Reflexerscheinungen des Eventualgewissens begleiten ihn, aber aus der Stimmung, daß er einer anderen Sphäre angehört; eben der sakrosankten wie im kolonelschen Oedipus des Sophokles, wo auch der sakrosankte Blinde den großen Fluch auf die Söhne häuft. Nicht den gemeinen Fluch der Straße, sondern den heiligen Fluch. Und so entsühnt Oedipus sein Haus und geht heilig zur Unterwelt. — Wir bewegen uns mit Schiller hier in einem ethischen Gebiete, dessen Höhe allerdings die Philistergeister nicht abmessen können. Nicht die „Frauen“, aber der „kolonelsche Oedipus“ und einige andere Hochscenen großer ethischer Erhebung des Alterthums dürften hier in Schiller's Geist nachgeklungen haben, um seinen Helden mit den Schauern einer auserlesenen, geweihten Erscheinung zu umgeben. Und die naiven Zuschauer haben es auch nie anders empfunden. Schiller's grandiose Furchtlosigkeit, die einen politischen Meuchelmord aus indirekter Nothwehr einfach heiligt, entspricht freilich nicht unserem Polizeigewissen. Aber seit Harmodios und Aristogeiton und dem berühmten atheniensischen Volksliede auf diese hat das Volksbewußtsein und das historische Gewissen doch solche Sakrosankte geschaffen eben aus der dunklen Ahnung jener größeren ethischen Energien, die über den bürgerlichen Moralkoder hinausgreifen. Die französische Revolution ist Nichts gegen die viel tiefer bohrende, heilsame, edle Revolution, die in Schiller's Geist liegt und sicher noch ein Jahrhundert weiter wirken wird.

Und so wünschen wir zum Schlusse Manchem, daß es ihm vergönnt sein möge, einmal eine wirklich gute, nicht rhetorische Darstellung der „Jungfrau von Orleans“ zu sehen. Ein Schillerbiograph meint darüber: „Wenige werden ein Verlangen haben, sie zum zweiten Male zu sehen.“ Ich bin in langer Referentenpraxis genöthigt gewesen, sie wohl zwanzig Mal zu sehen, aber mein Staunen auch über dieses Werk hat sich nur gesteigert. Wenn die Zeiten uns Deutschen von Neuem lehren werden, jene „Imponderabilien“ der politischen Kräfte, von denen Bismarck spricht und die Schiller in dieser Jungfrau darzustellen wünschte, Begeisterung, seherhafte Regungen der Volksseele und Anderes, zu würdigen, dann wird man erst die volle Größe dieser Konzeption mit ihren kleinen Schwächen und ihren hinreißenden Vorzügen verstehen. Man wird den Takt Schiller's preisen, daß er diese „Imponderabilien“ in Form einer romantischen, nicht einer realistischen Tragödie vorführte, man wird seinen Takt auch sonst würdigen, der ihn für jedes Werk, je nach seinem Ideengehalt, auch eine anschließende Form wählen ließ. Dieser Fähigkeit verdankt er seinen Erfolg, der unverändert überall da fortbesteht, wo man Schiller spielen kann. In Berlin deklamirt man ihn in abscheulicher Weise; daher die ganze leidige Anti-Schiller-Aesthetik. Aber es trifft ihn nicht selbst, es trifft nur seine schlechten Regisseure und Schauspieler, die innere Geistesleere seiner Kritiker.

Wer die „Johanna“ in der einzig richtigen Auffassung gesehen hat, nicht nur als Schlachtenwalküre, sondern als zarte Seherin, ahnungsvolle Träumerin im reinsten weiblichen Instinkt von rührender, nicht deklamatorischer Begeisterung erfaßt, wie sie z. B. die einzigartige Clara Salbach in Dresden spielt, der wird die innere Wahrheit dieses Werkes ganz anders anschlagen, als diejenigen, welche aus der Schuldeklamation kamen, um ihre eigenen Sünden dem großen Poeten aufzuhalsen. Als ein Bühnenmärchen, ein „romantisch“ Werk will es allerdings verstanden sein, rein technisch; aber auf welchen tiefen, realen ethischen Energien ruht auch dieses vielverkannte Geistesgebilde und welche Wahrheiten enthält es für die weiter strebende, kämpfende Menschheit! —

Wolfgang Kirchbach.

Theater.

Max Dreyer: „Großmama.“ — Rudolf Stratz: „Jörg Trugenhoffen.“ — H. v. Ompteda: „Eheliche Liebe.“

Diese drei Stücke haben etwas Gemeinsames: das, was sie nicht haben. Und doch haben sollten. Die äußere Wirkung betrifft es kaum. Sie war verschieden. Dreyer war erfolgreich, Ompteda ließ kalt, Stratz langweilte. Es betrifft die innere Wirkung. Um sehr allgemein zu bleiben: es fehlt das Zwingende.

Auch verfehlte Dramen haben Punkte, wo der Hörer mitgeht. Die Absicht kann fesseln. Erreicht braucht sie nicht zu sein. Leuchten muß sie. Soviel von ihr muß Wirklichkeit geworden sein, daß eine seelische Erregung als Folge eintritt. Es ist das Mindeste. Aber diese drei Stücke lassen gerade, wo die Absicht sich meldet, ohne Theilnahme. Die Absichten der Drei sind sehr verschieden. Dreyer will einen geschworenen Weiberfeind mit so viel Sinnenduft und Liebeslust umgeben, daß er zur Werbung bezwungen wird. Wie aber das holde Ungeheuer Minne den Berserker überkriecht, das erscheint — ich will nicht sagen: ohne Nothwendigkeit. Doch ohne die letzte Nothwendigkeit. Er kann sich bekehren, er kann es nicht; es bleibt sein guter Wille. Die Absicht Omptedas ist minder klar. Er hat wohl mehrere Absichten. Als Hauptstück schimmert eine sturmgefriedete Ehe durch; daneben der Wunsch, in dramatischer Gestaltung eine Theorie der ehelichen Voraussetzungen zu geben. Gerade hier verwirrt der Dichter nicht bloß: seinem ausgeführtesten Theil mangelt in der Ausführung das Zwingende. Man läßt die Dinge gelten; man kann auch anders. Bei Ompteda wie bei Dreyer erwächst eine Stimmung folgender Art: der Hörer will nicht streiten, daß alles so kommen konnte; doch er fragt: na, und? Der Dichter hat die verdammte Pflicht und Schuldigkeit gethan (wenn er sie gethan hat), und der Hörer ist zum Ende noch etwas gleichgiltiger gegen das Thema als vor dem Anfang.

Auch Stratz hatte Absichten. Stratzen's Absicht scheint gewesen zu sein: ein geschichtliches Stück mit Schwung, Wurf, Schmiß und Elan hinzulegen. Der Langweiligkeit der Historie beizukommen. Was man den heißen Athem nennt, wünschte er sich anzueignen, auf irgend eine Art. Ich gebe als Mittel für die Erwerbung des heißen Athems an: Kontraste zunächst; wo diese verbraucht sind, Verhältnisse mit doppeltem Ausgang, d. h. der Hörer muß zwei Möglichkeiten sehn und ungewöhnlich lange Frist im Schwanken erhalten werden; drittens die Doppelperspektive, nicht auf mehrgliedrige Verhältnisse angewandt, sondern auf eine Gestalt beschränkt: gerissener Konflikt. Was von diesen Dingen Rudolf Stratz erstrebte, gerade das fiel ins Wasser. Man spürt: er will hier packen, eine Bühnenwirkung hinlegen. Doch er legt sie nicht hin. So gesund seine Absicht ist: er erfüllt sie nicht. Er hat den ernsten Wunsch zu überrumpeln statt zu überzeugen: doch seiner Ueberrumpelung fehlt das Ueberzeugende. Keiner von den Dreien wirkt, mögen die Absichten innerlich oder äußerlich sein, überwindend. Im Grunde darum: weil jeder vor dem Letzten zurückschreckt.

Ompteda schreibt eine „Eheliche Liebe“. Der Titel trügt. Hoffnungen werden erweckt und reifen nicht. Was hört man auf zu hoffen? Dieses: daß hier ein Mann im Ernste die psychische Besonderheit der ehelichen Liebe gestalten wird; daß er zu einem Bekenner wird. Jean Paul war einer, als er den Siebenkäs schrieb. Eine Seite, bloß eine, hat er gezeichnet. Bloß die kleinen Leiden und Nücken, die schließlich übergroße Schmerzen und Tücken werden. Und weil er schon gerade dabei war, hat er sie unsterblich gezeichnet. Die Wahrhaftigkeit ist hier das Bleibende; nicht nur die wundersam humorhafte Färbung. In unseren Tagen ist August Strindberg ein gleich Wahrhaftiger. Sein Muth steht hart neben Rousseau'schen Bekenntnissen. Er gibt eine Spielart der ehelichen Liebe. Was ein Thor, kein reiner, dort beichtet, das mag man mit Gelächter aufnehmen oder mit Erschütterung bewundern: beide Parteien werden feststellen, daß ein zur letzten Ehrlichkeit entschlossener Mensch den Dingen auf den Leib geht. Das Wesen seiner Ehe zergliedert er mit dem Messer. Er thut es für die Menschheit. Als ein Beobachter, der voraussetzungslos auf diese Welt gekommen scheint. Daneben bei weitem Abstand ist der Dichter der Kreuzersonate zu nennen. Tendenzen hin, Tendenzen her: es tritt ein tief Wahrhaftiger hervor, ein Bekenner. Es ist ein Ehebuch wie ein Tagebuch.

Ompteda ist kein Bekenner. Er hat ein Schauspiel für Deutsche geschrieben. Nicht einen rücksichtslos beobachteten Zug enthält es. Durch keinen forschend aufgefundenen erweitert es die Kenntniß des Lebens. Eheliche Liebe zwischen einem Fabrikbesitzer und seiner Frau ruht hier auf verschiedenen Grundlagen. Er nahm sie aus Berechnung; sie liebte ihn von allem Anfang an. Nun lieben einander beide. Das Leben hat sie zusammengeschweißt. Selbst der Heirathsagent, die wandelnde partie honteuse des Mannes kann nichts mehr zerstören. Rein künstlerisch: ein gewisses Zuviel ist auf diesen Agenten verwandt, so daß sich ein theatermäßiges Erpresserstück neben dem feineren Thema breit macht; es sei nebensächlich. Es sei nebensächlich, daß der Fabrikbesitzer den ethischen Drang zur Beichte wie ein heimlicher Norweger ausübt, nicht wie ein Fabrikant; daß man die Empfindung hat: es ist Novellen-Ibsen. Worauf es ankommt: in der Hauptsache ist bloß die sehr allgemeine Wahrheit umschrieben, daß Verumstehen gegebenenfalls glücklich sein können. Recht wenig Bestürzendes liegt hierin. Der alte Fontane war verwegener. Auch er meinte, die Liebe, selbst wenn nach Geld geheirathet sei, finde sich. Doch er wagte hinzuzufügen: „Und wenn sie sich nicht findet, so schadet es nicht.“ Die ganze Kühle seines Bluts und das Revolutionäre seines Konservatismus zeigt sich hier. Das war 1887. Ompteda's Drama erweist einen viel eingeschränkteren Satz, der des Erweisens nicht recht werth ist. Er könnte es sein, wenn, blitzgleich erhellt, die Neigungen gestaltet würden, welche den erotischen nachfolgen; wenn intime Dinge aus der Psychologie des Zusammenlebens hervorträten. Sie werden nicht gestaltet, und sie treten nicht hervor. Es bleibt beim deutschen allgemeinen Umriß. Der Mann zergliedert sich nicht. Schade.

Auch Dreyer nicht. Einst ließ er es hoffen. Heut fehlt ihm der Muth, die Hüllen abzustreifen. Sein Weiberfeind ist früher mal unglücklich verlobt gewesen. Das soll den Grund bilden für eine gewissermaßen physiologische Abneigung gegen die Frauen. Sollte ein Grund einleuchten: dann müßte ein Lebensergründer und Seelendergmann mit tapferer Hand die ewigen Gegensätze im Fühlen der Geschlechter bloßlegen. Er müßte, in allem Ernst, den Rassenhaß zwischen Mann und Frau, welcher neben der nicht unbeträchtlichen Rassenliebe besteht, aus der Erfahrung gestalten. Er kann ihn humorhaft gestalten. Toll oder ritardirend; derb und graziös. Doch er soll kein Spiel für Kinder machen. Ein Ernst im Humor soll den Untergrund bilden. Bei ihm ist es anders: Hanebüchen und eintönig

wird gepoltert, im Ton von „o diese Weiber!“. Aus dem seelischen Humor wird die furchtbare Ueberlieferungskomik, die keine Komik mehr ist. Ja, für solchen Weiberhaß reichte die Begründung mit der Untreue einer Braut hin. Und wenn der Weiberfeind schon kein Lebensmensch, sondern eine gefärbte Karikatur ist: er hätte es ja dreimal sein können in einem Schwank. Bloß, um so einen Kauz mit Uebertreibungen dichterisch zu formen, ihn mit tiefer humorhaften Reizen eines Sonderlings zu gestalten, muß man Gottfried Keller'sche Hände besitzen. Wir wollen die Lebenden nicht mit den Denkmälern der Verstorbenen todtschlagen. Aber man darf nicht so patzen und schludern wie dieser Dreyer.

Stratz gibt mehrere Schauspiele. Ein Stück in Stücken. Er kam auf die Wurf-, Schwung- und Elan-Idee, den Zwischenfall wieder an die Stelle des Motivs zu setzen. Als der Held, Jörg Trugenhoffen, zum Tode verurtheilt ist, fragt der Hörer: wie wird er sich befreien? Das ist im zweiten Akt, es gibt aber fünf. Trugenhoffen thut gar nichts. Es drohen zufällig Bauern, die im Aufstande sind; kurz vor der Hinrichtung. Und weil Trugenhoffen ihren Führer kennt und zum Vermittler geeignet ist, begnadigt ihn der regierende Fürst. Wenn aber die Bauern nicht gedroht hätten? Wenn sie nicht in diesem Augenblick gedroht hätten? Wenn Trugenhoffen den Führer nicht gekannt hätte? So gesund und unverwickelt wie hier ist das Stück allenthalben gebaut. Herr Stratz nennt es ein deutsches Schauspiel; das ist keine Entschuldigung. Es wimmelt von Romanmotiven. Dem Helden ward einst das traute Lieb gemordet. Die Rache bildet seinen düstern Lebensinhalt. Er übt sie auf scharf romantische Art. Wie nämlich? Er nimmt sich vor, auf seines Feindes Hochzeitsfeier zu erscheinen und rasch die Braut zu verführen. Der umsichtige Plan gelingt. Bezeichnend für Stratzen ist, daß in einer großen Ueberredungsscene die Seele des Mädchens gewonnen werden soll; und daß gerade hier die größte Belanglosigkeit herrscht. Der Gestus des Dämonischen, während garnichts gesagt wird, hat sehr komische Wirkungen. Nachher erfolgt die Befreiung durch den Zwischenfall. Nachher Konflikt zwischen Nothwendigkeit und Neigung. Doch wieder so, daß bloß die Gesten eines Konflikts geboten werden; seinen Inhalt hat der Dichter in der Zerstreutheit vergessen. Dann folgt ein Verrath, der ganz sicher kein Verrath ist, aber mit Ausrufen der Verrätherei begleitet wird. Dazwischen erscheint hin und wieder ein irrsinniger Greis, genannt „der Lulle“. Alles wird umfluthet von vieler Langweile. Und das Ganze ist ein deutsches Schauspiel. Stratz hat in Kleinigkeiten schon Achtungswertheres geleistet. Es soll nicht betont sein, daß er jetzt keine Minute daran dachte, das Fühlen eines Kriegsmanns aus dem sechzehnten Jahrhundert real zu ergründen. Etwas Menschliches zu schaffen. Aber nicht mal im Theatereffekt zeigt er ein ehrliches Studium der einschlägigen Litteratur. Er hat keine Gründlichkeit im Oberflächlichen. Ihm fehlt der Ernst.

Er fehlt allen Dreien, von denen ich sprach. Werdet ernst! möchte man ihnen zuerst und zuletzt zurufen. Seid Menschen! Geniert euch nicht länger! Steigt hinab in die Tiefen eurer Seele! Euch liegt das alte deutsche Schauspiel noch im Blut, wo es darauf ankam, ob Emmychen den Lieutnant heirathet oder nicht. Jetzt gibt es ein neues deutsches Schauspiel. Und wenn ihr schon keine Gerhart Hauptmanns seid, denkt an ihn beim Schreiben.

Werdet ernst!

Alfred Kerr.

Kaiser Friedrich-Centralbibliothek und Lesehalle.

Aus dem Leserkreise der „Nation“ geht uns folgendes Schreiben zu:

Berlin, 27. September 1898.

In dem Aufsatz, den Herr Geheimrath Hartwig in der letzten Nummer Ihrer Wochenschrift veröffentlichte, ist dankenswerther Weise auch die Lesehallenbewegung und zwar in folgendem Satz gestreift worden:

„Sollte einmal die Lesehallenbewegung, die von Nordamerika und England ausgehend, jetzt auch bei uns immer mehr Boden gewinnt, in Berlin ihren Einzug halten und der Magistrat der Stadt sich veranlaßt sehen, eine größere städtische Bibliothek ins Leben zu rufen, die den Free Public Librairies entspräche, so würde die Königliche Bibliothek die Aufgaben, welche an sie von dem wissenschaftlich arbeitenden Publikum der Stadt Berlin und in beschränkterer Weise von dem des ganzen Landes gestellt werden, noch besser erfüllen können, als dies heutigen Tages möglich ist.“

Der erste Theil dieses Satzes könnte zu mißverständlicher Auffassung Anlaß geben. „Die Lesehallenbewegung, die von Nordamerika und England ausgehend, jetzt auch bei uns immer mehr Boden gewinnt“, hat in Berlin bekanntlich bereits ihren Einzug gehalten und sich lebhafter bethätigt seit Bestehen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, die die Verpflanzung dieser gemeinnützigen Einrichtung auf vaterländischen Boden als eine ihrer wichtigsten praktischen Aufgaben sehr bald nach ihrer Begründung in Angriff genommen hat. In der von ihr begründeten Lesehalle Neue Schönhauserstraße 13 hat sich — in diesem Jahre — die Thür hinter dem 200000sten Besucher geschlossen und mehr als 70000 Mal sind Bücher zur Ausleihung gelangt. Außerdem haben die städtischen Behörden, welche die Gemeinnützigkeit der Einrichtung durch wiederholte Subventionirung anerkannt haben, sich auch ihrerseits angelegen sein lassen, eigene städtische Lesehallen im Anschluß an schon bestehende Volksbibliotheken ins Leben zu rufen, und es steht zu erwarten, daß die Stadt Berlin auf dem betretenen Wege weiter rüstig fortschreiten wird.

Ich weiß nicht, inwieweit die verdienstvolle wissenschaftliche Thätigkeit des Herrn Hartwig ihm Muße gelassen hat, von diesen Anfängen Notiz zu nehmen, und ich halte es daher für möglich, daß diese Thatsachen ihm und anderen Freunden Ihres Blattes nicht bekannt sind. Vielleicht hat Herr Hartwig aber auch nur zum Ausdruck bringen wollen, daß die Lesehallenbewegung bei uns noch nicht diejenige kraftvolle Entwicklung gefunden hat, welche den dringenden Anforderungen der Zeitverhältnisse entsprechen würde. Dazu gehört die Errichtung einer weit größeren Zahl von kleineren Lesehallen und namentlich auch die von Ihrem Herrn Mitarbeiter angedeutete Schaffung „einer größeren städtischen Bibliothek“, die gewissermaßen den Mittelpunkt für die kleineren Institute bilden würde.

In diesem Sinne ist die Anregung eines auf dem Bibliothekgebiete so angesehenen Mannes, wie Herr Geheimrath Hartwig es ist, dankbar zu begrüßen und es mag auch bei diesem Anlaß von neuem darauf hingewiesen werden, wie wünschenswerth es wäre, wenn die Stadt Berlin die von ihr beabsichtigte Ehrung des Andenkens Kaiser Friedrichs, in Ausführung einer Schrader'schen Idee, verbinden wollte mit der Begründung eines monumentalen Instituts für Volksbildung und -Unterhaltung: einer Kaiser Friedrich-Centralbibliothek und Lesehalle, die auch im Sinne der von Professor Böhmert gegebenen Anregungen sich zu einem großen Volksheim ausgestalten ließe.

P. J.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8

Nr. 2. Berlin, den 8. Oktober 1898. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5071 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Bewegung für die Landtagswahlen führt allmählich zu Erscheinungen, die leider nur vereinzelt auftreten, aber die doch Keime zukünftiger besserer Zeiten für den Liberalismus sein können. Wiederholentlich ist an dieser Stelle auf solche Symptome hingewiesen worden, auf Symptome, die beweisen, daß das Gefühl der Solidarität unter den Anhängern der verschiedenen Parteien der Linken im Wachsen begriffen ist, und daß sich die wahrhaft liberale und freisinnige Bevölkerung mehr und mehr bewußt wird, daß die Unterschiede und auch Gegensätze unter den einzelnen Richtungen der Opposition zurücktreten und verschwinden müssen, wenn nur durch gemeinsamen Kampf dem gemeinsamen Gegner der gesammten Linken, dem agrarisch-reaktionären Junkerthum, erfolgreich entgegengetreten werden kann.

Solche Erwägungen waren es, die die Freisinnigen Schleswig-Holsteins jetzt in Neumünster zu einem nützlichen, trefflichen Beschluß geführt haben. Es wurde als Richtschnur hingestellt, daß in Wahlkreisen, wo die Freisinnigen auf einen Sieg nicht zu rechnen haben, zwar freisinnige Wahlmänner nominirt werden sollten; diese werden jedoch ihr Gewicht für etwaige nationalliberale und gegen die konservativen Kandidaten in die Wagschaale werfen.

Das ist eine Taktik, die über den engen Fraktionsvortheil hinausblickt, und die das große Ziel des politischen Kampfes in Deutschland ins Auge faßt.

Wir wollen wünschen, daß solche politische Anschauungen auf die nationalliberale Partei selbst in immer höherem Grade zurückwirken, und daß das gute Beispiel, das die Nationalliberalen selbst schon an einigen Orten gegeben haben, mehr und mehr Nachahmung in ihren Reihen findet. Das politische Programm in Preußen und Deutschland kann in absehbarer Zeit nur lauten: Ueberwindung der inneren Gegensätze der Linken, wenn es sich um den Kampf gegen die reaktionäre Rechte handelt.

Der bisherige Verlauf des sozialdemokratischen Parteitages in Stuttgart hat eine Reihe von Erörterungen gebracht, die ernstes Interesse beanspruchen; diese Erörterungen drehen sich um die Frage: Was hat die Sozialdemokratie von der gewaltthätigen Erhebung zu erwarten, und was hat andererseits die Sozialdemokratie von der friedlichen Entwicklung zu erhoffen?

Es wird gut sein, einige entscheidende Aeußerungen nach dem „Vorwärts“ im Wortlaut hierher zu setzen.

Der Abgeordnete Vollmar polemisirte gegen eine „Genossin“ in folgender Weise:

„So viel ist jedenfalls sicher, daß die Annahme der Genossin Luxemburg, als ob die Kommune ein Stück Sozialdemokratie sei, die unhistorischste ist, die überhaupt sich ausdenken läßt. Aber freilich hängt das mit der ganzen Auffassung der Genossin zusammen. Sie scheint auf dem Standpunkt zu stehen, daß Gewaltmittel, Gewaltstreiche stets einen sozialistischen Charakter haben müssen. Anders ist die Aeußerung der Genossin Luxemburg überhaupt garnicht zu verstehen! Wir leben jetzt in einer Zeit, wo jeden Augenblick etwas Unerwartetes geschehen könne, wo man die Macht haben könne und vorbereitet sein müsse, sie auszuüben. Das ist nicht eine Theorie der deutschen Sozialdemokratie, das ist die Ansicht des Blanquismus (Lebhafte Zustimmung), der sich einbildet, zu jeder Zeit, wenn er eine mehr oder minder große Zahl von Anhängern hat, über die Köpfe der historischen Entwickelung hinweggehen, losschlagen zu können. Wenn die deutsche Sozialdemokratie je auf diesem Standpunkte gestanden hat, ist diese Zeit glücklicherweise längst hinter uns und wir haben uns nicht rückwärts, sondern vorwärts zu entwickeln. (Beifall.) Ich sage im Gegensatz zur Genossin Luxemburg: es könnte der deutschen Sozialdemokratie gar nichts Unglückseligeres passiren, als daß wir jetzt genöthigt wären, die politische Macht zu

übernehmen. Wir wollen nicht durch künstliche Mittel von außen her diese Macht gewinnen, sondern durch die innere Nothwendigkeit, der niemand widerstehen kann. Wir wollen die Macht dem Volke nicht ablisten, nicht abzwingen, sondern mit seinem eigenen Willen soll sie uns zufallen."

Und an anderer Stelle sagte derselbe Redner:

„Unsere Sozialdemokratie ist fertig geworden mit den äußeren Gegnern, sie wird sich auch von der Phrase zu emanzipiren wissen." (Stürmischer Beifall und Händeklatschen.)

Dieser Beifall und dieses Händeklatschen sind um so bedeutungsvoller, da den Ausführungen Vollmar's ein ernster Gegner überhaupt nicht erstanden ist.

Nicht gleich einheitlich bleibt die Antwort auf die zweite Frage. Hier knüpfte die Debatte an die bekannten Anschauungen Bernstein's an, der zu der Ueberzeugung sich langsam durchgerungen hat, daß auch die wirthschaftliche Revolution — im Gegensatz zum gewaltthätigen Umsturz — nicht in absehbarer Zeit zu jenem großen „Kladderadatsch" führen werde, nach dem der Zukunftsstaat oder doch der zukünftige Staat sozialer Gleichheit entstehen soll. Bernstein glaubt nicht mehr an solche Möglichkeiten, und darum verlangt er praktisches Arbeiten in der Gegenwart, und selbstverständlicherweise muß solches Arbeiten die Blicke ablenken von zukünftigen Utopien.

Grenz aus Leipzig legte mit klaren Worten dar, wie solche Erwägungen auf die Masse der Wähler zurückwirken; er sagte:

„Seit 30 Jahren gebrauchen wir das Reichstagswahlrecht. Die Wünsche und Prophezeiungen, die an den Gebrauch des freien Wahlrechts geknüpft wurden, sind nicht in Erfüllung gegangen. Bei vielen stellt sich der Gedanke ein, es nützt nichts; daher kommen die Rückschläge und ich fürchte, sie kommen noch schlimmer. Alte Genossen fragen uns: woher kommt dies denn. . . . Wenn man all diese Ereignisse der letzten Jahre überschaut, dann muß man sagen, wir sind in die Breite, aber nicht in die Tiefe gewachsen. Früher kamen die Genossen zusammen und vertieften sich ins Programm. Jetzt streiten sie sich über neue Gründungen. Sie blicken nur noch in die Gegenwart. Wir müssen wieder prinzipieller auftreten, als bisher, sonst können wir uns auf ärgere Rückschläge gefaßt machen."

In diesen Ausführungen ist bemerkenswerth die Konstatirung der Thatsache: die Genossen „blicken nur noch in die Gegenwart".

Heine Berlin ist ein Vertreter dieses Standpunktes; er führte aus:

„Ich meine, wir können und dürfen den Massen keine Zukunftsbilder der sozialistischen Gesellschaft vormalen. Wir dürfen es nicht aus wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit. Wenn die Gegner von uns verlangen, wir sollten ihnen solche Beschreibungen geben, so weisen wir das als eine unverschämte Zumuthung zurück, wir dürfen dann aber auch unsern Anhängern nichts davon vorerzählen."

Also nichts vom Zukunftsstaat; sondern? Herr Heine sagte es:

„Was aber ewig neu die Massen aufrüttelt, ewig neue Aufgaben stellt, nie langweilig wirkt, das ist der Kampf um die gegenwärtigen konkreten Forderungen des Tages, um die Verbesserungen, die wir anstreben, weil sie den Weg in die große schöne Zukunft bedeuten."

Dieser Auffassung ist zum Theil mit Heftigkeit, aber man kann nicht sagen mit Klarheit entgegen getreten worden. Alle Redner verspotteten zwar den „Zukunftsstaat", das heißt ein zu erstrebendes Phantasiegebilde, von dem man eine klare Vorstellung sich zu machen keine Möglichkeit habe; das sei undenkbar. Bleibt dann aber wirklich schließlich etwas anderes übrig als der Kampf um „die gegenwärtigen konkreten Forderungen", als ein Kampf um die Verbesserung der Lage der Arbeiter; ein Kampf, den der Freisinn mitzuführen bereit ist.

Man hat mit einem gewissen Spott und einem gewissen selbstgefälligen Hochmuth in einzelnen bürgerlichen Zeitungen auf diese Auseinandersetzungen des sozialdemokratischen Parteitages hingewiesen; wie uns scheint, sehr mit Unrecht. Es beweist in der That ein gesundes Leben in der sozialdemokratischen Partei, wenn diese ernsten Fragen, die die Zukunft der Arbeiterbewegung betreffen, so offen und rückhaltlos zur Erörterung gestellt werden.

Und diese Erörterungen sind der Beweis eines heilsamen Prozesses; sie zeigen, wie die Macht der Thatsachen auf die Sozialdemokratie wirkt, wie die „Ueberwindung der Phrase" — so sagte der Abgeordnete Vollmar — fortschreitet, und mit dieser Ueberwindung der Phrase wird die Bewegung allmählich dahin gelangen, die ihr noch eigenthümlichen utopischen Anschauungen mehr und mehr abzustreifen, um dann eine ausschließlich auf dem Boden der Wirklichkeit stehende radikale Arbeiterpartei zu werden. Das ist der Weg, den England schon so glücklich zurückgelegt hat.

Der Parteitag nahm überdies zwei wichtige Resolutionen an; er erklärte sich gegen jede Beschränkung des Koalitionsrechtes der Arbeiter; er verlangte vielmehr mit Recht Erweiterung und Ausgestaltung dieses Koalitionsrechtes. Jeder echte Liberale wird auf diesem Boden mit der Sozialdemokratie gemeinsam kämpfen können. Ferner wurde in Bezug auf die preußischen Landtagswahlen eine sehr verständige Resolution angenommen; keine generelle Betheiligung, aber dort soll gewählt werden, wo die Lage es zuläßt und wo der Kandidat die nöthigen Garantien zu geben bereit ist; mit anderen Worten, die Sozialdemokratie ist bereit, zuverlässige Freisinnige bei ihrem Kampfe gegen das Junkerthum in Preußen zu unterstützen. Auch das ist praktische Politik und ein Heraustreten aus jener politischen Isolirung, in der sich so lange die Sozialdemokratie gefallen hat; solch eine Annäherung, einmal bewirkt, wird immer weitere Kreise der Sozialdemokratie zu der Ueberzeugung bringen, daß die Berührungspunkte zwischen Freisinn und Arbeiterpartei zahlreicher sind, als man bisher zuzugeben geneigt war.

Gibt es in England eine Opposition, die aus gemäßigten Whigs, aus Radikalen und aus Radikalen mit sozialistischen Neigungen besteht, warum soll nicht auch bei uns schließlich das Ziel erreicht werden, die Nationalliberalen mit wahrhaft liberalen Gesinnungen, den Freisinn und die radikalen Arbeiter — gewiß nicht zunächst für ein produktives gemeinsames Programm, aber doch für eine gemeinsame Bekämpfung des aller Entwickelung in Deutschland so gefährlichen Junkerthums zusammenzufassen. Das ist zweifellos Zukunftsmusik; aber die ersten Takte dieser Zukunftsmusik kann man schon aus den Ereignissen der Gegenwart heraushören.

In Hamburg hat der dritte Bundestag deutscher Frauenvereine seine Berathungen abgehalten. Es soll an dieser Stelle auf die Einzelheiten der Debatten nicht eingegangen werden. Auch diese Erörterungen boten meist ein erfreuliches Bild, und erfreulich vor Allem ist das gesunde Streben der deutschen Frauen, in sachlicher Berathung an der Lösung der schwierigen Aufgaben theilzunehmen, die die soziale Gestaltung der Gegenwart darbieten; Probleme, die die Frauen selbst und die die Allgemeinheit betreffen.

Auf den Kampf in der Presse sind in Paris Prügeleien auf der Straße gefolgt; für die Revision und für Picquart; oder gegen die Revision und gegen Picquart, war der Schlachtruf der vergangenen Sonntag auf den Straßen in Paris erscholl, als durch die Verweigerung eines Saales eine Versammlung der Freunde der Revision unmöglich gemacht worden war. Hier waren die Parteigänger des Generalstabes vielfach die mächtigeren. Aber es hat den Anschein, daß solche Zwischenfälle den Sieg des Rechtes nicht mehr aufhalten können; ohne Staatsstreich wird sich die Lüge und der Betrug voraussichtlich nicht zu behaupten vermögen.

* * *

Die hohe Polizei.

Uebergroße Strenge ist fast durchweg ein Zeichen von Unfähigkeit. Diese will durch übertriebene „Schneidigkeit“ das ersetzen, was ihr an innerer Kraft und Sicherheit fehlt. Die strengsten Lehrer, die beständig strafen und die Beschränkung in der Benutzung des Rohrstocks beklagen, sind regelmäßig die untauglichsten Erzieher der Jugend, ebenso wie die Unteroffiziere die schlechtesten sind, welche die Rekruten mit Fäusten und Schimpfworten drillen. In den Zuchthäusern, in denen fleißig gehauen wird, pflegt die Disziplin am mangelhaftesten zu sein. Es gibt ein Sprichwort, das heißt: Nicht die Uhr, die am lautesten tickt, geht am richtigsten. Das trifft allenthalben zu, selbst auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet. Wer sich immer erst die Hemdsärmel aufkrempeln muß, und die Haare lang wachsen läßt, bevor er die Feder oder den Pinsel ergreift, der gibt schon damit zu erkennen, daß er am Aeußerlichen haften bleibt und nicht ins Innere zu dringen vermag. Pomp und Feierlichkeit, das Pusten und Sichindiebrustwerfen, Schneidigkeit und äußere Strenge sind regelmäßig nur der Deckmantel für innere Gebrechen, für Unfähigkeit, Charakterschwäche oder geistige Leere.

Eine Verwaltung erweckt deshalb kein günstiges Vorurtheil, in der das System der Schneidigkeit mit besonderem Nachdruck gepflegt wird. Es zeigt Schwäche, nicht Stärke an, wenn man glaubt, ohne Beschränkung der Vereins- und Versammlungsfreiheit, ohne drakonische Maßnahmen gegen Aufforderungen zum Streik, ohne verschärfte Instruktionen an die Polizeiorgane nicht mehr auskommen zu können. Nichts ist in diesen Beziehungen charakteristischer, als der „vertrauliche“ Erlaß des preußischen Ministers des Innern, in dem der Polizei eingeschärft wird, bei Straßenaufläufen von ihren Waffen sofort „wirksamen Gebrauch“ zu machen, sich insbesondere auf sogenannte Schreckschüsse oder den Gebrauch der „flachen“ Klinge nicht einzulassen. Man vergleiche mit diesem Erlaß die Bestimmungen in dem Gesetz über den Waffengebrauch des Militärs vom 20. März 1837. Es heißt daselbst in § 7:

„Der Gebrauch der Schußwaffe tritt nur dann ein, wenn entweder ein besonderer Befehl dazu ertheilt worden ist, oder wenn die anderen Waffen unzureichend erscheinen. Der Zeitpunkt, wann der Waffengebrauch eintreten soll und die Art und Weise seiner Anwendung muß von dem handelnden Militär jedesmal selber erwogen werden.“

Daß jener Erlaß des Ministers nun aber gar „vertraulich“ ist, setzt eigentlich Allem die Krone auf. Man sollte denken, daß solche Erlasse gar nicht öffentlich genug sein könnten. Wenn das Publikum darauf rechnen muß, daß die Polizei rascher als bisher von Schuß- und Hiebwaffen ernsthaften Gebrauch macht, so erscheint doch nichts natürlicher, als daß man ihm das sagt, deutlich und öffentlich sagt. Die Polizei steht dem Publikum doch nicht gegenüber wie einem feindlichen Heerhaufen, den es zu vernichten gilt.

Während dieser Erlaß des Ministers allgemeine Verwunderung hervorrief, wurde ungefähr gleichzeitig ein frecher Raubmord, am hellen Tage inmitten eines belebten Stadttheils von Berlin, ein Einbruch bei dem früheren Minister des Innern Grafen von Eulenburg und der Ausbruch des gefährlichen Verbrechers Erpel aus dem Zuchthause bekannt. In allen drei Fällen hat die Polizei die Verbrecher bisher nicht erwischen können. Hoffentlich gelingt ihr in diesen Fällen doch noch das, was ihr leider seit Jahren in zahlreichen ähnlichen Fällen nicht gelungen ist. Wenn die Güte einer Kriminalpolizei nach ihren Erfolgen bei der Ergreifung schwerer Verbrecher abgemessen wird, so fällt das Zeugniß für die preußische Kriminalpolizei gewiß nicht glänzend aus.

Die Frage drängt sich deshalb ganz ungezwungen auf, ob sich nicht eine Verlegung der Energie der Polizei empfiehlt. Anstatt beständig über neue Umsturzgesetze und die Bekämpfung der Sozialdemokratie nachzusinnen oder den Scharfsinn darauf zu verwenden, neue Fälle von grobem Unfug zu entdecken und die Tragkraft der Geduld des harmlosen Staatsbürgers zu erproben, könnte man die ersparte Thatkraft nützlich verwenden, um gegen Einbrecher und Mörder wirksamer als bisher Krieg zu führen. Das Spürtalent des Censors der Berliner Theater, der sogar in dem Klystier, das dem kleinen Dachs von Madame d'Athis nachgejagt wurde, eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung zu entdecken wußte, könnte bei der Entdeckung von Einbrüchen und Morden vielleicht ausgezeichnete Dienste leisten.

Weniger Schneidigkeit und mehr Thatkraft; weniger Topfguckerei und mehr Umsicht; weniger Instruktionen und mehr Aktionen; geringere Beunruhigung der ruhigen Bürger und stärkere Beunruhigung der Verbrecher: das wäre ein zeitgemäßes Reformprogramm für die Polizei.

Th. Barth.

Konfessionelle Kandidaturen.

Als vor einiger Zeit die christlich-soziale „Berliner Bewegung“ sich die Feier eines Jubiläums leistete, da konnte ihr Vater und Haupt, Herr Stöcker, gegenüber dem Mißgeschick mancherlei Art, das er und seine Leute neuerdings erfahren, doch stolz auf einen charakteristischen Erfolg hinweisen: seit langen Jahren sitzt kein Jude mehr im preußischen Parlament und auch zum Reichstag findet er nur noch durch die Sozialdemokratie Zutritt. Man muß anerkennen, daß Herr Stöcker hier die Wahrheit spricht; nicht nur die Thatsache ist wahr, sondern auch das „Verdienst“, das Herr Stöcker sich und den Seinen an der Herbeiführung jener Thatsache zuschreibt. Wohl war auch schon früher bei uns die konfessionelle Vorurtheilslosigkeit auf diesem Gebiete eine ziemlich beschränkte, so daß selbst ein Mann wie Lasker in der Zeit seines Ruhmes mit Kandidaturschwierigkeiten, die aus dieser Quelle flossen, zu kämpfen hatte. Jedoch in Anbetracht der Stellung, die sich gerade in der Entwicklung deutscher Einheit seit 50 Jahren jüdische Parlamentarier von Gabriel Rießer bis Ludwig Bamberger trotz ihrer stets sehr geringen Zahl erworben haben, wäre der gegenwärtige Boykott im neuen Reiche unbegreiflich ohne jene antisemitische Infektion, die zwar nicht von Stöcker oder irgend einem einzelnen Menschen geschaffen worden, deren Ausbruch aber durch das Auftreten des hetzenden Hofpredigers bezeichnet wird, und die seitdem endemisch geworden ist, nicht nur die Anhänger, sondern auch die Gegner des offiziellen Antisemitismus befallen hat. Wie in fast allen Zweigen des Staatslebens die durch Verfassung und Reichsgesetz verbürgte religiöse Gleichberechtigung stillschweigend „im Verwaltungswege“ beseitigt ist, so ist den jüdischen Bürgern im Reich und in Preußen, soweit sie nicht unter sozialdemokratischem Schutze stehen, das passive Wahlrecht für die Parlamente thatsächlich entzogen.

Gegen diesen klaren und einfachen Thatbestand mußte sich begreiflicher Weise eine Reaktion der Betroffenen entwickeln; und diese Reaktion hat nunmehr, nachdem die Erwartung anderer Abhilfe stets getäuscht worden, die Frage sog. „jüdischer Landtagskandidaturen“ gezeitigt. Da es unmöglich scheint, einen Mann ins Parlament zu bringen, obgleich er Jude ist, so soll versucht werden, ihn hineinzubringen, weil er Jude ist, weil die jüdischen Bürger in der Volksvertretung durch ihresgleichen vertreten sein wollen. Daß das Auftreten dieses Gedankens in Versammlungen und in der Presse lebhaften Widerstreit der Meinungen erregen muß, ist selbstverständlich, zumal da sich unvermeidlich damit allerlei heterogene Interessen parteipolitischer und persönlicher Art verquicken. Um so mehr sollte man versuchen, sich über den Kern der Frage selbst möglichst unbefangen und ganz allgemein, ohne Rücksicht auf irgend einen praktischen Einzelfall, klar zu werden.

Der Entschluß, sein gutes Recht durch eigene Kraft zu wahren, gegenüber einer erdrückenden Uebermacht durch Zusammenfassen der vereinzelten Leidensgenossen sich männlich zur Wehr zu setzen, kann von vornherein auf die Sympathie nicht nur der Betroffenen, sondern aller gerecht und anständig Denkenden rechnen. Und eine fernere Erwägung ist nicht abzuweisen. Soll die Volksvertretung, ihrem Wesen entsprechend, das Spiegelbild aller erheblichen, im Volke thatsächlich vorhandenen Richtungen, Gruppen und Interessen sein, so können auch die Juden einen Platz innerhalb der Gesammtheit beanspruchen. Und wenn man für alle möglichen „Fragen“ Vertreter der Nächstbetheiligten gern im Rathe sieht, warum just nur nicht für die „Judenfrage“, nachdem es den Gegnern nun einmal gelungen, diese schon am Anfang und in der Mitte des Jahrhunderts vermeintlich gelöste Frage an des Jahrhunderts Neige wieder aufzuwerfen? Wohl meinen viele Gutgläubige, besser sei es, wenn in der Oeffentlichkeit die Sache der Verfolgten nicht von diesen, sondern von Glaubensgenossen der Verfolger geführt werde; auch Juden selbst finden wohl diese Kampfart „vornehmer“. Aber auch wenn die Vornehmheit hier nicht, wie so oft in ähnlichen Fällen, eine Metapher für das Gegentheil des Muthes ist, so erheischt jene Behauptung doch mindestens eine erhebliche Einschränkung. Das Verdienst und der Hochsinn der Männer soll wahrlich nicht verkleinert werden, die, ohne je selbst unter dem alten Ahasverfluche gelitten zu haben, um des Rechtes willen für die in ihren heiligsten Rechten Gekränkten eintreten. Und doch — jene unselige „Frage“ ist so besonderer Art, daß Niemand sie völlig begreift, der nicht ihre unsagbaren Folgen an sich selbst, an eigener Seele erfahren. Nur wer es selbst empfunden hat, was es heißt, als Fremdling zu gelten im Vaterhause, alle Schmähungen verblendeten Nationalhasses zu erdulden in der eigenen Muttersprache traulich liebem Klang, sich in einen feindlichen Zwiespalt gebracht zu sehen mit eben jener Kultur, in der man lebt und webt, deren bestimmende Keime man vor allem Bewußtsein schon in sich aufgenommen hat, sich auf Schritt und Tritt als ein Anderer unter den Gleichen, als ein Ausgeschlossener unter den Genossen fühlen zu müssen, — nur wer all' das empfunden hat von den Spielen der Schulzeit ab, durch die Freiheit der frohen Burschenjahre hindurch bis in die verschiedensten Lagen des Lebens und Strebens, nur der vermag vielleicht einmal den rechten und vollen Ton zu treffen, um auf die „Judenfrage“ die gebührende Antwort zu geben.

So ist es denn begreiflich und gerechtfertigt, wenn die widerrechtlich, aber thatsächlich von der Volksvertretung Ausgeschlossenen den ihnen durch besondere Umstände etwa hier oder dort zufallenden Einfluß benutzen, um Einem der Ihrigen den Zutritt zum Parlament zu erzwingen.

Indessen völlig zu trennen von dem Urtheil über die Benutzung solcher Zufallserfolge ist die prinzipielle Frage, ob damit überhaupt ein Weg zur Ueberwindung des gegenwärtigen ungerechten Zustandes gewiesen ist; ob die jüdischen Bürger ihre Gleichberechtigung geltend machen können durch konfessionelle Kandidaturen? An sich sind ja konfessionelle Kandidaturen in unserem politischen Leben so wenig etwas neues, daß vielmehr die stärkste, die „regierende“ Partei im Reiche eine rein und ausgesprochen konfessionelle ist. Und dieses große Beispiel konnte wohl in erregbaren Gemüthern, im Eifer der Nothwehr den Gedanken an eine Art von jüdischem Centrum aufblitzen lassen. Der ungeheure Unterschied der Zahl würde zunächst noch nicht die Sache selbst unmöglich machen, wohl aber die völlig verschiedene örtliche Gruppirung, da die Juden nicht nur in der Gesammtheit, sondern auch in jedem einzelnen Kreise und Bezirke die Minderheit, fast stets eine beinahe verschwindende Minderheit bilden. Und dieser äußerlich entscheidenden Thatsache der völligen Zerstreuung in alle Theile des Landes und Volkes entspricht durchaus die innerlich entscheidende Thatsache, die für die prinzipielle Beurtheilung der springende Punkt ist.

Das Centrum vertritt die Ansprüche katholischer Orthodoxie an den Staat, wie mutatis mutandis die äußerste Rechte, die im gewissen Sinne auch eine konfessionelle Partei ist, die der evangelischen Orthodoxie. Eine Jede ist Trägerin einer spezifischen, konfessionell bedingten politischen Weltanschauung; das ist das Wesen und die Existenzbedingung jeder konfessionellen Bethätigung auf politischem Gebiete. Eben davon kann aber bei einer jüdischen Kandidatur gar keine Rede sein. So wenig es denkbar ist, daß der jüdische Kandidat ausschließlich Vertreter seiner Orthodoxie sein kann, so wenig ist das Judenthum heute Träger einer spezifischen, konfessionell bedingten politischen Weltanschauung. Das Judenthum als solches fordert von dem Staat neben der Glaubensfreiheit nichts, als daß er nach dem Worte Wallensteins handle:

> Und war der Mann nur sonsten brav und tüchtig,
> Ich pflegte eben nicht nach seinem Stammbaum
> Noch seinem Katechismus viel zu fragen.“

Genau das aber ist auf diesem Gebiete die Quintessenz des Liberalismus! Ein Kind der Aufklärung, wurzelt der Liberalismus recht eigentlich im Streben der individuellen Vernunft nach Befreiung vom Banne dogmatischer Autorität und konfessioneller Enge. Bevor es bei uns zu Lande noch irgendwelche liberalen Parteiorganisationen gab, wirkte doch schon der liberale Gedanke als der große Emanzipator aller Entrechteten; Gleichheit vor dem Gesetze, Würdigung des Individuums als solchen in absoluter Vorurtheilslosigkeit, ohne Rücksicht auf Geburt und Glauben, das ist das tragende Prinzip alles Liberalismus. Aus dieser Gedankenwelt ist die moderne Staatsidee geboren, die die Schranken des feudalistischen Staates mit seinen Privilegien und Entrechtungen sprengte. Und wie die liberale Aufklärung die Thore des Ghetto von außen öffnete, so hat eben sie auch von innen her die Mauern der Sonderung allmählich abgetragen. Diese ganze Richtung ist also ihrem innersten Wesen nach durchaus antikonfessionell, soweit Recht und Staat in Betracht kommen. Deshalb ist auch die liberale Gleichberechtigung aller Religionsparteien etwas ganz anderes, ja geradezu prinzipiell entgegengesetztes gegenüber der Parität, die auch konfessionelle Parteien unter gewissen Umständen anerkennen und sogar leidenschaftlich fordern. Diese Parität macht im Prinzip die Religion zur Grundlage der Betheiligung am Staate; sie möchte die Antheile genau nach der Verhältnißzahl der Konfessionen regeln, wobei sie freilich über Rechenfehler zu Gunsten ihrer Religionsverwandten gern hinwegsieht; sie ist im Grunde nichts anderes, als die Anpassung der Idee konfessioneller Alleinherrschaft an die beklagte, aber nicht zu ändernde Thatsache des Nebeneinanderbestehens mehrerer mächtiger Konfessionen. Dagegen ruht die liberale Gleichberechtigung auf dem Prinzip, daß das Glaubensbekenntniß mit der Betheiligung am Staate absolut nichts zu thun hat; sie verlangt keineswegs eine Berücksichtigung der verschiedenen Religionsverwandten im Verhältniß ihrer Zahl; vielmehr verwirft sie jede Berücksichtigung der Konfessionen im Bereiche der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten. Und dies ist auch die Bedeutung der religiösen Gleichberechtigung, wie sie unsere modernen Verfassungen und das Reichsgesetz vom 3. Juli 1869 aussprechen; nicht jene nur scheinbar freiheitliche, in Wahrheit eng konfessionelle Parität.

Daß nun der Jude als solcher nur die liberale, verfassungsmäßige Gleichberechtigung, nicht jene Parität will und wollen kann, liegt auf der Hand. Denn seine ganze Existenz als Staatsbürger wurzelt einzig und allein in dem liberalen, modernen Prinzip der Unabhängigkeit politischer Rechte und Pflichten vom Glaubensbekenntniß. Ohne den Sieg dieses Prinzips im Verfassungs- und Rechtsstaat wäre er der mehr oder minder geduldete Schutzverwandte geblieben; erst jener Sieg gab ihm auch rechtlich ein Vaterland, auf dessen Boden er thatsächlich oft weit länger schon heimisch war, als viele christliche Vollbürger und manches adlige Geschlecht. Und jede thatsächliche oder rechtliche Verkümmerung dieses liberalen, antikonfessionellen Prinzips bringt ihn jener früheren Lage wieder näher.

Deshalb steht und fällt der Jude als Staatsbürger mit der liberalen Idee auf konfessionellem Gebiete. Gewiß kann an und für sich der Jude jeder politischen Partei angehören, weil eben das Judenthum heute nicht Träger irgend einer spezifischen politischen Weltanschauung ist. Aber die Voraussetzung dafür ist natürlich, daß die völlige Unabhängigkeit aller staatlichen Rechte und Pflichten vom Glaubensbekenntniß eine unbestrittene, unantastbare, allem Parteistreit entrückte Thatsache ist. Daß dies bei uns der Fall sei, wird auch der rosenrotheste Optimist nicht behaupten können. Daher hat der jüdische Staatsbürger auf diesem Gebiete seinen politischen status im Liberalismus; und er hat keinen anderen politischen status. Und weil das liberale Prinzip, wie eben gezeigt, in fundamentalem Gegensatz zu dem Prinzip der konfessionellen Parität steht, so unterliegen jene im Anfang erörterten jüdischen Kandidaturen, wenn sie auch als Mittel der Nothwehr gerechtfertigt werden können, doch prinzipiell als Konzessionen an die Idee der Parität ernsten Bedenken. Es ist oft im politischen Kampfe nicht zu vermeiden, sich einmal auf den Boden des Gegners zu stellen und ihn mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen; es kann das ein gutes Mittel sein, ihn ad absurdum zu führen. Aber Vorsicht ist dabei stets geboten, daß man über dem taktischen Manöver das eigene Prinzip nicht vergesse oder gar verleugne. Und das Prinzip kann hier nimmermehr das der Parität sein, daß so und so viele jüdische Vertreter im Parlament sitzen müssen; sondern ausschließlich das der religiösen Gleichberechtigung im liberalen Sinne, daß bei der Wahl eines Volksvertreters sein Religionsbekenntniß absolut gleichgiltig ist.

Ja, — aber handelt denn gegenwärtig der Liberalismus selbst, und zwar in allen seinen Fraktionen nach diesem seinem eigensten Prinzip? Das ist die heikle Frage, die sich Jedem hier aufdrängt, und der die Spatzen von den Dächern die Antwort pfeifen. Gewiß, offiziell wird das Prinzip überall durchaus gewahrt; man ist sich wohl bewußt, daß es sich hier um einen Kardinalpunkt jedes Liberalismus handelt; und es ist kein Zufall, daß gerade die am weitesten rechts stehende liberale Partei in ihrem jüngsten Wahlaufruf die religiöse Gleichberechtigung besonders betont. Jedoch es wäre ein lächerliches Versteckspiel, mit dem man heute weder Freund noch Feind mehr täuschen kann, wenn man sich nur an diese offiziellen Urkunden halten und nicht offen und ehrlich bekennen wollte, daß der Liberalismus gegenwärtig in dieser Frage nicht seinem Prinzip gemäß handelt. Und offen und ehrlich wird man überall die Antwort hören: er thut es nicht, weil er es bei der gegenwärtigen Stimmung nicht kann. Das ist richtig oder falsch, je nachdem man es versteht. Soll es heißen, daß die gegenwärtige Volksstimmung überhaupt die Wahl eines Juden unmöglich mache, so genügt zur Widerlegung der einfache Hinweis auf die Sozialdemokratie. Sie hat das Prinzip der absoluten religiösen Gleichberechtigung, wie viele andere rein politische Ideen, fix und fertig der liberalen Weltanschauung entnommen; und sie vermag dies Prinzip noch heute in jeder Beziehung praktisch durchzuführen; wo sie ihre Fahne erhebt, da zeigt sich die Masse des Volkes nicht von der antisemitischen Infektion bewältigt; hat doch noch bei den letzten Reichstagswahlen die Sozialdemokratie mit jüdischen Kandidaten Hochburgen des Antisemitismus erobert. Wie ist das möglich? Weil hier ein starker, leidenschaftlicher Glaube an die Wahrheit und die Macht der großen Prinzipien der Partei alle kleineren Gegensätze überwindet, alle Unterschiede ausgleicht, das kleinliche Vorurtheil besiegt; weil ihre Anhänger eine große Idee über Alles zu stellen gelernt haben und in dieser Idee die Kraft finden, rücksichtslos für ihre Ueberzeugung einzutreten. Und weil all' dies dem Liberalismus zur Zeit abgeht, so kann er allerdings auch auf diesem Gebiete nicht, was die Sozialdemokratie kann. Kurz, die Anfälligkeit des Liberalismus gegenüber der antisemitischen Infektion ist lediglich ein Symptom der allgemeinen Körperschwäche, unter der er überhaupt augenblicklich leidet. Von jeher war ja die Judenfrage der Punkt, an dem Junker und Pfaffen bei ihrem Kampf wider das liberale und aufgeklärte Bürgerthum am liebsten und wirksamsten einsetzen. Wem konfessionelle Muckerei in ihrer nackten Blöße zuwider ist, dem kann wohl der erste Schritt zur Bekehrung erleichtert werden durch die Hervorkehrung eines allgemein christlichen Standpunktes. Und wenn man füglich die Gleichberechtigung des Bürgerthums schlechthin öffentlich nicht bekämpfen kann, so versucht man für das Privilegium Proselyten zu machen durch Entrechtung zunächst einer kleinen Minderzahl. Man darf mit Recht darauf bauen, daß sich weiteres von selbst ergibt, wenn nur erst thatsächlich in die allgemeine Rechtsgleichheit Bresche gelegt ist. Und wie verführerisch ist es, wenn selbst der Geringste im Volk sich doch noch als Privilegirter empfinden kann, weil er ja wenigstens nicht Jude ist! Das macht weite Kreise empfänglich für die Reize der Privilegienwirthschaft überhaupt. Welch' nützliche Abstumpfung des öffentlichen Rechtsgefühls, wenn man sich erst gewöhnt hat, ruhig mitanzusehen, wie ein in Verfassung und Gesetzen feierlich gewährtes Recht in allen Zweigen des Staatslebens schlechtweg mißachtet wird, weil es ja nur eine kleine Minderheit trifft! Wenn das Wesen des Liberalismus auf der Gleichheit vor dem Gesetze, auf der Abkehr von aller Privilegienwirthschaft, auf der Wahrheit des Rechts- und Verfassungsstaates beruht, so liegt hier, in seiner Ohnmacht gegenüber dieser Entrechtung der Juden, eine tödtliche Gefahr für den Liberalismus selbst!

Und die Abhilfe? Sie kann nicht in konfessioneller Sonderung, in Eigenbrödelei irgendwelcher Art gefunden werden, sondern nur in der Stärkung der liberalen Idee, in der politischen Regeneration des liberalen Bürgerthums überhaupt. Dann wird mit anderen auch dieser Schwächezustand überwunden werden. Das ist freilich keine Hilfe, die von heute zu morgen wirkt; und es ist eine wenig tröstliche Aussicht für die heute lebende Generation jüdischer Bürger, lediglich als Kulturdünger zu dienen für eine bessere Zukunft. Aber kein heiß aufwallender Unmuth, und sei er noch so gerecht, vermag den historischen Entwickelungsgang zu beschleunigen; wehmüthigen Trost gewährt - allein die energische Erfüllung der klar erkannten Pflicht, an seinem Platze und zu seiner Zeit für jene Entwicklung mannhaft zu kämpfen. Und auch der Geschichte Mühlen mahlen langsam, aber unvergleichlich fein!

Hugo Preuß.

Der Situationswechsel in Oesterreich.

Im Reiche der Unwahrscheinlichkeiten ist es begreiflich, daß das Unwahrscheinliche zum Ereigniß wird. So ist denn gleichsam mit einem Schlage über Nacht die Obstruktion verschwunden; im Parlament, das seit acht Tagen versammelt ist, herrschen normale Zustände, es wird berathen und verhandelt, als ob es nie eine Obstruktion gegeben hätte. Am 28. Oktober 1897 fand die berühmte 33stündige Sitzung statt, in welcher die Majorität die erste Lesung des Ausgleichs-Provisoriums nicht durchzusetzen vermochte; am 3. Oktober 1898 steht das Haus inmitten der ersten Lesung des ganzen Complexes der Ausgleichsvorlagen und die Berathung nimmt einen ruhigen, sachlichen Verlauf. Das geschieht, obwohl die Sprachenverordnungen nicht aufgehoben wurden, obwohl nichts geschehen ist, um die Deutschen zu versöhnen. Und dennoch ist es das Verdienst des Grafen Thun, daß diese Wandlung sich vollzogen hat; des Grafen Thun und des Baron Bánffy. Man kann nicht eben behaupten, daß der böhmische Feudalgraf und der siebenbürgische Baron, auf den die großen ungarischen Magnaten mit Geringschätzung herabblicken, durch die Bande der Freundschaft miteinander verknüpft seien oder daß auch nur freundliche Beziehungen mit einander beständen; was sie mit ein-

ander verbindet, ist der Geheimvertrag, der im letzten August in Ischl und Budapest zwischen ihnen vereinbart wurde, die Verschwörung gegen die österreichische Verfassung, in welche sie gemeinsam verstrickt sind.

Graf Thun hat den österreichischen Reichsrath gar nicht zu dem Behufe einberufen, damit dieser den Ausgleich in Verhandlung ziehe. Die Einberufung des Reichsrathes erfolgte nur, weil der österreichische Ministerpräsident von seinem ungarischen Kollegen darauf aufmerksam gemacht worden war, daß er bei der Schließung des Reichsrathes in demselben die Quoten-Deputation vergessen habe. Mit der Schließung des Reichsrathes hat nämlich die österreichische Quoten-Deputation ihr Mandat verloren und es war unmöglich, die Deputationsverhandlungen über die Quote fortzusetzen. Ohne daß diese Deputations-Verhandlungen sich als ergebnißlos erweisen, ist es nach ungarischem Staatsrecht — das österreichische kommt ja nicht in Betracht — unmöglich, die Entscheidung der Quote durch die Krone zu veranlassen. Vom Standpunkte der ungarischen Verfassungsmäßigkeit mußte Baron Bánffy fordern, daß Graf Thun das Thor des Reichsrathes wieder aufsperre und den vergessenen Regenschirm, pardon, die vergessene Quotendeputation wieder heranshole.

Nur zu diesem Zwecke wurde der Reichsrath wieder einberufen. Zur Votirung des Ausgleichs bedurfte Graf Thun des Parlaments nicht. Für diesen Zweck hatte er sich mit dem Baron Bánffy bereits über einen famosen Plan geeinigt. Für Ungarn sollte der Ausgleich auf die Dauer von vier Jahren kraft einseitiger und selbständiger Verfügung der ungarischen Gesetzgebung erlassen, für Oesterreich sollte er auf Grund des § 14, das ist auf Grund des Nothverordnungsrechts, oktroyirt werden. Baron Bánffy konnte auf solche Weise der ungarischen Opposition zu Gemüthe führen, daß ein Zoll- und Handelsbündniß nicht mehr bestehe, daß die ungarische Gesetzgebung virtuell sich auf dem Boden des selbständigen Zollgebietes befinde und nur noch nicht praktisch von demselben Gebrauch mache. In Oesterreich dagegen war ein Ausgleich, welcher allgemein als ein den österreichischen Interessen nachtheiliger erkannt wurde, den Fährlichkeiten der parlamentarischen Verhandlung entrückt und das Ministerium war der Nothwendigkeit enthoben, im Reichsrathe Vorlagen zu vertreten, die sich parlamentarisch kaum vertreten lassen. Mit der Oktroyrung des Ausgleichs war die Bahn des Absolutismus betreten und es ist bekanntlich nur der erste Schritt, der einen starken Entschluß und Ueberwindung kostet. Das war der Inhalt des berühmten Geheimvertrags, in welchem vom Jahre 1900 ab auch eine mäßige — in der Ziffer jedoch noch nicht bestimmte — Erhöhung der ungarischen Quote in Aussicht genommen war. Daß Graf Thun, der böhmische Feudalherr auf diesen Plan einging, ist nicht verwunderlich. Baron Bánffy hatte denselben vorgeschlagen und dem Grafen Thun fiel nichts Besseres ein. Aber Baron Bánffy, der parlamentarische Ministerpräsident? Man könnte sagen, die parlamentarische Taktik verdirbt oft die besten Köpfe und die besten Gewissen. Am Baron Bánffy war nichts zu verderben. Er hat von Haus aus eine Neigung zu Gewaltthätigkeiten in seine politische Carrière mitgebracht. Die Mittel, mit denen er als Kaimakam von Bistritz arbeitete, sind ihm geläufig geblieben auch als er Vezier von Ungarn geworden. Die angeborene Neigung zu gewaltthätigen Lösungen bricht bei ihm immer wieder hervor. Es hätte ihn ein Wort gekostet, im Sommer des Vorjahres den Grafen Badeni fortzublasen. Er hätte nur dreist und nachdrücklich zu erklären brauchen: Wenn Graf Badeni den Ausgleich nicht durchbringen kann, dann kann ich mit ihm als ungarischer Ministerpräsident nicht weiter verhandeln, dann muß ein anderer an seine Stelle treten. Davon hielten ihn zwei Erwägungen ab. Zunächst durfte er nicht hoffen, einen Nachfolger des Grafen Badeni zu finden, den er so wie diesen und den Finanzminister Bilinski über den Löffel barbieren konnte. Und dann liebt es Baron Bánffy, sich in Wien als den „loyalen Ministerpräsidenten“ zu geben, der in Budapest Alles durchsetzt, und er liebt es, wenn er sich in Wien befindet, mit dem Absolutismus zu tändeln und sich den Anschein zu geben, als ob er durch die konstitutionellen Anschauungen, die an höchster Stelle bestehen, in seinen Plänen und Absichten zurückgehalten werde. Vielleicht findet der „loyale Ministerpräsident“ dereinst seinen Busch . . Das Regime des § 14 in Oesterreich dient als Warnung für die oppositionellen Himmelsstürmer in Ungarn, der Regierung Bánffys nicht zu nahe zu treten.

Vorläufig ist aber der ganze schlaue Plan ins Wasser gefallen. Um dem Grafen Thun und dem Baron Bánffy die Sache nicht gar zu leicht zu machen, hat die deutsche Opposition sich entschlossen, den Ausgleich aus der Obstruktion auszuschalten. Sie hat nicht einmal darauf bestanden, die Anträge auf Ministeranklagen, welche nach dem Gesetze die Priorität haben, in Verhandlung zu ziehen; sie ist allen Versuchen, sie durch kleine Verletzungen der Geschäftsordnung zu reizen, klug ausgewichen und ist direkt auf das Ziel losgegangen: auf die Berathung des Ausgleiches. Das Haus verhandelte über den Ausgleich, folglich kann man den § 14 auf den Ausgleich nicht anwenden; wendet man ihn an, dann ist das nicht mehr der § 14, sondern der trockene Staatsstreich, wie ihn die Jungczechen, diese sonderbaren Freiheitshelden, seit Monaten fordern. Wie lange die Ausgleichsberathung dauern darf, dafür kann es keine Vorschrift geben. Niemand kann es der Opposition übel nehmen, wenn sie den Ausgleich gründlich prüft und diskutirt. Nach der ersten Lesung muß nach der Geschäftsordnung ein Ausschuß eingesetzt werden. Gewöhnlich zählte der Ausgleichsausschuß 48 Mitglieder. Seit der letzten Wahlreform ist die Zahl der Abgeordneten gewachsen. Es ist also begreiflich, wenn man die Einsetzung eines 60gliedrigen Ausschusses fordert. Regelmäßig hat der Ausgleichsausschuß mehrere Subkomitees entsendet. Das muß er auch diesmal thun. Im Jahre 1878 gab es keine Obstruktion und damals nahm die Ausgleichsberathung drei Viertel Jahre in Anspruch. Die Vorlagen sind diesmal noch zahlreicher und komplizirter; man könnte es nicht Obstruktion nennen, wenn die Verhandlung eben so viel Zeit beanspruchen würde. Es kann also keine Rede davon sein, daß der Ausgleich bis Neujahr erledigt wird. Das thut aber nichts; die deutsche Opposition ist bereit, ein Ausgleichs-Provisorium auf der Grundlage des status quo zu bewilligen, wenn nur Baron Bánffy damit einverstanden ist und es durchzusetzen vermag. Zu alledem ist die deutsche Opposition bereit, weil sie damit den beiden verschworenen Ministerpräsidenten bittere Verlegenheiten bereitet und die Staatsstreichpläne durchkreuzt.

Arg in der Klemme ist Baron Bánffy. Er hat dem Parlament Erklärungen über den Ausgleich in Aussicht gestellt und er vermag sie nicht zu geben. Er soll sich darüber äußern, ob der ungarische Reichstag die Ausgleichsvorlagen verhandeln soll, welche ihm vorliegen und welche auf dem Abschlusse eines Zoll- und Handelsbündnisses beruhen, oder jene Vorlagen, welche in der Geheimabmachung vorgesehen sind und die einseitige selbstständige Verfügung der ungarischen Gesetzgebung zum Gegenstande haben. Die geänderten parlamentarischen Verhältnisse in Oesterreich machen ihm die Aeußerung schwer, wenn nicht unmöglich. Vorläufig hat er das ungarische Abgeordnetenhaus veranlaßt, sich auf acht Tage zu vertagen. Qui habet tempus habet vitam. Aber Baron Bánffy hat nicht viel Zeit, und darum hat er Grund, für die Existenz seines Kabinets zu fürchten.

So sind die Dinge in Oesterreich in ein merkwürdiges Stadium getreten. Zunächst hat Graf Thun Schutz bei der Rechten gesucht. Dr. Bärnreither ist aus dem Kabinet geschieden und Graf Thun erklärt sich geeinigt mit der Majorität und bereit, der Majorität den Preis für die Gefolgschaft und Hilfeleistung zu zahlen. Die Majorität soll ihm aus der Falle helfen, in welche er gerathen ist. In wenigen Wochen, manche behaupten in wenigen Tagen, ist er verpflichtet, dem Baron Bánffy klar und bündig Bescheid zu sagen. Dann wird es sich entscheiden, ob der

Reichsrath die Ausgleichsverhandlung fortsetzt oder ob ein Vorwand vom Zaun gebrochen wird, denselben wieder heimzuschicken und den Geheimvertrag in Wirksamkeit zu setzen.

Wien, 3. Oktober. Gustav Steinbach.

Amerikanische Maschinenpolitik.

Für die Entwicklung moderner Demokratien ist nichts so charakteristisch, wie der beherrschende Einfluß, den die sogenannten Parteimaschinen ausüben. Die Erfahrungen, die seit Jahrzehnten in dieser Beziehung in den Vereinigten Staaten von Amerika gemacht worden sind, bieten ein politisches Interesse dar, das weit über Amerika hinausragt und das eigentliche innere Wesen der modernen Demokratien berührt. Es erscheint uns Europäern zumeist kaum verständlich, wie es möglich ist, daß eine verhältnißmäßig kleine Bande von verwegenen Politikern oft auf viele Jahre hinaus das politische Leben der größten amerikanischen Gemeinwesen wie mit einem eisernen Ringe gefesselt hält. Es ist bekannt, wie Anfangs der 70er Jahre in der Stadt Newyork der Tweed-Ring Jahre lang sein Wesen trieb, und welcher heroischen Anstrengungen unter der Führung des demokratischen Staatsmannes Samuel Tilden es bedurfte, um die Macht der Tweed und Genossen zu brechen und die Beherrscher der Stadt vom curulischen Sessel ins Zuchthaus zu spediren. Die Rolle, die Tweed spielte, war die eines Boß von Tammany Hall, und dieses Boß-System hat sich in den großen Centren des amerikanischen öffentlichen Lebens behauptet und sogar stärker noch entwickelt, trotz aller Anstrengungen der guten Bürger, sich von der Zwangsherrschaft der Maschinenpolitiker zu befreien. Jemehr es die einzelnen Bosses verstanden haben, sich vor den gewagtesten Gesetzesüberschreitungen zu hüten, um so schwerer ist es vielfach geworden, sich ihrer zu entledigen.

In der Stadt Newyork stehen gegenwärtig an der Spitze der beiden Parteimaschinen — der republikanischen und der demokratischen — zwei außerordentlich gerieben und energische Männer, der Senator Platt und Richard Croker. Der letztere ist der Führer von Tammany Hall und hat bei den Wahlen, die vor ungefähr einem Jahre in der neugeschaffenen Metropole Greater Newyork, mit ihren $3\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern, stattfanden, so nachdrücklich gesiegt, daß die ganze Stadtverwaltung unter seine Kontrole gelangt ist. Das Charakteristische der Stellung dieses geistig wenig kultivirten, aus Irland eingewanderten Berufspolitikers liegt darin, daß derselbe keinerlei, nach außen hin verantwortliche Posten bekleidet. Seine ganze Gewalt liegt hinter den Kulissen. Er ist der unbeschränkte Leiter der Parteiorganisation; die zahllosen Agitatoren der Partei, welche für gute Wahlen zu sorgen haben, empfangen in letzter Linie von ihm ihre Befehle, und nach erfolgtem Wahlsieg vertheilt er die Siegesbeute unter diejenigen, welche sich durch besonderen Eifer bei der Erfüllung der Wünsche des Mr. Croker ausgezeichnet haben. Er sowohl als seine Hauptgehilfen treiben Jahr aus Jahr ein nichts Anderes als Politik; sie bereiten die Wahlen vor; sie sind beständig beschäftigt, die Organisation zu verbessern; sie sorgen durch Besteuerung der Abhängigen und durch Bedrohung derjenigen, die etwas zu verlieren haben, für reichlich gefüllte Agitationskassen und halten durch eine nie ermüdende Thätigkeit die Herrschaft des Boß aufrecht. Eine solche rührige Macht, mit ihren tausendfältigen Verbindungen und ihrer riesigen Patronage, zu brechen, erfordert eine ungeheure Kraftanstrengung, die von denjenigen, die auch noch etwas Anderes zu thun haben, als Politik zu treiben, außerordentlich schwer aufzubringen ist. Die Bekämpfung einer Maschine fällt deshalb vorzugsweise der gegnerischen Parteimaschine zu, und wenn es dieser gelingt, über die Rivalin bei einer folgenden Wahl den Sieg zu erlangen, so kommt die Bürgerschaft in der Regel nur vom Regen in die Traufe; denn die neuen Herrscher pflegen meist noch hungriger zu sein, als die alten, die, während sie im Besitze der Herrschaft waren, sich wenigstens schon theilweise gesättigt haben.

Das Wesen dieses Boß-Systems ist oft genug dargestellt worden, aber selten ist eine Klarlegung dieses Systems so in allen Einzelheiten geliefert worden, wie kürzlich durch John Wanamaker in Philadelphia. Dieser Mann ist alles eher als ein Theoretiker oder Doktrinär. Er ist ein sehr gescheidter und erfolgreicher Geschäftsmann — der Wertheim von Philadelphia —, außerordentlich reich und in politischen Dingen seit vielen Jahren höchst erfahren. In einer der letzten republikanischen Administrationen war Wanamaker auch eine Zeit lang Generalpostmeister, ein Posten, der nur einem waschechten Parteimanne verliehen zu werden pflegt. Wanamaker nun hat vor Kurzem in seinem heimathlichen Staate, woselbst der Senator Quay seit vielen Jahren als republikanischer Boß sein Wesen treibt, einen Vortrag gehalten, in dem er das ganze Räderwerk der Parteimaschine offen darlegt und in allen Einzelheiten nachweist, woher die despotische Macht eines amerikanischen Boß — im vorliegenden Falle des Boß Quay — stammt.

Quay ist, wie schon erwähnt, Senator der Vereinigten Staaten für Pennsylvanien; der zweite Senator des Staates ist ein gefälliger Kollege, der durch Quay's Einfluß gewählt ist und durchaus dem Boß zu Diensten steht. Es existirt ein republikanisches Staatskomité — ein geschäftsführender Ausschuß der republikanischen Partei —, dessen Mitglieder dem Boß ergeben sind; denn sie würden den Intriguen Quay's bei der Wahl sicher unterliegen, wenn das nicht der Fall wäre. Der Staat Pennsylvanien hat 30 Volksvertreter für das amerikanische Repräsentantenhaus zu wählen. Jeder dieser Repräsentanten bekommt an Di[ä]ten jährlich 5000 Dollars. Bis auf 3 Mitglieder gehören die sämmtlichen Repräsentanten gegenwärtig der republikanischen Partei an und unterliegen als solche dem Einflusse des Boß Quay. Wenn sie gegen seine Politik oder seinen Einfluß auftreten, so dürfen sie mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie nicht wiedergewählt werden, da die Parteimaschine für sie nicht arbeitet.

Die republikanische Partei beherrscht jedoch auch die Administration des Staates selbst. Die Staatsregierung aber beschäftigt 419 Beamte und Angestellte, die insgesammt jährlich 1 034 500 Dollars Gehalt beziehen. Sämmtliche Beamte sind mit unter dem Gesichtspunkte angestellt, daß sie der Parteimaschine, d. h. dem Boß Quay, politisch Gehorsam leisten. Daneben existirt ein Staatssenat, der einen Kostenaufwand von jährlich 169 604 Dollars verursacht, von dem Wanamaker behauptet, daß jedes Mitglied und jeder Angestellte — vom Präsidenten bis zum Laufburschen — ausgewählt ist, um nach den Instruktionen der Maschine zu arbeiten. Den Senat des Staates ergänzt ein staatliches Repräsentantenhaus mit 257 Mitgliedern, Beamten und Angestellten, die im letzten Jahre insgesammt 463 302 Dollars Gehalt gekostet haben. In diesem Repräsentantenhause tritt kein Komité zusammen, das wagen würde, gegen die Ansichten der Parteimaschine Stellung zu nehmen, und der Vorsitzende in jedem Ausschusse wird, nach Wanamaker's Versicherung, von Leuten besetzt, die keinen anderen Willen haben, als den des Senators Quay. Mit anderen Worten: die Parteimaschine kontrolirt mit absoluter Gewalt die gesammte Gesetzgebung, insbesondere die Steuergesetzgebung. Außerdem gibt es in den Grafschaften 4149 Beamte, deren gesammtes Gehalt sich auf etwa 5 Millionen Dollars beziffert. Auch die Majorität dieser Beamten wird von Senator Quay's Maschine kontrolirt. Daneben gibt es dann noch Tausende von theils gewählten, theils angestellten Beamten in Hospitälern, Gefängnissen, Irrenanstalten, öffentlichen Schulen, Waisenhäusern, wissenschaftlichen Instituten, Museen u. s. w., von denen ebenfalls erwartet wird, daß sie die Parteimaschine unterstützen. Thun sie es nicht, so riskiren sie, daß die Zuschüsse zu ihren Institut[en] im nächsten Budget herabgesetzt werden.

Eine Parteiorganisation, die eine so feste Hand in der Verwaltung des eigenen Staates hat, beansprucht nun aber ferner auch von der Vereinigten Staaten-Regierung die Patronage für alle im Staate zu besetzenden Unionsposten. Als solche kommen für Pennsylvanien allein 8 122 Postmeister mit einem Gehalt von 3 705 446 Dollars in Betracht. Die Stimme des allmächtigen Boß Quay ist bei der Besetzung dieser Posten in erster Linie maßgebend. Sodann gibt es 438 Angestellte der Union in der Münze in Philadelphia, die jährlich ein Gehalt von 326 565 Dollars empfangen. Hinzu kommen der Zolleinnehmer von Philadelphia mit ungefähr 400 Angestellten, die an Gehalt jährlich 454 000 Dollars beziehen, die sonstigen Steuereinnehmer mit 281 Angestellten und 256 400 Dollars Gehalt; die Vereinigten Staaten-Kreis- und Distriktsgerichtshöfe mit 41 Angestellten und einem Jahresbudget von 95 000 Dollars Ausgaben; endlich noch 585 Angestellte auf Schiffswerften, in Armee-Arsenalen u. s. w., die ein Gehalt von 725 000 Dollars jährlich beziehen. Insgesammt rechnet Wanamaker eine Armee von 14 705 Beamten und Angestellten heraus, die von dem Staate Pennsylvanien und der Unionsregierung jährlich an Gehalt 7 609 911 Dollars bekommen.

Alle diese Angestellten befinden sich mehr oder weniger in Abhängigkeit von dem Boß Quay. Der Einfluß des Mannes geht aber weit darüber hinaus. Die Budgetkommission der Staatslegislatur wird in ihren einzelnen Mitgliedern nach den persönlichen Wünschen des Boß Quay zusammengesetzt und diese Budgetkommission bewilligt jährlich mindestens 10 Mill. Dollars für Schulen, Hospitäler, Strafanstalten u. s. w., und man hat sich daran gewöhnt, diese Zuwendungen gewissermaßen als persönliche Kontributionen des Senators Quay anzusehen.

Die Maschine wird ferner gestützt — auch insbesondere finanziell — durch die Brauer des Staates, deren Angestellte und abhängige Abnehmer. Ein anderer Bundesgenosse der Maschine ist die Spirituosenliga, deren Mitglieder in jeder Stadt und in jedem Flecken über den ganzen Staat vertheilt sind, die eine permanente Staatsorganisation besitzt und während der Session der Staatslegislatur in Harrisburg — dem Sitze der Gesetzgebung — besondere Delegirte besoldet, die dafür zu sorgen haben, daß den Interessen der Liga durch die Gesetzgeber kein Schaden erwächst. Dafür, daß ihr Interesse unverletzt bleibt, leistet sie dem Boß Quay politisch jede gewünschte Gefolgschaft. Auch die Verwaltungsbefugnisse betreffs der Ertheilung von Schankstellen dienen zur Stärkung der Parteimaschine, indem bei der Ertheilung von Licenzen der Nachsuchende stets darauf geprüft wird, ob er zu den Anhängern oder den Gegnern des Boß Quay gehört. Ein anderes mächtiges Hilfsmittel zur Aufrechterhaltung der Macht der Maschine besteht in Hunderten kleiner Zeitungen — ähnlich unseren Kreisblättern —, die von der Administration und der Parteimaschine allerlei kleine Gefälligkeiten und Zuwendungen erhalten und die ihre Erkenntlichkeit dadurch beweisen, daß sie — wie Wanamaker sich ausdrückt — „chloroform public sentiment and hide the iniquities of the machine"; d. h. „das öffentliche Gefühl chloroformiren und die Unbilligkeiten der Maschine verdecken".

Die Hauptverbündeten der Parteimaschine sind jedoch die großen Korporationen. „Die 15 000 Beamte der Union und des Staates und die Tausende anderer Angestellter, die mit staatlichen Institutionen verknüpft sind," sagt Wanamaker wörtlich, „bilden nur einen kleinen Theil der gesammten Zahl gehorsamer Wähler, die beständig dem Senator Quay, dem anerkannten Boß der Maschine, für seine politischen Zwecke zur Verfügung stehen. Die Angestellten der großen Korporationen lassen die Zahl der politisch Abhängigen zu einer großen Armee anschwellen. So beschäftigen allein die Eisenbahnen 85 117 Mann; die großen Straßenbahnen, welche werthvolle Konzessionen von der Gesetzgebung für nichts erhalten haben, 12 079 Mann; die Standard Oil Company 3?00 Mann. Den Angestellten aller dieser Korporationen wird Gehorsam gegen Senator Quay gelehrt. Die Bethlehem-Eisenwerke, deren Eisenplatten an die Regierung für nahezu den doppelten Preis, wofür sie fremden Ländern angeboten werden, verkauft werden, beeinflussen ihre Angestellten in einem solchen Maße, daß es kaum möglich ist, unter ihnen Anti-Quay-Leute zu finden. Die Tausende von Arbeitern der Carnegie-Eisenwerke werden unter der Aufsicht von Beamten und Vorarbeitern an die Urnen geführt und haben für die Kandidaten des Boß Quay zu stimmen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, ihre Stellung zu verlieren." „So sieht im Staate Pennsylvanien die Maschine aus: die Konzessionen gewährende, Gesetzgebung verkaufende, Monopole befördernde, Korporationen beschützende, Steuern erhöhende, Freiheit vernichtende und Charakter zerschmetternde Maschine," wie Mr. Wanamaker seine Betrachtungen zusammenfaßt.

Die despotische Macht, die von einer geschickt geleiteten und festeingewurzelten Boßherrschaft in der großen amerikanischen Demokratie ausgeübt wird, übertrifft in ihrer Art alles, was von absoluten Herrschern auf diesem Gebiete geleistet werden kann, weil diese despotische Macht nicht erscheint als der Ausfluß eines Einzelwillens, sondern als der Ausfluß des Volkswillens. Der Boß herrscht durch den „Willen" des Volkes. Dieser Wille des Volkes ist scheinbar ganz frei; in Wirklichkeit ist er der Sklave der Organisation, und die Organisation wiederum wird absolut beherrscht von dem einen Boß, der es verstanden hat, die Fäden der Organisation in seiner Hand zu vereinigen.

Es ist begreiflich, daß alle einsichtigen Staatsmänner und die besten Patrioten der Vereinigten Staaten in dieser Boßherrschaft eine der schwersten Gefahren moderner Demokratien erblicken. Die besten Männer sind auch fortgesetzt bemüht, gegen diese Boßherrschaft anzukämpfen; aber die Schwierigkeiten, sie zu überwinden, sind ungeheure. Von der glücklichen Lösung dieser Schwierigkeiten wird die Zukunft der großen amerikanischen Republik in einem hohen Grade bestimmt werden.

Ferdinand Svendsen.

Der elektrische Ofen.*)

In der wissenschaftlichen Welt von Paris waren bis vor Kurzem zwei chemische Laboratorien als interessante Curiosa bekannt: das Kältelaboratorium von Raoul Pictet (der kürzlich vollständig nach Genf übersiedelte) und das Hitzelaboratorium von H. Moissan. **Les extrêmes se touchent.** Während Moissan durch Anwendung außerordentlich hoher Temperaturen die stabilsten chemischen Verbindungen zersetzte, gelang es Pictet, mittelst seiner Kältemaschinen zu bewirken, daß z. B. Natrium und Schwefelsäure, also Körper, welche sich durch gewaltige chemische Affinitäten anziehen, ohne jede Reaktion zusammengebracht werden können. Es ist für das allgemeine Verständniß dieses Erscheinungsgebietes wichtig, sich zu vergegenwärtigen, daß es beim thermodynamischen Effekt in erster Linie auf den Temperaturunterschied ankommt. Wir wissen aus der täglichen Lebenserfahrung, daß Wärme nur von einem wärmeren zu einem kälteren Körper übergeht, und zwar so lange, bis sich der Temperaturunterschied der beiden Körper ausgeglichen hat. Soll also durch Wärme Arbeit geleistet werden, so muß ein Temperaturunterschied vorhanden sein, ähnlich wie eine Wassersäule nur so lange ihre bewegende Kraft ausüben kann, bis ihr Niveau auf das des übrigen Wasserreservoirs gesunken ist. Ist es für den Endeffekt im Prinzip nicht vollkommen gleich, ob ich das Niveau des Wasserreservoirs senke oder das der Wassersäule hebe? In

*) H. Moissan. Der elektrische Ofen. 1898. Deutsch von Th. Zettel.

es für den Wärmeübergang nicht dasselbe, ob ich von zwei Körpern gleicher Temperatur den einen abkühle oder den anderen erwärme? Gesetzt, es stünden uns zufällig bequemere Mittel zu Gebote, um die Körper abzukühlen oder ihre Erwärmung wäre mit ganz außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden, so würden vielleicht unsere technischen Forschungen eine ganz andere Richtung genommen haben, und wir würden uns dann, um Arbeit zu leisten, ebenso geläufig der Kältemaschinen bedienen, wie wir dies jetzt mit dem Verbrennungsprozeß thun.

In einem kürzlich erschienenen Werke „Der elektrische Ofen“ hat H. Moissan die wichtigsten Resultate seiner Arbeiten niedergelegt. Moissan gehört nicht zum banalen Durchschnittsschlage wissenschaftlicher Arbeiter, welche von eigener Hand geknüpfte Knoten und Knötchen mit spielender Leichtigkeit wieder auflösen. Er hat ein abgelegenes und schwieriges Forschungsgebiet von allgemeinstem Interesse durch seine Methoden erst zugänglich gemacht; an seinen Werken ist alles urwüchsiger Eigenbau, von den Apparaten bis zu den Ergebnissen der Untersuchung.

In den ersten Abschnitten bespricht Moissan die verschiedenen Modelle seiner elektrischen Oefen.

Die gewöhnlich in der Technik gebrauchten hohen Temperaturen finden ihre Maximalgrenze zwischen 1700 und 1800 Grad. In den Laboratoriumsöfen kann man mit Retortenkohle meist nur 1500 bis 1600 Grad erreichen. Solange man keine anderen Hilfsmittel kannte, war demnoch den wissenschaftlichen Untersuchungen über die Einwirkung der Hitze mit dem Schmelzpunkt der feuerfesten Erde und des Porzellans ein Ziel gesetzt. Indes durch die Entdeckung des Sauerstoffgebläses durch Henry Sainte-Claire-Deville und Debray wurde bereits ein mächtiger Fortschritt bewirkt. Mit Hilfe dieses Apparates konnte das Platin geschmolzen, affinirt und neue Legirungen desselben erhalten werden. Man ist nun im Stande, bei Anwendung von Leuchtgas und Sauerstoff eine Temperatur von circa 2000 Grad zu erreichen. Nach Violle liegt der Schmelzpunkt des Platins bei 1775 Grad. Deville und Debray fanden ferner, daß ungelöschter Kalk diesen hohen Hitzegraden Widerstand leistet.

Bei seinen Versuchen über die verschiedenen Modifikationen des Kohlenstoffs drängte sich Moissan die Nothwendigkeit auf, seine Versuchsobjekte einer über 2000 Grad gelegenen Temperatur auszusetzen. Er faßte den Gedanken, die gewaltige Hitze des elektrischen Lichtbogens chemischen Zwecken dienstbar zu machen. Andere hatten bereits früher auf diesen Weg hingewiesen: von Moissan wurde er zuerst mit Erfolg betreten. Theoretisch war das Problem sehr einfach zu lösen: ein Lichtbogen von großer Intensität war in einer möglichst kleinen Höhlung und in einer gewissen Entfernung von der zu erhitzenden Substanz zur Wirkung zu bringen. Die große Schwierigkeit bestand eben darin, diese Absicht auf bequemem und nicht allzu kostspieligem Wege auszuführen. Die von Moissan konstruirten Apparate waren die ersten, welche diesen Bedingungen gerecht wurden und überdies eine vollkommene Trennung der Wärmewirkung des Stromes von seiner elektrolytischen Wirkung ermöglichten.

Das erste Modell eines elektrischen Ofens, welches Moissan im Dezember 1892 der Académie des Sciences vorgelegt wurde, bestand aus zwei gut behauenen und aufeinander gepaßten Blöcken ungelöschten Kalkes. Der untere Block besitzt eine Längsrinne zur Aufnahme der beiden Elektroden und in der Mitte eine kleine Vertiefung zur Aufnahme der Substanz. Man kann auch einen kleinen Kohletiegel mit der zu erhitzenden Masse hineinsetzen. Der obere Block ist an der Stelle, die sich über dem Lichtbogen befindet, leicht gewölbt. Da der Kalk an der Oberfläche durch die Hitzewirkung des Stromes bald geschmolzen und schön geglättet wird, so erhält man eine Wölbung, welche die ganze Hitze auf die kleine Vertiefung mit dem Tiegel zurückstrahlen läßt. Die Elektroden sind leicht zu bewegen, entweder durch verstellbare Träger oder besser durch zwei Schlitten, die auf einer Unterlagsbohle hin und her verschiebbar sind.

Der elektrische Ofen von Moissan unterscheidet sich von dem vor ihm verwendeten dadurch, daß die zu erhitzende Substanz mit dem Lichtbogen und dem Kohlenstoffdampf nicht in Berührung kommt. Es ist ein Reflexofen mit beweglichen Elektroden. Auch dies letztere ist von Wichtigkeit, da man mit verschiebbaren Elektroden den Lichtbogen sehr leicht herstellen und nach Wunsch verlängern oder verkürzen kann. Der wesentlichste Zweck der Konstruktion ist aber, in die kleinstmögliche Höhlung den stärkstmöglichen elektrischen Lichtbogen einzuschließen, um so ein Temperaturmaximum zu erreichen. Zur besseren Erklärung diene folgender Vergleich: Um ein Reservoir, welches undicht ist, mit Wasser zu füllen, genügt es, Wasser in viel größerer Menge zuzuleiten als durch die Undichtigkeiten verloren gehen kann. Um andererseits die Verluste auf ein Minimum zu beschränken, muß man den Ofen aus einem Material mit möglichst geringem Wärmeleitungsvermögen herstellen. Dieser Anforderung entspricht der ungelöschte Kalk in vollkommener Weise. Als Beweis hierfür sei folgender merkwürdiger Versuch angeführt. Die Decke eines kleinen elektrischen Modellofens besteht aus einer Kalkplatte von drei Centimeter Dicke, unter welcher der elektrische Lichtbogen während zehn Minuten geschlossen wird. Man kann hierauf diesen Kalkdeckel mit der Hand abheben; seine äußere Temperatur ist unverändert, während die innere Oberfläche im Umfange von einigen Quadratdezimetern aus geschmolzenem Kalk besteht und Drummond'sches Licht in einer für das Auge unerträglichen Stärke ausstrahlt. Eine Kalkschicht von drei Centimeter Dicke hält also diese enorme Wärmeausstrahlung völlig auf.

Wird der elektrische Ofen in Betrieb gesetzt, so bemerkt man sofort einen sehr starken Geruch nach Blausäure. Die kleine in den Elektroden befindliche Menge Wasser liefert mit dem Kohlenstoff derselben Acetylen. Dieses Gas bildet nun mit dem Stickstoff, der zu Beginn des Experimentes im Ofen vorhanden ist, unter der mächtigen Wirkung des Lichtbogens Blausäure (Cyanwasserstoff) nach der schönen von Berthelot entdeckten Synthese. Die anfängliche, schön purpurrothe Färbung des von dem elektrischen Ofen ausstrahlenden Lichtes, welche durch die Cyanflamme verursacht ist, verschwindet bald. Bei einem Strome von 350 Ampères und 70 Volts beginnen die Elektroden nach drei bis vier Minuten zu glühen; dann schlagen helle Flammen von 40 bis 50 Centimeter Länge mit Macht bei den Oeffnungen heraus, die den Elektroden auf beiden Seiten des Ofens Durchgang gewähren. Die Flammen sind umgeben von Strömen weißen Dampfes, die von der Verflüchtigung des Kalkes herrühren und sich auf einem kalten Körper leicht zum Theil kondensiren lassen. Auch bei schwächeren Strömen von 30 Ampères und 50 Volts darf der Experimentator das Gesicht nicht einer längeren Einwirkung des elektrischen Lichtes aussetzen, sondern muß stets die Augen durch Brillen mit sehr dunklen Gläsern geschützt halten. Die Temperatur, die in diesen Apparaten herrscht, kennen wir selbstverständlich nicht genau; sie hängt von derjenigen ab, die der elektrische Bogen erreichen kann, und die nach Violle gegen 3500 Grad betragen soll. Ueber diesen Punkt herrscht unter den Physikern wenig Uebereinstimmung. Wahrscheinlich begrenzt die Verdampfung der Elektrodenkohle die Temperatur des Bogens in einem gewissen Ausmaße, doch glaubt Moissan, daß die gegenwärtige Grenze durch Aenderungen der Konstruktion noch weiter hinausgerückt werden könnte. Bei der Temperatur des Moissan'schen Ofens werden auch diejenigen Metalle und Metalloide verflüchtigt, die bisher als feuerfest galten. Die stabilsten Verbindungen der Mineralchemie verschwinden im elektrischen Ofen theils durch Zersetzung, theils durch Verflüchtigung. Einzig und allein eine Reihe neuentdeckter, gut krystallisirter Verbindungen ist im Stande, seiner Einwirkung zu trotzen. Es sind dies die Bor-, Silicium- und Kohlenstoffverbindungen (Carbide) mancher Metalle.

Das erste Studienobjekt von Moissan war der Kohlen-

stoff selbst. Unter allen Elementen ist der Kohlenstoff dasjenige, welches die merkwürdigsten Allotropieen aufweist. Seine einander oft widersprechenden Eigenschaften, der Unterschied in den spezifischen Wärmen des Diamanten, des Graphits und des Russes haben seit jeher die Aufmerksamkeit der Forscher angezogen. Die Chemie des Kohlenstoffs lieferte bei ihrem Ausbau eine ungeheure Zahl neuer Verbindungen und hat einen derartigen Aufschwung genommen, daß man mit Recht den schönen Ausspruch von Berthelot darauf anwenden kann: „La Chimie crée l'objet de ses études." In diesem riesigen Forschungsgebiete haben sich aber die Chemiker eher damit befaßt, merkwürdige Verbindungen darzustellen, neue Synthesen zu finden, von denen manche für die Industrie bahnbrechend wurden, als unsere Kenntnisse der Eigenschaften desjenigen Elementes zu erweitern, welches den Ausgangspunkt bildet. Die hypothetische Gestalt des Kohlenstoffatoms wurde oft erörtert, aber über die physikalischen und chemischen Eigenschaften desselben Kohlenstoffes wurden verhältnißmäßig wenige Untersuchungen veröffentlicht. Epochemachend sind in dieser Richtung die Untersuchungen von Moissan über die künstlichen Diamanten.

Zahlreiche geologische Studien an den Fundorten von krystallisirtem Kohlenstoff schienen Moissan unzweifelhaft zu beweisen, daß der Diamant kein Gangmineral ist.

Kein Diamantkrystall kommt auf einem Gestein vor, das ihm direkt als Stütze gedient hätte. Bald findet man die Diamanten im Schwemmsande, bald in Geschieben von geringer Härte, bald in Serpentingestein. Auch traf man in den Gruben am Cap niemals zwei Theile eines zerbrochenen Stückes nebeneinander gelagert. Die in diesen Gruben enthaltene Masse war von unten nach oben in nebeneinander laufenden Strömen befördert worden.

Der Diamant muß also aus den tiefen Schichten des Erdballes stammen, dort muß er entstanden sein und daher hat — so schloß Moissan — der Druck im Augenblick seiner Entstehung eine Rolle gespielt.

Es pflegt vorzukommen, daß Diamanten aus der blauen Erde vom Cap nach einiger Zeit sich spalten oder zerspringen. Könnte man nicht diese Erscheinung als Kennzeichen eines unhaltbaren physikalischen Zustandes auffassen, verursacht durch außerordentlich starken Druck im Augenblick der Entstehung der Diamanten?

Keiner von allen Diamanten, die je gefunden wurden, zeigte deutlich einen Verbindungspunkt mit irgend welchem Gestein. Einzelne Krystalle sind vollkommen regelmäßig ausgebildet. Es scheint also, daß der Diamant inmitten einer flüssigen oder teigigen Masse entstanden ist und es tauchte die Frage auf, welches das Lösungsmittel gewesen sein kann.

Nach Versuchen von Moissan wird der Kohlenstoff bei hoher Temperatur besonders von den Metallen mit Leichtigkeit gelöst und zwar am besten von Eisen. Moissan stellte ferner fest, daß die blaue Erde vom Cap vollständig krystallisirten Graphit enthält und daß gut krystallisirter Graphit mit größter Leichtigkeit in einem geschmolzenen Metall, nie aber durch Verflüchtigung entsteht. Er gelangte auf diese Weise zur Annahme, daß der Kohlenstoff in geschmolzenem Eisen unter Druck krystallisire.

Den letzten Beweis lieferte ihm der merkwürdige Fund des Eisens von Cañon Diablo, in welchem sich mitten in einer Metallmasse, umgeben von amorphem Kohlenstoff in deutlich zusammengepreßten Streifen, zwei kleine durchsichtige Diamanten mit runzeliger, narbiger Oberfläche fanden. Hier scheint die Natur bei der That ertappt worden zu sein. Dieser Kohlenstoff muß unter Einwirkung eines starken Druckes krystallisirt haben; das Eisen befand sich in flüssigem Zustande; infolge einer plötzlichen Abkühlung trat eine heftige Zusammenziehung der Masse ein und der Kohlenstoff änderte seine Dichte von 2 zu 3,5; er ging in Diamant über.

Dies waren die Anschauungen, welche Moissan bewogen, seinen Versuchen über die künstliche Darstellung von Diamanten eine neue Richtung zu geben und den Druck mitwirken zu lassen. Es ist allgemein bekannt, daß sein Beginnen von Erfolg gekrönt wurde. Moissan streute Kohlenpartikelchen in die Fugen eines gewöhnlichen Eisenbleches und setzte dann die Masse der Einwirkung seines elektrischen Ofens aus. Das geschmolzene Eisen wurde hierauf rasch abgekühlt und unter dem Einflusse des gewaltigen Druckes, welchen das erstarrende Metall auf die Kohlepartikelchen ausübte, verwandelten sich dieselben in eine harte krystallinische Masse, welche nichts anderes war als — Diamant.

Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß die erste Darstellung des Calciumcarbids aus Kalk und Kohle (das Calciumcarbid als solches war bereits Wöhler 1862 bekannt) auf Moissan zurückzuführen ist. Die technische Verwerthung der schon früher bekannten Acetylenreaktion des Calciumcarbids wurde im Jahre 1893 durch den amerikanischen Ingenieur Wilson angeregt. Im Dezember des Jahres 1892 veröffentlichte bereits Moissan in den „Comptes rendus de l'Académie des Sciences" folgende Mittheilung über die Bildung eines bei hoher Temperatur schmelzbaren Calciumcarbids im elektrischen Ofen:

„Wenn die Temperatur 3000 Grad übertrifft, schmilzt sogar das Material des Ofens, der ungelöschte Kalk, und wird flüssig wie Wasser. Bei dieser Temperatur reduzirt die Kohle den Kalk mit Leichtigkeit und Calcium wird reichlich frei; es verbindet sich mit der Kohle der Elektroden unter Bildung eines bei Rothgluth flüssigen Calciumcarbids."

Weniger bekannt als das Calciumcarbid ist das Siliciumcarbid geworden, welches jedoch unter dem Namen „Carborundum" wegen seiner bedeutenden Härte (es ritzt sogar Diamanten) ausgedehnte Verwendung findet.

Nach Moissan befand sich wahrscheinlich in den erste geologischen Perioden der Erde fast der ganze Kohlenstoff in Form metallischer Carbide. Als das Wasser in Aktion trat, lieferten die Metallcarbide Kohlenwasserstoffe (wie ja auch das Calciumcarbid mit Wasser Acetylen gibt) und diese durch Oxydation Kohlensäure. Eine Bodenbewegung, welche Wasser mit Metallcarbiden in Berührung bringt, müßte eine plötzliche Gasentwicklung bewirken und auf diese Einwirkung sind nach Moissan verschiedene vulkanische Erscheinungen zurückzuführen. Die Existenz der neuen, durch Wasser zersetzlichen Metallcarbide muß nach Moissan auch die theoretischen Anschauungen modifiziren, die bisher zur Erklärung der Petroleumbildung herangezogen wurden. Die Formation des Petroleums infolge vulkanischer Erscheinungen — eine Hypothese, die schon im Jahre 1804 von Humboldt aufgestellt wurde — gewinnt nach alledem bedeutend an Wahrscheinlichkeit.

Durch sein meisterhaftes Werk, dessen Inhalt hier nur in flüchtigem Auszuge wiedergegeben wurde, hat Moissan den vollgiltigen Beweis erbracht, daß der „elektrische Ofen" als eines der wichtigsten Hilfsmittel der chemischen Forschung angesehen werden muß. Er rekonstruirt die gewaltigen Elementareinflüsse früherer Naturepochen; wir sind durch seine Hilfe in den Stand gesetzt, diese mächtigen Kräfte unseren Zwecken dienstbar zu machen.

Wien. Eduard Sokal.

Ein unsterblicher Müßiggänger.

Hier ist eine Aufgabe für jene klugen Leute, welche die Gesetze des Gefallens und Mißfallens im Reiche des geschriebenen Wortes erforschen und als Propheten der Vergangenheit nachträglich Erfolg und Mißerfolg eines Dichterwerkes erklären. Wer jetzt in England Umfrage hält nach dem populärsten, nach dem meist gelesenen und meist citirten Dichter englischer Zunge, dem wird von den Kundigen und Unparteiischen weder Tennyson noch Browning, weder Davidson noch

Keats — die Modernsten der Modernen — genannt; der einzige Dichter unseres Zeitalters, der nicht nur einer kleinen Gruppe in Fleetstreet oder einem bestimmten litterarischen Salon, sondern wirklich allen Gebildeten bekannt und vertraut ist, schlummert seit so und so viel Jahren in der Gruft seiner Väter, während sein Ruhm lawinenartig von Tag zu Tag an Umfang gewinnt.

Wer kennt auf dem Festlande den Dichter Edward Fitzgerald? Die Darstellungen der englischen Litteraturgeschichte, die sich eingestandenermaßen darauf beschränken, geachtete, von aller Welt anerkannte Litteraturgrößen zu behandeln, durften allerdings vor einem halben Jahrzehnt diesen Namen, auch wenn sie ihn kannten, nicht erwähnen; aber auch jenes Werk, welches kaum vor Jahresfrist erschienen ist und mit besonderem Nachdruck die Berücksichtigung der Gegenwart betont, ich meine „die Geschichte der englischen Litteratur“ von Eduard Engel, hat für Fitzgerald nicht ein einziges Wort.

Das steht in schreiendem Gegensatze zu der Werthschätzung, die er in seiner Heimath und nicht minder in Amerika genießt. Die zahlreichen Zuschriften des Publikums an den „Daily Chronicle“ in der zweiten Hälfte des August sind ein unzweideutiger Ausdruck des allgemeinen Urtheils über Fitzgerald. In jenen Briefen wird die Verlagsfirma Macmillan geradezu beschworen und bestürmt, ja doch um des Gemeinwohls Willen eine billige Ausgabe von den Gedichten Fitzgerald's zu veranstalten; das dünne, allerdings reizend ausgestattete Bändchen kostet nämlich nicht weniger als zehn Mark, das ist eine Summe, für die man sämmtliche Werke Shakespeares, Miltons und Byron's, vielleicht noch was dazu bekommt. Trotz dieses unerschwinglichen Preises wird eine Auflage um die andere vergriffen, und die Verleger erklärten ganz offen, sie hätten keine Veranlassung, eine billige Ausgabe zu veranstalten, solange sie mit dem Absatze der theueren zufrieden sind. Nach dieser Erklärung ertheilte ein Anbeter Fitzgerald's seinen verzweifelten Gesinnungsgenossen folgenden bezeichnenden Rath: „Das ganze Werk enthält 101 Strophen von je 4 Zeilen, das ist im Ganzen 404 Verse; macht es wie ich und schreibt euch einfach das Gedicht ab. Ich trage meine Abschrift wie einen Schatz immer bei mir; sie ist etwas hergenommen, aber immerhin leserlich; das ist genug.“ In gleichem Tone sind die anderen Zuschriften wohlbekannter Schriftsteller gehalten; die ganze Sache nimmt sich aus wie eine ins Humoristische getauchte „Petition of Right“ an die tyrannischen Verleger, der englischen Nation das Recht auf Fitzgerald nicht länger zu verkürzen.

Bedarf es noch eines anderen Beweises für die unvergleichliche Popularität dieses Dichters? Nun denn, die Amerikaner veranstalten eine unbefugte Ausgabe nach der anderen, eine theurer und luxuriöser als die andere, und immer neue Nachdrucke werden angekündigt. Ist auch das nicht Beweis genug? Wohlan denn, die Gründung des Omar Khayyám-Klubs in London, dessen jährlich stattfindende Dinners zu den vornehmsten und geachtetsten der Hauptstadt gehören, ist wohl das höchste Kompliment, das einem todten Dichter gemacht werden kann. „Das Rubaiyat des Omar Khayyám“ heißt nämlich das Hauptwerk, ich würde lieber sagen: das einzige Werk Edward Fitzgerald's, und der bescheidene Titel verspricht nicht mehr als eine englische Uebersetzung der Vierzeiler des persischen Astronomen und Dichters Omar, mit dem Beinamen der Zeltmacher. Der persische Name ist keine Fiktion. Omar Khayyám hat wirklich um das elfte Jahrhundert in Persien gelebt, getrunken und geliebt und in anakreontischen Versen den Standpunkt der höheren Wurstigkeit allen Zukunfts- und Nachweltssorgen gegenüber als den einzig vernünftigen besungen. Dieser weinselige Poet war so gut wie verschollen, kaum daß so intime Kenner des Orients wie Hammer-Purgstall und Rückert seiner mit wenigen Sätzen gedachten. Ende der siebziger Jahre wurden seine Verse fast gleichzeitig von Bodenstedt und dem Grafen Schack übersetzt — so viel ich sehen kann, hat Omar Khayyám durch keine dieser Verdeutschungen im großen Publikum irgend welche Beachtung gefunden. Und da ereignet sich das Unerhörte: der Dichter, welcher von den kosmopolitischen Deutschen mit ihrer wunderbaren Assimilationsgabe abgelehnt wird, findet in den beschränkten Engländern, die das Wort Weltlitteratur kaum dem Namen nach kennen, schwärmerische Verehrer! Wie die oben angeführten Thatsachen zeigen, ist es keine Uebertreibung, von einem Omar-Kultus in England und Amerika zu sprechen.

Wie ist diese Erscheinung zu erklären? Ist es wirklich der alte persische Zeltmacher, der sich alle Herzen der angelsächsischen Leser erobert?

Das ist von vornherein nicht wahrscheinlich bei dem Volke, welches weder Dante noch Goethe das Bürgerrecht in seiner Litteratur eingeräumt hat, und eine vergleichende Lektüre Omars und Fitzgerald's zeigt den wahren Sachverhalt: Der Engländer gibt vor, den Perser zu übersetzen, er glaubte vielleicht selbst, dem Sinne nach treulich dem Originale zu folgen, aber in Wahrheit machen wir in den englischen Strophen die Bekanntschaft eines modernen Kulturmenschen von höchster Bildung und geläutertem, strengstem Geschmack, der im Namen Omars das bittere Getränk eines nicht sehr tiefgehenden Pessimismus in der goldenen Schale wundervoller Verse kredenzt.

Wer war Edward Fitzgerald, den einige hundert Verse zum populärsten Dichter Englands gemacht haben? Ein Alters- und Studiengenosse Tennysons, Gladstones, Speddings (des berühmten Baconforschers), ein Freund Thackerays und Carlyles; ein gemüthlicher, kluger, indolenter Erbe, der in seiner Bedürfnißlosigkeit wie in seiner eigenartigen Begabung die irische Abstammung verrieth. Von seinem Cambridger Professor in das Studium des Persischen eingeführt, fühlte er sich von der verwandten Natur Omars angezogen und machte sich in seiner spielenden Weise flugs daran, das „Rubaiyat“ ins Englische zu übersetzen — für sich, zum eigenen Vergnügen, ohne den entferntesten Gedanken, die Spielereien mit Rhythmus und Reim jemals dem Publikum zu übergeben. Auf das Drängen der Cambridger Freunde — die Universitätsfreunde haben der englischen Litteratur schon manchen Dienst erwiesen, sie haben aber auch manches werthlose Zeug auf dem Gewissen — wurden die vierzeiligen Strophen gedruckt und unter eben diese Freunde vertheilt; der reiche Fitzgerald konnte sich den Luxus gestatten. Aus den Briefen des Dichters*), die uns über den ganzen Freundeskreis tausend interessante Kleinigkeiten erzählen, sehen wir, wie schwer sich der menschenscheue Junggeselle dazu entschloß, in die Litteratur einzudringen und die Kritik herauszufordern. Aber da es einmal geschehen war, hörte er nicht auf, an den Versen zu feilen und zu glätten; Verse wurden gestrichen und neue an ihre Stelle gesetzt, ganze Strophen wurden unterdrückt, andere neu dazu gedichtet. Viermal wurde das Rubaiyat zu Lebzeiten Fitzgeralds gedruckt, und viererlei Gestalt zeigt das Gedicht.

Als hätte er eine dunkle Ahnung davon gehabt, daß die vierhundert Verse seinen Namen der Nachwelt überliefern würden, ließ er es bei dieser einen Arbeit bewenden: das „Rubaiyat“ ist die einzige Frucht eines an Muße überreichen Lebens geblieben. Ich muß mich darauf beschränken, einige der schönsten Strophen zu zitiren, um einen Begriff von der Art dieses in seinen Schicksalen so merkwürdigen Gedichtes zu geben; die Auswahl wurde nicht allein durch persönlichen Geschmack, sondern auch durch das Urtheil der besten Schriftsteller bestimmt, wie es in der Häufigkeit der Citate am besten zum Ausdrucke kommt. Dabei schicke ich die dem Originale sehr nahe kommende Uebersetzung Bodenstedt's voraus, um das Verhältniß Fitzgerald's zu Omar deutlich hervortreten zu lassen.

„Eine Stimme scholl morgens zu mir aus der Schenke:
Steh' auf, närr'scher Schwärmer, dein Heil bedenke —
Füll', eh' das Maß unseres Schicksals gefüllt ist,
Bei uns noch das Maß mit edlem Getränke.“

*) Letters of A. Edward Fitzgerald. Macmillan. London. 1889.

So lautet die erste Strophe. Ich muß gestehen, daß ich diese Verse mit ihrem billigen Wortspiele für einen Eingang und stimmenden Akkord matt finde. Nun vergleiche man damit die satten Farben der Bilder und die Musik der volltönenden Sprache bei Fitzgerald.

„Before the phantoms of false morning died,
Me thought a voice within the tavern cried,
‚When all the temple is prepared within,
Why nods the drowsy worshipper outside?‘“

Die Strophe, in welcher Omar Liebe und Wein als seine zwei einzigen Glaubensartikel bezeichnet, lautet bei Bodenstedt:

„Im Frühling mag ich gern im Grünen weilen
Und Einsamkeit mit einer Freundin theilen
Und einem Kruge Wein. Mag man mich schelten:
Ich lasse keinen andern Himmel gelten.“

Bei Fitzgerald wird die Strophe zu einem knappen, scharfen Epigramm, das sich mit seinem Wohllaute ins Ohr schmeichelt und dem Gedächtnisse für immer einprägt.

„A book of verses underneath the bough,
A jug of wine, a loaf of bread — and thou
Beside me singing in the wilderness —
Oh, wilderness were paradise enow.“

Folgende Verse sind so oft citirt und als Motto gebraucht worden, daß sie beinahe zu einem litterarischen Gemeinplatze geworden sind.

Bodenstedt:

„Viele Menschen grübeln über Glauben und Sitte,
Zwischen Zweifel und Gewißheit steh'n viele in der Mitte.
Unversehens ruft einer aus dem Hinterhalt her:
‚Ihr Thoren, der rechte Weg ist nicht dieser, noch der.‘“

Fitzgerald:

„Alike for those who for to-day prepare,
And those that after some To-morrow stare,
A Muezzin from the Tower of Darkness cries:
‚Fools! your reward is neither Here nor There!‘“

Die Strophen XXVII bis XXIX, die bei Bodenstedt fast aus Knittelversen bestehen, sind bei Fitzgerald die reine Musik.

Bodenstedt:

„Aus der Welt der Geheimnisse wollt' ich entschweben,
In eine höhere Welt hofft' ich mich zu erheben,
Wie ein Sperber war ich emporgeflogen.
Doch ward' ich zur Erde zurückgezogen,
Und da ich hier Niemand gesehen,
Imstande, mich zu verstehen,
So bleibt mir von diesem Leidenshorte
Kein Ausgang als die Eingangspforte.

Wie lange wirst du dich von Düften und Farben blenden lassen?
Wann dein Forschen über Gutes und Böses enden lassen?
Und wär'st du der Lebensquell selber, du müßtest
Es doch bei der Rückkehr zum Staube bewenden lassen.
Schnell wie der Wüstenwind entflieht mein Leben,
Allein, so lang mir Odem noch gegeben,
Mach' ich mir um zwei Tage keinen Gram:
Den Tag, der schon verging und den, der noch nicht kam.“

Fitzgerald:

„My self when young did eagerly frequent
Doctor and Saint, and heard great argument
About it and about: but evermore
Came out by the same door where in I went.
With them the seed of wisdom did I sow
And with mine own hand wrought to make it grow:
And this was all the harvest that I reaped —
I came like water, and like wind I go.
Into this universe and why not knowing
Nor whence like water willy — nilly flowing,
And out of it, as wind along the waste,
I know not whither, willy — nilly blowing.“

Der Zauber Fitzgerald's liegt, wie man sieht, weniger in dem, was er sagt, als in der Art, wie er es sagt; seine Abweichungen vom Original beziehen sich wesentlich auf Bild und Metapher, weniger auf den geistigen Gehalt. Das Publikum Englands und Amerikas, das ja bis auf wenige Ausnahmen im Bannkreise kirchlicher Gesinnung sich befindet, hätte dem englischen Dichter sicherlich nicht verziehen, was es sich mit dankbarer Bewunderung vom persischen Mohammedaner gefallen läßt. Freilich hat es nicht an Versuchen gefehlt, das Heidenthum des „Rubaiyat“ in den schwärzesten Farben zu malen und fromme Leser vor dem Gifte der einschmeichelnden Verse zu warnen; andererseits haben gläubige Bewunderer Fitzgerald's ihr Gewissen zu entlasten gesucht, indem sie die tiefste Mystik in die durchsichtigen Strophen hinein interpretirten. Wie hätte Fitzgerald in seiner stillen Art in sich hineingelacht, hätte er diesen kuriosen Kampf um seine harmlosen Strophen erlebt! Er war weder der Epikuräer, wie er in der ersten, noch der Cyniker, wie er in der zweiten Hälfte des „Rubaiyat“ erscheint, am allerwenigsten aber der Himmelsstürmer, den man aus einzelnen vom Original besonders abweichenden Versen herauslesen könnte. Fitzgerald war ein Sprachkünstler von der Art eines Gray und Pope, deren Meisterschaft darin bestand, jeden Vers innerhalb der Strophe und jedes Wort innerhalb des Verses so sorgfältig abzuwägen und abzurunden, daß es uns unmöglich scheint, auch nur eine Sylbe in dem festgefügten Baue zu verschieben. Fitzgerald besaß diese Meisterschaft in besonders hohem Grade, und die ist dem persischen Dichter zugute gekommen.

Im Oktober des Jahres 1893 begab sich der Omar-Khayyâm-Klub in feierlicher Pilgerfahrt nach dem Grabe Fitzgeralds in die Nähe von Lowestoft. Ein Verehrer des Dichters hatte aus Persien zwei Rosenbüsche vom Grabe Omars geschickt; diese wurden Fitzgerald zu Häupten gepflanzt, während das englische Rubaiyat wie eine Todtenmesse gelesen wurde. Die persischen Rosen gedeihen vortrefflich in dem Boden Ostangliens — ein treffendes Symbol des Rubaiyat in seiner englischen Gestalt.

London. Leon Kellner.

Alt-Mahagoni.

Das Unmoderne ist wieder einmal ganz modisch geworden, und das nicht flüchtiger Laune zu Liebe, sondern aus einer Sehnsucht heraus, die rückwärts blickt.

Sehnsucht — wohin? Fogazzaro ist in das großelterliche Haus eingekehrt, um lang vergangenes Leben wiederzuleben, und die Straßen seiner Stadt sind eng und der Tag trägt die Sammlung des Jahres. Maarten Maartens hat eine stille Gemeinde um sich gesammelt von Menschen, die abseits stehen und in der Enge das Leben ihrer Vorfahren weiterführen. Und mit den Augen eines dahingegangenen Geschlechts sah Theodor Fontane das Leben unserer Tage, und er fand die Vergangenheit im Gegenwärtigen. Alte Weisen in der Musik und stilisirte Simplicität auf der Leinwand. Und das Alt-Mahagoni hat seinen Einzug wieder gehalten mit seinem gut bürgerlichen Glanz und der Erinnerung an das Patrizierhaus vor fünfzig Jahren, und hinter den Gärtnerfenstern der Leipzigerstraße stehen altmodische Blumen aus dem Bauerngarten, und daneben das helle Grün der Zimmerlinde, das so freundlich grüßte hinter den Fenstern der kleinen Stadt. Ein Ruf nach Stille in einer überhastenden Zeit technischen Parvenuthums.

Ein kluger Mann hat sich einmal darüber gewundert, daß es von jeder unserer Erfindungen heiße, sie spare Zeit, und daß es mit unserem Zeitvorrath dabei immer kärglicher bestellt sei. Aber ist Zeithaben nicht ein Geschwisterkind der Langenweile? Und wenn die Lebensspanne die gleiche bleibt,

wie viele, schnelle, wechselnde Eindrücke gegen das Wiewenig früherer Zeiten! Unser Leben ist reich geworden.

Wirklich? Ich glaube, man wird es mehr und mehr lernen, das Leben ganz im Spiegel der Erinnerung zu sehen. Nur was in ihr lebt, lebt uns. Sie zieht ihren Schleier über lange Jahre, und sie sind verloren, und sie spricht ihr Leben zu einem dürftigen Geschehniß, das dem Augenblick nichts galt. In ihrem Lichte wechseln alle Dinge ihr Ansehen und nur die Farbe, die sie gibt, leuchtet. Ihre Blumen wachsen aus Schneefeldern, und viel sonniges Grün bedeckt sie mit dem Schnee der Vergessenheit. Und doch in diesem Spiel der Willkür das mechanisch waltende Gesetz. Je wechselnder, vielfacher, schneller die Eindrücke, desto geringer ihre Haftkraft im Gedächtniß. Ich glaube, wie es eine Enge des Bewußtseins gibt, so gibt es auch eine Enge des Erinnerungsvermögens. Und gleichsam organisch müssen die Lebensbilder da hineinwachsen, mit Ausnahme der wenigen, die eine große Leidenschaft, ein Schreck, eine Freude ihm gleichsam versteinert, tot überliefern. Und dies Hineinwachsen bedarf der Ruhe. Fehlt sie, so wuchern die Keime in engem Nebeneinander und tödten sich. Und die Ruhe, sie fehlt. Man schüttet seinen Lebensinhalt in ein Sieb und treibt Raubbau in seinem Innern. Der Tisch des Tages so reich besetzt, und Mangel an der Tafel der Erinnerung. Unser Leben ist arm geworden.

Ich las in diesen Tagen einen Brief von Ottfried Müller an Tieck, einen Brief, wie man deren tausende lesen kann. Er schreibt von seiner Reise von Leipzig nach Göttingen, die er im schlechten Wagen auf grundlosen Chausseen zurücklegen mußte; starr vor Kälte kroch er alle Abende unter Dach. Aber was hat der Mann auf der kurzen Reise alles erlebt! Die Bekanntschaft einer originellen Wirthin und Dorfkirchweihen und ganze Scenen aus dem Karneval des Lebens. Heute? Die Reise dauert ein paar Stunden und bleibt eindrucksbar. Eine Summe von vielmals Nichts plus Nichts fällt auf die gleiche Zeitdauer; die aber ergibt immer noch keine Einheit.

Und so taucht aus den grauen Fluthen diese Insel der Sehnsucht auf, gegründet auf das Korallenriff der Erinnerung an vergangene Zeiten, bedeckt mit dem Grün geruhsamen Stilllebens; eine Phantasmagorie im Treiben des Tages, ein jungfräuliches Land für die Kunst. Denn die Kunst muß dem Menschen Ruhe spenden dürfen, sich auszuleben. Das Stück Romantik fordert jeder Realismus.

„Stillleben" heißt ein neues Buch von Adalbert Meinhardt.*) Es führt in die Enge und erschließt darin Tiefen. Ganz die Stimmung der Weltentrücktheit und ein Alt-Mahagoni-Milieu. Nichts als die Geschichte eines alternden jungen Mädchens, das ein echtes Talent in sich entdeckt, und nun trotzdem nicht Welten stürmt, sondern einen braven Mann heirathet, Kinder bekommt und in der Stille Alltagspflichten übt. In all dem aber innerlich reich und reicher wird. Sie hat ein Großmütterchen, mit dem sie lebt, und die war in ihrer Jugend Gouvernante in Indien. „Indien" und „Jugend!" Aber beides gewinnt doch nur Farbe im Licht des kleinen Arbeitslämpchens auf Großmutters Nähtisch — im Lichte der Alltagspoesie. Die Romantik, die zu ihrer Verklärung der Alltagspoesie bedarf und wirklich in ihr Vertiefung findet! Das Philiströse scheint zu siegen und es siegt auch, weil es das Ruhsame ist, und nur in der Ruhe unserer Reichthum zu gewinnen. Das Unmoderne ist modisch geworden aus einer Sehnsucht heraus, die die Gegenwart ehrt.

Und die neue Mode erzählt Geschichten aus der kleinen Stadt, von dem Mahagonisekretär mit geheimen Fächern und von Menschen, die ein reiches Leben in der Erinnerung in sich trugen. Und die Geschichten sind wirklichkeitstreu, aber sie klingen wie ein Märchen. Und sind auch das Märchen unserer Zeit.

Ernst Heilborn.

*) Berlin 1898. Gebrüder Paetel (Elwin Paetel).

Die Mißerfolge der Germanisirungsarbeit in Nordschleswig.

Von einem deutschen Schleswiger gehen uns die nachstehenden Betrachtungen zu, denen wir Aufnahme gewähren, weil sie unseres Erachtens sehr richtig den wunden Punkt in der allenthalben unglücklichen preußischen Assimilirungspolitik hervorheben:

Zu den Parteien, die bei der letzten Reichstagswahl einen bedeutenden Stimmenzuwachs zu verzeichnen hatten, gehörte auch die kleine dänische Partei in Nordschleswig. Diese Erscheinung ist um so auffallender, da deutsche Sprache und Gesinnung seit Jahrzehnten in Schleswig allmählich weiter nach Norden vorgedrungen sind und da besonders in den letzten Jahren eine sehr eifrige Agitation von deutscher Seite in Nordschleswig betrieben worden ist. Der deutsche Verein in Nordschleswig, der dort seit etwa 8 Jahren besteht, hat sich kräftige Förderung des Deutschthums zur Aufgabe gestellt. Er hat damit insofern einen gewissen Erfolg erzielt, als es ihm gelungen ist, durch Heranziehung deutscher Ansiedler, durch Gründung von Zweigvereinen in allen größeren Orten Nordschleswigs, die deutsche Partei zu stärken und bei der letzten Wahl die Zahl der deutschen Stimmen um einige hundert zu erhöhen. Da aber gleichzeitig die Zahl der dänischen Stimmen viel stärker angewachsen ist, so ist dieser Erfolg der Deutschen wenig befriedigend. Und anstatt die Bedeutung desselben zu überschätzen, sollte man lieber nach den Ursachen des Erstarkens der dänischen Partei forschen.

Der Ausfall der Wahlen hat nur klar und unwiderleglich das bestätigt, was für unbefangene Beurtheiler der nordschleswigschen Verhältnisse schon vorher feststand. Die ganze in Nordschleswig seit einer Reihe von Jahren betriebene Germanisirungsarbeit hat zur Verstärkung der dänischen Partei gedient, weil man das Deutschthum durch Zwangsmittel zu fördern suchte. Unmittelbar nach der Annexion Nordschleswigs wurde den Dänen gewissermaßen eine Schonzeit gewährt. Man glaubte, daß das Deutschthum stark genug sei, durch eigne Kraft die dänische Opposition zu überwinden. Aber gleichzeitig mit der Zurückdrängung des Liberalismus im deutschen Volke und in der Gesetzgebung gewann auch die Neigung, durch Anwendung von Zwang raschere Erfolge im nationalen Kampf erzielen zu wollen, bei der Regierung und bei den Mehrheitsparteien die Oberhand. Man hat, um den Gebrauch der deutschen Sprache zu fördern, den dänischen Unterricht in den Volksschulen fast ganz abgeschafft und sucht jeden dänischen Privatunterricht möglichst zu erschweren. Die Folge davon ist gewesen, daß die Dänen sich um so hartnäckiger gegen den Gebrauch der deutschen Sprache sträuben und daß sie energische und erfolgreiche Bemühungen auf die Pflege der dänischen Sprache verwandt haben. Man hat die Kundgebungen deutschfeindlicher Gesinnung in Schrift und Wort mit Strafen verfolgt, wobei Angebereien eine nicht unbedeutende Rolle spielten, und die Folge ist gewesen, daß der Haß der dänischgesinnten Bevölkerung gegen die Deutschen erstarkte und deutschfeindliche Demonstrationen den Reiz des Verbotenen gewonnen, die deutschfeindliche Gesinnung bei jeder Gelegenheit hervorbricht.

So ist die Wirkung der Anwendung reaktionärer Grundsätze in Nordschleswig dieselbe gewesen, wie sie sich auf anderen Gebieten, sonderlich im Kampf mit der Sozialdemokratie, gezeigt hat. Das moralische Ansehen der Staatsgewalt ist in dem Maße gesunken, wie sie ihre Autorität durch äußere Machtmittel zu befestigen suchte. Das Bewußtsein, daß ihnen Unrecht angethan wird, hat die Widerstandskraft der Dänen gestählt. Ihr politisches Vereinswesen hat sich unter dem Drucke kräftig entwickelt. Und trotz der germanisirenden Einflüsse der Schule und des Militärdienstes schließt die heranwachsende Jugend sich der dänischen Partei an. Der glänzende Wahlerfolg der Dänen erklärt eben daher, daß der Nachwuchs der einheimischen Bevölkerung in seiner großen Mehrzahl auf die Seite der Dänen tritt. Und, wie die Erfahrung lehrt, ist weder die deutsche Einwanderung noch die deutsche Parteiagitation im Stande, gegen diesen mächtigen Einfluß der dänischen Partei auf die Denkweise der Bevölkerung ein genügendes Gegengewicht zu schaffen. Dem deutschen Parteiwesen fehlt die werbende Kraft der Volksthümlichkeit, die den Dänen Erfolge verschafft. In den deutschen Vereinen überwiegt das Beamtenthum zu sehr. Und da überdem viele Deutschgesinnten in Nordschleswig die unserem Beamtenthum eigenthüm

lichen Anschauungen vertreten, da sie sich als die herrschende Nation fühlen und mit starkem Selbstbewußtsein den Dänen gegenübertreten, nicht durch die Kraft der Ueberzeugung zu wirken suchen, sondern im Kampf mit den Dänen beständig nach staatlichen Unterdrückungsmitteln rufen, so erklären sich ihre Mißerfolge leicht. Diese Deutschen nehmen nicht nur ein reaktionäres Regierungssystem, das auf oppositionelle Neigungen befruchtend wirkt, in Schutz; sie suchen außerdem beständig die Behörden zu größerer Strenge gegen die Dänen anzuspornen, und bei der Anschauungsweise der Behörden fallen diese Rathschläge nicht auf unfruchtbaren Boden.

So haben bureaukratische Beschränktheit und chauvinistischer Uebereifer im Verein den deutschen Namen in Nordschleswig unbeliebt gemacht. Und das Schlimmste ist, daß aus diesen Irrwegen so schwer der Rückweg zu finden ist. Wir wissen ja, daß jene Anschauungen zur Zeit in Deutschland sehr mächtige Stützen haben. Daher wirkt selbst ein eklatanter Mißerfolg nicht aufklärend. Der Ausfall der nordschleswigschen Wahlen ist begreiflicher Weise im skandinavischen Norden, wo man den um Bewahrung ihres Volksthums hart ringenden Volksgenossen diesseits unserer Landesgrenzen warme Sympathien schenkt, als ein glänzender Sieg der dänischen Partei gefeiert worden. Aber die Wortführer des Deutschthums in Nordschleswig, denen angesehene deutsche Blätter ihre Spalten öffnen, suchen den Mißerfolg ihrer Bemühungen zu vertuschen und nach wie vor die öffentliche Meinung in Deutschland uber den wahren Stand der Dinge in Nordschleswig zu täuschen. Da ist keine Spur von Selbsterkenntniß, keine Andeutung davon, daß von deutscher Seite Fehler begangen worden sind. Die Herren scheinen es als eine Ehrensache zu betrachten, daß in den Parteikreisen, wo sie bisher Zustimmung gefunden haben, der Glaube an die Vortrefflichkeit des in Nordschleswig betriebenen Germanisirungssystems aufrecht erhalten werde. Ja, der Sieg der Dänen scheint die Neigung zur Anwendung verfehlter Mittel bestärkt zu haben.

Unter Anderem wird empfohlen, die Ansiedelung Deutscher in Nordschleswig, die bisher mit Privatmitteln betrieben wurde, viel umfassender und energischer auf Kosten des Staates zu betreiben. Die im Osten gemachten Erfahrungen lehren, was durch solche Versuche künstlicher Bevölkerungsverschiebung gewonnen wird. Anstatt so kostspielige und voraussichtlich erfolglose Versuche zur Verdrängung der dänischgesinnten Bevölkerung zu unternehmen, sollte man sich klar machen, welchen Schaden Ungerechtigkeit und Härte in Nordschleswig anrichten. Um nur Eines zu erwähnen: den Dänen sind zwei Kirchen, die sie sich in der letzten Zeit aus eigenen Mitteln erbaut hatten, in dem Augenblick verschlossen worden, als sie dieselben in Gebrauch nehmen wollten. Zuerst ist den Dänen die Landeskirche durch die beständig in Schule und Kirche betriebenen Germanisirungsbestrebungen verleidet worden. Und dann, wenn die Dänen schwere Opfer gebracht haben, um ihr religiöses Bedürfniß in der ihnen zusagenden Weise befriedigen zu können, werden sie durch ein Verbot der Behörden hieran verhindert. Wie können verständige Politiker glauben, durch solche Mittel das Deutschthum zu fördern? Wenn dem Nationalitätskampf in Nordschleswig von der öffentlichen Meinung Deutschlands keine große Bedeutung beigelegt wird, weil in der Feindseligkeit der Dänen wegen ihrer geringen Volkszahl keine besondere Gefahr für Deutschland liegt, so sollten diese Vorgänge wenigstens aus einem anderen Grunde beachtet werden. Nordschleswig kann als ein Versuchsfeld für die Zweckmäßigkeit reaktionärer Regierungsgrundsätze gelten, und diese Grundsätze haben die Probe schlecht bestanden. Welchen Schaden die Abkehr von liberalen Grundsätzen anrichtet, zeigt sich in unserem Kampf mit diesem kleinen aber tüchtigen Volksstamm aufs deutlichste.

Br.

Die Lesehallenbewegung in Berlin.

Zu der Einsendung des Herrn B. J. in der vorigen Nummer der „Nation“ erlaube ich mir zu bemerken, daß es mir nicht unbekannt war, daß es schon in Berlin wenigstens Eine „Lesehalle“ gab. Lag doch vor mir, als ich meinen Aufsatz schrieb, das Verzeichniß der Bücher und Zeitschriften der ersten Volksbibliothek und Lesehalle der Stadt Berlin, Mohrenstraße 41. Neue vermehrte Auflage. Gerade weil mir diese erste Lesehalle für Berlin nicht genügend zu sein schien, schrieb ich: „Sollte .... der Magistrat der Stadt Berlin sich veranlaßt sehen, eine größere städtische Bibliothek ins Leben zu rufen, so würde u. s. w. Der Nachdruck liegt hier auf „größere“. Weil mir die Eine erste Lesehalle nicht genügend schien, stellte ich auch „den Einzug der Bewegung für die Lesehallen“ in Berlin erst noch als hypothetisch hin. Da ich einmal die Bibliotheksverhältnisse von Berlin, so weit sie von den städtischen Behörden beeinflußt sind, jetzt hier gestreift habe, so mag nicht unterlassen werden, darauf hinzuweisen, daß im vorigen Jahre die Nachricht von Berliner Zeitungen, daß der Fond für die „Magistratbibliothek“ in Berlin jährlich 5000 Mark betrage und diese Bibliothek aus Mangel an Raum im Rathhause in das „Vorgebäude der Markthalle“ verlegt werden solle, in bibliothekarischen Kreisen gerechtes Aufsehen erregt hat. Denn welche Summen verwenden weit kleinere Städte als Berlin, z. B. Frankfurt a. M., Köln, Aachen u. s. w. auf ihre Stadtbibliotheken! Und ob eine Markthalle als ein zweckmäßiges Bibliotheksgebäude anzusehen ist, überlasse ich dem öffentlichen Urtheile zur Entscheidung.

Marburg i. H. O. Hartwig.

Die Reichstagswahlen von 1898. Auf Grund amtlicher Quellen zusammengestellt von Willy Heß. Berlin 1898. S. Cronbach.

Diese Publikation ist unmittelbar aus den amtlichen Quellen gearbeitet; aus den offiziellen Bekanntmachungen der Kreisblätter und der verwandten Organe, denen die definitiven Zahlen über das Ergebniß der Reichstagswahlen zu Gebote standen. Die Veröffentlichung hat überdies eine sehr zweckmäßige Neuerung eingeführt. Die Rubrik „Wilde“ ist in Fortfall gekommen; und jene Abgeordneten, die nicht unter der Fahne einer bestimmten Fraktion in den Wahlkampf eingetreten sind, werden doch jenen Parteien zugezählt, denen sie am nächsten stehen, und von denen sie meist im Wahlkampf unterstützt worden sind. Bei solcher Gruppirung wird der Eindruck über die Verschiebungen ein klarerer und übersichtlicherer.

Erfreulich sind die Ergebnisse für die Liberalen nicht. Die Nationalliberalen gewannen 32 041 Stimmen; aber die Freisinnige Vereinigung büßte 34 592 und die Volkspartei 102 961 Stimmen, die Süddeutsche Volkspartei 52 142 Stimmen ein. Die Sozialdemokratie gewann 322 367 Stimmen. Dem gegenüber ist es ein schwacher Trost, daß die beiden konservativen Richtungen zusammen 225 274 Stimmen verloren.

Ist das interessanteste politische Problem für uns der Kampf gegen das Junkerthum, das seinen Sitz vor Allem in Ostelbien hat, so dürfen auch jene Provinzen östlich der Elbe und die unmittelbar angrenzenden besondere Aufmerksamkeit beanspruchen.

Nun ergeben sich für Ostpreußen, Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien, die Hochburgen des Junkerthums, folgende Gesammtzahlen; die Nationalliberalen haben hier 13 240 Stimmen gewonnen; die Freisinnige Vereinigung gewann 4091 Stimmen und die Volkspartei verlor 49 426 Stimmen; aber auch die Sozialdemokratie gewann hier 84 331 Stimmen.

Aus solchen Ergebnissen zeigt sich für diese Gegenden Deutschlands, die das Stammland des Junkerthums sind, ein zweifaches. Das Junkerthum ist nicht einmal in diesen Gegenden ein Schutz gegen die Sozialdemokratie und eine energische liberale Agitation, die an die ländliche Bevölkerung heranzukommen versteht, wird diese Gebiete der Reaktion abzugewinnen vermögen.

Die besprochene Statistik ist mit ihren übersichtlichen Tabellen warm zu empfehlen.

—n.

Wie in früheren Jahren hält die Expedition auch in diesem Jahre Einbanddecken für den abgelaufenen (XV.) Jahrgang in zwei Farben (braun und grün) zum Preise von 1 Mark per Stück vorräthig. Alle Buchhandlungen nehmen Aufträge entgegen; bei direktem Bezuge von der Expedition bitten wir neben dem Betrage von 1 Mark die Packet-Portokosten mit 50 Pf. einzusenden.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 3. Berlin, den 15. Oktober 1898. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Unser Kaiser hat seine Orientreise angetreten, die eine Verkürzung erfahren wird. Der Abstecher nach Aegypten und das Nilthal aufwärts ist aufgegeben worden; gewiß nicht in Rücksicht darauf, daß man in Paris auf diese Fahrt mit ungünstigen Augen blicken würde. Wir haben es seit langer Zeit leider aufgeben müssen, in den Empfindungen der Franzosen einen Wandel herbeizuführen. Frankreich gegenüber ist der einzig zutreffende Standpunkt der, ohne provokatorische Haltung das zu thun, was den Interessen Deutschlands frommt. Wenn die ägyptische Reise nicht zur Ausführung gelangt, so liegt der Grund hierfür allein darin, daß Umstände doch nicht ganz ausgeschlossen erscheinen, die eine schnellere Rückkehr des Kaisers erfordern, während der Besuch des Nilthals zwischen die Heimath und den Monarchen eine Entfernung bringen würde, die nur in vierzehn bis sechszehn Tagen zu überwinden wäre.

Es ist begreiflich, daß man in Paris keine Freude an dieser Kaiserreise hat. Klein Asien betrachtete man dort einmal wie Aegypten als ein Gebiet, das französischem Einfluß und französischem wirthschaftlichem Unternehmungsgeist zuzufallen habe; und wie Aegypten politisch und wirthschaftlich für Frankreich verloren gegangen ist, so ist Frankreich für Klein Asien wirthschaftlich wenigstens bereits so gut wie bedeutungslos.

Die Mißstimmung, die diese Thatsache erzeugt, führte zu dem französischen Versuche, durch das Papstthum Deutschland einen Nadelstich versetzen zu lassen. Von Neuem hat der Papst bei dem Empfange französischer Pilger auf Frankreich als die Schutzmacht aller Katholiken im Orient hingewiesen, und die Folge ist, daß wir unseren diplomatischen Vertreter am Vatikan abberufen haben.

Die öffentliche Meinung wie die Regierung nehmen bei uns mit Recht diesen Vorgang sehr kühl auf; wir können das um so mehr, da auch unsere katholische Presse sich dagegen verwahrt, daß deutsche Katholiken im gegebenen Falle Schutz in Paris suchen sollen. Ueber die Zeit solcher nationaler Erbärmlichkeit sind wir glücklich hinaus.

Die vatikanische Liebenswürdigkeit gegen Frankreich hat eine reale Bedeutung, wie allseitig hervorgehoben wird, nicht; sie ist nur ein Beweis für eine Franzosenfreundlichkeit auf Kosten Deutschlands, die weniger dem Papst als dem Staatssekretär des Papstes, Rampolla, zugeschrieben wird.

In jedem Falle liegt es im Interesse Deutschlands, diesen bedeutungslosen Zwischenfall mit kühler, souveräner Ruhe zu betrachten.

Ganz anders wie in Paris und in den franzosenfreundlichen Kreisen Roms betrachtet man in England die Orientreise unseres Kaisers.

In einem Brief aus Konstantinopel, der im „Speaker“ veröffentlicht ist, kommen diese Anschauungen klar zum Ausdruck. Es heißt in diesem Artikel in Bezug auf die deutsche Politik gegenüber der Türkei:

Wenn der Kaiser nicht mehr erreicht, so hat er im Orient doch einen gewinnbringenden Zugang für deutsche Unternehmungen und deutsches Kapital gefunden. Er hat ein offenes Thor gefunden und er hat sich innerhalb desselben mit Festigkeit aufgepflanzt. . . . Wenn er Geduld hat, so mag die Zeit kommen, da ihm Klein Asien als sein Theil zufallen wird. Eines Tages wird das ottomanische Reich zum Ende seiner Tage gelangen; England hat nicht den Wunsch, das Regiment über Klein Asien auf sich zu nehmen. Das Land kann sich selbst nicht regieren, es muß

entweder an Rußland, Frankreich oder Deutschland fallen. Wenn England gezwungen würde zwischen den dreien zu wählen, so würde es Deutschland vorziehen.

In diesen Ausführungen steckt viel fern abliegende Konjekturalpolitik; aber greifbar für die Gegenwart ist, daß schon heute Klein-Asien ein weites Feld deutschem wirthschaftlichem Unternehmungsgeist bieten kann, und das gereicht auch der Türkei selbst zum Nutzen. Hier betritt man den Boden der Realität, und es ist bemerkenswerth, daß die englische maßgebende Presse diese Möglichkeiten ohne Argwohn und ohne Neid betrachtet.

Die Reise des Kaisers mit ihrem Pomp entbehrt gewiß nicht des romantischen und des phantastischen Elementes, aber es ist zu hoffen, daß sie auch nüchterne nützliche Erfolge zeitigen wird, und die müßten alsdann auf wirthschaftlichem Gebiete liegen.

Die Wahlbewegung verläuft in Preußen fast durchweg ziemlich ruhig. Bei der Aufstellung der Landtagskandidaturen findet beinahe allenthalben eine friedliche Auseinandersetzung der beiden freisinnigen Richtungen statt, und die Fälle mehren sich, in denen auch die Nationalliberalen mit den Freisinnigen gemeinschaftliche Sache machen. Soweit wir sehen, kandidiren nur in der Stadt Posen zwei Freisinnige gegeneinander: Herr Kindler für die Freisinnige Volkspartei und Justizroth Lewinski von der Freisinnigen Vereinigung. Für den Letzteren treten auch bisherige Volksparteiler ein und außerdem die deutsche Wählerschaft, die rechts von der Vereinigung steht.

Ein besonderes Unglück ist dieses Gegenübertreten zweier Freisinnigen gerade in Posen nicht, da die Gefahr, daß das Mandat an die Polen verloren geht, als gänzlich ausgeschlossen zu betrachten ist; so daß es sich nur darum handeln kann, ob ein Mann der Vereinigung oder ein Volksparteiler in das Preußische Abgeordnetenhaus kommt. Die Kandidatur Lewinski, die aus der Posener Bürgerschaft heraus ganz selbständig in Anregung gebracht wurde, ist aber aus dem Grunde sogar parteipolitisch nützlich, weil für Herrn Lewinski auch die weiter rechts stehenden Wähler eintreten; so daß damit alle deutschen Wähler in der Gefolgschaft der beiden Freisinnigen Kandidaten gegen den Polen aufmarschiren werden.

Die Kandidatenrede, die Herr Lewinski am vergangenen Montag in Posen gehalten hat und die nunmehr nach stenographischen Aufzeichnungen vorliegt, ist eine ganz vortreffliche Leistung; sie zeigt, daß Herr Lewinski ein durch und durch freisinniger Mann ist; was überdies auch von volksparteilichen Gegnern in Posen zugegeben wird, und sie beweist überdies, daß Herr Lewinski unter großen Gesichtspunkten unser öffentliches Leben betrachtet.

Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, was der Kandidat über die Polenfrage sagte, die nicht nur ein lokales Interesse der Provinz Posen, sondern ein nationales Interesse darstellt; seine Ausführungen lauten:

„Wenn die Gefahr vorläge, daß irgend etwas unternommen würde gegen die Integrität des Staatswesens, würde der Staat mit allen seinen Machtmitteln dagegen einzutreten gezwungen sein. Wenn wir aber die Frage dahin stellen, ob Thatsachen vorliegen, welche uns berechtigen, anzunehmen, daß die polnische Bevölkerung früher oder später eine Loslösung vom preußischen Staate herbeizuführen bezweckt, wie dies in Flugschriften hier und da behauptet wird, so glaube ich auf Grund eines 27 jährigen Lebens mitten in dieser Umgebung diese Frage mit voller Bestimmtheit mit Nein beantworten zu müssen. Das Bestreben der Polen ist lediglich darauf gerichtet, ihre sprachliche Sonderart zu erhalten und sich in ökonomischer Beziehung fortzubilden und zu heben. Dies kann aber nicht Gegenstand eines Vorwurfes sein; dasselbe thun die Deutschen in Böhmen und in den russischen Ostseeprovinzen; eine Nation, die das nicht thäte, wäre keinen Schuß Pulver werth. Nun kann der wirthschaftliche Zustand allerdings Verschiebungen erfahren im Laufe der Zeit, wenn die Bevölkerung, welche dem Staate weniger wohlwollend gegenübersteht, an wirthschaftlicher Kraft systematisch zunimmt, der andere Theil der Bevölkerung aber zurückgeht. Es können daraus politische Schwierigkeiten erwachsen für den Staat, und dieser hat alsdann die Pflicht, darauf zu achten und Vorkehrungen zu treffen, damit dieser Mißstand zwischen den wirthschaftlichen Verhältnissen beider Bevölkerungsgruppen beseitigt werde. Die Frage ist nun dahin zu stellen: Wie können wir unter solchen Verhältnissen einen Zustand herbeiführen, in welchem nicht so zu sagen zwei stehende Heere einander kampfbereit gegenüberstehen, — welche Mittel sind anzuwenden, um einen befriedigenden Zustand der Ausgleichung herbeizuführen? Nach meiner Ansicht sind nicht mechanische, sondern organische Mittel zur Anwendung zu bringen. Alles dasjenige, was in äußeren Eingriffen, insbesondere polizeilicher Art besteht, bringt den entgegengesetzten Effekt hervor und ist unpolitisch, weil verbitternd und den geschlossenen Widerstand stärkend. Was den wirthschaftlichen Boden zu heben, die Lebensbedingungen zu verbessern und beiden Theilen die wirthschaftliche Existenz zu ermöglichen geeignet ist, wirkt ausgleichend und versöhnend. Die Staatsregierung ist jetzt im Begriffe, diesen Weg einer weitschauenden organischen Politik einzuschlagen; sie will an Stelle der früher getroffenen Maßnahmen durch wirthschaftliche und kulturelle Hebung des gemeinschaftlichen Bodens nachhelfen.

Es handelt sich jetzt um den Uebergang von der Politik der kleinen zur Politik der großen Mittel“.

Und Herr Lewinski führt nunmehr im Einzelnen aus, nicht allein wie Posen, sondern wie der Osten Preußens wirthschaftlich und intellektuell zu heben sei. Eine solche Politik greift gleichzeitig auch in andere Probleme ein, in die ostelbische Junkerfrage, die ebenfalls nur zu lösen ist, wenn ein Strom westdeutscher Kultur in den zurückgebliebenen Osten gelenkt wird.

Einen Mann mit dieser Weite des Blicks kann das Parlament gebrauchen, und es wäre zugleich ein wirksamer Protest gegen den Antisemitismus, wenn Herr Lewinski, der ein Jude ist, mit solchen nationalen und zugleich freisinnigen Anschauungen und solcher Begabung in das preußische Abgeordnetenhaus hinein käme.

Herr Braesicke, der Oberbürgermeister von Bromberg, ist gestorben; er war ein Anhänger der freisinnigen Vereinigung und er genoß in Bromberg, für dessen Entwicklung er eifrig wirkte, des besten Ansehens. In der dumpfen und schläfrigen Luft des preußischen Herrenhauses suchte er immer erneut freisinnige Grundsätze mit Frische zur Geltung zu bringen. Ein zuverlässiger Liberaler ist mit ihm aus dem Leben geschieden.

Der Ausstand der Pariser Arbeiterbevölkerung nahm vorübergehend einen gefahrvollen, beängstigenden Umfang an. Bei der Spannung in der französischen Hauptstadt konnte dieser Streik den Anlaß zu blutigen Zusammenstößen auf der Straße geben, und wurde erst das Militär gegen die Bürger in Bewegung gesetzt, so war auch der verhängnißvolle Schritt gethan, um einen Staatsstreich zur Ausführung zu bringen. Die entscheidende Stunde wäre zweifellos dagewesen, wenn der Mann sich gefunden hätte, um den Zeiger nach seinem Willen zu rücken. Glücklicherweise fand sich dieser verwegene Abenteurer nicht, und noch einmal ist die Katastrophe in die Ferne gerückt.

Es ist zu hoffen, daß der Streik in Kürze beigelegt sein wird, und damit schwindet der bequeme Anlaß, die Soldaten zu Herren der Hauptstadt zu machen. Aber immerhin zeigen solche naheliegenden Erwägungen, wie dicht Frankreich sich am Abgrunde befindet.

Die Polemik zwischen Frankreich und England wegen der französischen Besetzung von Faschoda dauert an. Die englische Regierung verlangt zunächst mit großer Energie, daß die Franzosen Faschoda wieder aufgeben; man fagt sich kraftvolle Bitterkeiten; aber eine Einigung wird gewiß schließlich friedlich erfolgen; die Frage bleibt nur auf welcher Basis.

* * *

Die Evolution der Revolutionäre.

Die Sozialdemokratie gefällt unseren Reaktionären schon lange nicht mehr. Sie ist ihnen nicht revolutionär genug. Wenn das so fort geht, hat schließlich auch der furchtsamste Philister keine Angst mehr vor den Sozialdemokraten und die „Retter der Gesellschaft“ müssen aus Mangel an Gespensterfurcht das Geschäft einstellen. Man kann sich so schwer von der mit Vorbedacht genährten Vorstellung trennen, wonach es die Sozialdemokratie auf einen gewaltsamen Umsturz der Staats- und Gesellschaftsordnung abgesehen hat, daß man nichts unversucht läßt, um diesen Glauben lebendig zu erhalten. Ich erinnere mich noch lebhaft der amüsanten Debatten in der famosen Umsturzkommission des Reichstags, in denen sich die Stützen von Thron und Altar krampfhaft bemühten, nachzuweisen, daß die Sozialdemokraten es sich, ihrem Programm, der Logik ihrer Grundsätze schuldig seien, Gewalt anzuwenden, sobald ein Erfolg in das Gebiet des Möglichen rücke. Die sozialdemokratischen Kommissionsmitglieder aber wollten von solchen Gewaltkuren gar nichts wissen. Sie verwarfen die Theorie der Gewaltanwendung als eine kapitalistische Verirrung und vertraten standhaft die Anschauung, daß der gewaltsame Umsturz eine pure Dummheit, gerade vom Standpunkte der sozialistischen Doktrin, sei. Der Sozialismus müsse vielmehr langsam in den kapitalistischen Staat hineinwachsen und die Gedanken umsetzen. Diese Sozialisirung der Gesellschaft sei das anzustrebende Ziel. Die Veränderung unserer Staats- und Gesellschaftsordnung, wie sie dem Sozialismus vorschwebe, werde sich dann ganz von selbst einstellen.

Eine solche grundsätzliche Verwerfung des gewaltsamen Umsturzes ist unseren Umsturzpolitikern so unbequem, daß sie nie aufgehört haben, jene Argumentation als eine bloße taktische Finte zu denunziren, angewandt, um die Wachsamkeit der „Ordnungsparteien“ einzuschläfern und den harmlosen Wähler zu umgarnen.

Nun mag man gern zugestehen, daß, wie Gelegenheit Diebe macht, sie auch gewaltsame Revolutionen schaffen kann und daß in solchen Zeitläuften parteipolitische Dogmen nicht weit reichen; aber daß die organisirte Sozialdemokratie bei uns in Deutschland gegenwärtig keine revolutionäre Partei — im Sinne eines gewaltthätigen Umsturzes — ist, das läßt sich nun bald schlechterdings nicht mehr bestreiten.

Auch die Verhandlungen auf dem jüngsten sozialdemokratischen Parteitage in Stuttgart haben diese Thatsache weiter aufgeklärt. Die Blutigrothen haben auf diesem Parteitage eigentlich nur noch die Rolle der komischen Personen gespielt, während die ernsthaften Politiker sich so skeptisch und nüchtern geäußert haben, wie das sonst nur opportunistisch gesinnten Realpolitikern eigen ist. Natürlich behält man das alte ehrwürdige Programm bei und schmettert auch gelegentlich kräftige Töne in die Masse. Man bescheinigt sich gegenseitig, daß man „unentwegt“ den hohen Zielen nachstrebt, die von den großen Führern vorgezeichnet sind, aber man nimmt es daneben ganz ruhig hin, wenn der Genosse von Vollmar erklärt, es könne der Sozialdemokratie gar nichts Schlimmeres passiren, als wenn sie genöthigt wäre, plötzlich die Macht zu übernehmen.

In dieser Vollmar'schen Erklärung zeigt sich eine schätzenswerthe Selbsterkenntniß. Als die Sozialdemokratie sich noch in dem Stadium der Jugendeselei befand, da träumte sie von einem baldigen „Kladderadatsch“ des ganzen morsch gewordenen Staatsgebäudes. Auf den Ruinen werde dann eine herrliche sozialistische Gesellschaftsordnung errichtet werden. Inzwischen hat man die Lebenskraft dessen, was ist, besser abschätzen lernen, und die Ueberzeugung bricht sich langsam Bahn, daß der Uebergang der Macht von einer Bevölkerungsschicht zu einer andern ein historischer Prozeß ist, bei der die größere Zahl nicht allein entscheidend ist. Man muß auch befähigt sein, die Macht auszuüben; und es gehört nicht viel Nachdenken dazu, um einzusehen, daß eine Partei, die sich ausschließlich auf Proletarier stützen will, nie zur Herrschaft kommen wird. Die Geschichte weist zahlreiche Vorgänge auf, in denen proletarische Massen von geschickten Demagogen, gekrönten und anderen, gemißbraucht sind, aber eine proletarische Herrschaft für proletarische Zwecke war nie da und widerspricht dem innersten Wesen politischer Herrschaft.

In demselben Maße, wie die Sozialdemokratie sich entwickelt hat, ist sie deshalb auch weniger proletarisch geworden. Der Einfluß innerhalb der Partei verschiebt sich fortgesetzt nach oben, das heißt in der Richtung der höheren Bildung und der größeren wirthschaftlichen Kraft. Die ganze Zukunft der Sozialdemokratie liegt heute bereits in der Frage, ob es ihr gelingen wird, mehr und mehr in jene Bevölkerungsschichten einzudringen, in denen die politischen Machtmittel, Bildung und Besitz, angesammelt sind. Mit anderen Worten: die Sozialdemokratie ist gezwungen, sich auf den Boden der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung zu stellen, wenn sie politisch auch nur einen Schritt weiter kommen will. In Wirklichkeit steht sie auch längst auf diesem Boden. Die Kolophoniumblitze bei sozialdemokratischen Festvorstellungen können darüber ebensowenig hinwegtäuschen, wie die reaktionäre Handhabung des Donnerblechs, welche jene Kolophoniumblitze zu begleiten pflegt.

Gründliche Mauserungen einer wohlorganisirten großen politischen Partei sind aber naturgemäß Prozesse, die sich langsam vollziehen. Wir haben in diesen Blättern seit länger als einem Jahrzehnt auf diese innere Umwandlung der Sozialdemokratie immer aufs Neue als auf eine erkennbare Nothwendigkeit hingewiesen. Dieser Prozeß ist heilsam und deshalb soll man ihn nicht durch Repressionsmittel stören. Läßt man diesen politischen Gährungsprozeß sich nur möglichst unbehindert vollziehen, so wird der Most, der sich heute noch ziemlich toll gebärdet, schließlich doch noch einen recht brauchbaren Wein geben.

Th. Barth.

Die Friedensnote des Zar und die Möglichkeit einer neuen Institution zur Sicherung des Friedens.

Die Ereignisse der letzten Jahre haben der allgemeinen Friedensidee recht wenig entsprochen. Die Rüstungen der europäischen Großstaaten sind im schnellsten Tempo fortgeschritten, und wenn im Jahre 1897 nicht einmal der recht nutzlose griechisch-türkische Krieg verhindert werden konnte, so hat das Jahr 1898 gezeigt, wie schnell selbst in einer Republik, die im Verhältniß zu ihrer Größe nur eine winzige Armee unterhielt, ein Angriffskrieg eine höchst populäre Thatsache werden konnte. Es schienen Diejenigen Recht behalten zu sollen, welche einen beständigen Frieden als Utopie und die beste Wahrung des Friedens nicht sowohl in harmlosen Schiedsgerichten und Kongressen, als vielmehr in der Beherzigung des alten Spruches erblickten: Si vis pacem, para bellum.

Da erscheint plötzlich die Note des Zar. Sie spricht von den „übermäßigen Rüstungen“, welche „die Volkswohlfahrt an ihrer Wurzel treffen“, so daß „die geistigen und physischen Kräfte der Völker zum großen Theile von ihrer natürlichen Bestimmung abgelenkt und in unproduktiver Weise aufgezehrt werden“. Sie sieht, wenn die Dinge in dieser Weise sich weiter entwickeln, eine „verhängnißvolle Katastrophe“ voraus, „welche man zu vermeiden wünscht und deren Schrecken jeden Menschen schaudern machen“. Eine diplomatische Konferenz soll nun ein Mittel ausfindig

machen „diesen unaufhörlichen Rüstungen ein Ziel zu setzen“ und so „die Bestrebungen aller Staaten vereinigen, welche bemüht sind den großen Gedanken des Weltfriedens triumphiren zu lassen über alle Elemente des Unfriedens und der Zwietracht“.

Der unumschränkte Beherrscher eines der mächtigsten und größten Reiche erklärt also öffentlich, man möge mit einer Maßnahme oder Einrichtung sich beschäftigen, welche den einzelnen Staaten es ermöglicht, auf die Steigerung der Rüstungen zu verzichten, und welche die Idee des Weltfriedens in ganz anderer Weise als bisher zu herrschender Wirklichkeit erheben würde.

Der Plan des jugendlichen Herrschers entspringt gewiß einer edlen Gefühlsregung. Aber man wird ihn nicht lediglich als Gefühlsäußerung ansehen dürfen. Der Zar rechnet doch auf irgend einen praktischen Erfolg, und man muß annehmen, daß das offizielle Aktenstück nicht ohne sachkundigen Beirath verfaßt und der Welt bekannt gemacht wurde. Hiernach kann die Erörterung über die Möglichkeit neuer Maßnahmen den Weltfrieden zu sichern nicht mehr als eine müßige oder utopische bezeichnet werden. Es wird auch nicht die Meinung des Zaren sein, diese Erörterung lediglich der Einsicht und Weisheit der zünftigen Diplomatie vorzubehalten. Wer eine Note veröffentlicht, die jene weit tragenden Worte ausspricht, würdigt vollauf den Werth der öffentlichen Diskussion; er wünscht und fordert sie geradezu. Und soll das Ergebniß der Konferenz, an welcher Theil zu nehmen die Regierungen anderer Staaten nicht wohl sich weigern können, irgend eine reelle Bedeutung haben, so werden auch diese Regierungen mit der öffentlichen Meinung rechnen müssen, während andererseits der gänzliche Mangel eines reellen Ergebnisses — möchte derselbe auch durch einige vereinbarte wohlklingende Phrasen und die üblichen Zufriedenheitsbezeugungen an die betheiligten Diplomaten verhüllt werden — das Uebel der stetigen Steigerung der Militärlasten und zugleich das bedrückende Gefühl der Unsicherheit voraussichtlich noch verschärfen würde.

Zunächst liegt die Frage: wird die Konferenz **direkt** den weiteren Rüstungen Einhalt gebieten können? Die Antwort wird hier verneinend ausfallen müssen. Man kann billiger Weise keinem Staate das Verlangen stellen, von weiteren Rüstungen abzusehen, wenn seine gegenwärtig bereits vorhandenen Rüstungen und Kriegsmittel hinter denjenigen anderer Staaten verhältnißmäßig zurückstehen; werden doch gerade mit der Behauptung, daß letzteres der Fall sei, die ewig sich steigernden Rüstungen regelmäßig gerechtfertigt, und dient doch der angebliche Ausgleich der Rüstungen dann wieder dem Nachbarstaate zur Begründung der Behauptung, daß **er** nunmehr im Rückstande sich befinde. Eine wirkliche Würdigung der bereits vorhandenen Rüstungen, eine wirkliche Widerlegung der Behauptung, man sei mit den Rüstungen im Verhältniß zu anderen Staaten im Rückstande, ist eben unmöglich, und wäre sie möglich, so müßte zuvörderst jeder Staat gleichsam seine letzten und geheimsten Karten in der Rüstungsangelegenheit aufdecken. Letzteres wird **keine** Regierung thun. Man kann also, von einer **Abrüstung** ganz zu schweigen, was die Vermeidung weiterer Steigerung der Rüstungen betrifft, zu einem anderen Ergebnisse, als dem einer schönklingenden Phrase kaum gelangen, einer Formel, welche unbegrenzte Ausnahmen zuläßt, nach denen die Schaffung neuer Armeecorps und Flottendivisionen zu rechtfertigen wäre.

Es bleibt also nur der indirekte Weg übrig, die weiteren Rüstungen zu beschränken dadurch, daß man den Frieden sichert, den Krieg in höherem Grade als bisher zu einer Unwahrscheinlichkeit macht.

Dies könnte etwa dadurch geschehen, daß die Konferenz die schwebenden Fragen, die offen gestanden schwebenden, und, was noch wichtiger, diejenigen, die verheimlicht werden, gleichwohl aber den Frieden bedrohen, ordnen würde. In der That haben schon früher Kongresse für eine längere Zeit den Frieden gesichert, indem sie eine Menge von streitigen Fragen entschieden und ordneten. Das „Journal de St. Petersbourg“ hat anknüpfend an die Bezeugung der Sympathien, welche dem Vorschlage des russischen Kaisers folgte, an die Wirksamkeit des Wiener und des Pariser Kongresses (es ist wohl der Pariser Kongreß von 1856 gemeint) erinnert. Aber diese Kongresse, deren Leistungen in so mannigfachen Beziehungen der Kritik unterzogen worden sind — nicht selten freilich einer unbilligen Kritik — haben doch die Kriegsgefahr nicht in der Art beseitigt, daß man jetzt von einer ähnlichen diplomatischen Leistung eine weitgehende Beruhigung und folglich einen Stillstand in den Rüstungen erwarten könnte. In den Jahren, welche unmittelbar dem großen, die Karte von Europa in der That revidirenden Wiener Kongresse folgten, hatte man oft Mühe, eine allgemeine europäische Konflagration zu verhüten, und schon im Anfang der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts kam es zu militärischen Interventionen. Der Pariser Kongreß von 1856 hatte eine weit beschränktere Aufgabe; man wird aber nicht behaupten können, daß er eine dauernde Beruhigung, was die orientalische Frage betrifft, geschaffen hätte, und der Zeitraum, der den Kongreß von den Kriegen von 1864 und 1866 trennt, ist kein allzu langer. Dazu kommt, daß Rußland selbst sich später von einem Theile der Stipulationen des Pariser Kongresses emanzipirte und während der Pariser Frieden die russische Kriegsflotte von dem Schwarzen Meere ausschloß, hat ganz kürzlich ein Reskript des Zaren „in der starken Flotte, welche gegenwärtig bei Sebastopol versammelt ist, ein solides Unterpfand für die fernere ruhige und friedliche Entwicklung des gesammten Südens Rußlands erblickt.“ Aber zugestanden, daß wenigstens der Wiener Kongreß von 1814 und 1815 sehr Bedeutendes und der Pariser von 1856 Einiges für den künftigen Frieden Europas geleistet habe, was waren die Voraussetzungen für diese Erfolge, insbesondere für den Friedenserfolg des großen Wiener Kongresses? Nichts Anderes als die Erschöpfung der Völker nach langdauerndem Kriege, die Resignation, auch erhebliche Uebelstände mit in den Kauf zu nehmen, wenn nur die Wunden des Krieges zu heilen waren. Soll man glauben, daß jetzt in der Zeit eines oft zum Ueberschäumen gesteigerten und erhitzten Nationalgefühls und leider auch Nationalitätenhasses die Diplomatie es wagen könne, eine allgemeine Regelung der Fragen und Eventualitäten, von welchen der Krieg und andererseits der Frieden abzuhängen scheint, als Programm aufzustellen oder auch nur anzuregen? Es kann vielmehr so gut als gewiß gelten, daß jede der Mächte, welche zu der geplanten Konferenz einen Vertreter entsenden wird, von vornherein die Erörterung aller aktuellen Fragen als ausgeschlossen betrachten wird; schon die einfache Erörterung einer wichtigen aktuellen oder möglicherweise in absehbarer Zeit aktuell werdenden Frage auf solcher Konferenz könnte zu einer höchst nachtheiligen „Imponderabilie“ für einen betheiligten Staat sich gestalten, falls dieser die Zuständigkeit auch nur zur Erörterung der Frage eingeräumt hätte. Die Erörterung künftiger, wenn auch wahrscheinlicher konkreter Fragen aber hätte keinen Nutzen, da die Umstände sich fortwährend ändern; zum großen Theile aber dürften solche künftige Fragen nur die Konsequenzen gegenwärtig offen oder versteckt vorhandener Fragen sein. Die Diskussion wäre eine Herausforderung der Gegensätze; die Friedenskonferenz könnte eine Streitkonferenz werden.

Es bleibt also wohl kaum etwas Anderes übrig, als die Alternative einer Vervollkommnung des Völkerrechts oder die Schaffung einer neuen Institution zur Sicherung des Friedens.

Daß nun mit einem Schlage das Völkerrecht zu einem ganz wesentlich höheren Standpunkt erhoben werden oder eine ganz wesentlich größere Wirksamkeit erlangen könnte, ist nicht anzunehmen. Gewiß sind die Leistungen, diplomatische Konferenzen und Kongresse für den Fortschritt und die Festigung des Völkerrechts nicht zu unterschätzen; aber im Großen und Ganzen können sie nur die Ergebnisse sanktioniren, welche die Wissenschaft des Völkerrechts unter Berücksichtigung praktischer Erfahrung bereits festgestellt hat, und eine

allgemeine Kodifikation des Völkerrechts ist für absehbare Zeit noch eine Unmöglichkeit. Dazu kommt, daß, wie sogleich noch weiter ausgeführt werden soll, der Anlaß zu Kriegen oft gar nicht in Rechtsfragen, vielmehr in anderen Umständen liegt.

Eben dieser Grund spricht auch gegen die Ansicht, welche in der Errichtung eines allgemeinen internationalen Schiedsgerichts das Mittel zur Beseitigung der Kriege erblickt. Kriege sind oft die Folge innerer Zersetzung und Fäulniß von Staaten. Wer vermöchte in den Anlässen zu den verschiedenen orientalischen Kriegen die Rechtsfragen rein herauszuschälen?*) Und glaubt man, daß nur rechtliche Erwägungen entscheiden könnten, wenn etwa das chinesische Reich jetzt dem Zerfall geweiht wäre? Ferner ist selbst in der inneren Entwicklung der Staaten der Bruch des formellen Rechts nicht immer zu vermeiden, noch weniger im Völkerrecht, wo der formelle Rechtsbruch nicht durch die Allmacht der Gesetzgebung geheilt oder versteckt werden kann. Eine Reihe von kleineren Staaten ist im Anfange dieses Jahrhunderts von der Karte Europas verschwunden; man betrachtet dies jetzt als eine heilsame, ja durchaus nothwendige Aenderung. Entspräche diese Aenderung aber voll dem formellen Recht? Und wer vermöchte alle späteren jetzt so allgemein anerkannten Aenderungen der europäischen Karte vom Standpunkt des formellen Rechts als vollkommen einwandfrei zu Stande gekommen zu erweisen? Das formelle Recht kann nicht unter allen Umständen, so hoch man seinen Werth auch anschlagen mag, festgehalten werden; es muß der Kraft und Macht der Dinge weichen, wenn es ein dauerndes Hinderniß für die gedeihliche fernere Entwicklung bildet. Ueber Konflikte, die dann entstehen, kann ein Schiedsgericht nicht urtheilen, das seiner Natur nach an das formelle Recht gebunden ist. Welcher Großstaat würde sich in solchen Dingen dem völlig unberechenbaren Ausspruche eines sog. Gerichts oder einer Kommission unterwerfen, die nach Rechtssätzen eine Ordnung schaffen soll? Ferner lassen in internationalen Verhältnissen Rechte und schutzbedürftige Interessen oft sich nicht scharf trennen. Ein Schiedsgericht wird aber die Interessen eines Kleinstaates in demselben Maße anerkennen müssen, wie die Interessen eines Fünfzig- oder Sechzig-Millionenstaates; denn sobald nach Rechtsgrundsätzen entschieden werden soll, müssen alle Rechtssubjekte als gleichwerthig betrachtet werden, wie dies ja auch einer der ersten Grundsätze des formellen Völkerrechts ist. Die Geschichte aber geht mit Fug über die Interessen und den Widerspruch kleinerer Gemeinwesen hinweg, wenn das Wohl des großen Ganzen dies verlangt. Wollte man wirklich Interessenfragen durch sog. Schiedsgerichte entscheiden lassen — in Wahrheit würden es ja Gerichte nicht sein — an deren Bildung die kleineren Staaten theilnehmen würden, so würde man diesen kleineren Staaten eine Entscheidungsmacht zuweisen, die ihnen selbst wie dem allgemeinen Frieden leicht verhängnißvoll werden dürfte. Schiedsgerichte haben in letzter Zeit Vieles geleistet. Aber es waren doch nicht große Lebensfragen der betheiligten Staaten, über die sie zu entscheiden hatten, und man kann zweifeln, ob nicht sehr oft ein für den einzelnen Fall speziell gebildetes Schiedsgericht einem permanenten Schiedsgerichte vorzuziehen sei. Für den einzelnen Fall können besonders sachkundige Schiedsrichter ausgewählt werden, die unzweifelhaft vertrauenswürdig sind, während die Unparteilichkeit bei einem permanenten völkerrechtlichen Gerichtshofe zwar theoretisch einigermaßen, nicht aber praktisch leicht zu erreichen ist. Die interparlamentarische Friedenskonferenz hat sich denn auch vorläufig darauf beschränkt, die Errichtung eines permanenten internationalen Gerichtshofes zu befürworten, an welchen die streitenden Staaten sich nur wenden können, wenn sie wollen. Die auf Einladung der russischen Regierung zusammentretende diplomatische Konferenz könnte diesem Vorschlage sich anschließen, zumal das wesentlich von dem belgischen Senator Descamps*) herrührende Projekt der interparlamentarischen Konferenz mit großer Sorgfalt und Umsicht ausgearbeitet ist. Indeß ist es nicht wahrscheinlich, daß die Regierungen der Großstaaten zu diesem Entschlusse kommen werden; das Schicksal des Projektes des englisch-nordamerikanischen sehr vorsichtig abgefaßten und keineswegs auf alle und jede Streitigkeiten sich erstreckenden Schiedsvertrages hat gezeigt, wie schwer es ist, ein verhältnißmäßig bescheidenes derartiges Projekt selbst unter Staaten, die voraussichtlich nicht leicht in kriegerische Konflikte mit einander gerathen können, zur wirklichen Perfektion zu bringen. Der Beitritt zu einem allgemeinen internationalen Vertrage, der die Bildung eines auch nur fakultativen, aber permanenten und für alle und jede Fälle anwendbaren Schiedsgerichts enthält, wird weit schwerere Bedenken erregen als der Abschluß eines beschränkten, selbst obligatorischen Schiedsgerichtsvertrages mit einem einzelnen Staate. Es ist, wenn man einmal durch Betheiligung an der Errichtung eines allgemeinen permanenten Schiedsgerichts dieses letztere als ein zur Entscheidung aller möglichen Streitigkeiten geeignetes Organ anerkannt hat, nachher nicht angenehm, eben dieses Organ in den schwerwiegenden Fällen zu umgehen; man hat dann gewissermaßen eine „Imponderabilie" gegen sich; zugleich aber wird das ständige Schiedsgericht einigermaßen diskreditirt. In einem die Volksleidenschaften heftig erregenden Streite mit einer auswärtigen Macht, wäre es aber ein bedenkliches Spiel für eine Regierung, sich einem Schiedsspruche auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen. Man könnte also behaupten, die Kriegsgefahr werde durch das Hineinziehen eines Schiedsgerichts nicht selten ganz erheblich gesteigert.

Weniger bedenklich und dem bisherigen Usus mehr entsprechend wäre die gemeinsame Einsetzung einer ständigen internationalen diplomatischen Kommission, die in Streitfällen, falls die Betheiligten nicht ein anderes friedliches Ausgleichsverfahren vereinbaren würden, einen rechtlich unverbindlichen, nur gutachtlichen Vorschlag zu machen hätte. Nicht nur könnte die Thätigkeit einer solchen Kommission auch auf Streitfälle sich erstrecken, die weniger durch Rechts- als durch Zweckmäßigkeitserwägungen zu erledigen wären oder mehr als Interessestreitigkeiten sich darstellen würden. Es würde, da ein nur gutachtlicher Ausspruch die Betheiligten nicht bindet, weit weniger bedenklich sein, auch in einer schwerwiegenden, die Volksstimmung erregenden Frage die Thätigkeit der Kommission eintreten zu lassen. Indeß würde immerhin, sofern die Kommission als unmittelbares Organ etwa der Mehrzahl oder der Gesammtheit der zivilisirten oder auch nur der europäischen Staaten erschiene, durch das Gutachten der Kommission — und zwar gerade dann, wenn sie möglichst unabhängig von Instruktionen der einzelnen Regierungen gestellt würde, in verstärktem Maße — dem einen oder anderen der betheiligten Staaten ein nicht ganz leicht zu nehmendes Präjudiz geschaffen werden können. Wenngleich die europäischen Großmächte schwächere und in Bedrängniß befindliche Staaten zwingen, dem Ausspruch des „europäischen Konzerts" sich zu unterwerfen, so weiß man andererseits, wie wenig die neuere diplomatische Praxis der Großstaaten geneigt ist, Streitfälle und Differenzen, die sie selbst unmittelbar berühren, auf allgemeinen Kongressen und Konferenzen erörtern zu lassen, und man kann nicht behaupten, daß es für diese Abneigung der diplomatischen Praxis keine Gründe gebe. Eine permanente, von den Instruktionen der Regierungen durchaus abhängige Kommission würde nichts Anderes sein als ein permanenter Kongreß mit unbeschränkter und daher der neueren diplo-

*) Man versuche es doch einmal die jetzt schwebende kretische Frage lediglich nach Rechtssätzen zu ordnen.

*) Essai sur l'organisation de l'arbitrage international, mémoire aux puissances par le Chevalier Descamps — président de l'union interparlementaire avec le projet d'Institution d'une Cour permanente d'Arbitrage international adopté par la Conférence interparlementaire — et le rapport présenté à la conférence par M. Houzeau de Lehaie — Bruxelles Guyot imprimeur du Sénat. 1896.

marischen Praxis absolut zuwiderlaufender Zuständigkeit. Eine unabhängige Kommission aber würde zu stark einem Schiedsgericht nahe kommen, und dann würde auch die Unabhängigkeit*), wie solche für Schlichtung internationaler Streitigkeiten erfordert werden müßte, nur schwer sich erreichen lassen. Man müßte da auf eine Organisation greifen, die der eines permanenten Schiedsgerichts ähnlich wäre; und dabei würde die Alternative entstehen, daß entweder die kleineren Staaten eine ungenügende Vertretung oder aber eine allzu große Bedeutung erhalten würden, welche bei Schlichtung des Widerstreits von Interessen seitens der Großstaaten kaum ertragen werden würde.**)

Dagegen würde eine vollkommen unabhängige, nicht aus unmittelbarer Initiative der Regierungen hervorgegangene **internationale Akademie**, gebildet aus erfahrenen Staatsmännern und Völkerrechtskundigen, durch rechtzeitige Abgabe von Gutachten allerdings der Erhaltung des Friedens nicht unwesentliche Dienste leisten können. Die Gutachten einer solchen Akademie würden nur diejenige moralische Autorität beanspruchen und behaupten, die von der Richtigkeit der vorgeschlagenen Entscheidung oder von der Zweckmäßigkeit des empfohlenen Arrangements und von der Güte der dafür angegebenen Gründe abhinge, und da die Akademie nicht ein offizielles Organ der Regierungen wäre, würde es den betheiligten Regierungen nicht allzu schwer fallen, wenn die vorgeschlagene Entscheidung oder Regelung der Streitsache nicht zutreffend oder zweckmäßig schiene, sie nicht zu befolgen und diese Nichtbefolgung auch vor der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen.

Eine solche Akademie würde auch — und das erscheint für die Erhaltung des Friedens besonders wichtig — ein Gutachten nicht nur auf Verlangen einer Regierung abgeben können; sie würde z. B. die moralische Verpflichtung haben können, auf Verlangen eines bestimmten Bruchtheils einer Volksvertretung ein Gutachten zu liefern über eine Frage, die noch nicht zu einem akuten Streite der Regierungen selbst geworden ist; denn nicht selten — man denke an die französische Kammer, welche 1870 stürmisch den Krieg gegen Preußen und den norddeutschen Bund verlangte — ist solcher Bruchtheil der vernünftigere und besonnenere Theil. Ja, man kann sagen, daß ein solches Gutachten einer schwachen Regierung — es kann ja auch solche geben — welche gegen Straßendemonstrationen und Aeußerungen einer zügellosen Presse nicht unempfindlich ist, einen wesentlichen Halt gegenüber den Kriegsstürmen zu gewähren vermöchte. Unter Umständen würde diese Akademie, namentlich wenn ihr die Mittel zur Verfügung ständen, an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen, durch einen aus freier Initiative veröffentlichten gutachtlichen Bericht die öffentliche Meinung aufklären und somit die Regierungen zu richtigen Schritten ermuthigen. Wie entgegengesetzt lauteten doch eine Zeit lang die Berichte über die armenischen und kretischen Zustände, und wie oft wird nicht selbst Berichten offizieller Organe des einen Staates (z. B. der Konsuln in der Levante) in der einflußreichen Presse eines anderen Staates der Glaube versagt! Hätte nicht unsägliches Elend verhütet werden können, wenn die öffentliche Meinung über die armenischen Angelegenheiten, die kretensischen Zustände zuverlässig unterrichtet gewesen wäre?

Die Schwierigkeit besteht in der Auswahl der Mitglieder jener Akademie.

Das Institut für internationales Recht, welches jetzt fünfundzwanzig Jahre bestehend, eines unbestreitbaren Ansehens sich erfreut und durch seine Beschlüsse und Berathungen einen nicht unbedeutenden Einfluß auch auf die allgemeinen völkerrechtlichen Verständigungen und Verträge übt, kann ungeachtet einer seiner statutarischen Bestimmungen, welche die Ertheilung von Gutachten über konkrete Streitfragen gestattet, als für jene Aufgabe genügend geeignet nicht angesehen werden. Seine ganze Organisation, das nur für kurze Zeiträume erfolgende Zusammentreten des Instituts, die völlig zerstreuten Wohnsitze der Mitglieder und andere Umstände lassen das Institut trotz jener statutarischen Bestimmung doch wesentlich nur als eine für wissenschaftliche, wenn auch indirekt recht praktische und für die Erhaltung des Friedens wichtige Institution erscheinen. Es sind dann auch Gutachten über konkrete Streitfragen und schiedsrichterliche Funktionen mehrfach einzelnen hervorragenden Mitgliedern übertragen; nicht aber ist bis jetzt ein einziges praktisches Gutachten Gegenstand der Beschlüsse des Instituts gewesen. Ebensowenig dürfte der Delegirtenausschuß der interparlamentarischen Konferenz, der zwar nach einem Beschlusse dieser Konferenz, sobald eine den Frieden gefährdende Streitigkeit auftaucht, auf Anrufen der parlamentarischen Gruppe eines der betheiligten Länder behufs Abfassung eines Gutachtens zusammentreten soll, jene Aufgaben genügend erfüllen können. Abgesehen auch davon, daß die Organisation der interparlamentarischen Konferenz eine zu wenig feste ist, kommt in Betracht, daß die Delegirten nicht immer in der Lage sein werden, ihre Zeit dieser oft nicht ganz einfachen Arbeit zu opfern. Indeß ist es von Bedeutung, daß auch die interparlamentarische Konferenz bereits durch einstimmigen Beschluß*) die Abgabe eines Gutachtens als ein geeignetes Mittel zur Beilegung internationaler Streitigkeiten bezeichnet hat.

Die Wahl der (auf eine mäßige Anzahl zu beschränkenden) Mitglieder der Akademie würde vielmehr zweckmäßig durch das Zusammenwirken verschiedener Faktoren zu Stande kommen. Das Institut für internationales Recht, die interparlamentarische Konferenz, die juristischen Fakultäten der verschiedenen Länder könnten betheiligt sein und selbstverständlich auch die Regierungen, sofern ein derartiges Projekt von der auf Initiative des Zar einberufenen diplomatischen Konferenz aufgenommen werden würde. Sollte ein derartiges Projekt nur durch private Bemühungen oder wesentlich durch solche zu Stande kommen, so würde man den Regierungen eine gewisse Betheiligung an den Wahlen freistellen; es möge dann jede Regierung erwägen, ob sie sich betheiligen will. Den größeren Staaten müßte ein stärkeres Stimmrecht zustehen als den kleineren, aber doch nur so, daß die Betheiligung der kleineren keineswegs bedeutungslos erschiene, und die Bevölkerungszahl dürfte auch im Uebrigen nicht ausschließlich maßgebend sein. Wäre die Akademie einmal konstituirt, so würde auch den Mitgliedern selbst bei Ergänzungen und Neuwahlen eine Mitwirkung zuzugestehen sein. Das Wahlverfahren ließe sich in verschiedener Weise denken, z. B. in der Art, daß aus einer umfassenden Liste eine immer engere ausgewählt würde. Es ist indeß nicht erforderlich, auf diese Frage jetzt einzugehen, da es vorläufig nur auf Prüfung der Idee im Allgemeinen ankommt.

Die Akademie würde einen festen Sitz haben, vielleicht am besten in der Hauptstadt der neutralen Schweiz, wo ja schon eine Anzahl internationaler Bureaux eingerichtet ist; sie müßte mit einem ausreichenden Bureau und einer Bibliathek ausgestattet sein. Eine Anzahl der Mitglieder müßte am Orte der Akademie den Wohnsitz nehmen. Genügend unabhängige Stellung müßte für die Wahl zum Mitgliede Bedingung sein; jedes Mitglied müßte sich verpflichten, wäh-

*) Eine permanente, von den Instruktionen der Regierungen abhängige Diplomatenkonferenz würde ein sehr schwerfällig arbeitender, zugleich den mannigfachsten Intriguen- und Interessenspielen ausgesetzter, daher alsbald von den in Streit gerathenden Regierungen gemiedener, voraussichtlich daher dem Einschlafen in nicht zu ferner Zeit geweihter Apparat sein. Das Zeitalter der Telegraphen hat ohnehin den Nutzen diplomatischer Konferenzen sehr vermindert und problematisch gemacht.

**) Man bedenke, daß Staaten wie Griechenland, Serbien z. B., dann möglicherweise den Stichentscheid für das Gutachten abgeben könnten.

*) Der Beschluß wurde auf den Namens der deutschen Gruppe durch Dr. Max Hirsch gestellten Antrag gefaßt. Compte rendu de la VIII. Conférence de l'Union interparlementaire pour l'arbitrage. (1897) Bruxelles. S. 64. 65. — Auch Hilty (Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft Jahrg. 1893. S. 224) hat bereits gesagt: „In der Beschränkung auf ein wohlerwogenes praktisches Gutachten . . . liegt das eigentliche Werk der freiwilligen, nicht staatlichen Friedenskongresse.“

rend der Dauer der Mitgliedschaft und eine bestimmte Zeit nach dem etwaigen Austritte weder eine Beförderung oder andere Stelle seitens eines Staates anzunehmen. Der Gehalt oder die Entschädigung der Mitglieder müßte mäßig sein; die Stellen dürften nicht das Ziel des Streberthums werden oder als Belohnungen für beliebige Beamte oder als Sinecuren für weniger befähigte Diplomaten dienen. Dagegen würde der Akademie zweckmäßig ein Fonds zur Einholung von technischen Gutachten, zu Erkundigungen an Ort und Stelle gewährt werden. Die solcher Gestalt mit der Einziehung von Erkundigungen beauftragten Personen würden diplomatischen Schutz genießen.

Die erforderlichen Mittel würden einen nur mäßigen Betrag erreichen. Sobald die Regierungen die Sache praktisch finden, würde selbst die Summe z. B. von 150—200 000 Mark für das Jahr keine Schwierigkeit machen. Man vergleiche damit nur die Kosten der Expedition der Großmächte nach Kreta. Aber auch Beiträge der Friedensgesellschaften wären denkbar, wenn letztere dadurch eine Betheiligung an der Wahl der Mitglieder der Akademie erhielten. Das bekannte Nobel'sche Testament hat sehr große Summen für einen Preis ausgesetzt, der jährlich vom norwegischen Storthing Demjenigen ertheilt werden soll, der „am meisten und am besten für die Verbrüderung der Völker und die Abschaffung oder die Verminderung der stehenden Heere sowie für die Bildung und Verbreitung von Friedensvereinen gewirkt hat."*) Es wird nicht ganz leicht sein, diese zwar wohlgemeinte, aber vielleicht recht überflüssige Preisvertheilung in einigermaßen gerechter und entsprechender Weise vorzunehmen, und der wahre Zweck des Testators, soweit er rationell ist, könnte wohl sicherer durch die Begründung jener Akademie erreicht werden. Selbstverständlich würden diejenigen, welche die erforderlichen Fonds liefern, einen erheblichen Einfluß auf die Art und Weise der Bildung der Akademie üben können.

Eine Einrichtung, welche den Krieg unter selbständigen Staaten absolut auszuschließen vermöchte, ist undenkbar.**) Die allgemeinen Fortschritte der Kultur und die innere Gesundheit der einzelnen Staaten sind vielmehr die wesentlichsten Faktoren für die Erhaltung des Friedens, und wie mehr und mehr die Ueberzeugung sich Bahn bricht, daß Krieg und Frieden jedenfalls nicht ausschließlich von den Regierungen, sondern großen Theils von den Bevölkerungen selbst abhängen, so wird die Schaffung einer bedeutenden und wirksamen Autorität, welche nicht zwangsweise, sondern rein moralisch eingreifen kann und eingreifen soll, nicht ausschließlich ein neues Gebilde der Regierungen, eine reine Schöpfung der Diplomatie und Bureaukratie sein können. Daher entspricht allein eine freiere und selbständiger gestellte Organisation, nicht aber eine diplomatische Konferenz, welche sehr bald umgangen werden oder einschlafen würde, dem Wunsche besserer Sicherung des Friedens. Aber jede denkbare Einrichtung kann nur eine langsame, allmähliche Wirkung ausüben. Mit weitgehenden Projekten ist nichts zu erreichen, und man darf sich nicht wundern, wenn einstweilen, ungeachtet der Friedensworte eines mächtigen und edel denkenden Herrschers die Rüstungen noch weiteren Fortgang nehmen.

Es ist aber bedeutsam, daß von hoher autoritativer Stelle einmal öffentlich anerkannt ist, daß der Friede nicht lediglich durch eine weitere Steigerung der Rüstungen und Militärlasten bedingt ist, und daß es nicht eine nur Spott verdienende Schwärmerei ist, neue Einrichtungen zu erwägen, welche neben den Armeen und Flotten als Friedensgarantien betrachtet werden dürfen. Die öffentliche Diskussion ist, wie bereits bemerkt, von autoritativer Seite provozirt worden. Ein nur beifälliges Echo der Worte des russischen Kaisers, eine bloße Paraphrase hilft aber nicht weiter. Es bedarf positiver Vorschläge, und einen solchen positiven Vorschlag der Erwägung und Kritik zu unterstellen, war der Zweck dieses Aufsatzes.

L. v. Bar.

*) Die Organisation einer nur Gutachten abgebenden Akademie kann, beiläufig bemerkt, weit einfacher und zu schnellerer Thätigkeit geeigneter gestaltet werden, als die eines Schiedsgerichtshofes, dessen Aussprüche formelles Recht schaffen sollen.

**) Auch die Bestimmung der Deutschen Bundesakte Art. 11 Abs. 4: „Die Bundesmitglieder machen sich . . . verbindlich, einander unter keinerlei Vorwand zu bekriegen" hat den Krieg unter den deutschen Bundesstaaten 1866 nicht verhindert, obwohl der Deutsche Bund einen so engen Staatenverein bildete, wie er unter Großstaaten jetzt unmöglich erscheint.

Ludwig Windthorst.

Sieben Jahre nach dem Tode Windthorst's hat einer seiner Anhänger den Versuch gemacht, ihm ein biographisches Denkmal zu setzen. Es liegt vor unter dem Titel: „Ludwig Windthorst; ein Lebensbild von J. Knopp (Dresden, Karl Reißner, 1898). Unser historisches Wissen wird nicht bereichert; Briefe Windthorst's oder Mittheilungen seiner intimen Freunde haben dem Verfasser nicht zur Verfügung gestanden. Sein Werk ist mehr ein Denkmal der Pietät als der Wissenschaft. Immerhin mag es Anlaß geben, die Augen wieder auf einen Mann zu richten, der lange Zeit eine hervorragende Rolle gespielt hat.

Windthorst's Gegner haben bei seinen Lebzeiten die guten Eigenschaften seines Charakters unterschätzt, seine politische Bedeutung wahrscheinlich überschätzt. Windthorst war ein Mann von hoher Uneigennützigkeit. Er hat in bescheidenen Verhältnissen gelebt und ist darin gestorben; noch in den letzten Jahren seines Lebens hat er als halbblinder Greis seinen Unterhalt zum Theil durch seine Arbeit verdient. Gewiß hätte er die Gelegenheit gefunden, sich in rechtschaffener Weise ein Vermögen zu erwerben, das ihm ein behagliches Dasein gewährleistet hätte. Er war ferner ein Mann von ungewöhnlicher Herzensgüte. Er hatte Freude am Menschen: es machte ihm Vergnügen Gefälligkeiten zu erweisen; er hat es sich stets angelegen sein lassen, jüngere Männer, mochten sie seiner Partei angehören oder nicht, zu fördern, zu ermuthigen und anzufeuern. Er hat in der höchsten Lebhaftigkeit des Kampfes persönliche Gehässigkeiten vermieden und das Bedürfniß gehabt, mit politischen Gegnern freundlich zu verkehren. Und er war auch ein guter Patriot. Wissentlich hat er keine Bestrebung verfolgt, die dem deutschen Vaterlande zum Nachtheil hätte gereichen können. Gegen landesverrätherische Unternehmungen, sie mochten kommen, von welcher Seite sie wollten, hat er den lebhaftesten Abscheu gehabt.

Auch das gehörte zu Windthorst's persönlichen Tugenden, daß er sich gegen übermäßige Lobhudeleien seiner Anhänger zuweilen in recht nachdrücklicher und wenn es sein mußte, grober Weise verwahrte, wie ich überzeugt bin, weil er die wahren Schranken seiner Befähigung sicher klar erkannte. Und so würde er es auch seinem neuesten Biographen wahrscheinlich sehr übel nehmen, daß ihn dieser als einen der „größten Parlamentarier aller Zeiten" bezeichnet. Es kann unter Umständen ein sehr großes Verdienst sein, einen Guerillakrieg mit Geschick und Erfolg geführt zu haben, aber man darf den, dem diese Aufgabe gelungen ist, nicht als einen großen Feldherrn bezeichnen.

Wenn Windthorst im Jahre 1867 gestorben wäre, so hätte er ein Alter von 55 Jahren erreicht. Er war zweimal im Leben Minister eines Königs gewesen, und doch hätte kein Lied und kein Konversationslexikon von ihm Kunde gegeben. Obwohl ohne Vermögen, ohne Familienverbindungen und einer in der Minderheit stehenden Konfession angehörig, hatte er in noch jungen Jahren sich bis zum Minister hinaufgearbeitet. Das beweist, daß er ein kluger, aber nicht, daß er ein außerordentlicher Mann war.

Es gibt viele mittelstaatliche Minister, die, ohne einen Namen zu hinterlassen, zum Orkus hinabgehen. Mitunter gelingt es doch Einem, seinen Namen in die Tafeln der Ge-

schichte fest einzugraben, wie einem Wangenheim, Stüve, Mathy. Windthorst hat zu diesen Auserwählten nicht gehört. Er hat die hannöversche Justizorganisation als ein Werk betrachtet, das ihm Anspruch auf dauernde Anerkennung verleihe, da diese Organisation später der deutschen Justizorganisation zum Vorbild gedient hat. Indessen die hannöversche Justizorganisation ist von Windthorst zwar mit großer Energie in das Leben gerufen, aber nicht von ihm erfunden worden; er fand das Gesetz fertig vor, als er in das Amt trat. Von sonstigen gesetzgeberischen Thaten werden nur seine Mitwirkung an der Wiederherstellung des Bisthums Osnabrück und die evangelische Synodalordnung erwähnt. Der Kreis Derjenigen, welche ihm diese Thaten danken, wird gering sein.

Windthorst ist zweimal Minister gewesen, aber er hat keinen Einfluß auf den König Georg gewonnen. König Georg hatte wenige so treue Diener wie ihn, aber gegen keinen seiner Diener hat er ein so großes Mißtrauen gehabt, als gegen ihn, und er hat sich darüber sehr drastisch ausgesprochen. Die Staatsmannschaft des Fürsten Bismarck kam in dem ungemessenen Einfluß zum Ausdruck, den er auf Kaiser Wilhelm ausübte. Er wußte, daß das, was in Preußen durchgesetzt werden solle, durch den König durchgeführt werden müsse. Sein Hauptziel war, den König für seine Pläne zu gewinnen, und hiergegen trat alles Andere in den Hintergrund. Die Anschauungen des Königs und seine Charaktereigenthümlichkeiten wichen von den seinigen sehr erheblich ab; aber trotzdem wußte er den König für seine Pläne zu gewinnen. Unter dem Anschein, dem König zu dienen und ganz und gar seinem Willen untergeben zu sein, wußte er den König Schritt für Schritt dahin zu leiten, wohin er ihn haben wollte. Von dieser Geschicklichkeit hat Windthorst in seiner hannöverschen Zeit schlechthin nichts besessen. Er ist zweimal in das Amt berufen worden und hat es sich gefallen lassen müssen, zweimal aus dem Amt entlassen zu werden, ohne daß ihm auch nur gesagt worden wäre, was man ihm zum Vorwurf machte. Wäre das Jahr 1866 nicht gekommen, oder hätte es Windthorst nicht lange überlebt, er wäre als ein unberühmter Mann gestorben.

Seinen Ruhm verdankt er dem Deutschen Reiche und dem Fürsten Bismarck. Bismarck war der mächtigste Mann im Deutschen Reiche und Windthorst der mächtigste seiner Gegner. Jeden anderen seiner Gegner hat Bismarck bei Seite schieben und zermalmen können; Windthorst war der einzige, dem er Zugeständnisse gemacht hat. Er hat eine Partei gebildet, die ursprünglich wenige Mitglieder zählte, aber sich trotz der Ungunst der Regierung fortdauernd vermehrte; er hat diese Partei zu gemeinsamem Vorgehen angehalten, sie veranlaßt, alle untergeordneten Streitigkeiten aufzugeben, um als eine geschlossene Armee einen großen Einfluß auszuüben, und hat dieser Partei endlich einen Platz errungen, in welchem sie als die „maßgebende“ erschien, obwohl sie für immer darauf verzichten muß, die Mehrheitspartei zu sein.

Alles das sind Zeichen von hervorragender Klugheit, von Scharfsinn, Eifer, Beobachtungsgabe, aber es sind keine Zeugnisse für eigentliche Staatsmannschaft. Windthorst hat den Fürsten Bismarck gehindert, manche seiner Pläne durchzusetzen, er hat ihn gezwungen, manche Maßregeln rückgängig zu machen, die dieser schon getroffen hatte. Aber er wäre nie im Stande gewesen, an dessen Stelle zu treten. Er hatte kein Programm dafür, wie die deutsche Politik weiter geführt werden könne. Er hatte eine ausgebildete Begabung für die Kritik, aber er hatte keine schöpferische Ader. Es war ihm der Regel nach lieber, sein ablehnendes Votum mit einem non liquet als mit einem Niemals begründen zu können.

Den wirthschaftlichen und sozialen Fragen der Zeit stand er mit dem Gefühle großer Unsicherheit gegenüber. Er wußte sehr wohl, daß ihm hier ein kompetentes Urtheil nicht zustand.

Sein Justus Möser war ihm geläufig; von der neueren Litteratur kannte er sehr wenig. Das Gefühl seiner Unsicherheit hat ihn davor bewahrt, schwere Fehltritte zu thun; er ist es gewesen, der seine Partei davor bewahrt hat, sich auf den Bimetallismus zu verpflichten, nicht etwa weil er ein Anhänger der Goldwährung gewesen wäre, sondern nur, weil er die ungeheuere Gefahr erkannte, ohne genügende Sachkenntniß Beschlüsse zu fassen. Ohne zu den großen wirthschaftlichen Zeitfragen eine feste Stellung einzunehmen, kann aber heute Niemand ein leitender Staatsmann sein.

In jüngeren Jahren hatte sich Windthorst zum großdeutschen Programm bekannt, welches dahin ging, die Selbstständigkeit der einzelnen deutschen Staaten dürfe nicht angetastet werden, und doch solle Deutschland einig sein. Wie das zu machen sei, darüber ist er die Antwort eben so schuldig geblieben, wie jeder andere Großdeutsche. Er hat die Ereignisse von 1866 beklagen müssen und beklagt, aber sich ihnen unterworfen. Er hat die preußische Verfassung beschworen und dadurch bekundet, daß er dem Welfenhause zwar romantische Treue bewahre, aber den Kampf für seine Ansprüche einstelle. Er hat dann mehrere Jahre lang den Standpunkt festgehalten, daß man jeder Erweiterung der Zuständigkeit des Reiches, jeder Schmälerung der Zuständigkeit der Einzelstaaten beharrlichen Widerstand entgegensetzen müsse. Später hat er diesen Punkt aus seinem Programm stillschweigend fallen lassen und er hatte nicht sehr viele Sätze fallen zu lassen, falls er überhaupt ein Programm aufrechthalten wollte.

So blieb denn von seinem Programm nur der kirchenpolitische Theil übrig. Die Kirche sollte vom Staate ausgedehnte Machtbefugnisse entlehnen und nicht gehalten sein, ihm Rechenschaft darüber zu geben, wie sie diese Machtbefugnisse verwendet. Das ist nun freilich ein Programm, aber nur ein solches für Theoretiker; kein praktischer Staatsmann, und wäre er ein noch so eifriger Katholik gewesen, hätte jemals damit bestehen können.

Windthorst war stets ein gern gehörter Redner. Er fesselte durch Witz und Humor und durch die Formen seiner Beweisführung. Aber sehr häufig fehlte es seinen Reden an dem rechten Inhalt. Während die Menge sich in Heiterkeit und Beifallsbezeugungen erging, sahen ernsthaftere Männer einander an und fragten, ob er denn eigentlich irgend Etwas gesagt habe.

Man hat zuweilen in Zweifel gezogen, ob seine katholischen Ueberzeugungen sehr tief gewurzelt haben. Katholische Schriftsteller bezeugen, daß selbst Katholiken diesen Zweifel gehegt haben. Meine Ueberzeugung geht dahin, daß Windthorst ein guter und aufrichtiger Katholik gewesen ist. Allerdings war er eine andere Natur als Mallinckrodt. Diesen füllte der religiöse Eifer ganz und gar aus; er hatte den Wunsch, jeden zu seinen Ueberzeugungen herüberzuziehen und hätte wohl Nichts dagegen gehabt, wenn Diejenigen, die sich nicht herüberziehen lassen wollten, den Scheiterhaufen bestiegen hätten. Davon war bei Windthorst keine Rede. Jeder Fanatismus war ihm zuwider. Er hegte aufrichtiges Wohlwollen auch gegen die, die seiner Konfession nicht angehörten. Es war ihm kein Opfer, die Synagoge zu betreten, um der Leichenfeier für einen verstorbenen Freund beizuwohnen; keinen seiner zahlreichen Parteigenossen fand er, der ihn auf diesem Wege begleitet hätte. Er gab sich keine Mühe, Proselyten zu machen, aber er versicherte Jedem, der es hören wollte, er sei nach reiflicher Prüfung zu der Ueberzeugung gekommen, daß die katholische Kirche die Wahrheit besitze und daß er Alles glaube, was sie lehre. Mit einer solchen Auffassung verträgt sich nun sehr wohl die Neigung, sich nicht allzu tief in die Prüfung religiöser Streitfragen einzulassen, weil doch die Prüfung an der Antwort nichts ändern kann. Es ist für einen Nichtkatholiken nicht leicht, diesen Standpunkt zu verstehen und sich auf ihn zu versetzen. Indessen die Aufrichtigkeit dieses Standpunktes anzufechten, hat man kein Recht.

Ueberblickt man Windthorst's langjährige Wirksamkeit im Reichstage und im Landtage und dann noch den Zeitabschnitt, der seit seinem Tode verflossen ist, so tritt uns

natürlich der Wunsch nahe, eine Summa seines Wirkens zu ziehen. Bei Lebzeiten war er von einer Seite fast vergöttert, von der anderen auf das Lebhafteste angegriffen. Nach seinem Tode wurden ihm Huldigungen auch von Seiten Derer zu Theil, die ihn früher so lebhaft bekämpft haben. Sein Tod hat an dem Aussehen der Welt wenig geändert. Man möchte fast glauben, schon bei seinen Lebzeiten sei seine Bedeutung überschätzt worden. Es ist nicht anzunehmen, daß die Weltgeschichte einen erheblich anderen Verlauf genommen hätte, wenn wir Windthorst aus ihr fortdenken. Im Großen hat er nichts verrichtet; im Kleinen hat er viel gewirkt. Aber dieses Kleine erscheint nach Ablauf kurzer Zeit schon um Vieles kleiner.

Alexander Meyer.

Der Untergang österreichischer Vorherrschaft in Deutschland.

Der gegenwärtigen Generation erscheint es als ganz selbstverständlich und nothwendig, daß Deutschland aus seiner vielhundertjährigen Zerrissenheit gerade durch Preußen gerettet und zur Einheit geführt worden ist. Eine von diesem Gedanken erfüllte Geschichtsschreibung hat längst die angeblich von der Vorsehung seit jeher den Hohenzollern ertheilte Sendung als bereits in den unscheinbaren Anfängen des brandenburgisch-preußischen Staates wirksam und für dessen Herrscher bestimmend dargestellt. Nichts aber kann irriger sein als eine solche Vorstellung. Der deutsche Beruf Preußens ist erst eine Schöpfung der neuesten Zeit. Bis auf Friedrichs des Großen in seinen letzten Lebensjahren unternommenen Versuch, durch den „Fürstenbund“ die deutschen Gebiete im Gegensatze zu Oesterreich unter Preußens Führung zusammenzuschließen, hatte Niemand an eine derartige Mission des jungen Staates auch nur gedacht — Brandenburg-Preußens Kurfürsten und Könige am allerwenigsten. Und nachdem des genialen Friedrich Bestreben, das ja auch nur auf einen momentanen, zeitlich begrenzten Zweck gerichtet gewesen, durch seines Nachfolgers Lässigkeit gescheitert war, verschwand der Gedanke an Preußens Hegemonie in Gesammtdeutschland wieder vom Plane. Höchstens handelte es sich noch darum, in der Noth der Revolutionskämpfe, die den kleinen deutschen Staatengebilden schleunigen Untergang drohten, die Führung Norddeutschlands Preußen, die Süddeutschlands Oesterreich anzuvertrauen. Auch hierin hat letzteres niemals gewilligt, da es ganz Deutschlands Beherrschung für sein eigenes, durch die tausendjährige Kaisertradition geheiligtes Recht ansah. Der unglückliche Krieg von 1806 und 1807 stimmte Preußen vollends zur äußersten Bescheidenheit herab. Mehr als je erwartete man Deutschlands Heil von Oesterreich, erhoffte man die Wiederbelebung des alten Kaiserthums der Habsburger. Noch um die Wende des Jahres 1812 auf 1813 waren aller Augen weit mehr auf die Hofburg als auf das Berliner Schloß gerichtet. Träumte doch selbst ein Freiherr von Stein von der Wiederkehr des mittelalterlichen Reiches, und die Kaiseridee, die Tausende der patriotischsten Herzen Deutschlands höher schlagen ließ, suchte damals ihre Verwirklichung nur in Wien. Man weiß, daß diese Empfindungen gerade in den Hohenzollern noch lange nachgeklungen haben, daß der dritte und der vierte Friedrich Wilhelm sich als geborene Vasallen des habsburgischen Kaisers fühlten, unter seiner Leitung nur die Zweiten in Deutschland sein wollten.

Der Beruf Preußens zur Führerrolle in Deutschland schreibt sich überhaupt erst von den Befreiungskriegen her. Als damals Oesterreich mit berechnetem Zögern eine selbstsüchtige, allem volksthümlichen Streben feindliche Politik verfolgte, während Preußen mit kühnem Entschlusse das nationale Banner entfaltete; als dann Oesterreichs Heere wie widerwillig, nur eben nothgedrungen sich an dem Kampfe betheiligten, während das preußische Volksheer mit todesmuthiger Begeisterung den Krieg gegen den Unterdrücker führte und, allezeit voran, dessen Vernichtung bewirkte — da wandten sich die Augen aller Vaterlandsfreunde, aller freier Gesinnten auf Preußen, da begann auch dessen Volk in stolzem Selbstbewußtsein sich als die eigentlichste Macht Deutschlands zu betrachten. Die Ereignisse von 1866 und 1870 sind durch die Siegeskämpfe von 1813 bis 1815 vorbereitet worden; Katzbach, Dennewitz und Waterloo haben Königgrätz, Sedan und Versailles möglich gemacht.

Die Vorgänge, die Oesterreich den Verlust seiner angestammten Hegemonie in dem Empfinden der deutschen Patrioten eingetragen haben, behandelt ein junger Historiker, Friedrich Luckwaldt, in einem soeben erschienen Werke „Oesterreich und die Anfänge des Befreiungskrieges von 1813“*). Das Buch empfiehlt sich nicht nur durch ergebnißreiche Forschung in den Wiener Archiven sowie durch umfassende und eindringende Kenntniß der ganzen, ungeheuren, einschlägigen Litteratur, sondern auch durch geistvolle Betrachtung, klare Sprache und durch vortreffliche Charakterisirung von Menschen und Dingen. Es geht thatsächlich über den Rahmen einer nur für den engen Kreis der Fachgelehrten bestimmten Monographie hinaus, bietet für den Politiker und den gebildeten Geschichtsfreund überhaupt eine belehrende und anziehende Lektüre.

Wilhelm Oncken hatte 1876 denselben Gegenstand im ersten Bande seines „Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege“ behandelt. Er hatte dazu eine Fülle neuen Materials herbeigebracht, für das ihm die Forschung stets dankbar verpflichtet bleiben wird. Allein seine hieraus geschöpfte Anschauung: Oesterreichs leitender Staatsmann Metternich habe seit dem Eintritt der furchtbaren Katastrophe der „großen Armee“ in Rußland den Krieg gegen Napoleon bestimmt ins Auge gefaßt und nur deshalb über ein halbes Jahr gezögert, um einerseits Oesterreichs Rüstungen zu vollenden, anderentheils dem Kaiserstaate die führende Stellung unter den Verbündeten zu sichern, — diese Ansicht, die einer allzu vertrauenden Gläubigkeit gegenüber offiziellen Versicherungen Metternich's an die Alliirten entsprang, fand sofort vielfachen Widerspruch. Sie endgültig widerlegt zu haben, ist das Verdienst Luckwaldt's, das um so größer ist, als er sich vorzugsweise gerade auf die österreichischen Akten stützt. Wir ersehen aus ihnen, daß den österreichischen Staatslenkern der Schwung hoher und leitender Ideen durchaus abging, daß sie vielmehr mit kühler, ja kleinlicher Logik sich einfach von den Ereignissen führen ließen, diesen ihre Maßregeln geschickt anzupassen suchten. Schien ihnen doch ein siegreiches Rußland mindestens ebenso gefährlich wie die Vorherrschaft Frankreichs, richteten sich ihre ersten Rüstungen mehr gegen den Zaren als gegen Bonaparte. Noch am Schlusse des Jahres 1812 tadelte Metternich das politische und militärische Verfahren Rußlands, sah in dessen Erfolgen nur die Wirkung elementarer Naturereignisse, erwartete von einer Fortsetzung des Krieges lediglich die Niederlage Rußlands und seiner etwaigen Verbündeten. Freilich wünschte er auch die Allmacht Frankreichs nicht erneut und befestigt zu sehen. Sein Augenmerk in den ersten Monaten des Jahres 1813 war deshalb auf die Herbeiführung des Friedens gerichtet, wobei Oesterreich als der glückliche Vermittler sich hohe Verdienste erwerben und hierfür nicht nur durch gesteigertes Ansehen, sondern auch, wenn möglich, durch Wiedererlangung einiger seiner jüngst verlorenen Provinzen belohnt werden sollte. Daher das geschickt durchgeführte und vom Glück begünstigte Bestreben, aus dem Bündniß mit Napoleon herauszukommen und sich auf den Boden einer militärischen und politischen Neutralität zu stellen.

Die von allen Seiten anstürmenden Mahnungen, Oesterreich möge den nationalen Zorn in ganz Deutschland entfesseln, sich an die Spitze des Befreiungskampfes stellen

*) Berlin, Ebering.

und dafür die Kaiserkrone in verjüngtem Glanze wiedererobern, begegneten bei Franz I. und seinem leitenden Minister nur grundsätzlicher Abweisung; der volksthümliche Charakter der ganzen Bewegung, das in ihr enthaltene revolutionäre Moment erweckte ihren lebhaften Widerwillen. Sie schätzten ausschließlich die kleinlichen Mittel der alten Staatskunst des achtzehnten Jahrhunderts, ohne zu bedenken, daß die Revolution und das Napoleonische Kaiserthum einen großen Zug und eine früher unbekannte Gewaltsamkeit in die europäische Politik gebracht hatten. Sie suchten sich vorsichtig nach allen Seiten hin zu decken, während die ganze Zukunft Deutschlands, ja Europas auf dem Spiele stand. Und doch waren Volk und Heer in Oesterreich ebenso wie in Preußen voll kochenden Grimmes gegen den korsischen Unterdrücker und Räuber, bereit, ihr Alles an dessen Sturz zu setzen. So berichtet selbst der französische Gesandte in Wien, Narbonne. Ja, man fluchte den „verkauften" Ministern, die noch an Frankreich festhielten und so das Werk der Befreiung und Rache verhinderten. Hätten Franz und Metternich in jenen Frühlingsmonaten des Jahres 1813 das Zeichen zum entschlossenen Kampfe gegeben, jubelnd wäre ihnen ganz Oesterreich, ja ganz Deutschland gefolgt, und in höherem Ansehen und Kraftgefühl als je, hätte das Haus Habsburg die Herrschaft über alle deutschen Stämme erlangt. Aber der große Augenblick fand in der Hofburg nur kleinlich künstelnde Diplomaten.

Freilich für den Moment trugen deren schlaue Berechnung und unzweifelhafte Geschicklichkeit manchen Erfolg davon. Rußland, Preußen und selbst der stolze Soldatenkaiser bewarben sich wetteifernd um ihre Gunst. Damit er sie desto sicherer gewinne, entließ sie Napoleon aus der ihnen lästigen Allianz von 1812, gestattete er ihre militärischen Rüstungen, die er bald zu seinen Gunsten zu verwenden hoffte. Oesterreich wurde der Schiedsrichter Europas. Eine Stellung, die allerdings nicht unbedenklich war. Denn siegten im ersten Ansturm jener Frühlingsmonate die Waffen der Verbündeten, dann lief Oesterreich Gefahr, bei der Neutheilung Europas leer auszugehen. Deshalb erhofften die leitenden Persönlichkeiten in Wien geradezu eine, wenn auch nur mäßige, Niederlage Rußlands und Preußens. Ihr Verfahren ähnelt durchaus den Berechnungen Napoleons III. im Frühjahr 1866; nur waren das Glück und die Geschicklichkeit der österreichischen Staatsmänner größer als die des kranken Epigonenkaisers.

Genug, Metternich that das Mögliche, um, soweit es die Stellung als Vermittler gestattete, die Niederlage der Verbündeten herbeizuführen. Sein drohendes Zögern hielt die siegreiche russische Armee wochenlang an der Weichsel zurück, so daß sie die Zeit, wo Napoleon sein vernichtetes Heer neu zu schaffen genöthigt war, ungenützt verstreichen lassen mußte. Als dann Napoleon, nach dem Erfolge von Lützen, nach Osten vordrang, entblößte er dadurch seine rechte Flanke, und das Eingreifen selbst einer kleinen österreichischen Truppenmacht hätte ihn zu schleunigem Rückzuge gezwungen — Oesterreich blieb unbeweglich. Es sah ruhig zu, wie die Rheinbundstaaten, die im April schon zum Kampfe gegen Frankreich bereit gewesen waren, sich diesem nach der Schlacht bei Lützen wieder unterwarfen, ihm gehorsam ihre Kontingente zuführten; wie König Friedrich August von Sachsen aus Prag, wohin er sich geflüchtet hatte, um sich der Bundesgenossenschaft mit Napoleon zu entziehen, nun nach Dresden zurückkehrte und den Franzosen sein tapferes Heer zu Gebote stellte.

Metternich und in noch höherem Grade Kaiser Franz schienen gut napoleonisch geworden. Nicht, daß sie direkt für Frankreich in die Schranken treten wollten; aber sie handhabten ihre Neutralität in einer für dieses so vortheilhaften Weise, daß sie auf dessen Dank rechneten, sobald es, wie sie voraussetzten, den Sieg davongetragen haben würde. Alles, was Oncken als Dienstleistung Oesterreichs für die Verbündeten angeführt hat, wird als solches von Luckwaldt aktenmäßig widerlegt. Mit den militärischen Rüstungen zögerte man in Wien derart, daß man dadurch selbst die Wirkung der eigenen Friedens- und Waffenstillstandsermahnungen in Frage stellte.

Auch nach Abschluß des Waffenstillstands von Poischwitz zwischen Napoleon und den Verbündeten, der doch von beiden Seiten lediglich der Vorbereitung zu neuem Kampfe galt, ja nach der berühmten stürmischen Unterredung zwischen dem französischen Kaiser und Metternich in Dresden gab der österreichische Staatskanzler die Hoffnung auf einen allgemeinen Frieden nicht auf. Er trug deshalb kein Bedenken, den Geist, ja den Buchstaben des soeben erst — am 21. Juni 1813 — zwischen Oesterreich und den beiden Verbündeten in Reichenbach geschlossenen Vertrages zu verletzen, sogar von seinen ursprünglichen, den Verbündeten in keiner Weise genügenden Minimalforderungen an Napoleon noch weiteres nachzugeben. Die Gefahr eines kläglichen, die Knechtschaft Mitteleuropas verlängernden und deshalb nur provisorischen Friedensschlusses lag noch im Juli 1813 nahe; die Furcht vor Napoleons Waffen hielt die österreichischen Staatslenker völlig befangen. Vergebens suchte der einzig Geniale und Kühne unter ihnen, Stadion, die maßgebenden Persönlichkeiten voran zu treiben — sie fanden in sich nicht die Kraft zu einem männlichen und tapferen Entschlusse.

Napoleon selber war es, der den Ausschlag brachte. „Der Himmel liebt uns mehr als wir es verdienen", schrieb Stadion an Metternich. Gerade im Vertrauen auf die bisher von Oesterreich gezeigte unbedingte Friedensliebe glaubte der französische Herrscher diesem Staate Alles bieten zu können: derselbe werde doch an einer gut bezahlten Neutralität festhalten. So machte er sich über die österreichische Friedensvermittelung geradezu lustig und zwang dadurch dem Donaustaate die Waffen förmlich in die Faust. Metternich hat nicht von langer Hand den Krieg gegen Frankreich vorbereitet; er hat solchen vielmehr so lange wie möglich vermieden und ist schließlich zur Theilnahme an dem Kampfe durch Napoleons Trotz gezwungen worden, der für den Fall, daß dieser den endgültigen Sieg über die Verbündeten davon tragen würde, Oesterreich neue Demüthigung und bittere Sklaverei in sichere Aussicht stellte.

Man hat Napoleon den schwersten Vorwurf daraus gemacht, daß er so seine und Frankreichs Zukunft auf eine einzige Karte gesetzt hat. Talleyrand sagte am 15. April zum Fürsten Schwarzenberg: „Napoleon muß auf das Kaiserthum verzichten und sich damit begnügen, König von Frankreich zu werden." Kluge Räthe drängten unaufhörlich dahin, daß er sich in der That mit dem alten, hier und da etwas vergrößerten Frankreich zufrieden gebe. Allein sie vergaßen, daß das, was für einen Bourbonen thunlich, für den Bonaparte unmöglich war. Seitdem er einen Kaiserthron geschaffen hatte mit der Aufgabe, ganz Europa, ja die Welt zu beherrschen, seitdem er diesen Thron und diese Ansprüche auf die Leichen von Millionen begründet, konnte er jenes glänzende Gerüst nicht wieder in Stücken schlagen und sich ruhig lächelnd auf den Stuhl des alten Königthums setzen. Er hätte damit seine Abdankung ausgesprochen.

So fielen die Würfel. Als mit der Mitternachtsstunde des 10. August 1813 der Waffenstillstand und der Prager Kongreß aufhörten, war Napoleons Untergang entschieden; aber auch Oesterreich hatte sich, trotz des späten Eintritts in den Kampf, um den Beruf gebracht, Deutschlands Geschicke zu lenken. Die letzten Ergebnisse dieser doppelten Wendung hat freilich erst ein späteres Halbjahrhundert gebracht: durch den Prager Frieden von 1866 und den Frankfurter Vertrag von 1871.

M. Philippson.

Ola Hanssons „Goldene Jugend“.

Wenn Ola Hansson es unternimmt, in einem zusammenfassenden Werke „nordisches Leben“ zu schildern, so darf er sicher sein, lebhaftem Interesse zu begegnen. Die Gefühls- und Gedankenwelt einer ganzen Epoche, und zwar einer so interessanten wie der modernen nordischen, in einem Bilde vereinigt darzustellen, welche große, bedeutende, fruchtbare Arbeit! Ein solches Werk könnte wie ein Scheinwerfer in alle Entwicklungsnischen, in die verborgensten Bedingungen des Werdens der eigenartigen nordischen Kunst hineinleuchten; es könnte ein Führer werden für den, der daran geht, die nordische Kunst, den Ausdruck des nordischen Lebens, in ihren Einzelerscheinungen zu betrachten. Allerdings gehört zu einer solchen Aufgabe eine Kraft, welche die Fähigkeit, Individuen zu Typen zu verarbeiten, den Subjektivismus und Stimmungsgehalt einer so durch und durch persönlichen Zeit in künstlerische Anschauung zu verwandeln, in hohem Maße besitzt.

Mit solchen und ähnlichen Gedanken ging ich an die Lektüre des ersten Bandes dieses Werkes: „Goldene Jugend“.*) Allein ich kann nicht verhehlen, daß ich eine ziemliche Enttäuschung erlebt habe.

Zunächst stieg mir das durch die Lektüre dann auch gerechtfertigte Bedenken auf, ob Hansson der Mann sei, das Leben einer Zeit nicht nur in Einzelmomenten zu erfassen, sondern es zum Ganzen eines Bildes zu gestalten. Dazu gehört viel Energie, und Ola Hanssons Kunst hat sie nicht. Sie ist weich, träumerisch, sensitiv. Sie liebt die Seelenzustände, die noch kein festes Bild geworden sind, sondern die noch durcheinanderrinnen; jene geheimnißreichen Stimmungen, die dem taghellen Bewußtwerden einer seelischen Affektion vorangehen; jenes clair-obscur der Seele, das er auch wieder in seiner „Goldenen Jugend“ mit Meisterschaft zu schildern versteht. Aber was seine Kunst nicht hat, das ist die scharfumrissene Kontur und die Kraft der Idee, des Gedankens. Und die thun bei einem Werke, wie es Hansson unternommen hat: „Eine bestimmte Gesellschaftsklasse“ und ein „bestimmtes Zeitgepräge“ zu schildern, innerhalb dessen die „Seelenzustände“ nichtsdestoweniger „allgemein und typisch“ sind . . . bei einem solchen Unternehmen thun sie noch mehr noth, als die Stimmungskraft. Wenn vom Standpunkt der Kunst Ola Hanssons die Ibsens als eine allzu ideologische erscheint, so hat sie eben doch das Große vor ihm voraus, nicht allein die Stimmung seiner Zeit, sondern auch den ganzen gewaltigen Gedanken- und Problemgehalt derselben wiederzugeben.

Hansson hat in seinem ersten Band das Leben und Treiben der schwedischen Studentenjugend geschildert. „Goldene Jugend“ nennt er ihn wohl in Hinsicht auf die Zeit, in welcher das Kapital des Lebens noch fast unberührt daliegt, und man in naiver Verschwendungssucht mit vollen Händen ausstreut; wo als Gegengewicht dieses Zustandes freilich auch ebenso oft der moralische Jammer und das Gefühl einer deprimirenden Werth- und Ziellosigkeit eines solchen Lebens eintreten. Vom Sturm und Drang ist wenig, streng genommen, nichts in dem Buch; dagegen viel unruhiges, sentimentales Hin- und Herwagen von Stimmungen, Gefühlen, ab und zu auch Momente jugendlicher Kraft, die unsicher nach einem Konsolidationspunkt tastet; wohlgemerkt: tastet, nicht in stürmischen Explosionen ein heftiges Begehren danach kundgibt. Als Repräsentant dieses typischen Jugendzustandes ist der Student und Litterat Truls Andersson aufzufassen, der in dem ziemlich zusammenhangslosen Gewirre auch den Einheitspunkt bildet. An diese Gestalt, besonders wo sie in Beziehung zum Weiblichen tritt, hat Hansson viel intimes Können gewendet. Daß sie uns dennoch nicht so recht zu erwärmen vermag, mag an ihrem eben geschilderten Grundcharakter liegen.

Das Ganze des Studentenlebens ist mit einer gewissen ermüdenden Einförmigkeit geschildert. Was zunächst auffällt, ist das ungeheure Trinken, das da betrieben wird, und das unsere deutschen Studenten entschieden noch in Schatten stellt. Das Buch duftet an den entsprechenden Partien förmlich nach Alkohol in kondensirter Form; und zu sehen, wie die jungen Leute eigenes und geborgtes Geld in sinnloser Weise vergeuden, ist ebensowenig erfreulich, wie das Treiben eines deutschen Korps zu betrachten. Selbst in die Wald- und Seeidylle, welche Andersson bei Frau Hjort am Ringsee erlebt, verirrt sich der Schnaps. Höchst charakteristisch ist für das Leben dieser studentischen Jugend die Schilderung eines Ausflugs nach Kopenhagen. Im Dampfer wird zunächst Wermuth getrunken, um sich Appetit zu machen zum Festdiner, nach guter alter Sitte bestehend aus fünf Gängen mit ebensoviel verschiedenen Sorten Weines. Dann geht der Bummel los, vom Café zur Weinstube, von der Weinstube zum Café Chantant, von da in die Bierhäuser; wie viele Lokale man besucht hat, wer weiß es. Noch in der Morgenfrühe erquickt man sich durch Häringe und Bier. Und so verläuft auch der andere Tag. Wenn Hansson in seinem Vorwort meint, daß die Seelenzustände in seinem Buche typisch und allgemein seien, so paßt dies für die Studentenschaft wenigstens noch weit mehr auf die ganz körperlichen Vorgänge. Der Rest ist bei tieferen Naturen wie Andersson Ekel, Uebermüdung und dennoch vibrirende Spannung des Nervensystems. Bei gewöhnlicheren äußert sich die unsinnige Zufuhr von Alkohol, die Nachtschwärmerei und Faulenzerei in einem Emporschnellen des sexuellen Triebes, der, um den Festgenuß zu krönen, in irgend ein Balllokal führt.

Ich bin keineswegs ein Philister und will an diesen Schilderungen nichts aussetzen; allein der Fehler ist der, daß innerhalb dieses Lebens der „Alten Garde“, wie die Studentenschaar dieses Buches sich nennt, so wenig geistige oder individuell interessirende Gegenmomente zu finden sind. Wenn z. B. Murger das Leben der Pariser Bohémiens schildert — wie wahr oder wie idealisirt, bleibe dahingestellt — so treten uns diese Leute näher; wir interessiren uns für sie; sie belustigen uns, oder wir bemitleiden sie. Die Silhouettenzeichnungen der Mitglieder der Alten Garde fesseln unser Interesse recht flüchtig, etwa wie eine gelungene Illustration. Das ist aber auch alles. Jedes Werk eines Dichters sollte, um wirklich ein Kunstwerk zu sein, eine ästhetische Berechtigung, eine Nothwendigkeit in sich tragen und sollte dies Gefühl auch beim Beschauer erwecken. Hansson's „Goldene Jugend“ erweckt als Schilderung eines Theiles des nordischen Lebens dieses Gefühl nicht. Wir werden den Eindruck nicht los, daß der Dichter, der wohl selbst inmitten dieser Jugend gestanden hat, im Persönlichen, Memoirenhaften stecken geblieben ist, ohne es zum Allgemeinen entwickeln zu können. In dieser „Alten Garde“ mag Fleisch und Blut dieser Jugend gut gegeben sein; des Geistes der Zeit aber athmet sie kaum einen Hauch. Denn wenn einmal flüchtig von der alten und der neuen Richtung, von den „Idealen“, und den Materialisten und Darwinianern gesprochen wird, so ist das eine zu spärliche Gabe. Ebenso wenig vermag das Kapitel über die alte und neue Richtung in der Litteratur sehr zu interessiren. Ein paar Typen sind ja hier herausgegriffen und mit boshafter Freude zur Schau gestellt. Aber auch hier kommt er nicht hinter „die schwankende Erscheinung.“

Kann so die „Goldene Jugend“ als Ganzes einen höheren Werth als den einer kulturhistorisch oder in sozialer Hinsicht interessirenden Studie nicht beanspruchen, so macht sie das Gefühl der Enttäuschung durch manche Einzelheiten intimsten Stimmungscharakters wieder theilweise wett. Naturschilderungen voll Duft und Frische, wie sie nur ein Meister der Schilderung gleich Hansson geben kann, bilden eine ungemein wohlthuende Ablösung der wüsten Studentenscenen. Es scheint, als ob Hansson, sobald er seinen Helden Truls Andersson aufs Land zurückkehren läßt, erst den Boden seiner originalen Kraft berührt hätte. Hier quillt alles ursprünglich und lebenathmend hervor; alle Reize des

*) Nordisches Leben, von Ola Hansson, B. I. Berlin, Carl Duncker 1897.

schwedischen Flachlandes entfaltet er vor uns. Und auch die Menschen, die er da zeichnet, es sind zumeist weibliche Wesen, athmen diese Frische. Mehr fast als die Seelenzustände Andersson's oder seines stillen Freundes, des Philosophen Bengt, interessiren uns diese nordisch eigenartigen weiblichen Naturen, die Hansson selbst mit den paar Sätzen meisterhaft charakterisirt: „Es ist was an unseren Mädchen, das man nicht wegkriegen kann, — etwas Erfrorenes, etwas Gebundenes; sie haben so Vieles, aber sie können sich nicht hingeben. Wenn man nur das an ihnen freimachen könnte! Sie sind so reservirt, — und sie möchten sich doch am liebsten hingeben; aber sie können nicht. —" Zwei Kapitel des Buches, weitaus die schönsten, „Jung gefreit" und „Sentimental journey" sind der virtuosen Schilderung solch weiblichen Seelenlebens gewidmet. Hier, in dieser engeren Sphäre, ist Hansson's Domäne. Um dieser beiden Kapitel willen ist „Goldene Jugend" ein lesenswerthes Buch. Wie fein ist z. B. folgende Zeichnung der ersten Liebe Andersson's, der scheuen Elna, der Schwester Bengt's: „Sie hatte die Züge, die dem Reh und der Antilope gleichen, ein fein gezeichnetes, graziös spähendes, gespannt lauschendes Gesicht mit einer kleinen, geraden schmalen Nase und großen braunen kindlichen Augen, ohne anderen Ausdruck als den der stummen Frage der Jungfrau, den der geringste Schatten in Scheu oder Aengstlichkeit verwandelt — die Augen der wilden, fliehenden Antilope." Ebenso fein wie diese Mädchenschilderung ist die der schon zum Weib erwachten Clara Hjort in dem sonnigen Idyll vom Ringsee. Eine räthselhaft erscheinende Natur, deren Räthsel doch nur das Widerspiel ist zwischen der Auslösung einer Sinnlichkeit, die sie fast verzehrt, und dem Widerstreben einer fein organisirten Weibnatur gegen das, was in der Sinnlichkeit von jedem feiner Organisirten erst überwunden werden muß.

Ola Hansson's Kunst hat etwas unleugbar weibliches; es fehlen ihr die starken Knochen, das ausgesprochen Männliche. Ob sie in dem nächsten Band seines „Nordischen Lebens", den er uns versprochen hat, diesen Character verleugnen wird?

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

Musikkritische Glossen.

Die Musiksaison hat begonnen. Noch sind nicht vierzehn Tage seither verflossen und doch weist die Berliner Konzertliste schon über ein Viertelhundert Konzerte auf. Das läßt für die Zukunft das Schlimmste befürchten. Sehr boshafte Menschen weissagen den Berlinern für diesen Winter, der uns ja nicht nur ein neues Operninstitut gebracht hat, sondern auch noch einen neuen großen Musiksaal bescheeren soll, so beiläufig achthundert Konzerte. Den Spreeathener nun beunruhigt die Aussicht auf diese musikalische Sintfluth nicht sehr, maßen er gewohnt ist, an den Großbetriebswerkstätten der Tonkunst mit demselben Gleichmuth vorbeizueilen wie an irgend einer Dampfwurstlerei oder Schuhfabrik, der Berliner Musikkritik aber, dieser meistgeplagten, vielgescholtenen Korporation der reichshauptstädtischen Publizistik fuhr ein gewaltiger Schreck in die Glieder. Und siehe da, es war ein heilsamer Schreck, denn er gab allgemeinen Anlaß zu einer Beschränkung der kritischen Thätigkeit auf diejenigen Erscheinungen, die der Würde der Kunst entsprechen und allein ein Recht auf den Antheil der Gebildeten besitzen. Selbst die altmodigsten Nachrichtenblätter, die dem Prinzip der Vollständigkeit zu Liebe sich bisher bequemten, über jedes Klavier strickende Fräulein, das vor den leeren Stühlen eines Berliner Konzertsaales „gearbeitet" hatte, einen regelrechten kritischen Bericht zu bringen, erklärten in diesen Tagen, fürderhin unter den Konzertgebern strenge Auswahl zu treffen. Wenn die Berliner Musikkritik in der Lage ist, diese gute Absicht ernstlich durchzuführen, dann wird man einst vom Beginn dieses Winters eine neue, bessere Epoche des großstädtischen Konzertlebens datiren, denn zweifellos trägt an der Verderbniß dieser Verhältnisse eine große Schuld die merkwürdige Bereitwilligkeit der Presse, sich mit jedem musikalischen Quark zu befassen. Es ist ja schlimm, daß so viel Musik und so viel schlechte Musik gemacht wird, aber schlimmer noch als dieser übermäßige, nichtsnutzige Musikbetrieb ist es, daß davon in der Oeffentlichkeit so viel Aufhebens gemacht wird. Sind unsere Tageszeitungen wirklich zu dem lobenswerthen Entschluß gekommen, die Orgien der künstlerischen Mittelmäßigkeit, die sich in den Berliner Konzerträumen abspielen, mit dem gebührenden Stillschweigen zu übergehen, so ist damit ein erster und wichtiger Schritt zur Besserung gethan. Die Mehrzahl der Konzertgeber tritt, freiwillig oder gezwungen, in Berlin nur auf, um das Placet der reichshauptstädtischen Kritik zu erlangen, woraufhin dann in der Provinz Geschäfte gemacht werden sollen. In Berlin, so meinen die Leute, hängt die große Glocke des Erfolges und daran zu tippen, das weiß man auch, ist ja mitunter schon sehr ungeweihten Händen geglückt! Schon die Anwartschaft auf eine bloße Namenserwähnung in der Berliner Presse reizt die Eitelkeit und steigert die Hoffnung auf Erfolg. Fällt diese Anwartschaft dahin, so ist dem Berliner Konzertpodium schon einer seiner verlockendsten Vorzüge genommen und wird man sich erst überall bewußt, daß auch das „Recht auf Kritik" erworben werden muß und zwar nicht durch Erlegung der Musiksaalmiethe und der Anzeigegebühren, sondern durch vollwerthige rechtschaffene Leistungen, dann wird der Berliner Konzertnoth gesteuert sein. Statt täglich mindestens zwei schlechte Konzerte wird man dann alle zwei Tage ein gutes Konzert zu verzeichnen haben. Eine solche Verminderung der Konzertzahl wäre nicht bloß aus Achtung vor der Würde der Kunst, sondern vor Allem zu Nutz und Frommen der musikalischen Kultur Berlins sehnlichst zu wünschen und möglichst zu fördern. Denn schweren Schaden hat die gegenwärtige Mißwirthschaft des Konzertgeschäftes dem Geistesleben Berlins zugefügt, indem sie die Theilnahme durch Uebersättigung schwächte und durch künstliche Förderung alles Mittelmäßigen den Sinn für das Ueberragende und Eigenartige abstumpfte. Der starke Zudrang zu den Modekonzerten und zu den Musikadenden der akademisch beglaubigten Klassizität beweist Nichts für die Regsamkeit des musikalischen Lebens, die Schwierigkeiten aber und finanziellen Fährnisse, mit denen, wie die Leiter der großen Orchester- und Chorkonzerte einhellig bestätigen, die Aufführung neuer Werke, die Einführung wenig bekannter, schulamtlich nicht geaichter Tondichter verknüpft ist, zeigen deutlich, wie unergiebig, wie wenig triebkräftig der Boden Berlins noch für die Tonkunst ist.

Beweise für die Richtigkeit dieser Behauptung liefert jede Musiksaison. Wird da z. B. in Sehring's verfehltem „Theater des Westens", das Herr Hofpaur für ein neues Opernunternehmen gepachtet hat, seit vierzehn Tagen Tschaikowsky's „Eugen Onegin" in sehr schöner Ausstattung und recht befriedigender Aufführung den Berlinern dargeboten. Da Tschaikowsky in den letzten Jahren der erfolgreichste Symphoniker der Berliner Konzertsäle war, eine Oper seiner Komposition aber bislang auf unsern Bühnen nicht erschienen war, durfte man auf eine rege und starke Theilnahme der Musikfreunde rechnen. Aber weit gefehlt. „Eugen Onegin", der zu den Glanz- und Zugstücken der russischen Oper gehört, spielt sich in Berlin vor halbleeren Häusern ab. Das ist Unbill gegen den wagemuthigen Theaterleiter, Unrecht gegenüber dem Tondichter. Ist auch der „Onegin" kein dramatisches Werk im deutschen Sinne, so ist es doch eine Oper, die durch ihre musikalischen Reize lebhaft anzuregen und zu fesseln vermag. Durchaus von geistreicher eklektischer Art spiegelt diese Musik den Charakter der feineren russischen Bildung trefflich wieder und entspricht so im Grundton der weltmüden Stimmung, die den tragikomischen Helden des Puschkin'schen Gedichtes, den russischen „childe Harold" kennzeichnet. Weniger zutreffend und bezeichnend ist der Ausdruck dieser Musik im Einzelnen und mehr als einmal geht die glänzende oder empfindsame

Melodik Tschaikowsky's eine unnatürliche Ehe ein mit der grauen Nüchternheit des Librettisten. Nur in wenigen Scenen empfindet man die Verbindung von Wort und Weise als eine organische Einheit. Durchwegs aber reizt diese feingesponnene, klangvolle Musik das Ohr. Prickelnde Rhytmen und eigenartige Klangmischungen aber bieten dem Musikgenüßling sonst ja so oft Ersatz für die dramatische Wahrheit, daß man die Zurückhaltung des Publikums in diesem einen Falle nicht recht begreifen und also auch nicht gut entschuldigen kann.

Schlimmer als dies Versehen liegt für die Berliner Musikwelt der Fall Bruckner. Im Herbst 1896 starb in Wien **Anton Bruckner**, von dem seine Verehrer behaupten, er sei der größte Symphoniker der neueren Zeit und dem auch seine Gegner nicht abstreiten können, daß er einer der merkwürdigsten und eigenartigsten Tonkünstler unserer Tage gewesen ist. Dieser Mann hat außer andern bedeutenden Werken acht Symphonien vom größten Zuschnitt hinterlassen. Berlin kennt von diesen Schöpfungen, die in Wien, München, Dresden und kleinern Städten die musikalischen Geister aufs Lebhafteste erregten und bei Vielen höchstes Entzücken wachriefen, nur einen kleinen Theil, da die Konzertinstitute den Wagemuth und die Opferwilligkeit nicht beizaßen, um der Gleichgültigkeit des Publikums zum Trotz die Werke dieses hervorragenden, aber von einer Musikantenklique verfehmten Tondichters aufzuführen. Es wäre deshalb als eine wackere That zu begrüßen gewesen, als vor einigen Wochen vortreffliche Kunstfreunde, an ihrer Spitze Paul Müller, der bekannte Vorkämpfer Hugo Wolfs, sechs **Anton Bruckner-Abende** ankündigten, in denen die sechs wichtigsten Symphonien des Meisters vorläufig wenigstens in geschickter Klavierbearbeitung vorgeführt werden sollten. Aber die Tagespresse, die doch so und so oft die Mühe nicht scheut, der Menschheit mitzutheilen, welche abgedroschene Opernarie die Mode-Primadonna im nächsten Konzert vortragen wird, schenkte dem ernsten Unternehmen die nöthige Beachtung nicht und so spielte sich der erste der Bruckner-Abende im **Architektenhause** so zu sagen im Geheimen ab. Das ist um der guten und wichtigen Sache willen tief zu bedauern. Und warum diese auffällige Schweigsamkeit der Presse? Böse Zungen deuten zwar an, sie wäre durch zahlreiche Inseratenaufgaben zu beheben gewesen, ich aber vermag nicht zu glauben, daß unsere besseren Blätter ihre Unterstützung in ernsthaften Kunstfragen vom Berichte des Annoncensammlers abhängig machen. Jedenfalls beweist der Vorfall, wie wünschenswerth es wäre, daß die kleine musikalische Chronik der Tagesblätter nur unter Mitwirkung der musikalischen Mitarbeiter zusammengestellt würde. Einer hübschen Anzahl fetter Enten und feister Böcke, die bisher Jahr aus Jahr ein die Spalten der kleinen Zeitung bevölkerten, wäre dann das Todesurtheil gesprochen. Vor allem aber wären die Musikkritiker allein in der Lage, die so nöthige reinliche Scheidung vorzunehmen zwischen den Anforderungen des Kunstinteresses und den Zumuthungen der Reklame, und mit dieser Säuberungsarbeit wäre ein zweiter wichtiger Schritt zur Verbesserung unsrer Musikverhältnisse gethan.

Heinrich Welti.

Theater.

(Deutsches Theater: „Das Vermächtniß." Schauspiel in 3 Akten von Arthur Schnitzler.)

Das Zimmer des ältesten Sohnes, behaglich und geschmackvoll eingerichtet. Am Fenster steht die Schwester und eine junge Verwandte, die beide Augen und ein Stückchen Herz auf diesen Sohn des Hauses geworfen, und der jüngere Bruder. Dies Brüderlein ist ein altkluger junger Herr, und wie sie da eben stehn und plaudern, schlägt er eine Wette vor. Von zwei Wagen draußen auf der Straße — welcher wird als erster ein bestimmtes Ziel erreichen? Und plötzlich hält der eine Wagen. Und sie tragen den Sohn des Hauses sterbend hinauf.

Damit ist der Stimmungsumschlag kraftvoll und zwingend gegeben. Niemand wird im Ernst daran zweifeln, daß hier ein Theatermittel geschickt verwendet ist, nur ein Theatermittel; aber auf der Bühne bedarf es nun einmal eines äußerlichen in Scene Setzens um innere Wirkungen zu erzielen. Man mag das beklagen, ich thu' es selbst; aber man darf es dem Bühnendichter nicht zu Ungunst halten. Und Schnitzler verwendet solche Mittel immerhin decent und vornehm. Wie denn überhaupt sein neues Schauspiel „Das Vermächtniß" den klugen, einfallsreichen Bühnendichter in jeder Scene zeigt. Französische Schule könnte man sagen. Aber das Französische in Schnitzler's Art, ja in seiner künstlerischen Persönlichkeit ist so wenig angelernt, liegt so tief, daß man eher von Wesenssympathie als von Abhängigkeit sprechen möchte.

Und nach diesem Stimmungsumschlag setzt der erste Akt dichterisch überaus stark, seelenkündend ein. Die Herzen der Menschen liegen offen. Letzte Leidenschaft und Alltäglichkeit des Empfindens zusammen und durcheinander, und alles schmerzgeweiht und liebedurchleuchtet. Sie haben den Sohn des Hauses sterbend da in sein Zimmer hingebettet, und der Mutter spricht er von seiner letzten Bitte: nehmt meine Geliebte, nehmt mein Kind zu euch, in euer Haus. Und in die widerstreitenden Gefühle dieses unvermutheten Geständnisses mischen sich die philiströsen Bedenken der gut bürgerlichen Familie, und die Angst kämpft mit der Hoffnung, und in all dem thun die Herzen sich auf. Und in der Kraft des Schmerzes siegt die Liebe, und sie erfüllen die Bitte des Sterbenden, und die Geliebte und das Kind werden gerufen, und er stirbt.

Mit diesem Tode und diesem Vermächtniß schließt der erste Akt. Und damit bedurfte es einer zweiten Stimmungswandlung. Es ist klar, was die Familie zu thun hat, und sie sind sich dessen auch alle bewußt; es ist nicht minder klar, daß sie der Aufgabe nicht gewachsen sein können, denn ihre Erziehungsgrundsätze und Lebensprinzipien zwingen sie zu verdammen, was sie segnen sollen. Sie haben den guten Willen und das schwache Vollbringen: das ist ein Komödienvorwurf. Alle Bedingungen zu einer tief ironischen Komödie sind hier gegeben: der Kontrast der Alltäglichkeitsgewohnheit zu der Weihe des Schmerzes, die Versandung der Leidenschaften und die Ohnmacht des Wollens, das ganze Marionettenspiel des Lebens in seinem lustig-betrüblichen Widerspiel von Sollen und Können. Und nach der Herzensoffenbarung des ersten Aktes die sorgsame Verkleidung wieder im wohlanständigen Kostüm des Alltags. Freilich zu dieser Stimmungswandlung genügte ein Theatermittel nicht; dazu that dichterische Kraft Noth, wie Anzengruber etwa sie in den Kreuzelschreibern entfaltet hat. Arthur Schnitzler aber bedurfte dieser Stimmungswandlung überhaupt nicht; denn er ist seiner Komödie geflissentlich aus dem Weg gegangen.

Schnitzler hat den Konflikt tragisch gelöst, und das war vom Uebel. Es stirbt im zweiten Akt das Kind; die Geliebte geht im dritten Aufzug in den Tod. Und Schnitzler hat die beiden letzten Akte zu einem Thesenstück ausgebaut, und das war noch mehr vom Uebel.

Die These? Es wird darum gestritten, ob und wie weit es nothwendig sei, das Vermächtniß des Todten zu ehren, die Geliebte und das Kind als Familienglieder anzuerkennen. Und Alles, was dafür und dawider gesagt wird, ist überflüssig, denn niemand zweifelt in diesem Falle an der Berechtigung des Postulats; es zu verwirklichen, da liegt die Schwierigkeit. Dennoch hat Schnitzler auch in diesen Thesenakten ein künstlerisches Interesse gewahrt: die Charakteristik. Da ist der Vater, ein Professor der Nationalökonomie, man möchte sagen, ein Professor der Phrase, der Typus des vulgären Bourgeois, von Reicher mit einem Ueberschuß künstlerischer Feinheit verkörpert; seine Frau, schwach und initiativelos, aber mit einem Herz voll unterdrückter Liebe; die Tochter mit dem Gefühl für das wahrhaft Rechte, wie es Herzensreinheit gibt und — Jugend.



Freilich, es fehlen da der These zu Liebe auch die klaffenden Tendenzgeschöpfe nicht. Der Bräutigam der Tochter, der Vertreter der Wohlanständigkeit und der spießbürgerlichen Moral, ein Adoptivkind künstlerischer Gestaltungskraft, dem Sauer dennoch über die Klippen der Unmöglichkeit forthalf, und eine Schwägerin (Louise Dumont), die auf dem großen Horn der freien Weltanschauung bläst. Diese beiden sind wie die Gestalten auf alten Bildern: ein Zettel hängt aus ihrem Munde, drauf ihr Lebensmotto nebst ihrer poetischen Sendung zu lesen ist.

Sehr geschickt aber sind wiederum der zweite und dritte Akt kontrastirt. Solange das Kind lebt, neigt alles zu Liebe und Versöhnlichkeit, und das Vermächtniß des Todten wird geehrt; erst wie es todt ist, will man auch die Mutter nicht mehr vor Augen haben. Sehr geschickt ist diese Kontrastirung, denn sie bringt Abwechslung und zeigt die Charaktere von beiden Seiten; aber ist sie auch wirklichkeitsecht? Ich hege Zweifel, ob man im gutbürgerlichen Haushalt das „Kind der Sünde" rückhaltlos lieben wird; aber das mag dahinstehen. Nicht recht begründet schien mir die Verzweiflung und mit ihr der freiwillige Tod der Geliebten, als man sie aus einem Haus entfernte, in dem sie sich doch nicht geachtet wußte. Der Verachtung ihres Vaters hatte sie einst getrotzt, und hier? Diese Tragik hat kurze Beinchen und muß deshalb auf Stelzen schreiten.

Arthur Schnitzler ist ein Künstler mit reichem lyrischen Empfinden — jener Lyrik der jungen Wiener, die von dem großen Leide der kleinen Lebensfreuden weiß, — und dem Scharfblick des erfahrungssichern Psychologen. Aber das ist das Merkwürdige: wo er als Künstler versagt, bleibt immer noch ein Virtuos voll Verve übrig und kühler Treffsicherheit. Das ist eine Doppelbegabung, die für seine Zukunft besorgt machen kann, ihm aber für den Augenblick den Erfolg von beiden Seiten gleichsam sichert. Und nicht kärglich wurde er von den Darstellern des Deutschen Theaters unterstützt. Reicher, Sauer, Rittner (er starb ein wenig zu gemächlich), Winterstein und Else Lehmann, alle ganz auf ihren Posten, und in einer kleinen namenlosen Rolle als „ein Arzt", Max Reinhardt ausgezeichnet in Einfachheit und Schlichte. Dennoch, ohne Schnitzler in seinem Können, auch wo es nur virtuos ist, herabsetzen zu wollen, ich suche ihn lieber in seinem neuen Novellenband „Die Frau des Weisen" als in diesem „Vermächtniß", in dem die beiden letzten Akte so übel das Vermächtniß des ersten antreten und die These von der freien Liebe der freien Liebe des Künstlers recht unhold Abbruch thut.

Ernst Heilborn.

L'ange gardien.

Angeregt durch Sigmar Mehring's Artikel „Lyriker des Proletariats in Frankreich" in Nr. 51 Jahrg. XV. der „Nation" geht uns aus unserem Leserkreise folgende Uebersetzung von Béranger's „Schutzengel" zu, die dem satirischen Charakter des Gedichtes in folgender Weise beizukommen sucht:

Ein lahmer Bettler im Krankenhaus
Sieht seinen Engel ans Lager kommen,
Und munter spricht er: „Daß jetzt sich bemüht
Hochwürden, kann mir nicht mehr frommen.
Zu Dank hab' ich, alles in allem, nicht Grund:
Leb' wohl, guter Engel, und bleibe gesund."

„Bin denn, geboren auf ärmlichem Stroh,
Ein Sohn ich dem Gott, den die Pfaffen lehren?"
„Ja,' sagt der Engel, ‚ich sorgte stets,
Daß Fäulniß nicht konnte dies Stroh verzehren'
„Zu Dank . . . ."

„Das Betteln war mein einziges Erb',
Als ich jung und verwahrlost hinaustrat ins Leben."
„Ja,' sagt der Engel, ‚doch hab' ich dir selbst
Den Bettelsack eines Mönches gegeben.'
„Zu Dank . . . ."

„Kaum war ich Soldat und im Feuer kaum,
Da that ein Schuß dieses Bein mir rauben."
„Ja,' sagt der Engel, ‚sonst hätte gar bald
Die Gicht dich geplagt, das kannst du mir glauben."
„Zu Dank . . . ."

„Einst mischte auch gleich der Richter sich ein,
Als ich für den Feiertag Wein mir genommen."
„Ja,' sagt der Engel, ‚doch da ich bat,
Hast du nur ein Jahr Gefängniß bekommen.'
„Zu Dank . . . ."

„Bei Venus hab' ich nur heimlich geraubt,
Doch, was ich erbeutet, war unreif immer."
„Ja,' sagt der Engel, ‚aus Scham allein
Hab' ich dich verlassen schon vor dem Zimmer.'
„Zu Dank . . . ."

„Eine Hexe nahm ich zum Eheweib;
Hatt' nicht nur von ihrem Leichtsinn zu leiden."
„Ja,' sagt der Engel, ‚bei Mann und Frau,
Da mischen wir nie uns in Streitigkeiten.'
„Zu Dank . . . ."

„Ein Greis, über jede Reue hinaus,
Kann ich noch auf Erden ein Glück erringen?"
„Ja,' sagt der Engel, ‚dein Todtenhemd
Und einen Priester will ich dir bringen.'
„Zu Dank . . . ."

„Werd' ich im Himmel selig sein,
Soll ich in der Hölle ewig klagen?"
„Ja,' sagt der Engel, ‚aber auch nein.
Die Würfel werden 's dir sicher sagen.'
„Zu Dank . . . ."

Der arme Teufel mit seinem Humor
Macht alle lächeln, die ihn umgeben.
Er niest und sieht mit einem „Gott helf"
Den Engel wieder zum Himmel schweben.
„Zu Dank . . . ."

Briefkasten der Redaktion.

Agrarisch ist Trumpf. Besten Dank für die Uebersendung der Jade-Zeitung. Der Artikel gegen die Reichsbank trägt den bekannten Stempel agrarisch-bimetallistischer Fabrikwaare. Aber: Salbei ist glücklicherweise nicht mehr Trumpf.

W. E. in Frankfurt a. M. Ihre Uebersetzung bringen wir zum Abdruck.

G. F. in Steglitz. Das Ziel ist gewiß erstrebenswerth.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 4. Berlin, den 22. Oktober 1898. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Wir stehen unmittelbar vor den preußischen Landtagswahlen; aber ist das Interesse der Bevölkerung für dieselben groß? Leider wird man das nicht behaupten können, obgleich allmählich die Aufstellung der Kandidaten in den meisten Wahlkreisen zum Abschluß gelangt ist.

Ueberblickt man die Parteigruppirungen, so zeigt sich, daß glücklicher Weise Reibungen zwischen der Freisinnigen Vereinigung und der Freisinnigen Volkspartei nur ganz vereinzelt zu Tage treten, während als Regel ein gemeinsames Vorgehen gegen den gemeinsamen Gegner gelten kann. Das ist die erfreulichste Erscheinung des Wahlkampfes. Zu ihr ist noch hinzuzurechnen, daß auch die Zahl der Wahlkreise wächst, in denen sich den Freisinnigen die Nationalliberalen hinzugesellen, wiewohl es auch ganze Provinzen gibt, in denen die Nationalliberalen ihre Anlehnung an die Konservativen suchen. Es zeigt sich damit von Neuem der zwiespältige Charakter der nationalliberalen Partei, die durch ein gemeinsames Band ehrlich liberale Kräfte und rückhaltlos konservativ-agrarisch gesinnte Elemente zusammenhält, und damit durch gegenseitige Neutralisirung zum nicht geringen Theile lahm legt.

Daß die Unnatur dieser Verbindung nicht stärker während dieser Wahlbewegung hervorgetreten ist, hat seine Begründung in der Lauheit, mit der die Vorbereitungen für die Erneuerung des Abgeordnetenhauses vorgenommen worden sind. Es fehlt die Kraft und die Leidenschaft in der Wahlbewegung, die die Geister aufrüttelt, die die gleichartigen Elemente zusammenführt und die ungleichartigen scheidet. Und diesem Umstande ist es denn auch zu danken, daß die starken Gegensätze, die innerhalb der nationalliberalen Partei vorhanden sind, doch nicht mit der gebotenen Deutlichkeit hervortreten, sondern verschleiert noch weiter nebeneinander fort vegetiren. Es ist das Charakteristische dieser Wahlbewegung, daß eine gesunde Scheidung der Geister nur langsam sich vollzieht; aber ein wenig sind wir doch auch dieses Mal in dieser Richtung trotz fehlender starker Impulse vorwärts gekommen.

Mit diesem Zustande, der zu besonderer Freude keinen Anlaß gibt, kann eines einigermaßen versöhnen. Auch in den Reihen der Konservativen herrscht keine gesunde Lebendigkeit, und wenn die Linke jetzt noch unmittelbar vor den Wahlen ihre Anstrengungen steigert und vervielfältigt, so ist immerhin zu hoffen, daß in das nächste Abgeordnetenhaus die Linke verstärkt wiederkehrt. Das sind keine großen Erwartungen; aber selbst solch bescheidener Erfolg wird doch der Rechten die Möglichkeit nehmen, ausschließlich auf die eigene Kraft gestützt eine reaktionäre Gesetzgebung zu erzwingen.

Unser Kaiser und die Kaiserin sind in Konstantinopel eingetroffen und daselbst glanzvoll empfangen worden.

Daß dieser Besuch auch politische und wirthschaftliche Folgen haben kann, bezeugt vor Allem die englische Presse und auch die französische. In dem einen wie in dem andern Lande gibt es Kreise, die eine Zunahme des deutschen Einflusses in der Türkei mit Mißtrauen betrachten, und dieses Mißtrauen begreift man, wenn man an die so wenige Jahrzehnte zurückliegende Zeit denkt, da für den Orient von den Großmächten in erster Reihe nur Rußland, England und Frankreich in Betracht kamen. Heute hat auch Deutschland seine starke Position in Konstantinopel und zwar eine Position, die uns gut gewählt erscheint, weil wir mit dem Gewicht unserer Kräfte dort

für den Frieden und für die Erschließung einst blühender Gegenden eintreten.

Seitdem Rußland sich zu einer konservativen Politik gegenüber dem Orient entschlossen hat, konnte auch Deutschland stärker eine gleiche Politik hervortreten lassen und die weitere wirthschaftliche Erschließung der europäischen Türkei und des einst so gesegneten und blühenden Klein-Asiens schafft für Deutschland kein Privilegium, sondern kommt der gesammten Kulturwelt zu Gute.

Eine deutsche Politik, die auf diese Zielpunkte gerichtet ist, halten wir für gut im ideellen Sinne und für nutzbringend in materieller Hinsicht.

Nachdem die Reise unseres Kaisers nach Aegypten längst aufgegeben war, hören wir von der Entdeckung einer von Italienern angezettelten anarchistischen Verschwörung, die ihren Sitz in Alexandrien und Kairo gehabt hat und die das Ziel verfolgt haben soll, einen Anschlag gegen Wilhelm II. zur Ausführung zu bringen.

Die Nachrichten, die über die Verhaftungen bisher eingelaufen sind, lauten etwas romanhaft, und es sind Zweifel aufgetaucht, ob die Polizei hier in der That eine gefährliche Verschwörung entdeckt hat, oder ob auch in diesem Falle nur eine Veranstaltung des internationalen Spitzelthums vorliegt, um die eigene Findigkeit von glänzendem Erfolge gekrönt zu zeigen. Häufiger als ein Mal sind derartige Thaten bekanntlich der politischen Polizei nachgewiesen worden; ob diesmal solche Vermuthungen ungerechtfertigter Weise gehegt werden, wird die Zukunft lehren.

Natürlich hat die deutsche reaktionäre Presse auch diesen Anlaß benutzt, um nach Ausnahmegesetzen zu rufen. Die Antwort, die solchem Verlangen entgegenzusetzen ist, beginnt langweilig zu werden, so oft wurde sie schon wiederholt.

Die gesammte liberale Presse erwidert: Welches Gesetz wäre im Stande, einen Anschlag, wie den angeblich in Aegypten geplanten, zu verhindern? War in der That ein Verbrechen geplant, so wäre jedes Gesetz ohnmächtig gewesen, dasselbe zu verhindern. Verhindert wurde das Unternehmen durch die Wachsamkeit der Polizei, und so ist denn die gesammte Anarchistengefahr kein Objekt der Bekämpfung durch neue Gesetze, sondern der einzige Schutz liegt in erhöhter Wachsamkeit der Polizei. Solange nicht das Problem gelöst ist, durch eine Spezialgesetzgebung das Mörder- und Diebesgesindel, die Mörder und Diebesbanden von der Erde verschwinden zu lassen, so lange wird es auch unmöglich bleiben, den „Anarchisten der That“, die schließlich ganz in dieselbe Kategorie gehören, durch Gesetzgebungsakte das Handwerk zu legen. Und das Geschrei der Konservativen, bei jedem sich bietenden Anlaß nach solchem gesetzgeberischen Vorgehen bleibt nur ei Zeichen dafür, daß die Reaktion unaufhörlich nach Vorw den sucht, einer gesunden Freiheit die Kehle zuzuschnüren.

In Frankreich bleiben die Zustände beunruhigend. In Paris ist freilich der Streik beigelegt; aber man spricht von dem Rücktritt des Ministeriums, zunächst des Ministerpräsidenten Brisson, und Staatsstreichgerüchte schwirren durch die Luft. Zum Glück für die Republik fehlt vorläufig ihren Gegnern der verwegene und gewissenlose Degen, der zu offener Vergewaltigung von Gesetz und Verfassung schreitet — geheime Vergewaltigungen haben ja schon genug stattgefunden — aber es fehlt auch den Republikanern augenscheinlich der Mann, der unerbittlich, mit Kraft und Geschicklichkeit, sich die Aufgabe stellt, die Republik zu schützen, und gesunden zu machen.

Daß Brisson dieser Mann nicht ist, scheint sicher und gerade durch den Mangel an Gestalten größeren Stils auf beiden Seiten erhält die Lage ihren schwankenden, jede Berechnung unmöglich machenden Charakter. Dieses Fehlen willensstarker Persönlichkeiten hüben und drüben mag wohl dazu führen, daß Herr Méline nochmals Gebieter der Situation wird, dieser republikanische Minister der Zweideutigkeit, unter dem die heutige Korruption und die heutigen Gefahren für die Republik sich zu solcher Größe auswachsen konnten.

Die Partei des Cecil Rhodes ist im Kap-Parlament gestürzt und die Anhänger der Partei unter Schreiner sind mit schwacher Majorität ans Ruder gekommen. Diese Wandlung wird den Frieden in Süd-Afrika stützen und an die Stelle der Rhodes'schen verwegenen Abenteurerpolitik eine Politik bringen, die in friedlichem Einvernehmen mit den Buren dem Fortschritt zu dienen sucht.

* * *

Die Kaiserfahrt ins Heilige Land.

Der gegenwärtige deutsche Kaiser ist auch insofern ein echtes Kind seiner Zeit, als sich in ihm ein sehr realistisches Verständniß für moderne Bestrebungen und Interessen mit allerlei romantischen Neigungen vermischt. Wir begegnen dieser Mischung von Phantastik und nüchternen politischen und wirthschaftlichen Erwägungen vielfach am Ende unseres realistischen Jahrhunderts. Die Kolonialpolitik der Gegenwart wird von diesem scheinbaren Gegensatz so sehr beherrscht, daß selbst der große Realpolitiker Bismarck der kolonialpolitischen Romantik glaubte Konzessionen machen zu müssen. Die recht unklaren Vorstellungen von den märchenhaften Schätzen Ostasiens und von den Reichthümern de tropischen Afrikas haben etwas ebenso Faszinirendes für die begehrliche Phantasie der Völker, wie die unter dem Polareise verborgenen Goldschätze Alaskas. Der ausgeprägteste Erwerbssinn steht in engster Verbindung mit abenteuerlicher Romantik. Auch die moderne Litteratur und die bildenden Künste spiegeln diese Gegensätze wieder. Der Naturalismus, der sich nicht genug thun konnte in der Darstellung der nacktesten, angeblich objektivsten Wahrheit und Naturtreue, schlägt mit Vorliebe die Wege der Mystik und des Symbolismus ein, und die Sonnenuntergangs-Dramatiker verwandeln sich in wenigen Jahren in die Schöpfer von „Hannele“ und „Rautendelein“.

Der Kaiserzug in das Heilige Land ist deshalb auch nicht trotz, sondern eher wegen des romantischen Zusatzes eine ganz moderne Pilgerfahrt.

Die Methoden, nach denen man heute versucht, die orientalische Frage zu lösen, sind allerdings wesentlich anders als zu den Zeiten der Kreuzzüge, und doch ist es interessant, wie gewisse politische Gegensätze, die schon vor mehr als sechshundert Jahren eine Rolle spielten, in einem allerdings erheblich abgeschwächten Grade auch in die gegenwärtige Fahrt eines deutschen Kaisers ins Heilige Land hineinspielen. Die ganze Periode der Kreuzzüge, die — nebenbei bemerkt — Europa wenigstens 6 Millionen Menschenleben gekostet hat, ist beherrscht von einem Gegensatz zwischen französischen und deutschen Interessen, und die französischen Interessen erfreuten sich der päpstlichen Unterstützung. Entsprechend den rauheren Sitten des Mittelalters pflegte sich der Papst damals allerdings nicht mit einer Ansprache an französische Pilger zu begnügen, um seine Sympathien für Frankreich zum Ausdruck zu bringen, sondern er ging gelegentlich auch dazu über, einen deutschen Kaiser in den Bann zu thun. Als Kaiser Friedrich II., der glänzendste Repräsentant mittelalterlicher Staatsklugheit auf dem Throne der Cäsaren, ohne Schwertstreich, blos durch Unterhandlungen und Vertrag mit dem Sultan Kamel, die Ueberlassung von Jerusalem und Nazareth durchgesetzt und damit auf diplomatischem Wege ein Ziel erreicht hatte, für das seit fünfzig Jahren die mächtigsten Monarchen mit großen Heeren vergeblich gestritten hatten, wurde der Kaiser und vertragsmäßige König von Jerusalem von dem Papst Gregor IX. mit dem Banne verfolgt und das Interdikt wurde auf die heiligen Stätten gelegt. Wie Döllinger berichtet, wurden sogar in Palästina

alle, die vom Papst abhingen, zur Vereitelung des Vertrages aufgefordert. Außerdem drang ein päpstliches Heer in Friedrichs Erblande ein. Das war die Zeit, in welcher der Augenzeuge Freidank sang:

„Was mag ein Kaiser schaffen,
Seit Christen, Heiden und Pfaffen
Streiten genug wider ihn!
Do verdürbe Salomanis Sinn.“

Kaiser Wilhelm II. knüpft insofern an die Traditionen Kaiser Friedrichs II. an, als auch er die Freundschaft des Sultans unter seine politischen Ziele aufgenommen hat. Auch er wünscht den Einfluß Deutschlands in Kleinasien und Syrien nicht durch Waffengewalt sondern durch Verständigung mit dem Sultan zu fördern.

Das deutsche Eisen unterwirft sich jene Gegenden heute in der Form von Eisenbahnschienen. Die Mittel, mit denen in unseren Tagen Politik, selbst romantische Politik, getrieben werden muß, sind eben grundverschieden von denen jeder früheren Zeit.

Es hat einen gewissen Reiz, sich zu vergegenwärtigen, wie vor Jahrhunderten deutsche Kaiser, im Kreise schwergepanzerter Ritter, zu dem Grabe des Erlösers wallfahrteten und wie heute ein deutscher Kaiser, unter Benutzung der Firma Cook, die Reisearrangements treffen läßt. In welchem großen Zuge würden sich unsere nothleidenden preußischen Junker wohl diesem modernen Kreuzzuge angeschlossen haben, wenn damit nach jetzt die Immunitäten mittelalterlicher Kreuzfahrer verbunden wären! Wer damals das Kreuz trug, der war gefeit, kein Gläubiger kannte ihn zur Zahlung seiner Schulden nöthigen, keiner auch nur Zinsen von ihm fordern. So eine Einrichtung wäre etwas für unseren „Bund der Landwirthe“! Aber so weit sind wir in der Entwicklung zur Romantik nach nicht gediehen. Es ist vielmehr zu erwarten, daß Kaiser Wilhelm II. von seinem romantischen Zuge mit erhöhtem Verständniß für die Bedürfnisse eines modernen Industriestaates zurückkehrt, der sich den Orient als ein neues wichtiges Gebiet zur Bethätigung seiner Leistungsfähigkeit ausersehen hat. So paradox es klingt, es trifft dennoch zu, daß die Palästinafahrt des Kaisers und sein in Stettin gesprachenes Wort: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!“ in letzter Linie Ausflüsse derselben Ueberzeugung sind, daß Deutschland den feudalistischen Traditionen eines Agrikulturstaates entwachsen ist und in der Bethätigung seiner Kräfte im freien Wettbewerb der Weltpolitik und der Weltwirthschaft seine zukünftige Bestimmung zu suchen hat.

Th. Barth.

Viehproduktion, Fleischkonsum und Viehsperre.*)

I.

An der Hand der für die letzten 50 Jahre in Deutschland gemachten statistischen Erhebungen ist der Nachweis geführt worden, daß bei gleichbleibendem Entwicklungsgang keine Aussicht dafür vorhanden ist, es werde eine mit der Vermehrung der Bevölkerung auch nur gleichen Schritt haltende Zunahme der Viehhaltung im Deutschen Reiche in der Zukunft eintreten. Das gestaltet sich nicht anders, auch wenn wir die Viehzählung vom 1. Dezember 1897 noch mit in Betracht ziehen, welche nur eine sogenannte „kleinere“ war. (cf. Bundesrathsbeschluß vom 7. Juli 1892). Denn der zwischen 1890 und 1895 stattgehabten Volksvermehrung von 27,5 Proz. steht nur ein Zuwachs des Viehstapels van 16,7 Proz. gegenüber. Oder während 1873 auf je 100 Einwohner 61,8 Stück Großvieh kamen, berechnen sich nach der Zählung von 1897 nur 55,8 Stück „Großvieh“**) auf je 100 Einwohner.

In der stärker vermehrten Bevölkerung war aber inzwischen die Verzehrung von Fleisch eine viel intensivere geworden. In Sachsen, dem weitaus am dichtesten bevölkerten Bundesstaat, kam im Jahre 1870 auf den Kopf der Bevölkerung eine Verzehrung von 9 Kilo Rind- und 13,6 Kilo Schweinefleisch, zusammen 22,6 Kilo; im Jahre 1895 dagegen von 13,7 Kilo Rind- und 23,5 Kilo Schweinefleisch, zusammen 47,2 Kilo. Das heißt die Verzehrung war auf den Kopf der Bevölkerung um mehr als das Doppelte gestiegen. Aehnlich dürfte es sicherlich in den meisten Industriegegenden Deutschlands sich verhalten. Die Statistik zeigt also auf das Schlagendste, wie die Viehhaltung bis in die Gegenwart immer mehr hinter dem in doppelter Weise steigenden Fleischbedarf der deutschen Bevölkerung zurückgeblieben ist. Dem entsprechend stieg dann auch die Einfuhr fremden Viehes fortwährend, bis derselben von der Mitte der 90er Jahre an jene Hindernisse entgegentreten, die als Maßregeln der Sanitätspolizei auftraten.

Angesichts des unablässigen Drängens auf den Erlaß viel weiter gehender Sperrmaßregeln muß natürlich die Frage erhaben werden, ob denn die, welche zu solchen schärferen Maßnahmen rathen, die Ansicht haben, daß die deutsche Landwirthschaft im Stande sei, den einheimischen Fleischbedarf durch die eigene Produktion zu decken.

Im Allgemeinen vermeiden es jene Dränger, auf diese Frage eine bestimmte Antwort zu geben. Doch sind aus der neueren Zeit einige Fälle bekannt geworden, die charakteristisch sind. So läuft in diesem Augenblicke durch die Tagesblätter die Mittheilung, der bayerische Landwirthschaftsrath habe erklärt, daß zur Zeit die deutsche Landwirthschaft **noch nicht im Stande** sei, den Bedürfnissen des inneren Marktes vollständig zu genügen.

Eine entgegengesetzte Aeußerung liegt aus Schleswig-Holstein vor.

Der Vorstand der Landwirthschaftskammer für die Provinz Schleswig-Holstein sprach unter dem 2. Mai d. J. in einem Antwortschreiben auf die ergangene Einladung zu einer Konferenz der deutschen Seestädte betr. die Unhaltbarkeit der Viehsperre seine Ansicht dahin aus:

„daß zwar für die Einfuhr einer gewissen Anzahl dänischen Magerviehs zur Zeit für unsere Gräser noch ein Bedürfniß vorliegt, **daß aber die Einfuhr ausländischen Zucht- und Schlachtviehs absolut entbehrlich ist.**

Ebensowenig vermögen wir ein Bedürfniß zur Einfuhr ausländischer Fleischwaaren anzuerkennen. **Das Inland ist nach unserer Ueberzeugung durchaus im Stande, seinen Fleischbedarf durch eigene Praduktian zu decken.**“

Es ist möglich, ja sagar wahrscheinlich, daß der Varstand der Landwirthschaftskammer bei dem Erlaß dieses Schreibens nur an seine Pravinz Schleswig-Holstein gedacht hat, welche allerdings einen relativ viel stärkeren Viehstand hat, als alle anderen preußischen Provinzen oder deutschen Bundesstaaten. Der Vorstand hat es dach wohl vermeiden wollen, ein Urtheil über die Möglichkeit der Deckung des Bedarfs durch die eigene Viehzucht **für ganz Deutschland** abzugeben. Anderwärts pflegen gerade die schärfsten Dränger nach Ausschlußmaßregeln wohlweislich über diese Frage sich sargfältig auszuschweigen.

Soviel dürfte aber die zu Rathe gezogene Statistik jedenfalls darthun, daß die deutsche Landwirthschaft in ihrer

*) Vergl. die 3 Artikel desselben Verfassers über Landwirthschaft und Volksernährung in der „Nation“, Jahrg. XV., Nr. 51 und 52, Jahrg. XVI., Nr. 1.

*) Die in der Note zu pag 4 der Nr. 1 der „Natian“ gemachte Angabe über die Verhältnißzahlen der in der Statistik üblichen Reduktian auf „Graßvieh“ sind durch Druckfehler einigermaßen unklar geworden; deshalb erfolgt hier eine Wiederhalung derselben in etwas anderer Fassung. Es wird angenommen: 1 erwachsenes Stück Rindvieh, Maulthier oder Esel = 1 Stück Graßvieh, 1 Pferd = 1 1/2 Stück, 1 Schwein = 1/4 Stück, 1 Schaaf = 1/10 Stück, 1 Ziege = 1/12 Stück.

Gesammtheit, wenn sie in dem bisher eingehaltenen Gange ihres Betriebes und ihrer Weiterentwickelung verharrt, immer weniger im Stande sein wird, den inländischen Bedarf an Fleisch und anderen thierischen Produkten zu decken.

Aber es wäre ja denkbar, daß die Landwirthschaft neue Wege einschlagen wird, welche sie in den Stand setzen, ihre Produktion auf diesem Gebiete sehr erheblich zu steigern.

Aus der Mitte der Landwirthe selber hat man freilich bis jetzt keine dahin zielende Maßregeln ergreifen sehen, oder auch nur darauf gerichtete Vorschläge gehört. Sie beschränken sich darauf, vom Staate die „großen Mittel" zu fordern, welche ihrer angeblichen Noth abhelfen sollen.

Immerhin dürfte es ersprießlich sein, einmal zu untersuchen, welche Mittel und Wege etwa zu benutzen wären, um eine bedeutende Steigerung der Produktion thierischer Produkte in Deutschland herbeizuführen. Daß eine solche Vermehrung an sich möglich sei, beweist das Beispiel anderer europäischer Länder mit ähnlichen klimatischen Verhältnissen. Es kommen auf den □ Kilometer Landesfläche

in Deutschland	32,5	St. Rindvieh,	25,1	Schafe,	22,5	Schweine
„ Dänemark .	36,9	„	„	32,9	„	19,4	„
„ England . .	35,6	„	„	83,9	„	8,2	„
„ Niederlande	47,1	„	„	24,9	„	16,8	„

Das beweist doch wohl, daß auch in Deutschland mehr Vieh gehalten werden könnte.

Als Mittel zur Steigerung der landwirthschaftlichen Produktion können die nachstehend zu besprechenden in Betracht kommen.

Die Vermehrung des landwirthschaftlich benutzten Kulturlandes. Dieses Land nimmt in Deutschland zur Zeit etwa 53 % der Gesammtbodenfläche ein, in den übrigbleibenden 47 % sind jedoch die Waldungen, Weiden, Heideflächen u. s. w. mit enthalten, welche auch für die Viehzucht Material abgeben. An und für sich ist ja eine Erweiterung des eigentlichen Kulturlandes sehr wohl möglich, z. B. schon durch die Ausdehnung der Moorkultur, durch die Umwandlung unergiebigen Weidelandes in Kunstwiesen u. s. w. Wenn man aber die Erfahrungen sprechen läßt, die in der unmittelbar zurückliegenden Zeit in dieser Beziehung gemacht sind, so kann man sich unmöglich großen Erwartungen nach dieser Richtung hingeben. Die hohen Schutzzölle auf Getreide, die zeitweilig sich auf über 30 % des Werthes berechneten, wurden ja besonders damit begründet, daß sie vermehrten Anbau des Getreides bewirken und damit Deutschland vom Auslande in dieser Beziehung unabhängig machen sollten. Und welches war die Wirkung?

Die mit Getreide bebauten Flächen (ca. 15¼ Mill. Hektar) zeigten von Jahr zu Jahr wohl gewisse Schwankungen, nahmen aber im Ganzen nicht zu, solange die hohen Zollsätze (5 M. pro Dz.) galten. Dagegen ist dann später allerdings eine Steigerung der dem Getreidebau gewidmeten Bodenflächen um etwa 100 000 Hektar oder um 3½ % eingetreten, merkwürdiger Weise aber erst, nachdem der Zoll auf 3½ M. herabgesetzt worden war. Es beweist diese Thatsache wohl, daß die Handelsverträge die Landwirthschaft keineswegs ruinirt haben, daß überhaupt der Schutzzoll auf Getreide durchaus nicht die Wirkung geäußert hat, die man demselben zuschreiben will. Eine abermalige Steigerung des Zolles würde also wahrscheinlich ebenso wenig wirksam sein.

Eine beträchtliche Vermehrung des Kulturlandes, welche eine gleiche Vermehrung der Viehzucht hervorriefe, dürfte daher nach den beim Getreidebau gemachten Erfahrungen für die nächste Zeit wohl kaum zu erwarten sein.

Eine Steigerung des Ertrages des bereits im Anbau befindlichen Landes durch intensivere Kultur wäre unzweifelhaft noch in hohem Grade möglich. Das ergibt sich schon aus einer Vergleichung der Durchschnittsernemengen, welche in Deutschland vom Hektar gewonnen werden mit den in England gewöhnlichen. Im 15jährigen Durchschnitt von 1880 bis 1895 ergab der Ertrag vom Hektar in ganz Deutschland:

13,6 Doppelzentner Weizen, 10,2 Doppelzentner Roggen, 13,1 Doppelzentner Gerste und 11,2 Doppelzentner Hafer. In England dagegen lieferte das schlechte Erntejahr 1894 immer noch 21,5 Doppelzentner Weizen, 21,8 Doppelzentner Gerste, 19,9 Doppelzentner Hafer.

Da in England keine Getreidezölle bestehen, so wird Getreide natürlich nur auf dem dazu geeignetsten Lande erbaut, dann aber auch mit Aufgebot der wirksamsten Kulturmittel und der höchsten Intelligenz. Daher der den Deutschen um mehr als 50 % übersteigende Ertrag.

Jeder Kenner der landwirthschaftlichen Zustände in Deutschland wird nun nicht in Abrede stellen, daß ein intensiverer Betrieb der Landwirthschaft erreicht werden könnte, wenn nur die bereits längst erprobten Förderungsmittel des Ackerbaubetriebs allgemein und in der rechten Weise zur Anwendung kämen.

Man nehme z. B. nur die Drainage. Wessen Erinnerungen um etwa 40 Jahre zurückreichen, der wird berichten können, von welch großartigen Erfolgen dieses wichtige Kulturmittel sofort bei seiner ersten Anwendung in Deutschland begleitet war, welche Hoffnungen auf dessen allgemeine Einführung gegründet wurden. Schleswig-Holstein war dasjenige deutsche Landesgebiet, in welchem die Drainage zuerst in umfassendstem Maße in Anwendung kam, sodaß nach einigen Jahrzehnten fast alle Ländereien ohne Ausnahme, soweit es überhaupt anwendbar, damit versehen waren. Ein Gleiches geschah in Mecklenburg, Braunschweig, theilweise auch in Hannover. Sehr weit blieb dagegen der Osten mit dieser wichtigen Melioration zurück. In Ost- und Westpreußen, in Pommern, vor Allem aber in Posen harren noch weite Flächen dieser zur Sicherung hoher Erträge durchaus nothwendigen Maßregel.

Nun zeigt die landwirthschaftliche Statistik, daß die durchschnittlichen Ernteerträge vom Hektar sich berechnen:

		Weizen Doppelzentner	Roggen Doppelzentner
In Braunschweig . . .	auf	24,2	18
„ Mecklenburg	„	20,2	13,9
„ Schleswig-Holstein . .	„	18,2	12,5
„ Hannover	„	15,7	10,3
dagegen			
in Posen	„	9,6	8,0
„ Ostpreußen	„	9,4	8,3
„ Westpreußen	„	13,2	8,1
„ Pommern	„	14,3	8,6

Einen Theil des höheren Ertrages, welchen die zuerst genannten 4 Landestheile aufzuweisen haben, wird man ja allerdings auf die Gunst des Klimas und des besseren Bodens schreiben können; aber das Meiste doch auf die bessere Kultur und vor Allem auf die dort in so großem Umfange durchgeführte Drainage, welche in jenen östlichen Provinzen noch so weit zurück ist. Und auch jetzt hört man noch wenig von einem energischen Vorgehen nach dieser Richtung hin.

Dabei mag noch an einen Umstand erinnert werden. In Schleswig-Holstein wurde diese wichtige Verbesserung durchgeführt, ohne daß der Staat (damals noch Dänemark) auch nur einen Schilling zur Durchführung derselben hergegeben hätte. Auch existirten keine allgemeinen Kreditanstalten, welche die erforderlichen Kapitalien hätten vorstrecken können.

Neben der Drainage hat die neuere Zeit noch eine Reihe anderer wichtiger Förderungsmittel des Anbaues kennen gelernt.

Es mögen nur genannt werden: die Anwendung der künstlichen, insbesondere der mineralischen Dünger, die bessere Bearbeitung des Bodens, eine richtigere Fruchtfolge, die Verbesserung der Acker- und sonstigen landwirthschaftlichen Geräthe, die Dienstbarmachung der Dampf- und elektrischen Kraft für die Landwirthschaft. Die Naturwissenschaften und die Technik haben unzweifelhaft dem Landwirthschaftsbetriebe in unserer Zeit eine Unterstützung zu

Theil werden lassen, wie nie zuvor. Und man ist emsig bemüht, die Errungenschaften der Wissenschaft der Praxis zugänglich zu machen. Die Deutsche Landwirthschaftsgesellschaft insbesondere erwirbt sich ein großes Verdienst auf diesem Gebiete durch die von ihr nach allen Richtungen hin mit ebensoviel Umsicht und Verständniß ausgewählten, wie mit Sachkenntniß und Energie durchgeführten Versuche. Um aber die auf solche Weise gewonnenen Ergebnisse in den praktischen Betrieb überzuführen, sind allerdings Landwirthe erforderlich, welche ihre theoretische Ausbildung auf eine *gründliche praktische Ausbildung* und Erfahrung aufbauen.

An solchen aber scheint besonders unter dem Großgrundbesitz gerade kein Ueberfluß vorhanden zu sein.

Gewinnung größerer Mengen von Futterstoffen würde ja das erste Erforderniß für Ausdehnung der Viehhaltung sein. Daß auch diese in Deutschland möglich ist, unterliegt keinem Zweifel, ebenso offen liegen aber auch die Schwierigkeiten vor, welche in dieser Beziehung zu überwinden sind. So kann man z. B. daran denken, daß nach dem Vorgehen Englands auch in Deutschland dem *Anbau von Hackfrüchten*, insbesondere von *Futterrüben* eine größere Ausdehnung gegeben werden könnte. In England stehen neben 3½ Mill. Hektar Fläche, die dem Getreidebau gewidmet sind, über 1 Mill. Hektar mit Futterrüben bestellt, während in Deutschland gegenüber 15 Mill. Hektar Getreide nicht voll 1 Mill. Hektar „Hackfrüchte“ (außer den Kartoffeln) aufgeführt werden.

Ueber die große Bedeutung, welche die Rübenzuckerindustrie, sowie die Branntweinbrennerei für die Förderung der Landwirthschaft, insbesondere der Viehzucht gehabt haben, ist früher das Nöthige bemerkt worden. Jetzt könnte dagegen die Frage aufgeworfen werden, ob es nicht an der Zeit sei, nunmehr in diesen beiden landwirthschaftlichen Industriezweigen neue Wege einzuschlagen, nachdem die Preis- und Absatzverhältnisse der Erzeugnisse derselben große Veränderung erlitten haben, insbesondere aber die betreffende Steuergesetzgebung eine andere geworden ist.

So lange die *Materialsteuer* als Haupt- oder einzige Steuer bestand, mußte es Tendenz des Anbaues und des Betriebes sein, möglichst *gehaltreiche* Kartoffeln und Rüben, selbst auf Kosten der Erntemenge zu bauen und dieselben so stark wie möglich auszubeuten. Bei recht vollkommener Technik können demnach die Rückstände nur ziemlich geringwerthige Futtermittel darstellen. Daher soll es sogar vorgekommen sein, daß einzelne Landwirthe es vorzogen, ihre geringwerthige Schlempe direkt zum Düngen zu gebrauchen, anstatt sie zuvor als Viehfutter zu benutzen.

Gegenwärtig könnte es bei niedrigen Preisen von Zucker und Spiritus rentabler sein, die Rohstoffe weniger stark bei dem Fabrikationsverfahren auszubeuten, also weniger Zucker und Spiritus zu erzielen, dafür aber nahrungsreichere Rückstände als Viehfutter zu erhalten.

Sollte Rechnung und Versuch es räthlich erscheinen lassen, diesen Weg einzuschlagen, so würde dadurch noch ein anderer allgemeiner Vortheil erreicht werden.

Gegenwärtig hat ja die unglückselige Prämienwirthschaft bei beiden Industriezweigen eine Ueberproduktion hervorgerufen, welche nach der finanziellen, wie nach der allgemeinen wirthschaftlichen Seite hin die übelsten Wirkungen ausübt. Sobald es aber vortheilhaft würde, die möglichst starke Ausbeute zurücktreten zu lassen, so erfolgte von selbst eine Verminderung der Produktion, ohne daß der landwirthschaftlich so wichtige Kartoffel- und Rübenbau eingeschränkt zu werden braucht. Es bedürfte dann keiner Kontingentirung mehr, oder anderer den Anbau zurückhaltender, in ihren ungleichen Wirkungen so schädlicher Zwangsmaßregeln.

Die Zucker- und Spiritusproduzenten hätten wohl um so mehr Ursache, über diese Alternative sorgfältig zu Rathe zu gehen, als die *Beseitigung der gegenwärtigen Prämienwirthschaft nur eine Frage der Zeit sein kann.* Ist auch gegenwärtig die durch internationales Abkommen geplante Abschaffung der Ausfuhrprämien für Zucker noch einmal gescheitert, so muß dieses Ziel doch sicher später erreicht werden.

Ebenso steht es mit der den Brennereien gewährten Vergünstigung. Es ist ein allen Grundsätzen der Rechtsgleichheit und einer gesunden Finanz- und Steuerpolitik zu sehr zuwider laufendes Verhältniß, daß einem an sich schon begünstigten Wirthschaftszweige aus dem durch die Beiträge aller Staatsangehörigen aufgebrachten Steuerschatze etwa gegen 40 Mill. Mark jährlich geschenkt werden. Auf die Dauer kann eine solche Maßregel nicht aufrecht erhalten werden, die nur als ein fehlerhafter Nothbehelf zu betrachten ist, um für den Augenblick eine Kalamität zu beseitigen, die durch langdauernde Unterlassungssünden einer verkehrten Finanzpolitik entstanden war.

Die Ueberproduktion an Spiritus mit ihren nachtheiligen Wirkungen war auch nicht etwa die alleinige schädliche Folge jener verkehrten Begünstigung des Brennereibetriebes: für die Landwirthschaft selbst erwuchsen unter Umständen innere Nachtheile. Für leichtsinnig oder gedankenlos geführte Wirthschaftsbetriebe lag die Verlockung vor, dem durch die Steuerprämie begünstigten Kartoffelbau mehr wirthschaftliche Kräfte zuzuführen, als bei einem rationellen Wirthschaftsplane hätte geschehen dürfen.

Unter den von der Ansiedlungskommission in Posen angekauften Gütern befanden sich viele, die so herabgewirthschaftet waren, daß sie erst Jahre lang in verlustbringenden Regiebetrieb genommen werden mußten, um die vernachlässigten und entkräfteten Ländereien in einen Zustand zu bringen, der es erlaubte, sie den neuen Ansiedlern zur Bewirthschaftung zuzuweisen. Bei einzelnen derselben hatte die Ursache dieser Verwahrlosung wesentlich darin gelegen, daß die früheren Besitzer, um sich vor dem drohenden Untergange möglichst lange zu retten, ihr Heil in einem die Verhältnisse überschreitenden Brennereibetrieb gesucht, daß sie darum einen unmäßig starken Kartoffelbau betrieben hatten. Diesem waren alle Arbeitskräfte und gewonnenen Düngermengen zugeführt und deshalb die übrigen Ländereien vernachlässigt worden. Es fanden sich Aecker, die in Jahrzehnten keinen Dünger, noch sonst eine ordentliche Bestellung erhalten hatten. So war durch das finanzwirthschaftliche Unrecht auch denen noch Schaden zugefügt worden, die hatten begünstigt werden sollen.

Eine intensivere Ausnützung des vorhandenen Viehstandes ist bis zu einem gewissen Grad möglich und wahrscheinlich. Für die Nahrungsmittelversorgung ist ja nicht der Bestand des vorhandenen Viehes an sich entscheidend, sondern wieviel von denselben jährlich für die Volksernährung abgegeben werden kann. Das sind die Milch, die Eier und die erzielten jungen Thiere. Letztere kommen freilich bei dem Großvieh nur zum kleinen Theile *sofort* zur Nutzung, die Mehrzahl tritt an die Stelle älterer Thiere, welche zur Schlachtung gelangen. Soll der Viehstand an Zahl sich gleich bleiben, oder erhöht werden, so müssen gleichviel oder mehr junge *Thiere* an Stelle der zu schlachtenden eingeschossen *werden*.

Eine relative Vermehrung der Geburtsziffer der jungen Thiere dürfte bei einem schon einigermaßen guten Stande der Viehzucht nur in engen Grenzen noch möglich sein, weil der Besitzer auch bei einfachem Betriebe bedacht sein wird, so viel junge Thiere zu erhalten, als es die Naturverhältnisse gestatten. Bei Schafen und Schweinen kommen allerdings Rassen vor, welche sich durch eine größere, als die gewöhnliche Stückzahl der Jungen in dem einzelnen Wurf auszeichnen. Durch die Wahl solcher Rassen, deren Räthlichkeit übrigens durch das Vorhandensein anderer guter Eigenschaften der Thiere wesentlich mitbedingt ist, würde sich also eine absolut stärkere Produktion bei gleichbleibendem Bestande ergeben. Immerhin dürfte aber auf diesem Wege nur eine geringe Steigerung der jährlichen Erzeugung von thierischen Nahrungsmitteln zu erwarten sein.

Dagegen wird eine solche Steigerung eintreten, wenn Thiere eingestellt werden, welche größere Mengen, bessere

Qualitäten von Milch u. s. w. liefern, welche in kürzerer Zeit ein höheres Fleischgewicht erzielen, oder relativ mehr nutzbare Fleischmengen ergeben. Das sind ja eben auch die Ziele, welchen die jetzt so eifrig betriebene Verbesserung der Viehrassen nachstrebt.

Eine weit beträchtlichere Vermehrung der Fleischmengen würde dagegen dadurch erreicht werden, wenn gar keine Thiere mehr in dem allerersten Lebensalter abgeschlachtet würden, sondern alle erst, nachdem sie einen gewissen höheren Grad der Entwickelung erreicht haben.

Von weniger Bedeutung zwar würde es sein, wenn das Schlachten von Ferkeln und Lämmern aufhörte, da deren doch verhältnißmäßig nur eine kleinere Anzahl in so zartem Alter verzehrt wird. Anders aber steht es bei dem Rindvieh. In vielen Gegenden wird der bei Weitem größte Theil aller Stierkälber bald nach der Geburt geschlachtet. Es geschieht dieses, weil die Milch der Mutterthiere, welche ja nicht gewonnen wird, wenn die jungen Thiere länger saugen, einen größeren Werth hat, als der Fleischzuwachs der am Leben gebliebenen jungen Thiere bei gewöhnlichen Preisverhältnissen. Das Fleisch solcher sogen. „nüchternen" Kälber wird von der weniger bemittelten Klasse vielerwärts mit Vorliebe genossen, theils aus Gewohnheit, theils des sehr niedrigen Preises wegen. Da dieses Fleisch aber einen recht geringen Nährwerth hat, so ist dieser weit verbreitete Gebrauch vielleicht doch als eine wirthschaftliche Verschwendung anzusehen. Die Menge des der Bevölkerung zu Gute kommenden Nährstoffes würde wahrscheinlich größer sein, wenn man die Kälber erst eine gewisse weitere Entwickelung erreichen ließe.

Es kommt aber dagegen in Betracht, daß dadurch die Menge der jetzt für die Butterbereitung bestimmten Milch, sowie der für die Schweinemästung abfallenden Magermilch verringert wird. Noch größer ist der Ausfall an Milch und der Aufwand von kostbaren Futtermitteln, wenn zur Aufzucht von sog. Mastkälbern, die etwa nahezu die Hälfte der Körperausbildung erreichen, geschritten wird. Diese kann deshalb nur da erfolgen, wo eine hinreichend große Zahl von kaufkräftigen Verzehrern vorhanden ist, welche für diese feinste Fleischsorte den nothwendiger Weise sehr hohen Preis zahlen können.

Die Frage, ob überhaupt Kälber weiter gefüttert werden sollen und bis zu welchem Grade der Ausbildung, ist also für den umsichtigen Züchter Sache der kalkulatorischen Rechnung, bei welchen Kosten der Fütterung einerseits und Höhe des bei einigermaßen gesichertem Absatze zu erwartenden Preises andererseits den Ausschlag geben.

Es steht also durchaus nicht in dem freien Belieben des Landwirthes, in welchem Grade der Ausbildung er sein Jungvieh der Verzehrung zuführen soll; zu einem beträchtlichen Theil entscheidet darüber die höhere oder geringere Kaufkraft der fleischverzehrenden Bevölkerung.

Faßt man das Ergebniß aller dieser Erörterungen zusammen, so wird man doch wohl zu der Ansicht gelangen müssen, es sei, wenn nicht ganz ungewöhnliche Umstände eintreten, vorläufig recht wenig Aussicht vorhanden, daß die deutsche Viehhaltung in der nächsten Zeit solche Ausdehnung erhalte, um allein den in doppelter Weise steigenden Bedarf an thierischen Nahrungsmitteln im deutschen Reiche zu decken.

Die Wichtigkeit einer genügenden Ernährung der Bevölkerung auch durch Fleisch und thierische Stoffe kann bei den klimatischen und Kultur-Verhältnissen Deutschlands nicht in Abrede gestellt werden. Es ist Aufgabe des Staats, soviel es in seiner Macht steht, darüber zu wachen, daß dem Volke die Möglichkeit seinen Bedarf nach dieser Seite hin sich zu verschaffen, nicht ohne Noth beschränkt werde.

Die Regierung hat die Pflicht, auf das Sorgfältigste und Genaueste zu untersuchen, ob die Ernährung des Volks in der bisherigen Weise gesichert bleibt, wenn die Einfuhr fremden Viehes oder fremder thierischer Produkte durch staatliche Maßregeln herabgedrückt wird.

Und es kommt nicht bloß darauf an, daß Fleisch und andere Nahrungsstoffe desselben Ursprungs in genügender Menge vorhanden sind. Es müssen dieselben auch einen Preis haben, welcher es der Mehrzahl der Bevölkerung, insbesondere der weniger bemittelten Klasse möglich macht, sich diese Genußmittel zu verschaffen.

Die Regierung soll freilich keine Fleischtaxe oder dergleichen aufstellen, aber sie darf nicht ohne zwingenden Grund Maßregeln verordnen, welche eine künstliche Erhöhung der Preise zur Folge haben.

Wollte sie sich einseitig auf den Standpunkt derjenigen stellen, welchen es nur um möglichste Steigerung der Vieh- und Fleischpreise zu thun ist, unbekümmert darum, ob die Bevölkerung diese auch zu bezahlen im Stande ist, so wäre das eine Versündigung an der Volkskraft und Volksgesundheit.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Wilh. Seelig.

Der Philosoph des Anarchismus.

Es ist noch kaum mehr als ein Jahrzehnt verflossen, seitdem in der breiteren Oeffentlichkeit nach langer Vergessenheit der Name Max Stirner zuerst wieder auftauchte. Im Gefolge des Nietzsche-Kultus hatte man dem älteren Philosophen wieder einige Aufmerksamkeit geschenkt, der in vielen Punkten als der direkte Vorläufer Nietzsche's erscheinen mußte, der ihm jedenfalls in Bezug auf den schrankenlosen Individualismus durchaus gleichstand, an Determinirtheit des Denkens ihn aber zweifellos noch übertraf. Seither ist der Name Stirner auch den weitesten Kreisen der Gebildeten geläufig geworden, wenn auch bei weitem nicht in dem Maße wie der Nietzsche's.

Wer war Stirner? Darauf gab es bis vor Kurzem nur die eine Antwort: der Verfasser eines genialischen philosophischen Werkes, betitelt „Der Einzige und sein Eigenthum", welches ein systematisch durchgebildetes Credo des theoretischen Anarchismus enthält. Man konnte auch allenfalls noch hinzufügen, daß der Verfasser dieses Buches in den vierziger und fünfziger Jahren zu Berlin, einige Zeit als Gymnasiallehrer, gelebt habe und dort auch in Einsamkeit gestorben sei. Aber das war alles. Was dieser Mann etwa sonst noch geleistet und geschrieben, war dunkel oder ganz unbekannt, und die wenigen Data aus seinem Leben, die überliefert waren, hatten etwas Ungewisses, Sagenhaftes, im übrigen aber war und blieb dieses Leben selbst im tiefsten Dunkel, man wußte nichts von seiner Herkunft, seiner geistigen Entwicklung, seinen Schicksalen und seinem Ausgang.

Dieses Dunkel wenigstens einigermaßen gelichtet zu haben, ist das mit lebhafter Anerkennung zu begrüßende Verdienst eines biographischen Werkes, welches der bekannte dichterische Vertreter des theoretischen Anarchismus — der, wie gleich hinzugefügt werden mag, mit der „Propaganda der That" nichts zu thun hat — John Henry Mackay jüngst veröffentlicht hat.*) Mit unermüdlichem Fleiße hat der Verfasser alles gesammelt und zusammengetragen, was irgendwie als Material verwerthbar erschien, und keine Mühe und selbst pekuniäre Opfer gescheut, um das Leben seines Helden so weit als möglich zu erleuchten. So ist in seinem Buche alles vereinigt, was gegenwärtig mit äußerster Anstrengung über Stirner zu eruiren war. Leider war und ist der letztere seinem Biographen nicht nur ein Held, dem nach er sich zum Olympos hinanzuarbeiten möchte, sondern überhaupt der Held, der größte Heros des Geistes aller Zeiten, dessen Buch von zeitloser Bedeutung ist und nach Mackay nur mit der Bibel verglichen werden kann, ja noch mehr als die Bibel die Jahrtausende überdauern wird.

*) Max Stirner. Sein Leben und sein Werk. Berlin 1898, Schuster & Löffler.

Man ersieht schon aus diesem einen Beispiel, daß die ganze Biographie vom rein panegyrischen Standpunkte aus geschrieben ist. Es fehlt fast ganz an kritischem Vermögen ja an mehr als einer Stelle kann sich der unbefangene Leser des Eindruckes nicht erwehren, daß Mackay so manchen schwarzen Schatten, der das Leben Stirner's durchzieht, aus bloßer kritikloser Bewunderung für seinen Helden verbirgt, aus dem naiven Gefühl heraus, daß dieser für ihn größte geistige Held nur eine blanke Rüstung getragen haben könne. Indessen mag das dem Dichter, dem es an jeder kritischen Ader fehlt, zu Gute gehalten werden. Weniger ist das schon da möglich, wo Mackay, um seinen Helden zu erheben, dessen Gegner geflissentlich herabdrückt und dabei von seinem eigenen Sonderstandpunkte aus oft die sonderbarsten und thörichtsten Urtheile fällt. So nennt er Hoffmann v. Fallersleben einmal einen „höheren Bänkelsänger", Arnold Ruge einen „eitlen" Mann, dessen geistige Bedeutung seine Zeit weit überschätzt hätte und der sich „albern" benommen habe — und das alles, wie man deutlich sieht nur deshalb, weil beide sich ungünstig über den Stirner'schen Kreis der „Freien" ausgesprochen hatten.

Wenn das Buch Mackay's sonach auch vom historisch-kritischen Standpunkte aus nur mit großer Vorsicht zu benutzen ist, so bleibt doch dadurch sein Verdienst ungeschmälert, zum ersten Male das Leben Stirner's zum Gegenstande einer eifrigen systematischen Erforschung gemacht zu haben. Und bei aller Einseitigkeit der Darstellung ist das Bild, welches wir hier von dem Philosophen erhalten, interessant und fesselnd genug, interessant schon von rein menschlichem Standpunkte, und zwar nicht bloß durch das, was wir erfahren, sondern auch ebenso durch das, was uns verborgen bleibt. Durch das Viele, was uns verborgen bleibt: Denn auch jetzt noch, ungeachtet der heißesten, viele Jahre rastlos fortgesetzten Bemühungen ist das Leben Stirner's in Dunkel gehüllt, nur wie ein Schattenriß zeigt sich auch in der Mackay'schen Darstellung die Gestalt des Philosophen. Es ist charakteristisch, daß in diesem Buche die eigentliche Biographie nur etwas mehr als 200 Seiten des üppigsten Druckes umfaßt, wovon aber wiederum 60 Seiten der Darstellung und Kritik seines Werkes und ca. 30 Seiten der Schilderung der Gesellschaft der „Freien" in der Hippel'schen Weinstube gewidmet sind! So wenig vermochte Mackay eine eigentliche Biographie, sondern nur Aufsätze und Fragmente einer solchen zu liefern, und auch dieses Wenige ist voller Räthsel, Dunkelheiten und Widersprüche. Alles an dieser Persönlichkeit ist überaus seltsam: sein Werk mit seiner Mischung von genialem Tiefsinn und hart ans Absurde streifenden Paradoxien, sein plötzliches Hervortreten in den vierziger Jahren, sein ebenso rasches Hinabtauchen in das Dunkel der Vergessenheit, dem dann in unserer Zeit ein neues glänzenderes Erheben folgte, und endlich diese Seltsamkeit seines Lebens, das sich wie eine einzige große Anomalie darstellt. Schon dies ist eine wunderbare Thatsache, daß vor wenigen Jahrzehnten hier in Berlin, mitten in einer volkreichen Stadt, von manchem Lebenden sicher noch gekannt, ein wenigstens zeitweise berühmter Schriftsteller weilen konnte, dessen Leben klarzustellen, dessen Spuren zu folgen fast ebenso als eine unlösbare Aufgabe erscheint, als handele es sich etwa um den sagenumwobenen Dichter der Ilias und Odyssee.

Ueberaus seltsam ist auch schon die Vorgeschichte der Mackay'schen Biographie und die Darlegung der Umstände, welche erklären sollen, warum sie in so fragmentarischer Gestalt jetzt an die Oeffentlichkeit getreten ist. Mackay hatte, so erzählt er in der Einleitung seines Buches, schon mehrere Jahre eifrig sein Material gesammelt und dachte nun daran, es vorläufig zum Abschluß zu bringen, als ihm eine überraschende Kunde kam: Marie Dähnhardt, das „Liebchen" Stirner's, dann seine Frau in der besten Zeit seines Lebens, der auch „Der Einzige und sein Eigenthum" gewidmet ist, sie, die seit Jahrzehnten Verschollene, längst Todtgeglaubte, war noch am Leben. Sie lebte als hochbetagte Frau einsam in London. „Mir war", sagt Mackay, „wie dem Goldgräber, der so lange nur Körner gefunden und nun plötzlich vor der reichsten Ader steht." Unverzüglich eilte er nun nach London. Aber das völlig Unerwartete geschah: Marie Dähnhardt lehnte ab, ihn zu empfangen, sie wolle kein Zeugniß ablegen für einen Mann, „den sie je weder geliebt noch geachtet habe". Alle eindringlichen Vorstellungen, alle Appellationen an ihr Gewissen, an ihre Pflicht der Nachwelt gegenüber, alle wiederholten Versprechungen, es solle nur die Wahrheit, auch die ungünstigste, veröffentlicht werden, waren umsonst. Schließlich ließ sie sich wenigstens herbei, ein Paar Fragen schriftlich zu beantworten, aber nur, um am Schluß des Fragebogens hinzuzufügen: „Mary Smith erklärt feierlich, daß sie in keinen weiteren Briefwechsel über diesen Gegenstand eingehen wird und bevollmächtigt Herrn Buchhändler —, alle diesbezüglichen Schreiben an ihre Eigenthümer zurückzusenden. Sie ist krank und bereitet sich auf den Tod vor."

Diese Härte wird freilich ein wenig verständlich, wenn man die Schicksale Marie Schmidt's — Schmidt ist bekanntlich der eigentliche Name Stirner's — nach der freiwilligen Trennung beider Gatten ins Auge faßt. Aus welchen Gründen diese Trennung erfolgte, ist, wie so vieles Andere, dunkel. Marie Dähnhardt behauptet, Stirner habe sie treulos und lieblos behandelt und ihr — für damalige Zeit nicht unbeträchtliches — Vermögen, um dessentwillen er sie auch geheirathet habe, leichtsinnig vergeudet, bis schließlich beide aller Existenzmittel völlig entblößt waren. Sie ging darauf nach London, um sich, so gut es ging, zum Theil mit der Feder, ihren Unterhalt zu erwerben. Als es damit schlecht fortging, wanderte sie nach Australien aus und gerieth hier in das bitterste Elend. Sie heirathete zum zweiten Male, sie wurde Tagelöhnerin, Waschfrau und flüchtete in ihrer grenzenlosen Noth schließlich in den Schoß der katholischen Kirche, wodurch sie offenbar die Möglichkeit erlangte, nach Europa zurückzukehren und von deren Almosen, die ja für Konvertiten immer reichlich fließen, sie allem Anschein nach noch jetzt den Rest ihrer Tage fristet. Allein, auch wenn man das alles in Anschlag bringt: in welchen Abgrund seelischer Bitterkeit und Verzweiflung läßt die herbe Absage an das Andenken ihres früheren Gatten blicken, mit dem sie einst mindestens geistig aufs Engste verbunden war, mit dem sie oft genug zusammen schwärmend und pokulirend an der Tafelrunde bei Hippel unter den „Freien" gesessen hatte. Der Tod, die Zeit hat in ihrer Erbitterung nichts gemildert, sondern sie nur verschärft, und selbst das Vorgefühl des eigenen Lebensendes, welches doch sonst auch die schlimmsten Erinnerungen fernabliegender Vergangenheit wenn nicht zu tilgen, so doch mildernd zu verklären pflegt, hat das Wiederauflodern eines geradezu wilden Hasses nicht zu hindern vermocht! Und man kann dabei sich des Eindruckes nicht erwehren: mögen auch beide Theile verschuldet sein, das größere Maß von Schuld in dieser Lebenstragödie liegt doch auf Seiten Stirners.

Und von solchen räthselhaften Seltsamkeiten meist düsterer Art ist das ganze Leben Stirners erfüllt.

In Bayreuth wurde er als das einzige Kind eines Instrumentenmachers 1806 geboren. Sein Vater starb bereits ein Jahr nach seiner Geburt. Seine Mutter heirathete zum zweiten Male einen Provisor, der später eine Apotheke in Kulm in Westpreußen erwarb. Dort verlebte Stirner also seine ersten Jahre, absolvirte aber das Gymnasium in seiner Vaterstadt, wo sein Pathe, ein kinderloser Strumpfwirker, Namens Sticht, sich seiner wie eines eigenen Kindes annahm. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die zweite Ehe seiner Mutter eine fortlaufende Tragödie war — sie selbst wurde später geisteskrank und starb in geistiger Umnachtung. So war zweifellos schon seine Jugend von düsteren Eindrücken erfüllt, und so war er selbst, der Heimath beraubt, wenn er auch später zu seiner Mutter zeitweise zurückkehrte, sozial entwurzelt — die natürliche Vorbedingung seiner und jeder anarchistischen Theorie. Seine Studien begann er 1826 in Berlin, dem „Mekka der Vernunft" durch die glänzende Wirksamkeit Hegel's, zu dem Jeder pilgern zu müssen glaubte, der sich mit dem Geiste der Zeit erfüllen wollte. Kurze Zeit studirte er dann in

Erlangen, unterbrach hierauf mehrere Jahre seine Studien — unbekannt warum — um sie in Berlin, wo er von nun an bis zu seinem Tode ansässig blieb, wieder aufzunehmen. Fast im dreißigsten Lebensjahre stehend, machte er dann sein Examen pro facultate docendi. Aber seine Hoffnung, nach Absolvirung des Probejahres (an der Königl. Realschule unter Leitung Spilleke's) eine Anstellung als Gymnasiallehrer zu erhalten, schlug fehl. Vielleicht trug dazu nicht wenig eine — nach wenigen Monaten freilich durch den Tod wieder gelöste — Ehe bei, die er in jener Zeit mit der Tochter seiner Hauswirthin, einer Stadthebamme, einging. Er wurde nun für fünf Jahre Lehrer an einer privaten höheren Mädchenschule — es ist die einzige Stellung, die er während seines Lebens bekleidet hat.

Welche innere Entwicklung sich bis dahin in ihm vollzogen hatte, dafür fehlen fast alle Anhaltspunkte, und nur wenige Muthmaßungen sind möglich. Nun aber beginnt — etwa vom Jahre 1838 an — ein fast ein Jahrzehnt umfassender Abschnitt seines Lebens, anhebend mit der ersten Zeit seiner Lehrthätigkeit und den ersten Jahren des Zusammenlebens mit Marie Dähnhardt, der als die Höhe seiner Wirksamkeit betrachtet werden kann, und der allein durch sein Werk und durch das Milieu, in dem es entstand, einiges Licht empfängt. Denn das ist die Zeit, in welcher er dem Kreise der „Freien" angehörte und in ihm sich selbst erst recht zu finden wußte.

In Berlin befand sich damals in der Friedrichstraße die bekannte Weinstube von Hippel. Dort pflegten sich im Anfang der vierziger Jahre allabendlich, in zwangloser Vereinigung bei einem Glase Wein, eine Reihe von meist jüngeren Literaten, Gelehrten, Schriftstellern u. s. w. zu versammeln, deren gemeinsames Kennzeichen der äußerste Radikalismus in allen politischen, litterarischen, philosophischen Fragen war — vor allem in den politischen Fragen, die ja in den sturmbewegten Jahren der vormärzlichen Zeit so sehr alles Interesse beherrschten, daß auch die wissenschaftlichen und litterarischen Debatten zumeist nur geführt wurden, wenn und soweit sie sich unter einen politischen Gesichtswinkel rücken ließen. Diese Zusammenkünfte der „Freien" bildeten den Vereinigungspunkt für die extremsten Stürmer und Dränger jener unruhig gährenden Zeit, und ihre Bedeutung wurde bald so allgemein anerkannt, und ihr Ruf verbreitete sich so weithin, auch über das Weichbild Berlins hinaus, daß es fast nie an fremden Gästen fehlte, die, oft auch von der bloßen Neugierde hingeführt wurden und das Treiben in der engen Weinstube wie andere Kuriositäten der preußischen Landeshauptstadt bestaunten. Zu dem engeren und intimeren Kreise der „Freien" gehörten namentlich Stirner, Bruno und Edgar Bauer, dann die Journalisten Faucher, Buhl und Saß, welche heute vergessen sind. Zu dem weiteren Kreise und zu den häufigeren Gästen gehörten zahlreiche Träger auch heute noch bekannter Namen wie Rudolph Gottschall, Wilhelm Jordan, das bekannte Trifolium der Begründer des Kladderadatsch Kalisch, Dohm, Löwenstein, die bekannten Freihandels-Theoretiker Prince-Smith und Otto Michaelis, der Begründer der Nationalzeitung Dr. Fr. Zabel, die Theoretiker des Sozialismus Marx und Engels u. v. a. Auch gleichgesinnte Frauen nahmen nicht selten Theil. Debattirt wurde bei diesen Zusammenkünften über alles und jedes, wie es gerade die völlig zwanglose Unterhaltung mit sich brachte, an der jeder theilnehmen durfte, auch wenn er nur zufällig anwesend und dabei selbst dem nächsten Nachbar unbekannt war. Zumeist aber wurden natürlich die öffentlichen Zustände, das Treiben der Reaktion mit Hohn und Spott, mit Ingrimm und Erbitterung erörtert, welche nur gemildert waren durch das Gefühl der Hoffnung, das in allen lebte, da alle den nahen Anbruch des Morgens der Freiheit für gewiß hielten. Vor allem aber: die Revolutionsstürme kündigten sich in diesem Kreise schon an durch die vorläufig theoretische Zersetzung alles Bestehenden, durch den Geist der umfassendsten und zugleich schonungslosesten Kritik, der hier herrschend war. Ihr gegenüber gab es nichts Festes, keine Schranke, aber auch nur in geringem Maße positive Zielpunkte. Hier, im Kreise der „Freien", wurde bereits mit den Waffen des ätzenden Spottes und der unerbittlichsten Kritik alles Bestehende dem Erdboden gleich gemacht, lange ehe man im „tollen Jahre" daran ging, auch praktisch die hergebrachte Ordnung der Dinge über den Haufen zu werfen. So sehr war der Geist der alles zersetzenden und auflösenden Kritik gleichsam die geistige Atmosphäre, in der alle diese „Freien" athmeten, daß sie kritisch auflösend auch sich selbst nicht verschonten. Indem man sich über alles hinwegsetzte, suchte man auch die Schranken der eigenen Persönlichkeit zu überwinden, daher wurde neben dem kaustischen Witz hier die Selbstironie zu einer gewissen Vollendung gebracht. Und indem man sich von allem Feststehenden emanzipirte, emanzipirte man sich auch von den herrschenden Sitten: daher schlug der freie gesellschaftliche Ton sehr oft in Cynismus und orgiastisches Treiben um, welches selbst bei so freigesinnten Männern wie Ruge und Herwegh Widerwillen erregte. Es ist bezeichnend, daß, als der alte Hippel Schwierigkeiten im weiteren Kreditgeben machte — es wurde natürlich zumeist auf Pump getrunken — der Vorschlag auftauchte, „Unter den Linden" fechten zu gehen, ein Vorschlag, der mit wilder Begeisterung aufgenommen wurde und thatsächlich an mehreren Tagen hintereinander zur Ausführung gelangte.

In diesem Kreise war Stirner von Anfang an einer der eifrigsten Theilnehmer, ja für den engeren Kreis der Genossen bildete seine Persönlichkeit zweifellos den eigentlichen Mittelpunkt. Und vergleicht man diese Persönlichkeit, wie sie sich in dem 1844 erschienenen „Einzigen und sein Eigenthum" so prägnant darstellt, mit dem spezifischen Gedankenkreise der „Freien", so sieht man sogleich, wie eng beide zu einander gehören. In der That ist das Stirnersche Werk gleichsam die natürliche Emanation des Geistes der „Freien", ein Buch, das eben diesen im Hin und Her ungebundener Debatten nur fluktuirenden Geist zu bannen und in einer genialischen systematisch geschlossenen Einheit gleichsam zu kondensiren versucht hat. Die bis an's Ende gehende schonungslose, alles auflösende Kritik findet hier schließlich nur noch einen festen Stützpunkt, nur einen Felsen inmitten der Sturmfluth des alles Feste hinwegspülenden Gedankens: die schrankenlose Individualität, die kein Dauerndes, keine Ideen, keinen Staat, keine menschlichen Ziele und Gesetze, auch keinerlei Moral anerkennt, dies alles für einen närrischen Spuk erklärt, dem gegenüber allein das Ich wahrhaft wirklich ist, das sich zum Herrscher ausruft und die ganze Welt in sein Eigenthum verwandelt.*)

Von dem Erscheinen dieses Werkes (1844) bis zum Tode Stirners (1856) liegt ein Zeitraum von zwölf Jahren. Welches ist der geistige Inhalt dieser Spanne Zeit? Vergebens sucht man eine Antwort darauf zu gewinnen. Es ist, als ob der Philosoph des Anarchismus mit der Publikation jenes seines einzigen Werkes einen Moment vor den Vorhang getreten und in voller Beleuchtung, lächelnd sich verneigend, der Menge sich gezeigt hätte, um dann im nächsten Augenblick schon lautlos zurückzutreten, langsam in immer tieferes Dunkel hinabzutauchen und darin endlich ganz zu verschwinden. Es ist wahr, daß Stirner noch einigemale zur Feder gegriffen. Er hat eine sogenannte „Geschichte der Reaktion" geschrieben, die aber nichts ist als eine klägliche Kompilation, zusammengewürfelte wörtliche Auszüge aus verschiedenen Historikern mit einigen Sätzen verbindenden Textes; er hat eine Uebersetzung der Klassiker der Nationalökonomie, namentlich Adam Smith und J. B. Say versucht aber kaum ein paar kleine Stücke vollendet. Auch gibt es ein paar Rezensionen von ihm, wovon namentlich zwei Entgegnungen auf Kritiken seines Werkes von Ludw. Feuerbach und Kuno Fischer Interesse haben — das ist alles. Mackay hat mit der scheuen Ehrfurcht, die der gläubige

*) In Nr. 41 und 42 Jahrg. IX der „Nation" habe ich eine kritische Würdigung des Stirner'schen Gedankenkreises zu geben versucht, auf die ich hier den Leser zurückweisen möchte.

Apostel seinem Propheten und Meister entgegen bringt, alle diese Miscellanea in einem Bändchen sorgfältig gesammelt*) und jüngst zugleich mit der Biographie publizirt. Hier sind auch ein paar kleine Aufsätze — ohne eigenartige litterarische Physiognomie — zum Abdruck gebracht, aber auch sie stammen aus der Zeit, welche der Publikation seines Hauptwerkes unmittelbar voranging. Vom Jahre 1847 ab ist Stirner litterarisch überhaupt vollständig verstummt, im Revolutionsjahre ist er vollständig passiv, ein müßiger Zuschauer. Einiges Licht auf diese letzte Periode seines Lebens fällt nur von der ökonomischen Seite her. Stirner hatte bereits vor Publikation seines Werkes die Lehrerstellung an der höheren Mädchenschule niedergelegt, wohl in der sicheren Erwartung, daß anderufalls ein Konflikt unausbleiblich sei. Er hatte dann zunächst, wie es scheint, von dem Gelde seiner Frau in den Tag hinein gelebt, vielleicht in der unbestimmten Hoffnung, später mit der Feder sich den Unterhalt verdienen zu können. Diese Hoffnung erschien ihm schon nach kurzer Zeit als trügerisch, und nun benutzte er den letzten Rest des Geldes seiner Frau, um — eine Milchwirthschaft, ähnlich der jetzt von dem bekannten Klingel-Bolle betriebenen, zu begründen. Sein nächster Freund, Bruno Bauer, hatte ja auch in Rixdorf ein Gütchen gepachtet und verkaufte ländliche Erzeugnisse nach der Stadt hin; und es muß nicht uninteressant gewesen sein, wenn diese beiden, der eine seinen Gemüsewagen, der andere seinen Milchwagen führend, sich unterwegs trafen und vielleicht einen Dialog über Hegel's absolute Idee anspannen, um dann mit ihren Karren zum Besuch der Kunden weiter zu eilen. Aber die Milchwirthschaft machte schon nach kurzer Zeit kläglich Fiasko, der Rest des Geldes war nun auch verschwunden, bald verließ ihn auch seine Frau, und nun war Stirner's Latein völlig zu Ende. Die Noth in der schrecklichsten Gestalt verfolgte ihn nun das ganze letzte Jahrzehnt seines Lebens. Es kam so weit, daß er für sich selbst einen Aufruf in der Zeitung erließ und um Unterstützung bat, — aber mit äußerst geringem Erfolge, denn fast niemand kannte ihn mehr. Mit allerlei Kommissionsgeschäften verdiente er nun einiges Nothdürftige, aber viel zu wenig um der schrecklichsten Noth zu begegnen. Wie ein gespenstischer Schatten taucht er nun ab und zu auf, ruhelos von einer Wohnung in die andere ziehend, verfolgt von seinen Gläubigern, oft auch im Schuldarrest sitzend, von Mitleidigen manchmal unterstützt, bis ein plötzlicher Tod ihn von seinen Leiden erlöste.

Und aus dieser ganzen Zeit gibt es nicht nur keine litterarischen Ergebnisse, auch nicht einmal Briefe von Vertrauten. Denn Freunde besaß er eigentlich nicht, wenn ihm auch wohl einige Menschen etwas näher standen als Andere. Selbst die Erinnerung an ihn bei den Mitlebenden ist kaum vorhanden, oder sie weiß nur zu berichten von einem stillen Manne, der hin und wieder einmal aus der Verborgenheit auftauchte, in einem Kaffeehause wohl einsam sitzend gesehen wurde, von dem aber niemand etwas wußte und erfuhr. Und, als wenn es vom Schicksal vorher bestimmt wäre: auch sein Nachlaß ist durch unglückliche Zufälle zu Grunde gegangen, seine ganze Familie ist völlig ausgestorben, niemand lebt mehr, der mit ihm auch nur in entfernteren verwandtschaftlichen Beziehungen gestanden hätte — so sind auch nach dieser Seite alle Spuren seines Daseins verweht.

Ob nicht, — diese Vermuthung möge noch gestattet sein — in dieser gewollten und ungewollten Wurzellosigkeit des Stirner'schen Lebens der tiefste Grund seines tragischen Ausganges und zugleich der tiefste Erklärungsgrund seiner wie aller nachfolgenden anarchistischen Denkungsart liegt? Alle höheren Ideen von staatlicher Ordnung, von Gesetzlichkeit und Moral sind soziale Funktionen und nichts als mehr oder minder vollkommener Ausdruck der Beziehungen von Mensch zu Mensch. Müssen also solche Ideen und solche sittlichen Begriffe nicht als ein närrischer Spuk, als eine Farce, ein bloßes Mittel der Unterdrückung allen denen erscheinen, die, sozial völlig entwurzelt, von aller Besonderung menschlicher Gemeinschaft losgelöst, ruhelos auf dem Meere des Lebens umhertreiben?

M. Kronenberg.

*) Max Stirners kleine Schriften. Berlin, Schuster & Löffler.

Amerikanische Forstwirthschaft.

Der amerikanische Korrespondent der „Kreuz-Zeitung", der bekanntlich im Aus- und Erfinden von Anklagen gegen die verhaßten „Yankees" eine hervorragende schöpferische Geisteskraft an den Tag legt, hat neuerdings die Behauptung aufgestellt, die im Staat Kansas herrschende Dürre sei durch die Ausrottung der dortigen Wälder verursacht worden. An diesen so großes Unheil anrichtenden Verwüstungen sind natürlich die habgierigen „Yankee"-Ansiedler schuld, die die Bäume rücksichtslos niedergehauen haben, um durch den Holzhandel möglichst rasch reich zu werden. Daß die Amerikaner ihre prächtigen Urwälder in unverständiger und verhängnißvoller Weise vernichtet und dem Lande dadurch unermeßlichen Schaden zugefügt haben, ist nicht zu leugnen. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, die Bedeutung der Wälder im Haushalt der Natur richtig zu schätzen und die Nothwendigkeit der Erhaltung und regelrechten Pflege derselben einzusehen. Die ersten Ansiedler auf dicht bewaldeten Landstrichen haben die vor ihnen stehenden und große Flächen bedeckenden Riesenbäume als Feinde betrachtet, die energisch angegriffen und niedergeschlagen werden mußten, um Boden für den Ackerbau zu gewinnen. Dieser Vertilgungskrieg gegen die Urwälder, wie auch oft leider gegen die Urbewohner, wurde schonungslos und ohne eine Ahnung von dem landwirthschaftlichen Werth des Waldes geführt.

Der Versuch, die baumleeren Prärieen und fast unbewohnbaren Sandhügelreihen von Nebraska und Kansas anzusiedeln und urbar zu machen, hat jedoch die Pioniere bald eines Besseren belehrt und ihnen den großen Nutzen der Waldungen für die Landwirthschaft, sowie den günstigen Einfluß derselben auf die Witterungsverhältnisse und dadurch auf das menschliche Wohlergehen im Allgemeinen recht klar gemacht. Durch Schaden klug geworden, ging man in allem Ernst zu Werke, um diesen handgreiflichen und äußerst fühlbaren Uebelständen abzuhelfen. Man widmete sich mit großem Eifer der Baumzucht und führte den sogenannten „Arbor Day" (Baumtag) als Schulfest ein. Alljährlich an diesem Tage pflegten die Lehrer und Schulkinder sich mit der Baumpflanzung und Baumpflege ausschließlich zu beschäftigen und sie erzielten in verhältnißmäßig kurzer Zeit recht erfreuliche Resultate. Einsichtige und einflußreiche Bürger ließen sich diese für das Gemeinwohl so wichtige Sache besonders angelegen sein. Namentlich hat der als Landwirth und Staatsmann gleich ausgezeichnete Herr G. Sterling Morton in dieser Beziehung ganz Vorzügliches geleistet.*) Ihm ist es hauptsächlich zu verdanken, daß die einst eintönigen und theils dürren Flächen von Nebraska heutzutage mit mehr als einer Milliarde (1 000 000 000) Waldbäumen und vielen Tausenden von Obstbäumen und Weinstöcken bedeckt sind, welche die Fruchtbarkeit des Landes vermehrt, die zerstörende Macht der Wirbelstürme vermindert und das Klima außerordentlich gemildert haben. Als Landschaftsminister im Kabinet des Präsidenten Cleveland hat Herr Morton Gelegenheit gehabt, die großartigen und gemeinnützlichen Bestrebungen seiner engeren Landsleute mit Rath und That aufs Kräftigste zu fördern. Seit dem Jahre 1894 hat das damals unter seiner Verwaltung stehende Departement der amerikanischen Bundes-

*) Herrn Morton's darauf bezügliche Verdienste sind schon in diesen Spalten (13. März 1897) hervorgehoben und gewürdigt worden.

regierung für den Landbau ein mit zahlreichen Illustrationen versehenes Jahrbuch herausgegeben, welches neben den Ergebnissen von gründlichen Untersuchungen über die verschiedenen Gebiete der Landwirthschaft und Viehzucht auch gediegene von tüchtigen Fachgelehrten verfaßte forstwissenschaftliche Abhandlungen enthält. Eine ähnliche Umwandlung ist im Staat Kansas vor sich gegangen, wo die langjährigen und planmäßigen Bemühungen der Ansiedler die ausgedehnten mit leichtbeweglichen Flugsandfeldern untermischten Grasebenen zu einem ziemlich holzreichen Landstrich bereits gemacht haben. Von einer Ausrottung der dortigen Wälder, deren der Kreuz-Zeitungs-Korrespondent die „Yankees“ beschuldigt, kann keine Rede sein, denn seit Menschengedenken haben diese im Flußgebiet des Missouri liegenden und sich nach Westen ausbreitenden Territorien des Waldes völlig entbehrt. Es war in der That keine leichte Aufgabe, diesen tiefgreifenden Mängeln der Natur gründlich abzuhelfen, da die mit der Baumzucht anderswo gemachten Erfahrungen für die dortigen klimatischen Verhältnisse und eigenartige Beschaffenheit des Bodens fast keinen Werth hatten. Man stellte Versuche mit verschiedenen Gattungen der Laubhölzer an, und lernte bald die Vorzüge der schnellwüchsigen und sich leicht vermehrenden Pappelarten schätzen. Dabei spielte die Perlschnurpappel (battanwaad, papulus monilifera) eine Hauptrolle. Große Anpflanzungen von diesem Baum befinden sich in der Nähe der Heimstätten der Ansiedler, wo sie vortreffliche Dienste als „Winddrecher“ leisten, indem sie nicht nur den Menschen und Thieren, sondern auch den Ernten Schutz gewähren. Vielfachen Beobachtungen zufolge werfen die durch Waldungen geschützten Weizenfelder und Obstgärten eine volle Ernte ab, während die ungeschützten Aecker in demselben Jahr kaum mehr als ein Drittel hervorbringen. Die ersprießlichen Ergebnisse des Waldbaus in Nebraska und Kansas haben die Amerikaner auf die Gemeinnützlichkeit der Holzzucht und der Forstwissenschaft im Allgemeinen aufmerksam gemacht und zur praktischen Ausübung und systematischen Anwendung ihrer Grundsätze angeregt. Soeben hat der Staat Newyork eine Forstschule in Verbindung mit der Cornell-Universität gegründet und ein 30 000 Morgen umfassendes Waldgebiet in den Adirondackgebirgen dieser Anstalt geschenkt. Der erste an dem neuen Institut angestellte Professor ist Dr. B. E. Fernow, ein geborener Deutscher, der sich schon als „Chief af the Divisian of Farestry, U. S. Departement af Agriculture“ um die Forstwirthschaftslehre in hohem Grade verdient gemacht hat. Die Wahl eines so tüchtigen Fachmannes ist jedenfalls von guter Vorbedeutung.

E. P. Evans.

Zu Goethe's Schauspiel „Die natürliche Tochter“.

Freunde deutscher Dichtung werden mit Befriedigung das Interesse wahrgenommen haben, welches seitens unserer westlichen Nachbarn in letzter Zeit den Dichtungen Goethe's zugewandt worden. Von hierher einschlagenden Leistungen ist die zu Anfang dieses Jahres in der „Revue de Paris“ veröffentlichte längere Studie über die Heldin in dem überschriftlich angegebenen Drama eine der bedeutendsten*). Aus der Feder des auch in vorliegender Wochenschrift als Sprachforscher gewürdigten Michel Bréal stammend, zeichnet sie sich durch umfassende Kenntnisse und das liebevolle Verständniß aus, womit der Autor seinen Gegenstand behandelt. An der Hand der dem Schauspiel zu Grunde liegenden Memoiren der Prinzessin Stéphanie Louise Bourbon-Conti, wie die betreffende Persönlichkeit nach der ihr gewordenen Legitimirung sich nennen durfte, entfaltet Bréal ein durch weitere Nachforschungen ergänztes und berichtigtes Lebensbild der Dame, zeigt die Charakterzüge auf, welche den Dichter zu seinem Schauspiel angeregt, wie sie darin verwendet worden und wie mit den übrigen den Memoiren entnommenen Gestalten verfahren ward, und beantwortet schließlich auch die Frage, weshalb das Drama habe Fragment bleiben müssen.

Ziemlich bald nach ihrem Erscheinen waren die Memoiren Goethe'n zu Händen gelangt. Der Briefwechsel mit Schiller erwähnt ihrer im Oktober 1799, kaum zwei Jahre nachdem sie veröffentlicht worden. Die Verfasserin, damals 35 Jahre zählend, war 1762 in Paris geboren, als Liebessproß der galanten Verbindung eines Wittwers und einer geschiedenen Frau. Der Vater, Louis François Bourbon-Conti, als Gönner J. J. Rousseau's bekannt, den die Memoiren sogar zum Erzieher der natürlichen Tochter machen,*) hatte aus seiner Ehe einen damals schon mündigen Sohn, mit dem er in Unfrieden lebte; deshalb wohl wird die dem Töchterchen gewidmete Liebe und Sorgfalt von ihm in aller Stille ausgeübt worden sein, was übrigens auch durch die der Mutter vor der Welt nöthige Rücksicht mit geboten war. Die Dame gehörte dem herzoglichen Geschlechte der Mazarin an, und bei der Dienerschaft dieses vornehmen Hauses verbrachte das Kind seine ersten Lebensjahre; dort scheint es von den Eltern häufig besucht worden zu sein. Nach zu Lebzeiten der Mutter, die im Drama als frühverstorben gilt, doch schwerlich ohne deren Vorwissen, wurde das noch nicht erwachsene Mädchen mit Beihilfe der Leute, deren Obhut es anvertraut gewesen, heimlich aus Paris entfernt, als die Schritte bekannt wurden, die ihr fürstlicher Vater zu ihrer Einführung bei Hofe als seiner rechtlich anerkannten Tochter gethan. Daß lediglich erbschaftliche Interessen seitens des rechtmäßigen Sohnes des Prinzen, wie es das Drama im Einklang mit den Memoiren annimmt, die Entfernung der Halbschwester bewirkt, steht keineswegs außer Zweifel. Erstaunlich bleibt namentlich das leichtgläubige Verhalten des Vaters, der sich, genau wie in Goethe's Drama, von einem plumpen Märchen täuschen ließ, wonach seine Tochter durch einen Unglücksfall ums Leben gekommen sein sollte. Wenige Jahre darauf — 1776 — ist er dann selbst aus dem Leben geschieden, und daß die ihn um fünfzehn Jahre überlebende Mutter von da ab aus dem inhaltlichen Bereich der Memoiren verschwindet, ist nicht minder auffällig. Zunächst wurde das Mädchen zu Angehörigen ihrer Erzieherin, bei Goethe Hofmeisterin genannt, in ein Oertchen der Champagne gebracht, dann in ein Kloster gesteckt, um nach einiger Zeit, als angebliche Tochter ihrer Pflegeeltern, einem entfernten Verwandten derselben angetraut zu werden, der sich dazu durch eine Mitgift und durch Vorspiegelung großer Vortheile für seine Beamtenlaufbahn bewegen ließ. Die Eheleute sollen immer getrennt gelebt haben: alles Denken und Streben der jungen Frau galt ausschließlich dem Loskommen aus diesen unleidlichen Verhältnissen, in denen sie strengstens bewacht wurde. Fünfzehn Jahre, die sie mit Erfolg für ihre geistige Ausbildung angewandt, hatte sie sich zu gedulden, bis der Tod ihrer tückischen Pflegemutter ihr den Zutritt zur vornehmen Welt, der sie durch die Rechte ihrer Geburt anzugehören meinte, und schließlich auch die Annullirung der ihr aufgezwungenen Ehe ermöglichte. Die Revolution war schon ausgebrochen, als es der ehrgeizigen Frau gelang, in die Nähe der Königsfamilie zu kommen; durch unerschütterliche Treue hat sie dann die Dankbarkeit bethätigt, zu der sie für die ihr durch königliche Huld zugewiesenen Subsistenzmittel als Zeichen ihrer anerkannten Rechte sich verpflichtet fühlte. In eben dieser standhaften Anhänglichkeit beharrte sie auch während

*) Neuerdings zusammen mit einer Abhandlung über den Königslieutenant in Deux études sur Goethe. Paris 1898, Hachette.

*) Im Drama wird zweimal darauf Bezug genommen: flüchtig im ersten Gespräch zwischen dem König und dem Herzog („Ein weiser Mann“), sehr deutlich im dritten Akt in der Unterredung des Herzogs mit dem Sekretären („Ihr alter, erster Freund und Lehrer . . . .“).

der ganzen folgenden Zeit, wo sie, durch den Zusammenbruch des Königthums ihrer bisherigen Einkünfte beraubt, bei den verschiedenen Regierungen des Landes ihre Unterstützungsgesuche einreichte, als Krankheit und anderes Ungemach sie außer Stand gesetzt, sich durch Unterrichten in fremden Sprachen und Mathematik zu ernähren. Wegen ihrer königstreuen Gesinnung wurde sie während der napoleonischen Herrschaft unter polizeilicher Ueberwachung in Orléans als eine Art Staatsgefangene gehalten. Zur Restaurationszeit nach Paris zurückgekehrt, fand sie seitens der Bourbons keine Beachtung mehr, und aus dem Nachlaß ihres 1815 als Flüchtling in Spanien kinderlos und verschuldet gestorbenen Halbbruders hatte sie nichts zu beanspruchen. So schleppte sie ihre Tage in schwerem Elend dahin, erst am 29. März 1825 — sieben Jahre vor Goethe — durch den Tod erlöst, sicherlich ohne Ahnung, daß der Dichter, schon nahezu ein Vierteljahrhundert vorher, die Schicksale ihrer Jugendzeit nach ihren eigenen Mittheilungen dichterisch verwerthet hatte.

Das Drama bildet bekanntlich den ersten Theil einer nicht weiter fortgeführten Trilogie, an deren Vollendung der Dichter noch 1822 gedacht haben soll. Bréal leitet das Unterbleiben der Arbeit, unseres Erachtens ganz richtig, aus Gründen her, die in Goethe selbst gelegen. Zunächst hatte er durch die 1803 stattgehabte Aufführung des eben fertig gewordenen Schauspiels sich um eine der Hauptbedingungen seiner Schaffensthätigkeit gebracht, die ein stilles, von aller auswärtigen Einwirkung abgeschlossenes Innenweben verlangte. Aber auch sein Verhalten zum Gegenstande, der in einem typischen Gesammtbilde der französischen Revolution ausgestaltet werden sollte, war hier mitbestimmend; hat ja doch der Dichter selbst erklärt, seine Kräfte unnöthig an einen nahezu unendlichen Stoff verschwendet zu haben, da es unmöglich sei, eine der schrecklichsten Begebenheiten der Weltgeschichte in eine dichterische Form zu bringen. Vielleicht hätte der Autor noch hinzufügen können, diese Unmöglichkeit sei eine um so größere gewesen, indem Goethe jenen Ereignissen gegenüber sich nicht nur ablehnend verhielt, sondern auch sein Sinn damals, von den großen Problemen der Naturforschung angezogen, allem Historischen völlig entfremdet war; denn daß Vorgänge aus jener Zeit, auch bei entschiedener Sympathie für die Unterliegenden, eine künstlerische Verwerthung zulassen, dafür wird unter Anderem jede gelungene Dichtung zeugen, welche etwa Charlotte Corday oder die Girondisten zum Gegenstande hat. Zuletzt weist Bréal mit Recht auf das Mißverhältniß zwischen dem eine realistische Darstellungsweise fordernden Stoffe und der durchaus idealistischen Behandlung beim Dichter hin: statt wie bei Iphigenie und Tasso wäre hier wie beim Götz und Clavigo zu verfahren gewesen, und dem war Goethe durch die mittlerweile vollzogene Entwickelung seiner dichterischen Individualität gänzlich entwachsen. Daraufhin gäbe es auch keinen Anlaß zu bedauern, daß die geplante Trilogie nicht über den uns erhaltenen ersten Theil hinaus gekommen ist.

Andeutungsweise enthalten diese Auseinandersetzungen des Autors auch eine Kritik des Stückes, welche dessen Unverwendbarkeit für die Bühne erklärt. Ueber die vereinzelten Aufführungen in Weimar und Berlin zu Anfang dieses Jahrhunderts hat es damit nicht kommen wollen. Trotz der ihm dazumal von Schiller, Fichte und Zelter gewordenen Bewunderung wird der unbefangene Leser heute dem Drama keinen anderen Eindruck abgewinnen, als wie solcher von der Zeitgenossenschaft in das geflügelte Wort zusammengefaßt wurde: „Marmorschön aber marmorkalt.“ Und es fragt sich noch, ob mit dieser Anerkennung dem Stück volle Gerechtigkeit geschieht. Eine strengere Prüfung wird über gewisse Unschönheiten darin nicht hinweg können, weil diese aber durch die verdienstvollen Ermittelungen Bréals in überaus belehrender Weise begründet werden können, sei es gestattet, hier näher darauf einzugehen.

Von den im Personenverzeichniß angegebenen Gestalten des Dramas ist nur dessen Heldin benannt, die übrigen zehn ihrer gesellschaftlichen Stellung nach bezeichnet. Eugenie allein ist eine sogenannte durchgehende Rolle, jedoch blos in vier Aufzügen sichtbar; im dritten, der übrigens auch nicht den Mittelpunkt der Handlung bildet, wird nur von ihr geredet. Ihre Vertraute, die Pflegemutter der Memoiren, trifft man im zweiten Aufzuge und in den beiden letzten. Zu je zwei Akten entfallen auf den herzoglichen Vater des Mädchens und dessen Sekretär ebenfalls zwei auf die als Gerichtsrath bezeichnete Persönlichkeit, während die übrigen sieben nur als Episodenfiguren für je einen Akt verwendet sind.

Der Einleitungsakt, mit dem Jagdgehege des Herzogs als Schauplatz, spielt sich zwischen vier Personen ab, darunter die als Graf bezeichnete nur der Meldung eines hinter der Bühne zu denkenden Vorgangs wegen hinzugezogen. Die Hauptfiguren des Aufzugs, dem eine gewisse Lebendigkeit nicht abzusprechen ist, sind: der jugendliche König, der als älterer Mann bezeichnete Herzog und dessen siebzehnjährige natürliche Tochter, die dem Monarchen anläßlich der Jagd vorgestellt wird. Die Unterhaltung dieser drei Personen, anfangs die unmittelbar eigenen Beziehungen betreffend, erstreckt sich bald auf die öffentlichen Angelegenheiten, wobei die unheilschwangeren Wirren des durch langjährige Mißregierung zerrütteten Landes erörtert werden; alle drei Gestalten entwickeln dabei die nämliche in die prächtigsten Sentenzen gekleidete Lebensweisheit, die namentlich bei dem in ziemlicher Weltabgeschiedenheit erzogenen jungen Mädchen ein wenig gekünstelt klingt. Den Akt beschließt ein überaus langes Gespräch zwischen Vater und Tochter: sie verabschieden sich zärtlich von einander bis zum erhofften Wiedersehen bei der vom König zugesagten feierlichen Vorstellung bei Hofe. Dazu soll es aber nicht kommen, und zwar vermittelst böswilligen Eingriffs des dem Herzog und seinem Liebling feindlichen Sohnes, der aber im Stück nur durch einen als Sekretär beim Vater bediensteten Helfershelfer wirkt. Ist es nun dramatisch mißlich, daß die Gegensätze der dargestellten Handlung nicht unmittelbar vorgeführt werden, indem blos der eine Part den Zuschauern zu Gesicht gelangt, so wirkt der zweite Akt um so matter, als die Handlung selbst darin völlig stillsteht. Der Akt verläuft zwischen drei Personen, den beiden weiblichen Hauptfiguren, die hier in ihrer Häuslichkeit gezeigt werden, und dem nur zu Anfang auftretenden Sekretär, der den gegen das Mädchen geplanten Gewaltstreich anzukündigen und die dazu nöthige Beihilfe der Hofmeisterin auszuwirken hat. Die hierauf folgenden Zwiegespräche und Selbstgespräche der Frauen bestehen aus Rück- und Vorblicken auf das Leben des Mädchens, womit diesem die fernere Theilnahme des Zuschauers gesichert bleiben soll. Die alsdann bewerkstelligte Entführung des Mädchens verlegt der Dichter in die nach dem zweiten Akte verlaufend zu denkende Zeit; im dritten ist sie vollzogen und auch schon dem unglücklichen Vater als angebliche Verunglückung bei einem tollkühnen Ritt kundgegeben.

Auch im dritten Akt, der außer dem Herzog und dessen Sekretär nur noch einen Weltgeistlichen vorführt, steht die Handlung still. Die beiden Nebenfiguren, vom Dichter mittelst gehaltvoller Denksprüche möglichst idealisirt, sind die Gauner aus den Memoiren, von denen der eine die heimliche Entführung des Mädchens geleitet, der andere, seiner Zeit Dorfpfarrer in der Nähe von Versailles, die Bescheinigung über das angebliche Hinscheiden des Mädchens ausgefertigt und sie danach dem ihr von der feindlichen Partei aufgenöthigten Gatten angetraut hat. Im Drama hat der Biedermann lediglich den fingirten Tod der herzoglichen Tochter als eine von ihm erlebte Thatsache dem hohen Herrn glaubhaft zu machen. Ueber das hierbei einzuhaltende Verfahren unterreden sich Sekretär und Weltgeistlicher zu Anfang des Aktes in salbungsvollster Weise. Hierauf wird der tiefgebeugte Vater von dem sauberen Sekretär durch gleisnerisches Bezeugen einer innigen Antheilnahme noch weicher gemacht, alsdann seinem Spießgesellen überlassen, der das Märchen vom unseligen Ritt in aller Breite auszumalen hat. Dieser widerwärtige Auftritt — man möchte

ihn eine Uebertragung von Scapins Finte mit der Piratengalerie ins Tragische nennen — füllt die größere Hälfte des Aktes und wirkt um so abstoßender, als der Herzog hier mit seiner gar zu bereitwilligen Resignation in das Geschehene wahrlich nicht die Sympathie erweckt, die der Dichter mit den ihm zugetheilten Reden zweifellos hat erzielen wollen. War er nämlich ein so zärtlicher Vater, wie hier von ihm behauptet wird, so wäre nur Eines richtig und natürlich: sich durch eigenen Augenschein von der Wirklichkeit des Unabänderlichen zu überzeugen, selbst das Nähere des Vorfalls zu ermitteln, statt über seinen Verlust in wohltönenden Versen zu jammern und sich schließlich damit zu trösten, der Frühverstorbenen ein würdiges Denkmal zu errichten, bei dem er den Rest seiner Tage zubringen wolle. Allerdings entspricht dies Verhalten durchaus demjenigen, welches der Prinz Conti thatsächlich befolgt hat, und zwar ohne daß die Memoiren es irgendwie anstößig oder befremdend gefunden hätten. Das Auffällige seines Benehmens, durch Goethe's schöne Verse nur verdeckt aber nicht begründet, hat durch die Ermittelungen Bréals eine ausreichende Erklärung gefunden. Der gute Prinz hatte nämlich seiner vielgeliebten Tochter mittlerweile ein paar Brüderchen auf anderer Seitenlinie geschenkt und so war ihm bei dieser neuen Sorge die Erlösung von der um seine Tochter äußerst gelegen gekommen. Dem Dichter war dieser Umstand freilich unbekannt, aber das immerhin unschöne Benehmen des hohen Herrn wird durch die ihm in den Mund gelegten Schmerzensergüsse nie und nimmer dem Herzen des Zuschauers nahe gebracht.

Von den beiden letzten Akten, die einen gemeinsamen Schauplatz haben, spielt sich der vierte, gleich den zwei ihm vorausgehenden, wiederum zwischen drei Personen ab, wogegen im fünften die noch übrigen drei Episodenfiguren hinzu kommen, jede von ihnen einzeln der Heldin des Stückes gegenübergestellt, so daß auch dieser Akt sich zu einer bloßen Dialogenreihe auseinander legt. Wir finden die entführte Eugenie in Begleitung ihrer Erzieherin an einem entfernten Hafenplatz, von wo aus beide „nach den Inseln“ sich einschiffen sollen. Dem Aufenthalte in dem ungesunden Klima zu entgehen, wird dem jungen Mädchen eine in ihren Augen nicht standesgemäße Ehe als Ausweg gezeigt. Bevor der hierzu geeignete Bewerber sich einstellt — es ist die im Personenverzeichniß als Gerichtsrath angegebene Gestalt — ergeht sie sich in einer Unterredung mit ihrer Begleiterin und in einem Monolog über das ihr widerfahrene schnöde Unrecht. Dieses selbst hat man als vollbrachte Thatsache hinzunehmen, ohne daß über deren Möglichkeit oder über den Hergang dabei ein Wort verlautete. Eugenie grübelt nur über das Warum und ist sich keiner anderen Schuld bewußt, als daß sie eine ihr zugesandte Kiste mit kostbaren Kleidern und Schmuck für die Aufnahme bei Hofe, dem väterlichen Verbote entgegen, aus verzeihlicher Neugier zu früh geöffnet und sich an den Herrlichkeiten gefreut. Daß eine siebzehnjährige Person so bedeutenden Geistes, wie sie der Dichter schildert, sich bei diesem symbolischen „Sündenfall“ beruhigt, ohne der auch dem Vater zugefügten Schmach oder eines von ihm zu erhoffenden Beistandes zu gedenken, kann dem Zuschauer über die hier sich einstellende Unbegreiflichkeit nicht hinweghelfen. Die wirkliche Stephanie Bourbon-Conti wurde als zehnjähriges Kind entführt, und sogar dieses hatte vielfache Versuche einer Annäherung zum Vater gemacht und nach dessen Tode auch zur Mutter, die inzwischen ihren Aufenthalt in Italien genommen. Diese edle Dame aber scheint, den von Bréal ermittelten Umständen nach zu schließen, an der Entfernung des Kindes nicht unbetheiligt gewesen zu sein. Um diese Zeit nämlich, wo sie auch stundenlange Unterredungen mit der „Hofmeisterin“ gehabt, stand sie im Begriff, ihre beiden Töchter aus der Ehe mit dem Herzog von Aumont durchaus standeswürdig zu verheirathen, und damit dieses glatt ablaufe, wurde das den guten Ruf der Frau Herzogin gefährdende natürliche Töchterchen, mit oder ohne Anschluß an den ihm feindlichen Halbbruder, schleunigst bei Seite geschafft. Den ferneren Unterhalt und die späterhin nöthige Mitgift hat offenbar die zärtliche Mutter bestritten, da der Vater, nachdem seine Tochter todt gesagt war, selbstverständlich keine Versorgungspflichten haben konnte. Auch diese Abscheulichkeit, ein würdiges Seitenstück zum vorhin gedachten Verhalten des Herzogs, war Goethe'n unbekannt, aber auch belanglos, da er die Mutter Eugeniens als bereits gestorben angesehen; um so schroffer tritt jedoch das Räthselhafte und Anstößige in dem ganzen Entführungsvorgange hervor, den er denn auch dichterisch nicht annehmbar und erklärlich zu machen vermochte.

Goethe hat diese Unzulänglichkeit nicht übersehen und sich mit der Hinzunahme eines geheimen Verhaftbefehls (lettre de cachet) zu helfen gesucht. Dadurch aber wird das Mißliche der Grundanlage nur verschärft, daß nämlich die einander bekämpfenden Parteien niemals in unmittelbarem Konflikt einander gegenübertreten, sondern die Heldin als Opfer tückischer Hinterlist vor dieser allemal wie vor einer brutalen Naturgewalt steht, an der sie wehrlos zurückprallt. Jeder in den beiden Schlußakten neuauftretenden Person, deren Hilfsbereitschaft das unglückliche Mädchen anfleht, wird jene unheimliche Urkunde wie ein Gorgonenschild vorgehalten: die allemal gleiche Wirkung unter gleichen Bedingungen erweckt einen geradezu mechanischen Eindruck, davon ganz zu schweigen, daß Eugenie selbst das unheilvolle Schriftstück erst nach all' diesen Vorgängen zu lesen bekommt. Der Dichter bezweckt hiermit ausschließlich, das arme Mädchen die Möglichkeit ihrer Rettung in der ihr widerstrebenden Ehe mit dem Gerichtsrath finden zu lassen, und der Auftritt, wo dieser Entschluß zur Ausführung gelangt, erhebt sich zu wahrhaft dramatischem Leben. Das aber bietet, indem das Stück damit auch zu Ende ist, einen nur geringen Ersatz für die bis dahin ausgestandenen Deklamationslängen, so schön und klangvoll auch die Diktion und so gedankentief die darin üppig ausgestreuten Sentenzen sind.

Seinem ganzen Zuschnitt nach reiht sich das mißrathene Schauspiel den von Lessing verpönten Jambentragödien der französischen Klassik an. Wie diese hält es sich nicht an unmittelbare Vorgänge und die ihnen entsprechenden Lebensäußerungen der betreffenden Persönlichkeiten, sondern an deren nachträgliche Betrachtungen und Gefühlsergüsse über schon unabänderlich feststehende Begebnisse. Das Verfahren ist lyrisch und rhetorisch, und so weit es überwiegt, wird die dramatische Wirkung, welche lebendiges Thun und Geschehen heischt, unwillkürlich zurückgedrängt. Die französische Tragödie steht hierin ihrem antiken Vorbilde näher als es bei der gegen sie geübten Aggression erkannt wurde. Aus der Lyrik, aus dem gottesdienstlichen Hymnus hervorgegangen, bringt das antike Drama eine Reihe pathetischer Situationsscenen, auf zurückliegende Begebnisse bezogen, deren schließlicher Ausgang in unmittelbarer Darstellung veranschaulicht wird. Mit der Erweiterung und Mehrung solcher vom Zuschauer gleichsam miterlebter Vorgänge schreitet das Drama seiner künstlerischen Vollendung entgegen, von der es also in eben dem Maße abgelenkt wird, als lyrische und rhetorische Partien zu Hauptsachen erhoben werden. Eben dies hat bei dem uns vorliegenden Drama stattgehabt. Von seinen auf der italienischen Reise erworbenen Ansichten über antike Kunst beeinflußt, hat Goethe hier ein Darstellungsverfahren befolgt, das sein ursprünglich rein lyrisches Naturell besonders stark zur Geltung brachte. Daß ein solches Verfahren dem gewählten Stoffe nicht angemessen, hat Bréal treffend hervorgehoben und mit Recht auch das Anstößige der auf Du und Du gehaltenen Redeweise für Personen gerügt, die auf der Bühne nicht als arkadische und böotische Hirten, sondern im Kostüm eines durch seine besonderen Umgangsformen kenntlichen Zeitalters zu erscheinen haben. Er hätte hinzufügen können, daß die Anrede mit dem Du hier um so weniger angebracht war, als dieselbe im Verlaufe der Revolution in einer ganz eigenen Bedeutung aufkam, den Kreisen aber, die Goethe in den Vordergrund seiner Trilogie hat stellen wollen, durchaus fremd blieb.

Daß deren Vollendung unterblieben, ist kein Verlust

für die deutsche Bühnendichtung. Weit eher hat sie Goethe's Hinwendung zum antiken Drama zu beklagen, weil er dadurch der französischen Deklamationstragödie in bedenklichster Weise nahe gebracht wurde. „Die natürliche Tochter" ist das folgerichtige Ergebniß der mit Iphigenie und Tasso eingeschlagenen Richtung. Was dort nach durch die Zeitferne des Gegenstandes als statthaft erscheinen konnte, wirkt hier so unschön und stilwidrig wie das antike Heroengewand bei Denkmälern aus der Roccocozeit. Goethe hat bekanntlich selbst bedauert, daß er sich durch Merck von der in Götz und Clavigo mit Erfolg betretenen Bahn habe ablenken lassen. Er wäre der eigenen Zeit und ihrer Bühnenkunst in einer auch für ihn wünschenswerthen Weise näher geblieben.

Wilhelm Bolin.

Das neue Berliner Künstlerheim.

Sie haben gebauet ein stattliches Haus und drin auf Gott vertrauet, daß nun alles schön und gut, daß ihr Ansehen gefestet sei und ihr Ruhm über die Lande leuchten werde; daß nun ein Wahrzeichen der Kunst errichtet worden, das die Einigkeit stärken, die Zwietracht schrecken werde. Seit sie — es war im Jahre 1841 — als „Verein jüngerer Berliner Künstler" sich von den älteren Herren um Rauch und Magnus getrennt, hatten sie an verschiedenen Stätten zur Miethe gewohnt: Unter den Linden 23, im „Sparmannshof" der Kommandantenstraße, im Gebauer'schen „Industriegebäude" und, seit 1887, im „Architektenhause". Sie hatten gar nicht übel gewohnt, zumal im „Architektenhause". Aber mit den Jahren stellte sich das in weitesten Kreisen bekannte, „dringend gefühlte Bedürfniß" ein. Der Verein war zu Jahren, zu Einfluß, zu Schätzen gelangt — es war Luxusbedürfniß, war Repräsentationstrieb vorhanden. Der Epoche Anton von Werner hatte man mehr zu danken, als man heute, da der kampflustige diplomatische Herr intimer Unbeliebtheit im Verein verfallen ist, öffentlich wohl zugestehen möchte: Er festigte den amtlichen Einfluß, eröffnete ergiebige Einnahmequellen — schuf mit einem Worte: die materiellen Grundlagen, ohne die das Künstlerheim von heute nie erstanden wäre. So sehr durch ihn die moderne Kunst gelitten hat, so sehr ist im Künstlerverein unter dem Regime Werner der Einfluß des Vereins als einer Kunstbehörde gestiegen: Aus allen Kämpfen gingen die Alten groß und gekräftigt hervor. Ein künstlerisch idealloser, machtbegieriger Mann hat konsequent und rücksichtslos alles erreicht, was er erreichen wollte. Aber wie noch alle kleinen und großen Machthaber hat er die Undankbarkeit des Glücks erfahren. Auf seinem Posten, so wie er seinen Posten verstand, hat Herr von Werner viel durchgesetzt — das muß auch ein entschiedener Gegner anerkennen. Selbst die Zwietracht hat er auszunutzen verstanden.

Sie haben gebaut ein stattliches Haus — es sollte nicht anders als „stattlich" sein. Wie der Bauherr so der Bau. Künstlerpersönlichkeit kann im Verein zur Geltung nicht gelangen; hundert Beine sind ihr gestellt. Es mußte ein Bau geworden für die Masse, für die Heerde. Für verschiedene Zwecke und noch weit verschiedenere Geschmäcker sollte gearbeitet werden. Der Bau ward sozusagen im Hause gemacht. Das Architektonische wie das Dekorative. Baumeister, Maler, Plastiker sind zugleich Unternehmer und Ausführende gewesen. Ein Bau soll ein Kunstgebaute sein — davon läßt das neue Künstlerhaus nichts spüren. Von den Ausführenden ist gewiß der Einzelne in Einzelheiten geschickt und glücklich gewesen, wie der Architekt Hoffacker, ein fleißiger Mann, der schon früher Talent bewiesen hat in manchen dankbaren Improvisationen, — wie Hoffacker im Holzbau, in dieser Wiederbelebung der alten nordisch-germanischen Balkenhalle; in der Fügung, dem Schnitt, der Bildnerei, der Holzarchitekturen. Er weiß vor allem die Holzfläche anmuthig zu zieren mit garnicht gewöhnlichen Stilformen. Aber er bringt in eben diesen nordisch anmuthenden, herbschönen Grundton des Festsaals allerlei geschmacklose und veraltete Stilnuancen aus dem Romanischen, vornehmlich aus der italienischen Renaissance, und schafft auf diese Art eine heftige Unruhe. Geschmack und Geschmackwidrigkeit wechseln ab und mischen sich auch sonst in den zahlreichen Räumen, so daß man fast sagen könnte: viel Aufwand und wenig Kunst. Ungetheilten Einblick empfängt man allein in Nebensachen: in den Künstlerkneipräumen, Billardsälen, Kegelbahnen: Hier ist eine gewisse Launigkeit, ein improvisirtes Etwas, das Stimmung schafft, ulkige Stimmung. Im Berliner Künstlerkorpus ist die Lust am gefälligen Scherz noch nicht geschwunden, die lustige Erscheinung des G'schnas. Es ist G'schnas, aber künstlerisches G'schnas.

Sie haben gebauet ein stattliches Haus und sind vorbeigegangen am Hauptzug aller modernen Kunst: an der Farbigkeit. Nirgend liegt der Innendekoration ein entschieden koloristischer Gedanke zu Grunde, das Streben nach farbiger Wirkung. Es gibt Malereien in und an Gebäude, aber es sind im Grunde keine. Sie stammen aus der alten mythologistisch-symbolistisch-heraldischen Rüstkammer der Wanddekoration, aber nicht von der Natur und der Farbe her. Gleich an der Front grüßt ein ärmlich-emblematisches Bild: Eine steife Figur der Malerei, eine magere Personifikation der Plastik gleichen Stils, der Typ eines Domes als Symbol der Architektur und darüber im Medaillon ein Dürerkopf. Nichts Leuchtendes, Schimmerndes, die Sinne Erregendes. Und im Festsaal das breite Wandgemälde des Herrn Max Koch — eine Allegoristerei, halb hellenisch, halb germanisch: Ein nordischer Prometheus bringt das Licht der Kunst den Menschen, die Freude und moralische Aufrichtung begehren; das Gezücht der Nacht wird verscheucht, und im Geleite des feuertragenden Jünglings erscheint das „Märchen". War im Fassadenbilde die reine akademische Linie beabsichtigt, so wollte man hier immerhin doch malerische Monumentalität haben. Aber das Bild „wirkt" von keinem Standpunkte aus. Es ist kalt und herzlos. Unsere Monumentalmaler haben nicht Schule, nicht Geschmack, und es hinkt ihre Phantasie. Mit irdisch-überirdischen Gebilden in malerischer Schönheit die Flächen zu beherrschen, leicht und frei, das ist nur dem Geschlecht gegeben, das auf künstlerischer Kulturhöhe steht: Den Franzosen ist es gegeben, und Puvis ist ihr glänzendster Vertreter. Wer in Deutschland Flächen bemalen will, der sollte vorher in Paris die Zeugnisse moderner Monumentalkunst studiren. Selbst Max Klinger wird um diese Ecke nicht — und noch weniger Franz Stuck — herumkommen; der Böcklinismus vermag Manches, doch nicht Alles.

Im Ganzen also: Aufwand, der nur „Aufwand" geblieben ist, weil die durchgehende Geschmacksbildung fehlte. Aber der neue Bau hat gewiß auch wesentliche Lichtpunkte in des Wortes eigenster Bedeutung, d. h. er hat zahlreiche und außerordentlich zweckentsprechende Ausstellungsräume. Er bietet das höchste Maß von Ausstellungsmöglichkeit, das von einer Kunstunternehmung in Berlin bisher erreicht worden ist. Die Beleuchtungsfrage könnte bei Kunstwerken jedweder Art spielend gelöst werden. Oberlicht, Seitenlicht, Dämmerlicht des Innenraumes, künstliches Licht — man kann es in jedem Maße, in jeder Intensität leisten. Der Verein brauchte trübe Zeiten (meteorologisch gemeint) nicht zu scheuen: Er könnte — eine Thätigkeit, die ihm ja nicht fremd ist — selbst die Natur korrigiren. Der große Oberlichtsaal leidet zwar zunächst noch unter einer wenig geschmackvollen Tonstimmung — unter röthlicher Grünlichkeit und grünlicher Röthlichkeit —, doch nicht derart, daß durch einige Hundert Striche des Tünchpinsels nicht Wandel geschaffen werden könnte. Also: Licht ist da und der rechte Ton könnte kommen — — nun denn, weit die Thore auf! Drei Ziele sind der neuen Unternehmung gesteckt: Zu dienen der Geselligkeit, dem Geschäft, der Kunst. Ja, die



symbolische Bedeutung des Baus: eine Hochburg zu sein dem Berliner Kunstleben, wurde in den amtlich-matten Festreden mit verhältnißmäßiger Emphase hervorgehoben:

Sie haben gebauet ein stattlich Haus und drin auf Gott vertrauet, daß er eine Kunst hineinsenden werde. Die journalistischen Lobredner des Tages haben sich gescheut zu fragen, wo diese Kunst herkommen solle. Sie haben gewußt, auf welche sammelsuriale Art, durch welche Bittgänge bei gefälligen Privatleuten die erste „festliche" Eröffnungsausstellung zu Stande gebracht worden, und doch haben sie sich gescheut, die Frage zu thun. Wer aus der Geschichte zu lernen sich gewöhnt hat, kann sich durch den künstlichen Schimmer kurzer Feiertage nicht blenden lassen. Bös, sehr bös ist die Vergangenheit des kunstvereinlichen Ausstellungswesens. Haben wir jetzt in Berlin ein maßvolles winterliches Kunstleben, so ist das allein dem rapiden Niedergange der Vereinsausstellungen zu danken. Denn nur dadurch konnten die Privatsalons mit Macht emporblühen, die Jugend heranziehen und sich verpflichten, jene Jugend, die vergeblich an die Thore des Vereins pochte, die Jugend, die in der Person des Norwegers Edvard Munch schmählich brusquirt worden. Damals hatte der frische Münchener Hermann Preckle, als Geschäftsführer des Vereins nach Berlin berufen, das Ausstellungswesen organisiren, aufmuntern wollen. Doch er mußte sich ducken vor dem Widerstand der Masse, wenn er nicht auch wie Edvard Munch, vor die Thüre gesetzt sein und sein Brot verlieren wollte. Vor dem Widerstand der Mittelmäßigkeit und des Dilettantismus. Dieser Widerstand besteht nach wie vor; er majorisirt die Neuen und künstlerisch Stärkeren, entfremdet sie dem Gemeinwesen, treibt sie den einsichtigeren Besitzern der „Privatsalons", die sich mehren und die gedeihen, in die weit geöffneten Arme. Die Jungen und die Neuen fehlten an den Festestagen. Und das war durchaus charakteristisch. Wären sie da gewesen, so hätten sie in der Festrede den Satz hören können: „Durch Streitigkeiten (!) hatten sich (in anderen Städten) Sezessionen gebildet." Mit so oberflächlichen Anschauungen gibt man der Zeit nicht die Kunst, die ihr gehört. Und so lange der Verein nicht der Zeit die Kunst geben kann, die ihr gehört, wird er in seinen neuen prunkenden Räumen eine Kunst überhaupt nicht geben können. Sein Ausstellungswesen hat die werbende Kraft nicht etwa verloren, es hat sie nie besessen. Ich meine: die werbende Kraft, die über Berlins Bannmeile hinausreicht. Ja, in Berlin selbst hat er nicht einmal sich der korporativen Theilnahme eines so zahmen Verbandes wie der „Elfer" versichern können.

Eine Wendung zum Guten kann nur dann eintreten wenn die Alten den Muth haben, auf die Alleinherrschaft zu verzichten, und die Dilettanten die Eitelkeit fahren lassen, im Verein mehr bedeuten zu wollen, als ihnen von Rechts und Kunst wegen gebührt. Sonst wird das stattliche Haus eben nur ein stattliches Haus sein und bleiben. Aber wer glaubt ernsthaft an so etwas?

Julius Elias.

Leopold Freihere von Hoverbeck. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte von Ludolf Parisius. Zweiter Theil. Abtheilung I. Berlin, J. Guttentag's Verlogsbuchhandlung, 1898.

Die Fortsetzung dieses in der „Nation" (1897 Nr. 39) bereits gewürdigten Werkes führt ein Stück parlamentarischer Geschichte Preußens vor Augen, das die heutige junge Generation nur in den allgemeinsten Umrissen zu kennen pflegt. Es handelt sich um die Zeit von Mitte 1862 bis Anfang 1864, welcher die dramatische Steigerung des Konfliktes unter dem Ministerium Bismarck angehört. Man kann es nur dankbar begrüßen, daß Biographien hervorragender Parlamentarier, wie die vorliegende oder wie die Forckenbeck's aus der Feder Philippson's das Andenken an halb verdunkelte Kämpfe wieder auffrischen, und neue, bisher verborgen gebliebene Materialien, die für ihre Beurtheilung wichtig sind, ans Licht fördern. Parisius sind vor allem zahlreiche Korrespondenzen zu statten gekommen, unter denen die Briefe Hoverbeck's selbst weitaus die wichtigsten sind. Er hat außerdem, was von gedruckten Zeugnissen jeder Art vorliegt, mit rühmlichem Fleiß benutzt, so daß ihm aus Protokollen, Memoiren, Briefwechseln, Tagebüchern u. s. w. kaum etwas von Bedeutung entgangen sein dürfte. Wenn er auf eine künstlerisch abgerundete Darstellung verzichtet, so weiß er durch eingeflochtene kritische Ausführungen oder durch kurze Notizen in den Anmerkungen die absichtlich oder unabsichtlich getrübte Ueberlieferung um so wirksamer zu reinigen. Sybel, Bernhardi, Roon und nicht zuletzt Bismarck müssen sich viele Berichtigungen gefallen lassen. An mehr als einer Stelle wird die Biographie Hoverbeck's eine Rechtfertigung der verleumdeten Fortschrittspartei. Kein Historiker, der die Geschichte Preußens und Deutschlands in den bewegten Jahren 1862 und 1863 zu schreiben unternimmt, darf diesen Theil des Werkes von Ludolf Parisius unbeachtet lassen. Wir hoffen auf baldiges Erscheinen der Fortsetzung.

Zürich. A. Stern.

Giovanni Faldella: I fratelli Ruffini. Storia della Giovine Italia. Torino, Roux, Frassati e Co., 1895—1897.

In sieben gesanderten Bändchen, die zusammen ein Ganzes von beinahe 900 Seiten bilden, hat der italienische Politiker und Schriftsteller Faldella das Jugendschicksal der Brüder Ruffini behandelt. Man weiß, daß der eine von ihnen, Jacopo, Theilnehmer der piemontesischen Verschwörung von 1833, nach Erduldung gräßlicher Martern im Kerker sich das Leben nahm, die beiden anderen, Giovanni und Agostino, Gefährten Mazzini's waren, der als „Fantasio" auch in Giovanni's autobiographischem Roman „Lorenzo Benoni" eine Hauptrolle spielt. Immerhin würde man es auffallend finden, daß ihrem Andenken ein so umfangreiches Werk gewidmet worden ist, richtete man sein Augenmerk nicht auf den Nebentitel, den es trägt. In der That haben wir eine äußerst anziehende Geschichte der Entstehung und Ausbreitung des „Jungen Italien" vor uns, überreich an urkundlichen Beweisstücken. Unter ihnen liefert die vor einigen Jahren herausgegebene Korrespondenz Mazzini's mit den Brüdern Ruffini gleichsam den verbindenden Faden.*) Was sonst aus öffentlichen Archiven, wie aus denen von Mailand und Turin, und aus Privatsammlungen von dem unermüdlichen Forscher beigebracht worden ist, läßt sich in Kürze gar nicht zusammfassen. Da große Abschnitte dieses Werkes ursprünglich den Gegenstand von Vorträgen gebildet haben, wird man die rhetorische Form und halb poetische Abschweifungen, die ein nordischer Historiker sich schwerlich erlaubt hätte (z. B. S. 602) begreiflich finden.

Zürich. A. Stern.

*) Carlo Cagnacci: Giuseppe Mazzini e i fratelli Ruffini. Porto Maurizio 1893.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 5. Berlin, den 29. Oktober 1898. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Ausfall der preußischen Landtagswahlen ist in dem Augenblick, wo diese Zeilen zum Druck gehen, erst zum kleineren Theile zu übersehen. Soviel scheint aber bereits festzustehen, daß die Konservativen ihr Ziel, im nächsten Abgeordnetenhause mit den Freikonservativen zusammen eine Mehrheit zu bilden, nicht erreicht haben. Sie werden voraussichtlich in verminderter Zahl zurückkehren. Die Freisinnigen gewinnen eine Anzahl Mandate, so u. A. in Königsberg und in Kiel, in welch letzterem Wahlkreise die Wahl des Herausgebers dieser Zeitschrift, Dr. Barth, gesichert ist, in Hagen, Nordhausen, Bromberg, zum Theil allerdings von den Nationalliberalen. Sowohl da, wo die Liberalen unterlagen, wie dort, wo sie siegten, ist fast durchweg die Zahl der liberalen Wahlmänner beträchtlich gewachsen.

Aus Frankreich sind ernste Vorgänge zu melden. Dreyfus und Picquart sind hinter Ereignissen, die an Gewicht mit einem Einzelschicksal nicht zu vergleichen sind, zurückgetreten.

Die neueste Wendung besteht darin, daß das Kabinet Brisson sogleich am ersten Tage der Verhandlungen in der Deputirtenkammer gestürzt worden ist. Der Sturz erfolgte nicht wegen der Revisionsfrage, sondern wegen einer Frage ganz untergeordneter Art, nachdem unmittelbar vorher dem Kabinet mit großer Majorität das Vertrauen votirt worden war. Das zeigt die Zerfahrenheit der Volksvertretung, die selbst in diesen ernsten Tagen die Republikaner nicht zu Besonnenheit und geschlossenem gemeinsamen Arbeiten veranlaßt.

Wie ernst die Zeiten in Frankreich sind, zeigte gerade in dieser ersten Sitzung die Haltung des Kriegsministers Chanoine. Er hat mit dem Kabinet Brisson gemeinsam die Revision bis zu dem Punkte gebracht, auf dem sie sich jetzt befindet. Er hat sich nicht von Brisson und seinen Kollegen getrennt, und er benutzt nunmehr einen Angriff von Déroulède im Abgeordnetenhaus, um auf die Tribüne zu stürzen und zu erklären, daß er so wie alle bisherigen Kriegsminister über die Dreyfusangelegenheit denke, und daß er daher seine Demission nehme.

Daß dieses Vorgehen durchaus unkonstitutionell ist, wiegt leicht im Verhältniß zu seinen anderen Charaktereigenschaften. Hier tritt wiederum ein General auf, der sich mit den bloßgestellten hohen Offizieren solidarisch erklärt, und der seiner Ehre nichts zu vergeben glaubt, wenn er den Verräther spielt. Augenscheinlich ist auch Chanoine nur in das Kabinet eingetreten, um im entscheidenden Augenblick den Sturz seiner Kollegen herbeizuführen. Die politische Moralität dieser Handlungsweise kann unter anständigen Leuten nur eine Beurtheilung finden. Wenn aber, wie man allmählich vermuthen muß, die gesammten hohen Kommandostellen der französischen Armee mit Elementen, wie Mercier, Billot, Chanoine, Pellieux, Boisdeffre, Gonse, besetzt sind, dann wird man auf eine lange Lebensdauer der Republik in Frankreich kaum noch rechnen können.

Die Verhältnisse scheinen dort so zu liegen, daß der Staat das Machtmittel des Heeres nicht mehr in der Hand hat; aber es fehlt unter den ehrgeizigen und korrumpirten Generälen noch der Verwegene, der dies Instrument, das den Händen der Republikaner entglitten ist, gegen die Republik und gegen die herrschenden Parteien zu kehren den Muth hätte.

Lange wird eine Lage, wie diese, nicht mehr andauern, und man muß darauf gefaßt sein, daß irgend eine Form des Staatsstreichs ganz plötzlich aus Paris gemeldet wird.

Entgeht die Republik diesem Schicksal, so wäre das eine fast wunderbare Wendung; denn diese Republik hat einen Präsidenten, dem der Wille und die Kraft gebricht, ein Retter seines Vaterlandes zu werden, und sie hat ein Parlament, das gleichfalls unfähig für jede konsequente und vorausschauende Politik ist. Nur der Kassationshof, der zur Zeit über die Revision des Dreyfus-Prozesses verhandelt, scheint seiner hohen Aufgabe durchaus gewachsen zu sein. Die Verhandlungen zeigen Würde und moralische Unerschrockenheit. Daß der Kassationshof die Revision beschließen wird, steht so gut wie fest.

Daß Erschütterungen in Frankreich unter Umständen auch ihre große internationale Bedeutung haben können, ist offensichtlich. Wagt eine Handvoll von Abenteurern einen Staatsstreich, so werden sie unter Umständen, um an der Macht zu bleiben, auch auswärtige Verwicklungen wagen. Einer gewissenlosen usurpatorischen Regierung in Frankreich wird immer der Gedanke naheliegen, die inneren Schwierigkeiten nach außen hin zu wenden.

Man braucht dabei nicht einmal unmittelbar an einen Konflikt mit Deutschland zu denken; es wäre wohl möglich, daß vor diesen Gefahren auch der verwegenste General zurückschreckte; aber Frankreich könnte wieder auf Gloire hinzuarbeiten beginnen, wenigstens in überseeischen Ländern, und auch das würde bei der internationalen Spannung immer noch gefährlich genug sein.

Es wäre um so gefährlicher, weil der Faschodastreit mit England sich schon in unbequemer Weise vorübergehend zugespitzt hatte. Bei der Besonnenheit in London wird man dort gewiß vorsichtig einen offenen Konflikt zu vermeiden wünschen, und auch in Frankreich haben die kaltblütigen Elemente durchaus nicht die Neigung, ein hohes Spiel zu wagen. Ganz anders wird aber die Sachlage, wenn das Land unter die Gewalt der Generäle geräth, und wenn diese, nunmehr von der Opposition in inneren Fragen gedrängt, sich als die Verfechter des französischen Prestiges aufzuspielen gezwungen sind. Seit der napoleonischen Zeit hat Frankreich alle seine großen Kriege nicht in erster Reihe aus Gründen der internationalen, sondern vor Allem aus Gründen der inneren französischen Politik geführt.

In **China** spielen sich kleine Emeuten bald hier bald dort ab, die immer von Neuem daran erinnern, daß auch im fernsten Osten jeden Augenblick neue Eruptionen erfolgen können.

Es steht fest, daß der Kaiser von China noch am Leben ist; aber er soll schwer krank sein und er ist für die Regierung des Landes jedenfalls bedeutungslos. Welche Bahnen seine Tante, die thatsächliche Regentin, zu wandeln bereit ist, bleibt unklar; bisher suchte sie international zu laviren, und sie vermeidet vor Allem im Innern eine klare Reformpolitik. Ohne Reformen bleibt China aber die Beute der europäischen Mächte und zugleich ihr Streitobjekt.

In **Wien** sind einige Fälle sogenannter Laboratoriumspest, das heißt Erkrankungen, die in Folge von Experimenten mit Pestbazillen im Laboratorium erzeugt worden sind, zum Ausbruch gekommen. Leider sind der Krankheit bereits einige Patienten zum Opfer gefallen. Es scheint aber, daß eine Verschleppung über das Krankenhaus hinaus, wo die ersten Fälle sich ereigneten, glücklich verhütet worden ist, so daß eine Veranlassung zu ernster Beunruhigung nicht mehr vorhanden ist.

Bei dieser Gelegenheit offenbarte sich der Wiener antisemitische Pöbel in und außerhalb des Rathhauses und des Parlaments wieder in seiner herrlichen Barbarei. Sogleich begann dieser Pöbel eine Hetze gegen die Aerzte und die Wissenschaft, und wer will sagen, welche Folgen solche Aufstachelungen gehabt hätten, wenn das Unglück gewollt hätte, daß die Epidemie fortgeschritten wäre. Die Antisemiten des neunzehnten Jahrhunderts hätten uns dann vielleicht eine Scene aus dem echtesten Mittelalter aufzuführen versucht.

* * *

Ein kräftig Wörtlein über die „Stützen von Thron und Altar".

Das politische Verhalten der preußischen Konservativen, einschließlich der Freikonservativen, ist dieser Tage einer öffentlichen Kritik unterzogen worden, die weit über den nächsten Anlaß hinaus politische Bedeutung beanspruchen darf. Der Fall wird nicht häufig vorkommen, daß eine Anzahl Männer, die als Gelehrte, Beamte, hohe Militärs, Fabrikanten in ganz Deutschland bekannte Namen tragen, mit einer Erklärung vor die Oeffentlichkeit treten, in der sie davor warnen, bei der Landtagswahl Kandidaten einer politischen Richtung zu unterstützen, welcher sie bei der kurz vorhergegangenen Reichstagswahl noch ihre Unterstützung haben zu Theil werden lassen. Es sind sämmtlich Männer von grundsätzlich konservativer Anschauung, die in dem Wahlkreise Teltow-Beeskow-Storkow-Charlottenburg zu einer solchen ungewöhnlichen Erklärung sich zusammengethan haben, darunter Männer der Wissenschaft, wie die Professoren Berner, Hans Delbrück, Eck, Gierke, Harnack, Kahl, Schmoller, Waldeyer, welche in der ganzen wissenschaftlichen Welt einen sicher begründeten Ruf haben. Ihnen haben sich hohe Beamte — unter anderen ein Senatspräsident am Kammergericht — und selbst Generäle — darunter ein Generallieutenant z. D. — angeschlossen, d. h. Funktionäre, die bei uns in Deutschland nur sehr selten auf den politischen Kampfplatz treten. Seit Jahrzehnten aber ist es nicht dagewesen, daß solche Elemente gegen die konservativen Parteien Front gemacht haben und für die Wahl eines Freisinnigen offen eingetreten sind.

Diese Haltung bekommt durch die Motivirung des ungewöhnlichen Schrittes noch ein ganz besonderes Relief. Die Unterzeichner der Erklärung begnügen sich nicht damit, die Wähler aufzufordern, unter den vorhandenen Kandidaten diejenigen zu wählen, welche nach ihrer Ansicht als das kleinere Uebel anzusehen sind, sondern sie kritisiren zugleich die konservativen Parteien mit einer wahrhaft erfrischenden Deutlichkeit. Rund heraus werden jene Parteien angeklagt:

„jüngst in wichtigen Fragen eine Haltung eingenommen zu haben, die den besten Traditionen des preußischen Staates direkt entgegengesetzt ist. Zumal gewisse Führer dieser Parteien — so heißt es dann weiter — haben ihre Thätigkeit in den Dienst besonderer Wirthschafts- und Klasseninteressen gestellt, haben die Staatsregierung von dem Gesammtinteresse ab auf ihren Klassenstandpunkt zu drängen gesucht, haben die sozialpolitischen Ziele, die diese Parteien selbst früher verfolgten, umgedeutet und theilweise fast in ihr Gegentheil verkehrt, haben endlich die auf das allgemeine Beste gerichtete Meinungsbildung und Ueberzeugungsfreiheit des Beamtenthums und überhaupt der gesammten gebildeten und wissenschaftlichen Kreise einzuschüchtern versucht."

Schwerere Anschuldigungen sind gegen die „Stützen von Thron und Altar", die augenblicklich in Preußen der „konservativen" Weltanschauung zum parteipolitischen Ausdruck zu verhelfen suchen, kaum je erhoben worden. Daß es aufrichtig konservative Männer sind, welche sich so unumwunden äußern, ist ein erfreuliches Zeichen politischer Unbefangenheit. Diese Anklagen, deren Berechtigung allmählich in immer breiteren Kreisen der Bevölkerung empfunden wird, verlieren ihre Bedeutung nicht mit dem unmittelbaren Anlaß, der sie in's Leben gerufen hat; sie behalten ihre Kraft auch nach den Wahlen, und sie werden das Ihrige dazu beitragen, um die öffentliche Meinung in ganz Deutschland über das Wesen der preußischen Konservativen weiter aufzuklären.

Diese angeblichen Konservativen sind ja schon längst keine echten Konservativen mehr; sie sind engherzige Interessenpolitiker, Reaktionäre, die vor keinem demagogischen Mittel zurückschrecken, um eine, jeder inneren Berechtigung entbehrende Klassengesetzgebung mit allen Mitteln des traditionellen Einflusses, unter dem Schutze eines zur Karrikatur gewordenen, absurden Wahlsystems, aufrecht zu erhalten. Gegen diese Interessenpolitiker, die im „Bunde der

Landwirthe" ihr adäquates Agitationsinstrument gefunden haben, wenden sich jene konservativen Männer; — ebenso, wie sich seiner Zeit der durch und durch konservative Reichskanzler Graf Caprivi gegen sie wenden mußte und wie sich schließlich jeder Staatsmann gegen sie wird wenden müssen, dem das Allgemeinwohl höher steht, als die wirthschaftliche Clique und die politische Fraktion.

Daß es auch den Nationalliberalen — selbst da, wo sie, wie z. B. in Schleswig-Holstein, vielfach noch die Konservativen bei den Wahlen thatsächlich unterstützen — nicht an der klaren Erkenntniß des wahren Wesens der heutigen Konservativen mangelt, beweist eine Auslassung des führenden nationalliberalen Organs der Provinz Schleswig-Holstein, der „Nord-Ostsee-Zeitung" in Kiel, die dieser Tage unter Anderem schrieb:

„So lange Preußen ein Verfassungsstaat ist, haben die Konservativen noch niemals etwas Gutes gewirkt, wenn sie für sich allein die Majorität besaßen und damit das Heft in Händen hatten. Nur im Verein mit den Nationalliberalen, wenn es sich um gesetzgeberische Akte handelte, denen auch Letztere zuzustimmen vermochten, haben sie für das Vaterland Ersprießliches zu leisten vermocht. Darum besteht eine große Gefahr für die gesunde Fortentwicklung unserer Verhältnisse, wenn die Konservativen im nächsten Abgeordnetenhause die Mehrheit erlangen sollten, woran ihnen bisher schon nur wenige Stimmen fehlten. Die Haltung der Konservativen im letzten Abgeordnetenhause war auch eine derartige, um das Schlimmste befürchten zu lassen. Sie haben so sehr gewisse Klasseninteressen über das allgemeine Staatsinteresse gestellt, daß es den Anschein hatte, als betrachteten sie den Staat als ein reich besetztes Buffet, auf das sie losstürmen könnten, um an sich zu reißen, was ihnen gut dünkte, unter Zurückdrängung aller übrigen politischen Richtungen. Erhielten sie bei der jetzigen Wahl die Majorität, so würden wir einem rücksichtslosen und brutalen Parteiregiment entgegensehen können. Selten hat der parteipolitische Egoismus in der Geschichte so unverhüllt das Haupt erhoben wie in den Aspirationen der jetzigen Konservativen, die zu glauben scheinen, daß der Staat lediglich um ihretwillen da ist, um ihre Sonderwünsche und Sonderinteressen zu befriedigen, um ihre Taschen zu füllen. Wem das Gesammtinteresse des Vaterlandes am Herzen liegt, wer das Ganze über die Partei stellt, der kann unter der heutigen politischen Konstellation unmöglich einem konservativen Wahlmann seine Stimme geben. Ist es doch auch von hohem Interesse, daß man in immer weiteren Kreisen, in denen eine ideale Auffassung vom Staate und von der Politik herrscht, sich vom heutigen Konservatismus abzuwenden beginnt, namentlich in den unabhängig fühlenden und denkenden Schichten unseres Beamtenthums."

So ungefähr sagt es die Erklärung der konservativen Notabilitäten aus Charlottenburg auch, nur mit etwas milderen Worten.

Auch dadurch zeichnet sich übrigens jene Erklärung vortheilhaft aus, daß sie resolut den Standpunkt verläßt, wonach die Parteizusammengehörigkeit verlangt, daß man alle Parteidummheiten mitmacht oder wenigstens mit dem Mantel der christlichen Liebe bedeckt.

Wir leben in einer Periode allgemeiner Parteizersetzung. Es wird allerdings noch manches Jahr dauern, ehe an die Stelle der alten überlebten Parteiformen neue, lebenskräftigere Gebilde getreten sind; aber der Prozeß entwickelt sich unaufhaltsam und ist die Voraussetzung einer Gesundung unseres gesammten Parteilebens. Die liberalen Elemente sind ja ebenfalls seit vielen Jahren in einer fortgesetzten Gährung, die zunächst noch zu allerlei Uebergangsformen geführt hat. Das Bedürfniß nach einem Zerbrechen der alten Fraktionen und der Bildung neuer Parteigruppirungen ist in sichtbarem Wachsen. Die gegenwärtige Wahlbewegung hat, besonders im preußischen Osten, das erneut an gar manchen Stellen gezeigt. Noch in den jüngsten Tagen ging eine Notiz durch die Zeitungen, daß sich in Thorn ein liberaler Verein gebildet habe, in dem Nationalliberale und Freisinnige sich zusammengefunden haben, um im Kampfe gegen das Junkerthum den gemeinsamen liberalen Grundsätzen in der praktischen Politik einen größeren Einfluß zu verschaffen. Das Zusammenwirken aller aufrichtig Liberalen, unabhängig von ihrer sonstigen Fraktionszugehörigkeit, läßt sich auch in manchen anderen Theilen Preußens gerade bei der gegenwärtigen Wahlbewegung konstatiren.

Diese Entwicklung neben jenem Pronunciamento, das den Ausgangspunkt unserer Betrachtungen bildete, stärkt die Hoffnung auf gesundere politische Neubildungen, die der Herrschaft des preußischen Junkerthums wirksam entgegentreten können. Ohne die Zurückdrängung des junkerlichen Einflusses in Preußen gibt es auf keinem Gebiete in Deutschland eine ernsthafte Reform.

Th. Barth.

Viehproduktion, Fleischkonsum und Viehsperre.

II.

Recht und Pflicht des Staates ist es, das Leben, die Gesundheit und das Eigenthum seiner Angehörigen zu schützen, soweit sie dieses mit eigener Kraft ausreichend zu thun, nicht im Stande sind.

Dieser unbestrittene Satz aller Politik gilt auch gegenüber den Erkrankungen der Thiere, welche für das Leben und die Gesundheit des Menschen, oder seiner Hausthiere eine drohende Gefahr bieten. Selbstverständlich sind die Betreffenden in erster Linie dazu berufen, für diesen Schutz zu sorgen. Nur wo ihr Wissen, oder ihr Können nicht ausreicht, da soll und darf der Staat eintreten. Auch auf dem wirthschaftlichen Gebiete kann der Staat nicht Vorsehung spielen wollen und Alles selbst besorgen. Dazu reichen die Kräfte des Staats und das Wissen der Verwaltung nicht aus. Es muß ferner der Zweck den Mitteln entsprechen. Große, gewaltige, in ihren Wirkungen vielleicht nicht ganz zu übersehende Mittel dürfen nicht in Anwendung kommen gegenüber weniger bedeutenden Zwecken. Man darf nicht mit Kanonen nach Spatzen schießen wollen.

Nach beiden Beziehungen scheinen in letzter Zeit die richtigen Grenzen nicht immer innegehalten zu sein in Betreff der Maßnahmen, welche gegen wirkliche oder vermeintliche wirthschaftliche Gefahren ergriffen oder vorgeschlagen worden sind. Man braucht in dieser Hinsicht blos an die zur Abwehr der amerikanischen Schildlaus zuerst angeordneten Schritte zu erinnern.

In den meisten Kulturstaaten sind in neuerer Zeit besondere Staatsinstitute eingerichtet worden, deren Aufgabe es ist, die neueren Errungenschaften der Naturwissenschaft in den Dienst der Staatsgewalt zur Abwehr jener vorgenannten Schädlichkeiten zu stellen.

Das deutsche Reichsgesundheitsamt und die verwandten Anstalten haben nach dieser Richtung hin der Gesammtheit bereits die wichtigsten Dienste geleistet und müssen für das Staatsleben der Gegenwart als unentbehrlich angesehen werden.

Aber doch können sie nur die Stellung einnehmen, daß sie der Staatsverwaltung wissenschaftlich begründeten Rath ertheilen in Betreff solcher Gegenstände und Thatsachen, die ihr Gebiet berühren. Eine entscheidende Rolle kann ihnen nicht zugewiesen werden bei der Anordnung von Maßregeln, welche in die Rechts- oder Interessen-Sphäre des Einzelnen, oder in die allgemeinen Verkehrsverhältnisse, oder gar in die Beziehungen zum Auslande eingreifen.

Der Staatsverwaltung muß es vielmehr obliegen, gegenüber jenen wissenschaftlichen Rathschlägen die allgemeinen Forderungen des Lebens, der Wirthschaftsführung, der staatsbürgerlichen und gewerblichen Freiheit der Beziehungen zum Auslande sorgfältig zu prüfen und von einem höheren Standpunkte aus ihre Anordnungen zu treffen.

Alles dieses gilt auch für die Hygiene- und Veterinär-Polizei.

Gegenüber den aus allen Theilen des Deutschen Reiches erhobenen Klagen über Mangel an Schlachtvieh,

Fleischnoth und unerschwingliche Preise wird ja gegenwärtig von agrarischer Seite her noch immer behauptet, daß alle diese Klagen undegründet seien. Man sollte nun meinen, daß ein Blick in die Einfuhrlisten, wie sie die offizielle Statistik des Deutschen Reiches mittheilt, genügen würde, darüber Auskunft zu geben. Es wurden eingeführt:

	Kühe Stck.	Ochsen Stck.	Stiere Stck.	Jungvieh Stck.	Schweine Stck.
1894	153 310	87 082	14 635	106 488	710 128
1897	73 788	51 282	5 977	71 923	89 826
also im letzten Jahre weniger	79 522	35 800	8 658	34 585	620 302

Die Einfuhr der verschiedenen Klassen von Rindvieh zusammengenommen, ist also von 361 435 Stück auf 202 276 Stück herabgegangen, hat sich also um 158 565 Stück oder um 44,4 Proz. vermindert, die der Schweine aber um 87,4 Proz. Das bedeutet, daß 1897 der durchschnittliche Fleischbedarf von 1½ Mill. Menschen dem Deutschen Reiche vom Auslande her weniger zugeführt wurde, als 1894 der Fall war. Zählt man nun noch die 1½ Mill. Menschen hinzu, um welche sich die Bevölkerung Deutschlands in diesen drei Jahren vermehrt hat, so ergibt dieses ein Defizit an Fleisch für 3 Mill. Bewohner.

Hat wohl die Staatsregierung diese Wirkung der verschiedenen in den letzten Jahren von ihr angeordneten Sperrmaßregeln vorausgesehen?! Oder hat sie dieselbe gewollt?!

Es muß ferner sorgfältig in Erwägung gezogen werden, wie denn zur Zeit die Zustände im Innern sind, bevor man zu einer Absperrung gegen das Ausland schreitet.

Ist das Inland selbst seuchenfrei, dann kann ja allerdings eine Absperrung einen wirksamen und nothwendigen Schutz darstellen. Aber wie, wenn das Inland selbst in seinem Viehstande bereits eine relativ stärkere Zahl an kranken Thieren hat, als das Ausland? Kann da eine gegen den gesunderen Viehbestand des Auslands gerichtete Sperre etwas nützen, wenn nicht zugleich im Innern die erforderlichen Maßregeln zur Bekämpfung des Uebels ergriffen werden? Gerade dieser Fall aber liegt theilweise im Deutschen Reiche vor.

Doch gehen wir nun zu einer Besprechung der in sanitäts- und veterinärpolizeilicher Hinsicht ergriffenen Maßregeln im Einzelnen über.

Daß einer so gefährlichen Seuche gegenüber, wie es die Rinderpest ist, der Staat das Recht wie die Pflicht hat, jede zur Abwehr dieser Gefahr sicher dienliche Maßnahme zu ergreifen, bedarf wohl keiner näheren Begründung. Diese so äußerst verderbliche Krankheit ist nach den bisherigen Erfahrungen, wie es scheint, in Deutschland nie von selbst entstanden, vielmehr stets vom Auslande eingeschleppt worden, in den glücklicher Weise nur vereinzelt dastehenden Fällen, daß sie sich zeigte. Hier fällt also der äußeren Abwehr die Hauptaufgabe zu.

Anders steht es dagegen mit jenen Krankheiten, welche erfahrungsmäßig auch im Inlande bereits mehr oder weniger häufig verbreitet sind, oder auch da spontan entstehen können.

Dahin gehören, um nur bei dem Großvieh stehen zu bleiben: Milzbrand, Schweineseuche, Rotz, Maul- und Klauenseuche, Trichinose, Tuberkulose u. s. w.

Hier ist es nothwendig, daß neben der nach Außen gerichteten Abwehr auch entsprechende Maßregeln im Innern stehen, welche darauf gerichtet sind, die Entstehung und Weiterverbreitung von Stall zu Stall zu verhindern.

Theilweise ist ein solcher innerer Schutz ja auch in den meisten deutschen Staaten bereits in das Leben gerufen, aber bei Weitem nicht in genügender Weise und nach allen Richtungen hin. Es muß deshalb die Forderung gestellt werden, daß dieses so bald und so zweckentsprechend wie möglich geschehe. Und die Regierung soll hierbei nicht bloß auf die einseitig nur ihre Interessen verfolgenden Landwirthe hören, sondern mindestens eben so sehr die Stimmen der Fleisch verzehrenden, und gesundes Fleisch in genügendem Maße verlangenden Bevölkerung.

Gerade in diesem Punkte ist in der jüngsten Zeit am meisten gegen die so selbstverständlichen allgemeinen Prinzipien der Wirthschaftspolitik gesündigt worden.

Man denke nur an die Grenzsperre gegen die Einfuhr von Schweinen, welche angeblich zur Abwehr der Schweineseuche und anderer Krankheiten des Borstenviehes angeordnet ist, und die so rigoros gehandhabt wird, während daneben immerfort Nachrichten kommen, daß Fälle von Schweineseuche hier und dort im Inlande spontan aufgetreten sind. In Betreff der Verbreitung der Maul- und Klauenseuche im Inlande steht es noch schlimmer.

Welche Wirkungen diese Sperrmaßregeln bereits geäußert haben, erhellt schon aus der oben angeführten Einfuhrstatistik, nach welcher die frühere Einfuhr (1894) von 710 128 Stück im Jahre 1897 auf 89 826 Stück Schweine d. h. auf ¼ der früheren gesunken war.

Und für die weniger bemittelten Klassen der Bevölkerung sind ja gerade das Schweinefleisch und die sonstigen von dem Schweine stammenden Erzeugnisse die wichtigsten thierischen Nahrungsmittel.

Welchen Druck und welche Noth die Vertheuerung oder gänzliche Entbehrung gerade dieses Bedarfsartikels hervorgerufen hat, sieht man am deutlichsten an der schlesischen Ostgrenze. Aber auch andere deutsche Gebiete leiden schwer unter der Ausschließung der fremden, z. B. der dänischen Schweine.

Und zu welchem kümmerlichen und zweckwidrigen Auskunftsmittel hat man an der schlesischen Grenze gegriffen, als die Klagen der betroffenen Bevölkerung zu stark wurden? Eine beschränkte, und zwar von Jahr zu Jahr verminderte Stückzahl von Schweinen wird wöchentlich über die Grenze gelassen!*)

In der Agrarpolitik spielt in neuerer Zeit das Kontingent eine verhängnißvolle Rolle. Bei dem Spiritus, bei dem Rübenzucker hat es bereits seine unheilvolle Wirkung geübt; nun wird es auch bei der Schweine-Einfuhr eingeführt!

Das heißt doch, es wird die Stillung des Hungers der Grenzbevölkerung durch die Festsetzung eines schmalen Kontingents geregelt.

Jede solche mechanische Maßregel tritt als Unzweckmäßigkeit, Ungerechtigkeit, Parteilichkeit auf.

Und wie kann wohl eine auf ein Kontingent beschränkte Einfuhr gegen eine Ansteckungsgefahr schützen? Ist eine solche überhaupt vorhanden, so bleibt sie auch bei einer beschränkten Zahl der Einfuhrgegenstände.

Die Beschränkung ruft aber sicherlich eine mehr oder weniger starke Preissteigerung hervor.**) Das ist es wohl weshalb diese tiefeinschneidende Maßregel trotz des himmelschreienden Unrechts noch immer von agrarischer Seite vertheidigt wird.

Daran knüpfen sich dann noch andere Gefahren, die durch eine strenge Grenzsperre entstehen.

Erfahrungsmäßig ruft eine solche fast immer einen stärkeren Schmuggelverkehr hervor. Ein solcher aber ist ganz abgesehen von anderen damit verbundenen Uebelständen, gerade hier besonders bedenklich, weil er auch mit krankem Vieh oder dem Fleisch von solchem betrieben werden kann, ja vielleicht unter Umständen vorzugsweise mit solchem. Der Verlust im Falle der Entdeckung ist ja für den Schmuggler ein kleinerer, wenn er minderwerthige Waare benutzt hat.

*) Im August 1895 wurde die Zahl der in das Schlachthaus zu Beuthen in Oberschlesien zugelassenen fremden Schweine auf 900 Stück für die Woche festgesetzt, im Februar 1896 auf 700 Stück, im Juli 18.. auf 625 Stück herabgesetzt.

**) Der Preis des kg Schweinefleisch, der ehedem 50—60 Pf. betrug, war September 1895 bereits 1,11 M., September 1897: 1,28 M., September 1898: 1,50 M.

Deshalb sollte eine solche absolute oder kontingentirte Grenzsperre durchaus beseitigt werden. Eine scharfe Grenzkontrolle, welche nöthigenfalls mit Quarantäne und ähnlichen Sicherheitsmaßregeln verbunden ist, wird dem sanitären Bedürfnisse genügen, ohne der Konsumtion der Bevölkerung zu große Opfer aufzuerlegen. Dieser Ansicht war bis in die neueste Zeit ja auch die Regierung selbst, sie veranlaßte dadurch an der Seegrenze eine Reihe von Städten, in welcher ein lebhafter Einfuhrhandel mit lebendem Vieh betrieben wurde, kostspielige Quarantäne-Anstalten herzustellen. Alsbald darauf wurden aber viel weitergehende Sperrmaßregeln angeordnet, durch welche die Benutzung dieser Anstalten mehr oder weniger beseitigt wurde. Dadurch wurde den betreffenden städtischen Kommunen ein bedeutender Verlust zugefügt, ganz abgesehen von den sonst entstehenden Nachtheilen.

Daß diese auf so verletzende Weise plötzlich bei Seite geschobenen Quarantäne-Anstalten die bei ihrer Begründung in das Auge gefaßten gemeinnützigen Schutzzwecke nicht erfüllt hätten, ist zwar vielfach behauptet, aber nirgend überzeugend bewiesen worden. Der Absicht freilich, Vieh und Fleisch ungebührlich zu vertheuern, genügten sie wohl nicht ausreichend.

Unter den oben genannten von der Einfuhr fremden Viehes und Fleisches zu befürchtenden Schädlichkeiten bedürfen insbesondere zwei einer besonderen Besprechung.

Zunächst die Trichinose.

Daß der Trichinengefahr auf jede mögliche Art und Weise entgegengearbeitet werden müsse, bedarf weiter keiner Begründung. Aber unter den Schutzmitteln steht in erster Linie die allgemeine obligatorische Fleischschau. Nicht blos das in den öffentlichen Schlachthäusern zur Schlachtung kommende Vieh muß der Untersuchung unterworfen werden, sondern alles im Inlande, besonders auch das in den Haushaltungen und in den kleinen Schlächtereien auf dem Lande für Nahrungszwecke getödtete Vieh. Nachweislich sind hier die hauptsächlichsten Quellen der leider noch immer allzu häufig vorkommenden trichinösen Erkrankungen.

Dem Vernehmen nach ist gegenwärtig eine die obligatorische allgemeine Fleischschau betreffende Gesetzvorlage in der Vorbereitung.

Eine solche würde nur einem dringenden Bedürfnisse und von den Konsumenten allgemein gehegten Wunsche entsprechen. Und bei ihrer Berathung wird es sich ja dann zeigen, wer in der Volksvertretung es ist, dem die öffentliche Gesundheitspflege wirklich am Herzen liegt.

Daß auch das vom Auslande hereinkommende Fleisch geeigneten prophylaktischen Maßnahmen unterworfen werden muß, ist selbstverständlich. Ebenso kann zugegeben werden, daß die im Ursprungslande angestellten Untersuchungen nicht immer einen genügenden Schutz gewähren. Aber doch ist die aus solchen ausländischen Fleischpräparaten entspringende Gefahr bei Weitem nicht so groß, als dies immer von schutzzöllnerisch-agrarischer Seite behauptet wird. Von glaubwürdigen Gewährsmännern wird dargethan, daß unter den mehr als 6000 Fällen von Trichinenvergiftung kein einziger befindlich sei, welcher nachweislich auf die Verzehrung von amerikanischem Schinken, Speck oder Wurst — diese sollen ja die Hauptübelthäter sein — zurückgeführt werden kann. Das soll keineswegs bedeuten, daß jene amerikanischen Produkte an sich trichinenfrei wären. Im Gegentheil, es ist bekannt genug, daß in solchen häufig Trichinen gefunden worden sind.

Aber wiederholt von namhaften Hygienikern angestellte Fütterungsversuche haben dargethan, daß solche trichinenhaltige Fleischpräparate, die ein gewisses Alter haben, nicht mehr im Stande sind, Trichinose hervorzurufen.

Das erklärt es zur Genüge, wenn Trichinose-Erkrankungen, die auf amerikanischen Ursprung zurückzuführen wären, bis jetzt nicht vorgekommen sind.

Der lebhafte Kampf gegen die Einführung amerikanischer Fleischpräparate, welcher auf die angeblich dadurch entstehende Gefahr der Trichinenvergiftung geführt wird, entbehrt also einer reellen Grundlage.

Amerikanische Wurst und Schinken sind nicht gefährlicher, als deutsche, welche aus Orten kommen, an denen keine obligatorische Fleischschau besteht.

Von viel mehr einschneidender Wirkung aber ist die Reihe der Schutzmaßregeln, welche ergriffen worden sind oder noch weiter vorgeschlagen werden zu dem Zwecke, um die angeblich vom Auslande drohende Gefahr der Tuberkulose von der Bevölkerung, wie von dem inländischen Viehstande fern zu halten.

Ueber den hier in Wirklichkeit vorhandenen Sachverhalt ist in weiteren Kreisen so wenig genauere Kenntniß und Verständniß vorhanden, und es werden darüber, wie es scheint absichtlich, so irrthümliche und falsche Vorstellungen verbreitet, daß es nothwendig erscheint, etwas näher auf die wahre Lage der Dinge kurz einzugehen.

Die jetzt mit dem Namen Tuberkulose bezeichneten Krankheitserscheinungen waren bei verschiedenen Thieren, insbesondere bei dem Rindvieh, längst bekannt, wenn sie auch mit anderen Namen, z. B. Perlsucht, Schwindsucht, Franzosenkrankheit u. s. w., belegt wurden. Man nahm aber damals das Vorhandensein der Krankheit nur dann an, wenn sie in der mit bloßem Auge schon sichtbaren Entartung äußerer oder innerer Körpertheile auftrat, oder mit sogenannten „klinischen Erscheinungen“, als sehr gesteigerter Temperatur, Husten, Abmagerung u. s. w., verbunden war.

Im Allgemeinen wurde dem Vorhandensein dieser Krankheit eine größere Bedeutung nicht beigelegt, es wurde nur das Fleisch und die Milch von solchen ersichtlich kranken Thieren dem menschlichen Genusse entzogen.

Anders wurde die Sache, als in den meisten größeren Städten Schlachthäuser erbaut waren, in denen nun alle darin geschlachteten Thiere einer genauen Untersuchung auf ihren Gesundheitsstand, nöthigenfalls unter Zuhilfenahme des Mikroskops, unterzogen wurden. Natürlich wurde hier das Fleisch als krank erkannter Thiere je nach dem Befunde ganz oder theilweise dem Verkauf entzogen. Man nahm schon damals an, daß eine Uebertragung der Tuberkulose auf den Menschen durch den Genuß des Fleisches oder der Milch von solchen kranken Thieren möglich sei.

Bald mußte man auch die sehr betrübende Wahrnehmung machen, daß die Häufigkeit des Vorhandenseins von Tuberkulose entschieden im Zunehmen begriffen sei. Dazu die weitere bedenkliche Erscheinung, daß auch solche Thiergattungen, welche man bisher als von der Tuberkulose frei angesehen hatte, wie das Schwein, ebenfalls davon ergriffen wurden.

Begreiflicher Weise suchten nun umsichtige Landwirthe und Viehzüchter, um den aus dieser Krankheitserscheinung drohenden Gefahren und Verlusten zu entgehen, ihren Viehstand von allen ersichtlich kranken oder auch nur verdächtigen Thieren zu säubern und sich nach und nach einen durchaus gesunden Bestand zu erziehen.

Freilich kann man das nur allmählich ausführen, indem zunächst die ersichtlich bereits erkrankten Thiere beseitigt und soviel als möglich noch verwerthet werden. Weiter aber mußten nicht nur die zweifellos kranken, sondern auch die blos erst verdächtigen Thiere möglichst von der Nachzucht ausgeschlossen werden. Man hatte ferner bereits bemerkt, daß beim Rindvieh die verschiedenen Schläge in verschiedenem Grade von der Krankheit befallen seien. Und leider waren dieses gerade gewisse Racen am meisten, die man ihrer hervorragenden wirthschaftlichen Eigenschaften, z. B. der großen Milchergiebigkeit wegen, bis dahin vorzugsweise zur Aufbesserung des heimischen Viehstapels benutzt hatte. So mußte man also auch aufgeben, solche für die allmähliche Erneuerung des eigenen Viehstandes heranzuziehen.

Bedenklich wurde aber die Sachlage, nachdem die Tuberkelbazillen als die Urheber der Tuberkuloseerkrankung nachgewiesen waren und weiter, als man in der s. g. Tu-

berkulinprobe ein, wie es scheint, ziemlich sicheres Mittel zur Erkennung des Vorhandenseins jener Bazillen auch bei scheinbar ganz gesunden Thieren gefunden hatte.

Denn nun sah man mit Schrecken, in welch ungeahnt großer Verbreitung die Tuberkulose thatsächlich bereits vorhanden war.

Dr. A. Eber, Bezirksthierarzt und Lehrer an der Kgl. Thierärztlichen Hochschule in Dresden, eine anerkannte Autorität auf diesem Gebiete, stellt in seiner unlängst erschienenen Schrift „Tuberkulinprobe und Tuberkulosebekämpfung beim Rinde“ an die Spitze seiner Ausführungen den Satz:

„Wir wollen an dieser Stelle nur die traurige Thatsache verzeichnen, daß 30—80 Proc. und darüber von den mit Hilfe des Tuberkulins geprüften Rindern reagirend, d. h. tuberkulös oder der Tuberkulose dringend verdächtig, befunden wurden.“

In Deutschland haben aus nahe liegenden Gründen nur verhältnißmäßig wenig Besitzer von größeren Beständen ihr Vieh der Tuberkulinprobe unterziehen lassen. Am meisten ist dieses verhältnißmäßig noch in Bayern geschehen, wo 1895 insgesammt 5402 Rinder vermittelst Tuberkulin geprüft worden sind, von denen 37,2 Proc. eine typische, 11 Proc. eine zweifelhafte und 51,8 Proc. gar keine Reaktion zeigten, also zweifellos gesund waren. Das sind verhältnißmäßig günstige Sanitätsverhältnisse.

Weit günstiger haben sich aber die Gesundheitsverhältnisse in den skandinavischen Ländern erwiesen, wo man mit Ernst die Prüfung der Sachlage begonnen hat. In Norwegen reagirten unter 30 787 geprüften Rindern überhaupt nur 8,4 Proc. Ja an 2195 untersuchten ganzen Rinderbeständen erwiesen sich 73,9 Proc., also fast ³/₄ völlig tuberkulosefrei.

Ungünstiger allerdings zeigten sich die Zustände in Schweden, wo von 35 992 Rindern 42,2 Proc. eine positive Reaktion ergaben.

Am gründlichsten ist man in Dänemark zu Werke gegangen, wo bis Mai 1897 insgesammt 5723 Rinderbestände mit zusammen 158 991 Thieren der Tuberkulinprobe unterworfen worden sind. Von den geimpften Rindern reagirten im Ganzen 31 Proc. Es zeigten sich aber diese sehr verschieden vertheilt. Von den 5723 ganzen Beständen erwiesen sich 1274 = 22 Proc. völlig tuberkulosefrei, d. h. es waren alle Thiere gesund. Wo sind in Deutschland irgend auch nur annähernd gleich günstige Verhältnisse aufzuweisen?

Und gegen diese Länder mit ihrem Viehstande, der an relativer Gesundheit den deutschen vielleicht um das Doppelte übertrifft, werden die schärfsten Absperrmaßregeln ergriffen, angeblich um die Gesundheit des deutschen Viehstandes nicht zu gefährden!

Die hohen Ziffern, welche die Verbreitung der Tuberkulose nach den Ergebnissen der allerdings nur erst spärlich bei uns angestellten Prüfungen zeigt, sind ja allerdings eine traurige Erscheinung. Es ist aber in Wirklichkeit die hier dem Menschen drohende Gefahr nicht so groß, als ängstliche Gemüther es sich vielleicht vorstellen. Was jetzt als tuberkulös bezeichnet wird, ist etwas ganz Anderes, als was man früher unter diesem Begriffe verstand. Es bezeichnet das Wort nur, daß in dem betreffenden Thiere Tuberkelbazillen vorhanden sind. Die zahlreichen Schlachtungen reagirender Thiere haben aber überzeugend dargethan, daß es in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nur um kleine unbedeutende, oft in der Verkalkung begriffene Bazillenheerde sich handelt, auf deren Dasein man ohne das Tuberkulin niemals aufmerksam geworden wäre. Diese Heerde können Jahre lang unverändert bleiben ohne Weiterentwicklung der Tuberkulose und ohne daß das Thier selbst in seiner Ausbildung, oder Leistungsfähigkeit leidet. Die reagirenden Thiere können vielmehr zum weitaus größten Theile, wie die gesunden Thiere ausgenützt werden. Es ist insbesondere mit Bestimmtheit nachgewiesen, daß von derartigen Thieren vollkommen gesunde Kälber geboren werden können.

Das ist also ganz etwas Anderes, als was man früher unter Tuberkulose verstand, die bereits mit klinischen Erscheinungen hervortrat und die Gesundheit von Menschen und Thieren ernstlich gefährdete. Es scheint aber als ob von gewissen Seiten absichtlich der Irrthum bei dem großen Publikum genährt wurde, daß es sich auch jetzt noch um diese schlimme Form der Tuberkulose handelt, wenn die Procentverhältnisse des Tuberkulosebefundes mitgetheilt werden bei Thieren, die vom Auslande eingeführt worden sind. Solche Ziffern müssen natürlich als sehr bedenklich und für die Gesundheit des einheimischen Viehstandes gefährlich erscheinen, so lange der irrige Glauben besteht, daß das einheimische Vieh völlig gesund, oder doch in geringerem Grade tuberkulös sei.

Daß die Landwirthschaft darauf Bedacht nehmen muß, womöglich die Tuberkulose in ihrem Viehbestande ganz und gar zu vertilgen, oder doch, wenn das nicht zu erreichen, sie möglichst einzuschränken, ist eine selbstverständliche Forderung, welche schon vom Standpunkte der öffentlichen Gesundheitspflege aus gestellt werden muß.

Wie es scheint, schreitet Dänemark, das überhaupt in Betreff der Förderung der Viehzucht die meisten anderen Staaten überholt hat, auch nach diesem Ziele hin wiederum voran.

Professor Bang in Kopenhagen, eine erste Autorität auf dem Gebiete des Veterinärwesens, hat die Wege gewiesen, welche in dieser Beziehung einzuschlagen sind.

Es ist dargethan, daß die Tuberkulose nur sehr selten angeboren ist, vielmehr der Regel nach erst nach der Geburt des jungen Thieres durch Ansteckung erfolgt.

Vorzugsweise geschieht dieses durch die Milch, die ganz besonders der Träger der Tuberkelbazillen ist. Dieser Umstand erklärt es ja auch, daß in der Butter Tuberkelbazillen gefunden worden sind. Eine weitere sehr gefährliche Quelle der Ansteckung ist der Koth, der von tuberkulösen Thieren entfällt. Die in ihm häufig vorhandenen Tuberkelbazillen können auf die verschiedenste Weise, z. B. auch in Staubform, in das Innere des Körpers der Thiere und selbst der Menschen gelangen und da die Krankheit hervorrufen.

Bang will nun, nachdem sämmtliche Thiere eines Viehbestandes der Tuberkulinprobe unterworfen sind, die gesunden von den reagirenden möglichst streng absondern, indem sie, wo es angeht, je in besonderen Ställen oder scharf getrennten Abtheilungen aufgestellt und, wenn möglich, auch von besonderen Leuten gewartet werden. Auch das Weidevieh soll entweder auf besondere Weideplätze aufgetrieben werden, oder wo das unthunlich, sollen durch Tüdern (Anpflöcken) die gesunden von den infizirten Thieren räumlich getrennt werden. Es soll also jede Berührung der beiden Abtheilungen von Thieren möglichst verhütet werden.

Die neugeborenen Kälber, besonders die von reagirenden Kühen, sollen höchstens 1 Tag lang die Muttermilch erhalten, dann aber von der Mutter getrennt und nur noch mit pasteurisirter (auf 85° C erwärmter) oder gekochter Milch ernährt werden.

Auf diese Weise soll allmählich ein tuberkelfreier Viehbestand herangezogen werden.

Es liegt ja auf der Hand, daß das Einschlagen dieses Weges mit nicht unbeträchtlichen Kosten und mancherlei Unbequemlichkeiten und Beschwerlichkeiten verbunden ist, aber auch mit einiger Sicherheit zum Ziele führen muß. Andere ähnliche Vorschläge sind auch von deutschen Thierärzten gemacht, von denen man im Allgemeinen etwa dasselbe sagen darf.

Trotz der Kosten und Schwierigkeiten sind in Dänemark bereits ernstliche Schritte zur Durchführung dieser wichtigen Maßregel gemacht worden. Und „die Erfolge, welche Bang mit seinem Verfahren in Dänemark

erzielt hat, haben die Durchführbarkeit seiner Methode überzeugend dargethan", wie Eber, der sich selbst mit ähnlichen Versuchen beschäftigt hat, aber der Bang'schen Methode den Vorzug gibt, in seiner oben angeführten Schrift darthut.

Aber wie steht es nun mit der Einführung dieser erfolgreichen Methode der Bekämpfung der Tuberkulose in Deutschland?

In der Theorie stimmen auch in Deutschland ja wohl alle die, welche mit diesem Gegenstande ernstlich sich beschäftigen, dem Bang'schen Vorschlage zu. Der Sonderausschuß zur Bekämpfung der Thierkrankheiten z. B., welchen die Deutsche Landwirthschaftsgesellschaft niedergesetzt hatte, machte am 16. Februar d. J. einen Vorschlag, welcher die Schwierigkeiten beseitigen sollte, die in kleinen Wirthschaften der Ausführung der Bang'schen Methode entgegenstehen, indem er die Bildung von Genossenschaften zur tuberkulosefreien Aufzucht des Jungviehs empfahl.

Doch von der praktischen Ausführung solcher ernsthaften Tilgungsmethoden der Tuberkulose in Deutschland verlautet bis dahin noch sehr wenig. Man wartet auch hier auf Staatshilfe. Nicht einmal davon hört man, daß Viehbestände in größerem Umfange durch die Tuberkulinprobe auf ihren Gesundheitszustand geprüft wären, was doch der erste Schritt zur Bekämpfung des Uebels sein müßte.

Dafür aber erließ der Bundesrath am 17. Februar jenen Beschluß, welcher thatsächlich die Einfuhr dänischen Rindviehs fast zur Unmöglichkeit macht.

Dieser Bundesrathsbeschluß verordnet nämlich, daß:

„1. Die vom 28. Februar ab auf dem Seewege eingehenden Thiere ausnahmslos auf Tuberkulose zu untersuchen und die dabei krank oder verdächtig befundenen Thiere nach Anbringung eines von dem Reichskanzler zu bestimmenden Merkzeichens zurückzuweisen seien, und

2. die nicht verdächtig befundenen Thiere von dem freien Verkehr auszuschließen und nur zur Abschlachtung in öffentlichen Schlachthäusern zuzulassen seien."

Was dieser Bundesrathsbeschluß in Beziehung auf Sanitäts- oder Veterinärpolizei eigentlich bewirken sollte, ist bis jetzt unverständlich geblieben.

Wenn das als unverdächtig befundene Vieh dennoch sofort geschlachtet und von dem freien Verkehr ausgeschlossen werden sollte, wozu dann noch die vorhergehende Tuberkulinprobe. Die nach der Schlachtung erfolgende Untersuchung des Fleisches u. s. w. ergibt ja doch ein viel sichereres Resultat, als jenes Prüfungsmittel. Zudem kann diese Probe leicht illusorisch gemacht werden dadurch, daß man das zu exportirende Vieh einige Zeit vorher bereits mit Tuberkulin impft. Dann wird es wenigstens für einige Wochen immun und reagirt nicht mehr auf eine neue Einspritzung, muß also bei der Tuberkulinprobe als unverdächtig erklärt werden.

Was aber wird mit dem als verdächtig zurückgewiesenen Vieh? Dänemark weigert sich, dasselbe so ohne Weiteres wieder aufzunehmen. Es muß ja als vom Auslande kommend angesehen und den dänischen Gesetzen gemäß behandelt, das heißt zurückgewiesen werden. Es bleibt also nur übrig, dasselbe auf See zu schlachten und dann den Versuch zu machen, das Fleisch desselben in Deutschland oder sonstwo einzuführen.

Die Einfuhr von lebendem Vieh nach Deutschland ist somit für den dänischen Viehzüchter ein so gewagtes Geschäft geworden, daß er darauf möglichst verzichtet und sein Vieh entweder nach anderen Ländern sendet oder es schlachtet und das Fleisch nach Deutschland schickt.

In der That hat denn auch die Einfuhr lebenden Viehes in den betreffenden Seeplätzen sehr abgenommen, die des frischen Fleisches dagegen ist ganz gewaltig gestiegen. Sie deckt freilich nicht den Ausfall, der aus der Beschränkung der erstgenannten Einfuhr entsteht, hat dagegen den Erfolg, daß sie das Schlächtergewerbe der Einfuhrorte auf das Empfindlichste schädigt, der Schifffahrt und anderen bei dem Import des lebenden Viehes betheiligten Geschäften eine lohnende Beschäftigung entzieht. Die wechselnden Mengen der Fleischeinfuhr bringen Fluktuationen des Marktes hervor, welche eine jede sichere Spekulation fast unmöglich machen und daher auch für den einheimischen Viehzüchter nur nachtheilig sind durch die Unsicherheit des Absatzes und des zu erzielenden Preises an den Marktplätzen.

Für die verzehrende Bevölkerung aber ist das Ergebniß eine ansehnliche Preissteigerung, eine Verringerung der Qualität des gebotenen Fleisches neben der Unsicherheit, ob überhaupt der Bedarf in genügendem Maße gedeckt werden kann.

Stellt man nun das Schlußergebniß aus all dem vorstehend Erörterten zusammen, so lautet es folgendermaßen:

Schon vor 60 Jahren war die einheimische Viehzucht nicht im Stande, das Fleischbedürfniß der Bevölkerung des damaligen Zollvereinsgebietes zu decken.

Seitdem hat zwar die deutsche Viehzucht fortwährend große Verbesserung erfahren, sie hat indessen keineswegs so an Ausdehnung und Produktionskraft zugenommen, daß sie auch nur gleichen Schritt mit der Bevölkerungszunahme gehalten hätte.

Daneben geht nun noch eine weitere Steigerung des Bedarfs an thierischen Nahrungsmitteln einher, welche dadurch hervorgerufen ist, daß die im Allgemeinen zu größerem Wohlstande gelangte Bevölkerung eine stärkere Fleischverzehrung sich gestatten kann und bei der lebhaften Entwickelung der Industrie auch nöthig hat.

Der auf etwa 20 bis 25 Millionen Doppelcentner zu schätzende Fleischbedarf Deutschlands wurde vor dem Eintreten der neuerdings angeordneten Einfuhrbeschränkungen zu etwa 8 bis 10 Proz. vom Auslande her gedeckt.

Es ist keine Aussicht für eine derartige Steigerung der Leistungsfähigkeit der einheimischen Viehzucht vorhanden, daß dieselbe in naher Zeit im Stande sei, die Einfuhr fremden Viehes und thierischer Erzeugnisse entbehrlich zu machen.

Sie wird dazu um so weniger im Stande sein, so lange daneben an hohen Getreidezöllen und anderen Beschränkungen der Einfuhr von Stoffen festgehalten wird, welche der Viehzucht wichtige Nahrungsmittel liefern.

Die neuerdings angeblich aus hygienischen oder veterinärpolizeilichen Gründen angeordneten Sperrmaßregeln erfüllen diese Zwecke nur höchst unvollkommen oder gar nicht.

Sie sind auch nicht im Stande, eine irgend erhebliche Steigerung der Produktion hervorzurufen, sowenig wie die Beschränkung der Getreide-Einfuhr eine solche Steigerung bei dem Getreidebau bewirkt hat.

Dagegen sind der verzehrenden Bevölkerung schwere Lasten durch diese Sperrmaßregeln auferlegt, indem durch sie die Preise für nothwendige Nahrungsmittel erheblich, theilweise bis zur Unerschwinglichkeit gesteigert, die Beschaffenheit derselben vielfach verschlechtert und die zur Verfügung stehende Menge bis zum theilweisen Mangel verringert sind.

Daher sind alle überflüssigen und schädlichen Sperrmaßregeln möglichst bald im allgemeinen Interesse zu beseitigen und nur solche Schutzmaßregeln zu belassen oder neu herzurichten, welche sich parallel mit den auch im Innern bestehenden oder zu ergreifenden wirksamen Maßnahmen der Gesundheits- und Veterinär-Polizei bewegen.

Dagegen ist es:

Aufgabe des Staates, möglichst bald die allgemeine obligatorische Fleischschau einzuführen,

Aufgabe der Landwirthschaft beziehungsweise der Viehzucht, für ihren Viehstand alle die Schutzmittel anzuwenden, welche erfahrungsgemäß denselben gesund zu erhalten, beziehungsweise gesund zu machen geeignet sind. Insbesondere die Bekämpfung der Tuberkulose müssen sie selbst sich angelegen sein lassen, ohne dazu die Hilfe, oder den Zwang des Staates abzuwarten oder gar zu verlangen.

W. Seelig.

Aus den Memoiren des Generals Fleury.*)

Der General Fleury — der nämliche, der im Jahre 1870 den französischen Botschafterposten in St. Petersburg bekleidete — ist keine Persönlichkeit, die man um ihrer selbst willen aufsuchen würde. Parteigänger des zweiten Kaiserreiches, mit dem er emporgekommen; politisirender Militär, der blind auf seine beschränkten Anschauungen eingeschworen, ist er vor allem das gefügige Werkzeug gewesen, dessen ein neues Regime sich bediente, weil entweder keine geeigneten Männer zur Verfügung waren, oder auch nur, weil sich auf diesen hier unbedingt zählen ließ. Neben den Geistern zweiten Ranges, den Morny, Rouher und anderen steht Fleury in dritter oder vierter Linie. So wäre denn auch über seine Memoiren oder Erinnerungen recht wenig zu sagen, wenn ihnen nicht nebenher, beinahe ohne das Zuthun ihres Verfassers, ein gewisser anekdotischer Werth innewohnte. Der General hat den Personen und Ereignissen zu nahe gestanden, um nicht ab und zu interessante Einblicke gethan, charakteristische Momentbilder aufgefangen zu haben. Diese kleinen Szenen reihen sich ziemlich zahlreich an einander und werfen ein merkwürdiges, oftmals sehr scharfes Streiflicht auf die Sittenzustände des zweiten napoleonischen Regimentes.

Im Jahre 1837 war der spätere Adjutant und Oberststallmeister ein fils de famille gewesen, der sein Geld durchgebracht hatte und sich für Afrika anwerben ließ. Bis 1848 war er zum Kapitain aufgerückt; die Republik unter Cavaignac bestätigte ihn in dieser Charge; aus Erkenntlichkeit lief er darauf in Paris zum Prinzen Louis Napoleon über. Der Prätendent wohnte damals im Hôtel du Rhin auf der Place Vendôme. „Ich habe die Pflicht, mich gegen Gefahren zu schützen, die mir gemeldet werden“, so soll er sich ausgedrückt haben; und man kann nicht anders sagen, als daß er dieser Pflicht gewissenhaft nachkam. Er schlief niemals bei sich zu Hause, niemals zwei Nächte hinter einander in demselben Bett und ging nicht aus, ohne Revolver und Stockdegen bei sich zu führen. Später schritt ihm Fleury in dieser Bewaffnung zur Seite. Aber die Gefahr mied die beiden; denn wenn das Glück schon den Kühnen hold ist, so den Klugen noch viel mehr. Der Prinz ließ es nicht an Rührigkeit fehlen, er zeigte sich häufig und agitirte in eigener Person. Ein intelligenter und taktvoller Parteischriftsteller würde nicht weiter berührt haben, wie es dabei im einzelnen zuging. Kritische Bedenklichkeit liegt indessen nicht in der Natur unseres Autors, der da, wo er mitgewirkt hat, nur immer allzu sehr überzeugt ist, daß er eine gute Figur gemacht hat. Einmal, berichtet er, kam er mit seinem hohen Begleiter an die Dragonerkaserne auf dem Quay d'Orsay. Sie treten ein, er, als geschäftiger Agent, steckt sich gleich hinter den wachthabenden Unteroffizier und klärt ihn über die Persönlichkeit des Besuchers auf. Im Nu sei da der Name von Munde zu Munde geflogen, an allen Fenstern seien Soldaten erschienen, die dem Erben des napoleonischen Ruhmes eine begeisterte Ovation darbrachten. Was einmal so glücklich abgelaufen, konnte man füglich auch weiter versuchen, und fürderhin begegnete man keinem Regiment auf dem Marsche, ohne eine ähnliche Szene aufzuführen. Louis Napoleon unbeweglich zu Pferde, Fleury beugt sich hinab und flüstert auf die Soldaten ein, bis die Affaire in Gang gekommen; und so reitet man auf Stimmungsmache umher.

Der Prinz war zum Präsidenten gewählt und hatte das Elisée bezogen. Noch ehe die Entscheidung gefallen, hatte Fleury unter der Hand dort alles eingerichtet und einen Hofstaat angeworben. Die Diener trugen napoleonische Livrée, es war bereits das Kaiserreich im Kleinen. Auch die Namen derer, welche zum intimeren Kreise gehörten, riefen alte legendäre Erinnerungen wach. Da war ein Ney, ein Bacciochi, ein Petit; Graf Morny, der Sohn des Generals Flahault und der Königin Hortense, erschien erst etwas später auf der Bildfläche. Louis Napoleon kannte bis dahin seinen Halbbruder noch gar nicht. Fleury rühmt sich mit der ihm eigenthümlichen Selbstgefälligkeit, daß er damals „ich kann wohl sagen der Organisator von allem“ gewesen sei. Jedenfalls machte er sich viel zu thun. Er richtete ein Militärkabinet ein, von wo er „über die Köpfe der Minister weg“ in die Angelegenheiten der Armee eingriff und das Avancement der Offiziere beeinflußte. Er verhalf ein andermal dem Kandidaten der Rachel, Arsène Houssaye, zur Direktorstelle der comédie française; und ganz besonders ließ er es sich angelegen sein, auf den Staatsstreich hinzuarbeiten.

Wir pflegen heute, vielleicht unter dem Eindruck jüngster Erfahrungen, die republikanische Politik in Frankreich ziemlich nüchtern zu beurtheilen. Wir bringen der großen Revolution viel weniger Enthusiasmus entgegen, als sonst wohl üblich gewesen und stehen auch der zweiten Republik durchaus skeptisch gegenüber. Sie war verloren, kaum daß sie begonnen hatte; und was ihr den Todesstoß gegeben, sind die sozialistischen Tendenzen der Zeit. Zwar hatte Lamartine vor dem Pariser Stadthause mit einer machtvollen Improvisation die nächste Gefahr abgewendet. „Die rothe Fahne“, rief er, „hat in Blut und Koth die Runde ums Marsfeld gemacht; die dreifarbige Fahne hat die Runde um die Welt gemacht, in ihren Falten die Freiheit und den Ruhm bergend“; und die Menge jubelte ihm zu. Aber ein Dichterwort ist und bleibt ein fragwürdiges Unterpfand, wenn es die politische Lage zu konsolidiren gilt. Die große Mehrheit der Nation empfand das instinktiv, und die Antwort, welche sie ertheilte, waren jene fünfundeinehalbe Million Stimmen, mit denen sie den Prinzen Napoleon zur Präsidentschaft berief. Sie verlangte nach einem starken, autoritären Regimente, das war unleugbar der Sinn jener Volkskundgebung; der Name Bonaparte schien zu versprechen, was man brauchte. Alles weitere, der zweite Dezember, der Verfassungsbruch und das Kaiserreich, lag in der Konsequenz dieser ersten Entschließung. Ehrlich gesagt, das Bürgerthum selbst hat die Republik aufgegeben. Man kann also dem General Fleury wohl beistimmen, wenn er behauptet, daß die damalige Lage auf einen Konflikt hindrängte, der einzig durch die Macht zu lösen war. Das Land ruhe- und anlehnungsbedürftig, die Kammer kampflustig und feindlich, der Prinz getragen von dem Bewußtsein, die große Masse der Nation auf seiner Seite zu haben. Es fragte sich nur, wann es zum Bruche kommen und wer der Mann sein würde, die Situation militärisch zu liquidiren. Der Adjutant verwies auf den General St. Arnaud, der in Constantine kommandirte. Er habe alle nöthigen Eigenschaften und sei nur noch nicht durch eine größere Waffenthat bekannt geworden. Dem könne man aber leicht abhelfen, man solle einfach einen kleinen Kriegszug in das Innere Algiers unternehmen und dem General den Oberbefehl übergeben. Louis Napoleon ging auf alles ein. Es fehlte diesen Herren eben nicht an cynischer Unbedenklichkeit, und die Verantwortung für einen Krieg aus so frivolen Zweckmäßigkeitsgründen bedrückte sie nicht weiter. Im März 1851 reiste Fleury hinüber, um die Gesinnungen

*) Souvenirs du Général Cte. Fleury. Paris. Librairie Plon. 2 Bände. 1897 und 1898.

St. Arnaud's zu sondiren. Erst schien es, als ob dieser die mancherlei Andeutungen des Emissärs nicht verstehen wollte; auch Madame zeigte sich eine Zeit lang sehr zurückhaltend. Dann aber brachte sie es selbst zu einer Aussprache; sie hatte begriffen und verbarg nicht länger, welch ehrgeizige Pläne sie für ihren Gatten hegte. Der Pakt war besiegelt; am nächsten Tage brauchte der General nur noch zu kommen und zu erklären, daß er sich dem Prinzen völlig zur Verfügung stelle. Zwei Monate später, nach glücklich beendetem Feldzuge, wurde er nach Paris berufen. Der Präsident empfing ihn mit allen möglichen Auszeichnungen und übertrug ihm ein Divisionskommando in der Hauptstadt. Am 17. September, während die Kammer in den Ferien war, sollte der Anschlag ausgeführt werden.

„Es handelte sich einfach darum, ohne Gewaltthätigkeit, ohne Präventivverhaftungen, da ja die Haupträdelsführer zerstreut waren, eine Proklamation zu erlassen und der Sanktion des Volkes eine neue Verfassung vorzulegen. — Um dieses mouvement d'opinion zu schützen und etwaige Unruhen niederzuhalten, sollte der General St. Arnaud, wie verabredet, das Kriegsministerium übernehmen."

So erklärt es Fleury, und schwerlich kann man mit charmanterem Euphemismus sprechen. Indessen das Programm kam nicht zur Ausführung. Am Morgen des 4. September schickte St. Arnaud dem Prinzen plötzlich einen lakonischen Brief mit dem Ansuchen, ihm sein Wort zurückzugeben und nicht auf ihn zu zählen. Im Elisée griff natürlich die größte Bestürzung Platz. Man suchte und schickte rasch nach anderen Generälen, die aber ablehnten. Es war nahe vor dem 15. September, in wenigen Tagen sollte die Residenz nach St. Cloud verlegt werden; da, im letzten Augenblick, stellte es sich durch Fleury's Vermittlung heraus, daß diese kritische Situation eigentlich auf einem Mißverständniß beruhe. St. Arnaud betheuerte, er sei, nach wie vor, für den Staatsstreich, nur sei es unpraktisch, ihn jetzt, in Abwesenheit der Kammer, auszuführen. Später, wenn die Abgeordneten wieder beisammen wären und man ihrer mit einem Schlage habhaft werden könne, sei der Erfolg viel unzweifelhafter. Madame St. Arnaud habe zuerst diese Ansicht ausgesprochen, und er müsse sagen, er sei ganz ihrer Meinung. Man athmete erleichtert auf und war zufrieden, daß jene doch immerhin brüske Absage nur durch den Rathschlag einer klugen Frau veranlaßt worden. Der Präsident zog nach St. Cloud, und der Monat verging mit Diners und Empfängen. In Park und Schloß wurde gebaut; Niemand hätte ahnen können, daß man hier auf Umsturz sann.

Am 4. November trat die Kammer wieder zusammen. Die Lage wurde immer gespannter; die Armee hielt dabei zum Prinzen, zweiundzwanzig höhere Chefs erklärten sich in einer geheimen Versammlung am 26. November für ihn. Am Abend des 1. Dezember war Empfang im Elisée. Napoleons Antlitz zeigte keine Spur von Veränderung, er bewillkommnete seine Gäste mit der ewig gleichen, unbeweglichen Miene. Als sie gegangen waren, schloß er sich mit drei oder vier seiner Vertrautesten ein, um die letzten Anordnungen für den kommenden Tag zu treffen. Fleury erhielt Befehl, für alle Fälle gesattelte Pferde mit Bedeckungsmannschaften bereit zu halten und sich nicht zu entkleiden. Früh um 6 Uhr wurde er in den Palast berufen. Er fand seinen Herrn gestiefelt und gespornt, im Schlafrock, wie er „mit unerschütterlicher Ruhe" seinen Kaffee trank. Inzwischen hatten im Innern der Stadt schon die Truppenbewegungen begonnen. Bald wurde es auch im Elisée lebhaft. Generäle erschienen, um ihre Ergebenheit zu bezeugen; Jérôme, der alte König von Westfalen, kam, Graf Flahaut, der letzte überlebende Adjutant Napoleons I., Lavoestine, der Kommandant der Nationalgarden, dazu viele andere höhere Offiziere, Abgeordnete und Journalisten. Die Salons füllten sich. Gegen 10 Uhr ritt der Prätendent mit einem glänzenden Stabe aus. In den elysäischen Feldern stand Versailler Kavallerie, die ihn stürmisch mit vive l'Empereur begrüßte. Angeblich habe sogar das Publikum in diese Beifallsäußerungen eingestimmt; des Enthusiasmus sei kein Ende gewesen, wohin man gekommen. Nachmittags verlautete, daß die Truppen auf den großen Boulevards einen schwierigen Stand hätten. Sofort wollte der Prinz sich dorthin begeben, doch brachte man ihn davon ab, und statt seiner setzten der General Tartas und Fleury sich mit einem Karabiniergeschwader in Bewegung.

„Kaum waren wir in den Boulevard des Capucines eingebogen, so wurden wir mit den betäubenden Rufen „Hoch die Republik" empfangen. Die Menge, welche so schrie, schwenkte ihre Hüte durch die Luft, ballte die Fäuste gegen die Offiziere und schien zu erwarten, daß unsere Soldaten auf jenes Geruse mit sympathisirenden Protesten antworten würden. — Aber die braven Leute, stolz und imposant in ihren Kürassen und Helmen mit rother Raupe glichen Löwen, die von Kläffern angefallen werden. Ruhig und fest in ihrer Pflicht und ihrer Ergebenheit für den Prinzen, antworteten sie unerschütterlich mit dem Rufe, den ich mit voller Kehle ausstieß, ‚Hoch Napoleon'. . . . Bis dahin war es bei leeren Drohungen geblieben, ohne daß es zu feindlichen Handlungen gekommen wäre. Auf der Höhe der Porte St. Denis . . . ging plötzlich . . ein Schuß los, ein einziger! — Ich fühlte eine furchtbare Erschütterung, so daß ich auf den Hals meines Pferdes zusammensank. Instinktiv führte ich die Hand hinten an den Kopf, wo ich getroffen war. Als ich sie zurückzog, war sie ganz naß von Blut. Ich war wie blind und nahe daran, ohnmächtig zu werden."

Das ist so eine Episode aus jenen Kämpfen. Der 3. Dezember verlief sehr stürmisch, der 4. war der eigentlich entscheidende Tag. Bereits drang Fleury darauf, der Prinz solle sich in die Tuilerien zurückziehen, ein verschanztes Lager aufwerfen, vom Mont-Valerien Geschütze beordern und sich nöthigenfalls bis zum äußersten vertheidigen. Morny und sein Bruder billigten diesen Vorschlag, schon langten die ersten Kanonen und Mundvorräthe an, als in der Frühe des 5. Dezember endlich befriedigende Nachrichten einliefen. Der Widerstand der Vorstädte war gebrochen, der Staatsstreich siegreich zu Ende geführt. „Das Volk wich", hat Victor Hugo geschrieben. „Es wich am fünften. Am sechsten verschwand es. Wir fanden uns am fünften wieder, wie wir am zweiten gewesen. Allein!" Und Louis Napoleon entschuldigte sich mit der Formel: „il n'était sorti de la légalité que pour rentrer dans le droit."

„Ich rathe dem Prinzen, sich zu verheirathen", lautet eine Kapitelangabe. Fleury war eben der Mann, der an alles dachte. Im Gefühl seiner Unentbehrlichkeit hat er da einmal bedauert, im Jahre 1870 nicht in der Nähe des Kaisers gewesen zu sein; es wäre dann manches wohl anders gekommen. Möglich, wer weiß! Einstweilen, im Jahre 1851, galt es jedenfalls, den Einfluß einer Miß Howard zu beseitigen. Der Prinz, so hatte Jemand in der Pariser Gesellschaft gesagt, hatte sich aus London die schönsten Pferde und die schönste Frau mitgebracht. Nun trat diese letztere mit allzu ehrgeizigen Plänen hervor, sie erschien sogar in prächtiger Toilette auf einem Tuilerienball. Dem mußte ein Ende werden, und schon aus solcher Erwägung empfahl sich eine Ehe. Freilich, welche Prinzessin es sein sollte, konnte man nicht gleich sagen; aber das würde sich ja schon finden. „Es handelte sich zunächst darum, das Prinzip aufzustellen und danach den Gothaer „Almanach zu studiren". Kammerdiener lassen uns bisweilen durch den Thürspalt ins Herrenzimmer blicken! Napoleon entschied sich aus diesen oder jenen Gründen für eine Wasa. Fleury, natürlich Fleury, ging als Abgesandter zu ihrem Vater nach Darmstadt und kam umgehend mit einem Korbe zurück. Der Kaiser war indessen damals schon in die Reize des Fräuleins von Montijo verstrickt. Noch als er Präsident war, hatte er sie bereits gelegentlich ausgezeichnet, jetzt aber nahte der „Höhepunkt einer Krisis, die nur mit einer Heirath oder einem Bruche enden konnte". Eines Morgens ging der Monarch Arm in Arm mit seinem Adjutanten auf der Terrasse des Tuileriengartens spazieren. Das Gespräch kam auf die Gräfin Eugenie, und nachdem er sich lange über ihre Anmuth, ihre Schönheit und ihren Geist entzückt hatte, hielt er nicht länger mit seinem Geständniß zurück: „Ach, ich bin wirklich verliebt in sie!" „Ich verstehe das, Sire, und sehe auch, daß das nicht von heute datirt. Dann aber können Sie nur eines thun . . . sie heirathen.' Denn —

so fügt der geist- und geschmackvolle Historiograph auf der nächsten Seite hinzu — Fräulein von Montijo zeigte sich zwar für alle Huldigungen ihres Bewunderers dankbar, „aber aus ihrer korrekten Haltung sprach der unumstößliche Entschluß, keiner plötzlichen Wallung nachzugeben." — Prinzessin Mathilde erhielt den Auftrag, die Werbung des Kaisers zu überbringen. In wenig Tagen mußte nun alles zur Hochzeit gerüstet werden. Weil der Marstall unvollständig war, miethete man einige sechzig Pferde in London; die alte Krönungskutsche Karls X. wurde neu vergoldet und gemalt; das nämliche Ceremoniell, welches bei der Vermählung Napoleons I. mit Marie Luise beobachtet worden war, sollte befolgt werden. Am 30. Januar 1853 zog der festliche Zug von den Tuilerien nach der Notre Dame. Als man durch den Triumphbogen auf dem Carrouselplatz fuhr, stieß die Krone des Wagens an die Wölbung und fiel herab. Man mußte halten, Napoleon fragte nach dem Grunde. Vielleicht erinnerte er sich, daß bei der zweiten Heirath seines Ohms sich genau der gleiche Vorfall ereignet hatte. — Bekannt ist die Rede, mit der Napoleon den Großwürdenträgern des Reiches seine Eheschließung ankündigte. Mit Muth und Geschick hatte er hier aus der Noth eine Tugend gemacht.

„Die Verbindung, welche ich eingehe, ist nicht im Einklang mit den Ueberlieferungen der alten Palitik. Das ist ihr Bartheil. . . . . Wenn man Angesichts des alten Europas durch die Macht eines neuen Prinzips zur Höhe der alten Dynastien erhaben worden, wird man sich nicht dadurch Anerkennung verschaffen, daß man seinen Wappenschild anjährt und um jeden Preis in die Familie der Könige eingehen will. Vielmehr geschieht es, wenn man sich immer seinen Ursprung gegenwärtig hält, seinen eigenen Charakter bewahrt und offen vor Europa auftritt als Emporkömmling, ein ruhmvoller Titel, wenn man emporkommt durch die freie Abstimmung eines graßen Volkes."

Man wird dieser offiziellen Beredsamkeit nicht das Lob versagen, daß sie ihren Gegenstand, wenngleich mit Freiheit, so doch geistreich behandelte.

Die Memoiren reichen weiter bis tief in die sechziger Jahre, ohne indessen ein besonderes Interesse zu erregen. Es mangelt ihrem Schreiber durchaus an Gestaltungskraft und Farbe. Selbst wo man, wie etwa bei der Schilderung des kaiserlichen Hofes, eine Reihe von Bildern oder Portraits erwarten dürfte, findet man nichts, als langweilige Festprogramme und endlose Listen von Namen. Wäre nicht seine maßlose Eitelkeit, so könnte man dem Schriftsteller Fleury eines der spärlichen Epigramme, die er abschnellt, zurückwerfen: „excellent homme, sans lignes accusées dans l'esprit et le caractère". Bemerkenswerth ist nur ein Brief Napoleons aus dem Jahre 1862. Es ist die geheime Instruktion, die er dem Oberbefehlshaber der mexikanischen Expeditionsarmee, dem General Forey, einhändigte.

„Es wird nicht an Leuten fehlen", schreibt er, „die Sie fragen werden, weshalb wir Menschen und Geld aufwenden wollen, um in Mexiko eine regelrechte Regierung zu begründen. — Bei dem gegenwärtigen Zustand der Weltkultur ist das Gedeihen Amerikas nicht gleichgültig für Europa, denn Amerika versorgt unsere Fabriken und gibt unserem Handel zu thun. Wir haben ein Interesse daran, daß die Republik der Vereinigten Staaten mächtig und reich sei, aber nicht daran, daß sie sich des ganzen Galfes von Mexika bemächtige und allein über alle Produkte der neuen Welt verfüge. . . . Wenn dagegen Mexika seine Unabhängigkeit bewahrt und die Integrität seines Gebietes aufrecht eehält, wenn dort eine dauernde Regierung mit Hilfe Frankreichs zustande kommt, weeden wir der lateinischen Rasse jenseits des Ozeans ihre Kraft und ihr Ansehen wiedergegeben haben, wir werden unseren und den spanischen Antillenkolonien ihre Sicherheit gewährleistet haben; wir werden unseren wohlthuenden Einfluß im Centrum Amerikas wiederhergestellt haben, und dieser Einfluß, der unserem Handel riesige Absatzgebiete schafft, wird unserer Industrie die nothwendigen Rohmaterialien liefern."

Vor mehr als einem Menschenalter wird hier die Frage erörtert, welche im letzten Jahre wieder aktuell geworden ist. Es fehlte dieser Politik und diesem Staatsmann in seiner guten Zeit nicht an prognostischem Scharfblick. Daß er sich in seinen Mitteln so oft vergriff, lag vielleicht nicht zum wenigsten daran, daß er in seiner Umgebung so gar keinen fähigen Berather hatte. Mit welchen Mediocritäten das Kaiserreich gewirthschaftet hat, illustrirt sich indirekt auch aus den vorliegenden Memoiren. Einem Manne, wie Fleury, wurde der russische Botschafterposten überantwortet. Der latente Bürgerkrieg, der seit hundert Jahren im Lande glimmt und immer zwei Parteien vom Ruder ausschließt, bewirkte und bewirkt vielleicht noch heute, daß keine Regierung vermögend war, nach sachlicher Auswahl die tüchtigen Elemente an sich zu ziehen.

Paris. Ransohoff.

Dr. Charlotte Lady Blennerhassett.

„Du kennst auch gewiß die historischen Werke der geistvollen Lady Blennerhassett, die in München geboren ist, die Tochter bayerischer Eltern. Sollte nicht auch dies glänzende Beispiel einer Frau, die von den bedeutendsten Gelehrten als ebenbürtig betrachtet wird, das veraltete Vorurtheil endlich zu beschämen im Stande sein?"

Welches veraltete Vorurtheil? Paul Heyse, der den Briefen Martha's an Maria diese Worte entnommen hat, weist auf das Vorbild Lady Blennerhassett's, um für Vertiefung der Frauenbildung zu wirken, um von Frauenkönnen Beweis zu geben. Inzwischen ist der Gründung eines Frauengymnasiums in München, für die Heyse eintrat, die Genehmigung versagt worden. Und in diesen Tagen ist Lady Blennerhassett zum Ehrendoktor der philosophischen Fakultät Sektion I der Universität München ernannt worden.

Wer sie kennt, der möchte sagen, sie hat sich solcher oder ähnlicher Ehrung nicht länger zu entziehen vermocht. Denn sie selbst wollte nie etwas anderes sein als die bescheidene Führerin in einer reichen Welt.

Reich ist diese Welt. Lady Blennerhassett gehört zu den Wenigen, bei denen man nie fragen möchte, wohin die Reise geht. Es ist beinahe gleichgiltig. Ihr stellen sich überall Verbindungen dar, die ein gewöhnliches Auge nicht sieht und für die Raum und Zeit belanglos sind, weil sie dem Reich der Ideen angehören. Und beinahe unbegrenzt wie das Reich der Ideen selbst, ist ihre Bildung. Die Sprachgrenzen bestehen kaum für sie. Sie hat Empfindungswandlungen gleich mühelos wie durch die deutsche, französische und englische Litteratur durch die Litteraturen Englands, Spaniens und Italiens verfolgt. Wo Ideen auftauchten, die zu ihr sprachen, da war es ihr gleichsam selbstverständlich, auch die Sprache der Ideen, auch ihre innere Sprache, sich zu eigen zu machen. Darin erinnert sie an die kritischen Begründer der romantischen Schule in Deutschland, an die Brüder Schlegel, in dieser scheinbar mühelosen Universalität. Nur daß seitdem die Quellen noch reichlicher geflossen sind, auch soviel lang verschüttete Wassergänge aufgedeckt wurden, daß sich die Schätze nutzlos zu verstauen drohten. Denn das Reich der Ideen ist gleichzeitig immer lebendig wirksam, gleichzeitig immer todt: jeder muß es sich selbst ins Leben rufen. Und darum ist die weite Welt, durch die sie führt, ihr eigen, ihre reiche Welt.

Vielleicht gehörte in unserer Zeit gerade eine weibliche Empfänglichkeit dazu, ein solches Vollmaß universaler Bildung in sich aufzunehmen. Vielleicht liegt gerade darin das Erforderniß weiblicher Mitarbeit, daß Frauen das Vorhandene bewahren helfen. Wie dem auch sei: erinnert Lady Blennerhassett in der Universalität ihrer Bildung beinah an Friedrich Schlegel, so kommt bei ihr etwas hinzu, was sie von dem Romantiker gänzlich scheidet: die historisch-kritische Schulung. Lady Blennerhassett sieht die Erscheinungen und die Ideen, die in ihnen durchleuchten, durchaus und nur historisch gewordene und werdende. Sie müht sich auch die Gegenwart so zu sehn.

Man möchte bei ihr nicht fragen, wohin die Reise geht, und doch sollte man es thun. Ein geistreicher Philosoph hat einmal gesagt, in der Geschichte der Philosophie scheint ein System das andere aufzuheben und auf jedes Ja ein Nein zu folgen. Aber setzt man Sokrates als eine philosophische Erscheinung, so ist Carthesius ein Sokrates in der zweiten, Kant ein Sokrates in der dritten Potenz. Solche Anschauung würde Lady Blennerhassett entsprechen. Sie glaubt, und das ist das Grunddogma, aus dem ihre Anschauungen entspringen und in das sie einmünden, an die Vervollkommnung menschlicher Ideen. Liest man in ihrer Staël-Biographie den Satz, daß Frau von Staël der Ueberzeugung lebte: „kein Stillstand, und wenn er Jahrhunderte gedauert hätte, keine Ablenkung von der rechten Spur verhindern den Fortschritt des Geschlechts, der nicht durch äußere Ereignisse, sondern durch intellektuelle Thatsachen bestimmt wird; der Geist wäre eine verschwendete Gabe, wenn er die Menschen nicht stets zu neuen Anstrengungen anspornte, um der Zeit voranzueilen, in der sie leben —", so weiß man, daß hier ein Motiv liegt, warum sie selbst zur Biographin der Frau von Staël wurde. Und dieser Fortschritt in der Entwicklung der Ideen, den es ihr gilt, ist mehr ethischer als intellektueller Natur. Man könnte sie eine ethische Schriftstellerin nennen. Dabei scheint es mir gleichgiltig, wie weit ihre Ethik die hristliche, wie weit philosophische Ideen sie mitbestimmen. Ich wüßte die Frage auch nicht mit Sicherheit zu beantvorten. Genug, daß die beiden Begriffe des Schuldbewußteins und der Selbstbestimmung für ihre Sittenlehre grund-:gend sind. Sie hat einmal in ihrer feinsinnigen Unterachung über die Ethik des modernen Romans geschrieben: Fürwahr, es ist der Weg des Todes, den wir treten, wenn s nicht mehr Freiheit, sondern Nothwendigkeit ist, die das ttliche Handeln bestimmt, wenn das Schicksal, das einst ie Götter verhängten, in Gestalt eines starren Naturgesetzes iederkehrt, an dem der menschliche Wille hilflos strandet." nd das ist kein Zufall, daß es eine Frau ist, die diese Ueberugung wieder unserer Zeit verkündet.

Die natürliche Selbstdarbietungsform solches Ideenichthums ist das Essay. Im Buch darf der Stoff sich hnen; in das Essay darf er nur, gleichsam von seiner genen Schwere befreit, vergeistigt, Aufnahme finden. Das ssay hat der Wissenschaft für die Feierstunden innerer ammlung und die Schlußstunden der Abrechnung die reiheit der Kunst gegeben. Und dieser Freiheit bedurfte idy Blennerhassett. Wer die Ideen sucht, braucht Abrechng. Sie hat denn auch im Essay ihr Bestes, das ihr genthümlichste, gegeben. Sie hat Essays geschrieben, die en nur sie schreiben konnte. Aber auch hier die gänzliche terordnung ihrer Persönlichkeit unter die Idee. Künstische Gestaltung der Wissenschaft, nicht wissenschaftlich anhauchte Kunst. Bei aller künstlerischen Freiheit mehr torisch objektive als persönlich willkürliche Darstellungsm. Bei aller Freiheit, eine Frau, die dient.

Und wiederum wie natürlich, daß es sie reizte, den een in ihrem organischen Werden nachzugehen. Das rte sie zur Biographie. Ihre großen Werke über Frau n Staël, eine Kosmopolitin gleich ihr selbst, und Talleyrand en davon Zeugniß. Auch hier wiederum das Grenzget zwischen Wissenschaft und Kunst. Denn die Biographie Menschendarstellung, und wächst damit über das hinaus, s Wissenschaft als solche zu bieten fähig ist. Lady ennerhassett aber hat in ihrer Frau von Staël beides eben: ein fein gezeichnetes Persönlichkeitsbild und eine nahe vollständige Geschichte der Ideen der Zeit. Ein hes und groß angelegtes Werk, wie Deutschland deren rige besitzt. Dennoch, gälte es hier eine methodologische seinandersetzung über das Wesen der Biographie, so rde ich ihrer wissenschaftlich-künstlerischen Methode nicht timmen, obgleich sie heute fast allgemein als die erbenswerthe gilt. Die Geschichte der Ideen büßt, so will mir scheinen, an Objektivität ein, wenn man eine Perichkeit in den Mittelpunkt der Darstellung rückt; die rakteristik der Persönlichkeit erhält durch die Geschichte Ideen der Zeit einen beeinträchtigenden Hintergrund. Vielleicht, daß der Zeitgeschmack da doch eine Wandlung herbeiführt, und für die Biographie das menschlich-psychologische Interesse einseitig in den Brennpunkt gerückt, alles Zeitbestimmende, wie etwa im historischen Roman, nur reliefgebend, erklärend verwendet wird. Zu einem Vergleich aus der Malerei: Lenbach'sche Art.

In dieser Betonung des psychologisch-künstlerischen Interesses aber tritt eine Episode aus Frau von Staël's Leben bestimmend hervor: ihr Verhältniß zu Benjamin Constant.

Zwei Quellenwerke von ganz eigenartig psychologischem Interesse dienen der Erkenntniß dieser Herzenswirren. Freilich, und das mahnt in ihrer Benutzung zu kühler Vorsicht, sie stammen beide aus der Feder Benjamin Constants: sein Roman „Adolphe"*) und sein Tagebuch, das „Journal intime". In beiden die Geschichte seines Verhältnisses zu Frau von Staël.

Um „Adolphe" auf einen Satz zu stellen: es ist das Drama kalter Leidenschaft; eine Liebestragödie ohne Liebe. Zerstreuungssucht und Großmannsthum und Mitleid und Schwäche spiegeln Adolphe in jedem Augenblick vor, daß er Ellénore liebt; und ein Wort zerreißt die Vorspieglungen und offenbart die Leere, und die Selbstzersetzung sagt, daß jedes Gefühl Lüge gewesen ist. Und es spielen die tausend Fesseln erwiesener und empfangener Liebesdienste durcheinander und werden zu Schlingen, von denen es kein Losreißen gibt, und deren Nichtigkeit das sich selbst analysirende Gefühl dennoch in jedem Augenblick nachweist. Die erklügelte und gewollte Leidenschaft schlägt Wunden, tiefer als es die echte Leidenschaft vermocht. Und an diesen Adolphe gefesselt, eine Frau voll Temperament und Liebeskraft. Soweit der Roman. Im „Journal intime" wandelt sich Constant mehr und mehr in Adolphe, zumal nachher, wenn er haltlos zwischen Frau von Staël und Charlotte von Hardenberg hin und her gerissen wird. Die Selbstzersetzung aber greift auf die ungeliebte Partnerin im Leidenschaftsdrama über, und wie er sein Selbst analysirt, sondirt er grausam die Empfindungen in ihrem Herzen. Und scharfe Schatten fallen auf das Bild der Frau von Staël; ihre Koketterie ist nur maskirte Furcht vor dem Altwerden; ihre Leidenschaftsausbrüche sind die eines verzogenen Kindes; es fehlt ihr an Stolz, an Selbstbeherrschung; sie ist ewig ärgerlich, weil sie sich altern fühlt; sie sollte nicht Liebe fordern — „je n'en ai plus". Dann freilich auch immer wieder der Umschlag, und nach einer „scène épouvantable": „Mme. de Staël m'a reconquis".

Lady Blennerhassett nun hat, und das ist für die Kunst ihrer Darstellung charakteristisch, dies Leidenschaftsdrama gleichsam aus der Rückerinnerung aufgerollt. Sie geht darauf ein, als es im Wesentlichen zu Ende gespielt ist. Ein historischer Bericht. Neben der Perspektive, die sie selbst als Darstellerin besitzt, sucht sie auch Perspektive für die handelnden Personen zu gewinnen. Sie meidet die grellen Farben des Augenblicksgeschehnisses, und diese Farbendämpfung hat eigenen Reiz, man könnte dabei an Heyse'sche Erzählungskunst denken. Die Geliebte Constant's soll hinter die Frau von Staël zurücktreten, die ihr litterarischer Name bedeutet. Sie lebt für Lady Blennerhasset in den Gedanken, die von ihr ausgingen. Und der Mund, der von der Lage Europas, dem Werth und Unwerth der Gesetze, den litterarischen Vorgängen so bestimmend zu sprechen wußte, ist ein anderer, als der Mund, auf dem Constant's kalte Küsse brannten. Dennoch will es mir scheinen, als wäre Lady Blennerhasset aus ihrem tiefen ethischen Empfinden heraus gegen Constants Zeugniß ungerecht gewesen. Die Schatten, die er auf das Bild der Frau von Staël geworfen, wirft sie auf das seine zurück, und zum Theil hat sie ein Recht es zu thun. Constant war gewiß kein Charakter. Er war sich seiner Schwäche bewußt und hat vor sich selbst mit dieser seiner Schwäche kokettirt. Aber sollte nicht jemand, der die

*) Adolphe ist soeben in ganz vortrefflicher deutscher Uebersetzung von Joseph Ettlinger im Verlag von Otto Hendel, Halle a. d. Saale erschienen. Eine gut orientirende Einleitung vom Uebersetzer ist dem Werk beigegeben.

eigenen Gefühle so scharf sezirt, auch mehr von andern zu sagen haben, als die andern?

Wie dem auch sei: ist Lady Blennerhassett aus ethischem Empfinden heraus gegen Constant ungerecht geworden, so wäre es falsch, die Grenzen ihrer ethischen Toleranz danach abstecken zu wollen. Soweit ethische Beurtheilung mit Toleranz vereinbar, so weit geht ihre Toleranz. Schon die Wahl der Frau von Staël und vollends Talleyrands beweist es. Sie selbst ist zu frei, um verdammen zu müssen. Und wer wie sie, so ganz sich selbst bescheidend, hinter Ideen zurücktritt, die ihr die schöpferischen scheinen, der hat nicht nöthig Andere zu verleugnen.

Sie hat auch das eine klar erkannt, daß, wenn es eine Fortentwicklung der Menschheit giebt, sie nicht in gerader Linie vorwärts führen kann. Die Rückschläge sind ihr eben so wichtig wie das Vorwärtsdringen, und aus Entstellungen sieht sie oft genug die Idee in erneuter Reinheit hervorgehen. Vielleicht auch deshalb ihr Streben nach Universalität, um in dies Spiel der Kräfte, soweit es eben möglich, Einblick zu gewinnen.

Die scheinbar leichte Universalität der Bildung, das bescheidene Zurücktreten hinter unzeitgemäße Ideen, dabei die strenge kritische Wissenschaftlichkeit moderner Schulung — und das alles bei einer Frau und in einer Zeit, die die Frauen nicht gelten lassen will: es müssen besonders glückliche Verhältnisse zusammengespielt haben, solche Vereinigung zu ermöglichen. Nun verdanke ich es ihrer persönlichen Güte, wenn ich über ihre Lebensführung Einiges mittheilen darf. Und ich lasse sie selbst sprechen:

„Ich bin am 19 Februar 1843 in meiner lieben Vaterstadt München geboren und dann, von guten Lehrern, bis zu meinem 12. Jahr unterrichtet worden. Die ersten Bücher, die ich mit einigem Verständniß las, waren historischen Inhalts, und das lebendigste Interesse für alles Historische war von Kindheit auf in mir rege. Als ich 1854 zur Vollendung meiner Erziehung in das Kloster Blumenthal bei Aachen geschickt wurde, hatte ich schon ziemlich viel gelesen. In diesem, von Ordensfrauen geleiteten Institut, waren die meisten meiner Lehrerinnen Französinnen und Italienerinnen, und der Unterricht, nach heutigen Begriffen, ein höchst mangelhafter. Mit der Einschränkung jedoch, daß ich drei Sprachen gründlich lernte und eine meiner Lehrerinnen, eine Rheinländerin und ganz überlegen tüchtig geschulte Frau, mich vier Jahre lang unter ihrer persönlichen Leitung behielt und vortrefflich unterrichtete. Sie verkannte meine Anlagen nicht und bequemte ihr System meinen geistigen Bedürfnissen an. Ich bin ihr zu größtem Dank verpflichtet; das Bild der früh Vollendeten hat mich durch das Leben begleitet und ist mir ein leuchtendes Beispiel edler, selbstloser Aufopferung im Dienste Gottes und der Jugend geblieben. Als ich, 15 Jahre alt, das mir lieb gewordene Kloster verließ und zu meinen theuren Eltern zurückkehrte, lebten diese während des größten Theils des Jahres auf einem Schloß in Oberbayern. Kurze Winteraufenthalte, meist in München, und einige kleine Reisen abgerechnet, verbrachte ich dort das nächste Jahrzehnt meines Lebens, fast ausschließlich auf mich selbst zur Fortbildung angewiesen, ohne jeden systematischen Unterricht oder irgend welche Hilfe von außen.

„Erst im Jahre 1864 führte mich ein glücklicher Zufall mit Herrn Stiftspropst von Döllinger zusammen, und von diesem Zeitpunkt an lenkte mich der Umgang mit ihm in festere Bahnen. Er stellte mir seine Bibliothek zur Verfügung, las mit mir lateinische Klassiker und wirkte auf mich, viel weniger durch bestimmende Weisungen und Rathschläge als durch anregende Worte und durch sein Beispiel. In litterarischer Beziehung überließ er mich vollständig meinen eigenen Neigungen, und beschränkte sich darauf, mir Material zur Verfügung zu stellen, wenn ein Stoff mich anzog. Diesen für mich beglückend und entscheidend gewordenen Verkehr unterbrach auch meine Verheirathung mit meinem ihm befreundeten Gatten im Jahre 1870 nicht mehr. Allein seit 1869 hatte mein Leben eine andere Wendung genommen. Ich verbrachte ein Jahr in Belgien und Frankreich, lernte in Paris viele bedeutende Menschen kennen, vor allem die als liberale Katholiken bezeichnete Gruppe hervorragender Schriftsteller, die den „Correspondant“ herausgaben, und vertiefte mich in die Werke der großen französischen Historiker und Kritiker. Nach einem Aufenthalt in Rom lernte ich England durch meinen Mann, der 20 Jahre lang einen irischen Wahlkreis im Parlament vertrat, die leitenden Persönlichkeiten der liberalen Partei und viele andere in Wissenschaft und Litteratur berühmte Namen, Fremde und Einheimische, kennen, so daß ich sagen darf, es sei mir die Geschichte der Zeit ein Jahrzehnt hindurch zur lebendigen Wirklichkeit geworden. Vom Marschall Marmont, der mich als Kind auf den Arm genommen, bis zu den Zeitgenossen von heute, hatte ich das Glück, den meisten der hervorragenden Männer der letzten fünfzig Jahre nahe zu treten. Seit 1879 an begann ich, zuerst in englischen Zeitschriften, dem „Spectator“, dem „Nineteenth Century“, der „Fortnightly Review“ historische Essays zu veröffentlichen. Seit 1883 bin ich Mitarbeiterin der „Deutschen Rundschau“. Zwölf Jahre hindurch beschäftigte mich die Vorbereitung und Redigirung meines Werkes über Frau van Staël, das vom April 1887 bis Herbst 1888 in Druck erschien*) und in Französische und Englische übersetzt wurde. Von 1889 bis 1896 veröffentlichte ich eine Reihe von Aufsätzen in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ und fuhr fort, Essays für die „Rundschau“ zu schreiben. Im Herbst 1894 erschien ein starker Band, „Talleyrand, eine Studie“**), die gleichfalls ins Englische übersetzt wurde. Seit 1896 bin ich Mitarbeiterin von „Cosmopolis“.

„Das ist in der Hauptsache und in einem halben Dutzend Bänden, wenn ich meine vereinigten Essays rechne, das Ergebniß meiner schriftstellerischen Thätigkeit.“

Ein reiches Leben, das hinter diesen bescheidenen Zeilen durchleuchtet. Der Sonnenschein des Talentes, der Pflichterfüllung und bevorzugter Lebensstellung fällt darauf. Ein Leben, das Frucht gebracht, und ein Lebenswerk, das von Ideen getragen ist. Eine Frau, die in dem, was Menschen Glück nennen, nicht sich selbst lebt sondern dient.

Blickt man auf unser Jahrhundert zurück, so sieht man in seinen Anfängen, die deutsche Frau in die Litteratur und damit in das öffentliche Leben eintreten. Es ist die Frau der Romantik. Sie ist freigeistig, universal gebildet, geistreich. Mit dem Verglimmen der Romantik aber tritt auch die Frau in das Dunkel zurück. Einzelne Frauen brechen sich Bahn, aber es ist in ihrer Erscheinung nichts Typisches mehr. Anders mit Lady Blennerhassett. Ich glaube, daß der Kulturhistoriker späterer Zeiten, wenn er von der deutschen Frau vom Ende des 19. Jahrhunderts sprechen wird, sich versucht fühlen könnte, sie nach dem Bilde Lady Blennerhassett zu zeichnen. Er wird fehlgreifen, wenn er verallgemeinert, weil hier erreicht ist, was die Besten unter den Vielen nur erstreben. Aber das Bild, nach diesem Bild gezeichnet, würde unserer Zeit zur Ehre sein.

Man spricht soviel von den Gefahren des Frauenstudiums, vor der Entweiblichung und Entfremdung vom eigentlichen Beruf der Frau. Man sucht damit die Stimme der eigenen Vernunft zu übertäuben. In dem Briefe, in dem Lady Blennerhassett mir so gütig über ihre Lebensführung Auskunft gibt, steht ein Satz, der in seiner Schlichtheit lauter spricht als alle Tiraden, und nicht nur für sie, sondern für die Frau unserer Zeit Zeugniß gibt. Er lautet:

„Da ich das Glück hatte, Mutter von vier Kindern zu werden, von welchen zwei Söhne und eine Tochter leben, so mußte ich größtentheils des Nachts arbeiten, um den häuslichen Pflichten keinen Eintrag zu thun.“

Bedarf es weitrer Offenbarung?

Ernst Heilborn.

*) Verlag von Gebrüder Paetel. 3 Bde.
**) Ebenda.

Rudolf Virchow über die neueren Fortschritte der medizinischen Biologie.

In der „Huxley-Lecture“, die Rudolf Virchow im ktober d. J. vor der Charing Cross Hospital Medical chool in London hielt und die soeben in deutscher Uebersetzung erschienen ist,*) wählte der Großmeister der medizinischen Wissenschaft aus Pietät für den verstorbenen iologen die Fortschritte der neueren medizinischen Biologie um Themo seiner Vorlesung.

Das geistige Leben unserer Zeit, die literarischen und zialwissenschoftlichen Strömungen nicht minder als die aturwissenschaftliche Forschung stehen unter dem Zeichen der unendlich kleinen Veränderungen“. Neue, positive Erungenschaften der Noturwissenschaft haben uns den Werth eser Methode schätzen gelehrt, welche in weiterer Folge ich allen anderen Gebieten einen chorakteristischen Stil, n eigenthümliches Gepräge verliehen hat.

Lyell lehrte den Einfluß der allmöhlich im Verlaufe waltiger Zeitepochen sich summirenden Einwirkungen auf e Gestaltung der Erde und machte die frühere Annohme tastrophenartiger kosmotellurischer Umwälzungen entbehrh. Die geniale Konzeption Darwins zeigte, daß wir die nzelnen Thier- und Pflanzenarten uns durch successive, iendlich kleine Variationen aus einem gemeinsamen Stomme tstanden denken können und erklört die Zweckmäßigkeit der ganischen Formen durch die natürliche Zuchtwahl im impfe ums Dasein. Dieselbe Arbeitsmethode dringt nunehr gewissermaßen auch in alle anderen geistigen Werktten. Sie verpflanzt sich in die Sozial- und Rechtsssenschaft, man betrachtet den Verbrecher und das Verechen unter dem Gesichtspunkt des Milieus, welches sie gehtet und gezeitigt hat, und eine neue Wissenschaft, die thropologische Kriminalistik, wird auf dieser Grundlage geaffen. Hippolit Taine sucht uns mit dem Aufwande all ies Geistes und Wissens darzuthun, wie zu allen Zeiten Künstler und Denker ous ihrer Epoche heraus sich entkelten und nur das verstärkte Echo für das leise Gerrmel der Volksmassen ihres Landes und ihrer Zeit waren. e Wogen dieser geistigen Strömung schlogen auch an die stade der Poesie und Kunst heran, der psychologische man wird geschoffen, überall findet man dos Bestreben, greifbare äußere Handlung in eine unendliche Summe iimaler Impulse und Eindrücke aufzulösen.

Die glänzendsten Resultate dieser Methode sind auf Gebiete der Pathologie zu verzeichnen. Aber ihre ersten itzen hat sie in der Wissenschaft vom Leben, der Biologie, inden. Die gegenwärtige bokterielle Theorie der Infekiskrankheiten hätte koum zu einer Zeit entstehen können, nicht der Blick für die Bedeutung kleiner, sich summirender flüsse bereits durch andere Entdeckungen geschärft den war.

Die größte Schwierigkeit in der Biologie ist, wie chow ausführt, dadurch erwachsen, daß die Menschen m an sich notürlichen Triebe folgend die Frage nach dem ieitlichen Grunde des Lebens in den Vordergrund der kussion rückten. In der That, was ist natürlicher, als Schluß, daß das Leben als eine besondere Erscheinung) einen besonderen Grund haben und daß dem materi- Vorgang des Lebens eine gemeinsame Ursache zu nde liegen müsse?

Der Mensch, und ebenso die höheren Thiere und inzen sind aber moteriell keine einheitlichen Wesen; im entheil, sie sind zusammengesetzt aus vielen Einzeltheilen ganen). Wir nennen sie daher Organismen. Wäre in i nur eine einzige Kraft vorhanden, welche alle Theile Thätigkeit setzt, so wäre es unmöglich zu begreifen, wie besondere Art der Thätigkeit zu Stande kommt, welche jeder dieser Organismen in seiner besonderen Weise ausübt. Handelt es sich doch bei dieser besonderen Thätigkeit nicht bloß um die fertigen, sagen wir kurzweg ausgewochsenen Organismen, sondern auch um ihre Entstehung und ihr Wachsen. Wie sollte eine einzige Kroft, mag man sie im spiritualistischen Sinne Geist, Seele, Spiritus rector oder im physikalischen Sinne Lebenskraft oder gar Elektrizität nennen, so verschiedenartige Organismen aufbauen? Oder, wenn diese Kraft in einem einzelnen Organ wohnte, etwa im Gehirn oder im Rückenmark oder im Herzen ihren Sitz hätte, wie sollte man jene hirn- und herzlosen Wesen erklären, die einen so abnormen Zustond darbieten, daß sie bis zum Anfange dieses Jahrhunderts einen Tummelplatz der mystischen Spekulation gebildet haben? — Nach der Ansicht von Virchow, die für diese Probleme so ziemlich das Ei des Columbus darstellt, gibt es hier nur eine Lösung. Die höheren Organismen besitzen eben kein einheitliches Leben. Ihr Leben und all' ihre Thätigkeiten werden erst verständlich, wenn wir zu der exakten, auf einer Art von instinktiver Wahrnehmung beruhenden Vorstellung von dem Leben der Theile zurückgehen. Jeder Theil eines lebenden Organismus hat sein besonderes Leben, seine Vita propria. Dos hat unter den älteren Autoren Niemand mit größerer Schärfe betont, als Paracelsus. Aber er hat diesen guten Gedanken sofort wieder verdorben, indem er jedem lebenden Theil einen besonderen Spiritus beilegte. Auch die besten unter den nächstnachfolgenden Biologen sind in dieser Vorstellung, wie in einem Fallstrick, gefangen gehalten worden.

Die auf Autopsie gegründeten Fortschritte der Gesammtwissenschaft, und vorzugsweise die der Medizin, haben die wirklichen Beobachter endlich ganz von selbst dahin geführt, ihre Aufmerksomkeit immer mehr den einzelnen Theilen zuzuwenden. Wie Virchow in einer meisterhaften Abhandlung u. d. T. „Morgagni und der anatomische Gedanke“ nachgewiesen hat, läßt sich an der Geschichte der Pathologie auf das deutlichste zeigen, wie erst die Zerlegung des Körpers, zuerst in größere Regionen (Kopf, Brust, Bauch u. s. w.), dann in Organe, dann in Gewebe, zuletzt in Zellen und Zellen-Territorien uns das Verständniß der Krankheiten erschlossen hat. Auf den Regionismus ist der Organismus, auf diesen die histologische und endlich die cellulare Theorie gefolgt. Aber was für die Pathologie gilt, muß auch für die Physiologie gelten, und in der That hat die Physiologie dieselben Phasen der Entwicklung durchgemacht.

Man begreift allmählich, daß das Leben der einzelnen Theile vollständig anschaulich wird, wenn wir das Leben der einzelnen Zellen oder deren Thätigkeit ins Auge fassen. Denn das Leben der Organe ist seinerseits nichts anderes, als die Summe der in ihnen zusammengefaßten einzelnen Zellenleben und das Leben des ganzen Organismus ist keine einheitliche, sondern eine Kollektivleistung. Der Organismus ist keine einheitliche, sondern eine soziale (gesellschaftliche) Einrichtung, ein Zellenstaat.

Dabei sind aber zwei Voraussetzungen zu machen: 1. daß jeder Organismus, wie jedes Organ und jedes Gewebe, so lange er lebt, Zellen besitzt; 2. daß die Zellen aus organisch-chemischen Stoffen bestehen, welche nicht selbst lebendig sind, deren mechanische Anordnung aber die besondere Richtung und Kraft ihrer Thätigkeit bedingt.

Die erste Voraussetzung ist erst langsam in neuerer Zeit erfüllt worden. Noch Schwann, der die Entstehung der einzelnen Gewebe aus Zellen erkannte, hielt an der Auffassung fest, daß bei der weiteren Entwicklung mancher Gewebe die Zellen verbraucht werden. Dahin rechnete er insbesondere jene wichtige Gruppe, welche man früher als Stützgewebe bezeichnet hat, weil sie den einzelnen Organen und dem ganzen Organismus Form und Festigkeit gewähren. Unter ihnen stehen obenan das Knochen- und Bindegewebe, die auch quantitativ einen so großen Bruchtheil in der Zusammensetzung der höheren Organismen ausmachen. Die Vorstellung von der Zellenlosigkeit des Knochen- und Bindegewebes muß aufgegeben werden. Wo man früher nur leere Stellen oder geradezu Lücken

*) Rudolf Virchow. Die neueren Fortschritte in der Wissenschaft ihr Einfluß auf Medizin und Chirurgie. Berlin 1898

(Hohlräume) im Gewebe sah, da können wir gegenwärtig wirkliche lebende Zellen nachweisen.

Was die zweite Voraussetzung betrifft, daß es keine lebende organisch-chemische Substanz oder anders gesagt keinen bestimmten organisch-chemischen lebenden Körper gibt, so ist ihr von jeher der Umstand entgegengestanden, daß alle lebende Substanz aus organisch-chemischen Stoffen zusammengesetzt ist. Dabei hat man jedoch meist übersehen, daß diese beiden Arten von Stoffen, die lebenden und nicht lebenden, nicht einfach identifizirt werden dürfen. Trotz chemischer Aehnlichkeit oder gar Uebereinstimmung besitzen sie doch erkennbare Differenzen, nicht bloß physiologische sondern auch mechanische und physikalische. Namentlich seitdem man durch die Anwendung von Farbstoffen einen Einblick in die Verschiedenheit der mechanischen oder wie man sagen darf, molekulären Anordnung der Substanz genommen hat, ist es möglich geworden, lebende und nicht lebende Theile de visu zu unterscheiden. Freilich stehen wir erst im Anfange dieser Untersuchungen, aber die neuesten Erfahrungen an den Ganglienzellen haben gelehrt, daß auch über die Färbung hinaus erkennbare Differenzen zwischen lebenden und nicht mehr lebenden Theilen festgestellt werden können.

Durch diese Auffassung erscheint der Begriff des Nahrungsmittels im Vergleich mit dem der früheren Physiologie nicht unwesentlich modifizirt. Durch die Schriften und Arbeiten unserer Vorfahren auf diesem Gebiete zieht sich wie ein rother Faden die Vorstellung, daß wir die Nahrungsmittel als Ersatz für die verbrauchten Körperbestandtheile zu uns nehmen, daß dieselben also vorwiegend zum Wiederaufbau der Gewebe bestimmt sind; wir wissen nunmehr, daß dem nicht so ist. Wir wissen, daß die Nahrungsmittel als Kraft- oder Brennmaterial eingeführt und in den Geweben zersetzt werden, und daß nur ein geringer Prozentsatz derselben (ein Theil der Eiweißkörper, des Wassers und der anorganischen Salze) zu festen Gewebsbestandtheilen wird. Der übertriebene, irreführende Enthusiasmus, mit dem man Jahrhunderte hindurch die Lehre von den Bildungs- und Ernährungsstoffen ausgebaut hat, ist schon stark gemindert, zum Theil gänzlich beseitigt worden durch die Erkenntniß, daß kein einziger chemischer Stoff, keine Art von Nahrungs- oder Bildungsmaterial, welche als solche ohne weiteres für die Entstehung oder Erschaffung von Zellen verwendet werden könnte und direkt in die Zusammensetzung derselben eingeht, außerhalb des lebenden Organismus aufgefunden worden ist. Und doch hat ein Chemiker von der Bedeutung Liebig's daran geglaubt, daß Fibrin direkt aus dem genossenen Fleisch in die Säfte des Körpers übergeführt und von da in die Gewebe abgesetzt werden könne. Das war ein Mißverständniß — ein Rückstand aus den Zeiten der alten Humoralpathologie, welche den lebenden Körper und seine einzelnen Theile einfach durch das Zusammentreten weniger Grundsubstanzen entstehen ließ. Daraus erwuchs die Lehre von den plastischen Stoffen, die in der Nahrung und im Blute vorhanden sein sollten. Mit einer Hartnäckigkeit, welche nur durch die Oberflächlichkeit dieser Theoretiker übertroffen wurde, blieb man dabei, daß die plastischen Stoffe als solche den Aufbau und die Erhaltung der lebenden Theile bewirken. Man übersah, daß die aufgenommene Nahrung erst durch besondere Säfte, welche von den Zellen der Verdauungsorgane abgesondert werden, vorbereitet werden muß und daß sowohl die digestiven Stoffe als auch die plastischen Substanzen des Blutes erst durch eine neue Umwandlung assimilirt werden müssen, was eben durch die Zellen der Gewebe geschieht.

Scheinbar neue Kraft gewann die Lehre von den plastischen Stoffen durch die Zellentheorie Schwann's. Man muß diese Bezeichnung nur nicht mißverstehen. Seitdem die zellulare Theorie des thierischen und pflanzlichen Lebens begründet worden ist, stellen sich Viele vor, die Zellentheorie Schwann's sei identisch damit. Das ist nicht nur nicht der Fall, sondern beide stehen sogar in einem geraden Gegensatze zu einander. Schwann nahm an und er glaubte den Vorgang ganz unmittelbar beobachtet zu haben, daß Zellen in ungeformter Substanz, in einer Flüssigkeit oder in einer halbfesten Masse in der Art entstünden, daß sich zunächst kleinere Partikelchen festerer Art abscheiden und daß sich diese zu Häufchen oder Klümpchen zusammenhäuften, aus denen allmählich durch innere Umgestaltung ein Zellenkern entstehe. Um diesen häuften sich dann allmählich neue Niederschläge festerer Substanz, und aus ihnen entstünde der Körper einer Zelle. Demnach sei die ursprünglich amorphe Substanz als der eigentliche Bildungsstoff zu betrachten.

Es liegt auf der Hand, daß man von diesem Vordersatze logisch zu der Schlußfolge geführt werden mußte, daß jede Bildung organischer Gewebe oder Organismen, jede Bildung neuer Zellen von den früheren durch eine gewisse Kluft (Hiatus) getrennt sei, daß also jede Neubildung als ein discontinuirlicher Lebensvorgang aufzufassen wäre. Sonderbar genug ist diese Auffassung entstanden und angenommen worden zu einer Zeit, wo Darwin schon an der Arbeit war, um die Entstehung neuer Arten durch Umbildung bestehender Arten zu erweisen. Die Zellentheorie Schwann's aber war in Wirklichkeit eine Wiederbelebung der uralten Lehre von der Urzeugung (Generatio aequivoca).

Die Stützen der Generatio aequivoca, soweit dabei die Zoologie in Betracht kam, sind allmählich niedergerissen worden. Die Entstehung der Gewebszellen aus dem Ei und den Furchungskörpern desselben ist durch die ganze Thierreihe beobachtet worden. Die scheinbar eierlosen Thiere z. B. die Trichinen sind eines nach dem andern dem Harvey'schen Gesetz „Omne vivum ex ovo“ unterworfen worden: wir kennen ihre Eier, ihre Embryonen, ihre Wanderungen. Es blieb schließlich nur noch ein höchst wichtiges Gebiet übrig und dieses gehörte vorzugsweise der Pathologie an, das war das Gesetz der plastischen Exsudate, welche die wichtigsten klinischen Prozesse, besonders die entzündlichen, begleiten. —

Es begreift sich, daß ein so eminent pathologisches Gebiet die eigentlichen Naturforscher wenig interessirte. Sie überließen es den Medizinern, die alltäglich sich damit zu beschäftigen haben. Die Mediziner brachten aber den Lehrsatz von den plastischen Exsudaten fertig mit aus ihren ersten Studien. In unsere heutige Sprache übersetzt, würde ein solcher Lehrsatz die Discontinuität der meisten pathologischen Neubildungen anerkennen, er würde, was wohl zu bemerken ist, auch den Boden für das Dogma von dem Entstehen neuen Lebens aus unbelebter Substanz befestigen.

Hier greifen nun Virchows Forschungen mächtig ein. Nach seinen Untersuchungen, die bereits zu den sichersten und köstlichsten Schätzen der menschlichen Erkenntniß gehören, gibt es kein plastisches Exsudat, das einfach amorph wäre, die Zellen, welche sich etwa darin finden, sind nicht darin entstanden. Mit diesem Nachweise ist die Vorstellung von der discontinuirlichen Entstehung der pathologischen Neubildungen beseitigt. Jede solche Neubildung setzt ein Gewebe voraus, aus welchem ihre Zellen herstammen; das ist ihre Matrix. Zwischen der Descendenz der Menschen und der Thiere von einer Mutter und der Descendenz der pathologischen Neubildungen von einer Matrix ist nach Virchow kein prinzipieller Unterschied.

Freilich ist nicht jede lebende Zelle befähigt, eine Matrix zu werden. Alle diejenigen Zellen, welche für die höchsten animalischen Funktionen bestimmt sind, erweisen sich als steril. Ganglienzellen, Muskel-Primitivbündel, rothe Blutkörperchen, kurz alle stark differenzirten Zellen kommen für die Lehre von der pathologischen Descendenz nicht in Betracht. Die mehr indifferenten Zellen dagegen, vor Allem im Knorpel, Bindegewebe, Epithel besitzen eine ausgesprochene Disposition zur Hervorbringung neuer Zellen.

Die Proliferation ist also eine Thätigkeit besonderer Zellen. Wenn sie auch nicht von allen Zellen geübt werden kann, so ändert das nichts an der Thatsache, daß sie nur von Zellen geübt werden kann. Ebensowenig ist sie die Funktion eines ganzen Organismus, es sei denn, daß dieser selbst einzellig ist. In dieser Eigenschaft liegt die Erklärung

für die Entstehung eines ganzen Organismus aus einer einzigen Eizelle, jenes wunderbaren Vorganges, der sich im Leben eines jeden Organismus ereignet. Das ist das Wesen der Deszendenz, und in dieser liegt der Schlüssel zu der Erkenntniß der Erblichkeit, jener räthselhaften Erscheinung, die seit jeher die Menschen beschäftigt hat.

Nach der humoralen Theorie wurzelte die Erblichkeit in den Säften und vorzugsweise in dem Blut. Das Blut bildete nach dieser Vorstellung das Mittel der Fortsetzung der Familie und Rasse; die Blutsverwandtschaft erklärte scheinbar die Aehnlichkeit nicht allein der Säfte, sondern auch der Organe und des ganzen Körpers. Je nach seiner Beschaffenheit bedingte es die Güte oder Schlechtigkeit der Organisation: edles Blut erzeugte edle Menschen und gesunde Organe, schlechtes Blut eine niedere Nachkommenschaft und zu Krankheiten disponirte Organe. Von dieser phantastischen Prämisse ist in wissenschaftlichen Arbeiten nichts mehr übrig geblieben; sie setzt sich in laienhaften Kreisen wie ein Aberglaube fort, aber man erkennt ihre Berechtigung bei einer ernsthaften Erörterung nicht mehr an. An ihre Stelle tritt die Erfahrung von dem verschiedenen Werthe der Muttergewebe und ihrer Zellen. Sie sind die Träger der erblichen Eigenschaften, die Quellen für die Keime der neuen Gewebe und die Motoren der lebendigen Thätigkeit.

Von diesem Standpunkt aus beleuchtet Virchow das neue Gebiet der mikroskopischen Parasiten, welche bald als bloße Körnchen (Kokken), bald als kleinste Stäbchen oder Ketten (Bazillen) auftreten und von denen viele die schwersten Krankheiten, die Elite der parasitären Infektionskrankheiten hervorrufen. Ihre Kenntniß begann mit dem Studium der zwei größten und am meisten verbreiteten Vorgänge, der Gährung und der Fäulniß. Es wird das unvergängliche Verdienst von Louis Pasteur bleiben, nicht bloß die Abhängigkeit dieser Vorgänge von der Thätigkeit der Mikroben sicher festgestellt, sondern auch die weitere Lebensgeschichte derselben und ihre Fähigkeit, wirkungsvolle Stoffe hervorzubringen, aufgeklärt zu haben. Es hieße offene Thüren einrennen, wollte man gegenwärtig in der Aera der Serum-Therapie und der künstlichen Immunisirung, die Bedeutung der Bakteriologie hervorheben. Nach Virchow ist jedoch eine prinzipielle Unterscheidung von Ursache (causa) und Wesen (essentia) der infektiösen Krankheiten nothwendig. Die parasitären Wesen, namentlich auch die Bakterien, sind immer nur Ursachen; das Wesen der Krankheit beruht in dem Verhalten der Organe und Gewebe, welche von den Bakterien und ihren Absonderungsprodukten getroffen werden.

Man kann sogar noch weiter gehen. Wir wissen gegenwärtig, daß die Bakterien nicht Krankheitsursachen im absoluten Sinne des Wortes sind, so daß mit dem Eindringen der Bakterien auch die Krankheit gesetzt wäre, sondern nur, daß sie in einem durch äußere Einflüsse entsprechend prädisponirten Organismus ihre verderbliche Wirksamkeit entfalten können. Durch die Summirung unendlich kleiner, schädlicher Eingriffe und Veränderungen werden die Gewebe des Organismus umgestaltet, die Hilfstruppen, die er zum Kampfe mit den Bakterien aufbieten kann, lahm gelegt, in seine Schutzwälle eine Bresche gelegt und auf diese Weise die Krankheitsanlage, die selbst schon Krankheit ist, vorgezeichnet. Durch das sogenannte Kulturleben werden die natürlichen, primitiven Bedingungen des Kampfes ums Dasein verrückt, die physische Vollwerthigkeit tritt als ernstliche Siegeschance immer mehr in den Hintergrund, und so wird denn durch das eherne, unerbittliche Naturgesetz die physische Degeneration ebenso herangezüchtet, wie es früher die physische Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit wurde. Der resignirte Ausspruch mancher pessimistischer Sozialpolitiker: „Es muß noch um vieles schlimmer werden, ehe es besser werden kann“, mag in erster Linie für die physische Seite des Menschen Geltung haben.

Ueberblickt man also vom Standpunkt der modernen Wissenschaft das gewaltige, von einer naiven Beobachtung zusammengewürfelte Heer der Krankheitsursachen in den älteren Systemen der Pathologie, als Kummer, Ueberanstrengung, Erkältung, unzureichende Ernährung u. s. w., so wird man nothgedrungen zugeben müssen, daß in diesen ungenauen Angaben immerhin die schätzbaren Resultate einer uralten Erfahrung, gewissermaßen einer Ureriunerung des Menschengeschlechtes niedergelegt sind. All' diese Einflüsse schädigen den Organismus und sind prädisponirende Momente für die Invasion der Bakterien oder sonstiger pathologischer Mikroorganismen.

Ihre Einschränkung ist die Aufgabe einer zielbewußten sozialen Hygiene. Dieselbe hätte zunächst bei der Erziehung einzugreifen. Wir kennen Alle eine Unzahl von bewährten hygienischen Vorschriften, die wir nicht befolgen, weil sie uns nicht durch eine vernünftige Erziehung in Fleisch und Blut übergegangen sind. Es wird sorgfältiger darauf geachtet, daß das Kind die Gabel in der linken Hand hält, als daß es den Bissen gehörig zerkaut. „Unsere natürlichen Feinde“, wie der grimmige Ausspruch eines französischen Schriftstellers die Eltern und Erzieher nennt, pfropfen auch manches giftige Reis auf die gesunde Pflanze des kindlichen Gemüthes. Die geschlechtliche Frühreife, von der bereits Hufeland in seiner „Makrobiotik“ sagte, daß sie eine der größten Gefahren für die europäische Kulturmenschheit darstellt, hat seit seiner Zeit gewiß an Ausbreitung gewonnen. Die hellen Augen der Kinder sind in Gefahr und wer kennt sie nicht, diese Pflanzen der Großstadtluft, die bereits gebrochen und geknickt sind, ehe noch der Sturm des Lebens sie berührt hat. „Ohne genügenden Sauerstoff gibt es kein reines Gewissen!“ Dieser Ausruf des Ibsen'schen „Volksfeindes“ ist ein sozialhygienisches Programm und die Ausführungen des Ibsenschen Doktors sind keine biblischen Flüche, sondern die exakten Vorhersagungen des Naturforschers. Eduard Sokal.

Zwei Briefe Theodor Fontane's.

Zu den Stücken aus meiner Handschriften-Sammlung, die mir die liebsten sind, gehören einige Gedichte und Briefe von Theodor Fontane. So besitze ich z. B. die schönen Verse „Guter Rath“, das erste aus den gesammelten Gedichten:

An einem Sommermorgen
Da nimm den Wanderstab,
Es fallen deine Sorgen
Wie Nebel von dir ab. u. s. w.

Wer sieht ihn da nicht vor sich, den rüstigen Wanderer, wie er durch die Mark Brandenburg zieht und ihre verborgenen Schönheiten aufdeckt?

Besonders ans Herz gewachsen sind mir aber die beiden Briefe, die Einem so recht den ganzen Fontane zeigen. Der erste (Januar 1893) bezieht sich auf die wunderbare Ballade „Archibald Douglas“, die wahrlich auch ohne Löwe's gleichwerthige Komposition das Siegel des Unvergänglichen an sich trägt; der zweite (Februar 1896) knüpft an Scott's Lady of the Lake an und enthält ein interessantes Bekenntniß des greisen Dichters. Er schreibt:

„Irgendwo in Walter Scott — entweder in den ‚Erzählungen eines Großvaters‘ oder noch wahrscheinlicher in einer der kleineren und weniger bekannt gewordenen epischen Dichtungen — findet sich eine lange Anmerkung, in der es ungefähr heißt: Jacob IV.*) hatte viel Streit mit dem Adel, besonders mit der Douglas-Familie. Archibald Douglas wurde schließlich auf Lebenszeit verbannt. Nach 7 Jahren kam er wieder und stellte sich bittend dem Könige entgegen. Der König wies ihn aber ab, und so mußte er das Land abermals verlassen. Ein englischer König, wenn ich nicht irre Heinrich VIII., mißbilligte dies und sprach den Reimspruch:

A King's face
Shall give grace.**)

*) Es muß Jacob V. heißen.

**) Die Stelle findet sich in Scott's Tales of a Grandfather, cap. 26. Die Verse lauten genauer:
„A King's face
Should give grace.“

Soweit die Anmerkung, beiläufig das Einzige, was ich aus dem ganzen dicken Buche las, das ich beim Abstäuben nur zufällig aufgeschlagen hatte. Diese kleine Douglas-Geschichte machte einen großen Eindruck auf mich, und da ich ganz der Ansicht von Heinrich dem Achten war, so modelte ich den Stoff in dem entsprechenden Sinne. Die Hauptstücke des Gedichts: Die Ansprache des Douglas und die Antwort des Königs darauf, schrieb ich noch an demselben Abend, und zwar auf dem kalten weißgetünchten Vorflur des k. Schauspielhauses. Ich holte meine Frau ab und sah mich noch stehn, wie ich ein kleines Blatt nach dem andern an den Wandpfeiler legte, um mit dem Bleistift, der keine rechte Spitze mehr hatte, besser schreiben oder doch das Nöthigste festhalten zu können. Es ist jetzt gerade 40 Jahre her — — —".

Zum Verständniß der zweiten Briefstelle schicke ich Folgendes voraus. Zu Anfang 1896 hatte ich Scott's Lady of the Lake für deutsche Leser mit Anmerkungen, Erklärungen u. s. w. herausgegeben. Zu den Hauptpersonen des Gedichts gehören bekanntlich König Jacob V. von Schottland und ein — von Scott frei erfundener — Graf Douglas, der Vater Ellen's, der „Jungfrau vom See". Den Namen Douglas zu hören, ohne dabei an Fontane zu denken, war und ist mir immer noch unmöglich; daß in meinen geschichtlichen Anmerkungen also auch die Ballade „Archibald Douglas" erwähnt wurde, war selbstverständlich. Um dem verehrten Dichter ein kleines Zeichen meiner aufrichtigen Zuneigung und Bewunderung zu geben, sandte ich ihm mein Buch mit einem Begleitschreiben zu; ich wußte, daß der alte Herr, so abhold er auch allem Tamtam war, sich doch über ehrliche Zustimmung zu seinem Schaffen herzlich freuen konnte.

Darauf handelte er nicht wie Lamartine, der auf Alfred de Musset's bekanntes Gedicht gar nicht antwortete (si parva licet componere magnis!), sondern er schrieb mir schon nach vierzehn Tagen:

„Pardon, daß ich Ihnen heute erst (!) danke. Aber es sind gesellschaftlich so unruhige Tage, und so bin ich denn mit allem, mit Arbeit, Besuchen und leider auch mit Briefen überall im Rückstande.

Hineingekuckt habe ich aber gleich und habe nicht nur die drei Vorworte oder Einleitungen zwischen S. V und XIII, sondern auch die ersten Seiten der Dichtung selbst wieder gelesen. Seit mehr als 30 Jahren zum ersten Male wieder. Der Eindruck war derselbe wie in meinen jüngsten Tagen. **Mein Geschmack hat sich zwar mittlerweile dem ganz Schlichten zugewandt** — der Volklang, die forsche Muskelbildung der Sprache (wie wenn Abs auftritt) hatten mich aber sofort wieder in ihrer Gewalt. Wenn ich mir dann **die** vergegenwärtige, die bei uns das haben nachmachen wollen, so kommt mir der Jammer an.

Ich habe übrigens, was Sie vielleicht ein Weniges interessirt, all diese Lady of the Lake-Stätten gesehen, auch Ellen's Island, das einen ein wenig enttäuscht. Es wirkt wie eine nachträgliche Aufschüttung, um dem Reisenden doch einen Anhalt zu geben. Vielleicht waren Sie selbst auch da. Ich ging bis nach Inverneß hinauf und über das Schlachtfeld von Culloden, und zähle diese Reise zu meinen schönsten Erinnerungen. — — —"

Diese Prachtstelle: „Die forsche Muskelbildung der Sprache, wie wenn Abs auftritt" — ist das nicht der ganze Fontane? Nicht der des Archibald Douglas, aber der, dessen „Geschmack sich mittlerweile dem ganz Schlichten zugewandt" hat, der Meister des modernen Romans — der ist es. Und deshalb sind, denke ich, diese Briefstellen nicht ganz ohne Interesse.

R. Werner.

David F. Schloss: Methods of Industrial Remuneration. William and Norgate. London. 1898.

Mr. Schloß ist hauptsächlich durch seine Arbeiten über Gewinnbetheiligung, Prämienlöhnung, Vergebung öffentlicher Arbeiten an Genossenschaften, die er im Auftrage des englischen Arbeitsamtes verfaßt hat, bekannt geworden. Das vorliegende Buch erschien zuerst im Jahre 1892, jetzt hat es in verbesserter und erweiterter Gestalt die dritte Auflage erlebt. Da es an äußeren Vorzügen nicht sehr reich ist, so spricht die Zahl der Auflagen für den inneren Werth des Buches, der denn auch über allem Zweifel erhaben ist. Ich kenne kein Buch über den Arbeitslohn, das neben einer so gründlichen Analyse der verschiedenen Lohnformen eine solche Fülle von Material, das aus der Quelle praktischer Erfahrung geschöpft ist, verarbeitet hätte. Es behandelt in besonderen Kapiteln die verschiedenen Arten des Zeitlohns, Stücklohns, die Kombination von Zeit- und Stücklohn, die Progressiv- oder Prämienlöhne, die diesen Formen entsprechenden Gruppen- oder Kollektivlöhne, das Schwitzsystem, die Gewinnbetheiligung und die Genossenschaft. Für den Unternehmer wird der Werth der Lohnform durch den Einfluß gemessen, den sie auf folgende Faktoren des Produktionsprozesses hat: 1. auf die Quantität und Qualität des Arbeitsertrages; 2. auf die Ersparung an Produktionskosten durch die Schnelligkeit der Arbeitsleistung, durch die schonende und sparsame Behandlung des stehenden und umlaufenden Kapitals seitens der Arbeiter, durch Verminderung der Aufsichtskosten; 3. auf die Verbesserung der Produktionstechnik durch Anspornung des Erfindungsgeistes unter den Arbeitern; 4. auf die Sicherung eines zuverlässigen und tüchtigen Arbeiterstammes.

Für den Arbeiter kommt bei der Wahl der Lohnform hauptsächlich die Wirkung auf folgende Faktoren in Betracht: 1. auf die Regelmäßigkeit und Sicherheit des Lohnbezuges; 2. auf die Steigerungsfähigkeit des Arbeitsentgeltes, damit der größeren Leistung auch stets ein höherer Lohn entspreche; 3. auf die Ersparung von Zeit und Kraft. 4. auf die Sicherung einer Minimalgrenze, unter die der Lohn nicht sinken kann. Eine Lohnform, die unter allen Umständen allen diesen Anforderungen genügen würde, läßt sich nicht finden. Sie muß immer mehr oder weniger der besonderen Art des Gewerbes und des Betriebes, der Eigenthümlichkeit der Arbeit und der Arbeiter angepaßt werden. Bei hochqualifizirter Arbeit, die nur durch einen festen Stamm geübter Arbeiter gesichert werden kann, wo die Stückarbeit sich nicht gut bewerthen läßt, da verdient den Vorzug der Zeitlohn. Der Stücklohn bewirkt dagegen, daß ohne großen Aufwand für Aufsicht und Kontrole das Maximalquantum des Arbeitsertrages erzielt wird. Beim Uebergang vom Zeit- zum Stücklohn ergab sich oft ein Mehrertrag von 30 bis 50 Prozent. Der Stücklohn wird bei fortschreitender Arbeitstheilung im Großbetrieb immer mehr zur Aufnahme kommen, weil jeder Einzelne hier stets dieselbe Arbeit verrichtet, deren Werth sich genau abschätzen läßt, weil er durch lange Uebung eine große Fertigkeit erlangt, wodurch auch die Qualität der Arbeitsleistung gesichert wird. Die Arbeiter sind beim Stücklohn in der Lage, an jedem Vortheil, der sich aus der Verbesserung der Produktionstechnik und -Organisation ergibt, theilzunehmen und den Lohn im gleichen Verhältniß zur Leistungsfähigkeit zu steigern. Vorausgesetzt wird dabei, daß der Lohnsatz ein fester sei, der bei jeder Vermehrung des Arbeitsertrages nicht vom Unternehmer herabgesetzt werden kann. Trotz dieser Vorzüge ist ein großer Theil der Arbeiterschaft nicht zur Annahme des Stücklohns zu bewegen. Sie behaupten, daß diese Lohnform die Unregelmäßigkeit des Lohnbezugs, ein Uebermaß von Anstrengung, eine Schädigung der Arbeitsqualität zur Folge habe. Diese Mängel lassen sich aber durch eine geeignete Kombination von Zeit- und Stücklohn wie sie die Prämienlöhnung bietet, beseitigen. Bei einem festen Minimalzeitlohn für eine bestimmte Arbeitsleistung wird für jede Mehrleistung, die nach Quantität und Qualität des Ertrages geschätzt werden kann, eine Prämie in Form des Stücklohnes gezahlt. Es sind das die sogenannten Produktions- und Ersparnißprämien, die Schloß nach dem Vorgang Leroy-Beaulieu's Progressivlöhne nennt.

Bei dem Gruppenstücklohn darf die Gruppe nicht zu groß sein, damit die Arbeiter sich gegenseitig zu erhöhter Leistung antreiben können.

Das Schwitzsystem erscheint immer dann, wenn die Arbeiter nach Zeitlohn und der Aufseher, Zwischenmeister oder Werkführer nach der Quantität des Arbeitsertrages bezahlt werden.

Die Gewinnbetheiligung und die Genossenschaft haben sich bisher nicht so zweifellos bewährt, daß sie das Lohnsystem überall ersetzen könnten. Im Anhang gibt Schloß noch eine Liste der englischen Firmen, die die Gewinnbetheiligung eingeführt hatten, sie aber aus irgend einem Grunde, der angegeben wird, wieder aufgegeben haben und eine Liste der Firmen, die heute noch die Gewinnbetheiligung aufrecht erhalten.

L. Katzenstein.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 6. Berlin, den 5. November 1898. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5071 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Wahlen zum preußischen Abgeordneten-
ıse sind am 3. November Seitens der Wahlmänner voll-
en worden. Obgleich es an Ueberraschungen in einzelnen
hlkreisen nicht ganz gefehlt hat, so bleibt doch das Bild
Großen und Ganzen so, wie es sich nach den Urwahlen
tellte. Die Linke ist ein wenig verstärkt; die Freisinnige
einigung hat 6, die Freisinnige Volkspartei 10 Mandate
onnen; die Nationalliberalen sind um etwa 10 Mandate ge-
ächt; das Zentrum hat ein Paar Mandate gewonnen;
Polen haben ein Paar eingebüßt; die Konservativen
ich sind um etwa ein halbes Dutzend Mandate hinter
Stand im letzten Abgeordnetenhause zurückgedrängt,
en also für sich allein keine Majorität bilden. Die Dinge haben sich mithin nicht wesentlich gebessert, aber die entschiedene Linke gewinnt doch sichtlich wieder an Boden, selbst unter dem elendesten aller Wahlsysteme. Daß dieses Wahlsystem geändert werde, ist in Preußen die nächste große politische Aufgabe.

Die Orientreise des deutschen Kaisers naht allmählich ihrem Ende.

In Palästina hat sich ein Zwischenfall zugetragen, der eine politische Bedeutung hat.

War der protestantisch-religiöse Charakter der Fahrt bisher stark betont worden und befanden sich in der Umgebung des Kaisers zahlreiche Vertreter der protestantischen Kirche, so hat der Monarch doch zugleich dafür Sorge getragen, daß diese Thatsache nicht eine gewisse Verstimmung in der katholischen Bevölkerung Deutschlands erzeuge. Er verkündete von Jerusalem aus die Schenkung eines Grundstückes an die Katholiken für religiöse Zwecke, und diese Schenkung ist von den deutschen Katholiken mit herzlichem Dank entgegengenommen worden.

Wir finden diesen Akt in jeder Beziehung gerechtfertigt; denn ist der Kaiser von Deutschland auch selbst Protestant, so ist er doch zugleich der Monarch von Protestanten und Katholiken, und als solcher verpflichtet der Gesammtheit seiner Unterthanen Wohlwollen und Fürsorge entgegenzubringen. Da auch eine jüdische Deputation mit einem freundlichen Worte bedacht wurde, so ist der Geist der Parität in diesem Falle zu seinem Recht gekommen.

Es sei noch bemerkt, daß der Kaiser in einer seiner Ansprachen in Jerusalem, als die Aufgabe des christlichen Herrschers die Bewahrung des Friedens und die Förderung der Humanität hinstellte. Auf einem Boden, wo Christus gewandelt, kann man andere Anschauungen kaum zum Ausdruck bringen; gleichwohl ist es eines der erfreulichen Zeichen unserer Zeit, daß die Gebieter über so mächtige Heere wie der Kaiser von Rußland und der Kaiser von Deutschland, sich immer wieder als Förderer der großen modernen Kulturaufgaben bekennen.

Die Berliner Stadtverwaltung steht vor einer Entscheidung, die ein weit größeres als ein nur lokales Interesse beanspruchen darf. Es handelt sich darum, soll die Versorgung der Stadt mit Elektrizität ferner durch private Gesellschaften oder soll sie durch ein Unternehmen der Stadt erfolgen. Mit anderen Worten: soll der städtische Betrieb ausgedehnt oder soll einer ihrem Wesen nach monopolistischen Privatindustrie unbeschränkte Freiheit der Entfaltung gewahrt bleiben.

Die Frage gehört mit zu den sehr schwierigen; schwierig besonders darum, weil der Liberalismus weder für die

Verstaatlichung noch für den Uebergang großer Betriebe an die Kommune ohne zwingende Gründe eine Vorliebe hat. Es ist daher zu verstehen, daß liberale Stadtverordnete gegen die Uebernahme der Werke durch die Stadt sich aussprechen. Es kommt hinzu, daß Berlin erst allmählich und seit Kurzem in die jetzigen riesigen Verhältnisse hineingewachsen ist, und eine ehrenwerthe Aengstlichkeit hält viele liberale Stadtverordnete ab, Berlin in so große Unternehmungen zu verstricken, wie sie die Versorgung der Hauptstadt mit Elektrizität wäre. Solche Erwägungen verdienen Beachtung und ernste Prüfung.

Ganz entschieden muß man sich aber dagegen wehren, wenn durch interessirte Kreise der demagogische Versuch gemacht wird, jeden, der für eine Uebernahme der elektrischen Anlagen durch die Stadt ist, als einen Sozialisten und Helfershelfer der Sozialdemokratie zu verschreien. Die eigennützige Absicht, die in solchem doch schließlich ungeschickten Versuch liegt, ist allzu deutlich, und sie beweist nur, welche starken und in ihren Mitteln unbedenklichen Interessen vorhanden sind, um den bestehenden Gesellschaften das Monopol ihres Privatbetriebes zu erhalten.

Derartige Versuche verdienen rückhaltlose Zurückweisung, und hoffentlich gelingt es der Berliner Stadtverwaltung, unbeeinflußt von diesen Strömungen in ruhiger Objektivität zu einer nützlichen Entschließung zu gelangen.

Die jetzigen Berathungen sind kulturhistorisch sehr interessant.

Berlin ist für den industriellen Großbetrieb ein Objekt der Beackerung von höchstem Werthe geworden. Und die Mächte des Großbetriebes geben sich Mühe, die Verhältnisse für die eigene Tasche so günstig wie nur möglich zu gestalten. Das ist vom kaufmännischen Standpunkt der Großindustrie das Naturgemäße. Und diesen verwickelten kaufmännischen Fragen, die interessirte Kreise sich bemühen, noch verwickelter erscheinen zu lassen, steht eine meist aus engeren bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangene, in ihrem Kerne durchaus ehrenfeste Stadtverwaltung gegenüber, die vor den realen und künstlich aufgebauschten Schwierigkeiten der Uebernahme der Elektrizitätswerke in städtischen Betrieb begreiflicherweise zunächst zurückschreckt.

Wie sich geschickt und zweckmäßig die einfache bürgerliche Tüchtigkeit in diesem Kampfe gegenüber modernen gewaltigen Finanzinteressen schließlich behaupten wird, das bleibt jedenfalls eine bedeutungsvolle Seite heutiger kommunaler Selbstverwaltung, die sich den Plänen des modernen Großindustriebetriebs gewachsen zeigen muß.

Frankreich hat ein Ministerium Dupuy, das von den Radikalen mit Mißtrauen aufgenommen wird. Man befürchtet, daß Dupuy die Geschicklichkeit und Energie besitzen wird, um die Dreyfusangelegenheit in der einen oder andern Weise todt zu machen. Ob er den Willen dazu hat, wird man in Frankreich selbst besser wissen; uns will es jedenfalls scheinen, daß der Kampf um Dreyfus, der in Wahrheit ein Kampf um die Republik ist, nur durch einen Staatsstreich, und auch dann nur vorübergehend, zu ersticken ist.

England rüstet, und in Frankreich fühlt man eine gewisse Beklemmung darüber, ob die Auseinandersetzungen über Faschoda wirklich friedlich verlaufen werden. Wir zweifeln hieran um so weniger, da man in Paris zur Nachgiebigkeit bereit ist. Es scheint, daß das Ministerium Salisbury nur die Absicht hat, ohne ernste Gefahren eine Probe seiner so stark angezweifelten Energie abzulegen.

* * *

Verfolgungssucht.

Es gibt kaum eine widerwärtigere Erscheinung im politischen Leben Preußens, als die kleinliche Verfolgungssucht, die allmählich bei uns den Charakter eines trockenen Systems angenommen hat. Heute wird ein Arbeiter gemaßregelt, weil er in den Verdacht sozialdemokratischer Gesinnung gekommen ist; morgen wird ein Schulmeister versetzt, weil er sich an einer politischen Agitation betheiligt hat, die der herrschenden Richtung nicht paßt; hier wird der ganze juristische Scharfsinn der Staatsanwaltschaft aufgeboten, um einen Journalisten, dem man sonst nicht an den Kragen kommen kann, auf Grund des elastischen Groben-Unfugsparagraphen zur Bestrafung zu bringen; dort interpretirt man so lange an ein paar unvorsichtigen Sätzen herum, bis man glücklich eine Majestätsbeleidigung herausgepreßt hat. In den Kriegervereinen ist es zu einer ständigen Gewohnheit geworden, Sozialistenriecherei zu treiben. Besonders schneidige Militärbehörden gehen gleich noch einen Schritt weiter und belegen selbst Lokale mit dem großen Bann, in denen Sozialdemokraten sich aufgehalten haben. Eine ständige Rubrik bilden außerdem die Mißgriffe der Verwaltungsbehörden bei der Behandlung von Polen, Dänen, Elsässern, Welfen u. s. w.

Aus allerjüngster Zeit sind es besonders zwei Vorgänge, die in weiten Kreisen ein starkes Unbehagen hervorgerufen haben: der eine betrifft den Militärboykott, der über das Carl Schultze-Theater in Hamburg verhängt worden ist; der andere die erneuten Ausweisungen harmloser dänischer Arbeiter aus Nordschleswig.

Den Offizieren und Mannschaften der Garnisonen der Städte Hamburg, Wandsbeck, Altona und Bahrenfeld ist der Besuch des Carl Schultze-Theaters durch Kommandanturbefehl verboten worden, weil dort angeblich die „Freie Volksbühne" spielt. In Wirklichkeit veranstaltet dort der Verein „Freie Volksbühne", in welchem sich allerdings viele Sozialdemokraten befinden, dessen Ziele aber nicht auf politischem, sondern auf litterarischem Gebiete liegen, keine Vorstellungen, sondern die Direktion des Carl Schultze-Theaters stellt dem Verein „Freie Volksbühne" zu ermäßigten Preisen für je eine im Uebrigen durchaus öffentliche Sonntagsnachmittagsvorstellung allmonatlich eine Anzahl von Plätzen zur Verfügung, die dann von dem Verein unter seinen Mitgliedern verlost werden. Und deshalb ein Militärboykott!

Weit schlimmer und wegen ihrer internationalen Tragweite ungleich bedeutsamer erscheinen jedoch die in Nordschleswig verfügten Ausweisungen, die wie dazu geschaffen sind, unser Verhältniß zum benachbarten Dänemark ungünstig zu beeinflussen. Man empfindet geradezu ein Gefühl der Beschämung als Deutscher, wenn man liest, daß eine Anzahl ländlicher Dienstboten — und zwar männliche und weibliche gleichermaßen —, die sich nichts haben zu Schulden kommen lassen, ohne jegliche Angabe von Gründen, mit einer Frist von nur 24 Stunden, ausgewiesen worden sind. Es ist begreiflich genug, daß man diese Maßregel, die politisch völlig harmlose Persönlichkeiten trifft, in den betheiligten Kreisen auffaßt als eine Aktion, die vorzugsweise gegen die dänisch gesinnten Dienstherrschaften der Ausgewiesenen gerichtet ist. So etwas muß empörend wirken.

Es ist schlechterdings unverständlich, wie man annehmen kann, mit solchen Maßregeln die dänische Gesinnung in unseren Grenzprovinzen auszurotten. Nur die erbärmlichsten Feiglinge können durch eine solche Verfolgung eingeschüchtert werden; wer hingegen nur eine Spur von nationalem Temperament besitzt, der wird durch eine derartige Behandlung zum Hasse gegen das deutsche Regiment geradezu erzogen. Aber Haß wäre noch nicht das Schlimmste: — Diesem Hasse mischt sich erfahrungsgemäß in solchen Fällen stets eine gehörige Dosis Verachtung gegen derartige Maßnahmen bei.

Die Zeitung „Dannevirke“ berichtet:

„Am Sonnabend-Nachmittag wurde der Hausknecht unserer Druckerei, Hans Peter Jensen, auf's Polizeiamt citirt, wo ihm mitgetheilt wurde, daß er das preußische Staatsgebiet binnen 24 Stunden zu verlassen habe. Gestern ist er abgereist. Jensen war aus der Gegend von Barde, hat sich im Nordschleswigschen 30 Jahre lang aufgehalten und war zuletzt 15 Jahre in unserer Druckerei als braver und zuverlässiger Arbeiter beschäftigt. Er war verheirathet und hatte vor Kurzem das ihm gehörige Haus in der Ringstraße verkauft. Ebenso wenig wie die Schriftsetzer unserer Druckerei, welche neulich ausgewiesen wurden, hat er sich je eine politische Handlung zu Schulden kommen lassen oder irgend etwas gethan, wodurch er den Behörden hätte „lästig“ werden können; sein Verbrechen bestand nur darin, daß er dänischer Unterthan war.“

Kann es irgend eine dänische Agitation geben, die so aufreizend wirkt, wie die bloße Mittheilung eines solchen einfachen Thatbestandes? — Und das geschieht in einem Staate, der 33 Millionen Einwohner zählt, gegenüber einer Hand voll Dänen, die an der äußersten Nordmark des Landes wohnen und sich noch nicht von ihren dänischen Sympathien und Traditionen haben losreißen können! Man versteht es, wenn ein Staat selbst zu grausamen Unterdrückungsmitteln seine Zuflucht nimmt, um wirkliche Gefahren, die seiner nationalen Existenz drohen, abzuwenden; aber die Gefahr, welche der Existenz des deutschen Reiches und des Königreichs Preußen seitens der dänisch gesinnten Nordschleswiger droht, kann doch selbst von der aufgeregtesten Polizeiphantasie nicht hoch veranschlagt werden.

Welch' peinlichen Eindruck ein solches Vorgehen in Dänemark selbst hervorruft, ist leicht zu begreifen. Der frühere dänische Kultusminister Scavenius hat dieser Empfindung im Folkething bereits Ausdruck verliehen, aber das, was man öffentlich äußert, bleibt begreiflicherweise stark zurück hinter dem, was man empfindet. Deutschland hat aber durchaus keinen Anlaß, die Sympathien, die es nicht allzu reichlich im Auslande hat, polizeilich zu verwirthschaften. Wir haben uns schon durch die erleuchtete agrarische Politik, wie sie in überflüssigen Viehsperren und im russisch-deutschen Gänsekrieg zum Ausdruck gekommen ist, allerlei internationale Unbequemlichkeiten herangezogen, die voraussichtlich den Vertretern unserer auswärtigen Politik noch Manches zu schaffen machen werden. Es ist nicht erforderlich, daneben eine Ausweisungspolitik zu treiben, die ganz auf der Höhe unserer Agrarpolitik steht.

Unverständlich ist es uns, wie jene Ausweisungspolitik die Billigung des Oberpräsidenten von Schleswig-Holstein, des Staatsministers von Koeller, hat finden können. Wir Liberalen haben gewiß keine Ursache, mit besonderer Anerkennung gerade von Herrn von Koeller zu sprechen; aber das Eine mußte man ihm bisher zu seinem Ruhme nachsagen, daß er, jeglicher kleinlichen Raneune abhold, mit einer gewissen staatsmännischen Bonhommie Politik getrieben hat, so daß man auf derartige Maßregelungen, wie sie gegenwärtig in Nordschleswig vor sich gehen, unter seiner Verwaltung am allerwenigsten gefaßt sein konnte.

Einerlei aber, wer für solche Mißgriffe verantwortlich zu machen ist, — hier stehen allgemein deutsche Interessen auf dem Spiel, und deshalb hat auch die öffentliche Meinung Deutschlands allen Grund, vor der Regierungsweisheit nicht zu verstummen, sondern mit einer mißbilligenden Kritik klar und deutlich herauszurücken. Deutschland ist ein Kulturstaat von 54 Millionen Einwohner; eine solche Stellung verpflichtet zum Verzicht auf Verwaltungsgrundsätze, die nicht einmal bei ängstlichen Kleinstaaten verzeihlich sein würden. Je größer der Säbel ist, um so weniger soll man ihn gegen die Kleinen und Schwachen gebrauchen.

Th. Barth.

Vor dem Pariser Kassationshof.

Wiederholentlich habe ich an dieser Stelle die Wandlungen geschildert, denen die Frage nach der Schuld oder Unschuld von Dreyfus im Verlaufe von einem kurzen Jahr unterworfen worden ist. Zweifel, die keine Lösung ausschlossen, auch nicht die einer wirklichen Schuld von Dreyfus, bildeten den Anfang; die Unschuld von Dreyfus wurde dann zur Gewißheit, und damit rückte die gesammte Sachlage in eine neue Beleuchtung. Die Rechtsfrage fesselte nicht mehr ausschließlich die Aufmerksamkeit; und der Rechtsirrthum, der vorausgesetzt worden war, erwies sich als eine nackte Rechtsvergewaltigung. Die Rechtsvergewaltigungen häuften sich dann und häuften sich, und dieses Bild der Korruption in der Armee, im Richterstande, in der Presse, in den Ministerien, dieses Bild der Haltlosigkeit und Charakterlosigkeit des Parlaments zeigte die tiefe Verkommenheit der französischen Zustände, die nur einige helle leuchtende Punkte aufweisen; den Muth und die edle Uneigennützigkeit eines Picquart und die rücksichtslose Unerschrockenheit jener zunächst kleinen Schaar, der Zola, Clemenceau, Jaurès, Yves Guyot, Trarieux, Bernhard Lazare, die in dem ungleichen gefahrvollen Kampfe, der schließlich bis zu meuchlerischen Straßenüberfällen führte, nicht ermüdeten.

Die Revision des Dreyfusprozesses vor dem Pariser Kassationshof ist ein neuer Ruhepunkt, und auch dieser Gerichtshof erscheint als eine gesunde, unabhängige Institution in der haltlosen Verderbtheit, die sich an so vielen Punkten des französischen öffentlichen Lebens zeigt. In diesen Verhandlungen zeigt sich ein ehrliches, ruhiges, starkes Selbstgefühl, das sich wohlthätig von den Verzerrungen der Leidenschaft und der schnöden Pflichtvergessenheit abhebt, die bisher der Dreyfusangelegenheit ihren Charakter aufgedrückt haben.

Der Kassationshof stellte eines klar — was seit dem Beginn dieses Jahres dem unabhängigen Beurtheiler klar sein mußte: die Unschuld von Dreyfus und die Rechtsbeugung, die gegen ihn geübt worden ist. Der Bordereau und auf Grund des Bordereau die Schriftvergleichung sind die einzigen realen Grundlagen der Anklage. Dieses Fundament stürzt zusammen, seitdem Esterhazy als Verfasser des Bordereau angesprochen werden muß. Das sogenannte Geständniß von Dreyfus ist eine späte Entstellung der Wahrheit; andere Schuldbeweise liegen nicht vor; wohl aber ist es nunmehr erwiesen, daß das über Dreyfus zu Gericht sitzende Kriegsgericht den unglücklichen jüdischen Offizier nicht verurtheilen wollte, und daß den Richtern das Urtheil entrissen wurde durch Aussagen und durch die Vorlage von sogenannten Beweisstücken, von denen der Angeklagte und sein Vertheidiger nichts wußten.

Alle diese Thatsachen sind nicht neu, und wichtig bleibt nur, daß sie vom Kassationshof bestätigt worden sind.

Heute muß sich die Aufmerksamkeit nach einer andern Richtung wenden, die noch in Dunkel gehüllt liegt, und in die auch die Verhandlungen vor dem Kassationshof nur spärlich Licht fallen lassen.

Es sind zwei Fragen, die sich aufdrängen. Auf die eine gibt es bereits eine ziemlich befriedigende Antwort; auf die andere kann man nur mit Vermuthungen erwidern. Die eine heißt: Welche Personen suchten Dreyfus vor dem Kriegsgericht zu vernichten, und aus welchen Motiven handelten sie? Die andere lautet: Welche Motive veranlaßten die höchsten Führer der französischen Armee, ein Verbrechen, das begangen worden war, zu decken und auf dieses eine Verbrechen neue Verbrechen zu häufen und zu häufen?

Jene Personen — wenigstens diejenigen, welche im **Vordergrunde** während der Verhandlungen vor dem Kriegsgericht gegen Dreyfus agirten, — kennen wir jetzt gut genug.

Auf die Spur von Dreyfus führte zuerst der Colonel Fabre, der, als man den Verfasser des Bordereau nicht zu

ermitteln vermochte, eine Schriftvergleichung des aufgefangenen Verzeichnisses mit den Niederschriften von Offizieren des Generalstabes vorschlug. Diese Schriftvergleichung lenkte den Verdacht auf Dreyfus; und daraus entwickelte sich sogleich die Campagne zur Vernichtung des unglücklichen Offiziers.

Welchen Ursprung hatte der Bordereau? Der Ursprung steht heute fest.

In dem Verhör, welchem der Lieutenant-Colonel Henry vor dem damaligen Kriegsminister Cavaignac unterworfen worden ist und das zur Enthüllung seiner Fälschung führte, sagte er in Bezug auf den Bordereau:

„J'ai reçu la première pièce au mois de juin 1894; c'est moi qui l'ai reconstituée.“*)

Vor dem General Roget, Kabinetschef von Cavaignac, aber sagte Henry:

„D'autre part, au moment de son arrestation, le 30 août 1898 le lieutenant-colonel Henry a déclaré au général Roget, chef du cabinet du ministre de la guerre, que c'était à lui qu'un agent. que l'on ne nomme pas, avait apporté le bordereau, venu, ajoutait-il, par la voie ordinaire.“**)

Henry ist also derjenige, in dessen Händen zuerst der Bordereau auftaucht. Weiter ist die Spur nicht zu verfolgen.

Henry und du Paty de Clam sind, wie auch feststeht, alsdann gemeinsam diejenigen, die dem General Gonse den Bordereau übergaben resp. das Schriftstück von ihm zurückempfangen haben.

Du Paty de Clam führte hierauf bekanntlich die Voruntersuchung gegen Dreyfus, in der oft geschilderten absurden und teuflischen Weise; noch bemerkenswerther und bisher nicht bekannt ist aber die Rolle, die Henry im Dreyfus-Prozeß selbst spielte.

In dem Rapport des Rothes Bard vor dem Kassationshof heißt es zunächst generell:

„Il est regrettable que les procès-verbaux des débats du premier Conseil de guerre ne portent pas le texte des dépositions des témoins; nous n'avons donc que la déposition du colonel Henry devant le rapporteur; mais, si l'on en croit les renseignements recueillis sur le procès, la déposition du commandant Henry aurait été ardente et passionnée et de nature à faire la plus vive impression sur l'esprit des membres du Conseil de guerre.“***)

Die Lüge wird anschaulicher durch folgende Einzelheiten.

Am 15. Oktober 1894 wurde der Kommandant Henry beauftragt Dreyfus in dem Cherche Midi Gefängniß in die Gefangenenregister aufnehmen zu lassen.

Er erstattet darüber folgenden schriftlichen Bericht:

„Je crois devoir faire ressortir que l'affirmation de M. le capitaine Dreyfus, en ce qui concerne la non-énumération des documents livrés est absolument inexacte, attendu qu'avant de quitter le ministère et alors que je me trouvais dans une pièce contiguë à celle où cet officier était interrogé, j'ai parfaitement et très distinctement entendu M. le commandant du Paty de Clam dire au capitaine Dreyfus:

„Vous êtes accusé d'avoir livré à une puissance étrangère une note sur les troupes de couverture, une note sur Madagascar, un projet de manuel de tir sur le tir de l'artillerie. Donc, lorsque le capitaine Dreyfus affirme que le commandant du Paty de Clam ne lui a pas dit de quoi il était accusé et s'est borné à lui parler de documents secrets confidentiels, le capitaine Dreyfus viole sciemment la vérité.

„A Paris, le 16 Octobre 1894.

Henry.“*)

Die Protokolle hingegen, die du Paty de Clam mit Dreyfus bei dem Verhöre aufgenommen hat, beweisen, daß in der That dem Angeklagten erst weit später Mittheilung über das Wesen der gegen ihn erhobenen Anklage gemacht worden ist.

Hier also ein erster Versuch unter Beugung der Wahrheit, gegen Dreyfus Belastungsmomente herbeizuschaffen.

Während der Verhandlungen vor dem Kriegsgericht ist die Antheilnahme von Henry noch weit leidenschaftlicher.

In einem Aktenstück das an den Garde des Sceaux, von Colonel Picquart, der den Verhandlungen vor dem Kriegsgericht beigewohnt hatte, gerichtet worden ist, heißt es:

„J'assistai à toutes les séances assis derrière les juges. On voyait que l'affaire s'annonçait assez mal; on résolut de frapper un coup. Henry me dit: ‚Vous qui êtes assis derrière Gallet, dites-lui donc de me faire rappeler pour me demander des renseignements‘. Je refusai de m'acquitter de cette commission; le colonel Henry se fâcha et fit sa commission lui-même pendant une suspension d'audience.

Le capitaine Gallet posa la question à la reprise et le colonel Henry fit sa déposition et dit que:

Il tenait d'une personne des plus honorables qu'un officier du deuxième bureau trahissait, et cet officier, le voilà, ajoutait-il, en montrant Dreyfus. On pouvait croire que la personne en question avait dénoncé Dreyfus, ce qui n'était pas vrai“.**)

Und endlich wiederum vor dem Kriegsgerichte; in Anknüpfung an den oben geschilderten Vorgang fragte einer der Richter, der Kommandant Techmann:

„Pouvez-vous m'affirmer que cette personne, dont je ne vous demande pas le nom, dont vous apportez ici le témoignage, peut être considérée comme déposant sous la foi du serment?

Le lieutenant-colonel Henry a répondu:

Absolument“.***)

---

*) „Ich habe das erste Schriftstück (Bordereau) im Juni 1894 erhalten und ich selbst habe es wieder zusammengesetzt.“

**) „Andererseits erklärte der Lieutenant-Colonel Henry im Moment seiner Festnahme am 30. August 1898 dem General Roget, Kabinetschef des Kriegsministers, daß ihm ein Agent, der nicht namhaft gemacht ist, den Bordereau, der, ja fügte er hinzu, auf dem üblichen Wege gekommen war, zugetragen hatte.“

***) „Es ist bedauerlich, daß die Protokolle der Verhandlungen des ersten Kriegsgerichtes nicht den Text der Zeugenaussagen enthalten, wir besitzen also nur die Aussage des Colonel Henry vor dem Rapporteur; allein, wenn man den verschiedenen Mittheilungen über den Prozeß glauben darf, so war die Aussage des Kommandanten Henry hitzig und leidenschaftlich und von einer Art, um den lebhaftesten Eindruck auf den Geist der Mitglieder des Kriegsgerichts zu machen.“

*) „Ich glaube hervorheben zu sollen, daß die Behauptung des Kapitäns Dreyfus, in Bezug auf die mangelnde Auszählung der ausgelieferten Dokumente durchaus unrichtig ist, denn bevor ich das Ministerium verließ und als ich mich in einem Zimmer befand, das dem, in welchem jener Offizier war, benachbart war, habe ich sehr gut und völlig deutlich den Herrn Kommandanten du Paty de Clam zum Kapitän Dreyfus sagen hören: „Sie sind angeklagt einer fremden Macht die und die Dokumente ausgeliefert zu haben. . . . Wenn also der Kapitän Dreyfus behauptet, daß du Paty de Clam ihm nicht gesagt hat, weswegen er angeklagt sei, und daß er sich nur darauf beschränkt habe ihm von geheimen und vertraulichen Dokumenten zu reden, ja verletzt der Kapitän Dreyfus bewußt die Wahrheit. . .“

**) „Ich wohnte allen Sitzungen auf einem Stuhle hinter den Richtern bei. Man konnte wahrnehmen, daß die Angelegenheit sich wenig günstig anließ; man beschloß einen Schlag zu führen. Henry sagte zu mir: Sie sitzen hinter Gallet, veranlassen Sie ihn doch, daß er mich nochmals vorrufen läßt, um Auskunft von mir zu verlangen. Ich lehnte es ab, diesen Auftrag auszuführen; der Colonel Henry war ärgerlich und führte seinen Auftrag während einer Sitzungspause selbst aus.

Der Kapitän Gallet stellte nach Wiederaufnahme der Sitzung die Frage und der Colonel Henry machte seine Aussage und sprach:

Er wußte von einer durch und durch ehrenwerthen Person, daß ein Offizier des zweiten Bureau Verrath übe, und dieser Offizier, da ist er, fügte er hinzu, indem er auf Dreyfus wies. Man konnte glauben, daß die fragliche Person Dreyfus denunzirt hatte, was nicht wahr war“.

***) „Können Sie mir versichern, daß jene Person, nach deren Namen ich Sie nicht frage, und deren Zeugniß Sie hier anführen, als ein Zeuge betrachtet werden kann, der unter der Heiligkeit des Eides aussagt.“ — Der Lieutenant-Colonel Henry hat erwidert: „durchaus“.

Und darauf wurde die Zeugenvernehmung geschlossen.

Eines ist völlig deutlich. Henry betreibt mit äußerster Energie die Verurtheilung von Dreyfus und zwar unter Zuhilfenahme falscher, erlogener Behauptungen; ihm assistirt du Paty de Clam weniger aktiv, mehr in der Rolle des Werkzeuges.

Noch ein Umstand ist zu beobachten; daß nämlich unmittelbar, nachdem der Verdacht auf Dreyfus gelenkt worden ist, die antisemitische Presse eingreift, und durch ihre Hetze den zunächst schwankenden Kriegsminister Mercier zwingt, durch Ungesetzlichkeiten, durch die Vorlegung von Aktenstücken, die weder Dreyfus noch der Vertheidiger kannten, die Verurtheilung des Angeklagten bei dem zögernden Kriegsgericht durchzusetzen.

Da von der Untersuchung gegen Dreyfus nur ganz wenig Personen wußten, und da sich später die engen Beziehungen zwischen der antisemitischen Presse und dem Generalstab völlig deutlich gezeigt haben, so kann man folgern, daß auch im Jahre 1894 bereits die betheiligten Offiziere des Generalstabes die antisemitische Presse für ihre verderblichen Zwecke mit Erfolg benutzten.

Welches war nun dieser Zweck und welches war das treibende Motiv? Da beginnen die Vermuthungen.

Der Vorgesetzte von Henry und du Paty de Clam war Sandherr, ein ausgesprochener Antisemit, der im Wahnsinn endete. Der Antisemitismus wurde aber wie in Berlin, wie in Wien, so auch in Paris bereits seit längerer Zeit benutzt, um die Massen durch die demagogische Aufstachelung alter Vorurtheile für die Sache der Reaktion zu gewinnen.

War bei dem Vorgehen gegen Dreyfus nur der individuelle Antisemitismus einzelner Generalstabsoffiziere maßgebend, oder stand dieser Antisemitismus Einzelner zugleich im Dienste weiter reichender politischer Absichten, die durch die theatralische Verurtheilung eines jüdischen Offiziers, mochte er auch unschuldig sein, der eigenen Agitation eine starke Förderung bringen wollten?

Am wahrscheinlichsten ist es, daß individuelle Frivolität und individueller Antisemitismus den Anstoß gaben, und daß dann die sich bietende Gelegenheit von den Agitatoren für umfassendere politische Zwecke ausgebeutet worden ist. Bei den meisten Entwicklungen ist der abgekartete Plan nicht das Primäre, sondern aus der durch die allgemeinen Verhältnisse gegebenen Lage pflegt erst der vorbedachte Plan hervorzugehen.

Ich glaube nicht, daß ein Komplott bestand, Dreyfus oder einen jüdischen Offizier zu verderben, um damit eine bestimmte politische Wirkung zu erzeugen; eher ist anzunehmen, daß sich zufällig der Verdacht auf Dreyfus lenkte, und daß nunmehr antisemitische Leidenschaft und Frivolität hervorbrachen, um sich des Juden, den man überhaupt nicht leiden mochte, zu entledigen, und um ihn zu verderben. Waren die Dinge in dieses Stadium gelangt, so mußte durch die Zuhilfenahme der Presse als Pressionsmittel gegen den Kriegsminister, der einzelne Anlaß ein politisches Gepräge von allgemeiner Bedeutung erhalten.

Antisemitismus und Frivolität und eine moralisch verwerfliche Schwäche beim Kriegsminister hatten ein Verbrechen erzwungen, auf dem sich Seitens der Reaktion politisch weiter bauen ließ, und auf dem politisch weiter gebaut wurde.

War die Verurtheilung von Dreyfus ein Verbrechen gegen das Recht, so mußten sich der Aufdeckung dieses Verbrechens alle jene entgegen stellen, die an der Vergewaltigung betheiligt waren; der Aufdeckung dieses Verbrechens stellten sich aber zugleich auch jene anderen entgegen, die aus demselben für die politisch klerikale Reaktion Nutzen gezogen hatten oder ziehen wollten.

Damit sind die Voraussetzungen für die spätere Entwicklung geschaffen.

Freilich noch nicht alle Voraussetzungen.

Auf Sandherr war als Leiter des bureau des renseignements Picquart gefolgt.

Picquart war zunächst nicht den geringsten Anfeindungen seiner Vorgesetzten oder Untergebenen ausgesetzt. Da trat eine Wandlung ein.

In die Hand von Picquart gelangte das bekannte Petit bleu, das auf die Spur von Esterhazy führte, und das Picquart dann auch zu der Vermuthung brachte, daß Esterhazy zugleich der Verfasser des Bordereau sei. Fast unmittelbar darauf wurde die Stellung von Picquart zu seiner Umgebung eine andere.

In den Blättern des Generalstabes erfolgten jetzt im Herbst 1896 Enthüllungen, um zu beweisen, daß Dreyfus doch zu Recht verurtheilt sei. Es wurde eine Interpellation in der Deputirtenkammer angekündigt, und um für diese den Kriegsminister Billot zu wappnen, fälschte Henry das viel erwähnte Schriftstück, in dem der Name Dreyfus ausgeschrieben war. In dem Verhör Henry's vor Cavaignac faßt der Minister die Geständnisse jenes folgendermaßen zusammen:

„Ainsi, voici ce qui est arrivé: vous avez reçu en 1896 une enveloppe avec une lettre dedans, une lettre insignifiante; vous avez supprimé la lettre et vous avez fabriqué l'autre?"

Henry. — „Oui."*)

Es ist noch allenfalls zu begreifen, daß Henry, um sein Verhalten im Dreyfusproceß vor einer Aufdeckung zu schützen, jetzt zu dieser Fälschung schritt.

Aber nunmehr greifen auch andere Mächte ein.

Picquart machte über eine Unterredung, die er mit dem General Gonse, seinem Vorgesetzten, hatte, die folgende Aussage:

„Le général: Qu'est-ce que cela vous fait que ce juif soit à l'Ile du Diable? — Moi: Mais s'il est innocent? — Comment voulez-vous revenir sur ce procès; ce serait une histoire épouvantable, le général Mercier, le général Saussier sont engagés là-dedans. — Mon général, il est innocent, cela doit suffire pour revenir là-dessus; mais à un autre point de vue, vous savez que la famille travaille, qu'elle cherche partout le vrai coupable, et que, si elle le trouve, quelle sera notre position? — Si vous ne dites rien, personne ne le saura. — Mon général, ce que vous dites est abominable, je ne sais pas ce que je ferai, mais, en tout cas, je n'emporterai pas ce secret dans la tombe.

Et je sortis précipitamment. Dès lors j'étais fixé."**)

Möglich, daß durch cynische Frivolität und Corpsgeist sich solche Haltung noch erklären läßt.

Aber man geht nun weiter; man entfernt Picquart aus Paris, man schickt ihn nach Afrika und man gibt ihm einen Auftrag, der ihn in den Tod führen sollte. Vergewaltigungen werden über Vergewaltigungen gegen Picquart gehäuft, und man sucht ihn durch gefälschte Depeschen zu vernichten.

Auf der anderen Seite die Versuche, Esterhazy unter allen Umständen und mit allen Mitteln zu retten.

Sollten sich ein Dutzend hohe und höchste Offiziere in dieser Weise nur aus zwei Gründen kompromittirt haben,

---

*) „Also die Sache hat sich so zugetragen: Sie haben 1896 einen Umschlag mit einem bedeutungslosen Brief darin empfangen; den Brief haben Sie unterdrückt und den anderen (das heißt den belastenden) haben Sie fabricirt.

Henry. Ja."

**) „Der General: Was geht Sie das an, daß dieser Jude auf der Teufelsinsel ist. Picquart: Aber wenn er unschuldig ist? — Wie können Sie verlangen, daß man auf den Prozeß zurückkommt; das wäre eine schreckliche Sache; der General Mercier, der General Saussier sind darin verwickelt. — Mein General, er ist unschuldig, das muß genügen, um auf die Sache zurückzukommen; andererseits wissen Sie, daß die Familie arbeitet, daß sie überall nach dem eigentlichen Schuldigen sucht, und wenn sie ihn findet, welches ist dann unsere Lage? — Wenn Sie nichts sagen, wird Niemand ihn kennen. — Mein General, was Sie sagen, ist abscheulich; ich weiß nicht, was ich thun werde, aber sicher nehme ich mein Geheimniß nicht mit ins Grab.

Und ich stürzte hinaus."

nur um bloßgestellte Kameraden zu retten, und um sich die Sympathie der antisemitisch-cäsaristischen Presse zu erhalten?

Mir erscheinen diese Beweggründe nicht stark genug, um anzunehmen, daß so und so viele Generale und der Generalstabschef selbst darum ihre Existenz sollten aufs Spiel gesetzt haben.

Wenn nun dieser Jude unschuldig war, was lag denn schließlich daran; und wenn nun wirklich General Mercier und ein Paar unbedeutendere Offiziere geopfert werden mußten, — es wäre voraussichtlich nicht einmal nöthig gewesen — was lag denn hieran? Sollten alle diese Großwürdenträger des französischen Heeres bei solcher Sachlage schon entschlossen gewesen sein, einen Kampf auf Tod und Leben aufzunehmen?

Ich habe einen anderen Eindruck; vielleicht wäre man geneigt gewesen, Dreyfus laufen zu lassen, denn man gestattete Picquart zuerst, den neuen Spuren zur Entlastung des Verurtheilten zu folgen; aber man fiel ihm unmittelbar in den Arm, als sich sein Verdacht gegen Esterhazy richtete. Und die Anstrengungen zur Entlastung von Esterhazy waren, man möchte sagen, noch größer als zur Belastung von Dreyfus, obgleich natürlich Beides in Wechselwirkung steht.

Sobald Esterhazy von der Bedrohung erfährt, der er ausgesetzt ist, stößt er bemerkenswertherweise Drohungen aus; eher werde Paris an allen vier Ecken und Enden in Flammen aufgehen, ehe man wagen würde, an ihn Hand zu legen; bei ihm findet denn auch zunächst keine Haussuchung statt, wohl aber bei Picquart; er erhält durch die „dame voilée“ das geheime Schriftstück aus dem Kriegsministerium; er übergibt es dem Kriegsminister und keine Untersuchung wird eingeleitet, um die Entwendung des Dokumentes aufzuklären. Der Prozeß gegen Esterhazy, der mit seiner Freisprechung endet, ist eine Farce; eine Farce, die in ihrem Charakter heut noch deutlicher enthüllt ist, und diese Enthüllungen verbreiten zugleich nach einer anderen Richtung etwas Licht.

Es benutzt nämlich Esterhazy als Waffe den Umstand, daß er weiß, sein Schicksal ist mit dem weit höher stehender Personen auf das Engste verknüpft.

Bei der Haussuchung, die der Untersuchungsrichter Bertulus bei Esterhazy schließlich vornahm, fand man einige Entwürfe zu Briefen, deren Echtheit Esterhazy anerkannte. In einem dieser Briefe heißt es:

„Comprenez donc bien que . . . si vous êtes véritablement les maîtres de l'instruction et des experts, je ne puis que m'en rapporter absolument à vous, mais qui si cela vous échappe, comme je le crains, je suis dans l'obligation absolue de démontrer que le bordereau est calqué par Drayfus avec mon écriture.*)“

Esterhazy weigerte sich, die zu nennen, die „Herren der Untersuchung“ seien.

Man hat ferner ein Depesche von Esterhazy an seinen Vertheidiger Tézenas vom 26. August 1898 aufgefangen, in der es heißt:

„Conseil a sursis à demain pour vous entendre confirmer mes affirmations sur rapports que vous savez et vous entendre confirmer déclarations à vous faites sur partie liée et devant être gagnée ou perdue ensemble . . . envoyez par votre cousin ou télégraphiquement président déposition attestant formellement propos à vous tenus sur partie liée et attestation formelle, pièce attestant relations „Esterhazy“.**)

*) „Verstehen Sie wahl, daß wenn Sie wirklich Herren der Untersuchung und der Experten sind, ich mich nur und ausschließlich auf Sie verlassen kann; aber wenn Ihnen, wie ich fürchte, die Zügel entgleiten, sa muß ich unbedingt beweisen, daß der Bardereau van Dreyfus nach meiner Schrift durchgepaust ist.“

**) „Sitzung auf Morgen vertagt, damit Sie meine Behauptungen, über Beziehungen, die Sie kennen, bestätigen können, wie meine Erklärungen über verembartes Spiel (partie liée), das gemeinsam verlaren oder gewonnen werden muß. Senden Sie durch ihren Vetter ader telegraphisch dem Präsidenten Erklärung, die farmell die Ihnen gethane Aeußerung über partie liée bestätigt und formelle Bestätigung, Schriftstück Beziehungen bestätigend“.

Um welche Beziehungen handelt es sich; um welche „partie liée“, deren Ausgang für eine Mehrzahl die Entscheidung bringt?

Ein drittes Schriftstück endlich bringt noch weitere Enthüllungen; es ist gleichfalls beschlagnahmt worden und lautet:

„Mon Général!

Je venais de vous écrire pour vous exprimer bien mal car je ne trouve pas de mot pour dire ce que j'éprouve — toute la profonde gratitude, toute l'infinie reconnaissance que j'ai au coeur pour vous. Si je n'ai pas succombé dans cette monstrueuse campagne, c'est à vous et à vous seul que je le dois; lorsque j'ai trouvé votre lettre. . . . *)

Die Dankbarkeit dauerte nicht lange. Bevor Esterhazy Paris fliehend verließ, schrieb er noch an den Justizminister am 14. September 1898 einen Brief, in dem es zunächst cynisch heißt, die Regierung habe bald auf seine Verurtheilung, bald auf seine Freisprechung hingearbeitet, bis er ihr klar gemacht habe, daß auch das Schicksal ganz anderer und höher gestellter Leute auf dem Spiele stehe; erst darauf habe man in dem bekannten Sinne eingegriffen; aber er sei gleichwohl à la reforme gestellt, und nun fährt er fort:

„Jai par respect pour la robe, gardé jusqu'ici ce que j'aurais à dire; mais, informé de ce qui se prépare, je vois être, à mon très réel regret, obligé, monsieur le ministre, de sortir du silence que j'étais résolu à garder après tout ce que j'avais supporté et souffert . . . on a agi vis-à-vis de moi avec autant de méchanceté que de bêtise . . .“**)

Esterhazy ist sich bewußt, daß sein Schicksal mit dem der höchsten Führer der französischen Armee verknüpft ist; dieser Spion des Auslandes — denn das ist er erwiesenermaßen — ist zugleich der Beschützte des französischen Generalstabes, weil er in der Lage ist, auch seinerseits die Mitglieder dieses Generalstabes zu vernichten.

Und nun erinnere man sich jenes Briefes von Esterhazy, in dem er schreibt, er möchte die verkommene französische Armee wohl verlassen, wenn er nur in einem anderen Heer Aufnahme fände; aber er würde freilich nicht fortgehen, ohne der ganzen Gesellschaft einen Streich nach seiner Art gespielt zu haben.

Die Vergewaltigung von Dreyfus ist nur die eine Seite; daß aber die höchsten französischen Offiziere zu ihrem Komplizen den Spion Esterhazy haben, der sie bedroht, ist die andere Seite des Kulturbildes, das an uns vorüberzieht.

Die Verhandlungen vor dem Kassationshof haben volles Licht bisher nicht gebracht, aber sie lassen mit aller Deutlichkeit jetzt jenen wichtigen Punkt hervortreten, der noch in Dunkel gehüllt liegt.

Welche kompromittirenden Geheimnisse bewahrt Esterhazy gemeinsam mit dem Generalstab?

Wohl möglich, daß Esterhazy selbst noch spricht.

Die Wahrheit hat in Frankreich eine gute Strecke Weges seit einem Jahre zurückgelegt, aber noch immer muß man sich mit Bangen fragen, wird das Recht schließlich den Sieg davon tragen? Es ist auch heute nur eine kleine Schaar, die den Kampf führt, während die Korruption in allen Ständen und in allen Staatsstellungen sich tief seit Jahrzehnten eingefressen hat.

In solchen Erscheinungen liegt eine ernste Lehre.

*) „Mein General! Ich habe Ihnen soeben geschrieben, um Ihnen sehr unvollkommen, — denn mir fehlen die Worte um das zu sagen, was ich empfinde — die ganze tiefe Dankbarkeit und die ganze unendliche Erkenntlichkeit auszudrücken, die ich für Sie im Herzen habe. Wenn ich in diesem abscheulichen Kampfe nicht unterlegen bin, so verdanke ich das Ihnen und Ihnen allein.“

**) „Ich habe aus Achtung var der Justiz bisher das verschwiegen, was ich hätte sagen sollen; aber da ich über das, was sich vorbereitet, unterrichtet bin, so werde ich, Herr Minister, zu meinem sehr graßen Bedauern gezwungen sein, das Schweigen aufzugeben, das ich zu bewahren entschlossen war, trotz Allem, was ich geduldet und gelitten hatte . . . man hat gegen mich mit ebensoviel Niedertracht wie Dummheit gehandelt . . .“

Das öffentliche Leben in unserer demokratischen Zeit ist ein unablässiger Kampf gegen die Mächte der Korruption und der Demagogie, und wenn die besten Kräfte einer Nation aus falscher Vornehmheit oder aus Gleichgültigkeit bei diesem Kampfe feiern, dann beginnen die Sumpfpflanzen in Staat und Stadt zu wuchern, Sumpfpflanzen, wie sie das gesunde Leben Frankreichs jetzt zu ersticken drohen.

P. Nathan.

Bernische Kiltgangsitten.

Nach Jeremias Gotthelf.

Von den Schriften des 1854 verstorbenen Berner Pfarrers Albert Bitzius, der in seinem ersten Buche, dem „Bauernspiegel" sich den Autornamen Jeremias Gotthelf beilegte und diesen Namen von da an auch für alle seine späteren Werke beibehielt, erscheint seit einem Jahre in Lieferungen eine sehr interessante Volksausgabe (im Verlag Schmid und Francke in Bern). Das Interessante liegt darin, daß sie, Dank den Bemühungen des Herausgebers, Professor Dr. Ferdinand Vetter in Bern, den Urtext der ersten, einst bei verschiedenen Schweizer-Verlegern erschienenen, längst vergriffenen Ausgaben wiederherstellt, ja, daß sogar für eins dieser Werke, für den bereits vollständig vorliegenden Volksroman: „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", Professor Vetter das ursprüngliche, von den Nachkommen des Dichters noch aufbewahrte Bitzius'sche Manuskript benützen durfte. Allerdings ist der Werth dieser Publikation für Schweizer und insbesondere für Berner ein wesentlich größerer als fürs Ausland. Dem weiten deutschen Leserkreise wird noch immer die Gesammtausgabe, die der Verleger Julius Springer in Berlin unter Assistenz des Sohnes des Dichters, des späteren Regierungsraths Albert Bitzius, veranstaltete, die besten Dienste leisten, indem in ihr namentlich in sprachlicher Beziehung auf bessere Allgemeinverständlichkeit Rücksicht genommen und mancher dem deutschen Leser gar zu fremdartige Dialektausdruck durch einen leichter deutbaren ersetzt ist. Doch dürfte es auch in Deutschland einzelne Leser geben, die mit den alemannischen Mundarten und speziell mit dem eigenthümlich kraftvollen Bernischen Bauerndeutsch so vertraut sind, daß es ihnen Vergnügen machen könnte, den einen oder den andern der Gotthelf'schen Romane sich einmal im Urtext anzusehen, wie es ja umgekehrt viele Deutschschweizer gibt, welche die plattdeutschen Schriften Fritz Reuter's lieber im Original als in irgend einer Uebertragung lesen.

Hier haben wir es übrigens keineswegs auf eine Vergleichung der neuen Berner und der älteren Berliner Ausgabe, sei es in sprachlicher oder in anderer Hinsicht, abgesehen. Uns liegt nur daran, anläßlich des Erscheinens des „Bauernspiegels" und der „Leiden und Freuden des Dorfschulmeisters" in der ursprünglichen Fassung, wieder einmal auf die urkräftigen Sittenschilderungen des Bernischen Volksschriftstellers aufmerksam zu machen, dessen einheitlich geschlossene Weltanschauung und epischer Reichthum etwas wahrhaft Imponirendes haben, so daß selbst das künstlerisch viel zielbewußtere und zu klarer Meisterschaft gelangte Schaffen eines Gottfried Keller zuweilen vor der strotzenden Vollsaftigkeit dieser mit ihren unerschöpflichen Mitteln verschwenderisch umgehenden Natur zu verblassen und zurückzutreten scheint. (Unter solchem Eindrucke wohl hat der verstorbene Jakob Burckhardt die Werke Jeremias Gotthelf's den Werken Keller's vorgezogen.) Allerdings war es durchaus eine gemeinnützige, volkserziehrrische Absicht, die Jeremias Gotthelf beim Schreiben seiner Bücher leitete, und diese Absicht hat die zahlreichen didaktischen, häufig im salbungsvollen Predigerton, manchmal aber auch im Ton des humoristischen Volksredners gehaltenen Unterbrechungen der eigentlichen epischen Darstellung verschuldet. Ihm selbst gewissermaßen verborgen jedoch wirkte in jener Natur hinter dieser offen zu Tage tretenden volkserzieherischen Absicht die wahrhaft unbändige Lust des echten Epikers an den Erscheinungen des Lebens, die Freude am Weltbilde, wie es in seinem trauten heimathlichen Bernerlande, an seinen Volksgenossen und ihren Daseinsbedingungen im Guten und Schlechten sich ihm darstellte. Und die Lust, aus dieser Fülle nun zu schöpfen und schaffend zu gestalten, war, ohne daß er es sich selbst vielleicht jemals eingestand, schließlich doch der wesentlichere Lebensquell seines Dichtens, etwa so, wie wir ja auch an einzelnen alttestamentlichen Propheten es erkennen, daß sie, unbeschadet ihrer Sendung in Israel, ihrer religiösen und volkserzieherischen Aufgabe, vor allem echte, große Dichter waren. Man geht nicht zu weit, wenn man Jeremias Gotthelf geradezu als den Homer seines Bernischen Volksstammes bezeichnet; denn man will mit diesem Ausspruch ihm gewiß nicht eine für die Weltlitteratur ähnlich in Betracht kommende Stellung einräumen, wie sie dem Vater der epischen Dichtung, dem Sänger der für alle späteren Nationen so wichtig und bestimmend gewordenen griechischen Kulturwelt zukommt. Nur steht man, wenn man selbst im Berner Lande und mitten im Bernischen Volke lebt, vor der fast wunderbaren Thatsache einer höchst wirksamen Wechselbeziehung eines Nationaldichters zu seinem Volke, so nämlich, daß wir nicht nur in den Werken des Dichters sein Land und sein Volk bis in alle Fasern seines Lebens und Strebens unendlich treu und unendlich plastisch dargestellt finden, sondern umgekehrt auch bemerken, wie diese Darstellung in ihren Idealtypen für sein Volk vorbildlich geworden ist, so daß es gleichsam instinktiv in sie hineinwächst, — ein Verhältniß, das im Kleinen und auf lokal eng begrenztem Boden wahrhaftig eine Analogie zu dem Verhältnisse der Griechen zu ihrem alten Volksdichter darbietet. — Die unbändige Lust an allen Erscheinungen des Lebens, von der oben die Rede war, zeigt sich nun bei Jeremias Gotthelf auch, wie bei jeder echten Dichter- und Künstlernatur, ganz besonders in einer frischen, frohen und resoluten Erfassung des Erotischen. Es wäre weit gefehlt, anzunehmen, der Dichter sei, mit Rücksicht auf sein pfarrherrliches Amt, der Darstellung des natürlichen Wohlgefallens, das die Geschlechter einander nahe bringt, aus dem Wege gegangen. Lag auch seinem gesunden Poetensinn die Ausmalung lüsterner Scenen selbstverständlich fern, so hatte er vermöge desselben gesunden Poetensinns doch seine ehrliche Freude an dem derben Liebesleben, wie es sich im Landvolk zeigt und abspielt. Und wo es sich um feinere Erscheinungen der Frauen- und Mädchenwelt handelte, da standen ihm die zartesten Töne zu Gebote. Am liebsten aber mischte er in solche Darstellungen einen Beisatz schalkhaften Humors. Ein Beispiel möge hier seine Stelle finden; es bringt uns von selbst dann auch auf die merkwürdige bernische Kiltgangsitte, von der des weiteren hier die Rede sein soll. Im 14. Kapitel des „Bauernspiegels" spricht Jeremias Gotthelf von den Annehmlichkeiten, die es für einen jungen Schulmeister auf dem Lande habe, wenn er noch ledig sei. Einem solchen zu liebe besuchen die erwachsenen Mädchen noch gern des Sonntags die nachmittägige Kinderlehre. Und da kommt nun folgendes reizvolle Bildchen:

> Nach der Kinderlehre orgelte der junge Lehrer noch so schön, und die Mädchen standen so eng um ihn herum, und mit dem Kopfe nickte er den Takt so bedächtiglich, und die Mädchen guckten ihm auf den Kopf so andächtiglich, und die Arme streckte er so lang, schön und steif vom Leibe weg, und die Mädchen streckten ihre Hälse so hoch und schön empor, eine über die andere weg, daß es recht rührsam anzuschauen war. O! das sind goldene Zeiten für einen jungen Schulmeister, wenn so Kopf an Kopf sich um ihn reiht und Dutzende von Augen ihm zuflüstern: „Du! Du! weißt Du, wo mein Gaden ist, üse Ringgi bellet nicht." (Du! Du! weißt Du, wo mein Kämmerchen ist, unser Hofhund bellt nicht.)

Was hier die Dutzende von Augen der Mädchen dem jungen Schulmeister zuflüstern, — man beachte beiläufig die stilistische Kühnheit aber auch Schönheit der flüsternden Augen, — das nimmt eben Bezug auf die Kiltgangsitte, d. h. auf den uralten und durch Tradition sanktionirten

Brauch, wonach der ländliche Liebhaber sein Mädchen Nachts nicht nur vor ihrem Fensterchen besuchen, sondern von ihr ins Kämmerchen hineingelassen werden und mit ihr bis zum frühen Morgen die Nacht zubringen darf, ohne daß jemand ein Recht hätte, dem Mädchen oder gar dem Burschen hieraus einen Vorwurf zu machen. Kiltgang heißen diese nächtlichen Liebesstelldicheins nach dem altalemannischen Worte „Kilt“ oder „Chilt“, das nächtliche Dunkelheit, Finsterniß bedeutet. Nun ist ja die Sitte des „fensterlns“ besonders auch in den bayerischen und österreichischen Alpen eine allgemein verbreitete. Auch dort sind auf dem Lande nächtliche Besuche des Burschen bei seinem Schatz, namentlich in den Samstagsnächten keine Seltenheit. Aber in diesen katholischen Gegenden fehlt ihnen die Sanktion der öffentlichen Meinung. Anders in dem großen protestantischen Schweizerkanton, wo zwar ebenfalls die Geistlichkeit zuweilen auf die bedenklichen Folgen dieses Brauchs hingewiesen und Jeremias Gotthelf selbst dagegen mitunter gewettert hat, ohne daß jedoch in der Volksanschauung hiedurch ein Umschlag der öffentlichen Meinung hätte bewirkt werden können. Diese blieb vielmehr so ganz auf Seiten der Kiltgänger, daß sich Jeremias Gotthelf, indem er ein treuer Sittenschilderer sein wollte, zu dem Zugeständnisse bequemen mußte, daß es auf dem Lande einem jungen Burschen geradezu übel ausgelegt wird, wenn er beim Anknüpfen eines Liebesverhältnisses und ernstlicher Brautschaft den Kiltgang unterläßt.

Am deutlichsten wird dies von Jeremias Gotthelf in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ gezeigt. Der junge Schullehrer hat sich in „Mädeli“ (Magdalene), die Tochter eines ehrsamen Schuhmachers, verliebt. Das artige Kind wird folgendermaßen beschrieben:

„Mädeli war schlank und hoch, hatte aber nicht so herzschöne Backen wie Milch und Blut, bei denen es einen dunkt, wenn man sie nur etwas chnuste (knutsche) oder muntschte (küsse, von „Mund“ abgeleitet wie das lateinische osculum), so müßten aus der einen Backe einige Kacheln Milch spritzen, kuhwarm, und aus der andren ein Dutzend Kartoffeln troden (kollern) schön mehlicht und aufgesprungen. Mädelis Haut hatte etwas von der Schuhmacherwerkstatt angenommen. Freilich war sie nicht so schmutzig pechgelb wie die Haut eines Altgesellen, sie hatte nur das Gelbliche, das, mit Bräunlichem vermischt und mit einem rothen Anhauch, gleichsam dem himmlischen Thau übergossen, die wundersamste Haut bildet, welche in ihrem sammetnen Schmelz unendlich anziehender ist als das schönste Roth und Weiß, auch wenn beides auf das kunstgerechteste gemischt wäre. Mädelis Haar war schwarz, die Augen dunkel und tief, wie gemacht, darin zu ertrinken. Die Seen, bewohnt von Nixen oder Seefräuleins, die, wenn man nur einen Finger ins Wasser steckt oder einen Blick hineinwirft, einen ergreifen bei Finger oder Blick und hinunterziehen auf den Grund, wo es dem Fischlein so wohlig wird, sind das nicht schöner bräunlicher Mädchen tief dunkele Augen?“

Dieses Mädeli, dessen sonstige Körperreize noch zwei Seiten lang mit Liebe geschildert werden, begann nun der junge Schulmeister in ehrsam zurückhaltender Weise zu umwerben und wurde bald inne, daß auch er ihr gefiel. Um so größer war sein Erstaunen, daß Mädeli, als er endlich mit seinem ernsthaften Liebesantrag herausrückte, in lautes Weinen ausbrach und einmal über das andere ausrief, er meine es nicht ehrlich, wolle sie gewiß nur zum Narren halten. Alle seine Betheuerungen der besten Absicht wollten lange nichts nützen. Endlich, als er immer wieder in sie drang, ihm doch zu sagen, warum sie ihm mißtraue, kapitulirte Mädeli; es wolle ihm den Grund leise ins Ohr sagen; laut ihn zu nennen, getraue es sich nicht.

„Ich hielt mein Ohr hin, aber es kitzelte ihr Athem mich so wunderlich, bald sprach sie so leise, daß sie gar oft wiederholen mußte: „Dr heit nie begehrt, by mir z'ligge.“ Da fiel ich wie aus den Wolken und wollte nicht begreifen, wie es daraus etwas hätte schließen können. Aber das Mädeli sagte: es hätte gedacht, wenn ich es lieb hätte, so würde ich auch thun, wie andere Bursche, die Mädchen liebten; die gingen alle zu ihnen oder versuchten wenigstens zu ihnen zu kommen, ich aber sei kein einziges Mal vor ihr Fenster gekommen und habe nie gefragt, ob ich bei ihr liegen dürfe. Da hätte sie doch sicher glauben müssen, ich wolle sie zum Narren halten, und wenn es mir ernst wäre, so thäte ich auch wie die andren Buben. Da begriff ich Mädeli“.

Als dann trotz dieser Aufforderung der Schulmeister, der in einer anderen Dorfgemeinde früher beim Kiltgang schlimme Erfahrungen gemacht hatte, das Schusterstöchterchen, mit dem er sich verlobte, während dem ganzen Brautstande nur am Abend in der winterlichen Wohnstube und in Gegenwart des alten Vaters besuchte, da wurde ihm diese Absonderlichkeit von den Dorfleuten geradezu als eine nicht zu rechtfertigende Ausschweifung ausgelegt.

„Wäre ich alle Nächte hin zu Kilt gegangen, so hätten die Leute ganz einfach gesagt: der Schulmeister geit zu Schuhmachers Mädeli, und wären vielleicht nur darüber uneinig gewesen, ob ich es nehmen werde oder nicht. Daß ich aber um 6 Uhr Abends hinging und um 10 Uhr heimkam, das fiel gewaltig auf. Es kamen viele Leute mit verlöcherten Schuhen des Abends hin, nur um zu sehen, was wir da miteinander trieben, und der Schuhmacher hatte lange nicht so viel zu thun gehabt. Obgleich nun die Leute gar nichts Böses sahen, höchstens, daß ich gern so nah als möglich bei Mädeli saß und in ihre Augen sah, so fanden sie dennoch Ursache genug, uns recht unehrliche Dinge nachzureden, behauptend, wenn ich etwas ehrliches mit dem Meitschi wollte, so würde ich zu ihr gehen, wie andere Buben auch zu ihren Meitschene, d. h. zu ihnen die Nacht durch in ihr Kämmerlein und Bett, und würde nicht so da bei ihm hocken in der ungeraden Zeit, wo es kein ehrlicher Mensch thue d. h. beim Licht und in der Gegenwart des Vaters.“

Die öffentliche Meinung ging schließlich dahin, der Schulmeister wolle Mädeli „zu seinem Mensch“ d. h. zu seiner Maitresse machen. Die Weiber reizten Mädeli mit Spottreden.

Sie litten das — der Tütschel (Teufel) solle sie hudeln, — nun und nimmermehr, daß ich, wenn ich sie heirathen wolle, nicht bei ihr läge, und wäre ich der Schultheß z'Bern; da söll's einer machen wie der andere, das würde sonst lustig werden, wenn man jeden machen ließe, wie er wollte. Da könnte ja einer, wenn er Nachts nicht bei seiner Braut wäre, bei irgend einer leichtfertigen Diene sein, wenn's ihm schmeckte. Und so ein Schulmeisterlein sei denn noch lange nicht zu vornehm, für z'Chilt z'gah.“

Und ebenso verspotteten den Schulmeister die Mädchen im Dorfe. Er solle doch zu ihnen zu Kilt kommen und am Tag, wenn er sich des Nachts fürchte, man könne ja die Fensterladen zuschließen.

„Aber so einen Mann im Sack kaufen, so einen nehmen, der nie bei ihnen gelegen hätte, möchten sie nadisch doch nit, und wenn sie zuletzt gar keinen bekämen.“

Stärker als mit diesen Beispielen kann man es gewiß nicht belegen, wie sehr die Kiltgangsitte in der Volksanschauung des Bernervolkes als der allein rechtmäßige Verkehr von Liebesleuten auf dem Lande allgemeiner Geltung sich erfreute, dies wenigstens noch in den vierziger Jahren, die Jeremias Gotthelf in seinem Romane schildert. Wie es heute damit steht, soll alsobald auseinandergesetzt werden. Hier nur die Zwischenbemerkung, daß man sich diese ländlichen Romeos und Julien nicht nothwendiger Weise als unenthaltsam vorzustellen hat. Ohne Zweifel müssen zwar viele voreheliche und uneheliche Geburten auf den Kiltgangbrauch zurückgeführt werden, was ja auch von Jeremias Gotthelf, der als Pfarrer die gefährliche Sitte ebenfalls bekämpft, oft hervorgehoben wird. Andererseits aber haben Kenner des schweizerischen Volkslebens, die sich über die Kiltgangsitte äußerten, wiederholt die Zurückhaltung hervorgehoben, die sich in der Regel beide Leutchen auferlegen. Im „Schweizerischen Idiotikon“, einem Wörterbuche der Schweizerdeutschen Sprachen, das mit Unterstützung der schweizerischen Bundesregierung seit Jahren erscheint und, bei lokaler Beschränkung, ein ähnlich werthvolles Unternehmen ist wie das berühmte große Grimm'sche deutsche Wörterbuch, werden im dritten Bande die Kiltgangsitten ziemlich eingehend behandelt und dort wird als stereotype Antwort des Volkes gegenüber den Abmachungen der Pfarrherren citirt:

„Die Herren verstehen das nicht, sie halten den Kiltgang nur deshalb für böse, weil sie nicht im Stande wären, auf ehrliche Weise bei einem Mädchen zu liegen“.

Das Idiotikon erinnert auch an die sogenannten Probenächte des Mittelalters, von denen sich Spuren in manchen alten Dichtungen z. B. auch im Parcival Wolfram von Eschenbach's erhalten haben, wo Konduiramur und Parcival auf gemeinschaftlichem Lager die Nacht unter Gesprächen ehrbar und züchtiglich zubringen. Nach Bernischer Bauernsitte entledigt sich der Bursch nur der Schuhe und der Oberkleider. Manchmal findet auch eine kleine Bewirthung des Knaben durch das Mädchen statt, Lebkuchen, Wein, allerdings auch gebranntes Wasser spielen dabei die Hauptrolle, wie es z. B. in einem Kilterliedchen heißt:

„Trunken im Bernerbiet
Han i es Möntsch,
Und wenn i zua 'nem chum,
Git's mir es Brönz". (Brenz, Branntwein).

Dabei kommt es vor, daß der Kilter für die Bewirthung bezahlt, was insofern gebilligt werden mag, als es bei langem Brautstand gar viele Kiltnächte gibt. Als die passenden Zeiten gelten die Nächte von Sonnabend auf Sonntag, von Sonntag auf Montag und von Donnerstag auf Freitag; wer am Dienstag kiltet, gilt als Wüstling. Daß nach einem Tauffeste der ledige junge Pathe und die ledige Pathin kilten, war zur Zeit, als Jeremias Gotthelf seine Romane schrieb, selbstverständliche allgemeine Sitte. Als ein Beispiel natürlicher Volkspoesie mag hier auch erwähnt werden, daß vom Monde, wenn er die ganze Nacht bis gegen Morgen scheint, gesagt wird, er kilte.

Man wird sich nun fragen, ob dies Alles nicht der Vergangenheit, wenn auch einer ziemlich nahe liegenden, angehöre, da das Eindringen moderner Anschauungen, das durch verbesserte Schulen, durch den militärischen Unterricht der Jungmannschaft, durch die Presse und durch den gesteigerten Verkehr hauptsächlich gefördert wird, auch auf dem Lande wohl manche Aenderung in der Lebensführung und im allgemeinen eine gewisse Verfeinerung der Sitten zur Folge haben müsse. Nun steht dies für die großen Ortschaften, die schon mancherlei städtische Gewohnheiten angenommen haben, außer Frage. Wo die heirathsfähigen Leute beider Geschlechter z. B. durch Gesangvereine, denen sie angehören, durch Theateraufführungen, an denen sie sich betheiligen, vielfache andere Gelegenheit haben, mit einander zu verkehren, da wird man von der Kiltgangsitte heut zu Tage nicht mehr viel merken. Liebhabertheater auf dem Lande sind in der ganzen deutschen Schweiz und besonders auch im Kanton Bern eine sehr häufige Erscheinung. In dem großen Emmenthal'schen Dorfe Langnau wurde vor ein paar Jahren „Vasantasena" (!) mit Dekorationen und Kostümen aufgeführt, die den Aufwand des Berner Stadttheaters überboten, was zwar nicht viel, aber immerhin etwas heißen darf. Interessant ist auch, daß der Ortspfarrer die Regie hatte. Im Winter nachher wurde dann ein von ihm selbst nach Motiven aus Jeremias Gotthelf'schen Werken gedichtetes, treffliches Volksstück: „Der Liebe Krait" einstudirt und an vielen einander folgenden Sonntagen aufgeführt.

Aber in den kleinen entlegenen Dörfern des Emmenthals oder des Bernischen Oberlandes und auf den vielen über alle Hügel und Hänge hin verstreuten einsamen Bauerngehöften fehlen solche Anlässe moderner Kultur zu freiem Verkehr der Geschlechter. Und da hat sich, wie uns erst unlängst ein Landpfarrer und gründlicher Kenner Bernischen Volksthums brieflich versicherte, der Kiltgang noch zu Recht erhalten und wird von niemand als Unsittlichkeit angesehen. In dem Briefe des Herrn Pfarrers heißt es: „Diese Sitte trägt alle Anzeichen hohen, vorchristlichen Alters. Die kirchliche oder bürgerliche Einsegnung war von jeher die nachträgliche, äußerliche Bestätigung dessen, was zwischen den Beiden schon vorausgegangen war. Darum gibt es dann auch keinen Polterabend und keine eigentliche Hochzeitsfeier. Der Brauch ist nicht viel anders geworden, als er zu Gotthelf's Zeiten bestand. Alte Sitten ändern sich langsam und nur in größeren Dörfern, wo städtische Gebräuche Platz greifen. Nebenaus, auf den Höfen, in den Gräben und auf den Bergen, ist es noch ganz wie früher. Wie es die Alten gehalten haben, die ja von ihrer Frömmigkeit fest überzeugt sind, so dürfen es die Jungen auch machen. Es geschieht mit Wissen der Eltern. Hingegen wäre ein Mädchen, das verschiedene Kilter annähme, bei ordentlichen Burschen alsobald verfehmt. Geändert kann diese Sitte, die natürlich doch manche üble Folgen hat und einer niedrigeren Kulturstufe angehört, nicht dadurch werden, daß man gegen sie in Predigten wettert, sondern nur durch den allmählichen Ersatz einer mangelhaften Form der Geselligkeit durch eine bessere. Wenn man übrigens vom Standpunkt städtischer Kultur diese ländliche Sitte kritisirt und ihre Schäden hervorhebt, so ist dagegen zu erinnern, daß man auf dem Lande von der Prostitution so gut wie nichts weiß und der Kiltgang daher als das verhältnißmäßig viel kleinere Uebel zu betrachten ist. Ein ohne Zweifel ebenfalls altalemannischer Brauch, der hier noch erwähnt zu werden verdient, ist der, daß gewöhnlich die junge Frau bis nach dem ersten Wochenbett im Elternhause bleibt".

Wir schließen, indem wir nicht ohne Genugthuung auf die vorurtheilslose, weitherzige und intelligente Beurtheilung hinweisen, die mit den angeführten Worten seines Briefes ein schweizerischer protestantischer Pfarrer einer Volkssitte angedeihen läßt, die weniger einsichtigen und frei denkenden Geistlichen wohl als ein großes Aergerniß erscheinen dürfte. Es mag dies besonders deutschen Lesern interessant sein.

Bern. J. V. Widmann.

Ferialkurse über neufranzösische Sprache und Litteratur an der Universität Genf.

Die nachfolgenden Zeilen bezwecken nicht, die viel und oft erörterte Frage zu behandeln, inwieweit der zum großen Theil auf das Studium der klassischen Sprachen sich gründende Unterricht an den deutschen Mittelschulen den Anforderungen der Gegenwart gerecht werde. Es genügt, von der allen unparteiisch Urtheilenden gemeinsamen Ueberzeugung auszugehen, daß der Unterricht in den modernen Sprachen heutzutage einen sehr wesentlichen, ja unentbehrlichen Bildungsfaktor darstelle, und daß jedem Mittel, welches Lehren und Lernen dieser Fächer fruchtbar gestaltet, volle Aufmerksamkeit zu schenken sei.

Daß neben zweckmäßiger Methode des neusprachlichen Unterrichtes die Heranbildung geeigneter Lehrer der modernen Sprachen die Hauptsorge der Unterrichtsverwaltungen bilden muß, ist selbstverständlich. Diese Sorge ist um so gerechtfertigter, als es sich bei solcher Ausbildung nicht allein um Kenntnisse handelt, die an der Universität oder innerhalb der vier Wände der Studirstube erworben werden können, sondern auch um die Fähigkeit, das moderne geistige Leben des Volkes, dessen Sprache gelehrt werden soll, zu verstehen.

Dem Bedürfnisse, den Lehrern, und zwar vornehmlich solchen deutscher Zunge, diese Fähigkeit im Auslande zu vermitteln, danken die sogenannten „Ferialkurse" ihren Ursprung. Solche bestehen an verschiedenen Universitäten Englands, an mehreren Hochschulen Frankreichs und der französischen Schweiz, und es dürfte wohl nicht lange dauern, bis sich auch die Verwaltung einer italienischen Hochschule zur Errichtung ähnlicher Lehrkurse entschließt — es hätten dann auch die Lehrer der dritten modernen Sprache, welche in unseren Mittelschulen gepflegt wird, Gelegenheit, ihre Kenntnisse in Italien selbst zu erweitern, und zu vertiefen. Nach wie vor dürften aber die französischen Ferialkurse für unsere Neuphilologen die größte Bedeutung behaupten — dies ist ja in den thatsächlichen Verhältnissen begründet, die weiter keiner Erörterung bedürfen. Nicht unwichtig aber scheint es, etwas eingehender darzulegen, in welcher Weise solche

Kurse das angestrebte, bereits kurz gekennzeichnete Lehrziel erreichen helfen, zumal wenn sie sich einer so verständigen und umsichtigen Leitung erfreuen wie diejenigen, welche unbedenklich als Musterinstitution hingestellt werden können, nämlich die cours de vacances de français moderne an der Genfer Universität.

Die Genfer Hochschule war die erste, welche vor nicht allzu langer Frist (1892) solche Ferienkurse errichtete. Alle ähnlichen Institutionen, sei es auf französischem Boden (Paris, Grenoble, Nancy, Montpellier, Lyon, im kommenden Jahre auch Laon) oder in der Schweiz (Lausanne, Neuchâtel) sind Nachahmungen des Genfer Vorbildes, die sich auf mehr oder minder reiche Erfahrungen in dieser Art des Unterrichtes stützen. Es ist aber nicht bloß die zeitliche Priorität, welche den Beweggrund bildet, warum wir — die Interessen der deutschen Lehrer berücksichtigend — die Genfer Ferialkurse allen übrigen ähnlichen voranstellen möchten. Allerdings hat Paris gegenüber Genf den unbestreitbaren Vorzug, den Mittelpunkt litterarischen Lebens seit so vielen Jahrhunderten zu bilden und, was die Aussprache anlangt, für den accent français — bis zu einem gewissen Grade — die Regeln zu liefern. Aber auch in dieser Hinsicht, speziell in dem, was wir „litterarisches Milieu“ nennen möchten, vermag Genf dem Lernbegierigen mehr zu bieten, als er selbst in geraumer Frist zu bewältigen vermag, ganz abgesehen davon, daß die Hauptstadt am Lac-Leman, das richtige französische Gegenstück zur geistig regsamen und anheimelnden deutschen Universitätsstadt eine Studienstätte darstellt, wie sie geeigneter nicht gedacht werden kann. In der Hauptsache aber, auf die es hier ankommt, nämlich in der Organisation der Hochschulkurse während der Ferien, möchte der Schreiber dieser Zeilen, welcher beide Einrichtungen, sowohl die Pariser wie die Genfer persönlich kennen lernte, der letzteren den Vorrang zuerkennen, immer unter der Voraussetzung, daß es sich um weitere Ausbildung von wissenschaftlich bereits geschulten Lehrkräften handelt. In Genf werden den streng eingehaltenen Bestimmungen gemäß nur solche Hörer zugelassen, die entweder an einer Universität bereits graduirt oder ordnungsgemäß inscribirt sind oder — und dies ist namentlich bei der Aufnahme von weiblichen Theilnehmern entscheidend — ein Diplom besitzen, welches sie zur Lehrthätigkeit an öffentlichen oder Privatschulen befähigt. Die Genfer Universität verlangt also auch für die Ferienkurse eine akademisch gebildete Hörerschaft, im Gegensatz zu Paris, wo die nicht sowohl von der Faculté des lettres, als von der „Alliance française — Association Nationale pour la propagation de la langue française dans les colonies et à l'étranger“ eingerichteten Kurse allen „étrangers désireux de se perfectionner dans la connaissance de la langue, de la littérature etc.“ zugänglich sind. Die naturgemäße Folge der einschränkenden Bestimmungen, die in Genf rücksichtlich der Aufnahme der Hörer beziehungsweise Hörerinnen gelten, ist, daß für die wissenschaftliche Behandlung der vorgetragenen Lehrfächer die nöthigen Bedingungen vorliegen, was namentlich in den sogenannten Improvisations und Lectures analytiques, die ganz wie bei unseren Universitätsseminaren der Diskussion zwischen den Hörern untereinander, sowie der mündlichen Erörterung zwischen diesen und dem Professor selbst gewidmet sind, klar zu Tage tritt. Hiermit hängt auch der Umstand zusammen, daß sich das Dozentencollegium der Genfer Ferialkurse fast ausschließlich aus Mitgliedern des Lehrkörpers der Hochschule zusammensetzt, was in Paris nicht der Fall ist.

Als Leiter der Ferialkurse in Genf fungirt Professor Bernard Bouvier, welchem das Verdienst gebührt, als Erster diese Institution ins Leben gerufen zu haben, um deren Wachsen und Erstarken er fortwährend und rastlos bemüht ist. Professor Bouvier ist den deutschen Gelehrten und Schulmännern von dem letzten zu Ostern 1898 in Wien abgehaltenen Neuphilologentage, wo er einen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag über die von ihm organisirten Lehrkurse hielt, wohl bekannt und in bester Erinnerung. Die Eigenart des vielseitig gebildeten und in vieler Beziehung anregend wirkenden Lehrers kommt aber erst recht an der Genfer Hochschule und insbesondere bei seiner Thätigkeit während der Ferienkurse zur Geltung. Schon die Aufgabe, sich einem aus mehr als zweihundert Köpfen bestehenden Auditorium von männlichen und weiblichen Theilnehmern aus aller Herren Ländern — selbst Amerika stellte in diesem Herbste sein Kontingent — entsprechend anzupassen, bietet Schwierigkeiten genug. Bouvier sucht ihrer Herr zu werden durch zweckdienliche Wahl der Vortragsthemen, sowie durch überaus glückliche Art ihrer Behandlung. In der Regel wählt er größere Abschnitte der modernen französischen Litteraturgeschichte aus, die von ihm vor dem ganzen Auditorium in dem Festsaale der Universität zur Erörterung gelangen. Gegenstand dieser conférences, welche für alle Theilnehmer bestimmt sind, war heuer die naturalistische Schule, die er in hervorstechenden Vertretern: Leconte de Lisle, Flaubert, Taine und Dumas Sohn darstellte. Ueber die hierbei angewandte Methode, über die reichen Anregungen, welche gewissermaßen als Spezifica der Bouvierschen Vortragsweise innewohnen, gab es nur eine Stimme des Lobes. Eine Fülle von Quellennachweisen, den schweren Ballast bibliographischer Daten u. dergl. darf man von Bouvier allerdings nicht erwarten. Dafür versteht er es vortrefflich, die Marksteine bloßzulegen, welche einzelne Litteraturepochen von einander trennen und in diesen die treibende Kraft, die geistigen Strömungen, welche den Zeitraum beherrschen, zu kennzeichnen. So erhebt sich die von der Geschichte der Litteratur ausgehende Darstellung zu einem groß angelegten Bild der Ideen, welche in einem gewissen Zeitraum das ganze geistige Leben, Philosophie, Geschichtschreibung, Aesthetik und bildende Kunst gleichzeitig beeinflußten; durch Festhalten der eigentlichen Grundlage, der streng wissenschaftlichen Erklärung der Litteraturdenkmäler selbst, entgeht Bouvier der naheliegenden Gefahr, in bloßes Aesthetisiren zu verfallen; andererseits leuchten die Grundsätze seiner Methode bei Behandlung auch kleinerer Perioden so klar durch, daß hierdurch die Richtschnur für die Darstellung auf anderen Gebieten gegeben, mit anderen Worten, der Weg zu weiterer, selbständiger Forschung gezeigt wird.

In noch höherem Maße macht sich diese Anleitung zu wirksamer Mitarbeit von Seite der Hörer in den Seminarstunden bemerkbar, deren wie bereits gedachten. Die individuelle Bethätigung der Theilnehmer ist hier als Unterrichtsziel in den Vordergrund gerückt und zu diesem Zweck wird die Gesammthörerschaft in drei, leider noch immer je 60—70 Theilnehmer zählende Sektionen getheilt, denen gesondert dasselbe Diskussionsthema von Bouvier vorgelegt wird. In der „Lecture analytique“ werden Musterstücke moderner französischer Prosaisten eingehend erklärt, die Eigenart der verschiedenen Autoren mit Rücksicht auf Tendenz, Stil u. s. w. besprochen; insbesondere wird darauf Bedacht genommen, wie die vorgelegten Musterstücke in pädagogisch-didaktischer Hinsicht, d. h. beim Unterrichte in der Schule zu behandeln wären. Diese Seminarstunden setzen eine gründliche Vorbereitung seitens der Theilnehmer voraus und erfordern — ganz abgesehen von dem Umstande, daß die Konversation selbstverständlich in französischer Sprache geführt wird — die gespannteste Aufmerksamkeit derselben, sind aber für alle, welche diese Bedingungen erfüllen, dergestalt nutzbringend, daß nur wenige andere praktische Uebungen an Hochschulen ihnen zur Seite zu stellen wären.

Eine Art Ergänzung zu dieser Lecture analytique bildet die sogenannte „Improvisation“. Der Name ist nicht ganz zutreffend: über ein wissenschaftliches Thema einen Stegreifvortrag halten zu können, ist nur wenigen gegeben, auch wenn man sich der Muttersprache bedienen darf. Hier treten natürlich die Schwierigkeiten des fremden Idioms hinzu. Die Sache ist denn auch in der That nicht so schlimm, als sie sich auf den ersten Blick hin ausnimmt; das Thema für den Vortrag — in der Regel gelangen während einer Stunde zwei Theilnehmer, eine Dame und

ein Herr zum Wort — wird regelmäßig eine Woche vorher bestimmt, und beim Sprechen ist die Zuhilfenahme von Aufzeichnungen gestattet. Der Nutzen, den solche Redeübungen bringen, wird durch diese Konzessionen nicht beeinträchtigt — wir hatten Gelegenheit, sowohl von männlichen wie auch von weiblichen Theilnehmern Vorträge zu hören, die in der Form und dem Inhalt nach allen billigen Anforderungen genügten. Das Substrat dieser „Improvisationen“ bilden die Meisterwerke der französischen Bühne (Corneille, Racine, Molière), deren Vorwürfe, Aufbau, Charaktere von den Hörern eingehend gewürdigt werden müssen. Professor Bouvier leitet nach jedem Vortrag die Diskussion über das Gehörte ein und gibt in seiner originellen Art das Endurtheil ab, welches sich allerdings hie und da zu einer etwas herben Kritik zuspitzt.

Bilden Bouvier's Vorträge auch den Kernpunkt der Genfer Ferialkurse, genügten sie auch an und für sich, um die Theilnehmer in weitgehendem Maße zu beschäftigen und anzuregen, so wäre es doch unbillig, nicht der übrigen Docenten zu gedenken, welche durch Vorlesungen über verwandte, dem Gesammtplan der Studien gut angepaßte Fächer den Leiter der Kurse wirksam unterstützen. An erster Stelle ist hier Professor Thudichum zu nennen. Dieser Gelehrte mit dem gut deutschen Namen hat sich als Spezialfach die — französische Phonetik gewählt, und die Methode, mit welcher er diesen nicht leichten Gegenstand an der Universität behandelt, verdient vollste Beachtung. Die Theorie wird eigentlich nur durch einige Wandtafeln, welche die Eintheilung der Laute und Angabe ihrer Werthe enthalten, beziehungsweise durch einige kurze Hinweise auf diese Tabellen vertreten. Im Uebrigen sind die Kurse über **Diction et prononciation** ausschließlich praktischen Uebungen gewidmet, die theils in der individuellen Prüfung der Aussprache jedes einzelnen Hörers, theils in sogenannten Chorsprechen bestehen. Thudichum hat es in der Beurtheilung der Nationalität eines ihm ganz fremden Hörers allein auf Grund von dessen Aussprache zu einer gewissen Virtuosität gebracht. Diese Vertrautheit mit den Eigenheiten fremdländischer Accente macht es ihm leicht, die Mängel in der Aussprache zu kennzeichnen, die Mittel zur Abhilfe anzugeben und gleichzeitig, da sich diese Unterweisung stets an den Vortrag von Erzählungen, Schilderungen, Fabeln und dergleichen knüpft, auf korrekte wirkungsvolle Recitation zu dringen. Das „Chorsprechen“ wird in der Weise geübt, daß das gesammte Auditorium die vom Lehrer zuerst deutlich pointirten Laute und Lautgruppen wiederholt. Während über den thatsächlichen Werth solcher Uebungen, bei denen eine Menge von Fehlern in der Aussprache Einzelner im Chorus verhallen, Bedenken obwalten können, ist der Nutzen der individuellen Exercitien einleuchtend. Auch darin wird man Professor Thudichum recht geben müssen, daß er auf die Pflege des Vortrags besondere Sorgfalt verwendet. Was er fordert ist ja kein theatralischer Vortrag, wie ihn z. B. G. Berr, Mitglied der **Comédie française** bei den Pariser Ferialkursen zum Besten gibt. Zwischen diesem und theilnahmslosen Ablesen der Texte gibt es eine richtige Mitte, und auf einen solchen ausdrucksvollen, aber nicht affektirten Vortrag auch beim Unterricht in der Schule zu achten, empfiehlt Thudichum nachdrücklich und wohl mit vollem Rechte.

Wer übrigens das Verlangen hat, über diese und andere einschlägige Fragen des Unterrichts sich näher zu unterrichten, findet hierzu reichlich Gelegenheit bei den Vorträgen: **Méthodes d'enseignement**, die Privatdozent Zbinden abhält. Sie haben für das aus so mannigfachen Elementen zusammengesetzte Auditorium vorwiegend theoretischen Werth, da die Studienpläne und Lehrziele in den verschiedenen Staaten und Unterrichtsanstalten wesentlich abweichen, sind aber durch den lichtvollen Vortrag Zbinden's anziehend und erfreuen sich guten Zuspruchs. Dagegen sind wieder die Kurse des Privatdozenten Bally (**Exercices de stylistique** und **correction de travaux écrits**) sowie des Professors Mercier (**Syntaxe française**) ausschließlich der sprachlichen Fortbildung auf Grund praktischer Uebungen gewidmet. Fügt man hinzu, daß noch eine **Section de chant** sowie eine Reihe von Konversationsgruppen bestehen, daß endlich an einigen Nachmittagen der Woche von verschiedenen Universitätsprofessoren auch über Gegenstände aus dem Gebiete der exakten Wissenschaften Vorträge gehalten werden, so erscheint der Lehrplan auf den ersten Blick fast zu mannigfaltig ausgestaltet und zu anspruchsvoll, als daß er für den kurzen Zeitraum von sechs Wochen sich als ersprießlich bewähren könnte. Man muß sich jedoch gegenwärtig halten, daß die Ferialkurse eben auf akademisch gebildete und mit Fachkenntnissen bereits ausgerüstete Theilnehmer rechnen, und dadurch eine Menge elementaren Lehrstoffs unberücksichtigt bleiben kann. Andererseits steht es natürlich jedem Hörer frei, die Vorlesungen auszuwählen, die er ständig besuchen will, während ihm bei andern ein bloßes Hospitiren genügt; außerdem ist die Einrichtung getroffen worden, daß die Vorlesungen, um eine gründliche Rekapitulation und Verarbeitung des Gehörten und Gelernten zu ermöglichen, an zwei Tagen der Woche, Samstag und Sonntag gänzlich entfallen. An einigen Samstag-Nachmittagen wurden unter Bouvier's Führung gemeinsame Ausflüge in die herrliche Umgebung von Genf unternommen, die sich durchwegs äußerst genußreich gestalteten. Die Glanzpunkte bildeten die Wallfahrten nach Ferney, von wo aus Voltaire durch lange Jahre die ganze zivilisirte Welt in Bewegung setzte, und nach Coppet, wo Madame de Staël eine Schar erlesener Freunde um sich versammelte. Es braucht nicht erst hervorgehoben zu werden, daß Bouvier die Gelegenheit benützte, um an diesen geweihten Stätten eine Art litterarischen Anschauungsunterricht abzuhalten, der sich höchst anziehend gestaltete.

Soviel von den Ferialkursen.*) Daß durch diese allein der eigentliche Zweck einer Studienreise nach Genf, nämlich die Erwerbung theoretischer Kenntnisse neben unablässiger Einübung der fremden Sprache durch persönlichen Verkehr nicht erreicht werde, hat die Leitung unserer Institution gar wohl erkannt. Es wurde Vorsorge getroffen, eine Liste französischer Familienpensionen zusammenzustellen, und ein Verzeichniß von etwa hundert solcher Heimstätten wird jedem Theilnehmer bei der Inskription eingehändigt, kann übrigens auch schon vorher durch den Universitätssekretär bezogen werden. Wer in der Wahl seiner Gastfreunde halbwegs glücklich ist, hat nicht bloß Gelegenheit, die Sprache tüchtig zu üben, sondern auch engeren, dem Fremden sonst verschlossenen Kreisen eines hochbegabten Volksstammes näher zu treten. Wie sich der Blick eines jeden, der zu beobachten gewillt ist, bei solchen neuen Verhältnissen schärfen, die Empfänglichkeit und Achtung für tüchtiges Wesen, wenn es uns, den durch die Gewohnheit des Daseins getriebenen, anfangs auch fremd erscheinen mag, steigern muß, braucht nicht erst dargelegt zu werden; auch nicht die Bedeutung, die solche neue Erfahrungen gerade für denjenigen besitzen, der zu bilden und zu erziehen berufen ist.

Von dem ganz außerordentlichen Werth, den ein den Ferialkursen gewidmeter Aufenthalt zu Genf für alle gewissenhaften Theilnehmer an denselben besitzt, kann füglich nicht gezweifelt werden. Die neue Institution stellt sich als ein Faktor in unserem modernen Hochschulwesen dar, den die Unterrichtsverwaltungen in deutschen Ländern im Auge behalten müssen. Und zwar nicht mit bloß platonischem Interesse. Es muß Vorsorge getroffen werden, daß jede Lehrkraft, welche öffentlich den Unterricht in der französischen, englischen oder italienischen Sprache zu leiten hat, in der Lage sei, wenigstens einen dieser Ferialkurse mitzumachen. Die Forderung ist keine geringe, aber eine durch die gege-

*) Genaue Einzelheiten über das Programm der Ferialkurse und eine fachkundige Beurtheilung derselben findet man in dem Aufsatze: „Ueber die Ferialkurse für französische Sprache in Paris und Genf“ (Jahresbericht der öffentlichen Unterrealschule Wien III), verfaßt von dem erst kürzlich in jungen Jahren verstorbenen Professor Karl Franz Bargeßi.

denen Verhältnisse gerechtfertigte. Wird ihr Rechnung getragen, so wird der Nutzen, der hieraus für einen unserer wichtigsten Unterrichtszweige resultirt, nicht gar lange auf sich warten lassen.

Rudolf Beer.

Musikkritische Glossen.

Sehr lange werden die Berliner am musikalischen Herbstsiegen dieses Jahres nicht zu zehren haben. Im Alltagsbetrieb unserer Operninstitute hat sich der Zeit gar nichts ereignet, was den künstlerischen Sinn lebhafter anregen oder dauernd beschäftigen könnte und wenig ergiebig war trotz der vielen fleißigen Hände, die sich mühten, auch die Ernte, die während des Oktobers in unseren Konzertsälen eingethan wurde. Von dem Neuen, was da vernommen wurde, gewährte eigentlich nur die Aufführung zweier Symphonien ein tieferes Interesse und zwar obgleich beiden Werken nur ein Achtungserfolg beschieden war. Aus der Wirkung, die Tschaikowskys Manfredsymphonie im Opernhause, Bruckner's B-dur-Symphonie in der Philharmonie ausübten oder verfehlten, läßt sich eben ein Schluß ziehen auf den heutigen Musikgeschmack der deutschen Reichshauptstadt. Die kühle Aufnahme, die trotz Weingartner's meisterlicher Interpretation der Manfredsymphonie des in den letzten Jahren etwas überschätzten russischen Komponisten zu Theil wurde, zeigt, daß der Reiz tonmalerischer Kunststücke und ausgesuchter Klangmischungen an Wirkenskraft verloren hat. Die geistreiche, sinnenreizende Mache vermochte offenbar nicht über die innere Hohlheit dieses Tonwerkes hinwegzutäuschen. An der reichen Innerlichkeit des räthselvollen Byron'schen Helden gemessen erschien dies musikalische Charakterbild Manfred's dürftig und äußerlich. Zu diesem Eindruck trug wesentlich bei die übermäßige Ausdehnung der Mittelsätze, die sich darin erschöpfen, das Erscheinen der Alpenfee und das Leben der Hirten tonmalerisch zu schildern, während es hier die eigentlichste und fruchtbarste Aufgabe der seelendeutenden Musik gewesen wäre, den Widerschein dieser episodischen Kontrastfiguren in Manfred's Empfindungsleben zu offenbaren. Tschaikowsky begnügte sich, mit seiner erzählenden und charakterisirenden Musik den äußeren Vorgängen des Dramas zu folgen, von dem Tondichter der pathetischen Symphonie aber erwartete man, daß er die inneren Erlebnisse der Tragödie zum Ausdruck bringt.

Ganz entgegengesetzter Art ist Anton Bruckner's B-dur-Symphonie, deren Aufführung man Herrn Nikisch zum Verdienste anrechnen muß, trotzdem er sich Eingriffe in die Partitur erlaubte, die mit den Pflichten eines treuen Sachwalters des Tondichters nicht zu vereinen sind. Wie alles, was uns in Berlin von dem merkwürdigen österreichischen Symphoniker bisher bekannt wurde, ist auch diese B-dur-Symphonie ein Zeugniß gewaltiger musikalischer Naturkraft. Es liegt etwas Elementares im Wesen dieser breiten, kräftigen Motive, die aus der Tiefe eines kindlich reinen, gotterfüllten Dichtergemüths emporsteigen und sich, wenig gebändigt vom Zwange künstlerischer Regeln oder von der Oberherrschaft des gebildeten Kunstverstandes, als eine reiche Folge ergreifender Gefühlsausbrüche, geheimnißvoller Gesichte, eigenartiger und eigenlauniger Eingebungen vor die Phantasie des Hörers hinstellen. Nicht jede Einbildungskraft ist fähig, den psychologischen Zusammenhang dieser aphoristischen Aeußerungen zu erkennen oder wenigstens durchzuempfinden und die Mehrzahl der Hörer, aufgewachsen in der Gewöhnung an eine dialektische Durchbildung der Tonsprache in unseren Symphonien, klagte die improvisatorische Art Bruckner's der Schwerverständlichkeit an. Man kann das begreifen und doch bescheiden daran erinnern, daß auch die Pythia nicht Philosophieprofessorin war, und daß die Aphorismen eines hellsichtigen Weltweisen zum mindesten so viel Aufmerken verdienen wie die Abhandlungen der Gelehrten. Daß aber Bruckner's Tongedanken im Einzelnen schön, tief und wahr sind, wird schwerlich ein Unbefangener bestreiten und was die Anforderung einer fließenden logischen Entwicklung betrifft, so ist ihr in dem derb-heiteren, von Wiener Luft durchwehten Scherzo und in dem Großartigen bis zum Erhabenen sich steigernden Schlußsatz vollauf Genüge gethan. Das allgemeine Urtheil über Bruckner's fünfte Symphonie, wie es im zweiten philharmonischen Konzert zum Ausdruck kam, scheint darnach auch einer Revision zu bedürfen und eine Wiederholung des Werkes, und zwar ohne willkürliche Kürzungen, wäre daher aus ernstesten künstlerischen Gründen geboten. Da, wie die zwiefache Aufführung der „Scheherazade“ von Rimsky-Korsakow lehrt, die konkurrirenden Dirigenten unserer großen Orchesterkonzerte es nicht scheuen, sich mit der Vorführung des ödesten Klingklangs nachzueifern, wäre es nur billig, wenn auch dem gedankenschweren, eigenartigen Werke eines deutschen Meisters gelegentlich mal die Ehre einer Wiederholung zu Theil würde. Hans von Bülow ließ einst in einem Konzert der Meininger Hofkapelle eine neue Symphonie von Brahms, die nach seiner Meinung von der Hörerschaft nicht genügend gewürdigt worden war, am Schlusse des Musikabends zu besserem Verständniß sofort wiederholen. Wo ist unter unsern verhätschelten Pultvirtuosen einer, der so heiligen Kunsteifers fähig, der so dem Urtheil seiner Hoheit des p.p. Publikums gegenüber mit Entschiedenheit die Sache der Kunst zu vertreten sich erkühnte? Auf dem Programme des dritten Symphonie-Abends der Kgl. Kapelle stand unter anderm ein Zwiegespräch für Violine und Cello von Max Schillings. Es war ein verfehltes aber als Versuch einer Modernisirung des alten Konzertante immerhin beachtenswerthes Stück. Einige Zeichen des Mißfallens in der Hauptprobe genügten, das Werk von der Aufführung am Konzertabend auszuschließen. Ein anderes Pröbchen moderner Kunstpolitik. Als Gegenstück zur verrufenen Bruckner'schen Symphonie enthielt das Programm des zweiten philharmonischen Konzerts Mendelssohns klassisch gesprochne schottische Symphonie. Was würde man von einem Kunstverständigen denken, der neben einen tollen Böcklin irgend ein mythologisches Mädchen von Thumann hängte? Ich meine, so tiefe Verbeugungen vor Wunsch und Willen der Konzertbesucher gemahnen etwas stark ans — Byzantinische.

Heinrich Welti.

Theater.

Ludwig Fulda: „Herostrat“. — Felix Philippi: „Das Erbe“. — Max Halbe: „Der Eroberer“.

Herostrat ist der ruhmsüchtige Brandstifter: ein Typus. Sein Name, als des Eitelkeitverbrechers, hat zwei Jahrtausende vorgehalten. Dennoch sind ruhmsüchtigere Brandstifter und Stifter größerer Brände über die Erde gewandelt. Ihre Namen liegen abseits; die launige Weltgeschichte bevorzugt diesen. Ihr ist Lucretia die keusche Frau. Vermuthlich gab es Frauen, die keuscher waren. Immerhin, Lucretia wurde der Typus. Wie liegen die Dinge? Nicht die Eigenschaft selbst, sondern eine That, in der sie sich äußert; das Aufsehen, welches diese That erregt; die Ueberlieferung, welche die That findet: davon hängt die Erhebung zum Typus ab.

Die Wahl mag gerecht oder ungerecht sein: beide Fälle haben ein Gemeinsames. Ist die Typisirung erfolgt, so wachsen Thäter und That ins Riesenhafte. Statt als die bekanntesten ihrer Art zu gelten, gelten sie als die größten ihrer Art. Warum? Darum: weil unbewußt die Meinung von der Gerechtigkeit der Geschichte fortwirkt

Und der Wirklichkeit gegenüber tritt eine Steigerung ein. So loht durch Aeonen die schreckliche Fackel Herostrats. Ueber den Schlummer der Verstorbenen hinaus gellt der wilde Feuerruf. Sonne, Mond und Sterne, Asien und Europa schaudern vor einer entmenschten That. Und durch der Zeiten Dunkel, irren Schritts, rast die tolle und scheue Gigantengestalt eines Weltbrandstifters.

Wäre die Frage entstanden, welcher Dramatiker Deutschlands einen Riesenverbrecher dichterisch verkörpern solle für die Ewigkeit, — es hätte nur eine Stimme gegeben: Ludwig Fulda. Hier kamen zwei adäquate Gewalten zusammen: Fulda und der Verbrecher. Fulda war gewohnt, in den Seelen dämonischer Charaktere mit unheimlicher Vertraulichkeit zu lesen. Der Taumel, der Rausch, der Dichterwahnsinn bildeten einen ausgeprägten Zug an ihm. Jene düstere Leidenschaft, die Kleinigkeiten verschmäht und zu übermenschlichen Schandthaten fortreißt, sie sprengte ihn. Eine herbere Wildheit war seit Hebbel nicht erlebt worden. Und so ging der finster-grüblerische Mann nach Abfassung der „Jugendfreunde", vielleicht auch gleichzeitig, an die Abfassung der Herostratentragödie. Sie hatte den liebenswürdigsten Erfolg.

Das Werk führt uns nach Ephesus. In kurzen Streiflichtern, freundlicher Leser, gewinnt die Eigenart ionischen Wesens überzeugende Gestalt. Auch der Unbegabtere sagt sich: so dacht' ich mir Griechisch-Asien immer. Elsa Bernstein, die neulich einen Themistokles schrieb, hatte was Anderes versucht. Sie wollte die sinnliche Lebenssphäre des Hellenenthums gewissermaßen naturalistisch begreifen. Themistokles aß bei ihr gebackene Sardellen; selbst das Gewürz des † † † Knoblauchs spielte bei ihren Griechen eine (nicht genug zu verabscheuende) Rolle. Weit edler hat Fulda den Gegenstand angefaßt. Knoblauch gibt es nicht. Auch sonst sind Unanständigkeiten vermieden. Dafür treten griechische Versmaße auf, fünf Akte durch, — siegreich, gewandt, korrekt, anmuthig, virtuos, gefällig, talentvoll, sehr talentvoll, abwechslungsfähig und überhaupt zweckentsprechend. Im Ernst: das Wesen wie der Unterschied Athens und Asiens wird recht skizzenhaft angedeutet. Es ist eine formale Charakteristik, die von außen kommt. Fulda gibt sie als studirter Mensch, nicht als Empfinder. Doch was liegt daran? Das Problem ist die Hauptsache.

Das Problem ist die Hauptsache. In die Psyche des ruhmsüchtigsten Verbrechers wollte der Dichter gewissermaßen hineinkriechen. Schwieriges Geschäft. Fulda ist mehr Ideenausarbeiter als Dichter. Er war von je am tadelfreiesten in der Anschaffung einer Disposition. Alles konnte seinen Dramen fehlen: disponirt waren sie. So hat er jetzt den Weltbrand und seine Anlässe disponirt. Er macht sieben Unterabtheilungen. Der Weltbrandstifter lebte nämlich in gedrückten Verhältnissen; zweitens war seine Mutter blind; drittens besaß er starken Ehrgeiz; viertens unterlag er bei einer Konkurrenz; fünftens verließ ihn sein Mädchen; sechstens warf sie sich, verletzenderweise, grad jenem Konkurrenten in die Arme; siebentens wollte er aus diesen Gründen an einer bestimmten Göttin, die ihn genarrt, Rache nehmen. Darum schwang er die Fackel. Wenn Herostrats Motive jetzt nicht aufgeklärt sind, trägt Fulda keine Schuld. Der wahre Herostrat soll freilich bloß aus Ehrsucht gehandelt haben. Bloß aus Ehrsucht? Fulda konnte sich nicht vorstellen, daß eine so ausgerechnete Verrücktheit möglich sei. Bloß aus Ehrsucht? Es werden wohl verschiedene Mißstände im Leben dieses Menschen zusammengekommen sein! Es handelt sich ja vor Allem darum: plausibel zu machen. Und er gab einen einleuchtenden Herostrat; einen vernünftig-verrückten Herostrat; einen übersehbaren Herostrat. Aus dem Weltbrandstifter wurde ein Monologmann, der anapästisch dorthin eilte und daktylisch hierhin eilte. Der Disponent machte den Brandstifter niedlich. Dieser Herostrat war, bei allem Pathos kein Todtenvogel, sondern ein aufs Höchste gereiztes Kanarienhuhn. Der dämonische Humor fehlte ihm, doch wenn er die Fackel schwang, siegte der andere, der anheimelnde Humor. Fulda's liebenswürdige Seiten brachen just in diesem Augenblick durch. Wir aber rufen: O Golo, Golo, Golo! O Hebbel, Hebbel, Hebbel! O Jugendfreunde, o wilde Jagd, o Robinsons Eiland!

Der bürgerliche Beruf des wahren Herostrat ist unbekannt. Fulda machte ihn zum Bildhauer. Auf begrenztem Feld hätte dieser Bildhauer Treffliches leisten können. Doch er gierte nach dem Unerreichbaren; daher der verderbensvolle Ausgang. Armer Bildhauer: vor der gebenedeiten Schönheitskunst des Praxiteles erkannte er sich als unzulänglich. Wollen und Vollbringen standen im Gegensatz. Wohl hätte er Werke unternehmen können, denen er durchaus nicht gewachsen war, und dennoch Beifall ernten — soviel wie Ludwig Fulda für das Drama Herostrat — doch der Bildhauer zog es vor, ein Heiligthum zu schänden und zu verzweifeln. Er gab dabei die Disposition an. Es wirkt als einer der naivsten Züge an Ludwig Fulda, daß Herostrat dem Parkett düster auseinandersetzt: wenn er nicht durch positive Leistungen berühmt werden könne, solle es durch negative geschehen. Hier wird das Dämonische wieder anheimelnd. Herostrat erringt das allgemeine Vertrauen und stiftet den Weltbrand.

Sei dem, wie ihm sei: der leichte Könner Praxiteles ist diesem unglücklichen Woller kontrastirt; das Genie der Impotenz. Fulda kennzeichnet das Genie durch frische, muntere, frohsinnige Bewegsamkeit. Durch leichte Hand. Das scheint etwas äußerlich. Auch Fulda ist frisch, munter, frohsinnig und bewegsam, und kein Genie. Aber das leichte Duett „Reich' mir die Hand, mein Leben" mußte in drei Fassungen mühselig komponirt werden, eh' es die letzte fand. Wiederum also, in der Charakteristik, Formales, nicht Empfundenes. Rechten wir nicht um Kleinigkeiten: wichtiger ist, daß ich eine Entdeckung gemacht zu haben glaube. Sollte das Verhältniß Herostrat's zum Praxiteles nicht von symbolischem Gehalt sein? Sollte nicht Fulda das Verhältniß des Kritikers zum Dichter gezeichnet haben? Herostrat ist der Kritiker, der Unfruchtbare. Ludwig Praxiteles Fulda kommt des Weges einher, sein Gang ist Musik, er schreitet wie ein Bräutigam. Der Anblick seines Werks, der Augenschein so vieler Lieblichkeit und Kraft macht dem Kritiker wehe ums Herz. Und der Unfruchtbare, der Herostrat, da er das Götterbild nicht erreichen kann, entschließt sich, es zu verreißen. So öffnen sich neue Perspektiven für die Betrachtung der Tragödie. Sollte ich fehlgegangen sein, dann: nichts für ungut.

Jedenfalls wär' es dann anerkennenswürdig, daß Fulda den Kritiker Herostrat nicht ohne Sympathie zeichnet. Der Kritiker benimmt sich im letzten Akt, im Gefängniß, gegen seine Mutter achtunggebietend. „Laßt meine Mutter nicht meine That entgelten" bittet er mit einem für Weltbrandstifter entzückenden kleinen Zug von Kindesliebe. Ueberhaupt ist durch das Dazwischentreten der Mutter die Rohheit, welche der überlieferte Vorgang eigentlich enthält, gemildert. Anderes kommt hinzu. Auch Klytias gemüthvolles Wesen und das Eingreifen mehrerer Blumenmädchen, die im Kerker lebhaft verkehren, trägt zur Schwächung des Abstoßenden bei. Klytia verübt in diesem ephesischen Verkehrsmittelpunkt, ich meine den Kerker, einen etwas peinlichen Selbstmord. Herostrat aber schreitet der Hinrichtung gefaßt entgegen. Zuvor prophezeit er mit jener Sicherheit, die in Hohenzollerndramen auftritt, daß sein Name durch die Jahrhunderte bis zu späten Geschlechtern berüchtigt sein werde. Und dieser gebenedeite Zug reißt den letzten Rest von Bitterkeit aus der Seele des Hörers.

Alles in allem: Fulda hat ein Theaterstück geschrieben, das recht wirksam ist, namentlich im dritten Akt, und sein Herostrat verspricht ein allgemein beliebter Herostrat zu werden. Fuldas glatte Verse, wachsend ohne Widerstand, sind ihm treu geblieben. Auch seine Vergeßlichkeit — er vergißt immer Gestalten zu zeichnen — blieb treu und sie half ihm zu leichtem glattem Vollenden mit glücklicher, spielerischer, praxitelesischer Hand. Das jüngste Werk ist keine Stilwidrigkeit gegen die früheren. Fulda hat alles gethan,

was ein begabter und geschmackvoller Mann mit Formgefühl aus einem solchen Stoffe machen kann. Möge er glücklich werden.

Ist dieses Stück historisch, so sind es die zwei andren gewissermaßen auch. Es bleibt nicht viel von ihnen zu sagen. Hätte Philippi den Herostratenstoff behandelt, so würde der Held eine edle und schöne Herrscherin aus Eitelkeit erdolcht haben. Philippi ist immer aktuell und hat etwas Gesegnetes. Sein nächstes Stück wird heißen „Kapitän Vierlutz“ und eine außerordentlich fein verhüllte Anspielung auf ein Zeitereigniß, das wir heut noch nicht verraten wollen, enthalten. Ach, es gibt die merkwürdigsten Nahrungszweige. Fesselnder als das gröbliche Drama selbst ist die Haltung der Hörer: sie veranstalten Kundgebungen, wenn Bismarck auf der Bühne einem vornehmen Herrn den Unterschied darlegt zwischen mühelos ererbtem Besitz und mühseliger Schaffung des Besitzes. Sie applaudiren demokratisch — für Bismarck.

Doppelt historisch ist Halbe's „Eroberer“. Denn er gehört, auch als Theaterstück, der Vergangenheit an. Hätte Fulda diesen Stoff behandelt, so wäre der renaissancekühne Held, der ein Weib und mehrere Kebsweiber beansprucht, auf didaktischen Wegen zum Untergang geführt worden. Halbe führte das Drama selbst zum Untergang, durch widernatürliche Schlaffheit. Sein Geist weilte anderswo, als seine Finger diese Scenen schrieben. Man kann ihn lieb haben: doch am jüngsten Stück ist nichts zu retten. Jeder Satz ist von großer Dagewesenheit, jeder Auftritt von perniciöser Bleisucht, das Ganze (wie das Kunstwerk an sich sein soll) zwecklos. Es gibt nichts zu retten: hinunter! Klügere freilich, die geringere Künstler sind, hätten diese Niederlage nicht erlitten. Fulda niemals. Fast leuchtet Halbe's Dichternatur aus der Riesengröße seines Durchfalls. So was zu schreiben, so was einzureichen, so was spielen zu lassen, — seiner ist das Himmelreich!

Und dies wären drei historische Stücke.

Alfred Kerr.

Zeitschriften.

Bismarcks Memoiren.

(Revue des Revues.)

In der französischen „Revue des Revues“ vom 1. November befindet sich ein Artikel über die in Kürze zur Ausgabe gelangenden „Gedanken und Erinnerungen“ des Fürsten Bismarck. Der Verfasser des Artikels, Rudolf Scharf, will das Werk durchgesehen haben und prophezeit eine schwere Enttäuschung für alle Diejenigen, welche darin ein politisches Testament des großen Kanzlers oder auch nur eine interessante Lektüre erwartet haben. Nach Scharf's Mittheilungen wird das Werk gleichzeitig in deutscher, englischer und französischer Sprache am 22. November ausgegeben werden. Er bezweifelt sogar den rein buchhändlerischen Erfolg. Allerdings habe der deutsche Verleger mit der englischen Firma, welche das Recht der Uebersetzung ins Englische erworben habe, einen vortheilhaften Vertrag abgeschlossen; die englische Firma bezahle für das Recht der Uebersetzung allein 150 000 Mark. Für die französische Uebersetzung habe der Verleger Kröner jedoch noch nicht ein Drittel dieser Summe erlangen können. Scharf behauptet ferner, daß Fürst Bismarck für das Manuskript 300 000 Mk bekommen habe, neben einem Antheil für seine Erben von jedem verkauften Exemplar über die ersten tausend hinaus. Scharf fährt dann wörtlich fort: „Ich habe die beiden Bände von Anfang bis zu Ende durchgelesen, trotz all der Vorsichtsmaßregeln, die seitens der Herausgeber ergriffen waren, um die Fahnen nicht in andere Hände kommen zu lassen. Ich werde nicht dementirt werden, wenn ich behaupte, daß diese „Gedanken und Erinnerungen“ nichts enthalten, was imstande wäre, die Neugierde zu reizen und ein besonderes Interesse zu erregen: weder Enthüllungen, noch Indiskretionen, noch Dokumente. Poschinger und Busch haben zwanzigmal mehr gesagt .... Der vergleichsweise aktuellste Theil der beiden Bände ist der, welcher von dem Kulturkampf, von dem Bruch mit den Konservativen und von den Hofintriguen handelt. Bismarck enthüllt dabei — wenn das eine Enthüllung ist — den entscheidenden Einfluß, den die Kaiserin Augusta auf Kaiser Wilhelm I. in jener Epoche, wie während des französisch-deutschen Krieges, ausgeübt hat. Die einzige charakteristische Seite des Werkes ist die Tendenz, die Größe des ersten Kaisers zu verringern. Diese Tendenz kommt nicht offen zum Ausdruck, aber man liest sie deutlich zwischen den Zeilen.“

Scharf behauptet, daß noch ein 3. Band existire, der die Regierung des Kaisers Friedrich III. und des Kaisers Wilhelm II. behandele. Er gibt zu verstehen, daß Einflüsse seitens der Krone geltend gemacht seien, um die Veröffentlichung dieses 3. Theiles, wenigstens einstweilen, zu verhindern.

Man wird diese aus Paris stammenden Mittheilungen mit einiger Vorsicht aufzunehmen haben. Sie decken sich, was die behauptete Minderwerthigkeit dieser Bismarck-Memoiren anlangt, bekanntlich mit Busch's Angaben. Für diejenigen, denen es weniger um Sensation, als um Ergänzung der Charakteristik Bismarck's zu thun ist, werden die „Gedanken und Erinnerungen“ des ersten Reichskanzlers sicher noch immer eine reiche Ausbeute bieten, ebenso wie sie die Aufzeichnungen von Moritz Busch geliefert haben, die, bei allen moralischen und litterarischen Mängeln des Verfassers, doch als Momentphotographien auch keinen geringen historischen Werth besitzen.

B.

The State. Elements of historical and practical politics. By Woodrow Wilson. Revised edition. Boston, U. S. A., D. C. Heath & Co., publishers. 1898.

Dieses Werk hat seit Jahren eine feste Position in den Vereinigten Staaten von Amerika und auch in England. Mehr als 200 amerikanische höhere Lehranstalten benutzen dasselbe als Lehrmittel und auch in jeder wichtigeren Bibliothek ist es zu finden. Auch auf der englischen Universität Cambridge bildet es seit einer Reihe von Jahren die Unterlage für verfassungsrechtliche Vorlesungen. Vor einigen Monaten wurde auch eine japanische Ausgabe veröffentlicht. In Deutschland ist das Werk bisher wenig bekannt geworden, obgleich es auch für Deutsche sehr brauchbar ist. Das Buch gibt eine vergleichende Darstellung von den Grundsätzen der Gesetzgebung und dem Mechanismus der Verwaltung in den modernen Hauptstaaten, wie Deutschland, Schweiz, Vereinigte Staaten, Großbritannien, Frankreich, Oesterreich-Ungarn u. s. w. In einigen einleitenden Kapiteln sind auch das altgriechische und altrömische Staatsrecht, sowie mancherlei charakteristische staatsrechtliche Erscheinungsformen des Mittelalters berücksichtigt. Grundsätzliche Betrachtungen über Regierungsformen, Regierungsfunktionen und Regierungszwecke bilden den Schluß. Der gewaltige Stoff ist in glücklicher Weise kondensirt und höchst übersichtlich geordnet. Eine nähere Durchsicht speziell des auf Deutschland und Preußen bezüglichen Theiles hat uns davon überzeugt, daß auch die Einzelangaben durchweg zuverlässig sind. Wir sind nur auf geringfügige Irrthümer gestoßen, z. B. auf das Versehen, daß das Wahlrecht zum preußischen Abgeordnetenhaus an das 25. Lebensjahr geknüpft sei, während das Wahlrecht in Preußen bekanntlich schon mit dem vollendeten 24. Lebensjahre beginnt. Der Preis des Werkes ist 2 Dollars. Es würde sich empfehlen, auch eine deutsche Uebersetzung von dem Werke zu veranstalten, da eine ähnliche übersichtliche Darstellung unseres Wissens in deutscher Sprache bisher nicht existirt.

T. B.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Nr. 7. Berlin, den 12. November 1898. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser, der in Damaskus war, hat dort eine Rede auf den lebenden Sultan und den todten Sultan Saladin — jenen den auch die Kinderstube kennt — gehalten. Diese Rede war für die Anhänger Mohammeds sehr schmeichelhaft. Dagegen haben wir nichts einzuwenden. Wir wollen uns dieser Rede nur erinnern, wenn wir wieder einmal hören sollten, daß es überhaupt keine anderen menschlichen Tugenden gibt, als solche, die in der Sonne des Christenthums sprießen.

Die Ausweisungen dänischer Unterthanen aus Nordschleswig dauern fort. Dabei sind einige Fälle von ganz besonderer Härte geeignet, die peinlichen Gefühle, welche die gesammte Maßregel hervorruft, noch zu steigern. Wenn man von der Ausweisung einer Wittwe mit einem todtkranken Kinde hört und die Schilderung liest, wie die unglückliche Frau von Apenrade im offenen Wagen über die Grenze gebracht wird und das Kind alsbald auf dänischem Boden stirbt, so begreift man leicht, wie verbitternd derartige Vorgänge wirken müssen. Die preußischen Behörden haben sich, so viel wir sehen, bisher nicht dazu herbeigelassen, auch nur einigermaßen haltbare Gründe für diese plötzlichen Ausweisungen bekannt zu geben. Daß Wittwen mit kranken Kindern, daß Milchmädchen und Pferdeknechte dänischer Nationalität der Existenz des preußischen Staates gefährlich werden könnten, wird doch wohl kein Mensch behaupten wollen. Es ist bedauerlich, daß solche Vorkommnisse in der deutschen Presse nicht mit schärferer Kritik bedacht werden. Wäre der Reichstag oder der preußische Landtag zusammen, so könnte im Wege einer Interpellation die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese, das zivilisirte Deutschland kompromittirende, ungeschickte Ausweisungspolitik gerichtet werden. Inzwischen hat die Presse das Parlament zu ersetzen. Es ist ein nobile officium der Presse, sich der Schwachen und Verfolgten anzunehmen, und gerade auf diesem Gebiete wäre die Presse stark genug, um einen heilsamen Einfluß ausüben zu können.

Seit langer Zeit hat keine städtische Angelegenheit die Berliner Bürgerschaft so in Erregung gesetzt, wie die von uns bereits vor acht Tagen erwähnten Berathungen über die Frage, ob die elektrischen Betriebe in privaten Händen bleiben sollen, oder von der Stadt zu übernehmen seien. Und in der That hat diese Angelegenheit eine Bedeutung, die auch über das Weichbild von Berlin hinaus Beachtung verdient und Beachtung gefunden hat.

Rein thatsächlich ist zunächst festzustellen, daß die Majorität der Stadtverordnetenversammlung auf ihrem bisherigen Standpunkt verharrt, obgleich die Gesammtheit der freisinnigen Berliner politischen Zeitungen, mit einer einzigen Ausnahme, den Vertrag, der vorliegt, mit aller Schärfe als ungünstig für die Kommune bezeichnet. In öffentlichen Versammlungen sind überdies dieselben Ansichten zum Ausdruck gelangt. Nur in einem Punkte hat die Majorität sich dieser Auffassung der Bürgerschaft anbequemt. Die Gewinnquote, die der Stadt zufällt, ist unerheblich erhöht worden.

Ein solches Auseinandergehen der Stadtverwaltung und der Bevölkerung ist bemerkenswerth, und es ist dies ein Anzeichen, daß ein enger Zusammenhang zwischen Wähler und Gewähltem nicht besteht. Ein Zustand dieser Art ist bedauerlich, aber für denselben ist die Bevölkerung in noch höherem Grade verantwortlich zu machen als die städtische Verwaltung. Die gesunde politische Bethätigung hat in Berlin

leider überhaupt außerordentlich an Lebenskraft verloren; sie ruht gewissermaßen unter einem Bann. Und das Interesse für kommunale Angelegenheiten war in weiteren Kreisen sogar so gut wie gänzlich geschwunden. Die Nachwirkungen dieses Zustandes zeigen sich jetzt, da plötzlich eine Frage von großer Bedeutung auf der Tagesordnung steht.

Worin liegt diese Bedeutung? Allein in den Millionen, um die es sich herüber und hinüber handelt? Durchaus nicht. Die finanzielle Frage ist gewiß bedeutungsvoll, aber sie ist nicht allein maßgebend. Zu ihr tritt eine andere Frage hinzu und diese lautet: Ist die Selbstverwaltung im Stande, die großen verwickelten, wirthschaftlichen Fragen, die an sie herantreten, mit überlegener Sachkenntniß zu prüfen und zu lösen. Man hat in der Bürgerschaft die Empfindung, daß die städtischen Behörden sich dieser Aufgabe in vollem Maße nicht gewachsen gezeigt haben, daß sie gegenüber der überlegenen Taktik großer Erwerbsgesellschaften den Kürzeren ziehen, und daß man mit einem gewissen Kleinmuth auch bereit ist, diesen Erwerbsgesellschaften weit entgegenzukommen, um nur der Verantwortung einschneidender Entschlüsse überhoben zu sein.

In solcher Sachlage steckt ein ernstes Problem.

Die Selbstverwaltung der großen Städte wird in Zukunft häufiger gezwungen sein, neben der hergebrachten Verwaltungsarbeit weittragende wirthschaftliche Entscheidungen treffen zu müssen. Wird sie dazu den Muth haben, der berechtigt nur bei genügender Sachkenntniß ist; oder wird sie im Gefühl, dieser kaufmännischen, dieser technisch-geschäftlichen Sachkenntniß zu entbehren, sich von großen Erwerbsgesellschaften, die über Männer mit diesen Fähigkeiten verfügen, ins Schlepptau nehmen lassen? Tritt dies Letztere ein, dann dankt die Selbstverwaltung auf einem gewichtigen Gebiet ab, und die Macht, die damit Erwerbsgesellschaften zufällt, die ganz berechtigter Weise auf nichts zu blicken haben, als auf die Wahrnehmung ihres Vortheils, kann zu einer nicht ungefährlichen Höhe anwachsen. Solche Entwickelung zeitigt naturgemäß als Nebenwirkung, daß eine derartige thatsächliche Unselbstständigkeit der städtischen Behörden zu einer fühlbaren Abhängigkeit einzelner städtischer Vertreter von den großen Gesellschaften führen kann.

Die für den Liberalismus ganz besonders bedeutsame städtische Selbstverwaltung wird sich auf die Dauer nur behaupten können, wenn sie auch den Schwierigkeiten moderner wirthschaftlicher Riesentransaktionen sich gewachsen zeigt. Ob Uebernahme in den Besitz der Stadt, ob Privatbetrieb — das ist im einzelnen Falle eine Zweckmäßigkeitsfrage, die je nach Umständen zu entscheiden ist und über die sich streiten läßt; aber unentbehrlich bleibt in jedem Falle jene Festigkeit und jene klare Urtheilsfähigkeit, die sich in den Verhandlungen mit genial geleiteten Privatunternehmungen wenigstens zu behaupten weiß. Und solche Eigenschaften haben sich leider bei der Majorität der Stadtverordneten nicht gezeigt, die schnell befriedigt war, und die erst durch die Minorität Schritt für Schritt und oft vergeblich auf die bedenklichen Stellen des Vertrages aufmerksam gemacht werden mußte.

Daß diese Opposition überwiegend aus freisinnigen Männern besteht, ist für Berlin ein Glück. Wir halten freilich noch durchaus nicht auf jenem Punkt, bei dem über den Wiener Liberalismus sich das Verhängniß zusammenzog. Aber wir wollen auch nicht dahin kommen. Eine Lehre kann uns Wien jedoch geben; die Haltlosigkeit des Wiener Kommunalliberalismus Anfechtungen dieser Art gegenüber, jenes Liberalismus, den man schließlich höhnend als Börsenliberalismus bezeichnete, sie hat ganz wesentlich den Sturz des Freisinns daselbst mit herbeigeführt, und als Folge die Wiener Hochfluth von Barbarei und Antisemitismus gezeitigt.

Der Simplicissimus, ein Witzblatt, wird jetzt mit einiger Regelmäßigkeit konfiszirt, und Anklage auf Anklage wegen Majestätsbeleidigung erfolgt — ob mit Recht, darüber haben die Gerichte zu sprechen. Aber die Oeffentlichkeit kann schon jetzt über die Leidenschaft und den Apparat sich äußern, mit denen diese Verfolgungen betrieben werden. Einen genialen Zeichner sperrt man sofort ein, und als ob bayerische Untersuchungsrichter nicht genügten, entsendet man aus Sachsen nach München einen Richter, wie wenn es sich um eine Angelegenheit von größter Bedeutung und Schwierigkeit handelte. Ein solcher Aufwand an Kraft ist vielleicht zur Ermittelung eines Mörders nützlich, aber bei der Behandlung von Majestätsbeleidigungen wird im Allgemeinen der Standpunkt des alten Fritz nicht nur als der vorurtheilsloseste, sondern auch als der zweckmäßigste erscheinen. Man soll Pasquille niedriger hängen; denn es bleibt dabei: eine besondere Strenge gegen Pasquille erzeugt nur den Verdacht, daß sie allzu treffend und wahr sind.

Lord Salisbury hat eine Guildhall-Rede gehalten, wie sie zu erwarten war; sehr freundlich, sehr gemäßigt gegen Frankreich und den Plan zurückweisend, als wolle England die ägyptische Frage in provozirender Weise in Angriff nehmen. Wozu auch? Thatsächlich ist England Herr in Aegypten; einem vorsichtigen Realpolitiker muß es also überflüssig erscheinen, nur um die gegebenen Zustände neu zu etiquettiren, große internationale Schwierigkeiten heraufzubeschwören. Wir haben denn auch immer geglaubt, daß die Rüstungen des Vereinigten Königreichs nur bezwecken, der englischen Bevölkerung ein verstärktes Gefühl der Sicherheit und Kraft zu gewähren; aber es war uns nicht wahrscheinlich, daß sie agressiven Zwecken zu dienen bestimmt seien.

Ueber die Thätigkeit des Kassationshofes in Paris gibt es nur Gerüchte; diese Gerüchte besagen jedoch, daß man rüstig dabei ist der Wahrheit und Gerechtigkeit eine Gasse zu bahnen. Hoffen wir auf den Erfolg.

Die Friedensverhandlungen, welche zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten in Paris gepflogen werden, rücken nur langsam von der Stelle. Die Hauptschwierigkeit macht die Regelung der Philippinenfrage. Die öffentliche Meinung der amerikanischen Union hat sich nach und nach mit dem Gedanken der Annexion der gesammten Philippinen so sehr vertraut gemacht, daß die amerikanischen Unterhändler in Paris angewiesen sind, auf der Abtretung der ganzen Inselgruppe der Philippinen zu bestehen. Es wird Spanien nichts übrig bleiben, als schließlich dem Verlangen nachzugeben. Für die Philippinen ist dies jedenfalls die beste Lösung; ob auch für die Vereinigten Staaten, ist eine andere Frage. In England sieht man es nicht ungern, daß die Dinge diese Wendung nehmen. Man glaubt, daß die Position Englands in Ostasien nur gebessert werden kann, wenn auch Amerika durch eigenen Besitz unmittelbar an der politischen Entwickelung der Verhältnisse in Ostasien interessirt ist. Der Ausfall der amerikanischen Wahlen vom 8. November, welcher der Regierungspartei jetzt auch eine Mehrheit im Senat sichert, zeigt, daß McKinley die auf Expansion gerichtete Strömung der öffentlichen Meinung richtig taxirt hat.

Herr Julius Goldschmidt, Generalkonsul der Vereinigten Staaten in Berlin, ist gestorben. In ihm verliert der Konsulardienst der Vereinigten Staaten einen ungewöhnlich tüchtigen Beamten und Deutschland einen verständnißvollen Kenner seiner politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse. Herr Goldschmidt, der unter der Administration Harrison's das Generalkonsulat in Wien bekleidet hatte, war in der letzten Präsidentschaftswahlkampagne Leiter des fremdsprachlichen Bureaus im nationalen republikanischen Hauptquartier zu Chicago. Es lag ihm dabei insbesondere ob, die Fühlung mit den Deutschen in den Vereinigten Staaten aufrecht zu erhalten. Er erfüllte seine Aufgabe mit außerordentlichem Geschick und hat das Seinige dazu beigetragen, daß das Deutschthum in den Vereinigten Staaten in so überwältigender Majorität auf die Seite der Verfechter des ehrlichen Geldes trat und dem Silberschwindel so energisch Opposition machte. Es wird nicht

leicht sein, den entstandenen Verlust in einer zugleich die Vereinigten Staaten und Deutschland befriedigenden Weise zu ersetzen.

Aus den Vereinigten Staaten wird ferner der Tod des ausgezeichneten Volkswirths David A. Wells gemeldet. In Deutschland ist der Verstorbene nie nach Verdienst geschätzt worden. In den Vereinigten Staaten galt er mit Recht als der hervorragendste wissenschaftliche Führer der Freihandelspartei. Sein Werk „Recent economic changes" ist ein Muster von common sense und Klarheit.

* * *

Demokratische Kriegslust und absolutistische Friedensliebe.

Wenn spätere Geschlechter auf das Jahr 1898 zurückblicken, so werden sie vermuthlich durch nichts so sehr gefesselt werden, als durch das Friedensmanifest des Zaren und den Krieg der großen amerikanischen Republik gegen Spanien; nicht bloß wegen der Folgen, welche diese Ereignisse für die Entwickelung der menschlichen Kultur und die politischen Beziehungen der einzelnen Völker zu einander haben werden, sondern auch — und vielleicht in noch höherem Maße — wegen des Gegensatzes, der in diesen beiden geschichtlichen Thatsachen zum Ausdruck kommt. Die landläufige Meinung ging bisher dahin, daß Demokratien von Natur friedfertig und Despotien von Natur kriegerisch seien. Hier aber zeigt sich ein absolutistisch regierter Staat, wie Rußland, in seiner vollen Kraft, dessen Herrscher die Friedensschalmei bläst, und andererseits eine kraftstrotzende moderne Demokratie — als Weltmacht Rußland ebenbürtig, in gesichertster internationaler Lage, von niemandem bedroht —, in der die Kriegstrompeten das Volk in gewaltige Begeisterung versetzen.

Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß dieser Krieg gegen Spanien, der gewiß alles Andere eher war als ein Defensivkrieg, vom amerikanischen Volk selbst nicht nur gebilligt, sondern auch gewollt war. Man kann andererseits nicht einmal behaupten, daß es sich hier um einen kurzen kriegerischen Rausch gehandelt habe. Selbst als der Enthusiasmus über die kriegerischen Leistungen der amerikanischen Armee und Flotte einer ruhigeren Stimmung und sogar einer kritischen Betrachtung der schweren administrativen Mängel der amerikanischen Kriegsverwaltung gewichen war, blieb als Niederschlag der kriegerischen Stimmung die Neigung zur Expansion, zur Ausbreitung der Machtsphäre. Während in den festesten Traditionen der amerikanischen Republik der Grundsatz zu gehören schien, daß die Vereinigten Staaten ihre Souveränität nicht über amerikanisches Territorium, eigentlich nicht einmal über den amerikanischen Kontinent hinaus, zu erstrecken hätten, ist unter den kriegerischen Stimmungen und Eindrücken dieses Jahres der Geist des Imperialismus dermaßen in die amerikanische Politik eingezogen, daß nicht nur die Annexion von Portorico und Kuba, sondern auch von weit entlegenen Inselgruppen, wie Hawaii und den Philippinen, bereits so gut wie eine vollendete Thatsache ist. Die am 8. November in der amerikanischen Union abgehaltenen Wahlen haben dieser Politik der Expansion das billigende Siegel aufgedrückt, und die Spanier müssen heute die Hoffnung völlig aufgeben, daß sie von den Philippinen auch nur den kleinsten Bruchtheil werden retten können.

Die Spanier haben schließlich durch ihr unkluges Verhalten auf der Pariser Friedenskonferenz noch das Ihrige beigetragen, um die Stimmung bei den amerikanischen Wahlen im Sinne der Expansionspolitiker zu beeinflussen. Insbesondere der neugewählte Gouverneur für den Staat New-York, Theodor Roosevelt, der als Oberst der Rough-Riders in Kuba kriegerische Lorbeeren geerntet hatte, hat Ursache, sich bei der spanischen Regierung zu bedanken für die wirksame Unterstützung, die seiner Wahl durch das störrische Verhalten der spanischen Friedenskommissare in Paris geleistet ist. Roosevelt hatte in dieser Wahlkampagne das chauvinistische Register so stark gezogen, daß besonnene Staatsmänner, wie z. B. Karl Schurz, öffentlich erklärten, bei aller Anerkennung der persönlichen Ehrenhaftigkeit des republikanischen Gouverneurskandidaten und bei voller Berücksichtigung der Gefahren, die aus einem Siege des Tammany Hall-Kandidaten für die politische Entwickelung des Staates New-York erwachsen könnten, würden sie nicht für Roosevelt, sondern für einen dritten, obgleich aussichtslosen, Kandidaten stimmen, um dem von Roosevelt gepredigten Chauvinismus nicht zu einem Triumphe zu verhelfen. Die durch solche Kundgebungen unterstützte Stimmung der nicht unter dem Parteibanne stehenden unabhängigen Wähler drohte schließlich sogar die Wahlaussichten des Helden von San Juan zu vernichten, aber die leichte Krisis auf der Pariser Friedenskonferenz genügte bereits, um ihn wieder fest in den Sattel zu setzen und als Sieger ans Ziel zu bringen.

Auch in den übrigen Theilen des Landes haben die Wahlen in starkem Maße unter den Einflüssen einer chauvinistischen Stimmung gestanden, der sich energisch entgegenzustellen auch die Oppositionsparteien nicht wagten. Der Erfolg ist, daß nicht nur das Repräsentantenhaus eine — wenngleich verringerte — republikanische Mehrheit behält, sondern daß infolge der überwiegend zu Gunsten der Republikaner ausgefallenen Wahlen für die einzelnen Staatslegislaturen auch der Senat der Vereinigten Staaten demnächst eine republikanische Majorität haben wird, und zwar eine working majority.

Damit ist — und das ist eine erfreuliche Seite dieser Wandlung — nunmehr die Möglichkeit für eine positive Währungsreform gegeben. Der Ueberfluß von Gold, der sich im letzten Jahre im amerikanischen Staatsschatz angesammelt hat, erleichtert eine derartige Reform außerordentlich, und es wäre ein geradezu unverantwortlicher Fehler, wenn die herrschende Partei diese günstige Konstellation nicht benutzen würde, um dem Silberschwindel durch Regelung der Greenback-Frage ein Ende zu bereiten.

Darüber hinaus wird man jedoch von der Erstarkung der republikanischen Partei im Senat nicht viel Wohlthätiges erhoffen dürfen. Insbesondere bei Differenzen und Verhandlungen mit fremden Staaten wird das amerikanische Machtbewußtsein sich voraussichtlich noch stärker, als bisher, geltend machen. Die europäischen Staaten — und auch Deutschland — werden gut daran thun, diesen Umstand bei ihren handelspolitischen Maßnahmen in Berücksichtigung zu ziehen.

Großbritannien ist die einzige europäische Macht, welche dieser Entwickelung der Dinge mit ungemischter Befriedigung zuschauen kann. Die Gefahr handelspolitischer Verwickelungen mit den Vereinigten Staaten ist bei der aufgeklärten Freihandelspolitik Englands kaum vorhanden. Was aber die Festsetzung der amerikanischen Republik in Ostasien anbetrifft, so nimmt man in England wohl nicht mit Unrecht an, daß Amerika in Ostasien durch sein eigenes wohlverstandenes Interesse der naturgemäße Bundesgenosse des britischen Reichs sein werde.

Der Gedanke einer Verständigung der beiden großen angelsächsischen Mächte, insbesondere dritten Staaten gegenüber, gewinnt überhaupt in beiden Ländern an Boden und hat in England nicht wenig zu der Stärkung des nationalen Selbstgefühls beigetragen, von dem jüngst im Faschodastreit zunächst Frankreich recht empfindlich berührt worden ist.

Auch in England ist der kriegerische Geist im Wachsen, und das am meisten demokratisch gesinnte Mitglied des Kabinets, Mr. Chamberlain, ist unter allen seinen Ministerkollegen der größte Jingo. Hier haben wir eine zweite große Demokratie — diesmal unter monarchischer Spitze —, welche die Theorie zu Schanden macht, als ob die

Friedensliebe eine spezifische Eigenschaft der Demokratie sei: Man lese nur die englischen Berichte über die begeisterten Huldigungen, mit denen der Sieger von Omdurman, der jetzige Lord Kitchener, auf englischem Boden begrüßt worden ist! Vor einigen Jahren wurden einige der ersten Männer der Wissenschaft in den Peersstand erhoben, aber wer dachte daran, einen Lord Lister, dem Tausende und Abertausende von Verwundeten die Rettung ihres Lebens verdanken, auch nur annähernd so zu ehren, wie den siegreichen General, dessen Schnellfeuerkanonen zehntausend und mehr Derwischen den Tod gebracht haben.

Es ist schwerlich zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß seit dem Krimkriege es keine Zeit gegeben hat, in der die englische Nation so bereit gewesen ist, wie heute, für nationale Interessen das Schwert zu ziehen. Die Franzosen haben das im Faschodastreit auch rasch erkannt und deshalb völlig beigedreht, wenngleich nicht früh genug, um einer empfindlichen Demüthigung aus dem Wege zu gehen.

Ob Lord Salisbury die gegenwärtige Stimmung in England dazu benutzen wird, um auch gleich das Verhältniß Englands zu Aegypten definitiv ins Reine zu bringen, ist noch nicht klar zu ersehen. Es scheint — nach seiner Guildhall-Rede zu schließen —, als ob der leitende Staatsmann auch in diesem Falle vorsichtiger ist, als es die hinter ihm stehende öffentliche Meinung seines Landes verlangt. In Wirklichkeit hätte die ausdrückliche Erklärung eines englischen Protektorats über Aegypten ja auch weniger reale als formale oder — wenn man will — demonstrative Bedeutung. Daß England aus Aegypten nicht freiwillig wieder herausgehen wird, steht in jedem Falle fest. Es besitzt die thatsächliche Macht im Pharaonenlande, und der Khedive ist heute genau so gut eine bloß dekorative Figur, wie er es sein würde, wenn das englische Protektorat über sein Land ausdrücklich erklärt würde.

Wer nicht bereit ist, diese thatsächliche Lage zu ändern — was ohne einen Weltkrieg nicht möglich wäre — für den kann die Frage, wie das Abhängigkeitsverhältniß Aegyptens von England formell geregelt wird, nur von untergeordneter Bedeutung sein. Das trifft insbesondere für Deutschland zu. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein matter of fact-Staatsmann, wie Lord Salisbury, aus ebensolchen Erwägungen heraus einer förmlichen Deklaration des Protektorats abgeneigt ist, trotzdem die Gefahr einer schweren internationalen Verwickelung dabei gerade gegenwärtig kaum in Frage steht. Denn auch Rußland wird sicher keine Neigung verspüren, wegen des ägyptischen Staatsrechts oder Frankreichs schöner Augen halber sich in kriegerische Unkosten zu stürzen. Der russische Adler wird ja außerdem durch das Oelblatt, das er noch immer im Schnabel trägt, am Zubeißen einigermaßen verhindert.

Man mag noch so skeptisch über die Tragweite des zarischen Friedensmanifestes denken, eine gewisse Erschwerung kriegerischer russischer Offensive liegt doch darin. Je mehr in dem absolutistischen Rußland die ganze Regierungsgewalt in der Person des Zaren verkörpert ist, um so schwieriger wird es für die Rathgeber des Zaren, ihren Herrn in eine Politik mit deutlich erkennbaren kriegerischen Absichten zu verwickeln, während man gleichzeitig die Vorbereitungen zum Zusammentritt der Friedenskonferenz trifft.

Das Bild, welches die verschiedenen Großmächte unter dem Gesichtswinkel des Weltfriedens bieten, ist darnach zur Zeit ein recht interessantes. Daß keine Garantie dafür vorhanden ist, daß das Bild sich nicht plötzlich wieder verschiebt, ist zuzugeben, aber die eine Vorstellung wird man vermuthlich definitiv aufgeben müssen, als ob die Demokratie den Frieden bedeute.

Th. Barth.

Die arabische Chronik des Tabari.

Wer den islamischen Orient verstehen will, der muß sich vor Allem mit dem Ursprung und der Jugendzeit des Islams vertraut machen. Glücklicherweise haben die Araber uns sehr ausführliche Nachrichten über die Zeit hinterlassen, wo sie zuerst großartig in die Weltgeschichte eingriffen. Kein andres Volk primitiver Kultur, das sich erobernd über weite Länder alter Bildung ergoß, hat annähernd so bald daran gedacht, seine Thaten und Leiden eingehend darzustellen. Das Behagen, das schon die heidnischen Araber daran hatten, ihre Abenteuer zu erzählen, war durch die Siege der neuen Religion auf einen großen Gegenstand übertragen worden. Religion, sowie nationales, Stammes- und selbst Familieninteresse begünstigte das Entstehen breiter Massen geschichtlicher Ueberlieferung. Bald fanden sich dann auch Männer, die aus solchen Traditionen historische Werke zusammenstellten. Das waren zum Theil schon Muslime nicht-arabischer, namentlich persischer Herkunft, wie denn bekanntlich die arabischen Wissenschaften zuerst vorwiegend von Nicht-Arabern ausgebildet worden sind. Im Allgemeinen hielten sich jene Leute treu an das, was sie von ihren Gewährsmännern gehört hatten, und stellten gerade gern abweichende Angaben über dasselbe Ereigniß neben einander.

Viele Geschichtswerke dieser Art sind in den ersten Jahrhunderten des Islams verfaßt worden; die meisten sind aber verloren gegangen. Doch ist uns ihr Inhalt im Ganzen und Großen gerettet. Namentlich ist das geschehen durch die große arabische Chronik Tabari's. Dieser, ein in Baghdad lebender Perser aus Amul am Südufer des Kaspischen Meeres, war zur Zeit seines Lebens (839—923) und noch später besonders als hochgelehrter Theologe und Kanonist bekannt, aber schließlich hat von seinen zahlreichen, jetzt meist nicht mehr vorhandenen Werken doch seine Chronik die größte Berühmtheit erlangt. Dies Werk, in dem er die Geschichte von der Schöpfung bis zum Jahre 915 erzählt, ward eine Fundgrube für die nachfolgenden Historiker. So bestehen die ersten zwei Drittel der umfangreichen, bis zum Jahre 1231 führenden Chronik des Ibn Athir (1160—1233) hauptsächlich aus einer mit Umsicht hergestellten Verkürzung Tabari's. Dies Werk, das der Schwede Tornberg herausgegeben hat (Leiden bei Brill, 1851—76), konnte uns aber schon deshalb den Tabari nicht ersetzen, weil es oft die verschiedenen Berichte, die Tabari gesondert neben einander stellt, zusammenarbeitet. Noch weniger konnte das die Chronik des syrischen Fürsten Abulfeda (1273—1331) leisten, die wohl Anerkennung verdient, aber doch früher sehr überschätzt wurde, solange man eben kein anderes Werk der Art kannte.

Noch vor einem Menschenalter hätte Niemand gedacht, daß es möglich sein werde, den Text Tabari's vollständig oder doch nahezu vollständig zusammenzubringen. Ein Exemplar des Werkes muß immer aus einer ganzen Reihe von Handschriften bestanden haben. Ein solches vollständiges Exemplar existirt aber wohl schon lange nicht mehr. Dagegen wußte man, daß in verschiedenen Handschriftensammlungen Theile des Tabari vorhanden waren. Da faßte de Goeje in Leiden, der sich damals schon viele Verdienste um die historische und geographische Litteratur der Araber erworben hatte, den Gedanken, sich einmal danach umzusehen, wieviel von jenem Werke sich in europäischen Bibliotheken (mit Einschluß derer in Konstantinopel) wohl noch auffinden lasse. Das Resultat der Nachfragen war sehr ermuthigend. Es ergab sich, daß manche Stücke mehrfach, andre wenigstens durch eine Handschrift vertreten waren, und de Goeje sah demnach, daß, wenn auch vielleicht keine lückenlose, so doch eine ziemlich vollständige Ausgabe möglich sein werde. Nun ließ es ihm keine Ruhe: er versicherte sich einerseits einer Anzahl von Mitarbeitern und wandte sich andererseits an Regierungen und gelehrte Gesellschaften um Beiträge zu den Kosten. Denn den Aufwand, den das Werk erfordern mußte, konnte man natürlich auch einer so bedeutenden

Buchhandlung, wie der von Anfang an in Aussicht genommenen Brill'schen, nicht allein zumuthen. Die Zuwendungen kamen denn auch bald, theils direkt, theils in Form von Subskriptionen auf mehrere Exemplare, reichlich aus Holland, Deutschland, Oesterreich, Frankreich, England, Italien und Rußland. Auch Privatleute haben Beisteuern geleistet. Den ersten namhaften Zuschuß (5000 Franken) leistete der alte Professor Stähelin in Basel, der sich schon früher mehrfach in ähnlicher Weise verdient gemacht hatte. Vor dem Beginn des Drucks waren schon über 20000 Mk. eingegangen, allein die Vorbereitungen, wie z. B. das Aufsuchen und Vergleichen von Handschriften in Konstantinopel, hatten auch schon erhebliche Kosten verursacht. Aber je mehr gesucht wurde, desto mehr fand man auch, und schließlich stellte sich bis auf eine oder zwei kleine Lücken der vollständige Text heraus. Freilich war das handschriftliche Material von sehr verschiedenem Werth. Für einige Partien gab es vortreffliche Handschriften, für andere nur eine oder zwei minderwerthige. Vielfach konnten allerdings auch Werke, die aus Tabari geschöpft haben, oder Parallelberichte in anderen uns erhaltenen Büchern zur Feststellung des Textes verwerthet werden. Aber der Herausgeber eines arabischen Textes hat wegen der Unzulänglichkeit der Schrift immer mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen, und hier lag eine so große Aufgabe vor, daß ein Einzelner nicht wohl daran denken konnte, sie in absehbarer Zeit zu bewältigen. So beschloß denn de Goeje, das Ganze in 3 Sektionen (1. von der Schöpfung bis zum Jahre 40 des Hidschra, 2. Omaijadenzeit, 3. Abbasidenzeit) zu zerlegen, die gleichzeitig gedruckt werden könnten, und die Bearbeitung des Textes dieser 3 Sektionen je wieder an verschiedene Arabisten zu vertheilen. Honorar konnte er diesen freilich nicht bieten. An der Herausgabe haben sich nun folgende Gelehrte betheiligt: Aus Holland neben de Goeje selbst de Jong (Utrecht) und Houtsma (Leiden); aus Deutschland J. Barth (Berlin), Prym (Bonn), S. Fraenkel (Breslau), H. Thorbecke (Heidelberg) und (für ein verhältnißmäßig kleines Stück) der Unterzeichnete; aus Oesterreich D. H. Müller (Wien); aus Frankreich St. Guyard (Paris); aus Rußland Baron V. von Rosen (St. Petersburg); aus Italien Ign. Guidi (Rom). Von diesen hat ein vorzeitiger Tod de Jong, Thorbecke und Guyard schon fortgerafft; noch früher O. Loth (Leipzig), der die Herausgabe eines großen Stückes übernommen und seine Arbeit schon weit gefördert hatte. De Goeje hat außer den sehr großen Partien, die er selbst bearbeitet hat, auch noch die Durchsicht des ganzen Textes bis ins Kleinste besorgt. Wer philologische Arbeit, zumal auf diesem Gebiete, kennt, der wird die Mühe würdigen, die ihm das kostete. Oft gab es da z. B. wegen der Feststellung eines Wörtchens, ja, eines Buchstabens, lange Korrespondenzen zwischen ihm und den Bearbeitern des Einzelnen.

1879 erschien das erste Heft, enthaltend den Anfang der Urgeschichte, herausgegeben von Barth. Bald folgten einzelne Hefte aus den anderen Sektionen. Der Schluß des ganzen Werkes ist schon vor einigen Jahren heraus gekommen, und selbst ein, auch von de Goeje besorgter, Anhang, nämlich ein Auszug aus dem verlorenen Werke Tabari's über die Gefährten des Propheten und deren Nachfolger; aber erst vor Kurzem ist mit dem Abschluß der ersten (und längsten) Sektion der ganze Text vollendet. Er umfaßt in 13 stattlichen Bänden 7787 und mit jenem Anhange 8054 Seiten in groß Octav. Freilich ganz abgeschlossen ist die Ausgabe damit noch immer nicht, denn die umfangreichen Indices stehen noch aus, deren größter Theil von den einzelnen Herausgebern vorbereitet ist, die aber doch erst von de Goeje mühsam zu einem Ganzen verarbeitet werden müssen, und außerdem wird derselbe Gelehrte auch noch ein Glossar hinzufügen.

Von dem Inhalt des Werkes können sich Nicht-Arabisten wenigstens einen gewissen Begriff durch die lateinischen Inhaltsangaben machen, die den einzelnen Bänden beigegeben sind. Sehr erwünscht wäre es allerdings, daß, wenn nicht von dem Ganzen, so doch wenigstens von den wichtigsten Partien zuverlässige Uebersetzungen in einer europäischen Sprache mit den nöthigsten Erläuterungen erschienen. Bis jetzt ist nur das höchst werthvolle Stück, welches die Periode der Sasaniden behandelt (ungefähr von 200 n. Chr. bis 630), übersetzt worden.*)

Wie schon angedeutet, ist Tabari gerade darum so werthvoll, weil er nur kompilirt, die Berichte neben einander stellt und sie nicht verschmilzt. Wir bekommen so vielfach sehr alte Darstellungen über dieselben Ereignisse, die von verschiedenen Standpunkten ausgehen und von einander abweichen. Sache der historischen Kritik ist es dann, aus den Aussagen verschiedener Zeugen die Wahrheit annähernd zu ermitteln. Tabari ist in dieser seiner Methode im Ganzen recht sorgfältig. So viel besitzen wir immer noch von anderen alten Berichten, daß wir ihn oft kontroliren und ihm das gute Zeugniß geben können. Besonders deutlich ist das in einem Fall. Zur Geschichte Muhammed's benutzte er namentlich das Geschichtswerk des Ibn Ishak († 768). Dieses ist uns zwar nicht selbst erhalten, wohl aber die von Ibn Hischam († 833) daraus genommene und nur hier und da etwas vermehrte oder verkürzte Biographie des Propheten. Nun stimmen aber Tabari's direkt aus jenem Werke gemachten Auszüge mit diesem Buche meist wörtlich bis auf die kleinsten Feinheiten des Ausdrucks überein. — Freilich sind die einzelnen Theile der großen Kompilation von sehr ungleichem Werth. Die Schöpfung und die ganze biblische Geschichte, die Namen der Ptolemäer und der römischen Kaiser wird man natürlich nicht aus ihnen kennen lernen wollen. Werthvoller sind schon die in den ersten Partien vorkommenden kurzen Mittheilungen aus der persischen Sagengeschichte. Und das von mir übersetzte Stück ist eine Quelle ersten Ranges für die Geschichte der Sasaniden. Aeußerst wichtig ist aber Tabari's Darstellung der Ereignisse nach Muhammed's Tod bis zum Ende des ersten Bürgerkrieges. Die Darstellung der großen Siege der Muslime über die Perser klingen zum Theil fast episch, ohne daß sie damit im Wesentlichen gegen die historische Treue verstießen. Ueber die erste verhängnißvolle Katastrophe, die Ermordung des Chalifen Othman (656), und die Ereignisse, die sich unmittelbar daran schließen, gibt Tabari sehr eingehende Erzählungen verschiedener Tendenz. Wenn wir dazu die sonst noch vorhandenen, auf jene Begebenheiten bezüglichen Nachrichten und Gedichte halten, so dürfen wir sagen, daß wir sie fast so gut kennen lernen können, wie die letzte Zeit der römischen Republik. Und das ist besonders wichtig, denn in jener wilden Zeit wurzelt gar vieles, wenn nicht das Meiste, was später die islamische Welt bewegt hat. Die unbefangene Wiedergabe der Ueberlieferung setzt uns in den Stand, manche Ereignisse ganz anders aufzufassen, als es die Muslime selbst thun, und z. B. die sehr irdischen Beweggründe angeblicher Heiligen und Tugendspiegel zu erkennen. Die Geschichte der zunächst auf den Bürgerkrieg folgenden Zeit ist viel dürftiger überliefert. Dann aber wird Tabari wieder ausführlicher, und das gilt auch von der Glanzzeit der Abbasiden bis dahin, wo das Chalifat zum ersten Mal ein Spielball roher Prätorianer wird. Freilich können wir über Ereignisse, die sich am Hofe zutrugen oder vom Hofe ausgingen, nicht so zuverlässige Berichte erwarten wie über die Kämpfe der älteren Zeit, die sich vor aller Welt abspielten. So ist trotz der weitläufigen Erzählungen Tabari's immer noch unklar, warum eigentlich Harun ar-Raschid, nicht der bedeutendste, aber der mächtigste aller Chalifen, das Geschlecht der Barmakiden plötzlich stürzte und den dazu gehörenden Dschaafar, seinen besonderen Liebling, schmählich hinrichten ließ. Nur wenige können das genau gewußt haben; vielleicht wußte es gar nur der Chalif selbst. — Sehr ungleich und zum Theil ungenügend ist die Geschichte der letzten Jahrzehnte. Der Stubengelehrte war eben viel besser dazu geeignet, aus Büchern abzuschreiben, als sich nach dem zu erkundigen, was zu seinen Lebenszeiten geschah. Doch müssen wir ihm u. A. dafür dankbar sein, daß er in diesen Partien offizielle

*) Vom Unterzeichneten (Leiden bei Brill 1879).

Bulletins und dergleichen benutzt hat. Uebrigens hat de Goeje nachgewiesen, daß uns der Schluß des Werkes leider nicht vollständig, sondern nur verkürzt erhalten ist.

Auf alle Fälle ist für uns Tabari das bei Weitem wichtigste Werk über die Geschichte der drei ersten Jahrhunderte des Islams. Das werden auch bald die Orientalen anerkennen, denen Tabari ziemlich fremd geworden war. Es ist kaum zu bezweifeln, daß in Kurzem etwa in Kairo ein Nachdruck der Leidner Ausgabe mit Weglassung des kritischen Apparats erscheinen wird, wie das mit verschiedenen anderen europäischen Ausgaben arabischer Schriften geschehen ist. Wie sehr ein nur einigermaßen litterarisch gebildeter Araber ein solches Werk zu schätzen weiß, das sehen wir an dem Beispiel eines Mannes aus Südarabien, dem Graf Landberg, wie er selbst erzählt, jüngst ein vollständiges Exemplar der Edition schenkte, und der, nachdem er sich in die Lektüre desselben vertieft hatte, ganz in Entzücken gerieth.

Das Verdienst aber, diese reiche Geschichtsquelle erschlossen zu haben, gebührt durchaus dem Meister de Goeje, unbeschadet der Anerkennung, die seinen Mitarbeitern, unbeschadet des Dankes, der dem altberühmten Hause Brill zukommt, welches das Werk verlegt und gedruckt hat.

Straßburg i. E. Th. Nöldeke.

Methoden politischer Krähwinkelei.

Reaktionäre Maßregeln sind nichts schönes; aber auch die Reaktion, so verderblich sie sein mag, kann der liberalen Opposition unter einer Voraussetzung eine gewisse Achtung abnöthigen: Die Reaktion muß alsdann selbstbewußt als Weltanschauung auftreten, die nach ihren Ideen ein Land zu beglücken unternimmt. Reaktionäre Versuche dieser Art, so gefahrdrohend sie sein mögen, weisen doch wenigstens einen Zug ins Große auf.

Dieser Zug ins Große ist dem kleinen Geschlecht unserer Reaktionäre gänzlich abhanden gekommen; nur noch auf dem Gebiete der Bereicherung aus Staatsmitteln arbeiten sie in unserer materiellen Zeit aus dem Vollen. Wohin man sonst blickt, sieht man ein Wirken mit kleinen und kleinsten Mittelchen, und diese Mittelchen, die das häßliche Wesen reaktionärer Engherzigkeit offenbaren, sind doppelt häßlich, weil sie so armselig und winzig gegenüber der Riesenentwicklung unserer modernen Zeit erscheinen.

Mit welchen Mitteln führen 54 Millionen Deutsche den Kampf gegen ein verschwindendes Häuflein Dänen; welch kleinlicher Geist hat Jahrzehnte hindurch unsere Polenpolitik beherrscht; ein Paar armselige Juden aus Oesterreich oder Rußland, die sich Jahrzehnte lang bei uns ehrlich ernährt haben, werden zur Rettung Deutschlands plötzlich ausgewiesen unter Zerstörung ihrer Existenz. Und diesem erbitterten Kampf um einzelne Personen entsprechen die ökonomischen Buschkleppergefechte, der durch die Handelsverträge an großen Aktionen glücklich verhinderten Reaktion: die Maßregelung russischer Gänse und russischer Schweine, die gesundheitsgefährlich werden, sobald sie in größerer als der festgesetzten Kontingentzahl den Boden Oberschlesiens betreten; die Angriffe auf amerikanischen Speck und die Angriffe gegen amerikanische Aepfel, die Deutschland die Schildlaus bringen sollten. Endlich die Angriffe auf den Import ausländischen Getreides, weil dieses uns Bakterien ins Land trägt, während unser heimisches Getreide den Vorzug hat, nur mit nationalen Bakterien behaftet zu sein, die jeder gute Patriot mit Vergnügen verzehren wird.

All diesen Bestrebungen haftet als gemeinsames Merkmal ein Zug von Krähwinkelei oder auch von Hinterhaltigkeit an; und ein Privatmann, der mit solcher Methode seine Ziele zu erreichen suchte, büßte den Ruf der Fairneß oder doch vornehmer moderner Großartigkeit der Auffassung ganz unfehlbar ein.

Die Liste der aufgeführten Beispiele ist jetzt um eines zu vermehren, dessen Charakter wiederum eine wirklich grandiose Kleinlichkeit ist.

In Berlin gibt es unter 1325 Lehrerinnen an den Gemeindeschulen im Ganzen 43 jüdische Lehrerinnen und unter diesen 43 jüdischen Lehrerinnen sind jetzt 3 Lehrerinnen zum Objekte behördlicher Staatsbeglückung auserkoren worden.

Am 8. Juli 1875 hatte der damalige Kultusminister Falk in der Zeit aufgeklärter liberaler Anschauungen durch Reskript die Verhältnisse der Berliner Schulen dahin geordnet, daß alle drei Konfessionen, Protestanten, Katholiken und Juden den Unterricht zu leiten berufen sein sollten, ausgeschlossen blieben nur 4 evangelische und 6 katholische Stiftschulen, die entsprechend den Absichten bei der Gründung den betreffenden Konfessionen vorbehalten sein sollten. Der damit geschaffene Zustand hat zu Unzuträglichem in keiner Beziehung Veranlassung gegeben bis ein äußerer Anlaß, der an sich bedeutungslos war, dem reaktionären Bestreben die Handhabe bot, um den friedlichen Berliner Schulzuständen ihren Frieden zu rauben.

Im April 1895 veranlaßte ein christlicher Rektor eine jüdische Lehrerin, christlichen Religionsunterricht für eine christliche, verhinderte Kollegin zu ertheilen. Diese Anordnung war eine Taktlosigkeit, aber um so weniger ein Unglück, da die angestellte Untersuchung über dieses Vorkommniß das Folgende ergab:

„Der Unterricht ist von der Lehrerin nach angestellten Ermittelungen in durchaus diskreter Form gegeben worden, es hat sich keinerlei Ausstellung dagegen erheben lassen.“

Und eigentlich ist es selbstverständlich, daß ein gebildeter, feinfühliger Mensch auch einer solchen ungewöhnlichen Lage gewachsen sein wird.

Seit diesem Augenblick aber ist der Kampf gegen die jüdische Lehrerin in Berlin entbrannt und seit diesem Augenblick ist auch die vorgesetzte Behörde, das Provinzialschulkollegium bemüht, die jüdischen Lehrerinnen zurückzudrängen und weiter zurückzudrängen, um ihnen schließlich ihre Stellung überhaupt unmöglich zu machen.

Man kann behaupten, daß vor Allem ein Umstand die jüdischen Lehrerinnen noch im Amte erhält. Da nämlich für die jüdischen Kinder jüdischer Religionsunterricht ertheilt werden muß, so kann man ihrer nicht ganz entbehren; aber man sucht sie aus dem Ordinariat und aus allen wichtigeren Unterrichtsfächern hinauszudringen, wiederum mit kleinen Mitteln, denen man ein besonderes Maß offener Gradheit in den Absichten nicht nachrühmen kann.

In der Stadtverordnetenversammlung, die sich immer erneut mit den Winkelzügen der Schulpolitik zu beschäftigen hatte, bezeichnete man einmal die letzten Absichten der vorgesetzten Behörde als die folgenden:

„Wir streben danach, die jüdischen Lehrkräfte überhaupt aus dem Ordinariat herauszubringen, sie gewissermaßen zu Lehrkräften zweiter Klasse zu machen und wir erstreben ferner, daß nach und nach der Unterricht auch in anderen Fächern, als dem Religionsunterricht nur von Lehrern anderer Konfessionen gegeben wird, mit einem Wort, daß jüdische Lehrkräfte nur den jüdischen Religionsunterricht an den jüdischen Gemeindeschulen ertheilen sollen.“

Der Kampf gegen solche den Geist der Verfassung verletzenden Tendenzen ist von der Berliner Stadtverordnetenversammlung und vom Magistrat mit Hingabe geführt worden; und der Bürgermeister Kirschner, der Stadtverordnete Dr. Preuß, der Abgeordnete Kreitling und Andere haben gegen die Methode des Provinzialschulkollegiums nachdrücklich und zu wiederholten Malen protestirt.

Jetzt ist nun dieses Provinzialschulkollegium dahin gelangt, einer jüdischen Lehrerin, die 23 Jahre im Dienste ist, einer zweiten Lehrerin, die 20 Jahre der Stadt dient, und einer dritten Lehrerin, die es auf 17 Dienstjahre bereits gebracht hat, ihr Ordinariat zu nehmen; eine persönliche

Kränkung, und eine Minderung des Ansehens, und damit verknüpft eine Erschütterung der autoritativen Stellung dieser Lehrerinnen gegenüber den Kindern, durch welche die Erziehung erschwert werden muß; und das alles nicht darum, weil sich diese Lehrerinnen irgend etwas hätten zu Schulden kommen lassen, sondern weil sich im Augenblick nicht zehn jüdische Kinder in der betreffenden Klasse befinden. Sind zehn jüdische Kinder in einer Klasse, so ist das Ordinariat einer Jüdin noch unter Umständen zu gewähren, aber bei neun jüdischen Kindern bei Leibe nicht, und handelte es sich auch um Damen, die ein Menschenalter der Stadt gedient haben. Und auch dafür muß gesorgt sein, daß nicht etwa dieselbe jüdische Lehrerin eine einzelne Klasse durch die ganze Schule hinaufgeleite.

Der Größe der Auffassung, die in diesen Maßregeln zu Tage tritt, entspricht ihre praktische Durchführbarkeit im Hinblick auf die beständigen Verschiedungen innerhalb der Berliner Bevölkerung, die bald in diesen, bald in jenen Stadtgegenden und damit in den einzelnen Schulen Juden und Christen zusammenführen.

Um die edle Weitherzigkeit jenes Standpunktes voll zu würdigen, mag noch folgende Stelle aus dem stenographischen Bericht der Stadtverordnetenversammlung wörtlich angeführt werden:

„In der Schuldeputation haben die Herren Schulinspektoren ausdrücklich erklärt, daß sie niemals irgendwie Veranlassung gehabt hätten, sich über die Art und Weise des Unterrichts einer jüdischen Lehrkraft zu beschweren. Sie erklärten ferner, daß in pädagogischer Beziehung die jüdischen Lehrer und Lehrerinnen geradezu Vorzügliches leisten und daß dasselbe von ihnen zu sagen ist in Bezug auf Pflichterfüllung und Pünktlichkeit."

Die Intoleranz und die Reaktion, die kraftvoll einsetzt, hat wenigstens den offenen Muth ihrer Ueberzeugung; aber ein Maßregelchen, das Frauen nach 23, nach 20 und nach 17 ehrenvollen Dienstjahren ihren Beruf verkümmern und verleiden muß, gehört, wenn überhaupt wohin, in die engste Enge der engsten Kleinstadt, doch nicht in das gewaltige Riesenleben der Hauptstadt Deutschlands. Von den vorgesetzten staatlichen Schulbehörden Berlins muß man verlangen, daß sie mit anderem Maßstab an die Verhältnisse herantreten als mit jenem kalkulatorischen, ob eine Klasse heute vielleicht statt 10 nur noch 9 jüdische Kinder beherbergt, um übermorgen deren 11 zu zählen. Das sind keine Behörden, die für Berlin passen — ja nicht ein Mal vom offen reaktionären Standpunkt der „Kreuz-Zeitung" aus.

Ob es sich nun um Berliner Schulpolitik oder um Dänenpolitik, um den Kampf gegen den amerikanischen Apfel oder gegen das russische Schwein handelt, endlich sollte man sich dieser rückständigen Mittel, die unser Ansehen nicht erhöhen, entschlagen und sich erinnern, daß für ein gewaltiges Kulturvolk von 54 Millionen Menschen aus Gründen selbstbewußter Würde eine andere Politik in wirthschaftlichen, in nationalen, in konfessionellen Fragen als die der kleinen und oft verdeckten Nadelstiche geboten ist.

P. Nathan.

Ein neues Shakspere-Stück.

Die Sache ist ja nicht unmöglich, also nehmen wir sie an: einer der vielen Gelehrten, die jede Rumpelkammer, jeden Trödlerladen nach einer Shakspereréliquie durchsuchen, hat ein neues Stück von Shakspere gefunden, ein ganzes, echtes, verbürgtes Stück aus der besten Zeit des Dichters. Gibt es einen Gebildeten in der Welt, der nicht danach dürsten würde, das neue Werk kennen zu lernen, gibt es einen Theaterdirektor, der nicht ohne alles Bedenken, ohne jede Rücksicht auf Kosten und Arbeit die besten Kräfte daran setzen würde, den neuentdeckten Schatz dem Publikum in aller Herrlichkeit vorzuführen? Nun denn, „Troilus und Cressida" ist zwar schon in der ersten Folioausgabe als ein Shakspereštück gedruckt, und das Trauerspiel oder die Komödie — die Veranstalter eben dieser Folioausgabe wußten nicht, ob es das eine oder das andere wäre, und diese Rathlosigkeit dauert bis auf den heutigen Tag —, also das Stück ist in allen Ausgaben von Shakspere's Dramen enthalten; und doch ist die jüngste Bühnenbearbeitung*) ein neues Stück nicht nur für das große Publikum, sondern auch für die kleine Gemeinde der Eingeweihten und Verehrer. Das Buch von Gelber wird sehr viel Widerspruch wecken, aber was er im Vorwort in Bezug auf das Schicksal von „Troilus und Cressida" sagt, das wird Jeder ohne Weiteres unterschreiben. Das Stück ist wirklich so gut wie verschollen. Die große Menge erinnert sich, wie Gelber sagt, kaum des Namens, „vielen Shakspere-Beflissenen sind ohne Vorbereitung nicht einmal die Rudimente der Handlung gegenwärtig, und Alle nennen das Gedicht eine wüste Verirrung des Dichters, ein abschreckendes Denkmal seines zuweilen wilden und ungenießbaren Geistes." Alle wohl nicht, wie wir später sehen werden, aber fast Alle. Und nun kommt Gelber und erklärt die gesammte Kritik für unfähig, für bankrott, denn sie habe die Größe von „Troilus und Cressida" nicht begriffen, „einem der gewaltigsten Erzeugnisse der Weltlitteratur".

Das ist eine kriegerische Herausforderung, und da Gelber eine verteufelt scharfe Klinge führt und auch sonst Sorge getragen hat, daß an seiner Rüstung nichts fehle, bin ich neugierig, welcher Ajax oder Achilles sich ihm entgegenstellen wird. Ich für meine Person begnüge mich damit, die „Proklamation" Hektors den kritischen Achäern zu verkünden.

Vor Allem ist es nöthig, die Fabel und den Verlauf der Handlung in Erinnerung zu rufen.

Troilus, der jüngste Sohn des Priamus, tritt bewaffnet auf und verlangt nach seinem Knappen: er hat kein Herz für den Kampf, solange sein Inneres keinen Frieden hat. Er liebt Cressida, die Tochter des Ueberläufers Calchas, der sich im Lager der Griechen befindet, und weiß nicht, ob er von ihr wiedergeliebt wird. Pandarus, der Onkel Cressidas, entflammt Troilus noch mehr, indem er zum Scheine die Zwischengängerdienste, die er Troilus und Cressida bis jetzt geleistet hat, kündigt. Als jedoch Aeneas in die Schlacht eilt, schließt sich ihm Troilus an. Pandarus verläßt Troilus nur, um seiner Nichte den Liebhaber in den verlockendsten Farben zu malen, ohne daß dies nöthig wäre. Denn Cressida verlangt ebenso heiß nach Troilus wie er nach ihr, nur hält sie sich zurück, um den Werth ihres Geschenkes kostbarer zu machen. Im griechischen Lager herrscht Bestürzung wegen der vielen Niederlagen, die Hektor den Achäern beigebracht hat, und die Führer, Agamemnon, Nestor, Ulysses, Menelaos und andere, treten zusammen, um auf Abhilfe zu sinnen. Alle sind darin einig, daß die Unthätigkeit des Peliden die Zucht im griechischen Heere gelockert hat und auch sonst an allem Unheile schuld ist. Achilles muß wieder in den Kampf, aber wie will man ihn dazu bringen? Da tritt Aeneas unter die Fürsten: er bringt die Herausforderung Hektor's an die Griechen. Wer seine Dame hochhält, der möge es im Kampfe mit Hektor beweisen. Jetzt weiß Ulysses, wie er Achilles bestimmen wird, in den Kampf einzugreifen. Der rohe, prahlerische Ajax wird als der einzige würdige Gegner Hektor's verkündet werden — das wird den Stolz des Peliden aufstacheln und ihn dazu bewegen, zu den Waffen zu greifen. Die Herausforderung Hektor's hat in der That sowohl auf Ajax wie auf Achilles gewirkt, in verschiedener Weise: Achilles weiß, daß die Herausforderung eigentlich nur ihm gilt, und es amüsirt ihn, sich die Verlegenheit der Griechen auszumalen, die ja rathlos sein müssen, wenn er nicht mitthut; Ajax schäumt vor

*) Adolf Gelber, Shakespeare'sche Probleme. Neue Folge. Troilus und Cressida. Wien, Konegen. 1898.

Wuth, daß jedermann in der That bei der Herausforderung nur an Achilles denkt, während er doch da ist, bereit, den Kampf mit Hektor aufzunehmen. — Im Thronsaale des Königs Priamus wird darüber berathen, ob es nicht doch am besten wäre, dem Verlangen der Griechen nachzugeben und auf ihre Friedensbedingungen einzugehen: Herausgabe der Helena und Zahlung der Kriegskosten. Hektor, dessen Heldenthum allein den Krieg verlängert, spricht weise, friedliche Worte im Interesse der Gesammtheit, wird aber von Troilus ungestüm an die Forderungen der Ehre und Ritterlichkeit erinnert; die Stimme der Jugend übertönt Hektor's weise Beredsamkeit und Cassandra's düstere Warnung. Es wird die Fortsetzung des Krieges beschlossen. — Vergeblich versuchen die Griechen, Achilles zum Kampfe mit Hektor zu bewegen; der Pelide weigert sich, die Fürsten auch nur zu empfangen. Es geschieht also, was Ulysses gewollt hat: Ajax wird zu Kämpfer gewählt. — In Troja tändelt inzwischen Paris mit Helena, und Pandarus bringt glücklich Troilus und Cressida zusammen. — Aber während die Liebenden ihr Hochzeitsfest feiern, wird im Lager der Griechen beschlossen, den trojanischen Kriegsgefangenen Antenor gegen Cressida auszutauschen, nach der ihr Vater Calchas verlangt. Der Plan des Ulysses wird in jedem Punkte ausgeführt. Ajax wird vom ganzen Lager in den Himmel gehoben, Achilles wird von keinem beachtet, kaum gegrüßt. In seinem verletzten Stolze stellt er Ulysses, der auf die Gelegenheit gewartet hat, zur Rede und wird von dem Vielgewandten in tiefster Seele aufgewühlt; er halte sich, sagt ihm Ulysses, vom Kampfe fern, weil er eine Tochter des Königs Priamus liebt, ein offenes Geheimniß; da dürfe er sich nicht wundern, wenn die Welt vergesse, wer er sei, was er vermöge, und einen Ajax zum Retter der griechischen Ehre wähle! — Ulysses hat sein Ziel erreicht: Achilles läßt Hektor bitten, friedlich zu ihm ins Lager zu kommen, denn er habe den Wunsch, ihn von Antlitz zu Antlitz zu sehen. — Diomedes kommt ins griechische Lager, um Cressida in Empfang zu nehmen; die Liebenden tauschen beim Abschiede Betheuerungen der Liebe und Treue aus. — Der Kampf zwischen Hektor und Ajax ist ein Scheinkampf ohne entscheidende Bedeutung, denn der ritterliche Hektor schont seinen Gegner, der zwar einem griechischen Vater, aber einer trojanischen Mutter, einer Nichte des Priamus, entstammt. Doch als Hektor und Achilles einander gegenüberstehen, kommt es zu herausfordernden Worten, und sie verabreden den Kampf für den folgenden Tag. — Während Hektor im Zelte des Achilles bewirthet wird, ist Troilus Zeuge einer Unterredung zwischen Cressida und Diomedes und sieht mit eigenen Augen, wie rasch die Treulose ihre Schwüre vergessen hat. — Vergebens versuchen Cassandra und Andromache im Bunde mit Priamus, Hektor davon abzuhalten, sich in den Kampf zu begeben. Er hat sein Wort verpfändet, und keine Macht der Welt kann ihn bewegen, sein Wort zu brechen. Auch Troilus sucht den Kampf, und zwar vor Allem, um seinen Nebenbuhler Diomedes zu treffen. Einen Brief Cressida's, den ihm Pandarus übergibt, zerreißt er in Stücke. Auf dem Schlachtfelde stoßen Achilles und Hektor auf einander, ohne daß es zum entscheidenden Kampfe kommt: Achilles ist aus der Uebung und Hektor nicht frisch. Erst bei der zweiten Begegnung, die Achilles, von seinen Myrmidonen umgeben, herbeiführt, fällt die Entscheidung. Hektor ist ohne Helm und Schild, um besser auszuruhen — so wird er überrascht und von dem Peliden getödtet. Troilus schwört, an Achilles Rache zu nehmen, und Pandarus spricht den Epilog.

Das ist die Handlung Akt für Akt, Scene für Scene; ich habe mit Zurückhaltung alles vermieden, was irgendwie die objektive Analyse hätte beeinträchtigen können, was nur im Entferntesten an subjektive Deutung erinnern könnte.

Und nun entsteht die Frage: Wie ist diese Handlung zu verstehen? Nicht mit dem Maßstabe ausgeklügelter Aesthetik gemessen, sondern aus dem Geiste und der Kunst Shakspere's heraus beurtheilt, kommt uns die Handlung so räthselhaft vor. Ich will nicht wiederholen, was die deutsche Kritik schon so oft wiederholt hat, denn die Ausstellungen der deutschen Aesthetiker sind wirklich zum großen Theile von Parteilichkeit für die Ilias diktirt, und die Behandlung der Homerischen Helden in „Troilus und Cressida“ geht ihnen dermaßen wider den Strich, daß der Zorn darüber ihnen die nöthige Ruhe und Objektivität des Urtheils benimmt. Aber wenn es je einen Menschen gegeben hat, der seinen Sinn freizuhalten wußte von ästhetischem Aberglauben, so ist Dr. Furnivall, der Gründer der New Shakspere Society und sicherlich der hervorragendste Shaksperegelehrte Englands, dieser Mann. Furnivall hat in der Einleitung zum „Leopold Shakspere“ (Cassel, London) das richtige Wort gesprochen, daß unser Stück noch nicht genügend studirt worden ist — er steht der Handlung rathlos gegenüber. Nicht aus Verehrung für die homerischen Helden, nicht aus Verehrung für irgend eine dramatische Theorie, sondern als Kenner von Shakspere's Art und Kunst. Und wir fragen mit ihm: Wer steht im Mittelpunkte der Handlung, und welches ist das beherrschende Motiv des Stückes? — —

Gelber beantwortet die Frage erstens als Kommentator in der Einleitung, zweitens als Dichter oder wenigstens Nachdichter in der Bearbeitung des Stückes, und wenn er mit seiner Auffassung Recht behält, dann haben wir ihm in der That ein neues Shaksperedrama zu verdanken.

„Troilus und Cressida“ heißt das Drama, und Troilus ist Mittelpunkt und Träger der Handlung, nicht nur in der nach bisheriger Auffassung von der großen Schicksalsangelegenheit losgelösten, kleinen Liebesaffaire des Prinzen, sondern in der ganzen einheitlichen Aktion. Die zweite Scene des zweiten Aktes enthält nach Gelber den Schlüssel zum ganzen Stücke. Wir haben bis jetzt in dem Wortkampfe zwischen Hektor, der für den Frieden ist, und Troilus, der die Fortsetzung des Krieges verlangt, nur das gesehen, was die Quarto- und Foliodrucke uns bieten, eine Scene, die uns die übertriebene Ritterlichkeit der Trojaner zeigt, um ihren Untergang begreiflich zu machen, sobald die nüchternen, berechnenden Achäer mit voller Kraft auf dem Plane erscheinen. Gelber liest zwischen den Zeilen, und die ganze Scene erhält eine unendlich tiefere Bedeutung. Ich muß seinem Kommentare das Wort lassen; er soll in diesem wichtigsten Theile seiner Bearbeitung seine Sache selbst führen.

Priamus trägt die Botschaft der Griechen vor: Helena soll zurückgegeben, dem Kriege ein Ende gemacht werden. Dann:

Was meinst du, Hektor? Sprich!

(Lange Pause; vor Troilus Augen dunkelt's; wenn Helena geht, muß auch Cressida zu ihrem bei den Feinden weilenden Vater, dem Verräther ziehn.)

Hektor räth, Helena zurückzugeben.

(Im Volke Bewegung. Hektor weiß, was das Recht fordert, Hektor prüft alles auf seinen inneren Werth. Da — etwas Ungeheures: der Knabe, der so komisch schien, braust in zornigem Schmerze auf.)

Troilus: 'Pfui!
Wägst Ehr' und Werth du unsres großen Vaters
In einer Schal' mit plumpen Unzen? Willst,
Pfui, pfui, mit Rechenpfennigen durchkrämern
Die maßverschmähende Unendlichkeit,
Und diesen Leib, den ungeheuren, messen,
Den Zollstab in der Hand, so elend klein,
Wie Furcht und Gründe? Pfui, o schäm' dich, pfui!

(Alle wie erstarrt. Die verwegene Jugend lehrt den gewaltigen Hektor, was Ehre!)

Helenus versucht Troilus in die Schranken zurückzuweisen.

(Aber der Knabe läßt sich nicht einschüchtern; was nutzt die Predigt, wenn in den Adern das Blut tobt —)

Troilus:
Für Traum und Schlummer bist du, Priester,
Zum Handschuhfutter nimmst du selbst Vernunft.
Hier deine Gründe, hier: du weißt, ein Feind
Kann schaden, weißt, gefährlich ist ein Schwert —
Und was gefährlich ist, flieht die Vernunft.
Wen wundert's drum, daß Helenus beim Anblick
Der Griechen und des Schwerts vernünft'ge Schwingen
An seine Fersen schnallt und flieht, wie Merkur
Vor Jovis Zorn, wie ein entgleister Stern?
Schwatzt ihr von Gründen, schließt das Thor und schlaft!
Wir werden krank von diesem klugen Grübeln,
Vor dem der starke Muth in nichts zerrinnt;
Des Hasen Herz bekämen Mannheit, Ehre,
Von solcher Mast mit Gründen und Vernunft!

(So hämmert er auf die Vernunft los, verhöhnt er die Gründe, nennt Ehre die Unnachgiebigkeit, Feigheit den gerechten Sinn. Da ruft Hektor: Nicht der Ehre, sondern des Wahnsinns Gebot ist's, für Helena zu kämpfen; er schätzt sie willkürlich und nicht nach ihrem inneren Werthe, weil euer Wille, durch das Aeußere angesteckt, nach ihr verlangt.)

Hektor: Sie ist nicht werth, was sie schon kostet, Bruder!

Troilus (ungestüm): Ein Ding ist so viel werth, als man es schätzt!

Hektor protestirt nochmals gegen willkürliche Werthschätzung.

(Doch immer, wenn die Einsicht so spricht, spottet die Jugend: Dank für die Lehre, meine guten, gesunden Augen führen mich schon den rechten Weg!)

Troilus bestürmt mit prachtvoller Beredtsamkeit das Ehrgefühl der Trojaner.

(Und ginge jetzt die Frage um, ob Frieden, ob Fortsetzung des Krieges, die meisten stimmten, bezwungen durch Troilus, für Helena und Krieg. Aber da ertönen plötzlich außerhalb der Bühne viele Stimmen in aufgeregtem Durcheinander, und aus dem Gewirr, das wie ein böses Omen klingt, löst sich endlich ein Klageton aus.)

Cassandra: Weint, Troër, weint!

Priamus (bestürzt): Welch Lärmen, welch ein Schrei!

Troilus (lauschend): Wes ist die Stimme? Unsere kranke Schwester?

Cassandra: Weint, Troër!

Hektor: Es ist Cassandra!

(Und wir merken, wie Shakespere uns die Tragik will ahnen lassen des Einzelnen, wenn er den Sinnen die Führung überläßt, und der Völker, wenn heiße Knabenideale sie bethören. — Cassandra tritt klagend, aufgelösten Haars aus dem Palaste; mit ihr bestürzte Frauen, die vergebens der Visionärin zureden: Alle weichen von Paris zurück, es bildet sich um ihn eine Leere; nur Troilus hält trotz des Omens bei ihm aus.)

Hektor glaubt die Klage Cassandra's habe den Sinn seines jüngsten Bruders gewendet.

(Aber was ist das? Troilus lacht voller Erbitterung und spricht, aufs dichteste an Hektor herantretend, mit gedämpfter Stimme, aber rücksichtslos und schwertscharf von soldatischem Muthe.)

Troilus: O! Bruder Hektor,
Der Handlungen Berechtigung bestimmt
Man anders wohl, als nur nach dem Erfolg.
Noch darf ein Mann den Muth verleugnen, weil
Cassandra toll!

(So der Knabe zu dem von einer bebenden Welt geflohenen Helden, und die Worte „Mann — Muth — verleugnen“ haben durch den lang und tiefdröhnenden Ton eine Gewalt, als stürzte in den Abgrund die Stütze aller Männlichkeit.)

Hektor (fährt, wie von einem Skorpion gestochen auf).

Alle (erbleichen).

Troilus (erregt und ohne dessen zu achten):
Ihr Irrsinnsausbruch sollte
Den Adel dieses Kampfes verringern können,
Drin unser aller Ehr' verstrickt ist, so,
Daß er uns werth sein muß?

Paris schließt sich Troilus an.

Hektor versucht zum letzten Male der Stimme der Vernunft und des Rechtes Geltung zu verschaffen, schließt aber doch damit, daß er selbst für die Fortsetzung des Kampfes stimmt.

Troilus hat also seiner Liebe und dem ritterlichen Ruhmesideale zum Siege über Vernunft und Recht verholfen, Troilus ist mit einem Schlage in den Mittelpunkt unseres Interesses gerückt.

Das ist nach Gelber die Bedeutung dieser Scene, und in diesem Sinne führt er die Tragödie fort, deren Aufbau er kurz und knapp folgendermaßen charakterisirt:

Erster Akt: Noch hat Troilus mit Cressida nicht gesprochen.

Zweiter Akt: Trotzdem, damit sie in Troja bleibe, opfert er den Frieden.

Dritter Akt: Und nun wird sie sein, und er dünkt sich glücklich, und schon schicken die Griechen sich an, sie zurückzufordern.

Vierter Akt: Schon holt man sie, gleich nach der Brautnacht, und der fühllose Paris findet es in Ordnung. Aber es kommt noch ärger, denn:

Fünfter Akt: Cressida bricht die Treue, und Troilus erkennt, daß das Aeußere ohne den inneren Adel werthlos.

Es ist nach diesen Ausführungen nur folgerichtig und wird niemanden überraschen, daß der Held Troilus den Fall Hektors und den vorauszusehenden Untergang Troja's nicht überlebt. Mit folgenden Worten, die Gelber dem sterbenden Helden in den Mund legt, schließt das Stück:

Troilus: Hektor, ich komme! Freunde, sagt zu Hause, wenn man nach mir euch fragt: — ich war zu blind — Hektor, ich folge dir — sagt, Troilus war schuld!

Also den „Helden“ hätten wir; wie ist es um den leitenden Gedanken des Stückes bestellt? Der ergibt sich nach der Bearbeitung Gelber's von selbst, und das Ergebniß ist genau das Gegentheil dessen, was die Kritik bis nun in Troilus und Cressida gesehen hat. Troja geht an dem Sinnenkultus der Trojaner zu Grunde, während der Wille, der zweckbewußte Wille, wie ihn Ulysses vertritt, am Ende siegen muß. In Troja unterwirft sich der weise Hektor, weil im Grunde selbst ein Sinnenmensch, einem unreifen Jüngling; im Lager der Griechen bändigt die überlegene Sittlichkeit der Führer Wildheit und Trotz des Peliden. Gelber wüthet geradezu gegen die fast zum Dogma gewordene Annahme, Shakspere habe eine besondere Vorliebe für die Trojaner gehegt, und den ritterlichen Gestalten eines Troilus und Hektor habe er den rohen Fleischerknecht Achilles, den Intriguanten Ulysses, den wüsten Bramarbas Ajax gegenübergestellt; Gelber macht in seiner Bearbeitung alle diese Achäer zu idealen Vertretern des Rechtes, des Willens, der sittlichen Vernunft.

Daß eine solche Umwerthung nicht ohne Aenderungen vor sich gehen konnte, versteht sich, und wir haben an dem Tode des Troilus wohl das stärkste Beispiel der Freiheit gesehen, mit der Gelber dem Originale gegenüber verfährt. Im Vergleiche mit dieser Aenderung, die den Kern und das Wesen des Stückes, das Heldenthum des Troilus betrifft, kommen die anderen gar nicht in Betracht. Das heißt: vom Standpunkte der philologischen Treue; denn für die Bühnenwirkung sind auch die übrigen Aenderungen von der größten Bedeutung. Die Umstellung der Scenen im

dritten Akte, die Heranziehung des Volkes, die Unterdrückung der kurzen und doch so wichtigen Scene, in der Hektor und Achilles einander zum ersten Male auf dem Schlachtfelde begegnen — alle diese operativen Eingriffe sind gemacht worden, um die Hauptsache am Leben zu erhalten.

Zu einer Prüfung der Uebersetzung im Einzelnen ist hier nicht der Platz; die Sprache ist volltönend und von markiger Kraft.

Zum Schlusse eine Bemerkung, die streng genommen nicht ganz zu der Beschränkung paßt, die ich mir bei der Anzeige des Buches auferlegt habe. Gelber steht mit seiner enthusiastischen Werthschätzung von „Troilus und Cressida" nicht so ganz allein, wie er anzunehmen scheint. Am 22. Dezember 1893 starb in London ein Privatgelehrter, der nie eine Universität besucht und nie zur Zunft der Philologen oder Aesthetiker gehört hatte. Er war mit 15 Jahren ins Geschäft gesteckt worden, hatte aber in seiner Einsiedelei die großen Männer großer geschichtlicher Perioden mit stillem, fruchtbarem Eifer studirt. Das Britische Museum hat alle seine Manuskripte geerbt, unter denen sich „Das Jahrhundert Michel Angelo's", „Die Neuplatoniker", „Abhandlungen über die griechischen Tragiker" befinden. Dieser verhältnißmäßig unbekannte Mann, William Watkiß Lloyd, hat schon im Jahre 1856 in einem Essay über Troilus und Cressida (neuabgedruckt in „Critical Essays on the Plays of Shakespeare". Bell, London 1875) eine Rettung des Stückes versucht, in voller Kenntniß aller Verdammungsurtheile der deutschen und englischen Kritik, die er ausdrücklich erwähnt. Wenn wir nicht durch äußere Zeugnisse wüßten, sagt Lloyd, daß „Troilus und Cressida" einer späten Periode von Shakspere's Schaffenskraft angehört, das Stück selbst würde es uns sagen. Lassen wir die Frage bei Seite, ob es ein gutes oder ein schlechtes Stück ist; eines steht fest: der Dichter hat dem Stoffe die höchste Kunst gewidmet, deren er fähig war. Nur Stubengelehrte können das Stück für bühnenunfähig erklären.

Der Gegensatz zwischen Trojaner und Griechen wird sorgfältig herausgearbeitet und fast dieselbe Auffassung vertreten, die Gelber, freilich viel schärfer und weitgehender, verficht.

London, Oktober 1898. Leon Kellner.

Die Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam.

Die großen Industrieausstellungen, die sich nicht gerade an die feinsten Instinkte wandten, schlossen mit argen finanziellen Mißerfolgen ab. Drei Ausstellungen vornehmen Charakters, die Böcklin-Ausstellungen in Basel und Berlin, und jetzt im September und Oktober die Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam, sind — vom ideellen Erfolge abgesehen — finanziell glänzend ausgegangen. Ein erfreuliches Zeichen und ein gelegentlich brauchbarer Einwand gegen das Schelten auf des Publikums bösen Geschmack, der allein angeblich die Unternehmer hindert, ihren besseren Geschmack zu entfalten! In Amsterdam waren die Kosten ganz besonders groß. Schon die Nothwendigkeit, die Versicherungsprämie für Bilder im Werthe von rund 8 Millionen Mark zu zahlen, schien den finanziellen Erfolg von vornherein auszuschließen. Der Eintrittspreis wurde auf die nach deutschen Begriffen außerordentliche Höhe von $2^1/_2$ Gulden gesetzt. Der Besuch war sehr stark und wuchs von Tag zu Tag, zeitweise, namentlich gegen das Ende der Ausstellung hin, war er beängstigend stark. Freilich kamen sehr günstige Umstände dem unerwarteten Erfolge zu Hilfe. Die Krönungsfeierlichkeiten lockten die Fremden nach Holland. Und vor allem die Gunst der geographischen Lage. Von Paris und von London kam man leicht. Das bescheidene städtische Museum in Amsterdam war in diesem Herbst der Kunstsalon für das gebildete Europa.

Die Idee, Rembrandt's Gemälde, soweit sie erreichbar wären, zu einer Leihausstellung auf holländischem Boden zu vereinigen, tauchte vor einigen Jahren in Künstlerkreisen auf; im rechten Augenblick sind dann die rechten Männer an die Verwirklichung der Idee gegangen. Der rechte Augenblick war die nationale Feier, da die junge Königin den Thron bestieg. Die rechten Männer waren Abraham Bredius und Cornelis Hofstede de Groot, die ebenso unterrichtet wie thatkräftig, ihre ausgedehnten Beziehungen in den Dienst der Sache stellten. Die umfassenden Vorarbeiten, die W. Bode für sein großes Rembrandt-Werk gemacht hat, kamen den Unternehmern der Ausstellung zu Gute und boten ihnen von vornherein eine klare Uebersicht über das gewaltige in Betracht kommende Bildermaterial. Da die Rembrandt-Ausstellung eingegliedert war in die Folge der Huldigungsfeierlichkeiten, so konnte hie und da mit Erfolg die Betheiligung als eine der Königin dargebrachte Aufmerksamkeit diplomatisch vorgestellt werden. Die Königin von England sandte zwei Bilder aus dem Buckingham palace — wohl zum ersten Male auf das Kontinent. Und damit war für die englischen Aristokraten ein Beispiel gegeben, dem sie mit wenigen Ausnahmen folgten. Die Leihgaben aus England — 40 Bilder — machten die Bedeutung der Ausstellung nicht zum wenigsten aus. Freilich aus dem Manchester House, das nun bald öffentlich sein wird — hier sind 13 Gemälde Rembrandt's —, war nichts in Amsterdam, auch aus dem Bridgewater House nichts, die meisten großen und berühmten englischen Sammlungen aber waren betheiligt. Der Duke of Westminster hatte alle seine „Rembrandt's" gesandt (5), der Duke of Devonshire 3, Captain Holford 4, der Earl of Spencer 3, der Duke of Buccleugh, der Earl of Derby und Lord Iveagh je 2. Die Galerie von Glasgow hatte 3 Bilder geliehen. Der Reichthum Englands an holländischen Gemälden scheint unerschöpflich. Wie viel ist in den letzten Jahrzehnten auf das Kontinent zurückgebracht und nach Amerika geführt worden!

Was Paris zur Rembrandt-Ausstellung gesandt hatte — 32 Bilder —, ist mit wenigen Ausnahmen erst in jüngerer Zeit, durch Vermittlung des großen Kunsthändlers Charles Sedelmeyer und zum großen Theile aus England, von den Ausstellern erworben worden. Paris hätte noch besser vertreten sein können. Die Brüder Rodolphe und Maurice Kann hatten aus ihrem unvergleichlichen Schatze von Rembrandt-Bildern nur wenige und nicht durchaus glücklich gewählte Stücke hergeliehen. Und kein Mitglied der Familie Rothschild hat ausgestellt.

Wenn Deutschland sich neben Frankreich und England — mit 21 Bildern — einigermaßen halten konnte, obwohl doch der in Betracht kommende Privatbesitz ganz unvergleichlich ärmer ist — der Reichthum in unseren öffentlichen Sammlungen gleicht diesen Rückstand allerdings wieder aus —, so ist das der besonders freundlichen Aufnahme des Ausstellungsgedankens in deutschen Kreisen zu danken. Mit Ausnahme der drei schmerzlich vermißten Rembrandtbilder, die Herr v. Carstanjen besitzt, fehlte wohl nichts Belangreiches aus Deutschland. Sogar eine ganze Anzahl der kleineren öffentlichen Galerien hatte je ein Bild gesandt, wie Aschaffenburg, Darmstadt, Karlsruhe, Leipzig, Metz.

Die Holländer haben sich bekanntlich in erstaunlichem Grade unfähig gezeigt, den ererbten Kunstbesitz festzuhalten. Abgesehen von den Galerien Steengracht und Six — die zweite ist nicht mehr intakt —, gibt es keine holländische Privatsammlung alter Gemälde, die eine erhebliche Bedeutung hätte. Selbst Nationalökonomen ohne Kunstliebe werden den Bilderexport aus Holland, der namentlich im 18. Jahrhundert und in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts vor sich ging, für ein nationales Mißgeschick halten. Heute besitzt Holland von den 530 Bildern, die Rembrandt zugeschrieben werden, noch etwa 30. Und von diesen Besitz ist fast ein Drittel erst in jüngster Zeit durch die Bemühung eines patriotischen Kunstgelehrten — Bredius — dem Lande

wieder zugeführt worden. Aber im Unglück hat Holland Glück gehabt, indem ihm die Bilder geblieben sind, die als die reichsten und bedeutendsten Schöpfungen des Meisters betrachtet werden. Amsterdam besitzt die „Nachtwache", die an räumlicher Größe und an Popularität, an Illusion der Körperlichkeit und an Wirkung auf naive Augen alle anderen Rembrandt'schen Werke übertrifft. Amsterdam besitzt in den „Staalmeesters" das reifste, ruhigste, vornehmste Bild des Meisters, den Schlußstein der Entwickelung des Portraitisten; die Stadt besitzt auch die sogenannte Judenbraut, jene Schöpfung, dem die Palme zukommt, sobald die Pracht der koloristischen Wirkung gemessen wird. Diese drei Meisterwerke waren auf der Ausstellung und beherrschten die Ausstellung. Das Rijksmuseum zu Amsterdam beherbergt das berühmte Portrait der Wittwe des Admirals Swartenhout, das dem holländischen Staat gehört und nicht der Ausstellung einverleibt worden war. Das Portrait des Bürgermeisters Six, das manche Kunstfreunde schlechthin für das schönste Einzelbildniß Rembrandt's halten, mußte an seinem gewöhnlichen Platze aufgesucht werden. Die „Anatomie", ein wichtiger Markstein in der Entwickelung des Meisters, seine erste reiche Portraitkomposition, hing wie immer im Haag. Die holländischen Kunstfreunde waren also nicht ohne Trost, als die fremden Bilder das Land wieder verließen, da das Gewaltigste und Letzte, das Reichste und Glänzendste von dem Lebenswerk Rembrandt's ihnen blieb und jeder Zeit empfänglichen Sinnen die Vorstellung von der Größe des Malers einzuprägen genug ist.

Die Ausstellung bot mit 125 Gemälden dem Historiker eine Fülle der Belehrung, indem sie Zwischenglieder zeigte und das Wachsen der Künstlerpersönlichkeit an den zahlreichen, aus fast allen Jahren ihrer Wirksamkeit datirten Arbeiten genau zu verfolgen gestattete. Das versteht sich. Aber, von dem gelehrten Nutzen abgesehen, mit welcher Intensität wurde das Wesen des Meisters empfunden! Wie klar wurde die Persönlichkeit in ihrer Einheit beim Anblick dieser Mannigfaltigkeit der Aeußerungen! Derbe Studienköpfe, Landschaften, Kompositionen im Entwurf, wie in abgeschlossener Ausführung, sorgsam den Bestellern zur Liebe durchgebildete Portraits aus dem Anfange der dreißiger Jahre des Jahrhunderts. Die ganze Skala der Farbenmöglichkeiten, von fast vollkommener Einfarbigkeit bis zu dem blühenden Zauber der „Judenbraut". Allerdings überwogen die Bildnisse und Bildnißstudien. Wie der Meister den Bibeltext gestaltete, das zeigte besser als einzelne Gemälde die herrliche Sammlung von Originalzeichnungen, die der Ausstellung eingegliedert war. In dieser Ausstellung der Zeichnungen waren vier große Privatsammlungen glücklich vereinigt, die des Dukes of Devonshire (Chatsworth), L. Bonnat's (Paris), J. P. Heseltine's (London), A. v. Beckerath's (Berlin).

Es gibt keine einzelne Dichtung, deren Kenntniß die Größe Goethe's zu ermessen gestattete, erst die Kenntniß aller Aeußerungen seines bis zum Ende strebenden Geistes erlaubt den Umriß der Vorstellung zu schließen. Und ähnlich stehts mit Rembrandt. Brandes hat Rembrandt mit Heine verglichen, der Maler hätte bewußt von dem Helldunkel Gebrauch gemacht, wie Heine von dem Witz. Solche Vergleichung kann ganz falsche Vorstellungen wecken. Das Helldunkel, die Pinselführung und alle Kunstmittel sind nebensächlich, wesentlich ist das Verhältniß Rembrandt's zur Natur. Und das Wesentliche recht betrachtet, erscheint die Vergleichung Rembrandt's mit Heine als gewaltsam und als unfruchtbar.

Rembrandt ist der Antipode des Virtuosen. Er kann etwas Schwaches vielleicht machen, nie aber etwas Konventionelles, er kann derb sein, doch nie frivol, anmuthig vielleicht, niemals gefallsüchtig. Er ist immer ernst. Nie aus dem erworbenen Können schöpfend, sondern immer wieder aus der Natur, nie den erworbenen Ausdrucksmitteln vertrauend, sondern immer wieder suchend, experimentirend, bleibt er stets frisch, erscheint er stets anders, wenngleich er stets er selbst bleibt. Wahrscheinlich hat es nie einen Maler gegeben, der wie er bis zum letzten Pinselstriche in seiner Stellung zur Natur demüthig, pietätvoll, ganz Empfangender blieb. Rembrandt ist belohnt worden und durfte mehr als irgend ein Anderer von der Mannigfaltigkeit, Ewigkeit und Allgemeingiltigkeit der Natur in sein Lebenswerk herüberretten. Sein Schaffen ist eine Lehre, eine Mahnung und eine Warnung.

Es war ein guter Gedanke, zur nationalen Feier das Werk des großen holländischen Malers auszustellen. Was sonst den Inhalt des patriotischen Stolzes ausmacht, kann nur mühselig zu halbem Leben erweckt werden. Die Leistungen im Reiche der Gedanken sind im besten Falle Allgemeingut geworden, wie die Errungenschaften politischen Strebens. Von ewigem Interesse über dem Wechsel der Zeiten ist die menschliche Persönlichkeit; nur der Natur werden wir niemals überdrüssig. Und in diesem Doppelten liegt begründet, daß das Werk des Malers, der eine Persönlichkeit war und ein „Naturalist", dessen bürgerliche Existenz in den fünfziger Jahren des 17. Jahrhunderts kläglich zusammenbrach, daß das Werk dieses Malers das einzige war, was in den Tagen nationalen Besinnens von der ruhmreichen Vergangenheit unmittelbar gegenwärtig und wahrhaft lebendig wirkte.

Max J. Friedländer.

Fuhrmann Henschel.

„Semble agrandir jusqu'au ciel
Le geste auguste du semeur . . ."

Es ist etwas Seltsames um diese beiden Verse. Ich weiß nicht, von wem sie herrühren, bei Bourget habe ich sie einmal citirt gefunden; aber seitdem haften sie in meinem Gedächtniß. Man muß das gesehen haben, und jeder hat es gesehen, die einsame Gestalt, langsam vorwärtsschreitend, und diese einförmige Bewegung. Und die Gestalt wächst in dieser Bewegung und wird größer. Und ringsherum der weite Horizont, und unübersehbar weit die schwarze, gelockerte Erde des Feldes, und dahinten ganz am Ende kleine Häuser und ein Kirchthurmspitzchen — und die Gestalt des einsamen Mannes in ihrer einförmigen Bewegung wird groß. Aber nicht nur dies Aeußerliche gilt es.

Ich denke an Millet. An seine Aehrenleserinnen oder seinen Angelus. Man hat das Gefühl: wenn sich diese gebeugten Gestalten aufrichten, dann reicht ihr Scheitel bis in die Wolken. Die äußerste Simplicität ihrer Kleidung, ihrer Haltung macht sie groß. Die energische, harte Linie gibt ihnen Größe. Aber es kommt doch noch etwas anderes hinzu. Nichts sieht man als das weite Feld und diese Menschen darauf. Sie und das Feld gehören zusammen, durch ewige Arbeit sind sie damit verwachsen, die Arbeit des Feldes hat den Ausdruck ihrer Gesichter, so wie er ist, geschaffen, sie sind gleichsam die Verkörperung des Stückes Erde, auf dem sie fußen. Etwas Mystisches in der Zusammengehörigkeit dieser Menschen und dieser Erde. Und in diesem mystischen Etwas wachsen die Gestalten und dehnen sich ins Riesenhafte, ins Uebermenschengroße.

Ich glaube man hat Millet mit den Holländern verglichen. In Wirklichkeit ist es ein Gegensatz. Es ist etwas Nationalistisches in dem Naturalismus des Teniers und Ostade, und das macht ihre Menschen klein. Das Mystische in Millet's Naturalismus macht sie groß.

* * *

Schembar ist Hauptmann mit seinem „Fuhrmann Henschel"*) in die Welt seiner Erstlingsdichtungen zurückge-

*) Aufgeführt im Deutschen Theater, Sonnabend den 5. November 1898. Buchausgabe bei S. Fischer, Verlag. Berlin.

kehrt. Dieselbe karge, wirklichkeitsechte Darstellungsart und geradezu das gleiche Problem wie in „Bahnwärter Thiel". In Wahrheit spricht aus seinem neuen Drama ein ganz neuer Geist. Er hat sich Tiefen erschlossen.

Denkt man an Hauptmann's Jugenddichtungen, so hat man zunächst den Eindruck der Kleinheit, der Enge. Mit jeder ihrer Handlungen, mit jedem Wort beinah, das sie sprachen, wurden diese Menschen kleiner. Die Detailschilderung in ihrer Strichelkunst trug dazu bei, sie arm und schwach erscheinen zu lassen. Sie hatten ihre kleinen Triebe und niederen Leidenschaften, denen sie gehorchten und mit denen sie sich gegenseitig die Lebenslust vergifteten, und so gingen sie schwachathmig zu Grunde. Es war eine rationalistische, beinah ägrirt-moralisirende Verwendung des Milieus in diesen Dramen „Vor Sonnenaufgang" und „Das Friedensfest" (rationalistisch-moralisirend sogar die Titel!). Und diese rationalistische Auffassung machte die Menschen klein. Benöthigte geradezu ihrer Kleinheit.

In den „Webern" trat ein neues Element hinzu. Es war Etwas, das hinter diesen Massen steckte und sie trieb. Zunächst Hunger und Elend, gleichsam personifizirt und Riesenschatten vor sich werfend. Aber das war nicht alles. In der Schlußwendung offenbarte sich etwas Anderes, Neues. Der eine gottesfürchtige, fromme Weber hat bei seiner Arbeit ausgeharrt, wie eine Schildwache auf ihrem Posten. Ihn trifft die erste Kugel der heranrückenden Soldaten. Hunger und Elend hatte er widerstanden — es waltete eine andere mystische Gewalt über diesen Webern und ihrem Elend. Vielleicht das Schicksal. Und warum dies mystische Etwas nicht Schicksal nennen, da der Name ja ohne Belang ist. Vom Schicksal hat Schiller gesagt: „Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt." Und das ist in allen Kunstwandlungen wahr geblieben. Ganz klar ausgedrückt müßte es heißen: Das Schicksal, oder das mystische Etwas über und um den Menschen, macht ihn groß. Ein scheinbarer Widerspruch, den doch in ganz anderer Weise auch Millet's Kunst bestätigt.

Und nun zu Gerhart Hauptmann's neuestem Drama „Fuhrmann Henschel". Aeußerlich sind die Vorgänge von großer Einfachheit und Schlichtheit. Henschels Weib liegt im Sterben. Aus einem Argwohn heraus läßt sie ihn schwören, daß er die Magd in ihrem Hause niemals nach ihrem Tode heirathen werde. Und sie stirbt, und das Leben geht seinen Gang, und Henschel braucht eine Frau für seine Wirthschaft und für sein Kind, und er heirathet die Magd. Er weiß, das sie ein Kind hat, aber das verschlägt ihm nichts. Sie ist tüchtig und arbeitsam und versteht sich auf seinen Haushalt. Mit der neuen Frau aber zieht ein neuer Geist ein. Sie betrügt ihn, verfeindet ihn mit Nachbarn und guten Freunden und raubt ihm Ruh und Frieden. Er glaubt zu errathen, woran es ihr fehlt und bringt ihr ihr Kind. Und als sie davon nichts wissen will und es von sich stößt, bricht es zum ersten Mal elementar in ihm aus. Und dann eine große leidenschaftliche Scene, in der die guten Freunde ihm zu verstehen geben, wie es um seine Frau steht; auch den Tod der ersten Frau und seines Kindes geben sie ihr Schuld. Und wie sie sich nicht vertheidigen kann, bricht er zusammen. Und er nimmt sich das Leben. — Schon bei dieser absichtlich äußerlichen Inhaltsangabe fällt es auf, daß er nicht die Hand gegen sie erhebt, die ihn entfriedet und betrogen. Daß er nur seinem Leben ein Ende macht. Zwischen den beiden waltet unsichtbar ein drittes.

Eine Frage steigt vor anderen Fragen auf. Henschel hat seiner ersten Frau gelobt, die Magd nicht zu heirathen, und er heirathet sie dennoch. Ist das die Schuld, an der er zu Grunde geht? Die Theoretiker des modernen Dramas haben die Schuldfrage überhaupt aus dem Drama ausscheiden wollen. Aber vielleicht haben sie da doch mit dem Unkraut die Pflanze gejätet. Natürlich gehn Romeo und Julia nicht daran zu Grunde, daß sie gegen den etwaigen Paragraphen des veronesischen Strafgesetzbuchs verstoßen der eheliche Verbindung Minderjähriger ohne elterliche Zustimmung verbietet. Aber neben dem objektiven Schuldbestand gibt's, nicht wegzuleugnen, einen psychologisch subjektiven. Ein Mensch kann an einer That, einer Vorstellung zu Grunde gehen, die ein anderer wie ein Stäubchen von seinem Rockärmel abbläst, die ein dritter phlegmatisch-stumpf jeden Tag auf sich nehmen würde. Die eingebildete Schuld wiegt psychologisch ganz so schwer wie die reale; nur auf das Gewissensbewußtsein kommt es an; und es gibt „genug solcher Gewissenstragödien. Aber Fuhrmann Henschel? Wenn er die Magd heirathet, die er für seine Wirthschaft braucht und die ihm das Seine zusammenzuhalten versteht, wenn er das thut, trotzdem er seinem sterbenden Weib gelobt hat, es nicht zu thun, so handelt er aus seiner Empfindungsweise heraus nur richtig und billig. Er ist ein Mann, der auf breiten Schultern die Last des Tages trägt und nicht mit Empfindungsschwierigkeiten sein Herz belastet. Von Schuld ist nicht die Rede; er hat sein Weib geliebt und liebt sie auch über ihren Tod hinaus, aber eine Todte kann ihm die Wirthschaft nicht führen. Also nimmt er die Andre, die es am besten versteht und die nächste daran ist. An einer Schuld geht er nicht zu Grunde.

* * *

Das ist das Neue und Frühlinghafte in Gerhart Hauptmann's neuem Drama, daß ein großer Zug in seinen Gestalten, daß seine Menschen groß erscheinen.

Von wundervoller Simplizität diese Gestalt Henschel's, und gewiß, schon diese Simplizität wirkt groß in sich. Ein biederer, pflichttreuer Mann, mit kindlichem Herzen. Einer, der keinem etwas zu Leide und jedem gern etwas zu Liebe thut. Der die Dinge nimmt, wie sie da auf seinem Wege liegen, ohne viel dahinter zu suchen. Der im Nächsten das Nächste sieht. Mit dem Leben findet er sich ab, wie mit den Menschen: das Unbequeme setzt er mit fester Faust vor die Thür. Langsam zur Ueberlegung, aber auch betrachtsam; langsam zum Zorn, dann aber elementar und gleichsam eruptiv. Breit-behäbig und mit Erdenschwere. Und wie es über ihn gekommen ist und er innerlich ein gebrochener Mann ist, bleibt er derselbe. Er weiß nicht wie er dran ist und überlegt bedachtsam das Für und Wider. Spricht auch darüber mit anderen ruhig, gibt ihnen Recht und beharrt doch auf seiner Meinung. Er denkt darüber nach, wer ihm das wohl gethan hat, der Teufel oder der Andere im Himmel. Sich selbst tritt er gegenüber wie andern, ruhig, kaltblütig. Er weiß nicht was das mit ihm ist. Eins wird ihm klar, er oder das Weib muß sterben. Soweit kommt er in seiner Ueberlegung. Und dann fällt ihm ein Strick in die Hände, den er lange nicht gesehen, und er geht hin und erhängt sich. Ohne ein Wort darüber zu verlieren. Es muß wohl so sein. Gewiß, es ist Größe in dieser Simplizität, aber sie erklärt nicht alles.

Nicht aus berechtigtem Argwohn heraus hat seine erste Frau ihm das Gelöbniß abgenommen. Er hat ihr keinen Anlaß gegeben, nicht den geringsten. Es ist etwas Hellseherisches über die sterbende Frau gekommen. Sie ahnt was geschehen wird und wehrt sich dagegen und vergeblich. Wenn ich sterben werde, sagt sie, nehme ich mein Kind mit, und wirklich, das Kind stirbt nach ihr. Ihm ist es ganz unfaßlich, wie die Frau auf all das verfällt. Nicht die Krankheit, sondern das Geheimniß des Todes spricht aus ihr. Der Tod öffnet ihr die Augen, bevor er sie ihr schließt. Und damit wächst die Gestalt der Sterbenden über ihre Umgebung hinaus.

Und diese Gestalt kehrt wieder. Wie das Unglück über Henschel gekommen ist, sieht er sie überall. Des Morgens wenn er seine Pferde füttert und auf seinen Fahrten und nachts in seiner Kammer. Sie läßt ihn nicht schlafen. In Dingen, auf die er nie geachtet hat, wittert er ihren Eingriff. Es entsteht gleichsam ein geheimnißvoller Verkehr zwischen ihm und der Toten. Er bleibt der schwerfällige, einfältige Mann, aber ein Geheimnißvolles umgibt ihn. Der Maßstab der Alltäglichkeit wird für ihn unzulänglich. Man sieht ihm — bei aller naturalistisch genauen Schilderung

jedes Einzelzuges, wie man die Menschen durch einen Nebel sieht: er wirkt groß.

In all dem weiß er selbst sich nicht zu erklären, was mit ihm vorgeht. Die gestorbene Frau ist da — was will sie von ihm? Es ist alles mit ihm anders geworden — er begreift es nicht. Natürlich fragt auch er sich, ob er das alles verschuldet hat, da er ihr das Gelöbniß brach. Aber sein Gewissen sagt nicht Ja dazu. Er weiß nicht. Er kommt zu keiner Klarheit. Es ist ihm auch gleichgiltig. Nur das Eine weiß er, daß irgendwas ihn gepackt hat. Eine geheimnißvolle Macht, die er nicht kennt, nach der er auch nicht fragt. Aber eine Macht, die ihn gezeichnet hat und vor der es kein Entrinnen gibt. Vielleicht das Schicksal — „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.“

Aeußerlich ist Henschel's böses Schicksal in seiner zweiten Frau personifizirt. Sie ist die Handhabe für die Macht, die ihn vernichtet. Und an dieser Gestalt ist Hauptmann's Kunst diesmal gescheitert. (Wie denn auch ein paar Lücken in der Motivirung klaffen.) Sie wirkt uneinheitlich; sie überzeugt nicht. Und doch bewundere ich gerade hier die Sicherheit des künstlerischen Instinkts in Hauptmann. Nicht diese Frau durfte es sein, die Henschel zu Grunde richtet. Sie durfte keine Teufelin sein. Und Hauptmann hat die Gestalt sehr weislich klein gehalten. Viel häßliche, kleine Züge, Geiz und Wollust und Gehässigkeit; durchaus nichts Großes in ihrer Verderbtheit. Aber ich sagte es schon, die Gestalt selbst wirkt auch nur wie ein Kleiderständer armseliger Eigenschaften; man sieht sie nicht vor sich. Und so war es auch nur naturgemäß, daß Else Lehmann bei der sonst vortrefflichen Aufführung des deutschen Theaters diese Rolle nicht einheitlich zu gestalten, nicht in eine lebendige Persönlichkeit umzusetzen vermochte. Was hier fehlte ersetzten Lotti Sarrow als erste Frau und Rittner als Henschel vollgiltig.

Etwas frühlingsieghaftes geht von Gerhart Hauptmanns neuem Drama aus. Groß wirken die Gestalten in ihrer stammelnden Schlichtheit, und Größe ist's, die unserer Kunst Noth that. Ein Schauspiel hat Gerhart Hauptmann seine neueste Dichtung genannt. Er hat in Wahrheit eine Tragödie gegeben.

Ernst Heilborn.

Die „Ferialkurse“ in Genf.

Eine Zuschrift.

Gestatten Sie mir gütigst ein paar kurze Bemerkungen zu dem in der letzten Nummer der „Nation“ veröffentlichten Aufsatze von R. Beer: „Ferialkurse über neufranzösische Sprache und Litteratur an der Universität Genf“, dem ich aus mehr als einem Grunde die weiteste Verbreitung wünsche.

Ich selbst habe zwar keinen „Ferialkurs“ mitgemacht, bin aber ein ganzes Sommersemester hindurch Mitglied des neufranzösischen „Séminaire“ an der Universität Genf gewesen und kann die ganze Einrichtung also auch aus eigener Anschauung vollständig beurtheilen. Ich stimme mit Beer in der dankbaren Würdigung des dort Gebotenen durchaus überein, ganz besonders in der herzlichen Anerkennung, die er dem unermüdlichen Leiter der Ferialkurse, Professor Bernard Bouvier, zollt. Richtigstellen will ich nur, daß Professor Bouvier den deutschen Schulmännern nicht erst seit dem Wiener Neuphilologentage (Ostern 1898) bekannt ist. Er war früher mehrere Jahre lang Lektor der neufranzösischen Sprache an der Universität Berlin, und es erregte allgemeine Empörung, als er fortgehen mußte, weil die preußische Regierung seine mehr als bescheidene Gehaltsforderung — aus Mangel an vorhandenen Mitteln! — ablehnte. Er hat dann an der Universität seiner Vaterstadt die akademische Thätigkeit fortgesetzt, zunächst als Professor für deutsche Litteratur, die er, nebenbei bemerkt, gründlich kennt. Als später Edouard Rod den längst gehegten Vorsatz ausführte, seine Professur für französische Litteratur aufgab und nach dem geliebten Paris übersiedelte, da wurde Bouvier sein Nachfolger auf diesem Lehrstuhl. Er ist auch der geistige Vater des ersten „Séminaire de français moderne“, welches, wenn ich nicht irre, im Winter 1891/92 an der Universität Genf gegründet wurde, und zwar nach dem Vorbilde der Seminarien an unsern deutschen Universitäten. Die Einrichtung selbst ist ebenso deutschen Ursprungs wie der Name, denn „séminaire“ bedeutet bekanntlich im Französischen nur „Priesterseminar“, und es mußte daher den protestantischen Genfern erst erklärt werden, um was es sich handele, bevor sie ihre Zustimmung zu der Neugründung gaben.

Ich selbst habe dem „Séminaire“ im Sommer 1892 als Mitglied angehört. In demselben Jahre — zu Pfingsten, glaube ich — war Professor Bouvier auch auf dem Neuphilologentage in Berlin anwesend, wo damals infolge des Wätzoldt'schen Vortrages über die Ausbildung der neusprachlichen Lehrer die Geister so heftig auf einander platzten, und suchte für sein Seminar zu wirken.

Was dies Seminar, in gründlicherer Weise, im Semester leistet, das suchen die Ferialkurse während der Ferien denjenigen zu bieten, die nur kürzere Zeit in Genf zubringen können. Die Mängel, die neben unendlich großen Vorzügen beiden anhaften, sind daher auch ungefähr dieselben, wenn auch natürlich im Grade verschieden. Auch Beer spricht von den „leider noch immer 60—70 Theilnehmer zählenden Sektionen“, und das „leider“ bezieht sich vor allen Dingen darauf, daß bei einer so großen Mitgliederzahl der Einzelne allzu selten selbst thätig sein und eine Kritik seiner Leistungen empfangen kann. Wenn ich aber während vieler Stunden nur die schlechte Aussprache etwa eines Engländers oder eines lieben Landsmannes aus Thüringen oder Sachsen anhöre und sonst vielfach zur Unthätigkeit verurtheilt bin, (denn allein das „Hören“ des Lehrers macht's nicht), dann habe ich nicht ganz den Nutzen, den ich erhofft hatte. Man muß sich aber andererseits sagen, daß diese Uebelstände sich beim besten Willen schwer vermeiden lassen — denn Universitätsübungen sind keine Privatstunden —, und daß in Genf von Seiten des Lehrpersonals jedenfalls geleistet wird, was nur geleistet werden kann.

Eine andere Gefahr, die gerade Genf bietet, ist der Umstand, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil der Einwohnerschaft deutsch versteht, und daß natürlich gerade zur Zeit der Sommerreisen viele Deutsche dort anzutreffen sind. Man kommt also gar zu leicht dazu, sich der Muttersprache zu bedienen, sei es, daß man in der Pension mit vielen Landsleuten zusammenwohnt oder sich des Abends mit ihnen im „Crocodile“ oder sonstwo trifft und — Skat spielt! Wer sich deshalb nicht ernstlich vornimmt, während seines Aufenthalts in Genf jedes deutsche Wort so viel als irgend möglich zu vermeiden, keine deutsche Zeitungen zu lesen (und wenn auch die „Fliegenden Blätter“ noch so verführerisch winken!), in keine Massenpension zu gehen, sondern lieber, wenngleich natürlich etwas theurer, als einziger Pensionär in einer gebildeten Familie zu wohnen, und wer diesen Vorsatz nicht mit eiserner Energie durchführt, der wird sein Reisegepäck nicht gerade mit allzu viel französischen Kenntnissen beschwert finden, wenn er wieder heimwärts dampft. Wer aber die nöthige Thatkraft besitzt, wer die von den Professoren vorgeschriebenen Arbeiten gründlich erledigt, (und das ist nicht immer so gar einfach!), und wer dann (wozu ich nach eigener Erfahrung dringend rathe) wöchentlich noch etwa zwei Privatstunden bei einem Genfer Studenten nimmt, den er nach allem, was sein neusprachliches Herz bewegt, nicht bloß ausfragt, sondern ausquetscht wie eine Citrone — der wird beim Scheiden sicherlich empfinden, wie sehr er gefördert worden ist.

Freilich, ein Ferialkursus mit seiner beschränkten Zeit wird niemals, selbst bei größtem Fleiße des Hörers und aufopferndster Thätigkeit der Lehrenden, einen längeren Aufenthalt in dem fremden Lande ersetzen können. Es sollte deshalb recht vielen Lehrern ermöglicht werden, ein ganzes Semester in Genf oder sonstwo zuzubringen; selbst für denjenigen, der etwa als Student in Frankreich oder der Schweiz längere Zeit geweilt hat (und das wird ja nach der kürzlich erschienenen neuen Prüfungsordnung jeder Neusprachler thun müssen), selbst für diesen wird eine spätere Auffrischung seiner Kenntnisse sehr nöthig sein — das jahrelange Anhören der Quartaneraussprache bessert weder das Ohr noch die Zunge! Die Schulbehörden sollten daher reichliche Mittel zur Verfügung stellen, um den Neusprachlern solche Studienreisen zu erleichtern. Der Staat hat ja einen kleinen (sogar sehr kleinen) Stipendienfonds für diese Zwecke, aber bei der großen Anzahl höherer Lehranstalten, die es in Preußen gibt, ist das kaum ein Tropfen auf den heißen Stein. Daher haben es die größeren und selbst viele mittlere

Städte auch als ihre Pflicht erkannt, im Interesse der von ihnen gegründeten Schulen hier einzugreifen und den neusprachlichen Lehrern Reiseunterstützungen zu gewähren. Wie es aber damit aussieht, dafür nur ein Beispiel.

Nehmen wir mal an, ein Lehrer des Französischen nähme für ein Universitäts-Sommersemester, also April bis Mitte August, Urlaub, um den Vorlesungen in Genf beizuwohnen und sich dort weiterzubilden, und die Stadtverwaltung bewilligte ihm eine Reiseunterstützung von 500 Mark. Damit kann er zwar nicht ganz auskommen, wird man sagen, aber es ist doch ein recht hübscher Zuschuß zu seinem Gehalt. Wie steht es nun in Wirklichkeit damit? **Während der Zeit seiner Beurlaubung hat der Lehrer für seine Vertretung selbst zu sorgen!** Dadurch gehen die gütigst gewährten 500 Mark **vollständig** drauf — wenn sie überhaupt noch ausreichen! Die Reise und den ganzen Aufenthalt in Genf muß er **völlig aus eigener Tasche** bezahlen, und unter 800 Fr. wird er bei einem Aufenthalte von $4^1/_2$ Monat kaum auskommen. Da der preußische Gymnasiallehrer nun im Allgemeinen nicht Wähler erster Abtheilung zu sein pflegt, so ist das immerhin eine nicht unerhebliche Ausgabe. Sollte man nicht erwarten können, daß die Schulbehörde den Lehrer, der zu seiner weiteren Ausbildung, also doch im Interesse der Schule, auf einige Zeit ins Ausland geht, von den Kosten der Vertretung entlastet, damit die „Reiseunterstützung“ eine wirkliche „Unterstützung“ wird? Wie verhält sich da die Militärbehörde, wenn sie Offiziere zum Zwecke von Sprachstudien über die Grenze sendet?!

Ja, Bauer, das ist wieder mal ganz was anders!

R. Werner.

Tage und Nächte. Von Adolph Donath. — **Die Eleusinien.** Von Thassilo von Scheffer. Beide bei Schuster und Loeffler. Berlin und Leipzig. 1898.

Wenn es Jemand unternehmen will, eine Geschichte der „Moderne“ zu schreiben, wird er nicht umhin können, ein besonderes Kapitel des Größenwahns beizufügen. Dieses Kapitel würde dem Nachgeborenen an der modernsten Litteratur so Manches erklären, vor dem er sonst vielleicht fassungslos stehen würde. Nimmt man den Größenwahn in der „Moderne“ genauer unter die Lupe, so zeigt er sich als das akut gewordene krankhafte Bestreben: Persönlichkeit zu sein. Die Persönlichkeits*sucht* war wohl zu keiner Zeit so stark wie jetzt. Wir erleben in der Litteratur, ja in jeder Kunst Erscheinungen, welche sich im Vergleiche zu der Hochblüthezeit der Persönlichkeiten, der Renaissance, etwa ausnehmen wie der edle Ritter von der Mancha im Vergleich zu einem jener Streiter, welche den Mauren Granada abnahmen. Das Märchen vom kleinen Gernegroß ist noch nie in so vielen Variationen lebendig geworden wie heute. Persönlichkeit hat man oder man wird eine Persönlichkeit, aber man schraubt sich nicht zu einer Persönlichkeit hinauf.

Item, nicht zum mindesten in der *Lyrik* zeitigt neben manchem Bedeutenden diese Persönlichkeitssucht, dies krankhafte Individuell-Sein-Wollen um jeden Preis, ganze Serien grotesker Erscheinungen. Da läuft der Eine als Klopstock-Redivivus herum und spielt den Reimverächter. Das Individuum durchbricht die Schranken der Konvention und vermag sich nur in „freien Rythmen“, in möglichster Willkür poetisch auszuleben. Ein Poem wie Goethe's „Wanderers Sturmlied“ wird nicht mehr als formgewordene Aeußerung einer genialen Veranlagung gefaßt, sondern gilt als Vorbild wirklich genialer Form. Nicht die edle Linie der Reifheit, sondern die verworrene und verzerrte der Unreifheit zeigt die Persönlichkeit, das Genie an. . . . Ein Anderer wiederum findet die einfachen Ausdrucksmittel der Sprache nicht genügend für den Reichthum seines Innern; er will malen und musiciren und bringt Produkte hervor, in denen es auf Grund der wunderlichsten Sinnesversetzungen von blauen Rosendüften und anderen Artigkeiten nur so wimmelt.*) Ein Dritter sieht den Gipfel der Persönlichkeit darin, daß er mit Aufwand vieler Schweißtropfen das, was er sagen will, *so* sagt, daß man nicht weiß, *was* er sagen will: die Gattung der apokalypten Lyriker. Ein Vierter macht in gesuchter Einfachheit: das sind die naiven Lyriker, welche die harmlosesten Backfischverse mit Ueberzeugung dem Publikum als das direkte Erbe Goethe's oder Heine's vorsetzen. U. s. w. *Eines* aber haben sie alle gemein: die Begleiterscheinung der modernen Persönlichkeitssucht, durch möglichst merkwürdige Büchertitel und noch merkwürdigere Umschlagzeichnungen wirken zu wollen.

Und damit bin ich bei meinen beiden Lyrikern. Als ich ihre Büchlein zur Hand bekam, war es wahrhaftig weniger die Absicht, meine Kenntniß der jüngstdeutschen Lyrik zu bereichern, als die symptomatischen Umschläge, die mich veranlaßten, in das Innere zu dringen. Die Gedichte von Donath ziert ein mystisch-pompöser Umschlag, darin neben dem Namen des Autors in großen Zügen der von Georg Brandes. Ein Brief des berühmten Litterarhistorikers ist den Versen Donath's vorangesetzt, in dem der „in deutschen Versen so seltene *naive* Klang“ hervorgehoben wird. Mit allem schuldigen Respekt vor Brandes' kritischem Vermögen — mir scheint, als habe der geniale Kritiker hier etwas von dem Wohlwollen an den Tag gelegt, das den Löwen die Maus nicht umbringen ließ. Daß die Naivetät Donath's durchaus gemacht, höchstens *nach*empfunden, aber nicht empfunden ist, zeigt einem jede Zeile. Da singen z. B. Schnitterinnen ein Lied, dessen zweite Strophe lautet:

> Klitsch, klatsch mit den Küßchen
> Von Mund zu Mund,
> Die Seelen flüstern
> Zur Abendstund.

Die „Lieder einer Verlorenen“ beginnen mit den Versen:

> Ich bin ein kleines liebes Kind
> In einem rothen Röckchen.
> Ich spiele wie der Frühlingswind
> Mit silbernen Maienglöckchen . . . u. s. w.

Solche Verse sind allerdings naiv. . . .

Von dem naiven Donath zu den „Eleusinien“ Scheffer's ist ein weiter Weg. Scheffer hat entschieden mehr Talent. Aber auch er fährt, statt seine Gaben ruhig reifen zu lassen, noch mit der Stange im Nebel herum; dem Nebel der Mystik. Die Sucht, durch einen Titel die Augen auf sich zu ziehen, hat in diesen Eleusinien neben einigen hübschen Sachen (Der Knabe, Der Nackte, Basdromian) schwerfällig-dunkle „freie Rythmen“ und sogar einzelne erstaunliche Gemeinplätze hervorgebracht. Man drapirt sich mit dionysischer Trunkenheit, mystischer Dunkelheit, um, losgelöst von dieser Draperie, die magere Nacktheit eines Mitteltalentes zu zeigen. . . .

. . . Wann werden wir wieder so naiv werden, um alle zu fühlen und zu begreifen, daß es nicht auf die Richtung ankommt, und daß die Tendenz jeglicher Art im Reiche des Schönen ein störender Fremdling ist und bleiben wird? —

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

---

*) Was nebenbei gar nicht einmal neu ist! Siehe Tieck und die Romantiker!

Otto Hübner's Geographisch-statistische Tabellen für 1898. 47. Jahrgang. Buchausgabe in Taschenformat kartonnirt M. 1,20. Herausgegeben von Universitäts-Professor Dr. Fr. von Juraschek.

Diese Tabellen sind außerordentlich brauchbar, weil sie in knappster Form eine überraschend große Fülle des aktuellsten statistischen Materials enthalten. Es sind durchweg die neuesten Quellen, insbesondere auch die neuesten Volkszählungen, berücksichtigt. Man bekommt einen Ueberblick über die wissenswertheste Statistik aus allen fünf Erdtheilen. Besonders willkommen sind auch die im Anhange gegebenen Tabellen, die eine vergleichende Uebersicht des Werthes der Ein- und Ausfuhr aller Staaten der Erde, eine Uebersicht über die Gold- und Silberproduktion, sowie zahlreiche wissenswerthe Details über die Produktion und den Konsum der wichtigsten menschlichen Bedarfsartikel enthalten. Das billige kleine Heft kann den Lesern warm empfohlen werden.

B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8

Nr. 8. Berlin, den 19. November 1898. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Streit zwischen Preußen und Lippe, den man eine Zeit lang mit Ironie betrachten konnte, beginnt sich immer unangenehmer zuzuspitzen. Es handelt sich bei demselben um eine Rechts- und um eine Etiquettenfrage; und sowohl die eine wie die andere Frage hätte sich niemals dazu auswachsen dürfen, die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen.

Wir sind nicht sentimental genug, um nicht die geschichtliche Thatsache anzuerkennen, daß im Leben der Völker Schwierigkeiten auftauchen können, deren Lösung vor einem ausschließlich juristischen Forum zur Zeit eine Unmöglichkeit ist; aber es hieße einer gefahrdrohenden Anbetung der Macht Vorschub leisten, wenn ein Streit, der ein nationales Interesse in keiner Weise berührt, sondern der einen rein persönlichen Gegensatz zwischen zwei fürstlichen Familien darstellt, unter dem Gewicht anderer als ausschließlich rechtlicher Gründe entschieden werden sollte.

Wenn dieser Boden Rechtens niemals verlassen werden darf, so ist doch bereits nach der Richtung hin gefehlt worden, daß die menschliche Sympathie, wie die Verhältnisse liegen, sich dem jetzigen Regenten von Lippe und seiner Familie zuwenden. Sobald von einem Starken gegen einen Schwachen in der Weise vorgegangen wird, daß mit Schroffheit der Starke auf seine Machtmittel pocht, so ergreift das Empfinden für den Schwachen Partei. Dieser nie ausbleibende Umschlag ist sicher im öffentlichen Leben eine der erfreulichsten Erscheinungen. Und solcher Umschlag ist auch in diesem Falle eingetreten.

Ob die Söhne und Töchter des Regenten in Lippe von Offizieren der Garnison gegrüßt werden oder nicht gegrüßt werden, — wir wüßten nicht, was uns gleichgültiger wäre. Aber wenn ein Starker eine solche Bagatelle benutzt, um seinen Unwillen und seine Macht einem kleinen Grafen mit allem Nachdruck und aller Härte in Erinnerung zu bringen, dann wenden sich die Sympathien demjenigen zu, der das zweifelhafte Glück genießt, von Rechtswegen eine Regierung zu führen, die einem Schwager des deutschen Kaisers zugedacht war.

Dieser kleine Fürstenkrakehl zwischen Schaumburg und Biesterfeld hätte mit der stillen Gelassenheit behandelt werden und mit der ruhigen Gleichgültigkeit vor den Augen der Oeffentlichkeit verlaufen sollen, die der Größe des Gegensatzes entsprechen. Aber es ist lebhaft zu beklagen, daß eines solchen Objektes wegen die öffentliche Meinung in die Schranken gefordert worden ist; das entspricht weder jenem vorsichtigen politischen Takt noch jener zurückhaltenden politischen Klugheit, wie wir sie für erforderlich halten, um in dem Bundesstaat Deutschland Souveränetätsfragen von der politischen Erörterung auszuschließen, und sei es auch nur die Souveränetätsfrage des Lippe'schen Reiches.

Die Ausweisungen der dänischen Unterthanen aus Nord-Schleswig haben zu einer ernsten Erregung in Dänemark geführt; die Ausweisungen von Oesterreichern aus Schlesien haben bereits im österreichischen Parlament Veranlassung zu einer Interpellation gegeben. Nun hat man ferner den österreichischen Unterthan Braun, den Redakteur des sozialdemokratischen „Vorwärts", abgeschoben, so daß zu der Mißstimmung jenseits unserer Grenzen auch ein Anlaß zur Erbitterung unter unseren eigenen Sozialdemokraten noch hinzukommt.

Dieses reale Ergebniß liegt vor, und welchen Nutzen sollen demgegenüber solche Maßregeln schaffen?

Wenn Herr Braun nicht am „Vorwärts" arbeitet, so nimmt ein deutscher Sozialdemokrat seine Stellung ein, und nichts ist erreicht, als daß der Sozialdemokratie eine neue

Unterlage für ihre Agitationen geliefert wird. Und wenn die 54 Millionen Angehörige des Deutschen Reiches ihren nationalen Besitzstand dadurch vertheidigen und aufrecht erhalten sollen, daß ein Paar Dutzend harmlose Ausländer über die Grenze fliegen, dann müßte unsere Nation abdanken. Aber freilich die Nation hat nicht abzudanken, sondern nur eine Büreaukratie dankt ab, die mit solchen armselig kleinen Mitteln an nationale Fragen glaubt rühren zu dürfen.

Wenn man in Dänemark an wirthschaftliche Repressalien denkt und Privatleute alte Handelsbeziehungen mit Deutschland abbrechen, so ist das zu bedauern; dieser Weg, auf Deutschland einwirken zu wollen, erscheint uns verfehlt. Und wenn Czechen und Polen im österreichischen Parlament interpelliren, so ist das freilich ein bemerkenswerthes Symptom; aber durch einen Druck von Außen werden diese Verhältnisse nicht gebessert werden. Der Druck muß in Deutschland selbst erfolgen und die deutsche Bevölkerung und die deutschen Volksvertretungen müssen unserer Regierung bemerkbar machen, daß es nach der Auffassung der überwältigenden Masse unserer Bevölkerung nicht der Würde eines mächtigen Reiches entspricht, wenn nationale Fragen mit solchen, freilich verbitternden, aber gänzlich erfolglosen Polizeimaßregeln in Angriff genommen werden.

Die italienische Thronrede ist sehr verständig gehalten; sie bezeichnet es als eine absolute Nothwendigkeit für das Königreich, daß der Friede nach Außen und der innere Friede gewahrt bleibe, damit der Staat sich kräftigen und finanziell erholen könne. Zur Vervollständigung des Programms wird der Wunsch ausgesprochen, daß es recht bald möglich sein möge, gegenüber den extremen Parteien zu einer Politik der Versöhnung zu gelangen.

Gleichzeitig kündigt die Thronrede eine Vermehrung der Flotte an. Man kann sagen, daß eine solche Vermehrung Geld kostet; und daß diese Geldaufwendungen einer finanziellen Gesundung Italiens hinderlich sein müssen. Das ist unbestreitbar. Allein unter allen Umständen ist für jeden Staat eine derartige militärische Stärke geboten, daß er seine internationale Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten und einem möglichen Angriff gewachsen zu bleiben vermag. Diese bittere Nothwendigkeit ist für die Finanzen keines Staates erfreulich; aber trotz aufrichtig friedlicher und aufrichtig sparsamer Tendenzen kann sich doch kein Staat diesem Zwange entziehen.

Wiederum hat der Kassationshof die Ehre Frankreichs gerettet und wiederum haben die Politiker vollständlg versagt.

Der Vertheidiger von Dreyfus hatte sich an das Ministerium mit der Bitte gewandt, den Gefangenen der Teufelsinsel über den Stand seiner eigenen Angelegenheit aufzuklären; das erscheint juristisch völlig geboten, denn es ist nur Recht, daß der Hauptbetheiligte erfährt, wenn ein ihn betreffendes Verfahren vor dem Kassationshofe im Gange ist; das wäre überdies menschlich durchaus erforderlich gewesen, da aus dem letzten Brief, den Dreyfus an die Familie gesandt hatte, hervorging, daß der Unglückliche moralisch vollständig zusammengebrochen war und sich der Verzweiflung völlig überließ. Auch diese Pflicht zu erfüllen, fehlte dem Ministerium der moralische Muth. Es wurde die Bitte der Vertheidigung abgelehnt, und erst der Kassationshof setzte das durch, was freiwillig hätte erfolgen müssen.

Nichts ist charakteristischer für die Zustände Frankreichs als die moralische Verkommenheit der höchsten militärischen Grade und die moralische Feigheit der Politiker in ihrer erdrückenden Mehrheit. Die Furcht vor der Unpopularität macht die Politiker zu Sklaven des Verbrecherthums, des Fanatismus und der Verblendung.

Chamberlain hat zu seinen Landsleuten über die schwebenden politischen Fragen gesprochen. Gegen Frankreich richtete er wegen Faschoda ernste, aber durchaus nicht provocirende Worte. Wichtiger noch war, daß er die Faschoda-Frage nicht isolirte, sondern daß er die gesammte Haltung Frankreichs gegen England in Ansatz brachte.

Man erhält unter diesen Umständen den Eindruck, daß es England durch seine Haltung darauf ankam, über den augenblicklichen Zwischenfall hinweg der Welt anzudeuten, daß man in London überhaupt der Politik der Nachgiebigkeit entsage, und daß man ferner internationale Nadelstiche nicht friedfertig hinnehmen werde. Diese Demonstration ist England geglückt, und wir glauben, daß dies ein Vortheil für alle Welt ist. Die scheinbare Schwäche und Unentschlossenheit Englands führte zu Uebergriffen Rußlands und Frankreichs, die schließlich beständig Europa beunruhigten. Diese kleinen Krisen werden schwinden, wenn die Gegner England's wissen, daß man in London ernste politische Entschlossenheit besitzt.

Mr. Chamberlain berührte dann noch das Verhältniß des Vereinigten Königreichs zu den Vereinigten Staaten, dieses beliebte Thema englischer und amerikanischer Politiker. Ohne Ueberschwänglichkeit plädirte er erneut für eine enge Annäherung beider Staaten; sie würde, was die internationale Wirthschaftspolitik anbelangt, auf durchaus tragfähiger Grundlage beruhen; aber auch Deutschland mit seinen großen Exportinteressen gehört dann zu diesen beiden Staaten, und es wäre nur zu wünschen, daß die Einsicht in diese Thatsache sich in unseren Regierungskreisen Bahn bräche.

* * *

Ist der Freihandel todt?

Vor einigen Tagen starb hochbetagt der Gründer des Cobdenclubs Thomas Bayley Potter, ein gutherziger selbstloser Politiker. Kein großer Geist, kein erfolgreicher Agitator, wie Richard Cobden, kein glänzender Redner, wie John Bright, aber ein Mann mit organisatorischem Geschick und ein aufrechter Vertreter jenes herzhaften gesunden Menschenverstandes, der sich durch die breitspurigen Redensarten unerprobter Weltbeglücker nicht vom geraden Wege des common sense abbringen läßt. Potter gründete den Cobdenclub ein Jahr nach Cobden's Tode. Der Club sollte die Grundsätze des Freihandels populär erhalten, und er hat gesucht dieser Aufgabe durch die Veröffentlichung zahlreicher trefflicher Flugschriften und mancher verständigen Rede gerecht zu werden. Das jährliche Banquet gab ferner Anlaß zur Begrüßung angesehener außerenglischer Führer der Freihandelsbewegung. Ueber einen freundlichen Meinungsaustausch und einige mehr oder weniger geistreiche Toaste kamen diese Banquet-„Verschwörungen" selten hinaus. Das hat allerdings nicht gehindert, daß in allen politischen Kinderstuben der Welt von dem unheimlichen Treiben des Cobdenclubs die schauerlichsten Geschichten erzählt wurden. Die Schätze beider Indien hätten kaum ausgereicht, um die Riesensummen aufzubringen, mit denen nach diesen Märchenerzählern die „nationalen" Interessen in beiden Hemisphären fortlaufend unterdrückt wurden, natürlich nur im Interesse des „perfiden Albion". Selbst ein Mann, wie Lothar Bucher, aus dessen Feder eines der albernsten Pamphlete gegen den Cobdenclub geflossen ist, hielt sich nicht für zu gut, an Beschuldigungen ähnlicher Art theilzunehmen.

Die Versuche, den Cobdenclub zu einer internationalen Verschwörergesellschaft zu stempeln, sind allgemach an ihrer eigenen Lächerlichkeit zu Schanden geworden. Dagegen hat die Oberflächlichkeit ein anderes jeu d'esprit als Ersatz für eigenes Nachdenken gefunden. Man versichert uns — auf Verlangen sogar seitens ordentlicher Professoren der Volkswirthschaft —, daß der Freihandel, oder wie man sich lieber ausdrückt, das Manchesterthum, mausetodt sei. Die Muthigsten versichern sogar, er sei „auf ewig" todt.

Diese nervöse Todeserklärung hat jedenfalls einen wesentlichen Mangel: sie gilt nicht allgemein, sie gilt insbesondere nicht für den entwickeltsten Handels- und Industriestaat der Welt, nicht für England.

In Großbritannien denkt kein halbwegs besonnener Staatsmann daran, das Freihandelssystem, unter dem seit einem halben Jahrhundert England zu einer beispiellosen Blüthe gelangt ist, aufzugeben. Und zwar nicht bloß wegen der wirthschaftlichen Folgen, die ein Uebergang zum Protektionismus haben müßte, sondern auch deshalb, weil das riesige englische Kolonialreich ohne die konsequente Aufrechterhaltung des Freihandelssystems durch das Mutterland gar nicht zusammen zu halten wäre, und weil ferner der Freihandel die stärkste Karte in dem Spiel der englischen auswärtigen Politik ist.

In der Kolonialpolitik haben bisher zwei grundverschiedene Systeme die geschichtliche Probe zu bestehen gehabt: das System des Zwanges oder der Ausbeutung durch das Mutterland, und das System der Freiheit oder der Verwaltung nach dem eigenen Interesse der Kolonien. Das erstere System, ein echtes Kind des Protektionismus, hat das früher mächtigste Kolonialreich der Welt, in dessen Grenzen die Sonne nicht unterging, zu jenem hilflosen Staatskörper gemacht, dem heute die Vereinigten Staaten von Amerika die Existenzbedingungen vorschreiben; das andere System, ein echtes Kind der Handelsfreiheit, hat das britische Kolonialreich seit einem halben Jahrhundert nicht nur fortgesetzt erweitert, sondern auch in seinen Zusammenhängen gefestigt. Indem das Mutterland volle Handelsfreiheit auf dem heimischen Markte schuf, und die Kolonien in keiner Weise hinderte, jede Wirthschaftspolitik — auch eine engherzige, beschränkte, schutzzöllnerische — zu treiben, die sie für zweckmäßig hielten, hat es seinen Kolonien den Stachel der Abhängigkeit genommen und das Gefühl vortheilhafter Bundesgenossenschaft gegeben. Indem man sogar darauf verzichtete, den Kolonien einen Freihandel aufzuzwingen, den das Mutterland ohne Reciprocität gewährt, hat man selbst den Schein vermieden, als sollten die wirthschaftlichen Interessen der Kolonien denen des Mutterlandes untergeordnet werden; und gerade dadurch hat man am wirksamsten die Beziehungen zwischen Mutterland und Kolonien gefördert. Diese Freiheit der Entwicklung innerhalb des großen englischen Kolonialreichs ist die Voraussetzung seines Zusammenhalts geworden. Mit Zwang sind weder Canada noch Australien, kaum Südafrika, festzuhalten. Der Gedanke, um das ganze riesige Reich mit seinen verschiedenartigen wirthschaftlichen Bedürfnissen einen imperialistischen Ring zu legen, der nach außen hin den Charakter schutzzöllnerischer Abschließung annehmen würde, ist eine theoretische Spielerei, ein hübscher Stoff für after dinner speeches, aber als Gegenstand praktischer Politik nicht ernster zu nehmen, als die Seifenblase des mitteleuropäischen Zollvereins.

Diese äußerliche Zusammenfassung würde eine Reihe der schwersten Interessengegensätze und damit eine ewig fließende Quelle von Klagen, Beschwerden, Verstimmungen im Innern des nur scheinbar fester gefügten Reichs schaffen, und die Macht des britischen Reichs nach außen nicht erhöhen, sondern schwächen.

Es wird im Allgemeinen viel zu wenig in Betracht gezogen, welche starke Position England gerade in der auswärtigen Politik durch seine konsequent eingehaltene Freihandelspolitik gewonnen hat. Nicht bloß deswegen, weil damit eine ganze Gattung der unbequemsten Reibereien beseitigt ist, wie sie beispielsweise das Deutsche Reich unter den Einflüssen der agrarischen Krähwinkelpolitik mit zahlreichen Ländern beinahe ständig unterhält, sondern weil England damit in jeder kolonialpolitischen Auseinandersetzung die unbetheiligten Dritten mit ihren Sympathien auf seine Seite zieht. Nirgends zeigt sich das deutlicher, als jetzt in Egypten. Wer das Land nicht selbst haben kann, muß es am liebsten in den Händen Englands sehen, denn unter englischer Flagge herrscht Handelsfreiheit, also die Möglichkeit der wirthschaftlichen Konkurrenz, während jedes andere Land, wenigstens jeder andere Großstaat, in den Banden protektionistischer Vorurtheile steckt, also darauf sinnen wird, die Konkurrenz aller wirthschaftlichen Rivalen mehr oder weniger zu hindern. In Ostasien vollzieht sich eine ganz ähnliche Entwicklung. In der Einflußsphäre Englands können sich auch fremde wirthschaftliche Kräfte ungehindert bethätigen, und deshalb treten bei kolonialpolitischen Auseinandersetzungen Englands mit anderen europäischen Mächten die Dritten mit ihren Sympathien naturgemäß auf Englands Seite. Wir sehen das jetzt besonders deutlich bei dem Erscheinen der amerikanischen Union auf der ostasiatischen Bühne. Niemand zweifelt daran, daß die Vereinigten Staaten Englands Position stärken werden, denn England unterstützen heißt den Absatz amerikanischer Waaren in Ostasien erleichtern. Die politische Annäherung Englands und der Vereinigten Staaten, die von so außerordentlicher Tragweite für die Weltpolitik ist, wäre überhaupt ohne rechte reale Unterlage, wenn Englands Freihandelspolitik nicht der wirthschaftlichen Expansionspolitik Amerikas jeden Spielraum gewährte, über den England zu verfügen hat.

Den weisen Thebanern, die da meinen, daß der Freihandel seine Rolle in der Welt ausgespielt habe, empfehlen wir darnach angelegentlich ein näheres Studium der politischen Geschichte des Jahres 1898.

Theodor Barth.

Der preußische Staatshaushalt und die Eisenbahnüberschüsse.

Unter dieser Ueberschrift hat der bekannte Göttinger Professor der Nationalökonomie Gustav Cohn in der Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen (Nr. 38 vom 2. November cr.) einen Aufsatz veröffentlicht, der die Frage behandelt, in wie weit die finanzielle Lage Preußens eine Ermäßigung der Eisenbahntarife gestattet; er kommt dabei zu dem Schluß, daß ohne einen anderweiten Steuerersatz eine solche unmöglich sei und daß, da sich eine bessere und gerechtere Steuerform nicht finden lasse, es bei den jetzigen Tarifen bleiben müsse.

Jeder, der berufen ist, an der Verwaltung des Staates, sei es als Beamter, sei es als Parlamentarier, mitzuwirken, ja Jeder, dessen materielles Interesse von den wirthschaftlichen Maßnahmen des Staates berührt wird, muß es freudig begrüßen, wenn die Männer der Wissenschaft, hier die Professoren der Volkswirthschaftslehre, uns die Ergebnisse ihrer eingehenden Studien, ihre ausgereiften Gedanken über wichtige wirthschaftliche Fragen mittheilen, damit Andere zu tieferem Denken anregen, neue Gesichtspunkte eröffnen und so die Wege zur besten Lösung solcher Fragen ebenen.

An der Hand der einzelnen Ausführungen und Argumente jenes Aufsatzes will ich untersuchen, in wie weit Gustav Cohn diese Aufgabe gelungen ist.

Anknüpfend an eine bei der letzten Etatsberathung gemachte Aeußerung eines nationalliberalen Abgeordneten, daß bei einem den normalen Zinsfuß so weit übersteigenden Erträgniß, wie es unsere Staatsbahnen gewähren, der Staat, falls es sich um Privatbahnen handelte, von diesen verlangen würde, die Interessen des Gemeinwohls und des öffentlichen Verkehrs in den Vordergrund ihrer Erwägungen zu stellen, führt Cohn aus, daß die Erfahrung keines Landes, am wenigsten des preußischen Staates, zu berichten weiß, „daß die Privatbahngesellschaften bei einem Reinertrag von 6—7 Prozent durch die Staatsgesetzgebung oder Staatsverwaltung gezwungen worden wären, einen wesentlichen Theil ihres Reinertrags zu opfern.

Cohn führt den interessanten Fall an, daß der preußische Handelsminister im Februar 1873 gegenüber der damals auf die Stammaktien 18 Proz. vertheilenden Anhalter Bahn das Gesetz von 1838, welches bestimmt, daß, wenn sich bei Zinsen und Gewinn ein Reinertrag von mehr als 10 Proz. des in dem Unternehmen angelegten Kapitals ergiebt, die Fahrpreise entsprechend herabgesetzt werden müßten, dahin auslegte, daß als das entsprechende Anlagekapital nicht nur die Stammaktien, sondern auch die Prioritätsobligationen gerechnet werden müßten. Diese Entscheidung wird von Cohn als widersinnig bezeichnet. Ich glaube, daß, wenn der Minister anders entschieden hätte, die Anhalter Bahn im Rechtsweg die von ihm thatsächlich gegebene Auslegung siegreich durchgefochten haben würde. Das Faktum beweist demnach nur, daß jenes Gesetz nicht mehr zeitgemäß war.

Daß aber der die Aufsicht über die Bahnen ausübende Minister sehr wohl in der Lage war, einen recht starken Druck auf die Bahnen auszuüben, um Tarifermäßigungen durchzusetzen, ist wohl bekannt.

Schrieb doch der Minister Maybach 1882 an die Verwaltungen der Schlesischen Privatbahnen:

„Die Verwaltungen werden sich erinnern müssen, daß die Eisenbahnunternehmungen im öffentlichen Interesse konzessionirt worden sind und dem Gemeinwohl gegenüber Verpflichtungen übernommen haben, welche den Rücksichten auf die finanziellen Interessen der Gesellschaften gegenüber schwer in's Gewicht fallen."

Und das waren nicht bloß Worte; der Minister zwang thatsächlich die schlesischen Privatbahnen zur Durchführung jener Tarifermäßigungen.

Die Verhältnisse der anderen Privatbahnen aus jener Zeit sind mir nicht so genau bekannt, wie die der schlesischen, aber ich glaube mit Bestimmtheit, daß der Abg. Schmieding, der jene von Cohn als so absolut unrichtig hingestellte u. s. w. zitirte Aeußerung gethan hat, dabei auf analogen Vorgängen bezüglich der Bahnen des Ruhrreviers fußte.

Doch nicht allein in Preußen hat sich solches gegenüber den Privatbahnen ereignet, man braucht bloß über die Grenze nach Oesterreich zu gehen, wo die Erneuerung des Privilegiums der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn staatsseitig u. A. dazu benutzt wurde, durchgreifende Tarifermäßigungen zu erzwingen, die entsprechend den steigenden Erträgnissen des Unternehmens noch erweitert werden müssen.

Wenn also G. Cohn derartiges als durch alle bisherigen Erfahrungen widerlegt hinstellt, so beweist er damit nur, daß seine Kenntniß der Entwickelung des Eisenbahnwesens eine lückenhafte ist und daß er deshalb alle Ursache hätte nicht von oben herab über die Ausführungen von Männern abzusprechen, die die Verhältnisse sehr viel besser kennen, als er.

Denn auch der Einwand, daß jene Bahnen eine viel höhere Verzinsung erbracht hätten, als gegenwärtig die preußischen Staatsbahnen, ist absolut hinfällig. In den für die Aktien der früheren Privatbahnen hingegebenen Konsols ist deren hohes Erträgniß kapitalisirt; der Staat hat weder die Köln-Mindener-, noch die Anhalter-, noch die Berlin-Hamburger-, noch die Oberschlesische Eisenbahn, und wie sie sonst heißen, zum Nennwerth des Aktienkapitals gekauft, sondern ein Mehrfaches desselben dafür bezahlt. Sodann war das Gesetz von 1838 von der Absicht diktirt, daß, wenn das Erträgniß der Eisenbahnen das Doppelte des landesüblichen Zinsfußes für das investirte Kapital erreichte, im öffentlichen Interesse an eine Tarifermäßigung gegangen werden müsse, und da damals der 5prozentige Zinsfuß als der normale in ruhigen Zeiten galt, so nahm man ihn zur Grundlage. Jetzt liegt der Zinsfuß für Staatsanleihen zwischen $3^{1}/_{4}$ und $3^{1}/_{2}$, während bereits im Betriebsjahr 1896/97 das statistische Anlagekapital der preußischen Staatsbahnen eine Verzinsung von 7,15 Proz. ergab, die seitdem noch erheblich gestiegen ist.

Was besagt alledem gegenüber die von G. Cohn citirte Entscheidung des Handelsministers in Sachen der Anhalter Bahn anders, als daß man seitens der preußischen Regierung nur deshalb nicht geneigt war, einen Druck auf die Privatbahnen, ihre Tarife herabzusetzen, auszuüben, weil man sich dann genöthigt gesehen hätte, auch die Tarife der preußischen Staatsbahnen zu ermäßigen. Derselbe Minister, der sich weigerte, die Privatbahnen zur Verbilligung der Frachten anzuhalten, führte genau ein Jahr später die 20prozentige Tariferhöhung durch, um dem Staat Mehreinnahmen zu verschaffen; der Minister ist gegangen, die Fiskalität geblieben.

Daß die Regierung bei der Verstaatlichung die Verwaltung des Bahnnetzes im Verkehrsinteresse selbst auf die Gefahr finanzieller Verluste zugesagt hat, wird auch von Cohn zugegeben; ihm kommt es aber nicht darauf an, daß sie nicht Wort gehalten, er fragt nur: wozu hat der Staat die Ueberschüsse verwendet? wie sind sie zu ersetzen durch Einnahmen in anderen Formen?

Was die Frage der angemessenen Verwendung der Eisenbahnüberschüsse anlangt, so habe ich von meinem politischen Standpunkt aus gegen viele Punkte gar manches einzuwenden, aber das ist irrelevant; der Landtag hat mit großer Majorität diese Ausgaben gebilligt, ebenso wie den Verzicht auf viele Einnahmen, so auf die Grundsteuer, die als Staatssteuer aufzuheben gewiß kein dringendes Bedürfniß war. Durch ein geordnetes Schullastengesetz, welches die Gutsbezirke mit heranzöge, könnte auch der Staatszuschuß an die Gemeinden und Schulverbände wesentlich eingeschränkt werden, aber all' das sind Nebenfragen. Die Hauptfragen sind: wieviel von den Eisenbahnüberschüssen wird wirklich für allgemeine, nicht durch die Staatsbahnen selbst bedingte Staatszwecke verwendet? wieviel verwendet der Staat aus seinen laufenden Einnahmen auf Kapitalsanlagen und zur Schuldentilgung, also zur Verbesserung seiner Vermögenslage? Ist eine Tarifermäßigung ohne Gefährdung des finanziellen Gleichgewichts des Staatshaushalts möglich?

G. Cohn rechnet als den für allgemeine Staatszwecke verwendeten Theil der Eisenbahnüberschüsse ständig 200 Millionen Mark. Nach amtlichen Angaben betrugen dieselben aber

1894/95	1895/96	1896/97	1897/98*)
Mark			
88 392 136,42	103 044 721,68	125 018 620,54	ca. 170 Mill.

1898/99
M.
175,8 Mill.

Die Zahl pro 98/99 nach dem Nettovoranschlag des Staatshaushaltsetats. Die Summe von 200 Mill. M. ist also nie erreicht worden. In Wirklichkeit wird auch weder 96/97 noch 97/98 noch 98/99 dieser Betrag erreicht worden sein, denn die Etatsansätze aller Einnahmeposten waren künstlich so niedrig gegriffen, daß rechnungsmäßig ganz andere Einnahmen herauskamen; ergab doch bereits das Etatsjahr 95/96 statt eines etatsmäßigen Defizits von 34 Mill. M. einen Ueberschuß von 60 Mill. M.; 96/97 statt des veranschlagten Defizits von $13^{1}/_{2}$ Mill. M. einen Ueberschuß von $95^{1}/_{2}$ Mill. M., 97/98 ebenfalls einen solchen von einigen 90 Millionen, und die Ansätze für das laufende Etatsjahr sind wiederum künstlich so niedrig gegriffen, daß man auf mindestens 75 Mill. M. Ueberschuß rechnen kann. Das Einkommen aus direkten und indirekten Steuern, das im laufenden Jahre auf 196,6 Mill. M. veranschlagt ist, dürfte in Wirklichkeit mindestens 210—215 Millionen Mark betragen, während die anderen Einnahmequellen (exkl. Bahnen) mit 99,6 Mill. M. veranschlagt sind, in Wirklichkeit aber mindestens 110—115 Mill. M. bringen werden. Den auf 393 Mill. M. im Nettoetat veranschlagten ordentlichen Ausgaben exkl. Verzinsung und

*) Für 1897/98 nicht nach amtlichen Angaben.

Schuldentilgung, aber einschließlich der Pensionen und Wittwen- und Waisengelder für Eisenbahnbeamte und deren Hinterbliebene) stehen also 325—330 Mill. M. Einkünfte ohne Staatsbahnverwaltung gegenüber, wogegen noch 55 Mill. M. Ausgabe im Extraordinarium in Rechnung zu stellen sind. Jedenfalls übersteigt der wirkliche Zuschuß der Eisenbahnverwaltung für allgemeine Staatszwecke 120 Mill. Mark nicht.

Ja, wo bleiben denn dann die Ueberschüsse der Eisenbahnen? Seit dem Gesetz vom 1. April 1882 bis Ende März 1896 waren von der 7 478 876 000 M. betragenden Grundsumme der Staatsschulden 897 576 000 M. wirklich getilgt, wobei der zur Schuldentilgung verwendete Ueberschuß des Jahres 1895/96 von 60 Mill. M. noch nicht berücksichtigt ist. Bedenkt man, daß seitdem die weiteren Ueberschüsse der folgenden Jahre ebenfalls zur Schuldentilgung verwandt worden sind, so macht das ohne die Ueberschüsse des laufenden Jahres wieder 240 Mill. M. aus*), wozu in dieser Zeit noch weitere 100 Mill. M. etatsmäßiger Schuldentilgung treten (letztere beträgt nunmehr gesetzlich ca. 40 Mill. M. jährlich). Selbst in den sog. Defizitjahren ist die Schuldentilgung stets reichlich erfolgt, ganz abgesehen davon, daß in jenen Zeiten die thesaurirte Ergänzungssteuer im Betrage von 100 Mill. M. das Gesammtdefizit der Jahre 1891/95 mit 108 Mill. fast aufhebt. In Wirklichkeit hat also der preußische Staat auch damals nur ein rechnungsmäßiges Defizit gehabt und selbst zu dieser Zeit tüchtig Schulden getilgt. Im Durchschnitt der Jahre 1880/81 bis 1895/96 hat die jährliche Schuldentilgung 0,75 Proz. betragen, in den letzten Jahren erreicht sie 1¾ Proz. und mehr. Sodann ist das Extraordinarium der Eisenbahnverwaltung doch nichts weiter als eine werbende Kapitalsanlage, denn Alles, was bloße Erneuerung ist, kommt ins Ordinarium, und auch in diesem sind viele Millionen mehr vorgesehen, als dem bloßen Ersatz des Abganges und der nothwendigen Abschreibungen entspräche.

Selbst wer mit Cohn der Ansicht ist, daß das Reich zu viel Ausgaben aus Anleihen deckt und zu wenig für deren Tilgung thut — obgleich die letzten Jahre auch darin Manches geändert haben — kann sich unmöglich der Einsicht entziehen, daß in Preußen in der Schuldentilgung eher zu viel als zu wenig geleistet wird.

Erklärt doch die Begründung des Gesetzentwurfs betr. die Tilgung von Staatsschulden 2c. vom 17. November 1896 ausdrücklich, daß eine halbprozentige regelmäßige Schuldentilgung selbst mit Rücksicht darauf ausreichend erscheine, daß Preußen auch für ⅗ der Reichsschulden aufzukommen habe. Der Landtag hat aber die regelmäßige Schuldentilgung von ½ auf ¾ Proz. erhöht und in Wirklichkeit kommen wir mit den Rechnungsüberschüssen und unter Einrechnung der werbenden Kapitalsanlagen im Extraordinarium jetzt auf fast 3 Proz. Hat man doch auch dieses in den letzten Jahren so reich dotirt, daß kaum mehr als die Hälfte im Etatsjahr selbst verbraucht werden kann.

Wenn Jemand den Beweis führen will, daß die Finanzlage eine Maßnahme nicht erlaube, müßte man annehmen, daß er denselben zahlenmäßig erbringt; G. Cohn begnügt sich in seiner ganzen Auseinandersetzung mit zwei Zahlen: mit der unrichtigen, daß die Eisenbahnen 200 Mill. M. jährlich für allgemeine Staatszwecke aufbringen müßten und der richtigen, aber wenig beweisenden, daß die Ausgaben des Kultusministeriums von 49 Millionen in 1876 auf 125 Millionen in 1897/98 gestiegen seien; alles Uebrige ist bloßes Raisonnement, ein Zeitungsartikel ohne Unterlagen.

Wer verlangt denn nun aber eigentlich, daß die Staatsbahnen gar nichts für allgemeine Staatszwecke leisten sollen, weder Schmieding, noch die oberschlesischen Zentrumsabgeordneten noch ich, die wir im Abgeordnetenhause wohl die energischsten Vorkämpfer für die Tarifermäßigungen sind, haben diesen Anspruch erhoben; allerhöchstens geht man bis zur Forderung einer Begrenzung dessen, was von den Staatsbahnüberschüssen für allgemeine Staatszwecke verwendet werden darf. Ich persönlich halte auch das für ebensowenig praktisch wie irgend eine andere gesetzliche Bindung des Etatsrechts, die schließlich immer umgangen werden kann und umgangen wird.

Bedeutet denn aber eine Tarifermäßigung ohne Weiteres eine Einnahmeverminderung, eine Tariferhöhung eine Einnahmeerhöhung. Für Beides gibt es bezeichnende Vorgänge.

Am 22. Mai 1891 nahm der Landes-Eisenbahnrath einstimmig die Vorlage der Regierung auf Einführung des Rohstofftarifs für Brennstoffe an; inzwischen wurde Miquel Finanzminister und inhibirte die Ausführung des Beschlusses, da die ungünstige Finanzlage den berechneten Frachtausfall von 11 Mill. M. p. a. nicht erlaube. Die Folge war, daß allein der oberschlesische Kohlenbergbau in den Gebieten, in denen ein Wettbewerb der englischen Kohle möglich ist, gegen biese 674 878 t (in 1895 gegen 1891) an Absatz verlor, was, da englische Kohle nach den Konsumorten auf dem Wasserweg gelangt, einen Frachtausfall allein am Versand oberschlesischer Kohlen von mindestens 13 Mill. M. ausmachte, während der Rohstofftarif eine Verkehrszunahme zur Folge gehabt hätte, die wohl spätestens im 2. oder 3. Jahre den Einnahmeausfall ausgeglichen haben würde.

Selbst der freikonservative Führer Freiherr v. Zedlitz-Neukirch hat in seiner letzten Etatsrede zugegeben, daß es richtiger gewesen wäre, den Rohstofftarif 1891 einzuführen; die Erkenntniß kam leider sehr post festum.

Daß der leider wieder aufgehobene Staffeltarif für Getreide und Mehl in Folge der Tarifermäßigung auf größere Entfernungen zu erheblichen Mehreinnahmen geführt hat, dürfte wohl auch zur Kenntniß Gustav Cohn's gelangt sein.

Nach den eigenen Mittheilungen der Eisenbahnverwaltung ergab der Rohstofftarif für Düngemittel, Erden, Kartoffeln, Rüben u. s. w. zwar im ersten Jahr seiner Einführung eine Mindereinnahme von 1,47 Proz., aber schon im zweiten eine Mehreinnahme von 10,2 Proz. und im fünften Geltungsjahr eine solche von 25,4 Proz. Der ermäßigte Tarif für Wegebaumaterial zeitigte im ersten Jahr eine Mindereinnahme von 1,3 Proz., schon im zweiten eine Mehreinnahme von 36 Proz., im fünften von 54½ Proz.

Der ermäßigte Tarif für Eisenerze ergab bereits im ersten Jahre 6,6 Proz., im dritten 15 Proz. Mehreinnahme, der für Koks zum Hochofenbetrieb im ersten Jahr 13, im dritten 20 Proz. Mehreinnahme, der für Düngekalk im ersten 19, im zweiten schon 45 Proz. Mehreinnahme. Aehnlich ist auch der Erfolg der Tarifermäßigung für Kalisalze gewesen.

Also gerade im finanziellen Interesse der Staatsbahnverwaltung liegen geeignete Tarifermäßigungen; der Verkehr wächst in viel höherem Maße als der Einnahmeausfall aus der Frachtverbilligung. Deshalb ist die Forderung, daß diejenigen, welche Tariherabsetzungen verlangen, vorher einen Ersatz des rechnungsmäßig zu befürchtenden Einnahmeausfalls durch anderweite Steuern gewähren sollen, so völlig absurd, am meisten aber zu einer Zeit, wo die Lage der Staatsfinanzen eine glänzende ist, wo die Ueberschüsse so hohe sind, daß ein vorübergehender Ausfall bei dem einen oder anderen Frachtgut gar nicht ins Gewicht fällt. Hat denn etwa die weitgehendste Tarifermäßigung seit der Eisenbahnverstaatlichung: der Rohstofftarif für Brennstoffe den berechneten Frachtausfall zur Folge gehabt? Im Gegentheil: die Einnahmen aus den Kohlenfrachten steigen.

Nach G. Cohn sind die „Eisenbahnüberschüsse eine indirekte Form der Besteuerung von relativer Gerechtigkeit, weil sie weit überwiegend von den besitzenden, vorzugsweise zahlungsfähigen Klassen aufgebracht werden".

*) Der aus den Eisenbahnüberschüssen gebildete Eisenbahnbetriebsfonds von 80 Mill. M. ist natürlich als Schuldentilgung betrachtet.

Es ist erstaunlich, aus dem Munde eines Professors der Nationalökonomie so etwas zu vernehmen; als ob eine Tarifermäßigung einfach von dem Produzenten in die Tasche gesteckt werden könnte; freilich Herr Eisenbahndirektionspräsident Ulrich hat von der Frachtverbilligung durch die Wasserstraßen schlankweg dasselbe behauptet bezüglich der Einwirkung der Mainkanalisirung auf die Frankfurter Kohlenpreise; die eingehenden Erhebungen der dortigen Handelskammer haben die vollständige Unrichtigkeit der Ulrich'schen Behauptungen ergeben und Ulrich geht doch nie so weit, daß er behauptet, jede Ermäßigung der Bahnfrachten werde von Zwischenhandel und Produzenten geschluckt.

An anderer Stelle habe ich einmal nachgewiesen, wie die tarifarische Mißhandlung der schlesischen Baumwollenindustrie deren Entwickelung hintangehalten hat, wie die Webernothstände im Eulengebirge ganz wesentlich auf die unsinnigen Frachten für das Rohmaterial und den erschwerten Absatz der Fabrikate durch die hohen Stückgutfrachten zurückzuführen sei. Das hat damals dazu geführt, die Baumwollfrachten herabzusetzen, und trotz der allgemein ungünstigen Konjunktur in dieser Industrie sahen wir seitdem eine Zunahme der Spindelzahl, eine vermehrte und besser lohnende Thätigkeit in den schlesischen Weberbezirken. Der Fabrikant muß mit Fabrikanten anderer Gegenden konkurriren und wenn seine Produktionsbedingungen durch hohe Frachten auf seine Roh- und Hilfsstoffe vertheuert werden, so muß er, um überhaupt absetzen zu können, die Arbeiter entsprechend niedriger für ihre Thätigkeit bezahlen; sind das etwa die vorzugsweise zahlungsfähigen Klassen? Sind es die tausende von Arbeitern, die der oberschlesische Kohlenbergbau abstoßen mußte*), als bei dem Sinken der Schiffsfrachten die englische Kohle so viel billiger ins Land kam und die hohen Tarife für die deutsche Kohle bestehen blieben!

Und wie steht es mit der relativen Gerechtigkeit dieser Steuer? Wer seine Materialien aus der Nähe beziehen, seine Fabrikate auf kurze Entfernungen absetzen kann, also wer unter günstigen Verhältnissen produzirt und absetzt, wird von dieser Steuer nur wenig betroffen. Wer aber seine Rohstoffe aus einer zehn mal so weiten Entfernung heranziehen muß, seine Absatzmärkte zehn mal so weit entfernt liegen hat, als der Erstere, hat als Ausgleich für seine so viel ungünstigeren Produktions- und Absatzverhältnisse eine zehn mal so hohe Steuer zu zahlen. Das nennt Gustav Cohn „relative Gerechtigkeit"!! Die wirthschaftliche Entwickelung ganzer Gegenden wird durch hohe Bahntarife hintangehalten, nicht nur die industrielle, nein auch vielfach die zu einer intensiveren Bewirthschaftung des Grund und Bodens.

Hohe Gütertarife sind der Bremsapparat, mit welchem die wirthschaftliche Entwickelung eines Landes verlangsamt wird.

„Aber," sagt G. Cohn, „die jetzige Tarifhöhe hat in offenkundigster Weise den Aufschwung unseres Verkehrswesens, unserer Produktion, unserer ganzen Volkswirthschaft gestattet, also ist sie erträglich."

Es ist ohne Weiteres zuzugeben, daß der wirthschaftliche Aufschwung, in welchem wir uns seit 1894 unzweifelhaft befinden, durch die jetzigen Eisenbahntarife nicht verhindert worden ist. Derselbe hat eben zu tiefgehende Ursachen, als daß er durch die Theuerung eines Produktionsfaktors hätte aufgehalten werden können: Die Ursachen lagen einmal in dem befruchtenden Goldstrom aus Afrika, Australien und Amerika, in dem gesteigerten Bahnbau, wie er in Rußland durch den Bau der sibirischen Bahn und die Ueberlassung der Herstellung zahlreicher wichtiger Linien an die bestehenden Privatbahngesellschaften, in Deutschland durch das Kleinbahngesetz gezeitigt wurde; sodann wirkte die durch die Handelsverträge geschaffene Stetigkeit unserer Handelsbeziehungen mit den Vertragsstaaten höchst vortheilhaft auf unser Wirthschaftsleben ein. Das wichtigste Moment des Aufschwungs ist aber die technische Entwickelung, die enorme Umwälzung, welche die elektrische Kraftübertragung in zahlreichen Zweigen des Erwerbslebens hervorgerufen hat.

Nun ist es eine alte Erfahrung, daß in Zeiten glänzender Konjunktur die Vertheuerung sowohl der Roh- und Hilfsstoffe wie der Arbeitslöhne sehr wohl ertragen werden kann, denn da dann die Nachfrage nicht voll oder nicht rechtzeitig befriedigt werden kann, kann der Konsument, wenn er Waare haben will, auch höhere Preise anlegen, und da das meiste Einkommen kein festes ist, so ist die Mehrzahl der Verbraucher dann auch in der Lage, höhere Preise zu zahlen. Aber keine Hochkonjunktur ist von ewiger Dauer, und zu Zeiten des Rückganges sind die Produzenten — und das sind nicht nur die Industriellen, sondern genau ebenso die Arbeiter — an deren Produktions- und Debitskosten die Bahnfrachten einen großen Antheil haben, ganz außerordentlich schlimm dran, denn dieser Faktor der Selbstkosten erfährt nicht wie der der Roh- und Hilfsstoffe, der Arbeitslöhne etc. eine Ermäßigung; je höher die Tarife, um so schlimmer leiden in ungünstigen Zeiten die auf große Transportlängen verfrachtenden Industrieen.

Wenn das eine Argument der Miquel'schen Zwickmühle gegen Tarifermäßigungen, daß sie nicht nöthig seien, wenn es der Industrie gut gehe, eine halbe Berechtigung hat, so ist das andere, daß man sie in Zeiten schlechter Konjunkturen, in denen naturgemäß auch die anderen Staatseinnahmen rückgängig sind, mit Rücksicht auf die finanzielle Lage nicht gewähren dürfe, sowohl finanzpolitisch wie wirthschaftspolitisch grundfalsch. Es muß den Eindruck hervorrufen, als ob mit dem Cohn'schen Aufsatz, welcher sofort von der „Nordd. Allg. Ztg." entsprechend ausgebeutet worden ist, diese Zwickmühle wieder in Thätigkeit zu kommen drohe.

Die Zeit der jetzigen Konjunktur ist eine solche der wirthschaftlichen Rüstung der Völker für den gewerblichen Wettkampf; handelt es sich doch bei den meisten Neuanlagen, Erweiterungen und Abänderungen bestehender Etablissements wesentlich darum, bessere, leistungsfähigere und billigere Verfahren zur Einführung zu bringen. Und in dem Wettkampf der nach Ablauf dieser Hochkonjunktur auf dem Weltmarkt entbrennen wird, dürfte zweifellos der am besten bestehen, welcher am besten und gleichzeitig am wohlfeilsten arbeitet.

Da dürfen wir nicht vergessen, daß wir mit einem der wichtigsten Produktionsfaktoren, den Bahnfrachten, hinter unsern gefährlichsten Konkurrenten, den gewaltig aufstrebenden Vereinigten Staaten von Amerika und Rußland — England mit seiner reich entwickelten Küste und verhältnißmäßig kurzen Landtransportlängen kommt bezüglich der Bahnfrachten weniger in Betracht — gewaltig zurückgeblieben sind. Nicht sprungweise, sondern Schritt vor Schritt müssen wir daran arbeiten, dieses Versäumniß einzuholen, und wie die bisherigen Ergebnisse klar zeigen, kann das geschehen ohne jede dauernde Beeinträchtigung unserer Staatseinnahmen.

Der Aufsatz Gustav Cohn's entspricht nach keiner Richtung den Anforderungen, welche im Eingang dieses Artikels bezüglich einer ersprießlichen Mitwirkung der Männer der Wissenschaft an der Lösung der politischen Aufgaben gestellt worden sind; er kann überhaupt nicht den Anspruch der Wissenschaftlichkeit erheben, sondern ist bloß ein politischer Zeitungsartikel, wie ihn jeder einigermaßen federgewandte Offiziosus schreiben kann; er wird dadurch nicht mehr, daß sein Verfasser einen in der Wissenschaft geachteten Namen führt.

Georg Gothein.

*) Die Zahl der in der oberschlesischen Montanindustrie beschäftigten Arbeiter ging von 1892 auf 1895 um fast 4000 zurück.

Werthpostkarten.

In seinem 28. Lebensjahre schrieb der preußische Postrath Stephan, später Deutschlands berühmter Generalpostmeister, in seiner „Geschichte der preußischen Post“ folgende Worte über den Generalpostmeister v. Nagler (1823—1846) nieder: „Dagegen erheischt auch die historische Treue hier die Erwähnung, daß die Postverwaltung in den späteren Lebensjahren ihres verewigten Chefs, der sich in der letzten Zeit schwer für durchgreifende Reformen entscheiden konnte, in ihrer Entwicklung nicht überall so schnell und entschlossen voranschritt, als die durch die mächtige Anspannung aller Faktoren der Produktion so vielfach potenzirte Verkehrsthätigkeit es erheischen mochte.“

Es ist bekannt, wie sehr diese um das Jahr 1858 geschriebenen Worte 35—40 Jahre später auch auf den Schreiber selber passen sollten. Denn bei all den außerordentlichen Verdiensten Stephan's und nach all den großen Reformen der sechziger und siebziger Jahre ist es doch unverkennbar, daß in seinem Wirken später ein gewisser Stillstand eintrat; daß weitere „durchgreifende Reformen“, die wünschenswerth erschienen, ausblieben; daß die Bedürfnisse der „so vielfach potenzirten Verkehrsthätigkeit“ einer fortgeschrittenen Zeit keine volle Befriedigung fanden.

Zu diesen unbefriedigten Bedürfnissen gehört auch die Verbilligung und die Vereinfachung der Versendung kleinerer Geldbeträge im Postanweisungsverkehr. Die deutsche Post leistet gewiß recht viel, indem sie für 20 Pfennige eine Baarsendung bis zu 100 Mark nicht nur befördert, sondern auch ins Haus bestellt, wobei freilich noch 5 Pfennige (im Landbestellbezirk 10 Pfennige) Bestellgebühr hinzukommen. Auch verabfolgt sie dem Einlieferer bei der Aufgabe der Sendung sogar noch eine Einschreibequittung. Diese 25 Pf. erscheinen also an sich nicht gerade hoch für die Leistung! Aber sie werden dennoch als drückend empfunden und verhindern oft sogar die Benutzung der Postanweisungen, sofern es sich um die Versendung kleiner Baarbeträge handelt, z. B. bei Summen von 75 Pf. oder 1,50 M.; aber oft selbst auch noch bei Werthen, wie 3—5 M. Schon zu Stephan's Zeit wurden wiederholt Wünsche laut, hierin Wandel zu schaffen, und an Anregungen und selbst an Petitionen beim Reichstage hat es nicht gefehlt. Aber eine Aenderung wurde nicht erreicht. Gewöhnlich wurden die Finanzlage und die zu befürchtenden Einnahmeausfälle als Grund gegen jede Aenderung ins Feld geführt, obwohl in vielen anderen Ländern billige Postanweisungen für kleine Beträge, sog. Postbons, längst bestehen. Der Werthbetrag ist auf diesen meist bereits fest eingestempelt, und Theilbeträge in Scheidemünze können vielfach durch Aufkleben von Freimarken übermittelt werden. So hat man z. B. in Frankreich Postbons zu 1, 2 und 5 Franken: Gebühr 5 Centimes (= 4 Pf.); zu 10 Fr.: Gebühr 10 Cent. (8 Pf.); zu 20 Fr.: Gebühr 20 Cent. (16 Pf.). Und in England zu 1 und $1\frac{1}{2}$ Shilling: Gebühr $\frac{1}{2}$ Penny (= $4\frac{1}{4}$ Pf.); zu 2 bis $10\frac{1}{2}$ Shilling: Gebühr 1 d (= $8\frac{1}{2}$ Pf.). In Belgien bis 10 Fr.: Gebühr 5 Cent.; 11—20 Fr.: 10 Cent. Aehnliche Sätze für Postbons bestehen in Holland, Luxemburg und in den australischen Staaten. In den Vereinigten Staaten von Amerika sind 3 Cents (12 Pf.) für Beträge bis zu 4 Dollars 99 Cents angesetzt. Auch wird hier der Betrag erst beim Absenden fixirt. Diese Postbons lauten auf den Namen des Empfängers, und in den meisten Ländern werden sie nicht gesondert und offen versendet, sondern der Absender hat sie, wie auch Postanweisungen, mittels eines Briefes selbst zu befördern. Dadurch kommt natürlich noch das Briefporto hinzu und die Gebühr wird infolge dessen erheblich vertheuert. Auch wird in der Regel das Geld vom Empfänger selbst gegen Vorweisung des quittirten Bons auf der Post abgeholt.

Nur ein Land hat eine geradezu musterhafte Art von Postbons. Das ist Italien. Seit dem 1. Oktober 1890 bestehen hier die sogenannten **Cartoline-Vaglia**, zu deutsch Werthpostkarten oder Geldpostkarten. Die Gebühr beträgt für die festeingestempelten Werthe von 1, 2, 3, 4 oder 5 Lire: 10 Centesimi (8 Pf.); für 10 Lire: 15 Cent. (12 Pf.); 15 Lire: 20 Cent. (16 Pf.); 20 Lire: 25 Cent. (20 Pf.). Theilbeträge (auch solche unter einer Lira) können in Briefmarken aufgeklebt oder neuerdings auch ohne das einfach bezahlt und vermerkt werden.

Der Vorzug dieser italienischen Einrichtung vor den Postbons anderer Länder besteht nun aber darin, daß sie ebenso wie eine deutsche Postanweisung ohne weitere Zusatzgebühr offen versandt werden; daß sie links einen Abschnitt für schriftliche Mittheilungen und rechts einen anderen leicht abtrennbaren Abschnitt mit derselben Nummer und derselben Werthangabe wie der Haupttheil besitzen, welcher (der Abschnitt rechts) am Schalter ohne jede weitläufige Einschreibung nur abgestempelt wird und als Quittung in der Hand des Absenders verbleibt, während der gleichfalls abgestempelte, auf einen Namen lautende und mit der Adresse versehene Haupttheil einfach so wie jede Postkarte in einen Briefkasten geworfen wird. Geht er verloren, so erhält man gegen die erwähnte Quittung eine neue Werthpostkarte oder die nöthige Entschädigung. Das Verfahren ist wunderbar einfach und praktisch und hat sich seit 8 Jahren trefflich bewährt. Für eine Sendung von 5 Lire (4 M.) nebst einer schriftlichen Mittheilung hat man also in Italien nur 8 Pfennige zu bezahlen (in Deutschland 20 Pf. + 5 Pf. Bestellgeld, also 3 mal soviel). Der Empfänger erhält den Postbon ins Haus bestellt, doch muß er, wie bei Geldsendungen in Italien überhaupt üblich, den Betrag dann auf der Post abheben. Letzteres ist der einzige Mangel der Einrichtung. Wenn man in Deutschland also demnächst auch Postbons einführt, so müßte man in jedem Fall dieses praktische italienische System nachahmen und sich nicht etwa mit einer bloßen Gebührenermäßigung für Postanweisungen von geringerem Werthe begnügen. Durch Bestellung des Geldes ins Haus ließe sich dann die italienische Einrichtung ja noch vervollkommnen, aber womöglich ohne Erhebung von 5 Pf. Bestellgeld. Am zweckmäßigsten bei der Sache ist die schnelle, praktische Abfertigung. Man kauft die Werthpostkarte, sie wird sofort abgestempelt; den Quittungsabschnitt trennt man selbst ab und dann wirft man sie adressirt in den Briefkasten! **Voilà tout!** Kein Warten am Schalter auf die Eintragung ins Buch und auf die Einschreibequittung, zwei böse Dinge, die in großen Städten immer die unleidlichen Menschenstauungen an den Postschaltern mit den obligaten Zeitverlusten herbeiführen!

Am 3. Februar 1898 stellte der Staatssekretär v. Podbielski im Reichstage erfreulicher Weise ja eine Herabsetzung der Gebühr für Postanweisungen und Nachnahmen bei Beträgen bis zu 5 M. in Aussicht, und zwar auf 10 Pf. (statt 20 bei Postanweisungen). Später aber erinnerte er wieder daran, daß erst der Reichskanzler und der Bundesrath einer solchen Neuerung zustimmen müßten und er allein sie nicht ohne Weiteres einführen könne. Dabei bemerkte er, daß im ersten Jahre doch sicher mit einem Einnahmeausfall werde gerechnet werden müssen. Selbst wenn dieser in Zukunft wieder ausgeglichen würde, würde sein Einfluß auf die Reichsfinanzen die Sache doch ein wenig erschweren.

Die Erfahrungen Italiens mit den Werthpostkarten geben zu solchen Befürchtungen nun aber keinen Anlaß, und der viel regere Verkehr Deutschlands*) würde zweifellos noch viel günstigere Ergebnisse zeitigen. In Italien, wo früher der Postanweisungsverkehr beinahe stagnirte oder doch nur sehr allmählich zunahm, erfolgte durch die Einführung der **Cartoline-Vaglia** eine solche Verkehrssteigerung,

*) In Deutschland entfallen (nach einer Zusammenstellung in der deutschen Reichspoststatistik für 1896, S. 63) auf je einen Einwohner aufgegebene Briefe und Postkarten 32,7; in Italien nur 7,8. Aufgegebene Drucksachen in Deutschland 33,4; in Italien 8,5. Packet- und Werthsendungen in Deutschland 5,3, in Italien 0,6 pro Einwohner. Postsendungen überhaupt: in Deutschland 71,4, in Italien nur 16,9. Deutschland hat also einen mehr als viermal so regen Verkehr.

daß von Einnahmeausfällen gar keine Rede sein konnte, trotzdem die Gebühr für die kleinen Werthbeträge herabgesetzt wurde. Es betrug nämlich die Zahl der ausgefertigten und aufgegebenen internen Postanweisungen in Italien (vergl. „Relazione statistica intorno al servizio postale etc.“ Roma, 1895 ff.):

Postanweisungen im Verwaltungsjahre (1. Juli bis 30. Juni des ff. Jahres)

1887/88	4 997 778	Stück,
1888/89	4 961 335	„
1889/90	5 470 596	„ .

(Einführung der Werthpostkarten am 1. Oktober 1890)

	Postanweisungen		Werthpostkarten	zusammen also	
1890/91 . . .	5 302 990	+	1 149 700	6 452 690	Stück,
1891/92 . . .	5 168 189	+	2 318 810	7 486 999	„
1892/93 . . .	5 176 025	+	3 053 828	8 229 853	„
1893/94 . . .	5 172 546	+	3 621 734	8 794 280	„
1895/96 *) . . .	ca. 5 690 000	+	4 643 900	ca. 10 333 900	„

Die Zahl der alten Postanweisungen ging also 1890/91 nur um 3 Proz., 1891/92 um 5½ Proz. zurück, während gegenüber der Frequenz von 1889/90 die Gesammtsteigerung von Postanweisungen und Werthpostkarten zusammen betrug: 1890/91 plus 18 Proz.; 1891/92 plus 36½ Prozent; 1892/93 plus 48 Proz.; 1893/94 plus 61 Proz.; 1895/96 ungefähr plus 88 Proz. Also gegen früher doch eine ganz ungewöhnliche Verkehrssteigerung! Die Werthpostkarten für sich aber machten von der Stückzahl der Postanweisungen des Verwaltungsjahres 1889/90 (des Jahres vor der Reform) aus: 1890/91 — 21 Proz.; 1891/92 — 42 Proz.; 1893/94 — 66 Proz.; 1895/96 — 84 Proz., während das Maximum des Rückgangs der Postanweisungen nur 5½ Proz. betrug, doch bald wieder eine Verkehrssteigerung eintrat. Im Jahre 1895/96 stellten die ausgegebenen Werthpostkarten insgesammt einen Werth von 35¼ Millionen Lire dar, sodaß sich also durchschnittlich jede Werthpostkarte auf 7½ Lire = 6 M. belief, während die Postanweisungen durchschnittlich je 145 Lire (ca. 115 M.), und beide zusammen durchschnittlich etwa 82 Lire (ca. 65 M.) werth waren.

In Deutschland wäre bei Einführung von billigen Werthpostkarten, die doch eine ganz neue Verkehrsgattung bedeuten, auch relativ eine noch viel größere Frequenz zu erwarten als die in Italien.**) Aber schon die italienische Verkehrssteigerung würde genügen, um nicht nur Einnahmeausfälle zu verhüten, sondern um bald sogar auch noch erhebliche Mehreinnahmen zu schaffen. Die Deutsche Reichspost zählte 1896 an internen Postanweisungen 88 Millionen Stück zum Durchschnittsbetrage von 58,9 M. (Gesammtwerth 5114 Millionen M.) Von diesen waren unter und bis zu 100 M.: 82¾ Proz.; von 100 bis 200 M.: rund 10 Proz.; 200 bis 400 M.: 7¼ Proz. Gebühreneinnahme 18,6 Millionen M. oder durchschnittlich 21 Pf. pro Postanweisung. Nach Württemberg und Bayern wurden aus dem Reichspostgebiet 4 258 330 Postanweisungen versandt. Eine Tarifherabsetzung auf 10 Pf. für kleinere Beträge bis zu 5 M., womöglich aber bis zu 10 M. (oder mit einer Zwischenstufe von 15 Pf. für die Werthe von 5 bis 10 M.), würde nun die Gebühreneinnahme dieser insgesammt 92¼ Millionen Postanweisungen bei gleichbleibendem Verkehr zweifellos ein wenig verändern oder verringern. Aber der Verkehr würde eben nicht gleichbleiben. Schon allein die Verbilligung, dann aber auch die Vereinfachung und die größere Bequemlichkeit der italienischen Werthkartenform würde eine Steigerung hervorrufen, die der in Italien mindestens gleichkäme. Damit wäre aber jeder Einnahmeausfall vermieden, wie folgendes Exempel lehrt:

Im ersten Jahre 3 Proz. an alten Postanweisungen weniger = 2 767 500 Stück zu 20 Pf.; Ausfall mithin 553 500 M. Dafür aber 21 Proz. = 19 372 500 Stück neue Postanweisungen (Werthpostkarten)! zu 10 Pf. mehr = 1 937 250 M. Gebühreneinnahme! Mithin schon im ersten Jahre ein Einnahmeplus von 1 383 750 M. Auch wenn man das Bestellgeld (5 Pf.) bei den 2 767 500 ausgebliebenen alten Postanweisungen im Betrage von 138 375 M., das der Post im Reichspostgebiet entgangen ist, mit in Betracht zieht, bleibt immer noch ein Ueberschuß von 1 245 375 M. nach. Bei den Werthpostkarten soll nun, wie wir vorgeschlagen, das Bestellgeld von Anfang an fortfallen oder vielmehr in den 10 Pf. bereits einbegriffen sein. Denn in Italien ist die Gebühr nur 10 Centesimi = 8 Pf., nach dem Kurswerth sogar nur 7½ Pf., sodaß also 2½ Pf. an Bestellgeld in den 10 Pf. einbegriffen sein könnten. Dieser Betrag ist hoch genug für die geringe Mühe des Auszahlens, da die Werthpostkarte als solche ja doch in jedem Falle ausgetragen und bestellt werden muß. Auch sei daran erinnert, daß in Oesterreich-Ungarn die Postanweisungsgebühr für Beträge bis zu 5 Gulden (8½ M.) nur 5 Kreuzer (8½ Pf.) beträgt, und für 5 bis 50 Gulden (8½ bis 85 M.) nur 10 Kreuzer (17 Pf.); in der Schweiz, wo ebenfalls das deutsche System herrscht, für 20 Fr. (16 M.) nur 15 Cent. (12 Pf.), für 20 bis 200 Fr. nur 20 Cent. (16 Pf.); in Belgien für 10 Fr. nur 10 Cent. (8 Pf.), für 10 bis 20 Fr. 15 Cent., für 20 bis 50 Fr. 20 Cent. Daher empfiehlt sich also, wenn man in Deutschland einmal reformirt, auch gleich ordentlich zu reformiren und nicht höhere Sätze zu schaffen, als in fortgeschrittenen anderen Ländern.

Doch fahren wir mit der Berechnung fort! Im zweiten Reformjahre 5½ Proz. Postanweisungen weniger, als im Jahre vor der Reform, also minus 5 073 750 Stück; mithin Ausfall an Porto 1 014 750 M. und Ausfall an Bestellgeld (meist wohl nur 5 Pf.) 253 687 M., zusammen also 1 268 437 M. Demgegenüber ein Verkehrsplus von 42 Proz. oder 48 745 000 Werthpostkarten mit einer Portoeinnahme von 4 874 500 M.! Mithin, auch nach Abzug jener Ausfälle, noch eine Mehreinnahme von 3 606 063 M.! Und im 4. Jahr sogar schon 66 Proz. Verkehrszunahme oder, nach Abzug des Minderverkehrs, rund 60 Proz.; also rund 5½ Millionen M. Mehreinnahme; im 6. Jahre rund 85 Proz. Verkehrszuwachs (mit den Postanweisungen im engeren Sinne über 90 Proz.), also 78½ Millionen Stück mehr mit fast 8 Millionen M. Mehreinnahme! In den ersten 6 Jahren zusammen also schon eine Mehreinnahme von etwa 25 bis 30 Millionen M., die ohne diese Reform nicht einkommen würden.

Von ernstlichen Mehrausgaben aber kann gerade bei dieser Neuerung kaum die Rede sein, da die Geldbriefträger oft ohnehin nicht übermäßig viel zu thun haben und kleine Beträge allenfalls auch durch andere Briefträger übermittelt werden könnten. Der Neudruck der Werthpostkarten in der Reichsdruckerei würde ferner auch nur bescheidene Mehrausgaben veranlassen.

Es würde sich also beinahe empfehlen, diese Reform gleichzeitig mit den anderen Postreformen, die bereits im vorigen Jahre dem Reichstage vorgelegt wurden, durchzuführen, um den dortigen Einnahmeausfällen die Waage zu halten.

Es wird ja wohl nicht an vorsichtigen Leuten fehlen, die trotz der günstigen Erfahrungen Italiens mit den Werth-

*) Vgl. „Archiv für Post und Telegraphie“ 1898 (Nr. 20) S. 630 f.

**) 1848 wurde in Preußen das Packetporto um 33⅓ Proz. ermäßigt. Der Verkehr stieg alsbald um 17 Proz. Die preußische Briefportoermäßigung um 50 Proz. für Entfernungen von 50—100 Meilen im Jahre 1844 hatte eine Verkehrssteigerung um 37 Proz. zur Folge. Die Einführung des 5-Kiloportos 1874, die für die 4. Zone über 60 Proz. Ermäßigung bedeutete, brachte schon im ersten Jahre eine Verkehrssteigerung um rund 50 Proz., im vierten Jahre sogar schon eine um 150 Proz. mit sich; und in der 5. und 6. Zone (ca. 80 Proz. Ermäßigung) stieg der Verkehr schon im ersten Jahre um 187 Proz., im vierten Jahre um 246 Proz. Diese Zahlen dürften schon genügen. Näheres darüber findet man in dem Buche „Zur Reform des Packetportos in Deutschland und Oesterreich-Ungarn“ (Leipzig 1898, Grunow), S. 59 ff. und 92 und 96 f.

postkarten und trotz des sehr viel größeren Verkehrs in Deutschland an einem ähnlichen Verkehrszuwachs hierzulande dennoch zweifeln werden. Solche Menschen, die durch Erfahrung und Wahrscheinlichkeitsgründe nicht zu belehren sind, sind aber überhaupt gegen alle Reformen. Denn mathematische Gewißheit gibt es hier nicht. Wer aber aus der Fülle der Annoncen in Zeitungen, Zeitschriften und Witzblättern und aus einiger Beobachtung weiß, wie gerade in Deutschland (im Gegensatz zu den fast inseratenlosen Zeitungen Italiens) der Versandgeschäftsverkehr (in Artikeln von Industrie und Landwirthschaft, in Zeitungen, Zeitschriften, Büchern ꝛc.) in Blüthe steht; wie auch für unzählige Privatverhältnisse eine bequeme und billige Versendungsmöglichkeit kleiner Geldbeträge ein dringendes Bedürfniß ist, das gegenwärtig oft unbefriedigt bleibt oder auf passende Gelegenheiten aufgeschoben wird oder allenfalls durch Briefmarkeneinlagen in Briefen als Nothbehelf erledigt wird: der wird keinen Augenblick daran zweifeln, daß die vorgeschlagenen Werthpostkarten schnell einen großen neuen Verkehrszweig entfesseln werden und wahrscheinlich sogar noch eine viel größere Frequenz aufweisen würden, als hier auf Grund der Erfahrungen Italiens als Minimum angenommen wurde. Denn in Italien bestand auch für gewöhnliche Postanweisungen auf kleinere Summen schon ein ziemlich billiger Tarif (bis 10 Lire: 10 Cent., 10 bis 25 Lire: 20 Cent. ꝛc.). In Deutschland würden die Werthpostkarten zu 10 Pf. aber eine Ermäßigung der Postanweisungsgebühr (20 Pf. + 5 Pf. Bestellgeld) um 60 Proz. bedeuten und daher einen großen Verkehr von vornherein erwarten lassen. Nach § 50 des Reichspostgesetzes bedarf es zur Aenderung der Postanweisungsgebühren nicht einmal eines neuen Gesetzes, sondern nur einer Aenderung des Postreglements (Postordnung), welches der Reichskanzler eigenmächtig erlassen oder abändern kann. Erfreulicher Weise sagte der jetzige Generalpostmeister am 3. Februar 1898 im Reichstage, daß es seiner Ansicht nach Aufgabe der Post sei, die Bedürfnisse der Verkehrs zu erkennen und dementsprechend dem Reichskanzler als Chef der Verwaltung die erforderlichen Vorschläge zu machen, ohne sich immer erst von außen dazu drängen zu lassen. Das sind verständige Worte! Hoffen wir, daß ihnen recht bald auch entsprechende Thaten folgen!

J.

Kenzan.

Wer ist Kenzan? Ich will nur gestehen, wenn auch die verehrten Leser es wissen, ich wußte es nicht bis vor wenigen Wochen. Für den Fall, daß doch der eine oder der andere, der heute die „Nation“ zur Hand nimmt, sich in meiner Lage befände, setze ich gleich die Erklärung hierher:

„Kenzan, Sohn des Ogata Soken, trug den Namen Shinsei; sein Rufname war Schinzaburo Man gab ihm zu verschiedenen Zeiten verschiedene Namen, als Shoko, Shuseido, Shisui, Reikai, Toin und noch mehr . . . Er hatte die Dichtkunst bei Hirosawa Choko, die Theebereitung bei Zuirin Sosa gelernt. Er war auch ein geschickter Maler und verfertigte mit Vorliebe Töpferarbeiten, die er mit Blumenzeichnungen gar kunstvoll bemalte und oft mit schönen Versen beschrieb.“

Mit diesen Worten berichtet ein japanisches Buch*) über den Meister, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte. Sein Name Kenzan soll die Bedeutung haben, daß er im Nordwesten der Hauptstadt Kioto zu Füßen eines Hügels gewohnt hat. Ein Töpfer, nichts weiter. Und nicht einmal einer, der aus Thon Menschen oder Götterbilder formte und brannte, wie die della Robbia einst in Italien. Noch minder einer, der in großartigem Betriebe Hunderte von Arbeitern beschäftigt, seinem Lande neue Ideen, neuen Reichthum erworben hätte. Nichts von alledem. Der Mann mit den vielen verschiedenen Pinselnamen fertigte gleichsam als Dilettant nach seiner Laune kleine Döschen, Kümmchen, Teller und dergleichen Sachen in wenig Farben, mit wenig Verzierung, einem Blüthenzweig, ein paar grauen Wolken, einem Flug von wilden Gänsen. Der Laie nimmt sie achtlos zur Hand wie so viele andere hübsch bemalte Japanwaaren. Und die wunderlichen Zeichen, die fast auf jedem dieser kleinen Geräthe stehen, wer denkt denn daran, daß diese Zickzackbuchstaben Anfänge von Liedern bedeuten, uralte Verse, die einem jeden Japaner lieb sind, wie unsere Dichter uns, die ihm wahrscheinlich seine Jugend zurückrufen, die Zeit, da er selber, wie Kenzan einst bei seinem Meister „die Dichtkunst lernte“. Sieht er nun die Zeichen und liest er die Verse, so steigt ihm über dem leicht hingeworfenen, flüchtigen Bilde in der Phantasie die ganze Stimmung, die ganze Poesie empor, die für ihn, für ihn persönlich und für jeden anders in den alten Weisen ruht.

Auch das spielerisch kleine Geräth ist dem Japaner nicht gleichgültiger Zierrath, wie es für uns ist. Diese Schalen und Feuertöpfchen, dieser kaum faustgroße Untersatz, der einen Bambusabschnitt nachahmt, die Dosen und Teller, ihm sind sie Theile einer ehrwürdigen, feierlich ernsthaften Handlung, mahnen an die Zeit seiner Väter, da diese zu künstlerischen Betrachtungen, zu politischen Verschwörungen, zur Bewahrung altheimischer Sitte sich in den Theegesellschaften vereinigt haben. In streng vorgeschriebener Reihenfolge, nach altgeübtem Ceremoniell wurden dabei solche Schalen, solche Dosen und Töpfchen benutzt. Und wenn es von Kenzan heißt: „er lernte die Theebereitung“, so hat das zu bedeuten, daß er an diesen Männervereinigungen, den Chanoyu, selbst, als ein Wissender Theil nahm, ein Chajin.

Wunderliches Land, wo Dichtung und Theekochen, wo die Kunst, eine Blume regelrecht in eine Vase zu stecken und Malerei und Schönschreiberei ungefähr auf der gleichen Stufe stehen in der Achtung der Menschen! Wunderliches Land, das so ganz seine eigene Gesittung hat und nicht die unsere, sagen wohl die Kirchthurmsphilister. Aber der Gelehrte versenkt sich in die Art eines solchen fremden, uns unbekannten Volkes so ganz, daß er dessen Anschauungsweise zu der seinen macht, daß er den Kenzan, diesen Schälchenmacher werth findet, eine Monographie über ihn zu schreiben und den wissenschaftlichen Apparat des Forschers dafür in Bewegung setzt, zu ergründen, was hier der Schachtelfarrn, was die Wildgänse dort, die grauen Wolken, aus denen die Nebel niedertropfen, zu bedeuten haben. Denn ihm ist das Forschen an sich etwas Schönes und Hohes, das die Menschheit bereichert, auch da sogar, wo es sich nur Selbstzweck bleibt, nur die Denkkraft übt und die Freude am Erkennen der Wahrheit. — Aber so zwecklos ist die Ergründung des uns Unbekannten hier wahrlich nicht.

Man hat Dr. Brinckmann, dem Direktor des Hamburgischen Gewerbemuseums, oft genug seine Bewunderung für Japan zum Vorwurf gemacht. Was machte man einem Museumsleiter aber schließlich nicht zum Vorwurf! Dem einen seine Parteilichkeit für die Neuen und Allerneusten, einem andern vielleicht sein Hängen am Althergebrachten, jenem, daß er seine Freunde, seine Gesinnungsgenossen bevorzugt und diesem wieder, daß er allzu weit über die Grenzen der Heimath hinausschaut. Es ist aber schön, weit hinauszuschauen.

Grenzen freilich müssen sein, Grenzen sind nützlich für einen jeden, — also auch für Museumsdirektoren. Innerhalb der gezogenen Schranken wurzelt der Mensch, athmet seiner Heimath Luft ein, spricht ihre Sprache in seinen Werken und schafft, was seiner Heimath noth thut. Und die Mauern, die ihn von Jugend an umhegten, sehnt er sich zu übersteigen, es wächst der Wunsch, mit ihm der Wille, Geist und Verstand üben sich im Suchen nach Mitteln zur Befreiung, sein Können erstarkt ihm im Kampf, bis er es

---

*) Siehe: Kenzan, Beiträge zur Geschichte der japanischen Töpferkunst von Dr. Justus Brinckmann. — Aus dem Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten. XIV.

endlich so weit gebracht hat, so hoch gewachsen ist, um über die Mauer, ein innerlich Freier, zu weiter Umschau sich erheben zu können. Dagegen wer im grenzenlosen, schrankenlosen Flachland aufwuchs, wo ihn nichts beengt, nichts zum Widerstand reizt, der trägt nur zu oft die Enge und die Schranken in sich.

Der Verfasser dieses Buches nun ist einer von denen, die kämpfen mußten, um zu erreichen, was sie wollten.

Als Dr. Justus Brinckmann noch ein junger Studiosus juris in Leipzig war, soll er seinen gleich jungen Freunden schon erklärt haben, er wolle in Hamburg ein Museum alter Kunstsachen gründen. Die lachten ihn aus. Leute, die etwas Neues schaffen wollten, hat man von jeher verlacht. In Hamburg hieß es zudem, man kenne, wie's auf plattdeutsch spottend behauptet wurde, von Kunst „nix as de Waterkunst", — das heißt die Wasserleitung. Der Erfolg zeigt, daß die Stadt nicht ganz so arm an Kunstwerken war, wie jene Studenten damals dachten, wie ihre eigenen Söhne es glaubten. Das Museum ist gegründet worden, es wuchs und ward groß. Und zu seinem Bestande trugen nicht zum mindesten die Schätze bei, die in der eigenen Vaterstadt des Direktors und Gründers von ihm gefunden worden sind. Wer wußte denn vorher etwas von der Hamburger Töpferschule und ihren blauweißen Kachelöfen, wer kannte die Arbeiten einer Hamburger Gobelinfabrik, bis er auf dieselben hinwies? Aus Patrizier- und Bauernhäusern, aus Kirchenschätzen und Gildenkammern trug Brinckmann zusammen, was hier im Norden geschaffen und gesammelt worden. Und mit Staunen sahen die Besucher des Museums, wie reich an Kunstwerken ihre Heimath war und wie viel Schönes, das bis dahin unerkannt geblieben, er überall zu finden wußte.

Den verschiedenen europäischen Kunstzweigen nun reihte der Direktor als gleichwerthig, durch die Anzahl der Stücke sie zum Theil überragend, die japanischen Gewerbserzeugnisse an. Es sind da vor allem die Schwertzierrate, eine Sammlung metallotechnischer Kleinkunst, wie sie in solcher Reichhaltigkeit nicht zum zweiten Mal in Europa existirt. Nach den dargestellten Gegenständen sind sie geordnet: Göttergestalten, Sagenstoffe, Landschaftliches, Thiere, vom Fabeldrachen bis zur Schnecke, zur Spinne, Bäume, Blumen und Gräser; man findet sie in unendlicher Fülle, in reichstem Wechsel, ein schier unerschöpfliches Bilderbuch für alles, was das ferne Volk liebt, für die Art seines Sehens und seines Denkens. Neben den Stichblättern, den Beschlägen und Scheiden der Schwerter stehen Stoffdruckschablonen, die ähnliche Motive enthalten. Nur daß der Formschneider für den Zeugdruck seinen fliegenden Kranich, das Sinnbild langen Lebens, seinen Mumezweig, der das neue Jahr begleitet, nicht gedankenlos dem Metallkünstler nachzeichnet. Jener hat sie in Gold oder Silber durch Einhämmern, Ciseliren, Lötung oder Schweißung bis ins kleinste Detail naturtreu geformt, dieser gibt nur Umrisse wieder. Der Sticker bringt auf seinem Setzschirm denselben Vogel, denselben Blüthenzweig an, und doch anders, als jene beiden. Der Maler malt sie auf seinem länglichen Kakemono. Die Fayencegeräthe der Töpfer variiren sie hundertfach. Und Korin, der ältere Bruder des Kenzan, der berühmteste aller Lackkünstler Japans, fügt in seinen flüssigen Goldlack Bleieinlagen, Perlmutterplättchen, „eröffnet der Kunst", — wie es in dem Führer durch das Museum, von Dr. J. Brinckmann heißt, — „ganz neue Wege durch seine impressionistische Malweise, welche die Natur nur in großen Massen wie im Fluge erfaßt" — und stellt doch eben auch nur die Natur seines Landes, so wie er sie sah, die Landschaft, die Vögel, die Frühlingsblüthen des Mumebaumes dar. Japanische Kirschblüthen, nichts weiter, denkt der Laie. Und europäische Zeichner oder Dekorateure, die ihrem Publikum zu Liebe so ein wenig modern, japanisch sein wollen, kopiren ganz munter dieselben Blüthen auf Tisch und Stuhl, auf Rückenkissen, Foulardkleidern, Fächern. Sie haben freilich die Originale nie mit Augen gesehen. Und sie denken sich ebenso wenig dabei, wie wenn sie einen griechischen Eierstab, ein Akanthuskapitäl als Ornament eines Porzellantheetopfs verwenden. Es ist so Mode heut und damit basta.

Das aber ist es, was den japanischen Fayence- oder Lackmaler, den Metallarbeiter und Sticker über seinen europäischen Fachgenossen, der vielleicht ein viel weiter gebildeter Mann ist, trotzdem hinaushebt, er denkt sich etwas bei dem, was er macht, er fühlt etwas dabei. Er zeichnet nicht nach, was andere gezeichnet, sondern was er selbst in der Natur sah. Und wenn er Mumeblüthen darstellt, so mahnen sie ihn, mahnen den Besitzer und Betrachter des Gegenstandes an uralte Verse:

Blüthe des Mume,
Von Schnee zu unterscheiden
Vermag ich Dich nicht; —
Aber sobald nur Du duftest,
Erkennen die Menschen Dich! —

Von Kenzan soll, wie Brinckmann berichtet, ein Kakemono, ein Hängebild in Paris existiren, das diesem Verse Ausdruck verleiht, — „da der Maler aber seinen Blüthen den Duft nicht einflößen konnte, hat er sie mit rosigem Schimmer überhaucht." — Es genügt ihm nicht immer das Gedicht, das er grade im Sinn trägt, durch die Malerei wiederzugeben, sondern er schreibt es selbst daneben. Die Verse entstammen meist einer Blüthenlese, die im dreizehnten Jahrhundert zusammengestellt wurde. Auf einem Paar von Tellerchen, die Eibenbäume im Gewölk darstellen, steht:

Aus Wolkenschauern
Tropfender Thau netzt hier
Der Eiben Blätter; — —
— — — — — — —
Nebel ziehen und steigen
In herbstlicher Dämmerung.

Auf einem anderen Teller mit einer Uferlandschaft und einem Flug wilder Gänse in der grauen Luft liest man die Verse:

Ihr Futter suchen,
Herabfliegend vom Himmel
Dort die Wildgänse; —
— — — — — — —
Gelockt von ihren Freunden
Auf schilfbewachsenem Gefild.

Darstellung und Vers bilden hier zugleich die Illustration eines anderen berühmten Dichtwerkes, das die acht klassischen Landschaften China's schildert. Es ist die fünfte dieser Stimmungslandschaften, von der es heißt: „Einfallende Wildgänse in vielen Reihen gleichen alten Schriftzeichen am Himmel. Viele dichtstehende Schilfblumen bieten die Schneeansicht von Kogo dar. Gegen Abend putzen die Gänse ihre scheinbar bereiften Flügel, indem sie irrend die Schilfblumen, — die bleichen Rispen des abgeblühten Schilfs — für Schnee ansehen."

Die viereckigen Kuchentellerchen, sie erscheinen uns in sehr anderem Lichte, nachdem wir das Buch gelesen haben, es gelernt und nachempfunden, wie Bild und Vers und alte Ueberlieferung in diesen Kleinkunstwerken ineinander greifen und wie Vieles sie dadurch dem, der sie mit dem rechten Verständniß betrachtet, zu sagen haben.

Ob der Forscher die Werke der Alten ausgräbt, uns besser verstehen lehrt, was die Kultur der Griechen und Römer von der unseren Verschiedenes hatte; ob er sich mit liebevollem Eifer in die Malweise eines der großen Renaissancekünstler vertieft, — oder strebt, den Farbenreiz geflossener und gekrackter Glasuren auf einem Chawan, einer runden Theekumme, nicht aus seinem europäisch geschulten, sondern aus dem Sehwinkel des Japaners zu begreifen, dessen Väter das kleine Ding bei der feierlichen Versammlung der Chanoyu einst benutzten — wenn er nur mit dem echten Gelehrteneifer an sein Werk geht, steht ein Gebiet dem anderen gleich. Ja, in solchem echten Gelehrtensinne, in welchem es

nur auf die Vermehrung des Wissens ankommt, ist ihm schließlich selbst das eine Freude, wenn er einmal entdecken sollte, daß die ausgegrabene Statue nicht uralt griechisch, sondern modern ist, das Gemälde täuschend kopirt und irgend ein Fayencegeräth, das er für ein Werk des Kenzan gehalten, durchaus nicht echt ist, nur den Namenszug des Meisters auf anderem Grunde, auf einem weit neueren Scherben zeigt. Geschickte Fälscher scharfsinnig und geschickt zu entlarven, das gehört mit zu den Aufgaben des Kunstgelehrten und nur zu oft auch mit zu denen der Museumsdirektoren.

Doch es sind nicht allein, wie wir schon zu Anfang sagten, solche rein wissenschaftlichen Gründe, welche den Verfasser zu dieser Arbeit über den Töpfer und Freund der Poesie veranlaßt haben. Es ist ein tieferer, erziehlicher Zweck, der ihn immer und immer wieder unsere Kunsthandwerker und jungen Maler auf die Kunsthandwerker und die Maler des fernen Japan hinweisen läßt, „als deren einen Vertreter unter vielen er den alten Ogata Shinsei — den Kenzan — ihnen vorgeführt hat". In einer anderen kürzlich erschienenen Broschüre*), einem Ueberblick über alles das, was sein Museum schon besitzt und was ihm noch mangelt, faßt er zum Schlusse seine Ansicht von dem vorbildlichen Werth der japanischen Werke in so klaren und so eindringlichen Worten zusammen, daß sie auch hier als die beste Erklärung und als Schlußfazit dienen mögen:

„Das wahre Verständniß der geist- und poesievollen Kundgebungen des japanischen Schönheitssinnes und Naturgefühls in ihrem Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwickelung und dem gesammten geistigen Leben dieses merkwürdigen Volkes lehrt uns, daß eine Nachahmung so fest im nationalen Leben wurzelnder Gebilde auch im besten Falle eine rein äußerliche bleiben muß, weil an diese Gebilde Vorstellungen sich knüpfen, die unserem Volke fremd sind. Je mehr diese Einsicht sich klären wird, desto sicherer wird sie uns den Weg zeigen zu neuem Studium und Erfassen der Natur, zu neuer Verarbeitung neu gefundener Naturmotive, zur Wiedereinkehr in unsere eigenen volksthümlichen und poetischen Ueberlieferungen. Nicht in exotische Formen wird das Studium Japans unsere Schritte lenken, sondern zu einem frischen und fröhlichen Erfassen eigenen Besitzes, den wir verkannt und verzettelt hatten, zu einem Wiedereinpflanzen des angekränkelten Stammes unseres Kunsthandwerks in den gesunden Nährboden unserer heimischen Natur und Volkessitte."

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Neue deutsche Novellistik.

Sommertag mit stilldrünstigem Leben und Weben. Um mich herum scharren und gackern leise die Hühner. In den Bäumen geht und kommt ein leichtes Lüftchen. Und drüben über dem heißflimmernden Bahndamm, da rollt dann und wann eilig ein Zug vorbei: Gen Süden, gen Süden. . . .

In solcher Umgebung las ich Hegeler's „Sonnige Tage". Und das war die richtige Stimmung dafür. Mit diesem Sommerfrieden ringsum und in sich selbst, und doch dem heimlich pochenden Wanderweh im Herzen; und all dem brünstigen Leben in der Stille! So ist es auch in Hegeler's Buch. Eine köstliche Sommerstimmung liegt über dem Ganzen. Und doch brodelt tiefinnen das leidenschaftliche Leben. . . . Ein heimliches Weh und eine pochende Sehnsucht. . . .

*) Erreichtes und Erwünschtes. Den Freunden und Förderern des Hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe mitgetheilt von dem Direktor Dr. J. Brinkmann. Gedruckt als Manuskript.

Nach Süden führt uns das Buch: Nach Genf. Die Montblancbrücke, der See, Stadt, Landschaft, Menschengetriebe, beglänzt vom Sommernachmittag, das steht mit einigen keck-anmuthigen Strichen zum Greifen vor uns. Und inmitten dieses Getriebes eine dunkle, von Weh verzehrte Gestalt: Der junge Heinrich Söding, der von Oldenburg, seiner Heimath, in mählicher, still aufnehmender Reise hier heruntergepilgert ist und nun am Endziel, Hirn und Herz von Eindrücken geschwellt zum Springen, sich zum ersten Mal so ganz allein findet, ohne eine einzige Seele, der er sein ganzes reiches Innere zujubeln könnte; allein erst nun unter all dem Menschengetriebe. Und vor seinem Innern taucht die Heimathsstadt an der Nordsee, mit dem Meerduft in den Gassen, auf: und die Geschichte einer jungen Liebe, von Küssen und Treuschwur, genommen und gegeben in Sturm und Regen, steht sehnsüchtig mahnend vor ihm. Aber noch ein tieferes, scheueres Weh ist ihm die Erkenntniß, daß seine im Norden zurückgelassene Braut so wenig von ihrem Innern ihm mitzutheilen vermag; ihre Briefe klingen nichts zurück auf das Schöne, Begeisterte, was er ihr geschrieben hat. So wogen Sehnsucht und Unbefriedigtheit unruhig in ihm hin und her. Das ist die Stimmung, aus der große Leidenschaften geboren werden; da die einsam ringende Seele nach einer verwandten Seele schreit. . . . Die Geschichte einer solchen Leidenschaft geben uns Hegeler's „Sonnige Tage".*)

Es ist das Wesen der großen Leidenschaft, daß sie vom Menschen mit einer gewissen Selbstverständlichkeit Besitz ergreift. Da giebt es keine Frage: Darf ich das? Das gebieterische Müssen waltet überall. Hegeler hat für diesen elementaren Zug der Leidenschaft in seinem Buch neue und interessante, ja oft hinreißende Töne gefunden.

Heinrich Söding kannte bisher die knospende Liebe; nun soll er die Leidenschaft des vollentwickelten, selbstbewußten Weibes kennen lernen. In einer Pension, in die er durch Zufall gerathen, und deren buntzusammengewürfelte Gesellschaft Hegeler sehr ergötzlich zu schildern weiß, tritt ihm ein solches Geschöpf entgegen, Ketty, die Stieftochter der komischen, aber herzensguten Pensionsmama, der Madame Bigler-Morriand. Kettys Mutter war Sängerin; ihr Vater ein reichbeanlagter phantasievoller Mensch, Ingenieur an der Gotthardbahn. Unter den dürftigeren Naturen ihrer Stiefmutter und ihrer Stiefschwester Mathilde und den übrigen ebenso wenig hervorragenden Mitgliedern der Pension ragt Ketty mit fremdartigem Zauber hervor. Auf den ersten Blick nimmt sie Söding gefangen. Er vergleicht unwillkürlich zwischen seiner stillen Braut im Norden und diesem Kind des Südens.

„. . . Sie war groß, und alles an ihr war üppig und voll; Brust, Hals und Wangen von schwellender Weichheit. Bei ihrer Schönheit hatte sie etwas so Liebenswürdiges, daß Heinrich sich gleich zu ihr hingezogen fühlte. . . . Wenn er sie ansah, fing ihm das Herz an zu klopfen. Etwas unsagbar Sinnverwirrendes ging von ihr aus. Wie sie ihm so gegenüber saß, den Kopf nachlässig zurücklegend in den spanischen Kragen ihres reichen, aber etwas zerknitterten Kleides, da mußte er unwillkürlich an reife Pfirsiche denken, ganz reif und saftig, zum Fallen reif. Schwer hangen sie an den Aesten nieder, man braucht sie nur mit dem Finger zu berühren, so liegen sie einem in der Hand. . . . Diese unbewußte Hingebung einer reifen Frucht lag in Allem, was von ihr ausging: im weichen Ton ihrer Stimme, auch wenn sie die gleichgültigsten Dinge von der Welt sagte, im runden Schwung ihrer Hand, wie sie liebkosend das helle Haar zurechtstrich, dessen seidenweiche Fülle jeder kleinsten Bewegung sich schmiegte . . . Meine Braut ist ein schönes Mädchen, sagte sich Söding. Aber das Weib hier ist schön, von einer verschwenderischen Fülle der Schönheit, reich und gesegnet wie die Ufer des blauen Sees."

Dieses Portrait, das an Tizianische Weiber gemahnt und die Schilderungskraft des Dichters zeigt, ist durch hervorragende geistige Züge zu ergänzen. Musikalisch und litterarisch gründlich gebildet, hat Ketty auch eine Fähigkeit, ihr Inneres hinzugeben und zugleich das Anderer sich eigen

*) F. Fontane. Berlin. 1898.

zu machen, welche gleich ihrer Schönheit Söding, dem Manne aus dem verschlossenen Norden, dem grüblerischen schweigsamen Friesen mit der gebundenen Kraft in seinem Wesen und der massiven undurchdringlichen Stirn wie eine Offenbarung erscheint, blendend und widerstandslos besiegend. Hier ist alles, was er bei seiner Braut vermißt, in seltenem Reichthum. Darum will es ihm auch nicht über die Lippen, mit diesem Weib von seiner Braut zu sprechen; Alles, was er davon sagen kann, erscheint ihm armselig gegenüber dieser leuchtenden Lebensfülle. Das stark individualistische Gepräge ihres Wesens erhält für Söding noch einen erhöhten Reiz durch den Zug emanzipationslustiger Selbständigkeit, der oft hervortritt. Seine bisher wohlgeordnete Natur, welche nichts Anderes als den Lebensgang des preußischen Beamten vor sich sah, wird bis in ihre Grundfesten erschüttert von all dem Neuen, Ungeahnten, Ungewahnten. Aber auch Ketty fühlt sich von Söding gefesselt. Er ist der erste Mann, der ihr seit ihrem Vater begegnet ist; die erste Persönlichkeit; im Vergleich mit den Pensionären erscheint er ihr wie ein Heros. Sie fühlt, wie viel Kraft und Innerlichkeit in ihm steckt, und mit der Rückhaltslosigkeit, wie sie der Süden zeitigt, gibt sie sich dem Gefühl für Söding hin.

Und nun entwickelt sich das Liebesidyll zwischen den Beiden in einer Reihe von lebens- und farbenfrischen Szenen, bald auf dem kleinen Hintergrund des Pensionslebens, bald auf dem lustig-geräuschvollen, düfte- und klängereichen der Stadt, bald auf dem großen herzbefreienden der Natur. Das ist das Schöne an dieser Liebesgeschichte: Mutter Erde selbst ist die Vermittlerin; überall redet sie ihre eindringliche Sprache hinein, verwirrt, berauscht und macht die Gemüther fähig zu Allem. Köstliche Morgen in der Laube, wo über den Zweien die großen Trauben in wonniger Reife schwellen und der Sprachunterricht zum Liebesgetändel wird; schöne Nachmittage auf dem See; herrliche Abende, wenn die Gletscher sich rosig färben und der Mond am Himmel leuchtet; süßere Nächte am Fenster zu zweien, mit heißem Geflüster und heimlichem Kosen, den trunkenen Blick in's Unendliche der Nacht, in die Tiefe der Stadt, auf die Weite des schweigenden Sees! Nicht zu vergessen das lustige Schweifen in den Straßen und auf dem blumenleuchtenden, früchteduftenden Markt. . . .

Aber dann kommen Augenblicke, wo der Dichter dem unerbittlichen Realisten Platz macht. Diese sinnverwirrende, alle Grenzen überfluthende Leidenschaft, in der die Geister des Rousseau'schen Liebespaares aufzuleben scheinen, führt nicht zur vollen Vereinigung der Beiden, die doch für einander geschaffen scheinen wie selten Menschen. Oder scheinen sie es nur? Dieser Oldenburger Heinrich Söding ist eben kein St. Preux; und darum muß sich seine Julie das traurige Wort sagen: Hab' ich Dich anzuziehen die Kraft besessen, ja hab' ich Dich zu halten keine Kraft! Dieses nordische Blut, das schwerflüssig, aber einmal in Wallung gekommen, gern in dem wildesten Ausbruch sein Behagen findet, — es hat viel zu viel noch von der Gebundenheit des Pflichtbegriffs in sich. Zwar hatte ihn Ketty's Wesen mitfortgerissen: Ein freier Mensch, eine starke Persönlichkeit zu sein, auf eigener Bahn sich ein anderes als das Alltagsglück von Stellung und Carrière zu schaffen, das war ein schöner Traum gewesen. Söding hatte stets malerische Fähigkeiten in sich verspürt, und jetzt, unter dem doppelten Zauber der Liebe und der Natur, entwickelt sich diese Neigung mit der Heftigkeit eines jäh hervorbrechenden Frühlings. Künstler werden und ein ihm gleichfühlendes Weib erringen . . . Aber da fallen die nordischen Schatten herein; die Alltagsfinger klopfen an, erst leise, dann stärker. Er erfährt, daß er sein Examen bestanden hat und daß man ihn mit Ungeduld erwartet. Aber seine Leidenschaft stürmt weiter. Und dann kommt ein Brief seiner Braut mit ihrer Photographie; ein Brief voll rührend-naiver Worte; sein langes Schweigen hat ihr auf einmal die Sprache gegeben; eine Sprache, die ihm mit einmal das Innerste einer treuen, einfachen, innigsorgenden Seele enthüllt; und ihr Bild, das schmal gewordene Gesicht mit den tiefen sehnsüchtigen Kinderaugen. . . .

Die alten Sagen erzählen von Wikingern, die nach Süden gezogen, in zauberischen Liebesgärten, von weichen Armen umschlungen, ein Märchenglück fanden. Aber jählings forderte sie die Heimath zurück, die Nebelheimath am Meeresstrand. . . . So ward es Heinrich Söding. Der Norden in ihm war stärker als der Süden. Hals über Kopf entflieht er, mit blutendem, noch lange blutendem Herzen, der Heimath, der Gebundenheit, der Pflichterfüllung entgegen; den Bahnen der Ordnung, des Alltags zu; dieweil Ketty ein Jahr später mit öder Seele zu Grunde geht, entwickelt er sich zum guten Gatten und Staatsbürger. Darin liegt freilich nichts Wikinghaftes; das ist nüchterner Alltag des Lebens.

Und doch: Es sind „Sonnige Tage“, die uns Hegeler bescheert hat. . .

* * *

Hegeler hat uns mit seinem Buch eine echte Novelle geschenkt; nichts drunter und nichts drüber. Es ist gut, das konstatiren zu dürfen, in einer Zeit, da alle litterarischen Begriffe durcheinanderschwanken wie die Insassen eines sturmgeschüttelten Schiffes. Noch ein Dutzend solcher Novellen, und unsere Litteratur hätte wesentlich an dem gewonnen, was man „eisernen Bestand“ nennt. Die Novellette, wie sie Arthur Schnitzler und Otto Erich Hartleben in ihren neuen Büchern kultiviren, hat gewiß ihre innere Berechtigung. Doch wird sie dem eisernen Bestand weit weniger hinzufügen; denn „es liegt in ihr so viel verborgenes Gift“: die Gefahr des Anekdotischen oder rein Stimmungshaften — das Alles liegt so nahe, daß ein starkes künstlerisches Gewissen dazu gehört, um solchen Lockungen zu widerstehen. Wie oft wird hier die Kraft in Einzelwirkungen verpufft, anstatt daß sie „still und unerschlafft“ sich auf einen Punkt sammelt!

Nicht als ob ich mit diesen Vorwürfen die beiden Autoren treffen wollte, deren Bücher mir hier vorliegen! Ich spreche nur das Gefühl des Bedauerns aus, daß sie sich zu keiner volleren, größeren Wirkung aufgerafft haben. Zu keiner Zeit ist es den Dichtern leichter gemacht worden, ihre Begabung zu verzetteln als heutzutage, wo das Publikum fast nur noch Geschmack an den litterarischen hors d'ouevres hat; heute, wo das Leben nun einmal mit Schnellzugsgeschwindigkeit dahinsaust und die Pausen der ruhigen Vertiefung immer seltener werden. . . .

. . . „Die Frau des Weisen, Novelletten“,*) das Buch Schnitzler's, führt uns fast ausschließlich nach Wien. Daß der Ehebruch in Wiener Novelletten eine wesentliche Rolle spielt, erscheint so selbstverständlich, wie daß der Prater und der Fiaker darin vorkommen. Alles Drei ist vom Wiener Milieu unzertrennlich — und auch um des Ersteren willen mögen wir den Dichter nicht schelten. Nach der reinen Luft, die wir in Hegeler's Novelle athmen, erscheinen uns diese Geschichten freilich etwas parfümirt; doch gilt das nicht durchweg. Oft auch ringt sich ein reiner Naturton durch: eine echte Beobachtung, von Schnitzler, dem feinen Stilisten, in ansprechende Fassung gebracht. Am schwächsten erscheint mir die Novellette, die dem Buch den Titel gegeben hat; schwach nicht sowohl in Hinsicht auf die Stimmung des Ganzen als auf den Vorgang, der hier geschildert wird. Die Frau eines Professors hat sich in seinen Pensionär verliebt und sich dem Abiturienten, als er die Pension verläßt und ihr Adieu sagt, an den Hals geworfen. Im Augenblick inniger Umarmung geht die Thüre, der Professor hat die Liebesszene mit angesehen; aber schweigend entfernt er sich wieder. Nach einer Reihe von Jahren treffen sich die Beiden nun wieder am Ostseestrand. Die alte Liebe lodert wieder auf und nun droht das Verhältniß wirklich ehebrecherische Dimensionen anzunehmen. Da erfährt er von ihr, daß sie des Glaubens ist, ihr Mann habe die Szene damals gar nicht gesehen; sie war mit dem

*) Verlag S. Fischer. Berlin. 1898.

Rücken gegen die Thüre gewendet und der Meinung, es seien nur Schritte auf dem Gang gewesen. Der Professor hat ihr also schweigend verziehen und so all die Zeit her mit ihr gelebt! Das lähmt ihm die Hand, die er schon nach ihr ausgestreckt hat. Bevor er dies erfuhr, hätte er nicht Anstand daran genommen, den Mann, den er mit seiner Frau ausgesöhnt wähnte, zu betrügen; die Mutter des Kindes eben dieses Mannes zu verführen . . . jetzt erscheint ihm sein Thun als ein verbrecherisches und das Weib selbst als ein Wesen, vor dem ihn schaudert! Eine psychologische Feinheit, aber doch eine Tüftelei der Psychologie, und man muß schon die Delikatesse eines Decadencemenschen haben, um solchen Problemen besonderen Geschmack abzugewinnen. . . . Entschieden am tiefsten berührt die Novellette: „Abschied". Auch eine Ehebruchsgeschichte; aber eine solche, über welcher die stille Majestät des Todes waltet. Der Stoff ist höchst einfach. Die Geliebte eines jungen Menschen erkrankt und erst im Sarge sieht er sie wieder. Er drückt dem Manne, den er betrogen, die Hand und schleicht davon wie ein Dieb. Er hat nicht den Muth, Angesichts der Todten seine Liebe zu gestehen; er verleugnet sie. Mit diesem bittern Abschiedsgefühl endet die Geschichte. Die Tage des Getrenntseins von ihr, der Angst und Sorge, bis endlich das Furchtbare sich erfüllt hat, das Todtenzimmer, die Trauerstimmung, das Alles ist mit einfach großen Zügen geschildert. . . . Stark ins Grass-Pathetische und das Gebiet der Schauergeschichte verirrt sich die Novellette: „Der Ehrentag". Ein Wiener Stutzer läßt aus Eifersucht seinem vermeintlichen Nebenbuhler, einem Statisten, der den Schmerz des verkannten Genies in sich trägt, nach den paar Worten, die er zu sprechen hat, eine stürmische Ovation darbringen; das Publikum lehnt sich dagegen auf; dann findet es Geschmack am Ulk und betheiligt sich an der „Hetz". Der arme Teufel flüchtet sich mit seinen Kränzen, verhöhnt und gekränkt, in die Garderobe und hängt sich dort auf. . . . Das war sein „Ehrentag". Eine niedliche Kleinigkeit, voll warmer Poesie, ist die Novellette: „Blumen". Blumen einer todten Geliebten, die den Dichter mit ihrem Angedenken quälen, bis der Frühlingsstrauß einer neuen Geliebten den welken Strauß und damit die Erinnerung verdrängt. . . . Das letzte Stück endlich: „Die Todten schweigen" ist ein düsteres Nocturno: Ein schuldiges Paar erreicht die Nemesis auf einer nächtlichen Fiakerfahrt: Die Pferde rennen auf einen Steinhaufen hinauf, der Wagen stürzt um, der Liebhaber bleibt todt am Platz. Die schuldige Frau eilt entsetzt heim, um nicht bei der Leiche gefunden zu werden. Die Todten schweigen ja! Aber heimgekommen verräth sie, von Schmerz und Müdigkeit überwältigt, im Halbschlaf ihrem Manne das Geheimniß. So ist der Titel ironisch gewendet: Die Todten sprechen durch den Mund der Lebendigen. . . .

Schnitzler ist ein hervorragender Stilist; ein feinsinniger, alle Abtönungen der Natur- und Seelenstimmungen beherrschender Schilderer. Das hat er in diesem Buche aufs Neue bewiesen. Möchte er dem Zug ins Große, den er auch hier manchmal erkennen läßt, immer mehr folgen!

* * *

Otto Erich Hartleben stellt der Kritik mit seiner neuen Gabe: „Der römische Maler"*) eine schwere Pflicht! Er ist zweifellos einer unserer feinsten Köpfe und was seiner Feder entstammt — das spricht, doch was er in dieser Novellettensammlung bietet, das ist sicherlich nicht in seinen glücklichsten Stunden erzeugt worden. Man kann darüber streiten, worin das Ideal eines Humoristen zu erblicken sei; eine gute Dosis Gemüth ist sicher unentbehrlich. Davon hat Hartleben ohnehin nicht sehr viel. In dieser Sammlung sucht man beinahe vergeblich darnach; man müßte ihn etwa in der merkwürdigen Geschichte von der „Kalbskotelette" finden. Der Ton des Bierulks, dem Hartleben oft treu blieb, kehrt hier verstärkt wieder. Ueberdem athmet das Ganze einen Cynismus, der mir widersteht. Das Meiste schmeckt stark nach Simplizissimuslitteratur; das soll kein Tadel für den Simplizissimus sein; vom Standpunkt der Buchlektüre aus aber auch wohl eben kein Lob für Hartleben. Der Verfasser der „Geschichte vom abgerissenen Knopf" ist auch hier unverkennbar. Allein was dort als Ganzes und Volles wirkt, das zersplittert sich hier in Kleinigkeiten, denen die Plastik des Humors fehlt; die für Berliner aus dem Versteck abgesandten Spottpfeile und Bosheiten gegen hauptstädtische Verhältnisse und Personen mögen diesen höchst ergötzlich sein; der Fernstehende findet das persönliche Moment zu sehr hervortretend und kann nicht auf seine Rechnung kommen. Geschichten wie „Moritz der Sortimenter" wird Hartleben wohl selbst eine mehr als ephemere Bedeutung kaum zumessen können. — Es erübrigt, den Inhalt dieser Geschichten und Geschichtchen wiederzugeben; der Hauptaccent liegt ja durchaus auf dem Wie, der Art des Vortrags, und nicht auf dem „Was". Ist er bei guter Laune, so leistet er prächtige Witze; aber oft schleicht das Fahrzeug des Humors auch auf trägen Wassern über Sandbänke hinweg. . . .

Dieses Buch wird auch der Kritiker vergessen haben, so bald uns Hartleben wieder einmal einen Genossen zu seiner „Geschichte vom abgerissenen Knopf" bescheeren wird!

Karlsruhe i. B. **Albert Geiger.**

*) Verlag S. Fischer, Berlin. 1898.

Theater.

Hermann Bahr. „Der Star." (Lessing-Theater, 12. November.)

„Der Mann der Debütantin" nennt sich ein französisches Lustspiel. Ich müßte sehr irren, wenn es nicht von Meilhac wäre. Es rast darinnen der Gatte eines Bühnensterns herum. Er wird durch die Theatersphäre gereizt, sein bürgerlicher Sinn verletzt, seine Eifersucht zum Glühen gebracht. Aber nachher gibt er sich zufrieden. Und eines Tages, als die Frau einem Tenoristen im Arm liegt, glaubt er, daß die Beiden proben, und ordnet ihre Stellung. Soweit ließ es Hermann Bahr nicht kommen. Er zeigte nur den Bräutigam der Künstlerin. Noch als Bräutigam nimmt der junge Mann den Abschied. Nimmt er ihn? gibt sie ihn? wer darf sich unterwinden, das zu sagen. Jedenfalls pflegt Leopold Krach zu machen. Er ist Postpraktikant. In einer scharfen Wallung behauptet er, alle Schauspielerinnen seien —. Lona fühlt sich dadurch peinlich berührt. Leopold will nichts gesagt haben und scheidet für immer. Welcher von Beiden Recht hat, Leopold oder Lona, wer wollte es sagen.

Herr Bahr, der sich mit den Parteien stets zu vertragen wußte, gibt beiden Recht. Leopold ist als Postpraktikant entschuldigt. Und Lona ist das gekränkte Weib, die arme verwöhnte Künstlerin, die ohnehin den schweren Beruf hat. Maint'nant, j' suis actrice à mon tour . . . je jou' l' soir, je répét' le jour . . . j' pass' mes dimanch's et tout' ma s'maine . . . sur la scène. Na ja. Lona hält, mit Entrüstung und unter Zähren, eine Ansprache über ihr Theaterloos. Welch schneidender Kontrast, daß sie mit verweinten Augen eine neue Rolle aufsagen muß. Gerade währenddessen fällt der Vorhang. Wahrlich, der Scheinglanz der Bühne, die innere Unzufriedenheit der so hochgefeierten Künstlerin, die Zerrissenheit des Herzens bei allen Ruhmeskränzen und sonstigen Geschenken: das ist ergreifender, erschütternder, tiefer und hinreißender, soviel ich mich entsinne (und mein Gedächtniß ist nicht ganz schlecht), in der That schon häufig dargestellt worden. Aber Herr Bahr gab im Anfangsakt mancherlei kleine Lustigkeiten;

nette Sachen, die auf jedes Theaterpublikum wirken. Sie befassen sich mit eben diesem Theaterpublikum; und der Sinn für romantische Ironie ist nicht ausgestorben. Hierauf beschränken sich aber seine Tugenden. Für das Thema, die Psychologie des Theaterweibes hier, des bürgerlichen Menschen dort, vergaß er alles zu thun. Daß sich dieses Weib die Nägel putzen läßt und pünktlich in die Proben eilt, das sind seelische Züge von nicht ausreichender Gewalt. Feuilletonismus und zwei, drei Intimitäten bilden den bescheidenen Grundstock des Werkes. Den Maurice Donnay kennt Herr Bahr. Auch die Andren. Gewiß auch die Schauspielerin Colette Rigaud, die Bourget gezeichnet hat. Warum benutzt er davon nicht mehr, als für eine Philisterschaar zuträglich ist. Schade. Bahr hat sich vor kurzem als Dramatiker neben Schnitzler gestellt. Das war ein Irrthum. Die Analyse für sein letztes Stück würde nur lauten: Blumenthal, Milieu, neufranzösische Einflüsse und Litteraturcafé. Schnitzler ist aber ein Dichter.

So liegen die Dinge. An den Beginn von Bahr's dramatischer Laufbahn hatte ich starke Hoffnungen geknüpft. Ich hoffte, er würde sie wieder verlassen. Nun hat er doch ein zweites Stück geschrieben, das gegen das erste freilich Fortschritte zeigt. Das „Tschaperl" war nicht diskutabel; das jetzige ist bloß noch unerträglich. Meine Lieben! Will ein Kritiker sich über den Dichter erheben, so kann er es durch die Kritik thun. Bei Gott, es gibt Rezensionen, die mehr werth sind, als die Werke, welche sie rezensiren. Dichtet aber der Kritiker, so muß er der Dichterinnung mindestens einigermaßen gleichkommen. Sonst kompromittirt er uns. Der kritische Kollege Bahr ist in dieser Lage.

Er hat einem Interviewer jetzt erklärt, weiter für die Bühne schreiben zu wollen. Und so sehen wir der Zukunft mit Bangen entgegen.

Alfred Kerr.

Krämerhafte Zollpolitik.

In dem Bericht über Handel und Industrie der Schweiz im Jahre 1897, erstattet vom Vorort des Schweizerischen Handels- und Industrievereins, findet sich im 1. Theil „Wirthschaftliche Zeitfragen" unter IV „Handelsverkehr mit dem Ausland" folgende Auslassung:

„Wohl aber dürfte es am Platze sein, mit einigen Worten gewisser Differenzen zu gedenken, die sich mit Deutschland über die Verzollung einiger Artikel des schweizerischen Exports erhoben haben. Einmal hat nämlich das seit 1. Januar 1896 in Kraft stehende deutsche amtliche Waarenverzeichniß einige Waaren aus den für sie bestimmten Vertragspositionen herausgerissen und dem Generalzoll unterworfen. Und außerdem sind — ob durch ausdrückliche Weisungen der Zollbehörden oder durch stillschweigend gebilligte Maßregeln der Zollämter, bleibe dahingestellt — verschiedene Erschwerungen des Verkehrs eingeführt worden, die sich angesichts der Bestimmungen des Handelsvertrags nicht rechtfertigen lassen.

So war der aus dem Elsaß nach Basel betriebene Färberei-Veredlungsverkehr in Seide und Seidenwaaren durch eine Reihe höchst lästiger und zeitraubender Formalitäten erschwert worden, obschon diese nach dem Wortlaut des Schlußprotokolls zum Handelsvertrag ‚auf das geringste mit dem bezeichneten Zwecke vereinbare Maß beschränkt' werden sollte. Es gelang dann nach verschiedenen Verhandlungen, der betreffenden Landesbehörde den Sinn dieser Worte zu vermitteln, was die Aufhebung jener im Uebereifer erlassenen Verfügungen zur Folge hatte. Dabei traten wieder einmal die mit der Autonomie der Einzelstaaten in der Besorgung des Zolldienstes zusammenhängenden Schwierigkeiten zu Tage. Allerdings hat dies System seine unleugbaren Vorzüge insofern, als in zweifelhaften Fällen das Reich die Einzelstaaten und diese jenes vorzuschieben in der Lage sind, wovon denn auch reichlich Gebrauch gemacht wird. Die Reichsverfassung macht hier den Eindruck einer bureaukratischen Zwickmühle.

Ein Muster sophistischer Auslegerei liefert der Entscheid, daß elektrische Transformatoren nicht als Maschinen — sondern als Eisenwaaren — zu betrachten seien, da es sich hier nicht um ‚zwangläufig bewegte Mechanismen' handele. Dieses Erforderniß ist übrigens erst ad hoc aufgestellt worden und — was besonders merkwürdig ist — es wird nur an der Südgrenze des Reichs gehandhabt, während man an der Ostgrenze ohne die ‚zwangläufige Bewegung' auskommt, indem sich das Reich von Rußland die Zusicherung hat geben lassen, daß dieses die Transformatoren als dynamo-elektrische Maschinen behandeln werde. Es ist schwer, sich hier der Satire zu enthalten.

Als eine Vertragsverletzung stellt sich dar der Versuch, Taschen- und Umschlagetücher, einzeln eingeführt, aus der betreffenden, vertraglich gebundenen, Sammelposition — Waaren aus Seide und Florettseide, baumwollene Stickereien — welcher sie laut Waarenverzeichniß angegliedert sind, mittelst desselben Waarenverzeichnisses wieder zu entfernen und auf sie den Generaltarif anzuwenden. Der deutsche Bundesrath überzeugte sich denn auch von der Unrichtigkeit dieser Verzollung. Er beschränkte sich indessen — unter grundsätzlichem Festhalten an den Bestimmungen der Waarenverzeichnisse — darauf, den von der Zolldifferenz Betroffenen oder noch zu Treffenden die Rückerstattung des Mehrbetrags auf eine Reklamation von Fall zu Fall und sogar auf eine Generalreklamation hin zu sichern.

An dieser Blüthenlese möge es für einmal genügen. Es geht daraus und aus den übrigen Verzollungsanständen hervor, daß man sich im Deutschen Reich — maßgebenden und unmaßgebenden Orts — nicht scheut, zu Mitteln zu greifen, die sonst die finanziell und politisch schwache Nation charakterisiren."

Es ist nicht gerade schmeichelhaft für uns Deutsche, sich derartiges nachsagen zu lassen. Aber diese Interpretationskünste passen durchaus zum Gänsekrieg, zu der Viehsperren- und Ausweisungspolitik u. s. w. Es liegt in all diesen Dingen etwas Krämerhaftes.

D.

Sprachkalender. (Englisch für Deutsche und Französisch für Deutsche.) — **Stenographenkalender.** Leipzig. 1898. Verlag der Pahl'schen Buchhandlung (A. Haase). Preis per Kalender M. 1,25.

Diese Kalender beruhen auf der originellen Idee, demjenigen, welcher sich in der englischen oder französischen Sprache ausbilden will, für jeden Tag im Jahre eine bestimmte Aufgabe zu stellen und ihn so in einem Jahre systematisch in den betreffenden Disziplinen auszubilden. Die Vertheilung des Stoffes auf die 365 Tage im Jahre ist recht geschickt gemacht; jede Tagesaufgabe befindet sich auf der Rückseite des betreffenden Kalenderblattes und die Tagesportion ist so klein bemessen, daß es nicht viel Mühe macht, dieselbe zu bewältigen. Die letzten Aufgaben des Jahres umfassen bereits schwierigere Partien.' In dem Stenographenkalender (System Gabelsberger) ist u. a. auch die sogenannte Debattenschrift herangezogen. Dabei ist die Autographie sehr deutlich.

B.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 9. Berlin, den 26. November 1898. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

In Bremen starb im 90. Lebensjahre der Kaufmann H. H. Meier, eine Persönlichkeit, die sich um das Gemeinwohl vielfach verdient gemacht hat und als ein typischer Repräsentant bürgerlicher — insbesondere hanseatischer — Tüchtigkeit weit und breit bekannt war. Meier gehörte dem Frankfurter Parlament, dem Parlament des Norddeutschen Bundes und später dem Deutschen Reichstage viele Jahre hindurch als Mitglied der nationalliberalen Partei an und vertrat als Politiker stets einen gemäßigt liberalen und — im besten Sinne des Wortes — nationalen Standpunkt. In wirthschaftlichen Fragen war er ein entschiedener Vertreter des Freihandels, der Gewerbefreiheit, der Goldwährung — kurzum jener Anschauungen, wie sie in den ersten Jahren nach der Gründung des Deutschen Reiches in der deutschen Volksvertretung die herrschenden waren. Auch eine lebhafte Bewunderung des Fürsten Bismarck verleitete ihn nicht dazu, gesunden wirthschaftlichen Grundsätzen untreu zu werden.

Auf dem Gebiete der Politik liegen jedoch nicht seine Haupterfolge; dieselben wurzelten vielmehr in dem Boden seiner Vaterstadt Bremen, um deren Entwicklung er sich große Verdienste erworben hat. Seine Thatkraft und sein gesunder, auf einem gerechtfertigten Vertrauen in die zähe Leistungskraft seiner Mitbürger beruhender Optimismus haben wesentlich dazu beigetragen, die ungünstige geographische Lage Bremens zu überwinden und diesem Handelsplatze jene nationale und internationale Bedeutung zu verschaffen, die er heute besitzt. Die Gründung des Norddeutschen Lloyds, der Bremer Bank, die Errichtung des ersten Leuchtthurms vor der Wesermündung, die Schaffung der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger und manche andere bedeutsame Schöpfungen bürgerlicher Selbsthilfe sind mit seinem Namen verknüpft.

Die öffentliche Laufbahn Meier's wird ganz besonders charakterisirt durch die enge Verbindung lokaler und nationaler Interessen unter Heranziehung der in der Selbsthilfe steckenden schöpferischen Kraft. Er war auf nichts mehr stolz als darauf, daß die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger ohne jede staatliche Unterstützung und Pflege ein kräftiges Gewächs werkthätiger Humanität geworden war. Im Gegensatz zu unseren heutigen Agrariern, die den Staat nur kennen als den Spender von Liebesgaben und anderen bedenklichen Zuwendungen, war er der Meinung, daß es zu den Pflichten des guten Bürgers gehöre, nicht bloß für das eigene Wohlergehen zu sorgen, sondern auch freiwillig dem Staate zu dienen und dem Gemeinwohl Opfer zu bringen. Er war ein ausgezeichneter Bürger, dem es daneben nicht an Selbstgefühl und Bürgerstolz gebrach. Die Ehrungen, die ihm bei seinem Tode zutheil wurden, sind wohlverdient.

Der Bund der Landwirthe hat nicht weniger als drei Interpellationen zugleich beim Reichstag angemeldet.

Er fragt den Herrn Reichskanzler, ob und wie der zur Zeit in Berlin stattfindende Getreideverkehr mit den Bestimmungen des Reichsbörsengesetzes vereinbar ist

Auf das „Ob" gibt es wohl nur eine Antwort. Hielte der Reichskanzler diesen Getreideverkehr für einen, der dem Gesetze widerspricht, so hätte er ihn verbieten müssen; da das nicht geschah, so ist die Antwort gegeben; und die Motivirung ist eine sehr einfache. Es gibt keine Produktenbörse dank der Weisheit der Agrarier. Somit ist auch kein Objekt zur Anwendung des Börsengesetzes vorhanden.

Eine weitere Frage erbittet Auskunft darüber, ob der Reichskanzler weiß, daß an der Berliner Börse fortgesetzt

börsenmäßige Termingeschäfte in solchen Werthpapieren stattfinden, für welche diese Form des Handels verboten ist. Hier wird behauptet, daß der Börsenkommissar seine Schuldigkeit nicht gethan hat; wir nehmen an, daß durch diese Behauptung nur die Thatsache des vollständigen Mißglückens der agrarischen Börsengesetzgebung verhüllt werden soll.

Der wißbegierige Bund verlangt weiter eine Antwort darauf, wer Erhebungen in verschiedenen deutschen Bundesstaaten über eine „angebliche Fleischnoth veranlaßt hat". Augenscheinlich ist der Bund der Ansicht, daß eine Prüfung der vorhandenen Verhältnisse schon strafbar ist, wenn das Ergebniß dieser Prüfung etwa für den agrarischen Egoismus unbequem sein könnte. Wer kann aber auch wagen Untersuchungen über die Fleischversorgung des deutschen Volkes anzustellen, nachdem die Agrarier dekretirt haben, daß diese Versorgung nichts zu wünschen übrig läßt.

Endlich wird dem Reichskanzler ein kleines Preisräthsel aufgegeben. Er soll sich darüber äußern, ob er Maßregeln vorzuschlagen bereit sei, die geeignet sind, den jetzigen Bankdiskont der Reichsbank zu ermäßigen; mit anderen Worten: dem Reichskanzler wird die Kleinigkeit zugemuthet, das Gesetz von der Wechselwirkung zwischen Angebot und Nachfrage aus der deutschen Welt zu schaffen. Da der deutsche Unternehmungsgeist, der deutsche Handel und Wandel nur über ein bestimmtes Quantum Mittel verfügt, so muß natürlich die Kaufgebühr für diese Mittel steigen, wenn der Begehr nach ihnen außerordentlich wächst. Diese Wechselwirkung, die entsprechend dem Nationalwohlstand eines Volkes, mit der Nothwendigkeit eines heilsamen Naturgesetzes einzutreten hat, die der überstürzten und ungesunden Entwicklung ein nützlicher Hemmschuh ist, und die zugleich zur Heranziehung von Geldern auch aus dem Auslande, als Pumpvorrichtung, dient, soll der Herr Reichskanzler beseitigen.

Wir haben zwar zur Milde der Staatsregierung gegenüber den Agrariern das größte Zutrauen, aber vielleicht veranlassen diese sinnigen Anfragen doch die hohen Reichsbehörden zu einer Antwort, der die gebührende Deutlichkeit nicht ermangelt.

Bekanntlich ist es bei den letzten Landtagswahlen den vereinigten Liberalen gelungen, in Thorn den Agrariern zwei Mandate abzugewinnen. Dieses erfreuliche Resultat ist allein dem Umstande zuzuschreiben, daß sich die einzelnen liberalen Gruppen nicht auf ihren Fraktionsstandpunkt versteiften, sondern in richtiger Würdigung der politischen Kräfte einträchtig zusammenwirkten. Die Haltung der Nationalliberalen verdient dabei ganz besonderes Lob, da dieselben sich sogar durch die Kandidatur eines unter nationalliberaler Fraktionsflagge segelnden Agrariers nicht davon abhalten ließen, für die entschieden liberalen Kandidaten, den sich zur Freisinnigen Volkspartei rechnenden Herrn Kittler und den wildliberalen Herrn Dommes, einzutreten. Daß die Freisinnige Vereinigung, trotzdem keiner der beiden schließlich zum Siege gelangten Kandidaten sich zu ihrer Fraktion rechnete, dieser gemeinsamen Aktion aller Liberalen ihre Unterstützung lieh, war selbstverständlich. Es kam das auch dadurch zum Ausdruck, daß Herr Rickert nach Thorn ging und dort in öffentlicher Versammlung für die Kandidaturen von Kittler und Dommes eintrat. Als eine naturgemäße Folge dieses glücklichen Zusammenwirkens aller liberalen Kräfte mußte dann auch die Bildung eines alle liberalen Elemente umfassenden Vereins erscheinen, die dem Wahlsieg auf dem Fuße folgte. In Aussicht genommen war eine gleiche Zusammenfassung aller Liberalen in ganz Westpreußen.

Diese Entwicklung erschien so zeitgemäß und durch die Schwäche aller einzelnen liberalen Gruppen so begründet, daß auch angesehene Preßorgane der Freisinnigen Volkspartei das Thorner Vorgehen mit Beifall begrüßten. Nur das Organ des Herrn Eugen Richter nahm sofort eine feindselige Haltung an, was Niemanden überrascht haben wird, der mit einiger Aufmerksamkeit die Politik des Herrn Richter in den letzten Jahren verfolgt hat.

Herr Richter hat denn auch nichts Eiligeres zu thun gehabt, als sofort einen Parteitag der Freisinnigen Volkspartei für Westpreußen zu insceniren, um womöglich zu verhüten, daß die Anhänger der Freisinnigen Volkspartei in Westpreußen sich an der Konzentration der liberalen Kräfte betheiligten. Lieber besiegt werden, als auf das Fraktionsfähnlein in der Wählerschaft verzichten!

Da es im politischen Leben nicht allzu schwer ist, Wählern jede politische Bethätigung zu verleiden, so ist es nicht ausgeschlossen, daß es gelingen wird, die Zusammenfassung der liberalen Kräfte zu hintertreiben. Der Erfolg wird dann vermuthlich der Verlust der beiden Thorner Mandate bei den nächsten Wahlen sein. Aber die Fraktion, die Fraktion ist gerettet!

Nach längeren Jahren des Kampfes ist jetzt endlich wieder ein Handelsvertrag zwischen Italien und Frankreich zu Stande gekommen. Die handelspolitische Feindschaft zwischen beiden Staaten ist damit beseitigt und als Folge wird sich ergeben, daß auch die politische Spannung zwischen Paris und Rom abnimmt.

Ein solches Ergebniß muß Deutschland durchaus erwünscht sein; je friedlicher die europäische Lage im Allgemeinen, um so besser ist das auch für Deutschland, das alsdann um so beruhigter seinen wirthschaftlichen und seinen Kulturaufgaben nachgehen kann.

In Paris bereitet sich eine neue Scheußlichkeit vor; der Generalgouverneur von Paris, General Zurlinden hat Picquart vor ein Kriegsgericht wegen Fälschung und wegen des Verrathes militärischer Geheimnisse gestellt.

Man braucht nur eine Erwägung anzustellen, um den Charakter dieser Handlungsweise klar zu erkennen. Seit dem Augenblick, da Picquart auf die Fährte von Esterhazy kam, suchte ihn der Generalstab zu vernichten. Hätte das Geringste gegen diesen Offizier vorgelegen, so hätte man ihn zweifellos schon vor Jahr und Tag vor ein Kriegsgericht gestellt und ihn durch eine Verurtheilung unschädlich gemacht. Wenn man jetzt zu diesem Mittel greift, so beweist dies, daß man erst in letzter Zeit dazu gelangt ist, mit den erprobten und bekannten französischen Generalstabs-Methoden Beweise zu beschaffen, um diesen Helden und Ehrenmann zu vernichten.

So empörend der Fall Dreyfus ist, dieses Vorgehen gegen Picquart ist noch empörender. Es ist wenigstens nicht ausgeschlossen, daß die ersten Schritte auf jener Bahn, die im Verfahren gegen Dreyfus zum Verbrechen führten, dem Leichtsinn und der Frivolität zuzuschreiben sind; gegen Picquart aber setzt sich allein verbrecherische Rachsucht in Bewegung.

Es bleibt zu hoffen, daß das französische Volk noch stark genug ist, die Niedertracht, die gegen diesen reinen Charakter verübt werden soll, zunichte zu machen.

In Oesterreich wie in Ungarn ist jetzt die parlamentarische Obstruktion an der Tagesordnung. In Pest haben sich die erregten Parlamentsscenen auch auf der Straße fortgesetzt, so daß es zu Zusammenstößen zwischen Polizei und Bevölkerung gekommen ist. Wie unser Nachbar aus diesen bedenklichen Zuständen herauskommen soll, ist nicht abzusehen.

Diese Desorganisation der parlamentarischen Institutionen fällt zusammen mit dem fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Kaisers. Der Kaiser Franz Josef erscheint heute mehr als je bedeutsam für den Zusammenhalt des Oesterreich-Ungarischen Reiches.

* * *

Die Politik des unnützen Zwanges.

Wenn es ein Trost ist, Genossen im Unglück zu haben, so können die dänischen Milchmädchen und Pferdeknechte, die in Nordschleswig der preußischen Ausweisungspolitik zum Opfer gefallen sind, sich trösten. Aus Breslau sind ein Paar Dutzend harmlose Oesterreicher abgeschoben und aus Gronau in Westfalen sind holländische Arbeiter vertrieben. Der Staat Preußen ist einmal wieder vor furchtbaren äußeren Gefahren gerettet, und es dürfte uns nicht wundern, wenn daraufhin in unserer titelfrohen Zeit dem preußischen Minister des Innern der Beiname pater patriae verliehen würde. Noch einer anderen schrecklichen Gefahr werden wir preußischen Christen demnächst entrissen werden, der Gefahr einer Verjudung unserer Volksschulen. Da gibt es drei jüdische Lehrerinnen in Berlin, die — horribile dictu! — im Klassenordinariat beschäftigt sind, ohne daß zehn jüdische Schülerinnen in ihren Klassen nachgewiesen werden können. Gegen die Lehrerinnen ist allerdings nicht das Geringste einzuwenden; es sind treffliche Lehrkräfte, aber welch' entsetzliche Aussicht für das Christenthum im Staate Preußen, wenn hier nicht Wandel geschaffen würde. Herr Bosse hat zwar erlebt, daß selbst ein christlicher Kaiser mit dem Oberhaupt der Muhamedaner fraternisiren und dem Sultan Saladin bewundernde Worte widmen kann, ohne daß das preußische Christenthum ins Wanken kommt, aber nichtsdestoweniger wird er aus Palästina doch wohl die Entschlossenheit mitgebracht haben, um die christliche Religion durch die definitive Beseitigung jener drei jüdischen Lehrerinnen sicher zu stellen.

Und dabei wird hartnäckig behauptet, Preußen sei ein Großstaat. Wie vertragen sich jene Thatsachen mit dieser Auffassung? Wir haben einen Kultusminister, der persönlich durchaus wohlwollend ist, und Herr von der Recke sieht auch nicht aus wie ein Torquemada. Beide Minister glauben vermuthlich, einen staatserhaltenden Akt zu vollziehen, wenn sie in Nordschleswig dänischen Milchmädchen und in Berlin jüdischen Lehrerinnen das Handwerk legen. Eben deshalb, weil hier weniger persönliche Eigenheiten, als Mißgriffe eines engherzigen Systems in Frage kommen, hat die Presse eine wichtige Aufgabe zu erfüllen, indem sie fortgesetzt dies System des unnützen Zwanges mit ihrer Kritik verfolgt. Unsere gesammte innere Politik leidet unter diesem System. Die Sozialistenriecherei entspringt demselben ebenso wie alle die mißglückten Versuche, auf dem Umwege von Umsturzgesetzen, administrativen Quengeleien und ähnlichen kleinen Mitteln der sozialdemokratischen Bewegung beizukommen. Auf dem Gebiete der Zollpolitik feiert dieses System seine Triumphe im russisch-deutschen Gänsekrieg, auf dem Gebiete der Handwerkerpolitik in Zwangsinnungen, die gerade von den leistungsfähigen Handwerkern perhorreszirt werden, auf dem Gebiete der Börsenpolitik in der Unterdrückung der feinsten Formen des Verkehrs.

Damit auch die Aesthetik nicht zu kurz kommt, verbannt der geistreiche Censor der Berliner Theater den Dachshund von Madame d'Athis, dem ein Klystier zugedacht war, aus dem Dialog und verhindert, daß auf einer preußischen Bühne in respektwidriger Weise von dem Magendrücken des allerchristlichsten Königs Ludwig XIII. die Rede ist.

Allenthalben greift die Verlegenheit zu dem einen Mittel, der geistlosen Auskunft aller Zeiten, zum äußeren Zwange, zum Verbot, zur Ausweisung, zur Unterdrückung. Das Polizeiverbot erscheint darnach als das A und O der Regierungskunst, während es in Wirklichkeit unter den Waffen der Staatskunst nur etwa den Rang eines Besenstiels beanspruchen kann.

Bei der Verweigerung des Gastrechts gegenüber Angehörigen einer fremden Nationalität kommt zu diesen bitteren Empfindungen aber noch obendrein jenes beschämende Gefühl, das uns ergreift, wenn in einer Gesellschaft, in der wir uns befinden, der Wirth einen fremden Gast brüskirt. Im Privatleben verläßt man in solchen Fällen die ungastliche Stätte; im Staatsleben bleibt nur die Möglichkeit eines klaren und deutlichen Widerspruchs. Nun sucht man uns allerdings in offiziösen Auslassungen zu belehren, daß diese Kritik nicht „patriotisch“ sei, weil die von den Ausweisungen Betroffenen Ausländer sind, für welche — begreiflicher Weise! — auch deren Nationalitätsgenossen Partei ergreifen. Die „Nordd. Allgem. Zeit.“, die früher Meisterin auf diesem Instrument der Verketzerung war, versucht es auf's Neue, der alten Bismarck'schen Laute die reichsfeindliche Melodie zu entlocken, aber an diesen Mätzchen hat die Oeffentlichkeit doch allmählich den Geschmack verloren. Sie dienen vielmehr nur dazu, die Dürftigkeit der nachfolgenden sogenannten Rechtfertigung der Ausweisungen in ein besonders deutliches Licht zu stellen.

Die „Nordd. Allgem. Zeit.“ erklärt in einem augenscheinlich inspirirten Artikel zur Entschuldigung der erfolgten Ausweisungen, wir hätten es im nördlichen Schleswig mit Elementen zu thun,

„welche es den Deutschen verwehren wollen, deutsch zu sein, und welche in offener Empörung gegen die Landesregierung die Lostrennung von Preußen betreiben. Diesen Elementen entgegenzutreten, das Deutschthum vor ihnen zu schützen und Herr in eigenen Hause zu bleiben, ist eine Pflicht, deren Nichterfüllung ein Verbrechen der Regierung wäre.“

Diesen breitspurigen Redensarten gegenüber vergegenwärtige man sich die Thatsache, daß die Zahl sämmtlicher in Schleswig-Holstein lebender dänischer Ausländer sich nach der letzten Volkszählung auf nur 22 060 Personen, d. h. auf noch nicht 2 Proz. der Gesammtbevölkerung von Schleswig-Holstein belief.

Unter diesen 22 000 Dänen gehören obendrein über 10 000 dem weiblichen Geschlechte an. Wahrscheinlich haben wir unter diesen dänischen Milchmädchen, die ja auch jetzt von den Ausweisungen ganz besonders betroffen sind, jene „gefährlichen Elemente“ zu erblicken, die „in offener Empörung gegen die Landesregierung die Lostrennung von Preußen betreiben.“

Es ist charakteristisch für die unter unseren Offiziösen herrschende geringe Scheu, sich lächerlich zu machen, daß man dieser Handvoll Dänen gegenüber das ganze deutschnationale Register glaubt ziehen zu müssen. Was für ein erbärmliches Volk müßten die Deutschen sein, wenn sie ihr Deutschthum nur dadurch bewahren könnten, daß sie ein paar hundert dänischer Dienstboten von dieser Seite der deutsch-dänischen Grenze auf die andere jagen! Wenn die Gefahren, die dem Deutschthum von diesen Elementen drohen, so grauslicher Natur sind, so steht andererseits das ergriffene Hilfsmittel in einem geradezu lächerlichen Gegensatze zu der Größe der Gefahr. Man hätte dann die Ausweisung aller 22 000 Dänen oder etwas, wie einen bethlemitischen Kindermord erwarten sollen. Statt dessen werden in Zukunft nicht mehr 22 060, sondern vielleicht nur noch 21 899 Dänen „das Deutschthum bedrohen“.

Diese Politik fordert in der That zur blutigsten Satire heraus. Es ist nicht einmal die Politik des brutalen Zwanges, der unter Umständen wenigstens die Ruhe des Kirchhofes schaffen kann, sondern es ist die Politik des unnützen Zwanges, die Politik der kleinen Nadelstiche.

Uebrigens werden diese Ausweisungen, wie es scheint, in neuester Zeit so schematisch vorgenommen, daß die gequälten Rechtfertigungsversuche der „Nordd. Allg. Ztg.“ nicht einmal allgemein zutreffen würden, selbst wenn sie gegenüber der dänischen Agitation in Nordschleswig Berechtigung hätten. Oder ist etwa das „Deutschthum“ auch an der holländischen Grenze „bedroht“? Will man es auch in Gronau in Westfalen, „den Deutschen verwehren, deutsch zu sein?“ Und betreiben auch dort die holländischen Arbeiter „in offener Empörung gegen die Landesregierung“ die „Lostrennung“ Gronaus vom Königreich Preußen?

Wie fürsorglich die Polizei dort bei den Ausweisungen verfährt, das schildert recht anschaulich der „Westf. Merkur“, das bekannte Centrumsorgan:

„Hat sich so ein nichtsahnender Arbeiter vor der hohen Polizei als „lästiger Ausländer“ entpuppt, dann wird er eines guten Morgens vor den Herrn Bürgermeister zitirt; es wird ihm angekündigt, daß er ausgewiesen ist. Auf die Frage warum? gibt's nur die eine philosophische Antwort: „Sie sind lästig“, und dann geht's unter der sicheren Begleitung eines Polizisten hinaus: nach Hause. Um sich umzukleiden? Das ist gar nicht nöthig. Um der Frau Bescheid zu sagen? Das ist überflüssig, denn die ist unterdessen von ihrer häuslichen Arbeit, vom kochenden Topfe weggeholt, um das Schicksal ihres Mannes zu theilen. Vom Herrn Bürgermeister erhalten sie die wohlgemeinte Warnung mit auf den Weg, Preußen nicht wieder zu betreten, um dort Besuch zu machen oder gar Arbeit zu nehmen, und dann werden sie wie zwei gemeine Verbrecher zur Glauerbrücke (Grenzstation) gebracht; dort setzt der Beamte sie über die Grenze und — Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein.“

Die „Germania“ macht sehr richtig darauf aufmerksam, was wir Deutsche wohl dazu sagen würden, wenn diese systematische Ausweisungspolitik im Auslande Nachahmung finden und der Spieß dann umgekehrt gegen die Hunderttausende von Deutschen gerichtet sein würde, die im Auslande Arbeit und lohnenden Erwerb finden. Diese Erwägung liegt in der That nahe, und es ist gerade kein stolzes Gefühl für uns Preußen, wenn man solchen Erwägungen gegenüber nur die Hoffnung hegen kann, daß die Polizeibehörden anderer Länder weniger engherzig sein und selbst derartigen Provokationen gegenüber nicht Gleiches mit Gleichem vergelten werden.

Aber noch eine weitere Betrachtung stellt sich ungezwungen ein. Wir verwenden einen beträchtlichen Theil unserer Volkskraft auf die Herstellung einer leistungsfähigen Kriegsflotte, die die Rechte unserer Volksgenossen im Auslande schützen und Deutschlands wirthschaftliche Interessen unter Umständen wirkungsvoll auch in den fernsten Gegenden wahrnehmen soll. Wir sind überzeugt, daß gerade jene Elemente, welche die preußische Ausweisungspolitik für ein Kraftstück staatsmännischer Weisheit halten, die nachdrücklichsten Repressalien bis zur Sprache der Kanonen verlangen würden, wenn etwa China oder Haiti nach dem Muster unserer Polizei gegen Deutsche in ihrem Territorium vorgehen wollten. Welch' ein Widerspruch! — Im Lande der chinesischen Mauer vertritt unser Auswärtiges Amt die Politik der offenen Thür, und in Nordschleswig und Westfalen wirft die preußische Polizei den Fremdling vor die Thür. In Anatolien gehen deutsche Ingenieure und Arbeiter unter dem Halbmond unbehelligt ihrem Gewerbe nach, im christlichen Staate Preußen dagegen werden harmlose Mägde und Knechte Landes verwiesen, weil sie das Deutschthum in Gefahr bringen können, wenn sie das landesverrätherische Kühemelken und Pferdestriegeln fortsetzen!

Die deutsche Volksvertretung tritt in den nächsten Tagen zusammen; sie wird es sich hoffentlich nicht nehmen lassen, die gesammte Ausweisungspolitik einer so deutlichen Kritik zu unterwerfen, daß wenigstens die Majorität des deutschen Volkes von dem Verdacht gereinigt wird, als billige sie die Politik dieses unnützen Zwanges.

Th. Barth.

Vom künftigen Papste.

Papst Leo XIII. vollendet bald das neunzigste Lebensjahr, und fast zwei Dezennien schon regiert er — ungeduldige Leute finden daher, daß er den Besten seiner Zeit genug gethan und folglich auch genug gelebt hat. Kann man sich da wundern, daß die Litteratur über das nächste Konklave schon üppig ins Kraut schießt. Männer wie Raffaele da Cesare, Berthelet, Sar Peladan haben „Das neue Konklave“ nach den verschiedensten Gesichtspunkten hin durchforscht, vor wenigen Wochen kam auch ein Jüngster, der humoristisch die ernste Frage behandelte, Aldo Chierici mit seinem Werklein „Alla conquista del Papato“, und ihm folgt in acht Tagen wieder der alte Giovanni Berthelet mit einem ernsten Buche „Il futuro Papa“. Rechnet man noch dazu, daß seit einem Lustrum von Zeit zu Zeit eine Konklaveepidemie in den Zeitungen aller Sprachen auszubrechen pflegt, so könnte man eigentlich annehmen, daß die wichtige Frage ganz klar sei. Dem ist aber leider nicht so, Leo XIII. ist ein zäher und, fast möchte man sagen, ein schadenfroher Herr; denn, hatte irgend ein Schriftsteller — was in italienischen und besonders in vatikanischen Dingen recht mißlich ist — mit tiefgründiger Ueberzeugung die „wahre Wahrheit“ prophezeit und mit Fingern auf den Kommenden gewiesen, wie weiland Johannes Baptista auf den Messias, so that ihm Leo XIII. den Tort an und überlebte wieder einmal den Verkündigten. Das bezeichnendste Beispiel hierfür war Kardinal Sanfelice von Neapel. Er war der Freund des deutschen Kaisers, und da dieser in allen romanischen Ländern, also auch in Italien hoch quotirt ist, war Sanfelice selbstverständlich der papabilissimus. Kurz nach seiner Schilderhebung starb er jedoch. In den letzten Jahren Pius' IX. hatten die Propheten mehr Glück; Ruggiero Bonghi und Journalisten wie Casalengo, Ugo Pesci u. s. w. hatten Gioachino Pecci zum Stuhlfolger erkürt, und die Geschichte gab ihnen Recht.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, schicke ich voraus, daß ich trotz des geringen Vertrauens in Prophetenweisheit doch die Werke der genannten Autoren benutze, mit Ausnahme des Buches vom „Sar“; denn dieser bewegt sich geistreich und geistreichelnd nur in mystischen Höhen und hüllt sich diesmal nicht in den Mantel des praktischen Propheten. Freilich würde ich mich gehütet haben, jetzt schon über die Aussichten des Wahlkampfes in der Cappella Sistina zu schreiben, wenn nicht die hohe Politik uns eine Frist gegeben. Aus hochpolitischen Gründen hat nämlich Leo XIII. davon Abstand genommen, in dem Konsistorium, das in einigen Wochen stattfindet, neue Kardinäle zu ernennen, das Kardinalskollegium bleibt also, wenn der Tod nicht wieder eingreift, bis zum Frühjahr unverändert, bis dahin ist also kein Dementi unserer Wahrscheinlichkeitsberechnung zu befürchten.

Naive Leute glauben immer noch fragen zu müssen, ob im nächsten Konklave ein ausländischer Kardinal wohl Chancen habe — aber auch nur naive Leute und Nichtkenner des Vatikans. Freilich ist die Zahl der ausländischen Kardinäle nie so hoch gewesen, wie augenblicklich, aber trotzdem wird der nächste Papst ein Italiener sein. So lange die römische Frage nicht gelöst ist, wird die Kurie nur einen Italiener auf den Stuhl des heiligen Petrus setzen. Das Kardinalskollegium, in welches der Tod kürzlich wieder große Lücken gerissen, wie denn überhaupt seit Leo's XIII. Regierungsantritt schon hundertdreiundzwanzig Kardinäle gestorben sind, zählt augenblicklich nur siebenundfünfzig, statt zweiundsiebzig Kardinäle, und von diesen sind fünfundzwanzig — im Sommer waren es siebenundzwanzig — Ausländer. Falls sich diese Fünfundzwanzig auf einen der Ihrigen einigten, so wie sich alle vierundzwanzig Ausländer 1878 auf den Kandidaten Pecci einigten, so wäre vielleicht ein Erfolg sicher, aber die Eifersucht der europäischen Mächte wird niemals diese Eintracht gestatten, es sei denn, daß der glückliche ausländische Kardinal ein außereuropäischer, wie z. B. Kardinal Gibbons von Baltimore, wäre — aber der ist leider als papabile ausgeschlossen; denn der Name Amerika hat im Vatikan, wo man das Moderne haßt, keinen guten Klang, und es ist noch nicht lange her, daß Gibbons als Haeretiker betrachtet wurde.

Bei dem Befähigungsnachweis zum papabile kommt es vor Allem auf die Zusammensetzung der Prüfungskommission an, folglich heißt es, die verschiedenen Schulen oder Strömungen innerhalb des Examenskollegiums zu studiren. Politisch betrachtet gibt es zwei Hauptströmungen: die intransigente und die konziliatoristische, und diese Strömungen decken sich — denn tutto il mondo è paese — mit zwei Schulen, dem Collegium Capranica und dem Collegium Apollinare. Weiß man, daß das Capranica von den Jesuiten geleitet wird, im Apollinare aber der

spezifisch römische Klerus herrscht, der sich auf mehrere den Jesuiten feindliche Orden stützt, so braucht man zur Kennzeichnung der Gegensätze nichts weiter zu sagen. Außer den politischen gibt es nun aber auch kirchliche Gegensätze; sie werden von den Kardinälen vertreten, die sich nicht um die Politik kümmern, diese im Gegentheil als Nebensache betrachten und nur das Wohl der Kirche als solche erstreben. Sie scheiden sich, je nachdem sie einen diplomatisirenden, aber einen apostolischen Papst wünschen, das heißt, einen frommen, heiligen Vater, der bloß heilig ist und nur darauf bedacht, die Kirchlichkeit als solche zu heben.

Nach diesen zwei parallel laufenden Kriterien wird sich die Wahl des papabile entscheiden. Aber jede Strömung hat auch Unterströmungen und so müssen wir, um ganz sicher zu gehen, auch dieser gedenken. Vor Allem darf man nicht vergessen, daß der Purpur seinen Träger nicht der menschlichen Schwächen beraubt, und so wird die Wahl in letzter Linie auch von diesen Schwächen beeinflußt werden. Es ist z. B. menschlich begreiflich, daß die Kamarilla eines Hofes nicht gerne einen Fürsten über sich sieht, der auch als Mensch bedeutend ist, und so beweist auch die Papstgeschichte, daß fast niemals sich in einem Konklave die Mehrheit auf einen Kardinal einigte, der schon als Kardinal markant und mächtig war. Aus diesem Grunde wurde auch nie ein Kardinalstaatssekretär zum Papste erwählt. Menschlich begreiflich ist ferner, daß Mitglieder eines Kollegiums, die durch jahrelanges Nebeneinanderleben sich und ihre Schwächen sattsam kennen gelernt haben, ungern einen ihrer Kollegen zu ihrem Chef wünschen, und so glaubt man denn, daß die Kardinäle, wenn irgend möglich, keinen der in Rom ansässigen d. h. der sogenannten Kurienkardinäle erwählen werden. Schließlich hat auch jeder Kardinal den Wunsch, selbst einmal Papst zu werden, er wird also eher geneigt sein, einem alten Herrn seine Stimme zu geben, dessen baldiger Tod freie Bahn schafft; verdankt doch auch Leo XIII. seine Wahl zum Theil dem Umstande, daß man ihn für alt und gebrechlich hielt. Zu guter Letzt muß man auch der Thatsache Rechnung tragen, daß die Kardinäle, wie alle Menschen, auch der Beeinflussung zugänglich sind; und daß die Großmächte, die Orden, die klerikale römische Aristokratie auf Pressionen nicht verzichten werden, ist selbstverständlich.

Aldo Chierici, der in seinem Buche die Meinungen der vatikanischen Hintertreppenpolitiker wiedergibt, die ja im Vatikan, wie in Italien überhaupt, eine größere Rolle spielen, als man im Norden ahnt, bezeichnet als die möglichsten Gewinner die Kardinäle Oreglia, Gotti und Svampa. Buchen wir diese Angabe, halten uns aber doch lieber als gute Deutsche, die Methode lieben, an die oben gezeichneten Strömungen, beginnen also mit den Kandidaten des Collegio Capranica, d. h. mit den Männern der Jesuiten. Als solche stehen in erster Linie Rampolla, Serafino Vanutelli, Giuseppe Sarto, Andrea Ferrari. Mariano Rampolla del Tindaro ist zu bekannt, als daß wir uns lange mit ihm zu beschäftigen brauchten. Als Liebling der Jesuiten hat er überraschend schnell Karriere gemacht. 1843 geboren, durchlief der sizilianische Bauernsohn rasch die höheren Aemter, die zum Purpur führen, 1882 war er schon Bischof von Eraclea und Nuntius in Madrid, und 1887 als Mann von vierundvierzig Jahren Kardinal und Kardinalstaatssekretär der Intransigenten, von diesen dem friedfertigen Papste aufgezwungen. Weß Geisteskind er ist, weiß man zur Genüge; seine dreibundfeindliche Politik hat ihn hinreichend als Fanatiker gekennzeichnet. Ueber seine geistige Befähigung gehen die Urtheile auseinander, sicher ist, daß er ein Mann von seltener Willenskraft, brennendem Ehrgeiz, großer Arbeitfreude und ein vollendeter Diplomat voll Weltklugheit und Menschenkenntniß ist. Aber, obschon er seine Kandidatur in jahrelanger zäher Arbeit vorbereitet hat, steht der Verwirklichung seiner Träume der Umstand entgegen, daß er Kardinalstaatssekretär ist, und als solcher eine Politik verfolgte, die nicht allgemein gebilligt und auch für die Zukunft von Vielen ihm sonst gut gesinnten Kardinälen nicht gewünscht wird, welche im Interesse der Kirche fordern, daß jeder neue Papst neue Politik mache. Serafino Vanutelli hat vor Allem den Vortheil, daß er einen Kardinal zum Bruder hat, Vincenza Vanutelli, der nur den Ehrgeiz kennt, für seinen Serafino zu wirken. Dieser ist jetzt vierundsechzig Jahre alt. Sohn eines kleinen Gutsbesitzers aus Gennazzana, dem bekannten Wallfahrtsort in den Sabinerbergen, war er schon mit dreißig Jahren in der Diplomatie beschäftigt als Sekretär des Nuntius von Mexiko. Zwei Jahre später war er in gleicher Eigenschaft in München, und hier zeichnete er sich bei den Vorarbeiten zum ökumenischen Konzil von 1869 derart aus, daß er, fünfunddreißig Jahre alt, Bischof und Delegat von Ekuador wurde. Mit Garcia Moreno zusammen arbeitete er eifrig an der Klerikalisirung dieser Republik. 1875 wurde Serafino Nuntius in Brüssel, wo er bis 1879 blieb, als die belgische Regierung die diplomatischen Beziehungen mit dem Vatikan abbrach. Von Brüssel ging die Reise nach Wien, bis der erfolgreiche Nuntius 1887 Kardinal wurde. Leo XIII. ernannte ihn bald darauf zum Erzbischof von Bologna. Vanutelli aber machte keine Anstalten auf seinen Posten zu gehen, unter dem Vorwande, daß der Staat das Exequatur verweigern würde, was auch geschah, in Wahrheit aber, weil er, vertrauend auf seine Beliebtheit im Vatikan, nicht von Rom fortgehen und seine guten Aussichten für ein baldiges Konklave nicht verlieren wollte. Jetzt ist er als papabile weniger hoch notirt. Die beiden anderen Intransigenten Giuseppe Sarto, der dreiundsechzigjährige Patriarch von Venedig, und Andrea Ferrari der erst achtundvierzigjährige Kardinal von Mailand, hätten nur Aussicht auf Erfolg, wenn die beiden Erstgenannten der intransigenten Mehrheit als noch zu wenig intransigent erscheinen würden. Aber, da diese Mehrheit noch fraglich, und übrigens ihre Wahl auch eine Kriegserklärung gegen Italien bedeuten würde, dürfte wohl keiner der Beiden ernstlich in Frage kommen.

Ehe wir zur zweiten Gruppe, zu der des Apollinare übergehen, müssen wir noch ein Moment in Betracht ziehen, das freilich nur auf religiöse Leute wirkt, das Moment der religiösen Prophezeiungen, da bisher nur von Laienweissagungen die Rede war. Man kennt den irischen Bischof Malachias, der im zwölften Jahrhundert lebte, und die künftigen Päpste in bestimmten Mottos vorhergesagt hatte. Da alle seine Wahlsprüche in der Interpretatio ex post als richtig befunden wurden, und namentlich auch bei den letzten Päpsten: so bei Pius VI. „Apostel auf Reisen", Pius VII. „Adlers Beute" (aquila rapax), weil er von Napoleon gefangen wurde, Pius IX. „Crux de cruce", Leo XIII. „lumen de coelo" — so glaubt man natürlich auch an die Papstdevise des künftigen. Diese aber lautet: Ignis ardens „brennendes Feuer". Im Laufe des Pontifikats Leos XIII. sind aber schon drei Kardinäle gestorben, auf welche die Devise paßte, Zigiari, Paracciani, die beide ein Feuer im Wappen hatten, und Hohenlohe, dessen Name schon allein das Motto rechtfertigte, und dessen Wappen zudem den Spruch eignete: „Ex flammis orior".

Dieses Moment der Prophezeiung mußte vorausgeschickt werden, um zu erklären, weshalb man gerade aus der Gruppe der Apollinarier Kardinal Svampa für den unfehlbar sicheren papabile hält. Der Name „svampa" bedeutet lodernde Flamme, außerdem war der Kardinal von Bologna als Bischof von Forli nicht nur Schutzpatron der Kirche „Unserer lieben Frau vom Feuer", sondern zeigt auch eine Strahlensonne in seinem Wappen. Domenico Svampa wurde am 13. Juni 1851 in einem kleinen Orte der Marken an der Adria geboren. Mit dreiundvierzig Jahren war er Kardinal. Als Mensch gehört er zu den superioreren Naturen, und als Papst würde er, nach eigenem Geständniß vieles ändern. Aber, was der Reuter'sche Moses zu seinem Sohne David sprach, gilt auch von ihm: Er ist zu jung, und, wenn man bedenkt, daß seit 1846 nur zwei Päpste regiert haben, müßten die jetzigen Kardinäle, falls sie den siebenundvierzigjährigen Erzbischof von Bologna wählen,

darauf verzichten, in absehbarer Zeit selbst einmal Papst werden zu wollen. Aber — die Frommen sagen, die Wahl hängt ja nicht von Menschen, sondern vom heiligen Geiste ab. Nächst Svampa sind die hervorragenderen unter den Versöhnungskandidaten Jacobini, Cretoni und Ferrata. Die Chancen von Domenico Jacobini sind seit dem Tode des „Papstmachers" und letzten Intimus Leos XIII., des Kardinals Galimberti, stark gesunken. Dürfte, wie in alter Zeit, die Stadt Rom den künftigen Papst wählen, so wäre er in Jacobini, dem Liebling der Römer, für die er sozial so viel geleistet, schon gefunden. Wie sehr man ihn früher im Vatikan gefürchtet hat, beweist der Umstand, daß er verhältnißmäßig lange Nuntius in Lissabon blieb. 1874 hatte er schon die zum Purpur berechtigende Amtsstufe erreicht, aber erst 1896 wurde er Kardinal. Domenico Ferrata, der fromme Einsiedler der Villa Hoffmann (Villa Mattei), ist dadurch bekannt, daß er zweimal Jesuitenschulen entfloh, um nach dem Apollinare zu flüchten. Er sowohl wie Cretoni kommen jedoch nur, als outsiders in Betracht, im Falle, daß die in erster Linie stehenden Kandidaten fast gleiche Mehrheiten erzielen sollten.

Falls im Konklave die „apostolische" Richtung hochkommt, und das träte ein, wenn sich Intransigenten und Konziliaten die Waage halten, kämen als hauptsächlichste papabili in Betracht: Gotti, Capecelatro, di Pietro und Pierrotti. Vor drei Jahren stand Capecelatro noch am höchsten in dieser Gruppe, aber sein Stern ist erblichen, überstrahlt vom Glanze des Namens Gotti, auf den ich schon vor zwei Jahren zum erstenmal in der deutschen Presse aufmerksam machte. Girolamo Gotti ist Genueser und Mönchsgeistlicher, er gehört dem Orden der Karmeliter an. Er hat doppelte Chancen, erstens paßt auf ihn die Devise des Erzbischofs Malachias; denn er führt eine Fackel im Wappen, und zweitens hat ihn Leo XIII. oft im Scherze seinen Nachfolger genannt. Er selbst ist zu bescheiden, um ernstlich an seine Wahl zu denken; denn er ist ein wahrhaft frommer Mann, der sich der Wahl der Kollegen nur beugen würde. Als Papst würde er auch äußerlich ein sympathischer Papst sein; denn bei stattlicher Gestalt zeigt er gewinnende, freundliche Züge. In der Oeffentlichkeit ist er nie hervorgetreten. Nachdem er General seines Ordens gewesen, ging er als Nuntius nach Brasilien und zwar just zur kritischen Zeit, als das Kaiserreich gestürzt wurde. Sein dortiges Wirken zog ihm die Freundschaft des Papstes zu. Da er vierundsechzig Jahre alt ist, steht ihm die Jugend nicht im Wege. Alfonso Capecelatro, der Erzbischof von Capua, Freund des Jesuitenpaters Curci und Biograph des berühmten Versöhnungspolitikers, Benediktinerpaters Tosti von Monte Cassino, ist wegen seiner Gelehrsamkeit bei Leo XIII., der ihn zum „bibliotecario di Santa Romana Chiesa" ernannte, hoch angeschrieben, — aber er ist schon fünfundsiebzig Jahre alt. Die beiden anderen Kardinäle, Di Pietro und Pierrotti, kommen in zweiter Linie. Der Letztere hat ebenfalls ein feuriges Wappen, hat also Prophezeiungschancen. Er ist Präfekt der päpstlichen Paläste, und als solcher in steter Berührung mit dem Papste. Angelo di Pietro kann sich einer Privatprophezeiung rühmen. Ihm wurde als fünfzehnjährigem Seminaristen von einem frommen Mönche die Tiara prophezeit. Schon als junger Priester stand er derart im Geruche der Heiligkeit, daß ihn der Bischof von Tivoli gleich nach der Primiz zu seinem Generalvikar ernannte. Di Pietro zählt siebzig Jahre.

Unter den papabili führte Aldo Chierici auch den Kardinal Oreglia auf, von der Erwägung ausgehend, daß, wer das Kreuz hat, sich auch zu segnen liebt; denn Oreglia ist Camerlengo des Papstes, und dem Kämmerling fällt bekanntlich die Interimsherrschaft, und die Leitung der Konklave zu. Vergessen darf man auch nicht, daß Leo XIII. als Kardinal ebenfalls Camerlengo war. Seine Macht steigt noch dadurch, daß er Dekan aller Kardinäle ist, weil er, seit vierundzwanzig Jahren Kardinal, Dekan der Kardinalbischöfe ist. An Macht ihm gleich kommt Lucido Maria Parocchi, der Kardinalvikar des Papstes, und der Mezzofanti der jetzigen Kardinäle. Parocchi genießt die Ehre, der Feind Rampolla's zu sein. Er gilt zwar als Intransigent, aber als ein opportunistisch gemäßigter. Immerhin ist es bezeichnend, daß er, der Jahre lang, um den Gegensatz zu Rampolla zu dokumentiren, keine politische Demonstration beliebte, bei dem letzten, für Deutschland so bezeichnenden Empfange der französischen Pilger, um Rampolla zu übertrumpfen, auf dem Festmahl eine stark französisch-chauvinistisch gefärbte Tischrede hielt. Im Kulturkampf hat er eifrig am Versöhnungswerk gearbeitet. Bei den fremden Kardinälen ist er sehr beliebt, hauptsächlich auch deshalb, weil er mit allen in ihrer Muttersprache zu reden versteht.

Im Gegensatze zu Chierici rechnen andere Vatikanjournalisten auch mit der schon oben angedeuteten Möglichkeit, daß gerade die Ohnmächtigen, die unbeachteten Kleinen durch den Zufall des Wahlkampfes Aussicht gewinnen könnten, Nachfolger Leos XIII. zu werden, und deshalb habe ich oben auch einiger „outsiders" gedacht, muß aber, um vollständig zu sein, auch denjenigen nennen, den die meisten Konklavepropheten vergessen, obgleich es sie doch gerade stutzig machen müßte, daß er, der nie genannt wurde, immer dann befördert wurde, wenn die Clique auf alle Andre, nur nicht auf ihn rechnete. Dieser Mann ist der Kardinal von Neapel, Giuseppe Prisco, der zweiundsechzig Jahre alt ist. Während die „pezzi grossi" des Vatikans ihn, den am Abhang des Vesuvs geborenen Bauernsohn, stets übersahen, ließ Leo XIII. den bedeutenden Kenner der thomistischen Philosophie nicht aus den Augen. Man war nicht wenig überrascht, als der bescheidene Studienpräfekt und Domherr, der nie Bischof war, 1896 zum Kardinal erhoben wurde. Aber das Erstaunen wurde Bestürzung, als anderthalb Jahr später Leo XIII. mit der Tradition brach, derzufolge nur ein neapolitanischer Patrizier Erzbischof der Golfstadt werden dürfe — und Prisco zum Oberhirten der Neapolitaner ernannte.

Jam fervet opus. Schon hören manche Ungeduldige im Geiste die Zimmerer klopfen, die die Kardinalszellen in der Cappella Sistina erbauen, aber Papst Leo XIII. stammt aus den Bergen der zähen und langlebigen Volsker. Freilich existirt auch eines frommen Mönches Prophezeiung, daß Leo XIII. zwanzig Jahre Pontifex sein würde. Am 20. Februar 1899 aber enden diese zwanzig Jahre; behält also der Mönch Recht, und tritt bis zu diesem Termine keine Verschiebung in der Zusammensetzung des Kardinalskollegiums ein, so sind bis dahin auch obige Zeilen gültig.

Rom. Albert Zacher.

Zum Entwurf des Hypothekenbankgesetzes.

Von den Vorlagen, die im Laufe dieses Winters an den Reichstag gehen werden, dürfte der Entwurf eines Hypothekenbankgesetzes wohl die größte volkswirthschaftliche Tragweite haben. Wenn man erwägt, daß die heute in Deutschland bestehenden 39 Hypothekenbanken am 31. Dezember 1897 einen Pfandbriefumlauf im Werth von Mark 5 566 572 750 hatten, bei einem Gesammtaktienkapital von rund 527 Millionen, so kann man sich eine annähernde Vorstellung machen, welche Interessen von einer zweckentsprechenden Abfassung des neuen Gesetzes abhängig sind. Und zwar kommt hierbei in gleicher Weise das Interesse des Realkredits wie das des kapitalkräftigen Publikums, der Pfandbriefgläubiger, in Betracht.

Die Thatsache, daß diese Kreditinstitute heute Beleihungsgeschäfte von über 5 Milliarden abgeschlossen haben, und Kapitalien bis zum gleichen Betrage in ihren Pfandbriefen investirt sind, genügt, um den Entwurf einer besonders gründlichen Prüfung zu unterziehen.

Die heute bestehenden Hypothekenbanken lassen sich vom preußischen Standpunkt aus in drei Gruppen theilen:

1. Die preußischen Normativbanken,
2. Die preußischen Nichtnormativbanken,
3. Die nichtpreußischen Banken.

Die preußischen Hypothekenbanken stehen heute unter den Normativbestimmungen vom 6. Juli 1863, die in den Jahren 1864, 1867, 1873, 1893 noch einige Erweiterungen und Abänderungen erfahren haben.

Von diesen Normativbestimmungen sind ausgeschlossen die Frankfurter Hypothekenbank, die im Genuß ihrer vor der Annexion Frankfurts begründeten Rechte verblieb, und die Preußische Central-Bodenkredit-Aktiengesellschaft, Berlin, welche durch ihr Gründungsstatut einer ständigen staatlichen Aufsicht unterstellt wurde, und dafür eine gewisse privilegirte Stellung einnimmt.

Die außerpreußischen Banken stehen unter den Bestimmungen der einzelnen Staaten, die im Wesentlichen stark von einander abweichen. In manchen Staaten fehlt es sogar gänzlich an gesetzlichen Vorschriften.

Während nun die nichtpreußischen Hypothekenbanken, besonders die süddeutschen, sich einer ziemlichen Bewegungsfreiheit erfreuen, sind die preußischen Banken durch die Normativbestimmungen in ihren Aktionen gehemmt, so daß sie den ersteren gegenüber einen schweren Stand haben.

Soll die projektirte gesetzliche Regelung wirklich der Hebung der Hypothekenbanken dienen, so muß das Gesetz die Bedingungen für ihre geschäftliche Thätigkeit möglichst einheitlich regeln und, dies sei hier vorweggenommen, in freiheitlichem Sinn.

Denn da die bei Inkrafttreten des Gesetzes bestehenden Hypothekenbanken gemäß § 34 des Entwurfs das Recht behalten sollen, die ihnen bisher erlaubten Geschäfte in gleichem Umfang weiter zu führen, und außerdem die einzelnen Staaten das Recht haben werden, Ausnahmen aan den im Gesetz vorgeschriebenen Beschränkungen des Geschäftsbetriebs zu bewilligen (§ 5 letzter Absatz), so ist vorauszusehen, daß, sofern nicht die Vorschriften des Entwurfs gemildert werden, die preußischen Normativbanken in der Zwangsjacke, die nichtpreußischen Banken mit aller Ellbogenfreiheit arbeiten werden.

Was nun den Inhalt des Entwurfs betrifft, so seien im Folgenden besonders die Punkte herausgegriffen, die mit den Bedürfnissen der Hypothekenbanken am schroffsten in Widerspruch stehen.

§ 5 schreibt vor, welche Geschäfte die Hypothekenbanken neben dem Beleihungsgeschäft und der Pfandbriefausgabe betreiben dürfen.

1. Hierbei kommt zunächst das Effektenkommissionsgeschäft in Betracht.

Nach § 5 Ziffer 4 ist den Hypothekenbanken der kommissionsweise Ankauf und Verkauf von Werthpapieren gestattet, „mit der Maßgabe, daß die Ausführung der Kommission nur geschehen darf, wenn die Bank bei einer Einkaufskommission die Deckung, bei einer Verkaufskommission die Werthpapiere im Besitz hat“.

Dieser Bestimmung liegt eine Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse zu Grunde. Da die Ankaufsordres oder die Verkaufsordres in der Regel separat geschickt werden, erfolgt die Ankunft der Deckung (Geld oder Effekten) meistens nach Ankunft der Ordres, häufig nachdem die Ordre an der Börse schon effektuirt ist. Muß nun die Hypothekenbank mit der Ausführung der Ordre warten, bis die Deckung eingetroffen ist, so tritt häufig wegen Schlusses der Börse eine Verzögerung ein, welche beim Wechsel der Kurse das ganze Geschäft illusorisch macht. Diese Bestimmung würde also das Effektenkommissionsgeschäft der Hypothekenbanken vollständig unterbinden und dadurch die Banken erheblich schädigen, da in der Regel der Ankauf der Pfandbriefe nicht durch Geldsendungen, sondern durch gleichzeitige Effektenverkaufsordres geschieht. Daß das Geschäft für die Banken durchaus sicher ist, beweist der Umstand, daß es von den 39 Hypothekenbanken nur einer einzigen statutenmäßig verboten ist, während die Statuten von 15 Banken mit zusammen rund 256 Millionen Aktienkapital es ausdrücklich zulassen. Der augenscheinliche Zweck der Regierungsvorlage ist offenbar der, den Hypothekenbanken zu verbieten, auf eigene Rechnung zu spekuliren. Allein das Mittel schießt weit über diesen Zweck hinaus. Das in den älteren Normativbestimmungen enthaltene Verbot, Spekulationsgeschäfte auf eigene Rechnung zu machen, würde mit Bezug auf Effektenkommissionsgeschäfte den gleichen Zweck erfüllen, ohne die Banken so erheblich zu schädigen.

2. Aehnlich liegt der Fall mit dem Depositengeschäft. § 5 Ziffer 5 gestattet den Hypothekenbanken die Annahme von Sachen zum Zweck der Hinterlegung, jedoch mit der Maßgabe, daß der Gesammtbetrag des hinterlegten Geldes, welches die Bank zu verzinsen und ohne vorgängige Kündigung des Hinterlegers oder mit einer Kündigungsfrist von weniger als einem Monate zurückzuzahlen hat, ein Drittheil des eingezahlten Grund- oder Stammkapitals nicht übersteigen darf“. Diese Bestimmung hat den Zweck, zu verhüten, daß eine Hypothekenbank in kritischen Zeiten über ihre bereiten Mittel in Anspruch genommen werde. Indessen ist das Depositengeschäft mit diesen Einschränkungen illusorisch, da erfahrungsgemäß die Banken in kritischen Zeiten sich nicht an die längeren Kündigungsfristen halten können.

Andererseits ist die Zuführung von Depositen an Hypothekenbanken erwünscht, weil dadurch ein Verstärkung der liquiden Mittel herbeigeführt wird.

Das Bedenklichste ist an dieser Bestimmung, daß sie zur ungleichen Rechtsstellung der Banken beiträgt. Theils in Folge lokaler Verhältnisse, theils wegen der einschränkenden Normativbestimmungen, sind es heute nur 16 Banken, welche Depositengeschäfte machen. 14 oder 15 dieser Banken können sie gemäß § 34 auch nach Inkrafttreten des Gesetzes ohne die Einschränkung des § 5 noch weiter betreiben. Es bleiben daher, abgesehen von einer nichtpreußischen Bank, nur 7 preußische Normativbanken übrig, welche hauk dieser Einschränkung von den Depositengeschäften ausgeschlossen sehen würden.

3. Abs. 2 des § 5 schreibt für den Ankauf von Wechseln und anderer Werthpapiere als eigener Hypothekenpfandbriefe durch Hypothekenbanken die Anwendung der für die Reichsbank geltenden Vorschriften vor. Gewichtige Gründe sind für diese Bestimmung nicht vorhanden, da die Leiter der Hypothekenbanken im Allgemeinen Erfahrung genug besitzen, um sich vor der Erwerbung unsicherer Wechsel oder Werthpapiere zu schützen, während die für die Reichsbank vorgeschriebene Auskunftseinziehung über die Bonität der Wechselverpflichteten einen kostspieligen Apparat voraussetzt und den Verkehr mit den Kunden erschwert. Die Geschäftsführung der einzelnen Banken ist durchaus verschieden und so auch die Art und Weise, die größeren Geldmittel, die sich naturgemäß zu gewissen Zeitpunkten ansammeln, anzulegen. Aber jedenfalls ist auch hier die Gewährung größter Bewegungsfreiheit die beste Förderung der Banken.

4. Von einschneidender Bedeutung für die Hypothekenbanken und von größter sozialpolitischer Bedeutung ist die Frage der Beleihung der Bauplätze und Neubauten durch die Hypothekenbanken. § 12 des Entwurfes bestimmt nämlich, daß die Hypotheken an Bauplätzen und Neubauten, letztere so lange die Gebäude nicht fertiggestellt oder ertragsfähig sind, von der Verwendung zur Unterlage von Hypothekenpfandbriefen ausgeschlossen sind.

Daß dadurch die Beleihung der Baustellen und Neubauten für die Hypothekenbanken unmöglich wird, liegt auf der Hand.

Was nun die bisherige Lage betrifft, so haben bisher 27 Hypothekenbanken mit einem Gesammt-Pfandbriefumlauf von über 4 Milliarden bezüglich der Baugelderhypotheken

freie Hand. Beschränkt sind die 7 preußischen Normativbanken und 5 andere Banken. Es sollen nun unter Anwendung der Normativbestimmungen auch diese 27 Banken von der Beleihung von Neubauten ausgeschlossen werden.

Die Gründe, welche diese Maßregel rechtfertigen sollen, sind zweifacher Art.

I. Der erste Grund und auch der einzige, der überhaupt aus den Zwecken des Gesetzes zu erklären ist, ist der, daß diese Hypotheken keine genügende Sicherheit für die Pfandbriefe bieten können. Dem ist nun zunächst entgegen zu halten, daß die Hypothekenbanken, die solche Geschäfte machen, und es ist deren die große Mehrzahl, bisher keine schlechten Erfahrungen aufzuweisen haben. Sie umgeben sich bei Abschätzung der unfertigen Bauten mit solchen Kautelen und bemessen die Höhe der Beleihungssumme derart, daß eine ernstliche Gefahr durchaus ausgeschlossen erscheint. Die Baugelderdarlehne werden im Gegentheil von Direktoren, welche solche Geschäfte während langer Jahre abgeschlossen haben und große Erfahrung auf diesem Gebiet besitzen, als die sichersten und vortheilhaftesten Beleihungen bezeichnet, weil die Banken in der Lage sind, den Bau in allen seinen Stadien von dem Beginn der Erdarbeiten an bis zur Ertheilung des Gebrauchsabnahmescheins genau zu kontrolliren und daher den Materialwerth des fertigen Baues besser zu beurtheilen, als wenn die Beleihung erst nach Fertigstellung erfolgt. Der Vortheil der Baugelderdarlehne ist der, daß sie sich in der Regel etwas höher verzinsen, als andere, und in ihrem endgültigen Betrage 10—15 Proz. niedriger stehen als die Hypotheken auf fertigen Grundstücken. Es liegen keinerlei feste Anhaltspunkte vor, ihre Bonität in Zweifel zu ziehen.

II. Der zweite Grund, der für diese Einschränkung geltend gemacht wurde, liegt auf einem ganz anderen Gebiet, das mit dem Gegenstand des Hypothekenbankgesetzes nichts zu thun hat. Es soll dadurch ein Mittel gegen den sogenannten „Bauschwindel" geschaffen werden, nämlich gegen die in Berlin und den Vororten zu Tage getretene Erscheinung, daß mittellose Bauunternehmer die Baugelder in die eigene Tasche stecken und die Bauhandwerker um ihren Lohn bringen. In dieser Argumentirung liegt insofern ein Irrthum, als der auf dem Gebäude haftende Realkredit, den die Hypothekenbanken gewähren, mit dem persönlichen Kredit verwechselt wird, den die Bauhandwerker dem Unternehmer einräumen. Und jedenfalls sind bezüglich dieses letzten Punktes die Bauhandwerker nicht immer von dem Vorwurf der Fahrlässigkeit freizusprechen, sich mit Leuten einzulassen, deren Unsolidität ihnen bekannt ist oder leicht festgestellt werden könnte. Eine Reform hätte jedenfalls an diesem Punkte einzutreten.

Die durch die Bestimmung des § 12 des Entwurfs vorgesehene Maßregel würde ihren Zweck deswegen nicht erfüllen, weil die Garantien, die die Ueberwachung der Neubauten durch die Hypothekenbanken für die Herstellung solider Bauten bietet, noch in Wegfall kämen und ein wirklicher Bauschwindel indirekt veranlaßt würde, wie wir ihn in den siebziger Jahren in Berlin sattsam erlebt haben.

Es wird aber dabei auch übersehen, daß der sogenannte Bauschwindel eine lokale Erscheinung ist, die nur in Berlin und seinen Vororten auftritt, während die Bestimmung des Entwurfs jede Großstadt Deutschlands auf das Empfindlichste schädigen würde.

Es ist eine Thatsache, daß die der Bevölkerungszunahme entsprechende bauliche Entwickelung der Großstädte zum überaus größten Theil durch die Darlehen der Hypothekenbanken ermöglicht wird. Ein Verstopfen dieser Quelle muß eine Stockung im Baugeschäft und eine Wohnungsnoth zur Folge haben, wie wir es in diesen Tagen in Charlottenburg erlebt haben, und zwar als unmittelbare Konsequenz der Veröffentlichung des Entwurfes. Das Privatkapital kann diesen Ausfall, der in Berlin auf nahezu 200 Millionen zu beziffern ist, nicht decken, und so würde schließlich das Großkapital sich zu Baufyndikaten vereinigen, denen die mittleren Handwerker zum Opfer fallen müßten. Die Wirkung würde also gerade die entgegengesetzte sein, als die von gewissen Kreisen behauptete. Es ist daher dringend zu verlangen, daß die Hypothekenbanken in ihrer sozial so eminent wichtigen Förderung des Baugeschäfts nicht gehemmt und die Hypotheken auf Baustellen und Neubauten zur Pfandbriefunterlage frei gegeben werden.

5. Es wurde schon Eingangs erwähnt, daß es eine der Hauptaufgaben des Gesetzes sein soll, die Lage der Hypothekenbanken möglichst einheitlich zu gestalten. Dies gilt ganz besonders von der Frage der Mündelsicherheit der Pfandbriefe. Von den bestehenden Hypothekenbanken genießen heute 12 Hypothekenbanken mit 44 Proz. des Pfandbriefumlaufs Mündelsicherheit, während sie sämmtlichen preußischen Banken versagt ist.

Gerade die staatliche Organisirung und Aufsicht der Hypothekenbanken rechtfertigt die Forderung, allen Hypothekenbanken Mündelsicherheit zu gewähren, die als ein Korrelat der vielfachen Hemmungen zu betrachten wäre, denen der Entwurf sie aussetzt.

Ferdinand Svendsen.

Wissenschaft und Margarinefabrikation.

Der sogenannte „Margarinegesetzentwurf" aus dem Jahre 1897 war begleitet von einer Schrift, die folgenden Titel führte: „Technische Erläuterungen zu dem Entwurfe eines Gesetzes betreffend den Verkehr mit Butter, Käse, Schmalz und deren Ersatzmitteln"; der Verfasser war Karl Windisch, ständiger Hilfsarbeiter im Kaiserlichen Gesundheitsamt*).

In dieser Abhandlung findet sich auf Seite 12 die folgende Bemerkung:

„Schließlich dürfte noch die Frage zu erörtern sein, ob es möglich ist, durch andere künstliche Zusätze als durch Milch oder Milchpräparate der Margarine ein butterähnliches Aroma zu verleihen. Für den Fall, daß ein Verbot der Verwendung von Milch in irgend einer Form bei der Margarineherstellung erginge, würde das Bestreben der Margarinefabrikanten darauf gerichtet werden, den Geruch der Margarine durch andere Zusätze butterähnlich zu machen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dies bis zu einem gewissen Grade gelingen wird."

Hier ist also bereits mit der Möglichkeit gerechnet, daß zur Herstellung von Margarine, als Genußmittel, die Milch vollständig entbehrt werden kann.

Bekanntlich hat dann das Margarinegesetz die Verwerthung von Milch bei der Margarinefabrikation nicht vollständig verboten; das Gesetz beschränkt sich darauf, „die Verwendung von Milch oder Rahm bei der gewerbsmäßigen Herstellung von Margarine, sofern mehr als 100 Gewichtstheile Milch oder eine dem entsprechende Menge Rahm auf 100 Gewichtstheile der nicht der Milch entstammenden Fette in Anwendung kommen", zu verbieten. Dieses Verbot hat seinen Ursprung nicht darin, daß durch eine solche Mischung die Margarine etwa gesundheitsgefährlicher wird; sondern ganz im Gegentheil, sollte das Verbot verhindern, daß die Margarine wohlschmeckender und der Gesundheit zuträglicher werde. Es sollte die Konkurrenzfähigkeit der Margarine gegenüber der Butter so viel als irgend möglich im agrarischen Interesse herabdrücken. Die latente Färbung, die Trennung der Verkaufsräume von Butter und Margarine waren eben soviele Maßregeln, die demselben Zwecke zu dienen bestimmt waren.

*) Berlin. Julius Springer 1896.

Nun ergab sich Folgendes: Nach einer Statistik, die uns vorliegt, und die annähernd richtig sein dürfte, steckten im Jahre 1897 in großen Margarinefabriken etwa 40 Millionen Mk Anlage- und Betriebskapital gegen 30 Mill. vor Erlaß des Gesetzes; und von 1887 hat sich bis 1897 das produzirte Quantum im Werthe von 24 Millionen auf 94½ Millionen Mk. gesteigert; die Steigerung von dem Zeitpunkt vor Erlaß des Gesetzes bis nach Erlaß beträgt 30 Millionen Pfd., sodaß also das Gesetz genau die entgegengesetzte Wirkung hatte, die die Agrarier beabsichtigten; und das ist nicht so verwunderlich. Ein großer Fabrikant gab die Erklärung hierfür in folgender Weise: Durch den agrarischen Kampf gegen die Margarine ist für dieselbe eine riesige und völlig kostenlose Reklame gemacht worden. Es ist richtig, daß die Agrarier mit allen Mitteln der Bevölkerung die Margarine zu verekeln suchten; aber sie lenkten zugleich damit die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf die Margarine. Und gerade die übertriebene Erbitterung der Agrarier führte dazu, daß immer zahlreichere Personen sich, wenn auch nur aus Neugierde, entschlossen, wenigstens einmal einen Versuch mit der soviel besprochenen Margarine zu machen, um dann, angenehm enttäuscht, sie als ein billiges und sehr brauchbares Volksnahrungsmittel zu erkennen. So hat denn die Agitation der Agrarier thatsächlich der Ausbreitung des Margarineverbrauches Vorschub geleistet; es ist das nicht das einzige Beispiel, daß der Bund der Landwirthe jene Kreise unmittelbar geschädigt hat, für die er einzutreten behauptet; der Ausbreitung der Margarine kam dann noch zu statten, daß der Preis für dieselbe von 60 Pf. auf 45 Pf. im Laufe von 10 Jahren und um 10 Pf. von 1896 auf 1897 herabgegangen ist.

Unmittelbar ist auch heute noch — abgesehen von der Verwendung thierischer Fette und der nicht unerheblichen Lieferung an Holz für Fässer 2c. — die Landwirthschaft bei der Margarineproduktion durch die Abgabe von Milch interessirt. In den Jahren 1894 bis 96 wurde der Milchverbrauch der Margarinefabriken auf 50 Millionen Liter zu 12 Pf. gleich 6 Millionen Mark und 1897 auf 60 Millionen Liter im Betrage von über 7 Millionen Mk. geschätzt; das schließt aber freilich nicht aus, daß der Bund der Landwirthe einen solchen hervorragenden Abnehmer landwirthschaftlicher Produkte nach wie vor zu ruiniren sucht.

Der Weg, den eine Entdeckung bis zu ihrer Vollendung durchlaufen hat, ist nicht leicht zurück zu verfolgen. In dem Falle aber, von dem nunmehr gesprochen werden soll, läßt sich das doch bis zu einem gewissen Grade ermöglichen.

Stellte sich die agrarische Agitation die Aufgabe, die Margarinefabrikation nach Möglichkeit einzuengen und zu schädigen, und hatte man gehofft, eines der Mittel dieser Schädigung darin zu finden, daß die Prozente des Milchzusatzes zur Margarine gesetzlich festgelegt wurden, während die Beimischung von Butter oder Butterschmalz überhaupt verboten wurde, so mußte damit unmittelbar die Frage angeregt werden, ist die Margarinefabrikation nicht vielleicht im Stande, die ihr auferlegten Fesseln überhaupt abzustreifen, indem sie auf den Zusatz von Milch oder Butter und Butterschmalz gänzlich verzichtet und nunmehr eine Waare herstellt, die die Butter ersetzt, und doch weder Milch noch Butter oder Butterschmalz enthält. Mit einem Worte: kann bei der Feindschaft der Agrarier die Emanzipation der Margarinefabrikation von der Landwirthschaft noch um einen Schritt gefördert werden?

An die Spitze dieser Ausführungen ist ein Ausspruch von Dr. Windisch gestellt worden, aus dem hervorgeht, daß die wissenschaftlichen Kreise schon damals eine Entwicklung dieser Art in den Bereich der Berechnung gezogen haben. Und wenn die Voraussetzungen der neuen Entdeckung auch andere sind, als damals angenommen wurde, so ist doch das Ergebniß genau von der Art, wie Dr. Windisch es als möglich hingestellt hat.

In der That ist es auf Grund einer Idee von Geh. Rath Liebreich, die Dr. Hugo Michaelis, den auch die Leser der Nation aus Beiträgen kennen, weiter ausgearbeitet hat, gelungen, eine Margarine herzustellen, die ohne irgend welchen Zusatz thierischer Milch erzeugt wird. Diese Publikation liegt uns vor.

Die Bedeutung der thierischen Milch bei der Fabrikation von Margarine ist im Allgemeinen bisher nicht richtig beurtheilt worden. Der Milchzusatz ist vor Allem aus einem Grunde geboten; er soll die Fette in einen emulsionsartigen Zustand überführen; das heißt das flüssige Fett wird durch die Milch in kleine neben einander liegende Kügelchen umgewandelt, genau wie auch die Butter aus solchen Kügelchen besteht, und diese Kügelchen sind darum so wichtig, weil sie, wie sie die Verdauung der Butter erleichtern, so auch das Fett erst nach Umwandlung in solche Kügelchen in höherem Grade verdaulich machen und damit den Nährwerth desselben bedingen. Also nicht der Farbe oder des Geschmacks wegen wird der Margarine Milch beigemischt, sondern um auch die thierischen Fette in einen emulsionsartigen Zustand zu versetzen; einen Zustand von der Art, wie ihn die Butter darstellt.

Diese Emulsion ohne Milch zu erzeugen, ist jetzt dadurch geglückt, daß statt thierischer Milch Mandelmilch zur Verwendung gelangt. Aeltere Versuche, statt Milch Wasser zu benutzen, haben zu Ergebnissen von bleibendem Werth nicht geführt. Jetzt soll für die Margarinefabrikation die aus süßen Mandeln gewonnene Milch statt thierischer Milch zur Verwendung gelangen. [redacted]

Der bisherige Fabrikationsbetrieb der Margarine erfährt durch dies neue Verfahren eine nur ganz unwesentliche Umwandlung. Die Maschinenanlagen können unverändert bleiben, und es wird nur nöthig sein, in einem kleinen Raum die nöthigen Anlagen von minimaler Kostspieligkeit herzustellen, um aus süßen Mandeln Mandelmilch zu gewinnen. Die neue Fabrikationsmethode erfordert also keine irgendwie ins Gewicht fallende neue Kapitalsanlagen und auf Grund dieser neuen Fabrikation wird sich die Margarine um ca. 10 Proz. billiger herstellen lassen als bisher, so daß der Absatz sich noch erweitern kann, was einen neuen Gewinn für die Volksernährung darstellt.

Dieses neue Fabrikat, das den Namen „Mandelbutter" erhalten könnte, darf sich an Nahrungswerth der Butter aus thierischer Milch durchaus zur Seite stellen; aber wäre die Mandelbutter auch nicht völlig gleichwerthig, so ist sie doch soviel billiger, daß die Bevölkerung jeden möglichen Ausfall durch Zuführung einer entsprechend größeren Menge von Nahrungsstoffen wett machen kann und sich dann in Bezug auf die Ernährung immer noch besser stehen wird. Der Geschmack der Mandelbutter ist angenehm und endlich kommt zu dem positiven Gewinn, den der billigere Preis darstellt, noch ein ganz entscheidender Vortheil auf hygienischem Gebiet hinzu.

Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß Milch krankheitserregende Bacillen, namentlich Tuberbacillen in großen Mengen enthalten kann; auf Butter trifft dasselbe zu. Windisch sagt hierüber:

„Eine . . . Infektionsquelle für die Margarine ist die bei ihrer Herstellung angewandte Milch . . . In Bezug hierauf ist aber die Margarine wahrscheinlich besser gestellt als die Naturbutter. Denn zur Herstellung der letzteren braucht man ganz beträchtlich mehr Milch als zur Herstellung der Margarine."

Es ist klar, daß damit auch die Gefahr eine größere ist; denn ist die Milch der Träger von Krankheitserregern, so ist die Infektionsgefahr um so größer, wenn nur Milch zur Butter verwandt wird, und um so geringer, wenn wie bei der Margarine nur ein kleiner Zusatz von thierischer Milch stattfindet. Diese Bedrohung schwindet aber gänzlich, wenn für die Margarine überhaupt keine thierische,

sondern nur noch Pflanzenmilch zur Verwendung gelangt, und da schädliche Bestandtheile in den thierischen Fetten durch Erhitzung leicht unschädlich gemacht werden können, so würde die Mandelbutter ein hygienischen Anforderungen in hohem Grade entsprechendes Volksnahrungsmittel darstellen.

Das sind die leitenden Gesichtspunkte bei der Erfindung gewesen, und wenn es auch nicht unmöglich ist, daß die völlig geglückten Versuche im Kleinen bei der Fabrikation im Großen zu einer bisher übersehenen Schwierigkeit führen, so ist doch jedenfalls hier ein Weg gewiesen, der durchaus gangbar erscheint und der zu einem sehr erfreulichen Ziele führt, zu einer Verbilligung der Lebenshaltung des Volkes; und das billigere Nahrungsmittel steht an Güte und Nahrungswerth dem theureren nicht nach; übertrifft es aber noch in Bezug auf einen Punkt; es ist frei von den die Gesundheit bedrohenden Bakterien, deren Träger die Milch sein kann.

Ganz zweifellos wird diese Erfindung, die hier als eine segensvolle und erfreuliche bezeichnet worden ist, in den agrarischen Blättern sogleich eine teuflische und niederträchtige genannt werden. Denn mit der Kurzsichtigkeit, die den Agrariern eigen ist, wird man in diesen Kreisen nur die eine Thatsache ins Auge fassen, daß nämlich die Verwendung von Mandelmilch die Verwerthung der Thiermilch beeinträchtigt, und man wird nicht in Betracht ziehen, daß jede Ersparniß im häuslichen Budget des Volkes eine Aufbesserung der allgemeinen Lebensführung im Gefolge hat, daß durch solche Ersparniß für die theureren Genußmittel, namentlich für Fleisch, die Absatzmöglichkeiten erweitert werden. Daß die hygienischen Vortheile dem Egoismus der Agrarier überdies gleichgültig erscheinen, ist unzweifelhaft.

Den Weg der die Menschheit fördernden Wissenschaft werden solche Agitationen nicht sperren; im Gegentheil; es ist bei der Geschichte der Erfindung, von der hier berichtet worden ist, vielleicht die politisch-instruktivste Einzelheit der Umstand, daß gerade der gesetzgeberische Druck der gegen die auf gesunden Grundlagen ruhende Margarinefabrikation zur Anwendung gelangte, das wissenschaftliche Denken auf ein neues zu lösendes Problem besonders energisch hinwies; dieses Problem scheint jetzt gelöst zu sein, und damit ist für die Margarinefabrikation die Verwendung thierischer Milch entbehrlich gemacht.

Eine erfreuliche Gewißheit entnimmt man solchen Erfahrungen immer erneut. Keine Gesetzgebung der Welt kann bleibend den menschlichen Fortschritt aufhalten; jedes Zurückdrängen der Entwicklung führt nur zu einem neuen, um so siegreicheren Anlauf jener Mächte, die Träger des intellektuellen und wirthschaftlichen Aufschwunges sind, und unsere Agrarier werden, obgleich ihnen die Regierungsgewalt in leider viel zu hohem Grade dienstbar ist, vor bitteren Enttäuschungen doch nicht eher bewahrt sein, bis sie, statt sich dem Fortschritt entgegenzustemmen, auch ihrerseits für die Landwirthschaft den kaufmännischen und wissenschaftlichen Fortschritt in immer höherem Grade und mit immer größerer Gewandtheit und Schnelligkeit sich dienstbar zu machen suchen.

P. Nathan.

Puvis de Chavannes.

Als Zwanzigjähriger lernte ich einen einsiedlerischen Maler kennen, der es niemals zu großen Erfolgen gebracht hat, vielleicht weil doch sein thatsächliches positives Können wie bei manchen neueren Deutschen, jenem Höchsten in der Kunst nicht entsprach, dem er mit der ganzen Kraft seiner Seele nachstrebte. Doch hatte er hohe und seltene Begriffe von seiner Kunst. Ein Abscheu war ihm jedes Kunstwerk und jeder Künstler, die durch den Stoff wirken wollten. Die gepriesene Historienmalerei unserer Akademien, die so lange für das Höchste gelten durfte, stellte er nicht ein Haar höher als die Histörchen-Malerei, die man Genre zu nennen pflegt; er stellte sie tiefer, tiefer als einen gemalten Witz, weil sie, bei all ihrem theatralisch gespreizten und pompösen Auftreten, inhaltlos und geistlos war durch und durch, eine Orgie des rohen Stoffes, ein Pathos ohne Poesie, eine trostlose Prosa. Mir jungem Menschen suchte er klar zu machen, daß die Wirkung eines Gemäldes, das ein Kunstwerk ist, dieselbe sei, wie die guter Musik, unabhängig vom Stoff, unübersetzbar in die Sprache, undenkbar mit dem Verstand. Keiner Kunst sei die Malerei so verwandt, wie der Musik, und nicht umsonst habe unsere Sprache für das Ausdrucksmittel beider ein und dasselbe Wort, das Wort „Töne". „Zarte Liebe denkt in Tönen", habe Tieck gemeint; wenn man das Wort auf die Musik wie auf die Malerei verwende mit dem Accent auf „denkt", so habe man eine ganze Aesthetik ausgesprochen.

Drei Meister verehrte mein Freund unter den neueren Deutschen, Anselm Feuerbach, Arnold Böcklin und Hans von Marées. Von dem letztern, als dem wenigst bekannten, sprach er am liebsten. Er suchte mir eine Idee davon zu geben, was dieser einsame und unverstandene Künstler mit seinen Bildern angestrebt habe, welche hohe Ahnung einer stillen und heiligen Schönheit in geträumten Götterwelten diese Bilder erwecken trotz ihrer Unfertigkeit. Und ich brannte vor Begierde, das Werk des unglücklichen und tödtlich besiegten Malertitanen kennen zu lernen.

Ohne diesen Wunsch erfüllt zu sehen, ging ich damals nach Paris. Wenn mein einsiedlerischer und sehr abseitsstehender Freund von den neueren Franzosen sprach, rühmte er mit großer Selbstbescheidung immer eins: das umfassende positive Können, das ehrliche Streben im Handwerk, worin sie den Deutschen von heute — vielmehr von damals — als leuchtende Muster dienen mußten. Aber das Letzte und Höchste in der Kunst schien er bei den Franzosen nicht zu finden und auch nicht zu erwarten. Ich freute mich vor allem auf den Louvre; denn ich hatte auch von alten Bildern noch wenig Gutes gesehen.

Aber ehe ich den Louvre nur zu betreten Gelegenheit fand, führte mich der Zufall in die neue Sorbonne, in deren Amphitheater ein berühmter Kathederredner Vorträge über Voltaire hielt. Ich erwartete dort nicht wenig, aber etwas ganz anderes erlebte ich; ich erlebte das Größte, eine überwältigende Offenbarung, nicht über Voltaire und den Geist des 18. Jahrhunderts, sondern über die heilige ewige Kunst und ihr inneres unaussprechbares Wesen.

Das Amphitheater der neuen Sorbonne ist an sich schon vielleicht der schönste Hörsaal der Welt. Dazu besitzt er einen Schatz, der den schönen Raum im höchsten Sinn zu einem Heiligthum macht. Ich fühlte mich bei meinem Eintreten wie von einem neuen höheren Licht umfangen. Ich stand wie vor einer Vision. Alle dunklen Ahnungen, die mein Freund mir in der Seele erweckt hatte, wenn er von den künstlerischen Absichten seiner verehrten Marées sprach, sie standen plötzlich vor mir als deutliche, als farbige, als lebendige Anschauung.

Was ich sah, war so etwas wie der Olymp und seine Bewohner, oder Apollo und die neun Musen. Oder es war auch etwas anderes, richtig, ich hatte davon gehört, die Frauengestalt in der Mitte war die heilige Sorbonne selber. Aber ich hätte davon nicht eine Silbe zu wissen brauchen, Götter hätte ich dennoch gesehen, d. h. göttliche Menschheit. Und heilig und ewig in ihrer schönen Jugend hätte ich all die Gestalten empfunden und die Landschaft, in der sie ruhten oder wandelten. Dennoch hatte keine etwas gewollt Uebermenschliches, und ihre Schönheit war nichts, was mit Begriffen und Regeln zu fassen gewesen wäre; ihre Schönheit war — ich finde keinen anderen Ausdruck — ein stilles Geheimniß. Und diese göttlichen Gestalten, diese Lorbeerbäume, diese Wiesen mit Blumen, dieses Licht vom heiteren Himmel, das Ganze in seiner künstlerischen Einheit fluthete mir entgegen als Musik. Diese Malerei wirkte wie Musik. Aber nicht wie eine beliebige. Nicht wie eine pathetische

Musik. Nicht wie laute Musik. Nicht wie Wagner-Musik zum Beispiel. Gar nicht. Das war eine stille, heilige, freudige Musik, die die Seele froh machte und andächtig zugleich. Es war, wenn man so will, eine christliche Musik, trotzdem sie eigentlich vom Olymp ausging. Sie lag eben nicht im Stoff, das war klar, sondern im künstlerischen Ausdruck.

So lernte ich Puvis de Chavannes kennen. Und es war gleich die Krone seiner Werke, mit der er mir zuerst entgegentrat. Ich erlebte damit aber zugleich auch eine auffallende und seltene Kontrastwirkung. Denn größere Gegensätze lassen sich nicht denken, als der Geist, der unten im Saal durch den Vortrag des Redners lebendig wurde, und der Geist, der oben aus den Farben sprach. Dort der große Geistreiche des 18. Jahrhunderts, der diabolisch frechste, der boshafteste, der frivolste aller großen Geister, der große Hasser, der große Cyniker, der große Spötter, der große Hohnlacher, der große Blasphemist — der Mann, auf den Schiller sein „Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen" gemünzt hat; und oben in der Höhe, gleich einem **Gloria Deo in excelsis et in terra pax**, ein heiliger Hymnus vom ewigen Frieden und ewiger seliger Liebe einer göttlich geträumten schönen Menschheit, ein Hymnus, in dem jeder Ton, nämlich jede Farbe, von seligen Dingen sang, von stillem, heimlichem Glück, von leidenschaftsloser, ungetrübter Freude. Von einem solchen Werk aber geht eine zwingende Kraft aus. Das nimmt uns in seinen Bann, wir wissen nicht wie. Wir werden unwillkürlich fromm wie das Werk selbst,

> Und wir verehren
> Die Unsterblichen,
> Als wären sie Menschen,
> Thäten im Großen,
> Was der Beste im Kleinen
> Thut oder möchte.

Unter diesem Bilde wurde über Voltaire gesprochen, und der Redner auf dem Katheder war wie von Voltaire angesteckt; sein Held schien ihm von der eigenen Giftigkeit mitgeteilt zu haben, er hatte immer tausend giftige Bosheiten auf der Zunge gegen den großen Boshaften des 18. Jahrhunderts.

* * *

Das Hervorstechendste an unserer Zeit ist Disharmonie; harmonische Menschen sind Fremdlinge in ihr und harmonische Werke scheinen unmöglich. Puvis de Chavannes schuf dennoch solche Werke. Aber er wurde mit einer seiner herrlichsten Schöpfungen in einen Raum verwiesen, wo in seine stille heilige Musik immerfort die häßlichsten Dissonanzen hineinschreien dürfen, obwohl der Raum ein Tempel sein will. Ich meine das Pantheon. Was Puvis de Chavannes hier malte ist Poesie, was die anderen mit akademischer Routine vor ihm gemalt haben, ist entweder nüchterne historische Kostümkunde oder politisches Pathos, und meistens pöbelhaft schreiendes Pathos, dessen ganzer Text und Sinn nichts weiter bedeutet, als ein gedankenloses Vive la République, das aber von Zeit zu Zeit kleine liebliche Variationen annimmt, wie etwa „Nieder mit Zola" oder „Nieder mit Dreyfus". Nicht nur passen die zarten stillharmonischen Farbenakkorde des Meisters nicht dahinein, auch seine Heilige selber muß sich in der Gesellschaft unbehaglich fühlen.

An sich aber ist die Genovefen-Legende im Pantheon eines der rührendsten und innerlichsten Werke des Malers. Die christliche Legende spielt sonst kaum eine Rolle in seinen Werken; aber diese heilige Genovefa, deren geheimnißvoll keltischer Name eine Jungfrau bedeutet, die Zauberkränze windet, dieses Hirtenmädchen von Nanterre, diese Vorläuferin der Johanna von Arc, hat es ihm angethan, und als ein Künstler, der sich im Gegensatz fühlte zu seiner Zeit, mochte es ihm eine große Genugthuung gewesen sein, eine Nationalheilige zu verherrlichen, die mit den Götzen des Tages nichts zu thun hatte, mit der die nationalen Maulhelden einer vielrednerischen Zeit so wenig etwas anzufangen wußten, wie die Maulhelden der Kritik mit seiner Kunst. Die hl. Genovefa mochte für ihn fast eine symbolische Bedeutung haben. Ihr Name bedeutete wohl für ihn ganz besonders eine Jungfrau, die Zauberkränze windet. Das reine, in den Augen der Welt unscheinbare Mädchen, die Einsame der stillen Fluren, die zuletzt als Göttin in das Pantheon einzieht, das war seine Kunst.

Ein angesehener und einflußreicher Schriftsteller, Edmond About, noch dazu ein persönlicher Freund des Malers, hat es den Franzosen wie oft gesagt, daß ein Schüler der letzten Dorfschule besser zeichne als Puvis de Chavannes. Und so mag vielleicht auch gerade der Herr Pfarrer von Nanterre, der bestellte Verwalter des Sakraments, am verächtlichsten auf das arme Mädchen heruntergesehen haben, als auf ein überspanntes Gänschen, dem dann Volk und Priester und der König einen Tempel bauten, der alle anderen Kirchen von Paris und selbst die Notre-Dame hoch überragte. Was ist das aber anderes als die Geschichte des Genies!

Ueberhaupt gehört der Heiligenkultus, richtig verstanden, nach meiner Meinung zum Schönsten in der katholischen Kirche und ist eine der menschlichsten Seiten ihres ganzen Dogmengehalts. Puvis de Chavannes, dem wahrhaftig in seinem ganzen Werk nichts ferner liegt als christlich-kirchliche Mystik, gestaltete die kirchliche Legende zu einer epischen Dichtung großen Stils. Er erreichte dies besonders durch seine breite Behandlung der Landschaft, worin er ein so großer Meister ist, und durch sein besonderes Vermögen, Landschaft und Menschen als eine poetische Einheit empfinden zu lassen, was unter allen Neueren, in gleicher Kraft und Stärke, nur noch unser Arnold Böcklin vermag, der andere große Farbenpoet unseres unfarbigen und, ich fürchte, auch unpoetischen Jahrhunderts.

Die Landschaften der Genovefen-Legende sind trotz allen entzückenden Einzelheiten von einer solchen vereinfachenden Charakteristik, nämlich von einem solchen verblüffenden Gefühl für Stil, für großen Stil, daß sie fast unbegreiflich erscheinen in einer Zeit, wo gerade der Naturalismus seine schönsten Orgien feierte und mit seinem Rausch die besten Geister ummebelte, weil ihnen der naturalistische Rausch mit Recht immer noch lieber war, als die akademische Erstarrung und lebensfeindliche Kälte.

Ganz große Landschaft hat Puvis de Chavannes auch in Marseille gemalt, im Palais Longchamp, besonders in dem einen der dortigen Gemälde, das Marseille als griechische Kolonie darstellt. Mit den berühmten Landschaftern unter seinen Landsleuten aber kann Puvis de Chavannes gar nicht verglichen werden. Das wird einem nirgend so klar, als zu Lyon vor seiner Darstellung, die als „Heiliger Hain" bezeichnet wird. In diesem Gemälde ist das einfache griechische Schönheitsgefühl wieder lebendig geworden. Doch auch die erhöhtere religiöse Weihestimmung und die knospenhafte schüchterne Seelenzartheit des italienischen Quatrocento spricht aus diesem Bild. Und wenn man zugleich ein modernes Element darin erkennen will, so ist es die schmerzliche Sehnsucht einer großen Künstlerseele in einer Zeit der Prosa und würdelosen Hast, in einer „gnadenlosen" Zeit, von der — „die Schönheit weinend abgewendet".

Der Heilige Hain zu Lyon ist im Werk des französischen Meisters, was die Insel der Seligen im Werke Arnold Böcklin's. Diese beiden Gemälde sind Kunstwerke allerersten Ranges. Bei ihnen fragt man nicht mehr darnach, was sie „vorstellen". Oder nur ein Bauer könnte es fragen. Der Stoff ist in ihnen glücklich und vollkommen aufgelöst, und so wirken sie schon aus diesem Grunde wie Musik, bei der, wie Goethe es zuerst richtig erkannt hat, „die Würde der Kunst vielleicht am eminentesten erscheint, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte". Aber so ausgiebig nun die Musik in Deutschland kultivirt wird, auch abgesehen von der Oper, die sich einem Stoff vermählt hat,

die anderen Künste haben des keinen Gewinn; in ihnen klammert man sich krampfhaft ans roh Stoffliche. Für das rein Künstlerische in ihnen scheint es den Deutschen von heute (noch etwas mehr als anderen heutigen Europäern) an einem Organ zu fehlen. Mit dem Verstand aber ist einmal der Kunst nicht beizukommen.

Puvis de Chavannes est vraiment le Virgile de la peinture, meinte ein geistreicher französischer Schriftsteller in besonderer Beziehung zu dem **Bois sacré.** Wenn Puvis ein Deutscher wäre, wir würden sagen, Puvis de Chavannes sei der Goethe der Malerei. Wenigstens wüßte ich keine menschliche Schöpfung, worin ich Goethe's Geist so deutlich zu spüren vermeine, wie in den Farbendichtungen des großen Burgunders. Bei Böcklin ist das z. B. viel weniger der Fall. Böcklin ist eine zu eruptive Natur. Böcklin's heiße Farbengluth entspricht kaum der ruhigen Gedämpftheit der Goethe'schen Natur. Diese finde ich dagegen durchaus in Puvis de Chavannes. Ich bin nie vor einem Werk dieses, ich möchte sagen, unfranzösischen Franzosen gestanden, ohne daß ich heimlich und leise eine Stimme in mir hörte

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz;
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Das Bild Nebelglanz ist sogar, wie es kaum ein anderes wäre, charakteristisch für die choloristische Eigenart in Puvis de Chavannes, für diese etwas blasse leise Farbenabtönung, die alle Körperlichkeit aufzulösen scheint, und deren Zartheit gerade des Meisters Kraft und Stärke ausmacht.

* * *

Puvis de Chavannes war bis vor Kurzem wenig in Deutschland bekannt — einmal ausnahmsweise gerade so wenig wie etwa Böcklin in Frankreich. Wenn die Franzosen je einen deutschen Maler nennen, so ist es Liebermann oder Menzel. Diese beiden wissen sie zu schätzen. Beide haben am meisten das, was die Franzosen selber haben. Von Böcklin, der etwas anderes hat, mögen sie nichts wissen. Das ist echt französisch, die Franzosen waren immer so. Wir Deutschen verhalten uns umgekehrt, wir mögen das an den Franzosen am liebsten bewundern, was uns am meisten abgeht. Darum sind die französischen Malkünstler, das Wort im engern handwerklichen Sinn verstanden, bei uns in aller Mund, und Puvis de Chavannes, der französische Böcklin (cum grano salis) ist uns bis heute fast fremd geblieben.

Er war aber auch in Frankreich selber lange genug ein Fremder, ein Unbekannter, ein Unverstandener. Im Jahr 1850 hat Puvis zum erstenmal im Salon ausgestellt, in den Jahren 1851 bis 1854 ist er zurückgewiesen worden. Er hat sich dann nicht mehr gemeldet bis zum Jahre 1861. In diesem Jahr erschien er von neuem mit seinen beiden Gemälden „Krieg“ und „Frieden“. Das Ergebniß: er wurde ausgepfiffen. Drei Kritiker waren freilich für ihn, und es waren nicht die schlechtesten, es waren Leute wie Theophile Gautier, Paul de Saint-Victor und Theodore de Banville. Allein auch diese wagten nur schüchterne Worte, und der Spott und das Hohngelächter aller übrigen dauerte ununterbrochen fort, dreißig Jahre lang. Puvis wurde 67 Jahre alt, bis er endlich sagen konnte, ich habe gesiegt.

Das ist so oft das Loos des Genies.

Die beiden Gemälde „Krieg“ und „Frieden“, die den Anfang bilden von des Meisters eigengearteter Kunst, sind im Besitz des Museums zu Amiens. Wer denkt bei dem Titel dieser Bilder nicht an Allegorien? Keine Spur. Es sind Landschaften mit Menschen darin, mit Menschen ohne eine bestimmt ausgesprochene Handlung, nur mit charakteristischer Zuständlichkeit. Und denselben Charakter haben auch die Stücke „Arbeit“ und „Ruhe“ zu Amiens, sowie die beiden dortigen Wandgemälde, „**Picardia nutrix**“ und „**Ludus pro Patria**“, welche auf „Krieg“ und „Frieden“ unmittelbar folgten. Die gänzliche Verbannung alles Allegorischen zeichnet sie gleichmäßig aus. Puvis de Chavannes hat niemals, auch in seiner grünsten Jugend nicht, anderer Leute Schweine gehütet, wie Heine sich vielleicht ausdrücken würde. Er machte nicht viel Schüler-Irrsäle durch, er hielt es bei Henry Scheffer nur kurze Zeit und bei Couture nur drei Monate lang aus, er fand früh das ihm allein angemessene Ausdrucksmittel.

Nur die Farbe der Bilder zu Amiens muthet den, der die späteren Werke vorher gesehen, etwas fremdartig an. Puvis hat sich gewissermaßen umgekehrt entwickelt wie Böcklin. Während dieser, wenn man so sagen kann, immer tiefer in die Farben gegriffen hat, immer lautere höhere Jubeltöne angeschlagen hat, ist Puvis, wie er inniger wurde, immer leiser und stiller geworden, und ist damit zu einem Farbenakkord gekommen, der einen ganz andersartigen, aber kaum geringeren Zauber ausübt als die glühende Farbigkeit Böcklin's. So wie Puvis de Chavannes hat sich in Deutschland Anselm Feuerbach koloristisch entwickelt, dieser dritte große Poet der farbigen Kunst, der ebenfalls den Franzosen ganz unbekannt und in Deutschland den Malkünstlern eine Verachtung ist.

Man hat Puvis de Chavannes in Frankreich oft einen Symbolisten genannt, und man hat ihn zu den englischen Präraphaeliten in Beziehung gebracht. Eine gewisse Verwandtschaft ist nicht zu leugnen. Auch Puvis wurde als Jüngling zuerst von den alten Florentinern inspirirt, besonders von Botticelli, von Ghirlandajo, von Fra Angelico da Fiesole, von Pierro della Francesca. Er hat sich aber entschieden selbständiger entwickelt und hat mehr modernes Blut in seinen Adern und einen viel stärkeren koloristischen Zauber als ein Rosetti oder ein Burne-Jones, die ihrerseits vielleicht eine größere Formenlieblichkeit für sich in Anspruch nehmen dürfen. Puvis ist auch unverkennbar weniger monoton als jene. Er ist sogar nicht einmal symbolistisch, wenigstens nicht im engeren Sinn des Wortes, während Burne-Jones und besonders Watts der abstrakten Gedankenmalerei bedenklich nahe kommen und selbst vor der räthselhaften Allegorie nicht zurückschrecken. Gemein hat er mit ihnen die tiefe schmerzliche Sehnsucht nach etwas, wie nach einem Traum und die süße Seelenmelancholie, die sich bildlich wie ein leiser Schleier über seinen Gemälden auszubreiten scheint, und die ihn so wesentlich von dem derberen und vollsaftigeren Böcklin unterscheidet. Puvis ist auch ein viel naiverer Künstler als etwa Burne-Jones, das beweist in besonders rührender Weise sein Gemälde im Museum zu Rouen, wo ihn auch das undankbarste Kostüm nicht aus dem Konzept, d. h. aus der Stimmung bringt.

Am 24. Oktober ist Puvis de Chavannes gestorben. Sein ganzes Leben lang, in allen seinen Werken, hat er den Frieden gepredigt, die Milde und die Seligkeit der Menschen und Götter im Schaffen des Guten und Schönen. Als er schied, war sein Land und Volk zerrissen wie nie, entstellt wie nie von Bruderhaß und tobsüchtigem Wüthen der Einen gegen die Anderen, gefährdet in seinem moralischen Lebenskeim durch die Wurmgänge lichtscheuer Umtriebe. Nie war sein Volk so friedlos, nie schien es so verlassen von allen lichten Genien, nie senkten die Guten des Landes so das Haupt in schmerzvoller Trauer und Verzweiflung.

Sein Tod war wie eine Demonstration.

Schwetzingen, Nov. 1898.

Benno Rüttenauer.

Musikkritische Glossen.

Unter den guten und bösen Kennzeichen unseres zeitgenössischen Musiklebens ist eines der augenfälligsten und unerfreulichsten: die Unbescheidenheit. Allenthalben, bei Schaffenden, Nachschaffenden und Genießenden, muß man diese Untugend gewahren. Leute mit Begabung zu sanfter Hausmusik schreiben Symphonien und Quartette im Stile des „letzten" Beethoven, winzige Operettenstoffe werden zu komischen Opern aufgebläht, Sängerinnen, deren Stimme und Kunst gerade noch zu einem Wiegenliedchen reicht, vergreifen und verschreien sich an der Perfido-Arie, musikalische Benedixe möchten Aristophanes spielen und das liebe Publikum, dem von dem großen Glücksfall Wagner noch der Kopf wirbelt, erhebt den Anspruch, alle paar Monate solche Treffer zu erleben, wie sie das Schicksal kaum jedem Jahrhundert beschert. Die Sucht nach dem Außerordentlichen beherrscht heute fast Alle und Alles in unserm Musikwesen. Sie ist eine Gefahr für die Kunst und die Künstler und verdient daher ernsteste Beachtung und Abwehr.

Eines ihrer letzten Opfer ist **Wilhelm Kienzl**, der erfolgreiche Komponist des „Evangelimann". Sein neuestes Werk, die musikalische Tragikomödie „Don Quixote" erwies sich bei ihrer ersten Aufführung im Berliner Opernhaus, am 18. d. als ein völlig mißlungener Versuch. Wer in der Opernlitteratur Bescheid weiß und die kompositorischen Fähigkeiten Kienzl's genauer ins Auge gefaßt hatte, den konnte dieser Ausfall nicht Wunder nehmen. Der seltsame Junker aus der Mancha gehört von je zu den viel umworbensten Helden der Oper und die deutsche Bühne im Besondern hat schon vor 200 Jahren in dem Hamburger Arzt und Tonsetzer Johann Philipp Förtsch, vor hundert Jahren in Dittersdorf Wagehälsige aufzuweisen, die den störrischen Hidalgo opernmäßig zu bemeistern hofften. Sie sowohl wie ihre zahlreichen welschen Kollegen, darunter berühmte Meister wie Caldara, Paesiello, Piccini, scheiterten an der schwierigen Aufgabe. Man durfte mithin schon der Stoffwahl wegen einiges Mißtrauen gegen die jüngste Opernneuheit hegen. Das Meisterwerk des Cervantes ist aus dem Geiste der Satire geboren. Sein Zweck ist der Spott, sein Mittel die Uebertreibung und was auch die Weltweisheit und Kunst des Dichters bewußt und unbewußt dazu beitrugen, über das Ganze den goldenen Schimmer und die wohlige Wärme des Lebens zu breiten, im Grundwesen der Dichtung empfindet man doch durchweg das Walten der Karrikatur und es ist bezeichnend, daß das Bild Don Quixotes, wie es im Volke von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbt, von dem fein ausgeführten Charaktergemälde des Cervantes nur die groben, verzerrten Umrisse übermittelt. Was aber konnte der alten Opernkunst, die doch in erster Linie auf gefällige Schönheit gerichtet war, solch ein Zerrbild frommen? Was konnte die neue Kunst, die vor allem auf Wahrheit des Ausdrucks ausgeht, mit dieser Karrikatur großen Stils schaffen?

Kienzl, ein nachdenklicher Künstler, erkannte diese Gefahren und suchte einen Ausweg, indem er sich mühte den Don Quixote-Charakter in seiner Totalität zu erfassen und den ernsten Untergrund dieser Narrengeschichte im Drama zur Geltung zu bringen. Einen vollen Akt fast widmete der Dichterkomponist der schwierigen Aufgabe, das Innenleben dieser bis zur Selbstvernichtung ihren idealen Zielen folgenden Natur darzustellen. Allein obwohl der Musiker gerade in diesem Theil das Beste gab, was er nach seinem Vermögen geben konnte, gelang es doch nicht durch diesen dritten Akt, der ein stimmungsvolles Bild von der kläglichen Gemüthsverfassung des gescheiterten Helden darbietet, die in zwei langen Aufzügen vorangehenden Narrenpossen der Ritterabenteuer rückwirkend zur Höhe der Tragikomödie zu erheben. Der widerliche Eindruck und die Langeweile einer ohne Humor und kraftvollen Uebermuth sich abspielenden Burleske, hatte die ermüdeten Hörer bereits zu verderblichem Widerspruch gereizt, als der Autor das tragische Gegenbild der verrückten Komödie zu entrollen begann und so konnte der Schlußakt trotz einzelner Vorzüge und trotz der ganz hervorragenden Darstellung des Herrn Bulß den Mißerfolg nicht mehr abwenden. Selbst wenn aber der Unterbau des Dramas psychologisch sinnvoller beschaffen und der für die Entfaltung der Musik bedeutsame Moment der Wahnentstehung richtig erfaßt wäre, blieb es immer noch fraglich, ob der bis zur Geisteskrankheit entartete, in seinen Zielen so nichtige Idealismus Don Quixote's der geeignete Vorwurf für ein modernes Drama sei, unzweifelhaft jedoch, daß die musikalische Schaffenskraft Kienzl's der großen Aufgabe nicht gewachsen wäre. Der Komponist des „Evangelimann" ist wenn auch kein eigenartiger so doch ein begabter und sehr gewandter Tonkünstler, was ihm aber empfindlich mangelt, das ist die Kraft und Kunst in Tönen zu charakterisiren, das Wesen seiner Bühnenfiguren in sicher geführten melodischen Umrissen anschaulich zu machen. Kein einziges seiner Leitmotive im „Don Quixote" hat die sprechende Physiognomie, die Ueberzeugungskraft der Rede, die ihm eigen sein müßte um als Symbol verstanden zu werden, und die abgeschlossenen Musikstücke vollends zeigen alle das Mal der ewig gefälligen, charakterlosen Opernmusik. Daß eine Begabung solchen Schlages am „Don Quixote", an einem Stoff, der nach der schärfsten unerbittlichen Charakteristik förmlich schreit, zu Schanden werden mußte, ist so selbstverständlich wie daß Lortzing, der Opernkomponist des juste-milieu, niemals an einen „Tristan" sich hätte wagen dürfen.

Weit unter dem unglücklichen „Don Quixote" Kienzl's steht die letzte Opernneuheit, die uns das Theater des Westens gebracht: **Otto Lohses „Prinz wider Willen"**. Ein erzdummes Libretto, das besten Falls für einen der neuen Operettenschreiber gut genug wäre, soll hier durch schlechte Kapellmeistermusik zu einer komischen Oper gewandelt werden. Das Unmöglichste von Allem! Das Wunder blieb aber aus, ebenso trotz des Premierenbeifalls der Erfolg und sehr bald auch die Theaterbesucher. Und das ist das einzig Tröstliche an diesem Elend der deutschen Opernbühne; es läßt hoffen, daß dieselben Hörer mit der Zeit sich bei Werken einfinden werden, die heute noch auf dem Index der Bühnenbeherrscher stehen wie z. B. „Guntram" von Richard Strauß oder Max Schillings' „Ingwelde", die eben in diesen Tagen weit draußen in der Provinz, in Schwerin, einen großen, echten, von zuverlässigen Zeugen beglaubigten Erfolg gehabt hat. Also auf nach Schwerin, wer wissen will wie es heute um unser deutsches musikalisches Drama steht!

Heinrich Welti.

Theater.

Richard Skowronnek „Nr. 17." (Königl. Schauspielhaus, 23. Nov.)

Die Beamten der Königl. Preußischen Anstalt am Schillerplatz hatten sich vorigen Dienstag verkleidet, um eine Dorfkomödie aufzuführen. Frl. Abich verstellte sich als Schustersfrau. Selten ist eine Schustersfrau naturalistischer gegeben worden. (Vielleicht überhaupt noch nicht.) Demnächst fand Frl. Hausner, deren Beherrschung des mährischen Dialektes bekannt ist, viel herzlichen Beifall in der Verkleidung einer ostpreußischen Dorfmagd. Ein Frl. Mollinger verstellte sich als Lehrbursche, was unter dem distinguirten Publikum nicht geringe Munterkeit hervorrief. So verlief der Abend in geselligster Weise; und lediglich als einer der Beamten, Herr Skowronnek, ein künstlerischer Beirath, welcher den reizenden Gelegenheitsscherz verfaßt hatte, vor der Rampe erschien und sich ver-

neigte, begingen mehrere Bänke die Taktlosigkeit, Laute van sich zu geben, die man gewissermaßen, wenn man das Kind beim rechten Namen nennen will, als zischende bezeichnen könnte.

Herr Skowronnek, um zur Sache zu kommen, ist nicht mehr unser alter Skowrannek. Var Jahren verhöhnte er in einer seiner dramatischen Dichtungen die maderne Litteratur. Noch heut vermachte sie nicht, sich van diesem Schlage ganz zu erhalen. Jetzt wendet sich Skawronnek ihr selber zu. Unter Hintansetzung aller kleinlichen Streitigkeiten sei blaß freudig die Thatsache festgestellt: daß es der neuen Richtung gelungen ist, einen der gefährlichsten Gegner zu gewinnen. Skowrannek erklärte nach im Drama van der „Kranken Zeit“ (1895), daß moderne Schriftsteller, die zu witzlos seien, ein gutes Lustspiel zu dichten, den Namen Komädie wählten. Und nun las ich auf dem Zettel den Namen Komödie. Wie ward mir? Ueber einen reuigen Sünder ist mehr Freude, denn über zehn Gerechte.

Der Neophyt gibt einen reinen Lebensausschnitt. Früher liebte er, Witze anzubringen, van denen das Wart der Versunkenen Glacke galt: „Gekannt von Jedem, dennoch unerhärt.“ Das ist varbei. Er hält sich van allem, was nicht Lebensausschnitt ist, mit wilder Entschlossenheit fern. Das Leben besteht aus Scherz, aus Ernst; wie man will. Demgemäß dichtet er jetzt Beides. Er wirkt neckisch oder skowronneckisch, saweit es ein Lebensausschnitt zuläßt; im Uebrigen ist das Leben gemüthvoll, herb, rührend, verbittert, frisch-fröhlich, wacker, gefahrvall und bashaft. Alles das läßt er in die Erscheinung treten; und was die Langweiligkeit der naturalistischen Dichter angeht, sa erreicht er sie spielend. Nr 17 ist der Spitzname eines Dörflers, der häufig sitzt. Jedesmal sitzt er dann in der Zelle 17. Der Gefängnißinspektor hat ihn lieb gewannen; weshalb Bruchnow bemüht ist, in den behaglichen Schlupfwinkel aft zurückzukehren. Er stiehlt zu falchem Zwecke Holz. Bruchnaw hat eine düstere Vergangenheit: das erste Mal hat er unschuldig gesessen Was Bruchnow damals gelitten hat, wer wollte es sagen. Im Ernst zu sprechen: in dieser Gestalt, so wie sie Skawronnek vielleicht empfunden hat, könnte ein echter Kamödiengehalt stecken; dach so wie er sie gezeichnet hat, steckt bloß eine unechte Rührsamkeit in ihr. Jedenfalls kommt Bruchnaw eines Tages aus dem Gefängniß. Just zur selben Frist hat sich Maria, seine Tochter, versprochen mit dem Sahn ihrer Dienstherrin. Diese, Frau Krugbesitzer Kalinka, ist gegen die Heirath. Sie sträubt sich gegen Na 17, den Darflumpen. Sie ahnt nicht, daß er eine wackre Seele unter der rauhen Außenseite trägt. Frau Kalinka gedenkt den Sohn mit einer Mitbürgerin jüdischen Glaubens, Gitte Pulverstein, zu verheirathen. Gitte hat fünfzehntausend Rubel. Schan zittern wir für das Schicksal der zwei Liebenden, des Sohns und Marias. (O Gott, dachte ich, wenn sie sich nicht bekämen, — wenn sie sich nicht bekämen!) Aber just am Abend desselben Tages unternimmt Frau Kalinka ein größeres Schmuggelgeschäft; Na. 17 bekommt Wind davon; das führt zur Rettung der Liebenden. Frau Kalinka müßte selbst in die Zelle, wenn nicht No. 17 edel die Schuld auf sich nähme. Infolge dessen besteht Aussicht, daß sich die Liebenden dennach heirathen. Es fällt ein Druck von der Brust des Zuschauers.

Mag alsa Skowrannek Naturalist gewarden sein, Herz und Gemüth hat er sich dadurch nicht verkümmern lassen. Immerhin scheint sein Stern im Sinken. Ich bin nach dem letzten Werk nahezu zur Ueberzeugung gekommen, daß er kein Dichter ersten Ranges ist. Seit er die Kraft seiner Schnurrigkeit freiwillig unterbunden hat, bewegt er sich wie ein Schwan auf dem Lande. Wir werden alt, Freunde. Hat dieser Genius ausgerungen? Ist die Magie, die uns so oft hinriß, für immer verloren? Steigt er, ein Frühvollendeter, hinab in die Gruft des Lebensausschnitts?

Es scheint. Gatt schütze ihn. **I shall not look upon his like again.**

Alfred Kerr.

La Grande Revue. **(Ancienne Revue du Palais.) Redacteur en Chef: Fernand Labori.**

Die Verlagshandlung sendet uns das Novemberheft dieser unter neuem Titel erscheinenden Revue. Sie ist in großem Stil gehalten, setzt mit einer süßlichen, chauvinistischen Navelle von Jules Claretie (Le pantalon rouge) ein und bringt sodann eine Reihe vortrefflicher, stoffreicher Abhandlungen, unter denen Emile Faguet's Studie Le socialisme en 1898 obenansteht. Im Anschluß an die neuen Bücher von Georges Renard, Paul Deschanel, M Domela Nieuwenhuis, Alfred Espinas u. s w gibt er selbständige Gedanken über die Wandlungen in den Ideen der Führer; da der 47 Groß-Octav-Seiten umfassende Essay eine Fortsetzung für das falgende Heft verheißt, sparen wir einstweilen unser Urtheil auf: nur eine paradox klingende und doch einleuchtende Bemerkung sei hervorgehoben. Die verhärtetsten Gegner kollektivistischer Absichten sind in Frankreich, wie anderwärts, nur aus verschiedenen Ursachen, die Bauern. „Der Bauer unseres Westens ist das freieste Wesen auf der Welt. Ich anerkenne mit Bedauern, daß es der Arbeiter kaum mehr ist und daß das sozialistische Regiment, soweit die Freiheit in Frage kommt, wenig zu seinem Vortheil ändern würde. Aber der Bauer ist frei wie die Luft. Er ist unbedingter Herr auf seiner Scholle. Wenn er keinen eigenen Grund und Boden hat, ist er auch sehr frei, da er nach freier Wahl von einem Herrn zum anderen gehen und sich seinen Arbeitgeber in voller Unabhängigkeit wählen kann. Ganz frei ist Niemand, dach der Bauer ist freier, als irgendwer sonst. Er ist auch eifersüchtig auf seine Freiheit. Das macht sogar die Grundlage seines maralischen Wesens aus. Ist er mißtrauisch, so ist er das deswegen; ist er geizig, so geschieht das, weil die Freiheit im geraden Verhältniß zu dem steht, was ihre Ausübung gewährleistet; ist er der Fanatiker des Privateigenthums, so hängt das damit zusammen, daß das Sinnbild der Freiheit für ihn derjenige Mensch bleibt, welcher auf einem ihm gehörigen Feld arbeitet und Niemandem etwas schuldet. Der echte französische Liberale ist der Bauer. Ich gebe zu, daß er zu sehr Individualist ist, das aber bleibt der Fehler seines Varzugs. Er ist schroff (âprement) liberal und wenn der Liberalismus in Frankreich trotz alledem so stark ist, so rührt das daher, daß wir alle vom Bauern herstammen. Er ist unser Großvater. Der Liberalismus ist Atavismus. Wenn der brave Proudhon niemals ein echter Sozialist werden kannte und allezeit von einem energischen, bisweilen zügellasen Individualismus erfaßt erschien, sa geschah das, weil er ein Bauernsohn war und die Bauernbefreiung ein Hauptwerk der französischen Revalution blieb.“ — Sehr lesenswerth ist ferner Anatole Le Braz: la résurrection du théatre populaire en Bretagne; diese Wiederbelebung keltischer Mysterien erinnert an unsere oberbairischen Passionsspiele; sie hat gewichtigen Beifall, Allen voran von Gaston Paris gefunden, der die diesjährige erste Augustvarstellung der altbretanischen Ahnen würdig erklärte.

—m.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktian

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 10. Berlin, den 3. Dezember 1898. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Reichstag ist zum 6. Dezember zusammenberufen worden.

Der Oberpräsident von Schleswig-Holstein, Herr von Köller, hat sich über die Ausweisungen dänischer Unterthanen aus dem preußischen Staatsgebiet in einer Unterredung mit dem Vertreter eines großen Kopenhagener Blattes, der „Politiken", geäußert. Herr von Köller ist bekannt wegen seiner naiven Bonhommie, aber jene Leistung, die diesmal vorliegt, stellt doch so ziemlich alles in Schatten, was bisher von diesem merkwürdigen Politiker und Staatsmann zu verzeichnen ist.

In jener Unterredung gab er unumwunden zu, daß die ausgewiesenen Dänen nicht über die Grenze abgeschoben worden wären, weil sie selbst sich „lästig" gemacht hätten; die Ausweisungen erfolgten vielmehr als Repressalien gegen diejenigen, bei denen die einzelnen harmlosen Dänen bedienstet waren. Um dänisch gesinnte preußische Unterthanen zu strafen, treibt man dänische Knechte und Kuhmägde aus, die in keiner Weise die preußische Gastfreundschaft mißbraucht haben.

Diese Maßregel, deren Härte um so bitterer empfunden werden muß, weil sie sich gegen eingestandenermaßen einwandsfreie Personen richtet, wurde zugleich von Herrn von Köller nur als „ein Versuch" hingestellt, der je nach Erforderniß fortgesetzt oder eingestellt werden könne.

Im Allgemeinen wird man von einem hohen Beamten beanspruchen dürfen, daß er tief einschneidende Anordnungen, die im Inland und im Auslande berechtigtes Aufsehen erregen, die über Dänemark hinaus auch in Schweden und Norwegen die Volksstimmung und damit die internationalen Verhältnisse indirekt beeinflussen können und die direkt die Handelsbeziehungen beeinflussen, nur treffen wird nach reiflichster Ueberlegung und nachdem er die Ueberzeugung von ihrer Zweckmäßigkeit und absoluten Nothwendigkeit sich verschafft hat. Nichts von alledem. Herr von Köller sieht mit harmloser Leichtherzigkeit in diesen Ausweisungen nur ein Experiment, das je nachdem in der einen oder anderen Richtung abgeändert werden kann. Herr von Köller, dieser beneidenswerth joviale, freilich nicht zugleich beneidenswerth weitblickende Staatsmann, wird aber leider nicht in der Lage sein, auch die Wirkungen jener Maßregeln, die für ihn ein Versuch sind, wieder aus der Welt zu schaffen. Die Wirkungen dieses Versuches bleiben in jedem Falle für längere Zeit bestehen; die moralischen Wirkungen wie die materiellen.

Und endlich hat sich Herr von Köller zu einem ritterlichen Geständniß bereit finden lassen. Die Ausweisungen sind allein sein Werk; er allein ist dafür verantwortlich, nicht das Ministerium in Berlin. Herr von der Recke, der Minister des Innern, kann Herrn von Köller also nicht den Ruhm streitig machen, die Anregung zu jenen Ausweisungen gegeben zu haben.

Wir wollen trotz des systematischen gleichen Vorgehens in anderen Grenzprovinzen einmal annehmen, daß es so ist; dann erlaubt sich ein Oberpräsident auf eigene Hand als kleines Experiment eine Maßregel, deren ernste und einschneidende politische und wirthschaftliche Bedeutung feststeht, man mag welchen Standpunkt immer vertreten. Der verantwortliche Minister des Innern in Berlin aber ist an einem Vorgehen unbetheiligt, das unsere innere Politik bewegt und das in Kopenhagen und der Welt ein lautes Echo erweckt. Nur eine Individualität von der freundlichen Unbefangenheit des Herrn von Köller wird durch eine solche

Aeußerung die Bedeutung des Herrn von der Recke, des preußischen Ministers des Innern, klar zu stellen unternehmen.

Diese Ausweisungen an sich und diese Ausweisungen mit den schätzenswerthen Erläuterungen des Herrn von Köller sind ein beachtenswürdiger Beitrag zu der heutigen Regierungsmethode in Preußen.

Herr von Köller hat seine Erklärungen abgegeben bevor im österreichischen Parlamente der Ministerpräsident Graf Thun eine Interpellation über die Ausweisungen österreichischer Staatsangehöriger aus Schlesien beantwortet hatte.

Die Antwort des Grafen Thun ist in ihrer internationalen Tragweite sogleich erkannt worden; sie ist schroff, obgleich Graf Thun prinzipiell zugibt, daß eine Ungesetzlichkeit seitens Preußens nicht vorliegt. Die Schroffheit liegt darin, daß Herr von Thun mit Repressalien droht und die Folge dieser Drohung ist die, daß die Presse aller Länder darüber zu philosophiren beginnt, ob der Dreibund wirklich noch in alter Festigkeit fortbestehen könne, wenn ein österreichischer Minister mit solcher Schärfe sich über eine preußische Maßregel öffentlich im Parlamente äußert.

Wir in Deutschland, die dem Dreibund freundlich gesinnt sind, bedauern, daß durch die nutzlose preußische Ausweisungspolitik Graf Thun zu seiner Rede ein Anlaß geboten worden ist, und in Oesterreich beklagen jene Theile der Bevölkerung, die zum Dreibund stehen, hinwiederum, daß ein österreichischer Ministerpräsident bei seiner Kritik einer preußischen Maßregel so wenig einen provokatorischen Ton zu vermeiden sich angelegen sein ließ. Hier hat also die Ausweisungspolitik unmittelbar in das Gebiet dorniger internationaler Erörterungen hineingeführt; aber wenn wir auch in Schlesien einen Oberpräsidenten von der urwüchsigen Eigenthümlichkeit des Herrn von Köller hätten, so würde er vielleicht gleichfalls behauptet haben, daß dies Experiment der Ausweisungen aus Preußen, das im österreichischen Parlament zu Aufsehen erregenden Debatten führte, von ihm ganz eigenmächtig als eine für die allgemeine Lage bedeutungslose lokale Grenzmaßregel ausgedacht worden sei.

Diese preußischen Ausweisungen werden voraussichtlich nicht allein im preußischen Abgeordnetenhause zur Sprache gebracht werden. Eine Maßregel, wie diese, die unser moralisches Ansehen im Auslande zu schädigen geeignet ist, die uns wirthschaftliche Nachtheile bringen kann und die sichtbar Wirkungen auf die internationale Politik ausübt, engagirt ganz Deutschland und verdient daher eine Erörterung auch im deutschen Reichstage.

Die Aufzeichnungen des Fürsten Bismarck sind jetzt im Druck erschienen, und sie sind eine Enttäuschung für jene, die annahmen, daß sie mit Gift und Dynamit gefüllt sein würden. Sie sind aber natürlich auch nicht harmlos und nicht von jener loyalen Devotion, die preußischen Ministern und gewesenen preußischen Ministern eigen zu sein pflegt. Das ist selbstverständlich bei einem Fürsten Bismarck, dem nicht sein Amt einen Charakter aufgedrückt hat, sondern der er selbst in seiner mächtigen und ursprünglichen Kraft immer geblieben ist.

Die Memoiren enthalten wichtige Angaben, die unzutreffend sind; und man kann aus dieser Thatsache, die so schnell festzustellen war, folgern, wie vorsichtig jede Einzelheit in diesen Aufzeichnungen geprüft werden muß. Das raubt dem Werke doch nicht seine Bedeutung. Seine Bedeutung auch ohne die einzelnen wichtigen und der Wahrheit entsprechenden Enthüllungen liegt schon darin, daß Fürst Bismarck in solchem wohlstilisirten Bilde, wie es hier gezeichnet ist, auf die Nachwelt zu kommen wünschte. Eine Ergänzung zu diesem Bilde bietet Busch, diese zusammengetragenen Momentaufnahmen mit ihrer Charakteristik voll aufdringlicher Ursprünglichkeit, voll übertreibender Schärfe und voll fälschender Zufälligkeiten, wie sie von der Stimmung und dem Licht des Augenblicks bedingt sind.

Ludwig Bamberger wird eine Reihe von Aufsätzen in der „Nation" über Bismarck, vor Allem über die Bismarck'schen Memoiren und über Busch's Werk veröffentlichen. Wir werden in der glücklichen Lage sein, schon in der nächsten Woche den ersten Artikel bringen zu können.

Das Oberverwaltungsgericht hat entschieden, daß die Auflösung der kaufmännischen Versammlungen im Berliner Feenpalast vom Polizei-Präsidium zu Recht verfügt worden ist; solch eine Entscheidung ist nur möglich, wenn das Oberverwaltungsgericht annahm, daß die Zusammenkünfte der Berliner Getreide- und Produktenhändler im Feenpalast als eine vom Staate nicht genehmigte Börsenversammlung zu betrachten seien. Da die Begründung der Entscheidung nicht vorliegt, so ist eine Kritik nicht möglich. Aber schon jetzt kann man sagen, daß diese Entscheidung überraschend ist; denn das charakteristische Merkmal einer Börse liegt darin, daß sie eine organisirte Versammlung ist, die den Zweck hat, der kaufmännischen Thätigkeit zu dienen. Den Zusammenkünften im Feenpalast fehlte aber jegliche Organisation.

Eine praktische Bedeutung hat die Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts nicht; denn bekanntlich haben die Kaufleute sogleich ihre Zusammenkünfte im Feenpalast eingestellt, sehr gegen den Willen des Herrn Handelsministers Brefeld. Aber auch dieses Erkenntniß zeigt, in welche Schwierigkeiten uns das agrarische Börsengesetz hineingestoßen hat, und wie dringend geboten es ist, auf den geraden und ebenen Weg zurückzulenken, soll nicht die Verwirrung in Handel und Wandel noch weiter wachsen und damit auch unter Umständen eine ernstliche Gefährdung der Volksernährung eintreten.

Theodor Mommsen, dessen Wirkungsfeld man zu eng fassen würde, wenn man ihn nur Historiker nennen wollte, dieser größte Forscher des gesammten römischen Alterthums, ist 81 Jahre alt geworden, und von ihm befindet sich jetzt im Druck ein römisches Kriminalrecht, das in nächster Zeit erscheinen wird. Mit Bewunderung muß man auf das Lebenswerk Mommsen's blicken und auf seine geistige Spannkraft, die ihm bis ins höchste Alter verblieben ist, und mit Stolz dürfen sich die Deutschen sagen, daß er zu ihnen gehört, und die Liberalen, daß dieser Kenner der Vergangenheit stets ein Kämpfer für moderne freisinnige Ideen gewesen ist.

Die erste Berliner Volkshochschule, die „Humboldt-Akademie", hat das Fest ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens gefeiert. Zu ihren Begründern und Leitern gehört der Abgeordnete Rickert; ihr Generalsekretär ist der Abgeordnete Max Hirsch. Diesem trefflichen Unternehmen, das nun schon so vielen Generationen eine Bildungsstätte war, und das im Augenblick über 3000 eingeschriebene Hörer zählt, ist ein ferneres Gedeihen im Interesse gesunder Volksbildung zu wünschen.

Der Friede zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten ist geschlossen; Spanien verliert nicht nur Kuba und Portorico, sondern auch die Philippinen; es hört damit auf, eine Kolonialmacht von irgend welcher Bedeutung zu sein. Spanien, einst die erste Macht der Welt, ist zu Grunde gegangen an dem politischen und religiösen Despotismus, der jede moderne Entwicklung des Landes unmöglich gemacht hat.

Dieser Friedensvertrag, der für das Schicksal Spaniens so entscheidend ist, ist nicht weniger entscheidend für den Sieger, die Vereinigten Staaten. Sie sind eine Kolonialmacht geworden mit Interessen, die weit abliegen von dem amerikanischen Festland, auf das ein Jahrhundert lang die amerikanische Thatkraft sich bewußt politisch beschränkt hatte. Die Vereinigten Staaten sind heute ein Faktor der internationalen Weltpolitik geworden. Neben dem Emporkommen Deutschlands wird kein Ereigniß dieses Jahrhunderts eine gleich große, bleibende Bedeutung für die internationale Politik der Zukunft haben.

Endlich sind die staatsrechtlichen Schwierigkeiten auf Creta beseitigt. Eine Oberherrschaft, die ein leerer Name ist, wurde dem Sultan über die Insel zugebilligt, und an die Spitze der Verwaltung wurde Prinz Georg von Griechenland gestellt. Zu diesem Ende ist man leider erst über blutige Umwege gelangt.

Den größten Vortheil von diesem Ergebniß wird England haben. In Feindschaft mit England kann Griechenland niemals hoffen, zum Besitzer der Insel zu werden, und somit hat England in Griechenland wie in Creta willige Vorposten für seine Politik gewonnen.

Der Umschlag in Frankreich wird immer deutlicher. Die Poincaré und Barthou treten jetzt auch ihrerseits für Dreyfus und Picquart ein, und Cavaignac, der Held von vorgestern, ist mit seinem kleinen antisemitischen Anhang zu einer lächerlichen und verachteten Gestalt geworden. Die Stimmung ist für die Revision und sie ist gegen die Verfolgung Picquarts. Aber diese Stimmung hat gleichwohl einen neuen Akt der Feigheit und Unentschlossenheit weder bei der Kammer noch bei dem Ministerium verhindert. Weder jene noch dieses sprechen sich mit unzweideutiger Klarheit gegen das rechtswidrige Verfahren, in das Picquart verwickelt ist, aus. Man wünschte vielmehr, daß der Kassationshof die Entschlossenheit zu einer Intervention habe, die man selbst aufzubringen nicht vermochte.

Zu einem solchen Akt scheint der Kassationshof jedoch nicht willig; und man begreift es, daß diese richterliche Behörde sich nur von juristischen und nicht auch von politischen Erwägungen leiten lassen will.

Somit ist es möglich, daß Picquart in der That vor ein Kriegsgericht gestellt wird; aber nach dem heutigen Stand der Entwicklung würde selbst eine Verurtheilung nicht von Bestand sein können. Das erscheint unmöglich, denn man weiß so gut in Frankreich wie in Deutschland, daß das petit bleu in der That durch Herrn von Schwarzkoppen an Esterhazy gerichtet war, also echt ist und keine Fälschung darstellt.

* * *

Epilog zum Silberschwindel.

Der Bimetallismus hat in den letzten Jahren eine Reihe der schwersten Enttäuschungen durchzumachen gehabt; der November dieses Jahres hat nun endlich auch die letzten Nägel zum Sarge seiner Hoffnungen geliefert. Unsere Doppelwährungspropheten — die Arendt, von Kardorff, Graf Mirbach und Genossen — haben bei diesem Prozesse sich als originelle Weissager erwiesen: nicht bloß, daß seit länger als einem Dezennium schlechterdings nichts von alle dem eingetroffen ist, was sie vorhersagten, hat sie sogar das Mißgeschick ereilt, daß regelmäßig das Gegentheil geschah, sobald sie in den höchsten Tönen der Unfehlbarkeit die Zukunft vorherbestimmten.

Gestützt auf „geologische Autoritäten ersten Ranges“, verkündeten sie den Niedergang der Goldproduktion; man sah bereits deutlich die Zeit vor sich, wo die letzte Unze Gold dem widerstrebenden Alluvialboden abgewonnen war. Aber die Natur war unfreundlich genug, die von unseren Bimetallisten auf sie gesetzten Erwartungen auf das schnödeste zu täuschen. In dem letzten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts hat sich die Goldproduktion in einer Weise entwickelt, wie nie zuvor. Die Welt trat in dieses letzte Jahrzehnt ein mit einer Goldproduktion von noch nicht 500 Millionen Mark, und in diesem Jahre wird, zuverlässigen Berechnungen zufolge, für mehr als 1100 Millionen Mark Gold gewonnen werden. Die angeblich „zu kurze Golddecke“ ist so lang geworden, daß die Münzen der Welt nicht imstande sind, all das Barrengold auszuprägen, welches ihnen zur Verfügung gestellt wird. In den Vereinigten Staaten von Amerika haben sich die Goldquantitäten, die der Ausmünzung harren, gegenwärtig auf mehr als eine halbe Milliarde Mark gesteigert. Die Theorie der „allzu kurzen Golddecke“ ist in keinem Falle mehr aufrecht zu erhalten; auch der robusteste bimetallistische Köhlerglaube scheitert an diesem Reichthum der Goldminen: — bonne „mine“ au mauvais jeu. —

Aber das war nur eine der zahllosen Enttäuschungen unserer Bimetallisten. Man prophezeite, daß Mr. Balfour, der „Bruder im Geiste“, sobald er in England ans Ruder gelange, das bimetallistische Millennium herbeiführen werde; aber der philosophische Verfasser der „foundations of belief“ hatte nichts Eiligeres zu thun, als im Unterhause die Fundamente des Glaubens unserer Bimetallisten zu zerschmettern, indem er ausführte, daß ein verantwortlicher englischer Minister sehr wohl zu unterscheiden wisse zwischen der theoretischen Vorliebe für den Bimetallismus und der thatsächlichen Bekämpfung der Goldwährung. Ob dieses schmählichen Vertrauensbruches verhüllte der candide Dr. Arendt sein Doppelwährungshaupt und fluchte dem ganzen „Krämervolk der Briten“, — aber prophezeit wurde weiter.

Man wies insbesondere unfehlbar nach, welche Vortheile die Länder mit schlechter Währung über die Länder mit fester Goldwährung besäßen; der unterwerthige Rubel, die ständig im Preise fallende Rupie, der japanische Silber-Yen und die argentinische Papierwährung wurden als Landeswohlthaten gepriesen. Glücklich insbesondere die Landwirthschaft in Ländern mit schlechter Währung! Kaum war dieser Nachweis mit den bekannten „unwiderleglichen Gründen“ erfolgt, da gingen Ostindien, Rußland, Japan, zur Vorbereitung und Durchführung der Goldwährung über. Diese verblendeten Reiche legten somit, ohne auf die Weisheit unserer Bimetallisten zu achten, die frevelnde Hand an die Wurzeln ihres Wohlstandes.

Endlich klammerte man sich vor zwei Jahren an die Hoffnung, daß William Bryan, der amerikanische Vorkämpfer der freien Silberausprägung, bei der Präsidentenwahl den Sieg davontragen werde. Unsere konservativen bimetallistischen Führer sandten dem Erzdemagogen aufmunternde Begrüßungstelegramme, und der Sieg des „Staatsmannes von Nebraska“ wurde im voraus verkündet. Aber die Regel, daß stets das Gegentheil von dem eintrifft, was unsere Bimetallisten vorhersagen, bewährte sich auch in diesem Falle: — der Vertreter des ehrlichen Geldes wurde gewählt.

Es blieb jedoch wenigstens eine schwache Hoffnung, daß die Silberschwindler in Amerika in den nächsten Jahren wieder zu Kräften kommen und einen Versuch machen würden, die freie Silberprägung durchzusetzen. Damit ist es aber jetzt auch vorbei, und unsere Bimetallisten können nunmehr getrost liquidiren. Die amerikanischen Wahlen vom 8. November haben in beiden Häusern des Kongresses eine Mehrheit geschaffen, die für die nächsten Jahre jeden Versuch, die Idee der freien Silberprägung zu verwirklichen, als gänzlich aussichtslos erscheinen läßt. Vom 1. April nächsten Jahres ab wird das Repräsentantenhaus eine Mehrheit von wenigstens 19, der Senat der Vereinigten Staaten eine Mehrheit von wenigstens 20 Mitgliedern haben, die für den Silberschwindel unzugänglich sind. Besonders der bislang ganz unzuverlässige Senat ist jetzt ein festes Bollwerk für ehrliches Geld geworden; denn von seinen 90 Mitgliedern sind 55 Mitglieder Goldleute, und diese Mehrheit im Senate ist so groß, daß, selbst wenn nach zwei Jahren der höchst unwahrscheinliche Fall eintreten sollte, daß die Silberleute im Repräsentantenhause die Majorität erhielten, doch die Unmöglichkeit, eine freie Silberausprägung durchzusetzen, wegen der Zusammensetzung des Senats vorliegen würde. Diese Thatsache nimmt auch einer etwaigen Bewegung zu Gunsten Bryan's bei der in zwei Jahren stattfindenden neuen Präsidentenwahl jeden Nerv; die allgemeine Meinung geht deshalb dahin, daß die Rolle Bryan's nunmehr definitiv ausgespielt ist.

Besonders beachtenswerth ist bei der jüngsten Wahl, daß gerade viele westliche Staaten, in denen vor zwei

Jahren das free coinage-Fieber außerordentlich stark entwickelt war, ins Lager der Goldleute übergegangen sind. Es kann sich gegenwärtig in den Vereinigten Staaten deshalb praktisch nur darum handeln, ob der jetzt gewählte Kongreß soviel Einsicht besitzen wird, um auch zu einer positiven Reform des amerikanischen Geldwesens überzugehen, d. h. die Greenbackfrage zu lösen. Der Bimetallismus dagegen darf nunmehr in der ganzen Welt als eine historische Reminiszenz angesehen werden.

Aber wie nahe waren wir in Deutschland daran, den Experimenten der bimetallistischen Weltverbesserer zum Opfer zu fallen. Es ist kaum auszudenken, welche Schädigung unserer Volkswirthschaft zugefügt worden wäre, wenn die agrarische Weisheit in der Währungsfrage ebensolche Triumphe gefeiert hätte, wie beispielsweise bei der Börsengesetzgebung. Was auf dem sensiblen Gebiete der Währung selbst verhältnißmäßig kleine Fehler bedeuten, haben wir anläßlich der unweisen Maßnahme der Sistirung der Silberverkäufe hinreichend erfahren. Wer heute über den hohen Diskontsatz der Reichsbank Klage führt, dem empfehlen wir ein näheres Nachdenken darüber, bis zu welchem Grade die Nachwirkungen jener Maßregel die heutige Diskontpolitik beeinflussen.

Die Erfahrungen, die im Verlaufe der bimetallistischen Bewegung gesammelt sind, werden hoffentlich nicht ganz verloren sein. Die Bimetallisten sind die Kerntruppen des Agrarierthums. Dieselbe tiefe Einsicht in das Wesen des wirthschaftlichen Lebens zeichnet beide verwandte Gruppen aus. Es hat zwei Jahrzehnte gedauert, bis die bimetallistische Bewegung alle Stadien der Absurdität durchlaufen hat, Grund genug, um vom äußersten Mißtrauen gegen die übrigen agrarischen Quacksalber erfüllt zu werden.

Daß der Bimetallismus trotz aller Hinneigung der hohen und höchsten Kreise zu diesem wie anderen Wundermitteln keine Erfolge hat erzielen können, ist, neben der wachsamen Thätigkeit der Goldwährungspolitiker, vor allem dem soliden Verständniß unserer Kaufleute und Industriellen zu verdanken. Hier gab es kein Kompromiß, und die ganze deutsche Handelswelt stand beinahe wie ein Mann für die Goldwährung ein. Weder das selbstbewußte Auftreten agrarischer Ignoranten noch das nicht minder selbstbewußte Auftreten spintisirender Professoren, die diese Frage der praktischsten Politik wie eine Doktorfrage behandelten, haben die mitten im großen Verkehr stehenden Elemente an den Segnungen der Goldwährung jemals irre gemacht. Es wäre nur zu wünschen, daß diese Kreise von ihrer Einsicht politisch öfter und nachdrücklicher Gebrauch machten.

Th. Barth.

Die Föderation von Australien.

Die Flora und Fauna Australiens nimmt mit ihren anderswo fehlenden Species von Lebewesen, ihren verbindenden Mittelgliedern in der Kette der Gattungen eine einzige Stellung in der modernen Naturforschung ein. Doch auch in anderer Beziehung bietet dieser kleinste aller selbstständigen Erdtheile Absurditäten. Sein Flächeninhalt gleicht dem der Vereinigten Staaten von Amerika und dennoch wohnen auf dieser ungeheuren Strecke fast ausschließlich fruchtbaren Landes nur etwa vier Millionen Menschen. Die Entwicklung dieser so kleinen Schaar, die Art und Weise, wie sie am anderen Ende der Welt ihr Staatswesen ausbauen werden, hat seit einiger Zeit das gespannte Interesse der Politiker auf sich gelenkt — denn die Wandlungen, die sich in Australien vollziehen, die Nutzbarmachung großer Territorien durch eine Hand voll Leute — werden wohl bei den Antipoden für absehbare Zeit zum letzten Male den Prozeß darstellen, der sich im Laufe der menschlichen Geschichte so oft wiederholt und in fast allen Ländern vollzogen hat.

Politisch zerfällt Australien, oder genauer gesagt, Australasien, in sieben Staaten, sogenannte Kolonien, nämlich Neu-Süd-Wales, Victoria, Süd-Australien, Queensland, West-Australien, Tasmania und die abseits gelegene Inselgruppe Neu-Zealand. Eine so ungeheure Flächenausdehnung bedingt naturgemäß mannigfache Verschiedenheit des Klimas, dennoch ist es von einer Ecke des Erdtheils zur anderen nirgends zu heiß oder zu kalt, als daß dort Weiße wohnen, arbeiten und gedeihen könnten. Mit Ausnahme sehr geringer Strecken ist der ganze Erdtheil durch den europäischen Bauer kultivirbar. Trotzdem die Pflanzen- und Thierwelt an Exemplaren arm ist, haben die eingeführten Arten einen so günstigen Nährboden gefunden, daß sie eine geradezu unglaubliche Fruchtbarkeit bewiesen. So zum Beispiel vermehrten sich bekanntlich die sorgsam herbeigebrachten und ausgesetzten Kaninchen und Sperlinge in so ungeheurem Grade, daß sie innerhalb weniger Jahrzehnte zur bedenklichen Landplage wurden, die man jetzt mit Gift, Feuer und Schrot systematisch bekämpft. Die Fruchtbarkeit des Bodens, der Reichthum an Metallen, namentlich an Gold, die Vorzüglichkeit des Klimas und andere Vorzüge haben diesen Erdtheil ohne Frage zu einer außerordentlich wichtigen Rolle im Haushalte der Menschheit ausersehen.

Es sind jetzt gerade einhundert Jahre hingegangen, seitdem die ersten britischen Ansiedler sich in Australien niederließen. Es waren jedoch nicht etwa friedliche Bauern, die sich im Jahre 1788 mit ihrem Pfluge einstellten, sondern Ketten beladene Sträflinge, die herbeigebracht wurden, um als Grundlage für die Bildung einer Verbrecherkolonie zu dienen. Bald jedoch lockten die Vorzüge des Landes auch freiwillige Kolonisten herbei; die endlosen, mit saftigem Gras bewachsenen Prärien boten der Schafzucht große Vortheile und Funde an Gold, Silber und sonstigen Mineralien ließen eine geschäftige Bergwerksindustrie erstehen. Unter Englands Oberherrschaft bildeten sich als britische Kolonien die genannten sieben Staaten. Da dieselben jedoch örtlich so weit von einander getrennt lagen und so verschiedenartige und verschiedenwerthige Erzeugnisse hervorbrachten, gingen auch ihre Interessen in vielen Beziehungen weit auseinander. Trotzdem die Bevölkerung zu überwiegend großem Theile einem einzigen Mutterlande entstammte und eine gemeinsame Sprache redete, betrachtete sich der Einwohner des südöstlichen Victoria durchaus nicht als Landsmann und Genosse des Bewohners des Nord-Westen. Die Freundschaft war nur eine bedingte — sie reichte nur so weit, wie das eigene Interesse nicht darunter litt. Es wiederholten sich auch hier dieselben Vorgänge, denen wir in der Geschichte aller neu aufgeschlossener Länder begegnen. Lange bevor sich die Bevölkerung zu einem Gefühl der Zusammengehörigkeit, zu Patriotismus, zu Opferwilligkeit im gemeinsamen Interesse emporschwingt, treibt jeder für sich die Raubwirthschaft und kennt nichts als den Vortheil des Augenblicks und der eigenen Person. Auf diese Weise hat sich denn das mehr oder minder auch heute bestehende Verhältniß der australischen Staaten herausgebildet. Jeder dieser Staaten hat eine eigene Konstitution, welche der des Mutterlandes nachgebildet ist; die beiden gesetzgebenden Körperschaften bestehen aus einem Senat, dessen Mitglieder von der Regierung auf Lebenszeit ernannt werden und ferner aus einem Parlament, dessen Mitglieder von der Bevölkerung gewählt werden. An der Spitze der Regierung steht der vom britischen Kabinet ernannte, die Königin repräsentirende Gouverneur, dessen Aufgabe es im Wesentlichen ist, das Mutterland in steter Verbindung mit den lokalen Behörden zu halten.

Die einzelnen Staaten haben nicht das Recht, mit fremden Völkern selbständig zu unterhandeln oder selbständig Krieg zu erklären. In allen anderen Beziehungen sind sie sowohl von dem Mutterlande als auch von einander völlig unabhängig. Von dieser Unabhängigkeit haben sie denn

auch den ausgiebigsten Gebrauch gemacht, um, jeder für sich, einen engherzigen Lokalpatriotismus bis zu dem Aeußersten herauszubilden. Von diesem Geiste beseelt, wurden einzelne Staaten encouragirte Schutzzöllner, die ihre Grenzen mit schweren Zöllen sperrten, während andere mit derselben Energie sich dem Freihandel hingaben. Bald entstanden allerlei Streitigkeiten und Zwistigkeiten, die gar kein Ende nehmen wollten und das ernste Bedenken der Politiker erregten. Schon im Jahre 1849 trat auf Veranlassung des Earl Grey ein Komitee zusammen, um über die Bildung einer Generalversammlung von Australien mit einem Generalgouverneur an der Spitze zu berathen. Aber sofort machte sich der erbitterte Widerstand des Partikularismus geltend und obgleich im Jahre 1851 General Fitzroy thatsächlich zum „Governer General" ernannt wurde, so blieb dieser Titel nichts als eine wesenlose Ehrenbezeugung. In den nächsten Jahren trat hauptsächlich Wentworth, der bedeutendste Staatsmann, den Australien bisher hervorgebracht hat, für den Gedanken einer Föderation ein, jedoch scheiterten auch seine von Begeisterung getragenen Bemühungen an kurzsichtigem Lokalpatriotismus. Die Frage des Freihandels oder Schutzzolls bewies sich stets als der Störenfried, der die Koalition vereitelte. Kamen jedoch die Staaten als eine zusammenhängende Gemeinschaft nicht zu einer Einigung, so fehlte es trotzdem nicht an Experimenten einzelner Gruppen, eine Koalition unter sich zu Stande zu bringen. New-Süd-Wales, Victoria und Süd-Australien regelten zum Beispiel die Angelegenheit des Einfuhrzolles vertragsmäßig, jedoch auch dieses Uebereinkommen erwies sich als nicht lebensfähig. Ein gleiches Geschick traf einen späteren Vertrag zwischen Victoria und New-Süd-Wales. Trotzdem die Erweiterung des Bahnnetzes in diesen Nachbarstaaten eine Regelung der Verhältnisse wünschenswerth erscheinen ließ, wurde der Vertrag nach siebenjährigem Bestehen wieder aufgehoben. Im Jahre 1884 versuchten die Regierungen von Victoria und Tasmania eine Einigung zu erzielen; dieselbe war jedoch so wenig nach dem Geschmacke der öffentlichen Meinung, daß der bereits ausgearbeitete Gesetzesvorschlag nicht einmal dem Parlamente vorgelegt wurde.

Dieses andauernde vergebliche Experimentiren war auch theilweise eine Folge der immerwährenden Veränderungen, welche in den Regierungen der Staaten eintraten. Volksgunst ist launisch und wo sie einen täglichen und stündlichen Einfluß auf die Regierung ausübt, können staatliche Einrichtungen keine Wurzel fassen. So kam es denn, daß Victoria nicht nur plötzlich in das Lager der Schutzzöllner überging, sondern sogar zum eifrigen Vorkämpfer derselben wurde. Der Staat sperrte seine Grenzen durch sehr hohe Zölle, New-Zealand, Queensland und die übrigen Kolonien folgten und nur New-Süd-Wales blieb seinem alten Prinzipe des Freihandels treu. Das Gesetz, welches die Kriegserklärung zwischen den Staaten verbot, wurde in einer Beziehung illusorisch, denn es entstand ein wüthender und verderblicher Zollkrieg, der oft genug zu erregten, wenn nicht blutigen Konflikten führte.

Ohne Frage trug die Abgeschiedenheit ihrer geographischen Lage dazu bei, die Bewohner Australiens in dem Glauben zu befestigen, daß sie sich derlei Extravaganzen gestatten konnten, und es bedurfte eines äußeren Anstoßes, um sie daran zu erinnern, daß sie trotz alledem Theil und Mitglieder der großen Völkergemeinschaft der Menschheit sind. Im Anfange der achtziger Jahre fingen die Kolonisationsbestrebungen Frankreichs und anderer Mächte an, sich in der Südsee geltend zu machen. Von diesem Augenblicke begann eine neue Periode für Australien. Man fühlte seine Schwäche und sah ein, daß man viel kostbare Zeit mit nutzlosen Streitigkeiten und kleinlichen Erwägungen vergeudet hatte. Infolge dessen trat im November 1883 ein Kongreß in Sidney zusammen, an welchem zum ersten Male in der Geschichte des Landes sich sämmtliche Staaten, einschließlich der Fiji-Inseln, betheiligten. Man wies einstimmig die Ansprüche Frankreichs auf die Neuen Hebriden, eine Inselgruppe in der Südsee, zurück und besprach die Rathsamkeit, ein „Federal-Council" von Australien zu schaffen. Infolge der Verhandlungen wurde auch thatsächlich mit Zustimmung des britischen Parlamentes eine gesetzgebende Behörde gebildet, welche seit dem Jahre 1885 die Staaten Victoria, Queensland, West-Australien und Tasmania mit einem allerdings recht lockeren Bande umschlang. New-Süd-Wales und New-Zealand machten von vornherein von ihrem Rechte Gebrauch, sich von der Maßregel auszuschließen, und auch Süd-Australien trat nach kurzer Zugehörigkeit von dem Vertrage zurück. Die Bedeutung des Federal-Council blieb somit weniger eine thatsächliche, als eine moralische — die Vereinigung gleicht vielmehr der der amerikanischen Staaten von 1771, die nicht die Macht besaß, ihre gesetzlichen Maßregeln zur Ausführung zu bringen.

Ein neuer und zwar bedeutungsvoller Schritt zur Erreichung des so oft angestrebten und stets verfehlten Zieles wurde im Jahre 1887 gethan. Auf Einladung der britischen Regierung versammelten sich in London die Vertreter sämmtlicher Kolonien des Reiches und man zeigte sich besonders beflissen, den Delegirten Australiens einen Ehrenplatz anzuweisen. Man einigte sich zu der bedeutsamen Abmachung, daß Australien hinfort zu dem Unterhalt einer Flotte in den australischen Gewässern erheblich beisteuern sollte, und daß die Kolonie sich verpflichte, das Mutterland mit allen Mitteln in der Zurückweisung der französischen Ansprüche auf die Neuen Hebriden zu unterstützen. Trotzdem die Berathungen diese praktischen Resultate ergaben, machte sich der Geist der Eifersucht unter den australischen Abgesandten nur allzu geltend.

New-Süd-Wales bereitete dem gedeihlichen Wirken des 1885 gebildeten „Federal-Council" noch immer große Schwierigkeiten. Wiederum jedoch brachte ein äußerer Anlaß eine Aenderung der Verhältnisse. Im Jahre 1889 inspizirte der Generalmajor Edwards im Auftrage der britischen Regierung die Befestigungen Australiens. Sein Bericht, der auf die völlige Unzulänglichkeit der Vertheidigungswerke und auf die Gefahren eines etwaigen feindlichen Angriffes hinwies, rief im ganzen Lande ein nachhaltiges Echo hervor, sodaß auch Sir Henry Parkes, der leitende Staatsmann von New-Süd-Wales, von der Strömung mitgerissen wurde. Infolge dessen wurde auf einem im Jahre 1891 in Sydney abgehaltenen Kongreß, an welchem 44 Delegirte sämmtlicher Staaten Theil nahmen, die Einführung einer australischen Konstitution beschlossen, die ein vollkommenes System aller Glieder einer verbündeten Regierung darstellte und sich an das Vorbild der nordamerikanischen Republik und der Schweiz anlehnte. Die gesetzgebende Körperschaft sollte aus zwei Häusern bestehen. Die Mitglieder des House of Representatives sollten durch Stimmenmehrheit der gesammten Bewohnerschaft, die Mitglieder des Senats durch Stimmenmehrheit der Staaten gewählt werden, und zwar sollte bei dieser letzteren Wahl jeder Staat ohne Rücksicht auf seine Einwohnerzahl das gleiche Stimmrecht besitzen. Während man sich über diese Punkte verhältnißmäßig leicht einigte, entstand ein erbitterter Kampf über die Frage, ob das eine der gesetzgebenden Häuser mit höheren Rechten ausgerüstet werden solle als das andere. Da es sich bei diesem Punkte thatsächlich darum handelte, ob sich die großen, bevölkerten Staaten mit den kleinen, Einwohner armen auf dieselbe Machtstufe stellen sollten, kann man verstehen, daß der Streit den Erfolg der Konvention beinahe vereitelt hätte. In letzter Stunde einigte man sich dahin, daß es dem Senate nicht zustehen solle, Gesetze in Betreff von Geldbewilligungen selbständig zu geben oder zu verändern, vielmehr müsse er — ganz wie das britische House of Lords — die vom Parlament erlassenen Gesetze entweder in ihrer unveränderten Form annehmen oder gänzlich zurückweisen. Im Uebrigen reservirten sich die einzelnen Staaten das Recht, ihre inneren Angelegenheiten (Erziehung, Eisenbahn, Verkehrswesen, Gerichtsbarkeit, Bergwerke u. s. w.) selbst zu ordnen.

Die neue Konstitution basirte also auf dem Grundsatze, in dem einen Hause der Stimmenmehrzahl der gesammten Bevölkerung das Uebergewicht zu geben, und in

dem anderen Hause der Stimmenmehrzahl der Staaten die ausschlaggebende Gewalt zu lassen. Dieser Kompromiß zwischen den einzelnen Gliedern einer verbündeten Regierung ist auch in der Konstitution der nordamerikanischen Republik und der Schweiz angestrebt.

So gut der Vorschlag auch gewesen sein mochte, so erbärmlich war sein Geschick. Man hatte zuerst die Absicht, das geplante Gesetz von den einzelnen Parlamenten durchberathen zu lassen. Das Resultat dieser parlamentarischen Verhandlungen sollte besonderen Delegirten vorgelegt werden und den demgemäß abgeänderten Gesetzesvorschlag wollte man dem Volke zur Abstimmung unterbreiten.

Es kam jedoch lange nicht so weit, ja, man gelangte nicht einmal zur Ausführung des ersten Schrittes, denn die Parlamente der Staaten konnten nicht die Zeit finden, die vorgeschlagene Konstitution auch nur eines Blickes zu würdigen. So kam die mit solchem Eclat ins Werk gesetzte Konvention von Sydney beinahe in Vergessenheit und schon schien wieder einmal alle Mühe verloren, als plötzlich abermals die Noth und Gefahr an die Schädel der dickköpfigen Lokalpatrioten klopfte.

Es trat nämlich eine ungeheuere Depression in der gesammten Industrie ein, die eine finanzielle Panik herbeiführte. Jetzt nahm sich die einflußreiche Australian Natives' Association der Angelegenheit an; sie setzte durch lokale Vereinigungen eine systematische Propaganda ins Werk und umspann den Erdtheil mit patriotischen, föderalistisch gesinnten Zweigvereinen.

Nachdem nun die öffentliche Meinung einigermaßen erzogen war, traten im Januar 1895 die Premierminister der verschiedenen Staaten zusammen und arbeiteten einen neuen Gesetzesvorschlag aus „The federal Enabling act“. Dieser Vorschlag wurde von den Parlamenten Victorias, Süd-Australiens und Tasmanias mit großer Majorität angenommen und das „für“ oder „wider“ bildete seitdem das Losungswort und bei allen Wahlen.

Auf diesem Standpunkte stehen die Verhältnisse noch heute und hat der Kongreß, der vor einigen Monaten stattgefunden, nur wenig an der Sachlage geändert. Es unterliegt kaum einer Frage, daß die Föderation der australischen Staaten in nicht allzulanger Zeit trotz aller Schwierigkeiten zur Ausführung kommen wird. Die Verhandlungen des jüngsten Kongresses haben klar gezeigt, daß dem australischen Staatenkomplexe schwere Gefahren drohen, die sich nur durch gemeinsames Handeln werden erfolgreich bekämpfen lassen. Zu diesen Gefahren gehört nicht so sehr die Möglichkeit eines Angriffes durch eine fremde Macht als vielmehr die drohende Ueberfluthung des Landes durch Neger, Chinesen und Japanesen. Ebenso wie in Nordamerika hat sich auch in Australien die lokale Gesetzgebung der mongolischen Fluth gegenüber machtlos gezeigt und demnach wird die mongolische Gefahr als eine so ernste betrachtet, daß man entschlossen ist, sie unter allen Umständen zu bekämpfen. Es kommen jedoch auch andere gewichtige Erwägungen, namentlich ökonomischer Natur hinzu, welche Sir R. C. Baker, der Präsident des Senates von Südaustralien, kürzlich folgendermaßen zusammengefaßt hat:

„Die Föderation würde einen großen Fortschritt in der Vertheidigungskraft des Landes bedeuten, in den Ersparnissen des staatlichen Haushalts, in dem Einflusse und der Macht der Kolonien, in der Möglichkeit, die asiatischen Rassen auszuschließen, in der Leistungsfähigkeit des Postwesens und der Marine, in dem Finanzwesen, in dem Patentwesen, in der gemeinsamen Gesetzgebung über Ehe und Scheidung, über Schuldenwesen, über die Einwanderung von Verbrechern, in der Fähigkeit, mit anderen Ländern Verträge zu schließen, in der Konsolidation der öffentlichen Schuldenlast, in der Ausdehnung von Eisenbahnen und Nutzbarmachung von Flüssen.“

Die eine von Sir R. C. Baker nicht berührte Frage wird jedoch das Mutterland und das Ausland vor allem interessiren: Sind die getrennten Staaten Australiens erst zu einem gemeinsamen Bunde zusammengetreten und zu gemeinsamem Handeln erstarkt — werden sie sich nicht dann auch früher oder später von den Fesseln des fernen Mutterlandes gänzlich zu befreien suchen?

Clemens A. Graves.

Die metrische Garnnummerirung.

Das Direktorium des Centralverbandes deutscher Industrieller wendet sich mit einem Rundschreiben an die betreffenden Handelskammern, Vereine und Verbände, eingangs dessen es heißt:

„Seitens der Reichsregierung ist die Anbahnung der einheitlichen, internationalen, metrischen Garnnummerirung und zu diesem Zwecke zunächst die Einführung dieses Systems in Deutschland selbst in Aussicht genommen. Hiebei sollen die Gesichtspunkte maßgebend sein, daß, falls das metrische Garnnummerirungssystem in Deutschland gesetzlich eingeführt wird, die Einfuhr anderer als metrisch aufgemachter Garne zu verbieten, daß aber andererseits die metrische Aufmachung der in Deutschland hergestellten Garne nur für den Absatz im Inlande, dagegen nicht für die Ausfuhrwaare vorzuschreiben, und daß endlich für die Einführung des neuen Nummerirungssystems eine entsprechende Uebergangszeit zu gewähren sein würde. — Die Aussichten für die Durchführung der internationalen Garnnummerirung haben sich inzwischen insofern wesentlich gebessert, als die Abhängigkeit der kontinentalen Textilindustrie von England geringer geworden und letzteres selbst inzwischen das metrische Maß- und Gewichtssystem fakultativ eingeführt hat. Das Beispiel Frankreichs zeigt endlich, daß sich das metrische Garnnummerirungssystem sogar in einem einzelnen Lande, ohne Rücksicht auf England durchführen läßt; umso eher wird dies aber in der Gesammtheit oder doch in einer Mehrzahl der Kontinentalstaaten möglich sein. — Auf Grund dieser Sachlage ist der Centralverband der deutschen Industriellen seitens der Reichsregierung aufgefordert worden, ihr ein umfassendes Gutachten über diese Angelegenheit zu erstatten.“

Es folgen dann Fragen und Vorschläge zur obligatorischen Einführung des metrischen Garnnummerirungssystems in Deutschland.

Die von gewisser Seite gestellte Forderung auf obligatorische Einführung des metrischen Systems bei der Garnnummerirung und, was ebenfalls dabei beabsichtigt wird, der Garnaufmachung, ist nicht neu, und schon früher hat man versucht, sie zu erreichen, aber bisher hat man sich von der Undurchführbarkeit dieser Maßregel überzeugt und deshalb ist sie unterblieben. Es entsteht deshalb die Frage, ob sich die Zustände in der letzten Zeit so sehr verändert haben, daß sie für die Einführung des metrischen Systems bei der Garnnummerirung wesentlich günstiger geworden sind, wie das Rundschreiben behauptet, und dann auch, ob hinreichende Gründe für die Durchführung dieser Maßregel in Deutschland allein vorliegen.

Das Rundschreiben behauptet, die kontinentale Textilindustrie sei inzwischen von England weniger abhängig geworden. Dieses trifft indessen für Deutschland, was Garne betrifft, nicht zu, da die Einfuhr von Baumwoll- und Wollgarnen seit dem Jahre 1889 zu- und nur die von Leinengarn etwas abgenommen hat. An Baumwollgarn wurde eingeführt im Jahre 1889 — 21 927 t, im Jahre 1897 — 26 407 t, an Wollgarn 1889 — 21 597 t, 1897 — 22 683 t, an Leinengarn 1889 — 11 594 t und 1897 — 10 507 t. Daraus ließe sich eher eine Zunahme der Abhängigkeit von England ableiten. Jedenfalls ist aber Deutschland in den feineren Baumwollgarnen vollständig von England abhängig, da es diese Garne gar nicht spinnt und sie von England beziehen muß.

Englisches Garn, sofern es nicht metrisch aufgemacht ist (es handelt sich natürlich nur um geweiftes Garn), dürfte also nicht nach Deutschland kommen, und wenn die Engländer nach diesem System nicht anfertigen wollen, dann könnten unsere Garnkonsumenten kein Rohmaterial für ihre Betriebe mehr erhalten. Dadurch würde die Fabrikation vieler Artikel, wie z. B. die der Halbseidenstoffe und Sammete,

vollständig unmöglich gemacht, und diejenige anderer Artikel der Web- und Wirkwaarenindustrie bedeutend erschwert. Nach wie vor sind wir in Deutschland von England abhängig und zwar heute mehr noch als vor etwa zehn Jahren. Die Ausfuhr Englands nach Deutschland war in den ersten 10 Monaten dieses Jahres um 1 554 500 Pfund größer als im Vorjahre. Es hängt also von den Engländern ab, ob sie uns das nöthige Garn künftig in metrischer Aufmachung anfertigen und liefern wollen.

Man wird nicht weit von der Wirklichkeit entfernt sein, wenn man annimmt, daß England jährlich 5 Mill. Ballen = 1 Mill. t Rohbaumwolle verspinnt und in Form von Garn an die einheimischen Verbraucher und an seine auswärtigen Kunden absetzt. Nach Deutschland gingen davon im Vorjahre 26 407 t, das ist etwa der 40. Theil der ganzen englischen Produktion. Die übrigen $^{39}/_{40}$ gehen zu etwa $^{3}/_{40}$ in Länder, wo das metrische System fakultativ eingeführt ist, aber dorthin auch nur in englischer Aufmachung. Diese Länder sind: Belgien, Frankreich und Italien. Der Rest $^{36}/_{40}$ geht in Gegenden, die das metrische System nicht kennen und die theilweise unter keiner Bedingung metrische Aufmachung annehmen, wie Ostasien, und theilweise in solche, die dergleichen Garn nur mit Widerstreben kaufen würden, wie Amerika und die übrigen Länder, die überhaupt das metrische System nicht kennen. Es ist also klar, daß England auf die obligatorische Einführung des metrischen Systems nicht eingehen kann und wird. Die fakultative Einführung dieses Systems, die ja stattgefunden hat, ist ohne die geringste Wirkung geblieben, da in England keine Yard nach metrischem System gehandelt wird. Nach Belgien, Frankreich und Italien liefert England nur nach seinem System; in Belgien und Italien hat man im Gebrauch die englische Aufmachung beibehalten, auch in den eigenen Spinnereien, und nur in Frankreich wird ein Theil der Produktion nach metrischem System gesponnen. Diese Sachlage in Frankreich zeigt auch das Unzutreffende der Behauptung des Rundschreibens des Centralverbandes deutscher Industrieller: „das Beispiel Frankreichs zeige, daß sich das metrische Garnnummerirungssystem sogar in einem einzelnen Lande, ohne Rücksicht auf England, durchführen läßt". Erstens ist das metrische System in Frankreich nicht obligatorisch, und zweitens bestehen jetzt in Frankreich thatsächlich zweierlei Systeme, was doch wahrlich nicht wünschenswerth ist. Es ist also in keiner Weise einzusehen, warum sich die Aussichten für die obligatorische Einführung des metrischen Systems in Deutschland gebessert haben sollten.

Besteht nun wirklich ein hinreichendes Bedürfniß im Verkehr, um das metrische System einzuführen? Es wäre ja ganz schön, wenn überall, in allen Zweigen des Erwerbslebens das metrische Maß geltend würde; wollte man das aber in Deutschland gesetzlich erzwingen, so würden daraus keine praktischen Vortheile, sondern nur unberechenbare Nachtheile entstehen. Was sollte denn im Kleinhandel durch die Einführung des metrischen Systems erreicht werden? Was kümmert sich denn das große Publikum um die Nummerirung und Aufmachung des Garns (hauptsächlich doch Strickgarns), das es im Laden kauft. Die Hausfrau läßt sich das Garn vorlegen, das sie sucht, beurtheilt es und läßt sich davon ja und so viel Stränge geben wie sie glaubt nöthig zu haben. Welche Nummer das Garn trägt, oder wie es aufgemacht ist, kümmert sie nicht, denn das sind ihr doch böhmische Dörfer. Ja, wüßte sie, wieviel Meter Garn von irgend einer Nummer Garn z. B. zum Stricken eines Strumpfes nöthig wären, dann könnte sie, wenn sie eine ganz außergewöhnliche Erfahrung besäße, vielleicht ausrechnen, wieviel Stränge oder Kilogramm sie kaufen müßte. Es ist aber wohl anzunehmen, daß bis heute noch keine einzige Hausfrau auf den Gedanken gekommen ist, dieses auszurechnen.

Besteht nun für den Kleinhandel gar kein Interesse an der Veränderung des jetzigen Systems, so liegt die Sache beim Großhandel, bei der Industrie, wesentlich anders. Der Industrielle muß im voraus genau wissen, wie viel Garn er z. B. nöthig hat, um ein Stück Gewebe von so und so viel Länge und Breite in einer gewissen Qualität herzustellen. Dazu dient ihm die Kenntniß der Aufmachung und Nummerirung des Garns und deren Berechnung. Nach welchem System diese geschehen sind, ist ihm ziemlich einerlei, nur muß es ein einheitliches, überall bekanntes und angewandtes und besonders immer gleichbleibendes sein. Jede Veränderung ist ihm höchst lästig, da er nicht daran gewöhnt ist, da es seine bisherigen Berechnungen und Erfahrungen umstößt und ihn zu Abänderungen seiner Geschirre, Maschinen u. s. w., also zu einer Unmasse von Mühe, Kosten und Unannehmlichkeiten nöthigt. Wie schwierig es ist, sich an ein neues System zu gewöhnen, beweist, daß Handwerker noch immer nach Fuß und Zoll, Landwirthe nach Morgen und Ruthen, unsere Hausfrauen nach Pfund rechnen. Dem Großindustriellen mag man zwar zutrauen, daß er sich schneller an ein neues System gewöhnt, aber für ihn entstehen in der Uebergangszeit eine Menge von Unzuträglichkeiten. Er ist einmal an das englische System gewöhnt und hat durchaus keine Veranlassung ein anderes herbeizuwünschen. Worauf soll nun die Nothwendigkeit, oder selbst das Wünschenswerthe der Einführung des metrischen Systems begründet sein? Es wäre an sich ja wohl recht schön, alle Maß- und Gewichtsverhältnisse auf ein und dasselbe System zurückzuführen, es muß aber auch praktisch möglich sein. Ein Staat kann die Verhältnisse innerhalb seiner Grenzen selbständig ordnen, solange diese Verhältnisse nicht von denjenigen anderer Staaten abhängen. Im Fall der Garnnummerirung liegt es aber so, daß unsere eigenen Interessen so sehr mit denjenigen anderer Länder, hauptsächlich Englands, zusammenhängen, daß eine einseitige Veränderung des bestehenden Zustandes nur mit großen Nachtheilen für unsere Industrie verbunden ist. Denken wir uns hinein in den Zustand, der entstehen muß, wenn Deutschland allein das obligatorische Garnnummerirungssystem vorschreibt, wenn kein nach einem anderen System aufgemachtes Garn hereingelassen wird. Wird nun der auswärtige, in Hauptsache also der englische Spinner sich darauf einlassen, sein Garn in der vorgeschriebenen Aufmachung für Deutschland anzufertigen? Für seine übrige Produktion wird er daran ja nicht denken; kann er aber Geld dabei verdienen, dann wird er sich auch Deutschland gegenüber willfährig zeigen; er wird sich also seine Mühe, die Kosten der Umänderung seiner Einrichtung und die Chancen, die er läuft, wenn er ein für den allgemeinen Gebrauch unkourantes Fabrikat anfertigt, hinreichend bezahlen lassen. Dadurch wird der Preis, den der deutsche Garnkonsument zu zahlen hat, nicht unbeträchtlich erhöht und seine Leistungsfähigkeit entsprechend herabgesetzt werden. Es wird zudem viele englische Spinner geben, die sich auf ein solches Geschäft, das sich auf den 40. Theil der ganzen englischen Produktion beschränkt, nicht einlassen werden. Die Möglichkeit sich mit passendem Rohmaterial zu versehen, wird nicht allein hierdurch für den deutschen Konsumenten eingeschränkt, sondern auch noch weiter dadurch, daß er solches nicht am offenen Markt vorräthig findet, sondern jedesmal anfertigen lassen muß. Hat der deutsche Käufer heute 100 oder 500 kg einer gewissen Nummer und Qualität nöthig, dann findet er bei den englischen Vorräthen in der gewünschten Sorte Auswahl genug. Künftig würde er einen englischen Spinner veranlassen müssen, das Garn besonders für ihn anzufertigen, und das wird kein Spinner für eine solche Kleinigkeit thun; er verlangt die Bestellung größerer Quantitäten. Ist der Geschäftsgang ein flotter und stehen die Spinner unter Kontrakt, dann ist dem deutschen Konsumenten die Möglichkeit abgeschnitten, das betreffende Rohmaterial zu erhalten. In allen Fällen wird er Wochen lang auf Lieferung warten müssen, wo er jetzt fast immer das Gewünschte sofort erhalten kann; er wird große Mengen bestellen müssen, wo er jetzt kleine sofort bekommen kann.

Bei Eintritt einer neuen Mode handelt es sich darum, mit dem neuen Artikel möglichst schnell am Markt zu sein; das kann aber der deutsche Fabrikant künftig nicht mehr,

wenn er gezwungen ist, so lange auf seinen Rohstoff zu warten, und er muß sich ein günstiges Geschäft entgehen lassen. Auch von der Ausnützung einer günstigen Konjunktur ist er ziemlich ausgeschlossen. Es tritt häufig der Fall ein, daß der Spinner einen Theil seines Vorrathes zu billigen Preisen abstoßen will, dagegen für anzufertigende Waare mehr verlangt. Der Deutsche kann aber die billige Waare nicht kaufen, da er sie in Deutschland nicht einführen darf. Der englische Spinner würde doch sehr unklug handeln, wenn er das Garn, das er in Vorrath spinnt, nicht in derjenigen Aufmachung anfertigte, die $^{30}/_{40}$ seiner Abnehmer verlangten. In metrischem System in Vorrath zu spinnen, wird ihm doch nicht einfallen. Vielleicht wird der Engländer auch gar denken, daß es für sein Land noch vortheilhafter wäre, dem Deutschen, der doch sein gefährlicher Konkurrent in Webwaaren ist, das Garn gar nicht zu liefern, dann hätten die englischen Weber den Nutzen, und sein Produkt würde er dazu noch an diesen, der dadurch einen größeren Absatz erlangen würde, verkaufen können.

Aber auch für den deutschen Spinner treten Fälle ein, wo ihm das metrische System Nachtheile bringt. Wenn durch Ueberproduktion der deutsche Markt mit Garnen überfüllt ist, so ist keine Gelegenheit geboten, den Ueberfluß im Ausland abzusetzen, da dieses das Garn nach dem metrischen System nicht nimmt. Im vorigen Jahre haben österreichische Spinner 6 Millionen Pfd. Garne nach Deutschland exportirt, um ihre großen Lager zu entlasten. Vor kurzer Zeit haben deutsche Spinner im Verein mit Rothfärbern eine günstige Konjunktur in Ostindien wahrgenommen, um bedeutende Posten Garn, die den hiesigen Markt drückten, auszuführen. Das würde künftig nicht mehr möglich sein, denn die deutschen Spinner würden doch jedenfalls ihre Vorräthe nur nach metrischem System spinnen, da sie für solche Waare die meiste Aussicht für den Absatz haben.

Nun sind es allerdings gerade Spinner, welche das metrische System herbeiwünschen; sie sagen sich nicht ohne Grund, daß dadurch die englische Konkurrenz bedeutend erschwert und theilweise unmöglich wird. Der Nachtheil indessen, der für unsere ganze übrige Textilindustrie daraus entsteht, ist ganz unberechenbar und fällt zehn- oder zwanzigfach schwerer in die Wagschale, als der Vortheil der Spinner. Aber auch viele Spinner widerstreben ganz entschieden der beabsichtigten Maßregel. Die kleineren oder weniger kapitalkräftigen Spinnereien würden die Kosten der Umänderung ihrer Maschinen nach dem neuen System schwer bedrücken; manche würden vielleicht genöthigt werden, ihren Betrieb einzustellen, jedenfalls wäre die Möglichkeit erschwert, ihre Einrichtungen zeitgemäß zu verbessern, sodaß ihre Konkurrenzfähigkeit herabgedrückt würde.

Die Einführung des metrischen Garnnummerirungssystems mit dem Verbot anderer Systeme hat aber auch noch eine andere bedenkliche Seite; sie ist eine Beschränkung der persönlichen und Gewerbefreiheit. Diese ist allerdings manchmal unvermeidlich, wo es sich um allgemeine Interessen, Abstellung von Mißbräuchen, kurz um Verhältnisse handelt, bei denen die Freiheit des Einzelnen dem Wohle des Ganzen weichen muß. Wo ist aber bei der Garnnummerirung ein öffentliches Interesse wahrzunehmen? Haben sich etwa die deutschen Garnkonsumenten über das englische System beklagt und ein anderes gewünscht? Davon ist nichts bekannt geworden; im Gegentheil sträuben sich die Konsumenten in der Industrie mit aller Macht dagegen. Warum es also einführen?

Die obligatorische Einführung des metrischen Garnnummerirungssystems wirkt thatsächlich in gewissem Umfange als Prohibitivmaßregel, und jedenfalls als eine Erschwerung der Einführung auswärtiger Garne; es wäre dabei auch zu bedenken, ob sie nicht gegen die bestehenden Handelsverträge verstößt, und ob sie nicht den Abschluß neuer Verträge wesentlich erschwert.

Crefeld. A. F. W. ter Meer.

Conrad Ferdinand Meyer.

(Geb. 11. Oktober 1825, gest. 29. November 1898.)

Von den beiden großen Künstlern, über deren einst rastlos arbeitenden Geist der Seelenschlaf seine nicht mehr zu hebende Decke gebreitet hatte, ist der ältere nun dahingegangen. Friedrich Nietzsche führt noch den Traum einer Existenz fort, Conrad Ferdinand Meyer ist in die Wahrheit des Todes eingegangen. Wir sehen das Bild des Meisters befreit von jenem trüben Schleier, der das sichere Auge umfing und uns die letzten Früchte einer späten aber reichen Ernte raubte. Der traurige Ausgang des Menschen ist abgethan und strahlend hebt sich vor Aller Augen seine Psyche in die Höhe, wie auf alten Märtyrerbildern die Gestalt des Gefolterten unten oben zur Glorie aufsteigt.

Der Sohn des alten, vornehmen, reichen und malerischen Zürich war ein würdiger Vertreter seiner Vaterstadt. Gottfried Keller, der andere große Züricher, hat immer etwas Kleinbürgerliches, fast etwas Bäuerisches behalten; Conrad Ferdinand Meyer vertritt in seiner litterarischen Erscheinung das städtische Patriciat so rein wie kaum ein zweiter Autor. Reicher, saftiger, ursprünglicher floß dem Sohn des armen Drechslers die dichterische Ader; in künstlerischer Durchbildung blieb ihm der Nachkomme einer alten, in befestigtem Wohlstande dahinlebenden Familie überlegen. Sie liebten sich nicht sehr, weder als Menschen noch als Künstler; aber sie waren in beiderlei Hinsicht zu bedeutend, um sich nicht mit Hochachtung zu betrachten. Und, was merkwürdig genug ist, der strengere Künstler hat auf das größere Genie Einfluß geübt, während das Umgekehrte sich nicht beobachten läßt. Keller's letzte und beste Balladen, wie „Der Narr des Herrn von Zimmern“ und der „Has von Ueberlingen“ stehen unter der Wirkung von Meyer's Balladen. Dieser aber ist allzeit streng und gerade den Weg geschritten, den seine Natur ihm vorschrieb.

Es war eine mehr als epikureische Natur; voller erschöpfender Lebensgenuß war ihr Bedürfniß. Die ganze Fülle der reichen Welt genügte kaum dem stürmischen Bedürfniß dieser nach Freuden gierigen Seele:

Genug ist nicht genug! Gepriesen werde
Der Herbst! Kein Baum, der seiner Frucht entbehrte,
Tief beugt sich mancher allzu reich beschwerte,
Der Apfel fällt mit dumpfem Laut zur Erde.

Genug ist nicht genug! Mit vollen Zügen
Schlürft Dichtergeist am Borne des Genusses,
Das Herz, auch es bedarf des Ueberflusses,
Genug kann nie und nimmermehr genügen!

So hat er die erste Hälfte seines Lebens im Ueberfluß der Genüsse dahingebracht, schwelgend im Mit- und Nachgenuß aller Schönheiten, ein durstiger aber schweigsamer Zecher an vollbesetzter Tafel. Bis der Herbst kam, und ein leichter äußerer Anstoß, die Aufforderung eines Verlegers, plötzlich die reifen Aepfel zur Erde rollen ließ. Er wußte es selbst nicht, wie in der künstlerischen Feinheit seiner Lebensfreude, die doch zuletzt zu trüber Unbehaglichkeit umgeschlagen war, der Dichter in dem Leser, der Psycholog in dem umherfahrenden Epikureer gereift war. Zögernd traten die ersten Gedichte (1864) an das Tageslicht. Dann kam das große Gewitter des Krieges von 1870. Bis dahin hatte Conrad Ferdinand Meyer wählerisch aus romanischer und germanischer Kultur was ihm gefiel sich angeeignet. Jetzt in der großen Spannung dieser Entscheidungstage schritt er für immer und mit vollem Herzen in die Reihe der deutschen Kämpfer. „Hutten's letzte Tage“ (1871) war die dichterische Verklärung des fahrenden Ritters, den über alle inneren Widersprüche hinweg die starke Parteinahme für eine große nationale Sache zum Helden erhebt. Es war seine Reinigung von müßig-egoistischer Beschaulichkeit. Und rasch folgten nun dem lieblichen Idyll „Engelberg“

(1882) die glänzenden Gaben seiner Erzählerkunst: „Jürg Jenatsch“ (1876), „Der Heilige“ (1880), die „Novellen“ (1883: „Das Amulet“, „Der Schuß von der Kanzel“, „Plautus im Nonnenkloster“, „Gustav Adolf's Page“) und die „Leiden eines Knaben“ (1883), die „Hochzeit des Mönchs“ (1884), „Die Richterin“ (1885), die „Versuchung des Pescara“ (1887), „Angela Borgia“ (1891); dazwischen (von 1882 an) die Sammlungen seiner Gedichte. Kämpfer waren es, die ihm den Weg bahnten, Hutten, der Graubündtner Söldnerführer Jenatsch, der streitbare Erzbischof von Canterbury; aber am Ziel stand statt des äußeren der innere Kampf, der mit dem Sieg endet, mit dem Sieg über die Versuchung, wie Pescara und Angela ihn davontragen. „Die Versuchung des Pescara“ heißt eins seiner Bücher, keins von den allerbesten, aber ein sehr bezeichnendes. Versuchungen aber schildert im Grund jede seiner Erzählungen, Versuchungen, denen in den früheren Geschichten die Helden erliegen, die sie später überwinden. Psychologische und künstlerische Ursachen bestimmten gleich stark die typische Auswahl gerade dieses Moments bei Conrad Ferdinand Meyer.

Eine Künstlernatur war er von Geburt an. So begierig seine Seele danach strebte, von dem „goldenen Ueberfluß der Welt“ zu trinken, so gebieterisch forderte sein Künstlerherz harmonische Anordnung des Genusses. Reiche Fülle künstlerisch geordnet — das ward sein Kunstideal. Er zeichnet es symbolisch in dem schönen Gedicht „der römische Brunnen“:

Auf steigt der Strahl und fallend gießt
Er voll der Marmorschale Rund,
Die, sich verschleiernd, überfließt
In einer zweiten Schale Grund;
Die zweite gibt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Fluth,
Und jede nimmt und gibt zugleich
Und strömt und ruht.

Strömen und Ruhen gilt es zu vereinigen: den Ungestüm lebendigen Ueberschwangs der inneren Kräfte mit der künstlerischen Ruhe der Anordnung. Nach diesem Bilde sind die vollkommensten seiner Werke aufgebaut. Weise vertheilte Schalen ordnen den Ueberfluß zum ruhig und breit dahin fließenden Wasserfall. Zwischen die Bedürfnisse seiner nach allem Schönen greifenden Seele und seines am liebsten in ruhige Beschauung versunkenen Künstlerherzens gestellt ward der Dichter zum Meister des Wählens, des Ordnens, des Dichtens. „Seine Fabel lag in ausgeschütteter Fülle vor ihm, sagt er von Dante, den er zum Erzähler der „Hochzeit des Mönchs“ machen durfte, — „aber sein strenger Geist wählte und vereinfachte.“ Das Alles gilt auch von ihm. In einer Zeit, in der aus der Wissenschaft her das für die Kunst verderbliche Prinzip der „Vollständigkeit“ Begabungen von solcher Stärke wie Zola aus Künstlern in pedantische Registratoren verwandelte, hielt er an der künstlerischen Nothwendigkeit des Wählens und Vereinfachens fest. Wo selbst ein Keller zuweilen allzu behaglich die ganze Wassermasse ausschüttete, da ließ er weislich in jeder Schale des Brunnens einen Theil des Vorraths zurück.

So wählte er überall mit sicherer Hand den Moment. Nicht, wie Goethe und Schiller, den Moment, der eine typische Erscheinung in größter Reinheit zeigt — sondern den, der möglichst viel Wirklichkeit auf einmal enthält. Nicht der „symbolische Fall“ der Klassiker ist für ihn der fruchtbare, sondern der, der am reichsten ist an Keimen und Möglichkeiten. Deshalb wählt er den historischen Moment reichbewegter Epochen; deshalb den psychologischen einer großen Versuchung.

Reichbewegte Epochen ziehen ihn vor allem an: die Zeit, in der das deutsche Kaiserthum entstand, unter Karl dem Großen, und die, da es zu Grunde ging, im 30jährigen Krieg; die Renaissance, die Reformation, die Zeit des „Roi Soleil“. Gewiß hat er seine Freude auch an der äußeren Buntheit dieser Zeiten und zuweilen, besonders im „Pescara“, hat er dieser Kostümfreudigkeit und Möbellust in einem Grade nachgegeben, der an Théophile Gautier's Tapezierträume und Regisseurvisionen erinnern könnte. Aber das war doch immer nur die Hülle. Was ihn eigentlich anzog, war die innere Buntheit, der Reichthum der historischen Möglichkeiten an einem solchen Wendepunkt. Versuchungen ganzer Völker sehen wir hier vor Augen: wohin werden die Parteien Deutschlands oder Italiens im 16. Jahrhundert die Nationen treiben? — Gern schildert unser Dichter Gewitter mit ihren blitzartigen Beleuchtungen, auf die wieder tiefes Dunkel folgt; solche Erntegewitter sind auch jene aufgeregten Epochen, in denen von Einem Blitzschlag der ganze Erfolg einer langen Erntearbeit abhängt. In dieser grellen Beleuchtung sehen wir im „Jenatsch“, im „Heiligen“, in der „Richterin“, im „Pescara“ die ringenden Mächte, Hell und Dunkel, die Gestalten, die Dinge. Wieder ist eins seiner Gedichte symbolisch für seine Art. „Erntegewitter“ heißt es:

Ein jäher Blitz. Der Erntewagen schwankt.
Aus seinen Garben faheen Dirnen auf
Und springen schreiend in die Nacht hinad.
Ein Blitz. Auf einer goldnen Garbe theont
Noch unvertrieben eine frevle Maid,
Der das gelöste Haar den Nacken peitscht.
Sie hebt das volle Glas mit nacktem Arm,
Als brächte sie's der Gluth, die sie umflammt,
Und leert's auf einen Zug. Ins Dunkel wirft
Sie's weit und gleitet ihrem Becher nach.
Ein Blitz. Zwei schwaeze Rosse bäunnen sich.
Die Peitsche knallt. Sie ziehen an. Vorbei.

Da haben wir Alles beisammen: die volle Ernte in ihrer goldenen Pracht, und den Moment, wo sie von verzehrendem Brand bedroht ist; die Fülle der Erscheinungen, die Dirnen, die Rosse, die Wagenlenker in die Vision eines blitzerleuchteten Moments zusammengefaßt — und die psychologisch gesteigerte Stimmung, die sich in dieser unvergeßlichen „frevlen Maid“ zum wilden Spiel steigert.

Diese Steigerung, die alle Keime der menschlichen Seele auf Einen Schlag fruchtbar machen kann, dies Erntegewitter mit seinen Blitzen, die grell die in der Brust aufgeschichteten Erntegarben beleuchten — das ist es, was Conrad Ferdinand Meyer aus dem psychologischen Moment der Versuchung fesselt. Da ist ein Mann voll großer Anlagen, Jürg Jenatsch, ein reformirter Pastor, begeistert für die Sache seiner Kirche und seines Vaterlandes; wird die große Versuchung nicht die Saat aufgehen lassen, die unbemerkt im Dunkel der Seele gewachsen ist: Ehrgeiz, Herrschsucht, Selbstsucht? Voller mannichfacher Keime ist die Seele jenes merkwürdigen Sohnes einer Türkin und eines Engländers: Thomas a Becket ist eine Natur von größter Heftigkeit des Begehrens, aber diesem Begehren ist keine bestimmte Richtung eingeboren. Wie der Dichter selbst gibt er sich erst ganz dem Lebensgenuß hin, schwelgt in Pracht und Herrlichkeit. Seinen König warnt er selbst, ihm nicht in die Hand eines Größeren zu geben. Heinrich II. thut es doch. Und nun ändert diese große Prüfung den Hofmann von Grund aus: leidenschaftlich stürzt er sich nun in die Wollust der Askese, lebt ihre Süße so unersättlich durch wie einst die Freuden der Welt, und versagt sich auch den Stachel nicht, den alten Freund und Wohlthäter selbst, den König, zu peinigen. So steht er vor uns, der Heilige, ein Räthsel noch immer, aber in greifbarster Realität, sicherster Existenz. Und welche psychologische Meisterschaft entwickelt der Dichter hier in Einzelscenen wie jener, wo der fein durchgebildete Kirchenfürst trotz aller Abtödtung nervös zurückzuckt vor dem ordinären, grobsinnlichen Mund, den der König ihm zum Versöhnungskuß entgegenstreckt!

Ein Dichter, der so in Einem Augenblick die ganze Fülle innerer Möglichkeiten überschaut, wird fast nothwendig zu psychologischen Paradoxien gedrängt. Eine Paradoxie ist die Verwandlung des eleganten Weltmannes in den fanatischen Büßer, oder (in der „Hochzeit des Mönchs“) die des frommen Mönchs in den Bräutigam und den

Sünder; ist die Strenge der Richterin mit dem sündenbeladenen Gewissen oder die Erscheinung der Lucretia Borgia mit ihrer naiven Verdorbenheit. Paradox und psychologisch wahr wie all diese Züge ist die Tragödie der Dummheit in Meyer's Meisternovelle „Die Leiden eines Knaben". Ein unbedeutender Junge geht zu Grunde an dem nachtragenden Haß seines Lehrers, an der kindischen Dummheit eines Freundes und der zweiten seiner Geliebten: sie kann im wichtigsten Moment der Versuchung nicht widerstehen, eine pompöse Phrase auszusprechen, die ihres geliebten Liebhabers Todesurtheil wird. In der Unzahl der überall ausgestreuten Möglichkeiten liegt auch dies, daß die so oft verspottete Dummheit tragische Folgen hat. Der Dumme, der geistig Unselbstständige, das ist eben der, für den jede Verlockung von außen her verhängnißvoll wird. Sein Schulfreund gibt ihm den Rath, ein gefährliches Wort zu seiner Zeichnung zu schreiben — der arme Sohn des Marschalls von Bouflers sieht nicht, welche Folgen das haben kann und gehorcht. Aber dennoch ist er ein Held, dennoch stirbt er (wie Hutten) als Heros, als Märtyrer seines zarten Ehrgefühls und sein Tad beschämt all' die glänzenden Hofleute an Ludwigs XIV. Tafel, die der kluge Leibarzt Fagan so scharf charakterisirt.

Hier allein ist Conrad Ferdinand Meyer auf modernen Wegen gewandelt. Die Tragik der Unbedeutenden, der Armen im Geiste ist ein Lieblingsthema neuerer Autoren auf der weiten Linie von Flaubert bis zu Bret Harte. Sie zu betonen entspricht der demokratischen Tendenz unserer Zeit, die selbst in der poetischen Stoffwahl die überragenden Gipfel gern verwendet. Meyer war sonst unmodern, antimodern. Daß er das „Milieu" gern ausführlich malte, entsprang bei ihm ganz anderen Ursachen, als bei denen, die einen Theil der individuell n Psychologie auf Stühle und Waschbecken im Schlafzimmer des Helden abwälzen. Sein oft zu sorgfältiges Feilen an Satz und Wort, sein rundes Abschließen mit einem nachtönenden Akkord, seine Stoffwahl sogar — das lag Alles von modernen Gewohnheiten weit ab. Seine Epik meidet die Gegenwart, die ihm noch nicht genügend durchgearbeitet, noch nicht ausreichend künstlerisch verarbeitet scheinen mochte. Er war ein Sammler, der merkwürdige Ereignisse, interessante Momente, prächtige Erscheinungen in künstlerisch dauernde Form bannte — mehr um selbst so recht sich ihres geistigen Besitzes zu erfreuen als um der Zuhörer wegen. Erzählen war ihm eine Form der Aneignung, des Genusses; jegliche Tendenz lag ihm fern.

Fast ganz dasselbe gilt von seinen Gedichten, die man über den Romanen und Novellen zu oft vergißt. Ganz fehlt es hier freilich nicht an Tendenz: der deutsche Protestant spricht in den Gedichten auf Luther, auf die päpstlichen Schweizer sein Bekenntniß und auch Balladen wie die „Spanischen Brüder", „die Füße im Feuer", Miltans Rache", „der Daxelhofen" verläugnen ihn nicht. Aber nicht hier liegt die Hauptbedeutung der Sammlung, sondern in den Gedichten, die seinen Novellen innig verwandt sind. Zwei Gruppen heben sich da heraus: symbolische Selbstbekenntnisse, und Balladen von eigenthümlicher Haltung. Conrad Ferdinand Meyer war keine Beichternatur; autobiographische Geständnisse abzulegen, wie G. Keller in seinem unvergleichlichen „Grünen Heinrich" wäre ihm unmöglich gewesen. Aber die Wollust, den eigenen Schmerz dichterisch verklärt noch einmal durchzuleben, in edler Form ihn zu verewigen, konnte dieser Virtuos des künstlerischen Genusses sich nicht versagen. Zarte stille Momentbilder wie „Eingelegte Ruder", „der Blutstropfen" erzählen ein Stück Lebensgeschichte, über das Persönlich-Anekdotische herausgehoben zu symbolischer Bedeutung. Und ebenso heben Balladen wie: „Die gezeichnete Stirne" oder „das Auge des Blinden" ein Stückchen Weltgeschichte in die helle Beleuchtung ewiger Erscheinungen. König Enzio's Kerkergenossin erlebt an sich den verführerischen Zauber, den ein hoher Märtyrer auf ein edles Frauenherz ausübt, ein Thema, das „die Ketzerin" variirt; und der blinde Bettler, der an dem vergifteten Don Juan d'Austria noch immer die zerstörte Jugendschönheit bewundert, malt symbolisch den ewigen Glanz, der in den Augen der armen Nachwelt die glänzenden Figuren der Vorzeit umkleidet. In eine Zeit, in der die deutsche Ballade von Uhland zu Schwab, von Schwab zu Simrock, von Simrock zu Martin Greif und Felix Dahn herabsinkend leere Bänkelsängerei geworden war, trug dieser große Künstler wieder die Erkenntniß, daß die Ballade mehr sein müsse als eine versificirte Anekdote, daß nur die Intensität des dichterischen Miterlebens sie zum Kunstwerk forme. So ist er zum Regenerator der deutschen Ballade geworden, neben Fontane, der sie an dem Quickborn der altenglischen Volksballade verjüngte. Wie die Kunstepik neben der Volksepik, stehen beider Balladen nebeneinander. Fontanes Lieder sind kräftiger, wirksamer; aber als Zeugnisse einer merkwürdigen Individualität (die unser Landsmann nur in Prosa vollsaftig abzulegen verstand) stehen die des Schweizers wohl höher.

Populär wird Conrad Ferdinand Meyer nie werden. Er war ein eigenwilliger Aristokrat in der exklusiven Stoffwahl wie in der überfeinen Formgebung. „Brokat" nannte G. Keller die Arbeiten seines Nebenbuhlers; aber im Brokatkleid kommt man nicht so weit im Land herum wie im grauen Jagdrock. Dem Dichter hat die Volksthümlichkeit, die so ganz ausblieb, schwerlich je ein Ziel der Sehnsucht gebildet. Wie er fast ohne es zu wissen in die Litteratur kam, so hat er weit gedichtet aus der Nothwendigkeit seiner Natur heraus. Sich selbst treu hat er der Versuchung widerstanden, dem Geschmack der Zeit zu schmeicheln. Vieles wird vorübergehen, was dieser Zeit gefällt; die reine Kunst des vornehmen Künstlers wird bestehen wie die Kunstwerke Benvenuto Cellinis, der ein leidenschaftlicher Lebensfreund und ein unermüdlicher Meister der vollendenden Arbeit war wie der Dichter des „Heiligen" und der „Leiden eines Knaben".

Berlin. Richard M. Meyer.

Ein populäres Werk zur Verbreitung vorgeschichtlicher Kenntnisse.

Es hat einen geheimnißvollen Reiz, sich auszumalen, in welcher Weise die Menschen früherer Tage gelebt, wie sie gewohnt, wovon sie sich genährt, wann sie sich beschäftigt, mit welchen Werkzeugen sie gearbeitet, wie sie sich gekleidet und geschmückt haben. Wohl jeden denkenden Menschen lockt es einmal, sich in das ganze tägliche Leben längst entschwundener Zeiten hineinzuversetzen. Verhältnißmäßig leicht ist das für solche Zeiten ausführbar, aus denen gleichzeitige Aufzeichnungen und größere Denkmäler menschlicher Thätigkeit vorhanden sind, und diese Neigung hat ja mancherlei Bethätigung in kulturhistorischen Darstellungen und namentlich auch in historischen Romanen gefunden. Viel schwerer ist es aber für Verstand und Phantasie, an Zeiten sich heranzuwagen, aus denen alle schriftlichen Nachrichten fehlen. Und doch, welcher Reiz liegt auch darin! Es sei nur an Vischer's köstliche Pfahldorfgeschichte in seinem herzerquickenden „Auch Einer" erinnert. Aber auch aus solchen unendlich entfernten Perioden, in denen der Mensch bereits auf der Erde lebte, sind Zeugnisse vorhanden, wenn sie auch meist unscheinbar sind und erst mühsam aus dem Erdboden herausgegraben werden müssen. Es sind die vorgeschichtlichen Denkmäler, die seit geraumer Zeit in wissenschaftlichen und auch kleineren nichtwissenschaftlichen Kreisen mit Eifer gesammelt und in Museen konservirt und ausgestellt werden. Doch ist es nicht für jeden möglich, solche Museen aufzusuchen, und an systematischen und reichhaltigen Abbildungen hat es bisher fast ganz gefehlt. Natürlich müssen solche bei der großen

Verschiedenheit der lokalen vorgeschichtlichen Verhältnisse für kleinere Gebiete hergestellt werden. Da ist es denn mit besonderer Freude zu begrüßen, daß für die Provinz Westpreußen, deren vorgeschichtliche Alterthümer bereits seit 1887 in Lissauer's „Prähistorischen Denkmälern der Provinz Westpreußen" eine klassische und mustergiltige Bearbeitung besitzen, jetzt ein solches Bilderwerk hergestellt worden ist.

Im Anschluß an eine im Jahre 1888 durch den damaligen Unterrichtsminister v. Goßler angeordnete Erhebung über die bei Lehranstalten vorhandenen prähistorischen Alterthümer, die ein ganz negatives Resultat hatte, gab der Direktor des Westpreußischen Provinzialmuseums in Danzig, Professor Conwentz, 1890 die Anregung, durch Wandtafeln die Kenntniß und das Verständniß der Vorgeschichte zu verbreiten und zu fördern. Auf Veranlassung des Ministers wurde dann die Arbeit im Westpreußischen Provinzialmuseum in Angriff genommen, die als geeignet erscheinenden Gegenstände zusammengestellt und die technische Ausführung dem in ähnlichen Dingen schon erprobten Zeichenlehrer Rehberg in Marienwerder übertragen, der die sechs Tafeln 1892 in Oel vollendet hatte. Ihre Vervielfältigung in Buntdruck stieß aber auf finanzielle Schwierigkeiten. Alle Bemühungen der zuständigen Stellen, namentlich auch die des inzwischen als Oberpräsident nach Danzig gekommenen Herrn v. Goßler, der dauernd sein wärmstes Interesse dem Unternehmen lieh, staatlichen Zuschuß zu diesem wichtigen gemeinnützigen Werk zu erlangen, blieben leider gänzlich erfolglos. Da wurde es nur durch die pekuniäre Bereitwilligkeit des Konsuls Brandt in Danzig und der rühmlichst bekannten Hofkunstanstalt von Otto Troitzsch in Berlin, die auf jeden Gewinn bei der Reproduktion verzichtete, ja sogar das Risiko eines Verlustes einging, möglich, das schöne Werk auszuführen. So liegen denn heute die sechs „Vorgeschichtlichen Wandtafeln für Westpreußen" in ausgezeichneter, auch ästhetisch hervorragender Ausführung vor.

Sie zeigen Fundstücke aus allen Perioden der westpreußischen Vorgeschichte, aus denen überhaupt solche vorhanden sind. Die Originale dazu sind fast durchweg dem Westpreußischen Provinzialmuseum entnommen und meist in natürlicher Größe wiedergegeben. Ein ganz kurzer Text unter jeder Tafel soll zum Verständniß verhelfen. Die sechs in Betracht kommenden Perioden sind die Jüngere Steinzeit, die Aeltere und Jüngere Bronzezeit, beide zusammen etwa bis 500 v. Chr. reichend, die Jüngste Bronzezeit (Hallstatt), ca. 500—400 v. Chr., die Vorrömische (la Tène) Zeit, ca. 400 v. Chr. bis zum Beginn unserer Zeitrechnung, die Römische Zeit, bis ca. 400 n. Chr., und die Arabisch-Nordische Zeit, bis zur Ankunft des Ordens in Preußen. Auf jeder Tafel finden wir außer einer großen Anzahl einzelner Gegenstände auch eine nach der Natur gezeichnete Ansicht einer typischen Hauptfundstätte. Naturgemäß sind das hauptsächlich Begräbnißstätten, da den Todten Gebrauchs- und Schmuckgegenstände mit ins Grab gelegt wurden. So sehen wir bei der Steinzeit eine Gegend mit Steinkreisen, unter denen sich die Leichen befinden, auf Tafel II Hügelgräber, unter denen die verbrannten Leichen beigesetzt wurden, auf Tafel III Steinkisten mit die Asche enthaltenden Urnen, Gruben mit Asche oder auch Asche enthaltenden Urnen für die La Tène-Zeit auf Tafel IV. Die Römische Zeit wird durch zwei mit Ringen und Gürteln geschmückte Skelette, von denen eins eine Schale mit zur Nahrung bestimmten Haselnüssen bei sich hat, repräsentirt, während die Funde aus der letzten Periode nicht Gräbern entstammen und daher auf Tafel VI einer der zur Wohnung und Vertheidigung bestimmten sogenannten Burgwälle, von denen in Westpreußen über 200 bekannt geworden sind, seinen Platz gefunden hat.

Nur einige der interessantesten zur Darstellung gebrachten Gegenstände seien hier hervorgehoben. So der bereits mit einer primitiven Verzierung versehene Topf und die Bernsteinkette aus der Steinzeit, die zeigen, wie auch in frühem Naturzustande der Mensch einen gewissen Schönheitssinn gehabt hat, sodann die schön verzierten Schwerter und Ringe aus den älteren Abschnitten der Bronzezeit. Ein ganz besonderes Interesse nehmen die nur in Westpreußen und seinen nächsten Nachbargebieten vorkommenden sogenannten Gesichtsurnen der Hallstatter Periode in Anspruch, auf denen menschliche Gesichter recht naturgetreu nachgebildet sind, während andere Gefäße eingeritzte Zeichnungen von Thieren, Wagen, Reitern &c. zeigen. Für die La Tène-Zeit ist die Verwendung von Eisen für Waffen, Werkzeuge und Schmuckgegenstände bezeichnend. In der nächsten Periode entwickelte sich dann ein ungemein reger Handelsverkehr mit dem Römischen Reiche, als dessen Zeugen die verschiedensten Kaisermünzen und Erzeugnisse einer verfeinerten Kultur wie kunstvolle Gefäße, Kannen, Spangen, sogenannte Fibeln, Kämme, Schmuckstücke aus Muscheln entfernter Zonen, ja auch ein schön verzierter Glasbecher, auf Tafel V sich befinden. Die letzte Tafel führt uns bis auf die Schwelle der historischen Zeit und zeigt in ihrem bunten Gemisch von arabischen, deutschen und englischen Münzen, arabischen und nordischen Schmuckgegenständen und mit Ornamenten verzierten Thongefäßen die mannigfaltigen Verkehrsbeziehungen, in denen in jenen grauen Zeiten das ferne Bernsteinland an Weichsel und Ostsee doch schon zu Ländern vorgeschrittenerer Kultur stand. Als besonders charakteristisch möchte ich die an den Schädeln vorgefundenen Hakenringe aus Bronze und Silber erwähnen.

So geben die Tafeln einen Ueberblick über die Kultur von fast drei Jahrtausenden, aus denen nur höchst selten, und dann auch nur für die letzte Zeit, schriftlich aufgezeichnete Kunde an das Ohr des Menschen der Gegenwart dringt. Sie haben den Zweck, Freude und Verständniß an den Denkmälern der Vorzeit zu verbreiten und dazu beizutragen, daß diese, die meist recht unansehnlich erscheinen, nicht aus Muthwillen oder Gleichgültigkeit vernichtet, sondern erhalten und gesammelt werden. Es soll durch sie weiten Volksschichten und vor allem auch der Jugend Achtung vor den Erzeugnissen einer fernen Vorzeit eingeflößt werden. Dazu müssen sie aber weit verbreitet werden, und gerade darauf ist der niedrige Subskriptionspreis von 7,50 Mk. berechnet. Sie sollen in Schulen und öffentlichen Gebäuden, beispielsweise Landrathsämtern, aushängen und durch Lehrer und andere berufene Persönlichkeiten in leicht faßlicher Weise erklärt werden. Anerkennenswerther Weise haben sich Behörden und Kreistage der Sache angenommen und namentlich den Schulen die Anschaffung des trefflichen Werkes erleichtert. So sind bereits zwei Auflagen à 550 Serien vergriffen, und auf eine dritte in der Vorbereitung begriffene ca. 200 Serien bestellt. Hoffentlich kommt durch die dritte und vielleicht noch weitere folgende Auflagen der opferwillige Verleger wenigstens auf seine Kosten.

An Anerkennung von berufener Seite hat es dem ausgezeichneten Unternehmen nicht gefehlt. So erregte bereits das erste fertig gewordene Exemplar, das Oberpräsident v. Goßler im vergangenen Sommer im Germanischen Museum in Nürnberg vorlegte und erläuterte, große Bewunderung und Beifall. Einem großen wissenschaftlichen Beurtheilerkreise wurden die Tafeln auf dem letzten Anthropologentage in Braunschweig vorgeführt, wo namentlich eine Capacität wie Virchow ihnen reiches Lob spendete. Hervorheben möchte ich dann noch die freudige Anerkennung des Professors Bezzenberger in Königsberg, einer der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der preußischen Prähistorie.

So kann die Provinz Westpreußen stolz darauf sein, daß sie, obwohl eine der ärmsten unter den preußischen Provinzen, ohne staatliche Unterstützung ein solches Standardwerk hervorgebracht hat und ihr eigen nennen darf. Es ist nur die Hoffnung auszusprechen, daß auch andere Provinzen und deutsche Staaten diesem guten Beispiele nacheifern werden, so daß vielleicht dereinst eine vollständige, leicht faßliche und überall Verständniß und Bildung anregende Uebersicht über die vorgeschichtlichen Verhältnisse des ganzen Deutschen Reiches vorhanden sein wird.

Danzig. Paul Simson.

Volkskunst.

Mit Zähigkeit verfolgen die deutschen Volksbildner ihr idealistisches Ziel. Für Berlin konzentriren sich ihre vielseitigen Bestrebungen im „Schiller-Theater". Als Herr Raph. Löwenfeld, dieser Zäheste der Zähen, einst für die Begründung seiner Bühne die Hochmögenden zusammentrommelte, da begegnete er einem gewissen Mißtrauen; und auch dann noch, als er seine Schaubühne aufthat und sein Publikum zu füttern begann mit Bildung und Kunstfreude. Denn der größeren Zahl jener Hochmögenden traute man wohl allerlei gute Werke, aber einen ansehnlichen Kunstverstand nicht zu. Dann aber wurde fürs erste litterarisch wie schauspielerisch mit zu wohlfeilen Mitteln gearbeitet; nach dem Grundsatz: „es ist ja nur fürs Volk" — kann sich eine Kritik nicht richten, die der Meinung ist, daß für das Volk das Beste gerade gut genug sei. Nicht völlig noch hatte die Leitung des „Schiller-Theaters" ihre ursprüngliche Aufgabe begriffen: „der aufgeklärte und verfeinerte Wortführer der Volksgefühle zu sein." Man verwechselte nur zu sehr damals populäre Kunst mit Volkskunst. Man arbeitete entweder mit seinem pathetisch herunter geschnurrten Schiller oder mit den dreisten Spaßmachern Schönthan und Kadelburg. Das war die Hochburg des Idealismus. Und das waren des „Schiller-Theaters" trübe Anfänge.

Das Gegenstück dazu boten die „Freien Volksbühnen". Hier war das Publikum „arbeitermäßiger" als im „Schiller-Theater", wo immer der kleinere Bourgeois, Handwerker und Beamte vorherrschen. Man traute in den freien Bühnen den Geistern sehr Erkleckliches zu; man speiste sie grundsätzlich mit sehr radikaler Kost. Man war moderner als im „Schiller-Theater". Von dieser Modernität der „Freien Volksbühnen" mußte das „Schiller-Theater" lernen. Es durfte nicht tendenziös und einseitig werden, aber es mußte dem Zeitgeist, der gegenwärtigen Produktion mehr nachgeben; es durfte auch das Ausland nicht übersehen. Es mußte den Hügel flacher Bildungssimpelei verlassen und die luftige Höhe eines freieren Kunstbetriebes ersteigen. Das ist in der Jahre Lauf denn auch geschehen. Man hat Aufführungen alter und neuer Kunst im „Schiller-Theater" miterlebt, die es an die Seite unserer ersten Bühnen rückten; ja, man konnte wohl sagen: daß oftmals in diesem Volkstheater ein frischerer Hauch der Zeitempfindung, des lebendigen Menschenthums verspürt wurde als etwa im „Königlichen Schauspielhause" oder im halboffiziellen „Berliner Theater", wo die große Kunst — der „Raub der Sabinerinnen" und „Zaza" — privilegirt ist. Dieser Wandel der Dinge wurde zum guten Theile durch die Umbildung des schauspielerischen Geistes mitbewirkt. Zu den beharrlichsten Gästen des „Deutschen Theaters" gehörten die Hauptkräfte und Regisseure der Schillerbühne: Sie haben dort gelernt, indem sie in die Schule der Einfachheit gingen. Das „Schiller-Theater" bekam, statt der aufdringlichen, für das Publikum berechneten Solospielerei, ein Ensemble. Es gab im Laufe der Zeit Kräfte an das „Deutsche Theater" ab, z. B. den feinen Herrn von Winterstein, und bekam seinerseits Darsteller vom „Deutschen Theater" z. B. den trefflichen Sprecher Georgi und die kluge, scharfe Alwine Wiecke.

Der Kunstkritiker braucht sich nicht zu entschuldigen, daß er hier in Theaterangelegenheiten eingreift; mein Thema verlangt, daß ich über den Zusammenhang der Künste unterrichtet sei. Das Theater hält und bannt die Massen so sicher, weil, von den unmittelbaren künstlerischen Einflüssen ganz abgesehen, allerlei gesellschaftliche Vortheile damit verknüpft sind. Der kleine Bürger sieht sich auf mehrere Abendstunden untergebracht, ohne in der Kneipe sitzen zu brauchen; er sieht Menschen, Bewegung, Farben, ohne durch die Straßen bummeln zu müssen; die billige, gute abendliche Butterstulle des „Schillertheaters" ist eine Berliner Berühmtheit geworden: man spotte nicht über diese meine Profanität — die richtige Butterstulle ist dort ein Stimmungselement. Unmittelbarer freilich wirkte das „Schillertheater" auf der zweiten Etappe seiner volksbildenden und volksergötzenden Kunstwanderung: Im Konzertsaal. Hier fallen alle jene „gesellschaftlichen Vortheile" weg — der Musik eignet keine andere Macht als eine esoterische. An jedem lieben Sonntag, wenn es dunkel geworden, zieht der Ruf irgend eines großen Tondichters etwa sechshundert Personen ins Rathhaus. Ein geschmackvoller Musiker, Herr Dr. Leopold Schmidt, sorgt für ein gefällig abwechselndes Programm und bedeutende Sänger oder Sängerinnen und tüchtige Klavierkünstler führen eine nicht allzu schwere und komplizirte Musik der andächtigen und hingebungsvollen Versammlung zu Gemüthe. Bei allen Bemühungen der Volksbühne decken sich Streben, Können, Wirkung hier vielleicht am Besten.

Und wieder braucht der Kunstkritiker sich nicht zu entschuldigen, daß er in musikalische Dinge eingreift; denn, wenn ich auch von Musik nichts verstehe, so verlangt doch mein Thema, daß ich über den Zusammenhang der Künste unterrichtet sei. Von der akustischen Musik zur Musik der Farben ist nur ein Schritt. Man sollt' es meinen. Und auch die Leitung des „Schillertheaters", der diesmal ein tüchtiger, in Paris aufgekommener Maler, Herr Otto Feld, die Idee einblies, hat sich gewiß den Weg viel leichter vorgestellt, als er in der That ist. Mit der Einführung ihrer volksmäßigen Kunstausstellungen, denen wiederum der Magistrat das Heim zur Verfügung stellte, haben gewiß die Volksbildner des „Schillertheaters" ihre bedenklichste, erfolgunsicherste Unternehmung ins Werk gesetzt.

Ja, vor fünfzehn Jahren noch, da wären solche pädagogischen Ausstellungen schnell und schmerzlos zu Stande gekommen, — Ausstellungen, auf denen der konventionelle Idealismus Feste gefeiert hätte. Da wäre von Malerei sehr wenig, desto mehr dagegen von geschichtlichen Anekdoten, Schlachten, Soldatenscherzen, von den Freuden der Häuslichkeit, von dem Glück und Segen der Arbeit, von dem treuen Naturburschenthum der Bauern bunt durcheinander die Rede gewesen, und selbst Unglück und Verbrechen wären in romantischer Vergoldung präsentirt und genossen worden. Das waren noch Zeiten der „absoluten Schönheit", der „objektiven Kunst". Heute aber ist die Malerei vielleicht die subjektivste der Künste. Sie verlangt ein im Schauen disziplinirtes Auge, eine durchgebildete, sehr kultivirte Formempfindung. Moderne Malerei würdigend zu genießen, urtheilend zu erkennen, das ist eine schwere und seltene Kunst. Eine „Volksmalerei" gibt es nicht, wie es etwa ein „Volksstück" oder eine „Volksmelodie" gibt. Heut wurzelt die Malerei zu tief im großen Kulturganzen, ihre Formsprache richtet sich zu sehr an einen versierten Geschmack, um den Unkundigen ohne Weiteres einzuleuchten. Retrospektive Ausstellungen will Herr Otto Feld gewiß nicht bieten, denn dazu sind die Museen da; er will doch die gegenwärtige Entwicklung verfolgen und die schönfärberische Epigonenkunst wie die soldatische und politische Repräsentationsmalerei bei Seite drücken. Auf der anderen Seite aber verlangt das pädagogische Grundgesetz, daß man sich zunächst mit dem zu erziehenden Subjekte auf den gleichen Boden des Anschauungsvermögens stellt und es von Stufe zu Stufe auf die Höhe führt, wo man es haben will. Das heißt: die Betrachtungsweise fordert Bilder, die das Verstandes- und Gemüthsleben beschäftigen, ohne just die malerische Form zu verletzen, also vorwiegend erzählende, durch den „Stoff" ergötzende oder elegisch stimmende oder erschütternde oder das Nachdenken anregende Werke. Bilder dieser Gattung aus der Meisterkunst ausfindig zu machen, ist eine sehr schwierige Aufgabe. Im Wesentlichen wird Herr Feld zuvörderst auf Kompromißkunst angewiesen sein, auf die Freundwilligkeit der Maler, die das Ueberkommene nicht mehr mögen und an das Neue sich noch nicht ganz heranwagen oder es auch nicht recht von innen heraus verstehen,

aber den Zeitgenossen doch geben möchten, was der Zeitgenossen ist.

Man hat noch nicht gehört, daß diese für die gute Stube des Bürgers zurecht gemachte „Moderne" den Geschmack sonderlich gefördert habe; doch als Lehrmittel mag sie schließlich nicht verdienstlos sein. Freilich muß Herr Feld zunächst noch nehmen, was ihm die Maler selbst etwa für den vierwöchentlichen Turnus einräumen wollen oder auch können. Das Vorgehen des Engländers Robertson will mir da zweckdienlicher erscheinen. Denn wie jede Unternehmung in dieser Welt, so ist auch die volksthümliche Kunstausstellung des Herrn Feld schon dagewesen. Mr. Robertson hat über seine Erfahrungen sogar ein Buch geschrieben, das ich leider nicht habe erlangen können. So viel aber ist bekannt, daß Mr. Robertson jede Ausstellung nach einem bestimmten Plane ausgearbeitet habe, indem er den Malern, Plastikern, Sammlern nicht etwa überließ, was sie abgeben wollten, vielmehr dieses und jenes Bild bestimmt bezeichnete, das er brauche. Er arbeitete sich seinen Vortrag sorgfältig aus und benutzte die ausgestellten Werke dann als Anschauungs- und Beweismaterial. Auf die litterarisch-didaktische Form dieses Vorgängers lege ich nicht großen Werth; wohl aber auf die erhöhte Planmäßigkeit der Auswahl, die er fordert.

Wenn die erste Ausstellung des „Schillertheaters" sich künstlerisch gar nicht übel anließ und sogar einige Namen produziren konnte, so war das gewiß mehr dem Zufall zu verdanken und der wohlwollenden Gesinnung, die Herr Feld da und dort fand. Die Unternehmer sind mit einem himmlischen Wagemuth in diese neueste That ihrer Volksbildnerei hineingesprungen. Die Bildung des Formgefühls dieter herbe, vielleicht unüberwindliche Arbeit bei einem Volke, dessen schwächste Seite immer das Formgefühl gewesen ist. Der erste Ausstellungssonntag ließ an der Erfüllung des alten Sprichworts: Dem Muthigen gehört die Welt, nicht gerade verzweifeln. Freundliche Begeisterung, wenig Berliner Spott und eine solche Fülle von Fragen, daß der Künste trefflicher Scholar, Herr Max Osborn, als erster Vortragender, Mühe hatte, die Frager zu befriedigen.

Die Arbeiter freilich, an die sich die Unternehmung in erster Linie richtet, die fehlten unter den fünfhundert Besuchern so gut wie ganz. Dafür sorgt schon die sozialdemokratische Partei, die in Kunstfragen einen schwerbegreiflichen Terrorismus ausübt. Künstlerische Unternehmungen, an denen der Bourgeois irgend wie betheiligt ist, sind ihr von vornherein verdächtig. Auch in Dichtung und Kunst sieht sie ein Mittel politischer Schulung, man könnte sogar Waffe sagen — ein Wort, das in diesen Dingen klassisch geworden ist. Der Kunst eine Tendenz zuzumuthen, dazu sind die Allerkonservativsten und Allerradikalsten gleicher Weise bereit. Ja, hätte man der Partei eine runde Sammlung von Armeleutmalerei garantirt, sie würde die Arbeiter zum Besuch ermuthigt haben. Doch ausschließlich Armeleutmalerei wäre ebenso unmöglich wie die patriotische Phrase aus phrase. Die freie und wahre Kunst, die schöpferische Kraft des Temperamentes liegt ganz außerhalb dieser Gegensätze.

Auch hier also liegt ein Hemmniß des breiteren Erfolges. Der stille Beobachter wird sich den volksthümlichen Ausstellungen gegenüber zwar aufmerksam und freundlich, aber zunächst skeptisch verhalten, — „mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd".

Julius Elias.

Theater.

Otto Erich Hartleben: „Die Befreiten." Vier Einakter. Lessing-Theater.

Hartleben ist eher ein Künstler des Stils als ein Künstler der Thatsachen. Seine Wirkungen ruhen in der Art des Darstellens; weniger in Wahl und Verkettung des Dargestellten. Und die Art seiner Darstellung entwickelt Reize, die nicht psychologischer Natur sind, sondern aus der Auslese gewisser Wendungen entspringen. Zwar hat er einiges Köstliche in der Thatsachengruppirung erreicht; so in der Geschichte vom römischen Maler, darinnen Ignaz von Levkojowitsch, eine Odaliske aus Kastans Panoptikum und ein Schüler Anton von Werners auf der Insel Sizilien unvergeßbare Schicksale durchleben. Doch im Ganzen blieb er ein feiner Litterat und wurde nicht zum kräftigen Gestalter.

Die Lore ist seine rundeste Gestalt. Er hat sie aus der Litteratur ins Theater genommen. Das Stück, das ihren Namen trägt, ist das werthvollste der vier Stücke. Um dieses Mädchen schwebt eine gewisse Lyrik, unausgesprochen. Hartlebens Humor, sonst kaltherzig, zeigt hier die meiste Wärme. Das Fräulein, das einen Knopf an der Matrosentaille nie annäht, wird dem ordnungssinnigen (bis zur Grimasse ordnungssinnigen) Jüngling von steifer Seele kontrastirt. Ihr loses Haar sticht ab von seinem gradlinigen Scheitel. Die Lore ist das geschaffene Verhältniß, die holde Unregelmäßigkeit, die urbildliche Flunkerei. Ueber die Lore wird vom Dichter nicht bloß geulkt; sie wird vom Dichter geschützt. Hier ist eine Spur jener Wärme. Mit ihrem Lügentalent ist sie heut' beinah zur Sagengestalt geworden. Hartleben wird vor allem ihr Dichter sein. Schon der leuchtende Zug, daß sie Rosen vorsteckt, um den Knopf nicht anzunähen, verbürgt ihr eine Art Unsterblichkeit. Lebenslust und Lebensnachdenklichkeit zieht neben dieser Grazie und Feinheit im Bierdunst herauf. Der seelische Luftkreis, in dem Lore und die Männer stehn, ist die vertraute Welt des Dichters. Er gewinnt dem Cynismus zwar nicht die großen Seiten, doch überwältigend drollige Züge ab. Und alles in allem diese Szene eine der launigfeinsten unseres Theaters. Sie enthält den eigentlichen Stil Hartlebens.

Die „Sittliche Forderung" enthält ihn zum Theil. Französischer Einfluß und Sudermann'scher Einfluß wirken daneben. Magda's Schatten stieg herauf. Ein Tingeltangelweib sagt von sich, unter der Wirkung einer Rührungsthräne: „Rita Revera weint nicht, — sie lacht!" Das könnte Sudermann geschrieben haben. Wenn diese Rita Thesen äußert, ist sie sehr eklig. Hartleben besitzt in verborgenen Winkeln romanhafte Neigungen. Die Wärme in ihm gedeiht nur bis zur Sentimentalität, nicht bis zur Leidenschaft. Der Sinn seines kleinen Stückes geht dahin: die bürgerliche Sittlichkeit ist unhaltbar, sie ist nur vorhanden wegen der bürgerlichen Sittlichkeit. Durch so oberflächliche Sätze ist nichts bewiesen, wennschon eine Theaterwirkung erreicht wird. Weiland Paul Lindau hat denselben Witz gemacht. Er rief: „Wozu wäre die Moral da, wenn man sie nicht hätte?" Hartleben stellt der falschen Magda einen Kleinstädter aus der bürgerlichen Gesellschaft, mit ihren Grundsätzen gegenüber. Mit ihren Grundsätzen? Er will die Wintergartendame heirathen. Weiß, daß sie angefressen ist, und will sie heirathen. Das sind wohl nicht bürgerliche Grundsätze. Oder gerade? Denn Ritas Vergangenheit soll nur vor der Welt verdeckt werden. Immerhin: die Psychologie weder des Kleinstädters noch des Mädchens ist feingründiger gezeichnet. Vorwiegend das Komische wird aus der allgemeinen Lage und aus gewissen Wendungen herausgearbeitet. Und das lassen wir gelten.

Schwächer sind die zwei ernsten Stücke. „Der Fremde" zeigt wieder, was wir vorhin sahen, daß Hartleben's Wärme

bis zur Sentimentalität und bis zum Romanhaften aber nicht bis zur Leidenschaft gedeiht. Ein Mann entführt die Jugendgeliebte einem Philister. Dieser Entführer ist böse romanhaft. Er redet ebenso. Nach zwölf Jahren taucht er auf einer Insel auf, mit düsterem Vollbart und Schmerz im Auge. Das Mädchen hatte sich einst für die Familie geopfert. Zuerst erkennt sie ihn nicht. Dann Wiederfinden, gemeinsamer Abzug. Das könnte sehr schön sein, wenn es sehr schön dargestellt wäre. Es ist aber belanglos dargestellt. Nichts Dichterisches steckt darin; blos Zurechtgelegtes. Das Werk ist auf kaltem Wege gemacht; Pathe war Ibsen. Bemerkenswerth erschien eins. Wir ertragen nicht mehr, daß die Lösung einer Ehe mit dem Nichtzusammenpassen der Charaktere begründet wird. So ganz obenhin begründet wird. Zumal das Unverstandensein der Frau geht unter keinen Umständen — wofern man ihm nicht neue Seiten abzugewinnen weiß. Der Punkt scheint, im üblichen Dramenzusammenhang gesehen, nach seiner Wichtigkeit sehr überschätzt. Darum auch flößt die vierte Hartleben'sche Heldin keine Theilnahme ein: die Hauptmannsfrau im „Abschied vom Regiment".

Sie ist von ihrem Mann vernachlässigt worden. Sie hatten ein Kind und haben es verloren, sodaß der Kitt fehlt. Na ja. So herkömmliche Begründungen, so obenhin gegeben, genügen nicht; sie sind zu oft gebraucht worden, als daß sie ohne feinere Abstufung gelten dürften. Wenn ein Autor nur solche Begriffe in sein Spiel wirft, glauben wir an ein Mitmachen eher als an ein Empfundenhaben. Mag die Frau zehnmal vernachlässigt worden sein, wir kennen sie nicht, hol' sie der Teufel. Daß der Mann erstochen wird — ihr Gatte fällt durch den Cicisbeo — wirkt stärker. Jeder Mensch, der erstochen wird, ruft stärkeren Antheil wach als einer, der bloß vernachlässigt wird. Doch innerhalb dieser Rangordnung des Leidens ist für den Hauptmann nicht mehr gethan vom Dichter als für die Gattin. Wir kennen den Mann nicht, wir kennen die Frau nicht. Darum wird man nicht ergriffen, wenn der Hauptmann fällt. Wohl aber wird man im Ganzen gepackt. Aus folgenden zwei Gründen. Jedes Offiziersdrama mit Konflikten läßt den Eintritt von Thätlichkeiten mit letalem Ausgang stärker befürchten als derselbe Konflikt in bürgerlicher Sphäre. Offiziere haben Waffen zur Hand, und eine rückständige Weltanschauung hindert sie an gesetzlichem Ausgleich. Zweitens hat Hartleben eine besondere Erregung beschafft: das Publikum weiß von Anbeginn, daß der Ehebrecher in der Nähe lauert; der Gatte soll schlafen gehn und will nicht. Hartleben spielt mit brennenden Lunten und wirft einen harmlosen Blick auf mehrere Pulverfässer. Sudermann macht das verschmitzter und erreicht verschmitztere Wirkungen. Hartleben wird auf diesem Weg die stärksten Erfolge haben, aber zugleich die stärksten Verluste.

Der Durchschnitt seiner vier Einakter ergibt, daß unsere Bühne Einiges von ihm zu erwarten hat. Zu den letzten Dingen ist er nicht gerade vorgedrungen. Die letzten Hüllen hat er nicht gerade abgestreift. Er muß sich noch selber befreien.

Alfred Kerr.

An die Redaktion der „Nation".

Als ich Ihnen, sehr geehrter Herr, im September dieses Jahres meinen Aufsatz „Zum Neubau der königlichen Bibliothek" zur Veröffentlichung zusendete, wußte ich wohl, daß derselbe mir Unannehmlichkeiten zuziehen und Ihnen einigen Raum auch fernerhin kosten werde. Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich Ihre Güte bisher nicht mißbraucht habe. Denn ich habe auf die verschiedenen Anzapfungen hin, welche meine Ausführungen in Nr. 51 und 52 der „Nation" erfahren haben, Sie noch nicht um eine Richtigstellung derselben gebeten. Jetzt ist nun aber eine „Broschüre" von 23 Seiten erschienen, welche sich lediglich mit meinem Aufsatz beschäftigt. Der Verfasser derselben, Herr Moritz Schweizer, hat in seiner „Denkschrift" über den Bauplatz für die königliche Bibliothek im historischen Centrum von Berlin, im Rahmen der Kaiserworte: „Berlin verspricht dereinst die schönste Stadt der Welt zu werden", welche den Namen keines Verlegers trägt und mir nur durch einen Freund zugänglich geworden ist, mich zwar persönlich angegriffen, indem er Seite 11 von mir sagt, daß ich dem Grundsatze: Der Zweck heilige die Mittel huldige, und versichert, daß ich beweisen wolle, daß $2 \times 2 = 5$ sei. Allein diese Anschuldigungen lassen mich ganz kalt. Ich möchte mit diesen Zeilen nur den Lesern der „Nation" durch einige aufs Geradewohl herausgegriffene Sätze der „Denkschrift" zeigen, mit welchen Argumenten hier gefochten wird, und wie barock sich daneben das Hereinziehen Seiner Majestät des Königs in diese nur mit sachlichen Gründen auszuführende Debatte ausnimmt. Seite 14 heißt es — die von uns gesperrt gedruckten Stellen sind im Originale fett gedruckt —: „Denn in einer Zeit, wie der gegenwärtigen, die im Zeichen des Verkehrs steht, muß Berlin schon äußerlich zeigen, auf welch hohem Standpunkte die Industrie, der Handel, das Gewerbe im Deutschen Reiche stehen. Berlin wird dereinst, nachdem die großartigen Kanalprojekte verwirklicht sind, mit größerem Rechte von sich sagen können „Berlin ist Deutschland", als jemals Paris sich als Frankreich aufspielen konnte, in Rücksicht auf den Welthandel. Die dominirende Stellung, die Deutschland jetzt schon auf dem Weltmarkt einnimmt, zwingt die Reichshauptstadt zur Repräsentation! Berlin ist Weltstadt geworden! Berlin muß Seestadt werden! Die Zukunft Deutschlands liegt auf dem Wasser!" Seite 21 sagt der Verfasser: „Andere Staaten, andere Städte prahlen mit ihren Bibliotheksgebäuden, trotzdem die Bücherbestände darin nicht groß sind, und wie eine Ironie auf das Regierungsprojekt liest es sich, daß unser Prinz Heinrich auf seiner Reise durch Sibirien in Chabarowsk auch die Bibliothek besucht und sich eingezeichnet habe in das Buch für Ehrengäste. Ist es nicht zum Lachen? Chabarowsk in Sibirien hat eine Bibliothek und ein ansehnliches Bibliotheksgebäude, Berlin aber soll es nicht haben!!" Und endlich Seite 22 und 23: „Diesen Ansichten" (des Herrn Bruno Schmitz) „huldigen wohl auch die Bewohner der Reichshauptstadt ohne Ausnahme. Sie sind aber auch von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Verlegung der königlichen Bibliothek nach außerhalb, — abgesehen von der Unbequemlichkeit, welche den Benutzern derselben und in erster Reihe den Studenten erwachsen, weil letztere die schönsten Tagesstunden in der Pferdebahn oder Stadtbahn zubringen müssen, um zu bestimmter Zeit in den Bibliotheksräumen zu Charlottenburg und in der Universität zu Berlin zu sein, — große wirthschaftliche Nachtheile für die Berliner Gewerbetreibenden, namentlich im Quartier latin haben würde. Die Zimmervermiether, die Schneider, Schuhmacher, Barbiere und alle diejenigen, welche für des Leibes Nothdurft der 5000 Studenten zu sorgen haben, empfinden die Ferien schon sehr nachhaltig an ihrem Geldbeutel; um wie viel mehr erst ist die Befürchtung gerechtfertigt, daß durch die Verlegung der königlichen Bibliothek von Berlin Tausende von Existenzen geschädigt, wenn nicht zu Grunde gerichtet werden?" Ich will, sehr geehrter Herr, keinen weiteren werthvollen Raum Ihrer Zeitschrift zum Abdruck anderer gleichwerthiger Auslassungen dieser „Denkschrift" in Anspruch nehmen und schließe in der festen Hoffnung, daß die königliche Unterrichtsverwaltung — die Universitätsferien nicht sofort beschneiden oder gar aufheben wird, um den Barbieren der Reichshauptstadt einen besseren Verdienst zu verschaffen.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

Marburg a. L., 25. 11. 98. O. Hartwig.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 11. Berlin, den 10. Dezember 1898. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Reichstag ist am 6. Dezember vom Kaiser mit einer Thronrede eröffnet worden, die keine besonderen Ueberraschungen gebracht hat: wenigstens nicht in dem, was sie enthält, mehr noch in dem, was sie übergangen hat. Die Agrarier sind bei uns so sehr daran gewöhnt, daß man auf ihre unausgesetzten Klagen trostreichen Zuspruch spendet, daß sie in dieser Thronrede sicher schmerzlich vermissen werden, daß der „Nothstand" der Landwirthschaft diesmal gar keine Erwähnung gefunden hat. Die eifrigsten Verehrer des Fürsten Bismarck hatten ferner einen Hinweis auf den Tod des ersten Reichskanzlers in dieser Thronrede erwartet, auch sie fühlen sich enttäuscht. Ob es beabsichtigt war, die Agrarier und die Bismarckverehrer zu enttäuschen, oder ob es sich hier nur um eine tendenzlose Uebergehung handelt, mag dahingestellt bleiben.

Unter den Vorlagen, die den Reichstag beschäftigen werden, ist die neue Militärvorlage die bedeutsamste. Sie sieht eine recht erhebliche Mehrbelastung der Volkskraft vor; die geplante Erhöhung der Friedenspräsenzstärke ist keineswegs gering, was auch in der beträchtlichen Steigerung des ordentlichen Heeresetats und den bedeutenden nothwendig werdenden einmaligen Mehrausgaben zutage tritt. Der großen Masse des Volkes, die noch nicht davon entwöhnt ist, Regierungserklärungen für baare Münze zu nehmen, wird es nicht leicht werden, diese große Vermehrung unserer Rüstung mit dem Friedensmanifest des Zaren in Einklang zu bringen. Den bekannten Satz: „Wenn Du Frieden willst, so rüste zum Kriege!" hat die öffentliche Meinung noch immer nicht dahin verstanden, daß die Rüstungen um so stärker sein müßten, je größer die Friedensliebe ist. Uebrigens wird sich voraussichtlich die Regierung darauf berufen, daß Kriegsrüstungen aus Friedensliebe heute epidemisch sind. Auch in so freiheitlich regierten Staaten wie England und den Vereinigten Staaten ist der Widerstand der Bevölkerung gegen mehr Soldaten und mehr Kriegsschiffe von Jahr zu Jahr schwächer geworden, und die Aussicht, daß ein einzelnes Volk gegen den Rüstungsbazillus immunisirt werde, ist sehr gering.

Wenn nur wenigstens die Bevölkerung durch größere bürgerliche Freiheiten, die schließlich doch auch eine wesentliche Voraussetzung für eine erhöhte wirthschaftliche Leistungsfähigkeit bilden, entschädigt würde für die enorme Last der ständig wachsenden Rüstungen! In dieser Beziehung enthält die Thronrede nicht viel Verheißungsvolles. Die unter dem wohlklingenden Namen eines erhöhten Schutzes für Arbeitswillige angekündigte Vorlage trägt schon in ihrer Entstehung den Stempel kleinlicher Reaktion. Dieser gesetzgeberische Plan ist auf demselben Felde gewachsen, auf dem das Sozialistengesetz, die Umsturzvorlage und tutti quanti aufgesprossen sind. Mit solchen gesetzgeberischen Künsten wird man der Sozialdemokratie gewiß nicht Abbruch thun.

Die Thronrede enthält auch einen Passus über die politischen Verhältnisse in China. Wie alle Ausführungen in der Thronrede, so ist auch dieser Passus schattenhaft gehalten, und doch wird die chinesische Politik immer mehr ein Theil der aktuellsten Weltpolitik. In diesem Riesenreiche begegnen sich heute mit ihren Interessen alle Weltmächte, und einen Interessenausgleich in China zu finden, wird nach und nach eine der wichtigsten Aufgaben europäischer und amerikanischer Staatsmänner werden. In der Botschaft, die dieser Tage der Präsident McKinley an den amerikanischen Kongreß gerichtet hat, spielt China eine erheblich größere Rolle, als das bei früheren Botschaften der Fall war. Seitdem die Philippinen in den thatsächlichen

Besitz der Vereinigten Staaten gelangt sind, fühlen sich die Amerikaner an der Entwicklung in China noch mehr interessirt als ehedem. McKinley's Botschaft plädirt ziemlich nachdrücklich für die Politik der offenen Thür, d. h. für die Politik der Handelsfreiheit, allerdings — wohlverstanden — nur in China, und es gewinnt den Anschein, als ob die großen wirthschaftlichen Interessen der Weltmächte in China nur durch die Anwendung des Freihandels vor den ernstesten Kollisionen bewahrt werden können. Dieser zivilisatorische Triumph der Freihandelspolitik kommt in erster Linie England zu Gute, welches diese Politik konsequent verfolgt und damit eine sehr starke Karte für seine gesammte auswärtige Politik gewonnen hat. Es läge für unsere deutschen Staatsmänner nahe, aus diesen Wahrnehmungen heraus auch für die deutsche Politik die Folgerung zu ziehen, daß es im wohlverstandenen nationalen Interesse schlechterdings nothwendig ist, jenen kleinlichen und engherzigen Geist des Agrarierthums mit seinen armseligen Absperrungsmaßregeln für Menschen, Vieh und Güter auszutreiben, der uns nur Verlegenheiten, Schädigungen und moralische Einbußen bringt.

Der Reichstag ist in dieser Woche über die Konstituirung noch nicht hinausgekommen. Das Präsidium ist gebildet durch die Wahl des Grafen Ballestrem zum Präsidenten, des Konservativen von Frege zum I. Vizepräsidenten und des Freisinnigen Reinhart Schmidt zum II. Vizepräsidenten. Das Centrum hat es vorgezogen, statt des Baiern Freiherrn von Hertling einen Preußen zum I. Präsidenten zu machen.

Die politische Bedeutung der Zusammensetzung des Präsidiums ist gering; es wäre voreilig, daraus auf die politische Stimmung des Reichstages Schlüsse ziehen zu wollen.

Politisch interessanter ist die Thatsache, daß die Sozialdemokratie zum ersten Male einen Anspruch auf Betheiligung an den Präsidialgeschäften erhoben hat, indem sie sowohl für die Wahl eines Vizepräsidenten wie eines Schriftführes Kandidaten aufstellte. In der Person des Abg. Schippel präsentirten die Sozialdemokraten einen Schriftführer, dessen Qualifikation in keiner Weise beanstandet werden kann. Es ist ferner nur billig, daß eine Partei, die heute mehr als den 8. Theil aller Mitglieder zählt, auch unter den 8 Schriftführern vertreten ist. Die Mehrheit des Reichstags hat sich jedoch noch nicht dazu verstanden, einen sozialdemokratischen Schriftführer zu wählen; sie zog einen Polen vor, obgleich die Polen auch „Reichsfeinde“ sind und obgleich die Sozialdemokratie im Reichstage viermal so stark ist wie die Polen. Es fehlten Herrn Schippel aber nur so wenige Stimmen zum Siege, daß er bei der nächsten Schriftführerwahl durchdringen wird, d. h. noch vor Ablauf dieses Jahrhunderts. In den Zeiten des Kulturkampfes und des Sozialistengesetzes hätte man sich es allerdings nicht träumen lassen, daß am Ende des Jahrhunderts der I. Präsident des Deutschen Reichstages ein Ultramontaner sein, und daß unter ihm ein sozialdemokratischer Schriftführer über die Thaten des Reichstages ein Protokoll führen könne. Tempora mutantur.

Die Ausweisungspolitik beschäftigt die öffentliche Diskussion fortgesetzt. Herr Professor Hans Delbrück hat in den „Preußischen Jahrbüchern“ ein sehr kräftiges Wort gegen diese Ausweisungspolitik gesprochen und damit den Zorn derjenigen erweckt, die es für patriotisch halten, jede Maßnahme der Regierung zu beklatschen, die so aussieht wie Schneidigkeit bei der Vertretung des nationalen Standpunktes. Die „Hamburger Nachrichten“ haben daran zugleich die Frage geknüpft, ob die preußische Regierung nicht einen ordentlichen Professor, der eine solche Sprache führt wie Herr Hans Delbrück, maßregeln müsse. Das edle Hamburger Blatt empfiehlt natürlich die Maßregelung des unbequemen Mahners. Aus solchen Ausbrüchen der Intoleranz geht besonders deutlich hervor, wie die Politik des Polizeiknüppels ihre Bewunderer nicht bloß intellektuell, sondern allmälig auch moralisch herunterbringt. Herr Hans Delbrück hat eine Eigenschaft, die im öffentlichen Leben sehr werthvoll ist: — il appelle un chat un chat et Rollet un fripon.

Das energische Eintreten einer nicht geringen Anzahl angesehener deutscher Blätter und bekannter Publizisten gegen die preußische Ausweisungspolitik hat nicht wenig dazu beigetragen, um die begreifliche Empfindlichkeit jener Nationalitäten, deren Angehörige von den Ausweisungen aus Preußen betroffen sind, zu mäßigen. Es liegen uns jetzt Uebersetzungen der Reden vor, welche in der von 7 bis 8000 Menschen besuchten Kopenhagener Massenversammlung, die zu den nordschleswigschen Ausweisungen Stellung nahm, gehalten worden sind. Man muß anerkennen, daß sich die Redner durchweg in maßvollen Grenzen bewegt haben. Es trifft das ganz besonders zu für die Hauptrede, die in jener Versammlung der Schulinspektor und Historiker Johann Ottosen hielt. Wir wollen derselben zur Charakteristik nur folgende Stellen entnehmen:

„Was würden die Nordschleswiger verlieren, wenn ihre dänische Muttersprache ausstürbe? Nicht nur die dänische, sondern die gesammte skandinavische Welt würde ihnen verschlossen werden. Unsere Sprache erschließt uns alles, was im ganzen Norden gedacht, gearbeitet und gedichtet wird. Unserer Kultur gehören Männer an wie der tiefe religiöse Denker Sören Kierkegaard, der berühmteste Kritiker unserer Zeit, Georg Brandes, Dichter wie Björnson und Henrik Ibsen, ein genialer Seelenschilderer wie Strindberg, ein eminenter Geologe wie Otto Forell, ein Dichter, der das schönste Nationallied der ganzen Welt gedichtet hat, das schönste, weil es, frei von Haß gegen das Fremde, die innigste Liebe zum Eigenen athmet — ich meine den Finnländer Runeborg und sein Lied „Vårt Land“.

Kein Deutscher, der die volle Bedeutung dieser Namen kennt, wird behaupten, daß dies eine Kultur zweiten Ranges sei.

Und wie steht es mit der ökonomischen Seite unseres Lebens?

Dänische Landwirthschaft und dänischer Meiereibetrieb dürften die ersten der Welt sein. Vom dänischen Meiereibetrieb haben die Nordschleswiger gelernt, und nordschleswigsche Butter trägt auf den Butterausstellungen des gesammten Deutschlands den Löwenantheil der Prämien davon. Die Handelsflotte des kleinen norwegischen Volkes ist im Vergleiche zur Einwohnerzahl sehr groß, relativ größer sogar als die britische. Der Bergbau und die Eisenindustrie Schwedens können denen aller anderer Länder an die Seite gestellt werden.

Wir haben von Deutschland Vieles gelernt, und wir erkennen dies dankend an. Aber wir haben uns auch in gewissen Punkten einen selbstständigen Kulturwerth geschaffen, den Deutschland noch nicht erreicht hat.

Wo haben Bauern eine Reihe von Volkshochschulen rings im Lande herum errichtet und dadurch eine Aufklärungsarbeit geliefert, wie sie kein zweites Land auch nur annähernd aufzuweisen hat? Hier haben sie es gethan. Wo war es, daß Studenten, anstatt in die Kneipen zu laufen und sich auf der Mensur die Gesichter zu verhauen, ihre freie Zeit zur Erörterung sozialer Probleme, zum Unterrichten der Arbeiter und zur Ertheilung unentgeltlicher Rechtshilfe an Arme benutzten? Hier war es, hier in Dänemark.

Wir brauchen vor keiner Nation der Erde die Augen niederzuschlagen. Unsere Kultur ist den fremden Kulturen ebenbürtig. Zwar haben wir Vieles von den Fremden zu lernen; in dem Augenblick aber, wo man uns kränkt, werden wir eingedenk sein, daß auch wir etwas Werthvolles besitzen, auf das wir stolz sein dürfen.

Der vaterländische Sinn dieser mächtigen Versammlung wendet sich aber nicht mit Haß gegen Deutschland. Wir hegen keine Feindschaft gegen die deutsche Nation. Das deutsche Volk hat sich durch schwere Zeiten die Einheit erkämpft, und wir gönnen ihm gern seine Einheit und Größe. Zwar wissen wir wohl, daß Einzelne noch davon träumen, Deutschland wieder zersplittert zu sehen. Wir aber wollen keine Gemeinschaft mit denen, die Deutschland wieder in Kleinstaaten aufgelöst wünschen.“

Man wird gewiß nicht behaupten können, daß eine derartige Sprache in einer Versammlung, die den Charakter eines Entrüstungsmeetings trägt, unpassend sei. Je weniger provozirend die Dänen in ihrer Abwehr sind, umso mehr erwächst aber dem deutschen Volke selbst die Verpflichtung, bei der Beurtheilung dieser Maßregel der preußischen Regierung sich nicht auf den elenden Standpunkt zu stellen, als ob Ungerechtigkeit gegen Fremde auch zu den nationalen Pflichten gehöre.

Wenn die Friedenskonferenz, die auf die Initiative des Zaren hin zusammentreten wird, ein praktisches Werk

verrichten will, so sollte sie es unternehmen, an Stelle der Ausweisungswillkür, wie sie heute als Ueberbleibsel internationaler Barbarei herrscht, einen internationalen Rechtszustand zu setzen, der wenigstens einige Garantien gegen die bloße Polizeiwillkür schafft. Man würde dabei nur auf jenen Wegen weiter zu wandeln haben, die bereits von dem Institut de droit international beschritten sind. Das „Institut“ hat in dem Jahre 1892 sich ausführlich mit der Ausweisungsfrage befaßt und auf Antrag eines Deutschen, des bekannten Rechtslehrers L. v. Bar, eine Reihe von Grundsätzen festgestellt und ein ausführliches internationales Reglement vorgeschlagen. Die interparlamentarische Friedenskonferenz hat dann 1896 in Pest dieselben Grundsätze mit allen gegen nur eine, aus formalen Gründen dissentirende, Stimme angenommen. Auf diesem Gebiete könnte ein wirklicher Kulturfortschritt erreicht und eine Quelle beständiger internationaler Reibereien wirkungsvoll verstopft werden. Das wäre eine dankenswerthe Aufgabe des Friedenskongresses der Regierungen.

Die parlamentarische Entwickelung in Oesterreich-Ungarn bleibt nach wie vor höchst unbefriedigend, und zwar in beiden Reichshälften. In Ungarn ist durch den Rücktritt des Präsidenten des Abgeordnetenhauses Szilagyi und durch das Demissionsgesuch des Ministers für Kroatien von Josipovich eine Verschärfung der parlamentarischen Lage eingetreten, die das ganze Ministerium Banffy in ernste Gefahr gebracht hat. Es ist noch nicht zu übersehen, wie der Knoten sich lösen wird.

In Frankreich bleibt die Affäre Picquart im Mittelpunkt der Politik. Die öffentliche Meinung nimmt aber in steigendem Grade für diesen tapferen Ehrenmann Partei, und der Kassationshof hat die Vertagung des kriegsgerichtlichen Verfahrens durchgesetzt. Der französische Generalstab geht aus dieser Kampagne mit einer schlimmeren moralischen Niederlage hervor, als er sie auf einem Schlachtfelde hätte erleiden können.

* * *

Bismarck Posthumus.

Fürst Bismarck's Tod hat die Menschheit neuerdings veranlaßt, über diese mächtige und eigenartige Persönlichkeit und die in ihr verkörperten Probleme abermals nachzusinnen. Nicht bloß das längst Bekannte ist wieder zusammengefaßt worden, auch Neues kam hinzu, in vielen Bänden breitangelegte Beobachtungen und ausführliche Mittheilungen. A Jove principium. Zwar erst zuletzt gekommen, aber natürlich Allem vorgehend, Alles hochüberragend, mit der äußersten Spannung erwartet, kam das eigene zweibändige Werk der „Gedanken und Erinnerungen“. Bereits seit Jahren hatte sich ein Legendenkreis um diese Gabe der Zukunft angesponnen. Ist es wahr, daß solche Gedenkblätter geschrieben sind? Allmählich waren vor den sicheren Nachrichten die Zweifel geschwunden. Um so lebhafter stiegen die anderen Fragen auf. Welcher Natur wird der Inhalt sein? Krasse Enthüllungen, rückwärts gezielte Keulenschläge wurden von den Einen in Aussicht gestellt, von den Anderen Enttäuschungen gegenüber den auf Unerhörtes und Sensationelles gespannten Ohren. Wie hat die vollzogene Thatsache auf alle diese Fragen und Zweifel geantwortet? Den Unbefangenen bleibt kein Zaudern übrig, zu bekennen, daß um ein höchst inhaltreiches, historisches, politisches und psychologisches Denkmal menschlicher Geistes- und Charakterstärke die Weltlitteratur bereichert worden ist. Bismarck hat sich ein schriftliches Monument gesetzt, welches von keinem ähnlichen Werk unter seinen Vorgängern in der Herrschaft über Völker und Zeiten übertroffen wird, man kann wohl sagen, welchem kein solches an Vielseitigkeit, Zusammenfassung und Darstellungskunst an die Seite zu stellen ist. Weder Cäsar, noch Friedrich der Große, noch Napoleon haben in so eigenartigen, blendenden, schriftstellerisch vollkommenen Schilderungen ihrer Person und ihrer Thaten ein so weit- und tiefgehendes Bild hinterlassen. Wohl auch keines, welches so fesselnd den Leser in Beschlag nimmt, von der ersten Zeile bis zur letzten. Wer es mit Verständniß und mit Kenntniß der Dinge, besonders auch vergleichend mit dem Selbsterlebten durchwandert, wird in Bewunderung, aber auch freilich im Protestiren kein Ende finden.

Das Gesammtbild ist das des Manaes, wie er sich selbst auffaßt und wie er von der Welt erfaßt und gesehen sein will. Bismarck peint par lui-même. Das ist an sich ein Schauspiel so merkwürdig, so belehrend, um das triviale Wort zu gebrauchen, so interessant, daß die Erfüllung dieses Vorsatzes genügt. Mehr wäre wahrscheinlich weniger geworden. Diesen gewaltigen Erdensohn so zu erblicken, wie er sich im Spiegel seines eigenen Ich und seiner Thaten der Nachwelt überliefern wollte, und wie er gleichzeitig oder nachträglich auch das Alles selbst nach dem Bild in seinem Auge anschaute, das bildet den eigenartigen Reiz eines Werkes, welches historisch allerdings noch gewichtiger wäre, wenn die objektive Wahrheit überall in ihm zu ihrem Recht käme, welches aber ein so glänzendes Kunstwerk nicht hätte werden können, wenn nicht die ganze Wucht der von sich selbst durchdrungenen, kraftstrotzenden Persönlichkeit ihm von A bis Z den Stempel ihres Feuergeistes aufgedrückt hätte. Von einem Manne, der niemals zugab, daß er sich geirrt habe, niemals, daß er Unrecht gehabt, zu erwarten, daß er unparteiische Geschichte hinterlassen werde, wäre sonderbar naiv gewesen. Um so packender ist die Darstellung, in der er mit seiner unübertroffenen Kasuistik und seiner überlegenen Gruppirungskunst die Dinge in sein besonderes Licht stellt. Bedenkt man, daß ein so tiefgreifendes Stück Zeitgeschichte hier von dem vorgeführt wird, der so viel davon selbst gemacht hat, so fällt jeder Zweifel darüber, ob man den Gesammtinhalt dieser Annalen zu hoch schätzen kann. Allerdings, steigt man von der Höhe dieses Gesammteindrucks in die Region einzelner Theile der Gedanken und Thatsachen hinab, so beginnt die Unterscheidung auch dem Werthe nach.

Wer nach dem Erziehungswerth dieser zwei Bände auf die heranwachsende Generation fragt, wird die Einschätzung ganz anders abschließen, als wer sie nach ihrem Reichthum an reflektirendem und erzählendem Inhalt schätzt. Wie der lebende Bismarck für die staatliche Erhebung seiner Nation Größtes gethan, aber in ihre Geistesrichtung durch die Voranstellung der engsten Interessenpolitik schädigend eingegriffen hat, so wird auch sein politisches Testament die Herrschaft seines Jugeniums nach einer Richtung hin fortsetzen, der es an Bedenklichkeit nicht fehlt. Wenn ein Buch, wie dieses, von der Jugend verschlungen zu werden bestimmt ist, in welchem auf vielen Blättern die Worte „Humanität“ und „Civilisation“ nie anders erwähnt werden als im Sinne der unbedingten Verspottung und der hohlen Phraseologie, so scheint die Befürchtung nicht unbegründet, daß das fragwürdige Ideal der soldatischen „Schneidigkeit“ mit allen seinen Auswüchsen zum höchsten Ausdruck des Nationalcharakters ausgebildet werde.

Den obersten Rang der Meisterschaft nehmen die Ausführungen über die große internationale Politik ein. Hier ergreift uns die Macht der unbedingten Genialität. Aus diesem Gebiet, wie aus allen übrigen, sind seit langer Zeit viele Bruchstücke in die Oeffentlichkeit gelangt, wie denn in beiden Bänden eine Reihe von Briefen und Aktenstücken wieder abgedruckt sind, die wir längst kannten, was nicht hindert, daß wir sie wieder mit Genuß wie Neuem lesen. Ebenso verhält es sich mit dem Thatsächlichen. Doch fehlt nach beiden Richtungen das Neue nicht. Ja, es ist zum Erstaunen, daß ein Mann, der so viel gesprochen, geschrieben und durch Andere über sich hat schreiben lassen, noch einmal mit dieser Mischung von Wiederholung und einem kleineren

Theil ganz neuer Mittheilungen, doch ein so eminent fesselndes Ganzes zu produziren im Stande war. Einzelne dieser Ergüsse oder Episteln enthalten Auseinandersetzungen, die leibhaftig an den Principe des Machiavelli erinnern, die jedoch, auf das viel größere Feld der europäischen Politik verpflanzt, einen höheren Flug nehmen.

Zunächst hinter den Erzählungen über diese hohe Politik, besonders in ihrer Nutzanwendung auf Deutschland, reiht sich dem Werthe nach die detaillirte Schilderung der praktischen Hofpolitik und Diplomatie an. Erst an letzter Stelle von geistiger Präpotenz stellt sich die innere Politik der staatlichen Gesetzgebung ein. Es bestätigt das Schriftwerk, was der thatsächliche Vorgang gezeigt hatte. An Geschicklichkeit in Handhabung der Regierungsmaschinerie und Parteitaktik hat Bismarck nicht seinesgleichen. Für den fundamentalen Inhalt fehlt ihm der Sinn. An der ganzen Entwicklung der deutschen Gesetzgebung in der ersten Epoche des neugeschaffenen Reichs, von 1867 bis Mitte der siebziger Jahre, gehen diese Gedenkblätter schweigend vorüber — aus anderen Gründen wohl auch an der Kolonial- und Sozialpolitik, deren er sich als Fahnen bedient hatte. Ich erinnere mich, daß ich, eines Tages in Gesellschaft eines freikonservativen, ihm befreundeten und zugethanen Kollegen aus der Reichstagssitzung nach Hause gehend, diesem zu beweisen suchte, wie eine gewisse Maßregel in einer besonderen Angelegenheit dem sachlichen Effekt nach absolut schädlich sein müsse, und ihn bat, dies dem Fürsten auf privatem Wege beizubringen. Der Kollege antwortete mir: „Da würde ich schön ankommen. Wann, glauben Sie, daß Bismarck sich je durch sachliche Gründe hätte bestimmen lassen?“ So auch ist es zu erklären, daß er in jeder Gegnerschaft nur persönliche Motive gewahrte.

Die „Gedanken und Erinnerungen“ sind kein systematisches Werk*); Vieles ist der Zeit und dem Stoff nach durcheinander gewürfelt, wie die Einfälle sich aneinander reihen, wie der Zufall der von Bucher stenographirten Gespräche sie aufstapelte. Philologische Nachforschungen anzustellen, was vom Autor, was von Bucher oder anderen herrühren mag, wäre eine Aufgabe für sich. Der Stil ist fast durchgängig vom Mark des Kanzlers genährt. Ueberhaupt können von denen, die bis jetzt über das Werk berichtet haben (ich kenne natürlich von diesen Berichten bis jetzt nur den allerkleinsten Theil) in der kurzen Zeit seit dem Erscheinen, auch die bestbefähigten nicht erschöpfend ihr Urtheil abgegeben haben. Dithyramben hinzuwerfen, ist leicht und dankbar. Selbst nach einmaligem Durchlesen wäre man versucht, ein ganzes Buch zu schreiben über alle Einzelheiten, zu deren Erörterung das Werk die lebhafteste Anregung gibt, und nach diesem ersten Buch wäre man wahrscheinlich genöthigt, noch ein zweites zu schreiben.

Dem großen Publikum wird wohl den schärfsten Eindruck zunächst machen, was an altbekannten Antipathien hier mit erneuter Heftigkeit losgelassen wird, trotz dem sichtlichen Bemühen, sich die abgeklärte Mäßigung des Zurückgezogenen aufzuerlegen. An der Spitze der mit tödtlicher Feindschaft bis zum letzten Augenblick Gehaßten steht die Kaiserin Augusta. Bis auf die letzte Seite kann dieser Grimm nicht zur Ruhe kommen. Man wußte wohl reichlich viel von dieser Gegnerschaft, aber von der Permanenz, von der Tiefe und Gewalt, die sich hier zeigt, ahnten die Wenigsten etwas. Die Größe und Ausdauer dieses Kampfes läßt die Persönlichkeit der verstorbenen Kaiserin in einer Dimension erscheinen, die man ihr wohl sonst nicht zugetheilt haben würde. Sie mußte doch eine ungewöhnliche Kraft des Geistes und des Willens besitzen, um zu solchem Gegendruck herauszufordern, der nie ganz siegreich wurde. Wenn auch Bismarck in der Sache selbst immer das Recht so auf seiner Seite haben mochte, wie er es schildert, so kam, um die bodenlose Tiefe seiner Antipathie zu erklären, doch noch Etwas, die Grundverschiedenheit der ganzen Lebensanschauung, hinzu, etwa wie in seiner Feindschaft gegen Gladstone. Zu seinen monarchischen Gefühlen liefert weniger dieser persönliche Krieg selbst als die Art, wie er über ihn berichtet, einen besonderen Kommentar. Doch dies ist ein Kapitel, welches in der Besprechung von Busch's Bänden seinen richtigen Platz finden wird. Gegen Ende des zweiten Bandes vervollständigt Bismarck noch einmal die sichtliche Anstrengung, seine, in der Anspielung auf Kaiser Wilhelms Schwäche gegen Weiber und Freimaurer recht bedrohte monarchische Gesinnung mit einer Apotheose für seinen Kaiser selbst zu vergolden. Man merkt sehr die Absicht. Die Wahrheit ist eben die: Bismarck war ein strammer Royalist, solange es galt, zwischen ihm und allen andern, für den König einzustehen. Nur wenn es sich um ihn selbst handelte, zwischen ihm und dem König allein, wechselten die Empfindungen. Da wich Alles dem überlegenen Selbstbewußtsein, dem allerdings nicht unberechtigten. Er schildert oft, wie er gekämpft und gelitten. Man weiß aber auch, wie sein geliebter König oft schwer an ihm zu tragen hatte. Die Wendung, die derselbe einmal einem Vertrauten gegenüber gebraucht haben soll: „Es ist nicht leicht, unter einem solchen Kanzler Kaiser zu sein“, klingt glaubhaft. Nicht wenig außer Augusta sind noch viele andere bitter mit Haß bedacht und verfolgt, vor Allem die „Fraktionen“, ein Beweis, daß auch sie keine quantité négligeable waren. Auch sie kommen ihm nicht außer Sicht, bis die letzte Seite der Handschrift zum Abschluß gelangt. Kennen wir doch das Meiste davon schon aus unzähligen Lamentationen. Hier kann Unsereins, aus eigenem Erlebniß, besser kontroliren als bei den Hofgeschichten. Was fabelt er nicht Alles von Fraktionsverschwörungen, um ihn abzusetzen! Z. B. bei Gelegenheit des Versuchs mit Bennigsen. Es leben ja noch die Zeugen. Bennigsen und Stauffenberg, Benda und Rickert sind dabei gewesen, als in meiner Wohnung vor Weihnachten 1877 die Besprechung des nationalliberalen Parteivorstandes am Abend, da Bennigsen nach Varzin reiste, abgehalten wurde. Auch die Sitzung dieses Vorstandes, in der später Bennigsen berichtete, daß er dem Kanzler Absage gegeben, fand unter meiner und der Genannten Betheiligung statt. An der ganzen Intrique gegen ihn, deren Erzählung Bismarck daran knüpft, ist kein wahres Wort.

Auch wo er nicht ausgesprochen Falsches berichtet, sind die Auslassungen bezeichnend. So schreibt er ausführlich über die Vorgänge, betreffend die Indemnität, aber er vergißt zu erwähnen, daß der Passus der Thronrede darüber vom Abgeordneten Twesten verfaßt war. Daß er aber den verstorbenen Twesten selbst nicht vergessen, beweist er an einer anderen Stelle, wo er dem „angeblich gründlichen“ Abgeordneten einen Redaktionsfehler in einem Antrag aus dem Jahre 1867 zum Vorwurf macht. Das ist so seine Art zu messen. Derselbe Mann, der sich über das Mißtrauen der Parteien in seine Zusicherungen beschwert erklärt ein andermal, gelegentlich eines vorgeschlagenen Abkommens mit Oesterreich, daß er — immerhin vorerst abschließend — dabei die reservatio mentalis gemacht habe, unter günstigen Umständen „die Uhr wieder zurückzustellen“. Ja, er definirt ein andermal — doch wohl jetzt zu allgemeiner Ueberraschung — das berühmte Wort „Deutschland solle erst einmal in den Sattel kommen, reiten werde es wohl dann schon können“, damit habe er seiner Zeit sagen wollen: das allgemeine Stimmrecht, dessen er sich 1866 bedient habe als „der höchsten aller freiheitlichen Künste“, werde später wieder zurückgenommen werden können. Seine Dialektik der Interpretation von Stellen der Verfassung war uns allen wohlbekannt. Er verachtete zwar alle juristische Diskussion, aber, pflegte Lasker zu sagen: „Wenn Bismarck das rothe Büchlein (den Parlamentsalmanach, in dem die Verfassung steht) in der Hand hat, ist er in der advokatischen Auslegung uns allen über“.

Die Fraktionen, d. h. die Parlamentarier, die er so oft zum Widerstand ermahnte, als er nicht mehr am Ruder war, sind übrigens in der Sammlung seiner Antipathien nicht in schlechter Gesellschaft. Die hohen Militärs, Moltke

*) Leider läßt die sonst gute Ausstattung ein alphabetisches Register der Sachen und der Namen vermissen.

nicht ausgeschlossen, bekommen ihr gutes Theil. Auch sie sind auf ihn eifersüchtig. Die Klage über das Verzögern der Beschießung von Paris, welche sowohl in den „Erinnerungen“ als im Busch einen dreiten Raum einnimmt, wird so dargestellt, als ob weibische und fremde Einflüsse allein zum Aufschieben bestimmt hätten. Ich weiß aus meiner eigenen Unterhaltung mit Bismarck, daß die Frage der Beschießung auch von ihm nach der Seite hin lange geprüft wurde, ob die ausgeführte Beschießung den Erfolg einer Kapitulation herbeiführen werde. Daran knüpft sich ja das berühmte Wort vom psychologischen Moment, das die Franzosen in irriger Anwendung als „moment psychologique“ sich angeeignet haben. Die Verheerungen, welche später die Commune anrichtete, sind ein Fingerzeig dafür, daß die Wirkung der Bomben auf die Massenbewegung zu Zweifeln anregen konnte.

Die mehrfachen Variationen seiner Politik, die zu ignoriren er so ausgezeichnet verstand, gehen sogar auf seine Polenbehandlung zurück. In seinem Buch stellt er einmal den Kampf gegen die Katholiken so hin, als hätte er in ihnen vor Allem die Gönner Polens bekämpft. Es gab aber eine Zeit, in der er sich der Polen bedienen wollte, um die Katholiken zu bekämpfen. Damals, vor 1870, begünstigte er in dieser Hoffnung den Erzbischof Ledochowski unter Vermittelung der Fürstin Odescalchi, einer geborenen Polin, Gräfin Branicka, und gerieth darob in Streit mit dem Oberpräsidenten von Horn, welcher dem Bischof nicht traute. Zwar erzählt er, daß er für die Errichtung einer päpstlichen Nuntiatur in Berlin gewesen, aber daß er Ledochowski dafür im Sinn gehabt, verschweigt er wohlweislich. Gustav Freytag schrieb damals einen Artikel gegen diese Tendenz in den „Grenzboten“.

Seine Kunst zu interpretiren, aber auch, — und recht bösartig — zu insinuiren, konnte sehr weit gehen, schon bei Lebzeiten. Daß Caprivi an der „Reichsglocke“ mitgearbeitet hätte, wird hier in dieser lieblich hypothetischen Form wiederholt, obwohl Caprivi schon, als diese Verleumdung zum ersten Mal auftauchte, die richtige Verneinung entgegengestellt hatte. Die Anspielung auf Stosch (auch einer der bestgehaßten) fließt hier nur sachte ein. Der gute Busch hat übernommen, deutlicher zu sagen, daß Stosch nach des Meisters Versicherung sich wahrscheinlich an Thiers und den König von Sachsen nach einander verkauft hätte. Eine merkwürdige Rück-Interpretation gibt auch die Stelle, wo es heißt, die Schutzzollpolitik sei zunächst eingeschlagen worden, um die liberale Partei zu spalten.

Je anziehender, fesselnder, blendender, auch an weitschauenden Betrachtungen reicher das Werk ist, desto mehr ist geboten, es mit offenen Augen zu lesen. Die Anbeter werden es als eine Bibel fürs deutsche Volk anpreisen. Die Geschichtschreibung wird Mühe haben, Echtes von Unechtem zu sondern. Einzelne Abschnitte, wie die über den Krimkrieg, die Instruktionen an den Pariser Gesandten von 1863, werden als Leistungen höchsten Grades klassisch bleiben. Nächst dieser wahrhaft tiefen und großartigen Behandlung allgemein politischer Fragen, welche köstliche Ausstattung durch den unvergleichlich urwüchsigen und treffenden Stil, durch die Laune, die eingeflochtenen Anekdoten! Bismarck war ein Erzähler von unwiderstehlichem Zauber. Wie alle Erzähler von Profession, schmückte er natürlich die Vorgänge drastisch aus. Einzelne historische Erlebnisse, welche unter der Version seiner Zuhörer in die Welt gegangen sind, erscheinen in der eigenen Darstellung jetzt minder dramatisch als in der landläufigen; so besonders die beiden großen Scenen mit dem König auf der Fahrt von Jüterbog nach Berlin und in Babelsberg. Umgekehrt ist die Erzählung der großen Scene in Nikolsburg ergreifender, als die bisherigen Schilderungen sie wiedergaben. Die Episoden der Emser Depesche und die Enthüllung über den russischen Rückversicherungsvertrag bedürfen separater Behandlung.

Zu dem merkwürdigsten Theil gehören die Berichte über Bismarck's Entwicklungsgang von früher Jugend an, sein starkes reflektirendes Innenleben, seine reifenden Anschauungen, seine allen, auch adligen, Vorurtheilen abgewandte Gesinnung; sodann sein früh anfangendes intimes Verhältniß zu Friedrich Wilhelm IV. und die Anerkennung seiner Persönlichkeit bei diesem und seiner Umgebung. Das hinderte nicht, daß der Hof, wie das Publikum, vor der gewaltsamen Neigung und dem Ungestüm des Temperaments zurückscheuten. Er spricht selbst von seiner „alten Reputation leichtfertiger Gewaltthätigkeit bei Hofe“, die ihn allzu sehr der Lust am Dreinschlagen bezichtigt habe.

Die Masse des Stoffes, die seltene Kunst der Darstellung ist, wie schon gesagt, in einer ersten und überhaupt in einer Besprechung nicht zu erschöpfen. Der Haupteindruck bleibt immer bis zum Schluß: das Werk steht auf der Höhe der geistigen Potenz dieses Mannes, der, wie je ein Sterblicher, die Fehler seiner Vorzüge, aber in höchstem Maße auch die Vorzüge seiner Fehler hatte, der Deutschlands Schicksal mit seiner ganzen Kraft zu hohem Ziel geleitet und sich in seinen Thaten einen ersten Platz in der Geschichte auf seine ihm ganz eigene Weise erobert hat.

(Fortsetzung folgt.)

L. Bamberger.

Vieh- und Fleischpreise in Breslau.

Die Frage, ob die weitgehende Absperrungspolitik Deutschlands gegen die Einfuhr ausländischen Viehes zu einer Steigerung der Viehpreise und einer Vertheuerung des Fleisches im Kleinhandel geführt habe, ist gegenwärtig eine der bestrittensten. Während aus den großen Städten Nord- und Süddeutschlands lebhafte Klagen über hohe Viehpreise neben ausgesprochenem Viehmangel einlaufen und aus den Städten des oberschlesischen Industriebezirks allwöchentlich die schon stereotyp gewordene Mittheilung in die Zeitung gelangt, daß der Viehmarkt wiederum mangels jeglichen Auftrieds habe ausfallen müssen, bringen die agrarischen Blätter heute aus Militsch, morgen aus Westpreußen, übermorgen aus Pommern Zuschriften landwirthschaftlicher Kreisvereine oder einzelner Gutsbesitzer, in welchen konstatirt wird, daß gar keine besonders lebhafte Nachfrage nach Vieh in ihrer Gegend bestehe, also das Geschrei über Viehmangel lediglich auf dem Agitationsbedürfniß freisinniger Blätter beruhe. Herr von Bötticher hat sich zudem in diesen Tagen bemüßigt gefühlt, das Bestehen von Viehmangel und Fleischtheuerung ganz allgemein einfach in Abrede zu stellen und hat damit die Herzen der ihm z. Zt. recht feindseligen Agrarier im Sturm gewonnen.

Der ernsthafte Leser, welcher nicht ohne Weiteres geneigt ist, auf das zu schwören, was ihm seine Zeitung vorträgt und der auch den Aussprüchen des vielgewandten, vielgestaltigen ehemaligen Reichsstaatssekretärs nicht Unfehlbarkeit beizulegen geneigt ist, steht ziemlich rathlos da, wie er sich die widersprechenden Behauptungen zusammenreimen, welchen er Glauben schenken soll.

Trotz alles berechtigten Mißtrauens, zu dem mich die Erfahrungen der letzten Jahre gegenüber den von agrarischer Seite mitgetheilten Thatsachen genöthigt haben, bin ich doch nicht geneigt, die oben erwähnten Mittheilungen über die wenig lebhafte Nachfrage nach Vieh in verschiedenen Gegenden sämmtlich für unrichtig zu halten, ja ich glaube, sie werden in der Mehrzahl wahr sein; nur beweisen sie herzlich wenig; eigentlich nur daß der Viehhandel vielfach ein sehr lokaler ist und gerade in ihm der Mangel an Waare an einem Konsumplatz nicht sofort zu deren Bezug aus einer entlegenen Produktionsgegend führt. Der Gutsbesitzer ist wohl in der Lage von seinem Getreide Proben nach einem großen Marktplatz zu senden, es durch einen Kommissionär zu einem vorher bestimmten Preis zu verkaufen und hinter-

her an den Käufer zu senden, aber mit seinem Vieh kann er das nicht machen; hier muß er, wenn er nicht in großer Nähe einen Fettviehmarkt hat, auf welchen er sein Schlachtvieh ohne große Kosten auftreiben und falls er es nicht verkaufen kann oder zu den gebotenen Preisen nicht ablassen will, zurückbringen kann — meist darauf warten, bis der Fleischer aus der Nachbarschaft und, wenn es sich um größere Viehzüchter handelt, der Viehhändler kommt und sein Vieh ihm abnimmt: dasselbe nach einem größeren Viehmarkt zu senden und es durch einen Kommissionär verkaufen zu lassen, hat für den Landwirth sehr große Bedenken.

Bei diesen Umständen ist es natürlich, daß zeitweise in einzelnen Gegenden ein Ueberfluß an Schlachtvieh vorhanden ist, während an den großen Märkten Mangel herrscht. Denn da der Viehhandel neben bedeutendem Kapital auch eine sehr große Fachkenntniß und Beurtheilungsgabe erfordert, die zu erwerben nicht Jeder sich eignet, ist die Zahl der Viehhändler eine beschränkte, und wenn sie gerade den Aufkauf in anderen Gegenden besorgen, kann es wochen- und monatelang dauern, bis sie eine entlegene Gegend aufsuchen. Auch kommt es vor, daß nur einer oder der andere sich gerade in dieser aufhält, der die fehlende Konkurrenz dann dazu ausnutzt, unter Hinweis auf die schwache Nachfrage die Preise zu drücken. Die geringe lokale Ueberfüllung pflegt gewöhnlich aber nur von kurzer Dauer zu sein.

Diese örtlichen Erscheinungen beweisen demnach garnichts gegen das Bestehen eines Vieh- oder Fleischmangels; ob ein solcher besteht, läßt sich nur durch die Beobachtung der großen Konsumgegenden und Viehmärkte feststellen.

Zu welchen Zuständen die Viehsperren gegen die skandinavischen Länder in den Seestädten, die gegen Holland am Niederrhein geführt haben, ist ebenso bekannt, wie die Thatsache, daß im oberschlesischen Industriebezirk die Viehmärkte wegen Viehmangels fast regelmäßig ausfallen, obgleich durch die Beschränkung der Einfuhr von Schweinen nach den dortigen Schlachthäusern auf ein festes, sehr niedriges Kontingent und die damit hervorgerufene sehr bedeutende Steigerung der Vieh- und Fleischpreise für die inländischen Züchter ein starker Anreiz für die Beschickung der dortigen Viehmärkte geschaffen worden ist.

Aber — könnte eingewendet werden — das sind auch lokale Erscheinungen in solchen Gegenden, die bisher ihren Viehbedarf ganz überwiegend aus dem Ausland deckten, sie beweisen daher für das Allgemeine auch nichts. Freilich müßten die so Argumentirenden auch zu dem Schluß kommen, daß man dann die Ursachen so betrübender Erscheinungen aus der Welt schaffen müßte, und dazu wollen sich die Herren nicht verstehen. Da dieselben aber nun einmal das Heft in den Händen haben und ihren Beweisgründen — auch wenn sie noch so fadenscheinig sind — Glauben beigemessen wird, so bleibt nichts übrig, als für die einzelnen großen Konsumplätze ziffernmäßig festzustellen, wie sich Vieh- und Fleischpreise und Fleischkonsum daselbst entwickelt haben.

Breslau, die zweitgrößte Stadt Preußens, die fünftgrößte des Reiches, ist völlig auf die inländische Viehzufuhr angewiesen. Vor Sperrung der österreichischen Grenze nach dem Schweineseuchenausbruch in der Kontumazanstalt zu Steinbruch kamen wohl noch ziemlich bedeutende Sendungen Balonier nach hier, was mit April 1895 aufgehört hat; inwieweit etwa in früheren Jahrzehnten russisches Vieh nach Breslau gekommen ist, konnte ich bisher nicht feststellen; in großem Umfang dürfte es nicht erfolgt sein, da Mittel- und Niederschlesien und der nach Breslau gravitirende südliche Theil der Provinz Posen auch nach Sachsen 2c. Vieh versenden.

Leider läßt — obgleich Breslau noch die Schlachtsteuer besitzt und demnach die Grundlage für eine ausgezeichnete Vieh- und Fleischverbrauchs- und Preisstatistik gegeben sein könnte — das gedruckt vorliegende Zahlenmaterial sich recht schwer auf längere Zeitperioden zurück vergleichend verwerthen, da man bedauerlicher Weise wiederholt das Schema geändert hat, disweilen auch garnicht zu ersehen ist, nach welchen Prinzipien man bei der Notirung verfahren ist.

So findet sich z. B. in den monatlichen Berichten des Breslauer statistischen Amts wohl eine Statistik der Preise für Schlachtvieh für die Etatsjahre 1877/78 bis 1884/85 und von 1892 bis jetzt, sie mußte von mir aber aus den wöchentlichen Berichten in den hiesigen Zeitungen für die Jahre 1885—91 ergänzt werden und da in letzteren wohl auch die Ueberpreise für besonders gute Qualitäten enthalten sind, läßt sich annehmen, daß die für diese Jahre ermittelten Preise für I. Qualität zu hoch sind. Immerhin gestattet das Material doch einen ziemlich brauchbaren Vergleich. Danach betrugen:

die Großhandelsviehpreise für 50 kg Fleischgewicht excl. Steuer in Mark:

Rinder.

77/78	78/79	79/80	80/81	81/82	82/83	83/84	84/85	85	86	87
I. Qualität:										
49,83	51,66	52,5	53,83	55,75	57,5	56,67	51,75	51,5	51,5	50,—
II. Qualität:										
38,92	41,56	41,08	44,67	46,42	46,83	46,25	44,—	44,—	42,—	40,—
III. Qualität:										
19,92	20,—	28,75	29,17	28,92	29,33	27,67	25,11	27,—	25,5	22,5

88	89	90	91	92	93	94	95	96	97	98
I. Qualität:										
44,—	49,—	55,5	54,5	52,—	49,—	57,—	56,—	51,9	55,—	57,3
II. Qualität:										
36,—	43,5	51,—	51,—	49,—	45,—	52,—	51,—	47,4	48,—	51,6
III. Qualität:										
29,5	37,—	43,5	45,5	45,—	39,—	44,—	45,—	43,5		

In den Jahren 1897 und 1898 ist nur noch I. und II. Qualität notirt worden; es läßt sich daher annehmen, daß in dieser Zeit ein Theil der Rinder, die vorher als II. Qualität notirt wurden, jetzt als I. angesehen werden und die frühere III. Qualität in der jetzigen II. mit aufgegangen ist; die Notirungen für I. sowohl wie II. Qualität werden demnach in 1897 und 98 ein ganz Theil niedriger sein, als wenn sie nach dem bisherigen Notirungsmodus erfolgt sein würden. Aber auch wenn man dies vernachlässigt, sind die 98er Preise für I. Qualität nur 82/3 um eine Kleinigkeit übertroffen worden, die für II. Qualität nur im Jahre 1894. Unter Berücksichtigung der veränderten Notirungen zeigt das laufende Jahr die weitaus höchsten Preise für alle Qualitäten; am stärksten ist die Steigerung in der für die breiten Bevölkerungsschichten am meisten in Betracht kommenden II. und III. Qualität, was wohl auf die sehr viel bessere Verwendbarkeit des Fleisches alter Thiere durch längeres Hängen in den Kühlhäusern zurückzuführen sein dürfte.

Kälber.

In den Jahren 1892—95 wurden für Kälber drei Qualitäten notirt, für 1897/98 nur eine Qualität, ebenso liegen die Durchschnittspreise für Kälber in den Jahren 1877/78 bis 1884/85 vor. In den letztgenannten Jahren ergibt sich ein mittlerer Durchschnittspreis per 50 kg Fleischgewicht von Mark:

44,92 46,97 48,92 49,42 47,5 48,— 48,— 48,17

und für die Jahre 1892—98 von

46,2 45,— 50,7 51,3 50,7 54,7 und 57,— M.

Für die Jahre 1885—91 fehlen die Preise, indessen ist aus der Bewegung der Rinderpreise mit Sicherheit zu entnehmen, daß sie in dieser Zeit nicht entfernt die Preise der letzten beiden Jahre erreicht haben. Gegen den höchsten Stand der Jahresdurchschnittspreise für Kälber in der Periode 1877/78 bis 84/85 ist der Durchschnitt des laufenden Jahres um 7,58 M. p. 50 kg oder 15,3% höher; gegen-

über dem Durchschnitt des Jahres 1893 ist der Preis um 12 M. oder $26\frac{7}{8}$ % gestiegen. Wir haben also jetzt die höchsten je dagewesenen Kälberpreise.

Schweine.

Die Großhandelsviehpreise für 50 kg Fleischgewicht excl. Steuer betrugen in Mark:

77/78	78/79	79/80	80/81	81/82	82/83	83/84	84/85	85	86	87
I. Qualität:										
49,83	50,52	51,17	57,33	59,67	58,92	57,26	54,58	52,—	52,5	50,—
II. Qualität:										
41,5	38,58	40,08	42,83	49,75	48,08	46,25	43,83	45,5	43,5	39,—

88	89	90	91	92	93	94	95	96	97	98
I. Qualität:										
42,5	53,—	59,5	51,—	56,71	49,75	52,83	49,08	46,53	52,7	55,93
II. Qualität:										
34,—	48,—	54,—	48,—	52,65	45,33	48,67	43,58	42,03	47,47	49,59

Für die Jahre 1885 bis 1891 sind die Preise wiederum aus den Zeitungen ermittelt. Danach haben in den Jahren 1880/81 bis 1883/84 und 1890 und 92 die Jahresdurchschnittspreise für I. Qualität höher gestanden als im Durchschnitt der ersten 9 Monate des laufenden Jahres; die Preise für II. Qualität standen nur im Jahre 1881/82 und 1890 und 92 höher. Im September 1890 stand der Preis für I. Qualität mit 61,8 M. zwar noch um 0,6 M. höher als im letzten September, für II. Qualität aber um 1,3 M. niedriger als im September laufenden Jahres. Wir haben also im September ds. Js. wohl die höchsten je dagewesenen Schweinepreise, und es hat bisher nicht den Anschein, als ob dieselben zurückgehen wollten, eher das Gegentheil.

Für den maßgebenden Markt- und Konsumplatz Mittel- und Niederschlesiens ist also die ganz außergewöhnliche Theuerung der Viehpreise in den letzten beiden Jahren eine nicht wegzuleugnende Thatsache.

Die nächste Frage: Drücken sich die Viehpreise im Fleischpreis im Kleinverkauf der Fleischer aus? läßt sich an der Hand der Breslauer Statistik mit Sicherheit nur bis zum Jahre 1892 zurück verfolgen.

Es betrugen die Kleinhandels-(Laden-)Preise für Fleisch in Breslau im Jahresdurchschnitt (für 1898 im Durchschnitt der ersten 9 Monate) für 0,5 kg in Pfennigen

	1892	1893	1894	1895
Rindfleisch:				
Keule	72,—	71,08	73,08	73,—
Lende ausgeschnitten	113,68	107,—	106,4	122,5
anderes	—	—	69,4	69,83
gehackt	83,—	81,75	83,—	82,68
Rindsfett	59,17	56,17	55,5	51,92
Kalbfleisch:				
Keule	71,08	70,—	72,17	72,—
anderes	68,17	67,33	69,25	69,6

	1896	1897	1898	Septemb. 1898
Rindfleisch:				
Keule	72,67	73,—	73,22	73
Lende ausgeschnitten	126,85	127,—	125,67	126
anderes	69,33	69,1	69,67	70
gehackt	83,—	83,25	83,44	84
Rindsfett	49,—	48,—	41,56	45
Kalbfleisch:				
Keule	72,17	72,1	72,11	72
anderes	70,—	70,—	69,67	70

Wenn man von den Preisen der Rindslende absieht, die mehr den Charakter des Luxusfleisches hat, so ergibt sich, daß die Preise für Rind- und Kalbfleisch im Detailverkehr nur sehr zögernd und wenig den Bewegungen der Viehpreise gefolgt sind; das Jahr 1893 mit seinen niedrigen Viehpreisen bringt eine geringe Verbilligung, im Uebrigen ergibt sich im Verhältniß zu den gestiegenen Viehpreisen der letzten Jahre eine kaum nennenswerthe Erhöhung der Detailpreise; ja Rindsfett zeigt gleichzeitig einen starken Preisrückgang. Die Fleischer sind also — namentlich bei Kalbfleisch — bisher nicht in der Lage gewesen, die Steigerung der Viehpreise auf die Konsumenten abzuwälzen.

Fernere Kleinhandels-(Laden-)Preise in Breslau im Jahresdurchschnitt (für 1898 die ersten 9 Monate) für 0,5 kg in Pfennigen:

Schweinefleisch:	1892	1893	1894	1895
Keule	70,83	68,83	68,83	64,5
Rücken	88,33	89,42	88,33	84,5
anderes	71,17	69,17	69,17	64,08
gehackt	85,—	82,6	83,1	82,33
Pökelfleisch	102,—	100,33	98,53	95,58
Rauchfleisch ohne Knochen	99,58	102,17	102,—	101,17
" mit "	88,25	90,17	90,17	83,52
Schinken geräuchert, roh	114,26	113,33	111,33	108,33
" " gekocht	152,—	152,17	153,—	151,75
" " gebacken	176,—	180,—	180,—	180,—
Speck roh, hiesiger	75,08	79,25	77,17	71,25
" geräuchert fett	102,75	102,17	98,83	95,25
" " durchwachs.	90,05	92,33	89,83	86,75
Schweineschmalz:				
hiesiges	85,17	90,—	83,833	80,—
ausländisches	62,5	70,42	62,833	60,5

Schweinefleisch:	1896	1897	1898	Septemb. 1898
Keule	62,75	66,75	73,33	73
Rücken	84,08	85,—	89,—	93
anderes	62,—	65,58	70,33	73
gehackt	81,83	83,—	83,55	85
Pöckelfleisch	94,25	94,33	94,44	96
Rauchfleisch mit Knochen	99,16	102,33	104,78	105
" ohne "	85,—	87,75	91,78	91
Schinken geräuchert, roh	107,17	109,33	106,11	102
" " gekocht	152,5	151,—	148,—	140
" " gebacken	180,—	178,33	180,—	180
Speck roh, hiesiger	70,08	73,08	79,44	79
" geräuchert fett	94,5	95,—	97,33	99
" " durchwachs.	85,08	86,5	90,11	92
Schweineschmalz:				
hiesiges	82,58	84,08	84,—	87
ausländisches	52,17	47,17	49,22	49

Aus vorstehender Tabelle ergibt sich, daß, soweit es sich um frischgeschlachtetes Schweinefleisch handelt, die Preise sich den Viehpreisen in ganz anderem Maße anschmiegen, als das bei Rind- und Kalbfleisch der Fall ist. Aber auch hier hat die Steigerung der Fleischpreise nicht entfernt mit der der Viehpreise Schritt gehalten. Während die Kleinhandelspreise für Schweinskeule in 1898 gegen 1897 um 6,53 Proz., gegen 1896 um 16,8 Proz., von Rücken um 0,76 bezw. 5,85 Proz., von anderem Schweinefleisch um 1,68 bezw. 13,43 Proz., von gehacktem Schweinefleisch nur um 0,65 bezw. 2,1 Proz., von rohem Speck um 2,9 bezw. 13,35 Proz., von hiesigem Schweineschmalz nur um 0,2 bezw. 1,7 Proz. gestiegen sind, weist die I. Qualität der Schweine im Großhandel gleichzeitig eine Preissteigerung von 6,88 bezw. 26,48 Proz., die II. Qualität eine solche von 2,14 bezw. 24,66 Proz. auf. Noch viel drastischer gestaltet sich das Verhältniß bei allem einfach zubereiteten Fleisch. So ist der Preis von Pökelfleisch um fast 5 Proz. gefallen bezw. nur 0,12 Proz. gestiegen; geräucherter Schinken roh wie gekocht ist im Preis zurückgegangen, gebackener gleich geblieben, geräucherter fetter Speck ist um 1,5 Proz. gefallen bezw. nur um 3 Proz. gestiegen, auch durchwachsener weist nur eine ganz geringe Preiszunahme auf.

Der Umstand, daß ausländisches Schweineschmalz gleichzeitig einen Preisrückgang von 21,6 bezw. 5,6 Proz. zeigt, läßt klar erkennen, daß die Konkurrenz der eingeführten ausländischen Fleisch- und Fettwaaren es den Fleischern nicht ermöglichte, die Preise für gepökeltes und geräuchertes Fleisch, Fett und für Schweineschmalz auch nur in dem Maße zu erhöhen, wie sie das bezüglich des frischen Schweinefleisches gethan haben.

In der Hoffnung, daß die hohen Viehpreise nicht von Dauer sein werden, haben die Fleischer bisher den größten Theil der Erhöhung der Viehpreise auf sich genommen; jeder wollte wohl auch seine Kundschaft erhalten und fürchtete, dieselbe theilweise an einen Konkurrenten zu verlieren, wenn er einseitig mit der Preissteigerung vorging. Daß aber bei anhaltend hohen Viehpreisen die Fleischpreise hier erhöht werden müssen, kann für Niemanden, der unsere Breslauer Schlachtsteuer, die Schlachthofabgaben und andern hohen Spesen, die auf dem Fleischergewerbe ruhen, kennt, zweifelhaft sein; dauernd kann der Fleischer nicht mit Verlust arbeiten; mehrere Fleischer haben sich schon genöthigt gesehen, den Betrieb aufzugeben und die Fleischpreise sind in entschiedener, wenn auch langsamer Steigerung begriffen, soweit nicht durch Pökeln und Räuchern konservirtes Fleisch in Betracht kommt.

Die Frage, ob hohe Fleischpreise den Konsum beeinträchtigen, wird von den Agrariern ebenfalls verneint.

Nun betrug der Fleischverbrauch Breslaus pro Kopf der Bevölkerung kg im Etatsjahr

77/78	78/79	79/80	80/81	81/82	82/83	83/84	84/85	85/86	86/87
47	45,5	43,5	41	40,5	42	41	40,5	42	45

87/88	88/89	89/90	90/91	91/92	92/93	93/94	94/95	95/96	96/97
45,5	48,5	47	42	46,5	44,5	44	41,5	46	47

Gewiß macht sich in diesen Zahlen auch der gute oder schlechte Geschäftsgang, die Höhe der Löhne, der Beschäftigungsgrad geltend; aber ebenso unverkennbar ist, daß die Jahre höchster Viehpreise 80—85 und 90/91 auch die des niedrigsten Fleischkonsums sind; erst in 96/97 kommt der Fleischverbrauch wieder auf die Höhe desjenigen im Jahre 77/78, obgleich das Einkommen der hiesigen Bevölkerung inzwischen erheblich zugenommen hat. Leider liegen die Verbrauchsziffern für das Jahr 97/98 noch nicht vor; aber der Umstand, daß im Quartal Juli-September des laufenden Jahres in Breslau 36 Rinder und 1983 Schweine weniger und nur 834 Kälber und 398 Schafe mehr als in der gleichen Zeit des Vorjahres geschlachtet worden sind, trotzdem inzwischen die Bevölkerungszunahme eine recht lebhafte gewesen ist, läßt unzweifelhaft erscheinen, daß der Fleischkonsum im Rückgang ist, trotzdem wir nirgends Beschäftigungsmangel und überall gute Lohnverhältnisse haben, auch die Kaufkraft der zahlreichen Beamten seit der Gehaltserhöhung erheblich gestiegen ist.

Freilich groß kann der Rückgang des Konsums nicht sein; die Minderzahl der Schlachtungen wird — namentlich was Schweinefleisch anlangt — durch die Mehrzufuhr ausländischer Fleisch- und Fettwaaren ausgeglichen werden; machte dieselbe in der ersten Hälfte der achtziger Jahre 12,5 Proz. des Gesammtfleischverbrauchs aus, so im Durchschnitt der Jahre 90/91 bis 96/97 bereits 17,5 Proz. und dürfte im laufenden Jahr einige zwanzig Prozent erreichen.

Die Agrarier erklären bezüglich der Getreidepreise stets, daß sie keine hohen Preise wollten, sondern nur die normalen der 50er und 60er Jahre; konsequenter Weise müßten sie auch hinsichtlich der Viehpreise nichts Anderes wollen.

Nun betrugen die Schweinefleischpreise in Breslau für 1 kg in Pfennigen im Durchschnitt des Jahrzehnts

1840/49	1850/59	1860/69	1870/79	1880/89	1890/98
71	92	101	123	121	134

und Milch- und Butterpreise sind noch mehr gestiegen.

Der Bund der Landwirthe wird durch seine Reichstagsmitglieder in diesen Tagen eine Interpellation wegen der Vieh- und Fleischpreise anbringen; man wäre berechtigt, zu erwarten, daß die Reichsregierung sich nicht darauf beschränken werde, die jetzigen Preise mit den schon sehr hohen des Vorjahres zu vergleichen, sondern auch in die Vergangenheit zurückgehen und neben den agrarischen auch die Interessen der Konsumenten und des Fleischergewerbes würdigen werde.

Breslau, 6. Dezember 1898.

Georg Gothein.

Metternich und das Zeitalter der Befreiungskriege.

In jüngster Zeit haben wir, an der Hand eines vor Kurzem erschienenen verdienstvollen Werkes, versucht, die Thätigkeit Metternichs während der ersten Monate des Befreiungskrieges von 1813 in dieser Wochenschrift zu charakterisiren*). Unmittelbar darauf wurde der erste Band eines Buches veröffentlicht, das dazu bestimmt ist, die auswärtige Politik des österreichischen Staatskanzlers im Zusammenhange darzustellen. Diese Arbeit Fedor von Demelitsch' „Metternich und seine auswärtige Politik"**) gibt uns den Anlaß, von allgemeinerem und umfassenderem Gesichtspunkte aus die Persönlichkeit des berühmten Staatsmannes nach den Ergebnissen neuerer Forschung zu beleuchten.

I.

Es ist kein Zufall, daß Metternich gerade in der Gegenwart wieder in den Vordergrund historischen Interesses tritt. Verschiedene Gründe machen dies erklärlich. Die Zeit der Einigung des Deutschen Reiches unter Preußens Führung — eine Periode, die in ihren vorbereitenden Anfängen mit der Revolution von 1848, also mit dem Momente des Sturzes Metternichs und seines Systemes anhebt, und die heute historisch fest begründet ist — steht in schroffstem Gegensatze zu der Epoche, wo unter Metternichs Leitung Oesterreich die deutschen Geschicke beherrschte. Dieser Umstand fordert naturgemäß zu einer vergleichenden Betrachtung des Zeitraumes von 1813 bis 1848 heraus. Zweitens aber war seit 1848 der früheren, allgemeinen wenn auch zum Theil widerwilligen und mit Haß begleiteten Bewunderung der Größe des Staatskanzlers eine Anschauungsweise gefolgt, die ihn tief herabsetzte, beinahe als verächtlich erscheinen ließ. Jetzt, wo seine Einwirkung endgültig abgeschlossen und in allen ihren Folgen auf immer beseitigt ist, macht sich das Bedürfniß geltend und ist zugleich die Möglichkeit geschaffen, ihn auf Grund des authentischen archivalischen Materials gerecht und billig zu beurtheilen. Wir haben in dem anfangs genannten Aufsatze den Versuch Wilhelm Onckens zu völliger Ehrenrettung des österreichischen Staatsmannes sowie den Widerspruch erwähnt, den dieses Unternehmen gefunden hat***). Alfred Stern hat in seiner trefflichen „Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815", deren zwei bisher veröffentlichte Bände in diesen Blättern wiederholt nach Gebühr gewürdigt wurden, eine unparteiische und sachgemäße Beurtheilung Metternichs, im Anschluß an dessen Thätigkeit nach den Befreiungskriegen, angebahnt und begründet. Friedrich Luckwaldt hat seine Politik während der Anfänge des Befreiungskrieges behandelt; Demelitsch bespricht, in dem vorliegenden ersten Bande seines Buches, Metternichs

*) Nation vom 15. Oktober 1898.

**) Stuttgart, Cotta, 1898.

***) Ich erwähne nur vorübergehend Ch. de Mazade's Un chancelier d'ancien régime (Paris 1889), das lediglich ein Auszug aus Metternichs nachgelassenen Schriften ist.

Polen während der Jahre 1809 bis 1812, des Beginnes jenes auswärtigen Ministeriums, das er dann vier Dezennien hindurch verwaltet hat. Durch diese, man möchte sagen rückläufige Darstellungen können wir uns ein klares Bild von dem Charakter und den Eigenschaften des Staatsmannes bilden.

Als der vierundzwanzigjährige Klemens Lothar Wenzel von Metternich, der Sohn eines in kaiserliche Dienste getretenen rheinischen Grafen und Gatte der Enkelin des großen Staatskanzlers Fürsten Kaunitz, die ursprünglich beabsichtigte wissenschaftliche Laufbahn im Jahre 1797 mit der österreichischen Diplomatenkarriere vertauschte, war er, nach jenes Schwieger-Großvaters Ausspruch, „ein guter amabler junger Mensch von der niedlichsten Verve, ein perfekter Kavalier." Fein gebildet, mehr vielseitig als gründlich, besaß er hohe Anmuth der äußeren Erscheinung, einschmeichelnde Liebenswürdigkeit des Benehmens und der Unterhaltung, vollendete Herrschaft über die Formen weltmännischer Geselligkeit. Diese Vorzüge, die ihm als Diplomat und in der Gesellschaft die wesentlichsten Dienste geleistet haben, sind ihm bis zum spätesten Greisenalter eigen geblieben und haben sich, als er mit reißender Schnelligkeit die Stufenleiter der Macht und des Ansehens emporstieg, mit würdiger und herablassend wohlwollender Vornehmheit in Haltung und Benehmen gepaart. Ein echtes Kind des achtzehnten Jahrhunderts, betrachtete der künftige Hort des Kirchenthums die Religion lediglich vom Standpunkte des blasirten Weltkindes, des Aufklärers, als Mittel zur Lenkung der Volksmassen. Allen ästhetischen Genüssen zugethan, jeder Art raffinirten Vergnügens eifrig nachjagend, pracht- und prunkliebend, war er Zeitlebens ein großer Freund der Frauen, und trotz dreimaliger Verheirathung hat er sich in zahllose Liebeshändel verstrickt. Seine Erfolge auf diesem Gebiete schmeichelten ihm nicht weniger, als die auf dem Felde der Staatskunst. Doch nie hat er die Gattin vernachlässigt oder hintangesetzt: er war der galanteste und rücksichtsvollste Ehemann, der überdies der Gemahlin ehrendes Vertrauen zu erweisen, sie zur Theilnehmerin seiner Anschauungen und Bestrebungen zu machen sich bemühte. Als Achtundfünfzigjähriger mit der Gräfin Melanie Zichy-Ferraris vermählt, gewann er der jungen Frau bewundernde Liebe, als deren schönstes Zeugniß das von ihr hinterlassene Tagebuch anmuthend wirkt und den Leser noch jetzt in den Bannkreis des liebenswürdigen Diplomaten hineinzwingt.

Im Grunde war dieser klug berechnende Mann eine durchaus nüchterne Natur, ohne Leidenschaft noch Schwung und, was noch schlimmer, außer Stande, bei anderen höhere und edlere Gefühle überhaupt zu würdigen, geradezu blind für alles, was in seinen Anschauungs- und Empfindungskreis nicht hineinpaßte. Volksströmungen freiheitlicher Richtung erschienen ihm immer als Werk einiger böswilliger internationaler Brandstifter. Griechen und Neapolitaner, Spanier und Portugiesen verabscheute er wegen ihrer Revolutionen als nichtswürdige Rebellen, die durch berufsmäßige Verschwörer von Paris aus angestiftet und verleitet seien. Die italienische Nationalität war für ihn nur eine „sentimentale" Phrase; Realität besäßen ausschließlich die geschriebenen Verträge. Alles was ihm nicht gefiel, war ihm „Unsinn". Und doch war er eigentlich grundsatzlos; grundsatzlos auf dem moralischen Gebiete, wo er, der Freigeist und Lüstling, für Kirche und Sittenreinheit eiferte und dabei ungescheut von allen Seiten Geld nahm, um seine verschwenderischen Ausgaben zu decken; grundsatzlos in der Politik. Was er suchte, war lediglich der Erfolg. Er besaß viel zu klare Einsicht, um nicht die Unentbehrlichkeit zeitgemäßer Reformen, zumal in wirthschaftlicher Hinsicht, zu erkennen. Aber da sein Kaiser Franz das unerschütterliche Beharren auf dem Altüberlieferten liebte, so machte er sich gleichfalls zu dessen anscheinend begeistertem Propheten. Er, der so vielen Souveränitäten in Deutschland ein Ende bereitete, der die altehrwürdigen Republiken Venedig und Genua kaltblütig zu vernichten geholfen hatte, gab sich für den treuen Ritter der Legitimität aus, so oft diese seinem und Oesterreichs Interesse zu entsprechen schien. In der äußern Politik mangelte ihm das Verständniß für nationale Bestrebungen, für weltbewegende Ideen, überhaupt für große und bleibende Gesichtspunkte. Seine Stärke lag im „Finassiren", das heißt im raschen Durchschauen der wechselnden Verhältnisse, in geschicktem Anschmiegen an diese und in ihrer schlauen und gewandten Ausbeutung. Diese Gabe darf nun keineswegs gering geachtet werden. Sie hat es Metternich ermöglicht, Oesterreich aus den schlimmsten Gefahren der Napoleonischen Zeit und durch den raschen Wechsel einer zwischen starrer Legitimität und radikaler Revolution schwankenden Epoche zu Sicherheit, Größe und europäischer Hegemonie zu führen. Freilich spiegelte er dabei sich und anderen eine Gesinnungsfestigkeit vor, die gerade ihm am fernsten lag. Wie Napoleon von ihm sagte: „Herr von Metternich ist nahe daran, ein Staatsmann zu werden, er lügt sehr gut." Einen „politischen Roué" nennt ihn ein anderer, freilich mit ungerechter Beschränkung. Wie sollte man anders denn als Heuchelei seine Behauptung in der „Erklärung" zu den Nachgelassenen Schriften (Bd. I S. 4) auffassen, sein Wahlspruch sei stets gewesen: „Die wahre Kraft liegt im Recht, außer ihm ist alles vergänglich."

Unwahr, falsch und listig war Metternich, aber kein schlechter Mensch. Es war ihm aus der Aufklärungszeit eine gewisse Menschenfreundlichkeit und innerliche Güte geblieben. Galt es doch unter denen, die ihn genau kannten, als Sprichwort, daß er sich an keinem Feinde zu rächen wußte. Aus einem im vergangenen Jahre erschienenen Buche Eduard Wertheimer's*) wissen wir, daß er aufrichtig bemüht war, politische Verbannte, die in Oesterreich eine Zuflucht gesucht hatten, nach Thunlichkeit zu beschützen und ihr Loos so erträglich wie möglich zu gestalten. Allerdings, wenn seine Rolle als Polizeiminister der heiligen Allianz in Frage kam, mußte die Rücksicht auf Menschlichkeit jedesmal zurücktreten.

Er stellte in den Dienst seiner schlauen, aber kleinlichen Politik einen unermüdlichen Fleiß. Man hat behauptet, seine Lust an Vergnügungen und Ausschweifungen habe ihn an ernster Arbeit behindert. Das ist durchaus unrichtig. Er fand unter seinen gesellschaftlichen Freuden und Triumphen die Zeit, unausgesetzt an Denkschriften, Gutachten, Instruktionen und mündlichen Vorträgen, zum Theil sehr ausgedehnter und umfassender Art, zu arbeiten und zwar mit gespannter Aufmerksamkeit und angestrengter Denkthätigkeit, mit Geist und Schärfe.

Wie seine Erfolge sich mehrten, nahmen freilich Eitelkeit und Sucht zu blenden immer stärker bei ihm überhand. Er glaubte oder gab vor zu glauben, daß „die Welt auf seinen Schultern ruhe", daß er allein „das morsche Gebäude stütze", daß „aller Augen nur auf ihn gerichtet" seien, der ausschließlich unter so vielen Millionen denke, handle, schreibe. „Niemand außer mir spielt eine politische Rolle" erklärt er; und 1825 bei einem Besuche in Paris: „Die Menschen stehen mir gegenüber wie Schwämme, welche Ideen einzufangen begierig sind". Seine Gegner sind „todt", ebenso die liberalen Gedanken. Er hegte einen grenzenlosen Optimismus über den künftigen Erfolg seiner Thätigkeit. noch 1825 sagt er von dem gegen die Tyrannei der Türken empörten Griechenland: „Die ganze Boutique wird in Bälde gesprengt werden". Selbst seinem Vater schrieb er, schon 1813, mit widerlicher Selbstzufriedenheit: „Gott hat mir Geduld und Kraft gegeben. Seit Jahren ist mein politisches Vorgehen das gleiche gewesen. Die Ergebnisse haben bewiesen, daß alle meine Berechnungen richtig waren".**)

Wenn er diesen Dünkel Fernerstehenden gegenüber geltend machte, war das häufig nichts anderes als ein diplomatischer Kunstgriff, um fremden Staatsmännern zu imponiren und ihnen jeden Widerstand gegen Oesterreichs Politik als aussichtslos erscheinen zu lassen. Es sind Künste dieser Art, durch die er den schwachen und kurzsich-

*) Die Verbannten des ersten Kaiserreichs; Leipzig, Duncker u. Humblot, 1897.

**) Metternichs Nachgelassene Schriften, a. versch. Orten.

tigen Friedrich Wilhelm III. von Preußen gänzlich geblendet und zu seinem bewundernden Vasallen gemacht hat.

Wer würde leugnen, daß dieser kluge, gewandte, scharfblickende, liebenswürdige und glänzende Staatsmann zeitweise die größten Erfolge erlangt hat? Die österreichische Monarchie, die bei seinem Amtsantritt im Oktober 1809 am Rande des Abgrundes gestanden hatte, ward durch die Karlsbader Beschlüsse des Jahres 1819 die Herrin Deutschlands, durch den Laibacher Kongreß des Jahres 1821 die Vormacht Europas. Sie war die Führerin der Heiligen Allianz geworden, sie hielt ganz Italien unter den Kolben ihrer Gewehre. Metternich allein kam hieran das Verdienst zu. Er hatte Alexander I. von Rußland von dessen früheren Liberalismus zur „legitimen“ Reaktion bekehrt, wie sie in Oesterreich als Glaubenssatz galt; mit Recht durfte er sagen: „Wenn je aus schwarz jemand weiß geworden, so ist es der Zar“. Alle Fürsten und Romantiker Deutschlands schwärmten für Metternich, den „obersten Gesetzgeber Deutschlands und Vertilger der Revolutionäre“, wie er sich wohlgefällig nannte. Aber auch Frankreich folgte seinen Rathschlägen, und sogar Georg IV. von England überhäufte ihn mit Schmeicheleien. Er übertrieb ausnahmsweise nicht, wenn er seinem Kaiser ankündigte: „Wir haben wieder die erste Stelle in Europa errungen“.

Sein politisches Verfahren, das dürfen wir nicht verkennen, war thatsächlich für Oesterreich, wie dieses nun einmal nach den Befreiungskriegen und durch die Herrschaft Franz' I. geworden, das geeignetste. In der äußeren Politik sein grundsatzloses, kluges Sichanpassen an die Umstände, denn dieses Oesterreich war kein Staat der kühnen Initiative. In der inneren Politik die richtige Erkenntniß, die Metternich in einer Denkschrift vom 17. Januar 1849 äußert,*) daß nur die Machtfülle des allen österreichischen Ländern gemeinsamen Souveräns diese zusammenzuhalten vermag, daß dagegen der Konstitutionalismus die Auflösung des vielsprachigen Länderkomplexes bedeutet. Das hat er mit Scharfsinn dargelegt — und die Thatsachen haben ihm Recht gegeben. Hier tritt uns ein Gesichtspunkt entgegen, den man bei der Beurtheilung von Metternich's staatsmännischem Wirken nicht übergehen darf. Sein reaktionäres, jeder verfassungsmäßigen Entwickelung feindliches Verhalten entspringt aus dieser Anschauung, die für Oesterreich-Ungarn nicht ohne Weiteres als unzutreffend bezeichnet werden darf. Die Frage war nur, ob er darin nicht allzu weit ging, ob sein unbedingter Widerstand gegen alle Forderungen der Zeit — ein Widerstand, den ihm freilich zum Theil sein Kaiser aufdrängte — die innere Lage der Monarchie nicht noch gefahrdrohender gestaltet hat.

In dem auf die Befreiungskriege folgenden Jahrzehnt oder glaubte Metternich auf allen Punkten der Sieger zu sein. Er hielt sich seitdem für unfehlbar und hoffte auch später noch mit Sicherheit, alle Gegner durch seine geistige Ueberlegenheit besiegen zu können. Er bildete sich nunmehr ein, von frühester Jugend, von seiner Studienzeit an habe er die Bekämpfung der Revolution zu seinem Lebenszweck gemacht. Er, der einstige Bewunderer und unterwürfige Diener des gekrönten Revolutionssoldaten Napoleon, behauptete 1829, er sei „mit zwanzig Jahren derselbe Mann gewesen, wie heute“, ein Vorkämpfer der Legitimität, nur „von der einen Leidenschaft, der des Rechtes und der Billigkeit,“ erfüllt. „Unberührt von den Verirrungen unserer Zeit,“ sagt er da,**) „Verirrungen, die stets die Gesellschaft dem Abgrunde zuführen werden, haben wir (d. h. ich) die Befriedigung gehabt, in einer Epoche voll Gefahren der Sache des Friedens und der Wohlfahrt der Nationen zu dienen, die niemals durch politische Umwälzungen gefördert wird.“

Mit größerer Zuversicht kann, im Alleinbesitze unfehlbarer Weisheit, nicht der römische Papst ex cathedra seine Meinungen kund thun!

Metternich hatte trotzdem schon manche Niederlage erlebt, als die Wiener Märzrevolution seinen jähen und unwiderruflichen Sturz herbeiführte. Vergebens hatte der Staatskanzler immer und immer wieder durch List und Gewalt die Risse zu stopfen gesucht, die die Sturmfluth der neuen Zeit in seine mühsam aufgeworfenen Dämme riß. Sie braust von Jahr zu Jahr gewaltiger heran, bis sie sein ganzes Werk unheilbar niederwarf. Seine Danaidenarbeit war umsonst gethan. Er, der alles vorher gesehen haben wollte, hatte doch nichts verhindert. Seine aus Eitelkeit und Selbstüberschätzung hervorgegangene Verblendung hat sein Thun mit Unfruchtbarkeit geschlagen und von seiner gesammten Wirksamkeit in innerer und äußerer Politik auch nicht die mindeste Spur übrig gelassen. Selbst als nach Besiegung der Revolution die Reaktion sich in Oesterreich wieder geltend machte, konnte sie Metternich nicht mehr gebrauchen — er war für immer abgethan! Die Kanonen von Magenta, die der Sterbende noch hörte, zerstörten sein Werk in Italien; in Deutschland vernichteten es die Zündnadelgewehre bei Königgrätz.

II.

Kein Zeitraum ist recht von Grund aus bezeichnender für Metternich's Können und Thun, als die ersten drei Jahre seines auswärtigen Ministeriums, wie sie in Fedor von Demelitsch' Werk geschildert sind, dem wir nunmehr näher treten wollen.

Es ist der erste Versuch einer Gesammtdarstellung der Metternich'schen Politik, und er stützt sich vornehmlich auf die österreichischen Akten selbst. Dabei müssen wir rühmend hervorheben, daß der Verfasser durch genaue kritische Untersuchung dieser Quellen sowie durch sorgfältige Herbeiziehung des sonstigen authentischen Materials den sonst so leicht und oft begangenen Fehler vermieden hat, allzu sehr im Sinne derjenigen politischen Stelle zu schreiben, deren Urkunden man benutzt. Seine Forschungen gestatten ihm, die Berichte früherer Publikationen zu ergänzen, z. B. über die berüchtigte Szene, die Napoleon am 15. August 1811 dem russischen Botschafter Fürsten Kurakin bereitete (S. 386 ff.), sowie über die Dresdener Monarchen-Zusammenkunft im Mai 1812, zu der nicht Metternich sondern Napoleon den Anlaß gegeben hat (S. 533 ff.), das erwünschte Licht zu verbreiten.

Wenn die Forschung gründlich und zuverlässig, so ist leider die Ausarbeitung recht flüchtig. Der Stil ist unerlaubt fehlerhaft (z. B. Seite 444: „Die Friedensaussichten nahmen eine günstige Wendung.“). Die Namen sind vielfach rein den französischen Texten entlehnt (z. B. Bourgos, Savone, Chernicheff, Herr von Walpole!) Auch die Zahlenangaben (z. B. auf Seite 543: 500 Millionen anstatt 5 Millionen) sind zuweilen unrichtig. Indes dies sind Mängel, die im Einzelnen stören, den wissenschaftlichen Gesammtwerth aber wenig beeinträchtigen.

Als Metternich mit dem Portefeuille des Auswärtigen betraut wurde, hatte er, der Rheinländer, in Oesterreich selbst beinahe nur Gegner. Das blieb so Jahre lang. Nur der alte Herzog von Sachsen-Teschen und dessen kleiner Anhang unterstützten ihn, sonst begegnete er der Feindschaft des gesammten Hofes und hohen Adels. Seine festeste Stütze blieb Kaiser Franz, dem das schmiegsame, grundsatzlose, unterwürfige Wesen des Fremden durchaus zusagte, der ihn nie zu vergewaltigen suchte — wie etwa Erzherzog Karl oder der geniale Stadion — sondern sich den Wünschen des Monarchen anzupassen schien, selbst wenn er ihn leitete. Dank dem Vertrauen des Herrschers ging Metternich siegreich aus den häufigen Krisen dieser Jahre hervor.

Zwei Dezennien später hat der Staatskanzler die Dinge so dargestellt, als habe er schon 1809 den Sturz Napoleons als nothwendig erkannt und habe nur bis dahin möglichst laviren wollen. An einen Frieden mit dem Korsen habe er nie geglaubt, sondern nur einige Jahre der Ruhe für Oesterreich erstrebt, um dieses zu dem unvermeidlichen Entscheidungskampfe mit Frankreich vorzubereiten. Ende 1810 habe er genau gewußt, daß Napoleon gerade

*) Nachgelassene Schriften, VIII 462 ff.
**) Nachgelassene Schriften, I 141.

im Frühling 1812 den Krieg mit Rußland beginnen werde. Deshalb habe er — Metternich — 1811 einen festen Bund zwischen Oesterreich und Preußen gestiftet. „Alles verlief, wie ich es vorhergesagt hatte. Der Feldzug von 1812 war von Folgen begleitet, die ich bereits vor dessen Beginn nicht allein als mögliche, sondern wegen der wesentlich irrthümlichen Ansichten Napoleon's als die wahrscheinlichsten erkannt hatte.*)" — Oncken hat den dahin gehenden Versicherungen Metternich's allzu sehr Glauben geschenkt.**) Wie verhielten sich die Dinge in Wahrheit nach den authentischen Akten der Staatskanzlei?

So lange Napoleon lebe, glaubte Metternich nicht an einen Umschwung der Verhältnisse; das setzte er seinem Kaiser am 10. August 1809 auseinander. Deshalb lautete damals sein Programm: um einen neuen verderblichen Zusammenstoß mit der kolossalen Macht Napoleons zu vermeiden, muß sich Oesterreich diesem unbedingt anschließen. Mit ängstlicher Spannung folgte er dem Gange der französischen Politik, von dem ihm Sein oder Nichtsein Oesterreichs abzuhängen schien. Er knüpfte sogar seine persönliche Stellung auf das engste an die innige Verbindung mit dem Imperator. Der französische Gesandte in Wien, Otto, theilte 1811 seinem Hofe mit, daß Frankreich in der österreichischen Hauptstadt einzig und allein auf Metternich zählen könne, da sonst alles dort zu Frankreichs Gegnern gehöre. Ja, als Napoleon sich gegen Oesterreich damals sehr zurückhaltend benahm, war es Metternich, der um des Korsen Gunst buhlte, da er dessen Sieg in dem bevorstehenden Kriege mit Rußland für zweifellos hielt. Deshalb hat Metternich auch der Vermählung der Erzherzogin Marie Luise mit dem Kaiser eifrig das Wort geredet; denn, sagte er seinem Souverän, ich sehe keine menschliche Gewalt, die der Herrschaft des mächtigen Mannes eine Schranke setzen könnte. Die Vermählung allein, glaubte der Minister, rettet Oesterreich vor dem Untergange, den Napoleon sonst der Monarchie zugedacht hat. Dieser Gedankenkreis war es auch, der den Unterweisungen an den neuen österreichischen Botschafter in Paris, den Fürsten Schwarzenberg, zu Grunde lag.

Damit stand keineswegs im Widerspruch, daß Metternich auch, so lange wie möglich, zu Rußland freundliche Beziehungen aufrecht zu erhalten bestrebt war. Denn einerseits wollte er sich die Thür offen halten, wenn Frankreich sich trotz alledem feindlich erweise, die Unterstützung des Zaren in Anspruch zu nehmen. Andererseits wünschte er zu verhüten, daß Rußland, weil von Oesterreich zurückgestoßen, sich Napoleon gänzlich in die Arme werfe und hiermit diesem die österreichische Monarchie auf Gnade und Ungnade überliefere.

Viel ungünstiger behandelte Metternich Preußen. Vergessen war, daß während des Krieges von 1809 Blücher, Scharnhorst, Gneisenau dem Erzherzoge Karl die Bildung von Freikorps angeboten hatten, die sich dem österreichischen Heere angliedern sollten, und daß diese Pläne lediglich an der Weigerung Karls gescheitert waren. Man gedachte in Wien nur der Schwäche und des Wankelmuthes des Königs, dem man den unglücklichen Ausgang jenes Feldzuges hauptsächlich Schuld gab. Deshalb glaubte Metternich gern an die bevorstehende gänzliche Zerstückelung Preußens als unausbleibliche Folge des nächsten Krieges; dann wünschte er Schlesien oder doch einen Theil dieser Provinz für Oesterreich zu erwerben. In diesem Punkte stand der Minister sogar im Gegensatze zu den Anschauungen des Kaisers Franz, der Schlesien nur im äußersten Falle und, wo möglich, bei anderweitem vollen Ersatze für Preußen von diesem übernehmen wollte. Metternich kommt immer wieder auf die demnächstige Vernichtung Preußens und den Erwerb Schlesiens für Oesterreich zurück: es war das offenbar eine seiner Lieblingsideen während der Jahre 1811 und 1812. Und mit diesen Thatsachen vergleiche man seine Behauptung in den Nachgelassenen Schriften*), er habe Preußen den Besitzstand der Jahre 1803 oder 1805, ganz nach dessen Wunsch, wieder verschaffen wollen!

Der Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Rußland im Jahre 1812 bedeutete für Metternich die Zurückdrängung der russischen Macht in die Steppen Asiens; denn dem Genie und den Mitteln Napoleons könne sie nicht widerstehen. Er machte der russischen Politik, die Europa und zumal Oesterreich in die traurigste Lage versetzt habe, schwere Vorwürfe. Nun werde Polen als eigene Macht wieder erstehen, Preußen gänzlich verschwinden. Oesterreich könne bei solchen Umständen nichts thun, als sich, unter möglichst vortheilhaften Bedingungen, Frankreich anschließen. Die ersten Niederlagen des russischen Heeres bestärkten nur Metternich's Befürchtungen, der über die Rathgeber des Zaren die volle Schale seines Zornes ausgoß. Der schließliche Erfolg des Feldzuges, die Vernichtung des großen französischen Heeres wirkten auf Metternich wie eine ungeheuere Ueberraschung. Aber erst am 9. Dezember 1812 beginnt sich in der Haltung Oesterreichs vorsichtig ein gewisser Umschwung anzukündigen. Auch jetzt, führt Demelitsch, wie Luckwaldt, aus, handelt es sich keineswegs, wie Oncken meinte, um eine Vorbereitung zur Theilnahme am Befreiungskriege gegen Frankreich, sondern nur darum, Oesterreich die Vermittlung eines erträglichen Friedens in die Hände zu spielen, damit eine ausschlaggebende Rolle in Europa und überdies, als Lohn, die Rückgabe einiger der jüngst verlorenen Provinzen zu verschaffen.

Der wahre Gang der österreichischen Politik in jenen Jahren und damit die thatsächliche Denkweise und Haltung Metternich's können nicht mehr zweifelhaft sein. Nebenbei ist so ein neuer Beweis für die Unzuverlässigkeit seiner Denkwürdigkeiten und für seine Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit erbracht. Das alles ist ein bedeutsames wissenschaftliches Verdienst der Arbeiten Luckwaldt's und Demelitsch'.

M. Philippson.

*) Nachgelassene Schriften, I 97 f., 103, 116 f., 121, 127.
**) Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege, II 54.

*) I 131.

Lorenzo Bernini.

(Zu seinem dreihundertjährigen Geburtstage.)

Am 7. Dezember sind es dreihundert Jahre, daß Bernini das Licht der Welt erblickte und Rom hat es nicht unterlassen, diesen Tag festlich zu begehen. Rom thut nur seine Pflicht, wenn es dieses Datums eingedenk bleibt. Bernini ist der Schöpfer höchst charakteristischer Triumphe in Marmor und Travertin, die neben dem antiken Rom eine Hauptzierde des heutigen Rom bilden. Er schuf Paläste und Kirchen, Brunnen und Säulenhallen, der Kunst: der plastischen wie der architektonischen des siebzehnten Jahrhunderts verlieh er die Signatur und noch in den folgenden Jahrhunderten lebt in den Werken seiner Schüler und Nachfolger sein Geist weiter. Wer weiß heute noch, wer die Fontana Trevi, dieses malerischste aller Skulpturwerke in Rom, an dem kein richtiger Italienfahrer vorbeigeht, ohne die traditionelle Münze hineinzuwerfen, geschaffen hat? Es ist Bernini's Geist, dem sie entsprang, mag auch der Künstler Nicola Salvi oder ein anderer sein. Alles, was groß ist, alles, was in dem Volksgeist den Gedanken von römischer Macht und römischem Glanz verkörpert, ist Bernini's Werk. Durch seinen Ruhm verdunkelte er die Namen der großen Künstler, die mit ihm oder neben ihm schufen, wie Pietro von Cortona, Rainaldi und Borromino.

Das siebzehnte Jahrhundert zeigt uns den Katholizismus auf dem Gipfel seiner Macht. Und die Kunst sollte diesen Triumph der römischen Kirche verkünden. Eine neue Stadt sollte der Welt beweisen, daß eine neue Zeit angebrochen war. Niemals

wurde systematischer, hartnäckiger zerstört, um desto prächtiger wieder aufzubauen. Die Tempel und die Thermen waren heidnische Bauwerke; die Kirchen auf dem Aventin und dem Coelius christliche Wahrzeichen. Jetzt galt es den Katholizismus zum Ausdruck zu bringen und durch feierliche Pracht die Antike und das jüngere Heidenthum in Vergessenheit zu bringen. Und Bernini war das Werkzeug dieser großen Restauration. Er trat die künstlerische Erbschaft zweier Jahrhunderte italienischen Ruhmes an. Kaum zehnjährig, empfahl ihn der damalige Papst Paul V. dem Maffeo Barberini mit den Worten: „. . . Dieser Knabe wird der Michelangelo seiner Zeit werden.“ — Noch war die Welt erfüllt von dem Blüthenduft der Renaissance, die in den sieghaften Genies eines Raphael und eines Buonarotti ihren Höhepunkt erreicht hatte. Nichts war daher natürlicher, als daß der junge Künstler das Wesen und die Kraft gerade dieser Renaissance in sich aufzunehmen versuchte. So schuf er mit achtzehn Jahren die Marmorgruppe Daphne und Apollo, in welcher der Marmor eine ungeahnte Weichheit der Formen gewinnt. Mit 25 Jahren vollendete er den großen Bronzebaldachin über dem Grabe des Apostels in der Peterskirche, der, aus einem Guß, als das Werk eines künstlerischen Cyklopen erschien. Rom selbst sprach dann zu ihm; von seinen Hügeln, aus seiner Ebene, von seinen Ruinen entnahm er künstlerische Formen. Nur schüchtern hatten seine Vorgänger gewagt, zwischen die antiken Denkmäler der Größe Roms Neues einzufügen. Er gab Rom einen neuen Charakter, den der ungeheuren Größe! Zahllos sind seine Werke. Neben der Statue des Petrus im Hauptschiff der Peterskirche der Palast Barberini, neben dem Mausoleum Urban's VIII. die Heilige Teresa in der Kirche St. Maria Vittoria, eines der profansten Heiligenbilder, das je eine Kirche schmückte; neben dem Neptunsbrunnen auf der Piazza Navona die Säulengänge auf dem Petersplatz, den Petersstuhl in der Basilika von St. Pietro, den Palast von Montecitorio, die Engelsgestalten auf der Engelsbrücke und unzählige andere Kirchen und Denkmäler in Rom und anderen italienischen Städten.

Jeder neue Pontifex — und er sah deren im Verlaufe seines langen Lebens gar viele — glaubte an ihn und an seine Kunst. Als Innocenz X. in einem Anfall übler Laune entschlossen schien, ihm seine Gunst zu entziehen, überraschte ihn Bernini mit dem Brunnen auf der Piazza Navona und der Papst ließ die Arbeit ausführen und meinte: „. . . daß dieser Anblick sein Leben um zehn Jahre verlängern würde.“ Bernini fühlte sich in seinem Triumph ganz Römer. Ludwig XIII. ruft ihn vergeblich nach Frankreich. Erst dem Sonnenkönig gelingt es, Bernini zu einer Reise nach Paris zu bewegen. Mit königlichen Ehren wird er empfangen. Das Volk drängt sich ihm nach, wo er sich zeigt, in der Stadt wird er mit Jubelrufen begrüßt, der König sendet ihm ein Ehrengeleit entgegen und in St. Germain, wo er mit unerhörtem Prunk empfangen wird, gewährt der Monarch ihm geduldig einige Sitzungen. Aber Frankreich, Paris versteht er nicht. Das Bild von Rom umschwebt ihn wo immer er geht und steht. Bei dem Anblick der Thürme von Notre-Dame, der vielen Dächer der französischen Hauptstadt, schüttelt er melancholisch sein Haupt: er sehnt sich nach den festen Umrissen des Monte Mario, nach den spitzen Zacken des Soracte.

Die Gemeinde von Paris bietet ihm eine jährliche Pension von 12000 Lire an; die ihm feindlich Gesinnten müssen auf Befehl des Königs ihm Abbitte leisten. Umsonst, er fühlt sich träge und alt fern von Rom. Mit Rom ist er verwachsen, und darum mußte er nach Rom zurückkehren. In Rom starb er im Jahre 1680.

Bernini war vierzig Jahr alt geworden und auf der Höhe seines Ruhms, bevor er sich vermählte. Kein geringerer, als Papst Urban VIII. war es, der ihn veranlaßte, sich nach einer Gattin umzusehen. Er stand dem Künstler, der ihm geantwortet: „Meine Werke sind meine Kinder“; auch persönlich bei der Wahl der Lebensgefährtin zur Seite. In Caterina Tezia, der einundzwanzigjährigen wohlhabenden Tochter eines Rechtsgelehrten, fand er das erträumte Ideal. Dieser Ehe entsprossen elf Kinder, fünf Söhne und sechs Töchter. Dem jüngsten Sohne, Domenico, verdanken wir eine Biographie seines Vaters, die, wenn auch von keinem litterarischen Werth, doch Zeugniß einer lebhaften Kindesliebe ablegt. Ueber seine Mutter schreibt Domenico folgendermaßen: — „er (der Vater) fand in ihr ein Weib, wie er es sich selbst nicht vollendeter hätte gestalten können, wenn er es nach seinem eigenen Geschmack aus Wachs gebildet hätte; gefügig ohne Widersprüche, klug ohne Winkelzüge, schön ohne Ziererei, und mit einem solchen Gemisch von Würde und Anmuth, von Güte und Regsamkeit, daß man wohl von ihr behaupten konnte, der Himmel habe sie absichtlich für einen so großen Mann zum Weibe aufbewahrt.“

Lorenzo Bernini war ein ausgezeichneter Familienvater, obwohl von heftiger und aufbrausender Gemüthsart.

Von regierenden Häuptern, von Fürstlichkeiten, von Päpsten sind ihm Ehren erwiesen worden, wie kaum je einem Künstler. Und doch rief Christine von Schweden aus, als der Zweiundachtzigjährige nach seinem Tode ein Vermögen von 400000 Scudi hinterließ: „Ich würde mich schämen, wenn er mir gedient hätte und hinterließe so wenig!“

Und räthselhaft! Einem solchen Manne haben die vergangenen Generationen weder ein Denkmal, noch auch nur einen Denkstein gesetzt; keine Straße in der Stadt, die er unsterblich machen half, bezeichnet sein Name; nicht einmal seine Grabstätte läßt sich in der Kirche S. Maria Maggiore mit Sicherheit feststellen. Rom ist groß in seiner olympischen Gleichgültigkeit. Jetzt aber hat es sich aufgerafft, den Künstler zu feiern und versäumtes nachzuholen. Und Rom kommt es zu, ihn zu feiern. In Neapel wurde er geboren, aus Florenz stammt seine Familie, aber Rom beherbergt seine Werke. Und die zur Feier seines dreihundertjährigen Geburtstags veranstaltete Ausstellung seiner Originalzeichnungen, Skizzen, Autographen, Karrikaturen und anderer Dokumente erscheint fast überflüssig neben der permanenten Ausstellung seiner kühnen und phantastischen Werke, die Rom uns Jahr ein Jahr aus darbietet. „Wenn wir die Kunstperiode Bernini's als eine Epoche der Dekadenz bezeichnen — so schreibt der feinsinnige Kunstkenner Diego Angeli in einer italienischen Zeitschrift — so zeigt das, daß uns der wahre Sinn für seine Kraft und sein Können verloren gegangen ist und daß wir kein Verständniß mehr für seine Bedeutung besitzen. Niemals vor seiner Zeit hätte das Papstthum jenen gewaltigen Portikus vor S. Pietro hervorbringen können, der in seiner Größe gewillt scheint, die ganze Menschheit in sich aufzunehmen . . . . In keinem anderen Ort der Welt empfindet man die Seele einer Stadt und eines Künstlers lebhafter, als auf gewissen Plätzen Roms, denen Bernini seinen Stempel aufgedrückt hat. In der Dämmerstunde eines Apriltages, wenn die Schwalben unter dem grünlich schimmernden Himmel zu tausenden kreisen, und der letzte Tagesschein kaum noch die Thürmchen von S. Agnese und die Taube auf dem Obelisken zu streifen scheint, dann muß man Halt machen bei dem märchenhaften Brunnen auf der Piazza Navona, der wie eine Blume aus Granit und Stein wirkt. Bei dem Ave Marialäuten der Glocken und dem Zwitschern der Schwalben enthüllt sich zu dieser Stunde und an diesem Ort unwillkürlich die Seele Roms durch das Werk Bernini's. Er hat es verstanden, er allein, diese Seele aus den klassischen Traditionen und den stabilen Formen zu erwecken und, ein schöpferischer, starker Geist, vollendete er, wie durch ein Wunder, sein Werk. Drum sei die Gedenkfeier seiner würdig. Denn es handelt sich um einen Künstler, der den Ruinen neues Leben verlieh, der Rom eine Seele eingehaucht hat, eine Seele aus Stein, unvergänglich und allumfassend!“ —

M. Gagliardi.

Ein schwäbischer Bauerndichter.

Das Schwabenland ist alter Dichter-Boden. Schon im 13. Jahrhundert hat dort an dem Hofe der Hohenstaufen der Minnesang geblüht und die feinsten Früchte der lyrischen Poesie gezeitigt. Später, trotz ungünstiger politischer Verhältnisse, herzoglicher Gewaltherrschaft und der Schrecken des Hohenasperg's brachte dasselbe Land Dichtergrößen wie Wieland und Schiller hervor. Darauf folgte die neue schwäbische Dichterschule, deren Chorführer Ludwig Uhland war. Ihm reiht sich eine Anzahl von bedeutenden zum Theil noch lebenden Poeten an, wie Justinus Kerner, Karl Mayer, Wilhelm Zimmermann, Gustav Pfizer, Eduard Mörike, Georg Herwegh, Hermann Lingg, Wilhelm Hertz und Isolde Kurz.

In diesen auserwählten Kreis gehört mit gutem Fug auch der Bauer und Dichter, Friedrich Christian Wagner, über dessen bescheidenen und wenig bekannten Lebenswandel wir kurz und bündig Bericht erstatten werden, ehe wir auf die innere Welt seiner Empfindungen und Anschauungen und die Eigenthümlichkeiten seines dichterischen Charakters näher eingehen. Dieser merkwürdige Mann wurde am 5. August 1835 zu Warmbronn geboren, einem drei Stunden westwärts von Stuttgart liegenden, von waldigen Hügeln rings umschlossenen stillen Dorf, dessen Einwohner, etwa 700 an der Zahl, sich hauptsächlich von Viehzucht und vom Handel mit Holz und Wacholderbeeren nähren. Er war das einzige Kind seiner aus Warmbronn stammenden Eltern; der Vater verband das Schreinerhandwerk mit dem Betrieb einer kleinen Landwirthschaft; die Mutter hieß mit ihrem Mädchennamen Friederike Weeber und von ihrer Seite scheint der Knabe die dichterische Anlage „und Lust zu fabuliren“ geerbt zu haben. Da der aufwachsende Jüngling wegen seiner schwächlichen Körperbeschaffenheit sich für ein Handwerk nicht eignete, beschloß man aus ihm einen Lehrer werden zu lassen. In dieser Absicht schickte man ihn in die Dorfschule, wo er in den verschiedenen Lehrgegenständen, namentlich in der Naturwissenschaft, gute Fortschritte machte. Im Jahre 1850 bezog er eine Erziehungsanstalt zu Eßlingen, um sich zu seinem künftigen Beruf vorzubereiten, wurde aber dort von einem Uebelbefinden befallen, daß der zu Rathe gezogene Arzt für so ernst erklärte, daß er schon nach sechs Wochen nach Hause zurückkehren mußte. Es blieb ihm also nunmehr keine andere Wahl als sich der Landwirthschaft zu widmen und ein Bauer zu werden.

Jetzt fing er an mit Leidenschaft zu lesen; in dem bäuerlichen Dörflein jedoch war es ihm nicht leicht auch nur leihweise in den Besitz von Büchern zu gelangen. Einmal als er eine Müllerin der Umgegend bat ihm etwas zu lesen zu geben, schüttete sie allen Ernstes eine Schüssel Linsen vor ihm auf den Tisch mit der Ermahnung sie ja recht säuberlich zu „lesen.“ Von Druckschriften fand er bei diesem Weib nur das „Schatzkästlein für gläubige Seelen“ vor, das er für noch weniger „lesenswerth“ als die Hülsenfrucht hielt. Glücklicherweise war der alte Schulmeister von Warmbronn, Namens Alberti, im Stande ihn gelegentlich mit anregender Lektüre zu versehen und gab ihm eines Tages die Botanik des Eßlinger Professors und Stadtpfarrers Hochstetter in die Hand. Unter der Leitung dieses verdienten Pflanzenforschers durchschweifte Christian Wagner die Waldungen der Umgegend und wurde mit der Ortsflora allmählig vertraut. Er legte auch ein Herbarium an; aber von noch größerer Bedeutung für die Richtung seiner geistigen Entwickelung und besonders bezeichnend für seine Sinnesart war die poetische Anregung, die er durch diesen innigen und freudigen Verkehr mit der Natur empfing. Eine Schmetterlingssammlung, mit der er den Anfang machte, gab er bald auf, da die damit verbundene Thierquälerei sein zartes Gemüth verletzte, und noch heute denkt er nur mit Unwillen an die damals im Unverstand verübten Grausamkeiten. Seine Thierliebe stand im engen Zusammenhang mit seiner Naturliebe, und beide flossen aus demselben unerschöpflichen Born der Sympathie mit allen Lebewesen. Als Bauer widmete er sich mit Vorliebe der Viehzucht und war stolz, im Stalle das schönste Vieh zu haben, dem er die sorgfältigste Pflege angedeihen ließ, nicht aus Gewinnsucht, sondern aus seiner Liebe zur Kreatur. Schon im Jünglingsalter faßte er den Vorsatz, „kein Stück an den Metzger zu geben, sondern, wenn es veräußert werden müsse, nur an einen Käufer, der es zur Zucht bestimme und am Leben erhalte“. Daß die Bauern des Dorfes diese Gesinnung nicht verstanden und ihm seine Handlungsweise verübelten, dürfte man als selbstverständlich voraussetzen. Die Thierschonung, die er in seinem Haushalt zu verwirklichen suchte und die die Ertragsfähigkeit eines kleinen landwirthschaftlichen Betriebes offenbar verminderte, wurde als eine Verrücktheit verachtet und verspottet, da man seine höheren ideellen Beweggründe nicht zu schätzen vermochte. Dadurch wurde das Mißverhältniß des ohnehin ärmlichen äußeren Lebens des Bauers und des reichen inneren Lebens des Dichters noch peinlicher und führte zu unangenehmen und zuweilen recht komischen Vorfällen, bei denen es schwer zu entscheiden wäre, ob die Bosheit oder die Dummheit die Hauptrolle spielte. So z. B. als seine Gattin während eines kalten Winters ein armes Weib im „Bettlerhäusle“ verpflegte, zog sie sich eine Lähmung und Rückenmarksentzündung zu, verfiel in Irrsinn und starb im April 1892. Darauf verbreitete sich das Gerücht, daß er sie verhext habe und eine Bestätigung dieser Annahme wurde darin gefunden, daß er ja doch selbst zu mehreren Malen von — Hexametern gesprochen habe. Vor Kurzem kam sein Töchterlein Pauline nach Hause und erzählte unter Thränen, daß sie keine Freundin im Dorfe habe, weil die Mädchen ihres Alters sich der Tochter eines Dichters schämen. Augenscheinlich waren die Warmbronner nicht darüber klar, ob ein Dichter als ein gefährlicher Geheimkünstler oder ein lächerlicher Einfaltspinsel anzusehen sei. Um den an die Geburtsscholle bisher gefesselten Dichter aus dieser drückenden Umgebung zeitweilig zu erlösen und ihm eine Gelegenheit zu geben, einen Blick in die Welt zu thun, schossen mehrere Gönner und Gönnerinnen eine Summe zusammen, die ihm zwei Reisen ermöglichte, von denen die erste ihn 1895 über den Bodensee nach Luzern und Lugano führte; auf der Rückreise bestieg er den Rigi und besuchte Zürich und den Rheinfall. Im folgenden Frühjahr gelangte er über den Vierwaldstättersee nach Mailand und Genua, wo er das schöne Blau des mittelländischen Meeres und die prächtigen Anlagen und den üppigen südlichen Pflanzenwuchs der Villa Pallavicini in Pegli bewunderte. In Mailand suchte er die geistesverwandte Dichterin und eifrige Vorkämpferin für die Befreiung und Bildung der untersten Stände, Ada Negri, auf; da aber die lombardische Contadina die deutsche eben so wenig wie der schwäbische Bauer die italienische Sprache beherrschte, so wäre die pantomimische Unterhaltung eine sehr schwierige und unersprießliche gewesen, hätte nicht ein deutsches Dienstmädchen die Dolmetscherin gemacht und den Gedankenaustausch zu Stande gebracht. In einem Garten bei Genua bemerkte er „inmitten der fremdländischen Blumen ein echtes und gerechtes Gänseblümchen“ und dieser unerwarteten Begegnung verdanken wir eines seiner eigenartigsten und liebenswürdigsten Gedichte:

„Ei Gretchen! Ei! Wann bist Du hergekommen?
Sie haben Dich doch freundlich aufgenommen?

Doch nein! Ach nein! Mir ahnt von trüben Sachen,
Das Weinen steht Dir näher als das Lachen.“

„Die stolzen Schwestern woll'n sich meiner schämen,
Sie wollen mir mein Kleidchen übelnehmen,

Das Kleidchen, das die Mutter noch gesponnen
Und noch gebleicht am Wiesplatz hinterm Bronnen“

Dem Vater gib, o Gretchen, hiervon Kunde!
„Nein, Nachbar! Seht: Stiefmutter steht im Bunde.“

So schreib' ich selbst ihm, wie mit trüben Mienen
Wehmüthig lächelnd mir sein Kind erschienen.“

Ueber Wagner's Lebenslauf ist im Uebrigen nicht viel zu berichten. Selbst in der soeben erschienenen und völlig erschöpfenden Darstellung seines Biographen, der wir die vorstehenden Mittheilungen entnommen haben, nehmen die mit unermüdlichem Fleiß gesammelten Einzelheiten kaum vierundzwanzig Seiten in Anspruch.*) Desto ausführlicher behandelt der Verfasser den inneren Entwicklungsgang und dichterischen Charakter Wagners, sowie dessen philosophische und religiöse Weltanschauung, welche an die morgenländische theosophische Mystik und Lehre der Metempsychose in auffallender Weise erinnert. In diesem Zusammenhang verbreitet sich Professor Weltrich über die Entstehung, Entwickelung und Ueberlieferung des Seelenwanderungsgedankens, die Verwerthung desselben in Sagen und Märchen und die Vorstellungen, in denen sich Christian Wagner als Dichter bewegt. Wir müssen uns damit begnügen, den Leser auf die im dritten Kapitel der Lebensbeschreibung enthaltenen Untersuchungen und Erwägungen hinzuweisen. Daran schließt sich ein durch Wagner's unbedingte Rechtsanerkennung alles Lebendigen veranlaßter Abschnitt über die Idee der Thierschonung und deren Auffassung und Anwendung bei verschiedenen Kulturvölkern, sowie bei Religionslehrern, Philosophen und Dichtern im Alterthum und Mittelalter und in der modernen Welt. Herr Weltrich macht seinen Unmuth über Thierquälereien namentlich in romanischen Ländern Luft und behauptet mit Recht, daß die rechtgläubige kirchliche Lehre von einem spezifischen Wesensunterschied zwischen Thier und Menschen an derartigen Grausamkeiten zum größten Theil schuld sei. Als Fried. Th. Vischer einmal in Sizilien einen Knaben, der einen Vogel quälte, zur Rede und den Unfug abstellte, nahm der in der nähe stehende Ortspfarrer Partei für den Buben, indem er zur Rechtfertigung der Quälerei sagte: „Eh, è una bestia, non ha sentimento!“ (Ach, es ist ein Thier, es hat keine Empfindung!) „Man sollte meinen“, fügt Weltrich hinzu, „daß die Geistlichen, die sich die Rolle von Erziehern, von Pädagogen doch so ungern nehmen lassen, hier ein Feld eifriger Thätigkeit zu finden wüßten; es ist aber eher das Gegentheil der Fall.“ Nach Otta Hartmann's 1892 veröffentlichten Berichten „wirken bei den Thierschutzvereinen nur etwas über 7 Prz. Geistliche als Vorsitzende, während über 30 Proz. der Vorsitzenden auf Schulmänner und gegen 60 Proz. auf Juristen, Verwaltungsbeamte und Privatleute kommen.“ Diese Zahlen bestätigen, was den Gründern und Gönnern der Thierschutzgesellschaften längst bekannt war, daß „die Thierschonung als eine weltliche Kulturerrungenschaft“ zu betrachten ist. Vor allem sind es die Vertreter der Naturwissenschaft und der darwinistischen Deszendenzlehre, die mit den alten anthropozentrischen Auffassungen aufgeräumt und die Doktrin der Wesensidentität von Thier und Menschen und das aus dieser Erkenntniß als Moralprinzip fließende Mitleid mit allen animalischen Wesen verkündet, verbreitet und immer mehr zur Geltung gebracht haben.

Unter den Ländern, in denen die Thierquälerei im Schwange ist, soll nach Herrn Weltrich's Meinung das von Pfaffengewalt völlig beherrschte Spanien die vorderste Stelle einnehmen. „Denn die Raffinirtheit von Teufeln hat dort ausgeklügelt, wie man das Thier langsam, und auf daß es ein Schauspiel abgebe, zu Tode martern könne.“ An dieser entsetzlichen und empörenden Thierquälerei nehmen nicht einzelne Gesellschaftsschichten oder bestimmte Berufsklassen theil, sondern alle Stände vom Hofgefolge bis zum Straßengesindel, und in Prachtgewändern geht die Rohheit, die Grausamkeitsschande einher. Der Verfasser schildert in sehr lebendiger und anschaulicher Weise den rohen und widerlichen Verlauf eines Stierkampfes, wobei er auf einen von Herrn Curt Abel Musgrave in der „Nation“ am 14. September 1895 veröffentlichten Aufsatz Bezug nimmt und dieser drastischen und höchst dramatischen Darstellung eines Augenzeugen die Hauptmomente des Bildes entlehnt. Herr Weltrich nimmt keinen Anstand die Blutgier, die an solchen Schauspielen gefallen findet, an den Schandpfahl zu stellen, und ein heller Jubel durchbraust seine Seele, „daß endlich die Rache des Himmels über Spanien hereinbricht, daß diesem verlotterten Volke nun endlich die Perle der Antillen, Cuba, das es aussog und von dem es sich mästete, verloren geht.“ Auf der pyrenäischen Halbinsel betheiligten sich im Jahre 1896 23 Matadore an 478 Stiergefechten und verdienten zusammen 1 329 000 Pesetas (1 063 200 Mark); für Stiere, Pferde, Stierkämpfergehälter u. s. w. wurden 4 092 800 Pesetas (3 274 240 Mark) ausgegeben, während der Verlust der dabei gemordeten 1218 Stiere und 5756 Pferde 1 642 000 Pesetas betrug; indessen werden die Volksschullehrer in vielen Provinzen an den Bettelstab gebracht, weil der Staat kein Geld hat, um ihnen ihren ohnehin recht ärmlichen Sold zu bezahlen.

Nach einer episodischen, aber eingehenden Behandlung der zeitgemäßen Fragen des Thierrechts und Thierschutzes kommt Weltrich auf Christian Wagner zurück und faßt in einem vortrefflichen ästhetisch-kritischen Resumé die Hauptzüge seines dichterischen Charakters kurz und bündig zusammen. Wagner hat bis jetzt vier Sammlungen von Gedichten veröffentlicht, nämlich „Sonntagsgänge“, „Weihegeschenke“, „Neuer Glaube“ und „Neue Dichtungen“. Die in diesen vier Bänden enthaltenen Gedichte gehören vornehmlich der lyrischen Gattung der Poesie an und es ist in den kleineren Erzeugnissen seiner Muse, daß er sich am leichtesten und freiesten bewegt und sein Talent sich am besten bewährt. Selbst wo die Dichtungen an äußere Gegenstände oder geschichtliche Ereignisse anknüpfen und folglich in dem Bereich des Epischen gerathen, trägt er in Alles die Empfindungen und Stimmungen seines eigenen Geistes und Gemüthes so durchdringend und vorherrschend hinein, daß der Ausdruck des inneren Gefühlslebens der Hauptzweck und das eigentliche Ziel der Darstellung doch immer bleibt. Er ist „ein Sinner, ein Träumer, ein Grübler, seine Phantasie dringt in die Geheimnisse des Seins ein, sucht Gestaltung für Ideen, für Abstraktes“; da eine solche Geistesart immer nur Einzelne als Verwandte findet, so werden seine Gedichte im Ganzen nie populär werden. Viele sind „sogar den Gebildeten nicht leicht verständlich, weil sie von schwerem Gedankengehalt und im Ausdruck dunkel sind und sowohl ein liebevolles Sichversenken in die philosophisch-religiöse Denkweise als auch einen sehr lebendigen Natursinn voraussetzen“. Aber gerade diese Eigenarten, diese von seinem Biographen mit poetischem Sinne und psychologischer Schärfe gezeichnete dichterische und geistige Individualität machen den schwäbischen Bauerndichter von Warmbronn zu einer beachtenswerthen Erscheinung der deutschen Litteratur.

E. P. Evans.

Musikkritische Glossen.

Auch Opern haben ihre Schicksale. Beethoven's „Fidelio“, man weiß es, galt lange der Welt für ein verfehltes Werk und gelangte zu durchgreifenden Erfolgen erst ein Jahrzehnt nach seiner Vollendung, als die große Kunst der Schröder-Devrient die Tiefen seiner Herrlichkeit erschloß. Rossini's „Barbier von Sevilla“, von dem der Theaterklatsch erzählt, er sei am ersten Abend durchgefallen, Tags darauf aber von den Römern schon als Meisterwerk erkannt und bejubelt worden, hat in Wahrheit über zwei Jahre gebraucht, bis er zu allgemeinem Ansehen gelangte. „Carmen“, das Haupt- und Glanzstück der neuern französischen Opernproduktion, fand Anklang und Bewunderung in Paris erst nachdem man auf den deutschen Bühnen seine Wirkung er-

*) Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbronn. Eine ästhetisch-kritische und sozialethische Studie von Richard Weltrich. Mit dem Bildniß des Dichters in Lichtdruck nach dem Gemälde von Emilie Weißer. Stuttgart, Verlag von Strecker & Moser, 1898. XII und 497 S.

probt und vollwerthig befunden hatte, d. h. ganze lange acht Jahre nach der ersten Pariser Aufführung.

Derlei Unbegreiflichkeiten muß man sich immer gegenwärtig halten, wenn man die Begebenheiten und Zustände mustert, die das sogenannte „Opernleben“ unsrer Zeit ausmachen. Auch heute, wo doch trügerische Siegesbülletins und Scheinerfolge eine typische Erscheinung des Opernwesens sind, kann man gelegentlich auf Werke stoßen, die im Gegensatz dazu still und langsam ihren Weg machen, dann aber zu Erfolgen gelangen, die die Gewähr der Echtheit und Dauerhaftigkeit in sich tragen. Solcher Art, scheint mir, ist auch das Musikdrama „Ingwelde“ von Max Schillings, das neulich auf dem Hoftheater zu Schwerin in überraschender Weise Urständ gefeiert hat. Vor vier Jahren, im November 1894 hatte das Werk, die Schöpfung eines Fünfundzwanzigjährigen, in Karlsruhe die erste Aufführung erlebt, hatte aber trotz seines Werthes und seiner Wirkung bei den Theatergewaltigen nur wenig Beachtung gefunden. In Weimar, Wiesbaden und München wagte man sich an die schwierige Aufgabe, ohne jedoch die durchschlagende Wirkung zu erzielen, die allein einem Werke das „Recht auf Bühnenherrschaft“ sichert. Es stand mithin schlecht um die Aussichten der „Ingwelde“, als der Schweriner Hofkapellmeister Hermann Zumpe sich ihrer annahm, und seiner begeisterten Hingabe, seiner bedeutenden Leistung als oberster Leiter der Schweriner Aufführung ist es in erster Linie zu danken, daß jetzt Schillings' erstaunliches Erstlingswerk mit Einem in den Vordergrund der bühnenkünstlerischen Interessen gerückt ist.

Zweifelsohne verdient „Ingwelde“ diese Auszeichnung vollauf. Sie ist eine Schöpfung der reinsten, heiligsten Kunstbegeisterung und einer ungewöhnlichen musikdramatischen Begabung. Ganz im Geiste Richard Wagner's empfangen und in der Stoffwahl wie in der Gestaltung sichtlich von diesem großen Vorbild abhängig, offenbart das Musikdrama des jungen Münchener Künstlers doch soviel eigenen Lebensinhalt, so eigenartige Stimmungen und so neue Färbungen, daß man es trotz des äußeren Anscheins nicht lediglich als Epigonenwerk einschätzen darf.

Den Vorwurf zu dem dramatischen Gedicht lieferte die altnordische Staaridäla-Saga, in der Fassung, die ihr der Dichter J. Ch. von Zedlitz in einem kleinen Epos „Ingwelde Schönwang“ (1850) gegeben hatte. Es ist eine jener Sagen, in denen die Fabulirkunst der späteren Zeit den mythischen Kern arg überwuchert hat. Die bunte Wirrniß ihrer Begebenheiten erschwert den Einblick in das ursprüngliche Wesen und das Verhältniß ihrer Figuren. Es kann daher dem Textdichter, Grafen Ferdinand Sporck nicht zum Vorwurf gereichen, die zur dramatischen Behandlung des Stoffes unerläßliche Zurückführung auf die typische Formel nicht ermöglicht zu haben, dem Werke aber wurde dieser Mangel an anschaulicher Einfachheit gefährlich. Der erste Akt mit seiner drängenden Fülle äußerer Ereignisse: Fehdebotschaft, Reckenkämpfe, Ueberfall, Brautraub, Todtschlag ist dafür Zeuge. Er gewährte dem Tondichter nicht Spielraum zur vollen Entfaltung seiner Kunst und bedingte das Vorherrschen eines allzugedrängten Motivstiles. Ganz anders entwickelt der zweite Akt, in dem das dramatische Motiv der Blutrache als Ziel und Richtung bestimmende Kraft hervortritt, die reichen Fähigkeiten des Musikers. In diesem herrlichen Lebensgemälde, das uns die Wandlung des Sängers Bran vom verträumten Jüngling zum Helden und Rächer darstellt, steigert sich die Ausdruckskraft der Schillings'schen Tonsprache zu überwältigender Größe. Die Enthüllung dieser reinen, von den Schauern der ersten Liebe erfaßten Knabenseele und das darauf folgende Zwiegespräch zwischen Bran und dem Geiste seines ermordeten, zur Rache rufenden Bruders Klaus gehören zum Schönsten und Ergreifendsten, was wir seit Richard Wagner auf der deutschen Opernbühne erlebt haben. Nicht so eigenartig wie diese auch durch die Verwendung eines neuen Orchestermittels, der Stopftöne des Posaunenchors, ausgezeichnete Szene aber erfüllt von innerlichster Empfindung, und in Wohllaut getränkt ist der große Liebeszwiegesang der Ingwelde und des Gest, mit dem der dritte Akt anhebt. Klingt hier Wagner's Weise ziemlich vernehmlich an, so zeigt dagegen der großartige, düstere Schluß Schillings' wieder als Finder neuer Töne. Die Seelenvorgänge, die Ingwelde schließlich bestimmen mit Bran, dem Bruder des von ihr gemordeten Klaus, das Todtenschiff zu besteigen, sind vom Dichter nicht mit der wünschenswerthen Bestimmtheit dargestellt worden, aber die Macht und Innigkeit der Musik läßt den Zuhörer die schauerliche Todtenfahrt als im Wesen der Handelnden und im Charakter der Situation begründet empfinden. In tiefster Ergriffenheit stimmen die Mannen und Frauen den mystischen Schlußchor an:

> Aus den ewigen Tiefen des Todes
> Quillt das freudige Leben hervor!

und in wahrer Ergriffenheit und weihevoller Stimmung sahen auch die Hörer den Vorhang über diesem edlen Kunstwerk deutscher Art sich senken.

Solche Stimmung ist in unseren Theaterräumen eine seltene Erscheinung. Es gebührt daher allen denen, die sie dem Werke zu sichern bemüht waren, der aufrichtigste Dank, vor Allem dem feuereifrigen Anführer Zumpe und seinem sorgsamen Regisseur Gura, dann aber nicht minder allen Mitwirkenden, die in der liebevollen Hingabe und selbstlosen Unterordnung ein erfreuliches Beispiel echter Kunstpflege gaben. Selten, ich gesteh es, habe ich ein Operntheater mit so zuversichtlichen Hoffnungen für eine gedeihliche Zukunft unseres deutschen Musikdramas verlassen, wie nach „Ingwelde“ dieses bescheidene „Provinztheater“.

Auf die Tragödie folgte das Satyrspiel. Zwei Tage nach dem Schweriner Kunsterlebniß war es mir vergönnt, in Gemeinschaft mit dem musikalischen Berlin der ersten Aufführung des „Don Quixote“ von Richard Strauß beizuwohnen. Das Werk ist die großartigste und tollste Musikburleske, die je geschrieben wurde. Die höchste Meisterschaft in der Instrumentalmusik treibt hier mit dem barocken Stoff, mit dem Hörer und mit sich selbst den ausgelassensten Scherz. In zehn Variationen sehr freier Art, die durch eine exponirende Einleitung und ein elegisches Nachspiel eingerahmt werden, sucht Strauß den Charakter und die Abenteuer des edlen Manchaners musikalisch darzustellen. Erstaunliches ist dabei seiner Charakterisirungskunst gelungen und die Partitur steckt voller geistreicher und lustiger Einfälle. Bis zum Höchsten und Feinsten erscheint hier das Sprachvermögen der Musik ausgebildet und das Seelenbild Don Quixote's tritt aus dem Werke in so scharfen Umrissen hervor, wie sie nur irgend eine Kunst zeichnen kann. Die dritte Variation, in welcher der Ritter und sein Knappe Sancho sich im Gespräche konterfeien, ist das Meisterstück einer Charakterzeichnung in Tönen. Wo aber mit denselben Orchestermitteln äußere Vorgänge geschildert, die wechselvollen Schicksale seiner Abenteuer dargestellt werden sollen, da gewahrt trotz der findigsten Tonmalereien auch der willigste Hörer die Grenzen der absoluten Musik und gar manchem Kunstfreund wird sich in solchen Momenten der Wunsch geregt haben, Strauß möchte seine außerordentliche Charakterisirungskraft und seine geistreichen Schilderungskünste der musikalischen Komödie dienstbar machen. Ich begreife diese Wünsche, ich verstehe aber auch, was Strauß der Bühne ferne hält. Man bedenke nur das Eine: Richard Strauß, der heute Freund und Feind als unser erster und bedeutendster Instrumentalkomponist gilt, um dessen Werke sich die Konzertgeber bewerben, ehe sie vollendet sind, hat für sein großes, seit Jahren vollendetes Bühnenwerk „Guntram“ bisher bei 2, schreibe zwei, Operntheatern Unterkunft gefunden. Ja, ja, deutsche Kunstverhältnisse!

Heinrich Welti.

Mes Souvenirs par Jacob Nicolas Moreau. Par Camille Hermelin. I. Bd. Paris. Plon. 1898.

Die bekannte Pariser Verlagsbuchhandlung Plon verfolgt seit Jahren den Plan, eine Gallerie von Memoirenwerken zur Geschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts zusammenzustellen. Nacheinander erschienen, um nur einiges zu erwähnen, die Denkwürdigkeiten jenes Fürsten Czartoryski, der ein Freund und Günstling Alexanders I. war, verschiedene Beiträge zur Kenntniß der Revolutionsepoche, die Erinnerungen des Kanzlers Pasquier, der Gräfin Potocka, neuerdings die geheime Korrespondenz des Abbé Salomon, der in den Jahren 1791 bis 1792 als Geschäftsträger der Kurie in Paris verweilte. Natürlich sind nicht alle Veröffentlichungen gleichwerthig; aber das Unternehmen will als Ganzes beurtheilt werden, auf den historischen Nutzen, den es in seiner Gesammtheit für die Erschließung vergangener Zeitläufte abwirft. So betrachtet, kann es nur mit ungetheilter Freude begrüßt werden.

Was eine reiche Memoirenlitteratur für den Kulturhistoriker bedeutet, braucht kaum gesagt zu werden; und wäre es nöthig, so genügt es, einfach das Beispiel des siebzehnten Jahrhunderts anzuführen. Die große Epoche steht uns nur deshalb so lebendig vor Augen, weil die Retz, Larochefaucauld, St. Simon, Dangeau, Madame de Motteville, die Grande Mademoiselle und nicht zuletzt Madame de Sévigné mit unermüdlicher Feder, mit unzähligen Einzelstrichen uns ihre Ansichten über Personen und Zustände mitgetheilt haben. Freilich, sie hatten auch ihre besondere Kunst und Art zu schreiben.

Zu der Memoirensammlung des achtzehnten Jahrhunderts liefert heute ein recht schlichter Mann seinen Beitrag. Jacob Nicolas Moreau's Name war seit langem völlig vergessen, selbst Taine scheint ihn in den Origines niemals erwähnt zu haben. Und doch ist er einstmals in Verbindung mit manchem Ereigniß der äußeren und inneren Politik genannt worden; er hat den ephemeren Ruhm gekannt, der Parteiwuth als Zielscheibe zu dienen. Damals hielt man Moreau also keineswegs für eine gleichgültige Persönlichkeit. Er wurde 1717 in der Provinz geboren und kam früh nach Paris, um seine Studien fortzusetzen. Er trat dort in Beziehungen zu der Familie des Kanzlers Aguesseau, und nach und nach öffneten sich ihm eine Reihe der vornehmsten Häuser; er verkehrte bei den Toulouse, den Chastellux, den Talleyrand-Périgord, den Noailles; man sah ihn später wohl auch einmal an der Tafel des Herzogs von Choiseul. Es verdient das erwähnt zu werden, weil es bezeichnend ist für den Geist jener Tage. Dreißig oder vierzig Jahre früher, bei Lebzeiten Ludwig XIV., wäre es undenkbar gewesen, daß ein Bürgerlicher, der sich weder durch überragendes Genie, noch durch hohe Stellung auszeichnete, bei den Großen des Landes aus- und einging. Hatte Racine doch einstmals es durch liebenswürdige Unterwürfigkeit geradezu wieder gut machen müssen, daß sein Talent ihm Zutritt bei Hofe verschaffte. Er sagte einmal zu seinem Sohne Jean-Baptiste: „Glaube nicht, es seien meine Stücke, die mir die Huldigungen der Großen einbringen. Ohne die vornehme Welt mit der Erzählung meiner Werke zu ermüden, von denen ich ihnen niemals spreche, unterhalte ich sie von Dingen, die ihr gefallen. Ich habe ihr gegenüber das Talent, nicht meinen Geist zur Geltung zu bringen, sondern den ihrigen.“ Inzwischen waren die Zeiten freier und natürlicher geworden. Wie Taine schreibt: Die Geister und Seelen begannen sich zu nivelliren. Der Adel zeigte sich umgänglicher, aber der Bürger auch selbstbewußter. Der Geist war eine Macht geworden, und bald wird Figaro das der Welt in einem lustigen Couplet verkünden:

Par la sort de la naissance
L'un est roi, l'autre est berger:
Le hasard fit la distance;
L'esprit seul peut tout changer.

Moreau war seinem Beruf nach zuerst Advokat und soll in Paris recht bald großen Zulauf gehabt haben. Daneben war er schriftstellerisch thätig, und als eine seiner Broschüren besonderen Erfolg hatte, wurde die Regierung auf ihn aufmerksam. Sie suchte seine journalistischen Dienste zu gewinnen, und er hat mehrmals in halbamtlicher Weise für sie geschrieben. 1759 gab er die Advokatur auf, um juristischer Beirath mehrerer Ministerien zu werden. Charakterlich, kann man nur sagen, war er ein braver Mann, ein wenig bonhomme, nicht originell genug, um sich dauernd unentbehrlich zu machen; nicht glänzend genug, um durch den Reiz seiner Persönlichkeit zu wirken. Er hatte das Schicksal subalterner Naturen: man rief ihn, wenn man ihn nöthig hatte.

Die erste Gelegenheit, schriftstellerisch für die Regierung einzutreten, bot sich im Jahre 1755. Die englisch-französischen Beziehungen ließen sich wieder drohend an. Das Inselreich drängte zum Kriege, um sich Canada anzueignen; in Paris suchte man, wenn irgend möglich, vor dem Aeußersten herumzukommen. Moreau sollte nun den Standpunkt des Gouvernements in einer Flugschrift vertheidigen. Er that das in einem Werke, welches den Titel „Observateur hollandais“ führte. Das nöthige Material dazu war ihm in offiziellem Auftrage geliefert worden und zwar durch den nachmaligen Finanzminister Silhouette. Von diesem Herrn erzählen beiläufig die Souvenirs, daß er eine merkwürdige Vorliebe für ausgeschnittene Schattenrisse gehabt und die Wände seines Schlosses mit solchen dunklen Profilbildchen geschmückt habe. Daher sei für die letzteren der Name Silhouettes aufgenommen. — 1764 starb Madame de Pompadour, erst dreiundvierzigjährig und zur richtigen Zeit. In ihrem Rollenfach darf man nicht zu alt werden. Am 2. März war zum ersten Mal etwas über die Krankheit der Marquise verlautet. Zum elften schreibt Moreau in sein Tagebuch: „Am Abend stand es äußerst schlecht mit Madame de Pompadour. Am Sonntag war es so verzweifelt, daß man in Versailles alles that, um den König nicht hingehen zu lassen. Er ist doch um halb Sieben hingegangen.... Diese Krankheit bringt alle Geschäfte ins Stocken, erregt Unruhen und stiftet bereits Intriguen. Die Jansenisten beten, die Jesuiten glauben aufzuathmen. Die ehrlichen Leute fürchten jeglichen Wechsel. Bernage, den man nach dem Zustande der Kranken fragte, antwortete: Hoffnung für Jedermann. — Zum Sechzehnten: „Man sagt, daß der König sich daran gewöhnt, sie entbehren zu müssen.“ Den Neunzehnten: „Es scheint noch immer hoffnungslos um die Marquise zu stehen; indessen es zieht sich in die Länge.“ Am 13. April sagt er von den Ministern: „Diese Leute, welche nur durch sie — die Pompadour — existirten, betasten sich, um zu wissen ob sie weiter existiren werden.“ Als 1756 die Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich begannen, hatte Moreau noch einmal zur Feder gegriffen und die Gründe des Bruches in einer Denkschrift dargelegt. Später, im Jahre 1771, unterstützte er den Kanzler Maupeou im Kampfe gegen die Parlamente. Bekanntlich waren die souveränen Gerichtshöfe von Ludwig XIV. ihrer politischen Befugnisse entkleidet worden; aber unter dem schwachen Nachfolger regten sie sich von neuem. Ein Konflikt der Kompetenzen brach aus, die Parlamente blieben zunächst im Vortheil, und das Ansehen des Königs litt nicht unbeträchtlich. Wurde doch hier zum ersten Male gegen den Absolutismus der Krone Einspruch erhoben. Schließlich griff die Regierung zu einem radikalen Mittel und löste die Parlamente auf. Dabei hat Moreau, wie gesagt, mitgewirkt.

Ziemlich ausführlich berichten die „Erinnerungen“ über Krankheit und Tod Ludwigs XV. Am 30. April 1774 war Moreau mit seiner Frau in der Comédie, wo „Wenzeslaus“ gegeben wurde, die Tragödie Rotrous. Eben sollte der vierte Akt beginnen, als ein Schauspieler meldete, man habe Befehl erhalten, die Vorstellung abzubrechen. Der 1. Mai war ein Sonntag, Moreau eilte nach Versailles und erfährt, daß die Aerzte Pocken konstatiert haben. Die Umgebung des Königs ist außer sich; wenn die Töchter auf einen Augenblick das Zimmer verlassen haben, schlüpft rasch die du Barry hinein. Doch findet sie auch Zeit, ihre Kostbarkeiten und Papiere in Sicherheit zu bringen. Alle Welt wünscht, daß der Monarch die Sakramente empfangen möge; aber Niemand hat den Muth, den alten Lüstling an diesen letzten Schritt zu mahnen. „Meine Herren,“ meint der Herzog von Aiguillon, „man spricht von Sakramenten, das ist recht gut für die Seele, aber wir laufen die größte Gefahr, den Kranken zu tödten, wenn wir ihm ein Wort davon sagen.“ Der Erzbischof von Paris wendet sich an Madame Adelaide, als Vermittlerin; die Prinzessin erwidert: das ist Ihre Sache. Schließlich kommt der Pfarrer von Versailles und erklärt, er habe das Recht, seinen kranken Schloßherrn zu besuchen; da packt ihn der Herzog von Fronsac bei der Schulter und setzt ihn an die Luft. In diesem wüsten, bis zuletzt interessirten Treiben zeigen nur Dauphin und Dauphine eine würdig stille Haltung. Endlich verlangt der Sterbende selbst nach seinem Beichtvater. Zunächst weiß man nicht, wo der wohnt, doch endlich findet man ihn. Am Nachmittage des 10. Mai starb der König.

Soweit etwa reicht der erste Band der „Souvenirs“. Der zweite wird die Regierung Ludwigs XVI. und die Zeit der Revolution umfassen. Moreau lebte noch bis zum Jahre 1803.

Ransohoff.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 12. Berlin, den 17. Dezember 1898. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Commissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 16 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Das Kapitel der Ausweisungen ist um einen neuen Beitrag vermehrt. Die „Flensborg Avis“ bringen die Mittheilung, daß preußischen Staatsangehörigen das Erziehungsrecht über ihre Kinder abgesprochen werden soll, wenn sie dieselben nach Absolvirung der Schule in Preußen, aber noch zu einer Zeit vor Erlangung der Großjährigkeit auf dänische Hochschulen zur Vollendung ihrer Bildung schicken. Der konkrete Fall, um den es sich handelt, stellt sich so dar:

„In einem Beschluß des Kammergerichts [in Berlin] vom 6. Dezember 1897 wurde ausgeführt, daß dem Vormundschaftsrichter die Entziehung des Erziehungsrechtes bei antideutscher Erziehung der Kinder zustehe. Auf Grund dieser Entscheidung ist der Amtsrichter Dr. Hahn in Norburg gegen solche Eltern vorgegangen, die ihre minorennen Kinder auf dänischen Hochschulen halten.“

Wohl gemerkt, die Erziehung auf Hochschulen in Dänemark kann erst stattfinden, nachdem der elementaren Schulpflicht in Deutschland, die in anderem Falle gesetzlich erzwungen wird, genügt ist.

Die gesetzliche Grundlage für dieses Vorgehen wird im Nachstehenden angegeben:

„Dem preußischen Landrecht (§§ 90 ff. und 266) zufolge kann das Vormundschaftsgericht einem Vater oder einer Mutter das Erziehungsrecht über ihre Kinder entziehen und sie anderen zuverlässigen Personen anvertrauen, wenn der Vater 1. die Erziehung der Kinder vernachlässigt, 2. sie grausam mißhandelt, 3. sie zu Bösem verleitet oder 4. ihnen ihren Unterhalt versagt.“

Will man obige Bestimmungen verwerthen, so kann überhaupt nur daran gedacht werden, durch weitgehendste Interpretation die Festsetzung unter 3 heranzuziehen; daß nämlich die Eltern ihre Kinder „zu Bösem verleiten“.

Wie liegen nun die konkreten Verhältnisse in Nordschleswig; die „Flensborg Avis“ schildern sie in nachstehender Weise:

„In Nordschleswig ist der Unterricht in der dänischen Muttersprache der Bevölkerung aus allen öffentlichen Schulen ausgerottet. Dänische Privatschulen sind verboten. Unterricht im Dänischen außerhalb der Schulzeit wird verfolgt. Große Geldstrafen werden in Anwendung gebracht, wenn unkonfirmirte Kinder auf Schulen im Königreich (Dänemark) geschickt werden. Wollen die Eltern ihre Kinder in ihrer dänischen Muttersprache unterrichten lassen, müssen sie warten, bis die Kinder konfirmirt sind. Jetzt aber droht man den Eltern mit Entziehung ihrer Elternrechte, sofern sie in dieser Weise dafür sorgen wollen, daß ihre erwachsenen Kinder in ihrer Muttersprache unterrichtet werden.“

Zunächst mag man nach der Zweckmäßigkeit dieses Vorgehens fragen.

Eines ist unzweifelhaft; derartige Maßregeln müssen den Haß gegen Deutschland in der dänischen Bevölkerung

Nordschleswigs auf das Aeußerste steigern. Ein Mensch dänischer Abstammung mit einer Spur von Selbstbewußtsein, ein Mensch, der nicht ein ganz erbärmlicher und charakterloser Kriecher ist, wird unter solchem Druck unlösbar fest an Dänemark gekettet werden. Wohin man in der Vergangenheit blickt, stets zeigt sich bei derartigem Vorgehen dasselbe Schauspiel. Verfolgungen dieser Art stählen die Verfolgten; das lehrt, abgesehen von abgeschlossenen Entwickelungen der Vergangenheit, die Geschichte der Juden, der Iren, der Polen. Je gewaltthätiger der Druck, und der Druck steigerte sich gegen Juden und Iren zeitweilig bis zur Dezimirung und Ausrottung aus gewissen Gebieten, um so zäher der Widerstand der Ueberlebenden.

Herr von Köller, den der Vorwurf ein gelehrter Büchermensch zu sein, nicht belastet, braucht zur Verifizirung dieser Thatsache nur das Konversationslexikon, das sich vielleicht in seiner Oberpräsidialwohnung vorfindet, nachzuschlagen.

Die Vergangenheit zeigt, daß eine gewaltthätige Unterdrückung lebenskräftiger Volkselemente nur dann zum Ziele geführt hat, wenn diese Unterdrückung bis zur Ausrottung mit Stumpf und Stil gesteigert worden ist, und zwar in der Form des Abschlachtens oder der Austreibung bis auf den letzten bekämpften Gegner. Erfolge, die mit diesen Mitteln erreicht worden sind, lassen sich freilich in entschwundenen Perioden nachweisen, aber selbst Herr von Köller wird zu moderne Nerven haben, um eine derartige Politik zu empfehlen. Sie ist für den europäischen Menschen zur Zeit nicht brauchbar, wie auch der Aderlaß im alten Umfange für jetzt nicht mehr verwendbar erscheint. Das wird man nicht bestreiten können, und das ist ein Grund, der selbst in jenen Kreisen Beachtung verdient, wo man das Wort „Humanität“ als einen Luxusartikel behandelt, an dem nur verweichlichte moderne Modenarren, verdorben durch Lessing und andere der Brutalität ermangelnde Schwärmer, Behagen finden können.

Herr von Köller wird also das Verdienst haben, die Anhänglichkeit an Dänemark den charaktervollen dänischen Elementen Nordschleswigs tief in die Seele gebannt und ebenso sicher ihnen Haß gegen Deutschland eingeflößt zu haben. Für einen preußischen Oberpräsidenten ist das ein beachtenswerthes Ergebniß seiner Politik des — „Versuches“.

Man wird aber auch auf einen anderen Standpunkt sich noch stellen müssen.

Daß eine Grenzlinie mit mathematischer Schärfe zwei Nationalitäten trennt, ist an sich eine Absurdität. Der Grenzbevölkerung fallen vielmehr im Verkehr der Nationen ganz besondere Aufgaben zu. Wo mehrere Sprachgebiete zusammentreffen, da müssen Grenzbevölkerungen die Vermittlung übernehmen; die Bevölkerung muß mehrerer Sprachen mächtig sein, damit die wirthschaftlichen Beziehungen sich ungestört vollziehen können.

Man darf zugeben, daß die dänische Bevölkerung in Nordschleswig, wenn sie ihre Kinder das Dänische lehren läßt, nicht allein solche auch für Deutschland beachtenswerthe Erwägungen anstellt; alte nationale Empfindungen fallen gewiß gleichfalls ins Gewicht. Aber selbst dies zugegeben, so spricht auch die wirthschaftliche Zweckmäßigkeit dafür, daß eine Grenzbevölkerung der Sprachen auf beiden Seiten der politischen Trennungslinie mächtig ist, und in jedem Falle, um es offen auszusprechen, hat das deutsche Reich alle Veranlassung sich vor dem charakterlosen Gelichter der „Mußpreußen“ zu bedanken, die es der staatsmännischen Eroberungspolitik eines Herrn von Köller zu verdanken hätte.

Wir verlangen von einem Deutschen, der auf die Achtung seiner Stammesgenossen Anspruch erheben will, daß er seine Nationalität im Auslande bewahrt; und wenn die historische Entwickelung Dänen von Dänemark losgerissen hat, so werden wir zwar mit aller Kraft Versuchen entgegentreten, die darauf abzielen deutsches Staatsgebiet uns zu entfremden; aber es heißt den sittlichen Werth unseres eigenen nationalen Empfindens herabwürdigen, wenn wir von andern verlangen, daß sie nach Sklavenart sich knechtisch ihres Nationalitätsgefühles zu entäußern bereit sein sollen. Geradezu zur Ironie fordert aber es heraus, wenn einzelne unserer lärmendsten nationalen Trompeten in Schleswig-Holstein es als selbstverständlich verkünden, daß man Dänen, die deutsche Staatsbürger sind, ihre Nationalität mit der Hand des Gensdarmen ausziehen müsse, wie man einem eingelieferten Uebelthäter im Polizeigewahrsam, wenn nöthig, die Kleider vom Leibe zerrt.

Nichts kann zu solchem Verfahren, das nicht zum Ziele führt und das vornehme Empfindungen verletzt, veranlassen.

Es ist richtig, Nationalitätsfragen können Probleme von größter Schwierigkeit sein, wie in Ungarn, wo die Nothwendigkeit die Staatseinheit aufrecht zu erhalten, zu schweren Konflikten mit einer humanen Politik führen muß. Aber solche Schwierigkeit bestehen den verschwindend wenigen Dänen in Nordschleswig gegenüber nicht; die Wucht der deutschen Zahl und der deutschen Kultur kann hier in Muße ihr Werk vollbringen bis die dänische Bevölkerung nur noch ihre nationalen Empfindungen als Reliquie betrachtet, die an entschwundene und nie wieder zurückzubringende Zeiten erinnert.

Führt aber zu solchem Schlusse sowohl die kühle politische Berechnung wie das menschliche Empfinden, das auch Nationen nicht ungestraft mißachten, dann muß im deutschen Interesse immer erneut gegen die Köller'sche Staatsweisheit Einspruch erhoben werden und dann muß Einspruch erhoben werden gegen eine Gesetzauslegung, die Eltern, welche ihre minderjährigen Kinder auf dänische Hochschulen senden, als Individuen betrachtet, die „zu Bösem“ die Ihren verleiten.

Wollen wir das Recht behalten gegen die Vergewaltigung Deutscher, in Oesterreich und in den russischen Ostseeprovinzen mit moralischer Entrüstung zu protestiren, dann werden wir eine solche Gewaltpolitik nicht bei uns mit dem Siegel der Legitimität versehen dürfen.

Die Rede, die der englische Botschafter in Paris über die Faschoda-Angelegenheit gehalten hat, rief in Frankreich eine tiefgehendere Wirkung hervor, als selbst aus den Zeitungen zu ersehen ist. Der Groll, der in Frankreich herrscht, verbirgt sich, weil zugleich die Empfindung vorhanden ist, daß es zur Zeit unmöglich erscheint, England entgegenzutreten.

Wir glauben, daß die Erfahrung, die damit Frankreich zu Theil wird, heilsam für das Land sein kann.

Die Grenzen der russischen Freundschaft sind unter einer starken Empfindung der Enttäuschung festgestellt, und das Gefühl der Vereinsamung trotz der russischen Freundschaft muß Frankreich zu der Frage bringen: War die gesammte Richtung der französischen auswärtigen Politik zweckmäßig. Die französische Politik aber war seit 1871 durch die elsaß-lothringische Frage ausschlaggebend bestimmt. Vielleicht, daß man in Paris zu der Erwägung gelangt, es ist verfehlt, gleichsam hypnotisirt auf das Loch in den Vogesen zu starren. Schon Franzosen haben hiervor gewarnt.

Der Friede zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien ist geschlossen. Spanien verliert seinen westindischen Besitz und die Philippinen; es hört auf, eine Kolonialmacht von irgend einer Bedeutung zu sein. Die Vereinigten Staaten aber werden eine Kolonialmacht und, was noch wichtiger ist, die Bevölkerung der großen Republik tritt in diese neue internationale Stellung mit sehr stark entwickelten chauvinistischen Neigungen. Was solche Entwickelung besagt, wenn sie sich in einem aufblühenden Welttheil mit berechtigtem außerordentlichen Kraftgefühl vollzieht, kann man ahnen, und das wird die Zukunft noch deutlicher lehren.

Ein Widerstand gegen die populären Leidenschaften in den Vereinigten Staaten ist zur Zeit ganz aussichtslos. Die völlige Machtlosigkeit der gemäßigten und besonnenen Politiker drüben zeigt sich immer erneut, und es ist nicht ausgeschlossen, daß dereinst der kubanische Krieg für die Entwicklung Amerikas als die erste Wendung zu einer cäsaristischen Politik betrachtet werden wird. Dabei braucht man zunächst

und für lange an einen Cäsar nicht zu glauben; eine cäsaristische Politik beginnt vor ihm.

Wir in Deuschland sind in der glücklichen Lage, daß wir der Entwicklung dieses mächtigen historischen Problems für jetzt als Zuschauer zublicken können, in der Hoffnung, daß die stets bewährte Gesundheit der Vereinigten Staaten auch diesmal sich erweisen wird. Alte freundschaftliche Traditionen verbinden uns mit der großen Republik, und diese alte Freundschaft kann sich zunächst in gemeinsamem Vorgehen zur Erschließung Chinas bethätigen.

Kreta hat jetzt seinen Gouverneur, den Prinzen Georg von Griechenland; und als Rathgeber den erfahrenen Schweizer Droz. Ihre Aufgabe ist mehr als schwierig.

* * *

Bismarck Posthumus.

II.*)

Obwohl sechs Monate vor Bismarck's Tode erschienen, verdient die Broschüre Christoph von Tiedemann's „Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck"**) unter den neuesten, zu dessen Charakteristik gemachten Aufzeichnungen eine dankbare Erwähnung. Die kleine, nur fünfzig Seiten umfassende Schrift enthält die Wiedergabe eines im November 1897 zunächst frei gehaltenen, aber nachträglich mit einigen Ergänzungen versehenen Vortrags. In ihrer anspruchslosen Haltung liegt etwas Anziehendes. Der Vortragende ist ein durch seinen dienstlichen Verkehr mit dem Kanzler liebe- und verehrungsvoll für ihn gestimmter Anhänger, und gerade diese offen zur Schau getragene Ergebenheit wird durch das Medium eines aufrichtigen Beobachters zu einer Leistung, welche in wenigen nur skizzenhaft hingeworfenen Zügen einen dennoch nicht einseitigen Beitrag zur Charakterisirung ihres Helden liefert.

Bismarck war für die Menschen seiner nächsten Umgebung in seinen Manieren gewinnend. Man weiß, wie dankbar den Großen der Welt, seien sie es durch ihre Geburt oder durch ihr Genie geworden, jedes freundliche Verhalten angerechnet wird. Was unter Gleichen nur gute Lebensart wäre, wird hier zur holden Liebenswürdigkeit. Wird die menschliche Behandlung nun gar mit der Geschicklichkeit und Grazie, wie sie Bismarck zu handhaben verstand, geübt, so bezaubert sie natürlich mit verdoppelter Gewalt. Unter diesem Zauber steht auch Herr von Tiedemann, wenn schon er im Lauf der Zeiten manchen Sturm erleben mußte. Bismarck konnte, wenn er wollte, einen von ihm Empfangenen mit Liebenswürdigkeit in Beschlag nehmen, besonders durch den Ton übersprudelnder Vertraulichkeit, den er leicht anschlug. Er war, was man in Frankreich „un enjôleur" nennt. Im landläufigen Verkehr beobachtete er aufmerksam die Vorschriften ritterlicher Höflichkeit. Man könnte an ihm den Unterschied zwischen dem Kavalier und dem Mann von Edelsinn studiren. Nach dieser Seite hin war er nicht angekränkelt. Tiedemann selbst erzählt uns die hübsche Anekdote, wie Bismarck ihm eines Morgens sagt, er habe die ganze Nacht gehaßt, und wie er daran eine Apotheose des Hasses als fruchtbaren Elements, wenigstens der Liebe gleiches, knüpft. Seine Liebe konzentrirte sich auf die ihm Nächsten, die ein Stück seiner selbst waren und solidarisch zu seiner Selbstvertheidigung gehörten, die Familie. Busch erzählt im dritten Bande, wie oft Bucher sich über die Unfähigkeit des Sohnes Herbert und Schwiegersohnes Rantzau beklagt und einmal, am 9. November 1881, gesagt habe: „Es ist betrübend, daß der Chef so sehr darauf bedacht ist, für seine Familienmitglieder zu sorgen und Stellen für sie ausfindig zu machen."

Auch Bismarck's Hundefreundschaft hängt mit dieser auf die nächste Umgebung beschränkten Zärtlichkeit zusammen. Nicht selten sind die exaltirten Hundefreunde Menschenverächter. Siehe Friedrich den Großen in seinen alten Tagen und Schopenhauer! Wenn an seinen parlamentarischen Empfangsabenden der „Reichshund" gemessenen Schritts durch die Reihen der Gäste ging, drängte sich mir der Gedanke auf: das soll wohl heißen: diese Gesellschaft ist für ihn grade gut genug.

Bismarck's unerbittliche Verfolgungs- und Rachgier sind sprüchwörtlich geworden. Im zweiten Bande der „Erinnerungen" kommt er auf den Fall Arnim zu sprechen und bemüht sich, nachzuweisen, daß er an den — wie er selbst eingesteht — schwer zu rechtfertigenden Verurtheilungen unschuldig gewesen wäre; nicht aus böser Absicht, sondern nur „im Interesse des Dienstes" habe er die Anklagen betrieben, und der Erlassung der Strafen hätten juristische Formalitäten entgegengestanden (der ohnmächtige, peinlich gewissenhafte Pedant des geschriebenen Rechts!). Gern hätte er Arnim begnadigt, aber es ging nicht. Da kann man wirklich nur ausrufen: credat Judaeus Apella! Wie stark muß das Uebermaß dieser, auch für die preußische Justiz jener Tage nicht gerade enthusiasmirenden Verfolgung gewesen sein, um selbst Bismarck zu einer nachträglichen Beschönigung seines Antheils daran zu bestimmen. Freilich macht er diese Revokation wieder wett durch eine Reihe der bösartigsten Insinuationen gegen Arnim, die zwar nicht zu beweisen, aber aus den Mittheilungen von „Reisenden" (!) geschöpft seien. Man würde ihm übrigens Unrecht thun, wenn man diese und ähnliche, wenn auch minder grandiose Verfolgungen lediglich als Ausbrüche der ungezügelten Animosität auslegte. Die Berechnung bildete in seinem Verhalten einen so integrirenden Bestandtheil, daß sie niemals ganz ausgeschaltet war. In seinen unablässigen Beleidigungsprozessen lag ein System. Er wollte unbedingt jeden, auch theoretischen, Widerstand im Keime ersticken. Er war ein furioser Anhänger der Abschreckungstheorie, der „Territion", wie er es zu nennen pflegte. Dies zeigte sich auf allen Wegen. Den politisch zahmen, geistvollen Redakteur des Kladderadatsch, Ernst Dohm, der in seinem Haus verkehrte und von ihm familiär zu Tisch gezogen wurde, ließ er wegen eines harmlosen Witzes verklagen und die Strafe in Plötzensee absitzen. Die Formulare des Antrags auf Beleidigung durch die Presse lagen gedruckt aufgestapelt, um sie dringlich verwenden zu können. Dem Vorbild dieser stereotypen „Bismarckbeleidigung" verdanken wir zum Theil bis auf den heutigen Tag die alberne Sitte, daß viele Behörden und Privatleute wegen jedes Flohstichs in der Presse das scharfe Schwert der Gerechtigkeit anrufen, wie in keinem anderen Land der Welt, und daß jedes leichtsinnig hingeworfene Wort der Rede, jede jokose Zeichnung als Staatsverbrechen mit Gefängnißstrafe geahndet wird.

Wenn die Verfasser von „Lesebüchern für die reifere Jugend" nach „schönen Zügen aus dem Leben" suchen, werden sie Mühe haben, für den großen Kanzler Geschichten edlen Verzeihens oder rührender Großmuth aufzutreiben. Eine That jedoch ist aktenmäßig verzeichnet und hat ihm sogar die Rettungsmedaille eingetragen. Im Jahre 1842 sprang er als Landwehroffizier seinem beim Schwemmen der Pferde dem Ertrinken nahe gekommenen Reitknecht in einen See nach und zog ihn heraus. Daß er ein guter Schwimmer war, schmälert dies Verdienst nicht. Er verwerthete einmal in der Unterhaltung mit mir dies Erlebniß zu einer jener bilderreichen Parallelen, in denen er so stark war. Wir sprachen von seinem Kampf gegen Oesterreich, 1866. Es ging mir dabei, sagte er, wie damals, als ich meinen Reitknecht aus dem Wasser zog. In einem Moment fühlte ich mich so krampfhaft von ihm umklammert, daß er mich mit in die Tiefe zu ziehen drohte. „Er oder Ich, sagte ich mir, und drückte ihm die Kehle so fest zu, daß er bewußtlos und kraftlos wurde." Darnach brachte ihn

*) S. die vorausgehende Nummer.
**) Leipzig bei Hirzel 1898.

der Retter an die Oberfläche, aber es bedurfte, wie sein Biograph Hahn berichtet, längerer Zeit, ehe man den für todt Gehaltenen wieder zum Leben brachte.

Sehr bezeichnend ist die Erzählung, wie nach Camphausen's Demission ein neuer Finanzminister gesucht und gefunden ward. Nur rasch einen Figuranten, um die Lücke auszufüllen. Fürs erste gelang es noch leidlich. Aber dann ging es herab bis zu Bitter, traurigen Andenkens. Eine lebendige Illustration der „Wurstigkeit", mit der die sachlichen Angelegenheiten behandelt wurden.

Die Substanz der Politik wird in Tiedemann's Schilderung nur hie und da gestreift; er betrachtete dies auch nicht als seine Aufgabe. Am meisten Werth legt er, und mit Recht, wie er es ausdrücklich sagt, auf die Art der Geistesthätigkeit Bismarck's; die unablässig überquellende Denkarbeit und den ihr rastlos folgenden Strom der Aussprache. Er diktirte, wie es scheint, in derselben Weise, wie er seine Reden vortrug; manchmal stockend (im Reichstag war es momentweise ein wahres Würgen), aber nicht aus Mangel an Stoff, sondern aus Ueberfluß und dem Suchen nach dem treffendsten Ausdruck; dann ging es wieder im Galopp und unerschöpflich ohne Einhalten. Er brachte, wie Napoleon, seine Schreiber zur Verzweiflung, weil sie ihm nicht folgen konnten und ihn doch nicht durch Fragen unterbrechen durften. Einmal diktirte er Tiedemann fünf volle Stunden hintereinander im Eilschritt, daß diesem der Nothschweiß ausbrach, und er mitten im Schreiben vom Stuhl aufsprang, um sich wenigstens durch Abstreifen seines Rocks zu erleichtern. Wenn es fertig war, konnten wohl einzelne Risse und Unebenheiten der Form zurückgeblieben sein. Aber die logische Gliederung war tadellos. Beiläufig gesagt: das fünfstündige Opus war der Bericht an den Kaiser über die Verhandlungen mit Bennigsen. Leider ist es in keiner unserer Relationen wiedergegeben und ruht in den Archiven. Es wäre ein schätzbarer Beitrag geworden und wird einst sehr cum grano salis zu lesen sein. Die Arbeitskraft und Arbeitslust war riesig. Wie sich selbst, gönnte er seinen Gehilfen keine Ruhe. Die Nacht war Tag (bis Schweninger eingriff). Kein im laufenden Dienst Stehender durfte auch nur auf kurze Zeit außer Sicht gehen. Wenn Bucher ins Theater ging, — das ist mir aus anderer Quelle bekannt — mußte er die Nummer seines Sitzes zurücklassen, damit man ihn schnellstens herausholen könne. Von Zeit zu Zeit drohte Tiedemann unter der Last zusammenzubrechen. Dann trieb Bismarck ihn einsichtig zum Abbrechen. Doch nicht immer. Abeken, der zu schönselig für seinen Geschmack war, aber von unterwürfiger Hingebung für ihn, nannte er einmal in Versailles seinen Kuli.

Tiedemann's Vortrag liefert nicht, wie das Tagebuch von Busch, den Stoff zu belehrenden Vergleichungen mit den „Erinnerungen". Nur eine Stelle ist dafür verwendbar. In der eigenen Darstellung verwahrt sich Bismarck dagegen, daß er nach dem Attentat Nobiling's das berüchtigte Wort gebraucht habe, nun wolle er die Nationalliberalen an die Wand drücken, daß sie quietschen. Tiedemann, gewiß ein einwandfreier Zeuge, erzählt: „Als ich ihm, der einsam im Sachsenwalde promenirte, die Nachricht von dem Nobiling'schen Attentat brachte, war sein erstes Wort: „Jetzt lösen wir den Reichstag auf!" So wurde es damals auch sofort bekannt. Vielleicht hat ein Anderer den Gedanken in die drastische Lesart übersetzt und in Umlauf gebracht.

Welch ein anderes Bild entrollt sich unseren Augen, indem wir zu Busch's drei starken englischen Bänden*) übergehen! Schon das Volumen, obwohl nicht rein zufällig möglichst stark angehäuft, bezeichnet den Abstand. Hier ist kein liebevoll und andächtig hingeworfenes Porträt, sondern ein der Zeit und Behandlung nach weit angelegter Aufbau von Momentphotographien, man könnte sagen, Momentphonographien; an sich weder gut noch bös gemeint, immerhin von einem ergebenen, ganz von seinem Herrn eingenommenen Diener errichtet. Gegen den rücksichtslosen Naturalismus, mit dem er vorgeht, hat man mit Recht eingewandt: welcher Mensch könnte es vertragen, daß Jeder Alles erfahre, was er in Anwandlungen des ersten Augenblicks über sich, über Andere, über seine besten Freunde über die Lippen brachte! Es wäre nicht auszuhalten in der Welt, wenn dies allgemeiner Brauch würde. Und nun gar, wenn es sich um eine vulkanische Natur, wie Bismarck, handelt! Man denke erst, wie schrecklich es wäre, wenn wir die Monologe der von uns bewunderten oder geliebten Menschen, die laut oder nur im Gehirn ausgesprochenen, vernehmen könnten! Der Phonograph, der diesen Dienst leisten wollte, würde mit Recht in tausend Stücke geschlagen. Und die allgemeine Empfindung deutsche wenigstens, soweit sie verlautete, kam ungefähr auf ein solches Urtheil gegen Busch's Werk hinaus.

Und dennoch, Empfindung bei Seite: wenn heute ein Phonograph entdeckt würde, in dem Bismarck's Selbstgespräche aufgespeichert lägen, wäre es nicht ein Verbrechen, ihn zu zerstören, und wer würde der Lust widerstehen, ihm zu lauschen? Hier liegt eben der Unterschied. Grade die Bedeutung des Mannes macht, daß für das Studium seiner Persönlichkeit und seiner Handlungen nichts klein ist. — Dazu kommt, daß, obwohl etwas früher erschienen, Busch's Material in seiner primitiven, ungeschminkten, man könnte sagen, ungewaschenen Physiognomie einen eigenartigen Nachtrag als Ergänzung für das Studium des Bismarck'schen Hauptwerkes liefert. Er selbst charakterisirt seine Aufzeichnungen als „nicht retouchirte Photographieen".

Die dem Kanzler bei Busch nachgesagten Aeußerungen tragen durchweg den Stempel der Echtheit. Sie widersprechen auch durchaus nicht solchen, die anderen näheren Beobachtern längst nicht neu waren. Man kann nicht einmal sagen, daß sie dem Prestige von Bismarck's gewaltiger Persönlichkeit in der Hauptsache Eintrag thun. Ihre störende Wirkung trifft nur die banale unbedingte Schwärmerei, die mit der historischen Würdigung nichts zu thun hat. Nur das ist zuzugeben: sie thun der Stellung der Deutschen in den Augen der fremden Nationen beträchtlichen Schaden. Dies scheint Busch selbst zu ahnen, denn merkwürdigerweise beginnt er seine englische Vorrede des englischen Werkes mit den Worten, daß er dieses Werk dem deutschen Volke vorlege. Für den Liebhaber menschlicher und besonders politischer Seelenkunde ist das Werk eine Fundgrube. Gruben sind nicht immer appetitlich. Aber für die wißbegierige Analyse gibt es keinen Unterschied zwischen Rein und Unrein; sie sondert die elementaren Bestandtheile aus und fördert die Erkenntniß. So wenig im Großen und Ganzen alle neueren Beiträge für den genaueren und unbefangenen Kenner neue Aufschlüsse über Bismarck's Charakter geliefert haben, so wenig haben sie im Grunde auch selbst seine nicht kritiklosen Bewunderer an ihm irre machen können. In der Hauptsache steht die Größe seiner Persönlichkeit nicht auf dem Postament psychologischer Werthschätzung, sondern vollzogener Thatsachen. Was unter seiner Führung geworden und wie es geworden ist, das ist es, was ihn zu einer Heroengestalt geschaffen hat. Wieso und warum, ob mit Recht oder Unrecht, ja, ob er Alles, was man ihm zuschreibt, wirklich so vollbracht oder nur in letzter Form vollendet hat, das Alles ist nebensächlich. So, wie es nach außen in der Geschichte dasteht, muß es behalten werden. Alles hinterherkommende Wenn und Aber fällt dagegen ohnmächtig zu Boden. Wird doch sogar die Legende eine Wirklichkeit, wenn sie sich fest in die Vorstellung der Menschen eingewurzelt hat. Moses, Buddah, Mahomed — von Anderen nicht zu reden — sind rückwirkend lebendig geworden, so wie die Legende sie gestaltet hat, und die Schweizer haben recht gethan, sich ihren Wilhelm Tell und sein Geschoß nicht von den Philologen nehmen zu lassen. Die fable convenue steht über der Thatsache. Qu'est ce qu'il y a de plus méprisable qu'un fait! — lautete der Ausruf des Philosophen Royer Collard.

Was sich am meisten aufdrängt beim Einblick in Bismarck's geheime Werkstätte, ist sein unablässiges, rast-

*) Bismarck, some secret pages of his history. London 1898, Macmillan & Co.

loses Bemühen, die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Man wußte das schon aus älteren Enthüllungen, z. B. den vier Bänden der Frankfurter Briefe, die Poschinger — bei Weitem sein Werthvollstes — herausgegeben hat. Busch hat das nun vollends ins Kleinste aufgehäuft. Es ist ja scheinbar viel Untergeordnetes dabei, aber was ist nebensächlich in solchem Stoff! Man staunt über diesen ruhelosen Geist, der nach allen Seiten hin das Denken der Menschen zu beeinflussen bemüht ist. Nichts ist ihm zu klein, nichts zu weit abgelegen, um es unbesprochen, unerwidert zu lassen. Wie bei allem, was aus lebhaftem Impuls hervorquillt, fehlt nicht selten eine eigentliche Zweckmäßigkeit; man vermag nicht wohl zu ermessen, warum irgend eine Erscheinung, z. B. in den Sitten fremder Völker, die mit der deutschen Politik nichts zu schaffen hat, zum Gegenstand einer Beleuchtung in der Presse gemacht wird. Und es fehlt auch thatsächlich hier und da aller Wahrscheinlichkeit nach am konkreten Zweck und besonders an der Erreichung der Absicht. Aber die Gewohnheit, über Alles seine eigene Auffassung zu haben und sie auch zur Geltung zu bringen, will ununterbrochen in Fluß bleiben. Vielleicht trug auch der Umstand dazu bei, daß zu dieser Dienstleistung immer so viele Federn bereit gehalten wurden und beschäftigt werden mußten, um nicht müßig zu gehen und einzurosten. Die Bucher, Busch und Konsorten wurden doch bezahlt, und Verschwenden war Bismarck's Sache nicht. Sie sollten auch dafür arbeiten. Dabei lief Großes und Kleines bunt durcheinander. Bald galt es, weitsehende politische Kombinationen zu skizziren, bald Hofklatsch zu durchkreuzen. In dem Maß, als er in seiner inneren Politik auf Widerstand stieß, wurde das Preßtreiben immer heftiger. In den achtziger Jahren ward es manchmal den getreuen Bucher und Busch selbst zu viel. An falschem Verdacht und falscher Beschuldigung ist kein Mangel. Die meisten derer, die in diesen drei Bänden genannt werden, kommen schlecht weg. Im Ganzen hat man den Eindruck: aller Menschen Feind und Gottes Freund. Mit seinem Privatgott kann man sich ja abfinden, wie man will; man stellt ihn immer auf die eigene Seite. Mit der Frömmigkeit der großen Gewaltsmenschen Cromwell, Philipp II. ist es ein eignes Ding. Auch Bismarck's Gottesfurcht gehört dahin. Mit den Menschen schlagen sie sich draußen herum; mit ihrem Gott verständigen sie sich in ihrem stillen Kämmerlein. Niemand ist dabei, und der Gott protestirt nicht. Busch selbst beschäftigt sich öfter mit der Frage, wie es wohl auf dem Grunde mit Bismarck's Glauben stehe. Die Antwort vermag er natürlich nicht zu geben. In dem früheren Werk „Unser Reichskanzler“ ist dem Gegenstand ein besonderes Kapitel gewidmet.

Mißtrauen nach allen Seiten, und vom Mißtrauen zum leichtsinnigen Verdacht ist nur ein Schritt. Selbst die eigenen Werkzeuge entgehen dem Schicksal nicht. Von Braß, dem Redakteur der „Norddeutschen Allgemeinen-Zeitung“, dem abtrünnigen Kommunisten, wird mehrmals behauptet, er lasse sich gleichzeitig von Louis Napoleon bestechen. Wenn man das seinen eigenen Schergen zutraut, was erst seinen Gegnern! Je weniger man ihnen anhaben kann, desto verdächtiger sind sie. Manchmal geht es bis zum Aberwitz, z. B wenn General v. Stosch als von Thiers gekauft beschuldigt wird. Allerdings muß man unterscheiden zwischen dem, was ausdrücklich in Umlauf gesetzt ward, und dem, was nur im Moment hinausgeschleudert wurde, bald um so nebenbei dem Hörer eine Meinung beizubringen, bald auch nur um der übermüthigen Anwandlung Luft zu machen. Alles ohne Unterschied hat Busch aufgeschrieben, als treuer Diener seines Herren! Das Schlimmste ist wohl auf Rechnung der ungezähmten Lästerzunge zu setzen. Bismarck hatte so recht, was man sagt, ein mechantes Mundstück. Er hatte immer einen malitiösen Gedanken auf der Zunge, und was er auf der Zunge hatte, konnte er im unbewachten Augenblick nicht hinunterschlucken, im bewachten um so besser. Busch, dessen naiver Cynismus ein dem Original für solche Zwecke wohl angepaßter Spiegel ist, berichtet unzählige Male, wie er rektifizirt wurde, weil er in seinem Diensteifer wörtlich das verbreitete, was der „Chef“ zwar in Wirklichkeit geäußert hatte, aber doch später bedenklich fand, wenn es gedruckt dastand. Trotzdem er ein Junker war, hatte er gar keine aristokratischen Vorurtheile. Er kannte nur einen Unterschied zwischen den Menschen: ob sie sich ihm anpaßten oder nicht; daher war er Jedem gegenüber, wenn er ihn nicht als verdächtigen Feind behandelte, rückhaltlos gesprächig und unbedacht, seinen kaustischen Witz anzubringen. Das war sozusagen ein reiner Sport für ihn. An einem seiner Samstag-Abende saß ich einmal neben ihm auf dem Sopha. Ein Herr tritt grüßend ein und schreitet an ihm mit ehrfurchtsvoller Verbeugung vorüber. „Ist das nicht Staatssekretär von Thiele?“, fragte ich ihn. „Ich hab' es schaudernd selbst erfahren“, antwortete er mir leise. Wir hatten uns im Uebrigen gar nicht mit dem Mann beschäftigt. In anderen Fällen lief freilich Berechnung mit unter. Eines Tages, es war zufällig auch ein Samstag, hatte ich Stephan wegen seiner Leistungen in der Organisation der Feldpost im Reichstage gelobt. Als ich des Abends zum großen Empfang kam, nahm mich Bismarck bei Seite: „Sie haben mir heute Stephan zu sehr gelobt, der Mann ist ohnehin zu eitel. Eitelkeit ist wie eine Hypothek auf ein Grundstück; sie entwerthet es um ihren Betrag“. Er hat später den Spruch auch sonst noch gebraucht. Am größten war seine Meisterschaft in der Kunst, scheinbar unabsichtlich dem Zuhörer eine Meinung beizubringen, damit er sie weiter verbreite. Bekanntlich sagte er einmal von Jemand: „Der Kerl ist so dumm, man kann ihm nicht einmal ein Geheimniß anvertrauen, damit er es weiter erzähle“. Wie die meisten großen Machtvirtuosen war er auch ein ausgezeichneter Schauspieler, wo es darauf ankam.

(Fortsetzung folgt.)

L. Bamberger.

Zum Entwurf des Privatversicherungs-Gesetzes.

Bunte Mannigfaltigkeit herrscht in der Behandlung der Versicherungsanstalten von Seiten der deutschen Staaten, seitdem das deutsche Versicherungswesen durch sein mächtiges Emporblühen die Augen der Behörden auf sich lenkte. Nur wenige Staaten ließen den Versicherer frei gewähren, die meisten führten auf dem Wege der Verwaltungspraxis oder der Verordnung eine mildere oder strengere Staatsaufsicht ein, die an den Versicherer in den verschiedenen Ländern die verschiedensten Anforderungen stellte. Als das Reich begründet wurde, sah man es als selbstverständlich an, daß dieser unerfreuliche Zustand beseitigt und den Versicherern ein einheitliches Rechtsgebiet und Freizügigkeit in den verbündeten deutschen Staaten gewährt werden müsse. In Artikel 4 unter Nr. 1 unterwarfen daher die Verfassungen des Norddeutschen Bundes und des Reichs das Versicherungswesen der Aufsicht und der Gesetzgebung des Reichs; die Zuständigkeit wurde durch eine der clausulae bajuvaricae nur dahin eingeschränkt, daß gesetzliche Bestimmungen über das Immobiliar-Versicherungswesen in Bayern bloß mit Zustimmung der bayerischen Regierung Geltung erlangen könnten.

Aber die Hoffnung auf baldige reichsgesetzliche Regelung schwand, als das Reich darauf verzichtete, neben der Gewerbeordnung Bestimmungen über die gewerbliche und die nicht gewerbliche Versicherung auszarbeiten zu lassen. Die preußische Regierung unterbreitete am 1. Februar 1869 dem Abgeordnetenhause sogar zwei Gesetzentwürfe über den Geschäftsverkehr der Versicherungsanstalten und über das Feuerversicherungswesen, die den damals herrschenden

freien wirthschaftlichen Anschauungen Rechnung trugen und namentlich von dem Erforderniß staatlicher Genehmigung für die Errichtung privater Versicherungsanstalten absahen. Da nach diesen Entwürfen die nichtpreußischen Versicherer in Preußen als Ausländer besonderen Bestimmungen unterliegen sollten und das partikularistische Elend trotz der Reichskompetenz durch einen Gesetzgebungsakt des führenden deutschen Staats auf längere Zeit aufrechterhalten zu werden schien, erhob sich lebhafter Widerspruch. Coburg-Gotha, in dessen Grenzen die ältesten großen Gegenseitigkeitsanstalten auf dem Gebiete der Feuer- und der Lebensversicherung blühten, erreichte im Bundesrath am 1. März 1869 die Annahme seines Antrags, daß der Bundeskanzler ersucht würde, den Entwurf eines Bundesgesetzes in Betreff des Versicherungswesens ausarbeiten zu lassen. Aber trotzdem einzelne Regierungen in den folgenden Jahren im Bundesrathe um Beschleunigung der Arbeit baten, trotzdem der Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus sich in gleichem Sinne aussprachen, trotzdem der Reichskanzler in seinen Rundschreiben an die Einzelstaaten vom 4. August 1879 und 17. November 1881 Richtlinien für das gesetzgeberische Vorgehen aufstellte, — das so nothwendige und von den Anstalten so dringend gewünschte Reichsversicherungsgesetz blieb aus.

Die Gründe, weshalb die auf anderen Gebieten eher zu viel als zu wenig arbeitende Gesetzgebungsmaschine hier versagte, sind nicht klar. Es läßt sich denken, daß einzelne Regierungen widerstrebten, weil sie für das Bestehen ihrer öffentlichen Versicherungsanstalten, namentlich der Feuersozietäten, bangten. Die Vorarbeiten aus dem Beginn der siebenziger Jahre waren schwerlich zu verwenden, als der Geist weitgehender staatlicher Bevormundung in unser wirthschaftliches Leben eindrang. Der Gedanke, das private Versicherungswesen zu verstaatlichen, tauchte auf. Zudem wurde das Reichsamt des Innern durch die vom Fürsten Bismarck energisch geförderte Arbeiterzwangsversicherung lange Zeit stark in Anspruch genommen. Schon rechnete man in den Kreisen der Regierungen nicht mehr darauf, daß das Reich in absehbarer Zeit die durch die Verfassung begründete moralische Pflicht, sich der nicht staatlichen Versicherung anzunehmen, erfüllen werde. So erließ Preußen, um einheitliche Normen wenigstens für sein Gebiet zu schaffen, in den Jahren 1891—93 Ministerialverordnungen über die Rechnungslegung der dort zugelassenen Lebens- und Feuerversicherungsgesellschaften und bildete 1896 aus angesehenen deutschen (nicht nur preußischen) Sachverständigen den preußischen Versicherungsbeirath, der sich auf Verlangen der Regierung über vorgelegte Fragen gutachtlich zu äußern hat. Baden ergänzte im Jahre 1896 sein Polizeistrafgesetzbuch, um die Staatsaufsicht wirksamer zu gestalten, und in einer Kommission der württembergischen Kammer erklärte der Minister des Innern noch 1897 zur Begründung einer den gleichen Zweck verfolgenden Polizeistrafnovelle, daß bis zum Erlaß eines Reichsversicherungsgesetzes noch geraume Zeit verstreichen werde, da erhebliche Meinungsverschiedenheiten über drei Fragen beständen, nämlich ob Konzessionszwang oder nur Anzeigepflicht, ob staatliche Ueberwachung durch Reichs- oder durch Landesorgane und ob eine etwaige Konzession für das Reich oder für den Einzelstaat gelten solle.

Inzwischen hatte jedoch das Reichsamt des Innern den Entwurf so weit gefördert, daß es ihn zu Beginn des Jahres 1898 mit Vertretern des Reichsjustizamts und einzelstaatlicher Regierungen sowie mit Leitern privater Versicherungsunternehmungen durchberathen konnte. Am 26. November veröffentlichte der „Reichsanzeiger" den „Entwurf eines Gesetzes über die privaten Versicherungsunternehmungen"*), und so stehen wir vor der Frage, ob das, was so lange gewährt hat, nun wenigstens gut geworden ist. Selbstverständlich können hier nicht Einzelheiten der 117 klar gefaßten und umsichtig begründeten Paragraphen, sondern nur die grundlegenden Bestimmungen ins Auge gefaßt werden.

Der Entwurf will die öffentlich-, nicht die privatrechtliche Seite des Versicherungswesens regeln. Die zur Ergänzung des Bürgerlichen Gesetzbuchs erforderlichen Reichsnormen über den Versicherungsvertrag sollen erst später ausgearbeitet werden. Da die verschiedenartige Verwaltungspraxis der Einzelstaaten vor Allem baldigst beseitigt werden muß und die Trennung sich unschwer durchführen läßt, kann man das nur billigen.

Betroffen werden alle privaten Versicherungsunternehmungen, mögen sie von Gesellschaften oder Einzelnen betrieben werden, mit Ausnahme der bereits gesetzlich geregelten eingeschriebenen Hilfskassen, Innungs- und Knappschaftskassen. Für die unter Leitung staatlicher, ständischer oder kommunaler Behörden stehenden Feuersocietäten, öffentlichen Hagel- und Viehversicherungsanstalten u. s. w. bleibt die Landesgesetzgebung zuständig. Da diese Anstalten auf einzelstaatliches Gebiet beschränkt sind, wäre hiergegen nichts einzuwenden, wenn man nicht befürchten müßte, daß die Einzelstaaten ihnen, wie bisher in vielen Fällen, Monopole verleihen oder ihre Konkurrenzfähigkeit mit den Privatunternehmungen durch Privilegien begünstigen würden. Leider läßt sich nicht erwarten, daß der Bundesrath auch nur einem Verbote neuer Monopole oder Privilegien zustimmen wird. Vielleicht läßt sich aber eine Bestimmung des Inhalts erreichen, daß die für eine öffentliche Anstalt getroffenen günstigen Bestimmungen auch den mit ihr auf ihrem Geschäftsgebiete konkurrirenden privaten Unternehmungen zu Gute kommen sollen. Damit würden Licht und Luft den Betheiligten in gleicher Weise gegeben und den berechtigten Klagen namentlich der Feuerversicherungsgesellschaften über Bevorzugung der Societäten ein Ziel gesetzt.

Die Frage, ob das Konzessionssystem oder das System der Normativbestimmungen, beruhend auf Anmeldungspflicht und Pflicht zur Veröffentlichung der Geschäftsunterlagen und der Geschäftsergebnisse, maßgebend sein solle, ist im Sinne einer weitgehenden materiellen Staatsaufsicht gelöst worden. Im Jahre 1869 hatte die preußische Regierung in den Motiven zu ihrem Entwurf eines Gesetzes, betreffend den Betrieb der Versicherungsgeschäfte, erklärt, daß sie nicht im Stande sei, die aus der staatlichen Prüfung folgende Verantwortlichkeit für die Solidität der Anstalten zu tragen, daß in letzter Instanz doch immer das eigene Ermessen des Publikums entscheidend sei, daß bei der großen und glücklicher Weise sich immer mehr steigernden Verbreitung des Versicherungswesens die Natur des Versicherungsvertrages immer mehr und mehr erkannt werde und daß mit dieser Erkenntniß und der größeren Konkurrenz sich auch die Gefahr, welcher durch die Konzessionirung vorgebeugt werden solle, vermindert habe. Während diese Anschauungen noch in den siebenziger Jahren Gemeingut fast aller Gebildeten in unserm Vaterlande waren, hat sich seitdem in immer weiteren Kreisen bis in die Leiter der privaten Versicherungsunternehmungen hinein ein Umschwung vollzogen. Nicht als ob man glaubte, daß der Staat durch Konzessionirung und Ueberwachung der Anstalten jeden Mißstand beseitigen und den Zusammenbruch unsolider Unternehmungen mit Sicherheit verhindern könne — aber eine mit den nöthigen Befugnissen ausgerüstete sachverständige Behörde vermag so offenbar unsolide Gründungen, wie wir sie in den Hansastädten zum Zwecke der Ausbeutung des Publikums noch in neuerer Zeit haben entstehen sehen, zu verhindern; sie kann namentlich auf dem Gebiete der Lebensversicherung gewissenlosen Anstaltsleitungen untersagen, unerfüllbare und von dem großen Publikum nicht zu kontrolirende Verheißungen zu machen; sie vermag Fehler, die den dauernden Bestand des Unternehmens und die Erfüllung seiner Verpflichtungen gefährden, aufzudecken, auf ihre Beseitigung hinzuwirken und, wenn die Anstalt nicht mehr zu halten ist, das vorhandene Vermögen den Versicherten zu retten.

*) Der Entwurf mit vollständiger Begründung ist von der „Zeitschrift für Versicherungswesen" in Berlin (SW. Lindenstraße 17) für 75 Pf. zu beziehen.

Wohl liegt der Einwand nahe, daß der Staat dann auch bei anderen wirthschaftlichen Unternehmungen mit gleichem Recht die Aufsicht zu beanspruchen habe. Hiergegen spricht aber die Thatsache, daß die Versicherungsbedürftigen in den seltensten Fällen in der Lage sind, den komplizirten Mechanismus einer Versicherungsanstalt zu verstehen und sich über deren Vertrauenswürdigkeit ein zutreffendes Urtheil zu bilden. In der besonders schwierig zu durchschauenden Lebensversicherung kommt außerdem in Betracht, daß bei Mißwirthschaft große Kapitalien verloren gehen, die von den Versicherten, meist mit schweren Opfern, zur Fürsorge für die Hinterbliebenen eingezahlt worden sind. Die privaten Versicherer sind einer sachgemäßen Staatsaufsicht geneigter geworden, weil der Zusammenbruch unsolider Anstalten das Publikum von der Versicherung überhaupt abschreckt, und weil die kleine Schweiz durch das auf Grund des Bundesgesetzes vom 25. Juni 1885 eingerichtete eidgenössische Versicherungsamt den Beweis geliefert hat, daß eine kundige, taktvolle Aufsicht für Versicherte und Versicherer segensreich zu wirken vermag. Freilich läßt sich nicht verkennen, daß dieses Ergebniß in der Schweiz wesentlich dem ausgezeichneten Leiter des Versicherungsamts, Dr. Kummer, zu danken ist und daß die mit überaus weitgehenden Vollmachten ausgerüstete Schweizer Staatsaufsicht in der Hand eines andern Mannes vielleicht einmal zu Bedenken Anlaß geben wird.

Diejenigen Zweige der Versicherung, in denen die Versicherungsnehmer entweder selbst Versicherungsanstalten (Rückversicherung) oder geschäftsgewandte Kaufleute (Seeversicherung) sind, hätten von der Staatsaufsicht ausgenommen werden sollen, da hier kein Schutzbedürfniß vorliegt. Unser Gesetzentwurf unterwirft sie trotzdem ebenso wie das Schweizer Gesetz der staatlichen Ueberwachung; jedoch gewährt er ihnen manche Erleichterung und will es einem Beschlusse des Bundesraths überlassen, diejenigen Versicherungszweige, bei denen die Erfahrung die Entbehrlichkeit des Konzessionszwanges und der Aufsicht ergeben wird, davon ganz oder theilweise zu befreien — nur zu Gunsten der besonders entwickelten Arten: Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-, Feuer- und Hagelversicherung ist jede Ausnahme ausgeschlossen. Da die Staatsaufsicht, wenn überhaupt, so hier am Platze ist, kann man sich mit diesen Bestimmungen in der Hoffnung einverstanden erklären, daß der Bundesrath von seiner Vollmacht zu Gunsten anderer Versicherungszweige ausreichenden Gebrauch machen wird.

Wie der Entwurf den Inhalt und die Ausübung der Aufsicht ordnet, ist im Großen und Ganzen zu billigen. Jede private Versicherungsanstalt, ob groß oder klein geplant, bedarf zum Geschäftsbetriebe der Erlaubniß der Aufsichtsbehörde und muß letzterer das zur Prüfung ihrer Grundlagen erforderliche Material vorlegen. Die Erlaubniß wird unabhängig von der Frage des Bedürfnisses ertheilt und darf nur versagt werden, wenn die dauernde Erfüllbarkeit der Verpflichtungen nicht gewährleistet erscheint oder Bedenken sich aus dem Gesichtspunkt des Gemeinwohls — allerdings ein sehr dehnbarer Begriff — ergeben. Weiter beaufsichtigt die Behörde den Geschäftsbetrieb der zugelassenen Anstalt, sie darf zu diesem Zwecke deren Vermögensbestand, Bücher und Schriften prüfen und von dem Personal Auskunft verlangen. Sie soll in gütlicher Verhandlung die Beseitigung von Mängeln herbeizuführen suchen und kann nöthigenfalls die Einberufung von Versammlungen der satzungsmäßigen Organe der Anstalt zur Beschlußfassung über die von der Aufsichtsbehörde angekündigten Gegenstände fordern und selbst vornehmen. Sie darf, wenn die Rechte der Versicherten oder das Gemeinwohl gefährdet werden, den Geschäftsbetrieb untersagen und Sicherheitsmaßregeln treffen. Liegt eine Ueberschuldung der Anstalt vor, so kann die Aufsichtsbehörde allein den Antrag auf Eröffnung des Konkurses stellen; sie darf, falls die Unerfüllbarkeit der Verpflichtungen für die Zukunft klar zu Tage liegt, die Beseitigung der Ursachen zum Zwecke der Sanirung fordern und bestimmte Arten von Zahlungen (z. B. Gewinnvertheilungen, bei der Lebensversicherung auch Abgangsvergütungen und Polizenvorschüsse) untersagen. Bei Lebensversicherungen ist sie in solchem Falle nach dem Vorbild der englischen Gesetzgebung sogar befugt, die Versicherungsansprüche nach dem Stande des Vermögens bis auf zwei Drittel der ursprünglichen Höhe herabzusetzen. Schließlich sei von den wichtigeren Aufsichtsrechten noch erwähnt, daß die Behörde die Liquidation einer Anstalt zu überwachen hat.

Ueberblickt man den weiten Kreis der Rechte und Pflichten der Aufsichtsbehörden einerseits und andererseits die große Zahl der privaten Versicherungsunternehmungen — man denke nur an die vielen kleinen Sterbe- und Wittwenkassen, an die zahllosen lokalen Viehversicherungsvereine, — so wird man es gerechtfertigt finden, daß die Ueberwachung aller dieser Anstalten nicht einer Reichsbehörde übertragen wird. Der Entwurf überweist dem Reiche sämmtliche auf deutschem Gebiete thätige ausländische und diejenigen deutschen Unternehmungen, deren Geschäftsbetrieb sich nach der Satzung oder den sonstigen Geschäftsunterlagen auf zwei oder mehr deutsche Einzelstaaten erstreckt, den Einzelstaaten aber die übrigen in ihnen belegenen Anstalten mit der Maßgabe, daß auf Antrag eines Einzelstaats die Aufsicht mit Zustimmung des Bundesraths der Reichsbehörde übertragen werden kann.

Als aufsichtführende Reichsbehörde wird ein „Kaiserliches Privatversicherungsamt" mit dem Sitze in Berlin vorgeschlagen, dessen Mitglieder auf Lebenszeit oder gegebenen Falls wenigstens für die Dauer ihres im Staatsdienst bekleideten Hauptamtes berufen werden. Daneben sollen Sachverständige des Versicherungswesens zu Mitgliedern des Versicherungsbeiraths in fünfjährigem Ehrenamt ernannt werden, um Gutachten abzugeben und bei wichtigen Entscheidungen mitzuwirken, so namentlich bei den Beschlüssen über Ertheilung, Verweigerung und Entziehung der Konzession; an der Entscheidung über die Entziehung haben auch richterliche Beamte theilzunehmen. Durch die Verbindung der mitten im Geschäftsleben stehenden Praktiker mit der Bureaukratie wird eine gewisse Gewähr dafür geboten, daß die weitestgehenden Aufsichtsbefugnisse in sachgemäßer Weise benutzt werden. Auch die Pflicht des Privatversicherungsamts, alljährlich einen Bericht über die beaufsichtigten Anstalten zu veröffentlichen, wird in gleicher Richtung nützlich wirken.

Ueber die Organisation der aufsichtführenden Landesbehörden bestimmt der Entwurf nichts. Doch können sich die Einzelstaaten der Aufsicht über die ihnen unterstellten Privatunternehmungen, die zum großen Theil auf unsicheren Grundlagen beruhen und einer Ueberwachung schon längst bedurft hätten, jetzt nicht mehr entschlagen. Preußen hat in letzter Zeit den Aufsichtsdienst durch Gewinnung geeigneter Hilfskräfte und durch Bildung seines Versicherungsbeiraths organisirt. Viele der andern Staaten haben hier noch alles zu thun.

Der Entwurf sieht auch Vorschriften über die Geschäftsführung der Versicherungsanstalten, insbesondere über die Prämienreserve der Lebensversicherungsgesellschaften vor. Bekanntlich erheben die Lebensversicherer von den Versicherten während der ganzen Lebenszeit trotz der mit dem Alter zunehmenden Sterblichkeitsgefahr gleichbleibende Prämien, die Versicherten zahlen in den ersten Jahren mehr, in den späteren weniger, als das Risiko erfordert; der über Bedarf erhobene Betrag mit Zins und Zinseszins ist die Prämienreserve. Nur wenn diese in voller rechnungsmäßiger Höhe vorhanden und sicher angelegt ist, kann eine Lebensversicherungsanstalt auf die Dauer ihren Verpflichtungen nachkommen. Der Gesetzentwurf fordert in § 59 mündelsichere Anlegung und bezieht sich dabei auf § 1807 des Bürgerlichen Gesetzbuchs, der hinsichtlich der für Lebensversicherungsgesellschaften wichtigsten Anlageform bestimmt, daß die Landesgesetze für die innerhalb ihres Geltungsbereichs belegenen Grundstücke vorschreiben sollen, in wieweit eine Hypothek oder Grundschuld als mündelsicher anzusehen sei. Da die verschiedenen Landesgesetze verschiedene Grenzen festsetzen werden, würde für die im ganzen deutschen Reiche

ihre Gelder ausleihenden Lebensversicherungsanstalten keine einheitliche Beleihungsgrenze bestehen. Und was noch schlimmer ist: es besteht die Gefahr, daß Hypotheken auf städtische Grundstücke in einem großen Theile des Reichs (vgl. preußische Vormundschaftsordnung § 39 Abs. 3) nur dann als sichere Anlage gelten werden, wenn sie innerhalb der ersten Hälfte des Grundstückwerthes zu stehen kommen. Das wäre eine bedeutende Verschlechterung des gegenwärtigen Zustandes, indem vielen Lebensversicherungsgesellschaften im Einverständniß mit dem preußischen Ministerium des Innern erlaubt ist, sehr gut gelegene und vollständig fertiggestellte Hausgrundstücke in größeren Städten bis zu sechs Zehnteln des Werths zu beleihen. Diese Befugniß muß ihnen unter allen Umständen verbleiben, wenn man ihnen nicht den Erwerb vieler durchaus sicherer Hypotheken zu angemessenem Zinssatz unmöglich machen will, da die Hypothekenbanken städtische Grundstücke bis zu sechs Zehnteln beleihen und auch nach dem Entwurfe des Reichs-Hypothekenbankgesetzes § 11, Abs. 2 in Zukunft werden beleihen dürfen. Auch aus anderen Gründen erscheint es zweckmäßig, das Privatversicherungsamt zu beauftragen, nach Anhörung des Versicherungsbeiraths Bestimmungen darüber zu erlassen, in welchen Werthen die Prämienreserve angelegt werden darf.

Daß der Entwurf den Versicherten ein Recht auf vorzugsweise Befriedigung aus der gesondert aufzubewahrenden und zu verwaltenden Prämienreserve gewähren will, ist ein neuer, dankenswerther Vorschlag.

Sämmtliche beim Inkrafttreten des Gesetzes zum Geschäftsbetrieb befugte Unternehmungen unterliegen seinen Bestimmungen, doch bedürfen sie zur Fortsetzung ihres Geschäftsbetriebs in den ihnen bisher gestatteten Grenzen keiner erneuten Erlaubniß. Die Aufsichtsbehörde kann Gegenseitigkeitsgesellschaften anhalten, ihre Satzung mit den Vorschriften des Gesetzes in Einklang zu bringen und, soweit sie bisher nicht rechtsfähig waren, die Zulassung gemäß dem Gesetze nachzusuchen.

Aus den für ausländische Versicherungsanstalten getroffenen besonderen Bestimmungen, die im Ganzen dem Ueblichen entsprechen, sei hervorgehoben, daß der Reichskanzler nach Anhörung des Privatversicherungsamts über ihre Zulassung, der Bundesrath über die Untersagung des Geschäftsbetriebes entscheiden soll. Bedenklich ist die Vorschrift in § 84, daß die Hälfte des Prämienreservefonds, der für die in Deutschland abgeschlossenen Lebensversicherungen zurückzustellen ist, in deutschen Staatspapieren angelegt werden muß. Eine entsprechende Bestimmung gilt auf Vorschlag des Finanzministers v. Miquel schon jetzt in Preußen. Sie mag den Kurs der betreffenden Effekten günstig beeinflussen, ist aber sachlich nicht gerechtfertigt und kann den deutschen Lebensversicherungsanstalten, die im Ausland arbeiten, höchst nachtheilig werden, wenn das Ausland ähnliche Vorschriften trifft. Auch die Bestimmung, daß der ganze deutsche Prämienreservefonds derart sicherzustellen sei, daß die Anstalt nur mit Genehmigung des Privatversicherungsamts darüber verfügen könne, ist eine viel zu weit gehende Belastung der ausländischen Gesellschaften, die den deutschen Anstalten theuer zu stehen kommen kann.

Zwei Fragen, deren Erledigung die deutschen Versicherer im Interesse einer gedeihlichen Entwicklung des Versicherungswesens wünschten, sind in dem Entwurfe nicht geregelt worden, die Aufhebung der Präventivkontrole und das Steuerrecht.

In dem Gesetzentwurfe der preußischen Regierung vom 1. Februar 1869, betreffend das Feuerversicherungswesen, hieß es: „Zum Abschluß und zur Verlängerung des Versicherungsvertrags, resp. zur Auszahlung der Entschädigung bedarf es fortan der Genehmigung einer Behörde oder der Anzeige an dieselbe nicht.“ Und die Motive begründeten dies damit, daß die bisherige Gesetzgebung die Förderung der Feuerversicherung direkt gehemmt habe; eigentlich sei es die Polizei, welche gegenwärtig den Abschluß des Versicherungsvertrags für jeden Einzelnen besorge und die Erfüllung des Vertrages genehmige; lediglich von ihrem Ermessen hänge es ab, ob und wen sie für verdächtig halten wolle, und ihr Ermessen allein entscheide über den Grad der Verdächtigkeit; sie glaube entweder dem Versicherungssucher oder die Verdächtige oder sie lasse abschätzen. Dieser Standpunkt, den der mit dem Versicherungswesen vertraute Geheime Regierungsrath L. Jacobi in der Zeitschrift des preußischen statistischen Bureaus mit Recht als „volkswirthschaftlich“ und „überpolizeilich“ charakterisirte, soll nach § 113 unseres Entwurfs da, wo er nach den Landesgesetzen besteht, aufrechterhalten bleiben, obwohl diejenigen deutschen Länder, in denen die polizeiliche Präventivkontrole nicht gilt, keinerlei ungünstige Erfahrungen gemacht haben. In diesem Punkte ist eine Aenderung dringend wünschenswerth.

Ebenso in der durch die Einzelstaaten erfolgenden Besteuerung der Anstalten und Versicherungsverträge. Möge man den Einzelstaaten schlimmsten Falls diese ergiebige Einnahmequelle belassen, wenn nur Fürsorge dafür getroffen wird, daß derselbe Gewerbebetrieb der Versicherungsaktiengesellschaften nicht von mehreren Staaten oder Gemeinden herangezogen oder derselbe Versicherungsschein mit mehrfachem Stempel belastet wird! Versichert ein in Dresden wohnender bayerischer Staatsangehöriger 10 000 M. auf sein Leben bei einer preußischen Anstalt, so hat er gegenwärtig folgende Stempelbeträge zu entrichten: 5 Mk. für Preußen, 10 Mk. für Sachsen und 20 Mk. für Bayern. Das ist des Unerfreulichen entschieden zu viel.

Ohne einzelne mindererhebliche Bedenken hier zu nennen, sei zum Schluß auf den trotz der Schwierigkeit des Gegenstandes am besten gelungenen Abschnitt des Entwurfs über das Recht der Gegenseitigkeitsgesellschaften hingewiesen. Gerade in Deutschland hat diese Form der Versicherungsanstalten sich zu hoher Blüthe entwickelt. Der Mangel gesetzlicher Bestimmungen hat aber dahin geführt, daß die auf Schwindel berechneten oder technisch schlecht fundirten Versicherungsunternehmungen zum größten Theil nicht die durch das Handelsgesetzbuch mit Garantien umgebene Form der Aktiengesellschaft, sondern der fast ohne gesetzliche Regelung bestehenden Gegenseitigkeitsanstalt gewählt haben. Durch ihren Zusammenbruch, dem von einer mangelhaften oder nicht vorhandenen Staatsaufsicht nicht vorgebeugt wurde, ist der für manche Versicherungszweige geeignetste Gesellschaftstypus bei einzelnen sachunkundigen Personen in Mißkredit gekommen. Jetzt soll den Gegenseitigkeitsanstalten ein Recht im Anschluß an das Handelsgesetzbuch und namentlich an das Aktienrecht, jedoch unter voller Berücksichtigung ihres genossenschaftlichen, von jeder Gewinnabsicht entfernten Charakters zu Theil werden. Nur für die kleinen Vereine (Sterbekassen, Viehladen u. s. w.) soll in der Hauptsache das Bürgerliche Gesetzbuch (§§ 24—53) gelten, insbesondere haben sie sich nicht in das Handelsregister (richtiger schriebe man für die größeren die Eintragung in ein Register der Gegenseitigkeitsanstalten vor) eintragen zu lassen. Alle Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit, ob groß oder klein, können künftig nur in der gesetzlich geordneten Form des „Versicherungsvereins auf Gegenseitigkeit“ gegründet werden. Mit der behördlichen Erlaubniß zum Geschäftsbetrieb erlangen sie die Rechtsfähigkeit. Damit Jeder erkennen kann, welches Recht auf einen Versicherungsverein anzuwenden sei, haben die größeren ihrer Firma den Zusatz „eingetragener Versicherungsverein auf Gegenseitigkeit“ beizufügen, die kleinen dürfen es nicht. Die Haftpflicht der Versicherten kann beschränkt werden. Die Rechte und Pflichten des Vorstands, des Aufsichtsraths und des obersten Organs der größeren Anstalten sind im Anschluß an das Aktienrecht geordnet. Oberstes Organ braucht nicht, wie bei der Aktiengesellschaft, die Mitgliederversammlung zu sein; vielmehr kann durch die Satzung eine Vertretung der Mitglieder aus dem ganzen Geschäftsgebiet oder einem Theile desselben als oberstes Organ eingesetzt werden, was bei einer großen Zahl von Versicherten (jede der Lebensversicherungsgesellschaften a. G. in Gotha, Leipzig, Stuttgart und Karlsruhe hat weit mehr als 50 000 Mitglieder) geradezu eine Nothwendigkeit werden kann. Für die Bildung eines Gründungs- und Reservefonds und manche in den Satzungen

oft nicht berührte Fälle werden zweckmäßige Bestimmungen vorgeschlagen.

Das Gesammturtheil über den Entwurf kann nur günstig lauten. Gelingt es, die wenigen ernsten Anstände zu beseitigen — und bei einigem Entgegenkommen der Regierungen ist dies unschwer zu erreichen —, so wird sich die von dem ehemaligen Vorsitzenden des Reichsversicherungsamts Dr. Bödiker kurz vor dem Erscheinen des Entwurfs ausgesprochene Hoffnung*) erfüllen: „Von allen Seiten freudig begrüßt, allen Parteien eine förderliche Mitarbeit ermöglichend, würde die Vorlage mit günstigem Winde in den Hafen einlaufen, wo Publikum und Versicherungsgesellschaftsdirektionen sie mit Tücherschwenken erwarten würden."

Gotha. Karl Sammer.

Parlamentsbriefe.

I.

Der Reichstag hat vor den Weihnachtsferien nur die **Generaldebatte über den Etat** zur Erledigung gebracht. Die Ungeduld des „Bundes der Landwirthe", der gleich mit 3 Interpellationen in die parlamentarische Arena hinabsteigen wollte, ist noch etwas gezügelt worden; der Reichstag muß in die Weihnachtsferien gehen, ohne von den Herren von Wangenheim, Dr. Hahn und Genossen über die „Noth der Landwirthschaft" aufgeklärt worden zu sein. Es ist das umso schmerzlicher, als auch in der Etatsdebatte dieses alte Repertoirestück nicht recht zur Geltung gekommen ist; ja der Staatssekretär des Innern hat sogar die beinahe landesverrätherische Bemerkung einfließen lassen, daß es der Landwirthschaft gegenwärtig besser gehe. Was soll aus dem „Bunde der Landwirthe" werden, wenn solche ketzerische Ideen weiter um sich greifen!

Die ganze Generaldiskussion über den Etat, obgleich sie sich vor einem neuen Reichstage abspielte, hat sich nicht gerade aufregend vollzogen. Das Schlimmste, was passirte, war die Kennzeichnung der nordschleswigschen Ausweisungen als „**barbarische Maßregel**". Der sozialdemokratische Redner wurde für das Epitheton „barbarisch" von dem neu gewählten Präsidenten Grafen Ballestrem zur **Ordnung gerufen**. Eine sonderbare Pedanterie! Ich glaube nicht, daß man in einem anderen Parlamente der Welt auf den Gedanken verfallen würde, wegen der Bezeichnung einer Maßregel als „barbarisch" einen Ordnungsruf zu erlassen. Vielleicht schlägt Graf Ballestrem einmal die Verhandlungen des Reichstages aus der Kulturkampfzeit nach, um sich davon zu überzeugen, wie viel grimmigere Vorwürfe seinerzeit das Centrum gegen die Kulturkampfgesetze erhoben hat, ohne der Disziplinargewalt des Präsidenten zu verfallen.

Aus der gemäßigten Temperatur der Etatsdebatte darf man schon jetzt schließen, daß insbesondere auch die **Militärvorlage** — trotz der schweren Mehrbelastung — nicht auf sehr starken Widerstand stoßen wird. Hie und da ist in der Presse die Vermuthung laut geworden, daß die Bewilligung der neuen Mehrforderungen an die Bedingung der dauernden gesetzmäßigen Festlegung der zweijährigen Dienstzeit geknüpft werden würde. Insbesondere dem Centrum wurde diese Absicht zugeschrieben. Ich glaube nicht, daß diese Vermuthung zutrifft. Bekanntlich hat das Centrum vor 5 Jahren — zusammen mit den Konservativen, der Freisinnigen Volkspartei und den Sozialdemokraten — bewirkt, daß die gesetzliche Festlegung der zweijährigen Dienstzeit — in der Form des Antrages Carolath — verhindert wurde. Der Antrag sah vor, daß die zweijährige Dienstzeit gesetzlich festgelegt bleibe, so lange die Friedenspräsenzziffer nicht unter die vor 5 Jahren fixirte Höhe herabgesetzt werde. Da der Fall der Herabsetzung der Friedenspräsenzziffer in dem Deutschen Reiche überhaupt noch nie dagewesen ist und niemals seitens der Volksvertretung auch nur der Versuch gemacht wurde, die Friedenspräsenzziffer herabzusetzen, so bedeutete die Annahme des Antrages Carolath die dauernde gesetzliche Festlegung der zweijährigen Dienstzeit. Parteien, die auf diese gesetzliche Festlegung vor 5 Jahren so wenig Werth gelegt haben, daß sie einen Antrag, der diese Festlegung thatsächlich bewirkte und dessen Annahme seitens der Regierung gewiß war, durch ihre Abstimmung zu Falle brachten, die können jetzt die Frage der gesetzlichen Festlegung der zweijährigen Dienstzeit nicht zum Ausgangspunkt eines ernsthaften Widerstandes machen. Zudem ist einleuchtend, daß eine gesetzliche Festlegung mit jedem Jahre des längeren thatsächlichen Bestehens der zweijährigen Dienstzeit weniger Bedeutung hat. Vor 5 Jahren war die Befürchtung, daß nach Ablauf des Quinquennats die zweijährige Dienstzeit durch die Regierungen einseitig aufgehoben werden könnte, immerhin nicht außer Betracht zu ziehen; daß aber, wenn jetzt erneut für weitere 5 Jahre die zweijährige Dienstzeit bestehen bleibt, diese zweijährige Dienstzeit durch eine dann zehnjährige Uebung völlig befestigt sein wird, kann keinem Zweifel mehr unterliegen. Die dauernde gesetzliche Festlegung hat deshalb gegenwärtig im wesentlichen nur noch ein theoretisches Interesse.

Es trifft sich übrigens gut, daß jüngst auch eine neue Aeußerung Bismarck's über die zweijährige Dienstzeit zutage gefördert ist, die zeigt, daß sogar Bismarck in der Konfliktszeit die praktische Durchführbarkeit der zweijährigen Dienstzeit durchaus nicht bezweifelt hat. Unter den neuen Bismarck-Dokumenten, welche die „Hamburger Nachrichten" veröffentlichen, befindet sich — und zwar in der Ausgabe vom 11. Dezember — ein Schreiben Bismarck's an den Grafen Bernstorff, den damaligen preußischen Gesandten in London, vom 21. November 1862, worin es unter anderem heißt:

„Eine Verständigung über die Militärfrage ist bisher nicht näher gerückt als vor sechs Wochen; der König lehnt zweijährige Dienstzeit prinzipiell ab. Ich enthalte mich der Kritik über diesen Punkt: zweijährige mit Kapitulanten- würden bei der Infanterie wohl genügen; bestände der König aber auf zehnjähriger, so würde ich über diese Dinge ihm den Gehorsam nicht aufsagen. Es gibt meines Erachtens wichtigere Fragen als die, diesen momentanen Frieden mit dem jetzigen Abgeordnetenhause durch eine solche Konzession zu erkaufen; dauernd wäre der Friede mit den Leuten doch nicht, also meinetwegen no surrender."

In der Etatsdebatte haben die Fragen der **auswärtigen Politik** einen verhältnißmäßig großen Raum eingenommen und dem Staatssekretär des Aeußern, Herrn von Bülow, erneut Gelegenheit gegeben, sich als parlamentarischen Redner zu bethätigen. Wie immer, so hat er sich auch diesmal seiner Aufgabe mit großem formellen Geschick entledigt; in vorsichtigen, unverbindlichen Redewendungen hat er allerlei Mittheilungen gemacht, die aber — bei Lichte besehen — keinen rechten realen Inhalt haben. Mit derartigem rhetorischen Konfekt kann man jedoch eine Volksvertretung nicht fortgesetzt abspeisen; Herr von Bülow wird schließlich doch einmal darauf Bedacht nehmen müssen, dem Parlamente auch Mittheilungen zu machen, die mehr den Staatsmann, als den bloßen Diplomaten verrathen.

Proteus.

*) T. Bödiker: Die Reichsversicherungsgesetzgebung. Leipzig 1898. S. 58.

Die ungarische Krise.

Mit elementarer Gewalt ist die Krise in Ungarn zum Ausbruch gelangt und hat eine rapide Entwicklung genommen. Das Parlament, in welchem seit Wochen die Obstruktion herrscht, ist total aktionsunfähig geworden. Desider Szilágyi, dessen machtvolle Persönlichkeit und große Autorität die ärgsten Stürme zu zügeln vermochte, hat sein Amt niedergelegt, und nachdem die beiden Vicepräsidenten des Hauses seinem Beispiel gefolgt sind, war das ungarische Abgeordnetenhaus ohne Leitung und Führung. Der Minister für Kroatien, Herr von Josipovics, hat seine Demission gegeben und die ablehnende Haltung der Kroaten gegenüber der lex Tisza zeigt, daß er, wenn er auch unter dem Zeichen der Ungnade aus seinem Amte geschieden ist, mit seiner Auffassung der Lage in Kroatien nicht allein steht. Die liberale Partei hat sich in ihrer großen Majorität mit Baron Banffy solidarisch erklärt und hat für diesen Ministerpräsidenten ihr Haupt auf den Block gelegt. Mit dem Gesetzantrage, welchen Koloman Tisza im Klub der liberalen Partei einbrachte, hat sie die verfassungsmäßig dem Parlamente zustehende Macht in den Klub der Regierungspartei verlegt, und kraft dieser angemaßten Prärogative hat die liberale Partei dem Ministerpräsidenten jene Vollmachten ertheilt, welche er vom Parlament selbst zu erlangen nicht imstande war, die Vollmacht, ohne Budget zu regieren und im Verordnungswege oder durch Duldung des außergesetzlichen Zustandes den Ausgleich mit Oesterreich aufrechtzuerhalten. Die schweren verfassungsrechtlichen Bedenken, welche gegen diesen parlamentarischen Staatsstreich sich von selbst aufdrängen, veranlaßten eine kleine Gruppe von Mitgliedern der liberalen Partei, ihren Austritt aus derselben zu erklären und gegen die unzweifelhafte Verfassungsverletzung Stellung zu nehmen. Die Gruppe der Ausgetretenen ist klein und unter denselben befinden sich, wie man in den Kreisen der liberalen Partei mit einem gewissen Hohn hervorhebt, eine Anzahl aristokratischer Namen. Allein die Führung in diesem kleinen aber auserwählten Kreise haben drei Mitglieder des Kabinets Wekerle: der Unterrichtsminister Graf Csaky, der Minister des Innern Hieronymi, der Minister am Hoflager Graf Andrassy. Den Grafen Albin Csaky, sowie die Söhne des Grafen Julius Andrassy wird man ihres Grafenstandes halber nie in Gegensatz zu den Bestrebungen des ungarischen Volkes zu bringen vermögen. Das Chaos im Parlamente hat schließlich solche Dimensionen angenommen, daß Baron Banffy sich am 10. Dez. genöthigt sah, von einer ihm bereits in einem früheren Stadium ertheilten Vollmacht der Krone Gebrauch zu machen und den Reichstag auf die Dauer einer Woche zu vertagen. Man kann zur Stunde in Ungarn nicht von einer Regierungskrise sprechen, da die liberale Partei zunächst noch fest und entschieden zu Banffy steht und es auch keinem Zweifel unterliegt, daß die Krone an Baron Banffy festhält und wenigstens im gegenwärtigen Augenblick nicht gewillt ist ihn der turbulenten Minorität zu opfern. Die Krise, die Ungarn derzeit beherrscht, ist aber trotzdem eine überaus ernste, es ist eine Parlaments- und eine Parteikrise.

Ueberraschen konnte die jähe und dramatische Entwicklung der Krise, in welcher jeder Tag ein neues unerwartetes Ereigniß brachte, nicht aber das Hereinbrechen der Krise selbst. Wir haben an dieser Stelle vor Jahr und Tag es mit aller Bestimmtheit vorausgesagt, daß die Krise, welche in Oesterreich einen so verheerenden Verlauf genommen hatte, Ungarn nicht verschonen könne, sondern auch dort zum Ausbruch kommen müsse. In der That datirt die Krise in ihren Anfängen aus dem vorigen Jahr, und ihren Ursprung hat dieselbe in der verhängnißvollen Haltung, welche Baron Banffy den österreichischen Verhältnissen gegenüber eingenommen hat. Graf Badeni war für den Baron Banffy der bequemste Ministerpräsident. Der Ausgleich, den er vom Grafen Badeni und von Herrn von Bilinski erlangt hatte, war für Ungarn der denkbar günstigste und jeder andere österreichische Ministerpräsident mußte Forderungen stellen, welche auf eine Revision und Modifikation dessen hinausliefen, was Graf Badeni und Dr. von Bilinski in ihrer leichtblütigen Weise Ungarn bewilligt hatten. In der That ist auch Baron Gautsch, der Nachfolger Badenis, nicht an den inneren Schwierigkeiten Oesterreichs, sondern an der Stellung gestürzt, welche sein aus ausgezeichneten und erfahrenen Beamten zusammengesetztes Ministerium gegenüber dem Badeni'schen Ausgleich einnahm, und an den Forderungen nach Abänderung desselben, welche dieses Kabinet erhob. Um sich den errungenen Ausgleich zu sichern und weil Baron Banffy wußte, daß man in den höchsten und maßgebenden Kreisen den Grafen Badeni zu halten gewillt war, entschloß er sich, vom klaren Boden des Gesetzes abzuweichen und durch ein kniffiges Auskunftsmittel dem Grafen Badeni die Weiterexistenz und nöthigenfalls das Regieren ohne Verfassung zu ermöglichen. Er brachte Ende vorigen Jahres jenes berühmte Provisoriumsgesetz ein, durch welches der Ausgleich mit Oesterreich nicht erneut, sondern ein dem Ausgleich vollkommen entsprechender Zustand dadurch hergestellt werden sollte, daß die ungarische Gesetzgebung kraft ihres eigenen selbstständigen Verfügungsrechts die Aufrechterhaltung der Wirthschaftsgemeinschaft einseitig unter der Voraussetzung der von Oesterreich zu gewährenden Reciprocität feststellte. Der Krone gegenüber machte Baron Banffy geltend, daß damit die Zoll- und Wirthschaftsgemeinschaft gesichert sei, die oppositionellen Parteien aber gewann er für dieses Gesetz dadurch, daß er ihnen die Meinung beibrachte, dieses Gesetz basire auf dem Gedanken des selbstständigen ungarischen Zollgebietes und sei nur die Vorstufe für dasselbe. Als nun Baron Banffy im Laufe des heurigen Jahres die Ausgleichsvorlagen einbrachte, die auf der Basis der Wirthschaftsgemeinschaft ausgearbeitet sind, war der Opposition der Vorwand gegeben, sich durch den Ministerpräsidenten als betrogen zu erklären, und damit war der Anstoß zu dem Ausbruch des heftigen Kampfes gegeben. Zu seinem Unglück rührte Baron Banffy die Hentzifrage auf. Diese dornige Frage gehört zu jenen, von denen es heißt: quieta non movere. Man sprach kaum mehr von dem Hentzi-Denkmal und nur ab und zu befaßte sich ein grüner Junge mit dieser Angelegenheit. Baron Banffy mochte glauben, daß die Entfernung des Hentzi-Denkmals von dem Georgsplatz in Ofen die extremen Chauvinisten milder stimmen werde. Er täuschte sich; als er in einer ohnehin erregten und bewegten Zeit die Sache aufrührte und von Seiten des Kriegsministeriums zur Beruhigung der nicht minder erregten Offizierskreise gewisse offiziöse Verlautbarungen erfolgten, hatte die Frage des Hentzi-Denkmals die Wirkung eines Sprenggeschosses, und wochenlang tobte der Sturm im Parlamente.

Die Krise im ungarischen Reichstage hat viel Aehnlichkeit mit jener im österreichischen Abgeordnetenhause. Auch im ungarischen Reichstage erhob die Minorität den Anspruch, daß ihr ein gewisser Einfluß auf wichtige Entscheidungen und Gestaltungen eingeräumt werde, und die lex Tisza, verbunden mit der Art, wie man dieselbe proklamirt hat, erinnert zweifellos an die Vorgänge bei der Beschließung der lex Falkenhayn im österreichischen Abgeordnetenhause. Dennoch ist der Ursprung der Krise ein ganz anderer. Den eigentlichen erbitterten Kampf gegen Baron Banffy führen nur zwei Parteien: die Nationalpartei unter Führung des Grafen Apponyi und die christlich soziale Volkspartei, welche den Grafen Ferdinand Zichy über Bord geworfen und sich unter die Leitung radikalerer Elemente gestellt hat. Diese Parteien tragen dem Baron Banffy einen erbitterten Groll nach. Baron Banffy hat sie bei den letzten Reichstagswahlen auf das Haupt geschlagen. Die Mittel, welche Baron Banffy zur Anwendung brachte, werden unter dem Gesichtspunkte einer puristischen Prüfung nicht standhalten. Baron Banffy hat Geld aufgewendet, wo er es für nothwendig und nützlich erachtete und er hat Gewalt angewendet, wo er es für geboten hielt. Aber man nimmt es in Ungarn in Wahlangelegenheiten überhaupt nicht so genau. Wahlbrein-

flussungen und Wahlbestechungen gehören zum Hausrath des traditionellen Wahlapparates und die Oppositionsparteien machten von diesen Mitteln nicht minder Gebrauch wie die Regierung. Die christlich-soziale Volkspartei hat nicht den mindesten Anstand genommen, während der Wahlkampagne den Aufruhr zu predigen und Plünderungen hervorzurufen. Was aber den Grafen Apponyi betrifft, der mit der Miene eines Rhadamanthus die Reinheit der Wahlen predigt, und kürzlich erst den Adreßentwurf verfaßt hat, in welchem wegen der Vorgänge bei den letzten Wahlen dem derzeitigen ungarischen Parlamente das Recht abgesprochen wird, sich als den Ausdruck der öffentlichen Meinung Ungarns zu betrachten, so mag daran erinnert werden, daß die Wahl, durch welche der Graf Albert Apponyi zum ersten mal in das ungarische Parlament gleangte, die kostspieligste war, die man bis dahin in Ungarn erlebt hatte und daß bei derselben eine solche Summe von Wahlmißbräuchen untergelaufen war, daß die Wahl nicht aufrecht erhalten werden konnte. Die Volkspartei und die Nationalpartei sind also die treibenden Kräfte beim Ausbruch der Krise gewesen. Die Unadhängigkeitspartei schloß sich der Aktion nur widerwillig an. Einen Theil der Mitglieder der Unadhängigkeitspartei, die unter der Führung Franz Kossuth's steht, widerstrebte die Allianz mit der National- und der Volkspartei, welchen sie nicht die Kastanien aus dem Feuer holen wollten, und Baron Banffy hatte es überdies verstanden, sich mit vielen Angehörigen der Unadhängigkeitspartei persönlich auf guten Fuß zu setzen. Eine Hand wäscht ja die andere. Es gab jedoch in der Unabhängigkeitspartei eine kleine Gruppe unter der Führung des Abgeordneten Justh, welche der Ansicht war, der gegenwärtige Moment, der Ansturm der übrigen Parteien gegen das Kabinet und das System müsse benützt werden, um dem Ziele der Unabhängigkeitspartei, der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit Ungarns, um einen guten Schritt näher zu kommen und zum mindesten das selbstständige ungarische Zoll- und Handelsgebiet zu erringen. Diese kleine Gruppe vertrat ihren Standpunkt mit solchem Elan und solcher Entschiedenheit, daß die Majorität der Unabhängigkeitspartei sich ihr fügen mußte, zumal die ganze Partei schließlich von der Besorgniß erfüllt wurde, daß sie von der immer radikaler werdenden Nationalpartei überritten werden könnte.

Die Ziele dieser drei Parteien in ihrer Aktion sind durchaus verschiedene. Der Partei des Grafen Apponyi und auch der Volkspartei ist der Sturz des Baron Banffy das Hauptziel, und es scheint, daß die Nationalpartei darauf rechnet, daß ihrem Führer, dem Grafen Albert Apponyi, in den Kombinationen für die Bildung des neuen Kabinets eine Rolle eingeräumt werden könne. Ob gegebenenfalls Graf Apponyi nicht im letzten Moment wieder vor einer solchen ihm zugedachten Rolle zurückweichen möchte, läßt sich bei einer solchen politischen Hamletnatur nicht bestimmen. Auch die Unadhängigkeitspartei thut zunächst so, als ob es sich ihr in erster Linie nur um den Sturz des Baron Banffy handeln würde, als ob sie kein anderes Ziel hätte, als daß diese Figur von der politischen Schaubühne verschwinde. Von oppositioneller Seite wurde in den letzten Tagen wiederholt betont, daß jedem andern Ministerium gegenüber die Opposition gegen die Bewilligung des Budgetprovisoriums, des Rekrutenkontingents und des Ausgleichprovisoriums keine Schwierigkeiten erheben, daß sie ein anderes Kabinet nur mit den normalen parlamentarischen Waffen bekämpfen würde.

Der Verlauf der Krise in der allernächsten Zeit läßt sich schwer vorhersagen. Sicher sind zwei Dinge: Baron Banffy besitzt bis zur Stunde das ungeschmälerte Vertrauen der Krone, wenn er auch nicht in der Lage ist, seine Zusage bezüglich der Durchbringung der Ausgleichsgesetze derzeit einzulösen. Ebenso steht die liberale Partei, welche noch immer die große Majorität des Abgeordnetenhauses bildet, fest und unerschütterlich zu dem Ministerpräsidenten, den sie zu ihrem Führer gewählt hat und als solchen noch immer betrachtet. Es ist also nicht wahrscheinlich, daß in der allernächsten Zeit eine Kabinetskrise eintritt, zumal an der entscheidenden Stelle die Ansicht vorwaltet, daß es unzulässig sei, vor der Minorität zu kapituliren. Das schließt aber nicht aus, daß aus der einen oder anderen scheinbar untergeordneten Frage sich Komplikationen ergeben können, welche die Entschlüsse des Baron Banffy entscheidend beeinflussen. Die Krone verlangt von Baron Banffy, daß er sich vor der Minorität nicht beuge, und die Majorität verlangt, daß ihr Wille für die Gestaltung des parlamentarischen Ministeriums entscheidend sei. Ein anderes natürlich wäre es, wenn über irgend eine, wenn auch nebensächliche Frage sich zwischen dem Ministerpräsidenten und der Majorität eine Differenz ergeben würde, denn die Lösung würde dann nicht durch den Willen der Minorität, sondern durch den der Majorität erfolgen. Selbst wenn aber derartige Entwicklungen nicht eintreten sollten, wird die Lage auf die Dauer als unhaltbar erkannt. Es ist nicht möglich, für einen längeren Zeitraum in Ungarn einen Zustand außerhalb der Verfassung Platz greifen zu lassen, und es ist in Ungarn nicht möglich, ohne Parlament zu regieren. Die Komitate und die städtischen Munizipien haben in Ungarn das gesetzlich verbriefte Recht, Verordnungen der Regierung, welche die Eintreibung von Steuern und die Aushebung von Rekruten zum Gegenstand haben, die von der Gesetzgebung nicht bewilligt wurden, nicht durchzuführen, sondern achtungsvoll bei Seite zu legen. Es ist dies der modernisirte Niederschlag des alten jus **resistendi et contradicendi,** welches die goldene Bulle dem Adel einräumte. Zweifellos wird ein Theil der Komitate und der städtischen Munizipien von diesem Rechte Gebrauch machen, und damit wäre der Verfassungskampf in das Land selbst getragen. Auch wohlwollende Freunde des Baron Banffy sind daher der Ansicht, daß seine Herrschaft längstens nach Wochen zählen und daß, wenn die Regierungskrise nicht früher eintritt, sie jedenfalls in der zweiten Hälfte Januar zum Ausdruch kommen werde.

Soweit die Krise sich als eine Personenfrage darstellt gibt sie zu keinen ernsten Besorgnissen Anlaß. Ungarn hat noch eine Anzahl unverbrauchter Persönlichkeiten, welche ein Kabinet zu bilden und die Regierung zu führen imstande sind, so lange eine große und kräftige Majorität, wie sie die liberale Partei repräsentirt, besteht. Was aber die ernstesten Besorgnisse hervorrufen müßte, das wäre, wenn durch die Fortdauer der Krise und durch einen bedenklichen Verlauf derselben die liberale Partei gesprengt und in Ungarn jene Atomisirung der Parteien herbeigeführt würde, welche seit dem Jahre 1879 Oesterreich heimgesucht und hier das Krebsübel erzeugt hat, an dem Oesterreich dahinsiecht. Die liberale Partei hat die Nachfolgerschaft der alten Deakpartei übernommen und sie hat durch fast dreiundzwanzig Jahre die Geschicke Ungarns mit Talent und Klugheit geleitet, Ungarn eine politisch dominirende Stellung in der Monarchie erobert, mit ihrer Gesetzgebung Ungarns Kultur, Wirthschaft und Finanzen auf eine nie geahnte Höhe gebracht. Für die Bedeutung, welche man dieser Partei seitens der Krone beimißt, mag die folgende Aeußerung, die seiner Zeit in den politischen Kreisen Ungarns kolportirt wurde, als Beweis gelten. Baron Banffy wurde Ende des Jahres 1894, wenige Wochen bevor er mit der Bildung des Kabinets betraut wurde, zum Kaiser berufen, welcher schon damals über die kommenden Dinge mit ihm Rücksprache nahm. Baron Banffy betonte bei diesem Anlaß die hohe Bedeutung der liberalen Partei und die unbedingte Nothwendigkeit, die Partei intakt beisammenzuhalten, indem er darlegte, daß diese Partei die einzige Stütze des Dualismus in Ungarn sei: „Sie haben Recht, antwortete der Kaiser, aber ich sage noch mehr: die liberale Partei Ungarns ist die einzige Stütze des Dualismus in der Monarchie. Die Deutschen sind zersplittert und zählen als politischer Faktor nicht mehr. In Oesterreich treiben die Dinge zum Föderalismus und die Strömung wird noch stärker werden." Das war die Meinung der Krone von der liberalen Partei Ungarns in demselben Jahre, in welchem der Kampf um die kirchenpolitischen Gesetze geführt und das Ministerium

Wekerle zweimal gestürzt wurde. Gelingt es nicht, aus der Krise die liberale Partei als eine kräftige achtunggebietende Majorität herüberzuretten, dann hat das parlamentarische System in Ungarn den schwersten Schlag erlitten, denn es ist kaum denkbar, daß die Bildung einer zweiten einheitlichen Majoritätspartei gelingen könnte.

Wie immer der Ausgang der Krise sein möge, so ist zu besorgen, daß sie von ernsten nachhaltigen Folgen begleitet sein werde. Der Parlamentarismus in Ungarn hat eine tiefe Erschütterung erlitten und seine schwache Seite hat sich offenbart. Dem politischen Leben Ungarns stehen gegenwärtig die Nationalitäten, nämlich Rumänen, Serben und Slovaken fern. Mit Ausnahme der Kroaten und der Sachsen gibt es keine nationale Gruppe im ungarischen Reichstage. Die Erfolge, welche eine ungarische Minorität im Reichstage zu erzielen imstande war, könnten leicht bei jenen Nationalitäten, welche sich vom Parlamente fernhalten, den Gedanken erwecken, daß auch eine nationale Minorität ähnliche Erfolge zu erzielen vermöchte, und wenn die Nationalitäten nicht von selbst auf diesen Gedanken kommen, so gibt es Gruppen und Parteien, welche ihnen denselben souffliren oder suggeriren könnten. Es hat in manchen Kreisen eigenthümlich berührt, daß die Kroaten in diesen Tagen der Krise ihren eigenen Weg gingen. Die Rolle, welche die Kroaten vor fünfzig Jahren im ungarischen Verfassungsleben gespielt haben, ist unvergessen, und wer weiß, ob sie sich nicht wieder erneut.

Wien. Gustav Steinbach.

Die eherne Schlange.

Immer tiefer und dunkler werden die Stimmen, die aus dem Norden zu uns klingen. Weitab liegt die forensische und gesellschaftskritische Litteratur, in der das junge Skandinavien von gestern seine heilige Berufung sah. Das junge Skandinavien von heut ist der bürgerlichen Debatten und der Rathsversammlungen über formulirte politische und ethische Fragen müde geworden. Die allzuklare Sicherheit, das allzu scharfe Licht, das allzu Positivistische, das zu den Kampfzeiten gepaßt hatte, fing an, da der Rausch verflog und man den Dingen resignirter zusah, starr und eng zu wirken.

Von der Fläche und dem Exterieur wollte man auf heimlicheren Pfaden zu Innerlichkeiten. Man schrie, ausgedörrt und seelenhungrig, nach einem unbekannten Gott. Man wollte aus der Tageshelle in Dämmerlicht. Man wollte wieder das Wehen geheimnißvoller Flügel um sich spüren, im Alltag Ewigkeit ahnen.

Alles wird zum Symbol und das Vergängliche nur ein Gleichniß. Schicksalsstimmung beginnt wieder herrschend mit den Schwingen zu rauschen. Die Dichter suchen ihre Menschen, wie Maeterlinck es fordert, in den Momenten, da ihr armes Leben durch erschütterndes Geschick majestätisch gekrönte Steigerung erfährt; da sie aus gleichgültigen Lebewesen mit feurigen Zungen redende Blutzeugen unsichtbarer Mächte werden, und wir in ihrem zermalmenden und erhebenden Anblick von ehrfürchtigen Schauern erschüttert werden.

Die großen Meister gingen den Weg ins dunkle Reich voran. Die Mischung aus Mystik und Alltagsstimmung in den Alterswerken Ibsen's schien Maeterlinck die Erfüllung seiner künstlerischen Sehnsucht. Wie Jonas Lie aus der Tribünenstimmung seiner Plaidoyerromane mit ihrem schneidend hellen Advokatenton in seinen letzten Büchern, vor allem dem Dyre Rein, in seelisches Helldunkel taucht und statt Tragödien der Außenwelt, Tragödien des inneren Lebens sich abspielen läßt, ist hier schon früher gezeigt worden

* * *

Auf diesen Wegen wandelt nun also der größte Theil der jungen litterarischen Mannschaft Skandinaviens.

Einer ihrer interessantesten Köpfe ist der Norweger Thomas Krag, nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Wilhelm Krag, von dem kürzlich in Berlin ein mißlungenes Schauspiel aufgeführt wurde.

Thomas Krag's Roman „Die eherne Schlange" erschien soeben deutsch.*) Dieses Buch voll schwankender Schattenbilder, in seinem Ton voll dumpfer Prophetie und gequälten schweren Stammelns, ist in der Zerpflücktheit seiner Form, ästhetisch betrachtet, ein angreifbares Kunstwerk. Aber, und das macht es reizvoll, es drückt stark und verlangend jene immer fordernder rufende Sehnsucht aus, das Leben tiefer und allseitig aufzufassen, panantropisch; das Alltagsleben in Momenten zu belauschen, da sein Kontakt mit dem unsichtbaren Schicksal offenbar wird.

Aus dem Munde eines alten jüdischen Arztes, der gleichsam als Chorus durch die Geschichte wandelt, läßt Krag jene Sehnsucht tönen.

Die Mystiker und die Heiligen des Mittelalters werden angerufen mit ihren starken Träumen, ihren brennenden Gedanken, ihren heißen Empfindungen, ihren Qualen, die zum Glück werden. Und am leidenschaftlichsten, am schmerzlich neidvollsten wird empfunden ihre Intensität des Fühlens: „diese Menschen haben sich mehr in das Leben vertieft. Die Barmherzigkeit, mit der sie Kranke und Elende pflegten, war gewiß in den meisten Fällen mehr als Mitleid, es war Weisheit. Sie knieten dadurch ihr Leben lang gleichsam vor dem Dasein in all seiner Größe und seinem Schmerz; sie knieten vor dem Leiden der Menschheit, dem einzigen hier auf der Welt, vor dem Alle das Haupt entblößen sollten. Denn alle andere Größe ist von Anfang an Eigenliebe, die sich selbst lohnt, sich selbst huldigt und an der Erde hängt. Nur das Leiden strebt zum Himmel".

Es ist die Sehnsucht, das Leben stärker und reicher in all seinen Offenbarungen zu empfangen; sich aus der Banalität zu retten und ahnungsvoller zu werden.

Diese Sehnsucht pulsirt am stärksten in der großen Meersymphonie, die ein Drittel des Buches füllt. Das Meer bringt uns jene Stimmungen schwebenden Allgefühls, Hinausgehobenseins über sich selbst, die wir suchen, und die unser Mund nur ungelenk mit Andeutworten umschreiben kann. „In seiner unendlichen Stille glauben wir den Ton einer unbekannten Welt zu vernehmen. Seltsame Menschen treffen oft auf dem Schiff zusammen, das eine Fahrt durchs Weltmeer unternimmt: Geschicke von allen vier Weltenden. Ihnen allen ist das eine gemeinsam: in die Fluthen starren und lauschen. Das Meer ist der große Vernichter, der große Reiniger und Befreier". Es ist eine gewaltige Macht, die den Menschen in die Knie sinken läßt und ihm Größe lehrt und Stille und Ueberwinden, denn „wenn man dem allzu Ueberlegenen gegenübersteht, klagt man nicht". Man wird besiegt und ruhig.

Und dies Stillewerden in sich, das Hinauswachsen über Glück und Unglück, die Kontemplation, die ruht und schweigt, der nichts mehr geschehen kann, weil sie durch das Purgatorium ging mit allen seinen Stationen, das ist das Ziel des Weges, den Thomas Krag weist. Es ist der alte Weg vom Sansara zum Nirwana und über seinem Eingang stehen die Worte des Angelus Silesius:

„Wer unbeweglich bleibt
In Freuden, Leid und Pein,
Der kann nunmehr nicht weit
Von Gottes Gleichniß sein."

*) Autorisirte Ausgabe von Eugen von Enzberg. München, Albert Langen. 1898.

Dahin gelangt der, der, gleich den Heiligen sich der Andacht zum Schmerz weiht und wie sie vor dem Leiden der Menschheit kniet.

Die Paraphrase einer Vulgatastelle, die als Prolog das Buch anhebt, drückt das paradoxisch aus. Es ist eine Neuprägung der Legende von der ehernen Schlange.

Als das Volk Gottes in der Wüste von giftigen Schlangen geplagt wurde, befahl der Herr dem Moses, daß er eine Schlange aus Erz, nicht aus Silber oder Gold mache und sie aufhänge unter freiem Himmel, und die Gebissenen sollten ihre Augen erheben zur ehernen Schlange, denn „das Leben des Volkes gleicht mehr dem Erz als dem Golde und wenn es die eherne Schlange unter dem Himmel anbeten kann, wird es auch eher den Biß der giftigen Schlangen überwinden, ja das ganze Leben mit seinen Kämpfen, Verirrungen, Freuden und Schmerzen erträglich finden können".

Wie vor den Schlangengequälten das Symbol ihrer Leiden aufgerichtet wurde, daß sie in seinem Anblick ihre Seelen festigten und stärkten, und ihnen nichts mit Furcht mehr etwas anhaben könnte, so soll den Menschen ein Kalvarienberg des Leidens erhöht werden, in dessen Anblick sie sich schicksalsverehrend versenken, ihre eigenen Schmerzen vergessen sollen und ihr enges Ich erweitern.

* * *

Und Thomas Krag errichtet solchen Schmerzensaltar und schreibt auf seine steinerne Platten eine schwere dumpfe Schicksalsgeschichte.

Im Ton der Bücher der Chronika zeichnet er auf das Leben eines Tantalidengeschlechtes, dessen letzter Sproß, der Unheilserbe, in sich die Summe alles Leidens erfährt und in der Größe schweren Erlebnisses über sich selbst und über das Schicksal hinaus wächst . . .

„Wenn ich an die Familie derer von Gröben denke, geht es mir genau, wie mit den Bäumen in einem Walde: die nächsten Bäume erkenne ich ganz deutlich und kann ihre Stämme und die Färbung ihres Laubkleides genau beschreiben, während ich von den anderen, die weiter zurückstehen, nur die Umrisse der Kronen unterscheide und bei den noch weiter entfernten die Konturen vor meinen Augen verschwimmen.

Eine Familie kann aussterben, wie ein Wald verdorren kann. Wenn wir einer solchen Familie nachforschen, ist uns zu Muthe, als wanderten wir in einem verdorrten Walde. Aber ich wandere gern in dürren Wäldern und liebe es, die Geschichte von Menschen zu lesen, die einst gelebt und gelitten haben, von denen aber jede Spur für andere verwischt ist" . . .

Ueber dem Hause derer von Gröben stehen seltsame Sterne. In ihrer Geschichte raschelt's von seidenen Frauenkleidern über heimliche Treppen; aus Hinterhalten blitzt jäher Dolchstich. Aus staubigen Ecken hinter morschen Seidengardinen, raunt es von verbotener Liebe, Gewaltthat, Irrsinn, durch gelles Lachen betäubter Traurigkeit.

Ein düsteres Haus mit schweren Eichenmöbeln. Ihr Schnitzwerk hart wie in Stein gemeißelt. An den Wänden die alten Familienbilder, der ernste Jonas, die bleiche wehmüthige Eva, der Freiherr Michael, mit dem seltsamen Lächeln um den Lippen. Sie alle grüblerisch und mit einem Kainszeichen auf der Stirn.

In diesem Hause spielt die Geschichte eines alten Mannes und einer jungen Frau, Friedrichs von Gröben und Ulrikes, mit Schuld und Untreue. Friedrich von Gröben liegt auf dem Totenbett und Ulrike kost mit ihrem Vetter, dem jungen bleichen Niels Hall. Und Niels Hall, der Eindringling zieht bald als Herr in das Haus der Gröbens.

Doch Friedrichs und Ulrikes Sohn lebt noch, der junge Jonas von Gröben. Und er wird der Leidensheld des Buches.

Thomas Krag schildert nicht psychologisch zerfasernd sein Schicksal. Detaillirung und minutiöse Technik ist nicht seine Sache. Seine Menschen haben eigentlich auch nicht Selbstzweck. Sie sind nur Schicksalsträger, Atome. Sie sollen nicht ihr persönliches Leid betonen, sondern menschliches Leid überhaupt. So führt auch Krag uns seine Menschen nicht in nahe Distanz, Auge in Auge. Er rückt sie vielmehr weit ab; wie Schatten auf weitem nebelgrauen Horizont wirken sie. Sie erhalten dadurch etwas Mythisches und entziehen sich dem Alltagsmaßstab.

So wird nun andeutend, mit halber Stimme, als wär's eine langverschollene, geheimnißvolle Sage, das Geschick des letzten Gröben berichtet.

Wir hören von unsteten Fahrten auf weiten Meeren, von Heimathlosigkeit, von Hamletverhängniß und Hamletohnmacht:

„Mir klang immer ein Wort in den Ohren, das aus der Stille kam und in der Stille verhallte. Ich kenne das Wort nicht genau, aber ich weiß doch, daß meine Mutter und ein anderer mir den Vater in den Tod gehetzt haben."

Wie in schweren Träumen sehen wir ein unheimliches Schiff auf grauen Gewässern unter gewitterschwerem Himmel kreuzen, und auf Deck sehen wir ihn, dessen Name nicht genannt wird: seine Züge hatten einen versteinerten Ausdruck. Es lag etwas in seiner Miene, das einer stummen Frage glich und wenn es lange anhielt, wie ein dumpfer Schrei wirkte.

Aus der Unrast des Lebens, aus den Schiffbrüchen der Seele — das Meerintermezzo wirkt als ein großes Gleichniß — führt Krag den letzten Gröben in die große Stille, in die Zelle eines Irrenhauses. Er läßt seinen Geist für die Außenwelt sich umnachten, um zu einem inneren Sein zu erwachen.

Wer am Irrenhaus vorüberging, konnte seinen Kopf hinter einem vergitterten Fenster auftauchen sehen. Die Augen faßten nicht die Gegenstände der Nähe, sie sahen ins Uferlose, dorthin, wo alles im Zeitlosen, Ewigen endet. So still und lautlos saß er, daß man vor dieser Starre fürchtete, er könnte sich bewegen. Doch auf den Zügen lag Friede und unerschütterliche Ruhe. Und wer in diese Zügen blickte, über den kam Ruhe und Frieden. Es war, als müßte das eigene Leid vor diesem Antlitz zu Boden sinken, jede Freude, jeder Schmerz vergehen.

Sorgen der Gegenwart und Aengste der Zukunft werden klein und schämen sich vor diesem Menschen.

Hin und wieder schien hinter dieser Stirn und diesen Augen eine Erinnerung aufzublitzen, dann aber erstarrte es wieder und es kam jene steinerne Ruhe, die über die irdische Welt hinauszureichen schien.

An Maarten Maartens „Gottes Narr" denkt man dabei und seiner Seligpreisung des Umnachteten, der in einer reineren Welt lebt, als die Vernünftigen: „Seine Seele erhellt von jener Dunkelheit, die Gottes ist."

* * *

Versucht man dies Buch in flüchtiger Umrißzeichnung zu reproduziren, so merkt man schärfer noch als im Lesen das Sprunghafte, die inneren Lücken, eine Trunkenheit von Träumen, die jede künstlerische Logik umschattet.

Und doch geht ein eigener Reiz von dem Buch aus. Wie blutfarbener schwertropfiger Wein wirkt es, verwirrend und betäubend.

Sein Kolorit ist tief dunkel und doch heiß leuchtend: purpurne Finsterniß.

Und seine beste Charakteristik gibt dies Buch des Gefühlschaos sich selbst mit den Worten:

„es brodelte, wallte und barst. Es glich einem Rausch. Es war, als ob die Worte zwar von einem lebenden Menschen ausgesprochen wären, aber vom menschlichen Geiste flammten" . . .

Felix Poppenberg.

Ein Spaziergang nach Triest und Pola.

I.

So berühmt wie Syrakus sind die beiden Städte nicht. Aber wie beim künstlerischen Schaffen, so auch bei einer Reise, die keine Geschäftsreise ist, sondern ein Spaziergang; auch hier kommt es nicht allein darauf an, daß man zuletzt ein Ziel erreicht, jeder Schritt muß Ziel sein. Und vielleicht ist es so mit dem ganzen Leben, das man bekanntlich seit alttestamentlichen Zeiten her selber eine Reise zu nennen pflegt. Wer nicht in dem Goethe'schen Sinn reist und lebt, also nicht nach der Methode, durch die ein Kunstwerk wird, der mag am Ende ein Heiliger oder ein Held werden, ein Weiser ist er schwerlich. Ganz gewiß aber lebt und reist er nicht zu seinem Vergnügen, und ich fürchte, auch nicht zum Vergnügen Anderer.

Ich reiste zu meinem Vergnügen. Und ich ging, zu Fuß, von Kufstein aus. Das ist noch ein gemüthliches Nest. Das Auracher Bräu dort kenne ich seit zwanzig Jahren, seither hat sich der Verkehr am Ort ins Unheimliche gesteigert, aber der alte Gasthof ist sich ganz gleich geblieben in seiner anspruchslosen aber soliden Behäbigkeit. Und eigentlich gilt das von allen Tyroler Häusern, wenn man nicht solche dazu zählt, die zwar in Tyrol stehen (bei Toblach z. B.), aber deswegen doch keine Tyroler Häuser sind. Die großen Aktienhotel-Unternehmungen sind natürlich dieselben in der ganzen Welt. Das eigentliche Tyroler Gasthauswesen verräth schon in seinen Aushängeschildern seinen besonderen Charakter. Das sind nicht wie in der Schweiz neumodisch-prunkvolle, französisch-internationale Hoteltitel, die überall wiederkehren, sondern es sind echte alte „Hausnamen", die ein Stück Lokalgeschichte in sich schließen, die nicht gemacht sind, sondern den gleichen Ursprung haben wie die guten alten Ortsnamen selber.

Es sitzt sich schön zu Kufstein in dem Laubengärtchen vor dem Aueracher, nahe am unteren Stadtthor und nicht weit vom odern. Und je unruhiger und nervöser die Touristen thun, die um einen herumwimmeln mit ihren gewaltigen Ausrüstungen für Hochtouren, um so süßer schmeckt einem die eigene Geruhsamkeit in dem Bewußtsein, nicht wie die Anderen schwere Aufgaben und Pflichten zu haben, Touristenpflichten, sondern nur einem einfachen Spaziergang entgegen zu sehen.

Im Angesicht des „Kaisers", der waghalsigen Leuten gefährlicher sein soll als selbst der Montblanc, auf bescheidenen Wegen, über blumige Matten, an entzückenden Dörfern und Klöstern vorüber, wanderte ich nach Kitzbühl. Die Tyroler sprechen Kitzbichl. Warum es nur die Karten nicht so schreiben. Entsteht doch immer dadurch der schlechte Stil, daß man anders schreiben will als man spricht.

Wenn man in den Alpenländern abseits von der Straße auf kleinen Wegen wandert, begegnet einem nichts so oft, als ein wegsperrendes Thor, oft hundert Mal an einem einzigen Tag. Doch sind es willige Thore (wie das bekannte Heineische), die sich nicht nur vor dem Herrn der Welt, sondern vor Jedermann gern öffnen. Nur muß man sich auskennen. Denn verschlossen sind sie alle. Sehr sinnreich sind sie verschlossen, und jedes hat einen anderen Verschluß. Zwanzig Verschlußarten habe ich einmal gezählt, es kamen aber immer noch neue. Und man weiß nicht, worüber man mehr staunen soll, über die unglaubliche Einfachheit der Mittel, oder über den Reichthum von Ideen — oder Einfällen, aufs Wort kommt's nicht an. Es gibt heut eine feine Menschenrasse, die von einem Werk der „Primitiven" tiefer ergriffen wird als von den größten Schöpfungen Raphael's oder Michel Angelo's, und so wird man leicht an den komplizirtesten modernen Maschinen gedankenlos vorübergehen, aber an diesen simplen Gatterthoren — vielleicht weil man selber seinen Witz daran üben muß — wird man unwillkürlich von Bewunderung hingerissen für den menschlichen Erfindungsgeist und seinen spielerisch-künstlerischen Trieb. Das macht die Simplizität der Sache. Der Künstler, dem es vor allem um Wirkung zu thun ist, mag leicht daraus ein ästhetisches Gesetz ableiten.

Wie die Gatterthore, so sind auch die Einzäunungen, durch welche die Thore führen, höchst beachtenswerth. Ihrer gibt es aber nur zwei Hauptformen, den Kreuzstickelzaun im Salzburgischen und den Kringelzaun im Tyrolischen. Durch nichts unterscheiden sich die beiden Länder so scharf — für den, der sieht — als durch diese zwei Zaunformen. Nach ihnen kann man mit Sicherheit die Grenze bestimmen. Oder vielmehr man konnte es bis vor einiger Zeit; denn auch hier, in dieser wenig berührten Welt, macht sich doch der Geist der neuen Zeit bereits geltend; und Schranken, die durch viele Jahrhunderte unverrückt geblieben waren, wie heilige und unverbrüchliche Gesetze, sie werden heut, wenn es zweckmäßig ist, oder auch nur, weil es so im Charakter der Zeit liegt, auf einmal willkürlich durchbrochen. Auch hier offenbart sich in primitiven Erscheinungen ein großes Gesetz: daß die Macht der Sitte abnimmt im Verhältniß wie die Bildung und Befreiung des Individuums zunimmt.

Noch auffallender zeigt sich das in den Trachten. Sie verschwinden entweder ganz vor dem Eindringen der modernen Kultur, oder sie verlieren wenigstens immer mehr von ihren lokalen Sonderheiten. Dagegen läßt sich nichts machen. In Freiburg oder Karlsruhe hat sich neuerdings ein Verein gebildet zur Erhaltung der Schwarzwälder Volkstrachten. Er wird, fürchte ich, wenig ausrichten, trotz der hohen Personen, die sich an seine Spitze gestellt haben. Vieles kann man machen von oben herunter, aber alles doch nicht. Es ist damit wie mit der Religion. Sie ist nicht viel werth, wo das Volk nicht religiöser ist als seine Priester, wo es nicht religiös wäre auch ohne Priester. Und wo der Staat oder Privatvereine die Religion recht absichtlich erhalten wollen, erhalten sie meist nur die Heuchelei. So ist die erste Voraussetzung einer wahren Volkstracht die Naivität des Volks. Das Volk muß es sich gar nicht denken können, daß man auch etwas anderes tragen kann. Eine Tracht, die in Vereinen und Versammlungen gepriesen und angepriesen würde, wäre gut für Komödianten, aber nicht fürs Volk.

Das Tollste aber ist: während man mit der einen Hand erhalten will, zerstört man mit der anderen. Und da die andere Hand die allmächtige Polizei ist, hat man im Zerstören mehr Glück als im Erhalten. Jedermann kennt das Schwarzwälder Bauernhaus, entweder aus eigener Anschauung, oder aus Bildern von Hans Thoma und Emil Lugo. Dieses wunderbare Haus, das wie nichts anderes den Charakter des Schwarzwalds und seiner Bewohner zum Ausdruck bringt, ohne das man sich eine Schwarzwälder Landschaft gar nicht denken kann, es ist von der Baupolizei auf den Aussterbeetat gesetzt; die garstigsten weißgetünchten Kästen treten schon überall, das schöne Landschaftsbild zerstörend, an seine Stelle. Wenn nun das Volk empfindet, daß in diese Häuser, die man ihm aufnöthigt, seine alte Tracht nicht paßt, so bekundet es damit einfach mehr Gefühl für Stil als der „Verein zur Erhaltung der Volkstrachten".

Diese Betrachtungen gehen eigentlich Tyrol nichts an, zum Glück; aber ich machte sie in Tyrol. Ich sah das Tyroler Haus und ich dachte mit Schmerz an den heimathlichen Schwarzwald. Das Schwarzwälder und das Tyroler Haus sind durchaus verschieden. Das eine hat viel mehr malerischen, das andere viel mehr architektonischen Charakter. Weniger wesentlich unterscheidet sich das Tyroler vom Schweizer Haus. Dieses ist geleckter und erstrebt größere äußere Zierlichkeit in Formen und Farben; es liebt reichen Zierrath, verfällt nicht selten ins Spielerische und wird vielleicht gerade darum so viel nachgeahmt. Das Tyroler Haus dagegen wirkt einfacher, ruhiger, behäbiger und damit imposanter, um nicht zu sagen stilvoller. Es verschmäht fast durchweg alle aufgenagelte und aufgeleimte Verzierung.

Nur sein Giebel hat, dem antiken Giebel entsprechend, ausnahmslos eine charakteristische Krönung. Ein strenges Gesetz aber bestimmt den Neigungswinkel der Giebelsparren. Er ist an jedem Haus unabweichlich derselbe, und darum wirkt die ganze Bauerei hier so gar nicht bäuerisch, sondern wirkt würdevoll und groß.

Unsere Zeit hat ein Wort erfunden, mit dem sie gewaltig um sich wirft, das Wort „Kunstgewerbe“. Die Sache selber kennt man schon etwas länger. Neu sind nur die Kunstgewerbeschulen und der Lärm um sie herum. Als Schulmeister, der ich nun einmal bin, möchte ich über nichts Pädagogisches verächtlich sprechen, und wo es an Tradition fehlt, wie im heutigen Deutschland, da mögen Schulen auch durchaus berechtigt sein. Aber mehr werth ist eine gute Tradition. Die nennt man ja auch Schule, gute Schule, nur mit einem anderen Sinn des Wortes. Beide, Handwerk und Kunst, sind übel daran ohne Tradition.

In den österreichischen Alpenländern gibt es keine Kunstgewerbeschulen, aber Tradition gibt es, und man begegnet ihr auf Schritt und Tritt. Die Kunstgewerbler, wie sie sich selber modern geschmackvoll nennen, könnten dort manches lernen.

Nur Eines. Die Bemalung der Zimmerwände. Denn die sogenannten Tapeten kennt man nicht in jenen Alpenländern.

Wie verfahren nun unsere Tapeziere? Von den Tapeten selber, wohlgemerkt, und ihrem ästhetischen Werth oder Unwerth ist nicht die Rede. Nur von ihrer Behandlung durch den Tapezier. Er behandelt sie so, als ob ein Zimmer nicht vier Wände hätte, sondern nur eine einzige, und als ob die Thüren und Fenster erst nachträglich durchgebrochen worden wären, nach dem Tapezieren. Er klebt seine Tapeten nicht nur über die vier Ecken weg, als ob keine Ecken da wären, er klebt sie auch überall bis hart an das Holz der Thür- und Fensterrahmen. Sogar in feinen Häusern stößt man auf dieses Verfahren und — stößt sich kaum daran. Es ist dennoch Barbarei.

Viel künstlerischer verfährt der Dorfmaler in jenen Alpenländern. Er hat die gute Tradition des 18. Jahrhunderts. Er hat darum Flächengefühl und behandelt vier Flächen nicht als eine. Darum macht er zunächst aus jeder der vier Wände eine Geschlossenheit, ein begrenztes Feld, ein „Panneau“, indem er in gehörigem Abstand von den Wandgrenzen seine Stäbe zieht. Wenn aber die Wand Thüren und Fenster hat, so verfährt er derart, daß diese Thüren und Fenster nicht in sein Feld, in sein Panneau einschneiden; er bleibt einfach mit seinem einrahmenden Stab von den Thür- und Fensterrahmen eben so weit ringsherum entfernt wie von den Wandgrenzen. Denn er weiß, oder wenn er's nicht weiß, so weiß es seine Tradition: daß eine Thür zwar in einer Wand stehen darf, aber nicht in einer Tapete, einer wirklichen oder einer vorgespiegelten. Er verfährt also mit einem Wort nach den Gesetzen des wahren Tapezierens, die vor unserer Papierkleberei allgemein gültig waren, und erzielt, mit dem einfachsten Mittel von der Welt, eine künstlerische Vornehmheit, wovon unsere Papierkleber keine Ahnung zu haben scheinen. Er hat Tradition. Und wie er dann die Formen und Farben verwendet, das steht ebenfalls auf der Höhe dieser Tradition.

Alle diese Betrachtungen machte ich nicht zwischen Kufstein und Kitzbühl. Ich war dabei viel weiter gewandert. Die hohen Tauern mit dem Großglockner und dem Groß-Venediger liegen sogar schon hinter mir.

Ueber diese Allerhöchsten wag ich auch kaum ein Wort zu sagen. Sie ragen zu sehr über alles Menschliche hinaus. Nur Byron, der Pathetische, hat sich mit seiner Poesie in diese Regionen gewagt. Unsern Goethe forderten die Uralpen nur zu kühlen wissenschaftlichen Betrachtungen auf, mit seiner Poesie blieb er bei den Menschen, und das Liedl „Uf'm Bergli bin i g'sässe“ war ihm offenbar lieber als der ganze Haller'sche Obenschwung. Auch Böcklin, der Schweizer, hat vielleicht in den Gletscherwelten einige Farbenerscheinungen studirt — es ist das sogar sehr wahrscheinlich — aber mit seinem Pinsel hat er nur in frühester Jugendzeit daran gerührt. Wenn er Landschaften malt, so ist es, abgesehen vom Meer und seinen Küsten, am liebsten eine grüne Wiese mit Pappeln, an denen ein Bach hinfließt, oder ein bunter Frühlingsgarten, oder ein stilles Thal mit einem herbstlichfarbigen Buchwald am sanften Hügel. Die Hochgebirgswelt in unmittelbarer Nähe zu malen, dazu haben sich fast immer nur Mittelmäßigkeiten für fähig gehalten.

Zwischen den Schneewüsten des Hohen Tauern, in unendlichen Felseneinsamkeiten, kam ich einmal an einer niedern Steinhütte vorüber, die etwa wie eine große Hundshütte aussah. Ein Mensch streckte seinen Kopf aus der Thüre, ein Jünglingsgesicht, das an Wildheit des Ausdrucks alles übertraf, was man sich vorstellen mag. Aber auch die Wilden können bekanntlich gute Menschen sein, sogar bessere Menschen; der Hirtenknabe grinste mich freundlich an und ich betrachtete mir seine Wohnung, die kaum Raum genug bot, daß sich ein Mensch darin ausstrecken konnte. Der Jüngling hatte aber an seiner Thüre vier Gemsen angenagelt, aus frischem Tannenholz geschnitzelt, daran die verschiedenen Sprungstellungen gar nicht ungeschickt wirkten. Bei solchen Wilden fängt also bereits die Kunst an. Und aus der Langenweile scheint sie geboren — aus der Muße eben, so daß man sich nicht zu wundern braucht, wenn eine Zeit ohne Muße es trotz aller Kultur nur zu einer gequälten Kunst bringen kann.

In der Großglockner Gegend wimmelte es von Hochtouristen. Gott mag wissen, was das daheim zum Theil für gedrückte Leutlein sind; aber hier, wie verachten sie da den einfachen Spaziergänger! Jedes Handwerk hat eben seinen Stolz. Und diese Menschen stecken sich fraglos die höchsten Ziele. Das liest man nicht nur auf ihren nervösen Gesichtern (mir war die wilde Harmlosigkeit jenes Hirtenknaben lieber); das zeigen besonders ihre furchtbaren Ausrüstungen. Was will da ein Spaziergänger machen? „spernere sperni“ hat der hl. Bernhard von Clairvau für den höchsten Gipfel der christlichen Weisheit erklärt. Dieser Weisheitsgipfel schien mir leichter zu erklimmen als der Gipfel des Großglockners. Zu ihm, dem Weisheitsgipfel, nahm ich also meine Zuflucht. Und ich schrieb, ausnahmsweise, Verse in mein Wanderbuch. Die letzte Strophe hieß:

> Ich aber, ohne Pickel und Leinen,
> Gänzlich in ihre Verachtung verdammt,
> Weiter wandernd auf Trümmergesteinen,
> Freu' mich des Großen, freu' mich des Kleinen,
> Freu' mich der Sonne, die drüber flammt.

Am wenigsten flammte die Sonne, als ich vom Schrecken aus, über den Cäsar gezogen sein soll, in das Land Italien hinunterschaute. Zwei italienische Zollwächter spielten Bogia, ohne nach mir umzusehen. Ich wollte mein Italienisch probiren, ich sagte: Il cielo d'Italia non è troppo azzurro. O no, Signor, antwortete der Eine, ha dell'aqua. Und sie spielten ihr Bogia in großem Eifer weiter.

Mit meinem Italienisch hätte ich mich nicht so zu beeilen brauchen. In dem nächsten Ort des Königreichs, in dem Dorfe Timau, sprach zu meiner Verwunderung noch alles deutsch. Aber auch weiter den Tagliamento hinunter klangen die Reden zunächst nicht sehr italienisch; der Gruß lautete: bon di. Aber Alles grüßte, Groß und Klein, was da, wo man buon giorno sagt, viel weniger Sitte ist.

Wenn Timau auch sprachlich deutsch ist, seiner Bauart und seinem ganzen Aussehen nach ist es sehr italienisch. Auch die ganze italienische Wirthschaft kann man hier schon gründlich kennen lernen. Ich bin durch ganz Tyrol, Steiermark und Kärnten nicht ein einziges Mal angebettelt worden hier kam mir schon lang vor dem Dorf ein ganzer Haufen verlumpter Kinder entgegen und streckten ihre Händlein aus mit: Bitte, ain Kraizer. In der engen Dorfgasse

kamen sie rottenweise, wie die Ratten, aus den niedrigen schmutzigen Steinhäusern. Ich blieb hartherzig, um sie nicht noch mehr zu locken, erst am Ende des Dorfes vertheilte ich meinen Kupfervorrath. Doch meine Vorsicht war umsonst gewesen, mein Spendiren wurde im Dorf bemerkt, und im Nu war der ganze Haufen hinter mir drein, Hunderte. Ich kam mir vor wie der Rattenfänger von Hameln. Es war unbegreiflich, wo die Fratzen alle gesteckt haben mochten; um sie zu befriedigen, hätte ich einen Rucksack voll Kreuzer haben müssen.

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Drei Jahrhunderte russischer Geschichte. (1598–1898.) Von Dr. Arthur Kleinschmidt, Universitätsprofessor in Heidelberg. Berlin. Johannes Räde. (Stuhr'sche Buchhandlung.) 1898.

Der ausgezeichnete Kenner der russischen Geschichte, Professor Kleinschmidt, gibt in diesem Werke einen Ueberblick der russischen Geschichte seit der Thronbesteigung der Romanows bis heute. Wenn man an der Hand dieses kundigen Führers diese drei Jahrhunderte russischer Geschichte durchwandert, so ist der nächste Eindruck der des Erstaunens über die ungewöhnlich rasche Entwicklung, die Rußland vom Barbarenstaat bis zu einer der leitenden Großmächte der Welt durchgemacht hat. Noch Peter der Große stellte sich seinen Zeitgenossen so vor, wie uns heute etwa ein asiatischer Steppenfürst erscheint. Aus dieser rohen, von Schnaps- und Blutgeruch erfüllten Despotenatmosphäre hob sich das Land im Verlaufe eines Jahrhunderts zur Höhe der führenden Macht im Völkerkampfe gegen die Napoleonische Weltherrschaft empor, und diese Entwicklung vollzog sich überdies im Wesentlichen unter einer Weiberherrschaft. Katharina I., Anna, Elisabeth, Katharina II., — diese Herrscherinnen repräsentiren seit Peter des Großen Tode im ganzen vorigen Jahrhundert — bis auf wenige Jahre, in denen halb verrückte Herrscher am Ruder waren — das russische Zarenthum mit seiner unbeschränkten Machtfülle. Diese weiblichen Selbstherrscher waren obendrein durchweg das, was man in einer anderen Lebenssphäre mit dem Namen „liederliche Weiber" bezeichnen würde. Das alles hat nicht verhindert, daß Rußland in dem einen Jahrhundert von einem Staate, der die civilisirte Welt bald mit Grauen, bald mit Neugier erfüllte, zu einer ersten Macht emporstieg — Kleinschmidt gibt uns in seinem Werke eine knappe und doch anschauliche Darstellung dieses interessanten staatlichen Werdens. Er führt sein Werk bis auf das Friedensmanifest Nikolaus' II. fort, und es kann kaum einen wirkungsvolleren Abschluß gerade für die von Gewaltthaten und Greueln aller Art wimmelnde Geschichte Rußlands geben, als die Proklamation eines zarischen Manifestes, das dem Kriege, der internationalen Gewaltthätigkeit, den Krieg erklärt.

B.

Deutschland. Einführung in die Heimathkunde von Friedrich Ratzel. Mit vier Landschaftsbildern und zwei Karten. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1898.

Dieses außerordentlich geschmackvoll ausgestattete Büchlein verfolgt den Zweck, „belebend auf den Unterricht in der Heimathkunde einzuwirken und die Lust zu wecken, sich von der Heimath eine Kenntniß und Anschauung zu erwerben, an der nicht bloß der Verstand betheiligt ist". Der Verfasser sucht dieses Ziel dadurch zu erreichen, daß er zeigt, wie der Boden und das Volk zusammengehören. Er schildert deshalb den Aufbau und die Geschichte des deutschen Bodens: Hochland und Tiefland, die Gliederung durch die verschiedenen Gebirgszüge, den Wasserreichthum und die Quellen, Seen, Ströme, Flüsse und Kanäle. Er gibt uns ferner eine anschauliche Darstellung von den Küstengegenden und den angrenzenden Meeren; er berichtet von der Geest, der Marsch und den Watten, den Dünen und den nahe gelegenen Inseln. Auch das Klima, die Pflanzen- und die Thierwelt bringt er uns näher. Nach der Darstellung dieser Umgebung des deutschen Volkes betrachtet er dann Volk und Staat selbst, theilt uns das Wichtigste über die Volkszahl und die Volksdichtigkeit und das Wachsthum, sowie über die Gliederung in Städte, Dörfer und Höfe mit. Nach einer kurzen Erörterung über die Herkunft der Deutschen spricht der Verfasser sodann von der Zusammensetzung der deutschen Nation, von dem Verhältniß der Deutschen zu den Nachbarvölkern, von den Fremden, die auf deutschem Boden, und von den Deutschen, die auf fremdem Boden leben. Zum Schluß werden einige politische Charakterzüge der Deutschen geschildert und über die Wehrkraft und die wirthschaftlichen Kräfte des Deutschen Reiches Mittheilungen gemacht. — Man sieht, es ist ein gewaltiger Stoff, der hier auf einem knappen Raum von 332 Seiten sehr übersichtlich zusammengestellt ist. Das Buch verdient auch seiner Handlichkeit und des ungewöhnlich klaren Druckes wegen, der die Werke des Grunow'schen Verlages überhaupt vortheilhaft auszeichnet, Anerkennung.

B.

Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen. Mit Beiträgen von Bailleu, Blencke, Bölsche, Falkenheim, Gaedertz, Hort, Kruse, Marcks, Pfleiderer u. s. w. Herausgegeben von K. Werckmeister. 75 Lieferungen à 1,50 M. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Dies Sammelwerk, auf dessen hervorragende Eigenschaften schon früher hingewiesen worden ist, repräsentirt bereits einen kleinen Schatz vortrefflicher Bildnisse, begleitet von Biographien und Charakteristiken, welche die Bedeutung des Dargestellten in anschaulicher Weise zur Geltung bringen. Den wichtigsten Strömungen des gesammten Kulturlebens wird zugleich die gebührende Aufmerksamkeit zu Theil. Da ist die Philosophie vertreten durch Schelling, Fichte, Zeller, die kritische Theologie durch Schleiermacher, Baur, Strauß, die Geschichtswissenschaft durch Michelet, Droysen, Ranke, Sybel, Treitschke, Görres, Döllinger, Guizot, die Dichtung in ihren verschiedenen Gattungen durch Schiller, Geibel, Scheffel, Hoffmann v. Fallersleben, Fontane, Reuter, Dickens, Thackeray, Tennyson u. s. w. Besonders ausgiebig berücksichtigt sind die Naturwissenschaften mit ihrer Fülle von Bahnbrechern, unter denen nur Cuvier, Gauß, Weber, Herschel, Bessel, Liebig, Bunsen, Buch genannt seien! Die Staatskunst ist repräsentirt durch Metternich, Stein, Peel, Canning, das Kriegswesen durch Blücher, Scharnhorst, Wellington, Boyen, Moltke. Eine stattliche Reihe führt uns die Entwicklung der schönen Künste vor. Um mit Musik zu beginnen, so enthält eine besondere Lieferung die Ergebnisse der Forschungen über Beethoven mit einer ganzen Anzahl gleichzeitiger Bildnisse (auch Karrikaturen) aus den verschiedenen Lebensperioden; es folgen später Donizetti, Boildieu, Lortzing u. s. w., an die sich wiederum die Bühnengrößen Jenny Lind und Rachel-Félix, die Vertreterin des Klassizismus, schließen. Plastik, Architektur und Malerei begegnen wir in ihren Meistern Schwanthaler, Schadow, Schinkel, Klenze, wobei die bayerische Hauptstadt in ihrem heutigen vornehmen Gewande uns erscheint, ferner in Kaulbach, Rethel, Schwind u. s. w. Technik und Industrie fehlen schließlich nicht mit ihren Vertretern Watt, Stephenson, Krupp. Bisher sind 19 Lieferungen erschienen, die ersten 15 bilden den ersten Band mit Titel, für den auch eine geschmackvolle Einbanddecke hergestellt worden ist.

K.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 13. Berlin, den 24. Dezember 1898. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). – Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der preußische Landtag ist auf den 16. Januar einberufen.

Feierlich sind die preußischen Minister zusammengeladen worden, und nachdem sie sich in einer Sitzung des Staatsministeriums vereinigt hatten, wurde die gewichtige Frage von ihnen erörtert, ob es einem Professor an einer königlich preußischen Universität gestattet sein dürfe, eine scharfe und kraftvolle Kritik gegen die Anordnungen eines königlich preußischen Oberpräsidenten zu schreiben und in einer Monatsschrift zu veröffentlichen. Diese Thatsachen kennt man.

Leider aber sind wir nicht unterrichtet über die Reden und Gegenreden, die die versammelten königlich preußischen Minister in Erörterung der Frage ausgetauscht haben, wie weit ein Universitätsprofessor in seiner publizistischen Bekämpfung der Anordnungen eines Oberpräsidenten gehen darf. Es ist ein wahrer Jammer, daß wir die ministeriellen tiefgründigen Ausführungen nicht kennen, die das schwierige Problem behandelten, daß bisher ein Mann der Wissenschaft als Naturforscher und Philosoph freilich die Grenzen unserer Erkenntniß in einer für die dogmatischen Religionen sehr unbequemen Weise verschieben darf; er darf auch bisher als Historiker und Jurist die Politik und das Recht der Vergangenheit kritisiren und selbst ins Gericht mit todten Herrschern gehen, die die Vorfahren des jetzt regierenden Hauses sind; aber bei einem lebenden Oberpräsidenten, da hört die Freiheit der Meinungsäußerung auf.

Zu dieser Ansicht ist wenigstens das Königlich preußische Ministerium in einer gemeinsamen Sitzung gelangt und es wurde hierauf der Welt durch den königlich preußischen Staatsanzeiger verkündet, daß der verwegene Professor wegen seiner verwegenen publizistischen That dem Disziplinargerichtshof zur Aburtheilung zu überweisen sei. Das vollzog sich am Schluß des Jahres 1898, siebenundzwanzig Jahre nach Errichtung des deutschen Reiches und unter einem Kultusminister, der weder Raumer noch Mühler heißt, sondern Herr Bosse, und der zwar nicht beschämt auf lustige Studentenlieder, wie Herrn Mühler, zurückzublicken

hat, aber auf eine sehr bedenkliche liberale Festrede, in der von der Freiheit des schriftstellerischen Berufes und der Freiheit der Meinungsäußerung Worte stehen, die einen Disziplinargerichtshof künftig vielleicht in Bewegung setzen werden.

Der Professor, gegen den der Disziplinargerichtshof ein peinliches Verfahren einzuleiten hat, ist diesmal — natürlich kein Sozialdemokrat, denn die werden nicht Professoren, kaum Privatdozenten auf Lebenszeit — er ist auch nicht einmal ein Freisinniger, er ist ein Konservativer mit selbstständigen, unabhängigen Anschauungen, die sich manchmal mit liberalen Anschauungen berühren und die ihrer Selbstständigkeit wegen stets auch auf der Linken Beachtung zu finden pflegen; sein Name ist Professor Hans Delbrück, ein Historiker von Ansehen und ein durch und durch königstreu und national gesinnter Mann. So bösartig beschaffen ist der Angeklagte, und seine ruchlose That hat er begangen in den „Preußischen Jahrbüchern", einer vornehmen ernsten Monatsschrift, in der er über die dänischen Ausweisungen geschrieben hat mit der Entrüstung eines guten Patrioten, der durch eine Maßregel von nutzloser, Deutschland international, politisch wie handelspolitisch schädigenden Härte in Zorn gebracht ist.

Patriotischen Zorn darf man wohl mit Erlaubniß der Regierung und unter Leitung der Regierung empfinden, aber gegen einen veritablen Oberpräsidenten darf man unter Herrn Bosse diesen Zorn nicht aussprechen, wenn man königlich preußischer Professor ist. Arme preußische Professoren, die unter Herrn Bosse nicht einmal das Recht genießen sollen, über das ein jeder Staatsbürger verfügt, — nämlich seine Meinung frei auszusprechen. Man sollte die Consequenzen einer solchen Auffassung ziehen und das russische Vorbild nicht unbeuutzt lassen. Es ist für Rußland noch nicht lange her, daß dort zu Kuratoren der Universitäten abgedankte Generale verwandt wurden und die sind jedenfalls viel geeigneter, für eine gute Disziplin und Zucht zu sorgen als ein Zivilist, denn wir fürchten mit hoffnungsvoller Zuversicht, daß unter den Zivilisten eine Gestalt, wie Herr Bosse, sogar in heutigen Zeiten noch eine auffallende Erscheinung ist. Und weil dem so ist, hat Herr Kultusminister Bosse jetzt wenigstens einen gesicherten Anspruch auf die Beachtung der Nachwelt, wie er dieser Beachtung durch die Mitwelt schon theilhaftig ist.

Es gibt ein System Bosse.

Man thäte Unrecht, wollte man Herrn Bosse als den Träger eines selbständigen Systems hinstellen. Dieses System ist vielmehr vollständig unpersönlich, und es erstreckt sich daher auch nicht allein auf die Angelegenheiten des Kultusministeriums. Sein charakteristisches Merkmal ist eine schwächliche und kleinliche Reaktion; keine Reaktion hinter der ein Bismarck und ein Roon steht, sondern epigonenhafte, zaghafte Reaktionäre, denen der eigenwillige Trotz starker Naturen gegen Liberalismus und Humanität fehlt; denen jenes schroffe Selbstgefühl abgeht, die öffentliche Meinung herauszufordern, und die immer wie gedrängt und geschoben ausschauen, wenn sie wiederum den modernen deutschen Riesen mit ein paar armseligen Fäden die Brust umschnüren und ihm das freie Athmen erschweren.

Ob es sich nun um russische Gänse oder um amerikanischen Speck; um dänische Knechte oder um jüdische Lehrerinnen handelt; um einen gemaßregelten Professor oder um einen nicht bestätigten liberalen Kommunalbeamten — der Charakter des Kleinen und Schwächlichen bleibt den Versuchen; wir haben kein derbes Junkerministerium, sondern ein Ministerium der Schwäche im Widerstand oder auch der schwächlichen Sympathie gegenüber der Reaktion.

Und hinter diesem Ministerium, das entschlußlos — bald scheinbar liberalisirend, bald reaktionär — umherwankt, wittert man Kräfte, die augenscheinlich bestrebt sind, durch eine Häufung von einzelnen Differenzen eine Lage zu schaffen, aus der ein ernster und entscheidender Konflikt entsteht; einer von jener Art, der die Regierung alsdann an die Kreuzzeitungspartei bindet.

Zu dieser Situation gehört es denn auch, daß der frühere Kultusminister Herr von Zedlitz-Trützschler auf den Oberpräsidenten-Posten nach Kassel berufen wird.

Herr von Zedlitz, der Vater des durch den Unwillen der liberalen Bevölkerung gescheiterten Unterrichtsgesetzes, ist als Mensch eine der sympathischsten Personen seines Schlages. Er ist nicht bornirt; er ist nicht hochmüthig; er besitzt die Vorurtheilslosigkeit auch entgegengesetzte Meinungen zur Prüfung zuzulassen; er vermag sogar einzelne liberale Anschauungen sich anzueignen; er ist also durchaus kein Reaktionär des landläufigen Typus. Aber diese persönlichen sympathischen Eigenschaften können doch über die Thatsache nicht hinwegtäuschen, daß auch Herr von Zedlitz kirchlich, wie politisch den Rückschritt repräsentirt; nicht die Reaktion mit Scheuklappen und nicht die Köller'sche Reaktion der Jovialität mit dem umgeschnallten Polizeisäbel; es ist die urbane Reaktion mit guten Manieren und mit einer gewissen sympathischen Beweglichkeit, die modern anmuthet; aber auch er ist in seinen letzten und wichtigsten Zielen der Träger einer rückläufigen Politik.

Jedes Einzelne der reaktionären Symptome fordert in seiner Kleinheit eher zum Spott als zur Entrüstung heraus, aber sie alle zusammen sind doch sehr ernst zu nehmen. Auch kleine Dosen Gift, wieder und wieder gegeben, untergraben schließlich einen gewaltigen Körper von robuster Gesundheit. Es scheint, daß man es bei uns mit der homöopathischen Reaktion einmal versuchen will, und es wird nöthig sein, daß sich die Bevölkerung in Preußen und im Reiche immer unzweideutiger und kraftvoller darüber äußert, wie sie über unsere kleinen politischen Rückschrittshomöopathen denkt.

Der letzte Londoner „Sunday Special" bringt über die politische Lage Frankreichs einen Artikel, der Beachtung schon aus dem Grunde verdient, weil er eine Fülle thatsächlichen Materials beibringt. Und dieses Material, das so viel wichtiger ist als sogenannte Stimmungsbilder, dient dazu, um die folgende These zu erweisen: Das französische Volk ist müde der Republik und vor allem des parlamentarischen Systems. Das Heer in seinen Spitzen haßt dieses System, und die Bevölkerung, soweit sie ihm nicht feindlich oder indolent gegenübersteht, beginnt an den heutigen Institutionen zu verzweifeln. Das ist ein Zustand, geschaffen, um einen Zusammenbruch herbeizuführen. Den erwartet denn auch der Schreiber jenes Artikels; er rechnet mit Wahrscheinlichkeit auf einen militärischen Staatsstreich, der ernsten Widerstand nicht finden werde; er glaubt ferner prophezeien zu können, daß der einzig mögliche kommende Mann ein Napoleonide und zwar der Prinz Victor sein werde. Die Orleans haben keine Zukunft, und auch kein General könne bei dem Neid der andern Generale für seine Person auf einen Erfolg rechnen. Aber die Zurlinden und Mercier und Ihresgleichen würden schließlich den Prinzen Victor auf den Thron setzen; er sei der „Emperor of To-morrow".

Sollte trotz der Erinnerungen an Napoleon III. ein neuer Napoleon Aussicht haben? Dann müßten die Franzosen viel, sehr viel vergessen haben.

Wie zutreffend diese Mittheilungen sind, kann nur die Zukunft lehren; aber es bleibt charakteristisch für die Zustände Frankreichs, daß in einer ernsten Studie, die Individualität der einzelnen Generäle, die Organisation des Heeres, die Stimmung der Bevölkerung, die Zusammensetzung und Widerstandskraft des Parlaments sachlich abgewogen werden, um schließlich als den wahrscheinlichen Abschluß den Staatsstreich hinzustellen.

Nach einem solchen Staatsstreich würde Frankreich alsbald ein Faktor internationaler Beunruhigung werden; denn ein Usurpator muß in Frankreich auf internationales Prestige hinarbeiten.

* * *

Bismarck Posthumus.

III.*

In einer alten von einem Jesuiten verfaßten Chronik ist folgende schöne Geschichte zu lesen. Zur Zeit Philipps II. hatten die Blinden in Madrid das Privilegium, die sensationellen Neuigkeiten in den Straßen auszurufen; sie besaßen das Monopol des Handwerks der heutigen Extrablätter. Eines Tages schrie ein solcher Blinder den Bericht eines schönen Seesieges über die afrikanischen Piraten aus. Zwei spanische Kriegsschiffe hatten einen algerischen Kutter weggenommen und in den Hafen von Cadiz gebracht. Da ging ein Mann auf den Blinden los und raunte ihm ins Ohr: warum schreist du nicht auch aus, daß, wie du weißt, die algerischen Seeräuber gleichzeitig an einer anderen Stelle drei spanische Galleonen gekapert haben? — Das, antwortete der Blinde, geht mich nichts an, das ist die Sache der Blinden von Algier. Der Blinde kannte die Quintessenz der politischen Behandlung der Dinge. Dem politischen Virtuosen kommen die Eingebungen dieser Taktik nicht erst durch Reflexion. Sie liegen ihm im Blute. Und die Grundursache davon ist: er sieht von Natur Alles nur so, wie es ihm paßt.

Niemand hat entschiedener und öfter als Bismarck ausgesprochen, daß es keine dauernde Wahrheit gebe, daß nach Umständen bald das Eine, bald das Andere als das Richtige hingestellt und befolgt werden müsse. In Busch (I. S. 519) ist auch ein langes Zitat dieses Inhalts. Man könnte die Behauptung, einschränkend, nur für die Politik gelten lassen wollen. Aber die Politik war sein Alles, und in Wirklichkeit umfaßt sie auch Alles. Wenn man z. B. die Relativität von wahr und falsch auf den Krieg gegen das Papstthum und den Frieden mit demselben ausdehnen will, was bleibt da noch übrig, um nicht relativ zu sein! Schon Andre haben vor Bismarck diesem Prinzip der Prinziplosigkeit gehuldigt.

Paris vaut bien une messe. Der französische König hat es auch ein andermal noch ausführlicher formulirt, daß ein großer Herrscher einmal das Eine, ein andermal das Andere vertreten müsse, je nach dem souveränen Gesetz der Zeiten. Bismarck hat denselben Gedanken so oft variirt, daß er eine Art Gemeinplatz geworden ist. Seine blinden Nachbeter waren gezwungen, sich ihn anzueignen. Er hatte einen merkwürdigen Instinkt dafür, was man den Menschen bieten und wie man sie umstimmen könne. Das Meisterwerk war ja der „Bruderkrieg“ zwischen Deutschen. Welch ein Schaudern war noch im Mai 1866 in der großen Zahl, und dann welche Bekehrung in beinahe allen Reihen! Mit dem Schutzzoll auf Getreide ging es in verjüngtem Maße ebenso. Die Erfindung, wie man den Bauer gegen den Städter mobil machen könne, war sein Werk. Auch die Untergrabung des Liberalismus durch die Sozialdemokratie hat er deutlich ins Auge gefaßt, wenn schon die Durchführung nicht ganz nach seinem Plan gelang. Das Stärkste war immerhin die Evolution vom Kulturkampf zum Frieden mit dem Ultramontanismus. Nur wer die Zeiten vor dreißig Jahren miterlebt hat, kann dies im vollen Maße würdigen. Damals war der protestantische Eifer gegen den Katholizismus die Quintessenz der Bismarckbegeisterung für ganze große Gebiete Deutschlands. Wie viele Pastoren hielten zu meinem in diesem Punkt so unvollkommenem Subjekt nur darum, weil ich überhaupt mit Bismarck ging. Und das Merkwürdigste war, daß ihm nicht schadete, als er auf die entgegengesetzte Seite trat. Er wußte, welch ein armes Ding die Logik ist, wenn die Macht der Thatsachen sie nicht anerkennt.

Wer sich als einen solchen Virtuosen in der Kunst der Menschenbeherrschung bewährt hat, der kann schon als Zeuge dafür gelten, daß es keine Redensart ist, wenn behauptet wird, die Tagespresse sei die größte Macht des Tages. Auch Napoleon, zu dessen Zeiten sie noch in den Kinderschuhen steckte, war unablässig hinter ihr her, mit Verfolgungen, mit Berichtigungen. Nichts war auch ihm klein darin. Es ist belehrend, aus Busch zu sehen, wie die großen Blätter ununterbrochen mit des Kanzlers Ideen gespeist wurden. Alle Künste kamen dabei zur Verwendung. Korrespondenzen aus Rom, aus Madrid, aus Wien oder aus Darmstadt wurden, mit allen Merkzeichen der Echtheit versehen, in der Wilhelmstraße fabrizirt. Wenn der Inhalt zu anstößig für die großen respektablen Blätter war, entschloß man sich, sie einem „entfernten Schandblatt“ wie Busch es nennt, einzuflößen. Der Welfenfonds hatte einen breiten Rücken. Als einen der Höhepunkte des Treibens kann man die Episode vom Frühling 1877 bezeichnen (neben der von 1888), als Bismarck den Hebel seiner beabsichtigten Demission, wie so oft früher und später, aber damals mit dem äußersten Nachdruck ansetzte. Wie wenig ernst es ihm damit im Grunde war, darauf kann man aus den Erlebnissen des Jahres 1890 den Rückschluß machen. Busch druckt in dem ersten der drei englischen Bände sämmtliche damals auf Bismarcks Anordnung veröffentlichten Artikel aus den „Grenzboten“ wieder ab. Dieser Preßfeldzug wurde auch Anlaß, daß Busch, welcher fünf Jahre vorher in Ungnade gefallen war (und wohl nicht ohne Ursache), wieder zu Gnaden aufgenommen wurde, des edlen Zweckes wegen. Mit Wonne schwelgt er in der Beschreibung dieser rührenden Versöhnungsscene. Lothar Bucher arbeitet als einer der Hauptmaschinisten mit. Sein Famulus Busch badet sich in dem giftigen Strom, der mit Vorliebe gegen die Kaiserin Augusta, gegen alle der Wilhelmstraße verdächtigen Personen losgelassen wird. Man muß ihn zügeln. „Gamaliel“, so heißt der Kanzler in ihrer Zigeunersprache, findet die Dosen hie und da zu stark; das Gift muß subtiler destillirt werden. Ob Busch selbst an die Absicht der Demission geglaubt hat, ist gleichgültig. Er besorgte sein Geschäft. Bucher war wohl gläubig. Sein menschenfeindlich mystisches Wesen hatte sich ganz sklavisch den Suggestionen seines mächtigen Herrn ergeben. Geargwohnte Verschwörungen gegen denselben mit Schmähschriften zu bekämpfen, war ihm ein Genuß, wie einige Jahre später die Lancirung seiner anonymen Flugschrift gegen den bösen Cobdenklub und die ihm verkauften deutschen Freihändler. In den Tagen, wo die Demissionskomödie auf ihrem Höhepunkt stand, begegnete ich ihm eines Abends auf der Straße. Wir blieben eine kurze Weile im Gespräch zusammenstehen. Ich erwähnte, daß ich auf dem Wege zum Theater sei. Wie man an Vergnügungen denken könne in einem Augenblick, wo solch eine Katastrophe spiele! Ich glaube, es war ihm ganz ernst damit. Das Schönste dabei war, daß im Mittelpunkt des ganzen Intriguenspiels die Anklage gegen den Ultramontanismus stand und die angebliche Bedrohung, daß Deutschland ihm durch die Kaiserin Augusta, ihren Hof, Schleinitz, ja durch die Urprotestanten Geffcken und Max Müller unterworfen werden sollte. Zwei Jahre darauf machte Bismarck seinen Frieden mit dem Centrum, beseitigte den Kulturkampf und den Minister Falck, der 1877 als der Hort des Reichs in Schutz genommen worden war, als den wahren Uebelthäter. Und die Ironie des Schicksals wollte, daß der Kanzler, welcher den Krieg gegen den kaiserlichen Hof wegen seiner Hinneigung zu Windthorst führte, im März 1890 unter anderen Motiven wegen einer geheimen Besprechung mit Windthorst entlassen wurde.

Tiedemann hebt als charakteristisch hervor, daß der Kanzler einem Gegner nicht gerecht zu sein vermochte. Das war auch nie seine Absicht. Wer sich ausschließlich der Bekämpfung seiner Gegner widmet, thut am besten, gar nicht erst über die Möglichkeit ihrer Berechtigung nachzudenken. Diesem praktischen Instinkt folgte Bismarck von selbst. Ja, sein Naturell erleichterte ihm diese Aufgabe, indem es ihm von vornherein alle Lust, man könnte sagen, die Fähigkeit versagte, einen Gegner oder überhaupt einen Anderen als sich selbst zu verstehen. In einem Briefe an Gerlach schreibt er 1857: „Die Fähigkeit, Menschen zu bewundern, ist in mir nur mäßig ausgebildet, und es ist vielmehr ein Fehler meines Auges, daß es schärfer für

*) Siehe vorhergehende Nummer. Am Schluß derselben ist der Name des Staatssekretärs von Thile statt von Thiele zu lesen.

Schwächen als für Vorzüge ist.“ Wer immer in seinen von ihm selbst, von Anderen und namentlich auch in den von Busch aufgezeichneten Aeußerungen jemals genannt worden ist, wird beim Lesen dieser Verdikte lächeln über die Auffassung seiner Motive und Zwecke, der er da begegnet. Es ist auch, ohne Unterschied der Lage und Persönlichkeiten, immer die nämliche. Wer etwas andres will als er, thut das vor Allem aus persönlicher Feindschaft gegen ihn. Alte feste Freihändler z. B. stellen sich seinen schutzzöllnerischen Plänen nur gegenüber, weil sie von ihm kommen. Sonstige Gründe haben sie dafür nicht. Höchstens kommt noch etwas Anderes dazu: sie sind Streber, sie wollen die Gunst einflußreicher Personen ergattern, natürlich nur, um sich selbst emporzuschwingen. Bosheit gegen ihn oder Stellenjägerei, ein Drittes gibt es nicht. Im Anfang der achtziger Jahre, wo seine Macht so bombenfest stand, daß Alles vor ihm zitterte, wo nur ein Narr sich hätte vornehmen können, ihn zu stürzen, sieht er in jedem Andersmeinenden einen Rivalen, der sich an seine Stelle setzen will. Wenn er mit dem Vorsatz, Hamburg in den Zollverein einzuschließen, auf Widerstand stößt, erklärt er es aus den partikularistischen Neigungen seiner Gegner und den Sympathien der großen Kaufmannstadt für die „sozialdemokratische“ (!) Republik. Seine Gegner waren zwar in erster Reihe die Freihändler, und darunter Männer wie Delbrück und die höchsten Würdenträger der Hamburger Bürgerschaft. Doch was geht das ihn an! Auch hier wieder triumphirt er mit einem krassen Umschlag der Stimmung. Am 25. Mai 1881 sprach noch auf der Tribüne des Reichstags einer der mildesten aller Volksvertreter, der Abgeordnete für Hamburg, von dem „blutenden Herzen“ der aufgeregten, vergewaltigten Stadt; und später — welch ein begeisterter Kultus für den ehemaligen Dränger, woran der Reflex der illustren Nachbarschaft nicht unbetheiligt sein mochte.

Ueber den ersten Anlaß zu dieser Einbeziehung der Hansestädte in den Zollverein kursirten verschiedene Angaben, die sich auf persönliche Erlebnisse Bismarck's aus zöllnerischen Erfahrungen bezogen. Eine Version sehr glaubhafter Art, die aus der besten Quelle stammt, ist mir vor Jahren mit allen Einzelheiten von einem ganz unparteiischen Hamburger Notablen mitgetheilt worden. Aber man muß sich nicht aus solchen Beobachtungen zu ähnlichen Ungerechtigkeiten verleiten lassen, wie Bismarck sie gegen Andere zu verüben pflegte. Es gehörte eben zu seiner persönlich konzentrirten Denkweise, daß er seine eignen Eindrücke verallgemeinert zum Maßstab der Dinge überhaupt erweiterte.

In der Zeit, wo er mit dem Plan umging, das gesammte deutsche Eisenbahnwesen den Einzelstaaten abzunehmen und in das Machtgebiet des Reiches zu verlegen, lud er mich zu einer Besprechung dieses Projektes unter vier Augen ein. Ich war meinerseits durchaus kein Gegner dieses Planes, der übrigens nicht auf einen Eigenthumsübergang der Bahnen an das Reich, sondern auf ein Oberaufsichtsrecht hinaussteuerte — allerdings ein viel stärkeres, als es nachmals in dem unbedeutenden Reichseisenbahngesetz verwirklicht wurde. Es fiel mir aber in seiner sehr ausführlichen Motivirung doch auf, wie nach seiner eigenen Darstellung der erste Anlaß zu dem ganzen Gedanken unter anderem davon herrührte, daß er eines Tages wegen Verspätung eine halbe Stunde im Bahnhof auf einen Zug hatte warten müssen. Man kann gewiß nicht sagen, daß er das Reichseisenbahnsystem nur gewollt habe, um sich für die Zukunft ähnliche Unbequemlichkeiten zu ersparen. Und doch hatten die beiden Dinge eine psychologische Verbindung unter einander. Und bei anderen größeren und kleineren Anlässen ist es wohl ebenso gewesen. Tiedemann erzählt, wie die von ihm dem Fürsten eines Tages vorgetragenen Klagen eines ihm befreundeten Fabrikanten von Laubholzsägen, der durch die französische Konkurrenz zu Schaden gekommen war, plötzlich die Gedankenreihe der Schutzzollpolitik in ihm angeweckt und ihn zu einer Reihe vorbereitender Schritte für dieselbe veranlaßt haben. „Das schutzzöllnerische Steinchen war ins Rollen gekommen.“ (Es wird diesmal doch noch anderes, längst Vorbedachtes mitgewirkt haben.)

Dergleichen persönliche Eindrücke verfehlen auch auf Menschen ganz anderen Kalibers zuweilen ihre Wirkung nicht. Lasker war gewiß seiner ganzen Anlage nach in seinem Verhalten zu den öffentlichen Angelegenheiten selbstlos zu nennen. Gleichwohl hat in seiner Stellungnahme gerade zu der obengenannten Hamburger Angelegenheit ein individuelles Erlebniß eine Rolle gespielt. Er war einmal auf einem Ausflug nach Holstein bei dem Eintritt aus Hamburg nach dem Zollgebiet und bei der Rückreise genöthigt worden, sein Reisesäckchen den Mauthbeamten zu öffnen. Daß dies an den Binnengrenzen des Deutschen Reiches geschehen konnte, hatte seinen nationalen Sinn empört, und diese Reminiscenz kam in seinen Aeußerungen zum Vorschein, als es sich um das Anschlußgesetz handelte. Er stellte sich auf Bismarck's Seite, gewiß nicht um dieser Reminiscenz allein willen; aber wer kann sagen, welches Gewicht das Reisetäschchen in seine Gesammtauffassung geworfen hatte! So stimmte er gegen mich und für Bismarck; von ihm bestimmt noch mancher andre, und vielleicht hat das Säckchen die Entscheidung gegeben. Bismarck hat's ihm, beiläufig gesagt, nicht gedankt, er hat nur verächtlich über ihn mit seinen Getreuen gesprochen, wie über die Meisten.

Den krassesten Effekt auf diejenigen, welche in Bismarck nicht nur den eminenten Politiker bewundern, sondern ihn als einen makellosen Heiligen anbeten, müßten Busch's Enthüllungen über sein inneres Verhalten zu Kaiser Wilhelm I. hervorbringen, wenn Anbetung überhaupt mit Urtheil etwas zu thun hätte. Wer den Kanzler immerhin noch als einen Menschen ansah, und einigermaßen aus der Nähe, konnte allerdings über die Aufrichtigkeit seiner Schwärmerei für die Monarchie und für den bestimmten Monarchen nie im Zweifel sein. Ueberraschend in Busch's Enthüllungen ist nur der Eifer, mit dem die Wirklichkeit des Sachverhalts bescheinigt wird, nicht nur unter der Feder des dienstwilligen Berichterstatters, sondern auch ohne Zweifel unter treuer Wiedergabe des allereigensten Wortlautes. Obgleich die ganzen drei Bände von solchen Reden wimmeln, unter denen auch Bismarck's Urtheil über die drei Könige, die er in ihrer „Nacktheit“ vor sich gesehen, figurirt, ist doch die am Ende des zweiten Bandes geschilderte Episode ein Non plus ultra von Nudität, so charakteristisch für das Original und den Darsteller, daß man sie nicht stillschweigend übergehen kann.

Auf Seite 446 u. ff. des zweiten Bandes erzählt Busch ausführlich, wie ein gewisser Artikel zu Stande kam, der ursprünglich, wie schon oft, für den in London erscheinenden „Daily Telegraph“ bestimmt war, mit der Berechnung, daß er von da in deutsche Blätter übergehen solle. Bucher kam zu Busch in dessen Privatwohnung, um ihm den Artikel zu diktiren. Es handelte sich wieder einmal um eine der zahlreichen „Krisen“, zu deren Lösung die Drohung mit einem Entlassungsgesuch des Kanzlers inscenirt werden mußte, um den Kaiser zum Nachgeben zu stimmen. Im Eingang wird hingeworfen, daß Hindernisse, die dem Kanzler von dieser Seite kommen, gerade deshalb so aufregend auf ihn wirken, weil sein zartbesaitetes monarchisches Gemüth so verwundbar sei. Dies gehe bis zu wahrhafter Schwäche, dem sei nun einmal nicht abzuhelfen. Seine Hingebung an die Monarchie liege ihm seiner Herkunft und Erziehung gemäß im Blute, sie lasse sich am besten als eine Art „Carlismus“ bezeichnen. An dieser Stelle, die auf einen an die Geistesrichtung der fanatischen Anhänger der spanischen Legitimität erinnernden Zug hindeuten soll, kann der Schreiber sich nicht enthalten, seinen Bericht mit einer Parenthese zu unterbrechen. Er definirt selbst den Ausdruck „Carlismus“ als „übertriebene Loyalität“ und setzt hinzu:

„Dabei begegneten sich die Blicke der beiden Auguren (Bucher und Busch) und tauschten ein vielbedeutendes Lächeln aus“.

Dann diktirt Bucher weiter:

„Wir bedauern, einräumen zu müssen, daß seine Hingebung an sein Vaterland und sein Volk sich dem Dienst seines Königs unterordnet“.

Dazu in Parenthese: „Die beiben Auguren grinsten sich von neuem an“.

Und zum Schluß bemerkt Bucher seinem Kameraden, daß das Wort „Carlismus“ von Bismarck selbst vorgeschrieben, wie das Ganze dessen Haupt entsprungen sei. Der gesammte Hergang ist so lebhaft geschildert und entspricht in allen Einzelheiten so sehr dem in dieser Preßvehme herrschenden Geist, daß über die Wahrheit kein Zweifel bestehen kann. Aus den — ganz überflüssiger Weise — parenthetisch angeschlossenen Bemerkungen des Schreibers springt sichtbar in die Augen, wie kannibalisch wohl sich bie beiden Janitscharen fühlen, baß ihr Herr und Meister ihnen die Ehre anthut, seine Verstellungskunst so splitternackt vor ihnen zu zeigen. Das kommt noch an vielen andern Stellen zum Vorschein, wenn auch nicht so stark unterstrichen, wie hier. An einer andern vergleicht Busch den Stil eines kaiserlichen Briefs an Bismarck mit dem des bekannten Kladderadatschbörsenjuden Zwickauer. Es war aber barum doch durchaus nicht geradezu Heuchelei, wenn Bismarck von seiner Hingabe an „seinen alten Herrn“ als seinem einzigen Motiv und seinem alleinigen Ideal sprach. In dieser unvollkommenen Welt darf man niemals das Gesetz des Widerspruchs und der Wandelbarkeit, dem die endlichen Dinge gehorchen, vergessen. Es gilt natürlich auch für einen so eminent praktischen Geist wie Bismarck. Ich sehe ihn noch vor mir stehen, wie er von der Ministerbank aus dem Reichstage den Tod Kaiser Wilhelms verkündete, die letzten Augenblicke schilderte, der Trauer des Vaterlandes erhabenen Ausdruck gab. Ohne Zweifel war auch hier die in diesem Fall gebotene Inscenirung dabei. Wer verstand sie besser als er, wo sie sich empfahl, wenn schon er allem überflüssigen äußeren Apparat abhold war! Auch dieser ward nur herbeigeholt, wo er ihm dienen sollte, aber dann virtuos. Gewiß war er in jenem Augenblick wirklich bewegt und ergriffen. Es lag kein Grund vor, anbers zu fühlen, und mancher Grund, den Ernst des Vorgangs auch für sich zu empfinden. Auch die von ihm selbst verfaßte Grabschrift war gewiß ernst gemeint, wenn schon sie, in der er sich den treuen Diener des ersten Kaisers nennt, weil aus den letzten Jahren stammend, einen polemischen Hintergrunb hatte. Wenn der Kanzler seinen Zorn über den Widerstand des Reichstags ausschüttete und ihm entgegenschleuderte, die Könige von Preußen seien keine Schattenherrscher, und ihr Wille sei allem sein oberstes Gesetz, so füllte das wohl im selben Augenblick sein ganzes Gemüth aus. Aber wenn er unter vier Augen oder brieflich einige Mal sagt, eigentlich sei er Republikaner, d. h. er könne keinen Menschen über sich stellen und habe keinen Respekt vor den Gesalbten bes Herrn, die er so sehr aus ber Nähe kennen gelernt, so ist das auch sein aufrichtiges Bekenntniß. Einer meiner nächsten Freunde kam eines Tages aus einer Audienz, die er bei Bismarck gehabt hatte, zu mir und erzählte mir, er habe im Nebenzimmer anfangs auf den Kanzler warten müssen, der von einem Vortrag im Schloß zurückerwartet wurde. Nun trat er stürmisch ein, schleuderte die Mütze auf den Stuhl und warf ungestüm die Schiller'schen Worte laut hin: „Ich kann nicht Fürstendiener sein“ — sich selbst ironisirend, wie ihm oft geschah. Sein Monarchismus gehörte eben zur Erfüllung seiner Lebensaufgabe unb, soweit er dazu nöthig war, war er echt, unter Umständen heroisch. Im Lauf der Zeiten war er durch die Reibungen mit dem Monarchen und gar noch mit den übrigen deutschen Fürsten, die doch eigentlich an Gottesgnadenthum gleichwerthig sein mußten, zersetzt worden, umgekehrt, wie es mit seinem Deutschthum ging.

Ursprünglich war er nur preußisch und geradezu antideutsch. In dem Maße, als seine Lebensaufgabe sich steigerte und erweiterte, hob er sich über das Preußische zum Deutschen hinauf. Wie oft ist später derselbe Mann, der einst die schwarzweiße Fahne für bie einzig erlaubte erklärt hatte, gegen den preußischen Partikularismus zu Felde gezogen! Und so ging es mit den meisten Dingen. Bald spottet er im Stillen über den „Fürstenpöbel“ (the princely mob im englischen Text), bald sind ihm die deutschen Fürsten bie einzigen Patrioten, bie er rühmenb dem Reichstag als Exempel vorhält, natürlich, wenn der Reichstag ihm nicht folgen will, während die fürstlichen Minister vor ihm zittern. Wenn er gegen den preußischen Partikularismus loszieht, sind es vor Allem die „Geheimen Räthe“, die seine Nerven reizen. Thörichterweise hat die sich an dieser Kritik ergötzende Menge ihm oft dabei zugejubelt. Aber was ihn gegen diese Geheimen Räthe aufregte, waren nicht ihre Mängel, sondern ihre Vorzüge, die sachliche Strenge der alten gewissenhaften Bureaukratie, welche die Dinge nicht nach seinem jeweiligen Belieben, sondern nach der Natur ihrer Aufgabe behandeln wollte. Daher seine Angriffe gegen den „Ressortpatriotismus“, wie er in den Parlamenten nur Fraktionspolitik erblickt. So sah und fühlte er jeweils das von ihm für recht und nützlich Erachtete als kategorischen Imperativ. Auf demselben Wege gelangt er in den „Erinnerungen“ auch zu der interessanten Digression über den im deutschen Volk herrschenden Partikularismus, den er mehr aus der Anhänglichkeit an die Dynastien als aus der landschaftlichen Eigenliebe ableitet — eine Behauptung von zweifelhafter Richtigkeit. Wie stimmt dazu u. a. der Frankfurter, der Hamburger Partikularismus?

(Fortsetzung folgt.)

L. Bamberger.

Die Desorganisation des englischen Liberalismus.

Der Rücktritt Sir William Harcourt's von ber Führerschaft der liberalen Partei in England ist ein politisches Ereigniß, das, anscheinend aus persönlicher Empfindlichkeit hervorgegangen unb nur die englischen Parteiverhältnisse berührend, doch die Lage des gesammten europäischen Liberalismus in charakteristischer Weise illustrirt.

Seit Glabstone's Ausscheiden aus bem aktiven politischen Leben befindet sich der englische Liberalismus in einer ernsthaften Krisis. Bekanntlich war zuerst Lorb Rosebery an die Stelle des alten Führers getreten, der übrigens auch in den letzten Jahren seiner Parteiherrschaft bie disparaten Elemente — selbst nach dem Ausscheiden ber liberalen Unionisten — nur mit Mühe im Parteiverbande zusammenhielt. Lord Rosebery's Nachfolgerschaft in der Leitung der liberalen Partei und an ber Spitze des Kabinets war zum Theil darauf zurückzuführen, daß er unter allen liberalen Staatsmännern sich der größten Beliebtheit bei Hofe erfreute; und wenngleich die Königin auch einen ihr nicht sympathischen liberalen Politiker zu Gladstone's Nachfolger berufen hätte, wenn die liberale Partei über die Nachfolgerschaft selbst völlig einig gewesen wäre, so spielte begreiflicher Weise das größere königliche Wohlwollen eine Rolle, als die Wage zwischen Lord Rosebery und Sir William Harcourt schwankte. Da Rosebery dem Oberhause angehörte, fiel die Leitung des Unterhauses naturgemäß seinem Rivalen Harcourt zu, ein Verhältniß, das nicht dazu beitrug, die politische Aktion der liberalen Partei geschlossener und einheitlicher zu gestalten.

Die Schwierigkeiten dieses thatsächlichen Doppelregiments wuchsen, als das liberale Ministerium kurz vor den letzten Wahlen durch das gegenwärtige konservativ-unionistische Kabinet abgelöst wurde. Der Schwerpunkt der nunmehr rein oppositionellen Thätigkeit fiel jetzt in noch viel höherem Grade als bisher in das Unterhaus. Lord Rosebery legte deshalb in richtiger Erkenntniß der veränderten Lage die Führerschaft ber liberalen Partei im Jahre 1896

nieder und Sir William Harcourt trat als anerkannter Führer an seine Stelle. Die Aufgabe, die er im Unterhause zu erfüllen hatte, war eine höchst schwierige: nicht nur, daß er als Führer einer in hoffnungsloser Minderheit befindlichen Partei sich außerstande sah, bedeutendere parlamentarische Erfolge zu erzielen, trat auch sichtbar eine Desorganisation der liberalen Partei zutage, die, seit längerer Zeit durch die ganze politische Entwicklung vorbereitet, durch allerlei persönliche Gegensätze zwischen den führenden Männern weiter gedieh. Die liberale Presse zeigte sich in wachsendem Grade unzufrieden mit der Leitung der Partei; die Gerüchte von persönlichen Rivalitäten aller Art hörten nie auf und die Frage einer Verjüngung des Liberalismus durch Modifizirung des alten Programms wurde unablässig erörtert.

Diese fortgesetzte Unzufriedenheit in den Reihen der Liberalen ist die begreifliche Ursache des Schrittes, den Sir William Harcourt vor einigen Tagen gethan hat. Die Form, in der er seinen Entschluß, zu resigniren, kundgegeben hat, zeigt die tiefe Verstimmung, die den alten verdienten parlamentarischen Kämpen ergriffen hat. Während Lord Rosebery seiner Zeit ohne jedes äußere Zeichen der Verstimmung die Führerschaft niederlegte, gab Sir William Harcourt seinen Entschluß in einem Briefwechsel mit John Morley kund. Sein Schreiben an Morley und dessen Antwort kamen gleichzeitig zur Publikation, und man ersieht aus dem Briefwechsel, daß Harcourt in vollständigem Einverständniß mit Morley gehandelt hat. John Morley billigt Harcourt's Entschluß ausdrücklich, unter völliger Anerkennung der unausgesprochenen Motive, die Harcourt zur Niederlegung der Führerschaft bestimmt haben.

Gerade dieses offene Zusammenwirken von Harcourt und Morley ist politisch besonders charakteristisch. Diese beiden Staatsmänner repräsentiren in der liberalen Partei Englands die spezifisch individualistische Richtung; sie neigen weder zum Imperialismus, noch zum Sozialismus, während beide Strömungen, die sie perhorresziren, in letzter Zeit auch in die liberale Partei ziemlich tief eingedrungen sind.

Die angesehensten Träger dieser Bewegung, die den Traditionen der alten liberalen Partei widerspricht, sind Lord Rosebery, der Minister des Aeußern, und Asquith, der Minister des Innern im letzten liberalen Kabinet. Diese beiden Männer sind in ungleich höherem Maße, als das bei Harcourt und John Morley der Fall ist, Realpolitiker. Während Sir William Harcourt und John Morley die hervorragendsten liberalen Doktrinäre unter den englischen Politikern sind, besitzen Lord Rosebery und Asquith eine ungleich größere Anpassungsfähigkeit an die jeweiligen Bedürfnisse der Realpolitik; sie sind bemüht, die liberale Partei wieder in engeren Kontakt mit den herrschenden Strömungen zu bringen, selbst auf die Gefahr hin, ein gut Theil des alten traditionellen Individualismus preiszugeben. Der Rücktritt Sir William Harcourt's bedeutet daher den Beginn einer wesentlichen Umbildung des englischen Liberalismus, die sich aber schwerlich vollziehen wird, ohne daß ein längeres Zwischenstadium der Parteizersetzung vorhergehen wird.

Wir stehen somit in England vor einer Erscheinung, die der Zersetzung des Liberalismus in den konstitutionell regierten Staaten des europäischen Kontinents sehr ähnlich ist. Nachdem in dem dritten Viertel dieses Jahrhunderts der Liberalismus ungewöhnlich große politische Erfolge davongetragen hatte, ist derselbe im letzten Viertel in ganz Europa stark zurückgedrängt worden: in Belgien, in Deutschland, in Oesterreich, in der Schweiz, jetzt auch in Ungarn, sehen wir ihn in der Defensive. Während die Kämpfe mit der Reaktion, die in allen Ländern siegreich begonnen hatten, noch nicht zu Ende waren, drang von unten her — aus den Arbeitermassen — der Sozialismus heran und schwächte die liberalen Parteien, indem er ihnen den größten Theil der Arbeitermassen entfremdete, während gleichzeitig die Nationalitätsidee, zu deren erfolgreichem Träger sich gerade der Liberalismus gemacht hatte, von den reaktionären Elementen aufgenommen und, ins Extrem verschärft, vielfach gegen den Liberalismus in der Form des Imperialismus und Protektionismus ins Feld geführt wurde.

Diese Evolution in den Parteiverhältnissen Europas, da sie in allen Ländern mit einer Repräsentativverfassung sich vollzogen hat und weiter vollzieht, kann nicht aus nebensächlichen Ursachen hervorgegangen sein; in Wirklichkeit ist sie das Produkt jener riesigen wirthschaftlichen Revolution, die wir seit dem Eintritt der Dampfkraft und der Elektrizität in das wirthschaftliche Leben in diesem Jahrhundert durchgemacht haben. Die völlige Umwälzung des gesammten Verkehrswesens und die Neugestaltung unserer Technik charakterisiren sich vor allem dadurch, daß Menschen, Gedanken und Güter leichter und schneller zu einander kommen können, und daß deshalb auch die Geltendmachung von Machtmitteln heute gegen früher unverhältnißmäßig erleichtert ist. Das bis in die kleinsten Winkel eines Kulturlandes heute sich erstreckende Netz vollkommener Verkehrsmittel und die damit zum Theil im Zusammenhang stehende, zum Theil aus anderen Ursachen hervorgegangene Möglichkeit ungeheurer Kapitalkonzentration erleichtern heute in jedem Staatswesen die Machtanwendung und verstärken eben deshalb die Tendenz zur Machtanwendung, die sowohl in der Form des Sozialismus wie in der Form des Militarismus und des Imperialismus zutage tritt. Niemals hat es eine Zeit gegeben, in denen so ungeheure Machtmittel in den Händen der Staatslenker sich befunden haben wie heute. Die Verkehrsmittelrevolution und die technische Umwälzung wirkten zunächst befreiend, indem sie den Einzelnen von der Scholle loslösten und ihm die Möglichkeit gaben, seine Kräfte in viel größerem Umfange zu bethätigen. Der Liberalismus hat die Konsequenzen dieses Wechsels der Dinge auf politischem Gebiete sofort gezogen: in der Freizügigkeit, in der Paßfreiheit, in der Gewerbefreiheit, in der Preßfreiheit und in zahllosen anderen Reformmaßregeln wurde jene Befreiung bewirkt, die recht eigentlich eine Konsequenz des erleichterten menschlichen Verkehrs ist. An diesen Freiheiten wird sich auch jede etwa noch folgende Reaktion vergeblich die Zähne ausbeißen. Diese Freiheiten sind in letzter Linie viel weniger die Erfindung menschlichen Scharfsinns, als Folgen einschneidender wirthschaftlicher Veränderungen, und es ist nur ein Zeichen der Geistlosigkeit unserer Reaktionäre, wenn dieselben versuchen, gegen solche politische Errungenschaften der wirthschaftlichen Revolution Sturm zu laufen.

Ganz anders steht es dagegen mit jenen Formen der Freiheitsbeschränkung, die aus der Verstärkung der staatlichen Machtmittel hervorgehen. Diese Verstärkung der staatlichen Machtmittel ist ja ebenfalls ein Produkt der wirthschaftlichen Revolution unseres Jahrhunderts. Von dieser Seite droht der individuellen Freiheit die bei weitem größere Gefahr, um so mehr als hier die sozialistischen Wünsche der Massen mit dem Machtbedürfniß der Regierenden vielfach zusammentreffen. Auf diese Weise kommt es, daß in unserem demokratischen Zeitalter die Staatsgewalt so mächtige Fortschritte macht und der Liberalismus seine Existenz gegen Demokratie und gegen Staatsallmacht gleichzeitig zu vertheidigen hat. Diese Kämpfe werden nicht so bald zum Abschluß kommen und sicherlich nicht damit enden, daß eine einzelne Richtung als anerkannter Sieger übrig bleibt; es wird ein Ausgleich unablässig gesucht und schließlich gefunden werden.

Numa Droz, der ausgezeichnete schweizerische Staatsmann, faßt am Schluß einer Darstellung der politischen Geschichte der „Schweiz im 19. Jahrhundert"*) das Resultat ähnlicher politischer Betrachtungen in die Worte zusammen:

„Je mehr die Menschen in der Kultur fortschreiten und sich von einander unterscheiden, desto mehr verlangen sie auch, daß ihre Auffassungen, geheimsten Gefühle, un-

*) „Die Schweiz im 19. Jahrhundert." Erscheint bei F. Payot-Lausanne und Schmid & Francke-Bern Seite 402. Das sehr interessante Werk ist bis zur 12. Lieferung gediehen.

mittelbarsten Interessen, mit einem Wort: ihre Individualität, gewahrt werden. Bis zu einem gewissen Punkte müssen sie allerdings dieselben der Demokratie zum Opfer bringen, aber nur, um als Entgelt einen viel wirksameren Schutz alles desjenigen zu erlangen, was sie für sich selbst zu behalten gedenken. Jeder hat selbstverständlich in dieser Hinsicht seine eigenen Ansichten, die man unmöglich alle befriedigen kann, aber im Durchschnitt ist derjenige Theil individueller und allgemeiner Freiheiten, welche die große Mehrheit der Nation heute wieder abzutreten sich weigern würde, bedeutend angewachsen. Das Heil des demokratischen an sich richtigen und nothwendigen Gedankens liegt somit in einer verständigen Versöhnung mit dem nicht weniger richtigen und nothwendigen liberalen und mit dem nationalen Gedanken."

Diese „verständige Versöhnung" — sie ist das große Ziel der politischen Kämpfe unserer Zeit. Damit kommen wir auf den Ausgangspunkt unserer Betrachtungen zurück: Sir William Harcourt und John Morley sind ausgezeichnete Männer mit den trefflichsten Grundsätzen, aber ohne die Elastizität, welche erforderlich ist, um jener „Versöhnung", von der Numa Droz spricht, zuliebe die unerläßlichen Zugeständnisse zu machen. Eben deshalb werden sie von anderen liberalen Politikern mit größerer Anpassungsfähigkeit abgelöst werden; sie werden das Gewissen der Partei bleiben, aber die praktische Politik wird, wenn nicht alles täuscht, von jenen Liberalen gemacht werden, die bereit sind, Lord Rosebery und Mr. Asquith zu folgen.

Th. Barth.

Zur Erneuerung des deutschen Bankgesetzes.*)

Seit etwa dreißig Jahren sind die Aufgaben der alten ehrlichen Nationalökonomie in Deutschland in den Hintergrund gekommen. Zwei Richtungen haben sich mehr in den Vordergrund gedrängt. Von einer Seite die Empirie der Schutzzöllnerei mit ihren Begleiterscheinungen, der sogenannten Mittelstandspolitik, d. h. der Bestrafung aller Intelligenz und Nützlichkeit, bis zu dem heutigen Kriegsgeschrei gegen die ehemals gepriesenen Konsumvereine und die neuerdings für fluchwürdig erklärten Waarenhäuser. Von der anderen Seite hat die phantasievolle Sozialpolitik ihre Anziehungskraft ausgeübt.

Kommt es aber einmal zur Lösung einer konkreten Aufgabe, so zeigt sich doch die Nothwendigkeit, zu dem Werkzeng der dem Grunde der Vorgänge und Erfahrungen analysirend zu Leibe gehenden, altmodischen Volkswirthschaftslehre zu greifen. Der Aufgabe, eine gesetzliche Entscheidung über die Zukunft der Reichsbank zu fällen, verdanken wir diese gesunde Mahnung.

Die ganze Reihe der Fragen, welche hier zu beantworten sind, kann nur auf diesem Wege erledigt werden. Die unter obigem Titel erschienene Schrift ist der Lösung dieses Problems in allen seinen Einzelheiten gewidmet. Der Verfasser, Dr. Karl Helfferich, hat sich in ganz kurzer Zeit einen sehr hervorragenden Platz in der deutschen volkswirthschaftlichen Litteratur erobert. Vor einem halben Jahr erschien**) sein reichhaltiges, zwei starke Bände umfassendes Werk: „Die Reform des deutschen Geldwesens nach der Gründung des Deutschen Reiches", ein Werk, welches ohne jede Übertreibung ein grundlegendes genannt zu werden verdient. Hier ist die Entwicklung der Reichsmünzgesetzgebung von ihren Anfängen bis zum heutigen Zeitpunkt in allen ihren Phasen Schritt für Schritt vorgeführt, statistisch belegt, den auftauchenden Problemen nach erläutert, mit wichtigen, bis dahin unbekannten Aktenstücken aus den Archiven der Bank, des Reichsschatzamtes und des Bundesraths unterstützt; in solcher Weise, daß auch die charakteristischen Phänomene, welche die monetäre Umgestaltung der modernen Welt überhaupt innerhalb der letzten Dezennien durchgemacht haben, im Lichte der deutschen Münzgeschichte klar und erschöpfend zur Darstellung gelangen. Es ist geradezu erstaunlich, wie ein kaum über die Hälfte der zwanziger Jahre zählender Mann ein so umfang- und inhaltreiches und doch gedrängt abgefaßtes, für den Fachmann unentbehrliches Werk zu Stande bringen konnte. Und dennoch ist der Fleiß, das Wissen, die emsige Fertigkeit, die Elastizität, für welche die Beschaffenheit des Ganzen ein sprechendes Zeugniß geben, nicht das Merkwürdigste an dieser Leistung. Am meisten überrascht der praktische Blick eines bis jetzt nur mit dem Studium und der Theorie beschäftigten jungen Gelehrten. Die Behandlung und Begutachtung der zahlreichen und verwickelten Probleme der Währungs- und Bankpraxis würden auch dem erfahrensten Geschäftsmanne noch Ehre machen. Was ich hier sage, ist nicht etwa mein persönliches Urtheil. Es ist das aller Kenner, soweit es zu mir gedrungen ist. Gewiß hat ein Mann, der seine Ansichten mit Lebhaftigkeit und Schärfe zum Ausdruck bringt, in dem ihm gegnerischen Lager auch Tadler; aber seine eminente Befähigung werden ihm gewissenhafterweise auch die Gegner, soweit sie ernst zu nehmen sind, nicht absprechen. Während er mit dieser großen Arbeit beschäftigt war, gab Helfferich noch eine Anzahl einzelner Abhandlungen über Zeitfragen heraus, die gleichfalls das Gepräge seiner Verstandesschärfe und Formgewandtheit trugen.*)

Die gegenwärtig vorliegende Schrift erschien ursprünglich in Schmoller's Jahrbuch für Gesetzgebung**) und wurden die zwei Abhandlungen für die Gesammtausgabe noch mit einigen Ergänzungen versehen. In ihrem ersten Theil gibt sie in kurzen Zügen Rechenschaft von der Entstehung des jetzt herrschenden Systems der Notenbanken überhaupt und der Reichsbank insbesondere. Darauf folgen ein zweiter und dritter Theil, die sich mit den seit der Einsetzung der Reichsbank in der Praxis gemachten Erfahrungen beschäftigen. Der zweite Abschnitt des Ganzen tritt dann näher an die Prüfung der Fragen heran, welche nächstens zur Erörterung kommen werden. Derjenige Gesichtspunkt, welcher hier von lange her und bis vor Kurzem am meisten hervorgetreten war, kann glücklicherweise, obwohl er auch von Helfferich noch gründlich behandelt wird, in der Besprechung zurücktreten. Die Eventualität einer sogenannten Verstaatlichung hat, seitdem sie näher ins Auge gefaßt worden, an Bedeutung verloren. Nachdem nun auch die Reichsregierung erfreulicher Weise sich von diesem Gedanken ganz fern gehalten hat, wächst die Hoffnung, daß er keine Aussicht auf Verwirklichung hat.

Ernster stellt sich schon die Frage der Kapitalerhöhung ein. Die Mehrzahl der bis jetzt vernommenen Stimmen spricht sich für eine solche Erhöhung aus. Auch Helfferich plädirt dafür. Er verkennt nicht die Triftigkeit der in der Doktrin vielfach vertretenen Ansicht, daß die Höhe des Kapitals einer Notenbank sich nur nach der Höhe des Maßes nothwendiger Deckung für mögliche Geschäftsverluste zu richten habe, eine Ansicht, die auch ich seiner Zeit in der Berichterstattung bei den Verhandlungen vertrat und noch aufrecht erhalte. Helfferich findet in der besonderen Geschäftslage unserer Bank einen Gegengrund, den er mit Geschick vertheidigt. Die Regierung scheint sich auf dieselbe Seite zu stellen. Man sagt, die neue Bankvorlage in ihrem jetzigen Stadium proponire eine Vermehrung um dreißig Millionen Mark. Diese Summe ist relativ so mäßig gegriffen, daß auch die Andersmeinenden sagen können: darum keine Feindschaft! Sollten stärkere Erhöhungen begehrt werden, so müßte man sich schon anders zu solcher Forderung stellen.

*) Von Karl Helfferich, Leipzig. Duncker und Humblot 1899.
**) Ebenfalls bei Duncker und Humblot.

*) S. auch die in der „Nation" Nr. 20—21, Februar und März 1898, enthaltenen vier Artikel von Helfferich über die Reichsbank.
**) XXII 3. 4.

Bei Weitem die dringendste und die kitzlichste Frage dreht sich um das sogenannte Kontingent der ungedeckten Noten. Soll die hier gezogene Schranke erweitert, soll diese Erweiterung nur für die Reichsbank oder auch für die Privatbanken Platz greifen? Hier ist die Stelle vor Allem, wo eine strenge sachliche Analyse der Vorschriften und ihrer praktischen Wirksamkeit geboten ist. Die öffentliche Besprechung, soweit sie sich mit der Materie beschäftigt, hat sich hier zu allerhand oberflächlichen Erklärungen verführen lassen. Eine merkwürdige Illustration dazu liefert eine kürzlich von dem „Verein der Industriellen des Regierungsbezirks Köln" ausgegangene. Sie ruft laut nach einer Erhöhung des unbedeckten Notenkontingents der Reichsbank, um den Zinssatz derselben zur Ermäßigung zu bringen. Wenn nur Präsident Koch keine andere Schmerzen hätte als diesen Druck der Kontingentsgrenze, wie wohl wäre ihm! — und wie gerne würde er den guten Kölnern helfen, indem er die Strafe der Notensteuer auf die Aktionäre der Bank nähme. Es ist in der That auffallend, daß ein Verein von Leitern großer Geschäfte eines so hochentwickelten Landestheils in einen so groben Irrthum verfallen konnte, als sei der Mechanismus dieser Vorschrift an der Höhe des Reichsbankzinses schuld. Ich empfehle dem Verfasser und den Urhebern dieses Gesuches ganz besonders das Studium der letzterschienenen Arbeit Helfferich's. Der eigenthümliche Mechanismus des Kontingents ist seiner Entstehung und Wirkung nach darin so genau und deutlich beschrieben und behandelt, daß der Leser nothwendig zum richtigen Urtheil darüber kommen muß. Die Einführung der über ein gewisses Maximum hinaus mit fünf Prozent zu besteuernden ungedeckten Noten ist 1875 von dem damaligen Mitarbeiter des Reichskanzleramtspräsidenten Delbrück, Otto Michaelis, persönlich ausgedacht und auf sein Andringen vom Bundesrath und von der Mehrheit des Reichstags angenommen worden. Ich war ein Gegner des Vorschlags und bin es in der Hauptsache geblieben, doch mit der Modifikation, daß man sich die Sache, als eine unschädliche, gefallen lassen könne. Auch stimmte ich, da die Regierung die Vorschrift zu einer conditio sine qua non zu machen drohte, behufs Abschwächung derselben für eine höhere Begrenzung, die aber, trotzdem der damalige Bankpräsident Herr v. Dechend sich meiner Ansicht anschloß, von der Mehrheit ebenfalls abgelehnt ward. In der Ausführung hat die Rücksicht auf die Notensteuer niemals die Leitung der Bank in ihrer Fixirung des Diskontosatzes beeinflußt. So hat die Vorschrift effektiv bisher weder Nutzen noch Schaden fürs gemeine Wohl gestiftet. Mit Recht sagt Helfferich: wenn dem so ist, wozu sie beibehalten? Aber mit Recht fügt er noch eine andere Betrachtung hinzu. Die Steuer hat dennoch ihren Nutzen gehabt. Sie hat eine heilsame Schranke gegen ungesunde Ueberschreitung der Notenausgabe seitens der Privatbanken gezogen. Diese haben erfahrungsgemäß bis jetzt beinah immer ihr Kontingent bis an dessen Maximalgrenze gebracht, weil sie es zu ihrem Vortheil ohne Rücksicht auf den jeweiligen Geldstand ausnützen konnten, im Vertrauen auf die Reichsbank, bei der sie ihr Zuviel an Wechseln immer rediskontiren konnten. Diese hat nach der bisherigen Praxis die Last der Verantwortung für das richtige Verhältniß zwischen ungedeckten Noten und Baardeckung auch der ihr nicht unterstehenden Emissionen zu tragen. Würde diese Kontingentsgrenze für die Privatbanken erweitert, so auch diese Last und der daraus entstehende Schaden. Rationellerweise käme man hier zu dem Schluß, daß, ob nun das Kontingent für die Reichsbank erhöht oder beseitigt würde, es jedenfalls nicht zu verantworten wäre, die Grenze für die Privatbanken zu erweitern oder zu beseitigen. In ihrer Hauptaufgabe, das richtige Verhältniß der Notenausgabe zur Deckung stets als Leitstern ihres Handelns im Auge zu behalten, wäre die Reichsbank nicht gestört, wenn man ihr seiner Zeit allein die Notenemission vorbehalten hätte.

Dies war 1875 aus rein politischen Gründen nicht möglich. Es ist zu fürchten, daß dieselben Gründe sich auch jetzt wieder einer zweckmäßigen Regelung der Kontingentsfrage entgegenstellen werden, sowohl im Reichstag als auch — und vielleicht noch mehr — im Bundesrath. Es ist ja nach Absicht der Gesetzgebung von 1875 gelungen, die Anzahl der Privatbanken im Laufe der Zeiten von etlichen dreißig auf sechs oder sieben herabzumindern. Aber die überlebenden sind Staatsbanken, und die Landesregierungen halten sich wahrscheinlich verpflichtet, den Nutzen ihrer Landesbanken den Rücksichten auf die zweckmäßige Leitung des allgemeinen deutschen Geldwesens vorzuziehen. Es ist zwar richtig, daß im Bankgesetz der Reichsbank allein die Aufgabe gesetzt wurde, für den Gang des Geldwesens zu sorgen. Allein so war doch gewiß die Sache nicht gemeint, daß die Führung der Privatbanken berechtigt sein solle, der Reichsbank diese Aufgabe zu erschweren, wie es bis jetzt bereits öfter der Fall war. In Helfferich's Ausführungen ist das speziell nachgewiesen. Eine Erhöhung ihres Kontingents würde diesen Uebelstand verschärfen. Wäre man vor die Alternative gestellt, das Kontingent der Reichsbank entweder zu erhöhen unter gleichzeitiger Erhöhung für die Privatbanken, oder Alles beim Alten zu lassen, so müßte man lieber das letztere wählen.

Helfferich schlägt als einen Nothbehelf, der in dieser Zwangslage ergriffen werden könne, vor, in der Notensteuer eine Art gleitender Skala anzubringen. Es würde zu weit führen, das Pro und Contra dieser Idee hier zu zergliedern. Es zeigt sich an diesem Exempel, daß nicht alles Profit ist an der zurückgebliedenen Unifikation des gesammten Reichswesens und an dem jetzt so viel beliebten Föderalismus.

Im letzten Theil des Buches werden noch die agrarischen Beschwerden, die Klagen über zeitweiligen hohen Diskont, und damit auch die Würdigung der sogenannten Prämienpolitik der Bank von Frankreich behandelt und richtiggestellt. Bei all diesen Klagen darf übrigens Eins nicht vergessen werden. Zu einem, wenn auch nicht ausschlaggebenden Theil ist an den Ursachen der Diskontosteigerung auch die Einstellung der Silberverkäufe schuld, welche Fürst Bismarck 1879 auf den Rath platter Börsenroutine gegen die Ansicht aller Sachkenner beschloß. Dadurch, daß ein Theil der Baardeckung in der Gestalt eines auf seinen halben Werth reduzirten und für den Verkehr mit dem Ausland total unbrauchbaren Metalls zurückblieb, ist das ganze Bankgesetz, welches auf der Voraussetzung von lediglich Gold und Scheidemünze beruht, in seiner Substanz thatsächlich gefälscht worden. Die Bimetallisten des Reichstags haben diesen Zustand verewigt, weil sie damit eine Wunde im Geldwesen offen halten wollten, die ihrer Quacksalberei den Weg bahnen sollte. Es ist ihnen nicht gelungen. Die Reichsbank hat ihre Aufgabe doch erfüllen können. Aber erschwert wurde sie ihr dadurch immerhin.

Wenn man aus der oben erwähnten Eingabe entnehmen kann, wie verwirrt die Begriffe über alle diese Dinge noch in den zuständigen Kreisen der Industrie sind, so kann einen das Grauen befallen vor einer Debatte, in der alle nur denkbaren Phantastereien und Sophistereien zu Wort kommen werden. Eine Schrift, die, wie die vorliegende, zur Belehrung derjenigen dient, die unbefangenen Einblick erhalten wollen, ist daher doppelt willkommen. Die Wenigsten haben eine zutreffende Vorstellung davon, wie wichtig es für das wirthschaftliche Gesammtwohl Deutschlands ist, daß die Ordnung des Geld- und Bankwesens in allen Punkten das Richtige treffe.

L. Bamberger.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Die Ausweisung fremder Geisteskinder.

Preußen steht gegenwärtig im Zeichen der Ausweisungspolitik. Gegen die dänischen Milchmädchen in Nordschleswig führt Herr von Köller einen erbitterten Krieg, weil sie die Milch der frommen Denkart in gährend Drachengift verwandeln. Gegen den ordentlichen Professor der Geschichte Dr. Hans Delbrück zieht der Kultusminister Herr Bosse, der eben erst ruhmbedeckt von dem Kreuzzuge gegen drei jüdische Lehrerinnen heimgekehrt ist, in der strahlenden Rüstung der preußischen Disciplinarordnung zu Felde, weil dieser Geschichtsforscher sich herausgenommen hat, das Blatt der preußischen Geschichte, auf dem die nordschleswigschen Ausweisungen verzeichnet stehen, mit einigen unverblümten Marginalnoten zu versehen. Wann werden wir so weit sein, daß neben den dänischen Landeskindern auch die skandinavischen Geisteskinder ausgewiesen werden? Der Minister v. d. Recke sollte sich über diese Frage einmal ein Gutachten von dem Censor der Berliner Theater erstatten lassen, der durch seine moralischen Anwandlungen bei der Beurtheilung von Rostand's „Cyrano de Bergerac“ gezeigt hat, daß der „Kuß der Musen“ sein bureaukratisches Pflichtgefühl nicht zu verwirren vermag. Was haben diese Ibsen und Björnson und Strindberg und Kjelland, und wie sie alle heißen, nicht schon in guten deutschen Familien für Unheil angestiftet! In ihren Schriften ist auch nicht die geringste Spur von jener devoten Unterordnung unter den Schutzmann und den Priester zu finden, auf die, als auf die fine fleur der Volks-Erziehung, der heutige Staat Friedrichs des Großen so energisch hinarbeitet. Wäre nicht durch eine verblendete Volksvertretung seiner Zeit das fürsorgliche Umsturzgesetz abgelehnt worden, so wäre unsere hohe Polizei aus aller Noth. Herr von Köller, damals Minister des Innern, zeigte bereits durch sein mannhaftes Auftreten gegen Gottfried Keller's „Romeo und Julia auf dem Dorfe“, daß in den Augen eines tüchtigen Polizeiministers kein Unterschied zwischen Dichtern und Schmierern besteht. Die künstlerische Form darf über einen gefährlichen Inhalt nicht hinwegtäuschen; und was ein gefährlicher Inhalt ist, das vermag die von Gott eingesetzte Obrigkeit am Besten zu beurtheilen. Wie herrlich hätten sich diese erleuchteten Grundsätze unter jenem Umsturzgesetz entwickelt, das eine christliche Regierung dem braven deutschen Volke zugedacht hatte. Jetzt muß man sich kümmerlich mit dem Groben Unfugs-Paragraphen behelfen. Aber ist es denn nicht in der That ein grober Unfug, daß das Königreich Preußen von jedem beliebigen fremden Federfuchser mit den Produkten einer sich der polizeilichen Kontrole völlig entziehenden Phantasie überfluthet werden kann? Und ferner, sind wir nicht im Stande, in Preußen, wo es beinahe gar keine Analphabeten gibt, die für den nationalen Bedarf erforderliche Litteratur selbst zu erzeugen? Sollte durch die Ausweisung der fremden Geisteskinder vorübergehend eine kleine Lücke auf dem deutschen Büchermarkt entstehen, so wird gewiß der „Alldeutsche Verband“ durch beliebig viele „patriotische“ Perlen der Litteratur aushelfen. Folgen wir dem Beispiel der Newyorker Musikanten, die kürzlich zum Schutz der nationalen Blechmusik den Ausschluß europäischer musikalischer paupers verlangten. Auf diesem Wege fortschreitend, könnte man zu einer wirklichen Nationalisirung der gesammten Kunst gelangen, wie sie von jedem wahren Vaterlandsfreunde gefordert werden muß. Wir schützen unsere Thierwelt vor Viehseuchen durch Einfuhrverbote. Schützen wir auch unsere nationale Ideenwelt vor der Einschleppung von Gedankenseuchen!

Wie wäre es, wenn Herr von Köller zunächst einmal versuchsweise mit den Ausweisungen fremder Geisteskinder vorginge? Ein staatsmännischer Essayist, wie er, könnte auch auf diesem Gebiete bahnbrechend werden.

Junius.

Zur Personifikation des Todes in moderner Dichtung und Kunst.

„Es ist niemand so kindisch, daß er den Cerberus fürchte und die Schattenwelt und den todten Spuk nackter Knochen.“

Seneca. —

Daß die Tragik des Todesgedankens in Poesie und bildenden Künsten immer wieder Ausdruck findet, wird niemand tadeln; denn zweifelsohne macht uns der Hauch der Vergänglichkeit, der für das sterbliche Einzelwesen über allen Erscheinungen der ewigen Welt liegt, die Schönheit des Kosmos durch den Verlust, mit dem er uns bedroht, noch eindringlicher. Wie alljährlich schon im Frühling, beim Ausschlüpfen des ersten Blättergrüns, die Gewißheit, daß Herbststürme es später zerstreuen und als fahles Laub zur Erde wirbeln werden, dieses Grün uns desto liebenswerther erscheinen läßt, so ist uns aller Schönheitsbesitz des Daseins durch die Gewißheit verklärt, daß der Tod uns das alles rauben wird, indem er uns davon zu scheiden zwingt. „Wie ein Habicht raubt er uns!“ (Herder im „Cid.“)

Aber eine andere Frage ist, ob auch mit der Personifikation des Todes der wahren Poesie und Kunst so sehr gedient sei, wie mit den feineren Tönen von Tragik und elegischer Wehmuth, zu denen der Todesgedanke das Menschenherz stimmt. Meinerseits möchte ich es bezweifeln. Mir scheint diese persönliche Einführung des Todes unter allerlei Symbolik in moderne Dichtung und Kunst vielmehr eines der zahlreichen Zeichen von Verfall und Entartung, die überhaupt zur Signatur mancher neuerer Kunstbestrebungen gehören. Und zwar gehe ich nicht nur so weit, in diesen häufigen Todespersonifikationen ein Auslösungsbedürfniß eines erregten, ja geradezu krankhaften Nervenlebens zu erblicken, sondern ich glaube sogar, daß sie meistens auf ein Nachlassen der schöpferischen Kraft, oder wenigstens auf eine gewisse Schwächlichkeit schließen lassen, die einen künstlerischen Erfolg, den sie mit einfacheren, ehrlicheren Mitteln nicht erringen kann, wohlfeiler durch die Spekulation auf die Nervenerschütterung des Publikums zu erlisten hofft. Gewisse Dramen Maeterlincks und seiner Nachahmer schweben mir hierbei vor, Scenen aus Gerhart Hauptmann's „Hannele“, aus der „Kathrein'“ von Richard Voß u. gl. Für die bildenden Künste erst noch Namen zu nennen, ist insofern überflüssig, als in allen Gemäldeausstellungen, ja auch in illustrirten Zeitschriften, z. B. in der Münchener „Jugend“, die sensationslüsterne Spielerei mit der Figur des personifizirten Todes kein Ende nehmen will, wobei dann neben besseren Bildern allerlei herzlich geschmackloses mit unterläuft. Sah ich doch neulich auf den Kartons eines Todtentanzcyklus, der von Stadt zu Stadt wandert, einen Tod, der Beethoven beim Ohr anfaßt, wodurch — da der Meister gleichzeitig gen Himmel blickt, wo Engel in den Wolken musiziren, — der Gedanke veranschaulicht werden sollte, im Tode sei ihm das taube Ohr wieder erschlossen worden!

Nun ist es zwar richtig, daß schon die mittelalterliche Kunst, die man schwerlich als „nervös“ wird hinstellen dürfen, ihre Todtentänze hatte. Aber es ist wohl kaum nothwendig, gebildete Leser erst auf den großen Unterschied aufmerksam zu machen, der zwischen jenen mittelalterlichen, naiv robusten Todtentanzbildern und den heutigen, auf mystisch-spiritistische Wirkungen abzielenden symbolistischen Todespersonifikationen besteht. Dort lag hauptsächlich die demokratische Idee zu Grunde, daß der Tod der zuverlässige Gleichmacher aller Dinge auf Erden sei, und die Bilder selbst, wenn der Tod eine Kaiserin oder die Aebtissin zum Tanze aufforderte oder den dickwanstigen Rathsherrn von vollbesetzter Tafel abholte, hatten etwas so urwüchsig Derbes, ins Humoristische Hinüberspielendes, wie wir es etwa in dem einzigen Todtentanzgedichte Goethe's wiederfinden, in der Ballade von dem

Thürmer, der in der Mondnacht den „vertrakten Gebärden“ der dem Grabe entschlüpften Todten zuschaute und einem der Gespenster das Hemdlein stahl, was ihm dann bald recht schlimm bekommen wäre.

Wie bei Goethe, so wird man auch bei Shakespeare, trotz seinen vielen Geistern Verstorbener, auf keine Personifikation des Todes treffen. Diesen Meistern standen andere Mittel genug zu Gebote, um die Schauer des Erhabenen, des Geheimnißvollen in uns hervorzurufen. Sie hatten nicht nöthig, hierbei die Nervenirritation zu Hilfe zu nehmen, wie dies in Maeterlincks „L'intrus“ („Der Eindringling“) in so raffinirter Weise geschieht. Und sie würden diese letztere Art der Personifikation des Todes als ihrer unwürdig auch deshalb verschmäht haben, weil sie im Grunde unwahr ist, die eigentliche Tiefe des Todesgedankens durch eine berechnete Spielerei ersetzt.

Ist denn der Tod in den meisten Fällen ein Eindringling? Beim gewaltsamen, durch äußere Umstände veranlaßten Tode mag diese Auffassung bestehen. Aber beim sogenannten natürlichen Tode durch Krankheit, durch Altersschwäche, — ist es da richtig, einen geheimnißvoll vermummten Knochenmann leise ins Haus treten zu lassen? War dieser angebliche Einschleicher nicht längst als unser intimer Lebensgefährte vorhanden? Ein chinesisches Gedicht veranschaulicht letzteren Gedanken in folgenden Strophen:

„Eh' Du geboren wardst, ward eingeschlossen
In Dir ein kleiner, feiner Knochenmann;
Die Gottheit gab ihn Dir zum Fahrtgenossen,
Von dem Dich nichts im Leben scheiden kann.

Er wuchs mit Dir, von Deines Leibes Hülle
Als wie von weichem Kleide sanft bedeckt,
In Deines jugendlichen Fleisches Fülle
Dem harten Kern der Pfirsich gleich versteckt.

Doch wenn Du kommst zu Deines Alters Tagen,
Dann tritt hervor, — zuerst mit leiser Spur, —
Sein Bild, das lang verborgen Du getragen,
Und zeichnet sich in schärferer Contour.

Nie aber wirst Du völlig ihn erblicken,
Den Treuen, der Dein fester Lebenshalt,
Da Nacht die Götter Deinen Augen schicken,
Eh' er enthüllt die blinkende Gestalt.“

Diese Auffassung des Todes nicht als eines Fremden, der uns wie ein Mörder beschleicht, sondern eines in uns von Anbeginn hausenden Bewohners unserer Leiblichkeit, scheint mir ebenso wahr als philosophisch würdig. Sie entspricht der Thatsache, daß der Tod (noch mehr als die Sünde, von der die Bibel dies sagt,) das „in unsern Gliedern waltende Gesetz“ ist, eine natürliche letzte Lebensfunktion. Schon der Begriff „der Tod“ ist, von diesem Gesichtspunkte aus gesehen, eigentlich eine zu weit gehende Personifikation; man würde richtiger sagen: „Das Sterben“, „die Auflösung“. Wählen wir den Ausdruck „der Tod“, so anthropomorphisiren wir bereits, machen einen Herrn, einen unheimlichen Despoten aus einem natürlichen Vorgang, der allerdings mit Bedrängniß, Schmerzen und Qual verbunden ist, aber gerade deshalb dem Menschengeschlecht nicht noch durch phantastische Zuthat furchtbarer gemacht werden sollte. Diese letztere Erwägung nämlich hat bis auf einen gewissen Grad auch ihre Berechtigung. Gewiß sollen Poesie und Kunst zwar nicht nach Utilitätsrücksichten gemaßregelt werden, also auch nicht von Forderungen der seelischen Hygiene eine Einschränkung erfahren. Nur wenn sich herausstellt, daß sie, wie in diesem Falle, in eine unwahre Phantastik hineingerathen und also ihren eigenen ästhetischen Gesetzen untreu geworden sind, darf der Gesichtspunkt des der Menschheit Gesunden und Nützlichen geltend gemacht werden. Wir gehen damit noch lange nicht so weit wie Plato, der die Dichter aus seinem Idealstaate verbannen wollte, weil sie in ihren Phantasiegebilden die Wahrheit entstellen; wir fordern sie nur auf, mehr bei der Wahrheit zu bleiben, was ja im höchsten Interesse der Poesie selbst liegt. Wie wundervoll ist der Gewinn, wenn der Todesgedanke von einem echten Dichter ohne solche phantastische Beimischung in seiner vollen Tiefe rein erfaßt wird! Ich erinnere hier an Strophen aus einem „Abendlied“, das Gottfried Keller an seinem Lebensabend gedichtet:

„Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein: —
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lider zu,
Löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh';
Tastend streift sie ab die Wanderschuh',
Legt sich auch in ihre finst're Truh'.

Noch zwei Fünklein sieht sie glimmend stehn,
Wie zwei Sternlein, innerlich zu seh'n,
Bis sie schwanken und dann auch vergeh'n,
Wie von eines Falters Flügelweh'n.

Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt;
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem gold'nen Ueberfluß der Welt!“

Auch auf den gewaltigen, von C. F. Meyer gedichteten: „Chor der Todten“, der mit den Worten beginnt:

„Wir Todten, wir Todten sind größere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!“ —

möchte ich hier aufmerksam machen und die Ueberzeugung aussprechen, daß solche Gedichte zu so hoher Vollendung gewiß hauptsächlich auch dadurch gediehen sind, daß der ernste Gedanke des Todes durch keine Spielerei mit den phantastischen Attributen, die man ihm gewöhnlich gibt, und noch weniger durch Spekulation auf die erregten Nerven der Leser entstellt wurde.

Mit diesen Erwägungen, die ich nicht weiter ausspinnen will, sollen den Dichtern und Künstlern keine einengenden und hemmenden Vorschriften gegeben werden; es handelte sich hier bloß um einen Wink, einen gewissen Irrweg zu vermeiden. Daß da, wo der Tod z. B. als pestartige Seuche auftritt, ein Wort, wie das des alttestamentlichen Propheten: „Der Tod ist Euch zu den Fenstern hineingestiegen“ gerade in der anthropomorphistischen Personifikation, die in ihm liegt, seine hohe poetische Berechtigung hat, soll ebenso wenig geleugnet werden, als ein Maler getadelt wird, wenn er, um eine der gewissesten Folgen des Krieges zu kennzeichnen, einen die Werbetrommel rührenden Knochenmann in Uniform auf die Leinwand bringt. Auch hier, wie bei aller Kunst, wird schließlich das „Wie?“ der Ausführung für den Werth des Werkes entscheidender sein als das „Was?“. Aber gegen die mehr und mehr zur theatralischen Spiegelfechterei werdende symbolistische Todespersonifikation moderner Poesie und Kunst verwahrt man sich gewiß mit Recht auf Grund einer mehr naturgemäßen, ja — ich möchte hinzusetzen — mehr naturwissenschaftlichen, wahreren und philosophisch würdigeren Auffassung des Todes und stellt solchen hypernervösen und auf den Effekt des Gruselns hin ausgeklügelten Schöpfungen in einem guten und tieferen Sinn die bekannte Redensart gegenüber: „Bange machen gilt nicht!“

Bern.

J. V. Widmann.

Ein Spaziergang nach Triest und Pola.

II.

In den österreichischen Alpen begegnet man kaum einem Vergnügungsfuhrwerk. Was hier fährt, ist fast nur Bauer oder Geschäftsmann. In Italien dagegen sieht man keinen Fußgänger mehr, ganz gewiß keinen, der zu seinem Vergnügen geht. Was sich hier ein klein wenig rühren kann, das fährt, und man sieht auf den ersten Blick, daß das Fahren sportsmäßig betrieben wird. Paluzza ist ein elender Ort, der von Armuth strotzt, aber als ich die schmutzigen Mauern hinter mir hatte und die Thalstraße weiter zog, kam ich mir eine Zeit lang vor wie auf einem Korso, ein solches Kutschiren von Herren und Damen war auf dem ganzen Weg. Auf hohen zweirädrigen Fahrzeugen rasselten sie daher, und man sah ihnen an, wie sie stolz darauf waren. Was sie vorgespannt hatten, war durchweg nur eine erbärmliche Mähre; dennoch ging's in scharfem Trab trotz der beträchtlichen und anhaltenden Steigung. Man begriff gar nicht, wie so ein armes Thier das leisten konnte. Bei manchen ging's auch gewiß nicht lange mehr. So eine halbverhungerte Kreatur muß einmal plötzlich zusammenbrechen. Aber was lag daran. Einstweilen ging's nach, und scharf. Mit dem ganzen italienischen Staatswagen steht es ja nicht viel anders. Nur der Vergleich mit der Mähre paßt nicht, ganz gewiß nicht; dennoch . . .

Ueber Udine war ich mit der Bahn gefahren, von Monfalcone ging ich wieder zu Fuß. Der Ort liegt am letzten Vorsprung des Gebirges. Hier beginnt die Ebene, die gesegnetste an südlicher Fruchtbarkeit, die man sich nur denken kann. Darüber hinweg sieht man den Schimmer des Meeres, und etwas näher erkennt man bei klarem Wetter deutlich einen dunklen Punkt in der sonnendurchflimmerten Landschaft: die Kathedrale von Aquileja.

Das ist heute ein fast vergessener Ort; ehemals aber war Aquileja für das Imperium romanum ein zweites Alexandrien. In politischer Beziehung war es sogar wichtiger. Hier kreuzten sich die vier größten Straßen der Welt.

Und große Erinnerungen weckt auch das spätere kirchliche Aquileja mit seinen allmächtigen Patriarchen, deren Kathedrale allen Stürmen der Zeit getrotzt hat und heute in dem verödeten Dorf aufragt gleich einem ungeheuren Mausoleum begrabener Herrlichkeit und Größe.

Auf der Straße nach Duino, wo man schon dem Meer ganz nahe kommt, bricht einmal plötzlich ein breiter Fluß aus dem Felsen, der, kaum geboren, eine alte Getreidemühle treibt. Ich war darüber nicht sehr erstaunt, ich wußte, daß solche Erscheinungen dem Karst eigenthümlich seien und sich aus den vielen Durchhöhlungen dieser seltsamen Formation erklären. Ein älterer Herr saß, ganz in Andacht verloren, auf dem Gestein in der Nähe der Straße. Als er mich auf meiner Karte suchen sah, redete er mich leutselig an in der gemeinsamen Muttersprache. Er ist es, sagte er, der Timavus des Virgil. Und ringsum sind Virgil's Felsen. Sie stehen auf geweihtem Boden. Ganz sicher ist hier der Dichter gewandelt. An dieser Stelle stand vielleicht sein berühmter Heraentempel.

Nun war ich erst erstaunt. Daß es im Karst so klassische Orte gäbe, hatte ich nicht geahnt. Um so mehr dankte ich dem Herrn mit dem glattrasirten Schauspielergesicht und dem schwarzen weichen Filz über den wohlgepflegten weißen Locken. Diese schöne Haartracht verschwindet immer mehr. Am meisten findet man sie noch bei den Philologen der älteren Generation. In der Zeit, als es mit dem Zopf so stund, da wurde der Zopf symbolisch, aber eine solche Symbolisirung scheint sich nicht wiederholen zu wollen, man hat zu schlechte Erfahrungen damit gemacht. Die Herren schnitten sich damals ihren Zopf ab und heut scheeren sie sich die Locken kurz; aber . . .

Speziell zu Virgil haben die deutschen Philologen ein eigenes Verhältniß. Sie behandeln ihn heute geringschätzig. Und diese Geringschätzung ist jedenfalls echt, echter als die Lobsprüche, die wir Deutschen vielleicht nur den Romanen nachreden. Dagegen sind die Franzosen fast bei der ungeheuerlichen, mittelalterlichen Schätzung des Dichters stehen geblieben, die uns unbegreiflich erscheinen will. Aber beide haben wohl ihre guten Gründe. Ich denke mir, daß die Einen den Dichter vor allem mit dem Ohr lesen und die Anderen mit der Phantasie. Da ist er den Einen dann sehr viel und den Anderen ist er wenig oder nichts. Das ist der Unterschied zwischen zwei Rassen. Und nur wo man mit dem Ohr zu lesen versteht, lernt man fürs Ohr schreiben. Mehr als in irgend etwas anderem unterscheiden sich die Deutschen und die Romanen in ihrem Verhältniß zu Virgil.

Unterdessen näherte ich mich Duino, das sich, auf einem Vorgebirge erbaut, mit scharfem Profil vor mir in die Luft zeichnete: mit seinen schwarzen Burgresten eines alten gothischen Königschlosses, die am äußersten Vorsprung unmittelbar aus der blauen Fluth auftauchen, und seiner späteren Burg der Fürsten Hohenlohe, die in der Mitte der Stadt wie eine Krone über sie emporragt.

Von Duino führt eine wundervolle Straße zwischen Fels und Meer nach Triest. Aber mich lockte die hohe geheimnißvolle Wüste des Karst.

Und es war ein schönes Wandern da droben, auf der kahlen Höhe über dem Meere, in der strahlenden Sonne, in der reinen würzigen Luft.

Von nichts, über das man so oft hört, macht man sich eine so falsche Vorstellung, wie von diesem vielbesprochenen Karstgebirge. Ein Gebirge kann man es schon kaum nennen. Das Ganze macht fast den Eindruck einer Hochebene. Der ganze ungeheuere Steinkloß zwischen Görz, Mitterburg und Fiume ist unzertheilt thälerlos und zeigt nur, gleich einem versteinerten Meer, sanft wellenförmige Hebungen und Senkungen. Dennoch macht kein noch so hohes Steingebirge der Alpen einen so mächtigen Eindruck auf die Phantasie. Man hat hier die Empfindung, als wandele man auf einer todten fossilen Erde, auf einem Gerippe ehemaligen Lebens, wo man nicht einmal die Spuren eines Verwitterungsprozesses zu entdecken vermag, weil aller Verwitterungsstaub entweder vom Wind hinweggeführt wird, oder, in dem durchhöhlten Gestein, in geheimnißvolle Tiefen rinnt. Auf Erdkrume stößt man nur an vertieften Stellen, besonders auf dem Boden jener schachtartigen Versenkungen, die, mit ihren lothrechten Wänden ringsum, den Karst vor allem charakterisiren.

Denn bei aller Erstarrung herrschen hier unheimliche Bewegungen. Fast jedes Jahr kommt es vor, daß größere und kleinere Strecken der Oberfläche in schwindelnde Tiefe hinuntersinken. Es wird da ein Geschichtchen erzählt von einem Bauern, er besäte im Frühjahr sein Feld mit Weizen; als er aber kam, um zu ernten, fand er an Stelle seines Ackers nichts als ein ungeheures Loch.

Man trifft noch auf andere, labyrinthartige Felsengänge, besonders in der Nähe der Küste. Das sind die alten venetianischen Steinbrüche. Denn der Kalkfelsen des Karst liefert einen ausgezeichneten Baustein, und es gibt darum auch zahlreiche moderne Steinbrüche. Sie gehen wenig in die Tiefe, sind aber von großer Ausdehnung und sehen von der Ferne aus wie weißleuchtende Schneefelder.

Bei Prosecco hatte ich zuerst wieder den Anblick des Meeres. Es lag in überraschender Tiefe drunten, ruhig hingebreitet, wie leichtgekräuselter blauer Seidentaffet, mit hoher buchtenreicher Küste, mit vielen scharf einschneidenden felsigen Vorgebirgen. Der blendendweiße Kegel gerade unter einem ist Schloß Miramar auf dem Vorgebirge von Grignano. Die Wüste und die Wildniß hat man hier hinter sich; man ist in den denkbar größten Gegensatz eingetreten. An diesen Abhängen des unwirthlichen Karst wachsen Feigen,

Oliven und Wein im üppigsten Durcheinander, und durch diesen ununterbrochenen Garten zieht die Straße nach Triest hinunter, das sich amphitheatralisch um seine Hafenbucht her ausbreitet.

* * *

Triest hat also eine so schöne Lage, wie nur eine Stadt der Welt. Aber da sind nun die Winde. Von der Bora und ihren Wirkungen erzählt man einem hier die tollsten Dinge. Davon habe ich nichts erlebt, doch ein fünftägiger heftiger Sirocco, der einem den heißen Staub in Nase und Augen trieb, war auch nichts angenehmes.

Da that man denn am besten, sich aufs Meer zu flüchten und ein wenig Odyssee zu spielen. Das ist hier ein angenehmes Spiel. Die Adria ist ja ein frommes Meer. Wie kaum gekräuselter himmelblauer Seidentaffet liegt das immer ruhig ausgebreitet, und leichte kleine Dampfer fahren täglich nach allen Richtungen hinaus: nach Miramar, wo nothwendig jeder hin muß, obwohl es nicht viel Gescheites da zu sehen gibt, nach Barcola oder wo sonst die vornehme Welt badet; nach Grado, von wo man Aquileja in einer halben Stunde erreicht; nach Muggia, wo der österreichische Lloyd seine Riesendampfer baut; nach Capodistria, dem hochanfragenden, das nicht weniger stolz ist auf seinen kleinen „Markusplatz", als Venedig auf seinen großen; nach Isola, dem meerumspülten, mit seinem Refosco, diesem tintenschwarzen Wein, dem man seine feine süße Herbigkeit und seine berauschende Kraft nicht ansieht; nach Pirano, dessen schlanke gothische Kirche, von der Ferne gesehen, in der blauen Fluth zu schwimmen scheint; und weiter nach Rovigno mit seinem uralten Dom der hl. Eufemia, die sich, sonderbarerweise, auf dem Glockenthurme als Windfahne drehen muß, so daß die tanzlustigen hübschen Mädchen des Ortes ein gutes Vorbild daran haben; endlich nach Pola, mit seinen zierlichen antiken Tempeln und Ehrenpforten im korinthischen Stil, mit seiner unversehrten riesigen Arena.

Der Augustustempel ist ein entzückendes Paradigma römischer Tempelarchitektur. Graziösere Ornamente als der umlaufende Fries sie anzeigt, kann man sich nicht denken. Und zahlreiche Bruchstücke ähnlich werthvoller ornamentaler Skulpturen sind im Innern des Tempels aufgestellt. Wenn einem diese Formen durch die ewige gedankenlose Nachahmung einer zum hundertsten Mal aufgewärmten Renaissance auch fast zum Ekel geworden sind, dort, wo sie einem in ihrer ursprünglichen Frische entgegentreten, hat man doch wieder seine Freude daran und macht sich so seine eigenen Gedanken über die japanisch moderne Formenphantastik von heute. Der Tempel hatte eine Inschrift von ehernen Buchstaben, die wer weiß wohin verstreut sein mögen. Doch nach den Löchern der Nägel, womit die Lettern befestigt waren, kann man sich die Inschrift zusammenbuchstabiren, sie lautete: **Romae et Augusto Caesari Divi F. Patri Patriae.**

Die zierliche Schönheit dieses Tempelchens bewundert man, aber eine große Empfindung vermag uns das nicht einzuflößen.

Ich hatte wieder das deutliche Gefühl, daß diese ganze antike Architektur eigentlich kein großes Symbol der religiösen Idee darstellt. In diesem Betracht steht gewiß die Gothik höher. Dieser Tempel zu Pola, obwohl er der Roma selbst gewidmet war, wirkt doch nicht viel anders als eine hübsche Spielerei. Die Arena ist nicht nur größer, sie wirkt auch größer, und man sieht aus diesen paar Bauresten zur Genüge, was den alten Römern, die die Welt erobert haben, die Hauptsache war, nicht die Religion, sondern eine mächtige Weltlichkeit. Dieser dienten die Bauten, in denen die Römer eine ihnen würdige Größe ausgedrückt haben, die Amphitheater, die Thermen, die Wasserleitungen, die großen Straßen.

Auf den ölreichen Höhen, zwischen Capodistria und Pirano, wo unten in den Buchten die seltsam aussehenden Salzgärten liegen, sieht man über die unendliche blaue Fluth hinweg ein unbestimmtes Dunkles, in dem etwas aufragt wie ein ungeheurer Pfeil, der in den Himmel schießt. Das ist Venedig und sein Campanile. Wer möchte da nicht hinüberfahren!

Leider haben (übrigens aus guten Gründen) die Dampfschiffe die dumme Gewohnheit, immer nur bei Nacht zu fahren. Darüber ärgerte ich mich erst, dann freute ich mich, denn auf dieser Fahrt ging mir zum erstenmal die Schönheit des südlichen Sternhimmels auf. Die Sterne leuchteten wie Flammen über dem nächtlich schwarzen Meer, das zu schlafen schien, so ruhig war es, und die Milchstraße verlor sich nicht trüb im Unendlichen, sie hing wie droben in der Luft, körperhaft, gleich einer zerfetzten über die Welt hinflatternden silbernen Fahne.

Ueber Venedig darf man eigentlich nicht reden. Davon ist, in Vers und Prosa, in Oel und Wasserfarbe, schon viel zu viel geschwärmt worden, und Heinrich Leutbold hätte sein witziges Epigramm, das da schließt „Und läßt noch sein eigenes Wasser", mit einer anderen Einleitung auch manchem Besinger von Venedig widmen können.

Nur eine Bemerkung über Architektur möchte ich mir erlauben. Man rühmt in Venedig, vom Dogenpalast abgesehen, fast nur die großen Renaissancepaläste, besonders die späten Prunkbauten des Sansovino und seiner Nachfolger. Ich war von den bescheideneren Bauten der ältesten Renaissance, die nirgends erwähnt sind, mehr erbaut. Diese stehen meistens nicht am großen Kanal, man findet sie besonders an den kleinen Plätzen der inneren Stadt. Sie sind schön durch ihre Einfachheit. Sie wollen noch nicht prunken. Ihre Schönheit ist keine ornamentale, sondern eine innere, bedingt durch die Reinheit der Verhältnisse und Maße. An ihnen hatte ich meine Freude. Und vor allem war ich entzückt von der profanen Gothik dieser Stadt, in der freilich das orientalisch arabische stärker zum Ausdruck kommt, als das fränkisch-christliche der abendländisch mittelalterlichen Kirchenarchitektur. Als Venedig noch ganz gothisch war, da muß es schön gewesen sein, einheitlich schön, da muß es märchenhaft gewirkt haben.

Diese Gothik hat vor den schwerfälligen Massen der Hochrenaissance nicht nur die graziöse Leichtigkeit voraus, sondern auch eine gewisse Naivität und innere Wahrhaftigkeit. Sie entwickelte sich von innen nach außen. Das Aeußere entstand als ein Ausdruck des Innern. Fenster und Thüren vertheilte man nicht nach dem starren Gesetz der Symmetrie, man brachte sie da an, wo ein inneres Bedürfniß sie verlangte, und der ganze Bau war eine schöne Wahrhaftigkeit.

In der Hochrenaissance dagegen baute man vor allem Fassaden, je protzenhafter, je besser. Meistens schien die Fassade nur den Zweck zu haben, einen dahinterstehenden wüsten Kasten zu verdecken. Die beiden stehen fast zusammenhanglos nebeneinander. Mag dann die Fassade auch wirklich schön sein, ihr kulissenhafter Charakter benimmt ihr das Beste von ihrem Werth. Doch gilt dies allerdings nicht von den großen Staatspalästen, besonders nicht von den alten Prokuratien, die Einfachheit und Reichthum, Zierlichkeit und Größe, Leichtigkeit und Masse in wunderbarer Harmonie vereinigen. Diese Fassade halte ich, innerhalb des Stils, für die schönste der Welt.

* * *

Zu Venedig redet einen fast alles deutsch an, was etwas verdienen will. Zu Triest thut das kein Italiener. Hier möchten sie lieber den Deutschen noch verbieten, deutsch zu reden. Doch beklagen sich die Deutschen hier nicht, denn der Haß der Italiener gilt hier in erster Linie den Slovenen, wenn man beim Stärkeren dem Schwächeren gegenüber von Haß reden kann. Wie in Böhmen zwischen Deutschen und Tschechen, in Steiermark zwischen Deutschen und Slovenen, in Kroatien zwischen Kroaten und Ungarn, so herrscht hier in Triest und im ganzen „Küstengebiet" ein Kampf auf Leben und Tod und eine giftige Gehässigkeit zwischen Ita-

lienern und Slovenen. „Wir dürfen nicht den Mund aufthun“, sagte mir ein slovenischer Student, „so fallen die Italiener schon mit Knüppeln über uns her. Wir dürfen kein Wort wagen, sa schlagen sie uns todt.“ Nun, ich habe Niemand todtschlagen sehen, und habe slovenische Worte genug gehört, nicht nur sagen, sondern auch singen. Der Gesang fand allerdings in geschlossenen Häusern statt, aber bei offenen Fenstern. Ob die Fenster deswegen offen standen, daß die Italiener sie nicht einschmeißen konnten, oder damit der Gesang weithin gehört werde, kann ich nicht entscheiden. Etwas demonstrativ klang vielleicht dieses Chorsingen in den stillen Sommernächten. Aber schön war es. Und ein heiliger Ernst, eine süße Melancholie lag in der Musik dieser Gesänge. Die Slovenen haben nicht nur Lieder, sie haben auch schöne Lieder.

Etwas anspruchsvoll mögen sie als Nation sein. Zu Tolmino im oberen Isonzathal traf ich mit zwei Herren zusammen, die sehr nach Agitatoren aussahen. Ich kam mit ihnen ins Gespräch, und sie bemühten sich, mäßig zu sein im Ausdruck. Dennoch stellten sie die Forderung auf: Die Regierung des Königreichs Italien müßte für die Slovenen drüben über der Grenze slovenische Schulen unterhalten. Ich fand die Forderung ungeheuer, sie fanden sie natürlich und gerecht. Das war in dem nämlichen Tolmino, wo Dante in seiner göttlichen lingua toscana einen Gesang seiner Göttlichen Komödie gedichtet hat. Diese slovenischen Agitatoren aber sind Politiker von heute. Als solche meinen sie, alles sei gleich, und sei also auch gleich, ob eine Nation und Sprache eine Göttliche Komödie oder eben nur ein paar Volkskalender und Volkslieder hervorgebracht hat. Die Volkskalender rühmten sie mir.

In Tolmino begegnete mir's zum ersten Mal, daß ich von allem Inschriftlichen um mich nichts mehr lesen konnte. Es war fast ein unheimliches Gefühl. Nirgends ein italienisches, nirgends ein deutsches Wort, nicht einmal an den Gasthäusern. Diese sprachliche Sauberkeit gefiel mir eigentlich und auch der nationale Stolz, der daraus hervorsah. Um so eifriger machte ich mich daran, das Slovenische zu studiren. Ein Wort sah ungefähr so aus: Peckeriej. Ich dachte, sollte ich so schnell verstehen? Wirklich entdeckte ich hinter den Fensterscheiben einige ausgestellte Brote. Und so wußt' ich auch gleich Bescheid, als ich das etwas fremdartige Wort Mleckeriej las; ein Karren Milch, der gerade ins Thor geführt wurde, half meinem Sprachtalent glücklich nach.

Liebe und gastfreundliche Leute sind die Slovenen des Isonzothals und noch ohne jede Spur eines industriellen Sinnes; ich wäre gern länger bei ihnen geblieben. Man wird als Deutscher hier mit besonderer Zuvorkommenheit behandelt, obwohl die steiermärkischen Gegenden, wo Slovenen und Deutsche sich am liebsten auffressen möchten, gar nicht ferne liegen. Aber das Volk hat von sich aus keine Freude an solchen Zuständen, in die es immer erst hineingehetzt werden muß. „Früher war's schöner in diesen Ländern“, sagte mir der slovenische Bürgermeister von Preth oder Breth, „der Teufel weiß, wo die Hetzerei hergekommen ist.“ Der Mann war dennoch ein Halbstudirter, er erklärte mir, daß die Regierung, wenn sie selber kein Brett vor der Stirne hätte, den Ort in deutscher Sprache als „Brett“ anschriebe; denn das slovenische Log bedeute ein Gehölz oder Holz und also zuletzt auch ein Brett, ja das Wort komme sogar in der deutschen Sprache vor als Loch oder Lohe, wie der Name des deutschen Reichskanzlers beweise. Solche Wissenschaft hatte der Mann aufgeschnappt; er beherrschte wie fast Jedermann dort drei Sprachen und er fand es nicht wünschenswerth, daß nichts mehr in der Welt gesprochen werden solle als slovenisch.

Ich konnte ihm nur beistimmen.

Und ich fand die Menschen je länger je lieber. Aber ich mußte heimwärts. Durch die Flitscher Klause und den Predil zog ich über die Karnischen Alpen und bald wanderte ich wieder in Gegenden deutscher Zunge. Einmal fuhr ich einige Zeit lang mit einem jungen Bauern, einem Mann von 30 Dienstboten, wie er erzählte. Er brachte das Gespräch auch auf die Politik und meinte treuherzig (er war in Kärnthen), daß es eben doch das einzig richtige sein würde, wenn alle deutschen Völker beisammen wären in einem Reich — eine Aeußerung, die ich mehr wie zehn Mal auch von einfachen tyroler Bauern gehört habe. Mein Großbauer beschäftigte sich viel mit Politik. Und er ließ sich dieselbe viel Geld kosten. Er war auf nicht weniger als 9 Zeitungen abonnirt. Ich nannte einige Blätter, ob er die auch lese. Nein. Nur solche Zeitungen las er, die nichts gegen die katholische Religion schrieben. Auf die katholische Religion ließ er nichts kommen. Das war einmal seine Religion, die ließ er sich von Niemand beschimpfen.

So sind dort die Menschen. Dabei wissen einige Wortführer der deutschnationalen Bewegung nichts Gescheiteres zu thun, als fortwährend diese religiösen Empfindungen zu verletzen und sich damit selbst in bestimmten Landestheilen den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Es ist eine schlimme Fatalität, daß österreichische Protestanten meinen, nur sie seien ehrliche Deutsche, und wer sich nicht zuerst zu ihnen bekenne, dem sei es auch nicht völlig Ernst mit seinem Deutschthum. Damit wird innerhalb der deutschen Reihen eine gegenseitige Gehässigkeit genährt, die den nationalen Feindseligkeiten nichts nachgibt, und die die ganze deutsche Bewegung aufs tiefste gefährden muß. — — —

Nur noch eine kleine Schlußscene in einem Wagen der Südbahn zwischen Wörgl und Kufstein. Man besprach die Aufschriften in magyarischer Sprache. Ein Oesterreicher meinte, die Waggons gingen ja bis München mit ihren magyarischen Inschriften, das sei ein Skandal; sie als Oesterreicher könnten ja nichts machen, aber wir Reichsdeutschen sollten uns wenigstens die magyarischen Taferl nicht gefallen lassen.

Oh, warum denn, rief ein älterer Herr, das Ungarisch, das kann doch bei uns nichts schaden, das kann Niemand lesen. Wenn nur die deutschen Aufschriften und Vorschriften nicht so oft unser Gefühl verletzten.

Ich machte darauf aufmerksam, daß im Waggon eine Vorschrift nur in deutscher Sprache zu lesen sei, nämlich die: „Es ist verboten, auf den Boden zu spucken.“

„Natürlich“, rief jener Oesterreicher, „dös is ganz in Ordnung. Nur dö Deutschen dörfen nit spucken, dö Ungarn dörfen spucken, dö dörfen uns auf die Köpfe spucken.“

Er hätte die augenblicklich herrschende Stimmung in Oesterreich nicht drastischer ausdrücken können.

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Musikkritische Glossen.

Fast zwei Jahrzehnte sind vergangen seit Carl Friedrich Weitzmanns „Geschichte des Klavierspiels und der Klavierlitteratur“ zum letzten Male aufgelegt worden, und schon lange entbehrt die musikalische Welt ein ähnliches Handbuch, das den Anforderungen der Künstler und den Ansprüchen der Liebhaber zugleich gerecht würde. Oskar Bie's Prachtwerk „Das Klavier und seine Meister“*) scheint berufen, diese Lücke auszufüllen. In einem stattlichen Bande wird da eine elegant geschriebene, glänzend ausgestattete Monographie über dasjenige Instrument dargeboten, das heute als der Mittelpunkt der häuslichen Musikpflege wie des öffentlichen Konzertlebens gelten darf. Am Ende eines Jahrhunderts, das uns zuerst die größten Klaviertondichter,

*) Oskar Bie: Das Klavier und seine Meister. Mit zahlreichen Portraits, Illustrationen und Facsimiles sowie musikalischen Originalbeiträgen von E. d'Albert, W. Kienzl, M. Moszkowski, Ph. Scharwenka u. R. Strauß. München, Verlagsanstalt von F. Bruckmann.

dann die berühmtesten Klavierspieler und Tastenhelden und schließlich gar die vielberufene „Klavierseuche“ brachte, war ein solches Werk gewiß zeitgemäß und für die kulturhistorische wie für die musikgeschichtliche Betrachtung gleich anziehend und lohnend. Oskar Bie, der in und zwischen den Künsten tüchtig Umschau gehalten und als feinfühliger Kritiker schon oft die Fähigkeit selbständiger, allerpersönlichster Anschauungsweise bekundet hat, verstand es, den ergibigen Stoff mit Geist und Geschick so zu gestalten und von verschiedenen Seiten zu beleuchten, daß er auch einem weiten Leserkreise Anregung zu bieten vermag. Durch das Zusammenstimmen einer feingeschliffenen, manchmal überfein zugespitzten Darstellung und eines geschmackvollen und sinnreichen, das Wort trefflich ergänzenden Bildschmuckes hat er ein Buch ganz aparten Schlags und von erfreulicher künstlerischer Einheit geschaffen. Stark und bewußt tritt überall, im Einzelnen wie im Gesammtton, die Subjektivität des Verfassers hervor, der sich weniger das Amt des tiefgründigen gelehrten Geschichtschreibers als die Rolle des feinschmeckerischen, sorgsam abwägenden, mitunter auch keck „umwerthenden Aesthetikers“ zuweist. Zahlreiche treffende Urtheile und hübsche Bemerkungen umspielen wie Kontrapunkte das Thema, und wenn es gelegentlich auch unter attzureicher Figuration verschwindet, so weiß der Verfasser doch immer wieder mit einer feinen Wendung zur Hauptsache zurückzuführen. Bie beginnt seine Arbeit mit einer Schilderung der Virginalmusik im Zeitalter der Königin Elisabeth, geleitet dann den Leser zu den charakterisirenden Tanzstücken der Franzosen des 17. Jahrhunderts und zu den Anfängen der Kammersonate in Italien. Mit dem großen Bach, dem er eines der besten und „erlebtesten“ Kapitel des Buches widmet, führt er zur Betrachtung deutscher Tonkunst über. Von da ab bleibt die Entwicklung der Klavierkunst im Aeußerlichen, Mechanischen wie im Innerlichen, Geistigen vornehmlich an deutsche Namen geknüpft; ihr Höhepunkt ist Beethoven. Auch ihm hat der Verfasser einen besonderen, umfangreichen Abschnitt gewidmet, dessen interessante Aperçus sich jedoch nicht recht zu einem einheitlichen Bild zusammenfügen. Das folgende Kapitel behandelt in sehr fesselnder Weise die Entwicklung der Klavierkultur unter den „Technikern“ der Beethoven'schen Zeit und bietet namentlich in den Ausführungen über Wesen und Bedeutung der Etude eine feine Arbeit. Die Schlußkapitel gehören den großen Romantikern, Schubert, Schumann, Chopin und Liszt mit seiner Gefolgschaft. Sich mit den Meinungen und Urtheilen, die hierin über neuere und neueste Erscheinungen ausgesprochen sind, zustimmend oder abwehrend auseinander zu setzen, muß jedem Leser überlassen bleiben, genug, daß sie durch fruchtbare Gedanken wie durch schillernde Paradoxe, durch gewagte Bilder sowohl als durch treffende Vergleiche die bestimmte Anschauung des Verfassers klar wiedergeben und zum Denken anregen. Wie das Buch selbst, so ist auch die Ausstattung ganz im modernen Geschmacke gehalten, sie macht sowohl dem Buchbinder, dem H. A. von Berlepsch eine feine Vorlage geliefert, als der Kunstdruckwerkstätte der berühmten Verlagsanstalt die höchste Ehre.

In der gediegenen Bilderausstattung dem Buche Bie's ebenbürtig, in ihren Zielen aber unmittelbarer nach Belehrung strebend, sind die Biographien „Berühmte Musiker“, die unter der Leitung des Professor Dr. Heinrich Reimann bei der Verlagsgesellschaft Harmonie in Berlin erscheinen. Zu den Lebensbeschreibungen von Brahms und Händel, die im Vorjahre ausgegeben wurden, sind kürzlich Studien über Carl Löwe und Joseph Haydn getreten. Den Meister der deutschen Ballade hat Heinrich Bulthaupt in anmuthiger Erzählerweise geschildert, über den Vater der neuern Instrumentalmusik hat Dr. Leopold Schmidt eine sorgfältig gearbeitete, lehrreiche Studie geliefert. Die Verschiedenheit der Behandlungsweise ergab sich aus der Verschiedenheit der Aufgaben. Bulthaupt behandelt seinen Stoff als Aesthetiker und bewährt seine schriftstellerischen Vorzüge in der gemüthvollen Darstellung, die er vom Leben Carl Löwe's gibt. Anders verhält sich Schmidt zu seinem Haydn. Er wendet sicher und mit Erfolg die Methode der historisch-genetischen Darlegung an und tritt muthig an die großen musikgeschichtlichen Probleme, die das so überaus fruchtbare Leben seines Helden umschließt. Mit Recht hat er seinen Fleiß und seinen Scharfsinn vornehmlich dem jungen Haydn zugewandt und Werth darauf gelegt, weiteren Kreisen einmal die Verhältnisse und Einflüsse zu zeigen, unter denen Haydn zum Begründer einer neuen Epoche der Tonkunst wurde. Der Abschnitt über Haydn und die Entwickelung der Instrumentalformen ist ein gutes Beispiel gemeinverständlicher Darstellung wichtiger theoretischer Fragen. Daß der Verfasser dabei irrthümlicher Weise Corelli Sonaten einsätziger Form zuschreibt, soll nur zur Verhinderung von Mißverständnissen hier berichtigt werden. Die Aufgaben, die ihm die Klarlegung der künstlerischen Wirksamkeit und Bedeutung Haydn's stellte, hinderten aber Schmidt keineswegs, auch ein deutliches Bild von der menschlichen Persönlichkeit seines Meisters zu entwerfen. Es soll ihm besonders gedankt sein, daß er dies in schlichter Weise gethan. In unsrer Zeit des biographischen Ueberschwangs und der großen dröhnenden Worte wirkt solch ein Bildchen in Silberstiftmanier wahrhaft erfreulich.

Gegenüber derartigen planmäßig aufgebauten und einheitlich gehaltenen Büchern haben die früher in der Musikschriftstellerei beliebten Sammelbände kritischer und historischer Aufsätze mit Fug und Recht einen schweren Stand. Wenn man eben gesehen, mit wie viel Eifer und Erfolg die Einen sich bemühen, im kleinen Rahmen ein Ganzes zu gestalten, erscheint für das bunte Vielerlei von journalistischen Arbeiten die große litterarische Form des Buches zu anspruchsvoll. Dieser Eindruck verstärkt sich naturgemäß, wenn die gesammelten Aufsätze und Artikel allzu deutlich das Kainszeichen der Tagesschriftstellerei an der Stirne tragen. Zwei Bücher dieser Art sind Max Kalbeck's „Opernabende“ (Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie“) und Richard Batka's „Musikalische Streifzüge“ (Leipzig, E. Diedrichs). Kalbeck, der bekanntere, ältere und altmodischere von den beiden, hat in zwei stattlichen Bänden die Berichte gesammelt, die er während etwa zwei Jahrzehnten über die Aufführungen im Wiener Hofoperntheater für Wiener Tageszeitungen geschrieben hat. Es sind feuilletonistische Aufzeichnungen, dünn gewoben und leicht gewogen. Zweifellos sind die schriftstellerischen Fähigkeiten des Verfassers bedeutender als seine kritischen, doch enthalten die beiden Bände Mancherlei, was des Nachdenkens werth ist. Ganz verständnißlos steht Kalbeck Richard Wagner gegenüber. Was er 1883 über „Tristan und Isolde“ zu sagen und anno 1898 von Neuem der Welt zu verkünden den edlen Muth hat, gemahnt schrecklich an die geistigen Auslassungen eines Friedrich Nicolai über Goethe. Auf die blindwüthige Gegnerschaft gegen die neue Kunst ist es wohl auch zurückzuführen, daß das erfolgreichste Werk der Schule Wagner's, Humperdinck's weltbekanntes Märchenspiel „Hänsel und Gretel“ keiner Betrachtung gewürdigt wird, während über todtgeborene Opern von Grammann, Bachrich, Brüll, Heuberger, Schütt u. a. seitenlang abgehandelt wird. Wer über unsere deutsche zeitgenössische musikdramatische Kunst etwas Ordentliches und Einsichtiges zu lesen wünscht, wird bei den musikalischen Streifzügen von Richard Batka besser auf seine Kosten kommen. Zwar enthält auch dieser dicke Band Manches, was den Wiederabdruck kaum verdient, und an geschwätziger Breite krankt auch dieser jüngere Musikschriftsteller, dafür aber erfreut er durch eine bescheidenere Haltung gegenüber dem Kunstwerk und weiß für seine Betrachtung neue, lohnende Gesichtspunkte zu finden. Manche seiner Aufsätze, wie „Grillparzer und der Kampf gegen die deutsche Oper in Wien“, einzelne der Wagnerstudien, der Essay über „Hänsel und Gretel“ haben dauernden Werth und dürfen auch ernsthaften Lesern empfohlen werden.

Heinrich Welti.

Jane Hading.

La dame aux camélias. — Adrienne Lecouvreur. — L'aventurière und Une visite de noces.

(Lessingtheater, 15., 19., 21. Dezember)

Spät kommen sie, doch sie kommen. Die Judic, die Rejane, die Hading und die weitaus Größte: Yvette Guilbert. Schade, daß uns, diese Leckerbissen wie den Dienstboten erst gegönnt sind, wenn sie anfangen, in Verwesung überzugehn.

Frau Hading ist von den Genannten die unbedeutendste. Doch zugleich von Natur die holdeste. Sie ist lyrischer als irgend Eine, die aus Frankreich zu uns kam. Mitten in erlesenen Kniffen umschwebt sie eine harmlose Anmuth. Mitten in verfeinerten Durchtriebenheiten, die fast naiv auf sinnliche Wirkung gehn, umhüllt sie ein seelischer Reiz. Sie ist nämlich gütig, weich, liebenswürdig. In Schmerzen liebenswürdig. Doch liebenswürdig nicht minder, wenn sie leise und sehnsüchtig lächelt. Ihre innere Grazie ruht auf dem Grunde zärtlicher Melancholie. Eine linde Güte fließt aus den schönen grauen Augen, die süßer Verlassenheit voll sein können und träumerisch blicken. Sie hat etwas Hinreißendes in ihrer Seele, wie dieser Körper sie offenbart.

Hier, im gütevollen Zauber, liegen ihre sozusagen spiritualistischen Vorzüge beschlossen. Eine Schauspielerin scheint sie im Uebrigen nicht zu sein. Diese entzückende Frau ist zu manchem fähig, warum auch noch zum Komödiespielen. Die Vorgänge des Lebens täuschend nachzuahmen, wird ihr nicht beschieden. Sie hat rührende Augenblicke, wenn sie als Kameliendame dem Geliebten an den Hals fliegt; wenn sich jenes Seltsame, Weibliche, Zuckende im Schmerz äußert, das an die Hysterie grenzt. Doch große, überzeugende Strecken sind kaum vorhanden. Sie kann nicht einen ganzen Menschen so geben, daß man drei geschlagene Abendstunden an seine Existenz glaubt. Ein fortwährendes Unterbrechen der Leitung erfolgt. Sie wechselt den Ton: nur um etwas Anderes zu bieten. Sie zieht alle Register auf, wo es garnicht nöthig ist. Sie treibt Unfug mit tragischen Allüren. Sie setzt ein. Sie kopirt plötzlich die Duse, verfällt nicht bloß in die rasche Sprechweise dieser Einzigen, sondern ahmt ihren Tonfall bis auf Einzelheiten nach, wenn sie „Nanine, Nanine"! ruft. Es ist peinlich, wenn sie so anfängt. Auch übertreibt sie arg. Als Adrienne rast sie, damit die Funken fliegen sollen. Sie fliegen aber nicht; es fliegen die Haare, die Augen rollen, knirschende Töne werden mit fälschlich keuchendem Athem hingeworfen, alles bleibt eine gemachte Kulissenerregtheit. Sie erscheint hier inhaltlos, schwach in der Verstellungskraft. Dasselbe an Unnatur, Geschrei, Aeußerlichkeit zeigt sie als Frau von Morancé, Dumas' müde Liebeskennerin, die in Verachtung gegen uns Mannsbilder endet. Sie brüllt hier, sie tobt, sie macht Geschichten, sie zeigt die Gebärden des inneren Sturms grimassig . . . und läßt kalt. Auch die sentimentale Pose gehört zu ihren Unarten. Sie nimmt plötzlich einen edlen Ton an, redet getragen. Der Hörer krümmt sich. Oder sie beginnt wimmernd zu singen, aus bisher völlig unaufgeklärten Motiven. Dennoch weckt sie immer Mitleid, wenn sie in Thränen einfach ist. Hier bricht ihr seelischer Reiz, die Güte durch. Sie versagt als Cameliendame, wenn sie gegen den Alten zu kämpfen hat; sie versagt als Donna Clorinda, wenn sie, die Zigeunerin, einem sittenfesten ganzen Bürgerhaus Trotz bietet; doch sie ergreift als erkrankte Marguerite wie als verliebte Adrienne durch stumme Pein und stille Thränen. Im Passiven liegt ihre Stärke. Das bischen Stärke, das sie als Schauspielerin besitzt. Ihre Tugenden ruhen im Dulden und im Ansehn. Man wird bewegt, wenn sie duldet, weil sie so hübsch aussieht.

Hier kommt ihre wesentlichste Seite. Von dieser unselbständigen Künstlerin ist zu sagen: sie hat nichts Eigenes als ihren Körper. Frau Jane Hading ist eine Schauspielerin fürs Auge. Sie ist ein Sinnenrausch. Schwer vergeßlich wird die wundersame Anmuth ihrer Linien. Die leuchtende, berauschende Grazie dieser dionysischen Gliedmaßen. Es liegt ein tiefer Zauber in den Bewegungen, obgleich sie auch hier von Nachahmung strotzt. Der Kritiker fühlt sich vor diesem entzückenden Geschöpf bald mehr als ein Don Juan, denn als ein Lessing. Es ist ein tolles Schwelgen in Schönheit, wenn sie die abenteuernde Clorinda spielt, diese gesunde Cameliendame des sechzehnten Jahrhunderts. Eine Magdalena, wie die im Palazzo Pitti, die eigentlich nicht büßt: sie stachelt zu erneuter Sünde an. Kennt Ihr das Bild des Venetianers? Das herrliche Haar fällt auf die nackten, vollen Brüste, die wundersamen Augen blicken groß und feucht. Sie ist eine reuige Sünderin: doch am Herzen lag dem Maler das Sündige in ihr, nicht die Reue. Aehnlichen Wesens, strahlend in frevelhafter Schönheit, erscheint die Hading, umgleißt und umzittert von der frühlingsstarken Macht vollmenschlicher Herrlichkeit. Ein Weib der Renaissance, von der Natur bestimmt, mit allen Sinnen genossen zu werden. So vermag sie die Liebe vor allem darzustellen: nicht durch das, was sie kann; durch das, was sie ist. Gott hat ihren Geist geschlagen, doch ihrem Leibe gab er Alles. Es lebt ein Mythus, daß die Dummen am besten lieben. Er scheint wahr zu sein. Sie ist die eigenste Liebeskünstlerin, wenn sie nicht redet, wenn sie bloß da ist und sich bewegt. Entflohen scheint heut der naive Sinn des altjüdischen Sängers, der das Hohe Lied schrieb; der einfach und offen und anbetungsvoll sang: „Und ihr Bauch ist wie ein Weizenhaufen, mit Rosen umsteckt." Doch ein verschollener Klang von so schlichter, tiefer Sinnenfreude weht von dieser trunkenen Gestalt zu uns. Sie ist keine grüne Dirne mehr; macht sich auch zurecht mit gerissener Kunst: und dennoch lebt in ihr die große, lachende Naturfülle, die aus der Trauer noch blühend lockt.

O seltsam schöne und seltsam gütige Frau, wir verzeihen Ihr Theaterspiel und rufen: evoë!

Alfred Kerr.

Wie Rostand's „Cyrano de Bergerac" entstand.

Coquelin, der Rostand's „Cyrano de Bergerac" in Paris kreirte, hat kürzlich in einem Interview einem Korrespondenten der „New-York Times" erzählt, wie das reizende Werk entstand. In einer Unterhaltung zwischen Coquelin und Rostand kam die Fabel zur Erörterung; Rostand faßte dabei den Gedanken, Cyrano de Bergerac zum Helden eines Schauspieles zu machen, mit Enthusiasmus auf, während Coquelin seine Bedenken vom schauspielerischen Standpunkte aus zur Geltung brachte. Aber der Entschluß, einen Versuch zu machen, ward gefaßt, und nun erzählt Coquelin weiter:

„Ich erfuhr später, daß Rostand direkt nach unserer Unterhaltung nach Hause gegangen war und sich gleich an die Arbeit gemacht hatte. Er stürzte sich mit solchem Eifer auf das Werk, daß er sein Studirzimmer die nächsten 20 Stunden nicht verließ; dann fand ihn seine Frau bei Tagesanbruch fest eingeschlafen auf einem Haufen Manuskript. Am nächsten Tage war er schon bei mir, bevor ich aufgestanden war, und setzte sich an mein Bett, um mir das Resultat seiner Arbeit vorzulesen. Als die Szene sich vor meinem Auge entwickelte, konnte ich meine Befriedigung kaum zurückhalten. Die Idee, das kuriose Interieur des Hôtel de Bourgogne-Theaters auf die Bühne zu bringen, schien mir höchst originell, und die Balkonszene, die schon im Entwurf vorlag, entzückend. Nach dieser Vorlesung eilte Rostand davon, und ich sah Wochen lang nichts mehr von ihm. Da kam er eines Morgens wieder,

setzte sich auf mein Bett und trug seine Verse vor, bis ich, von seinem Feuer fortgerissen, aus dem Bette sprang, meinen Schlafrock rasch umwarf, ihm das Manuskript aus den Händen nahm und selbst zu lesen anfing. Ich wandte mich an ein eingebildetes Auditorium, den Feuerschürer statt des Schwertes in der Hand und mit der ersten besten Kopfbedeckung statt des Federhutes meines Helden auf dem Haupt. Nachher wuchs das Meisterwerk unter des Dichters Händen sehr langsam, Zeile für Zeile.

Meine Laufbahn als Schauspieler hat mich mit vielen Formen litterarischen Fleißes bekannt gemacht, aber solch ein zäher, keiner Ermüdung weichender Eifer, wie der, von dem dieser zarte junge Mann ergriffen war, übertraf alles, was ich bis dahin erlebt hatte. Als das große Werk dramatische Formen annahm, miethete Rostand eine Besitzung auf dem Lande, um der Versuchung zu entgehen, durch Besucher oder Einladungen von seiner dichterischen Aufgabe abgezogen zu werden. Reich, jung, hübsch, mit einer von ganz Paris bewunderten Frau verheirathet, ein Mann, dem jede Thür in der Welt der Gesellschaft und der Bohême weit offen stand, schloß sich so aus freien Stücken über ein Jahr lang in einem kleinen Vorstädtchen von der Außenwelt ab und erlaubte sich keinerlei Vergnügen, das ihn in seiner unablässigen Arbeit hätte stören können. Frau Rostand hat mir seitdem erzählt, daß sie zeitweilig ernsthaft für seinen Verstand und sein Leben gefürchtet habe, daß er durchschnittlich 10 Stunden täglich arbeitete und daß er, wenn der Geist über ihn kam, Nacht auf Nacht an seinem Schreibtisch saß und sein Dichtwerk umarbeitete, verkürzte, neu schrieb, nie zufrieden, immer nach einem ausdrucksvolleren Adjektivum, einem harmonischeren oder originelleren Reim suchend, ohne Bedenken das Werk von Monaten beiseite legend, wenn er zu der Ueberzeugung kam, daß eine andere Ausdrucksweise seiner Idee vollkommener entspräche.

Daß kein Erfolg billig zu kaufen ist, habe ich lange gewußt; mein Beruf als Schauspieler ist mehr als jeder andere dazu angethan, uns diese Wahrheit zu lehren. Wenn Rostand's Schauspiel das beste ist, welches in diesem Jahrhundert Frankreich hervorgebracht hat — und unsere bedeutendsten Kritiker sind einstimmig, es den höchsten dichterischen Leistungen Victor Hugo's gleich-, wenn nicht höherzustellen —, so hat der junge Dichter seine Lorbeeren nicht gestohlen, sondern sie Blatt für Blatt in endlosen Mitternachtsstunden, in rastloser Arbeit, erworben, ein Preis, den nur wenige in einer ganzen Generation bereit oder fähig sind, für den Ruhm zu zahlen. Die Arbeit stand im richtigen Verhältniß zum Erfolg. Das ist immer so. Ich zweifle, ob auch nur ein Wort in seiner Duellballade sich befindet, das nicht wieder und wieder geändert ist, um einem geeigneteren Platz zu machen, sowie man die Schattirungen eines Mosaiks immer wieder erprobt, bis man ein harmonisches Ganze hervorgebracht hat. Ich besitze in meinem Pulte ganze Szenen, die er ausgeschaltet hat, weil sie für die Handlung des Stückes nicht wesentlich waren. Dieselben werden vermuthlich niemals jetzt das Licht erblicken, obgleich sie ebenso glänzend sind und ihrem Verfasser ebenso viel Arbeit gekostet haben, wie irgend welche, die den Applaus des Publikums fanden."

Coquelin bespricht darauf den Erfolg des Stückes bei der ersten Aufführung:

„Niemals habe ich solch einen Abend erlebt. Victor Hugo's größter Triumph, die erste Aufführung von „Hernani", ist das einzige litterarische Ereigniß, das zum Vergleich herangezogen werden kann, und Victor Hugo's Erfolg wurde geschmälert durch die Feindschaft einer Clique, die während der ganzen Aufführung beständig zischte. Um den Enthusiasmus bei der ersten Aufführung von „Cyrano de Bergerac" zu schildern, gibt es nur einen Ausdruck: die Zuhörer befanden sich in einem Delirium. Nach jedem Akte, wenn der Vorhang gefallen war, erhob sich das ganze Auditorium und brach wohl zehn Minuten lang in einen Beifallssturm aus. Die Kulissen und die Ankleidezimmer waren von Kritikern und Freunden des Dichters vollgestopft, die vor Entzücken außer sich waren. Ich war so aufgeregt, daß ich kaum von einem Kostüm ins andere kommen konnte, und mußte meine Thür gegen alle Welt verschließen. Mitten in all dieser Aufregung blieb Rostand allein kühl, als ob er sich seines Sieges kaum bewußt wäre; er fuhr fort, den Darstellern seine letzten Winke zu geben, beaufsichtigte, daß alles klappte, dankte den Darstellern, wenn sie von der Bühne kamen, mit derselben reservirten Freundlichkeit, die er schon während der Proben gezeigt hatte, und dann, als das Stück zu Ende war und wir Zeit hatten, uns nach ihm umzusehen, war unser Dichter verschwunden. Er war ruhig mit seiner Frau nach seinem Landhause gefahren, von wo er während einer ganzen Woche sich nicht entfernte."

B.

Paul Heyse. Der Sohn seines Vaters und andere Novellen. Berlin Verlag von **Wilhelm Hertz.** 1898.

In den jüngst veröffentlichten Aufzeichnungen von Moritz Busch über Bismarck ist u. a. zu lesen, daß der „eiserne Kanzler" kein Freund der Heyse'schen Dichtkunst war. Es werden ihm sogar höchst abfällige Bemerkungen über die Heyse'sche Novellistik in den Mund gelegt. Daß der große Realpolitiker in den Heyse'schen Novellen nicht jene geistige Kost fand, für die sein auf das Positive gerichteter Sinn besonders empfänglich war, ist nicht verwunderlich. Es ist in den Heyse'schen Dichtwerken durchweg etwas Kühles, Reservirtes, Korrektes — einerlei, ob es sich um „moralische" oder „unmoralische" Novellen handelt. Die Vorzüge der Heyse'schen Kunst sind in beträchtlichem Maße die Vorzüge des sauberen, klaren, vornehmen Stils, aber die Leidenschaft seiner Helden hat nichts Packendes, nichts Fortreißendes. Dieser Mangel tritt mit dem höheren Alter des Dichters immer deutlicher zutage. Der neueste Novellenband muthet an wie ein Strauß von Astern, die unter der Herbstsonne erblüht sind. Auch daran kann man sich erfreuen.

Am anziehendsten sind in diesem Bande die „Abenteuer eines Blaustrümpfchens" erzählt. Das tapfere Töchterlein eines in der Provinz groß gewordenen, pensionirten Obersten wird, trotzdem es verlobt ist, nach dem Tode ihrer Eltern von der Sehnsucht nach geistiger Freiheit ergriffen; sie eilt nach München, um dort ihre Sehnsucht zu befriedigen, erlebt hier unter den Bohémiens der Kunst und der Litteratur einige kleine Abenteuer und sinkt schließlich, nachdem sie vom Schicksal nur ein ganz klein wenig zerzaust ist, ihrem geliebten Landrichter bekehrt in die Arme. Es geht alles in wohl temperirter Leidenschaft ab. Es ist hübsch erzählt, aber man fühlt sich begreiflicher Weise von solchen Menschenschicksalen nicht sonderlich bewegt.

Will man Heyse erneut schätzen lernen, so muß man neben ihm einige Erzeugnisse unserer modernen Himmelsstürmer lesen, in denen das Uebermenschenthum, das Jenseits von Gut und Böse geschildert wird. Die affektirte Lasterhaftigkeit, bis zur Grimasse verzerrt, kennt in diesen Romanen und Novellen keine Grenzen; man wird dabei das Gefühl nicht los, daß diese „Neuesten" sich deshalb nur so „grenzenlos erdreusten", weil ihnen die poetische Gestaltungskraft abgeht. Diese äußerliche Kraftmeierei ist recht eigentlich ein Zeichen dichterischer Impotenz. Hat man in dieses nervöse Gethue einen Blick geworfen, so kehrt man mit um so lebhafterer Anerkennung zum schönen Maße der Heyse'schen Dichtkunst zurück.

K.

Die Maßregelung jüdischer Lehrerinnen an den Berliner Gemeindeschulen. Berlin. S. Cronbach. 1898.

Die Behandlung der jüdischen Lehrerinnen an den Berliner Gemeindeschulen durch die vorgesetzte staatliche Behörde ist in der Nation ausführlicher dargelegt worden. In der oben genannten Broschüre ist die treffliche Rede zum Abdruck gebracht, durch die Herr Dr. Preuß diese Maßregelungen erneut in der Berliner Stadtverordneten-Versammlung zur Sprache gebracht hat, wie er denn das Verdienst beanspruchen darf, diese Frage der Durchbrechung der Rechtsgleichheit mit großer Energie immer wieder anzuregen. Der Rede vorgedruckt ist eine knappe Einleitung, die das ältere Material übersichtlich geordnet beibringt.

—n.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 14. Berlin, den 31. Dezember 1898. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Beziehen durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Werden wir zu Beginn des neuen Jahres eine Kanzlerkrisis haben? Man spricht davon. Tritt sie ein, so wird sich Niemand darüber wundern; tritt sie nicht ein, so wird auch dies keine Verwunderung erregen. Diese Stimmung, der keine Ueberraschung überraschend kommen wird, hat ihren guten Grund.

Man weiß, daß Fürst Hohenlohe ein vorurtheilsloser Mann mit liberalen Neigungen ist; man weiß aber auch, daß diese Neigungen nicht immer stark genug sind, um ihn zu einem energischen Widerspruch gegen reaktionäre Maßregeln und gegen eine Polizeipolitik zu veranlassen. Aus dieser Individualität des Reichskanzlers, zu dem sich Ministerkollegen mit den verschiedensten Mischungen politischer Gesinnungen gesellen, ergibt sich eine Staatskunst, die durch ihre widerspruchsvolle Unberechenbarkeit ausgezeichnet ist.

Wie könnte es unter diesen Umständen überraschen, wenn Fürst Hohenlohe auch die Verfolgung des Professor Delbrück und die Ausweisungspolitik trotz seiner liberalen Grundanschauungen noch zu ertragen bereit wäre; und andererseits würde man es für ebenso möglich halten, daß bei diesen Maßregeln, bei denen es sich um eine offenbare Verletzung humaner und liberaler Prinzipien handelt, der Reichskanzler entschiedener Stellung nimmt, als man das bei ihm im Allgemeinen gewöhnt ist.

Haben wir eine Krisis; haben wir keine?

Wenn eine Regierung oder wenn Minister von ausgesprochener, fester politischer Charaktereigenthümlichkeit vor eine bestimmte Frage gestellt werden, so kann man wohl mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, wie sie sich zu dem vorliegenden Problem stellen werden. Wenn aber eine Regierung, deren Neigungen man wohl kennt, aber deren Charakter zu den unergründlichen gehört, weil er in Wahrheit nicht vorhanden ist, einer neuen schwierigen Lage entgegenzutreten hat, wer will dann sagen, welchen Ausgang zu wählen sie bereit ist.

Ob Krisis ob keine Krisis — das ruht im Schoße der Götter, und so sehr sind wir bereits an diesen Zustand in Deutschland gewöhnt, daß wir die Lösung mit Gleichmuth vom neuen Jahr erwarten.

Oberstleutnant a. D. von Egidy ist gestorben. Er war in Deutschland, diesem Militärstaat par excellence, eine bemerkenswerthe Gestalt; ein hoher Reiteroffizier, mit glänzenden militärischen Aussichten, der plötzlich sich in religiöse Fragen zu vertiefen begann; der sich zu eigenartigen Anschauungen durchkämpfte und sie öffentlich vertrat; der darauf das Heer zu verlassen gezwungen war und der nunmehr von den religiös-ethischen Ueberzeugungen aus, zu denen er sich bekannte, auch unabhängig in die Politik und die öffentlichen Angelegenheiten einzugreifen begann; — ein vornehmer, ideal gerichteter, unabhängiger Charakter — doch kein konsequenter Denker, der durch die Macht seines Intellekts reformatorisch hätte wirken können.

In Pest zählt man die politischen Duelle bereits nicht mehr an den Fingern einer Hand auf. Auch dies ist

ein bemerkenswerthes Symptom der Lage. So groß ist die politische Erbitterung, daß man zu dem irrationellen Instrument des Säbels und der Pistole greift, und den vorhandenen Haß sich gegenseitig in das Fleisch zeichnen will.

Duelle lösen in der Politik ganz gewiß keine Schwierigkeiten; sie sind aber ein Gradmesser, um die gegenseitigen Antipathien zu messen, und sie zeigen an, wie unlösbar die Verwicklungen bereits sind.

Das scheinen sie denn auch zur Zeit in Pest zu sein, und zu der österreichischen Krisis ist somit eine ungarische hinzugekommen.

Ist der Charakter der Einen chronisch, so ist der Charakter der Anderen akut.

Man darf hoffen, daß durch die Beseitigung des Ministerpräsidenten Banffy sich der parlamentarische Zusammenbruch in Ungarn noch einmal beschwören läßt. Aber geschieht diese Beseitigung nicht bald, dann kann auch in Ungarn die Verwirrung chronisch werden, und wie viel gehört dazu, daß alsdann bei einem Nachlassen der zentralisirten Regierungsgewalt in Pest auch sich im Ungarlande Nationalitätenfragen erheben und auch diesen Staat an den Rand desselben Abgrundes bringen, an dem sich Oesterreich befindet.

Die Lage keines Staates in Europa hat zum Jahresschlusse in gleichem Grade unsere Aufmerksamkeit in Deutschland in Anspruch genommen, wie die Verhältnisse Oesterreich-Ungarns. Der Zwischenfall, den die Rede des Grafen Thun geschaffen hat, ist äußerlich beseitigt; er bleibt aber bedeutungsvoll als ein Symptom der Zustände in dem uns befreundeten Nachbarreiche.

Wir wünschen Oesterreich-Ungarn und wir wünschen uns selbst, daß es dem Nachbar gelingen möge, Herr der sich seit Jahren steigernden Schwierigkeiten zu werden; aber man muß sich gleichzeitig eingestehen, daß wenigstens als eine drohende Möglichkeit das Schreckgespenst einer Entwicklung der österreichisch-ungarischen inneren Zustände auftaucht, die ein internationales Uebersehen vielleicht in Zukunft unmöglich machen wird.

Das Jahr 1898 hinterläßt für Deutschland kein zweites so unbequemes internationales Problem wie dieses.

* * *

Bismarck Posthumus.

IV.*)

Die Menschheit macht sich von der Art, wie geniale Staatsumwälzer sich mit ihren Objekten identifiziren, eine ihrem idealisirenden Bedürfniß entsprechende Vorstellung. Man sollte sich immer an das Prototyp des ersten Napoleon erinnern. In der Zwischenzeit zwischen seinem italienischen Feldzug und dem achtzehnten Brumaire hatte er sich mit der Idee erfüllt, Europa hinter sich zu lassen und ein großes orientalisches Reich zu stiften. Seine südliche Phantasie hatte es ihm in bunten Farben im Kopf ausgedacht. Das hinderte ihn nicht, später, und besonders in St. Helena, von dem Frankreich zu reden, das er „über Alles liebe". Gewiß ist Bismarck aus einem engen Preußen ein guter Deutscher geworden, — und seine Natur war echt deutsch, wenn auch noch etwas anderes — aber doch nicht zum wenigsten auch deshalb, weil die Entfaltung seines Genies ein großes Deutschland brauchte. Das hindert nicht, daß Deutschland, wenn man Werth darauf legt, ihm auch „dankbar" sein soll. Die Statuen, die es ihm errichtet, hat er um es verdient; die Könige von Preußen schulden ihm den Dank für die Größe, zu der er ihrer Monarchie verholfen hat. Aber der Einblick in den organischen Zusammenhang der Dinge, ja die Versöhnung zwischen den Widersprüchen im Kleinen und den Leistungen im Großen löst sich aus bei dieser richtigen Vertheilung von Licht und Schatten. Nicht nur seinem Verlangen nach einem großen Deutschland ist der Impuls zu seiner großen Schöpfung entsprungen, sondern aus seinem Impuls zu großen Thaten ist das Objekt seines Verlangens immer größer geworden. Die Beseitigung der Hindernisse hat die Grenzen seines Wollens immer weiter hinausgeschoben. Sein Preußenthum stieß zuerst auf das Hinderniß der österreichischen Vormacht. Diese zu brechen, mußte er ein positives Gegenziel haben. Dies konnte kein anderes sein als Deutschland. Ebenso ging es mit dem Hinderniß Frankreich. Frankreich hatte sich in den Kopf gesetzt, Deutschland dürfe nicht ein starkes Reich werden. Dadurch war auch der Sieg über Frankreich, die Erhebung Deutschlands zur ersten Macht des europäischen Westens unvermeidlich. Die Konsequenzen großen persönlichen Wollens, das sich allmählich in der Kraftübung selbst entdeckte, führten diesen Weg aufwärts. Mit vorgefaßten idealen Plänen hatte das nichts zu thun. Das Höchste an vorausbedachter und mit unendlicher Ueberlegenheit durchgeführter Planmäßigkeit ist das Objekt der Besiegung Oesterreichs durch Preußen. Die vorbereitende Strategie in den Jahren der Frankfurter Bundestagsgesandtschaft und die Ausführung in der Ministerperiode von 1862 bis 1866 sind das wahre Meisterstück von Bismarck's Genialität und die wahre Grundlage seiner großen Staatsmannschaft. Dieses Ziel, dessen Richtigkeit von anderen so wenig vorauserkannt wurde, ist sein wahres Ideal gewesen, wenn man ihm eines geben will. Den Gipfelpunkt seiner politischen Weisheit bezeichnet der Augenblick, da er in Nikolsburg mit wahrhaft leidenschaftlicher Mäßigung sich den Eroberungsgelüsten des Königs entgegenstemmte. Nationale Schönheitsgestalten erhitzten seine Phantasie nicht. Von Zeit zu Zeit ließ ein Blick in die Tiefe wieder den Ausgangspunkt des preußischen Machtgedankens erkennen, wenn auch nur als überwundene Reminiscenz, z. B. die nicht ernst gemeinte Drohung, mit dem ganzen Reichsgebilde wieder ein Ende zu machen und sich auf einen Bund zurückzubeschränken, an dessen Spitze der König von Preußen mit den Militärkonventionen und dem Zollverein, wie vor 1870, übrig bliebe. Wie aber war es mit dem vor Ausbruch des Krieges von 1866 an Oesterreich gemachten Vorschlag gemeint, Deutschland an der Mainlinie definitiv in zwei Hälften zu theilen, deren südliche den Habsburgern und deren nördliche den Hohenzollern gehören solle? Wer kann jetzt sagen, wie viel Ernst vor der Schlacht von Königgrätz in diesem Angebot steckte? Vor und noch lange nach dem böhmischen Feldzug wurde das geheim gehalten. Nur auf ganz vertraulichem Wege hörte man im engsten Kreise von einer Sendung des Herrn von Gablenz nach Wien, ungefähr dieses Inhalts. Alles ist denkbar. Ebenso möglich, daß es für den Augenblick ernst gemeint war, als daß Bismarck sich vorbehielt, wenn es angenommen wäre, später bei anderen Gelegenheiten es wieder umzurennen; oder daß er darauf rechnete, Oesterreich, wenn es darauf anbiß, eine Falle zu stellen, vor der Welt zu enthüllen, daß es bereit gewesen wäre, Deutschland in zwei Hälften für immer auseinanderzureißen und gleichzeitig über Frankreich herzufallen, um ihm Elsaß-Lothringen zu entreißen, wie sich der Vorschlag ergänzt hatte, wodurch Oesterreich auch Frankreich gegenüber kompromittirt gewesen wäre. Es war Bismarck's Methode, jede Handhabe zu erfassen, die je nach Umständen zu verschiedenen Zwecken sich im Lauf der Dinge gebrauchen ließ. Die Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen aus historisch-nationalen Gründen gehörte auch nicht zu seinen Herzenswünschen. Er nannte sie eine Professorenidee und betrachtete sie nach den deutschen Siegen als ein natürliches Ergebniß derselben zur Sicherstellung der deutschen Grenzen. Ueber die Nothwendigkeit der Einbeziehung von Metz wechselte er mehrmals die Ansicht. Das vermindert seinen Ruhm nicht im Geringsten. Er beurtheilte immer die Dinge vom reinsten Zweckmäßigkeitsstandpunkt aus, und sein Zweck war unter den gegebenen Umständen allein die künftige Sicherheit des Deutschen Reichs. Hätte er gedacht, die Idee der Revanche wäre durch den Verzicht auf Elsaß-Lothringen in Frankreich für ewig aus der Welt zu schaffen, so hätte er wohl mit Recht auf die zwei Provinzen verzichtet. Aber, wie jeder

*) Siehe die vorhergehenden Nummern.

Unbefangene, hielt er das für eine Illusion und hielt fest an dem Entschluß, Deutschlands Sicherheit als das Gewisse zu nehmen und gleichzeitig damit dem volksthümlichen Gedanken der Rücknahme beider Provinzen an das Reich Genüge zu thun.

In Aussprachen von Franzosen, geschriebenen und gedruckten, bin ich oft der Ansicht begegnet, Bismarck habe sie, als Nation, gehaßt. Das ist mir nicht glaubhaft, schon aus allgemeinen Ursachen. Er war — das Wort im modernen Sinne genommen, denn im Sinne der alten Scholastik bedeutet es vielmehr das Gegentheil — viel zu sehr Realist, um abstrakte Gesammtheiten, was die Engländer Entitäten nennen, zu hassen. Leibhaftige Menschen, die ihm in den Weg traten, konnte er, wie man ihm wohl glauben darf, recht gründlich hassen. Aber er war nichts weniger als ein Fanatiker oder Chauvinist, dazu schwebte sein Geist viel zu ungebunden über den Dingen. Bei Gelegenheit, wo es ihm nützlich schien, predigte er auch den Nationalhaß. Er war der Ansicht, daß es den Deutschen der vorhergegangenen Generationen mit ihrem Kosmopolitismus zu sehr daran und an nationalem Selbstgefühl gefehlt habe, und daß man ihnen darin nachhelfen müsse. Es ist ihm nur zu gut gelungen. Daher auch sein Bestreben, sie in Nebensachen nach dieser Richtung hin anzustacheln, z. B. in seiner Proskribirung der lateinischen Lettern, welche zu zweck- und schönheitswidrigen Uebertreibungen führte, wie die, daß die bis dahin mit lateinischen Buchstaben gedruckten Publikationen der Akademie mit Bänden gothischer Schrift unterbrochen werden mußten. Einmal war ein statistischer Foliant nach altem und vernünftigem Brauch lateinisch fertig gedruckt. Als er ihm, der ihn doch gewiß nicht persönlich zu prüfen hatte, vorgelegt werden sollte, erschraken die Untergebenen vor seinem Grimme und ließen den ganzen theuren Band umdrucken und dann vernichten. Bekanntlich sind die sogenannten lateinischen Lettern womöglich noch echter deutsch als die gothischen, und die Gebrüder Grimm, gewiß keine schlechten Deutschen, bedienten sich ihrer. An Ausfällen gegen die Franzosen fehlte es bei ihm nicht; auch gegen die Engländer geht er zu ihm gelegener Zeit damit los. Gleichwohl bemerkt er selbst in seinen „Erinnerungen“, er habe eine gewisse Vorliebe für das Englische gehabt; und das ist bei ihrer Mannhaftigkeit ganz denkbar. An den Franzosen war ihm das Pathetische und Phraseologische zuwider. Das tritt besonders in den Dialogen mit den französischen Unterhändlern in Versailles hervor, wogegen er sich in Frankfurt und Berlin mit dem sachlichen und derben normännischen Spinner und Schutzzöllner Pouyer-Quertier, der ihm sogar im Pokuliren Stand hielt, recht munter verstand. Für die kleine Aesthetik des Lebens, wie sie die Franzosen verstehen, hatte er keinen Sinn (aber ebenso wenig für die große Kunst). Es wurde einmal bei Tisch erzählt, Roon habe sich für sein Landgut Gütergotz sehr schöne Möbel angeschafft, worauf er sagte: er habe im allgemeinen bemerkt, daß Leute, die viel auf schöne Möbel hielten, schlecht zu essen pflegten. Um wirklich die Franzosen schlechthin zu verabscheuen, hatte er viel zu viel vom französischen Esprit. Kein anderer hätte es wagen dürfen, in parlamentarischen Reden so viel französische Ausdrücke und Wendungen zu gebrauchen, wie er, der ein so elegantes Französisch sprach und schrieb, ohne von unseren Oberteutonen gesteinigt zu werden. — In der That war einer der merkwürdigsten Züge seines Wesens, daß in ihm — etwas sehr Seltenes — so viel Geistreichigkeit mit so viel praktischem Sinn zusammenging. Wie die Franzosen ihn für ihren Gegner aus Stimmung hielten, so haben ihn vielfach auch die Juden für einen Antisemiten gehalten, ebenfalls meines Erachtens irrthümlich, aus oben geschilderten allgemeinen Gründen. An dem Aufkommen des Antisemitismus der Stöcker und Treitschke war er unbetheiligt. Aber es gehörte zu seiner Methode, ein Geschoß, das ihm andere geschmiedet, nicht von der Hand zu weisen, es für vorkommende Fälle in seinem Arsenale niederzulegen, es bald zur Einschüchterung, bald zur Herabsetzung eines Gegners zu verwerthen. Als Friedenthal sich vom landwirthschaftlichen Ministerium zurückzog, weil er den mit den Getreidezöllen eingeleiteten agrarischen Feldzug nicht mitmachen wollte, nannte er ihn, wie man sich im Foyer des Reichstags erzählte, im vertrauten Kreise einen semitischen Hosensch—r. Busch thut sein Möglichstes, um Bismarck als einen Antisemiten seinesgleichen hinzustellen. Aber es gelingt ihm nicht, so oft er auch versucht, ihn dazu zu bekehren; nämlich: Busch selbst trieft von Antisemitismus. Es wäre auch schade und unbegreiflich, wenn dieser edlen Seele ein so ganz zu ihr stimmender Charakterzug gefehlt hätte. Wo es gilt, Einen bei seinem Herrn schlecht zu machen, ist immer das Erste, daß er meint, derselbe sei wohl ein Jude, z. B. Rickert, von dem es sogar Bleichröder als klassischer Zeuge bescheinigt haben sollte. Es ist merkwürdig, daß nicht auch Stosch dessen von ihm angeklagt wurde; mit der Kaiserin Augusta müßte es schon schwerer geworden sein.

Auf der Höhe seiner Mission, in der aufsteigenden Periode, beherrscht das Große, in der absteigenden das Kleine sein Augenmerk. Selbst an der Hand von Busch's Tagebüchern läßt sich das verfolgen. Das letzte Jahrzehnt der Bismarck'schen Herrschaft, das immer mehr kleinliche Verfolgungssucht entfaltete, spiegelt sich damit auch in dieser Relation ab. Im Jahre 1870, als die Nachricht nach Versailles kam, daß Johann Jakoby vom General Vogel v. Falckenstein auf die Festung gebracht worden, weil er sich gegen die Erwerbung von Elsaß-Lothringen ausgesprochen, mißbilligte Bismarck diese ganz überflüssige Härte und Ungerechtigkeit noch ganz entschieden, weil sie nutzlos böses Blut machen werde. Man vergleiche damit den Feldzug, der losging, als im Oktober 1888 ein Stück des Tagebuchs Kaiser Friedrichs veröffentlicht wurde. Im Grunde ging aus diesen Enthüllungen Bismarck durchaus nicht zu seinen Ungunsten hervor. Für das kühle Politische zeigte er sich als den Ueberlegenen. Die vorsichtige Taktik, mit der er die Einigungsfrage und die dynastischen Schwierigkeiten behandelt wissen wollte, entsprach der Nothwendigkeit der Lage. Auf der anderen Seite muß man dem damaligen Kronprinzen die Ehre lassen, daß er das Drängen der Nation, welches schließlich seinen Druck auf Bismarck und König Wilhelm ausübte, in sich verkörperte, und in der Diagonale der Kräfte, aus denen das Deutsche Reich entstand, hat gewiß auch dieses Element mitgewirkt. Für den Unbefangenen kam durch die Publikation des Tagebuchs weder das Reich noch Bismarck zu Schaden. Aber der Kronprinz hatte für sich die Priorität des Gedankens, das eiserne Kreuz auch den Süddeutschen zu verleihen, und den Eifer für die innere Verwerthung der Siege in Anspruch genommen. Es steht außer Zweifel, daß dies der Wahrheit entspricht. Die in den „Erinnerungen“ gegebene Version, daß der Kronprinz die Degradirung der Könige zu Herzögen und den deutschen Königstitel für Preußen vorgeschlagen habe, mag vielleicht einmal gesprächsweise eingeflochten worden sein. Aber, wie schon in der Presse hervorgehoben wurde, bezeugt Gustav Freytag in seiner den Kronprinzen gewiß nicht verschönernden Schrift, daß dieser schon nach Weißenburg und Wörth das Kaiserthum verlangt habe. In Versailles, wo der Kronprinz wegen der Energie seines Auftretens in den bekannten Zusammenstoß mit Bismarck gerieth, war sicherlich nur hiervon die Sprache — und von nichts anderem. Aber diese Darstellung der Sache betrachtete Bismarck schon als eine unerhörte Missethat. Mit welcher Wuth stürzte er sich auf das Tagebuch des unter so tragischen Umständen dahingegangenen Souveräns! Damals ließ er sich wieder einmal den schon mehrmals wegen Indiskretion verschiedener Art bei ihm in Ungnade gefallenen Busch sofort kommen. Man muß im dritten Band des englischen Buches die genaue Beschreibung des ganzen Herganges lesen, wie er sich mit diesem so tief unter ihm stehenden Gehilfen auf den kameradschaftlichen Vertrauensfuß setzt, um den Plan dieses Vorgehens in allen Details mit ihm zu verabreden. Zunächst schlägt Bismarck vor, das verfolgte Schriftstück für unecht zu erklären, ein altes Stratagem journalistischer Polemik, um das Machwerk eines aus

kriminalrechtlicher Vorsicht unangreifbaren Autors als ein unechtes zu fingiren. Zwar betont er Busch gegenüber von vornherein, daß das Tagebuch ohne Zweifel echt ist (wer konnte auch nur einen Augenblick darüber in Ungewißheit sein!), aber — schadet nichts, wir fangen den Entrüstungsvorstoß damit an, daß wir die Echtheit für unglaubhaft erklären. Wenn diese Hypothese sich nicht länger wird halten lassen, schieben wir ein neues System ein. Die Hypothese der Fälschung liegt auch dem bekannten Immediatbericht zu Grunde und wird sogar noch in den „Erinnerungen“ fingirt. Das neue System war dann das der Behauptung, daß die Veröffentlichung Landesverrath sei, weil sie — längst überwundene — Pressionen eines verstorbenen deutschen Fürsten gegen andere längst versöhnte deutsche Fürsten enthüllte. Und nun vergleiche man mit der daraufhin eingeleiteten Verfolgung gegen den schwachen, alten, kranken Geffcken die nachträglich von Friedrichsruh 1896 in die Welt geschleuderte Enthüllung des sogenannten Rückversicherungsvertrages mit Rußland gegen Oesterreich und dessen denkbare Wirkung auf alle auswärtigen freundlichen und feindlichen Mächte! So verschieden konnte der persönliche Standpunkt das Verhalten des gewaltigen Mannes beherrschen, dessen ungezügelte Subjektivität mit den Jahren immer mehr ihren allereigensten Impulsen folgte. Wenn man — namentlich im dritten Band des Werkes von Busch — die lebendige Beschreibung dieses Hergangs liest, muß man anerkennen, daß er zur Schilderung der Bismarck'schen Individualität einen nicht unwesentlichen Beitrag geliefert hat. Busch's Werk gleicht allerdings seinem Verfasser, aber, da der Meister ihn zu sich emporgehoben hat, gleicht es auch in etwas dem Meister. Die unbegrenzte Dankbarkeit des Berichterstatters für die schrankenlose Vertrauensstellung, die ihm der hochstehende Mann gewährte, hat uns die kleinsten Einzelheiten jedes Moments aufbewahrt; wie er ihm guten Tag gesagt, die Hand geboten, welche Stiefel er bei dieser Gelegenheit an den Füßen gehabt, wie er ihn ausgezankt, verläugnet, fortgeschickt und wieder hereingeholt hat; wie er ihm vorschreibt, von Friedrichsruh nach Hamburg auf vierundzwanzig Stunden zu verschwinden, damit Kaiser Wilhelm II. ihn nicht bei ihm sehe — das alles erfahren wir mit einer — man kann wohl sagen — entzückenden Aufrichtigkeit und Genauigkeit. Bei Gelegenheit der Hetze gegen das Tagebuch Kaiser Friedrich's behält er ihn lange bei sich im Schloß zu Friedrichsruh und schüttet ihm ganze Truhen von alten Briefen blindlings in den Schoß, damit er sie in sein Zimmer trage. Das wiederholt sich später noch einige Male, und gründlicher. Immer wieder von Neuem bis zum Jahre 1892 werden Ladungen von allerhand Papieren unbesehen Busch auf sein Zimmer gegeben, damit er sie sortire und katalogisire. Wie konnte dabei zweifelhaft bleiben, daß der Empfänger diese Aktenstücke auch zu seiner Privatschriftstellerei ge- und mißbrauchen werde! Bismarck hatte ja mehr als einmal die Erfahrung davon gemacht, sich über die Indiskretionen beklagt, die heimlich unter dem Tisch gemachte Notizen ihm bereiteten. Man muß Busch's ausführliche Schilderung über die Entstehung seines im Jahre 1884 publizirten Buchs „Unser Reichskanzler“ lesen. Er ließ Bismarck von A bis Z mitarbeiten. Der streicht und setzt zu — eine lange, weitläufige Arbeit. Dann, als es fertig geworden, hatte er doch einen Schrecken. Busch fiel wieder einmal in Ungnade, wie schon oft vorher. Während einer solchen Zwischenperiode der Ungnade hatte, wie mir ein unbedingt zuverlässiger Freund und alter Parlamentarier schreibt, Busch einmal der Firma Brockhaus einige Bände Unterredungen mit Bismarck zum Verlag angeboten. Es waren das seine Stenogramme der nächtlichen Auslassungen Bismarcks, die alle mit dessen Zustimmung fixirt worden waren. Auf Veranlassung meines selbigen Freundes ließ Brockhaus durch einen Herrn W. bei Bismarck anfragen, ob derselbe etwas gegen die Publikation einzuwenden habe, was er anscheinend gleichgültig verneinte. Die Sache kam aber anders. In Wirklichkeit gerieth Bismarck durch die Mittheilung in die äußerste Wuth. Das Ende vom Liede, lautet der Bericht, sei gewesen, daß Busch irgend etwas erhielt und das Manuskript von Brockhaus zurückzog. Mein Freund setzt hinzu: „Die Monologe Bismarcks liegen ohne Zweifel früher als das Meiste, was jetzt veröffentlicht wurde, und wahrscheinlich hat Busch, wenn er auch das Manuskript ausliefern mußte, sich eine Abschrift zurückbehalten. Wir können also noch Weiteres und vielleicht Interessanteres erwarten“. — Ob dem so ist, bleibt dahingestellt. Busch hat in diese englischen drei Bände so viel Altes und Neues, Neben- und Hauptsächliches hineingepackt, daß er wohl seinen Vorrath aufgebraucht hat, um dieselben zu dem Geschäft mit dem Verleger anschwellen zu lassen. Dieser englische Verleger war übrigens um seine eigene Reputation so besorgt, daß er seine Vorsicht auch seinem Mitkontrahenten zu gute kommen ließ. In einigen dem Text des Verfassers vorausgeschickten Zeilen verwahrt der Verlag, Macmillan & Co., sich ausdrücklich dahin, es sei der deutsche Text von Dr. Busch's im Besitze des Verlags bleibendem Manuskript ins Englische übersetzt worden, immerhin mit Auslassung einiger als „deformatorisch, deformatory“ oder sonstwie zur Veröffentlichung ungeeigneter Stellen. Dem Leser bleibt überlassen, wie er das im Webster'schen Wörterbuch nicht figurirende Wort übersetzen will. Es ist als etwas ungewöhnlich wohl gewählt, um den Gedanken des Verlegers nicht in allzuheftigen Widerspruch mit dem Charakter des Autors zu setzen. Derselbe hat eben die plumpe Aufrichtigkeit seiner Wiedergabe alles Gehörten so ausschließlich zur Richtschnur seiner Leistung gemacht, daß er auch ganz unumwunden das für ihn selbst Nachtheilige, sogar das ihn im komischen Lichte Darstellende reproduzirt. Ebenso wenig schont er, trotz aller Anbetung, seinen Helden. Aus den Dialogen zwischen ihm und Bucher werden wesentlich dem letzteren eine ganze Reihe von Aeußerungen nacherzählt, in denen Bismarck nicht nur als unzuverlässig, sondern geradezu als verlogen bezeichnet wird. Einen Tag rede er so und am folgenden erzähle er dasselbe wieder ganz anders, ja, man könne manchmal dies Verhalten nicht etwa nur als Schwäche charakterisiren, sondern es sei nur aus der förmlich auf Unwahrheit gerichteten Absicht zu erklären. Man kann sich, wenn man diese Cruditäten liest, nicht des Gedankens erwehren, daß Bismarck, und mit Recht, wenn er es erlebt hätte, über seinen Geschichtschreiber gerade so wüthend geworden wäre, wie ihm das so oft bei früheren Indiskretionen begegnet ist.

Es ist, beiläufig gesagt, schade, daß nicht auch Busch wieder einen Busch gefunden hat, der uns mit derselben Treue die hinter seinem Rücken über ihn von Bismarck gethanenen Aeußerungen hinterließ. Es wäre gewiß manches Pikante dabei herausgekommen. Immerhin muß man von einem durch langjährige Erfahrung über seinen Mitarbeiter belehrten Mann annehmen, daß er erwarten mußte, derselbe werde von den ihm zur Einsicht überlassenen Geheimnissen auch noch anderen als den ausdrücklich verabredeten Gebrauch machen; ja sogar über die Eigenart dieses Gebrauchs konnte er keinen Zweifel hegen. In seiner rührenden Offenheit erzählt uns Busch selbst, wie Bismarck ihm vorhält, daß er ein boshafter Mensch sein müsse, um mit Vorliebe alles Boshafte, was er ihm sage, unter die Leute zu bringen, auch wenn es offenbar beim Improvisiren gar nicht so ernst gemeint gewesen sein könnte. Ebenso wußte Bismarck aus vielfacher Gelegenheit, wie Busch dahinter her war, Stoff für seine flinke Feder zu erwischen. Bismarck hatte die Brauchbarkeit dieses Faktotums zu sehr gewürdigt, um sich ihn für immer zu verfeinden. Gleich, als er sich zum ersten Mal wegen bedenklicher Erfahrungen offiziell von ihm trennen mußte, traf er ein stilles Abkommen, den nützlichen und vielleicht gefährlichen Mann nicht aus der Hand zu lassen, sicherte sich seine Preßdienste für alle Zeiten. Dessen erinnert sich der treue Knecht auch immer wieder, wenn er fürchten muß, in Vergessenheit gerathen zu sein. Dann richtet er durch seinen Freund Bucher oder direkt seine Anfragen an den Kanzler: ob es nichts für ihn zu thun gebe? Meistens läßt der ihn dann auch kommen. Da heißt es nun zuweilen, es liege wirklich nichts vor. Aber der Betriebsame weiß doch die

Unterhaltung so zu lenken, daß schließlich ein Geschäft herausspringt. Es läßt sich immer noch irgend ein Revier finden, in dem ein guter Schütze pirschen kann, und Bismarck ist bon prince. Andere Male wieder ruft er ihn von selbst, wenn es eine neue Jagdpartie gilt, in besonderen Konflikten mit dem Hof, mit Kollegen, mit Diplomaten. Dann ist natürlich der Jubel auf seinem Höhepunkt. Das liebe „Büschlein“, wie er sich so gern nennen hört, ist wieder der alte Unentbehrliche und dankbarer Verehrung voller als je. Wer wollte auch daran zweifeln! Einmal schildert er dies in einem begeisterten Monolog, ein andermal in einer ausdrücklichen Anrede an den Fürsten: er sei stets bereit, für ihn den Wagen zu spannen und seine Pfeile abzuschießen, selbst gegen die Sonne, wenn es verlangt werde. Bismarck verzog dabei den Mund zum Lächeln, wie der Sänger selbst berichtet. Was er wohl im Stillen dabei gedacht haben mag!

(Fortsetzung folgt.)

L. Bamberger.

Politischer Rückblick auf das abgelaufene Jahr.

Dieses Jahr zählt für den Politiker, und dieses Jahr wird dereinst zählen für den Historiker, der auf unsere Tage als eine Vergangenheit schaut. Vielleicht darf man behaupten, daß seit der Gründung des Deutschen Reiches im Jahre 1871 nicht so bedeutungsvolle Ereignisse sich vollzogen haben, wie in den abgelaufenen zwölf Monaten; wobei freilich zwischen 1871 und 1898 ein entscheidender Unterschied besteht. Die Wandlungen des Jahres 1871 brachten einen Abschluß, soweit man von einem Abschluß in dem ewigen Wandel der Weltverhältnisse sprechen kann; das Jahr 1898 aber zeigt zum ersten Mal mit aller Deutlichkeit das Auftauchen ganz neuer realer Probleme, wenigstens auf dem Gebiete der internationalen Politik, Probleme von größter Bedeutung, die in langsamer Entwicklung zur Reife gelangen werden und die das nachdenkliche Auge wohl zu fesseln vermögen.

Auf dem Gebiete der inneren deutschen Politik freilich herrscht die Kleinlichkeit und die Armseligkeit in solchem Ausmaße, daß es nicht immer leicht ist, sich des Totgestaubes zu erwehren, um die großen Ziele nicht gänzlich aus dem Auge zu verlieren.

Deutschland hat politisch seine internationale Stellung zu behaupten; wirthschaftlich sie zu stärken. Für die eine Aufgabe ist es nothwendig, die deutsche Wehrmacht in Stand zu erhalten; für die andere Aufgabe ist es nothwendig, den Ansturm des rückschrittlichen Agrarierthums zurückzuweisen. Zwischen diesem und jenem Problem besteht überdies ein gewisser Zusammenhang. Die internationale Machtstellung eines Reiches ist unter bestimmten Umständen ein Faktor für seine wirthschaftliche Machtstellung. In Ostasien machen alle betheiligten Staaten diese Erfahrung; der Faschodastreit lehrt diese Wahrheit England und Frankreich. Und die Elemente gerade, die bei uns in dem Kampfe gegen das unsere moderne wirthschaftliche Entwicklung tödtlich befehdende Agrarierthum einig sind, lähmen gegenseitig ihre Kräfte durch ihre Uneinigkeit über militärische Fragen. Daß diese Gegensätze auch vielfach durch Animositäten von Personen gegen Personen vermehrt werden, drückt diesen traurigen Vorgängen den Stempel des Kleinlichen und Zufälligen auf. So ist denn die Schlachtlinie gegen das Agrarierthum und gegen die reaktionären Mächte in sich gebrochen, und die Folge war eine Schwäche jener politischen Parteien bei uns, die das moderne Leben repräsentiren.

Die zahlenmäßige Schwäche in den Parlamenten ist noch nicht einmal das Schlimmste; schlimmer ist jene in der Bevölkerung hervortretende politische Verdrossenheit, die verzweifelt, aus dem dürren Gestrüpp armseliger Polemiken der politischen aufeinander angewiesenen Fraktion herauszukommen, und die allmählich die Einsicht überwuchert, daß in dem modernen Deutschland die Gedanken des Liberalismus verkörpert sind, und daß die Größe und Zukunft unseres Vaterlandes auf den Liberalismus angewiesen bleibt.

Der kleinlichen Parteipolitik steht eine kleinliche Regierungspolitik gegenüber, die zu wenig kraftvoll und zu wenig einheitlich ist, um weder in der Richtung eines verständigen Liberalismus noch in der Richtung einer resoluten Reaktion planvoll voranzuschreiten. Das Beste, was man dieser Politik nachrühmen kann, ist, daß sie klein bisher sogar in ihren Fehlern geblieben ist; aber auch in der Häufung kleiner Fehler liegen große Gefahren.

Der Charakter dieser Politik wird bezeichnet bleiben durch eine Reihe von Maßregeln, denen jede große Auffassung gewaltiger moderner Verhältnisse ermangelte. Wenn man die Landwirthschaft fördern will, durch Zerstörung der Produktenbörsen, aber dadurch, daß nur eine bestimmte Anzahl Schweine in Oberschlesien aus Rußland eingeführt werden dürfen, oder durch einen Krieg gegen die russische Gans und durch sogenannte veterinär-polizeiliche Hemmungen der gesammten Vieheinfuhr an allen Grenzen, so steht der wirthschaftliche Tiefsinn dieser Maßregeln auf gleicher Höhe wie jene „nationale“ Politik, die sich gegen Oesterreicher, Dänen, Russen und Polen an unseren Grenzen und wie man hinzu setzen darf, gegen jüdische Lehrerinnen im Innern bethätigt.

Das Wesen dieser Politik ist in allen ihren Manifestationen das Gleiche.

Jede gesunde Politik voll selbst sicheren Zutrauens zu dem, was sie schaffend vermag, erstrebt vor Allem eine Stärkung und Entfesselung jener Kräfte, denen sie für die Zukunft vertraut; jede Politik innerer Schwäche vertraut nicht vor Allem der Entfesselung der gesunden Volkskräfte, sondern sucht jedes wirklichen oder vermeintlichen Hindernisses durch die Polizei Herr zu werden. Daher denn die Erscheinung, daß jene Regierungen der starken Faust, das heißt der starken Polizeifaust, die Nation doppelt schwächen, indem sie ihre Thatkraft lähmen, und indem sie jeden Widerstand durch die brutale Form der Repression zu um so zäherer Ausdauer anspornen.

An diesen alten Grundsätzen des Liberalismus gemessen, erweist sich die schädliche Politik der Regierung in Deutschland und Preußen eindrucksvoller als bei Beleuchtung der einzelnen Maßregeln, die in widerspruchsvollem Wechsel an Köller'sche Regierungsweisheit auch einmal liberalisirende Maßregeln reiht und die fast noch häufiger ein ironisches Achselzucken als eine unzweideutige Abwehr herausfordert.

Solchen Zuständen gegenüber, die an die armselige Enge der glücklich begrabenen deutschen Kleinstaaterei mit ihrer Kleingeisterei erinnern, empfindet man doppelt dankbar die Schaffung des deutschen Reiches; den nimmer ruhenden „Handlanger“ am Reichsbau, der wie kein zweiter der Baumeister gewesen ist, brachte in diesem Jahre der Tod zur Ruhe.

Das heutige Deutschland, das er schuf, und dem er auch so manche bedenkliche Gabe für den Lebensweg spendete, ist zu groß, als daß mit kleinen Mitteln ihm so schnell das gesunde Wachsthum und die gesunde Entfaltung verkümmert werden könnte.

Die Kleinstaaterei ist nicht nur ein Uebel an sich, sondern in ihr steigert sich auch jedes Uebel leicht bis zu einer ganz erdrückenden Last, die alle gesunden Keime erstickt, und der Segen der nationalen Einigung Deutschlands zeigt sich in keiner Beziehung so augenfällig, wie darin, daß trotz des Regiments, unter dem wir leben und dem Weite des politischen Blickes nicht nachzurühmen ist, der Volkskraft noch immer genügender Spielraum verblieb, sich auf einem Gebiete wenigstens gesund,

allen Hindernissen zum Trotz, zu erhalten — und zwar auf dem wirthschaftlichen Gebiete.

Das wirthschaftliche Gedeihen Deutschlands hat im Jahre 1898 weitere Fortschritte gemacht, und dieses Gedeihen gerade, das der eigenen Thatkraft verdankt wird, veranlaßt auch die Bevölkerung, sich des politischen Mißmuthes immer von Neuem einigermaßen zu erwehren.

Für die Zukunft zu lösen bleibt die Frage, wann unsere Nation jene ungewöhnlichen praktischen Fähigkeiten, die sie im Handel und Verkehr entwickelt, schließlich auch in politisch-praktische Fähigkeiten umsetzen wird, um sich der Hemmungen zu erwehren, die dem nationalen Gedeihen durch eine kleinliche Parteipolitik in den Parlamenten und eine schwankende und kleinliche Regierungspolitik entgegengesetzt werden.

Gibt es schon Zeichen der Gesundung? Zweifellos; die innere Nothwendigkeit ist stark genug, um selbst die Kurzsichtigkeit, die von alten Vorurtheilen beherrscht wird, langsam zu überwinden.

Da ein direkter Einfluß der Bevölkerung auf die Zusammensetzung der Regierung bisher überhaupt nicht vorhanden ist, und da bei der Zusammensetzung der Parlamente ein einheitlicher Einfluß überhaupt nicht geübt werden könnte, so vermag die Gesundung zunächst nur auszugehen durch eine Umstimmung der Bevölkerung und alsdann durch eine veränderte Stellung der Parteien der Linken zu einander.

Sind es militärische Fragen, die die freisinnigen Parteien unter einander wiederholt trennten, so war es die Frage der Behandlung der Sozialdemokratie, die wiederum die Nationalliberalen alten Schlages von den Freisinnigen vor allem schied, und jedes Sozialistengesetz vertiefte hinwiederum die Kluft zwischen Arbeitern und bürgerlichen Parteien.

Die Einführung eines Sozialistengesetzes betreiben heute nur noch einzelne Elemente der äußersten Rechten im Verein mit einem kleinen Kreise von Großindustriellen und auch sie zur Zeit ohne zuversichtliche Kraft. Selbst der schwache Versuch, ein Zuchthausgesetz zum Schutze Arbeitswilliger — wie es euphemistisch heißt — einzuführen, wird kaum auf einen auch nur erträglichen parlamentarischen Empfang rechnen können.

Es ist charakteristisch für die veränderten Verhältnisse, daß ein so vorsichtig abwägendes Blatt wie die „National-Zeitung“ im letzten Jahre wiederholt es ausgesprochen hat, daß die Wiedereinführung eines Sozialistengesetzes nach Lage der Verhältnisse nicht mehr in Frage kommen könne. Und gleiche Anschauungen vertraten Männer wie Prof. Schmoller und der frühere Minister von Berlepsch bei der Kölner Zusammenkunft des Vereins für Sozialpolitik.

Unter den Fortschritten in der Richtung einer gleichmäßigeren Auffassung der politischen Lage ist die Beseitigung dieser prinzipiellen und so lange leider unüberbrückbaren Meinungsverschiedenheit unter jenen, die für den Kampf gegen politische und wirthschaftliche Reaktion auf einander angewiesen sind, nicht gering zu veranschlagen.

Und diese Entwicklung hat langsam umbildend auch auf die Sozialdemokratie selbst zurückgewirkt.

Daß Eduard Bernstein, ein Schüler und vertrauter Mitarbeiter von Marx, in sachlichen Ausführungen die Theorie von dem heranziehenden Zusammenbruch unserer heutigen Gesellschaft offen als utopisch erklärte, ist ein Symptom, das später in anderen Anzeichen seine Verstärkung erfahren hat. Man liest heute im „Vorwärts“ von Zeit zu Zeit Leitartikel, deren Sachlichkeit in der Beurtheilung wirthschaftlicher Fragen durchaus anerkannt werden muß. Der „Vorwärts“ veröffentlichte beispielsweise über den englischen Maschinenarbeiterstrike Darlegungen, deren gesunde Vernunft mit der Realität des modernen Wirthschaftslebens unbedingt rechnet, und der letzte sozialdemokratische Parteitag brachte unter dem beachtenswerthen Beifall der Anwesenden eine Rede von Vollmar, die gleichfalls einen Schritt auf dieser Bahn bedeutet.

Es ist schließlich selbstverständlich, daß das anarchistische Verbrechen gegen die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, diese vornehme Frau, in der sozialdemokratischen Presse genau dieselbe Beurtheilung gefunden hat, wie in jedem anderen Blatte der zivilisirten Menschheit. Glücklicherweise ist denn auch zu erwarten, daß die Konferenz in Rom gegen den Anarchismus, — die wahrscheinlich überhaupt ohne wesentliche Ergebnisse verlaufen wird, — jedenfalls auf die Bahn sich nicht drängen läßt, Sozialdemokraten und Anarchisten zusammenzuwerfen.

Die an sich noch nicht allzuviel bedeutenden äußeren Anzeichen veränderter Stimmungen und veränderter Gedankenrichtungen innerhalb der Sozialdemokratie erhielten in der Thatsache einen konkreten Ausdruck, daß diese extremste Partei sich zögernd dazu verstand, bei den preußischen Landtagswahlen zum ersten Male die liberalen Parteien in ihrem Kampfe gegen die Reaktion zu unterstützen; ein Zeichen der gesunden Auffassung, daß für gemeinsame Ziele, deren Vorhandensein damit unumwunden anerkannt wird, ein gemeinsamer Kampf geboten ist.

Der Werth dieser Thatsachen soll nicht überschätzt werden; aber da bei dem vorhandenen, tief eingewurzelten Mißtrauen der Arbeiterbevölkerung gegen die bürgerlichen Liberalen, die Erziehung der Sozialdemokratie nur durch die Sozialdemokraten selbst geschehen kann, so darf man wenigstens feststellen, daß dieser Prozeß im letzten Jahre glücklicherweise durch ernste Hemmungen nicht unterbrochen wurde, und daß der liberale Grundsatz eine neue Bestätigung erfahren hat, wonach die gesunde Vernunft, die in der deutschen Arbeiterbevölkerung steckt, ihren besten Erzieher und Lehrmeister in der starken Realität der bestehenden Verhältnisse finden wird und findet.

Und die erzieherische Macht der politischen Nothwendigkeit hat auch dahin geführt, daß bei den Reichstags-, wie bei den Landtagswahlen die trostlosen Rivalitäten zwischen den freisinnigen Fraktionen am Ende zurückgedrängt wurden, und eine Aufforderung an die Wähler zur Einstellung der Feindseligkeiten oder zu gemeinsamem Handeln erfolgte; zu spät freilich, um wesentliche Gewinne bei den Wahlen zum Reichstag und zum Landtag herbeizuführen.

Die politischen Kämpfe der Liberalen unter einander wurden vor Allem verbittert durch das Flottengesetz, und wenn man heute zurückblickt, wer wird dann noch bei sachlicher Betrachtung behaupten wollen, daß dieses Flottengesetz, dessen Annahme durch die Beihülfe des Centrums stets zu erwarten war, es werth gewesen sei, die freisinnige Opposition durch innere Zwistigkeiten zu schwächen. Gerade diese Haltung der Liberalen mußte es der Regierung immer wieder nahe legen, auf die Befriedigung des Centrums besonderen Werth zu legen und, wenn der Kaiser bei Gelegenheit seiner Orientreise den deutschen Katholiken ein Grundstück in Jerusalem schenkte, so ist das die Fortsetzung einer Politik, die nach Lage unserer parlamentarischen Verhältnisse begreiflich ist, die mit dem Centrum vor Allem rechnet, die für unser Geistesleben unbedenklich aber nicht erscheinen kann. Die Haltung der Opposition in militärischen Fragen mußte eben unbedingt den Einfluß des Centrums stärken.

Aber auch in Bezug auf militärische Fragen, — neben dem sozialdemokratischen das zweite Problem, das eine gemeinsame Aktion der Liberalen erschwerte, — muß in Bezug auf sie wird man behaupten können, daß in immer weiteren Kreisen die Bevölkerung zu einer kaltblütigeren Beurtheilung derselben gelangt.

Unsere politische Entwicklung hat das reale Wesen militärischer Fragen lange in ein völlig falsches Licht gerückt; — das war unvermeidlich.

Zur Zeit der politischen Zerrissenheit Deutschlands, die sich mit einer auswärtigen Politik der Erbärmlichkeit

verknüpfte, wurde das Militär gehaßt, weil das Heer nicht ein Instrument zur Erreichung nationaler Größe, sondern vor Allem auch zur Unterdrückung jeder freiheitlichen Regung war; es diente gegen den inneren Feind. Ein Bodensatz dieser Empfindungen hat sich lange genug erhalten und lebt noch fort in den Traditionen des Jahres 1848. Dann freilich gebrauchte Fürst Bismarck das Heer zur Begründung der deutschen Größe; aber gleichzeitig mißbrauchte er militärische Forderungen, um durch ihre parlamentarische Behandlung die liberale Opposition, so oft es ging, zu zerschmettern, und auch damit kam die entschiedene Linke in eine traditionelle Opposition gegen Ansprüche der Kriegsverwaltung. Aus diesen Voraussetzungen ergab sich, daß die Ablehnung militärischer Forderungen allmählich als ein Beweis liberaler Gesinnungen erschien, während unter gesunden politisch parlamentarischen Verhältnissen im Auslande das Heeresbudget nicht zum Prüfstein liberaler oder reaktionärer Gesinnungen gemacht wird, sondern nur unter dem Gesichtspunkt der internationalen Nothwendigkeit und der finanziellen Leistungsfähigkeit des eigenen Volkes betrachtet wird.

Die Frage der militärischen Stärke ist in einem modernen Staate keine politische Prinzipienfrage; eine Prinzipienfrage aber ist für den Liberalismus die Bekämpfung eines spezifischen und exklusiven Geistes des Militarismus, wie er in der bisherigen Militärstrafprozeßordnung uns entgegentritt und wie er sich schädigend bis in die bürgerliche Sphäre in der charakteristischen Form des Reserveleutenants bemerkbar macht.

Ist es langsam gelungen, gefährliche Vorurtheile in Bezug auf die zweckmäßige Behandlung der Sozialdemokratie zu bannen, so wird es auch allmählich gelingen, zu einer kühlen und sachlichen Beurtheilung der Frage der Reichsvertheidigung zu kommen und mit dieser größeren Vorurtheilslosigkeit in der einen und der andern Richtung wächst die Wahrscheinlichkeit, daß durch eine Annäherung der einzelnen Elemente der Opposition aneinander die gesammte Linke allmählich zu einem politisch machtvolleren Faktor sich entwickelt.

Kann dieses erstrebenswerthe Ziel eine einzelne Fraktion nicht erreichen, so muß eine Mehrheit von Fraktionen dahin zu streben suchen, und das wird nur geschehen, wenn die Bevölkerung sich laut und nachdrücklich zu der Ueberzeugung bekennt, daß die Meinungsverschiedenheiten, die in realen, auf der Tagesordnung stehenden Fragen die Fraktionen trennen, gemeinhin nicht eine Bedeutung zu haben pflegen, um einen Ausgleich zu verhindern.

Für die innere Politik muß vor Allem ein Jahr darauf hin gewogen werden, ob wir dem Ziele einer Verständigung unter Freisinnigen und Liberalen näher gekommen sind und einer Wiederannäherung der Arbeiterbevölkerung an das Bürgerthum.

Stehen uns durch die neue Militärvorlage neue Zerklüftungen bevor?

Viel wird in dieser Beziehung von der strengen Sachlichkeit abhängen, mit der die Regierung ihre militärischen Forderungen vertritt, und von der Einsicht, mit der die Bevölkerung die internationale Lage Deutschlands beurtheilt.

Welchen Veränderungen ist nun die Stellung Deutschlands innerhalb der Weltpolitik unterworfen gewesen?

(Ein zweiter Artikel folgt.)

P. Nathan.

Die Verfassungskämpfe in Württemberg.*)

Am Tage nach dem Verfassungsbruch vom 6. November 1850 durch das Ministerium Linden erließ König Wilhelm I. von Württemberg folgende Proklamation:

„Wir ertheilen Euch die bestimmte Zusage, daß keineswegs von einer definitiven Rückkehr zu dem früher Bestandenen die Rede ist, sodaß nur die Verfassungsrevision auf einem Wege vereinbart werden soll, welcher ursprünglich als der nächste sich darbot."

Dieses Königswort ist noch immer nicht eingelöst. In der II. Kammer sitzen noch 13 „Ritter", 6 evangelische Prälaten, 3 Vertreter der katholischen Kirche und der staatlich ernannte Kanzler der Universität, neben 70 Volksabgeordneten. In den 60er Jahren hatte insbesondere Hölder, in den 70er Jahren, nachdem 1868 das allgemeine Wahlrecht für die Volkswahlen erstritten war, Karl Mayer an die Einlösung jener Zusage gemahnt. Auch die I. Kammer hatte wiederholt eine Revision gewünscht, um eine Vermehrung von „Hilfskräften" zu erhalten. Denn die Verfassungsurkunde von 1819 bestimmt, daß nur ein Drittel der Zahl der Standesherren durch Königliche Ernennung berufen werden kann, sodaß nach Wegfall mancher standesherrlichen Stimmen ist lange nur noch 6 sogenannte Fachmänner aus den verschiedenen Departements zur Bewältigung des stets vermehrten Arbeitsstoffes verfügbar sind.

Eine Reihe von Revisionsentwürfen der Regierung, welche an Stelle der 23 Privilegirten der II. Kammer ein anderes „konservatives Element" setzen wollten, erstickten schon in den ersten Stadien. Der Entwurf von 1894, welcher vier Ritter und einige Geistliche im Abgeordnetenhaus belassen und für die Ausscheidenden Berufsvertretungen einführen wollte, wurde vor der Abstimmung in der II. Kammer wegen gänzlicher Aussichtslosigkeit zurückgezogen. „Kein Entwurf wird Annahme finden, der nicht die II. Kammer ausschließlich auf das allgemeine direkte und geheime Wahlrecht stellt," erklärte damals Payer.

Die Februarwahlen von 1895 hatten sich unter dieser Parole vollzogen. Alle Parteien einschließlich der Konservativen waren in ihrem Programm für die Entfernung der Privilegirten aus der II. Kammer eingetreten und keiner der 70 Gewählten hatte sich zu einem gegentheiligen Programm bekannt.

Die Thronrede hatte sodann das Vorgehen der Staatsregierung in dieser Frage von einer „Klärung" der Auffassungen innerhalb des Landtags abhängig gemacht, nachdem, wie hervorgehoben zu werden verdient, der König in dem ersten Akt noch bei seiner wenige Jahre zuvor erfolgten Thronbesteigung feierlich anerkannt hatte, daß die Zusammensetzung der parlamentarischen Körperschaften nicht mehr „zeitgemäß" sei. Um das aus der Esse der Wahlen gekommene Eisen zu schmieden, so lang es heiß war, beantragte die Volkspartei in einer Antwortadresse auf die Thronrede sofort die Klärung über die Zusammensetzung der II. Kammer herbeizuführen. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß von den gewählten Abgeordneten die Volkspartei 30, das Zentrum 18, die deutsche Partei 13, die konservative und die sozialdemokratische Partei je 1 Mitglied und die zu keiner Partei gehörigen Liberalen 6 Mitglieder zählen, zu welchen die 23 Privilegirten hinzukommen, so wird ersichtlich, daß gegen die letzteren eine Zweidrittel-Mehrheit, wie solche zu einer Verfassungsänderung erforderlich ist, nur dann zu erzielen ist, wenn dem betreffenden Vorschlag keine der drei größeren Parteien aus dem Wege geht. Eine solche Einigung gelang damals. Mehr als zwei Drittel des

*) Anmerkung der Redaktion: Der Verfasser dieses Artikels, dem wir für die bereitwillige Erfüllung unserer Aufforderung, die interessanten Vorgänge in Württemberg im politischen Zusammenhange zu schildern, zu Dank verpflichtet sind, hat an den Kämpfen um die Verfassungsrevision als Mitglied des württembergischen Abgeordnetenhauses hervorragenden Antheil genommen.

Hauses d. h. alle Volksabgeordneten votirten für die Entfernung der Privilegirten. Dieselbe Mehrheit erklärte positiv, daß sie eventuell einem Ersatz für die ausscheidenden Privilegirten, aus Gewählten des allgemeinen Wahlrechts berufen, durch Verhältnißwahlen in größeren Kreisen zustimmen würden. Der Ministerpräsident anerkannte, daß die Klärung über diese Frage damit geschaffen sei, und erklärte Namens der Königl. Staatsregierung, daß diese bereit sei, auf dieser Grundlage die Revision in Angriff zu nehmen, indem er zugleich wiederholt rieth, Vorschläge hinsichtlich der geänderten Zusammensetzung der I. Kammer dieser zu überlassen.

Diese Erklärung vom 6. März 1895, welche von einem Entgegenkommen auf anderen Gebieten, insbesondere der Verwaltungs- und Steuerreform, begleitet war, wurde im Lande als konstitutionell empfunden. Mit den Privilegirten allein könne ein Ministerium nicht regieren, und ein Konflikt mit der gewählten Volksvertretung wäre für den Staat nicht heilsam gewesen, hat der Ministerpräsident auch später im Parlament erklärt.

Nachdem die Regierung in der Folge mit Delegirten der II. Kammer über die Gestaltung der Verhältnißwahlen und mit Delegirten der I. Kammer über die Zusammensetzung dieser verhandelt hatte, legte sie, allerdings erst im Sommer 1897 und zwar unmittelbar vor Landtagsschluß, ihren Entwurf vor, welchen die Kammer der Abgeordneten sofort nach ihrem Zusammentritt im Dezember 1897 in einer Generaldebatte, und im März d. Js. nach einer eingehenden Kommissionsberathung in der Spezialdebatte berieth.

Die Hauptpunkte des Entwurfs waren:

1. Entfernung der 23 Privilegirten. Ein Ersatz durch 2 weitere Abgeordnete der Stadt Stuttgart, und durch 21 Kreisabgeordnete, wovon der Neckarkreis 7, der Donaukreis sowie der Schwarzwaldkreis je 5 und der Jagstkreis 4 durch Listenwahl und zwar nach dem Grundsatz der Proportionalwahl zu delegiren hat, welche eine verhältnißmäßige Vertretung der Minderheiten ermöglicht.

2. Verstärkung der ersten Kammer durch Ernennung von 10 (statt 6) lebenslänglichen Mitgliedern, Berufung von acht ritterschaftlichen Abgeordneten, von zwei Vertretern der protestantischen Kirche, und dem katholischen Bischoff, sowie von je einem Vertreter der Universität und der technischen Hochschule (gewählt vom Lehrerkonvent).

3. Die geltende Verfassungsbestimmung, wonach die erste Kammer den Finanzetat nicht in einzelnen Theilen abändern, sondern nur en bloc annehmen oder verwerfen kann, in welch letzteren Fall die bejahenden und verneinenden Stimmen beider Häuser durchgezählt werden, sollte dahin geändert werden, daß die erste Kammer auch Einzelpositionen des Etats mit einer Zweidrittel-Mehrheit abändern kann, wonach die zweite Kammer ebenfalls Zweidrittel-Mehrheit bedürfte, um ihren Beschluß festzuhalten.

4. Die Stichwahl sollte für die 72 Bezirks- und Städtewahlen abgeschafft werden, da durch die Proportionalwahlen ohnedies eine Doppelwahl geschaffen und ein Minderheitsschutz erzielt sei.

Andere Bestimmungen waren: Abschaffung des Stimmübertragungsrechts in der ersten Kammer und der Sitzordnung in der zweiten Kammer, erweitertes Zutrittsrecht der Minister in den Kommissionen, Regelung der Indemnitätsdauer 2c, wozu im Laufe der Kommissionsberathung noch die Herabsetzung des Alters der Wählbarkeit von 30 auf 25 Jahre, das erweiterte Wahlprüfungsrecht und die Ausdehnung der Indemnität nach Landtagsschluß auf Kommissionsmitglieder hinzu kommen. Diese Einzelheiten können hier unerörtert bleiben, doch es mag noch erwähnt sein, daß einer der Begleit-Entwürfe die Einführung der Wahlkonverts regelt.

Im Abgeordnetenhaus wurde die Entfernung der Privilegirten und die Verhältnißwahl für 21 Mitglieder angenommen. Die Zusammensetzung der ersten Kammer erhielt folgende Gestalt: Es wurden fast einstimmig (wie dies die evangelische Landessynode erbeten hatte) der protestantischen Kirche vier und der katholischen Kirche zwei Mitglieder bewilligt, entsprechend dem Verhältniß der beiden Konfessionen in der Einwohnerzahl des Landes. Die Zahl der Ritter wurde auf 6 herabgesetzt, während das Zentrum eine weitere Reduktion auf 4 beantragt hatte. Es ist hier zu bemerken, daß im Gegensatz zum standesherrlichen Adel der ritterschaftliche überwiegend protestantisch ist. Die Zahl der vom König zu ernennenden Mitglieder wurde in Anlehnung an die bisherige Verfassungsbestimmung dahin normirt, daß 1/3 der Prinzen und standesherrlichen bezw. bisher erblichen Mitglieder ernannt werden sollte, was 8 bezw. 9 Mitglieder ergeben haben würde. Hierzu kam späterhin eine Klausel zu Gunsten der Ernennung aus den Kreisen von Handel und Gewerbe. Das Centrum hatte 6 lebenslängliche Mitglieder beantragt, und den Vorschlag des Entwurfs befürwortet, daß für jede künftig wegfallende Stimme einer Standesherrschaft ein neues erbliches Mitglied ernannt werden solle. Der budgetrechtliche Abänderungsvorschlag wurde abgelehnt, die Beseitigung der Stichwahl gegen die Stimmen der Volkspartei von den anderen Parteien angenommen.

So gestaltet fand die Vorlage in der Schlußabstimmung am 6. April d. Js. mehr als 2/3 Mehrheit d. h. wieder die Stimmen aller Gewählten, gegen die Privilegirten. Nach dieser Abstimmung überraschte das Centrum das Haus mit der Erklärung, im Hinblick auf die gestrichene Ernennung erblicher Mitglieder, auf die versagte Stellvertretung durch Agnaten, und auf die Verschiebung des konfessionellen Stimmverhältnisses in der ersten Kammer zu Ungunsten der Katholiken müsse das Centrum sich seine Endabstimmung vorbehalten, wenn die Vorlage aus der I. Kammer nochmals vor die Abgeordnetenkammer komme. Zur Ausgleichung der konfessionellen Verschiebung sei eine verfassungsmäßige Erweiterung der bischöflichen Rechte erforderlich, welche gleichzeitig durch einen Initiativantrag des Centrums vorgeschlagen werde. In diesem Initiativantrag war bezüglich der Einführung von Ordensniederlassungen in Württemberg und bezüglich der konfessionellen Schule wie bezüglich des Religionsunterrichts eine Erweiterung des Verfassungsrechts des Bischofs angeregt.

Nachdem der Verfassungsentwurf an die erste Kammer gegangen war, berieth das Abgeordnetenhaus den Initiativantrag, gegen welchen die Regierung durch den Mund des Ministerpräsidenten und des Kultusministers sich aussprach. Die Anträge des Centrums, die etwas mehr als 20 Stimmen erhielten, wurden abgelehnt. Damals erklärte Gröber, der seiner Fraktion diese Kampagne empfohlen hatte, er richte an alle diejenigen, denen am Zustandekommen der Verfassungsrevision gelegen sei, die dringende Bitte, für die Centrumsanträge zu stimmen, wobei noch verschleiert blieb, ob das Centrum, im Fall der Ablehnung seiner konfessionellen Anträge, gegen die von ihm mitverlangte und mitbeschlossene Verfassungsrevision stimmen werde.

Die Kammer der Standesherren berieth Ende November das Verfassungsgesetz. Sie acceptirte die von der Abgeordnetenkammer beschlossene Zusammensetzung der zweiten Kammer, und auch diejenige der ersten Kammer, welcher übrigens wieder erbliche Mitglieder eingefügt wurden. Sie willigte in die Abschaffung des Stimmübertragungsrechts, beanspruchte aber Stellvertretung nicht bloß durch Söhne oder präsumtive Nachfolger, sondern auch durch Agnaten. Sie hielt nicht an dem Budgetrecht des Entwurfs fest, verlangte jedoch eine Mitwirkung bei der Etatsverabschiedung und zwar zunächst in der Richtung, daß die erste Kammer auch Einzelbeschlüsse abändern könnte, wonach die zweite Kammer endgiltig entscheiden soll. Weiterhin wollte die erste Kammer insbesondere dagegen geschützt sein, daß das Abgeordnetenhaus künftig vielleicht ohne den üblichen Weg der ordentlichen Steuergesetzgebung zu beschreiten, im Wege der Etatsverabschiedung gewisse bisherige Steuerarten abschaffen oder herabsetzen und dadurch die direkten und progressiven Steuern zu Lasten der Besitzenden hinauftreiben könnte. Die erste Kammer beanspruchte deshalb ein materielles Mitwirkungsrecht bei der Festsetzung der

Einnahmen des Etats und bei der Steuererhöhung. In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, daß der Landtag gleichzeitig eine Steuerreform berieth, deren bedeutendstes Gesetz der Entwurf einer progressiven Einkommensteuer ist, welche die erste Kammer nur auf $4^1/_2$ Proz., die zweite Kammer auf 6 Proz. und angesichts des Widerstands des andern Hauses auf 5 Proz. gesteigert wissen wollte. Dabei beschloß die erste Kammer in Art. 17 Abs. 2 des Einkommensteuergesetzes die — verfassungsändernde — Bestimmung einzufügen, daß auch im Fall staatlichen Mehrbedarfs eine Erhöhung nicht ohne spezielle Zustimmung der ersten Kammer stattfinden könne. In der ersten Kammer wurde erklärt, daß das Steuergesetz ohne diese Bestimmung nicht acceptirt werde.

Unter solchen Umständen gelangte in diesem Monat das Verfassungsgesetz wieder an die zweite Kammer. Die Kommission räumte eine Reihe der zwischen beiden Häusern übrig gebliebenen Differenzpunkte aus dem Wege, so daß, da das Plenum die disherige Verfassungsbestimmung bezüglich der erblichen Mitglieder beließ, zwischen der ersten und zweiten Kammer im Wesentlichen nur noch der eine Trennungspunkt des Etatsrechts zurückblieb.

Und auch in dieser Hinsicht hatte die Kommission ein Entgegenkommen gegenüber der ersten Kammer, nämlich die Gewährung einer neuen Beschlußfassung über abweichende Einzelbeschlüsse, angenommen. Wenn auch noch die materielle Konzession bezüglich des Einkommensteuergesetzes gemacht wurde, so war der von der ersten Kammer begehrte Schutz gegen ein einseitiges Emportreiben der Steuersätze zu Lasten der Besitzenden, wenn nicht in theoretischer, so doch in praktischer Beziehung, der Hauptsache nach gewährt. Denn der Wunsch einer Erhöhung der Steuersätze konnte der Volksvertretung vernünftigerweise nur hinsichtlich der Einkommensteuer unterstellt werden, nicht aber hinsichtlich der Ertragssteuern, deren Ermäßigung und Abschaffung im Volke gewünscht wird. Wenn also eine Erhöhung der Einkommensteuer nicht ohne die erste Kammer erfolgen konnte, so war die ganze befürchtete Aktion nicht mehr zu fürchten, zumal da die erste Kammer selbst deduzirte, daß die Erbschaftssteuer nach der Art ihrer seinerzeitigen Verabschiedung nicht ohne Zustimmung der ersten Kammer erhöht werden könnte.

Hieraus resultirte die Erwägung, daß die erste Kammer mit dieser Konzession im Einkommensteuergesetz — wozu Centrum und deutsche Partei gern, die Volkspartei im Falle des Zustandekommens der Verfassungsrevision bereit waren — sich genügen lassen konnte. Andererseits hätte aus demselben Grunde auch das Abgeordnetenhaus im Fall der Erlangung des Fortschritts der Verfassungsrevision eine dieser praktischen Konzession im Steuergesetz entsprechende theoretische Formulirung in der Verfassung unschwer gewähren können. Ja, es wäre von Denjenigen, welche die Sachlage erkannt hatten, schwer zu verantworten gewesen, wenn sie an diesem Punkt der Steuererhöhung, d. h. an einer Differenz über eine dahingehende Fassung des Budgetparagraphen das ganze Verfassungswerk hätte scheitern lassen. Dieser Erkenntniß trug ein Antrag des demokratischen Berichterstatters in der Kommission Rechnung, der zwar in dieser zunächst keine Mehrheit fand, aber für den Fall weiterer Auseinandersetzungen über diesen Streitpunkt einen gangbaren Weg wies.

Da weder die erste noch die zweite Kammer ihr letztes Wort über diese Verfassungsbestimmung gesprochen hatte, so war eine Verständigung zwischen beiden Häusern nicht ausgeschlossen: sie war vielmehr bei gutem Willen — und solcher fehlte auch in der ersten Kammer nicht — sehr naheliegend, wenn der Entwurf überhaupt noch einmal an das andere Haus gelangte und nicht zuvor durch die konfessionelle Frage beseitigt wurde.

Vielleicht war das eine Reflexion, welche auch bei dem Fraktionsbeschluß des Centrums mitspielte, das nach Abschluß der Kommissionsberathung sich dahin schlüssig machte, die Verfassungsrevision selbst im Abgeordnetenhaus niederzustimmen, ohne die angeblich sicher in Rechnung zu nehmende Ablehnung in der ersten Kammer abzuwarten.

Dieser Centrumsbeschluß, der sich in direkten Widerspruch setzte zu dem den Wählern im Wahlprogramm und auf der Tribüne gegebenen Versprechen eines Eintretens für die Verfassungsrevision, änderte natürlich die Situation im Schoos der II. Kammer. Wenn den 23 Privilegirten 70 Volksabgeordnete gegenüberstehen und vor der Entscheidung 18 Ueberläufer vom Lager der Revisionsfreunde in das gegnerische abschwenken, so ist damit nach Adam Riese die $^2/_3$ Mehrheit ausgeschlossen.

Nicht an der Budgetfrage, sondern an der vom Centrum in die Abstimmung hereingezerrten konfessionellen Frage sollte die Verfassungsrevision scheitern.

Es ist klar, daß die Revisionsfreunde, welche diese Sachlage schon vor der Plenarberathung durchschaut hatten, es vorzogen, statt die Revision wie das Horneberger Schießen ausgehen zu lassen und nach der Schlußabstimmung als das Opfer einer Ueberraschung dazustehen, die ganze Debatte bereits zu einer Kundgebung gegen den Verrath des Centrums an der Volksvertretung zu gestalten, und statt wirkungsloser Bitten der Entrüstung, die nach der Abstimmung das ganze Volk beseelte, schon im Parlament offenen Ausdruck zu verleihen.

Es ist auch erklärlich, daß das Centrum durch die Beleuchtung seiner unoffenen widerspruchsvollen und herrschsüchtigen Politik sehr unangenehm berührt war, und mit schönen und unschönen Worten sich zu vertheidigen suchte, ohne daß es die Vorwürfe zu entkräften vermochte. Bei der Generaldebatte des Verfassungsgesetzes vor einem Jahr hatte, nachdem zur Sprache gekommen war, daß daselbe mit der Verstärkung der ersten Kammer dieser möglicherweise einen kleinen Zuwachs an protestantischen Mitgliedern bringen könne, Herr Kiene Namens des Centrums pathetisch erklärt:

„Ich habe gegen die Unterstellung, daß das Centrum nur eine einseitig konfessionelle und eine katholische Partei sei, Namens meiner Parteifreunde die entschiedenste Verwahrung auszusprechen."

Zugleich erklärte derselbe Redner:

„Die Hauptfrage ist die: 1. Umwandlung der II. Kammer in eine Kammer aus lauter Erwählten des Volkes. . . . und 2. eine Verstärkung der I. Kammer. In diesen beiden leitenden Grundsätzen der Reform können wir uns mit dem Entwurf einverstanden erklären."

Nunmehr erklärt das Centrum, gerade die Verstärkung der ersten Kammer und die daraus möglicherweise resultirende konfessionelle (!) Verschiebung zu Ungunsten „der Katholiken", sei bestimmend für das Verlangen einer Erweiterung der bischöflichen Rechte auf dem Gebiete der Ordensniederlassung und der Schule als Kompensationsobjekt, und nach Ablehnung der so hereingezogenen Ordensfrage — zur Verwerfung der Verfassungsrevision! Während die „Germania" schon verkündigt, daß das Centrum dem Lande seine Macht habe zeigen wollen: ohne Centrum und ohne Mönchsniederlassung keine Verfassungsrevision! ergingen sich die Centrumsredner noch in allerlei Wendungen und Widersprüchen. Sie erklärten im gleichen Moment: sie hätten ihren heutigen Standpunkt von Anfang an im Sinn gehabt, (was einer Mentalreservation gleichkäme) und dann wieder, um dies zu verwischen, sie hätten eigentlich erst infolge protestantischer Aeußerungen sich zu dieser Haltung veranlaßt gesehen!

Die evangelischen Prälaten und Ritter konnten sich auch angesichts der mit Händen zu greifenden Centrumspolitik der Kraftprobe — die ihren Ausgang nahm von der Deduktion einer Verschiebung des Stimmverhältnisses zu Gunsten der Protestanten und einer Ablehnung der Mönchsanträge durch das Ministerium Mittnacht-Sarvey! — nicht entschließen, ihre Stimmen mit den Volksabgeordneten zu vereinigen. Sie hatten vielmehr

vor der Plenardebatte beschlossen, wieder gegen die Vorlage zu stimmen. Es wird dies Manchen wundern. Doch wird dieses Erstaunen auch das Verlangen der Bevölkerung nach der Entfernung der Privilegirten dem Verständniß näher rücken. Als auf der Prälatenbank der Wille des Volks bezweifelt wurde, konnte der geistliche Redner darauf hingewiesen werden, daß er bei den letzten Wahlen selbst für einen Revisionsfreund hatte stimmen müssen, weil alle Kandidaten, sogar die konservativen, sich für die Entfernung der Privilegirten erklärt hatten, und daß er sich bei der nächsten Wahl höchstens durch Abgabe eines — Centrumszettels helfen könnte.

Das Verfassungsgesetz fand im Einzelnen und in der Schlußabstimmung eine Mehrheit, aber natürlich nicht die für letztere erforderliche Zweidrittel-Mehrheit. 48 Ja und 38 Nein. Die Zahl der Revisionsfreunde im Haus betrug in Wirklichkeit, d. h. abgesehen von zufälliger Verhinderung 52. Der Kanzler der Universität war der einzige Privilegirte, der mit der Mehrheit votirte. Das Gesetz über die Einführung des Wahlcouverts und Isolirräume bei Landtagswahlen wurde fast einstimmig angenommen.

Am darauffolgenden Tage wurde darüber abgestimmt, ob in das Einkommensteuergesetz die verfassungsändernde Bestimmung aufgenommen werden solle (welche der Regierungsentwurf nicht enthielt), daß eine Erhöhung der Steuersätze an die Zustimmung der ersten Kammer gebunden sein soll. Da die Volkspartei erklärte, daß sie für diese Verfassungsänderung nur im Fall der Gewährung der in der Verfassungsrevision enthaltenen Erweiterung der Volksrechte im Abgeordnetenhaus stimme, so erhielt diese Klausel nicht die $^{2}/_{3}$ Mehrheit und das Einkommensteuergesetz wurde in der II. Kammer ohne diese Bestimmung mit großer Mehrheit (Volkspartei, Zentrum, deutsche Partei) angenommen. Nach Neujahr beschließt die erste Kammer darüber. Falls diese das Gesetz ablehnen sollte, so würde das Wort des unlängst verstorbenen Finanzministers Bedeutung gewinnen, daß am Tage nach der Ablehnung der Steuervorlage eine neue in Angriff genommen werden müsse.

Die durch die Abstimmungen in Württemberg geschaffene Situation ist einer späteren Betrachtung vorzubehalten. Daß die öffentliche Meinung und die Presse von der äußersten Linken bis zu den Konservativen einig ist in der Verurtheilung der Zentrumskampagne ist schon in den ersten Tagen nach der Aktion hervorgetreten.

Stuttgart, im Dezember 1898.

Friedrich Haußmann.

Politische Hysterie.

Das bureaukratische Ungeschick, das in der preußischen Ausweisungspolitik so drastisch zutage tritt, hat sich auch auf die offiziöse Vertheidigung der Ausweisungsmaßregeln übertragen. Man ist krampfhaft bemüht, die Fiktion aufrecht zu erhalten, daß die große Mehrheit des deutschen Volkes hinter der Ausweisungspolitik des Herrn von Köller stehe und daß nur die verblendete oppositionelle Presse, die für den hohen Flug der „nationalen Politik" kein Verständniß habe, an der Weisheit der Vertreibung von dänischen Milchmädchen und Pferdeknechten zweifeln könne. Wie die Kinder, die sich im Finstern durch besonders lautes Reden ihre Tapferkeit attestiren, so nehmen die gouvernementalen Apologeten einen forcirt hohen Ton an und thun so, als ob jeder gute Deutsche, oder zum mindesten jeder gute Preuße, in dieser Sache wie in einem Kriege mit dem Auslande für die eigene Regierung Partei ergreifen müsse.

Diese Methode, Mißgriffe der inneren Politik durch Ueberdeckung der nationalen Flagge der öffentlichen Kritik gegenüber für „tabu" zu erklären, ist nicht neu, aber in vorliegendem Falle ist sie mit außergewöhnlicher Ungeschicklichkeit zur Anwendung gebracht. Es ist geradezu eine Beleidigung jedes höher entwickelten Nationalgefühls, von einem großen Volke zu verlangen, auf alle Erwägungen der Gerechtigkeit und der politischen Vernunft zu verzichten, um bureaukratische Mißgriffe, die den Angehörigen einer fremden Nationalität gegenüber begangen worden sind, zu beschönigen: es liegt darin die Zumuthung an die öffentliche Meinung des eigenen Landes, als bloße Claque der Regierung zu fungiren und auch die schlechtesten Stücke mit sonorem Beifall zu begleiten, sobald darin ein paar nationale Redensarten vorkommen, und es setzt eine kleinstädtische Unbekanntschaft mit andern Ländern voraus, wenn man die Hypothese vertritt, daß solcher Beifall andern Völkern imponire.

Man bewegt sich dabei in demselben Irrthum, wie bei der Annahme, daß Ausweisungen, wie wir sie gegenwärtig erleben, als Zeichen von Kraft erscheinen. In Wirklichkeit sieht gerade das Ausland in solchen kleinlichen Verfolgungen, ebenso wie in den zahlreichen Majestätsbeleidigungsprozessen, nur das Anerkenntniß innerer Unsicherheit und Schwäche. Der Londoner „Economist", der sich um spezifisch politische Vorgänge in anderen Ländern nur äußerst selten bekümmert, bringt in seiner letzten Ausgabe einen Artikel über das Disziplinarverfahren gegen Professor Delbrück, worin speziell diese Erwägung in den Vordergrund geschoben wird. „Eine starke Regierung" — so heißt es unter anderem in diesem sehr sachlich geschriebenen Artikel — „sollte über eine so kleinliche und ganz nutzlose Verfolgung erhaben sein; sie entspricht nicht der Würde einer Regierung, es ist eine Vergeudung der Energie des Staates (it is a waste of the energy of the State)."

Diese Zeichen von Schwäche, die man in der ganzen Ausweisungspolitik erblickt, würden in verstärktem Grade in die Erscheinung treten, wenn die öffentliche Kritik vor einer solchen „nationalen" Politik nun auch noch ins Mauseloch kröche. Bis zu welchem Grade der Geschmacklosigkeit die politische Hysterie bei uns allmählich gediehen ist, geht auch daraus hervor, daß die offiziöse Presse die Möglichkeit einer Interpellation im Preußischen Landtag als ein ganz frevelhaftes Unterfangen darzustellen versucht. Selbst wenn ich nicht so tief von der Unklugheit der preußischen Ausweisungspolitik durchdrungen wäre, wie ich es bin, so würde ich keinen Augenblick Anstand nehmen, eine solche Interpellation zu unterstützen, ganz gleich, von welcher Stelle sie ausgeht. Wie bleichsüchtig müßte unser Nationalgefühl sein, wenn das Gerechtigkeitsgefühl im Parlament bereits so tief gesunken wäre, daß derartige Vorgänge, wie sie sich jetzt in Nordschleswig ereignet haben, nicht zur ausgiebigen parlamentarischen Verhandlung gebracht werden könnten.

Die politische Hysterie, die in dieser Angst vor deutlicher öffentlicher Aussprache zutage tritt, zeigt sich auch in der Behandlung des Falles Delbrück. Der Mann soll vor allem dadurch gefrevelt haben, daß er seine Meinung über die Verderblichkeit der nordschleswigschen Ausweisungsmaßregeln in so kräftigen Worten zum Ausdruck gebracht hat. Was kommt aber schließlich darauf an, ob die Worte etwas kräftiger oder etwas weniger kräftig gewählt sind, wenn die Sache, gegen die der Ankläger zu Felde zieht, nichts taugt. Auch hier wieder diese nervöse Empfindlichkeit, die über Formverletzungen die Hände zusammenschlägt, aber die Exzesse nutzlosen Zwanges mit tausend Entschuldigungen versieht.

Was würden die Vertheidiger der nordschleswigschen Ausweisungen wohl für einen Lärm schlagen, wenn Anhänger der deutschen Nationalität in einem Grenzlande von Behörden des fremden Landes mit der Alternative bedroht würden, sie müßten entweder ihre zur Ausbildung auf deutsche höhere Schulen geschickten Kinder aus Deutschland zurückberufen, oder man würde ihnen ihre Elternrechte aberkennen und eine Zwangsvormundschaft einsetzen! Die deutsch-nationale Empörung würde keine Grenzen kennen, und die Eltern, die einem solchen Drucke weichen würden

müßten darauf gefaßt sein, von jedem „guten Deutschen“ mit Verachtung behandelt zu werden. Die Preußen dänischer Nationalität, denen man gegenwärtig die Zumuthung gestellt hat, ihre auf dänischen Schulen befindlichen Kinder zurückzurufen, müßten aber ebenfalls Fischblut in den Adern haben, wenn dieses Vorgehen deutscher Behörden sie nicht mit Zorn erfüllen sollte. Ein solcher Eingriff in das Familienleben, dieser Versuch, die Kinder ihren Eltern zu entfremden, steht außerdem in sonderbarem Widerspruch zu dem, was über die „Heiligkeit der Familienbande“ in Schulen und Kirchen gelehrt wird.

Und wenn die Väter, denen man mit der Entziehung ihrer Elternrechte droht, nun der ergangenen Aufforderung nicht nachkommen, es auf die Einsetzung einer Zwangsvormundschaft ankommen lassen und die Kinder der Aufforderung der Zwangsvormünder, aus Dänemark zurückzukehren, nicht Folge leisten, — was dann? Will man dann mit weiteren Zwangsmaßregeln vorgehen? Sieht man nicht ein, daß jeder weitere Schritt auf dieser Bahn die Sympathien für die Verfolgten steigern muß, daß der Germanisirung Nordschleswigs gar nicht stärker entgegengearbeitet werden kann, als durch derartige aufreizende Maßregeln? Schon heute sind die deutschen Geistlichen in Nordschleswig beinahe sämmtlich Gegner dieser ganz verfehlten Zwangspolitik; wird dieses Gefühl der Abneigung nicht gerade unter den Geistlichen noch weiter gestärkt werden, wenn staatliche Behörden jetzt auch noch mit plumper Faust versuchen, die Familienbande zu lockern?

Es ist kaum noch verständlich, wie die Regierung eine solche Politik dulden kann, die wie dazu geschaffen ist, das Gegentheil von dem zu bewirken, was man anstrebt. Es ist kein Zeichen von Kraft, sondern ein Zeichen von Schwäche, hartnäckig eine Politik weiter zu führen, deren Mißerfolge so berechenbar sind. Herr von Köller hat sich selbst als Urheber der gegenwärtigen nordschleswigschen Ausweisungspraxis bekannt und damit — wenn auch wohl nicht mit Absicht — der preußischen Regierung einen Wink gegeben, wie sie aus der Sackgasse herauskommen kann. Das Opfer eines Oberpräsidenten — selbst wenn er Herr von Köller heißt — ist schließlich nicht allzu groß; Lorbeeren und Erfolge sind für die Regierung auf diesem Gebiete schon längst nicht mehr zu pflücken, es kann sich nur noch darum handeln, das bereits angerichtete Unheil nach Möglichkeit einzuschränken.

Th. Barth.

Der Trost des Skeptikers.

„Was ich da gesagt habe ... Wenn ich das Gegentheil gesagt hätte, wäre es ebenso richtig.“ Der alte Herr von Stechlin thut einmal diesen Ausspruch, und der alte Fontane nickt lächelnd, zustimmend dazu. Und es ist auch ein Trost in diesem Skeptizismus, ein Trost, daß die andern auch recht haben. Eingebildete Schranken und Schranken der Einbildung fallen: man kann die Dinge auch vom entgegengesetzten Standpunkt ansehen, und da schauen sie naturgemäß anders aus. Und es erweitert sich der Kreis der Menschen, für die man Verständniß hat, und man sieht die Wechselwirkung zwischen den Charakteren und den Ideen, die sie vertreten. Und vielleicht leben die meisten Ideen nur in den Charakteren, von denen sie ausgingen und die sich zu ihnen bekennen? Vielleicht sollten sie nur in ihnen leben. Und sie hat etwas Intimes, diese Wechselwirkung, und ein gut Theil Feierlichkeit streift sich ab, und man fühlt sich unter Fremden und im Bereich fremder Ideen zu Hause, weil der Zweifel lächelnd hier wie dort vermittelt. Wirklich, es ist ein Trost im Skeptizismus.

Und es ist ein Skeptiker, der das „Tröste mein Volk“ dem armen Frankreich spricht: Anatole France in seinem neuen Buche „Le Mannequin d'Osier.“*)

„I want a hero.“ Sei es der gute Bergeret! Bergeret hält seine Vorlesungen über lateinische Metrik, und es ist ihm die ehrenvolle Aufgabe anvertraut worden, die Schiffsausdrücke bei Virgil, den Virgilius Nauticus, für eine Encyklopädie zu behandeln. In seinem dürftigen, dunklen Arbeitszimmer steht das Korbgestell (le mannequin d'osier) auf dem seine Frau ihre Toiletten zuzuschneiden pflegt; es steht da, wie das Symbol seiner unglücklichen Ehe. Denn seine Ehe ist unglücklich, ohne Liebe und ohne Verständniß. Und nun bricht das Unglück vollends über ihn herein, denn seine Frau betrügt ihn mit seinem Lieblingsschüler.

Was ist Unglück? In dem Augenblick, in dem Bergeret seine Frau, die nicht mehr jung ist, mit dem jungen Mann, den er lieb hat, in häßlich sinnlicher Umschlingung auf dem Sopha seines Salons angetroffen hat, glaubt er ganz genau zu wissen, was Unglück bedeutet: in seinem Fall, von seiner Frau betrogen zu werden. Aber er irrt sich. Denn zunächst verhilft ihm der Anblick, der ihm zutheil geworden, zur Entdeckung einer Theorie der Scham, die ihn befriedigt. Sodann gelingt es ihm durch hartnäckige Nichtachtung ihrer Existenz, seiner Frau ledig zu werden, doch so, daß er seine Lieblingstochter, die Aelteste und Einzige, die ihm ähnelt, behält. Also, Unglück ist Glück.

Und dieser Bergeret, der selbst ein Skeptiker ist und von Anatole France in jedem Augenblick mit skeptischen Augen betrachtet wird, sieht die Dinge ganz verschieden an, je nachdem seine Stimmung steigt oder fällt. Diese Eigenschaft theilt er mit andern Menschen auch. Anatole France aber kommt es dabei auf den guten Bergeret herzlich wenig an — in Wahrheit erhebt er sich durchaus nicht einen Helden — sondern eben die Dinge selbst gilt es und daß sie sich von allen Seiten gleich gut ausnehmen. Und da Bergeret allgemeiner Unbeliebtheit sich erfreut, sich dessen auch bewußt ist, und bei seiner Skepsis nicht einmal in seiner Arbeit am Virgilius Nauticus Befriedigung findet, so sind die Dinge, die ihn beschäftigen und über die er spricht, recht allgemeiner Natur; er bevorzugt Fernliegendes. Unter dem Fernliegenden aber liegt ihm, dem Provinzialen, nichts so nah, als die gegenwärtige Lage Frankreichs. Und dauernd wird Bergeret selbst zu einem Mannequin d'osier, dem sein skeptischer Meister scharf zugeschnittene Gespräche über das Frankreich von heute anpassen darf. „Histoire Contemporaine“ nennt Anatole France sein neues Werk.

Und da gilt es für den Skeptizismus: tröste mein Volk. Die klerikale Gefahr droht dem Lande. Aber was will das besagen? Es hat von jeher in einem Lande zu einer Zeit nur eine Moral gegeben; Julian, der Abtrünnige, bekannte sich zu einer sittlichen Anschauung, die der der Christen, die er verfolgte, ähnlich sah wie ein Eichblatt dem andern; dasselbe gilt von den Klerikalen und ihren Gegnern; wo also liegt die Gefahr? Der Skeptizismus sagt: leben heißt zerstören und handeln heißt schaden. Das Frankreich von gestern und heute aber handelt matt und ist ohne Lebensenergie. Liegt darin nicht gerade eine Garantie gegen gewaltsame Vorgänge? Und der europäische Krieg! Im Krieg steckt etwas Großes, das heutzutage mißfällt. Man hat seine Freude daran, wenn dahinten in der Türkei die Völker aufeinanderstoßen, aber man selbst führt keine Kriege. Man versteht es in Frankreich auch nicht Kriege zu führen, denn man weiß und wußte nicht, von Niederlagen den rechten Gebrauch zu machen. Nichts besser für eine Regierung als Niederlagen. Man setzt den Heldenmuth, den man bewiesen, ins rechte Licht und umgibt sich mit der Märtyrergloriole dessen, der roher Gewalt zu Unrecht unterlegen ist. Tröste mein Volk! Das alles aber gibt France nicht in seinem Namen, sondern Bergeret behauptet es, der kleine, unbeliebte Bergeret, dem seine Frau Hörner aufgesetzt hat. Ich möchte sagen, Anatole France hört dem allen lächelnd zu. Denn nicht darin besteht der Reiz des Skeptizismus, Paradoxen aufzustellen, sondern darin, sie ver-

*) Paris. Calmann Lévy, Editeur.

ständnißvoll lächelnd hinzunehmen. Tout comprendre. Nur daß dies tröstende Verstehen zuweilen in ein schmerzvolles Mitleiden übergeht und ein Satiriker den Skeptiker ablöst; freilich ein Satiriker, der den Muth, zum alten moralisirenden Rüstzeug zu greifen, längst verloren hat, und dessen Mission sich wieder in Skeptizismus verflüchtigt.

Und in dieser skeptischen Betrachtung werden die Unsympathischen sympathisch. Ausgehend von dem Axiom, daß alle Menschen sich selbst lieb haben, besteht die Aufgabe, alle Menschen zu lieben, im Grunde nur darin, sie mit ihren eigenen Augen anzusehen. Bei Mme. Bergeret, die eine alte Person ist, rothe Strümpfe trägt und die Ehe bricht, gelingt das Anatole France in vollendeter Weise. Sie rechtfertigt sich selbst: nur die Leidenschaft ist das Gefährliche, das zu Grunde richtet. Bei ihrem Fehltritt (es ist der erste nicht) war aber so gar keine Leidenschaft im Spiele. Es war wirklich nur ein kleines, kühles Vergehen — und sie so dafür büßen zu lassen! Natürlich komplizirt sich damit die Charakteristik, und es entsteht ein subjektiv-objektives, ein skeptisch gegebenes Bild. Anatole France ist ein Charakteristiker, besser, ein charakterisirender Psycholog, der mit Widersprüchen arbeitet und Widerstrebendes legirt. Man könnte von eklektischer Charakteristik bei ihm reden.

Zwei Scenen in seiner Histoire Contemporaine sind vor anderem eindrucksvoll. Als Bergeret seine Frau bei ihrem häßlichen Vergehen überrascht hat, erwacht eine atavistische Wuth in ihm und er stürzt sich auf das Korbgestell, zerbricht es und wirft es aus dem Fenster. Dieselbe Scene, nur daß an Stelle des Gestells ein Hund den Wuthanfall des betrogenen Ehemannes auszustehen hat, findet sich in dem Roman des spanischen Jesuitenpaters Coloma „Pappalien". Und die andere Scene, da Bergeret in seiner Aufregung ein Buch vornimmt und seine Gedanken die gelesenen Sätze immer unterbrechen, erinnert stark an eine moderne italienische Erzählung. Eklektizismus überall. Wie bei ihm immer hat man auch bei seinem neuen Buch das Gefühl, einem Mann zuzuhören, der an vieler Leute Tisch gesessen und die Welt, auch die vergangener Zeiten, kennen gelernt hat. Und ist der Eklektizismus nicht des Skeptizismus liebstes Schwesterkind? Aber immer hat Anatole France das Fremde sich zu eigen gemacht; Bereicherung, nicht nur Entlehnung gilt es ihm; und wie man auf dem Grunde eines spiegelklaren Wasserlaufs Steine blitzen sieht, ohne zu fragen, woher sie angeschwemmt sind, so auch bei ihm: fremde Reichthümer blinken unter seiner spiegelklaren Form, und es würde einem etwas fehlen, wäre dem nicht so. Wie man im Zimmer eines vornehmen Weitgereisten die Erinnerungsstücke nicht missen möchte, die er mit heimgebracht. Und mit dem dekadenten Trost des Skeptizismus bringt Anatole France seinem armen schönen Lande das ewig neue Evangelium der klassischen Form. Die alte Erfahrung: der Stoff zersetzt sich, und es bleibt selbstherrlich die Gestaltung.

Was aber will man mehr, als daß auch die Zersetzung Trost spendet in einer trostbedürftigen Zeit und daß die Verneinung das „Liebe deinen Nächsten" predigt? Wirklich, er war ein Christ, Julian, der Abtrünnige.

Ernst Heilborn.

Weltphantasien.

Am Hofe der Ptolemäer lebte der griechische Philosoph Hekatäus aus Abdera, einer der ersten Verfasser einer utopistischen Dichtung. Er schildert das glückliche Volk der Hyperboreer, das in lauter Unschuld und Frohsinn dahin lebte. Täglich feierte es Apollo mit Gesang und Saitenspiel, und alle neunzehn Jahre kam der Gott selbst zu ihnen, tanzend und die Kithara spielend und von schwebenden Schwärmen singender Schwäne begleitet. Alle Hyperboreer waren Vegetarier, und die ausschließliche Pflanzenkost bekam ihnen so vortrefflich, daß sie durchweg tausend Jahre lebten, um dann, gesättigt von so langem irdischen Wohlergehen, mit Kränzen geschmückt ins Meer zu springen.

Wo wohnte dieses glückliche Völkchen? Nach den Versicherungen des Hekatäus auf der Insel Helixoia im „nördlichen Ozean", jedenfalls also im unmittelbarsten Bereiche des europäischen Festlandes. Und in ähnlicher Weise bezeichneten auch die anderen Utopisten der spätgriechischen und spätrömischen Zeit, soweit sie ihre Dichtungen lokalisirten, einen recht nahe gelegenen Punkt als Schauplatz ihrer Dichtung. Er lag jedenfalls immer innerhalb oder nur wenig außerhalb der vom Okeanos umflossenen Erdscheibe, d. h. innerhalb des Gebietes, welches damals die „Welt" ausmachte: Europa, das nördliche Afrika und die westliche Hälfte von Asien.

Als im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert die großen Entdeckungen das Gebiet der Erde immer mehr ausdehnten, mußte auch die Phantasie der Utopisten in entferntere Gegenden flüchten. Campanella's Sonnenstaat beispielsweise befindet sich auf der Insel Taprobane im Indischen Ozean, auf einer Ebene, die genau unter dem Aequator liegt. Man half sich wohl auch damit, daß man überhaupt auf Lokalisirung verzichtete, wie das Beispiel der berühmtesten Utopie, des „Nirgendheim" von Thomas Morus beweist. Im achtzehnten Jahrhundert waren die geographischen Entdeckungen bereits so weit vorgeschritten und war es infolge dessen der utopistisch gerichteten Phantasie im Bereiche der Erdoberfläche so schwül geworden, daß sie sich auch in die Tiefe der Erde zu flüchten suchte. Im Innern der Erde spielt eine der bedeutendsten Utopien der Neuzeit, des dänischen Dichters Ludwig Holberg „Niels Klim's Wallfahrt in die Unterwelt." Herr Klim fällt auf wunderbare Weise in das Innere der Erde, — die als Hohlkugel gedacht ist — und gelangt dort zu dem Planeten Nazar, auf welchem sich der Wunderstaat befindet, von dem er erzählt.

Heute ist, dank den Fortschritten der Wissenschaft, eigentlich die ganze Erde der utopistischen Dichtung schon verschlossen. Denn deren Kennzeichen besteht ja eben darin, daß sie zwar, indem sie einen möglichst vollkommenen Zustand schildert, die Phantasie unbeschränkt walten läßt, aber doch so, daß die elementaren Grundlagen, auf denen unsere Kenntniß der Wirklichkeit beruht, nicht in Frage gestellt werden. Dies würde aber geschehen, wenn man irgend einen Punkt der Erde, die uns jetzt in allen ihren Theilen ja genau bekannt ist, als Ort eines vollkommenen menschlichen Lebens bezeichnen wollte. Und gegen die Verlegung dieses Schauplatzes ins Innere der Erde würden die Grundanschauungen der Geologie, die heute bereits dem allgemeinen Bewußtsein angehören, sich entschieden sträuben. Zwar kann man die Schwierigkeiten der Lokalisirung dadurch vermeiden, daß man nur zeitlich in die Ferne weist, wie es im Anfang der Entwickelung des Christenthums die Chiliasten, wie es noch kürzlich Bellamy mit seinem Rückblick aus dem Jahre 2000 gethan hat. Aber im anderen Falle — und wo mehr eine Dichtung als ein utopistisches System gegeben werden soll, wird man die Bestimmtheit des Ortes nicht entbehren können — bleibt nichts übrig, als die Erde überhaupt zu verlassen und — in den Weltenraum zu flüchten.

Diesen neuen Schauplatz hat, wohl zum ersten Male, eine vor kurzem erschienene geistreiche utopistische Dichtung betreten, deren Verfasser, Prof. Kurt Laßwitz, den Lesern der „Nation" kein Unbekannter ist. Er versetzt uns mit seinem zweibändigen Roman „Auf zwei Planeten"*) auf den für eine utopistische Dichtung denkbar günstigsten Schauplatz, auf den Planeten Mars. Auf den denkbar günstigsten Schauplatz: denn hier sind alle Bedingungen vortrefflich vereinigt, welche dem Realismus und Idealismus, wie ihn eine solche Dichtung zu gleicher Zeit verlangt, förderlich sind.

Die realistische wissenschaftliche Grundlage der vorgeführten Ereignisse und Zustände ist hinlänglich bekannt.

*) Weimar, Verlag von Emil Felber.

Man weiß, daß der „Mars“ Lebensbedingungen aufweist, die denen unserer Erde in vielen Punkten sehr ähnlich sind. Es gibt dort höchstwahrscheinlich eine Atmosphäre, wenn auch die Luftschicht dünner ist als die irdische, es gibt auch Wasser, und außer diesen beiden wichtigen Vorbedingungen desjenigen animalischen Lebens, welches wir uns vorstellig machen können, haben wir eine ganze Reihe unbezweifelbarer Thatsachen, die es, wenn nicht als wahrscheinlich, doch zum mindesten als möglich erscheinen lassen, daß menschenähnliche Wesen auf dem Mars existiren. Ist aber das letztere der Fall, so muß man, da nach der Kant-Laplace'schen Welttheorie der Mars weit früher erkaltet und darum weit „älter“ ist als die Erde, nothgedrungen annehmen, daß auch die Marsbewohner eine weit höhere Stufe der Entwickelung erreicht haben als die Menschen, also eines Lebenszustandes sich erfreuen, der für uns in unendlich weiter Ferne liegend, als Utopie erscheint. So ist der Phantasie an diesem Punkte die Möglichkeit gegeben, unbehindert einzusetzen, das Leben des „Mars“ und seiner Bewohner als einen gewissen Idealzustand menschlichen Lebens zu fassen und zu schildern und dabei doch nicht in bodenlose Phantastereien abzuirren, sondern innerhalb der Richtungslinie der thatsächlichen Entwicklung zu bleiben. Dieses Verfahren hat Laßwitz überall vortrefflich festzuhalten verstanden; namentlich da, wo die gewaltige technische Entwickelung der Marsbewohner geschildert wird. Wir erfahren nicht nur von Wunderwerken der Mechanik, sondern auch von der erstaunlichsten Ueberwältigung der Naturkräfte: von der künstlichen Verminderung und Verstärkung der Schwerkraft, von einer künstlichen Zurückholung von Lichtstrahlen aus endlosen Entfernungen im sogenannten Retrospektiv, von Bewegungen der Marin- und Luftschiffe der Martier, welche denen des Lichts an Schnelligkeit gleichen, von Sammlung der Sonnenenergie u. s. w. — kurz von vielen fabelhaften Dingen, aber doch so, daß die freie Phantasie und der Ideenflug, welcher wissenschaftliche Hypothesen schafft, sich verschwistern, erstere von letzterem gleichsam an einem festen Faden gehalten wird.

In derselben Weise aber werden auch die politischen, sozialen, ethischen Verhältnisse der Marsbewohner vorgeführt. Die Martier nennen ihren Planeten selbst den „Nu“ und sich selbst bezeichnen sie als „Nume“, so daß sie schon in dem Namen (Nus griech. = Vernunft) das Unterscheidungsmerkmal ihrer höheren Gattung zum Ausdruck bringen: sie sind höhere Vernunftwesen, die alle Eigenschaften der Menschen besitzen, nur feiner differenzirt, schärfer durch die überlegene Vernunft gesondert. Wenn beim Menschen so oft ästhetische Motive die ethischen beeinflussen und trüben, wenn Naturtriebe sich den höheren geistigen unterschieben, so ist dies bei den Nume durchaus gesondert, aber wiederum zu einer inneren Einheit verbunden in der voll ausgeprägten Persönlichkeit, deren freie Selbstbestimmung nicht nur höchstes ethisches Prinzip, sondern auch oberste Richtschnur aller staatlichen Gesetzgebung und alles politischen Verhaltens ist. Die strenge Kantische Unterscheidung zwischen der Pflicht als bedingungslosem sittlichem Gebot und dem Rechtthun aus bloßer Neigung wird von den Nume bei allem praktischen Verhalten festgehalten. Laßwitz hat dies an einer Reihe von konkreten Fällen sehr hübsch entwickelt und überhaupt dieser ganzen politischen und sozial-ethischen Seite seiner Schilderungen so viele feine Züge gegeben, daß ich den Wunsch nicht unterdrücken kann, sie hätten in dem ganzen Werke einen größeren Raum eingenommen und wären nicht so sehr hinter den technischen Schilderungen und dem rein Romanhaften zurückgetreten.

Das wäre um so mehr zu wünschen gewesen, als in dem rein Romanhaften, dem Technischen der Dichtung als solcher, jedenfalls nicht die starke Seite des Werkes liegt. Die vorgeführten Personen — nicht nur die Marsbewohner, sondern auch die Menschen — sind zum allergrößten Theil nur schattenhaft gezeichnet, die Charaktere nur sehr wenig individualisirt, mit Ausnahme vielleicht von Ell, der, halb Nume, halb Mensch, zur Vermittelung zwischen den beiden Planeten berufen ist. Andrerseits ist die Handlung oft nur der Leitfaden, an dem die verschiedenartigen Vorführungen fabuloser Zustände und Geschehnisse sich aneinanderreihen, nicht die selbständige Entwicklung, zu welcher die Ereignisse des Welttheaters den verbindenden Hintergrund zu bilden hätten. Nur die Gunst der Lage, welche die Eigenartigkeit des Schauplatzes und der Ereignisse gewährte, ist geschickt zur Steigerung der dramatischen Spannung benutzt worden. Nichts war aber freilich auch leichter als der alten Aristotelischen Forderung der Einheit des Ortes, der Zeit und der Handlung bei dieser Dichtung nachzukommen, obwohl oder gerade weil ihr Schauplatz über zwei Welten sich erstreckt. Aristoteles würde es vielleicht für höchst überflüssig gehalten haben, jene Forderungen, wenigstens die beiden ersteren, aufzustellen, wenn er gewußt hätte, daß man dereinst in wenigen Minuten mit dem Luftschiffe der Martier von Berlin nach Thüringen gelangt, in wenigen Stunden von Berlin nach dem Nordpol, daß man mit dem Raumschiff von der Erde nach dem Mars nicht länger fährt, als gegenwärtig mit dem Dampfer von Southampton nach New-York und eine „Licht“-Depesche natürlich in wenigen Minuten von einem Planeten zum anderen gelangt.

Weit schwieriger war im vorliegenden Falle die Einheit der Handlung zu erreichen. Laßwitz hat sie in geschickter Weise dadurch hergestellt, daß er eine wichtige Epoche in dem — zukünftigen — Fortschritte der Menschheit zusammenfallen ließ mit einer ebensolchen in der Entwickelung der martischen Kultur, nämlich die Entdeckung des Nordpols durch die Menschen mit dem ersten Festen-Fuß-Fassen der Marsbewohner auf der Erde, und zwar an dem für sie günstigsten Punkte, an demselben Nordpol, zu welchem in eben derselben Zeit die ersten Menschen in einem Luftballon vordrangen. Die drei Forscher, welche diese kühne Entdeckungsfahrt gemacht hatten, und die ersten Martier, mit denen sie an der am Nordpol angelegten Außenstation in Berührung kamen, werden nun die Hauptträger der engeren Handlung. Zu deren weiterem Verlaufe kommt es schließlich zu einer Unterwerfung fast der ganzen Erde unter die Herrschaft der vereinigten Marsstaaten. Anfangs versuchten die europäischen Großmächte Widerstand zu leisten und mit Gewalt das feindliche Eindringen der Marsbewohner abzuwehren. Aber an der ungeheuren technischen Ueberlegenheit der letzteren brach sich völlig machtlos jeder Widerstand. Sie erschienen mit einer Flotte von Luftschiffen, mit Repulsitgeschossen versehen, welche im Stande waren, ganze Städte in wenigen Minuten dem Erdboden gleich zu machen, geschützt durch Nihilitpanzer, an welche kein Geschoß auch nur herankommen konnte u. s. w. So wurde die stolze englische Flotte innerhalb weniger Stunden völlig versenkt, das ganze deutsche Heer in wenigen Stunden durch Riesenmagneten entwaffnet. Die Marsstaaten erklärten schließlich das Protektorat über den größten Theil der bewohnten Erde und setzten überall Residenten ein, die sie selbst vertraten und Kultoren, welche die Menschen zu ihrer eigenen höheren Kultur emporführen sollten.

Aber diese rasche Unterwerfung der Erdbewohner hatte für die Martier die üble Wirkung, daß sie vom Gedanken der Freiheit, der sich selbstbestimmenden Persönlichkeit, von der Numenheit, abwichen. Es bildete sich auf dem Mars eine starke chauvinistische Partei, welche die Erde im selbstischen Interesse ausbeuten und die Erdbewohner als Wesen geringerer Art mit Gewalt niederhalten wollte. Gerade dies aber führte die Menschen zusammen. Sie erkannten, was ihnen noth that und vereinigten sich im Stillen zu einem großen Menschheitsbunde, der die äußere, aber vor Allem auch die innere Befreiung der Menschenwelt anstrebte. Sie lernten allmählich auch die vorgeschrittene Technik der Martier nachbilden, und es gelang ihnen, diese in einem Treffen mit ihrer Luftschifflotte vorübergehend zu besiegen. Die chauvinistische Partei der Nume drang nun auf gewaltsame Rache, aber nach hartem Kampfe gelang es der Partei der Freiheit und des Rechts, unter ihnen die Oberhand zu gewinnen: es wurde ein ewiger

Friedens- und Freundschaftsbund zwischen den Martiern und den Erdbewohnern geschlossen, damit beide Theile, Nume wie Menschen, in ihrer Weise den höchsten Zielen des Lebens in voller Freiheit zustreben könnten. Denn Freiheit ist Anfang und Ende aller höheren Entwickelung.

So klingt die vortreffliche Dichtung verheißungsvoll aus in einem optimistischen Hinweis auf eine ferne Zukunft, die deshalb nichts mehr vom Utopischen hat, weil sie das nothwendige, wenn auch fernabliegende Ziel alles menschlichen Fortschritts wirklich bedeutet. Der Glaube an die Menschheit erscheint auf diesem Höhenpunkte als identisch mit dem Glauben an die Freiheit. Und man könnte dem von Laßwitz vorgeführten Phantasiebilde gegenüber, das dieses Menschheitsideal verdeutlichen soll, mit den Worten der edelgesinnten Nume La sagen: „Ob sich Ihr Traum erfüllen läßt, ich weiß es nicht; aber ich danke Ihnen, daß Sie ihn träumten, daß Sie ihn mir erzählten."

M. Kronenberg.

Theater.

Carlot Gottfried Reuling: „Der bunte Schleier". Oscar Blumenthal und Max Bernstein: „Mathias Gollinger".

(Berliner Theater und Lessing-Theater, 23. und 25. Dezember.)

Bei steigendem Alter wird man mild und grüblerisch. Manchmal denkt man sich: ich werde Frieden schließen mit den Dramatikern. Man hat sich verschworen, die Theaterdichter an den Rand des Untergangs zu bringen. Nicht ohne Wehmuth überblickt man nach zehnjähriger Verfolgung die kargen Ergebnisse. Vielen gelang es zu entkommen. Sie verstecken sich, eine Zeitlang. Dann brechen sie durch und verüben vier, fünf Akte der Verzweiflung. Es scheint, daß zum mindestens ihre Gesammtheit unsterblich ist. So dürfte Waffenstillstand das Vorsichtigste sein.

Es geht nicht. Angenehm freilich wär' es, Carlot Gottfried Reuling zuzurufen: Ihr dramatisches Märchen „Der bunte Schleier" ist ein vortreffliches dramatisches Märchen. Es kann nicht sein, kann nicht sein, kann nicht sein. Hier liegt die Tragödie des Rezensenten. Vielmehr ist das dramatische Märchen „Der bunte Schleier" ein faules, elendiges, langweiliges dramatisches Märchen. Es muß gesagt werden. Ein Maler steht in der Mitte. Dieser Maler ist verlobt. Er blickt froh in die Zukunft. Schön. Es geht ihm elend; schön. Er verräth seine Kunst; schön. Er verstößt seine Braut; schön. Er nimmt eine Andere; schön. Er verschreibt sich dem Gold; schön. Er lebt in Freuden; schön. Er vergiftet sich in Schmerzen; schön. Eins wie das Andere wirkt immer gleich stark. Reuling erscheint als der wahre Philosoph: es gibt vor seinem Aug' nichts Kleines und nichts Großes. Sein unbeabsichtigt göttlicher Standpunkt führt keine Steigerung herbei, es sei denn in der Theilnahmslosigkeit, als welche mit der Zeit, bei gleichmäßig schwachen Vorgängen, wächst. Worauf ruht diese Theilnahmslosigkeit? Darauf: daß er einen Vorgang nur eben hinstellt, einen guten oder bösen, und nicht in die Seele des Vorgangs hineinklettert. Daß er uns ein Ding ins Gesicht wirft, statt die Elemente des Dings aufzuzeigen. Diese erst machen uns zittern oder jauchzen. Was ist der Begriff Künstlerelend für den Theatergast? Fast nichts, solange er allgemein bleibt. Man hört im Gespräch den Begriff Künstlerelend; man liest ihn in einer Zeitung: und ist im Geringsten nicht erschüttert. Weil die Sache alltäglich ist; wird dem Hörer, dem Leser kein Schmerz bereitet. Um einen Theil des Schmerzes fühlen zu machen, den der Betroffene selbst fühlt, kommt es auf ein Zerlegen an.

Kurzum: Reuling zerlegt nicht. Oder nicht genug. Freilich, er hat eine Ausrede. Sein Stück ist ein Feenmärchen. Er muß also durchaus schlicht sein. Doch es gibt einen Unterschied zwischen einfach und einfältig. Es gibt einen Unterschied zwischen naiv und trivial. Um großen Kindern leichten Wein zu bieten, braucht man nicht Grünberger und Bomster zu verschänken. Es gibt auch leichten Rheinwein. Reulings Stück ist ein Versuch, die Raimundsche Posse zu erneuern. Bloß ohne den Humor des Urbilds. Bloß ohne seine schwermüthige Naivität. Bloß ohne seine Dichterkraft. Zaubervoll steigt die strudelschöne Welt des bittersüßen Oesterreichers heraus. Kindliches Lachen und melancholisches Lächeln umwittert ein phantastisches Reich voll holder Mehlspeis-Magie, voll wienerisch freundlicher Gloria. Es ist ein letztes Grüßen von Mozart. Diese Erinnerung immerhin beschworen zu haben, bildet das einzige Verdienst Gottfried Reulings. Und dennoch geben wir ihn nicht verloren.

Angenehm wär' es auch, Mathias Gollinger ein vortreffliches Lustspiel nennen zu dürfen. Es geht nicht. Herr O. Blumenthal, ein Dichter von letzter Widerstandskraft, ist in neue Entwicklungen eingetreten. Seit dem „weißen Rößl'", trachtet er, dem Gegensatz zwischen Preußenthum und Bajuvarenthum eine abendfüllende Seite abzugewinnen. Nord- und südliches Gelände ruht im Frieden seiner Hände. So eine Komödiengattung könnte nationalen Belang haben. Doch sie müßte Wirklichkeitsbilder geben; sie müßte ganze Menschen zeichnen, die nebenbei norddeutsch und süddeutsch wären. Das ist nicht Blumenthal's Sache. Er bevorzugt spaßige Wirkungen vor humoristischen Wirklichkeiten. Vom Norddeutschen haben bei ihm zwei Leute, ein Polizeiassessor und ein Rentier, das Spezifische. Haben sie es? Der Polizeiassessor ist eine Karrikatur, der Rentier beinah eine. Für die süddeutschen Gestalten wurde als Hilfskraft der glänzende Münchener Anwalt Max Bernstein zugezogen. Vom diesem Gesellschafter scheint die Hauptgestalt herzurühren, der Brauherr Gollinger. Sie ist nicht nur Hauptgestalt, sondern auch die rundeste Gestalt. Aber was will man gegen Blumenthals System machen? Mitgegangen, mitgehangen. Mag Bernstein die Absicht gehabt haben, humoristische Menschen zu zeichnen: sein Gollinger ist doch zur Possenfigur geworden. Der norddeutsche Gesellschafter Blumenthal verlangt Einrenkungen und Verrenkungen. So kommt bei dem Ganzen nicht Fleisch, nicht Fisch heraus. Die nationale Komödie unserer Tage bleibt noch zu schreiben.

Vielleicht wird sie eines Tages geschrieben. Am besten von Einem allein. Er gibt eine sächsische Minna wieder einem preußischen Tellheim. Und alles wird noch saftiger, lustiger, den Reichsverhältnissen angepaßt und auch sonst recht herrlich. Dann schreit' ich auf ihn zu, springe an seine Schulter und spreche mit weicher Stimme: „Ein Dichter sind Sie."

Alfred Kerr.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 15. Berlin, den 7. Januar 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Commissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abgelaufen ist, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

In Dänemark beantwortet man die Ausweisung dänischer Unterthanen aus Preußen mit Repressalien gegen deutsche Kaufleute; man bricht die Handelsbeziehungen ab und weist deutsche Waaren zurück. Ein solches Vorgehen ist politisch durchaus verfehlt. Preußen wird sich durch kleine wirthschaftliche Nachtheile in seiner Politik nicht beirren lassen. Wenn nicht durch vernunftgemäße Erwägungen diese Politik korrigirt wird, durch einen wirthschaftlichen Krieg kann nur die Erbitterung geschürt werden, und die Erbitterung wird die deutschen Ohren nicht geneigter machen, auf den Zuspruch der Humanität und der politischen Nüchternheit zu hören. Das Mittel also, das man in Dänemark anwendet, ist unzweckmäßig und sogar schädlich, nicht nur in wirthschaftlicher Beziehung für beide Staaten, sondern auch in politischer.

Wenn man dieses Vorgehen nicht billigen kann, so wird natürlich ebenso wenig jenen Deutschen Beifall zu zollen sein, die dem Sinne nach sich folgendermaßen über die Grenze vernehmen lassen:

> Sehr geehrte dänische Kundschaft, handeln Sie gefälligst mit uns wie bisher; wir unsererseits aber werden recht energisch dafür eintreten, daß die Ausweisungen eingestellt werden.

Eine derartige Vermischung von Politik und Geschäft ist eine Taktlosigkeit, die durchaus von dem Standpunkt jener Bekämpfer der Köller'schen Ausweisungspolitik in Deutschland zu trennen ist, denen die wirthschaftlichen Begleiterscheinungen, die übrigens meist nur von vorübergehender Bedeutung zu sein pflegen, weit zurücktreten hinter die Frage der nationalen Zweckmäßigkeit und der internationalen Gerechtigkeit. Diese Maßregeln sind so bedauerlich — nicht vor Allem deshalb, weil einige kaufmännische Aufträge nunmehr Deutschland verloren gehen; das könnte und müßte unter Umständen verschmerzt werden; — sie sind es vornehmlich aus dem Grunde, weil jene inhumanen Maßregeln eine Festigung des Deutschthums in Nordschleswig verhindern und die deutsche Verwaltung in den Augen der gesammten zivilisirten Welt diskreditiren.

Die Inkonsequenz der ganzen Ausweisungspolitik kann nicht besser dargethan werden als durch die Vorgänge, die sich nach einem Vortrage des Abgeordneten Hansen in Hadersleben abgespielt haben.

Den preußischen Dänen, die diesem Vortrag beiwohnten, wurde bekanntgegeben, daß man ihre dänischen Dienstleute ausweisen werde; diesen selben auszuweisenden Dienstleuten wurde aber mitgetheilt, daß man sie in Preußen belassen werde, wenn sie bereit seien, statt bei einem dänisch gesinnten Preußen bei einem Preußen von echtem Schrot und Korn in Dienste zu treten.

Also dieselbe Person ist ausweisungsreif und vaterlandsgefährlich im Hause eines Dänen und der Gastfreund-

schaft würdig und ungefährlich im Hause eines guten Preußen.

Klarer kann das Wesen dieser Politik nicht beleuchtet werden, die durch kleine Verfolgungen eine ernste nationale Frage zu fördern sucht; und die durch solche Verfolgungen nichts erreichen wird als die Bande zwischen dänischen Preußen und Dänen jenseits der Grenze fester zu ziehen.

Wir hatten schon vor einiger Zeit darauf hingewiesen, daß zuverlässige Beobachter die Gefahr eines bonapartistischen Staatsstreiches in Frankreich ernstlich ins Auge fassen. Jetzt mehren sich die Anzeichen hierfür, und Prinz Victor Napoleon wird immer allgemeiner als Derjenige bezeichnet, der demnächst den Versuch machen werde, die Hand auf Frankreich zu legen.

In Oesterreich dauern die Wirrsale fort, und auch in Ungarn zeigt sich leider noch kein Ausweg aus den Schwierigkeiten. Die Lage erschiene weniger bedrohlich, wenn wenigstens in Ungarn gesunde Zustände herrschten, und wenn dort Politiker an der Spitze ständen, die sich des Ernstes der Lage bewußt sind.

* * *

Bismarck Posthumus.

V.*)

Der Herausgeber der „Gedanken und Erinnerungen" berichtet, daß der Vorsatz zur Abfassung derselben in der ersten Periode unmittelbar nach der Entlassung entstanden und wesentlich im Juli 1890 auf Anregung des Verlegers befestigt worden sei. Wahrscheinlich liegt jedoch der Plan noch weiter zurück. Bereits im Jahr 1888 beginnt eine Sichtung und Ordnung der Papiere mit Busch's Hilfe, und nach verschiedenen bei Erledigung der Arbeit gefallenen Bemerkungen zu urtheilen, schwebt dieser Gedanke schon vor. Zur Reife kam er nach dem Rücktritt. Doch schon vier Tage vorher sagte, wie Busch erzählt, Bismarck zu ihm, er müsse jetzt seine Memoiren schreiben, und Busch könne ihm dabei behilflich sein; bereits packe und versende er diese Papiere anderwärts hin; denn wenn sie noch dablieben, würden sie am Ende ihm genommen werden. Auch das immer stürmischer werdende Bedürfniß nach persönlicher Expektoration trug zur Förderung des Entschlusses bei. Busch berichtet, Dr. Schweninger habe die Beschäftigung mit den Denkwürdigkeiten als unentbehrlich für die Gesundheit seines hohen Patienten erklärt und darauf bestanden, daß er täglich ein paar Stunden zu diesem Zwecke diktire. Bismarck selbst äußerte wiederholt, daß ihm diese Erleichterung unentbehrlich sei. Bleichröder, der allem Anschein nach in verschiedenen intimen Angelegenheiten sein Vertrauen besaß und sich gerne die Rolle eines väterlichen Mentors zulegte, besuchte ihn bald nach seiner Entlassung in Friedrichsruh und erzählte, von da zurückkehrend, er habe ihn gebeten, seiner Empörung nicht bei den Interviewern und in der Presse allzu heftigen Ausdruck zu geben. Darauf hätte ihm Bismarck geantwortet: das könne er nicht unterdrücken, es sei zu seiner Gesundheit nöthig.

Damit stimmt, was einer der frühsten Interviewer berichtet. Der Redakteur des Pariser „Petit Journal", derselbe Herr Judet, der jetzt zu den Hauptführern der Generalstabspresse gegen Dreyfus gehört, war schon Ende Mai zur Audienz in Friedrichsruh zugelassen und widmete seinem Referat über die fünfstündige Ergießung sechs Spalten, die er mit den Worten beginnt: „Fürst Bismarck ist wieder sehr mittheilsam geworden", und an einer anderen Stelle fügt er hinzu: „Dies ist für seine Gesundheit nothwendig." Der Bericht des „Petit Journal" ist inhaltreich und in seiner Art interessant. Ein künftiger Geschichtschreiber und Biograph Bismarck's wird auch dieses, wie so viele tausend andere Schriftstücke, zu Rathe ziehen müssen. Eine kolossale Aufgabe in der That: einmal alles zusammenzufassen, was dieser nimmer ruhende Geist an eigenen Aussagen und an Wiedergaben Anderer als Material zur Schilderung seiner Persönlichkeit aufgehäuft hat. — Im gegenwärtigen Augenblick bietet eine Stelle dieser französischen Unterhaltung ein besonderes Interesse. Sie lautet: „Ich war gegen die Annektirung des Theils von Schleswig, der 150 000 Dänen einschließt. Man hat mir sie aufgezwungen". Bismarck sagte auch zu Judet, er werde sich in den Reichstag wählen lassen und sich an den Sitzungen betheiligen, nicht etwa um seine Nachfolger zu „geniren" (Gott bewahre!), sondern nur um seine Ideen zu vertheidigen.

Judet war mir von einem in Paris wohnenden Deutschen empfohlen und machte mir seinen Besuch. Ehe er unternahm, um eine Audienz in Friedrichsruh zu bitten, frug er mich, ob ich glaube, daß er es wagen dürfe. Ganz gewiß, sagte ich ihm. Ich wußte, daß solche Sprachrohre dort höchst willkommen waren. Einige Zeit darauf richtete der bekannte Deutsch-Amerikaner Henry Villard dieselbe Frage an mich. Ich antwortete ihm gleichfalls, er solle dreist hingehen, er werde willkommen sein, obgleich persönlich bis jetzt außer Beziehung. Er befolgte meinen Rath und berichtete mir sofort nach seiner Rückkehr. Nachdem auf seine Anfrage ihm eine freundliche Einladung nach Friedrichsruh sofort zugekommen, sei er bei seiner Ankunft zunächst auf sein Zimmer geführt worden. Aber kaum habe er seinen Rock abgelegt, um sich zu waschen, als sich schon ein starkes Gepolter auf der Treppe vernehmen ließ, und nach einem raschen Anklopfen der Fürst eingetreten sei, ihn bewillkommt und gebeten habe, nur unbehindert in seiner Reinigung fortzufahren, während alsbald eine lebhafte Unterhaltung über alle möglichen Dinge in Gang kam.

Immerhin muß man angesichts dieser durch die Entlassung verstärkten Disposition sich daran erinnern, wie nach Busch's ohne Zweifel treuen und mit wichtigen Dokumenten belegten Aufzeichnungen Alles schon, als Bismarck noch fest am Ruder saß, vorbereitet wurde.

Die in der zweiten Hälfte des dritten Bandes reproduzirten Aktenstücke, sowohl die 1888 als die 1890 und 1891 gesammelten, gehören zu dem Wichtigsten, was wir überhaupt an Enthüllungen erhalten haben.

Die ergiebigste Periode für Busch war die Mitte Oktober 1888 in Friedrichsruh beginnende, als Bismarck zum ersten Mal grundsätzlich daran ging, seine Papiere durch ihn sichten und ordnen zu lassen. Am 12. Oktober hatte er 308 Stücke einregistrirt und in acht großen Umschlägen eingepackt. Es waren Berichte, Denkschriften, Entwürfe, Telegramme und Briefe; sie beginnen mit dem Jahre 1848. Eine zweite Abtheilung, die mit dem Jahre 1852 beginnt, enthält unter anderem den Brief Friedrich Wilhelms IV. an den Kaiser Franz Josef zur Einführung Bismarck's. In den „Erinnerungen" ist er in seiner ganzen Ausdehnung wiedergegeben. Busch zitirt daraus nur folgende Stelle: „Es freut mich, daß Eure Majestät die Bekanntschaft eines Mannes machen werden, der hier von Vielen geehrt und von Anderen gehaßt wird wegen seiner ritterlichen Loyalität und seiner unversöhnlichen Opposition gegen jede Art von Revolution. Er ist mein Freund und loyaler Diener und kommt zu Eurer Majestät mit dem frischen und lebhaften Ausdruck meiner Grundsätze, meiner Handlungsweise und meines Willens und, ich will hinzufügen, meiner Liebe zu Oesterreich." Am 17. Oktober erhielt Busch neues Futter, vor allem Briefe Kaiser Wilhelms. Bismarck wünschte sie zunächst nur chronologisch geordnet zu sehen, dabei fragte er ihn: wird es nicht zu viel für Sie werden? Busch antwortete emphatisch verneinend. Dann gab er ihm ein Packet mit der Bemerkung, es sei vom alten Bodelschwingh-Schwindelbod. Ein drittes Packet enthielt Briefe vom

*) Siehe die vorhergehenden Nummern.

Kronprinzen Friedrich Wilhelm und von der Kronprinzessin aus der Villa Zirio. Bismarck wollte sie wieder in die Lade zurücklegen, aber Busch bittet ihn, sie ihn ebenfalls zu geben, worauf Bismarck lächelnd fragt: „Aber Büschlein, haben Sie nicht schon bereits genug?“ Doch dieser: „Je mehr, desto besser“. Er nimmt alles mit auf sein Zimmer und, bevor er ordnet, kann er der natürlichen Versuchung nicht widerstehen, auch zu lesen, z. B. einen längeren Brief der Kronprinzessin aus San Remo vom 22. November 1887, worin sie dem Kanzler Einzelheiten über die Krankheit ihres Gemahls und über die Aerzte mittheilt. Der Text des Briefes fehlt. Daneben befindet sich eine Mittheilung Bodelschwinghs, an deren Rand Bismarck notirt hatte: „Alter Heuchler“.

Sehr ausführliche Abschriften nahm Busch auch über den Konflikt des Kronprinzen mit seinem Vater und Bismarck wegen der Preßordonnanzen. Der Fall ist hier ausführlicher behandelt als in Bismarcks „Erinnerungen“ selbst; namentlich kommt der Kronprinz ausführlicher zum Wort, und nicht zu seinem Schaden. So findet sich ein Brief des Kronprinzen an Bismarck aus Stettin, vom 30. Juni 1863, der in den „Erinnerungen“ nur ganz kurz, dem Inhalte nach zusammengezogen (Band I, S. 319), erwähnt ist. Busch gibt uns den vollen Text. Im Eingange sagt der Kronprinz, „er bedauere, daß ein Protest, den er, de dato Graudenz den 8. Juni, Bismarck ersucht habe dem Staatsministerium mitzutheilen, von ihm zurückgehalten worden sei, da ihm wohl nicht gepaßt hätte, daß derselbe größere Verbreitung fände. Er könne nicht, wie Bismarck verlange, dem Ministerium seine Aufgaben erleichtern, denn er befinde sich prinzipiell im Widerspruch mit demselben; seine Prinzipien und die, welche nach seiner Meinung jeder Regierung zum Leitstern dienen sollten, wären die einer loyalen Verwaltung und Auslegung der Verfassung, Achtung und guter Wille für ein Volk, das leicht zu führen, intelligent und befähigt sei; er könne die Politik, welche in den Preßordonnanzen enthalten sei, nicht mit diesen seinen Prinzipien ins Einvernehmen setzen. Allerdings suche Bismarck ihm den verfassungstreuen Charakter jenes Reskripts nachzuweisen und versichere ihn, daß er, und seine Kollegen sich ihres Eides wohl erinnerten; er denke aber, daß die Regierung eines stärkeren Fundaments bedürfe, als die höchst zweifelhafte Auslegung, welche sich nicht an den gesunden Menschenverstand des Volkes wende. Er — Bismarck — berufe sich auf den Umstand, daß auch seine Gegner die Ehrlichkeit seiner Ueberzeugung respektirten; er wolle die Richtigkeit dieser Behauptung nicht näher untersuchen, wozu Bismarck am Rande bemerkt: „Nicht gar zu höflich.“ Wie wolle das Ministerium die öffentliche Meinung auf seine Seite bringen, wenn das Land in seinem Verfahren keine loyale Behandlung der Verfassung erblicke! Es fände kein anderes Mittel, als ihm Stillschweigen aufzuerlegen. Und welchen Erfolg könne man davon erwarten? Er wolle ihm seine Meinung darüber sagen: er werde so lange an der Verfassung herumdeuten, bis sie jeden Werth in den Augen des Volkes verliere, bis es zuletzt zu einem offenen Bruch mit der Verfassung komme. Dazu bemerkt Bismarck am Rande: „Vielleicht!“ Er betrachte die, welche seinen Vater zu solchem Vorgehen verleiten, als höchst gefährliche Rathgeber für die Krone und das Land, wozu Bismarck bemerkt: „Leicht fertig ist die Jugend mit dem Wort.“ Unter diesen Umständen habe er begehrt, von allen Sitzungen des Ministeriums frei zu bleiben; eine fortgesetzte öffentliche und persönliche Manifestirung der Gegensätze zwischen ihm und dem Ministerium würde weder seiner Stellung noch seiner Neigung entsprechen — wozu Bismarck bemerkt: „Absalom!“ Schließlich behält er sich vor, wenn die Dinge so weiter gehen, von neuem vor die Oeffentlichkeit zu treten, wenn seine Pflicht es ihm geböte, wobei Bismarck an den Rand setzt: „Nur zu!“

Von Putbus aus schickte der Kronprinz eine ausführliche Denkschrift an seinen Vater zur Beleuchtung seines Verhaltens, die König Wilhelm dem Ministerium mittheilt. Die Denkschrift findet sich weder in den „Erinnerungen“ noch bei Busch, aber in beiden ist ein Aktenstück bruchstückweise wiedergegeben, in welchem Bismarck Punkt für Punkt die dreizehn Seiten derselben widerlegt. Die Auszüge Busch's sind jedoch viel vollständiger als die Bismarck's, und man muß zugeben, daß vom staatsrechtlichen Standpunkt aus die Einmischung des Thronerben in die Regierungsangelegenheiten des Herrschers und dessen Beziehungen zu seinem Ministerium meisterlich widerlegt ist, wenn auch in der Sache selbst der redlichen Auffassung des Kronprinzen und seinem offenen Auftreten alle Anerkennung gezollt werden muß. Natürlich sucht Bismarck in seinen „Erinnerungen“ hinter dem ganzen Verhalten nur englischen Einfluß, die Königin Augusta, die Kronprinzessin und alle ihre Rathgeber.

Da in jüngster Zeit die Gesinnungsweise des Herzogs Ernst von Coburg gelegentlich der Krisis von 1866 vielfach in der Presse erörtert worden ist, ist es interessant, einen Brief Bismarck's an den König vom 3. April 1866 zu lesen, in welchem jener sehr schlecht wegkommt. Bismarck räth, nicht zu antworten und schreibt: „Eure Majestät haben mir befohlen, mich darüber auszusprechen, ob der hierbei zurückgehende Brief des Herzogs von Coburg beantwortet werden soll. Ich nehme nur die Freiheit, die Thatsache in Erinnerung zu bringen, daß der Herzog von Coburg in den letzten vier Jahren an allen Intriguen gegen Eure Majestät in der inneren und auswärtigen Politik betheiligt war. Er hat reichlich dazu beigetragen, daß mittelst seines Geldes und Einflusses möglichst viel demokratische Abgeordnete gewählt wurden; er hat sich mit Gesellschaften zu Volksbewaffnungen in Verbindung gesetzt und eine solche Stellung gegen die Monarchie genommen, daß Eure Majestät ihm einen langen Brief darüber schrieben und einen Besuch von ihm ablehnten, weil er einen schlechten Eindruck auf die Armee machen würde. Der Herzog mit seinen Gehilfen Sammer und Francke ist der Leiter der preußenfeindlichen Augustenburgbewegung, und ohne sein Eingreifen hätte der Kronprinz Vernunft angenommen. Ich glaube, nicht zu weit zu gehen, wenn ich Seine Hoheit als einen der unversöhnlichsten Gegner von Eurer Majestät Politik bezeichne und feststelle, daß keine Hingebung an Eurer Majestät Ehre und Interesse von ihm erwartet werden kann.“ Daran anschließend schreibt der König unter dem 8. April und beschwert sich, daß zwei Artikel der „Kreuzzeitung“ ihm durch einen Unbekannten zugekommen seien (da er seit 1861 dies Blatt nicht mehr in die Hand genommen habe), worin mißbräuchlich ein Artikel gegen den Herzog von Coburg veröffentlicht sei. Da die darin erwähnten Briefe des Herzogs an ihn nur der Königin und dem Kronprinzen zur Kenntniß gekommen seien, so sei es ihm höchst unangenehm, daß die Quelle des Artikels dadurch verrathen werde. Obwohl Bismarck ihn immer versichert habe, daß die Regierung keinen Einfluß auf die „Kreuzzeitung“ habe, so scheine doch hieraus das Gegentheil hervorzugehen. Solche Zeitungsartikel müßten den Herzog nur noch feindseliger stimmen; vom politischen Standpunkt aus sei dies nicht richtig, und er bitte Bismarck, dies ungeeignete Verfahren der „Kreuzzeitung“ gegen den Herzog in Zukunft einzustellen.“ In der Antwort bittet Bismarck den König um Verzeihung; er giebt zu, daß der Artikel auf sein Betreiben geschrieben worden sei. Er habe zwar keinen Einfluß auf die „Kreuzzeitung“, insofern sie in gewissen Dingen anderer Meinung sei als er, aber doch noch genug, um das in ihr anzubringen, was ihren Tendenzen nicht direkt widerspreche. Zum Schluß des Briefes bittet Bismarck nochmals um Verzeihung, wenn er im heiligen Eifer für seinen König, weder rechts noch links blickend, in diesem Kampfe die ruhige Haltung verloren habe, die er sonst zu bewahren bestrebt sei.

Von dem hier zusammengeführten Material sei zum Schluß nur noch die Stelle aus einem Brief Bismarck's an den König vom 2. Mai 1866 erwähnt, in welcher derselbe, um zum Bruch mit Oesterreich zu drängen, sogar die von der Börse unterstützte öffentliche Meinung mit

den Worten anruft, daß die Handelswelt, einschließlich der sie vertretenden Kärperschaften, die Unthätigkeit des Königlichen Hauses angesichts der überlegenen Rüstungen Oesterreichs als unbegreiflich und im höchsten Grade beunruhigend und schädlich für das Land ansehe.

Die Briefmassen, welche Busch damals und später theils in Berlin vor und bei der Entlassung, theils in Friedrichsruh zur Sichtung ausgeliefert worden, sollten zunächst nur den Weg bahnen für die eigne Arbeit Bismarcks. Allerdings machte keiner dazu besser geeignet sein als Busch. Selbst Bucher nicht. Beide waren schan bejahrt, aber Bucher viel mehr verbraucht, leidend und verstimmter als der siebenzigjährige Busch, dessen Ergebenheit allen Unwettern trotzte. Da sind Briefe Kaiser Wilhelms I., Kaiser Friedrichs, Kaiser Alexanders von Rußland, Andrassy's, über die intimsten Angelegenheiten, über die Krankheit des damaligen Kronprinzen, über das Verhalten des Kaisers zu seinem Sohn, über die Verträge mit Oesterreich, über die Stellung zu Rußland, zu Italien, über das Verhältniß zu Wilhelm II. Es wäre mehr als menschlich gewesen, wenn Busch sich versagt hätte, auch für den eigenen Gebrauch sich Auszüge und Abschriften zu machen. Er hatte eine große Gewandtheit und Ausdauer für solche Arbeiten, wie er auch auf anderen Gebieten keineswegs ein unbedeutender Schriftsteller war. Bismarck, der nur an seine sichtende Thätigkeit dachte, war schon erstaunt über das, was er in kurzer Zeit zu Stande brachte. Welch ein stetiger Fleiß und welche Selbstdisziplinirung gehört nur dazu, zwanzig Jahre lang alles sofort zu Papier zu bringen! Busch hatte anfänglich Theologie studirt, woran noch allerlei Citate aus der heiligen Schrift erinnern. Dann war er in den Dresdener Aufstand verwickelt worden und nach Amerika gegangen. Daran reiht sich später eine Fahrt nach dem Orient. Daraus gingen mehrfache, auf guter Beobachtung beruhende Reisewerke hervor. Nach Deutschland zurückgekehrt, kam er an die „Grenzboten", von da an ein Blatt in Hannover. Obwohl Sachse, war er 1866 gut preußisch gesinnt und von Anfang an ein begeisterter Verehrer Bismarck's. Für die freundliche Behandlung im fürstlichen Hause empfand er stets eine gerührte Dankbarkeit. Er schildert öfter, wie er mit den Kindern Ranzau spielen durfte, und einmal, daß beim Abschied die Mutter derselben ihm einen porzellanenen Federhalter zum Andenken geschenkt, auf Deutsch hätte es wohl geheißen: „aus echtem Porzellan".

In dieselbe Kategorie wie diese Briefernte gehört auch der vollständige Text des Entlassungsgesuchs vom 18. März 1890. Der Text desselben wurde Busch im Frühjahr 1891 bei seinem Aufenhalt in Friedrichsruh anvertraut. Nachdem ihm Bismarck eine Anzahl metallographirter Aktenstücke aus dem Jahre 1885 ausgehändigt hatte, welche Busch abschreiben zu wollen zusagte, obwohl Bismarck meinte, das erfordere zu viel Zeit, gab er ihm noch sein Abschiedsgesuch und die Niederschrift der ihn dazu bestimmt habenden Motive. „Das können Sie durchlesen." In Klammer fügt Busch hinzu: „Und wie ich kühnlich annehme, mit der stillschweigenden Erlaubniß, eine Abschrift davon mit fortzunehmen, gegenwärtig nur zu meiner eigenen Information". Er ging sofort auf seine Stube und begann damit, das Entlassungsgesuch abzuschreiben, sowie die Antwort, welche Bismarck auf des Kaisers Annahme der Entlassung geschrieben hatte. Letzteres Aktenstück, wie Busch selbst hinzufügt, war ihm nur durch eine Verwechselung in die Hand gekommen, Bismarck hatte gemeint, ihm ein den Sohn Herbert betreffendes Schreiben ausgeliefert zu haben. Es ward immerhin mitkopirt. Das Entlassungsgesuch wurde von Busch bekanntlich an den „Berliner Lokalanzeiger" überlassen. Es erschien unmittelbar nach Bismarcks letztem Athemzug am Sonntag den 31. Juli 1898 in derselben schwarz geränderten Nummer, welche die Todesnachricht brachte. Am Sonnabend, eine Stunde vor Mitternacht, war Bismarck verschieden. Am Sonntag mit der frühesten Morgenstunde brachte das Blatt schon einen feierlichen Nachruf und auf demselben Bogen das Entlassungsgesuch mit einer sehr ausführlichen Einleitung von Busch. So ausgezeichnet war Alles vorbereitet. Bis auf die Angabe der letzten Minuten muß Alles schon vorher fertiggestellt gewesen sein. In dem Aktenstück selbst waren nur einige Namen ungenannt gelassen, welche sich auf den sogenannten Rückversicherungsvertrag mit Rußland bezogen. In dem englischen Werke sind dieselben voll ausgeschrieben, obwohl sie in der ebenfalls sofort veröffentlichten Broschüre „Bismarck und sein Werk"*) anscheinend aus Rücksichten des öffentlichen Wohls ausgelassen sind.

In der Einleitung zu der erwähnten Broschüre sagt Busch, daß er in einem Gespräch mit Bismarck am 21. März 1891 diesem seine Absicht bestätigt habe, bald nach seinem Tode, im Eildienste der historischen Wahrheit, sein Material über ihn der Oeffentlichkeit zu übergeben, wozu der Fürst geschwiegen habe. Das Entlassungsgesuch ist ein historisch in hohem Grade wichtiges Dokument. Mit der Veröffentlichung ist der Geschichtschreibung und Bismarck selbst ein erheblicher Dienst geleistet worden. Wenn man diese Auseinandersetzung liest, kann man sich der Betrachtung nicht erwehren, daß man Bismarcks Stellung zu vielen wichtigen Dingen seit Jahren für verfehlt halten, seinen Sturz überhaupt als unvermeidlich und für Deutschland heilsam ansehen kann, daß er aber hier nicht an den Punkten scheiterte, wo er fehlging, sondern wo er Recht hatte. Dies gilt namentlich von seiner Vertheidigung der Kabinetsordre von 1852 und seiner Opposition gegen den zu weit gespannten Rahmen der Arbeiterpolitik. Die kurz gefaßte Anspielung auf das, was sich später als die russische Rückversicherungsallianz entpuppt hat, läßt sich nicht nebenhin besprechen. Keine Frage, daß der Sache richtige Erwägungen und patriotische Motive zu Grunde lagen, wenn auch in ihrer Behandlung und namentlich in ihrer rücksichtslosen, nur aus persönlichen Gründen zu erklärenden späteren Enthüllung Bedenklichkeiten in Fülle gegeben sind. Aber nachdem Bismarck selbst zwei Jahre vor seinem Tode der Welt dies Schauspiel gegeben und Deutschland diese Verlegenheit bereitet hatte, brauchte sein Herold sich keinen Zwang wegen der Publikation aufzuerlegen. Seit langen, langen Jahren hatte derselbe sich mit der ihm eigenen Betriebsamkeit darauf eingerichtet, das Feld, welches ihm vom Verleger Grunow eingeräumt war, nach allen Regeln der Kunst zu befruchten und auszubeuten. Seit 1870 hatte er sich seinen Lebensberuf daraus gemacht; seine Begeisterung kannte keine Grenzen, auch nicht der Offenherzigkeit. Alles ward Material, Alles ward ausgeschlachtet, Eigenes wie Fremdes. Und gab Bismarck's mit der Zeit immer von Neuem wiederkehrendes und wachsendes Insvertrauenziehen nicht den stillschweigenden Freibrief? Bereits ganze fünfzehn Jahre vor dem Ende spielte sich im Jahre 1883 in Friedrichsruh eine Scene ab, die uns Busch getreulich schildert und die er als ausreichenden Einwand dagegen vorbringen könnte, daß er Bismarck's Vertrauen mißbraucht hätte. Dieser wußte ganz genau, woran er mit ihm war. Damals im Jahre 1883 war die Herausgabe der beiden Bände „Unser Reichskanzler" im Gange. Wie schon bemerkt, hatte sich Bismarck die Durchsicht und Zensur dieser Apotheose vorbehalten. Er hatte es aber natürlich nicht so eilig wie Autor und Verleger. Die Ermächtigung zur Herausgabe ließ lange auf sich warten. Da erdreistete sich Grunow, direkt an den Kanzler zu schreiben und zu drohen, daß man mit der Sache vorwärts gehen werde. Natürlich darüber großer Unwille. Bucher berichtet seinem treuen Busch und zitirt ihn schleunigst vor die Schranken des Strafgerichts. Das geschah am 8. November 1883. Am 12. erscheint der Delinquent. Nachdem man ihn freundlichst zum Familienfrühstück zugelassen, nimmt ihn Bismarck in sein Kabinet zum Verhör. Zuerst ging's natürlich über Grunow her. Dann kommt der Hauptschuldige selbst an die Reihe. Nach einleitenden Bemerkungen wird ihm da vorgehalten: Dies Buch ist nicht so gut wie das vorhergegangene (Bismarck und seine Leute). Es enthält nicht viel Neues, und was es davon bringt, ist falsch. Sie sind nicht mehr ein so guter Beobachter, wie Sie es ehedem waren; Sie sind älter geworden

*) Leipzig bei Hirzel.

und haben das Bedürfniß, meinen inneren Menschen aus fragmentarischen Beobachtungen zu entziffern, welche zu gänzlich verfehlter Auffassung führen. Sie ziehen Schlüsse aus gelegentlichen Aeußerungen, die Sie unter dem Tischtuch aufs Papier werfen. Wenn man Ihnen glaubte, so wäre mir's immer blutiger Ernst, und ich machte auf Eidesgelöbniß Aussage. Der Zerknirschte widersprach nicht, und allmählich trat Beruhigung ein. Man ging an die Arbeit, und es war, genau besehen, nicht so sehr viel auszumerzen, wie auf den ersten Schreck geschienen hatte. Immerhin sagte kurz darauf Bismarck noch einmal zu Busch, seine Frau habe zu ihm geäußert: „Der Doktor mag noch so geschickt und liebenswürdig sein, aber immerhin solltest du bei Tische auf der Hut sein, wenn er dabei ist. Er sitzt immer mit gespannten Ohren da, schreibt Alles auf und verbreitet es dann weit umher". Unmittelbar darauf fand Busch Gelegenheit, zu bitten, der hohe Gönner möge zu keiner Zeit dieses vor ihm stehende kleine Kerlchen vergessen, wenn irgend etwas in der Presse zu verrichten sei, er werde immer zur Verfügung stehen. Sehr gut! — lautete die Antwort und wurde mit Handschütteln besiegelt. Das brauchbare Kerlchen könne im entsprechenden Falle wiederkommen und die Papiere ordnen. „Mit vielsagendem Lächeln" setzt der Schreibende in Klammer dazu: „Hier liegt noch schönes Material."

Das Alles trug sich zu, während Bismarck noch im Amte war. Wie wäre es denkbar, daß ein Mann von seinem Scharfblick acht Jahre später, als er die interessantesten Dokumente demselben Busch anvertraute, auf größere Geheimhaltung gerechnet hätte, zu einer Zeit, wo er sich, wie die Erfahrung zeigte, im Punkte seines Verantwortlichkeitsgefühls für soviel weniger beschränkt hielt! Wußte er doch ganz genau, daß seit länger als einem Jahrzehnt der treue Hilfsarbeiter seine ganze Thätigkeit darauf gerichtet hatte, das Glück seiner Stellung zur Grundlage seiner schriftstellerischen Existenz zu machen. Unablässig folgte eine Publikation der anderen. In unerschöpflichen Variationen, bald als Buch, bald als Zeitungskorrespondenz in deutschen und fremden Blättern, bald als Beiträge zu den „Grenzboten" wird derselbe Stoff immer von Neuem verarbeitet, sodaß sich auch ein großer Theil des Nacheinanderfolgenden überall wiederholt, zuerst im Buch aus der Kriegszeit, dann in dem „Unser Reichskanzler", dann in der Broschüre von 1898 und schließlich wieder in den starken englischen drei Bänden. Und mit welcher Promptheit waren diese drei Bände auf dem Markt! Daraus erklären sich wohl auch gewisse Versehen in dem Namensregister und in der Namensorthographie, wie z. B. daß ein so bekannter Name wie Gramont immer Grammont buchstabirt ist. Natürlich mußte der deutsche Text längst ins Englische übertragen, gesetzt und gedruckt sein, nur die Todesglocke abwartend. Denn es galt vor Allem, auch jeder Konkurrenz den Weg abzulaufen. War man doch eingeweiht, daß Bismarck's eigenes Produkt längst bei der Cotta'schen Verlagshandlung bereit lag und wenn schon das englische Werk pikanter ausfiel als das deutsche, so mußte das letztere von wegen der Person des Urhebers die Kauflustigen viel eher reizen. Der Eigenthümer der Cotta'schen Handlung, Herr Kröner, hat nachträglich selbst durch die Zeitung bekannt machen lassen, wie er seinerseits gegen Busch's Wettbewerb durch ein Abkommen mit diesem seine Vorsichtsmaßregeln genommen hatte. Seinerseits erzählt Busch im englischen Werk, wie er im Jahre 1891 mit Kröner in Verbindung getreten war, um auf dessen Vorschlag eine Biographie zu schreiben, wie aber ihm doch zu Bewußtsein kam, daß er sich für seine besondere Publikation die Hände binden würde, und wie schließlich er diese Verbindung wieder fallen ließ. Man mag über die Art und Weise, wie der kundige Schriftsteller dieses Goldbergwerk in Betrieb nahm und mit der Zeit dazu kam, immer und immer wieder das von ihm aufgehäufte Material bis auf seine letzten Bodensätze auszuschlemmen, urtheilen, wie man will, eine Art bona fides ist dabei garnicht zu beanstanden. Dieser Betrieb war eine in jeder Weise lohnende Existenzquelle geworden, und in der Begeisterung für dies dankbare Geschäft, wie für seinen ihn durch seine Intimität bezaubernden Helden, den er einmal als seinen Messias apostrophirt, fiel jede andere Unterscheidung bei Seite.

(Fortsetzung und Schluß in einer der nächsten Nummern.)

L. Bamberger.

Politischer Rückblick auf das abgelaufene Jahr.

(Schluß).

Als neuerdings für Deutschland das Verlangen ausgesprochen worden ist, wir müßten eine Weltpolitik treiben, da wurde dieses Wort innerhalb bestimmter politischer Kreise zunächst mit Hohn aufgenommen, und man war im Zuge, dieses Wort zu einem Popanz zu machen. Allein es ist selbstverständlich, daß Deutschland in dem Augenblick, da eine Weltpolitik sich zu entwickeln begann, auch seinerseits an ihr theilzunehmen gezwungen sein würde. Nur zur Zeit seiner Ohnmacht und politischen Elendigkeit hat Deutschland keine Weltpolitik getrieben; zur Zeit seiner Macht und Blüthe im Mittelalter wie in der Neuzeit war eine Nation, die die Mitte Europas beherrscht und die von jeder großen Machtverschiebung, die sich im Osten oder Westen des Kontinents unter den großen Völkerfamilien vollzieht, unmittelbar berührt wird, stets gezwungen, Weltpolitik zu treiben. Nur freilich war die Welt, welche in Betracht kam, nicht immer gleich groß; am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts aber, und das ist eine der bemerkenswerthesten Veränderungen der letzten Jahre — umfaßt die Weltpolitik in Wahrheit die bewohnte Erdoberfläche. Nicht der vorwärts drängende Ehrgeiz einzelner Nationen, oder einzelner Herrschernaturen hat diese gewaltige politische Wandlung herbeigeführt, sondern Dampfschiffe und Eisenbahnen, die die Erdoberfläche so nahe zusammengerückt haben.

Weltpolitik zu treiben ist für Deutschland eine unabwendbare Nothwendigkeit; aber eine Abenteurerpolitik zu vermeiden, natürlicherweise das erste Gebot internationaler Klugheit.

Deutschland, das mit England und den Vereinigten Staaten eine Handelsmacht darstellt, welche weit alle anderen Länder hinter sich zurückläßt, wird national-ökonomisch unmittelbar von jeder tiefgreifenden Veränderung berührt, die sich irgendwo auf der Erdoberfläche vollzogen hat. Aber auch die politische Machtstellung Rußlands in Asien; der politische Gegensatz Englands und Frankreichs in Afrika, wie der Vorstoß der Vereinigten Staaten über den stillen Ozean berührt stärker oder weniger stark, aber noch immer unmittelbar unsere internationale Lage — das haben mit aller Klarheit die letzten zwölf Monate erwiesen.

Auch ohne daß wir Kiautschou am stillen Ozean auf chinesischem Gebiete im Interesse unseres Handels erworben hätten, mußten die ostasiatischen Umwälzungen für uns Bedeutung erlangen.

Das Vorbrechen Japans auf das Festland hatte die Schwäche Chinas enthüllt; und damit unmittelbar die Frage angeregt, welche Mächte aus dieser Schwäche politische Vortheile ziehen sollten. Frankreich und Rußland waren sogleich entschlossen, den Vortheil Japans wesentlich zu beschränken; Japan wurde vom Festlande nochmals zurückgedrängt, nachdem sich Deutschland dem russischen und französischen Vorgehen angeschlossen hatte, und während der Gewinn Deutschlands in Kiautschou bestand und darin, daß die Beziehungen

Petersburgs zu Paris auch nicht im fernen Osten durch eine Cooperation zu zweien allzu fest gekittet wurden, zogen Frankreich und Rußland aus dem Vorgehen der drei Großmächte den erheblichsten unmittelbaren politischen Gewinn.

Das Verlangen, das Rußland seit einem halben Jahrhundert mit steigender Energie verfolgt, ist nunmehr erfüllt. Rußland beherrscht politisch das nördliche China. Japan wurde zunächst noch ein Zugeständniß gemacht; Korea wurde zwar von Rußland auf der Landseite umklammert, aber noch nicht unmittelbar dem russischen Einfluß unterworfen; das war ein erheblicher Gewinn an sich, der alsdann seine Krönung in dem Erwerb eines Hafens — Nutschuang — am offenen Meere, am Golf von Petschili, erhielt. Die Politik Englands, das Czarenreich vom offenen Weltmeer fernzuhalten, hatte ihr Ende erreicht, und England suchte den russischen Erfolg nur dadurch wettzumachen, daß es sich auf der anderen Seite des Golfes von Petschili festsetzte, so daß den Zugang nach Peking von der Seeseite jetzt zwei europäische Schildwachen, die eine im Angesicht der anderen, besetzt halten, eine russische und eine englische, die den Posten in Wei-Hei-Wei nach dem Abzug der japanischen Truppen übernommen hat.

Gleich stürmisch und erfolgreich wie Rußland dehnte Frankreich im Süden das Gebiet seines Einflusses nach China hinein aus, und England begann zu fürchten, daß Frankreich selbst in das Thal des Yang-tse-kiang eindringen werde.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in jener Zeit die beiden politisch vor Allen Geschädigten, Japan und England, nähere Beziehungen zu einander eingingen; aber die Gemeinsamkeit der Bedrängung führte doch nicht zu einer gemeinsamen aktiven Abwehr. Japan verhielt sich ruhig und in England, das zunächst von Tag zu Tag mehr durch Rußland in China zurückgedrängt zu werden schien, stieg das Gefühl des politischen Unbehagens in ganz außergewöhnlichem Maße.

Die englische Politik hatte in der That, in zweifacher Beziehung durch die neuesten Ereignisse belehrt, mit der Vergangenheit zu brechen. In Ostasien gehörte es zu den Glaubenssätzen englischer Diplomaten, daß die Verhältnisse im Zustande der vortheilhaften Ruhe erhalten werden müßten durch das Ausspielen Japans gegen China und Chinas gegen Japan und beider gegen ein russisches Vordringen. Da England den japanisch-chinesischen Krieg nicht hatte verhindern können oder wollen, so trat die Ohnmacht Chinas klar zu Tage und damit offenbarte sich auch das Bedenkliche der englischen Politik in einer zweiten Richtung. Es war die Folge der splendid isolation, daß Rußland und Frankreich, die nicht isolirt waren, glanzvoll in Peking gegen England aufzukommen vermochten.

Wenn man von dem Zentrum dieses Schauplatzes, dem Yang-tse-kiang-Thal etwa die halbe Erdkugel umkreist, so gelangt man über den amerikanischen Kontinent hinweg zu den westindischen Inseln. Hier wüthete auf Kuba seit Jahren ein blutiger Guerillakrieg der Inselbevölkerung gegen die Spanier, und dieser Krieg zog sich um so endloser hin, da die Aufständischen immer erneut Hilfe und Zuflucht in den nahen Vereinigten Staaten fanden.

Es war natürlich, daß eine republikanische Nation für eine Bevölkerung Partei ergriff, die für ihre Unabhängigkeit kämpfte; um den Charakter dieser Bevölkerung kümmerte man sich um so weniger, da die spanische Mißwirthschaft in jedem Falle grell zu Tage lag. Allmählich mischte sich in diese Empfindungen auch der alte amerikanische Gedanke, daß die europäischen Staaten gänzlich von dem amerikanischen Kontinente und den Inseln zu verdrängen seien, und schließlich haben in einem gewissen, geringeren Umfange auch die wirthschaftlichen Interessen kleiner Kreise der Vereinigten Staaten in derselben Richtung vorwärts gedrängt.

Als das amerikanische Kriegsschiff Maine im Hafen von Havanna — vielleicht als Opfer eines unglücklichen Zufalls, vielleicht als Opfer eines Verbrechens — in die Luft flog, wurden alle diese Stimmungen und Erwägungen ausgelöst, und dem Kriege, der zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien kaum noch zu vermeiden gewesen wäre, war der äußere Anlaß zum Losbrechen geboten.

Der Krieg brachte dem herabgekommenen Spanien die Vernichtung als Kolonialmacht und der Krieg brachte den Vereinigten Staaten einen Umschwung der politischen Auffassung internationaler Fragen, den Niemand vorausgesetzt hätte. Man lebte bisher der Annahme, daß das amerikanische Volk innerhalb der Grenzen seines Kontinentes an der eigenen Entwicklung im Frieden zu arbeiten wünsche. Und plötzlich entzündete sich in den Vereinigten Staaten ein kriegerischer Enthusiasmus und der Enthusiasmus für eine Expansionspolitik, der die Warnungen besonnener Politiker vollständig übertönte. Aus der Befreiung Kubas wurde im Laufe der Ereignisse die Annektion von Kuba, von Portorico und von den Philippinen, so daß die Vereinigten Staaten nunmehr auch ihrerseits unmittelbar in die ostasiatische Politik hineingezogen sind.

Deutschland hatte durchaus keine reale Veranlassung, sich dieser Entwicklung entgegenzustellen; England gewiß nicht, dem ein Gegensatz zu den Vereinigten Staaten in Canada gefährlich werden könnte; Frankreich und Rußland blickten zu, und so vollzog sich eine außerordentlich weittragende Umwälzung unter völliger Passivität aller Großmächte. Aus den Vereinigten Staaten, diesem Reich, das ein Welttheil ist, und das kein Faktor der internationalen Politik gewesen, wurde ein Faktor der internationalen Politik, eine Macht, die keineswegs zaghaft in die Welthändel einzugreifen sich anschickt.

England suchte in der amerikanischen Freundschaft einen Schutz für Canada; aber es wünschte zu diesem negativen Gewinn auch einen positiven hinzuzufügen, und es tauchte die Idee eines Bündnisses zwischen den Vereinigten Staaten und England auf; ein Bündniß gegen wen? Gegen wen sollten sich die Vereinigten Staaten, auf England gestützt, schützen, während mancherlei Möglichkeiten künftiger Konflikte zwischen England und den Vereinigten Staaten bestehen; Canada kann dazu werden und der Kanal, der Zentral-Amerika durchschneidend, den Atlantischen mit dem Stillen Ozean verbindet, gleichfalls. Diese Bündnißidee bleibt voraussichtlich eine populäre Phantasie, die freilich englische Staatsmänner nützlich verwenden können.

Starke Interessen können aber England und die Vereinigten Staaten in Ostasien zusammenführen. Die Politik der offenen Thür ist für jede der großen handeltreibenden Nationen gegenüber China zweckmäßig; und seitdem die Vereinigten Staaten durch den Erwerb der Philippinen eine ostasiatische Macht geworden sind, können auch sie in dieser Richtung ihre Kraft ansetzen, wie das thatsächlich gleichfalls von Deutschland klugerweise durch eine reale Handlung geschehen ist, indem Kiautschou zu einem offenen Freihafen erklärt wurde.

Von der ostasiatischen Politik, deren wirthschaftliche Bedeutung klar ist, und die entscheidend auch auf das Verhältniß der Großmächte zu einander zurückwirken kann, hat sich Deutschland nicht völlig ausschließen lassen, ohne doch durch sein Eingreifen sich weder zu Rußland und Frankreich noch zu Japan, England und den Vereinigten Staaten in einen ernsten Gegensatz zu stellen, und wir sind erfreulicherweise sogar mit England und den Vereinigten Staaten in dem Punkte solidarisch, daß auch wir — leider zunächst nur in Ostasien — für Handelsfreiheit eintreten. Diese Solidarität auf dem Gebiet internationaler Handelspolitik ist entwicklungsfähig und stark durch die Mächte, die sie anstreben, wie durch die Sympathieen aller anderen am Handel interessirten Nationen.

In Asien waren wir gezwungen, Weltpolitik zu treiben, die eine Abenteurerpolitik nicht gewesen ist.

Die asiatischen Gegensätze stellen mit ihrer Rivalität zwischen England einerseits und Rußland und Frankreich andererseits eine ernste latente Krisis dar; die Gegensätze in

Afrika führten zwischen England und Frankreich zu einer ernsten akuten Krisis.

Auch in Afrika ist es Deutschland gelungen, sich nicht nur fernzuhalten von den Gegensätzen, in die andere Staaten gerathen sind; es sind überdies Gegensätze, in die Deutschland früher gerathen war, beseitigt worden.

Der Einfall Jamesons in Transvaal mitten im Frieden ist eine sittlich erhebende That nicht gewesen. Aber glücklicherweise haben wir in Deutschland aufgehört, die Rolle der internationalen Tugendpolizei spielen zu wollen. Wir schwärmen nicht mehr für Polen und Griechen; vielleicht gehen wir sogar in dem Gleichmuth gegenüber dem Schicksal fremder Völker zu weit; aber keinesfalls konnten wir die unlösbare Aufgabe auf uns nehmen, die politische Ehrbarkeit zu Gunsten der Buren, deren Staatsverwaltung übrigens manches zu wünschen übrig läßt, gegen England zur Geltung zu bringen. Aus dieser Sackgasse sind wir augenscheinlich abgebogen, und wir sind zu einer Verständigung mit England gelangt in einem Vertrage, dessen Inhalt man noch nicht kennt, der aber, wie man mit einiger Sicherheit annehmen kann, künftige Schwierigkeiten über die Regelung des portugiesischen Kolonialbesitzes und damit eindegriffen die Frage der Delagoa-Bay regelt.

Wichtiger als territoriale Abmachungen ist, daß dieser Vertrag mögliche afrikanische Gegensätze zwischen Deutschland und England aus der Welt schafft.

Eine völlig entgegengesetzte Entwicklung haben die Beziehungen Englands zu Frankreich durchgemacht. Den Ostasiatischen Gegensatz zu England verstärkte Frankreich durch kleine koloniale Rivalitäten an den verschiedensten Punkten Afrikas, und durch einen Schachzug, den man in London sehr ernst nahm.

Die englisch-ägyptischen Truppen vollzogen siegreich die Wiedereroberung des Sudan; daß Frankreich von Abyssinien aus dem feindlich entgegenarbeitete, war bekannt; ein Erfolg blieb aber aus. Omdurman wurde durch Lord Kitchener erobert, und die Armee rückte bis Faschoda vor. Dort trafen die Engländer auf eine kleine Truppe Franzosen, die die Trikolore gehißt hatte. An Widerstand konnten die Franzosen nicht denken, und es fragt sich nur, ob eine englische Armee sich demüthig vor einem Stück Tuch zurückziehen würde, das blau-weiß-roth gestreift war.

So lange die Politik eine Machtfrage ist, mußte es ganz unwahrscheinlich bleiben, daß England in einer Frage von entscheidendem Interesse — und das ist die ägyptische Frage für England — vor der eilfertigen Hissung einer Fahne das Gewehr strecken würde. Die bisherigen Mißerfolge Englands in Ostasien wirkten gleichfalls mit, um das englische Kabinet diesmal wenigstens zu einer Haltung von solchem Ernst zu bestimmen, daß Frankreich im Falle der Unnachgiebigkeit auf kriegerische Verwicklungen gefaßt sein mußte.

Die Politik der Nadelstiche hatte dahin geführt, wohin sie führen mußte. Eine Macht wie England kann man eine Zeit lang mit kleinen Mitteln bedrängen, bis dann der Augenblick kommt, wo ein solcher Großstaat sagt, bis hierher und nicht weiter; jenseits dieser Grenze beginnen die Möglichkeiten des Krieges.

In Paris hatte man augenscheinlich geglaubt, daß dieser Zeitpunkt noch nicht nahe gerückt sei, und als er dann doch eintrat, war man auf einen Krieg nicht vorbereitet und zu einem Krieg nicht gewillt, so daß nichts als ein Rückzug übrig blieb, der dann klugerweise auch angetreten wurde, aber mit Zähneknirschen, und eine tiefe Erbitterung gegen England blieb als Bodensatz in dem so stolzen französischen Empfinden zurück.

Was nützt uns Rußland? war die Frage.

Diese Frage war um so verständlicher, da ein halbes Jahr früher, im Februar, ein französischer Minister zum ersten Mal bei Erörterung der auswärtigen Politik die Beziehungen Frankreichs zu Rußland mit dem Worte „Allianz“ belegt hatte. Die Befriedigung über dieses Wort war vorübergehend erheblich, aber sie ist nicht nur vollkommen durch den Faschoda-Zwischenfall erschüttert worden, sondern gleicherweise durch die Einladung des Czaren zur Friedenskonferenz.

Soll eine Abrüstung Platz greifen, und soll der Friede erhalten bleiben, wie kann dann Frankreich hoffen, wieder zu Elsaß-Lothringen zu gelangen? Als die Einladung ergangen war, spiegelte die Stimmung in Frankreich die Ueberschrift eines Leitartikels wider, die eine Frage stellte: Et l'Alsace-Lorraine?

Wenn hierin das Ergebniß der Allianz mit dem Czarenreich liegt, so rief man wiederum aus, was nützt uns Rußland?

Paul de Cassagnac war der erste, der in der „Autorité“ offen die Konsequenzen aus dem Faschoda-Zwischenfall und aus der Aufforderung des Czaren zur Theilnahme an dem Friedenskongreß zog.

Er sagte:

„Il est certain qu'un mouvement se fait, qu'un courant se produit dans l'opinion publique, chez nous, à la suite des outrages que nous avons reçus de l'Angleterre et sous la préoccupation des menaces et des provocations dont la France continue d'être l'objet.“

Und er fährt fort im Hinblick auf die Friedenskonferenz!

„Et alors que la Russie, notre bonne amie la Russie, nous impose, elle-même, le statusquo, n'est-il pas sage et raisonnable d'en rechercher au moins les avantages et les bénéfices?

Voilà les réflexions qu'on émet, à cette heure, tout bas encore, c'est vrai, mais partout, dans les salons et dans la rue, et surtout dans les couloirs du Parlement. La haine de l'Anglais, la vieille haine séculaire, qui date de Crécy et d'Azincourt, rafraîchie par Sainte-Hélène et le Zoulouland, remise au point par Fachoda est en train de primer la haine de l'Allemand et les évocations de Sedan.

Une haine chasse l'autre . . .“

Andere Blätter stellten sich mit denselben Betrachtungen ein.

Diese Stimmungen augenblicklicher Erregung bieten gewiß keine Gewähr der Dauer, aber es hat seine Bedeutung, daß sie wenigstens offen zum Ausdruck gelangen; zum ersten Male mit dieser Vorbehaltlosigkeit seit achtundzwanzig Jahren faßt man als eine politische Möglichkeit die Aussöhnung mit Deutschland unter Verzicht auf die Revanche ins Auge.

Diese Thatsache zeigt, welch schwere Erschütterung die bisherigen politischen Ueberzeugungen der Franzosen erfahren haben. Und diese Erschütterung leitet sich her aus dem Umstande, daß die Beziehungen zu Rußland, in der realen Wirklichkeit auf die Probe gestellt, den mystischen Schimmer verloren haben, mit dem sie zur Steigerung des eigenen Selbstgefühles die Franzosen selbst umgeben hatten.

Man kann nicht sagen, daß die internationale Lage Deutschlands damit eine Veränderung erfahren hat. Die Kräfte im Osten und Westen sind dieselben geblieben, aber in Frankreich gibt es eine Illusion weniger, und insofern Illusionen in der internationalen Politik gefährliche Kräfte darstellen können, sind die Gefahren vermindert. — Wir sind in Deutschland übrigens immer der Ansicht gewesen, daß die Entscheidung über Krieg und Frieden nicht in Paris, sondern in St. Petersburg liegt, und dort ist der Sitz eines Herrschers, der den Frieden will — das ist nicht wenig, wiewohl nicht alles, denn auch ein Czar kann zum Kriege gezwungen sein.

Noch mehr ins Gewicht als die französischen Stimmungen, die wandelbar sind, fällt der vorhandene Zustand des französischen Staates und der französischen Gesellschaft.

Wichtige Enthüllungen über den Staat, über das Heer und die Gesellschaft lieferte die traurige Dreyfusaffäre, die nicht den Prozeß um eine Person darstellt, sondern den Prozeß um die Zukunft der Republik. Nachdem die Parla-

mentswahlen dieses Frühjahrs in Frankreich erwiesen haben, daß auf ein regierungsunfähiges Parlament nun ein zweites regierungsunfähiges Parlament gefolgt ist, verschwand die Frage des Staatsstreiches nicht mehr von der Tagesordnung, und es scheint, daß sich Prinz Victor Napoleon zu einem Staatsstreich rüstet. Eine Nation aber mit diesen Zuständen im Heere und von innerer Umwälzung bedroht, ist in seiner internationalen Aktionsfähigkeit stark behindert.

Frankreich braucht überdies für seine Weltausstellung, die in einem Jahr und einigen Monaten eröffnet werden soll, im Innern und nach Außen den Frieden. Zu Gunsten dieses Friedens hat Frankreich positiv im letzten Jahre freilich nur eines gethan; es hat seine Beziehungen zu Italien durch den Abschluß eines Handelsvertrages ganz wesentlich gebessert.

Durch die Zerstreuung der Illusionen in den französischen Köpfen über das Wesen der Allianz mit Rußland, durch die ernste Bedrängung, die England eine Zeitlang in China durch Frankreich und Rußland erfahren hat, durch die Demüthigung, die Frankreich aus dem Faschoda-Zwischenfall als Revanche davontrug, ergeben sich gewisse internationale Vortheile für Deutschland.

Mit der Rede Chamberlain's in Birmingham setzt dieser unruhige, aber auch resolute englische Staatsmann die Frage auf die Tagesordnung, mit wem England Allianzen abzuschließen habe. Und auch in England brach sich die Ueberzeugung Bahn, wie werthvoll Deutschland, wenn nicht als Alliirter, so als Freund bei Auseinandersetzungen mit Rußland wie mit Frankreich sei. Mit dem Faschoda-Streit aber tauchte auch in Frankreich die Erwägung auf, ob nicht eine Aussöhnung und Anlehnung an Deutschland ersprießlich sei.

Schon solche Erwägungen sind für Deutschland ein internationaler Gewinn, und die Friedensliebe des Czarenreiches ist das auch. Rechnet man unsere guten Beziehungen zur Türkei hinzu, die bereits bestanden haben, bevor die Reise unseres Kaisers dieses Verhältniß mit bald erloschenem bengalischen Licht bestrahlte, und zieht man endlich in Rechnung, daß auf der Balkanhalbinsel keine bedrohlichen Anzeichen sich bemerkbar machen, und daß Creta endlich wieder sich selbst überlassen ist unter einem griechischen Prinzen als Generalgouverneur, so zeigt sich eine Lage, auf die Deutschland wenigstens mit Befriedigung blicken kann.

Ganz im Gegensatz zu unserer inneren Politik hat unsere Diplomatie mit Vorsicht und mit Voraussicht Fehler vermieden und ohne eine ehrgeizige und nicht gebotene Initiative zu entwickeln aus den sich ergebenden Verschiedungen Nutzen gezogen. Das ist eine Leistung, die nicht gering zu veranschlagen ist.

Diese Lage wäre eine recht erfreuliche, wenn nicht in unserer nächsten Nähe sich immer ernstere Anzeichen bemerkbar machten.

Oesterreich-Ungarn wird seit Jahren und Jahren auseinander regiert.

In der Staatsmaschine ist ein so wichtiges Rad wie der Parlamentarismus jetzt in Ungarn vorübergehend ins Stocken gerathen; in Oesterreich ist diese Stockung eine chronische. Die Stockung hier und dort macht jeden geregelten Ausgleich zwischen beiden Reichshälften zur Unmöglichkeit. Die Stockung in Oesterreich, der Gegensatz zwischen Czechen und Deutschen, Slovenen und Italienern, der Egoismus der Polen muß aber schließlich auch das bestehende Reichsgefüge und die militärische Stärke des Kaiserreiches an der Donau bedrohen.

Vor dieser Entwicklung haben wir in Deutschland die Augen absichtlich geschlossen, um nicht als ein Freund zu erscheinen, der sich in unbequemer Weise in die Angelegenheiten des Nachbars einmischt. Aber diese Zurückhaltung bringt doch nicht die Frage aus der Welt, die täglich dringender wird, und die auch gutösterreichische Patrioten nicht zu beantworten vermögen: Wohin geht die Reise in Oesterreich?

Der Zwischenfall aus Anlaß der bedauerlichen Ausweisungen österreichischer Unterthanen aus Preußen, der die bekannten Aeußerungen des Grafen Thun herbeiführte, wäre bedeutungslos ohne diesen Hintergrund gewesen; er ist nicht bedeutungslos, da er sich auf diesem Hintergrund abgespielt hat.

Der Ernst der Lage spiegelt sich klar wieder, wenn man die Betrachtungen der uns feindlichen Blätter über die österreichischen Zustände liest. Und das sind keine von augenblicklichen Stimmungen eingegebenen Aeußerungen, sondern in diesen Darlegungen kommt immer häufiger ein klares politisches Programm zum Ausdruck.

Erwähnen wir ein einzelnes derartiges bemerkenswerthes Beispiel, das hergeholt ist aus einer Zeit lange vor dem Zwischenfall, den Graf Thun geschaffen hat.

Am 2. März des letzten Jahres hielt das „Comité national républicain“ ein von hervorragenden Regierungsrepublikanern des Senats und der Deputirtenkammer besuchtes Bankett, und hier hielt der Abgeordnete Deschanel, der jetzige Präsident der Deputirtenkammer, eine Rede, in der er die Politik der gemäßigten Republikaner entwickelte. Dabei sagte er:

„Nach außen hin haben wir ein vor allen hervorleuchtendes Ziel zu verfolgen, das man unsere geschichtliche Mission nennen kann. Die ersten Jahre des XX. Jahrhunderts werden infolge der natürlichen Wechselfälle im Hause Oesterreich ein entscheidendes Drama sich abspielen sehen, dessen Prolog und ersten Akte wenigstens schon heute vorausgeahnt werden können. Frankreichs Rolle ist dabei von vornherein vorgezeichnet. Das Buch des Schicksals ist vor unseren Augen geöffnet. Aber für eine derartige Rolle reichen improvisirte Aushilfsmittel nicht aus. Wir müssen uns jetzt schon darauf vorbereiten.“

Lebhafter Beifall folgte diesen Ausführungen. Man findet die gleichen Anschauungen übrigens nicht selten in den politischen Betrachtungen erster französischer Revuen wieder.

Wohnen wir wirklich schon dem Prolog und dem ersten Akte eines entscheidenden Dramas unmittelbar an unserer Grenze bei? Wir wollen nicht wünschen, daß die Krisis in Oesterreich-Ungarn internationale Bedeutung zu gewinnen beginnt. Aber die jahrelangen Hoffnungen auf eine Besserung haben sich bisher leider nicht erfüllt.

Eine solche schwere Krisis in der Mitte von Europa zeigt den Ernst der Aufgaben für Deutschland, der seiner geographischen Lage entstammt; die europäischen Aufgaben Deutschlands sind besonders verwickelte, und doch muß Deutschland als Großmacht und Handelsmacht ersten Ranges zugleich vorsichtig Weltpolitik treiben.

P. Nathan.

Alte und neue Feudalität.*)

In dem Zeitraum, in welchem das bürgerliche Gesetzbuch seiner Feststellung entgegenging, gehörte es zu den beliebten Stichworten, daß nunmehr mit dem Römischen Recht in Deutschland ein Ende gemacht werden müsse, und daß an dessen Stelle wieder das so schnöde zurückgesetzte nationale Recht treten müsse. Je weniger Jemand wirkliche Kenntnisse von dem Römischen Recht und von demjenigen Recht hatte, das vor Einbruch des Römischen Rechts in Deutschland geherrscht hatte, desto lebhafter konnte er die Anschauung vertreten, daß der Gesetzgeber in den Falten seiner Toga zwei verschiedene Rechtssysteme berge und daß er nach seinem Belieben Eines davon hervorholen könne, das Eine zum Heil und das Andere zum Unheil.

*) Gesammelte Aufsätze von Lujo Brentano. Erster Band. Erbrechtspolitik. Alte und neue Feudalität. Stuttgart. 1899. J. G. Cotta Nachfolger.

Das wirkliche Verhältniß des Römischen zum Deutschen Recht, den wirklichen Beruf des Kodifikators zu beleuchten, wäre zwar eine dankbare Aufgabe, aber um mit Vater Briest zu reden, ein weites Feld, und der Raum dieser Zeitschrift würde dafür nicht zureichen. Hier soll nur von Einem einzigen Punkte jenes Kampfes zwischen angeblich römischen und angeblich nationalen Rechtsideen die Rede sein.

Wir haben jetzt ein gemeinsames bürgerliches Gesetzbuch für Deutschland; gewiß, aber wir haben es nur bis auf die strittigen Punkte. Das Einführungsgesetz spricht in seinem dritten Abschnitt über das Verhältniß des bürgerlichen Gesetzbuchs zu den Landesgesetzen. Dieser dritte Abschnitt umfaßt 98 Paragraphen. Von diesen 98 Paragraphen beginnen bei Weitem die meisten mit den Worten: „Unberührt bleiben“. Deutlich gesprochen, es gibt 98 Materien, in denen der einer Rechtsbelehrung Bedürftige aus dem bürgerlichen Gesetzbuche keine Auskunft schöpfen kann, sondern sich an die Sonderrechte der 26 Bundesstaaten halten muß.

Dieser Umstand wird es hindern, daß das bürgerliche Gesetzbuch schnell populär werden wird. Jedes neue Gesetz drückt wie eine neuer Schuh. Ueber die Justizgesetze des Jahres 1879 ergossen sich die bittersten Klagen; gewisse Einrichtungen, die sich in großen Theilen Deutschlands längst bewährt haben, wurden in den Theilen, in denen sie neu waren, als wahnwitzige Erfindungen gebrandmarkt (die konsequente Mündlichkeit, das Gerichtsvollzieheramt u. s. w.). Die Geschichte des Code Napoléon lehrt, daß man über alle Schwächen und Unbequemlichkeiten eines neuen Gesetzbuchs hinwegkommt, wenn dieses neue Gesetzbuch nur das kostbare Gut der Rechts e i n h e i t bringt. Dieses Gut brachte der Code Napoléon. Er kennt keinen Unterschied der Stände und keinen Unterschied der Stämme. Und darum halten ihn die Franzosen trotz seiner Fehler für das Ideal eines Gesetzbuchs; darum halten sie an ihm fest und scheuen sich, auch nur in Kleinigkeiten daran zu ändern. Uns wird das kostbare Gut der Rechtseinheit vorenthalten trotz des bürgerlichen Gesetzbuchs.

Unter allen Lücken, die das bürgerliche Gesetzbuch darbietet, ist bei Weitem die empfindlichste die, welche das Erbrecht an landwirthschaftlich benutzten Gütern betrifft. Der einfachste Gedanke, der sich darbietet, ist der, Landgüter als einen Theil des Vermögens zu betrachten, der zu vererben ist, wie andere Theile der Vermögens auch. Naturgemäß wäre es, von einem besonderen Erbrecht auf Landgüter ebenso wenig zu sprechen, wie von einem besonderen Erbrecht auf Bücher oder Juwelen. Danach würde also ein Landgut, sofern mehrere überlebende Kinder da sind, gleich vertheilt, sofern es sich machen läßt, in natura, und wenn sich das nicht machen läßt, dadurch, daß die Geldsumme, die man dafür erlöst, gleich vertheilt wird.

Nun hat man seit langer Zeit der Ansicht Vorschub geleistet, daß die gleiche Vertheilung eines Landgutes untersämmtliche Erben „Römisches Recht“ sei und daß das nationale Recht vorschreibe, seinem bevorzugten Erben das Landgut unverkürzt zu überliefern, und alle übrigen Erben auf dasjenige zu verweisen, was außerhalb des Landguts an Vermögen etwa vorhanden ist.

Diesem rechtshistorischen Irrthum geht Brentano mit Nachdruck und mit Erfolg zu Leibe. Es ist nicht wahr, daß die römische Volksseele das gleiche Erbrecht und die deutsche Volksseele den bevorzugten Anerben geschaffen hat. Die mystische Volksseele ist überhaupt an rechtsschöpferischen Thaten viel weniger betheiligt, als Savigny geglaubt hat. Der Entwickelungsgang des Rechts ist abhängig von wirthschaftlichen Verhältnissen, und unter ähnlichen wirthschaftlichen Verhältnissen bilden sich ähnliche Gesetze.

Bei allen Völkern, die zur Seßhaftigkeit und damit zur Kultur übergehen, findet man ein wirthschaftliches Stadium, in welchem der unbewegliche Besitz der Familie angehört, von ihr verwaltet und genossen wird. Hier gibt es eigentlich kein Erbrecht, denn die Familie stirbt regelmäßig nicht. Ihr Mitgliederbestand verändert sich, aber der jeweilige Mitgliederbestand ist Herr des Gutes. Dieses Stadium ist im Römischen Recht so gut nachzuweisen, wie im Deutschen.

Mit fortschreitender wirthschaftlicher Entwickelung tritt die Nothwendigkeit hervor, daß heranwachsende Familienmitglieder aus dem Zusammenleben ausscheiden und wegen ihrer Ansprüche an das Familiengut abgefunden werden. Die letzte Konsequenz dieses Verhältnisses ist, daß beim Tod des Familienhauptes die übrigen Familienmitglieder gleich theilen, und dieses Stadium ist im Deutschen Rechte ebenso deutlich nachzuweisen, wie im Römischen Rechte.

Die Bevorzugung eines Erben, — neuerlich braucht man mit Vorliebe das Wort „Anerben“ — wurzelt in keiner Volksseele, sondern in einem historisch gegebenen Verhältniß, dem Feudalismus. Der Feudalismus hat einen politischen Ursprung, aber wirthschaftliche Wirkungen. Der Feudalismus entsteht, wo ein Eroberer auftritt, der das überwundene Volk weder austilgen, noch zur Sklaverei verdammen kann oder will, aber ihm auch harte und andauernde Dienste auferlegt. Italien hat ein solches Verhältniß in dem Jahrtausend, das von Romulus Rex bis auf Romulus Augustulus verfloß, nie gesehen. Darum hat das Römische Recht den Einfluß des Feudalismus nie gekannt. Wo germanische Völker gehaust haben, ist für solche Eroberungszüge der klassische Boden. Der Feudalismus ist während eines Jahrtausends die hervortretendste wirthschaftliche Erscheinung.

Das Anerbenrecht ist nicht deutsch-nationalen, sondern feudalen Ursprungs. Wer für das Anerbenrecht eintritt, bezeugt damit nicht eine deutsch-nationale Gesinnung, sondern feudale Sympathieen. Diesen Satz führt Brentano durch und belegt ihn mit Beweismitteln für die verschiedensten Gebiete, für Niedersachsen, Westfalen, Bayern, Schlesien, Ostpreußen, für England und für Frankreich, in deren Bevölkerung das germanische Element doch auch eine Rolle spielt.

Die Durchführung des Anerbenrechts liegt zunächst nicht im Interesse der Familien, auf die es Anwendung findet, sondern im Interesse Desjenigen, dem diese Familie lehnsrechtliche Dienste schuldet.

Der König wünscht sich einen Adel, der dem Anerbenrecht unterworfen ist, damit er eine bestimmte Person hat, an welche er sich wegen der Grundfolge halten kann, und aus demselben Grunde wünscht sich der Grundherr eine Bauernfamilie, die denselben Rechte unterworfen ist.

Jetzt steht vielfach, aber doch nicht in dem Umfange, wie man zuweilen behauptet, dem Anerbenrecht eine vielhundertjährige Gewohnheit zur Seite, aber daß es in das allgemeine Rechtsbewußtsein übergegangen sei, kann man nicht behaupten. Das Glück erhebe billig der Beglückte! und man wird es dem Majoratsherrn nicht verübeln können, wenn er die providentia majorum bewundert, die ihm zu seiner Lage verholfen haben. Die zurückgesetzten Söhne sind von jeher anderer Ansicht gewesen und werden es bleiben.

Die Krone hat einst ein Interesse daran gehabt, sich einen Feudaladel zu erhalten, und wo sie in der Nothwendigkeit gewesen ist, diesen Feudaladel in einer Stimmung zu erhalten, die ihr besonders günstig war, oder wo der Feudaladel seine Macht über die der Krone erhoben hatte, da war sie ihm behülflich, die Bauern zu legen, und das wirksamste Mittel zum Legen der Bauernhöfe waren die Beschränkungen des Privateigenthums, die aus dem Anerbenrecht flossen. Die Beweise liegen in England, Mecklenburg, Ostpreußen.

Wo wir eine Gebundenheit des Gutes in Beziehung auf Veräußerungen unter Lebenden oder in Beziehung auf Theilung von Todeswegen finden (beide Beschränkungen gehen keineswegs immer Hand in Hand), da finden wir einen feudalen Ursprung dieser Einrichtungen, und wenn die Lehre von der Geschlossenheit der Güter in großen Theilen Hannovers am festesten Fuß gefaßt hat, so läßt sich die Gedankenverbindung nicht zurückweisen, daß in eben

diesen Landestheilen die Leibeigenschaft am längsten bestanden und einen theoretischen Vertreter in Justus Möser gewonnen hat, einem Manne, dessen schriftstellerischer Ruhm zwar durch Goethe unerschütterlich begründet ist, dem aber schon durch Hettner nachgewiesen worden ist, daß der Inhalt dessen, was er in schöner Form lehrte, ein verderblicher zu sein pflegte.

Ist einmal erst das Vorurtheil beseitigt, daß das Vorzugsrecht eines Anerben auf einer nationalen Rechtsidee beruht, daß es durch uralte Sitten geheiligt sei, so sind die wirthschaftlichen Gründe für ein solches Recht nicht sehr stichhaltig. Seitdem das Grundeigenthum politisch nicht mehr einen anderen Charakter trägt als die fahrende Habe, liegt kein Grund mehr vor, es juristisch anders zu behandeln. Der bei uns, und doch wohl bei allen Kulturvölkern herrschende Grundsatz ist der, daß in Ermangelung eines Testaments die Geschwister zu gleichen Theilen erben, und es liegt nirgend in solchen oder in persönlichen Verhältnissen ein Grund, dieser Regel nicht auch das Landgut zu unterwerfen. Offene Frage, auf die ich heute nicht eingehen will, bleibt dabei die, wie weit die Testirberechtigung des Vaters reiche, wie weit sie durch eine Pflichttheilsberechtigung gebunden sein soll.

Für die Geschlossenheit der Güter sind gar keine triftigen Gründe geltend zu machen. Sie fördert nicht den Familiensinn, sondern streut Feindschaft in den Familien aus. Sie hebt nicht die Landwirthschaft, sondern führt zu schlechter Wirthschaft und untergräbt den Zufluß von Kapital in die Landwirthschaft. Sie ist kein Mittel, der Sozialdemokratie einen Riegel vorzuschieben, denn der weichende Erbe wird der Sozialdemokratie in die Hände getrieben. Man hat der freien Theilbarkeit zu Zeiten den Vorwurf gemacht, sie werde zur Uebervölkerung führen, und jetzt legt man ihr die Entvölkerung zur Last. Man hat ihr zu Zeiten den Vorwurf gemacht, sie hemme den Zufluß zu den kleinen Städten, und jetzt wirft man ihr vor, sie befördere den Abfluß der Bevölkerung vom Lande. Aus den einander entgegenstehenden Beobachtungen geht hervor, daß sie weder in dem einen noch im andern Sinne Einfluß geübt hat.

Das Jahr 1848 hat uns wenig gebracht, was uns nicht später wieder genommen wurde. Die Beseitigung des schädlichen Erbpachtverhältnisses haben wir für einen Fortschritt gehalten, der uns nie wieder entrissen werden könnte. Die Einführung des Rentengutsgesetzes von 1896, welches die Erbpacht wiederbelebt, ist der schlimmste wirthschaftliche Rückschritt, der überhaupt gemacht werden konnte. Es ist das Werk des Herrn von Miquel.

Herr von Miquel ist lange Zeit hindurch ein beschäftigter und erfolgreicher Rechtsanwalt gewesen. Ohne Zweifel hat er das Handwerkszeug, dessen er bedurfte, mit Sicherheit beherrscht. Er wird aus den Kollegien von Ribbentrop und Kraut vorzügliche Hefte mitgebracht haben. Aber es ist eine weite Kluft zwischen einem brauchbaren Rechtsanwalt und einem rechtsschöpferischen Genius. Vertiefende rechtshistorische Studien hat Herr von Miquel sicher nicht gemacht. Brentano führt mehrfach, namentlich auf Seite 363 und 364 Stellen aus den Parlamentsreden des Herrn von Miquel an, die an naivem Dilettantismus wohl das Aeußerste leisten, was von einem Minister je an das Tageslicht getreten ist. Mit volkswirthschaftlicher Bildung ist Herr von Miquel gleichfalls nicht überlastet gewesen; ein Mann, der sich so vollständig von praktischen Anschauungen leiten läßt, würde es für zeitraubend halten, einen bloßen Theoretiker wie Adam Smith mit Aufmerksamkeit zu studiren.

Herr von Miquel stellt es als seine Absicht hin, einen Bauernstand neu zu schaffen oder zu stärken, wo er durch eine fehlerhafte Politik zu Grunde gerichtet oder geschwächt worden ist. Es gibt einen lobenswürdigeren Zweck nicht. Aber als Mittel zu diesem Zweck schafft das neue Gesetz einen Rechtszustand, der in England gerade dazu geführt hat, einen blühenden Bauernstand zu Gunsten der Feudalaristokratie auszurotten.

Das westfälische Anerbenrecht stellt in Westfalen einen Zustand wieder her, der im Jahre 1836 der Provinz aufgedrängt wurde, und gegen den Waldeck mit solchem Nachdruck angekämpft hat, daß er sich den Ehrennamen des Bauernkönigs erwarb und sich so den Weg zu seiner parlamentarischen Laufbahn frei machte. Nach zwölfjährigem Bestande wurde das Gesetz, das man jetzt wiederbelebt, aufgehoben.

Es ist stets fehlerhaft über ein Gesetz zu spotten, das seinen Zweck augenscheinlich verfehlen wird. Wenn es nicht die Wirkungen hat, die man gewollt hat, so hat es doch andere Wirkungen, die man nicht vorausgesehen, geschweige gewollt hat, und wird da doch unendlichen Schaden stiften. Und dieser Schaden wird auch von dieser Gesetzgebung nicht ausbleiben. Aber diese Gesetzgebung richtet den Blick darauf, wo die Quelle alles Uebels liegt.

Man hat den Begriff „Halbasien“ geschaffen. Dieses Halbasien beginnt für uns dort, wo sich ein Latifundium an das andere reiht, ohne daß sie von Dörfern unterbrochen werden; wo diese Latifundien schlecht bewirthschaftet werden, weil das krankhafte Streben, sie ungetheilt zu erhalten, ihre Befruchtung mit dem nothwendigen Betriebskapital erschwert; wo diese Latifundien schlecht bewirthschaftet werden, auch darum, weil die Erkenntniß sich noch nicht Bahn gebrochen hat, daß noch die Landwirthschaft den ganzen Mann erfordert und einige Jahre Referendariat oder Kavalleriedienst keine genügende Vorbereitung sind. Halbasien beginnt, wo eine Klasse zur Herrschaft gekommen ist, deren Anschauungen mit den im übrigen Europa herrschenden Anschauungen im grellen Widerspruch stehen; wo es an Arbeitskräften fehlt, weil Niemand sich der Herrschaft dieser Klasse unterwerfen will; wo die Entstehung einer bescheidenen Industrie zur Unmöglichkeit wird. Die Herrschaft dieses Junkerthums zu brechen, ist eine Aufgabe, gegen die alle übrigen klein und geringfügig werden.

Alexander Meyer.

Aus deutschen Privatbriefen des Mittelalters.

Erster, höchster, eigentlich einziger Zweck einer Briefsammlung ist, so äußert Adolf Wilbrandt in der Vorrede zur Ausgabe von Briefen Fritz Reuter's, das Lebensbild des Briefschreibers und -empfängers nach allen Seiten zu ergänzen, zu erhellen und lebendiger zu machen. Und was hier von dem Lebensbilde des Einzelnen gesagt wird, gilt auch von dem einer Gesammtheit. Wollen wir uns von dem Leben der deutschen Menschheit zu einer gewissen Zeit ein wirklich lebensvolles Bild verschaffen — und das ist die Aufgabe der Kulturgeschichte, die „historische Psychologie im weitesten Sinne sein soll, und deren Held der Mensch als solcher ist“ —, so werden uns hierfür gerade die Briefe, die die Menschen einer bestimmten Zeit in ihren privaten Beziehungen, losgelöst von Stellung, Amt, Geschäft, geschrieben haben, treffliche Dienste leisten. Sie werden auch unsere Kenntniß des privaten äußeren Lebens, der materiellen Lebenshaltung, der Geselligkeit, des Familienlebens u. s. w. vertiefen. Darauf hatte Georg Steinhausen schon in seiner „Geschichte des deutschen Briefes“ (1889 und 1891) hingewiesen; er gibt jetzt gewissermaßen die erste Probe auf das Exempel in den „Deutschen Privatbriefen des Mittelalters“*), deren erster Band, Fürsten und Magnaten, Edle und Ritter umfassend, uns vorliegt, und mit dem das weitaussehende Unternehmen der „Denkmäler der deutschen Kulturgeschichte“ eingeleitet wird.

Zwei Jahrhunderte, das 14. und 15., umfaßt die Sammlung; auch den ältesten, überhaupt erhaltenen deutschen

*) Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder), 1899.

Brief, ein kurzes, naives Grußschreiben einer Elisabeth von Baierbrunn an eine Münchener Klosterfrau, theilt sie uns mit. Wir werden in die Zeit hineingeführt, in der sich der Privatbrief erst allmählich entwickelt, wir sehen die Menschen vielfach noch mit der Sprache kämpfen, „die deutsche Ausdrucksweise ist noch überaus konventionell und erlaubt nur bedingte Rückschlüsse auf die Menschen selbst“. Der Briefanfang: „Unsern freundlichen Dienst und Gruß und was wir Liebes und Gutes vermögen, allezeit zuvor“ darf nicht als Zeugniß besonders großer Gefühlsinnigkeit angesehen werden, denn er kehrt zu häufig wieder und war sicher eine festgeprägte Formel, die man ohne viel Nachdenken niederschrieb, um über den lästigen Anfang der schweren Schreibarbeit schnell hinwegzukommen. Mehr Persönliches scheint der Neujahrswunsch der Klosterfrau Gräfin Margarethe von Hanau an ihren Vater zu enthalten: „Herzliebster Herre und vatter, ich wonsch uwer vatterlichen liebe 100 000 gutter, seliger, gluckhafftiger, gesunder, frydlicher, frolicher nuwer jar und alles gut, geistlich und zitlich.“ Aber auch dieser Wunsch wiederholt sich, ebenso wie die Sendung der Lebkuchen, von Jahr zu Jahr fast wörtlich, und wenn wir finden, daß auch die Priorin denselben Ueberschwang gebraucht, so regt sich in uns der Verdacht, daß wir eine im Kloster übliche Formel vor uns haben. Eine deutliche Vorstellung von der Ungewandtheit im Schreiben geben uns auch die wörtlich wiederholten Sätze und Satzreihen aus empfangenen Briefen, die wir vielfach in den Antworten finden: sie gemahnen noch an die Botenreden im altgriechischen Epos.

Wenden wir uns nun zu dem Bilde des äußeren Lebens, das die Briefe geben, so finden wir, daß die Jagd im Mittelpunkte des Interesses der Fürsten und Adligen jener Tage steht und einen großen Theil ihrer Zeit beansprucht. Immer und immer wiederholen sich die Einladungen zu Jagden, die Bitten um Uebersendungen von Hunden, die Mittheilungen über ihre Abrichtung, die verschiedenen Rassen, ihren Zustand u. s. w; wir lesen von den Jagd-, Leit-, Bluthunden, vom Fuchs- und Vogelhund, von Rüden, von Gundersweiler, Schwäbischer Holsteiner Rasse. So schreibt Kurfürst Johann von Brandenburg an Herzog Magnus von Mecklenburg: „Lieber ohem und bruder. Wir hoben an unserm waidwerck gutte jagdhund zum hirschn mangl und liggn derhalbn darnider, bitten eur lieb derhalben fruntlich, uns zu unnser jacht mit vir Holstischen guden jachthunden zu sturn (auszuhelfen), die nicht mit fleisch ubrladn unnd den hirschn volgen mogen (können).“ Eine große Rolle spielt auch die Reiherbeize und die dazu begehrten und übersandten Falken. „Was einmal der spätere Kurfürst Johann von Brandenburg sagt, nachdem sein Vater seinem Drängen, in die große Welt zu kommen, nicht nachgegeben hatte, er müsse nun ein Jäger bleiben als zuvor, das waren die meisten Fürsten in der That.“ Auch fürstliche Frauen waren der Jagdlust sehr ergeben, wie z. B. Anna von Brandenburg. Nicht ohne Bewegung lesen wir die Mittheilung Maximilians an seinen Vertrauten Sigmund Prüschenk, daß seine Gemahlin Maria von Burgund, deren äußere Erscheinung er mit folgenden Worten: „ein prauns hanr, ein kleins naßl, ein kleins heuptel und antlitz, praun unndt grabe (graue) augen gemischt, schön und lauter; der mund etwas hoch, doch rein unnd rot“ schildert, „eine gantze waidtmännin mit valckhen und hundten“ sei. Verlor doch die unglückliche Fürstin durch eine Reiherjagd ihr Leben.

Die nächste Stelle im Privatleben der fürstlichen Personen hinter der Jagd nahm das Turnier ein. Oft hören wir von der Entleihung und Uebersendung von Renn- und Stechpferden, auf denen man „vor den schönen Frauen und Jungfrauen sich dermaßen halten und erkennen lasse, daß man vor denselbigen viel Lob und Preis erlange“. Bei Hochzeiten, zu Fastnacht und Weihnachten fehlt das Turnier nicht; es ist eine so wichtige Angelegenheit, daß Kurfürst Albrecht von Brandenburg nur über die Wiedererrichtung zweier Turniergesellschaften in Franken einen ausführlichen Brief an seinen Sohn Johann sendet. — Auch in die Kriegsläufte jener Zeiten führen uns die Briefe hinein. Wir begleiten Albrecht Achilles auf dem Zug gegen den „herzogen von Burgundi, den mit der hilf gots zu bestreiten“ und lesen den Neujahrsbrief an seine Gattin: „Wir lassen dich wissen, daß wir heut zu Eingang des neuen Jahres sechs Städte und Schlösser eingenommen haben, und werden auf morgen mit der Hilfe Gottes noch soviel zuerobern und von hinnen stracks auf Köln zu ziehen, dahin wir noch zehn Meilen haben. Wir sind durch des Allmächtigen Gnade frisch und gesund, und steht es noch wohl um uns, Gott gebe lange!“ Die Schreiben der Edeln und Ritter lassen uns die vielen kleinen Fehden und Händel, die die Streitlust der Unterthanen vielfach hervorrief, erkennen. Der Briefwechsel zwischen Hans Besserer und Bilgrin von Reischach führt uns einen mit großer Hartnäckigkeit um Nichtigkeiten geführten Rangstreit vor. „Du Bilgrin von Reischach“, schreibt Hans Besserer, „Vogt zu Bregenz, hast mir in deinem Brief, das Datum lautet auf Allerheiligentag, unter deinem Siegel geschrieben und darin gemeldet, ich habe dich gedutzt, darum wollest du deiner Herren und Freunde Rats pflegen, was dir deshalb gegen mich vorzunehmen und zu thun gebühre, und was du vermeinst, dir selbst, deinen Namen, Stamm und Vorfahren schuldig zu sein.“ Einen ähnlichen Brief habe ihm Bilgrin's Bruder zugeschickt; er hielte sich aber von ebenso gutem Herkommen wie sie, sei jedoch bereit, sich einem Schiedsspruch seiner Herren, der Grafen Georg von Werdenberg und Eberhard zu Kirchberg, zu fügen. Dem stimmt Reischach nicht bei, eine ganze Zeit dauert die Sache fort, nicht weniger als sechs zum Theil recht umfangreiche Briefe in diesem lächerlichen Streit enthält die Sammlung. Die meisten Schreiben aus dieser Gruppe aber handeln von leidigen Geldangelegenheiten, von Streitigkeiten bei Gütertheilungen, bringen fortdauernde Mahnungen an säumige Schuldner und enthüllen uns die hierdurch entstehende Entfremdung unter Verwandten, die Borgwirthschaft und ewige Geldnoth des damaligen Adels. Hans von Almishofen schreibt z. B. an den jüngeren Bilgrin von Reischach: „Die Abredung, die du und ich zu Villingen gethan haben, habe ich deinem Vater gesagt. Da gibt er mir zur Antwort, du habest all sein und seines Bruders Gut, davon sollest du die und andere Schulden bezahlen; denn er wisse mir keinen Rat zu geben, als daß du dein Silbergeschirr sollest versetzen.“ — Sonst vernehmen wir von fürstlichen Frauen vielfach Klagen über ihre Noth. „Wir thun Ew. Gnaden zu wissen“, schreibt Markgräfin Margarethe von Brandenburg an ihren Oheim Albrecht Achilles, „daß wir uns mit den fünfzig Gulden, die uns Ew. Gnaden bei Eurem Hinaufzug gnädig zur Zehrung hier gelassen hat, wofür wir Ew. Gnaden sehr danken, bisher beholfen haben, daß die nun aber alle geworden und wir ganz entblößt sind, daß wir keinen Pfennig mehr haben, denn so viel, als wir in der Stadt entleihen müssen, um unserer Nothdurft willen. Auch haben wir uns den ganzen Sommer und Winter unser eigen Trinken müssen kaufen und uns bereits in Schulden gesteckt, deshalb wir alle Tage überlaufen und gemahnt werden. Wir haben auch großen Mangel an Hemden und Badekitteln und wissen nicht Rat, solche zu beschaffen. . . Und wissen sonst bei niemand Hilfe und Trost zu suchen, denn allein bei Ew. Gnaden, die wir mit allem und ganzen Fleiß in unterthänigem Gehorsam bitten, uns mit einer geziemenden Zehrung und mit drei oder vier Stücken welscher Leinwand zu versehen.“ — Mancherlei Geschehnisse des alltäglichen Lebens ziehen an unsern Augen vorüber. Wir lesen von der Geburt eines Enkels, wozu die Herzogin Sidonie von Sachsen in ihrer tiefen Frömmigkeit an ihren Sohn schreibt: „Gott dem Herrn sei Dank, Lob und Ehre gesagt nun und allerwegen um diese und alle seine göttliche Gnade und unergründliche Barmherzigkeit! Und der allmächtige Gott gebe Dir und Deiner Gemahlin, auch dem lieben kleinen Söhnlein gar viel Glück und Heil, und verleih uns allen, daß wir an dem lieben Kindlein Ehre und Glück Leibes und der Seelen erleben! Amen.“ — In einer ganzen Reihe von Briefen hören wir von Krankheit und von mancherlei Hausmitteln, die empfohlen werden; wir erfahren, daß oft große Seuchen

einzelne Landesstrecken verheeren. So schreibt die Kurfürstin Margarethe von Sachsen, daß „die Hand und Gewalt Gottes mit Sterben der Leute groß straft", die Klosterfrau Dorothea von Brandenburg erwähnt im Jahre 1494 eine Seuche in Bayern und schickt ihrer Mutter „dez pulsers fur den pestelenz, das ist ganz frisch gemacht". Bei einer Krankheit der Gräfin Margarethe von Württemberg gibt ihr Graf Johann von Werdenberg Diätvorschriften und empfiehlt ihr, „auch um die Schultern morgens mit warmen Tüchern lassen reiben bis zu den Elnbogen und auf die Nacht von den Knieen an bis auf die Füße", also eine Art Knetkur. Margarethe von Hanau schickt ihrem Vater ein Heilmittel und fügt die Worte bei: „Wär es aber, daß es Ew. Liebden nit wollte helfen, so wär es doch ohne allen Schaden." Oft wird bei Krankheiten um die Uebersendung eines Arztes von einem Hofhalt an den anderen gebeten, in einem Briefe Elisabeths von Württemberg an ihren Stiefbruder Markgrafen Friedrich von Brandenburg kommt die Warnung vor dem unfähigen Arzt Dr. Machinger vor, von dem das allgemeine Gerücht in Schwaben gehe, „er hab herzog Eberhard ertod." Kurfürstin Margarete von Sachsen schreibt ihren Söhnen über die Krankheit ihres Hofdieners Georg Stange und bittet sie, den alten Juden von Dresden kommen zu lassen, weil ihm bisher die Arznei wenig geholfen habe. „Auch hat er jetzund zur heiligen Osterzeit deswillen, daß er von den Juden hat Arznei genommen, nicht können absolviert werden . . . . . bitten wir, ihr wollet solches Doctor Tronitz in Meißen lassen vorlegen und bei ihm erwirken, daß er ihm ein Breve wolle senden, darauf er möge absolvirt und mit den Sacramenten versehen werden." Da haben wir das rechte Mittelalter in seiner Beschränktheit vor uns, wie es sich ähnlich auch zeigt in einem Briefe Margaretes an ihren Sohn Albrecht, in dem sie ihn von einer Reise ins heilige Land zurückzuhalten sucht: „ist uns von mehr denn einem, die sich auf die Astronomie und Himmelskünste wohl verstehen, zu erkennen gegeben, wie sich dies Jahr in viel und mancherlei gefährlicher Verwandlung erschreckliche, große, unglückselige Zufälle und seltsame Geschichten sollten begeben." — Weiter geben mancherlei Aufträge und Uebersendung der verschiedenartigsten Geschenke Anlaß zu Briefen; da wird, außer den schon erwähnten Hunden, Falken, Pferden zu Jagd und Turnier, Harnisch, Schwert, Armbrust geschenkt, auch Gürtel, Münzen, Ringe, Spangen, Perlenschnüre; zusammen einmal Schmuck, Becher, Käse und Unterhemden. An Geschenken für Frauen finden wir häufig Handarbeiten, gestickte Aermel, Hauben usw. Von der Uebersendung einer Haube wird auch geredet in den reizenden Freundschaftsbriefen der Gräfin Margarete von Nassau an Gräfin Mechthild von Kleve, aus denen wir uns nicht versagen wollen einige Proben mitzutheilen: „Wisset, herzliebe Muhme, daß ich durch Gottes Gnade gesund bin, was ich allezeit von euch zu vernehmen begehre wie von mir selber, und daß ich euch gerne sähe, da mich gar sehr nach euch verlangt, obwohl die Zeit nicht lang ist, daß ich euch gesehen habe. Doch wisset, daß sie mich lang dünket. . . . . Liebe Muhme, ich muß euch einen Dieb schelten, denn ihr habt mir mein Herz gestohlen. Und ich glaubte doch, daß ich es in meiner Gewalt hätte, nun dünkt mich aber, daß ich keine Gewalt darüber habe. Und wisset, liebe Muhme, hätte ich einen guten Freund, den wollt ich vor euch warnen, da ihr so gar gefährlich seid. . . . . . Wisse, daß ich lange zu dir gesandt hätte, nur daß die Haube nicht bereit war, die ich dir sende; und ich bitte dich, sie um meinetwillen lieb zu haben, und bitte dich, wenn du sie aufsetzest, an mich zu gedenken. Wisse auch, liebes Schwesterchen, so ferne ich auch von dir bin, daß du doch allerwege in meinem Herzen und Gedanken bist, und ich kann dir nicht so viel und nicht so deutlich schreiben, wie ich es von Herzen durchaus meine."

Von dem, was den Tag der Frauen jener Zeit ausfüllte, erfahren wir nur wenig, trotz der vielen Frauenbriefe in der Sammlung, die z. Th. zu deren schönsten Stücken gehören. Die Arbeiten der Hausfrau mögen nicht viel Stoff geboten haben zur Erzählung. Den fürstlichen Frauen aber, denen es nicht beschieden war, Hausfrauen zu werden, lag es nahe, sich dem Dienst der Kirche zu weihen, deren enge Beziehungen zum irdischen Leben wir auch hier erkennen, und in ein Kloster zu gehen. Fast von all den fürstlichen Familien, von denen die Sammlung Briefe enthält, ist irgend ein Mitglied Klosterfrau. Sie wurden dann gewöhnlich Priorin oder Aebtissin, damit dem Kloster Schutz und Unterstützung der Familie zutheil werde. Durchaus nicht immer finden wir in ihren Briefen die Zeichen von Weltabkehr und Entsagung; vielmehr muthen uns die Worte der Aebtissin Elisabeth Herzogin von Mecklenburg recht irdisch an: „Denkt an uns, wenn ihr eure Schweine schlachten laßt: wir essen ganz gerne Mettwurst und Leberwurst, die gut ist, auch frisches Rippesper, und gedenket unser bei unseren Brüdern, daß sie uns zwei ordentliche Speckseiten schicken." Des Gegensatzes halber stellen wir daneben die Worte der Aebtissin Markgräfin Dorothea von Brandenburg: „Ich habe nach keinen Ehren je gerungen von dieser Welt und habe verschmäht die Ehre dieser Welt und bin in ein Kloster gegangen, damit ich Gott dem Herrn diente, und mein Herz nichts anderes kümmere, damit ich meine Belohnung fände bei Gott meinem Herrn." Wohl hören wir von diesen Klosterfrauen manche bewegliche Klage über großen Mangel, über Nothdurft an allen Dingen, über die Armuth der Schwestern, aber das Kloster bot ihnen wenigstens ein gastlich Dach, ein gastlicheres sicher als das eigene Haus vielen der fürstlichen und adligen Frauen, bei deren Verheirathung nur Politik — wie ja auch jetzt noch oft — oder Familieninteresse, nicht das Herz gesprochen hat. Eine traurige Geschichte erzählen nicht wenige Blätter des Buches von trostlosem Ehestreit und unglücklichem, durch Eigennutz und Berechnung hervorgerufenen Familienzwist. Heinrich von Rosenberg schreibt an seinen Schwager Hans von Liechtenstein, er möge seine Gattin Bertha liebevoller behandeln, wie es einer von Rosenberg und von Liechtenstein zukomme; denn er habe gehört, jener wolle ihr ganzes Hofgesinde, das ihr ihr Vater mitgegeben, wegschicken. Ergreifend ist die Klage der Pfalzgräfin Amalie von Veldenz über ihre Schwiegereltern: „Sie mögen nicht mit mir essen; sie sprechen, wenn sie mich ansehen, so schmecke ihnen weder Essen noch Trinken. Ach Gott, wie thut es mir so weh in meinem Herzen! Ich wollte nicht größerer Freude begehren, denn daß mich der Tod holte, daß ich doch los käme von dieser Marter." — Diesen traurigen Bildern fügen wir zum Schluß ein freundliches bei, der unglücklichen Tochter lassen wir die glücklichen Eltern folgen: Albrecht Achilles von Brandenburg und seine zweite Gattin Anna. Herzliche Zuneigung zu einander spricht aus ihren Briefen, frische Natürlichkeit athmen sie, Humor leuchtet aus ihnen. Und wenn die übergroßen Derbheiten Albrechts recht bedenklich und seine obscönen Verse wirklich „nicht zur Lektüre in höheren Töchterschulen bestimmt" sind, so möchten wir doch, daß einige ausgewählte Proben aus den Briefen Annas in die Schullesebücher übergingen. „Ueber Ew. Liebden Gesundheit", schreibt sie ihm, „bin ich von ganzem Herzen erfreut, Gott gebe es lange, und bitte euch, mir das oft zu verkündigen, da mir Zeit und Weile gar lang ist, wenn ich keine Botschaft von euch bekommen kann. Wenn ich schon Botschaft hinabsende, so kommen sie langsam wieder. Wenn mir Ew. Liebden schreibt, ich soll euch scherzhafte Nachrichten schreiben: so ist mir und meinen Jungfrauen aller Scherz vergangen, da ihr so lange ausbleibt und so fern von uns seid, daß wir des Scherzes wohl vergessen. . . . Auch hab ich ew. Liebden vormals mit eigner Hand geschrieben, da habt ihr mir keine Antwort darauf gegeben durch Kunz von Zedlitz: so mein ich, ihr könnt meine Schrift nicht lesen; darum hab ich einen andern lassen schreiben; ich meine, ew. Liebden kann die Schrift besser lesen als meine, da ich böse Schrift schreibe. Und ich bitte, Ew. Liebden lasse mich nicht ohne Botschaft und lasse mir oft verkündigen, wie es euch gehe, da ich sonst keine Lust oder Freude habe, als wenn ich Botschaft von euch habe."

Nur einige Züge aus dem Bilde des Lebens jener beiden Jahrhunderte, das uns die Sammlung bietet, haben wir in unserem Berichte hervorheben können, aber sie zeigen schon, welche Fülle des Interessanten uns hier vor Augen geführt wird, sie rechtfertigen den Wunsch, daß uns der II. Band, der die Briefe von Geistlichen und Bürgern umfassen soll, bald beschert werden möge. Als Neuwort für diese 1. Abtheilung der Denkmäler der deutschen Kulturgeschichte dürften sich die Worte eignen, die Chamisso einmal seinem Freunde Lasoye geschrieben hat: „Verwahre meine Briefe, Briefe sind Archive."

Berlin. Richard Böhme.

Zum vierten Bande von Hans v. Bülow's Schriften.

Ein Buch des Kampfes und einigen Martyriums ist dieser vierte Band eines Werkes*), auf dessen früher erschienene Theile die Leser dieser Zeitschrift wiederholt aufmerksam gemacht wurden; das Titelblatt trägt bezeichnende Verse aus dem „Faust" als Motto:

Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß,
Miteinander wechseln, wie es kann:
Nur rastlos bethätigt sich der Mann.

Ein zweites Motto, freilich ein antithetisches, hätte man in der brieflichen Aeußerung Franziska v. Bülow's an ihre Tochter (S. 204) finden können: „Daß die Menschen sich so häßlich anfeinden, so unschön sprechen, schreiben, handeln, um der Kunst des Schönen, Harmonischen willen!"

Denn zweifelsohne wäre bei allem hohen Interesse, das man diesen Dokumenten eines der wichtigsten Abschnitte neurer deutscher Musikgeschichte entgegenbringt, der Gesammteindruck ein wesentlich unerfreulicher, wenn er nicht vielmehr in gewissem Sinne ein tragischer wäre. Das tragische Moment aber liegt darin, daß wir den unendlich energischen und ebenso sensitiven Künstler sich bis zum Fanatismus in Ueberzeugungen hineinverrennen sehen, für die er kämpft und leidet und von denen wir doch wissen, daß er sie später mit derselben Ehrlichkeit verläugnen wird, mit der er ihr heißblütiger Verfechter geworden war. Daneben her läuft noch eine andere Tragik: das allmählig mehr und mehr bewußte Verzichten des Künstlers auf eigene Produktion in der Hingabe an Genien, vor deren Schaffen sein eigenes Können ihm unzulänglich erscheint. In einem Briefe an Richard Pohl (31. Juli 1862) schreibt Bülow; „Du weißt nicht, was alles um mich und in mir vorgegangen ist. Ich habe mich selbst, meine eigene Individualität durch stete Hingabe an so und so viele Personen verloren: — der redliche Finder wird gebeten u. s. w. — jetzt bin ich weder mir noch Anderen etwas nütze." Man lasse sich durch den Versuch des Scherzwortes vom redlichen Finder nicht irre machen; es war von jeher Bülow's tapfere Art, Wunden der Seele hinter einem Sarkasmus, einem Witz zu verstecken. Thatsächlich lebte er nicht mehr sich selbst, sondern denen, für die er rücksichtslos kämpfte, — Wagner und Liszt.

Die neun Jahre — 1855 bis 1864 — waren auch für Richard Wagner die kritischen, in denen er oft verzweifelte, den passiven Widerstand der gleichgiltigen Welt und den aktiven seiner künstlerischen Gegner zu besiegen. Doch waren es auch die Jahre, in denen „Tristan und Isolt", „Die Nibelungen", „Die Meistersinger" entstanden, Werke, welche Bülow in der Partitur kennen lernte, bevor ein anderes Auge sie sah, und die ihn mit grenzenloser Bewunderung, aber auch mit ingrimmigem Zorn gegen diejenigen erfüllten, die noch immer dem Genius Wagner's Opposition zu machen wagten. „Nach ‚Tristan' gibt es nur noch zwei Parteien — die Leute, die etwas gelernt haben und die, welche nichts gelernt haben. Wen diese Oper nicht bekehrt, der hat keine Musik im Leibe . . . Die Oper ist der Gipfelpunkt bisheriger Musik," heißt es in einem Briefe an Franz Brendel (1859). Und über den ersten Akt der „Meistersinger" schreibt Bülow an Richard Pohl (1862) „Ungeheurer Musikreichthum und Humor, gegen der Shakespeare'sche fadenscheinig." An Julius Stern richtet er von Zürich aus, wo er im September 1857 in Wagner's Nibelungenpartitur Einblick gewonnen, die überschwänglichen Zeilen „Etwas Aehnliches, Annäherndes ist nicht geschrieben worden — überhaupt nicht — nirgends — in keiner Kunst, in keiner Sprache. Von da darf man auf alles Andere herabsehen, alles Andere übersehen. Es ist eine wahre Erlösung aus dem Weltkothe . . . Was beklage ich Sie in Ihrem Atheismus: so sehr ich Ihr Kämpfen und Wirken bewundere, so sehr wünschte ich Ihnen die Anschauung eines Höchsten, Lebendigen, das Ihnen der todte Sebastian nie und nimmer ersetzen wird".

Bei solcher unbedingter Hingabe an Wagner ist es nicht zu verwundern, daß Bülow sich in eine fanatische Ausschließlichkeit hineinarbeitete, die neben dem Einen keine anderen Götter dulden wollte, den einzigen Liszt ausgenommen, von dessen Faustsymphonie er in einem Briefe an Louis Köhler (1860) urtheilt, sie sei neben „Tristan" das einzige Werk's das seit Beethoven's Neunter und Messe etwas tauge, fabelhaft himmelhoch, alles Andere dagegen pygmäenhaft." Und so ist es nur konsequent, wenn diese Einseitigkeit gelegentlich (in einem Briefe an Felix Dräseke vom 17. November 1861) einen allem freien Kunstschaffen Hohn sprechenden Ausdruck findet; „Was wir brauchen, ist ein musikalischer Despotismus, eine furchtbare Autorität, die die Gemeinheit der Individuen nicht auskommen läßt, oder wenigstens dämpft. Keine Anarchie mehr in der „freien" Kunst. Deshalb vor Allem rückhaltlose Wahrheit den Mittelmäßigkeiten gegenüber, keine Ermuthigung."

Den letzten Satz wird Jeder unterschreiben, dem es mit der hohen Kunst ernst ist. Aber wie gefährlich die vorangehenden Worte sind, liegt ebenfalls am Tage; sie klingen wie der Trompetenstoß zur Ankündigung einer Cliquewirthschaft, die für die Kunst ein Papstthum mit Infallibilität zu errichten versucht. Es entspricht diesem Parteigeist, wenn Bülow und Hans v. Bronsart sich darüber aufhalten, daß in der Brendel'schen Zeitung, dem eigenen Parteiorgan, einmal ein Werk eines Vertreters der neuen Richtung, die Karnevalouvertüre von F. Dräseke, abfällig war beurtheilt worden. Den Parteigenossen gegenüber soll offenbar jene Verwerfung aller Mittelmäßigkeit nicht gelten. Bülow schreibt am 5. März 1862 an Hans von Bronsart in dieser Beziehung: „Das Einzige, was uns Achtung bei den Gegnern erzwingen kann, ist festes Zusammenhalten, entschiedenste Vertretung unserer entschiedenen Parteigenossen."

Das Schädliche alles solchen Parteigeistes tritt nun in den Briefen namentlich auch da überall zu Tage, wo von andern Komponisten die Rede ist. Mendelssohn, Schumann, Brahms, Gounod, Meyerbeer werden in dieser Periode kaum anders als mit mitleidiger Geringschätzung, oder mit verächtlichem Hohn genannt. Was freilich die „Schumanngruppe" betrifft, so läßt sich dies durch den berühmten Protest entschuldigen, den Brahms, Joachim, Julius Otto Grimm und Bernhard Scholz im Jahre 1860 gegen die „sogenannte Zukunftsmusik" und die „sogenannte neudeutsche Schule" erließen, wie deren Grundsätze in der Brendel'schen Musikzeitschrift ausgesprochen waren. Doch geht auch da der leidenschaftliche Haß ins Maßlose. „Verachtung des Schumann'schen Auswuchses" liest man in einem Briefe an Hans von Bronsart (am 17. Oktober 1861). Und unterm

*) „Nation", Jahrgang 1896, 18, 19 und 8. Hans v. Bülow. Briefe und Schriften. Herausgegeben von Marie v. Bülow. IV. Band. (Dritter Band der „Briefe Hans v. Bülow's" 1855—1864. Mit 2 Bildnissen. Leipzig, Verlag Breitkopf & Härtel 1898.

10. Oktober an denselben Adressaten: „Betreffs Brahms und — — begreife ich nicht die Ehre, die Du ihnen anthust. Mein Motto — — ist das Tannhäuser'sche: Nicht such' ich Dich, noch Deiner Sippschaft einen. Entweder Liszt'sche Musik ist Unmusik, aber jene Leute sind auf dem Holzwege."

Wer es Bülow damals vorausgesagt hätte, daß dieser „Schumann'sche Auswuchs", Brahms, das künstlerische Ideal seiner späteren, reifsten Zeit werden würde! Und welche warnende Lehre für Alle, die mit den Kunstbestrebungen ihrer Zeitgenossen sich beschäftigen, in dem Wandel der Ansichten eines so eminenten Geistes liegt! Wie eigenthümlich übrigens auch und wohl mehr als bloßer Zufall, daß zwei der sensitivsten und feinsinnigsten geistigen Organismen unseres Jahrhunderts, Nietzsche und Bülow, nach beispiellos leidenschaftlicher Parteigängerei für Wagner's Kunstprinzip zum entgegengesetzten sich abwendeten!

Bülow selbst spricht über seinen musikalischen „Häutungsprozeß", wenigstens in Bezug auf Mendelssohn, in einem der in diesem Bande mitgetheilten Briefe. Es ist ein Schreiben an Emil Breslau in Berlin, aus Meiningen datirt vom 5. Juli 1884, also zwanzig Jahre später als alle andern Briefe dieses Bandes, aber hier mit Recht doch aufgenommen, weil durch dieses Schreiben die vorangehenden Briefe an Friedrich Wieck die nöthige Ergänzung erfahren. Hier lesen wir das freimüthige Geständniß: „Ich habe mich eben unterfangen, mich zu „häuten", reifer, musikalischer zu werden und zu letzterem Resultate allerdings wesentlich zu „entzukünsteln". Mit Vergnügen lasse ich es mir gefallen, wenn man es mir mit Bezugnahme auf frühere, geräuschvolle Schwärmerei als Charakterlosigkeit auslegt, daß ich z. B. heute das vollkommenere Ideal der „symphonischen Dichtung" in Mendelssohn's Ouvertüren zu Hebriden, Melusine, Meeresstille verehre."

Es bedarf keines besondern Hinweises, daß kein Verständiger in der Wandlung künstlerischer Ansichten einen Mangel an Charakterfestigkeit erblicken wird. Nur das Eine dürften vielleicht die Schwarmgeister unserer Gegenwart aus diesem Beispiele entnehmen, wie sehr man allen Grund hat, bescheiden sich zu äußern und dem eigenen Urtheile manchmal zu mißtrauen, wenn selbst ein Geist wie Bülow solche extreme Schwankungen durchzumachen hatte.

Was nun in allen diesen Kämpfen, welche Bülow gegen die öffentliche Meinung von „Philistrapolis", wie er einmal Berlin nennt, auszufechten hatte, ihm die Gloriole des Helden und des Märtyrers, auch da verleiht, wo wir die Heftigkeit seiner Ausfälle nicht billigen können, das ist die Selbstlosigkeit, die er hiebei bewährte. Mit Recht macht die Herausgeberin der Briefe in einer Zwischenbemerkung darauf aufmerksam, daß die Zusammenstöße Bülow's mit Andersdenkenden „ausschließlich in der Begeisterung für Kunstwerke, niemals in der Vertheidigung der eigenen Person, eigener Erfolge, ihren Ursprung hatte. Es dürfte kein Fall bekannt sein, in welchem Bülow sich seiner selbst wegen ereiferte, ja auch nur gerührt hätten". Und weiter weist sie darauf hin, wie Bülow's nach allen Seiten fieberhafte Thätigkeit die Kräfte seines zarten Körpers beständig überanstrengen mußte. „The world's work is done by its invalids — der bekannte Ausspruch drängt sich unwillkürlich in den Sinn bei Betrachtung der Bülow'schen Thätigkeit jener Jahre. Nicht eindringlich genug kann es wiederholt werden, daß ein Leidender die schweren Kämpfe für die gute Sache auf dem Berliner Boden zuerst zu bestehen hatte, ein durch des Lebens Mühsal in allen ihren Gestalten fortwährend Erregter, Bedrängter. Auf diesen Umstand ist wohl vor Allem die Heftigkeit der Form seiner Angriffe oder seiner Abwehr zurückzuführen."

Man darf auch, wenn man gerecht sein will, nicht außer Acht lassen, daß Bülow's von Haus aus streitbares Naturell noch reizbarer wurde durch den steten innern Konflikt mit seiner Lebensstellung. Er war Lehrer des Klavierspiels am Stern'schen Konservatorium in Berlin. Eine einzige Briefstelle genügt, um zu zeigen, wie sehr er sich hier als Pegasus im Joche fühlte. In einem seiner temperamentvollen Billette an Julius Stern (15. Nov. 1857) heißt es: „Daß ich meine Zeit kostbar genug finde, um mich in der Eintheilung derselben nicht an das pretentiöse Belieben von ein paar Berliner jungen Gänsen, die in Noten schnattern wollen, zu kehren, sondern nur erlaube, selber die Zeit zu bestimmen, zu welcher ich der Diener derselben sein kann, werden Sie hoffentlich nicht als eine himmelstürmende Vermessenheit betrachten?" Doch würde man sich eines schweren Irrthums schuldig machen, wenn man dächte, Bülow habe seine Lehrerpflichten, weil sie ihm kein wahres Genüge geben konnten, irgendwie vernachlässigt. Im Gegentheil! Gerade weil er die einmal übernommene Aufgabe ungemein ernst auffaßte, was außer in den Briefen auch in den diesem Bande beigegebenen Schulberichten Bülow's und in den von ihm abgefaßten Zeugnissen über einzelne Schüler des Konservatoriums genügend dokumentirt wird, gerade deshalb war ihm seine Lehrerstellung eine so schwere Last. Man muß der Herausgeberin vollständig beipflichten, wenn sie, was Bülow's Pflichterfüllung an der Schule betrifft, in den hierüber Auskunft gebenden Schriftstücken, das moralische Moment einer geradezu leidenschaftlichen Gewissenhaftigkeit" als auffallend hervorhebt. Hier ordnete er denn auch seine persönlichen Abneigungen gegen gewisse Tondichter dem pädagogischen Prinzip unter, so daß wir z. B. in seinem Schulbericht aus dem Jahre 1855 einmal lesen: „Gerade bei Mendelssohn'scher Musik kann man klavierspielende Damen am sichersten zu einem gesunden und verständigen Spiel zwingen, weil bei diesem Genre am ungenirtesten und haarsträubendsten edle Einfachheit zu gemeiner Trivialität herabgezogen wird." Aber, wie gesagt, seine Stelle am Stern'schen Konservatorium — 400 Thaler Gehalt der neun wöchentlichen Unterrichtsstunden — wurde von ihm als schwere Frohn empfunden. In einem langen Briefe vom 28. September 1861 an Alexander Ritter, den Freund in Schwerin, dem er sein ganzes Herz ausschüttete, heißt es hierüber: „Das Lehrmetier bringt mich um, sei es, daß ich zu wenig kaltblütig, zu wenig geschäftsmäßig verfahre — das wirst Du von mir nicht anders erwarten — sei es, daß meine Nerven zu empfindlich sind." Hiezu nun die Anfeindungen, die Bülow besonders seit seiner ersten „Konzertrede" erfuhr, die er im Januar 1859 hielt, als nach einer von ihm dirigirten Aufführung der symphonischen Dichtung: „Die Ideale" von Liszt stark gezischt wurde. „Ich bitte die Zischenden, den Saal zu verlassen; es ist hier nicht üblich zu zischen!" Ein Brief der Mutter theilt diese vom Podium aus gesprochenen Worte mit und schildert den Eindruck, den sie auf die Versammlung machten. Und am 10. Februar schreibt Franziska v. Bülow an ihre Tochter: „Er ist mit einer Erbitterung, Haß, Neid und Gemeinheit angefallen und verfolgt worden, von der man sich keine Vorstellung machen kann, wenn man es nicht selbst erlebt hat" u. s. w. Das Verhältniß zum Berliner Publikum wurde trotz dem freudigen Beifall, der dem Klavierspiel Bülow's in den Konzerten reichlich gespendet wurde, niemals ein ganz gutes, da Bülow den Anlaß seiner Konzerte vor Allem immer dazu benützte, Werke der neuesten Richtung aufzuführen, die bei diesem „nüchternen, trockenen hülsenfruchtleichen, unpackbaren Menschenschlag hier in Berlin" „Danaidenarbeit" blieben. „Durch die rücksichtsloseste Verfechtung meiner musikalischen Grundsätze habe ich mir eine ehrenvolle Anzahl Feinde geschaffen, die mir als solche objektiv wenig genutzt und subjektiv viel Aerger gemacht haben. Meine Erfolge als Klavierspieler haben wenig vermocht, die gewonnenen Vorurtheile gegen das Mitglied der „Neuweimarischen Räuberbande" zu paralysiren . . . Berlin ist ein böser Ort, und doch kann ich die große Stadt mit einer kleinen durchaus nicht vertauschen."

Nach allen diesen Auszügen kennen unsere Leser jetzt die ungefähren Bedingungen, unter denen die in diesem Bande gesammelten Briefe Bülow's geschrieben wurden. Aber von dem Reichthum des Inhaltes macht man sich nach den vorangehenden Angaben, die sich hauptsächlich mit Bülow's musikalischer Polemik beschäftigen, noch lange keinen

Begriff. Eher wird dies möglich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß in diese Zeit Bülow's Heirath mit Fräulein Cosima Liszt fiel, ferner Reisen zu Richard Wagner nach Zürich, die Tannhäuser-Aufführung in Paris, bei der sich Bülow mit großer Aufopferung Wagner hilfreich zur Seite stellte, was sehr nothwendig war, da Dietsch, der Dirigent der großen Oper in Paris, nach Bülow's temperamentvollen Aeußerungen „eines der schäbigsten Rindviehe, der eselhafteste, dickfelligste, unmusikalischste aller Kapellmeister" war. Der Aufenthalt in Paris gab auch Anlaß zur Auffrischung der persönlichen Beziehungen zu Hector Berlioz, mit dem Bülow schon im Jahre 1858 Briefe gewechselt hatte. Ein prächtiges, langes Schreiben von Berlioz liegt dieser Briefsammlung bei. Er dankt Bülow für dessen bezaubernden Brief. „Je l'ai lue avec bonheur, comme un chat boit du lait". Der Brief handelt ausführlich von Werken, mit denen Berlioz sich damals beschäftigte, so besonders von seiner Oper „Die Trojaner", die in unserm Dezennium — 1893, wenn mir recht ist — in München einige Aufführungen erlebte. Später trat zwischen Bülow und Berlioz eine gewisse Spannung ein, weil Berlioz sich Wagner gegenüber einer Unhöflichkeit schuldig gemacht hatte. Wagner hatte an Berlioz die Partitur von „Tristan und Isolt" mit der Widmung gesandt:

à Romeo et Juliette
leurs reconnaissants
Tristan et Iseult.

Daß Berlioz drei Wochen lang diese Artigkeit unbeantwortet ließ, war für Wagner „ein Stich ins Herz". Bülow schreibt an Richard Pohl (2. Okt. 1861) hierüber: „Ich kenne nichts Herzloseres, als dieses dreiwöchentliche Schweigen", und Berlioz kommt ihm als einer der egoistischesten, undankbarsten Menschen vor. Richard Pohl wird in demselben Briefe aufgefordert, ein publizistisches Wirken in Deutschland auch für Berlioz einstweilen zu unterlassen: „Zu einem Athem für Gott, Sohn und heiligen Geist Propaganda machen, geht nicht. Kein Mensch hat es bisher fertig gebracht, für mehr als einen großen Mann auf einmal zu wirken. . . . Unsere thätige Begeisterung kann sich nicht für die Trinität auf einmal geltend machen. Dieß Eine in der Trinität zu erfassen, gehört der Nachwelt. Wir haben die Pflichten der Mitwelt zu erfüllen und hierbei sogar zuförderst die triviale Schranke der Nationalität zu ziehen. Wagner und Liszt stehen uns in diesem Augenblicke weit näher. Ich werde Berlioz'sche Stücke in meinen Konzerten aufführen, Bronsart auch. Das ist ganz genügend." (Und nun folgt die Mittheilung über Berlioz' „Herzlosigkeit" Wagner gegenüber.)

Zu solchen persönlich interessanten Stellen kommen nun in den Briefen die zahllosen geistreichen Anmerkungen über Musik und das Wesen der Kunst, so z. B. eine von Bülow in einem Briefe an Alexander Ritter reproduzirte Unterscheidung Dräseke's zwischen Genie und Talent: „Genie ist, wenn man die Leute zum Entsetzen treibt. Talent, wenn man dieselben auf anständige Weise zu langweilen versteht." „Ich bin für das Entsetzen," fügt Bülow bei. Natürlich wird auch eine Menge damals noch neuer Tondichtungen kritisch erwähnt, — Gounod's „Faust" z. B. und so manches andere, ebenso Werke älterer Musik, wobei sich Bach gegenüber in Bülow's damaliger Periode eine ziemlich ablehnende Haltung kundgibt. Das Dmollconcert von Bach z. B. ist ihm „vollkommene Nichtmusik, völlig grauenhaft."

Diese paar Andeutungen müssen genügen, um dem Leser wenigstens eine Ahnung von dem reichen und anregenden musikalisch-künstlerischen Material zu geben, das in diesen Bülow-Briefen aufgespeichert ist. Dabei wird die Lektüre auch da, wo das gegenständliche Interesse für den Leser von heute ein kleineres ist, weil ihm manche den Brief veranlassende Umstände unbekannt oder gleichgiltig sind, doch kaum jemals langweilig. Das läßt ein Briefstil nicht zu, der so treu die mit dem elektrischen Fluidum der Geistigkeit gleichsam bis in die Fingerspitzen geladene Persönlichkeit wiedergibt. Ein flimmerndes Spiel von Sarkasmen und Witzen verleiht den Briefen Glanz und Leben. Die Späße sind bald fein, bald derb; selbst lustige Namensverdrehungen müssen manchmal herhalten. Auch die Verlagsfirma, in der nun dieser Briefwechsel erschienen ist, entgeht als „Schmalfuß und Weichel" diesem Schicksal nicht. „Augias haben riesigen Marstall in Berlin," heißt es einmal. Sich und seinesgleichen nennt Bülow gelegentlich „Paria's der Zukunftsmusik." „Stern hat den Orchesterverein für immer an den Nagel gehangen, den er nie auf den Kopf zu treffen vermocht hat." Als ihm ein zweites Töchterchen geboren ist, meint er: „Es fehlt nur die Dritte, um mich zum Lear auszubilden." Selbst faule Junggesellenwitze werden nicht unterdrückt. Im Hinblick auf die Hochzeitsreise schreibt er an Peter Cornelius: „Wehmüthig gedenke ich der Seufzer, welche mir in jedem Hotel jeder Kellnerruf entlocken wird: „Garçon! — gewesen." Zuweilen erzählt er auch einem Freunde irgend eine lustige Anekdote, (so Seite 464 in dem Brief an Dräseke, wo bei einer zweiten Auflage jedoch die Anmerkung gestrichen werden muß, da sie die Pointe des Spaßes zerstört). Auch ein ungedrucktes Gedicht Heine's wird (in einem Brief an Alfred Meißner) zitirt:

„Morgens ging ich in die Kammer,
Komödianten auszupfeifen:
Abends in's Theater, um mir
Geistesbildung einzuseifen."

Ein Verzeichniß der Briefempfänger hier noch folgen zu lassen, würde zu weit führen; ihre eigenen Briefe oder Antworten sind nur ganz ausnahmsweise mitgetheilt, so einige Briefe Lassalle's. Im Anhang finden wir das von Bülow unter dem Pseudonym W. Solinger für vierstimmigen Männerchor komponirte „Bundeslied des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins" auf einen Text von Georg Herwegh. Zwei Porträte, von denen das eine die ganze Figur am Dirigentenpult mit der Partitur der „Ideale" darstellt, schmücken diesen vierten Band des großen biographischen Werkes, das in der Musikgeschichte unserer Zeit bleibend seinen Platz behaupten wird.

J. V. Widmann.

Hedenstjerna.

Ich bin — kaum wage ich es zu gestehen — kein Freund der „Moderne". Ich kann nicht einmal diese dem Ausdruck „Antike" nachgebildete Sprachform angenehm finden. Sie wirkt auf mein Gehör wie die Musik des Dudelsacks. Aber darüber ließe sich hinwegkommen, wenn die Flagge der „Moderne" eine geistige Waare deckte, die mehr wäre, als bloße — Contrebande. Ich mag mich täuschen, aber es kommt mir vor, als ob bei all diesem Naturalismus, Symbolismus, Mystizismus, bei dem Uebermenschen, dem Jenseits von Gut und Böse und der sonstigen litterarischen Titanenhaftigkeit recht viel Gigerlthum unterläuft. Entkleidet man den modernen Himmelstürmer seines hohen stilistischen Halskragens und seines naturalistischen Knotenstocks, so bleibt nur zu oft bloß ein dürftiges Männchen übrig, nicht eben geeignet, uns die Meisterwerke der Antike vergessen zu machen. Gar mancher glaubt, er sei schon originell, wenn er anders ist, als andere; vorübergehend mag man ihn auch dafür halten, ebenso wie wohl schon jemand zeitweilig für tief gegolten hat, der bloß unverständlich war. Auf die Dauer aber schlägt das Einfache alles Künstliche, und der durchsichtige Stil, der klare Gedanken wiederspiegelt, bleibt hoffentlich das Ideal der litterarischen Kunst. Unsere Moderne ist vielfach nur eine

andere Form der Schneidigkeit, d. h. eine Karikatur der Kraft. In dieser Karikatur tritt eine litterarische Impotenz zu Tage, die durch gesuchte Extravaganz über die innere Leere hinwegzutäuschen strebt. Gespreizte Worte, gespreizte Gefühle und gespreizte — Gefühllosigkeit!

Es würde, wie ich glaube, nicht schwer sein, in allen Zweigen der litterarischen Moderne diese unter Kraftmeierei sich verbergende Schwäche nachzuweisen. Aber man soll auch in der Ketzerei nicht zu viel des Guten auf einmal thun, und so will ich mich der Gastfreundschaft, die meinen unmodernen Anschauungen in diesen Blättern zu Theil wird, dadurch würdig zeigen, daß ich mich des Weiteren auf ein ganz enges Gebiet beschränke, auf das der Erzählung.

Ich lasse mir gern etwas vorfabuliren. Es kommt mir dabei auch gar nicht darauf an, daß das Erzählte wahr oder „wirklich" erscheint, wenn es mir nur etwas sagt. Das Genre oder die Nationalität ist mir dabei ebenfalls ziemlich gleichgültig. Es kann Lucian's „Esel" oder „ce cochon de Morin" von Maupassant, „Tom Jones" oder „Onkel Benjamin" sein. Die Moderne regalirt uns aber entweder mit einer Seelen- und Nervenquälerei, daß man vor lauter Seele den Körper nicht mehr sieht, oder mit einem Naturalismus, der aus der Natur nur eines meisterlich wiedergibt: das Platte und Banale.

In solcher Bedrängniß ist man immer froh, wenn man gelegentlich auf einen Erzähler stößt, der ohne die Prätensionen der ewig „Neuesten" uns ein Menschenschicksal mit ansprechender Einfachheit und wirklicher Lust am Fabuliren zur Darstellung bringt.

A. von Hedenstjerna ist keiner von den großen Erzählern, an deren Kunst sich eine Generation nach der andern erfreut, aber er verdiente es, aus dem Schwedischen ins Deutsche übertragen zu werden,*) denn er versteht uns zu rühren und zu fesseln mit den alten Mitteln der Erzählungskunst, die von der Moderne so gern verachtet werden, weil sie dieselben nicht zu handhaben versteht.

Was uns Hedenstjerna bietet, ist nicht gleichwerthig. Es ist viel Spreu darunter. Besonders den kleineren „Bildern aus dem Alltagsleben" merkt man es an, daß sie für den journalistischen Tagesbedarf geschrieben sind. Aber Erzählungen, wie „Marie aus dem goldenen Roß", „Fräulein Jenny's Stellungen" und vor allen „Herrn Jönsson's Memoiren" sind ganz vortrefflich.. Es handelt sich in allen drei Geschichten um das Schicksal jener tapferen Menschenkinder, die in früher Jugend gezwungen werden, sich auf die eigenen Füße zu stellen, und die sich wacker und erfolgreich durchs Leben schlagen. Marie ist das Mädchen mit guter Erziehung, die sich entschließt, Kellnerin zu werden, den Anfechtungen dieses Berufs gegenüber sich ihre Respektabilität zu behaupten weiß, und dann in dieser mühsam errungenen Achtung langsam altert, bis sie schließlich durch ein bescheidenes spätes Liebesglück für so viel Entsagung belohnt wird. Jenny geht als Gouvernante, Wirthschafterin, Stütze der Hausfrau, Komptoiristin, selbständige Putzmacherin durchs Leben, erfährt alle Demüthigungen der Abhängigkeit, bis das wunde Herz schließlich in einem idyllischen Glück zur Ruhe kommt. Herr Jönsson endlich, der wohlhabende Kaufherr, der am Abend seines Lebens zur Feder greift, um seine Schicksale aufzuzeichnen, ist der Sprößling eines armen Bauernpaars, das ihn mit zahlreichen Geschwistern im zartesten Kindesalter in dieser rauhen Welt allein läßt. Die Waisen werden vom Gemeindeältesten an den — Mindestfordernden versteigert, und der elternlose Knabe wächst hinter dem Spülfaß in einer dürftigen Arbeiterwohnung auf. Zum Hüten des Gemeindeviehs führt das erste Avancement, dann folgen Lehr- und Wanderjahre als Gehülfe eines Hausirers. Der Hausirer, eine prächtig gezeichnete Figur, stirbt und setzt den anstelligen Jüngling zum Erben ein, der dann langsam vom Hausirer zum seßhaften Händler und schließlich zum angesehenen Kaufmann aufrückt. In dieser Erzählung steckt ein lustiger und wehmüthiger Humor, der Erinnerungen an Fielding weckt. Die meisten der geschilderten Figuren sind mit Händen zu greifen, selbst der Gaul vor dem Hausirerkarren. Diese letztere Erzählung ist unseres Erachtens ein vollgültiger Beweis für Hedenstjerna's starke dichterische Kraft. Wer ihn kennen lernen will, darf „Herrn Jönsson's Memoiren" nicht außer Acht lassen.

Mir hat er besonders auch deshalb gefallen, weil er so gar nicht zur „Moderne" gehört.

Ferdinand Svendsen.

*) Uns liegen vier Bände kleinerer und größerer Erzählungen vor, sämmtlich bei Otto Hendel in Halle a. d. S. erschienen. Die deutsche Uebersetzung ist durchweg ansprechend.

Arbeiter-Erziehung in Amerika.

Die Mahnung, to educate our masters (unsere Herren zu erziehen), bezeichnet eine der wichtigsten Aufgaben jeder Demokratie. In Newyork sucht man jetzt dieser Aufgabe in einer Weise gerecht zu werden, die geeignet ist, auch das Interesse Europas zu erwecken.

Im März des vorigen Jahres thaten sich einige praktische Sozialreformer zusammen, um Lehrkurse für erwachsene Arbeiter ins Leben zu rufen, in denen, von den wichtigsten Tagesfragen ausgehend, speziell historisch-politische und sozialpolitische Probleme zur Erörterung und Diskussion gelangten. Redner und Gelehrte von unerkanntem Ruf stellten sich der Idee zur Verfügung und das Experiment glückte über Erwarten: die Arbeiter nahmen das lebhafteste Interesse an diesen Vorlesungen. Angefeuert durch diesen geglückten Versuch hat man nun für diesen Winter umfassende Veranstaltungen getroffen, um an drei Abenden in der Woche systematische Lehrkurse für Arbeiter durchzuführen. Man hat sich zu diesem Zwecke ausgezeichnete rednerische Kräfte und Versammlungsräume gesichert, in denen 1000—1500 Personen bequem hören können. Der Eintritt ist kostenfrei. Interessant ist das Programm der geplanten Vorlesungen.

In dem historischen Kursus wird ein Ueberblick gegeben über die Geschichte der wichtigsten Nationen in diesem Jahrhundert. England, Frankreich, Deutschland, Italien, Spanien, die Schweiz, Rußland werden neben Amerika abgehandelt, außerdem der letzte griechisch-türkische Krieg, Konstantinopel und die orientalische Frage, und endlich die Aufschließung des fernen Ostens: China, Japan, Korea. Ein zweiter Kursus umfaßt die Probleme der Kolonialpolitik. Die Evolutionen der englischen, holländischen, spanischen Kolonialpolitik werden historisch beleuchtet, eine Betrachtung der neu erworbenen fremden Besitzungen: Hawaii, Portorico, Cuba, Philippinen: schließt sich an.

Ferner gibt es eine Serie von Vorlesungen, in denen die für die Vereinigten Staaten so außerordentlich wichtige Frage der Munizipalreform behandelt wird; eine andere, in denen über philosophische Reformer wie Emerson und Tolstoi, eine dritte, in denen nach einander über Tennyson, Victor Hugo, Lowell und die Maler Millet und Corot gesprochen wird.

Diese Aufzählung ist nicht erschöpfend, aber sie zeigt zur Genüge, wie sehr man sich hütet, vor den Arbeitern unmittelbar gegen die sozialistische Lehre zu predigen. Man verspricht sich eine bessere Wirkung, wenn man die allgemeine Bildung der Arbeiter hebt, ihnen Interesse für eine historische Betrachtung der Dinge beibringt und den Reformeifer über die unmittelbaren Arbeiterinteressen hinaus zu erweitern sucht.

Dieser Gedanke ist außerordentlich gesund und in den Vereinigten Staaten auch bereits auf so fruchtbaren Boden gefallen, daß das Vorgehen Newyorks alsbald in anderen Städten Nachahmung gefunden hat. Es wird sich lohnen, die Entwicklung dieser Bewegung aufmerksam zu verfolgen.

T. B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 16. Berlin, den 14. Januar 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser hat auf eine Glückwunschadresse des Berliner Magistrats in einem Schreiben geantwortet, das folgende Stelle enthält:

„Mit meinem Danke für die freundliche Aufmerksamkeit des Magistrats verbinde ich den Wunsch, daß die städtischen Behörden Berlins stets erfolgreich bemüht sein mögen, das Gemeinwohl der Bürgerschaft ohne Rücksicht auf politische und konfessionelle Gegensätze zu fördern und auf allen Gebieten der städtischen Verwaltung, besonders auch in sozialer und wirthschaftlicher Beziehung, Mustergiltiges zu schaffen."

Es wäre für den Monarchen beleidigend, wenn man nicht voraussetzen wollte, daß der Inhalt der Antwort ernst erwogen und ihre Bedeutung nachdenklich geprüft worden sei. Der Magistrat soll also seine Geschäfte führen ohne „politische und konfessionelle Gegensätze" zu berücksichtigen, und die vorgesetzten preußischen Behörden schaffen in der Frage der jüdischen Lehrerinnen und durch die Zurückweisung des sozialdemokratischen Stadtverordneten Singer aus der Schuldeputation Zustände, die unter Hervorkehrung „politischer und konfessioneller Gegensätze" eine gedeihliche Fortführung der Geschäfte geradezu erschweren.

Man mag ein ganz entschiedener Gegner der Sozialdemokratie sein; daß aber in einer Stadt mit einer so starken sozialdemokratischen Bevölkerung wie Berlin auch die Anschauungen dieses Theiles der Einwohner wenigstens gehört und zur Kenntniß gebracht werden, entspricht einem Gebote einleuchtender Klugheit. Nichts wäre verfehlter, als der Sozialdemokratie die Behauptung zu ermöglichen: In der städtischen Verwaltung, die auch von unseren Steuern erhalten wird, sind wir nicht in der Lage, als gleichberechtigte Glieder mitzuarbeiten; wir werden nicht allein überstimmt, was wir uns gefallen lassen müssen; wir werden einfach von der Arbeit ausgeschlossen. Welch ein bequemes Agitationsmittel wird damit der Sozialdemokratie zur Verfügung gestellt, und welch eine weitere Bequemlichkeit liegt darin, die begünstigte Stellung als Kritiker zugewiesen zu erhalten, die sich mit dem Tadeln begnügen darf, ohne dem Zwange zu unterliegen, Vorschläge zur Besserung in der Schuldeputation machen zu müssen. Und auf die Frage der drei jüdischen Lehrerinnen, durch deren Beseitigung nach Jahren und Jahren ehrlicher Arbeit die Seelenrettung Berlins gefördert werden soll, braucht überhaupt nicht nochmals eingegangen zu werden.

Ist es der Wille des Kaisers, daß „politische und konfessionelle Gegensätze" in der Kommunal-Politik Eingang nicht finden dürfen, dann müssen die der Stadtverwaltung vorgesetzten staatlichen Behörden diese kaiserlichen Worte als eine Desavouirung ihrer Haltung auffassen, und sie müssen aus dieser Desavouirung die nöthigen Konsequenzen ziehen.

Wie aber ist der Widerspruch zwischen diesen Worten des Monarchen und der Haltung der königlich preußischen Behörden überhaupt zu erklären?

Ebenso unbegreiflich wird allmählich die Frage, warum für den jetzigen Bürgermeister Kirschner die Bestätigung als Oberbürgermeister ausbleibt.

Schon jenes oben erwähnte Antwortschreiben des Kaisers an den Magistrat zeigt, daß bei dem Monarchen ein Unwille gegen die Kommunalverwaltung nicht herrscht. Und als der Kaiser nach seiner Orientreise zuerst wieder

Berlin betrat, erwiderte er auf eine Ansprache des Bürgermeisters Kirschner mit Worten, die für den Genannten verbindlich genug waren. Und doch keine Bestätigung. Warum? Woher wiederum dieser Widerspruch?

Man sagt, daß die Bestätigung darum nicht erfolge, weil die städtischen Behörden beschlossen haben, den Kirchhof, auf dem die Märzgefallenen des Jahres 1848 begraben liegen, mit einem Gitter zu versehen, das die Inschrift tragen soll:

„Ruhestätte der in den Märztagen 1848 in Berlin Gefallenen."

Daß es ein revolutionärer Akt sei, den Todten ihre Ruhestätte durch ein Gitter zu sichern, wird man nicht behaupten können, und so bleibt auch diese Berliner Oberbürgermeisterfrage ein Räthsel, doppelt widerspruchsvoll bei dem Austausch freundlicher Worte zwischen dem Monarchen und den kommunalen Behörden Berlins.

Die Politik ist keine leichte Arbeit, und wenn das Staatsschiff sicher vorwärts gebracht werden soll, dann werden die primitiven Regeln der Segelkunst nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Aber unverständlich bleibt es, wie überhaupt ein Kurs gehalten werden soll, wenn gleichzeitig für liberale Westwinde ein Segel und für reaktionäre Ostwinde ein anderes Segel gestellt wird, und wenn das Steuer bald in dieser bald in jener Richtung gehalten wird.

Wir halten die Politik der *Ausweisungen*, wie sie von Herrn von Köller in Nordschleswig betrieben wird, für unzweckmäßig, um jenes nationale Ziel zu erreichen, das jedem Deutschen am Herzen liegen muß, nämlich die Kräftigung der eigenen Volksindividualität und die allmähliche Aufsaugung von Elementen, die, in Deutschland wohnend, den Deutschen bisher ablehnend oder grollend gegenüberstanden. Wir sind der Ansicht, daß die Köller'sche Politik ihr Ziel nicht nur verfehlt, sondern überdies Deutschland positive Schädigungen zufügen wird, in ideeller wie in materieller Beziehung; wir werden an Achtung in der gesitteten Welt einbüßen, und wir werden Einbuße materieller Art durch Schädigung unserer Handelsbeziehungen erleiden.

Wer aber auch nicht auf diesem Standpunkt steht, der wird unbedingt zugeben müssen, daß die Ausweisungen eine beklagenswerthe Maßregel jedenfalls bleiben, die, wenn überhaupt, sich nur durch das Gebot ernster Nothwendigkeit rechtfertigen lassen. *Beklagenswerthe Maßregeln*, die sich gegen harmlose Personen mit Härte kehren, um auf Personen, die für politisch unbequem gehalten werden, einen Druck auszuüben, pflegte man bei gesitteten Völkern bisher weder mit Sieges- noch mit Freudenfesten zu begehen.

Als das Sozialistengesetz erlassen wurde, waren die Befürworter des Gesetzes nicht so geschmacklos, mit Bier, Musik, Reden und Fackelglanz die Thatsache zu begehen, daß deutsche Unterthanen, die man für Feinde des Reiches hielt, argen Verfolgungen ausgesetzt wurden. Diese Entwickelung hat unser Nationalempfinden erst neuestens in der Nordmark unter dem wohlwollenden Blicke des Herrn von Köller genommen.

In Hadersleben hat man Herrn von Köller ob der That gefeiert und bejubelt, daß er harmlose dänische Knechte, Milchmädchen und Kinderfrauen auswies, um dänisch gesinnte Preußen, die nicht für harmlos galten, zu bestrafen. Erinnert diese Politik an China, wo rückwirkend die Verwandten für die Thaten eines der Ihrigen zur Verantwortung gezogen wurden, so erinnern solche Festfeiern an weit weniger fortgeschrittene Länder als China, an Länder, wo man Trauer und Schädigung, Austreibung und Zerreißen von Familienbanden, die den Gegnern zugefügt werden, mit fröhlichen Festen begeht.

Seien wir lustig und vergnügt, Mitbürger! Trinken wir Bier, singen wir Lieder, und werfen wir frohgemuth die Fackeln zusammen, denn tausende von Personen, die wir bekämpfen, werden nunmehr so empfindlich geschädigt und verletzt in ihren Empfindungen und in ihrem wirthschaftlichen Wohlergehen, wie sich das nur ermöglichen läßt. Diese bitteren Verfolgungen seien uns eine Gelegenheit, vergnügt zu sein. Es lebe Herr von Köller, der ausgezeichnete Oberpräsident, der zu so fröhlichem Feste uns durch seine Trauer verbreitenden Verfolgungen den beglückenden Anlaß gibt.

Man wird sich mit politischen Gegnern darüber sachlich auseinandersetzen können, ob diese Ausweisungen zweckmäßig und politisch klug gewesen sind; aber darüber sollte es keine Diskussion geben, ob man die Inscenirung eines so ernsten und in jedem Falle traurigen Strafgerichts mit feuchtfröhlichem Feste begeht oder nicht. Freilich in den Kreisen des „Alldeutschen Verbandes" hegt man hierüber besondere Ansichten, und ein Professor Macke aus Hadersleben unternahm es, in der Ortsgruppe Hamburg dieses Verbandes durch einen sachlich werthlosen Vortrag als Herold der Köllerschen Thaten aufzutreten. Nach dem Grundsatz „Krieg ist eben Krieg" vertheidigte der Professor die nationale Mission Deutschlands, die im Norden nach Köllerschem Rezepte betrieben wird und die man dort — feiert. Und diese Feiern gehören in der That zu diesen Methoden, und zu dem Geist dieser Politik gehört der Takt dieser Ausweisungsfreudenfeste.

Herr von Köller ist gewiß kein bösartiger Mensch, der mit kalter Berechnung Grausamkeiten verübt. Die Berechnung, die kalte ebenso wenig wie eine andere, ist überhaupt nicht ein hervorstechender Zug im Charakterbild des Herrn von Köller. Was er thut, pflegt er mit einem Anflug von naiver Bonhommie zu thun, und in seiner naiven Bonhommie verspürte er gewiß einige Ueberraschung, als es Sensation erregte, daß er seine Ausweisungen als einen „Versuch" bezeichnete, und seine Ueberraschung wird eben so groß sein, wenn er bemerkt, daß das schöne Hadersleben er Fest mit seinem erbaulich schwungvollen Verlauf Anstoß erregt hat. Herr von Köller besitzt zweifellos auch gute Eigenschaften, z. B. die der vollen Offenheit, mit der er sich und sein Wesen ohne Rückhalt preisgibt; aber seine Hand ist wirklich etwas zu schwer, um das so überaus delikate Problem nationaler Fragen der Lösung näher zu bringen; seine wohlgemuthe mit Festen regalirte Thätigkeit wird nur gesteigerte Verwirrung zurücklassen.

In *Thorn* waren Mitglieder der Freisinnigen Volkspartei, der Freisinnigen Vereinigung und Nationalliberale in einer liberalen Provinzial-Versammlung für Westpreußen zusammengekommen, um gemeinsam politische Fragen zu berathen. Die einzelnen politischen Probleme, die erörtert worden sind, waren beachtenswerth genug; aber noch mehr Aufmerksamkeit verdient die Thatsache, daß die Vertreter dieser drei liberalen Gruppen, der eine nach dem anderen, den Grundsatz aufstellten, die konservative Reaktion läßt sich nur bekämpfen durch ein friedliches Zusammenarbeiten aller aufrichtig Liberalen.

Wie für die beiden Mecklenburg, so ist dieser Grundsatz nun auch in Westpreußen zur Anerkennung gelangt; zwar langsam, aber es gewinnt diese Anschauung doch augenscheinlich mehr und mehr an Boden, und nur auf dem Fortschreiten dieser Entwicklung beruht die Hoffnung, daß schließlich der Liberalismus wieder zu einer einflußreichen Macht in Deutschland gelangen kann.

Nichts ist daher auch erklärlicher, als daß ein Blatt wie die „Kreuz-Zeitung" die Bedeutung dieser Zusammenkunft herabzusetzen und von Neuem Gegensätze zwischen Freisinnigen und Liberalen hervorzuziehen sucht; so lange diese Versuche nicht auf der Linken Unterstützung finden, sind sie freilich bedeutungslos. Nicht die Gegner auf der Rechten sind die gefährlichsten Feinde der Liberalen, sondern die Gegner einer Kooperation, die es leider noch immer auch in den Reihen der Linken gibt.

Was Herr Landrichter Bischoff-Thorn, der der nationalliberalen Partei angehört, zu jener Versammlung sagte, sollte weithin ernste Beachtung finden:

„Die Ursache des Niederganges des Liberalismus sehe ich in zwei Punkten. Einmal fehlt den Liberalen jetzt der alte Bürgerstolz, den Liberalismus offen zu bekennen und zu bethätigen. Zweitens leidet

derselbe durch seine Zersplitterung in Fraktionen. Es wäre wünschenswerth, wenn aus dem Volke heraus eine große liberale Partei entstände. Diese Ueberzeugung ist viel mehr verbreitet, als man in gewissen Kreisen zugeben möchte."

In der That nur aus dem Volke heraus kann diese Bewegung gesunde Kraft gewinnen.

Armes Frankreich! Nach den Enthüllungen über die Korruption in den höchsten Stellen der Armee folgen nunmehr die Enthüllungen über die Korruption in den höchsten Stellen des Richterstandes. Bisher konnte man wenigstens vor dem Kassationshof Achtung hegen, nunmehr hat Herr Quesnay de Beaurepaire, Mitglied des Kassationshofes, es an der Zeit gehalten, auch diese Illusion zu zerstören.

Herr Quesnay de Beaurepaire legte sein Amt als Senatspräsident am Kassationshofe nieder und begann mit Veröffentlichungen über das angebliche pflichtwidrige Verhalten der Richter, die die Revision im Dreyfusprozeß zu führen haben.

Diese Enthüllungen sind erbärmlicher Klatsch von der verächtlichsten Sorte, den ein Aristophanes nicht umzuformen brauchte, um eine erbarmungslose Satire auf französische Zustände daraus fabriziren zu können. In diesen Klatsch mischt sich der Duft eines heißen Grogs mit den Düften des luogo segreto.

Wie soll dieses arme Land wieder zur Gesundheit gelangen, wenn solche verderbten und zugleich lächerlichen Gestalten über die höchsten Staatsämter verfügen.

Auf den Faschoda-Zwischenfall ist schnell ein Madagaskar-Zwischenfall gefolgt. England scheint gewillt, jetzt rücksichtslos die Rechnung mit Frankreich zu begleichen, das von Rußland augenscheinlich im Stiche gelassen wird, und das durch seine inneren Zustände so viel Schwäche offenbart. Indem England nunmehr die Streitpunkte mit Frankreich in Betreff der Insel Madagaskar ohne Schonung aufdeckt, drängt es Frankreich von Neuem vor die Frage: Nachgiebigkeit oder Konflikt mit der Aussicht auf kriegerische Verwicklungen. Diese englische Realpolitik wird in Frankreich die Schätzung der russischen Freundschaft mehr und mehr modifiziren.

* * *

Die Basis für eine friedliche Weltpolitik.

Der Cobden-Klub, dessen Leitung seit einigen Monaten in den Händen des ausgezeichneten Volkswirths Lord Farrer liegt, hat dieser Tage ein Memorandum veröffentlicht, das die gegenwärtig wichtigste Frage der Weltpolitik in einer Weise behandelt, die dem gesunden politischen Menschenverstande der Engländer Ehre macht. Das Memorandum führt aus, daß die Gefahren internationaler Reibungen in unserer Zeit vorzugsweise dort vorhanden seien, wo es sich um die Besitzergreifung wirthschaftlicher Kraftquellen in Ländern handelt, die bisher dem unmittelbaren Einflusse civilisirter Großmächte mehr oder weniger entzogen waren. Man denkt dabei vornehmlich an das große chinesische Reich, daneben aber kommen auch andere asiatische Gegenden und der größte Theil von Afrika in Betracht. Die Rivalitäten der Großmächte auf diesen wirthschaftlich noch zu erschließenden Riesengebieten nicht auch zu gefährlichen politischen Gegensätzen sich auswachsen zu lassen, das gehört ohne Zweifel zu den wichtigsten Aufgaben einer um den Weltfrieden besorgten Staatsmannschaft.

An diesem Gedanken setzt das Memorandum des Cobden-Klubs ein, um eine Propaganda für diese Politik zu empfehlen. Das Programm läßt sich in Kürze dahin zusammenfassen: freie wirthschaftliche Konkurrenz aller civilisirten Staaten in allen jenen Gegenden, die bisher der politischen Botmäßigkeit eines civilisirten Staates noch nicht unterworfen waren. Man sieht, dieses Programm ist keineswegs extravaganter Natur; es nimmt gebührende Rücksicht auf die einmal vorhandene historische Entwicklung und will nur für die Zukunft eine Quelle internationaler Streitigkeiten dadurch verstopfen, daß allen Trägern der gegenwärtigen wirthschaftlichen Civilisation in der Welt der Wettbewerb in der Ausbeutung der wirthschaftlich bisher zurückgebliebenen Theile der Erde unter gleichen Bedingungen ermöglicht werde. Für diese Politik hat man den Namen der „Politik der offenen Thür" gefunden. Dieses Wort ist im wesentlichen nur eine andere Bezeichnung für die Politik des Freihandels, des Freihandels, gewissermaßen beschränkt auf strittige Gebiete.

Es leuchtet ohne weiteres ein, von welcher Bedeutung für eine vernünftige und friedfertige Gestaltung der Weltpolitik die allgemeine Annahme jenes Grundsatzes wäre. Die Eifersucht der verschiedenen Mächte gegeneinander bei jeder Besitzergreifung eines bisher uncivilisirten oder nur halb civilisirten Stückes Erde beruht in beträchtlichem Grade auf der Befürchtung, daß der okkupirende Staat das in Besitz oder unter sein Protektorat genommene Territorium ausschließlich oder doch wenigstens vorzugsweise zur wirthschaftlichen Ausbeutung seinen eigenen Staatsangehörigen überlassen werde, wodurch naturgemäß die Zukunft aller übrigen, bei der Okkupation nicht betheiligten, Völker geschädigt wird. Wieviel gleichmüthiger würden alle derartigen Okkupationen behandelt werden, wenn die wirthschaftlichen Konkurrenten in allen Ländern überzeugt sein dürften, daß auf solchen Territorien keine ausschließenden Vorzugsrechte für eine einzelne Nationalität geschaffen würden! Der okkupirende Staat wäre dann gewissermaßen nur der Treuhänder einer Genossenschaft aller civilisirten Staaten, den von vornherein mit Mißtrauen zu betrachten, kein unmittelbarer Anlaß vorläge.

Mit Recht weist der Cobden-Klub in seinem Memorandum darauf hin, daß Großbritannien, indem es für das Mutterland und alle abhängigen Kolonieen bereits aus freien Stücken diesen Grundsatz der offenen Thür zur praktischen Durchführung gebracht hat, dem aufgestellten Programm einen sehr starken Rückhalt in der praktischen Politik gegeben habe. Von anderen Mächten würde einstweilen nichts weiter zu verlangen sein, als daß sie sich damit einverstanden erklären, daß für die noch nicht aufgetheilte Welt derselbe Grundsatz der Politik der offenen Thür für alle Völker maßgebend sein solle, einerlei, wer die politische Suprematie demnächst etwa ausüben werde. Es käme dabei nicht nur darauf an, daß eine Verbindlichkeit durch völkerrechtliche Verträge zwischen den konkurrirenden Staaten geschaffen würde, sondern vor Allem auch darauf, daß die öffentliche Meinung in allen betheiligten Ländern für jenen politischen Grundsatz gewonnen und auf diese Weise für die Aufrechterhaltung des Weltfriedens eine neue dauernde Garantie geboten würde. Dieses Ziel ist maßvoll, erreichbar und kulturfreundlich. Indem der Cobden-Klub dieses neue Ziel auf seine Fahne schreibt, macht er sich zugleich zu einem Hauptträger derselben Friedensidee, die in dem Manifest des Zaren einen menschlich-schönen Ausdruck, jedoch noch keinen rechten realen Inhalt gefunden hat.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

II.

Der Bund der Landwirthe hat durch eine Interpellation die Fleischnoth und die Viehsperren auf die Tagesordnung gebracht. Ursprünglich war die Absicht dahin gegangen, eine Rechenschaft von der Regierung darüber zu verlangen, daß sie überhaupt eine Enquete über eine angebliche Fleischnoth veranlaßt habe. Indessen ließ sich der Vorsitzende des Bundes der Landwirthe durch die konservative Partei veranlassen, Glacé-Handschuhe anzuziehen und

konnte um so bereitwilliger darauf eingehen, als ihm wohl die Sicherheit zu Theil geworden war, die Antwort der Regierung werde ihn befriedigen.

Die Agrarier erwarteten die Antwort: „Eine Fleischnoth besteht nicht und die Viehsperren werden überhaupt erhalten bleiben", und so ist die Antwort denn auch ausgefallen. Die Sperrvorschriften rechtfertigt die Regierung mit der Seuchengefahr und mit der Nothwendigkeit, den heimischen Viehbestand gegen Ansteckung zu schützen. Nun besteht bei den liberalen Parteien kein Zweifel darüber, daß soweit es nöthig ist, eine Seuchengefahr abzuwenden, das Mittel der Sperre unbedenklich angewendet werden muß.

Die Regierung wird nun aber von ihren eigenen Anhängern unbarmherzig im Stich gelassen. Jeder Vertheidiger der Sperrmaßregeln, mag er auch im Anfange das redliche Streben haben, sich lediglich an die veterinärpolizeilichen Erwägungen zu halten, fällt unwillkürlich in die alte Melodie: Die Landwirthschaft leidet Noth; der Bauernstand ist in Gefahr zu Grunde zu gehen. Die Preise sind zu niedrig. Die Einfuhrverbote haben den günstigen Erfolg, die Preise zu heben.

Die Regierung kann unmöglich verlangen, bei uns mehr Glauben als bei ihren Freunden zu finden. Wenn die Agrarier die Sperrmaßregeln in nähere Beziehungen zu den Preisen als zur Seuchengefahr bringen, kann es uns nicht verdacht werden, wenn wir dasselbe thun.

Die Höflichkeit und das Preßgesetz gebieten allerdings, daß wir den Ministern guten Glauben beimessen. Wir nehmen an, daß sie die Sperrmaßregeln nur zu dem Zwecke erlassen haben, der Seuchengefahr entgegenzutreten. Aber die Preßfreiheit gestattet uns, zu erwidern, daß die Minister sich im Irrthum befinden könnten, daß die Seuchengefahr keineswegs so groß und so dringend ist, um solche ausgedehnten Sperrmaßregeln zu rechtfertigen, daß dagegen diese Sperrmaßregeln eine Fleischtheuerung hervorrufen, deren Bedeutung die Regierung unterschätzt.

Die Regierung hat sich nicht der gleichen Höflichkeit beflissen, ihren Gegnern ehrliche Motive unterzulegen. Sie behauptet, daß die Gegner der Sperrmaßregeln ausländischen Interessen dienen. Eine seltsame Verkehrung! Wir wünschen, daß diejenigen Gesellschaftsklassen, denen die jetzigen Fleischpreise den Fleischgenuß schmälern oder ganz entziehen, besser versorgt werden. Wenn die heimische Viehzucht sie nicht versorgen kann, haben wir selbstverständlich nichts dagegen, daß sie sich vom ausländischen Landwirth versorgen lassen. Aber anzunehmen, es käme uns in erster Linie darauf an, dem ausländischen Landwirthe Absatz zu verschaffen, und erst in zweiter Linie darauf, dem inländischen Arbeiter Fleisch zu verschaffen, ist eine höchst seltsame Anschauung.

Eine Fleischnoth wird bestritten und nur eine Fleischtheuerung zugegeben, und auch diese vielleicht nur mit der Einschränkung, daß sie nur hier und dort und nicht für alles Fleisch auftrete. Es ist wohl nothwendig, hierauf mit einigen volkswirthschaftlichen Erörterungen zu erwidern, die denjenigen, welcher sich in wohlhabenden Verhältnissen befindet, nicht immer geläufig sind. Als Marie Antoinette hörte, das Volk murre, weil es kein Brod habe, fragte sie verwundert, warum es keinen Kuchen esse.

Für den gewöhnlichen Menschen steht dasjenige Gut, das er nicht bezahlen kann, genau auf derselben Stufe, wie dasjenige, das überhaupt nicht vorhanden ist. Gewiß gibt es Leute, für die es wenig darauf ankommt, ob sie ein Stück Fleisch mit Einer Mark oder mit Drei Mark bezahlen müssen. Aber für eine große Anzahl von Menschen steht die Sache so, daß wenn der Fleischpreis einen gewissen Punkt überschritten hat, sie auf den Fleischgenuß vollständig verzichten müssen. Und dieser Punkt ist vielfach überschritten. Ob man das eine „Noth" nennen will oder nicht, hängt weniger von dem logisch scharf trennenden Verstande ab, als von dem Mitgefühl, das man für fremde Leiden hat.

Man vertröstet diejenigen, denen jetzt das Fleisch mangelt, darauf, daß die deutsche Landwirthschaft ihre Viehproduktion steigern wird. Das ist eine Aussicht, welche für die Zukunft erfreulich ist, aber für die Gegenwart nicht sättigt. Man sollte aber glauben, daß ein Landwirth, dem es ernstlich um die Steigerung der Viehzucht zu thun ist, zuerst darauf verfallen müßte, die Abschaffung der Zölle zu fordern, welche ihm die Futtermittel vertheuern, zum Beispiel Mais. Wenn sie ihr berechtigtes Interesse wahrnehmen wollen, können sie auf die Unterstützung derer rechnen, die sie als ihre Feinde zu betrachten pflegen.

Proteus.

Ernst Moritz Arndt.

Ein halbes Jahrhundert lang hat Ernst Moritz Arndt auf das deutsche Volk einen großen und anregenden Einfluß geübt, der aus seinem kernfesten Wesen, unerschütterlichen Muthe, seiner treuen Vaterlandsliebe und begeisterten Freiheitssehnsucht, seiner tiefen innerlichen Bildung und seinem volksthümlichen Empfinden sich immer von Neuem auf die Mitlebenden geltend machte. Aber das strahlende Gestirn Bismarck's hat das seine erbleichen machen; die „Wacht am Rhein" löste das Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?" ab, da diese Frage 1866 und 1871 mit hinreichender Deutlichkeit gelöst worden war. Jetzt sind Arndt's Wesen und Werke vergessen, nur sein Name lebt fort nebst einigen seiner Gedichte, auch diese nur von Kindern gelesen. Es ist das eine Undankbarkeit und zugleich ein Verlust für die Gegenwart; denn, wie Häußer in der Deutschen Geschichte mit Recht sagte, einige seiner Schriften, zumal der „Geist der Zeit", gehören zum „Kräftigsten und Erweckungsreichsten, was je eine deutsche Feder geschrieben", und seine historische Auffassung vom Charakter und von den Aufgaben des deutschen Volkes ist an Größe und Innerlichkeit nur der Stein's und Fichte's zu vergleichen. Des Namens aber und des Ansehens, dessen er mit Recht noch bei den Deutschen genießt, haben sich die Reaktionäre aller Farben, mit Einschluß der Antisemiten bemächtigt und wollen ihn als einen der Ihren hinstellen. Da gibt das Erscheinen eines „Lebensbildes in Briefen", das fromme Anhänglichkeit und überkommene Treue ihm gewidmet haben,*) den willkommenen Anlaß, das Wesen des edlen Greises dem gegenwärtigen Geschlecht wieder vorzuführen, diesem zu zeigen, wer und wie Arndt — der dem Namen und dem Sein nach niederdeutsche „Aar" — wirklich war, wie er dachte und fühlte. Es gibt solche Betrachtung zugleich ein erwünschtes Gegenbild zu der Charakteristik eines anderen Führers aus der Zeit der Befreiungskriege und der Restauration, des von Arndt so bitter gehaßten Fürsten Metternich, die wir vor Kurzem den Lesern der „Nation" entrollen durften. Stoff dazu ist reichlich vorhanden: außer den Werken Arndt's nun dieser Briefwechsel, der, von den Herausgebern mit kurzen aber hinreichenden Erläuterungen versehen, außer den schon in verschiedenen Sammlungen zerstreuten Schreiben noch viele bisher ungedruckte von hohem Werthe bringt. Seiner frischen, theilnehmenden Natur gemäß liebte es Arndt, Alles, was ihn bewegte, in Briefen an seine Nächsten und Freunde auszusprechen, ohne Künstelei, ohne Berechnung, aus den Tiefen seines Wesens und Empfindens heraus. So ist gerade sein Briefwechsel die lauterste Quelle der Erkenntniß seiner Stimmungen und Bestrebungen.

*) Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild in Briefen. Nach ungedruckten und gedruckten Originalen herausgegeben von Heinrich Meisner und Robert Geerds. Berlin, Georg Reimer, 1898. — Bemerken wir, daß Meisner die Briefe Arndt's an Johanna Motherby veröffentlicht, Geerds die kritische Ausgabe von Arndt's hervorragendsten Werken in der Reclam'schen Universalbibliothek veranstaltet hat, der Gründer der Reimer'schen Verlagsbuchhandlung der treueste und langjährigste Freund Arndt's gewesen war.

I.

Ein echter Sprößling niedersächsischen Bauernblutes war Arndt eine spätreife Natur. Sein erster uns erhaltener Brief, im achtzehnten Lebensjahre an den Vater geschrieben, zeigt noch kindliches Wesen in Inhalt und Stil. Einfach und schlicht war in jenen Kreisen die Lebensweise: noch als Siebenundzwanzigjähriger hat er sich am Morgen nach alter Weise, anstatt des Kaffees, mit einer Flasche leichten Bieres begnügen müssen. Es kämpfte und gährte lange Zeit in ihm, ehe er den rechten Lebensweg gefunden, ehe er sich aus der Enge der Auffassung im elterlichen Hause und von der ihm durch den Vater gegebenen Bestimmung für die Laufbahn eines ländlichen Pfarrers zu höherem und freierem Streben entwickelt hat. Er wußte sich endlich nicht anders zu helfen, als unmittelbar aus den noch nicht vollendeten Universitätsstudien zu einer längeren Reise durch Südeuropa, inmitten der Kriegswirren, in die Welt hineinzustürmen. Aber mit treuem Sinn hing dieser Ungestüme an den Seinen: „Daß das väterliche Haus mir immer das Liebste auf der Welt geblieben ist," schreibt er dem Vater, „daß ich daraus Kraft und Entschlossenheit zu allem Guten und Rechten geschöpft habe, daß ich meine Eltern und Geschwister auf das Herzlichste liebe und ehre, und nie etwas thun werde, das Ihnen Schande machen könnte, das glauben Sie mir auch ohne Worte." Man kann nichts Schöneres und Herrlicheres lesen, als den Trostbrief, den der Vierunddreißigjährige dem Vater nach dem Tode der innigst verehrten Mutter sandte. Und nicht minder fest hing er an den Geschwistern, zumal dem reich begabten Bruder Fritz und der Schwester Dorothea, der „Gottesgab", wie er in seiner Liebe ihren Namen zu verdeutschen pflegte. Diese Treue des Herzens, die er in allgemeineren Verhältnissen dem Vaterlande und dessen Freiheit widmete, hat er in persönlichen Beziehungen Jedem bewahrt, der ihm gemüthlich näher trat: keiner hat so jeden Freund im Herzen gehegt, wie er, keiner solche Bande sicherer gewahrt für die ganze Zeit seines langen Lebens. Nur der Tod konnte ihm den Freund rauben. Er trotzte selber den verehrten Eltern, um seiner Jugendliebe zu einem unbemittelten Mädchen treu zu bleiben. Nach langem Verlöbniß führte er die junge Gattin heim; aber sie starb ihm bald, nach der Geburt eines Sohnes. Eine lange Zwischenzeit folgte, in der das Herz des Leidenschaftlichen sich lebhaft für hervorragende Frauen regte, bis ihm endlich geordnete äußere Verhältnisse gestatteten, als Siebenundvierzigjähriger die schon acht Jahre lang geliebte Schwester Schleiermacher's zu heirathen, mit der ihn bis zu seinem späten Tode innige Zuneigung vereinte. Es würde diese Seite seines Charakters nicht hinreichend darstellen heißen, wenn man nicht hervorhöbe, ein wie treuer, sorgsamer, theilnehmender Vater Arndt bis in sein hohes Alter seinen Kindern gewesen ist, mit wie rührender Sorgfalt er noch als vielgeprüfter und vielbewegter Greis auf jede ihrer Eigenheiten und Sonderheiten eingeht. Nein, das Alter machte dies stark empfindende Herz nicht stumpf: der jähe Tod seines Lieblingssohnes Willibald in den Fluthen des Rheines hat ihn nicht allein mit scharfem plötzlichem Schmerze getroffen, sondern ihm eine tiefe Wunde geschlagen, die nach vielen Jahren noch in dem Siebzigjährigen blutete, sein sonst so frisches Wesen bleibend mit „dunkler Traurigkeit" erfüllte. So tritt uns aus seinen Briefen Arndt menschlich näher, als kaum ein Zweiter.

Dieselbe Festigkeit und Sicherheit des Charakters hat er nun in allen Verhältnissen bewährt. Wie er schon 1798 dem Vater den Grundstock seines Wesens schildert:

„Ist man nur gesund an Leib und Seele, so ist kein Ding in der Welt so schlimm, das uns ganz niederschlagen könnte, wenn man anders es so weit gebracht hat, die gewöhnlichen Vorurtheile der Menschen zu verlachen und in dem eigenen Bewußtsein sein Glück und sein Unglück zu suchen."

Er hat seine Ansichten und Meinungen stets bekannt und bethätigt: darum hat er, wegen seines begeisterten Deutschthums, als jüngerer Mann den Verlust seines schwedischen Amtes auf sich genommen und ist unstät, unter tausend Gefahren, als Flüchtling durch die Länder gewandert; darum, wegen seiner freiheitlichen Gesinnung, als Fünfzigjähriger die ersehnte rheinische Professur und die sichere Zukunft seiner Familie zum Opfer gebracht. Verstecktes und Hinterlistiges war ihm jederzeit ein Greuel — deshalb war es so verkehrt, ja lügnerisch, als ihn die tückischen Demagogenriecher der Restaurationszeit der Geheimbündelei anklagten. Indem er bei dem Staatskanzler, ja bei dem Könige entrüstet gegen solche unwürdigen Unterstellungen Verwahrung einlegte, verbarg er nicht einen Augenblick lang seine wahren Meinungen und Bestrebungen: „In dem idealen Gebiete einer deutschen Universität" schreibt er an Hardenberg, „können die Geister nie zu kühn sein". Als der König ihm sein Mißfallen über den vierten Theil seines „Geistes der Zeit" zu erkennen gibt, antwortet er mit edlem, männlichem Freimuthe (7. Febr. 1819):

„Der Grundsätze dieses Buches darf ich mich nicht schämen, und ich bekennte zum ersten Male in meinem Leben einen schlechten Grundsatz, wenn ich nicht erklärte, daß diese Grundsätze, die nun fünfzig Jahre probehaltig gewesen und mich selbst ein wenig vorgestählt haben, mir mit Gottes Hilfe in ein Jenseits folgen werden, wo ich ein weicheres Leben hoffe, als mir dieses irdische bisher gewesen".

Scheint es nicht für den heutigen Tag geschrieben, wenn er am 21. November 1820 seinem Freunde Reimer sagt:

„Ich weiß nicht, wie weit eine Hohe Polizei die Inquisition über Meinungen treiben wird, die noch niemand angehört haben als mir und meinem Gott in petto unter uns, und mit meinem guten Willen werde ich wenigstens nie einen König über Meinungen anerkennen; denn darum hat die evangelische Kirche ja den heiligen Vater in Rom verworfen und verharreszirt ihn bis diese Stunde"

Dieser Mann war sicher kein Anhänger des Polizeistaates und der Regierungsallmacht, kein Streber und Erfolganbeter! Konnte er die äußere Freiheit nicht erlangen, so hielt er mit doppeltem Eifer an der inneren Freiheit und Unabhängigkeit seines Denkens fest.

Wie eifert er gegen alle Halben und Unentschiedenen, gegen die „Schlaffheit und Faulheit der Zeit, gegen den Mangel edlen Zornes". Die Achselträgerei und Kriecherei vor den Mächtigen war diesem wahren deutschen Manne auf das Tiefste zuwider, und er hat sie stets mit Verachtung und Hohn behandelt. „Heiß und zornig bin ich noch immer, am meisten auf teutsche Mamelucken", heißt es da wohl. „Die faule Ruhe", in der man sich dem Geschicke und der Leitung einer hohen Obrigkeit ergibt, erregt seinen Grimm. „Ich mache mir Feinde, wie jeder nicht faule Mensch, und spüre daß ich einigen Nutzen stifte."

Grundsätzlich verhaßt war Arndt die Vielregiererei des Beamtenthums. Wir lesen im „Geist der Zeit" (S. 65, Ausg. v. 1861):

„Nicht blos verkümmert und entwürdigt sind die Menschen durch die Künstlichkeit und das Maschinenwesen des Regiments der neuern Zeit, sondern auch schwer belastet. Wir wissen und fühlen es alle. Die Menge der Zurüster, Helfer und Diener der Gewalt ist unendlich. Für sie muß der Bauer pflügen und der Bürger schwitzen, und doch könnte man sicher in den meisten Ländern zwei Drittel von ihnen ausstreichen, und kein Wunder würde man sehen, wie die Dinge sich wohl besser hielten und trügen, als mit allen diesen Lückenbüßern, Altflickern, Ausrufern und Häschern der Regierungen."

Wahrlich, dieser Arndt würde sich heute, wie vor achtzig Jahren, ein peinliches Verfahren auf Amtsentsetzung zuziehen!

Ja, noch mehr, er fährt an jener Stelle fort:

„Das schlimmste aller Uebel ist die schreckliche Menge der stehenden Heere".

Er will nicht einmal von der berühmten erziehlichen Kraft der Kasernen sprechen hören:

„Ich weiß wohl, daß man aus ihnen (den stehenden Heeren) Zucht, Sittlichkeit, Aufklärung, Industrie und Gott weiß welche Glückseligkeit und Bildung hat herleiten wollen: aber hat nicht der Teufel selbst seine Vertheidiger gefunden, und wer möchte es ihm absprechen, daß er nicht zu etwas gut gewesen?"

Und nun entwickelt er historisch den Schaden, den die stehenden Heere dem Frieden, der Freiheit und dem Glücke der Völker zugefügt haben, und schließt (S. 69 f.):

„Von dieser Zeit schreibt sich die schreckliche Last der stehenden Soldaten und die Schmach der Völker. Wer nicht Soldat ist, hat hinfort mit der Ehre und dem Gebrauch von Wehr und Waffen nichts zu thun. Sklavenfeigheit ist bei den Unbewaffneten sogar durch Gesetze privilegirt worden. Die Unterhaltung dieser unzähligen Heere, die Kriege, die mit ihnen durch die Menge der Menschen zerstörender geworden sind, haben zuerst den adamitischen Fluch recht zur Wirklichkeit gemacht: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen." Was die Menschen in Freude und Lust für ihre Arbeit genießen könnten, was in schöner Freigebigkeit an Pracht, Kunst und Wissenschaft reich verwandt werden könnte, geht alles in die Kehlen der Soldaten und in den Schlund der Kanonen. Ja, so weit sind wir, daß die meisten selbst mitten in der Arbeit noch nach Brod schreien. Feigheit und Geiz, die engbrüstigen Ungeheuer, umfassen alles mit ihren Krallen. Woher soll das Schöne und Große kommen?"

Arndt hat zeitlebens an diesen Zeilen nichts geändert. Er war und blieb ein Gegner des Militarismus, ein Anhänger der Volksbewaffnung.

Nun dürfte man nicht meinen, daß er ein zorniger und polternder Griesgram gewesen, stets voll Grimm und Bitterkeit. Nein, er war eine von Grund aus fröhliche Natur, weil er ein positiver, thätiger, schaffender Mensch war. „Gott habe ihm", sagt er, „eine lebendige Ader des Lebens verliehen"; — „lebendiger Umgang, mit Speise und Trank, kurz eine liberale Geselligkeit" war ihm dringendes Bedürfniß. Echt deutscher Wander- und Reiselust erfüllte ihn. Vor allem aber das Streben, sich seinen Mitmenschen, zumal seinem Volke nützlich zu machen — das beste Kennzeichen eines kräftigen und deshalb auf Bethätigung nach außen gerichteten Charakters. So dachte er als Vierzigjähriger, inmitten schwerer Bedrängniß, daran, „ein Häuflein Buben um sich zu sammeln", den Schulmeister zu spielen. „Eine recht menschliche Thätigkeit" lag ihm dabei am Herzen und sollte ihn beglücken; il vitto, der Lebensunterhalt, kam dem an Einfachheit Gewöhnten erst in zweiter Linie. Denn nicht im Umfange und äußern Glanze der Thätigkeit suchte er seine Ehre, sondern im gewissenhaften und ehrlichen Schaffen. Er schreibt zehn Jahre später an den Herzensfreund Schildener:

„Man soll sich halten nicht bloß als Mensch, der sich selbst haben, und als Christ, der von etwas Besserm aber dem Besten gehabt werden soll, sondern auch als Bürger, der selbst in allen einzelnen Irthümern und Gebrechen Wahrheit und Ehrlichkeit als die unsterblichen und königlichsten Göttinnen der Erde mit verehrlich machen muß."

Man sieht, Arndt war durch und durch Idealist, der in unsere Zeit der Interessenpolitik und Nützlichkeitsanbetung durchaus nicht gepaßt und sich den Hohn einer schneidig strebsamen Jugend zugezogen hätte.

Es hieße ja Eulen nach Athen tragen, wenn wir hier des Näheren die glühende Vaterlandsliebe Ernst Moritz Arndt's nachweisen wollten. Das ist bekannt genug. Er redete aber nicht vieles von diesem für ihn selbstverständlichen Patriotismus, noch benutzte er ihn als Leiter, um zu Würden und einträglichen Aemtern emporzusteigen, sondern er bewährte ihn in Kampf und Leid. Weil seine Kollegen von der damals königlich schwedischen Universität Greifswald allzu franzosenfreundlich waren, gab er seine dortige Professur, die allein dem Vierzigjährigen und seinem Söhnchen den Lebensunterhalt sicherte, freiwillig auf, riß sich von den Seinigen los und pilgerte als Flüchtling durch die Länder — zu einer Zeit, wo keine, aber auch gar keine Hoffnung auf Aenderung der politischen Zustände und damit seiner eigenen Lage vorhanden war. Wie sagte er doch? „Wahrheit und Ehrlichkeit als die unsterblichen und königlichsten Göttinnen der Erde." So sprach er, und so handelte er. Welch' Ehrenmann, welch' köstliches Vorbild für sein Volk!

Und dieser begeisterte und opfermuthige Freund des Vaterlandes war kein ausschließender und verstockter Teutomane, er war oder stellte sich keineswegs blind für die Mängel und Schwächen des deutschen Wesens. Dazu war er viel zu wahrhaftig. Mit der Bitterkeit, die ihm gerade seine Liebe einflößt, tadelt er immer wieder das „deutsche Unwesen", die „deutsche Aefferei", die „Geduld, sich zertrampeln zu lassen", — was der unvergeßliche Twesten das ruere in servitium nannte. Er, Arndt, erklärte das durch den „schändlichen Egoismus, die unverbesserliche Pedanterie" weiter deutscher Kreise. Es gibt „viele gescheidte, wackere Leute, aber ach! die meisten ohne Zähne." Er beklagt den Mangel an politischer Initiative und Thatkraft, obwohl „der Deutsche, einzeln gerechnet, unternehmend genug ist und das in allen Ländern und allen Großstädten und Großkriegen beweist und bewiesen hat." Nicht der Regierung schreibt er mit bequemem Optimismus die politischen Uebelstände zu, sondern dem Volke.

„Man darf über den König fast garnicht und über seine Minister nicht am meisten seufzen, sondern über unbegeisterte Schlaffheit und Gleichgültigkeit so vieler, die Zeit und Ort lange wieder vergessen und verloren haben, die anfangs auch noch wohl ein Seufzerlein mit ausstießen, aber zuletzt von unseren Drängern (Reaktionären und Freiheitsverfolgern) sagen werden: Sie hatten doch Recht; jene fingen auch an gar zu wild zu werden."

Solche Schlaffheit machte ihm Deutschland zum Knechtesland, zur terra abedientiae. Er trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er ausruft:

„Unsere Sündlichkeit ist groß, da wir mehr als andere Völker mit hohen Ideen ausstehen und im Leben nichts offenbaren, wodurch Tugend und hohe Würde beglaubigt würde."

Das ist ja der Kernpunkt: wir Deutsche sind unermeßlich kühn im Denken, unermeßlich zaghaft und zurückhaltend im Handeln, wenn es nicht von oben her befohlen wird. Wie schmerzlich vermißt Arndt, daß die Deutschen „nicht in Einem leben können", wie das den von ihm mit patriotischem Neide anerkannten Vorzug der Franzosen ausmacht. Er sucht sich darüber zu trösten und Vertrauen für die Zukunft zu gewinnen, indem er die Deutschen für ein noch junges und unfertiges Volk erklärt, „auf Hoffnungen hinweist, wie man sie von hoffnungsvollen Knaben und Jünglingen zu haben pflegt" (Pro papulo germanico [1854], S. 20 f.).

Diese Hoffnung galt vor allem der Einheit des Vaterlandes. Deshalb verwarf er schon den Dualismus Preußens und Oesterreichs und wollte von einem Erstarken der Mittelstaaten, zumal Bayerns, von einer etwaigen Trias nichts wissen. Andererseits beklagte er auf das Tiefste, daß nicht wenigstens im zweiten Pariser Frieden (1815) Elsaß und Lothringen dem Kranze deutscher Länder wieder eingefügt seien. Noch 1842 schreibt er einem Rastatter Gymnasialprofessor:

„Noch müßt Ihr am Oberrhein die welschen Trommeln in Straßburg hören und der Schmach, daß wir Elsaß und Lothringen 1814 und 1815 nicht nahmen, täglich durch den hohen Münster erinnert werden."

Diese Ergebnisse der Bismarck'schen Zeit: Wiederherstellung der deutschen Einheit, Besiegung Frankreichs und Wiedergewinn jener Reichslande, würden ihn mit Wonne erfüllt haben.

Mit dem ganzen Grimme, dessen sein kerniges Herz fähig war, haßte er die Franzosen, als Erbfeinde seines geliebten Deutschlands, als dessen unerbittliche Bedränger zur eigenen Zeit, als die Räuber der deutschen Westlande, als Umstürzler, Gottesleugner und Gleichmacher, als sittenlos und übermüthig. Ihr ganzes Wesen war dem festen, starren Pommern unsympathisch. Ja, man kann sagen, aus der Abneigung gegen die Napoleonische Fremdherrschaft ist ihm, wie damals so vielen, zuerst das alldeutsche Gefühl aufgegangen (Erinnerungen aus dem äußeren Leben, Reclam'sche Ausg., S. 89 ff.). Diese Feindschaft ist ihm sein ganzes Leben hindurch geblieben, weil die Franzosen unter Ludwig Philipp noch immer laut die Rheingrenze beanspruchten und sich rühmten, die deutschen Mittel- und Kleinstaaten gegen jeden Einigungsversuch beschützen zu

wollen (das. S. 348). Allein er war doch genügend einsichtig und gerecht, auch die Vorzüge Frankreichs anzuerkennen, besonders seine nationale Geschlossenheit und politische Thatkraft. Die stellte er geradezu den Deutschen als Muster hin, das sie befolgen sollten.

So war sein Wesen in den großen und allgemeinen Umrissen: ein begeisterter Vaterlandsfreund, und zugleich ein unerschütterlicher Freund der Freiheit, Volksthümlichkeit, Selbstregierung, der Wahrheit und Manneswürde. Lernen wir ihn noch mehr in den Einzelheiten kennen. Wir werden erst dann den ganzen Ernst Moritz Arndt vor uns erstehen sehen.

(Schluß folgt.)

M. Philippson.

Eine Handelskammerwahl.

Die Freisinnigen im Königreiche Bayern haben bei der vorjährigen Wahl ihr letztes Reichstagsmandat eingebüßt, dasjenige für Erlangen-Fürth, welches zwölf Jahre dem Freiherrn v. Stauffenberg anvertraut gewesen und auch in der letzten Legislaturperiode durch Schulinspektor Weiß in einer Weise vertreten worden war, daß selbst der Gegner seine Achtung nicht zu versagen vermochte. Eine bis dahin in unserem Lande nahezu unerhörte Koalition der Nationalliberalen mit der äußersten Rechten hatte, da die Volkspartei von Anfang an einen Sonderstandpunkt einnahm, den aufs Neue kandidirenden bisherigen Abgeordneten aus der Stichwahl gedrängt, und daß dann in dieser der Sozialist mit ansehnlicher Stimmenmehrheit siegen würde, stand für jeden fest, dem die Durchschnittsgesinnung dieser fränkischen Gegend einigermaßen bekannt war. Typisch, wie erwähnt, war nur der Umstand, daß der gemäßigte Liberalismus diesmal sich mit Politikern zusammenfand, welche gewiß nichts einwenden, wenn wir sie als grundsätzliche und erbitterte Feinde der liberalen Sache an sich bezeichnen und vor Allem auch als Feinde der freien wirthschaftlichen Bewegung. Dieses unseres Erachtens unnatürliche und für die Nationalliberalen selbstmörderische Bündniß wird sich aber allem Vermuthen nach so bald nicht auflösen, sondern wir haben mit ihm als mit einer Thatsache zu rechnen, welche die innere bayerische Politik nachtheilig beeinflussen muß. Der geistige Vater der Vereinigung, Landtagsabgeordneter Beckh, hat es als seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß man Reichs- und Landtagswahlen nicht verschieden behandeln könne, daß vielmehr, was für die einen gelte, auch auf die anderen übertragen werden müsse. Bislang haben sich bei den Wahlen zur Kammer der Abgeordneten die Liberalen aller Schattirungen noch stets unterstützt; ob das auch im kommenden Juni der Fall sein wird, steht einstweilen dahin. Doch es unterliegt keinem Zweifel, daß selbst in denjenigen Städten, deren allererste Lebensbedingung die wirthschaftliche Freiheit ist, gegnerische Tendenzen schon weit mehr Raum gewonnen haben, als derjenige glauben sollte, der die Entwicklung dieser Verkehrs- und Industriezentren in früheren Jahren verfolgt hat. Stände dem freidenkenden Bürgerthum nicht auf der anderen Seite die Sozialdemokratie als ein sehr mächtiger Gegner gegenüber, so wäre die Invasion agrarisch-konservativer Sonderbestrebungen nicht sehr zu fürchten, allein der Kampf nach zwei Fronten schwächt jede Phalanx, zumal wenn sie mit der Desertion in den eigenen Reihen zu kämpfen hat.

Der Hauptsitz bayerischer Fabrik- und Handelsthätigkeit ist von je die Doppelstadt Nürnberg-Fürth. Seit dem 1. Januar d. J. sind die beiden Städte, welche bisher noch durch das Areal größerer Dorfschaften getrennt waren, derart zusammengewachsen, daß die Grenzen beider Städte auf eine ziemliche Entfernung zusammenlaufen. Die Eingemeindung jener Dörfer hat sehr bedeutende Dimensionen angenommen, und der erste Bürgermeister Nürnbergs durfte beim Vollzuge des Einverleibungs-Aktes mit Recht die Erwartung aussprechen, daß mit der Zeit beide Kommunen ein einheitliches Gemeinwesen bilden würden. Was für Budapest bereits erreicht, was für Berlin-Charlottenburg die Frage einer wohl nicht sehr fernen Zukunft sein wird, dürfte auch für Nürnberg und seine Schwesterstadt dereinst einmal eintreten, und es erscheint das schon aus dem Grunde wünschenswerth, weil so ein noch festeres Bollwerk für Bewegungsfreiheit und Handelsvertragspolitik geschaffen werden würde. Wenn man erwägt, wie hier an den sterilen Ufern der Pegnitz, in einem Landestheile, dem im Mittelalter kaiserliche Privilegien hauptsächlich deshalb zu Theil wurden, weil derselbe an Geschenken der Natur so überaus arm sei, stolze Emporien emporgewachsen sind, wenn man sich der Beziehungen erinnert, welche Maschinenbau, Spielwaaren- und Spiegelfabrikation, chemische Industrie, Elektrotechnik, Bierbrauerei und alle die sonstigen spezifisch fränkischen Produktionszweige mit der Weltwirthschaft verknüpfen, so wird man einsehen, daß jede Unterbindung des Verkehrs durch Zölle oder Einfuhrerschwerungen anderer Art — wie solche z. B. für das blühende Geschäft in Zinnfiguren gefährlich werden können — als ein unheilbringender Eingriff in den auch sonst schon genugsam erschwerten Kampf um die Existenz empfunden werden muß. Gleichwohl gingen die Inhaber stattlicher Exportfirmen bei der Wahl Hand in Hand mit den Agrariern, die im Welthandel als solchem gerade keine sehr nützliche Einrichtung erblicken und grundsätzlich allen Verkehrsverbesserungen argwöhnisch gegenüberstehen! Nun könnte man meinen, daß bei politischen Wahlen manches geschehe, was vor einer gesunden Logik nicht Stand hält, aber bei Wahlen zu Interessenvertretungen müsse sich doch die natürliche Scheidung zwischen Feuer und Wasser vollziehen. Daß man mit dieser gewiß nahe liegenden Voraussetzung irren könne, hat die Geschichte der letzten Nürnberger Handelskammerwahl dargethan, welche auch für weitere Kreise Interesse bietet, weil hier eben das Ringen zweier diametral entgegengesetzten Weltanschauungen so recht deutlich in die Erscheinung tritt.

Als noch die reichsstädtische Verfassung in Nürnberg bestand, gab es daselbst, und zwar bereits seit Jahrhunderten, eine Vertretung der Kaufmannschaft mit dem eigenthümlichen Namen Marktgewölbe; die aus der Mitte der Korporation gewählten Vorstände waren die Marktvorsteher. Weder an der Institution, noch an der Titulatur wurde durch den Uebergang an die Krone Bayern etwas geändert, und Schreiber dieser Zeilen erinnert sich aus früher Jugendzeit noch sehr wohl der ungewöhnlichen Hochachtung, welche dem „Herrn Marktvorsteher“ entgegengebracht ward. Als nachmals die Handels- und Gewerbekammern eingerichtet wurden, trat das bisherige Marktgewölbe, sonst ziemlich unverändert, in den neuen Status über, und es sind sogar, weil Nürnberg überhaupt von je eine im guten und wahren Sinne konservative Stadt gewesen ist, die alten Namen noch vielfach im Gebrauche. Bei der Wahl der Mitglieder geht es mehr oder weniger lebhaft zu, je nachdem die niemals ganz zurücktretenden Gegensätze stärker oder minder stark aufgerüttelt worden sind, aber daran hatte man sich gewöhnt, daß die große Mehrheit der Handelskammer ausgesprochen freien Anschauungen über wirthschaftliche Dinge huldigte. „Freisinnig“ im üblichen politischen Sinne war ein Theil der Mitglieder natürlich auch, und das versteht sich von selbst, da die nichtsozialistische Bürgerschaft überwiegend stets auf dem Standpunkte der alten deutschen Fortschrittspartei beharrte, aber niemand dachte daran, einen tüchtigen Kaufmann etwa deshalb von der Wahl ausschließen zu wollen, weil er zufällig politisch weiter rechts stand. Reaktionäre alt-preußischen Zuschnittes wären ehedem in Nürnberg ohnehin als eine absolute Unmöglichkeit erschienen, und was früherhin dort neben der Fortschrittspartei die Rechte bildete, hatte doch nichts gemein mit dem konfessionell gefärbten Agrarierthum, welches bei aller Betonung evangelischer Gesinnung die innigsten Wahlbündnisse mit dem Zentrum zu schließen für erlaubt hält.

Die Rückbildung, welche durch das unheilvolle Jahr 1879 eingeleitet wurde, hat dann aber den natürlichen Verlauf genommen, den jeder Kenner geschichtlichen Werdens als etwas selbstverständliches voraussehen mußte. Gegen die „freihändlerische“ Handelskammer sollte ein ganz ähnlicher Sturmlauf unternommen werden, wie er gegen das „Rothe Haus“ in Berlin entfesselt worden war; glücklicherweise erwies sich auch beide Male der Erfolg als der gleiche. Man war so klug, das schutzzöllnerische Prinzip nicht gerade an die Spitze zu stellen, weil das für den denkenden Kaufmann, dem der Begriff der Reziprozität zwischen handeltreibenden Völkern nicht fremd ist, gar zu wenig Verlockendes gehabt hätte, sondern man stellte sich auf den bewährten Standpunkt strengster Unparteilichkeit und verlangte nichts als gleichmäßige Berücksichtigung aller der verschiedenen Ansichten und Richtungen, welche im Erwerbsleben nach Anerkennung ringen. So war denn auch die vom Komitee der Objektiven in Vorschlag gebrachte Liste keine einseitig zusammengesetzte, sondern es fanden sich auf ihr, zu eigener großer Verwunderung, einige hartgesottene Freihandelsmänner mit Anhängern gegensätzlichster Maximen zusammen. Wäre diese Liste durchgegangen, so wäre der — auch bei Reichstagsfraktionen nicht ganz ungewöhnliche — Effekt echtester Neutralität erzielt worden; die eine Hälfte der Kammer stimmte dann im Ernstfalle gegen die andere, und die Regierung erhielt, wenn sie ein Gutachten von der Sachverständigen-Korporation verlangte, die Auskunft, daß man weder so noch so sagen wolle. Es mag das ja manchem als eine ideale Form der Meinungsäußerung vorkommen, aber Männer von Ueberzeugung denken gewöhnlich anders.

Nur einzelne Stellen des gegnerischen Aufrufes gewährten ein Bild von den wahren Wünschen der antiliberalen Seite. Die Bleistift- und die Fahrradindustrie, so hieß es, bedürften dringend des Schutzes, um in gedeihlicher Wirksamkeit erhalten werden zu können. Als besonders geschickt gewählte Beispiele sind nun freilich gerade diese am allerwenigsten anzuerkennen; weiß doch ein jeder, wie sie floriren, und wie insonderheit die Nürnberger (Faber-) Bleistifte sich den Weltmarkt erobert haben, ohne daß der Staat seine schirmende Hand über sie gehalten und sie gegen den Import österreichischer Waare gesichert hätte. Die wohlbekannte Firma Joh. Faber hielt sich denn auch von dieser Agitation gänzlich fern. Wie wichtig für die Bleistiftfabrikation umgekehrt die Fernhaltung aller den Bezug ihrer Rohstoffe erschwerenden Schranken ist, erhellt aus der Diskussion, welche in der Abendsitzung des 12. Juli 1879 zwischen dem damals noch fortschrittlichen Vertreter Nürnbergs im Reichstage und dem Unterstaatssekretär Dr. v. Mayr — gegenwärtig Professor der Staatswissenschaften an der Universität München — geführt wurde.

Mit solcher Energie, wie diesmal, ist der schutzzöllnerische Anprall gegen die Nürnberger Handelskammer noch niemals zurückgeschlagen worden; die Mehrheit für Kandidaten, welche als warme Freunde der Handelsverträge bekannt waren, ergab sich als eine erdrückende, und für lange wird die alte Reichsstadt, mit deren Geschichte sich seit siebenhundert Jahren die besten Ueberlieferungen verbinden, wieder als Hort der wirthschaftlichen und politischen Freiheit dastehen. Es ist dies zur Zeit in Süddeutschland besonders wichtig, weil die Neigung, mit dem übermächtig gewordenen Agrarierthum einen faulen Frieden zu schließen, ungemein verbreitet ist; stehen doch bereits an der Spitze großer Stadtverwaltungen Männer, die den Frieden zwischen Stadt und Land nur als eine unumwundene Kapitulation der ersteren vor dem letzteren angesehen wissen wollen. Die nächsten Landtagswahlen werden ganz von selbst zu einer namhaften Zurückdrängung des liberalen und einem ebensolchen Anwachsen des rücksichtslos agrarischen Elementes führen, denn das letztere erfreut sich des Vortheiles, der dem Angreifer immer zu Theil wird, und der bayerische Liberalismus ist müde geworden, sofern er nicht direkt das Agrarierthum als einen werthvollen und wohlberechtigten Bestandtheil seiner selbst anerkennt. Die freisinnige Partei ist numerisch zu schwach, um der rückläufigen Bewegung einen Damm entgegensetzen zu können. Um so freudiger aber muß man es begrüßen, daß es doch noch einzelne feste Punkte innerhalb der rückschrittlichen Fluth gibt, und unter diesem Gesichtspunkte erscheint die Erhaltung des bisherigen Charakters der kaufmännischen Repräsentation der fränkischen Handelsmetropole als eine hoch erfreuliche, auch jenseits der weißblauen Grenzpfähle bemerkenswerthe Thatsache der Zeitgeschichte.

München, Januar 1899. S. Günther.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Dem Verdienste seine Kronen.

Es wird berichtet, daß dem Marius außergewöhnliche Ehren erwiesen wurden, als er die Cimbern und Teutonen besiegt und sein Vaterland vor einer gefährlichen Invasion bewahrt hatte. „Man sah die Gefahr — so erzählt uns Plutarch — für ebenso groß an, wie einst die gallische gewesen war. Deswegen stellte Jedermann in seinem Hause mit Weib und Kindern ein Freudenfest an, wobei man neben den Göttern auch dem Marius die Erstlinge der Speisen und des Weines als Opfer darbrachte.“

Dieser Tage hat man in Hadersleben einem anderen Erretter des Vaterlandes die Erstlinge der Speisen und des Weines und obendrein einen Fackelzug dargebracht in stolzer Anerkennung seines siegreichen Feldzugs gegen — jütische Milchmädchen. Man sieht, auch wir modernen Römer wissen unsere Nationalhelden zu ehren. Es fehlt einstweilen nur noch ein Plutarch, um die nordschleswigschen Heldenthaten zu verewigen. Auch der wird sicherlich **nostris ex ossibus** auferstehen. Dafür wird der „Alldeutsche Verband“ schon sorgen. Herr Professor Macke-Hadersleben z. B. wäre wie geschaffen zum Plutarch des Herrn von Köller. Den Befähigungsnachweis hat er in seiner jüngsten Hamburger Rede glänzend erbracht.

Bei dem Kommers, der am vorigen Montag in Hadersleben gefeiert wurde, hat es, glaubwürdigen Berichten zufolge, auch an erhebenden Gesängen nicht gefehlt. Ein Lied habe ich dabei vermißt, das treffliche Lied vom „Schwarzen Wallfisch zu Askalon“. Bekanntlich hatte sich auch dort ein Fremdling lästig gemacht. Endlich riß dem Wirth die Geduld und „da warf der Hausknecht aus Nubierland den Fremdling vor die Thür“. Dieser Hausknecht, der ohne Zweifel aus unseren heutigen ost- oder westafrikanischen Kolonieen stammte, ist nie nach Gebühr geehrt worden. Wenn er in unseren Tagen lebte! Er wäre doch zum mindesten Ehrenmitglied des Alldeutschen Verbandes.

Ueberhaupt ist man bei uns viel zu sparsam mit der Anerkennung großer nationaler Verdienste. Sollte man nicht, nachdem uns die Haderslebener diese Fackeln angezündet haben, auf dieser Bahn mannhaft weiterschreiten und allen Spöttern kühn die Stirn bieten? Da hat kürzlich das Provinzialschulkollegium nach jahrelangen Kämpfen durchgesetzt, daß drei jüdische Lehrerinnen aus dem Klassenordinariat Berliner Volksschulen ausgewiesen sind. Wenn ein Sieg über jütische Milchmädchen durch einen Fackelzug geehrt wird, so verdient doch auch ein Sieg über jüdische Lehrerinnen nach Verdienst gewürdigt zu werden. Warum bildet sich nicht ein Komitee von positiv christlichen Hoflieferanten, um dieser That eine öffentliche Anerkennung — aus der Volksseele heraus — zu sichern? Ich wäre für die Stiftung eines Gemäldes. Kommt bei den zu veranstaltenden Geldsammlungen nicht genug zusammen, so könnte man statt eines Originalgemäldes noch immer eine Kopie nach Adrian van der Werff's oder Paul Veronese's „Austreibung Hagars“ stiften.

Auch den Censor unserer Berliner Theater darf man nicht vergessen, wenn die nationalen Verdienste gekrönt

werden. Ihm könnte man den Dachs von Madame d'Athis als Berloque verehren oder auch eine zierliche silberne Klystierspritze, in zartem Hinweis auf jenen Dachs und zugleich in Anerkennung seiner längst nicht genug gewürdigten Bemühungen um die Beseitigung litterarischer „Fremdstoffe".

Ob den Männern, die uns vor Monaten in den russisch-deutschen Gänsekrieg geführt haben, auch die Ehren eines Triumphes zuzuerkennen sind, hängt davon ab, wie weit man die Wohlthaten des „in magnis voluisse sat est" erstrecken will. Auch sie haben den Boden Preußens Schritt für Schritt gegen fremde Eindringlinge vertheidigt. Daß in diesem Falle das Kriegsglück gegen sie war, schmälert nicht ihr Verdienst. Man sollte ihrer wenigstens anerkennend bei jedem Gänsebraten, der auf einen echt deutschen Tisch kommt, gedenken.

Wir hoffen, daß diese Anregungen auf fruchtbaren Boden fallen und sehen einer neuen schöneren Zeit entgegen.

Es lebe der Alldeutsche Verband!

Junius.

Kleinere Schriften von Alfred Dove.

Jahraus, jahrein taucht immer wieder der Vorschlag auf, besondere Journalistenschulen ins Leben zu rufen. Der Gedanke, den ich vor einem halben Menschenalter zum ersten Mal im Freundeskreise von einem der gebildetsten, ehrenwerthesten und vorurtheilslosesten deutschen Publizisten, dem langjährigen Herausgeber der englischen Korrespondenz — Max Schlesinger — anregen und begründen hörte, hat manches für sich. Meines Erachtens bleibt freilich — wie für den angehenden Schauspieler das offene Theater — für den echten Journalistenlehrling das lebendige Beispiel die beste Schule. Wie man's machen und wie man's nicht machen soll, zeigt dem Empfänglichen jede Tages-Ernte der deutschen Zeitungswelt. Daß sich aber unsere heimische Presse heutzutage ohne Scheu neben den andern Stimmführern der europäischen Presse zeigen darf, das hat sie den Vorarbeiten ganzer Geschlechter zu danken. Es ist ein Gemeinplatz und doch nur die schlichte Wahrheit, daß Luther und Lessing obenan stehen unter den deutschen Publizisten. Es ist weiter eine unbestrittene Thatsache, daß — wenige Sonderlinge, wie Grillparzer, Schopenhauer, Nietzsche ausgenommen — kaum ein namhafter deutscher Autor der letzten anderthalb Jahrhunderte nicht zeitweilig als Gelegenheitsredner, Kritiker oder ständiger Mitarbeiter journalistischen Wehrdienst in Zeitschriften geleistet hat. Das gilt von Lichtenberg und Justus Moeser bis auf Goethe und Schiller; von den Romantikern bis auf „das junge Deutschland", das recht eigentlich die Flegeljahre des modernen deutschen Zeitungswesens verkörpert; das gilt von Gildemeister und Bamberger, von Auerbach und Hebbel, von Heyse und Wilbrandt, von Freytag und Treitschke, von Bismarck und Moltke.

Wer sich zum politischen Journalisten berufen fühlt, wird Umschau halten können unter Vormännern wie Hutten, Pufendorf, Gentz, Friedrich List und Lothar Bucher. Wer wiederum für die Unterhaltungen des Witzes und Verstandes zu sorgen hat, wird neben den unartigsten Spöttern und Pamphletisten, Heine, Börne und ihren Leuten die erlauchtesten Namen der deutschen Gelehrtenrepublik als beschämende Vorbilder vor sich sehen: Jacob Grimm und die Humboldt's, Vischer und David Strauß.

Mit und nach diesen Altmeistern deutscher Poesie waren und werden jederzeit Federn nöthig sein, die unter die Gattungsnamen Professor Oldendorff und Konrad Bolz fallen. Bisweilen wiederholt sich — wie bei Gustav Freytag selbst — das Wunder, daß in einem und demselben Musterjournalisten das Wissen des gelehrten Oldendorff mit der Laune des übermüthigen Bolz sich paart: Zeuge dessen die Studien und Stegreifreden, die Alfred Dove — unter dem gar zu bescheidenen General-Renner Ausgewählte Schriftchen — kürzlich bei Duncker und Humblot herausgab. Als Freund, Nothhelfer und Herzensliebling Gustav Freytag's trat er in jungen Jahren in die Redaktion der „Grenzboten": „aber nur bis zum Ende des Jahres 1870 genoß das Blatt", wie Freytags „Erinnerungen" berichten, „die Fürsorge dieses reichen Geistes. Da veranlaßte ein Gegensatz mit dem Verleger, welcher durch die Haltung des Blattes in konfessionellen Fragen schon oft schmerzlich berührt worden war, uns alle, von den „Grenzboten" zu scheiden. Dove übernahm noch auf einige Jahre die Leitung der Zeitschrift „Im neuen Reich", „welche Hirzel für unsern Kreis einrichtete" und Dove meistermäßig und mustergiltig redigirte. Wie ein Dirigent von Gottes Gnaden die rechten Singstimmen und Instrumentalisten zusammenladet, wie er sie mit unmerklichen Handbewegungen und unscheinbarem Wink zusammenhält, wie er bei wichtigen Anlässen selbst als Solist einzugreifen verstehen muß — das konnte man mit Behagen aus Dove's redaktioneller Thätigkeit — während der siebziger Jahre in Leipzig, während der neunziger Jahre in München (wo er die Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" als Herausgeber förderte) — abnehmen. Seiner Energie kam der Humor gleich, mit dem er sich und seinen Lesern weniger amüsante Beiträge unabweisbarer Mitarbeiter durch stachliche Zwischenrufe würzte und verkürzte: mehr als eine zwei-, dreizeilige Fußnote Dove's war mehr werth, als zwei-, dreispaltige oder mehrbogenlange Abhandlungen. Nahm er aber — leider gar zu selten — selbst das Wort, dann war man gewiß, einen Festschmaus genießen zu dürfen: denn Dove stellt in Ernst und Scherz, als Polemiker wie als Ironiker seinen Mann.

In seiner ganzen Zeitschriftstellerei tritt — wie er das in einer feinen Charakteristik von Freytag's Journalistenarbeit sagt — der reine und tiefe Gehalt seines eigenen männlichen Wesens zutage; „für Form und Methode, für den ganzen Betrieb seines publizistischen Geschäftes kamen unserm Freunde indessen noch mehrere Momente seines Wesens und seiner Entwicklung trefflich zustatten; munteres schlesisches Temperament" — Dove's Vater, der berühmte Meteorolog, stammt, wie Freytag, aus Schlesien — „gesellige Gewandtheit und Anmuth des Betragens, rühriges Denken und gebildetes Wissen."

Was Dove vor allem in der Schule Ranke's gelernt, hat er dem Meister in vollwichtiger Münze vergolten: „Die Aufsätze und Veröffentlichungen zur Kenntniß Ranke's", für sich allein an 10 Bogen Groß-Oktav, sind weitaus das Gescheiteste, künstlerisch Reifste, was bisher zur Biographie und Kritik dieses Lehrers Alfred Dove's gedacht und gemacht wurde. Die Studie „Ranke's Leben im Umriß" wiegt alle mir sonst bekannt gewordenen Bändchen und Bände neuerer Ranke-Biographen auf; seine Anzeige von Ranke's Weltgeschichte bewies dem großen Historiker, „daß Alfred Dove seine Intention vollkommen verstanden hat und ihr beipflichtet"; seine Untersuchung über „Ranke's Verhältniß zur Biographie" greift weit hinaus über den unmittelbaren Anlaß und bleibt eine der fruchtbarsten Studien über Zwecke und Ziele, Unterschiede und gemeinsame Aufgaben „der reinen, nur ihrer eigenen Bestimmung geweihten Lebensbeschreibung und jeglicher Art von geschichtlich angewandter Biographie."

Innigste Vertrautheit mit Ranke's Art und Kunst hinderte Dove selbstverständlich nicht, Historiker anderer Zeiten und maniere mit gleicher Schärfe und Liebe zu verewigen. Wie runde Meisterstücke der Medailleurkunst wirken die Bildnisse von Muratori, Gervinus, Döllinger, Droysen. Wie viel weiß Dove in wenigen Worten der unter dem unmittelbaren Eindruck der Todesnachricht geschriebenen Nekrologe von Ernst Curtius, Alfred v. Arneth, Jakob Burckhardt zu sagen. Wie sicher und fein hält er den Oesterreicher, Schweizer und Hanseaten auseinander. Wie taktvoll verstand er es, im Moment der ernsten, bewegten Stunde die strenge Wahrheit zu Ehren zu bringen, Größe und Grenze dieser representative men zu bezeichnen. Wie mächtig und prächtig charakterisirte er Theodor Mommsen

in den lapidaren Worten der Adresse der Freiburger philosophischen Fakultät zum 80. Geburtstag:

Rerum gestarum memoria principis terrarum populi — es ist und bleibt der größte historische Gegenstand, dem Sie ein Leben von seltener Kraft, überreich an Arbeit und Ertrag gewidmet haben. Was Sie geschaffen, trägt denn auch selber Züge des Römerwerks; gewaltig an Umfang, tief gegründet, fest gewölbt, beherrscht von folgerecht ordnenden Gedanken.

Und doch zugleich, wie lebendig beseelt vom beweglichsten modernen Hauch ist alles, was Ihre Forschung, Ihre Darstellung uns geschenkt! Kritik und Anschauung, Witz und Gemüth, Kühnheit und Ehrfurcht boten einander die Hand, um die echte deutsche Aufgabe abermals zu lösen: die antike Welt, die wir von außen zertrümmert, im eigenen Geiste dauerhaft wieder zu gestalten.

Ein Dasein, wie das Ihre, verzehrt und erquickt sich täglich und wirksam selbst; wir aber genießen dankbar seine Früchte mit und wünschen von Herzen neue Jahre voll des alten Segens.

Worte solcher uneingeschränkter Bewunderung kommen selten über Dove's Lippen. Es bleibt für ihn und seine Lebensfreunde Freytag und Treitschke gleicherweise rühmlich, daß sie Dove's tiefgeschöpfte, das Für und Wider nicht vergessende Urtheile gelten ließen. Wer immer über Freytag's dichterische und gelehrte Arbeiten sich ex professo zu äußern hat, wird über Vorzüge und Schwächen des Trefflichen nicht leicht Gerechteres und Strengeres vorzubringen wissen, als was bei Lebzeiten Freytag's Dove in seinem Meister-Essay auf zwanzig Seiten (504—524) zusammengefaßt hat. Wer immer über Treitschke's politische Aufsätze mitzurichten gedenkt, wird für Lob und Tadel keine geschmackvollere Wendung finden, als Dove's Gleichniß über den „Propheten unseres Reiches":

Wenn man wohl sonst von einem Strom des Geistes spricht, muß man in der essayistischen Darstellungsart Treitschke's gleichsam einen geistigen Sturzbach erkennen; am geruhigen Strom nun, wie voll er auch einherwalle, ist gut sich anbauen, dem Wasserfall gegenüber in seiner blendenden und betäubenden Schönheit kann man nur staunend eine Weile ausharren.

Wer mit seinen Liebsten und Nächsten so unumwunden ins Gericht geht, darf mit entschiedenen Antipathien keine Umstände machen. Dove fertigt solche Gegner am liebsten scherzhaft ab. Die Goethe-Pedanten haben die (nach dem ersten Abdruck in der „Allg. Ztg." von vielen deutschen Blättern ernsthaft übernommene) Schnurre Das Grab Schwerdtlein's so wenig verschmerzt, wie die Konversationslexikons-Halbbildung die Satire Brockhaus und Meyer — beide Aufsätze dürfen fortan in keiner Sammlung deutscher Humoresken fehlen. Es sind Unica.

Doch nicht nur so ungefährlichen Widersachern ist Dove entgegengetreten: als einer der ersten, maß- und respektvollsten Contraredner hat er David Strauß' „alten und neuen Glauben" kritisirt; Dove's Besprechung erschien im gleichen Verlag wie Strauß' Buch: Strauß entzog deshalb die späteren Auflagen seines Werkes dem befreundeten Verleger. In seinem „Nachwort als Vorwort" kehrte sich Strauß zugleich mit besonderer Gereiztheit „gegen den hoffnungsvollen jungen Mann, der das Steuer der Zeitschrift ‚Im neuen Reich' so munter handhabt", obwohl — wenn nicht gar weil — ihm Dove „nichts weniger als ein Stumpfsinniger" erschien. In der That werden auch unbefangene Verehrer des Mannesmuthes von David Strauß, wie der Schreiber dieser Zeilen, — der zumal Straußens „Vorrede zu den Gesprächen von Ulrich von Hutten" als unübertroffenes Bekenntniß echten Forschergeistes ehrt und liebt — Dove's Einwürfe, auch wenn man ihnen nicht beistimmt, keineswegs als persönliche Kränkung von Strauß betrachten und behandeln. Dove's Studie bleibt meines Erachtens vielmehr nach wie vor das Ruhigste und Klügste, was nicht etwa von Theologen, sondern von Naturforschern gegen Strauß eingewendet werden konnte. Dove ist und war eben niemals der Autor von Gefälligkeits- oder Gehässigkeits-Kritiken. Das offenbaren auch die beiden Charakteristiken von Philipp Jaffé und Michael Bernays. Erschütternderes, als das Schicksal Jaffé's, hat kein Elegiker des modernen Judenschmerzes ersonnen; schlichter und wahrhaftiger, als in Dove's von edler Freundesgesinnung durchwärmter Erzählung, möchten wir die Geschichte aber auch nicht hören. Daß dagegen die von gleicher Aufrichtigkeit eingegebene Charakteristik von Michael Bernays einzelne unverkennbare komische Züge trägt, ist nicht die Schuld des Porträtisten. Was an Michael Bernays zu rühmen war und bleibt, ist in Dove's Nachruf nicht vergessen. Daß Salomon Hirzel's Namenszug „an dem philologischen Postament, das in Zukunft die geistige Riesengestalt des Dichters in reinstem Umriß tragen soll", gewinnender wirkt, ist wiederum das Verdienst von Dove's Urbild.

So viel oder eigentlich so wenig von den publizistischen Gaben des reichen Bandes. Den historischen Studien in Dove's „Ausgewählten Schriftchen" wird hoffentlich noch eine berufenere Feder in der „Nation" eingehender gedenken. Vom „ältesten Zeugniß für den Namen Deutsch" führen sie durch das Mittelalter zu Luther, Kaunitz, Bismarck und Kaiser Wilhelm. Dem Freund und Kenner von Dove's viel zu wenig bekanntem und gewürdigtem biographischen Roman Caracosa werden die „Erinnerungen eines Bettelmönches" die Keimzelle jener Dichtung aufzeigen.

Den zünftigen, wie den unzünftigen Leser wird es nach alledem nicht überraschen, daß das Widmungsblatt von Dove's „Ausgewählten Schriftchen" den Namen Paul Heyse's trägt. Die Beiden verbündet die gleiche Gesinnung, die auch im Dienst des Tages jede handwerksmäßige Arbeit zum Kunstwerk adelt. Solche Weisheit wird leichter gepredigt, als beherzigt. Daß Dove's „Ausgewählte Schriften" dieses ungeschriebene Gesetz ohne viel Worte durchwegs durch die That bewähren, macht uns sein Buch werth als echtes Musterbuch eines echten Publizisten. Es ist das Werk eines ganzen Gelehrten, in dem wir zugleich einen ganzen Journalisten und einen ganzen Künstler willkommen heißen.

Wien.

A. Bettelheim.

Shelley.

Die Herren Brandes, Todhunter, Shairp, Gosse, Saintsbury, Engel und wie die Literarhistoriker alle heißen mögen, die ihre abschließenden Urtheile über Shelley gedruckt haben, sie alle werden sich der Mühe unterziehen müssen, diese Urtheile gründlich zu überprüfen. Das neueste Werk über Shelley*) läßt nicht nur die früheren Monographien, auch die vortreffliche von Dowden, als überholt erscheinen, sondern zwingt die ehrliche Kritik durch die Macht der Thatsachen, die immer aus erster Quelle geschöpft sind, unhaltbar gewordene Aussprüche fallen zu lassen und an Stelle der rein subjektiven, oft recht willkürlichen Phrasen unbestreitbare Wahrheiten zu setzen.

Gewiß, es ist von den genannten Kritikern viel Geistreiches, sogar mancherlei Wahres über Shelley gesagt worden. „Shelley ist ganz Dichter und nur Dichter", sagt Eduard Engel, „es gibt nicht viele Beispiele eines so völligen Aufgehens eines Menschen in diesem höchsten der Berufe. Es ist, als haftete ihm gar keine Erdenschwere an, als sei ihm der peinliche Erdenrest erspart geblieben". Sehr schön, sehr wahr. Aber der Nachsatz! „Für die Erfinder der Kunst, alles durchs „Milieu" zu erklären, eine unangenehme Ausnahme, denn Shelley läßt sich bewundern, aber nicht erklären". Engel möge die Monographie von H. Richter lesen, und er wird gestehen, daß das „Milieu" weniger Dichter eine so ausschlaggebende Bedeutung gehabt hat wie für Shelley, was das Stoffliche betrifft; die dichterische Essenz

*) Percy Bysshe Shelley, von Helene Richter. Mit dem Bildnis des Dichters. Weimar, Felber 1898, 640 S.

das Letzte und Eigenste eines Dichters, hat ja noch kein Mensch überhaupt zu erklären versucht. Shelley steht in allen seinen Werken unter dem Einflusse seiner Zeit, genauer genommen jener Zeit, in die seine Kindheit und sein erstes Knabenalter fallen. Auf der einen Seite die Geisterwelt, die Schauer des Uebernatürlichen und Uebermenschlichen, welche die Litteratur der Jahre 1783 (Beckford's „Vathek") bis 1795 (Mrs. Radcliffe's „Udolpho" und Lewis' „Monk") und einige Jahre darüber charakterisiren, auf der anderen Seite „das Zeitalter der Vernunft", der heiße Athem der französischen Revolution — beide Einflüsse lassen sich unschwer in den Werken von Shelley's erster Periode nachweisen. Godwin's „Politische Gerechtigkeit" und die Frauenrechtsbestrebungen der unglücklichen Mary Wollstonecraft sind, wie H. Richter im sechsten Kapitel ihres Buches zeigt, geradezu verantwortlich für die Jugendwerke des Dichters. Der Umstand, daß die erste größere Dichtung, die „Königin Mab", Einkleidung, technischer Apparat sozusagen und wohl auch einen und den anderen Gedanken den seinerzeit vielgelesenen „Ruinen" Volney's (1791) verdankt, ist für die Beurtheilung Shelley's nicht ohne Belang; er zeigt an einem greifbaren Beispiele den Einfluß der französischen Revolution, den Gosse mit Recht sehr kräftig betont. Er sieht in Shelley einen gewissen Typus der Revolution, der etwas zu spät auf die Welt kam und überdies dem unblutigen Felde der Literatur angehörte. In derselben Woche, in welcher La Fayette fiel, wurde Shelley geboren — man möchte beinahe sagen, Shelley sei die Incarnation der Hoffnungen des französischen Optimisten gewesen. (Edmund Gosse, Questions at Issue, p. 208).

Wie für „Königin Mab" so weist H. Richter Quelle, Einfluß und Werdeprozeß auch für die anderen Dichtungen nach, und das Ergebnis ist, daß wir denn doch Shelly begreifen und erklären können, soweit überhaupt die geheimnisvolle Thätigkeit des Dichtergenies zu erklären ist. Das ist das große Verdienst der neuen Shelley-Monographie. Die Phrase kommt in diesem Buche nicht zum Wort, die landläufige Kritik mit ihrer dithyrambischen Bewunderung (wie sie zum Beispiel in geradezu widerlicher Weise von Saintsbury in „Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts" geübt wird) hat auf H. Richter nicht den geringsten Einfluß gehabt. Das ist die richtige Art, ein Dichterleben zu beschreiben und seine Werke zu erklären.

Das kurze Leben Shelley's (1792—1822) ist eine einzige fast ununterbrochene Anomalie. Der Abkömmling von robusten Landjunkern zittert auf der Schule vor den üblichen, durchaus nicht bös gemeinten Derbheiten der munteren Jungen und weint in der stillen Klause, während die Mitschüler sich an ihren lärmenden Spielen erfreuen. In unnatürlicher Frühreife verschlingt er als kleiner Knabe die Schauergeschichten jener Zeit und bringt allerlei Nachahmungen dieser Muster zu Papier. Die Leidenschaft zu schreiben, ist überwältigend, fast so groß wie die, das Geschriebene dem Drucke zu übergeben. Mißlungene Versuche, Verleger zu finden, schrecken ihn nicht ab, und er kommt durch seine Ausdauer auch wirklich zum Ziel. Mit 18 Jahren tritt Shelley als Romanschriftsteller („Zastrozzi") in die Litteratur; erst ein Jahr später verläßt er das Gymnasium von Eton, um die Universität Oxford zu beziehen.

Von einem ernsten Studium ist da keine Rede. Er liest Alles, macht chemische Experimente, diskutirt halbe Nächte hindurch, wenn es die Freunde in der liederlichen Wirthschaft so lange aushalten, und — schreibt. Die Gedichte glühen von Tyrannenhaß, der Roman („St. Irvyne") soll an Gruseligkeit die Leistungen von Lewis und Mrs. Radcliffe übertreffen, erreicht aber kaum dieses ästhetische Ziel. Dabei entfernt er sich immer mehr von den alten Göttern und haßt bald die Priester so aufrichtig wie die Tyrannen. Er nimmt gleichzeitig gegen beide verderblichen Gewalten den Kampf auf: er donnert gegen Castlereagh in einem poetischen Pamphlet und beweist in Prosa „die Nothwendigkeit des Atheismus".

Er wird natürlich relegirt, und der Bruch mit der respektablen Menschheit ist eigentlich mit diesem Ereigniß vollzogen.

Er entführt ein Schulmädchen, das er durch seine Schwestern kennen gelernt hat, ohne rechte Liebe, aus purer Ritterlichkeit, da die Kleine durch seine Briefe ein wenig kompromittirt ist. Das jugendliche Ehepaar führt ein ruheloses Wanderleben; sie sind bald in Schottland, bald in der „Seegegend", bald in Irland, dann in Wales und London, und wieder in Irland — dann zum zweiten Male in London, wo er es aber auch nicht gar lange aushält. „Königin Mab" (1813) wird gedruckt. Kurz darauf gehen die Gatten auseinander und kommen nie wieder zusammen. Shelley lernt Mary Godwin kennen, deren Vater einen so großen Einfluß auf ihn ausgeübt hatte, und die gleichgestimmten Seelen finden sich. Sie fliehen nach dem Kontinent, kehren aber aus Mangel an Mitteln bald nach London zurück, wo sie allen Verwandten zum Trotz beisammen leben. Dabei steht Shelley mit seiner Frau in lebhafter Korrespondenz, und als sie ihm einen Sohn beschert, sucht er sie sogar auf. Eine Aenderung in seinem Verhältnisse zu Mary Godwin führt dieser Besuch nicht herbei. Mitten in diesen Wirren entsteht die Dichtung „Alastor" (1815). Nach dem Tode des Großvaters wird Shelley ein verhältnißmäßig wohlhabender Mann. Er sorgt für seine Frau, zieht seinen unfreiwilligen Schwiegervater, den stets geldbedürftigen Philosophen Godwin aus den schlimmsten Schwierigkeiten heraus und begibt sich in die Schweiz. Dort trifft er zum ersten Male mit Byron zusammen. Am Fuße des Montblanc entsteht die „Hymne an die intellektuelle Schönheit" (1816). Inzwischen ist seine Frau, die jeden sittlichen Halt verloren hat, von Stufe zu Stufe gesunken, und eines Tages sucht sie in der „Serpentine", dem Teiche im Hyde Park, den Tod. Dieses tragische Ende erschüttert den Dichter aufs Tiefste, aber er wartet, dem Rathe guter Freunde folgend, nicht einmal das Ende des Trauerjahres ab, um sich gut bürgerlich mit Mary trauen zu lassen. Das merkwürdige Paar verlebt ein seßhaftes Jahr zur Marlow an der Themse; beide sind dichterisch thätig. Mary vollendet den Roman „Frankenstein", der die englische Sprache geradezu um ein neues Gattungswort bereichert hat, und er dichtet „Laon und Cythna" (gewöhnlich unter dem zweiten Titel „Die Empörung des Islam" angeführt), das man passend „das Epos der Frau" genannt hat.

Im März 1818 verlassen sie England, das er nie wiedersieht. Sie durchziehen Italien kreuz und quer. Shelley schließt sich in Venedig eine Zeit lang Byron an, muß aber seiner Gesundheit wegen für den Winter nach dem Süden gehen. Auf diesen Wanderungen entstehen eine Anzahl lyrischer Dichtungen und reift „Der Entfesselte Prometheus" seiner Vollendung entgegen; im Laufe weniger Monate wird die Tragödie „Die Cenci" geschrieben. In Pisa macht er die Bekanntschaft der schönen Gräfin Emilia Viviani, und es entspinnt sich zwischen ihnen ein durchaus platonisches Liebesverhältniß, dem wir die „Ueberseele" (Epipsychidion) verdanken. Ein kurzer Aufenthalt in Ravenna — dann geht es wieder nach Pisa zurück, wo im Herbste 1821 auch Byron, begleitet von Gräfin Guiccioli, eintrifft. Der auserlesene Kreis wird später durch Trelawny erweitert, der Shelley aufrichtig bewundert und dem wir eine Menge kleiner Züge aus dem Leben des Dichters verdanken. Von Pisa geht es nach Casa Magni (in der Bucht von Spezzia), wo Shelley ein Schiff bauen läßt und sich seiner alten Leidenschaft für das Meer hingibt. Er ist so oft als nur möglich auf dem Wasser. Und auf dem Wasser findet er, wahrscheinlich vom Sturme überrascht, den frühen Tod (8. Juli 1822).

Das Leben Shelley's nimmt sich aus wie ein Protest gegen das Alltägliche, Gewöhnliche, Dichtung und Leben aber sind bei ihm aus einem Stück. Es gibt nicht ein einziges Gedicht Shelley's, das ein normaler Dichter geschrieben haben könnte. Was das ist, ein normaler Dichter? Ein Dichter, in dessen Werken man mehr oder weniger einen Reflex der Welt und des Lebens entdecken wird. Shelley

verwandelt Welt und Leben in Traum. Er geht wie ein Nachtwandler durchs Leben, und seine Dichtungen schienen sich lange jedem Erkennen, jedem Zusammenhange mit der gemeinverständlichen Wirklichkeit zu entziehen.

H. Richter's Buch deckt die zarten Fäden auf, die Shelley's Träume mit ihren Urbildern verbinden, und der Litterarhistoriker wird ihr für diesen Theil ihrer Arbeit besonderen Dank wissen. Ich habe die Empfindung, daß ich Shelley viel näher gerückt bin, seitdem ich weiß, daß die Wunderpflanze der Shelley'schen Dichtung denn doch in irdischem, greifbarem, sichtbarem Boden wurzelt. Das Studium von Shelley's Quellen ist nach meiner Ansicht nicht nur der originellste, sondern auch der wichtigste Theil der neuen Shelley-Monographie. Eine ganze Bibliothek hat H. Richter in den Werken Shelley's entdeckt — das ist überaus bezeichnend für diesen Dichter, es ist der Schlüssel zu seinem Verständniß. Shelley hatte hundert Bücher im Kopfe, bevor er dazu gekommen war, einen einzigen Menschen zu kennen, wie ein normaler Dichter Menschen kennt; er ist mit seiner Weltanschauung, die er aus Volney und Godwin schöpft, schon auf der Schule fertig, und keine Erfahrung ist im Stande, daran ein Jota zu ändern. Erfahrung hat für ihn überhaupt nicht die geringste Bedeutung. Als Mann ist er genau so naiv, wie er es als Schulknabe gewesen ist. Das eine Beispiel, das uns H. Richter aus seinen Briefen mittheilt, ist dafür ein köstlicher Beweis. Als er Byron an der Seite der Gräfin Guiccioli findet, ruft er aus: „Er hatte häßliche Leidenschaften, doch scheint er sie abgelegt zu haben; er wird nun, was er sein soll: ein tugendhafter Mann."

Byron als tugendhafter Mann — das konnte nur ein Shelley schreiben, der absolut keine Menschenkenntniß und keinen Funken irdischen Humors besaß.

Seine Gattin Mary, die doch sonst sein Echo und wahrhaftig nichts weniger als eine scharfsichtige Beurtheilerin von Menschen und Dingen ist, fällt einmal unbewußt ein sehr herbes Urtheil über ihren Mann.

„Emilia", schreibt sie an seine Freundin, „Emilia (nämlich Emilia Viviani, die „Ueberseele") hat Biondi geheirathet. Wir hören, daß sie ihm und seiner Mutter das Leben zur Hölle macht. Das Ende unserer Freundschaft (à la Italiana) erinnert mich an ein Kinderstubenlied, das also lautet:

Ich ging einmal durch Cranbourne Lane,
Cranbourne Lane war schmutzig;
Da thät ein Mägdelein ich sehen,
Die knixte mir gar putzig.

Ich gab ihr Kuchen, gab ihr Wein,
Gab Zuckerkandis ihr,
Doch, ach! das schlimme Mägdelein
Verlangte Schnaps von mir.

Verwandeln Sie Cranbourne Lane in die Pisaner Bekanntschaften, die sicherlich schmutzig genug sind, und Schnaps in das, womit man Schnaps kauft (und dies pero keine kleine Summe), und Sie haben die ganze Geschichte von Shelley's platonischen Neigungen in Italien." Und Shelley selbst sagt in einem seiner lichten Momente dasselbe von Epipsychidion: „Ich kann es nicht ansehen. Die Person, die es verherrlicht, war eine Wolke statt der Juno, und der arme Ixion schaudert vor dem Wesen, das das Erzeugniß seiner eigenen Umarmung war."

Daß H. Richter solche Stellen mittheilt, ist charakteristisch für ihre Wahrheitsliebe und ihr Verhältniß zu Shelley. Sie bewundert und liebt den Dichter gewiß; nur sehr große Liebe mochte so viel Fleiß, Scharfsinn und eigene Schaffenskraft in den Dienst eines fremden Geistes stellen. Aber sie ist nicht nachsichtig gegen seine Schwächen, dazu ist sie zu wahr, zu objektiv.

Der Geist, der Shelley's spätere Schöpfungen belebt, ist längst richtig erkannt worden. „Shelley", sagt Engel, „ist der große künstlerische Pantheist. Das Gefühl des Einsseins mit der ganzen Natur hat nie bei einem Dichter einen so überwältigenden Ausdruck gefunden wie bei Shelley, auch bei Göthe nicht. Die Natur war ihm nichts Außenstehendes, sondern sie durchfluthete ihn unmittelbar. Der erste Vers seiner seltsamen Dichtung Alastor gibt diesem Pantheismus Ausdruck:

Earth, Ozean, Air, beloved Brotherhood!

Alles ist in ihm, und er ist in Allem. Es ist ein Schritt noch über Byron's Naturbegeisterung hinaus: Shelley spricht zu der Natur wie zu seiner eigenen Seele."

Helene Richter liefert auch zu diesem Kapitel sehr lehrreiche Thatsachen. Lange vor dem Erscheinen des Alastor begann sich Shelley in das Studium Spinoza's zu vertiefen, und noch kurz vor seinem Tode arbeitete er an einer Uebersetzung des „Traktats". Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß Shelley seinen Pantheismus dem Philosophen verdankt, bewahre! aber die Geistesverwandtschaft zwischen Spinoza und seiner Seele wird dadurch sozusagen dokumentarisch bewiesen. Welche Stellung nimmt Shelley's Pantheismus in der englischen Literatur ein? Diese Frage wird von H. Richter, wenn ich nicht irre, zum ersten Male ausführlich beantwortet. Sie zeigt, wie schon Chatterton eine lebendige Auffassung elementarer Vorgänge kennt, und wie durch die „Seeschule" die dichterische Naturbetrachtung immer mehr an Tiefe gewinnt — aber nirgends etwas, das sich an Unmittelbarkeit mit Shelley's Pantheismus vergleichen läßt.

Neu scheint mir in H. Richter's Beurtheilung von Shelley's Dichtung die Hervorhebung der allegorisirenden symbolisirenden Tendenz, die sie historisch belegt und psychologisch begründet. Eine ganze Anzahl von unzweifelhaften Parallelstellen in Spenser's „Feenkönigin", der offenbare Einfluß Southey's und andere Momente zeigen Shelley's Neigung für die Allegorie, und das ist vollkommen begreiflich. „Aesthetiker wie Robert Vischer und Johannes Volkelt weisen nach, daß der symbolischen Thätigkeit ein pantheistischer Hang des menschlichen Geistes zu Grunde liege. Shelley, seinem innersten Wesen nach Pantheist, war zur Symbolik mithin schon durch diesen ausgeprägten Hang vorbestimmt. Er supponirt allem, was ihn umgibt, eine Persönlichkeit; alles ist um seiner selbst willen da. Er trägt keinen abstrakten Gedankengehalt in ein Objekt, so, daß er sich wieder ausscheiden ließe, sondern Sinn und Bild werden völlig als eins geschaut, so völlig in eins verschlungen, daß sie wie Seele und Körper einen Organismus mit einander bilden."

Symbolik herrscht in allen bedeutenden Dichtungen Shelley's — „Der entfesselte Prometheus" ist das vollendete Muster der Art.

H. Richter hat die schwere Kunst bemeistert, Spezialforschung zu treiben und doch ein Ganzes aus kleinen Dingen zu schaffen. Der Kenner wird aus der Shelley-Monographie viel Neues erfahren; der Uneingeweihte wird das Buch lesen wie einen Roman.

London. Leon Kellner.

Beiträge zur amerikanischen Litteratur- und Kulturgeschichte. Von E. P. Evans. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 1898. X und 424 S.

Neulich hat ein bekannter englischer staatswissenschaftlicher Schriftsteller, Hr. Benjamin Kidd, die Vereinigten Staaten „the largest and most homogeneous nation on the face of the earth" genannt. Was die Homogenität anbetrifft, so ist diese Behauptung nur in des Wortes eingeschränkter Bedeutung als richtig anzuerkennen. Bei der Bevölkerung der amerikanischen Republik ist zwar keine auf Abstammung zurückzuführende und an Eigenthümlichkeiten der Sprachen und Landessitten kenntliche Sonderung des Volkes bemerkbar, wie sie fast überall in Europa vorkommt; aber von einer Gleichartigkeit der Geistesbildung und Lebensanschauungen, sowie der sittlichen Grundsätze und Gefühle, kann auch in den weit auseinander liegenden Theilen der Vereinigten Staaten keine Rede sein. Vor dem Bürgerkriege, der mit der Abschaffung der Negersklaverei einen für das Gedeihen des ganzen Landes und besonders für die Zukunft der Südstaaten höchst ersprießlichen Abschluß fand, traten die politischen, gesellschaftlichen und

wirthschaftlichen Gegensätze zwischen Norden und Süden immer stärker hervor und nahmen schließlich eine den Fortbestand der Union gefährdende, äußerst bedenkliche Schärfe an. Erst mit der Aufhebung der „eigenthümlichen Institution“, die eine stets höher wachsende Scheidewand zwischen den beiden Landesgebieten bildete, wurden die allmähliche nationale Verschmelzung und die Erzielung einer annähernden Gleichartigkeit der gesammten Kulturbestrebungen ermöglicht, aber noch nicht erreicht. Während des letzten Vierteljahrhunderts hat sich der neue Süden bedeutend emporgeschwungen und steht gegenwärtig auf ungefähr gleicher Stufe der Kulturentwicklung mit dem fernen Westen. Selbst die ungerechte und oft grausame Behandlung der Farbigen, die der Südländer sich zu Schulden kommen läßt, hat eine auffallende Aehnlichkeit mit der rücksichtslosen und rohen Art und Weise wie der „Westerner“ sich an den Rothhäuten versündigt, worüber die im Osten herrschende edlere Gesinnung sich mit Recht empört. Dieses Beispiel dürfte genügen, um die bei der Unionsbevölkerung vorhandenen Gegensätze in Bezug auf Bildung, Sitten, moralische Strebeziele und Lebensführung zu veranschaulichen. Es muß auch Jedem einleuchten, wie schwierig es sei, bei solchen vermischten und verschiedenartigen Völkerelementen sich von Land und Leuten einen allgemein gültigen Begriff zu bilden und ein klares einheitliches Bild zu entwerfen. Auch das vorliegende Werk, dessen Ausstattung der Verlagshandlung zur Ehre gereicht, macht keinen Anspruch darauf, eine vollständige, abgerundete und erschöpfende Darstellung des allgemeinen Litteratur- und Kulturlebens der neuen Welt zu geben, sondern sucht, dem Titel entsprechend, nur die wichtigsten Erscheinungen und Eigenthümlichkeiten der nationalen Entwicklung hervorzuheben und die Grundzüge des herrschenden Bildungsganges in klaren und charakteristischen Umrissen zu zeichnen.

Der erste Abschnitt ist eine sehr feinsinnige Charakteristik der hochbegabten und merkwürdigen Frau Margaret Fuller Ossoli, die in den vierziger Jahren als geistreiche Journalistin und anerkannte Meisterin in der Konversations- und Disputationskunst eine hervorragende Rolle in der neuenglischen „transcendental movement“ spielte, einer tiefgreifenden intellektuellen Bewegung, die mit Recht als „die Sturm- und Drangperiode, die Zeit der Originalgenies in der amerikanischen Litteratur“ bezeichnet wird und durch die Bekämpfung der damals in der Kunst, der Philosophie und der Theologie herrschenden engherzigen puritanischen Anschauungen einen äußerst heilsamen und weittragenden Einfluß ausübte. Die Angst, welche deutsche Bücher vielen englischen und neuenglischen Gelehrten vor 60 Jahren einflößten, kommt uns heutzutage über die Maßen lächerlich und fast unbegreiflich vor. Namentlich mußte Goethe herhalten, und frommen Kreisen, die ihn nur dem Namen nach kannten, zum Schreckbild dienen. Um die Bloßstellung und Beseitigung dieses Vorurtheils und die Einführung und Verbreitung einer richtigen Werthschätzung der deutschen Dichter und Denker hat sich Margaret Fuller außerordentlich verdient gemacht. Durch ihre Schrift „Das Weib im neunzehnten Jahrhundert“ hat sie auch die Frauenfrage in Amerika angeregt und sich zum beredten und bahnbrechenden Anwalt der Gleichstellung des weiblichen Geschlechts in Bezug auf Arbeit und Erziehung gemacht. Im Jahre 1846 trat sie eine Reise nach Europa an und hielt sich längere Zeit in Rom auf, wo sie sich nicht nur für die Denkmäler der Vergangenheit, sondern besonders für die Ereignisse der Gegenwart lebhaft interessirte. Dort heirathete sie schließlich den Marchese Ossoli, der an der Seite Garibaldi's die Stadt Rom gegen die Franzosen vertheidigte, während sie sich der Verpflegung der verwundeten Freiheitskämpfer in den Hospitälern widmete. Auf der Heimfahrt erlitt sie Schiffbruch am 18. Juli 1850 in der Nähe von Newyork und fand mit ihrem Mann und Kind den Tod in den Meereswogen.

Auf diese spannende Darstellung folgt eine eingehende und ganz vortreffliche Würdigung des bekannten Weltweisen, Ralph Waldo Emerson, der die ideale Weltanschauung und einen gewissen Hang zum Mystizismus mit einem unveräußerlichen Erbtheil von gesundem Menschenverstand verband und die Erleuchtung des Jakob Böhme mit der Lebensweisheit des Benjamin Franklin in sich vereinigte. Ganz ausgezeichnet ist die Feststellung des zwischen Emerson und Carlyle bestehenden Abstands, die in jeder Beziehung Geistesantipoden waren, „die Füße demselben Mittelpunkt zwar zugekehrt und doch einen ganzen Erddurchmesser von einander entfernt“. Daran schließt sich eine anziehende und belehrende „Charakteristik des amerikanischen Humors“, die nicht nur für die seltene Sachkenntniß, sondern auch für die heitere Gemüthsart und humoristische Begabung des Verfassers manche triftige Beweise liefert. Hier kommen vor allem in Betracht die einleitenden Untersuchungen über das Wesen des Humors und dessen Werth als ein Kennzeichen des individuellen und nationalen Charakters; denn der Goethe'sche Ausspruch, der den Begriff des Lächerlichen zum Probirstein der Gemüths- und Denkungsart des Menschen macht, gilt von Völkern ebenso gut wie von einzelnen Personen und bestimmten Gesellschaftskreisen. Diesem Grundsatze gemäß gibt Evans eine fesselnde Darstellung der Entwicklung und Umwandlung des humoristischen Geschmacks bei seinen Landsleuten und führt die verschiedenartigen und oft recht possenhaften Gestalten desselben an uns vorüber, von den närrischen Schnurren und Schwänken des „Doesticks“ und Macarone“ bis zu den geistreichen echt litterarischen Humoristen Lowell, Holmes und Warner. Eine eigenartige Erscheinung ist der sogenannte „funny man“ oder Komiker von Fach, dessen Aufgabe es ist, das Spaßige für die Presse zu besorgen und allerlei wunderliche Dinge zu erfinden und als wirkliche Ereignisse zu erzählen.

Der Aufsatz „Zur amerikanischen Novellistik“ behandelt zuerst die amerikanische Prosadichtung im Allgemeinen, dann den die Schaaren der Seligen in den Bereich der novellistischen Darstellung ziehenden Roman des Jenseits, den sich mit der Schilderung des Erdenwallens begnügenden Roman des Alltagslebens und schließlich die sorgfältig gepflegte und zu der beliebtesten und verbreitetsten Gattung der amerikanischen Litteratur gehörenden Jugendschriften. Zwei Kapitel „Ein amerikanischer Kulturkampf“ und „Ein neuer Religionsstifter“ machen uns mit der Entstehung und Ausgestaltung des Mormonenthums und der späteren Wiedererscheinung des Heilands in der Person des Georg Jakob Schweinfurth bekannt. Daß ein derartiger Schwärmer viele Anhänger finden konnte in einem Lande, wo der praktische Verstand die Herrschaft führt und seine glänzendsten Siege feiert, wird Manchem fast unglaublich vorkommen, folgt jedoch, ganz naturgemäß aus dem tollen Thun und Treiben der dortigen zahlreichen und glaubenseifrigen Sekten. Ueber das höhere Erziehungswesen in den Vereinigten Staaten und die darauf bezügliche Kulturbedeutung Deutschlands für Amerika wird unter dem gebührenden Titel „Andrew Dickson White“ berichtet, der als der erste Präsident der Cornell-Universität gegen die von den Kirchen beanspruchte, den geistigen Interessen des Volkes schädliche Leitung und Beaufsichtigung der Hochschulen zu kämpfen hatte, um die ihm anvertraute Lehranstalt von derartigen schweren Fesseln zu befreien und zu einer freien Pflanzstätte der Wissenschaft zu machen. Die erste Hälfte der vielumfassenden Abhandlung „Zur Entdeckungsgeschichte Amerikas“ gibt wünschenswerthen Aufschluß über die angebliche Fahrt des buddhistischen Mönchs und Missionars Hwui Schan an der Südspitze Kamtschatkas vorbei und der Küste von Alaska und Kalifornien entlang nach Mexiko, wo deutliche Spuren seiner Einwirkung auf die Religion, Kunst und Kultur der Azteken fünf Jahrhunderte später noch vorhanden waren. Auch schriftliche Beweise für seine dortige Gegenwart und Wirksamkeit wären ohne Zweifel auf uns gekommen, wenn die spanischen Priester nicht alle altaztekischen Litteratur- und Geschichtsurkunden, deren sie habhaft werden konnten, mit vorsätzlicher, fanatischer Wuth vernichtet hätten. Zum Schluß werden die Vikingerfahrten nach Grönland und dem nordöstlichen Amerika bedacht und ihre wahrscheinlichen Grenzen bestimmt.

Von den übrigen Abschnitten erwähnen wir nur „Patrick Henry und Henry Clay“, eine fortlaufende übersichtliche Geschichte der Vereinigten Staaten bezüglich der Hauptmomente der nationalen Entwicklung von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Jahre 1852; „Motley's Briefwechsel“ mit einer Reihe von merkwürdigen Briefen Bismarck's an den alten Universitätsfreund, welche den urwüchsigen Humor des gewaltigen Mannes erkennen lassen; und „Amerikanische Dichter“, von denen Whittier, Bryant, Lowell und Holmes, obwohl sie die hervorragendste Stellung in der amerikanischen Litteratur einnehmen, selbst in den gebildeten Kreisen Deutschlands nicht so allgemein bekannt sind, wie sie es verdienen. William Gilmore Simms, der bedeutendste Vertreter der Poesie in den südlichen Staaten vor dem Bürgerkrieg, wird auch mit Recht in Erwägung gezogen und gewürdigt. Heutzutage werden die Gedichte und Romane dieses begabten Mannes zwar nicht mehr gelesen, aber seine verfehlte Laufbahn ist dem niederdrückenden Einfluß der Sklaverei zuzuschreiben, und genügt, um das ganze darauf beruhende politische und ökonomische System unbedingt zu verdammen. Zum Schluß wird Bayard Taylor gedacht.

Wegen des Raummangels müssen wir uns hier auf diese ziemlich flüchtige Rezension eines Werkes beschränken, dessen Reichhaltigkeit schon aus den Titeln der dreizehn Abschnitte, in die es zerfällt, beim ersten Anblick erhellt. Ueberall bewährt sich der Verfasser als ein ausgezeichneter Kenner der amerikanischen Litteratur- und Kulturverhältnisse und des den Bewohnern jedes Landesbezirks eigenthümlichen Sittengepräges,

sowie der allgemeinen sozialen und politischen Zustände, die er gelegentlich in den Bereich der Darstellung zieht. Scharfe Beobachtungsgabe und geistvolle Erfassung der Erscheinungen, klare und gewandte Schreibweise und eine feine Alles durchdringende und belebende humoristische Ader dienen dazu, nicht nur des Lesers Kenntnisse zu vermehren, sondern ihm auch eine immer frische und anregende Unterhaltung zu gewähren.

C. B.

Lord Farrer, Studies in Currency 1898 or inquiries into certain modern problems connected with the standard of value and the media of exchange. Macmillan & Co., London. 1898.

Lord Farrer steht mit gezücktem Schwert vor dem Hort der englischen Goldwährung; und immer, wenn das bimetallistische Ungethüm sich heranwälzt, um den Schatz zu rauben, hält der Ritter ihm die Spitze seines blanken Schwertes entgegen. Die meisten dieser gesammelten Studien hat Lord Farrer gegen den Bimetallismus gerichtet und sie sind als Pamphlete des englischen Vereins zum Schutze der Goldwährung ursprünglich erschienen. Andere Studien sind Auszüge aus öffentlichen Berichten und Gutachten, die Lord Farrer als Mitglied der Gold- und Silberkommission (1886—1888) und Lord Herschel's indischer Münzkommission (1893) verfaßt hat. Eine vorzügliche Zusammenfassung sämmtlicher Argumente, die Lord Farrer gegen den Bimetallismus richtet, bietet die neunte Studie, die im Jahre 1894 zuerst in der „National Review“ veröffentlicht wurde.

Man darf an diese Sammlung nicht den Maßstab deutscher Theorie legen. Es ist nicht ein Professor, der hier schreibt, sondern ein Staatsmann, dessen Schriften weniger theoretische als politische Bedeutung beanspruchen. Deshalb wäre der Verfasser weit eher mit Ludwig Bamberger als mit irgend einem unserer Theoretiker zu vergleichen. Nur hat ihn die Politik seines Landes nicht vor gleiche Aufgaben gestellt, wie sie Ludwig Bamberger zu lösen hatte. Bamberger mußte zerstören und wieder aufbauen, das vollendete Werk gegen jeden Angriff schützen. Lord Farrer's Thätigkeit, die darum nicht minderwerthig ist, blieb auf die der Abwehr beschränkt. In den Schriften beider Männer aber lebt eine kampfesfrohe Seele, es ist in ihnen keine Spur von Schwerfälligkeit und Müdigkeit. Man merkt es ihrer Sprache an, daß sie für eine gute Sache kämpfen, und daß sie sie preich sind.

Die ersten beiden Studien beleuchten das Wesen und das Werden der englischen Währung. Mit Unrecht behaupten die Bimetallisten, daß das Silber durch die gesetzliche Annahme der Goldwährung im Jahre 1816 in England demonetisirt worden sei. Das Gegentheil ist die Wahrheit. In der Zeit von 1700 bis 1816 wurde in England Silber fast gar nicht geprägt, seit 1816 sind im Durchschnitt des Jahres über 500 000 Pfund Sterling Silbermünze regelmäßig in Umlauf gesetzt worden. So viel Silbergeld, wie die Goldwährung cirkuliren ließ, hat England unter der gesetzlichen Doppelwährung, die von 1666 bis 1816 bestand, nie gehabt. Die Goldwährung allein ermöglicht die Vereinigung beider Metalle im Geldwesen, sie ist der Bimetallismus de facto, während der Bimetallismus de lege in England bis 1816, in den Vereinigten Staaten bis 1834 nur wenig Raum für Silbergeld bot. Die geschichtliche Erfahrung hat gelehrt, daß weder die gesetzliche Doppelwährung noch die Silberwährung beide Metalle dauernd als Geld im Umlauf erhalten kann. Deutschland hatte ja unter der Silberwährung kein Goldgeld und mußte sich als Ersatz mit dem elendesten Papier behelfen. Die Goldwährung sichert allein den gleichzeitigen Umlauf beider Metalle und eine stetige und zunehmende Verwendung des Silbers zu Geldzwecken. Die Geldexistenz des Silbers ist unter der Goldwährung viel geschützter und gesicherter als unter irgend einem anderen Währungssystem. Es ist daher auch thöricht, den Preissturz des Silbers allein durch die Einführung und Verbreitung der Goldwährung erklären zu wollen. Einen zureichenden Erklärungsgrund bietet die Produktionssteigerung und die unglaubliche Mißwirthschaft, die in Amerika mit dem Silbergeld getrieben wurde. Die todten Silbermassen, die in den Gewölben des Schatzamts in Washington aufgehäuft wurden, mußten in immer höherem Grade preisdrückend wirken. Die Silberinteressenten haben sich selbst in blindem Eifer die Grube gegraben, in die sie hineingefallen sind.

In den übrigen Studien bemüht sich Lord Farrer nachzuweisen auf wie schwachen Füßen die bekannten bimetallistischen Behauptungen stehen: Das Gold werde immer knapper, das Geld immer theurer, die Waaren immer billiger und der Vorsprung, den valutakranke Länder im Welthandel haben, immer größer.

Die Thatsachen, die Lord Farrer anführt, widerlegen jeden einzelnen der bimetallistischen Glaubenssätze: Das Gold ist nicht knapper geworden weil man verhältnißmäßig immer weniger Gold braucht, und weil die Goldproduktion beständig steigt. Der Geldumlauf Englands besteht aus 98 Proz. Kreditgeld und 2 Proz. Metallgeld. Dabei wird mit der Entwicklung der Kreditorganisation die Goldreserve, die die Banken im Verhältniß zum umlaufenden Kreditgeld nothwendig halten müssen relativ immer kleiner. Auch im internationalen Verkehr wird infolge immer vollkommenerer Kreditausgleichungen und telegraphischer Verbindungen immer weniger Gold gebraucht. Deutschland hat in dieser Beziehung durch die Einschränkung des Terminhandels einen entschiedenen Rückschritt gethan, und unser augenblicklicher Geldmangel ist zum Theil wenigstens auch auf diese Ursache zurückzuführen.

Die englische Preisstatistik zeigt ferner, daß die Preise für die meisten Artikel im Großverkehr allerdings stark gesunken sind. Im Großverkehr wird aber kein Gold, sondern Kreditgeld als Zahlungsmittel benutzt, während im Kleinverkehr noch sehr viel Gold gebraucht wird. Es sind ganz andere Faktoren als die Quantität des umlaufenden Geldes, die die Höhe der Waarenpreise bestimmen, und mit viel größerem Recht läßt sich behaupten, daß die Quantität des umlaufenden Geldes von der Höhe der Waarenpreise abhängt als umgekehrt. Unter der Goldwährung mit Centralisation des Kreditwesens cirkulirt im Allgemeinen nie mehr und nie weniger Geld, als der Verkehr nöthig hat. Eine Inflation und Contraction ist ausgeschlossen, weil die Cirkulation sich selbst regulirt. Deshalb kann der Geldumlauf gar keinen Einfluß auf die Gestaltung der Waarenpreise haben und ihre Entwicklung ist unter der Goldwährung viel stabiler und naturgemäßer als unter irgend einem anderen Währungssystem. Damit hängt zusammen, daß unter der Goldwährung auch die Geld-, Kredit- und Preiskrisen immer seltener werden.

Was nun die letzte Behauptung der Bimetallisten betrifft, daß die Länder mit Silber- und Papierwährung im internationalen Handel Vortheile haben, die die Goldwährungsländer nicht haben, so braucht man nur auf die Wirthschaftsgeschichte Indiens hinzuweisen, um sich von dem Werth dieser Behauptung zu überzeugen. Dieses Land hatte unter den Vortheilen seiner Silberwährung so sehr zu leiden, daß es schon in den 70er Jahren nichts sehnlicher wünschte, als sie los zu werden, und als im Jahre 1893 die Silberprägung in Indien eingestellt wurde, wurde dieser Schritt zur Goldwährung als Erlösung und Rettung begrüßt. Auch andere valutakranke Länder wie Oesterreich-Ungarn, Rußland, Japan u. s. w. haben trotz angeblich heilsamer Exportprämien und Schutzzölle, die ihnen die unterwerthige Valuta bot, den Uebergang zur Goldwährung nicht gescheut.

Die Studien Farrer's sind so reich an Material und Ideen, daß sie als ein überaus werthvoller Beitrag zur Währungslitteratur betrachtet werden können.

Louis Katzenstein.

Englische Märchen. Für die deutsche Jugend bearbeitet von Anna und Leon Kellner Mit Illustrationen von John D. Batten. Wien. Verlag der „Wiener Mode“. 1899.

Unmittelbar vor Weihnachten ging uns diese hübsche Auswahl und Verdeutschung von **Fairy Tales of the British Empire** zu. Da wir die Sammlung möglichst schnell empfehlen möchten, wollen wir nur die eine und die andere Geschichte (so die anmuthige Elfen-Lehr' wider den Egoismus in „Ich“; die humoristisch geprellten Oger im „Geblendeten Riesen“, Meister Miacca u. s. w.) mit herzlichem Dank herausheben. Für die Tüchtigkeit der Arbeit und den Geschmack der Gabe spricht der Name des (auch den Lesern der „Nation“ bekannten) Anglisten Leon Kellner, der eine feine Feuilletonisten-Feder führt. So weit ich sehe, trifft er mit seiner Gemahlin den Märchenton in der Erzählung recht gut. Wie weit er sich von Joseph Jacobs leiten ließ, berichtet er gelegentlich selbst wohl am besten als geschulter Folklorist. Die Bilder von Batten sind putzig; weniger hat uns die Umschlagzeichnung gefallen. Dem ersten Tausend, das der Titel anzeigt, folgen sicher noch viele.

—m.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 17. Berlin, den 21. Januar 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Zum Charakterbilde unserer inneren Politik gehört auch das Bestreben, das Gewerbe durch Zwangsinnungen zu beglücken; man will die moderne wirthschaftliche Entwicklung, die der freiesten Bewegung bedarf und die nur durch die Freiheit der Bewegung zum segensreichen Wachsthum unseres Nationalwohlstandes beitragen konnte, von Neuem in enge Fesseln schlagen und mit armseliger Bevormundung gängeln.

Wer nach der Erfindung der Streichhölzer wiederum Feuerstein und Zunder zu allgemeinem Gebrauch einführen wollte, würde als ein ganz absonderlicher Sonderling gelten; wer aber in unseren Tagen die Zwangsinnungen wieder hervorzieht, die für uns ebenso überholt und unzweckmäßig wie Feuerstein und Zunder sind, der gilt als ein den Staat festigender, kluger Politiker. In Wahrheit ist es ein geradezu grotesker Anblick, wie unser jugendlich kraftvoller Staat beständig durch diese oder jene Zuthat aus der Vergangenheit verunstaltet wird; wie dem modernen deutschen Menschen der schwere Wettbewerb in der Welt noch besonders durch gesetzgeberische Weisheit erschwert wird, gleichsam als ob man einem Soldaten, der die Schlachten unserer Tage schlagen soll, aus mittelalterlicher Liebhaberei neben dem neuesten Gewehr zugleich Beinschienen anschnallen wollte, die ihm zwar nichts nützen, aber seine Bewegungsfreiheit im höchsten Grade erschweren.

Solche steifen unbeweglichen Beinschienen sollen dem Berliner Buchdruckereigewerbe angelegt werden.

In einer Sitzung „des Bundes Berliner Buchdruckerei-Besitzer" stimmten von 40 Anwesenden 28 für die Errichtung einer Zwangsinnung. Da der Antrag gar nicht auf der Tagesordnung gestanden hatte, so ist er an sich ungültig, und es ist überdies klar, daß die Interessenten zu ihm Stellung zu nehmen gar nicht in der Lage waren. Diesem Bunde Berliner Buchdruckereibesitzer gehören aber überhaupt nur 117 Betriebe an, während nach der Statistik der Berufsgenossenschaft das Gewerbe in Berlin 430 Betriebe umfaßt.

Also in der Sitzung einer Vereinigung, die bei weitem nicht die Mehrzahl der Berliner Buchdruckereibetriebe umfaßt, kommt ein Antrag zur Abstimmung, der nicht auf der Tagesordnung steht und wird mit 28 Stimmen angenommen, und nachdem sich 28 Betriebe für die Zwangsinnung erklärt haben, beschließt Herr Oberpräsident von Achenbach, daß die gesammten 430 Berliner Buchdruckereien sich als Zwangsinnung zu organisiren haben.

Sogleich haben sich denn auch 223 Buchdruckereibesitzer Berlins an den Minister für Handel und Gewerbe mit einer Eingabe gewandt, in der sie dagegen protestiren, daß der Antrag der Achtundzwanzig von dem Herrn Oberpräsidenten von Achenbach genehmigt worden ist.

Aber nicht nur die Arithmetik spielt dem Herrn Oberpräsidenten einen bösen Streich; daß eine verschwindende Minorität für die Zwangsinnung eintritt, ist nicht allein von ausschlaggebender Bedeutung. Das Entscheidende sind die realen Verhältnisse im Gewerbe selbst, über die ein Oberpräsident, ehe er einen Beschluß faßt, sich ausgiebig unterrichtet haben sollte. Und nun muß man Berliner große Druckereien kennen, um beurtheilen zu können, was es heißt, Geschäfte mit Hunderten von Angestellten, mit Dutzenden von Schnellpressen, mit Dampf- und elektrischen Maschinen, mit einem Betriebe, in dem von der Visitenkarte bis zum komplizirtesten künstlerisch vollendeten Buntdruck alles

hergestellt wird für den Export und den heimischen Verbrauch, um Großunternehmungen dieser Art in die Zwangsinnung pferchen zu wollen.

Dabei ist Herr von Achenbach keineswegs ein wilder fanatischer Reaktionär, der unser modernes Wirthschaftsleben am liebsten erwürgen möchte; durchaus nicht; er ist ein wohlwollender, in seinen Anschauungen gemäßigter Büreaukrat; aber da die Zwangsinnung als staatserhaltend patentirt worden ist, so muß sie auch gefördert werden, und wenn auch nur 28 Betriebe unter 430 dieses Geschenk zugleich für Firmen mit einem Weltgeschäft verlangen.

Eine Freude freilich empfindet man stets selbst bei Betrachtung solcher Maßregeln, die so wenig politische Freude dem modernen Menschen zu verursachen vermögen; wie gesund, wie kraftvoll muß unser deutsches Wirthschaftsleben sein, wenn es trotz so gearteter Weisheit unserer Regierenden durch die Tüchtigkeit unserer Bevölkerung zu blühen und zu gedeihen vermag.

Es ist zu billigen, daß die Leiter unserer auswärtigen Politik das Ihrige thun, um jene Intriguen zu zerstören, die sich das Ziel setzen, unsere Beziehungen zu den Vereinigten Staaten zu trüben.

Seit dem Beginn des amerikanisch-spanischen Krieges wurden einzelne englische und amerikanische Blätter nicht müde, die deutsche Politik als illoyal und hinterhaltig gegenüber den Vereinigten Staaten hinzustellen; und diese Blätter setzten ihr Geschäft fort, obgleich auch offizielle amerikanische Persönlichkeiten, namentlich der Vertreter der Vereinigten Staaten in Berlin, immer erneut in dankenswerthester Weise gegen diese Irreleitung der öffentlichen Meinung Einspruch erhoben haben.

Jetzt liegen auch von Herrn von Bülow direkte Aeußerungen gegenüber einem amerikanischen Journalisten vor, die so klar und deutlich lauten, wie nur möglich. Wir haben niemals für Spanien Partei ergriffen, und wir denken garnicht daran, die Philippinen für uns erwerben zu wollen. Daß diese Worte auf die besonnene amerikanische Bevölkerung Eindruck machen werden, darf man erwarten; jene Elemente freilich, die ihr Vaterland durch das Gespenst deutscher Annektionsgelüste in eine cäsaristische Expansionspolitik hinein zu hetzen wünschen, werden sich von ihrer alten Methode nicht abbringen lassen; sie suchen die amerikanische Eroberungslust zu reizen, indem sie sagen, wenn wir nicht zugreifen, nehmen diesen Bissen die Deutschen, und die Völker sind leider in dieser Beziehung noch wie die Thiere; auch die Sattesten gönnen keinen Bissen dem Andern.

Für uns Deutsche ist die Erklärung unseres auswärtigen Amtes noch aus einem besonderen Grunde werthvoll. Sie zeigt, daß unsere auswärtige Politik keine Neigung zu gewagten Abenteuern hat, und daß unsere überseeischen Erwerbungen, entsprechend unserer Lage in Europa, in bescheidenen übersehbaren Grenzen gehalten werden sollen.

Guido Weiß, der ein Alter von 77 Jahren erreicht hat, ist gestorben. Er war ein Radikaler aus der Zeit von 1848, und er ist seinem jugendlichen Radikalismus stets treu geblieben. Aber seine Geistesrichtung unterschied ihn durchaus von dem, was sich heute als landläufiger Radikalismus darstellt. Er war kein moderner Banause, der über einen kleinen Schatz abgegriffener politischer Phrasen verfügte, sondern ein Mann von jener bedeutenden Bildung, wie sie so vielfach den politischen Männern des Jahres 1848 eigen gewesen ist; und diese Bildung verband sich mit einer nicht gewöhnlichen Herrschaft über die Sprache, so daß der Todte ein hervorragender Journalist, insbesondere unter den politischen Journalisten Deutschlands gewesen ist. Was er schrieb, war klar, scharf und oft in eine meisterliche Form gegossen und zwar schrieb er so bis in sein hohes Alter; noch vor nicht langer Zeit veröffentlichte er reizvolle Erinnerungen und Rückblicke von kulturhistorischem Interesse im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“.

Fast gleichzeitig schloß in Dessau Rudolf Meyer die Augen. Er war ein Agrarier mit etwas mehr Geist als unsere Leuchten vom Bunde der Landwirthe, weshalb er schließlich auch vor der Geistlosigkeit unserer extremen Agrarier zurückschreckte.

Er gehörte ursprünglich dem Kreise an, der in Feindschaft gegen die wirthschaftliche Entwicklung unserer Tage den modernen Aufschwung als Gründungsschwindel in Bausch und Bogen abthat und der sich aus Feudalen und mißmuthigen zurückgebliebenen kleinen Bourgeois zusammensetzte. Rudolf Meyer wirkte für diese Schichten in der "Kreuzzeitung" und verfaßte für sie seine Schrift: „Die politischen Gründer und die Korruption in Deutschland“, die sich auch gegen den Fürsten Bismarck richtete; um dieser Schrift willen mußte er dann fliehen. Er fand in Oesterreich Aufnahme und trat hier nun wiederum in Verbindung mit den Feudalen, vor allem mit dem Grafen Egbert Belcredi. Die Aera Stöcker bei uns und die Aera Lueger — Prinz Liechtenstein — in Oesterreich streckten ihre Wurzeln in die politisch-nationalökonomischen Theorien von Rudolf Meyer.

Ist zwischen Afghanistan und Rußland ein Bündnißvertrag zu Stande gekommen? Diese Nachricht wurde von London aus verbreitet; sie wird von Petersburg aus bestritten und sie erregte in England sogleich ernste Beunruhigung. Damit zeigt sich von Neuem die verwundbare Stelle von England; es ist verwundbar an der indischen Grenze, und jede Gefahr, die hier aufzieht, wird sehr ernst genommen. Wie für Deutschland, so ist auch für England das Czarenreich der entscheidende Faktor in der internationalen Politik.

* * *

Bismarck Posthumus.

VI.*)

Unter der schalkhaften Ueberschrift: „Der Verfall des Lügens“ (the decay of lying) schrieb vor etwa zehn Jahren ein inzwischen traurig zu Fall gekommener Engländer einen Essay, in dem er Klage darüber führte, daß die heutige Welt dem schönen Schein der Dinge sich immer mehr abwende und der unerfreulichen trockenen Wirklichkeit huldige. Richtiger gesagt, hätte es wohl heißen müssen, daß das Schöne im Selbstbetrug immer mehr schwinde, und daß ihm das Häßliche vorgezogen werde. Denn, ob schön oder unschön, die Wahrheit hat bei dem Tausch schwerlich etwas gewonnen. Auch die ernste Geschichtschreibung ist eindringlicher und damit kritischer und nüchterner geworden, als sie zur Zeit der alten epischen Erzähler war; aber je schärfer wir sehen lernen, desto mehr beschleicht uns der Zweifel: wo ist Wahrheit? „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“ Das klingt melodisch und erhebend. Aber es sagt doch eigentlich, daß es kein Weltgericht giebt, und wenn es eines gäbe, wäre es wohl ebenso wenig unfehlbar, wie alle bekannten Gerichte. Wo überhaupt sind die Tafeln der Weltgeschichte zu finden? Vorher heißt es im selben Poem: „Wer glauben kann, entbehre“ und nachher: „Dein Glaube war ein zugewogenes Glück“; und das Ganze ist überschrieben: „Resignation“. Vor dem Geständnisse, daß, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, ein Charakterbild in der Geschichte schwankt, flüchtet sich der Durst nach Wahrheit in den Trost, daß spätere Geschlechter und Enthüllungen zum freien Urtheil kommen werden. Ein Trost, der leichter gespendet als bewiesen ist; denn woraus sollen die Späteren schöpfen, als aus dem, was die Früheren hinterlassen haben? Derselbe Zeitenlauf, der die Leidenschaften abkühlt, entrückt

*) Siehe die Nummern 11 bis 15.

den Gegenstand der Forschung auch dem genauen Blick der Nähe.

Der Moment, in dem die Kunde vom Tode eines großen Mannes durch die Welt geht, führt die Geister mehr als irgend ein anderer auf den einen Punkt zusammen, wo sie sich zum Nachdenken und zur Aussprache über ihn begegnen. Aber er ist deßhalb noch nicht dazu angethan, den Wahrspruch über sein Verdienst und seinen Werth festzulegen. Das Erschütternde wirkt zu sehr mit, und das Schmerzliche, welches den Menschen ergreift beim Innewerden des Vergänglichen, auch dessen, was so mächtig war. Manzoni's berühmtes Ei fu! „Er war“ auf den am 5. Mai in St. Helena Erloschenen ist die großartige Klage, aber nicht das Urtheil der Geschichte über den Helden des imperialen Märchentraumes, übrigens mehr der Ausbruch einer Dichterseele als das Echo einer Volksstimmung. Die Anfangs Juli nach Europa gekommene Nachricht von Napoleons Tode hatte keinen allgewaltigen Widerhall.*) Zweimal hat Bismarck's Schicksal die Mitwelt durch solche Kunde erschüttert, bei seinem Sturze und bei seinem Tode. Auch Napoleons Fall hatte und sogar wiederholt den tragischen Moment entfesselt; aber sowohl der Abschied von Fontainebleau als die Flucht nach Waterloo kam nicht so unvorbereitet zum Ausbruch, wie Bismarck's Entlassung in den Märztagen des Jahres 1890. Und obwohl sein Tod weit weniger in die Zeitgeschichte eingriff als sein Sturz, hat er doch erschütternder gewirkt. Das Unabänderliche und die Rückschau auf das Ganze stimmten feierlicher.

Und nochmals hat sich jetzt, gleichwie ein historisches Ereigniß, das Erscheinen des nachgelassenen Werkes sensationell der Mitwelt bemächtigt, in anderer Weise, wie das in verwandten Fällen geschah. Das Mémorial de St. Hélène von Las Cases erschien mit seinem ersten Bande nicht vor dem Jahre 1822**), und die von Montholon und Gourgaud nach Napoleon's Diktat verfaßten Memoiren kamen erst 1823 heraus. Es war nicht ein gleichsam am Grabe versammeltes Gefolge, das ihnen lauschte. So aber war es, als bald nach Bismarck's Hingang sein mit Ungeduld erwartetes letztes Wort laut wurde, seine Stimme wie zum umfassenden Epilog auf ihn selbst sich erhob. Dies erweckte das Bedürfniß, die Wirkung des Moments auf der Stelle festzuhalten. Er bildet sozusagen die Brücke, auf welcher das allgemeine Urtheil von der Mitzur Nachwelt hinübergeht. Bei der Nachricht vom Tode Wallenstein's meinte Richelieu, der Mensch trete im Widerklang des Rufs seiner letzten Lebensjahre in die Geschichte ein. Der Ausspruch findet einige Unterstützung in der Thatsache, daß auch die physische Erscheinung großer Männer nicht selten sich vorzugsweise in deren Abbildern aus ihren späteren Jahren fortpflanzt. Friedrich der Große, Voltaire, Goethe stehen uns nach ihren Porträts aus ihren letzten Jahren vor Augen. Ist doch auch Bismarck, der Greis, vor dem Titelblatt dieser „Erinnerungen“ in seinem von Lenbach's Pinsel so typisch erfaßten Zügen verewigt. Aber das Buch selbst ruft uns zurück bis zu früheren Zeiten, zu den ersten Anfängen, zu dem ganzen, auf- und niedersteigenden und vor Allem zu dem im Zenith stehenden Lebenslauf und dient damit der ausgleichenden Gerechtigkeit nach allen Seiten hin für die unbefangene Prüfung. Je mehr sich Einer auf diese Prüfung bereits bei Bismarck's Lebzeiten durch aufmerksame und vorurtheilsfreie Beschäftigung mit dessen Denken und Thun vorbereitet hatte, desto mehr wird er Licht- und Schattenseiten in Allem, was aus diesem nachgelassenen Werke spricht, bestätigt finden. Und dazu hat auch der mittheilsame Kommentar seines unverschwiegenen Geheimschreibers einen namhaften und übereinstimmenden Beitrag geliefert. Es ist immerhin belehrend, auch die Rückseite des Stramins zu sehen, auf dem die Fäden ungeglättet ineinander laufen.

In den Tagen seiner Macht ist von Solchen, die ihm prinzipiell ablehnend gegenüberstanden, nicht selten bestritten worden, daß er den historischen Namen eines Großen Mannes verdiene. Sie stützten sich auf die Behauptung, daß ihm das Vollmaß moralischer Größe abgehe. Käme es darauf an, so würde der Inhalt dieser nachgelassenen Blätter an diesem Verdikt nichts ändern. Man kann nicht sagen, daß er, gerade unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, imposanter daraus hervorgehe als zu Lebzeiten. Aber der consensus gentium, welcher allein den historischen Größentitel“ verleiht, läßt sich weder von persönlichen Machtsprüchen noch von peinlichen Sittenrichtern etwas vorschreiben. Und dieser Konsens steht längst so fest, daß es sich geradezu komisch machen würde, wollte man sich erst noch anstrengen, um die zu widerlegen, welche dem Gründer des Deutschen Reichs den Weltruf eines großen Staatsmannes und damit eines großen Mannes im schwierigsten der menschlichen Berufszweige absprechen wollen. In früheren Jahren verwahrte sich einmal Bismarck in einer Reichstagsrede selbst dagegen, daß man ihn, wie ein Redner eben gethan hatte, „genial“ nenne. Er wollte dahinter eine etwas zweideutige Uebertreibung sehen. Der brummige Grillparzer pflegte zu sagen: „Wer mich ein Genie nennt, dem schlag ich eins hinter die Ohren.“

Aber die Gestalt der heutigen Welt, nicht bloß der deutschen, trägt die Spuren von Bismarck's Schaffen in so tiefen Zügen eingegraben, daß kein Anderer für ihn zu sprechen braucht. Was an diesen zwei Bänden so anziehend wirkt, ist gerade, daß sie eine besondere Art der Einsicht gewähren in die Werkstätte dieser Geistesarbeit und aus dem Reiche der Gedanken heraus die Leistung durch Thaten erklären. Die Blätter, die uns am meisten fesseln, sind die, in welchen sich ausweist, mit welcher weit umspannenden Kombinationskraft, welcher freien und gewaltigen Energie die Zustände, die Menschen, die wechselseitigen Verhältnisse der gesammten europäischen Völkerfamilien, ihre Vergangenheit und ihre Zukunft zusammengefaßt und deren Ergebnisse zu Thaten verdichtet wurden. Das Bewundernswerthe in dem Bismarck seiner großen Zeit bleibt neben der selbstbewußten, stolzen Energie immer die Schärfe und Fülle der Geisteskraft. Ihre Spuren sind gerade in seinem Nachlaß so anschaulich zusammengedrängt, daß sie neu verherrlicht daraus hervorgehen. Der Mann und seine Sprache bestätigen sich hier gegenseitig. Wer immer am Sieg der Geisteskraft in der Menschheit sein Wohlgefallen hat, sagt sich hier: durch sie ist er geworden, was er war. Die bestehende Welt der vorhandenen Thatsachen mit ihrem oft stupiden Beharrungsvermögen wurde durch ihn in vorbedachter Weise vermittelst der Intelligenz umgestaltet. Kein angeborenes Vorrecht, kein ererbter Besitz von äußeren Machtmitteln verhalf ihm zu seinem Emporkommen. Er schlug keine Schlachten mit eigener Hand, sondern beseelte die Kriegsführung zu seinen Zwecken. Zwar erleichterte ihm seine Geburt den Eintritt in den höfischen Kreis, der ihm zu den ersten Schritten auf der Zukunftsbahn verhalf. Aber darüber hinaus ist Alles das Resultat seiner einzigen Begabung — und privilegirte Geburt oder Stellung hat ihm nie imponirt. Hätte er nicht das Zeug zur höchsten Entfaltung der Geisteskraft in seinem Kopf gehabt, er würde nimmer aus dem Bann des Kleinadels herausgeschritten, nie der geworden sein, der er ward. Es ist wahr, daß er ein Junker war, es stets mehr oder minder blieb und gegen das Ende seiner Tage wieder so sehr, als je vorher es geworden ist. Aber in seiner besten Zeit war er es am wenigsten, wobei nicht zu leugnen ist, daß die Wurzeln seiner Kraft auch dem harten Boden dieser spröden Kaste einen Theil ihrer Anlagen entnommen hatten. Immerhin ward er schöpferisch, obgleich und nicht, weil er ein Junker war. Sein Vorrecht war Geistesgnadenthum. Es gibt ein Stück Geschichte, welches die Späteren nicht aus dem Schrein der Archive herausholen können. Nur die Mitlebenden, die mit eigenen Sinnen wahrgenommen haben, können es beschreiben. Man muß dabei gewesen sein, um bezeugen zu können, welche Herrschaft dieser Mann auf seinem Höhepunkt über die gesammte Mitwelt ausgeübt hat. Es gab eine Zeit, in der man in Deutschland nicht zu sagen wagte, wie weit sein Wille reiche. Alles, was ihm wider-

*) S. Alfr. Stern: Geschichte Europas seit 1815, Bd. II S. 181.

**) Der achte und letzte Band erst 1824.

stehen wollte, schien von vornherein zur Ohnmacht verdammt. Damals hieß es aller Orten im Reich: „Er setzt es doch durch“, selbst wenn er auf etwas allgemein Mißfälliges zusteuerte, sodaß manchem schon von vornherein der Gedanke des Widerstandes entglitt. Zur Illustration des Zustandes diente der friesische Bauer auf seiner Scholle, welcher rief: „Hier het Bismarck nix to seggen“.

Dabei hielt er sich von Zeit zu Zeit persönlich unnahbar, in undurchdringlicher Zurückgezogenheit schwer zu enträthseln. Den Diplomaten fremder Mächte versagte er gewisse Perioden hindurch jede persönliche Berührung. Trat er einmal selbst heraus, so wirkte er auch äußerlich faszinirend. Es war beispielsweise ein merkwürdiges Schauspiel, wenn er im Reichstag erschien. Schon von ferne vor dem Gebäude fiel dem Annähernden die veränderte Physiognomie der Straße auf. Stärkere Massen als sonst standen oder gingen in sichtbarer Spannung auf und ab. Dem Eintretenden rief der Pförtner auf der Stelle zu: „Der Kanzler ist da.“ Im Vorsaal, wo sonst die große Zahl der Plaudernden und Gleichgültigen schwatzend und rauchend hin und her wandelten — Alles ausgestorben. Man hätte es den mit den Gebräuchen Vertrauten gar nicht zu sagen brauchen; die stillen Räume verkündeten laut: der Kanzler ist drinnen im Saal. Auf den Tribünen die Zuschauer auf den hintereinander emporsteigenden Bänken übereinander vorgelehnt, um einen Ausblick auf ihn zu erhaschen. Und ähnlich verhielt es sich mit der Wirkung in die Ferne. Auswärtige Regierungen und ihre Organe empfanden Beunruhigung, sobald er sich mit ihnen zu befassen schien. Einer meiner Freunde, der als deutscher Konsul an mehreren großen Handelsplätzen fungirte, erzählte mir, wie er in Konfliktsfällen mit den Behörden seines Reviers als letztes Hilfsmittel immer zu der Wendung Zuflucht nahm, er werde an seine Regierung berichten. Und auf die Frage: an wen? — hieß es dann so beiläufig: nun eben an Bismarck, worauf sofort aller Widerstand zurückgezogen ward.

Von solcher ungeschriebenen Autorität, die Bismarck sich an der Spitze des Deutschen Reiches erworben hatte, fiel natürlich auch auf die Deutschen selbst und am fühlbarsten auf die im Ausland wohnenden ein Abglanz und strahlte von ihrer dankbaren Stimmung wieder auf die Heimath zurück. So steigerte sich die Verehrung zu einem Kultus, der auch sich erhielt, als die Höhe der politisch eingreifenden Macht nach Innen wie nach Außen für ihn überstiegen war. Es kamen die Zeiten, in denen eigentlich nicht eine einzige Partei im Reichstage sich seiner Haltung verwandt fühlte, nicht über sein persönliches Auftreten daselbst unbehaglich die Achseln gezuckt hätte. Auch den treusten seiner alten Anhänger entfuhren bei einzelnen seiner Redewendungen leise Ausbrüche des Mißfallens, des Aergers über Kleinlichkeiten, über herbe oder verletzende Wendungen in seinen Reden. Und schließlich trat an die Stelle der Formel: „Er setzt es doch durch“ die: „Es gelingt nichts mehr“. Auch in den Beziehungen zu den auswärtigen Mächten regte es sich öfter als früher unfreundlich. An Stelle der thurmhohen Freundschaft mit Rußland trat erst die stille und dann die offene Abkehr. Es ist eine als historisch merkwürdig zu verzeichnende Thatsache, daß in den ersten nach seinem Abgange gehaltenen Sitzungen die Geschäfte fortgeführt wurden, ohne daß nur eine Stimme im Reichstage sich erhob, um dessen zu gedenken, der dreiundzwanzig Jahre lang ihm sein Gepräge aufgedrückt hatte.

Der tragische Abgang fachte dann draußen im Reich die Flamme der Anbetung von Neuem an. Das Menschliche zunächst wurde der Ursprung der gerührten Ergriffenheit. Dazu gesellte sich vielerlei Anderes: die allgemeine Besorgniß einer großen Veränderung, der Wegfall des Prestiges, welches dem Ausland imponirt hatte, die Feindseligkeit aus Interesse oder aus Stimmung gegen die neuen Menschen. Bismarck selbst, früher das Haschen nach Popularität ausdrücklich und thatsächlich verschmähend, fühlte jetzt das Bedürfniß, sich ihrer zu bedienen. So wuchs allmählich in den letzten acht Jahren der Sachsenwald zu einem heiligen Haine heran, nach welchem Jung und Alt, Mann und Weib pilgerte, im Tempel des Heroen seine Andacht zu verrichten. Der Bismarck-Kultus ward Mode. Verzückte Barden und aufgeregte Damen veranstalteten ihre Wallfahrten, wurden menschenfreundlich zugelassen und wanderten, mit — immer noch gewürzten — Reden, hie und da mit kleinen Reliquien beglückt, nach Hause, ihre Begeisterung weiter verbreitend. Es kam eine Art Bismarck-Snobbism auf.

Der Heroenkultus hat auch manches Gute, obwohl seine Apostel nicht gerade unter den Menschenfreunden zu suchen sind. Carlisle, der ihn theoretisch in die Geschichtsphilosophie eingeführt hat, ist doch, genau besehen, eigentlich nur ein christlich gläubiger Nietzsche. Es läßt sich neben dem Niederdrückenden, das Beide aus der Verehrung des Uebermenschen herausdestilliren, auch des Erhebenden Manches dafür ableiten, daß der Alltagsmensch zur dankbaren Begeisterung für die Bevorzugten seinesgleichen, in denen er sich geehrt und gehoben fühlt, erzogen wird. Dies Wohlgefühl ist der armen Menschheit zu gönnen. Kein Neid, kein Streit soll es ihr rauben. Man nannte dies Rauben mit einem besonders dazu abgestempelten Wort das „Nörgeln“ seitens derer, die in ihrer Andacht überhaupt nicht irre gemacht sein wollten.

Allein die Andacht, welche, rein menschlich, schön sein kann (das läßt sogar von Lourdes sich denken), ist eine gefährliche Beimischung politischen Verhaltens. Zur Zeit der ersten fünfziger Jahre, als ich nach Frankreich kam, fand ich die Verwünschungen an der Tagesordnung, welche die liberalen Leute gegen die Muse Beranger's schleuderten, als des Mannes, der durch seine Popularisirung der Napoleonischen Legende sein Theil zur Wahl und zum Staatsstreich des Napoleoniden beigetragen habe. Und so zähe und triebkräftig ist noch immer dieselbe Legende, daß trotzdem und trotz 1871 bis auf diesen Tag ihr nicht die Wunderkraft auf die Gläubigen abgesprochen werden kann. Wäre in Deutschland etwas denkbar, wie eines jener ehemaligen französischen Plebiszite, wer wollte verbürgen, daß in vielen Landstrichen, z. B. in der bayerischen Pfalz und in Baden nicht die Mehrheit der Stimmen auf den Sohn Bismarck's fiele! Im verjüngten Maßstab kam es auch so, daß der Kultus des beweinten Heroen seinen Schatten in die leibhaftige Gestaltung der inneren deutschen Politik warf — und nicht zu deren Vortheil. Während Bismarck's Neigungen sich mit seinen steigenden Lebensjahren immer mehr zum Extremen zugespitzt hatten, wie es die vorherrschenden Begierden (the ruling passions, nennen es die Engländer) im Alter zu thun pflegen, die Richtung auf die agrarische Absperrung, auf die gewaltsame Bekämpfung der Sozialdemokratie, auf die Vererbung seiner Stellung an die Söhne, wurde er, von Friedrichsruh her, immer mehr das Orakel für die, welche in diesen Dingen mit ihm sympathisirten, und dirgirte von dort aus den Krieg gegen die gesündere Richtung, welche die aktive Politik einschlug. Das Sonderbarste, aber eben durch den geschilderten Kultus Erklärbare war, daß selbst die, welchen die Bismarck'sche Inspiration verderblich, und der neue Kurs heilsam war, nach ihm hinschauten. Wenn die intelligenten und prosperirenden Schichten des Bürgerthums ein volleingestandenes Interesse an einer Tendenz hatten, so war es die der großen, weittragenden und versöhnlichen Handelspolitik. Statt aber den Nachfolger zu stützen, der diese mit aller Kraft und Einsicht vertrat, konnten die so ganz und gar auf sie Angewiesenen ihm nicht verzeihen, daß er mit Selbstverleugnung die undankbare Aufgabe auf sich genommen hatte, sich der Vergleichung mit einem solchen Vorgänger auszusetzen, und wendeten ihre sehnsüchtigen Blicke zurück zu dem Manne, der die Parole der Absperrung, der Völkerverfeindung, der agrarischen Privilegien bis zum Aberwitz des Antrags Kanitz anspornte. Um Bismarck's willen, von dessen Orakeln sich die agrarischen Heißsporne inspiriren ließen, haßten die von ihnen Bedrohten selbst den ehrlichen Militär, der im wahren Sinne bürgerlich dachte und empfand. Diese Art des Verhaltens ist, obwohl auch heute noch nicht ganz zum Bewußtsein gekommen, eines der markantesten Phänomene der politischen Unreife des deut-

schen Bürgerstandes. Sie erklärt, warum er, trotz seiner gewerblichen Tüchtigkeit, politisch wieder so ohnmächtig werden konnte, warum die politische Genialität sich ins Junkerthum flüchten mußte, und dieses auf dem Umwege durch Deutschlands Regeneration, nachdem es sie lange bekämpft hatte, auch wieder zur Oberherrschaft gelangte. Die wenigen Jahre der Kanzlerschaft Caprivi's haben für Deutschlands wirthschaftliches Gedeihen eine Grundlage geschaffen, auf welcher allein die erstaunliche Hebung von Industrie und Handel der letzten Epoche emporsteigen konnte. Gelang doch dem Nachfolger, welchem Bismarck vorwarf, daß er den Draht nach Rußland abgerissen habe, was jener selbst als Versuch immer von vornherein abgewiesen hatte: einen billigen Handelsvertrag mit Rußland abzuschließen, ein Erfolg, dessen Bedeutung weit über den rein materiellen Vortheil hinaus sich auf das internationale Verhältniß erstreckte. Der mit unermüdlichen, harten Anstrengungen durchgeführte Sieg einer verständigen Handelspolitik, ein Werk der Rettung vor junkerlich eigennütziger Verblendung, hat den wackeren Mann, der sich mit erstaunlicher Anpassungs- und Selbstbelehrungsfähigkeit in seine schwierige Aufgabe hineingearbeitet hatte, seine Stellung gekostet. Gefallen wäre er doch, auch wenn die, für deren Wohl er eingetreten war, ihn nicht verkannt hätten. Die Kaste, deren Kabale ihn zum Fall brachte, war und ist noch stark genug in Deutschland, um auch ohne die Sympathie der bürgerlichen Kreise immer wieder den Ausschlag zu geben; das eben ist ja das alte Elend. Aber die Gesammtheit der hier gemachten Erfahrungen liefert eine belehrende Erklärung zu dem tiefen Stand der politischen Entwicklung, auf dem Deutschland nach seinem vorangegangenen Aufschwung jetzt wieder angekommen ist.

Oft hat Bismarck sich darüber ausgesprochen, wie mit dem aufgeklärten Despotismus nicht zu regieren ist. In diesen „Gedanken und Erinnerungen“ sind vortreffliche Exkurse darüber enthalten. Er weist nach, wie nothwendig zur Herstellung eines nützlichen Gleichgewichtes der Kräfte in einem Reich die Kontrole der souveränen Macht durch eine Volksvertretung sei, wie gefährlich jede einseitig monarchische Führung einem Lande werden müsse. Im Einzelfall blieb er jedoch dieser Auffassung niemals treu. Wohl war er sich bewußt, daß auch für seinen eigenen Halt es vom höchsten Werth sei, eine Stütze auch gegen die oberen Sphären, unter Umständen in einer Volksvertretung zu haben. Aber wenn er einmal in dieser ein Hinderniß gegen sich selbst fand, so trieb ihn sein Furor dazu, sich von Grund aus gegen sie zu wenden. Als er nach 1866 mit hoher Einsicht seinen Frieden mit ihr gemacht hatte — die Ausführung der ihn darin leitenden Gesichtspunkte ist auch in den Erinnerungen wieder meisterhaft — wäre es nur würdige Konsequenz gewesen, die innere Konsolidirung dieser parlamentarischen Grundlage im Reiche zu fördern. Es war ihm damals ein Leichtes, durch das Einverständniß mit den gemäßigt liberalen Elementen zu diesem Ziele zu gelangen. An gutem Willen hat es bei letzteren nicht gefehlt, ihre Sinnesweise war ganz darauf gerichtet. Aber Bismarck fühlte sich in seiner Allgewalt alsbald so sicher, daß er den von ihm selbst erkannten Gesichtspunkt aus dem Auge verlor und nur noch an die Zersetzung der parlamentarischen Kräfte dachte. Von 1876 an bereits liegen die darauf gerichteten Pläne offen. Ja sich datiren sie wohl bereits weiter zurück. Hätte nicht der Diplomat in ihm über den auf den dauerhaften Staatsbau bedachten Meister triumphirt, so würde er sich im Parlament eine Stütze geschaffen haben, die ihm vielleicht auch später in seinem Konflikt mit der Krone zuletzt Dienste geleistet hätte. Einst hatte er dies in Betracht gezogen. Aber was war unter seiner rastlosen Taktik daraus geworden!

Zu seiner Entlastung läßt sich allerdings Verschiedenes anführen. Die mangelhafte politische Veranlagung des deutschen Bürgerthums, aus welcher sich erklärt, daß die Nation so lange hinter denen des europäischen Westens in ihrer staatlichen Entwicklung zurückgeblieben ist und immer wieder von Neuem rückfällig zu werden droht, stand ihm selbst von Alters her vor Augen. Er fand hier nicht die organische Stärke, die ihm Vertrauen einflößte oder Rücksichten aufzwang. Dazu kam, daß in den Elementen des neu erstehenden deutschen Staatslebens sich auf dem Grunde schon jene Symptome der großen Evolution zeigten, die seitdem sich über die ganze Kulturwelt ausbreiteten: der Rückgang des traditionellen Liberalismus und die Enttäuschungen, welche die Auswüchse der Demokratie ihren alten Anhängern bereiteten. Siehe die neusten Phasen des Liberalismus in England, der Demokratie in Frankreich und Nordamerika. Die Gesammtheit der Ursachen, welche jetzt in diesen festen Staatenbildungen zur Erscheinung kommt, machte sich in den eben erst werdenden deutschen Umbildungen bald nach dem Anfang fühlbar und hat gewiß dahin mitgewirkt, Bismarcks Augenmerk von der Mitarbeit am Aufbau eines parlamentarischen deutschen Staatswesens abzulenken.

Möglich sehr wohl, daß es auch mit seiner Unterstützung nicht gelungen wäre, weil das Material zu spröde oder die Zeit vorüber ist. Es hieße jedoch seine Kraft unterschätzen, wollte man von vornherein behaupten, es hätte auch trotz seiner Mithilfe nicht gelingen können, wenn er in demselben Maße fördernd eingegriffen hätte, wie er es zersetzend that. Sein Ruhm steht fest für alle Zeiten. Er hätte sich selbst übertroffen, hätte er es über sich vermocht, seine Schaffenskraft auch darauf zu richten, daß er das durch ihn errichtete deutsche Staatswesen in einer thatsächlichen Verfassung hinterließe, in welcher die Nation durch eigene Mitarbeit an ihrer Selbsterhaltung so heilsam und wirksam betheiligt wäre, wie es die Sorge um die Zukunft des Reiches zu wünschen gebietet.

L. Bamberger.

Parlamentsbriefe.

III.

Das neu gewählte Abgeordnetenhaus ist in sein neu gebautes Heim eingezogen. Fünfzig Jahre lang hatte das Abgeordnetenhaus in einem Gebäude getagt, das in wenigen Wochen als ein Nothbau auf einem versteckten Hinterhofe hergestellt war, im Laufe der Zeit durch wiederholte Umbauten und Anbauten brauchbarer gemacht werden sollte, und dabei allmählich eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Dachsbau bekam. Der Umzug in das neue Gebäude vollzog sich ohne weitere Feierlichkeit als die, daß der Ministerpräsident in etwa dreißig Worten einen Glückwunsch aussprach. Das neue Gebäude hat Luft und Licht im Ueberfluß; die Raumvertheilung ist ein Muster an Zweckmäßigkeit.

Aber dem Architekten ist das Mißgeschick begegnet, die Anforderungen der Akustik zu verfehlen. Man hört Nichts. Die Rede, mit welcher Herr von Miquel sein Budget einbrachte, wurde nicht gehört und die Abgeordneten verließen den Saal, als ob es sich um die Leistung eines gewohnheitsmäßigen Hausleerers handele. Ob dieser Fehler von dem Architekten wieder gut gemacht werden kann, muß abgewartet werden. Für den Parlamentarismus würde eine neue Zeit beginnen, wenn man sich allgemein so einrichtete, daß ein Redner den andern nicht hört, und Herr von Meyer (Arnswalde) aus dem Grabe heraus dazu seinen Spruch ertönen ließe: Es geht auch so!

Die Thronrede für den Landtag gleicht derjenigen für den Reichstag darin, daß eine Reihe von nöthigen, nützlichen und angenehmen Gesetzen angekündigt wird, ohne daß eins zur Vorlage reif ist. Es ist ein altes Uebel, daß die

Ministerien mit ihren Arbeiten nicht rechtzeitig fertig werden, und daraus gehen später die Schwierigkeiten für die Zeiteintheilung hervor.

Lebhaft ist in der Thronrede anerkannt, daß die Grundlagen unseres Staats- und Volkslebens gesund und festgefügt sind. Wir haben von jeher dieselbe Meinung vertreten. Mit dieser Meinung verträgt es sich aber nicht, fortdauernd Gesetzentwürfe vorzulegen und Verwaltungsmaßregeln zu treffen, die nur bei einem schwer erkrankten Staats- und Volksleben am Platz sind, wie Ausnahmegesetze und Ausweisungsmaßregeln. Wie sich Maßregeln der letzten Art gegen Personen rechtfertigen lassen, die anerkanntermaßen nichts verschuldet haben, wie es sich rechtfertigen läßt, einen Unschuldigen als Opferlamm für die angebliche Verschuldung eines Andern zu behandeln, darüber wird die Regierung durch eine Interpellation der freisinnigen Parteien befragt werden.

Im Reichstage hat die erste Lesung der Militärvorlage mit einer Verweisung an die Kommission geendigt. Zu unserer großen Befriedigung ist diesmal der Versuch unterblieben, die Angelegenheit zu einer Frage ersten Ranges hinaufzuschrauben. Wenn von konservativer Seite her der Versuch gemacht wird, die Fortdauer der zweijährigen Dienstzeit wiederum in Frage zu stellen, so wurde dem ziemlich allgemein die Ueberzeugung entgegengestellt, daß eine Beseitigung dieser Einrichtung unmöglich geworden sei.

Die erste ernstere Debatte knüpfte sich an die Lippesche Thronfolgefrage. Der Bundesrath hatte sich für eine gewisse Zeit als den Hort der „Ebenbürtigkeit" gezeigt. Er hatte ein Inhibitorium an das Fürstenthum Lippe erlassen, im Wege der Gesetzgebung eine Regelung der Thronfolgefrage herbeizuführen, weil dadurch Agnaten, die sich auf die Lehre von der Ebenbürtigkeit stützten, in ihren Rechten verletzt werden könnten. Man darf wohl annehmen, daß der Bundesrath den Rückzug angetreten hat. Er hat dem Fürstenthum Lippe den Weg der Gesetzgebung wieder frei gegeben, und es ist nicht denkbar, daß er das Gesetz, welches zu Stande kommen wird, später anfechten sollte. Die These, um welche es sich handelt, und die freilich von keinem der Redner mit einer uns befriedigenden Schärfe herausgearbeitet wurde, würde ungefähr so lauten: In jedem Staate der Welt, also auch in einem deutschen Bundesstaate, steht das lebendige Recht des Gesetzgebers über den Satzungen eines unklaren und überlebten Privatfürstenrechts, das einem Agnaten das Recht verleihen will, gegen den Gang der Gesetzgebung sich aufzulehnen.

Fürst Hohenlohe stellte den Grundsatz auf, daß der Bundesrath in solchen Fragen, wo er als ein Gerichtshof handelt, der Nothwendigkeit enthoben sei, sich über die Gründe seines Handelns mit irgend Jemandem in eine Erörterung einzulassen. Im vorliegenden Falle aber habe der Bundesrath als Gerichtshof auf Grund des Art. 76 der Verfassung gehandelt; er habe judicanda zwischen Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe entschieden. Daß eine solche Ansicht von dem Kanzler des Deutschen Reichs aufgestellt werden konnte, zeigt, daß die deutsche Reichsverfassung noch viel unfertiger ist, als man von jeher geglaubt hat. Die Mitglieder des Bundesraths uns in der Rolle unabhängiger Richter zu denken, übersteigt einstweilen unser Vorstellungsvermögen.

Ein als Mitglied des Herrenhauses wohlbekannter, als Reichstagsmitglied neuer, Herr Graf von Klinkowström, wollte ein Ausnahmegesetz machen, das die Sozialdemokraten bestraft, welche geheime Erlasse abdrucken. Er konnte es für sein Werk nicht zu der Ehre eines Begräbnisses erster Klasse bringen. Ein sozialdemokratischer Antrag verlangt Erweiterung der Gewerbegerichte; Herr von Stumm nahm die Gelegenheit wahr, sich als grundsätzlichen Gegner aller Gewerbegerichte vorzustellen. Nach seiner gesammten Haltung zu den sozialpolitischen Fragen kann das nicht überraschen.

Proteus.

Eine neue griechische Kulturgeschichte.

Es kann als eine Thatsache betrachtet werden, daß das Buch, dessen Titel unten angegeben ist,*) die vor einiger Zeit aus dem Nachlasse von Jakob Burckhardt erschienene Griechische Kulturgeschichte, bei dem gebildeten Publikum ein nicht geringes Interesse erregt hat. Der Grund war ein doppelter, ein persönlicher und ein in der Sache liegender. Jakob Burckhardt ist seit langer Zeit als ein sehr feiner Kopf und ein besonders in der modernen Kunstgeschichte ungemein bewanderter und selbständiger Gelehrter anerkannt, und man hat dabei nicht vergessen, daß er in früherer Zeit auch über das Alterthum gründliche und schön geschriebene Arbeiten veröffentlicht hat. So mußte ein ausführliches Buch aus seiner Feder über die griechische Kultur die Aufmerksamkeit aller derer auf sich ziehen, die sich als Lehrende oder als Lernende mit derselben beschäftigen oder zu beschäftigen wünschen. Man sagt sich: Es haben sich so viele Philologen und Alterthumsforscher von Profession über den Gegenstand geäußert; hören wir nun einmal, was ein Mann, den wir bisher als einen Meister in der Kenntniß der Kunst der modernen Völker schätzen gelernt haben, über Griechenlands Kultur zu sagen weiß. Es kann nur gediegen und unbefangen, und somit höchst belehrend sein. Das ist der persönliche Grund des Interesses für das Buch. Der sachliche aber liegt in den geistigen Anregungen der Gegenwart. Heutzutage, wo die beiden Bildungskreise, der naturwissenschaftliche und der klassische, um den Vorrang bei der Erziehung der Jugend kämpfen, haben Aeußerungen eines hochgebildeten Mannes, der wie Burckhardt kein Alterthumsforscher von Fach ist, einen doppelten Werth. Sie sind das Votum eines Unparteiischen, der Gesichtspunkte hervorheben kann, die den Streitenden nicht so gegenwärtig gewesen sein mögen. Aber nicht Jeder hat die Muße, die zwei Bände der griechischen Kulturgeschichte zu lesen — eine für einen Nichtfachmann nichts weniger als leichte Lektüre. Deshalb kann eine kurze, aber in das Wesentliche eingehende Besprechung derselben hier von Nutzen sein. Wir geben zunächst eine Uebersicht des Inhalts, der wir einige Bemerkungen über die Stellung des Werkes in der Litteratur über den Gegenstand anschließen.

Burckhardt beginnt auf S. 11 mit einer kurzen Angabe des von ihm gewonnenen „Resultats", das wir später besprechen werden und deshalb hier übergehen. Dann behandelt er in Abschnitt I die Griechen und ihren Mythus. Der Mythus ist das Eigenthümlichste des griechischen Volkes. Die Griechen sind nie dazu gekommen, sich vom Mythus zu befreien; er ist bis in die letzten Zeiten ihres Daseins eine Macht geblieben, die ihr gesammtes Leben beherrscht hat. Die Götter und die Heroen galten beständig bei ihnen als wirkliche Wesen; man bezog sich in den Vorfällen des praktischen Lebens stets auf sie, während man die thatsächlich vorgefallenen Dinge leicht vergaß. Personen und Sachen wurden in der naivsten Weise mit den Göttern in Verbindung gebracht; Götter und Heroen erschienen leibhaftig unter dem Volke, und dabei erfand man stets neue Heroen und ihre Thaten, die man dann als wirklich geschehen behandelte. „So war", sagt Burckhardt S. 52, 53, „das Griechenvolk geistig orientirt, welchem im Verlauf der Zeit die allergrößten weltgeschichtlichen Aufgaben zufallen sollten: in seiner mythischen Vorzeit gefangen, zu einer buchstäblichen Geschichte nur ganz allmählich befähigt, in poetischer Bildlichkeit völlig aufgehend — und doch im Verlauf der Zeiten dazu bestimmt, alle Völker zuerst zu verstehen, und dies Verständniß der Welt mitzutheilen, gewaltige Länder und Völker des Orients zu unterwerfen, seine Kultur zu einer Weltkultur zu machen, in welcher Asien und Rom zusammentrafen, durch den Hellenismus der große Sauerteig der alten

*) Griechische Kulturgeschichte von Jakob Burckhardt. Herausgegeben von Jakob Oeri. 2 Bände in 8. Berlin und Stuttgart. W. Spemann.

Welt zu werden; zugleich aber durch das Weiterleben dieser Kultur die Kontinuität der Weltentwicklung für uns zu sichern; denn nur durch die Griechen hängen die Zeiten und das Interesse für diese Zeiten an einander; ohne sie hätten wir kein Interesse für die Vorzeit, und was wir ohne sie wissen könnten, würden wir zu wissen nicht begehren.“ Ob das Letzte richtig ist, werden wir bei der Besprechung des „Resultats“ sehen.

Der zweite Abschnitt behandelt Staat und Nation. Er umfaßt den Rest des ersten Bandes. Hier geht Burckhardt nach ganz kurzen Bemerkungen über die aus der vorhellenischen Zeit stammenden sozialen Grundlagen des staatlichen Lebens der Griechen („Erörterungen von Uranfängen“, sagt Burckhardt S. 57, „sind sonst nicht Sache dieses Buches“) sofort auf die Polis als Charakteristikum der Griechen über. Sie ist vielleicht eine Nachahmung der phönizischen Polis (S. 61). Die Griechen denken sich ihr Hervorgehen aus dem ländlichen Leben als Folge „starken momentanen Willens oder Entschlusses“. (S. 65). Daher ist soviel von Gründungen bei den Griechen die Rede. Diese Gründungen vollziehen sich durch Synoikismus, der auch später noch viel in Griechenland vorkommt. Die Polis hat nun die unbeschränkte Verfügung über die Einzelnen, die nur als Bürger eines Staates existiren. Eben deshalb aber bekämpfen und vernichten sich die Poleis gegenseitig. Eine höhere politische Einheit als die Polis kennen die Griechen nicht. Dann legt Buckhardt die historische Entwicklung der Polis auseinander, indem er zuerst das Königthum bespricht, dann Sparta, dessen Zustände ja am meisten an die der ältesten Zeiten erinnern, dann die Unterthanenverhältnisse in anderen, Sparta in dieser Hinsicht ähnlichen Staaten, wie Kreta und Thessalien. Hierauf behandelt er das Wesen der Sklaverei, die er als durchaus nicht besonders milde gehandhabt darstellt; er geht u. A. auf den Gebrauch ein, daß von Gerichtswegen die Sklaven gefoltert werden konnten, wenn es sich um Verbrechen handelte, die ihren Herren Schuld gegeben waren. Es zeigt sich da, daß man z. B. in Athen den Freien zutraute, sie würden gerne einen falschen Eid ablegen, aber die eigenthümliche Ueberzeugung hatte, daß Aussagen, welche von Sklaven unter Foltern gemacht waren, im Allgemeinen der Wahrheit entsprächen. Die Sklaven waren also die Körper der Herren, wenn diese körperliche Qualen auszustehen hatten. Dann kommt die Aristokratie, wo Burckhardt über die Kalokagathie spricht (S. 171) und die Entwicklung des agonalen Wesens (S. 172), d. h. der Wettkämpfe und des Wetteifers im Allgemeinen.

Nunmehr wendet sich Burckhardt zur Besprechung der Tyrannis. „Der Tyrann thut nicht mehr, als sich die Polis jederzeit erlaubt, und der Einzelne hat es unter ihm eigentlich nicht schlimmer“. (S. 178). Burckhardt interessirt sich, wie die Griechen selbst es thaten, besonders für die sicilische Tyrannis, die ja auch in jeder Hinsicht die bedeutendste gewesen ist. Hierauf behandelt er die Demokratie, und zunächst ihre Ausgestaltung in Athen (217—257). Das Bild hat wenig ideale Züge. „Die Griechen haben nie bürgerliche Gleichheit mit politischer Ungleichheit zu verbinden gewußt“, sagt Burckhardt S. 221. Deshalb mußte der Arme „zu seinem Schutz gegen Unbill Mitstimmer, Richter und Magistrat sein.“ Der Demos erwehrt sich des Einflusses talentvoller Individuen durch alle möglichen Mittel. Die Charaktere der Führer betrachtet Burckhardt sehr nüchtern: „mag selbst ein Themistokles ja groß und fähig gewesen sein, als man wolle, für ihn war vielleicht doch das Hauptresultat, daß er es von 3 Talenten Erbe auf 100, wenigstens auf 80 brachte“ (S. 220). Die athenische Herrlichkeit, wie sie Perikles schuf und schilderte, stand auf schwachen Füßen. Nach der Krisis des peloponnesischen Krieges treten die Mängel der Demokratie mit schrecklicher Deutlichkeit zu Tage: Gewaltsamkeiten wie der Feldherrenprozeß, Psephismen nach der Eingebung des Augenblickes, das Treiben der Sykophanten sind Aeußerungen dieses krankhaften Zustandes. Das Treiben der Sykophanten vergiftete das ganze Staatswesen. Sie gaben nicht sowohl an, als daß sie mit Angaben drohten, um Geld zu erpressen. An den Prozessen lag Niemand etwas, wohl aber an dem heimlichen Abkauf derselben. Dieser war so sehr das Ziel und das faktische Ende der gedrohten Angaben, daß ein gewisser Theokrines sich von den Mördern seines eigenen Bruders hat stillkaufen lassen (247). Ueberdies waren die gerichtlichen Strafen sehr streng, ohne Verhältniß zu den Vergehen. „Wer den ganzen Fanatismus einer Prodosieklage will tosen und rollen hören, kann in der Rede des Lykurgos gegen Leokrates sein Genüge finden, welchem letzteren ein sehr zweifelhaftes Vergehen als Hochverrath ausgelegt werden und zum Tode gereichen soll (250). Und dieser Lykurgos war noch einer der anständigsten und ehrlichsten Menschen in Athen! „Hierher gehören auch die vielen im Namen der Polis erlassenen Verfluchungen, wobei der im tiefsten Grunde laienhafte Staat sich kirchlich geberdet, sobald er in Wuth geräth“ (251). Lassen wir über das Weitere einmal das Register (S. 368) reden: „Völlige Unsicherheit der Justiz; Verurtheilungen zum Zwecke der Konfiskation; allgemeine Kontravention; Unmöglichkeit, das Böse zu hindern; das Mißtrauen gegen Jedermann; der Verfall des Staatswesens“. Aehnliche Zustände zeigt nun die Demokratie außerhalb Athens. Nach der Schlacht bei Chäronea ist „Alles eine Kette von Ursachen und Wirkungen bis zur gegenseitigen Ausrottung. — — Das Hauptübel war, daß sich die Demokratie mit der starken antibanausischen Gesinnung gekreuzt hatte, daß die Gleichheit der Rechte mit der Abneigung gegen die Arbeit zusammengetroffen war, worauf die Nichtsthuer die Mittel des Stimmrechts und des Gerichtswesens auf permanente Bedrohung der Besitzenden wandten.“ Dabei hatten diese unglücklichen Stadtbevölkerungen noch dazu ein außerordentlich zähes Leben; sie konnten nicht einmal sterben. Zuletzt trieben sich Myriaden von Verbannten in Griechenland umher; keine andere Stadt wollte und konnte sie aufnehmen. — Dann macht Burckhardt einige Bemerkungen über die Auffassung der Staatsformen im Alterthum, wobei besonders Platon schlecht wegkommt, der in seiner Politeia zeigt, „welche Verhärtung das Polisideal auch über einen auserwählten Geist bringen konnte“ (285). In seinen „Gesetzen“ waltet ein ähnlicher Geist ab, nur daß die Lenkung des Staates nicht mehr einer Auswahl von Herrscher-Philosophen zufällt, sondern einem „permanenten Allerweltsaufpasser — welcher natürlich ein Beamtenheer für seine Obliegenheiten nicht entbehren kann.“ Man scheint, füge ich hinzu, noch nicht bemerkt zu haben, daß hier die Quelle des **grand électeur** von Sieyès steckt, den Bonaparte so geschickt in den „ersten Konsul“ verwandelte. „Wie unendlich überlegen ist ihm Thomas Morus, dessen Utopie ahnungsweise so Manches enthält, was seither in England und Nordamerika zur Wirklichkeit oder doch zu einer herrschenden Anschauung geworden ist“ (S. 287). Das nun folgende Kapitel: „Die Einheit der griechischen Nation“ (S. 292—332) ist eine Schilderung der Folgen des gegenseitigen Hasses der Griechen gegeneinander: Vernichtung von Bürgerschaften, Zerstörung der Städte, planmäßige Verwüstungen. In Fehden anderer Völker werden wohl Wälder umgehauen, wenn man Holz zum Bauen von Schanzen braucht. „Bei den Griechen dagegen macht man ganze Generationen wüthend durch die Ausrottung des so langsam wachsenden Oelbaumes“ (S. 305). Und das thun nicht blos Spartaner in Attika; das thun die demokratischen athenischen Flüchtlinge im eigenen Lande, „wahrscheinlich, weil man es schon nicht mehr anders wußte, als daß dies zur Feindseligkeit gehöre! Dazu kamen dann die „Museen des nationalen Hasses“, Olympia und Delphi (S. 307). In den Zeiten des Friedens war man milde gegen einander. Und daraus machten sich dann die Griechen einen Ruhm. Im weiten persischen Reiche war jeder Fremde sicher. „Nur bei den Griechen, wo die Entwicklung der Polis eine Antipathie gegen alle anderen Poleis hatte ausbilden können, bedurfte der Grieche einer anderen Stadt jenes aparten Schutzes (durch Proxenoi), den man dann mit anmuthiger Sitte und Geist verbrämte. Wenn nun der Schein entsteht, als wären die Griechen vorzugsweise gastlich gewesen, so ist die Täuschung eine ähnliche, wie z. B. bei der spartanischen Musikpflege; es ist von

einer Sache viel die Rede, die sich anderswo von selbst versteht" (S. 310). — Dann handelt Burckhardt von dem Verhältniß der Griechen zu den Barbaren und schließt den ersten Band mit Betrachtungen über das hellenische Pathos, d. h. über die Selbstschätzung der Griechen, die zumal bei den Athenern nicht gering war.

Der zweite, stärkere Band bespricht zunächst die Religion und den Kultus (1—270). Wir müssen hier darauf verzichten, eine einigermaßen genügende Idee des reichen Inhalts zu geben, wir können nur einige Hauptsachen hervorheben. Nach einleitenden Bemerkungen über die Metamorphosen, die Verwandlungen, denen Menschen und Götter unterworfen sind, behandelt Burkhardt S. 19 bis 221 die Götter. Die griechische Religion ist eine nationale Schöpfung; sie ist entstanden ohne priesterliche Einwirkung und ist deshalb eine Laienschöpfung. Die Griechen fühlten sich umgeben von einer Zahl gewaltiger elementarer Mächte, welche zum Theil schon eine bestimmte Persönlichkeit gewonnen hatten. Aber das Wesen, das diese Götter später trugen, ist erst die Folge der Einwirkung der Dichter, wie die Griechen selbst richtig eingesehen haben, indem z. B. Herodot sagt, daß Homer und Hesiod den Griechen die Gestalten ihrer Götter und deren Beziehungen zu einander geschaffen haben. Die Sänger überhaupt sind es wohl gewesen, „welche als Wandernde die Einheit des hellenischen Schauens und Denkens gefördert, ja geschaffen haben, denn die Nation bestand aus vielen kleinen Stämmen und Staaten, deren bisheriger geistiger Austausch nur gering gewesen sein kann. Und nur die Sänger suchten das Volk von Ort zu Ort auf, denn Herumreisende anderer Art sind damals schwer denkbar" (S. 35). Wenn man nun fragt, was die Griechen von ihrer Religion hatten, so lautet die Antwort: „unaussprechlich Viel (37) indem die Götter aus der Anschauung des gesammten Volkes hervorgegangen und dann von den höchsten geistigen Kräften desselben menschlich ausgebildet und zum verklärten Spiegel der Nation gestaltet worden waren, — aber nur sehr Mäßiges, sobald es sich um moralische Vorbildlichkeit und um Trost handelte." Burckhardt unterscheidet unter den Gottheiten: Naturgottheiten, die im Volksbewußtsein noch mit Elementen verbunden sind, die Gäa, Helios und alle Wassergottheiten, und solche die von ihrem ursprünglichen Element abgelöst auftreten, wie Zeus, Athene, Hermes u. a. m. Bei einigen Gottheiten überwiegt das poetische Element, wie bei Aphrodite und Eros. Im Wesen der Götter macht sich allmählich der Uebergang zum Anthropomorphismus bemerkbar. Die Götter regieren die Welt nicht; sie beherrschen kaum die Menschen. Menschen können sogar Richter über Götter werden. Sie sind nicht rein und heilig, eher personifizirte Leidenschaften, spenden Unheil und stiften Böses. Sie sind neidisch, besonders auf Talent und Glück der Menschen. Die Athener trauten den Göttern „dasselbe harte Fell" zu, das sie selbst besaßen (115). Platon, der einen nach seiner Meinung besseren Staat ersonnen hat, hat auch eine bessere Religion ersonnen, zu der das Komplement ist: „Das Jenseits, von welchem er so gerne redet wie Mohammed" (S. 119). Die Götter lenken die Welt nicht; das thut die Moira; doch wird allmählich Zeus Herr des Schicksals, als Moiragetes. In Betreff des Kultus ist von Bedeutung, daß es keinen Klerus gibt; es gibt nur Priester einzelner Gottheiten. Die Grundkraft des Kultus ist die Furcht (142). Von den Tempeln glaubt Burckhardt (153), daß ihre ursprüngliche Form der Peripteros war, der durch „eine uns unbekannte religiöse Hebung" für alle Griechen zur normalen Form wurde (153). Interessant sind die Bemerkungen über die Massenhaftigkeit der Götterdienste, die Feste, den Kultus im täglichen Leben, die Verbindung des Kultus mit Gesang, Musik und Tanz (162). Nach einigen Bemerkungen über Mysterien, die ich übergehe (ich erwähne nur, daß er den Hippolyt des Euripides als einen Vertreter orphischer Lehren bezeichnet), kommt Burckhardt wieder auf die Festfreude der Griechen zurück (199), die zu einer Brandschatzung der Bürger ausartete, während die Hauptstütze der Religion im Privatkultus bestand, den Platon in charakteristischer Weise proskribirte. Hilfe für die Sittlichkeit bot die griechische Religion sehr wenig (209). S. 222—270 handelt Burckhardt von dem Heroenkultus, den er von der Vorstellung des Nachlebens der Seele im Grabe herleitet. Er theilt mancherlei interessante Notizen mit über Heroengräber als Gegenstand der Verehrung und Furcht, über die Furcht vor dem Unwillen der Heroen, über den Heros als Kobold und dergl. mehr. — Ein vierter Abschnitt beschäftigt sich mit der Erkundung der Zukunft bei den Griechen, wobei sich zunächst ergibt, daß die Götter nicht die Urheber des Schicksals sind und eine Erkundung der Zukunft ohne sie möglich ist. Burckhardt behandelt Vogelschau, Vorzeichen, Traumdeutung, Opferdeutung, die Weissager; sodann die Sammlungen von Sprüchen (Chresmoi), die Orakel, besonders Delphi. Abschnitt 5 ist überschrieben: Zur Gesammtbilanz des griechischen Lebens. Hier bespricht Burckhardt eine Anzahl von Sittlichkeitsbegriffen der Griechen, wie Philanthropie, Rache, Wahrheitsliebe. In diesem Punkte stehen die Griechen außerordentlich tief. Der Meineid war ein in Griechenland ungemein verbreitetes Laster. Dagegen war die Ehrliebe außerordentlich entwickelt, und im Zusammenhang damit die Neigung und das Talent zum Hohn, zum Beschimpfen der Gegner. Streben nach Geld war eingestandenermaßen eine Hauptsorge Aller. Recht ausführlich behandelt Burckhardt dann noch den griechischen Pessimismus, der sich u. A. in dem stereotypen Preis des Nichtgeborenseins ausspricht, und den Selbstmord.

Dies ist der Inhalt der zwei erschienenen Bände. Es sollen noch zwei andere folgen mit den vier Kapiteln: Kunst, Poesie, Philosophie und Wissenschaft; der griechische Mensch in seiner historischen Entwickelung.

Burckhardt's „griechische Kulturgeschichte" ist der Abdruck von Vorlesungen, die Burckhardt mehrmals in Basel vor den Studenten gehalten hat, zuletzt im Jahre 1886. Er hatte sie anfangs auch für den Druck bestimmt, mit dem Titel: „Zur griechischen Kulturgeschichte", und das von ihm zu diesem Zwecke Bearbeitete umfaßt die zwei jetzt publizirten Bände. Dann aber gab er den Gedanken, die Vorlesungen drucken zu lassen, auf und untersagte den Druck sogar ausdrücklich in seinem Testamente, gestattete ihn jedoch einige Wochen vor seinem Tode mündlich seinem Neffen J. Oeri. Es wäre nun ohne Zweifel richtiger gewesen, bei der Veröffentlichung den von Burckhardt selbst gewählten Titel: „Zur griechischen Kulturgeschichte", nicht zu verlassen. Denn eine „griechische Kulturgeschichte", wie das Werk nun heißt, ist es nicht, auch wenn noch die zwei versprochenen Bände hinzugekommen sein werden. Eine griechische Kulturgeschichte muß etwas Einheitliches sein, nicht eine Sammlung von 9 verschiedenen, nach den Gegenständen getrennten Abschnitten, die, wie wir sehen werden, nicht alle wichtigen Aeußerungen des griechischen Lebens behandeln. Wenn dann jeder derselben die Form der Geschichte trüge, so würde das doch nicht genügen, um eine Kulturgeschichte der Griechen daraus zu machen. Und die geschichtliche Darstellung herrscht durchaus nicht in den bisher publizirten Abschnitten unbedingt vor. Wenn wir davon absehen wollen, daß die Ursprünge überhaupt von Burckhardt wenig berücksichtigt worden sind, so ist zumal der Abschnitt über die Religion im zweiten Bande, wie die von uns gegebene Inhaltsübersicht zeigt, nicht historisch, sondern systematisch geordnet: Götter, Heroen, Schicksal, Kultus, Tempel, Mysterien, Allgemeines. Der erste Band zeigt allerdings in anerkennenswerther Weise eine historische Disposition, die auch ungefähr dem alten Schema der Hermann'schen Staatsalterthümer entspricht. Doch fehlt hier ein wichtiger Abschnitt, den Hermann sehr gut behandelt hat und dessen Weglassung in einem Buche, das sich griechische Kulturgeschichte betitelt, befremden muß: der Abschnitt über die Kolonieen. Natürlich stand es dem Verfasser, der „zur griechischen Kulturgeschichte" Beiträge geben wollte, frei, die Kolonieen unbesprochen zu lassen; aber eine Kulturgeschichte, wie das Buch nun heißt, ohne Besprechung der Kolonieen, ist ein Körper, dem ein Arm fehlt. Uebrigens ist das Fehlen eines solchen Abschnittes charakteristisch für den kulturhistorischen Standpunkt Burckhardt's

im Allgemeinen. Er ist offenbar kein Anhänger der neueren Richtung, die mit Recht ein größes Gewicht auf die wirthschaftliche Seite des menschlichen Lebens legt. Industrie und Handel kommen in den zwei bisher veröffentlichten Bänden nicht vor, und sind nach der Inhaltsangabe von Band 3 und 4 auch in diesen nicht zu erwarten. Der von Heeren im Jahre 1793 in seinen „Ideen" eingeschlagene Weg ist von Burckhardt nicht betreten worden. Und doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Industrie, Verkehr und Handel zu den wichtigsten Seiten der Thätigkeit gerade der Griechen gehörten. Burckhardt selbst hat so scharf wie nur irgend Jemand sonst hervorgehoben, wie sehr der Sinn der Griechen nach dem Gelde trachtete. Dabei konnte gesagt werden, was kein unwichtiges Stück der Weltgeschichte überhaupt ist, daß sie es gewesen sind, die die Münzen, wenn nicht zu allererst erfunden, so doch zuerst in ihrer Bedeutung erkannt und dann in einer Mannigfaltigkeit und Schönheit ausgeprägt haben, die nicht wieder erreicht worden sind. Aber die Münzen gehören nicht bloß in die Kunstgeschichte, sie gehören in die Geschichte des Verkehrs. Die Griechen bildeten das Münzwesen aus, weil sie im Alterthum dasselbe waren, was sie noch heutzutage sind, eines der für den Handel begabtesten und begeistertsten Völker der Erde. Und dieser Handel war es, der ihre kolonisatorische Thätigkeit so energisch und erfolgreich machte. Die Griechen haben vom innersten Winkel des Schwarzen Meeres bis nach Spanien hin die Küsten mit ihren Pflanzstädten bedeckt und die Beziehungen dieser Kolonieen zum Mutterlande, unter sich, und zu den Barbaren sind ein Hauptstück der griechischen Kulturgeschichte. Man darf annehmen, daß Burckhardt, wenn er eine solche hätte schreiben wollen, über diesen Gegenstand es wenigstens nicht an den Andeutungen hätte fehlen lassen, die andere griechische Kulturgeschichten enthalten.

Dagegen kann es nicht als ein Mangel des Werkes betrachtet werden, daß es die neueren Entdeckungen auf dem Gebiete der griechischen Litteratur (Aristoteles, Bacchylides u. A.) und die neueren Bearbeitungen des Gegenstandes nicht berücksichtigt. Es will eben kein gelehrtes Buch in dem Sinne sein, daß es ein Bild des neuesten Standes der Wissenschaft gäbe. Sein Werth besteht einfach darin, daß sein Verfasser das griechische Alterthum so genau im Einzelnen kennt wie Wenige, und das Charakteristische desselben scharf hervorzuheben weiß. Dies Bild wird aber dadurch nicht modifizirt, daß wir jetzt ein paar griechische Schriften mehr kennen als Burckhardt.

Burckhardt's griechische Kulturgeschichte ist eine Darstellung des griechischen Geistes in verschiedenen wichtigen Aeußerungen desselben und als solche von hohem Werthe. Mit seinem „Resultat" können wir freilich nicht ganz einverstanden sein. Er sagt (S. 11 des ersten Bandes): „Es handelt sich um keine Verklärung". — „Die Hellenen waren unglücklicher als die Meisten glauben (Böckh)". Ihre Stellung zwischen Orient und Occident ist, daß das was sie thaten und litten, sie frei thaten und litten, daß sie original, spontan und bewußt handelten, daß sie das geniale Volk auf Erden waren, daß sie in allem Geistigen Grenzen erreicht haben, hinter welchen die Menschheit nicht mehr zurückbleiben darf. Das ist gut gesagt. Dann sagt er aber: „Durch ihre Weltkunde beleuchten sie außer ihrem eigenen Wesen auch das aller anderen alten Völker; ohne sie — gäbe es überhaupt keine Kunde der Vorzeit, weil alle anderen Völker nur auf sich selbst achteten, auf ihre Königsburgen, Tempel und Götter. Alle seitherige objektive Kenntnißnahme der Welt spinnt an dem Gewebe weiter, welches die Griechen begonnen haben." Das heißt, die Wissenschaft der Griechen etwas zu enthusiastisch auffassen. Unsere Kenntniß des Orients ist, seit wir uns von den Ueberlieferungen der Griechen befreit haben und im Stande sind, die Denkmäler des Ostens zu verstehen, in eine durchaus neue Phase eingetreten. Wir spinnen nicht das griechische Gewebe weiter; wir trennen vielmehr vieles von dem, was die Griechen gesponnen, auf. Es ist ein Irrthum, zu sagen, daß es ohne die Griechen keine Kunde der Vorzeit gäbe, weil alle anderen Völker nur auf sich selbst achten. Gerade dadurch, daß sie auf sich selbst achten, sind ihre Berichte und Monumente für uns werthvoll, werthvoller als die vielfach verkehrten Berichte der Griechen über sie. Zu ihrer Zeit waren die Griechen durch ihr Interesse für andere Völker und deren Zustände denselben überlegen, aber wir haben bei unserer Kunde der orientalischen Vorzeit nicht mehr von den Ideen der Griechen auszugehen, wie Burckhardt zu glauben scheint.

Daß Burckhardt mit seinen Schilderungen der griechischen Zustände keine eigentliche Geschichte gibt, erhellt noch aus einer anderen Betrachtung. Für die Geschichte, möge es nun politische oder Kulturgeschichte sein, ist die Darstellung der Thätigkeit hervorragender Individuen wesentlich. Dies persönliche Element fehlt aber bei Burckhardt. Nur die Persönlichkeiten der Tyrannen behandelt er eingehend. Und doch liegt schon in dem Begriff Geschichte, daß etwas geschehe, nicht blos sei, und zum Geschehen gehören Personen, die es bewirken. Burckhardt redet z. B. von Perikles im ersten Bande; er wird wahrscheinlich im Abschnitt, der von der Kunst handelt, wieder von ihm sprechen. In einer Kulturgeschichte war aber die einheitliche Thätigkeit des Perikles auch einheitlich darzustellen.

Mit dem Gesagten soll dem Werthe der zwei Bände nicht im Mindesten zu nahe getreten werden. Sie enthalten eine Menge scharfsinniger Beobachtungen und legen von staunenswerther Belesenheit Zeugniß ab. Sie können von jedem Fachmann mit Nutzen gelesen werden. Die Wirkung auf das größere Publikum aber wird vielleicht nicht ganz die erwartete sein. Denn es ist ein eigenthümlicher Gegensatz zwischen den allgemeinen Aeußerungen Burckhardt's über die Griechen und dem Charakter der Details, die er gibt. Im Allgemeinen lobt Burckhardt, wie wir sahen, die Griechen sehr. Aber die zwei Bände beweisen nicht, daß dies Lob verdient ist. Sie beweisen vielmehr, daß die Griechen nicht bloß, wie Böckh sagt, ziemlich unglücklich waren, sondern auch vielfach gar nicht edel. Edel würden ihre großen Männer sich erwiesen haben; aber von diesen redet Burckhardt sehr wenig und wo er es thut, kommen sie nicht gut weg, wie Themistokles und Platon. Vom Volke aber sagt Burckhardt wenig Gutes und leider nicht ohne Grund. Die Griechen waren wirklich, wie die Aegypter sagten, in mancher Hinsicht große Kinder. Im besten Lichte erscheinen sie noch, was auch Burckhardt anzunehmen scheint, bei Homer.

So möchte das Ergebniß der Lektüre der zwei Bände nicht dem von Burckhardt Geäußerten entsprechen, daß, wer sich dem Studium der Griechen entziehen will, „einfach zurückbleibt". (S. 11). Burckhardt's Darstellung des Staatswesens und der Religion der Griechen macht nicht den Eindruck, daß jeder Gebildete sie so genau kennen müßte, wie Burckhardt sie schildert, wenn seiner Bildung nicht etwas Wesentliches fehlen sollte. Wahrscheinlich werden die beiden letzten Bände mit ihrer Schilderung der Kunst und der Litteratur dies zeigen, und so dem interessanten Werk seinen richtigen Charakter geben.

Freiburg i. B. A. Holm.

Ernst Moritz Arndt.

II.

Die nothwendigste und wirksamste Eigenschaft des Dichters ist die erregbare Einbildungskraft, die lebhafte Phantasie. Da nun Arndt von Grund aus ein Dichter war, so war er auch Mann vorherrschender Einbildungskraft, ein Phantast. Als solchen hat er, mit richtiger Selbsterkenntniß, sich oft genug bezeichnet. Romantisch, schwärmerisch, sentimental soll, nach seinem Ausspruche noch als vierundachtzigjähriger Greis, der nordische Mensch überhaupt

sein. Phantastisch waren auch Arndt's politische Entwürfe. Er dachte sich zwei Drittheile des gesammten Grund und Bodens als erbliche unveräußerliche und untheilbare Bauerngüter ausgethan; ein Sechstel als adlige Majorate vertheilt; das letzte Sechstel dem freien Verkehr überlassen. Es sollte nur so viel Adel geduldet werden, wie standesgemäß von jenem Bodensechstel leben könne; die überschießenden adligen Familien müßten aussterben. Solche Utopien rühmt er, in einem Schreiben vom 1. Mai 1857, als einzig „verständig". Es war das auch nicht eine vorübergehende Chimäre, er hat sie vielmehr wiederholt in seinen Schriften entwickelt. Ebenso unklar war seine Vorstellung von der künftigen Gestaltung Deutschlands. Im Herbste 1848 stimmte er in der Paulskirche „mit Herz und Kopf" für das großdeutsche Programm, dafür, daß ganz Oesterreich in dem Deutschen Reiche enthalten sei; im Frühjahr 1849 aber eifert er gegen Oesterreich und will es durch Preußen aus Deutschland verdrängt sehen. Und doch, wenn nicht vorgefaßte schwärmerische Ideen diesen im Grunde gesunden Geist umnebelten, blickte er scharf und richtig mit der Intuition des Dichters und Historikers. Er erkannte mit sicherem Auge schon im Juni 1848 den schwachen Punkt, an dem das ganze Werk der deutschen Nationalversammlung untergehen sollte: die Ohnmacht der damaligen Centralgewalt gegenüber den Einzelregierungen der größeren Staaten. Gleichzeitig sagte er der zweiten französischen Republik ihren baldigen Anheimfall an den soldatischen Absolutismus, an das Cäsarenthum voraus. Er stellte den deutschen Fürsten die Alternative: Beseitigung durch volksthümliche Gewalten oder Unterordnung unter den König von Preußen als ihren kaiserlichen Beschützer — eine Alternative, die die Fürsten seit 1870 als richtig erkannt haben, und die sie seitdem zu ihrer vielgerühmten reichstreuen Haltung bestimmt hat.

Arndt's Lebensweisheit beruhte auf einer streng fatalistischen Auffassung der Weltordnung, auf einem wahren „Türkenglauben", wie er selber wiederholt sagt. Dieser Fatalismus war aber nichts anderes als ein felsenfestes Gottvertrauen, die Zuversicht, daß Gott alles unbedingt lenkt und zwar zum Besten lenkt, schließlich ihn, wie jeden Braven und wie das ganze deutsche Volk, aus jeder Klemme erretten wird.

„Was wissen wir kurz jauchzende und kurz wimmernde Sommerfliegen anderes, als was uns augenblicklich erfreut und augenblicklich betrübt?"

Nach allen traurigen Erfahrungen im höchsten Alter hat er „den liebenden Glauben an diese tiefverborgenen Gottesräthsel Gottlob noch nicht verloren", und daran erhob sich immer wieder das angestammte „alte freudige Arndtblut". Der Vielgeprüfte wußte sich schnell aus allen Wirrungen und Mißstimmungen zu dem hellsten Optimismus, zur beglückenden Zuversicht auf eine bessere Zukunft zu retten, die ihm aus unerschütterlichem Vertrauen auf eine weise göttliche Fügung erwuchsen — wahrlich, eine beneidenswerthe Mitgabe für das praktische Leben! Hier lag zum guten Theile das Geheimniß seiner Tapferkeit in allen Lagen, seines frohen und festen Muthes. Er war aber eine viel zu kernige Natur, als daß dieser Fatalismus ihm wirklich zu echtem „Türkenglauben", zu fauler Resignation und Unthätigkeit geworden wäre. „Darum müssen wir", schreibt der Dreiundachtzigjährige, „Hände und Kopf doch nicht in den Schoß legen, sondern, wenn auch kein Windlein aufwehen will, doch immer an den Segeln zucken". Oder noch ein Jahr später: „Jeder Einzelne muß sein Theilchen Selbständigkeit und Ehre, nach dem Sprichwort ‚Selbst ist der Mann' sich zu erkämpfen suchen." Nur so verstehen wir das ganze Wesen dieses an Körper und Seele gleich kräftigen, muthigen, entschlossenen Kämpen. Nichts kränkte ihn an seinen Deutschen so sehr wie die Schlaffheit, die moralische Zagheit und Unentschlossenheit, trotz physischer Tapferkeit. Solche Fehler setzte er nun, mit einseitiger Uebertreibung, hauptsächlich auf Rechnung der ästhetisirenden und weltbürgerlichen Aufklärung, wie sie in seiner Jugend und frühern Manneszeit, bis zu dem Kriege von 1806, in Deutschland vorgeherrscht hatte. Er sagt 1814:

„Ich hasse in der Welt nichts so sehr, als die ästhetischen Scheinlinge und Zierlinge, die, in einer unseligen Mitwelt hinwankend, weder etwas thun noch machen können: Diese Art heißt bei uns Legion, und keine schwächt und verdirbt das brave deutsche Volk mehr als sie."

Als ihr Muster erschien ihm später August Wilhelm Schlegel, dieser „verwelkte und ausgelaugte Mensch", den er deshalb haßte und verachtete. Früher aber hatte er Friedrich den Großen, dessen Wesen und Anschauungen für alles Uebel verantwortlich gemacht. Er bezeichnete diesen König im ersten Theile des „Geistes der Zeit" geradezu als einen unheilvollen Herrscher, der seine Zeit kindisch und zugleich greisenhaft gestaltet habe; „keiner hat uns so sehr geschadet wie er, nicht bloß scheinbar, sondern wirklich." (Ausg. 1861, S. 200).

„Leider offenbarte sich das Einseitige der Bildung und der kümmerliche und schwächliche Bodensatz, welcher nach dem Ausströmen so vieler geistigen Feuermaterie in dem klugen Europa zurückgeblieben war. Gelehrt, fein, schlau war man genug; aber Weisheit, Zucht, Begeisterung und das heilige os magna sonaturum für Freiheit und Kraft, wo waren sie?" (Das. S. 24).

Deshalb hat er auch zunächst lebhafte Abneigung gegen Preußen gehegt. Die Befreiungskriege sowie die Einsicht reiferer Jahre in die einzig mögliche Einigung Deutschlands durch und unter Preußen haben ihn eines Besseren belehrt; aber noch 1845 schreibt er einem Vorpommern:

„Ernstlich preußisirt seid Ihr weiland Halbschweden noch nicht, und das mag nicht Euer Schlechtestes sein."

Er war geistig immer nur Mußpreuße, das heißt ein Preuße aus Ueberzeugung, aus Nöthigung des Verstandes, nicht aus Gefühl. Preußischer Bureaukratismus und Militarismus stießen ihn ab.

Aus seiner tiefen Abneigung gegen die deistische oder halbheidnische „Aufklärung" mit ihrer entnervenden Nützlichkeitstheorie und ihrem antipatriotischen Weltbürgerthum erfloß zum guten Theile seine stark betonte christliche Gesinnung. Aber was für ein Christenthum war das! Unsere heutige offizielle Kirchlichkeit kann wenig Freude daran empfinden. Er, der schon in jungen Zeiten sich hartnäckig geweigert hatte, Pastor zu werden, schreibt als Achtundachtzigjähriger einem jungen evangelischen Pfarrer:

„Das Christliche darf Ihnen nicht fehlen, zumal wenn Sie so glücklich sind, nicht durch unbegreifliche Dogmata gebunden zu sein, sondern durch das eine große unvertilgbare Dogma göttlicher Offenbarung in der Absenkung einzelner erhabenster Himmelsgeister in unsern Erdenthon, und daß Jesus Christus der Höchste jener Abgesenkten und ins Fleisch Gesandten gewesen ist."

Wie gesagt, er liebte den Rationalismus nicht, er glaubte an einen persönlich thätigen Gott, er wollte nichts wissen von den „dünnen Zeitgenossen, die mit dem Hegelschen oder Goethe'schen Glanzgötzen ihrer armseligen prahlerischen Geistigkeit in blanker Luft verpuffen"; aber mit noch größerer Energie „schob er die weinerlichen Dickköpfe, die starren Hengstenbergianer" von sich, „warf er Dreiviertel der alten Orthodoxie weg". Er beklagte tief, daß „wir nicht leicht los werden, was uns der Athanasius vom unwißlichen göttlichen Geheimniß zu tief und fest in den Kirchenleib hineingekeilt hat". Er sagt geradezu: nicht sowohl offene und kühne Gottesleugnung verdamme er, wie das Unbestimmte des Rationalismus, „die schreckliche Losheit und Nebelei und Schwebelei, die unsere politische Schwebelei leider begünstigt". (6. Aug. 1848). Das widersprach allerdings seinem Wesen durchaus.

Aber nicht minder Pfaffheit und Priesterthum, gegen die er sich überall mit größter Schärfe äußert. Ein Greuel ist ihm der augenverdrehende Pietismus:

„Daß bei vieler Schwäche, bei einem Aechzen und Seufzen nach einem schafigen Himmelreiche, von welchem ich kein Mitgenosse zu sein

verlange [Walhall wäre ihm lieber gewesen!] nicht auch ein gutes Theil Gaukelei und jesuitisch fuchsschwänzender Schelmerei sei, muß man nicht glauben."

Daß er als echter Protestant und Freund geistiger Freiheit das Papstthum und den Ultramontanismus mit unverlöschlicher Feindschaft betrachtete, versteht sich von selbst. Er war ein echt religiöser Mensch, aber eben deshalb erbitterter Gegner alles Dogmenwesens, aller äußeren Kirchlichkeit, aller Unduldsamkeit.

Ebenso wenig wie in religiöser, suchte er in politischer Beziehung das Heil in äußeren Formen und in Beherrschung der Geister durch die alten despotischen Gewalten. Er verdammte „die leeren Kabinetskünste; kann das Volk die Kraft nicht auf die Hörner nehmen, so geht es nicht." Er war durch und durch ein Mann des Volkes, nicht der Regierungen oder der bevorrechteten Stände. Niemals würde er die jetzigen „Höchstgebildeten" verstanden haben, die alles Heil von Beamten und Offizieren erwarten und mit Verachtung auf jedes volksthümliche Element, auf jede volksthümliche Regung herabsehen. Er wollte nichts wissen von „der alten Priesterschaft, dem alten Adel und dem alten Bettel", ja er sprach es laut aus, „daß der Grund des jetzigen Lebens und Strebens in Kirche, Staat und Kunst durchaus demokratisch sein muß" (an Schleiermacher, 23. November 1818).

Arndt war aus dem Bauernstande hervorgegangen; alle die theuern Erinnerungen seiner Kindheit und Jugend waren mit dem Bauernthum verknüpft. So hat er es allezeit für den tüchtigen und gesunden Kern seines geliebten Volkes gehalten, und eine solche Anschauung war gerechtfertigt, da das Norddeutschland jener Zeit noch ein ganz vorwiegend agrarisches Land war. Schon Arndts erste größere, 1802 erschienene Schrift: „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen", deckte die Ungerechtigkeit der Bauernmißhandlung kühnlich auf und brach eine Lanze für der Bauern Befreiung und Ausstattung mit Landbesitz. Nach kaum erfochtenem Siege über Frankreich gab er ein Büchlein „Ueber den Bauernstand" heraus, in dem sich allerdings insofern eine gewisse Ueberschätzung der Bauern ausspricht, als er ausschließlich auf diese überträgt, was man im Allgemeinen zu Gunsten eines freien Volkes sagen dürfte. Dieser Irrthum erscheint auch bisweilen in seinen Briefen. Aber nicht in Gegensatz zu den Bürgern stellt er die Bauern, sondern in Gegensatz zu den Junkern, ihren wahren Feinden und Bedrückern. Als Greis in den „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" (Reclam'sche Ausg., S. 290), sagt er:

„Der Mensch, welcher weiß, was die Herrlichkeit eines Staates ist, fährt mit einem unbehaglichen Gefühle durch die schimmernden adligen Herrensitze hin, die aus zerstörten Bauerndörfern aufgeführt sind, und auf welchen Haufen wandernder Tagelöhner und Lohnknechte in kümmerlichen Katen zusammengepreßt wohnen."

Und er fügt hinzu:

„Ich kann aus diesem Gefühle sprechen: O schönes Land meiner Heimath, wer wird die zerstörten Bauern in Dir wieder erschaffen? woher soll Dir ein Widerhersteller kommen? —"

Er schreibt 1845 von den preußischen Ostseeländern:

„Die Regierungen und der Adel haben dort den Bauernstand größtentheils zerstört, und also ist die Masse des kleinen Volkes dort nicht allein Gesinde, sondern auch Gesindel, ohne Sitte und Vaterland."

Den Junkern und den sie schützenden Fürsten widmet er deshalb Zeit seines Lebens bittere Abneigung. „Unser Adel und unsere Fürsten sind veraltet", heißt es 1809. Zehn Jahre später:

„Wollen die Könige mit Junkern herrschen, so werden sie mit ihren Ultras und allen zierlichen Liebhabern des Ritterthums, das dem Bürgerthum die Schuhriemen nicht auflösen will, das Fersengeld geben müssen" — „Die Junkerart bleibt unverbesserlich."

Als er im April 1848 für die in den Berliner Märzkämpfen verwundeten Soldaten der Garde Geld sandte, bestimmte er seine Gabe ausdrücklich nur für die Soldaten, mit Ausschluß der Offiziere. Wie richtig charakterisirt er noch in seinem letzten Buche „Pro populo germanico" (1854)

„diese hinterpommerschen oder vielmehr hinterzeitigen Junker mit aller ihrer nichtigen Junkerei und Flunkerei und mit ihrem Gottesgnadenthum des Königthums! Schlau, aber für die Zeit doch nicht schlau genug, verstecken sie hinter ihrem orientalisch-patriarchalischem Königthum ihren Junker von Gottes Gnaden, wie ihn die Bauern wieder anbeten sollen. Wie lüstern weisen sie uns wieder auf die glückseligen, stillen, christlichen, sittlichen Zustände des kleinen Volks der Jahre 1770 und 1780 zurück. Gottlob, es leben noch genug, welche die Zustände jenes christlichen patriarchalischen Junkerregiments gekannt haben. Ich habe die Zeit noch gekannt, wo der Dorfschulz und Bauer mit Weibern und Töchtern den Junkerpatriarchen rettungslos preisgegeben waren." (S. 158 f.)

So hat Arndt in dem ostelbischen Kleinadel den wahren Feind des Bürgerthums und ganz besonders des Bauernstandes erkannt und bekämpft — als Vorgänger der heutigen liberalen Bauernfreunde und jedes aufrichtigen liberalen Mannes.

„Es hat etwas Tragisches", ruft Arndt 1846 aus „daß das deutsche Volk mehr Ehre und Geist im Leibe zu haben scheint, als seine Fürsten." Mit Unrecht hat man ihn revolutionärer Umtriebe beschuldigt, nicht ganz mit Unrecht revolutionärer Gesinnung. Er hat sich für die Freiheitskämpfe der Spanier begeistert, nicht nur für den gegen Napoleon, sondern auch 1820 für den gegen den königlichen Absolutismus, und seitdem diese Nation gewaltig überschätzt. Als „revolutionär" dem elenden Treiben der Rheinbundeszeit gegenüber hat er sich selbst im „Soldatenkatechismus" bekannt. Der Fürst taugte ihm nur, wenn er volksthümlich war und zu Gunsten von Deutschlands Einheit und geistiger Freiheit wirkte.

Verhaßt war ihm die Reaktion, sowohl diejenige nach den Befreiungskriegen wie die nach der deutschen Revolution. Die letztere hatte er schon im September 1815 geradezu herbeigerufen: „Das Vaterland kann wohl kaum ohne eine wilde Umwälzung gerettet werden." Er verspottet „die Freunde der sogenannten Ordnung und Sittlichkeit, die sich in allen Zeitungen auslegen und brüsten". Jene zweite Reaktion aber erschien ihm als Wiederauferstehung des alten greisenhaften verwitterten Byzanz. Er sah in diesem „fortgesetzten System der spähenden Auflaurerei und Klatscherei", in dieser „schmählichsten und kleinlichsten Packung und Pressung der Druckerpresse" eine schlimme Gefahr für Wahrheit und Gewissenhaftigkeit; die Deutschen, sagte er geradezu, sollen „als Sklaven dienen lernen, und wir wissen, der Sklave lernt lügen und stehlen und mit allen ordentlichen Diebeskünsten schleichen und sich durchschleichen" (pro populo germanico, S. 118). Nichts lag diesem deutschen Volksmanne ferner als verehrende Unterwürfigkeit unter eine hohe Polizei. Solche war ihm ein Greuel, wie ihre Mutter, die vielregierende Bureaukratie. „Durch den Ueberfluß von Polizei", heißt es in einem Briefe an Schleiermacher, „wird so viele nichtige und nichtswürdige Hetzerei genährt und könnte alle Liebe und Treue, wenn es möglich wäre, im Keime getödtet werden". Das einzige Hilfsmittel gegen die alle Wahrheit, Freiheit und Tapferkeit erdrückende Uebermacht des Beamtenthums und der Polizei sieht er in der Volksvertretung, den Ständen: neben der örtlichen Selbstverwaltung in den Provinzialständen fordert er von Friedrich Wilhelm IV. Reichsstände, zu größerer Lebendigkeit und Oeffentlichkeit der Staatsleitung.

So lange Preußen dieses Verlangen nicht erfüllt hatte, wandte sich Arndts Blick mit Vorliebe zu „dem südwestlichen Teutschland, dem heiligsten Lande unserer Geschichte und der Wiege des Ruhmes der Germanen, wo von jeher die stolzeste und tapferste Freiheit geblüht: dort erhob sie sich auch am ersten wieder aus dem Drucke" (Bauernstand, S. 32). Das klingt freilich anders als die Worte schnöder Verachtung, mit denen Treitschke und seine Nachbeter das

muthige, wenn auch vielfach noch unklare Freiheitsstreben der Süddeutschen während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts verhöhnen. Und es ist kein Französling und kein „Orientale“, der in hellen Lauten die Freiheitsliebe Süddeutschlands preist, sondern der kerndeutsche Arndt.

Sehr wohl erkannte er die wahre Aufgabe Preußens, „das Prinzip, wodurch Preußens Könige groß geworden sind“. Dieses Prinzip steht im geraden Widerspruche zu den Grundsätzen der heiligen Allianz. Preußen, sagt er schon 1823, „kann mit Habsburgischer und Bourbonischer Politik nicht blühen“. Und ein Menschenalter später, in seinem letzten Buche:

„Licht, Klarheit, Tapferkeit, hellste geistige Muthigkeit, dieses nordische Luther'sche Erbtheil, ist das eigentliche preußische Leben; Licht, Kunst und Wissenschaft heißt die Inschrift der Fahne, unter welcher Preußen groß vorangeschritten ist und größer fortschreiten wird“ (Pro pop. germ. S. 143).

Goldene Worte, die an die Reden Kaiser Friedrichs III. als Kronprinzen in Wittenberg und Heidelberg erinnern.

Freilich, er verzweifelte je länger je mehr daran, daß das deutsche Volk aus eigener Kraft zu den gewünschten Zielen gelangen werde. Dieser dichterische Historiker, der freilich weder ein im Kleinsten sich verlierender Detailkrämer noch ein Geschichtsfälscher **ad majorem Borussiae gloriam** ist, der aber mit ebenso vieler Kraft wie Wahrheit in volksthümlicher Form echte und wahre Geschichtsbilder gezeichnet hat, er erschaut auch mit vorahnendem Blicke die Zukunft. Fern von aller Schützenfest-Begeisterung sieht er das deutsche Elend nur durch Eisen getilgt; er erblickt „den Büttner mit dem eisernen blutigen Klöpfel, um das germanische Gefäß, das so viele natürliche Anlage zur Spakrigkeit hat, mit seinen Dauben zusammen zu treiben“. Der Verlauf der Bewegung von 1848 lehrte ihn, daß es keinen anderen Kaiser in Deutschland geben könne als Preußen. Aber hierzu schien ihm nicht das Volk, sondern nur ein Gewaltiger es bringen zu können. „Endlich“, schreibt er am 18. Oktober 1848, „wird so lange geschwommen und getrieben werden, daß ein blutiger Treiber mit dem Degen kommen muß. Wenn nicht alles täuscht, kommen wird er und kommen muß er, der Dreinschläger.“ Mit offenbarem Grauen sah er ihn voraus, aber er sah ihn — Otto von Bismarck!

III.

Im Grunde gehörte Arndt's Vorliebe der konstitutionellen Monarchie. Die wohlgeordneten und gesetzlichen Reiche England und Schweden erschienen ihm als die Musterstaaten. Ja wohl, England — dieses Eldorado der „Fraktionspolitiker“, „Parlamentsmaulhelden“, „Manchesterleute“, das jeder echte Anhänger des Kasernen-, Polizei- und Junkerstaates so von Herzen verabscheut. Je älter Arndt wurde, desto englischer wurde seine Gesinnung; und als er 1824 Verfolgungen fürchtete, die ihm den Aufenthalt im Vaterlande unmöglich zu machen drohten, da gedachte er nirgends andershin überzusiedeln, als nach dem stammverwandten, freien, konstitutionellen England.

Gerade aus den Ursachen, die ihm England werth machten, haßte er das Rußland des Zaren Nikolaus I. und das Oesterreich der Metternich und Bach. Er stand so in schroffem Gegensatze zu der politischen Auffassung seiner Könige Friedrich Wilhelm III. und IV. Er wollte überhaupt nichts wissen von den Mächten der Vergangenheit. Trotz seines romantischen Sinnes erschien seinem freien Denken das Mittelalter der Ritter und Pfaffen als eine Zeit der Gewalt, der Unterdrückung, ja „offener Untreue, schamlosen Vaterlandsverrathes, Schändung der Ehre und der Majestät des deutschen Reichs und Volks“ (Pro pop. germ., S. 31 f.). Er spottete über Friedrich Wilhelm IV. und dessen Umgebung, die „ein bischen geliebtes und gehätscheltes Mittelalterchen, ein blasses, dürres Gespenstchen wieder über die neue Zeit hinführen möchten“. Nicht einmal um ein halbes Jahrhundert wollte er die Gegenwart zurückschrauben: „Alles sieht 1850 von innen gewiß nicht schlechter, alles sieht von außen zehnmal und hundertmal besser aus, als in den Jahren 1760 und 1770“ (daselbst, S. 207).

Wie konnte er für das Mittelalter schwärmen, da ihn die Antike, ja die Renaissance begeisterten. Er preist beide mit herrlichen Worten im „Geiste der Zeit“. Sie umfaßten ja Epochen, in denen der Menschengeist sich ganz ausgelebt und Großes und Bleibendes geschaffen hatte. Weil dies der „Aufklärung“, nach seiner, irrigen, Meinung gefehlt hatte, wollte er von ihr nichts wissen. Und darum liebte er auch die Juden, das heißt die deutschen Juden nicht. Er erblickte in ihnen zunächst Günstlinge und Helfer jener kosmopolitischen Auffassung, die ihm als die wahre Ursache von Deutschlands Zerfall und Knechtung im Zeitalter der Revolution und des ersten Kaiserreiches erschien. Noch im **Pro populo germanico** spricht er (S. 3) von den „kosmopolitischen und judaisirenden Allerweltdeutschen“, die er trotzdem sogleich als „meine lieben Landsleute“ wieder begrüßt. Er hielt also die Juden für ein bedenkliches Element gerade für Deutschland. Dazu kam, daß ihm der Bauernstand bei weitem wichtiger däuchte als der Handelsstand, zumal der kleinere Handelsstand; und da er nun „jüdisch und krämerhaft“ gleichsetzte, so übertrug er seine Geringschätzung des letzteren Begriffs auch auf den ersteren (vergl. „Erinnerungen“, S. 292). Aber persönliche Abneigung und Geringschätzung zeigt er gegen die Israeliten nirgends. Er lobt wiederholt die russischen und selbst polnischen Juden, schreibt ihre Vorzüge ihrem dichteren Beieinanderwohnen und ihrer theilweisen Beschäftigung mit Feldarbeit und Viehzucht zu. Er preist ihre „allgemein berühmte Treue und Zuverlässigkeit“ als Vermittler und Reisekuriere. Er hebt ihren russischen Patriotismus hervor: trotz der Lockungen des Geldes haben sie sich fast nie von den Franzosen zum Spähen und Verrathen gebrauchen lassen, sie haben mit großer Kühnheit geholfen, Wilna den Franzosen abzunehmen (Erinnerungen, S. 131. 136 f. 175 f.). Von den Antisemiten darf also Arndt nicht als Freund und Eideshelfer in Anspruch genommen werden.

Ebenso wenig von den junkerfreundlichen Feinden und Neidern des großstädtischen, blühenden, freiheitlich gesinnten Berlin, denen sich noch Treitschke in dem soeben erschienenen zweiten Bande seiner „Politik“ mit der ihm eigenen leidenschaftlichen Schärfe zugesellt hat. Wie anders spricht Arndt von Berlin (**Pro populo germanico**, S. 164 f.)! Als von einer großen prächtigen Hauptstadt, wohin aus allen Gauen und Stämmen des deutschen Vaterlandes die Besten und Trefflichsten in Kunst, Wissenschaft und Gewerbe zusammenströmen. Er sagt dort von dem Berliner:

„Seine altpreußische Tapferkeit und hülfreiche Menschlichkeit hat er in dem großen Jahre 1813 bei Großbeeren, Hagelsberg und Dennewitz auf den Schlachtfeldern und nach diesen in den Feldlägern und Lazarethen bewiesen; seinem ganzen Wesen nach ist er vor vielen Hauptstädtern ein lebendiger, freundlicher und hülfreich gefälliger Mensch.“

Und dieses Lob spricht er nach 1848 aus, zu einer Zeit, wo man den Berliner gern dem ländlichen Preußen als Gegenstand des Abscheus schilderte.

So viel ist freilich wahr: die Demokratie nach französischem Muster und zumal die deutsche Revolution von 1848 als Nachahmung der Pariser Februartage hat Arndt nicht gebilligt, eben weil sie den verhaßten „welschen“ Ursprung als Erbsünde an sich trugen. Er glaubte an das Märchen von fremdem Gesindel, das die Berliner Barrikadenkämpfe des 18. März in Szene gesetzt habe, und sprach gern von den revolutionären „Buben“. Er fürchtete den „kosmopolitischen Völkerbrei“. Aber wir haben gesehen, daß ihn sonst Revolution und Demokratie keineswegs abstießen; und noch 1847 schreibt er:

„Ich wünschte gewiß nichts Kommunistisches, aber ich wünschte manches edle Demokratische unten erhalten.“

Er warf Friedrich Wilhelm IV. vor, „zu sehr von oben nach unten zu bauen“. Als Abgeordneter in der Nationalversammlung gehörte Arndt zu der gemäßigten Rechten, die das preußische Erbkaiserthum in Deutschland wollte. Aber eben deshalb verstand er sehr wohl, daß der ruhmlose Untergang jenes Parlamentes und der ganzen großen Bewegung zum guten Theile der Schwäche des Königs von Preußen zuzuschreiben sei. In seinem Buche Pro populo germanico erhebt er sich mit Ingrimm (S. 129 ff.) gegen die Erfolganbeter, die ebenso sicher wie wohlfeil „hinterher von dem tollen Jahre und den verruchten und verrückten Volksversammlungen und Reichstagen jenes Jahres schreien“.' — Er antwortet ihnen mit dem ihm eigenen Muthe der Offenheit:

„Ich darf kühn behaupten, Dreiviertel der gewählten Volksboten wollten für das Vaterland Gesetzlichkeit und Ordnung, ja die Mehrzahl wollte eine festere und schönere Wiederherstellung des gefallenen Reiches, als die Friedensschlüsse von Paris und die Kongresse von Wien schaffen gekonnt hatten.“

Aber „als die Verfassung entworfen und bestätigt und der Kaiser gewählt und unter dem Geläute aller Frankfurter Glocken ausgerufen war, fehlte uns bloß die Kleinigkeit, der Kaiser. Der König von Preußen lehnte die ihm von Frankfurt gebotene Krone ab. Das ward das Zeichen der vollen Spaltung“. Selbst die früher von ihm so gescholtene achtundvierziger Demokratie nimmt er nun eifrig in Schutz und erinnert an Uhlands's — 1866 und 1870 so durchaus bewahrheiteten — Spruch: Der künftige Kaiser wird nicht ohne einen Tropfen demokratischen Oels gesalbt werden.

So heftig auch die reaktionäre Verfolgungssucht wieder entbrannte, so viel Arndt persönlich dem Könige dankte, er hielt es für Pflicht, dessen für Preußen und Deutschland verderblichem Verfahren entgegen zu treten, das er seiner Ahnen und seines Volkes für unwürdig, nur auf Glanz und Prunk und das leere Zauberreich des Scheines gerichtet erklärte. Die „von manchen mit pfäffisch-ritterlichen Farben bestrichene Brille ästhetischen Glanzes“ schien ihm schädlich vor den Augen eines Königs in schwerer, verhängnißvoller Zeit. Er wagte es, darüber dem Herrscher einen herrlichen, männlich schönen Brief zu schreiben — es war vergeblich. Friedrich Wilhelm zog es vor, sich von „seinem alttestamentlichen Propheten Stahl-Samuel, von dem halleschen Narren Leo und den beiden Propheten der hinterpommerschen Junkerei“ (Manteuffel und Gerlach) berathen zu lassen. Grollend schalt da der Alte fort und fort über die „starre Tollheit der Könige“, der er eine schwere Züchtigung wünschte. Sie ist für die meisten unter ihnen nicht ausgeblieben.

Mit so kühnem Muthe trotzte der fast Neunzigjährige, um vor allen Menschen und zumal den Fürsten die Wahrheit zu bekennen, dem Zorne der Mächtigen, der schon zweimal ihn der Stellung und die Seinen der gesicherten Zukunft beraubt hatte, bereit, sich zum dritten Male auf das ungewisse Meer des hafenlosen Daseins hinausstoßen zu lassen. Dieses Martyrium blieb ihm glücklicher Weise erspart; in Ruhe und persönlicher Sicherheit mochte er sein reiches und schönes Leben beschließen, umgeben von der Liebe und Verehrung eines ganzen Volkes. Er durfte sich und den Seinen mit Genugthuung sagen, daß er „seinem geliebten Volke in Noth und Gefahr unter vielen Schelmen und Feiglingen ehrlich gedient“ und den Namen eines redlichen tapferen Mannes für Mit und Nachwelt erworben habe. Könige, Fürsten und Herren suchten ihn auf, er aber blieb, wie er selbst aussprach, „der Mann des Volkes und nicht der Paläste“. Die Ehren, die die Großen und das Volk auf den Hochbetagten häuften, diesen edlen Vertreter einer längstvergangenen Zeit, erschütterten ihn tief, weil seine Bescheidenheit sich nicht darein zu finden vermochte. Immer wieder rief er da aus: „In aller Demuth darf ich sprechen: ich habe nur nach dem Ruhme eines ehrlichen Mannes gestrebt.“ Und wirklich, an den Ehrungen bei Gelegenheit seiner neunzigjährigen Geburtstagsfeier ist der Unverwüstliche zu Grunde gegangen und inmitten reich verdienten Glücksgefühles geschieden. Die Standbilder aber, die, vom deutschen Volke ihm gesetzt, mit seinen kühnen und freien Zügen nach Westen und Nordosten auf die deutschen Grenzen schauen, geben der spätesten Nachwelt Kunde von einem Manne, der nicht der geistvollste und schöpferischste, aber der treuste, edelste und hochgemutheste Sohn unseres Vaterlandes gewesen ist.

M. Philippson.

Lieder aus dem Ghetto.

„Songs from the Ghetto“,*) — ist der Titel eines kleinen Buches mit vierundzwanzig eigenartigen Gedichten. Sie sind als Kunstwerke anspruchslos, sie haben das einfache Gewand alter, vielgebrauchter lyrischer Formen für einfache Inhalte. Aber diese Aeußerungen des jüdischen Schneiders Rosenfeld verlangen von uns auch eine andere Werthung als die, die wir bei der Kunst üben. Diese andere Werthung verlangt auch schon die Stimmung, welche diese Gedichte in uns hervorrufen, die Gefühle, die sie erregen. Wir erfahren hier nicht Seelenzustände, die uns bekannt sind, sondern ganz neue, unbekannte, die unser menschliches Interesse vorerst, dann erst unser künstlerisches erregen, wobei es wohl auch mitspielen mag, daß wir uns menschlich nicht so angezogen fühlten, wenn die Aeußerung manchmal und zumeist nicht doch auch künstlerisch werthvoll wäre. Was Rosenfeld uns in seinen Gedichten mittheilt, weiß er einfach, ungeziert zu sagen; er sucht den Ausdruck nicht, er bleibt bei der Sache. Wir erfahren aus diesen Gedichten Seelenzustände, Gedanken, Träume eines jüdischen Proletariers; jüdisches Proletariat ist ein zweifaches Proletariat; da ist eine Last auf die andere gehäuft. Wird man nicht neugierig, davon zu hören? Wir haben ja eine sozialistische Lyrik, aber sie ist eine bürgerliche, die jener dichterischen Ideologen des Bürgerthums, welche fremde Klassenideale adoptirt haben, sich fremde Leiden zu Herzen nehmen. Die sozialistische Lyrik unserer und der früheren Zeit hat wohl auch daher diese künstlich gesteigerte Temperatur, diese unglaubwürdige Rhetorik — man merkt meist, daß sich der Dichter fremden Gefühles erbarmt, daß er nur mitleidet, und oft, um sein Mitleiden noch ausgiebiger zu zeigen, übertreibt, Thatsachen und Gefühl übertreibt. Und man erlebt es fast immer mit diesen Dichtern, daß sie des adoptirten Kindes überdrüssig werden und es weglegen; denn es war doch nur ein Gefühlswechselbalg. Nur ein Parteimann kann solchen Dichter Renegat nennen; er wurde ein ehrlicher Mann, der zu sich selber steht, zu seinen eigenen Inhalten. Die Menschen können Gefühlsanleihen nur in der Zeit der suchenden und irrenden Jugend machen.

Rosenfeld ist ein Proletarier, einer, der unter dem Schwitzsystem Nadel und Eisen führt, seine Gedichte sind eigenes Gefühl und eigenes Erleben. Er regt sich nicht an dem Elend Anderer auf, sondern sein Elend schon erregt ihn, nicht aus dichterischer Trunkenheit begeistert er sich für die Proletarierbefreiung, sondern weil sie ihm auch seine Befreiung bedeutet. Es ist schon charakteristisch, daß diesem Dichter eines fehlt, das den Pseudoproletarierdichtern sehr stark eigen ist: die Satire, dieses Produkt der Reflexion eines Zuschauers. Der Schneider Rosenfeld sieht nicht zu, er steht nicht abseits vom Leben, sondern unter ihm und fühlt die Last. Seine Reflexion wird bitter, aber sie sucht nie eine witzig-satirische Pointirung, — er kann an seinem Leben nicht die Seite finden, die ihn so, auch nur so lachen ließe. Leidet er nicht, so freut er sich über seine kleinen Freuden. Leidet er und sieht er die für ihn unerreichbaren

*) Songs from the Ghetto. By M. Rosenfeld. With Prose Translation, Glossery, and Introduction by Prof. Leo Wiener. Boston, Copeland & Day, 1898.

Freuden anderer, so gährt es in ihm wohl auf, denn er ist ein Mensch, aber bald wieder hält eine philosophische Resignation das Ueberschäumen auf.

Wir haben auch eine Proletarierlyrik, nicht bloß jene, die uns von weißen Händen gereicht wird, sondern eine von wirklichen Proletariern. Aber sie ist schlecht, weil sie nicht persönlich ist, und Lyrik verlangt, daß sich ein Individuum darin äußere, und nicht ein Programm. Die Proletarierdichter sind besten Falls Deklamatoren, nie Sänger — die eine Negri ausgenommen. Sie empfinden immer nur klassengemäß, nie individuell. Wie dies bei Rosenfeld ganz anders ist, wie Rosenfeld ein Dichter ist, mag sein Gedicht zeigen:

Mein Jüngele.

Ich hob o kleenen Jüngele,
A Sühnele gor fein!
Wenn ich derseh' ihm, dacht sich mir,
Die ganze Welt is' mein.

Nor selten, selten seh ich ihm,
Mein Schönem, wenn er wacht;
Ich treff ihm immer schlofendig,
Ich seh ihm nor bei Nacht.

Die Arbeit treibt mich früh orous,
Und loßt mich spät zurück;
O, fremd is mir mein oigen Leid!
O, fremd mein Kind 's a Blick.

Ich kumm zuklemmterhoit*) aheem,
In Finsternis gehüllt, —
Mein bleeche Frau derzaehlt mir bald
Wie fein dos Kind sich spielt,

Wie züß es red't, wie klug es frägt:
„O Moma, gute Mo,
Wenn kummt un' brengt on Pany mir
Der guter, guter Pa?"

Ich hör' es zu un' eil — es mus —
Jo, jo, es mus geschehn!
Die Voterliebe flackert auf:
Es mus mei Kind mich sehn! . . .

Ich steh bei sein Gelägerel**)
Un' seh, un hör', un scha!
A Traum bewegt die Lippelach:
„O, wu is', wu is' Pa?"

Ich kusch***) die bloe Aeugelach,
See öffnen sich — „O Kind!" —
See sehen mich, see sehen mich
Un' schließen sich geschwind.

„Do steht dein Papa, Teuerer,
A Famile dir, noh!"
A Traum bewegt die Lippelach:
O, wu is, wu is Pa?"

Ich bleib' zu wehtogl un' zu klamul,†)
Barbittert, un' ich klär':††)
„Wenn du erwachst a Mol, mei Kind,
Gefindst du mich nit mehr." . . .

Dies ist jüdisch-deutsch, „jidisch" — die Sprache Rosenfelds. Ich weiß nicht, wie die Wirkung dieses Sprachmittels auf jene ist, welche das Idiom genau kennen und für die es daher alles Ungewöhnliche verloren hat. Es ist die Verkehrs- und Schriftsprache armer Juden in polnischen und russischen Dörfern, die einzige meist, deren sie mächtig sind, die sie in der Fremde weitersprechen, in der sie sogar Zeitungen — mit hebräischen Schriftzeichen gedruckt — herausgeben; ja in den jüdischen Theatern von New-York und Philadelphia ist sie Bühnensprache und man kann den Kapitän Dreyfus „jidisch" sprechen hören, aber auch den Esterhazy. Das Idiom ist seinem Hauptbestandtheil nach deutsch mit korrumpirten hebräischen und slavischen Vokabeln; Mr. Wiener spricht darüben in seiner Einleitung zu Rosenfeld's „Songs". Das Jüdisch-Deutsche hat wie alle ländlichen Dialekte etwas Naives, das sich hier auch den Gedichten mittheilt, die in dieser Sprache ja nicht nur geschrieben, sondern auch gedacht sind. Und einfache, unkomplizirte Empfindungen bekommen durch das Ausdrucksmittel des Dialektes oft eine wärmere Färbung, so daß man viel stärker noch die Unmittelbarkeit der ausgedrückten Empfindung zu spüren meint. Hierzu kommen noch die den Dialekten eigenen plastischen Bildungen, die mir beim Jüdisch-Deutschen zu fehlen scheinen, dem dafür aber die hebräischen Worte eine eigenthümliche Klangwirkung geben, die mir durch das Nichtverstehen des Wortsinnes noch erhöht scheint. Worte wie ‚Elul', Tfileshaderech', Chajoles, Bruim, Balhapus, Esreg, Szakone, Silsulim klingen sehr schön und ihre Bedeutung für das Ohr ist in der Lyrik gleichfalls wichtig.

In der Sprache Rosenfeld's liegt die andere Eigenart seiner Gedichte. Sie ist eine absonderliche, und sie ist im Grunde zu bedauern, da sie der Kenntniß seiner andern schadet, diese Kenntniß nur auf einen kleinen Kreis beschränkt und sie der übrigen Welt nur mit einem Glossar möglich macht. Aber wir müssen dies hinnehmen, und in uns nicht das Gefühl der Kuriosität aufkommen lassen. Die komische Wirkung, — und das „jidische" kennen wir ja fast nur zu solchem Effekte angewandt —, diese komische Wirkung läßt Rosenfeld keinen Moment in uns aufkommen.

„Ich wollt', dacht sich, wöllen jetzt beten mein Lyre,
Sie soll etwos lochen — es geht ober nit.
Jo, Brüderlach, is denn nicht just bei uns Sfire,
Un' dann eppes, sogt mir, wie locht es a Jüd?

Rosenfeld ist ein jüdischer Proletarier. Er trägt auf jeder Schulter eine Last. Aber er glaubt an eine Zeit, da er beide wird abwerfen können; die eine, weil er ein Schwert führen muß:

Un' is unser Welt a Milchome*) azünd
Wu Starke un' Schwochere streiten;
Dann ort mich keen Sturm, keen Weib un' keen Kind,
Ich bleib nit mit Kaltheit vun Weiten.

Dann warf' ich in Feuer mich, wer' ich a Held,
Un kämpf wie a Loeb for dem Schwachen;
Un trefft mich die Kaul**) — ich soll tot auf'n Feld
Dann konn ich äuch sterbendig lachen.

Noch ist diese Zeit nicht da, aber ein neuer Sommer, den ihm die Nachtigall kündet:

— — — — — — — — — — —

„Schön Summer is do, schön Summer is do!
Azund känn men lustig varbringen,
Denn richtig wie du, welcher welkt beim Maschin',
Varwelkt endlich Alles, un' trogt sich ahin;
Momenten nor bilden dos Leben, die Zeit —
Varsehn a Moment, is varloren der Streit!" —

Die andere Last ist die des Ewigen Juden; Gedichte hier voll wehmüthiger Traurigkeit. „Das jüdische Lied ist traurig, ich hör in seiner Melodie nur immer: wandre und wandre. Die süßen Instrumente seiner Musik sind zerbrochen, von allen den lustigen Zimbeln und Pauken und Harfen und Geigen ist nichts geblieben als das verdorrte, vertrocknete Schofar". Und in diese jüdische Klage mischt sich die proletarische, und beide enden in der Hoffnung auf ein wunderbares Land der Freiheit. Das Leben, von dem

*) ermüdet.
**) Bettchen.
***) küsse.
†) in Schmerz und Qual.
††) denke.

*) Schlachtfeld.
**) Kugel.

Rosenfeld in seinen Gedichten singt, ist meist das dunkle jener, die zu unterst damit ringen; von diesen ist Einer aufgestanden und hat seine zürnende und klagende Stimme erhoben. Man sollte sie in unseren Tagen des Dreyfusianismus mit beiden Ohren hören.

Philadelphia. Franz Blei.

Berliner Kunst.

(Bei Keller und Reiner.)

Herr Ury ist noch immer nicht das, was man einen „beliebten Künstler“ nennt. Weder bei den Malern, noch bei der Kritik, noch beim Publikum, -- also ungefähr bei keiner der Mächte, auf die es ankommt, um die Höhe allgemeinerer Anerkennung zu erklimmen. Man wird aber gut thun, nicht von einem „verkannten Genie“ zu sprechen. In Herrn Urys Brust sind seines Schicksals Sterne. Er hat einmal gedarbt und allerlei ungerechte und schwere Anfeindungen überstanden. Aber ihm hat die Märtyrerkrone gefallen, und nun trägt er sie mit einer Art Seelenkitzel, mit eigensinnigem Anstande. In diesem nervösen und mißtrauischen Individuum ist keine der geheimen Kräfte, die vor Gott und Menschen angenehm machen. Im Grunde eine bescheidene Natur, wittert er überall Dolch, Gift und kritisches Richtschwert; die persönliche Feindschaft mit einem unserer größten Maler, an dessen Seite er früher fröhlich geschritten, hängt in jeder Beziehung schwer über ihm. Hier die Schuldfrage zu entscheiden, fällt selbst denen nicht leicht, die die Geschichte dieses erbitterten Persönlichkeitskampfes näher kennen. Kurz, Herr Ury ist weder ein beliebter, noch auch ein glücklicher Künstler. Zum baren Eigenbrätler fehlt ihm das Zeug, — er braucht die Menschen und redet sich doch stündlich ein, daß er sie fürchten müsse. Da ist nichts zu machen. Es ist sein Schicksal.

Diese Charakterfrage ist zu erörtern, zumal von einem, dem auf bedrucktem Papier wie in mündlicher Diskussion so oft spöttisch entgegengehalten wird, daß er Herrn Ury zwar „erfunden“, aber sehr schlecht erzogen habe. Es ist ein Wahn, zu glauben, daß die Kritik einen Künstler erziehen solle oder könne; ein Künstler erzieht sich selbst oder er wird gar nicht erzogen. Amt der Kritik ist es, eine Künstlerpersönlichkeit zu deuten — für das Publikum zu deuten. Den Erzieher gebe ich nach wie vor gerne preis; aber auf den Deuter möchte ich meine Ansprüche aufrecht erhalten. Auch bei Herrn Ury. Die Charakterfrage wirft hier wie überall ihre Schatten auf das Schaffen. Herr Ury wagt gewaltsam eine Theilung seiner Persönlichkeit.

Mit nahezu nachtwandlerischer Sicherheit gelangt er immer zu den schönen malerischen Stellen der Natur, und naiv ist er in der Wiedergabe von Wirklichkeitseindrücken. Er bleibt treu seinem Temperamente, und sein Temperament ist lebendig, fein und weich. Seine schöne, volle, aus der Natur der Dinge geholte Farbe verklärt. Er ist ein Künstler der stillen Mittel. Er ist nicht reich, nicht vielseitig, doch er ist ein zarter Gefühls- und Stimmungsmensch — er könnte an der Spitze einer Wiener Sezession stehen. Aber Ury ist kein Idealist, im Sinne einer Kunstübung, die schöpferisch nur ist durch die Einbildungskraft. Ich kann mir denken, daß Ury mit dem gedämpften Realismus, der ihm eigen ist, eines Tages heilige Menschen und menschliche Heilige malt, die ihm aus der Natur herauswachsen; doch die michelangelesken Muskelmenschen, die er bieten möchte, sind keine organischen Gebilde. Stilisiren ist verändern der Natur. Die Natur des Menschenleibes umzuändern an der Hand geheimnißvoller Riesenmaße war, vermöge eingeborener Persönlichkeitskräfte, dem größten Genie einer Zeit gegeben, dem das Idealisiren im Blute lag, die an ihre künstlerischen Idealwelten glaubte. Aber kann man wirklich an seine Gestalten glauben, an diese krampfhafte Verlängerung, Erweiterung wirklicher Körperformen, die helfen sollte, einen konkurrenzfähigen Uebermenschen zu schaffen? Herr Ury wird entgegnen: „Nun wohl, — aber blicket auf das Maß der Arbeit, das ich geleistet, — bedenket die Schwierigkeit dieser idealistischen Aufgabe, die Adam und Eva, Erscheinungen sagenhafter Vorwelt, ins hellste Licht des Tages stellen soll.“ Darauf wäre zu antworten: „Ja, wenn Sie meinen, daß Sie durch Arbeit und Ueberwindung von zeitlichen und künstlerischen Schwierigkeiten sich die Gestaltung einer heroischen Welt erzwingen können, dann haben Sie allerdings Recht. Aber das ist gerade der Punkt, wo unsere Meinungen auseinandergehen — die Gestalten leben nicht in ihrer Brust, in ihrer Phantasie, . denn sonst würden sie sich Ihnen mühelos ergeben. Den alten Meistern lebten, wurden, wuchsen sie. Die Nachkömmlinge müssen sie erarbeiten. Wir wollen, Herr Ury, Ihre Kunst, nicht Ihre Arbeit sehen. Ueberdies sind Sie bald dem Schwabenalter nahe, und die Zeiten des „Wage zu irren“ sind für Sie vorüber.

Und Herrn Ury's Kunst, — das was ihn fähig macht, in der Naturbeseelung sich künstlerisch auszuleben, liegt auf anderem Gebiete. Liebermann, herb in der malerischen Form, zeigt uns in der Wirklichkeit die Poesie des Menschlichen; Leistikow ändert unter dekorativen Gesichtspunkten die Wirklichkeit leis und fein um — in den Linien, in den koloristischen Wirkungen; Skarbina, ein Malervirtuos und ein Illustriergenie, hat einen reichen litterarischen Geist, — Ury malt Pleinair, er malt in Berlin das beste Pleinair, ohne Manier, souverän vermöge seines Temperaments. Er steht mit der Sonne auf und wartet ihr letztes und zartestes Verglimmen ab, ehe er sich sagt: nun ist mein Malertagewerk gethan. Er ist von allen Berliner Malern am strengsten, verständigsten mit der koloristischen Entwicklung gegangen. Er hat ein Stückchen hellgrüner See, über der in sanften Nebeln die Sonne tausendfarbig zu einem Kristall verglast — und das Bild wirkt wie ein guter Monet. Durch das lebhafteste Naturgefühl kommt er dazu, die Farbe zu potenziren, — in der entschiedensten Naturanschauung durch die Farbe eine Art neuen malerischen Idealismus zu gewinnen. Auch das ist das Credo Monets: in der Kunst ist die Wahrheit der Natur nicht zu erreichen; es gibt nur einen Niederschlag der Wirklichkeit auf die Künstlerseele. Wir finden eine anmuthige Künstlerseele in dem Frühlingsschimmer, in der Sommergluth, in der Herbstkühle der Ury'schen Naturausschnitte; wir finden sie da, wo er die klare Sonne oder das duftige Halbdunkel, Mondesnächte oder Finsternisse, wo er das Schweigen oder die Bewegung der Winde malt. Und in all diesen schwärmenden Studien sieht man nicht das Studium, nur die Liebe. Er kann, über das Stilisiren hinweg, allgemach zu einem persönlichen Stil gelangen. Sein Stil wird in der Farbe oder gar nicht sein. Er wird dieses einzig wünschenswerthe Ziel des modernen Künstlers erreichen, wenn ihn nicht die forcirte Sucht, etwas über sich der Welt beweisen zu wollen, wieder in allerhand aufhaltende Velleitäten stürzt.

Julius Elias.

Musikkritische Glossen.

Vielerlei ist im Berliner Musikgetriebe vorgegangen, seit ich das letzte Mal hier meine Randbemerkungen machte, mustert man aber all diese „Ereignisse“ auf ihren künstlerischen Werth und ihre Bedeutung für die öffentliche Pflege der Tonkunst, so darf es Einem wohl fraglich erscheinen, ob es sich schicke, diese Dinge noch der Beachtung ernster Leserkreise zu empfehlen. Zum Beispiel: Seit Beginn dieses Jahres haben wir einen großen Konzertsaal mehr in der Reichshauptstadt. Das ist ein erfreuliches Ereigniß für

die Saalvermiether und Konzertagenten, deren Geschäftsbetrieb sich durch diese neue Filiale vergrößert, es ist ein trauriges Ereigniß für die vielgeplagten Musikkritiker und ein tragikomisches Ereigniß für die Freikartenempfänger, die nun täglich vor die bange Frage gestellt sind, ob sie lieber in der Linkstraße oder in der Köthenerstraße ihre Kunstgenüsse absitzen. Für die Kunst wird die Erweiterung des Konzertmarktes schwerlich von Belang sein, denn obwohl der neue Saal auf den heiligen Namen Beethovens getauft ist, kann doch jeder Kundige voraussehen, daß die Stümperarbeit der Mittelmäßigkeit ihn bald zu seinem Namenspatron in ein Mißverhältniß bringen muß, das der Beziehung Lessings zum Weißen-Rößl-Stall fatal gleicht.

Auch von den Neuheiten unserer Operntheater zu reden, bereitet Verlegenheit. Seit Mitte Dezember haben wir deren drei erlebt, davon aber sind heute zwei bereits wieder vergessen und die dritte ist diesem Schicksal blos deshalb noch nicht verfallen, weil die Zeit dazu noch nicht hinreicht. Sie trotzdem hier zu erwähnen heischt weniger die Pflicht des Kunstrichters als diejenige des Chronisten, der auf die Zeichen der Zeit zu achten hat. Gemeinsam war diesen drei neuen Darbietungen das Kennzeichen der rückläufigen Kunstbestrebung.

Die Aufführung des „André Chénier“ von Umberto Giordano charakterisirt sich zunächst als ein Rückfall des deutschen Opernwesens in den wüsten, im Grunde bereits überwundenen italienischen Verismo. Das Theater des Westens hat denn auch mit der fragwürdigen Neuheit zweifelhaftes Glück gehabt, trotzdem die Presse aus Schonung für das junge Opernunternehmen des Herrn Hofpaur die weitgehendste Nachsicht übte. Ein „musikalisches Drama mit geschichtlichem Hintergrunde“ nennt Giordano seine Arbeit. An dieser Bezeichnung ist eigentlich nichts stichhaltig. „André Chénier“ ist kein Drama, sondern eine lose Reihe von Bildern aus der Zeit der französischen Revolution, es ist kein musikalisches Drama, denn des Werkes Eigenwesen verschmäht eher die musikalische Ausstattung, als daß es sie forderte. Und was endlich den historischen Hintergrund anlangt, so ist ja allerdings nicht zu bezweifeln, daß die große Revolution stattgefunden und daß sie neben unzähligen anderen Opfern, auch den unschuldigen Dichter André Chénier verschlungen hat, alles Uebrige aber, woraus Herr Illica die Fabel seines ebenso ungeschickten als geschmacklosen Textbuches zusammengeschneidert hat, vor Allem die sentimentale Liebesgeschichte, ist nichtsnutziger, von der Litteraturforschung längst abgefertigter Anekdotenkram. Wer etwa Chénier, das entzückende leichte französische Gegenbild zu unserem Hölderlin, aus seinen Versen selbst kennt, muß durch den Opernhelden Giordano wie durch eine niedrige Karikatur angewidert werden. Denn nicht viel besser als das Libretto ist in allem Wesentlichen die Musik, obwohl Giordano's Begabung zum Opernhandwerk nicht zu verkennen ist. Einiges Episodische, wie der schäferliche Chor im ersten Akt und eine stimmungsvolle Nachtmusik, ist sehr hübsch gerathen, in den entscheidenden oder charakterischen Momenten aber versagt die Musik den Dienst und erscheint ganz äußerlich angefügt, wie in der alten großen Oper. Selten ist die Geistesverwandtschaft der Jung-Italiener mit Meyerbeer entschiedener zu Tage getreten, als in diesem blutigen Revolutionsstück, das in bombastischen Musikphrasen ebenso schwelgt, wie das frühere Spektakelstück in gefälligen Melodien und Rouladen.

Noch einige Stufen tiefer als die Oper des Italieners steht das patriotische Festspiel „Wir siegen!“, mit dem Paul Geisler ein würdiges musikalisches Seitenstück zu den „Dichtungen“ des Herrn Josef Lauff geliefert hat. Brrrrrr! —

Den Cruditäten des Italieners und den Plattheiten des Deutschen gegenüber erscheint „Briséïs“, das Werk des Franzosen Emanuel Chabrier, von vornherein in günstigerem Licht. Geist und Geschmack haben einen hervorragenden Antheil an der Entstehung dieser interessanten fragmentarischen Partitur, indessen ist nicht zu übersehen, daß auch hier nicht eine Schöpfung ursprünglicher Kraft sondern ein Gebilde älterer theatralischer Konvention die Grundlage der künstlerischen Arbeit bildet. Daß dies nicht zum allgemeinen Bewußtsein kam, ist lediglich dem Umstand zu danken, daß der Komponist nicht über die Vollendung des ersten Aktes hinauskam, der in seiner exponirenden Breite der Tonkunst eine viel wichtigere Aufgabe stellte als den Textdichtern. Trotz der durchaus modernen Kunstmittel, mit denen hier Chabrier als Virtuos Harmonik, Rhytmik und Instrumentation meistert, ist aber nicht zu verkennen, daß die Herren Ephraim Mikhaël und Catulle Mendès den Vorwurf dieses musikalischen Dramas ganz im Geiste der alten Oper aufgefaßt und behandelt haben. Ist auch der aus Goethe's herrlicher Ballade „die Braut von Korinth“ bekannte Stoff hier etwas würdiger und ernster gestaltet als dies vor einem Menschenalter der französische Komponist Duprato in seiner „fiancée de Corinthe“ gethan, so ist doch immer noch ersichtlich, daß es den Librettisten mehr um fesselnde Bühnenbilder und äußere Gegensätze als um Charakteristik und innere Entwicklung zu thun gewesen. So ist von dem Geiste Richard Wagner's, dem Chabrier als getreuer Jünger zu folgen sich mühte, in der Anlage des Ganzen kaum etwas zu verspüren, wenn man nicht etwa die im Gegensatz zu Goethe's Gedicht siegreiche Haltung des christlichen Elements auf den Einfluß des Parsifal zurückführen will, wohl aber kann man in vielen Einzelheiten der musikalischen Ausführung merken, wie fruchtbar und befreiend die Schöpfungen des deutschen Meisters auf die Phantasie des französischen Musikers gewirkt haben. Ein scharfes Auge freilich wird oft auch unter den modernsten Lasuren die alten Grundfarben, zumal das Gounod'sche Rosa, durchschimmern sehen. Doch hat gerade ein solches Schauspiel, das uns verschiedene Elemente neuer Kunst im Wettstreit miteinander wirkend zeigt, zumal für den Kenner seinen besonderen Reiz, und so kann man die beifällige Aufnahme verstehen, die dem merkwürdigen Fragment bei seiner ersten Aufführung im Berliner Opernhause zu Theil wurde. Schön wär es, wenn das selbst einem Bruchstück bezeugte Interesse die Leitung der kgl. Oper ermunterte, einmal eine der vollendeten Opern Chabrier's, „Gwendoline“ oder den „König wider Willen“ vorzuführen. Solche Einfuhr aus Frankreich wäre jedenfalls ehrenvoller und ersprießlicher als die Aufführung Sardou'scher Dekorationsstücke.

Heinrich Welti.

Das bürgerliche Gesetzbuch. Gemeinverständlich dargestellt für Jedermann von Eugen Schütze. Bearbeitet auf Grundlage der Institutionen des bürgerlichen Gesetzbuches von Prof. Krückmann in Greifswald. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, 1898.

Nur ein Jahr trennt uns noch von der Einführung des lange erwarteten einheitlichen Gesetzbuches. Schütze, das Werk Prof. Krückmann's als Grundlage benutzend, hat sich der dankenswerthen Aufgabe unterzogen, jeden Paragraphen mit praktischen Beispielen zu erläutern, was zum Verständniß des reichen Materials außerordentlich beiträgt. Das Recht der Schuldverhältnisse, Sachenrecht, Familienrecht und Erbrecht sind in allen Einzelheiten ausführlich und leicht verständlich behandelt. Das Buch empfiehlt sich durch sich selbst. Der Anschaffungspreis (3 Mark) ist niedrig gestellt im Verhältniß zu dem reichhaltigen Inhalt.

H.

Druckfehler-Berichtigung.

In der letzten Nummer S. 234 Sp. I Z. 20 von unten muß es heißen: nach 1834 statt: bis 1834.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8

Nr. 18. Berlin, den 28. Januar 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Commissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). – Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

In Samoa sind bei einer neuen Königswahl die üblichen Thronstreitigkeiten ausgebrochen, und, was gleichfalls traditionell, es scheint, daß die verwickelten Rechtsverhältnisse bei dieser Gelegenheit zu Konflikten zwischen den Vertretern der Vereinigten Staaten, Englands und Deutschlands geführt haben. Die Details über die Gegensätze, in die die europäischen Vertreter gerathen sind, fehlen bisher, und es ist daher nicht möglich, ein unparteiisches Urtheil über die Korrektheit des Auftretens der Einzelnen zu fällen. Von allgemeinem Interesse wird aber auch die Abwägung der Schuld nicht sein, da glücklicherweise die drei betheiligten Mächte gewillt sind, mit nüchterner Rechtlichkeit sich allseitig zunächst an die bestehenden Verträge zu halten.

Konnte es einen Augenblick scheinen, als sollten diese entlegenen Inseln zu unbequemen diplomatischen Auseinandersetzungen führen, so ist dieser kritische Moment schnell überwunden worden Dank dem korrekten Verhalten und der gebotenen Kaltblütigkeit in Washington wie in London und Berlin. Wenn sich ein einzelner Beamter Uebergriffe hat zu Schulden kommen lassen, so wird ihn seine Regierung einfach desavouiren; damit wird der Zwischenfall selbst erledigt sein.

Eine andere Frage ist es, ob es nicht zweckmäßig wäre, die samoanischen Verhältnisse so neuzuregeln, daß derartige mit einer gewissen Regelmäßigkeit sich wiederholende Vorkommnisse vermieden werden. An der Art, wie diese Neuregelung erfolgt, liegt viel weniger, als daran, daß haltbare und klare Zustände geschaffen werden, die Keime zu neuen Verwicklungen nicht bergen.

Man spricht davon, daß möglicherweise eine Konferenz nach Berlin, um diese Aufgabe zu lösen, berufen werden soll.

Es war vorauszusetzen, daß man in England nach der heutigen Lage der internationalen Verhältnisse die samoanischen Ereignisse kühl und ohne Voreingenommenheit betrachten werde; besonders hervorzuheben und besonders erfreulich aber war es, daß das Gleiche auch in den Regierungskreisen der Vereinigten Staaten geschehen ist, und damit zeigt sich von Neuem, daß die Berliner und die Washingtoner leitenden Männer nie aufgehört haben, in guten Beziehungen zu einander zu stehen. Die Hetzereien, die als Sport in einzelnen Kreisen der Vereinigten Staaten gegen Deutschland betrieben werden, sind private Unternehmungen, und gegen solche unerfreulichen und unmotivirten Vorstöße beginnt jetzt immer lebhafter auch die amerikanische Bevölkerung selbst Protest einzulegen.

Es kann als ein beachtenswerthes Zeichen gelten, daß beispielsweise die zur Zeit in München lebenden Amerikaner gegen diese Intriguen und gegen diese gedankenlosen Gehässigkeiten offenen Einspruch erhoben haben, und es ist zu erwarten, daß durch diese Bewegung, die ihre loyale Unterstützung in den offiziellen amerikanischen Kreisen findet, den sinnlosen Verhetzungen ein Ziel gesetzt werden wird.

Es gibt keine Frage, die nicht zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland in Güte und Freundschaft gelöst werden könnte, und die öffentliche Meinung beider Länder sollte sich endlich kraftvoll dazu aufraffen, die tendenziösen Vorurtheile und die Intriguen hüben und drüben

zu bannen, damit der Zustand alter traditioneller, warmer Achtung in die Beziehungen beider Nationen zu einander wieder Eingang finde.

In St. Petersburg ist ein neuer Schritt gemacht worden, um die Friedensideen des Czaren der Verwirklichung näher zu bringen. Ein zweites Rundschreiben wird ausgegeben, das die Arbeiten für die Konferenz etwas näher bezeichnet. Es scheint, daß dieses Rundschreiben, namentlich durch die Presse in England, eine kühle Aufnahme findet. Gewiß kann man zugeben, daß die Linien ein Wenig verschwommen gezogen sind, und gewiß kann man mit einiger Skepsis den Berathungen entgegen sehen. Allein diese Vorwürfe sind, bei Licht besehen, keine Vorwürfe; denn einem Ziel wie diesem kann man nur tastend näher kommen, und daß ein großes Unternehmen wie dieses dem Scheitern bis zuletzt ausgesetzt bleibt, entspricht den Schwierigkeiten der Aufgabe.

Man kann bedauernd voraussetzen, daß die Berathungen zu großen Ergebnissen voraussichtlich nicht führen werden; es mag das sein; aber auch jeder kleinere Schritt auf der humanen Bahn, die der Czar gewiesen hat, vorwärts, ist ein großer Gewinn für die Menschheit, und die öffentliche Meinung wie die Regierungen sollten wenigstens in der Richtung zusammenarbeiten, daß in engerem Rahmen Nützliches aus den edlen Anregungen des Czaren für die Civilisation gewonnen wird.

In der französischen Deputirtenkammer hat der Minister des Aeußeren Delcassé eine Rede über die internationale Politik seines Landes gehalten, die auch im Auslande uneingeschränkten Beifall verdient. Er sprach mit der Würde des Vertreters eines großen Landes und so friedlich wie es sich für eine civilisirte Nation ziemt. Der Hauptinhalt seiner Ausführungen war den Beziehungen zu England gewidmet, und er vermied es, auch nur ein scharfes oder provozirendes Wort über die kleinen Streitigkeiten, die beide Länder heute trennen, zu verlieren. Die Rede war in hohem Grade maßvoll, wie es der Sachlage entspricht, denn es wäre eine verbrecherische Narrheit, wenn wegen Faschoda oder Madagaskar ernstlich sich die englisch-französischen Beziehungen trüben sollten.

Auch Deutschland kann hieran kein Interesse haben; auch unser Interesse liegt vielmehr nach der Richtung, daß eine ruhige und kühle Beurtheilung internationaler kleiner Gegensätze sich immer mehr und mehr bei allen Nationen einbürgert.

Man mag die Frage aufwerfen, ob diese Debatte in der französischen Kammer nicht ein Beweis ist für die erzieherische Wirkung, die die republikanische Staatsform wenigstens nach einer Richtung hin ausgeübt hat; keine Spur von Chauvinismus, keine Spur von Selbstbespiegelung, keine Spur von prahlerischen Fanfaronaden. Und man mag die andere Frage daran knüpfen, welche Gefahren gerade in Bezug auf die auswärtige Politik würde Frankreich und der Welt ein Staatsstreich bringen. Eine cäsaristische Regierung, die ein Staatsstreich in Frankreich ans Ruder gebracht hätte, würde sich voraussichtlich wiederum durch Stachelung der nationalen Leidenschaften zu halten suchen, und ein maßvolles Einlenken wie dieses gegenüber England wäre fast undenkbar.

Der Staatsstreich in Frankreich steigert in Europa die Kriegsgefahr; darin liegt die internationale Bedeutung, die den heutigen inneren Kämpfen Frankreichs um Dreyfus innewohnt.

* * *

Zur Erneuerung des Bankgesetzes.

Unter dieser Ueberschrift sind vor etwa Monatsfrist in unserer Zeitschrift die wichtigsten Gesichtspunkte behandelt worden, unter welchen die demnächst zu erwartende Gesetzesvorlage zu prüfen sein würde.*) Schneller als vorausgesehen, hat sich die Thatsache erfüllt. Mit dankenswerther Beschleunigung hat der Bundesrath seine Aufgabe erledigt, und sowohl diese eifrige Art des Vorgehens als die richtigen Erwägungen, welche ihm ermöglichten, zu dieser raschen Erledigung zu kommen, verdienen die vollste Anerkennung. Keine der Schwierigkeiten, auf die man sich von Seiten einzelner Landesregierungen gefaßt gemacht hatte, ist aufgetaucht, ein Zeichen, daß sie sämmtlich den hohen Standpunkt eingenommen haben, von allen Sonderinteressen abzusehen und sich allein die Grundsätze einer dem Gesammtwohl des Reichs dienenden Bankpolitik zur Richtschnur dienen zu lassen.

In der That hat der neue Entwurf vom 19. Januar d. J. alles Einzelne so gestaltet, wie es in unserer erwähnten jüngsten Besprechung als wünschenswerth aufgestellt worden war. Die Kapitalvermehrung ist nur zum mäßigen Betrag von dreißig Millionen beliebt worden, und diese Vermehrung ist, ohne dem richtigen Prinzip zu widersprechen, hauptsächlich mit der Größe des in Gebäuden festgelegten Grundkapitals motivirt. Die wichtige Frage der Neubegrenzung des steuerfreien Notenmaximums ist korrekt dahin gelöst, daß dasselbe auf vierhundert Millionen für die Reichsbank erhöht wird und für die Landesbanken unverändert bleibt. Im Anschluß an diese Modalität ist eine neue Vorschrift eingefügt, welche eine sehr weise und bisher nicht vorausgesehene Anordnung trifft. Es soll in Zukunft den Privatnotenbanken untersagt sein, unter dem Fuß des Reichsbankzinsfußes Wechsel zu diskontiren. Mit dieser Vorschrift ist gerade die Lücke ausgefüllt, welche gefahrvoll für die Durchführung einer richtigen Reichsbankpolitik werden könnte. Eine solche ruht, gemäß des grundlegenden Gesetzes vom Jahre 1875, auf dem überall und auch vom ersten Gesetzgeber für richtig erkannten Fundament, daß die so genannte Diskontoschraube das hauptsächliche, aber sichere Mittel ist, den Baarschatz einer Zettelbank im erforderlichen Gleichgewicht mit ihrer Notenemission zu erhalten. Der Satz ist nicht nur längst von der Theorie anerkannt, sondern auch durch die Praxis erprobt. Der Ab- und Zufluß von Edelmetall folgt automatisch dem Steigen und Fallen des Landeszinsfußes, indem derselbe die Strömung der baaren Mittel vom Ausland her anzieht oder sie dahin abfließen läßt. Auf diesem Wege wird auch dafür gesorgt, daß in Zeiten, wo die Geschäftslage eines Landes dasselbe veranlaßt und in den Stand setzt, sich auswärtiger Hilfsquellen zu bedienen, dieses Werkzeug sich dienstbar erweist. Gerade in der Gegenwart, wo Deutschlands industrieller Aufschwung einen unvorhergesehen großen Verbrauch von Geldmitteln erheischt, verschafft es sich denselben durch Heranziehung, und diese ermöglicht sich durch eine Steigerung des offiziellen Zinsfußes, der, indem er den Zufluß schafft, auch gleichzeitig das richtige Verhältniß zwischen Baarvorrath und Notenemission herstellt. Zur Ueberwachung dieses Mechanismus bedarf es des feinen Taktgefühls, welches nur von der Warte eines die Gesammtbewegung des Wirthschaftslebens überschauenden Observatoriums aus zu gewinnen ist. Es leuchtet ein, daß Maßregeln, die unabhängig von dieser Centralstelle aus in das große Gefüge eingreifen, dessen Wirksamkeit stören und zeitweise aufheben können. Daher war es ein glücklicher Gedanke, durch die bezeichnete Vorschrift die volle Gleichmäßigkeit für das gesammte Gebiet der Notenbanken sicher zu stellen.

Für die Ausführung wird sich vielleicht ein Zweifel aufwerfen: soll die Vorschrift auch für den sogenannten Privatdiskont gelten? Bekanntlich hält die Reichsbank

*) Siehe Nr. 13 vom 24. Dezember v. J.

nicht für ausgeschlossen, unter besonderen Umständen auch zu einem niedrigeren als ihrem offiziellen Zinsfuß Wechsel zu diskontiren. Soll in Zukunft in solchem Fall der geringere Zinsfuß auch den anderen Banken gestattet sein? Wenn nicht, so wäre das eine Ungleichheit, die um so schwerer empfunden würde, als ein großer Theil der von den Privatbanken bisher gemachten Geschäfte gerade auf diesen leichteren Bedingungen beruhte. Will man sie aber gleich stellen, so ergibt sich ein anderer Mißstand. Es muß ihnen dann nämlich dieser Privatdiskontosatz bekannt gemacht, d. h. er muß ein offizieller werden. Es gäbe dann zwei offizielle Zinsfüße; und wie wollte man die bezeichnen? Einen für sogenanntes erstes Papier und einen für das zweiten Ranges? Und dazu gehörte auch eine Definition, die zu finden wohl große Schwierigkeiten bereiten und Anstoß geben würde. So könnte es wohl kommen, daß die Reichsbank in Konsequenz dieser Neuerung zum Verzicht auf das Diskontiren unter dem offiziellen höchsten Satz gezwungen würde, was sie übrigens thatsächlich in den letzten Jahren schon gethan hatte. Als wichtige Neuerung ist schließlich noch anzuführen daß der Gewinnantheil der Bankaktionäre herabgesetzt wird, was längst erwartet wurde und unbedenklich ist.

Die dem Entwurf beigefügten Motive sind durchweg treffend abgefaßt, gleichmäßig von richtigen wissenschaftlichen Prinzipien und praktischer Erfahrung getragen. Die beigefügten statistischen Uebersichten gewähren einen interessanten Einblick in das Getriebe des Geldwesens. Sie zeigen einerseits, wie die Gewerbthätigkeit des Reiches sich gehoben hat, andererseits, wie eng diese gesammte Thätigkeit mit der täglichen Arbeit des Centralinstituts und der von ihm ausstrahlenden Funktionen verkettet ist. Das normale Wirthschaftsleben der Nation in seinen größten, wie in seinen kleinsten Betrieben würde ins Stocken gerathen, wenn nicht die im Mittelpunkt wirkende Centralanstalt in jeder Sekunde ihre Schuldigkeit thäte. Daher ist es von unberechenbarer Wichtigkeit, daß dieselbe richtig organisirt sei. Soweit es sich berechnen läßt, entspricht die neue Vorlage dieser Anforderung. Eines kann allerdings weder ein Gesetz noch ein Statut, und wären sie die vollkommensten, gewähren, d. h. die richtige Anwendung richtiger Vorschriften. Hier muß die menschliche, individuelle Fähigkeit die letzte Vollendung beschaffen. Eine schlechte Fahrordnung kann viel Unheil stiften, eine gute viel Unheil verhüten, aber ein guter Kutscher ist auch bei der besten Fahrordnung unentbehrlich. Zum Glück läßt auch in dieser Beziehung die Leitung der Reichsbank nichts zu wünschen.

L. Bamberger.

Parlamentsbriefe.

IV.

Es gibt eine alte unverwüstliche Posse von Angely: „Das Fest der Handwerker", in welchem sich folgende Scene ereignet: Der Maurerpolier Kluck, der mit dem Tischlergesellen Hähuchen in eine Meinungsverschiedenheit gerathen ist, findet, daß dessen Ansichten „verhältnißmäßig" seien. Darauf geräth Hähuchen in furchtbare Leidenschaft, bittet seine Freunde, ihn recht fest zu halten, damit er nicht in seiner Aufregung einen Mord begehe und versichert, er sei sonst ein gutmüthiger Mensch, aber daß man ihn „verhältnißmäßig" nenne, könne er nicht ertragen. Wenn nun im Reichstag der Vicepräsident von Frege das Wort „Schreckgespenst" für unparlamentarisch erklärt, und im Abgeordnetenhaus Präsident von Kröcher wegen des Ausdrucks „Eiertanz" einen Ordnungsruf erläßt, so finden wir das, aufrichtig gestanden, verhältnißmäßig. Seltsamer Weise hatte der Minister von der Recke das Wort „Eiertanz" gebraucht, ohne daß es von dem Vicepräsidenten von Heereman beanstandet wurde, während Herrn Richter, der es nur als Retorsion brauchte, der Ordnungsruf traf, und Herr von Kröcher hielt es nicht für auffallend, daß die Geschäftsordnung verschieden gehandhabt wird, wenn verschiedene Personen auf dem Präsidentenstuhl sitzen. Uebrigens lassen auch verschiedene Aeußerungen des Reichstagspräsidenten Graf Ballestrem darauf schließen, daß in Bezug auf parlamentarische Redefreiheit ein neuer Kurs verfolgt werden soll.

Die in den beiden Thronreden angekündigten zahlreichen Gesetzesvorlagen gehen zögernd ein. Die Diskussionen beziehen sich daher zum Theil auf die Budgets, zum Theil auf die Initiativanträge. Manche lieben Schatten steigen auf. Auch ein Gesetzentwurf, der die Berufung in Strafsachen wieder einführen soll, hat die Wanderung in die Kommission von Neuem angetreten. Es sieht nicht danach aus, als werde man diesmal zu einem besseren Resultate kommen, als bisher.

Anders verhält es sich mit der Aufhebung des Jesuitengesetzes. Man darf sehr gespannt darauf sein, ob diesmal der Bundesrath die ihm erneut gebotene Gelegenheit, dem Centrum einen Dank für so mancherlei Entgegenkommen auszusprechen, benutzen wird. Er hat zwei Wege vor sich; er kann die Aufhebung des ganzen Gesetzes oder die Aufhebung seines beschwerlichsten Theils anordnen. So oft dieser Gegenstand zur Sprache kommt, ergreift uns immer von Neuem das Erstaunen darüber, daß Jemand glaubt, daß dieses Gesetz irgend eine Wirkung gehabt habe.

Auch über den Kunstwein und seine Befehdung haben wir uns manches allbekannte Wort wiederholen lassen müssen. Vor einigen Jahren hat man ein Gesetz gemacht und jetzt empfindet man allgemein, daß dieses Gesetz seinen Zweck verfehlt habe. Wie gewöhnlich trägt daran nicht das Gesetz die Schuld, sondern der Zweck. Man verlangt bei dieser wie bei tausend anderen Gelegenheiten von dem Gesetze Dinge, die es unmöglich leisten kann. Uebrigens will ich, da ich bisher noch nie die Gelegenheit gefunden habe, Herrn Grafen Posadowsky ein Kompliment zu machen, hervorheben, daß er sich über diese Frage in einer sehr verständigen und überzeugenden Weise ausgesprochen hat.

Im Abgeordnetenhause fand in Folge einer Interpellation der freisinnigen Parteien eine Debatte über die Ausweisungen aus Nordschleswig statt. Es ist dabei hervorzuheben, daß das Centrum auf der Rednerliste einen sehr unglücklichen Platz bekommen hatte und gar nicht zu Worte kommen konnte. Das ist ein Unglück, welches dem Centrum sehr selten begegnet und um so mehr zu beklagen ist, als man doch stets sehr mangelhaft unterrichtet ist, wenn man nicht weiß, wie das Centrum über eine Sache denkt. Hätte es sich statt um Dänen um Polen gehandelt, so hätten wir weniger neugierig zu sein brauchen, aber das Unglück wäre auch nicht eingetreten.

Herr Minister von der Recke, der diesmal die längste seiner bisherigen Reden hielt, brachte das übliche „reichhaltige" Material bei, mit dem er bewies, daß es in Nordschleswig dänisch gesinnte Personen gibt, die sich in sehr tadelnswerther Weise ausdrücken. Dieser Beweis ist ihm vollständig gelungen. Alle Deutschen, die jemals das Lied gesungen haben, nach welchem des Landes Grenzen dort sind, wo „sinnend blickt die Königsau", müssen gegen dänische Angriffe zusammen halten und wir meinen, sie thun es auch. Das Deutschthum in der Nordmark zu kräftigen ist ein gutes Werk.

Aber was wir vermissen, ist der Beweis, daß die angewendeten Mittel irgendwie tauglich sind, diesem guten Zwecke zu dienen. Herr Oberpräsident von Köller ist von der Natur so eigenthümlich veranlagt, daß er zuweilen Schritte thut, die unzweckmäßig, ja geradezu zweckwidrig sind. Ein solcher unzweckmäßiger Schritt war beispielsweise die Razzia, welche er als Minister gegen die sozialdemokratischen Vereine unternahm und die ihn als Minister ins Wackeln brachte. Der Interpellant führte aus, daß Herr von Köller auch diesmal etwas recht Unzweckmäßiges

gethan habe. Er verlangte einen Nachweis, daß irgend welcher Nutzen daraus hervorgehen kann, wenn man dänische Dienstmädchen ausweist, den Nachweis, daß die deutschfeindliche Agitation dadurch gemildert oder gar abgestellt werden kann. Dieser Beweis ist nicht gelungen; ja, es ist kaum verstanden worden, daß dieser Beweis gefordert wurde.

Die konservative und die nationalliberale Partei haben die Frage von dem Gebiete des Verstandes auf das des Gewissens hinüber gespielt und versichert, daß sie sehr gute Patrioten seien. Wir bezweifeln das nicht, aber dieser Vorzug imponirt uns sehr wenig, da wir ihn selbst besitzen.

Herr von der Recke hat in dieser Woche noch eine zweite Rede gehalten, und das ist viel. Sie bezog sich auf die Bestätigung der Oberbürgermeisterwahl in Berlin, auf den Kirchhof im Friedrichshain und verwandte Dinge. Ohne dem Geiste des Herrn von der Recke Gewalt anzuthun, kann man das Resumé seiner Rede dahin ziehen: die Regierung hat das Recht, eine Entscheidung über eine Frage, die von Andern für dringlich gehalten wird, solange hinauszuziehen, bis sie sich Alles überlegt hat, was sie sich überlegen will. Während der Zeit, welche die Regierung zur Ueberlegung benutzt, wird die übrige Welt wohl thun, zu schweigen und abzuwarten. Denn Alles, was sie äußert, läßt sich mit leichter Mühe als eine Vermuthung abthun, die fehlgeht.

Prateus.

Emil Schiff.

Er wurde geboren am 30. Mai 1849 in dem kleinen böhmischen Städtchen Raudnitz als Sohn eines ganz bescheidenen jüdischen Kaufmanns; er besuchte die jüdische Gemeindeschule und dann das deutsche Gymnasium in Leitmeritz; er ging mit neunzehn Jahren auf die Universität; studirte Jura; er bestand die ersten juristischen Prüfungen; dann wurde er Journalist bei der „Deutschen Zeitung“ in Wien; 1874 bei der „Spenerschen Zeitung“ in Berlin, und hierauf war er ständiger Vertreter der „Wiener Neuen freien Presse“ bis zu seinem Tode in Berlin. Von 1878 bis 1880 trieb er an der Berliner Universität höhere Mathematik, Differential- und Integralrechnung, sowie analytische Mechanik. 1882 begann er Medizin zu studiren. Bis 1886 hatte er alle seine medizinischen Prüfungen regelrecht bestanden; er war jetzt praktischer Arzt, übte aber nie die ärztliche Praxis und war auch in der Zeit seiner naturwissenschaftlichen Studien stets Schriftsteller und Journalist geblieben.

Die meisten dieser Daten liefert die kurze Vita, die seiner Doktor-Dissertation angehängt ist.

Der Sohn eines kleinen jüdischen Kaufmanns aus einer kleinen böhmischen Provinzialstadt, der Jurist wird, und nie ein Amt übernimmt, der Jahre lang mit höchstem Ernst höhere Mathematik und der Medizin treibt ohne je aus diesen Fachstudien einen Lebensberuf im üblichen Sinne des Wortes zu machen, er ist eine von den Existenzen, die in dem wohl klassificirten bureaukratischen Deutschland nicht unterzubringen sind. Wäre er reich gewesen, so hätte man ihn vielleicht einen Privatgelehrten genannt, wobei sich mit diesem Ausdruck landläufig der Begriff eines Menschen zu verknüpfen pflegt, der sein Nichtsthun oder seine Unproduktivität hinter gelehrten Liebhabereien versteckt. Da er diesen Reichthum nicht besaß, und da er neben seinen Studien und trotz derselben Leitartikel schrieb und Depeschen seinem Blatt sandte und dazu auch geschmackvolle Theaterberichte heute und scharf charakterisirende Parlamentsberichte morgen, so war er nach den Begriffen Deutschlands der Typus jener, die ihren Beruf verfehlt haben, und wirklich er war Journalist.

Schriftsteller nennt man bei uns wohl noch die, von denen bekannt ist, daß sie mit einer gewissen Einseitigkeit bestimmte, enger umgrenzte Gebiete zur Darstellung bringen; aber wer sich zugleich dazu hergibt, eine Reihe von Gebieten gleichmäßig geistig beherrschen zu wollen, und wer überdies in die Anonymität des Arbeitens für die täglichen Zeitungsbedürfnisse untertaucht, der ist ein Journalist, und wenn er nebenher hier oder dort auch einmal das veröffentlicht, was den vornehmeren Namen eines Essai trägt, er bleibt Journalist, wie auch ein Halbblut in den Vereinigten Staaten ein Schwarzer bleibt.

Wir sind ganz gut in Deutschland gewappnet gegen die Oberflächlichkeit, die sich aus der Vielseitigkeit ergeben kann; und wir sind in diesem fachmännischen Beamtenlande sehr schlecht vorbereitet, um die Vielseitigkeit anzuerkennen, die auf umfassender Bildung beruht. Daher ist uns der Journalist ein Mensch, der vielseitig erscheint, weil er mi größerer oder geringerer formaler Geschicklichkeit die vielfältigsten Stoffe zu behandeln sich unterfängt, und man nimmt stillschweigend an, daß er gleich inkompetent ist zur Behandlung des einen wie des anderen Stoffes.

Es steckt ein Stück Ironie darin, daß die unentbehrliche Kost, die die Zeitungen zweimal des Tages zu verabfolgen pflegen, und die für so viele Deutsche die einzige litterarische Kost bleibt, mit gebührender Mißachtung bedacht wird. Und woher sollte die Achtung auch kommen, da die Zubereiter dieser Kost weder durch Reichthum noch durch eine Beamtenstellung zu sozialem Ansehen zu gelangen pflegen, und außer dem Reichthum und der staatlichen Kastenbeglaubigung gibt es in Deutschland — obgleich es das Land der Dichter und Denker gewesen sein soll — nur ganz unzuverlässige und schwankende Maßstäbe für das Ansehen. Emil Schiff gehörte zu denen, die freilich mit der nöthigen gesellschaftlichen Achtung behandelt wurden; aber auch von ihm wurde wohl gedacht: Ein Mann, der wirklich und wahrhaftig seine Examina als Jurist und Medizıner ohne Schwierigkeiten machen konnte, warum ist der — nur Journalist? Journalist und examensfähig — das erscheint als Gegensatz; ein Gegensatz, über den die Kenner lächeln.

Es gibt für dieses Leben eine Erklärung. Dieser Todte besaß einen ganz ungewöhnlichen Wissenstrieb, der so erstaunlich war und mit solcher Energie gepaart, daß der schwer Kranke, von Schmerzen Geplagte, unmittelbar nach einer Operation Macaulay's englische Geschichte und Gibbons römische Geschichte die schlaflosen Nächte hindurch Band für Band zu lesen begann, und daß der Sterbende bis acht Tage vor seinem Tode im Bett nicht müde wurde, geistig zu schaffen; zu Häupten des Todten stand Cervantes, der die bittermilde Komödie des Idealismus geschrieben hat.

Mit diesem Wissensdurst ging er nicht an eine einzelne Quelle der Erkenntniß, sondern an alle Quellen der Erkenntniß, die ihm werthvoll erschienen. So wurde er auch aus geistiger Anlage kein Fachgelehrter. Und da er ein kritischer Kopf war, der sein charakteristisches Gepräge durch eine gewisse jüdisch-talmudische, nicht selten zunächst prüfend abweisende Schärfe des Denkens erhielt, so war das Fundament aller seiner Betrachtung ein kritisch-philosophisches, und als er erkannt hatte, daß die philosophische Anschauung in unseren Tagen der exakten naturwissenschaftlichen Kenntnisse nicht entbehren konnte, da suchte sich dieser Journalist der exaktesten unter den Wissenschaften, der Mathematik, zu bemächtigen, und es durchlief dieser Journalist von dreiunddreißig Jahren schließlich alle Stadien eines vorgeschriebenen medizinischen Studienganges. Naturwissenschaftliche Kenntnisse verknüpft durch eine umfassende philosophische Bildung waren das Eigenartige seiner geistigen Struktur, und mit diesen geistigen Voraussetzungen trat er dann auch an politische und volkswirthschaftliche und auch an künstlerische Probleme heran.

Er war kein Forscher im eigentlichen Sinne auf irgend einem Gebiet; aber ein scharfsinniger Betrachter der Forschung auf den verschiedensten Gebieten, und diese sachliche, prüfende und umfassende Betrachtungsweise, gepaart mit der Gabe der Darstellung, machte ihn zu einem ganz hervor-

ragenden — Journalisten, der seinen Beruf nicht verfehlt hatte.

Wenn er das Lebenswerk von Helmholtz darstellte, so wußte er mit voller Klarheit die Technik des Augenspiegels zu beschreiben, wie die Helmholtz'schen Entdeckungen auf dem Gebiete der allgemeinen Physiologie der Muskeln und Nerven zu schildern; er würdigte seine Untersuchungen über die Tonempfindungen und das von ihm ausgesprochene Gesetz von der Erhaltung der Kraft, um dann zusammenfassend, gewissermaßen die philosophische Quintessenz gebend, zu sagen:

„Helmholtz suchte Klarheit zu gewinnen über die Welt nach den beiden Seiten, in denen sie sich dem Beschauer darbietet; einmal nach den Kräften, die sie bewegen, sodann nach den Bedingungen unter denen der menschliche Geist sie aufnimmt und erschließt."

Oder wenn er von Dubois-Reymond sprach und über dessen physiologische Entdeckungen berichtet hatte, so gab er schließlich ein breites und prächtiges, rein menschliches Porträt dieses Gelehrten:

„Ein universal angelegter Geist, in dem neben der scharfen Intuition des exakten Physikers die Gestalten Homers und der antiken Tragödie, Shakespeare's und Goethe's, Byron's und Rousseau's lebten, hatte er in der Eleganz und der Farbenpracht der Sprache kein geringeres Vorbild als Alexander von Humboldt, und wie dieser schien er sich zuweilen in den Rhythmen der eigenen Prosa zu berauschen, aber sie ließ ihn darüber die Klarheit des Denkens im Stich."

Und ein Mann der zugleich die universelle Seite eines Dubois zu erfassen vermochte, trat dann auch mit demselben liebevollen Verständniß an eine andere universell angelegte Gestalt aus ganz anderer Sphäre — aus der politisch-nationalökonomischen, an Ludwig Bamberger schildernd und klug deutend heran.

Emil Schiff war im höchsten Sinne ein gebildeter Mensch — nicht, weil er viel wußte, nicht weil er Philosophie und Naturforschung, Sanskrit, Russisch und Spanisch, Geschichte, Nationalökonomie und Litteratur mit wissenschaftlichem Eifer betrieb, sondern weil er sein großes Wissen zu einer freien und unabhängigen Weltanschauung vereinigt hatte; das ist erst Bildung; und diese Weltanschauung würde nicht frei und nicht unabhängig gewesen sein, wenn sie nicht zugleich durchaus human gewesen wäre.

Mit solcher Individualität, mit seinen philosophisch-naturwissenschaftlichen Regungen und mit seiner Gabe aufklärender Darstellung auch schwieriger Probleme aus den verschiedensten Geistesgebieten mußte Schiff sich zu den Encyclopädisten hingezogen fühlen, und es war folgerichtig, daß seine Doktorarbeit Cabanis gewidmet war, der die Stella Goethe's übersetzte, dem pädagogisch-politische Fragen am Herzen lagen, und der ein vorausschauender philosophischer Naturforscher war, „ein würdiger Nachfolger der Encyclopädisten und andererseits ein der heutigen Naturforschung verwandter Geist".

Mit universellem, produktivem Wissensdrang beanlagte Geister nannte man im Alterthum Philosophen schlechthin; in der Renaissance Humanisten; im Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts Encyclopädisten. Dieser universelle Trieb nach Wissen und dieser Trieb, Aufklärung zu verbreiten, war damals das aristokratische Eigenthum Weniger, und er wandte sich aristokratisch an Wenige. In unserer demokratischen Zeit ist dieser Trieb demokratisch verallgemeinert, und er wendet sich an die demokratischen Massen. Dem Alterthum wurde seine Weltanschauung durch die Philosophen; der Renaissance durch die Humanisten; dem scheidenden achtzehnten Jahrhundert durch die Encyclopädisten aufgedrückt. Man möchte bezweifeln, daß in unseren Tagen, wo auf Massen, nicht mehr auf Kasten zu wirken ist, ein kleiner Kreis von Personen dazu im Stande sei; und wenn die Massen unserer Tage zu einer Weltanschauung gelangen, so wird man vielleicht einmal als Urheber derselben, als unentbehrliche mittelnde Urheber wenigstens, die Journalisten bezeichnen; jene Journalisten, die das edle, geprägte Geistesmetall, das durch sie in den Verkehr gebracht wird, zuvor abgreifen und verflachen, und jene anderen, die die Prägung noch zu verdeutlichen und für das Auge der Vielen zu verschärfen im Stande sind, ehe sie das Stück unter die Menge gelangen lassen.

Zu diesen letzteren gehörte Emil Schiff.

Er hatte zu hervorragenden Männern unserer Zeit persönliche freundschaftliche Beziehungen, und er stand mit den großen Denkern und Dichtern der Vergangenheit in innigem Verkehr. Mit dem Leben des Tages verbunden durch eine daseinsfreudige kluge Frau, zwei blühende Kinder neben sich, was hätte dieser schmächtige, etwas vorgebeugte Mann, der ein freier, universeller Geist war, und der in eindrucksvollem Gegensatz zu dieser geistigen Individualität im Aeußeren die charakteristische eckige Beweglichkeit seiner jüdisch provinziellen Abstammung nie ganz abgestreift hatte, — was hätte er in glücklichem Schaffen noch aufklärend sagen können!

Als Kranker, der durch die Klugheit der Aerzte und seiner Frau seine Lage nie bleibend klar erkannte, sprach er halb skeptisch, halb hoffend von seinen Plänen für neue Arbeiten; einer Arbeit erwähnte er wohl mit besonderer Vorliebe, der über Shakespeares Sturm, jenem Werke in dem lichte, klingende Poesie mit tiefgründiger dunkler philosophischer Naturbetrachtung so innig zusammenfließen.

. . . . We are such stuff
As dreams are made on; and our little life
Is rounded with a sleep. . . . .
. . . .
Be free, and fare thou well! . . . .

P. Nathan.

Oesterreich und seine Völker.

Wenn wir Rückschau auf die Entwicklung der österreichischen Verhältnisse im Jahre 1898 halten, so ist es ein trauriges Bild, das sich vor unseren Augen entrollt. Das Jahr begann unter dem Eindrucke des von Badeni versuchten gewaltsamen Eingriffs in die Rechte des Parlaments und der Prager Plünderungen. Badeni selbst zwar war gefallen, und die Verkündigung des Standrechts in Prag hatte ernüchternd auf den Prager Pöbel und seine Hintermänner gewirkt. Aber das Beamtenministerium des Baron Gautsch war doch nur ein Verlegenheitsprodukt, geschaffen, um über die Schwierigkeiten des Augenblicks hinwegzukommen. Seine Tage waren von vornherein gezählt, nicht allein deshalb, weil sich in dem Ministerium kein einziger Kopf mit weitreichenden politischen Ideen befand, sondern auch weil seine Aktionsfreiheit durch den übermächtigen Einfluß des Feudaladels nach jeder Richtung hin eingeengt war. Nicht einmal den Statthalter von Böhmen, Grafen Coudenhove, einen jungen Herrn, der seine gänzliche Unfähigkeit in den Tagen der Prager Plünderungen gezeigt hatte, vermochte Baron Gautsch durch eine geeignetere Persönlichkeit zu ersetzen, geschweige denn, daß er eine Beseitigung oder doch Milderung des deutsch-böhmischen Streites herbeizuführen im Stande gewesen wäre. So hat denn Baron Gautsch bald dem Grafen Thun Platz gemacht, einem Feudalen von echtem Schrot und Korn, der nach einigen kaum ernst gemeinten Versuchen, Frieden zwischen Deutschen und Tschechen zu machen, sich vollkommen der slavisch-feudalen Majorität in die Arme warf. Seither ist die Verfassung in Oesterreich eigentlich aufgehoben. Verordnungen ersetzen die Gesetze, obwohl die Minorität die Obstruktion im Parlamente längst aufgegeben hat. Damit sind die Schwierigkeiten natürlich nur verschleiert, keineswegs aber beseitigt. Die nationalen Gegensätze haben sich nicht vermindert, im Gegentheile zugespitzt. Ja die Krise hat nach Ungarn übergegriffen und dort eine ungeheure Verwirrung hervorgerufen. Es mußte ein Wunder sein, wenn die trost-

losen politischen Verhältnisse nicht auch auf die Volkswirthschaft ihre Wirkung übten. Und so sehen wir denn in Oesterreich eine wirthschaftliche Stagnation eintreten, wie sie seit Jahren nicht zu beobachten war, und die nur dadurch einigermaßen paralysirt wird, daß das Jahr 1898 eine ausnehmend gute Ernte brachte, die insbesondere auch der Zuckerindustrie zu Gute kam. Im Großen und Ganzen aber blickt nur die Montanindustrie in Folge rücksichtsloser Ausnützung ihrer durch Kartellbildung erworbenen Monopolstellung auf befriedigende Ergebnisse zurück. Die Textilindustrie macht eine schwere Krise durch, und zahlreiche andere Industrien, wie die Papierindustrie, sind zur Betriebsreduktion gezwungen.

Auch der letzte und festeste Pfeiler der Monarchie steht nicht mehr ganz unversehrt in der Brandung. Noch Grillparzer konnte Radetzky zurufen: „In Deinem Lager ist Oesterreich." Seither hat sich manches geändert. Nicht allein, daß einzelne Einrichtungen der Armee, wie die deutsche Dienstsprache, zum Gegenstande feindlicher Agitation gemacht wurden, die Armee selbst steht durch die allgemeine Wehrpflicht, durch die Einrichtung der Reserveoffiziere u. s. w. in weit engerem Zusammenhange mit der Bevölkerung als ehedem. Und wenn auch die strenge Disziplin den nationalen Gegensatz der einzelnen Truppen überkleistert, und wenn auch durch den Schleier, der über alle militärischen Vorkommnisse gebreitet wird, nur wenig in die Oeffentlichkeit zu dringen vermag, so ist es doch ein offenes Geheimniß, daß sich die Spuren der Desorganisation sogar schon im Offizierskorps zu zeigen beginnen.

Was ist nun die Ursache dieser allgemeinen Verwirrung? Sind es die Sprachenverordnungen und die daran sich knüpfende Obstruktion der Deutschen, die Oesterreich so aufgewühlt haben, oder liegen die Ursachen nicht noch tiefer?

Man hat oft gesagt, der Bestand Oesterreichs sei so sehr eine europäische Nothwendigkeit, daß man es schaffen müßte, wenn es nicht schon bestünde. Man wollte damit dem Gedanken Ausdruck verleihen, daß weil es schwer fällt, die einzelnen Theile Oesterreichs den bestehenden Nationalstaaten anzugliedern, diese Theile selbst zu einem größeren Ganzen zusammengeschmiedet werden müßten. Damit wäre aber die Aufgabe, die Oesterreich als Staat zu erfüllen hat, eigentlich bloß negativ bestimmt. Vergegenwärtigt man sich demgegenüber, wie Oesterreich entstanden ist, so wird man kaum zu einer anderen Auffassung gelangen können, als daß es die Hausmacht der Habsburger ist, die sich diese durch Heirath und Erbvertrag zu sichern bestrebt waren, um der Stellung des Kaisers im deutschen Reiche die nöthige Machtfülle zu verleihen. Das alte deutsche Reich ist längst dahin, und auch der letzte Zusammenhang zwischen Deutschland und Oesterreich gelöst. Die Hausmacht der Habsburger ist im Großen und Ganzen intakt geblieben. Aber sie verleugnet ihren Ursprung nicht. Denn noch heute ist die Dynastie das stärkste Band, das die kulturell und national so verschiedenen Theile des Reiches zusammenhält. Eine Verschmelzung der einzelnen Volksstämme zu einer Nation im staatlichen Sinne des Wortes, wie etwa in der Schweiz, ist nicht eingetreten, einerseits weil es stets an einer weitsichtigen und zielbewußten Politik fehlte, und andererseits weil es im Interesse der Krone gelegen zu sein schien, eine gewisse Spannung zwischen den einzelnen Nationalitäten zu erhalten. Es ist nichts anderes als das Produkt dieser Politik, wenn heute die ja an und für sich vorhandenen Gegensätze sich in einer solchen Weise gesteigert haben, daß die Existenz des Staates in höchstem Maße gefährdet ist. Nichts kann in dieser Beziehung bezeichnender sein, als daß die Erneuerung des ungarischen Ausgleichs der Ausgangspunkt der gegenwärtigen Krise ist.

Die Geschichte des österreichisch-ungarischen Ausgleichs war lange in Dunkelheit gehüllt, und vergebens hat man sich oft gefragt, was denn Oesterreich veranlaßt hat, im Jahre 1867 einen so ungünstigen Ausgleich mit Ungarn zu schließen. Erst die jüngste Forschung beginnt hierauf einiges Licht zu werfen. In einem hochinteressanten Vortrage hat Friedjung, wohl der beste Kenner der jüngsten österreichischen Geschichte, es außerordentlich wahrscheinlich gemacht, daß die Rücksicht auf einen Revanchekrieg gegen Preußen den Kaiser veranlaßt hat, den Ungarn so weit entgegen zu kommen. Wie dem aber auch sei, es war wesentlich ein Ausgleich Ungarns mit der Krone, der im Jahre 1867 geschlossen wurde. Denn die Unterhändler beschränkten sich darauf, die Wünsche der Ungarn mit den Hoheitsansprüchen des Hauses Habsburg in Einklang zu bringen. Daran, daß es sich dabei auch um das Verhältniß Ungarns zu den übrigen österreichischen Kronländern handle, wurde nur nebenbei gedacht. Es ist daher kein Wunder, daß der Ausgleich politisch und wirthschaftlich eine schwere Schädigung der westlichen Reichshälfte bedeutete. Denn mochte man immerhin die geringe Beitragsleistung Ungarns zu den gemeinsamen Ausgaben mit der niedrigen wirthschaftlichen Entwicklung rechtfertigen, so stand die Gleichberechtigung die Höhe dieser gemeinsamen Auslagen zu bestimmen, und Einfluß auf die Politik des Gesammtstaates zu nehmen, zu dieser geringen Beitragsleistung in schreiendstem Widerspruche. Man kann den Ungarn das Zeugniß nicht versagen, daß sie es trefflich verstanden haben, ihre günstige Position auszunützen. Und so haben sie es denn nicht bloß erreicht, den größten Einfluß auf die Politik des Gesammtstaates auszuüben, sondern auch bei jeder Erneuerung des Ausgleichs mit Oesterreich weitere Vortheile für sich herauszuschlagen. Das Geheimniß ihres Erfolges war, daß sie jedesmal mit der Trennung des Zollgebietes und der Personalunion drohten, worauf dann Oesterreich unter dem Hochdrucke der Krone sich stets bereit fand, Opfer zu bringen, um wenigstens das eine Mal noch eine Lockerung des Bandes zwischen den beiden Reichshälften zu verhüten.

Daß eine solche Politik schließlich gerade das herbeiführen muß, was man verhindern will, kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Es gibt heute keinen Politiker Ungarns, dem nicht schließlich die Trennung von Oesterreich als Ziel vorschwebte, und kaum einen denkenden österreichischen Politiker, der sich nicht mit dem Gedanken dieser Trennung vertraut gemacht hätte. Wenn trotzdem die große Mehrzahl des ungarischen Parlaments für die Erhaltung des einheitlichen Geldwesens und Zollverbandes eintritt, so geschieht es einfach in der Erwägung, daß der an das Ausland verschuldete Agrikulturstaat, Ungarn, in der Zeit der agrarischen Krise den österreichischen Markt und den österreichischen Kredit noch nicht gut entbehren kann. Aber schon ist die Zeit absehbar, wann dieses Verhältniß sich ändern dürfte. Mit jedem Steigen der Getreidepreise und mit jedem Jahre wirthschaftlicher Entwicklung wird Ungarn von den übrigen Theilen Oesterreichs wirthschaftlich unabhängiger. Damit ist aber die weitere Lockerung des Zusammenhanges zwischen den beiden Theilen nur mehr eine Frage der Zeit. Denn wo das Gefühl der Zusammengehörigkeit fehlt, läßt sich der Zusammenhang nicht länger aufrecht erhalten, als er durch die wirthschaftliche Nothwendigkeit diktirt ist.

Das Verhängnißvollste an der Sache ist, daß die ungarische Politik, jede ungünstige Lage des Gesammtstaates für sich auszunutzen, in Oesterreich in ausgiebigster Weise Schule gemacht hat. Auch den österreichischen Polen schwebt die Wiederherstellung des polnischen Reiches, etwa unter einem österreichischen Erzherzog, als Ideal vor. Aber es ist eine Sonntagsidee und für den Werktag haben sich die Polen, beziehungsweise der polnische Adel, recht wohnlich in Oesterreich einzurichten verstanden. Indem die Verwaltungssprache Galiziens die polnische ist, wurde die ganze Verwaltung dieses Landes von dem übrigen österreichischen Verwaltungsapparate ausgeschaltet und dem polnischen Adel ausgeliefert. So genießt das Land Galizien, oder besser gesagt, genießen seine Herren einen doppelten Vortheil: einerseits den Vortheil völliger Autonomie und andererseits den Vortheil der Zentralisation, insofern der Steuersäckel der entwickelteren Länder in rücksichtslosester Weise für das in der Kultur weit zurückgebliebene Land ausgenutzt werden kann. Das gelingt um so eher, als die Abgeordneten Galiziens bisher mit wenigen Ausnahmen, in

einem parlamentarischen Klub vereinigt waren. Dieser Klub bezeichnet sich selbst als Delegation, also als Vertretung des Kronlandes im Reichsrathe, um dort nicht die Interessen des Reiches, sondern des Kronlandes selbst zu wahren.

Nicht so geschlossen wie die Polen treten die Tschechen auf, weil bei der höheren wirthschaftlichen Entwickelung Böhmens die Interessen der Nation nicht so einfache sind. Aber auch den Tschechen schwebt als Ziel die Errichtung eines selbständigen tschechischen Staates vor. Diesem Ziele streben sie zu und Alles was es verwirklichen hilft, wird als Abschlagzahlung quittirt und in Empfang genommen. Es ist daher gänzlich falsch, den deutsch-böhmischen Streit als Sprachenstreit aufzufassen und sich die Möglichkeit seiner Regelung etwa nach schweizer Art vorzustellen. Nicht um die sprachliche Gleichberechtigung handelt es sich allein, sondern um Verwirklichung staatsrechtlicher Ideale. Ein tschechischer Staat soll aus Böhmen, Mähren und Schlesien gegründet werden, indem man die deutsche Minorität rücksichtslos erdrosseln zu können vermeint.

Nur die Deutschen Oesterreichs haben bisher mit Ausdauer und Zähigkeit die Reichseinheit vertheidigt. Einerseits deshalb, weil sie als die Gründer des Reichs sich als innig mit ihm verwachsen betrachteten, andererseits aber auch, weil sie als die wirthschaftlich am höchsten entwickelte Nation das größte Interesse an der Erhaltung der wirthschaftlichen Einheit hatten. Die Vertheidigung der Reichseinheit erfolgte aber nicht ohne große Opfer. Denn wie in jeder Familie derjenige Theil, der mit altruistischem Empfinden den separatistischen Bestrebungen des anderen gegenübertritt, die Kosten des Familienzusammenhalts zu zahlen hat, so haben die Deutschen für die Großmachtstellung des Reiches stets die schwersten nationalen und materiellen Opfer gebracht. Heute sind sie an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt, und es ist daher kein Wunder, wenn trotz des wirthschaftlichen Interesses an der Erhaltung Oesterreichs als Großstaat in weiten Kreisen des deutschösterreichischen Volks, und zwar bis in die Reihen des katholischen Klerus hinein, die Ueberzeugung sich durchringt, daß alle diese Opfer vergebens waren, und daß es nun höchste Zeit sei, sich seiner eigenen nationalen Stellung zu erinnern.

Ob es den Deutschösterreichern in diesem ihnen aufgedrungenen Kampfe gelingen wird, sich zu behaupten, wer vermöchte das heute mit Bestimmtheit zu sagen. Nur eines ist sicher, daß die Gegenwart nicht nur für sie, sondern in noch höherem Maße für den Staat kritisch ist. Denn wenn irgend etwas aus der Geschichte der letzten zwei Jahre mit Klarheit hervorgeht, so ist es die erschreckende Thatsache, daß das Gefühl staatlicher Zusammengehörigkeit in Oesterreich so gut wie erstorben ist, daß die einzelnen Gruppen unbekümmert um das Wohl der Gesammtheit ihre Ziele verfolgen, ja über Verfassung und Recht ohne Gewissensbisse hinweggehen. Wie das in absehbarer Zeit wieder gut zu machen ist, wie also die Empfindung der Gemeinsamkeit dort erweckt werden soll, wo sie entweder nie bestand oder doch verloren gegangen ist, wie insbesondere die Wunden geheilt werden sollen, die ein System von Verfassungsverletzungen dem Rechtsbewußtsein geschlagen hat, ist mir ganz unerfindlich. Ich kann mich daher, so schmerzlich es sein mag, der Ansicht nicht verschließen, daß Oesterreich als centralisirter Großstaat nicht mehr zum Leben zu erwecken ist, daß es sich vielmehr in einem Umwandlungs- und Zersetzungsprozesse befindet, dessen Endergebniß uns heute allerdings noch unklar ist. Im Interesse aller Betheiligten wäre zu wünschen, daß sich dieser Prozeß rasch vollzieht, und daß uns das Schicksal der Türkei, durch Menschenalter hindurch nicht leben und nicht sterben zu können, erspart bleiben möge.

Michael Hainisch.

Richard Rothe.

In Heidelberg schickt man sich an, den hundertjährigen Geburtstag des Theologen Rothe zu feiern, der, am 28. Januar 1799 in Posen geboren, von 1837 bis 1849 und ein zweites Mal von 1854 bis zu seinem Tode am 20. August 1867 der Heidelberger Hochschule als Professor der Theologie angehört hat. Dabei ist es nicht ohne eigenartiges Interesse, zu beobachten, wie von beiden kirchlichen Parteien, der linken sowohl als der rechten, auf ihn Anspruch erhoben wird. Man könnte das zunächst davon herleiten, daß Rothe als junger Mann auf extrem pietistischem Standpunkt gestanden, 1863 aber an der Gründung des Deutschen Protestantenvereins theilgenommen hat und diesem bis zu seinem Tode als einer seiner Führer treu geblieben ist. Das ist ja im Kirchlichen und Staatlichen nicht die übliche Art, sich zu entwickeln: in der Regel ist der Gang ein umgekehrter von größerer Freiheit zu größerer Gebundenheit, sei es, weil nach allgemein psychologischen Gesetzen die meisten Menschen im Alter überhaupt konservativer werden und wie Bilder nachdunkeln, sei es, weil die Jugend weniger an die Verbindungslinien zwischen persönlicher Ueberzeugung und äußerem Ergehen, an die höhere Einschätzung konservativer Gesinnung in Staat und Kirche zu denken pflegt oder doch — denken sollte. Wo daher die Entwicklung den umgekehrten Verlauf nimmt, da kann jedenfalls an der Lauterkeit und Aufrichtigkeit einer solchen Wandlung nicht gezweifelt werden. Allein auf Rothe trifft das alles überhaupt nicht zu. Er hörte zwar 1830 auf, Pietist zu sein, aber er blieb darum doch derselbe ganz fromme Mensch, der er bis dahin war, auch zu einem geradezu „massiven“ Supranaturalismus hat er sich nach wie vor bekannt: gerade darin, einen solchen „Heiligen“ kirchenpolitisch auf der Linken stehen zu sehen, liegt das psychologische Interesse, das auch weitere Kreise an diesem merkwürdigen Mann nehmen können. Und wenn wir schon hier auf seine eigenartigste Theorie, den Gedanken vom schließlichen Aufgehen der Kirche im Staat hinweisen, so dürfte damit das Unterfangen gerechtfertigt sein, auch an dieser dem spezifisch Theologischen sonst mit Recht sich verschließenden Stelle zum 28. Januar 1899 dieses Heidelberger Theologen mit einem kurzen Worte zu gedenken.

Dazu kommt, daß uns dieser Erinnerungstag eine Anzahl werthvoller Publikationen über Rothe gebracht hat. Für uns hier kommen besonders zwei in Betracht, von Wilhelm Hönig*) und von H. J. Holtzmann.**) Der erstere schildert uns in einem kleinen handlichen und populär gehaltenen Büchlein Rothe's Charakter, Leben und Denken und gibt uns namentlich gleich im ersten Abschnitt ein Muster biographischer Darstellung und fein abgewogener Charakteristik. Holtzmann entwickelt Rothe's spekulatives System. Auch das zunächst ein wahres Meisterstück klarer Darstellung eines schwierigen Stoffes, tiefdringender und verläßlicher Analyse eines komplizirten theologisch-philosophischen Gedankenbaues; ganz besonderen Werth aber erhält dieses Buch noch dadurch, daß hier auch über Rothe hinaus die Fäden weitergesponnen, den von ihm selbst aufgerufenen „Zeugen aus allerlei Volk“ auch spätere moderne Denker angefügt werden, soweit solche an ihn „angrenzen und bezüglich der Geistesrichtung auf eine gleiche Linie zu liegen kommen“; und auch dessen wird man sich weithin freuen, was Holtzmann von seinem Eigenen hinzugibt, ob er nun den Gedanken Rothe's kritisch widerspricht oder sie feinsinnig um- und weiterbildend zu den seinigen macht.

*) Richard Rothe. Sein Charakter, Leben und Denken. Zur Feier seines hundertsten Geburtstages dargestellt von Wilhelm Hönig, Pfarrer in Heidelberg. Berlin 1898. S. VI, 227.

**) R. Rothe's spekulatives System. Dargestellt und beurtheilt von H. J. Holtzmann. Freiburg i. B. 1899. S. XII, 269. — Ganz kurz orientirt derselbe Verfasser über Rothe und sein System in dem erweiterten Abdruck seines trefflichen Artikels „Richard Rothe“ aus den Badischen Biographien. Heidelberg 1899.

Rothe's Leben verläuft einfach. Ein rationalistisches Elternhaus, wie es zu Anfang des Jahrhunderts fast die Regel war, eine unter romantischen Einflüssen verbrachte Jugend, Studium der Theologie und Hinwendung zum Pietismus; dann der Flug in die Welt als Gesandtschaftsprediger in Rom neben Bunsen, Rückkehr in die Heimath als Lehrer an dem Predigerseminar in Wittenberg, und endlich seine akademische Lehrthätigkeit von 1837 an, zweimal in Heidelberg und dazwischen hinein in Bonn; viel häusliches Kreuz durch eine schwer leidende und schließlich gemüthskranke Frau und gegen Ende seines Lebens die lebhafte Theilnahme am öffentlichen kirchlichen Leben und an den Parteikämpfen desselben in Baden.

Um seine Entwicklung zu verstehen, muß man vor Allem den Einfluß der Romantik energisch betonen, Vieles, auch seine zuweilen stark hervorbrechende Todessehnsucht erinnert an Novalis, dem er noch in Heidelberg eine besondere Studie gewidmet hat. So wird er, der Sohn eines rationalistischen Elternhauses, tief religiös, geradezu mystisch und schwärmerisch; und wenn wir an den bekannten Aufsatz von Novalis „Die Christenheit oder Europa" denken, so wundern wir uns nicht, daß auch bei Rothe diese Frömmigkeit zunächst eine katholisirende Färbung annahm: der Protestantismus erschien ihm nur als „Durchgangspunkt zu einem höheren Katholizismus". Als Seminarist wird er dann unter dem Einfluß des eifervollen Freundes Stier ein „erweckter" Christ wie dieser und gibt sich nun nach Art solcher Neubekehrten längere Zeit als einen geradezu fanatischen und zelotischen Pietisten. Man könnte denken, daß ihn von dieser überspannten und überreizten Frömmigkeit Rom freigemacht habe, und in einer Beziehung ist das auch gewiß richtig. Die katholisirenden Neigungen sind ihm Angesichts des Vatikans und der Peterskirche völlig vergangen. „Wer sich gründlich davon überzeugen will," schreibt er 1827, „daß von der römisch-katholischen Kirche unter keiner Bedingung Heil für die Wiederbelebung der christlichen Kirche zu erwarten ist und daß ihr völliger Sturz die nothwendige Bedingung jedes Entstehens einer neuen allgemeinen christlichen Kirche ist, der komme, wenn er überhaupt weiß, was das Christenthum ist, nach Rom". So kehrt er 1828 als überzeugter Protestant in die deutsche Heimath zurück. Und auch das wird sich nicht leugnen lassen, daß ganz unbewußt sich auch an ihm die Macht dieser unvergleichlichen Stadt, ihrer großen Vergangenheit und ihrer zur stillen Einkehr zwingenden Ewigkeit bethätigt hat. Die Künstler, denen er durch wöchentliche Vorträge über Kirchengeschichte Erbauung und Belehrung zugleich zukommen ließ, waren doch auch für ihn nicht bloß Christen, sondern auch und in erster Linie Künstler, und nach Frascati und Tivoli kommt man nicht zu wiederholten Malen, ohne sich zur Natur ein neues Herz zu fassen. Immerhin blieb ihm Rom fremder, als irgend einem bedeutenden Menschen, der jahrelang dort gelebt hat, weil er so ganz mit sich beschäftigt war und ihm die religiösen Fragen ausschließlich am Herzen lagen, für die er von Rom keine unmittelbare Förderung und Lösung erwarten konnte. Hierin ihn mit Wilhelm von Humboldt zu vergleichen, für den Rom so ganz Rom war und der draußen doch auch seine Innerlichkeit erst hier gewann und herausarbeitete, wäre nicht ohne Interesse. So kam also bei Rothe die neue Wendung und eigentliche Wandlung nicht von Rom und nicht mehr in Rom, sondern erst nach seiner Rückkehr nach Deutschland von einer ganz anderen Seite her: was ihn zu einem Anderen machte, war die Julirevolution des Jahres 1830, wie er selbst, schon ruhiger geworden, an Bunsen schreibt: „Die Geschichte hat, seitdem wir uns nicht gesehen, einen so gewaltigen Ruck erhalten, daß die meisten Gegenstände des geistigen Lebens aus ihrem Ort gerückt worden sind; und es müßte mit Wunderdingen zugegangen sein, wenn sie bei ihrer Ortsveränderung uns Beiden durchgängig gerade die nämlichen Seiten zugewandt haben sollten. Die politische Geschichte hat für mich seit dem Juli 1830 Sinn und Verstand und Reiz gewonnen. Glaube aber deshalb nicht, daß ich ein Liberaler vom gegenwärtigen Schlage oder gar Propagandist geworden bin. Auch zum Justemilieu kann ich mich nicht bekennen; die negative Seite seiner Ansicht kann ich allenfalls unterschreiben, aber es fehlt ihr das Positive der meinigen. Auch mit dem sogenannten christlichen Staatsrecht der „Evangelischen Kirchenzeitung" muß ich bitten, mich verschont zu lassen. In Rom hatte ich die nämliche trostlose Ansicht von der Geschichte, die Niebuhr das Herz gebrochen hat. Die nämlichen Weltbegebenheiten, die ihm das Herz vollends zugeschnürt, haben mir den Stein vom Herzen genommen. Seitdem habe ich das Unglück, während meine Freunde an den geschichtlichen Evolutionen immer nur den Schaum und die Hefe sehen, die jeder geschichtlichen Fermentation anhängen und vorweggehen, vorzugsweise den unter diesem Schmerz nichtsdestoweniger statthabenden Entwicklungsstoß wahrzunehmen."

So wurde durch ein Ereigniß, ob dem Niebuhr erschrak, als ob die Welt unterginge, und das auch auf Hegel schreckhaft und wie eine irrationale Störung seiner Kreise wirkte, dieser stille in sich gekehrte Pietist der Welt wiedergewonnen, ohne doch seine Frömmigkeit dran zu geben. Auch in dieser Revolution sah er den Gang Gottes in der Geschichte, die Verwirklichung göttlicher Gedanken und Zwecke. Verglich er aber dieses Neue und Bedeutsame auf politischem Gebiet mit der Entwicklung der Kirche, so schien es ihm, als ob es frisch mehr Leben und gesunderes Leben gebe als hier, und so schloß er, daß nicht sie, sondern der Staat das Endziel sei, und der Protestantismus nur die Aufgabe habe, vom spezifisch Religiösen hinüberzuleiten zum Sittlichen, das durch die Reformation entbunden und auf eigene Füße gestellt worden sei und im Staat seine Verwirklichung finde. Damit war die pietistische Weltflucht überwunden und Rothe der Welt zurückgegeben. Und an diesen Gedanken hat er hinfort festgehalten und sein Denken und später auch sein Handeln darnach bestimmt und daran orientirt. Denn nun erst, als er endlich wieder freigeworden war, kommt seine große Zeit. Rothe war ein spekulativer Denker in dem ganz spezifischen Sinn der Schelling-Hegel'schen Periode, wenn er auch nur noch „im Abendschein ihrer Glanzperiode" stand. Darin sehen wir heute an sich schon ein Weltabgewandtes, unsere Wissenschaft beschränkt sich durch Kant belehrt auf die Erscheinungswelt und möchte sich bei der Unerkennbarkeit alles Dessen, was hinter ihr liegt, beruhigen. Aber kann sie das? Und steuern wir nicht am Ende doch aufs neue einer metaphysischen Wendung zu, der es auch an einer neuen „spekulativen" Methode nicht würde fehlen können? Ob dann die Frucht einer solchen Spekulation ein „Weltepos" sein wird, in dem Schwingungen des Innern in einem großen Zusammenklang von Gott, Welt und Ich mittönen, oder nur das „Schwungrad", das „das wissenschaftliche Streben immer wieder über jeden todten Punkt hinaustreibt", darauf kommt hier nichts an. Bei Rothe war die Frucht seines Spekulirens das erstere, aber nicht ohne „gnostische Ueberhebung" sah er in diesem seinem Theosophieren mehr als nur ein Gedicht.

Ein Gegengewicht gegen dieses Ueberfliegen aber lag bei ihm darin, daß sein Lebenswerk die Ethik war. Diese Rothe'sche „Ethik" hat freilich ein Doppelangesicht. Es ist ein umfassendes philosophisch-theologisches System, das am ehesten mit Spinoza's Ethik verglichen werden könnte und wie bei diesem mit der Lehre von Gott als dem Absoluten anhebt; und so weiß er denn auch, wie dieser ganz dogmatistisch von dessen Wesen und Eigenschaften gar Vieles, und Genaues zu berichten. Aber um so mehr weicht er darin von ihm ab, daß er überzeugter Supranaturalist ist und sich entschieden zum Wunderglauben bekennt; selbst das Wunder der Brotvermehrung und der Verwandlung von Wasser in Wein will er nicht preisgeben, obgleich er zugibt, daß das etwas Magisches an sich habe, Gott dabei zaubere. „Das heißt wenigstens deutlich und tapfer reden", sagt Holtzmann mit klar erkennbarer Beziehung auf allerlei schlechte Auskünfte und Vermittlungen anderer Theologen; aber ebenso weist er auch darauf hin, wie hier eine offene Wunde des spekulativen Systems liege, das ein solches göttliches Dazwischengreifen nicht ohne Störung des Ganzen ertragen könne. Und nicht anders verhält es sich mit der Ausmalung

des Weltendes, wobei sich Rothe ebenso kühn im Phantasiren wie sonst im Spekuliren zeigt. Auf der einen Seite kommt Christus persönlich und leibhaftig wieder und daneben leiert bei der Zerstörung der Welt durch Feuer „die Chemie ihren Triumph“; so realistisch ist dieses phantastische Schlußtableau im Stile Dantes gedacht. Und Zwiespalt bringt endlich auch noch der Begriff der Sünde, wenn Rothe gleich anerkennt, daß die sittliche Entwicklung der Menschheit nothwendig über sie hinweg und durch sie hindurchgehe; wir bekommen dadurch eine doppelte Reihe, erst die des normalen und idealen, dann die des anormalen, aber erfahrungsmäßig unvermeidlichen Ganges; und auch ohne Wiederholungen geht es dabei natürlich nicht ab.

Im Empirischen zeigt sich nun aber gerade die Stärke des Ethikers, von seiner Darlegung des Details, der einzelnen sittlichen Lebensverhältnisse und Lebensgebiete können alle, die sich mit sittlichen Fragen in Theorie und Praxis beschäftigen, lernen. Und hier kommt nun auch sein Gedanke wieder, den er in dem Wort vom „unbewußten Christenthum“ so glücklich ausgemünzt hat. Dieser fromme Mann hat sich seinem Gott doch immer am nächsten gefühlt „in den Stunden angestrengten Arbeitens und Schaffens, weit mehr als in den Stunden des besonders sogenannten Gebets“, sittlich leere Frömmigkeit ist ihm „Müßiggang“, und daher sieht er auch bei anderen in aller tüchtigen sittlichen Arbeit ein Frommes und Göttliches, erkennt er auch bei den der Kirche Entfremdeten das Gute und Edle als ein Frommes und Christliches an. Das Lessing'sche Wort vom andächtig Schwärmen und gut Handeln entspricht durchaus den Anschauungen dieses Mystikers und Theosophen. Deswegen protestirt er vor allem gegen die Verwechslung von Christenthum und Kirche; diese ist ihm nichts an sich Werthvolles, nichts unbedingt Heiliges. Wäre sie der wesentliche Kern des Christenthums, dann freilich stände es um dieses schlimm genug. Nun aber hat das moderne Christenthum vielmehr die Aufgabe, „sich immer mehr zu verweltlichen, ehrlich und klar einzugehen in die Wege der Kulturentwicklung und den Gesammtorganismus des menschlichen Lebens überhaupt, d. h. den Staat zu seinem Organismus zu machen“; und darum wäre es „unverantwortlich, unsere wirklich Gebildeten mit der Kirche zu quälen und einen Enthusiasmus für sie aus ihnen herauspressen zu wollen, der nun einmal keine Wahrheit haben kann“. Hier liegt theoretisch der Ausgangspunkt für seinen Gedanken vom Aufgehen der Kirche im Staat und praktisch für sein kirchenpolitisches Eingreifen in den sechziger Jahren. Ihm mußte ja natürlich ein Verein besonders sympathisch sein, der es sich zur Aufgabe machte, „die Kirche im Geist evangelischer Freiheit und im Einklang mit der gesammten Kulturentwicklung unserer Zeit zu erneuern.“ So konnte er sich ohne Bruch mit seinem inneren Gefühl und seinem spekulativen Supranaturalismus dem deutschen Protestantenverein anschließen und einer der Führer desselben werden. Angesichts der Seichtigkeit eines Bluntschli oder Schenkel that diesem ein solcher tiefgründiger Theosoph ganz besonders Noth; seine Reden gaben wirklich „der ganzen Vereinsbewegung eine höhere Weihe, einen tieferen Grund und einen idealen Schwung.“ Dabei mußte der stille Mann freilich den Widerwillen gegen alles Laute und Lärmende, alles Massenhafte und Agitatorische erst langsam und allmählich überwinden.

Und noch eines war für ihn klar. Wenn das Christenthum die Wirklichkeit nicht zu fürchten hatte, so auch nicht die freie Anschauung einer noch so weltlich sich gebärdenden Wissenschaft. „An freier Luft fromm zu sein, das ist's, worauf es jetzt ankommt“, hat er einmal gesagt. So ist er in jenen Reaktionsjahren ein Vorkämpfer der so schwer gefährdeten Lehrfreiheit geworden. Er hatte an Schenkels Leben Jesu inhaltlich keine Freude; aber als gegen diesen der Massensturm im badischen Land organisirt wurde, trat er für das Recht, ein solches Buch zu schreiben, mit aller Entschiedenheit ein und hat an dem berühmten Erlaß des badischen Oberkirchenraths vom 17. August 1864 hervorragenden Theil, in dem es hieß: „Wir wissen uns unzweifelhaft dazu berufen, als evangelische Kirchenbehörde den Dienern der Landeskirche die Freiheit einer solchen Anschauung und der schriftstellerischen Veröffentlichung ihrer Resultate ungeschmälert zu wahren. In dieser Freiheit sehen wir nicht nur keine Gefahr für den Glauben an Jesum Christum, unsern alleinigen Herrn und Heiland, sondern vielmehr gerade eine wesentliche Bedingung, ohne die weder die Wahrheit und die Herrlichkeit dieses Christus immer heller und überführender ins Licht gebracht werden kann, noch für unsere Zeitgenossen im großen und ganzen ein ehrlicher und freudiger Glaube an ihn möglich ist. . . . Nicht in einem auch nur mit moralischem Zwang durchzuführenden Gesetz über Glaube und Lehre liegt der Schutz der Kirche gegen den Unglauben, sondern in dem freudigen Vertrauen zur Macht der Wahrheit in der Welt, in der Christus geschichtlich Wurzeln geschlagen hat“. Bestimmter und entschlossener hat sich noch keine deutsche Kirchenbehörde auf den Boden der Glaubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit gestellt, und diese Gedanken und ihre Fassung verrathen deutlich den Einfluß Rothe's oder noch genauer seiner Feder; denn eben damals gehörte er der badischen Kirchenbehörde als außerordentliches Mitglied an.

Nach alle dem ist es uns nun nicht mehr schwer, jenen Gedanken Rothe's vom schließlichen Aufgehen der Kirche im Staat in seiner ganzen Bedeutung zu begreifen und ihm die richtige Stellung im Gedankensystem Rothe's anzuweisen: er lag begründet in seiner Auffassung von der Frömmigkeit und ihrem Verhältniß zur Sittlichkeit, in seiner weitherzigen Anerkennung eines unbewußten Christenthums und damit letzten Endes doch in seinem ganz unpietistischen Optimismus der Welt und der Kultur, der Geschichte und dem Staat gegenüber. Hier wie in der ganzen Anlage seiner Ethik zeigt sich zugleich sein Zusammenhang mit Schleiermacher, mit dem er sich ebenso entschieden berührte, wie er sich oft genug auch wieder aufs bestimmteste von ihm unterschied. Einigermaßen beeinträchtigt wird seine Kühnheit freilich durch die Erklärung, daß das alles für die Gegenwart nicht in Betracht komme, sondern einer sehr fernen Entwicklung vorbehalten bleibe. Allein einmal war das für ihn als Leiter eines Predigerseminares, als eifrigen Prediger und Mitglied von Synoden und Kirchenbehörden, als Vorkämpfer einer repräsentativen Kirchenverfassung eine persönliche Nothwendigkeit: wie hätte er das alles sein und bleiben können, wenn er ein solches Aufgehen der Kirche in den Staat in sofortige Aussicht genommen hätte? Fürs zweite aber hatte er damit den Thatsachen gegenüber einfach Recht. Sind wir denn seit Rothe's Tod in dieser Entwicklung weiter fortgeschritten? Es ist ja nur wahr, was Holtzmann von den „wieder mächtig steigenden Chancen der Kirche“ sagt; aber ebenso richtig führt er sie auf außerkirchliche Faktoren nationaler und sozialpolitischer Art zurück und erklärt kühl und ehrlich „die Frömmigkeit der zumeist in kirchlichem Konservatismus thätigen Kreise für zu verdächtig, als daß sie dem denkenden Theil der Nation auf die Dauer zu imponiren vermöchte“. Das ist ganz auch meine Meinung von dieser Neuromantik. Für Rothe aber als Mann des Glaubens und als unentwegten Optimisten lag in jener Hinausrückung seines Ideals in ferne Zukunft wohl persönlich der Grund, weshalb er seine Eschatologie mit so breitem Pinsel und so satten Farben ausmalte: was er in so weiter Ferne erst der Verwirklichung entgegenreifen sah, das wollte er in der Phantasie wenigstens antizipiren und in seiner ganzen Schöne mit dem Auge des Geistes schauen.

So ist nun freilich die eigenartige Doppelstellung erklärt, die Rothe in der Geschichte der protestantischen Kirche und ihrer Theologie einnimmt, und damit auch die Doppelstellung seiner Anhänger und Verehrer, von denen sich die einen zu dem frommen Supranaturalisten, die anderen zu dem kühnen und freien Kirchenpolitiker hingezogen fühlen. Damit haben aber natürlich beide Parteien Recht, ihn am 28. Januar zu feiern, wenn auch keine ein unbedingtes Recht hat, sich auf ihn als ihren Theologen zu berufen. Tiefere Spuren in der Geschichte und im Geistes-

leben des Jahrhunderts hat freilich nur der Mitbegründer des Protestantenvereins hinterlassen; auch wenn hinter der von aller Philosophie sich abkehrenden und darum auf die Dauer doch haltlosen Schule Ritschl's eine Zeit theologischer Spekulation heraufkommen sollte, was auch ich glaube und hoffe, müßte dieselbe — das zeigt Holtzmann's treffliche Schrift in eindringendster Klarheit — doch andere Bahnen einschlagen und dürfte jenen mit sich selbst in Zwiespalt kommenden Supranaturalismus Rothe's nicht wieder in die Rechnung einstellen.

Aber über allen Gegensatz hinaus, der bei einer Würdigung Rothe's naturgemäß zu Tag treten muß, sind wenigstens heute noch in der badischen Kirche unter ihren Geistlichen auch allerlei starke Erinnerungen an Rothe's persönliche Wirksamkeit als Universitätslehrer in Heidelberg lebendig, und sie helfen wohl am sichersten über alle diese Gegensätze hinweg. Auch von solcher persönlichen Wirkung legen die genannten Schriften über ihn energisches Zeugniß ab. Daß dieser zwischen zwei Parteien stehende, gewissermaßen beiden zugehörende Mann dennoch aus einem Guß, ein ganzer Charakter, ein echter Christ war, daß der „Kulturenthusiast" zugleich ein so innerlicher, der kühne Denker zugleich ein so kindlich frommer Mensch war, und daß das im persönlichen Verkehr und in seinen Predigten*) allen entgegentrat, die mit ihm verkehren durften, das ist an ihm das Werthvollste. Daher haben am 28. Januar doch jedenfalls beide kirchliche Parteien das Recht, sich des Mannes und seiner Art dankbar zu erinnern, sich zu ihm zu bekennen und von ihm zu sagen: er war unser. Und auch wir ferner Stehenden können uns darüber freuen, daß es doch auf dem heißen Boden der Kirche und der Theologie nicht ganz an gemeinsamen Punkten fehlt, die im Kampfgetümmel nur allzu leicht übersehen werden, und daß es auch hier feine, starke, schöne Menschen gibt, an denen man Partei und Parteistellung vergessen und sich über alles Trennende hinweg rein menschlich erbauen kann.

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

*) Darüber s. Richard Rothe als praktischer Theologe, von D. Heinrich Bassermann. Freiburg 1899.

Der Lebensabend einer Idealistin.

Die „Memoiren einer Idealistin", deren dritte Auflage im Jahre 1882 erschienen ist, haben sich längst einen ausgezeichneten Platz in der Reihe der neueren Denkwürdigkeiten und Selbstbekenntnisse erobert. Theilweise beruhte dieser wohlverdiente Erfolg darauf, daß ihre Verfasserin, nach dem Scheitern der Revolution von 1848 und 1849 auf englischem Boden mit den bedeutendsten Vertretern der europäischen Demokratie zusammengeführt, im Stande war, eine ganze Anzahl Portraitskizzen von höchstem, allgemeingeschichtlichem Interesse zu entwerfen. Aber einen noch größeren Reiz übte es auf jeden Leser aus, zu verfolgen, wie ein edler weiblicher Charakter, in den Kämpfen des inneren und äußeren Lebens gestählt, sich zur Höhe reinen Menschenthums hindurchrang. Die Idealistin, Malvida von Meysenbug, brach ihre Memoiren an dem Punkt ab, wo sie „das Ziel und die Pflicht gefunden, denen ihr persönliches Leben fortan geweiht sein würde: ein Wesen zu der höchstmöglichen Vollendung seiner selbst zu erziehen." Dies war auch der Augenblick, in dem ihre Beziehungen zu öffentlichen Ereignissen und Personen in den Hintergrund traten. Sie hielt es damals für eine Unbescheidenheit, von dem, „was nun noch folgte", vor dem Publikum zu sprechen. Zum Glück ist sie diesem Vorsatz des Schweigens untreu geworden. Im höchsten Alter beschenkt sie uns mit einem Nachtrag zu ihrem früheren Werk, der ihr neue liebevolle Theilnahme in Hülle und Fülle sichern wird.*) Was zunächst nur als schönste Gabe zur silbernen Hochzeit „der theuersten Freunde Olga und Gabriel Monod" gedacht war, wird nunmehr „der weitverzweigten Gemeinde" derer dargeboten, „die sich nie gekannt, nie gesehen, und die doch fest verbunden sind durch das gleiche Streben nach dem Guten, nach dem Ideal, nach der äußeren und inneren Vollendung des Lebens."

Das erste, was jeden Leser dieses Nachtragsbandes der Memoiren einer Idealistin wunderbar anmuthen wird, ist die jugendliche Frische, von der er Zeugniß ablegt. Man sollte nicht glauben, daß hier eine Achtzigjährige die Feder geführt hat. Freilich gehört manche Betrachtung, manche Briefstelle, manche Tagebuchnotiz, die in diesem Bande enthalten sind, früheren Jahren an. Aber die gesammte Umrahmung der Erzählung stammt sichtlich aus den Zeiten des Alters. Und doch wie wenig verräth das der Ton der Darstellung. Welches Feuer der Begeisterung durchglüht die Worte der von jeher an reine Kunstgenüsse Gewöhnten, wenn sie den Eindruck alter und neuer Schöpfungen der Musik oder der Malerei festzuhalten sucht. Welche Anschaulichkeit bieten ihre Schilderungen der Landschaften, die ihr bei Reisen und Wanderfahrten vertraut wurden, wie die des Golfes von Neapel oder des Piavethales. Wie lebensvoll und farbenreich ist das Bild des Platzes San Pietro in Vincoli, unweit dessen die Idealistin sich seit Jahren ihr römisches Nest gebaut hat. Wie tief weiß sie durch die Erinnerung an den Todestag Garibaldis die Herzen zu rühren.

Sie hat den Helden, der seinem Volke beinahe schon eine legendarische Gestalt geworden ist, nur einmal gesprochen. Um so näher hat sie, wie man aus ihren früheren Aufzeichnungen weiß, Mazzini gestanden. Seine ernste Gestalt taucht auch hier wieder bei der Betrachtung seines Denkmales und seines Grabes in Genua aus dem Dunkel der Vergangenheit auf. Und so bildet überhaupt der innige Verkehr mit hervorragenden Geistern, dessen die Idealistin sich rühmen kann, einen unerschöpflichen Quell dieser nachträglichen Memoiren. Richard Wagner eröffnet die lange Galerie. In ihm hatte Malvida von Meysenbug, wie sie früher bekannt, „den Künstler gefunden, der ihr die Ahnung bestätigte, daß das Reich der Ideale überhaupt nur in der Kunst sei." Sie, die 1861 der ersten unglücklichen Tannhäuseraufführung in Paris beigewohnt hatte, durfte bei der Grundsteinlegung des Bayreuther Theaters, bei seiner Einweihung durch die Nibelungen-Tetralogie, bei den Generalproben zum Parsifal nicht fehlen. Nur die Ungunst des Klimas hatte sie verhindert, das kleine Bayreuth zur dauernden Heimstätte des Alters zu wählen. Aber mit dem Hause Wagner blieb sie immer aufs Engste verbunden, und an Enthusiasmus für Wagners Werke wird sie gewiß auf dem ganzen Erdenrund von niemandem übertroffen.

Nächst Richard Wagner rückt Friedrich Nietzsche hier in scharfe Beleuchtung. Die Schilderung der 1876 und 1877 mit dem der Erholung Bedürftigen in Sorrent verlebten Tage gehört zu den anziehendsten Partieen dieses Bandes. Es fehlte zwar nicht an Meinungsverschiedenheiten bei lebhaftem Gedankenaustausch und bei gemeinschaftlicher Lektüre. Aber im Ganzen herrschte die harmonische Stimmung vor. „Wie milde, wie versöhnlich," liest man, „war Nietzsche damals noch, wie sehr hielt seine gütige, liebenswürdige Natur noch dem zersetzenden Intellekt das Gleichgewicht." Verehrer Jakob Burckhardts, und wer gehörte nicht zu ihnen, werden mit Interesse erfahren, daß seine jüngst herausgegebenen Vorlesungen über griechische Kulturgeschichte Nietzsche bei jener Reise nach dem Süden begleiteten. Sie waren ihm von einem Schüler Burckhardts in Nachschrift mitgegeben worden und gaben ihm Anlaß zu mündlichen Kommentaren, von denen die Verfasserin mit Entzücken spricht.

*) Malvida von Meysenbug: Der Lebensabend einer Idealistin. Nachtrag zu den Memoiren einer Idealistin. Berlin und Leipzig. Schuster & Loeffler. 1898. — Der Band ist mit einem vorzüglichen Bilde der Verfasserin nach Lenbach geschmückt.

Aus dem Kreise ihrer italienischen Freunde ragen Donna Laura Minghetti und Marco Minghetti hervor. Sie führt uns in diesem nicht nur den Staatsmann, „den Mann des eisernen Willens, der unverwüstlichen Thatkraft" vor Augen, sondern auch den gastfreien und wohlwollenden Gutsherrn auf seinem ländlichen Grund und Boden.

Und wie viele bekannte Namen wären sonst zu nennen, die hier auftauchen, wie Minghettis Tochter und Schwiegersohn, das Ehepaar von Bülow, Bonghi und Morelli, Lenbach und Graf Schack, Liszt und Mermillod, Ibsen und Paul Heyse, von anderen zu schweigen.

Immer aber ist es die Persönlichkeit der Memoirenschreiberin selbst, die uns vor Allem gefangen nimmt, mag sie nun in ausgewählten Denksprüchen die Summe ihrer Lebenserfahrungen und Betrachtungen ziehen oder in eingeflochtenen Gelegenheitsversen ihr tiefstes Gefühl verrathen. Gewiß: der Fachmann, sei er Philosoph, Nationalökonom, Politiker wird manche Einwendung zu machen haben. Der kühl denkende Realist wird im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit als Praktiker manchen Satz für einen schönen Wahn erklären. Aber die Verfasserin wäre nicht die Idealistin, die sie ist, wenn sie sich dadurch irre machen ließe. Sie hat in sich „den Glauben, welcher Berge versetzen kann." „Das größte Leiden, sagt sie, ist Abwesenheit des Ideals." „Das Leben ist nichts anderes als ein großes Schlachtfeld und die einzige Tugend besteht darin, trotz aller Wunden bis zuletzt zu kämpfen und als Sieger mit den Waffen in der Hand zu sterben." Sodann ist für sie, die Schülerin indischer Weisheit, das Mitleid „das wahrhaft Ethische." „Der gewaltthätigen Autorität" in der Familie wie im Staat, „die ewig die Empörung an ihrer Thür findet," stellt sie „die Freiheit als das stärkste Gesetz" gegenüber. Sie findet „daß die alten Religionen sich ausgelebt haben," da das weltliche Machtbedürfniß in ihnen zum Uebergewicht gelangt sei und erwartet sehnsüchtig das Morgenroth einer neuen Religion, die den Menschen lehren soll aus sich selbst ein schönes, harmonisch entwickeltes Kunstwerk zu machen.

Wie sich denken läßt, können einem so gestimmten Geist viele Erscheinungen des zu Ende gehenden vielgerühmten Jahrhunderts nicht gefallen. „Unsere ganze Zivilisation", urtheilt die scharfe durch den äußeren Schein nicht geblendete Beobachterin, „begünstigt noch zu sehr die Bestie in der Menschheit, die Entwicklung der wilden Instinkte, anstatt den Menschen schon früh zu Maß, Resignation und Verständniß der wahren Schönheit anzuleiten." Sie bemerkt mit Bangen, daß die überspannte Idee der Nationalität zum Chauvinismus und die Verschiedenheit der Bekenntnisse wie im Zeitalter der Glaubenskriege zu Haß und Verfolgung führen.

Der deutschen Jugend ruft die Deutsche die zweifelnde Frage zu, ob sie die Männer von 1848 noch kenne und ob sie bereit sei, auf ihre Fahne zu schreiben: „Durch edelste Kultur zur wahren Freiheit." In Italien sieht sie, nach dem Absterben der Generation der Einheits- und Freiheitskämpfer trauernd vor Augen, wie die Großmannssucht Kräfte und Mittel nutzlos nach außen verschwendet hat, während das hochbegabte Volk an vielen Stellen im äußersten Elend, in Schmutz und Unwissenheit verblieb. Welchen Eindruck ihr das Bild des heutigen Frankreich machen muß, wo sie so manche befreundete Seele von Kummer und Sorgen erfüllt weiß, braucht man nicht zu sagen.

Und so enthält das „Lebewohl an die Welt", mit dem die noch immer jugendlich fühlende Greisin ihre Aufzeichnungen schließt, eine ernste Mahnung an die Menschheit. „Es ist der Abschiedsgruß von einer, die bald geht und keine irdischen Rücksichten mehr kennt." Sie richtet ihr Wort an die Herrschenden: „Veredlung der Sitten, wirkliche Bildung, Erhebung des Gemüths durch die Werke hoher Kunst, Uebung der ausgedehntesten Vorschriften der Humanität und Handhabung strenger Gerechtigkeit, ist das alles die erste, heiligste Aufgabe derer, die an der Spitze des Völkerlebens stehen?" Und der Gesammtheit gilt ihr Mahnruf und Segenswunsch: „Ein neues Jahrhundert bricht an. Laß es ein Jahrhundert des Friedens und der Tugend werden. Bedenke deine Verantwortung vor der Zukunft und den kommenden Geschlechtern." Wir aber wünschen ihr, daß sie in geistiger und körperlicher Kraft den Anbruch des neuen Jahrhunderts noch sehen und noch greifbare Beweise dafür erhalten möge, nicht in der Wüste gepredigt zu haben.

Zürich, 18. Januar 1899. Alfred Stern.

Musikkritische Glossen.

Am 19. Januar haben wir zu Berlin im Philharmoniesaal etwas Seltenes erlebt: einen Triumph religiöser Musik. Die heilige Caecilia hat zwar unter unsern Tonkünstlern allzeit ihre getreuen Jünger gehabt, allein Festtage neuer Siege hat ihr die kleine Schaar in unsrer ungläubigen Zeit nur selten bereiten können. Die Hauptkosten religiöser Kunsterbauung haben im ersten und im letzten Drittel dieses Jahrhunderts die alten Meister, voran Händel und Bach, bestreiten müssen, was die Musiker unsres Säkulums dazu beigetragen, konnte sich mit den Klassikern des kirchlichen Stils zumeist weder in der Tiefe und Ursprünglichkeit des schöpferischen Religionsgefühls noch in der Eigenart und Vollendung seiner Werke messen. An den geistlichen Tonwerken Felix Mendelssohn's und seiner Nachfolger, die um die Mitte des Jahrhunderts besonders beliebt waren, hat die prédilection d'artiste mehr Antheil als die zur Aussprache drängende Glaubensinbrunst. Es hat sich daher an ihnen erfüllt, was A. B. Marx schon vor vierzig Jahren voraussagte: sie erscheinen uns heute als äußerlich und unächt. Indem man Wort und Form der Kirche loslöste von ihrer eigentlichen Stätte und sie lediglich für die Befriedigung der musikalischen Schaffenslust verbrauchte, gewöhnte man sich von der bestimmten Wahrheit und Wahrhaftigkeit in das Allgemeine, Unbestimmte hinüberzuschweifen und das Treffende und Charakteristische durch Allerweltsphrasen zu ersetzen. Gegenüber solcher Flachheit stechen einige religiöse Tonwerke aus den sechziger und siebziger Jahren, wie Brahmsen's deutsches Requiem, Friedrich Kiel's Requiem in As-dur, des jüngst verstorbenen Albert Becker Messe in B-moll vortheilhaft ab. Eine tiefere, persönlichere Auffassung der religiösen Lehren und Heilswahrheiten hat hier unter dem Einfluß der sichtlich fortgeschrittenen Erkenntniß Johann Sebastian Bach's Tonschöpfungen von eigener und meist auch bezwingender Art gezeitigt. Dabei muß freilich bemerkt werden, daß keiner dieser Künstler jene Fülle heiliger Gesichte, jene tiefen Schatten menschlicher Erlösungssehnsucht und jenen Abglanz himmlischer Verklärung zu offenbaren vermochte, die vor ihnen Beethoven in seiner „missa solemnis", nach ihnen Wagner in seinem „Parsifal", den beiden Gipfelpunkten religiöser Musik im 19. Jahrhundert künstlerisch zu fassen geglückt war.

Aermer noch als die protestantische ist die katholische Kirchenmusik unserer Zeit an wahrhaft bedeutenden Erzeugnissen, obwohl seit etwa dreißig Jahren ein besonderer Verein für ihre Förderung und Hebung besteht. Aus der Unzahl der Mittelmäßigkeiten und Schablonenarbeiten erheben sich um die Mitte des Jahrhunderts die kirchlichen Kompositionen Franz Liszt's, hochbedeutsame, aber nicht durchweg gelungene Versuche, den Erbschatz der alten katholischen Liturgie mit den Errungenschaften der modernen Musik zu legiren. Ihnen zur Seite steht in einsamer Höhe das wuchtige Tedeum Anton Bruckner's.

Diesen Meistern ist nunmehr auch der greise Giuseppe Verdi anzureihen, der bereits 1874 mit seinem dem Gedächtniß Alessandro Manzoni's geweihten Requiem eine staunenswerthe Probe seiner Wandlungsfähigkeit und Schöpferkraft gegeben hat. Seine „qattro pezzi sacri", vielleicht die letzte Gabe dieses Genius' an die Welt, sind nicht nur das Reifste, Abgeklärteste,

was der Schöpfer des „Rigoletto“ und des „Fallstaff“ in Tönen zu offenbaren hatte, sie gehören überhaupt zum Schönsten und Eigenartigsten, was die geistliche Musik aufzuweisen hat. In wunderbarer Weise vermählt sich in diesen vier frommen Gesängen Altes und Neues, ehrwürdige Ueberlieferung und persönlichste Empfindung, innerlichste Stimmung und großartigste malerische Anschauungs- und Darstellungskraft. Aus dem Vollen und Eigensten hat Verdi, nachdem ihm eben der Tod die treue Lebensgefährtin geraubt, diese Werke der Andacht und Gottesverehrung geschaffen, trotzdem zeichnet sie alle das edle Maß und die schöne Einfachheit großer typischer Kunst aus. Welch ein Abschluß der glänzenden Musikerlaufbahn auf die seit den rauschenden Erfolgen des „Trovatore“ und „Rigoletto“ die Augen der ganzen gebildeten Welt gerichtet waren! Von den vier Stücken sind das „Stabat mater“ für gemischten Chor und Orchester und das „Tedeum“ für Doppelchor, Solo und Orchester die größer angelegten und wirkungsvolleren, das „Ave Maria“ und die „Laudi alla Vergine“, zwei reine Vokalkompositionen, dagegen die eigenartigern und für die weitere Entwicklung der Kunst bedeutsamern Erzeugnisse. Die seelenvolle Schönheit des „Stabat mater“, die Prachtentfaltung und dramatische Kraft des „Tedeum“ konnte man von Verdi erwarten, wenn sie auch an einem Fünfundachtzigjährigen zu bewundern waren, die Innigkeit und Schlichtheit, die keusche Verschlossenheit der Mariengesänge aber war für die Musikwelt eine große, ergreifende Ueberraschung. Ein Tongebilde wie das „Ave Maria“ ist seit Beethoven's letzten Quartetten nicht geschrieben worden. Verdi hat das Stück ganz auf eine räthselhafte Tonleiter C Des E Fis Gis Ais H C—C H Ais Gis F E Des C gestellt und dem Engel, welcher der gebenedeiten Jungfrau das Mysterium verkündet, so seine eigene, vom allgemein menschlichen Dur und Moll auffällig unterschiedene Sprache verliehen. Die Wirkung des Stückes ist denn auch eine höchst eigenartige, fast übersinnliche, und ich weiß, daß selbst ganz ungläubige Gemüther sich bei diesem Engelsgruß von Schauern des Jenseits umwittert fühlten.

Was sonsten an musikalischen Erlebnissen aus dem Konzertsaal zu berichten wäre, ist wenig erfreulich, wie die plumpe Vergewaltigung der Waldscene aus „Siegfried“ durch Herrn Nikisch, oder kaum der Rede werth, wie die dürftige Miniatursymphonie des Herrn Weingartner. Ich schließe daher lieber meine Bemerkungen mit einem Worte des wärmsten Dankes an Siegfried Ochs und seinen vortrefflichen philharmonischen Chor, die uns durch eine meisterliche Aufführung mit Verdi's Schwanengesang bekannt gemacht haben; ihr Konzert vom 19. Januar wird eines der größten Ereignisse dieser Musiksaison bleiben.

Heinrich Welti.

Theater.

Deutsches Theater „Die drei Reiherfedern“. Ein dramatisches Gedicht in fünf Akten von Hermann Sudermann.

In die Empfindungswelt seiner Jugend ist Hermann Sudermann mit seiner neuesten Dichtung eingekehrt. Hat ihm Frau Sorge in seiner Kindheit die harte Lagerstatt bereitet, so mag ihm der Sehnsucht Weise um so verlockender ins Ohr geklungen haben. Und charakteristisch für seine ethische Bewerthung, die er nie verleugnet: in ihrer ehrlichen Härte gilt ihm die Sorge als Erzieherin zu selbst zu schaffendem Glück; in der Sehnsucht sieht er nur die schillernde, bethörende Verführerin.

Es ist eine Tragödie der Sehnsucht, dies Märchenspiel von den drei Reiherfedern. Und wiederum charakteristisch für Sudermann: ein Weib ist der Inbegriff der Sehnsucht. Das Weib, das ihm die Sehnsucht vorgaukelt, zu suchen, tritt der junge Nordlandsrecke Prinz Witte die Lebensirrfahrt an; Glück wird ihm zu Unglück und Finden zu Verlieren, und aus dem Becher der Erfüllung trinkt er Enttäuschung, und weiter lockt ihn das Irrlicht, bis ins Grab. Nach gutem Märchenrecht hat Sudermann nur den einen Trieb in ihm verdichtet, sein ganzes Wesen nur auf Sehnsucht gestellt. Zur Leidenschaft ist Sehnsucht hier geworden.

Und in seiner ganzen Tiefe, bis zu den Widersprüchen hinab, die in ihr schlummern, hat Sudermann die Idee der Sehnsucht gefaßt. Vielleicht ist es das, was neben seinem Hang, die Handlung zu kompliziren, zu einer Unklarheit der Dichtung geführt hat, die sonst Sudermann zum allerwenigsten zum Vorwurf gemacht werden konnte. So wenig stellt die Handlung die Idee des Dramas dar, daß beide stellenweise ganz divergiren und die Handlung ein selbstherrliches Dasein führt. Und das beeinträchtigt den Werth des Gedichtes als Drama erheblich.

Aber in seiner ganzen Tiefe, und das ist das Werthvolle, hat Sudermann die Idee der Sehnsucht erfaßt. Es gibt ein Gedicht von Klopstock, das feiert die „künftige Geliebte“. Und dieser Gedanke, aus der Sehnsucht die Liebe sprechen zu lassen, ist mir immer als der höchst jünglingshafte Ausdruck einer jünglingshaften Dichtung erschienen. In der That, kaum etwas, das für jugendliches Empfinden so charakteristisch wäre, als daß Liebe und Sehnsucht noch in ein Gefühl zusammenklingen. Sie werden dem Reifenden zu Gegensätzen. Mit Liebeserfüllung stirbt Sehnsucht ab. Und das in viel weiterer Sphäre als nur in Bezug auf Frauengunst. In Liebe von seinem Stückchen Welt Besitz ergreifen, heißt auch die Sehnsucht zum Schweigen bringen. Und so faßt Sudermann die Sehnsucht ganz im Gegensatz zur Liebe. Die Sehnsucht, im Besitz des Ersehnten, wird ihres Besitzes nicht froh, erkennt das Ersehnte, das es hält, als Ersehntes nicht wieder, sie wirft es fort und irrt weiter. Prinz Witte wird eben die Frau zu Theil, die er sich erträumt hat, aber er wird es nicht einmal gewahr, daß seine Forderungen erfüllt sind, und der befriedigt-unbefriedigte Wunsch treibt ihn weiter. „Doch was so hoch mir war, so lieb, mir ward es — und die Sehnsucht blieb,“ heißt es in Ausführung desselben Gedankens im „Geheimniß der Sehnsucht“ von Geibel. Und ist die Liebe das Prinzip des Lebens, so ist die Sehnsucht Todesprinzip. Beinah biblisch dieser Gedanke: aus der Sehnsucht lockt der Tod. Und gleichzeitig der Widerspruch: der Tod ist der einzige Erfüller der Sehnsucht; er stillt sie.

Auf einem Gräberfeld an nordischer Küste, wo die Sehnsuchtsverirrten, die das Meer als Leichen ans Ufer wirft, ihre erste, letzte Ruhestatt finden, setzt Sudermann's Dichtung ein. Sie findet allda auch ihren Beschluß. In einer „Begräbnißfrau“, das ist ganz märchengemäß ihr einziger Name, hat Sudermann die Duplizität dieses Todesgedankens verkörpert, das Lockende, Verführende und das Friedenspendende andrerseits. Halb Vampyr ist sie, die Herzblut zu saugen begehrt, halb die Erlöserin von Lebensmühen. Dramatisch freilich eine unfaßbare und ungreifbare Gestalt, die das Verständniß der Dichtung ganz ungemein erschwert. Und diese Begräbnißfrau ist es, die Prinz Witte auf die Eroberung der Reiherfedern sendet, ihm nachher auch ihre trügende Kraft offenbart.

Und nichts als ein Mittel des Sehnsuchtsbetruges, durchaus kein Symbol des Sehnsuchtsgedankens, wie es wohl erforderlich gewesen wäre, diese drei Reiherfedern. Rein willkürlich ihre Kraft. Verbrennt Prinz Witte die erste, so erscheint ihm nebelhaft und unerkennbar die ersehnte Geliebte; die erste Feder zugleich der erste Betrug. Die zweite vereint ihn mit der Geliebten; verbrennt er sie, so muß sie ihm nachtwandelnd erscheinen — auch diese Gabe zeigt sich trügerisch. Und endlich die dritte, die nur wieder ein fruchtloses Sehnsuchtsverlangen bedeutet; wird sie verbrannt, so stirbt die Ersehnte; und ärger als die vorhergehenden erweist

sich der letzte Betrug. Immerhin aber würde man es begreifen, fände Prinz Witte diese Federn wie Gyges seinen Ring in einem Grabe, als ein Geschenk verrätherischer Mächte. Er aber muß sie erkämpfen. Warum?

Ein Enterbter, dieser Prinz Witte, den die Sehnsuchtsleidenschaft verzehrt. Frau Sorge und Frau Sehnsucht wieder beisammen. Diesem Enterbten aber wird das Leben zu einem Betruge. Früh hat ihn sein Bruder, Herzog Widwolf, der Thronräuberische, einem Knecht übergeben, damit ihn der ermorde. Der Knecht aber hat sich des Kindes erbarmt, hat es großgezogen und ist ihm Waffenmeister und Gefährte geworden. Nun, nachdem er die erste Feder verbrannt hat und das Bild der Ersehnten ihm unerkennbar erschienen ist, tritt Prinz Witte die Sehnsuchtsirrfahrt an. Am Hof der holden Königin von Samland trifft er den verbrecherischen Bruder. Der wirbt um die junge verwittwete Königin, und sie hat Hand und Thron dem versprochen, der seine Rivalen besiegen wird, und alle Nebenbuhler sind vor ihm entwichen. Auch Prinz Witte meidet den Kampf. Was gilt ihm, auf seinem irren Sehnsuchtspfade eine fremde Königin, was die Rache am Rauber seines Erbes! Erst auf Bitten der Königin entschließt er sich zum Kampfe und — unterliegt. Sein Knecht ist's, der im entscheidenden Augenblick den frechen Räuber verjagt. Trotzdem er aber unterlegen, reicht ihm die Königin die Hand und macht ihn zum Herrn ihres Landes. Und trotzdem er von dem Weibe, das er sich geträumt, keck forderte, daß sie ihm zu Liebe Unrecht zu Recht mache, erkennt er die Ersehnte in seiner Königin nicht. Sehnsuchtsgefoltert verbringt er sein Dasein neben ihr. Und er entschließt sich die zweite Feder zu verbrennen, um mit dem Idol seiner Träume einmal wenigstens vereint zu sein. Da erscheint ihm nachtwandelnd sein Weib. Aber in Sehnsuchtsverblendung wähnt er, daß ihr Kommen die Erscheinung nur eben gestört habe! Das ist die ergreifendste Scene des Gedichts. In seinen Händen zerbröckelt die köstliche Gabe, an deren Besitz er sein Alles gesetzt hat, und zerfällt zu Staub. Das Geheimniß der Sehnsucht ist gedeutet.

Und nun hebt ein Lotterleben am Hofe an, und der König erniedrigt sich zu den Mägden seines Weibes. Und Herzog Widwolf hat den Rachezug gerüstet und umtobt mit seinen rohen Schaaren das Schloß, und der König, sehnsuchtsgenarrt und lebenssatt, verschmäht es zu kämpfen. Soweit ist alles bis auf die Unklarheiten der Märcheneinkleibung ganz folgerichtig. In diesem vierten Akt aber geht die Handlung willkürlich ihre eigenen Wege. Was da geschieht, geschieht von Zufalls Gnaden. Daß König Witte im letzten Augenblick die Kraft findet dem Räuber entgegenzutreten und ihn niederwirft, das ist nur scheinbar, äußerlich nur, nicht aus seinem Wesen heraus motivirt. Genug, er siegt und wähnt die Schuld bezahlt, verläßt den Thron und seine Königin und irrt auf Sehnsuchtspfaden weiter. Wohin? Ins Grab. Im stillen Bereich der Begräbnißfrau findet er nach fünfzehnjähriger Wanderschaft die Geliebte, nie Erkannte wieder. Und jetzt ahnt er, daß ihr Besitz höher einzuschätzen als jenes Sehnsuchtsbild, in dem er sie noch immer nicht erkennt. Und um sich von dem zu lösen, verbrennt er die letzte der Federn. Und die Niegeliebte sinkt todt zu Boden, und beide vereint in Liebe der Tod.

Was an diesem Drama in Komposition und in Durchführung der Sehnsuchtsidee verfehlt ist, tritt auf der Bühne unbarmherzig zu Tage. Denn vor allem erfordert die Bühnenwirkung brutale Deutlichkeit. Die Stimmung verzettelte sich denn auch bei der Aufführung in Einzelstimmungen. Und Kainz, weniger glücklich als sonst, faßte Prinz Witte in seiner Sehnsuchtsleidenschaft nicht individuell genug. Freilich, ihm zur Seite stand in holdem Liebreiz Theresina Geßner, ganz eine Märchenkönigin. Und Reicher, Hermann Müller und Nissen gaben festumrissene Gestalten. Dafür verlor sich Louise Dumont wiederum in der Duplicität ihrer Rolle als Begräbnißfrau. So blieb die Aufführung Stückwerk.

Und Stückwerk, das ist offenbar, ist dieses Drama selbst von den drei Reiherfedern. Dennoch, ich schwanke keinen Augenblick, es Sudermann's letzten Dramen weit vorzuziehen. Was er lange vermissen ließ, das hat er diesmal wieder gegeben: sich selbst. Das persönlich Durchlebte, und darauf kommt es an, spricht aus seiner neuen Dichtung. Diese Sehnsucht mit ihren irren Qualen ist ihm keine fremde geblieben. Wär' er als kühler Theatraliker an diesen „Stoff" herangetreten, ich zweifle nicht, er hätte ihn sehr folgerichtig gestaltet. Und ich meine, man ist ihm Dank schuldig, daß er es nicht gethan. Einzelne Momente sprechen dafür doppelt stark zu Herzen, und es ist ein Persönlichkeitseindruck, den man empfängt.

In die Gefühlswelt seiner Jugend ist Sudermann zurückgekehrt, und in ihr hat er sein lyrisches Empfinden, das er letzthin ganz vermissen ließ, wiedergefunden. Es sind ergreifende lyrische Partieen in seinem dramatischen Gedicht, und seine Lyrik ist individuell. Sie trägt, und das befremdet mich keineswegs bei ihm, stark romanische Färbung. Die Lyrik aber ist doch der eigentliche Maßstab für ein Künstlerthum. Ich denke dabei an ein Gespräch, das Hebbel einmal in Paris mit dem kranken Heine führte. „Nur gut, daß Sie Gedichte machen", sagte der. Und bitter fügte er hinzu: „ich glaube, der Gutzkow wird sich seine Gedichte einmal von einem andern machen lassen". In ihrem lyrischen Gehalt liegt das Werthvolle an Sudermann's neuer Dichtung — auch für ihn selbst. Das Verfehlte darin konnte im Grunde ein jeder besser machen; das Gute trägt persönliches Gepräge.

So scheinen mir diese drei Reiherfedern eine der Niederlagen, die zu wirklichen Siegen führen können.

Ernst Heilborn.

Max Dreyer: „Unter blonden Bestien". „Liebesträume." —
Ludwig Fulda „Die Zeche." „Ein Ehrenhandel."
Lessingtheater, 22. Januar.

Vier Einakter von anderthalb Dichtern. Die Dreyer'schen haben was Gemeinsames. Jeder davon ist ein Preislied auf die gefestigte Kraft; ein Hohngesang auf die windige Beweglichkeit; und am Schluß wird jemand hinausgeworfen. Beidemal sind Agrarier die Vertreter der gefestigten Kraft. Auf der andren Seite tritt im ersten Fall ein wälscher Windhund auf, der zur Frau seines Gastgebers von Liebe zu sprechen wagt; der voll körperlicher Feigheit ist; der leere Redensarten zwitschert; kurz, daß ich's ganz zusammenraffe: ein wälscher Windhund. Dagegen zeigt das gastliche germanische Ehepaar erstens Gastlichkeit, zweitens Treue, drittens Herbheit, viertens Keuschheit, fünftens Echtheit, sechstens Stärke, siebentens Kernhaftigkeit, achtens Solidität, neuntens Gediegenheit, zehntens Zuverlässigkeit, elftens Frische, zwölftens Großmuth und dreizehntens feinen Takt. Vierzehntens heißt die Frau Inga und der Mann Detlef. Endlich fünfzehntes ist von deutschen Wäldern viel die Rede. Der italienisch-französische Filou, ein Violinvirtuos, muß unrühmlich von dannen ziehn, aus den deutschen Wäldern. Ein Zug ist bemerkenswerth. Der Agrarier kehrt von der Jagd heim. Er hat einen Wilddieb betreten. Der Kerl hat ihn angeschossen; er schleppt ihn vors Haus. Wie straft er ihn? Garnicht, Leser. Er läßt ihn laufen. Er läßt ihn nicht bloß laufen: er gibt ihm warmes Abendbrot. Ewig schade, daß die Lage dieses Guts mitzutheilen vergessen worden ist.

Im zweiten Werke gilt das Preislied einem Fräulein Pezoldt, Gutsbesitzerin. Der Hohngesang ihrem Vetter Alex Oppermann. Die Pezoldten ist kernhaft, tüchtig, stark, solid, gediegen, zuverlässig, echt. Alex dagegen erscheint als Windhund; der Vielgewandte hat mehrere Berufe hinter sich; und wenn er Friederike Pezoldt heirathen möchte, stammt sein Motto von Wilhelm Busch: „Die Sorge, wie man Nahrung findet, ist manches Mal nicht unbegründet." Er verdreht zugleich einer Nichte den Kopf und liebkost ein

Dienstmädchen in der Jasminlaube. Als Friederike Pezoldt dieses wahrnimmt, verjagt sie ihn. Nicht ohne bemerkenswerthe Umstände. Nachdem sie nur die Bethörung der Nichte erfahren, vergleicht sie ihn mit einem Schwein. Nachdem sie auch noch in die Jasminlaube gesehen, nimmt sie die Hundepeitsche und peitscht ihn vor die Thür. Es scheint, daß Dreyer, wie Hartleben „die Befreiten“ schrieb, einen Einakterecyklus „Die Rausgeschmissenen“ schreiben wollte. Sachlich gesprochen: die Hundepeitsche ist keine Lösung. Diese Peitschenhiebe sind äußerliche Merkmale eines äußerlichen Vorgangs. Will der Verfasser sagen: solche Kerls soll man mit der Hundepeitsche züchtigen? Kaum; er will kaum einen allgemeinen Satz aufstellen. Er will nur ein Fräulein zeigen, die im gegebenen Falle peitscht; und einen Mann, der im gegebenen Falle gepeitscht wird. Immerhin: gerade das Menschliche in beiden Gestalten, welches im einen Fall zum Peitschen führt, im anderen Fall zur dreifachen Liebe führt, das ist wenig zerlegt. Ebenso waren die Empfindungen des Violinvirtuosen und der Schloßherrin wenig zerlegt. Es gibt aber etwas Menschliches noch in dieser Liebeserklärung an die Frau eines Gastfreundes; es gibt etwas Menschliches in der dreifachen gleichzeitigen Minne. Dieses Menschliche aufzuzeigen, ist die Sendung des Dichters. Bloße Schadenfreude zu wecken, ist seine Sendung nicht. Es kommt im Geringsten nicht darauf an, daß wir Zeugen einer Abführung sind, mag sie nach unserer Moral dreimal berechtigt sein. Nicht darüber sollen wir frohlocken, daß es Einem „gegeben“ wird. Sondern darüber, daß der Sieger und der Geschlagene in ihrer Seele Wesenheit glänzend enthüllt werden, beide. Der Dichter soll den sittlich Guten entlarven; nicht den sittlich Schlechten verhöhnen. Was kommt bei diesen Abführstücken heraus? Sie enden wie ein klotziges Epigramm: Ein Violinvirtuos wird durch bissige Rüden geängstet, ein Don Juan gepeitscht, und der Dichter will, daß man ihm dafür Beifall klatscht. Wir denken nicht daran. Immerhin: vielleicht ist er eine gewaltthätige Natur, die sich entladet? Er ist es nicht. Wer das belangvolle Seelenschauspiel geschrieben hat, womit Dreyer begann; wer dort die feinen, halben, neurasthenischen Regungen moderner Liebesproblematiker nach scharfer Selbstbelauschung so dargestellt hat: der ist nicht naiv gewaltthätig. Der bellt ohne zu beißen. Max Dreyer wird ein Kraft-Meier. Er kehre zurück in die Gefilde des Seelischen. Eins, zwei, drei, hänge er die Hundepeitsche an die Wand.

Ueber Fulda's Einakter bleibt nicht viel zu sagen. Das Lustspiel vom Ehrenhandel hat eine Schäferlaune, frohsinnig, ausgelassen, toll, keck, hinreißend, daß man zur inneren Sammlung gemahnt wird. Fulda ist unwiderstehbar lustig. Das Buch Hiob gehört zu den eindruckvollsten Abschnitten der heiligen Schrift. Ferner haben die Israeliten den Versöhnungstag oder Jom Kipur. Ich sage nichts, nur das Eine: Ludwig Fulda's gewissenhafter Uebermuth erzeugt Stimmungen von großer Verschlossenheit. Ein Regierungsrath hatte die Frau eines Majors geküßt. Ein Duell sollte die Folge sein. Die Regierungsräthin vereitelte es: indem sie sich vom Major küssen ließ. Dieser Vorgang, bloß als Vorgang ohne störende seelische Beithaten, machte auf den Dichter einen unvergeßlichen Eindruck. Der Präsident der Freien Bühne hatte, eh' er das Revolutionsdrama von den Jugendfreunden gebar, diesen Vorgang bereits in Gestalt einer Novelle niedergeschrieben. Wir knüpften an jene Novelle die Hoffnung, daß die bedauerliche Angelegenheit damit erledigt wäre. Aber es drängte den unermüdlichen Ringer, noch dieses Drama daraus zu gestalten. So daß jetzt auf doppelte Art verzeichnet ist, wie sich die Regierungsräthin von dem Major küssen ließ. Die Einzelheiten dieses Bühnenspiels spotten der Beschreibung. Ein anderes Stück nannte er „La Douloureuse“, zu deutsch: „Die Zeche“. Es zeigt die ausgleichende Gerechtigkeit im Leben: ein Sünder wird von einer ehemals Sitzengelassenen im Alter sitzen gelassen. Das Stück schließt mit den symbolischen Worten: „Kellner, die Rechnung!“ Wie der Sünder, die Sitzengelassene, der Sohn gezeichnet sind; wie auf zwei, drei verunglückte Späßchen im Dialog alles hinausläuft: das muß man sehen. Es war mir unfaßbar von jeher, wie der Dichter L. Fulda den Ruf eines graziösen Dichters erlangen konnte. Ich halte ihn im Grunde für ungeschickt. Hurtigkeit, Flinkheit, behendes Schaffen hat er. Grazie ist davon getrennt. Kann sie ohne Weichheit sein? Sie kann es nicht. An ihm scheint alles spitzig und frierend und dünn. Die Anmuth seiner Werke gleicht einem Kanarienvogel, doch einem gerupften.

Ob er das zweite Drama noch zu einer Novelle umarbeiten wird, steht nicht fest.

Alfred Kerr.

Zeitschriften.

The Conservative. A Weekly Journal devoted to the Discussion of Political, Economic and Sociological Questions. Nebraska City July 14. to Nov. 24. 1898.

Die ersten 40 Nummern dieser von dem früheren amerikanischen Landwirthschaftsminister Herrn J. Sterling Morton gegründeten und herausgegebenen Wochenschrift liegen uns vor. Der Titel des Blattes deutet darauf hin, daß es sich gegen die unbedachten und oft gefährlichen Neuerungen und gewaltigen Umsturzbewegungen auf dem Gebiet der Staats- und Volkswirthschaftslehre richtet, welche namentlich aus der Unerfahrenheit und Unwissenheit der Bevölkerung der westlichen Staaten leicht entspringen und, wie die bei der letzten Präsidentenwahl versuchte Einführung der freien Silberprägung, die ökonomischen, industriellen und kommerziellen Grundlagen des Gemeinwesens zu erschüttern geeignet sind. „The Conservative“ bestrebt sich vornehmlich die Goldwährung zu erhalten und gegen zukünftige Demagogenumtriebe durch die nöthige Gesetzgebung sicher zu stellen, und die „civil-service reform“ zu befestigen und auszudehnen. Bekanntlich wurde Hr. Morton nach seiner Ansiedlung auf den unbewaldeten Landstrecken von Nebraska ein bahnbrechender Beförderer der Forstwirthschaft und hat während der seitdem verflossenen 44 Jahre jede Gelegenheit ergriffen, um die Waldbaulehre wissenschaftlich zu pflegen und zum großen Vortheil des Landes praktisch anzuwenden. Das rege Interesse, das er als Staatsbürger und Landwirthschaftsminister daran nahm, läßt auch bei dem Journalisten nicht nach, und fast jede Nummer der Zeitung bringt werthvolle Mittheilungen über diesen Gegenstand, dessen Bedeutung für das allgemeine Wohl und besonders für den Ackerbau und die Witterungsverhältnisse erörtert und an den bereits erzielten Ergebnissen bewiesen wird. Recht unterhaltend und nicht ohne Werth als Geschichtsurkunden sind die Aufzeichnungen und Erinnerungen der ersten Ansiedler und die Schilderungen der Rothhäute. Zu der Tagesfrage der Beziehungen der Arbeiter zu den Arbeitgebern nimmt das Blatt eine gerechte und haltbare Stellung ein. Aufrührerische Angriffe der Arbeit auf das Kapital und gewinnsüchtige Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital werden in gleicher Weise bekämpft. Gegen das Schutzzollsystem und die Expansionspolitik der jetzigen Administration tritt Hr. Morton energisch auf, entsprechend den Anschauungen der einsichtsvollsten und verständigsten Amerikaner. Man kann der Wochenschrift in der Erfüllung ihrer bedeutungsvollen Mission nur den besten Erfolg wünschen.

E. P. Evans.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 2[illegible].

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 19. Berlin, den 4. Februar 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Am vergangenen Montag brachte im Reichstag ein sozialdemokratischer Redner den Tagesbefehl eines Danziger Oberwerftdirektors an die Arbeiter der Werft während der letzten Reichstagswahl zur Sprache, in dem für die Stichwahl die Angestellten aufgefordert wurden, für den „staatserhaltenden" Kandidaten und gegen den Sozialdemokraten zu stimmen. Der damalige staatserhaltende Kandidat war Herr Rickert, der alsdann auch gewählt worden ist.

Der Staatssekretär des Reichsmarineamts Tirpitz erklärte bezüglich jenes Tagesbefehls das Folgende:

„Ich bin der Ansicht, daß die Werft bei den Wahlen nicht in der Weise hätte hervortreten dürfen. Diese Ansicht habe ich auch der Werft zum Ausdruck gebracht."

Das war politisch korrekt und zugleich politisch zweckmäßig im Hinblick auf eine Bekämpfung der Sozialdemokratie, die nicht nur schneidig, sondern vor Allem zum Ziele führend sein will. Ein solcher Standpunkt ist aber freilich dem des Herrn von Stumm durchaus entgegengesetzt, und es war nicht verwunderlich, daß dieser Sozialistenbekämpfer nach Puttkamer'schem Muster sogleich im Parlamente protestirte. Verwunderlich aber war es, daß die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" darauf genau den Stumm'schen Standpunkt vertrat und damit eine Censur Herrn Tirpitz ertheilte. Das offiziöse Blatt schrieb:

„Die Verwaltungsorgane der Regierung handeln lediglich pflichtgemäß, wenn sie den auf Untergrabung jeder staatlichen Autorität und auf Zertrümmerung der Grundlagen unserer nationalen und sozialen Institutionen gerichteten agitatorischen Umtrieben mit Nachdruck entgegentreten. Aufklärungen über das wahre Gesicht der Volksverführer und Mahnungen zur Wahrung der vaterländischen Gesinnung sind gegenüber allen Arbeitern in Staatsbetrieben Recht und Pflicht der leitenden Beamten."

Sprach hier Herr von Stumm in neuer Auflage, oder sprach hier Jemand aus der Regierung offiziös gegen einen Staatssekretär? Und ferner: war beabsichtigt, daß diese offiziöse Auslassung Konsequenzen für die Stellung des Herrn Tirpitz haben sollte?

Eine zweite Frage war noch weit bedeutungsvoller; sie betrifft nicht das Schicksal einer Person, sondern sie betrifft ein Prinzip; und diese zweite Frage behandelt die „National-Zeitung" so richtig, daß die Worte dieses Blattes hierher gesetzt werden mögen. Die „National-Zeitung" schreibt:

„Weder der staatliche, noch der private Arbeitgeber vermag zur Aufklärung der Arbeiter, zu ihrer Belehrung — auch über die Vorspiegelungen der Sozialdemokratie — irgend etwas vorzubringen, was nicht von einer der im Wahlkampfe stehenden Parteien vorgebracht würde. Ist es nicht auf eine ungerechtfertigte Geltendmachung der wirthschaftlichen Ueberlegenheit, auf eine unausgesprochene Bedrohung der Existenz des Arbeiters abgesehen, dann ist also die Einmischung des Arbeitgebers als solchen offenbare Kraftverschwendung. Was der private Arbeitgeber thun kann, um durch die Mittel der öffentlichen Erörterung auf das Verhalten seiner Arbeiter bei der Wahl einzuwirken, das mag er als Mitglied der Partei, zu welcher er gehört, thun; er mag diese in jeder Weise, durch eigene agitatorische Thätigkeit, durch Geld oder sonstwie unterstützen, damit die Ansichten seiner Partei auch unter den Arbeitern bekannt werden. Die Leitung von Staatsbetrieben indeß kann auch in dieser Beziehung nichts thun; sie wird allein richtig handeln,

wenn sie, statt Versuche zu machen, welche meistens sofort und in den übrigen Fällen auf die Dauer das Gegentheil des erstrebten Zweckes bewirken, sich jeder Einmischung in die Ausübung des Wahlrechts durch die Arbeiter enthält. Die Erklärung des Staatssekretärs der Marine in der Sitzung vom Montag kann daher nur ohne Einschränkung gebilligt werden."

Diesen Worten braucht nichts hinzugefügt zu werden, und diese gesunden und zugleich praktischen Anschauungen sind um so werthvoller, weil sie sich in einem nationalliberalen Blatte finden.

Wir wollen hoffen, daß die Regierung sich nicht den Standpunkt des Herrn von Stumm zu eigen machen will, und daß der Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Ztg." nicht die Anschauungen von leitenden Männern in der Regierung widerspiegelt. Ein neuer Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", der Herrn Tirpitz eine politische Ehrenerklärung gibt, scheint überdies darauf hin zu deuten, daß die Reaktionäre sich diesmal zu weit vorgewagt haben.

In zwanzig Jahren sollte die Regierung doch auch dahingelangt sein, zu lernen, daß die Mittel einer geräuschvollen und gewaltthätigen Bekämpfung der Sozialdemokratie durchaus unwirksame sind. In der Bevölkerung wenigstens hat diese Lehre bei immer weiteren Kreisen sich eingebürgert, und es ist gewiß beachtenswerth, daß sie feste Wurzel auch innerhalb der nationalliberalen Partei geschlagen hat.

Eine der vielen Ursachen für die unglückliche Zerklüftung des Liberalismus, die seine Ohnmacht herbeigeführt haben, lag in der Frage der Behandlung der Sozialdemokratie. Wenn in dieser Beziehung unter den Liberalen sich allmählich eine gleichartige Auffassung herausbildet, so ist das um der Sache willen und im Interesse eines gemeinsamen Zusammenarbeitens der Linken mit Freuden zu begrüßen.

In der abgelaufenen Woche hat sich eine finanzielle Transaktion vollzogen, die auch einer gewissen politischen Bedeutung nicht entbehrt. Das Reich und Preußen haben eine Summe von insgesammt 200 Millionen Mark dreiprozentiger Anleihen zum Kurse von $91^{3}/_{8}$ an eine einzelne große Privatbank, die Deutsche Bank in Berlin, vergeben, die ihrerseits sich verpflichtet hat, zum Kurse von 92 diese Anleihen zur Subskription aufzulegen. Das Charakteristische der ganzen Abmachung liegt darin, daß man sich hier in ungewohntem Grade von der den finanziellen Staatsgeschäften so häufig anhaftenden Kleinlichkeit frei gehalten hat.

Vergleicht man die deutschen und preußischen Staatsanleihen, hinter denen Großmächte stehen, die an Kreditwürdigkeit von keiner anderen Macht der Welt übertroffen werden, mit den Staatsanleihen anderer Länder, so tritt in den betreffenden Kursen ein aus sachlichen Gründen nicht zu rechtfertigendes Mißverhältniß hervor. Legt man bloß die Kurse zu Grunde, so erscheint der Kredit des Deutschen Reiches und des Staates Preußen nicht besser, als der Rußlands, und steht weit zurück hinter dem Kredit Englands, der Vereinigten Staaten und Frankreichs. Daß diese Unterschätzung des deutschen Staatskredits einer gerechteren Würdigung Platz macht, ist ein nicht gering zu achtendes nationales Ziel. Die „Deutsche Bank", indem sie als einzelnes Institut sich bereit erklärte, ohne weiteres 200 Millionen Mark dreiprozentiger Anleihe zu übernehmen, hat ihrem Vertrauen zu dem Kredit des Reiches und Preußens einen signifikanten Ausdruck gegeben, und das kann, da die Bank bei dieser Beurtheilung des Staatskredits ihre eigene Haut zu Markte trägt, nur dazu beitragen, im Allgemeinen die Ueberzeugung von der Güte des deutschen und preußischen Staatskredits zu stärken.

In Frankreich hat die revolutionäre Umwälzung bereits begonnen. Bisher wurde gegen Recht und Gesetz das eine oder das andere und sogar recht vieles gethan; aber diese Verstöße gegen die bestehende Ordnung waren doch eben Verstöße, und die Ordnung selbst ist noch nicht angetastet worden. Hierzu hat sich das republikanische Kabinet Dupuy bereit finden lassen. Es hat den lächerlichen und niederträchtigen Anklagen von Beaurepaire Gehör gegeben, und da auch der Vorsitzende des Kassationshofes in dem Bericht über die Anklagen Beaurepaire's in zweideutiger Weise den Rath ertheilte, die Dreyfusangelegenheit statt von einer einzelnen Kammer von dem Kassationshof in seiner Gesammtheit aburtheilen zu lassen, so brachte das Ministerium einen darauf abzielenden Gesetzentwurf ein. Mithin wird ein hängender Rechtsfall, der unmittelbar vor der Entscheidung steht, seinen kompetenten Richtern abgenommen und einem anders zusammengesetzten Richterkollegium zugetheilt. Das ist ein Mißtrauensvotum gegen die bisherigen Richter; und man kann unmittelbar fragen, wenn sie nicht zur Urtheilsfällung kompetent sein sollen, wer bürgt dann für ihre Kompetenz bei Führung der Untersuchung? Werden aber auch die bisherigen Ermittelungen jener Richter des Kassationshofes verdächtigt, dann steht die Dreyfusangelegenheit genau auf demselben Standpunkt, auf dem sie vor Monaten gestanden hat.

Aber um Dreyfus kann es sich gar nicht mehr in erster Linie handeln.

Heute steht fest, daß die Gegner der Revision stark genug sind, um jede geordnete Klarlegung jener verbrecherischen Verurtheilung immer wieder zu verhindern. Und aus dem Bewußtsein dieser Stärke schöpfen sie den Muth, den Gegnern durch einen Staatsstreich gewaltthätig den Mund überhaupt schließen zu wollen.

Wenn man die Presse und das Parlament knebelt, dann ist vorläufig die Sicherheit für die Kompromittirten gewährleistet; und diese Knebelung muß durch einen Staatsstreich herbeigeführt werden.

Die Prätendenten und die Kompromittirten sind zunächst die Träger der Staatsstreichidee; zu ihnen stoßen die, welche durch einen Umsturz an die Oberfläche zu gelangen hoffen, und endlich jene große Masse, die mürbe gemacht ist, und die endlich Ruhe haben will, um jeden Preis Ruhe für ihr Gemüth und vor Allem Ruhe für die ersprießliche Führung der Geschäfte.

Es ist zu fürchten, daß diese Koalition schließlich den Sieg davon tragen wird — für wie lange, das ist eine andere Frage.

Armes Frankreich, das vor der Gefahr steht, den Ultramontanen und den Generalstabgaunern ausgeliefert zu werden.

Rußland ist es mit seiner Friedenspolitik zur Zeit in der That Ernst.

Es scheint, daß sich in Macedonien neue umstürzlerische Bewegungen vorbereiten; Versuche, die bei jedem herannahenden Frühling sich einzustellen pflegen, und diesen Unternehmungen tritt die russische Diplomatie in offiziösen Noten mit aller Schärfe entgegen. Das ist ein werthvolles Unterpfand für den Ernst der Absichten, die zur Einberufung der Friedenskonferenz geführt haben. Und wenn Rußland eine derartige Energie gegen Unruhen auf der Balkanhalbinsel entfaltet hat, so ist es bisher auch noch immer gelungen, im Osten den Frieden zu erhalten.

In Oesterreich ist der Reichsrath aufs Neue vertagt worden; wie man annimmt bis zum Herbst. Inzwischen soll ohne Parlament der Ausgleich mit Ungarn zu Stande gebracht werden und inzwischen wird man an dem Nationalitätenausgleich in Oesterreich selbst weiter herumexperimentiren. Dieses Regieren ohne Parlament ist wiederum ein Zeichen für den fortschreitenden Verfall geordneter staatlicher Zustände in unserem Nachbarreiche.

* * *

Was man sagt und was man denkt.

Ein Meister der Diplomatie war es, der das Wort ausgab, die Sprache sei dazu geschaffen, um die Gedanken zu verbergen. Das Mißtrauen, das mit diesem Ausspruch allen diplomatischen Betheuerungen entgegengestellt wird, durchzieht das gesammte politische Leben. Als der Zar sein Friedensmanifest erließ und die Regierungen aufforderte, sich mit ihm zu einer Konferenz zu versammeln, wie sie selbst die kühnste Phantasie der Friedensschwärmer vordem nicht erträumt hatte, da erscholl aus allen Theilen der bewohnten Erde begeisterte Zustimmung, und alle Regierungen huldigten in verbindlichen Antworten der Friedensidee; keine Großmacht hat die Einladung ausgeschlagen. Das war die Huldigung vor der Tugend. Aber was würde man wohl erfahren, wenn, wie auf einem Palimpsest, unter den anerkennenden Schriftzeichen, mit denen die Annahme der Einladung zum Ausdruck gebracht wurde, die wahren Gedanken der Schreibenden hervorgeschabt werden könnten?

Diese Divergenz zwischen dem, was man sagt, und dem, was man denkt, ist nicht beschränkt auf die Aeußerungen von Diplomaten und Machthabern; der sozialdemokratische Agitator, der uns die Herrlichkeiten einer neuen sozialistischen Weltordnung anpreist, macht im Geheimen seine Vorbehalte ebenso. wie der Sozialistentöter, der die schreckliche Gefahr eines Umsturzes der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung ausmalt, während er keinen Augenblick darüber im Zweifel ist, daß es sich um ein blaßes Schreckgespenst handelt, dazu bestimmt, schwachköpfigen Philistern das Gruseln beizubringen.

In dasselbe Kapitel gehören auch die gewohnheitsmäßigen Beschuldigungen des „mangelnden Nationalgefühls“ und der „Reichsfeindschaft“, die ein ständiges Repertoirestück unserer Parlamente bilden. Die Männer, welche solche Vorwürfe mit dem üblichen Tone der Entrüstung vorbringen, sind nur sehr selten so einfältig, nicht die Absurdität ihrer grimmigen Anklagen einzusehen. Aber da es immer noch hie und da einem der Angegriffenen einfällt, auf solchen Unsinn zu reagiren, und auch die Geistlosigkeit immer sicher ist, Beifall einzuheimsen, wenn sie die patriotische Trommel rührt, so wird das Geschäft der Absprechung des Nationalgefühls schwunghaft weiter betrieben. Das Ganze nimmt sich aus wie der wüthende Kampf zweier feindlicher Theater-Heere, die mit Holzschwertern auf Pappschilden herumklopfen.

Der Umstand, daß in keinem Lande der Welt diese Kinderei der Beschuldigungen des antinationalen Verhaltens so stark grassirt, wie in Deutschland, erinnert immer wieder daran, wie jung unser ganzes parlamentarisches Wesen trotz mancher greisenhaften Züge noch immer ist, und wie sehr jene Pächter der nationalen Gesinnung sich noch immer als nationale Parvenus fühlen. Man prunkt mit phrasenhaften Schaustücken, die der gute Geschmack in einem alten vornehmen Hause nicht auf den Tisch stellen würde. Solche Schaustücke werden gelegentlich laut bewundert, während man sich im Stillen über den Protzen lustig macht.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

V.

Die in den Thronreden angekündigten Vorlagen für den Reichstag und den Landtag geben noch immer so sparsam ein, daß man schon jetzt mit Besorgniß die Frage erwägt, wann die jetzt tagenden Sessionen wohl werden beendet werden können und das „Schreckgespenst“ wenigstens Einer Herbstsession an die Wand gemalt wird.

Dem Reichstage ist außer der Bankvorlage, die in der „Nation“ bereits besprochen worden ist, noch das Invalidenversicherungsgesetz in seiner neuen Gestalt zugegangen; die erstere wird nach den stattgehabten Vorbesprechungen anscheinend weniger Schwierigkeiten verursachen, als man befürchtet hatte. In dem letzteren wird derjenige, der sich über die Hauptsache beruhigt hat, verschiedene Verbesserungen nebensächlicher Punkte finden. Aber wie kann man sich über die Hauptsache beruhigen? Die Vorlage führt aus, einige der bestehenden Versicherungsanstalten seien reich und andere seien arm. Das sei ein Uebelstand, der nicht geduldet werden könne; aus diesem Grunde müsse man das Vermögen der reichen und das der armen Gesellschaften zum Theil zusammenwerfen. Durch eine solche Argumentation in einer Denkschrift der Regierung wird der Sozialdemokratie größerer Vorschub geleistet, als durch zehn Umsturzgesetze wieder gut gemacht werden kann.

Dem Abgeordnetenhause ist die Vorlage über die Ehrengerichte für Aerzte zugegangen, ein neuer Ausfluß des jetzt allgemein verbreiteten Strebens, Alles zu verstaatlichen, selbst die Ehre. Daß die Aerzte ihre Standesehre hoch halten, ist nothwendig; aber der Staat sollte ihnen das allein überlassen. Es gibt von Alters her bei uns eine Reihe von ärztlichen Vereinen, die in musterhafter Weise die Standesinteressen vertreten und namentlich bestrebt sind, Mißbräuchen entgegenzutreten. Freilich sterben die Aerzte nicht aus, die Mißbräuche treiben, und diesen gegenüber kann man nicht mehr thun, als sie vor der Oeffentlichkeit als dasjenige hinzustellen, was sie sind, als Männer, die sich von den guten Gebräuchen ihres Standes losgesagt haben. Eine staatliche Organisation dieser Ehrengerichte kann nichts nützen, sondern nur dadurch schaden, daß sie in den Begriff der Standesehre Gesichtspunkte hineinträgt, die ihm fremd bleiben sollten. Man könnte sich nicht wundern, wenn ein Arzt, der es verschmäht, eine Duellforderung zu stellen oder anzunehmen, als ein Mann behandelt wird, der der Würde seines Standes etwas vergeben hat. Wir sehen an den Kriegervereinen, wie man das freie Vereinswesen dazu mißbrauchen will, um politisch „gute Gesinnungen“ zu züchten. Wenn man auf dem betretenen Wege fortfährt, wird es bald dahin kommen, daß für jeden Stand staatliche Ehrengerichte eingesetzt werden, und der spanische Geist gegenüber dem deutschen Fortschritte macht.

In Ermangelung anderer Regierungsvorlagen dehnen sich die Budgetverhandlungen behaglich aus und die Wahrscheinlichkeit, daß der Landtag wiederum nicht rechtzeitig fertig wird, ist schon sehr groß. Das Abgeordnetenhaus sollte sich daran erinnern, daß ihm die Ehrenpflicht obliegt, dafür zu sorgen, daß die Bestimmung der Verfassung, wonach das Budget vor Beginn des Jahres festgestellt sein soll, in Ehren bleibt. Die Redefreiheit, welche das Abgeordnetenhaus genießt, ist vor Jahrzehnten recht mühsam erkämpft worden, und keinem Liberalen wird es einfallen, daran zu rütteln. Aber manches Mitglied des Hohen Hauses sollte sich daran erinnern, daß es schicklich ist, die Aufmerksamkeit der Volksvertretung nur für solche Fragen in Anspruch zu nehmen, die es werth sind, auf der Tribüne der Volksvertreter behandelt zu werden.

Interesse nahmen die Verhandlungen über Kiautschou in Anspruch. Die Sozialdemokraten wollten die Kosten dafür verweigern; einzelne Andere, die als Kolonialschwärmer bekannt sind, malten herrliche Bilder des Segens an die Wand, der von der chinesischen Küste zu uns hereinströmen werde. Wir haben die Kolonialpolitik von Grund aus bekämpft, weil es uns als schlechthin unmöglich erschien, daß von den sandigen und sumpfigen Gegenden, über welche die deutsche Fahne aufgezogen war, irgend ein Erfolg zu erwarten sei. Bei Kiautschou sehen wir nicht die Gewißheit, aber doch die Möglichkeit eines guten Erfolges. Es handelt sich hier um eine Landstrecke, die seit Jahrtausenden den Menschen zum Wohnen eingeladen hat und in welcher die alte Ordnung so sichtlich im Verfall ist, daß die europäischen Nationen den Versuch unternehmen müssen, eine neue Ordnung zu schaffen.

Ohne Wetten und Wagen geht es im wirthschaftlichen Leben nicht ab. Wer Etwas erreichen will, muß ein Risiko tragen. Er muß sich bemühen, die Chancen des Erfolges und des Mißerfolges genau gegen einander abzuwägen; er muß die Mittel, die ihm für ein gewagtes Unternehmen zu Gebote stehen, bemessen. Wir begleiten das, was Deutschland in China unternimmt, mit Hoffnungen und guten Wünschen, aber zu Jubelhymnen ist es viel zu früh.

Der Staatssekretär der Marine hat sich über diesen Gegenstand ohne jede Ueberschwenglichkeit, kühl und geschäftsmäßig ausgesprochen, und gerade diese Besonnenheit und Zurückhaltung ist es, welche unser Vertrauen zur Sache vermehrt. Herr Tirpitz hat während der Berathung seines Etats ferner Veranlassung genommen, einen seiner Untergebenen, der sich tief in Wahlbeeinflussungen eingelassen hatte, leise zu rügen. Er hat sich dadurch den Unwillen des General-Seniors Freiherrn von Stumm sowie den der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" zugezogen. Wir müssen abwarten, was weiter kommt.

Im Abgeordnetenhause hat Herr No-Popery Eynern einen Frontangriff gegen die Beschickung des Vatikans mit einem preußischen Gesandten geführt. Es ist dies genau die Frage, über welche vor einer langen Reihe von Jahren Herr von Bennigsen mit Herrn von Eynern und seiner gesammten Fraktion so sehr zerfiel, daß er aus der parlamentarischen Thätigkeit für einige Zeit ausschied. Wir bewundern die Naivität, mit welcher man glaubt, durch so kleinliche Mittel den ultramontanen Geist bekämpfen zu können. Wer für die Freiheit der Wissenschaft eintritt, hat sich um den evangelischen Beruf Deutschlands größere Verdienste erworben, als wer den Papst und die Jesuiten ärgert.

An den Schwerinstagen ist der so dringend nothwendige Antrag Rickert zur Sicherung des Wahlgeheimnisses mit allen Stimmen gegen die der Konservativen angenommen worden. Es geht mit der geheimen Wahl wie mit dem Koalitionsrecht. Im Prinzip tritt Niemand dagegen auf, aber in der Praxis beschränkt man die Ausübung mit den kleinsten Mitteln.

Auch der Antrag auf Beseitigung des Jesuitengesetzes hat den Reichstag wiederholt passirt. Wir haben öfter auseinandergesetzt, aus welchem Grunde wir damit einverstanden sind. Um so mehr müssen wir beklagen, daß Herr Lieber die Debatte durch einen bösen Fleck beschmutzt hat. Er nannte die Schweiz ein Land, in welchem Königs- und Frauenmörder frei umherliefen. In den „Hamburger Nachrichten" und der „Post" hätten wir einen solchen Ausbruch begriffen; im Munde eines Führers der Zentrumspartei ist er unklug, von der Ungerechtigkeit ganz abgesehen. Die Schweiz gehört zu denjenigen Ländern, mit denen gute Beziehungen aufrecht zu erhalten wir ein dringendes Interesse haben. Herr Lieber hätte sich auch erinnern dürfen, mit welcher Indignation gerade die Zentrumspartei aufbrauste, als man ihr seiner Zeit den Attentäter Kullmann an die Rockschöße hängen wollte. Damals fiel aus dem Munde des gegenwärtigen Reichstagspräsidenten ein Pfui! Et hoc meminisse juvabit.

Proteus.

Bohemicae res.

Wenn wir dem Leserkreise dieser Blätter von möglichst objektivem Standpunkt aus einen orientirenden Ausblick auf den gegenwärtigen Stand der deutschböhmischen Frage zu gewähren versuchen, müssen wir uns vor der möglichen Mißdeutung verwahren, als sollte das Folgende in irgend einer Weise etwas anderes sein, als eine Orientirung für Fernerstehende. Wir schreiben nicht für Landsleute — die wünschen einen anderen Ton! — und wir muthen der Zeit keinerlei Empfänglichkeit für auf den Frieden gerichtete Erwägungen zu. Dazu fehlen vielleicht mehr als je die Vorbedingungen auf allen Seiten. Eine Regierung, die ordnend eingreifen könnte, müßte klug und stark sein; bei uns aber fehlt der Stärke die Klugheit und der Klugheit die Stärke. So hoffnungslose Zeiten kennzeichnet gewöhnlich das Auftauchen des Stichwortes von einem Ausgleiche „von Volk zu Volk" — eine vertröstende Ablehnungsphrase. Wo immer man sie an einem konkreten Ende anfassen will, entweicht sie als Schatten. Es gibt heute, dank dem Zusammenwirken vieler Umstände, auf beiden Seiten keinen Rest der Bevölkerung mehr, der nicht seine Vertreter zu immer neuen Forderungen und Gegenforderungen, also zu einem Kampfe vorwärts drängte. Der erste Versuch einer Händereichung — und eine Verwandlung vollzieht sich: die Unversöhnlicheren steigen aus der Versenkung und das alte Stück beginnt mit neuer Besetzung.

Zur Klarstellung der Lage ist es nicht möglich an unseren eigenen politischen Schwächen geschlossenen Auges vorüberzugehen; wir dürfen uns nicht scheuen, prüfend unser eigenes Innere zu durchforschen; dem Gegner verrathen wir unsere Schwächen damit nicht; der kennt sie weit besser. Vieles ließe sich mit der zugleich entschuldigenden Selbstanklage erschöpfen: wir sind von Hause aus ein recht unpolitisches Volk! Allerdings hat auch das wieder seine natürliche Begründung. Das intellektuelle Schwergewicht des deutschböhmischen Stammes ruht — um nur einiges anzudeuten — dermalen in seiner Industrie, die ihn wirthschaftlich in einen merklichen Gegensatz zum andern Volksstamme des Landes bringt. Dieser tritt auch darin hervor, daß der Industrielle wenig Neigung zur Betheiligung an der Politik verräth, während drüben nahezu Alles politisirt oder kannegießert. So wichtig die politischen Gestaltungen auch unmittelbar für unsere Großindustrie und so schwerwiegend die Interessen der letzteren, so hat sie doch aus sich selbst kaum eine Vertretung in den parlamentarischen Körperschaften; der Großindustrielle überläßt dieses Feld zumeist einer Art von Berufspolitikern. Früher herrschten unter diesen die akademischen Stände mit ihrem „Doktrinarismus" vor; jetzt hat die Zeit die Korrektur dafür, soweit es die Landwahlbezirke betrifft, in der grundsätzlichen Bevorzugung von Landwirthen gefunden, und so brav sich diese bewähren: weiterer Gesichtskreis und politische Voraussicht sind selten ihre Sache. Die Volksstimmung aber drängt noch immer mehr nach dieser Richtung hin.

Daß ein politischer Instinkt, wie er im Czechenvolke über ähnliche Strömungen immer wieder die Oberhand gewinnt, auf deutscher Seite noch nicht hervortritt, ist wohl erklärlich. Ist es doch nicht so lange her, daß die Deutschböhmen als solche einander kennen! Dem volksthümlichen Gedanken der czechischen Renaissancepolitik haben die deutschen Böhmens Jahrzehnte hindurch keinen positiven Gedanken entgegengestellt. Lediglich abwehrend und lediglich unter der Fahne ihres Oesterreicherthums traten sie ihm gegenüber; nicht als Stammeseinheit mit besonderen Interessen, sondern mit anderen Oesterreichern schaarten sie sich um die Fahne der modernen Verfassung. Erst als die czechischen Forderungen ins Konkrete übersetzt Erfolge zeitigten, die den Deutschen auf die Nägel brannten, erwachte ein Bewußtsein der Interesseneinheit und den Verfassungsgedanken begann ein deutscher Nationalgedanke zu überwiegen. Wenn dieser Umschwung, nachdem vorausschauende Männer ihn vorzubereiten versucht, dann zunächst durch Vertreter aus einer jüngeren Generation zum Ausdrucke gelangte, so sind es doch nicht diese gewesen, welche den Gedanken gleichsam geschaffen hätten; die schaffende Kraft lag diesmal in den fortschreitenden Forderungen und Erfolgen der Czechen. Was jene thaten, war, daß sie ihn als ihre auszeichnende Marke beanspruchten und dadurch ein auslösendes Motiv zu einer Scheidung verwendeten, mit deren Eintritte das stufenweise Sinken der politischen Bedeutung des deutschen Volkes in Oesterreich begann. Das war nicht national und nicht politisch, und wie erzwungen jene unglückselige Scheidung war, dafür zeugt der Umstand, daß man zu ihrer Markirung den traurigen Antisemitismus heranziehen mußte.

Gewisse Erfolge aber lassen sich auch wieder diesem an sich unpolitischen innerparteilichen Kampfe nicht absprechen: er hat — mehr als es unter einheitlicher Zusammenfassung vielleicht hätte geschehen können — das nationale Empfinden des kühl denkenden Deutschböhmen bis zu einer Erhitzung gesteigert, die jeder leisesten Gefahr gegenüber ausschlägt, und die nationale Kleinarbeit hat dieser gesteigerten Reizbarkeit manchen Antrieb zu danken. Aber im Großen hat sie die Lage der Deutschen nicht besser zu gestalten vermocht; es ist vielmehr eine sich jedem aufdrängende Erscheinung, daß wir von Stufe zu Stufe immer wieder — erfolglos — um eine Position in den Kampf eintreten müssen, die wir nur deshalb verloren haben, weil wir vor Zeiten deren Behauptung nicht zu bewerthen wußten. Belegende Beispiele wären zu Haufen zur Hand. Aber sie alle lehren nur Eins: Wir haben den Werth einer Position immer erst erkannt, wenn sie verloren war, und darum erschien unserer nationalen Empfindlichkeit auch das kleinste Opfer zu groß, mit dem wir ihre Behauptung hätten erkaufen können. Dem berechnenden Erwägen fiel der kategorische Imperativ des gesteigerten Nationalbewußtseins in den Arm.

Daß uns kein politischer Instinkt zu besseren Erfolgen leiten konnte, das kommt nicht außer Zusammenhang mit jenem zum Theil auch daher, daß wir einem stolzen Elan allein vertrauend, ein viel zu geringes Gewicht auf die objektiv genaue Erforschung unseres Kampfplatzes und unserer Gegner legten. Wenn wir uns als Ganzes einer gewissen Unkenntniß und in Folge dessen in jedem Ernstfalle einer nicht stichhaltigen Würdigung des Gegners zeihen, so dürfte das für paradox gelten. Einen Gegner, mit dem man durch Generationen im Kampfe liegt, sollte man immer noch nicht richtig beurtheilen? Und doch ist es so, und überdies auch recht erklärlich. Es ist ja ganz falsch, daß in Böhmen, wie das Ausland vielfach annimmt, ein solches Durcheinanderleben beider Nationen stattfindet, daß es nahezu überall möglich wäre, dem Gegner in's Fenster zu sehen. Solche Mischgebiete bilden kein Prozent des Ganzen. Trennt auch im übrigen keine Mauer die Sprachgebiete, so bleibt doch dem deutschen Bewohner das innere Land und sein soziales Leben mindestens gerade so fremd, wie dem Durchschnitts-Reichsdeutschen Böhmen im Ganzen zu sein pflegt. So weit aber der Durchschnitts-Deutschböhme einige Kenntniß von seinem czechischen Landsmanne hat, sind es in der Regel zwei recht trübe Quellen, aus denen er sie schöpft.

In den Bergbau- und Industriegegenden lernt der Deutschböhme die Czechen in zuwandernden Arbeitern als konkrete Vertreter kennen. Die Charaktermängel, die bei diesen Leuten vielfach hervortreten, kennzeichnen an sich nicht immer die Nationalität, werden aber mit einer gewissen Nothwendigkeit dieser angeheftet, seit sich diese Zuwanderer als Repräsentanten derselben fühlen und aufspielen gelernt haben. Von Treitschke erklärt einmal Selbstüberhebung als Symptom des erwachten Nationalbewußtseins von diesem untrennbar — er könnte dabei an die Landsleute seiner Vorfahren gedacht haben. Den deutschen Gastgebern wird es aber schwer gemacht, es bei dieser wissenschaftlichen Beurtheilung bewenden zu lassen, denn das erwachte Nationalbewußtsein gipfelt bei jenen Leuten zunächst in einer hochfahrenden Ueberhebung, die staats- und zivilrechtliche Ansprüche durcheinander wirft. Seine Blicke über diese Karikaturerscheinungen hinaus zu werfen, wird aber dem Deutschen dadurch noch erschwert, daß in Wirklichkeit die ganze czechische Nation wie Ein Mann hinter diese ihre Vorposten sich stellt und dabei Ansprüche ohne Wahl zu decken pflegt. — Und nun fließt die zweite trübe Quelle hinzu: die alte Tradition.

Wer sind denn diese Czechen, in deren Namen uns diese Gäste die liebenswürdigen Symptome ihres „Erwachens" unter die Nase reiben? — Ein Volk, dessen Sprache nur noch in Bauernkreisen ihr Dasein fristet; der Diener, der in bessere Kreise gelangt, tauscht sie um! Ein Volk, das in allen Beziehungen der Kultur der Deutschen zurückgebliebener Schüler ist u. s. w. Das Alles ist wahr — als Kennzeichnung eines Zustandes, wie er vor einem Menschenalter noch erkennbar, im vorangegangenen noch anzutreffen war. Palacky, den sein Volk mit allem Rechte als Vater feiert, mußte seine Geschichte der Czechen, wiewohl er mit ihr planmäßig auf die Wiedererweckung des Volkes hinzielte, in deutscher Sprache beginnen: es gab keinen Adel in Böhmen, der czechisch gesprochen, kein Bürgerthum, das sich in czechischem Verkehr gefallen und kein Beamtenthum, das daran geglaubt hätte, daß diese verschollene Sprache je wieder in seine Amtsstube eindringen könnte. Das ganze Land war, soweit es den Gebrauch der Sprache in den höheren und mittleren Schichten betraf, germanisirt; aber der Schluß, den man daraus auf die Nationalitätsverhältnisse zog, war schon damals nicht unbedenklich; die Tradition aber, die heute noch darüber in deutschen Kreisen besteht, ist zum Märchen geworden. Es ist eine gemeine Erfahrung, daß das Alter die Eindrücke früherer Zeiten treuer bewahrt als die in späteren aufgenommenen. Auch unsere Generation übersieht gern oder klassifizirt doch zu gering, was sich gerade zu ihrer Zeit vollzogen hat. Seit Palacky, angeregt durch Berührungen mit den nationalen Bestrebungen der Jenenser Kreise, am Beginn des scheidenden Jahrhunderts den Plan, den deutschen Burschenschaftstraum ins Slavische zu übersetzen, mit der Begeisterung eines deutschen Jünglings erfaßt und mit slavischer Zähigkeit verfolgt, hat sich endlich ein Erfolg eingestellt, der durch Ignoriren nicht gemindert werden kann, für die erreichbaren Ziele unserer Zeit aber maßgebend bleiben wird. Es nützt nichts, für die Kampfbetheiligten wenigstens nichts, sich der Bedeutungslosigkeit eines kleinen Gern-groß recht bewußt zu fühlen. Eine relative Bedeutungslosigkeit mag für die große Welt nach wie vor fortbestehen —: auf unserem Kampfgebiete haben wir in unserer Angewiesenheit auf uns selbst heute einen materiell und kulturell mächtigen, in nichts zu unterschätzenden Gegner vor uns, und es wird ein taktischer Fehler von unheilvollen Folgen bleiben, wenn wir in unserer Ueberhebung seine Verkleinerung suchen. Es muß gewürdigt werden: das czechische Volk, in Böhmen allein zu mehr als drei Millionen eng aneinandergeschlossen, um seine ansehnliche Hauptstadt herum gedrängt, hat sich und seine Sprache wiedergefunden. Es hat letztere erweiternd allen Kulturerfordernissen angepaßt, in seiner Litteratur, gleichviel mit wie viel Originalität, das ganze moderne Leben umfaßt und diesen seinen Bestand durch eine nationale Universität und Akademie durch Studienanstalten und Schulen aller Art herabreichend bis in das letzte Dorf für eine unabsehbare Zeit zu schützen gewußt, und seine Erfolge sind wie gewöhnlich für dasselbe zur Propaganda geworden. Die Mehrzahl des böhmischen Adels, gleichviel ob czechischer oder deutscher Herkunft, gefällt sich im Gebrauche der czechischen Sprache und in deren Mäcenatenthum. Von der Geistlichkeit gilt dasselbe; der Purismus, der diese Sprache beherrscht, kennzeichnet die Bestrebungen des national begeisterten Bürgerthums auch nach jeder andern Richtung, und zahllose Beamtenfamilien, denen durch Generationen hindurch die Begriffe österreichisch und deutsch für untrennbar gegolten, sind zu ihrem slavischen Ursprung zurückgekehrt. Die Umwandlung, die der Fremde in Prag schon äußerlich wahrnehmen kann, hat seit Eintritt der Verfassungsära das ganze Land erfahren: es ist von Innen heraus bis an eine bestimmte Grenze wieder czechisch geworden, so wie es im 16. Jahrhunderte war, da niemand dem czechischen Volke seine relative Bedeutung absprach; aber das Festhalten an importirten Einrichtungen des Westens und die Aufnahme aller Fortschritte fremder Kultur haben es überdies unvergleichlich wohlhabender und volkreicher werden lassen.

Wie in früheren Jahrhunderten ist allerdings auch bei diesem Umwandlungsprozesse mancher deutsche Blutstropfen mit aufgesogen worden; aber im großen Ganzen hat er doch nur ältere Grenzen wieder herzustellen vermocht. Slavisch, bewußt und fühlend slavisch ist wieder geworden, was vordem doch zumeist nur unter dem erborgten Scheine

einer oberflächlichen Germanisation oblag; in jene Gebiete aber, die dereinst nicht durch Modezwang, sondern durch Besiedlung deutsch geworden waren, in denen insbesondere eine deutsch-bäuerliche Bevölkerung vorherrschte, ist auch seit Palacky's Zeiten die slavische Propaganda im Ganzen nur spärlich vorgedrungen. Was vielmehr von slavischem Blute in diese Gebiete gelangt oder von ihnen eng umschlossen war, das ist vordem germanisirt worden und deutsch geblieben. Erst von heute ab beginnt hier eine Einwanderung mit anderer Tendenz.

So bestehen jetzt innerhalb des geographischen Böhmens wieder scharf getrennt zwei Gebiete neben einander, ein ungleich konfigurirtes deutsches Randgebiet und ein kompaktes czechisches Binnenland; beides sind „geschlossene" Gebiete in dem Sinne, daß sie von Angehörigen der anderen Nation nur in belangloser Weise durchsetzt sind. Ein unbedeutender Zwischengürtel größerer Mischung könnte durch administrative Auftheilung nach beiden Seiten hin noch bedeutend geschmälert werden. So wie es nun den Friedenszwecken gar nichts nützen und keinen Schritt vorwärts führen kann, wenn czechischerseits und insbesondere im Sinne des Adels diese ethnographisch-geographische Thatsache zu Gunsten der Idee eines durchwegs zweisprachigen Landes und Volkes bei jeder Gelegenheit geleugnet wird, ebenso wenig kann es praktisch nützen, wenn wir dem Czechen vorwerfen: was Dich heute an Kultur uns gleich stellt, hast Du von uns erborgt. Es möchte wahr sein oder nicht: in unserem Kampfe nützt es uns absolut nichts. Mögen seine Waffen unserem Arsenal entnommen sein, wie die Verfassungsfreiheiten, die gesetzlichen Volksschuleinrichtungen und anderes, sie sind deswegen doch nicht minder scharf und wirksam, und mit dem Vorwurfe ihrer Entlehnung pariren wir sie nicht. Von einer „Inferiorität" zu sprechen steht niemand gut an, der selbst Partei ist; aber wenn sich schon ein solches Urtheil auf den geschichtlichen Werdegang beziehen ließe, auf die Gegenwart wird es niemand anwenden, der sich die Mühe genommen hat, die Verhältnisse hüben und drüben mit Objektivität zu studiren.

Wir Deutschen in Böhmen halten uns ja nicht für ausgeschieden aus dem deutschen Muttervolke; aber wenn wir uns mit unseren Gegnern in unserem Lande messen, dann sind wir ja doch nicht dieselbe Potenz wie dieses Muttervolk selbst, sondern ein Bruchtheil, dem als solchem und unter den besonderen Verhältnissen der Gegner mit all seinem Rüstzeug von heute recht ebenbürtig erscheint. Daß wir diesen uns ungünstigen Sachverhalt verkennen, beruht auch wieder auf dem Irrthum der Tradition. So lange Böhmen ein deutsches Bundesland war, lag es ja nahe, uns — theoretisch — als eine große Gesammtheit dem kleinen Czechenvolke gegenüber gestellt zu sehen; als das Bundesverhältniß sich löste, übertrugen wir den uns wie angeborenen Begriff auf unser westliches Oesterreich. Und in der That wäre innerhalb desselben eine Ordnung denkbar gewesen, wonach all die kleineren Nationen in Gegenstellung zu diesem übergeordneten Staatswesen als — politisch — inferior hätten gefaßt werden können. Die Form ist an sich denkbar. Daß aber dann das Deutschthum — nicht Böhmens sondern ganz Oesterreichs — in gewissem Sinne mit dem Staatsbegriffe zusammengefallen wäre, hätte in der historischen Entwicklung seine Begründung gehabt. Und in der That ist es dieser Gedanke, welcher schemenhaft in uns fortlebt, — ohne — was wir nicht erkennen wollen — an der Realität eine Stütze zu finden. Was that denn vielmehr unser „politischer Sinn", als wir jenes Oesterreich hätten schaffen können? — Er ließ selbst dessen Namen, dessen Fahne fallen und beeilte sich, die volle Gleichberechtigung aller Nationen als neues Staatsgrundgesetz zu proklamiren. Seither ist dieser vielberufene Artikel XIX des Staatsgrundgesetzes, obwohl ihm kein Ausführungsgesetz folgte, keineswegs auf dem Papiere geblieben. Jede strittige Schul- oder Vereinsgründung, die agitatorischen Zwecken dienen sollte, ist auf Grund desselben durchgefochten worden, und jenes Oesterreich, das denen vorschwebt, welche von einer Ueber- und Unterordnung der Nationen innerhalb desselben sprechen, besteht in der That nicht; wenn jener Artikel auch keineswegs jene grundlegende Bedeutung für eine Umgestaltung haben sollte, die ihm seither; und in vielen einzelnen Streitfällen mit Erfolg beigelegt wurde. Wie kann man nur glauben, daß es seine Existenz wiederfinden könnte unter einem polnischen oder böhmisch feudalen Ministerpräsidenten? Sich bereit erklären zu einem friedlichen Uebereinkommen mit der anderen Nation im Lande unter den gegenwärtigen Verfassungs- und Regierungsverhältnissen und dabei das Wiederaufleben jenes Oesterreich der Tradition im Sinne führen, das trägt den inneren Widerspruch in sich selbst, und so steht die Frage heute so: entweder man hält — deutscherseits — das Streben nach der Wiedererrichtung jenes Staatswesens auch unter den heutigen Verhältnissen noch für erfolgverheißend, und dann bedarf es keines Uebereinkommens — wie denn auf diesem Wege nie eines zustande käme —; oder man entsagt dieser Hoffnung endgültig und sucht den Frieden und die Wohlfahrt der Zukunft auf ein billiges Uebereinkommen zu gründen. Wir wollen mit den Regierungen nicht darüber rechten, daß sie nicht ausschließlich eines der beiden Prinzipien gewählt hatten. Vielleicht war auch der Weg auf der Diagonale des Kompromisses gangbar; aber daß sie nicht das eine und nicht das andere thaten, sondern in stetem Wechsel überspringend von einem Prinzip zum andern jedes Vertrauen in die Stetigkeit der Verhältnisse gewaltsam vernichteten, und jede ausschweifendste Hoffnung nährten, das und das allein ist es, was Oesterreich auf seinen heutigen Stand gebracht hat.

Heute ist den Deutschen wohl vor Allem die Aufgabe gestellt, die gegenwärtig thatsächlichen Verhältnisse, die für sie nicht so ganz offen und unverworren daliegen, objektiv zu erfassen und auf dieser Grundlage für ihre Zukunft fürzusorgen. Hierin drängt sich immer noch die so unglücklich angefaßte Sprachenfrage in den Vordergrund. Die Fragen der nationalen Schutzwehren im böhmischen Landtage sind längst in den Hintergrund getreten, fast verschollen, — ein sprechender Beweis, wie weit wir in unserer „Politik" zurückgekommen sind! Diejenigen, welche beharrlich auf dem Boden eines Oesterreichs stehen, nicht wie es ist, sondern wie sie es wünschten, sehen in der gesetzlichen Feststellung der deutschen Sprache als „Staatssprache" die ganze Frage erschöpft und gelöst. Die Vorfrage wäre nun freilich die, ob es noch eine Gewalt gibt, ein solches Oesterreich als dem Aeußern nach deutschen Staat wieder zu schaffen. Das bleibt Ansichtssache. Ich wage es nicht, die Frage zu bejahen. Wenn ein solcher Staat zu einer Zeit, da er thatsächlich bestand und von den rigorosesten Mitteln des Zwanges — wie auf dem Gebiete der Zensur — den rücksichtslosesten Gebrauch machte, der Wühlarbeit der nationalen Propaganda nicht stichhalten konnte, ist bei dem entfesselten Walten der erstarkten Kräfte die Möglichkeit einer Wiederherstellung schwer anzunehmen. Freilich ist es eine Anomalie, daß ein „Staat" sich scheuen muß, sich zu einer „Staatssprache" zu bekennen. In der Praxis hat ja auch Oesterreich immer noch seine Staatssprache; aber wovor er sich scheut, das ist die Definirung ihrer Geltung und ihres Bereiches und das ist es also genauer genommen auch, was von deutscher Seite verlangt wird.

Sie kann also als die nothwendige Voraussetzung für die Ordnung der Sprachenfrage gedacht werden. Aber so einfach liegt diese heute lange nicht mehr, daß sie durch die Feststellung der Staatssprache allein erschöpft werden könnte. Wenn die Staatssprache der freien Bewegung der Nationen denjenigen Raum lassen soll, den diese nach ihrem heutigen Kulturstande beanspruchen aber auch nur auf Grund des Staatsgrundgesetzes beanspruchen können, dann wird sie diejenigen nicht befriedigen können, welche von ihr allein die Sicherung der ausschließlichen Herrschaft der deutschen Sprache im deutschen Sprachgebiete erwarten. Von den Czechen als Grundlage einer Vereinbarung verlangen, daß sie heute auf der Höhe ihrer nationalen Entwicklung und des entsprechenden Selbstbewußtseins der deutschen Sprache unter dem Titel der Staatssprache wieder jenen Platz

einräumen sollten, den sie in Zeiten ihres nationalen Schlafes einnahm, heißt einfach auf eine Vereinbarung verzichten.

Wenn nun aber auch bei einer Definirung der Staatssprache, die nach gemeiner Ueberzeugung nur die deutsche sein kann, diese sich gegenüber früheren Zeiten auf eine engere Begrenzung zurückziehen würde, so bietet die endgültige Ordnung der Sprachenfrage doch noch große Schwierigkeiten. Die große Werthschätzung, die der moderne Czeche ganz im Gegensatz zu seinen Vätern von seiner Nation hat, läßt ihn das Mißverhältniß der Zahl nicht übersehen. Die Volksverdichtung nimmt aber nach den statistischen Nachweisen bei ihm trotz großem Geburtenreichthum in keinem wesentlich höheren Maße zu als im deutschen Gebiete, weil die minder günstige Erwerbsgelegenheit in seinen industriearmen Gegenden zu fortgesetzten Auswanderungen ins Nachbargebiet lockt. Es hat nun die nationale Organisation eine Reihe von Anstalten getroffen, welche in sehr erfolgreicher Weise dahin wirken, daß diese Auswanderungselemente zu organisirten Gruppen zusammengefaßt auch im deutschen Gebiete dem czechischen Nationalismus nicht mehr wie ehedem verloren gehen, und das erwähnte Staatsgrundgesetz dient vielfach zum rechtlichen Schutze dieser Organisationsthätigkeit. Ganz wesentlich kommt dem angestrebten Zwecke das von der Verfassungspartei geschaffene Reichsvolksschulgesetz zu Hülfe, dessen Kombination mit jenem Artikel XIX den Schöpfern des letzteren allerdings kaum vorgeschwebt hat. Ganzen Gruppen müssen nun ihre nationalen Schulen auch im deutschen Sprachgebiete von Oeffentlichkeitswegen beigestellt werden. Schon durch diesen Vortheil ist das Czechenthum dem allerdings theoretisch gleichberechtigten Deutschthum gegenüber, was die Propaganda der Zukunft betrifft, in eine weitaus bessere Lage versetzt, weil aus wirthschaftlichen Gründen ein gleiches Hinüberströmen deutscher Elemente ins czechische Land nicht stattfindet. Aehnlich kommen auch andere, an sich für beide Nationalitäten gleich geplante Einrichtungen, — wie die des Netzes der Freiherbergen und ähnl. — den thatsächlichen Verhältnissen entsprechend in hervorragenderem Maße der czechischen zu Gute. Zu diesen lokalen Vortheilen könnte ein besonnen urtheilender Czeche reichlich dasjenige aufgewogen sehen, was etwa in Bezug auf die zukünftige Gestaltung des Ziffernverhältnisses in der schwerer wiegenden Bedeutung der deutschen Sprache als Gefahr erblickt werden kann. Der Czeche ist aber weit entfernt, die Dinge so zu betrachten.

In einer fast kindischen Berufung auf die einheitliche geographische Bezeichnungsweise des Landes und einer recht anfechtbaren Geschichtsauffassung sieht er im ganzen Lande bis an die Grenzen des Deutschen Reiches nur das ihm vorbestimmte natürliche Expansionsgebiet, und jede gesetzliche Regelung der Sprachenverhältnisse will er darauf zugeschnitten sehen, daß dieses Gebiet seinem nationalen Anspruche geöffnet bleibt. Der naive Grundsatz, daß der Czeche überall in „seinem“ Lande sich zu Hause fühlen müsse, wirft die Angel sehr weit. Selbst da, wohin sich noch keines Czechen Fuß thatsächlich verirrt, müsse ein der czechischen Sprache vollkommen kundiges öffentliches Organ schon jetzt dessen gewärtig sein, der sich einmal dahin verirren könnte! — Das ist der Kernpunkt der ganzen Frage, und das allein ist die ganz unüberwindliche Schwierigkeit, die sich einer beiderseits befriedigenden Lösung entgegenstellt.

Der Deutsche wird sich mit dem Gedanken immer mehr vertraut machen müssen, daß er thatsächlich schon der vom Centralismus erhofften Vortheile verlustig geworden ist; er wird, wenn sich Kommendes richtig voraussehen läßt, den Schrecken vor einer Erweiterung der Landesautonomie bis zu einer gewissen Grenze überwinden lernen; er wird sich sogar daran gewöhnen müssen, sich unter einer modernisirten Landtagswahlordnung in einer stetigen Minorität an bestimmten Schutzvorkehrungen für seine nationale Sicherung im Landtage allein genügen zu lassen. Solches und Aehnliches werden vielleicht die Deutschen noch über sich ergehen lassen müssen: was ihnen aber nie zugemuthet werden kann, ist, daß sie zusehen, wie über die natürliche Ungunst der Verhältnisse und der Rechtslage hinaus ihr Gebiet durch neue Verordnungen oder Gesetze zum offenen Expansionsfelde des Czechismus noch künstlich präparirt, wie der Grundsatz des Chauvinismus, daß in Böhmen außer den Czechen Jeder sein Land nur auf Borg und Widerruf besitze, in die Gesetzgebung einschleiche.

Es ist eine Thatsache, daß eine solche „Absicht“ — im externen Verkehr — auf czechischer Seite nicht zugestanden, auf deutscher behauptet wird. Wer hat da recht? Jedenfalls hat die jetzt herrschende Partei seiner Zeit, als sie die Herrschaft erstrebte, den Grundsatz als „Revindicationstheorie“ offen aufgestellt, und wenn sie ihn jetzt zeitweilig unter den Mantel nimmt, so stehen Worte und Thaten einander grell gegenüber. Um solchen Worten beim wachsamen Gegner Glauben zu gewinnen, müßte eine förmliche nationale Abrüstung erfolgen. Einen solchen Gedanken aber nur auszusprechen brächte jede Partei um die Führung. Solange aber solche Befürchtungen bestehen und genährt werden, bleibt es sehr verständlich, daß das deutsche Volk, indem es die Schwierigkeiten der Ausführung mit der Heftigkeit des Verlangens bekämpft, nur in der völligen Scheidung der Administration der beiden Sprachgebiete die endgiltige Lösung aller Fragen erblickt — in diametralem Gegensatze zu den Wünschen und Forderungen der Czechen. Wie will da die Phrase einem „Volke“ den Weg zum anderen zeigen! Diese Zuspitzung der Gegensätze zu völliger Unversöhnlichkeit ist die ausgereifte Frucht der mit der Zerstörung des Ausgleichswerkes von 1890 einsetzenden jungczechischen Politik. — Es dürfte die Zeit nicht fern sein, da die Partei selbst, oder die Männer in ihr, die über die Taktik des Tages hinaus sorgen und denken, den Fehler erkennen werden. Dann aber wird auf Seite des Deutschen derselbe Radikalismus so groß genährt sein, daß er ihn seinerseits wiederholen wird, — du glückliches Oesterreich!

Würde aber auch mit jener Scheidung aller Streit beendet sein? Werden nicht die praktischen Bedürfnisse des Lebens zu Feststellungen drängen, für die doch nur der Grundsatz gegeben wäre? Dieser Grundsatz aber müßte dann — wie sollte sonst seine Anerkennung zu erhoffen sein? — völlige Gleichstellung auf beiden Seiten sein, und der Deutsche dürfte sich nicht über die praktischen Konsequenzen derselben täuschen; er würde sich dann in vielen Beziehungen dem heutigen Zustande gegenüber verkürzt fühlen. Nur Einiges davon könnte ihm die zu definirende Staatssprache retten. Er müßte, was er nun einmal nicht thun will, sich klar darüber werden, daß jede weitere Geltung der deutschen Sprache im czechischen Gebiete, die ihm der Czeche bereitwillig einräumen wollte, ein Danaergeschenk bedeutete! Denn wo immer jenseits die deutsche Sprache nicht gerade als Staatssprache aufträte; da müßte auch das gleiche Recht der czechischen Sprache im deutschen Gebiete zugestanden werden. Heute weigern sich deutsche Gemeinden und autonome Aemter czechische Eingaben und Zuschriften als Grundlage für deutsche Erledigungen anzunehmen, und es besteht kein Gesetz, das sie zwingen könnte. Auch die berüchtigten „Verordnungen“ gelten ja blos für Staatsbehörden. Praktische Erwägungen würden aber dann wohl zu einer gegentheiligen Uebung führen können, wie sie sonst in fast allen Kreisen der Gesellschaft besteht.

Jedenfalls wäre auf diesem Wege das Prinzip der völligen „Gleichberechtigung“ beider Volksstämme im Gebrauche ihrer Sprachen am leichtesten und vollkommensten zur Geltung zu bringen, und wir gestehen gern zu: das Prinzip kann bei dem heutigen Stande beider Völker die Anerkennung verlangen, die ihm eine frühere Zeit versagt hat. Aber die Czechen selbst belasten das an sich der Anerkennung sichere Prinzip sehr zu seinen Ungunsten durch die in ihm selbst nicht begründete Forderung, seine Durchführung müßte darin bestehen, daß dafür, daß sie in ihrem Gebiete thatsächlich überkommenen Verhältnissen entsprechend der deutschen Sprache eine Art Reliktenexistenz zugestehen, nun auch in demselben Geltungsausmaße die czechische Sprache in das deutsche Gebiet eingeführt werden müßte.

Diese Forderung liegt gar nicht im Wesen des Prinzips der Gleichberechtigung, und nur durch diese Belastung verlegt es sich selbst den Eingang. Die Klagen, die deshalb über Verweigerung des „gleichen Rechtes“ in die Welt hinaustönen, suchen das Mitleid derselben zu erschleichen.

Der fernstehende Praktiker dürfte sich auch darin den Czechen anschließen, wenn sie sagen: was kann es den Deutschen schaden, wenn die unter ihnen, die gerade Beamte werden wollen, auf jeden Fall czechisch lernen müssen. — Das Czechischlernen kann allerdings nicht leicht Jemand schaden; aber czechisch lernen müssen, und doch nicht zu jener Qualifikation gelangen können, die czechischer, und das ist dermalen schon maßgebenderseits zur Bedingung des Fortkommens gemacht wird, das hält von der Bewerbung fern, und das schadet. Es gibt wohl deutsche Gegenden in Südböhmen, in denen der Deutsche leicht die Sprache der Czechen im Umgange lernen kann; aber in weiten Strichen Nordböhmens kann man diese Uebung nicht besser haben, als man in Luckenwalde oder Jüterbog polnisch lernen kann. Für die verlangte Qualifikation genügt es aber nicht, daß man das Czechische etwa so lerne wie das Latein, mit dem man seinen Cäsar liest. Ja das deutsche Volk läßt sich von dem Glauben nicht abbringen, daß eigentlich die Forderung der Sprachkenntniß nur eine weitergehende Forderung verhülle, und wer in den jüngsten Tagen beobachten konnte, wie einen hochgestellten Richter von ausgezeichneter Qualifikation, aber deutscher Geburt, die zugestandener Maßen vollendetste Kenntniß der czechischen Sprache vor dem Ansturme der czechischen „Postulanten“ nicht zu schützen vermochte, der muß sich ein Gewissen daraus machen, jenen Glauben im deutschen Volke zerstören zu wollen.

Dazu tritt noch ein sehr praktisches Moment. Die Neigung, sich der staatlichen Beamtenlaufbahn zu widmen, ist im deutschen Gebiete eine verhältnißmäßig sehr geringe. Das Industrieleben und die Vorbilder seiner Repräsentanten lenken die Wünsche der jungen Männer zumeist in andere Bahnen. Im czechischen Agrikulturgebiete ist das umgekehrte der Fall. Die Mehrzahl der neuerstandenen czechischen Gymnasien mit der czechischen Universität, die zugleich auch die Befähigungsnachweise für die nöthige Kenntniß der deutschen Sprache liefert, bringen jährlich einen Ueberschuß an Material hervor, das sein Unterkommen fast ausschließlich im öffentlichen Dienste sucht. An sich also sieht der deutsche Kandidat seinen Mitbewerb durch den großen Zudrang erschwert; wenn er nun aber sein Glück noch auf die Frage gestellt sehen soll, ob die erlangte Geläufigkeit seiner Zunge Gnade finden werde, dann wird der Deutsche auch in seiner eigenen deutschen Heimath immer mehr auf den Mitbewerb verzichten.

Auf die vielen Einzelheiten dieses großen Prinzipienkampfes einzugehen, hätte Ihren Lesern gegenüber keinen Zweck; gar Vorschläge zu versuchen, gliche der Entwicklungslage gegenüber einem Anachronismus, und Prophezeiungen zu wagen, einem müßigen Spiel. Uns leitete lediglich die Absicht einer möglichst objektiven Orientirung des Fernstehenden vor dem Einbruche von Ereignissen, die eine solche erwünscht machen können.

Aussig, Januar 1899.

Julius Lippert.

Russische Handelspolitik.

Es ist bereits mehrfach die Ansicht ausgesprochen worden, daß sich in der Handels- und Zollpolitik Rußlands neuerdings eine gewisse Schwenkung in der Richtung zu freieren Grundsätzen vollzogen habe. Die Aufhebung des Zolles auf eiserne Schiffskörper, die Gestattung der freien Einfuhr von Maschinen für die sibirische Goldindustrie, die Erleichterung des Imports von landwirthschaftlichen Maschinen und künstlichen Düngemitteln, endlich die umfangreichen Bestellungen, welche die russische Regierung an ausländische Fabriken vergeben hat, — werden als Anzeichen dessen aufgefaßt, daß man hier entschlossen sei, das Protektionssystem nicht mehr so rigoros zu handhaben wie bisher. Es ist ferner bekannt und auch wiederholt in ganz- und halbamtlichen Kundgebungen der Regierung hervorgetreten, daß Rußland großen Werth auf Handelsverträge legt und man glaubt daher annehmen zu dürfen, daß es gern bereit sein wird, die bestehenden Verträge bei Ablauf zu erneuern, sowie neue zu schließen, wo solche noch nicht vorhanden sind.

Das alles sind unbestreitbare Thatsachen und es fragt sich nur, wie man sich dieselben zu deuten hat, namentlich ob man in der That daraus schließen darf, daß in der russischen Handelspolitik freisinnige Grundsätze zur Herrschaft gelangt sind.

Diese letztere Frage dürfte nun zunächst unbedingt zu verneinen sein und überhaupt wird es sich empfehlen, die Neigung Rußlands zu Zugeständnissen auf handelspolitischem Gebiet nicht zu überschätzen. Namentlich muß man sich hüten zu glauben, daß Rußland beim Abschluß neuer oder bei der Erneuerung schon bestehender Handelsverträge sich bereit finden lassen könnte, irgend welche von den errungenen Vortheilen aufzugeben oder Erleichterungen bei der Einfuhr fremder Industrieprodukte zuzugestehen, wenn ihm nicht auf demjenigen Gebiet, welchem es der Natur der Umstände nach den größten Werth beilegen muß, seitens der Gegenpartei das weitest mögliche Entgegenkommen bewiesen wird. Dieses Gebiet ist, wie bekannt, die Ausfuhr russischer Rohprodukte, insbesondere von Getreide, und man kann daher sicher sein, daß Rußland die bisher gewährten Vergünstigungen nur so lange und nur unter der Bedingung einräumen wird, daß der russischen Getreideausfuhr keine größeren Schwierigkeiten, als bisher, in den Weg gelegt werden. Jeder Versuch der Gegenpartei, bei der Erneuerung von Handelsverträgen das russische Korn höher zu besteuern oder überhaupt den Absatz von Produkten der russischen Landwirthschaft und Viehzucht zu erschweren wird daher seitens Rußlands zu entsprechenden Erschwerungen in Bezug auf die Einfuhr fremder Industriewaaren führen.

Man muß daran festhalten, daß das leitende Prinzip der russischen Handelspolitik nach wie vor ein Merkantilismus ist, der wohl etwas modernisirt und den Zeitbedürfnissen angepaßt erscheint, im Grunde aber doch ebenso engherzig ist, wie vor hundert und zweihundert Jahren. Die Hauptpunkte dieses Systems, an dem die russische Regierung seit Jahrzehnten unentwegt festgehalten hat und welches trotz aller scheinbaren Abweichungen sicherlich nicht in absehbarer Zeit aufgegeben werden wird, sind die Begünstigung und Steigerung der Ausfuhr russischer Bodenprodukte und die Einschränkung des Imports ausländischer Industrieerzeugnisse behufs Schaffung eigener, möglichst selbständiger und unabhängiger Industrieen. Beide Ziele werden mit bemerkenswerther Zähigkeit angestrebt; da sie jedoch, wie leicht erklärlich, in vielen Fällen nicht miteinander vereinbar sind, so ist man häufig genug zu Kompromissen genöthigt, d. h. in der einen Richtung hin Zugeständnisse zu machen, um dann desto energischer das andere Ziel verfolgen zu können. Nur auf dieser Grundlage sind von russischem Standpunkt aus Handelsverträge zulässig: man mag zeitweilig und theilweise von dem konsequenten Schutz der heimischen Industrie wohl abgehen, aber doch nur dann, wenn man glaubt, dadurch nennenswerthe Vortheile für die Ausfuhr russischer Produkte eintauschen zu können. Sollte daher beim Abschluß oder bei der Erneuerung von Handelsverträgen ein Gewinn für die Ausfuhr nicht zu erzielen sein, sei es indem die Gegenpartei überhaupt den Getreidezoll erhöht oder gar das russische Korn ungünstiger behandelt, als die Waare anderer Provenienz, so wird man auch sicherlich nicht mehr zu einer Abweichung der Schutzzollpolitik in Bezug auf die Erzeugnisse der heimischen In-

dustrie bereit sein. Denn, — um dies hier nochmals zu betonen, — das Bestreben durch Erschwerung und Beseitigung der ausländischen Konkurrenz eine nationale Industrie ins Leben zu rufen, äußert sich heute nicht weniger konsequent, als bisher, und alle Version n von einer an maßgebender Stelle eingetretenen Abwendung von dem extremen Protektionssystem sind durchaus unbegründet.

Auch die oben erwähnten Maßregeln, welche auf den ersten Blick eine solche Version begründet erscheinen lassen konnten, fügen sich bei näherem Zusehen als durchaus passende Glieder in die Kette der Bestrebungen zum Schutze der heimischen Industrie. Die Beseitigung des Zolles für Schiffe bezweckt lediglich die Schaffung einer russischen Handelsflotte, um auf diese Weise der vom merkantilistischen Standpunkt unerfreulichen Thatsache zu begegnen, daß der größte Theil der aus Rußland ausgeführten Güter auf ausländischen Schiffen verfrachtet wird, und ebenso beabsichtigt man durch die temporäre Freigebung der Einfuhr von Maschinen für die Goldindustrie nur diese letztere auf einen angemessenen Stand der Entwicklung zu bringen. Lediglich die Erleichterungen in den Zöllen für landwirthschaftliche Bedarfsartikel bedeuten eine wirkliche Abweichung von dem konsequenten Schutzsystem, aber wenn irgendwo, so darf man von dieser Maßregel sagen, daß sie, „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb“, ergriffen worden ist. Schließlich mag selbst in den Augen eines russischen Schutzzöllners das längstempfundene, unabweisliche Bedürfniß der Landwirthschaft einen solchen sich auf ein sehr enges Gebiet beschränkenden Bruch mit dem Protektionssystem rechtfertigen!

Für praktische Erwägungen fällt ferner noch der Umstand sehr bedeutend ins Gewicht, daß Rußland neuerdings eine ganz außerordentliche Stärkung seiner Industrie sich vollziehen gesehen hat. In den letzten drei bis vier Jahren ist massenhaft ausländisches Kapital, ausländische Intelligenz und Unternehmungslust nach Rußland gewandert und hat hier in der Industrie Anlage gesucht und gefunden, und diese bedeutsame Erscheinung hat allem Anschein nach noch lange nicht ihren Abschluß erreicht. So wenig nun auch die auf diese Weise entstandenen Industrien als nationale bezeichnet werden können, so tragen sie doch sehr wesentlich dazu bei, Rußland immer unabhängiger von der Zufuhr ausländischer Industrieprodukte zu machen. Bei eventuellen zukünftigen Handelsvertragsverhandlungen wird sich daher Rußland bereits wieder in einer günstigeren Position gegenüber der Gegenpartei befinden, als dies noch vor einem Lustrum der Fall war; es hat weniger als früher ein eigenes Interesse daran, Erleichterungen für die Einfuhr fremder Industriewaaren zu gewähren, und es wird daher gewiß nicht geneigt sein, mit seinen Wünschen hinter die Abmachungen des Handelsvertrages von 1894 zurückzugehen.

Man darf sich daher nicht darüber täuschen, daß Rußland bei aller ausgesprochenen Bereitwilligkeit zur Erneuerung der bestehenden Handelsverträge, die bisher der ausländischen Industrie gewährten Vortheile doch nur dann weiter bewilligen wird, wenn es zum Mindesten die bisherige Behandlung auch für seine Ausfuhrartikel zugesichert erhält, und daß es jeden Versuch der Gegenpartei, in dieser Beziehung für Rußland ungünstigere Bedingungen durchzusetzen, mit einer Benachtheiligung der Industrieerzeugnisse der Gegenpartei beantworten wird.

St. Petersburg, Januar 1899.

Theodor Buck.

Zur Lage in Spanien.

Die binnen Kurzem bevorstehende Lösung der seit geraumer Zeit latenten Regierungskrise in Spanien bedeutet diesmal mehr als eine Phase des gewöhnlichen Schaukelspieles zwischen Konservativen und Liberalen. Es leidet kaum einen Zweifel, daß Silvela und General Polavieja die kommenden Männer sind; ihnen fiel die nicht eben erfreuliche Aufgabe zu, die seit Canovas del Castillo's Ermordung stark versprengten Häuflein der Konservativen um sich zu scharen, und daß dies gelang, ist nicht in letzter Linie dem Umstand zuzuschreiben, daß der greise, von schwerer Krankheit kaum genesene Führer der Liberalen, Sagasta, nicht mehr im Stande ist, die gewaltigen Aufgaben zu lösen, welche gerade im gegenwärtigen Zeitpunkte einem spanischen Premier gestellt sind. Tritt er von der Leitung der Staatsgeschäfte zurück, so ist dieser Rücktritt ein endgültiger — Sagasta wird auf der politischen Bildfläche nicht mehr erscheinen. So schwindet bald nach dem Tode Canovas del Castillo's auch sein mächtiger Rivale vom Schauplatz des spanischen Parteigetriebes, und derjenige, der mit diesen das glänzende Dreigestirn an dem politischen Himmel bildete, der Volkstribun Emilio Castelar ist durch langwieriges, hoffnungsloses Siechthum gezwungen, sich für immer von dem öffentlichen Leben zurückzuziehen. So sind die Veränderungen, welche sich in der inneren Politik Spaniens vollziehen, kaum geringer als die Wandlung, welche der unglückliche Krieg im verflossenen Sommer für Spaniens Stellung in der auswärtigen Politik zur Folge hatte. Es darf unbedenklich behauptet werden: Spanien befindet sich auch in Bezug auf die innere Politik an einem Wendepunkte seiner Geschichte.

Erfreulicher Weise liegen entschiedene Anzeichen dafür vor, daß die berufenen Kreise die neue Epoche in ihrer Bedeutung zu erfassen suchen. Vor allem bricht sich eine richtige Abschätzung der Konsequenzen des letzten Krieges Bahn: man vergleicht den Verlust der Kolonien zutreffend mit einer schmerzhaften Operation, welche das Mutterland von einer langwierigen, eiterzeugenden Krankheit erlöste. Die Milliarden, welche auf fruchtlose Kämpfe in den entfernten Inselreichen verwendet werden mußten, dem Mutterland zuzuwenden; die Hunderttausende von Soldaten, die Blüthe des Volkes, welche geradenwegs ins Verderben geschickt wurden, in der Heimath nützlichem Erwerb zuzuführen, das sind die Aufgaben, die gegenwärtig den Lenkern des spanischen Landes obliegen. Die Madrider Blätter werden denn auch nicht müde, tagtäglich Reformpläne aller Art vorzuschlagen; zum Glück weiß man an maßgebender Stelle die Spreu vom Weizen zu scheiden, und von den Führern fast sämmtlicher Parteien werden namentlich zwei Programme rückhaltlos gebilligt. Das eine, das die Regeneration des öffentlichen Unterrichtes zum Zwecke hat (von dem Madrider Universitätsprofessor Ramony Cajal ausgearbeitet), hat speziell für Deutschland Interesse. Hier werden die deutschen Schulen sowohl im Allgemeinen als Muster hingestellt, wie insbesondere die praktischen Uebungen in Präparandien und Seminaren als nachahmenswerth empfohlen. Ferner wird die Berufung tüchtiger ausländischer Lehrkräfte als unabweislich nothwendig hingestellt und die Schaffung von Schülerstipendien für Reisen und Studium im Ausland der Unterrichtsverwaltung empfohlen. Mit der Hebung des Volksbildungsniveaus im Allgemeinen soll eine Reorganisation des Verwaltungsdienstes und des Staatshaushalts Hand in Hand gehen. In dieser Beziehung hat General Polavieja erst vor wenigen Tagen im Einverständniß mit Silvela ein Programm aufgestellt, das manche offene Wunde berührt und, auch nur zum Theil realisirt, eine durchgreifende Umwälzung der inneren Politik Spaniens zur Folge haben dürfte. Die sogenannten regiones capaces, d. h. jene Länder, die seit Langem die Fähigkeit bewiesen haben, sich autonom verwalten zu können — vor Allem Catalonien, die Baskischen Provinzen, Navarra — sollen diese Selbständig-

keit, die allerdings eine Dezentralisation involvirt, erhalten; im ganzen Lande soll jedoch der Verwaltungsdienst auf solide Grundlage gestellt, der Protektionswirthschaft, die neulich in Murcia beim Rekrutenloskauf besonders üppige Blüthen trieb, energisch entgegengetreten werden. Eine weitere Erhöhung der Staatseinnahmen sucht Polavieja durch eine neue Rentensteuer zu erzielen. Es ist leicht zu errathen, daß der General diese neue Einnahmequelle zum guten Theil dazu verwenden wird, die Avancementsverhältnisse in den Offizierkorps zu verbessern. Aus den Kreisen der Tausende von überzähligen Offizieren droht für die bestehende Staatsform eine größere Gefahr, als von Seite der bettelarmen Carlisten oder der undisziplinirten Republikaner.

In Gaston Routier's aufschlußreichem Buche: „L'Espagne en 1897" findet sich ein Abschnitt, der Un pays méconnu betitelt ist. Der mit spanischen Verhältnissen wohl vertraute Verfasser führt darin den Nachweis, daß man jenseits der Pyrenäen von dem enormen Reichthum Spaniens an Produktionsquellen aller Art keine Ahnung hat. Die Gesammteinnahmen des Staates sind von 724 Millionen Pesetas im Jahre 1893 auf fast 792 Millionen im Jahre 1897 gestiegen. Dem Import von 543 810 000 Pesetas stand ein Export von 621 610 000 im letzten Berichtsjahre gegenüber, es überwog also die Ausfuhr um den Betrag von 77,8 Millionen. Der Wein- und Oelbau, die Arbeiten in den ergiebigen Minen u. s. w. haben sich beträchtlich vermehrt, die Area des unkultivirten Landes hat sich in dem letzten Dezennium um 6 930 000 Hektar vermindert. Das sind Daten, die beweisen können, daß die erwähnten Reformen, zweckmäßig ins Werk gesetzt, sich auf keinem unfruchtbaren Boden bewegen. Man kann gespannt sein, welchen Gang die Dinge auf der pyrenäischen Halbinsel nehmen; daß deutscher Handel und deutsche Industrie an diesem nicht unbetheiligt ist, weiß man längst, und gerade in deutschen Landen wird es vielleicht nützlich sein, den neuen Kurs in Spanien aufmerksam zu verfolgen.

B. Reer.

Mathilde Serao.

Unter den gegenwärtigen italienischen Schriftstellern gibt es kaum einen anderen, dessen Romane so unmittelbar aus dem Leben gegriffen wären, wie die von Mathilde Serao. Einige ihrer Landsleute sind ihr in gewissen Eigenschaften überlegen: so De Amicis, Verga, Fogazzaro, und als Sprachkünstler D'Annunzio; wenn man aber das Gesammtwerk der Serao betrachtet, von „Fantasia" bis „All' erta, sentinella!" (Achtung, Schildwache!), von der „Conquista di Roma" (Eroberung Roms) bis zum vielgefeierten „Paese di cuocagna" (Das Schlaraffenland), so übertrifft sie alle anderen in der Schilderung des gegenwärtigen Lebens in Süditalien. Sie weiß wie nur sehr wenige die Massenbewegung zu erfassen und erreicht in den Ortsschilderungen die berühmtesten Stellen von Balzac.

In ihren Adern fließt durchaus südliches Blut: ihr Vater Francesco Serao lebte, aus politischen Gründen von Neapel verbannt, in Patras (Griechenland), als ihm die griechische Gattin Paolina Bonelly am 7. März 1856 die Tochter gebar. Ihren ersten Unterricht erhielt Mathilde von der vielseitig gebildeten Mutter, die sie früh verlor. Nach Italien übergesiedelt, erwarb sie ihr Diplom als Primar- und Sekundarlehrerin. Mit lebhaftem, scharfem Geiste und echt weiblichem Zartgefühl begabt, fing sie im Jahre 1878 an, für italienische Zeitungen Artikel zu schreiben, die gleich die Aufmerksamkeit der litterarischen Kreise auf sie lenkten. Nach einem Aufenthalt in Rom übernahm sie mit ihrem Gatten und Berufskollegen E. Scarfoglio die Redaktion des „Corriere di Napoli", der verbreitetsten Zeitung Süditaliens. Vor einigen Jahren verließ das Ehepaar diese Stellung und gründete den „Mattino", eine vielgelesene Neapolitaner Zeitung, an der Mathilde und Herr Scarfoglio beständig mitwirken.

Als Mathilde im Jahre 1881 ihren ersten Roman „Cuore infermo" (Krankes Herz) veröffentlichte, war der Stern von Zola aufgegangen; auch die Serao folgte seinem Einfluß, zeigte aber schon damals originelle Kraft neben dem südlichen Feuer. Indeß der bedeutendste unter ihren ersten Romanen ist „Fantasia" (1883); dieser beweist die Dichterin eine tiefe Empfindung der Wirklichkeit und eine seltene Beobachtungsgabe. Sie führt uns einen krankhaften Typus vor, Lucia Altimare, die als Mädchen im Uebermaß religiöser Ekstase vor den Altären niedersinkt und als Frau in einem beständigen Nebel von gesteigertem Sentimentalismus lebt. Groß, mager, gespensterhaft, mit glührothen Lippen, feurigen Augen, scheint sie dazu bestimmt, sich in zügelloser Sinnlichkeit aufzureiben. Sie hat keine Mutter, keine Stütze auf der Welt. Ihr Motto ist nihil, ihr Wappen ein schwarzer Todtenkopf, den sie den Briefen an Caterina Scacciapietro aufdrückt. Caterina, ihre Schulfreundin, von entgegengesetztem Charakter, kalt und geregelt, rettet sie vor dem Selbstmord. Lucia täuscht aber das Vertrauen Caterinas und bethört deren Mann Andrea; der gesunde Mensch verliebt sich in das kranke Geschöpf! — Dieser erste Theil ist mit Meisterhand ausgeführt. Er beschreibt das merkwürdige Wesen Lucias in der Erziehungsanstalt, die warme Freundschaft zwischen ihr und der milden Caterina, die Qual des in die überspannte Schülerin verliebten Professors Golimberti. Wir wohnen einer Fechtakademie im Theater Sannazzaro in Neapel bei, wo Lucia anfängt, sich in den Mann ihrer Freundin zu verlieben, und ahnen bei den ersten Zeichen des Einverständnisses die Leidenschaft, die beide zum Ehebruch führt.

Auch der letzte Theil, von der Flucht der Beiden bis zur Schlußscene mit dem Selbstmord der betrogenen Ehegattin, ist bewundernswerth. Aber der mittlere, die Erzählung der sündigen Liebe zwischen Andrea und Lucia, enthält manche Unwahrscheinlichkeit und leidet an zu großer Monotonie. Bei dem Kontrast der Charaktere der beiden Liebenden — sie voll von Künstelei, krankhafter Phantasie und Egoismus, er ein guter, gesunder und aufrichtiger Mensch, anfangs innig in seine Frau verliebt — müßte das Interesse aus einer fleißigen Analyse der langsamen Wandlungen hervorgehen, die in Andreas Seele unter dem Zauber der Sirene eintreten; die Verwandlung ist zu plötzlich und vollständig.

Die Kunst der Dichterin gefällt sich außerdem zu sehr in den Schilderungen raffinirter Koketterie und launischer Moden; auch bei Balzac, der seine perfide, schöne Mamesse unendliche Male an- und auskleidet: auch bei Balzac — und das will viel heißen — fühlt sich der Leser von der Kokottengarderobe gelangweilt. William Thackeray, der öfter mürrische, überspannte, egoistische Frauentypen wie Lucia gezeichnet hat — Blanche Amory z. B. — erreicht durch ein Zeichen, ein Wort der Ironie oder des Vorwurfs mehr, als unsere Dichterin mit ihrer allzu großen Ausführlichkeit.

Immerhin ist dieser Roman der beste, der in jenen Jahren in Italien erschien. Die Einheit und Einfachheit der Handlung, die schwungvolle Färbung des Stils, die originelle Poesie, die idyllische Grazie, Wahrheit und Kraft vieler ländlicher und häuslicher Beschreibungen, das Pathetische und Groteske, das im letzten Theil mit glücklicher Kühnheit und meisterhaftem Geschick vereinigt ist, all' dies wiegt die Fehler auf.

Der Roman „La conquista di Roma" (Die Eroberung Roms, 1885) trägt die Spuren des Journalistenlebens, das die Serao in Rom führte. Francesco Sangiorgio ist der echte, eigenartige Typus eines Süditalieners: einsam, ehrgeizig, energisch, leidenschaftlich. Er hat jahrelang gekämpft, um als Deputirter nach Rom zu kommen. Voll Begierde langt er dort an: nachts in der Eisenbahn hat er kein Auge geschlossen. Das moderne Leben der

Hauptstadt, die Verhandlungen in der Kammer, der Kampf der Parteien fesseln ihn. In seiner ersten Rede gegen die Erhöhung der Salzsteuer schildert er die Leiden der armen Klassen mit tiefem Mitgefühl und findet warmen Beifall. Seine Phantasie strebt nach neuen Triumphen. Und wie ihm ein Kollege vom Janiculus aus das vielbewegte Rom zeigt und schildert, hängt Sangiorgio fast bezaubert an seinen Lippen. „Rom ergibt sich niemandem" sagt der Kollege. „Was muß man da thun? frägt Sangiorgio. „Es erobern! Jemand muß es erobern, dieses stolze Rom!" „Ich!" antwortet Francesco Sangiorgio. Statt dessen wird der Eroberer besiegt. Von wem? Von Rom, sagt die Verfasserin auf der letzten Seite — von seiner eigenen Weichlichkeit, würde ich sagen.

Die erste Frau, die dem Deputirten in seinem römischen Leben begegnet, ist Donna Elena. Die Liebeslaune dieser verdorbenen, aber im Grunde guten und aufrichtigen, selbst in ihren Ausschweifungen anziehenden Frau ist vielleicht die wahrste Schilderung des ganzen Buches. Sie thut ihm weder wohl noch weh. Denn eine ideale Vision verfolgt Sangiorgio, Donna Angelica, die Frau eines Ministers. Von Donna Elena zu erfahren, daß der Deputirte Oldofredi seiner Zeit Donna Angelica den Hof gemacht hatte, genügt, um in Sangiorgio eine rückwirkende Eifersucht zu erregen. Er fordert den Rivalen, und setzt sein Leben einer sicheren Gefahr aus. Das Duell ist meisterhaft beschrieben. Oldofredi wird verwundet, während Sangiorgio mit einem Nimbus des Glückes und des jugendlichen Uebermuths aus dem Ereigniß hervorgeht; sein Name wird bekannt, sein Wort ist mächtig, sein Urtheil maßgebend; die Regierung legt auf seine Stimme großen Werth — eine Rede von ihm ist der Endstoß, der einen Minister stürzt.

Im dritten Theile des Romans zeigt sich Donna Angelica, die bisher nur flüchtig aufgetaucht war, mitten im Weihrauch, im Glanze der Lichter und im Klange heiliger Lieder, betend und weinend im Pantheon. Und eine mystische, leidenschaftliche, verzehrende Liebe überfällt Sangiorgio. Die Figur von Donna Angelica zeigt eine entfernte Verwandtschaft mit Henriette Mortsauf in „Lys dans la Vallée" und mit Julie in „Raphaël". Sie gefällt sich in dem wollüstigen Gedanken, leidenschaftlich geliebt zu werden, aber sie wagt nicht, sich hinzugeben. . . . Und doch hat sie Worte der Liebe und peinigt den armen Sangiorgio. Seine Phantasie wird überspannt, sein Wille gelähmt, sein Leben verliert sich. Sie gibt ihm Rendezvous und besucht ihn endlich in seinem Quartier, einem wahren Liebesnest, das er ihr bereitet hat. Da tritt sie eines Tages ins Schlafzimmer, um sich die Haare zu richten, sieht auf der Bettdecke eine Ziffer, die ihr den Eindruck einer anklagenden, mahnenden Stimme macht — und entflieht; sie flieht in die Arme des alten Gatten, erzählt ihm Alles und bittet ihn um Schutz gegen sie selbst. Don Silvio, der Gatte und Minister, ruft Sangiorgio zu sich, fordert ihn auf, sich von Rom zu entfernen, lange Zeit nicht dahin zurückzufehren und nicht zu versuchen, Donna Angelica zu sehen oder ihr zu schreiben; sie hat ihm Alles von sich aus erzählt; aber er wußte schon Alles . . . . Wenn er es geschehen ließ, that er es, weil er seine Frau gut kennt . . . . Er spricht diese unerhörten Worte und dehnt sie zu einer langen metaphysisch-moralischen Rede aus. Sangiorgio, betäubt wie Nachtwandler, reicht als Deputirter seine Demission ein, besteigt die Eisenbahn, sieht von der Wagenthüre auf Rom, die schwarze, hohe, riesige Stadt, mit ihren lichterbeglänzten sieben Hügeln, und fällt auf seinen Sitz wie ein Leichnam.

Das ist in großen Zügen die Handlung des Romans, durchkreuzt und verziert — und manchmal auch unterbrochen und gehemmt — von einer großen Menge römischer Schilderungen, Skizzen von Landschaften und Typen jeder Art, von einer Anschaulichkeit und Färbung, die Bewunderung erregt.

Eine unsympathische Figur ist der alte Ehegatte. Er möchte feierlich sein, streift aber an Karikatur. Den Sinn für das Lächerliche vermißt man überhaupt zu oft bei vielen der modernen französischen und italienischen Roman- und Novellendichter: bei Bourget, Serao, Capuana, D'Annunzio. Ein Körnchen von Voltaire oder Heine, wie würde es diesen geschickten Künstlern nützen! . . . .

Ein späterer Roman unserer Dichterin „All' erta, sentinella!" (Achtung, Schildwache!) gibt eine Schilderung einer Galeerenstrafanstalt in Süditalien, die der Feder Dostojewsky's würdig wäre. Wir fühlen uns von einem grauen Dämmerlicht umgeben, und sehen die dunkeln Gestalten der Sträflinge mit furchtbarer Anschaulichkeit vor uns vorüberziehen.

Doch kommen wir zu dem großen Hauptwerk der Serao, dem wunderbaren neapolitanischen Sittenroman „Il paese di cuccagna" (Das Schlaraffenland, 1891). Er hat auch außerhalb Italiens, namentlich in Frankreich, großes Aufsehen erregt. Mit außerordentlichem Talente wird das Lottoleben in Neapel beschrieben. Die Personen des Romans leben vor uns. Diese herabgekommenen Herrschaften, bedrängten Handelsleute, Wucherer, Gauner, Straßenleute sind nicht nach einem konventionellen Typus gezeichnet, sondern unmittelbar aus dem Leben gegriffen. Scenen des neapolitanischen Treibens folgen einander in buntem Wechsel: ein bürgerliches Fest, die Ziehung der Lotterie, der Karneval, das Wunder des heiligen Januarius. Wir sehen die Reihe der Heiligenbilder durch die engen, überfüllten Straßen der alten Stadt tragen; St. Anton, St. Rochus, St. Blasius werden vom Volke mit gewohnten Zurufen begrüßt; von jedem wird die Gnade verlangt, die ihm eigen ist. Dann befinden wir uns in der Kirche Sta. Chiara, wo eine begierige Volksmenge mit Bitten, Gelübden, Geschrei die Erfüllung des jährlichen Wunders erwartet. Die Reihe der „Credos", von vielen tausend Stimmen gesungen, gibt die Gefühle zu erkennen, die nacheinander diese Seelen erfüllen: Hoffnung, Unruhe, Ungeduld, Wuth; und wie endlich nach dem 39. Credo der Priester dem Volke das Gefäß zeigt, wo das kostbare Blut kocht, entsteht ein rasender Enthusiasmus, ein Geschrei, ein Gestöhn, ein Geschluchze, daß die Glocken im Thurme vibriren und die alte Kirche in den Fundamenten zittert. Das Stück kann mit dem berühmtesten in dieser Art verglichen werden, mit der Prozession im „Triumphe des Todes" von D'Annunzio, mit der Pilgerschaft von „Lourdes".

Bei der Ziehung der Lotterie geht ein Zug der Raserei durch die ganze Scene; anfangs glühende Lüsternheit, am Schlusse betrogene Hoffnungen und Wuthausbrüche. Das Spiel ist der einzige, allmächtige Gebieter; es leitet die Gemüther, verdirbt die Charaktere, vernichtet die Willenskraft, zieht alle die Thörichten und Unwissenden in denselben Schlund hinab. Alle Volksklassen unterliegen dieser Plage. Der Adlige versetzt seine Bilder und sein Silberzeug, der Arbeiter verpfändet sein Wochengeld. Einer träumt, den alten Glanz seines Hauses wiederherzustellen, ein Kaufmann wünscht, seine bedrängten Geschäfte zu heben, dieser Vater will seine Tochter ausstatten, jener arme Teufel will sich den Luxus verschaffen, alle Tage zu essen. Ein Zauber ist vor ihren Augen; sie hören und sehen nichts anderes. — Das Buch schließt wie ein Nekrolog. Die vor Kurzem noch ein kleines Vermögen besaßen, sind elend und wahnsinnig geworden, nicht sowohl Menschen wie menschliche Automaten, dem Hunger, der Schande, dem Selbstmord anheimgegeben.

In dieser rasenden Menge thut sich ein Menschenpaar hervor, dem der Dichter besondere Aufmerksamkeit schenkt: der Marquis Cavalcanti und seine Tochter Bianca Maria. Ein glänzender, großmüthiger Traum verfolgt den überspannten alten Marchese. Er hat sich vorgenommen, seinem Hause die alte Pracht wiederzugeben, und sucht im Spiele die Hülfsquelle, die er weder von der Arbeit noch von der Spekulation erwarten kann. Die kostbarsten Edelsteine, das schwere Silberzeug, die altklassischen Bilder, die werthvollen Bücher, Alles verschwindet nach und nach, um im Lotto verschlungen zu werden. Von einer beständigen Geldgier geplagt, gibt sich der Marquis zu unehrlichen Verträgen her, leiht sich Summen, die er nicht zurückgeben kann,

nimmt seinen Dienstboten das Wenige, das sie für die täglichen Ausgaben verwahrt haben. Leute, die denselben Wahnbildern nachgehen, nahen ihm, eine böse Gesellschaft umgibt ihn. Ein Gauner macht sich den Aberglauben des Spieler zu nutze, indem er sich von einem Geiste besessen stellt, der ihm die Nummern voraussagt, die gewinnen werden. Zerfahren, mit dem Gesicht eines Fieberhaften, in zerfetzten Kleidern, abgetragener Wäsche, geht er daher, eine räthselhafte, imposante Erscheinung; ungeheure Summen werden von ihm erpreßt. Am Arme dieses Schurken kann man den edlen Träger eines berühmten Namens erblicken.

Eine bleiche, traumhafte, melancholische Gestalt ist Bianca Maria. In dem einsamen Palast eingeschlossen, wo ihre 20 Jahre keine andere Gesellschaft haben als eine alte Dienerin, geht sie still von ihrem Zimmer in die Kapelle, von der Kapelle in das nahe Kloster. Sie weiß, daß sie an der wilden Manie ihres Vaters umkommen wird. Aber nie kommt ihr der Gedanke, daß ihr als einem menschlichen Geschöpf das Recht oder die Pflicht zustehe, sich dieser Tyrannei zu entziehen; sie unterwirft sich blindlings der väterlichen Gewalt. So verkümmert sie in der Dunkelheit und verblüht vor der Zeit, diese sonnenlose Blume im Lande der Sonne. Schon fängt ihr Verstand an, sich zu verschleiern. Da reißt sie der Marquis vollends in den Wahnsinn mit. Er ist überzeugt, daß Bianca Maria, das unschuldige, fromme Kind, Visionen haben müsse. Er fleht sie an, den Geist zu rufen und ihm die Offenbarung zu erpressen, die das Haus Cavalcanti retten wird. Er unterwirft sie thörichten Entbehrungen, zwingt sie zum Fasten, behandelt sie mit Bitten und Drohungen, kniet mitten in der Nacht vor ihr nieder, der Vater vor dem Kinde. Endlich wird das arme Geschöpf rasend und fängt an, den Geist wirklich zu sehen. Es sind Fieberanfälle, denen lange Erschlaffung folgt; hülflos ist sie dem Uebel ausgesetzt. Und wir selbst werden verfolgt von der Erinnerung an diese tragischen Nächte, wo der Wahnsinn des Vaters den der Tochter hervorruft.

So könnten wir alle Personen vom „Paese di cuccagna" durchnehmen, und würden sie nicht weniger fein gezeichnet sehen, als die von Dickens und Daudet, Balzac und Tolstoi.

Die Frauen erobern jetzt, in England und Amerika, fast das ganze Feld des Romans. Sie begnügen sich nicht damit, selbst Romane abzuspielen und abspielen zu lassen — sie schreiben sie auch. Was wird den Männern übrig bleiben? Vielleicht nichts anderes, als die Ueberlegenheit einer solchen Rivalin anzuerkennen, wie das Bourget gethan hat in der Widmung an Mathilde Serao, die seinem letzten Roman „La duchesse bleue" (Paris Lemerre 1898) vorangeht. Wir geben sie zum Schlusse wieder:

„Verehrte Frau und Freundin! Ich hätte Ihren Namen auf einen Roman setzen mögen, der würdiger wäre, der genialen Verfasserin des „Paese di cuccagna" gewidmet zu werden. Wenn man derartige Bücher liest, wo sich die ganze Seele eines Volkes ausspricht, erscheinen solche individuellen psychologischen Studien wie meine „Duchesse bleue" recht winzig und fade: sie nehmen sich aus wie ein einfaches Genrebild neben dem riesigen Fresko eines italienischen Meisters des XV. Jahrhunderts. Sie, verehrte Frau, haben von jenen den breiten Pinselstrich, die Schöpfungsgabe geerbt, welche mit Leichtigkeit die Personen zu Hunderten vorführt; in unseren Tagen sind Sie darin weder vom Verfasser des „Assommoir" noch von dem des „Bel-Ami" — auch zwei wunderbaren Beschreibern der Menge — übertroffen worden. Indem ich Sie und Jene studirte, will ich nicht sagen, daß ich jemals an der litterarischen Gattung gezweifelt hätte, der ich mich gewidmet habe, nämlich am analytischen Roman; aber ich habe stets die Beschränkung einer Form empfunden, welche die Entfaltung einer Fähigkeit ausschließt, die Ihnen und Jenen eigen ist, nachdem Sie Scott, Balzac, Tolstoi und alle die Erzähler, die mit großen Gesammtwirkungen vorgehen, besessen haben: die Färbung des bewegten Lebens." . . .

„Ich kann nicht umhin, mit großer Freude wahrzunehmen, wie diese vielseitige, geschmeidige, der modernen Seele so vollständig angemessene Kunst des Romans gegenwärtig in allen Ländern tüchtige Vertreter besitzt. Diese bewundernswerthe Gattung ist nicht von jener glorreichen Reihe abgeschlossen worden, die von Scott bis zu Maupassant und Daudet reicht, — um nur von den Todten zu sprechen. — Unter denen, die noch in der vollen Blüthe ihres Schaffens stehen, gibt es keinen, von dem wir mehr erwarten, als von Mathilde Serao, der Verfasserin von „Krankes Herz" und „Eroberung Roms"; ich schätze es als ein Glück, ihr dieses schwache Zeugniß meiner aufrichtigen Bewunderung darzureichen."

Paolo Zendrini.

Theater.

Berliner Theater: „Gewitternacht." Tragödie in 5 Akten von Ernst von Wildenbruch.

Fanfaren zu blasen einer vergangenen Zeit, ist Ernst von Wildenbruch gegeben — nicht aber: Geschichte menschlich zu deuten; der von seinem Sinnen und Thun so entschieden Ueberzeugte vermag nicht, seine historische Ueberzeugung weiter zu pflanzen. Auf seiner Wanderung durch die brandenburgisch-preußische Sondergeschichte ist er bei Friedrich dem Großen angelangt. Zwei Mittel der Darstellung standen ihm offen: den König selbst zu zeigen in blendendem Anekdotengepränge; aber sich an Lessing anzulehnen (warum nicht? denn Wildenbruch lehnt sich in der „Gewitternacht" auch an Schiller an und an Shakespeare) und nur sozusagen ein poetisches Zeugniß für den großen König und Geist seines Heeres zu geben in einer Schilderung der Schaaren, die das fritzische Genie gewaltig lenkte. Er aber ging einen dritten Weg; er zeigte uns des Preußenkönigs Riesenschatten, wie er fällt über die Masse seiner freiwilligen und unfreiwilligen Feinde. Diese Grundidee ist das einzige Originale an dem Werke. Hat Wildenbruch sein Publikum niemals durch Psychologie verwöhnt — hier leistet er in Unpsychologischem das Mögliche; hat er uns nie im Zweifel darüber gelassen, daß er sich in der Romantik alter Weit am wohlsten fühle — hier hat er frauser Romantik bis zum Grotesken gefröhnt; war Gedankenfülle nie seine Sache — hier zeigt er eine so erstaunliche Armuth an Ideen, daß er von Mortimer's Schwärmergeist, von des Marquis Posa Wahrheits- und Menschenliebe seine Motive nimmt, daß er eine andere Ophelia in geistiger Gebrochenheit bis zum Selbstmorde irren, daß er seinen Helden eine unverständliche Laertesrolle spielen läßt. Und in der Sprache häufen sich gedunsene Banalitäten wie: „Es ist etwas Wunderbares, einen starken Mann weich werden zu sehen" oder „Jetzt erst verstehe ich, wie die Welt nach der Sintfluth erhalten blieb — um eines Einzigen willen" oder „Die Menschheit ist größer als der Mensch".

Wildenbruch hat in diesen Tagen zwei Bekenntnisse abgelegt: Eins gegen die realistische Dichtung unserer Zeit, ein anderes für seine Historienproduktion. Dort hat er bezeugt, daß er die feinere Ergründung der Menschenseele seiner Kunst fern halten möchte, hier hat er gegen Vorwürfe sich vertheidigt, die ihm nach der Hofpoetenkarrière des Hauptmanns Lauff heut auch der Unverstand und die Böswilligkeit nicht mehr machen können: daß er preußisch statt deutsch gesinnt, daß er ein Hofmann, nicht ein freier Künstler sei. Die Geradheit und Ehrlichkeit seiner Empfindungsweise hat kein Unbefangener je anzutasten gewagt; Herr von Wildenbruch ist mit seinem Herzen so Preuße wie Deutscher, und daß er nicht die Sonne der Kaisergunst sucht, das weiß man, wenn nicht aus seinen Werken, so doch aus allerlei schönen und männlichen Aeußerungen seiner temperamentvollen und selbstlosen Persönlichkeit. Seine tüchtige Gesinnung wird auch der Kritiker der „Gewitternacht" nicht antasten; nur das wird er bestreiten müssen, daß hier

Wildenbruch seiner Gesinnung künstlerisch oder auch nur als Theaterschriftsteller Meister geworden sei.

Das Stück enthält einen Wildenbruchakt. Was geschieht, läßt sich an der Wirklichkeit nicht messen; ein ursprüngliches Temperament verdampft zu fliegender Hitze — dazu ein Schuß Sentimentalität; ein rückwärts gewandter Prophet läßt im Jahre 1744 die Kaiserherrlichkeit unserer Tage verkünden. Es ist in der Nacht vor der Hohenfriedberger Schlacht. In die Stube des Schulmeisters, wo ein sächsischer Oberst rastet, leuchtet der Glanz der Lagerfeuer hinein. Der Oberst liest an der Tafel die beiden Zeilen: „Der liebe Vater geht auf Reisen“ — „Wir sagen dem lieben Vater Lebewohl“ . . . Zwei Schuljungen haben die Worte hingeschrieben in den Tagen, da an dieser Stätte noch nicht der Krieg getobt. Dem Obersten fallen die Zufallsworte mächtig in die Seele. Zwei Knaben wie diese hat er zu Hause; er vernimmt im Geist ihr kindliches Abschiedsgrüßen: Er weiß, daß er sie nicht wieder sehen wird — er weiß es in dem Augenblicke, da er die Zeilen vor Augen hat, sicherer denn je: denn er kämpft als Deutscher für eine schlechte Sache — für eine Sache, die unterliegen muß. Sein Feind ist der König, auf dessen Seite er mit seinem Herzen steht, und sein Blut muß er, ein deutscher Mann, lassen für ein renommistisches, undeutsches Gesindel, das drüben in den Zelten bankettirt und ihm, in trunkener Verblendung für die nahende Schlacht alle Verantwortung allein überläßt. Es wird ein Verzweiflungskampf werden. Mit dem Ruf „Es lebe der deutsche König“ zieht der Obrist eben diesem König entgegen, in den Tod.

Die Phantasie trägt Wildenbruch nicht weit über das Gewöhnliche hinaus; die Dinge stimmen nicht; kein sächsisch-österreichischer Feldobrist wird in gespannter Situation so mit einem Schulmeister reden, und kriegstaktisch werden die Verhältnisse vor der Hohenfriedberger Schlacht nicht so einfach gelegen haben; bei der Glorifizirung des „deutschen Königs“ verdunkelt Wildenbruch die Thatsache, daß der große Realpolitikus Friedrich in eben jenem Kriege mit den Franzosen verbündet war — und doch, und doch: der Akt wirkt. Wildenbruch's kurzer, aber heißer Athem theilt sich dem Zuschauer mit, zumal der Feldobrist von dem biderben, schwerfälligen, brav empfindenden Herrn Pittschau gespielt wurde. Er ist ein ganz richtiger Wildenbruch — er, der durchaus mit der Schwarzweiß-Charakteristik arbeitet. Die Antifritzischen, das sind die Schwarzen. Der ganze sächsische Hof, der der Handlung den Hintergrund gibt, ist höllenschwarz — ein Nest von Genüßlingen, Lotterbuben, Dirnen, Kupplern, Intriguanten und lächerlichen Kreaturen der Sultansmacht und -laune. Dies ist das Milieu der Wildenbruch'schen Tragik, die man viel eher ein Malheur nennen könnte. Ein Tugendmuster ist an diesen Hof verschlagen, ein schlesischer Landedelmann, der aus Liebe ein Feind des Preußenkönigs, aus Tugend ein Parteigänger der Preußenfeinde geworden ist. Wieso? Das wird nur gesagt, nicht innerlich motivirt. Mit diesem antipreußischen Geist konspirirt die Sachsenkönigin, ein habsburgisches Weib, das unter den Kanaillen Dresdens lange nach einem „Menschen“ suchte. Der Edelmann führt mit diesem weiblichen Philipp eine Posa-Scene auf; nichts Anderes begehrt er für sich, als im Sachsenheere gegen Preußen fechten zu dürfen. Die Interessengemeinschaft steigert sich bei der Königin nach und nach zur lieblichen Neigung: Maria und Mortimer. Der Edelmann hat eine Schwester; er hat ihren Herzensbund mit einem preußischen General getrennt. Und das wird zum zweiten Mal sein Malheur. Das Mädchen, unter dem Eindruck der Nachricht, ihr Bruder und ihr Verlobter seien in der Schlacht gefallen, wirft sich einem höfischen Weiberbeschwatzer in die Arme, um programmmäßig für das Folgende ihre Ehre zu verlieren. Es geschieht in der Art, daß die kleine Spielratte beim Hazard ihre ganze Person auf eine Karte setzt. Hamlet und Laertes kommen zurück, Ophelia aber stürzt sich nach irren Reden zum Fenster hinaus. Nun ist's an ihrem Bruder, zu sterben. Doch er begleicht zuvor seine Rechnung mit dem alten Fritz auf besondere Weise. Er, der willig und gern dem lüderlichen Hofe König August's diente, weigert sich, eine Botschaft seiner königlichen Gönnerin an die Fürstendirne Frankreichs, die Marquise von Pompadour, zu übernehmen. Er enthüllt den Inhalt des Briefes dem Preußengeneral, der sein Schwager werden sollte, und zeigt ihm in einem Geheimfach noch andere, die Sachsenkönigin stark kompromittirende Dokumente. Dann erschießt er sich.

Ernst von Wildenbruch genießt ein bedeutsames litterarisches Ansehen; die Pflicht des Beurtheilers war es, durch eine Analyse zu erhärten, wie wenig die „Gewitternacht“ mit der Litteratur zu schaffen hat. Die Meisten sagen: ein schlechter Wildenbruch, dem gewiß bald ein besserer folgen wird. Ich für mein Theil möchte sagen: ein echter Wildenbruch — im Großen und Ganzen wenigstens. Noch immer gilt das Wort des alten Fontane: „Eine wildgewordene Lokomotive!“

Julius Elias.

Otto Wiedfeldt: Statistische Studien zur Entwicklungsgeschichte der Berliner Industrie von 1720 bis 1890. Heft 2 Band XVI der staats- und socialwissenschaftlichen Forschungen. Herausgegeben von Gustav Schmoller. Leipzig. Duncker & Humblot. 1898.

Für kaum eine andere deutsche Großstadt besitzen wir seit fast 200 Jahren so reiches und zuverlässiges statistisches Material wie für Berlin. Die allgemeine Volkszahl wurde zuerst im Jahre 1709 durch eine „Visitation an Juden und Christen“ ermittelt, und im Jahre 1720 ließ Friedrich Wilhelm I. die erste Gewerbezählung vornehmen, damit „Seine Königliche Majestät vom Zustande der Residenzien eine nette Idee haben könnten“. An einer solchen „netten Idee“ war den ersten drei preußischen Königen sehr viel gelegen, da sie ihnen die Durchführung ihrer merkantilistischen Politik ermöglichte. Sie ließen daher von 1722 an alljährlich die sogenannte historische Tabelle aufnehmen, wobei die Zahl der Herren (Meister), der Knechte (Gesellen) und der Jungen (Lehrlinge) erfragt wurde. Diese erste Periode der Berliner Berufsstatistik reicht bis zum Anfang unseres Jahrhunderts. Die zweite Periode beginnt mit der Gründung des Königl. preußischen Büreaus im Jahre 1805. Die Wirksamkeit dieses Büreaus ist mit den Namen Hoffmann, Dieterici und Engel verknüpft. Im Jahre 1861 wird die Kontinuität der preußischen Berufsstatistik unterbrochen, und Berlin erhält 1865 sein eigenes statistisches Büreau. Dieses Büreau hat zuerst unter Schwabe's, dann unter Böckh's trefflicher Leitung die Berliner Berufsstatistik auch in dieser dritten Periode, die bis zur Gegenwart reicht, mit größter Sorgfalt gepflegt.

Dieses reichhaltige statistische Material ist bisher niemals in zusammenhängender Weise bearbeitet worden. Eine derartige Bearbeitung war sehr schwierig, weil die Entwicklung der Technik und der statistischen Methode nicht ohne weiteres eine Vergleichung des vorhandenen Materials zuließ. Otto Wiedfeldt hat es durch mühevolle, langjährige Arbeit zuerst in eine vergleichbare Form gebracht, um daraus die Entwicklungsgeschichte der Berliner Industrie von 1720 bis 1890 zusammenzustellen.

Der 30jährige Krieg hatte die gewerbliche Blüthe Berlins vollständig zerstört. Seine Einwohnerzahl war von 14 000 im Jahre 1600 auf 6197 im Jahre 1684 heruntergegangen. Am 27. Juli 1640 klagt der Rath der Städte Berlin-Cöln, daß die Bürger in Verzweiflung über ihre Armuth selbst Hand an sich legen, oder mit Weib und Kind ihre Heimath verlassen, um „ins bittere Elend zu gehen“. Diese verarmte und muthlose Bevölkerung hatte es verlernt, die Gewerbe mit Kunstfertigkeit auszuüben, ganze Berufszweige waren verschwunden, und Berlin war fast wieder auf den Standpunkt der Naturalwirthschaft angelangt. Noch nach 12jähriger Friedenszeit gaben die kurmärkischen Landstände in ihrer „Unterthänigsten Vorstellung und Bitte vom Oktober 1660“ folgende Schilderung: „Alle Commercia, Handel und Wandel liegen darüber ganz darnieder, sonderlich weil über die Kriegslast der liebe Gott die Lande mit noch mehreren Strafen als heftige und ungewöhnliche Inundationibus, Mißwachs und Viehsterben heimgesucht. Die Confusion in der nunmehr reduzirten Münze noch auch über Alles andere übergroßen Schaden verursacht hat, der demjenigen, was der Krieg mit sich führet, leicht kann compariret und nicht geringer geachtet werden, daß daher das Elend allenthalben so groß, daß auch darüber gleichsam ein Stein in der Erden zum Mitleid könnte bewogen werden.“ In dem sich langsam wieder regenden Verkehr wurde besonders der Schaden, der durch die Münzverschlechterung angerichtet wurde, so lebhaft empfunden, daß man ihn den Verheerungen des Krieges gleich-

stellte. Um die Bedeutung der merkantilistischen Gewerbepolitik richtig zu würdigen, muß man bedenken, daß in der herabgekommenen Bevölkerung jeder Unternehmungsgeist abgestorben war, und daß ohne die energische Fürsorge und Hilfe der Regierung das Gewerbewesen kaum die Kraft zu einer neuen Entfaltung gefunden hätte.

Durch den 30jährigen Krieg war Berlin in den frühmittelalterlichen Zustand zurückgeworfen, in dem über die Hälfte der Bevölkerung sich mit dem Betriebe der Landwirthschaft beschäftigte. Welches Ansehen die Stadt damals hatte, erhellt aus der Bestimmung der Gassenordnung von 1660, daß Schweineställe und Alkoven nicht mehr auf die Straße gebaut werden durften. Bis 1680 wurde Berlin durch Feuerpfannen, die mit Kienholz gespeist wurden, erleuchtet, und dabei hatten sehr viele Häuser noch Strohdächer.

In diese entvölkerte und verwahrlaste Stadt zogen fremde Handwerker und Künstler, die mit regem Eifer ein neues Gewerbeleben entwickelten. Wiedfeldt weist darauf hin, daß es gerade die Einwanderungspolitik großen Stils war, die dem träge pulsirenden gewerblichen Leben Berlins neues frisches Blut zuführte. Wenn wir heute bedenken, was die preußische Industrie den Fremden zu danken hat, so scheint die in der Gegenwart angewendete Fremdenbehandlung nicht in Einklang zu stehen mit den Traditionen, die die preußische Regierung sonst so gut zu pflegen versteht. Die erste Aufforderung zur Einwanderung in die brandenburgischen Länder erging 1646. Im Jahre 1661 wurde den Fremden sechsjährige Freiheit von allen Steuern und Lasten zugesagt. Im Jahre 1667 wurde der Berliner Magistrat angewiesen den Kolonisten die Hausstellen umsonst zu überlassen, 1669 wurde den Einwandernden Steuerfreiheit, Einquartirungsfreiheit, freies Bürger- und Zunftrecht, sowie Baunterstützungen zugesichert; 1685 wurde der Stadt auferlegt, Wohnungen für sie zu bauen und die Miethe dafür vier Jahre lang zu bezahlen. Das war die Fremdenpolitik des großen Kurfürsten, die Menschen, Kunstfertigkeit aller Art und Wohlhabenheit auf den durch den Krieg verwüsteten Stätten der Mark angesiedelt hat. Die Folge dieser Politik, die die Nachfolger des Kurfürsten fortsetzten, war, daß die Zahl der Berliner Gewerbe, die im Jahre 1718 noch 83 betrug, im Jahre 1730 sich auf 128 vermehrt hatte. Den Kolonisten ist es vor allem zu danken, daß die Gewerbe im regen Wetteifer erstarkten, daß das Handwerk die Fesseln des Zunftzwanges sprengte und sich zur Großindustrie entwickelte. Es ist der Hauptzweck der vorliegenden Studien, diesen Entwicklungsgang des Gewerbes vom Handwerk zum Großbetrieb statistisch zu beleuchten.

Neben der Einwanderungspolitik war es besonders die energische Merkantilpolitik Friedrich des Großen, die diese Entwicklung förderte. Die Fabrikanten wurden durch Privilegien und Subventionen unterstützt. Der König ließ selbst Fabriken bauen, um sie zu verschenken. Außerdem stattete er sie noch mit Anlage- und Betriebskapital aus. Bei mangelndem Erfolge gewährte er regelmäßige jährliche Zuschüsse. Prohibitivzölle, Einfuhrverbote, Ausfuhrprämien, Ausfuhrverbote der Rohstoffe, Zins- und Lohntaxen waren die hauptsächlichsten Maßregeln, die die Regierung im Interesse der Fabrikanten durchführte. Die Produktionskosten wurden dadurch erniedrigt und ein möglichst günstiger Absatz gesichert. Daneben trat der Staat selbst als Gewerbetreibender auf. Er gründete oder übernahm: das Lagerhaus (1712), die Porzellanmanufaktur (1763), Gold- und Silbermanufaktur (1763), Manchestermanufaktur (1775), königliche Tabaksadministration (1766), Pulverfabrik mit Salpeterraffinerie, Münze, Gießhaus, Schriftgießerei (1741), Kalkbrennereien und Gipswerke (1776), Ziegelbrennerei; die Hauptnutzholzadministration (1771), die Seehandlung, das königliche Haupteisenkomtoir, die Assekuranzkompagnie. Besonders zu erwähnen ist die Gründung der „Königlichen Giro- und Lehn-Banco“, die 1765 mit 400 000 Thaler Kapital ausgestattet wurde und 1768 das Recht der Notenemission erhielt. Sie wurde 1846 in die preußische Bank und 1875 in die deutsche Reichsbank umgewandelt. So wurde Berlin eine „wirkliche Manufakturstadt“. Um dieselbe Zeit entstand der Großhandel mit Börsenorganisation. „Bis 1765 pflegten sich die Mitglieder der Materialistengilde bei ihren Altmännern zu versammeln, um dann auf dem Mühlendamme ihre Zusammenkünfte zu halten. 1738 schenkte ihnen der König die Stechbahn als Börse, zu deren Einrichtung er 300 Thlr. beisteuerte. 1765 erging die erste Mäklerordnung; die Zahl der Mäkler wurde 1766 auf 9 festgesetzt; zweimal wöchentlich wurde ein Kurszettel über Wechselkurse und einige Goldmünzen ausgegeben.“

Die erste Blüthe der Berliner Großindustrie, die durch die staatliche Politik entstanden war, war kein natürliches Ergebniß wirthschaftlicher Entwicklung, sondern ein künstliches Produkt. Was nicht durch eigene Kraft entstanden war, konnte sich auch nicht durch eigene Kraft halten und weiter entwickeln. Bei dem ersten Sturm brach diese künstlich getriebene und frühzeitig reif gewordene Großindustrie zusammen. Noch im Jahre 1801 war Berlin eine Stadt der Textilindustrie. 1816 war es wieder eine Stadt des Handwerks.

Es folgt dann die Zeit der Gewerbefreiheit, in der die Großunternehmung durch eigene Kraft von neuem erstand. „Während im 18. Jahrhundert der Großbetrieb mehr ein künstlich aufgepropftes Reis war, das im Treibhaus des Merkantilsystems rasch und üppig emporschoß, war er jetzt ein organisch, aus den wirthschaftlichen Verhältnissen herausgewachsener Zweig, der in der scharfen Luft heftiger Konkurrenz langsam, aber dauerbar wuchs.“

Wiedfeldt schildert dann eingehend mit ausführlichen statistischen Angaben, wie die Entwicklung der Technik, des Transportwesens, des Bankwesens, der Aktiengesellschaften, die Handels- und Gewerbepolitik, die Entstehung und Ausbreitung des Großbetriebs begünstigten. Er kommt zu dem Schlusse, daß für Berlin der Konkurrenzkampf zwischen der modernen Unternehmung und dem alten Handwerk, das weder Innungen, Genossenschaften, Kleinkraftmaschinen, noch kunstgewerbliche Ausbildung wieder beleben können, beendet ist.

Die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft haben in anerkennenswerther Weise den Druck dieses Buches durch ihre Unterstützung ermöglicht.

Louis Katzenstein.

La Question d'Orient depuis ses origines jusqu'à ces jours par Edouard Driault, Professeur agrégé d'histoire au lycée d'Orléans. Préface de M. Gabriel Monod, Membre de l'Institut. Paris, Félix Alcan, 1898 XV und 407 Seiten.

Dieses Werk bildet einen Theil der Bibliothèque d'Histoire contemporaine und macht der rühmlich bekannten Sammlung alle Ehre. Wie das empfehlende Vorwort Gabriel Monod's mit Recht hervorhebt, wird das Problem der orientalischen Frage hier im weitesten Sinne gefaßt, nämlich als „die Geschichte der Beziehungen des Islam zur christlichen Welt“. Der Blick bleibt nicht beschränkt auf das Becken des Mittelmeeres und auf die Balkanhalbinsel. Er schweift nach Indien und nach Afghanistan, nach Turkestan und nach Persien, nach Aegypten und nach dem Sudan. In drei Welttheilen sieht man den Islam trotz aller Wechselfälle zum allmählichen Zurückweichen gezwungen. Die übersichtliche und zusammenfassende Darstellung einer Entwicklung, an deren Anfang die Schlacht von Lepanto und an deren vorläufigem Ende der Siegeszug Lord Kitchener's steht, sucht ihres gleichen. Auch ist schwerlich das eifersüchtige Spiel der europäischen Großmächte, das Eingreifen der aufstrebenden Nationalitäten im türkischen Reich, der Zusammenhang von Politik und Handelsinteresse und was sich sonst in den Knäuel der orientalischen Frage verwebt, auf so knappem Raum mit so viel Geschick zur Anschauung gebracht worden.

Es wird nicht Wunder nehmen, daß wie im Vorwort so in dem Buche selbst der Standpunkt des heutigen französischen Politikers vornehmlich zur Geltung kommt. Geschichte und Politik fließen ja bei der Behandlung dieses Gegenstandes zusammen. Es sind jedoch nicht durchaus erfreuliche Perspektiven, die sich demjenigen eröffnen, der ihn von der Seine oder von der Loire aus betrachtet. Auch die benutzte Litteratur ist wesentlich nur die französische. Wären mehr deutsche und englische Werke, deren es so viele ausgezeichnete gibt, herangezogen, so hätten sich wohl einzelne Irrthümer vermeiden lassen. Moltke trat viel später in türkische Dienste, als man nach der Notiz S. 118 glauben sollte, und der Herzog von Clarence verlor nicht wegen der Mißbilligung der Schlacht von Navarino durch die Regierung seine Stelle als Lord High Admiral. Daß Markos Bozaris, Kolokotronis und Odysseus, drei der Haupthelden des griechischen Befreiungskampfes auf dem Festland, nicht „marins illustres“ waren, hätte sich freilich auch aus den französischen Hilfsmitteln der Litteratur ergeben, die dem Verfasser zu Gebote standen. Indessen solche und andere Versehen können dem großen Verdienst seiner Arbeit nur geringen Eintrag thun.

A. St.

Ludwig Bamberger's Charakteristik des Fürsten Bismarck, die er kürzlich unter dem Titel „Bismarck Posthumus“ in diesen Blättern veröffentlichte, ist jetzt in einem Sonderabdruck (Preis 1 Mark) erschienen. Die Verlagsgesellschaft Harmonie in Berlin hat die Sonderausgabe besorgt.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 20. Berlin, den 11. Februar 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Auch der zweite Kanzler des Deutschen Reiches Graf von Caprivi ist gestorben, der politisch seit seinem Scheiden aus dem Amte ein stummer Mann gewesen ist.

In einem Telegramm in gemessenen Worten sprach der Kaiser den Hinterbliebenen des Todten sein Beileid aus, und dieses Telegramm rühmt zugleich an dem Grafen Caprivi, daß er nach Beendigung seiner Laufbahn als Reichskanzler von zurückhaltender Schweigsamkeit gewesen ist. Die Hervorhebung dieser Thatsache erinnert an den ersten Reichskanzler, der nicht schweigsam war.

Der eine wie der andere folgten in ihrem Verhalten den Geboten ihrer Natur.

Das Reden des einen war voll Bitterkeit, und das Schweigen und das Verschwinden des andern in die Einsamkeit war voll Bitterkeit.

Eine impulsive Natur voll aggressiver Kraft, wie der Fürst Bismarck, kämpfte politisch fort, auch nachdem der Kampf einen sachlichen Inhalt nicht mehr besaß, und nur noch überwiegend aus persönlichen Motiven zu erklären war; Graf Caprivi, der ein durch und durch uneigennütziger, sachlicher Mann gewesen, hatte nichts mehr zu sagen, nachdem sein Sprechen eine heilsame Wirkung für das Vaterland herbeizuführen nicht mehr geeignet war. Der eine sprach aus Temperament; der andere schwieg aus ruhig abwägender Selbstbeherrschung. Beide hatte das Schicksal gegen einander ausgespielt; der eine ein genialer Riese; der andere von edlem, moralischem und intellektuellem Ebenmaß, das weit die Alltagsbegabung überragte. Dieser: einer der Unsterblichen aller Zeiten; der andere eine hohe Achtung gebietende Gestalt eines bestimmten Zeitabschnittes, der beste Typus preußischer Tüchtigkeit und vaterländischer Aufopferungsfähigkeit, wie sie sich unter der Elite unseres Beamtenstandes und unseres Offizierkorps finden.

Die klug abwägende Pflichttreue brachte den Grafen Caprivi niemals aus dem seelischen Gleichgewicht; und so trug er in gehaltener Gelassenheit den Wandel der Zeiten von jenem Trinkspruch an, den der Kaiser bei Einweihung des Teltower Kreishauses auf ihn ausgebracht, und in dem es heißt:

„Ich glaube, daß die That, die durch Einleitung und Abschluß der Handelsverträge für alle Mit- und Nachwelt als eines der bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse dastehen wird, geradezu eine rettende zu nennen ist. Der Reichstag in seiner Mehrheit hat gezeigt, daß er den weiten politischen Blick dieses Mannes erkennt und sich ihm anschließt, und es wird dieser Reichstag sich einen Mark- und Denkstein in der Geschichte des Deutschen Reiches damit gesetzt haben.“

Dann kam Caprivi's Entlassung, die ihn politisch begrub, und die ausklingt in dem Kondolenzschreiben des Kaisers, das die Linie nicht mehr überlebensgroß zieht und den Namen Caprivi nicht mehr verknüpft mit einem „der bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse“, sondern abwärts geht die Linie jetzt zu einem „arbeitsfreudigen und überzeugungstreuen Mitarbeiter“, wie der Nachruf auch für einen braven Geheimrath, der das Zeitliche gesegnet, lauten könnte.

Für die Bedeutung des Todten spricht eines deutlich, der Haß und die Abneigung, mit denen ihn die Konservativen selbst über das Grab hinaus verfolgen. Und zur Charakterisirung dieser Stimmung gibt es kein besseres Anzeichen, als das Verhalten des Reichstages und des Landtages bei der Nachricht vom Tode des zweiten deutschen Reichskanzlers. Im Reichstage ein würdiger Nachruf; und der Reichstag

setzt am Tage der Beisetzung seine Sitzungen aus. Im Abgeordnetenhause erwähnt der Präsident von Kröcher nicht einmal des Todesfalles, und gerade am Tage der Beisetzung verhandelt das Haus, nachdem es am Tage vorher die Sitzung hatte ausfallen lassen. Es war nicht unangebracht, wenn unter diesen Umständen die „Germania" den Konservativen einen Vortrag über politische Schicklichkeit hält; sie schreibt:

„Die im Landtage dominirenden Herren Konservativen sollten doch bedenken, daß General v. Caprivi der Reichskanzler des Kaisers und dessen preußischer Ministerpräsident war, daß er im kaiserlichen Sinne die Geschäfte führte. Insofern richtet sich diese Demonstration nicht bloß gegen den „Edelmann ohne Furcht und Tadel", sondern auch indirekt gegen den Träger der Krone — ein Zeichen, wie tief verletzt die Interessengruppe der preußischen Junker bis zum heutigen Tage auf die vier Jahre Caprivi'scher Staatsleitung von 1890—1894 zurückblickt."

So ist es, und das große Verdienst des Grafen Caprivi war es, daß er durch sein System der Handelsverträge einen leistungsfähigen, zunächst unerschütterlichen Wall gegen die agrarische Sturmfluth errichtet hat.

In Kiel haben am vorigen Dienstag die nationalen Entrüstungspolitiker nach einem Vortrage des bekannten Professors Macke aus Hadersleben in der Frage der nordschleswigschen Ausweisungen über die Haltung der freisinnigen Presse und des freisinnigen Abgeordneten für Kiel, Dr. Barth, den Stab gebrochen. Die besonders von Beamten, Kriegervereinlern, Korpsstudenten und Antisemiten gut besuchte Versammlung wird in offiziösen Berichten als eine Zusammenkunft von „Vertretern aller bürgerlichen Parteien" dargestellt. Soweit damit zum Ausdruck gebracht werden soll, daß sich auch Freisinnige an dieser „nationalen" Demonstration betheiligt haben, beruht die Behauptung auf Schwindel. Unter den mehreren Hundert Personen, die den öffentlichen Aufruf zu dieser Demonstration erlassen hatten, befand sich kein einziger freisinniger Mann; insbesondere war darunter auch nicht einer jener fast 200 Kieler Wahlmänner, die vor wenigen Monaten dem freisinnigen Abgeordneten Dr. Barth ihre Stimme gegeben haben. Da man es gewiß nicht an Bemühungen hat fehlen lassen, um wenigstens einen jener Wahlmänner für diese Entrüstungskampagne mobil zu machen, so kann der gegenwärtige freisinnige Abgeordnete für Kiel daraus entnehmen, wie geschlossen die freisinnige Wählerschaft seines Wahlkreises hinter ihm steht.

In Löbtau in Sachsen hatten bei einem Richtfest die Arbeiter reichlich gezecht. Darauf erfahren sie, daß auf einem Bau in der Nähe noch gearbeitet wird, obgleich die ansässige Arbeiterschaft erst kürzlich nach heftiger Gegenwehr es durchgesetzt hatte, daß allgemein ein früherer Arbeitsschluß eintreten solle. Einzelne der bei dem Richtfest Feiernden gehen zu dem Neubau hinüber, um die dort noch Arbeitenden zum Einstellen der Thätigkeit zu veranlassen; es kommt bei dieser Gelegenheit zu Ausschreitungen und zu einer Prügelei; der Bauleiter sucht mit Schimpfreden und durch blinde Revolverschüsse die auf sein Grundstück Eingedrungenen zu verscheuchen, und er wird seinerseits thätlich angegriffen, ernstlich bedroht und auch mißhandelt, aber glücklicherweise kommt er doch ohne jede schwerere oder bleibende Schädigung davon.

Die bezechten Arbeiter, die ihre Kameraden an der Thätigkeit hindern wollen, sind augenscheinlich rohe Gesellen gewesen und zweifellos verdienten sie Strafe; ob ihnen mildernde Umstände zuzubilligen sind, ist solange die Einzelheiten des Prozesses nicht bekannt sind, schwer zu entscheiden; aber das vorangegangene Gelage würde jedenfalls die bedauerlichen Vorgänge in ein weniger schlimmes Licht stellen.

Von diesen Exzedenten nun wurden die einzelnen zu 7, zu 8, zu 9 und zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilt; insgesammt wurde auf 53 Jahre Zuchthaus erkannt. Das heißt: das Leben einer ganzen Anzahl von Menschen wurde vernichtet, weil sie sich zu einem momentanen Akte der Rohheit hatten hinreißen lassen, um einen Beschluß der ansässigen Arbeiterschaft über den Feierabend durchzusetzen; eine Rohheit, die eine Rohheit bleibt, aber die doch nicht aus ehrlosen Motiven begangen ist.

Der „Vorwärts" stellt diesem Urtheil ein anderes Urtheil entgegen.

Am 31. Mai 1891 dringen „reichstreue" Bergarbeiter in eine sozialdemokratische Versammlung in Eisleben ein und mißhandeln, wie das Erkenntniß feststellt, die anwesenden Sozialdemokraten; von dem Polizeisergeant Köhler sagt das Urtheil:

„Er hat durch sein besonders exzessives Verhalten zu Ausdehnung des Vorganges beigetragen. Er hat erst die Veranlassung gegeben zu groben Ausschreitungen, indem nach seiner Aufforderung Ritter, Fuhrmann und Bischof mißhandelt worden sind. Hätte Köhler als Beamter seine Schuldigkeit gethan, so hätte sich der Exzeß auf der Straße garnicht so ausdehnen können. Sein Vergehen gegen § 340 des Strafgesetzbuches war frevelhaft und frivol. Er hat nicht allein als Beamter die Mißhandlungen geduldet, sondern er hat den Bergleuten extra geheißen, zu mißhandeln. Köhler war auch schon zweimal wegen Gewaltthätigkeit vorbestraft."

Und dieser Polizeisergeant Köhler, der gerufen hatte, „schlagt den Hund todt" erhielt 6 Monate Gefängniß; und entsprechend die „reichstreuen" Bergarbeiter kürzere Gefängnißstrafen.

Die politische Wirkung der Nebeneinanderstellung solcher Erkenntnisse auf die deutschen Arbeiter braucht nicht dargestellt zu werden. Aber die politische Zweckmäßigkeit soll ein Richterkollegium überhaupt nicht ins Auge fassen; ein Erkenntniß muß jedoch dem Gerechtigkeitssinn einer Nation genügen, und da muß man feststellen, daß das Dresdener Erkenntniß statt dem allgemeinen Gefühl für Gerechtigkeit zu entsprechen, vielmehr erschreckend wirkt.

Bockum-Dolffs, ein Liberaler aus jenem knorrigen westfälischen Holze, aus dem auch Max von Forckenbeck geschnitzt war, ist hochbetagt — im 97. Lebensjahre — gestorben. Er erinnert in seinem politischen Wirken an die Anfänge unseres konstitutionellen Lebens, an die parlamentarischen Sturmscenen der Konfliktszeit, an die kleinlichste Verfolgungssucht der Reaktion. Die Bedeutung von Bockum-Dolffs lag weniger in seiner politischen Begabung als in seinem untadligen Charakter und seiner allen Versuchungen gewachsenen Ueberzeugungstreue. Wenn einmal eine gerechte Geschichte der preußischen Konfliktszeit geschrieben wird, verdient auch Bockum-Dolffs, der pflichttreue preußische Beamte und ganze Mann darin einen ehrenvollen Platz.

Die Thronrede, mit der das englische Parlament wieder eröffnet worden ist, betont in üblicher Weise die freundschaftlichen Beziehungen zu allen Mächten. Interessanter als diese ziemlich farblose Eröffnungsrede war die Adreßdebatte, vor Allem auch darum, weil wiederholt von den Rednern der Anbahnung und der Entwicklung guter Beziehungen mit Deutschland das Wort geredet worden ist. So sagte beispielsweise im Oberhause Lord Kimberley in Bezug auf den noch nicht veröffentlichten Vertrag Deutschlands und Englands über einen Theil des östlichen Afrika das Folgende:

„Ein Abkommen mit Deutschland, das herzlichere Beziehungen zwischen beiden Ländern hervorbringe, sei eine Sache, zu der man sich beglückwünschen könne. Es gäbe keine Macht, mit welcher England mehr Grund habe auf freundlichem Fuße zu stehen, als mit Deutschland, und keine Macht, mit welcher es weniger Grund habe, auf unfreundlichem Fuß zu stehen."

Immer weitere Kreise auch in Deutschland theilen diesen Standpunkt durchaus.

Die Führerschaft im Unterhause ist nach dem Rücktritt von Harcourt auf Campbell-Bannerman übergegangen. Er ist ein vorsichtiger Politiker, der gleichfalls Sympathieen für Deutschland hegen soll.

Der Senat der Vereinigten Staaten hat den Friedensvertrag mit Spanien genehmigt. Die Folgen des Friedensvertrages sind unmittelbar zu Tage getreten. Die amerikanischen Befreier befinden sich bereits mit den Befreiten auf den Philippinen in regelrechtem Kampf. Vor Manila hat eine blutige Schlacht zwischen Amerikanern und Filippinos stattgefunden. Diese Entwicklung war vorauszusehen. Der Beginn kolonialer Ausdehnung pflegt stets diese Freuden zu bringen.

In Paris hat die Parlaments-Kommission die Anklagen gegen die Revisionskammer im Dreyfusprozeß geprüft, und sie fand nichts als haltlosen Klatsch in den Akten. Unter diesen Umständen gelangte die Kommission in ihrer überwältigenden Majorität zu einer Ablehnung der Regierungsvorlage, die in Folge der Anklagen gegen die Revisionskammer die Urtheilsprechung über Dreyfus dem vereinigten Kassationshof übertragen wollte. Das Kabinet hält aber an seiner Vorlage fest, und der Ausgang im Parlament bleibt zweifelhaft. Ein neuer Beitrag aber ist geliefert zur Abschätzung der Frivolität, mit der die Revision des Dreyfusprozesses zu verhindern versucht wird.

* * *

Caprivi.

Der zweite Kanzler des Deutschen Reichs ist seinem großen Vorgänger rasch in den Tod nachgefolgt. Graf Caprivi kränkelte seit Monaten und seine nächsten Freunde fürchteten, daß seine Tage gezählt seien. Für die weitere Oeffentlichkeit aber kam die Nachricht seines Todes unerwartet. War er doch erst 68 Jahre alt, und dieser hohen Gestalt, deren straffe Haltung unter der schweren Last des Reichskanzleramts keine Zeichen von Ermüdung kundgab, schienen in der Zurückgezogenheit des Landlebens noch manche Jahre der Muße beschieden zu sein. Nicht selten ist jedoch der Kampf das Leben und die Ruhe der Resignation der Anfang vom Ende.

Leo von Caprivi hat den Undank dieser schnöden Welt zum Vollen ausgekostet. Er, der die besten Eigenschaften eines preußischen Offiziers und eines preußischen Beamten in sich vereinigte, der in einer langen ehrenvollen Laufbahn in Krieg und Frieden, als Offizier und Marineminister, stets seine volle Schuldigkeit und mehr gethan hatte, ein Gentleman, an dessen Charakter kein häßlicher Zug bemerkbar wurde, ward plötzlich vor die Aufgabe gestellt, die politische Erbschaft eines Bismarck anzutreten. Er hätte die Aufgabe nicht übernehmen sollen, haben seine Gegner oft erklärt. Aber war ein Besserer zur Stelle? Nie ist auch nur der Versuch gemacht, diesen Besseren zu nennen. Die Bismarck-Fronde hätte auch jeden Anderen ebenso und vielleicht ärger bekämpft, denn daß sich überhaupt Jemand fand, der den Bogen des Odysseus spannen wollte, das war ja das eigentliche Verbrechen. Man hätte am Liebsten ein Vakuum gesehen, als wirksamste Kritik der Entlassung Bismarck's; da aber selbst bei dem Sturze der Mächtigsten die Welt nicht stillzustehen pflegt und ein ritornare al segno bei einem so selbstbewußten Hohenzollernfürsten ausgeschlossen war, so wurde der Nachfolger des Gestürzten das Opfer, auf das Groll und Enttäuschung sich stürzten.

Man kann darüber verschiedener Meinung sein, ob die Entlassung des Fürsten Bismarck politisch gerechtfertigt war. Meines Erachtens war sie es. Fürst Bismarck's Politik war steril geworden. Nirgends zeigte sich das deutlicher, als in der Behandlung der Sozialdemokratie, der gegenüber die Mißgriffe einer wirkungslosen Repressionspolitik durch verstärkte Dosen des unwirksamen Mittels gesteigert werden sollten, und in der Führung der Handelspolitik, die der mit dem Jahre 1892 drohenden handelspolitischen Anarchie planlos entgegensteuerte. Ein Wechsel in der Leitung der politischen Geschäfte des Reichs erschien sachlich geboten.

Aus welchen Gründen immer aber die Entlassung erfolgte, und wie die einzelnen Parteien und Politiker zu derselben stehen mochten, — daß sie nach Lage der Dinge und nach der Natur der dabei in erster Linie in Betracht kommenden Personen unwiderruflich war, konnte nicht wohl verkannt werden.

Das sahen auch die eifrigsten Bewunderer des Fürsten Bismarck ein, und Niemand von ihnen, der politisch etwas zu verlieren hatte, setzte seinen Einfluß aufs Spiel, um den Gestürzten wieder aufzurichten. Man fand sich überraschend schnell ins Unvermeidliche und beschränkte sich zumeist darauf, seiner Anhänglichkeit an den ersten Reichskanzler dadurch Ausdruck zu verleihen, daß man dem zweiten Kanzler möglichst viele Knüppel zwischen die Beine warf und von ihm und seiner staatsmännischen Begabung mit affektirtem Mitleid sprach. Die Konservativen, die nicht zur Bismarck-Fronde gehörten, begrüßten den neuen Kanzler zunächst wohlwollend. Man sah in ihm vor Allem den konservativen General, von dem nicht zu erwarten stand, daß er konservativen politischen Interessen gefährlich werden würde.

Aber dieser konservative General zeigte sich alsbald von einer Selbständigkeit des Urtheils, die seine konservativen Parteifreunde zuerst mit Erstaunen, dann mit Befremden, endlich mit Schrecken erfüllte. Er war nicht gesonnen, sich von den Konservativen ohne weiteres ins Schlepptau nehmen zu lassen. Er prüfte selbst, und wo er glaubte, das Interesse des Allgemeinwohls erkannt zu haben, da ging er mit ruhiger Sachlichkeit und Zähigkeit ans Werk, um das in der Gesetzgebung durchzuführen, was er für richtig hielt. Dabei wuchs er mehr und mehr in seine schwierige Stellung hinein.

Die vier Jahre seiner Kanzlerschaft bezeichnen wahrlich keine Periode des politischen Verfalls oder der Minderung des deutschen Ansehens, der deutschen Macht und des deutschen Wohlstandes. Selbst auf dem Gebiete der auswärtigen Politik hat ihm die gewiß aufmerksame Bismarck-Fronde keine haltbaren Vorwürfe machen können. Die Beschuldigung, daß er Zanzibar „geopfert“ habe, um Helgoland zu erlangen, ist nicht eher ernst zu nehmen, bis nachgewiesen ist, daß Deutschland in Zanzibar ernsthafte Ansprüche aufzugeben hatte. Andererseits hat die erfolgreiche Handelspolitik des Grafen Caprivi nicht wenig dazu beigetragen, Deutschlands Stellung zu seinen Nachbarn, insbesondere zu Rußland, auch politisch zu festigen.

Die Handelsverträge von 1892 und 1894, die Einführung der zweijährigen Dienstzeit und die Beseitigung des Sozialistengesetzes sind die drei bedeutsamen staatsmännischen Leistungen des „Generals“. Was er neben diesen Leistungen verhindert hat, entzieht sich zumeist der öffentlichen Besprechung. Bekannt ist jenes Wort, wonach der Kanzler Caprivi um deswillen entlassen sei, weil er „achtmal dem Kaiser den Gehorsam verweigert habe.“ Graf Caprivi war ein so treuer Diener seines kaiserlichen Herrn, daß er sich nie zur eigenen Deckung hinter den Thron, sondern stets zur Deckung des Throns vor diesen stellte. Wenn er den Wünschen der Krone entgegentrat, so geschah es gewiß nur deshalb, weil er überzeugt war, im wahren Interesse der Krone zu handeln. Der Reichskanzler ist der oberste Rathgeber des Kaisers, kein bloßes Instrument des kaiserlichen Willens. Graf Caprivi besaß zu viel staatsmännisches Pflichtgefühl, um dies Verhältniß zu verkennen. Was ihm abging, das war jene weltmännische Schlangenklugheit, die

höfischen und politischen Intriguen gewachsen ist. Er hat seine intriguanten Gegner erst recht kennen lernen, als es schon zu spät war; als seine Stellung bereits untergraben, die Gunst des Kaisers ihm schon entfremdet war.

Er hatte sich zu lange daran gewöhnt, den Maßstab seiner eigenen Gradheit und Ehrlichkeit an das ganze politische Leben zu legen. Insbesondere der fanatische Haß der Agrarier war ihm unverständlich. Er sah nicht, daß gerade seine Tugenden diesen Haß schürten. Hätte ein Liberaler, ein Civilist, ein Parteipolitiker die Agrarier durch das Joch der Handelsverträge geführt, so war das empfindlich, aber man hätte es leichter ertragen. Hier aber war es ein konservativer Mann, ein hoher Militär, ein in jeder Beziehung selbstloser Charakter, der den Agrariern diese politische Niederlage beibrachte. Jeder Unbefangene mußte sich sagen, daß keine politische Voreingenommenheit, keine unlautere Erwägung, kein Parteiinteresse, sondern einzig und allein die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit für das gemeine Wohl, die Haltung des Leiters der Regierung bestimmte. Der ganzen agrarischen Opposition wurde damit der Stempel der Gemeinschädlichkeit aufgedrückt. Daher die blinde Wuth gegen den Mann ohne Ar und Halm, die weit über den Zeitpunkt seines Sturzes hinausging.

Dieselben Leute, deren Haß den edlen Mann bis ins Privatleben verfolgte, obgleich, vielleicht auch weil er die Verleumdung nie eines Wortes der Erwiderung würdigte, gefielen sich gelegentlich darin, den Grafen Caprivi als einen ganz unterwerthigen Staatsmann zu behandeln. Jener intensive Haß ist ein vollgültiges Zeugniß vom Gegentheil. Unsere agrarischen Junker wußten wohl, warum sie ihn haßten. Er war — nachdem der eine große Fehler der Zedlitzschen Schulgesetzvorlage begangen war und er dafür die politische Verantwortlichkeit über Gebühr getragen hatte — mit jedem Jahre mehr der staatsmännische Repräsentant des deutschen Bürgerthums geworden. Daß nur ein kleiner Bruchtheil des liberalen deutschen Bürgerthums begriff, was gerade dieser konservative General als Reichskanzler für das Bürgerthum und den Liberalismus bedeutete, ist ein demüthigender Beweis für die geringe politische Begabung eben dieses Bürgerthums. Der fanatische Haß der preußischen Junker hätte eigentlich genügen sollen, um dem Bürgerthum zu zeigen, wessen Partei sie zu ergreifen hatte. Statt dessen hat selbst ein Theil der nationalliberalen Presse sich eifrig am Sturz des Mannes betheiligt, der wie dazu geschaffen schien, gerade dem gemäßigten Liberalismus zu neuem Einfluß zu verhelfen.

Es ist müßig, heute Spekulationen darüber anzustellen, wie die Dinge sich entwickelt hätten, wenn der gesammte Liberalismus rechtzeitig den Werth des Mannes erkannt und sich resolut hinter ihn gestellt hätte. Seine Laufbahn war beendet, sobald er als Kanzler entlassen war. Mit einer Würde, die keine Spur von Affektirtheit trug, trat er aus dem öffentlichen Leben. Er hat sich nie wieder dorthin gestellt, wo er hätte gesehen werden müssen. Denen, die ihm Unrecht gethan hatten, hat er das bittere Gefühl erspart, sich durch seine Gegenwart beschämt zu wissen. Er hat sich um keine Gunst bemüht. Der übelen Nachrede gegenüber hat er den Dante'schen Rath befolgt:

. . . Laß die Leute reden was sie mögen,
Sei wie ein fester Thurm, d'rauf nimmer wanken
Die Zinnen, wenn der Wind ihm saust entgegen.

Alles in Allem ein Charakter, wie er in dieser Zusammensetzung wohl nur in Deutschland vorkommt. Deutschland könnte stolz sein, wenn solche Charaktere auf seinem Boden häufiger erwüchsen.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

VI.

Vor Jahresfrist mußte man noch ernstlich befürchten, daß es zu einem harten Kampfe um die Erhaltung der Reichsbank in ihrer gegenwärtigen Form und um Abwehr der Verstaatlichung kommen würde. Nachdem die Regierung ihre Stellung in fester Weise eingenommen hat, zeigt es sich, daß sie geringe Mühe haben wird, sie zu vertheidigen. Die Regierung weiß wahrscheinlich nicht immer, wie stark sie ist, wenn sie sich thörichten und gefährlichen Anforderungen der Agrarier widersetzen will; sie hat zuweilen eine Nachgiebigkeit gezeigt, die anscheinend mit ihren besseren Ueberzeugungen in Widerspruch stand, weil sie ohne Grund befürchtete, einer Strömung gegenüberzustehen, gegen die ein Widerstand unmöglich sei.

Der Staatssekretär Graf Posadowsky, mit dessen Nachgiebigkeit gegen agrarische Wünsche wir oft Gelegenheit hatten sehr unzufrieden zu sein, — wir denken an das Börsengesetz und an die Zuckersteuer — hat kürzlich, als wieder einmal die Seeschlange der Kunstweine verhandelt wurde, in nüchterner und praktisch überzeugender Weise dargelegt, wie unmöglich es sei, den verschiedenen einander kreuzenden Bestrebungen, die in dieser Materie bestehen, gerecht zu werden. Er hat auch bei Vertheidigung der Bankvorlage, ohne die Frage theoretisch zu vertiefen, knapp und klar dargelegt, wie unmöglich es sei, die Grundlagen, auf denen unser Bankwesen beruht, zu erschüttern.

Der Erfolg seiner Rede war der, daß die Anhänger der Verstaatlichung sofort die Flinte in das Korn warfen. Sie beschränkten sich darauf, ein sogenanntes Zeugniß abzulegen, und scheinen auf ernsthafte Versuche, durch wesentliche Abänderungsvorschläge einen Erfolg herbeizuführen, verzichten zu wollen.

Freilich hatten sich die Aussichten auf Erfolg für sie, vielleicht unerwarteter Weise noch dadurch verschlechtert, daß die sozialdemokratische Partei auf eine theoretische Quertreiberei zu Gunsten der Verstaatlichungsidee verzichtete und einfach erklärte, sie wolle die Geschäfte der Agrarier nicht führen. Diese Rücksicht auf das praktisch Erreichbare steht in wohlthuendem Gegensatz zu der Art, wie ihre Gegner die Sache anfaßten.

Herr Gamp, der sich schon vor zehn Jahren als der Banktheoretiker der agrarischen Partei einführte, hat seine damals gehaltene Rede in allen wesentlichen Punkten wiederholt und so den überzeugenden Beweis geführt, daß er in diesen zehn Jahren nichts hinzu gelernt hat. In einem zwar nicht ausgesprochenen, aber innerlich vorhandenen Einklang mit Herrn Ahlwardt ging er von der Voraussetzung aus, daß die Reichsbank dazu geschaffen sei, jedem braven Mann, der Kredit zu haben wünscht, Kredit zu gewähren. Wird die Kreditgewähr eingeschränkt, weil die Voraussetzung alles Kredits, das Kapital zu mangeln beginnt, so ist es die Sache der Reichsbank, Kapital zu machen. Sie soll ihr Stammkapital erhöhen; sie soll ihre Notenausgabe erhöhen. Daß sie die Summe, um die sie ihr Stammkapital erhöht, nur aus dem am offenen Markte vorhandenen Kapitalstand entnehmen kann, daß die Banknotenemission dort aufhören muß, wo der Markt die Fähigkeit verliert, neue Umlaufsmittel anzunehmen, weil er sonst an Gold so viel abströmen läßt, als er an Papier aufnimmt, kommt für ihn nicht in Betracht.

Daß die eigentliche Aufgabe der Bank nicht die sein kann, jedes Kreditbedürfniß zu erfüllen, sondern daß ihr erster Beruf ist, eine Hochburg zu sein, von welcher aus man die wirthschaftlichen Strömungen erkennt, um Sturmwarnungen und Signale zu ertheilen, daß sie ihre Kreditgewährungen beschränken muß auf kurzfristige, sichere und

auf soliden geschäftlichen Grundlagen beruhende Ansprüche, sind Wahrheiten, die er nicht angenommen hat und nicht aufnehmen wird. Für ihn werden auch die auf der gründlichsten Sachkenntniß beruhenden Ausführungen des Abgeordneten Siemens vergeblich gesprochen sein. Die Ausführungen des Grafen Kanitz, nach denen theure Preise und billiges Geld das Glück eines Landes ausmachen, schlossen sich an die Darlegungen des Herrn Gamp auf das Würdigste an.

Der Eingang neuer Regierungsvorlagen ist inzwischen in Fluß gekommen. Es sind darunter wichtige und unentbehrliche Gegenstände; im Abgeordnetenhause die zur Einführung der Justizgesetze erforderlichen Maßregeln und ein Reliktengesetz für die Lehrer; im Reichstage ein Hypothekenbankgesetz und im Zusammenhang damit ein Gesetz „über die gemeinsamen Rechte der Inhaber von Schuldverschreibungen". Auch die lex Heinze ist wiedergekehrt; sie ist freilich nicht nothwendig, aber sie hat endlich eine Gestalt gewonnen, in welcher die Bedenken, die dagegen erhoben werden können, sehr herabgemindert sind.

Die Verordnung über die ärztlichen Ehrengerichte ist im Abgeordnetenhause sehr beifällig aufgenommen und wird angenommen werden, allenfalls unter starker Ermäßigung der hohen Geldstrafen, welche sie androht. Nur die freisinnige Partei hat sich durch den Mund der Herren Virchow, Langerhans und Rickert dagegen ausgesprochen. Man beruft sich darauf, daß die Aerzte dafür seien, denn die Aerztekammern haben sich günstig ausgesprochen. Die Aerztekammern geben aber nicht die Ansichten der Aerzte im Allgemeinen, sondern zumeist die Ansichten der zünftlerisch gesinnten Aerzte wieder. Die nicht zünftlerischen Aerzte halten sich von den Aerztekammern fern, wie die nicht zünftlerischen Handwerker sich von den Handwerkerkammern fern halten.

Es ist ein eigenes Ding um die Wahrung der ärztlichen Standesehre. Diejenigen Aerzte, welche den Ruhm in Anspruch nehmen, für ihre Standesinteressen einzutreten, vertheidigten einst den Kultusminister von Goßler, als er Herrn Schwenninger zum Professor gemacht hatte; dieselben Aerzte, die heute den Ruhm in Anspruch nehmen, für die Standesinteressen einzutreten, vertheidigen es heute, daß die Regierung die Aerzte in zwei Kasten zerlegt, die Brahminenkaste der berühmten Aerzte und die Sudrakaste der gewöhnlichen Aerzte, die keinen anderen Zweck verfolgen, als erkrankte Mitmenschen zu heilen und gleichgültig sind gegen den Rathstitel und gegen den Titel eines Kammerpräsidenten.

Ein Schwerinstag im Abgeordnetenhause wurde dazu benutzt, um Wünsche vorzulegen, welche darauf hinauslaufen, die Grund- und Hauseigenthümer von ihren Verpflichtungen zur Zahlung von Gemeindesteuern zu entlasten. Herr von Miquel mußte ihnen entgegentreten, wenigstens für die Gegenwart. Für die Zukunft ließ er Hoffnungen offen. Das Schwergewicht guter Gründe, mit dem Herr von Miquel die von ihm geschaffene Vertheilung zwischen Personalsteuern und Realsteuern begründet hatte, war zu groß, als daß er sie schnell hätte über Bord werfen können. Zeigt das Beispiel des Herrn von Posadowsky, wie leicht es für die Regierung ist, sich von übermäßigen agrarischen Ansprüchen loszusagen, so zeigt das Beispiel des Herrn von Miquel, wie unmöglich es der Regierung ist, den agrarischen Ansprüchen überall hin zu folgen. Schon bei den Pumpgenossenschaften hatte er diese Erfahrung gemacht, und sie wiederholt sich jetzt. Die Zeit, wo der agrarische Krug, der immer von neuem zu Wasser geht, brechen muß, kann nicht ausbleiben, aber sie kommt spät, sehr spät, vielleicht zu spät.

Proteus.

Die Aufgaben des englischen Liberalismus.

Wir entrüsten uns häufig, wie es scheint nicht ohne Grund, über die politische Heuchelei des englischen Volkes. Wir hören es in friedfertigen Reden die Gerechtigkeit feiern und in scheinbar ehrlicher Empörung jede Eroberungspolitik verdammen. Ehe indeß unsere sittliche Freude noch verraucht ist, bringt der Telegraph Kunde, daß ein neuer fruchtbarer Erdenwinkel vom „unersättlichen" Briten annektirt worden ist. Besteht irgendwo anders ein solcher Gegensatz zwischen Thaten und Worten?

Trotzdem ist der Vorwurf der Heuchelei unbegründet. Die Leute, die von Frieden und Gerechtigkeit sprechen und jede Gewalt verurtheilen, meinen es ehrlich, und die Leute, die fortwährend annektiren, machen selten einen Hehl aus ihren Absichten. Man muß sich nur hüten, sie miteinander zu verwechseln. Die einen sind die Nachkommen der Lollarden, die im 14. Jahrhundert den Weltfrieden verkündeten, die anderen stammen geistig von den normännischen Baronen ab, die mit Wilhelm dem Eroberer England überschwemmten. Der englische Staat hat bis zur Mitte unseres Jahrhunderts ganz im Dienste der letzteren gestanden, dann haben die „Gerechten" revoltirt und im großen ganzen während des letzten Drittels des Jahrhunderts regiert. Gar zu deutlich darf man sich natürlich diese Scheidung nicht ausmalen. Die Anhänger moralischer Gerechtigkeit in der Politik sind nicht abgemagerte Asketen, sondern common sense Arbeiter und Fabrikanten, und die einer Abenteurer-Politik geneigten „Barone" sind keine spanischen Conquistadores. Lord Palmerston, nicht Pizarro, war der Typus der letzteren, Gladstone und Bright, nicht aber Savonarola, die Führer der „Gerechten", die fast alle ohne Ausnahme im Lager der liberalen Partei standen.

Die politischen Ideen — nicht zu verwechseln mit ihren Grundstimmungen — die sie dort verfochten, waren im großen Ganzen die Anschauungen Richard Cobdens. Die Krise, die die liberale Partei befallen hat und der bereits zwei Parteiführer zum Opfer gefallen sind, dreht sich im wesentlichen um die Frage, ob diese Ideen weiterhin als Leitstern der englischen Politik dienen sollen.

Cobdens Politik beruhte nicht auf Naturrechten und Abstraktionen, sondern auf den Thatsachen des damaligen englischen Wirthschaftslebens. Englands Bevölkerung war stark im Anwachsen begriffen und konnte nur durch Waarenexport dem Mutterlande erhalten werden. Ein derartiger Export war aber nur bei freiem Import von Rohstoffen und Nahrungsmitteln möglich, wie sie die Anti-corn Law League nach heftigem Kampfe erzwang. Eine Exportpolitik konnte nur dauernd erfolgreich sein, wenn alle Hindernisse der Produktion fielen und wenn die konkurrirenden Länder nicht zu große Vortheile durch leichtere Besteuerung genossen. England hatte im Jahre 1836 bei einem Ausgaben-Budget von 44 000 000 Lstr. eine Zinslast von 28 000 000 Lstr. zu tragen, die hauptsächlich durch Steuern auf die Produktion beschafft wurden. Amerika, der für die Zukunft gefährlichste Konkurrent, war leicht besteuert, ohne wesentliche Schuldlast, ohne Ausgabe für Heer und Flotte und vor allem ohne kostspielige äußere Politik.

England hatte eine äußere Politik, geleitet durch den Wunsch, in allen europäischen Veränderungen ein Wörtchen mitreden zu wollen, auch wenn wirkliche englische Interessen nicht auf dem Spiele standen. Es ist, wie mir einmal ein bekannter radikal-liberaler Politiker sagte, Tradition Englands gewesen, kleine Staaten gegen große zu stützen, um die Bildung übermächtiger Reiche zu verhindern. Erfolge hat diese Politik nicht aufzuweisen, nur hat sie Europa mit solchem Verdacht gegen England erfüllt, daß heute kein Vulkan im malayischen Archipel speien kann, ohne daß dieser Ausbruch von der öffentlichen Meinung irgend eines Landes auf englische Machinationen zurückgeführt wird. Der Hauptvertreter der Politik der Einmischung war Lord Palmerston, dem gegenüber der Vorwurf, er suche durch dauernde Be-

schäftigung mit auswärtigen Fragen, innere Reform hintanzuhalten, nicht unberechtigt gewesen zu sein scheint.

Cobden sah klarer als irgend ein anderer englischer Staatsmann, daß England auf dem europäischen Kontinent keine Interessen hatte, die bedeutsam genug waren, um ein Aufbieten aller Macht zu rechtfertigen. Die Palmerston und Disraeli erkannten das gleichfalls; sie drohten und deklamirten und hofften durch Einschüchterung einiges zu verhindern, was zu bewaffnetem Einschreiten nicht wichtig genug schien. Eine Ausnahme hiervon bildet nur der Krimkrieg, wo die englische Friedenspartei, erbittert durch Rußlands Einfall in Ungarn und durch die blutige Unterdrückung polnischer Aufstände, sich zum größten Theile auf die Seite der Kriegsfanatiker stellte. Der Krimkrieg kann heute als nutzlose, ergebnißlose Unternehmung bezeichnet werden. Von all' den blutig erkauften Erfolgen ist nichts geblieben, als Tennysons „Charge of the Light Brigade".

England, meinte Cobden, solle sich um seine eigene Angelegenheiten kümmern und seine wirthschaftlichen und finanziellen Hilfskräfte durch Sparsamkeit und Reform entwickeln. „Friede, Sparsamkeit und Reform" ist seitdem der Wahlspruch der liberalen Partei geblieben.

Die Politik der „Non intervention", die wesentlich darin bestand, daß England sich nur in solche Fragen mischen dürfe, die englische Interessen direkt berühren, empfahl sich Cobden und seiner Schule einmal, weil England wirklich auf eine europäische Politik verzichten konnte, dann aber auch, weil damals der englische Staat nicht identisch mit dem englischen Volke war. Im Kampfe um die Kornzölle handelte es sich nicht nur darum, Absatz und billigere Produktionskosten zu erringen, sondern um die politische Ueberwindung des englischen Junkerthums. Wohl hatte Adam Smith und vor allem Ricardo's Analyse der Grundrente den ökonomischen Unterbau der englischen Feudalität wesentlich erschüttert, wohl hatte Jeremy Bentham die demokratische Formel für den großen Emancipationskampf gefunden, wohl hatte die Reform Bill und die Umgestaltung der städtischen Gemeinden von 1835 das Monopol der Grundbesitzer am Staate nieder zu reißen begonnen. Der Grund und Boden aber lag noch in ihren Händen, aus denen er auch heute noch nicht befreit ist; die ländliche Lokalverwaltung war ihr eigen, die Beamtenstellen in Heer, Flotte, Verwaltung des Innern und Kolonialverwaltung standen zu ihrer Verfügung. Mittelklasse und Arbeiter zahlten Steuern, die Aristokratie verwirthschaftete sie in schlecht ausgeübten Beamtenfunktionen. John Bright beschrieb einmal die Ideen der Aristokratie über diese Dinge in dem folgenden Knittelvers aus den Bigelow Papers:

„It is something like a fulfilling the prophecies
When all the first families have all the best offices."

Jeder Ausdehnung der Staatsfunktion, gleichbedeutend mit einer Ausdehnung der verfügbaren Sinekuren mußten naturgemäß die Klassen, die nicht an der Staatgewalt Theil hatten, aufs Aeußerste widerstreben. Zudem war der Staat, der mit solchen Beamten arbeitete, wenig geeignet oder geneigt zur erfolgreichen Uebernahme neuer Funktionen.

Die Beamten, oft die jüngeren Söhne der grundbesitzenden Familien, waren häufig durch Patronage zu „Amt und Würde" gekommen. Sie hatten, ihrer ganzen Lebensauffassung nach, nicht das Bedürfniß rastloser Geschäftigkeit, dem nur genügt werden kann, wenn man in alle Angelegenheiten seiner Mitbürger hineinzureden hat, und das weniger durch Erfolge als durch das Bewußtsein „ut aliquid fecisse videatur" befriedigt wird. Sie waren weit eher geneigt, ihre einmischende Thätigkeit auf jene kurzen Arbeitspausen zu beschränken, die ihnen der Rennplatz, die Jagd und Besuche in Landhäusern frei ließen. Wenn das Parlament, das ja auch damals noch zum größten Theil in den Händen der Gentry lag, für Ausdehnung der Staatsgewalt eintrat, z. B. in der Frage der Fabrik-Inspektion, so handelte es sich bei der Majorität des Unterhauses nicht um Philanthropie, ethische Staatsauffassung oder Zweckmäßigkeit, sondern einfach um einen Nachealt der Junker gegen die Fabrikanten. Es gehört ziemlich viel Begeisterungsfähigkeit dazu, um sich für die Staatseinmischung eines Klassenstaats zu erwärmen.

Trotz dem Monopol der Grundbesitzer am Staate, war die Verwaltung in England nicht schlecht. Sie ließ einen jeden seinen eigenen Angelegenheiten nachgehen und war nicht drückend, wenn auch vielleicht nachlässig. In Indien, wo der Verwaltungsbereich in Folge mangelnden Individualismus ein weit größerer war, lagen die Dinge anders. Der Ausbeutung, die zur Zeit der Clive und Warren Hastings üblich gewesen war, hatte man gesteuert. Aber das Gefühl unterworfene Völker zu beherrschen, erzeugte in den englischen Beamten eine verachtungsvolle Brutalität, die sich auch mit der Rückkehr in die Heimath nicht verlor. Das war zweifellos eine Gefahr für den Nationalcharakter. Anders als durch Beamte ließ sich ein politisch unentwickeltes Land nicht regieren. Dasselbe nicht durch Beamtenwirthschaft auszubeuten und die Rückwirkung einer despotischen Verwaltung auf freie Institutionen zu verhindern, war eine Aufgabe von unendlicher Schwierigkeit. Auf die Dauer meinte man, ließe sich solche Herrschaft überhaupt nicht aufrechterhalten, man hätte nur die heimische Verfassung gefährdet, und die heimischen Hilfskräfte überspannt, um schließlich doch die Kolonieen zu verlieren. Denn daß Kolonieen nicht haltbar seien, sobald sie eine gewisse Entwicklungsstufe überschritten haben, war eine Ueberzeugung, die sich seit der amerikanischen Rebellion allen denkenden englischen Staatsmännern eingeprägt hatte. Wenn die Kolonieen Nutzen gaben — abgesehen vom Handel, der ja auch bei Selbstständigmachung fortdauert — dann bestand er eben darin, daß die herrschende Klasse die Verwaltungsstellen mit ihren Angehörigen besetzten.

Somit konnte es sich für Cobden nur um zweierlei handeln. In der äußeren Politik dürfen nur wirkliche englische Interessen vertreten werden, ohne daß man sich in kleinlicher Eifersucht um fremder Völker Angelegenheiten kümmert. Im Uebrigen besteht die Aufgabe in der Niederreißung des Monopols der Grundbesitzer an Staat und Wirthschaft und in der Schaffung einer Regierung, die die wahren Interessen des Volkes vertritt. Es handelte sich um den Kampf gegen den Monopolstaat.

In diesem Kampfe fand Cobden seine kräftigste Unterstützung in der breiten Schicht der Mittelklasse, die, der Staatskirche feindlich gegenüberstehend, als Dissidenten oder Nonconformisten seit den Tagen Wicliffes und der Lollarden, vor Allem aber während des Bürgerkrieges, für Freiheit gegen Gewalt eingetreten waren.

Die Baptisten, die Congregationalisten (früher Independenten) u. s. w. haßten den Staat und den Staatsbegriff, denn der Staat als Aufrechterhalter der Staatskirche hatte sie zwingen wollen, falsche Lehren zu glauben und hatte so ihre Seele gefährdet. Der Staat mit seiner starren Tradition hatte sich erlaubt, altersgraue Mißbräuche an Stelle des lebendigen Erkennens zu setzen. Der Staat, der aus einer Menge Individuen bestand, von denen die Mehrzahl die Wahrheit nicht wußte, der nicht fühlen, nicht denken konnte und kein Bewußtsein besaß, hatte versucht das Licht zu ersticken, das Gott im Bewußtsein des Auserwählten hatte entbrennen lassen und wollte 39 gedruckte Artikel an Stelle des Gewissens setzen! Die Verantwortung für die Seele, die die Staatskirche als Nachfolgerin der römischen Kirche dem Individuum abzunehmen gewillt war, wiesen die Nonconformisten zurück. Sie waren bereit, ein Jeder für seine Person, die Verantwortung für dieses höchste Gut selbst zu übernehmen und sahen im Staate nur eine Institution, mit der man Gewissensnothzucht verüben konnte.

Das waren die Väter des englischen Individualismus.

Während die Begründer des kontinentalen Individualismus in Versailles und Potsdam Aufklärung redeten, zerbrachen die Puritaner den Stuart-Staat bei Naseby und Marston Moor. Seitdem haßten sie den Staat als solchen weil er Gewalt bedeutete. So kam es, daß in England das Individuum auf dem eine individualistische Staatsordnung beruhen konnte, längst fertig war, als der Zu-

sammenbruch der alten Ordnung dem Kontinent dessen Nothwendigkeit darthat.

Nach der glorreichen Revolution wurde die Freiheit des Gewissens fürderhin nicht mehr gefährdet. Einen Antheil am Staate aber hatten die Dissenters nicht. Der Test-Act schloß sie als Dissenters von allen Stellen in Civilverwaltung, Heer, Flotte und Städteverwaltung aus. Sie konnten nicht in den großen Handelskompagniesitzen und wenn welche von ihnen das Wahlrecht zum Parlament besaßen, so gehörten nur die wenigsten jenen Klassen an, die vor und nach der Reform-Bill von 1832 die Macht in Händen hielten. Viele Nonconformists wandten sich in den aufblühenden Städten dem Wirthschaftsleben zu, wo der Erfolg ihnen zur Seite blieb. Sie waren gewohnt ohne Rücksicht auf Tradition die Probleme des Lebens zu behandeln und fanden im Zeitalter der beginnenden industriellen Revolution unerwartete Möglichkeiten zur Bethätigung dieser Auffassung. Sie wußten, daß Gottes Segen mit ihnen war und brauchten nicht Staatshilfe in irdischen Angelegenheiten, so wenig sie der Staatskirche in himmlischen bedurften.

Ausgeschlossen vom Staate und erfolgreich gegen seine Zwangsmittel haben sie jenen harten, ökonomischen Individualismus in England gebildet, der zur Grundlage der englischen Demokratie geworden ist.

Wie sie Freiheit fürs Individuum forderten, so verlangten sie Selbstbestimmung für die Völker. Unterdrückung jeglicher Art, Eroberungs- und Kolonialpolitik verurtheilten sie. Auch die Beherrschung Indiens durch England mißbilligten sie. Sie hatten mit der amerikanischen Unabhängigkeitsbewegung sympathisirt und sollten später, als in Parnell ein genialer Politiker erstand, dazu vermocht werden, Englands Herrschaft in Irland zu verurtheilen und eine freiwillige Aufgabe derselben zu verlangen. Sie waren der Kern der Masse, die sich langsam um Cobden und Bright zusammenschloß und schließlich in den verschiedenen Ministerien Gladstone die volle Herrschaft in England errang.

Das 19. Jahrhundert war — verglichen mit früheren Jahrhunderten — für England ein Jahrhundert des äußeren Friedens und im Schutze des Friedens ist es geglückt, den alten englischen Monopolstaat zu brechen.

Der Wahlreform von 1832 folgten die Wahlreformen von 1867 und 1884, die dem Arbeiter Stimme im Staate gaben; die ländliche Verwaltung wurde durch die Akte von 1887, 1894 und 1898 den Händen der Landoligarchie entrissen: die indische Verwaltung seit 1853 und die heimische Verwaltung seit 1855 wurde den Angehörigen aller Klassen geöffnet, indem an Stelle der Patronage allen zugängliche Prüfungen traten. Ein Aehnliches wurde 1871 für die Offizierstellen in der Armee bestimmt. Die Monopole des Wirthschaftslebens sind gefallen, während die Finanzwirthschaft auf die gesunde Grundlage gestellt wurde, daß die, die den Einfluß im Staate haben, auch die Hauplast der staatlichen Ausgaben tragen müssen. Die eigentlich nonconformistischen Beschwerden, wie der Anschluß von den Universitäten, wie der Zwang zur Zahlung von Kirchensteuern waren 1871—1882, resp. 1868 beseitigt worden.

Vor allem aber fand die Emanzipation des industriellen Arbeiters statt, und nicht nur indem derselbe der allgemeinen staatlichen Einrichtungen theilhaftig wurde. Vielmehr wurde ihm auch durch volle Koalitionsfreiheit und durch entsprechende positive Gesetzesvorschrift die Möglichkeit zur Bildung von Gewerkvereinen und Arbeiterverbindungen gegeben, ohne welche die Arbeiter weder die wirthschaftlichen, noch die politischen Errungenschaften der modernen Gesellschaft zu theilen vermögen.

So gibt es mit Ausnahme des durch jahrhundertelange Mißwirthschaft erbitterten Irland keine abseits des Staates stehenden Elemente in England mehr. So oft die irische Home-Rule-Frage vor den englischen Wählern war, haben viele ehemalige Radikale das Gefühl der nunmehrigen Staatszugehörigkeit durch Ablehnung der entsprechenden Bills zu bethätigen gesucht.

Allerdings, die volle Niederlegung des Monopolstaats ist nicht erreicht worden: Nur in Irland ist die Staatskirche aufgehoben worden, nicht aber in England und Wales. Durch keine Versöhnungsmaßregel ist es bis jetzt gelungen, Irland von seiner feindlichen Haltung zu bekehren. Das House of Lords hat noch die Macht, jede Reform zu verhindern und ist naturgemäß das fast ausschließliche Eigen der konservativen Klasse. Es ist, außer in Irland, nicht gelungen, das englische Bodenrecht zu einem freien zu gestalten, aber nur deshalb nicht, weil das heutige industrielle England so voll industrieller Probleme ist, daß der Ruf nach freiem Lande schwächer und schwächer geworden ist. Es gibt hunderte und aber hunderte von Mißständen zu beseitigen, aber man kann es getrost als Ergebniß des 19. Jahrhunderts bezeichnen, daß Volk und Staat wirklich identisch geworden sind, und daß die, die staatsfeind und staatsfremd abseits stehen, wesentlich gefühlsmäßigen, nicht aber rechtlichen Grund dazu haben.

Daraus folgt, daß die Aufgabe der liberalen Partei, die ja den Ansturm gegen den Monopolstaat geführt hat, theilweise erfüllt ist. Die Ausgeschlossenen haben Antheil am Staate gewonnen. Ist damit das Gefühl der Staatsangehörigkeit in ihnen voll erwacht? Das Bewußtsein nationaler Zugehörigkeit hat der Engländer aller Klassen zu allen Zeiten besessen, es kann sich nur um die Identität mit Regierung und Regierungseinrichtungen handeln. Die Erinnerung an Verfolgung, Benachtheiligung, Ausschließung ist bei weitem zäher als ehemalige Unterdrücker zu glauben geneigt sind. Noch immer entzündet der Ruf „Monopol" einen flammenden Haß, noch immer kann man von frommen Nonconformisten mit dem Ausbruch des religiösen Fanatismus die Worte vernehmen: „Alle Welt ist wider mich gewesen, darum bin ich gegen alle Welt." Noch immer ist ein gewisses Mißtrauen gegen Staat und Staatsgewalt geblieben.

Der intelligente Arbeiter aber hat bereits erkannt, daß der Klassenstaat vor dem Majoritätsstaat verschwunden ist und daß dieser neue Staat mit einem geschulten Beamtenapparat ihm viele Dienste leisten kann, die der Monopolstaat nie hätte vollbringen können. Daher kann man heute auf Schritt und Tritt Spuren der vergrößerten Staatsthätigkeit wahrnehmen, ja sogar Vorschläge hören, die ein gewisses sozialistisches Gepräge tragen. Daß damit das hartköpfige englische Individuum wirklich Gefahr liefe, kann Niemand glauben, der die theoretische Harmlosigkeit der meisten englischen Sozialisten kennt. Des Weiteren hat sich aber auch die Ueberzeugung verbreitet, daß die Probleme der englischen Weltpolitik nicht mehr Fragen einer herrschenden Klasse, sondern wirklich nationale Fragen sind. Wenn früher die Ost-India-Compagnie Waaren exportirte, so hatten ihre Aktienbesitzer und ihre Beamten Vortheil davon. Wenn heute 28 000 000 Lstrl. nach Ostindien gehen, so haben nicht nur die Unternehmer, sondern die Weber von Lancashire Dank ihrer vorzüglichen Organisation vollen Theil daran.

Die Kolonisationsidee des Monopolstaates beruhte zum guten Theil auf der Vorstellung der Eroberung und den phantastischen Träumen eines großen Weltreiches. Die Aristokratie, die zur Herrschaft im Reiche berufen war, der Kaufmann, der Hand in Hand mit ihr ging, mochten solche Politik treiben, die Mittelklasse und die Arbeiter widersetzten sich, denn koloniale Eroberung bedeutete Unterdrückung des Volkswillens. Das allmähliche Verwachsen dieser Klassen mit dem alten englischen Staate hat das Gefühl der Pflicht und Gerechtigkeit den beherrschenden Ländern gegenüber wesentlich gehoben. Gleichzeitig ist die Erkenntniß gewachsen, daß es Völker, selbst solche mit alter Kultur, gibt, die ein nationales Gefühl nicht kennen und politisch so indolent und unfähig sind, daß die Regierung des Fremden die einzige Regierung ist, die sie haben können und die einzige Grundlage für Ordnung und gesicherte Absatzverhältnisse.

Die Bevölkerung des vereinigten Königreichs ist von 1885—1898 um fast 5 Mill. gewachsen. Der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle betrug 1897 über 400 000. Auswanderung oder Ausdehnung der Märkte ist die einzige Möglichkeit zur Erhaltung dieser Bevölkerung. Die Mehrzahl der britischen Auswanderer wendet sich auch heute den

Vereinigten Staaten zu. In dem Maße aber, in welchem die Vereinigten Staaten eine „zielbewußte nationale Expansionspolitik" treiben werden, werden sie aufhören, Sammelstelle der Europamüden zu sein.

Die anderen europäischen Großstaaten stehen theilweise denselben Problemen gegenüber und sind nicht geneigt, sie auf der Basis des Freihandels zu lösen. Ein freies indisches Reich könnte dem englischen Handel dieselben Chancen bieten, wie dem Handel anderer Völker. Ein solches ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Ein russisches Indien würde Englands Produktion versperrt werden.

Solange die europäischen Staaten Politik nur in Europa trieben, war es die Aufgabe Englands, wie Cobden richtig sah, sich von ihren Händeln fern zu halten. Das Centrum der europäischen Politik scheint indeß heute manchmal an den Gestaden des Stillen Oceans zu liegen. England konnte damals schwach sein und schwach erscheinen. Heute, da alle Nationen und selbst die Vereinigten Staaten beginnen, Stücke aus der Weltkugel heraus zu schneiden, muß England eine kraftvolle äußere Politik verfolgen, da seine überseeischen Interessen mit den überseeischen Interessen anderer Völker zusammenstoßen.

Eine solche Politik ist ohne allzuviel Abenteuerlichkeit möglich, denn das Schwergewicht der englischen Interessen liegt nicht in den bureaukratisch verwalteten, durch Eroberung gewonnenen Besitzungen, die mit Ausnahme von Indien u. s. w. mehr die Mitgift künftiger Generationen sind, als die Nahrung der Gegenwart, sondern in jenen freien Kolonieen, wo ein neues England zu erwachen beginnt.

Dieselben Kräfte, die den englischen Monopolstaat niedergebrochen haben, haben die Anhänglichkeit dieser Kolonieen ans Mutterland bewirkt. Die Ansiedler, die Kanada und Australia bevölkern, haben die alte Heimath nicht mit haßerfüllten Herzen verlassen, weil man ihnen Rechte versagte und sie als Staatsbürger zweiter Klasse behandelte. Ihnen ist die Niederlassung in fremden Ländern nicht Befreiung von einem unerträglichen Joche, sondern nur geographische Verschiebung ihrer ökonomischen Unterlage. Sie haben im Mutterlande Theil am Staat genommen und bilden dieselben Staatsformen, die sie dort gekannt, in der neuen Heimath aus, seit unter dem Einfluß der individualistisch-nonconformistischen Auffassung, die Whigregierung des Jahres 1838, den Typus einer freien Kolonialverfassung in Kanada schuf. Die Pilgrimväter, die, objeits des Staates stehend, England verließen, legten die Grundlage eines neuen Staatswesens, das vom tyrannisirenden Mutterlande bei der ersten Gelegenheit abfallen mußte. Die Gründung der neuen Kolonieen beruht nicht auf gewaltsamer Abstoßung, die Verbindung mit dem Mutterlande nicht auf gewaltsamem Festhalten. Sie ruhen auf der Freiheit der Individuen, auf der vollen Entwickelung ihrer staatsbauenden Eigenschaften, auf dem Selbstbestimmungsrecht der neuen politischen Gemeinschaft.

Die liberale Partei, deren Kern auch heute die Nonconformists bilden, hat das alte Kolonialreich bekämpft, weil es Klasseninteressen diente und auf Gewalt begründet schien, weil überdies die Märkte der civilisirten Nationen für jede Entwickelung der Produktion ausreichend schienen. Führer wie Lord Rosebery oder Sir Charles Dilke haben längst erkannt, daß diese Auffassung nicht mehr zutrifft. Es wird sich darum handeln, ob die Partei als solche sich von ererbtem Mißtrauen gegen den Staat befreien kann und die veränderte Sachlage klar begreifen wird.

Dem Worte Imperialismus klebt allzuweil unverantwortliche Unthat und Brutalität an, als daß es dem religiösen Gefühle leicht annehmbar erscheinen möchte. Der gleißende Schimmer eines äußerlich prunkvollen auf Sünde erbauten Weltreiches, der daran glitzert, muß denen hassenswerth erscheinen, die ein Reich Gottes aus England machen wollten. Dem Begriff der Größe scheint der Begriff des Unrechtes anzuhaften. Ist dem wirklich so?

Das England zu Beginn des 19. Jahrhunderts, ehe die Verkehrsrevolution angebrochen war, war verhältnißmäßig ebenso groß, als das Weltreich zu Ende dieser Periode, dessen werthvollsten Theile auf weit gerechterer sozialer Grundlage ruhn, als das alte kleine England. Nicht die Erben der Kavaliere, die Nachkommen der Rundköpfe haben das neue Reich gebaut. Wie aus der indischen Despoten-Verwaltung des vorigen Jahrhunderts einst eine Welle des Absolutismus nach England zurückzuschlagen drohte, so wird ein mächtiger Strom demokratischen Empfindens von Australien aus dem Mutterlande zufließen. Vielleicht daß ein kleineres England, welches ohne äußere Politik, ähnlich den nordischen Königreichen hinlebte, ein glücklicheres England wäre. Ein England, dessen Bevölkerung dauernd anwächst, kann sich nicht zu solch friedvoller Selbstbescheidung verstehn.

Sollte die liberale Partei Englands in dem Gefühle „Ich habe kein Theil daran" verkennen, daß es sich heute um nationale Zukunftsfragen, nicht um Klassenfragen handelt, dann würde sie zur Bedeutungslosigkeit des kontinentalen Liberalismus herabsinken. Der Arbeiter, der Unternehmer, der Kaufmann, denen sie Antheil am Staate gegeben, würde, wie das ja zum Theil in der Sezession des Jahres 1886 begonnen hat, zu den Tories übergehen und alle innere Reform würde bald abgebrochen werden.

Das steht nicht zu erwarten. Ueber kurz oder lang wird dem toryistischen Imperialismus ein liberaler gegenüberstehen, der neben dem Gedanken nationaler Erhaltung und nationalen Wachsthums die Idee einer moralischen Politik und einer internationalen Gerechtigkeit nicht ganz versinken lassen wird. Die Welt ist zu arm an neuen sittlichen Vorstellungen, als daß sie das noch unerschöpfte Erbe der Vergangenheit leichthin aufgeben könnte.

München. M. J. Bonn.

Landwirthschaft und Viehsperre in Schleswig-Holstein.

I.*)

In der Provinz Schleswig-Holstein haben Landwirthschaft und Viehzucht, entsprechend den klimatischen und Bodenverhältnissen des Landes eigenthümliche, von der der meisten übrigen deutschen Landestheile ziemlich abweichende Gestaltung und Richtung angenommen. An relativer Stärke im Vergleich zur Bevölkerung übertrifft noch jetzt hier die Viehhaltung diejenigen aller anderen deutschen Gebiete. Nur im Süden durch einen schmalen Grenzstreifen mit dem übrigen Reichslande zusammenhängend, sonst an das Ausland und zwei Meere grenzend, ist diese Landschaft von jeher auf regen Verkehr mit dem Auslande auch in Betreff der landwirthschaftlichen Erzeugnisse angewiesen gewesen. Da nun auch hier dem von Alters her bestandenen Verkehr über die Grenzen hinaus neuerdings große Beschränkung auferlegt ist, so dürfte es wohl angezeigt sein, kurz darzuthun, wie die auf möglichste Fernhaltung der fremden Erzeugnisse der Viehzucht berechneten Maßnahmen sich hier gestaltet und wie sie gewirkt haben.

Das starke Vorwiegen der Viehhaltung in der schleswig-holstein'schen Landwirthschaft beruht zunächst und vor Allem auf der natürlichen Graswüchsigkeit des Bodens, welche durch das feuchte, von den Extremen der Kälte und Wärme sich fernhaltende Küstenklima bedingt ist. Daher sind hier im Landwirthschaftsbetriebe von jeher Feldgraswirthschaftssysteme üblich gewesen, welche dasselbe Stück Land bald zum Körnerbau, bald zur Grasgewinnung abwechselnd benützen. Die im Binnenlande so weit verbreitete Dreifelderwirthschaft hat hier nur ganz vereinzelt Eingang gefunden. — Die Leibeigenschaft und die Großgüterwirthschaft blieben auch Schleswig-Holstein nicht erspart, ja bis zum Anfange des

*) Vergleiche Nation 1897/98 Nr. 51 und 52, sowie 1898/99 Nr. 1, 4 und 5.

18. Jahrhunderts finden sich hier noch Regungen von Bauerndörfern und Verdrängung derselben durch Großgüter. Doch blieben die besonders fruchtbaren Marschen, ebenso wie der weniger günstige Mittelrücken meist davon verschont. Vorzugsweise auf dem besten Bodenstand der Ostseite des Landes entstanden diese Feudalschöpfungen, wurden dann aber hier in einer Einseitigkeit und kulturfeindlichen Schärfe ausgebildet, wie sonst kaum irgendwo. Wurde doch auf den Herrengütern meist gar kein Arbeitsvieh gehalten; alle landwirthschaftlichen Arbeiten mußten von den zu Hand- und Spanndiensten verpflichteten Leibeigenen und Gutsangehörigen verrichtet werden. Unter diesem alle natürlichen Kräfte aussaugendem System kam dann allmählich die Wirthschaft so herunter, daß auch auf sehr gutem Boden bisweilen nur das dritte, höchstens das fünfte Korn (d. h. das drei- bis fünffache der Aussaat) geerntet wurde. Das Nutzvieh war allmählich zu jämmerlichsten Beschaffenheit herabgebracht und die leibeigene Bevölkerung selbst in tiefstes Elend versunken. Vortheilsfreie Gutsherren kamen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts schon von selbst zu der Ueberzeugung, daß es so nicht weiter gehen könne. Freiwillig parzellirten sie daher einen Theil ihrer Gutsländereien, den sie ihren Gutsangehörigen unter billigen Bedingungen zum eigenen Betriebe überließen.

Das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts, in welchem sich diese Vorgänge zutrugen, war für Dänemark und die mit ihm vereinten deutschen Länder ein Abschnitt, in welchem die wichtigsten Reformen auf dem Gebiete der Agrarpolitik zur Ausführung kamen. Dahin gehörte: die Veräußerung und Parzellirung der Domänen, die binnen kurzer Zeit im ganzen Gebiete ausgeführte Zusammenlegung der Grundstücke, die Aufhebung der Weidegemeinschaften, die Beseitigung wenigstens der gemeinschädlichsten Feudallasten, denen sich endlich die im Jahre 1804 erfolgte allgemeine gesetzliche Aufhebung der Leibeigenschaft anschloß.

In vielen Theilen Schleswig-Holsteins hatte sich von Alters her ein freier und kräftiger Bauernstand erhalten, durch jene Reformmaßregeln war in den übrigen die Möglichkeit zur Bildung eines solchen gegeben. Auch die jetzt auf eigene Füße gestellte Wirthschaft der Großgüter fand sich schnell in die neuen Verhältnisse und machte bald die überraschendsten Fortschritte in ihrem Betriebe. Das bis in die Urzeiten zurückreichende, auf den natürlichen Verhältnissen beruhende sog. Holsteinische Koppelwirthschaftssystem konnte nun zur vollendeten Ausführung gelangen. Für die schleswig-holsteinische Landwirthschaft überhaupt blieb es aber charakteristisch, daß in ihr die Viehhaltung und Viehnutzung eine so hervorragende Rolle spielte, sowie daß es, dank der Gunst der klimatischen und Bodenverhältnisse, gelang, die Beibehaltung des Weideganges des Viehes mit einer intensiven Bodennutzung zu verbinden. Je nach den Bodenverhältnissen wurden dabei verschiedene Ziele in das Auge gefaßt. Auf den fruchtbarsten Geestländereien wurde die auf Butter- und Käsebereitung gerichtete Milchwirthschaft neben starkem Körnerbau die Hauptsache, während in den schweren Marschdistrikten die Fettgrasung vorwiegend oder auch ausschließlich zur Geltung kam, und auf den leichten Bodenarten endlich die Jungviehzucht eine Hauptrolle spielte.

Zum Aufschwung der schleswig-holsteinischen Landwirthschaft trug sehr wesentlich der Umstand bei, daß die Landwirthe zwar an dem bewährten Alten festhielten, aber neu auftauchende Betriebsverbesserungen alsbald vorurtheilsfrei prüften und, wenn sie sich bewährten, mit Energie einführten. Das geschah z. B. im Anfang des Jahrhunderts mit dem Mergeln, dessen allgemeiner Anwendung gleichzeitige Schriftsteller vorzugsweise das Aufblühen der Landwirthschaft insbesondere der Viehzucht zuschreiben wollten. Ebenso in der Mitte dieses Jahrhunderts mit der Drainage, welche kaum in einem anderen deutschen Lande so früh und so systematisch und vollständig durchgeführt sein dürfte, als in Schleswig-Holstein. Ebenso verhält es sich mit dem Genossenschaftswesen, Sparkassen, Versicherungs-Anstalten u. s. w.

Die Viehzucht fing schon bald an, ihre Erzeugnisse nach dem Auslande zu senden. Schon im Jahre 1830 wurden 30 000 Stück erwachsenes Rindvieh und 5000 Stück Kälber in das Ausland gesandt. Pferde wurden von Alters her ausgeführt, selbst nach England hin, Rindvieh und Schweine besonders nach Hamburg. Die Ausfuhr der Butter nach England, welche später von so großer Bedeutung wurde, begann etwa 1820 und betrug schon 1824 die Ausfuhr dorthin über $2\frac{1}{4}$ Mill. Pfund. Da die einheimische Butter trotz mancher Vorzüge doch wegen Mangel an Haltbarkeit für die Ausfuhr nach den Tropenländern noch nicht mit der holländischen und irischen Butter konkurriren konnte, setzte die schleswig-holsteinische Patriotische Gesellschaft Preise aus für die Lösung der Frage: Was läßt sich thun, um die holsteinische Butter noch mehr für den Handel geeignet zu machen? Bald nahm die Butter-Erzeugung, bei der besonders Holländer als Lehrmeister wirkten, einen großen Aufschwung; die holsteinische auf den großen Gütern bereitete Butter war ihrer Güte wegen auf ausländischen Märkten hochgeschätzt und galt vielfach in anderen deutschen Landstrichen als schwer zu erreichendes Vorbild.

Nachdem die Peel'sche Gesetzgebung den englischen Markt für die Produkte der ausländischen Viehzucht geöffnet hatte, war es Schleswig-Holstein, welches mit in erster Linie diese günstige Absatzgelegenheit nach Kräften ausnützte. Insbesondere entwickelte sich bald eine sehr starke Ausfuhr von Mastvieh, der Art, daß an Ochsen jährlich 50 000 bis 60 000 Stück, von gemästeten Fleischschafen der hier heimischen großen Rasse etwa eine gleiche Zahl nach England gingen. Eine eigene Dampfschiffahrtsgesellschaft bildete sich, um den regelmäßigen Transport des Schlachtviehes aus den Häfen der schleswig-holsteinischen Westküste nach den englischen Marktplätzen zu unterhalten. In ähnlicher Weise hatte die Ausfuhr der Butter zugenommen.

Da zu gleicher Zeit auch die Ausfuhr von Getreide und Oelfrüchten gestiegen — an Weizen allein betrug sie gegen $\frac{1}{2}$ Mill. Doppelzentner — und die Preise fortwährend hoch waren, so konnte man die Lage der Landwirthschaft in vieler Beziehung als eine glänzende bezeichnen. Ein ununterbrochenes Steigen der Kauf- und Pachtpreise der Ländereien war die natürliche Folge davon.

Der so vortheilhaften Ausfuhr von Schlachtvieh nach den englischen Märkten, auf welchen die hervorragende Güte dieser Waare damals noch am besten gewürdigt und bezahlt wurde, bereitete dann aber ein plötzliches Ende das unerwartet in England erlassene Verbot lebendes Vieh aus Deutschland in den inneren Verkehr zu bringen. Eine Zeit lang suchte man noch den direkten Verkehr fortzusetzen, in der Hoffnung daß das Einfuhr-Verbot wieder aufgehoben werde. Allein der eingeschlagene Ausweg, das lebend eingeführte Vieh in den Hafenplätzen zu schlachten und das frische Fleisch zu Verkauf zu bringen, zeigte sich so unsicher und häufigen Verlust bringend, daß allmählich diese direkte Ausfuhr nach England aufhörte.

Mittlerweile war der Wohlstand in den deutschen Mittelklassen, besonders in den Industriegegenden so sehr erhöht worden, daß für die feinen Fleischgattungen, wie sie Schleswig-Holstein produzirte, auch in Deutschland mehr und mehr ein lohnenderer Markt sich eröffnete, der allerdings die Vortheile des früheren englischen Marktes nicht erreichte, aber doch die Fortsetzung der Fettvieh-Produktion ermöglichte. Das traf für die Rindviehzucht mehr und mehr zu, welche besonders in Rheinland und Westphalen ein einigermaßen lohnendes Absatzgebiet sich eroberte. Weniger war es hinsichtlich der Fleischschafe der Fall. Eine Zeit lang eröffnete sich allerdings für diese in Frankreich ein freilich beschränkter Markt, der aber auch sich bald wieder schloß. Die Ausfuhr von Fleischschafen hat nie wieder die Bedeutung erlangen können, welche sie früher besessen. Es ist das um so mehr zu beklagen, als sich diese Art der Schafzucht vorzugsweise in der Hand der kleinen Leute befand, die ihren vorzugsweise sonst durch Tagelohn erworbenen Lebensunterhalt durch eine beschränkte Schafhaltung verbessern konnten.

Die schleswig-holsteinsche Butterwirthschaft hatte, wohl vertrauend auf die Monopolstellung, welche sie lange Zeit auf dem Hamburger Markt für die überseeische Ausfuhr eingenommen, sich offenbar zu lange in Sicherheit gewiegt und war auf demselben — allerdings hohen — Standpunkt der Technik geblieben. In anderen Ländern hatte die Butterbereitung ebenfalls große Fortschritte gemacht. In den skandinavischen Ländern hatte sie sogar die schleswig-holsteinsche Butterwirthschaft, ihre ehemalige Lehrerin bedeutend überflügelt. Auf dem englischen Markte ist die schleswig-holsteinsche Butter durch die dänische Butter nahezu verdrängt worden.

Schon seit geraumer Zeit ist man freilich in Schleswig-Holstein ernstlich und eifrig bemüht, das Versäumte nachzuholen, insbesondere von der werthvollen Unterstützung praktischen Gebrauch zu machen, welche diesem Zweige der landwirthschaftlichen Technik durch die großen neuen Entdeckungen der Naturwissenschaft, speziell der Chemie, zugeführt worden ist. Die milchwirthschaftliche Versuchsstation in Kiel hat sich hier große Verdienste erworben.

Daneben geht auf diesem Gebiete eine andere erfreuliche Erscheinung her. Während früher die in den kleinen Wirthschaften bereitete sog. Bauernbutter in ihrer Güte hinter der sog. Hofbutter bedeutend zurückstand, daher oft nur den halben Preis jener erreichte, ist jetzt jener Unterschied durch die Errichtung der Genossenschafts-Meiereien nahezu ausgeglichen. Das auf diese Weise vermehrte Angebot mußte dann allerdings auf den allgemeinen Preisstand der Waaren erniedrigend einwirken.

An der Herausbildung und Vervollkommnung der so charakteristischen verschiedenen Nutzviehrassen und Schläge, welche sich in Schleswig-Holstein vorfinden, hat sich im Wesentlichen nur der mittlere und kleinere Grundbesitz betheiligt. Auf den großen Gütern wird nicht einmal das für den Meiereibetrieb, der vielfach doch die Haupteinnahme liefert, erforderliche Jungvieh aufgezogen. Gewerbsmäßige Viehhändler liefern die jährlich neu einzustellenden Kühe. Der Viehhaltung und Viehzucht wurde zwar von jeher große Sorgfalt gewidmet, doch wurden ehedem dabei selten fest bestimmte Zuchtziele bewußt in das Auge gefaßt. Seit einigen Jahrzehnten aber sind auch hier Heerdbücher eingeführt und werden alle die auf Erfahrung gestützten Vorschriften befolgt, welche für rationelle Züchtung jetzt aufgestellt sind. Für die dadurch erreichten Erfolge spricht die Anerkennung, welche das schleswig-holsteinische Vieh auf den großen Ausstellungen stets findet.

In einer Beziehung unterscheidet sich auch jetzt noch der schleswig-holsteinische Landwirthschaftsbetrieb und damit zusammenhängend auch die Viehzucht sehr wesentlich von der des Binnenlandes. Jene beiden landwirthschaftlichen Nebengewerbe, welche dort in den letzten 50 Jahren eine so große Rolle gespielt haben, die Branntweinbrennerei und die Rübenzuckerfabrikation haben hier nie einen bestimmenden Einfluß geübt. Die Spiritusgewinnung aus Kartoffeln hat nirgend eine größere Bedeutung gewonnen und mit der Errichtung von einigen Zuckerfabriken begann man erst, als die Blüthezeit dieses Industriezweiges bereits vorüber war. Der Mangel an Arbeitskräften und die Höhe des Tagelohnes bereiten einem ausgedehnten Kartoffel- und Rübenbau Schwierigkeiten. Es steht auch wohl dahin, ob das feuchte Klima mit seiner geringen Sommerwärme für die Ausbildung eines hohen Zuckergehaltes der Rübe günstig ist.

Die schleswig-holsteinische Viehzucht ist daher noch gegenwärtig dadurch charakterisirt, daß sie der Hauptsache nach auf Weidegang gegründet ist, daß Sommerstallfütterung nur ausnahmsweise vorkommt.

Der allgemeine Preisrückgang der landwirthschaftlichen Produkte mußte nun auch in Schleswig-Holstein seine empfindliche Wirkung äußern, um so mehr, als hier in Folge der vorhergegangenen, schon seit der Zeit des Krimkrieges datirenden lange anhaltenden Preissteigerung die Kauf- und Pachtpreise allgemein in sehr erheblicher Weise erhöht waren.

Dennoch kann von einem wirklichen Nothstande für die gesammte Landwirthschaft auch hier nicht die Rede sein. Insbesondere gilt dies für den auf seinem Familiengute sitzenden Bauernstand und die kleineren Besitzer. Für diese ist in Folge der oben erwähnten Veränderungen die Viehhaltung lohnender geworden; und da sie nicht so viel Brodfrucht zu verkaufen haben, fällt der Rückgang der Kornpreise bei ihnen weniger in das Gewicht. Für die großen Güter, auf welchen Butter und Getreide die Haupteinnahmeposten darstellen, liegt allerdings die Sache anders.

Das hier meist noch der Bewirthschaftung zu Grunde liegende, wenn auch vielleicht etwas veränderte sog. holsteinische Koppelwirthschaftssystem, lange Zeit hindurch Muster eines rationellen Wirthschaftssystems, entspricht gegenwärtig doch nicht mehr völlig den Ansprüchen, welche die beträchtlich vermehrte Bevölkerung einerseits, die Steigerung der Abgaben und Löhne anderseits an die zu machende Ausbeute des Betriebs erheben. Die Bodennützung muß eine intensivere werden. Eine Fruchtfolge, welche 4 oder gar 5 Körnerernten aneinander reihen will, erfüllt nicht mehr die Bedingungen, welche jetzt an eine sorgfältige Bodenbestellung gestellt werden. Aber es muß zugegeben werden, daß einer tiefgehenden Umgestaltung des Wirthschaftssystems hier vielleicht größere Schwierigkeiten entgegenstehen, als anderwärts. Je zutreffender sich die einzelnen Maßnahmen und Einrichtungen des Systems den vorhandenen natürlichen und wirthschaftlichen Verhältnissen ehedem anschlossen, je enger sie aneinander gefügt sind, um so schwieriger die Abänderung.

Zum Lobe der schleswig-holsteinischen Landwirthschaft muß gesagt werden, daß dieselbe von jeher bemüht gewesen ist, aus eigener Kraft vorwärts zu kommen. In der letzten Periode der dänischen Herrschaft war dieses ja selbstverständlich. Der landwirthschaftliche Generalverein, der erst in jüngster Zeit der Landwirthschaftskammer hat weichen müssen, hat in dieser Beziehung sich die größten Verdienste erworben. Die von ihm in das Leben gerufenen Institute, wie die Versuchsstation für Agrikulturchemie, Milchwirthschaft, Bakteriologie u. s. w. haben sich nicht nur als Musteranstalten weithin Ansehen verschafft, sondern sind dem Landwirthschaftsbetriebe der Provinz von größtem praktischen Nutzen gewesen.

In gleichem Sinne wirkten die zahlreichen Lokalvereine; ebenso fand das Genossenschaftswesen hier schon sehr früh eine allgemeine Verbreitung und segensreiche Thätigkeit. Es mag nur an die Meiereigenossenschaften erinnert werden und die durch sie bewirkte Hebung der bäuerlichen Milchwirthschaft. An anderen Stellen traten Einzelne ein im allgemeinen Interesse handelnd. Beim Mangel an vom Staate unterhaltenen Gestüten und Deckstationen z. B. fanden sich schon vor 60 und mehr Jahren Privatunternehmer ein, welche oft eine größere Anzahl von Deckhengsten unterhielten, entsprechend den Wünschen und Ansprüchen der ländlichen Pferdezüchter. Auch jetzt noch sind diese neben den Staatsanstalten zahlreich vorhanden.

In Betreff der Rindviehzucht sind vielleicht noch schlagendere Beispiele solcher weitschauenden Privatthätigkeit aufzuweisen.

In einem Theile der schleswigschen Marschen, besonders in Eiderstedt, hatte man gesucht, die bereits vorhandenen guten Eigenschaften der dort vorhandenen Rindviehrassen noch zu erhöhen durch Kreuzung mit der berühmten englischen Shorthorn-Rasse. Es fanden sich nun dort Züchter, welche auf eigene Kosten edle Zuchtstiere dieses Schlages anschafften und dafür bis zu 6000 M. ansteigende Preise anlegten.

Wo solcher auf hinreichende Kapitalkraft gestützte Unternehmungsgeist vorhanden ist, da kann ein an sich gesunder Wirthschaftsbetrieb wohl aus eigener Kraft selbst große Hindernisse überwinden.

Daher haben die schleswig-holsteinischen Landwirthe auch lange Zeit den schon bald auch an sie herangetretenen Lockungen des Agrarierthums widerstanden. Seit dem Ende

der 70er Jahre sandte die Provinz wohl einige agrarisch angehauchte Abgeordnete in den Landtag, allein selbst die verhängnißvollen Weihnachtsbriefe beachten, obwohl gerade auf Beispiele aus Schleswig-Holstein damals Bezug genommen wurde, um den drohenden Niedergang der deutschen Landwirthschaft zu beweisen, doch nicht allgemein die erwartete Wirkung hervor. Für den Bimetallismus fand sich nur wenig Verständniß, und selbst die Kornzölle hatten nicht die volle Anziehungskraft, weil bei dem starken Vorwiegen der Viehzucht hier die mittleren und kleinen Wirthschaften noch weniger als anderwärts Brotkorn zu Markte zu bringen haben, ja die Landwirthe, welche auf die Viehzucht das Hauptgewicht legen, selbst noch Getreide zukaufen müssen.

In Schleswig-Holstein hat es sich denn auch deutlich gezeigt, welche Wirkung vom Staat gewährte Erleichterungen, die man wohl schon zu den begehrten „großen Mitteln" zählen kann, auf die wirthschaftliche Lage haben.

Nach der Einverleibung wurde in der Provinz Schleswig-Holstein die bestehende Grundsteuer bis zum Eintritt der in das Auge gefaßten Grundsteuer-Regulirung auf $^{3}/_{4}$ des bisherigen Betrags herabgesetzt. Es war dieses eine durchaus billige Maßregel, weil hier die Grundsteuer, welche die wichtigste direkte Steuer war, die Grundstücke in viel stärkerer Weise belastete, als in den übrigen preußischen Provinzen. Jetzt, wo die Einkommensteuer und andere Steuern neu hinzukamen, mußte nothwendig zum Ausgleich eine Steuererleichterung gewährt werden. Allerdings kam diese einseitig nur den Grundbesitzern zu Gute; die übrigen von der neuen Steuer betroffenen Volksklassen mußten die neuen Lasten ohne irgend welche Erleichterung tragen. Die nächste Wirkung dieser dem Grundbesitz gewährten Begünstigung war aber die, daß die seit dem Krimkriege schon in so abnormem Grade gestiegenen Preise der Grundstücke noch weiter in steigender Tendenz blieben zu einer Zeit, wo in den meisten anderen Gegenden Deutschlands doch schon ein Stillstand in der aufwärtsgehenden Bewegung eintrat.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Wilh. Seelig.

Blaise Pascal.

Unter denjenigen älteren Schriftstellern, welche das heutige Geschlecht in Frankreich besonders lebhaft beschäftigen, steht unstreitig **Pascal** obenan. Zu Zeiten der religiösen Kämpfe pflegt seine geheimnißvolle asketische Gestalt die Augen seiner Landsleute auf sich zu ziehen. Die Einen wenden sich zu ihm als zu einem Bundesgenossen, die Andern gegen ihn als einen Widersacher. Von **Voltaire** kann man sagen, daß er seine aufklärerische Schriftstellerei mit dem Versuche, Pascals **Pensées** zu widerlegen, 1734 begonnen und 1778 geschlossen hat.

Heute begegnet man Arbeiten über Pascal in den Zeitschriften der Gelehrten (z. B. dem **Journal des Savants**) und in den Revuen der Gebildeten (**Revue de Paris, des deux mondes**) und unter den Namen derer, die über ihn handeln, findet man, neben den Litterarhistorikern, Mathematiker wie **J. Bertrand** und Poeten wie **Sully Prudhomme**. Die ersehnte Standard-Ausgabe seiner Werke, welche die berühmte Sammlung der **Grands Ecrivains de la France** bringen soll, stockt über der Kontroverse, welche durch die Schwierigkeit der Aufgabe geweckt worden ist.

Pascal wurzelt in jener Bewegung, welche man Gegenreformation heißt und welche, für Frankreich wenigstens, bezeichnender **Gegenrenaissance** genannt würde. Jene kirchliche Reaktion, welche sich in Frankreich zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erhob, richtete sich vor Allem wider das Evangelium von der guten Natur und die Erklärung der Rechte des Individuums, wie sie in den irdischen Lebenslehren der Renaissance verkündet worden waren. Die Bekämpfung von Indifferentismus und Freidenkerei rief einer Verinnerlichung des kirchlichen Lebens und einer Vertiefung des religiösen Empfindens, welche auch in Litteratur und Kunst mannigfachen Ausdruck fand und die man bezeichnend **renaissance religieuse** genannt hat. Ihre folgenschwerste Manifestation bildet der sogenannte **Jansenismus**.

Zu Denjenigen, welche damals die vorbildliche Reinheit christlichen Glaubens und christlicher Lebensführung in den ersten Jahrhunderten der Kirche suchten, gehörten der Flamänder **Cornelius Jansen** († 1638) und der Gascogner **Duvergier de Hauranne** († 1643). Ihr gemeinsames theologisches Studium an der Universität Löwen hatte sie auf den Kirchenvater **Augustinus** geführt, in dessen strenger Doktrin, insbesondere von der Prädestination, der Natur der göttlichen Gnade und der Verdienstlosigkeit des Menschen, sie die Wahrheit erkannten. Jansen ward Bischof von Ypern in Belgien und setzte die Arbeit seines Lebens an die ausführliche Darstellung der augustinischen Lehre, deren umfangreiches, **Augustinus** überschriebenes Manuskript er bei seinem Tode hinterließ. De Hauranne ward Abt von **Saint-Cyran**, dessen Namen er fortan trug.

Seit 1620 trat Monsieur de St-Cyran in nähere Beziehungen zu der zahlreichen Familie des jüngst verstorbenen Jesuitengegners **Arnauld**, einer Schaar hervorragender Menschen, die als Schriftsteller, als Beamte, Offiziere, Priester in weitverzweigten, einflußreichen Verbindungen standen und denen strenge Lebensführung und räsonnirende Art große Familienähnlichkeit verlieh. **Angélique Arnauld** war die Oberin eines Zisterzienserinnenklosters, **Port-Royal** genannt, und vom Eifer kirchlicher Reform erfüllt. St-Cyran lenkte diesen Eifer in die Bahn der Lehren Augustins, nachdem 1625 das ländliche Kloster (**Port-Royal des champs**) wegen seiner ungesunden Lage aufgegeben und in der benachbarten Hauptstadt ein neues Haus (**Port-Royal de Paris**) bezogen worden war. St-Cyran ward zum förmlichen Direktor von Port-Royal und nun wuchs auch der Ruhm des sittenstrengen Klosters und seiner Lehren. Aufsehenerregende Beitrittserklärungen hervorragender Männer, besonders aus der Magistratur, folgten. Port-Royal bevölkerte sich mit glaubenseifrigen Einsiedlern (**Solitaires**). Auch hier ging die Familie Arnauld voran. **Richelieu** witterte politische Gefahr. St-Cyran wurde eingekerkert (1638) und die **Solitaires** aus Paris verwiesen. Sie wandten sich nach **Port Royal des champs**.

Seit mehr als einem Jahrtausend dauerte in der Kirche der Streit um das Maß des freien, verantwortlichen Willens des Menschen und seines eigenen Verdienstes am ewigen Heile. Hatte **Augustinus** dieses Verdienst geleugnet und als einzige Quelle des Heils die göttliche Gnadenwahl (**gratia efficax**) erklärt, so hatte sein Zeitgenosse **Pelagius** den freien Willen vertheidigt, die Erbsünde verworfen und folgerichtig die Nothwendigkeit der übernatürlichen Erlösung bestritten. Der Jesuitenorden vertrat, seinem Lehrer **Molina** folgend, eine Vermittlungstheorie (Semipelagianismus). Andere, besonders die Dominikaner, bekannten sich zur strengern Auffassung des heiligen **Thomas**. Molinisten und Thomisten bekämpften sich in der Sorbonne und der Papst verbot 1608 Veröffentlichungen über das heikle Thema. Trotzdem erschien 1640 der Augustinus des verstorbenen Jansen. Zum päpstlichen Tadel des Buches (1642) gesellte sich die Kritik durch die Sorbonne, in welcher Molinisten und Thomisten einig gingen.

Der Theologe **Antoine Arnauld** (1612—94) Angélique's Bruder, faßte 1643 in einer gegen das tägliche Empfangen des heiligen Abendmahls gerichteten Schrift den Inhalt des Augustinus gemeinverständlich zusammen. Die Sorbonne resumirte ihn ihrerseits in fünf Sätzen, die sie als ketzerisch dem Papste vorlegte. In dieser Polemik wird von den Gegnern der Name **Janséniste** erfunden.

Nach langen Verhandlungen verdammte Innozenz X. (1653) die fünf Sätze. Als die Jansenisten die päpstliche Entscheidung anerkannten (question de droit), aber erklärten, daß die verurtheilten Sätze in ihrem Augustinus gar nicht enthalten seien (question de fait), da behauptete 1654 eine päpstliche Bulle ausdrücklich deren Authentizität. Hierin, in der question de fait, meinten die Jansenisten, sich nicht unterwerfen zu sollen, da diese unmöglich in den Ent-

ſcheidungsbereich des Papſtes fallen könne. Im Uebrigen anerkannten ſie den Papſt, die Sakramente und Inſtitutianen der katholiſchen Kirche, innerhalb deren ſie zu bleiben erklärten. Gewiß ſtehen ſie durch ihre Lehre von der Gnadenwahl und durch die Strenge, wamit ſie das Chriſtenthum nicht bloß als äußeres Zeremoniell, ſondern als eine Geſinnungs- und Lebensweiſe auffaßten, den Kalviniſten nahe. Dach läugneten ſie leidenſchaftlich jeden Zuſammenhang mit ihnen und bekämpften ſie.

Nach Richelieu's Tad (1642) waren freiere Zeiten gekommen. St-Cyran hatte das Gefängniß verlaſſen. Dach ſtarb er kurz darauf. Sein Nachfalger Antoine Singlin beſaß ſeinen Glaubenseifer und ſeine Seelenkunde. Die Salitaires begannen ſich mit Jugendunterricht zu beſchäftigen. Blühende Schulen entſtanden ſeit 1646 in Paris und Port-Royal des champs und ihre Leiter: Arnauld, Nicale, Lancelot, de Saey verfaßten eine Reihe trefflicher Lehrbücher für den philoſophiſchen, ſprachlichen und mathematiſchen Unterricht, in welchen ſie in der klaren Zertheilung und Anardnung des Staffes Descartes' Methade befolgten. Auch darin zeigten ſie ſich van Carteſius' Art, daß ſie den Bann des Lateins brachen und die Mutterſprache im Unterricht pflegten. Messieurs de Port-Royal erwarben ſich hohen ſchriftſtelleriſchen Ruf in religiöſer Dichtung und Praſa, in der Kunſt des Briefſchreibens und des Ueberſetzens. Mehrere von ihnen haben auch hervorragende Memoiren hinterlaſſen.

Die Verdammung der fünf Sätze durch Rom ſtempelte die Janſeniſten zu Ketzern (1654). Man verweigerte ihnen die Sakramente. Arnauld prateſtirte in offenen Briefen. Dieſe wurden van der Sarbanne unter Führung der Jeſuiten als ketzeriſch erklärt. Die Leidenſchaft des Streites ſtieg aufs Höchſte. Arnauld's Ausſtaßung aus der Fakultät ſtand bevar.

Da wandte ſich dieſer an einen jungen Geſinnungsgenaſſen, der ſeit 1654 wiederholt längeren Aufenthalt in Port-Rayal genommen, an Blaiſe Pascal.

Pascal war damals ein berühmter Mann. Ein Wunderkind, übrigens kränklich, hatte er ſchan mit 16 Jahren eine grundlegende Arbeit über die Kegelſchnitte geſchrieben (1639) und kurz nachher den Gedanken einer Rechenmaſchine gefaßt und ausgeführt. Durch Toricelli's Erfindung des Barometers veranlaßt, hatte er aufſehenerregende Verſuche über den Luftdruck gemacht (1648). Pascal war ein ſtreitbarer Forſcher und huldigte karteſianiſchen Grundſätzen. In der Einleitung zu einer phyſikaliſchen Abhandlung dieſer Jahre erklärt er die Vernunft als einzige Gebieterin der Wiſſenſchaft. Die überſinnliche Erkenntniß entzieht er indeſſen ausdrücklich dieſer Vernunft und ſtellt ſie unter die Herrſchaft der bibliſchen Autorität. Denn Pascal iſt aus frammem Hauſe und ſelbſt van kirchlichem Eifer beſeelt.

Die Krankheit des Vaters führte 1646 einen janſeniſtiſchen Arzt ins Haus. Mit ſeiner jüngeren Schweſter Jacqueline wurde Blaiſe heftig vom Geiſte der neuen Lehre erfaßt. Doch behielten Leben und Wiſſenſchaft vorläufig nach Recht.

Eigene ſchwere Erkrankung und der Tod des Vaters (1651) führten zu neuem Aufbrechen religiöſer Stimmungen, deren Zeugniſſe wir in weltabgewandten Briefen, in der Prière pour le bon usage des maladies und darin finden, daß Pascal den kirchlichen Behörden einen Geiſtlichen wegen Heterodoxie verzeigte. Doch ſiegte jeweilen „der köſtliche und ſchuldvolle Genuß der Welt“. Seine epachemachende Arbeit über die Thearie der hydrauliſchen Preſſe (1653) zeigte ſeinen wiſſenſchaftlichen Eifer. Sein Discours sur les passlons de l'amour iſt ein Echo ſeines Salonlebens. Ja, die Intereſſen dieſer Welt feſſelten ihn ſo ſtark, daß ſein Verhalten Jacqueline gegenüber, die nach dem Tade des Vaters in Port-Royal als Nonne eintrat, wenig uneigennützig erſcheint.

Dann falgte ſeine endgültige Betehrung, über welche verſchiedene Sagen gehen. Laut einem Schriftſtück, das auf ſeiner Leiche gefunden wurde, hatte er in der Nacht des 23. November 1654 eine zweiſtündige Viſian. Unter Thränen und Jubel ſchwor er die Welt ab und wandte ſich Chriſta zu.

Er zag ſich zu längerem Aufenthalt nach Part-Royal zurück. Sein „Geſpräch über Epiktet und Mantaigne“ (1655) zeigt uns den Wandel ſeiner Denkart. „Montaigne, heißt es da, hat nicht ſeinesgleichen, wenn es gilt, die Selbſtüberhebung derjenigen zu Schanden zu machen, die ſich an perſönliche Meinungen hängen und die in den Wiſſenſchaften unerſchütterliche Wahrheiten zu finden glauben.“ Mantaigne überführe die menſchliche Vernunft einer ſa unheilbaren Schwäche, daß man, nachdem man ihn geleſen, nicht mehr verſucht ſein könne, Vernunftgründe gegen den chriſtlichen Wunderglauben ins Feld zu führen.

Am 23. Januar 1656 erſchien Pascal's erſter affener Brief zur Vertheidigung Arnauld's gegen die Jeſuiten der Sorbonne. Er war als Lettre écrite à un provinçial par un de ses amis betitelt. Das einem mittelalterlichen Theolagen entlehnte Pſeudonym Louis de Mantalte kam erſt ſpäter zur Verwendung.

Sechs Tage darauf erſchien der zweite, im Februar der dritte und vierte Brief. Während der nächſten fünf Monate folgten ſechs weitere. Der elfte bis ſechzehnte ſind nicht mehr an den Pravinzialen, ſondern an die Révérends péres jésuites, auf deren Gegenſchriften ſie antworteten, gerichtet (Auguſt bis November). Im Januar und März 1657 erſchienen die beiden letzten Briefe (an den Jeſuitenpater Annat). In ſeinen Freunden, beſanders in Nicale, hatte Pascal hülfsbereite Mitarbeiter. Die fliegenden Blätter — petites lettres, wie ſie im Publikum hießen, das ſie zu 2½ Sous kaufte — erregten einen ungeheuren Sturm; die Auflage ſtieg auf 10 000 Exemplare. Verfaſſer und Drucker wußten ſich allgegenwärtig und unauffindbar den Nachforſchungen der racheſchnaubenden Gegner zu entziehen.

Dieſe etwas uneigentlich Les Provinciales geheißenen affenen Briefe zerfallen in drei Gruppen. Brief I—IV behandeln den Fall Arnauld und die dogmatiſche Frage der Gnadenwahl. Brief V—XVI erörtern die Kaſuiſtik der Jeſuiten. Brief XVII und XVIII kehren zum dagmatiſchen Thema zurück und vertheidigen die Janſeniſten gegen den Varwurf der Ketzerei. In der moraliſchen wie in der dagmatiſchen Erörterung zeigt Pascal in gleicher Weiſe ſeine ſtiliſtiſche Meiſterſchaft, die Schärfe ſeiner Lagik und die hahe Kunſt des Aufbaues. Aber die maralthearetiſchen Briefe feſſeln uns heute mehr und in ihnen liegt auch der Schwerpunkt der Wirkung der Briefe.

Die Kaſuiſtik, d. h. die Erörterung der Gewiſſenszweifel im Falle eines Widerſtreits der Pflichten (durfte Oreſt den Tod des Vaters an der ehebrecheriſchen Mutter rächen?) war ſchon van den antiken Moralphiloſaphen, beſanders den Stoikern angebaut warden. Vor den chriſtlichen Prieſter traten ſalche Fragen im Beichtſtuhl und dieſe Kriminaliſtik des Beichtſtuhls wurde namentlich van den (ſpaniſchen) Jeſuiten gepflegt. Sie waren hier Autorität. Der Verſuchung, die verwickelten und bunten Konfliktfälle der Wirklichkeit durch phantaſievalle Erfindungen zu überbieten, widerſtanden ſie nicht. Sa kampromittirten ſie die Kaſuiſtik in ihren Folianten durch Subtilitäten, beſudelten ſie durch Unſauberkeiten und entwürdigten ſie dadurch, daß ſie, um die Herrſchaft über Menſchen ſich zu ſichern, nicht nur der leichten Weltmoral, ſondern oft auch dem baaren Eigennutz gegenüber der Forderungen des Chriſtenthums zum Recht verhalfen. Mit Hülfe van Grundſätzen, wie dem des „geiſtigen Vorbehaltes“, der „Lenkung der Abſicht“, mit Hülfe von Lehren, wie der, daß man zwiſchen zwei ſich widerſtreitenden Meinungen die völlig freie Wahl habe, ſobald jede derſelben van einem anerkannten Theologen einmal vertheidigt und dadurch probabel gemacht worden ſei, gelangten ſie nicht ſelten zu ganz verwerflichen Entſcheidungen.

Die „billige Moral“ dieſer Beichtſtuhlkriminaliſtik deckt Pascal in einem fingirten Zwiegeſpräch mit einem Jeſuitenpater auf. Die Szene (Brief V—X) iſt vall natürlicher Belebtheit, voll dramatiſcher Kraft, ſpannend trotz des Apparates gelehrter Zuthat aus den Falianten der Kaſuiſten, der mitgeführt werden mußte. Pascal iſt unerſchöpflich in der Mannigfaltigkeit ſeiner Töne, ſeiner Wendungen —

bald ernst, bitter, leidenschaftlich, bald heiter, lachend, weltmännisch-kühl. Hier rollt sein Wort, wie das Bossuet's, dort spielt er mit den Gegnern und indem er ihre Argumente in Nichts auflöst, zerstäubt sich auch seine Rede in prickelnde Neckereien. Scharfes helles Licht liegt über dem Ganzen. Plastisch ist Satz und Ausdruck in ihrer kunstvollen Natürlichkeit. Pascal's hohe Kunst ist frei von puristischer Kleinkrämerei und preziöser Stilistik.

Er traf seine Gegner auf das Empfindlichste. Ihre injuriösen Antworten haben nichts Ebenbürtiges. Sie werfen ihm vor, daß er sie verläumde, indem er unehrlich zitire; daß er die heiligen Dinge lächerlich mache und sie entweihe, indem er sie vor ein urtheilsloses Publikum zerre. Unzweifelhaft ist Pascal in seinen Anklagen oft ungerecht und übertreibend; das bringt die Polemik mit sich. Aber er ist kein Verläumder. Er hat seinen Gegnern vielmehr Manches geschenkt, denn die schlimmsten Dinge der Kasuisten hat er nicht herangezogen. Zitirt er gelegentlich etwas ungenau, übersetzt er den lateinischen Wortlaut bisweilen mit mehr Ironie oder weniger Einschränkung, als der Zusammenhang des Originals verlangte, so ist doch nirgends eine absichtliche Unehrlichkeit nachzuweisen. Er erwidert, daß er nicht die heiligen Dinge, sondern unwürdige Träger derselben lächerlich mache. Er vertheidigt sich, wie der Verfasser des Tartuffe thun wird. Aber religiöse Dinge haben eben das Eigenthümliche, daß sie leicht in Mitleidenschaft gezogen werden, wenn der Spott sich gegen ihre Träger richtet. Und so wird Pascal's Vertheidigung so wenig wie die Molière's Alle beruhigen. Daß er, was für den Beichtiger geschrieben worden, dem Laienpublikum (le monde) denunzirt hat, ist ein Akt moralischer Hygiene gewesen. Ob man eine Sünde begeht, wenn man Wucher treibt oder dem reichen Vater um des Erbens willen den Tod wünscht, das sind Fragen, bei welchen le monde mitreden darf. Hierin liegt die große Bedeutung der Provinciales. Die Kirche begriff sie. Schon 1656 sprach sich die Geistlichkeit von Rouen und Paris gegen die Ausschreitungen der Kasuisten aus; 1665 und 1679 verdammten sie die Päpste; 1682 und 1700 legte sie Bossuet dem gallikanischen Klerus vor und setzte ihre Verurtheilung durch. Nicole brachte die Provinciales in kommentirter lateinischer Uebersetzung dem gebildeten Europa zur Kenntniß.

Der Orden Jesu erlitt eine moralische Einbuße, von der er sich nicht wieder erholt hat. Die moralische Wirkung des Jansenismus hat seine dogmatische Macht weit überdauert.

Zwei bedeutungsvolle Ereignisse traten während der Veröffentlichung der Provinciales ein: die Verfolgung der Jansenisten begann von neuem und eine Nichte Pascal's wurde durch ein Wunder des heiligen Dorns von Krankheit geheilt. Dieses Wunder, das den Spott der Libertins (Freidenker) erregte, weckte in Pascal den Plan, eine Apologie des christlichen Glaubens gegen diese Libertins zu schreiben. Die geplante Fortsetzung der Provinciales wurde aufgegeben. Pascal's religiöser Eifer war aufs Höchste gestiegen, während schmerzvolle Krankheit seinen Körper zerrüttete. Er fühlte, wie früher, in diesen Leiden des Himmels Nähe. Er schürte sie durch Kasteiung. Er enthielt sich der Beweise brüderlicher Liebe und tadelte die Liebkosungen, die seine Schwester von ihren Kindern annahm. Sein Geist betrat den Weg, welcher zum religiösen Wahn der alten „Athleten Gottes“ führt.

Und doch kehrte er in schlaflosen Nächten noch einmal zur Wissenschaft zurück (1658) und behandelte das Problem der Radlinie, dessen öffentliche Erörterung ihn in einen Streit mit einem Jesuiten verwickelte, wobei die Leidenschaft sein Urtheil trübte.

1660 wurden die Schulen von Port-Royal von der Regierung aufgehoben und im folgenden Jahre die Solitaires zum dritten Male bedroht. Ein Formular Papst Alexander's VII., das eine unzweideutige Verdammung der jansenistischen Lehre enthielt, wurde zur Unterschrift vorgelegt. Einzelne, die den endgültigen Bruch vermeiden wollten, gaben nach; so Pascal's Schwester Jaqueline, die darob noch im nämlichen Jahre in Seelennoth starb. Pascal selbst gehörte zu den Intransigenten und trat zu einer Reihe seiner nächsten Freunde in Gegensatz. Die Austreibung der Solitaires führte ihn nach Paris. Hier erlag er im Sommer 1662 seinen Leiden.

In seinem Nachlaß fanden sich auf fliegenden Blättern gegen 900 einzelne Notizen zu der geplanten Vertheidigung des Christenthums. Vom Werke selbst war keine Zeile geschrieben. Seine Gesinnungsgenossen, mit denen er wiederholt von der Anlage des ganzen Buches gesprochen, unternahmen es, aus dem Wirrsal der Materialien den Bau zu errichten, welcher der genialen Hand des Meisters bedurft hätte. Unsicher führten sie ihn aus in den Pensées de M. Pascal sur la religion, 1670. Manche scharfe Ecke manches kecke Ornament fiel dabei zeitlichen Rücksichten und schließlich auch der Zensur zum Opfer. Dies lehrt uns der Vergleich mit dem Originalmanuskript, was die Pariser Nationalbibliothek aufbewahrt: einem Folioband in welchem Pascal's Zettel von unbekannter Hand ordnungslos auf Blätter aufgeklebt sind.

Victor Cousin entdeckte vor fünfzig Jahren dieses trümmerhafte Original und in seinem Berichte an die Akademie wies er auf die Nothwendigkeit hin, Pascal's Pensées unter Wahrung des ursprünglichen Wortlauts neu herauszugeben. Das hat zuerst P. Faugère (1844) und haben seither viele Andere unternommen. Aber je nach ihrem protestantischen oder katholischen oder indifferenten Standpunkte haben sie mit Pascal's Aphorismen ihre Kombinationen vorgenommen, in welchen Pascal sich wohl weniger wiedererkennen würde als im Buche der Portroyalisten von 1670, die seines Geistes Genossen gewesen sind.

Pascal's „Apologie des Christenthums“ wird Niemand aus dem glänzenden Trümmerfelde erstehen lassen. Wir müssen uns mit dem Nothbau von 1670 oder den bloßen Materialien der Handschrift begnügen. Keiner hat dieselben sorgfältiger und vollständiger wiedergegeben als neulich G. Michaut in den Universitätsschriften von Freiburg in der Schweiz. Diese Ausgabe der Pensées (Collectanea friburgensia, VI, 1896) kann ein gedrucktes Facsimile der Originalhandschrift genannt werden.

Zwei Grundgedanken ziehen sich durch die Pensées Pascal's: die menschliche Vernunft ist von unheilbarer Schwäche; die christliche Religion ist von wunderbarer Herrlichkeit.

Im Kampfe gegen die Vernunft ist sein vornehmster Bundesgenosse Montaigne. Die Wunder der Religion zeigt er auf Grund einer Auslegung des Bibeltextes, bei welcher seine Phantasie kein Hinderniß geschichtlicher oder philologischer Kritik kennt. Diese Religion ist dem Verstande unfaßbar; ihre Wunder sind unbegreiflich: „Die Dunkelheit unserer Religion beweist ihre Wahrheit.“

Im Widerstreit zwischen Glauben und Denken schlägt sich Pascal auf die Seite des Glaubens, des bald angsterfüllten, bald jubelnden Herzensglaubens und geht in unerbittlicher Folgerichtigkeit so weit, das menschliche Denken so gering zu schätzen, daß er in der Vernunftwidrigkeit des Wunders den Beweis seiner Wahrheit sieht: Credo quia absurdum. Er schwelgt förmlich in der Aufdeckung solcher Vernunftwidrigkeiten. Triumphirend häuft er alles, was zum Zweifel führen könnte — diese Schaustellung der Zweifel ist nur eine Reklame für den Glauben. Pascal's Skeptizismus ist nur eine Form und eine Waffe seines inbrünstigen Glaubens. Es gilt, im Menschen die Ueberzeugung der eigenen unheilbaren Beschränktheit zu wecken, dann wird er, eine reife Frucht, in den Schoß des Glaubens fallen:

> „Gehet hin, thut als ob Ihr glaubtet, nehmt Weihwasser, hört die Messe . . . das wird Euch einfältig machen (vous abêtira) und Euch auf natürliche Weise zum Glauben führen.“

Glauben ist die große Angelegenheit unseres Daseins. Die Ideen des ehemaligen Kartesianers Pascal haben sich verschoben. Hatte früher das wissenschaftliche Interesse dem Glaubensinteresse die Wage gehalten, so ist es jetzt völlig zurückgetreten. „Ich denke, man soll die Meinung des Kopernikus nicht weiter ergründen“, heißt es jetzt bei ihm.

Der Geist der wissenschaftlichen Forschung, der Aufklärung ist vom Bösen und führt zum Bösen:

„Wenn man in einem wissenschaftlichen Problem die Wahrheit nicht kennt, so ist es gut, daß statt ihrer ein allgemein gültiger Irrthum die Gemüther der Menschen beruhigt. . . . Die Hauptkrankheit des Menschen ist seine ruhelose Wißbegier. Es ist ihm besser, er verharre im Irrthum, als er daß dieser unnützen Wißbegier anheimfällt."

Der wissensfreudige Optimismus der früheren Jahre ist dem tiefsten Pessimismus gewichen. Am Menschen ist alles erbärmlich, seine Vernunft, seine Natur Seine einzige Größe ist, daß er, ein entthronter König, dieser Erbärmlichkeit sich bewußt ist.

Hatten die Renaissanceschriftsteller das antike **mens sana in corpore sano** gepriesen, so ist für Pascal die Krankheit „der natürliche Zustand des Christen". Er erklärt das Ich, das durch die Renaissance aus dem Frohndienst der Autorität befreit worden war, als hassenswerth: **le Moi est haïssable.** In Pascal hat die rückläufige Bewegung ihren Höhepunkt erreicht und einen Ausdruck von unvergleichlicher Mächtigkeit gefunden. Die Logik des Philosophen, die Erregung des Beters, die Phantasie des Poeten vereinigen sich in den sprachgewaltigen Bruchstücken dieses Prosagedichtes der **Pensées**, um den Leser — nicht sowohl zu gewinnen als gleichsam zum Kriegsgefangenen Gottes zu machen.

Zürich. H. Mori.

Zwei Liebermann-Mappen.

In der Victoriastraße steht seit dem Beginn dieses Winters ein Kunstsalon offen, der sich in manchem Betracht von den älteren Berliner Handlungen unterscheidet. Die in fünf mäßig großen Zimmern, in einer typischen Privatwohnung des Berliner Westens ausgestellten Kunstwerke werden unter keinen anderen Raum- und Lichtbedingungen gezeigt als vermuthlich in der Wohnung des Kunstfreundes, der sie erwirbt. Die Dekoration der Räume ist glücklich fern von Atelieraufputz, von „malerischem" Arrangement. Der modische Möbelstil — früher entwarfen Baumeister Möbel, jetzt thuen es Ingenieure — war bescheiden hier thätig und hat in dem nach hinten gelegenen Lesezimmer etwas Interessantes geschaffen. Die Idee eines solchen Lesezimmers, in dem die Kunstfreunde von der überreichen Zeitschriftenlitteratur kosten können, ist übrigens glücklich. Die Vorderräume, in denen die Bilder hängen, sind schlicht ausgestattet, ganz im Sinne der Aufgabe, als Rahmen, als Folie, recht neutral, so daß vielerlei zur Geltung und guten Wirkung gebracht werden kann. Nach den hübschen Ausstellungen, mit denen wir schon in diesen Zimmern erfreut wurden, läßt sich wohl sagen, daß die Herren Cassirer in der Wahl der Gegenstände, die sie zur Ausstellung dringen, vorsichtiger und eigenwilliger sind als die desten anderen Kunsthandlungen, stärker gerüstet den herabziehenden vulgarisirenden Kräften Widerstand zu leisten. Es scheint eher Neigung vorhanden zu sein, Wenigen vieles als Jeden etwas zu bringen. Bisher haben die Herren ihre Räume gefüllt, als wären sie vorsichtige und geschmackbegabte Sammler der modernen Kunst. Was ausgestellt war — wenigstens die Meister, wenn auch nicht stets alle Arbeiten dieser Meister —, gehörte zu dem ziemlich kleinen Kreise des als künstlerisch werthvoll Anerkannten in dem gewaltig großen Kreise der modernen Produktion. Die Kunst des Auslandes hat disher mehr Berücksichtigung gefunden als die deutsche Malerei, wenngleich Thoma, Trübner und Max Liebermann schon zu Worte gekommen sind.

Die Herren Cassirer wollen das, was man den guten europäischen Geschmack in Dingen der Malerei nennen darf, noch auf andere Art als durch ihre Ausstellungen in Berlin verbreiten. Sie haben zwei sehr hübsch ausgestattete Mappen herausgegeben. Der Inhalt beider Mappen ist von dem Maler, dem unter den Berliner Malern das Interesse des jungen Institutes am ledhaftesten zugewendet wird. Die kleinere Mappe enthält 6 Originalradirungen Max Liedermann's, die größere Mappe 25 Lichtdrucknachbildungen nach Zeichnungen Max Liebermann's*).

Im kunstpädagogischen Sinne konnte nichts Besseres gewählt werden, nichts, was lehrreicher und entschiedener auf das spezifisch Künstlerische hinwiese, als die geraden und starken Naturstudien dieses Meisters. Die Auswahl ist glücklich. Beispiele der verschiedenen Aeußerungen der im letzten Jahrzehnt nicht nur intensiv erstarkten, sondern auch extensiv entfalteten Kunst werden geboten. Studien zu Bildern, einige Porträtskizzen, zwei fertige Porträtzeichnungen — Fontane und Meunier —, Landschaftsstudien und die Gestalten holländischer Mädchen und holländischer Männer. Die Originale sind zumeist in den öffentlichen Sammlungen von Berlin, München und Dresden. Dieses mag weniger gelungen, minder richtig sein als jenes. Doch daran liegt nicht sehr viel. Ueberall ist das Momentane und die malerische Wirrniß mit nervöser Schnelligkeit erfaßt, und in jeder Linie ist jene kraftvolle Herbigkeit, die Liebermann als die beste Besonderheit seiner Naturanschauung mit erstaunlicher Konsequenz sich bewahrt hat, als die allgemeine Beurtheilung gegen ihn stand und, was vielleicht nicht weniger schwer ist, als das allgemeine Urtheil zu ihm trat. In den Weiten des holländischen Dünenlandes, in den alltäglichen und darum ewigen Beschäftigungen seiner Bewohner, findet der Maler, der ein Großstädter ist, und noch dazu ein Kind der Stadt, die an der Stilwidrigkeit der modernen Großstadtkultur am ärgsten leidet, die ersehnte Ruhe, die ersehnte Größe und Einfachheit, er findet dort das über der Mode und über der Banalität Erhabene. Die Gestaltung des Aeußeren ist oft rauh und trüb, die Empfindung tief und keusch verschlossen. Der holländische Maler Israels, der oft mit Liebermann verglichen wird, erscheint weichmüthig neben dem jüngeren deutschen Maler. Seine Poesie ist offener, mehr eingänglich, aber auch um einen Grad äußerlicher als die Liedermann's.

Die kleinere Liedermann-Mappe, die die Herren Cassirer herausgegeben haben, enthält Originalradirungen, Arbeiten, die ausschließlich mit der „kalten" Nadel gearbeitet sind, Landschaftsmotive. Diese Technik hat der Maler früher nicht geübt. Die Radirungen Liebermann's, die in den letzten Jahren bekannt geworden sind, waren kräftig geätzt. Namentlich die zuerst geschaffenen Platten machten eine etwas schwere Wirkung. Bei dem trockenen Verfahren ist der Maler vom Zufall eher unabhängig, er bedarf nicht so sehr der technischen Uedung. Die „kalte" Nadel arbeitet auf der Metallplatte mit ähnlichem Effekt wie ein leicht, aber scharf ansprechender Bleistift auf dem Papier. Sehr wohl gewählt im Sinne der zarten Technik ist das relativ kleine Format der Platten, sehr wohl gewählt sind auch die besonders einfachen Landschaftsmotive, fein derechnet ist die Mitwirkung des japanischen Papiers, dessen seidiger Glanz, dessen warmer Ton in großen Flächen sichtbar bleibt. Die der Technik eigene Magerkeit des Striches, der höchst unmateriell die luftige Ferne besonders gut ausdrückt, kommt vortrefflich zur Geltung. Die Kraft des Vordergrunds wird namentlich durch den sogenannten Grat wiedergegeben, nämlich durch Tonflecke, die die rauhen Ränder der Metallfurche beim Abdruck — aber nur bei den frühen Abdrücken — hervorbringen.

Welche Wirkungen die „kalte Nadel" im Gegensatze zu und in Verbindung mit der Aetzung erreichen kann, zeigt das Radirwerk Rembrandt's am schönsten. Das Letzte und Höchste drückte Rembrandt durch die Vereinigung der beiden Verfahren aus, durch den Kontrast der kühlen, fernen, geritzten Linie mit der nahen, satten, tief geätzten. Vielleicht bemüht sich Max Liebermann auch noch um diese Bereicherung der Ausdrucksmittel.

Für beide Mappen sind wir den Herausgebern dankbar, da darin eine Fülle immanenter Poesie geboten wird. Ein Labsal in einer Zeit, in der neben unkünstlerischen Sachlichkeiten so viel Kunst gezeigt und leider auch gepriesen wird, die poetisch sein will. Max J. Friedländer.

*) Bruno und Paul Cassirer, Berlin, 1898

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 21. Berlin, den 18. Februar 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Tod des Präsidenten der französischen Republik Faure ist ein neuer Unglücksfall für unsern westlichen Nachbar; dabei muß es als ein relatives Glück erscheinen, daß nicht eine längere Krankheit imperialistischen und royalistischen Prätendenten und republikanischen Aspiranten die Gelegenheit bot, die Massen für ihre Zwecke zu bearbeiten. Die Schnelligkeit mit der nunmehr die Neuwahl vorgenommen werden muß, wird diese Versuche einschränken.

Die französische Deputirtenkammer hat den Lebret'schen Gesetzentwurf angenommen, durch den das Urtheil in der Dreyfusangelegenheit der Revisionskammer abgenommen und den vereinigten Senaten des Kassationshofes übertragen wird. Wenn der Senat zustimmt, so ist damit eine neue Erschwerung geschaffen, um volles Licht in die unglückliche Angelegenheit zu bringen. Aber auch alsdann wäre für keine Partei Entscheidendes gewonnen. Zunächst wird ein Kampf um die Akten der Revisionskammer entbrennen; sind in denen ungünstige Thatsachen über den Generalstab enthalten, so müssen diese Akten vernichtet oder diskreditirt werden, und dann muß der vereinigte Kassationshof ein Urtheil abgeben, wie es dem Generalstab gefällt, soll nicht auch diese Instanz genau dem Schicksal wie die einzelne Kammer verfallen. Mit einem Worte; es ist eine Narrheit anzunehmen, daß durch irgend eine gesetzliche Bestimmung ein Gerichtshof von derartiger Zusammensetzung geschaffen werden könnte, daß er der Verläumdung und Diskreditirung einginge, im Falle er sich nämlich rücksichtslos auf den Standpunkt des Rechtes stellt. Es kommt eben den Gegnern der Revision nicht auf Wahrheit und nicht auf Gerechtigkeit an, sondern darauf, ein Urtheil zu erzielen, das die kompromittirten Personen schützt und das den Gegnern der Republik in ihrer Gesammtheit politisch nützlich erscheint. Es muß also immer wieder ausgesprochen werden, daß es sich um Rechtsfragen schon lange nicht mehr handelt, sondern um Machtfragen; und wenn die Republikaner nicht über die Macht verfügen, des umstürzlerischen Elements Herr zu werden, dann werden die Umstürzler die Republikaner, voraussichtlich in der Form des Staatsstreiches, niederboxen.

Ob aber die Revisionskammer oder der gesammte Kassationshof zu Gericht sitzt, das ist ein Zwischenfall ohne größere Bedeutung für die Machtfrage, die zwischen Republikanern und republikanischen Gegnern aufgeworfen ist, und die in der einen oder anderen Weise schließlich zur Entscheidung kommen wird.

Die abgelaufene Woche hieß die sogenannte landwirthschaftliche, weil in einer Reihe von Versammlungen unter verschiedenen Namen überwiegend dieselben Personen so ziemlich dieselben agrarischen Forderungen geltend machten. Eine Anzahl Jahre hindurch fanden diese Demonstrationen eine gewisse Beachtung; heute sind sie politisch bereits zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Man kennt die inhaltslosen Reden dieser Versammlungen und jenes geistvolle politische Programm, dessen staatserhaltende Quintessenz lautet: Schreien, Schreien und nochmals Schreien.

Geschrieen wurde denn auch diesmal in der üblichen agrarischen Weise, aber doch in einer Beziehung konnte man eine Wandlung beobachten. Auf der Generalversammlung des Bundes der Landwirthe war von den großen Mitteln bereits nicht mehr die Rede. Der Antrag Kanitz war verschwunden; das Verlangen nach Verstaatlichung der Reichsbank ist als aussichtslos aufgegeben; dies be-

deutet zugleich den Grabstein für die bimetallistische Bewegung; sie ist heute todt. Und die Rede des Herrn von Bülow über unsere handelspolitischen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten muß die Agrarier zugleich belehren, daß die Reichsregierung zu einem Zollkrieg gegen alle Welt nicht bereit ist.

Daß von den Leitern des Bundes der Landwirthe unter diesen Umständen kein einziges der großen Register gezogen wurde, ist bezeichnend, und es sollte lehrreich sein für die Staatsregierung. Wenn in der nur ein starker Wille vorhanden wäre, so brauchte sie der agrar-demagogischen Hohlheit auch nicht die geringste Konzession in Bezug auf die Preisgabe verständiger wirthschaftlicher Anschauungen zu machen. Aber an dieser Energie und an diesem Willen gebricht es leider bei uns.

Auf den Philippinen haben die Amerikaner den zweiten Sieg über die eingesessene Inselbevölkerung errungen. Auf die Befreiung von Spanien folgt für die Insulaner die regelrechte Unterwerfung unter die Amerikaner durch Waffengewalt, ein trauriges Schauspiel, und es ist zu bedauern, daß die verblendeten Filipinos nach den chimärischen Annehmlichkeiten einer politischen Selbständigkeit streben, statt sich mit den Vortheilen einer Verwaltung durch die Vereinigten Staaten zu begnügen.

* * *

Sozialistische Theorie und sozialdemokratische Praxis.

Unsere Reaktionäre befinden sich in schwerer Bedrängniß. Seit vielen Jahren arbeiten sie erfolgreich mit der Angst vor der Sozialdemokratie. Nun hat diese schlimme Partei in ihrer Bosheit aber seit geraumer Zeit sich darauf verlegt, sich möglichst vor Gesetzesübertretungen zu hüten und auch sonst zu bekunden, daß sie von einem gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung nichts mehr wissen will. Die Führer der Sozialdemokratie erklären bei jeder Gelegenheit rund heraus, daß die gewaltsame Revolution nicht bloß Angesichts der entgegenstehenden Machtfaktoren ein unsinniges Beginnen sein würde, sondern daß die Sozialdemokratie, seitdem sie den revolutionären Kinderschuhen entwachsen ist, längst begriffen habe, daß selbst ein erfolgreicher gewaltsamer Umsturz der Sozialdemokratie nur schwere Verlegenheiten bereiten müsse, so lange nicht die geistige Bekehrung des Volkes zur Sozialdemokratie vorangegangen sei. Mit anderen Worten: die Sozialdemokratie erwartet alles von der geistigen Evolution, nichts von der gewaltsamen Revolution.

Das ist unseren reaktionären Scharfmachern natürlich sehr unbequem. Was soll aus ihnen werden, wenn die Sozialdemokraten nicht mehr als Theiler, Gesetzesverächter und blutige Revolutionäre den angstvollen Philistern dargestellt werden können? Diese Angst stellte ja von je einen bedeutenden Posten in dem politischen Betriebskapital der Reaktion dar. Es ist deshalb verständlich, weshalb unsere privilegirten „Stützen von Thron und Altar“ in demselben Maße nervöser werden, in dem die Sozialdemokratie ruhiger und verständiger wird. Man bemüht sich daher eifrigst, den Sozialdemokraten begreiflich zu machen, daß sie ganz unlogische Schlingel sind, wenn sie nicht ihre sozialistischen Theorien durch Mord und Brand zu verwirklichen suchen; und dem Philister andererseits stellt man eindringlich vor, daß diese scheinbare Mäßigung der Sozialdemokratie nur eine heuchlerische Maske sei, durch die er sich doch um Gotteswillen von seinem staatserhaltenden Haß gegen die Sozialdemokratie nicht abbringen lassen möge.

Es sieht aber beinahe so aus, als ob der rothe Schrecken allen reaktionären Bemühungen zum Trotz immer weniger verfängt. Zu dieser Ernüchterung hat insbesondere das parlamentarische Auftreten der sozialdemokratischen Partei nicht wenig beigetragen. Es ist doch auch gar zu charakteristisch, daß, während die konservativen Agrarier Roß und Reisige mobil machten, um der Reichsregierung gelegentlich der Reichsbankvorlage eine schwere Niederlage zu bereiten, die Sozialdemokratie, ohne mit den Wimpern zu zucken, gegen die agrarisch-sozialistischen Verstaatlichungspläne auftrat, und zwar mit der kaltblütigen Begründung: der sozialdemokratische Bär sei nicht dumm genug, um sich von reaktionären Drahtziehern an einem theoretischen Nasenring in das Lager agrarischer Umstürzler führen zu lassen. — Dieselbe Erscheinung hat sich kurz darauf bei der Diskussion über die Invaliditätsversicherungsnovelle wiederholt. Der geplante Vermögensausgleich zwischen den einzelnen Versicherungsanstalten ist eine Maßregel, bei der eigentlich einem Sozialisten das Herz im Leibe lachen müßte. Aber auch hier erklärten die Sozialdemokraten, kühl bis ans Herz hinan: das ist in der Theorie recht schön, aber in der Praxis ist dieser Sozialismus nichts Anderes, als eine neue Liebesgabe für die Agrarier, und wir lehnen es schlechterdings ab, den edlen Agrariern irgendwelche Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Diese Politik ist so ungewöhnlich vernünftig, daß sich der Vorwurf theoretischer Bornirtheit angesichts solcher Thatsachen beim besten Willen nicht aufrecht erhalten läßt. Aber auch der Vorwurf der Opposition um jeden Preis ist hinfällig, wenn man sich die Haltung der Sozialdemokratie z. B. bei der wichtigen Materie der Handelsverträge und jetzt wieder bei der Bankvorlage vergegenwärtigt. Säßen Sozialdemokraten im Preußischen Abgeordnetenhause, so würden sie auch dort ohne Zweifel zu den sichersten Stützen der Regierung bei dem wichtigsten Werk dieser Session, bei der Kanalvorlage, gehören.

Im Gegensatz zu dieser Unterstützung, welche die Sozialdemokratie einer ihr durchaus feindlichen Regierung in den bedeutendsten wirthschaftspolitischen Fragen zu Theil werden läßt, sehen wir unsere Konservativen in der Handelsvertragspolitik, in der Bankpolitik, in der Kanalpolitik die Regierung rücksichtslos befehden, eine Regierung, die man seitens der Agrarier im Allgemeinen als eine Agentur des „Bundes der Landwirthe“ zu behandeln bestrebt ist. Wo sind unter solchen Umständen die gefährlicheren Umstürzler zu suchen?

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

VII.

Ob die Novelle zum Invalidenversicherungsgesetze in dieser Session bis zum Ende durchberathen wird, oder ob sie in der Kommission stecken bleibt, läßt sich noch nicht übersehen; die Ansichten gehen noch sehr weit auseinander. Der Vorschlag, zwischen den verschiedenen Versicherungsanstalten eine Auftheilung des Vermögens, wenigstens theilweise, vorzunehmen, scheint der Ablehnung sicher zu sein. Man streitet darüber, ob der Vorschlag sozialistisch sei; die Sozialdemokraten wollen davon nichts hören. Ich bin gleichfalls der Ansicht, daß sozialistisch nicht das rechte Wort ist; ich würde den Vorschlag eher kommunistisch nennen.

Nächst dieser Vermögensauftheilung ist die einschneidendste Neuerung die Schaffung der örtlichen Rentenstellen. Einige Redner haben sich dagegen ausgesprochen; andere wollen wenigstens dem vorbeugen, daß der Landrath mit der Verwaltung der örtlichen Rentenstelle betraut wird, wollen also etwa 1000 Behörden in Deutschland neu schaffen. Es liegt darin eine starke Verstärkung des bureau-

kratischen Elements der Einrichtung, obwohl die Begründung das Bestreben hervorhebt, die Sache weniger bureaumäßig zu gestalten.

Wir haben sehr wenig Veranlassung, uns um die Sache zu erhitzen; wir haben das Gesetz bei seiner Entstehung auf das Nachdrücklichste bekämpft; wir haben vorhergesehen, daß es, wenn einmal erlassen, weder lange Zeit unverändert bestehen, noch zweckmäßig abgeändert werden könne. Wir haben von Anfang an dasjenige Element darin vermißt, ohne welches eine solche Veranstaltung unmöglich gedeihen kann, das Element der Selbstthätigkeit.

Vor Kurzem ist anonym eine Weltgeschichte in Umrissen erschienen; der hochkonservative Charakter dieses Buches wird dadurch gewährleistet, daß Graf Limburg-Stirum ihm eine empfehlende Vorrede auf den Weg gegeben hat. In diesem Buche, das übrigens so viel Thörichtes enthält, als man billiger Weise verlangen kann, frappirte uns bei Besprechung der alten Aegypter folgende hellsehende Stelle:

„Der herrschende Beamtenstaat bewirkte, daß Aegypten im Innern sich blühend entwickelte, er hat aber auch wohl an seinem Theile verschuldet, daß der ägyptische Charakter passiv blieb. Das streng disziplinirte Volk verlor die Lust zur Initiative und das Vertrauen auf eigene Leistung. Aehnliches zeigt die Wirkung des russischen Beamtenstaates."

Sollte für uns gar Nichts darin zu lernen sein?

Sind die örtlichen Rentenanstalten einmal geschaffen, so werden sie allmählich auch die Unfallversicherung und die Krankenversicherung an sich reißen, und die letztere, bisher der gesundeste Theil unseres Versicherungswesens, wird gleichfalls der bureaukratischen Versumpfung anheimfallen.

Ein erfreulicher Tag in den Reichstagsverhandlungen war der, als der Staatssekretär von Bülow sich über unsere politischen und handelspolitischen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten aussprach. Aus seinen Aeußerungen leuchtete eine klare Auffassung der Sachlage und ein fester Wille hervor. Gewiß sind auch wir damit vollkommen einverstanden, daß Deutschland gegenüber Amerika seinen Interessen nicht das Geringste vergeben darf, denn ein Lob der amerikanischen Wirthschaftspolitik liegt uns sehr fern. Aber ebenso gewiß ist, daß man einem Staate, zu dem man freundliche Beziehungen unterhalten will, auch ein freundliches Gesicht zeigen muß, und daß man ihm nicht dasselbe anthun darf, was wir, wenn es uns angethan wird, als eine Kränkung empfinden. Amerika hat uns gegenüber Manches gethan, was wir als eine Schädigung empfinden, aber wir haben auch Manches gethan, was Amerika als eine Ungerechtigkeit empfindet. Für beide Theile ist es das Beste, die Steine des Anstoßes aus dem Wege zu räumen; Handelsfeindseligkeiten schädigen beide Staaten.

Herr von Bülow ging von den handelspolitischen Verhältnissen auf die politischen über und räumte kräftig mit den Vorurtheilen auf, als bestehe in Deutschland eine Abneigung gegen Amerika. Weder in Kuba noch auf den Philippinen haben wir Interessen, die den amerikanischen entgegenstehen, und in Samoa können wir uns leicht verständigen, wenn beide Theile mit guten Absichten an das Werk gehen.

Es hat wahrscheinlich dem Staatssekretär daran gelegen, über die Stellung Deutschlands zu den Vereinigten Staaten Licht zu verbreiten; denn sonst hätte er wohl Veranlassung gehabt, die vom Grafen Kanitz gestellte Interpellation, welche mit einer in andern Parlamenten unerhörten Freimüthigkeit Auskunft über schwebende Verhandlungen verlangt, zurückzuweisen. Eine überraschende Unterstützung fand er bei dem Fürsten Herbert Bismarck, der sich als überzeugter Anhänger des Ministeriums hinstellte; man darf annehmen, daß er dabei seinen eigenen Interessen mindestens eben so sehr dienen wollte, als denen des Ministeriums.

Minder harmonisch fügten sich die Aeußerungen des Herrn von Hammerstein im Abgeordnetenhause in diesen Klang ein. Herr von Hammerstein sprach einen Zweifel darüber aus, ob ein gewisser Herr von Tiedemann im Reichstage das wirklich gesagt haben sollte, was man ihm unterlegte, und fügte hinzu, daß er, wenn es wirklich gesagt sein sollte, es entschieden mißbilligen müsse. Nun fügt es sich so, daß dieser apokryphe Herr von Tiedemann mit seinem bürgerlichen Namen von Thielmann heißt, daß er in seinen Zivilverhältnissen Schatzsekretär des Deutschen Reiches ist, und daß Herr von Hammerstein im stenographischen Bericht, von dem ihm ein Exemplar unentgeltlich zugestellt wird, längst hätte nachlesen können, daß Herr von Thielmann Alles dasjenige wirklich gesagt hat, was Herrn von Hammerstein unglaublich erschien und von ihm gemißbilligt wird.

Herr von Hammerstein hat sich in den letzten Tagen als ein Mann von großer Selbständigkeit gezeigt. Er hat nicht allein über die amerikanischen Tarifverhandlungen eine andere Meinung ausgesprochen, als die Herren von Bülow und von Thielmann sie hegen, er hat den Eisenbahnminister Thielen wegen seiner Tarifpolitik angegriffen und hat sich über die Unterrichtsverwaltung in so abfälliger Weise ausgesprochen, daß Herr Bosse sich veranlaßt sah, durch seinen Ministerialdirektor Kügler einen Centrumsabgeordneten, der die Aeußerungen des Herrn von Hammerstein sich angeeignet hatte, sehr derb abführen zu lassen.

Herr von Hammerstein hat durch seine Reden die Aufmerksamkeit in so hohem Grade auf sich gezogen, daß die stenographischen Niederschriften, ehe sie in den Druck gehen, nicht von ihm allein einer sehr sorgfältigen Durchsicht unterzogen werden. Alles das würde sehr lustig wirken, wenn es in einem Scribe'schen Lustspiele auf der Bühne dargestellt würde; Scribe ist aber gestorben, ehe die besten Stoffe reif wurden.

Das Abgeordnetenhaus beschäftigte sich mit dem Etat des Ministeriums des Innern, und hier zeigte sich Herr Freiherr von der Recke ebenso entschlossen schweigsam, wie Herr von Hammerstein gesprächig ist. Die einzige bedeutsame Aeußerung, die er that, war, daß er bei Besprechung des Schießerlasses sagte, man könne ihn dadurch milde handhaben, daß man auf die Beine schießt. In Beziehung auf die Entscheidung über die Besetzung des Berliner Oberbürgermeisterpostens versicherte er, er übernehme die volle Verantwortlichkeit, wenn sich die Entscheidung noch länger hinzögerte. Die Gerechtigkeit gebietet, hier hinzuzufügen, daß sein Auftreten auch bei den Konservativen beinahe ebensowenig Beifall fand, als auf der Linken, und so warten wir darauf, was aus Herrn von der Recke werden wird, ebenso geduldig, wie darauf, was aus Herrn Kirschner werden wird.

Proteus.

Bilanzkunststücke der preußischen Centralgenossenschaftskasse.

„Man urtheilt über das Institut mit einer Leichtfertigkeit, die erstaunlich ist." (Abg. Heiligenstadt, im Reichstage am 8. Februar, sten. Ber. S. 743.)

Bereits am 21. Januar d. J. hatte der preußische Finanzminister bei der Berathung des Staatshaushaltes im Landtage die merkwürdige Aeußerung gethan, daß die „Entwicklung der Dinge in Bezug auf die Einwirkung der Centralgenossenschaftskasse sich so günstig gestaltet" habe, daß man garnicht sagen könne, „wie man sie sich erfreulicher hätte denken können". Zu dieser Aeußerung hat der Direktor des Instituts, der Abg. Dr. Heiligenstadt am 8. d. M. bei der Bankdebatte im Reichstage einen Kommentar geliefert, der vielleicht das Stärkste ist, was auf diesem Gebiete bisher geleistet wurde. Nachdem Herr Dr. Heiligenstadt mit dem üblichen Brusttone der Entrüstung sich gegen die „frivolen"

Angriffe auf die von ihm geleitete Anstalt gewandt hatte, erklärte er (sten. Ber. Seite 744) wörtlich Folgendes:

„Und wie sieht es demgegenüber nun mit dem Status der preußischen Centralgenossenschaftskasse aus? Die Bilanz per 31. März 1898 ist öffentlich bekannt gemacht, sie steht also Jedem zur Verfügung. Da sind als Aktiva in der Bilanz aufgeführt: Kassa, Wechsel, Kupons und eigene Effekten zirka 34 Millionen Mark. Diesen stehen als Passiva gegenüber an Kreditoren und Depositen — d. h. die einzigen Passivposten, die das Institut hat — 27 Millionen Mark.

Nun, meine Herren, ich kann Ihnen danach getrost überlassen ein Urtheil über die Liquidität unserer Anstalt zu fällen."

Folgt sodann eine noch günstigere Darlegung des gegenwärtigen Status der Anstalt und zum Schluß die Apotheose:

„Ich glaube nicht, daß es so leicht eine Bank gibt, die sich in Bezug auf die Liquidität mit der preußischen Centralgenossenschaftsbank messen kann." (Hört! Hört! rechts und bei den Nationalliberalen.)

Um also die 34 Millionen Mark liquider Mittel zusammenzubringen, zählt Herr Dr. Heiligenstadt die eigenen Effekten der Kasse im Betrage von 22,8 Millionen Mark den disponiblen Mitteln kaltblütig zu, indem er es dem Publikum überläßt, sich ein möglichst liquides Bild von diesen Effekten zu machen. Wie die Privatbanken (von der Reichsbank ganz zu schweigen) in dieser Beziehung denken, beweist die Liquiditätsberechnung eines Berliner Institutes (Nationalbank für Deutschland), welches in seinem letzten Geschäftsberichte als liquide Mittel: Kassa, Sorten, Wechsel, Reports und Bankierguthaben aufführt, dagegen eigene Effekten, sowie Debitoren, Lombard, Konsortialbetheiligungen &c. von der Aufstellung ausschließt. Wenn der Direktor der Centralgenossenschaftskasse die Effekten des Institutes als liquide betrachtet sehen will, dann muß er zunächst Farbe bekennen; der Geschäftsbericht der Kasse, ein wahres Muster dürftiger Rechenschaftsablegung, macht ja nicht einmal ersichtlich, in welchem Umfange die aufgeführten Effektenkategorien börsengängig sind. Wenden wir also die von den Privatbanken aufgestellten Liquiditätsgrundsätze auf die Preußische Centralgenossenschaftskasse an, die sich doch nach den Erklärungen des Direktors mit den Privatbanken „messen" will — und bringen wir demgemäß die in der Bilanz vom 31. März v. J. figurirende Effektensumme von 22 853 940 Mark 60 Pfennig in Abzug, so bleiben von den 34 Millionen Mark noch — 11½ Millionen Mark liquide Mittel (genau 11 521 462 Mark 24 Pfennig) übrig!

Ungleich befremdender aber noch ist die Art, wie Herr Dr. Heiligenstadt mit den Ziffern auf der andern Seite, der Passivseite des Instituts, umspringt. Die „einzigen" Passivposten — Kreditoren und Depositen — sollen, wie er behauptet, nach der Bilanz vom 31. März v. J. 27 Millionen Mark betragen. Die vorliegende Bilanz von diesem Tage aber weist an Kreditoren und Depositen aus:

„Kreditoren in laufender Rechnung"	3 397 338,75 M.
„Kreditoren in besonderer Rechnung"	24 200 561,— „
„Verschiedene Kreditoren"	56 129,49 „
„Depositen" (darunter täglich fällige 9 420 816,37 M.)	10 176 121,03 „
Zusammen	37 830 150,27 M.

Also nicht 27 Millionen Mark sondern 37,8 Millionen Mark betragen die Kreditoren und Depositen, von denen aber obendrein fälschlich behauptet wird, daß sie die „einzigen" Passivposten der Kasse seien. Zunächst tritt hinzu der an die Staatskasse abzuführende Gewinnantheil des Staates von 597726 M. 84 Pf., wodurch sich die obige Summe auf 38,4 Millionen Mark erhöht. Nun aber kommt für die Liquiditätsberechnung der Preußischen Centralgenossenschaftskasse ferner hinzu, daß, im Gegensatz zu den Privataktienbanken, auch die Einlage des Staates und die Reserven auf der Passivseite berücksichtigt werden müssen, denn ein Anderes ist es, ob der Aktionär sein eigenes Kapital, ein Anderes, ob ein preußisches Staatsinstitut eine Summe festlegt, die in Wirklichkeit eine Forderung der preußischen Steuerzahler darstellt. Zählt man somit auch die Einlage des Staates (20 Mill. M.) sowie die Reserve (0,2 Mill. M.) (zusammen also 20,2 Mill. Mark) den obigen Verbindlichkeiten in Höhe von 38,4 Millionen Mark hinzu, so erhält man die gesammte Passivmasse der Anstalt, die somit im Betrage von 58 646 428 M. 73 Pf. für die Liquidität in Anschlag zu bringen ist.

Diese 58,6 Mill. M. werden demgemäß durch die obigen flüssigen Mittel von 11½ Mill. M. zu, sage und schreibe, 20 Proz. und, wenn man die Einlage des Staates einmal bei Seite läßt, zu 30 Proz. gedeckt, während die Privatbanken noch immer eine Durchschnittsliquidität von etwa 60 Proz. aufweisen. Deutlicher als alle Erklärungen gibt somit die letzte Bilanz der Zentralgenossenschaftskasse Antwort auf die Frage, warum der Staat im vorigen Jahre von Neuem mit 30 Mill. M. beigesprungen ist.

Wir haben schon mancherlei erlebt im Aktienwesen: aber daß ein Bankdirektor aus seiner eigenen Bilanz notorisch falsche Ziffern vorliest, wie dies Herr Dr. Heiligenstadt in Bezug auf die Kreditoren seines Institutes gethan hat, das — haben wir noch nicht erlebt. Herr Dr. Heiligenstadt aber hat sich für diese Glanzleistung obendrein den höchsten Standort ausgesucht: den deutschen Reichstag!

Resumiren wir also: Es betragen:

Die disponiblen Fonds:

Nach den Angaben des Direktors der Anstalt:	in Wirklichkeit
34 Millionen Mark,	11½ Millionen Mark.

Die „einzigen" Passivposten:

Nach den Angaben des Direktors der Anstalt	in Wirklichkeit
27 Millionen Mark,	58,6 Millionen Mark und ohne die Einlage des Staates 38,4 Millionen Mark.

„Ich glaube nicht, daß es so leicht eine Bank gibt, die sich in Bezug auf die Liquidität mit der Preußischen Zentralgenossenschaftsbank messen kann —" erklärt Herr Dr. Heiligenstadt.

Wir — glauben es auch nicht.

Ernst Heinemann.

Friedrich Spielhagen.

Die Tage, an denen Friedrich Spielhagen und Karl Schurz geboren sind, liegen nur eine Woche auseinander. Seit diesen Tagen sind siebzig Jahre vergangen, und in diesen siebzig Jahren haben beide Männer Ruhm und Ehre in reichem Maße gewonnen. Aus diesen Obersätzen ergibt sich sehr natürlich, daß in diesen Tagen der siebzigste Geburtstag beider Männer mit Feierlichkeit begangen wird.

Weiter nichts? Ist man berechtigt, zwei Männer nur aus dem äußerlichen Grunde in Beziehung zu einander zu setzen, weil sie in derselben Woche das Licht erblickt haben? Was hat Schurz, der nie einen Vers geschrieben, mit Spielhagen, der nie in der Politik thätig gewesen ist, zu thun, daß man sie in einer so willkürlichen Zusammenstellung nennt?

Die Zusammenstellung ist nicht so gar willkürlich, wie sie auf den ersten Augenblick erscheint. Die beiden Männer sind Kouleurbrüder; sie haben im Jahre 1848 gleichzeitig der Bonner Verbindung Franconia angehört und sind dort mit einander bekannt geworden, wenn auch nicht in ein näheres Freundschaftsband getreten. Diese Berührung ist keine ergebnißlose gewesen; wenigstens für den einen der Beiden nicht.

Karl Schurz war früh reif. Mit neunzehn Jahren war seine Entwicklung beendigt. Er hatte den Platz gewählt, an dem er stehen wollte. Mit einundzwanzig Jahren verübte er die That, die ihn berühmt machte, mit abenteuerlicher Kühnheit erdacht und mit männlicher Vorsicht durchgeführt. Und als diese That vollbracht war, sagte er Denen, die sie bewunderten, mit leichter Handbewegung: „Was wundert Ihr Euch? Was ich gethan habe, ist die That eines Republikaners; voilà tout."

Spielhagen hat eine langsame Entwicklung durchgemacht. Es ist selten, daß ein Dichter, der es zu so großen Erfolgen gebracht hat, erst mit dreißig Jahren die Stelle findet, die er einzunehmen hat. Er wollte Arzt, Jurist, Philologe, Schauspieler werden; er war nach seiner eigenen Schilderung mit neunzehn Jahren ein träumerischer, einsamer Jüngling. Als sie nach Ablauf eines Menschenalters sich wiedersehen, erkennt Spielhagen den alten Freund in Gesicht, Gestalt, Stimme, Haltung und Gedankengang sofort wieder, während Schurz den Jugendfreund wie einen Fremden betrachtete.

Das Alles wissen wir von Spielhagen selbst. Es geht daraus hervor, daß Spielhagen auf Schurz gar nicht, Schurz auf Spielhagen mächtig eingewirkt hat. Freilich hat diese Einwirkung lange Zeit gebraucht, um Ergebnisse zu liefern. Spielhagen hat keinen einzigen Romanhelden geschildert, zu welchem Schurz ganz und gar Modell gestanden, aber doch viele Romanhelden, in deren Adern Schurz'sches Blut fließt. Freilich darf man Karl Schurz nicht unter den problematischen Naturen suchen, die keiner Lage gewachsen sind, sondern unter den kühnen Jünglingen, die jede Lage beherrschen, die jeden verwickelten Knoten schnell durchhauen und trotz Jugend und niederer Abstammung herrschen über den durch Stellung und lange Erfahrung Hervorragenden.

Noch eine zweite Jünglingsgestalt hat stark auf Spielhagen eingewirkt; es ist die von Lassalle. Mit diesem ist er nie in persönliche Berührung gekommen, aber er war Ohrenzeuge des Prozesses, der gegen Lassalle wegen des Kassettendiebstahls erhoben wurde, Zeuge der gewaltigen Beredtsamkeit, die er entwickelte und der Gewandtheit, mit welcher er durch sein Eingreifen in der Zeugenvernehmung den Prozeß zu seinen Gunsten wandte.

Schurz und Lassalle, im Uebrigen sehr verschiedene Naturen, haben das doch miteinander gemein, daß sie von ungewöhnlicher Begabung und ungewöhnlichem Streben waren. Schurz entfloh aus seinem Vaterlande, das ihn mit Tod und Zuchthaus bedrohte und erwarb jenseits des Ozeans schnell die höchsten Ehren, die einem Menschen zugänglich sind. Er wurde Gesandter, General, Senator, Minister und hat seinem Adoptivvaterlande die erheblichsten, allseitig anerkannten Dienste geleistet. Er hat es auch dahin gebracht, daß die vorurtheilsvollsten Kreise seines Geburtslandes ihm dasjenige vergaben, was sie als Sünde und Verbrechen betrachtet hatten.

Lassalle's Leben hat sich in anderen Linien bewegt; er ist einem Unternehmen zum Opfer gefallen, das eigentlich von allen Seiten gemißbilligt worden ist, hat sich Ruhm und Ansehen nur in einem beschränkten Kreise erworben, hat gewiß Vieles gethan, was ernsthaften Tadel verdient, aber er hat Schriften hinterlassen, die wenn nicht um ihrer Ergebnisse willen, so doch wegen der geistigen Kraft, die darauf verwendet ist, Bewunderung verdienen.

Man kann die Frage nicht abweisen, warum Schurz nicht seinem eigenen Vaterlande die Dienste erwiesen hat, deren sein Adoptivvaterland sich erfreute. Und man wird darauf die Antwort geben müssen, daß die Verhältnisse in Deutschland nicht so beschaffen waren, daß ein Mann von dieser Thatkraft und von dieser durchgreifenden Kühnheit des Denkens in Deutschland den Boden hätte finden können, auf dem er wirken durfte. In England, in Frankreich, in Belgien, in vielen anderen Staaten würde ein Mann seines Gleichen ohne Schwierigkeit die Stelle gefunden haben, auf der er nützlich und rühmlich wirken konnte. Von Lassalle kann man dasselbe nicht mit Bestimmtheit sagen, aber doch als möglich voraussetzen. In einem freien Lande, in welchem der Stand und die Konfession des Vaters und die Unabhängigkeit der Ueberzeugung das Fortkommen nicht erschwerten, hätte er doch vielleicht die Selbstdisziplin gewonnen, die ihm ermöglicht hätte, in Reih und Glied zu kämpfen.

Erfahrungen und Erwägungen dieser Art sind es, die an Spielhagen in seinem zwanzigsten Lebensjahre herangetreten sind, in ihm allmählich reiften und ihn zu dem Entschlusse trieben, den Zustand dieses Landes im Spiegel der Dichtung erscheinen zu lassen. Durch alle seine größeren Romane zieht sich dieser Gedanke hindurch. In einem derselben sagt er:

„Wohin wir in unserer Zeit sehen, überall die unschönen Reste einer Vergangenheit, die wir längst überwunden glaubten. Unsere Adelsinstitutionen, unsere religiösen Verhältnisse, unsere Beamtenwirthschaft, unsere Heereseinrichtungen, unsere Arbeiterzustände, überall das kaum versteckte, grundbarbarische Verhältniß zwischen Herr und Sklaven, zwischen der dominirenden und unterdrückten Kaste. Was man uns lehrt, was wir erfahren, was wir um uns sehen, alles scheint zu beweisen, daß es kein Drittes gibt."

Nicht die Ereignisse der Zeit in ihrer empirischen Form hat Spielhagen dichterisch schildern wollen. Treten auch einzelne Gestalten auf, in denen man Windthorst und Lassalle zu erkennen glaubt, so mischt sich doch schnell ein Zug ein, der die Rechnung stört. Die neuere Aesthetik braucht gern das Wort Milieu. Das Milieu, auf welchem sich die neuere politische Geschichte Deutschlands abspielt, hat er in der Reihe seiner Romane mit dichterischer Freiheit, oder auch mit dichterischer Genauigkeit geschildert.

Leicht hat er sich die Arbeit nicht gemacht. In demselben Zeitraum in dem er seine Romane schrieb, um die Gegenwart zu schildern, hat er eine ganze Reihe von Büchern und Aufsätzen geschrieben, in denen er sich Rechenschaft darüber gab, wie ein Roman beschaffen sein müsse, um als ein Werk der Poesie gelten zu können. Mit peinlicher Genauigkeit gibt er sich Rechenschaft über jedes einzelne Erforderniß. Man kann seinen Ergebnissen zustimmen oder sie verwerfen, man wird unter allen Umständen die strenge Gewissenhaftigkeit ehren, mit der er sich die höchsten Ziele gesteckt hat.

Diese peinliche, zuweilen an die Schulstube erinnernde Gewissenhaftigkeit schützt Spielhagen vor dem Vorwurf, ein Tendenzdichter zu sein. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, vom Adelshaß getrieben zu sein. Allein man darf nur die Vorgänge, die sich heute abspielen, man darf die Bestrebungen zur Unterdrückung des Arbeiterstandes im Interesse von Junkern und maîtres de forge vergleichen mit den Schilderungen, die Spielhagen vor Jahrzehnten entworfen, und man wird zugeben müssen, daß seine Darstellungen wahrer sind als die Wahrheit selbst.

Für den zukünftigen Geschichtsschreiber Deutschlands im Zeitalter des Fürsten Bismarck werden Spielhagens Romane eine unentbehrliche Quelle, nicht zur Ermittelung der groben Daten und Fakten, aber zur Darstellung der geistigen und sozialen Zustände sein, und er wird feststellen müssen, daß wir in dieser Zeit, von den Märzstürmen an bis zum heutigen Tage, nur wenig vorwärts gekommen sind. Der Spiegel, in dem wir uns sehen, ist treu, wenn er auch wenig Erbauliches zeigt.

Palamedes.

Landwirthschaft und Viehsperre in Schleswig-Holstein.

II.

Wenn schon die Viehhaltung in Schleswig-Holstein überhaupt meist noch auf dem beibehaltenen Weidegang des Rindviehes über Sommer begründet ist, so nimmt sie noch einen ganz besonderen Charakter an in jenen fruchtbaren Marschen der Westküste, wo die Fettgräsung eine Hauptnutzungsart des Bodens bildet.

Auf diesen natürlichen Weideflächen findet das Vieh eine so ausgiebige Nahrung, daß es ohne jede Beigabe von anderem Futter binnen wenigen Monaten eine Menge zarten Fleisches ansetzt, wie es durch keine andere Ernährungsweise, selbst bei größerem Kostenaufwande, möglich sein würde. Und dabei tritt noch ein sehr bemerkenswerther Umstand ein. Während bei anderer Nutzungsweise, insbesondere beim Körnerbau, der Boden, welcher unausgesetzt in Kultur gehalten werden und Ernte hergeben soll, verarmen muß, wenn ihm nicht für das Hergegebene Ersatz durch Düngung zugeführt wird, nimmt hier die natürliche Bodenergiebigkeit durch die fortwährende Weidenutzung zu. Je älter eine solche an sich gute Weidefenne ist, um so schneller wird das darauf grasende Vieh fett. Man hütet sich daher sehr, solche alten Weiden umzubrechen. Der Körnerertrag, den sie beim Ackerbau liefern würden, ist freilich sehr hoch; es würde aber doch der Reinertrag gegen den durch Viehgräsung gewonnenen zurückbleiben. Und das später wieder frisch angesäete Grasland würde lange nicht die frühere natürliche Nährkraft erreichen. Man findet daher in solchen Gegenden Fennen, die nachweislich über 100 Jahre in Weide gelegen haben.

Diese Fettweiden sind es nun, auf welchen jenes Schlachtvieh gegräst wird, das früher einen so bedeutenden Ausfuhrartikel nach England lieferte und wegen seiner hervorragenden Beschaffenheit noch gegenwärtig auf den Märkten, besonders Hamburgs, hochgeschätzt wird.

Der Hergang des Mästungsverfahrens ist nun folgender: Junge Thiere, welche eben ihr Wachsthum vollendet haben, werden im Mai, sobald hinreichender Graswuchs vorhanden ist, auf die Weiden geschickt, wo sie Tag und Nacht verbleiben und sich selbst überlassen sind. Die einzelnen Weidegrundstücke (Fennen) sind mit breiten Gräben umgeben, welche sich von selbst mit Wasser füllen, sodaß das Vieh sie nicht zu überschreiten wagt. In kurzer Zeit schon wird die Wirkung dieser Fettweide sichtbar. Das vorher struppige Haar macht einer glänzenden Behaarung Platz, der ganze Körper streckt sich und rundet sich ab. Geht alles glücklich von Statten, so ist im Verlaufe von drei bis fünf Monaten ein Zustand der Vollfleischigkeit erreicht, welcher diese Thiere zu dem gesuchtesten Schlachtvieh macht. Sie werden dann auf die sog. Fettviehmärkte geschickt, welche im Spätherbst in den Städten der Westküste, besonders in Tönning, Husum, Wilster, Itzehoe, abgehalten werden, besonders aber auf den großen Hamburger Markt.

Begreiflicherweise eignet sich nicht jede Art von Rindvieh für dieses Mästungsverfahren. Die Thiere müssen den für reichlichen Fleischansatz passenden allgemeinen Körperbau besitzen und frühreif sein, d. h. in verhältnißmäßig kurzer Zeit ihre höchste Ausbildung zu erlangen im Stande sein. Weiter aber müssen sie durch ihre Natur und Erziehung so abgehärtet sein, daß sie den beständigen Aufenthalt auf den den stürmischen Seewinden ausgesetzten freien Weideplätzen ohne allen Schutz auszuhalten und dabei zu gedeihen im Stande sind.

Von Alters her hat sich nun in jenen Landstrichen eine Rindviehrasse entwickelt, welche diesen Anforderungen genügt und sich an der ganzen Westseite der cimbrischen Halbinsel bis hoch nach Jütland hinauf, allerdings in verschiedenen unter sich abweichenden Schlägen vorfindet. In neuerer Zeit ist dann noch, wie schon erwähnt, die englische Shorthornrasse herbeigezogen, um ein noch mehr allen Anforderungen entsprechendes Thier zu züchten.

Aber das in den Marschen selbst und den benachbarten Geestdistrikten herangezogene Jungvieh genügte längst nicht mehr, um den Bedarf an Magervieh zu liefern, welches jährlich für diesen Weidebetrieb nothwendig ist. Deßhalb wird schon seit länger als 100 Jahren mageres Vieh aus Jütland eingeführt, welches diesen Fehlbetrag deckt. Dieses jütische Vieh, auf den ausgedehnten Weideflächen der dortigen Geest aufgewachsen, eignet sich ganz besonders für die Fettgräsung. Je mehr von der Mitte dieses Jahrhunderts an die Ausfuhr von Fettvieh aus den schleswig-holstein'schen Marschdistrikten zunahm, desto stärker wuchs auch die Einfuhr dieses jütischen Magerviehes. Es wurden deßhalb an den dazu geeigneten Orten, besonders in Husum besondere Magerviehmärkte eingerichtet, auf welchen sowohl das im Inlande erzogene, als das aus Jütland stammende Magervieh zu Verkauf kommt. Meistentheils geschieht dieser Einkauf seitens der die Gräserei betreibenden Unternehmer bereits im Herbst, in geringerem Maße erst im Frühjahr. Die meisten Gräser sind nun aber gar nicht in der Lage, das angekaufte Magervieh über Winter zu unterhalten, sie übergeben es vielmehr Landwirthen, die eine stärkere Ackerwirthschaft betreiben, große Mengen von Stroh und Rauhfutter gewinnen, aber auch viel Dünger für ihren Ackerbau nöthig haben, gegen Zahlung eines entsprechenden Futtergeldes. Erst im Frühjahr wird das Vieh zurückgenommen, um auf die Fettgräsung getrieben zu werden.

Gegenwärtig beläuft sich die Zahl des aus Jütland jährlich eingeführten Magerviehes auf etwa 13 000 bis 15 000 Stück, bald einige Tausend mehr, bald weniger, je nachdem die sehr wechselnden Konjunkturen dieses bedingen. Es sind der Mehrzahl nach Ochsen; aber auch Quien (junge Kühe), sowie Verwerfer und Fehrkühe (Kühe, die nicht trächtig geworden sind) kommen zum Markte. Diese weiblichen Thiere werden besonders gesucht für die an die Marsch grenzenden besten Geestweiden, z. B. im Kreise Tondern, für welche die kleinere dänische Kuh zum Fettgräsen vorzugsweise sich eignet.

Der Gräsereibetrieb ist in vielen Beziehungen ein sehr eigenthümlicher von der Landwirthschaft im allgemeinen nicht unwesentlich sich unterscheidender Wirthschaftsbetrieb, der aber in jenen Gegenden auf das Vollkommenste ausgebildet und von großer volkswirthschaftlicher Bedeutung ist.

Die Weidefennen selber sind gewissermaßen Wirthschaftseinheiten für sich, bei der in diesen Distrikten von jeher geltend gewesenen freien Theilbarkeit des Bodens meist an kein bestimmtes Wirthschaftscentrum gebunden. Das Eigenthum an denselben geht häufiger, als es sonst bei Grundstücken üblich ist, von Hand zu Hand, nicht selten sind sie in ziemlichem Umfange auswärts wohnenden Besitzern (Forensen) gehörig. Solche Fennen gelten eben als eine, zwar in ihrem Jahresertrage wechselnde, aber bisher fortwährend im Werthe steigende, sichere Kapitalanlage. In großer Zahl werden sie von Pächtern genutzt, und zwar findet die Verpachtung meist nur auf ein Jahr statt wegen der wechselnden Konjunkturen.

Diese sind in der That sehr mannigfaltige. Es kommt in Betracht: Zahl und Preis des zur Verfügung stehenden Magerviehes, Preis für das Durchwintern, voraussichtliche Preisverhältnisse des Fettviehes im nächsten Herbst und Winter, Zustand der Weiden im Frühjahr, Witterungsverhältnisse u. s. w.

Zum Betriebe des Gräsereigeschäfts gehört also ein nicht geringer Grad von Intelligenz und Urtheilsfähigkeit, Unternehmungsgeist und ein nicht unbedeutendes Kapital. Denn die mit diesem komplizirten Geschäftsbetriebe nothwendig verbundene Gefahr des Verlustes hat in erster Linie stets der Unternehmer des Gräsereibetriebes zu tragen.

Es hat aber dieser Betriebszweig bereits durch die That bewiesen, wie er ungünstige Verhältnisse mit eigenen Kräften zu überwinden im Stande ist.

Als das Geschäft eben den Stand höchster Blüthe erreicht hatte, erfolgte plötzlich jenes Verbot der Einfuhr lebenden Viehes in England, auf die damals wesentlich der Erfolg des Unternehmens gegründet schien. Es war in der That ein harter Schlag; große Störungen in dem gewohnten Gange traten ein und bedeutende Verluste mußten getragen werden.

Wie würde wohl, wenn in einem Landstriche des Ostens z. B. ein gleich wichtiger Zweig der Landwirthschaft von einem ähnlichen Schicksale betroffen wäre, der Nothschrei erhoben und Abhülfe vom Staate verlangt worden sein! Hier erkannte man bald, daß solche nicht zu erreichen, wartete noch eine Zeit in der Hoffnung, daß England von selbst seine Sperrmaßregeln aufgeben würde. Als das nicht eintrat, gab man die eigens für diese Ausfuhr ins Leben

gerufene Dampfschiffverbindung auf, verkaufte die Schiffe und suchte anderwärts, namentlich auf den Märkten des deutschen Binnenlandes Ersatz für den englischen Markt. Das gelang denn auch wenigstens für den Absatz des gemästeten Rindviehes einigermaßen. Der Versand von Fettvieh über Hamburg hinaus, nach den Rheinlanden, Berlin, Süddeutschland, Sachsen, ist von ca. 25 000 Stück im Jahre 1889, auf 42 824 Stück im Jahre 1898 gestiegen. Im Jahre 1877 hatte die Ausfuhr von Hornvieh über Hamburg hinaus nur etwa 2000 Stück betragen. Augenblicklich ist der Stand des Geschäfts der Art, daß die Pachtpreise für Grasfennen, welche einigermaßen ein Barometer für den Geschäftsgang darstellen, sich in befriedigender Höhe halten und den Pachtpreis für ähnliches Ackerland übertreffen.

Die Rindviehhaltung in der ganzen Provinz Schleswig-Holstein hat seit 1862 mit einer kurzen in die 70er Jahre fallenden Unterbrechung ziemlich gleichmäßig zugenommen, indem 1861/2 hier 708 307 Stück, 1897 aber 870 488 Stück gezählt wurden. Dieser Zuwachs hielt zwar nicht völlig gleichen Schritt mit der Vermehrung der Bevölkerung, denn 1861/2 kamen auf je 100 Einwohner etwa 70 Stück Rindvieh, 1897 dagegen nur noch 67,7 Stück; immerhin ist aber der Rindviehbestand in Schleswig-Holstein gegenwärtig doch noch relativ nahezu doppelt so stark, als im Deutschen Reiche überhaupt, wo er sich auf 35,4 Stück für 100 Einwohner beziffert.

Die Schafhaltung ist, wie überall in Deutschland, so auch in Schleswig-Holstein in der letzten Zeit zurückgegangen, wenn auch in etwas geringerem Maße. Wollschafe wurden hier von jeher weniger gehalten, dagegen war die Zucht der großen Fleischschafe, die auch einen Wollertrag von 5—7 Pfund Wolle liefern, besonders in den Marschen beträchtlich, ist aber aus den oben berührten Ursachen ebenfalls zurückgegangen. Gegenwärtig kommen hier auf 100 Einwohner ca. 19,5 Stück Schafe gegen 20,8 Stück im Deutschen Reiche.

Die Schweinezucht dagegen hat auch in Schleswig-Holstein sich sehr stark erweitert, sodaß gegenwärtig etwa 2½ mal soviel Schweine gehalten werden, als vor 25 Jahren. Auf 100 Einwohner fallen in Schleswig-Holstein gegenwärtig 37,5 Stück, während im Ganzen für das Deutsche Reich 27,3 Stück berechnet werden. Die schon seit mehr als 3 Dezennien ganz regelmäßig fortschreitende Vermehrung des Schweinebestandes ist in Schleswig-Holstein vorzugsweise auf die Zunahme des Meiereibetriebes zu schreiben. Es muß indessen darauf hingewiesen werden, daß hier vielleicht noch weniger als im übrigen Deutschland die Ziffern aus der Gegenwart denen aus früherer Zeit völlig gleichwerthig sind. In Schleswig-Holstein haben die schnell wachsenden kleinen meist englischen Schweinerassen mehr und mehr die größere einheimische verdrängt. Dieselbe Stückzahl bedeutet daher gegenwärtig keineswegs mehr auch die gleiche Gewichtsziffer.

Faßt man Alles zusammen, so ist man sicher zu dem Ausspruche berechtigt, daß in Schleswig-Holstein von einem allgemeinen Nothstande der Landwirthschaft nicht die Rede sein kann, daß insbesondere der mittlere und kleinere Grundbesitz noch in auskömmlicher Lage sich befindet. Hierfür sprechen auch die so ziemlich noch in gleicher Höhe sich haltenden Kaufpreise der Grundstücke. Als ein Zeichen der Zeit muß es auch angesehen werden, daß jetzt wiederum wie es scheint, Parzellirungen von größeren Grundstückkomplexen sich zu mehren scheinen, die zu dem Zwecke vorzugsweise dienen sollen, bereits vorhandene kleine Wirthschaften besser abzurunden.

III.

Als weit vorgestrecktes Grenzland mußte Schleswig-Holstein von den Maßregeln, welche sich auf Aus-, Ein- und Durchfuhr von ausländischem Vieh und thierischen Erzeugnissen beziehen, stets zunächst und stark in Mitleidenschaft gezogen werden. Ist es doch auf der einen Seite England, wohin sich die betreffende Ausfuhr vorzugsweise richtet, auf der anderen Seite Dänemark und Skandinavien, von wo die Ein- und Durchfuhr vorzugsweise kommt.

Dänemark ist gewiß, in noch höherem Grade ein Ackerbaustaat zu werden, als dieses für Deutschland etwa gelten kann. Deshalb mußten die Konjunkturen des Weltmarkts für Ackerbau-Erzeugnisse, welche seit den letzten Dezennien die Landwirthschaft fast aller europäischen Länder berühren, Dänemark besonders stark treffen. Aber die dänische Landwirthschaft hat es stets verstanden, in die veränderten Umstände sich bald hineinzufinden und mit großer Energie das zu ergreifen und durchzuführen, was als Rettungsmittel aus bedrängter Lage erkannt war. In der Hauptsache auf die eigene Kraft vertrauend, wußte sie von der Regierung in verständnißvoller Weise das zu erreichen, wozu sie allein nicht im Stande war.

Zwei Beispiele werden genügen, dieses im Einzelnen darzuthun.

Wie schon mehrfach erwähnt, hat Dänemark während des letzten Menschenalters seine Viehzucht, besonders seine Milchwirthschaft ganz bedeutend gehoben und erweitert. Es wurde dadurch in den Stand gesetzt, die Ausfuhr von Schweinen, wie von Rindvieh sehr zu vermehren. Von Schweinen wurden schon während der 80er Jahre sehr große Mengen über die schleswig-holsteinischen Grenzen nach Deutschland ausgeführt. Der größte Theil davon ging nach Hamburg, um in den dortigen großartigen Exportschlächtereien für die Einfuhr nach England, und für die Verproviantirung der Schiffe verarbeitet zu werden. Auch Schleswig-Holstein schickte seinen Ueberfluß dorthin. Da erfolgte im November 1887, weil in Dänemark die Schweineseuche, wahrscheinlich von Schweden her eingeschleppt, in größerem Umfange ausgebrochen war, das Verbot der Einfuhr von Schweinen über die deutsche Grenze.

Die Hamburger Exportschlächterei wurde durch dieses Stocken eines Theiles der gewohnten Zufuhr von Schlachtthieren empfindlich berührt und sahen sich veranlaßt, ihren Betrieb beträchtlich einzuschränken. Alsbald wußte Dänemark sich dieses zu Nutzen zu machen, errichtete selbst Exportschlächtereien und führte so seinen Ueberfluß von Schlachtvieh mit größerem Gewinn in verarbeitetem Zustande dem Auslande zu.

In umgekehrter Weise ging es mit dem Rindvieh. Hier genoß Dänemark den großen Vortheil, daß es noch lange Zeit seine fetten Ochsen u. s. w. in lebendem Zustande auf den englischen Markt einführen durfte, nachdem dieser für das aus Deutschland kommende Schlachtvieh bereits verschlossen war.

Als aber im Jahre 1892 die Zulassung lebenden Viehes auf den englischen Märkten auch für Dänemark untersagt wurde, da warf dieses den Ueberschuß seiner Viehproduktion vorzugsweise auf den deutschen Markt.

Die Westküste von Jütland hatte bis in die neuere Zeit eines sicheren Hafens entbehrt, aus dem die Vieh-Ausfuhr hätte stattfinden können. Diese war deshalb auf die deutschen Häfen angewiesen. Nachdem hier der Durchfuhr Schwierigkeiten entstanden, legte Dänemark zu Esbjerg mit beträchtlichen Kosten einen Hafen für diesen wichtigen Verkehr an.

Bis zu dem Erlasse des oben erwähnten Einfuhrverbotes für skandinavisches Vieh war an den Grenzen und in den Hafenplätzen Schleswig-Holsteins der Verkehr für das aus dem Auslande kommende Vieh frei, und die dadurch hervorgerufene starke Handelsbewegung war auch für die Schifffahrtsinteressen von großer Bedeutung.

Von nun an wechselte aber Absperrung und Wiederöffnung der Grenzen mit mancherlei Modifikationen im Einzelnen in rascher Folge miteinander ab und brachte Störung und Beunruhigung in die dabei betheiligten Wirthschaftszweige.

Das Einfuhrverbot für Schweine aus Dänemark vom 29. November 1887 dauerte bis zum April 1890, wo auf die dringende Vorstellung von der Schädlichkeit und Zwecklosigkeit desselben, nachdem die Schweineseuche in Dänemark längst erloschen war, die Aufhebung erfolgte.

Die auf das Reichsgesetz vom 23. Juni 1880 sich stützenden Sicherungsmaßregeln, welche bei der 1890 nun wieder gestatteten Vieh- und Fleischeinfuhr angeordnet wurden, hielten sich anfangs durchaus in den Grenzen, welche der Schutz gegen Ansteckung verlangte. Gesundheitsatteste aus dem Heimathslande und Untersuchung durch beamtete Thierärzte bei dem Eintritt in das deutsche Gebiet wurden gefordert.

Als im Herbst 1892 Maul- und Klauenseuche in Dänemark wieder ausgebrochen war, erfolgte unter dem 10. November abermals ein Einfuhrverbot für Wiederkäuer und Schweine zunächst gegen Jütland hin, das dann aber auch gegen die Einfuhr von den dänischen Inseln ausgedehnt wurde.

Im nächsten Frühjahre wurde die Einfuhr dieser Viehgattungen aus Dänemark wieder gestattet, zunächst aber nur auf dem Seewege nach Kiel und unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die eingeführten Thiere in dem dortigen Schlachthause alsbald abgeschlachtet würden. Erst 2 Jahre später wurde unter gleicher Bedingung die Einfuhr auch auf dem Landwege über Woyens nach den Schlachthäusern von Kiel, Hamburg und Lübeck erlaubt.

So war also unter der Bedingung des sofortigen Abschlachtens die Einfuhr von lebendem Vieh mit gewissen Beschränkungen noch erlaubt; in das Innere durfte dasselbe aber nicht weiter geführt werden.

Nun erschien aber ein neues Element auf dem wirthschaftspolitischen Schauplatz, dessen Einfluß alsbald auch auf dem hier behandelten Gebiete zu verspüren war.

Der im Februar 1893 in das Leben getretene Bund der Landwirthe hatte in sein Tivoli-Programm sofort die Forderung der Absperrung der Vieheinfuhr aus seuchenverdächtigen Ländern aufgenommen.

Demgemäß wurde nun am 4. Juli 1895 im Preußischen Abgeordnetenhause der Antrag gestellt: daß die Einfuhr von Vieh aus dem Auslande möglichst verboten, daß mindestens aber eine vierwöchentliche Quarantäne an der Grenze eingeführt werde.

Die sehr weit entgegen kommende Erklärung, welche der Landwirthschafts-Minister hierauf abgab, macht es begreiflich, weshalb dieser Antrag im Preußischen Abgeordnetenhause gestellt war und nicht im Reichstage, wohin er doch wohl eigentlich gehört hätte.

Am 1. Oktober 1895 traten dann auch die durch Bundesrathsbeschluß festgesetzten neuen Sperrmaßregeln in Kraft, nach welchen die Einfuhr von Wiederkäuern und Schweinen nur durch Vermittelung der staatlich zugelassenen Quarantänen gestattet wurde.

Solche Quarantäne-Anstalten wurden für Schleswig-Holstein in Tönning, Altona, Apenrade, Flensburg und Kiel, außerdem in Bremen, Hamburg, Lübeck, Warnemünde und Rostock zugelassen.

Die Quarantänezeit war im Allgemeinen durch den Bundesrath auf 4 Wochen festgesetzt, wurde aber für die Ausfuhr aus Dänemark und Skandinavien auf 10 Tage durch Verordnung des Reichskanzlers beschränkt. Sachverständige hatten eine Quarantänezeit von 4 Wochen beim Mastvieh für unausführbar erklärt.

Außer der Seequarantäne wurde eine Landquarantäne zu Hvidding an der jütischen Grenze zugelassen, jedoch ausschließlich für Magervieh und nur für die Zeit vom 1. Oktober bis 31. Dezember und vom 1. April bis 31. Mai.

Die von den betreffenden Gemeinden meist mit einem beträchtlichen Kostenaufwande erbauten Quarantäne-Anstalten machten natürlich die Erhebung eines entsprechenden Standgeldes nöthig, dessen Entrichtung, nebst den Futterkosten den Importeuren zur Last fiel. Neben den sonstigen Gefahren des Geschäfts hatten sie auch das sicher nicht gering zu achtende Risiko zu tragen: daß einmal die Zurückweisung eines ganzen Viehtransportes ihnen auferlegt würde, falls in einem solchen auch nur ein einziges seuchenverdächtiges oder bereits erkranktes Stück sich befand.

Man hätte meinen sollen, daß die durch alle diese Bestimmungen verursachten Auflagen und Kosten neben den recht beträchtlichen Zollsätzen für das einzuführende Vieh eine Last gebildet hätten, welche vollkommen genügte, um der einheimischen Viehzucht einen mehr als ausreichenden Schutz gegen die ausländische Konkurrenz zu gewähren.

Aber den agrarischen Forderungen waren diese Barrieren noch bei Weitem nicht hoch genug, und so wurde denn nach neuen Gründen gesucht, auf welche weitere Erschwerungen der Einfuhr gestützt werden könnten.

Der Einfuhr von Schweinen aus dem Auslande wurde alsbald ein Halt geboten, als in der Quarantäne-Anstalt zu Rostock bei zwei aus Dänemark eingeführten Schweinen die Schweineseuche entdeckt wurde. Daraufhin wurde am 18. Dezember 1895 die Einfuhr von Schweinen und frischem Schweinefleische aus Dänemark verboten. Am 23. Dezember 1897 erging ein gleiches Verbot gegenüber Schweden und Norwegen.

Nun blieb noch übrig, gegen die Einfuhr von Rindvieh zu operiren.

Dazu bot sich nun die Tuberkulose als ein sehr geeignet scheinendes Agitationsmittel dar.

Welche Bewandniß es in Wirklichkeit hat mit der Gesundheitsgefahr für Menschen, welche von tuberkelbehafteten Viehe drohen kann, ist unlängst an anderer Stelle (s. Nr. 3 der Nation vom 29. Oktober 1898, pg. 61 ff.) näher dargethan worden. Arge Uebertreibungen werden aber, wie es scheint nicht ohne Absicht, hierüber verbreitet.

Gewiß muß es als ein sehr wünschenswerthes Ziel bezeichnet werden, im Inlande einen Viehstand heranzuziehen, welcher möglichst tuberkelfrei ist.

Wäre nun die Sachlage die, daß Deutschland sich diesem Ziele bereits ziemlich nahe befände, dagegen der Gefahr ausgesetzt wäre, durch die Einfuhr von ausländischem, in höherem Grade infizirten Viehe den Gesundheitszustand seines Viehbestandes gefährdet zu sehen, so wären auch die schärfsten Repressivmaßregeln wohl gerechtfertigt.

In Wirklichkeit ist aber der Sachverhalt gerade der umgekehrte. Wie stark die Tuberkulose unter dem deutschen Viehbestande vorhanden ist, läßt sich freilich bis jetzt nicht mit genauen Zahlen feststellen, weil hier verhältnißmäßig nur äußerst wenig exakte Untersuchungen stattgefunden haben. Die meisten Viehbesitzer scheuen sich, aus naheliegenden Gründen, ihr Vieh einer Untersuchung zu unterziehen. Leider ist aber aus mancherlei Anzeichen, besonders aus den Ergebnissen der Untersuchungen in den Schlachthäusern der Schluß zu ziehen, daß die Tuberkulose in den meisten Gegenden Deutschlands unter dem Nutzvieh stark verbreitet ist.

Die jetzt bestehende Unkenntniß erlaubt dann aber den auf Grenzsperre Drängenden unter dem großen Publikum die Fiktion zu erhalten, als ob bei uns Alles gesund sei und nur vom Auslande Gefahr drohe.

Mit den Verhältnissen Bekannte wissen freilich recht gut, daß in Dänemark und Norwegen, nach den Ergebnissen der dort in weitem Umfange angestellten Untersuchungen eine große Menge vollkommen tuberkelfreien Viehes vorhanden ist. Diese Sachlage wurde aber sorgfältig geheim gehalten, weil durch Kenntniß derselben ja die Grundlage der Agitation erschüttert würde.

Gleichsam als Vorbereitung für die im Februar 1898 angeordneten weitgehenden Maßregeln hatte der preußische Landwirthschaftsminister angeordnet, daß vom 11. März 1897 an die in Quarantäne-Anstalten eingeführten äußerlich gesund erscheinenden Thiere der Tuberkulinprobe unterworfen werden sollten. Die, welche dabei reagirten, sowie die bereits äußerlich als tuberkulös erkannten sollten am Ort der Quarantäne-Anstalt unter veterinärpolizeilicher Aufsicht geschlachtet werden.

Noch bevor diese Anordnung in das Leben trat, hatte der Vorstand der schleswig-holsteinischen Landwirthschaftskammer dem Ministerium diese Maßregel als bedenklich vorgestellt, weil durch dieselbe die Umgegend der Quarantäne-Anstalten mit einem Uebermaße minderwerthigen Fleisches angefüllt werden würde.

Im Februar 1898 erfolgte dann der Beschluß des Bundesrathes, nach welchem vom 28. desselben Monats an alle auf dem Seewege eingehenden Thiere ausnahmslos auf Tuberkulose zu untersuchen sind.

Die dabei als unverdächtig erscheinenden Thiere sind nun aber nicht etwa wie vorher in den freien Verkehr zugelassen, sondern müssen in öffentlichen Schlachthäusern abgeschlachtet werden. Die krank oder verdächtig befundenen Thiere aber werden mit einem Brandzeichen versehen und in das Ausland zurückgewiesen.

Die Ausführung dieser letzten Bestimmung stieß dann aber alsbald auf Hindernisse. Es wurden zwar die Importeure von vornherein verpflichtet, die zurückgewiesenen Thiere möglichst bald auf dem Seewege wieder fortzuschaffen. Aber wohin damit? Dänemark weigerte sich, seinen Gesetzen gemäß, solche Thiere wieder zuzulassen.

Als Ergänzung der durch den Bundesrath angeordneten Maßregel kam dann noch eine landespolizeiliche Verordnung des Regierungspräsidenten hinzu, welche die Einfuhr von Fleisch, das von solchem wegen der Tuberkulin-Reaktion zurückgewiesenen Thiere herstammt, bei Haft, oder hoher Geldstrafe verbietet.

Jedermann wird es begreiflich finden, daß gegenüber den so gestalteten Einfuhrerschwerungen alsbald der Handel darauf verzichtete, noch lebendes Rindvieh auf den bisherigen Wegen nach Deutschland einzuführen. Die Seeplätze sahen sich eines bis dahin bedeutenden Verkehrs beraubt. Die Schiffe, welche das Vieh gebracht hatten, nahmen früher in der Regel deutsche Ausfuhrartikel als Rückfracht wieder mit. Das hörte natürlich nun auch auf.

Aber man darf ja nicht etwa glauben, daß damit die Konkurrenz des dänischen Schlachtviehes auf den deutschen Märkten gänzlich erloschen sei. Es trat vielmehr nun die Aenderung ein, daß ein beträchtlicher Theil der früher lebend eingeführten Thiere nun im Produktionslande bereits geschlachtet und nur das Fleisch derselben in Deutschland eingeführt wird.

In Hamburg werden jetzt wöchentlich zwischen 2000 und 4000 Viertel von dänischen Mastochsen eingeführt. In ähnlicher Weise geht auch an anderen Grenzstellen Fleisch bereits geschlachteter Thiere jetzt massenhaft ein.

Zieht man nun das Endergebniß aus den vorstehend im Einzelnen aufgeführten Maßnahmen, so läßt sich dasselbe dahin zusammenfassen:

Die früher so bedeutende Ein- und Durchfuhr von lebenden Schweinen in Schleswig-Holstein ist ganz unterdrückt, auch Schweinefleisch wird nicht mehr zugelassen.

Ebenso hat die Einfuhr von lebendem Mastvieh aus dem Rindergeschlecht, wenn sie auch nicht direkt verboten ist, doch in Folge der in ihrer Wirkung dem Verbote gleichkommenden Sperrmaßregeln aufgehört.

Für die Konsumenten hat diese Beschränkung des Angebots einen schwer empfundenen Druck hervorgerufen.

Zwar ist nicht eigentlicher Fleischmangel eingetreten, immerhin aber doch eine erhebliche Verringerung und für das ausgeschlossene gute Fleisch ist theilweise ein Ersatz durch minderwerthes gekommen. Trotzdem muß Fleisch jetzt mit hohen Preisen bezahlt werden.

Dazu neue Störungen der empfindlichsten Art in Schifffahrt, Handel und Gewerbebetrieb. Eine Anzahl Schiffe weniger besuchen die Häfen; der durch sie hervorgerufene Umsatz fällt dementsprechend hinweg. Die Stadtverwaltungen, welche eben mit großen Kosten Quarantäne-Anstalten erbaut haben, sehen dieselben leer stehen und erleiden einen empfindlichen Einnahme-Ausfall.

Ein Gewerksbetrieb endlich, welcher bis dahin zu den sichersten und solidesten Handwerksbetrieben mit Recht gezählt wurde, die Schlachterei ist von schweren Verlusten betroffen. Dafür nur ein Beispiel.

Die Stadt Kiel zählt mit Einrechnung der wirthschaftlich auf sie angewiesenen Umgebung etwa 100 000 Einwohner, und etwa 200 selbstständige Schlachtereien. Von diesen haben innerhalb der letzten 3 Jahre 40 kleinere Geschäfte ihren Betrieb einstellen müssen.

Fragt man nun, welche Vortheile diesen doch wirklich nicht leicht zu nehmenden Nachtheilen gegenüberstehen, so erhält man darauf folgende Antwort:

Die inländische Viehzucht hat allerdings einen gewissen Schutz gegen die vom Auslande drohende Ansteckungsgefahr erhalten, ebenso die Konsumenten Schutz vor schädlichen Nahrungsmitteln.

Aber ist dieser Schutz gegen Länder, deren Viehstand notorisch bessere Gesundheitsverhältnisse zeigt, als der mancher Gegenden des deutschen Binnenlandes, es werth, einen solchen Aufwand von kostspieligen und Verlust bringenden Veranstaltungen zu machen? Und was die Sorge für die menschliche Gesundheit betrifft, so ist dieser sogenannte Schutz gegen das Ausland völlig illusorisch, so lange nicht allgemeine Fleischschau im Innern eingeführt ist.

Aber die heimische Landwirthschaft und Viehzucht hat höhere Preise und Beseitigung auswärtiger Konkurrenz erhalten. Das ist für die agrarischen Dränger ja bekanntlich, trotz aller Ableugnungsversuche, die Hauptsache.

Gewiß sind die Preise gestiegen, aber nicht in dem Maße, wie es von agrarischer Seite gewollt und erwartet wurde. Das Vieh und das Fleisch geringerer Qualität, welches gegenwärtig mehr als früher zu Markte kommt, drückt die Preise der besseren Qualitäten, die bei freierem Spiel der Kräfte zu ihrem Rechte kommen würden. Daher erklärt es sich, daß an manchen Marktplätzen die Preisnotirungen scheinbar nicht sehr gestiegen sind. Es handelt sich aber gegen früher um durchschnittlich geringere Qualitäten.

Die Unsicherheit der Verhältnisse muß auch die Landwirthschaft vielfach hindern, Betriebsänderungen vorzunehmen, welche etwa eine stärkere Viehproduktion herbeiführen könnten, die aber einen längeren Zeitraum ruhigen Geschäftsganges voraussetzen.

Den agrarischen Forderungen genügt aber die unleugbar stattgefundene Preiserhöhung noch bei Weitem nicht. Daher das unablässige Drängen nach weiteren Absperrmaßregeln und das Widerstreben gegen die Aufhebung überflüssiger und unwirksamer Beschränkungen.

(Schluß folgt.)

Wilh. Seelig.

Aus dem Leben des deutschen Kaufmanns vor vierhundert Jahren.

Nicht ein Stück trockener Handelsgeschichte will ich im Folgenden schildern, sondern ein Stück aus dem persönlichen und sozialen Leben des deutschen Kaufmanns zu einer Zeit, die wie keine andere, auch die Gegenwart nicht ausgenommen, die Blüthezeit kaufmännischen Lebens in Deutschland genannt werden darf. Es ist die Periode, in der Deutschland „der Brennpunkt des Welthandels" war, die Periode, in der der französische Reisende Pierre de Froissard schreiben konnte:

„Es ist wahrhaft zum Verwundern, wie kühn und unternehmend die deutschen Kaufleute sind und wie sie ihre Reichthümer zu vermehren wissen. Die Blüthe der Städte, die Pracht der öffentlichen Gebäude und der Privathäuser und die kostbaren Schätze im Innern der Wohnungen legen von diesem Reichthum, sprechende Zeugnisse ab. Es ist eine Lust, in den Städten zu verkehren."

Im Nordwesten, Norden und Osten die deutsche Hansa als herrschende Macht, im Süden Handelsmetropolen, wie Augsburg, Ulm, Nürnberg, Frankfurt, in enger Verbindung mit dem Süden Europas und dadurch mit der Levante, Deutschland das vermittelnde Land für den gesammten Welthandel. — Wir wissen viel von dieser Periode, und

immer neue Quellen öffnen sich für die Geschichte jener Zeit. Aber die Aufmerksamkeit des Forschers ist in der Regel auf die wirthschaftsgeschichtliche, technische Seite gerichtet; trotz vieler noch erhaltenen und herausgegebenen persönlichen Quellen, wie insbesondere der Briefe und Tagebücher, treten die Menschen selbst, der persönliche Antheil des einzelnen Kaufmanns, weit zurück. Davon zu erzählen, ist Sache des Kulturhistorikers, und von diesem Standpunkte aus schien mir eine Beleuchtung der Dinge einmal angebracht. Mancherlei wird dabei auch für die äußere Geschichte des Handels abfallen.

Wollen wir uns zunächst von dem durchschnittlichen Entwicklungs- und Bildungsgang des Einzelnen, der sich den Handel zum Lebensberuf erkor, ein Bild machen, so sind uns gerade darüber mancherlei höchst anschauliche Quellen erhalten. Sehr allgemein ist freilich das Bild, das einmal Geiler von Kaisersberg von dem Lebensgang vieler Kaufleute, die aus kleinen Verhältnissen emporstiegen, entwirft: „Zu dem ersten, so trägt er in seinem Kram in einem Männlein hin und her Strell (Kämme) und Spiegel". Er ist also Hausirer. „Wann er etwas überkommt, so will er darnach ein Gedemlein (Laden) haben und wird darnach ein Kaufmann und hält Hans und hört nit auf, er sei denn in einer (Handels-)Gesellschaft, noch hört er nit auf als für und für, er will ein Galoen auf dem Meer haben". Sehr bekannt ist sodann die Selbstbiographie des Augsburgers Burkard Zink, die aber für unsere Zwecke als typisch nicht angesehen werden kann. Zink, der Sohn eines Gewerbetreibenden, war ursprünglich zu gelehrtem oder geistlichem Beruf bestimmt, und führte zunächst das wechselvolle Leben eines fahrenden Schülers, während dessen er eine kurze Zeit auch zu einem Handwerker in die Lehre ging, ihn. aber bald wieder verließ. Aber den Rath seines Schwagers, „geistlich zu werden", befolgte er auch nicht, sondern trat bei einem Krämer in Augsburg in dessen Geschäft. Es mochte damals auch sonst von jungen Leuten „Handel und Kaufmannschatz" als aussichtsreicher angesehen werden, als ihre ursprüngliche Thätigkeit. „Mit dem Kramer", erzählt er, „zog ich überall auf die Märkt gen Bayern und anderswo". Sein „Pech" trieb ihn aber bald aus diesem Dienst. Er kam dann nach Nürnberg zu einem reichen Eisenwaarenhändler, dann nach Bamberg zu einem „Prokurator im geistlichen Recht", der eine Gastwirthschaft betrieb und bei dem er wohl Wein verkaufte, endlich wieder nach Augsburg zu dem reichen Stadtbaumeister Kramer, der aber sein Amt nicht verwaltete, sondern einen ausgedehnten Handel nach Frankfurt und Nürnberg, nach Steiermark und Venedig betrieb. In dessen Diensten zog Zink mit den Waaren zu den genannten Handelsplätzen eine geraume Zeit, bis ihn sein Herr wegen seiner Verheirathung entließ. Nun nahm Zink wieder seine Gelehrsamkeit zu Hilfe und gewann seinen Unterhalt durch Abschreiben. Indessen bewog seine Tüchtigkeit seinen früheren Herrn doch, ihn wieder in seine Dienste zu nehmen. Seine Reisethätigkeit erlitt aber wieder Unterbrechung durch Kriegs- und andere Dienste, die er seiner Vaterstadt leistete. Doch nahm er bis 1431 seine kaufmännische Thätigkeit wieder auf: da aber „bedeucht mich, ich wär reich, und verdruß mich, so fast umb die Wege zu reiten". Er wurde Wägemeister an der städtischen Frohnwage, handelte aber daneben auf eigene Faust nach Venedig und sonst weiter. Zehn Jahre später trat er dann in eine Handelsgesellschaft und verdiente die üblichen hohen Prozente, trat aber nach drei Jahren wieder aus. Später hat er neben seinem Handel wieder städtische Dienste gethan und beschränkte sich schließlich auf diese.

Anders als das Leben dieses mehr eigene Wege gehenden Mannes gestaltete sich die kaufmännische Laufbahn der jungen Patriziersöhne, aus denen später die Beherrscher des Welthandels wurden. Nachdem sie in der Heimath die übliche lateinische Schulbildung und besonderen Unterricht bei einem Schreib- und Rechenmeister genossen hatten, wurden sie im ersten Jünglingsalter von fünfzehn oder sechszehn Jahren in das Ausland geschickt, um dort, bei befreundeten großen Kaufleuten untergebracht, einerseits eine höhere kaufmännische Bildung, weiter aber die dazu unbedingt gehörende Kenntniß fremder Sprachen und Lebens- und Welterfahrenheit zu erlangen. Sebastian Frank klagt darüber, daß man den Handel gerade so wie sonst die freien Künste „studire". Bekannt ist der wichtige Einfluß Italiens auf den deutschen Handel: es ist klar, daß Italien daher das von jungen Kaufleuten, namentlich Süddeutschlands, am meisten besuchte Land war. Schon seit dem 14. Jahrhundert. Insbesondere war Venedig für sie, um einen oft gebrauchten, aber treffenden Ausdruck zu wiederholen, „die hohe Schule der süddeutschen Kaufleute". Daneben wurden Städte wie Genua, Mailand, Lucca von lernbegierigen Jünglingen aufgesucht, außerhalb Italiens aber Lyon und seit der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien Antwerpen und Lissabon. Auch im Osten, so in Krakau oder Breslau, finden wir süddeutsche Kaufmannslehrlinge. Entsprechend zog die hanseatische Jugend in die Ferne. Ihre Lehrzeit brachten sie meist in den hansischen Kontoren, z. B. in Bergen, im Stahlhof zu London u. s. w. zu. Sie bedurften übrigens zu ihrer Aufnahme, die sich sehr feierlich staltete, des Bürgerrechts einer hansischen Stadt.

Aus mannigfach erhaltenen Familienpapieren und Tagebüchern vermögen wir uns diese Ausbildungszeit des späteren Großkaufmanns recht anschaulich zu machen. Stand die Absicht der Verschickung des Jünglings einmal fest, so galt es zunächst, ihn materiell mit dem Nöthigen zu versehen, andererseits ihm die nöthigen Verhaltungsmaßregeln zu geben. Namentlich an eindringlichen Ermahnungen zu ehrbarem Lebenswandel fehlte es nie. Wofür aber sonst gesorgt wurde, das zeigt das Beispiel Michael Behaim's, der 1506 seinen fünfzehnjährigen Sohn Friedrich nach Lyon schickte. Er kauft ihm ein Pferd für zehn rheinische Gulden, natürlich auch eine neue Ausrüstung in Kleidern, Hemden, Brusttüchern u. s. w.; für allerlei Ausgaben und Geschenke erhält der Sohn 7 Gulden, für die Reisezehrung aber werden dem Kaufmann, in dessen Begleitung er reisen soll, 10 Gulden übergeben. Um die Gunst des Himmels seinem Sohne zu sichern, läßt dann der Vater noch Messe lesen und gibt an Klöster und Findelhäuser Geldgeschenke. So ließ er den Sohn beruhigt in die Fremde ziehen: nach der Abreise mochte er aber den Vertrag hervorholen, den er nach der zeremoniellen Sitte der Zeit vorher mit dem künftigen Lehrherrn seines Sohnes feierlich geschlossen hatte, und mit ernstem Antlitz durchlesen. Ein solcher Lehrvertrag ist uns für den Sohn des ausgesandten Friedrich, der später ein sehr rühriger Kaufmann wurde, für Paulus Behaim erhalten. Dieser wurde 1533 nach Krakau gesandt, um in dem dortigen Geschäft eines alten Freundes der Familie, des Peter Antoni de Nobili, zu lernen. Aus dem Vertrag mit diesem mögen einzelne Stellen hier folgen.

„Auch so soll obbemeldter mein Sohn Paulus Behaim zu nichts anders, dann was den Handel belangt, und in der Schreibstuben (Comptori) gebraucht werden. Mehr so soll man ihme den Handel treulich und fleißig unterweisen und ihme zur Nothdurft des Handels nichts verhalten (verheimlichen). Noch mehr, so hat mir der ehrbar Peter Antoni verheißen und zugesagt, meinen Sohn in Zeit der versprochenen dreier Jahr mit Kost und Kleidung zu erhalten, wie dann einem solchen Jungen seines Stands und Wesens zusteht und die Nothdurft erfordern wird."

Auch verheißt der Prinzipal:

„Wo sich sein Sohn diese drei Jahr recht und redlich bei meinen Leuten drinnen zu Krakau halten wird, so will ich ihme ein ehrlich Geschenk nach meinem Erkenntnis und guten Willen thun, deß er sich dann ein Mal soll begnügen lassen."

Uebrigens war die Lehrzeit der Regel nach damals meist eine viel längere und dauerte zuweilen bis zu zehn Jahren; im Londoner Stahlhof dauerte sie allerdings nur 2, in Bergen 4 Jahre.

Aus dem Jahre 1458 haben wir einen niederdeutschen Brief eines Rigaer Kaufmanns Hinrich v. d. Wele, der seinen jungen Neffen einem Freunde in Brügge in die Lehre gibt, wo er zunächst Religious-, Schreib- und Leseunter-

richt erhalten soll. „Ik bidde ju", heißt es in diesem Brief, „dat gi jo mede tosehn, dat he in Dwange (Zwang) geholden werde, dat he sinen Willen nicht krige". Daß solche Lehrzeit mitunter recht hart war, darüber tröstet jenen Paulus Behaim in Krakau einmal (1534) sein Breslauer Vetter Michel Behaim:

„Darumb, lieber Vetter, will ich dich aufs freundlichst haben gebeten, wollst dich freundlich, ehrbarlich und redlich bei deinem Herrn halten, nit stolz noch hochfärtig sein, dir kein Bosselarbeit lassen verschmähen. Wenn dein Zeit aus ist und du ein wenig erwächst, wird man dich nochmal derselben wohl überheben. Ich hab bei 11 Jahren bis in das 12. Jahr unter Fremden gedient, auch allhie stets müssen einheizen, kehren, Wein und Bier holen. Auch zuletzt, da schon mein versprochne Zeit ist aus gewest, noch hab ich's thun müssen, dazu auch stets mein Geld müssen daneben geben, nichts können erobern (verdienen) und bin ganz elend (heimathlos) von meinen Eltern, nirgends daheim gewesen, wie du weist. Hab' auch in fremden Landen von manchem losen Tropfen mehr müssen leiden, dann oft von redlichen Leuten. Bin gleichwohl auch ein Behaim von Nürnberg gewesen: mein Geschlecht und Wappen aber hat mich nix wollen helfen"!

Dem Prinzipal stand auch das Züchtigungsrecht zu, während der Lehrling schutzlos war.

Es gab viel, worauf einer zu achten hatte, wollte er ein rechter Kaufmann werden. Aber die Jugend wollte ihr Recht haben, und gar mancher erhielt wegen seiner Lebensführung harte Vorwürfe von seinem mit ihm unzufriedenen Vater. Der erwähnte Friedrich Behaim z. B., der sich sonst in Lyon vermuthlich tüchtig und brav hielt, lebte seinem Vater nicht haushälterisch genug und spielte nach Art auch mancher heutigen jungen Kaufleute etwas den Gecken. Da erhielt er dann unsanfte Briefe von Hause.

„Ich hab dich darumb hin geschickt", schilt einmal der Vater, „daß du etwas lernest und karg seist, daß du lernst Geld gewinnen und lernst nit, Geld verzehren und verthun. Denn es hängt einem sein Lebtag an . . . Ich bin wohl zwei Jahr außen gewest, ich hab so viel nit verzehrt, als du."

Namentlich ist er über jenen Kleideraufwand böse. „Und was du siehst von andern, das must du auch haben", „ist nit mein Meinung, es schadet nit, daß du schlicht gehst". Und als der Sohn sich zwei Atlaswämmser hat machen lassen, meint er höchst bezeichnend:

„Aber mit den atlassen Wamßen ist es zu viel, denn Feigensäck' sollen nit atlassen Wammas tragen, man will sonst wähnen, du seist eines Grafen Sohn".

Der Sohn vertheidigt sich klüglich bei der Mutter, es handle sich nur um ein Wams für die Feiertage, im übrigen „mein ich, es sei besser, ich geh' ein wenig sauber daher, als daß ich bubet und spielet". Uebrigens legte er seitdem seinem Vater genaue Rechnung über seine Ausgaben ab und mag auch sonst die häufigen Mahnungen zur Frömmigkeit und die Warnungen vor „böser Gesellschaft" wohl befolgt haben.

Ueber die Thätigkeit an solchen fremden Orten belehrt uns, freilich etwas kurz, das Tagebuch des Augsburgers Lucas Rem, der 1494 im Alter von noch nicht 14 Jahren von seinem Vater nach Venedig geschickt wurde — er ritt übrigens in acht Tagen dorthin.

„Thaten mich zu Miss. Jeronimo Delanave. Der starb im August, blieb bei seinem Weibe bis auf $^1/_2$ Oktober 1495. Kam ich zu Guido d'Angelo, blieb bei ihm bis Ostern. Da kam ich zu Ulrich Ehringer Trager. Da lernet ich rechnen in $5^1/_2$ Monat gar aus. Und darnach ging ich auf ein Schul, da man Bücher halten lernt. Das in 3 Monat aus, schrieb Journal und Schuldbuch".

Nach weniger als vier Jahren meint er ausgelernt zu haben und will weiter in die Fremde.

Nicht selten wurden auch junge Leute, die bereits daheim in der Lehre standen, von ihrem Chef zu weiterer Ausbildung in das Ausland geschickt, wo sie dann namentlich auch im Interesse ihres Herrn zu arbeiten hatten. Diese Verhältnisse lernen wir sehr deutlich aus dem noch erhaltenen „Regiment" kennen, das der Nürnberger Christoph Scheurl dem jungen Hieronymus Haller 1488 nach Venedig mitgab. Nach eindringlichen Ermahnungen zu steter Gottesfurcht und sittlichem Wandel, auch zu vernünftiger Lebensweise folgt die Anweisung für seinen Tageslauf. Früh aus dem Bett, dann in die Kirche, darauf zum Rechenmeister, das ist der Morgen. Dann soll er bei Zeiten im Deutschen Haus am Rialto sich einfinden. Nach Tisch sind ihm zwei Stunden Erholungspause gegönnt, dann soll er wieder im Deutschen Hause bei andern ehrbaren Kaufleuten sich finden lassen und am Rialto bleiben, solange die Banken aufstehen. „Allewege," heißt es dann weiter in dem Auszuge, den ich benutze, „soll er ein Täfelein bei sich haben, sich stets befleißigen, die Läufe oder Veränderungen aller Waaren zu erfahren, und dies, desgleichen was er Neues höre, das sich auf Steigen oder Fallen der Preise beziehe, aufzeichnen, seinem Prinzipal schreiben, dieses Schreiben nicht aufsparen, bis ein Bote wirklich abgehe, sondern dann nur noch das weiter Erfragte beifügen. Alles Nöthige und Wichtige, was er in einem Briefe geschrieben, soll er im nächsten wiederholen, weil der vorige verloren gehen könne. Die Briefe seines Prinzipals soll er in allen Punkten und Artikeln genau beantworten. Er soll sich nicht über Nacht auf sein Gedächtniß verlassen, sondern Alles, was er handle, es sei mit Kaufen oder Verkaufen, mit den Banken, Bezahlungen oder Anderem von Stund an in sein Täfelein aufschreiben, was er nicht Muße findet, in sein Kopir- und Schuldbuch zu schreiben, wenigstens in sein Journal eintragen." Ueber die Verhältnisse des Prinzipals soll er stets Schweigen beobachten. Endlich wird ihm empfohlen, sich für Niemand zu verbürgen und Niemandem Geld zu leihen, andererseits aber stets höflich und dienstfertig zu sein.

Mancher wurde sehr früh selbständig. So ließ sich der Verfasser des eben erwähnten „Regiments", Christoph Scheurl, nachdem er in Venedig gelernt und dort schon mit 18 Jahren selbst Handel betrieben, auch in Breslau in dem Geschäft seiner Verwandten gearbeitet hatte, als junger Mann in Nürnberg nieder. „Er war nun," schrieb über ihn später sein Sohn, „dreiundzwanzigjährig, der Welt gemäß und wohl berüchtigt, daß er einen gewinnlichen guten Handel führete." Natürlich heirathete er dann auch bald.

Andere wieder blieben sehr lange draußen, wie es der Augsburger Lucas Rem einmal ausdrückt, „um mehr zu sehen lernen". Diese eigene Kenntniß des fremden Handelsbetriebes war für den Großkaufmann von größter Wichtigkeit. So weist der Herausgeber des Rem'schen Tagebuches darauf hin, daß z. B. mit den Waareneinkäufen in Venedig so viele Formalitäten verbunden und so viele Dinge zu beobachten waren, daß man sich darüber im 15. Jahrhundert eigene Tarifbücher anlegte. Ein Mann, der die Sache so energisch anfaßte, wie Rem, konnte von sich sagen, daß er über 11 Jahre damit umgegangen sei, „zu der Lernung groß Aufmerken, Kundschaft der Leute, Freunde zu machen, den Handel ergründen, unzählbaren Fleiß, Mühe und Leid" gehabt habe. Da er in Venedig genug gelernt zu haben glaubte, bat er seinen Vetter Anton Welser und Andere, ihn anderswohin zu schicken. Man sandte ihn in das Mailänder Haus der großen Welser'schen „Compagnia". Der dortige Faktor, Anton Langinger, war „in seiner Rechnung verirrt", eine Verlegenheit, aus der ihm die Gewandheit Rem's half, was diesem wieder „zu viel Glück und Förderung" bei seinen Chefs gereichte. Dann ging er nach Lyon, wo ihn Narciß Lauginger „in der Welsergesellschaft Geschäft" behielt. „Schrieb ihm Cappus (eine besondere Art von Handelsbuch, das ich noch besprechen werde) und die Lyoner Rechnung aus, und zu Anderem viel brauchte er mich". Bald darauf kam er zu einem Franzosen Debourges, um die Sprache zu lernen. Hier erlebte er eine schlimme Zeit. Drei erwachsene Brüder spielten neben dem Chef die Herren, und dessen Gattin war maßlos geizig. Aber die jungen Lehrlinge wußten sich auf schlaue Weise, doch freilich durch Diebstahl, Essen und Wein zu verschaffen. Ueber die dabei angewandte „Listigkeit" hätte Rem, wie er sagt, „ein Ries Papier vollschreiben können". Nachdem er dann noch kurze Zeit bei einem Münzmeister Jan Richier gewesen war, hatte

seine Lehrlingszeit ein Ende, und er wurde 1499 von der Augsburger Firma „Anton Welser, Conrat Vechlin und Gesellschaft“ — so nannte sich damals das große Welser'sche Geschäft — in ihre Dienste genommen mit freier Kost und Kleidung, aber „3 Jahre ohn' Belohnung“.

Nun folgt ein wechselvolles Reiseleben im Dienste des Großhandels — die Reisen machte er stets zu Pferde —, aus dem wir nicht alle Einzelheiten hier erzählen wollen. Aber Rem, der nach seinem eigenen Geständniß „zum Handel große, zu Weibern klein Lieb und Lust“ hatte, war der rechte Mann zu solchem Leben. Der Sommer 1500 ging mit Reisen in Frankreich und den Niederlanden zur Einbringung von Schulden hin — diese 73 Tage empfand er noch mehr als Vergnügungsfahrt, als „eine wunderschöne, kurzweilige Reise“. Dann folgen Reisen in die Albigensische Landschaft, um Safran einzukaufen — schon vorher hatte er die „Rechnung“ in Lyon übernommen, — in die Schweiz, um von den dortigen Faktoren die Rechnungsabschlüsse einzusammeln, und nach Augsburg zur Centrale. Das wiederholt sich dann noch mehrere Mal, nicht ohne Störungen durch Krankheit, Unglücksfälle und Verluste, und oft unter großen Anstrengungen. „That Unmaß viel Reitens, groß Arbeit, Müh' Tag und Nacht“, heißt es einmal. Wieder befiel ihn Krankheit, aber er reiste trotzdem; „übernahm und überarbeitete sich“, aber überwand doch die Krankheit. Ende 1502 verläßt er dann Lyon, um der Gesellschaft von nun an höchst wichtige Dienste in Spanien und Portugal zu leisten. Der dortige Posten hatte für die Welser ganz besondere Bedeutung, und wenn wir Rem dort Schiffe nach Indien ausrüsten und mit dem Könige von Portugal Verträge schließen und Streitigkeiten schlichten sehen, so gewinnen wir einen Einblick in das großartige Getriebe des damaligen Großhandels, wie wir andererseits jetzt den Deutschland später verderblichen Einfluß der neuentdeckten überseeischen Weltwege zu erkennen vermögen. Es war ein richtiger Blick der Augsburger großen Kaufherren, der Fugger, Welser, Höchstetter, wenn sie an dem neuen portugiesisch-indischen Handel nach Kräften zu partizipiren suchten und so dem venetianischen Zwischenhandel zwischen dem Orient und Mitteleuropa scharfe Konkurrenz machten. Bekannt ist der Brief des Dr. Konrad Peutinger, der das Auslaufen der portugiesischen Schiffe nach Indien 1505 ankündigt und dabei die Theilnahme der Deutschen stolz hervorhebt, daß „es uns Augsburgern ein groß Lob sei, als für die ersten Deutschen, die India suchen.“ Auf der anderen Seite ergoß sich nun der ganze Import der „indischen Spezerei und Droguerei“ in die niederländischen Hafenplätze, die dann wieder mit dem Norden und Osten handelten, insbesondere nach Antwerpen, wo ein eigener königlich portugiesischer Faktor eingesetzt war, und auch hier waren die Deutschen eifrig an dem Geschäft betheiligt. Der thätigste Mann in dieser ganzen Aktion war nun, soweit die Welser in Betracht kamen, eben unser Lucas Rem. In Portugal war er vom Frühjahr 1503 bis zum Herbst 1508, besaß in Lissabon „ein eigen herrlich Haus“, und besuchte nicht bloß die iberische Halbinsel, sondern auch Nordafrika, die Azoren, die Canarischen und Capverdischen Inseln. Jener Vertrag mit dem Könige von Portugal, der in dem ganzen Handel Meister bleiben wollte, über die Betheiligung an dessen indischer Expedition brachte ihm „unmäßige ängstliche Mühe, überflüssig Arbeit, groß Widerwärtigkeit“. Andererseits trieb er ausgebreitetsten Handel:

„unterfing ich mich unmäßig groß und viel Händel mit Verkaufen von Kupfer, Blei, Zinnober, Quecksilber und allerlei, insonders Flämisch Gewand. Und an 3 Jahr kam mir aus Niederland, England, Bretagne, Ostland viel Schiff mit Korn zu verkaufen.“

Ferner kaufte er

„fast viel Specerei aus des Königs „Indiahaus“ und that groß Kaufhändel mit dem König. Und je kaufft ich Oel, Wein, Hellentzähn (Elfenbein), Baumwoll“ „Von allem, das wir führten, wollt ich versuchen Trieb einen großen namhaften Handel. Hatt' auch viel Gehilfen, stets 3, 4, ja 6 hin und her.“

Dann ging er nicht ohne Gefahr auf der See nach den Niederlanden, reiste zurück nach Augsburg, wo sein Vertrag erneuert wurde, — doch sollte er nicht mehr nach Portugal zurückkehren brauchen —, alsbald weiter nach Italien, wo er einmal in Muße Roms Sehenswürdigkeiten besichtigen konnte, nach Südfrankreich, insbesondere Lyon und endlich wieder nach den Niederlanden. Wie schon in Lyon, wurde ihm hier das vertragswidrige Ansinnen gestellt, doch nach Portugal zu gehen, was wohl auch sehr im Interesse der Gesellschaft lag. Unwillig gehorchte er und trat nun wieder in eine Zeit angestrengter Thätigkeit. Bald betrieb er wieder eifrig das Geschäft mit dem König, brachte, soweit es ihm möglich war, die Welser'sche Faktorei in Madeira und ihre Niederlassungen dort und auf der Insel Palma in Ordnung, was vielfach sehr unerfreuliche Dinge im Gefolge hatte, arbeitete dann wieder in Lissabon, hatte daneben einen Prozeß mit dem König wegen der Ansprüche an der Indischen Armation zu Ende zu führen und sonstige Streitigkeiten durchzukämpfen, kurz, führte weiter ein aufreibendes Arbeitsleben. Persönlich war er dabei aufs Höchste geachtet, wofür die Abschiedsaudienz beim König, der ihn viel um sich gehabt hatte, charakteristisch ist. Dieser „ließ die Königin und all' sein Kind mit viel Köstlichkeit in sein Kammer kommen“, denen Rem dann allen die Hand küßte. Nach einer „weiten, schweren, großen Reis'“ finden wir ihn dann wieder in Augsburg, um aber sofort wieder, trotzdem er häufig von Krankheiten heimgesucht wurde, das alte Leben fortzusetzen, namentlich in Frankreich und den Niederlanden. Aber mehr und mehr glaubt er in der Gesellschaft eine unehrenhafte Betriebsweise zu entdecken, er tritt offen und scharf gegen „ihre Büberei“ auf und fordert endlich seine Entlassung, die ihm am heiligen Abend 1517 gewährt wird. Er war über 18 Jahre in ihren Diensten gewesen, „nach meinem Verdienst auf's übelst belohnt.“ Er wurde nun selbständig und gründete eine eigene Handelsgesellschaft. Aber keineswegs begann nun für ihn ein friedliches Daheimbleiben, und die Niederlande sahen ihn noch des öftern. Indessen wurden jetzt seine Reisen mehr und mehr durch immer zunehmende Kränklichkeit veranlaßt; immer häufiger zieht er in das Wildbad, das ihm gute Dienste that.

Nicht alle Kaufleute jener Zeit haben ein so aufreibendes Reiseleben zu Lande und zur See geführt, wie dieser typische Vertreter des Großhandels aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Aber die Wichtigkeit der Reisen nicht nur für den lernenden, sondern auch für den vollendeten Kaufmann auch dieser späteren Zeit führt uns sein Lebensbild deutlich vor Augen. Und nicht minder die Unbilden und Leiden, welche dieses Reisen im Gefolge hatte. Oft ist Rem in Lebensgefahr. Selbst sein „lieber und so guter Zelter“, wie er sein Pferd einmal nennt, bringt ihn einmal in solche dadurch, daß er einen Bergabhang mit ihm herunterstürzt. Sehr treffend äußert sich über sonstige Unbequemlichkeiten einmal Geiler von Kaisersberg:

„Nimm einen Kaufmann, der fuhr gen Lyon, gen Antorf (Antwerpen): was muß derselbig geleiden? Er muß manche elende Herberg haben, manch böß Mahl mit guten Zähnen essen und theuer bezahlen u. s. w.“

Dazu kam dann die alte Unsicherheit der Landstraße, die sich gegen früher keineswegs vermindert hatte. Ein Waarenzug konnte nach wie vor nur durch Geleit, für welches dann dem betreffenden Territorialherrn Geleitsgeld zu entrichten war, gegen die räuberischen Wegelagerer einigermaßen gesichert werden. Die im Verhältniß zu früheren Zeiten zahreicher erhaltenen Quellen des 15. Jahrhunderts berichten nur allzu oft von Ueberfällen reisender Kaufleute. Sehr häufig finden sich Beschwerden und daran knüpfende Verhandlungen über solche Gewaltthaten. In Pommern werden z. B. als solche Wegelagerer in dieser Zeit die Massows, ein Kameke und zwei Manteuffels, sowie ein v. d. Osten erwähnt; die nach Lüneburg zum Markt ziehenden Kaufleute überfiel 1457 ein ganzer Räuberhaufe unter Führung eines Gans zu Putlitz; die Wagen zwischen

Lübeck und Wismar beraubte 1446 ein Haufe, deren Hauptmann Joh. v. Quitzow war. Sehr bezeichnend ist ein Brief Danzigs an Reval, der von den Kolbergern rühmt, „dat se de Strate to Lande wert (wärts) dem gemenen wanderenden Kopmann to gude degelikes beschermen.“ Wenn das nicht der Fall wäre, so würde selten ein Kaufmann, der in jener Gegend verkehrte, „an syme Lyve und Gudern unbeschediget efft (oder) ungefangen blyven.“ Uebrigens muß man bedenken, daß nicht bloß der Raubritter die Gegend unsicher machte. Die Städte selbst entfernten fortwährend eine Reihe verbrecherischer Elemente aus ihren Mauern, die der Stadt sich nur auf bestimmte Entfernung nähern durften. Dieses Gesindel belebte mit anderem fahrenden Volk überall Wälder und Schlupfwinkel, und der Raub auf der Landstraße war ihre gewohnte Thätigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Jena. Georg Steinhausen.

Theater.

Maeterlinck: „Pelleas und Melisande.“ (Neues Theater 12. Febr.)

Vom akademisch-litterarischen Verein wurde Pelleas und Melisande gespielt. Mit eigner Regie, mit fremden Schauspielern. Das Stück ist eine längliche Ballade; süß und zart, von feiner Melancholie umschwebt, von Sehnsucht umwittert, von verschollenem Blumenduft umhaucht. Zugleich niedlich, von einer piepsenden Tragik, gar einfaltsreich und reich an Stille, und von geheimnißvoll stilisirter Leidenschaft. Die ahnende, traurige, feine, süße, zarte, zitternde, weinende und entsetzensstille Liebe zwischen der Königstochter Melisande und ihres wilden Gatten Bruder Pelleas; die Tödtung des sanften Pelleas durch diesen Bruder; das Verbleichen der süßen, kleinen, zarten, traurigen Königstochter, nachdem sie ein armes, frommes, ungewöhnlich betrübsames Kind geboren; die büßende Reue des rauhen Gemahls: dieses wird in sehr vielen einfältigen, gradsinnigen ad-hoc-Scenen, mit hell und dunkel abgestuftem Gerank innerster Seelchenstimmungen, mit halben Gefühlen, verborgenen Regungen und fernen Ammenschauern vergegenwärtigt. Es ist stiller Wurstelprater mit Mystik.

Bei Maeterlinck kommen die greisen Betteln zu Ehren. Waschfrauengefühle, metaphysisch umflimmert, wachsen zur Größe. Seine Kunst ist ein inniges Sichdummstellen. Rückfallkunst, Abwärtserkunst, aber von feinster Feinheit. Der Inhalt birgt Naivität, allein dieses Naive kommt auf sentimentalischem Weg zustande. Ein erfahrener Kultursohn, der alle kunstvollen Regungen in der Seele durchschmarutzt hat, kehrt zurück zum süßen, einfachen Schwachsinn; zum forschenden, matten, lullenden, feinfühligen Empfindungstasten; zur dämmernden, ahnenden, stillen, lieblichen, schlaffen und geheimnißvollen Thorheit. Dieses sentimentalische Naive ist an Einfalt und Stille den Nazarenern der Malerei verwandt. In verstaubten Zeiten unseres Jahrhunderts gedieh sie, sanft und hell; Lämmchenmalerei; für volle und unmittelbare Naturen ein Scheuel; Kunst der frommen Linien. Großes leisteten darin die als gute kleine Juden geborenen Brüder Veit, Moses Mendelssohn's katholische Enkelchen. Etwas von dieser Mißnatur ist in Maeterlinck. Noch allgemeiner zu sprechen: Maeterlinck ist ohne ein gewisses sänftigliches, frommäugiges Christenthum des Mittelalters nicht zu denken. Selbst wo er ganz unreligiös ist. Auch seine mystischen Wunden gehören dahin. Sie wecken die eklig-heilige Erinnerung an Amfortas; zugleich an Zacharias Werner's wüstere Gebilde.

Grausenvoll lugt bei Maeterlinck das Schicksal aus der Nähe, aus der Tiefe, starre Todtenstimmung lauert mit gräßlicher, eisiger Erwartung, nächtige Hände mit Krallen tauchen aus dem Abgrund schattenhaft, zu Raub und Erdrosslung. Dazwischen leuchtet es von einem Thränchen, das angstvoll niederwärts rinnt; es leuchtet von schönem Haar; es leuchtet von güldenen Ringlein und verlorenen Kronen. Und vor allem von ahnungsloser Reinheit nach alten Büchern. Beide Züge, die Einfalt und das Schauerliche, sind von der Romantik herzuleiten. Einem kurzsichtigen Blick mag sich Edgar Poe darbieten. Auch er ist ein Schüler der Romantik. Ein virtuoser, wahnsinnigerer Nachfahre. Tieck ist heranzuziehen. Phantastisches Grausen, schreckliche Geheimnisse der Natur, schweigender Spuk des Waldes: das bietet er neben den stillen Umrissen einfaltsreicher Gestalten. Auch Novalis wird zu nennen sein. Er steht den reflektiven Bestandtheilen der modernen Symbolisten am nächsten. Auf den Zusammenhang dieses dämmerigen, brustkranken Romantikers mit dem neuen belgisch-französischen Symbolismus wies ich vor sechs Jahren hin; der chorus mysticus wurde just in Zeitschriften und Büchern dringender laut. Ich wagte damals kaum anzunehmen, daß ein lückenloser Zusammenhang vorlag; daß die wirren, leisen Sänger den Deutschen leibhaftig kannten: zwei Jahre darauf gab Maeterlinck die Novalisübersetzung heraus. Selbst Jean Paul, welcher der Romantik Helferdienste that, doch mit festeren Füßen auf dieser Erde herumging, wurde von Maeterlinck für sich begehrt. Er taufte ihn begeistert: „le Rabelais romantique et mystique des Germains, le plus puissant, le plus désordonné, le plus intarissable, le plus chaotique et le plus doux des monstres littéraires“, worin alles bis auf das Lob des Mystischen stimmt. Am Novalis, dieser verschleierten Erscheinung, gefiel dem Symbolisten, daß er mit den verborgenen Kräften und den Phänomenen spielt. Man denke an seine Hymnen. Der Dämmerige redet vom Licht; der rastlosen Gestirne Riesenwelt athmet es und „schwimmt tanzend in seiner blauen Fluth“; ebenso „athmet es der funkelnde, ewig ruhende Stein, die sinnige, saugende Pflanze, und das wilde, brennende, vielgestaltete Thier, vor allem aber der herrliche Fremdling mit den sinnvollen Augen, dem schwebenden Gang und den zartgeschlossenen, tonreichen Lippen“. Das brennende Thier: allein diese Wendung wäre neuerer Symbolismus vom reinsten Wasser. Um das Welträthsel zu lösen, wird auch heut eine dichterisch-mystische Dämmerung beschworen. Man erwartet das Beste vom verdunkelten Bewußtsein, vom Unbestimmbaren. Maeterlinck preist was „chaotisch“ ist; das „Chaotische“ ist für die Romantiker ein ausdrücklicher, eigener, angelegentlicher Punkt im Programm. Die Herübernahme einer Theorie, nicht nur eines thatsächlichen Gebrauchs ist festzustellen. Jemand hält Erzählungen ohne Zusammenhang, „jedoch mit Association, wie Träume“ für möglich; ebenso Gedichte, die „bloß wohlklingend und voll schöner Worte sind, aber auch ohne allen Sinn und Zusammenhang, höchstens einzelne Strophen verständlich wie Bruchstücke aus den verschiedenartigsten Dingen.“ Er sieht darin die wahre Poesie, sie könne eine indirekte Wirkung wie Musik haben. Der Mann heißt Novalis.

Was bedeutet der Symbolismus? Wir können antworten: er bedeutet eine Form der psychologischen Technik. Keineswegs bloß ein Mittel, um Stimmungen zu erzeugen, sondern ein Mittel, seelische Vorgänge anzudeuten Er hüllt den Hörer einmal in gewisse farbige Schleier, die seine Seele stimmen für Das, was sich auf der Bühne an Schicksal vollzieht. Sie umdüstern diese Seele des Hörers, sie führen sie an den Anfang schrecklicher Wege; oder sie hüllen sie in ein liebliches Festkleid; sie gewöhnen sein Auge an die Finsterniß, sie gewöhnen es an den Sonnenglanz. Zugleich aber, während der Symbolismus so die allgemeine Sphäre der Begebenheiten färbt, dient er dazu: bestimmte Vorgänge im Innern der handelnden und leidenden Menschen ahnen zu lassen. Er wird also nicht nur der Spiegel der gesammten Ereignisse: er bietet eine Reihe von kleinen Spiegeln für die jeweilig betheiligten Einzelgewalten. In greifbaren kindlichen Ausdrücken, in häufigen Wortwiederholungen, mit anklingenden Adjektiven, oft Farben-

bezeichnungen und anderen Elementen aus dem Reiche des Sinnlichen, schafft er eine flüchtige, entgleitende, schwebende Seelenwirkung. Ein Ungefähres. Diese Farben, diese wiederholten Wendungen, diese anklingenden Töne sind Symbole. Sie sind dreifache Symbole. Wir sahen schon zwei: Symbole für ein ganzes Schicksal, das unterwegs ist; dann Symbole für das augenblickliche Empfinden der jeweilig Redenden. Drittens können Symbole hinzukommen für einen verstandesmäßigen Begriff, objektivste Symbole, die sich dem Allegorischen nähern. Es ist der Punkt, wo mit dem Symbolistischen das Symbolische zusammentrifft. Ibsen ist Symboliker und Symbolist. Er scheint es unabhängig von Maeterlinck. Denn schon in der Wildente gibt er Dessen unsterbliche Zeugnisse. Eine Scene wird lange vorbildlich sein. Hedwig: „— — und dann ist das Alles so wunderlich mit der Wildente; Niemand kennt sie, Niemand weiß, woher sie eigentlich stammt." Gregers: „Und sie ist in der Tiefe des Meeres gewesen." Hedwig (sieht ihn flüchtig an, unterdrückt ein Lächeln und sagt): „Warum sagen Sie in der Tiefe des Meeres?" Gregers: „Was sollte ich sonst sagen?" Hedwig: „Sie könnten sagen: auf dem Grunde des Meeres oder auf dem Meeresgrunde." Gregers: „Kann ich nicht ebenso gut sagen: in der Tiefe des Meeres?" Hedwig: „Ja, aber mir klingt es so sonderbar, wenn Andere sagen, in der Tiefe des Meeres." Gregers: „Warum denn? Sagen Sie mir, warum?" Hedwig: „Nein, ich möchte nicht; denn es ist so dumm." Gregers: „Ach nein, gewiß nicht. Sagen Sie mir nur weshalb Sie lächelten." Hedwig: „Deshalb, weil mir immer, wenn ich so mit einem Male — so plötzlich — an das da drinnen denke, scheint, der ganze Raum und alles zusammen heiße: die Tiefe des Meeres; — aber das ist ja so dumm." Gregers: „Das sollten Sie doch nicht sagen." Hedwig: „Ist es ja doch nur ein Bodenraum." Gregers (sieht sie fest an): „Sind Sie dessen so sicher?" Hedwig (erstaunt): „Daß es ein Boden raum ist?" Gregers: „Ja, wissen Sie das so gewiß?" Hedwig (schweigt und sieht ihn mit offenem Munde an)... Hier ist die Stimmung seltsamlich gespiegelt; die Welt des Unaussprechlichen guckt vor, des zu Ahnenden, die zwischen den Handlungen und den marktgängigen Gefühlen lebt; das Unterirdische; die Kinderstimme der Seele (sa petite voix d'enfant, wie Maeterlinck das nennt), kurzum: die Obertöne vergrabener Schwingungen erklingen. Zugleich aber wird ein verstandesmäßiges Symbol gebraucht: des Meeresgrundes nebst der untergegangenen, festgebissenen Wildente für den Bodenraum, wo der untergegangene und festgebissene alte Ekdal haust. Das Symbolische trifft mit dem Symbolistischen zusammen.

Maeterlinck hält sich an das Symbolistische. Wenn er schon ein verstandesmäßiges Symbol braucht, wie das vom Ehering, der in den Brunnen fällt: so ist es sehr nieblich, aber sehr banal. Maeterlinck wirkt gefühlsmäßig-symbolistisch; er will ganze Stücke auf seinem Kunstmittel erbauen. Wir ehren das Daseinsrecht dieses Kunstmittels, doch wir bekämpfen seine Ausschließlichkeit. Ibsen, Hannele, (sogar gewisse Scenen von Schnitzler's Anatol) haben gezeigt, wie die verborgenen Kräfte der symbolistischen Poesie wirken können, vermählt mit der großen Poesie. Durch die Alleinherrschaft des symbolistischen Mittels würde das große europäische Drama zurückgeschraubt werden. Hier machen wir nicht mit. Ohnedies steht Maeterlinck, im eignen Gebiet, mit den sagenhaften, versunkenen Gestalten, ein bischen winzig zwischen Wagner und Hebbel; zwischen der gefühlbefreienden Musik des Einen und der bergmännischen Seelengliederung des Andren.

Er bleibt eine Kraft. Der Grundsatz, welchen dieser Enkel der deutschen Romantik auf dem Schilde trägt und eigensinniger als Andere geltend macht, birgt in sich die Stärke des Verewigens. Er führt vom Begrenzten ins Unbegrenzte. Maeterlinck ist ein Größter im Kleinen; ein Einfacher im Verworrenen; vielleicht auch ein Echter im Gekünstelten; und jedenfalls ein Klassiker im Neuromantischen. Wir grüßen ihn als einen Heiligen, wenn schon als einen wunderlichen.

Alfred Kerr.

Vor hundert Jahren. Die Schweiz in den Jahren 1798 und 1799. Von Dr. Wilhelm Oechsli, Professor am eidg. Polytechnikum und an der Universität Zürich. Zürich. F. Schultheß. 1899. Heft 1 und 2. 187 S.

Die Erinnerung an den vor hundert Jahren erfolgten Sturz der alten Eidgenossenschaft hat bereits eine stattliche Anzahl historischer Schriften hervorgerufen. Unter diesen verdienen die beiden von Wilhelm Oechsli herausgegebenen Hefte besonders genannt zu werden. Der ausgezeichnete Kenner der Geschichte seines Vaterlandes hat hier in engem Rahmen ein höchst anschauliches Bild der damaligen erschütternden Vorgänge entworfen und bei dieser Gelegenheit dem Bekannten viel Neues hinzugefügt. Die große von J. Strickler besorgte Aktensammlung aus der Zeit der Helvetik bildet die hauptsächliche Grundlage seiner Darstellung. Aber daneben werden alte und neue Einzelarbeiten und Zeitschriften, in denen wichtige Veröffentlichungen enthalten sind, herangezogen. Die ersten Folgen der Eroberung im Jahre 1798, die Gründung und Ausbildung der einen untheilbaren helvetischen Republik, das schmähliche Walten der französischen Militärherrschaft, die Experimente der helvetischen Gesetzgebung, der Ausbruch des zweiten Koalitionskrieges: das alles wird dem Leser in lebensvollen, kräftigen Zügen vor Augen geführt.

Aeußerst gelungen ist die Charakteristik der fünf Direktoren des helvetischen Einheitsstaats, nicht minder der genaue Nachweis der Abhängigkeit ihrer Verfassung von dem französischen Vorbild. Dabei ergibt sich aber die bemerkenswerthe Thatsache, daß die Schweiz schon 1798 einen ähnlichen bureaukratischen Verwaltungsapparat erhielt, wie ihn Napoleon erst später in Frankreich einführte. Ueberaus ergötzlich zu lesen sind die den Appenzeller Tagebüchern entnommenen Briefe eines helvetischen Großrathes und Senators. Sie liefern den besten Beweis dafür, daß in den gesetzgebenden Räthen der Helvetik neben einem Häuflein geistiger Größen Mitglieder von sehr minderwerthigem Bildungsgehalt Sitz und Stimme hatten. Indessen jeder Unbefangene wird das Schlußurtheil des Verfassers unterschreiben: „Mit all ihrer chaotischen Verwirrung, mit all ihrer Schmach und Noth bedeutet die Helvetik den Anfang der Wiedergeburt unseres Landes und Volkes, wie es die Zeit der napoleonischen Fremdherrschaft für Deutschland geworden ist. In ihr kam das erstarrte nationale Leben zum erstenmal wieder in Fluß. Der von außen aufgepfropfte, unnatürliche Einheitsstaat erwies sich in kürzester Zeit als lebensunfähig, aber die Ideale, welche die Helvetiker aufstellten, sind lebendig geblieben und haben sich als die staatenbildenden Fermente erwiesen, denen die heutige Schweiz ihre Entstehung verdankt."

A. St.

Druckfehler-Berichtigung.

In der vorigen Nummer muß es auf Seite 285 Spalte I Zeile 21 von unten heißen: Ausschluß statt Anschluß.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.
Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Berlin, den 25. Februar 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk jährlich (3¾ Mk vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Zur Zeit harrt eine schwierige Frage ihrer Lösung. Die Aufgabe lautet: wie muß ein schmiedeeisernes Gitter und ein schmiedeeisernes Portal in diesem Gitter, das den Kirchhof der Märzgefallenen umschließen soll, beschaffen sein, damit es als eine aufrührerische Verherrlichung der Revolution nicht betrachtet werden kann. Wie mühevoll es sein muß, diese schmiedeeiserne politische Frage zu lösen, das geht aus einem Umstande hervor. Das Berliner Polizeipräsidium brauchte nämlich neun Monate dazu, um festzustellen, daß das von unserem Magistrat eingereichte Projekt zur Eingitterung des Kirchhofes der Märzgefallenen als eine unzulässige Glorifikation der Revolution zu betrachten sei. Nunmehr klagt der Magistrat gegen diesen Bescheid, und man darf darauf rechnen, daß noch eine erhebliche Zeit die Gitterfrage erörtert werden wird; vielleicht knüpfen sich an diese Gitterfrage auch ernste politische Folgen.

Wir finden es durchaus nicht verwunderlich, daß das Berliner Polizeipräsidium eine derartige Entscheidung gefällt hat. Diese Entscheidung entspricht durchaus dem politischen Stil, der zur Zeit bei uns die herrschende Mode bildet. Wenn man in Nordschleswig die deutsche Nationalität durch die Ausweisung von harmlos dahinlebenden Pferdeknechten und von Milchmädchen frommer Denkungsart rettet, dann ist es ein Akt der Konsequenz, die Monarchie durch erbitterten Kampf um ein schmiedeeisernes Gitter zu sichern.

Das heißt, man soll dem Berliner Polizeipräsidenten durchaus nicht Intoleranz vorwerfen; nicht jedes Gitter ist verpönt; nur dieses Gitter für sechstausend und einige hundert Mark, und daher ist es denn ganz logisch, daß die Vertheidiger gerade dieses umstürzlerischen Gitters aus der Seele jenes Architekten, der es entworfen hat, nachzuweisen suchen, daß in diesem Schmiedeeisen aufwieglerische Gedanken unmöglich verkörpert sein können. Denn der Architekt, der das Unglück verschuldet hat, ist selbst ein konservativer Mann, wie urkundlich erhärtet werden soll.

Das sind freilich Probleme so verwickelter Natur, daß man wohl begreifen kann, wie ein Polizeipräsident mit der gerechten Abwägung des Für und Wider neun Monate schwanger gehen konnte; oder war es noch länger? Und es handelt sich schließlich ja nicht einmal um das Gitter allein, sondern auch um die Inschrift, über die freilich der Bescheid des Polizeipräsidenten stillschweigend hinweggeht, so daß man voll stiller Hoffnung annehmen kann, in ihr wenigstens sei nach genauer Prüfung revolutionäres Gift nicht entdeckt worden.

Das erste Zeichen gesunder Stärke besteht nach unserer Ansicht in der Abwesenheit jeder kleinlichen Aengstlichkeit und jeder kleinlichen Empfindlichkeit. Eine starke Monarchie soll so von dem Bewußtsein ihrer Kraft durchdrungen sein, daß sie nicht nöthig hat, mißtrauisch nach jeder Lappalie zu spähen, die als ein Angriff auf ihre Autorität irgendwie gedeutet werden könnte.

Daß die Monarchie bei uns in Deutschland stark ist, steht außer Zweifel, und wenn gleichwohl ein schmiedeeisernes Gitter zur Höhe einer politischen Frage erhoben wird, so möchten wir in diesem Umstande vor Allem die vergiftenden Einflüsse höfischer Intriguen erblicken, die es sich stets angelegen sein ließen, unter dem Mantel der Loyalität die Krone durch Verzerrung der thatsächlichen Vorgänge und durch Entstellung der vorhandenen Stimmungen in einen Gegensatz zu dem liberalen Bürgerthum hineinzuhetzen. Diese Unentschiedenheit, ob ein Gitter dieser oder jener Art zu bewilligen; diese Unentschiedenheit, ob ein so gemäßigt liberaler Mann wie Herr Kirschner zu bestätigen sei, das sieht genau danach aus, als arbeiteten in den höchsten Sphären Strömungen und Gegenströmungen gegen einander, und

als sollte der Monarchie die Ueberzeugung beigebracht werden, daß ihre verfassungsmäßige Autorität in Frage stehe.

Wie aber liegen die Verhältnisse? An eine Verherrlichung der Straßenkämpfer des Jahres 1848 denkt niemand; wie jeder Krieg, so ist auch jeder Bürgerkrieg ein Unglück, aber wie aus Kriegen politisch Erwünschtes und politisch Nothwendiges hervorgehen kann, so auch aus Bürgerkriegen. Und aus dem Jahre 1848 ging in der That für einen modernen Staat etwas Unentbehrliches und Nothwendiges hervor: eine Verfassung für Preußen. Und darum bleibt das Jahr 1848 mit seinen Ereignissen und trotz aller Schwächlichkeiten nach der einen, trotz aller Verirrungen nach der anderen Seite ein unentbehrlicher Baustein für die schließliche Errichtung des Deutschen Reiches und der nationalen Größe. In diesem Sinne ist das Andenken an das Jahr 1848 der Masse der Bevölkerung theuer, genau so wie der kriegerisch revolutionäre Umsturz des Jahres 1866, obgleich auch das damals vergossene Blut zu beklagen ist.

Diese historischen Thatsachen haben ihren Bestand mit und ohne Gitter, und diese historischen Thatsachen schafft ein Dekret des Berliner Polizeipräsidiums nicht aus der Welt. Was ein solches Dekret schafft, ist nur die Ueberzeugung, daß unsere maßgebenden Kreise sich Anschauungen nicht erwehren können, die das Junkerthum in der Kreuzzeitung stets vertritt, und die, so oft sie mächtig waren, eine traurige abwärts führende Entwickelung unserer politischen Zustände herbeiführten.

Die Empfindung für diese Thatsache ist auch heute so stark, daß selbst ganz gemäßigte nationalliberale Blätter ihr Ausdruck geben, und ein Blatt wie die „National Zeitung" thut das mit allem Nachdruck.

Die *Sozialdemokraten* haben an die Wähler des II. Berliner Reichstagswahlkreises, in dem eine Nachwahl bevorsteht, ein Flugblatt versandt, in dem unter Anderem die Wähler „daran erinnert" werden, der Abgeordnete Barth, der mit dem Herausgeber dieser Zeitschrift identisch ist, habe einmal geschrieben:

„Es gebe nur eine einzige Hoffnung: das sei der Sozialismus. Die Sozialdemokraten seien die verläßlichsten Hüter der Freiheit, die ehrlichsten Diener einer gesunden Entwicklung."

Diese Behauptung ist merkwürdig schlecht erfunden. Ein Mann, der, wie unsere Leser zur Genüge wissen, seit zwei Jahrzehnten zu den konsequentesten Vertretern des Individualismus gehört, kann nicht auf den Gedanken kommen, im Sozialismus die „*einzige Hoffnung*" zu erblicken.

Es war für *Frankreich* ein großes Glück, daß ohne jede vorangegangene Krankheit der Präsident Faure plötzlich starb, so daß den Umstürzlern nicht die Zeit blieb, sich auf eine Präsidentschaftskampagne einzurichten. Ausschließlich diesem Umstande ist es zu danken, daß ohne Erschütterung Senat und Abgeordnetenhaus in vereinigter Sitzung den gemäßigten Republikaner Loubet zum Nachfolger des Todten wählen konnten.

Diese Wahl war nur möglich, weil die Sozialisten und die Radikalen mit politischer Selbstbeherrschung sich nicht den Luxus einer Sonderkandidatur gestatteten, sondern mit den gemäßigten Republikanern des Senats zusammengingen. Daß die Republik vor neuen Wirren bei dieser Präsidentschaftswahl bewahrt blieb, ist dieser patriotischen Haltung der extremen Parteien zu danken. Sie erwiesen sich in der That als staatserhaltend, was immer häufiger geschieht, und zwar auch bei uns, während die Reaktionäre der Rechten skrupellos aus eigensüchtigen Interessen selbst den Umsturz durch Verfassungsbruch in ihre Rechnung einstellen.

Der große Gewinn der Wahl Loubet's liegt in dem Umstande, daß er ein Gefangener der französischen Umsturzelemente augenscheinlich nicht ist. Bei Faure scheint das Gegentheil der Fall gewesen zu sein; sei es, daß er der Gefangene dieser Elemente aus Schwäche wurde, oder weil diese Kreise Kenntniß von Vorgängen im Leben des Todten oder seiner Familie hatten, die der Präsident unter keinen Umständen an die Oeffentlichkeit wollte gelangen lassen; er mußte Jenen dienstbar sein, um ihr Schweigen zu erkaufen.

Auf die politischen Anschauungen von Loubet kommt es weit weniger an, als darauf, daß er solchem Bann nicht unterliegt. Er hat daher die Möglichkeit, die Gerechtigkeit ihren geraden Weg gehen zu lassen, und schon das genügt. Der andere Vortheil dieser Wahl liegt sodann darin, daß die Republikaner erneut zum Bewußtsein ihrer Kraft gelangt sind. Wie sie sich zusammengeschlossen haben bei der Präsidentenwahl, so werden sie das hoffentlich auch thun, um zukünftig die Republik zu vertheidigen.

In *Ungarn* ist endlich das Ministerium Banffy gestürzt und Szell hat die neue Kabinetsbildung übernommen, die dem verfassungslosen Zustand und zugleich der Obstruktion der Opposition ein Ende machen wird. Die Ungarn haben damit von Neuem gezeigt, daß politische Energie mit Besonnenheit gepaart den Kampf mit reaktionären Mächten wohl aufzunehmen vermag.

Im *englischen* Parlament ist klar gestellt worden, daß General Kitchener nach der Einnahme von Khartum den Leichnam des Mahdi in den Nil werfen ließ. Den Kopf des Todten erhielt überdies ein Offizier; einen Fingernagel ein zweiter englischer Offizier. Daß der Leichnam in den Nil geschleudert wurde, sucht Kitchener aus politischen Motiven zu rechtfertigen; er wollte den Anhängern des Mahdi beweisen, daß der Todte ein Heiliger mit übernatürlichen Kräften nicht war. Die Verschenkung des Kopfes und Nagels läßt nicht einmal solche Interpretation zu; damit stellt sich dieser Akt als eine barbarische Rohheit dar, die unter civilisirten Völkern als Leichenschändung bezeichnet und schwer bestraft wird. Auch diese Vorgänge gehören zu dem traurigen Kapitel christlich-europäischer Barbarei, die gegen tiefer stehende Völker im Namen der Kultur verübt wird.

* * *

„Right or wrong — my country."

Bei den Reichstagsverhandlungen über die nordschleswigschen Ausweisungen hat der Abg. Fürst Herbert Bismarck — gewissermaßen als Quintessenz seiner patriotischen Staatsweisheit — das englische Wort ausgesprochen: „right or wrong — my country". Es ist nicht das erste Mal, daß er diese englische Fassung des Programms skrupelloser Realpolitik im Reichstage citirt, und es ist auch nicht das erste Mal, daß ein Parlament diese Phrase für bare patriotische Münze nimmt. In allen Ländern gehört es zu den Schwächen der Volksvertretungen, vor Redensarten, die national und patriotisch klingen, in die Knie zu sinken und nicht bloß ein Opfer des Intellekts, sondern auf Verlangen auch der Moral zu bringen. Bei anderen Gelegenheiten trieft man dann wieder von Gottesfurcht, Ethik und Nächstenliebe, und zumeist sind es sogar dieselben Parteien, die heute aus nationalen Gründen Recht und Gerechtigkeit als quantité négligeable behandeln und morgen inbrünstig vom praktischen Christenthum reden.

In Wirklichkeit gehört jener englische Ausspruch, welcher der Palmerston'schen Aera internationaler Brutalität entstammt, zu den widerlichsten Ausbrüchen internationaler Rechtsverachtung. Der Satz heißt zu Deutsch: „Wenn mein eigenes Land ins Spiel kommt, so pfeife ich auf Recht und Gerechtigkeit". Nun sind gewiß Konflikte denkbar, in denen ein Staatsbürger vor die Nothwendigkeit gestellt wird, sein eigenes Land zu unterstützen, obgleich es in einem ausgebrochenen Streite völlig im Unrecht ist; — etwas Anderes aber ist es, in einem solchen Konflikte einer harten Nothwendigkeit sich fügen, etwas Anderes, triumphirend den Grundsatz verkündigen, das Unrecht des eigenen Landes sei für nichts zu erachten. Dieser angebliche Patriotismus ist eine kaum verhüllte Barbarei, und das häufige frohlockende Betonen eines solchen Grundsatzes kann nur dazu

dienen, das Rechtsgefühl zu entnerven und die öffentliche Moral abzustumpfen.

Für die praktische Bethätigung dieses Grundsatzes kommt obendrein in Betracht, daß „my country", d. h. die Interessen des eigenen Landes nicht immer so klar liegen, daß man über dieselben einer Meinung sein müßte. Gerade bei der Auseinandersetzung über die nordschleswigschen Ausweisungen, wo jenes Wort fiel, hat es sich gezeigt, daß, während die kleinere Seite des Reichstags die Ausweisung harmloser Milchmädchen und Pferdeknechte mit dem Abgeordneten Fürsten Herbert Bismarck als eine nationale That pries, die jedes Fackelzuges werth sei, die Majorität desselben Reichstags in jener Maßregel eine direkte Verletzung der wahren Interessen des Reiches erblickte.

Es geht mit dem Grundsatze „right or wrong — my country" gerade so, wie mit dem verwandten Grundsatze „salus publica suprema lex". Auch das klingt sehr schön und sieht sogar — oberflächlich betrachtet — recht moralisch aus; in Wirklichkeit aber ist das Wort von jeher nur das Feigenblatt gewesen, mit dem Gesetzesverächter und Verfassungsverletzer ihre Blößen zu verdecken pflegen. Das „öffentliche Wohl" hat in der Geschichte nur zu oft als Entschuldigungsgrund für den Bruch von feierlichen Eiden und Verträgen herhalten müssen; das „öffentliche Wohl" deckt sich in solchen Fällen immer gerade mit den ehrgeizigen Interessen derjenigen, welche dieses „öffentliche Wohl" über die Gesetze und über die öffentliche Moral stellen. In der großen französischen Revolution war es ein „Wohlfahrts"-Ausschuß, der die schlimmsten Rechtsverletzungen beging, und im gegenwärtigen Frankreich sind es die Rochefort, Drumont und Konsorten, die am meisten nach der „salus publica" schreien, um zu verhindern, daß der an Dreyfus verübte Justizmord wieder gut gemacht werde. Hysterische Kraftmeier wie Jules Lemaître und François Coppée, — sie proklamiren mit besonderer Inbrunst in Paris das „right or wrong — my country"; das Gesindel, das durch die Straßen zieht und die Demission des eben gewählten Präsidenten Loubet verlangt, legt seinem heiseren Geschrei ebenfalls den edlen Text unter: „right or wrong — my country". Als der Oberstlieutenant Henry bei seinen nichtswürdigen Fälschungen ertappt war, da vertrat er — zwischen dem Geständniß und dem Rasirmesser — auch den Grundsatz: „right or wrong — my country". Und es hat in Frankreich nicht an „nationalen" Männern gefehlt, die ihm wegen dieser „patriotischen Gesinnung" ein Denkmal setzen wollten. Alexis de Tocqueville sagt einmal in seinem Werke über die Demokratie in Amerika: „on a découvert de nos jours qu'il y avait dans le monde de tyrannies légitimes et de saintes injustices, — pourvu qu'on les exerçât au nom du peuple." Setzen wir an die Stelle der Worte au nom du peuple das au nom de la nationalité und wir haben eine heute — nicht bloß in Demokratieen — gang und gäbe öffentliche Moral, wie geschaffen zum Leitmotiv der rücksichtslosesten Interessenpolitik.

Denn, wer sich einmal zu der Idee durchgerungen hat, daß der nationale Egoismus die höchste aller Tugenden sei, der wird auch gar bald dahin gelangen, aus dem „right or wrong — my country" ein „right or wrong — my own interest" zu machen; er wird die Interessen seines Landes nur noch in seinen eigenen Interessen wiederfinden: in der Aufrechterhaltung einer Klassenherrschaft, in höheren Kornzöllen, in Vieheinfuhrverboten und ähnlichen „staatserhaltenden" Maßregeln. Wenn Recht oder Unrecht für nebensächlich erklärt wird im internationalen Verkehr, weshalb soll es im nationalen Verkehr entscheidend sein? Das Gefühl für strikte Aufrechterhaltung von Recht und Billigkeit ist seit Jahren in Deutschland schwächer geworden; eine opportunistische Moral hat im öffentlichen Leben Platz gegriffen und das feste Rechtsgefühl vielfach in bedenklichem Grade erweicht. Es liegt nicht im wahren Interesse der deutschen Nation, daß dieser Prozeß unter patriotischer Maske weiter fortgeführt werde.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

VIII.

Der Reichstag hat in der abgelaufenen Woche einen feierlichen Augenblick gehabt; der Reichskanzler erschien in Begleitung des Staatssekretärs von Bülow, um dem plötzlich verstorbenen Präsidenten der französischen Republik Herrn Faure, einen feierlichen Nachruf zu widmen. Man geht in unsern Parlamenten mit dem Todtenkultus sehr zurückhaltend um; es herrscht der Grundsatz: In dubia abstine. Kann man aus den Protokollen den Nachweis erbringen, daß eine größere Anstandspflicht in einem Falle nicht erfüllt worden ist, so gilt das für einen völlig ausreichenden Grund, sie in allen ähnlichen Fällen unerfüllt zu lassen. Wir sind der Meinung, daß man besser thut, in Höflichkeit Etwas zu viel als zu wenig zu leisten.

Nachdem der Reichskanzler unter Theilnahme des Hauses sehr feierlich gesprochen, mußte er in sehr unfeierlicher Weise die Stelle suchen, durch die sich die Mitglieder des Bundesraths aus dem Reichstage zu entfernen pflegen. Es stand nämlich eine der Verhandlungen auf der Tagesordnung, bei denen der Bundesrath sich selbst zur Abwesenheit zu verurtheilen pflegt, weil angeblich der Reichstag nicht zuständig sei. Es ist einer derjenigen Tricks, welche der Fürst Bismarck erfunden hat, ohne mit ihnen einen Erfolg zu erleben. Es soll die Vorstellung erweckt werden, als höre der Bundesrath gar nicht dasjenige, was der Reichstag außerhalb der Grenzen seiner Zuständigkeit spricht. Diese Fiktion ist aber nicht durchzuführen; der Bundesrath liest später in den stenographischen Berichten, was gesprochen worden ist, und was zu beantworten er unterlassen hat.

Die Behauptung, daß der Reichstag nicht zuständig sei, über die Ausweisungen aus der Provinz Schleswig sich vernehmen zu lassen, wurde übrigens von dem Abgeordneten Haenel mit staatsrechtlichen Gründen so eingehend widerlegt, daß selbst konservative Redner wie Fürst Herbert Bismarck nicht geneigt schienen, sie aufrecht zu erhalten.

Bei der Berathung des Reichsjustizetats kam es zu einigen sehr peinlichen Verhandlungen. Die Sozialdemokraten behaupteten, die Verurtheilten im Löbtauer Prozeß seien zu streng und geradezu ungerecht verurtheilt; sie behaupteten ferner, sozialdemokratische Redakteure würden im Gefängniß unwürdig behandelt.

Wir können über beide Behauptungen nicht urtheilen, aber wir beklagen uns darüber, daß uns die Gelegenheit entzogen ist, uns ein Urtheil zu bilden. Wir sind der Ansicht, daß Vergehen und Verbrechen gegen das gemeine Recht mit aller Strenge beurtheilt werden müssen. In Löbtau handelte es sich angeblich um einen Versuch von Mord und Todschlag, verübt aus Anlaß einer Nöthigung zur Arbeitseinstellung. Sind die Thatsachen wahr, die man den Angeklagten vorwirft, so sind die angeführten Strafen hart, aber nicht ungerecht. Aber wir wissen nicht, ob diese Thatsachen wahr sind. Man hat den Löbtauer Prozeß hinter verschlossenen Thüren verhandelt, obwohl kein Umstand vorlag, der hierzu gezwungen hätte. Man hat sogar den Berichterstattern der Presse den Zutritt verweigert. Was Jemand verschuldet hat oder was ihm unverschuldet zur Last gelegt wird, wird erst durch die mündliche Verhandlung klar. Mit der Veröffentlichung von Anklageschriften kann man die Schuld eines Menschen nicht beweisen. Daß in dem Löbtauer Prozesse die Oeffentlichkeit ausgeschlossen ist, halten wir für einen der bedauerlichsten Mißgriffe, die in der Justizverwaltung geschehen sind.

Was die Verurtheilung zu einem Tage oder zu sechs Monaten Gefängniß bedeutet, kann der Verurtheilte heute nicht übersehen, bevor er seine Strafe abgebüßt hat. Es gibt Gefängnisse, in denen die Hausordnung für

jeden Insassen sich von einer Zuchthausordnung kaum entfernt; es gibt andere Gefängnisse, in denen sich die Strafvollstreckung, wenigstens für gewisse Personen, von einer custodia honesta nicht unterscheidet. Der Erlaß eines Strafvollstreckungsgesetzes ist eine der dringendsten Forderungen des Rechtsstaates. Und bei der Strafvollstreckung wird man Einen Grundsatz nie verletzen, ohne Schaden zu stiften. Man darf Niemanden in entehrender Weise behandeln, der sich nicht durch seine eigenen Handlungen selbst entehrt hat. Sonst verwirrt man das Ehrgefühl in der Nation.

Im Landtage hat man sich viel mit der Stadt Berlin beschäftigt. Die alte Visitationsordnung, welche der Stadt Berlin eine Kirchenbaulast auferlegt, die ganz ohne Beispiel ist, will man bestehen lassen. Für die Unterhaltung des Thiergartens möchte man gern die Stadt zu Beiträgen heranziehen, ohne ihr ein Recht zu geben, bei der Verwaltung mitzusprechen. Seit dem Erlaß des Polizeikostengesetzes hat man sich mehr und mehr an den Gedanken gewöhnt, daß es zulässig sei, Gesetze zu machen und aufrecht zu erhalten, welche der Hauptstadt besondere Lasten auferlegen.

Zur Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs sind dem Landtage die nothwendigen Vorlagen zugegangen. Politische Bedeutung haben sie im Allgemeinen nicht; nur darüber wird geklagt, daß dem Staate nicht die Pflicht auferlegt worden ist, für Versehen seiner Beamten Ersatz zu leisten. Aber eine auffällige Erscheinung ist die Muthlosigkeit, welche Angesichts des großen Werkes der Rechtseinigung hervorgetreten ist. Man möchte gern den Termin, an welchem das bürgerliche Gesetzbuch in Kraft treten soll, hinausschieben. Man möchte gern den Richtern, welche ihren Abschied haben wollen, goldene Brücken bauen. Es ist interessant, daß diese Kinderkrankheiten nur in dem großen Preußen und in keinem der kleinen Staaten aufgetreten sind.

Im Herrenhause ist eine gute Vorlage eingebracht, welche einen Anfang damit machen will, die Quellen der Gebirgsflüsse zu reguliren. Das Herrenhaus sträubt sich, die Provinzen zu den Kosten heranzuziehen. Gerade für Aufgaben dieser Art hat die finanzielle Selbständigkeit der Provinzen eine Bedeutung. In Folge dieser Opposition kann das gute Werk sehr leicht scheitern.

Proteus.

Zum Leben Döllinger's.

Am 28. Februar sind es hundert Jahre, daß Ignaz Döllinger geboren und erst neun Jahre sind es her, daß er gestorben ist. So wird man sich in diesen Tagen und zwar von den verschiedensten Seiten aus vielfach seiner erinnern. Er ist fraglos der größte katholische Historiker des 19. Jahrhunderts, und deshalb wird er als großer Gelehrter von der Wissenschaft in dankbarem Andenken gehalten. Die Altkatholiken werden vor Allem auf die Rolle hinweisen, die er während des Vatikanums und nach der Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas gespielt hat und werden den am 18. April 1871 von der Kirche Exkommunizirten als ihren geistigen Führer und Vorkämpfer feiern, obwohl er sich juridisch der altkatholischen Bewegung nicht angeschlossen hat. In den weiteren Kreisen der Gebildeten endlich ist er bekannt geworden als glänzender akademischer Redner und Essaist, und ein liebenswürdiges Büchlein von Frau Luise von Kobell hat ihn auch menschlich manchem näher gebracht. Eine eigentliche Biographie Döllinger's hat aber bisher gefehlt, die des Jesuiten Michael war zu sehr Pamphlet, als daß sie ernsthaft in Betracht kommen könnte. Nun hat uns auf seinen hundertsten Geburtstag sein ehemaliger Schüler und späterer Freund und Kampfgenosse J. Friedrich*) mit einer solchen beschenkt, oder vielmehr mit dem ersten Band davon, der von seiner Geburt bis zum Ministerium Abel, von 1799 bis 1837 führt. Zwei weitere Bände sollen noch im Laufe dieses Jahres erscheinen; einstweilen müssen wir uns für die Zeit von 1837 bis 1890 mit einer biographischen Skizze desselben Verfassers in der Hauck'schen Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche Bd. 4 begnügen. Uns hier soll übrigens in der Hauptsache nur das Buch und sollen also nur die Anfänge Döllinger's beschäftigen.

Vielfach wird man an der in Aussicht gestellten Dreibändigkeit des Werkes Anstoß nehmen: 1500 Seiten sind selbst für einen Döllinger des Guten zu viel; und so wird man ohne Zweifel gleich zu Anfang tadeln, daß Friedrich in diesem ersten Band zu weit aushole, beim Großvater und Vater seines Helden sich zu lange aufhalte. Ich kann das nicht finden. Die Mittheilungen über die Universitätsverhältnisse in Bamberg und Würzburg zu Anfang des Jahrhunderts und über die Stellung des Vaters Döllinger in der medizinischen Wissenschaft seiner Zeit sind vom allerhöchsten Interesse. Namentlich sind die Beziehungen zwischen der exakten Naturwissenschaft und der Schelling'schen Naturphilosophie noch kaum je so anschaulich und klar zu Tage getreten, wie an diesem nüchternen Mann, der doch einen vollen Zug aus jenem philosophischen Taumelbecher gethan und dann Mühe hatte, für seine Forschung wieder festen Boden unter den Füßen zu gewinnen. So bieten diese ersten Kapitel einen werthvollen Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens im neunzehnten Jahrhundert, gerade diese Abschnitte haben mir den erfreulichsten und reinsten Eindruck hinterlassen.

Aus diesem Milieu heraus Döllinger's Wesen und Werden zu begreifen und klar zu machen, wie der Sohn dieses Vaters katholischer Priester werden konnte und doch ein gutes Erbtheil von dessen Forschungstrieb und dessen Forschungsmethode mit auf den Weg bekam, das wäre die reizvolle Aufgabe des Biographen gewesen. Ansätze dazu fehlen in Friedrich's Buch nicht; aber es sind doch nur Ansätze. Gerade hier scheitert die Kunst Friedrich's, oder vielmehr: die Kunst des Biographen besitzt dieser streitbare Altkatholik überhaupt nicht, er gibt nur das Material, und überläßt es dem Leser, sich daraus das Bild seines Helden selbst zu machen und die Fragen, die sich ihm nahe legen, selber zu beantworten. Man bekommt überhaupt nicht den Eindruck: das ist nun das Milieu, in dem Döllinger aufgewachsen ist und von dem er seine wissenschaftlichen Anregungen erhalten hat, sondern es klingt fast wie zufällig: weil Döllinger nun einmal in Bamberg und Würzburg gelebt hat, sollen bei dieser Gelegenheit auch die dortigen Zustände und Menschen geschildert werden. Und wie mit dem Elternhaus und den Lehrern, so ist es auch mit den Freunden. Unter ihnen stehen als die zwei bedeutendsten auch bei Friedrich der Dichter Platen und Viktor Aimé Huber im Vordergrund und es fehlt nicht an allerlei interessanten Mittheilungen über Döllinger's Verhältniß zu ihnen. Der aufmerksame Leser kann sich daraus ein Bild machen und allerlei Züge zu einer intimeren Charakteristik Döllinger's entnehmen; aber er muß es selbst machen, Friedrich thut es nicht.

Wohl aber beginnt schon hier der ungünstige Eindruck, den der Leser dieses Bandes von dem Gegenstand und Helden desselben erhält. Man wird sagen müssen, Friedrich habe seinem todten Freund einen schlechten Dienst erwiesen, daß er nur diesen einen Band auf seinen hundertsten Geburtstag habe erscheinen lassen und daß er in ihm sein Leben nicht wenigstens bis zum Jahre 1861, wie F. X. Kraus ganz richtig vorschlägt, herabgeführt habe; seine große und gute Zeit kommt freilich auch erst nach diesem Jahr, aber immerhin — seit 1848 wußte man doch

*) Ignaz von Döllinger. Sein Leben auf Grund seines schriftlichen Nachlasses dargestellt von J. Friedrich. Erster Theil: Von der Geburt bis zum Ministerium Abel 1799—1837. München. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1899. S. X. 506.

in der Welt, daß er ein bedeutender Mann sei. Dagegen erscheint er in dem uns nun vorliegenden Fragment weder als Gelehrter noch als Universitätsprofessor noch als Mensch erfreulich. Zwar daß er als Student noch nicht recht weiß, was er soll und will und deshalb neben seiner Theologie auch Jurisprudenz und Geschichte studirt und auch die Naturwissenschaften nicht ganz dran gibt — noch als junger theologischer Professor in München treibt er Entomologie —, schadet dem fleißigen Jüngling nichts; dadurch hat er sich jene allgemeine Bildung erworben, ohne die auch der Gelehrteste doch nur ein Kärrner und Handlanger bleibt; und auch seinem Stil kam dieses weite Ausgreifen seiner Studien zu gut. Aber wie er dann anfängt selbständig zu arbeiten, da wird er zunächst einer jener Schriftsteller, die immer nur Anfänge und erste Theile liefern, das Angefangene aber nie zu Ende führen. Als Professor in Aschaffenburg wählte der 27jährige Kirchengeschichte und Patristik zu seinen Hauptfächern; aber gleich bei seiner ersten Schrift über „Die Eucharisten in den drei ersten Jahrhunderten" kam es nie zu der geplanten Fortsetzung. Ebenso blieb in den dreißiger Jahren sowohl das Handbuch als das Lehrbuch der Kirchengeschichte Fragment. Ob er einsah, daß er noch zu jung und zu wenig kenntnißreich sei, um das Ganze der Kirchengeschichte bewältigen zu können, das sagt uns sein Biograph nicht, wohl aber urtheilt er von dem Handbuch, daß es im Grunde verfehlt gewesen sei; und von dem Lehrbuch redet er unter Berufung auf Hefele in Tübingen noch weniger günstig. Vielleicht entnahm aber gerade solchen von kompetenter Seite her kommenden Besprechungen Döllinger das Bedenken in dieser doch nur halbwissenschaftlichen Manier sich weiterhin litterarisch zu bethätigen; das wäre um so höher anzuschlagen, als es an dick auftragenden Lobhudeleien und Schmeicheleien von Freunden und Parteigenossen auch nicht fehlte; solche Dinge in die Biographie aufzunehmen, lag aber doch gewiß kein Grund vor.

Seit 1826 war Döllinger Professor der Theologie in München, wohin eben damals die Universität von Landshut weg verlegt worden war. Es waren interessante Anfangszeiten. Die Gestalt Schelling's steht im Vordergrund, neben ihn tritt Görres, der eben jetzt die Metamorphose aus dem Jakobiner in den Ultramontanen beendigt hatte; auch Baader's christliche Philosophie gewann sich viele Anhänger. Von allen diesen Menschen ist bei Friedrich die Rede; aber dennoch erhält man von dem Milieu, in das Döllinger hier eintrat und das sich um ihn her bildete, nur eine fragmentarische, wenig anschauliche Vorstellung, soviel auch im Einzelnen über seine Beziehungen zu diesen Kreisen berichtet wird. Daß er neben der übermächtigen Gestalt Schelling's Mühe hatte, sich geltend zu machen und durchzusetzen, sieht man zwischen den Zeilen durch; dagegen bleibt sein Verhältniß zu Görres ganz im Unklaren, obgleich er dem „Görres-Verein" angehört und mit dem alten Löwen somit die engste persönliche Beziehung gehabt haben muß. Deutlicher und klarer wird uns seine Stellung zu der theologischen Fakultät. Doch gerade hier tritt er in eine recht bedenkliche Beleuchtung. Zwar hatte er sicher Recht, wenn er von seinen damaligen Kollegen wenig hielt. Allein die Art, wie er über sie und die Münchener Professoren überhaupt in einem anonymen Artikel für das Mémorial catholique des Abbé Lamennais urtheilt, ist recht wenig kollegialisch; und die „Schneidigkeit" — ich weiß keinen anderen Ausdruck dafür —, mit der er einzelnen von ihnen entgegentritt oder die Fakultät bei Berufungen umgeht und eliminirt, ist nicht loyal. So protestirte er z. B. einmal gegen ein zu gutes Zeugniß, das einer seiner Kollegen einem Studenten ausgestellt hatte, mit der Begründung: „das ausgezeichnete Zeugniß des überaus freigebigen Herrn Professor Stadler dürfte doch auf einer genaueren Wage zu leicht befunden werden"; dafür mußte er sich dann von dem so Angegriffenen sagen lassen, „er wisse nicht, wodurch er sich die Abneigung des Herrn Professor Döllinger in so hohem Grade zugezogen habe, daß er ihm gar nichts recht machen könne, und daß er nicht bloß in seinem Benehmen und mit Worten, nun sogar auch noch schriftlich in einem theologischen Abstimmungsprotokoll ohne alle Veranlassung und weiß Gott, wo und wie sonst noch! sich gegen ihn zu äußern nicht unterlassen könne". Und ebensowenig kollegialisch setzte er „ohne Wissen der Fakultisten" dreimal hinter einander Berufungen durch, darunter freilich so bedeutende wie die des Wiener Günther und des Tübinger Möhler. Er führte die Verhandlungen über diese Berufungen allein neben der Fakultät, und diese ahnte gar nicht, um was und um wen es sich handle. Solche Intriguen sind ja an Universitäten nicht unerhört; aber daß sich der 35jährige darin schon so gewandt zeigt, ist doch nicht hübsch, und die Entschuldigung Friedrich's, nach Döllinger's Ansicht habe man „einer solchen Fakultät das Wohl und Wehe der katholischen Wissenschaft nicht überlassen können", macht die Sache moralisch kaum besser. Sehr seltsam ist endlich auch sein Verhalten bei seinen eigenen Berufungen nach Breslau und nach Freiburg. Man kann sich dabei des Verdachtes nicht entschlagen, daß es sich lediglich um Scheinberufungen gehandelt habe und empfindet daher etwas wie Schadenfreude, daß er sich zwischen zwei Stühlen niedersetzt und ohne die gewünschte Gehaltserhöhung bleiben muß. Ganz durchschauen läßt sich freilich die verwickelte und für Döllinger sehr peinliche Angelegenheit nicht, „die Akten geben darüber keinen Aufschluß", und so ist „der weitere Verlauf und die Art der Beilegung der Sache" dem Biographen selbst „nicht ganz klar".

Jedenfalls hängt dieser seltsame Vorgang zusammen mit Döllinger's kirchenpolitischer Thätigkeit in den ersten zehn Jahren seines Münchener Aufenthalts, und das ist schließlich doch das Wichtigste, was uns Friedrich zu erzählen hat. Allein gerade ihr gegenüber kommt der altkatholische Biograph in eine schwierige Lage. Döllinger gehörte dem Görreskreis an, stand also damals auf ultramontaner Seite und war der eifrigste Vorkämpfer aller dahin zielenden Bestrebungen; neben Görres war er der gewandteste Wortführer und der schärfste Polemiker in der „Eos", dem damaligen Organ des Görresvereins in München.

Wie schneidig er hier auftrat, zeigen zunächst schon die bösen Ausfälle gegen Heine, deren Haltung und Ton man aus folgender gegen die Reisebilder sich richtender Diatribe erkennen mag: „Während andere seiner Stammesgenossen ihre israelitische Abkunft sorgfältig zu verbergen suchen, gibt sich unser Herr Politiker ganz unverhohlen als Juden zu erkennen und wählt für dieses Bekenntniß das passendste Vehikel: Lästerung dessen, was den Christen das Heiligste ist. Man sieht, Herr Cotta weiß seine Leute zu wählen, und Herr Heine besitzt doch wenigstens die erste, einem politischen Schriftsteller des Tages nothwendige Eigenschaft: Frechheit und Unverschämtheit. Er ist indessen nicht so ganz Jude, daß er nicht auch an den heiligen Geist glaubte, nämlich an den, der die Zwingherrenburgen zerbrach und das alte Recht erneut, daß alle Menschen gleichgeboren, ein adeliges Geschlecht seien. Dieser neuentdeckte heilige Geist hat seine wohlgewappneten Ritter, unter die sich auch Herr Heine zählt. Wir geben ihm indessen zu bedenken, ob er bei einer solchen allgemeinen Baronisirung des ganzen Menschengeschlechts, vom Hottentotten an bis herauf zu den Monarchenfamilien Europas, wirklich etwas gewinnen dürfte; denn sein Stammbaum, der schnurgerade bis auf Abraham zurückführt, ist ja doch begreiflich viel älter, als der des ersten Barons der Christenheit." Nimmt man dazu noch seine Spöttereien über Heine's „zahlreiche Liebesabenteuer" oder über die „Pygmäenstatur unseres Poeten", so wird man begreifen, daß Heine seine Rache nahm, und wenn diese in den aus dem Jahre 1848 stammenden Versen auf den „erzinfamen Pfaffen Dollingerius,

Von den dunkeln Männern allen
Wohl die dunkelste Person,"

„geradezu roh" ausgefallen ist, so war sie jedenfalls keine unprovozirte und unverdiente.

Der Hauptkampf der „Eositen" galt aber der bayerischen Regierung, obwohl diese auch schon vor dem Ministerium Abel unter dem damaligen Romantiker auf

Bayerns Königsthron nicht an übermäßigem Liberalismus gelitten hat und von Kirchenfeindschaft bei ihr ohnedies keine Rede war; aber der Görreskreis — „dergleichen mit ultramontanistischen Grundsätzen behaftete Männer" — machte sich dem König und seinen Ministern doch recht unbequem, während umgekehrt die Kammeropposition gegen die „Kongregation" in München und die Duldung einer solchen geheimen Gesellschaft seitens der Regierung Sturm lief. Namentlich war es auch hier schon die Frage der gemischten Ehen, die zu Streitigkeiten über das Verhältniß von Kirche und Staat Anlaß gab und in die auch Döllinger wiederholt eingriff; eine anonyme Schrift von ihm bezeichnete der Kammerreferent als eine „ebenso gehaltlose als gemeine, grobe Schmähschrift", und Friedrich findet diese Aeußerung, wenn auch „zu weit gehend, so doch erklärlich"!

Zum Verständniß dieser Kämpfe wäre es aber nöthig gewesen, daß Friedrich dieselben in ihrem ganzen Zusammenhang mit der Restaurationsentwicklung der katholischen Kirche im ersten Drittel des Jahrhunderts dargestellt und speziell über die Anfänge Ludwigs I in Bayern und über sein Verhältniß zur katholischen Kirche im Zusammenhang gesprochen hätte. So sieht man den König und Männer wie Hormayr oder den Minister von Schenk allzu einseitig nur in der ungünstigen Beleuchtung ihrer damaligen Gegner und kann sich daher über Recht oder Unrecht der beiden Parteien unmöglich ein Urtheil bilden. Nur das begreift man ganz, wie Döllinger als der journalistische Wortführer dieser fanatischen Partei bei Ludwig I. in Ungnade fallen und wie die Kongregationisten in der bayerischen Kammer aufs Heftigste angegriffen werden mußten.

Gerade hier kommt nun aber auch die eigentliche Tendenz des Friedrich'schen Buches zu Tage, nämlich die Thatsache festzustellen, wie er gleich im Vorwort sagt, „daß Döllinger nie Kurialist oder Papalist war, nie die jesuitische Doktrin und Gläubigkeit zu der seinigen machte". Das ist richtig und gibt so gefaßt doch ein schiefes Bild. Döllinger war 1826—1837 ein waschechter Ultramontaner, aber — müssen wir hinzufügen — ein Ultramontaner von 1830. Schon daß er politisch mit dem Rheinländer Görres die Abneigung gegen die viel regierende Bureaukratie theilte, rückt ihn dem Liberalismus näher. Dann aber konnte man damals noch über die päpstliche Unfehlbarkeit im ultramontanen Lager selbst verschiedener Ansicht sein, und so hat sie allerdings auch Döllinger unbeschadet seiner sonst ultramontanen Gesinnung mit den meisten Deutschen abgelehnt. „Die Beschuldigung, als habe sich der Papst den Vorzug der individuellen Unfehlbarkeit angemaßt", wurde damals von ultramontaner Seite noch für eine „echt lutherische" Lüge und Lästerung erklärt! Und ebenso wollten die meisten katholischen Geistlichen in Deutschland von den Jesuiten und ihrer Rückkehr nach Deutschland nichts wissen. Und so drückt sich denn Döllinger noch sehr gemäßigt aus, wenn er sagt: wer die Jesuitenfreunde höre, „sollte glauben, die Kirche habe nie ohne Jesuiten bestanden, oder wir verdankten alles Gute, was in den letzten Jahrhunderten von ihr ausgegangen, einzig und allein den Jüngern des hl. Ignatius; aber wie traurig und engherzig ist diese Ansicht, wie kränkend und erniedrigend für die Kirche! Nein —, die Braut des Erlösers, die er auf den Felsen gegründet und wider welche die Pforten der Hölle nichts vermögen, sie ist nicht abhängig von einer Gesellschaft, welche sie anderthalb tausend Jahre zu entbehren gewußt." Der Sehnsucht nach der Einführung der Jesuiten liege, so vermuthet er, besonders bei Geistlichen, eine gewisse Trägheit und feige Nachlässigkeit zu Grunde, welche gerne andere für sich einstehen ließe, um den schweren Kampf mit der Gleichgiltigkeit, der sittlichen Korruption, dem bösen Willen und den radikalen Irrthümern der Menschen, dem sich heutzutage jeder Priester mehr oder weniger unterziehen muß, durchzufechten. Was hindert denn unsere Diener der Kirche, alle zumal Jesuiten im edelsten Sinne des Worts zu sein, d. h. Priester, die sich die schwere Kunst der Selbstverleugnung angeeignet, die unermüdet im Dienste des Herrn, klug und einsichtig im nothwendigen Verkehr der Welt sind? Und ähnliches fordert er von den Bischöfen. Auf der andern Seite aber erkennt er den „strengen enggeschlossenen Korporationsgeist" der Jesuiten als etwas Großes an und findet es begreiflich, daß angesichts der in der Kirche eingerissenen Anmaßung und Gesetzlosigkeit um seinetwillen die Menschen so große Hoffnungen auf ihre Wirksamkeit setzen; und ebenso wenig hatte er gegen die Erziehungsanstalten der Jesuiten prinzipielle Einwendungen zu erheben. Auch wird ihn der schlechte Ausfall einer Prüfung, der sich zwei Zöglinge der Freiburger Jesuitenanstalt in München zu unterziehen hatten, schwerlich so gegen sie eingenommen haben, wie dies Friedrich behauptet: ein auf einer so schmalen Basis aufgebautes Urtheil würde kein gerechtes gewesen sein, und vom pädagogischen Gesichtspunkte aus ist der Entschuldigungsbrief des Freiburger Jesuitenprovinzials, den Friedrich mittheilt, wirklich nicht so „naiv", wie dieser anzunehmen geneigt ist. Wohl aber hat ihn der Verkehr mit dem feineren Möhler, der ihm geradezu vorwarf, daß er die Partei der Jesuiten ergreife, in seiner Abneigung gegen die Gesellschaft Jesu allmählich bestärkt und gefestigt. Doch trennte ihn alles das nicht von seinen ultramontanen Freunden. Wenn aber seine Beziehungen zu einem Räß in Straßburg oder Weis in Speyer dadurch nicht getrübt werden und diese Vertreter einer robusten Kirchlichkeit an solchen Anschauungen keinen Anstoß nehmen, so beweist das zunächst nur, wie weitherzig der deutsche Ultramontanismus vor siebenzig Jahren überhaupt noch gewesen ist; wir können heute nur seufzen: quantum mutatus ab illo! Friedrich dagegen sieht das alles unter dem altkatholischen Gesichtswinkel und betont es bei Döllinger als ein persönlich erfreuliches Zeichen seiner damals schon vorhandenen altkatholischen Gesinnung. Gewiß kann man sagen: Döllinger blieb in diesen Fragen auf seinem früheren Standpunkt stehen und machte die jesuitische und papalistische Entwicklung der Kirche nicht mit. Aber er wird in ein schiefes Licht gestellt, wenn man das in den Vordergrund rückt und so den Schein erweckt, als ob diese negative Seite damals schon die Hauptsache bei ihm gewesen sei. Und ebensowenig darf man den Ton darauf legen, daß er in seiner Kirchengeschichte Luthers erstes Auftreten für berechtigt erklärt hat, sondern muß in ihm vielmehr einen der streitbarsten Polemiker gegen den Protestantismus sehen, den er damals weder historisch richtig noch irgendwie gerecht zu beurtheilen verstand.

So hat man doch überall den Eindruck, als werde von Friedrich der spätere Döllinger tendenziös in den früheren hineingeschaut und hineininterpretirt, und darum macht sein Buch nicht den Eindruck einer objektiven biographischen Darstellung, sondern den einer Parteischrift, die ihr Material künstlich und geschickt verwerthet und die Accente nicht immer richtig vertheilt. Und darum kann man sich weder zu dem Buch noch zu dessen Helden ein rechtes Herz fassen. Das wird hoffentlich in den späteren Bänden besser, obgleich ich bezweifle, daß Friedrich auch nur der nächste Schritt, die Klarstellung des Verhältnisses zwischen Döllinger und Möhler gelingt. Der erste Band führt bis 1837, Möhler kam 1835 nach München und starb 1838, und doch erfährt man über die prinzipielle und die persönliche Stellung der beiden zu einander so gut wie nichts. Ich fürchte, gerade solchen feineren Aufgaben der biographischen Kunst gegenüber, Menschen zu charakterisiren, versagt die Kraft des Verfassers, sei es, daß es ihm dazu an Begabung oder an Geduld fehlt. Er hat ein unvergleichliches Material in Händen: das müßte aber ganz anders psychologisch und künstlerisch verarbeitet und durchdacht werden, als dies in diesem ersten Band geschehen ist. Wie bereits erwähnt, hat F. X. Kraus darauf hingewiesen, daß schon die Eintheilung der Bände die Entwicklung Döllinger's hätte müssen hervortreten lassen und daß daher im ersten Band das Leben Döllinger's bis zu seinen Odeonvorträgen im Jahre 1861 hätte herabgeführt werden sollen: „so hätte die äußere Einrichtung des Buches den inneren Wandlungen entsprochen": nun aber ist schon die Anlage unwiederbringlich verfehlt

Immerhin wird man den folgenden Bänden mit Interesse und Spannung entgegensehen: müssen wir auch zum voraus die Hoffnung auf volles Gelingen und künstlerischen Genuß aufgeben, so wird uns dafür das reiche Material einigermaßen entschädigen und so das Ganze doch ein überaus werthvoller Beitrag werden zur Entwicklungsgeschichte der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert. Denn an den Kämpfen, die sich in ihrem Innern abspielten, hatte Döllinger hervorragenden Antheil; und als eines solchen Kämpfers gedenken wir seiner doch vor allem am 28. Februar. Soll aber diese Erinnerung eine sympathische sein, so müssen wir die Zeit von 1837 bis 1890 im Geiste gleich mit dazu nehmen; denn trotz aller Streitbarkeit gilt nicht schon vom jungen Döllinger, sondern erst vom späteren und vom ganzen das Goethe'sche Wort:

Dieser ist ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Von diesen inneren Kämpfen möchten wir aber auch etwas erfahren, um daran Theil nehmen zu können.

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

Landwirthschaft und Viehsperre in Schleswig-Holstein.

IV.

Der preußische Minister für Landwirthschaft, Herr von Hummerstein, gab unlängst vor der Volksvertretung die Erklärung ab, daß die seitens der Regierung angeordneten Viehsperr-Maßregeln nur durch sanitäts- oder veterinärpolizeiliche Rücksichten diktirt seien, daß ihnen aber nie die Absicht zu Grunde gelegen habe, dadurch die Preise der animalischen Produkte zu erhöhen.

Selbstverständlich muß man einer solchen mit einer gewissen Feierlichkeit abgegebenen Versicherung vollen Glauben beimessen. Ja mit Befriedigung sogar wird man diesen Satz als eine Art Programm für die Thätigkeit der Regierung nach dieser Richtung hin begrüßen.

Wenn dann aber Herr von Hammerstein bei dieser Gelegenheit weiter seine Meinung dahin aussprach, daß Deutschland wohl im Stande sein werde, den Bedarf seiner Bevölkerung an Fleisch und thierischen Erzeugnissen allein zu produziren, so ist das eine Privatanschauung des Herrn Ministers, der gegenüber jede Kritik erlaubt ist.

Da Schleswig-Holstein in Folge natürlicher Begünstigung vor dem übrigen Deutschland durch einen besonders starken Viehstand sich hervorhebt, so könnte man leicht auf die Vermuthung kommen, daß diese Provinz nun auch noch einer vorzugsweise großen Ausdehnung ihrer Viehhaltung fähig sein würde.

Es sind deshalb die Aussichten zu untersuchen, welche hier für eine bedeutende Erweiterung der Viehhaltung etwa vorhanden sind.

Dabei wird es unerläßlich sein, eine Vergleichung anzustellen zwischen der Art und Weise, wie die Viehwirthschaft hier im Ganzen betrieben wird, mit der im Binnenlande meist üblichen.

Vorab aber muß darauf hingewiesen werden, in wie starkem Maße gegenwärtig schon Schleswig-Holstein dazu beiträgt, den binnenländischen Bedarf an Fleisch, Butter und anderen Erzeugnissen der Viehzucht zu decken. Es ist ja allerdings nicht möglich, zahlenmäßig darzuthun, welche Ausfuhr von diesen Gegenständen über die Grenze der Provinz nach dem Binnenlande hin stattfindet. Immerhin lassen sich aber doch einzelne Thatsachen vorführen, welche einen Schluß auf die Verproviantirung des binnenländischen Marktes von hier aus ziehen lassen.

Im Jahre 1898 hat allein der Viehmarkt in Husum 42 824 Stück Hornvieh und 11 025 Schafe und Lämmer über Hamburg hinaus dem Binnenlande zugesandt. Der Hamburger Markt selbst empfängt aus dem anliegenden holsteinischen Gebiete sehr große Mengen von Vieh, vor Allem aber von Butter und sonstigen thierischen Erzeugnissen.

Dieser Export stellt doch, da die Einfuhr vom Auslande her jetzt nur noch eine verhältnißmäßig geringe ist, den Ueberschuß der Produktion der Provinz über die Konsumtion ihrer Bewohner dar. Nun ist aber notorisch die Verzehrung von Fleisch u. s. w. in Schleswig-Holstein, wie in allen Küstenländern eine verhältnißmäßig starke. In Kiel z. B. berechnet sich der Fleischkonsum im vorletzten Jahre auf 61 kg für den Kopf der Bevölkerung. Auch auf dem Lande ist der Fleischverbrauch ein sehr reichlicher.

Will man nun die Erweiterungsfähigkeit der einzelnen Zweige der Viehzucht in Schleswig-Holstein untersuchen, so wird man dabei zunächst die gegenwärtige Art des Betriebes in das Auge fassen müssen, um darnach die Möglichkeit der Ausdehnung zu ermessen.

Allen übrigen Zweigen der Viehzucht weit voran steht auch in Schleswig-Holstein die Rindviehhaltung.

Für die Geestdistrikte ist es die Milchwirthschaft, welche dem ganzen Landwirthschaftsbetrieb, besonders auf den größeren Gütern, den bestimmenden Charakter gibt. In den Marschdistrikten dagegen spielt die auf den Gräsereibetrieb begründete Fettviehproduktion eine größere Rolle.

So bedeutend nun auch die Zahl der für den Meiereibetrieb bestimmten Milchkühe ist, so entfällt doch aus diesem Kontingent kein so starker Prozentsatz von Schlachtvieh, als das im Binnenlande meist der Fall sein würde. Aufzucht von Jungvieh wird in den größeren Milchwirthschaften selbst nur in beschränktem Maße betrieben. Junge Milchkühe werden aus den bäuerlichen Wirthschaften angekauft und stehen drum meist hoch im Preise, wie das gerade jetzt wieder der Fall ist. Deshalb, und aus verschiedenen anderen Gründen, wird eine bewährte Milchkuh weit länger im Melkstalle erhalten, als das im deutschen Binnenlande der Fall ist. Während man dort meist nur vielleicht 6 Kälber von ihr gewinnt, und darnach die Kuh ausschießt, um sie zu mästen, ist es wenigstens in den Gutsmeiereien Schleswig-Holsteins üblich, 12 bis 13 Kälber zu nehmen, ehe man sie der Schlachtbank zuführt. In den binnenländischen reinen Milchwirthschaften in der Nähe der großen Städte wird sogar fortwährend mit dem Bestande gewechselt. Die abgemolkenen Kühe werden schon nach dem ersten Jahre für den Maststall ausgeschieden und durch neue ersetzt. Daher fällt dort ein weit größerer Prozentsatz des Milchviehbestandes der Schlachtung jährlich anheim.

Außerdem fehlt in Schleswig-Holstein der im Binnenlande so starke Gebrauch von Zugochsen, die nur ganz vereinzelt im Landwirthschaftsbetriebe vorkommen. Im Binnenlande wird das Zugvieh bekanntlich nur wenige Jahre zu diesem Zwecke benutzt, wandert dann ebenfalls in den Maststall und bildet vielerwärts das Hauptkontingent des zum Schlachten gelangenden Hornviehs. Diese Art von Schlachtthieren, die vorher als Zugvieh gedient, fehlen also in Schleswig-Holstein gänzlich.

Aus Vorstehendem ergibt sich, daß aus dem Rindviehbestande Schleswig-Holsteins, abgesehen von den Kälbern, jährlich ein weit kleinerer Prozentsatz von Schlachtvieh hervorgeht, als dies meist im Binnenlande der Fall ist. Wenn also nach der Reichsstatistik 1897 auf je 100 Einwohner in Schleswig-Holstein 67,7 Stück Rindvieh (1893 waren es noch 70,4 Stück) entfallen, während im Deutschen Reiche im Ganzen nur 35,4 Stück, so folgt daraus keineswegs, daß hier auch die nahezu doppelt so starke Zahl auf die Schlachtbank wandert.

Es mag hier überhaupt daran erinnert werden, daß die offizielle Viehzählungsstatistik in ihrer gegenwärtigen Gestalt für die Frage der Volksernährung mit Fleisch nur einen sehr bedingten Werth hat, weil sie ja nur den Bestand des Viehes am Zählungstage ergibt, nicht aber das jährlich zur Schlachtung gelangende Quantum.

Wahrscheinlich wird es erst möglich sein, eine genaue Statistik der in jedem Jahre geschlachteten Thiere zu geben, wenn die gesetzliche Fleischschau im ganzen Reiche eingeführt sein wird. Bis dahin wird man bei Benutzung der Viehzählungsstatistik für die Fleischfrage immerhin eine gewisse Vorsicht üben müssen, will man nicht in Täuschungen verfallen.

Wenn man erwägt, daß bei der in den Jahren 1861 resp. 1862 vorgenommenen Zählung in Schleswig-Holstein 708 307 Stück Rindvieh gezählt wurden, im Jahre 1897, also nach 36 Jahren, die hier im Ganzen der Viehzucht sehr günstige Verhältnisse brachten, aber erst 870 486 oder eine Vermehrung von nicht ganz 23 Proz. gegenüber einem Anwachsen der Bevölkerung von 28 Proz., so darf man wohl annehmen, daß auch in der Zukunft die Ausdehnung der Rindviehzucht ein viel stärkeres Zuwachsverhältniß nicht zeigen wird.

Anders haben sich dann aber die Dinge bei der Schweinezucht gestaltet.

Ehedem war die Aufzucht der für den Handel bestimmten Schweine, also abgesehen von den für den eigenen Haushalt erforderlichen, vorzugsweise mit der Milchwirthschaft im engen Zusammenhange.

Die bei der Butterbereitung sich ergebenden Abfälle wurden für die Schweinezucht verwendet, und bildeten ehedem die wesentliche Grundlage derselben, wenigstens für die größeren Wirthschaften. Diese Art der Schweinezucht und Mästung liefert anerkannt die beste Gebrauchswaare.

Das ist nun in neuerer Zeit theilweise anders geworden. Es sind auch in Schleswig-Holstein Betriebe entstanden, welche die Schweinezucht im Großen, unabhängig von der Meiereiwirthschaft, eingerichtet haben. Vielfach stehen sogar solche Großzüchtereien in gar keinem Zusammenhange mit einem eigentlichen Landwirthschaftsgewese. Auf einem wenig ausgedehnten Grundstück werden die nöthigen Ställe gebaut, in die dann die auf den Märkten aufgekauften Ferkel und Jungschweine eingestellt und mit billigen Futterstoffen, wie Reisfuttermehl, Mais und ähnlichen herangezogen werden.

Die Einfuhr dieser ausländischen Futterstoffe hat betragen:

	1895	1896	1897
Mais	323 828 t	821 351 t	1 266 305 t
Reisabfälle, Kleie ꝛc.	396 024 t	602 159 t	659 148 t.

Die dänischen Exportschlächtereien, welche jetzt einen großen Theil der Einfuhr nach England den Hamburger Exportschlächtereien entrissen haben, verbieten vorsichtiger Weise ihren regelmäßigen Viehlieferanten kontraktlich die Maisfütterung, die sich hier binnen 3 Jahren beinahe vervierfacht hat!

Die aus diesen Anstalten — im Volksmunde hier Schweinefabriken genannt — hervorgehenden Thiere liefern begreiflicher Weise ein viel minder nahrhaftes und werthvolles Fleisch: für die Herstellung von Dauerwaare, wie Wurst und dergleichen, ist es kaum zu verwenden. Immerhin ist es gewissermaßen als ein Glück anzusehen, daß solche Betriebe entstanden sind, da die aus ihnen hervorgehenden Thiere doch wenigstens den Bedarf an frischem Fleische decken helfen, der seit dem völligen Ausschlusse der dänischen Schweine und ihres Fleisches hier sonst auch nicht einmal nothdürftig zu befriedigen gewesen wäre. Auch haben diese Thiere einigermaßen die Preise zurückgehalten, die sonst auf eine Höhe gestiegen sein würden, welche diesen Fleischgenuß für die weniger Bemittelten nahezu unerschwinglich gemacht hätten. Die auf die alte Weise herangezogenen und ernährten Thiere gehen nunmehr in noch größerem Maße den auswärtigen Märkten, namentlich dem von Hamburg zu, wo ihr besseres Fleisch, für die Herstellung der Dauerwaare gewürdigt und höher bezahlt wird.

Begreiflicher Weise mußte unter diesen Verhältnissen die Einfuhr von auswärtigen, namentlich amerikanischen Produkten der Schweineschlächterei auch in Schleswig-Holstein erheblich zunehmen.

Die Schweinehaltung in Schleswig-Holstein ist dann natürlich auch, ebenso wie im übrigen Deutschland, der Zahl nach beträchtlich gestiegen: von 344 968 im Jahre 1892 auf 482 437 Stück, die 1897 gezählt wurden, also um nahezu 40 Proz.

Gegenüber der plötzlich abgeschnittenen großen Zufuhr aus den skandinavischen Ländern hat aber dieser Zuwachs doch noch keinen vollen Ersatz geliefert, um so weniger, als die Qualität in Folge der beschriebenen Verhältnisse vielfach so viel geringer geworden ist.

Die Landwirthschaft in Schleswig-Holstein hat demnach von den angeordneten Sperrmaßregeln auf dem Gebiete der Schweinezucht noch weniger den davon erwarteten Gewinn gehabt, als anderswo.

Dagegen ist auch hier durch die Massenzüchterei, für welche die jungen Thiere überall zusammengekauft werden, die Ansteckungsgefahr sehr wesentlich gesteigert worden.

Es erübrigt noch, die Einfuhr von Magervieh einer kurzen Erörterung zu unterziehen, die unter gewissen Beschränkungen zeitweilig noch erlaubt ist.

Nach dem Erlasse des Bundesrathsbeschlusses vom Februar 1898 mußte man hier befürchten, daß die Einführung von dänischem Magervieh für die Fettgräsung ganz verboten werden soll. Wahrscheinlich wurde an maßgebender Stelle aber doch eingesehen, daß dieselbe zur Zeit noch unentbehrlich sei.

So erfolgte denn unter dem 10. März 1898, also nachträglich erst, die Verordnung, daß die Quarantäneanstalt zu Hvidding an der Grenze von Jütland vom 1. April bis 31. Mai desselben Jahres wieder eröffnet werden dürfe, aber nur für magere Ochsen unter vier Jahren, welche zur Besetzung für die in Schleswig-Holstein liegenden Fettweiden bestimmt sind. Auch hier kommt die Tuberkulinprobe zur Anwendung, und das Vieh, welches reagirt hat, soll mit dem Brandzeichen versehen zurückgeschickt werden.

Später wurde dann auch die Herbsteinfuhr vom Oktober ab wieder gestattet.

Aber die dänische Regierung weigerte sich auch hier, für die zurückgewiesenen Thiere den Rücktritt auf dänisches Gebiet zu erlauben. Da wurde im verflossenen Herbst durch ministerielle Entscheidung gestattet, daß ausnahmsweise die am 25. Oktober eingeführten, aber zurückgewiesenen Ochsen am Eingangsorte geschlachtet werden dürften, und später wurde diese Erlaubniß auch auf die vom 25. bis 31. Oktober eingeführten Thiere ausgedehnt.

Wie es in Zukunft mit dieser für nothwendig erachteten Einfuhr von Magervieh gehalten werden wird, vermag zur Zeit noch Niemand zu sagen.*)

Jeder wird zugeben müssen, daß gegenüber solchen, stets nur für den Augenblick berechneten Maßregeln eine weiter aussehende Spekulation beinahe unmöglich, jedenfalls mit hohem Risiko verknüpft ist.

Daß aber die gegenwärtig mit vielen Einschränkungen — Kühe dürfen auch hier nicht mehr eingeführt werden — noch gestattete Einfuhr für den Bedarf an Magervieh nicht ausreichend ist, bezeugen die hohen Preise desselben, welche auch in diesem Augenblicke wieder auf den Magerviehmärkten der Westküste gezahlt werden müssen.

Wenn nun selbst von agrarischer Seite auch anerkannt wird, daß zur Zeit das jütische Magervieh nicht völlig

*) In diesem Augenblicke ergeht ein Regierungs-Erlaß (vom 17. Februar), nach welchem die Quarantäne-Anstalt Hvidding vom 20. Februar ab auf 6 Wochen für die Vieheinfuhr aus Dänemark geöffnet wird.

entbehrt werden kann, so ist doch ersichtlich die Absicht vorhanden, später die Einfuhr desselben gänzlich zu unterdrücken.

Es erhebt sich also auch hier die Frage, ob die einheimische Rindviehzucht allein in nächster Zukunft den ganzen für die Fettgräsung nöthigen Bedarf an Magervieh zu liefern im Stande sein wird.

An Stelle des jetzt aus Dänemark eingeführten Magerviehes solches aus den östlichen Theilen Deutschlands, z. B. aus den Provinzen Ost- und Westpreußen oder aus Mecklenburg kommen zu lassen, wie bisweilen vorgeschlagen ist, hat sich als unausführbar gezeigt. Das von daher bezogene Vieh ist für die Erfordernisse der hier üblichen Fettgräsung untauglich. Es waren auch einmal vorübergehend Versuche gemacht worden, Magervieh aus den Prärieländern Amerikas zu beziehen. Auch dieses zeigt sich als unbrauchbar.

Es bedarf eben, wenn man zu so günstigen Ergebnissen kommen will, wie sie jetzt die übliche Fettgräsung zeigt, einer Rasse, welche an die klimatischen und Bodenverhältnisse der Westküste gewöhnt ist.

Die Bestrebungen des mit so gutem Erfolge arbeitenden Shorthorn-Züchtervereins sind ja eben auch darauf gerichtet, die Mästungsfähigkeit des dort verbreiteten heimischen Rindviehstammes noch immer mehr zu erhöhen. So fehlt es dort ohnehin nicht an der Absicht, für die Vermehrung der einheimischen Aufzucht zu sorgen. Aber das sollte auf naturgemäßem Wege erfolgen. Würde durch plötzliche bedeutende Verminderung des Vorrathes von Magervieh die Gräserei gezwungen, ihren Betrieb einzuschränken, so würde das nur mit großen volkswirthschaftlichen Verlusten erfolgen können. Die Fettgräsung ist auf dem dazu geeigneten Boden zur Zeit nun einmal die beste Bodennützung auch vom allgemein nationalökonomischen Standpunkt aus betrachtet. Müßte ein Theil der Fettweiden wegen Mangel an Besatz umgebrochen werden, so würde dieses einen direkten Verlust für das Bodenkapital des Landes bedeuten. Die Besitzer der zum Ackerbau aufgebrochenen bisherigen Weidegrundstücke würden darauf nur mit großen Beschwerden und Verlusten den Ackerbau treiben können, weil es dazu meist an den erforderlichen Betriebsmitteln und Arbeitskräften fehlen würde. Auch die plötzlich stark vermehrte Aufzucht von Jungvieh würde hier schon auf die Schwierigkeit stoßen, daß die dafür nöthigen Stallräume nicht vorhanden sind, also erst gebaut werden müßten.

Wenn aber später einmal die Marschen sich auf die vollständige eigene Aufzucht des für ihren Weidenbetrieb nöthigen Jungviehes verlegten, so würden die benachbarten Geestdistrikte, welche jetzt einen großen Theil des Magerviehes liefern, unter dieser Konkurrenz an erster Stelle zu leiden haben. Einmal würde dann überhaupt nicht mehr so viel Magervieh nöthig sein, und in der Aufzucht desselben hätten die Marschen mit ihrem aufgebrochenen Lande einen Vorsprung vor den Geestländereien, die die Nachfrage nach ihrem Jungvieh noch mehr verringert sehen würden.

Auch andere Distrikte würden von dem Fehlen des dänischen Magerviehes mit betroffen. Dem mehr Ackerbau treibenden Dithmarschen z. B. entginge die jetzt für die dortige Wirthschaft so vortheilhafte Winterdurchfütterung jener 10000 und mehr jütischen Ochsen, die bisher stattgefunden.

Es ist dabei nicht außer Acht zu lassen, daß der Bedarf von Magervieh für die Fettweide von einem Jahre zum andern schwankt wegen der Witterungsverhältnisse u. s. w. Zur Deckung desselben dient nun zunächst das inländische Vieh. Danach erst kommt das durch den Eingangszoll, Untersuchungsgebühren, Transportkosten u. s. w. beträchtlich in seinem Preise gesteigerte ausländische Vieh in Betracht. Dieses also ist es, welches durch etwas geminderten oder gesteigerten Bedarf von der Preisgestaltung vorzugsweise berührt wird. Daher rührt es, daß die Einfuhrziffer von einem Jahre zum andern um 30 Prozent auf- und abschwanken kann, je nachdem die Chancen für die Gräserei günstig sind oder nicht. Fehlte das fremde Vieh ganz, so würden die inländischen Magerviehzüchter diesen Wechsel von Angebot und Nachfrage mit seinen Folgen allein und ganz zu tragen haben.

In Wirklichkeit besteht also zwischen den Interessen des Gräsereibetriebes und denen der Jungviehzucht nicht der Gegensatz, welcher jetzt theilweise erst künstlich hineinzutragen versucht wird.

Ließe man nun die Dinge ruhig weiter gehen, wie sie sich bis zum Frühjahr 1898, d. h. vor dem Erlasse des Bundesrathsbeschlusses, entwickelt hatten, so würde das für alle Theile günstigste Verhältniß sich von selbst herausstellen.

Die vorstehenden Untersuchungen dürfen wohl zu dem Endergebnisse zusammenzufassen sein, daß auch in Schleswig-Holstein noch eine Vermehrung der Viehhaltung wohl erreicht werden kann, wenn in den jetzt bereits mit so gutem Erfolge eingeleiteten Bestrebungen zur Verbesserung der Landwirthschaft von Innen heraus mit Energie und Ausdauer fortgefahren wird. Schwerlich aber dürfte der in Schleswig-Holstein zu erwartende Ueberschuß so erheblich zur Deckung des Bedarfs von Gesammt-Deutschland beitragen, als dieses vielleicht von manchen Seiten erwartet wird.

Im Uebrigen ergibt sich aus den besonderen Verhältnissen dieser Provinz keinerlei Veranlassung etwa für dieselbe besondere, von den für Deutschland im Ganzen zu ergreifenden Maßregeln abweichende, Anforderungen zu stellen.

Auch hier würde es für die allgemeinen Interessen des Landes, wie für die besonderen der verschiedenen Berufsklassen genügen, wenn das Programm für die Thierschutzmaßregeln, welches gewissermaßen der preußische Landwirthschaftsminister unlängst aufstellte, streng durchgeführt würde.

Also nur Schutz für Menschen und Thiere gegen wirklich vorhandene Gefahr der Gesundheitsschädigung, oder Ansteckung durch die Einfuhr ausländischen Viehes und der Produkte desselben. Kein Bestreben dadurch auf Erhöhung der Preise, oder Beseitigung der Konkurrenz hinzuwirken.

Natürlich muß auch hier bei Ergreifung der zum Schutze dienenden Maßnahmen die Erwägung Platz greifen, welche ja bei allen Anordnungen der Regierung sich von selbst versteht: ob der zu erreichende Zweck in richtigem Verhältnisse stehe zu dem Aufwande von Mitteln und den Beschränkungen, die dadurch auferlegt werden.

Daraus würden sich denn mit Nothwendigkeit nachstehende Folgerungen ergeben:

Beseitigung aller derjenigen Sperrmaßregeln, welche nicht zum wirklichen Schutze absolut nothwendig und zugleich wirksam sind.

Entschiedene Abkehr von dem Verlangen der Agrarier solche Sperrmaßregeln zum Zwecke der Preissteigerung oder des Abhaltens fremder Konkurrenz anzuordnen, oder aufrecht zu erhalten.

Nicht selten wird es ganz und gar vergessen, daß die einheimische Viehzucht und Fleischproduktion seit 20 Jahren bereits einen starken Schutz durch das gegenwärtig gültige Zollsystem besitzt.

Früher, so lange Deutschland noch mehr in freihändlerischer Richtung sich bewegte, gingen, wie die Erzeugnisse des Ackerbaues, auch die der Viehzucht frei ein. Nur die Einfuhr von Schweinen war mit einem kleinen Zolle belegt.

Als aber die Umkehr zu dem ausgesprochenen allgemeinen Schutzsystem eintrat, brachte die Reichsregierung Schutzzölle auch für die Erzeugnisse der Viehzucht in Vorschlag. So hoch diese, gegenüber der bisher bestehenden freien Einfuhr, auch gegriffen waren, so genügten sie doch der schutzzöllnerischen Majorität des Reichstags noch nicht, und es kam daher ein Zolltarif zu Stande, welcher für Ochsen 30 M., für Schweine 6 M. pro Stück, für Fleisch 20 M. pro 100 Kilo verlangt.

Durch die Handelsverträge wurde eine Herabsetzung um etwa 1/6 vereinbart, sodaß gegenwärtig für Ochsen der Zoll 25 M. 50 Pf. pro Stück, für Fleisch 17 M. pro

100 Kilo beträgt. Diese geringe Minderung der an sich recht hohen Zollsätze wird aber von agrarischer Seite jetzt ebenfalls als eine den Ruin der deutschen Landwirthschaft hervorrufenden Maßregel verklagt.

Bei ruhiger Ueberlegung sollte man doch meinen, daß diese Zollsätze, zu welchen ja noch die für lebendes Vieh recht bedeutenden Kosten des Transports, der Quarantäne, der Untersuchung hinzukommen, vollkommen genügen würden, um der heimischen Viehzucht gegenüber der auswärtigen Konkurrenz einen großen Vorzug zu sichern.

Also Zulassung des ausländischen Viehes und Fleisches, soweit nicht Seuchengefahr oder Sorge für die menschliche Gesundheit Ausschlußmaßregeln absolut nothwendig machen.

Deshalb sollte die 1897 eingeführte Tuberkulin-Probe ganz beseitigt werden, so lange nicht für den Viehstand im Innern entsprechende Maßregeln gegen die Tuberkulose gleichfalls gesetzlich angeordnet sind.

Wie trügerisch dieses neue Schutzmittel ist, hat z. B. auch die auf dem Kieler Schlachthofe gemachte Erfahrung dargethan. Dort wurden im Jahre 1897 bei der sehr sorgfältig ausgeführten Tuberkulin-Impfung und nachfolgender Untersuchung der geschlachteten Thiere, unter 4036 Rindern, die reagirt hatten und welche dem zu Folge am Orte geschlachtet werden mußten, nachträglich 650 Stück, also mehr als 16 Proz. vollkommen gesund befunden!

Kann man sich aber nicht dazu entschließen die Tuberkulin-Probe gegen das Ausland ganz aufzugeben, so muß wenigstens das Verhältniß wieder so hergestellt werden, wie es 1897 angeordnet war, d. h. die reagirenden Thiere werden alsbald geschlachtet und das Fleisch derselben wird, ehe es zum Verbrauch gelangt, auf die Ungefährlichkeit untersucht, die nichtreagirenden Thiere aber werden zum Verkehr in das Innere zugelassen, wenn auch vielleicht noch mit einer weiteren Beobachtungszeit. Also keine Zurückweisung in das Ausland mehr auf Grund der immerhin trügerischen Impf-Probe.

Die gänzliche Absperrung für Schweine und Schweinefleisch gegen Dänemark und die auf ein geringes Kontingent beschränkte Zulassung an der schlesisch-russischen Grenze ist mit sanitätspolizeilichen Gründen schwerlich mehr zu rechtfertigen. Leider ist innerhalb des deutschen Reichs trotz der Absperrung die Verbreitung von Maul- und Klauenseuche, Schweineseuche u. s. w. zur Zeit eine so starke, daß die Fiktion, es würden diese Krankheiten erst vom Auslande her in das seuchenfreie Deutschland gebracht, absolut sich nicht mehr aufrecht erhalten läßt. Die Verhältnisse liegen gegenwärtig so, daß die Einfuhr von Vieh aus Skandinavien und Rußland für die Gesundheitsverhältnisse in Deutschland keine größere Gefahr bietet, als wenn Vieh aus einem deutschen Staat in den anderen transportirt wird.

Zudem sind jene Nachbarstaaten in wohlverstandenem eigenen Interesse bemüht, die Ansteckungsgefahr auch nach Außen hin möglichst zu verringern. Dänemark z. B. verbietet sofort die Ausfuhr aus solchen Theilen seines Gebiets, in welchen jene ansteckenden Krankheiten sich zeigen.

Deshalb gebe man, so lange nicht in einem der Nachbarstaaten große dringende Gefahr der Ansteckung vorhanden ist, wie sie eben das Vorkommen von Rinderpest, allgemeine Verbreitung der Schweineseuche u. s. w. darstellen, die Einfuhr frei, unter den gewöhnlichen Schutzmaßregeln der sorgfältigen Untersuchung an der Grenze, eventuell der Abhaltung einer Quarantäne. Alle diese Vorsichtsmaßregeln lassen sich um so sorgfältiger und strenger an der Grenze ausführen, wenn erst im Innern die allgemeine Fleischschau eingeführt sein wird.

Auch die Zulassung des für die Fettprüfung bestimmten Magerviehs muß wieder von den aus sanitären Rücksichten überflüssigen Beschränkungen völlig befreit werden.

Wilh. Seelig.

Der Sturz Banffy's.

Baron Banffy hat seinen Abschied erhalten und Koloman v. Szell hat vom Kaiser den Auftrag erhalten, die neue Regierung Ungarns zu bilden. Damit ist die schwere parlamentarische Krise überwunden, welche Ungarn seit drei Monaten heimgesucht hat, welche das Land in den Zustand der Gesetz- und Verfassungswidrigkeit hineinführte und die in eine Verfassungskrise auszuarten drohte. Die sympathische Aufnahme, welche die Berufung Szell's gefunden hat, gewährleistet die rasche Beendigung des Kriegszustandes. Die Opposition begnügt sich mit dem Erfolge, den sie mit dem Sturze Banffy's, der für sie ein System verkörperte, errungen hat. Die Frage, ob das Budgetprovisorium dem Kabinet Banffy zu bewilligen ist, entfällt von selbst, und in der Person des Herrn v. Szell findet sie jene persönlichen Garantien, die sie in den letzten Wochen stets gefordert hat. In der liberalen Partei ist in den letzten Wochen die Gruppe der Kampfpartei unausgesetzt abgebröckelt und schließlich sehr klein geworden. Der weitaus größere Theil der Majorität sehnt sich nach Herstellung des Friedens im Parlament und im Lande; die Tisza-Gruppe aber weiß, daß ihre Macht in dem Augenblicke gebrochen ist, in welchem sie sich isolirt, weil sie diese Macht nur durch den dominirenden Einfluß ausgeübt hat, den sie innerhalb der liberalen Partei besaß. Sie wird sich also fügen und sich den Schein geben als übte sie eine politische That, indem sie für den intakten Bestand der liberalen Partei eintritt. Herr v. Szell findet also durch die Verhältnisse selbst den Weg geebnet. Er wird binnen wenigen Tagen das Kompromiß mit den Oppositionsparteien zu Stande bringen und ebenso rasch die Bildung seines Kabinets vollenden. Binnen acht Tagen wird sich die neue Regierung dem Reichstag vorstellen, das Abgeordnetenhaus wird sie beifällig begrüßen, die Opposition wird erklären, daß sie ihr keine Schwierigkeiten bereiten wolle und das Abgeordnetenhaus, das seit zwei Monaten unter dem Vorsitze eines mehr als 80jährigen Alterspräsidenten getagt hat, wird anstandslos seine Konstituirung vollziehen.

Dieses Ergebniß hätte man bereits vor Wochen und am leichtesten zwischen Weihnachten und Neujahr erreichen können, ehe noch der gesetz- und verfassungswidrige Zustand eingetreten und damit ein schwer wiegendes Präjudiz geschaffen war. Damals freilich trug Baron Banffy den Kopf sehr hoch und seine kriegerische Stimmung fand mächtige Unterstützung. Auch dann hoffte Banffy die Opposition unter Anwendung der schärfsten Mittel noch niederschlagen zu können, als man sich an der maßgebendsten Stelle bereits über die Bedeutung und die Tragweite eines Verfassungskonfliktes in Ungarn ernste Rechenschaft zu geben und den Kampf bis aufs Aeußerste, das System der Gewalt, zu perhorresziren begann. Es war nicht das erste Mal, daß ein höherer Wille den gewaltthätigen Neigungen Banffys, die ihm in der Politik von Jugend an anklebten, Zügel anzulegen genöthigt war. Seit jenem Augenblicke bestand thatsächlich eine Meinungsverschiedenheit zwischen der Krone und dem Ministerpräsidenten. Die Krone war gegen die gewaltthätige, Banffy gegen die friedliche Lösung. Trotzdem wurde Baron Banffy beauftragt, Verhandlungen mit der Opposition zu pflegen. Verhandlungen, unter solchen Umständen geführt, mußten resultatlos bleiben. Vom Menschen muß man nichts Uebermenschliches fordern; die erste und oberste Bedingung der Opposition war aber jederzeit, daß Banffy über die Klinge springen müsse. Und Banffy wollte Ministerpräsident bleiben. Wenn Banffy nur durch Vermittelung der Dissidenten aus der Opposition verhandelte, dann wußte er ganz genau, warum er das that. Er wußte, daß diese Verhandlung aussichtslos sei, aber er konnte sich darauf berufen, daß er den Frieden gesucht habe, und er konnte auf die von ihm befürwortete Politik der Gewalt wieder zurückkommen. Schließlich wurde dieses Spiel durch-

schaut, und nun wurde ihm ein Koadjutor in der Führung der Verhandlungen an die Seite gesetzt, Koloman v. Szell. Genau genommen, war Banffy bereits damals vor Monatsfrist gefallen. Ein in politischen Kreisen zirkulirendes Gerücht besagt sogar, Koloman v. Szell sei allein und direkt mit der Führung der Verhandlungen betraut worden und erst auf seine Bitte sei der Auftrag dahin abgeändert worden, daß er an der Seite des Ministerpräsidenten bei den Verhandlungen mitwirken solle. Ein selbstbewußter Ministerpräsident hätte in demselben Augenblicke, wo an seiner Seite zu seiner Kontrolle ein zweiter Vertrauensmann der Krone erschien, seine Demission unterbreitet. Banffy aber wollte an der Macht bleiben, er wollte den Kampf mit seinen unabsehbaren Folgen und hoffte die Mission Szells vereiteln zu können. Die Dinge sind anders gekommen. Banffy war über die Stimmung der Krone falsch orientirt; dieser gewichtige Faktor wünschte seit Wochen die friedliche Austragung des Konfliktes und von dieser Seite war die friedliche Politik Szell's rückhaltlos gebilligt worden. Wäre Koloman v. Szell am 23. Januar als alleiniger Vertrauensmann der Krone, das ist als designirter Ministerpräsident nach Budapest gereist, so hätte er im Handumdrehen eine Wendung der Situation herbeigeführt. Es war nur logisch, daß man vier Wochen später auf diese einzige Methode der friedlichen Lösung zurückgriff, zu welcher der Anlauf schon früher genommen war.

Baron Banffy ist also beseitigt und mag sich gleich dem Grafen Badeni, mit dem ihn Bande gemeinsamer Schuld verknüpfen, im Stillen der Hoffnung hingeben, daß man ihn schließlich doch noch einmal als Retter in der Noth werde hervorsuchen müssen. Sein Vaterland hat er gleich jenem Badeni in der trostlosesten Lage zurückgelassen und die schwerste Krise, welche die österreich-ungarische Monarchie heimgesucht hat, knüpft sich an die Namen Badeni und Banffy und an die von ihnen begangenen Fehler. Die Folgen der Badeni'schen Wirthschaft liegen heute bereits vor Aller Augen, die der Banffy'schen Politik werden sich in ihrer vollen Tragweite offenbaren. Die Banffy'sche Politik wird den Nationalitäten die Augen öffnen über den schwachen Punkt des ungarischen Parlamentarismus und den reaktionären und absolutistischen Elementen hat sie gezeigt, daß man auch in Ungarn vier Monate lang wider Gesetz und Verfassung regieren könne. Koloman v. Szell's Aufgabe wird es sein, zunächst die ärgsten Verwüstungen zu heilen, welche das verflossene Regime zurückläßt. Dem unmittelbaren Jünger und dem jüngeren Freunde Franz Deak's und seiner sympathischen Persönlichkeit kommen alle Parteien mit achtungsvollem Vertrauen entgegen. Seine nächsten Aufgaben wird er zweifellos lösen. Der gesetzliche Zustand wird binnen wenigen Tagen hergestellt sein, und vielleicht gelingt es dem neuen Ministerpräsidenten, noch vor Ostern den ganzen Komplex der Ausgleichsgesetze durch den Reichstag laufen zu lassen. Ob die Regierung Szell's von langer Dauer sein wird, ist eine andere Frage; ja es ist fraglich, ob er selbst seine Mission als eine dauernde auffaßt und nicht vielmehr bloß den Wunsch hegt, geordnete Zustände wiederherzustellen und den Weg für seinen Nachfolger zu ebnen und zu bahnen.

In Ungarn ist die Krise zu ihrer Lösung gelangt. Und in Oesterreich? In Oesterreich regiert noch Graf Thun, und es besteht die Aera des Absolutismus mit dem Feigenblatte. Man regiert eben die Deutschen und gegen die Deutschen, und man ist noch immer nicht zur Erkenntniß gelangt, daß dies unaufhaltsam zur Auflösung führen muß.

Wien, 21. Februar.

Gustav Steinbach.

Aus dem Leben des deutschen Kaufmanns vor vierhundert Jahren.

(Schluß.)

Die Nothwendigkeit der häufigen Reisen lag für den Kaufmann in erster Linie, wie schon früher bemerkt, in der Natur des mittelalterlichen Handels, der nach wie vor Eigenhandel blieb. Der Großhändler wie der Krämer begleitete vielfach persönlich seine Waaren zu den Märkten und Messen, auf der andren Seite mußte er seine Bezugsplätze des In- und Auslandes ebenso selbst besuchen, wie seine Absatzgebiete, die ja häufig mit den Bezugsplätzen anderer Waaren identisch waren. Freilich überließ dies der ältere Kaufherr mehr und mehr seinen Gesellschaftern oder Angestellten, wie es u. A. das Beispiel des Lucas Rem lehrt. Auf der anderen Seite war allerdings schon früh, namentlich im Handelsverkehr über See, der Kommissionshandel durchaus in Anwendung. Nun war es aber weiter auch die mehr und mehr sich verbreitende Form der Handelsgesellschaft, welche das Reisen wesentlich einschränkte. Es war dem größeren Kaufmann bei sich immer weiter ausdehnenden Geschäften und Verbindungen bald nicht mehr möglich, überall selbst seine Interessen zu vertreten. So schloß er entweder mit Genossen derselben Stadt oder aber mit Geschäftsfreunden am fremden Ort eine Gesellschaft, die alle Handelsunternehmungen der Mitglieder förderte und unterstützte und in gewissen Zeiträumen mit einander Abrechnung hielt. Jeder nahm das Interesse der Gesellschaft wahr, indem er seinen Handel nach bestem eigenen Ermessen führte, aber immer die Unternehmungen der anderen wie seine eigenen auffaßte. Ein hoher Grad von gegenseitigem Vertrauen war dazu freilich erforderlich.

Ersparte die Handelsgesellschaft dem größeren Kaufmann manche Reise, so hatte ein anderes Moment wieder eine Vermehrung des Reisens zur Folge, das war die Entwicklung des Kreditwesens. Die ursprüngliche Regel, jede Waare sofort baar zu bezahlen, wurde bald nicht mehr innegehalten und konnte von vielen bei größerer Ausbreitung ihres Geschäfts auch nicht innegehalten werden. Man verpflichtete sich also an einem künftigen Termin zu zahlen, entweder die ganze Summe oder zunächst einen Theil. Als solche Zahlungstermine wählte man vielfach die größeren kirchlichen Feste, wie Ostern und Pfingsten, namentlich aber die großen Messen, die Herbst- und Fastenmesse. Der Michaelistag, der Johannistag, der Martinstag ferner spielen von den Heiligentagen dabei eine Rolle, wenngleich oft auch der Termin nicht an einen bestimmten Tag geknüpft, sondern ganz allgemein angegeben wird. Die Frist selbst ist naturgemäß von verschiedener Dauer. Auf die verschiedenen Arten der Sicherstellung, sei es durch Abschließung des Schuldvertrages vor Zeugen, sei es durch Bürgschaft, sei es durch die namentlich in früherer Zeit übliche Setzung eines Pfandes oder endlich durch Ausstellung eines förmlichen Schuldbriefes, den man durch sein Siegel oder die Hausmarke beglaubigte, ist hier nicht des Näheren einzugehen. Wohl aber ist festzustellen, daß im Allgemeinen ein außerordentliches Vertrauen in solchen Dingen herrschte. Wenn man namentlich für die frühere Zeit wegen der noch größeren Schwierigkeit der Baargeldsendung, der eventuellen gerichtlichen Verfolgung säumiger Schuldner, und der Reisen zur Einziehung der Schuldner einen Mangel an kaufmännischem Vertrauen begründet findet, so sind doch diese Schwierigkeiten im Großen und Ganzen auch später geblieben, und die Sendung von baarem Geld hat man auch später vermieden. Man darf vielmehr wieder ein hervorragendes Maß von Vertrauen für den kaufmännischen Verkehr des Mittelalters behaupten, und mit Recht hat man namentlich Ton und Inhalt der erhaltenen Handelsbriefe als Beweis dafür angeführt. Auch die Handlungsbücher, von denen wir noch hören werden,

zeigen, daß dieses Vertrauen unbedingt war. Ist es nicht ein höchst charakteristisches Zeugniß, wenn ein Eintrag in dem Handelsbuch des Ulmer Kaufmanns Ott Ruland einmal lautet:

„Item und noch ist einer, hat mit dem obgeschriebenen (Claus von Busch) gekauft, bleibt mir auch 19 Gulden Rheinisch umb mistlin Paternoster (Rosenkränze aus Mistelholz) (schuldig), zahlen auf die Herbstmeß nächstkünftig; ich hab des Namens vergessen.“

Also der Gläubiger kennt nicht einmal den Namen des Schuldners, eben in der sicheren Ueberzeugung, daß ihn jener schon bezahlen werde.

Trotz dieses Vertrauens war nun die Einbringung der Schulden dem Kaufmann jener Zeit nicht immer leicht. Verhältnißmäßig einfach erledigte sich die Sache auf den Messen, wohin auch der Schuldner kam, noch einfacher, wenn der Schuldner in derselben Stadt oder in der Nähe wohnte. Er konnte dann persönlich sich einstellen und Zahlung leisten. Mancher Schuldner gab ferner einem Mitbürger oder einem Kaufmann, der nach dem Wohnort des Gläubigers reiste und dem er vertrauen konnte, die Schuldsumme zur Ablieferung an jenen mit, oder der Gläubiger gab einem Freunde, der nach dem Wohnort des Schuldners reiste, Vollmacht, das Geld von jenem in Empfang zu nehmen. Das Geld direkt durch Boten zu senden, blieb bei der Unsicherheit der Wege für entfernte Schuldner kaum möglich. Namentlich für den Verkehr über See mußte man andere Mittel der Begleichung anwenden, das beliebteste war der Ueberkauf, ein Wechselgeschäft. Hatte nämlich der Schuldner im Wohnort des Gläubigers Schuldansprüche an dortige Kaufleute, so konnte er diese mit Zahlung an jenen beauftragen oder er übertrug seinem Gläubiger den eigenen Anspruch an die dortigen Schuldner in der Höhe seiner Schuld. Man zahlte oder verschaffte sich das Geld also durch Kauf oder Verkauf von Wechseln. Aber immerhin blieb dem Kaufmann jener Zeit noch ein großer Theil ausstehender Posten übrig, die er direkt einzubringen suchen mußte. Er mußte sich oft persönlich dazu auf die Reise begeben, das Geld zu erheben oder wenn der Schuldner die Bezahlung verweigerte, Zwangsmittel von der Obrigkeit zu erlangen. Meist waren diese Reisen allerdings jüngeren Gesellschaftern oder Angestellten des Geschäfts übertragen.

Jedenfalls spielen sie aber, insbesondere in Süddeutschland, im Leben des mittelalterlichen Kaufmanns eine große Rolle. Es scheinen die säumigen Schuldner doch zahreicher gewesen zu sein, als man meistens glaubt. In meiner Geschichte des deutschen Briefes habe ich schon einen Brief des Handelsdieners Michel Vischer der 1440 eine solche Reise machte, an seinen Herrn Michel Behaim erwähnt. Es heißt da:

„Item wißt, wie es mir mit den Schuldnern ist gangen.“ Einer „der wird auf die Lichtmeß zahlen“, ein anderer der spricht, er sei euch nichts schuldig und so fort. Wie eine Erleichterung klingt gelegentlich eine Nachschrift: „N. N. hat gezahlt.“ Es mag, da wir von den Reisen nun einmal auf das Kreditwesen gelangt sind, erwähnt werden, daß häufig die städtische Obrigkeit die Ansprüche ihrer Bürger verfocht. So nöthigte die zahlreiche Schaar säumiger Schuldner, welche die Augsburger Kaufleute überall in Bayern hatten, den Augsburger Rath „zu Hunderten von Mahn und Verwendungsbriefen“. Oft nahmen die Konflikte zwischen Gläubigern und Schuldnern einen gewaltsamen Charakter an, und daß gar manche Schuld überhaupt nicht einzutreiben war, das zeigen die häufig nicht durchstrichenen Posten in den Handlungsbüchern jener Zeit.

Die Erwähnung von Handelsbüchern und Handelsbriefen führt uns auf die Rolle, die das Schreibwerk im Leben des Kaufmanns zu spielen begonnen hatte. Der schriftunkundige bewaffnete Händler der Frühzeit war der Kaufmann jetzt nicht mehr. Das Reisen war nicht allein sein Element, daheim in der „Schreibstube“, wie man gegen Ende dieses Zeitraumes zu sagen anfing, gab es genug zu thun. Als Lukas Rem einmal mit Weib und Kind von Augsburg nach Ulm reist, nimmt er neben dem Hausrath auch die „Schreibstub“, d. h. hier das Inventar derselben mit. Und in noch späterer Zeit, in dem Briefwechsel des Nürnberger Kaufmanns Paumgartner hört man sehr oft von ihr. So will er z. B. einen jungen Mann anlernen, „daß er in jeder Schreibstuben zu brauchen sein wird“. Er selbst weilt mehr, als ihm zuträglich ist, darin. „Du weißt“, schreibt er 1584 seiner Frau, „daß ich Winterszeiten ettwan lang in der Schreibstuben zu Nachts bleibe“, und jene meint ein anderes Mal besorgt, es habe ihr die Botschaft viel Unruhe gemacht, „du schreibst soviel in die Schreibstuben“.

Zu Anfang der aufsteigenden Entwicklung kaufmännischen Lebens in Deutschland mochte es mit der Federgewandtheit noch oft gehapert haben. Aber eben diese entwickelteren Verhältnisse machten doch bald dem Kaufmann, auch wenn er große Waaren- und Menschenkenntniß sonst besaß und die Welt kannte, die Fertigkeit des Schreibens und Rechnens bald völlig unerläßlich. Anfangs war die Geschäftssprache noch die Lateinische, die ja überhaupt die Schriftsprache an sich war. Schreiben hieß eben lateinisch schreiben: von lateinischer mündlicher Verhandlung in Deutschland ist aber deshalb keine Rede. Die lateinische Geschäftssprache erleichterte aber den internationalen Verkehr dem Kaufmann sehr, da sie überall gebraucht wurde. Die Handelsbriefe der Kaufleute sind bis ins 14. Jahrhundert hinein lateinisch geschrieben. Wir besitzen z. B. einen solchen aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, den der Thorner Kaufmann Johann Steinweg an einen Verwandten richtete. Später behielt man im deutschen Briefe dann noch eine Zeit lang öfter eine lateinische Adresse oder eine lateinische Anrede oder Unterschrift oder Gruß- oder Abschiedsformel bei, zuweilen auch noch einzelne lateinische Sätze. Ebenso sind die Handelsbücher bis in das 13. Jahrhundert und später lateinisch abgefaßt. Das Handlungsbuch des Vicko von Geldersen in Hamburg aus dem Ende des 14. Jahrhunderts zeigt dann die unerfreuliche Mischung von Latein und Niederdeutsch, charakteristisch ist aber, daß in den späteren Jahren bei ihm das Niederdeutsche immer mehr hervortritt. Das uns aus der Mitte des 15. Jahrhunderts erhaltene Handlungsbuch des Ott Ruland in Ulm ist dann vollständig deutsch geschrieben.

Zunächst mag es interessiren, über diese Handelsbücher etwas Näheres zu vernehmen. Es waren in Schweinsleder gebundene Papierbücher von meist länglichem Folio-, oft aber auch breitem Quartformat, und mannigfache Arten lassen sich unterscheiden. Zwar eines der ältesten uns erhaltenen, das des Vicko von Geldersen, zeigt auf den ersten Blick ein wirres Durcheinander und große Unübersichtlichkeit. Indessen ist bald zu ersehen, daß es aus mehreren Lagen besteht, die später, ohne daß streng auf Zusammengehörigkeit und chronologische Reihenfolge geachtet wurde, zusammengeheftet wurden. Nur einen Theil des Codex bildet das eigentliche Handlungsbuch. Aber auch dieses zeigt im Großen und Ganzen eine ziemliche Regellosigkeit: indessen findet man in diesem Wirrsal doch gewisse Anhaltspunkte dafür, daß sicher der Inhaber sich in ihm zurecht finden konnte. Der Inhalt besteht im Wesentlichen „in Notirungen über Schulden aus Waaren- und Geldgeschäften und über deren Abtragung.“ Die betonte anscheinende Unübersichtlichkeit ist nun keineswegs eine individuelle Eigenschaft nur des Geldersen'schen Buches. Vielmehr betont auch der Herausgeber des Ruland'schen Handlungsbuches den „unterbrochenen und ungleichmäßigen Inhalt der Blätter“; und ebenso ist bei dem Memorialbuche des Lübecker Krämers Hinrich Dunkelgud die „wunderliche Ordnung“ und die „bunte Reihenfolge“ hervorgehoben. Die auch bei Geldersen sichtbare ursprüngliche Vertheilung in Rubriken für die verschiedenen Geschäftsarten ist später nicht durchgeführt. Das erwähnte Buch des Hinrich Dunkelgud, das des Prinzipals Geheimbuch war, zeigt aber, daß im Geschäft noch eine Anzahl anderer Bücher geführt wurde, die auch äußerlich durch die Farbe unterschieden waren. Er nennt sie einerseits nach Buchstaben A bis E, andererseits gibt er ihnen folgende Be-

zeichnungen: „dat swarte bok", oder Pergamentbok (mit dem permentes umslage) „dat rode Reygysterbok", „dat witte bok, dat ik alle dage bruke". Der Charakter dieser verschiedenen Bücher bleibt freilich unklar. Aus etwas späterer Zeit dagegen besitzen wir eine genaue Notiz über verschiedene Handelsbücher. Wir erinnern uns, daß Rem als Lehrling „Journal und Schuldbuch" und „in Capus" schrieb. Nun sind uns noch drei Augsburger Handelsbücher aus dem Jahre 1552 mit entsprechenden Ueberschriften erhalten. Darnach enthält das Schuldbuch „aller Einnahmen und Ausgaben baaren Geldes, auch alle und jede Schulden in Debit und Credit", das Journal „alles was ich meiner Herren wegen handel, es sei Einnahmen oder Ausgaben, Schulden, Wechsel und baaren Geldes Empfahen, Wegsenden, auch Kaufen und Verkaufen der Güter, nichts ausgenommen", der Capus „alles Empfahen, Wegsenden, Kaufen und Verkaufen samt dem überblibenen Rest der Güter, auch was man an einer jeden Waare besonders gewonnen und verloren hat". Das Journal gab also die allgemeinste Uebersicht.

Einige Proben der Einträge mögen noch folgen. So einer aus dem Handlungsbuche des hansischen Großkaufmann Hildebrand Veckingshusen in Brügge 1408–1416

„Int Jar uns Heren 1412, 22 in Jannewario, do untlech ich van Colnne van Hinrych Slypper 2 Fetefen (Fäßchen) grons Einghever (Ingwer), dey woghen 4 Sintener. Dafor gaf ic emen oar 12 marc Cals. 9 fl. 8 gr. Item so gaf ik to varbynden hirvan 8 gr."

Und einer aus dem Buch des Ulmers Ruland:

„Item ich hab ein Kauf troffen mit dem Johann Hagen von Ach in der Herbstmeß 52. Jahr umb 400 Tuch van Ach, wirt machen 16 Saum, je 24 in einem Saum und eins umschlagen, und kumbt je ein Tuch mehr 8 Gulden Rheinisch und 1 Ort. (1/4 Gulden). Daran hat er empfangen von mir 1100 Gulben und 86 Gulden Rheinisch und sall mir die liefern: 8 Saum auf Martini und 8 Saum auf Weihnachten, und sall bie Farb sein in jedem Saum 5 grün, 2 rothe, 6 Kornblumen, die andern licht (hell), 1 kornblume Umschlag, und ich soll ihm das übrig Geld auf Weihnacht ganz bezahlen. Und darumb hab ich ein Brief (Urkunde) van ihm, der liegt in Frankfurt bei andern meinen Briefen und Zetteln in einem Stübich (Faß).

Die Schreibarbeit des Kaufmanns richtete sich nun weiter, und zwar seit dem 15. Jahrhundert immer stärker, auf seine Korrespondenz. Mittelalterliche Handelsbriefe sind noch mehrfach erhalten: eine möglichst vollständige Sammlung werde ich demnächst herausgeben. Ihr Inhalt kann, soweit er den Handel angeht, naturgemäß nicht eingehender skizzirt werden. Oft begleiten sie eine Sendung und zählen dann die einzelnen Waaren auf, oft mit Angabe der Preise, zu denen sie zu verkaufen sind, zuweilen wenn es erforderlich war, mit Anweisung über ihre Aufbewahrung und Behandlung. Weiter folgen dann Aufträge, für den Erlös andere Waaren einzukaufen, oder Notizen über Geldgeschäfte. Man fragt z. B., ob Geld von anderen für den Absender — darüber handelten wir schon oben — eingegangen sei:

„Auch lass mich wissen, ob du Geld van meinetwegen hast; kannst du mir's dann zu Wechsel herab machen, das wär mir wohl zu Dank."

Schulden und Schuldner, z. B. Klagen über böse Schuldner, spielen eine große Rolle. Weiter begegnen wir Mahnungen, andererseits Versprechen, dem in Noth gerathenen Adressaten beizustehen. Auch die Mittheilung eines Bankerotts finden wir gelegentlich, kurz und schmerzlich:

„Und, leve Vader, ik bin des minen al quitt, und ik begehre Hulpe und Trost van ju."

Nachrichten über bevorstehende Messen oder über Reiseabsichten kommen ebenfalls vor, daneben aber meist auch rein private, Familien- und Freundesnachrichten. Einen wesentlichen Theil in den Briefen der Kaufleute nehmen aber neben Notizen über die Qualität etwa interessirender Waaren — „sollt wissen, daß heuer gar böse Bier hier sein" — die Angaben über die Preise derselben, insbesondere über das mögliche Steigen und Fallen derselben ein. „Wißt, daß das Blei wieder aufschlägt" oder „Habt Ihr die Tücher nicht verkauft, so verkauft sie noch, denn man sagt, die werden viel bringen." Die Preisnachrichten bildeten oft eine Rubrik am Schlusse des Briefes als „Neue Zeitung", Niederdeutsch „Tidinge". Zwei Beispiele sind ganz bemerkenswerth:

„Item Tidinge: Bayesch Solt (Salz) gelt en by 30 Mark de Last, Malt (Malz) 40 Mark de Last, Asche 8½ Mark de Last, Kabelgarn 9½ Mark dat Schippunt."

Oder:

„Was (Wachs) 68 Mark: Werck (Pelz): dar is noch ter Tid (zur Zeit) gein Kop (kein Kauf) van; Salt 22 Mark etc."

Diese kurze Rubrik bildet gewissermaßen den Anfang des Kurszettels, der Handelszeitung überhaupt. Aehnliche Rubriken, erklärlich aus dem mangelhaften Nachrichtenverkehr jener Zeit, finden sich in den Briefen jener Zeit, auch in den Kaufmannsbriefen — denn politische Ereignisse beeinflußten naturgemäß den Handel — für politische Nachrichten. Aus ihnen entwickelte sich die spätere Zeitung.

Auch der Stil der Kaufmannsbriefe zeigte bald besondere Eigenthümlichkeiten. Ein Streben nach Kürze, der alle Satzbildungen gewaltsam meistert, macht sich freilich nicht überall, aber doch vielfach schon im 15. Jahrhundert bemerkbar. Gegen Ende desselben war schon der Wortgeiz, wie er sich in dem Tagebuch des Lucas Rem zeigt, möglich. Auf der anderen Seite wieder findet man damals auch noch rechte Weitläufigkeit und Breite. Der eigentliche Kaufmannsstil bildet sich erst im 16. und 17. Jahrhundert aus.

Allmählich zeichnete sich der Handelsbrief aber auch durch gewisse äußerliche Eigenthümlichkeiten aus. Schon im 15. Jahrhundert finden wir über den Brief häufig ein Jesus oder Jesus Maria gesetzt, häufig in Verbindung mit dem Datum. Im 16. Jahrhundert wird dann durch italienischen Einfluß an Stelle dessen allgemein Laus deo (gelobt sei Gott) über den Brief, wie über alle Rechnungen u. s. w. gesetzt. Daran knüpft sich wieder das Datum — die Kaufleute sind also damals die einzigen, die dasselbe an den Anfang des Briefes stellen — und zwar jetzt durch das italienische adi (auf den Tag) eingeleitet.

Jene frommen Formeln haften überhaupt dem ganzen Schreibwerk des Kaufmanns an. Sie sind charakteristisch für das Bewußtsein, wie sehr sein Thun und Treiben, sein Emporkommen und sein Niedergang von Mächten abhängig ist, die er nicht regieren kann. Wer Waaren über See sandte, dem drohten die Elemente, die Seeräuber oder feindliche Schiffe nur allzu häufig Verlust derselben. Gottes Schutz empfahl er sie daher so gut wie der Kaufmann, der die seinigen über unsichere Landstraßen sandte. So finden wir denn jene Formeln überall. Der Lübecker Krämer Hinrich Dunkelgud beginnt sein Memorialbuch „in deme Namen der hilgen Dreyfaldycheit, amen" und über jede Seite desselben schreibt er: „Jesus Maria Amen." Als Rem von der Welser'schen Gesellschaft angenommen wird, setzt er in sein Tagebuch: „Und im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, Maria, seiner werthen Mutter, aller Gotts-Heiligen kam ich zu ihnen." Unter die Ueberschrift der erwähnten Augsburger Handelsbücher findet sich geschrieben: „Gott verleih mir solchs seliglich mit Glück vollenden!" Wie Rem nach überstandener Reise ein „Gott hab Lob!" hinzufügt, so theilt ein anderer seinen Reisebericht in der Form mit, daß er „im Namen des allmächtigen Gottes nach Nürnberg reisen" wolle. Und im 16. Jahrhundert beginnen die Frachtbriefe mit: „Im Namen Gottes geladen!" und schließen so: „Damit geleite es Gott der Vater, Sohn und heilige Geist Amen!"

Jena. Georg Steinhausen.

Theater.

Deutsches Theater: „Pauline". Komödie in 4 Akten von Georg Hirschfeld.

In einer Vorlesung, die Brandes einmal vor Jahren in Berlin gehalten hat, sagte er, und das Wort hat sich mir eingeprägt: wenn in Kopenhagen ein neues Werk von Ibsen herauskomme, dann wisse jedermann, daß Ibsen seinen Landsleuten wieder einmal etwas zu sagen habe.

Es ist lange her, daß Brandes diesen Ausspruch gethan, und damals regierte noch der alte Pharao in Deutschland: die jüngeren Kräfte hatten sich noch nicht in der Litteratur geregt und, auch dessen entsinne ich mich noch, Brandes sprach sein Verwundern darüber aus, daß in Deutschland gar kein Nachwuchs an Talenten gekommen sei. Das ist inzwischen anders geworden. Eine ganze Fülle von Talenten ist uns entstanden. Und diese unsere Talente bringen mit der Pünktlichkeit von fleißigen und strebsamen Handwerkern allwinterlich ihr Werklein auf die Bühne. Und bei alledem kommt für die Kunst herzlich wenig heraus. Sie — haben nichts zu sagen.

Man fragt sich nach der Ursache dieser Erscheinung, und sie ist nicht schwer zu finden. Der Realismus ist eine ausgezeichnete Schulung für Talente, vielleicht die einzig heilsame; man vergißt es meist zu Unrecht, daß auch Goethe und Schiller diese Schulung gründlich durchgemacht haben. So bringen es unsere Talente so weit, daß man sagen kann: ah! da ist wieder ein Talent. Und damit ist es meist zu Ende. Sie werden in ihrem Realismus immer fingerfertiger und äußerlicher. Sie zeigen immer mehr Talent und bringen es dabei zu keiner Leistung. Ist man höflich, so schreibt man unserer ruhelosen, sammlungsarmen Zeit die Schuld daran zu. Aber man kann sich in jeder Zeit auf sich selbst besinnen und in sich selbst zurückziehen. Auch Hirschfeld könnte das.

Ich fürchte, der Fall Hirschfeld wird typisch für das, was ich gesagt habe. Oder vielmehr, ich fürchte es noch nicht, ich hoffe noch das Gegentheil, ich möchte nur den getreuen Eckard spielen und mich warnend vor den Venusberg stellen, aus dem alljährlich ein neugeborenes Kindlein hervorgebracht wird. Hirschfeld's „Mütter" vor ein paar Jahren — ja, denen spürte man das innerlich Erlebte an. Ein eigener Lyrismus war deß Zeuge, und wir freuten uns des neuen Talentes. „Agnes Jordan" im vorigen Jahre — den dazwischen erschienenen „Bergsee" rechne ich schon garnicht mit — trug auch noch die Spuren einer künstlerischen Vertiefung und Durchdringung. Aber das Drama war nicht ausgereift. Höflich sprach man von mangelnder Technik. In „Pauline" ist von Hirschfeld nichts mehr übrig geblieben als — das Talent. Das freilich ist fingerfertiger geworden. Aber — „Talente kann ich nicht essen", hätte Friedrich Hebbel sogen können.

Originell immerhin ist die Wahl des Milieus: die Küche in dem Haushalt eines jungen Künstlerehepaars. Man guckt in den Haushalt gleichsam von der Hintertreppe aus hinein. Und da sieht man, daß die Speisekammer leer ist, aber man sieht auch, daß die jungen Leute gütigen Herzens und leichtlebig und theilnahmsvoll sind und daß sie auch für ihr Mädchen etwas übrig haben. Dies Mädchen ist die Pauline. Um sie „dreht sich" das Stück. Und gut gezeichnet ist diese Pauline in ihrer flotten Ursprünglichkeit, ihrer kecken Bravheit, ihrer Arbeitstüchtigkeit, ihrem übermüthigen Kraftbewußtsein und ihrer Lebenslust. Und ganz gut gezeichnet sind ihre Liebhaber allesammt, fünf an der Zahl, auch der eine, der's ernst meint, Radke, der Schlosser. Das Stückchen Leben ist von Hirschfeld gut beobachtet, aber gesagt hat ihm das alles innerlich nichts. Und eben darum hatte auch er nichts zu sagen.

Die Kunst zu schreiben, während man innerlich nichts zu sagen hat, hat in der Litteratur ihre Geltung. Der Feuilletonist kann ohne sie nicht auskommen, — ich selbst benöthigte ihrer in diesem Augenblick ach! so sehr, denn über die ganze Pauline ist eigentlich gar nichts zu sagen. Und als glücklichen dramatischen Feuilletonismus möcht' ich auch den ersten Aufzug der „Pauline" dezeichnen. Recht hübsch das Treiben beim Atelierfest in der Küche, das Wiedererkennen mit dem Grafen, mit dem Pauline als Kind gespielt hat, und die daraus hergeleitete Mißstimmung gegen Radke. Ueberhaupt, den Radke kann Pauline eigentlich von allen ihren Verehrern am wenigsten leiden, er ist zu plebejisch, zu demokratisch. Der zweite Akt wiederholt dann den ersten, und es kommt zu Eifersuchtsszenen zwischen den Liebhabern, im dritten Akt zur großen Liebhaberprügelei beim Tanz in der Hasenhaide. Bös, weil unehrlich, ist der vierte Akt. Dank dieser dramatischen Drehtechnik wird eine bindende und „glückliche" Verlobung zwischen Pauline und Radke herbeigeführt. Und diese vier Akte in ihrer Gesammtheit nennt Hirschfeld eine Komödie!

Verzeih ihm, Aristophanes, denn er wußte wohl nicht, was er that. Ziemlich belanglos, diese äußeren Bezeichnungen und schwankend, und doch, man vermag sich eine Komödie nicht ohne die Ironie im Walten des armen Menschenschicksals vorzustellen. Wäre diese gute Pauline weniger brav als sie ist — was für sie selbst ja recht bedauerlich wäre, und wären ihre Liebhaber wirkliche Liebhaber und heirathete sie dann doch den Schlosser, der in solchen Dingen penibel ist, man könnte doch wenigstens die Ansätze zu einer Komödie sehen. So erblick' ich die Ironie nur in der Bezeichnung „Komödie" selbst. Dabei sind manche humoristischen Wirkungen dankbar anzuerkennen. Aber auch dieser Humor ist rein äußerlicher Natur, nicht der Humor der Menschen- und Lebensauffassung. Geschickt hat sich Hirschfeld die humoristischen Wirkungen der Berliner Art und Sprechweise zu nutze gemacht, Wirkungen, deren man jeden Tag auf der Straße theilhaftig werden kann, wenn ein Pferd stürzt oder ein Betrunkener arretirt wird. Aus der Quelle, aus der Hirschfeld hier geschöpft hat, hat Sudermann in der „Ehre" schon einen sehr viel kräftigeren Trunk geboten.

Und mit warmblütigem Dilettantismus hat sich Hirschfeld an die denkbar schwerste Aufgabe herangemacht: er hat ein Stück ohne Handlung und ohne Konflikt geschrieben. Möglich ist auch das, denn in der Kunst ist eben alles möglich. Und Anzengruber hat es auch mit gutem Gelingen einmal fertig gebracht. Aber um das zu können, muß man eben eine Persönlichkeit sein und ganz persönlich Gesehenes zu bieten haben. Hirschfeld will doch aber bestenfalls einmal eine Persönlichkeit werden.

Ohne Zweifel war die Aufführung das Gelungenste an seinem Stück. Sie ergänzte und half nach, soweit es nur eine Aufführung thun kann. Eine prachtvolle, dralle Pauline war Else Lehmann, und Rittner brachte die verbissene, stumme Leidenschaftlichkeit des Radke vortrefflich zur Geltung. Und lebensvolle Berliner Typen schufen auch Reinhardt und Hermann Müller und Paula Eberty. Aber trotz aller Vergoldung blieb es eben eine taube Nuß.

Das Kunstwerk, ein innerliches Erlebniß! Ich denke an die Geschichte der Charlotte Stieglitz, diese thörichte und doch so unnennbar rührende, pathetische Geschichte. Damals war noch ein Nachklang vom Sirenenlied der Romantik in den Herzen, und ach! sie hatte einen Dichter geheirathet. Und dem war sein bischen Poesie im Leben des Tages zerronnen. Und sie liebte seinen Dichterruhm und ihn mehr als sich selbst, liebte ihn mit ihrer heißen, mystischen Liebe. Und um ihm das große innerliche Erlebniß zu schaffen, gab sie sich selbst den Tod. Fürwahr, eine That schauerlichen, süßen, melancholischen Wahnsinns.

Und doch! Es war ein tiefer Sinn in diesem tragischen Spiele.

Ernst Heilborn.

Briefkasten der Redaktion.

E. H. in Hamburg. Besten Dank; kommt für die Benutzung aber leider zu spät.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 23. Berlin, den 4. März 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Papst beging am 2. März seinen neunundachtzigsten Geburtstag; da Leo XIII. überdies von einem akuten Leiden ergriffen worden ist, so muß man in jedem Augenblick das Aeußerste erwarten.

Eine Papstwahl hatte in früheren Jahrhunderten eine ganz außerordentliche Bedeutung; diese Bedeutung hat sie heute nicht mehr. Es entsprach daher den Zuständen vergangener Zeiten, daß die Wahl zugleich eine Kraftprobe nicht nur der gegeneinander arbeitenden geistlichen Würdenträger, sondern zugleich der rivalisirenden weltlichen Mächte war. In diesem Kampf um die Nachfolge ist die Freiheit der Wahl häufig genug erstickt worden; heute ist die politische Beeinflussung fast zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken, und man darf behaupten, daß die Erwählung eines neuen vaticanischen „Gefangenen“ so frei und unabhängig vor sich geht, wie eine solche Wahl überhaupt nur vollzogen werden kann.

Dafür sorgt die „kirchenschänderische“ italienische Regierung, und dafür sorgt die geschichtliche Erfahrung, die lehrt, daß schließlich die Persönlichkeit des Papstes von jener entscheidenden Bedeutung nicht mehr ist wie einstens.

Was man im Interesse des Weltfriedens wünschen muß, das ist ein Papst, dessen kühle Intelligenz seine politische und religiöse Leidenschaftlichkeit überwiegt; ein intelligenter Papst, der die gesunde Stärke des modernen Lebens richtig abschätzt, wird überflüssige Zusammenstöße, die nur die Leidenschaft entfesseln würde, vermeiden; und dann muß man noch wünschen, daß der Inhaber des Stuhles Petri willensstark und selbständig genug ist, um sich des Einflusses von Fanatikern zu erwehren. Die Charakteranlagen eines Papstes machen seine Wahl zu einer erwünschten oder zu einer weniger erwünschten; aber auch ein heißblütiger Fanatiker würde schließlich an den unüberwindlichen Kräften der modernen Zeit erlahmen müssen; vielleicht freilich nachdem er mancherlei traurige Verwirrung angestiftet hat.

Das Pontifikat Leo's XIII., das sich seinem Abschlusse naht, war eine Zeit ohne ernste Erschütterungen. Leo XIII. war im Gegensatz zu Pius IX. ein Mann von vorsichtiger Intelligenz, während jener politisch ein heißblütiger Phantast gewesen ist. Die Zeit Pius IX. war mit Kampf erfüllt, der die Leidenschaften der Völker erregte und fruchtbar für die Kirche nicht gewesen ist; Leo XIII. beschwor den offenen Kampf, und seine Erfolge für die Kirche sind nicht geringe gewesen. In Ungarn freilich blieb ein Vorstoß, der unternommen wurde, ohne Ergebniß; in Oesterreich nicht; dort sind ultramontane Einflüsse sehr mächtig, vielleicht so mächtig in reaktionär föderalistisch-antideutschem Interesse, daß aus der deutschen Bevölkerung heraus sich eine für den Katholizismus nicht ganz unbedenkliche und dem Protestantismus zustrebende Gegenbewegung zu entwickeln beginnt. In Deutschland ist das Centrum zu einem überaus einflußreichen Faktor des politischen Lebens geworden, und in Frankreich haben die ultramontanen Kräfte die moderne Republik sogar lebensgefährlich in die Enge getrieben. Bei solchen Erfolgen wirkt das Schicksal Spaniens wie eine drohende Mahnung, das nationale Leben vor dem übermächtigen Einfluß Roms zu schützen.

Und dieser Einfluß bleibt, und er muß trotz allem Wandel der Zeiten und der Personen stets der nämliche bleiben. In unserer nächsten Nähe liefert dafür das Schicksal des Professors Schell in Würzburg den Beweis.

Ueber Professor Schell und seine wissenschaftlichen Anschauungen hat Professor Theobald Ziegler in Straßburg vor zwei Jahren unsere Leser unterrichtet. Professor Schell hatte in seiner Würzburger Rektoratsrede im Herbst 1896 das Folgende gesagt:

„Auch die Theologie kennt nur eine Gebundenheit — die Gebundenheit an die Thatsachen, auch der Theologe kennt nur ein Kriterium des Thatsächlichen: daß sich die Sache eben mit der Vernunft in den Grundgesetzen aller Erfahrung sowie alles Denkens in Uebereinstimmung befinde. Auch die Theologie kennt nur nur eine Schranke für die wissenschaftliche Freiheit, nämlich die Wahrheit, die man als

solche erkannt hat, und sie erkennt fernerhin als Wahrheit nur das an, was sich in der Thatsächlichkeit nachweisen läßt und was sich im tiefsten Sinne zum Erklärungsgrund der Wirklichkeit und zur Ueberwindung aller Unvollkommenheiten und klaffenden Widersprüche eignet."

Hier war als letztes Ziel die Wahrheit aufgestellt; und als Werkzeug, um durch das Gestrüpp der Irrungen zu diesem Ziele vorzudringen, die Vernunft; die Vernunft, die sich an den Thatsachen immer erneut und immer wieder zu prüfen, zu kräftigen und gesund zu erhalten hat. Das war eine vorurtheilslose Kühnheit der Anschauungen, die bei einem katholischen Theologen Verwunderung und Bewunderung hervorrufen mußte; und die Ueberraschung, die solcher Standpunkt in nicht-katholischen Kreisen erzeugte, benutzte die ultramontane Presse um auszurufen: Seht, so schaut der Katholizismus aus, von dem ihr behauptet, er knechte die Geister.

Als Professor Dr. Schell sein Rektorat antrat, schrieb die „Germania", eines der leitenden Organe der deutschen Katholiken:

„Am 28. Oktober ergriff, als sich kaum die Thore des neuen Kollegienhauses der Alma Julia in Würzburg zum ersten Male erschlossen hatten, der neugewählte Rektor, Professor Dr. Schell, sein Szepter. Es ist für die deutschen Katholiken ein erhebender Gedanke, daß der erste Herr des neuen Hauses einer der ihren und ein katholischer Theologe ist. Der Glaube . . . hat sogleich auch von dem neuen Gebäude durch den Mund eines seiner geistesgewaltigsten Vertreter Besitz ergriffen. Durch die Antrittsrede geht ein froher, selbstbewußter großartiger Zug . . . Und in dem Augenblick, da wir Katholiken nach Parität im Staate rufen, führt diese Rede den genialen Beweis dafür, daß auch wir sie dem Staate zu gewähren vermögen . . ."

Die Werke dieses von der „Germania" gepriesenen „geistesgewaltigen" Mannes hat Rom nunmehr auf den Index gesetzt, und dieselbe „Germania" schreibt, daß Professor Schell sich demüthig unterwerfen müsse und sie berichtet, daß er sich sogar schon reuig unterworfen habe.

Vielleicht ist das Letztere nicht der Fall; vielleicht wünscht nur die „Germania" Professor Schell die Wege zu weisen, die er wandeln soll, und die er schließlich auch wird wandeln müssen. Denn was bleibt ihm übrig? Ein Katholik muß sich den Entscheidungen des Papstthums unterwerfen, und wenn die päpstliche Behörde seine Bücher auf den Index setzt, so muß er das, was er in heißem Bemühen als Wahrheit erkannt hat, als Irrthum laut bekennen, oder er muß als Feind und Kämpfer gegen den Katholizismus auftreten.

An dem Schicksal von Professor Schell tritt unserer vergeßlichen Gegenwart die ganze Tragik entgegen, die die Geschichte des Katholizismus durchzieht; der nie beendete Kampf zwischen einem Glauben, der das Recht auf Unfehlbarkeit für sich in Anspruch nimmt, der dieses Recht entsprechend den Zeiten mit dem Schwert und dem Scheiterhaufen vertheidigte bis herab auf unsere milderen Tage, da einem Forscher die Wahl zwischen Unterwerfung oder Austritt aus dem Katholizismus offen bleibt, und entgegentretend dieser religiösen Autorität die freie Forschung, die nur glaubt, was sie versteht, und die dem Verstande das Recht zuspricht, auch den religiösen Glauben zu prüfen und, wenn es sein muß, zu verwerfen.

Professor Schell hatte gehofft, diesen unüberbrückbaren Gegensatz überbrücken zu können; das ist ihm nicht gelungen; daß es ihm nicht gelingen konnte, war unzweifelhaft; aber es konnte zweifelhaft sein, wie lange Rom es für zweckmäßig erachten würde, die Fiktion aufrecht zu erhalten, als sei solches Unternehmen löblich und verheißungsvoll. Diese Zeit war kurz genug; kurz selbst unter einem maßvollen und weltkundigen Papst wie Leo XIII.

Dieser Kulturkampf ist nicht zu beendigen durch die Schaffung oder Beseitigung einiger Maigesetze, die man freilich am bleibenden Bau der Menschheit als ziemlich gleichgültigen Stuck und Mauerputz behandeln kann. Dieser Kulturkampf wird gekämpft werden, so lange der Katholizismus eine Macht ist, das heißt auf nicht absehbare Zeiten.

Und solchem immanenten Prinzip gegenüber bleibt auch die Gestalt jedes Papstes eine Erscheinung von nur sehr begrenzter Bedeutung; heute ist diese Bedeutung gering genug gegenüber jener Zeit, da der Katholizismus eine werdende, der Ausgestaltung durch eine starke Individualität noch fähige Macht war. Das Prinzip ist jetzt seit Jahrhunderten in voller Klarheit und in voller Gegensätzlichkeit zur individuellen geistigen Freiheit gegeben, und der einzelne Papst bleibt nichts als ein Werkzeug, und was er vermag, ist allein, daß er die Grundsätze der Kirche mit maßvoller Klugheit oder mit leidenschaftlichem Fanatismus zur Anwendung bringt. Den Papst-Reformator aber, von dem wohl geträumt worden ist, wird es nicht geben.

Und so ist Alles, was man wünschen kann, daß auf Leo XIII. wieder ein intelligenter Papst folgt, der zwar der modernen Welt nicht den Kampf, wohl aber den blinden und unnützen Kampf ersparen kann.

Herr Bosse hat der Berliner Stadtverwaltung notifizirt, daß sie sehr unrecht gehandelt habe, als sie die viele Jahre in städtischen Diensten befindlichen jüdischen Lehrerinnen auf Grund des vom Minister aufgestellten Prinzips aus ihren Stellungen entfernte. Das Prinzip sei freilich gut; jüdische Lehrerinnen dürfe es nur in Klassen mit einer erheblichen Anzahl jüdischer Schülerinnen geben. Müsse man hieran auch festhalten, so hätte man die Operation jedoch schmerzlos vollziehen sollen. Daran hat es der Magistrat fehlen lassen. Wir begreifen den Wunsch nach Schmerzlosigkeit, denn ohne Schmerzen auch kein Geschrei; und den Lärm wünscht eine Individualität wie Herr Bosse erklärlicherweise zu vermeiden.

Dem Liberalismus aber kann es auf das Schicksal von ein Paar Lehrerinnen, so sehr man sie persönlich bedauern muß, nicht ankommen; ihm liegt am Prinzip, nicht daran, daß in erster Linie ein falsches und illiberales Prinzip mit mehr oder weniger Rücksichtnahme zur Anwendung gelangt, und darum muß man hoffen und erwarten, daß die städtischen Behörden sich in Bezug auf die prinzipielle Seite der Frage nicht für die Zukunft binden lassen.

Das Ministerium Szell hat sich dem ungarischen Parlament vorgestellt und ist von der Volksvertretung sehr gut aufgenommen worden. Dem Ministerpräsidenten Szell kommt man auch in Deutschland mit aufrichtigen Sympathien entgegen. Er gilt für einen liberalen besonnenen Politiker und für einen echten Freund des Dreibundes. Man war daher nicht überrascht, als er in seiner Antrittsrede ausdrücklich erwähnte, daß Ungarn treu am Dreibunde festhalten werde. Nun fragt es sich, ob diese günstige Wendung in Ungarn nicht auch auf Oesterreich in ersprießlicher Weise zurückwirken wird.

Der französische Senat hat mit geringer Majorität den Gesetzentwurf des Justizministers Lebret angenommen, der die Entscheidung in der Dreyfus-Angelegenheit dem gesammten Kassationshof zuweist. Nach Lage der Verhältnisse ist dieser Ausgang vielleicht ein kleineres Uebel, als wenn unter der Präsidentschaft Loubets sogleich ein Konflikt ausgebrochen wäre zwischen dem Senat, der das Gesetz verwirft, und der Kammer, die das Gesetz votirte.

Bei der Energie, die die Regierung nunmehr seit dem lächerlichen Putsch von Deroulede zeigt, wird voraussichtlich auch der gesammte Kassationshof sachlich urtheilen, da auch die unzuverlässigen Charaktere sich jetzt sagen müssen, daß die Aussichten für einen Umsturz der Verfassung nach der Wahl Loubets mehr und mehr zu schwinden beginnen. Die größte Gefahr für die Republik lag darin, daß allen zweifelhaften Individuen der Verrath an der Verfassung als ein aussichtsvolles Geschäft erscheinen konnte; heute, da dieses Geschäft als viel weniger Gewinn versprechend sich darstellt, werden alle diese Elemente wieder zu Stützen der bestehenden Zustände, und da es scheint, daß ihre Zahl überall, im Beamtenthum und im Heere, groß ist, so bessern sich die Aussichten für die Republik, für Dreyfus und Piquart erheblich.

* * *

Karl Schurz,

ein Vermittler zweier Nationalitäten.*)

Es geschieht nicht oft, daß in unserer Volkswirthschaftlichen Gesellschaft eine einzelne Persönlichkeit zum Mittelpunkt eines Vortragsabends gemacht wird; noch seltener ist es ein Lebender. Weshalb haben wir mit Karl Schurz eine dieser seltenen Ausnahmen gemacht? Und weshalb gerade jetzt?

Einen äußeren Anlaß bot der 70. Geburtstag, den dieser ausgezeichnete Mann am 2. März feiern wird. Man hat sich ja daran gewöhnt, gerade beim 70. Geburtstag einen Rückblick auf das Wirken bedeutender Menschen zu werfen; das 70. Lebensjahr gilt als jener Punkt des Lebens, der die regelrechte Periode menschlichen Schaffens abschließt. Alle darüber hinaus liegenden Leistungen betrachten wir als eine besondere Gunst des Schicksals und sind doppelt dankbar für die Früchte des Geistes, die im Spätherbst des Lebens reifen.

Karl Schurz gehört zu jenen unermüdlichen Naturen, deren Jugendlichkeit die Schwelle des 70. Lebensjahres in ungeminderter Geisteskraft überschreitet. Auch darin der echte Sohn einer Epoche, in der auf die politische Entwicklung mehr, als vielleicht jemals früher, hochbetagte Männer einen entscheidenden Einfluß ausgeübt haben. Am Ende des vorigen Jahrhunderts war es die Jugend, die die Geschicke der Welt neu gestaltete: ein Napoleon mit seinem Stabe glänzender Marschälle; ein 25jähriger Premierminister Englands, wie William Pitt; ein jugendlicher Seeheld wie Nelson. In unserer Zeit gewann ein 70jähriger Feldherr, Moltke, den reichsten Kriegeslorbeer; die Einigung Deutschlands vollzog sich unter einem mehr als 70jährigen Monarchen; das niedergeworfene Frankreich wählte sich zum Retter aus der Noth den alten Thiers, einen Staatsmann, der nur wenige Wochen jünger war, als unser greiser Kaiser Wilhelm I.; und in England war es ein 70jähriger Parteiführer, William Gladstone, der die liberale Partei Englands zum letzten glänzenden Aufschwung führte. Auch von Karl Schurz nehmen wir an seinem 70. Geburtstag nicht Abschied, sondern wir ziehen nur die Summe dessen, was er bisher geleistet hat und was er zweien der größten Nationen der Welt in bald fünfzigjähriger öffentlicher Thätigkeit geworden ist.

Man mag fragen: weshalb feiern wir ihn gerade hier, in dieser Volkswirthschaftlichen Gesellschaft, deren Arbeiten vornehmlich wissenschaftlichen Problemen und den Fragen der volkswirthschaftlichen Praxis gewidmet sind? Ich könnte mir die Antwort leicht machen, indem ich darauf verwiese, wie sehr Karl Schurz als volkswirthschaftlicher Redner und Schriftsteller seit Jahrzehnten der Unsrige gewesen ist; wie er ein langes Leben hindurch jene Grundsätze des möglichst ungehinderten Waarenaustausches und der freien Bethätigung wirthschaftlicher Kräfte zu verwirklichen gesucht hat, die einen Haupttheil in unserem volkswirthschaftlichen Kredo bilden; ich könnte daran erinnern, wie er gegen die Ausschreitungen des Protektionismus, wie er unablässig für die Reform des Civildienstes agitirt hat, wie er noch vor zwei Jahren mit dem größten Nachdruck gegen die Chicago platform of fraudulent money eingetreten ist und ganz wesentlich dazu beigetragen hat, der Politik des gesunden Geldes zum Siege zu verhelfen. In all diesen wirthschaftlichen Fragen vertrat Karl Schurz die Grundsätze, zu denen sich auch unsere Volkswirthschaftliche Gesellschaft von jeher bekannt hat —, aber er ist noch in einem weit höheren Grade ein Förderer unserer Bestrebungen.

Nicht ohne Absicht ist Karl Schurz in unserem Thema bezeichnet als ein Vermittler zweier Nationalitäten. Wenn wir einen möglichst ungehinderten Austausch der Waaren zwischen den einzelnen Völkern anstreben, so geschieht das nicht bloß deshalb, weil wir in der Handelsfreiheit ein ganz besonders wirksames Prinzip der Vervollkommnung jeglicher Güterproduktion und der Stählung wirthschaftlicher Kräfte erblicken, sondern weil wir in diesem friedlichen Wettbewerb unter den Völkern auch eine Stärkung der internationalen Moral, eine Abstumpfung der Feindseligkeit zwischen den einzelnen Nationen und eine Veredelung des Nationalgefühls durch Ausscheidung chauvinistischer Vorurtheile sehen. Wir leben in einer Zeit lebhaft gesteigerten Nationalgefühls, und in allen Völkern besteht eine gewisse Tendenz, das Nationalgefühl durch hochmüthige Verkennung fremder Anschauungen, durch eine gesuchte nationale Intoleranz, durch die Hervorkehrung nationaler Einseitigkeit zum Ausdruck zu bringen. Das Nationalgefühl ist, wie die Religiosität, eine hohe Tugend, aber beiden Tugenden ist die Gefahr gemeinschaftlich, nur allzu leicht von Eiferern gemißbraucht zu werden.

Ich wüßte keinen Staatsmann zu nennen, der deutlicher als Karl Schurz die edelsten Züge des Nationalgefühls ohne jegliche Verzerrung zum Ausdruck gebracht hätte. Ein echter Deutscher, der aus dem heimathlichen Boden die Quellen seiner geistigen Kraft empfing, hat er, der als Flüchtling sein Vaterland verlassen mußte, nie aufgehört, das theure Stück Erde zu lieben, auf dem er die starken Eindrücke der Jugend empfing. Er hat auch nie aufgehört, mit dem geistigen Leben Deutschlands, mit seiner Kultur in allen Lebensformen, innig verbunden zu bleiben, und doch ist er ein ausgezeichneter Bürger der Vereinigten Staaten geworden und hat die Gastfreundschaft, welche dieses große Land ihm gewährte, durch unschätzbare Verdienste so reichlich vergolten, wie wohl kaum ein anderer jener Millionen, die seit fünfzig Jahren in die mächtige transatlantische Republik hinübergezogen sind.

Mit einer geradezu bewunderungswürdigen Elastizität des Geistes hat er es verstanden, der Repräsentant zweier Nationalitäten zu sein, einen Standpunkt zu gewinnen — und zwar nicht bloß in der Theorie, sondern in dem ruhelosen Getriebe der praktischen Politik —, der so hoch war, daß von ihm aus die Pflichten gegen zwei Nationalitäten wahrgenommen werden konnten. Er, der die englische Sprache mit gleicher Meisterschaft wie die deutsche beherrscht, hat auch mit Erfolg verstanden, in seinem harmonischen Geiste die besten Eigenschaften des deutschen und des amerikanischen Volkscharakters zu vereinigen. Nur wenige starke Naturen vermögen es, wenn sie ihr Vaterland verlassen, in fremden Landen starke Wurzeln zu schlagen, sie lassen zumeist in der alten Heimath ihr halbes Herz und damit mehr als die Hälfte ihrer Energie zurück: — Karl Schurz war sofort entschlossen, ein Vollbürger der amerikanischen Republik zu werden.

Es ist bekannt, unter welchen Umständen er Deutschland verließ. Zwanzig Jahre alt, betheiligte er sich als Bonner Student und Freund Kinkel's an dem Siegburger Zeughaussturm und schloß sich dann den Aufständischen in der Pfalz und in Baden an. In Rastatt wurde er gefangen genommen, er entkam nach der Schweiz. Als Hochverräther wagte er sich nichtsdestoweniger im Sommer 1850 unter falschem Namen nach Berlin, um seinen verehrten Lehrer Kinkel, der in Spandau eingekerkert saß, aus der Gefangenschaft zu befreien. Der romantische Plan gelang; Kinkel wurde befreit und floh über Warnemünde auf einem kleinen Segelschiff nach England. Es war eine glänzende Befreiungsthat, mit der Karl Schurz von Deutschland Abschied nahm. Schon hier sollte Schurz, wenn auch zunächst nur in humoristischer Weise, erfahren, daß nicht alle aufopfernden Thaten Anerkennung finden. Das Schiff, das den geretteten Kinkel trug, kam in einen heftigen Sturm, und Kinkel wurde von der Seekrankheit stark befallen. Als die Revolution im Innern dieses Revolutionärs gar kein Ende nehmen wollte, machte Kinkel seinem Befreier bittere Vorwürfe, daß er ihn vom sicheren Lande weg auf das hohe Meer geführt und so allen Unbilden der tückischen Seekrankheit ausgesetzt habe.

Nach einem längeren Aufenthalte in London verließ

*) Vortrag, gehalten in der Berliner Volkswirthschaftlichen Gesellschaft am 25. Februar 1899.

Schurz 1852 Europa, um sich zunächst einige Jahre in Philadelphia niederzulassen. Dann aber trieb es ihn weiter nach dem Westen, zunächst nach Wisconsin, einem Staat, der damals noch an den Grenzen der Kultur lag. Die Vereinigten Staaten, die mit ungefähr 5 Millionen Einwohnern in dieses Jahrhundert eintraten und mit etwa 75 Millionen das Jahrhundert beschließen werden, zählten damals — um die Mitte des Jahrhunderts — nur erst ca. 25 Millionen Einwohner, und das ganze riesige Territorium westlich von Chicago harrte noch der Aufschließung durch die im harten Kampfe ums Dasein gestählten Pioniere der Zivilisation. Chicago, die heutige Millionenstadt, zählte damals noch nicht viel über 30 000 Einwohner, während dort, wo sich heute die Zwillingsstädte St. Paul und Minneapolis mit ihren 500 000 Einwohnern am Mississippi hinstrecken, die ersten spärlichen Ansiedelungen aufwuchsen, und der Kampf mit den Indianern noch rauhe Wirklichkeit war. Wisconsin's Hauptstadt Milwaukee war verhältnißmäßig schon weit in der Entwicklung vorgeschritten — weiter als Chicago —, und insbesondere deutsche Einwanderer waren es, die nach dem Staate Wisconsin bereits frühzeitig ihre Schritte lenkten. Schurz siedelte sich jedoch zunächst in einem kleinen Orte, Watertown in Wisconsin, an; erst Ende der fünfziger Jahre ging er als Advokat nach Milwaukee, nachdem er inzwischen sich schon als politischer Redner und als einer der Führer der jungen republikanischen Partei einen Namen gemacht hatte.

Es begannen die Kämpfe um die Abschaffung der Sklaverei; Schurz erkannte sofort die ungeheure Bedeutung der Sklavereifrage für die gesammte politische Entwicklung der amerikanischen Union und warf sich mit Feuereifer in die Antisklavereibewegung.

In der Präsidentschaftswahlkampagne, aus der Abraham Lincoln als Sieger hervorging, gehörte Schurz zu den unermüdlichsten Rednern. Männer, die ihn damals, in seinem ganzen jugendlichen Feuer, seine Beredsamkeit entfalten sahen, denken noch heute mit Bewunderung an jene Zeiten zurück. Gewiß ist, daß er nicht wenig zu dem Siege Abraham Lincoln's beigetragen hat. Lincoln, mit dem Schurz von da ab auch freundschaftlich auf das engste verbunden blieb, erkannte Schurz' Verdienste dadurch an, daß er den jungen Staatsmann zum Gesandten der Vereinigten Staaten in Madrid ernannte.

Schurz war damals 32 Jahre alt und erst 8 Jahre in den Vereinigten Staaten. Wäre er in Deutschland geblieben, so hätte er, der Philologe, darauf rechnen müssen, in irgend einem Gymnasium den Schülern der unteren Klassen die Anfangsgründe der Geschichte beizubringen; statt dessen stand dieser deutsche Flüchtling jetzt mitten im Strome des gewaltigsten politischen Lebens und — machte Geschichte.

Kaum war Schurz zum Gesandten in Spanien ernannt, da brach der Sezessionskrieg aus. Schurz besann sich nicht lange; er zog den Rock des Diplomaten aus und legte die Uniform des Soldaten an. Sehr bald avancirte er zum Brigadegeneral, zum Generalmajor. Er kommandirte eine Division in der zweiten Schlacht bei Bullrun und bei Chancellorsville, nahm auch an den Schlachten bei Gettysburg, Chattanooga u. s. w. theil. Der Volksredner erwies sich auch unter dem Donner der Kanonen als ein ganzer Mann.

In ungebrochener geistiger und körperlicher Gesundheit trat er aus dem Kriege wieder in das bürgerliche Leben zurück. Er hatte seine Schuldigkeit in vollstem Maße gethan, die Liebe seiner Untergebenen folgte ihm nach. Im Gegensatz zu den meisten Generalen des Sezessionskrieges legte Schurz auch den Titel „General" beiseite: — er war wieder „Karl Schurz", nicht „General Schurz". Wie wenig die alten Veteranen, die unter ihm gedient hatten, ihn vergessen haben, das zeigte eine Szene, die sich im Herbste 1896 in Milwaukee abspielte, als Schurz daselbst eine seiner wuchtigen Reden gegen Bryan hielt. In der Zuhörerschaft, die in drangvoll fürchterlicher Enge des Redners harrte, befand sich auch ein kleines Häuflein verwitterter Gestalten, dicht geschart um eine zerschossene Fahne. Als Schurz das Podium betrat, erhob sich der Fahnenträger, schwenkte die alte Kriegsfahne und rief mit Stentorstimme: „Three cheers for our old commander!" —, ein Ruf, in den das ganze Auditorium brausend einfiel. Es waren Soldaten, die vor länger als einem Menschenalter unter Karl Schurz gefochten hatten. — Noch eine andere kleine Anekdote will ich einschalten, die für Karl Schurz bezeichnend ist. In der Wahlkampagne, welche im Herbst 1896 die Vereinigten Staaten aufwühlte, wurde auch ein Meeting veranstaltet, bei dem eine größere Anzahl ehemaliger Generale des Sezessionskrieges auf der Platform erschienen, um für die Partei des gesunden Geldes Zeugniß abzulegen. Auch Karl Schurz war darunter; er war einer der wenigen, die mit allen ihren Gliedmaßen an dieser Demonstration theilnehmen konnten, und er erzählte mir damals, es sei ihm beinahe genirlich gewesen, unter diesen alten zerschossenen Kameraden so heil zu erscheinen.

Nach dem Sezessionskriege ernannte ihn der Präsident Johnson, der nach Lincoln's Ermordung an die Spitze der Union trat, zum Spezialkommissar für die südlichen Staaten. Er lebte dann einige Zeit in St. Louis und wurde Ende der sechziger Jahre vom Staate Missouri in den Bundessenat gewählt. Im Bundessenat war er der furchtlose Gegner jeglicher Korruption und der beredte Anwalt volkswirthschaftlicher Vernunft und politischer Besonnenheit. Die Administration des Präsidenten Grant erkannte gar bald in ihm einen ihrer wirksamsten Gegner.

Auf Grant folgte Hayes als Präsident; auch er gehörte der republikanischen Partei an. Sein Sieg über den demokratischen Kandidaten Samuel Tilden war nicht ohne bedenkliche Unregelmäßigkeiten errungen, aber die Administration von Hayes verwischte durch ihren Eifer für das allgemeine Wohl nicht ohne Erfolg die Zweifelhaftigkeit ihres Ursprungs. Karl Schurz wurde von Hayes zum Minister des Innern ernannt und hatte als solcher vorzugsweise die staatsrechtlichen und administrativen Auseinandersetzungen mit den Indianerstämmen zu führen. Er erwies sich dabei als ein ebenso umsichtiger wie humaner Staatsmann.

Die Indianerfrage war damals sehr viel komplizirter als sie es heute ist, wo man eigentlich nur noch mit schwachen Resten eines untergehenden Geschlechts zu thun hat. Es ist ein tragisches Geschick, von dem diese Ureinwohner der amerikanischen Prairie ergriffen sind. Wenige Jahrzehnte haben genügt, um sie zu einem kümmerlichen Häuflein zusammenschmelzen zu lassen. Die riesigen Büffelherden, die zu Millionen über die weiten Grasflächen des gewaltigen Kontinents daherzogen und eine unerschöpfliche Beute der wildesten Jagdlust zu sein schienen, sind bis auf wenige, mühsam gehegte Exemplare einer Kultur zum Opfer gefallen, die mit Eisenschienen und Telegraphendrähten den wilden Westen in Fesseln schlug. Die von der Sonne gebleichten Knochen der Büffel sind zu einem Transportartikel der Pacifiebahnen geworden. Und mit den Büffelherden sind ihre Jäger, die Indianer, dahingeschwunden, dezimirt vom Feuerwasser und den ansteckenden Krankheiten einer unerbittlichen Zivilisation. Man kann sich einer gewissen wehmüthigen Stimmung nicht erwehren, wenn man im Westen Amerikas Gegenden durchfährt, in denen vor Zeiten die Indianer unbeschränkte Herren waren, während heute indianische Mütter den kurzen Aufenthalt, den die Schnellzüge auf einzelnen Stationen haben, dazu benutzen, um kränklich aussehende Säuglinge an die Fenster luxuriöser Pulman-Cars zu reichen, aus denen elegante Ladies mit mitleidigem Staunen auf diese Ueberbleibsel der früher herrschenden Rasse herabsehen.

Schurz hat während seiner vierjährigen Dienstzeit als Vorsteher des Indianer-Departements das Seinige gethan, um den Uebergang der Indianer aus der Wildheit in die Kultur so schmerzlos wie möglich zu gestalten. Er besitzt in seiner Bibliothek noch manche Erinnerungen aus jener Zeit, wo er mit den Indianerhäuptlingen Verträge abschloß. Als ich vor 12 Jahren zum ersten Male in Amerika war, zeigte in New-York gerade der später auch in Europa bekannt ge-

wordene Buffalo Bill seine Scenen aus dem „Wild West"; es waren echte Indianer und echte Cowboys in seiner Truppe. Karl Schurz fuhr mit mir nach Staten-Island, um eine der Vorstellungen anzusehen. Der Zufall wollte es, daß einer der Indianerhäuptlinge, die in der Truppe des Buffalo Bill auftraten, ein großer Mann mit dem Beinamen „American Horse", früher mit Schurz, als derselbe Minister war, zu thun gehabt hatte, damals als Vertreter seines Stammes. Wir suchten diesen Indianerhäuptling nach der Vorstellung in seinem Zelte auf, er erkannte auch Schurz wieder. Es war eine eigenartige Scene, in der das ganze tragische Indianerschicksal sich bekundete: — dieses Gegenübertreten des humanen Staatsmannes, der ein untergehendes Volk zu retten versucht hatte, mit einem Repräsentanten eben dieses Volkes, der in einem Jahrzehnt vom unabhängigen Häuptling zum Mitgliede einer Zirkustruppe herabgesunken war.

Seit 1881 ist Schurz weder Mitglied einer Regierung der Vereinigten Staaten, noch eines Parlaments geworden, und doch glaube ich, daß seine Thätigkeit seitdem bedeutsamer gewesen ist, als in all den zahlreichen hervorragenden Stellungen, die er vordem in den Vereinigten Staaten bekleidet hat. Er hat durch Rede und Schrift seitdem in freier Thätigkeit und unablässig für das allgemeine Wohl gewirkt. Er hat durch sein Werk über Henry Clay die amerikanische Geschichtschreibung um eines der anziehendsten Bücher bereichert. Er hat als Journalist seine Feder niemals der Vulgarität, der Sensation, der Unehrlichkeit geliehen. In einem Lande, wo die Zugehörigkeit zu einer bestimmten politischen Partei die unerläßliche Vorbedingung für die Antheilnahme an der Macht ist, hat er, einer der Mitbegründer der republikanischen Partei, kein Bedenken getragen, die eigene Partei schonungslos zu bekämpfen, sobald sie ihm auf falschen Wegen zu wandeln schien; er hat sich nicht gescheut, bei Präsidentschaftswahlen offen für einen demokratischen Kandidaten wie Grover Cleveland einzutreten, wenn ihm der republikanische Mitbewerber weniger würdig erschien, die oberste Stellung in der großen Republik zu bekleiden. Weder persönliche Freundschaft, noch alte Parteibeziehungen, noch Waffenbrüderschaft, haben ihn jemals abgehalten, das zu thun, was er seiner Ueberzeugung schuldig zu sein glaubte. Ein ebenso glänzender Schriftsteller wie Redner, hat er als Journalist und politischer Agitator sich stets dahin gestellt, wo ihm die Gerechtigkeit, die Ehrlichkeit und die gesunde Vernunft zu stehen schienen. Der Biograph Henry Clay's hat immer nach den Worten seines Helden gelebt: „What is a public man worth, if he will not expose himself, on fit occasions, for the good of the country?" (Was ist ein öffentlicher Mann werth, der nicht bereit ist, sich bei passendem Anlaß im Interesse des Landes herauszustellen?)

Schurz hat dabei nichts von einem Schwärmer, dazu ist sein Verstand viel zu klar; er ist vollständig davon durchdrungen, welch ein ungeheures Förderungsmittel für praktisch-politische Zwecke die Popularität ist — er hat sie selbst zum Vollen genossen —, aber er macht sich nicht zum gehorsamen Diener der Popularität. Er ist kein Schwärmer, aber auch kein gewissenloser Demagoge.

Zu dieser geistigen Unabhängigkeit liegt der Hauptgrund, weshalb er seit bald zwei Jahrzehnten von der Macht ausgeschlossen ist. Noch heute — und heute vielleicht mehr als vor zwei Generationen — gilt das Wort Alexis de Tocqueville's: „Ce n'est pas toujours la capacité, qui manque à la démocratie pour choisir les hommes de mérite, mais le désir et le goût." („Nicht immer fehlt der Demokratie die Fähigkeit, Männer von Verdienst auszuwählen, wohl aber der Wunsch und der Geschmack.") Dennoch gibt es in den Vereinigten Staaten vielleicht keinen zweiten Mann, der äußerlich so machtlos und dennoch so einflußreich ist wie Schurz. Sobald eine große Frage auftaucht, sobald die öffentliche Diskussion sich über den Kleinkram der Politik erhebt und eine große Agitation das innerste Leben des amerikanischen Volkes erzittern macht, so blicken die Besten in den Vereinigten Staaten auf Karl Schurz und fragen sich: „Was wird er thun? Was wird er sagen?" Und niemals hat sich Schurz in solchen Zeiten der Verpflichtung entzogen, Farbe zu bekennen und mit allem Nachdruck für das einzutreten, was er für richtig hält.

Als der gewaltige Streit zwischen Bryan und Mc Kinley entbrannt war und dieser mächtige Volkskörper von mehr als siebzig Millionen Menschen Monate hindurch von einer fieberhaften Agitation hin- und hergeschüttelt wurde, da war es Karl Schurz, der, obgleich ein langjähriger politischer Gegner Mc Kinley's, die Fahne der Anhänger des guten Geldes ergriff und in Reden, welche später von der republikanischen Partei in Millionen von Exemplaren über das ganze Land verbreitet wurden, gegen die Silberfanatiker zu Felde zog. Ich selbst habe eine seiner berühmtesten Reden, die Rede, die er am 5. September 1896 in der Music Hall zu Chicago hielt, gehört. Der Eindruck, den seine Ausführungen in ihrer logischen Gedrungenheit, in ihrer glänzenden Diktion und in ihrer ethischen Wucht auf das Auditorium machten, war ein gewaltiger. Die amerikanische Beredsamkeit weicht von der europäischen stark ab. Der Amerikaner liebt die Superlative, und das kommt in der Beredsamkeit natürlich besonders stark zum Ausdruck. Bei uns spricht man im Allgemeinen viel nüchterner. Schurz steht der europäischen Form der Beredsamkeit näher; er hat aber von den Vorzügen des amerikanischen Redners, seiner Frische und Ungezwungenheit im Ausdruck, so viel entlehnt, daß seine Reden eine sehr glückliche Mischung spezifisch amerikanischer und europäischer Beredsamkeit bilden. Dabei ist er ein ungemein gewissenhafter Redner, der seine Ansprachen sehr sorgfältig vorzubereiten pflegt und deshalb auch den Aufbau mit künstlerischem Geschmack ausführt.

Seine besten Reden sind geradezu oratorische Meisterwerke. Ich sehe noch das Auditorium in der Music Hall zu Chicago vor mir, als Schurz in seiner Ansprache am 5. September 1896, seine streng logischen Deduktionen und volkswirthschaftlichen Ausführungen verlassend, die moralische Seite der Frage erörterte, ob es zuläßig sei, die Ehrlichkeit des Schuldners dadurch in Versuchung zu führen, daß ihm die Gesetzgebung die Möglichkeit gewährt, seine Gläubiger mit unterwerthigem Gelde abzufinden. Er zeigte, daß es sich hier nicht bloß um eine Frage von Mein und Dein handele, sondern daß die nationale Ehre engagirt sei; daß man der Welt zeigen müsse, wie schlecht sie informirt sei, wenn sie glaube, das amerikanische Volk sei fähig, mit betrügerischem Gelde seine Verbindlichkeiten zu tilgen. Und dann schloß er mit den Worten: „The father, who teaches such moral principles to his children, educates them for fraud, dishonour, and the penitentiary" („Der Vater, der solche moralische Grundsätze seine Kinder lehrt, erzieht sie zum Betrug, zur Ehrlosigkeit und für das Zuchthaus".) Die Worte fielen wie ein Donnerschlag in die Versammlung; die Tausende erhoben sich und überschütteten den Redner mit nicht endenwollendem Beifall.

In jenen Währungskämpfen des Jahres 1896 trat eine Eigenschaft des Schurz'schen Temperaments hervor, die keinem politischen Agitator fehlen darf, und die bei Karl Schurz sehr stark entwickelt ist: — das ist sein Optimismus. Durch nichts Anderes ist Schurz dem amerikanischen Naturell so verwandt, wie durch diese optimistische Auffassung der Dinge. James Bryce hat in seinem ausgezeichneten Werke: „The American commonwealth" dem „temper of the west" ein eigenes Kapitel gewidmet, worin er der optimistischen Auffassung des Lebens, wie sie insbesondere dem Westen der Vereinigten Staaten eigenthümlich ist, die höchste Bedeutung beimißt. In der That, der Glaube an die Zukunft des Landes, an die Vortrefflichkeit seiner Institutionen, an die Unerschöpflichkeit seiner Reichthümer, an die Grenzenlosigkeit des amerikanischen Unternehmungsgeistes, ist ein unschätzbares nationales Gut. Die Formen, in denen dieser Optimismus zum Ausdruck kommt, fordern in ihrer Uebertreibung nicht selten den Spott heraus, und doch, welch eine gewaltige Kraft liegt in dem Glauben, der alle Einwohner, auch die des kleinsten Prairiestädtchens, erfüllt, daß der Ort, an dem man sich gerade niedergelassen hat, dazu

bestimmt sei, ein zweites Chicago oder zum mindesten ein St. Paul zu werden! Die wunderbare wirthschaftliche Entwicklung, die in wenigen Jahrzehnten einen riesigen Kontinent mit einem dichten Kulturnetz überzogen hat, erfüllt jeden neuen Ansiedler mit frohen Hoffnungen auf eine glänzende Zukunft.

Die belebende Kraft dieses Glaubens überträgt sich auf die ganze Bevölkerung und ist eine wesentliche Ursache für den wirthschaftlichen und politischen Wagemuth der Amerikaner. Man hat in einer Generation die ungeheuersten Vermögen in der Hand gar manches self-made-man sich zusammenballen sehen; ein Menschenalter hat genügt für die Gründung volkreicher Städte und großer Einzelstaaten; das Volk ist durch gewaltige Krisen hindurchgegangen und im Großen und Ganzen politisch trotz Allem gesunder geworden. Was erscheint da unmöglich und unerreichbar? Schon schickt sich die amerikanische Union an, dem alten Europa, das sie vordem nur mit Produkten ihres reichen Bodens versorgte, auch Industrieartikel in immer wachsendem Umfange zu senden; die Eisenindustrie von Pennsylvanien und von Alabama nimmt schon den Wettkampf mit englischen Rivalen im englischen Indien und selbst in Großbritannien auf. Auch auf geistigem Gebiete, selbst auf dem Gebiete der Kunst, herrscht tausendfältiges Streben und ein ungemessenes Vertrauen in die eigene Leistungsfähigkeit. Die künstlerische und wissenschaftliche Patina einer alten Kultur läßt sich allerdings durch ungeduldiges Vorwärtsdrängen nicht erzwingen — hier vor allem will gut Ding Weile haben —; aber das Zutrauen zur eigenen Kraft und das Streben nach dem Höchsten, was erreichbar ist, bildet auch hier eine Quelle frischen Lebens.

In dieser Welt von Anregungen, Hoffnungen und Uebertreibungen fühlt sich der philosophisch und geschichtlich abgeklärte Optimismus eines Karl Schurz durchaus zuhause; er hat ein unbegrenztes Vertrauen zu dem schließlichen Siege des gesunden Menschenverstandes im amerikanischen Volke. In jenen Monaten des Jahres 1896, als die Aussichten eines Sieges der Silbermänner so bedrohlich wuchsen, verlor Schurz keinen Augenblick seinen Glauben an den Sieg der Anhänger des gesunden Geldes. „Das amerikanische Volk“ — so pflegte er wohl zu sagen — „geht leicht bis an den Rand eines Abgrundes, aber es springt nicht hinein.“ Er vertraute fest auf die Wirkungen des begonnenen Erziehungsfeldzuges und stellte sich mit voller Siegeszuversicht in die Reihen der Kämpfer.

Auch den Auswüchsen der amerikanischen Freiheit, den schlimmsten Schäden der administrativen Korruption, dem verderblichen Boß-System, der imperalistischen Hydris gegenüber hat Schurz niemals verzweifelnd die Hände in den Schooß gelegt; sein Glaube an den gesunden Kern des amerikanischen Volkes hat ihn stets veranlaßt, selbst da, wo der Fall ganz verzweifelt zu sein schien, nicht zu ruhen und zu rasten, um die Dinge zum Besseren zu wenden.

So ist er im besten Sinne des Wortes, mit der Feder und mit der Rede, einer der bedeutendsten Agitatoren des Landes geworden; ein Agitator im edelsten Sinne, kein Parteiklepper, kein Popularitätshascher, kein gewissenloser Demagoge, sondern ein unablässiger Vertreter der Ehrlichkeit, des gesunden Menschenverstandes, aller wahren Bürgertugenden. Man mag im einzelnen Falle über die Zweckmäßigkeit seines Vorgehens, über die Richtigkeit seines politischen Verhaltens verschiedener Meinung sein; aber darüber, daß er bei allen seinen Bestrebungen nur das Beste seines Landes, seines Volkes und der Menschheit im Auge hat, darüber besteht unter Unbefangenen kein Streit.

Und gerade solche selbstlosen Agitatoren erfüllen in unseren großen modernen Demokratien eine unendlich wichtige, nur zu oft unterschätzte Aufgabe. Sie bilden recht eigentlich das Gewissen eines Volkes, sie verkörpern in einem Gemeinwesen das, was in den Interessen- und Parteikämpfen nur zu leicht versinkt: die politische Moral, das Dauernde in der Erscheinungen Flucht. Gerade auf diese agitatorische Thätigkeit von Karl Schurz dürfen wir Deutsche, wie ich meine, ganz besonders stolz sein. Schurz gehört zu jenen seltenen Naturen, die nicht bloß zahlen mit dem, was sie thun, sondern auch mit dem, was sie sind. Dieses blondbärtige Gesicht mit seinen unregelmäßigen aber ausdrucksvollen Zügen, diese elastisch einherschreitende schlanke Gestalt hat das Gewinnende der Auserwählten. Geistige Freiheit, wie sie das durch politische Freiheit nicht gerade verwöhnte Deutschland bei manchen seiner Söhne in seltener Stärke zeitigt, ist ihm in höchstem Maße eigen. Wir geben uns gern dem Gedanken hin, daß in dieser geistigen Freiheit besonders edle deutsche Eigenschaften zu Tage treten, und daß in demselben Maße, wie diese Eigenschaften sich auf amerikanischem Boden erfolgreich bethätigen, auch die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden großen Mächten sich festigen.

Zwischen Deutschland und der amerikanischen Union besteht eine alte traditionelle Freundschaft. Erst vor wenigen Wochen hat eine neue amerikanische Monatsschrift „The American-German Review“, daran erinnert, wie der Große Friedrich sich zu den um ihre Unabhängigkeit kämpfenden amerikanischen Kolonieen stellte, und was sein General-Adjutant Steuben in den Unabhängigkeitskämpfen für Dienste geleistet hat. Seit jenen Tagen sind nicht nur die 13 amerikanischen Kolonieen zur Weltmacht der amerikanischen Union herangewachsen, auch das arme Preußen ist die Vormacht des Deutschen Reiches und ein Hohenzoller ist deutscher Kaiser geworden. Die politische Welt hat sich gewandelt; wir haben auf wirthschaftlichem Gebiet die größte Revolution gesehen, die sich im Laufe eines einzigen Jahrhunderts jemals vollzogen hat. Ein demokratisches Zeitalter ist angebrochen, die Beziehungen der Völker zu einander sind von Grund aus umgestaltet.

Wenn unter so völlig veränderten Umständen die traditionelle Freundschaft zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten unerschüttert blieb und nur vorübergehend leicht getrübt worden ist, so verdanken wir das nicht zum wenigsten jenen Männern vom Schlage eines Karl Schurz, die eine dauernde geistige Verbindung zwischen beiden Ländern hergestellt haben, die unablässig bemüht gewesen sind, in Amerika Verständniß für deutsches Wesen und in Deutschland Verständniß für amerikanisches Wesen zu wecken.

Diese Bemühungen sind nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen: die besten Männer Amerikas sind in der Würdigung deutschen Geistes, deutscher Wissenschaft erfolgreich mit thätig; einen der ausgezeichnetsten dieser Männer hat uns die gegenwärtige amerikanische Regierung als Botschafter nach Berlin gesandt, — auch er ein Freund von Karl Schurz.

Die gerechte Würdigung fremder Völker ist von jeher eine schwierige Aufgabe gewesen; man beurtheilt die anderen nur zu leicht nach sensationellen Schilderungen, nach dem, was sich aufdringlich bemerkbar macht. Auch gilt es manchem als nationale Tugend, hochmüthig über andere Völker den Stab zu brechen. Es wird wohl noch einige Zeit dauern, bis man es unter die natürlichen Pflichten eines guten Bürgers rechnet, auch Fremde gerecht zu beurtheilen; um so dankbarer müssen wir jenen Männern sein, die sich der Aufgabe unterziehen, ein besseres und gerechteres Verständniß für das Wesen und die Leistungen anderer Völker herbeizuführen.

Karl Schurz ist recht eigentlich ein Vermittler zweier Nationalitäten geworden; dafür schuldet ihm sein Adoptivvaterland, wie das Land seiner Jugend den Tribut der Anerkennung. Er hat sich um beide Völker wohl verdient gemacht. Widmen wir ihm einen ermunternden Zuruf, jetzt, wo er im Begriffe steht, die Schwelle der siebziger Jahre zu überschreiten.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

IX.

Bei dem Herrn Reichskanzler hat im Laufe dieser Woche ein großer Empfang stattgefunden — neuerlich hat sich dafür das Wort Bierabend eingebürgert — und bei dieser Gelegenheit haben die Ausholzungen im Berliner Thiergarten den bevorzugten Gegenstand der Konversation gebildet. Die Thatsache ist bezeichnend. Fern sei es von mir, zu leugnen, daß der Berliner Thiergarten ein sehr interessanter Gesprächsgegenstand ist. Er kann von den verschiedensten Seiten her behandelt werden. Erstens unter rein forstwissenschaftlichen Gesichtspunkten; viel Holz. Zweitens unter hygienischen Gesichtspunkten; die Hygiene darf heute bei keiner Gelegenheit vernachlässigt werden. Der Thiergarten soll sich zu einem Urwald ausgewachsen haben, welcher den Zutritt der Luft hemmt und Miasmen begünstigt. Wer weiß, ob sich nicht schon Giftschlangen eingenistet haben. Drittens der ästhetische Gesichtspunkt: die „grienen, grienen Böme", die schon vor siebzig Jahren Heine's Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, und dazwischen die Kurfürsten in Reih und Glied. Und endlich der sicherheitspolizeiliche Gesichtspunkt; das Unterholz soll schon so dicht geworden sein, daß einzelne Gentlemen aus den Abruzzen beschlossen haben, den Schauplatz ihrer Thätigkeit dorthin zu verlegen. Wie gesagt, der Gesprächsstoff, den der Berliner Thiergarten bildet, ist gut und offenbar besser als gar keiner. Aber früher hatte man die Gepflogenheit, sich auf den Reichskanzlersoireen auch mit anderen Gegenständen zu beschäftigen. Beispielsweise mit der Militärfrage.

A propos; eine Militärfrage spielt sich ja auch in diesem Augenblick im Reichstage ab. Es sind sogar Dinge vorgekommen, die in früheren Zeiten zu fieberhafter Erregung, zu einem Konflikt, zur Auflösung des Reichstages geführt hätten. Die Budgetkommission hat einen großen Theil der Forderungen der Regierung abgelehnt. Aber nicht allein am Buffet des Reichskanzlers, sondern auch an den Stammtischen der Residenz ist es völlig ruhig geblieben. Man darf darauf wetten, daß ein sehr großer Theil der Berliner in den Zeitungen die Nachricht übersehen hat, daß die Mehrforderung für die Kavallerie abgelehnt ist. Und dieser Theil hat Recht gehabt, sich vermeidliche Aufregungen zu ersparen, denn wahrscheinlich schon bei der zweiten Lesung in der Kommission, jedenfalls im Plenum werden sich die Wogen glätten.

Der Lenz lacht in das Land und noch immer fehlen einige Regierungsvorlagen, die mit großem Nachdruck angekündigt worden sind; im Reichstage der Schutz der Arbeitswilligen und im Landtage die Kanalvorlage. Man hat den Eindruck, daß die Regierungsmaschine nur mit halbem Dampf arbeitet. Der erste Maschinist, Herr von Miquel, macht sich selten und gibt sich nicht einmal die Mühe, die Meinungsverschiedenheiten auszugleichen, die den Herrn von Hammerstein von vielen seiner Kollegen trennen.

Die Berathung der Bankvorlage vollzieht sich langsam, aber glatt. Was an den Regierungsvorschlägen geändert ist, ist so unerheblich, daß es sich nicht verlohnt, Erörterungen daran zu knüpfen. Erfreulich ist, daß der bayrische Bevollmächtigte sehr entschieden für die Vorlage eingetreten ist und die Begünstigung partikularistischer Interessen von sich gewiesen hat. Daß das Reich ein geordnetes Geld- und Bankwesen behält, ist wichtiger, als daß die bayrische Notenbank ein Viertel Prozent Dividende mehr herausarbeitet. In Folge dessen müssen die Zettelbanken von Sachsen, Würtemberg, Baden und Hessen mit den Wünschen, die sie etwa hegen mögen, gleichfalls schweigen. Die Absicht der Agrarier und Antisemiten, die Stellung der Reichsbank zu einem Gegenstande des Hauptangriffs in dieser Session zu machen, ist vollständig gescheitert. Es zeigt sich, daß die Regierung, sobald sie eine feste Haltung einnimmt, von agrarischen Angriffen nichts zu befürchten hat. Neuerdings ist die Absicht angekündigt worden, die agrarische Agitation wiederum auf denselben Siedepunkt zu bringen, auf dem sie sich vor drei Jahren bei Berathung des Börsengesetzes befunden hat; man hofft, die Regierung dadurch gefügig zu machen. Vor drei Jahren war aber nur die Schwäche der Regierung und nicht die Hitze des agrarischen Angriffs gefährlich.

Die Hitze hat sich kürzlich wiederum bei einer Anregung gezeigt, die Zollkredite für Mehl zu beseitigen und die Mühlenregulative zu ändern. Der Schatzsekretär hat in korrekter Weise eine kurze sachliche Erklärung abgegeben und dann sich um das weitere Aufschäumen der Wogen nicht gekümmert, und die Sache ging aus, wie das Hornberger Schießen.

Es geht jetzt sehr ruhig in beiden Volksvertretungen zu, aber diese Ruhe ist weniger das Produkt geistiger Reife als geistiger Passivität. Wer daran zweifeln sollte, kann durch das Schicksal der Abstimmung über den von der Budgetkommission befürworteten Reichszuschuß von 50000 M. für das Göthedenkmal in Straßburg eines Besseren belehrt werden. Konservative und Centrum entdeckten bei diesem Posten ihr sparsames Herz. Nur ein die Beschlußunfähigkeit konstatirender Hammelsprung rettete unsere „Staatserhaltenden" vor der Blamage, die Position zu Falle zu bringen.

Proteus.

Der Schutz der Arbeitswilligen.

Die Ankündigung des Gesetzentwurfs betreffend schärfere Bestrafung der Streikvergehen, seit der Oeynhausener Kaiserrede kurz Zuchthausvorlage genannt, läßt es angezeigt erscheinen, einen Blick auf die Rechtsprechung unter der Herrschaft des geltenden Rechts zu werfen, um auf diese Weise feststellen zu können, ob denn wirklich das bestehende Gesetz nicht genügend scharf und nicht genügend umfassend ist.

Der § 153 der Gewerbeordnung bestraft bekanntlich, unter Ausschluß der Geldstrafe, mit Gefängniß bis zu 3 Monaten, die Anwendung körperlichen Zwanges, von Drohungen, Ehrverletzung und Verrufserklärungen in Verbindung mit Verabredungen zur Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen. Daneben ist die nach dem allgemeinen Strafgesetz etwa bestehende härtere Strafe gültig.

Nach der Intention und den seinerzeitigen Erklärungen der Antragsteller sollte auch diese Bestimmung lediglich zur Sicherung der Koalitionsfreiheit dienen und verhindern, daß diese ihren Charakter als Freiheit verliere. Es sollte dafür Sorge getragen werden, daß die Freiheit der Koalition nicht zum Zwange zur Koalition sich gestalte. — Was aber hat die Rechtsprechung aus diesen an sich einwandsfreien gesetzgeberischen Gedanken durch unzulässige Ausdehnung des gesetzlichen Wortlauts gemacht? Seitdem das Reichsgericht den von einem beklagenswerthen Mangel an Verständniß für die sozialpolitischen Forderungen der Gegenwart zeugenden Einfall gehabt hat, in der Koalitionsfreiheit — ein „strafrechtliches Privilegium" zu sehen, welches ausschließlich in der Beseitigung der bis dahin geltenden besonderen Strafbestimmungen für Gewerbetreibende und Arbeiter besteht, hat sich der Strafgerichte ein arges Mißtrauen gegen jeden Streik bemächtigt. Dieses Mißtrauen hat in doppelter Weise seinen Ausdruck gefunden: Einmal darin, daß Straftaten, welche gelegentlich der Durchführung von Maßnahmen zur Erzielung besserer Lohn- und Arbeitsbedingungen vorkamen, mit weit schärferen Strafen geahndet wurden, als dieselben Delikte, wenn sie nur bei anderer Gelegenheit verübt wurden. Ein vielfach vorbestraftes, wegen gemeiner Gewaltthätigkeit angeklagtes Individuum kommt oft weit milder davon, als der unbescholtene, für eine Verbesserung seiner Existenzbedingungen kämpfende Arbeiter wegen eines kräftigen, in seiner Klasse ganz ge-

bräuchlichen Wortes. Sodann hat man die unbestimmten und elastischen Begriffsmerkmale im § 153 der Gewerbeordnung weit über die ursprüngliche Absicht des Gesetzgebers und den Wortlaut der Bestimmung hinaus ausgedehnt.

Wir wollen dies an der Hand der einzelnen gesetzlichen Thatdestandsmerkmale beweisen. Um jeden Zweifel des Lesers an der Richtigkeit der im Folgenden vorgetragenen Thatsachen auszuschließen, sollen vorwiegend nur solche Beispiele angeführt werden, welche dem Unterzeichneten entweder aus seiner eigenen Praxis oder aus sonstiger Aktenkenntniß bekannt geworden sind.

Fangen wir gleich mit den ersten beiden Worten des Gesetzes an. Bestraft soll werden, „wer andere“ zu zwingen versucht, einer Koalition sich anzuschließen. Man sollte meinen, daß es füglich einem Zweifel nicht unterliegen könne, wer hier unter „andere“ zu verstehen ist. Da der § 153 den Terrorismus gegen den Genossen im Lohnkampf verhindern will, so können selbstverständlich unter „andere“ nur die auf derselben Seite der Lohnbewegung Stehenden gemeint sein. Nur der von Arbeitern gegen Arbeiter und von Arbeitgebern gegen Arbeitgeber geübte Zwang soll getroffen werden. — Dagegen hat es die Vorschrift nicht mit Zwangshandlungen gegen die auf der anderen Seite der Lohnbewegung Stehenden zu thun. Hätte das Gesetz auch solche Fälle treffen wollen, so wäre seine Ausdrucksweise gründlich verfehlt, da der Gegner im Lohnkampf nicht zur Befolgung der Verabredungen, sondern zur Befolgung der verabredeten Forderungen gezwungen werden soll.

Alles dies erscheint so selbstverständlich, daß einem Nichtjuristen wohl noch niemals der Gedanke an die Möglichkeit einer anderen Auslegung gekommen ist. Die Rechtsprechung dagegen hat keine Bedenken getragen, unter den § 153 auch den von den Arbeitern gegen den Arbeitgeber geübten Zwang zu subsumiren, unbekümmert darum, daß diese gekünstelte Auslegung mit einem Schlage das den Arbeitern nach langem Kampfe gewährleistete Koalitionsrecht von Grund aus vernichtet. Eine Arbeitseinstellung, bei der nicht ein Zwang gegen den Unternehmer geübt wird oder geübt werden soll, ist schwer denkbar. Besteht doch gerade darin der Zweck des Streiks, den Arbeitgeber unter Androhung von Vermögensnachtheilen zu veranlassen, die von den Streikenden erstrebte Verbesserung ihrer wirthschaftlichen Lage ihnen zuzubilligen. Den § 153 auf das Verhältniß von Arbeitern zu Arbeitgebern beziehen, heißt also in Wahrheit die Theilnahme am Streik überhaupt unter Strafe stellen. Zu dieser höchst bedenklichen Rechtsprechung aber haben sich nicht nur untere Gerichte verstanden, sie hat auch bei den höchsten Instanzen, dem Oberlandesgericht zu Celle, dem Kammergericht und sogar beim Reichsgericht, Anerkennung gefunden. Ein Vertrauensmann der streikenden Arbeiter versuchte den Arbeitgeber durch Drohungen zu bestimmen, eine schriftliche Erklärung über die Höhe des Lohns und sein Einverständniß mit sonstigen Maßnahmen der Streikkommission abzugeben. Auf Grund dieser Feststellung wurde der Angeklagte aus § 153 der Gewerbeordnung verurtheilt. Das Reichsgericht verwarf die hiergegen vom Angeklagten eingelegte Revision mit den Worten, daß die im § 153 unter Strafe gestellte That „ebenso von dem wie gegen den Arbeitgeber, ebenso gegen die eine als gegen die andere Partei begangen werden kann“. — Erst in den letzten Wochen hat das Kammergericht, indem es sich endlich die von der Wissenschaft bis zum Ueberdruß vertretene Ansicht zu eigen macht, erkannt, auf welch abschüssige Bahn eine solche Rechtsprechung führt, daß sie das Koalitionsrecht für den Arbeiter mit Hilfe juristischer Auslegungskünste außer Kraft setzt. Das Kammergericht spricht, indem es seine frühere Rechtsprechung aufgibt, jetzt die fast trivial klingenden Sätze aus, daß, wenn der Arbeiter unter der Androhung der Arbeitsniederlegung eine Lohnaufbesserung verlangt, er nur das thut, was das Gesetz gestattet. „Die Sperre oder Verrufserklärung von Arbeitern den Arbeitgebern gegenüber enthalten in derartigen Fällen nur die Ausübung des Koalitionsrechts, während die Verrufserklärung von Arbeitern gegen Arbeiter ein unzulässiges Zwangsmittel darstellt.“ Damit ist wenigstens für Preußen die rechtliche Zulässigkeit der Streiks anerkannt und der direkte Angriff auf die Lebensbedingungen der Koalition zurückgeschlagen.

Aber auf indirektem Wege ist es immer noch möglich, das gesetzlich erlaubte Ziel, den Streik, dadurch zu verbieten, daß man die Anwendung der zu seiner Durchführung absolut nothwendigen Mittel mit schweren Strafen ahndet. Den Weg dazu bietet der Erpressungs-Paragraph. Die höchst bedenkliche Tendenz unserer Strafgerichte, unter denselben Deliktsbegriff Thaten von ethisch und sozial völlig verschiedener Bedeutung zusammenzufassen, hat, wie in vielen andern Fällen, so auch bei dem Delikte der Erpressung dahin geführt, demselben eine Ausdehnung zu geben, welche die gesunde, unverfälschte Rechtsanschauung des Volkes nicht mehr verstehen kann. Die Volksmoral sieht mit vollem Rechte in der Erpressung eines der gemeinsten Verbrechen, und dieser Gedanke findet im Strafgesetzbuch seinen Ausdruck in der hohen Minimalstrafe von einem Monat Gefängniß ohne Zulassung mildernder Umstände. Aber das Schwert der Strafe saust oft gleichmäßig auf Gerechte und Ungerechte hernieder. Das Gesetz erfordert für den Thatbestand der Erpressung, daß der Thäter einen rechtswidrigen Vermögensvortheil erstrebt. Die Rechtsprechung deduzirt nun, rechtswidrig ist jeder Vortheil, auf den man einen rechtlich verfolgbaren Anspruch nicht hat. Der Arbeiter hat einen solchen Anspruch auf die Gewährung besserer Lohn- und Arbeitsbedingungen, als vertragsmäßig verabredet war, nicht, er erstrebt also, wenn er seine Existenzbedingungen über das Maß, auf das ihm ein zivilrechtlich einklagbarer Anspruch zusteht, zu verbessern trachtet, einen rechtswidrigen Vermögensvortheil. Fügen die Streikenden diesem Verlangen die Drohung zu, daß sie anderenfalls die Arbeit niederlegen werden, so ist der Thatbestand der Erpressung gegeben und monatelange Freiheitsstrafe die Folge. So wurde in Berlin der Bevollmächtigte einer Zahlstelle des Tischlerverbandes wegen Erpressung zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt und zwar auf Grund des folgenden Briefes an einen Arbeitgeber: Sollten sie den Lohntarif nicht bewilligen, so werden Ihre Arbeiter jeder seine Arbeiten fertigstellen und wird vom 2. Mai an die Sperre über Ihre Fabrik verhängt. Neuerdings ist sogar die Zusatzstrafe des Ehrverlustes zur Anwendung gebracht worden. Einem Maurer wird die Aeußerung gegenüber dem Unternehmer zur Last gelegt: „Wenn Sie nicht pro Stunde 45 Pf. Lohn bezahlen, sorgen wir dafür, daß 4 Wochen lang kein Maurer auf den Bau kommt.“ Die dafür von einem sächsischen Gericht erkannte Strafe lautet: 6 Monate Gefängniß und 3 Jahre Ehrverlust.

Solche Urtheile stellen sich in einen scharfen Gegensatz zu den sittlichen Anschauungen des Volkes. Und dieser Gegensatz wird dadurch noch gesteigert, daß, während man heute jeden Tag von solchen und ähnlichen furchtbaren Strafen gegen die Arbeiter lesen kann, auch nicht ein Fall bekannt geworden ist, in dem die Staatsanwaltschaft gegen einen Unternehmer wegen zwangsweiser Verhinderung seiner Arbeiter an der Ausübung ihres Koalitionsrechtes eingeschritten ist, obwohl doch der Erpressungs-Paragraph in seiner soeben dargelegten Auslegung dazu vollkommen die Handhabe bietet. Dieses Verfahren muß nothwendig den Eindruck der Sonderung des Volkes in zwei Klassen, die zweierlei Recht haben, hervorrufen. Vor einigen Monaten wurden die Ausschreitungen, welche beim Torgelower Metallarbeiterstreik vorgekommen waren, von dem Stettiner Schwurgericht abgeurtheilt. Die Verhandlung ergab, daß die Arbeiter sich anfangs durchaus ruhig und gesetzmäßig benahmen, alles thaten, um den Streik beizulegen und zu dem Zwecke sogar die Vermittelung der Behörden anriefen. Diesen gelang es, einen Vergleich vor dem Gewerbegericht zu Stande zu bringen, in dem es heißt: „Um das Vereinswesen der Arbeiter außerhalb der Fabrik werden sich die Arbeitgeber ferner nicht kümmern.“ Trotzdem verlangten

diese, als die Arbeiter daraufhin wieder die Arbeit aufnehmen wollten, mit kühlster Hartnäckigkeit Wochen hindurch die Unterschrift des folgenden Reverses: „Wir verpflichten uns hiermit, daß wir dem Fachverein der Metallarbeiter oder einem ähnlichen Verein nicht angehören, widrigenfalls wir mit unserer sofortigen Entlassung einverstanden sind oder 10 Mark an die Ortskrankenkasse zahlen.“ Erst dieser trotz des an Gerichtsstelle abgegebenen Versprechens seitens der Unternehmer geführte offene Krieg gegen das den Arbeitern gewährleistete Koalitionsrecht war die einzige Ursache der später vorgekommenen, bedauerlichen Ausschreitungen der Arbeiter, für welche diese mit vieljährigen Zuchthausstrafen büßen müssen.

Daß nach Beendigung der Schwurgerichtsverhandlung aber gegen die Arbeitgeber auf Grund der durch die Rechtsprechung des Reichsgerichts sanktionirten Auslegung des Erpressungs-Paragraphen seitens der Staatsanwaltschaft vorgegangen ist, obwohl hernach in dem erwähnten Reverse alle Thatbestandsmerkmale der Erpressung liegen würden, ist nicht bekannt geworden.

Sehen wir uns nun weiter die einzelnen *Zwangsmittel* an, welche der § 153 der Gewerbe-Ordnung unter Strafe stellt. Da ist zunächst die Anwendung körperlichen Zwanges. Es ist erstaunlich, was alles heute seitens der Gerichte als körperliche Gewaltthat gegen den Arbeitswilligen angesehen wird. Zwei Streikende begleiten einen Arbeitswilligen. Einer von ihnen redet ihm zu, mitzustreiken. Einer ging rechts, der andere links vom Arbeitswilligen. Das Gericht findet hierin körperlichen Zwang und verurtheilt auch den, *der sich schweigend verhalten hatte*, zu einem *Monat* Gefängniß, weil der Arbeitswillige, neben dem er ging, durch seine Anwesenheit genöthigt gewesen wäre, die Vorhaltungen und Gründe des anderen Genossen anzuhören.

Weiter kommt in Betracht die *Drohung*. Hierbei ist zunächst zu beachten, daß der § 153 den einzigen Fall im Strafrecht darstellt, in dem die bloße Drohung, sei es auch mit der legalsten Handlung, auf welche der Drohende einen rechtlich erzwingbaren Anspruch hat, zur Strafbarkeit genügt. Sonst verlangt unser Strafgesetzbuch regelmäßig die Bedrohung mit einem *Verbrechen oder Vergehen*, und hierfür selbst wird Geldstrafe zugelassen, während der Richter für die einfache Drohung aus § 153 auf Gefängnißstrafe erkennen muß. Man sieht hieraus, daß der § 153 ein *Ausnahmerecht* zu Ungunsten der Arbeiter darstellt. Für den Richter ergibt sich daraus die Verpflichtung vorsichtigster Interpretation. Denn Ausnahmegesetze dürfen nicht ausdehnend, sondern müssen einschränkend ausgelegt werden. Die Praxis hat jedoch den umgekehrten Weg eingeschlagen. Die vielfach beklagte Tendenz unserer Strafgerichte, die einzelnen gesetzlichen Thatbestandsmerkmale weit über die ursprüngliche Absicht des Gesetzgebers und den Wortlaut des Gesetzes hinaus auszudehnen, sodaß der durch die Verfassung gewährleistete Eckstein des Strafrechts: „Keine Strafe ohne Gesetz“ manchmal fast außer Kraft zu sein scheint, zeigt sich nirgends so deutlich, als bei der Behandlung unseres schon ohnedies lauter juristische Anomalien enthaltenden Paragraphen. Hierfür einige Beispiele: Der Verfasser eines Streikflugblattes, worin es heißt: „Bis jetzt ist es den Unternehmern nicht gelungen, auswärtige Kollegen heranzuziehen, daß es auch in Zukunft nicht geschieht, das wird unsere Sorge sein,“ erhält wegen Bedrohung 14 Tage Gefängniß. In einer Werkstättenversammlung wird berathen, ob man streiken wolle. Zwei Arbeiter erklären sich dagegen und verlassen den Saal. Ein Streikender ruft ihnen nach: „Seht Euch die Kollegen an.“ Diese Drohung muß er mit einer Gefängnißstrafe von *einem Monat* büßen.

Solche Urtheile müssen die ernstesten Bedenken hervorrufen. Ihre Tragweite geht weit über den einzelnen Fall hinaus. Das Strafrecht tritt hier, wie es ein hervorragender Strafrechtslehrer jüngst ausgedrückt hat, lediglich noch als *Machtgebot* auf und beraubt sich damit des stärksten Rückhalts, den ihm das Rechtsbewußtsein im Volk bietet.

Bis zur Unerträglichkeit aber wird dieser Zustand gesteigert, wenn nicht blos die einzelnen gesetzlichen Thatbestandsmerkmale selbst dehnbarer, als Kautschuk, werden und der Buchstabe des Gesetzes an der ihm gebührenden Achtung verliert, sondern wenn man es sogar bei Feststellung der *Person* des Thäters an der genügenden Sorgfalt und Sicherheit fehlen läßt, wenn der Grundsatz: „Mitgefangen, mitgehangen“ das Walten der *Strafrechtspflege* ersetzen muß. Uns liegt ein Urtheil vor, aus dem der wesentlichste Theil wörtlich angeführt werden soll. Vier streikende Zimmerarbeiter treffen mit einem Arbeitswilligen zusammen, der später in der Hauptverhandlung nur *einen* derselben wiedererkennt. Die vier Leute fragen den Zeugen, ob er bei X arbeite. Als der Zeuge dies bejahte, so heißt es im Urtheil wörtlich,

„sagte *einer* von den vier Leuten, er solle machen, daß er fortkomme, sonst bekomme er eine runter. . . . *Einer* derselben sagte auch, jetzt bist Du noch gesund und hast gesunde Knochen. *Wenn auch der Sinn dieser Worte nicht ganz aufgeklärt werden konnte*, da nicht mit Sicherheit festgestellt werden konnte, in welchem Zusammenhange die Aeußerung gefallen ist, so hat doch der Zeuge bekundet, daß er durch das ganze Auftreten und Reden der Leute eingeschüchtert worden sei und daß er die Empfindung gehabt habe, er würde Schläge oder zum Mindesten sonstige Unannehmlichkeiten bekommen, wenn er fortfahre zu arbeiten. Das Gericht hat nach diesen Bekundungen des Zeugen die Ueberzeugung gewonnen, daß durch einschüchternde Reden und Drohungen auf letzteren eingewirkt worden ist und daß auch die erwähnte Aeußerung eine versteckte Drohung darstellt.“

Da der Zeuge aus dem Kreise der vier Personen, aus dem heraus die versteckte Drohung fiel, nur einen wiedererkannte, so verurtheilte das Gericht diesen und zwar, da er völlig unbescholten war, „nur mit einer Woche Gefängniß“. Weil, so heißt es in dieser Beziehung wörtlich, „indeß von den vier Aufpassern nur der Angeklagte Reinke mit Bestimmtheit wiedererkannt wurde, so konnte nur dessen Verurtheilung erfolgen.“

Eines längeren Kommentars bedarf dieses Urtheil nicht. Sein Inhalt läßt sich kurz dahin zusammenfassen: Das Gericht vermag auf Grund der mündlichen Verhandlung nicht festzustellen, was der Thäter gemeint hat. Aber da der eines besonderen Schutzes bedürftige Arbeitswillige sich bedroht gefühlt hat, so ersetzt dessen Gefühl das nicht festzustellende gesetzliche Thatbestandsmerkmal der Drohung. Ebensowenig aber konnte die Person des Thäters ermittelt werden. Unstreitig hat nur *ein* Mensch unter den Vieren die „versteckte Drohung“ ausgestoßen. Wer, war nicht festzustellen. Da jedoch einer der Angeklagten als zu den Vieren gehörig von dem Zeugen bestimmt wiedererkannt wurde, so wird dieser herausgegriffen und verurtheilt. Damit haben wir dann glücklich die Verdachtsstrafen des Mittelalters in aller Form wiederhergestellt.

Vergeblich fragt man sich angesichts solcher Urtheile, woran der Graf von Posadowsky für die Zukunft denn auch nur gedacht haben *kann*, wenn er in seinem viel besprochenen Erlasse die nach den Erfahrungen der letzten Monate fast naiv klingende Frage stellt: „Sind weitere gesetzliche Maßnahmen in Aussicht zu nehmen, um bei *grundsätzlicher* Aufrechterhaltung der Koalitionsfreiheit der Anwendung unerlaubter Mittel zur Durchführung der Kämpfe um Lohn- und Arbeitsbedingungen entgegenzutreten? Welche Vorschläge können in dieser Beziehung gemacht werden?“

Wir wüßten jetzt nur noch den einen, daß man den § 153 durch die bequemere und einfachere Formel ersetzt: „Wer andere zu Streiks verleitet oder selbst an solchen theilnimmt, wird bestraft.“ Aber auch diese Variante dürfte unnöthig sein. Wenn Gesetzgebung und Rechtsprechung den Arbeitern, welche durch Koalitionen die besten Arbeitsbedingungen für sich zu erreichen suchen, soviel Hindernisse in den Weg legen, daß sie davon *praktisch* keinen Gebrauch machen können, so ist *thatsächlich* der Streik unter Strafe gestellt und die Koalitionsfreiheit beseitigt trotz der vom Grafen Posadowsky in Aussicht gestellten „*grundsätzlichen*“ — richtiger dürfte es heißen: *theoretischen* Anerkennung derselben. Bis zu dieser Grenze aber sind wir heute bereits gelangt. In einer Stellmacher-Versammlung wird mitge

theilt, daß in einer näher bezeichneten Fabrik Streik ausgebrochen sei. Zugleich wurden die Namen und Wohnungen von sechs Arbeitern bekannt gegeben, welche bei einem früheren Stellmacherstreik zu Streikbrechern geworden seien. Der Staatsanwalt beantragte hierfür 3 Monate Gefängniß. Zweifellos müßte mit jener Bekanntmachung der sechs Personen, welche im vorigen Jahre trotz des Streiks weiter gearbeitet haben, ein Zweck verfolgt worden sein. Dieser sei aber offenbar gewesen, durch Veröffentlichung der Namen jener früheren sogenannten Streikbrecher denjenigen Arbeitern, die bei dem jetzt ausgebrochenen Streik weiter arbeiten wollten, zu drohen, daß auch ihnen das Schicksal der Veröffentlichung ihrer Namen blühen würde. Das Gericht schloß sich diesen Ausführungen an und erkannte auf eine Woche Gefängniß.

Wir könnten diese Beispiele beliebig vermehren, aber die angeführten Fälle dürften ausreichend sein, um den gegenwärtigen Stand der Rechtsprechung zu erkennen.

(Schluß folgt.)

Hugo Heinemann.

Georg Christoph Lichtenberg.

Geboren zu Oberramstadt bei Darmstadt am 1. Juli 1742, gestorben zu Göttingen am 24. Februar 1799.

Seit dem Tode Lichtenberg's sind hundert Jahre vergangen. Das Messer ohne Stiel und Klinge trägt seinen Namen, die Jünger Schopenhauer's und Nietzsche's rühmen den Liebling ihrer Meister und citiren deren Citate. Mit Lichtenberg verkehren, heißt mit ihm allein sein, darum haben sich seine Freunde nicht zur Gemeinde zusammengethan. — Die Auslese dessen, was zeitlos dauert in der breiten Bildung, vollzieht sich nach Gesetzen. Nur Unverstand klagt da über die Laune wandelbaren Geschmacks. Den Kanon der sechs Klassiker kann Lichtenberg zur Plejade nimmer erfüllen. Man*) hat ihn angeboten, aber keine Schätzung des ausgezeichneten Mannes begründet den Anspruch.

Die Gaben der Lessing, Goethe, Schiller wurden Gemeingut und behielten doch ihre persönliche Färbung. Weil wir eine poetische Sprache, eine biegsame Prosa gewannen, weil Ideen zur Geschichte der Menschheit dem Sekundaner geläufig sind, werden Klopstock, Wieland, Herder viel gepriesen und wenig gelesen. Sie wirken mittelbar, unbenannt im einzelnen Fall, aber sie leiteten ihres Wesens Fülle in die nationale Kultur — so lebt ihr Gedächtniß. Lichtenberg's bestes Theil verharrte in der Sphäre des produzirenden Subjekts.

Dort müßte ein Monograph ihn aufsuchen und uns ein Buch bescheeren gleich dem von Haym über Herder. Mag sich die Hoffnung erfüllen. Inzwischen geht der Essaist den gewiesenen Weg von der Peripherie zur Hindeutung auf das Centrum, und ehe ich von Lichtenberg, dem einsamen Tagebuchschreiber, handle, soll die Rede sein von dem geselligen Genossen des Zeitalters der Aufklärung.

I.

Abraham Gotthelf Kaestner, als stacheliger Epigrammatiker der Nachwelt mehr bekannt denn als Gelehrter von straffem Selbstgefühl, war Lehrer und dann College Lichtenberg's in Göttingen. Er verlas am 20. April 1799 einen Nekrolog in kargem, geschliffenem Latein, wohlwollend im Ganzen, wie es in einer Gesellschaft der Wissenschaften sich ziemt, hochmüthig in der Grundstimmung, wie es dem fertigen Manne ansteht gegenüber dem immerdar unfertigen, der über Problemen und Postulaten dahin starb, der zu unruhvoll war für die Würde der Professur und zu anspruchslos für eine königliche Sozietät. Ein Akademiker empfiehlt sich gern der Huld des Fürsten. Kaestner gedenkt ausführlich der Beziehungen Lichtenberg's zu Georg III.:

„Der König erlaubte ihm die Benutzung seiner Privatsternwarte und ließ sich oft herab zu hochgelehrten Gesprächen. Einmal kam die Rede auf Newton und Leibniz und den Antheil eines jeden an der Entdeckung der Infinitesimalrechnung. Der König erklärte, es sei ihm angenehm, daß beide in den Ländern gelebt hätten, die er selbst regierte."

Eine rührende Anekdote. Wie auch der Prioritätstreit sich entscheide, er bleibt eine interne Angelegenheit der durch Personalunion vereinigten Reiche England und Hannover. Aber das ist derselbe Respekt vor den exakten Disziplinen, der Friedrich den Großen erfüllt. Im ersten Kapitel der „histoire de mon temps" steht zu lesen, daß „le progrès de l'esprit humain" erfreulicher sich ansieht als die Weisheit der Diplomaten, und bewundernd sagt Friedrich von Newton: „Longtemps après lui des philosophes ont été sur les lieux et ont vérifié, tant en Laponie que sous l'équateur, les vérités que ce grand homme avait devinées sans sortir de son cabinet."

Ein physikalischer Apparat aus jener Zeit nimmt sich neben einem von heute wie eine Puppenstube aus und spielerig erscheinen uns die praktischen Anwendungen theoretischer Mechanik, die damals Staunen erregten. Trotzdem oder deshalb wirkten physikalische Ansichten damals tiefer auf die Bildung als in unsren Tagen. Wir lernten die Trägheit „gedankenlos im Schlaraffenlande der Technik zu leben"*). Das Modell des Kosmos, wie es jenes hellsichtige Zeitalter vor Augen stellte, wurde leichter begriffen als wir den gewaltigen Bau in seiner Ausführung überjehen. Der Salon unterhielt sich mit optischen Experimenten. Voltaire explizirte der Marquise von Châtelet die „philosophie de Newton" und Leonhard Euler schrieb einer deutschen Prinzessin über Gegenstände der Physik lehrsame Briefe. Das Bürgerthum der Städte, aus dessen zertretener Kultur zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts Otto von Guericke einsam aufragte, erlebte jetzt zu einem neuen Geist und verlangte faßlichen Unterricht. Theilnehmender Zeuge dieser „Weltbewegung", dieser „Sehnsucht in soviel tausend Gemüthern" war der junge Goethe. Er hat sich „aus Erxleben's Naturlehre erster Ausgabe treulich unterrichtet" und „den Zuwachs der übrigen Editionen, die sich durch Lichtenberg's Aufmerksamkeit grenzenlos anhäuften, nicht etwa im Druck zuerst gesehen, sondern jede Entdeckung sogleich vernommen und erfahren." Mit unverdrossenem Fleiß mehrte Lichtenberg das Vermächtniß seines Freundes Erxleben, 4 Auflagen hindurch hat er die neue Litteratur verzeichnet und verwerthet und das in gelehrten Journalen zerstreute Material wie in eine Linse gesammelt. Brauchbare Handbücher abfassen ist verdienstlich, ihre neuen Auflagen auf der Höhe der Zeit erhalten selbstverleugnende Arbeit, ohne Ertrag für den Nachruhm, denn nach Jahrzehnten, oft nach Jahren schon sprengt der Zuwachs das Gehäuse, neuer Aufbau aus den Fundamenten wird erfordert, das schlichte Kompendium, nun veraltet, wird zur Seite gelegt und ohne Dank vergessen. Wer weiß noch etwas von Erxleben—Lichtenberg's Anfangsgründen der Naturlehre, und wie viele haben damals in die Wissenschaft sich hineingetastet an der Hand des trefflichen Buches, das in knapp 800 Paragraphen Physik, physische Geographie, Astronomie, Meteorologie so übersichtlich und so gemeinverständlich behandelt.

Der Erxleben setzt ein collegium logicum voraus. Er wendet sich an jene Schicht, der durch die faßliche Belehrung der Wolff'schen Philosophie ein Sinn für Systematik anerzogen war. Lichtenberg, voll des pädagogischen Eifers seiner Epoche, hat auch dort für gereinigte Erkenntniß geworben, wo jene Voraussetzung fehlte, bei den guten Leuten in Stadt und Land, die das Vereinzelte gerade noch annehmen. Den besten Takt des Volkserziehers hat er

*) Adolf Wilbrandt in der Einleitung seiner in Stuttgart 1893 erschienenen Anthologie.

*) vgl. Emil Schiff „Die naturwissenschaftliche Phrase" im 1. Heft der Zeitschrift „Freie Bühne" 1890.

bewährt, die Neugier herbeigerufen und die Wißbegierde befriedigt. Von allem und jedem ist in den **Goettinger Taschenkalendern** die Rede. Wie ein Schmetterlingsflügel unter dem Mikroskop aussieht und wie weit manche Vögel zählen können, wie man eine Aeolsharfe herstellt und wie die Chinesen ihr Papier verfertigen, wie man Tintenflecken ohne Säure aus Leinwand wegschafft und was für närrische Moden einst beliebt gewesen, dazwischen Stückchen aus dem lustigen old England und Notizen aus Reisebeschreibungen. — Diesen Kleinhandel besorgen heute die geringsten Lokalblätter, aber gerade darum gehört Lichtenberg ein Kapitel in der künftig zu schreibenden Geschichte der Journalistik. Die kurieuse Zeitung des siebzehnten Jahrhunderts hat er mit den Glossen der Aufklärung versehen. Eindringlicher als lehrhafte Zusätze vermöchten, wirkt die Laune des Erzählers, das Schreckhafte wird objektivirt und erregt heitere Besinnung. Echte Popularität ist vornehm. Lichtenberg fällt nirgends in den Gevatterton des „Kalendermanns", schmeichelt niemals der Hoffnung, als könne man „sich durch leichte Nebenwege Einsicht in den Zusammenhang der Dinge erwerben". Wie hoch steht er über der Gravität Nicolaitischer Vernünftigkeit, wenn er allerlei Aberglauben fröhlich registrirt und das haec fabula docet dem Leser überläßt, wie springt er mit den Bedenken philiströser Binnenländer um, wo er die Vortheile eines großen Seebads für Deutschland auseinandersetzt:

„Vor dem Schicksale des Jonas wird nicht leicht Jemanden im Ernste bange sein, der das Lokale dieser Oerter kennt. Die Fische, die einen Propheten fressen könnten, sind da so selten als die Propheten. Eher könnte man die dortigen Fische vor den Badegästen warnen. Seit jeher sind zwar die Fische dort, zumal von Fremden, mit großer Prädilection gespeist worden, es ist mir aber nicht bekannt, daß je einer von ihnen das Compliment erwidert hätte."

Lichtenberg hat das Seine gethan, um die tiefe Kluft zwischen dem gelehrten und dem ungelehrten Deutschland zu schließen, die Verschüchterung zu bannen, die seit dem großen Kriege auf unsrem armen Volke lastete. Tapfer geht er den Gespenstern zu Leib, sei es, daß er eines hysterischen Pfaffen eschatologische Prophetie in ihrem Widersinn aufzeigt oder der Gewinnsucht eines prahlerischen Taschenspielers mit ungebetener Reklame in den Weg tritt. Sein Witz diente einer ernsthaften Absicht, nicht **einmal** hat er zur Belustigung der Gallerie die Pritsche geschwungen. — Im Jahre 1778 entstand unter den Göttingern aus vagem Gerede arge Beklemmung. Man „drehte den bekannten Schluß vom Kometen auf Krieg nicht ungeschickt um, und erwartete jetzt, da die Kaiserlichen in Bayern eindrangen, einen Kometen von fürchterlicher Größe". Lichtenberg übt seinen Spott an den „verschiedenen Ackerleuten und Tagelöhnern, die sich in den Feierstunden, und zuweilen auch außer denselben, mit Zeitungslesen und Astronomie beschäftigen". Aber nur ein paar Sätze geht es im satirischen Tenor, dann bricht er ab:

„. . . . . doch es ist mir unmöglich, den Scherz auch nur **eine** Zeile weiter zu treiben. Scherz fließt schlecht, wenn das Herz des wahrhaftigen Mitleids gegen diejenigen voll ist, die er treffen soll".

und nun beweist er dem Publikum des Wochenblättchens umständlich die Ungefährlichkeit dieses und jedes Kometen. Die Moral wird ausgesprochen in folgenden Versen von Kästner:

„Der Mensch ist nicht der Zweck von Millionen Sternen,
Die er theils kaum erkennt, theils nie wird kennen lernen,
Und daß ein Ländchen nur sein künftig Unglück sieht,
Schickt Gott nicht eine Welt, die dort am Himmel glüht."

Die Astronomie war eine volksthümliche Wissenschaft. Friedrich Wilhelm Herschel trug die Ehre des deutschen Namens nach England, die Entdeckung des Uranus (1781) machte überall den stärksten Eindruck, die Erkenntniß der Eigenbewegung des Sonnensystems brach alle vorgestellten Schranken des Raumes und der Zeit — und wenn vordem die Astrologie von den Sternen zum Menschengeschick phantastische Fäden schlang, trat jetzt „das moralische Gesetz in mir" zum „bestirnten Himmel über mir" in den innigsten Bezug. „Im Raum liegt das Erhabene nicht" — „daß die Verbindungen von simplen Gesetzen sehr verwickelte Erscheinungen gewähren können", ist die Wohlthat der Astronomie. Die vom Ich stets geforderte, vom Leben unter dem Monde stets verneinte Logik der Ereignisse wird anschauliche Wirklichkeit. Urania, gütige Göttin, über alle Mühsal und Wirrniß unsres armen Daseins hilfst du durch freundliche Täuschung sphärischer Harmonie!

Lichtenberg hat als Herausgeber der nachgelassenen Schriften Tobias Meyer's (1774) und bei der Hannöverischen Gradmessung (1772/3) die Anerkennung der Fachgenossen erworben — nach Herzenslust zu observiren, wehrte ihm ein schwächlicher Körper. Jene glückliche Stimmung, die den Ausblick ins Universum belohnt, hat er in guten Stunden erfahren. So entstand — seltsam hingestellt zwischen die nüchternen Artikel eines Taschenkalenders — **Amintor's Morgenandacht** (1791):

„Die tiefe Stille des frühen Morgens, die Freundin der Ueberlegung . . . . . . erweckte in ihm alsdann ein so mächtiges Vertrauen auf die Natur und den Geist, der sie lenkt, daß er sich in dem Tumult des Lebens so sicher glaubte, als stände sein Verhängniß in seiner eigenen Hand . . . . . . Er zähle es unter die wichtigste Begebenheit seines Lebens, wenigstens für sich gefunden zu haben, daß, so wie wir natürlich leiden, wir auch natürliche, von aller Tradition unabhängige Mittel haben, diese Leiden mit einer Art von Freude zu erdulden."

Das „freudige Ergeben in die Führung der Welt" dankt Amintor „allein dem Grad von Erkenntniß der Natur, den er sich erworben hatte, einem Grade, von dem er behauptete, daß er jedem Menschen von den gewöhnlichsten Anlagen erreichbar wäre". „Diese Art, in seinem Gott zu leben, wurde ihm von Betdrübern, die lieber glaubten als dachten, für Spinozismus ausgelegt." Hat diese Auslegung Recht? Wenn ja, ist Amintor gleich Lichtenberg? Er hat hier seine Autorschaft verleugnet, aber für sich aufgeschrieben, Spinoza habe den größten Gedanken gedacht, der je in eines Menschen Hirn gekommen. Also Lichtenberg ein Spinozist — wie konnte er da Pope schätzen und Young als einen großen Mann verehren? Nutzloser Streit, nutzlos wie der um Lessing, den Philosophen. „Skeptische Beweglichkeit", Goethe's Wort über Hafis zu brauchen, widerstrebt der Formel. So redet doch nicht von einer exoterischen Ansicht der Taschenkalender und einer esoterischen der Tagebücher. Lichtenberg citirt den Ausspruch des Shaftesbury: „Leute von Geist haben nur **eine** Religion — aber Leute von Geist sagen nicht, welche das sei." Er erfüllt als öffentlicher Schriftsteller die Forderung Goethe's: „Wenn ich die Meinung eines anderen anhören soll, so muß sie positiv ausgesprochen sein, Problematisches hab' ich in mir selbst genug." Das Problematische vertraute er dem verschwiegenen Blatt, getreu der guten Maxime: cache ta vie et répands ton esprit.

II.

„Wenn du in einer gewissen Art von Schriften groß werden willst, so lies mehr als die Schriften dieser Art. Wenn du auch deine Aeste nicht über ein großes Stück Feld ausbreiten willst, so ist es deiner Fruchtbarkeit immer zuträglich, die Wurzeln weit ausgebreitet zu haben." Die Wurzeln sind freigelegt worden nach Lichtenberg's Tode. Die Sammlung der Tagebuchblätter „enthält nur fragmentarische Aufsätze und einzelne Gedanken über ganz verschiedene Gegenstände, die keinen anderen Zusammenhang haben, als ihren Ursprung". Zaghaft traten die Herausgeber mit den Schnitzeln ans Licht. Freilich — Lichtenberg hätte die Publikation niemals zugelassen, dem widerstand die Keuschheit seiner Seele — unser zu jeder Intimität aufgeknöpftes Jahrhundert kennt diese Tugend vom Hörensagen. Es hat sich schon gelohnt, den Zettelkasten auszuschütten. Indiskrete Naturen greifen nach Konfessionen verborgener Schwäche, Dilettanten der Idee halten pointirte Flachheit für Tiefsinn. Sie mögen sich um Lichtenberg

nicht bemühen. Nun soll es aber immer noch Spätlinge des achtzehnten Jahrhunderts geben, die durch selbstgedachte Gedanken ein Verhältniß suchen zu den letzten Dingen. Diese Leute lesen Lichtenberg's Aphorismen. Sie zollen den großen Philosophen alle schuldige Achtung, aber der äußeren Autorität wollen sie ledig sein. Sie fürchten die adstringirende Gewalt des vollendeten Systems. Wer einen Berg hinaufklimmt, dem helfen die Steiger wenig, die vor ihm zur Höhe gelangten, der Mitwanderer nebenan stärkt das Vertrauen. Lichtenberg zeigt den intellektuellen Prozeß im Werden.

Der Vergleich des Menschengeistes mit der brennenden und verlöschenden Kerze ist seit Buddha reichlich verbraucht worden. Lichtenberg fand eine neue Wendung:

„Ich muß zuweilen wie ein Talglicht geputzt werden, sonst fange ich an, dunkel zu brennen."

Die Feder diente ihm als Lichtputzscheere. Freiheitsliebe hat verhindert, daß dies waste book der Aphorismen ein System ergab. Lichtenberg wollte über seinen Besitz die Verfügung behalten. Denn die Schlußkette, die der Systematiker um seine Begriffe legt, fesselt ihren Urheber. Lichtenberg war nicht gewillt und nicht vermögend, die unendliche Reihe an einer beliebigen Stelle mit einer Größe n zu schließen. Ueber das Ich und die Objekte hat er bedeutendes angemerkt, die Unwiderlegbarkeit des Idealismus unabhängig von Kant scharf formulirt und mit radikaler Konsequenz erläutert.

„Anstatt daß sich die Welt in uns spiegelt, sollten wir vielmehr sagen, unsere Vernunft spiegele sich in der Welt."

„Aufschieben heißt seinem Gehirn eine größere Extension geben."

Aber das Ich blieb immer dies Ich, darum ohne ausgesprochene Einheit, die Gedanken traten wohl aus dem Hause ihres Erzeugers, aber sie wagten sich nicht weit von der Thüre. Goethe konnte sich die mathematische Ansicht der Phänomene nicht aneignen — so hat er sie abgestoßen — solche Entschlossenheit eignet dem konstitutiven Genie — Lichtenberg blickte nach zu vielen Seiten, als daß er „im Calcul seinen ganzen Ruhm gesucht hätte", und wiederum sprach das mathematische Postulat gegenüber Erscheinungen, die mathematischer Betrachtung unzugänglich sind, zu eindringlich, als daß er je zur Ruhe gekommen wäre.

Landläufiger Skeptizismus ist ihm fremd. Lichtenberg vertraute gleich Kant der „unveränderlichen Einsicht in den Weltbau, die hoffen kann, sich immer nur zu erweitern, niemals aber, zurückgehen zu müssen, fürchten darf".

„Wo damals die Grenzen der Wissenschaft waren, da ist nun ihre Mitte."

Er träumt von einem „Sabbath der Geister" wie Baco von Verulam:

„Mir ist es unbegreiflich, warum der Zustand der unendlichen Herrlichkeit nicht lieber gleich angeht, da doch dieses Leben nur ein verschwindender Punkt ist."

Dagegen scheint der Unterschied unerheblich zwischen der einzelnen Erkenntniß und der Summe der Erkenntnisse, die ein Individuum fassen kann. – Lichtenberg's Vorstellung von einem möglichen System ist für ein wirkliches zu umfangreich. Die Symphonie wird uns fragmentarisch überliefert wollen wir das Thema bestimmen, so bietet die analytische Geometrie ein bezeichnendes Bild. Das Ich und die Objekte berühren sich im Unendlichen: die Wissenschaft ist die Asymptote der Wahrheit.

Lichtenberg betrachtet das alltägliche sub specie aeterni, aber das Ewige ist ihm persönliches Anliegen. Die Dinge „ganz von Anfang zu nehmen" mühsam bestrebt, ringt er um Klärung mehr als Mensch denn als historisches Glied der Menschheit. Ein harter Kampf bei seiner Belesenheit und seiner behenden Auffassung von außen dargebotener Ideen. Nun sind hier Sentenzen, die Schiller zu Distichen prägte, gleichsam embryonisch hingeworfen und die Philologen des „Faust" vergaßen bis heut auffällige Parallelen aus Lichtenberg's Tagebüchern unter den Text zu setzen. Warum auch — wer denkt da an Entlehnung. Doch nicht dies ist die Frage. Goethe rührt einmal an das Problem und braucht das Gleichniß vom Barometer, der im verschlossenen Zimmer genau den Zustand der äußeren Luft anzeigt. Für die tiefere Erforschung des Verhältnisses zwischen dem Geist des Einzelnen und dem Geist der Zeiten bilden die Tagebücher eine wichtige Urkunde, weil hier der einzelne bewußt aus der geselligen Bildung sich löst, unbewußt den lebendigsten Antheil nimmt.

Wie steht es überhaupt um diese Einsamkeit. Sie war erzwungen durch Siechthum.

„Der berühmte Howard besuchte mich. Warum? Kann ich eigentlich nicht sagen, es müßte denn sein, daß er meine Stube, weil ich damals in $1^1/_2$ Jahren nicht vor die Thüre gekommen war, etwa als einen Kerker habe in Augenschein nehmen wollen"

Auch bei gesundem Leibe hätte er der Stille bedurft, mit sich immer wieder ins Reine zu kommen. Dennoch „der Mensch liebt die Gesellschaft und sollte es auch nur die von einem brennenden Räucherkerzchen sein". Lichtenberg gehört nicht zu den Naturen, die Baco dem Narziß der Sage vergleicht, die „in ihre Schönheit ausschweifend verliebt, gleichsam sich selbst verlieren". Seine Monologe sind Dialoge mit den Phaenomenen. Daher die eindeutige Helligkeit seines Stils. Hier gibt es keinen Unterschied der Tagebücher von den Taschenkalendern. Die Sprache ist allenthalben Kleid des Gedankens, nirgends Attrappe der Stimmung. Begriff und Wort stimmen zusammen wie in jener Frühzeit der abendländischen Wissenschaft, als Aristoteles seine Analytiken entwarf.

Oeffentliche Schriften erfahren die Kontrole der Leser, bei privaten Aufzeichnungen findet unser natürlicher Hang zum Selbstbetrug kein Hinderniß.

Lichtenberg hat die Risse in der Tafel der Begriffe nicht mit Worten verstrichen. Er ist fraglos wahrhaft gewesen gegenüber sich selbst.

III.

Kant erwartet, „die Scheidung des Empirischen vom Rationalen werde den Geniesschwüngen vorbeugen, durch welche, wie es von Adepten des Steins der Weisen zu geschehen pflegt, ohne alle methodische Nachforschung und Erkenntniß der Natur, geträumte Schätze versprochen und wahre verschleudert werden" und Goethe beklagte „das entsetzliche Unglück, daß allgemeine Begriffe und großer Dünkel anzurichten immer auf dem Wege sind". Dem könnte man eine Abhandlung über die Nothwendigkeit der unklaren Köpfe entgegensetzen mit einem Citat aus Lichtenberg auf dem Titelblatt:

„Durch das planlose Umherschweifen, durch die planlosen Streifzüge der Phantasie wird nicht selten das Wild aufgejagt, das die Philosophie in ihrer wohlgeordneten Haushaltung gebrauchen kann".

Der geistige Fortschritt vollzieht sich nicht mit der Sauberkeit des Experiments. Wir wollen dem Lavater sein Verdienst nicht bestreiten. Er hat ein Problem auf den Markt geworfen, das seit der Antike verschollen schien — die Psychophysik mag in ferner Zukunft an Fragen herantreten, die der Apostel der schönen Seele im schönen Körper schnellfertig beantwortete. Auch den Schwärmern der Gegenwart werden wohl einmal unsere Enkel gerecht, uns soll man Respekt vor den Phantasten in Nietzsche's Löwenhaut nicht zumuthen, und, wenn Lichtenberg die Physiognomen züchtigte, sollten's unsere Litterarhistoriker nicht der Wärterin Schuld geben, die dem Knaben zu einem Buckel verhalf. Die Wirkung psychischer Vorgänge auf die Muskeln des Gesichts hat Lichtenberg angelegentlich beschäftigt — seine Divination deutet vorwärts auf Darwin's „Ausdruck der Gemüthsbewegungen". Er bemerkte den Abstand des kausalen Postulats von der Möglichkeit seiner Erfüllung:

„Niemand wird leugnen, daß in einer Welt, in welcher sich alles durch Ursache und Wirkung verwandt ist, und wo nichts durch Wunderwerke geschieht, jeder Theil ein Spiegel des Ganzen ist. Wenn eine Erbse in die mittelländische See geschossen wird, so könnte ein schärferes

Auge als das unsere, aber noch unendlich stumpfer als das Auge dessen, der alles sieht, die Wirkung davon auf der chinesischen Küste verspüren".

Die Quadratur des Cirkels ist dem Enthusiasmus die leichteste Sache von der Welt. Wo Lichtenberg die grundlose Tiefe schaute, ergingen sich laut und wichtig bewunderte Propheten.

Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lied und Treu
Wie ein böses Unkraut ausgerauft.

Der ästhetische Uebermensch spielte damals wie heute der moralische mit den Axiomen der Humanität. Für Lichtenberg wurde die Indignation zur Muse. Der kleine Aufsatz „Ueber Physiognomik wider die Physiognomen" wäre ohne die Herausforderung als Rohstoff in den Kollektaneen geblieben, so erhielten wir eines der besten Erzeugnisse deutscher Polemik. Wider die Anmaßung des Zelotismus und der Klique ist Lessing's dialektisches Pathos an seinem Ort. Schwärmer wollen anders behandelt sein. Ihrer Schwüle soll man kaltblütig begegnen. Im Geist und Stil Lavater's fragt Lichtenberg:

„Was? Newton's Seele sollte in dem Kopf eines Negers sitzen können? Eine Engelsseele in einem scheußlichen Körper? Der Schöpfer sollte das Verdienst und die Tugend ja zeichnen?"

Er antwortet mit der Ueberlegenheit des Nüchternen über den Trunkenen:

„Diesen Strom jugendlicher Deklamation kann man mit einem einfachen: und warum nicht? auf immer hemmen. Bist Du, Elender, denn der Richter von Gottes Werken."

Die Physiognomen gelangten um so eiliger zu den ätherischen Höhen, je geringer der Ballast von Kenntnissen war, der ihren Flug beschwerte. Lichtenberg hatte nicht nöthig, all seine Waffen hervorzuholen. Nur ein wenig öffnet er die Thür seiner Rüstkammer, beruft sich auf die Unsicherheit der meteorologischen Prognose, durchmustert die pathognomischen Stellen der Dramen Shakespeare's und erwähnt eine psychiatrische Merkwürdigkeit aus den Memoiren der Pariser Akademie. Die Folge der Argumente ist fein überdacht, das Ganze abgestimmt auf den Ton gebildeter Plauderei; in einer Zeit, wo Stürmer und Dränger den Lohenstein'schen Schwulst erneuerten, vereinigt Lichtenberg das schwer vereinbare: Präzision und Geschmeidigkeit des Ausdrucks. Von persönlicher Entrüstung spüren wir nichts. Die Narrheit des Tages, „sich mit den wenigstmöglichen Kenntnissen den größten Anschein davon zu geben", gehört ja in die Ordnung der Welt. Bei Lessing brausen Wogen, bei Lichtenberg kräuseln Wellen, beide Ströme münden in dasselbe Meer. „Zur Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntniß" schrieb Lichtenberg wider die Physiognomen. Er hegte die Liebe, die nicht eifert und sich nicht bläht, und darum wurde ihm bang vor dem tönenden Erz und der klingenden Schelle.

Ich habe lange nach einem Motto gesucht unter Lichtenberg's Portrait. Nun wüßt' ich eins: „Der Mann mit heitrem Geist und traurigem Herzen."*) Traurig nicht wie die „modische Schwermuth" und heiter nicht wie die Ahnungslosen. „Wo er einen Witz macht, da ist ein Problem dahinter." Daß unser Wissen Stückwerk ist, war ihm ein Stachel. „Es thun mir mehr Dinge weh, die andern nur leid thun." Die thatsächliche Verbindung der Dinge bleibt im Dunkel, die willkürliche bietet sich an. Im Reiche des Witzes**) übt das Ich für einen Moment die Herrschaft aus, die es ungehört fordert im Reiche der Wirklichkeit.

Die überschüssige Kraft des Triebes zur Assoziation gab dem ernsthaften Menschen das Ansehen des „leichtsinnigen muthwilligen Lachers." Es war die tiefste Frömmigkeit, die „noch immer mit dem natürlichen Gewehr sich half, wo andere Leute schon nach dem Schild des Glaubens griffen." Die Intensität der Apperzeption hat ihm und uns das einhellige Kunstwerk versagt: der deutsche Swift blieb aus. Ungerufen und unabweislich krystallisirte sich die Vorstellung zur Figur:

„Wie sehr ist zum Exempel nicht das langsame, schleppende: hol' mich der ....., das beim herabhängenden Pfeifenkopf im Walde gesprochen wird, von dem schnellen, fast partikelmäßigen unterschieden, das zwischen ein paar artigen Lippen auf dem Billard oder auf der Parade hervorfliegt."

Aber er hat nur plastisch aufgenommen und darum konnt er nicht malerisch schildern, er konturirt zu sorgfältig, vergißt kein Strichelchen, so kommen die Schatten nicht zur Geltung. Lichtenberg kennzeichnet sich, wo er sich selbst zum besten hat, in einem Briefe an Dieterich:*)

„Wenn er sähe, woran ich hier sitze und schreibe. Meine beiden Füße unter mein Sybillchen gesteckt, neben mir einen anderen Stuhl auf dem ich schreibe, wegen Mangel an Raum steht das Tintenfaß auch unter Sybillchen, in der linken halte ich einen brandheißen gebratenen Apfel an dem ich sauge. Die Rechte oscillirt vom Brief nach dem Tintenfaß und vom Tintenfaß nach dem Brief und der Kopf bekümmert sich nicht eine Landbibliothek darum, was sie da macht."

Die Einzelheiten erfaßt er mikroskopisch, wir sahen, daß seine Totalansicht teleskopisch ist. Die Kunst verlangt den Blick des unbewaffneten Auges. Die Meisterschaft des Gemmenschneiders zur Konzeption des Fresko addirt, ergibt kein Gemälde.

Seit Kästner's eleganter Wendung: „quod penicillo et graphio praestiterat Hogarthius, ipse calamo aequavit", ist die Kongenialität Lichtenberg's und Hogarth's Gemeinplatz. Doch sehen wir zu. London war für Lichtenberg, was Rom für Winckelmann, beiden wurde die Anschauung bestätigt, die sie in sich trugen. Lichtenberg, so modern bei aller altmodischen Bescheidenheit, hat das Volksthum in Niedersachsen studirt im Sinne unserer Germanisten, der Reichthum der Dialekte ist ihm aufgegangen, während die Klopstock und Voß orthographische Nichtigkeiten wichtig herausstellten, er gewahrte den ungehobenen Schatz immanenter Philosophie in der Rede des gemeinen Mannes, während Adelung die Grammatik und das Lexikon reglementirte. Doch das germanische Wesen in Deutschland war gebunden, verkümmert, dem Erwachen fern, am Themsequai entdeckte er's tausendfach entfaltet in der Sonne der Freiheit. Wer aber das Volk als Volk bemerkt, der ist schon außer der Gemeinschaft, Lichtenberg beobachtete die Straße, weil er aus der Stube kam, und die demokratische Kultur Englands imponirte ihm, weil er zu diesem Demos nicht gehörte. Der feine, empfindliche, deutsche Gelehrte wird angezogen von dem derbständigen Karrikisten. Man hat von Hogarth gesagt „er knüpft die Menschen in Farben auf". Das paßt doch nicht auf Lichtenberg.

In den Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche gelang ein großes Bild, aber man vergesse nicht: Hogarth hatte die Linien vorgezeichnet. Lichtenberg sah die Originale gespiegelt, die grelle Realität in dieser Ausdehnung hätte ihn geblendet — Er wurde Garrick's trefflichster Interpret, weil der Affekt auf der Bühne vermittelt sich darstellt.

Wer Lichtenberg's Freundschaft erwerben will, muß leise herzutreten und mit zarten Fingern seine Gaben berühren. Wer ihn zum Vertrauten erwarb, vernimmt den Oberton schwingender Saiten, deren Grundton „Ich" benannt wird, „wie es denn wirklich an dem ist, daß Philosophie, wenn sie für den Menschen etwas mehr sein soll, als eine Sammlung von Materien zum Disputiren, nur indirekt gelehrt werden kann".

Gießen. Robert Arnold Fritzsche.

*) So hat sich die Mutter Conrad Ferdinand Meyer's selbst charakterisirt.

**) Von der Technik dieses Witzes handelt ausführlich R. M. Meyer in seiner trefflichen Schrift: „Swift und Lichtenberg ..... Berlin 1886.

*) Diese Briefe hat Eduard Griesebach Leipzig 1898 sehr sorgfältig neu herausgegeben.

Emil Strauß.*)

Als wir klein waren, lasen wir die Geschichten von den abenteuerlustigen Jungen, die von Haus fortlaufen auf die großen Schiffe, über die Meere in weite fremde märchenhafte Länder zu segeln, um Gefahren zu werben und Kämpfe zu bestehen.

Etwas van jener nie gestillten rastlosen Lust der Ferne, von jenem neugierigen Freien um ein Unbekanntes klingt jetzt wieder aus einem modernen Buch, das in die deutsche Literatur von heut etwas ganz ungewohntes bringt, — Erotik.

Es ist nicht der Junge, der den Cornelius Nepos bei Seite wirft, bei Nacht und Nebel davongeht, um phantasietrunken, in vagem Sehnen nach Wildem und Hochfluthendem, die Urbilder der tapferen Häuptlinge auf dem Kriegspfad zu suchen, ein kindlicher Danquixote; es ist ein reiferes, verfeinertes Menschenexemplar, das von jenem Jungen nur eine gewisse Kindlichkeit, trotziges Schmollen und die Ruhelosigkeit noch hat.

Ihm ist die Heimath zu eng. Sein Phantasiebedürfniß stößt sich überall an allen Ecken und den dummen dicken Mauern den Kopf, und da packt er eines Tages sein leichtes Gepäck, hat keinen Abschied genommen und geht in die weite Welt.

Ein Abenteurer, — nicht ein Abenteurer, der auf die äußeren Geschehnisse aus ist, sondern ein Abenteurer der Innerlichkeiten; ein Neugieriger auf sich selbst, auf die Menschen, auf das Leben. Er wittert in sich eine Fülle der Möglichkeiten; unverbrauchte, ungeweckte Gefühle; Erregungsfähigkeiten, die zu Haus nicht aufkommen können und die erwachen sollen. Dieser moderne irrende Gefühlsritter zieht eigentlich auf die Suche nach sich und auf die Freite um sich selber aus.

Und nun liegt er, der Auswanderer, der den edelsten Wein und die schönsten Früchte zu genießen weiß, und der doch auch wieder bedürfnißlos wie Diogenes sein kann und es meistens ist, in Brasilien im Wald bei der Immigrantenhospedaria und schaut in die rothe Orchideenflamme, die dadroben in dem dunklen Astwinkel brennt.

Dabei läßt sich mancherlei schönes denken. Und manchmal sind ihm die Gedanken so fremd, daß er glaubt, sie müßten weit herkommen und nicht aus ihm, dann überläuft ihn ein Schauer und er fürchtet sich vor sich selbst oder vor dem, was in ihm denkt. Dann aber, wenn er sieht, wie der Schatten des Baumes sich weiter dreht, dann freut er sich, daß auch in ihm sich unterdeß etwas geregt und ans Licht gedrängt hat, und er wünscht verwegen, „doch wirklich und ernsthaft ins Kochen zu kommen, um alles kennen zu lernen, was in ihm noch an die Oberfläche getrieben werden kann“:

„Aber wie nun machen, daß ich recht ins Kochen komme? Nach Ria Grande zu den Rebellen gehen und in dem Greuel mitwirthschaften? Oder mich bewußt und möglichst frech in die Würgerei um das beste Stück Brot stürzen, wa sie am unbarmherzigsten ist? Das alles ist mir zu überlegt, zu absichtlich und planmäßig. Ich denke, es soll ein Tag kommen und mir einen Köder hinwerfen, auf den ich ohne Ueberlegung anbeißen muß.“

So ist Emil Strauß und so gibt er sich in seinem Geschichtenbuch „Menschenwege“

In diesem Buch wird, abgesehen von dem einleitenden Stück, scheinbar gar nicht sa viel von ihm selbst gesprochen. Fast scheints, als spiele er eine passive Rolle. Er wandert umher unter den Auswanderern, fragend und hörend; er rennt Seite an Seite durch den Urwald mit schnell gefundenen Gefährten; oder er liegt nackt nach dem Bade am Strande mit einem Menschen, der ihm gefallen, und raucht und läßt sich von ihm erzählen.

Fast ist's, wie in orientalischen Märchen, wa sich die Leute einander ihre Geschichten schenken; doch viel verfeinerter in dem Gefühl, ein Band der Sympathie zu knüpfen, das einst Erzähler und Hörer denken lassen kann: „das war der Mensch, dem ich so was erzählen konnte“ und „das war der Mensch, dem ich das erzählen mochte“.

Situationen und Stimmungen vall klingender Paesie werden so mit keuschesten Mitteln geschaffen. Die so oft schmählich zur Banalität entwürdigten Worte Heimweh und Heimathsgefühl schwingen wie ein Volkslied und die alte Strophe, die auch von Wanderern handelt, die sich nicht kennen und sich ohne Worte im gleichen Gefühl befreundet finden, wird neu:

Da sah auch mir ins Auge
Der fremde Wandersmann
Und füllte seinen Becher
Und sah mich wieder an.

Auf das, was erzählt wird, kommt es gar nicht so sehr an, so duftig und süß und trüb die Erinnerungsidylle im „Prinzen Widuwitt“ auch ist, es kommt vielmehr auf die Stimmung an, aus der heraus überhaupt erzählt wird, und es kommt Strauß vor allem darauf an, wie er auf das fremde Schicksal reagirt, was es ihm gibt, welche Partien seiner Seele er trifft, rein egoistisch gesagt, was er innerlich davon hat.

Denn dies Buch, in dem Strauß den Hörer macht und meistens andere das Wort führen, handelt doch wesentlich von ihm selbst.

Und er ist auch der interessanteste Stoff.

Widerspruchsvoll in Hoffnung und Ueberdruß, in Heimweh und Wanderlust; närrisch und weise. Er kann jauchzen wie ein Wanderbursch der Romantik und sein Mund kann gut und herzlich lachen nach einem lustigen Streich. Das Menschliche geht ihm var allem.

Er hat die edle Sprödigkeit, die sich var großen tönenden Worten scheut und er wählt lieber ein niederes, bescheidenes, um nicht pathetisch oder feierlich zu werden.

Aber so einfach und gerad, wie er manchmal scheint, ist er doch nicht. Er hat's mit sich, und die anderen habens mit ihm nicht leicht. Voll quälerischer Unruh, voll nie ruhenden Suchens, kann er launisch, bitter und hochmüthig sein und im ewigen, ihn selbst peinigenden Wechsel muß er die Menschen fliehen und verachten und dann wieder suchen und in ihnen etwas finden, das trotz allen Wehrens zur Verehrung zwingt.

Der Puls seines Lebens schlägt in vibrirendem stürmischem Rythmus, es kocht und brodelt in ihm, und man fühlt:

Dein Herz hat viel und groß Begehr,
Was wohl in der Welt für Freude wär,
Allen Sonnenschein und alle Bäume,
Alles Meergestad und alle Träume
In dein Herz zu fassen miteinander.

Und dann hat er diese reichen vollen Träume, jene Gabe der Vorstellungen und Bilder, die das mit den Augen Empfangene nicht „poetischer“ machen, aber seelischer.

So wandelt Emil Strauß über das einsame Verdeck des dunkelen Auswandererschiffes und horcht in die Stille der Nacht und läßt seine Gedanken schwärmend fliegen und schafft sich Phantasien, Wirklichkeitsbilder, die im Zwielicht schweben und zu Märchen werden. . . .

Er wiegt seine begehrliche Seele in den Varstellungen, daß das Schiff, die „Olinda“, sich wie ein verspätetes Gespenst in der zweiten Morgenstunde zwischen die anderen Schiffe in den schlummernden Hafen hineinstiehlt und dann selbst einschläft bis zum Tag. Er aber, der einzig Wache, wollte hin und her wandeln, sich mit den Schatten der Schiffe verständigen und sich in die dunkle Masse der Stadt drüben vertiefen, bis er sich aus den Richtungen der Laternen einige Straßenzüge, Plätze und endlich die ganze verborgene Stadt gedeutet hätte. Und dann wollte er zurückschauen auf die stille sternespiegelnde Fläche und von alle den Spiegelungen träumen, die bei Nacht und Tag darüber hinwehn.

Und dann wäre auf einmal das Meer wach gewesen und hätte sich sanft geregt wie ein Schwall verregneter Veilchen, und fern dahinten im Dunst wäre das rothe

*) Menschenwege. Berlin. S. Fischer.

Sonnenauge emporgekommen, behutsam, neugierig herüberlugend, höher und höher — und auf der anderen Seite hatte sich schon die Hafenstadt gesonnt mit ihren hellen, niedrigen Häusern, mit ihren Rokokokirchen und großen fremden Bäumen — und es wäre eine unerträgliche Wonne gewesen, ein Herzklopfen, eine Ungeduld — eine Ungeduld, in die Zukunft herüber zu springen. . . .

Das Buch von Emil Strauß, das in technischer Hinsicht viele Einwendungen zuläßt, ist nicht voll der artistischen Raffinements moderner Lyrik, die formell so hohen Grad erreicht hat. —

Zu dieser Lyrik ist litterarisches Künstlerthum. Emil Strauß gibt, und das Gegengewicht ist auch nicht klein, künstlerische Menschlichkeit.

Felix Poppenberg.

Peter Stachiewicz.

Die Polinnen, denen wir im Leben begegnen, geben uns einen Begriff von ihrer Heimath. Man denkt sie sich in ein altes Herrenhaus auf einem vernachlässigten Landgut. Im kleinen Salon, dessen alterthümliche Möbel wie hülflos in der leichtsinnig bizarren Anordnung stehen, sitzen sie am Klavier und spielen Chopin, während ihre Augen, versonnen und doch sorgsam, dem raschen Gleiten der schlanken Finger folgen. Oder sie wiegen sich im Schaukelstuhl, den leicht gepuderten Kopf auf die Hand gestützt, mit der Fußspitze das weiße Bärenfell berührend und lesen den jüngsten französischen Roman. Sie blicken auf und lächeln, wenn einer der vornehmen Herren, die in den Ecken lehnen und Cigaretten rauchen, seine galanten Abenteuer aus Paris erzählt. So fließen die Tage dieser adeligen Gesellschaft. Sie hat den Zusammenhang mit dem Leben und den Sinn ihres Standes verloren. Nur als Erben glorreicher Vorfahren fühlen sich diese müden Menschen, ohne Wunsch und Kraft, sich die schmerzliche Schönheit des väterlichen Schicksals zu erkämpfen. Die heimathliche Erde färbt nicht mehr ihr Empfinden, sie haben die Gesten der Fremde angenommen, etwas von der ungesunden Luft der Emigration lastet auf ihnen. Manchmal aber erwacht die alte Herrlichkeit. Wenn in Winternächten die hundert Kerzen des Herrenhauses erstrahlen und der Adel der ganzen Umgegend sich versammelt hat. Dann regt sich in den dekorativen Salonherren der ritterliche Recke der Vorzeit, die nervösen Frauen werden zu graziösen Bacchantinnen, und durch alle Säle schlingen sie ihren Nationaltanz, bis zum „weißen Mazur", in dessen letzte Figuren schon die Morgendämmerung grau durch die breiten Scheiben blinkt.

Die andere Vorstellung über polnisches Wesen erhellt aus Polens akademischer Jugend. Man erinnert sich der schlanken, mit verarmter Eleganz gekleideten Jünglinge, die an den Universitäten des Auslandes studiren, da ihres Vaterlandes eng begrenzte Bildung keinen Raum ihrem heißen Wollen bot. Ueberall aber hängen sie an ihm mit der gleichen leidenschaftlichen Liebe, seinem Ruhme glauben sie es schuldig, in der drückendsten Noth die heroischen Geberden zu bewahren. Von seiner Größe träumen sie in rauchigen Kneipen, von seiner Befreiung in den Reden ihrer revolutionären Vereine. Unbedingt ist ihre Verehrung auch für das düsterste Kapitel ihrer eigenen Geschichte, ebenso streng ihre Antheilslosigkeit an den Geschicken fremder Völker. Die Unzufriedensten sind sie. Immer das Neueste, die extremsten Richtungen finden bei ihnen die kühnsten Anhänger. Trotzdem sind sie nutzlos für das große Werk der Zukunft, denn sie tragen die Vergangenheit mit sich, die Leiche ihres Vaterlandes, sie sind entwurzelt. Und wenn nach Jahren der Daseinskampf den Flug ihrer Ideen niedergedrückt, das Alter ihnen die lohende Wärme der Empfindung genommen, dann ist eines noch geblieben, das sie mit unverändert verzweifelter Zärtlichkeit umfangen, der geheiligte Boden, die „ojczyzna".

Ermüdet und jugendlicher Begeisterung voll, wie das Volk durch seine äußere Geschichte, erscheint auch seine innere Geschichte, die Kunst. Dasselbe Schicksal hat ihr die Richte gewiesen, hat ihre Größten zu Helden geweiht, ihre künstlerische Freiheit jedoch gefesselt. Mickiewicz und Matejko durften nicht die Bedeutung des eigenen Lebens gestalten, nur den Schmerz des unglücklichen Polen. Ihre Tage machten sie zornvoll und traurig, in die Vorzeit mußten sie flüchten, um sich zu berauschen und zu vergessen. Ihre große Kunst hat Verschollenes zu neuer Gegenwart belebt. Aber aus den melodischen Strophen und stilescharfen Sätzen des Dichters und den stürmischen Farbenvisionen des Malers tönt verwandtes Weh: Die Klage um die verlorene Heimath. Thränenbethauter Lorbeer und flammende Rosen sind ihre Werke, die sie um ein verfallendes Heiligthum geschlungen.

Doch gibt es ein Gebiet, über das noch nicht die rothen Blutwellen der Geschichte gerollt, das sich ungetrübt, in frühester Reinheit erhalten: Des schlichten Bauers frommer Brauch und seine Märchenseele. Kennt ihr die Ukraine, wo die Sehnsucht auf den Haiden singt, wo die Weiden silbern geistern, die Baumkronen dunkle Mären raunen und wundersam der Fluß, wie Liebesworte, rauscht? Da ist die Wiege des polnischen Volksliedes, seiner Worte und Melodien. Da schritten die hohen Knaben, denen der Wind selige Kunde brachte, dem sie Antwort gaben an ihr Lieb. Da träumten die stillen Mädchen von ihrem Prinzen, der Augen wie Blumensterne hat und die schwarzen Rosse der Steppe mit ruhiger Hand bändigt. Hier webte die religiöse Mystik, die goldene Stufen vom Himmel zur Erde baute, auf denen die Heiligen zu den Menschen niederstiegen, hier war das Reich der jungfräulichsten Frau. Als draußen das Kämpfen anhob, übertönten die Schlachtgesänge das blasse Lied, und wie ein verwehter Harfenton irrte es fortan durch die brausende Freiheitssymphonie. Nur die Sonntagskinder unter den Künstlern lauschten ihm noch und ließen es in sich weiterklingen. So hat es schon früher in Cornel Ujejski seinen Dichter gefunden, der Maler jedoch ward ihm erst in unseren Tagen.

Mondblaue Nacht. Weit unten schimmern müde Lichter aus den Hütten, und vorne steigt gespenstig die Friedhofsmauer auf. Zwischen den schweigenden Feldern schreitet, traurig und ernst, in weißem, wallenden Gewande, ein Engel, die Lyra im Arm, das Symbol der „Dumka", der schwermüthigen Volksweise, die über die polnischen Länder zieht. Das ist ein Bild von Peter Stachiewicz und zugleich sein künstlerisches Bekenntniß.

Nicht für seinen ersten Anfang hat es schon Geltung. Auch Stachiewicz wuchs auf in dem hochherzig engen Vorstellungskreis seines Volkes, auch seine junge Phantasie entzündete sich an den rauchenden Altären der Freiheit. In den Dienst des vaterländischen Gedankens stellte er, den Genossen gleich, die Kunst. Zum Kampfe verlassen die Bauern ihre Scholle, und ihre Sensen, sonst der friedlichen Arbeit der Ernte gewidmet, weiht der alte Dorfgeistliche mit wildem Gebet zu blutigem Verderben der Feinde. Und was wartet der besiegten Streiter? Grau flimmert der Wintermorgen, im Schneesturm wandert, endlos, eine Schaar gefesselter Polen nach Sibirien. Das sind Bilder, wie sie jeder polnische Maler geschaffen und doch gleichen sie nicht den anderen. Es quillt aus ihnen eine stark persönliche Note, ein eigenartig tiefes Empfinden, das den kalten Dekorationsstücken fehlt. Nicht die Liebe zum eisenklirrenden Kampf spricht aus ihnen, sondern ein wehes Mitleid für die unglücklichen Kämpfer, sie künden nicht erhitzte Begeisterung für den historischen Begriff des Vaterlandes, aber eine innige Verehrung für den ärmsten Fleck des heimathlichen Bodens. Kostbarer als Heldenthum und Opfertod Einzelner schien Stachiewicz das von den Vätern überkommene seelische Erbe, das kein Unterdrücker zerstören kann, weil es in der Lebensführung und Denkart jedes Zugehörigen von Neuem ersteht. Dieses wollte er dankbar gestalten und es seinem Volke zu dauerndem Besitz geben. Darum besann er sich auf sich selbst und wurde, den Vergleich in großen Zügen gestellt, für die polnischen Länder zunächst das, was

Segantini den Menschen der südlichen Alpen bedeutet, er wurde ihr Schilderer.

Nur im Stoffkreis jedoch berührt er sich mit Segantini, in der Wahl der Motive nur nähert er sich Israels und Liebermann; das Wesen seiner Kunst ist dem dieser Großen so verschieden, wie ihre Heimath der seinigen. Er hat nichts von der herben Majestät des italienischen Bergsohnes, nichts von der Art des Holländers, in der sich das dunkle Brausen des Meeres der sonnigen Stille der Dünen eint, fremd ist ihm die Weise des Berliner Meisters, wie die knorrigen Eichen und die weiten, traurigen Sandstriche der Mark. Stachiewicz ist Pole, und weich, wie seine Sprache, schmiegsam und wiegend, wie slavische Musik, ist die Stimmung der Bilder. Hart, wie überall, rinnt seinen Bauern das Leben, auch sie hat das Schicksal mühsälig und beladen gemacht. Die bittere Arbeit des Alltags umfrieden sie aber mit tröstlich überlieferten Sitten, ihnen ist der frohe Kinderglaube an das Wunder geblieben. Wenn es Frühling wird und morgens schon der Nebel von den Feldern steigt, dann pflügen sie. Auf ihren Mienen liegt nicht der dumpfe Zweifel an dem Erfolge ihres Thuns. Denn geweihte Kerzen haben sie auf dem Acker angezündet und darunter das letzte Brod des Vorjahres gelegt: Gott wird neues geben. Hat ihr Hoffen sich erfüllt, dann winden sie den Kranz und feiern, wie ihre Eltern es thaten, das Erntefest. In bunten Reigen drehen sich die Mädchen, zu seltsamen Spielen treten die Burschen zusammen, in der Freude vergessen sie die Mühen. Etwas wie Angst vor dem brutalen Leben herrscht in den Bildern, ein umso zärtlicheres Verweilen dagegen bei den Dingen, die einmal waren und nun ein schattenhafter Abglanz sind. Die Flucht in eine mythische Versöhnung offenbart sich selbst dort, wo es für den polnischen Bauer keine Vorzeit gibt, in jener modernsten Form des Daseinskampfes, die ihm unser Jahrhundert erst geschaffen. Kann ihn der Boden nicht mehr ernähren, geht er in die Bergwerke von Wieliczka, wo ein ein polnischer Zola seinen Germinal schreiben müßte. Aber nichts von des Franzosen düsterer Gewalt und grandioser Unerschrockenheit findet sich in den Bildern, die Stachiewicz dort gemalt. Wohl hat auch er in die finsteren Stollen geblickt, wo beim Flackerschein des Lämpchens ein einsamer Mensch kauert und neue Gänge in das Gestein bricht, auch er kennt die engen Höhlen, wo stickige Gase den Athem rauben. Lieber aber zeigt er die spärlichen Lichtpunkte dieser bangen Nacht. Die Mittagsstunde, wenn mit ernster Rede die Bergleute ihr dürftiges Mahl nehmen, den Sonntagsgottesdienst, wenn sie bei rauchrothen Fackeln für die Befreiung aus Gefahren danken. Ist aber einer verunglückt, dann malt er nicht das schreckliche Ende des Verschütteten. Dem Armen erscheint in seinen Fieberphantasien der Heiland. Der löst seine heilige Hand vom Kreuze und legt sie ihm segnend auf das wunde Haupt.

Das letzte Bild, symbolisch gefaßt, enthüllt des Künstlers Verhältniß zu seinem Volke. Es erklärt jene vertröstende, den scharfen Thatsachen entführende Stimmung der Scenen aus dem Bauern- und Bergwerksleben und weist den Weg, auf dem Stachiewicz bisher sein Bestes geleistet. Der Sinn der alten Sänger ist bei ihm wieder lebendig geworden. Er liebt sein gebeugtes Volk und will seinen Kummer scheuchen, die Kunst soll es der Wirklichkeit entrücken und in Schönheitsträume wiegen. Er begnügt sich nicht nur Maler zu sein. Versenkte Geheimnisse möchte er künden, Schöpfer werden tiefer Seligkeiten und er ward es, da er die „Marienlegenden“ schuf. Der Dichter in ihm regte sich früher schon und zwang ihn, die Fülle der Gesichte in Cyklen darzustellen. Er malte Scenen aus dem Gedichte Kraszewski's „Der Greis und die Greisin“, einer Satyre auf die hellenische Sage von Philemon und Baucis, und begründete dann die künstlerische Illustration in Polen. Die „Winterabende“ folgten, in denen er Mären sammelte, die sich die Leute auf dem Lande erzählen. Bedeutungsreich und voller Gestaltungskraft, sind sie jedoch nur die Vortakte zu jenem schwärmerisch lichten Hymnus, der Maria, die Himmlische, preist. Es ist schwer, über die Marienlegenden zu schreiben, denn ihre Keuschheit flieht das rasch bereite Wort. Einer hätte ihren scheuen Reiz festhalten können, dessen wundersamer Sängermund ist aber verstummt für immer, der Dichter des Niels Lyhne, Jacobsen. Zu einem Mädchen hätte er von ihnen sprechen müssen, das halb noch Kind ist und eben erst erwachen will, in einem Garten, zu dem der Frühling kommt. Ein Traum der jungfräulichsten Reine sind sie, weiß wie Lilien, die in den Thälern der Ukraine blühen. Denn selbst eine Blumengeborene ist Maria im slavischen Kult, so gar nicht ähnlich ihrer italienischen und germanischen Schwester. In Italien, Deutschland und den Niederlanden war die Legende sicher umrissen und in sich abgeschlossen. Die große That, die wir an den Künstlern des Quattrocento rühmen, war nur die selbstbewußte Kühnheit, mit der sie ferne Ereignisse in ihrer Umgebung geschehen ließen, mystische Züge vermenschlichten und vergangene Zeiten gegenwärtig gestalteten. Den Inhalt der Legende änderten sie nicht, immer haftete etwas von dem schwülen Duft des Morgenlandes an ihr. Anders die Slaven. Bei ihnen lebt Maria seit der Weltschöpfung schon und wirkt noch jetzt unter den Menschen. Des Volkes erste Dichtung galt ihrer Herrlichkeit und heute noch spinnt sie in treuherziger Kindlichkeit neue Züge in den Mythus. Maria ist die Frühlingsgöttin, die Maienkönigin. Mit bräutlichem Lächeln flicht sie den Liebenden Kränze, schützt die schlafenden Kinder, die unflüggen Vöglein in den Bäumen. Sie ist der Menschen guter Genius, segnet ihre Felder und treibt um Lichtmeß die Wölfe von den Hütten. Morgens schickt sie die Lerche, ihren Lieblingsvogel, zur Erde, den Tag zu künden, und betet man das Ave, wandelt sie durch den dämmernden Wald, ein Engel fliegt ihr läutend voran und all die tausend Glockenblumen antworten im Traum. Die Sünder tröstet sie, wenn sie auf Dornenpfaden zur Hölle müssen, die Seligen aber leitet sie mit jubelndem Gebet zwischen Lilienbüschen und Rosenwegen in das Paradies. Und Sonntags, wo alles feiert, ruht auch sie. Das Christkind im Arm, schwebt sie in zierlich leuchtendem Gewande auf den goldenen Sonnenstrahlen über die blaue Kuppel des Himmels.

Wie Stachiewicz als erster die schwermüthige Schönheit dieser Legenden geformt, wie er in den Bildern, grau in weiß, ihr liebendes Sehnen mit rührender Schlichtheit gestaltet, macht ihn zum großen Meister. Im ersten Augenblick möchte man an Fra Angelico denken. Aber was dem Mönch frommer Glaube war, ist hier heißes Gebet zur Schönheit. Stachiewicz kennt nicht die Religion, aber ihre Poesie hat er gefunden, er wollte nicht die Gottesmutter preisen, aber den heiligen Zauber adeliger Weiblichkeit.

Wir hatten Stunden in Stachiewicz's Atelier verplaudert, in alten, slavischen Folianten geblättert, verstaubte Pergamente gelesen, die seine Bibliothek kostbar machen. Dann gingen wir durch die Straßen von Krakau. Traurig erschien mir die Stadt, die man vor langer Zeit das „nordische Venedig“ genannt. Wo einst fürstliche Reiter zogen und mit blitzenden Klingen zum Balkon hinaufgrüßten, auf dem schöne Frauen lächelnd dankten, drängte sich lärmend eine verworrene Menge, auf den Plätzen, über die sonst vornehme Rathsherren in den Senat, gelehrte Professoren zur Jagellonischen Universität geeilt, boten arme Juden mit lauten Rufen ihre Waaren feil. Auf dem polnischen Königsschlosse Wawel schritt eine österreichische Schildwache, und die Weichsel hinunter, in die sich Wanda einst gestürzt, um den Umarmungen des verhaßten Deutschen zu entgehen, trugen Galeeren Stämme aus polnischen Wäldern nach Deutschland. Die Sonne sank, und über die Stadt breitete der Herbst seine goldigen Schleier. Fern nur leuchteten, wie Blutstropfen, die rothen Ebereschen der Landstraße.

Breslau. Hugo Haberfeld.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 24. Berlin, den 11. März 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Unmittelbar nacheinander sind in den höchsten Stellen unserer Marine zwei bemerkenswerthe Veränderungen vorgenommen worden. Der Chef des ostasiatischen Geschwaders, Vizeadmiral von Diederichs, ist zurückberufen worden; an seine Stelle ist Prinz Heinrich getreten, und der Chef des Oberkommandos der Marine, Admiral von Knorr, ist zurückgetreten. Die eine Veränderung wird damit begründet, daß, nachdem die letzten Schiffe von den Philippinen zurückgezogen seien, das ganze ostasiatische Geschwader wiederum versammelt war, und um alle Gerüchte über geheime und unlautere politische Absichten zum Verstummen zu bringen, sei ein königlicher Prinz an die Spitze dieses Geschwaders gestellt worden, der gewiß nicht, um eine hinterhaltige Politik zu betreiben, verwendet werden würde. Der Rücktritt aber des Admirals von Knorr drohe seit langem, da der Genannte schon seit einem Jahr mit seiner Gesundheit zu kämpfen habe. Dies die offiziellen Gründe, ob sie die allein maßgebenden gewesen sind, ist eine andere Frage.

Zwischen England und Frankreich hat sich, wenngleich in bescheideneren Grenzen, ein neuer Zwischenfall abgespielt, der einige Verwandtschaft mit dem voraufgegangenen Faschodastreit hat. Frankreich wünschte an der Küste von Maskat einen befestigten Hafenplatz zu erwerben; es war mit dem Sultan handelseinig, da erschien ein englisch-indischer Funktionär und drohte mit Bombardement, falls der Sultan seine Zusage nicht zurückzöge. Diese rücksichtslose Diplomatie, die auf den neuen indischen Vizekönig Curzon zurückgeführt wird, wurde in London nicht contrasignirt; aber Frankreich wird auch keinen befestigten Hafen erlangen, sondern nur, was auch England an der Küste von Maskat bereits sein Eigen nennt, eine Kohlenstation. Wann Kohlenstationen für die Flotte zu befestigten Stützpunkten werden, ist bekanntlich nur eine Frage der Zeit und der Gelegenheit. Jedenfalls ist auch durch dieses Ereigniß die Stimmung in England für Frankreich nicht verbessert worden.

Auch Italien sucht sich jetzt in China festzusetzen, während die Chinesen in üblicher Weise protestiren; der in Aussicht genommene Hafen heißt San-mun. Wir in Deutschland wünschen unserem Verbündeten den besten Erfolg, und wir bewundern seinen Muth. Italien ist nach den Ereignissen in der Erythrea schnell bereit von Neuem in dornenreiche Unternehmungen sich einzulassen. Die politischen Schwierigkeiten sind dabei zunächst die geringeren; aber jede Kolonialpolitik erfordert große wirthschaftliche Opfer, die, wenn sie sich überhaupt, so erst später wieder bezahlt machen. Die Kolonialpolitik ist eine gefahrvolle wirthschaftliche Unternehmung, und in Deutschland war man lange schwankend, ob Deutschland schon über die erheblichen wirthschaftlichen Reichthümer verfüge, um auch in diesen Experimenten sich versuchen zu dürfen. In Italien ist das Selbstvertrauen jedenfalls ein größeres.

Es scheint, daß der Papst sein letztes Leiden nun doch noch gut übersteht, und daß die Kardinäle sich zunächst umsonst nach einem Nachfolger umgesehen haben.

Bei Toulon hat eine furchtbare Pulverexplosion stattgefunden; sogleich tauchten Gerüchte auf, die von einem verbrecherischen Anschlag sprachen. Diese Gerüchte erhielten neuerdings dadurch Nahrung, daß der Posten vor einem zweiten Pulvermagazin angegriffen worden sein soll; allein die Angreifer flohen sogleich wieder, nachdem sie auf den Posten ein paar Revolverschüsse abgegeben hatten. Eine solche Mit-

theilung kann einigen Verdacht erregen. Angreifer, die einige Schüsse abgeben und dann fliehen, sehen nicht wie sehr ernste Verbrecher aus. Jedenfalls wird man darauf gefaßt sein müssen, daß auch die Vorgänge in Toulon mit den Anarchisten in Verbindung gebracht werden.

* * *

Der Bund der Frommen.

Der Bund der Landwirthe hat sich überlebt. Es fehlt ihm die Innigkeit, das Religiöse. Kornzölle, Viehsperren und Zuckerprämien allein thun es nicht. Speziell die böse Sozialdemokratie ist für solche Heilswahrheiten nicht ohne weiteres empfänglich. Es muß etwas noch Höheres hinzukommen, die echte Religiosität. Nur dann ist es auch möglich, die Ultramontanen mit den Agrarkonservativen zu einer großen Phalanx zusammenzuschließen, die allen Mächten des Umsturzes gewachsen ist und hinter der eine wahrhaft christliche Regierung allen Verlockungen des gottlosen Verstandes siegreich zu widerstehen vermag.

So lautet das Hohelied des neuen Bundes, mit dem die parlamentarischen Lerchen Paasche und Graf Oriola den Völkerfrühling fin de siècle jüngst begrüßt haben.

Ein Bund der Frommen, aller Frommen, ein Bund, in dem die nationalliberalen Professoren in schneeweißen Unschuldshemdchen vor den Ultramontanen staatserhaltenden Weihrauch verbrennen, der fehlte uns noch. Niemand wird bestreiten, daß gerade unsere Zeit, in der die Schriften des Würzburgers Schell auf den Index gesetzt sind, für die Gründung eines solchen Bundes vortrefflich gewählt ist. Man hat auf's neue erkannt, wie leicht und schmerzlos es ist, sich laudabiliter zu unterwerfen. „Was Deine Schells können, kann Paasche auch, und Paasche kann mehr." Was will das Bischen Lehrfreiheit und Gewissensfreiheit sagen, wenn es gilt, der Sozialdemokratie den wahren Glauben beizubringen. In Zukunft würde es darnach in Deutschland nur noch zwei Parteien geben: die Frommen und die Gottlosen. Daß unser gesammtes Parteiwesen dadurch wesentlich vereinfacht werden würde, ist zuzugeben. Allerdings bleibt zu befürchten, daß der Grad der Frömmigkeit schließlich wieder zu allerlei Spaltungen Veranlassung geben würde. Immerhin ist ein Bund der Frommen ein schönes Ziel für jeglichen Sammelpolitiker.

Leute, die eine feine Nase für alles Kommende haben, behaupten, Herr von Miquel habe im Geheimen dem neuen Bunde der Frommen bereits seinen Segen ertheilt. Es ist niemals völlig aufgeklärt, welche Rolle der gegenwärtige Vizepräsident des Staatsministeriums bei dem Zedlitz'schen Schulgesetzentwurf gespielt hat. War er im Herzen dafür und mit dem Kopfe dagegen, oder mit dem Kopfe dafür und mit dem Herzen dagegen? Irgend ein tragischer Konflikt lag vor. Es zeigte aber die ganze staatsmännische Geschicklichkeit des Herrn von Miquel, daß diesem Konflikte nicht er selbst, sondern der Ministerpräsident Caprivi zum Opfer fiel. Inzwischen ist Herrn von Miquel's bewundernswerthe geistige Elastizität noch größer geworden, man kann getrost behaupten, daß sie — im Gegensatz zu den problematischen Naturen — jeder Lage gewachsen ist. Daß er einer politischen Kombination nicht aus dem Wege gehen würde, die das einflußreiche Centrum mit den Konservativen durch einen nationalliberalen Ring zusammenkettet, dürfen wir als sicher ansehen. Er wird auch voraussichtlich den Nationalliberalen gut zureden, daß sie — im Interesse ausgleichender Gerechtigkeit oder aus politischer Klugheit oder aus Patriotismus oder aus welchem Grunde sonst — bei der bevorstehenden Neuregelung des Kommunalwahlrechts eine Anzahl Mandate dem Centrum als Morgengabe überliefern. Geben ist ja seliger als nehmen. Ob die Frömmigkeit der Nationalliberalen aber bereits soweit entwickelt ist, daß sie auch einem neuen Zedlitz'schen Schulgesetz — natürlich unter anderer Etiquette — keinen entschiedenen Widerstand entgegensetzen, das darf vielleicht doch noch bezweifelt werden. Das Gefährliche der Situation liegt nur darin, daß im Preußischen Landtage eine Mehrheit für ein Zedlitz'sches Schulgesetz in neuer Auflage überreichlich vorhanden ist. Die erste Auflage kam dadurch zu Falle, daß der nationalliberale Widerstand echt und völlig unzweideutig war. Niemand konnte aus den damaligen nationalliberalen Protesten ein tolerari posse heraushören. Liegt die Sache noch so oder ist zu fürchten, daß der Bund der Frommen mit seinem staatserhaltenden Eiapopeia auch diesen Widerstand langsam einschläfert? Das ist zur Zeit eine der interessantesten Fragen unserer praktischen Politik.

Theodor Barth.

Der Schutz der Arbeitswilligen.

(Schluß.)

Der letzte Pfeil, den der § 153 zum Schutze der Arbeitswilligen im Köcher hat, ist die Bestrafung der Ehrverletzung und Verrufserklärungen. Unter den vagen und dehnbaren Begriffsmerkmalen, mit denen der § 153 angefüllt ist, sind diese Worte die unglücklichsten und am meisten geeignet, in Zeiten, in denen die Energie der Arbeiter in der Verbesserung ihrer Lebenshaltung zu große Dimensionen anzunehmen anfängt, der freiesten Auslegung Thür und Thor offen zu halten. Was läßt sich nicht alles als Ehrverletzung und Verrufserklärung ansehen? Jedes einigermaßen wirksame Mittel, jedes energische Wort, um andere Arbeiter zur Theilnahme an der auf die Einstellung der Arbeit gerichteten Verabredung zu bewegen, kann darunter subsumirt werden und zwar ohne daß es dazu besonderer dialektischer Seiltänzerkunststücke bedarf. Der Gesetzgeber hat schon durch Vermeidung klarer, unmittelbar auf den Zweck gerichteter und konkreter Ausdrücke dafür gesorgt, daß der Vorrath im Einzelfalle gerade passender Waffen nicht ausgehe gegen diejenigen, welche es wagen, durch Selbsthilfe die Besserung ihrer Lage in zu nachdrücklicher Weise herbeizuführen. Aus diesem Grunde wird für den Thatbestand des § 153 nicht etwa die auch sonst schon strafbare Handlung der Beleidigung des Arbeitswilligen verlangt, sondern es genügt schon das viel elastischere, selbst in einer so einseitigen Klassengesetzgebung, wie dem österreichischen Gesetz von 1870 fehlende Merkmal der Verletzung an der Ehre. Damit werden denn auch alle sonst nicht unter Strafe gestellten Fälle der Beleidigung getroffen, vor allem die in Wahrnehmung berechtigter Interessen gethanenen Aeußerungen und Behauptungen von Thatsachen, deren Inhalt erweislich wahr ist. Wer den deutschen Reichskanzler beleidigt, kann mit einer geringen Geldstrafe davon kommen. Ist der Vorwurf gegen den höchsten Beamten des Reichs aber begründet, beweisbar oder in Wahrnehmung berechtigter Interessen gemacht, so liegt überhaupt keine Beleidigung vor, welche ein strafbares Delikt im Sinne des Strafgesetzbuchs darstellt. Wehe dem Frevler aber, der einem nicht mehr mitstreikenden Kollegen, der bisher der wildeste Rufer im Streite war und erst dadurch seine Kollegen in den Ausstand hineingesetzt hatte, seinen Wortbruch vorhält! Er muß noch dem Gesetz ins Gefängniß wandern. Ihering sagt einmal: „Der Tarif der Strafe ist der Werthmesser der sozialen Güter. Wie hoch steht das Menschenleben, die Ehre, die Freiheit, das Eigenthum, die Sittlichkeit u. s. w.? Schlage das Strafgesetzbuch auf und Du wirst es finden." Sind diese Worte richtig, so steht in Deutschland an der Spitze des strafrechtlichen Preiskourantes die Ehre des Streikbrechers.

Es ist erstaunlich, für wie zartbesaitet unser Recht diesen ansehen muß. Die prüdeste alte Jungfer dürfte kaum an Worten Anstoß nehmen können, welche als gröbliche Verletzung der Ehre des doch nicht an übertrieben feine Sitten gewöhnten Arbeiters, der nicht mit streiken will, mit schwerem Gefängniß und den sich daran schließenden, gerade für den Unbemittelten besonders traurigen Folgen geahndet werden müssen. Auch hierfür einige, aus der großen Zahl der jetzt an der Tagesordnung stehenden Verurtheilungen herausgegriffene, beliebige Beispiele.

Für die Notiz in einem Arbeiterblatt: „Die und die Kollegen handeln gegen unsere Interessen und unterstützen die Unternehmer“ erhalten der Verfasser der Notiz und der Redakteur je 4 Wochen Gefängniß. — Ein Arbeiter tritt an zwei arbeitswillige Kollegen heran und bittet sie die Arbeit einzustellen mit den Worten, „es sei nicht hübsch, alten Kollegen in den Rücken zu fallen“. Für diese Aeußerung muß der völlig unbescholtene Mann eine Strafe von einem Monat Gefängniß erdulden. „Die Zumuthung“, so führt die Begründung des Urtheils wörtlich aus, die Arbeitswilligen „fielen dadurch, daß sie sich an dem Streik nicht betheiligten, sondern weiter arbeiteten, den alten Gesellen in den Rücken, stellt sich als eine gegen deren Ehre gerichtete, vorsätzliche und rechtswidrige Kundgebung, also als eine Ehrverletzung, dar. Denn dadurch behauptet der Angeklagte, daß die genannten Arbeiter durch ihre Weiterarbeit den alten Gesellen nicht offen und ehrlich, sondern von hinten, also heimlich, die Möglichkeit der Arbeit zu den von ihnen gewünschten Bedingungen entzögen; er wirft ihnen somit ein hinterlistiges und ehrloses Verhalten vor und verletzt sie in ihrer Ehre“.

Also einen Monat Gefängniß, in Gemäßheit des Gesetzes verhängt, gegen einen bisher völlig unbescholtenen Mann wegen einer Aeußerung, die unter allen Umständen völlig straflos sein müßte, wenn sie von irgendeinem andern Menschen in der ganzen Welt gethan wäre, als gerade von einem Arbeiter, der von seinem Koalitionsrecht Gebrauch macht. Wäre diese Voraussetzung nicht gegeben, so würde die Aeußerung vor den Privatklagerichter kommen. Hier aber muß Freisprechung eintreten, denn eine **Beleidigung** im Sinne des § 185 Strafgesetzbuchs liegt nicht vor. Selbst wenn das Privatklageverfahren vom Gesetz so ausgebildet wäre und von den Gerichten so gehandhabt würde, daß es dem Schutzbedürfniß des seine Ehre vertheidigenden Theils der Bevölkerung Genüge thäte, könnte eine Verurtheilung niemals erfolgen. Denn schlimmstenfalls handelt es sich hier um eines jener kräftigen Worte, die in den Kreisen, denen der Angeklagte angehört, durchaus üblich sind und auf den, gegen den sie sich richten, keinerlei verletzenden Eindruck machen. Abgesehen davon hätte auch der Wahrheitsbeweis als gelungen angesehen werden müssen, da ja thatsächlich die Arbeitswilligen den Interessen ihrer Kollegen zuwidergehandelt haben. Der unglückselige Begriff der Ehrverletzung in § 153 verändert aber sofort das Bild. Ja man kann noch einen Schritt weiter gehen, um den Gegensatz im Recht, je nach der in Betracht kommenden Schicht der Gesellschaft, zu erkennen. Im Offiziersstand wird, worauf Brentano in seinem ausgezeichneten Vortrag in der Volkswirthschaftlichen Gesellschaft zu Berlin treffend hingewiesen hat, die Verrufserklärung sogar dann nicht bestraft, wenn sie gegen den sich richtet, der sich weigert, eine gesetzliche verbotene Handlung, ein Duell, zu begehen. Während die Verrufserklärung unter Angehörigen anderer Stände gegen den, der gegen Standesinteressen und Standesvorurtheile verstößt, also gesetzlich erlaubt ist, bedroht sie der § 153 der G.-O., wenn in Verbindung mit Koalition vorgenommen, mit Gefängniß bis zu 3 Monaten.

Und weiter: Ein Streikender macht einem Arbeitswilligen Vorwürfe, daß er das seinen Kollegen gegebene Ehrenwort, sich am Streik zu betheiligen, gebrochen habe und ruft ihm in der Erregung weitere Schimpfworte zu. Die Strafe ist zwei Monate Gefängniß ohne Anrechnung der siebenwöchentlichen Untersuchungshaft.

Der bloße Ausdruck „Streikbrecher“ wird regelmäßig mit Wochen langen Freiheitsstrafen geahndet, indem auch darin die Kriterien der Ehrverletzung gefunden werden. Dasselbe ist von dem inhaltslosen Worte: „Fünfundfünfzig Maurer“ angenommen worden. Damit vergleiche man nun den folgenden Vorfall: Ein Fabrikant hatte einem seiner früheren Arbeiter bei der Arbeitsnachweisstelle des Verbandes der Metallindustriellen als Streikenden denunzirt. Ein auf diese Weise gebrandmarkter Arbeiter ist nach den in der Schrift: „Ein Komplott gegen die deutsche Arbeiterklasse“ veröffentlichten Statuten des Verbandes durch die Arbeitsnachweisstelle „von der Zuweisung an Arbeitgeber **auszuschließen** und zwar so lange, bis ihr von dem Vorsitzenden die Mittheilung zugeht, daß auf Beschluß der zuständigen Organe diesen Arbeitern der Nachweis an Arbeitsgelegenheit nicht länger vorzuenthalten sei“. Da dem Verbande fast alle größeren Firmen angehören, konnte der vorerwähnte Arbeiter Monate lang keine Arbeit finden. Gelang es ihm wirklich einmal, irgendwo unterzuschlüpfen, so that die „schwarze Liste“ ihre Schuldigkeit und er flog hinaus. Da überdies die Denunziation des Fabrikanten auf Irrthum beruhte und wohl in einer Namensverwechselung ihren Grund hatte, so bemühte sich der Arbeiter um Zurücknahme der Anzeige, aber vergeblich. Schließlich blieb dem Mann, um sich und seine Familie vor völligem Ruin zu schützen, nichts übrig, als die Privatklage anzustrengen. Der Fabrikant wurde jedoch freigesprochen, weil in der Behauptung, es habe jemand gestreikt, keine Beleidigung liege.

Gegen die Richtigkeit dieser Entscheidung läßt sich nichts einwenden. Wenn aber ein Gesetz so gestaltet ist, daß es dem Fabrikanten gestattet, einen Arbeiter straflos Streiker zu nennen und ihn damit zu Grunde zu richten, während der Arbeitnehmer für das gänzlich harmlose, in der Erregung hingeworfene, Niemanden schädigende Wort: „Streikbrecher“ auf Wochen sich einer Freiheitsstrafe unterziehen muß, so ist dies ein Gegensatz, der das schlichte Rechtsgefühl des Volkes empfindlich verletzen muß, da er zeigt, mit wie verschiedenem Maßstade die Gesetzgebung die verschiedenen Volksschichten mißt. Hieraus folgt, daß eine Gesetzgebung, welche nicht das wirksame Mittel der Strafe zur Unterdrückung der wirthschaftlich schwachen und unerfahrenen Elemente im Konkurrenzkampfe mit den Unternehmern zu benutzen trachtet, zur völligen Beseitigung des § 153 kommen muß, wie dies auch Brentano fordert und lange vor ihm schon der alte Mittermaier unter fast prophetischem Hinweis auf die jetzt deutlich zu Tage getretenen Mißstände energisch verlangt hat. Anstatt an eine Ausdehnung und Verschärfung dieser Vorschrift zu denken, sind daher nach dem Vorbild sozialpolitisch einsichtsvoller Gesetze, z. B. des schweizerischen Strafgesetzentwurfs, alle gelegentlich von Arbeitseinstellungen und Aussperrungen begangenen Strafthaten unter die Bestimmungen des gemeinen Strafrechts zu stellen.

Wir haben im Vorstehenden von dem Arsenal der Waffen gesprochen, womit das geltende Strafrecht den angeblichen Auswüchsen des Koalitionsrechts direkt und unmittelbar entgegentritt. Daneben findet selbstverständlich auch das gemeine Strafrecht für die schon nach diesem strafbaren Handlungen in vollem Umfange Anwendung, nur mit dem Unterschied, daß sich heute fast durchweg die Praxis herausgebildet hat, daß die Begehung eines Delikts gelegentlich eines Streiks einen allgemeinen Strafschärfungsgrund bildet, gleichsam als ob unser Strafgesetzbuch die Vorschrift enthielte: „Das Motiv des Thäters, andere „ehrliche“ Leute von der Arbeit abzuhalten, hat bei jeder Strafthat eine Erhöhung der Strafe zur Folge.“ Die Veranlassung zu einer solchen Rechtsprechung ist in erster Linie nicht der Richter, sondern der Zug der Gesetzgebung, deren Werkzeug ja nur der Richter ist. Wenn diese jeden sozialpolitischen Fortschritt der arbeitenden Klasse mit Mißtrauen betrachtet, so kann es nicht Wunder nehmen, daß die für ihn Kämpfenden als aufrührerische Köpfe im Falle einer Verfehlung besonders hart angefaßt werden.

So konnten wir denn folgendes Urtheil erleben. Ein Streikender geht mit einem unbekannt gebliebenen Kollegen

auf einen Bau und fragt einen schwerhörigen Arbeitswilligen: „Du sollst mitstreiken und arbeitest?“ Der unbekannt gebliebene Begleiter des Angeklagten knüpfte daran noch die Drohung gegen den Arbeitswilligen, wenn er nicht mitstreike, komme er auf die schwarze Tafel und werde aus dem Verband ausgeschlossen. Dazu habe der Angeklagte im Weggehen: „Ja, ja“ gesagt. Der Vertheidiger vermochte in diesen harmlosen Worten: „Ja, ja“ selbst wenn sie von dem schwerhörigen Manne richtig verstanden seien, eine Drohung nicht zu finden. Ueberdies liege der Fall sehr milde, denn schlimmstenfalls handele es sich um eine Drohung mit einer gesetzlich zulässigen Handlung. Es sei selbstverständlich, daß eine Korporation, die zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen gegründet sei, solche Mitglieder ausschließen müsse. Bei Geschäftsleuten nehme daran Niemand Anstoß. Das Gericht verurtheilte den erst 18 Jahre alten Angeklagten wegen Hausfriedensbruch und Bedrohung mit einem Monat Gefängniß. Durch die Worte: „Ja, ja“ habe sich der Angeklagte die Drohung seines Kollegen mit Ausschluß aus dem Verbande zu eigen gemacht.

Wegen des einem neu ankommenden Kollegen gegenüber erfolgten Zurufs: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die Maurer hier streiken“ wird auf Grund des Groben-Unfugs-Paragraphen, dieses juristischen Mädchens für Alles, eine Geldstrafe von 30 M. oder 10 Tagen Haft, verhängt, während vier Arbeitswillige, die gemeinschaftlich einen wehrlosen Ausständigen erheblich mißhandelten, jüngst mit Geldstrafen zwischen 10 und 20 Mark belegt werden.

Körperverletzungen, die an sich weder schwer sind, noch irgendwie nachtheilige Folgen für den Angegriffenen zur Folge hatten, sind wiederholt mit Monate langen, bisweilen sogar ein Jahr übersteigenden Freiheitsstrafen geahndet worden und dies bei der vielfach und mit Recht beklagten Milde unserer Strafgerichte gegenüber Rohheitsverbrechen lediglich deshalb, weil die Prügelei ihre letzte, oft ganz entfernte, von dem Belastungszeugen an den Haaren herbeigezogene Ursache in Meinungsverschiedenheiten über eine zu bewirkende Arbeitseinstellung hatten. Ja, für das bloße Bedrohen mit „Verhauen“ wurden in Sachsen Gefängnißstrafen von je 6 Monaten verhängt, während 4 Arbeitswillige, die gemeinschaftlich einen wehrlosen Ausständigen erheblich mißhandelten, jüngst mit Geldstrafen zwischen 10 und 20 M. belegt wurden.

Welche reiche Ausbeute der Erpressungs-Paragraph noch bietet und wie die ihm vom Reichsgericht gegebene Auslegung direkt dazu verwendet werden kann, das Koalitionsrecht der Arbeiter lahm zu legen, ist bereits oben erwähnt. Zwar will das Reichsgericht ausdrücklich von dem Thatbestande der Erpressung den Fall fernhalten, daß lediglich ein Paktiren, ein gegenseitiges Fordern und Bewilligen unter Wahrung beiderseitiger Vertragsfreiheit vorliegt. Aber sofort wird hinzugefügt: Im einzelnen Falle kann eine konkrete Aeußerung ihrer Form nach es zweifelhaft erscheinen lassen, ob ein Zwang auf den anderen Kontrahenten ausgeübt oder die Freiheit seiner Entschließung gewahrt werden soll. Es kann auch eine reine Vertragsposition, um den Anderen zur Annahme geneigt zu machen, mit der Vorstellung der dem Anderen nachtheiligen Folgen der Ablehnung verbunden werden, ohne daß sie dadurch schon zu einer Drohung wird, durch die ein Willenszwang geübt werden soll. Die Feststellung der Willensrichtung, welche im einzelnen Falle vorliegt, ist dann Sache rein thatsächlicher Würdigung und Entscheidung.

Daß mit dieser Verklausulirung dem um eine Verbesserung seiner Lebensbedingungen kämpfenden Arbeiter auch nicht um einen Deut geholfen ist, leuchtet ohne Weiteres ein. Das Reichsgericht beraubt sich selbst der Möglichkeit, der mißbräuchlichen Auslegung seiner auf des Messers Schneide stehenden Ausführungen entgegenzutreten, indem es die Frage, ob der Arbeiter das Recht haben soll, wie jeder andere Waarenverkäufer, straflos seine Waare zu den höchsten Preisen zu verkaufen, in das Gebiet der thatsächlichen Feststellung verweist. Damit ist die für den Arbeiter einzig und allein erhebliche Frage der Nachprüfung des höchsten Gerichtes entzogen, mag der Strom der Kriminalisirung auch noch so rückhaltslos den sein Koalitionsrecht ausübenden Arbeiter auf die Anklagebank und ins Gefängniß führen. Das Reichsgericht hat selbst seine Befugnisse so eingeengt, daß es Abhilfe nicht mehr schaffen kann.

Endlich muß, um das Bild zu vervollständigen, noch auf all die kleinen Präventivmittelchen hingewiesen werden, welche dazu dienen sollen, es nicht erst zu einer Belästigung der Arbeitswilligen kommen zu lassen, sondern die „ehrlichen“ Arbeiter vor der Ansteckungsgefahr von vornherein zu bewahren oder richtiger ausgedrückt, das Bekanntwerden des Bestehens eines Streiks möglichst zu verhindern.

Hierzu dient zunächst das Verbot des Streikpostenstehens. Dieses Streikpostenstehen hat den Zweck, anderen Arbeitern von der Thatsache, daß ein Streik stattfindet, Mittheilung zu machen. Brentano hat sehr zutreffend mit voller Schärfe darauf hingewiesen, daß das Verbot des Streikpostenstehens in Wahrheit das Koalitionsrecht überhaupt illusorisch zu machen geeignet ist. „Der Versuch, solche Mittheilungen zu unterdrücken, kann etwas viel Tyrannischeres werden, als jene Mittheilungen selbst“, zumal die Arbeitgeber denselben Zweck jeder Zeit viel wirksamer durch schriftliche Benachrichtigung, schwarze Listen oder das Telephon erreichen können.

Wie aber soll dieses Ziel erreicht werden, da ein direktes Verbot des Postenstehens bei Ausständen bislang noch fehlt? Allein es bietet sich bei jedem Bedürfniß im Strafgesetzbuch ein geeigneter Paragraph dar. Zunächst hilft hier das Straßen-Polizeireglement, welches das Stillstehen auf öffentlichen Straßen und Plätzen im „Interesse der Aufrechterhaltung des Verkehrs“ verbietet, zumal sich die Gerichte nicht für befugt erachten, nachzuweisen, ob diese letztere Voraussetzung wirklich vorliegt oder nicht. Es genügt nach der Rechtsprechung vielmehr zur Bestrafung, daß dem Befehl des Schutzmanns, den dieser als im Interesse der Aufrechterhaltung des Verkehrs seinem subjektiven Ermessen nach für nothwendig hält, nicht sofort Folge geleistet wird. Mit anderen Worten: Es fällt ein Theil des gesetzlichen Thatbestandes in subjektiver wie objektiver Beziehung einfach unter den Tisch, die Justiz ordnet sich im Effekt der Polizei unter.

Wirksamer aber noch ist das Universalstrafmittel gegen den sein Klassenbewußtsein in zu nachdrücklicher Weise vertretenden Arbeiter, der Grobe-Unfugs-Paragraph, denn er läßt Freiheitsstrafe zu. Seine Anwendung auf den vorliegenden Fall ist eine höchst einfache. Lassen wir ein Urtheil für sich selbst sprechen: Einer Anzahl von Maurern wird vorgeworfen, Streikposten gestanden zu haben. Sie wenden ein, daß sie lediglich spazieren gegangen sein. Das Gericht hält den Einwand für eine leere Ausrede. Zum Spazierengehen hätte man das Feld benutzt, was jedenfalls angenehmer sei, als die schmutzigen Chausseen, von denen auswärtiger Arbeitszuzug zu erwarten gewesen wäre. Es könne sich fragen, ob in diesem Verhalten grober Unfug liege. Grober Unfug sei nach den Entscheidungen der Gerichte darin zu finden, daß das Publikum in seiner Allgemeinheit belästigt werde. Grober Unfug bestehe aber nicht allein darin, daß Skandal oder Radau gemacht werde, sondern es könne auch durch ein ganz ruhiges Verhalten grober Unfug verübt werden, wenn durch dieses Verhalten eine unbegrenzte Menge von Menschen, ein Theil des Publikums irgendwie in seelischer Beziehung belästigt werde. Der Gerichtshof habe die Ueberzeugung gewonnen, daß durch das Verhalten der Angeklagten eine Beeinflussung auf die Arbeitnehmer der umliegenden Dörfer, die vom Streik Kenntniß hatten, stattgefunden habe, dadurch, daß diese in ihrer Entschließungsfähigkeit und Bewegungsfreiheit beeinträchtigt gewesen seien. Dadurch sei die Beunruhigung eines unbegrenzten Theiles des Publikums bewirkt worden und der Thatbestand des Unfugsparagraphen gegeben.

Alle diese Maßregeln, mit denen gegen streikende Arbeiter heute in Deutschland vorgegangen wird, müssen auf die Arbeiterschaft um so erbitternder wirken und, wie es von Bar in seiner Rektoratsrede einmal ausgedrückt hat, nothwendig einen um so breiteren Widerwillen gegen Gesetz und Ordnung überhaupt hervorrufen, als jegliches Schutzmittel zu Gunsten der Arbeiterorganisationen fehlt, als die zwangsweise Verhinderung der Arbeiter an der Ausübung ihrer Koalitionsfreiheit, in welcher Form sie auch immer auftritt, gänzlich straflos ist. Niemals ist bisher in Deutschland eine Behörde auf den Gedanken gekommen, zu prüfen, ob nicht auch in solchen Handlungen der Unternehmer der Thatbestand des groben Unfugs erblickt werden kann, und ob die große Mehrzahl des deutschen Volks, die arbeitende Klasse, denn nicht auch vielleicht ein Recht darauf hat, sich, um die Definition des Reichsgerichts zu wiederholen, als Publikum zu betrachten, das sich „physisch beunruhigt und belästigt" fühlen darf. Soll dem Strafrecht wirklich nach Mittelstädt's treffender Charakteristik die Aufgabe zugewiesen werden, mit kümmerlichen, von einer schwächlichen Juristenlogik zusammengedrehten Papierfügelchen elementare Volksbewegungen zu erschüttern, so bietet sich für die Anwendung der neuerlich ausgebildeten Unfugsjurisprudenz nirgends ein so ergiebiges Feld dar, als gegenüber den ganz öffentlich betriebenen Versuchen mancher Unternehmer, die organisirten Arbeiter als vogelfrei zu behandeln.

Und doch kann man sich, ohne irgend ein Risiko zu übernehmen, ruhig verpflichten, den höchsten Preis demjenigen zu zahlen, der einen Fall nachweist, in dem die Beunruhigung der organisirten Arbeiter Grund zum Einschreiten gegeben hat. Man wird sein Geld behalten. Dem streikenden Arbeiter gegenüber thut dagegen der Grobe-Unfugsparagraph sofort seine Schuldigkeit. Ist doch sogar mehrfach die lakonische Annonce in der Arbeiterpresse: „In der und der Fabrik ist Streik, Zuzug daher fernzuhalten" von unteren Gerichten als grober Unfug erachtet worden. Daß den Arbeitern bei ihren wirthschaftlichen Kämpfen auch dadurch die Aktionsfähigkeit genommen wird, daß die Sammlungen für Streikende als Ausführung einer öffentlichen, nicht genehmigten Kollekte angesehen werden, ist etwas Alltägliches.

Wir haben im Vorstehenden nur von dem materiellen Strafrecht gesprochen. Um dem Leser ein völlig zutreffendes Bild von den Dingen, wie sie sich zur Zeit in Deutschland jeden Tag abspielen, zu geben, müßte jetzt noch ebenso eingehend von dem Strafverfahren geredet und geschildert werden, wie bei einer Prügelei zwischen einem Streikenden und Streikbrecher letzterer regelmäßig nicht mitangeklagt, sondern als der völlig glaubwürdige, der besonderen obrigkeitlichen Fürsorge bedürftige, ehrliche und ordnungsliebende Zeuge angesehen, der Entlastungszeuge dagegen oft genug, als der Mitthäterschaft dringend verdächtig, nicht vereidigt wird, so daß sich ein zutreffendes Bild des wahren Sachverhalts in solchen Fällen gar nicht ergeben kann.

Nehmen wir alles dies zusammen, so wird man den von ruhigster, wissenschaftlicher Seite ausgesprochenen Satz gewiß nicht zu hart finden: Die deutschen Arbeiter haben das Koalitionsrecht, wenn sie aber davon Gebrauch machen, werden sie bestraft.

Welche Verschärfungen und Erweiterungen des gesetzlichen Thatbestandes bei diesem Sachverhalt selbst die einseitigste Gesetzgebung, mag sie noch so feindlich den Arbeiterorganisationen gesinnt sein, jetzt noch ersinnen kann, darauf wird man mit Recht gespannt sein dürfen.

Hugo Heinemann.

Parlamentsbriefe.

X.

Die Gräber der in der Märznacht des Jahres 1848 gefallenen Personen im Friedrichshain zu Berlin befinden sich seit langer Zeit in einem Zustande schlimmer Verwahrlosung. Die Berliner Gemeindebehörden gingen von der Ansicht aus, daß es Pflicht und Sitte sei, öffentliche Begräbnißstätten in einem würdigen Zustande zu erhalten und beschlossen darum, den Friedhof mit einem eisernen Gitter und einem zugehörigen schmiedeeisernen Portal für den Preis von 6500 Mark zu umfriedigen. Dieser Beschluß bedurfte der baupolizeilichen Genehmigung. Die Entscheidung wurde zuerst neun Monate lang verzögert und fiel dann in ablehnendem Sinne aus. Das sind Thatsachen, die eine Besprechung im Abgeordnetenhause sehr wohl verdienten; die lange Zeit, deren die Erwägung bedurfte, ist noch um Vieles auffallender als der Inhalt der Entscheidung.

Diese war vom Polizeipräsidium darauf gestützt worden, daß der Beschluß der Stadtverordnetenversammlung eine Verherrlichung der „Revolution" in sich schließe. Die konservative Partei hatte daran nur auszusetzen, daß die Behörde statt des Wortes „Revolution" nicht das Wort „Revolte" gewählt habe. Die freisinnige Partei griff das Verhalten des Polizeipräsidiums lebhaft an.

Was uns an diesem Hergang interessirt, ist die Abneigung oder gar die Unfähigkeit der Behörde, einen Vorgang, der um ein volles halbes Jahrhundert zurückliegt, rein historisch aufzufassen. Bei Kämpfen, welche die Gegenwart bewegen, hat die Leidenschaft ihr volles Recht; sobald ein Ereigniß vollständig der Vergangenheit angehört, sobald es durch wichtigere Ereignisse, die sich seitdem zugetragen haben, überstrahlt ist, pflegen besonnene Leute sich Mühe zu geben, es aus seinen Ursachen zu begreifen. Fehler werden stets von beiden Seiten begangen; es kommt ein Tag, wo man sich über diese Fehler nicht mehr erregt, sondern sie milde als ein Erbtheil der Menschlichkeit begreift.

Selten war einem Fürsten so sehr wie Friedrich Wilhelm dem Vierten die Gelegenheit gegeben, ein Fürst großer friedlicher Reformen zu sein; selten hat ein Fürst die Zeichen der Zeit so sehr verkannt wie er. Wir schmähen ihn darum nicht; wir suchen ein Bild seiner Persönlichkeit zu gewinnen, in der ja des Geistvollen und Liebenswürdigen noch viel war, und verstehen, daß er aus seiner Persönlichkeit nicht heraus konnte und nach seinen angeborenen Eigenschaften so handeln mußte, wie er gehandelt hat.

Daß zwischen dem Tage, wo Friedrich Wilhelm der Vierte sprach: „Nimmermehr gebe ich meinem Volke eine Konstitution", und dem Tage, wo er hinter der schwarzroth-goldenen Fahne, die der Referendarius Stieber und der Thierarzt Urban trugen, durch Berlin ritt, um zu verkündigen, daß er sich an die Spitze Deutschlands stelle, ein Umschwung vorgegangen ist, und daß dieser Umschwung seinen Grund in den Märztagen hatte, — mag sein, daß nicht der 18., sondern schon der 13. März den Umschwung bewirkt hat — kann auch der Kurzsichtigste nicht verkennen. Je härter Jemand den Märzkampf verurtheilt, desto ungünstigeres Licht läßt er auf den König fallen, in dessen Macht es gestanden hätte, die Bewegung in friedliche Bahnen zu leiten, wenn er rechtzeitig gethan hätte, was er zu spät gethan hat.

Die leidenschaftlichen Reden, in denen Graf Limburg Stirum und seine Freunde sich ergingen, bekunden nur, daß der alte Sauerteig, der vor fünfzig Jahren so böses Blut machte, noch immer nicht verdaut ist.

Würdig neben der Rede des Grafen Limburg-Stirum, des Führers der konservativen Partei, stand die Rede, welche Herr Paasche, ein nationalliberaler Professor, im Reichstage gehalten hat. Herr Paasche ist noch ein verhältnißmäßig junger Mann, und wenn wir die vielen Reden,

zu denen er sich gedrängt gefühlt, mit einander vergleichen, haben wir den Eindruck, als ob er noch alle Tage jünger würde. Er hat im Stile der Propheten eine Bußpredigt gegen die wachsende Verrohung und Irreligiosität gehalten, und der Beifall, der ihm dafür vom Centrum zu Theil wurde, hat ihn so berauscht, daß er sich immer mehr steigerte, bis ihm der Abgeordnete Gröber mit einer Geschicklichkeit, die wir nicht unterschätzen, die Rechnung präsentirte. Wenn es Herrn Paasche voller Ernst ist mit dem, was er sagte, so muß er das Verlangen des Centrums unterstützen, der Freiheit der Wissenschaft Schranken zu ziehen, er muß die moderne Philosophie, Bibelkritik, Naturwissenschaft unterdrücken helfen. Und wenn die nationalliberale Partei in Herrn Paasche den Mann erblickt, der berufen ist, gleich der Jungfrau von Orleans, ihr die Fahne voranzutragen, so muß sie ihn unterstützen.

Herr Paasche hat im Jahre 1870 in sozialdemokratischen Versammlungen Spottlieder auf die Religion singen hören; wenn die Thatsache richtig ist, ist sie zu tadeln. Aber gerade im Jahre 1870 wurde mit besonderer Begeisterung „Die Wacht am Rhein" gesungen. Aus einem ungehörigen Liede, das gelegentlich gesungen wurde, auf eine wachsende Verrohung zu schließen, ist für einen Mann der Wissenschaft ein sehr bedenklicher Schluß. Daß einzelne Rohheiten vorkommen, ist nicht zu leugnen, und leider finden sie sich in allen Ständen; über einzelne Rohheiten, die gerade in gebildeten Kreisen verübt wurden, hat Herr Paasche ein unverdient mildes Urtheil gefällt. Aber daß die Rohheit im Wachsen ist, ist eine unerwiesene Behauptung, deren Verbreitung ausschließlich im ultramontanen Interesse liegt.

Herr Paasche hat in der Hitze des Gefechts von der „seligmachenden Kirche" gesprochen; im stenographischen Bericht hat er das in die „beseligende Kraft der Kirche" verwandelt. Aber eine solche Korrektur macht die einmal gesprochenen Worte nicht zu ungesprochenen. Wenn Herr Paasche in seinen Erinnerungen nicht nur auf seine Studentenzeit sondern auch auf die Zeit zurückgehen will, in welcher er Konfirmationsunterricht genoß, wird er finden, worauf der rechtgläubige Protestant seine Hoffnungen, selig zu werden, setzt, und wird die Ueberzeugung gewinnen, daß auch der von ihm zu stenographischem Protokoll gegebene Ausdruck nicht unbedenklich ist. Wir können uns nicht helfen, aber wir sind der Ansicht, daß Derjenige, der ein Bußprediger werden will, vor allen Dingen katechismusfest sein muß.

Ein einzelner Gegenstand, der in den Verhandlungen zur Sprache kam, verdient noch unterstrichen zu werden. Der Oberpräsident von Berlin hat beschlossen, eine Zwangsinnung der Buchdrucker zu konstituiren. Das Druckereigewerbe wird in Berlin überwiegend fabrikmäßig betrieben. Und so ist der Beschluß nicht allein in hohem Grade unzweckmäßig, sondern auch mit dem Gesetz nicht wohl in Einklang zu bringen. Der Handelsminister hat eine erneute Prüfung zugesagt; wir wünschen, daß diese Prüfung eine gründliche sei.

Proteus.

Esterhazy's Enthüllungen.

Als die Frage nach der Schuld oder Unschuld von Dreyfus auftauchte, handelte es sich zunächst nur um ein einziges Problem: Liegt hier ein Justizirrthum vor. Dann gewann die Angelegenheit ein politisches Gepräge; der Kampf um Dreyfus wurde zu einem Ringen zwischen den reaktionär klerikalen und den republikanischen Mächten in Frankreich. Bei diesen politischen Auseinandersetzungen rissen die Gegner sich die Hüllen so leidenschaftlich vom Leibe, daß das Ausland und auch Frankreich erstaunt und entsetzt war über die Fäulniß, die man in den höchsten militärischen Kreisen der Republik zu erblicken bekam. Lüge, Meineid und Fälschung sind dort an der Tagesordnung und werden ohne jeden Skrupel geübt.

In den neuesten Enthüllungen Esterhazy's im „Daily Chronicle" findet sich eine ganz besonders kostbare Bemerkung, die das Treiben dieser Militärs wie in einem kurzen Sinnspruch wiedergiebt. Esterhazy sagte von sich: Ich log niemals, außer wenn man es mir befohlen hat. Die Lüge ist in diesen Kreisen des Generalstabes eine Institution, die zur militärischen Disziplin gehört.

Allein alle diese erstaunlichen Gesinnungsgemeinheiten, auf die man unaufhörlich bei den betheiligten hohen französischen Offizieren stößt, beginnen heute des Interesses zu entbehren. Es gab eine Zeit, da man überrascht wahrnahm, dieser oder jener General muß diesen oder jenen unerhörten Verstoß gegen die Ehrlichkeit, gegen Recht und Anstand begangen haben; nachdem aber sich das Erstaunen hierüber gelegt hat, verliert der besondere Vorfall an Werth, und man gelangt zu dem Kollektivurtheil, die kompromittirten Militärs tragen zwar goldgestickte Uniformen und hohe Orden, aber zur Klasse der anständigen Menschen gehören sie nicht; sie sind eine korrumpirte Gesellschaft.

Setzt man eine weitreichende sittliche Korruption bei diesen militärisch-klerikalen Offizieren voraus, insbesondere jene Frivolität, die es lächerlich findet, eines unbequemen ehrgeizigen Juden wegen so viel Lärm zu machen, und nimmt man hinzu jenen Standeshochmuth, der sagt, wenn die Parlamentsschwadronenre und die Zeitungsbengels nach Gerechtigkeit schreien — dann erst recht nicht, — bringt man Motive dieser Art in Ansatz, so wird man sicherlich zur Erklärung einer erheblichen Anzahl von Vorgängen gelangen.

Aber es bleibt ein unerklärter Rest.

Von Anbeginn an gewahrt man neben der Frivolität und dem Hochmuth eine zielbewußte Energie, die Wahrheit zu ersticken, und diese Energie sieht aus, als wäre sie in Selbstvertheidigung geübt; eine Energie die die höchsten Offiziere der Armee zu Handlungen veranlaßt, die man aus sittlichem Nihilismus nicht mehr erklären kann. Gewisse gefährliche Gemeinheiten begeht man nur, wenn man sie aus ganz persönlichem Interesse begehen muß.

Und heute liegt das wesentliche Interesse bei allen Enthüllungen über den französischen Generalstab nur noch an der Stelle: aus welchen Gründen waren diese hohen französischen Offiziere gezwungen, bis zu diesem Grade mit Schuften und Fälschern und Verräthern Frankreichs gemeinsame Sache zu machen.

Zur Klarheit dringt man auch heute nicht durch; aber man kommt doch wiederum einige Schritte vorwärts.

Am einfachsten liegen die Verhältnisse beim General Mercier. Er wurde von den Antisemiten und Nationalisten wild angegriffen, als sich auch nur die entfernteste Möglichkeit zeigte, daß Dreyfus, der eben verhaftet worden war, als unschuldig entlassen werden könnte. Die Versuchung, eine Verurtheilung durchzusetzen, um einige Monate länger Minister zu bleiben, ist einleuchtend genug, und Mercier erreichte dies Ziel.

Ein zweiter Punkt ist heute gleichfalls erfreulich erhellt. Dieser Druck auf Mercier konnte nur ausgeübt werden, indem den antisemitischen Blättern das Material über die weiteren Kreisen noch ganz unbekannte und geheime Untersuchung gegen Dreyfus zugetragen wurde. Jenes Material war allein einer ganz kleinen Anzahl von Personen bekannt. Bisher nahm man an, daß antisemitischer Fanatismus diesen Verstoß gegen die Disziplin und das militärische Geheimniß begangen habe. Man muß heute zu einem andern Ergebniß gelangen.

Esterhazy erklärt, daß Henry seit Jahrzehnten und Jahrzehnten sein guter Freund gewesen sei, und daß er selbst wiederholt als Gegenspion dem Nachrichtenwesen angehört habe. Das Letztere hat der Generalstab immer bestritten, und es gibt einen Grund, um diesmal dem Generalstab zu glauben.

Zunächst kommt es nur auf die Freundschaft zwischen Henry und Esterhazy an, und für sie läßt sich ein späterer

Beweis zur Unterstützung der Behauptung von Esterhazy anführen.

Bevor noch die ersten Anklagen gegen Esterhazy öffentlich ausgesprochen waren, war Henry und sein Kreis bereits von der heraufziehenden Gefahr unterrichtet; und sie setzten sich nun sofort mit Esterhazy in Verbindung; Esterhazy bringt dafür das urkundliche Material bei. Man verständigte sich darauf schleunigst, um den drohenden Schlag abzuwehren. Esterhazy behauptet freilich, ihm seien Briefe, Eingaben und Verhaltungsmaßregeln einfach fertig zugestellt worden; aber das ist unmöglich. Man kann Niemanden in so schwierigen Verhältnissen vertheidigen, ohne daß der zu Vertheidigende solche Grundlagen liefert, die mit seinem Leben und seinen Verhältnissen einigermaßen in Uebereinstimmung stehen. Mit anderen Worten: das Bureau des Generalstabes arbeitete mit Esterhazy zu seiner Rettung zusammen, wie dieses Bureau die Vernichtung von Dreyfus zu bewirken suchte. Und als Bindeglied hierzu und dazu dienen die Beziehungen Esterhazy's zu Henry, die jener Freundschaft nennt.

Setzt man voraus, wie man es schon früher mit weniger gutem Grunde gethan, daß Esterhazy für seine Verrätherereien in Henry einen Helfershelfer hatte, so ist es klar, warum Henry und seine Leute, nachdem der Bordereau einmal gefunden war, Dreyfus als den Verräther gierig opfern, und warum sie später Esterhazy unter allen Umständen von jeder Schuld rein waschen mußten.

In dieser Beziehung haben alte Annahmen neue Unterstützung erfahren; aber noch nicht so durchsichtig ist, warum nun Henry die Hilfe der Generäle bis hinauf zu Boisdeffre fand.

Es steht fest, daß die Generäle zunächst mit kühler Ruhe von der Thatsache Kenntniß nahmen, daß Picquart Esterhazy beargwöhnte. Esterhazy war ihnen damals gleichgültig. Esterhazy kann also auch nicht zur Gegenspionage offiziell gehört haben, sonst hätte man Picquart hierauf aufmerksam machen müssen. Augenscheinlich maßt sich Esterhazy das Amt eines Gegenspions an, um für sein wahres Treiben als Spion bessere Deckung zu finden. In dem Augenblick jedoch, wo die Rückwirkung der Untersuchung gegen Esterhazy auf den Dreyfusprozeß klarer hervortritt, wird Picquart Halt geboten. Auch eine Erklärung hierfür läßt sich noch finden. Die Revision des Dreyfusprozesses mußte Mercier bloßstellen, und Mercier gemeinsam mit Boisdeffre galten als verantwortlich für den Madagaskarfeldzug, von dessen Tiefen und die Schleier niemals fortgezogen worden sind. In diesem sehr kostspieligen Feldzug starb zwar kein französischer Soldat von der Hand des Feindes, aber Tausende und Tausende starben an den Sünden der französischen Kriegsverwaltung; Grund genug, daß Boisdeffre in ritterlicher Solidarität für Mercier eintrat.

Aber soll man annehmen, daß dieses Motiv schließlich ausreichte, um Boisdeffre, und nicht nur ihn, sondern ein weiteres Dutzend Generäle und hohe Offiziere bis zu dem Grade, wie es schließlich geschehen ist, zu Helfershelfern und Beschützern von Henry und Esterhazy zu machen? Vielleicht doch.

Wie schließt sich die Kette aneinander?

Esterhazy und Henry mußten Dreyfus zu vernichten suchen, damit nicht die Spur auf ihre eigene Fährte führte. Mercier wurde durch ihre Machinationen in der Presse gezwungen, unbewußt ihr Helfershelfer zu werden, und er wurde ihr Komplize durch die Gesetzesverletzung, mit der er die Verurtheilung von Dreyfus erzwang. Um Mercier zu decken, sprang Boisdeffre ein, und als sich dann die klerikale Reaktion und der Cäsarismus der Angelegenheit bemächtigt hatten, und als in den Kreisen des Generalstabes endlich Klarheit darüber erlangt war, wer Henry und wer Estherhazy seien, da gab es nur noch zwei Möglichkeiten: auf das tiefste kompromittirt, mit den Henry und Esterhazy zu unterliegen — oder mit diesen Gaunern und Fälschern gemeinsam zu siegen.

Möglicherweise freilich gab es noch engere Beziehungen zwischen Henry und Boisdeffre, und dies scheint Esterhazy anzudeuten . . ., Beziehungen, die den einen an den anderen fesselten und die schließlich dazu führten, daß Henry aus der Welt geschafft wurde.

Heute kann man bereits die Hoffnung hegen, daß das Licht weiter wachsen wird.

P. Nathan.

Eine junge Dichterin.

Für einen jungen Autor ist es heutzutage gar nicht so schwer, sich bekannt zu machen. Die litterarische Revolution der letzten Jahrzehnte hat unter den mehr oder minder glänzenden Namen der früheren Zeit gewaltig aufgeräumt. Gar viele Hohlköpfe, die ganz unberechtigt ein Lorbeerkränzlein trugen, fielen ihr zum Opfer, es sank aber auch manches wahrhaft fürstliche Haupt in den Staub. Noch nie ist das Neue so schnell alt geworden wie in unseren Tagen. Es ist gegenwärtig viel schwieriger, alten Ruhm zu bewahren, als neuen zu erringen. Selbst ein Führer der jungen Schule, wie Gerhart Hauptmann, muß sich, kaum zu Ansehen gelangt, der erbittertsten Gegnerschaft versehen; sie stammt nicht aus den Reihen der „Alten", sondern aus denen der Allerjüngsten, denen er schon nicht mehr modern genug ist. So hat auch keine der verschiedenen litterarischen „Richtungen" Bestand; ist heute eine aufgetaucht, so wird sie morgen schon als veraltet bekämpft. Das gemeine Jahr bringt mindestens 365 neue Richtungen, das Schaltjahr natürlich um eine mehr, und im seligen römischen Reiche deutscher Nation gab es nicht so viele Regentenstühlchen, als man heute litterarische Parteien zählt.

Welch ein weites, verheißungsvolles Feld für einen jungen, strebsamen Autor! Es gibt zwei Wege, die ihn unfehlbar zum Erfolge führen, wenn er nur ein bischen Geschicklichkeit besitzt. Am bequemsten ist es, sich einer Partei anzuschließen; die besorgt dann alles weitere. Freilich, die gegnerischen Parteien werden scharfe Kritik üben, aber was schadet das? Genannt wird die neue Größe doch von allen Seiten, und darauf kommt es schließlich an. Wer sich aber die Mühe nimmt und sich's ein wenig sauer werden läßt, der wird darnach trachten, eine eigene Partei zu gründen. Zu diesem Zwecke muß er nur genau zusehen, wie es die Leute vor ihm gemacht haben, und es dann ganz anders machen. Dabei genügt es schon, wenn er beispielsweise alle „und" wegläßt oder das „ich" durchwegs mit großem Anfangsbuchstaben schreibt. Neuerungen in der Auffassung anzubringen, ist zwar nicht nöthig, empfiehlt sich aber sehr als besonders wirksam. Wenn man z. B. die Anschauung vertritt, daß erst die Paralyse den Menschen zur vollen geistigen Höhe hinanführt, die sogenannten normalen Menschen jedoch in der Nacht der Unkenntniß schmachten, so wird man ohne Zweifel von manchen Leuten als Bahnbrecher bewundert und gerühmt werden.

Neben diesen eitlen Modegötzen litterarischer Cafés bringt eine gährende Zeit wie die unsere natürlich auch echte, ernste Talente hervor; aber auch ihnen scheint es — zumeist wenigstens — unerläßlich, vor allem eine bestimmte Richtung zu gewinnen, und ihre Werke sind sozusagen zugleich ihr Programm. Das erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß der litterarische Kampf unserer Tage nur ein Theil jener großen sozialen Bewegung ist, die gegenwärtig die Welt durchzieht. Dem modernen Dichter kommt es vielfach darauf an, etwas zu sagen, was unmittelbar — spornend oder lösend — in den Kampf der Meinungen eingreift, und es scheint ihm weit wichtiger, streitbare Ansichten zu formuliren, als in unbekümmerter Gestaltungskraft seine Individualität sich auswirken zu lassen. Es ist natürlich, daß gerade solche Autoren oft den stärksten Erfolg für sich haben. Sie blenden und fesseln, oder sie reizen zum Widerspruch, interessant sind sie auf alle Fälle. Alle Welt kennt und nennt sie, die unruhigen Wortführer im Kampfe. Und

in der That: Wortführer, das sind sie oft mehr als Dichter.

Ueberaus selten sind dagegen jene stillen Naturen geworden, die den Lärm des Tages meiden und sich ganz auf ihre Individualität zurückziehen. Ich meine nicht jene zurückgebliebenen, weltfremden Leute, die für ihre Zeit weder Ohr noch Auge haben, in erlogenen Träumen schwelgen und diesen geschäftigen Müßiggang ihres Geistes für Dichtung ausgeben. Ich meine jene einsamen Menschen, die das blühende Leben des Tages mit allen Sinnen in sich einsaugen, allen Schmerz und alles Glück der Zeit im tiefsten Herzen tragen, das große Ringen im Innersten erschüttert mit erleben und es dennoch verschmähen, mit lauter Stimme hineinzurufen in den Kampf, weil sie nicht streiten können, sondern schaffen müssen. Modern sind auch sie, weil sie aus der Zeit herausgestalten, wenngleich sie den brennenden Fragen des Tages lieber aus dem Wege gehen. Menschliche Beziehungen, so frisch und lebendig, wie sie sie erschauen, das ist ihr Feld; Probleme aufzuwerfen und zu lösen, überlassen sie anderen. Sie fesseln mehr durch die Ursprünglichkeit ihrer Natur als durch den Glanz ihrer Gedanken. Andere sehen und raisonniren, sie aber sehen und bilden.

Diesen seltenen Erscheinungen möchte ich eine junge Dichterin beizählen, Fräulein C. E. Ries, die eben mit zwei stattlichen Bänden — „Novellen vom Genfer See" und „Märchen", beide in der C. H. Beck'schen Verlagshandlung in München erschienen — in die Oeffentlichkeit getreten ist. Bescheiden folgt sie hinter Größeren, und die schlichte Art, mit der sie sich einführt, will gerne zeigen, daß sie die Grenzen ihrer Begabung kennt. Eine gewaltige, von starker Leidenschaft getragene Natur scheint sie, soweit man aus den Erstlingen ihres Schaffens schließen kann, wohl nicht zu sein, aber ihre stille, sanfte Liebenswürdigkeit läßt das leicht vermissen. Ja, wenn man ihr zuhört, überkommt einen wohl gar das Gefühl erwünscht behaglicher Ruhe, und man spürt's wieder traulich und freundlich um sich werden. Auch sie erzählt ja von bitteren Kämpfen, aber kein zorniges Wort erschallt, und jenes milde Lächeln, das bisweilen ein stärkeres Herz verräth als der wildeste Grimm, es verschwindet nie von ihren Lippen.

Was an den „Novellen vom Genfer See" vor Allem fesselt, das ist die Anmuth und Frische der Erzählung. Sie sind von jenem echten epischen Fluß, der sanft aber unwiderstehlich mit sich fortzieht. Das allein ist schon ein Vorzug in einer Zeit, die das Verkünstelte begünstigt und es liebt, die reinen Formen zu zerstören. Novelle — Neuigkeiten — im Worte schon liegt ein deutlicher Hinweis auf die naturgemäße Darstellungsform. Es gilt, von irgend einem merkwürdigen Vorfalle zu berichten. Man nimmt heute vielfach der Erzählung ihr Recht und löst die Novelle gern in eine Anzahl von Stimmungsbildern auf; es ist eine Täuschung, davon größere Lebendigkeit des Eindruckes zu erwarten, man stört damit nur den ruhigen Genuß, ohne für diesen Verlust einen nennenswerthen Gewinn zu erzielen. Nun lag für Fräulein Ries besonders in der ersten ihrer beiden Novellen — „Jeanne Guignon" — die Versuchung sehr nahe, in diese Manier zu verfallen. Denn die Handlung ist überaus einfach und zeigt von Haus aus einen starken lyrischen Einschlag. Die Wittwe eines Gelehrten — Madame Caradin — lebt mit ihrem hübschen Töchterchen Jeanne zurückgezogen in Montreux. Ihre dürftigen Verhältnisse zwingen sie, Pensionäre ins Haus zu nehmen; auch gibt Jeanne Unterricht im Malen. Ihr Leben spinnt sich gleichförmig und eintönig fort. Da kommt Torsten, ein junger, sehr reicher Schwede, der Sohn einer befreundeten Familie, nach Montreux, und es ergibt sich sehr bald ein reger, traulicher Verkehr. Torsten ist schwer leidend, eine Krankheit hat ihn des Augenlichtes fast gänzlich beraubt, und das verdüstert ihn umsomehr, als er dadurch verhindert ist, die reichen Gaben seines Geistes auszubilden. Madame Caradin und ihre Tochter hegen und pflegen den Unglücklichen mit aller Sorgfalt. Bei Jeanne steigert sich das Mitleid bald in leidenschaftliche Liebe, und es scheint, daß auch der junge Mann von diesem Gefühle nicht unberührt bleibt. Doch vergeht der ganze Winter, ohne daß es zu einer Aussprache kommt, und man muß glauben, Torsten wage die Erklärung nicht — mit Rücksicht auf sein körperliches Gebrechen. Endlich naht die Stunde des Abschieds. Heilung seines Leidens hat Torsten in Montreux nicht gefunden, aber sein Muth ist aufgerichtet worden, und er fühlt nun, daß sein Leben nicht unnütz sei, daß er daraus „noch etwas machen könne, was des Menschen werth sei." Schwer, doch gehobenen Herzens geht er von dannen — in seine Heimath. Ein Brief kommt; Torsten ist noch ganz erfüllt von dem traulichen Leben in Montreux. Dann stellt sich nach langer Pause ein zweiter Brief ein, und der vernichtet jäh alle seligen Hoffnungen Jeannes. Torsten zeigt darin seine Verlobung mit einer Schwedin an; er habe, fügt er erklärend hinzu, das Mädchen seit langem geliebt, aber nicht gewagt, um sie zu werben; nun, da ihm seine mütterliche Freundin und seine „liebe, kleine Schwester" das Vertrauen wiedergegeben, habe er Muth gefaßt, und nun sei er glücklich. — —

Das ist die ganze Handlung. Wohl versteht es die Verfasserin, sie mit tiefem Stimmungsgehalte zu durchtränken, und mit besonderer Gefälligkeit weiß sie charakteristische Naturschilderungen einzuflechten. Aber diese drängen sich nie mit störender Selbständigkeit vor, sie verweben sich leicht und natürlich mit dem Ganzen, und den Ereignissen, die sich doch hauptsächlich im Innern der Personen abspielen, ist eine stetige, ruhig fortschreitende Entwicklung gewahrt. Die Erzählung bleibt die Hauptsache, die lyrische Stimmung verleiht ihr nur sattere Farben. Geschickt ist schon die Einkleidung: die Verfasserin erzählt in der Rolle einer alten Dame, die als Pensionärin der Familie Caradin den Herzensroman Jeanne's miterlebt. Mit großer Leichtigkeit kommt sie über die Gefahren der Ich-Erzählung hinweg, sie berichtet wirklich nur, was sie von ihrem Standpunkt aus sehen kann, und das ist zugleich fast erschöpfend. Dabei bleibt sie nicht bloß unbetheiligte Beobachterin, sondern greift auch gelegentlich entscheidend in die Ereignisse ein. Vortrefflich versteht sie sich darauf, aus den engen Grenzen der Handlung mit den diskretesten Mitteln allerlei erfreuliche Ausblicke zu eröffnen; alles, was geschieht, spielt sich zwischen drei oder vier Personen ab, und doch steht ganz Montreux leibhaftig vor den Augen des Lesers, Einheimische und Fremde, die reizende Verbindung von kleinstädtischer Enge und großzügigem internationalen Verkehr wirkt mit frischer Unmittelbarkeit. Eines aber vermag die Verfasserin nicht vollständig zu bewältigen: die Komposition. Die Entwicklung der Dinge ist vorzüglich wiedergegeben, aber zum Schlusse führt nur eine Nothbrücke hinüber. Die Katastrophe erfolgt unerwartet und hat etwas Aergerliches an sich. Freilich versucht Fräulein Ries durch vorsichtige Andeutungen vorzubauen; aber diese Andeutungen bleiben ohne Wirkung, weil sie unmöglich verstanden werden können. Der Leser hat keine Ahnung davon, daß in Torsten ein Kampf zwischen einer alten, lange gehegten und einer neuen, mächtig aufkeimenden Neigung sich abspielt. Er sieht wohl, daß Torsten mit sich ringt, allein er muß glauben, der junge Schwede zage nur, als kranker Mann die Hand nach dem lebendigen Glück auszustrecken. Erst am Schlusse erkennt er rückschauend seinen Irrthum, und das ist immer peinlich. Doch stört dieser Mangel, der an einem Erstlingswerke wohl entschuldbar ist, nicht allzu sehr den günstigen Gesammteindruck.

An demselben Gebrechen oder doch einem ähnlichen scheint mir auch die zweite Novelle „Die Familie Mounod" zu kranken, die im Uebrigen eine reichere, abwechslungsvollere Handlung aufweist, als „Jeanne Guignon". Der Schluß ist hier wohl genügend vorbereitet, er hat aber trotzdem etwas Ueberraschendes, man möchte sagen Fremdes. Die Katastrophe erfolgt zu spät, nachdem Alles schon unter Dach und Fach gebracht ist. Sie ist wohl in dem Charakter des „Helden" begründet, wird aber doch nur durch einen fatalen Zufall herbeigeführt, anstatt sich aus den Dingen selbst zu entwickeln. So bildet sie nicht eigentlich den

natürlichen Schluß der so schön erzählten Entwicklung, sondern schneidet diese gewaltsam ab. Immerhin wird der Bruch hier weniger fühlbar, als in „Jeanne Guignon". Hat Fräulein Ries in dieser Erzählung durchaus einfache Menschen uns vorgeführt, so versucht sie sich in der „Familie Monnod" an weit komplizirteren Naturen, die zum großen Theil in einem recht unerfreulichen Milieu wurzeln. Es ist erstaunlich, mit welcher graziösen Leichtigkeit sie diese Personen, die so verfänglich zwischen Gut und Böse schillern, lebendig zu machen weiß. Die feinste Beobachtung gewinnt unter ihrer glücklichen Hand zwanglos Gestalt, und das scheint mir einer der bedeutendsten Vorzüge ihrer Novelle.

Was mich aber an den Erzählungen am allermeisten gefesselt hat, das ist die liebenswürdige Weiblichkeit, die aus jedem Worte spricht. Unsere Schriftstellerinnen, die eine unbändige Angst haben, frauenzimmerlich zu erscheinen, lieben es nur allzusehr, ihre Weiblichkeit zu verstecken. Sie wollen zeigen, daß sie ebenso resolut zugreifen können, wie die Männer. Schön! Aber ich muß gestehen, es hat nichts Lockendes für mich, mir eine Frau mit einer derben Männerfaust vorzustellen. Was für eine thörichte Sucht, dem Mann auch auf dem Gebiete der Empfindungen und Gedanken das Feld streitig zu machen! Gerade die feinsten Dichterinnen sind dieser Versuchung stets aus dem Wege gegangen, sie haben sich ihres weiblichen Empfindens nie geschämt. Sie sind eben etwas, während die anderen nur etwas sein wollen. Daß Fräulein Ries sich ihnen anreiht, rechne ich ihr hoch an. Etwas freundlich Hausmütterliches liegt in ihrer stillen, bescheidenen Art. Wie behaglich weiß sie die intimen Reize des familiären Lebens zu schildern! Sie besitzt Geschmack genug, um langathmige Beschreibungen zu vermeiden, aber da und dort im Vorüberhuschen fällt absichtslos ein Wort, aus dem man erkennt: der Frau ist kein Winkel des Haushalts verborgen geblieben. Einmal kann sie sich eine Anmerkung nicht versagen. Sie beschreibt ein Schweizer Dorf. An den Häusern „hängen Maiskolben an Stricken aufgezogen oder getrocknete Bohnen, die man merkwürdigerweise hier überall im Freien überwintert". Dazu bemerkt sie nun unter dem Strich: „Die Bohnen werden dazu einige Augenblicke in kochendem Salzwasser abgewellt, erkaltet auf Bindfäden gezogen und an die Luft gehängt, wo sie trotz Frost und Schnee sich besser halten und weit mehr den Geschmack frischer Bohnen bewahren, als die eingelegten bei uns." Diese naive Verbindung von Kochbuch und Novelle ist so köstlich, so reizend, daß ich sie nicht missen möchte, ja ich betrachte sie in einem gewissen Sinne als einen Glanzpunkt des Buches.

Wohlthuend ist ferner der feine Humor, der beide Novellen durchdringt; er verscheucht alle klägliche Sentimentalität. Ernste, traurige Dinge werden erzählt, aber immer wieder huschen fröhliche Lichter darüber hin, versöhnlich und erfrischend. Es fällt heutzutage vielleicht nur mehr einer Frau ein, wie in „Jeanne Guignon" einen Konflikt zwischen sittlich durchaus reinen Menschen zu schildern. Und diese sanfte Elegie schöner Seelen, die so gar nichts Prickelndes hat, sie interessirt und zieht doch an. In der „Familie Monnod" werden uns, wie gesagt, vorwiegend angekränkelte Menschen vorgeführt, und der Dichterin fällt es nicht ein, die faulen Zustände, die sie mit klarem Blick erkannt hat, in unpassender Prüderie mit einem Mäntelchen zu bedecken. Aber wie zart, wie fein und schön weiß sie das Bedenkliche anzufassen, ohne je zu verletzen. Die Sauberkeit ihrer eigenen Empfindungen waltet vor. In eine verlotterte Wirthschaft führt sie uns, allein auch für den Staub in den Ecken hat sie eine gütige Entschuldigung bereit, und wie Zweifelhaftes sie von den Leuten auch berichten muß, sie thut es nicht ohne ein sanftes Lächeln, das Verzeihen selbst gewährt und von anderen erbittet.

Aehnliche Vorzüge, wie den Novellen, eignen auch den Märchen der jungen Dichterin. Nur muß ich gestehen, daß mir persönlich das Märchen als Kunstform unsympathisch ist; die naiv schaffende Kraft des Volkes kann doch nicht erreicht werden, und der Eindruck des Gekünstelten, des äußerlich Nachgeahmten wird nie ganz verschwinden. Es ist schon viel, wenn sich dieser Eindruck nicht geradezu störend vordrängt, und in der That, Fräulein Ries ist um diese Schwierigkeit in der Mehrzahl ihrer Märchen glücklich herumgekommen; in einigen freilich macht sich eine gewisse Absichtlichkeit der Erfindung bemerkbar, die der Wirkung nicht zuträglich ist. Am allergelungensten scheint mir das erste Stück der stattlichen Reihe: „Der Schnitter." Das Zauberische, das Traumhaft-Elegische ist mit den einfachsten Mitteln und so fein herausgearbeitet, daß man davon unversehens überwältigt wird. Eine reine, volle Stimmung geht durch dieses schlichte Märchen, und es ist uns manchmal, als ob wir den alten, lieben Andersen erzählen hörten. Auch in den anderen Märchen findet sich Vortreffliches. Nicht selten überraschen die glücklichsten Einfälle und originelle Wendungen. Das Beste daran ist aber doch die bildnerische Kraft, mit der die Erzählerin darzustellen versteht.

Alles in allem denn: Fräulein Ries scheint mir ein Talent, das bei aller Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, mit der es sich gibt, Beachtung verdient.

Wien. Hans Sittenberger.

Von den Seuchen.*)

Im Jahre 1849 that Rudolph Virchow den denkwürdigen Ausspruch, „daß die Epidemieen gewaltigen Warnungstafeln gleichen, an denen der Staatsmann von großem Stil lesen kann, daß in dem Entwicklungsgange seines Volkes eine Störung eingetreten ist, welche selbst eine sorglose Politik nicht länger übersehen darf". Auch die Völker sind Organismen und haben ihre Hygiene und Pathologie. Die Retorte der Natur bildet nach den Gesetzen der Vererbung und Anpassung immer neue Organismenformen und schmilzt das verbrauchte Material zu ihren neuen Schöpfungen ein. In einem kürzlich erschienenen Werke u. d. T. „Allgemeine Epidemiologie" hat Adolph Gottstein den Versuch unternommen, diese geheimnißvolle Werkstätte der Natur vom Standpunkte des Arztes in ihrer Thätigkeit zu beleuchten. Er hat den Großbetrieb der Natur zu seinem Vorwurf gemacht, jene gigantischen Einflüsse, die das Werden und Vergehen der Nationen bestimmen. Angesichts der Verschiedenartigkeit der Interessen, welche durch die Seuchen in Mitleidenschaft gezogen werden, wird es verständlich, daß deren Geschichte nicht nur den Arzt beschäftigt hat, sondern oft noch viel mehr den politischen Schriftsteller; daß in der Seuchenlehre nicht allein der Naturforscher und Staatsmann sondern auch der Priester und Dichter, der Prophet und der Gaukler eine Rolle gespielt haben. In der That reichen die ältesten Vorstellungen über den ursächlichen Zusammenhang der Epidemieen in das Gebiet der Mythologie und religiösen Dichtung. Bald sind es die Pfeile Apollos oder die Thätigkeit besonderer Pestgötter, bald die rächenden Strafen eines durch menschliche Sünden erzürnten höheren Wesens. Es kann nicht Aufgabe naturwissenschaftlicher Forschung sein zu untersuchen, inwieweit sich hinter diesen Personifikationen sinnreiche Umdeutungen thatsächlicher Beobachtungen verbergen. Erregte Gemüther sind ja leicht geneigt, jedes irgendwie ungewöhnliche Naturereigniß mit einem anderen gleichzeitigen ohne weitere Prüfung in ursächliche Beziehungen zu bringen. Und so ist es leicht verständlich, daß Kometen und Erdbeben, Vulkanausbrüche und Meteorfälle für die Seuchen verantwortlich gemacht wurden; ja in den Zeiten der Astrologie galt schon die Stellung gewisser Gestirne zu einander für bedeutungs-

*) Allgemeine Epidemiologie von Adolph Gottstein. Leipzig, G. H. Wigand, 1898.

voll und es konnten sich z. B. Aerzte weigern, die Pest zu behandeln, weil Astralerkrankungen nicht in den Bereich der ärztlichen Kunst gehörten. Es bleibt aber nach Ausmerzung dieser abergläubischen Deutungen noch eine große Zahl geschichtlich überlieferter Vorgänge und Zustände übrig, deren zeitliches Zusammentreffen mit dem Ausbruch von Seuchen so regelmäßig ist, daß die Wahrscheinlichkeit eines inneren Zusammenhanges zur Gewißheit wird. Eine derartige Gesetzmäßigkeit durch die Dauer von Jahrhunderten läßt sich zunächst feststellen für das Zusammentreffen eingreifender politischer Ereignisse mit dem Ausbruch epidemischer Krankheiten. Der Parallelismus erstreckt sich hierbei sogar noch auf die Form der beiden Vorgänge. Denn plötzlichen und ebenso jäh ansteigenden wie abfallenden Katastrophen, also schweren Kriegen, ernsten Hungersnöthen, ausgedehnten Aufständen, folgen ebenso steile Steigerungen und Abfälle der epidemischen Sterblichkeit. Dagegen kennzeichnen sich allmähliche und länger einwirkende Störungen im sozialen Gefüge der Gesellschaft durch allmähliche Aenderungen der epidemiologischen Verhältnisse, die nach den Gesetzen der Wellenbewegung in periodischen immer niedriger werdenden Hebungen und Senkungen, entsprechend der Formel einer konvergirenden, oscillirenden Reihe allmählich dem Gleichgewichtszustande sich nähern. Der Nachweis des inneren Zusammenhanges zwischen den beiden scheinbar heterogenen Vorgängen ist nicht immer ganz leicht; die Zahl der Glieder in der Kette der Ursachen ist oft wechselnd; die Endglieder der Kette sind aber stets dieselben, Verminderung der Widerstandsfähigkeit gegenüber äußeren Schädlichkeiten und Begünstigung der Existenzbedingungen und der Uebertragbarkeit für die mikroparasitären Feinde der menschlichen Rasse. —

Dieser gesetzmäßige Zusammenhang zwischen Kriegen, Hungersnöthen, Menschenanhäufungen einerseits, epidemischen Steigerungen der Sterblichkeit andererseits, ist durch so viele Beispiele erhärtet, daß er aus der Geschichte eines jeden Jahrhunderts bewiesen werden kann. Aus unseren Zeiten wird der Satz belegt durch das Zusammenfallen der Feldzüge des ersten Napoleon und des Krimkrieges mit den verheerendsten Flecktyphusepidemieen, durch die Choleraepidemieen des Jahres 1866, die Pockenseuche des Jahres 1870. Der Einfluß der Menschenanhäufungen auf Seuchenausbrüche ist in jüngster Zeit unter dem Hinweis auf die Mekkapilgerfahrten Gegenstand zahlreicher Studien geworden. Das treffendste Beispiel aus der Geschichte liefert aber hier die fast ohnegleichen dastehende Durchseuchung Europas durch die Syphilis am Ende des 15. Jahrhunderts, welche durch die Anhäufung der Söldnerheere in Italien und deren spätere Zerstreuung in alle Lande hervorgerufen wurde.

Die Hungersnöthe in Oberschlesien und Ostpreußen, im Spessart und in Irland um die Mitte dieses Jahrhunderts und deren Zusammenhang mit dem Flecktyphus geben ebenso wie die jüngste Hungersnoth in Indien in ihrer Verbindung mit dem Ausbruch der Pest Beispiele für die kausale Zusammengehörigkeit beider Ereignisse. Ein charakteristisches Beispiel aus der Neuzeit für die tiefgehenden Beziehungen zwischen bestimmten sozialen Zuständen und bestimmten Seuchen gewährt noch das Auftreten des Rückfallfiebers. Trotzdem die Uebertragung des Rückfallfiebers hauptsächlich von Person zu Person stattfindet, beschränkte sich diese Krankheit bei ihrem Auftreten in den letzten Jahrzehnten fast ausschließlich auf herumziehende Personen aus den niedrigsten Schichten, und die Herde der Ansteckung waren die Pennen und Schlafstätten in solchen Stadttheilen, in denen jene Träger der Krankheit in elendesten Massenquartieren zu nächtigen pflegten. Oft freilich ist die Beziehung zwischen mangelhaften Ernährungsverhältnissen und Seuchenausbrüchen eine weniger einfache, als im vorliegenden Falle, in welchem die Verminderung der Widerstandskraft den ursächlichen Zusammenhang vermittelt; häufig nämlich ist die Ursache in einer Verderbniß der wichtigsten Nahrungsmittel zu suchen, welche in einem Umfange auftritt, daß hierdurch allein die Erkrankung eines erheblichen Bruchtheils der Bevölkerung verständlich wird. — Dahin gehören die durch Verunreinigung des Getreides erzeugten Epidemieen des Ergotismus oder Mutterkornbrandes, welche ursprünglich in der entsetzlichen Form des ignis sacer auftraten, später sich zur Kriebelkrankheit abschwächten und jetzt, Dank der stetig verbesserten Behandlung des Getreides und den Vortheilen, welche mit der Verwerthung des sorgfältig gesammelten Mutterkornes verbunden sein können, nahezu ganz geschwunden sind. Man ist ferner genöthigt, das beständige Vorherrschen bestimmter Seuchenformen des Mittelalters mit der damals üblichen Nahrungsmittelversorgung in Verbindung zu bringen, wenn man die Gebräuche näher betrachtet, welche zur Zeit der mittelalterlichen Städtegründungen herrschten. Am Martinstage wurde das letzte frische Fleisch genossen, dann aber wurde alles übrige Vieh, für welches der Städter im Winter keine Nahrung hatte, eingesalzen, um später als Hauptspeise zu dienen. An Gemüse mangelte es im Winter ebenfalls und die Kartoffel war noch unbekannt. Daß bei solcher Ernährung nicht nur der Skorbut herrschte, sondern auch direkte Vergiftungen mit Fäulnißprodukten die Disposition für infektiöse Erkrankungen, wie Typhus und Ruhr, steigern mußten, ist klar. Man braucht nur noch der übrigen hygienischen Mißstände einer solchen mittelalterlichen Stadt zu gedenken, um das krasse Ueberhandnehmen der Seuchen in dieser Periode verständlich zu finden, in welcher als die drei Krankheiten, die jeder Mensch durchzumachen hat, die Masern, die Pocken und — die Krätze galten.

Noch interessanter, weil viel verwickelter, ist die Behandlung der Frage nach den Folgen der Seuchen. Und zwar gilt dies nicht nur für die unmittelbar auftretenden, sofort wahrnehmbaren Folgen, sondern eben so sehr für die indirekten, oft sehr lange sich hinziehenden Nachwirkungen, welche schließlich zum kompensatorischen Ausgleich der Seuchenschäden führen mußten. Diese Wirkungen der Seuchen spielen sich auf den verschiedensten sozialen Gebieten ab. In politischer Beziehung sind sie meist unmittelbare gewesen. Stolze Eroberungs- und Belagerungszüge wurden plötzlich unterbrochen, von der atheniensischen Pest des Thukydides bis zu der Vernichtung des mächtigen französischen Heeres, welches zur Rache für die Niederlage von Pavia ganz Italien siegreich durchzog, um bei der Belagerung von Neapel 1528 in sieben Wochen durch Seuchen vollkommen vernichtet zu werden, bringt uns die Geschichte zahlreiche Beispiele, in welchen der Ausgang von Feldzügen nicht durch Waffenglück und Feldherrnkunst, sondern durch Epidemieen entschieden wurde. Von politischen Dauerwirkungen der Seuchen ist namentlich aus dem Mittelalter der Machtsteigerung des Klerus zu gedenken. Die todesmuthige Aufopferung der krankenpflegenden Orden, die Neugründung zahlreicher neuer Verbände, welchen die am Irdischen verzweifelnden Ueberlebenden in Menge zuströmten, die zahlreichen, dem Klerus zuweilen aufgezwungenen Vermächtnisse, der durch die tiefe Noth erzeugte Umschwung in der religiösen Grundstimmung — alle diese Umstände trugen dazu bei, die Macht der Kirche für Generationen in höchstem Grade zu steigern. Diese Machtsteigerung gab einen der Gründe ab, welche später zur Reformationsbewegung führten. Und selbst bei dieser großen Volksbewegung waren kleinere Forderungen von dem herrschenden Seuchencharakter direkt eingegeben.

Bei dem Verlangen nach Abschaffung des Cölibats wirkte z. B. die akut gewordene Syphilisgefahr mit, denn diese Seuche hatte für die Geistlichkeit, deren freieste Bewegung in sexualer Richtung bisher geduldet war, die schwersten Schädigungen heraufbeschworen. Daß übrigens auch andere Stände durch die Seuchengefahr in ihrer wirthschaftlichen Stellung beeinflußt wurden und unter Umständen sogar durch sie sich zu bereichern wußten, ist von einer untergeordneten Bedeutung. Nicht nur die Geheimmittelkünstler, welchen die Aerzte vornehmlich die Behandlung der Syphilis überließen, wurden reich und mächtig, indem sie das alchemistische Ziel fanden, „aus Quecksilber Gold zu gewinnen"; auch die Rechtsgelehrten Englands zogen nachweisbar immense Vortheile aus der Nothwendigkeit, die zahllosen Er-



streitigkeiten zu schlichten, welche der die Blüthe der Nation hinwegraffende englische Schweiß nach sich zog.

Größer und entscheidender als die politischen waren die wirthschaftlichen Folgen der Seuchen. Hungersnoth wegen der fehlenden Menschenkräfte zur Bestellung der Aecker, Verarmung wegen Darniederliegens von Handel und Gewerbe waren die unmittelbaren Konsequenzen. Und diese tiefgehenden Beeinflussungen der Kultur ganzer Länder haben von hervorragenden Schriftstellern stets die gebührende Würdigung gefunden. Den Verfall der athenischen Kultur führt Thukydides eben so sehr auf die Folgen der Pest wie auf die erlittenen Niederlagen der Kriege zurück. Die Pest des Justinian war es, welche nach Haeser der griechischen Weltmacht den letzten Todesstoß gab. — In Norwegen starben in späteren Zeitabschnitten ganze volkreiche Bezirke aus, deren verlassene Wohnungsspuren man noch nach Jahrhunderten fand und die das Volk als „Findale" bezeichnet. Neben der Beeinflussung der wirthschaftlichen Verhältnisse ist auch der Umprägung vieler Sitten und Lebensgewohnheiten zu gedenken, deren Bestehen für den Gesundheitszustand der Bevölkerung nicht gleichgiltig war. Von untergeordneter Bedeutung ist es, daß durch die plötzliche enorme Ausbreitung der Syphilis der freie gesellige Verkehr, die Form der Barttrachten, die Sitte des allgemeinen Kusses beeinflußt wurden. Aber dasselbe Ereigniß führte auch hygienische Aenderungen von größerem Belang herbei. Die zu Ausgang des Mittelalters blühenden öffentlichen Bäder, die Barbierstuben, welche eine große Rolle spielten, die Oeffentlichkeit und Ausbreitung des Bordellwesens, deren Insassinnen bei keinem Volksfeste, bei keiner großen Staatsaktion,*) selbst nicht bei öffentlichen Aufzügen fehlen durften, erfuhren eine gewaltige Einschränkung. Ueberhaupt förderte nothgedrungen die Gefahr zugleich die Keuschheit der Sitten. Auch andere hygienische Fortschritte sind direkt der Seuchengefahr zu danken. Bekannt ist der namentlich durch die Vorträge Virchow's wiederholt hervorgehobene Zusammenhang zwischen Leprasitälern und den späteren Krankenhäusern.

Alle diese politischen, wirthschaftlichen und kulturellen Folgen der Seuchen sind, wie dies schon Hirsch auf das Schärfste betonte, einer einheitlichen Bearbeitung von berufener Seite dringend bedürftig; für die Aufgaben der Hygiene dagegen sind sie größtentheils von untergeordneter Bedeutung. Den wissenschaftlichen Hygieniker interessiren nach Gottstein von den Folgezuständen der Seuchen vornehmlich drei Punkte, nämlich erstens die Zahl der unmittelbaren Verluste, welche die menschliche Gesellschaft unter der Wirkung der Seuchen erleidet und der gesundheitliche Zustand der Ueberlebenden; zweitens die Aufdeckung der Mechanismen, durch welche eine Vertheilung und ein Ersatz dieser Verluste im späteren Leben der betroffenen Generation herbeigeführt wird; drittens die nachhaltige Beeinflussung der menschlichen Rassenbeschaffenheit unter der auslesenden Wirkung der Seuchen. Für diese drei wichtigen Probleme gibt uns die Seuchengeschichte in ihrer heutigen Form nicht viel mehr als einige mehr oder weniger brauchbare Anhaltspunkte.

Was zunächst die absoluten Zahlen der durch Seuchenausbrüche herbeigeführten Verluste an Menschenleben betrifft, so handelt es sich natürlich, je weiter man in der Geschichte zurückgeht, umsomehr um Schätzungen von größerer oder geringerer Glaubhaftigkeit.

Die Forschung hat dadurch einen großen Schritt vorwärts gemacht, daß sie nicht nur die akuten Katastrophen ins Bereich ihrer Betrachtung zieht, welche wie die Gewitter ebenso schnell ausbrechen wie sie wieder verschwinden, sondern, daß sie auch den beständig die Bevölkerung dezimirenden chronischen Epidemieen vollste Aufmerksamkeit schenkt. Diese Krankheiten vermindern zwar die Bevölkerung nicht so jäh, aber dafür durch ihr beständiges Vorhandensein, oft noch stärker als die erste Gruppe. Wird ja das bekannte Beispiel oft genug citirt, daß die stetig vorhandene Tuberkulose von der Berliner Bevölkerung innerhalb jedes Lustrums mehr Opfer verlangt, als dies sämmtliche Choleraepidemieen des ganzen Jahrhunderts bisher gethan; nur die Plötzlichkeit der Verheerung im letzteren Falle sei der Grund für die Urtheilsverschiebung bei der Abschätzung der Gefahren beider Seuchen. Es bedurfte übrigens nicht erst der Entdeckung des mikroparasitären Charakters der Tuberkulose, um deren Berücksichtigung in der ersten Reihe der Seuchengefahren zu veranlassen; denn schon Virchow hat dies im Jahre 1849 scharf genug betont, wenn er sagte: „Vielleicht werden uns diese großen Epidemieen der akuten Krankheiten die ungleich größeren der chronischen aus der Erinnerung bringen. Vielleicht werden wir in einer Zeit, wo die nicht Tuberkulösen an Cholera und Typhus in hellen Haufen zu Grunde gehen, an die Hunderttausende nicht denken, welche alljährlich in unseren Städten einem vorzeitigen Tode durch Tuberkulose verfallen. Man denkt ja so oft über dem neuen, ungewohnten Elend an das alte gewohnte weniger. Das aber möge niemand glauben, daß, wenn die Cholera und der Typhus beseitigt sein werden, die Tuberkulose, welche endemisch ist, ohne Berücksichtigung bleiben darf."

Während also die erste Frage nach den unmittelbaren Folgen der Seuchen für die Zusammensetzung der betroffenen Bevölkerung nur annähernd durch die Geschichte beleuchtet wird, eine genauere Aufklärung vielmehr erst mit Hilfe des modernen Zahlenmaterials sich ermöglichen lassen wird, läßt uns die Seuchenlehre in Betreff der zweiten aufzuwerfenden Frage nahezu völlig im Stich. Daß die nachfolgenden Generationen die durch akute Verluste entstandenen Verheerungen im Großen und Ganzen in kurzer Zeit wieder eingeholt haben werden, das dürfte Thatsache sein; wie das aber geschah, durch welche Mechanismen sich die den Epidemien unmittelbar folgende Sterblichkeit und Fruchtbarkeit den Verlusten regulatorisch angepaßt hat, darüber ist nicht viel festzustellen. Nur die eine Angabe wiederholt sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit, ebenso bei der Schilderung der Wirkungen von Epidemieen, wie von mörderischen Kriegen, daß in deren unmittelbarer Folge eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit der Ehen bemerkbar geworden sei. Diese meistens nicht mehr kontrollirbare Notiz enthält aber auch das Hauptmaterial für eine wichtige, nach den verschiedensten Richtungen einer Bearbeitung bedürftige Frage.

Von dem dritten Punkte, den dauernden und nachhaltigen Veränderungen in der Beschaffenheit der durch eine Seuche unversehrt oder siegreich hindurch gegangenen Bevölkerung und ihrer Nachkommenschaft, hätte man erwarten können, daß er am wenigsten Gegenstand der geschichtlichen Beachtung geworden sei, da die ganz moderne und erst auf den Forschungen von Darwin und Wallce beruhende Fragestellung der Denkweise früherer Zeitabschnitte fremd gewesen. Merkwürdigerweise aber finden sich wiederholt Anklänge an Ansichten, wie sie durch unsere modernen Rassenhygieniker, Haycraft, Plötz, Ammon und Reibmayr vertreten werden. Von besonderem Interesse ist hier die Deutung von der Abschwächung der Syphilis wenige Jahrzehnte nach ihrer pandemischen Ausbreitung in schwerster Form, wie sie sich besonders bei Petronius niedergelegt findet. Dieser Autor führt schon im Jahre 1535 aus, daß bei der Verbreitung der Syphilis nur wenige Menschen, sei es durch direkte oder vererbte Infection, von ihr frei geblieben seien; durch den Uebergang von Generation zu Generation habe sich das Gift unserer Natur angefügt (obedire) und eine neue Infection vermöge deshalb keineswegs die intensiven Wirkungen der ersten Periode zu zeigen. Deshalb sei auch die Syphilis seiner Zeit völlig verschieden von derjenigen früherer Perioden. — Heute würden wir freilich nicht mehr von einem „Gehorsam" des Krankheitsgiftes gegenüber der menschlichen Natur sprechen, sondern je nach unserem Standpunkt von der vererbten Anhäufung von „Schutzstoffen" im Blut oder von der durch Auslese und Variation erzeugten Rassenveränderung. Die Grundidee bleibt aber dieselbe. Ein Jünger der gegenwärtigen Forschergeneration, welchem die Kenntniß der verschiedenen Eigenschaften der Mikro-

*) Wilhelm Rudeck, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit. 1897.

parasiten geläufig geworden ist, vermag sich beim Studium früherer Seuchenforscher nur schwer vorzustellen, mit welchen prinzipiellen methodischen Schwierigkeiten jene Männer von Scharfblick und Wissensdrang zu kämpfen hatten. Es fehlte ihnen jede konkrete Anschauung für die beiden Grundfragen des Seuchenproblems, für die Lehre von der Uebertragung des Contagiums und von der Empfänglichkeit der getroffenen Gattung. Einer späteren Zeit wird es wohl erst gelingen, allmählich völlige Klarheit in die zahlreichen Probleme der Seuchenforschung zu bringen, unter Vermeidung der gegenwärtig beinahe unvermeidlichen Gefahr, einseitig nur das eine Moment, sei es die äußere Ursache, den Infektionsträger, sei es die individuelle oder rasseneigenthümliche Empfänglichkeit (Prädisposition) zu sehr zu betonen.

Eduard Sokal.

Ein deutscher Bildhauer in Rom.

Die deutsche Kolonie in Rom, zum Theil noch heute gesellschaftlich und geistig eine Stadt in der Stadt, hat in den letzten Jahren manches theure Haupt verloren. Manch einer ist hingegangen, der uns hätte erzählen können, wie es in Rom in den Jahren vor dem denkwürdigen Ereignisse der Bresche von Porta pia ausgesehen. Es gab unter diesen ehrwürdigen Deutschrömern vor nicht langer Zeit noch solche, die Zeugen sogar der Herrschaft Gregors XVI. gewesen. Jetzt sind die Deutschen selten geworden, die noch den Kirchenstaat in seiner mittelalterlichen Integrität kannten. Männer zumal, die sich des vorletzten Papstkönigs erinnern, des Mönchs auf dem Stuhle Petri, gibt es kaum mehr.

Auch Josef Kopf, der deutsche Bildhauer in Rom der uns jüngst seine „Lebenserinnerungen"*) schenkte, kannte wohl nicht mehr das Rom Gregors XVI., doch mit dem Pius' IX. sind heute wenige so vertraut, wie gerade er. Kam er doch schon 1852, ungefähr gleichzeitig mit Gregorovius, nach Rom, und er hat bis auf den heutigen Tag dort treu ausgehalten. Fast ein halbes Jahrhundert römischen Lebens — welch' eine Welt von Erinnerungen!

Man bedenke, daß sich Kopf, der Künstler, in seinen römischen Anfängen unter der Theilnahme und dem kritischen Urtheil eines Cornelius und Overbeck entwickelte, und man wird gewahr, welche Ewigkeit er in Rom durchmessen, zu durchmessen die Geduld hatte. Die deutschen Künstler, die heutzutage nach Rom kommen, halten es dort nicht lange aus. Aus mancherlei Gründen trennt sich jetzt der Deutsche leichter von Rom, als dies einst der Fall gewesen. Es zieht ihn nach Hause — nach dem großen Vaterlande, das als Weltmacht keinem anderen Reiche nachsteht und unter dessen Dache sich's schön sicher leben läßt. Gerade der Künstler fühlt sich durch die kraftvolle Entfaltung der Heimath gehoben. Was soll er also in der Diaspora, und wäre es auch die einen jeden Deutschen so anheimelnde römische Verbannung? Und dann, ist denn dieses moderne Rom, wo der Geschäftsgeist, der nothwendigerweise in jeder modernen Stadt platzgreift, die alten Götter verdrängt hat, eine des echten Künstlers so würdige Herberge, wie jenes alte Rom, wo unter den Baumkronen der Villa Ludovisi die Marmorbilder ungestört schliefen und der Künstler wachend träumen durfte? Heute gibt es keine Villa Ludovisi mehr. Sie ist längst parzellirt und profanirt — die Götter räumten den Platz neuen Straßenzügen. Und in die Villa Albani darf kein Fremder mehr seinen Fuß setzen. So will es der protzige Principe Borghese-Torloma; er würde auch Mignon den Eintritt wehren, würde weder Winckelmann noch Goethe einlassen. Da verlieren sich denn die Künstler aus Rom. Wie wenige haben ausgeharrt gleich Kopf, dem nun Siebzigjährigen!

Kopf mag ein ausgezeichnetes Urtheil über Kunst und Kunstwerke besitzen, doch formt er wohl seine Kompositionen besser in Gips, als seine Gedanken und Urtheile über Kunst in Worten. Er ist in seinen Lebenserinnerungen mehr der Chroniqueur seines Metiers, seiner Carriere, seiner künstlerischen und kunstgeschäftlichen Erfolge, als etwa der psychologische Zergliederer seiner eigentlichsten innerlichsten Thätigkeit. Also nicht überschwänglich wollen wir von den Lebenserinnerungen unseres alten, lieben Bekannten sprechen, den wir während der Jahre 1885 bis 1888, als auch wir in Arkadien, in Rom waren, als Menschen genießen und als Künstler beobachten durften. Doch wie anmuthend und stellenweise gar ergreifend erzählt er, wie er sich aus der Prosa der württembergischen Heimath Unlingen zu der Poesie Roms durchgefochten, wie er aus einem armen Ziegelbrenner ein Maurer und aus einem Steinhauer ein Bildhauer von Ruf, der Hauptportraitist des alten Kaisers Wilhelm geworden!

Wir kannten Meister Kopf als einen vom Erfolge getragenen, fast möchten wir sagen in Mode stehenden Bildhauer — wir kannten manche, die es für fashionable hielten, mit einer Romreise einen Besuch in seinem Atelier in der Via Margutta zu verbinden. Wie hätten wir da ahnen sollen, daß der Meister, der es nun so herrlich weit gebracht, einst so schwer kämpfen mußte? Und er hatte auch gar nicht die Gewohnheit, mit einer Vergangenheit zu prunken, in der er sein Brot mit Thränen aß. Von einem berühmten Wiener Schauspieler erzählt man, daß er in Erinnerung an seine Vergangenheit als Schneider stets eine Nadel bei sich trage. Bei Kopf erinnert nichts, nicht einmal im bildlichen Sinne, an die Instrumente, die er einst in jungen Jahren gehandhabt, die Kelle und den Kübel.

Als Arbeiter in der väterlichen Ziegelhütte hatte er begonnen. Kann man logischer in seinem Entwicklungsgange sein? Vom Ziegelformen zum Mauern, vom Mauern zum Bildhauen! Der Bildhauer schmückt durch seinen Geist und seine kunstvolle Hand die Räume, die einst das Handwerk geschaffen. Mit Rührung lasen wir, wie Kopf sich als Junge mit Thon, Kalk und Mörtel abgemüht. Wie naiv erzählt er von seinen ersten Versuchen auf der harten Bahn des Lebens, auf welcher es für die Meisten gilt, zunächst das Brot zu verdienen!

Im Atelier des Bildhauers Knittel in Freiburg hörte er zum ersten Mal von der göttlichen Kunst Roms sprechen, über der noch Canova's und Thorwaldsen's Geist schwebte. Kopf war ein Mann von fünfundzwanzig Jahren, als er den Entschluß faßte, nach der ewigen Stadt zu pilgern. Auf den pedes apostolorum trat er den Weg von Bregenz in Vorarlberg an. Hundert Gulden in Kronenthalern hatte er in der Tasche, einen Tornister, dreißig Pfund schwer, auf dem Rücken. Damals war unser Reiter auf Schusters Rappen noch ein sehr gläubiger Mann. Erst in Rom, wo der Glaube als Weltindustrie gedeiht, sollte sich Meister Kopf das Glauben abgewöhnen. Davon allerdings, daß sein Glaube Schiffbruch gelitten, läßt er in seinen Lebenserinnerungen nicht viel merken. Es hat uns befremdet, daß durch Kopf's Buch eine etwas glaubensselige Stimmung zieht. Und nicht etwa durch die ersten Kapitel allein, seine Lehr- und Wanderjahre, sondern auch durch die spätere Zeit. Nicht als ob wir so unbescheiden wären, nicht die Verfassung einer jeden Seele begreifen zu wollen und so engherzig, sie nicht begreifen zu können. Aber der Vorstellung, daß ein gewisser Kontrast zwischen dem ätzenden Skeptiker, dem sarkastischen Beobachter, dem unerbittlichen Glossator des Vatikanismus, den wir in Rom kannten und dem Verfasser der vorliegenden Memoiren besteht, konnten wir uns nicht erwehren. Sollte sich da das Wort bewahrheitet haben: „On revient toujours à ses premiers amours"? Denn Kopf kam einst nach Rom als frommer Katholik. Oder sollte die Mortimerstimmung, in der Kopf stellenweise für die Schönheiten der Kirche plaidirt, einem unbewußten Nachahmungstriebe entsprungen sein, der zeitweilig ganze Kreise packt und dem auch die Individualitäten verfallen? Seit Brunetière vor einigen Jahren so feurig und noch mehr advokatenmäßig für den römischen Glauben gegen das Wissen eintrat, bestochen von der Liebenswürdig-

*) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1899.

keit, mit der ihm die römischen Prälaten entgegengekommen, ward es Mode, dem glaubensbrünstigen Pariser Litteraten nachzubeten. Zwar Kopf erscheint in seinen Lebenserinnerungen keineswegs als Gegner der Aufklärung. Nicht einmal, daß er ernstlich katholisire, könnte man sagen. Aber immerhin schillert er stellenweise in einem kirchlich mystischen Glanze, der uns, so weit wir ihn als Menschen und Künstler vor uns sehen, an ihm fremd ist. Gerade was Kopf von vergangener Zeit erzählt, zeigt ja, daß die kirchlichen Zeremonien in Rom Gepränge waren und sich in nichts von weltlichen Schaustellungen unterschieden. Er erzählt:

„Man muß das großartige Schauspiel der Spendung des Segens durch den Papst vom Balkon der Peterskirche herab gesehen haben, um zu begreifen, daß es solche hinreißende Macht ausüben konnte. Hunderttausende von Menschen lagen auf den Knieen, während der heilige Vater mit weithin vernehmlicher Stimme den Segen sprach. Viel Militär stand in Parade auf dem riesigen Platze, die Glocken von St. Peter läuteten, die Kanonen der Engelsburg donnerten. Alles das mußte auf einen geistig immer angespannten jungen Menschen, wie ich es war, einen überwältigenden Eindruck machen."

Merkwürdig nur, daß sich dieser Eindruck des Schriftstellers der Memoiren so sehr bemächtigt hat, daß er ihn gar nicht los werden kann. Ein Beweis wieder, daß die Feder des Litteraten leicht in die Versuchung führt, einen geistig unabhängig gewordenen Mann zu längst überwundenen Ueberschwänglichkeiten zurück zu locken. Allen Ernstes spricht Kopf von einem Altar in den Grotten von St. Peter, auf dem „das Haupt des heiligen Paulus" aufbewahrt werde. Diese Grotten sah er in der Charwoche durch unzählige Kerzen magisch beleuchtet, und Tausende von Menschen wogten durch dieselben. Daran knüpft Kopf die Bemerkung:

„Diese Feste muß man gesehen haben, um zu wissen, wie das damalige Rom doch so schön war, trotz allen seinen Schattenseiten".

Daß die Schattenseiten des von dem Papstkönig beherrschten Rom unbeschreiblich groß waren, führt Kopf vielfach aus. Und gerade die Darstellung des kirchenstaatlichen Schandregiments ist eines der lichtvollsten Kapitel in dem Kopf'schen Memoirenwerk. Und manches Licht fluthet überhaupt durch diese Lebenserinnerungen. Kopf hat so viele ausgezeichnete Menschen während eines halben Jahrhunderts in Rom an sich vorüberziehen sehen, daß er sich unter dem Einflusse dieser Summe von Aufklärung zum aufgeklärten Manne heranbilden mußte. Fast könnte man, insoweit das kirchliche Moment in Betracht kommt, seine römischen Erfahrungen unter dem Titel zusammenfassen: „Vom Pilgerhause San Trinità dei pellegrini über Hefele hinweg zu Döllinger".

Als armer gläubiger junger Mann hatte er sein erstes Absteigequartier in Rom in jenem katholischen Pilgerhospiz genommen und damals rutschte er auf den Knieen vor den Altären der Heiligen. Mit heiligen Stoffen begann er als Bildhauer unter der Eingebung von Overbeck's Malerei und noch berührte ihn alles Kirchliche, bis ihn eigene Erlebnisse, unter anderen eine auf Grund der Angebereien eines verlogenen Denunzianten von den Behörden des Kirchenstaats gegen ihn eingeleitete Verfolgung in dem Glauben an die Gerechtigkeit des Papstregiments erschütterten. Dann kam das Jahr 1870 mit dem vatikanischen Konzil, auf welchem der Uebermuth der Hierarchie die höchsten Triumphe feierte. Kopf verkehrte damals mit Bischof Hefele von Rottenburg, dem berühmten Historiker der Konzile, dem Gegner der päpstlichen Infallibilität, den er modellirte. Hefele klagte ihm mit Thränen in den Augen:

„Das Konzil läßt mich nicht mehr schlafen. Wir stehen vor einem Schisma. Wollte Gott, daß alles sich noch zum Besten wende! Die Feinde der Kirche befinden sich in der Kirche selber. Der Papst ist hart gegen uns!"

Hefele war reuig in den Schooß der Kirche zurückgekehrt. Nicht so Döllinger, der standhaft blieb und den Bruch mit der Kirche Roms nicht auf Kosten seiner Ueberzeugung zu repariren sich mühte. Er wird, als er Kopf zu einer Büste saß, diesem gegenüber wohl noch schärfere Ausdrücke als Hefele über Papst und Kirche gebraucht haben.

Als Künstler hatte sich Kopf übrigens früher denn als Mensch von dem kirchlichen Geiste losgesagt. Nur sehr kurze Zeit stand er im Banne der nazarenischen Richtung eines Overbeck. Mehr noch als dessen Kunst hatte ihn die Persönlichkeit und das sozusagen seraphische Milieu angezogen, in dem der edle, hochgebildete Maler stand. Wie ein Jünger dem Meister hatte sich Kopf dem als bedeutendsten Maler seiner Zeit anerkannten Manne genaht, der sein Studio im alten Palast der Cenci im Judenviertel Roms aufgeschlagen.

„Ueber dem ganzen Atelier mit seinen Bildern und seinen Besuchern, die nur leise mit einander zu sprechen wagten, lag eine gewisse Weihe, die durch das sanfte, wohllautende Organ des Meisters noch erhöht wurde".

Damals allerdings konnte sich Kopf von der allgemeinen Bewunderung für den heiligen Maler unmöglich schon dermaßen emancipirt haben, daß er das Urtheil gefällt hätte, das nun in seinen Lebenserinnerungen ausgesprochen ist:

„Friedrich Overbeck hatte großen Sinn für Schönheit. Er ‚purificirte' seine Gestalten aber oft so weit, daß sie leer und langweilig erschienen. Ueber der Schönheit vernachlässigte er das Charakteristische oft ganz und gar. Die antike Kunst, namentlich der Blüthezeit, war für ihn das Ideal. Er hätte gewiß einen besseren Bildhauer als Maler gegeben. — Porträte konnte er absolut nicht malen, auch der Farbe stand er ablehnend gegenüber. Er hatte Phantasie, aber auch diese mußte sich dem Gefühl für Schönheit und Schicklichkeit unterwerfen".

Auch über Cornelius, den Künstler, dessen er sonst als Menschen, der ihn in Rom förderte, mit Dankbarkeit gedenkt, spricht Kopf nicht ekstatisch. Er sagt von ihm:

„Er lernte nie malen, er konnte kein gutes Portrait zeichnen — das wußte er selber."

Und doch sei Cornelius ein Riese gewesen, ein großer Meister in der Historienmalerei, der wirklich Gedanken malte, „wie der winzige Muther in seiner Kunstgeschichte so spöttisch von ihm schrieb." Thorwaldsen war schon todt. Doch seinen Spuren begegnete Kopf noch überall in Rom. Wer kennt nicht Thorwaldsen's Grabmal Pius VII. in St. Peter, das ein Gregorovius fast zu protestantisch fand? Kopf spricht im allgemeinen etwas hart von Thorwaldsen, dessen Reliefs z. B. er als „in ein bis zwei Tagen hingeschriebene Werke" hinstellt. Von dem Bildhauer Emil Wolf sagt er:

„Er war ganz in der langweiligen Schule, die Thorwaldsen gegründet hatte."

Den besten Elementen der deutschen Gesellschaft in unserem Jahrhundert begegnete Kopf in Rom. Zum intellektuellen und fast moralischen Bestande eines jeden höher gearteten Deutschen gehört es nun einmal dem Genius Roms seine Aufwartung zu machen. Kopf ließ es sich nicht entgehen, jene Rom-Pilger, die es im höchsten Sinne sind, an geweihter Stätte zu begrüßen. Sehr allerdings gegen den persönlichen Geschmack des Schreibers dieser Zeilen, spricht Kopf in seinen Lebenserinnerungen zu viel von hohen, höchsten und allerhöchsten Herrschaften, die bei ihm im Atelie vorzusprechen oder gar Bestellungen zu machen so gnädig waren. Es ist wahr, diese Berührungen mit den Höfen, wie etwa dem württembergischen, später auch dem badischen, preußischen und sogar russischen Hofe waren von entscheidender Wichtigkeit für das Lebensglück des Bildhauers, der darauf angewiesen war, sich nach oben zu recken, sich vornehme Ablatzquellen zu eröffnen. Ein höheres menschliches Interesse jedoch nehmen im allgemeinen Kopf's Berichte darüber nicht in Anspruch. Die Fürstlichkeiten von Geblüt sind eben nicht immer auch Fürstlichkeiten des Geistes und des Herzens. Freilich, es gibt auch solche. Daß die weltliche Pracht nicht die geistige Herrlichkeit ausschließt, davon zeugt etwa die Persönlichkeit der Prinzessin Alice

von Hessen, der nun verstorbenen Mutter der gegenwärtigen Czarin. Mit Prinzessin Alice, Schwester auch, wie bekannt, der Kaiserin Friedrich, traf Kopf in Rom sowohl wie in Darmstadt zusammen. In letzterer Stadt modellirte er sie. Eines Tages empfing sie, während sie Kopf zu einer Büste saß, ein Schreiben.

„Verzeihen Sie", sagte sie, indem sie den Brief öffnete. Während sie las, begann sie zu weinen, und seufzend bemerkte sie: „Ich werde ihn nicht mehr sehen, den aufrichtigen, treuen Freund." Und dann las sie: „Meine edle Fürstin! Ich muß Abschied nehmen für immer. Ich danke zuletzt noch für all' Ihre Güte und Freundschaft von ganzem Herzen. Wenn Sie diese Zeilen in Händen haben, bin ich wahrscheinlich nicht mehr unter den Lebenden. Viel haben wir gesprochen über Glauben und Religion, vieles habe ich Ihnen zu beweisen versucht. Ich nehme im Angesichte des Todes kein Wort davon zurück. Mögen Sie glücklich sein und mich nie vergessen!"

So hatte David Friedrich Strauß, der Verfasser des „Lebens Jesu", an seine Freundin und Gönnerin, die Prinzessin, geschrieben, als er sich dem Tode nahe fühlte. Diese Freundschaft mit dem deutschen Denker ist ein schönes Zeugniß für die Gesinnungen der Prinzessin.

Manche der Fürstlichkeiten, mit denen Kopf zusammentraf, werden die Pose von Kunstmäcenen und Kunstkennern angenommen haben. Nicht so Kaiser Wilhelm I., den Kopf wiederholt in Baden-Baden modellirte. Er äußerte sich einmal offen zu dem deutschen Bildhauer: „Ich verstehe nichts von der Kunst". Ganz das Gegentheil dieses Monarchen, über dessen sicheres, schlichtes und tüchtiges Wesen Kopf in den Ausdrücken der höchsten Bewunderung spricht, war in Bezug auf die Kunst etwa König Ludwig I. von Bayern. Er allerdings posirte nicht, sondern hatte ein Urtheil über Kunst. Wenn er, der Greis, der oft in Rom weilte, in Kopf's Atelier kam, übte er an dessen Werken ernste Kritik, wenn auch stets in jovialem Ton. Einen Amor beobachtend, den Kopf hergestellt, sagte er: „Er hat zu lange Beine". Und lächelnd fügte er hinzu: „Was hat mir der Amor in meinem Leben nicht schon zu schaffen gemacht!" Dachte er dabei an Lola Montez? Vor einer nackten Nymphe stehend, äußerte der König: „Die Herren Geistlichen wollen mir nicht erlauben, daß ich nackte Figuren bestelle".

Gerade die Erinnerung an Ludwig I. zeigt wie in bengalischer Beleuchtung den Gegensatz zwischen dem heutigen Rom und dem Rom, wie es vor einem Menschenalter war, noch mehr aber die veränderte Stellung der Deutschen, zumal der deutschen Künstler in der ewigen Stadt. Vor 1870 galt Rom den Deutschen als eine Art heiliger Ruinenstätte, auf der die Antike andächtig gepflegt ward. Die kirchliche Herrschaft unterstützte diesen sentimentalen Hang, denn in ihm sah die römische Klerisei ein Mittel, den Strom der lebendigen Politik fernzuhalten, der über die epheuumrankten alten Tempel, über das Mittelalter, über die Priesterherrschaft hereinzubrechen drohte.

Wie stimmungsvoll ließen sich damals außerhalb der Thore Roms im Angesichte der Campagna und der Aquaedukte, durch die das Geheimniß der Jahrhunderte zu rieseln schien, Künstlerfeste abhalten! In der Villa Albani ward am 27. Mai 1857 von König Ludwig selbst ein Fest zum Andenken Winckelmann's veranstaltet. Alle Genien einer künstlerischeren Zeit schienen anwesend, alle heiligen Namen der Vergangenheit wurden angerufen. Der Exkönig, ein Siebziger, trat flott und jung auf. In weißen Beinkleidern, blauem Frack mit goldenen Knöpfen stand er da, ein heiterer Sendbote aus Isar-Athen, der die alten Götter grüßen kam, die ihm vertrauter waren als die Zeit des Eisens, die bald nicht nur über das päpstliche Rom, sondern auch über das alte München, die Stadt der Propyläen, hinrollen sollte. Es stimmte alles so herrlich zusammen unter dem blauen Himmel, zu dem die Cypressen der Villa Albani so verständnißvoll aufragten. Thorwaldsen's Schüler Wolf war anwesend und seine Kolossalbüste Winckelmann's in Marmor wurde enthüllt. König Ludwig trat hinter das Denkmal und pflanzte einen Lorbeerbaum. Und dann ging es zu Tisch, wo an langer Tafel sechzig Personen speisten, der König selbst in der Mitte. Wie berückend mußte solch ein Schauspiel auf das Künstlerherz Kopf's wirken, der auch unter den Gästen war.

Leicht begreiflich, daß Kopf den nationalen Revolutionären Italiens, die solches Künstlerglück zu stören drohten, nicht hold war. Die Künstler sind ja größtentheils konservativ und halten gewöhnlich erst zu der politischen vollzogenen Thatsache. Die Carbonari und Rothhemden und ihre Meister, ein Mazzini oder Garibaldi, waren nicht nach dem Herzen Kopf's. Darüber, wie Italien geworden, versuche man also nicht sich gerade in Kopf's Lebenserinnerungen zu unterrichten. Seine Sympathien waren nicht auf Seiten der Stürmer und Dränger, welche die politischen Ideale Jungitaliens zu erfüllen kamen. Hier schlagen wir Kopf's „Lebenserinnerungen" zu. Wir blättern dafür in Malwida von Meysenbugs „Lebensabend einer Idealistin". Die edle greise Dame weiß über das prophetische Walten eines Mazzini, über die heroische Größe eines Garibaldi besser Bescheid als ihr Landsmann und Freund, der deutschrömische Bildhauer, zu dem der bekannte Mäcen Richard Wagner's, der Schweizer Wesendonk, einmal scherzend bemerkte: „Kopf, Sie sind ein Fürstenknecht."

Es war nur im Scherze gesagt. Und so arg ist es bei Kopf nicht. Doch allen Ernstes sagen wir: Das Wort „Ich kann nicht Fürstendiener sein" haben wir nicht in Josef von Kopf's „Lebenserinnerungen eines Bildhauers" gefunden.

Wien. Sigmund Münz.

Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Von Dr. Bruno Gebhardt. (Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf 100 Jahre geistiger Entwicklung. Band I und IX). Berlin, Verlag von Siegfried Cronbach, 1898, 1899.

Eine deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert in zwei Bändchen von zusammen kaum 300 Seiten hineinzupressen ist keine leichte Aufgabe. Bruno Gebhardt, der den Lesern der „Nation" als Verfasser eines noch nicht abgeschlossenen Werkes „Wilhelm von Humboldt als Staatsmann" aufs vortheilhafteste bekannt ist, hat sie unternommen und in kurzer Frist zu Ende geführt. Da seine Arbeit einem Sammelwerk angehört, so hatte er sie durchaus dem Rahmen desselben anzupassen. Seine Sache war lediglich eine Skizzirung der politischen Entwicklung Deutschlands seit dem Zeitalter Napoleons I. in gemeinfaßlicher Form ohne jeden gelehrten Ballast. Man bemerkt indessen leicht, daß die Darstellung auf umfassender Kenntniß der Litteratur beruht. Am besten gelungen erscheint sie im ersten Bändchen, wo sie bis zum Ende der Revolution von 1848 und 1849 gelangt. Im zweiten Bändchen macht die Gruppirung des gewaltigen Stoffes größere Schwierigkeiten, und je näher der Historiker der Gegenwart rückte, desto mehr fühlte er sich versucht, mit seinen persönlichen Urtheilen über Dinge und Menschen nicht zurückzuhalten. In mehr als einem Fall werden dieselben lebhaften Widerspruch hervorrufen. Die Behauptung, daß das Sozialistengesetz 1878 „durchaus nöthig" gewesen sei, erscheint z. B. dem Berichterstatter ebenso anfechtbar wie die Art und Weise der Kritik des allgemeinen Wahlrechtes. Andererseits ist rühmend hervorzuheben, daß der Verfasser bei einem Ueberblick der Elemente, die zur Schöpfung der deutschen Einheit zusammengewirkt haben, die nicht immer nach Gebühr gewürdigte „Opferwilligkeit des Volkes" zu ihrem Recht kommen läßt. Auch seine Warnung vor der vermeintlichen Zauberkraft des Grundsatzes, „Der Staat muß helfen", verdient lobende Erwähnung. Kleine Versehen (wie z. B. I 115 die irrige Angabe, Alexander von Humboldt habe 1822 die erste Naturforscherversammlung nach Berlin berufen) sollten in einer zweiten Auflage getilgt werden. Dasselbe gilt von gelegentlichen stilistischen Wendungen und Ausdrücken (z. B. I 77 „der Walache Stourdza besaß die Unverfrorenheit"), die einem historischen Werk nicht zur Zierde gereichen.

A. St.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 25. Berlin, den 18. März 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. März abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Ludwig Bamberger ist am 14. dieses Monats gestorben. Am 17. März hat man ihn zur letzten Ruhe bestattet, auf demselben Friedhof, auf dem auch Eduard Lasker ruht, in dessen nächster Nähe. Was Bamberger Deutschland, dem Liberalismus und seinen Freunden war, haben Theodor Mommsen an seinem Sarge und Theodor Barth am Abend des Begräbnißtages in einer Gedächtnißrede, deren Hauptinhalt nachstehend wiedergegeben ist, zu charakterisiren versucht. Was er der „Nation“ war, was er ihr vom Tage ihres Entstehens an durch fünfzehn Jahre gewesen ist, das brauchen wir den Lesern dieser Zeitschrift nicht zu schildern. Unserer Zeitschrift ist der treueste Mitarbeiter gestorben; die glänzendste Feder ist zerbrochen. Wir werden ihn immer auf's Neue vermissen und nie vergessen.

Aus Frankreich ist ein sehr beachtenswerthes Ereigniß zu verzeichnen. Der Kriegsminister Freycinet hat in der Kammer eine Erklärung abgegeben, in der er rund heraus sagt, Frankreich sei nicht in der Lage, das Ringen mit Deutschland auf dem Gebiete der Einstellung immer zahlreicherer Mannschaften in das Heer ferner aufzunehmen. Nicht nach der höheren Zahl der Mannschaft könne Frankreich streben; die Ausbildung, die Güte der Mannschaften müsse für die Republik das Ziel des Strebens sein.

Der Augenblick, da diese Erkenntniß auch der Oeffentlichkeit vermittelt wurde, mußte kommen. Die Bevölkerungsverhältnisse erlauben Frankreich nicht ferner den bisherigen Wettlauf mit Deutschland. Von dem Kriegsminister Freycinet ist es aber ein Akt anerkennenswerthen Muthes, daß er in einem Lande, wo die Selbsttäuschung zu Hause ist, die Wahrheit ohne Verschleierung der Nation gesagt hat. Und nicht weniger bemerkenswerth ist es, daß man in Frankreich diese Erkenntniß mit Ruhe hingenommen hat.

Es ist zu hoffen, daß aus dieser Aussprache die Republik Nutzen ziehen wird und Europa auch. Der Chauvinismus muß unter dem Eindruck solcher Thatsachen an Kraft einbüßen; und das französische Empfinden wird unter dem Druck der realen Verhältnisse von Zielen abgelenkt werden, deren extreme Verfolgung wahrscheinlich für Frankreich und für Europa ein Unglück sein müßte. Gerade wenn aber die Franzosen bei ihrer Begabung auf friedliche Aufgaben ihre Energie konzentriren, so wird ihnen das tröstende Bewußtsein, eine der ersten Kulturnationen zu sein und zu bleiben, mehr als Ersatz sein können für das Hegen und Nähren eines chimärischen und kulturfeindlichen Chauvinismus.

Noch ein Ereigniß hat sich in Frankreich vollzogen, das den ganzen Umschwung kennzeichnet, der mit dem Eintritt der Präsidentschaft von Loubet sich vollzogen hat. Urbain Gohier war angeklagt der Verleumdung der Armee. Auch Gohier ist einer der leidenschaftlichsten Kämpfer für Dreyfus, und die Anklage gegen ihn sollte die Gesammtheit seiner Gesinnungsgenossen treffen. Man wollte durch seine Verurtheilung sagen: Seht, diese Dreyfusleute sind die Verkleinerer der Armee; sie bewerfen den Stolz Frankreichs mit Koth. Und nun war der Ausgang für jene eine völlige Enttäuschung. Die Geschworenen sprachen Gohier frei, der nachweisen konnte, daß er nicht ein Feind der Armee sei, sondern der Vertheidiger der besten Elemente des Heeres, indem er einen korrupten kleinen Kreis unter den Offizieren an den Pranger stellte.

So zutreffend diese Beweisführung, objektiv betrachtet, war, noch vor Monaten hätte sie den Angeklagten vor einer Verurtheilung sicher nicht geschützt. Jetzt sind die Ankläger die Unterlegenen und Gohier wurde mit Hochrufen auf der Straße begrüßt.

Das sind Symptome eines viel verheißenden Umschwunges in der öffentlichen Meinung Frankreichs, und es scheint, daß die Generalstabspartei der verdienten Niederlage entgegengeht.

Gewiß hat zu solcher Entwicklung die unermüdliche Arbeit der überzeugten Republikaner viel beigetragen; aber man kann sich doch auch des Eindrucks nicht erwehren, daß mit dem Tode von Faure ein Element aus dem öffentlichen Leben Frankreichs verschwunden ist, das heilsam nicht gewirkt hat, vielleicht weil ihm durch dunkle Verknüpfungen von den Feinden der Republik die Hände gebunden waren.

Das Vorgehen Italiens in China ist bisher erfolgreich nicht gewesen. Es scheint, daß die italienische Diplomatie eine Reihe von Mißgriffen begangen hat, und vorläufig ist man nicht dahin gelangt, den gewünschten Hafen von China zu erhalten. Objektiv betrachtet ist das schwerlich ein großes Unglück, denn es will uns zweifelhaft erscheinen, ob Italien für eine erfolgreiche Kolonialpolitik die Voraussetzungen, vor Allem in wirthschaftlicher Beziehung bietet. Allein, wenn ein Reich sich auf ein Unternehmen wie dieses eingelassen hat, so hören die nüchternen Erwägungen auf, eine entscheidende Rolle zu spielen, und die Frage des sogenannten Prestiges tritt in den Vordergrund. Glücklicherweise scheint man in Rom die Kaltblütigkeit zu bewahren; aber das Ministerium, das nun einmal engagirt ist, wird sich gewiß verpflichtet fühlen, in der einen oder der anderen Weise zum Ziele zu gelangen, zu einem Ziele, dessen Ersprießlichkeit recht zweifelhaft erscheint.

Cecil Rhodes ist jetzt in Berlin, um zum Bau seiner Eisenbahn vom Cap bis Cairo und zur Anlage eines Telegraphen auf der gleichen Strecke eine deutsche Konzession für jene Strecke zu erlangen, die durch unsere ostafrikanische Kolonie laufen wird. Es ist ganz verständig, daß man bei uns diese Frage als ein Geschäft betrachtet, und in dieses Geschäft persönliche Sympathien und Antipathien für oder gegen Rhodes nicht hineinwirken läßt. Die wirthschaftliche Ersprießlichkeit dieser Bahnlinie in absehbarer Zeit will uns nicht einleuchtend erscheinen, aber wenn die Engländer ihr Kapital für dieselbe hergeben wollen, und wenn die nöthigen Kautelen für die deutsche Oberaufsicht auf deutschem Gebiete geschaffen sind — warum sollte alsdann unsere Reichsregierung nicht diesem Unternehmen wohlwollend gegenüberstehen?

* * *

Ludwig Bamberger.

An einem jener sonnigen Tage des Vorfrühlings, die er so sehr liebte, ist er gestorben. Um die Mitte des Tages, während die helle Sonne das erste Grün aus dem Gebüsch seines Gartens hervorlockte. Draußen die neue, keimende Natur, drinnen der Tod, der mit leichter Hand, wie im Vorüberstreifen, ein Leben brach, das in schwacher Hülle einen kostbaren geistigen Inhalt barg.

Er stand im sechsundsiebzigsten Jahre, und wer ihn sah, diese zarte, ein wenig vornüber gebeugte schmächtige Gestalt, die nur von der Kraft des Geistes zusammengehalten zu sein schien, der überzeugte sich bald, daß ein großer Lebenskünstler vor ihm stand. Was ihm die Natur an körperlicher Gesundheit und Stärke gewährte, das hat er ihr gleichsam abgelistet. Und als er vor Jahresfrist dem ungeduldigen Freund Hein ein Schnippchen schlug, da hofften Bamberger's Freunde, Witz und Geist würden den Kampf gegen die harte Nothwendigkeit noch geraume Zeit siegreich fortführen. Geistig war er wieder völlig erstarkt. Er war liebenswürdiger als je und scherzte wie zuvor. Wie um seine Kräfte auf's Neue zu erproben, machte er sich an seine Artikel über „**Bismarck Posthumus**", und als dieselben den wohlverdienten Erfolg davontrugen, schien er verjüngt, da er sah, daß er nach mehr zu leisten vermochte, als er selbst gewähnt. Als ich ihm scherzend sagte, er klettere, wie die Lerche, an seinen eigenen Liedern in die Luft, da gestand er gern zu, daß das Gefühl, noch etwas zu können, auf ihn belebend wirke.

So kann man in Wahrheit sagen, daß er mitten aus der Arbeit abgerufen wurde, aus einer Arbeit, ohne die ihm selbst die Muße keinen Genuß gewährte. Seit sechs Jahren hielt er sich vom lauten Markte fern, aber er blieb eine lebendige Kraft in unserem öffentlichen Leben. Man hörte auf das, was er sagte, und sein Interesse fand kein Genügen am passiven Kenntnißnehmen des Geschehenen; nach wie vor suchte er mit seinen Ideen in Rede und Schrift auf die Dinge einzuwirken. Das Schicksal der Reichsbankgesetzvorlage beschäftigte ihn noch in den letzten Stunden seines Lebens. Auf nichts war er — mit vollem Recht — stolzer, als auf seinen Antheil an der vernünftigen gesetzgeberischen Ausgestaltung unserer Reichsbank und unserer Währung, und es erfüllte ihn mit hoher Befriedigung, daß die agrarische Reaktion an diesen beiden Pfeilern der deutschen Volkswirthschaft machtlos abprallte.

Was Ludwig Bamberger dem deutschen Volke war und über das Grab hinaus sein wird, das werden nur diejenigen gerecht würdigen, die davon durchdrungen sind, daß der kostbarste nationale Besitz in echten Persönlichkeiten besteht. Bamberger war eine echte Persönlichkeit. In seiner Lebensführung, in seiner Beredtsamkeit, in seinem Stil war nichts Kopie. Kein Originalitätshascher, ein abgesagter Feind jeder Formlosigkeit, ein litterarischer Feinschmecker hat er sich doch einen ganz eigenen Platz unter den Schriftstellern und Politikern Deutschlands gewonnen.

Als es bei uns noch Mode war, Männer, die sich zu den herrschenden Mächten in Widerspruch gesetzt hatten, eines Mangels an Nationalgefühl zu beschuldigen, ist auch ihm wie so vielen der besten Männer Deutschlands diese Beschuldigung nicht erspart geblieben. Ihm, dem Juden gegenüber, der solange in fremden Landen gelebt hatte, glaubte man das blöde Vorurtheil besonders leicht in Bewegung setzen zu können, wenn man von einem sujet mixte sprach. Nie war ein Vorwurf weniger verdient. Die Einheit und die Freiheit Deutschlands erfüllten seine Seele, seitdem er selbständig denken konnte. Der leidenschaftliche Wunsch, das in zahllose kleine Vaterländer zerrissene Deutschland aus der kleinstaatlichen Misère herauszuführen und zu einem freiheitlich regierten Großstaat zu machen, riß ihn in den pfälzischen Aufstand des Jahres 1849. Er büßte die patriotische Ungeduld mit Jahre langer Verbannung. In England, Holland, Belgien, Frankreich

erwarb er sich neue Freunde, reiche Lebenserfahrung, Wohlstand und Ansehen. Aus großen wirthschaftlichen Unternehmungen ging ein eindringendes Verständniß volkswirthschaftlicher Probleme hervor. Aber alle diese mit emsigem Fleiß aufgespeicherten Kenntnisse und Erfahrungen, sie bildeten nur den Schatz, den er dereinst auf deutschem Boden fruchtbringend zu verwerthen hoffte: das Land der Heimath mit der Seele suchend. Die Leidenschaft des Herzens hatte ihn zum Revolutionär gemacht, aber sein kritischer Verstand rettete ihn davor, in dem Scheitern der Revolution eine bloße Tücke des Schicksals zu sehen. Mit einer kritischen Wahrheitsliebe, die auch vor den eigenen Fehlern und Thorheiten nicht Halt macht, veröffentlichte er bereits im Juli 1849 die „Erlebnisse aus der Pfälzer Erhebung" zu dem ausgesprochenen Zwecke, um „uns bis aufs Kleinste klar zu machen, an welchen Mängeln und Fehlern wir zu Grunde gegangen sind."

Diese unerschrockene Einsicht und dieser Muth, öffentlich Zeugniß abzulegen von dem, was er als richtig erkannt hatte, haben Ludwig Bamberger durch sein ganzes Leben begleitet.

Als er zehn Jahre später erneut versuchte, auf die Gestaltung der deutschen Politik einen Einfluß auszuüben, war der im großen wirthschaftlichen Leben stehende deutsche Flüchtling wesentlich gereift. Italien hatte seinen Befreiungskrieg begonnen. Oesterreich war von Piemont und Frankreich angegriffen. Sollte Preußen Oesterreich helfend beispringen? Die öffentliche Meinung in ganz Deutschland war überwiegend dafür, besonders in Süddeutschland. Preußen müsse Italien bekämpfen, weil die Oesterreicher deutsche Brüder seien und weil an Italiens Seite der Erbfeind Napoleon fechte. Auch die Demokraten in Süddeutschland forderten leidenschaftlich eine solche Intervention, und daß sie nicht erfolgte, galt ihnen als Bestätigung der lange gehegten Ueberzeugung, daß von Preußen für Deutschland nichts zu hoffen sei. Bamberger verfolgte von Paris aus mit patriotischer Beklemmung dies Mißverstehen der wahren Interessen Deutschlands, und schrieb sein zornmüthiges Pamphlet: „Juchhe nach Italia!", worin er in flammenden Worten dieselbe Realpolitik vertheidigte, die, wie wir aus Bismarck's „Gedanken und Erinnerungen" wissen, der geniale preußische Junker damals dem Regenten Preußens anempfahl.

Dann kam der Krieg von 1866. Die alten demokratischen Freunde Bamberger's, deren Abneigung gegen Preußen durch den Militärkonflikt stark genährt war, wiesen fast sämmtlich den Gedanken von der Hand, auf den von Bismarck mit Blut und Eisen zubereiteten nationalen Boden zu treten. Anders Bamberger.

Was Bamberger vor Allem auszeichnete, das trat gerade in jenem Wendepunkt der Geschichte Deutschlands mit überraschender Klarheit zu Tage. Theodor Mommsen hat es bei Bamberger's siebzigstem Geburtstage mit den Worten charakterisirt: „Was Bamberger eigen ist, ist die in der Tiefe seiner Leidenschaft begründete Klarheit und Folgerichtigkeit seines Denkens und Handelns, seine dem Poltern und Schelten ebenso wie dem Schmollen und Grollen abgewandte und dadurch so überlegene politesse du coeur, die völlige Freiheit von Bitterkeit und Eigensinn." Dem rechten Manne liegt das Ideal im Ziel, und nicht in den Wegen. Das Traumbild von 1848 nahte sich der Verwirklichung, anders, als Bamberger gehofft und gemeint hatte, und durch andere Männer, durch einstmals bitter bekämpfte Widersacher, aber der Bann der Kleinstaaterei war gesprengt, der Boden für ein breites nationales Leben war gewonnen. Bamberger kehrte ins Vaterland zurück und hatte die Genugthuung, im ersten deutschen Zollparlament seine Vaterstadt Mainz vertreten zu können. Damals erschien auch sein Monsieur de Bismarck, die erste in der Kette jener zahlreichen litterarischen Arbeiten, die vor wenig Wochen erst mit den sechs Artikeln über Bismarck Posthumus geschlossen wurde, und die zusammen den besten Kommentar für das staatsmännische Wesen und Wirken des großen Kanzlers, für seine Licht- und seine Schattenseiten bildet, den die deutsche Litteratur bisher aufzuweisen hat.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der „rothe" Bamberger, der sich so resolut mit der neu geschaffenen politischen Lage abfand, ohne Weiteres zu den „Hurrahschreiern und Erfolganbetern" geworfen wurde. Aber so bereit er war, am Neubau des Reiches sich zu betheiligen, so wenig dachte er daran, die alten Götter zu verbrennen. Er hoffte vielmehr, ihnen im neuen nationalen Hause einen bevorzugten Platz erringen zu helfen. Und diesem Vorsatz ist er treu geblieben. Ein volles Vierteljahrhundert hat er dem deutschen Parlamente angehört. Unzählige Male hat er das Wort ergriffen, dessen er in so hohem Grade mächtig war, und die Feder angesetzt, die kein anderer politischer Schriftsteller Deutschlands meisterhafter zu führen verstand, aber nie hat er den Glauben verleugnet, daß die Freiheit die Nährmutter aller staatlichen Tugenden sei. Zu klug, um nicht einzusehen, daß in der Politik das Kompromiß die Regel und nicht die Ausnahme bildet, zu skeptisch, um den Werth der einzelnen gesetzgeberischen Handlung über Gebühr zu schätzen, hatte er doch eine Summe unerschütterlicher Ueberzeugungen. Sie gruppirten sich um das Prinzip des Individualismus.

Ich sehe ihn noch vor mir, als ich ihn einmal vor Jahren in seinem Landhause in Interlaken aufsuchte. Wir saßen unter dem Nußbaum des Gartens, unter dem sich so gut plaudern ließ: vor uns das Lauterbrunner Thal und im Hintergrunde die Jungfrau in strahlender Schönheit. Es war ein wundervoller Nachmittag, wie gemacht für intime Zwiesprache. Bamberger ließ den Blick über die üppige Flur schweifen und citirte dann die Goethe'schen Verse:

Volk und Knecht und Ueberwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.
Jedes Leben sei zu führen,
Wenn man sich nicht selbst vermißt;
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe, was man ist.

Das war mehr, als ein flüchtiges Citat, das war ein Glaubensbekenntniß.

Die persönliche Freiheit erschien ihm als ein so kostbares Gut, daß er davon weder dem Staate noch der Kirche mehr abgegeben wissen wollte, als unbedingt erforderlich war. Aus dieser Grundauffassung ging für ihn die Forderung der Gewissensfreiheit, der Lehrfreiheit, der Rede- und Preßfreiheit, der Gewerbe- und Handelsfreiheit hervor. Er wußte so gut wie irgend Einer, daß jede Freiheit gemißbraucht werden kann und gelegentlich gemißbraucht wird. Aber die belebende und erziehende Kraft der Freiheit stand ihm höher als diese Sorge. Mit Lust und Eifer betheiligte er sich deshalb in den ersten siebziger Jahren speziell an der wirthschaftlichen Gesetzgebung, in der Fürst Bismarck Delbrück und dessen liberale Freunde ziemlich frei schalten ließ. Es war die große Zeit des Liberalismus in Deutschland, und viel von dem, was damals unter Bamberger's Führung und Mithilfe geschaffen wurde, hat auch der spätere reaktionäre Unverstand nicht beseitigen können. Vor Allem nicht unsere Goldwährung, die Bamberger mitgeschaffen und hartnäckiger als irgend Jemand, insbesondere auch hartnäckiger als die Reichsregierung selbst, durch Jahrzehnte hindurch siegreich vertheidigt hat.

Dann kam der Umschwung in den Anschauungen des Fürsten Bismarck; das Sozialistengesetz, die Schutzzöllnerei, der Staatssozialismus, die Kolonialpolitik. Mit jedem neuen Schritt von der Bahn der wirthschaftlichen Freiheit wurde die Entfremdung zwischen der Regierung des Fürsten Bismarck und den alten nationalliberalen Freihändlern größer. Bamberger sah schärfer als viele seiner früheren politischen Freunde. Das war keine bloße Revision einzelner wirthschaftlicher Maßnahmen, das war der Beginn einer Reaktion auf der ganzen Linie, der Beginn einer Demoralisation unseres öffentlichen Lebens durch die Ent-

fesselung der heftigsten Interessenkämpfe, eine Bedrohung des gesammten Liberalismus durch Agrarierthum und Sozialismus, eine Gefährdung der politischen Stellung des deutschen Bürgerthums.

Bamberger hat die heraufziehenden Gefahren nicht überschätzt. Er hat dagegen gekämpft, soviel er konnte, er hat insbesondere das deutsche Bürgerthum unablässig ermuntert und aufzurütteln gesucht, damit es Widerstand leiste. Aber er war kein Eiferer, er suchte vor Allem die tieferen Ursachen dessen, was geschah, zu verstehen; und in diesem Bemühen hat er zum besseren Verständniß der politischen Geschichte unserer Zeit die werthvollsten Beiträge geliefert. Die politische Entwicklung der Völker in ihrem innersten Wesen zu ergründen, war überhaupt ein starkes Bedürfniß seines kritischen Verstandes.

Da es Bamberger immer nur auf das Wesen der Dinge und nicht darauf ankam, daß man gerade auf einem bestimmten Wege zum Ziele gelangt, so hat er auch dem politischen Fraktionswesen nie eine irgendwie entscheidende Bedeutung beigelegt. Vom Fraktionsfanatismus war er völlig frei; war das Band der gemeinsamen politischen Ueberzeugungen gerissen, so hatte für ihn der äußere Parteiverband keinen Werth mehr. Vor den Formeln eines Parteiprogramms hatte er niemals besonderen Respekt, um so stärker war in ihm das auf innerer geistiger Zusammengehörigkeit beruhende Gefühl politischer Kameradschaft, das ihn bestimmte, in Freud und Leid mit denen auszuharren, deren politische Grundanschauungen er theilte.

So erklärt sich der öftere Wechsel in der Zugehörigkeit zu einer äußeren Parteifraktion und zugleich die unerschütterliche politische Freundschaft, die ihn mit seinen eigentlichen Gesinnungsgenossen verknüpfte. Er schloß sich den Nationalliberalen an in jener Zeit, als alle gesetzgeberische Arbeit in der inneren Politik von den Nationalliberalen wirksam beeinflußt wurde, als insbesondere unsere gesammte Wirthschaftspolitik den Stempel des liberalen Individualismus trug; er verließ diese Partei, als er sich überzeugt hatte, daß Fürst Bismarck das weitere Zusammenwirken mit dem Liberalismus verschmähte. Als einer der Führer der neu gebildeten „Liberalen Vereinigung“ rechtfertigte er in einer glänzenden Broschüre die Sezession. Um dem entschiedenen Liberalismus eine breitere Parteiunterlage zu verschaffen, erklärte er sich 1884 damit einverstanden, daß die „Liberale Vereinigung“ und die „Fortschrittspartei“ in der „Deutschen freisinnigen Partei“ aufgingen, um dann im Jahre 1893 mit den alten Freunden der „Liberalen Vereinigung“ sich aus dieser Verbindung wieder zu lösen.

Bamberger war ein Mann von hoher politischer Begabung. Aber so sehr auch die Politik die vorherrschende Leidenschaft seines Lebens war, so ging er nie völlig in ihr auf. Jemand, der nichts weiter ist als Politiker, ist in der Regel ein schlechter Politiker, denn er verkennt zu leicht, daß die Politik nur einen Theil des Kulturlebens eines Volkes darstellt. Bamberger war kein intellektueller und kein ästhetischer Genuß fremd. Die Schönheit hellenischen Marmors und der Wohllaut eines Mozart'schen Quartetts, ein neues Bild von Lenbach und ein Roman von Anatole France, ein schönes Frauenantlitz und eine geschmackvolle Robe, eine gute Anekdote und ein gutes Glas Wein: für alles hatte er ein feines Verständniß. In der Kunst neigte er dem Klassischen zu. Alles Wirre, Tobende, Affektirte, Sentimentale und Brutale war ihm zuwider. „Ein klarer tiefer stiller See, in dem sich Sonne, Mond und Sterne spiegeln“: so faßte er einst das Lebensbild seines Freundes Otto Gildemeister zusammen. Tiefe verbunden mit Klarheit: danach strebte auch er. Man hat seinen Witz und seinen Esprit oft rühmend hervorgehoben; und gewiß mit Recht. Aber sein Witz diente nur zum Schmuck der Rede, entartete nie zum Selbstzweck.

Man hat es oft beklagt, daß Bamberger's reiche Gaben niemals unmittelbar in der Regierung unseres Landes sich bethätigen konnten. Ich glaube nicht, daß wir gerade bei Bamberger das zu bedauern hatten. Die Zahl der geistig freien, unabhängigen und hochgebildeten Männer, die der Freiheit und Humanität als Gedankenvermittler dienen können und dienen wollen, ist in unserem Vaterlande so viel kleiner, als die Zahl talentvoller und geschickter Beamten, daß wir uns freuen müssen, Bamberger's feinen Geist nicht in der Eintönigkeit der Verwaltungsroutine abgestumpft gesehen zu haben.

Bei den Neuwahlen des Jahres 1893 nahm Bamberger ein Mandat zum Reichstag nicht wieder an und damit schied aus unserem Parlament einer der geistvollsten Redner, die der Reichstag je besessen hat. Er hatte das Ohr des Hauses wie wenige; wenn er sich erhob, dann wußte man, daß ein besonderer geistiger Schmaus in Aussicht war. Er verstand es meisterhaft, verwickelte wirthschaftliche Fragen auf einfache Grundgedanken zurückzuführen und die Behandlung mit soviel reizvollem Detail auszustatten, daß er, wie man von Gladstone sagte, selbst Käse und Heringe interessant zu machen wußte. Er bereitete seine Reden gründlich vor, wenngleich er sie niemals vorher im Wortlaut feststellte. Der ganze Gedankengang war wohl überlegt, auch die Pointen und Bonmots lagen gut verwahrt im Köcher; aber da er nur den gesammten Gedankeninhalt, den er rednerisch zu verarbeiten gedachte, zusammenstellte, ohne sich irgendwie an einen Wortlaut zu binden, so war er in der Replik ebenso glücklich, wie in der Exposition, und seine Rede bekam jene Ungezwungenheit und Treffsicherheit, ohne die es in Parlamenten größere Erfolge nicht gibt.

Die Bamberger'sche Beredsamkeit war aber keineswegs bloß auf das Parlament beschränkt. Fehlte ihm gleich das sonore Organ und im späteren Alter auch der Geschmack an der breiten Pinselführung des Volksredners, so wußte er doch auch größere Wählermassen fortzureißen.

Unübertrefflich aber war er im Kreise gleichgesinnter Freunde, wenn er ihnen in einem zierlich geformten, geistreichen after-dinner-speech gleichsam die Philosophie des Liberalismus zum Besten gab oder bei einem festlichen Anlaß einen zu Feiernden charakterisirte und dabei die Vergangenheit und die Zukunft mit den Strahlen seines Witzes beleuchtete.

Trotz dieser glänzenden Rednergabe steht der Schriftsteller noch über dem Redner. In dem Essay über Kirche und Staat, den Macaulay vor sechzig Jahren veröffentlichte, macht er auf den Unterschied aufmerksam, der zwischen der Wirkung des geschriebenen Wortes, welches in der Stille des Schreibzimmers gefeilt ist, und der Wirkung des gesprochenen Wortes, das, unterstützt von Gesten und Ausdruck, für einen Augenblick ans Ohr schlägt, besteht. Das „in der Stille des Schreibzimmers gefeilte Wort“, das war Bamberger's größte Force. Er war ein journalistischer Künstler, ein Meister des Stils. In dem künstlerischen Schmuck des geschriebenen Wortes ging aber das Wesentliche nie verloren, es trat nur weniger aufdringlich hervor. In der Polemik traf sein eleganter Stoß die empfindlichsten Stellen des Gegners, und doch war er weniger Polemiker, als humaner Skeptiker, der auch das, was ihn abstößt, zu begreifen sucht, und der es liebt, auf die Lichtseiten des Lebens und auf die angenehmen Eigenschaften der Menschen und Dinge hinzuweisen.

Wenn Buffon's Ausspruch: „le style est de l'homme même“ richtig ist, so ist der Mensch Bamberger an dieser Seite seines Stils am besten zu erkennen. Der Charakterzug des humanen Skeptikers trat bei ihm am deutlichsten zu Tage, und je älter er wurde, umso mehr bekam die Skepsis bei diesem „herzlosen Manchestermann“ einen humanen Zug. Das Verhältniß des Menschen zum Menschen wurde ihm immer mehr das Wesentliche, der Glaube an die besondere Kraft von Gesetzen und Einrichtungen wurde immer geringer; das Unrecht jedoch, das an einem Einzelnen begangen wurde, das Unglück, welches den einzelnen Freund betraf, — das war im Stande, die ganze Leidenschaft seines Herzens auch noch in hohem Alter zu entzünden.

Jeder, der mit ihm in freundschaftliche Beziehung trat — und wie groß war dieser Freundeskreis! —, der durfte der zartesten Aufmerksamkeit und Rücksichtnahme gewiß sein. Ich habe in zwanzigjähriger Freundschaft bei ihm nie erlebt, daß er sich irgend einer Freundschaftspflicht entzogen

hätte; seine politischen Freunde haben niemals vergeblich bei ihm angeklopft, wenn es sich darum handelte, mit seinem Rath, mit seinem Namen oder mit seiner Feder für sie einzutreten. Die gleiche liebenswürdige Antheilnahme widmete er allen seinen Freunden und Freundinnen, ja selbst den Kindern seiner Freunde. Er hielt sich nicht für zu gut, um selbst auf die Geburtstagsbriefe kleiner schulpflichtiger Mädchen in herzlicher Ausführlichkeit zu antworten.

Wie groß ist die Zahl derjenigen, die in Ludwig Bamberger einen treuen Freund verloren haben! Wir werden ihn nicht mehr sehen, den edlen Mann, uns nicht mehr erfreuen an seiner witzigen Rede, uns nicht mehr erquicken an seiner Herzenswärme. Verödet ist für uns das Haus, in dem er die reizvollste Geselligkeit pflegte, vorbei das Geplauder in seinem Studirzimmer, in welchem die alten Freunde mit immer neuen Besuchern, die aus aller Herren Ländern bei Bamberger vorsprachen, im Gedankenaustausch zusammentrafen. Was er seinen nächsten Freunden war, das vermag ich nicht besser als mit seinen eigenen Worten auszudrücken, mit denen er den Essay über die Freundschaft, den er Weihnachten 1897 in der „Nation" veröffentlichte, schloß:

„Wer nicht die Freude kennt, dem, der gleichen Sinnes ist, das mitzutheilen, was diesen Sinn berührt, kennt nicht eine der lieblichsten Regungen des Geistes. Wie wehmüthig wird die Erinnerung an einen dahingeschiedenen Freund erweckt in dem Moment, da man etwas erlebt, das ihn besonders interessirt haben würde. Im ersten Augenblick will der Gedanke zu ihm hinfliegen, es mitzutheilen, doch im nächsten muß er sich schmerzlich besinnen, daß es für immer vorüber ist mit diesem schönen Wiederklang.

„Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen ich die ersten sang.
Zerstoben ist das freundliche Gedränge,
Verklungen, ach! der erste Wiederklang."

Wiederklang! das ist der Inbegriff alles Zaubers, der dem Leben seinen Reiz verleiht — selbst über den Tod hinaus für unsere Vorstellung."

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XI.

Bei einer namentlichen Abstimmung im Reichstage ein Präsenzstand von 350 Mitgliedern; das ist doch einmal eine Abwechselung. Es hat sich also um Dinge gehandelt, welche das politische Interesse allgemein wachriefen. Man unterhielt sich sogar sehr lebhaft über die Frage, ob eine Auflösung des Reichstags in Sicht sei. Es handelte sich um die Militärvorlage.

Wir begreifen nicht recht, wie die Frage, ob bei einem Heer wie das deutsche 7000 Mann von den Mehrforderungen der Regierung abgestrichen werden sollen, zu einer Prinzipienfrage, zu einem Siege der parlamentarischen Rechte über den Militarismus aufgebauscht werden kann; wir begreifen aber eben so wenig, wie dieselbe Frage dahin aufgebauscht werden kann, daß es sich um die Erhaltung der Wehrhaftigkeit des Vaterlandes handele. Auf der andern Seite geben wir sehr gern zu, daß die Frage nach solchen 7000 Mann einer zwar kühlen, aber sachlichen Prüfung unterworfen werden muß. Gerade zur Prüfung solcher Fragen sind die Kommissionsverhandlungen da. Eine solche Frage muß in der Kommission entschieden werden, und das Plenum hat das Siegel darunter zu setzen.

Wenn es nun geschieht, daß man nach langwierigen Verhandlungen in der Kommission glaubt, sich verständigt zu haben, und wenn sich schließlich herausstellt, daß man einander mißverstanden hat, so ist der Schluß gerechtfertigt, daß man wenigstens auf der einen Seite mit bemerkenswerther Ungeschicklichkeit verfahren hat; man wird aber schwerlich fehl gehen, wenn man den Verdacht hinzufügt, daß auf beiden Seiten nicht das erwünschte Maß von Geschicklichkeit angewendet worden ist.

Eine Zeit lang war man von Seiten des Zentrums sehr beflissen gewesen, die Versicherung zu geben, man habe kein „Kompromiß" abgeschlossen, und der Erfolg hat diese Behauptung bestätigt. Man hatte es sorgfältig umgangen, ein Kompromiß in ausdrücklichen Worten abzuschließen; aber man hatte geglaubt, durch „konkludente Handlungen", durch Blicke und Winke die Verständigung herbeigeführt zu haben. Wäre Herr Windthorst noch am Leben, so würde Alles geklappt haben; die Sache wäre so geführt worden, daß es den Anschein gewonnen hätte, als sei das Zentrum als Sieger aus der Verhandlung hervorgegangen. Aber Herr Lieber ist kein Windthorst, und auch der Kriegsminister Herr von Goßler ist kein Bronsart. Auch er hat es daran fehlen lassen, genau zu wissen, was er wollte, oder, was wohl richtiger ist, was er sollte.

Man hat im Ernste sehr viel von einer bevorstehenden Auflösung des Reichstags gesprochen; ob es auch nur Einen Menschen gegeben hat, der im Ernste an ein solches Ereigniß geglaubt hat, ist sehr zweifelhaft. Die Aufregung einer Neuwahl hervorzurufen um dieses Objekts willen und bei der Stimmung, die im öffentlichen Leben augenblicklich herrscht, wäre ein Vorgang gewesen, für den Niemand ein Verständniß hätte gewinnen können.

Die zweite Lesung im Plenum machte einen beklemmenden Eindruck. Herr von Goßler und Herr Lieber waren die handelnden Personen in dem Drama; alle übrigen Redner hatten nur die Rolle des Chors der Alten. Und die beiden handelnden Personen erklärten: Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Der Eine sagte: Heute kann ich nicht anders, aber morgen werde ich anders können. Und der Andere erklärte: Heute kann ich anders, aber morgen werde ich es nicht können. Und so kann denn der Berichterstatter über diese Scene am Donnerstag früh mit voller Gemüthsruhe die Behauptung zu Papier bringen, daß am Donnerstag Abend die große Angelegenheit in einer befriedigenden Weise zum Abschluß gebracht worden ist. Zum Ruhme des Reichstages aber hat diese Angelegenheit nicht gereicht.

Im Abgeordnetenhause ging indessen die Berathung des Budgets des Kultusministeriums vor sich und jede einzelne der Fragen, die während des sogenannten Kulturkampfes mit Leidenschaft erörtert wurde, wurde mit kalter Hitze von Neuem vorgeführt. Fürst Bismarck hat bei Lebzeiten sehr wohl erkannt, daß zwischen dem Centrum und dem Staate ein dauernder Friede nicht möglich sei, aber einen Waffenstillstand hat er herbeiführen wollen. Wie dieser Waffenstillstand beschaffen ist, zeigt sich. Es wird nicht scharf geschossen, aber das Geknatter mit Platzpatronen hat seinen ununterbrochenen Fortgang.

Die ultramontane Partei kann keinem Staate Frieden gewähren und am allerwenigsten dem deutschen Reiche. Ihre Ziele sind seit den Zeiten der Gregore und Innocenze bekannt und unveränderlich. Man kann sie kurz in die Worte zusammenfassen, daß der Kaiser dem Papste die Steigbügel halten soll. Daß sie dieses Ziel niemals erreichen wird, weiß sie sehr wohl, aber den Schein, als werde sie es erreichen können, hält sie unverrückt aufrecht, und sie unterläßt keinen Schritt, der sie diesem Ziele anscheinend einen Schritt näher führt. Heute verlangt sie einen katholischen Unterstaatssekretär; wenn ein solcher ihr jemals bewilligt werden sollte, wird sie am folgenden Tage einen katholischen Kultusminister verlangen.

Die einzig mögliche Art, die Angriffe der katholischen Kirche abzuwehren, besteht in der Durchführung des Grundsatzes, daß das deutsche Reich das Land der Gewissensfreiheit ist, in welchem keiner Religionsgesellschaft ein Einfluß auf die staatliche Ordnung und auf das öffentliche

Schulwesen eingeräumt wird. Kultusminister ist Herr Bosse, der sich zuweilen Mühe gibt, einen Angriff der ultramontanen Partei zurückzuweisen und inzwischen der Berliner Schulverwaltung gegenüber Maßregeln durchführt, über welche diese Partei im Stillen jubeln muß.

Die Kanalvorlage ist endlich dem Abgeordnetenhause zugegangen. Die Regierung kann sicher sein, dieselbe glücklich durchzuführen, wenn sie vollen Ernst zeigt, und die Versuche abwehrt, im Interesse der nothleidenden Landwirthschaft der ferneren Entwicklung des Verkehrs Stillstand zu gebieten.

Proteus.

Friedenstraum und Staatsstreich.

I.

Das Großfürstenthum Finland, das Jahrhunderte lang einen mit dem Mutterlande politisch gleichberechtigten Theil des schwedischen Königreichs bildete, wurde durch den Krieg von 1808—1809 von den Russen erobert. Das Land wurde jedoch nicht dem Kaiserreiche als Provinz einverleibt. Der ebenso weitsichtige, wie — wenigstens im Anfang seiner Regierung — freisinnige Alexander I. wollte das finländische Volk durch stärkere Bande als den äußeren Zwang an den neuen Herrscher und sein Reich binden. Er wollte, wie er selbst kurz nach der Eroberung in einem Handschreiben an den Generalgouverneur von Finland äußerte, „dem Volke eine politische Existenz geben, so daß dieses sich nicht als von Rußland erobert, sondern mit demselben durch seinen eigenen Vortheil verbunden betrachten solle". Noch vor dem Friedensschlusse hatte Alexander die finländischen Landstände zum Landtag nach Borga einberufen. Vor den versammelten Vertretern des Volkes bestätigte der Kaiser feierlich, „die Religion und die Grundgesetze des Landes, sowie die Privilegien und Gerechtsame, die jedem Stande im Großfürstenthum im besonderen und sämmtlichen Einwohnern gemeinschaftlich der Konstitution gemäß zukamen". Die Haupturkunden dieser Konstitution waren die Regierungsform von 1772 und die sogenannte Vereinigungs- und Sicherheitsakte von 1789. Der Kaiser hatte dadurch, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, „das finländische Volk unter die Zahl der Nationen erhoben" und „sowohl dessen bürgerliche wie politische Gesetze beibehalten".

Alexander I. konnte um so eher die bestehenden politischen Gesetze des neuerworbenen Großfürstenthums aufrechterhalten, als diese dem Monarchen eine sehr ausgedehnte, wenn auch keineswegs unbeschränkte Macht einräumten.

Dem Volke kam das Recht zu, an der eigentlichen Gesetzgebung effektiv theilzunehmen; keine neue Steuer konnte demselben ohne seine eigene Einwilligung auferlegt werden. Dem Regenten war aber vorbehalten, Verordnungen in administrativen Fragen zu erlassen, und von ihm hing es ab, wann der Landtag einberufen werden sollte. Thatsächlich fand während der folgenden Regierung Alexanders sowie unter der dreißigjährigen Herrschaft Nikolaus des Ersten keine Landtagssitzung in Finland statt. — Aus diesem Verhältniß die Schlußfolgerung ziehen zu wollen, wie es einige russische Historiker und Journalisten gethan haben, daß die alte Konstitution in Vergessenheit gerathen wäre, ist dennoch durchaus falsch. Man suchte eben unter solchen Verhältnissen ohne die Landstände auszukommen. Fragen, die von der Prüfung und Entscheidung derselben abhingen, wurden aufgeschoben; manche nöthige Verbesserung konnte nicht zur Ausführung gelangen, viele Gesetze veralteten, und eine in mancher Hinsicht verderbliche Stagnation machte sich immer mehr fühlbar. Es gibt aber der Beweise genug, die es über jeden Zweifel erheben, daß selbst der autokratische Nikolaus I. die verfassungsmäßigen Gerechtsame des Großfürstenthums nie hat kränken wollen. Er, wie sein Vorgänger und seine Nachfolger, bestätigte dieselben bei seiner Thronbesteigung in feierlichster Weise.

Mit Alexander II., dem Zarenbefreier des russischen Reichs, trat für Finland ein politischer Frühling ein, eine Zeit der Hoffnung und des Segens. Im Jahre 1863 berief der Kaiser den Landtag ein, und eröffnete in Helsingfors in eigener Person die Sitzung. In seiner Thronrede erklärte der Monarch, „er wolle die konstitutionell-monarchischen Grundsätze aufrechterhalten, die mit den Ueberzeugungen des finischen Volkes übereinstimmen und mit den Gesetzen und Institutionen des Landes verwachsen sind". — Dem Wiedererwachen des politischen Lebens folgte eine rege gesetzgeberische Thätigkeit. Zu einer Kodifikation der alten schwedischen Grundgesetze kam es nicht, obgleich ein Komitee auf Befehl des Kaisers mit vorbereitenden Maßregeln beschäftigt war. Eine bedeutende Erweiterung seiner politischen Rechte erhielt das Volk aber durch die „Landtagsordnung", die vom Kaiser am 15. April 1869 als unerschütterliches Grundgesetz sanktionirt wurde. Dieses Gesetz behielt die alte Standesvertretung in vier Kammern (Adel, Geistlichkeit, Bürgerschaft, Bauern) bei, die zwar nach modernen Begriffen veraltet war, sich aber auf uralte Tradition stützte und mit den Anschauungen des Volkes übereinstimmte. Die bedeutendste Bestimmung des neuen Gesetzes war unzweifelhaft § 2, worin festgestellt wurde, daß die Stände wenigstens jedes fünfte Jahr einberufen werden sollten. Dadurch wurde eine Periode des Stillstands, wie die zwischen 1809 und 1863 für die Zukunft unmöglich gemacht. Seit 1882 haben Landtagssitzungen alle drei Jahre stattgefunden.

Dem Landtage von 1877—78 wurde vom Kaiser-Großfürsten ein neues Militärgesetz vorgelegt; es galt die allgemeine Wehrpflicht in Finland einzuführen. Die kaiserliche Proposition erfuhr bei der Behandlung im Landtag verschiedene Umgestaltungen, wurde aber in der neuen Form vom Kaiser im Dezember 1878 bestätigt, wobei zugleich durch ein besonderes kaiserliches Manifest den wichtigsten Bestimmungen des Gesetzes die Natur eines Grundgesetzes ertheilt wurde. Ein Grundgesetz kann, der finländischen Landtagsordnung (§ 71) gemäß, nur auf den Vorschlag des Kaisers-Großfürsten und mit Genehmigung aller vier Stände eingeführt, geändert, interpretirt oder aufgehoben werden, wogegen für die Einführung, Aenderung oder Anstrebung sonstiger Gesetze die Genehmigung dreier Stände genügt.

Die finländische Heeresorganisation weicht in vieler Hinsicht von der russischen ab. Die aktive Dienstzeit dauert drei Jahre (in Rußland fünf Jahre) worauf man für zwei Jahre (in Rußland 13 Jahre) der Reserve zugezählt wird. Die jungen Leute, die das Loos von aktivem Dienst befreit hat, werden in Finland nicht, wie in Rußland, gleich der Landwehr zugezählt, sondern werden erst fünf Jahre zur Reserve gerechnet und darunter drei Jahre nach einander zu Uebungen einberufen. Durch diese Bestimmung wollten die Stände mit den geringsten Kosten eine zahlreiche geübte Mannschaft bereit halten. Der Autonomie des Großfürstenthums gemäß wurden die finländischen Truppen in erster Linie für die Vertheidigung von Finland mit seinen ausgedehnten Küsten bestimmt. Da im Kriegsfalle ein Gebiet von der Ausdehnung Finlands eine bedeutende Besatzung nöthig haben würde, erschien es nicht unbillig, daß dieser Theil der Reichswehr der mit den eigenartigen Terrainverhältnissen vertrauten Bevölkerung des Landes anvertraut wurde. Ebenso wurde in Uebereinstimmung mit den Gesetzen des Landes der Befehl der Truppen finländischen Offizieren übertragen, die indessen der russischen Sprache völlig mächtig sein müssen. Für den Zusammenhang der finländischen Truppen mit der Reichsarmee wurde vielfach gesorgt. Der Generalgouverneur von Finland, der ein Russe ist, ist zugleich der Oberbefehlshaber finländischer Truppen; der russische Kriegsminister trägt bei dem Kaiser diejenigen finländischen Militärangelegenheiten vor, die nicht legislativer oder ökonomischer Natur sind, und das Russische ist die ausschließliche Kommandosprache auch in Finland. —

Die finländische Militärorganisation hat jetzt zwei Jahrzehnte funktionirt; die Truppen haben an Manövern in Rußland Theil genommen und haben dabei von den höchsten Fachbehörden volle Anerkennung erhalten.

II.

Schon lange hat es aber in Rußland eine Partei gegeben, welcher die historisch begründete und von den Kaisern feierlich bestätigte konstitutionelle Ordnung in Finland nicht nur unverständlich, sondern geradezu verhaßt gewesen ist. Vergebens hat man sich bemüht, bei den ruhigen Finländern irgend welche Spuren von reichsfeindlichen Tendenzen zu entdecken. Dessen ungeachtet hat sich ein Theil der russischen Presse nicht gescheut, „den finländischen Separatismus" in grellen Farben auszumalen. Von finländischer Seite ist wiederholt darauf geantwortet worden. Man hat seine Beweisführung vor allem, ja fast ausschließlich, auf kaiserliche Versicherungen und offizielle Dokumente gestützt. Die Antagonisten Finlands sind aber ebenso erfinderisch wie rücksichtslos. Sie haben die Verleumdung aufgeworfen, die finländischen Staatsmänner hätten nur durch Betrug die allerhöchste Bestätigung der Grundgesetze zu Stande gebracht. Die liberalen Kaiser Rußlands, Alexander I und Alexander II., werden übrigens von den russischen „Patrioten" mit großer Offenheit angegriffen. — Doch sind auch in Rußland mehrere Preßorgane für die finländischen Rechte eingetreten. Vor allem hat die angesehene Zeitschrift „Wjestnik Jevropy" die finländischen Verhältnisse unparteiisch und sympathisch beurtheilt und die Hetzjagd auf das Großfürstenthum zu einer Aeußerung des gemeinen Neides gestempelt. Auch die Zeitschrift „Rußky Trud" hat neulich hervorgehoben, daß die Autonomie Finlands und die dadurch bedingte Blüthe des Landes, weit entfernt davon, des Reiches unwürdig zu sein, im Gegentheil dem mächtigen Rußland zur größten Ehre gereichen und als Vorbild einer künftigen Union der slavischen Völker dienen könne. Von den bedeutenderen Organen der Tagespresse haben „Peterburgskya Wjedomosti", St. Peterburger Herold und gewöhnlich auch „Novosti" die finischen Fragen zu verstehen und ruhig zu beurtheilen versucht. Die Finländer hat es besonders gefreut, daß mehrere unter ihren Freunden in der russischen Presse vor anderen Organen der Journalistik die Intelligenz repräsentiren.

Es sind aber in unseren Tagen leider nicht die „Intellektuellen" und die Liberalen, welche die Welt regieren, sondern vielmehr die Chauvinisten und Nationalitätseiferer. Finland hat dieses in der letzten Zeit bitter erfahren müssen. Schon lange haben sich Wolken zusammengezogen; jetzt, kurz nach der Friedensbotschaft, ist die Entladung erfolgt.

Lange haben in äußerster Stille in St. Petersburg Kommissionen gearbeitet, die die Reorganisation verschiedener Gebiete der finländischen Verwaltung und Gesetzgebung vorbereitet haben. Es haben zwar einzelne Finländer an der Thätigkeit dieser Kommissionen theilgenommen, man hat ihnen aber wenig Gehör geschenkt. Der Geist des mächtigen Pobedonostjeff hat, auch wenn er nicht persönlich auf der Bühne erschien, über den Kommissionen geschwebt, und als der neue, überaus energische und rücksichtslose Kriegsminister Kuropatkin sein Amt antrat und nicht lange darauf sein Gesinnungsgenosse General Bobrikoff zum General-gouverneur von Finland ernannt wurde, fing man im Großfürstenthum an das Schlimmste zu befürchten.

Da kam letzten Sommer die Nachricht, daß die finländischen Stände zu einer außerordentlichen Sitzung im Januar 1899 einberufen würden, „um das finländische Militärgesetz in Uebereinstimmung mit dem Gesetze des Kaiserthums zu bringen". Man ahnte in Finland zunächst noch nicht die Tragweite dieser kaiserlichen Worte. Man sah noch immer in der Thatsache, daß der Landtag einberufen worden war, einen Grund für die Hoffnung, daß auch konstitutionell verfahren werden sollte, und man war natürlich bereit, den Wünschen des Kaisers Folge zu leisten, soweit es mit der Verfassung und der Leistungsfähigkeit des Landes vereinbar wäre.

Als aber der Landtag zusammentrat, wurde derselbe in der Thronrede sowie in allen Gesetzesvorlagen nicht wie eine Volksvertretung behandelt, sondern wie eine russische Provinzialversammlung, von welcher ein Gutachten verlangt wurde, deren Stimme aber keinen Einfluß auf die Entscheidung der Sache haben sollte. In den „Motiven" der russischen Kommission, die den Entwurf des neuen Gesetzes ausgearbeitet hatte, wurde das Land und seine Bevölkerung in geradezu herabsetzender Weise behandelt; man ging so weit, daß man sogar den offiziellen, auch im kaiserlichen Titel vorkommenden Ausdruck „Großfürstenthum Finland" vermied und das Land als ein Konglomerat von Gouvernements betrachtete, das sich keineswegs auf „vermeintliche politische Rechte" berufen dürfe.

Der sachliche Inhalt der Gesetzesvorlagen ist sehr weitgehend und von kaum geringerer prinzipieller Bedeutung als die Form derselben. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß eben zu der Zeit, wo die Friedensbotschaft von Rußland ausging, eine durch die gewonnene Erfahrung garnicht benöthigte Verlängerung der aktiven Dienstzeit und eine bedeutende Vermehrung der Friedensstärke in Finland geplant wurde. Das vom finländischen Standpunkt Bedenklichste dabei ist, daß das geforderte neue Kontingent in der russischen Armee dienen müßte; die finländische Staatskasse müßte eine jährliche Kontribution von 10 Millionen finische Mark an die russische Schatzkammer einhändigen.

Die Sitzung des finländischen Landtags ist noch nicht abgeschlossen, und kein Entschluß ist bisher gefaßt worden. Während aber in Helsingfors die vorläufige Diskussion erfolgte, und eine allgemeine Unsicherheit herrschte, wie man den in so sonderbarer und in der ganzen Geschichte des Landes unerhörter Weise abgefaßten Gesetzesvorschlag behandeln sollte, traf am 15. Februar von Petersburg eine neue schlimme Nachricht ein. Die Rathgeber des Zaren hatten denselben überredet, ein schon seit Jahren in Bereitschaft gehaltenes Manifest zu unterzeichnen, wodurch die Autonomie des Landes zwar scheinbar bewahrt bleibt, in der That aber den Todesstoß erhält. Durch dieses Manifest, von dessen Vorbereitung die finische Regierung (der Senat) nichts wußte, und das jedem Bürger des Landes eine Ueberraschung war, wird eine „feste" Ordnung bestimmt, die für die Ausarbeitung und die Veröffentlichung von Gesetzen, welche das ganze Reich, das Großfürstenthum Finland mit einbegriffen, betreffen, gelten soll. Der Kern der Verordnung liegt unzweifelhaft in der Bestimmung, daß in allen Fragen, die das Reich irgendwie berühren, der Landtag nur ein Gutachten abzugeben hat, welches nebst dem Gutachten der finländischen Behörden dem russischen Reichsrath überlassen wird, worauf schließlich der Kaiser selbst die Frage entscheidet. Das durch die beschworene Verfassung dem finländischen Volke zugestandene Recht, an der Gesetzgebung theilzunehmen, das Recht, keine Gesetze mit Gewalt sich aufgedrungen zu sehen, ist durch das kaiserliche Manifest aufgehoben worden, ohne daß der Landtag „über diese Lebensfrage auch nur ein Gutachten" hat abgeben dürfen.

Man läßt sich in Finland nicht durch die zweifelhaften Trostgründe der russischen Chauvinistenpresse irre führen, wonach die finländische Autonomie durch das Manifest gänzlich unberührt geblieben sei; dies um so weniger als dieselbe Presse nicht unterlassen hat, die ganze Tragweite des Manifestes klarzulegen. Was alles als Reichsfrage betrachtet werden soll, darauf geht das Manifest nicht ein; dies soll in jedem einzelnen Falle vom Kaiser persönlich abhängen. Das Protokoll der Kommission, die das Manifest vorbereitet hat, sagt ausdrücklich, daß es unzweckmäßig sei, ein für allemal das Gebiet der Reichsgesetze zu begrenzen. „Was heute noch nicht als Reichsinteresse hervortritt, kann in ein paar Jahren einen derartigen Charakter erhalten haben". Die Worte sind mehr als durchsichtig. Das Programm der Russifizirung Finlands liegt fertig vor. Die kaiserliche Versicherung Nikolaus des Zweiten vom

6. November 1894, er wolle die Grundgesetze des Großfürstenthums unerschütterlich aufrechterhalten, diese Versicherung hat ihre Geltung verloren — und noch ist kaum ein halbes Jahr verronnen, seitdem von Moskau aus so schön und erhaben von den Grundsätzen der Gerechtigkeit geredet wurde, auf denen das Glück der Völker beruht. So ist in Finland der Staatsstreich eine vollendete Thatsache.

* * *

Von der schwarzen Internationale an der Donau.

Seit drei Jahren beschäftigt ein Justizfall die Welt. Ein Komplott wurde zur Fälschung der Justiz geschmiedet, Beweismittel wurden künstlich angefertigt, um den Angeklagten zu verderben, erdichtete Beweise und Urkunden wurden, da sie das Licht der Oeffentlichkeit nicht vertragen, heimlich in das Berathungszimmer der Richter geschmuggelt und dort vorgewiesen. Die hochgradigste Erregung bemächtigte sich nicht nur Frankreichs, sondern der ganzen gebildeten Welt, als dieses Werk der schwarzen Internationale aufgedeckt wurde, und vor der Oeffentlichkeit der ganzen Welt vollziehen sich nun die Debatten über den interessanten Rechtsfall.

So in Frankreich. An der Donau arbeiten die Genossen der schwarzen Internationale geschickter, vorsichtiger und schlauer. Im Verhältniß zu ihrem Raffinement sind die Esterhazys, Henrys und Paty du Clam ganz dumme Teufel. Hier an der Donau fälscht man keine Bordereaus und kein petit bleu, hier macht man es einfacher und sicherer, man wählt sich die Geschworenen so aus, wie man sie braucht. Eine Affaire dieser Art spricht sich seit einigen Wochen in Richter- und Advokatenkreisen herum.

Es handelt sich um eine Sensations-Affaire, die in der Reichsvertretung ihren Anfang, im Schwurgerichtssaal ihr Ende nahm. Ein Matador der Christlich-Sozialen, der mit frommem Augenniederschlag immer für Gottesfurcht, Zucht und ehrbare Sitte schwärmte, wurde eines flotten Lebenswandels beschuldigt. Ein junger Journalist, mit großem Spürtalent ausgerüstet, ging der Sache nach und auf den nicht immer ganz reinlichen Wegen entdeckte er zwar nichts Ueberraschendes, aber viel Interessantes und Bemerkenswerthes. Er schrieb die Abenteuer des christlich-sozialen Matadors, und die Folge war ein Preßprozeß, welchen der fromme Ehrenmann — nennen wir ihn Herr X — gegen ihn anstrengte. Herr X hatte den schlechten Geschmack, seine schmutzige Wäsche im Gerichtssaale zu waschen. Der Journalist wurde zwar verurtheilt, aber Herr X ging nicht ganz rein aus der Sache hervor. Man erfuhr Einiges von der Leidenschaft des frommen Herrn für die Chambres séparées mit ewig weiblichem Inhalt, man hörte Manches über die galanten Manieren eines christlich-sozialen Arbeitgebers gegenüber seinen Arbeiterinnen, man hörte recht Ueberraschendes über das Bild, das sich eine Säule der christlich-sozialen Partei von der Reinheit des Familienlebens macht, und von den heiteren Spielen, die er am Morgen nach dem Begräbnisse seiner ersten Frau vor seinen Kindern aufführte. Auch die Zeugengesellschaft, welche da von der schwarzen Internationale produzirt wurde, war eine recht merkwürdige; man befand sich da in einem Milieu, wo Meineide schwört der Druck der Hand.

Das Verdikt ist gesprochen, der Journalist wird seine Strafe voraussichtlich abbüßen und zurückbleibt die Erinnerung an die sittengeschichtlichen Erscheinungen des Prozesses. Ein Zufall will es, daß ein engerer Kreis aber auch dahinter gekommen ist, wie der Prozeß vorbereitet wurde. Es ist zweifellos ein gutes Recht jeder Prozeßpartei, von ihrem Standpunkte den Prozeß so genau und so sorgfältig, wie es ihr nur möglich ist, vorzubereiten; Herr X aber hat des Guten zu viel gethan, er hat die Geschworenen für seinen Prozeß so zu sagen direkt ernannt.

Wie dies möglich war? Um dies zu erklären, müssen wir die Bestimmungen über die Bildung der Geschworenenlisten kurz rekapituliren. Die Grundlage der Geschworenenliste bildet die Urliste, aus dieser wird die Jahresliste zusammengestellt und aus der Jahresliste wird die Dienstliste ausgelost. Die Verfassung der Urliste erfolgt durch die Gemeinde, die Jahresliste wird von einer Gerichtskommission unter Zuziehung von Vertrauensmännern angefertigt. In früheren Jahren besorgte die Verfassung der Urliste irgend ein bescheidener Magistratsbeamter, es fiel Niemandem ein, darin ein politisches Machtmittel zu suchen. Erst in der christlich-sozialen Aera, als einige Preßprozesse zu Ungunsten der herrschenden Partei ausschlugen, kam ein erfindungsreicher Kopf darauf, daß die Gemeinde mit der Verfassung der Urliste das Mittel in der Hand habe, verläßliche Geschworene zu bestellen. Man legte die Sache in die Hände des Herrn X, der große Personenkenntniß besitzt und insbesondere alle Anhänger der Christlich-Sozialen kennt. Herr X ging ans Werk, mit um so größerem Eifer, als die Eventualität des nun durchgeführten Prozesses seit anderthalb Jahren ihm vor Augen stand. Er verfaßte die Urliste und ließ sie unter seiner Einflußnahme verfassen. Die Vertrauensmänner, welche zur Verfassung der Jahresliste mitwirken, werden auf Wunsch des Gerichtes von der Gemeinde ernannt. Herr X, welcher die Urliste verfaßt hatte, ließ sich als Vertrauensmann entsenden, ja er brachte in die Sitzung der Gerichtskommission den fertigen Entwurf einer Jahresliste mit. Der Bezirkshauptmann und der Bürgermeister in den Städten mit selbständigem Statut sind nämlich berechtigt, diejenigen Personen zu bezeichnen, welche für das Geschworenenamt die beste Eignung haben, und im Hinblicke auf diese gesetzliche Bestimmung erhob das Richterkollegium auch keine Einwendung gegen die Erleichterung seiner Arbeit. Die Jahresliste des Herrn X war acceptirt, er hatte dafür gesorgt, daß in der Jahresliste nur echtfarbige Parteigenossen vorkamen, er konnte nun seinem Prozeß mit aller Seelenruhe entgegensehen. Herr X wußte, was immer in dem Prozesse vorkommen möge, seine Geschworenen, die er sich ausgewählt hatte, würden ihn nicht im Stiche lassen. Für die wenigen Geschworenen, die etwa hinterher als zweifelhaft erscheinen könnten, gab es ja noch das Rechtsmittel der Ablehnung.

Man sieht, die schwarze Internationale an der Donau weiß geräuschloser und sicherer zu arbeiten, als jene an der Seine. Gegen die kluge Auswahl der Geschworenen gibt es keine Revision und keine Nichtigkeitsbeschwerde; nicht einmal die Nichtigkeitsbeschwerde zur Wahrung des Gesetzes könnte vom Generalprokurator ergriffen werden, denn es wurde weder ein formales, noch ein materielles Gesetz verletzt. Korrumpirt wurde nur das Fundament, die Urliste und die Jahresliste der Geschworenen, und diese stehen nicht unter dem Schutze der Nichtigkeitsbeschwerde. Eine geräuschvolle Revisionsbewegung ist also ausgeschlossen. Ein Justizskandal bleibt es aber doch.

Austriacus.

Ein Humorist unserer Zeit.

Sie lachen, wenn man den Namen erwähnt, aber sie lachen, wie einer, der unter dem Tische gezwickt wird und ein Gesicht schneidet, um nicht seinen geheimen Schmerz zu verrathen; sie lachen „auf der unrechten Seite des Mundes“, wie eine englische Redensart diese Art von erzwungener Fröhlichkeit bezeichnet. Wir waren jüngst eine muntere Sonntagsgesellschaft im Hause der geistreichen Schriftstellerin Lucy Clifford — die Herren lauter vielgewanderte, völkerkundige, weltüberlegene, vorurtheilsfreie Engländer, die sich in der ungezwungensten Weise über Hohes und Niedriges

unterhielten; da beging ich die Unvorsichtigkeit, das neueste Buch von George Bernard Shaw zu erwähnen: sie lachten, als hätte man das lustigste Thema berührt, aber mit der Fröhlichkeit war es merkwürdigerweise vorbei. Mit einem der Lacher, der sich als Weltweiser keines geringen Rufes erfreut, habe ich mirs für ewige Zeiten verdorben; als ich von meinem Besuche bei Shaw erzählte, wurde sein Gesicht länger und länger, ich sah es ihm förmlich an, wie er seine Meinung von meinen intellektuellen Fähigkeiten einer gründlichen Revision unterzog.

„Wie kann ein ernster Mensch einem ausgesprochenen Spaßmacher, einem berufsmäßigen Narren einen Besuch machen?“ fragten die strengen Augen des Philosophen. Wenn der Brave vollends gewußt hätte, daß es einer Reise nach Haslemere, und zwar bis auf den Gipfel des Hindhead, bedurfte, um den leidenden Spaßmacher zu Gesichte zu bekommen!

Aber seit wann ärgert man sich über einen Narren? Warum verlieren die Herren ihre gute Laune, sobald man von Shaw spricht, warum wird der Spaßmacher geradezu gehaßt, eine Thatsache, von der ich mich bei mehr als einer Gelegenheit überzeugte?

Die Engländer fühlen es eben instinktiv, daß hinter den lustigen Artikeln und Lustspielen des originellen Kauzes etwas ganz anderes steckt als zielloser, im Augenblick für den Augenblick geborener Humor: Shaw ist in Wahrheit eine Gottesgeißel, und seine Scherze schneiden den Engländern ins Fleisch. Der Mann schreibt und spricht Englisch, und zwar ein sehr anmuthiges, leichtes, einschmeichelndes Englisch, er lebt mitten in der englischen Gesellschaft, ist als Musiker und Litterat eine anerkannte Macht, hat als Sozialpolitiker zu allen lebendigen Kräften in der Presse Beziehungen intimster Art — und dieser materiell und moralisch ganz freie, absolut unabhängige Mann ist der fleischgewordene Widerspruch gegen alles, was den Engländern theuer und heilig ist, der unerbittliche Bekämpfer des englischen Volksgeistes in Wort und Schrift. Ich will nur drei oder vier Punkte hervorheben. Der Herdeninstinkt ist in den Engländern von heute mächtiger als in irgend einem anderen Volke; in der Wissenschaft, in der Kunst, in der Gesellschaft — überall genügt ein recht bekannter Name, um die ganze Nation hinter sich herzuziehen, und was als angenommen gilt, das ist unumstößlich wie ein medisches Gesetz, ehrwürdiger als ein biblisches Gebot. Shaw thut, wenn es nur physisch möglich ist, instinktiv immer das Gegentheil von dem, was die Gesellschaft, die Nation acceptirt. Mitten in einem Volke von Trinkern und Fleischessern, ist er leidenschaftlicher Temperenzler und Vegetarianer; selbstverständlich ist er ein Gegner der monarchischen Regierungsform, des Adels und der Armee; weniger selbstverständlich, aber für Shaw bezeichnend ist in den letzten Jahren seine ablehnende Haltung gegenüber dem offiziellen Sozialismus — ein untrüglicher Beweis für die Ausbreitung dieser Theorie. Nichts verräth seinen Widerspruchsgeist so deutlich wie eine kurze Notiz in dem Nachschlagewerke „**Who's Who**“ (für 1899), das alle bedeutenden Namen der angelsächsischen Welt verzeichnet und mit kurzen Nachrichten begleitet. Eine Eigenthümlichkeit dieses Buches ist es, daß Männlein und Weiblein angeben, womit sie sich in ihren Mußestunden erholen. Was meldet George Bernard Shaw? „Abwechselung in der Arbeit, Natur- und Kunstgenuß, Verkehr, alles — nur nicht Sport.“ Das in einem Lande, welches in W. G. Grace, dem Cricketchampion, einen Nationalheros verehrt, dessen Publikum in der Zeitung zu allererst die Sportseite studirt, dann erst die Kurse, und an dritter Stelle die Politik.

Und wie entgegengesetzt ist Shaw's keltische Neuerungssucht der englischen Trägheit, die sich heute nach dem metrischen Maß- und Gewichtssysteme widersetzt! Shaw ist ein blonder blauäugiger Riese mit gerader germanischer Nase, und William Archer bestreitet aufs entschiedenste die keltische Abstammung, die Shaw nachdrücklich betont; aber nein, die „Neuerungssucht“ allein — siehe Cäsar's Gallischer Krieg! — würde ihn zum Kelten stempeln, auch wenn wir nicht wüßten, daß er in Dublin geboren ist und einen langen respektablen irischen Stammbaum besitzt, auch wenn seine Mutter mit ihrem heiteren Witze und musikalischem Genie nicht den irischen Ursprung verriethe. Wenn es nach Shaw ginge, wäre die Gesellschaft das reine Karussel; nur Stillstand ist ihm verhaßt, die rascheste Umdrehung würde ihm keine Spur von Unbehagen bereiten, vorausgesetzt, daß er immer etwas neues zu sehen und zu hören bekäme. Das Herkömmliche, Ueberlieferte ist ihm ohne Rücksicht auf Werth oder Unwerth schon als ein Altes für den Untergang reif; kein Ausdruck ist bei Shaw so böse gemeint wie „**conventional**“ und „**conventionality**“, auch wenn er nicht gerade Gesellschaftslüge bedeutet.

Mit diesem Hasse gegen alles Alte, schon Dagewesene hängt Shaw's Verachtung für das Gewöhnliche, Alltägliche, Deutliche in der Litteratur zusammen. Wenn jemand einmal das Unglück hat, die unbestreitbare Wahrheit, daß zwei und zwei vier sind, zu wiederholen, so ist er in den Augen Shaw's ein Idiot; man kann ihm beweisen, daß der Zusammenhang diese Wiederholung unbedingt erforderte — umsonst; einem Manne von Geist darf so etwas nicht passiren. Bernard Shaw ist das noch niemals passirt; viel eher könnte es ihm einfallen, zu sagen, daß zwei und zwei fünf sind: es wäre falsch, aber nicht alt.

Bernard Shaw ist lauter Geist, lauter Intelligenz, was man von den Engländern im Ganzen gerade nicht sagen kann; er ist immer anregend, immer amüsant, und das ist wieder keine charakteristische Eigenschaft der heutigen angelsächsischen Welt.

Das sind nur wenige Punkte aus der langen Grenzlinie, die diesen Agitator, Essayisten, Musikkritiker und Lustspieldichter von der Menschheit scheidet, in deren Mitte er lebt, für die er redet und schreibt. Es sind fast lauter Aeußerlichkeiten, aber ich habe sie zuerst angeführt, weil sie jedermann leicht erkennt und er selbst vielleicht nicht bestreitet. Aber was liegt diesen Aeußerlichkeiten zu Grunde? Welche Seele hat diese Formen geschaffen, diese Auswüchse getrieben?

Ich will Shaw nicht das Unrecht thun, aus seinen älteren, zerstreuten Tagesaufsätzen seinen schriftstellerischen Charakter erschließen zu wollen, obgleich jedes Wort, das ein Mensch spricht oder schreibt, ernst oder scherzhaft gemeint, seinen Werth hat als kleines Steinchen in dem musivischen Bilde; ich will auch „die Quintessenz des Ibsenismus“ ausschließen, ein Buch, das vor acht Jahren erschien. Wir haben aus der allerjüngsten Zeit zwei Werke, die Bernard Shaw von allen Seiten zeigen und ihn selbst sowie die Haltung Englands ihm gegenüber so ziemlich erklären.*)

Die sieben Lustspiele, welche nur zum geringen Theile wirkliche Bühnenerfolge waren, bringen eine ganze Anzahl neuer Typen in die Litteratur. Es ist nicht leicht, sie kurz und schlagend zu benennen, weil sie eben neu sind und die Namen für die neuen Dinge noch nicht geprägt wurden; und selbst die wenigen Namen, die von anderen Leuten von Stand geschaffen wurden, haben noch keinen Münzwerth in der Litteratur. Wie soll ich zum Beispiel das prächtige Mädchen aus dem Schauspiele „Mrs. Warrens Beruf“ nennen, die ohne jedwede anerzogene Voreingenommenheit, aus purem Widerwillen gegen moralischen Schmutz, ihrer Mutter den Laufpaß gibt mitsammt ihrer Liebe und ihrer Million, und über ihren Geschäftsbüchern sehr schnell die weinerliche Kupplerin sowie den Thunichtgut von einem Liebhaber vergißt? Die Zeitung hat jüngst von einer hochgeborenen Dame gemeldet, die in der City ein Bankgeschäft mit großem Erfolge betreibt; wir begegnen tagtäglich in Gesellschaft der ernsten, ehrlichen Frau, die einen alten Vater und eigene Kinder durch ihre Arbeit ernährt — die

*) Plays, Pleasant and Unpleasant, By Bernard Shaw. 2 vols. 1898. — The Perfect Wagnerite. A Commentary on the Ring of the Nibelungs. By B. Shaw. 1898. Beide bei Grant Richards.

Gestalt ist also im Leben da, und doch hat man noch keinen anerkannten Namen für sie gefunden. Die Welt nennt sie emanzipirte Dame; welch' ein Unrecht wäre es, eine Miß Warren mit dem komischen Klubfräulein in dem Lustspiele „The Philanderer" („Liebelei") in einen Topf zu werfen. Wenn es nicht so pendantisch schwerfällig wäre, man müßte den Typus „die vernünftige Frau" benennen. Die Merkmale dieses neuen Charakters sind leicht zu erkennen: die vernünftige Person thut nichts ohne einen praktischen Zweck; wenn sie arbeitet, so soll ihr die Arbeit Geld einbringen, lieber viel als wenig; wenn sie sich mit einem Manne amüsirt, so thut sie es mit dem Bewußtsein, sich eine wohlverdiente Mußestunde zu gönnen, man spielt ja auch Lawn-Tennis, um sich für neue Arbeit zu stärken; wenn sie einem die Hand drückt, so bleibt einem die Erinnerung daran eine gute Weile im Gefühl; Kunst und Litteratur duldet sie mit aufgeklärter Toleranz; Ritterlichkeit und Süßholzgeraspel zertritt sie mit vernichtendem Hohn.

Das ist Miß Vivie Warren, und sie ist durchaus keine lächerliche, sondern eine sehr sympathische Person.

Shaw hat noch andere Exemplare der Gattung, z. B. Proserpina in dem Schauspiel „Candida Gloria", in dem Lustspiele „Man kann nie wissen"; aber diese nähern sich sehr bedenklich der emanzipirten Frau, und dieser Karikatur sind wir schon bei anderen Lustspieldichtern begegnet. — Die Frau, welche ihrem Manne durchgeht und ihre drei Kinder so erzieht, daß sie den Namen ihres allerdings etwas beschränkten und brutalen Vaters niemals zu hören bekommen, ist wieder ein neuer Typus in der Litteratur. So mancher Schriftsteller, unter anderen Walter Besant, hat in polemischem Sinne eine Fortsetzung zu „Nora" geschrieben, um zu beweisen, daß die junge Frau Ibsens sehr übel daran that, nur an sich und die Gegenwart, nicht auch an die Kinder und ihr eigenes Alter zu denken; Bernard Shaw's Heldin ist auch eine Art Fortsetzung zu „Nora", nur hat die gute Frau alle Ursache, sich ihres kühnen Schrittes zu freuen. Der Mann ist freilich eine traurige Ruine in seiner Verlassenheit geworden, aber sie hat das Bewußtsein, daß sie Recht gehabt, sich und die Kinder vor dem unerfreulichen Temperamente zu retten. — An die Gestalt der vernünftigen, von keinerlei Skrupeln geplagten Frau schließt sich der Typus der Kinder an, die sich von ihren Eltern emanzipiren. Was Anzengruber's „Das vierte Gebot" als schüchterne Forderung andeutungsweise ausspricht, das hat Shaw mit behaglicher Breite in einer ganzen Anzahl von Exempeln als vollendeten Zustand auf die Bühne gebracht. Die Kinder haben bei Shaw nicht eine Spur von Gefühl für ihre Eltern als Eltern. Gloria in dem Lustspiele „Man kann nie wissen" betet ihre Mutter an, aber nicht als Mutter, sondern als das Ideal einer selbständigen, „vernünftigen" Frau; Vivie Warren zeigt eine Zeit lang eine gewisse Zärtlichkeit für Mrs. Warren, weil sie sich die Verkommenheit der alten Frau aus ihrer trostlosen Jugend und schmutzigen Umgebung erklärt. Aber kindliche Liebe, kindliche Ehrerbietung — bosh! Davon verspüren Shaw's „Kinder" so wenig wie Jung Siegfried seinem Erzieher Mime gegenüber, der Liebe und Dankbarkeit als Pflichttheil von seinem Zögling verlangt. Das, glaube ich, ist wirklich ganz neu in der Litteratur. Man stößt in englischen Romanen gelegentlich auf Ausdrücke, die vielleicht kein deutscher oder französischer Schriftsteller seinen „Kindern" in den Mund legen wird; „wenn mein Alter stirbt, bin ich mein eigener Herr", sagt der Liebhaber gelegentlich seiner Donna, ohne daß sie im geringsten darüber erstaunt. Aber die Art, wie bei Shaw die Kinder mit ihren Eltern, besonders den Vätern umspringen, ist entschieden ganz originell. Freilich ist der Vater Frank's in „Mrs. Warren's Beruf", der ehrwürdige Samuel Gardner, in seinen jungen Jahren ein sehr flotter Liebhaber und Trinker gewesen — aber eine flotte Jugend ist in England selbst nach dem strengen Maßstabe Tennyson's kein Fleck auf dem Schilde, keineswegs aber ist sie ein Grund, um einem Sohne das Recht bodenloser Frechheit zu geben. Wie singt doch Tennyson in seinem hochgestimmten Werke „In Memoriam"?

Gar mancher, der es toll getrieben
Und jung den Freudenkelch geleert,
Ist nun, umringt von seinen Lieben,
Ein Vater, den mit Recht man ehrt (Feis).

Was hätte Tennyson zu Frank Gardner, zu Philipp Clandon, zu dem Advokaten Bohun gesagt? Der eine nennt seinen Alten mehr oder weniger deutlich einen alten Schafskopf und heuchlerischen Hallunken, der andere redet den seinen als „Mister" Soundso an, der dritte schreit mit seinem Vater herum wie mit einem besoffenen Knecht.

Freilich sind diese Söhne alle etwas „übermenschlich" geartet, sie stehen entschieden jenseits von Gut und Böse und thun, was ihnen Spaß macht. Und das ist wieder ein neuer Typus in der Literatur. Nicht der „Uebermensch", das ist weder der Taugenichts Frank noch der harmlose Philipp, trotzdem sich beide mit „übermenschlicher" Skrupellosigkeit amüsiren; nein, nein, Shaw hat außer dem skizzenhaft gehaltenen Napoleon in dem Stücke „Der Schicksalsmensch" nicht einen einzigen Uebermenschen im Sinne Nietzsche's geschaffen. Wie soll man diese Leute benennen? Ich glaube, man hat einem so unkonventionellen Schriftsteller wie Shaw gegenüber das Recht, einen unkonventionellen Ausdruck zu gebrauchen, und so kann man die ungeschminkte Wahrheit sagen: Shaw hat das Verdienst, den Frechling litteratur- und bühnenfähig gemacht zu haben. Der Frechling ist offenbar eine Lieblingsgestalt Shaw's, sie ist in einer ganzen Reihe von Exemplaren vertreten. Charteris, der wahrheitsliebende Lügner und Frauenjäger in „Liebelei", Frank in „Mrs. Warren's Beruf", Marchbanks in „Candida", Valentine und Philipp in „Man kann nie wissen" sind Varianten desselben liebenswürdigen Charakters, der keine Ahnung davon hat, was Achtung und Ehrerbietung bedeutet, und der die eine Tugend hat, diese Gefühle unter keinen Umständen heucheln zu wollen. Die Frechheit dieser Leute ist beispiellos in der Litteratur.

Ein anderer ebenfalls ganz neuer Typus, den Shaw mit vollendeter Kunst und köstlichem Humor auf die Beine stellt, ist der geborene Diener, der Knecht von Profession. Der taktvolle Kellner in „Man kann nie wissen", der alle Wünsche der Hotelgäste erräth, bevor sie ihnen selbst ganz klar geworden sind, der in den verzwicktesten Situationen den Kopf oben behält und irgend einen Ausweg zu finden weiß, kurz dieses Ideal eines Kellners hat nur einen einzigen Ehrgeiz, und zwar den, anderen Leuten zu dienen: das ist sein Beruf und es in diesem bescheidenen Berufe zur höchsten Vollendung gebracht zu haben, das ist sein Glück — er lebt sich als Kellner aus. Und nun denke man seinen Schmerz! Das tückische Geschick hat ihm einen berühmten Vertheidiger, einen Hofrath (Queen's Counsel) zum Sohne gegeben, und nun zittert der Aermste in einem fort, die Gäste könnten diese schauerliche Thatsache erfahren und ihm, dem Kellner, am Ende mit einem Schatten von Respekt begegnen – entsetzlicher Gedanke! Das zweite Exemplar ist Nikola in „Arms and the Man" (etwa „Heldenthum"), der seine Braut Louka, das Stubenmädchen, mit der größten Bereitwilligkeit frei gibt, als die geschickte Person einen reichen Edelmann kapert: er ist im Begriffe, sich in der Hauptstadt zu etabliren, und die Kundschaft der Edelfrau ist ihm finanziell viel werthvoller als ein zweifelhaftes Eheglück.

Freilich suchen wir zu diesen gelungenen Dienertypen den Charakter des geborenen Herrn. So viel ich sehen kann, ist — wieder mit Ausnahme Napoleons — das Stubenmädchen Louka die einzige Person, die annähernd diese ideale Menschengattung vertritt.

Shaw könnte darauf antworten, daß es in seiner Umgebung nichts Derartiges gibt und würde vermuthlich an die schneidende Charakteristik erinnern, die sein Napoleon von den Engländern entwirft.

„Es gibt dreierlei Menschen in der Welt, die Kleinen, die Mittleren und die Großen. Die Kleinen und Großen sind in dem einen Punkte gleich, daß sie keine Skrupel kennen, keine Moral. Die Kleinen

stehen tief unter aller Moral, die Großen hoch über ihr. Ich fürchte sie beide nicht, denn die Kleinen sind skrupellos ohne Wissen, die Großen skrupellos ohne starkes Wollen. Deswegen werde ich über die Pöbelmassen und die Höfe von Europa hinweggehen, wie die Pflugschar über ein Feld. Gefährlich sind nur die Mittleren: denn sie haben Wissen und Wollen. Glücklicher Weise haben auch sie ihre schwache Seite, das ist ihr Gewissen: sie sind durch ihre Moral und Anständigkeit an Händen und Füßen gefesselt. Nur die Engländer machen eine Ausnahme. Kein Engländer ist so klein, daß er kein Gewissen hätte, keiner so groß, daß er sich ganz von der Tyrannei des Gewissens befreite. Und doch kommt jeder Engländer mit einem wunderbaren Zauber auf die Welt, der ihm zur Herrschaft über die Erde verhilft. Wenn er etwas haben will, so gesteht er sich nie ein, daß er es will. Er wartet geduldig, bis in ihm, Gott weiß wie, die tiefe Ueberzeugung erwacht, daß es moralisch und religiös seine Pflicht ist, diejenigen zu besiegen, welche die von ihm begehrte Sache besitzen. Dann aber ist er unwiderstehlich. Gleich dem Aristokraten thut er, was ihm beliebt, und packt er, was er begehrt; gleich dem Krämer verfolgt er sein Ziel mit jener Ausdauer, die aus tiefer religiöser Ueberzeugung und aus dem Bewußtsein tiefer moralischer Verantwortlichkeit entspringt. Als Schirmherr der Freiheit und Unabhängigkeit erobert er die halbe Welt und eignet sich sie an — nennt das aber Kolonisation. Wenn er für seine Schundwaare einen neuen Markt braucht, so schickt er einen Missionär aus, um den Wilden das Evangelium des Friedens zu verkünden. Die Wilden fressen den Missionär: er greift zu den Waffen, um für das Christenthum zu kämpfen. Er ist siegreich, erobert das Land und nimmt es als eine göttliche Belohnung in Besitz. Er rühmt sich, daß ein Sklave frei wird, sobald er britischen Boden betritt: dabei verkauft er die Kinder seiner Armen an die Fabriksherren, unter deren Peitsche sie sechszehn Stunden täglich Sklavenarbeit verrichten. Ein Engländer thut Alles, das Beste wie das Schlechteste, aber er thut nie Unrecht. Er thut Alles aus Grundsatz. Er führt Krieg aus patriotischen Grundsätzen, betrügt aus geschäftlichen Grundsätzen, macht Völker zu Sklaven aus reichspolitischen Grundsätzen, hält zu seinem König aus loyalen Grundsätzen und schlägt ihm den Kopf ab aus republikanischen Grundsätzen — aber er thut dabei immer nur seine Pflicht."

Aber es gibt ja auch Irländer in England — hat er da keine Uebermenschen gefunden?

Kenner der zeitgenössischen Strömungen werden natürlich in allen diesen Gestalten die Verkörperungen wohlbekannter Ideen finden. Das will ich durchaus nicht in Abrede stellen, das wird Shaw selbst am wenigsten zu leugnen versuchen. Er nennt in den überaus amüsanten Einleitungen zu den Lustspielen alle die großen Geister, welche die Umwälzungen in unserem Denken und Fühlen, ein wenig wohl auch in unserem Handeln herbeigeführt haben, und in dem Buche über Wagner's Nibelungenoper macht er Siegfried geradezu zu einem vorgeahnten Vertreter des von Bakunin-Nietzsche geprägten Menschenideals. Shaw heuchelt keine Originalität, wo er von Anderen gelernt hat und fremde Gedanken interpretirt. Gewiß, wir können nicht nur einige seiner Charaktere, sondern einen großen Prozentsatz seiner Gedanken ohne Schwierigkeit als Gemeingut unserer Zeit nachweisen. Wenn er zum Beispiel von der Liebe mit einer Geringschätzung spricht, welche implicite drei Viertel unserer schönen Litteratur als markloses Zeug, als phantastischen Plunder verurtheilt, so ist das überaus muthig, besonders für einen verheiratheten Mann, aber nicht originell. Wenn er in allen seinen Lustspielen, besonders aber in „Heldenthum" und „Candida" hinter dem ehrlichsten, naivsten Wollen kleinlichen Selbstbetrug und Verstandesschwäche entdeckt, so haben andere Leute lange vor ihm diese Praxis geübt, wenn sie vielleicht auch nicht das Können besaßen, solche seelischen Sezierübungen an lebendigen Leibern vorzunehmen.

Und trotz alledem — wenn man alles abzieht, was Marx, Ibsen, Nietzsche ihm an alten Ideen genommen und an neuen gegeben haben, wenn man noch so rücksichtslos die Zuthaten der Zeitmode abtrennt, es bleibt doch ein stattlicher Rock als Erbe der Väter, es bleibt eine eigenartige starke Natur unter dem Entlehnten zurück.

Alles, was Shaw bis jetzt geschrieben hat, konnte nur von einem Menschen geschrieben werden, der sehr viel allein war — ich meine geistig und gemüthlich —, der weder viel zu verdanken hatte, noch zu Danke verpflichtete. Es ist mir in seinen Schriften aufgefallen, daß sie im Gegensatze zur sonstigen englischen Litteratur absolut keine Spur biblischen Geistes verrathen. Damit stimmt es überein, daß Shaw keinen Funken von jenem Gefühle besitzt, das man gemeiniglich patriarchalischen Sinn nennt, jenen Sinn, der im alten Testamente am stärksten zum Ausdrucke kommt und in aufsteigender Linie von der Familie bis zum Gesammtvolke eine ganze Stufenleiter von Pflichten entwickelt. Shaw scheint so vereinsamt in der Welt, so ohne alle Bande des Blutes und der gemeinsamen Geschichte, als wäre er, wie die Menschen in der Fabel Ovid's, aus einem Steine gekommen. Wer kann ein Bekenntniß wie das folgende ohne das tiefste Mitleid lesen?

„Als ein Irländer konnte ich auf keine Vaterlandsliebe Anspruch erheben: ich konnte weder das Land lieben, das ich verlassen habe, noch jenes, das eben dieses Land ruinirt hat."

Wer wird mir einreden wollen, daß Shaw hier eine Lektion hersagt, die er Nietzsche entnommen hat?

Und ferner: wenn Shaw mit besonderem Behagen die jungen Leute schildert, denen das Alter nicht ehrwürdig, ein Vater gleichgiltig ist — wer wird behaupten wollen, daß man solche Dinge mit kühlem Verstande ablegt oder erwirbt? Ist Shaw nie ein Kind gewesen? Wahrhaftig, es ist nichts Geheimnißvolles, nicht Metaphysisches um die Ehrfurcht. Ein Kind wird die Erwachsenen seiner Umgebung rein physisch als überlebensgroße Gestalten respektiren, und dieser Respekt bleibt als Unbewußtes für immer in der Seele zurück. Und Vaterlandsliebe — hat Shaw nicht das ungeahnte Glück der Kindheit in seiner Heimath gelassen?

Shaw thut sich was darauf zu gute, keine Vorurtheile und keine Illusionen zu besitzen und die Dinge mit normalen Augen zu sehen, während wir Anderen, die „Dümmlinge", allerlei Zeug sehen, das nur in unserer beschränkten Seele existirt. Nun, ich glaube ohne Weiteres, daß Shaw sich keinen Illusionen hingibt — ich meine in Bezug auf andere Leute — und daß er sich bemüht, lauter Intelligenz zu sein, was ihm nicht selten gelingt. Aber kein Mensch ist so unabhängig von seinen Todten, wie Shaw zu sein vorgibt: Shaw mag Irland aufgegeben haben, aber das Blut seiner Vorfahren ist lebendig in ihm und stark genug, um einen unbewußten Gegensatz zu Allem, was Englisch ist, zu erzeugen, und gerade der Mangel eines Vaterlandes erklärt seine Bitterkeit gegen die Dummköpfe, welche aus lauter Dummheit ein Vaterland und Vaterlandsliebe besitzen. Ich weiß es früher, daß mich Shaw einen sentimentalen Idioten nennen wird, der eine abgedroschene Phrase der vulgären Menge wiederholt, aber ich kann ihm nicht helfen: er hat bis jetzt den Wald, aber nicht die Bäume gesehen. Wir kehren einmal Alle von der Menschheit zur Familie zurück, zur Gemeinde, zur Stadt, zum Vaterlande. An Shaw's Freunden hat sich dieses Geschick bereits vollzogen. Die größten Fabier sind sehr nützliche Londoner Würdenträger geworden. John Burns macht seinen Wahlbezirk Battersea zu einem kleinen Paradies, Sidney Webb drängt den Londoner Grafschaftsrath auf eine neue Bahn kollektivistischer Gemeindepolitik, und Graham Wallas ist als Mitglied des Londoner Schulrathes von früh bis Abend mit der Ausgestaltung der Volksschule beschäftigt. Ich werde mich garnicht wundern, wenn Bernard Shaw sich nächstens als Vestryman unsterbliche Verdienste um die Straßenreinigung erwirbt.

London. Leon Kellner.

Künstler-Romane.

Zwei Romane sind in letzter Zeit erschienen, die in mancher Hinsicht verwandte Züge zeigen und eine gemeinsame Besprechung vertragen. Es sind dies Rudolf Lothars, der sich bisher wesentlich dramatisch und journalistisch bethätigt, „Halbnaturen"*) und Franz Servaes', den

*) Leipzig. G. H. Meyer.

ich nur als seinen Kunstmenschen kannte, „Gährungen"*). Ein junger Mann hat es durch Glück und Verbindungen zu Wege gebracht, gleich mit seinem Erstling im Burg-Theater anzukommen. Er scheitert mit seiner Salome und der Mißerfolg treibt den weichen Menschen in die Fremde. Heimgekehrt umspinnt ihn das liebe Wiener Bummelleben abermals mit seinem heimlichen Reiz. Er geht ins Litteraten-Cafee, in die Premièren, führt das müßige Sein eines gebildeten Bemittelten, ohne sich darin zu behagen, ohne die Kraft zur Arbeit. Ein genialer Bildhauer zieht ihn in sein Haus. Doch in Frau Betty, mit der der Meister eine sonderbar unsinnliche Geschwisterehe führt, tritt Römer sein Verhängniß entgegen. Er verliebt sich in das Weib seines Freundes. Ohne Gegenliebe, nur innerlich unbefriedigt und im Gefühl, diesem Mann unentbehrlich zu sein, kommt sie ihm näher und näher. Endlich, unfähig ihn zu missen, in der Einsamkeit des Landaufenthalts, durch eine Ueberschwemmung mit ihm isolirt von der übrigen Welt, wird sie sein, ohne als Weib sein geworden zu sein. Eine Zeit sündigen Glückes beginnt. Er versucht noch einmal seine Schwingen. Sie tragen den Lyriker Heinrich Römer nicht zu höherem Fluge, als es dem Dramatiker in seiner Salome geglückt. Er ist nicht nur ein Epigone — er ist halb. Die Flamme seiner Liebe beginnt niederzubrennen. Aber auch zum Bruch gehört eine gewisse Kraft. Da stirbt Bettys Mann. Ein Schlaganfall hat den ungebärdigen Meister getödtet, der in seiner Kunst ein Ganzer und nur der eigenen Gattin gegenüber ein Halber war. Die Beiden vereinigen sich; übermüdet, nicht mehr glaubend an ein Glück mit einander und erschöpft von dem Wege, der sie zu einander geführt, mit einem müden Mitleiden und einem mächtigen Zweifel an sich kommen sie zusammen. Eine Schlußstimmung von eigenthümlicher Macht und Schönheit.

Der Grundgedanke, ob auch nicht mehr neu, ist mit Kraft festgehalten und ins modern-analytische gewendet. Eine persönliche Note liegt über dem Ganzen. Nicht ohne Segen hat sich Lothar an das eigene Erlebniß gewendet. Die Sprache ist ungleich; manchmal nicht ohne journalistische Flüchtigkeit, mit Neigung zum Verschwommenen; dann wieder kräftig und sinnlich. Dem Beiwerk ist allzu breiter Raum gegönnt; man hockt zu viel im Kaffeehaus, und der Clique, die Stimmung macht und Worte flügelt, ist mehr Liebe zugewendet, als erforderlich wäre. Sie lenkt manchmal in ihrer allzu gegenständlichen Behandlung soweit von der eigentlichen Sache ab, daß man nicht mehr recht gesammelt sich zu ihr zurückfindet, so daß Lothar uns für das erst wieder erwärmen muß, wofür er uns schon gewonnen hatte. Fehler eines Erstlings. Uebrigens steht gerade unter diesen Episoden Eine, die für sich selber bestehen kann und vielleicht einen Keim weiterer Entwicklung birgt. Einer der Wiener Bohemiens hat ein Kunstwerk geschaffen, das seines Gleichen nicht hat, von dem man keine Vorstellung geben kann, weil es nur in seiner ganzen Herrlichkeit, mit allen Künsten als Helferinnen ins Bewußtsein gebracht werden kann, oder überhaupt nicht. Die Bühne reicht nicht dafür — die Natur muß der Schauplatz sein. Ein findiger Journalist drängt sich an den Meister heran, finanzirt das Werk. Er wirbt Aktionäre, er findet in der Schweiz jene Stätte, die allein werth ist, das „Ueber-Baireuth" der Zukunft zu sein. Eine Bahn wird gebaut, ein Hotel entsteht — Direktor des Ganzen jener Journalist, ein Gauner, aber ein Ganzer. Denn — vom Werk wird nicht mehr gesprochen, sowie die Gründung, angeblich zu seiner Aufführung geplant, erst einmal geglückt ist.

Franz Servaes' Roman ist ein Erziehungsroman. Jenes Genre, das den Ausgang des vorigen Jahrhunderts beherrschte, dem eben Anatole France eine neue Bedeutung gegeben, wird wieder lebendig. Ein Mann, der an der Grenze zwischen Kunst und Wissenschaft steht, also an jener Scheide, wo sich die Halbheit so gerne heimisch macht, wird zur Ganzheit erzogen, und zwar erzogen durch das Leben und das Weib.

*) Leipzig bei Reisner.

Er liebt zunächst eine Wittwe, aber zwischen ihr und ihm steht ein Schatten: Ein Jugendgeliebter, dem sie unendlich zugethan war, ohne doch den Muth zur Konsequenz ihrer Neigung zu finden. Jugendstreiche haben ihn übers große Wasser getrieben: Sie verhieß ihm dahin zu folgen. Der Ruf ergeht an sie, aber sie hat das Herz nicht, ihm zu folgen. Einen Ungeliebten heirathet sie: sie wird sein. Aber der Ferne hat Gewalt über sie und bannt sie mit geisterhaftem Schrecken von jedem, der sich ihr nahen will. Ihr Verhältniß zu Herbrand Horst erinnert an das zwischen Frau Betty Hofmann und Heinrich Römer in „Halbnaturen".

Nach der Ueberempfindsamen, von einem Ruf übers Weltmeer Verstörten, kömmt die Weltdame, die Tochter des reichen Fabrikanten. Sie möchte den begabten und zukunftsreichen Mann sich gern sichern. Wenn er nur auch innerlich ein Mitglied ihres Kreises werden könnte. Das aber geht nicht; zwischen sich und den Gesitteten fühlt er eine Kluft, über die Liebe wohl für einen Augenblick, nicht aber für immer einen Steg schlagen kann. Auch baut man ein Haus, für immer darin zu wohnen, nicht auf Stegen oder selbst auf Brücken über einen Abgrund. Endlich kömmt die letzte — ein künstlerisch begabtes, liebenswürdiges Instinktwesen. Mit ihr auf Heimathsboden vereinigt, vom Staube der Großstadt die Seele reingefegt durch den frischen Wind, der durch das Rheinthal weht, mag er getrost in die Zukunft blicken. Nach den halben Gefühlen, die immer noch Raum für ein Spiel ließen, ist die starke, die eifersüchtige und selbstherrliche Liebe in sein Leben getreten. Wer aber deren fähig ist, der ist ein Ganzer geworden.

So schließt Lothar anscheinend bestimmter, Servaes' Geschichte verschwimmt eigentlich zum Schlusse. Aber sie verschwimmt wie eine tröstliche Ferne, die sich vor Einem aufgethan hat. Lothar setzt einen eigentlich traurigen Ausblick ans Ende seines Werkes.

Auch bei Servaes spielt das Zigeunerleben eine große Rolle. Aber es spielt sich im Gasthause ab. Sie trinken schärfere Getränke als den sanftmüthigen Kaffee. Es ist ein wilderer, ein hitzigerer Ton darin. Auch hier ist eine Figur im Beiwerk als höchst merkwürdig anzusprechen. Ein Nihilist, ein Mann von reichen Gaben, aber an der Grenze zwischen Betrüger und Propheten. Ein Slave, sprühend von Geist, ein Offenbarer neuer Gesetze der Gährer und der Vernichtung. Wer in seinen Bann tritt, der ist ihm verfallen. Es gibt solche Menschen und der Typus ist slavisch. Nur böhmisch ist er nicht. Auch heißt ein Böhme nicht Spiridion — ein ausschließlich südslavischer Name — Krakuschek. Die Böhmen kennen wir hier zu Lande besser — leider! Es ist überhaupt in Servaes' Roman mehr Bewegung, mehr Abwechselung in der Schilderung des Milieus, als bei Lothar, der sich liebevoll in die Darstellung des Hoffmannschen Hauses versenkt. Man merkt auch hier wieder den Unterschied der beiden Städte, des beschaulicheren Wien und des lauten und drängenden Berlin.

Unabhängig von einander sind sie entstanden. Grundverschiedenen Motiven sind sie entsprungen. Und merkwürdige Gemeinsamkeiten offenbaren sie. Man sieht, welche Fragen wieder die Geister bewegen. Es scheint, das Reich der Analysis ist noch lange nicht zu Ende. Wir haben noch viel zu viel damit und mit der Ergründung unserer Zustände zu thun, ehe man an die fröhliche Synthesis wird schreiten können und den synthetischen, den zusammenfassenden Geist sehe ich mindestens in aller Welt noch nicht.

Wien. J. J. David.

Ein Nachtrag zu „Bohemicae res".*)

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Wenn die Unthätigkeit der österreichischen Politik nicht abermals zum Durchbruch kommt, so bereitet sich in Böhmen ein bedeutungsvoller Umschwung der neulich an dieser Stelle geschilderten Verhältnisse vor: die Regierung gedenkt auf Grund des Nothparagraphen der Verfassung ein Sprachengesetz zu erlassen, als dessen Grundlage ein den Deutschen in wesentlichen Punkten nicht ungünstiger Ausgleich der deutschen Forderungen mit den czechischen zu betrachten sein wird. Es muß aber gleich eingestanden werden: wenn schon der Glaube nicht stark ist, die zu erwartende Freude hat die Botschaft im deutschen Volke nicht hervorgerufen. Der lange, in allen Formen der Erbitterung geführte Kampf hat eine Art persönlicher Politik im Volke großgezogen, die sich auf der glatten Bahn des Kompromisses vor einer Entgleisung fürchtet. Es gilt für ausgemacht: auch das Ministerium Thun muß stürzen, wenn bessere Zeiten kommen sollen; man glaubt täglich — das war seit Taaffe's Zeiten so — dem Ziele nahe zu sein und sucht in der geplanten Aktion einen verzögernden Zwischenfall. Nur von diesem begreiflichen, aber doch wohl nicht einzig berechtigten Standpunkte aus betrachtet und kritisirt man dieselbe, und Niemand will sich erinnern, daß auch nach Taaffe ein Badeni, und nach dessen gefeiertem Sturze gerade dieser Thun kam, der nun gerade so verhaßt ist, als er früher bei den Deutschen beliebt war.

Könnte ein in seinen Tiefen politisch erregtes Volk seine eigene Lage objektiver beurtheilen, als das die Natur derselben nun einmal zu gestatten scheint, so müßte es jene Aktion mit Genugthuung begrüßen, durch welche die Anerkennung des deutschen Sprachgebietes in Böhmen und der Grundsatz der Sprachenregelung nach thatsächlichem Bedürfnisse zum ersten Male in die Gesetzgebung eingeführt und durch diese anerkannt werden soll. Wer immer der Schöpfer dieser Aktion wäre, und welches politische Schicksal ihn auch träfe, das deutsche Volk in Böhmen müßte für seine weiteren Existenzkämpfe eine Basis gewinnen, die ihm seit der Zeit abgeht, da es nicht umhin kann, den modernen Czechen ein gewisses Maß von Forderungen zuzugestehen. Der Grundsatz, das lediglich nicht thun zu wollen, wird die Zukunft nicht gestalten können. Der deutschen Opposition bliebe bei alledem noch eine große Arbeit und ein harter Kampf. Sie würde vor Allem die billigen Grundsätze des neuen Nothgesetzes bei seiner Ratifizirung im Reichsrathe vertheidigen und die zu erwartenden Versuche ihrer Durchbrechung abwehren müssen. Sie wird dafür, wenigstens ad hoc, eine neue Parteigestaltung herbeizuführen haben und sich dadurch in brauchbarerer Weise als bisher in der Arbeit für das Wohl und die Sicherung des deutschen Volkes in ganz Oesterreich bewähren können.

Wenn daher auch bereits von mehr als einer Seite die Parole ausgegeben wurde, die neue Aktion sei als ein gegen die deutsche „Gemeinbürgschaft" gerichtetes Manöver zu verdammen, so kann ich von meiner Kenntniß und Erfassung der Verhältnisse aus doch nur wünschen, die Regierung möchte sich durch all das nicht abhalten lassen, den Schritt zu thun. Zu warten, bis sich die Phrase der Einigung „um Volk zu Volk" erfüllt, heißt Oesterreich innerlich zu Grunde gehen lassen, und ein anderer Weg als der geplante steht der Regierung nicht offen.

Aussig, 14. März 1899. Julius Lippert.

Die deutsche Soldatensprache. Von Dr. Paul Horn, Privat-Dozent an der Universität Straßburg. Gießen. J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung. 1899.

Mit diesem kleinen Buche hat der Verfasser einen überaus glücklichen Griff gethan. Die deutsche Soldatensprache bildet wirklich, ähnlich wie die Studentensprache, etwas für sich und spiegelt die Eigenart des Standes, der sie schafft und braucht, so charakteristisch wider, daß man sich eigentlich nur wundern kann, warum sie nicht längst schon Gegenstand einer sie zusammenfassenden Monographie geworden ist; sie hat in der That große sprachliche und kulturhistorische Bedeutung. Und daneben kommt ihr im weitesten Umfang das Interesse aller derer entgegen, die Soldaten sind oder gewesen sind; und auch wir Civilisten freuen uns, gelegentlich in dieses uns sonst verschlossene Gebiet einen Blick thun zu dürfen; so viel militaristischen Geist hat heutzutage auch der unmilitärischste Deutsche, und die Zufuhr an Humor, die uns von dort her zukommt, können wir ohnedies brauchen. Aber so erfreulich und zeitgemäß die Aufgabe, so schwierig ist die Ausführung; ein einzelner kann sie überhaupt nicht lösen. Es ist ähnlich, wie beim „Büchmann": erst im Laufe der vielen Auflagen ist eine annähernd vollständige Sammlung der geflügelten Worte durch die Beihilfe vieler zu Stande gekommen. Das weiß auch Horn, und darum hat er schon für diese erste Bearbeitung an sämmtliche Truppentheile in Deutschland die Bitte um Beiträge aus der modernen Soldatensprache verschickt und auch bereits sehr zahlreiche Mittheilungen aus allen Gegenden Deutschlands und Oesterreichs erhalten; aber für die Zukunft rechnet er noch entschiedener auf diese thätige Unterstützung vieler und bittet um weitere Mitarbeit. Das Beste freilich wird, wie er es bereits gethan, immer er selbst dazu geben müssen — die Entscheidung über Aufnahme oder Nichtaufnahme des ihm zuströmenden Stoffes. Denn nach drei Seiten hin sind hier Grenzen zu ziehen. Auszuscheiden sind in erster Linie die sogenannten Kasernenhofsblüthen, jene Eintagsfliegen, die heute ihre lustige Wirkung thun und morgen vergessen sind; sie können, aber sie müssen nicht in die Soldatensprache übergehen, selbst wenn sie eine Zeitlang als „Modescherze" umlaufen und festgehalten werden. Keine Aufnahme finden durften dann weiter die eigentlich militärischen Ausdrücke, die offiziellen Termini technici, obgleich auch von ihnen manche ursprünglich der Soldatensprache angehörten und erst allmählich zu offiziell anerkannten Ausdrücken geworden sind; hier ist die Scheidung vielleicht am schwierigsten. Endlich steckt in der Soldatensprache auch viel Dialektisch-Volksthümliches; da galt es zu sondern, was spezifisch soldatisch und was allgemeiner Sprachgebrauch des Volkes ist; die besondere Schwierigkeit liegt hier darin, daß ein beständiges Uebergehen aus dem einen in das andere Gebiet stattfindet, wie z. B. die Württemberger des 126. Inf.-Regiments das elsässische salut! als soldatischen Gruß aus Straßburg mit nach Hause bringen. Auf allen diesen Punkten wird über Einzelnes gestritten werden können und wird sich die Entscheidung Horn's da und dort anfechten lassen; allein in der Hauptsache hat er gewiß mit gutem Takt schon jetzt das Richtige getroffen. Und dazu hilft ihm, daß er kein zünftiger Germanist, sondern nur Liebhaber, aber daneben doch Sprachforscher von Beruf ist. Das erste hat ihn vor gelehrten Exkursen und vor aller spezialistischen Pedanterie glücklich bewahrt; auch in der Form macht sich keine aufdringliche Gelehrsamkeit, sondern die naive Freude an dem Stoff, den er unter der Hand hat, angenehm spürbar; dagegen erkennt man den Sprachforscher an der Feinfühligkeit und Treffsicherheit bei der Auswahl im einzelnen und bei der Feststellung des Zeitpunktes, von dem auszugehen war, der Sprache der Landsknechte. Auf eines macht er in der Einleitung selbst noch aufmerksam, auf die Derbheit vieler der von ihm mitgetheilten Ausdrücke. Der Soldat als Kraft- und Willensmensch kann und will nicht immer so gar zahm und gebildet reden; wie auf dem Kasernenhof mit erhobener Stimme laut, oft überlaut geschrieen wird, so drückt man sich dort auch inhaltlich deutlich und unmißverständlich aus. Das verleiht der Soldatensprache die Kraft und den Nachdruck, das erfreulich Ungeschminkte, den frischen, volksthümlichen Erdgeruch. Daß sich Horn dabei nicht zu Abschwächungen und prüden Verdunkelungen hat verstehen mögen, ist nur zu loben, und es bedurfte deshalb kaum erst seiner Verwahrung mit den Worten des alten ehrlichen Wendelin Schildknecht: „Ich schreibe nicht vor Klosternonnen". So ist freilich auch sein Büchlein keine Lektüre für höhere Töchter, sondern für Soldaten und solche, die es gewesen sind, und für Civilisten, die soldatischen Humor zu würdigen wissen und nicht erschrecken, wenn einmal einer dieser Kraftausdrücke die dünne Anstandshülle unserer konventionellen Bildung recht ungeniert durchreißt. Sie alle werden an dem Büchlein meines Straßburger Kollegen ihre helle Freude haben; darum möchte ich es ihnen zur Lektüre dringend empfehlen; dann werden gewiß auch recht viele dem Wunsch des Verfassers nachkommen und ihm helfen, die Sammlung in den späteren Auflagen immer vollständiger und reichhaltiger zu machen. Die Ausstattung ist hübsch, ein genaues Wörterverzeichniß erleichtert dem Leser den Gebrauch und den Mitarbeitern die Kontrolle.

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

*) Siehe „Nation" Nr. 19.

Moderne Philosophen. Portraits und Charakteristiken. Von M. Kronenberg. München. 1899. C. H. Beck. 221 Seiten. 8°.

Ins zweite Drittel des nun ablaufenden Jahrhunderts, von der Zeit, wo Hegel's Stern zu erbleichen begann bis zum Höhepunkte von Schopenhauer's Ruhm, fällt die Thätigkeit einer Reihe von Denkern, gar verschieden unter sich, aber darin einer Richtung angehörend, daß sie in einer gewissen Beziehung zum Hegelthum gestanden und der diesem seitens der Naturforschung entgegengesetzten realistischen Anschauungsweise Rechnung getragen. Diese Denkergruppe hat ein kürzlich erschienenes Buch von M. Kronenberg. zum Gegenstande mehr oder weniger eingehender Studien gemacht, die schon darum eine besondere Beachtung verdienen, weil die darin behandelten Philosophen in den gebräuchlichen Handbüchern für Geschichte der Philosophie entweder ganz übergangen oder nicht genügend gewürdigt werden. Von den fünf darin aufgenommenen Denkern erfahren zwei eine eingehendere Darstellung, während auf die drei übrigen, wenn auch unter einem bestimmten Gesichtspunkte in einheitlicher und geschlossener Charakteristik vorgeführt, eine kürzere Behandlung entfiel.

Als die bedeutendste an Umfang und Ausführung erweist sich die überaus interessante und gehaltreiche Studie über Hermann Lotze, die ein lebensvolles Bild seiner Persönlichkeit und seiner Bedeutung als Denker bringt. Bei einer höchst anschaulichen Entwicklung seiner Lehre wird diese in ihrem Zusammenhange mit dem Bildungscharakter des Zeitalters und in ihren Beziehungen zur klassischen Litteratur Deutschlands aufgewiesen. Beidem entsprechend trägt diese Lehre das Gepräge eines humanistisch bedingten Pantheismus, wie solcher namentlich bei Lessing, Herder und Goethe zum Ausdruck gelangt war. Für Lotze besteht die Aufgabe der Philosophie im Ausgestalten einer Weltanschauung, wobei er die wichtigsten Ergebnisse der gleichzeitigen Naturforschung an die Denkweise der Heroen unserer Litteratur anzuschließen suchte. Dies Streben weist freilich auf die bereits von Leibniz eingeschlagene Richtung zurück, und damit zeigt sich Lotze's Wirken demjenigen Herbart's wahlverwandt, der auch schon die Philosopheme Leibnizens gegen den von den übrigen Kantfortsetzern wiederbelebten Spinozismus zu verwerthen bemüht war. Treffend wird die doppelte Natur in Lotze's Geistesart aufgewiesen: seine Empfänglichkeit für die Belehrung seitens der exakten Wissenschaften und seine poetische, zum Religiösen hinneigende Gemüthsanlage, die sich in der ihm eigenthümlichen Weltanschauung kenntlich macht. Lotze's Bedeutung als „verbindendes Mitglied zwischen dem poetisch gestimmten Idealismus der glänzenden Geistesepoche deutscher Vergangenheit und dem nüchternen Realismus der Gegenwart“ hat der Autor mit großem Geschick nach allen Seiten hin einleuchtend zu machen verstanden. Auch seinem Schlußurtheil wird man beipflichten, daß Lotze's Wirken ihn unter die „Klassiker der Philosophie“ stellt. Wem es bezüglich der Philosophie vor allen Dingen um eine geschlossene Weltanschauung zu thun ist, dem wird Lotze heute noch ein unschätzbarer Führer sein.

Die zweite der größeren Studien behandelt Victor Cousin dessen Bedeutung im Verkündigen und Verwerthen der Ergebnisse deutscher Wissenschaft und Bildung überhaupt besteht. Dies wird in einem an seinen Lebenslauf geknüpften Kulturbilde vorgeführt, das die politische Bewegung in Frankreich von der Restauration bis zur Julirevolution zum Hintergrunde hat. Mit Recht legt die Darstellung ein besonderes Gewicht auf Cousin's große Anhänglichkeit an Deutschland, wo seine wiederholt vorgenommenen Reisen ihn zu den bedeutendsten Männern der damaligen Zeit — Goethe und Hegel obenan — in Beziehung gebracht. Ueberaus dankenswerth ist hierbei die zweifellos für Viele überraschende Mittheilung, daß Cousin auf einer dieser Reisen, anläßlich seiner freundschaftlichen Beziehungen zu italienischen Freiheitskämpfern, der preußischen Regierung verdächtig erschien und nach der damals in höchster Blüthe stehenden Polizeipolitik die Gastfreundschaft landesväterlicher Demagogenriecherei in einer sechsmonatlichen Haft zu genießen bekam. Den vereinten Bemühungen Hegel's und der französischen Gesandtschaft glückte die Freilassung des lediglich wissenschaftlicher Zwecke wegen in Deutschland weilenden Gelehrten, der hiernach noch zweimal seine dortigen Freunde besuchen kam. In der Philosophie vertritt Cousin diejenige Seite der Hegelschen Lehre, die vom Standpunkte historischer Entwicklung jede Philosophie als relativ berechtigten Ausdruck der nur allmälig zu ermittelnden Wahrheit anerkennt, indem jedes System an dieser, so weit es zu übereinstimmenden Einsichten führt, betheiligt ist. Für alle diejenigen, denen die vornehmste Aufgabe der Philosophie in der Pflege ihrer Geschichte liegt, weil für sie die jeweiligen Systeme lediglich Exponente eines in bestimmter Form angeschauten Bildungszustandes sind, bieten die Schriften Cousin's die mannigfachste Anregung und eine noch wenig beachtete lehrreiche Ausbeute.

In anderer Weise als die beiden eben genannten Denker war Friedrich Albert Lange auf Wahrung der von der früheren Philosophie erworbenen Einsichten bei unabweisbarer Rücksicht auf die Errungenschaften der Naturforschung bedacht gewesen. Ihm gehört eine der kürzer gehaltenen Abhandlungen des Buches. Mit Recht werden die Hauptergebnisse seiner geistigen Thätigkeit an dem Faden seiner vielgestaltigen Lebensschicksale entwickelt, weil diese einen wesentlichen Theil seiner Philosophie bilden. Diese selbst wurzelt in der Weltanschauung Kant's, zu deren Wiederbelebung im letzten Drittel unseres Jahrhunderts eben Lange den wichtigsten Anstoß im Gegensatz zum metaphysischen Gespuk der schopenhauerlichen Nachzüglerschaft gegeben hatte. Entschiedener noch als Lange und zwar ein volles Menschenalter vor ihm hatte Ludwig Feuerbach auf die Anlehnung der Philosophie an die Naturwissenschaften gedrungen und jede Spekulation über das Unerfahrbare als müßige Selbsttäuschung zurückgewiesen. Die ihm gewidmete Studie beschränkt sich auf eine anschauliche und korrekte Wiedergabe seiner Untersuchungen auf dem Gebiete der Religionsforschung, die erst in letzter Zeit die verdiente Beachtung gefunden, nachdem Unwissenheit und vorgefaßte Meinung langehin die verkehrtesten Ansichten über sein Wirken in Umlauf zu halten gesucht. Bei dem anerkennenswerthen Bemühen des Autors diesem von der eigenen Zeit kaum verstandenen, von der folgenden blindlings verlästerten Denker vollauf gerecht zu werden, müssen die Einwände befremden, die er in seiner summarischen Kritik von dessen Wirken gegen dieses erheben zu müssen meint. Er vermißt in Feuerbach's Auffassung der Religion eine genügende Berücksichtigung des historischen Gesichtspunktes und ebenso eine Bezugnahme auf die praktische Verwerthung seiner Forschungsergebnisse, welches beides doch außerhalb der Aufgabe lag, die Feuerbach sich gestellt hatte. Nicht weniger befremdend wirkt die Behauptung, Feuerbach sei mit seinen ethischen Lehren kaum über den Anfang einer Begründung derselben gekommen. Als Kenner von Fr. Jodl's meisterhafter Geschichte der Ethik hätte der Autor hierin füglich anderer Meinung sein sollen. Immerhin sei es ihm unvergessen, daß er Feuerbach als einen der größten Vorkämpfer des modernen Humanismus und als denjenigen bezeichnet, an den das Wirken für wahre Religiosität und Sittlichkeit anzuknüpfen haben wird.

Die letzte der vorliegenden Studien führt den im Anschluß an den Nietzschekultus unserer Tage wieder entdeckten Max Stirner vor, dessen ephemere Berühmtheit schon längst in die Untiefen der nachmärzlichen Reaktion versunken war. Ob diesem enfant terrible des absterbenden Hegelthums in der ihm gewordenen ausführlichen Behandlung, wobei es gar mit Nietzsche, Heine, Fichte und Rousseau in Parallele gebracht wird, eine weit über dessen Verdienst und Bedeutung gehende Auszeichnung geschieht, möge dahingestellt bleiben. Die Abhandlung ist gut geschrieben und interessant, die herangezogenen Vergleiche anregend und für die Beleuchtung der problematischen Hauptfigur lehrreich; auch in seinen Beziehungen zu damaligen Verhältnissen und in der Abkehr von dem bisherigen Idealismus wird Stirner ganz richtig gewürdigt. Im Interesse der sonst gelungenen Arbeit wäre aber eine größere Sorgfalt bei der Ueberführung des vorher in Zeitschriften veröffentlichten Textes in die gegenwärtige Buchform erwünscht gewesen. Anläßlich seiner Lebensschicksale heißt es nämlich, er habe 1837 in Berlin die Tochter einer städtischen Hebamme geheirathet, „doch wurde diese Ehe nach einigen Monaten durch den Tod gelöst“. Zehn Jahre später sieht man ihn „vom Gelde seiner Frau in den Tag hinein leben“, dann „mit dem Reste des Geldes eine Milchwirthschaft begründen“, die jedoch „nach kurzer Zeit klägliches Fiasko macht“, wobei alles Geld draufgegangen und — so liest man staunend — „dann verließ ihn seine Frau“. Dies bezieht sich nämlich auf seine zweite Ehe mit Marie Dähnhardt, deren Vorhandensein jedoch dem Leser des Buches völlig verschwiegen wird. Wie das zugegangen und wie namentlich diese fatale Lücke bei der Korrektur hat übersehen werden können, ist geradezu räthselhaft. Bis eine zweite Auflage hier nöthige Abhilfe bringt, sei zur erforderlichen Richtigstellung auf des Autors eigenen Aufsatz in der Nummer vom 22. Oktober 1898 der vorliegenden Wochenschrift selbst verwiesen.

Wilhelm Bolin.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 26. Berlin, den 25. März 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. März abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Cecil Rhodes hat Berlin verlassen mit einem Vertrag in der Tasche; es sind die Bedingungen festgestellt, unter denen Deutschland einwilligt, daß unsere ostafrikanischen Gebiete von Norden nach Süden durch eine Telegraphenlinie durchschnitten werden; und es ist ferner verhandelt worden über eine dem Telegraphen parallel laufende Eisenbahn. In Bezug auf sie kam man nicht bis zu festen Vereinbarungen; aber ob Vereinbarungen oder Vorbesprechungen: beide Pläne erscheinen uns zunächst gleich extravagant. Im Allgemeinen legt man Eisenbahnen an, wenn ein Verkehr da ist, und Telegraphen, wenn das Bedürfniß vorhanden, zu telegraphiren. Aber weder jenen noch dieses gibt es zur Zeit in Innerafrika, und so sind alle diese Erörterungen stark gemischt mit wirthschaftlicher Phantastik, die vielleicht eine Zeit lang blenden kann, aber die dann verscheucht sein wird, wenn die Vorfrage für solche Unternehmungen zur Entscheidung steht: die Frage nach der Beschaffung des Geldes. Geld hat neben vielen anderen auch jene gute Eigenschaft, daß es bei allen denen, die es hergeben sollen, eine gesunde Nüchternheit erzeugt, die in der Politik und im Wirthschaftsleben so heilsam ist.

Zwischen England und Frankreich ist über die innerafrikanischen Fragen eine Verständigung erzielt worden. Der Kolonialbesitz beider Länder, der sich von der Westküste nach dem Nilthal hin erstreckt, und der sogenannte ägyptische Besitz das Nilthal aufwärts ist abgegrenzt worden, abgegrenzt in jener rohen und summarischen Weise, wie das bei der Theilung der ziemlich unbekannten afrikanischen Welt zu geschehen pflegt. Reibungen können daher möglicherweise in Zukunft sich von neuem ergeben, aber zunächst ist doch eine Uebereinstimmung erzielt, und das ist erfreulich. Frankreich erhält einen Zugang zum Nilthal, aber es verzichtet auf dieses selbst und erhält dafür jene weiten Gebiete, die sich zwischen den französischen westafrikanischen Kolonien und Tunis und Algier ausdehnen.

Unsere Kolonialfreunde sind mit diesem Ergebniß aus dem Grunde nicht einverstanden, weil sie in dem Vertrage eine Beeinträchtigung für unsere Ansprüche auf das Hinterland von Kamerun erblicken. Daß man den wirthschaftlichen Werth dieser Ansprüche nicht untersucht, ist selbstverständlich, da man hierzu gar nicht in der Lage ist. Die Gebiete, um die es sich handelt, sind immer ganz unbekannt oder doch nur bekannt, insoweit die Beobachtungen eines Reisenden oder einiger Reisenden, die diese Ländermassen flüchtig durchzogen haben, reichen. Allein das ist gleichgültig. Der koloniale Länderhunger, der fast alle Großstaaten beherrscht, fragt nicht nach solchen Erwägungen; dieser Länderhunger ver-

anlaßt nur zum Zugreifen, ob der Bissen genießbar ist, das wird der Zukunft optimistisch anheim gegeben.

Die Nachrichten aus Rom über das Befinden des Papstes lauten nicht so günstig, wie unmittelbar nach der Operation. Es scheint, daß das Oberhaupt der katholischen Christenheit zwar den chirurgischen Eingriff gut überstanden hat; aber nunmehr greift die Schwäche bei dem Hochbetagten so um sich, daß doch erneut die schlimmsten Befürchtungen auftauchen. Eine Papstwahl wird in Bezug auf die Personenfrage möglicherweise die größten Ueberraschungen bringen; daß aber eine kommende päpstliche Politik Ueberraschungen bringt, ist kaum wahrscheinlich.

Der italienische Versuch, einen chinesischen Hafen in Besitz zu nehmen, scheint vorläufig in unbequemer Weise verfahren zu sein. China hat keine Lust nachzugeben, und Italien hat keine Neigung Gewalt zu gebrauchen. Daß China nicht ohne starken Zwang das Geschäft der Selbstverstümmelung fortsetzt, ist begreiflich, und daß Italien vor den Folgen ernster Gewaltthätigkeiten zurückschreckt, ist ebenso verständig und begreiflich. Es fragt sich nur, wie soll Italien unter diesen Umständen, aus jener Lage herauskommen, in der es sich zur Zeit befindet: engagirt als Großmacht in einem Unternehmen, das gewaltthätig vorwärts zu treiben, die Klugheit verbietet, und das fallen zu lassen der sogenannte Ehrenpunkt zu verbieten pflegt.

Den Vereinigten Staaten ist auf Kuba und den Philippinen das Leben nicht ganz leicht. Auf den Philippinen wird munter fortgekämpft, und es ist das Ende des Kampfes nicht abzusehen, und auf Kuba zeigen sich die ersten Anzeichen neu beginnender Revolten; in den Straßen von Havana ist gekämpft worden und ist Blut geflossen. Keinem Staate sind solche Erfahrungen in der Kolonialpolitik erspart geblieben; diese Erfahrungen bringen aber für die Vereinigten Staaten zugleich eine erhebliche Rückwirkung auf die inneren Verhältnisse. Die nordamerikanische Republik kannte kaum den Militarismus; mit dem Imperialismus muß auch dieser kommen, und das ist für ein republikanisches Staatswesen nicht bedeutungslos.

* * *

Ludwig Bamberger's litterarischer Nachlaß.

Die hinterlassenen Manuskripte von Ludwig Bamberger werden nach einer letzwilligen Verfügung von seinen Freunden Theodor Barth und dem Unterzeichneten geordnet werden.

Die wichtigsten Stücke dieses Nachlasses sind Memoiren, die bis zur Rückkehr Bamberger's nach Deutschland gediehen sind, und Tagebücher, deren Aufzeichnungen sich über die Zeit von 1867 bis 1897 erstrecken.

Die Memoiren liegen in zwei umfangreichen Convoluten vor; das eine von 314, das andere von 575 Quartseiten. Das erste kürzere reicht bis zum Zusammenbruche der Pfälzer Erhebung und dem Verlassen Deutschlands; das zweite schildert das Leben im Ausland, vor Allem das Leben in Paris und dieses mit breiter Anschaulichkeit. Hieran schließt sich noch ein kürzerer unvollendeter Abschnitt von 60 Quartseiten, der den Uebergang zur Rückkehr in das Vaterland bilden sollte; er ist überschrieben: „Meine Beziehungen zu Deutschland"; in ihm werden die Deutschen charakterisirt, mit denen Ludwig Bamberger in Paris Beziehungen gepflegt hatte und wir erhalten Bericht von jenen Fäden, die über die Grenze in die Heimath zurückliefen und die niemals abgerissen waren. Damit wäre die Brücke gebaut gewesen, um von dem Wiedereinsetzen der Thätigkeit Ludwig Bamberger's in Deutschland selbst sprechen zu können.

Soweit war das Werk gediehen, als im vergangenen Jahr ein leichter Schlaganfall Ludwig Bamberger vorübergehend zu voller Ruhe zwang. Ludwig Bamberger hat seitdem noch viel gearbeitet und manches geschrieben, so den Bismarck posthumus, aber an die Memoiren hat er sich nicht wieder herangesetzt. Das war dem kommenden Sommer in Interlaken vorbehalten.

Es mag mit wenigen Worten gestattet sein, die Memoiren zu charakterisiren. Sie beginnen mit den Worten:

„Die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, gilt nicht der Erzählung meiner persönlichen Erlebnisse nach dem Maßstabe, welcher bei Denkwürdigkeiten oder Autobiographien zur Anwendung kommt. Zwar wäre es vielleicht keine undankbare Arbeit, den Verlauf meines Daseins auf dem Grund wechselnder Zeiten und Umgebungen eingehend zu schildern, und da jede treue Schilderung dieser Art interessant ist, könnte ich hoffen, daß die meinige nicht schlechter ausfallen würde als viele andere. Aber vorerst liegt mir diese Absicht aus verschiedenen Gründen nicht nahe. Vielleicht, wenn Zeit und Umstände es noch erlauben, lasse ich mich bestimmen, dies für einzelne Epochen, in denen ich Gelegenheit hatte, gewisse bedeutende Vorgänge aus der Nähe zu beobachten, nachzuholen. Einstweilen beschränke ich mich darauf, im Folgenden nur eine Skizze hinzuwerfen, deren Zweck ist, das Verständniß der in diesem und den folgenden Bänden gesammelten Schriften vermittelst der Darstellung meines persönlichen Entwicklungsganges dem Verständniß näher zu rücken."

Diese Worte passen heute zum Glück nicht mehr vollkommen zu dem, was schließlich aus den Memoiren geworden ist. Diese Aufzeichnungen waren ursprünglich gedacht als Einleitung zu der Ausgabe der gesammelten Schriften von Ludwig Bamberger, als ein die einzelnen folgenden Arbeiten verbindender und erläuternder Text. Langsam wuchs aber die Arbeit und wuchs sich aus zu einem selbständigen Werke, das freilich ein Torso leider geblieben ist. Der Plan, diese Mittheilungen an die Spitze der gesammelten Schriften zu stellen, wurde bald aufgegeben, und Ludwig Bamberger faßte den Entschluß, seine Erlebnisse als ein geschlossenes Ganze niederzuschreiben; dabei ist es selbstverständlich, daß die Gesammtheit seiner Schriften, insbesondere jene, die in die gesammelten Werke aufgenommen sind, den unentbehrlichen Hintergrund für die Memoiren bilden.

Diese Verschiebung des Planes hat doch nicht zur Folge gehabt, daß durch das Werk ein Bruch geht; es ist fast einheitlich, denn bald nach dem ersten Ansetzen der Feder ließ sich Ludwig Bamberger von der Fülle des Erlebten in den Strom breiter, anschaulicher Erzählung hineinreißen.

Das rein Persönliche ist nur ganz vorsichtig gestreift und nur in so weit berücksichtigt, als diese Mittheilungen zum Verständniß der Schicksale und des Entwicklungsganges, die sich in der Oeffentlichkeit abgespielt haben, unentbehrlich erschienen. Es war ein Plan des Todten, vielleicht auch ein Mal von seinem intimen Privatleben zu erzählen; dieser Gedanke ist ein Plan geblieben.

Die Memoiren, wie sie heute vorliegen, sind ein wichtiges politisches und vor Allem auch kulturhistorisches Dokument; sie schildern in epischem Redefluß voll behaglicher Anschaulichkeit das politische und das gesellschaftliche Leben der hinter uns liegenden deutschen Werdezeit, gesehen von Deutschland und vom Auslande aus; sie berichten von dem Paris des dritten Kaiserreichs, und sie enthalten eine Fülle von feinen, mit leiser Hand hingezeichneten Porträts hervorragender Menschen.

Fast am Schluß dieser Schilderungen stehen die Worte:

„So angenehm und anregend sich im Laufe der letzten Jahre mein Leben in Paris gestaltet hatte, so wenig vermochte es die Gedanken an die Rückkehr nach

Deutschland und zur politischen Theilnahme an dessen Schicksalen abzulenken."

Dieser wichtigste Abschnitt voll schaffender politischer Thätigkeit im Leben Ludwig Bambergers, der stets mit ganzer Seele an Deutschland hing, ist nicht geschrieben worden.

Die Memoiren sind in sehr klaren, kraftvollen Zügen von Bambergers eigener Hand aufgezeichnet; kaum daß hier oder dort ein Wort gestrichen ist; sie sind fast druckfertig.

Die im Eingang erwähnten Tagebücher aus der Zeit von 1867 bis 1897 sind in den interessantesten Theilen so vertraulicher Natur, daß eine vollständige Veröffentlichung für absehbare Zeiten ausgeschlossen ist. Ob und in welcher Auswahl man einzelne Theile der Oeffentlichkeit übergeben kann, muß späteren Entschließungen vorbehalten bleiben.

P. Nathan.

Parlamentsbriefe.

XII.

Der Reichstag hat einen großen Theil seiner Zeit kunstkritischen Debatten gewidmet, die einen sehr beklemmenden Eindruck gemacht haben; einzelne Redner schienen von der Ansicht getragen zu sein, daß der Reichstag die höchste Instanz sei, welche darüber zu entscheiden habe, was schön sei. Das könnte zuletzt dahin führen, daß man einmal den Reichstag auflöst, um ein neues Schönheitsideal zu erhalten.

Jedermann hat das Recht, sich als Kunstkenner zu geriren, wenn er den Geldbeutel zieht. Wer ein Haus bauen oder ein Bild malen läßt, kann dem Künstler vorschreiben, was er bauen oder wie er malen soll. Der Künstler hat die Freiheit, anzunehmen oder abzulehnen. Ist der Vertrag zwischen beiden aber einmal zu Stande gekommen, so ist er bindend für beide Theile. Hat der Künstler die Vorschriften des Vertrages erfüllt, so kann auch er Erfüllung des Vertrages verlangen, und die kunstkritischen Bemerkungen des Auftraggebers treffen ihn nicht.

Genau in derselben Lage ist jede Staatsbehörde, ist auch der Reichstag. Dem Reichstage ist für das Reichstagshaus der ausführende Künstler, der aus dem Wettbewerbe hervorgegangen, vorgestellt worden; es ist ihm Grundriß und Aufriß, nach welchem dieser zu Werke gehe, vorgelegt worden. Der Reichstag hat Alles genehmigt. Er hat eine Kommission niedergesetzt, oder gar zwei, welche im Laufe der Bauausführung manche Einzelvorschrift gegeben haben. Diese Vorschriften sind befolgt worden. Der Vertrag ist erfüllt.

Und nun treten einzelne Kunstkenner — wirkliche oder vermeintliche — auf, und üben eine Kritik im Stile des Polonius und verlangen, es soll wieder umgethan werden, was gethan ist. Und stellen Amendements zu einem gemalten Bilde! Das geht nicht an. Selbst wenn das Amendement Lieber zu der Vorlage Stuck angenommen würde, wäre die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß zu dem amendirten Bilde Stuck gemäß der veränderten Ueberzeugung des Reichstages ein Unteramendement gestellt würde.

Der Bau des Herrn Wallot, jede einzelne Skulptur und Malerei, jeder Sessel und jeder Kronenleuchter liegt der Kritik offen. Wir wollen Niemandem, der Kritik üben will, den Mund verbieten, aber wir verlangen, daß er seine Autorität auf die guten Gründe stützt, die er anzuführen hat, und nicht auf seine Stellung als Reichstagsabgeordneter.

Wir wollen unsere persönliche Ansicht Niemandem aufdrängen, aber hier kurz andeuten. Wir halten Wallots Bau nicht für ein geniales und bahnbrechendes, aber für ein tüchtiges und achtungswerthes Werk, und wir meinen, daß Alles, was an ihm gerechten Tadel verdient, auf den Umstand zurückzuführen ist, daß der Künstler im Laufe des Baues sich vielfach Anforderungen gefügt hat, die von außen an ihn herantraten und nicht seinem künstlerischen Gewissen entstammten.

Sieht man auf die Geschichte der Entstehung des Baues zurück, so fällt einem das Wort: Tantae molis erat ein. Es ist wunderbar und glücklich, daß man sich bei solcher Zersplitterung der Ansichten doch endlich geeinigt hat. Unter den gegebenen Verhältnissen ist das Beste geschaffen, was man erwarten durfte.

Wenn einem Maler wie Stuck, der von Vielen für einen großen Künstler, und von Allen für einen beachtenswerthen Neuerer gehalten wird, die Zumuthung gestellt wird, er solle ein Bild, das er geschaffen, nach einer Resolution umgestalten, die der Reichstag bei schwach besetztem Hause mit mäßiger Mehrheit gefaßt hat, so weiß man nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die Beleidigung, die dem Künstler zugefügt wird, oder über die Ueberhebung, welche den Urhebern der Resolution zur Last fällt.

Die Kunst soll ihre eigenen Wege gehen und sich nicht nach den Launen der Machthaber richten. Wo sie sich den Befehlen der Monarchen untergeordnet hat, hat sie es zu ihrem eigenen Schaden gethan; aber sich den wechselnden Anschauungen des Parlamentarismus unterzuordnen, wird ihr für alle Zeiten unmöglich sein.

Auf dem Gebiete der Kunst ist dem Reichstag noch ein zweites Unglück passirt. Es war der Antrag gestellt, einen Beitrag zu einem Goethe-Denkmal in Straßburg zu leisten. Hatte Herr Lieber es unternommen, dem Reichstage zu sagen, wie er über bildliche Darstellungen der Menschengestalt zu denken habe, so übernahm es Herr Schädler, vorzutragen, was der Reichstag von Goethe zu halten habe. Herr Schädler war dazu berufen, denn er kennt Goethe sehr genau aus der Lebensbeschreibung, die der Jesuit Baumgartner von ihm entworfen hat. Wir sind der Ansicht, daß für Goethe ein Denkmal in Straßburg errichtet werden muß und auch errichtet werden wird. Die fünfzehn Monate, die Goethe in dieser Stadt zugebracht hat, sind die fruchtbarsten für seine ganze Entwicklung, und Straßburg ist den Deutschen durch Nichts so vertraut geworden, als durch „Dichtung und Wahrheit". Der Reichstag hat zweimal bei beschlußunfähigem Hause abgestimmt, und zuletzt ist der Antrag „verkrümelt" worden. Wir wollen um der geschichtlichen Wahrheit willen feststellen, daß die „vaterlandslose und bildungsfeindliche" Sozialdemokratie für den Antrag gestimmt hat.

Daß das Herrenhaus wieder einmal ein paar Tage zusammen gewesen ist, ist immer eine bemerkenswerthe Thatsache. Und diesmal hat es mit sicherem Griff den Punkt bezeichnet, an welchem dem Vaterlande zu helfen ist. Die Bildung von Fideikommissen soll dadurch erleichtert werden, daß man den Stempel herabsetzt. Herr von Miquel kam den Antragstellern so weit entgegen, wie es möglich ist. Er versicherte, die Herabsetzung des Stempels habe sich nur darum so lange verzögert, weil man darüber nachdenke, wie man für die Befestigung des Grundbesitzes recht gründlich wirken könne. Trotzdem gelang es Herrn von Miquel nicht, sich Zeichen voller Zufriedenheit von den Antragstellern zu erwerben. Selbstredend kam Herr von Miquel auf seine Lieblingsvorstellung zurück, daß das gleiche Erbrecht der Geschwister römischrechtlichen Ursprungs und dem deutschen Rechtsgefühl fremd sei. Er hat offenbar den gründlichen Gegenbeweis, den Brentano geführt hat, nicht gelesen und man kann Bürgschaft dafür leisten, daß er ihn auch nicht lesen wird. Herr von Miquel beklagt die Verschuldungsfreiheit der Grundbesitzer, die so schädliche Folgen gehabt hat. Der weiteren Verschuldung könnte er am wirksamsten vorbeugen, wenn er die Zentral-Genossenschafts-Kasse aufhöbe. Uebrigens war im Herrenhause eine Spaltung der Meinungen sichtbar. Menschenfreundliche Herzen wie das des Grafen Mirbach wollten die Bildung von Fideikommissen auch den Bauern freigeben; Fürst Bismarck meinte, es passe sich besser für den Großgrundbesitz, Fideikommisse zu bilden.

Wenn man auf dem bisherigen Wege fortfährt, wird sich die Streitfrage im Laufe der Zeit friedlich lösen; es wird dann nach einigen Jahrhunderten keinen Morgen Ackerland im deutschen Reiche geben, der nicht fideikommissarisch gebunden ist.

Ein Antrag der Abgeordneten Langerhans und Barth auf Zulassung der Feuerbestattung in fakultativer Weise ist im Abgeordnetenhause mit geringer Mehrheit abgelehnt. An obligatorische Feuerbestattung denkt Niemand; Gründe gegen die Wahlfreiheit sind schwer aufzufinden. Und so kann es nicht Wunder nehmen, daß die Gründe gegen diese Freiheit immer origineller werden. Herr Pastor Schall setzte auseinander, es sei Gottes Wille, daß zur Strafe für Adam's und Eva's Sündenfall die menschlichen Leichname in der Erde verwesen. Wenn das richtig ist, so hat Niemand Gottes Willen so schwer verletzt, als die Kirche, welche die schwersten aller Sünder, die Ketzer, vor dem Verwesen dadurch bewahrt hat, daß sie sie lebendig verbrannte. Die Anhänger einer verständigen Reform müssen sich damit trösten, daß das deutsche Reich noch kein Einheitsstaat ist, und daß jenseits der preußischen Grenzen Jedem die Möglichkeit gewährt ist, nach seiner Façon bestattet zu werden.

Die parlamentarische Sprachreinigung, mit welcher die Präsidenten des Reichstages und Landtages gleich zu Anfang der Session begonnen haben, macht weitere Fortschritte. In dem index vocabulorum prohibitorum haben sich neben „Schreckgespenst" und „Eiertanz" noch andere gesellt, z. B. „Terrorismus" und „Hetze". Daß zweimal zwei gleich fünf ist, ist keineswegs „unwahr", sondern nur „unrichtig". Ein Wort hat sich allerdings den Nachstellungen entzogen; das Wort „Verdächtigungen" darf von Mitgliedern des Bundesraths auf Aeußerungen der Reichstagsabgeordneten angewendet werden, denn in diesem Falle ist anzunehmen, daß nur eine „objektive Verdächtigung" gemeint ist. Es ist zu hoffen, daß mit der Zeit noch die objektiven Schreckgespenster und die objektiven Eiertänze wieder Duldung finden.

Proteus.

Die Kanalvorlage und der Osten.*)

In ihrem letzten Parlamentsbriefe schrieb die Nation: „Die Kanalvorlage ist endlich dem Abgeordnetenhause zugegangen. Die Regierung kann sicher sein, dieselbe glücklich durchzuführen, wenn sie vollen Ernst zeigt, und die Versuche abwehrt im Interesse der nothleidenden Landwirthschaft der ferneren Entwicklung des Verkehrs Stillstand zu gebieten."

Die Erfolge, welche die Festigkeit der Reichsregierung in der Bank- und in der Währungsfrage gezeitigt hat, legen es nahe, den gleichen Schluß für die bedeutsamste Vorlage zu ziehen, welche die preußische Regierung in der diesmaligen Landtagssession eingebracht hat. Aber die Verhältnisse liegen hier doch wesentlich anders als dort. Nicht darum, der Vernunft und Solidität gegen unsolide Phantastereien zum Siege zu verhelfen, wie in der Bank- und Währungsfrage, handelt es sich, sondern um höchst reale Interessen, die sich feindlich gegenüberstehen und die auszugleichen und zu versöhnen die Regierung nicht gewillt war, indem sie eine ganz einseitige wesentlich nur dem einen Theil der Monarchie zu Gute kommende, Vorlage gebracht hat, an welcher ein großer Theil der Bevölkerung kein Interesse, ein anderer ein entschieden entgegengesetztes hat.

Wenn es sich bloß um die verkehrsfeindlichen agrarischen Bestrebungen handelte, würde der Sieg nicht schwer sein, aber auch Männer, die nichts weniger als agrarisch gesinnt sind, müssen die schwersten Bedenken hegen, einer so gewaltigen Verkehrsverschiebung in unserem engeren Vaterlande zuzustimmen, wie sie durch diese einseitige Vorlage gezeitigt werden würde. Und was geschehen konnte, die Gegnerschaft speziell in Schlesien zu verstärken, das hat mit der Virtuosität des Ungeschicks die Begründung und noch mehr der Einführungsartikel des Reichsanzeigers zu Wege gebracht. Ist doch nach diesen amtlichen Kundgebungen die Möglichkeit eines Ausgleichs der Interessen, einer Verständigung über die Vorlage für uns Schlesier fast abgeschnitten und selbst in Kreisen, die einer solchen sonst sehr geneigt waren, überwiegt jetzt die Ansicht, daß nun nichts mehr übrig bleibe, als die Vorlage mit allen Mitteln zu bekämpfen. Gegenüber diesem Sturm der Entrüstung bei uns wird es schwer halten, eine Verständigung herbeizuführen, und darüber werden sich die Freunde der Vorlage auch klar werden müssen, daß es darauf ankommt, Gegner zu gewinnen, nicht solche zu schaffen.

Die Gegnerschaft gegen den Kanal geht nicht ausschließlich von Ostelbien aus, auch nicht ausschließlich von agrarischen Kreisen; sie ist ebenso in den Braunkohlengegenden der Lausitz und Thüringens, in den Erzrevieren des Siegerlandes und Nassaus wie unter den Eisenindustriellen der Saar und des Aachener Bezirks zu Haus; aber zweifellos liegt der Schwerpunkt des Widerstandes in Ostelbien. Die Gründe desselben zu erörtern, ist die Aufgabe nachstehender Zeilen.

Das hauptsächlichste agrarische Motiv gegen den Mittellandkanal ist die Behauptung, daß derselbe den Import ausländischen Getreides erleichtern werde, das einen Preisdruck auf unser heimisches Produkt ausübe. Diese Befürchtung ist, was Weizen und Roggen anlangt, wenig begründet: die Entfernung des Mittellandkanals von den Nordseehäfen ist zu gering, als daß sich bei Benutzung der Wasserfracht gegenüber dem noch dazu wesentlich näheren Bahnweg ein nennenswerther Vortheil ergeben könnte; allenfalls die weiter oberhalb an der Weser belegenen Mühlen (Hameln), vielleicht auch Hannover dürften einen geringen Vortheil gegenüber dem Bahnbezug haben, der sich aber höchstens auf 1—2 M. für 1000 kg belaufen würde. Der Getreidebezug des Ruhrbeckens wird nach wie vor über Rotterdam erfolgen und macht es kaum einen Unterschied, ob das Getreide in den Ruhrhäfen oder etwas mehr im Innern des Ruhrreviers vermahlen wird. Osnabrück, Münster, Dortmund, Herne würden auch ohne den Dortmund—Rheinkanal durch den Dortmund—Emskanal ausländisches Getreide beziehen können.

Ein Getreidebezug elbaufwärts von Hamburg erweist sich bei dem außerordentlich großen Umweg, den Elbe- und Mittellandkanal gegenüber dem Bahnweg machen und gegenüber der Konkurrenz Bremens, Emdens und namentlich Rotterdams im Wesentlichen als unmöglich, wie denn überhaupt Hamburg vom Mittellandkanalverkehr größtentheils ausgeschlossen sein dürfte; nur die großen Harburger Mühlen werden einen Theil ihrer Produktion nach Westfalen auf diesem Wege absetzen und namentlich den schlesischen Mühlen, die ebenfalls gewisse Spezialsorten Mehl nach dort schicken, damit eine unerwünschte Konkurrenz machen.

*) Anmerkung der Redaktion: Wir bringen diesen Artikel nicht trotz, sondern wegen unserer Zustimmung zu dem Mittellandkanalprojekt zum Abdruck. Die Bedenken, die darin speziell vom Standpunkte der Konkurrenzinteressen Schlesiens aus gemacht sind, verdienen Beachtung und dürfen nicht einfach mit Majoritätsgewalt niedergestimmt werden, wenn das große nationale Werk für die Gesammtheit fruchtbringend werden soll. Nur darf man sich nicht auf den Standpunkt stellen: „Weil uns die geplante Verkehrserleichterung nichts nutzt, sollen sie die Anderen auch nicht haben." Ein solcher Grundsatz wäre das Ende aller verkehrspolitischen Fortschritte. Wohl aber erscheinen Kompensationen am Platze, die durch Verkehrserleichterungen für Schlesien und den sonst betheiligten Osten die Verschiebung der Konkurrenzverhältnisse unter gleichzeitiger Erleichterung des Gesammtverkehrs wenigstens einigermaßen wieder ausgleicht. Das ist es auch schließlich, was der nachstehende Artikel will. Es wird den schlesischen Verkehrsinteressenten in erster Reihe obliegen, unter sich über jene Kompensationsvorschläge zu einer Einigung zu kommen, die seitens der Breslauer Handelskammer dem schlesischen Binnenschifffahrtsverein und der Provinzialverwaltung gemacht worden sind.

Von erheblich größerer Bedeutung ist der Getreideverkehr, welcher dem Mittellandkanal von der oberen Elbe aus Oesterreich-Ungarn zufließen wird; freilich in Weizen erweist sich der Donaustaat — abgesehen von einzelnen feinen Spezialitäten (s. g. Donauweizen) — von Jahr zu Jahr weniger exportfähig und dürfte dieser Export in 10 Jahren kaum mehr irgend welche Bedeutung haben; in Roggen hat er längst aufgehört, ist Österreich schon seit Jahren Importland geworden.

Dagegen werden die österreichisch-ungarischen Mühlen ihre feinen Qualitätsweizenmehle, unterstützt von den niedrigen Elbumschlagstarifen, wesentlich billiger als bisher nach dem westlichen Deutschland bringen können, da sie bis zum Mittellandkanal die abgabenfreie Elbstraße haben und der Wasserweg nach dem Ruhrrevier nur unwesentlich länger als der Bahnweg ist. Auch bei schlechten Elbwasserständen erweist sich nur beim Uebergang auf den Mittellandkanal ein Umladen bezw. das Kompletiren der Ladung als nothwendig, das pro 1000 kg nur 25 Pf. betragen würde.

Aber auch hier ist zuzugeben, daß es sich nicht um große Massentransporte, sondern um Qualitätswaare handelt.

Von ganz anderer Bedeutung erweist sich die Erleichterung der Zuführung von Gerste und Malz aus Oesterreich nach Hannover, Westfalen und dem Rhein durch den Mittellandkanal; hier konkurrirt das ostdeutsche — namentlich das schlesische und posensche Produkt und Fabrikat mit dem österreichischen auf dem westdeutschen Markt, wo beide gegenwärtig auf den Bahnweg mit annähernd gleichen Frachten angewiesen sind. Mit den außerordentlich niedrigen Elbumschlagstarifen und dem direkten Wasserweg durch den Mittellandkanal werden österreichische Gerste und Malz einen bedeutenden Vorsprung vor der ostdeutschen Waare auf dem westdeutschen Markt erlangen. Und hierbei handelt es sich um recht bedeutende Quantitäten, um einen Massenverkehr.

Nun sagt die Begründung der Vorlage: der Mittellandkanal kommt ja gerade der ostdeutschen Landwirthschaft zu Gute; er schafft doch die Verbindung des ostdeutschen Wasserstraßennetzes mit dem Westen. Ein Blick auf die Kanalkarte zeigt ja, wie der Osten von der Weichsel und Oder dann auf Wasserstraßen nach dem Westen kommen kann.

Gewiß, auf der Karte sieht das sehr verführerisch aus, besonders da man den Trick gebraucht hat, alle Wasserstraßen mit Schiffen über 400 t Tragfähigkeit gleich zu zeichnen: den Rhein, welcher 2000 t-Schiffe trägt, die Elbe mit 750 t-Schiffen und die Oder, welche 450 t-Schiffen während einiger Wochen im Jahr volle Ladung, im Durchschnitt aber noch nicht halbe Ladung erlaubt, erscheinen auf der Karte als Wasserstraßen gleicher Güte. Liegen doch selbst jetzt im Frühjahr 600 Schiffe seit Wochen auf der Oder fest, weil sie bei dem niedrigen Wasserstand nicht weiter kommen. Von Kosel bis zur Neißemündung kann man meist mit voller Ladung fahren, dann folgt die ganze schlechte Strecke bis Breslau — im Spätsommer und Herbst letzten Jahres kam der Verkehr auf der oberen Oder während dreier Monate fast vollständig zum Erliegen — und unterhalb Breslaus bis zum Oder-Spreekanal eine Wasserstraße, die im Durchschnitt halbe Ladung erlaubt; die märkischen Wasserstraßen gestatten meist volle Ladung; auf ihnen und der Oder werden aber die Schifffahrtsabgaben nach der Tragfähigkeit erhoben; die Schiffe müssen also die Ladung kompletiren, wenn sie nicht doppelte und dreifache Schleusenzölle zahlen wollen. Warthe, Netze und Finowkanal erlauben sogar nur 170 t-Schiffen den Verkehr, und auf der Warthe sind die Wasserstände noch schlechter als auf der Oder.

Auf dem Dortmund-Ems- und Rhein-Elbekanal werden aber 750 t-Schiffe während des ganzen Jahres — soweit nicht Eissperre vorliegt — stets mit voller Ladung verkehren können; selbstverständlich werden sich dort ganz anders niedrige Schiffsfrachten herausstellen als im Osten. Auch die Dauer der Eissperren wird auf den östlichen Wasserstraßen des mehr kontinentalen Klimas wegen sehr viel länger dauern als auf dem Mittellandkanal; sodann kommen auf Flüssen die oft recht lang andauernden Hochwassersperren hinzu, die auf einem Kanal ausgeschlossen sind, und schließlich gestattet ein solcher sehr wohl Nachtbetrieb, ein Fluß von dem Charakter der Oder oder Warthe aber nur ausnahmsweise bei ganz mondhellen Nächten; schon im November können selbst unsere Dampfer nur höchstens 8—9 Stunden täglich fahren.

Trotzalledem, wenn man dem Osten ebensolche Wasserstraßen geben will, wie sie dem Westen durch den Rhein-Elbekanal zu Theil werden sollen, wollen wir zufrieden sein, wird auch die Landwirthschaft Vortheile davon haben. Dann braucht sie die Konkurrenz der österreichischen Mehle, des Malzes und der Gerste nicht zu fürchten; im Gegentheil, dann werden wir auf diesen Wasserstraßen Mehl, Malz, Gerste, Zucker, Spiritus, Sprit und Holz — freilich nicht Grubenholz, was die Begründung unter vollständiger Verkennung der Thatsachen annimmt — nach dem Westen bringen können. Selbstverständlich nicht sämmtliche Theile des deutschen Ostens: Pommern, West- und Ostpreußen scheiden als Interessenten einer den Westen mit dem Osten verbindenden Binnenwasserstraße von vornherein aus; sie sind direkt auch am Mittellandkanal weder pro noch contra interessirt; sie graviren mit ihrem Absatz nach der See, und auch für ihren Bezug von Kohle und Eisen kommt derselbe nicht in Betracht; allerhöchstens würde sich der Bezug ihrer Düngemittel etwas verbilligen, aber auch das ist kaum anzunehmen, da die entsprechenden Bahntarife die niedrigsten sind, die wir überhaupt haben.

Wirthschaftlich berührt werden von den östlichen Provinzen Preußens vom Mittellandkanal nur Brandenburg, Schlesien und Posen. Ersteres hat nun für seine land- und forstwirthschaftlichen Produkte selbst eine so konsumfähige Bevölkerung, es ist so ganz außer Stande, seinen diesbezüglichen Bedarf selbst zu decken, daß seine Land- und Forstwirthschaft ebenfalls als Interessenten des Mittellandkanals im Wesentlichen ausscheiden.

Schlesien würde — wenn es denselben mit stets voller Ladung erreichen könnte — Mehl, Malz, Gerste, Spiritus, Sprit, Zucker und in geringem Umfang auch schwere Eichen- und Kiefernhölzer nach dem Westen senden können.

Für Posen würden zu den vorstehenden Produkten noch Roggen, Weizen und Gerste treten, wie überhaupt manche Theile dieser Provinz wegen der verhältnißmäßig geringen Vorfracht bis zu den meist volle Ladung erlaubenden märkischen Wasserstraßen noch am Ehesten einen Vortheil vom Mittellandkanal haben würden; freilich groß würde derselbe auch nicht sein, da es für seine Produkte in Brandenburg, Schlesien und dem Königreich Sachsen aufnahmefähige Konsumtionsgebiete besitzt.

Ueberhaupt ist „der Austausch der Produkte des landwirthschaftlichen Ostens und des industriellen Westens" eine der hohlsten Phrasen, mit denen die Begründung arbeitet.

In den sämmtlichen Provinzen Preußens östlich der Elbe machte nach der Berufszählung vom 14. Juni 1895 die landwirthschaftliche Bevölkerung 41,3 Proz., die von Industrie, Gewerbe und Handel lebende 45,6 Proz. aus. Scheidet man nun die am Mittellandkanal gänzlich uninteressirten Provinzen Preußen und Pommern aus, so leben in den übrig bleibenden Gebieten nur 34,65 Proz. von der Land- und Forstwirthschaft, 38,23 Proz. von Industrie und Gewerbe und 12,07 Proz. vom Handel. Bis zum Jahr 1908 dürften mehr als doppelt so viel Menschen in diesem Gebiet von Gewerbe und Handel als von der Land- und Forstwirthschaft leben. Nur die Provinz Posen ist unter den letztgenannten noch eine vorwiegend landwirthschaftliche Provinz, Schlesien und Brandenburg mit Berlin sind ganz überwiegend industrielle Gebiete und werden es von Tag zu Tag mehr. Sie decken entfernt nicht mehr ihren Bedarf an land- und forstwirthschaftlichen Produkten, sondern sind auf die Zufuhr angewiesen; nur in Zucker, Spiritus und Gerste überwiegt der Versand.

Die Landwirthschaft Schlesiens hat das größte Interesse an Ort und Stelle kaufkräftige Konsumenten zu haben,

statt ihre Produkte mit theuern Frachten auf weite Entfernungen zu versenden. Zu allen Verkehrsfragen gibt es in Schlesien keine divergirenden Interessen zwischen Landwirthschaft, Handel und Industrie. Im Bezirkseisenbahnrath gehen alle drei in vollster Einmüthigkeit zusammen; die Landwirthschaftskammer für Schlesien hat die Ermäßigung der Kanalgebühren auf Oder und märkischen Wasserstraßen gemeinsam mit den Vertretungen von Handel und Industrie gefordert und wenn einzelne Heißsporne einmal über dieses Ziel hinausschießen und es ihnen — wie soeben unter Ausnützung einer erregten Stimmung — einmal gelingt, einen nicht gut zu heißenden Beschluß durchzusetzen, so darf man das nicht ausschließlich auf das Konto agrarischer Verkehrsfeindlichkeit setzen; es ist das Gefühl der Solidarität der Interessen mit den andern Berufsständen der Provinz, das für die Mehrheit ausschlaggebend war.

Der Widerstand gegen den Mittellandkanal geht in Schlesien in erster Linie nicht von der Landwirthschaft aus, sondern von Industrie, Handel und Schifffahrt.

Der Schwerpunkt der schlesischen Industrie liegt im Bergbau und Hüttenwesen, worin allein 140 000 Arbeiter beschäftigt sind; von dem Blühen unserer Montanindustrie ist das Gedeihen der meisten anderen Gewerbszweige Schlesiens abhängig.

An anderer Stelle habe ich zahlenmäßig nachgewiesen, zu welchen Frachten nach Herstellung des Mittellandkanals Ruhrkohlen nach der Elbe und Berlin kommen werden; meine Berechnungen wichen in ihrem Endresultat von denen des Bauraths Sympher nur um 1 Prozent ab, in Wirklichkeit werden sich die Frachten auf dem Mittellandkanal noch wesentlich billiger stellen. Oberschlesische Kohle wird dann auf dem Berliner Markt sich gerade noch behaupten können, wenn es gelingt, stets mit voller Kahnladung von Cosel bis Berlin zu kommen. Von der unteren Havel (Spandau, Potsdam, Brandenburg ꝛc.) sowie von der ganzen Elbe und Moldau würde sie vollständig verdrängt werden. Nach dem gefährdeten Gebiet versendet Schlesien nahezu den vierten Theil seines Gesammtabsatzes, und da nach den entlegeneren Orten fast nur die hochwerthigen gröberen Sortimente gehen, handelt es sich dem Werth nach um einen weit größeren Ausfall.

In noch viel schlimmerem Maße wird die schlesische Eisenindustrie durch den Mittellandkanal getroffen; sie würde wahrscheinlich nicht nur aus Sachsen und Brandenburg, sondern auch größtentheils von der unteren Oder und Warthe verdrängt werden. Die hoch entwickelte Cementindustrie, die chemische und Düngemittel-, die Stein- und die keramische Industrie u. a. m. müssen — wenn auch in geringerem Maße — Aehnliches befürchten.

Der größte Theil dieser schweren Schädigungen Schlesiens — wenn auch bei Weitem nicht alle — ließe sich vermeiden, wenn man für uns Verkehrswege von ähnlicher Leistungsfähigkeit von den schlesischen Industriebezirken nach Berlin und der mittleren Elbe schaffen würde, wie sie dem Westen gegeben werden sollen; statt eines Wasserweges nach der mittleren Elbe könnte auch durch geeignete Eisenbahntarife ein Ausgleich geschaffen werden.

Was sagt aber die Begründung der Vorlage:

„Es muß mit Schärfe betont werden, daß es für die Staatseisenbahnverwaltung auch nach dem weiteren Ausbau des Wasserstraßensystems unumgänglich erforderlich bleibt, nach wie vor die volle Freiheit der Tarifbildung ihrem Interesse entsprechend auszuüben, daß die Staatsbahn aber außer der Möglichkeit und außerhalb der Aufgabe steht, wirthschaftliche Benachtheiligungen, welche einzelnen Bezirken oder Unternehmungen etwa zugefügt werden könnten, durch besondere Frachtvergünstigungen wieder auszugleichen."

Die Staatseisenbahnverwaltung hat es bisher ihrem Interesse entsprechend gefunden, in Konkurrenz gegen die Wasserstraßen sehr niedrige Ausnahmetarife zu erstellen und wo diese Konkurrenz fehlte, die Tarife hoch zu halten. Eine recht praktische Nutzanwendung des Bibelwortes: „Denn wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, dem wird auch das Wenige genommen, das er hat."

Sie erklärt, diesen Grundsatz auch in Zukunft befolgen zu wollen, d. h. sie wird die Bahntarife vom Ruhrrevier aus in der Richtung der Wasserstraßen sehr niedrig halten, aber — und sie betont es ausdrücklich — sie denkt nicht daran, die Tarife für andere geschädigte Bezirke herabzusetzen. Das liegt außerhalb ihrer Aufgabe; letztere besteht lediglich darin, möglichst hohe Ueberschüsse zu machen. Knapp 20 Jahre sind es her, daß die Eisenbahnverstaatlichung mit der volltönenden Versicherung eingeleitet wurde: „An Stelle der Dividendensorgen der Aktionäre solle das allgemeine Interesse treten; ausschließlich der Förderung des heimischen Wirthschaftslebens sollten die Staatsbahnen dienen." Heut genirt man sich nicht mehr, in einer amtlichen Denkschrift zu erklären, daß die Staatseisenbahnverwaltung kein anderes Interesse als ihr eigenes kennt. Warum soll man sich auch geniren, nachdem der Vizepräsident des Staatsministeriums in der vorigen Session ganz offen erklärt hat: „Wenn bei der Verstaatlichung der Eisenbahnen etwas Anderes versprochen worden sei, so hätte man es eben nicht glauben sollen."

Man hat in Schlesien oft länger als ein Jahrzehnt auf Eisenbahntarife warten müssen, die man dem Westen längst gewährt hatte, trotz des berühmten von der Regierung in Tariffragen proklamirten pari passu. Nach der neuesten Kundgebung der Staatseisenbahnverwaltung, ja der Minister für Finanzen, für öffentliche Arbeiten, für Landwirthschaft und für Handel und Gewerbe wird uns in dieser Beziehung die letzte Hoffnung genommen.

Denn gleichzeitig wird erklärt, daß irgend eine Verbesserung der Wasserwege im Osten gar nicht nothwendig sei, daß für uns gerade genug geschehen sei, wenn wir Wasserstraßen hätten, wie ich sie weiter oben geschildert habe, daß es schließlich nicht viel ausmache, wenn wir den Absatz in Mitteldeutschland verlören.

Als ein Schlag ins Gesicht Schlesiens ist diese Begründung, ist der einleitende Artikel des Reichsanzeigers in der schlesischen Landwirthschaftskammer bezeichnet worden von einem Mann, der sich Regierungsäußerungen gegenüber sonst der allergrößten Vorsicht befleißigt, der keineswegs ein agrarischer Heißsporn, der vielmehr stets bereit ist, eine Verständigung zu suchen, sie anzubahnen.

Als ein Schlag ins Gesicht wird sie in Schlesien nicht nur von den Agrariern, nein von den Angehörigen aller Parteien empfunden — soweit deren wirthschaftliche Interessen nicht etwa — wie die des Handelskammerbezirks Hirschberg — durch die Kanalfrage absolut nicht berührt werden. Ohne einen Ausgleich für Schlesien zu schaffen dürfte sich kaum ein halbes Dutzend schlesischer Abgeordneter bereit finden lassen, der Kanalvorlage zuzustimmen. Es könnte ein recht verhängnißvoller Irrthum werden, anzunehmen, daß nur verkehrsfeindliche Agrarier gegen diese Vorlage seien. Mich selbst wird wohl kein Mensch zu den letzteren rechnen und doch werde ich gegen diese Vorlage sprechen und stimmen, wenn es nicht gelingt, auch dem Osten zu seinem Rechte zu verhelfen; gerade als liberaler Mann muß ich mit aller Entschiedenheit dahin wirken, daß wir nicht die Industrie im Osten unterdrücken, sondern sie fördern, daß wir nicht den Gegensatz eines industriellen Westens und eines agrarischen Ostens wie er leider zur Zeit vielfach besteht, zum Schaden des Vaterlandes, durch einseitige Verkehrsmaßnahmen erweitern. Wir brauchen im Osten Industrie, wir müssen sie fördern, und das wichtigste Mittel dazu ist, ihr geeignete Verkehrswege zu schaffen, ihr den Verkehr zu verbilligen. Es genügt dazu aber nicht, im Osten eine Chaussee zu bauen, wenn man dem Westen eine Eisenbahn gibt, denn ungefähr so verhalten sich die Wasserstraßen des Ostens zu denen des Westens. Das pari passu, das der Minister Maybach als die Parole für die tarifarische Behandlung von Osten und Westen Preußens

ausgab, es muß auch im übrigen Verkehrswesen zur Wahrheit werden, soll nicht ein Interessengegensatz zwischen Osten und Westen groß gezogen werden, der je länger je mehr verhängnißvoll für die Politik Preußens und damit auch Deutschlands zu werden droht.

Vielleicht ist es möglich, die Kanalvorlage in ihrer jetzigen Gestalt gegen den Osten durchzusetzen, wenn es auch nicht wahrscheinlich ist; die wahren Freunde einer gesunden Entwicklung des Vaterlandes müssen bestrebt sein, sie so zu erweitern, daß sie im Einverständniß mit dem Osten zur Annahme gelangt.

Breslau, den 19. März 1899.

Georg Gothein.

Heinrich Leo

(geb. 19. März 1799, gest. 24. April 1878).

Wenige Scenen aus der an malerischen Auftritten doch nicht armen Geschichte des deutschen Mittelalters prägen sich dem Gedächtniß wohl so unvergeßlich ein, wie jene, da Friedrich Barbarossa vor der Schlacht bei Legnano den größten seiner Vasallen, Heinrich den Löwen, vergeblich um seine Waffenleistung beschwört. Der berühmteste Hohenstaufe demüthigt sich vor dem größten Welfen — mag er nun einen Fußfall gethan haben oder nicht — und er thut es umsonst. Dies ist das wahre Canossa. Wenn Heinrich IV. sich vor dem Papste zur Kirchenbuße zwingt, so wirken politische Erwägungen, christliche Demuth, allerlei Nebenumstände mit, um den Büßer fast zum Sieger zu machen. In Chiavenna erlitt das Kaiserthum einen schwereren Schlag. Hier ward es klar, daß das Haupt des Reiches niedergezwungen sei von den trotzigen Lehnsfürsten.

700 Jahre später schied ein anderer „Heinrich der Löwe" aus dem Leben, in dem der unbändige Welfenfürst wiedergeboren schien. Zwar er war kein Fürst und aus keinem Fürstenhause; auf thüringische Bauern und Geistliche, Erfurter Stadtjunker und Hallische Professoren führte der Sohn des Garnisonpredigers von Rudolstadt seinen Stammbaum zurück. Aber in diesem prachtvollen Trotzkopf lebte mehr von einem mittelalterlichen Reichsfürsten als nach H. Taine in Napoleon von einem altitalienischen Condottiere. Es war keine romantische Laune, wenn der Professor der Geschichte in Halle für das Faustrecht schwärmte: „Zur Reichszeit war noch in hundertfältiger Weise Selbsthilfe, wenn nicht gestattet, doch ermöglicht gewesen, dies erste und ursprünglichste angeborene Recht der Menschen; damit hat es seitdem ein Ende". Es war kein Zufall, wenn der Vorfechter der protestantischen Orthodoxie immer wieder auf der Vorliebe für katholischen Kultus und katholische Dogmen ertappt wurde, die er dann freilich, ganz ehrlich von seinem Lutherthum überzeugt, als „mir auf das unverschämteste angedichtet" zurückwies. Romantische Mittelalter gab es genug in seiner Zeit: Ludwig von Haller, der Doktrinär, mit dem man den Temperamentsmenschen Leo so gern und so schief zu vergleichen pflegte; Radowitz, der Aristokrat und Militär, dessen exklusiven Geschmack und dessen Ordnungsbedürfniß die demokratische Gegenwart abstieß; Wolfgang Menzel, den die Verzweiflung über die Schwäche des Reiches in altgermanische Zeiten jagte. Aber unter all den bedeutenden Reaktionären jener Zeit — es gab damals bedeutende Reaktionäre! — sind nur zwei, deren Geist, wenn man so sagen darf, im Mittelalter geboren ist: Leopold von Gerlach und Heinrich Leo. In diesen Männern lebte noch in ungebrochener Kraft die Weltanschauung des christlichen Mittelalters. Unerschütterlich glaubten sie, daß die Stände von Gott gesetzte unverrückbare Ordnungen seien; die soziale Entwicklungslehre, die auch hier (und hier eher als auf naturwissenschaftlichem Gebiet) die „Veränderlichkeit der Arten" lehrte, war ihnen ein Greuel und ein Widersinn. Deshalb waren sie auch himmelweit davon entfernt, gouvernemental zu sein. Gewiß, das Königthum war ihnen von Gottes Gnaden gegeben; aber der Adel auch und jeder Stand. Auf Tradition beruhte ihnen der Fortbestand aller menschlichen Gesellschaft; dies konservative Element betonten sie so einseitig wie heut oft das liberale, die Entwicklung, der Fortschritt betont wird. In seiner Weltanschauung stand Heinrich Leo Hamann am nächsten, dem „Magus im Norden", dem Lehrer Herder's, dem Propheten der Genieperiode. Er citirt ihn gern und hat in der für Leo's Verständniß unentbehrlichen Sammlung „Nominalistische Gedankenspäne, Reden und Aufsätze" (1869) sich Hamann's Verehrung der Tradition und des Wortes als größten Dieners der Ueberlieferung angeeignet. Widersinn schien es ihm, gegen das Wort den Geist auszuspielen, der eben nur in der Fortpflanzung des Wortes fortlebe. Deshalb nannte er sich trotzig einen Nominalisten, einen Wortgläubigen, obgleich nach der Terminologie der mittelalterlichen Scholastik gerade er ein „Realist" hätte heißen müssen, ein Mann, dem abgezogene Begriffe nichts waren.

Mittelalterlich, unmodern ist aber mehr noch als seine Weltanschauung sein Naturell. Ungestüme Kämpfernaturen gab es zu allen Zeiten; welche Wollust war der Kampf für Bismarck, ist er für Haeckel! Aber ganz atavistisch wirkt die spezifisch körperliche Art dieser Rauflust bei Leo. Er berichtet selbst, daß der Anblick physischen Schmerzes oder Todes ihn gefühllos und hart lasse, so leicht er durch den Anblick sittlicher Schmerzen, sittlichen Untergehens zu rühren sei. Erst nach vieljähriger Erfahrung habe er anerkannt, daß in ihm eine menschliche Seite fehle; seitdem erst habe er den Kitzel unterdrückt, solche über physischen Tod oder Schmerz Jammernde zu verhöhnen. Wer altnordische Erzählungen kennt oder etwa unser Waltharilied, wird in dieser Barbarei altgermanische Reckenart nicht verkennen. Er empfand den körperlichen Schmerz „in allem Grimme; aber allezeit hat ihn eine feine Wirkung für mein Bewußtsein aufhebende Wollust begleitet, so daß ich ihn nicht achtete". Mehr noch: „schon der Anblick eigener und fremder frischer Wunden hat für mich etwas Entzückendes, wenn das rothe Blut auf dem Fleische perlt und über es hinweg quillt oder sprudelt — und es gibt nichts Schöneres als eine reingestoßene dreieckige Wunde, von der Schilfklinge eines ehemaligen Jenaer Stoßschlägers in junges, frisches Fleisch gemacht". So fühlt ein Berserker der Urzeit, so noch jetzt einer jener bajuwarischen Raufer, der, Schaum vor dem Munde, die Genossen anfleht, um Gottes Willen mit ihm zu raufen; daß solche Gefühle christlich seien, wird man so wenig behaupten wollen, wie daß sie modern seien!

Natürlich warf der Student sich mit Leidenschaft in burschenschaftliches Treiben; natürlich ward der Politiker später zum enfant terrible seiner Partei, die er durch die ungezügelten Ausdrücke seiner Kampfgier erschreckte und kompromittirte. Immerhin ging die Wandlung aus dem Parteigenossen der „Schwarzen", der „Unbedingten", der revolutionären Schwärmer für das neue Reich in den Reaktionär nicht mit der Plötzlichkeit eines Tages von Damaskus vor sich, wie man bei dieser maßlosen Seele voraussetzen könnte. Er war auf das Wartburgfest gezogen, hatte Sand's Freundschaft erworben; als er dann (1822) in Berlin zu den Füßen Hegel's saß, dessen Schüler er später so grimmig angriff, da war er wohl schon in intimem Meinungsaustausch mit den „blutig-reaktionären" Convertiten Jarcke und Phillips, öffentlich aber verläugnete er noch keineswegs seine alten liberalen Lehrer Luden und Göttling. Die „Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Staates" (1828) sind viel liberaler gehalten, als man dem späteren Todfeind von Fr. D. Strauß und der historischen Bibelkritik zutrauen sollte. „Jede Hierarchie ist schneidend konsequent, gefühllos und fanatisch. . . . Die Konsequenz

Robespierre's ist nur die Konsequenz jeder Hierarchie" — so schreibt der zukünftige Freund Hengstenberg's und Lobredner des Kirchenstaats. Er leugnet deshalb nicht, daß die Hierarchie in bestimmten Epochen nöthig sein könne: „vielmehr ist diese Strenge, diese Starrheit hierarchischer Konsequenz es ganz allein, welche im Stande ist, jenen ersten, rohen, natürlichen Zustand der Völker zu brechen". Aber er betrachtet die Juden der biblischen Zeit, das Mustervolk des frommen Bossuet, als ein rohes Naturvolk. Ganz radikal erklärt er etwa das Buch der Richter für eine spätere Sammlung von Volkssagen. Jetzt darf das kein Theolog in Bann mehr wagen, ohne von der Orthodoxie heftigst befeindet zu werden.

Man hat später den Paladin des „christlichen Staates" oft mit dem Gegenstand dieses Erstlingswerks geneckt; mit entschiedenem Unrecht. Auch der hochkonservative Publizist war über die elende Gehässigkeit des heutigen Antisemitismus weit erhaben. „Ich sehe darin, daß Jemand ein Jude ist seiner Abstammung nach, nicht das mindeste Unwürdige; im Gegentheil, wenn ich von Abraham's Samen wäre, würde ich in große Gefahr des Stolzes gerathen, von so hochfürstlichem Geschlechte zu sein, wie das der Erzväter war, von so welthistorisch adeligem Geblüte, wie das Blut Israels. Wäre ich ein getaufter Jude, ich würde selbst als Christ auf die Verbindung mit altjüdischem Geschlechte halten". (Nachschrift zu den „Hegelingen", 1839). Darin liegt doch Folgerichtigkeit, darin auch jene aristokratische Tugend, die fremden Adel anerkennt. Heute — aber wo gibt es heut in Deutschland Aristokraten?

Als er dann sein Hauptwerk geschrieben hatte, die noch heut sehr lesbare „Geschichte der italienischen Staaten" (1829—1839), wandte sich der einflußreiche Lehrer, der seit 1830 ordentlicher Professor an der lutherischen Universität Halle-Wittenberg war, immer eifriger der journalistischen und publizistischen Vertheidigung seiner politischen Ideale zu. Aber im Anfang muß man selbst jetzt noch bei seinen kräftigen Worten einen Abzug machen. „Ich habe immer ein Stück Mönch in mir herumgetragen und jederzeit eine Neigung gehabt, den inneren Zustand meiner Seele äußerlich in Habitus und Manieren auszudrücken und mich einer Askese, die der Stand, den ich repräsentiren wollte, mit sich brachte, bis aufs Extrem hinzugeben." Auch in seinen herausfordernden Zornesausbrüchen, in dem berühmten „Hallischen Löwengebrüll", ist ein Rest von dieser Askese — und dieser Schauspielerei. „Ich wünsche mir einen frischen fröhlichen Krieg, der das skrophulöse Gesindel zertritt." Oder nach den holländischen Wirren: „Ein Kartätschenfeuer wäre Wohlthat gewesen." Ungefähr sagt das Nietzsche auch; Aristokraten voller Verachtung für die „Vielzuvielen" waren der konservative Christ wie der revolutionäre Antichrist. Aber bei Leo spielte sicherlich die geheime Wollust mit, sich als wüthender antihumaner, barbarischer Demokratenfresser verschrieen zu sehn; und der Stolz, seine Rolle bis zum Extrem gebracht zu haben. Liest man die „Nominalistischen Aufsätze", so wundert man sich oft, wie viel liberaler dieser Ultra ist als die Konservativen von heut. „Es versteht sich wohl von selbst", schreibt er (1869), „daß, wenn hier davon die Rede ist, was konservativ sei, der Begriff des Konservirens nicht im Sinne eines Kaufmanns oder einer Hausfrau gefaßt wird, welche Waaren, Lebensmittel, Kleidungsstücke, Möbel, mit einem Wort todtes Material vor Augen haben, was zu bestimmter Benutzung in einem gewissen verlangten Zustande fest und gut erhalten werden soll. Das Konserviren vielmehr, was wir im Auge haben, hat es mit Lebendigem und mit Leben zu thun, und schließt Veränderungen, wie sie jede Entwicklung nothwendig begleiten, nicht nur ein, sondern verlangt sie. Politisch konserviren heißt: Einrichtungen, Sitten, Rechte, kurz den ganzen Inhalt eines politischen Lebens in kontinuirlichem, gedeihlichem, in wachsendem und werdendem Zustande, — im Fortschritte, aber in wirklich gedeihlichem Fortschritte erhalten und den zur Auflösung, zum Zerfall führenden Fortschritt — also das, was eigentlich Rückschritt ist, abwehren." Und kürzer, energischer: „kein Lebendiges kann konservirt werden, sobald man ihm die Entwicklung abschneidet." Nun, das Alles werden wir gern unterschreiben; die, die sich heut konservativ nennen, schwerlich. Oder: Leo verlangt allerdings schwere Strafen gegen die Presse, sobald sie verläumderisch oder hochverrätherisch auftrete; er billigt sogar die berüchtigten Preßordonnanzen Bismarcks. Im Allgemeinen aber erklärt er: „Die Preßgesetzgebung muß gegen alle diese durcheinanderwogenden Strömungen konservativer wie revolutionärer (revolutionärer!) Art in Deutschland tolerant, wahrhaft liberal sein.... Was die Nothwendigkeit ohnehin gebietet, ist überdies der Natur der Sache nach das Richtige und Beste, weil nur durch ein vollständiges inneres wissenschaftliches Durchkämpfen aller dieser Gegensätze ein wahrer Friede hergestellt und erreicht werden kann." Vollends das Hauptmittel neuerer Preßbedrängung, die kleinlichen Chikanen, verwirft er mit aller Entschiedenheit und mit allem Ernst. „Der Kampf in unserer Presse ist eine Geisterschlacht, und wer diese nicht in ihrem Resultate brechen, zu einer unvollständigen Krise immer von neuem herabsetzen will, der muß allen kämpfenden Parteien fair play gewähren." Das schmeckt aber nicht nach Sozialistengesetz und Umsturzvorlage! Heute nennt man das „liberale Phrasen"....

Freilich der Mann, der so schrieb, war vor allem Idealist vom Wirbel bis zur Zehe. Daß „nur Gedanken die Welt regieren", ist sein oft wiederholter Lieblingssatz; und eben dies machte seine Kritik von L. Ranke's Erstlingswerk, der „Geschichte der germanischen und romanischen Völker", so heftig: er sah in der pragmatischen Behandlung der Geschichte „eine geistige Bettelwirthschaft". Je materialistischer die Zeit — in allen Parteilagern — wurde, desto mächtiger betonte er das Recht der Gedanken, desto trotziger rief er: „Es gibt keinen Stoff in der sinnlichen Welt" und führte diese Idee geistvoll aus.

Den Idealisten hinderte aber seine Verbindung mit der historischen Schule, deren Begründer Savigny ihm immer ein hochverehrter Lehrer blieb, an doktrinärem Haften an der abstrakten „Idee". Im Gegentheil ist in einer Zeit, wo rechts und links mit dem abstrakten Begriff des „Staates" operirt wurde, Niemand energischer als er für die Rechte der Realität eingetreten. Immer wieder betont er, was für den Slaven Rechtssinn, was für den Engländer Freiheit sei, das sei es deshalb noch nicht für den Deutschen. Verkehrt sei es, allgemeine Forderungen und Maße aufzustellen, was und wie ein Staat sein müsse — „gleichviel ob in Florenz, in Frankreich, in Preußen, in China". Die historische Tradition hat zu ergeben, was hier, was dort, was jetzt oder künftig der Staat zu leisten und zu fordern habe. Für Preußen speziell beantwortet er die Frage damit, daß Preußen als einheitliches Gemeinwesen ein Werk seiner Könige sei. Und daraus ging ihm hervor, daß bei uns der Parlamentarismus kein Recht habe. Noch weniger imponirte ihm die abstrakte Idee der Rechtsgleichheit. „Die Natur der Dinge kennt nur in der Verwesung einigermaßen die Gleichheit — wo Leben ist, da sind Privilegia. Auch die äußere Natur, soweit sich Leben in ihr regt, kennt nur Privilegia. Der goldglanzleuchtende Käfer in der prächtigen Weißdornblüthe — beide sind ganz andere Wesen; jedes mit anderen Privilegien, und beide wieder mit anderem als der Falke mit seinem königlichen Blicke, mit seinen ritterlichen Fängen, mit seiner edlen ruhigen Haltung. Die Natur schafft auch in derselben Gattung alles wieder mit besonderen Privilegien, das Weib mit den seinigen und den Mann; jeden Vogel mit dem Privilegium seiner besonderen Flugart und jeden Mann und jedes Weib wieder mit dem Privilegium seiner ganz aparten, ihm allein nur ureigenthümlichen Nase." Wieder rückt hier der alte Ordnungsfanatiker dem modernen Individualisten nahe, ganz nahe. Natürlich! denn er war selbst eine Individualität und forderte sein Recht.

Es war auch das gute Recht seiner Kraft, daß er sie zuweilen mißbrauchte. Er war nun einmal ein stürmischer Trotzkopf, ein Gewaltsmensch. So schrieb er auch: „Im Deutschen fühle ich mich allmählich in einer gewissen Macht über die Sprache und reite diese wie mein Roß und haue

sie mit Gerte und Sporen, wenn sie nicht gehorchen will." Seine Lebenserinnerungen „Aus meiner Jugendzeit" (1880 erschienen) lesen sich dennoch hübsch, zuweilen fast anmuthig; lebendig sind sie überall. Es war eben der Lebenskraft fast zu viel in dem Manne. Er wehrte sich: „Ich bin kein Don Quixote" — dennoch konnte er es nicht hindern, daß die überspringende Heftigkeit seiner Angriffe ihn zu einer mythischen Person machte, ihn als einen Monomanen erscheinen ließ, der bei jeder liberalen Regung „roth sieht". Gethan hat er auch Manches, was nur der Fanatismus entschuldigt; zumal wie er sich gegen Universitätsgenossen, gegen Arnold Ruge, dann gegen Rudolf Haym, den berühmten Vorkämpfer des Altliberalismus, benahm, das würde gern entbehren, auch wer sonst Freude hat an der urwüchsigen Kraft des frommen Berserkers. Respekt muß man doch vor ihnen haben, vor diesen alten großen Reaktionären: Thadden-Trieglaff, dem makellosen Heiligen, Leo, dem ungestümen Recken, Radowitz, der mit seiner Mischung von geistlicher und soldatischer Haltung an die streitbaren Bischöfe des Mittelalters, etwa an Barbarossas Rainald von Dassel erinnert. Aber sie paßten nicht mehr in die Zeit. Auch in ihrem eigenen Lager wurden sie als Unbequemlichkeit empfunden. Radowitz starb früh; Thadden zog sich in die Einsamkeit seines Gutes zurück; das Herbste war für den geistig Regsamsten aufgespart: „langsames Dahinsterben in allmählicher Umnachtung seines Geistes, wie es solchen aufgeregten und dadurch überreizten Naturen am ehesten beschieden ist." So drückt sein Biograph Wegele sich aus und erinnert uns nochmals an Nietzsche. Zehn Jahre siechte H. Leo dahin, bis ihn der Tod erlöste. Während deß ging die Welt Wege, die er nie für möglich gehalten hätte. Und am wenigsten hätte er wohl die Entwicklung seiner eigenen Partei geahnt.

Wenig fehlte, so wäre der stürmische Julirevolutionär Geburtstagsgenosse der Revolution von 1848. Am 19. März 1899 ist sein hundertster Geburtstag. Wir ehren den tapfern und ehrlichen Gegner und wir versagen dem Grabe des gefallenen Feindes keinen Kranz und keinen Schmuck des Friedhofes.

Richard M. Meyer.

Nord und Süd in Italien.

Für den unparteiischen Italienkenner, der sich im Umgange mit den skeptischen und stets individuellen Italienern eine gewisse spöttische Vorliebe für alle Instrumente rascher Vervielfältigung angeeignet hat, gibt es kaum etwas Possirlicheres, als wenn er in der Pariser Presse von Zeit zu Zeit die alten bekannten Wahrheiten wiederkehren sieht; z. B. folgende: „Wie kann man ein Land noch europäisch nennen, in welchem 1500 Gemeinden ohne gutes Trinkwasser sind, 4880 Gemeinden ohne den bescheidensten Anfang von Kanalisation, 5000 Gemeinden, in denen man Fleisch als Nahrungsmittel nicht kennt, 600 Gemeinden, die ohne Arzt sind u. s. w., ein Land, in welchem 200 000 Menschen in 37 200 unterirdischen Wohnungen hausen, und 90 Millionen Quadratkilometer mit 6 Millionen Einwohner durch die Malaria verseucht sind?" Zugegeben, die Vorwürfe sitzen, aber es thut dem Freunde Italien's in der Seele weh, wenn alle die harten Tadelworte stets gegen das Land, gegen das Volk gerichtet werden, das sich in harter Arbeit müht und sich mit unglaublicher Engelsgeduld schon seit vierzig Jahren durch eine gewisse Klasse, die, Alles in Allem genommen, nicht dreitausend Köpfe zählt, ruhig ausbeuten läßt. Gegen diese Vampyre, die sogenannten Patrioten und Freiheitskämpfer, die Parlamentarier, Affaristi und Bauunternehmer — gegen diese mag man eifern, aber nicht gegen das Gros der Bevölkerung, das Land. Kritisiren ist ja immer sehr leicht, aber den gebildeten Italiener schmerzt die Kritik des Auslandes, das immer und immer vergißt, daß Italien nicht mit dem Maßstab gemessen werden kann, den man an alte Staaten des Nordens anlegt; denn das junge Italien krankt noch an seiner Entstehung und an der römischen Frage. Mit dem Papst im Hause, und dem dadurch bedingten latenten und permanenten Bürgerkrieg wäre auch Deutschland z. B. nicht das blühende Land, als welches es jetzt der Bewunderung Italiens erscheint.

Bei den Angriffen auf Italien vergißt man aber auch oft die Geo- und Topographie der Halbinsel, immer aber unterläßt man, das ethnologische Moment in Betracht zu ziehen, und darum empören sich die Norditaliener — und mit Recht — wenn die bösen Kritiken stets von Gesammtitalien reden. War zu den Zeiten Metternich's Italien nur ein geographischer Begriff, so gilt das Wort auch heute noch, freilich in anderem Sinne; denn Italien ist keine Einheit, sondern zerfällt ethnologisch und politisch in zwei ganz verschiedene Theile. Im Begeisterungstaumel der Freiheitskriege konnten die Italiener diesen Gegensatz vergessen, jetzt aber, da es gilt, den großen Bau der politischen Einheit wohnlich auszugestalten, da platzen die feindlichen Brüder aufeinander. Nord und Süd sind von einem so ehrlichen Hasse gegen einander beseelt, daß, wollte man diesen mit dem deutschen Wort „Partikularismus" bezeichnen, man in denselben Irrthum verfiele, als nännte man die Mondscheinliebe eines deutschen Gymnasiasten sizilianische Gluth. „Vom Süden kommt unser ganzes Unglück" sagt der stolze Mailänder, der mit bösem Witze die Bewohner seines Landes in nordici (Nordländer) und sudici (Schmutzige) einzutheilen liebt. Das Wort ist freilich cum grano salis zu nehmen, und die erbosten Nordländer sollten etwas weniger laut schreien; denn, gilt es, ihn auszubeuten, ist ihnen der verhaßte Süden recht. Sie garantirten ihm die Brodzölle und machten sich durch die Industriezölle bezahlt, so daß der Süden zweifach gesegnet ist; er darf zur höheren Ehre des Schutzzolls das Brod theuerer bezahlen und muß obendrein seine Industriewaaren vom Norden kaufen. Sie hören's nicht gerne, die guten Mailänder, wenn man sie an diese Thatsache erinnert, aber wir wollen sie besänftigen, indem wir ihnen frischweg zugeben, daß ihr Haß gegen den Süden vollauf berechtigt ist.

Die Nordländer sahen schon immer in den Genossen des Südens inferiore Menschen, und mit Recht; denn über die intellektuelle, wirthschaftliche und politische Ueberlegenheit des Nordens braucht man keine langen Abhandlungen mehr zu schreiben, von ihr zeugen die Turiner Ausstellung, die Zusammensetzung des Parlaments, des Offizierskorps, der Diplomatie, von ihr zeugen zwei Städte, wie Mailand und Genua; jetzt aber kommen die ethnologischen Soziologen und werfen den Süden gar aus Europa hinaus, indem sie stolz nur noch von „Halb-Afrika" sprechen. Man lese nur die neuesten Werke von Guglielmo Ferrero („Il Militarismo", „L'Europa giovane"), von Giorgio Arcoleo („Palermo e la coltura in Sicilia") und vor Allem von Niceforo („L'Italia barbara"). Während die übrigen, ebenso wie auch Colajanni, Gianelli und Adamo Settimio in ihren Schriften über Sizilien, mit Enthüllungen auch nicht hinter dem Berge halten, schreibt Niceforo mit dem Eifer eines Staatsanwalts, der auf Majestätsbeleidigungen pürscht, eine geradezu vernichtende Anklageschrift gegen den erbärmlichen Süden. Leider will er zu viel beweisen und arbeitet auch ein bischen viel mit Statistik, aus der er, nach Art der jüngeren italienischen „Soziologen", gar zu schnell, schlußfolgert, aber trotzdem ist für den Leser, der kühl bis an's Herz bleibt, sein Buch sehr werthvoll; denn Niceforo hat viel gelesen, und was besser ist, auch selbst viel gesehen. Aus dem reichen statistischen Material wollen wir nur drei Gruppen herausgreifen, und im Uebrigen mehr den ethnologischen Daten folgen. Der krasse Unterschied zwischen Nord und Süd zeigt sich besonders deutlich in der Kriminalstatistik. Im Norden überwiegen die Kultur-, im Süden die Gewaltverbrechen. In dem Lustrum 1890/94 kamen auf 100 000 Menschen im Norden 142,67 Gewaltverbrechen, im

Centrum 279,86 und im Süden 460,49. Der Unterschied tritt noch greller hervor, wenn man zwei typische Vertreter der feindlichen Theile nimmt, Bergamo im Norden und Girgenti im Süden, letzteres zeigt in der Rubrik: Morde die Zahl 69,97, Bergamo aber nur 3,06, in der Rubrik: Raubanfälle 55,32, das andere nur 2,62. Die Zahl der Analphabeten war im Jahre 1881 im Süden fast doppelt so stark wie im Norden. Bezeichnend ist auch die Lottostatistik. 1894 hatte der Norden 143 Lottobureaus, der Süden 290; Genua hatte nur fünf, Neapel aber allein hundertsechsundvierzig!

Neapel überhaupt! Für Niceforo ist es das reine Sodom. Auf dem weiten Erdenrunde gibt es keine schmutzigere, stupidere, unsittlichere und heidnischere Stadt! Und er beweist es, nicht mit eigenen Beobachtungen, nein streng naturwissenschaftlich mit Präparaten: Zeitungsausschnitten, an Ort und Stelle gesammelt. Nach Niceforo steht das neapolitanische Volk auf derselben Stufe, wie gewisse Negerstämme Centralafrikas. Der Katholizismus ist nur der Schleier, der den Fetischismus nothdürftig bedeckt: Wunderglauben, abergläubische Spielwuth, Verehrung der Heiligen, der Teufel, und der Hexen — das ist die Religion der Neapolitaner, und die einzige gottesdienstliche Funktion dieser Religion ist das Lotto; denn nur am Gelde hängt des Lazzaroni Herz. Die Funktionen der katholischen Kirche werden auch nur dem Lotto dienstbar gemacht. Zuerst versucht man's mit den Heiligen, vor Allem mit den hundert verschiedenen Madonnen; helfen sie nicht, so geht man zum Hexenmeister (stregone), der auch schatzgraben kann, und taugt auch dieser nicht, nun so geht man zum Teufel. Vor einiger Zeit berichtete die römische „Tribuna", daß ein aus Neapel gebürtiger achtzig Jahre alter Diener des Cardinals Rampolla, um einen Prozeß zu gewinnen, zum „Tribunal des Teufels" ging, das ein Professor des Spiritismus glänzend inszenirt hatte. Die einzelnen „Fälle", die Niceforo anführt, sind ebenso interessant. Fast täglich, am meisten aber Freitags, dem Tage vor der Lottoziehung, sieht man in den Volksquartieren Neapels Schwärme mänadischer Frauen über arme Bettelmönche herfallen, um ihnen mit Schmeicheleien, oder, wenn's so nicht geht, mit Gewalt gute Nummern zu entlocken. Freilich sind die Aermsten zum Theil selbst Schuld daran, wenn sie so behelligt werden; denn Hunger thut weh, und, solls die Messe zu wenig abwirft, macht sich der neapolitanische Mönch kein Gewissen daraus, sich als Nummernpropheten auszugeben. Oft bekommt es ihm aber schlecht; denn getäuschter Spieler Grimm ist schrecklich 1895 wurde ein Mönch auf der Straße sterbend aufgefunden. Im Hospital erzählte er, daß ihn eine Spielergenossenschaft aufgegriffen und Monate lang in einem Keller gefangen gehalten hätte. Immer habe er Glück gehabt mit seinen Weissagungen, nur in den letzten Wochen nicht. Schließlich hätte man ihn geprügelt, und gemartert, indem man ihm auf den nackten Rücken siedendes Oel gegossen. Doch was ist dieser Ausbruch gemeiner Wuth gegen die „Teufelsmesse"? Wollen einige Spieler mit tödtlicher Sicherheit einen Terno gewinnen, so schießen sie ein Betriebskapital von einigen Soldi zusammen, und kaufen einen Hungerpriester. Der würdige Herr liest dann die „messa nera" anstatt zu Ehren Gottes zu Ehren des Gottseibeiuns, und reicht in gleicher „Intention" den Spielern in der Kommunion den Leib des Teufels. Der „Terno" kann dann nicht ausbleiben. Aehnliche Verirrungen zeitigt der Wunderglaube, doch sind die Fälle, die Niceforo anführt, zu bekannt, als daß wir näher darauf einzugehen brauchten. Es genügt, auf die alljährlich stattfindende Verflüssigung des Blutes des heiligen Januarius hinzuweisen, ein Wunder, das Napoleon I. bekanntlich mit Kanonen erzwang. Auch was Niceforo über die verschiedenen Geheimgesellschaften (camorre) in Neapel sagt, ist zwar als Zusammenstellung immerhin interessant, wenn auch nicht neu.

Kommen wir nach Sizilien, so kommen wir auch in das dunkelste Mittelalter. Noch herrscht der Feudalismus der Barone. Die Wackeren, durch eine Leibwache von „bravi" und durch feste Kastelle geschützt, trotzen allen Behörden und selbst der Regierung, welche sie durch ihre Abgeordneten, die meist nur ihre bezahlten Agenten sind, in Schach zu halten wissen. Niceforo schwelgt mit großem Behagen in der Schilderung des maßlosen Hochmuths dieser Barone, der nur noch von ihrer Unbildung übertroffen wird. Von der „prepotenza" (Uebermuthtrotz) der Barone erzählt auch Gianelli. Im Jahre 1886 ereignete sich eine Katastrophe in der Schwefelgrube von Mintina. Die Zahl der Opfer betrug hundertundvierzig. Der Baron weigerte sich, Entschädigungen zu zahlen, und ganze sieben Jahre dauerte es, bis sich ein Advokat fand, der den Muth hatte, eine Klage gegen den „Herrn" einzureichen. Ein anderer Baron hatte die ortsübliche Gepflogenheit, die Bauern in natura zu entlohnen, so weitherzig aufgefaßt, daß er ungenießbare Bohnen zahlte. Ein Arbeiter, der noch nicht ganz verblödet war, erlaubte sich, zu murren. Zur Strafe wurde er acht Tage in eine Scheune eingeschlossen, die mit diesen alten Bohnen gefüllt war. Freigelassen, erklärte er auf Befragen seines Herrn die Bohnen für Götterspeise. Gegen die Macht der Feudalen entwickelte sich im Laufe der Zeiten das Gegengift der „mafia" der bekannten Sekte, die mit Dolch und Flinte arbeitet, und der „brigantaggio". Heutzutage sind aber alle drei Gewalten derart modernisirt, daß sie, falls ein Geschäftchen winkt, sich brüderlich einen. Ein reicher Bürger aus Palermo hatte Drohbriefe erhalten. Um sich zu retten, wandte er sich an einen Edelmann mit klangvollem Namen. Dieser gab ihm einen Brief an einen Amtsrichter in den Bergen, der seinerseits wieder an einen Pfarrer im Hinterlande schrieb, und dieser berichtete über den Fall an den Briganten des Bezirks. Von der Zeit an hatte der Bedrohte Ruhe, freilich mußte er ein nettes Sümmchen opfern. Im Jahre 1895 wurde der Direktor der Bank von Sizilien, Notarbartolo, im Eisenbahnwaggon ermordet. Der Mann hatte das unverzeihliche Verbrechen begangen, in Sizilien ehrlich sein zu wollen. Hochstehende Leute wurden kompromittirt. Die mafia trat in Thätigkeit. Natürlich wurden die Thäter nicht entdeckt. Die Regierung sendet darauf einen jungen Untersuchungsrichter aus Piemont. Der kommt dem Komplott auf die Spur. Vierzehn Tage darauf wurde er in ein sardisches Malarianest strafversetzt. Der Arme hatte vergessen, daß sizilianische Barone auch parlamentarischen Einfluß haben. — „Latifundia Italiam perdidere" schreibt ein Historiker des alten Roms.

In Sardinien kommen wir noch weiter, als zum Mittelalter, unmittelbar in den Atavismus. Niceforo beweist mit einem großen Aufwand von Litteratur, wie der Jargon der sardischen Briganten, die Tänze, die Volkslieder der Bauern Analogieen finden in der Ausdrucksweise und Gebräuchen der wildesten Stämme Innerafrikas. Geistreiche Parallelen zieht der Verfasser auch zwischen den Beutezügen (razzias) der Abessynier und Gallas und den Geschäftsexpeditionen der sardischen Briganten.

Ebenso geistreich ist seine Erklärung der atavistischen Blutrache. Solange der Brigantaggio nicht ausgerottet ist, und die auf stolzer Freiheitsliebe gegründete Schwärmerei des Volkes für den in Volksliedern verherrlichten Brigantenhäuptling, wird Sardinien immer der Auffassung in das moderne Leben spotten. Recht und Gesetz existiren für die Briganten nicht. In der Stadt Nuoro wurden vor einigen Jahren in Jahresfrist vierhunderteinunddreißig Ochsen gestohlen, die muthmaßlichen Thäter wurden zum Theil ergriffen, prozessirt — aber freigesprochen. In den Jahren 1876—1885 gab es in Sardinien auf 100 Personen, die vor dem Schwurgericht erschienen, 99,05 Freisprechungen. Kann es uns da Wunder nehmen, daß in Nuoro, in Ogliastra, ja selbst in der Nähe von Sassari die Briganten als souveräne Clanhäuptlinge leben, die Manifeste erlassen, reichen Gutsbesitzern Fehde ansagen, deren Länder- und Heerdenbesitz vervehmen, und Jeden für vogelfrei erklären, der ihrem Machtgebot widersteht? Verwaltung und Gensdarmerie sind machtlos, und nicht nur das, die Intriguen des Parlamentarismus nöthigen gar oft die Unterpräfekten, denen die Regierung die Wahl ihres Kandidaten zur Pflicht gemacht

hat, sich mit den Herren Briganten zu verständigen, damit sie ihre Macht in die Wagschale werfen. Nichts Seltenes ist es daher auch, daß ein im Dienste ergrauter Brigant, der seinen wohlerworbenen Reichthum in einer größeren Stadt zur Ruhe setzte, der Wohlthäter seiner Mitbürger, und gar ihr Bürgermeister wird; denn in Süditalien stinkt Geld noch weniger, als anderswo, und vor dem „signore“ beugt sich der Plebejer, wie er sich auch vor dem „furbo“ (dem Schlauen) beugt; denn der Schlaue hat ein Recht darauf, mit seinem Pfunde zu wuchern. Warum sind die Anderen auch so dumm, sich betrügen zu lassen!

Grade diesen letzten Charakterzug des Südens, die Anbetung des Erfolges, der Macht, des Geldes, hat Niceforo übergangen, während Arcoleo in seiner Studie über Sizilien ihn streift, und doch ist grade der handelsstarke Norden deshalb am meisten gegen den Süden erbittert, weil dieser mit seiner Bauernschlauheit, die alle Mittel braucht, um schnell zu verdienen, den italienischen Handel diskreditirt.

Kein Land ist so mit gutem Wein gesegnet, wie Italien, und doch ist in Deutschland „italienischer Wein“ gleichbedeutend mit untrinkbarem Stoff, und warum? Weil der Kaufmann des Südens nicht ehrlich sein kann. Die ersten Sendungen, die er macht, sind oft vorzüglich, die folgenden aber schlecht. Im Norden hat sich unlängst eine Liga gebildet, welche darauf ausgeht, die Betrügereien im Handel zu bekämpfen, man hat auch schon einen Gesetzentwurf eingebracht, aber es werden noch Jahrzehnte vergehen, bis der Süden vom vorgeschrittenen Norden erobert wird. Unter der jetzigen parlamentarischen Mißwirthschaft ist vorerst noch nicht an eine Besserung zu denken, und ob die Lombarden politisch so stark sein werden, sich durch Dezentralisation vom Süden zu emanzipiren, ist auch noch fraglich. Jedenfalls erhält der politische Kampf der Zukunft seine Signatur durch den Antagonismus zwischen Nord und Süd; und wer die Mairevolution des Jahres 1898 in der Lombardei richtig deuten will, darf nicht vergessen, auch auf den Haß der Mailänder gegen den Süden zu achten.

Rom. Albert Zacher.

Theater.

Hermann Müller. — Deutsches Theater: „Die Hochzeit der Sobeïde“. Tragisches Märchen in 2 Akten. „Der Abenteurer“. Eine Scene Von Hugo von Hofmannsthal. — Schiller-Theater. „Don Juan und Faust“. Tragödie in 4 Akten von Chr. D. Grabbe.

Noch seh ich ihn vor mir, wie er in Fulda's „Sohn des Kalifen“ als alter, kindisch gewordener Kalif in Wahnsinnsumnachtung über die Bühne tappte. Wir sagten damals, Hermann Müller habe den Wahnsinn sehr naturgetreu dargestellt. Und nun zu wissen, daß das ganze Leben dieses Mannes in Wahrheit ein Kampf gegen den Wahnsinn war, der in seiner Familie erblich gewesen, und endlich die schmerzliche Kunde, wie er der Krankheit unterlegen ist! Ein guter Künstler ist mit ihm dahingeschieden.

Als einen „ehrlichen Mann“ hat Hermann Müller seinen Freund grüßen lassen, bevor er in den Tod ging. Und ein ehrlicher Mann war er selbst, ehrlich in seiner Kunst, der Ehrlichsten einer. Er stellte dar, wie er sah. Nie hat er sich dazu herbeigelassen, mit äußerlichen, possenhaften Zügen, mit den Geberden des Spaßmachers um die Gunst des Publikums zu buhlen. Er hatte auch keine Freude an der Karikatur. Er war ein Realist in seiner Kunst, und er durfte es sein, denn er wußte den Gestalten von seinem Innern zu geben, sie zu beleben mit dem Humor, der ihm eigen war. Daß dieser Humor bei ihm selbst schmerzgeboren war, wen will es verwundern? Bestände ein Geheimbund aller echten Humoristen, ich glaube, der Schmerzenszug könnte ihnen das Erkennungszeichen sein.

Hermann Müller gebot über eine große Verwandlungsfähigkeit, und die ist in der That Vorbedingung seiner Kunst. Der eigene Körper war ihm willfähriges Material. Jetzt aber, da sich in der Erinnerung die scharfen Züge seiner Einzelleistungen verwischen, seh ich eine Reihe von Gestalten vor mir, die brüderliche Züge weisen. Eine große, schwerfällige Gestalt, mit breiten Bewegungen, die etwas Schlagflüssiges hat. Ein Bonvivant, der seine behagliche Freude am Leben unter der Maske des verärgerten Mannes verbirgt. Jähzornig, gutmüthig, starkknochig. So etwa gab er sich als Restaurateur Klunsch in Hirschfeld's „Pauline“, als Hauptmann Castel-Jaloux in „Cyrano von Bergerac“, als Laskowski in „Mutter Erde“. Aber er war nicht minder glücklich als eingebildeter Kranker oder als verlebter aristokratischer Lebemann, als Fürst Seinsburg etwa in der Ebner „Am Ende“.

Und es ist bezeichnend dafür, wie sehr seine Kunst eine innerliche war, daß die beste Leistung dieses Realisten eine Märchengestalt war. Sein Nickelmann aus der „Versunkenen Glocke“ bleibt unvergessen. Es war in Wahrheit ein Neuschaffen Böcklin'scher Kunst. Denn eine Böcklin'sche Gestalt war es, die leibhaftig über den Brunnenrand glotzte und in beweglichen Froschlauten dumpfe, sinnliche Begehrlichkeit kund that. Etwas Elementares war in ihm. Ein Wasser- und Märchenbonvivant, mit breitem, glänzendem, feuchtem Gesicht, — überzeugend in der sublimen Wahrhaftigkeit des Märchens.

Ein Künstler ist von uns geschieden! Die Rolle, die er bereits in der „Hochzeit der Sobeïde“ auf den Proben agirt hatte, hat ein Anderer übernommen. An seiner Stelle gab Max Reinhardt den Teppichhändler Schalnassar, und er gab ihn gut. Aber ist nicht das gerade das Traurige, daß auch die Unersetzlichen so leicht und mühelos ersetzt werden?

* * *

Kühle Produkte eines schönheitsseligen Verstandes, diese beiden Stücke „Die Hochzeit der Sobeïde“ und der „Abenteurer“ von Hugo von Hofmannsthal. Mit einem Paradoxon möchte ich sagen, dieser junge Wiener ist ein Poet, aber er ist kein Dichter. Er liebt nur das Künstliche in der Kunst. Er liebt sie, wie man einen alten Park liebt, den Erinnerungen umschweben, wie man eine seltene Vase oder ein auserlesenes Parfüm liebt, er liebt sie mit dem Geschmack, sie ist ihm nicht das Leben. Er flüchtet aus dem Leben in die Kunst. Traumbilder steigen vor ihm auf, farbenprächtig, Bilder, über die sich der blaue Himmel des Südens, oder noch blauer, der Märchenhimmel spannt. Und er hat ein ästhetisches Wohlgefallen an diesen Bildern, als Aesthet. Und was seine Phantasie gespiegelt und woran sein Geschmack Freude empfunden, das hat er in dramatischen Bildern gemalt — denn sein Dichten ist Malen. Und sehr geschmackvoll, diese seine dramatischen Bilder; aber auch nur geschmackvoll. Mit großer Sorgfalt und feinem Verständniß ist die Sprache behandelt, Sentenz reiht sich an Sentenz, und hier und da funkelt eine fein geschliffene Pointe auf. So schön und soignirt ist diese Sprache, daß sie auf die Dauer — unerträglich wird. Man bekommt einen süßlichen Geschmack im Munde, daß man nach einem kräftigen Wort wie nach einem Bissen Schwarzbrot hungert. Und der Geschmack ist nicht lebenzeugend. Kalt und erkältend wirken die Gestalten, denn es fehlt dieser Geschmackslyrik die persönliche Note — bis auf den ersten Akt der Sobeïde. Und es bleibt von den Bildern, den farbenprächtigen, schließlich nichts übrig als ein Kostümeindruck, und die Farbe bezaubert nicht, weil man fühlt, daß sie Selbstzweck ist, und die Kunst rührt nicht, weil sie ihrer selbst und ihrer Künstlichkeit willen da ist. Diese Gemälde riechen nach Farbe.

Die Gestalt eines alten Mannes, der an zitternder Hand ein junges Weib, sein Weib, führt, geht durch die Weltliteratur. Man denkt des Boccaccio dabei und Goethe's und Heine's und vieler andrer. Man mag auch Hofmannsthal's nun dabei gedenken, denn es ist ein alter Mann, dem die junge Sobeïde angetraut ist. Nur daß kein junger Knappe mit leichtem Sinn hier die seidene Schleppe der jungen Königin trägt. Wie Sobeïde ihrem ergrauten Gemahl nach der Trauung sagt, daß sie einen Andern liebe, den sie

arm wähnt, daß sie ihm selbst nur angehöre, weil ihr Vater ihm verschuldet gewesen — gibt er sie frei. Und diese Freigabe ist lyrisch tief empfunden, es ist Innerlichkeitslyrik, der auch die persönliche Note nicht fehlt. Das ist der erste Akt, und der ist gut. Was folgt, wirkt kühl und kühler. Sobeïde begibt sich in das Haus ihres Geliebten und findet ihn selbst und seinen Vater, den greisen Lüstling Schalnassar, eine Dirne umbuhlend. Das Haus der Orgien nach dem stillen Heim der Entsagung: sehr farbenprächtig der Gegensatz und sehr stilgerecht. Und stilgerecht liegt Sobeïde dann sterbend, nachdem sie ihrem Leben selbst das Ziel gesetzt, in den Armen des alten Mannes, der ihr Gatte war und sie freigab, zu ihrem Verderben. Das aber ist das Seltsame: in der Kunst wird höchster Geschmack unmittelbar zu Geschmacklosigkeit, wofern keine innere Kraft ihn trägt und er dem eigenen Spiele überlassen bleibt. Ist es denn wirklich gar so stilgerecht, eine derartig nüchterne Alltagserfahrung in Märchengewand auszustaffiren? Ich zweifle daran. Es tänzelt dieser emanzipirte Geschmack, anstatt zu seinem Ziel gradaus zu gehen. Und es stirbt diese Sobeïde im Grunde nur der schönen Sterbenspose halber.

Glücklicher in der Wahl des Sujets ist Hofmannsthal in seinem „Abenteurer" gewesen, der leider nur fragmentarisch zur Aufführung gelangte. Die Gestalt Casanova's, des Liebeskünstlers, mag ihm vorgeschwebt haben. Ein venezianischer Palast (Ende des vorigen Jahrhunderts) thut sich auf, der Abenteurer ist in die Stadt seiner Erfolge — freilich, sie sah ihn zuletzt als Sträfling unter den Bleidächern — heimgekehrt. Fünfzehn Jahre sind vergangen, und das scheue Kind, das damals zu seligen Liebesstunden zu ihm flüchtete, ist eine berühmte Sängerin geworden. Das Leid, das sie um ihn duldete, ward ihr zu Gesang. Und es kommt zu einem Wiedersehen zwischen den beiden, und die Gegenwart löst sie aus den Fesseln der Vergangenheit; nunmehr frei, scheidet sie von ihm. Ihn treibt es weiter. Dazwischen Spiel- und Eifersuchts- und Todesfurchtsscenen, ganz im Kolorit der Märchenstadt des vorigen Jahrhunderts. Und wiederum ist alles nur des Kolorits halber da.

Hugo von Hofmannsthal ist ein Poet; aber wenn er fortfährt, wie er diesmal gethan, alles, was ihm zu Kunst wird, wahllos in Gold zu wandeln, dann mag er zusehen, daß er seelisch dabei nicht verhungere.

Kühl ließen seine Stücke trotz der trefflichen Darstellung des Deutschen Theaters. Mit seinem ganzen Temperament trat Kainz für diese Temperamentlosigkeiten ein, und mit Verve spielte er beidemale die führenden Rollen des alten Mannes und des Abenteurers. Neben ihm standen Reinhardt und Sauer und Hanns Fischer im Vordertreffen; es versagte Else Heims als Sobeïde; aber wenn sie diesmal auch versagte, sie kann etwas.

* * *

Im Schillertheater gelangte Grabbes Tragödie „Don Juan und Faust" zur Aufführung; ein Versuch dessen Mißglücken man unschwer voraussagen konnte, auch wenn die Darstellung besser gewesen wäre als sie es war. Immerhin mochten Froböse und Schmasow als Don Juan und Leporello noch passiren; der Faust des Herrn Gregori hätte auch Goethe zu Grunde gerichtet.

Die Wiederbelebung dieser in allen Litteraturgeschichten längst versargten Tragödie ist gleichsam symbolisirt in dem Vorgange des vierten Aktes, wenn die Bildsäule des todten Gouverneurs Don Gusman sich auf ihrem Kirchhofsplatz zu bewegen anhebt, um dann schwerfällig über die Bühne zu tappen. Keine Gespensterfurcht! es ist in dieser Tragödie alles nur Schein. Nur scheinbar war's eine grandiose Idee, die beiden großen Begehrer der Sage in einem Drama zu vereinen, sie um die Liebe eines Weibes werben zu lassen — das Grenzenlose sucht in der Kunst nur der Dilettant. Nur scheinbar ist diese dichterische Phantasie überreich; in der Ausführung zeigt sie sich karg und nüchtern. Und erschreckend äußerlich sind die Gestalten aufgefaßt, und Selbstvergötterung schwellt die Reden dieses Don Juan und dieses Faust, und gar die Donna Anna, die von beiden Umworbene, spricht dauernd von ihrer Tugend, wie — eine Dirne. Ein paar scharf charakterisirende Züge, ein paar geistvoll geprägte Worte blitzen auf, und in den humoristischen Partien offenbart sich auch gestaltende Kraft — es dient das alles nur dazu, das Mitleid mit dem unglücklichen Dichter zu vertiefen, der wohl eine Tragödie lebte, wenn er auch keine rechte zu schreiben wußte. Unüberdrückbar die Kluft zwischen seinem Wollen und seinem Können. Er wollte das Höchste geben und war innerlich arm; so verfiel er dem Wortrausch. Es ist ganz charakteristisch, daß seinen Don Juan wie seinen Faust der Teufel holt: in ihm lebte keine rettende, keine versöhnende Kraft. Er hat das an sich selbst erfahren müssen. Die dichterische Mission aber, die ihm dunkel vorschwebte, hat ein Anderer erfüllt, indem er sie verinnerlichte, wie Grabbe selbst sie veräußerlicht hat: Friedrich Hebbel. Und vielleicht ehrt man Grabbe's Gedächtniß am besten, indem man Hebbel aufführt.

Ernst Heilborn.

Otto Erich Hartleben: „Die Erziehung zur Ehe". Arthur Schnitzler: „Die Frage an das Schicksal". (Lessingtheater.)

Hartleben's Vorgänger Beaumarchais — er focht gegen den Adel, wie Otto Erich gegen das Bürgerthum, und beide lebten in einer weltkritischen Zeit — Beaumarchais vergleicht Theaterwerke mit Kindern vom Weibe geboren: conçus avec volupté, menés à terme avec fatigue, enfantés avec douleur, et vivant rarement assez pour payer les parents de leurs soins; kurzum: sie „kosten mehr Aerger, als sie Vergnügen machen". Man könnte erweiternd sagen: sie kosten den Autor mehr Aerger, als sie dem Publikum Vergnügen machen.

In allen Fällen? Im Fall Beaumarchais nicht. Im Fall Hartleben? Nicht ganz. Hartleben's Werk tritt, wie die Vorrede sagt, ins achte Lebensjahr und bietet die vierte Fassung. Das Stück bekämpft Schöneberger Millionäre, und die zweite Fassung entstand in' . . . Rom. Erst fünf Jahre danach wurde die anscheinend letzte Fassung gespielt, und sie trug dem Autor doch soviel Hervorrufe ein, als er Bearbeitungen veranstaltet hatte.

Wodurch fündigt bei Beaumarchais der Adel? Durch die Liebe zu Töchtern des Volks am stärksten. Aehnlich bei Hartleben die Schöneberger. Der Kern seiner Handlung ist der: die Verhältnisse eines Bürgerssohns zu zwei Mädchen aus dem Volk werden gelöst; beide Mädchen kommen dadurch auf den Weg der Sünde. Wie sehen die neuen Susannen aus? Die eine ist Buchhalterin, die andere Stubenmädchen. Die Buchhalterin hat sich dem Bürgerssohn aus Neigung hingegeben. Nun aber wird sie die bezahlte Geliebte eines fremden Mannes. Es entsteht die Frage: muß sie das werden? Sie muß es nicht. Immerhin: die nahe Möglichkeit ergibt sich aus der Sachlage. Nach der schmerzlichen Erfahrung ihres Daseins findet sie die Anständigkeit nicht mehr lohnend. Warum? die Welt ist schlecht, und man lernt zu. Schwere Arbeit und schwere Noth verlieren die Reize. Kurzum: das Mädchen nimmt aus Aerger den ersten besten Galan, der ihr in den Weg gelaufen. Es ist wiederum ein Erdsohn. Ein gütiger, schwerfälliger, harmloser Mensch aus dem Adelsgeschlecht von Bohling.

Das andere Mädchen aus dem Volk? Jenny? An ihr scheint wenig zu verderben. Sie hat Erfahrungen gesammelt. Jenny ist vergnügungssüchtig kaltgeherzt. Immerhin verschlechtert der Bürgersohn ihre soziale Stellung, mag er zugleich ihre wirthschaftliche Lage bessern. Jenny lebte bisher als Dienstmädchen untugendhaft; nun wird sie, nicht mehr Dienstmädchen, von der Untugend leben. Es entsteht die Frage: muß sie das? Sie muß es

nicht. Sie könnte, von der Bürgerfrau aus dem Dienst geschickt, in andere Dienste treten. Doch wie die Buchhalterin ahnt sie, daß es nicht lohnt, sich zu quälen; sie möchte zum Ladenmädchen ohne Stellung aufrücken. Jenny überblickt beiläufig den sozialen Hintergrund der Dinge; es sei, bei den Uebergriffen der Söhne gegen die Dienerinnen, „gar kein Wunder, daß es so viele Sozialdemokraten gibt".

Bleibt Hartleben's Almaviva. Er ist verbürgerlicht, einundzwanzig Jahre alt, mit einer Fabrikantentochter versprochen, studirt Juristerei und erscheint als gedankenloser Knabe mit studentisch-offiziermäßigen Redewendungen, wie „man ist einfach nicht mehr konkurrenzfähig" u. s. w. Die Mutter und der Onkel Almavivas, der in der Chausseestraße ein Zimmer besitzt, stehen hinter ihm, größer als er selbst. Sie lenken. Sie vertreten die Moral. Die Schöneberger Moral ist: Geldmoral. Erziehung zur Ehe bleibt die Hauptsache; finanzielle Abmachung die Hauptsache an der Ehe. Zwei Grundsätze stellen Onkel und Mutter auf: das Haus muß erstens rein bleiben. Ohne Spießbürger im Hartleben'schen Sinne zu sein, könnte man diesen Grundsatz verständlich finden, wo junge Mädchen im Hause sind. Der zweite Grundsatz heißt: keine festen und tiefen Beziehungen außerhalb des Hauses; denn weil die wirthschaftliche Wohlfahrt höchstes Ziel ist, könnte durch unpraktische Liebschaften — Heirath nicht ausgeschlossen — die Zukunft verdorben, die Mitgift verscherzt werden. Daß Ehen, auf solche Art geschlossen, böse ausfallen, sucht Hartleben vollends durch die Einführung einer gewissen Bella zu erweisen, der Zukünftigen des Bürgersohnes. Sie ist eine Gans; er kann sie schon jetzt nicht leiden. Wie wird es später sein?

Fontane gibt hierauf eine beruhigende Antwort. Es bleibt eine der seltsamsten Aeußerungen dieses kaltblütigen konservativen Skeptikers, die er zur Bekämpfung Ibsen's vor zwölf Jahren gethan hat. Die Aufforderung, sich nach Neigung zu verheirathen, nicht nach Geld, fand er in den Gespenstern. Er erklärte sie für falsch. So lange die Welt stehe, sei nach Verhältnissen, und nur sehr ausnahmsweise nach Liebe geheirathet worden. Die Welt fuhr nicht schlecht dabei, meint er. Jakob, der Rahel liebte, habe wohl oder übel mit Leah beginnen müssen. Aus dieser Gleichgiltigkeitsehe seien ihm Kinder geboren worden, die an Kraft und Gesundheit nicht hinter Benjamin, auch nicht hinter der „ägyptischen Excellenz Joseph" zurückblieben. Fontane weist auf die reichen Bauernehen, auch auf die herrnhutischen Ehen und erklärt ruhig, die Liebe finde sich, — „und wenn sie sich nicht findet, so schadet es nicht." Geldehen hätten noch keine Verdummung oder Versumpfung zur Folge gehabt; nur wenn die freie Herzensbestimmung an die Stelle der scheinbar prosaischen Ordnungsmächte trete, dann breche die Verwirrung herein; „das wäre der Anfang vom Ende". Man sieht staunend, daß der Cyniker Hartleben den idealistischen Standpunkt vertritt, während der Balladensänger Fontane auf Schöneberg schwört.

Freilich, es scheint nicht klar, was Hartleben im tiefsten Grunde gewollt hat. Die erste Fassung seines Stückes nannte er: Satire; die letzte: Komödie. Wollte er dem Bürgerthum von Schöneberg den Dolch ins Herz stoßen; oder hat er vorwiegend spaßen wollen? Vielleicht von beidem etwas. Ein Stück Beaumarchais ruht allen Ernstes in der oft scharfen Kraft dieser Satire. Wenn auch am Beaumarchais die Beweglichkeit, das Feuer, die belebte, südliche Grazie unvergleichbar ist mit der kalten Wurstigkeit dieses dünneren Norddeutschen. Hartleben ist nüchtern wie eine Gerichtsverhandlung und macht Witze; das ist sein Wesen. Aber die Dinge so nüchtern, so verrechnend-kühl, so unbeschönigt hinzulegen: auch dazu gehört Muth. Auch bietet sein Werk Züge, die nicht anders als sympathisch-frech zu nennen sind. Sie haben was Befreiendes. Nachher spaßt er wieder und versieht die Ereignisse, mögen sie gleich um Menschenschicksale gehen, mit komischen Seitenüberschriften wie: „Hugo wird blaß", „Hammelfett schmeckt süß", „Er beleidigt Jenny". Erscheint ihm auch das Wesentliche in spaßhaftem Licht? Oder will er die Leser begütigen: er sei nicht so wesentlich, nicht so unerbittlich, nicht so anklagend, nein ein lustiger Bruder? In seinem Angelus Silesius heißt es noch immer: Mensch werde wesentlich!

Die Buchhalterin, Meta Hübcke, ist „kleines Mädchen". In Schnitzler's kleinem Stück erscheint auch ein kleines Mädchen. Aber wieviel Unterschied in der Betrachtung. Schon der Name: Hübcke! die Andre heißt einfach Cora; den Zunamen erfährt man nicht; und noch den Vornamen bekam sie gewiß von Anatol. Fräulein Hübcke ist Buchhalterin und sentimentalisch. Cora ist „das Mädel mit den zerstochenen Fingern" und ganz naiv; noch in der Liebesverderbniß. Fräulein Hübcke philosophirt; im ersten Schmerz findet sie ein neues Moralsystem; sie könne nicht annehmen, daß neunundneunzig Hundertstel der Menschen erbärmlich seien; auch in der Handlungsweise dieser Mehrheit stecke wohl Berechtigtes. Cora lacht, ist naiv-untreu, lügt naiv und liebt mit ganzer weicher Seele. Bei Hartleben erscheint das kleine Mädchen, wie es der Soziolog sieht; bei Schnitzler, wie es die Liebe sieht. Anatol hypnotisirt Cora und wagt nicht, die Frage an das Schicksal zu stellen: ob sie treu ist. Mit Küssen weckt er sie auf.

Woran lag es, daß an dieser holden Scene fast alles ohne Wirkung auf die Hörer blieb? Daran: daß sie von den Schauspielern nicht verstanden wurde. Theatermätzchen aus eignen Gnaden schenkten sie. Im Sinn der französischen Posse wurde gespielt. Sie hätten aber leiser spielen müssen, fast mit schmerzlichem Witz, lächelnd-zart, in umschleiertem, weichem Stil. Herr Jarno beugte sich über Coras Sessel und rief „Cooora!" in einem Ton, der Lachen wecken sollte. Dieser Anatol sprach, als müßte er ein drolliger Bühnenmensch sein. Und ist doch ein schwermüthig-lustiger Mensch mit feiner Skepsis. Dem Dichter zu Liebe sollte, was an Feuilletonistischem in den zarten Scenen ruht, durch leises Hinweggleiten eher vertuscht; nicht aber Feuilletonwirkungen noch hineingebracht werden.

Die kleinen Anatoldramen sind ein Prüfstein für Schauspielerkultur.

Alfred Kerr.

Herbert Fisher: The Medieval Empire. London, Macmillan. 1898. 2 vols.

Der kühne Gedanke von einem britischen Weltreiche, in dem die Sonne nicht untergeht, kam erst zur Welt, als die Thatsache längst vollzogen war. England sah sich einer Verantwortlichkeit gegenüber, von deren Umfang und Gewicht sich die Ankläger von Warren Hastings nur sehr undeutliche Begriffe gemacht hatten, und als Palmerston in seiner berühmten fünfstündigen Rede das Bild eines modernen Imperiums vor die Einbildungskraft seiner Zuhörer hinzauberte, hatte er selbst keine Ahnung davon, daß die imperialistische Idee die Bedeutung erlangen würde, die sie heute besitzt. Die liberale Partei oder richtiger gesagt, die Gladstone-Harcourt-Partei, hat die Macht dieser Idee zu ihrem Leide an sich selber erfahren. Die Thatsache des britischen Imperiums ist da — daran ändert weder übertriebener Jingoismus noch mattherzige Manchesterpolitik etwas. Aber den denkenden Engländern bangt nicht wenig vor einer Thatsache, die über Nacht geworden ist, und vorläufig noch jeder Theorie, sozusagen jeder wissenschaftlichen Grundlage, entbehrt. Wie wird die neue Weltherrschaft sich mit der alten Verfassung im Mutterlande vertragen? Wie soll das demokratische England in Afrika und Asien einer Helotenbevölkerung von Millionen gegenüber die Ueberlieferung von Selbstbestimmung und weitgehendster bürgerlicher Freiheit aufrecht erhalten? Wie sollen die Lasten der Weltherrschaft vertheilt werden? — — — Es sind der Fragen so viele, daß es nicht möglich ist, selbst die dringendsten bei dieser Gelegenheit auch nur andeutungsweise zu berühren. Die besten Köpfe Englands sind jetzt mit diesen Problemen beschäftigt, und diesem Umstand haben wir vielleicht im letzten Grunde das lehrreiche Werk des jungen Oxforder Historikers über das mittelalterliche Imperium zu verdanken. Schon früher einmal hat ein Engländer ein klassisches Buch über das deutsche Kaiserthum,

von dessen Anfängen bis zur Auflösung geschrieben: „Das heilige römische Reich" von James Bryce wird in England immer wieder neu aufgelegt und hat auch in deutscher Uebersetzung ein dankbares Publikum gefunden. Fisher geht zum zweiten Male über dasselbe Feld, und was er findet, ist weit mehr als eine Aehrenlese; Fisher hat sich die deutsche Geschichtsforschung eifrig und geschickt zu nutze gemacht, er hat das Auge des modernen Historikers, der die Kultur im weitesten Sinne berücksichtigt, und so hat der Ausländer eine Studie in engem Rahmen geliefert, die an Vielseitigkeit und — Lesbarkeit nicht bald übertroffen wird. Eine Uebersicht über die einzelnen Kapitel des Buches soll das Gesagte illustriren, wenn auch nicht begründen: I. Die Ueberlieferung der Idee vom römischen Reich II. Die deutschen Stämme. III. Die deutsche Monarchie und die deutschen Stämme. IV. Gesetzgebung in Deutschland. V. Der kaiserliche Hof und das Erbfolgegesetz. VI. Die Reichsfinanzen. VII. Das Kaiserreich und der deutsche Adel. VIII. Die Ausbreitung Deutschlands nach dem Nordosten. IX. Die Ausbreitung Deutschlands nach dem Südosten. X. Die Kirche in Deutschland. XI. Die Reichsgesetzgebung in Italien. XII. Die Kaiser und die Stadt Rom. XIII. Die Reichsverwaltung in Italien. XIV. Kaiserthum und Kultur. Es ist hier nicht der Platz, das Werk im Einzelnen zu prüfen; es kann auch nicht der Versuch gemacht werden, die Ergebnisse, zu denen Fisher gelangt, in vollem Umfange mitzutheilen. Nur die Haltung des Forschers zu dem Gedanken eines römischen Reiches sei in wenigen Worten erwähnt. Das heilige römische Reich war nach Fisher ein ungeheurer Fehlgriff der Geschichte, eine Ironie des Schicksals, die Deutschland politisch ruinirte, Deutschlands Kirche erniedrigte, die Entwicklung des deutschen Rechtes aufhielt, Anarchie und Privatkriege dauernd erhielt und die Demüthigung der Napoleonischen Kriege vorbereitete. Die römische Ueberlieferung war Alleinherrschaft, aber der Geist des deutschen Volkes sträubte sich gegen Autokratie; so ging denn das Erbe des Lateinischen Kaiserthums auf die katholische Kirche über und ihren Vertreter, den Papst.

In einer zweiten Auflage wird der Verfasser die Druckfehler beseitigen müssen, die sich in den deutschen Citaten finden, z. B. I, pp. 4, 6, 54, 59, 68, 76, 103, 165, 180, 195, 297. Auch in den Text hat sich mancher Druckfehler eingeschlichen, z. B. Chadri statt Chrobri; Vidsich statt Widsith.

—r.

Loki. Roman eines Gottes. Von Ludwig Jacobowski. Minden i. W. J. C. C. Brun's Verlag.

Loki ist die räthselhafteste Figur der nordischen Göttersage. Ebenbürtig den Asen, haßt er sie dennoch. Einmal scheint er ihnen zu helfen, wie in dem Liede von Thors Hammer, dann höhnt er sie wieder. Ist Balder, der lichte Gott, die Verkörperung der segenbringenden Flamme, so zeigt sich Loki als das Sinnbild der unstäten, ewig nach Unheil züngelnden. Er ist die wesentliche Triebkraft zum Untergange der Asen. Balder fällt seinem Mistelzweig und bei der Götterdämmerung führt er das unheilbringende Schiff. Und bei alledem gleicht diese interessanteste Gestalt, welche an Intelligenz und Witz den gesammten Göttern weit überlegen ist, dem Mephisto Goethe's:

Ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft . . .

Die Götterdämmerung, die er herbeigeführt hat, ist lediglich ein Reinigungsprozeß; eine neue Welt wird erstehen voll Güte und Recht, wie die Edda sie voraussieht. So liegt eine tragische Ironie über Loki's Wesen ausgebreitet. Und es gibt Momente in seinem Schicksal, welche unsere höchste Sympathie wachrufen. Wenn Loki-Prometheus am Felsen hängt, wenn er sich, vom Gift der Schlange über ihm getroffen, schüttelt, daß die Erde erbebt, wenn wir Sigyn, sein Weib, bemüht sehen, seine Qualen zu lindern, welch ein Bild titanischer Kraft, und welche Versöhnung zugleich darin! Dem Gott des Hasses folgt die Liebe in's Martyrium.

Ludwig Jacobowski hat es unternommen, uns in seinem jüngsterschienenen Buch den „Roman" dieses Gottes zu geben. Er hat uns ein in vielen Theilen sehr interessantes und stimmungsvolles Buch geschaffen; allein vor der Gestalt seines Loki wird sich manch verwundertes Kopfschütteln erheben. Das soll Loki, der Titane, sein?

Die Hauptgefahr für den Dichter lag in der Modernisirung des Stoffes. Und der ist er mehr als einmal zum Opfer gefallen. Schon der Titel berührt seltsam. „Roman eines Gottes". Die gigantischen Urlinien der Sage zusammengefaßt im Rahmen eines „Romans"!

Ich führe das nicht an, um lediglich eine Aeußerlichkeit hervorzuheben. Das Romanhafte ist in die ganze Behandlungsweise hineingeflossen. Loki's Liebe zu Balder's späterer Gattin, der sanften, lichten Nanna, entspricht durchaus diesem Charakter. Wenn dann diese ungestillte Sehnsucht zu einem Agens in Loki's Seele wird, Balder zu vernichten, so ist das zwar für den Dichter ein höchst dankbarer, zumeist auch sehr glücklich durchgeführter Vorwurf; aber die Größe des Edda-Loki wird damit in eine Empfindungssphäre versetzt, welche ihr nicht adäquat erscheint. Mephisto als sentimentaler Liebhaber! Demselben Motiv wird die Gattin Loki's, Sigyn, und ihre heroische Liebesthat für den Gatten geopfert. Sie ist bei Jacobowski zu einer grämlichen, boshaften Alten geworden.

Den geistigen Mittelpunkt bildet die Gegnerschaft Loki's gegen Balder. Balder ist stark auf den Christustypus hinausgerathen; auch hier ist übermodernisirt. Er ist der Inbegriff der Alles verzeihenden und umfangenden Liebe, vor der Loki entfliehen muß, um nicht von ihr überwunden zu werden. Als Loki Balder getödtet, und der Götter Dämmerung durch seinen Willen gekommen, da sieht er Balder's Geschlecht in seinen Söhnen dennoch wieder aufleben: Symbol der nie schwindenden Liebe. Da stürzt er verzweifelnd zur Erde: Balder lebt, ewig wie ich, stärker wie ich. . . . Die eigentliche ethische Bedeutung des Loki-Elements als des gährungschaffenden Sauerteigs in dem trägen Götterbrei ist aber damit nicht tief genug erfaßt; dieser seiner eminenten Mission nicht volle Gerechtigkeit geschehen.

Ueberhaupt ist Jacobowski's Loki fast durchweg tiefer gestellt; manchmal erscheint er fast wie eine Duodezausgabe des Edda-Loki; die Streiche, die er den Göttern spielt, entbehren zu sehr des eigentlich grandiosen Humors dieser Gestalt; sie sind mehr gewöhnlicher Schabernack. Unsere Sympathie verscherzt er aber völlig, wenn er Freya, die sonnige Göttin, die unbegreiflicher Weise ihm nachläuft, weil das Schicksal es will (!) — zum Dank für ihre Liebe vier ekelhaften Zwergen preisgibt; eine in hohem Maß verletzende Scene.

Seltsam kontrastirt mit solchen Auswüchsen des Hasses seine jugendliche Schwermuth. Nicht der bewußt handelnde Mann Loki, der unreife, von Neigung und Abneigung hin- und hergetriebene Jüngling wird uns vorgeführt. Und fast unbegreiflich erscheint es, daß er die Götter stürzen soll. Aber da springt das Schicksal ein, im ganzen Roman der gefällige Deus ex machina, dessen Sprachrohr Loki ist und damit den Göttern Grauen einflößt.

Von Loki's Strafe am Felsen, dem intimsten Berührungspunkt mit der Prometheussage, sehen wir nichts; und der heroische Vorgang der Götterdämmerung, das krampfhafte Ringen und Kreisen, dem die neuere bessere Welt entspringt, fällt fast ganz hinunter.

Entbehrt so das Werk der Größe — und von einem „Loki" muß sie vor Allem verlangt werden! — so ist um so blühender und duftiger das Rankenwerk, das der Dichter über die dürftigen Grundpfeiler hat sprießen lassen.

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

Erklärung der Redaktion.

In Nr. 24 der „Nation" hat Eduard Sokal einen Artikel „Von den Seuchen" publizirt, der sich als eine Besprechung der „Allgemeinen Epidemiologie von Adolph Gottstein" gibt, während er — wie wir uns inzwischen überzeugt haben — eine Ausschlachtung jenes Werks ist, die allen Geboten litterarischen Anstandes widerspricht. Selbstverständlich wird von Herrn Sokal niemals wieder auch nur eine Zeile in der „Nation" erscheinen.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8

№ 27. Berlin, den 1. April 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Beuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk jährlich (3¾ Mk vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). – Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. März abgelaufen ist, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Des Charfreitages wegen gelangt diese Nummer einen Tag früher zur Ausgabe.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Reichskanzler Fürst Hohenlohe wird am 31. März 80 Jahre alt. Er hat sich in den verschiedensten Stellungen — als Ministerpräsident in Bayern, als Vice-Präsident des Reichstags, als Botschafter in Paris, als Statthalter von Elsaß-Lothringen und endlich seit 3½ Jahren als preußischer Ministerpräsident und Kanzler des Deutschen Reichs — öffentliche Verdienste erworben. Grandseigneur im guten Sinne des Worts, vorurtheilsfrei und liberalen Auffassungen im Staatsleben zugängig hat er als Staatsmann seinen Platz seit länger als einem Menschenalter ehrenvoll ausgefüllt. Ohne besondere Initiative hat er vor Allem sich dadurch bewährt, daß er mit großer Klugheit seine persönliche Autorität den schlimmsten Ausschreitungen reaktionären Uebereifers hemmend in den Weg gestellt hat. Schlimmes zu verhüten, ist im Staatsleben nicht minder wichtig, als Zweckmäßiges zu fördern.

So hat er es erreicht, daß an seinem achtzigsten Geburtstage alle besonnenen Politiker Deutschlands wünschen müssen, daß der greise Kanzler die schwere Bürde, die er mit patriotischem Pflichtgefühl übernommen hat, nicht niederlegt, sondern weiterträgt.

Dem Kanzler wie dem Menschen wird es an aufrichtigen Wünschen für seinen Lebensabend nicht fehlen. Er hat sich um Deutschland verdient gemacht.

Die Konservativen bemühen sich seit einiger Zeit mit großer Energie den Besitzstand der Nationalliberalen in der Provinz Hannover zu erschüttern. Im Augenblick bildet den Angriffspunkt der Wahlkreis Melle-Diepholz, der gegenwärtig im Reichstag keinen Vertreter hat. Dieses Mandat suchen die Konservativen zu erlangen; sie haben als ihren Kandidaten den Landrath des Kreises Melle, Herrn von Pestel, aufgestellt. Konservative Landrathskandidaten sind hergebracht; bis hierher sind die Vorgänge alltäglich.

Für Herrn Landrath von Pestel soll jedoch ein Flugblatt verbreitet werden, in dem sich die folgende Stelle findet:

„Wir bekämpfen mit aller Energie die deutsch-hannoversche (welfische) Partei, die in ihrer blinden Wuth gegen alle unsere großen nationalen Errungenschaften ein Schutz- und Trutzbündniß mit der Sozialdemokratie eingegangen ist und, statt durch eine entschlossene Versöhnung mit den jetzigen Verhältnissen dem welfischen Fürstenhause wenigstens zu dem Throne Braunschweigs zu verhelfen, dies edle Fürstengeschlecht durch ihren völlig nutzlosen Kampf gegen die preußische Regierung vielleicht für immer von deutschen Thronen verdrängen wird.“

Der Jesuitismus dieser Warte ist klar genug. Das welfische Fürstenhaus findet seine politische Stütze in der welfischen Partei; diese welfische Partei wollen die Konservativen bekämpfen, und dem „edlen" welfischen Fürstenhause, das sich dieser politisch verabscheuungswürdigen Stütze bedient, schmeicheln dieselben Konservativen und ihm möchten sie zu dem Thron Braunschweigs „verhelfen". Man kann die Doppelzüngigkeit zum Zwecke des Stimmenfanges nicht weiter treiben.

Aber die Angelegenheit hat auch eine andere Bedeutung, und die ist gewichtiger als eine Wahlmachination van dieser „nationalen" Art.

Auf diese Seite der Angelegenheit weist die „National-Zeitung" hin; sie schreibt:

„Vor wenigen Wochen erst ist in der Presse gegen die braunschweigische Regierung der Barwurf erhaben worden, daß sie nicht entschieden genug den Hoffnungen der dortigen Welfenpartei entgegentrete; darauf wurde von braunschweigischer Seite erwidert, daß man in dieser Beziehung auf Preußen warte. Wir haben domals auf Grund wie wir glauben, zuverlässiger Informatianen bemerkt, daß an den hiesigen entscheidenden Stellen die Ausschließung der welfischen Familie von der Erbfolge in Braunschweig als endgiltig angesehen werde, daß man daselbst nichts mit dem Gedanken zu schaffen habe, ein tumberländischer Prinz könne sich den Weg zum braunschweigischen Herzogsstuhle dadurch eröffnen, daß er in ein preußisches Garderegiment eintrete".

Und nun vergegenwärtige man sich, daß, während diese durchaus billigenswerthen Entschließungen in Berlin gefaßt warden sind, die konservative Agitation für einen preußischen Landrath das Bild emer welfischen Nachfolge in Braunschweig der Bevölkerung vorgaukelt.

Das Wart „national" wird auf diesen Seiten selten anders als in Gänsefüßchen gebraucht. Leider ist es diskreditirt genug. Ein neuer Beitrag zu diesem Kapitel aber ist es jedenfalls, wenn die Reaktionäre für ihre „nationale" Gesinnung dadurch Zeugniß ablegen, daß sie für das „edle" Welfische Fürstenhaus eintreten, das der großen Bewegung zur deutschen Einheit bis zum heutigen Tage feindlich gegenüber gestanden hat.

Innerhalb der sozialdemokratischen Partei kehren tiefgreifende Auseinandersetzungen über entscheidende Fragen des Programms in neuerer Zeit periodisch wieder. Im gegenwärtigen Augenblick sind solche Erörterungen wieder im Gange; auf der einen Seite steht Bernstein, auf der anderen die starre Partei-Orthodoxie, und auch Behauptungen van Kautsky über das Agrarprogramm haben Anfechtungen erfahren. Die Einzelheiten dieser Auseinandersetzungen sind nicht uninteressant, aber das politisch Wichtige liegt nicht in den Besonderheiten dieser Meinungsverschiedenheiten, sondern darin, daß solch ein tiefgehendes Auseinandergehen der Ansichten überhaupt Platz greifen konnte.

Die Verschiedenartigkeit der Ueberzeugung beruht schließlich darauf, daß die Einen noch an dem Glauben festhalten, der sozialdemokratische Zukunftsstaat lasse sich in absehbarer Zeit errichten; die Andern diesem Glauben auf Grund der gemachten Erfahrungen aber öffentlich absagen. Und es sind Leute von großem Ansehen in der Partei, die sich auf den zuletzt bezeichneten Standpunkt stellen.

Es wäre gewiß ganz falsch, anzunehmen, daß solche Erörterungen unmittelbar zu einer inneren Umgestaltung der sozialdemokratischen Partei führen müssen. Die Entwicklung mag unter Umständen eine sehr langsame sein; aber ihr Anfang ist da, und nun vergegenwärtige man sich, warin liegt die Voraussetzung, daß auch nur die Verhältnisse bis zu diesem Punkte gediehen sind.

Die ganz unentbehrliche Voraussetzung für diesen beginnenden Umschwung ist unzweifelhaft die Beseitigung des Sozialistengesetzes gewesen, das unter dem Grafen Caprivi schließlich fallen gelassen worden ist. Daß Graf Caprivi seinerseits einen Rückfall in den Zustand des Ausnahmegesetzes verhindert hat, ist nicht eines der geringsten Verdienste des zweiten Reichskanzlers. Die Wirkungen dieser Politik gewähren eine volle Rechtfertigung des Standpunkts, den die Liberalen gegenüber der Sozialdemokratie verfolgt wissen wollten.

Eines ist sicher, wenn es je gelingen soll, die Arbeiterbevölkerung aus ihrer Isolirung und Feindschaft gegen die bestehende Gesellschaft zu befreien, so kann dies Ziel nur dadurch erreicht werden, daß der Sozialdemokratie freie Gleichberechtigung mit allen anderen Parteien gewährt wird. Die Beseitigung des Sozialistengesetzes hat in dieser Beziehung schon segensvoll genug gewirkt, und es wäre nur zu wünschen, daß dieser günstigen Entwicklung nicht beständig entgegengearbeitet würde durch ein System kleiner Verfolgungen und kleiner Polizeimaßregeln, die sich darstellen als ein wiederaufgelebtes Sozialistengesetz in homöopathischer Dosis.

Endlich sollte doch in einem großen modernen Staat mit diesen Mittelchen polizeilicher Enge aufgeräumt werden.

Hoffen kann man das freilich nicht, wenn man sieht, was nicht nur Sozialisten, sondern was selbst einem so gemäßigten und patriotischen Manne wie Professor Delbrück zustößt.

Seine Ausführungen in den „Preußischen Jahrbüchern" über die Köller'sche Politik in Nordschleswig gegen die Dänen entsprechen etwa dem Standpunkt, den die „Nation" einnimmt; sie waren scharf, aber gerecht und voll patriotischer Wärme. Darauf beantragt Herr Kultusminister Bosse ein Disziplinarverfahren und eine strafweise Amtsversetzung. War das Verfahren erstaunlich, so war der Antrag, Berlin von Herrn Professor Delbrück zu befreien und eine andere Universitätsstadt mit dem nämlichen Professor Delbrück durch Strafversetzung zu beglücken, erstaunlicher. Diese Bahn hat der Disziplinargerichtshof nicht beschritten; er begnügte sich, wegen seiner scharfen Sprache, Prof. Delbrück mit einer Geldstrafe van 500 Mark und einem Verweis zu belegen. Auch dieses Erkenntniß ist noch bedauerlich, denn es besagt, daß, wenn ein Professor seine Meinung, von patriotischem Empfinden geleitet, offen äußert, er nicht dieselbe straflose Bewegungsfreiheit hat, wie jeder andere Staatsbürger. Eine traurige Beschränkung für die Professoren, die Hüter geistiger Unabhängigkeit.

Die Verkehrtheit der ganzen Aktion können sich denn auch Blätter, die ganz weit rechts stehen, nicht verhehlen, und es ist charakteristisch, daß selbst eine Zeitung wie die freikonservative „Post" ausspricht, es wäre besser gewesen, auf eine solche Prozedur zu verzichten.

Das ist auch unsere Meinung. Aber schließlich kommt es auf einen einzelnen solchen Vorstoß nicht einmal so ganz besonders an. Der Fehler liegt im System; in jener polizeilichen Kleingeisterei, die über ein freieres Wort und über ein rothes Taschentuch und über ein harmloses Portal in Erregung und Schrecken geräth, und die an der Sicherheit Deutschlands zweifelt, wenn nicht die Polizei jede unabhängige Regung engherzig zu reglementiren in der Lage ist.

Der Guerillakrieg auf den Philippinen dauert fort. Die Amerikaner siegen beständig, und die Tagalen bleiben beständig in der Lage, sich für neue Niederlagen den Amerikanern zu stellen. Dieser unerfreuliche Zustand kann noch längere Zeit andauern, und dann werden schließlich die Amerikaner gezwungen sein, die Herrschaft über eine erbitterte Bevölkerung anzutreten. Jene Männer in den Vereinigten Staaten haben wirklich nicht unrecht gehandelt, die vor solcher imperialistischen Politik warnten und warnen.

* * *

Vom Friedensschauplatz.

Im Monat Mai soll die Friedenskonferenz, die aus der Anregung des Zaren hervorgegangen ist, zusammentreten. Der Haag ist als Konferenzort gewählt, und die Wahl ist gut. Auf klassischem Freiheitsboden, im Frühlingsmonat, unter dem Szepter einer jungfräulichen Königin werden sich Vertreter der politischen Zivilisation versammeln, um zu berathen, wie dem ältesten und schlimmsten Uebel staatlichen Zusammenlebens, dem Kriege, wirksam Abbruch geschehen kann, — ein Ziel, ebenso groß und schön, wie schwer erreichbar. Daß der mächtigste absolute Herrscher der bewohnten Erde die Erreichung dieses Zieles unter die Aufgaben der praktischen Politik aufgenommen hat, gehört zu den interessantesten Zügen unseres an Gegensätzen so ungewöhnlich reichen Jahrhunderts.

Es ist kein Zweifel darüber gestattet, daß es dem jungen Zaren Nikolaus II. mit den Gedanken seines Friedensmanifestes völlig ernst ist. Ob die Staatsmänner seiner Umgebung von ähnlichem Ernst erfüllt sind, oder ob sie nur den Wünschen ihres jugendlichen Herrn zu Liebe die Sache nothgedrungen mitmachen, ist weniger klar. Wahrscheinlicher ist das Letztere. Sicher ist, daß trotz der vielen schönen Worte, die in Beantwortung des Zarenmanifestes seitens fremder Regierungen zum Besten gegeben sind, die ganze Friedenskonferenz von der offiziellen Staatsweisheit, insbesondere der Großmächte außerhalb Rußlands, mit einer Skepsis betrachtet wird, die unter den Redeblumen diplomatischer Höflichkeit kaum verhüllt ist. Handelte es sich nicht um die Einladung eines Monarchen, hinter dem ein paar Millionen Soldaten stehen, so würde die ganze Veranstaltung als ein politisches Fastnachtsspiel aufgefaßt werden.

Es ist unter solchen Umständen zehn gegen eins zu wetten, daß die Friedenskonferenz keinerlei wesentliches Resultat ergeben wird, wenn nicht die öffentliche Meinung der Welt die skeptischen Diplomaten zwingt, die Konferenz etwas ernster zu nehmen, als sie einstweilen gesonnen sind, es zu thun. Leider läßt es sich nicht ermöglichen, daß die um den grünen Tisch im Haag Versammelten wie eine Jury so lange unter Klausur gehalten werden, bis sie ein greifbares Resultat zu Stande gebracht haben; wohl aber könnte die öffentliche Meinung, wenn sie sich energisch genug bethätigte, erreichen, daß die einzelnen Regierungen ihre Vertreter instruiren, das Menschenmögliche zu thun, um nicht mit völlig leeren Händen aus dem Haag zurückzukehren. Zeigt sich die öffentliche Meinung kleinmüthig, verzagt und von vornherein hoffnungslos, nimmt sie das Scheitern der Friedenskonferenz als unvermeidlichen Ausgang hin, so wird naturgemäß auch der an sich schon sehr geringe Eifer der Regierungen noch mehr erlahmen.

Ueberhaupt ist es ein großer Irrthum, zu glauben, daß in so großen Fragen die Initiative einer einzelnen Regierung viel bedeute; sie kann den Widerstand der stumpfen Welt nicht besiegen, solange sie nicht von einer wirklichen Volksbewegung getragen wird. Alle großen Fortschritte der Menschheit auf dem Gebiete der politischen Moral verdanken großen Volksbewegungen ihre Durchführung. Der organisirte Staat und die organisirte Kirche sind in der Regel keine Förderer, sondern Gegner solcher Fortschritte.

Selbst die Kirche kann nicht von sich rühmen, daß sie die politische Moral besonders gefördert hätte; sie segnet die Waffen, mit denen die Völker aufeinander losgehen, wie sie die Ketzer verbrannt, die Hexenprozesse begünstigt, die Sklaverei beschönigt hat. Unter den Dienern des Evangeliums finden sich allerdings glücklicherweise immer auch in nicht geringer Zahl solche, die für den moralischen Fortschritt eintreten, aber die Kirche als Institution ist die konservative Beschützerin des Bestehenden, auch der bestehenden Mißbräuche. Nicht einmal das Duell hat die Kirche ernsthaft anzufassen gewagt, und die Kirche blieb ganz stumm, als jüngst in England die Schändung der Leiche des Mahdi als erlaubtes Mittel politischer Zweckmäßigkeit ex officio vertheidigt wurde. Alle Hoffnungen, die man deshalb auf die Antheilnahme der organisirten Gewalten in Staat und Kirche zur Verwirklichung der Friedensidee setzen mag, werden nur in geringem Maße in Erfüllung gehen. Das Wesentliche bleibt der Druck der öffentlichen Meinung.

Nirgends hat man das besser begriffen, als in England, und nirgends hat man dieser Ueberzeugung auch nur annähernd so energischen Ausdruck gegeben, wie in England. William T. Stead, der bekannte Journalist und Moralpolitiker, hat eine Kampagne zur Unterstützung der Ideen des Zarenmanifestes ins Leben gerufen, die in ihrer Art bewunderungswürdig ist. Man hat ganz Großbritannien in wenigen Monaten durch zahlreiche Volksversammlungen in Bewegung gesetzt, in den einzelnen Plätzen Friedensdelegirte wählen lassen und schließlich am 21. März eine große Delegirtenversammlung in London unter dem Vorsitz des Earl of Aberdeen, des früheren Generalgouverneurs von Canada, zusammengebracht, die den Friedensbestrebungen einen starken populären Rückhalt verliehen hat. Am Abend des 21. März fand dann unter dem Vorsitz des Bischofs von London in der Queens Hall ein Meeting statt, in dem das hervorragende Mitglied des Parlaments Leonard Courtney als Hauptreferent fungirte. Mr. Stead gibt außerdem seit Monaten eine in vielen Tausenden von Exemplaren wöchentlich erscheinende Zeitschrift „War against War“ heraus, worin er mit ganz ungewöhnlichem Geschick die Friedenssache vertritt.

Das Alles ist hohen Lobes werth, aber man darf sich trotzdem nicht darüber täuschen, daß selbst in Großbritannien die Friedensbewegung noch keine herrschende Macht geworden ist. John Morley hat das mit der rückhaltlosen Offenheit, die diesem charaktervollen Staatsmann eigen ist, in einem Schreiben an den Bischof von London, den Vorsitzenden des obenerwähnten Meetings, mit folgenden Worten zum Ausdruck gebracht: „In keinem Lande sind Friedensdemonstrationen nöthiger, als in Großbritannien, und in keinem Theil Großbritanniens mehr, als in London. Soviel ist gewiß, daß, wenn die Friedenskonferenz die internationalen Verhältnisse nicht viel besser macht, sie dieselben arg verschlechtern wird. Ein Fehlschlag bedeutet die Erweckung neuer Elemente der Eifersucht, der Verdrossenheit und der Konfusion, und das ist ein Grund mehr — neben hundert anderen —, weshalb England seine ganze ungeheure Kraft einsetzen sollte, um der Konferenz einen praktischen Erfolg zu sichern. Kein glorreicheres Verlangen könnte einen Staatsmann inspiriren oder eine Nation beleben.“

Leider muß man bekennen, daß gegenüber den kraftvollen Anstrengungen, die in England gemacht werden, um die öffentliche Meinung für die Friedensbewegung zu interessiren, auf dem Kontinent Europas bisher nur Geringes geleistet ist. Auch die Vereinigten Staaten von Amerika verhalten sich passiv, sie schießen in der Umgegend von Manila die Filipinos zusammen und haben für Friedensbotschaften zur Zeit kein Ohr. In Deutschland hat eine rührige Agitation von München aus eingesetzt, die auch nicht ganz ohne Erfolg geblieben ist, aber im übrigen Deutschland ist man über kleine Anläufe und Demonstrationen nicht hinausgekommen; von einer wirklich kräftigen Bewegung kann man nicht reden.

Die Aussichten für die Fruchtbarkeit der Arbeiten der Friedenskonferenz im Haag sind deshalb nicht gerade günstig. Daß Abrüstungsvorschläge nicht allzu viel Gegenliebe finden werden, erscheint angesichts der Heeres- und Flottenverstärkungen in den meistbetheiligten Großstaaten, die seit dem Erlaß des Zarenmanifestes eingeleitet sind, schon heute klar; am meisten erhoffen läßt sich noch für die Schiedsgerichtsidee.

Ein holländischer Gelehrter hat den beachtenswerthen Gedanken in die öffentliche Diskussion geworfen, daß zunächst einmal die kleinen Staaten: Holland, Belgien, die Schweiz, Portugal, Dänemark, Schweden, Norwegen: unter sich einen festen Schiedsgerichtsvertrag abschließen und einen permanenten Schiedsgerichtshof konstituiren möchten, der

nicht nur alle Differenzen zwischen diesen kleineren Staaten schiedsrichterlich zu regeln, sondern auch als stets bereiter fakultativer Schiedsgerichtshof für die größeren Staaten dienen könnte. In dieser Idee steckt ein sehr gesunder Kern. Frédéric Passy hat in einem offenen Schreiben an die Königin von Holland sich gleichfalls zum beredten Vertreter dieses Projekts gemacht.

Aber selbst zur Erreichung derartiger Erfolge der Haager Konferenz bedarf es einer regen Antheilnahme der öffentlichen Meinung und ihrer Hauptvertreterin, der Presse. Es werden noch viele Wochen vergehen, bevor jene Konferenz an die Arbeit geht; bis dahin kann die Presse noch manches Gute stiften, wenn sie die Keime nachhaltig pflegt, die in dem Friedensmanifest des Zaren enthalten sind.

Th. Barth.

Zur nordschleswigschen Frage.

Meine früheste Jugenderinnerung ist Haß gegen Dänemark. Ich stand als achtjähriger Knabe mit meinem Vater an der Straßenecke und sah die Wagen mit Verwundeten vom Bahnhof kommen. Sie brachten die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Idstedt und bis heute kann ich das Wort nicht denken ohne ein Gefühl der Trauer, das aus jenen Tagen in der Seele haften blieb. Bald darauf sah ich auf dem Marktplatz der kleinen Stadt Ratzeburg einen General zu Pferde mit einem Federhut. Es soll der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Legeditsch gewesen sein. Wir wußten nur, daß er die Schleswig-Holsteiner unterwerfen sollte. Herr von Miquel hat kürzlich daran erinnert, wie mangelhaft vor 50 Jahren das deutsche Nationalgefühl gewesen sei. Nun ja, es waren die Parteigenossen des Herrn von Köller, die damals Schleswig-Holstein an die Dänen auslieferten und den Rock des Kaisers von Rußland, des größten Gönners unserer Bedrücker, in der Kirche aufhängten. Aber die „schleswigholsteiner Demokraten", wie sie damals von den Konservativen genannt wurden, haben sich doch für ihr deutsches Nationalgefühl todtschießen lassen. Mehr kann man nicht thun, Excellenz!

Die österreichische Einquartierung brachte mir einen höchst lehrreichen Hausgenossen, einen hübschen jungen Italiener namens Antonio Sommariva. Er war in die Uniform gesteckt, weil er mit den Lombarden gegen die österreichische Regierung gekämpft hatte. So brauchte ich später, in den Jahren 1859 und 1866 nicht erst zu lernen, daß die italienische Revolution und die deutsche denselben Feind und dasselbe Ziel hatten.

In Ratzeburg war man auch gut konservativ gesinnt. Die adligen Gutsbesitzer konservirten ihr mittelalterliches Regiment unter dänischer Herrschaft; sie theilten die Macht mit der protestantischen Geistlichkeit, welche dem geduldigen Volke predigte: ihr sollt der Obrigkeit unterthan sein, die Gewalt über euch hat. Auf dem Gymnasium erzählte der Direktor von den Freiheitskriegen, die er selbst mitgemacht hatte, und bei Fackelzügen sangen wir: Brause du Freiheitssang! Aber als Schiller's hundertjähriger Geburtstag ganz Deutschland in nationaler Begeisterung einigte, eiferten die lauenburgischen Pastoren gegen den „Kultus des Genius". Der Einzige, der den Tag feierte, war Sattler Maier, der eine lorbeerbekränzte Gipsbüste in seinem Ladenfenster aufstellte. Aber der war in Paris gewesen und, wie es hieß, Kommunist oder Atheist oder sonst etwas Schreckliches!

Damals war ich wieder in Altona. Da war die Kampfstimmung permanent. Man sang bei jeder passenden Gelegenheit Schleswig-Holstein, was natürlich verboten war, ebenso wie die hochverrätherischen Farben Blauweißroth. Es ist ja rührend, wie die erleuchtete Büreaukratie immer wieder zu denselben Mitteln greift, eine nationale Opposition wach zu halten. Ein anderes Lied war damals auf dem Lande sehr beliebt. Es ging nach der Melodie „Zu Mantua in Banden" und der erste Vers hieß:

„Es war auf Jütlands Auen,
es war am kleinen Belt,
da stand ein junger Krieger
bei dunkler Nacht im Feld.
Das Auge trüb, die Wange bleich,
ja sang er schwermuthsvoll und weich:
Geliebtes Schleswig-Holstein,
Mein Vaterland, leb wohl!"

Das sangen die jungen Bauern, wenn sie am Sommerabend ihre Pfeifen rauchten, und klagend zog der Refrain über die stillen Felder. Wir Primaner aber sangen:

Wenn ich an der Esse steh
Und mein Eisen glühen seh,
Möcht ich Nichts als Waffen machen,
Denn was nützen andre Sachen,
Weil wir ohne Vaterland
Untergehn in Noth und Schand.

Wenn das die Nordschleswiger heute singen wollten!

Zuweilen zogen wir auf Hamburger Gebiet, wenn im Theater von S. Pauli „Graf Heinrich von Schwerin" gegeben wurde. Da wurde König Waldemar der Siegreiche übel mitgenommen, und nach der Vorstellung zogen wir an die Grenze und sangen den dänischen Dragonern Schleswig-Holstein vor. Als ich bei der öffentlichen Schulfeier deklamiren sollte, proponirte ich dem Direktor ein Gedicht, welches anfing:

„Bornhöved, o Bornhöved, du wundervoller Klang!
Wo einst der Arm der Holsten der Dänen Macht bezwang."

Die heutigen Nationalen würden das „eine Frechheit" nennen. Einmal waren wir auch bei einem großen Erinnerungsfest an der Grenze, das die vertriebenen Beamten und Offiziere veranstalteten. Das war denn freilich offenbarer Hochverrath! Oder wir riefen Hurrah, als Theodor Lehmann nach der Festung gefahren wurde, weil er einen Toast auf „Wilhelm den Eroberer" ausgebracht hatte. Und dann sprachen wir mit Ingrimm von der Unterdrückung der deutschen Sprache in den schleswiger Schulen und Kirchen. Man streitet im Reichstage darüber, ob die Unterdrückung damals ebenso oder schlimmer als die heutige war. Soviel ist sicher, daß wir gemeine Heuchler gewesen sind, da wir jetzt, wo wir die Macht haben, dieselben Mittel anwenden, über die wir uns damals entrüsteten. Es gab freilich auch Solche, die mit Allem einverstanden waren, namentlich unter den Beamten, Leute, die unter allen Umständen mit der Regierung gehen. Heute nennen sie sich „konservativ" oder „nationalliberal", damals sagte man kurzweg „dänisch". Als ich die Rede eines Grafen Moltke im Abgeordnetenhause las, mußte ich daran denken, daß es damals in Holstein und Lauenburg Beamte dieses Namens gab, die ihr deutsches Nationalgefühl ganz bescheiden verborgen hielten. Verwandte sind es wohl nicht, denn es waren meines Wissens keine Grafen. Graf Limburg-Stirum sagt ja auch, daß Fürst Bismarck ihn gelehrt habe, national zu denken und national zu fühlen. Das mag für manche Deutsche richtig sein. Aber dann sollen sie stillschweigen und sich schämen! Wir Anderen haben das Nationalgefühl von unseren Vätern geerbt. Es wäre doch auch ein jämmerliches Zeugniß für das deutsche Volk, wenn es das wahre Nationalgefühl erst mit der Macht bekommen hätte! Andere Nationen haben es am meisten bewährt im Unglück nach dem schönen Satz: ich liebe meine Mutter, auch wenn sie häßlich ist. Ich habe in meiner Jugend das Glück gehabt, immer unter Freunden zu leben, welche stolz darauf waren, Deutsche zu sein. So war es in Jena in der Burschenschaft und dann in Bonn. Graf Moltke spricht zwar geringschätzig von der politischen Lehre der preußischen Professoren, aber deutsches Nationalgefühl haben sie eher gehabt als Fürst Bismarck. In Bonn konnte man es von Sybel, Jahn, Springer und Gildemeister lernen. Aller-

dings erinnere ich mich nicht, adlige Borussen in ihren Collegien gesehen zu haben, und daß der Herr Graf selbst seine politische Bildung keinem Professor verdankt, wird ihm nach seiner letzten Rede Jeder glauben.

Als Friedrich VII. starb, kauften wir fünfzig Gewehre und ließen uns von einem Feldwebel einexerziren. Wir hatten zwar nicht die Absicht, die Politik der europäischen Großmächte umzustürzen, aber wir meinten, daß die schleswig-holsteinische Frage nicht so leicht wieder einschlafen könnte, wenn erst eine genügende Anzahl junger Leute zusammengeschossen wäre. Als ich dann nach Kiel kam, brachte ich die Ueberzeugung mit, daß es sich um den Entscheidungskampf zwischen Preußen und Oesterreich handelte, und daß Bismarck auch wider Willen die Befreiung der Herzogthümer durchführen werde. Damals verhandelte er über die Abtretung des Landes bis zur Gjenner Bucht, und die Kölner Zeitung vertrat diese Pläne in vielen Leitartikeln.

Herr Hänel hat im Reichstage erwähnt, wie Bismarck 1864 die Versicherung gab, daß Preußen in der Sprachenfrage nicht so gegen die Dänen verfahren werde wie diese gegen die Deutschen und er hat weiter ausgeführt, wie vernünftig damals diese Verhältnisse geordnet sind, indem die Kinder in der Volksschule beide Sprachen lernten, und wie in Folge dessen die deutsche Sprache langsam fortgeschritten ist. Der Kultusminister hat dem gegenüber erklärt, daß er es nicht für seine Pflicht halte für den Unterricht in einer fremden Sprache zu sorgen. Wenn aber ein solcher Unterricht über 100 000 preußischen Staatsbürgern nöthig und nützlich ist, möchte ich es doch für eine Pflicht der Regierung halten, ihn einzuführen. Denn die zweisprachige Bildung ist nicht nur für die Grenzprovinz von Nutzen, sondern auch für den ganzen Staat in Handel und Wirthschaft, Verwaltung und Gericht, vor Allem aber, weil damit der schlimmste Anlaß für den nationalen Hader, die bequemste Handhabe für die verhetzende Agitation aus dem Wege geräumt wird. Ich war zu Ende der sechziger Jahre Gymnasiallehrer in Husum und habe mich von da aus in den nördlichen Bezirken umgesehen. Aber über die Schule habe ich wenig klagen hören.

Am meisten erstaunt war ich damals über die Veränderung der politischen Gesinnung. Ich selbst gehörte als eifriger Annektionist zur national-liberalen Partei und fand nun, daß Alle, welche früher die dänische Herrschaft unterstützt hatten, jetzt die eifrigsten preußischen Patrioten waren. Ich hatte gerade kurz vorher ein italienisches Lustspiel gesehen, in dem ein solcher Patriot in jeder Rocktasche eine Fahne trägt und bald die eine bald die andere zum Fenster hinausschwingt, je nachdem die Oesterreicher oder die Italiener einziehen. So erinnere ich mich auch eines schleswigschen Beamten, der 1863 wegen seiner dänischen Gesinnung von den Bürgern vertrieben war und dann wegen seiner besonderen Verdienste um die Annektion in Preußen Karriere machte. Es ist nur natürlich, daß solche Leute auch heute über die dänischen Nordschleswiger entrüstet sind. Sie würden einer fremden Regierung niemals solche Schwierigkeiten machen, denn ein Nationalgefühl ohne hohe obrigkeitliche Bewilligung ist ihnen unverständlich. So ist es auch im Auslande. Die Deutschen, die früher ihr Vaterland am liebsten ganz verleugneten, sind heute, da sie Kanonen und Schiffe hinter sich haben, die größten Helden. Sie sollen nur nicht ihre eigene Erbärmlichkeit der Nation zuschreiben. Ich bin vor 1870 anderthalb Jahre in Italien gewesen und habe überall Deutsche gefunden, die auf ihr Vaterland stolz waren. Was den Deutschen besonders beliebt machte, war die freundliche und verständnißvolle Theilnahme, die er dem fremden Wesen entgegenbrachte. Das hat sich freilich später sehr geändert und meine italienischen Freunde haben mich oft gefragt: was ist aus deinen Landsleuten geworden? — Die Tausende, welche jetzt über die Alpen gehen, tragen vielfach ein großspuriges, oberflächlich absprechendes Gebahren zur Schau, welches unser Volk in den Augen der Fremden herabsetzt. Der „Assessor mit dem Sedanlächeln" ist zur komischen Figur geworden. Dieselben Menschen zeigen dann wieder bei ernsten Gelegenheiten eine auffallend unsichere Haltung. Ihnen fehlt das ruhige Selbstbewußtsein. Und wie sollte das bei unseren politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen auch anders sein? Wer zu Hause gewohnt ist, als Bedienter behandelt zu werden, benimmt sich auch draußen dünkelhaft oder unterwürfig — wie ein Bedienter.

Anders ist das Verhalten der Deutschen unter fremder Herrschaft zu beurtheilen. Ich bin lange Jahre für den Verein zur Erhaltung des Deutschthums im Auslande thätig gewesen und da mich der Verein zum Ehrenmitgliede gemacht hat, darf ich ja wohl ein Wort mitreden. Da ist die Hauptklage über den Mangel an Widerstandskraft gegen fremde Nationalität. Zunächst steht es damit doch sehr verschieden, denn das deutsche Volk besteht, wie alle europäischen Völker, aus sehr verschiedenen Bestandtheilen. Man wird bei näherer Betrachtung finden, daß man den Vorwurf dort nicht machen kann, wo die Bevölkerung in Sitte und Denkweise sich eine freiere Haltung bewahrt hat. So war es mit den Schleswig-Holsteinern auch unter dänischer Herrschaft. Ich war ein eifrig preußisch gesinnter Annektionist, aber ich weiß, welch deprimirenden Eindruck das Benehmen der eingewanderten Beamten gegen Vorgesetzte und Adel auf mich machte. Ebenso haben die Balten und die Siebenbürger Sachsen sich immer aufrecht gehalten. In den österreichischen Provinzen liegen die wirthschaftlichen Verhältnisse sehr ungünstig und unsere Stammesgenossen sind dort meistens etwas bequem und nicht übermäßig sparsam. Im Allgemeinen aber leidet der Deutsche, namentlich der Mitteldeutsche, unter einer Eigenschaft, die man den Fehler seiner Tugend nennen möchte: er hat ein inneres Bedürfniß sich zu Menschen und Dingen in ein gemüthliches Verhältniß zu setzen, er schließt sich deshalb leichter an und entschließt sich schwer einem harten Gegner schroff gegenüber zu treten. Die anderen Nationen sind immer mehr befangen in der Art, die ihnen angeboren ist. Man sehe nur, wie der Italiener in allen Ländern derselbe bleibt, während der Deutsche von allen Etwas annimmt. Er ist empfänglicher für fremde Eindrücke und steht den Dingen geistig freier gegenüber. Dieser Eigenschaft verdanken wir das Beste, was wir haben, die freiere Bildung, aber sie ist gefährlich für die Erhaltung der nationalen Eigenheit. Wenn nun freilich in Deutschland selbst die Nationalität nicht mehr geachtet wird, so weiß ich nicht, wie wir unsere Volksgenossen im Auslande ferner zum Widerstande anrufen sollen. Ueberhaupt weiß ich nicht, wie ich noch wagen soll für die Erhaltung des Deutschthums im Auslande öffentlich zu wirken, da mich jeder einen Heuchler und Lügner nennen kann, wenn ich mich über die Schandthaten der Czechen und Magyaren entrüste. Das haben meines Wissens selbst die Magyaren nicht gewagt, einem Siebenbürgen das Erziehungsrecht über seine Kinder zu nehmen, weil er seine Söhne nach Jena oder Tübingen schickte. Bei uns wird es der dänischen Regierung zum Vorwurf gemacht, daß sie Schulen unterstützt, die nicht weit von der Grenze liegen und wir haben den Siebenbürgen sogar Stipendien gegeben! Wir haben uns ereifert über die Verlogenheit haldgebildeter Nationen, die sich nicht entblödeten zu ihren Gunsten die Geschichte zu fälschen, und nun kommt ein Reichstagsabgeordneter Lehr und erzählt uns, die Nordschleswiger seien Niederdeutsche! —

Wenn irgend etwas feststeht, so ist es, daß Schleswig ursprünglich kein deutsches Land ist, und daß es im Laufe der Jahrhunderte nach und nach germanisirt wird. Damit ist auch die Behandlung der nordschleswigschen Frage gegeben. Fügen wir noch hinzu, daß die dänischen Nordschleswiger ein ruhiger und friedlicher Menschenschlag sind, aber als echte Schleswig-Holsteiner dickköpfig und eigensinnig, wenn sie glauben, daß ihnen Unrecht geschieht. Freilich wie kann man heute noch von echten Schleswig-Holsteinern reden, denen das Recht über Alles geht, wenn 16 Abgeordnete der Herzogthümer dafür eintreten, daß unschuldige Fremde gestraft werden für die Vergehen preußischer Staatsbürger, die kein Gesetz verletzt haben.

Haben die Herren gar kein Gefühl dafür, eine wie

klägliche Rolle sie spielen, daß sie nach der Polizei rufen, weil sie im eigenen Lande sich der Dänen nicht erwehren können? Was sollen wir da den Deutschen im Auslande sagen! Wir können ihnen höchstens die dänischen Schleswiger als glänzendes Vorbild hinstellen, wie sie ihren nationalen Zusammenhang pflegen und wahren. Die Agitation der Dänen ist, wie Herr Hänel sagt, boshaft, kleinlich und illoyal. Muß sie deshalb mit boshaften, kleinlichen und illoyalen Mitteln bekämpft werden? Müssen denn die Nationalitätskämpfe immer in denselben widerwärtigen und kindischen Formen ausgefochten werden? Welchen Zweck hat es denn, aus 30 Jahren alle Gehässigkeiten zusammenzuscharren und den gegenseitigen Haß zu schüren? Und welche Erbärmlichkeiten kommen da zu Tage. Gewiß ist es höchst geschmacklos, die schleswig-holsteinischen Revolutionäre von 1848 immer wieder des Meineides zu bezichtigen, aber bei uns eifern Minister und Abgeordnete gegen die Verherrlichung der Revolution, und dann sind die Nordschleswiger doch noch eher entschuldigt. Denn für Dänemark war der Völkerfrühling der Anfang des Niedergangs, für Preußen aber der Anbruch einer besseren Zeit. Mögen die Deutschen in Schleswig der dänischen Unverschämtheit die ruhige Grobheit entgegensetzen, welche doch sonst unserer Provinz zu Gebote stand, im Uebrigen aber den Dänen zeigen, wie man seinen politischen Gegner anständig behandeln kann. Die Regierung aber sollen sie aus dem Spiel lassen. Für diese gilt doch nur eine Richtschnur: die Gerechtigkeit. Wie kommt man überhaupt dazu, von Strenge oder Milde zu reden? Pflicht der Regierung ist, die Gesetze anzuwenden und für das Wohl der Unterthanen zu sorgen, mögen es Dänen oder Deutsche sein. Das sind die einzigen Mittel, mit denen sie die Agitation bekämpfen kann, aber auch die wirksamsten. Wer sich selbst irgendwie an politischer Agitation betheiligt hat, der weiß, daß kein Agitator im Stande ist, ein Feuer anzufachen, wo kein Zündstoff vorhanden ist. Polizeichikanen, wie Ueberwachung von Hochzeiten und Gesellschaften, sind allerdings ganz genau das, was man thun kann, um die feindliche Agitation zu fördern. Die Thätigkeit des Deutschen Vereins in Nordschleswig schildert ein Geistlicher in der „Christlichen Welt“ mit den Worten: „Die Führer sind meist eingewanderte Beamte, denen Sprache und Leben des Volkes fremd ist. Die Presse bietet ihren Lesern entweder äußerst wenig oder ist derartig von hinter der Tonart der dänischen Blättern um Nichts zurückstehender Parteipolemik erfüllt, daß die ruhige deutsche Bevölkerung sich mit Unwillen abwendet und gelegentlich laut ihren Unwillen äußert Die dänische Presse ist sowohl an journalistischer Tüchtigkeit als besonders an Kenntniß unserer Geschichte weit überlegen. Man wirkt für Petitionen an die Regierung um Aufhebung des dänischen Religionsunterrichts oder um Einführung deutscher Gottesdienste. „Die Verdeutschung der Kirchensprache ist bei uns um ein Menschenalter aufgehalten“, erklärte der Pastor einer dänisch sprechenden, aber zur Hälfte deutsch gesinnten Gemeinde, wo der dänische Religionsunterricht in Folge einer solchen Petition beseitigt war.“

Grade in einer Provinz, in welcher schon aus wirthschaftlichen Gründen die deutsche Sprache nach Norden fortschreitet, sollte man doch Alles vermeiden, was den ruhigen Verlauf des Prozesses stört, der sich hier seit Jahrhunderten vollzieht. Aber es sieht grade so aus, als wollte man die Nordschleswiger mit Gewalt verhindern, sich unter preußischer Herrschaft wohl zu fühlen. Die Nordschleswiger sind durchweg Landleute und Kleinbürger von mäßiger Bildung. Sie sprechen den jütischen Dialekt, der dem Schriftdänischen mindestens so fremd gegenübersteht, wie das Niederdeutsche dem Hochdeutschen. Sie sind also nicht im Stande, ihre Kinder im Hause die Sprache ihrer Religion und Litteratur zu lehren. In der Schule wird der Religionsunterricht natürlich nicht im Dialekt ertheilt, da dieser weder Grammatik noch Wortschatz für solche Zwecke ausgebildet hat. Der Unterricht in der dänischen Schriftsprache ist im Jahre 1888 aufgehoben. Die Kinder sind daher gezwungen, an dem religiösen Leben der Gemeinde in einer Sprache Theil zu nehmen, die sie nicht vollständig beherrschen. Wer will die dänischen Agitatoren tadeln, wenn sie hier alle Mittel anwenden, um für Muttersprache und Religion ihrer Volksgenossen einzutreten. Thun wir nicht dasselbe für die Deutschen im Auslande?

Dazu kommt, daß die Landbevölkerung in Dänemark Gelegenheit hat, auf „Hoch“- und „Fortsetzungsschulen“ ihre Bildung zu ergänzen. Das sollte für die preußische Regierung ein Anlaß sein, durch Einrichtung von Fortbildungsschulen zu beweisen, daß die Schleswiger es in Preußen ebenso gut haben wie in Dänemark. Aber die Regierung bewilligt nicht einmal die bescheidene Forderung, in der Volksschule zwei Stunden wöchentlich dem dänischen Sprachunterricht zu widmen, eine Forderung, die von 77 deutschen Geistlichen und von vielen anderen Deutschen in Schleswig unterstützt wird. Jener oben erwähnte Geistliche schließt seine Betrachtung mit den Worten: „Wir dürfen dankbar sein, daß uns durch den Gang der Weltgeschichte in Nordschleswig das Bindeglied zwischen Deutschland und Skandinavien zu Theil geworden ist, und können im Vertrauen auf die große materielle und geistige Macht des Deutschen Reiches diesem Gebiete getrost ein Stück geistiger Eigenart lassen und gegen das nordschleswigsche Volk handeln zugleich nach dem altpreußischen Grundsatz Suum cuique und dem altschleswig-holsteinischen Grundsatz „Recht muß doch Recht bleiben“.

Aber das ist die traurigste Erfahrung, welche uns die Verhandlungen über Nordschleswig gebracht haben, daß der Appell an das Rechtsbewußtsein in weiten Kreisen Deutschlands keinen Widerhall mehr findet. Fürst Bismarck hat den Grundsatz, der ihm zugeschrieben wurde, Macht geht vor Recht, beharrlich abgelehnt, aber sein Sohn setzt die Staatsraison über die Gerechtigkeit. Das Machtbewußtsein erstickt auch die Stimme der Humanität und der Fremde ist wieder rechtlos wie im Barbarenstaat.

Herr von Zedlitz sagt: „unsere Schwäche ist eine gewisse schwächliche Sentimentalität, welche kein Verständniß dafür hat, daß in der Kraft, in der nationalen kräftigen Abwehr dem Auslande gegenüber ein Element nationaler Stärke und der Lebensnothwendigkeit unseres deutschen Volkes liegt“. Besser kann man sich selbst nicht charakterisiren. Das ist die Sprache, das Denkvermögen und die Gesinnung unserer nationalen Parteien.

Dagegen hat sich ein Berliner Professor dazu hinreißen lassen, seiner ehrlichen Entrüstung in heftigen Worten Ausdruck zu geben. Der Kultusminister hat ihn zur Rechenschaft gezogen, weil er die Form verletzt habe. Als wenn es auf die Formen ankäme, wenn die Ehre des Vaterlandes in Gefahr ist. Herr Bosse hält doch sonst auf protestantische Traditionen: da sollte er sich der alten lutherischen Hofprediger erinnern. Die haben auch ohne Menschenfurcht die Ausdrücke gewählt, wenn sie ihren Fürsten ins Gewissen redeten. Was damals die Kanzel war, ist heute die Presse, und wer hätte mehr Beruf, in vaterländischen Dingen die Stimme zu erheben, als unsere Historiker. Das haben sie auch allezeit zum Heile Deutschlands gethan und wenig danach gefragt, ob sie nebenbei auch „untergebene Beamte“ waren. Der Disziplinarhof hat dem Minister Recht gegeben. Der Historiker hat also seine Meinung über eine Regierungsmaßregel in einer Form geäußert, welche einem preußischen Beamten nicht gestattet ist. In der Sache wird durch dies Urtheil Nichts geändert. Hans Delbrück kann gewiß sein, daß ihm viele Deutsche dankbar sind. Denn er hat ihnen bewiesen, daß auch in seinen Kreisen die alte deutsche anständige Gesinnung noch lebendig ist. Hoffen wir, daß die chauvinistischen Neigungen unserer gebildeten Stände eine vorübergehende Krankheit sind.

Denn was hülfe es dem Menschen, wenn er die Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele.

C. Aldenhoven.

Die Krisis in der englischen Staatskirche.

England befindet sich gegenwärtig in einem Zustande starker innerer Unruhe. Die Arbeiter setzen den Kampf um bessere Verhältnisse rastlos fort, obgleich nach der erlittenen großen Niederlage in dem Engineers Strike mit verringerten Mitteln. Das Volk beginnt die Wichtigkeit eines nationalen Schulwesens einzusehen, und es werden in wachsender Kraft Stimmen laut, die eine gründliche Reform des jetzigen Systems verlangen, das nach deutschen Begriffen nur als ein Chaos bezeichnet werden kann. Von noch größerer Bedeutung für die nationale Entwicklung Englands in der nächsten Zukunft dürfte sich aber die Krisis in der Staatskirche erweisen.

Eine große Anzahl Prediger der Staatskirche hat sich in den letzten Jahren in der Richtung des von ihnen abgehaltenen Gottesdienstes mehr und mehr der römisch-katholischen Kirche genähert, so daß gegenwärtig das Resultat der Reformation in vielen Fällen kaum noch sichtbar ist. Diese Bewegung, die den Neigungen der Masse des Volkes wenig entspricht, rief natürlich energische Proteste hervor, die sich zuerst in Form von Störungen der Gottesdienste durch einzelne empörte Personen kund that; dann fanden vorbereitete Protestversammlungen außerhalb der Kirchen nach Schluß des Gottesdienstes statt, und endlich erhielt die ganze Bewegung eine hohe politische Bedeutung durch die jetzt historischen Briefe, die Sir William Harcourt, noch bis vor wenigen Monaten der Führer der liberalen Partei, in der „Times“ veröffentlichte. In diesen Briefen zog er in den stärksten Ausdrücken gegen die Mißbräuche in den Kirchen zu Felde.

Obgleich die Proteste der Masse des Volkes hauptsächlich gegen äußere Ceremonien und Gebräuche gerichtet sind, liegt doch die Wurzel der Bewegung tiefer; es handelt sich recht eigentlich um die Frage, „ob die Form des Gottesdienstes, die Bestimmung der Ceremonien u. s. w. unter die Kontrolle der Staatsgesetze fallen“, oder ob die Kirche in diesen Beziehungen unabhängig vom Staate ist und über dem Staate steht?

Sir William Harcourt und mit ihm die große Majorität des Mittelstandes bestehen auf der Aufrechterhaltung des Gesetzes, welches nach der Reformation im sechzehnten Jahrhundert die, in dem englischen Gebetbuche (Book of Common Prayers) niedergelegte, Form des Gottesdienstes als die allein gültige und gestattete bestätigt. Und da ferner die Geistlichen vom Erzbischof bis zum gewöhnlichen Prediger ihre Aemter mit der Versicherung übernehmen, die so gesetzlich festgelegte Form des Gottesdienstes zu üben, betrachtet Sir William jede Abweichung, nach individueller Neigung, als eine gesetzwidrige Handlung und verlangt von den Bischöfen die energische Unterdrückung solchen Mißbrauchs; falls die Bischöfe hierzu entweder nicht gewillt sind, oder finden, daß ihre Macht zur Bekämpfung einer so starken Neigung unter den Geistlichen nicht ausreicht, solle dem Gesetze freier Lauf gelassen werden, mit anderen Worten, die widerspenstigen Prediger sollen vor Gericht gestellt werden oder ihren Abschied erhalten.

Diese kraftvolle Vertheidigung der staatlichen Rechte brachte die überraschende Thatsache an das Tageslicht, daß in gewissen Kreisen, hauptsächlich in den höheren Ständen, eine sehr starke Sympathie mit der römisch-katholischen Kirche existirt, die in der Organisation der „Englischen Kirchen-Union“ (English Church Union) ihren Ausdruck gefunden hat.

Am 28. Februar fand in London eine Versammlung dieser Union unter dem Vorsitz des Lord Halifax statt; 260 Zweige der Union waren durch 700 Delegirte vertreten. Der Vorsitzende definirte bei dieser Gelegenheit in einer längeren Rede die Stellung der Versammlung zu der Agitation im Wesentlichen dahin:

Es lag im sechzehnten Jahrhundert in der Macht der englischen Regierung, sich der ausländischen Reformation anzuschließen und eine neue Kirche in England zu begründen. Sie that dieses nicht, sondern beschloß, sich nicht von der alten Kirche Italiens, Frankreichs und Deutschlands loszulösen, sich jedoch das Recht vorzubehalten, gesetzliche Gerechtigkeit in den Kirchen gesichert zu sehen, frei von ausländischem (päpstlichem) Einfluß. Die ganze Geistlichkeit behielt ihre Aemter und führte den Gottesdienst gemäß den alten Bräuchen fort; das Gebetbuch (Common Prayer-book) legte allerdings bestimmte Ceremonien fest, ohne jedoch die nicht darin angeführten, althergebrachten Formen zu verbieten.

Auf diese Ausführungen stützt Lord Halifax dann folgendes Programm:

1. In Bezug auf die Disziplin und die Ceremonien vollständige Unabhängigkeit der Kirche von dem Einfluß weltlicher Institute, wie Parlament und Civilgerichte;

2. Freiheit, jegliche Gebräuche wieder einzuführen, welche vor der Reformation üblich waren, soweit dieselben nicht direkt verboten sind;

3. Den Bischöfen ist nur soweit Gehorsam zu zeigen, als ihre Verbote als solche im Gebetbuche ausdrücklich bezeichnet sind;

4. Eine katholische und nicht eine protestantische Auslegung des Gebetbuches ist zu verlangen.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß die „English Church Union“ 30 000 Mitglieder zählt, unter denen sich circa 4000 Geistliche verschiedenen Ranges befinden, so wird man die Tragweite der gegenwärtigen Krisis ungefähr ermessen können. Ein anderer nicht unbedeutender Faktor ist die Thatsache, daß diese Partei jede nur mögliche Unterstützung von Rom aus erhält.

Es mag bei oberflächlicher Betrachtung so scheinen, als sei die Lösung dieses Problems, vor welchem sich die englische Regierung befindet, darin zu finden, daß man jede der Parteien ihren eigenen Weg zur Seligkeit wandeln läßt. Wer das denkt, verkennt, daß die englische Staatskirche nicht nur ein geistliches Institut, sondern zugleich eine Körperschaft von bedeutendem unmittelbarem politischem Einfluß ist (jeder Bischof hat einen Sitz in dem House of Lords), die, obgleich über bedeutenden Reichthum verfügend, doch zum großen Theil von der Nation unterhalten wird. Diese Thatsache macht es zur Lebensbedingung der Kirche, daß sie sich auf eine Majorität im Lande stützt, da eine Bevorzugung der Minorität nur zu beständigen Kraftproben und Unruhen führen würde. Wünscht die gegenwärtige Regierung die Staatskirche aufrecht zu erhalten, so hat sie die Aufgabe vor sich, entweder die beiden Parteien zu einer Einigung zu bringen, was nach der Ansicht maßgebender Persönlichkeiten an das Unmögliche grenzt, oder zwischen den beiden Parteien zu wählen, was ohne Zweifel einen erbitterten Kampf um die weltlichen Güter der Kirche zur Folge haben und Tausende zum Uebertritt zu der katholischen Kirche veranlassen würde. Ferner existirt unter den ernsteren Kirchengläubigen eine Abneigung die internen Angelegenheiten der Kirche zum Gegenstand öffentlicher Verhandlungen im Parlament zu machen, da, bei der Zusammensetzung des Parlaments aus allen Schattirungen religiöser Bekenntnisse, von dem orthodoxen Katholiken bis zum Atheisten, Niemand vorauszusehen im Stande ist, zu welchen neuen Verwicklungen eine solche Gelegenheit zur Geltendmachung individueller Ideen führen wird.

Unter dem Einflusse all dieser Schwierigkeiten bricht sich die Ueberzeugung mehr und mehr Bahn, daß die wirksamste und beste Lösung die Entstaatlichung der Kirche ist. Sollte sich die Regierung zur Anbahnung einer solchen Maßregel entschließen, die man mit vollem Recht als eine der wichtigsten nationalen Reformen bezeichnen könnte, so würde für England eine neue Periode beginnen. Die Nation würde von dem Joch eines Institutes befreit werden, das in den letzten Jahrhunderten die freie geistige Entwicklung des Volkes nur gehindert hat.

Liverpool. George Hopp.

Kurspropheten.

Zu den ständigen Begleiterscheinungen einer aufwärts strebenden Konjunktur gehört auch die gesteigerte Thätigkeit jener auserwählten Männer, denen die seltene Gabe verliehen ist, in den Sternen zu lesen, deren prophetisches Gemüth aber merkwürdigerweise nur dann in Schwung geräth, wenn es sich speziell um — Börsenangelegenheiten handelt.

Zu der harmloseren Klasse dieser vorahnenden Gemüther gehört der Kapitalist oder der Spekulant, der Abends mit nie aussetzender Pünktlichkeit den Kurszettel zur Hand nimmt, ihn dann aber kopfschüttelnd bei Seite legt, weil die Entwicklung der Dinge noch immer nicht die Richtigkeit seines Gedankenganges bestätigt hat, und der diesen Vorgang solange wiederholt, bis er endlich seinem gepreßten Herzen in Form eines Inserates Luft macht, dessen vertrauenerweckender Inhalt allerdings in merkwürdigem Gegensatz zu der Anonymität dieser Anzeige steht. Allein wer wollte nicht trotzdem Muth fassen zu einer solchen Offenbarung, wenn sie, um ein Beispiel hervorzuheben, mit dem stolzen Namen — „Veritas“ unterzeichnet ist! In einem uns vorliegenden Bande solcher Anzeigen — die Sammelwuth erstreckt sich, wie man sieht, auf die merkwürdigsten Dinge — finden sich die seltsamsten „Autoren“ beisammen: „Prudentia“, „Dixi“, der „Gutunterrichtete“, der „logisch Denkende“, der „Interessent, der überzeugt ist, daß seine ... Aktien im Berliner Kurszettel nach einiger Zeit 60 bis 80 Prozent höher stehen werden“, der „Sachkundige“, der ein Papier „lächerlich“ billig findet, der „reale Aktionär“, der „Eingeweihte“, der „Prophet“, der „Börsenprophet“ — sie alle suchen uns Vertrauen einzuflößen, sie alle lassen uns ihrer „Intuitionen“ theilhaftig werden. Weniger vertrauenerweckend ist ein „Hereingefallener“, ein „Gebrannter“, ein „Interessent, der nicht wieder gerne irre geführt werden möchte“, während der „bescheidene Aktionär“, der „ehrliche Mann“ und gewiß der „Eine, der durch Zufall hinter die Kulissen sehen konnte“, uns neue Hoffnung schöpfen lassen. Sie alle aber suchen uns zu warnen, sie alle suchen uns reich zu machen — die Gewinne aus ihren Transaktionen, wenn sie befolgt werden, betragen gewöhnlich nicht unter 50 Prozent — sie alle sind unsere wahren Freunde, ohne natürlich eine Garantie zu übernehmen, wenn die Prophezeiung sich einmal nicht als ganz korrekt erweisen sollte.

Nicht ganz so harmlos ist eine zweite Klasse von Kurspropheten, die mit ihrer gottbegnadeten Natur auch eine ausgesprochene industrielle Veranlagung verbinden und die ihr Sehertalent durch Verquickung eines bankgeschäftlichen Betriebes mit „litterarischer“ Thätigkeit ganz besonders zur Geltung zu bringen suchen. Lasen wir da dieser Tage ein spalten- oder richtiger seitenlanges Inserat eines solchen „Finanzorganes“, dessen Inhalt eine schier endlose Reihe dem Vorgeben nach in Erfüllung gegangener Kursprophezeiungen bildete und das zum Schluß (nach Art gewisser Wunderdoctoren, die „auch brieflich heilen“) „hunderte von Anerkennungsschreiben“ vorzulegen sich erbötig erklärte, um sodann in eine „baldgefällige“ Abonnementseinladung harmonisch auszuklingen. Die erste Frage, die sich uns beim Anblick dieser Kursprophezeiungen aufdrängte, war: Warum arbeiten diese Leute mit solchen Unkosten? Warum machen sie das Geschäft nicht ausschließlich für eigene Rechnung? Denn wir konnten uns nicht zu dem Glauben aufschwingen, daß, wenn Jemand das „Geheimniß der Kursbewegung“, diese Quadratur des Börsenzirkels gefunden hätte, er dieses Geheimniß auch nur mit einer Silbe preisgeben, sondern nahmen vielmehr an, daß er es ausschließlich für sich ausnützen würde. Können wir somit nicht an die Unfehlbarkeit dieser Art von Börsenpropheten glauben, so müssen wir, um den Grad ihrer Sehergabe beurtheilen zu können, darauf bestehen, daß sie uns neben den obigen Prophezeiungen, die sich erfüllt haben, nun auch diejenigen Auskünfte mittheilen, bei denen die Kundschaft — man verzeihe das harte Wort — hineingefallen ist. Eine derartige Mittheilung wäre allerdings, namentlich in einer Abonnementseinladung, so etwas wie Selbstmord; aber diese betrübende Konsequenz kann das gestellte Verlangen nicht unberechtigter erscheinen lassen, weil eben der Grad der Zuverlässigkeit des Sehertalents nur beurtheilt werden kann, wenn das Verhältniß der richtigen Prophezeiungen zu den falschen bekannt ist. Solange das nicht der Fall ist, dürfte das Publikum alle Veranlassung haben, die finanziellen Eingebungen dieser auf das Wohl ihrer Mitmenschen so sehr bedachten Finanzpropheten mit Vorsicht zu genießen.

Im Jahre 1896 veröffentlichte ein agrarischer Börsengelehrter, Herr Hermann Kolk, Verfasser der „Schlachtenbilder von der Börse“ und Begründer des, so viel wir wissen, noch ungeborenen „Vereins gegen den Schwindel an der Börse“, eine die agrarischen Kreise mobil machende Schrift, in welcher das „Börsengeheimniß“ enthüllt, die Kunst des „Kursvorhersagens“ offenbart wurde. Zwei Agrarier, Herr v. d. Gröben-Arenstein und Herr v. Herder, waren von dem Geheimniß so entzückt, daß sie Herrn Kolk beauftragten, an der Börse in österreichischen Kreditaktien zu spekuliren. Herr Kolk unterzog sich dieser Aufgabe mit anerkennenswerthem Muthe, und schon nach wenigen Tagen lernten die genannten Agrarier das „Börsengeheimniß“ kennen, wie man in kurzer Zeit an österreichischen Kreditaktien 500 Mark — verlieren kann. Darob große Entrüstung, und das Ende vom Liede war, daß sich sogar die Gerichte mit dem „Börsengeheimniß“ befassen mußten.

Zu dem verstorbenen Baron Mayer Carl von Rothschild in Frankfurt a. M. äußerte einst ein Bekannter: es müsse doch außerordentlich einfach sein, reich zu werden man brauche ihm (Rothschild) an der Börse doch nur nachzuhandeln. Darauf erwiderte der Angeredete: „Nachhandeln können mir die Leute schon, aber — nachzahlen können sie mir nicht. . . .“

Mercator.

Photographie und bildende Kunst.

Es ist der Augenblick gekommen, in dem sich die Ausstellungsräume der Berliner Kunstakademie zum ersten Mal der Photographie geöffnet haben, wodurch diese gewissermaßen offiziell als eine Kunst anerkannt wird. So scheint es an der Zeit, eine Abrechnung zwischen Photographie und Kunst vorzunehmen. Was hat die eine der anderen gegeben, und worin haben sie sich etwa gegenseitig beeinträchtigt?

In dem, was beiden gemeinsam ist, in der Naturnachahmung, hatte die Kunst lange vor Erfindung der Photographie alle die Ziele erreicht, die sie sich ihrem Wesen nach überhaupt vorsetzen konnte. Wie nahe sie in der Darstellung gewisser schwer kontrollirbarer Erscheinungen der Wirklichkeit gekommen war, hat erst die Momentphotographie in unseren Tagen festgestellt. Der „Schnellseher“ hat die Richtigkeit der Beobachtung galoppirender Pferde an den Parthenonfriesen nachgewiesen, welche bis dahin den langsameren Augen der Archäologen und Nichtkünstler, die der flüchtigen Bewegung in der Natur nicht zu folgen vermochten, merkwürdig, wo nicht unwahrscheinlich erschienen. Das Wesentliche richtig auszudrücken, hat also der zeichnende Lichtstrahl die Kunst nicht lehren brauchen, in einem aber ist er der bildenden Menschenhand überlegen: das ist die absolute Zuverlässigkeit in der Wiedergabe jedes Details und des Verhältnisses der Einzeltonwerthe untereinander.

Allerdings bringt bisher die Unvollkommenheit der Apparate gewisse allbekannte Fälschungen der Wirklichkeit in das Bild hinein. Dazu gehören besonders die Verschiebung der Helligkeitswerthe durch die Farben und die unliebsame Verzerrung der Größenverhältnisse von Körpern je nach der zunehmenden Entfernung von der Camera. Die

photographische Technik ist aber in erfolgreicher Weise bemüht, diese Fehler zu vermindern und allmählich ganz abzustellen.

Also die Kunst wäre niemals fähig, dem Detail bis zu solchem Grade gerecht zu werden, wie das Lichtbild dies zu Stande bringt. Sie vermag nicht das Haar auf unserem Haupt und die Blumen der Wiese zu zählen. Freilich sie bedarf dieser Fähigkeit auch nicht. Bis weit über den Rahmen dessen hinaus, was man unter Impressionismus versteht, hat die Kunst jeder Zeit statt des Inventars der Wirklichkeit den Natureindruck wiedergegeben, und sie hat sich gegenüber der Vielheit der Erscheinungen, die ihr unerreichbar war, durch Darstellung typischer Einzelexemplare geholfen. Und weit davon entfernt, daß hierin ein Mangel ihrer Leistungsfähigkeit läge, besteht gerade in dieser nothgedrungenen Auswahl des Darzustellenden ein Moment, das die eigentlich künstlerische Wirkung sichert, indem durch sie die Aufmerksamkeit vom Unwesentlichen ab- und auf die Hauptsache hingelenkt wird.

Mithin hätte die Kunst der Hilfe der Photographie entrathen, sie hätte ihre Aufgaben in alle Zukunft weiter erfüllen können, wie sie ihnen schon seit Jahrtausenden gerecht geworden war. Wenn sie sich ihrer Hilfe dennoch bedient hat, so waren es mehr gelegentliche Vortheile, die auch wohl auf anderem Wege zu ersetzen gewesen wären, die aber trotzdem der Photographie als Verdienste anerkannt sein wollen.

Nachdem die Photographie im Lauf der Zeit immer mehr vervollkommnet war, konnte sie in den letzten drei oder vier Jahrzehnten der Malerei ein Beispiel nach der Richtung korrekter Zeichnung geben. Besonders in Deutschland war dieser Ansporn einer Kunst nützlich, welche unter der Vorspiegelung des Idealismus das Naturstudium arg vernachlässigt hatte. Wohl gab es schon lange einen Menzel mit seinem heißen Bemühen um die realistische Form, aber um ihn her glaubten viele die Natur verbessern zu sollen, und es schien dazu nicht einmal nothwendig, daß man sie gründlich kenne. Da kamen denn die Lichtbilder mit ihrer unerbittlichen Lebenstreue, eine rechte Beschämung den blutleeren und haltlosen Gebilden, die vielfach für Kunst ausgegeben wurden. Wenn heute bei uns auch der Durchschnittskünstler so viel besser zeichnet als vor einem Menschenalter, so ist die Photographie nicht ohne Verdienst dabei, wenigstens hat sie entschieden die Entwicklung beschleunigt.

Von etwas untergeordneterer Bedeutung erscheinen daneben die Dienste, welche die Kamera dem einzelnen Künstler leistet, wenn sie ihm erleichtert seine Studien zu sammeln, ganz abgesehen davon, daß der Mißbrauch dieses Hülfsmittels sehr leicht zu gedankenlosem Ueberschwemmen der Kunst mit gleichgültigem Detail führen kann. Auch davon haben wir Beispiele genug erlebt.

Aber dem Nutzen, den die Photographie der Kunst geleistet hat, stehen überwiegende Schädigungen gegenüber, wenn diese auch nur mittelbare Folgen der weiten Verbreitung der Photographie waren.

Die gewerbliche Photographie, wie sie bisher fast ausschließlich geübt wurde, wußte, indem sie sich überall eindrängte, ihre Erzeugnisse vielfach als das Ideal des Bildes überhaupt hinzustellen. Jedermann hatte die Lichtbilder vor Augen, die noch dazu mit der Autorität scheinbarer Unwiderlegbarkeit auftraten. Was man hier bewunderte, glaubte man auch von der Kunst fordern zu dürfen. Was an der Photographie am meisten in die Augen fiel, war die absolute Deutlichkeit des Dargestellten, eine Eigenschaft, die das Bild zu allen Zeiten populär gemacht hat, obgleich sie bei vielen der höchststehenden Kunstwerke nur in geringem Grade vorhanden ist. Freilich hat diese Eigenschaft zu keiner Zeit bei der Kunst in so geringer Schätzung gestanden als zur Zeit des modernen Impressionismus. Und gerade in dieser Zeit mußte der Malerei die technisch erstarkte Photographie als Gefährte und Ankläger zugesellt werden. Die Frage, ob es der Malerei darum zu thun war, deutlich zu sein, ob sie überhaupt dazu verpflichtet war, dasselbe zu leisten wie die Photographie, wurde überhaupt nicht erwogen.

Doch wie, wenn es mit der vorgeblichen Wirklichkeitstreue der letzteren überhaupt keine so unbedingte Richtigkeit hatte, als allgemein angenommen wurde? Wer mehr aussagt als die Wahrheit, führt irre, so gut wie der, welcher Thatsachen fälscht. Als Wahrheit kann im Bilde nur gelten, was das normale Auge in der Wirklichkeit erkennt. Die lichtempfindliche Platte stellt aber mehr dar als die menschliche Netzhaut wahrnimmt, und in der Camera werden Erscheinungen festgehalten, die wegen ihrer Flüchtigkeit unserem Bewußtsein nicht bemerkbar wurden. So verräth das fliegende Geschoß, dem kein Auge folgen kann, der Photographie seine Flugbahn. So ist denn klar, daß die sensible Schicht der Chemikalien auf der Glasplatte auch da über das dem Auge in der Natur Erkennbare, also über die Wahrheit hinausgehen muß, wo es nicht so leicht ist, den Beweis der Uebertreibung zu führen. Dem Berufsphotographen ist das genau bekannt. Er weiß, daß jede Falte der Haut schärfer auf seiner Platte hervortritt wie in der Wirklichkeit. Aber während er der „Deutlichkeit“ des Bildes zu Liebe jedes Detail der Kleidung, der Umgebung so scharf hervortreten läßt, als sein Apparat es irgend leisten mag, schärfer als der natürlichen Wahrnehmung des Auges entspricht, so retouchirt er die Härten aus dem Gesicht fort und nimmt häufig dabei ein gut Theil von dem mit weg, was doch den unbestrittenen Vorzug seiner Arbeit gegenüber der des zeichnenden Künstlers ausmacht: die absolute Zuverlässigkeit im Punkte Aehnlichkeit.

So hielt man einerseits der Malerei nicht nur die normale Sehfähigkeit des Auges, sondern sogar die Ueberschärfe der chemischen Platte als Muster entgegen, und andererseits gewöhnte man durch die Retouche den Geschmack daran, ein Abschwächen der charakteristischen Eigenthümlichkeiten des menschlichen Antlitzes für schön und naturwahr zu halten. Es verstellte die Photographie nach doppelter Richtung den Weg zum Verständniß einer Malerei, welche niemals das Zugeständniß hatte machen wollen, daß sie auf jedes Wirklichkeitsdetail eingeschworen sei; welche vielmehr ihre persönlichen Eindrücke je nach dem Temperament aus der Wirklichkeit herausholte und welche grade auf alles andere eher verzichten mochte als auf die feinen Charakterzüge, welche bei der Photographie so häufig der Retouche zum Opfer fielen.

Wenn die Abrechnung von Gewinn und Verlust also steht, so könnte es in Erstaunen setzen, daß die Kunst gleichwohl gastlich die Thore öffnet, um die in ihren Räumen schwesterlich zu empfangen, die ihr so manches Böse angethan. Die einschränkende Bezeichnung „künstlerische“ Photographie erklärt aber dies Entgegenkommen.

Denn die Photographie als Kunst ist jetzt im Begriff, gut zu machen, was sie als Gewerbe an Malerei und Graphik gesündigt hat. Sie ist bescheiden bei den Künstlern in die Lehre gegangen und weiß nun, daß es nicht allein darauf ankommt, ein Bild zufälliger Wirklichkeit wiederzugeben, sondern daß erst Auswahl und Herrschaft über die Naturthatsachen das innerste Wesen der Erscheinungen enthüllen kann.

Wie sehr die Photographie im Banne der modernen Malerei steht, erkennt man schon aus der Wahl ihrer Motive. Da sind die intimen Naturausschnitte, welche alles aus dem Bilde entfernen, was nicht unmittelbar zu dem beabsichtigten Eindruck gehört: die Baumstämme ohne Kronen und die nur mit den Spitzen in das Bild hineinreichenden Aeste. Vor allem aber will auch die Photographie Stimmungskunst sein, wie die Malerei heute so vorwiegend Stimmungsmalerei ist. Darum wagt sie sich kühn an Beleuchtungseffekte, die wiederzugeben sie noch vor Kurzem völlig verzweifeln mußte. Ihre technischen Mittel wachsen ins Ungeahnte. Sie braucht nicht mehr davor zurückzuschrecken, ihren Apparat direkt der Sonne entgegen aufzustellen, sie kann die sich wie ein Heiligenschein ausbreitenden Sonnenstrahlen zwischen weitläufig stehenden schlanken Baumstämmen

festhalten und die geballten Wolkenbildungen darstellen, ohne daß darum das ganze Terrain im Dunkel verschwimmt. Sie faßt das Bild eines Zimmers mit Kerzenbeleuchtung auf, ohne durch die Hülfe von Blitzlicht die tiefen Schatten zu verscheuchen, die den abendlichen Raum so traulich machen, und sie wagt sich gar an eine nächtliche Straße, bei der nur die beleuchteten Fenster und die Straßenlaternen hell aus der Dunkelheit heraustreten. Vor allem aber hat die Photographie als Kunst mit der Vorstellung gebrochen, als wenn Deutlichkeit auf Kosten der Wahrheit ein Verdienst wäre. Sie sucht mit Vorliebe die malerischen Beleuchtungen, die die Tonwerthe weich in einander fließen lassen und liebt das Huschen von hellen Sonnenlichtern über Gestalten und Mienen. Wird ein Portrait aufgenommen, so steht die Figur wohl mit dem Rücken gegen das Licht in weichem, verhüllendem Schatten, oder eine tief im Raum stehende Gestalt hebt sich nur halb und dämmernd aus den Massen der Dunkelheit. Die entwicklungsfähige Technik wird um ihre Hülfe angegangen, um durch das Korn des Papiers die sonst gewohnten, glatten Schattenflächen in malerisch fleckige Tonwerthe aufzulösen. Ja, man geht hie und da in dieser Konzession an den Geschmack der zeitgenössischen Malerei fast über die Grenzen der Photographie hinaus, indem absichtlich der Natureindruck nach der entgegengesetzten Richtung gefälscht wird, wie dies bisher bei den Berufsphotographen üblich war. Der Ausdruck ist nicht zu hart. Das Recht des freien Schaltens mit dem thatsächlich Gegebenen kommt nur der bildenden Kunst zu, und der Photograph, wenn er auch als Künstler in seinem Stil bleiben will, sieht sich eben auf das Thatsächliche beschränkt. Er darf nicht mehr, aber er soll auch nicht weniger geben wollen.

Als letztes Ideal des Wettstreites mit der Malerei mußte begreiflicherweise die Wiedergabe der natürlichen Farben aufgestellt werden. Die letzten Jahre erlebten ein eifriges Ringen der strebsamen Technik nach diesem Ziel. Was die bisherigen Erfolge betrifft, so weit sie überhaupt schon von der Platte vervielfältigt werden konnten, sie liefern weder in Bezug auf ihre Entstehung noch als Resultat naturwahre Farben. Hier muß ich allerdings einschränkend bemerken, daß ich die Farbenversuche des Dr. Selle in Halle, die mir dem Ziel am nächsten gekommen zu sein scheinen, bisher nicht im Original sondern nur in Vergrößerung durch den Projektionsapparat mit Hülfe elektrischen Lichts kennen gelernt habe. Ueber den Grad ihrer Naturwahrheit läßt sich nach dieser Vorführung nicht mit voller Sicherheit urtheilen. Die Farben erschienen wie in den sonstigen bisher bekannten Versuchen als matte Abschwächung des farbigen Glanzes der Wirklichkeit und keineswegs zuverlässig in der Nuance. Dies kann auch nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß ihr niemals das Licht selbst gemalt hat, sondern daß sich bisher noch überall bald in dieser bald in jener Form die Menschenhand dazwischen schieben mußte, um zu bewirken, daß die vom rothen Lichtstrahl getroffene Stelle der Platte auch als rothes Bild vom Auge wahrgenommen wird. Hier ist es ein lithographisches Verfahren mit Hülfe der Photographie, dort sind es farbige Gläser, die im Stereoskop eine plastisch bunte Wirklichkeit hinzaubern, oder wo es sich um eigentliche farbige Photographie handelt, sind es künstlich gefärbte lichtempfindliche Platten oder ein farbiger Schirm der das einfallende Licht nach dem Dreifarbensystem zerlegt. Ueberall menschliche Mitarbeit, die zur Fehlerquelle werden kann, ja werden muß.

Nach der neuesten Pariser Erfindung, die — allerdings noch nicht reproduzirbar — das farbige Bild allein durch Einwirkung des Lichtstrahls auf die Platte hervorbringt, scheint es höchst wahrscheinlich, daß der lang gehegte Wunsch sich erfüllt. Wir dürfen erwarten, in absehbarer Zeit thatsächlich Photographien in natürlichen Farben zu erhalten. Wie wird sich dadurch das Verhältniß zur Kunst gestalten? Wie wird die Malerei die Konkurrenz ertragen, welche alles zu leisten verspricht, was sie selbst sich vorsetzen konnte, und welche sie nun auch in Bezug auf die Farbe an unfehlbarer Sicherheit übertreffen muß? Die Kunst wird hiervon natürlicherweise unmittelbar garnicht berührt werden. Wie sie die Ueberlegenheit der Photographie in Bezug auf Detailtreue ruhig anerkannt hat, ohne ihre Mission dadurch erschüttert zu fühlen, so kann sie auch die absolut naturtreuen Farben, wenn sie erscheinen sollten, ohne Neid ansehen. Die Malerei ist sich immer bewußt gewesen, daß sie mit der Natur an Leuchtkraft und Mannigfaltigkeit der Nuancen nicht rivalisiren kann. Sie hat auch darin niemals ihre Aufgabe gesehen. Wo sie nicht über die Vielheit verfügt, weiß sie durch zusammenfassendes Vereinfachen der Gegensätze statt der natürlichen Wirklichkeit ihre künstlerische Wahrheit zum Ausdruck zu bringen, während es der Photographie, selbst wenn sie ihre letzten Ziele erreicht, doch immer nur möglich sein wird, das Zufällige darzustellen, das sie durch glückliche Wahl zu einem werthvollen Zufälligen zu erheben vermag. Soweit diese Auswahl sich auf Gegenstand, Beleuchtung, Auffassung bezieht, und insofern sich hierin die Persönlichkeit dessen ausspricht, der die Auswahl vornimmt, aber auch nur soweit hat die Photographie den Anspruch, eine Kunst zu heißen.

Ob die Photographie in dem Bestreben, sich dieses Titels würdig zu erweisen, durch die Beherrschung der natürlichen Farbe unterstützt werden wird, bleibt einstweilen abzuwarten. Sicher ist, daß sie als Faktor im wissenschaftlichen und praktischen Leben, in dem sie schon jetzt eine so große Bedeutung hat, eminent gewinnen muß. Denn die Wissenschaft schätzt nichts höher als die zuverlässige Wahrheit, und für sie liegt schon in der Uebersetzung aus der farbigen Erscheinung in die nur durch Tonwerthe bezeichnete ein Abweichen von der Wahrheit. Der Kunst aber, welcher an der Wahrheit an sich nichts liegt, ist im Gegentheil gerade durch ein Element gedient, durch das einer Verwechselung mit der Wirklichkeit vorgebeugt wird. Ein solches stilisirendes Element liegt in der Enthaltsamkeit von der Farbe, wie sie sich die graphischen Künste freiwillig auferlegen, und zu der sich die Photographie bisher aus technischem Unvermögen gezwungen sah.

A. L. Plehn.

Novalis und die Romantik.

Dieser schwärmerische Frühverblichene stand zu seiner Zeit, von den älteren Genossen geehrt, mit Schiller befreundet, als Hoffnung der deutschen Kunst im Mittelpunkt jener Schule, welche sich die romantische nannte. Er war ihre strahlende Sonne, von ihm empfingen die anderen das Licht einer bedeutenden, philosophischen Erkenntniß, ihr dunkler Wille bewußtes Ziel, er gab ihnen aus reichem Herzen langwirkende Empfindung. Dann verblaßte sein Ruhm, wie der seines ganzen Kreises, denn das Volk hatte mehr zu thun, zu leben, als zu sinnen und zu dichten. Erst am Ausgang einer Zeit kommen oft, wie deren Nachdenken die Dichter heraus, gleichsam Sterne nach dem Tag. So beginnt jetzt ein verwandtes Kunstleben. Und gleich sind wieder die Romantiker da. Die alten und neuen. In einem geschlossenen Reigen vereinigen sich die verschiedensten Künstler dieses romantischen Geistes (dazu ist ebenso Maeterlinck, die neueste, französische Lyrik, wie jener Dichterkreis zu zählen, der Stephan George, Hugo von Hofmannsthal, Leopold Andrian u. A. umfaßt, welche in den „Blättern für die Kunst“ vertreten sind, von denen eine Auswahl, sowie die Gedichte des bedeutendsten unter ihnen, des Stephan George, nunmehr in einer öffentlichen Ausgabe bei Bondi, Berlin, erschienen sind). In dieser beständigen Wiederkehr, in diesem zeitweiligen Untertauchen und wieder Emporsteigen ist wohl angedeutet, daß dieses Wesen einen allgemeinen Zug ausdrückt, der zeiteigen ist. Von einer „Entdeckung der Seele“, von einer Wiedergeburt der Seele wird feierlich gesprochen. Es ist ein Jugendgefühl, eine Ahnung neuer Thaten und Zukunft in ausgestorbener Zeit, die Romantik ist eine Jugendkunst und Jünglinge sind ihre

Dichter. Aus der romantischen Vergangenheit fällt manches Licht auf die romantische Gegenwart. So kommen wieder alle die schwärmerischen Geister herauf, Novalis in ihrer Mitte. Wieder ist er ihr Centrum. Da ist die Ausgabe seiner Schriften willkommen; — genau hundert Jahre nach Drucklegung der ersten Fragmente und fünfzig nach dem Erscheinen der letzten Auflage seiner gesammelten Werke*) von Carl Meißner und Bruno Wille herausgegeben. Diese Fragmente, — denn Novalis hat eigentlich kein Werk vollendet, — werden wie ein starker Pol lebhaft anziehen und abstoßen, wie jede extreme Geistigkeit und intransigente Art.

Novalis stammt aus einer alten Adelsfamilie; der Vater derb, tüchtig, von unerbittlicher, ernster Frömmigkeit, aber durchaus thätig und bestimmt, allen Phantasien abgeneigt, die Mutter zart, bestimmbar, contemplativ, unterthänig, liebevoll, nachsichtig. Novalis selbst zeigt das väterliche, ernste, reine Wesen wunderbar durchleuchtet, beseelt, gesteigert durch die von der Mutter ererbte Milde und Feinheit. Sein äußeres Leben lief einfach, in gerader Linie, fast typisch. Nach Vollendung seiner Gymnasialstudien ergab er sich mit Widerwillen der Jurisprudenz, mit Vorliebe philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien und den poetischen Versuchen, die in seiner Familie so wenig beachtet wurden, daß der Vater lange nach dem Tod seines Sohnes einmal in der Kirche eines von dessen geistlichen Liedern hörte und ganz ergriffen nach dem Dichter fragte. Als man ihm den Sohn nannte, faßte ihn Reue, Bewunderung und wohl eine späte Ahnung vom Wesen der so verachteten Kunst. Nach Vollendung seiner Studien wird Novalis Salinenbeamter (daß er diesen Beruf geliebt, dafür scheint dessen wiederholte Verherrlichung zu sprechen, sowie die Unzahl von mineralogischen Gleichnissen, die durch alle seine Schriften gehen). Er faßt tiefe Liebe zu einem vierzehnjährigen Mädchen, verlobt sich mit ihr, sie stirbt ihm, er krankt ihr nach und gerade, als er noch einmal, nun ein reifes, schönes Frauenwesen, liebt und gewinnt, stirbt er. In die Zeit seiner Krankheit fällt sein ganzes, bedeutendstes Schaffen, mit fieberischer Energie arbeitet er. Aus seinen Schriften sieht man die außerordentliche Entwicklung seiner Ideen. Dichterisch gestaltend, frei schöpferisch kommt er dem Flug seiner Gedanken bei weitem nicht nach. So seltsam es scheinen mag: er, der so stark Empfindende, der als Dichter, κατ' ἐξοχήν Ausgegebene, war mehr Philosoph, als Künstler. An Gestaltungskraft wird er von vielen Romantikern übertroffen, ihre Ideen verdanken sie ihm. Als Denker ist Novalis kühn und selbsteigen. Seine Form, — das Aphorisma, — wird nur durch eine jugendlich gehäufte, unnöthige Terminologie beschwert, auch ist sie in ihrem Bereich ganz auf Metaphysik und Aesthetik beschränkt, ein Zug, der für die Romantik selbst wesentlich ist; allgemeine Lebenswerthe gibt er nicht, sein Blick ist tief und doch wieder kurzsichtig, die politischen, sozialen Konsequenzen seiner Weltanschauung, — er zieht sie folgerichtig, — sind oft bis zur Lächerlichkeit verstiegen. Aber in aller Einseitigkeit und Willkür ist er bezaubernd.

Sein dichterisches Hauptwerk ist ein subjektiver Roman, nur „romantisirt“, das heißt in fremde Zeit, Sitte, Kostüm transponirt: „Heinrich von Ofterdingen“, die Geschichte eines Dichters. Dichter sein, heißt: Romantiker sein. Die Definition der Romantik liegt wohl in folgendem Satz: „Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnißvolles Ansehn, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, so romantisire ich es.“ So zieht Heinrich von Ofterdingen aus nach der blauen Blume. Diese Wappenpflanze der Romantik ist Novalis' Traum und Wort und Erfindung gewesen, sie bedeutet das Ideal einer möglichen Vergeistigung und Erhebung des irdischen Lebens zu höchster sittlicher, ästhetischer Vollendung. Von diesem Roman ist nur der erste Theil haldwegs vollendet: „Die Erwartung“, in krausen Schicksalen wird die „Erfüllung“ des zweiten Theils vorbereitet. Unzählige Beziehungen, mystische Andeutungen verweben alle handelnden Personen, die selbst wieder Gedanken bedeuten. Bei überschwänglicher Fülle ist die ungeordnete Komposition arm an wirklichem, lebendigen Leben. Aehnlich die „Lehrlinge zu Sais“. Die Gestalt des Romantikers läßt sich aus den Schriften des Novalis völlig erkennen und beschreiben. Wir wagen es im Folgenden, aber wohl nur mit allgemeinen Worten und in großem Umriß; einzelne Stellen und bekräftigende Belege, welche diesem Bild Farbe, Einzelheit, den tiefen Blick des Auges und die Geste der Hand, den Ton der Sprache, das Wesen des Ganges, Lächelns und der Betrübtheit, kurz das Leben selbst verliehen, wird man aus den Schriften selbst bei innigerer Vertiefung mit Freude und reichlich gewinnen. Davon ist so viel, daß es sich nicht in ein enges Bild fassen läßt. Ueberhaupt ist so vieles, namentlich in den philosophischen Fragmenten des Novalis, ganz außerordentlich. Seit den Tagebüchern Hebbel's ist kein dichterisch-philosophisches Buch von stärkerer Intuition erschienen. Ein wiedergehobener, rühmlich ans Licht gebrachter Schatz!

Der Mensch als Weltbürger sondert sich dadurch von den niedrigeren Wesen der Schöpfung, daß er „Gemüth“ hat, darin ist Bewußtsein, Denken, Gefühl begriffen. Dies die Kardinalanschauung des Romantikers. Das Gemüth ist der Stern über ihm, das Göttliche in ihm. Die Steigerung des Geistigen ist sein Ziel. Der unerschütterliche Glaube an eine mähliche Gottwerdung des Menschen ist der Inbegriff der romantischen Philosophie und Sehnsucht. Die Welt selbst ist ein Makranthropos, wie man den Menschen als Mikrokosmus bezeichnete. Die Vergleichung verdichtet sich bis zur Identität. Es besteht eine Trennung des leiblichen und geistigen Daseins; die Harmonie beider ist das Ziel einer höheren Sittlichkeit, Individualität im höchsten Sinn ist diese Harmonie. Die Thiere gehorchen der Schwerkraft, ihr Leben ist ein Sinken. Das des Menschen ein Steigen. Das Bewußtsein beflügelt ihn, in der Weite und Universalität des Bewußtseins, eines triebhaft gewordenen Wissens, ist alles Ziel. Die soziale Gemeinschaft der Zeit drückt die sittliche Idee der Menschheit höchst unvollendet aus, daher die verachtende Weltflucht des Romantikers. Da er als Dichter die Welt braucht, in seinem unerschütterlichen Künstlerwillen sie bejaht, muß er sie romantisiren. Was ist, mag verworfen sein. Was sein soll, ist voll erhabener Möglichkeiten. Das ist Aufgabe und Gegenstand der Kunst. Philosoph und Dichter werden eins. Das Leben selbst muß Kunst, der Mensch Künstler werden. Mit dem Geist ist die Form verbunden, unlösbar, das Kunstwerk drückt in seiner Vollendung eben jene Harmonie des materiellen und geistigen am besten aus, in ihm durchdringen sich beide Elemente. Die Worte sind die Verheißungen des Menschen. Von ihm geschaffen, zeigen sie ihm seine hohe Zukunft an und stehen über ihm. Geboren aus dumpfen Instinkten und tiefen Seelenquellen, führt jedes ein Doppelleben: wer alle Worte hat, hat alle Dinge. Die Gegenwart zeigt eine Herrschaft des materiellen Elements. Erst dessen Ertödtung kann das geistige heben. Die Krankheit wird verherrlicht als Offenbarung der steigenden Entwicklung. Die Antike habe sich in der schrankenlosen Durchbildung des Instinktlebens ergangen und darin von höchster Vollendung, doch ein Gefühl der Dumpfheit, Seelenlosigkeit und eines verhaltenen Schmerzes nicht verbergen können, der sich etwa in den Dionysischen Rasereien mit dunkler Wollust der Qual ausdrücke. Nicht Befreiung brachte das Griechenthum, sondern einen kurzen Erdentag, das Christenthum den Erlöser. In der Bändigung des Thiers liegt die Gottheit des menschlichen Wesens, Herr über sich werden, ist Gewinn der höheren Freiheit. Das Mittelalter wird eben wegen seiner Religionskriege verehrungswürdig, die jene Kraft des Katholizismus zeigen, die Menschheit zu jenem Trachten zusammenzuhalten. Darin war ein Volksganzes vereinigt und hatte in allen Formen der Kunst seinen reinsten Ausdruck gefunden. Der Romantiker ist bewußt reaktionär. Der Materialismus ist ihm das destruktive Element, Novalis versteigt sich bis zur

*) Von Diederichs in Florenz und Leipzig verlegt.

Verherrlichung des Jesuitenordens. Vom ganzen Staat wird jene Innigkeit des Zusammenschlusses verlangt, der die alte Familie auszeichnete. Zur Steigerung der sittlichen Höhe der Bürger geschaffen sei der Staat, ohne ihn der Bürger undenkbar, der Mensch überhaupt, der sein ganzes Eigenthum vom Staat empfange, wie einen Gehalt. Wie das Ideal, wie Gott die Welt beherrscht, sei der König als Repräsentant der Vollendung, der höchsten Steigerung des Individuums eingesetzt, die Monarchie beruht auf dem Glauben an einen höhergeborenen Menschen, auf der freiwilligen Annahme eines Idealmenschen. Alle Menschen sollen Könige werden. Dazu erziehe sie der König. Diesen Entwicklungsgedanken führt die Romantik ins Schrankenlose aus. Die Verherrlicher des bewußten Menschen halten triumphirenden Einzug in die Welt des Wunders. Die Eroberung des Unbewußten ist ihr kühnster Traum (die Thatsachen der Suggestion und des Hypnotismus, die Uebermacht eines Willens über einen anderen, die Verdrängung eines Willens, die Hoffnung auf jene endliche Vernichtung des Gesetzes der Undurchdringlichkeit, ein frommer, alter, mystischer Wunsch, alles ist in den romantischen Schriften zu finden). Das Reich des Menschlichen wird erweitert. An seinen Grenzen haust das Wunder, und ihre unbegrenzte Phantasie ist gerade in den entlegenen Gebieten alles Mystischen, des Räthsels vertraut und heimisch. Den Zeitfremden liefert die Vergangenheit die besten Elemente, aus denen sich die erträumte Zukunft aufbauen ließe.

Die Romantiker sind Jünglinge. Sehnsüchtig breiten sie die Arme nach dem Leben aus. Die Gegenwart versagt ihnen alle Schönheit, was Wunder, daß sie auf ein Jenseits hoffen und sinnen. Das metaphysische Bedürfniß der Menschheit befriedigen sie durch eine Kunst, die Religion selbst ist. Mit rasendem Eifer stürzen sie sich auf Wissen und Kunst, ihre Seele zu steigern. Verzweifelter Optimismus liegt in ihrer Energie. Zu schwach zum versöhnten und versöhnlichen Humor, zu zart zum derberen Gelächter, haben sie das schmerzliche Lächeln, die Ironie ist ihr wesentliches Kunstmittel, wie sie das Leben selbst eben ironisch nehmen. Ihr Ernst aber ist wieder voll Ueberschwang, unbegrenzt die Anbetung rein geistiger Schönheiten, bis zu Schemen verblaßter Wesen („Der König, die Königin"). Künstlerisch stärkere Menschen konnten Zweifel in die Kunst setzen, an deren Berechtigung selbst rütteln. Nirgend findet sich bei den Romantikern ein Zug davon. Alles lebt und athmet froh und des täglichen, derben Daseins frei, in der treibhausschweren Luft der Schwärmerei. In der Durchdringung des Daseins mit allen Kräften der Schönheit sind sie erhaben gewesen. Zu ihnen kehrt der mittelalterliche Frauenkult zurück. Dort, etwa im Minnesang, findet sich noch mancher gut heidnische Rest ruhiger Leiblichkeit und antiker Sinnenschönheit, bei ihnen eine überirdische Anbetung. Das Fremde im Weib ist ebenso: das Göttliche, wie eben das Unerreichte. „Die Holzkohle und der Diamant sind ein Stoff, — und doch wie verschieden! Sollte es nicht mit Mann und Weib derselbe Fall sein? Wir sind Thonerde und die Frauen sind Weltaugen und Saphyre, die ebenfalls aus Thonerde bestehen."

Rückschauend und vorträumend haben die Romantiker doch die Tagesarbeit nicht vergessen. Ihre bedeutenden Werke in Sprach- und Völkerkunde sind gewürdigt, in der Kunst sind sie auf einem Gebiet, dem eigentlich jünglingshaften, Meister und Schöpfer: in der Lyrik. Der romantische Tonfall klingt neben dem Goethe'schen bis in unsere Zeit, und noch nicht verhallt, wird er eben von den neuen, von unsern Romantikern wieder kräftig aufgenommen. Es ist darin ein wunderlicher Zweiklang von entlegener Geistigkeit, auserlesener Wortpracht und Gedankenfülle und wieder von volksthümlicher Einfachheit und Naivetät, in Beidem ist Gelerntes und Gefühltes, Gewolltes und Gelebtes vereinigt und eben zum Gedicht — verdichtet. In der Lyrik des Novalis finden sich neben jenen strahlenden Hymnen an die Nacht, deren Gefühle so heftig rauschen und strömen, daß sie nicht das Bett eines Verses faßt und eine orphische Prosa sie in breiten Wellen trägt, auch ganz kindliche und kindische Liebesgedichte, etwa der leichtfertigen, ersten Goethe'schen Manier, Gedanken in Schiller'schem Rhythmus, Marienlieder, wie aus alten Kirchen brausend, neben schlecht gereimten, Verse von monumentaler Einfachheit.

Im Ganzen betrachtet ist die Kunst des Novalis und der Romantiker überhaupt die der werdenden Menschen, eine lernende, wißbegierige, an allen Brüsten des Lebens saugende Kunst. Die Jünglinge fallen im Kampf, oder wissen nicht Männer zu werden, oder ihre Kräfte reichen nicht aus. So ist ihr Werk unvollendet, widerspruchsvoll. Die großen „Männer" nehmen aus dieser Kunst das Beste ins neue Leben hinüber. Das Jünglingsalter ist die romantische Zeit und die Romantik die Jugend der Kunst.

Hier noch ein paar herausgegriffene Gedanken aus den „Fragmenten" des Novalis, zur Illustration des Früheren und zum Vorgeschmack der Lektüre selbst:

„Klopstock's Werke scheinen größtentheils freie Uebersetzungen und Bearbeitungen eines unbekannten Dichters durch einen sehr talentvollen, aber unpoetischen Philologen zu sein." — „Wo Phantasie und Urtheilskraft sich berühren, entsteht Witz, wo sich Vernunft und Willkür paaren: Humor. . . . In heitern Seelen gibt es keinen Witz. Witz zeigt ein gestörtes Gleichgewicht an, er ist die Folge der Zerstörung und zugleich das Mittel der Herstellung. Den stärksten Witz hat die Leidenschaft". — „Die Poesie ist der Held der Philosophie. Die Philosophie erhebt die Poesie zum Grundsatz; sie lehrt uns den Werth der Poesie kennen. Philosophie ist die Theorie der Poesie; sie zeigt uns, was die Poesie sei, daß sie Eins und Alles sei." — „Der echte philosophische Akt ist Selbsttödtung; das ist der reale Anfang aller Philosophie . . . und nur dieser Akt entspricht allen Bedingungen und Merkmalen der transzendentalen Handlung". . . . „Die Philosophie ist eigentlich Heimweh Ein Trieb überall zu Hause zu sein." — „Das Aeußere ist ein in Geheimnißzustand erhobenes Innere, vielleicht auch umgekehrt." — „Alle Thätigkeit hört auf, wenn das Wissen eintritt. Der Zustand des Wissens ist Eudämonie, selige Ruhe der Beschauung, himmlischer Quietismus". — „Ein Kind ist eine sichtbar gewordene Liebe. Wir selbst sind ein sichtbar gewordener Keim der Liebe zwischen Natur und Geist oder Kunst" — „Leben ist eine Krankheit des Geistes, ein leidenschaftliches Thun — Dem Geiste ist Ruhe eigenthümlich. — Die Schwere rührt vom Geiste her." — „Republik ist das fluidum deferens der Jugend, wo junge Leute sind, ist Republik. Mit der Verheirathung ändert sich das System. Der Verheirathete verlangt Ordnung, Sicherheit und Ruhe, — er wünscht als Familie in einer Familie zu leben, — in einem regelmäßigen Hauswesen, — er sucht eine echte Monarchie." — „Man kann immer zugeben, daß der Mensch einen vorwaltenden Hang zum Bösen hat, desto besser ist er von Natur, denn nur das Ungleichartige zieht sich an." — „Es gibt drei Hauptmenschenrassen: Wilde, zivilisirte Barbaren, Europäer. Der Europäer ist so hoch über den Deutschen, als dieser über den Sachsen, der Sachse über den Leipziger. Ueber ihn ist der Weltbürger. Alles Nationale, Temporelle, Lokale, Individuelle, läßt sich universalisiren und so kanonisiren und allgemein machen. Christus ist ein so veredelter Landsmann. Dieses individuelle Kolorit des Universellen ist sein romantisirendes Element. So ist jeder national und selbst der persönliche Gott ein romantisirtes Universum. Die Persönlichkeit ist das romantische Element des Ichs." — „Wer einen Charakter mitbringt, wird sich sehr schwer verstehen lehren." — „Die Philosophie soll nicht die Natur, sie soll sich selbst erklären. Alle Befriedigung ist Selbstauflösung. Bedürfniß entsteht durch Entzweiung, — fremden Einfluß, — Verletzung. Es muß sich selbst wieder ausgleichen. Die Selbstauflösung des Triebes, diese Selbstverbrennung der Illusion, des illusorischen Problems ist eben das Wollüstige der Befriedigung des Triebes." — „Wer das Leben anders, als eine sich selbst vernichtende Illusion ansieht, ist noch selbst im Leben befangen."

In diesen Aussprüchen findet sich manches Schopenhauer verwandte, Extreme berühren sich. An ihn klingt der Satz an: „Im Willen ist der Grund der Schöpfung. Glaubenskraft ist Wirkung des Willens auf die Intelligenz. Glaubenskraft also Willen. Aus der Anwendung derselben entsteht allmählich die Welt."

So sind alle Worte des Novalis, wie diese: Widerspruchsvoll und doch voll Reiz. Es ist rührend, wie eine verhaltene, in Mystik überwallende Sinnlichkeit mit Schwärmerei und Einfalt durch alle Gedanken geht. Eine reine Empfindung liegt warm über den geistigen Dingen. Novalis mag seine höchste innere Möglichkeit nicht erreicht haben,

sein Charakter ist völlig bestimmt, seine Fähigkeiten in Höhen und Tiefen durchmessen, aus allen seinen Schriften gewinnt man ein gutes Bild dieses zarten, edeln und weisen Knaben, der vor seinem Erfüllungstag starb, und der so viel beste Sehnsucht nach dem Besten trug.

Mächtigere Künstler, als ihn hat die Romantik hervorgebracht, keinen anmuthigern Menschen.

Wien. Otto Stoeßl.

Musikkritische Glossen.

Merkwürdige Musikereignisse hat dieser auch sonst an Ueberraschungen so reiche März den Berlinern gebracht. Zunächst die Bekanntschaft mit dem neuesten Stern am italienischen Musikhimmel oder, besser gesagt, am Musikantenhimmel des Hauses Ricordi. Am 6. März erschien der Name Don Lorenzo Perosi zum ersten Mal auf einem Berliner Konzertzettel. Im Opernhause hatte Dr. Muck unter Mitwirkung der ersten Kräfte, des berühmten Orchesters und des oft bewährten Opernchores eine ausgezeichnete Aufführung der „risurezzione di Lazzaro“ vorbereitet, allein alle Bemühungen waren vergeblich, für deutsche Musikhörer, denen Händel und Bach, Beethoven und Brahms keine leeren Namen, sondern lebendiges Besitzthum sind, blieb dieser Lazarus ein todter Mann. Auch in Deutschland steht die kirchliche und oratorische Musik zur Zeit nicht eben hoch, ein Werk von solcher Dürftigkeit aber wie diese „Auferstehung des Lazarus“ war uns bisher nicht begegnet. Perosi hat seiner Arbeit den lateinischen Text des Johannisevangeliums (Kapitel 11, 1—44) zu Grunde gelegt und die Worte sachgetreu den einzelnen Figuren, Christus, Martha, Maria und einem Erzähler in den Mund gelegt. Der Chor spielt im Gang der Handlung nur eine ganz bescheidene Rolle und dient wesentlich bloß dazu, den beiden Abschnitten einen wirkungsvollen lyrischen Abschluß zu geben. Die ihm zufallenden Gesänge sind zaghaft berühmten alten Mustern nachgearbeitet, sauber und schulmäßig aber wohlklingend. Ist schon in diesen lyrischen Stücken die innere Lebenskraft gering, so erscheinen die epischen und episch-dramatischen Theile der Partitur als von ganz äußerlicher, haltlos zwischen alten und neuen Ausdrucksformeln schwankender Mache. Wie wenig Tiefe, eigenes Gefühl und persönliche Anschauung Perosi bei der Niederschrift seines Lazarus hatte, zeigt sich namentlich an den allzu häufigen Orchesterzwischenspielen, in denen offenbar die aus der Handlung sich ergebenden Zuständlichkeiten und Stimmungen dargestellt sein sollten, die aber in ihrer öden Geschwätzigkeit und Formalistik den Eindruck der entsetzlichsten Langeweile nur noch verstärken. Trotz der riesigen Reklame hat Perosi also in Berlin, wie übrigens in den anderen deutschen Kunststädten auch, einen zweifellosen Mißerfolg erlebt, und es gehört ein unglaubliches Maß journalistischer Dreistigkeit dazu, dies dadurch vertuschen zu wollen, daß man, wie der Pariser „Figaro“ die von allen Sachverständigen gerühmte Aufführung dafür verantwortlich zu machen sucht.

Nicht so klar wie das Ergebniß dieses Oratorienabends, war vierzehn Tage später die Wirkung zu bestimmen, die Lortzing's nachgelassene und am 21. März zum ersten Mal aufgeführte Oper „Regina“ auf das Publikum ausgeübt. Während leicht erregbare Gemüther glaubten, in dem Werke eine wahre preußische Nationaloper gefunden zu haben, ließen sich kühlere Geister sogar auf die Erörterung der Frage ein, ob dem Ruhm des volksthümlichen Komponisten mit der Aufführung dieser lange verschollenen Oper nicht gar ein schlechter Dienst erwiesen worden sei. Nun, ein vollwerthiger Lortzing ist diese fünfzig Jahre nach ihrer Entstehung zum ersten Mal auf die Bühne gebrachte „romantische Oper“ freilich nicht, aber sie enthält doch einen Akt, der, wenn auch nicht zum Eigenartigsten, so doch gewiß zum künstlerisch Abgerundetsten gehört, was der Komponist des „Zar und Zimmermann“ und des „Wildschütz“ geschaffen hat. Allein dieser zweite Akt mit seiner von bürgerlicher Empfindsamkeit und dem bekannten singspielmäßigen Humor gemilderten Spitzbubenromantik wird eingerahmt von einer wenig geschickten Exposition und einem ganz in die leerste Theatralik verfallenen Schlußakt. Diese dramaturgischen Gebrechen waren wohl Schuld, daß „Regina“ zu Lortzing's Lebzeiten auf keiner Bühne eine Heimstätte fand, denn an der angeblich revolutionären Tendenz des Stückes Anstoß zu nehmen, war gewiß nur unserer Gegenwart vorbehalten. Die Oper, die so wildromantisch in einer alten Ruine und vor einem zum Auffliegen bestimmten Pulverthurm endet, begann in der ursprünglichen Fassung nämlich hochmodern mit einem Fabrikarbeiteraufstand. Das klingt für manche Ohren fürchterlich, wer aber näher zusieht, findet alsbald bestätigt, was der vortreffliche Lortzingbiograph Kruse sagt, daß die Tendenz der Oper vielmehr reaktionär als aufrührerisch ist, da darin ganz im vormärzlichen Stil das Laster der Rebellion durch die Tugend der Loyalität zu Fall gebracht wird. Es ist daher nicht recht verständlich, daß man den Text einer Ueberarbeitung für bedürftig hielt, zumal wenn der Bearbeiter, Herr L'Arronge, die dramaturgischen Mängel nicht zu beseitigen vermochte und seinen Fleiß lediglich darauf verwandte, die Handlung aus dem Jahre 1848 ins Jahr 1813 zu versetzen und durch Tiraden und Soldatenaufmarsch für die Bedürfnisse des Hurrahpatriotismus zu sorgen. Dem Sinne und Geschmack des schlichten, kerndeutschen Meisters Lortzing entspricht diese nachträgliche Aufbauschung jedenfalls schlecht; sie wirkt stillos und ist daher von der Kritik mit gutem Grund angefochten worden.

Mehr Erregung als diese friedfertige Revolutionsoper verursachte in musikalischen Kreisen die erste Aufführung des neuesten symphonischen Werkes von Richard Strauß, das neben Verdi's geistlichen Stücken und des Komponisten „Don Quixote“ als das eigentliche „Ereigniß“ zu Ende der Musiksaison gelten darf. Der eigenlaunigste unsrer zeitgenössischen Tondichter bietet damit wieder eine Schöpfung der ausgeprägtesten Eigenart und ein Beispiel der erstaunlichsten Herrschaft über alle Kunstmittel dar. „Ein Heldenleben“ hat Strauß seine letzte Tondichtung für großes Orchester benannt und damit von vornherein der Einbildungskraft des Hörers ein festes Ziel bestimmt. Im Gegensatz zu frühern seiner symphonischen Dichtungen hat Strauß aber dieses Mal nicht eine bestimmte, der allgemeinen geistigen Anschauung vertraute Figur der Kulturgeschichte, wie „Don Jouan“ oder „Don Quixote“ geschildert, sondern sich zur Darstellung des Heldenthums in seiner umfassendsten und rein menschlichsten Art angeschickt. Aus der Schaffenssphäre des individualisirenden Charakteristikers hat er sich mit dieser Tondichtung auf den Standpunkt des typenbildenden Tonschöpfers zu erheben versucht. Das ist kunstgeschichtlich betrachtet sehr oft und im gegenwärtigen Zeitpunkt der musikalischen Entwicklung höchst wahrscheinlich ein Fortschritt, trotzdem möchte es vermessen erscheinen, aus diesem Grunde das „Heldenleben“ künstlerisch schon höher einzuschätzen als etwa des Komponisten „Till Eulenspiegel“ oder „Don Quixote“. Zweifellos hat ja der typische Charakter seines Vorwurfs dem Tondichter die Disposition des Ganzen sehr erleichtert; man hörte es von allen Seiten rühmen, daß die Anlage des Werkes einfacher, übersichtlicher, verständlicher sei, als man es von Strauß gewohnt war, aber dieser großzügigen Schlichtheit im Grundplan entsprach, nach dem Urtheil nachdenklicher Musiker, die Ausführung in der verwirrenden Ueberfülle ihrer kontrapunktischen Arbeit nicht recht. Dem Streben nach typischer Größe scheinen einstweilen bei Strauß noch zwei Mächte hemmend entgegenzuwirken: sein eigener bisher sein ausgebildeter, aufs schärfste Charakteristik zielender Orchesterstil und — seine Jugend. Ueberblickt man die stattliche Reihe bedeutender Tonwerke, die Richard Strauß uns in den letzten 10 Jahren

geschenkt hat, und erwägt man seine herrschende Stellung unter unseren zeitgenössischen Instrumentalkomponisten, so mag es ja wohl seltsam dünken, von seiner Jugend sprechen zu hören. Es ist aber sowohl ein Gebot der Billigkeit als eine Forderung der Urtheilskraft, daran zu erinnern, daß es ein Vierunddreißigjähriger war, der diese Heldensymphonie empfunden, ersonnen und geschrieben hat. Das erklärt vieles, entschuldigt manches. Es erklärt den kecken Uebermuth, mit dem Strauß gegen unsere Ohren und die landläufige Aesthetik anstürmt, es entschuldigt die Uebertreibung seines Helden, der den Gegensatz zu sich in lauter kleinlichen, niedrigen Menschen findet und dem Kampfe mit solch unebenbürtigen Gegnern eine seiner Würde kaum angemessene Bedeutung beilegt, es läßt endlich alles Uebermaß als natürliche Folge eines jugendkräftigen Temperaments erscheinen. Wie manche unserer Besten in der Litteratur und in den bildenden Künsten, ist auch Strauß in der Beherrschung seiner Kunst zur höchsten Meisterschaft gelangt, ehe die langsam reifende Sonne des Lebens ihm die besten Früchte seiner inneren Art zeitigen konnte. Das macht den freilich nur für das feinere Kunstempfinden bemerklichen Zwiespalt in dem neuen opus begreiflich. Für die Mehrzahl der Hörer, die den kräftigen Beifall, der dem Werke zu Theil wurde, durch Zischen zu dämpfen suchte, waren allerdings Gründe rein formaler Natur, die leidige Frage nach schön und unschön und dergl., maßgebend. Solchen Widersachern gegenüber, die mit den Apothekergewichten der veralteten Aesthetik das Schaffensrecht des freien Künstlers abwägen möchten, hat der ernsthafte Kunstfreund natürlich leichte Wahl; er wird sich mit uns, allen Bedenken zum Trotz, auf die Seite des Tondichters stellen, wo Jugend und Muth, Kraft und Können eine Bürgschaft bieten, daß der große Gedanke einer modernen Eroica einst auch in seiner ganzen Tiefe und Eigenart durch eine Tonschöpfung lebendig werde.

Heinrich Welti.

Th. M. Dostojewsky. Eine biographische Studie von N. Hoffmann. Berlin. 1899. Ernst Hofmann & Co. 451 S. 8°.

Die überwiegende Mehrzahl deutscher Leser kennt Dostojewsky nur auf Grund seines meisterhaften Romans „Schuld und Sühne“ — einige Uebersetzungen betiteln ihn „Raskolnikow“, nach der Hauptfigur darin. Nebenher weiß man wohl auch über den Dichter selbst, daß er die Härte russischer Administration in einer mehrjährigen Verurtheilung zu Strafarbeit in Sibirien zu spüren gehabt. Unwillkürlich bringt man Beides in einen ursächlichen Zusammenhang, was jedoch, wie das vorliegende Werk erweist, keineswegs begründet ist. Dostojewsky's Strafaufenthalt in Sibirien fällt in seine Jugendzeit und hängt mit der damals in seiner Heimath nach preußischem Muster betriebenen Demagogenriecherei zusammen, wobei er, wie unzählige Andere unter den gleichartigen Verhältnissen, dem unseligen Mißgeschick des „Mitgefangen — Mitgehangen“ erlag. Die wichtige und lehrreiche Darlegung dieses Thatbestandes allein würde genügen, das Buch einer größeren Aufmerksamkeit zu empfehlen. Es verdient es aber auch wegen des Einblicks in den Entwicklungsgang dieses bedeutenden Dichters, dessen Thätigkeit eigentlich erst nach überstandener Strafzeit beginnt und in die Regierungszeit des hochherzigen und freisinnigen Zaren Alexander II. gehört. Von der stattlichen Reihe seiner vorzüglichen Romane finden sich in dem Buche deren neun charakterisirt; noch dankenswerther würde es gewesen sein, wenn solches hinsichtlich der Uebrigen, namentlich was die „Memairen aus dem Todtenhause“ anbelangt, auch stattgehabt hätte. Die häufige Berufung auf dieses Hauptwerk ohne inhaltliche Angabe desselben, mag russischen Lesern gegenüber, bei denen völlige Vertrautheit damit anzunehmen ist, statthaft sein; deutsche Leser vermissen eine inhaltliche Angabe um so mehr, als der ihnen hinlänglich bekannte „Raskolnikow“ hier eine recht ausführliche Charakterisirung erhält. Vollständigkeit im Verfahren diesenfalls wäre dem Buche zweifellos vortheilhafter gewesen als die weitaus entbehrlicheren Mittheilungen über das verwendete Material und dessen Quellen wie auch die dem deutschen Leser völlig unverständliche Polemik mit etlichen Herausgebern von Briefen und Nachlaßschriften des Dichters. Bei der seitens auswärtiger Leser ungenauen und lückenhaften Kenntniß russischer Kulturzustände und Litteraturvorgänge ist eine streng konzentrirte Einschränkung auf das Sachliche unbedingt gefordert. Solches findet im Buche genügende Beachtung, doch wäre stellenweis größere Genauigkeit erwünscht gewesen. Beispielsweise handelt es sich S. 32 um Glinka's Oper „Ruslan und Ludmila“, die hier als Schauspiel von Puschkin angeführt wird; der Hand dieses Dichters entstammt nur ein Poem, das dem Operntext zur Unterlage gedient hat. Ebenso versteht man nicht, daß auf S. 369 eine Erzählung von A. Herzen, „Wer hat Schuld?“, gemeint ist, und nicht weniger befremdend ist S. 382 die Erwähnung einer „bulgarischen nordischen Biene“, wobei eine Fußnote zu erklären gehabt hätte, daß es sich auf ein servil-offiziöses Organ aus der Zeit Nicolaus I. bezieht, dessen Herausgeber Bulgarin hieß und beiläufig einer der erbittertsten Gegner Puschkin's gewesen ist.

Mit Recht hat der Autor die Arbeit als biographische Studie bezeichnet. Für eine wirkliche Biographie ist der Gegenstand nicht hinlänglich plastisch herausgearbeitet, das Material gar zu sehr nur zusammengestellt statt zweckgemäß bewältigt. Daher die vielen Wiederholungen und ebenso die häufigen Auseinandersetzungen des Autors mit dem Leser, die bei einer streng sachlichen Behandlung unzweifelhaft entfallen wären. Ein Parallelismus, wie er in den Kapiteln 8 und 9 vorliegt, zeugt nicht von schriftstellerischer Gewandtheit; wer hierüber verfügt, würde den zusammengehörenden Stoff unbedingt in ein Ganzes verschmolzen haben. Auch daß das Hinscheiden der ersten Frau Dostojewsky's und das seines älteren Bruders vor den Einzelheiten dieses Ehelebens und vor den gleichzeitigen Beziehungen zu dem nämlichen Bruder geschildert wird, ist als ein Fehlgriff anzusehen. Zu diesen Ausstellungen berechtigt uns das anerkennenswerthe Geschick, womit nicht nur über die Werke des Dichters referirt, sondern auch die Eigenart der Landeszustände und die heillose Beamtenwirthschaft in ihrer furchtbaren Gewalt dem Leser veranschaulicht wird. Zum vollen Verständniß Dostojewsky's ist dies äußerst belangvoll. Seine dichterische Kraft rettend und vertiefend, geht er mit erschütterter Gesundheit und gebrochenem Charakter aus der ihm gewordenen Behandlung hervor. Dies muß man vor Augen haben, um seinen Anschluß an den Panslavismus mit dessen Ansprüchen auf eine weltgeschichtliche Mission den westlichen Kulturvölkern gegenüber und die damit erhoffte Wiedergeburt des Christenthums auf der Grundlage des byzantinischen Glaubens begreifen zu können. Alles das ist kulturhistorisch und psychologisch von höchstem Interesse, und alle hierauf bezüglichen Bekenntnisse des Dichters selbst, die in vortrefflicher Wiedergabe reichlich herangezogen worden, verleihen dem Buche einen hervorragenden Werth.

Helsingfors. Wilhelm Bolin.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 28. Berlin, den 8. April 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Auf Samoa ist erneut Blut geflossen. Aus einem Anlaß, der noch nicht vollständig aufgeklärt ist, beschossen die amerikanischen und englischen Kanonen Apia. Bei dieser Gelegenheit wurden auch einige englische und amerikanische Soldaten verwundet oder getödtet. Der deutsche Vertreter und das deutsche Kriegsschiff haben sich an der gesammten Aktion nicht betheiligt.

Man wird folgende Trennung vornehmen müssen. Jene lokalen Vorgänge sind an sich bedauerlich; aber gänzlich bedeutungslos, so lange die Ereignisse auf Samoa keine Rückwirkung ausüben auf das Verhältniß der drei betheiligten Großmächte, Deutschland, England, die Vereinigten Staaten, zu einander. Diese Streitigkeiten gewinnen hingegen in demselben Augenblick ein besonderes Gewicht, wenn durch sie die Beziehungen Deutschlands, Englands und der Vereinigten Staaten ungünstig beeinflußt werden.

Nun wäre es eine Kleinigkeit gewesen, diese letztere Möglichkeit gänzlich auszuschließen. Man hätte die jetzigen Funktionäre abberufen können; man hätte gegen den Einzelnen, der etwa inkorrekt verfahren ist, auch disziplinarisch vorgehen können, und es wäre dann für die Großmächte nur die andere Sorge übrig geblieben, Vorkehrungen zu treffen, durch die derartige Zwischenfälle für die Zukunft möglichst ausgeschlossen worden wären. Das hätte geschehen können durch eine möglichst vorsichtige Auswahl der zu entsendenden neuen Funktionäre oder auch durch eine Abänderung der Samoa-Akte.

Schließlich wird die Entwicklung gewiß auch zu diesem Punkte gelangen; denn Samoa ist kein Objekt für ernste Zerwürfnisse; aber vorläufig ist ein Zwischenstadium eingetreten, das nicht bedeutungslos ist.

Augenscheinlich ist die Regierung der Vereinigten Staaten bemüht, in korrekter Weise die Schwierigkeiten aus der Welt zu schaffen; man kann von der englischen Regierung das Gegentheil nicht behaupten, denn offene Beweise liegen nicht vor; nur eines ist sicher, die englische Regierung zögerte einige Zeit mit einer loyalen Entscheidung; auch das ist schon unerwünscht in einer prekären Lage, und dazu kommt ferner, daß ein Theil der englischen Presse, und zwar auch große und einflußreiche Zeitungen, die Lage durch verhetzende Artikel zu verschlimmern suchen.

Die Rückwirkung ist nicht ausgeblieben. Das Mißtrauen ist in Deutschland von Neuem gegen England erwacht, und während es England möglich gewesen wäre, sich durch eine gerechte und offene Loyalität neue und starke Sympathien in Deutschland zu erwerben, hat die besser gewordene Stimmung wiederum eine sehr erhebliche Verschlechterung bei uns erfahren. Ernste politische Zeitungen der verschiedensten Richtungen spiegeln diesen Umschlag sehr deutlich wieder, und wenn einflußreiche englische Staatsmänner vor Monaten von einer Allianz mit Deutschland sprachen, so weisen die deutschen Zeitungen darauf hin, in welcher Weise sich die englische Freundschaft bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit bethätigt hat.

Wie die samoanischen Schwierigkeiten überwunden werden, das ist eine Detailfrage ohne jede ernste reale Bedeutung für Deutschland. Nicht gleichgiltig ist es aber, wie das öffentliche Empfinden in Deutschland gegen England und in England gegen Deutschland ist. Und da kann man konstatiren, während in Deutschland immer weitere Kreise die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten intimer und freundschaftlicher ausgestalten wollen, — die verbohrten Agrarier natürlich abgerechnet — greift gegenüber England eine kühle Skepsis wiederum Platz. Man fragt sich, wenn Deutschland bei Gelegenheit der samoanischen Nichtigkeit solche erkaltenden Erfahrungen macht, was würde dann eintreten, wenn es sich um Objekte von wirklichem, erheblichem Werth handelt, die Deutschland, gestützt von England, festzuhalten wünschte,

mit welcher Zuverlässikeit würde man alsdann auf diese Stütze rechnen können.

Diese Stimmungen werden voraussichtlich zurückbleiben, auch nachdem die jetzigen Ereignisse jede Bedeutung verloren haben, und solche Stimmungen haben ihr politisches Gewicht.

Es wäre sehr bedauerlich, wenn sie dazu führen sollten, daß Deutschland eine Politik der Rancune gegen England verfolgte; die macht sich nie bezahlt; wohl aber ergibt sich als eine Nothwendigkeit wachsame Vorsicht, die sich auf politische Geschäfte nicht gegen Kredit sondern nur noch gegen Baarzahlung Zug um Zug einläßt.

Kammergerichtsrath a. D. Schröder, der langjährige freisinnige Abgeordnete, den auch die Leser der „Nation“ aus Beiträgen kennen, feiert am 10. April seinen siebzigsten Geburtstag. Schröder war in der Konfliktszeit Staatsanwalt und wurde gemaßregelt; er war dann lange Zeit bei der Leitung der „National-Zeitung“ thätig und er trat schließlich wieder in den Staatsdienst zurück, bis er als Kammergerichtsrath seinen Abschied nahm.

Sein Leben hindurch war er ein freisinniger Mann von nie wankender Ueberzeugungstreue und zugleich von jener maßvollen Gesinnung, die über radikale Programmforderungen immer die nationalen Forderungen gesetzt hat. Ein geeintes liberales deutsches Reich, das hat dieser charaktervolle Mann stets erstrebt als verabschiedeter Staatsanwalt und dann, als die Zeiten sich geändert hatten, in der nationalliberalen Partei, und als sie wieder ungünstiger wurden, als Mitglied der Liberalen Vereinigung und als Freisinniger. Bei der Spaltung der Freisinnigen Partei im Jahre 1893 trat Schröder zur Freisinnigen Vereinigung über.

Ein ganz besonderes Verdienst hat sich Schröder auch um den kirchlichen Liberalismus innerhalb des Protestantenthums erworben. Er war bis zu seinem Scheiden aus Berlin der Führer des liberalen Protestantismus in der Reichshauptstadt, wo nunmehr Carl Schrader an seine Stelle getreten ist, und er war endlich der Hauptführer im Protestantenverein. Schröder gehört zu jenen vornehmen sympathischen politischen Gestalten in Deutschland, die ein uneigennütziges Leben treuer Pflichterfüllung gegen das Vaterland geführt haben. Hoffentlich genießt er die wohlverdiente Muße noch lange in einem gesunden Alter.

In Eckernförde feierte man den Sieg, der dort vor fünfzig Jahren gegen die Dänen erfochten worden ist. An der Feier nahmen deutsche Kriegsschiffe und die preußischen Behörden theil. Seiner Zeit war dieser Sieg offene Rebellion gegen den legitimen dänischen Herrscher, und die preußischen Reaktionäre von damals hielten mit ihrem Urtheil über jenen Kampf nicht zurück; sie sagten, daß das Vorgehen jener Revolutionäre, die den „Nationalitäten-Schwindel“ auf ihre Fahne geschrieben hätten, zu verdammen sei.

Die geschichtliche Entwicklung hat auch unsere Reaktionäre einigermaßen erzogen, und den Revolutionären von Eckernförde wird heute die Ehre nationaler Huldigung zu Theil; mit Recht.

Aus dieser Entwicklung wird man eine Folgerung ziehen können: Nicht alle Revolutionen sind also verdammenswerth; es gibt Revolutionen, die eine nationale und geschichtlich heilsame Nothwendigkeit darstellen, und selbst dann, wenn sie zunächst scheitern; wenn nur der Same, den sie ausstreuten, ein gesunder und triebkräftiger war.

Soweit freilich sind wir noch nicht, daß unsere Regierung mit gleich vorurtheilslosen Augen die Berliner Erhebung des Jahres 1848 ansieht. In Eckernförde dürfen Rebellen, die eine Revolution machten, verherrlicht werden; denn sie dienten dem nationalen Gedanken; aber in Berlin darf ein bescheidenes Portal den Kirchhof der Märzgefallenen nicht schmücken, und doch haben auch die Berliner Todten sich dem nationalen Gedanken geopfert. Das ist die historische Wahrheit, die leider zur höfischen und offiziellen Wahrheit noch nicht geworden ist.

Franz Johaentgen ist gestorben; er war Journalist, und viele Jahre hindurch hat er die Liberale Korrespondenz herausgegeben. Seinen politischen Anschauungen nach gehörte Johaentgen zur Freisinnigen Vereinigung. Er war kenntnißreich und voll sachlicher Gewissenhaftigkeit; lange Erfahrungen, ein treffliches Gedächtniß und ein gutes Archiv unterstützten ihn und machten ihn zu einem werthvollen Mitkämpfer für liberale Anschauungen.

Das Abkommen, das Frankreich und England über die Gebiete westlich vom Nil getroffen haben, erregt in Italien stark die Gemüther. Da man in Italien noch immer an der Hoffnung festhält, Tripolis einmal erwerben zu können und in Tunis vielleicht Fuß zu fassen, so zeigt man sich beunruhigt über das Schicksal des sogenannten Hinterlandes, das zu diesen beiden Staaten gehört, und das durch das englisch-französische Abkommen auf der Landkarte vertheilt worden ist. Diese italienischen Wünsche erscheinen ein wenig chimärisch, denn das Interesse für das Hinterland hatte zur Voraussetzung, daß Italien in Tripolis oder in Tunis säße, und es sitzt dort nicht. Ehe diese Vorbedingung geschaffen ist, könnte, wie wir meinen, Italien mit einiger Ruhe die afrikanische Weltauftheilung betrachten.

Endlich ist eine neue Thatsache von Belang in der Untersuchung über Dreyfus zu Tage gefördert.

Es ist immer vorausgesetzt worden, daß die antisemitische Meute, die mittelst ihrer Hetze in der Presse die ursprüngliche Verurtheilung von Dreyfus erzwungen hatte, durch eine der betheiligten Personen im Generalstab auf die Fährte gebracht worden ist. Für diese Vermuthung liegt jetzt der Beweis vor.

Das Blatt, das zuerst eine Nachricht über die Verhaftung von Dreyfus gebracht hatte, war die „Libre Parole“ und dieses Blatt war durch folgenden Brief an einen seiner Redakteure unterrichtet worden:

Mon cher ami,

Je vous l'avais bien dit: C'est le capitaine Dreyfus, celni qui habite 6, avanne du Trocadéro, qui a été arrêté le 15 (octobre) pour espionnage, et qui est en prison au Charche-Midi.

On dit qu'il est en voyage, mais c'est un mensonge parce qu'on veut étouffer l'affaire. Tout Israël est en mouvement.

A vous,

Henry.

Faites compléter ma petite enquête au plus vite.

Also Henry entfesselte die antisemitische Furie gegen Dreyfus, durch die zugleich die Verfolgung jeder anderen Spur verhindert worden ist. Nun aber sind Henry und Esterhazy erwiesenermaßen eng befreundet gewesen, und Joseph Reinach macht im Siècle folgende Mittheilung, der bisher nicht widersprochen worden ist.

„J'écris, sous ma responsabilité, et je ne serai pas démenti par un seul des personnages ayant autorité pour le faire, que Schwarzkoppen a dit et répété qu'Esterhazy lui avait déclaré tenir les renseignements, qu'il lui vendait, d'Henry et d'une deuxième personne que je me refuse, provisoirement, à nommer.“

Die Vermuthungen gingen stets nach dieser Richtung.

Jetzt bleibt noch dunkel, welches Interesse hatten hohe französische Generäle einen Unschuldigen zu vernichten und Verräther zu decken. Einiges Licht bringt auch über diesen Punkt Josef Reinach in seinem Artikel.

Schwarzkoppen soll in Esterhazy ein solches Mißtrauen gesetzt haben, daß er nicht einmal an die Offiziersqualität des Genannten zu glauben bereit war. Dieser Argwohn wurde auf folgende Weise beseitigt:

„Pour prouver qu'il était officier, Esterhazy dut offrir à Schwarzkoppen de passer, sous ses yeux, en uniforme, à cheval, à côté d'un général. Schwarzkoppen accepta, et Esterhazy défila, sous ses yeux, à cheval, en uniforme, à côté d'un général, également à cheval et en uniforme.“

Vielleicht wäre es nur noch nothwendig, den Namen jenes Offiziers zu erfahren, um über die Fäden, die zur Höhe der französischen Generalität hinaufführten, unterrichtet zu sein.

* * *

Das Bischen Samoa.

Die Gruppe der Samoa- oder Schifferinseln ist seit geraumer Zeit ein politisches Schmerzenskind. Die von der Natur so verschwenderisch ausgestatteten Eilande erfreuen sich zugleich der liebevollen Fürsorge dreier Großmächte. Aber viele Köche verderben den Brei. Die vereinigte Staatsweisheit Deutschlands, Englands und der amerikanischen Union hat in einem vollen Jahrzehnt noch nicht vermocht, den 30 000 Polynesiern, die das „unabhängige und neutrale Königreich" bewohnen, ein erträgliches staatliches Leben zu verschaffen. Die dreifache Vormundschaft hat nur zu elenden Eifersüchteleien, Intriguen und immer wiederkehrenden Unruhen geführt; kurz, die Samoa-Konferenz von 1889 hat sich als eine der verfehltesten diplomatischen Aktionen unserer Kolonialpolitik erwiesen. Hätten der „Troupier" Caprivi und der „Staatsanwalt" Marschall für die Abmachungen der Samoa-Konferenz die Verantwortung zu tragen, der Hohn unserer Kolonialenthusiasten über die diplomatische Stümperei würde keine Grenzen kennen. Bekanntlich tagte aber jene Konferenz unter den Auspizien von Bismarck Vater und Sohn.

Bei uns ist das öffentliche Urtheil über die Zweckwidrigkeit des dreifachen Protektorats heute ein einstimmiges. Aber wie will man den so sinnreich geschürzten diplomatischen Knoten wieder lösen? Drei Parteien verständigen sich unverhältnißmäßig viel schwerer, als zwei, weil die Rücksichtnahme auf die Wünsche und Empfindlichkeiten des Dritten als sehr bequeme Ausrede verwandt werden kann, um das sachlich Zweckmäßige nicht zu thun.

Die jüngsten samoanischen Wirren bieten deshalb dem diplomatischen Geschick unseres Auswärtigen Amts keine ganz einfache Aufgabe. Immerhin ist nicht daran zu zweifeln, daß ein neuer modus vivendi gefunden werden wird, und daß die Verhältnisse in Samoa aufs Neue „befriedigend" geregelt werden.

Von unvergleichlich größerer Bedeutung, als die thatsächliche Regelung dieser Verhältnisse wird aber die Art sein, wie diese Regelung zu Stande kommt, denn sie wird über die Beziehungen der drei betheiligten Großmächte zu einander Licht verbreiten und kann in gewissem Sinne auch die gesammte Weltpolitik beeinflussen.

Rein theoretisch betrachtet erscheint keine andere politische Kombination natürlicher und den Interessen der Civilisation förderlicher als ein enges Freundschaftsverhältniß zwischen Deutschen und Angelsachsen. Die Vereinigten Staaten mit ihrem starken Prozentsatz von Einwohnern deutscher Abstammung bilden ein vortreffliches Bindeglied in solcher Vereinigung. Die geistigen wie die wirthschaftlichen Beziehungen zwischen den drei Nationen sind die allerengsten. Wenn man sich auf den großen Märkten der Welt gegenseitig als gleichberechtigte Faktoren anerkennt, so könnte dieser Dreibund, ohne durch formelle Verträge gebunden zu sein, dem Frieden der Welt eine starke Garantie leisten.

Unverkennbar aber ist seit Jahr und Tag England bemüht, seine politische Intimität mit den Vereinigten Staaten dadurch zu fördern, daß es Deutschland als den mißvergnügten Dritten darstellt, der mit scheelen Augen die Expansion der großen amerikanischen Republik betrachte und, wenn auch nicht offen, so doch unter der Hand, bemüht sei, der amerikanischen Politik Schwierigkeiten zu bereiten. Die protektionistischen Velleitäten unserer Agrarier spielen dabei als bequeme Beweismittel natürlich auch ihre Rolle. Das englischerseits gegen die Loyalität der deutschen Politik beharrlich gesäte Mißtrauen ist nicht ohne Früchte geblieben. Die englisch-amerikanische Presse ist begreiflicher Weise den Einwirkungen der gleichsprachigen Presse Großbritanniens stärker ausgesetzt, als jedem anderen europäischen Einfluß. Die von dieser Seite immer erneute Darstellung der mißgünstigen Haltung Deutschlands mußte die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten daher gegen Deutschland einnehmen. Erst in jüngster Zeit hat sich das Blatt etwas gewendet. Nicht wenig hat dazu die Uebertragung des Schutzes deutscher Interessen auf den Philippinen an die Vereinigten Staaten beigetragen. Das hat — wie mir dieser Tage aus New-York einer der besten Kenner des politischen Amerikas schrieb — „den Hetzern ihr Spiel gründlich verdorben; es war ein diplomatischer Meisterstreich, für den Herr von Bülow alle mögliche Anerkennung verdient".

Außerdem ist den Deutsch-Amerikanern allmählich die Geduld gerissen. Dieselben haben in einer Reihe eindrucksvoller Protestmeetings gegen diese planmäßige Verketzerung deutscher Absichten und Gesinnungen Stellung genommen. Dies Alles, neben den Bemühungen des einsichtigen und gerechten amerikanischen Botschafters in Berlin, der unablässig der Wahrheit zu dienen beflissen ist, hat allmählich in der amerikanischen Union ernste Zweifel entstehen lassen, ob die englischen Quellen, aus denen man bisher vornehmlich schöpfte, wohl ganz rein seien. Man merkt die Absicht und man wird verstimmt.

Es sieht nun fast so aus, als ob die geschilderten Bemühungen eines großen Theils der englischen Presse, in Verbindung mit der nicht gerade deutschfreundlichen Stimmung in den englisch-australischen Kolonieen, anläßlich der Samoa-Affaire auch die offizielle englische Politik beeinflußt haben. Hoffentlich nur vorübergehend. Sollte im weiteren Verlauf der Dinge jener Eindruck stärker hervortreten, so wird es in Deutschland den Gegnern eines guten politischen Einvernehmens mit England leicht sein, die Stimmung gegen England sehr ungünstig zu beeinflussen. Die Redensarten vom perfiden Albion werden neuen Kurs bekommen; und dieser Stimmung wird auch das Auswärtige Amt Rechnung tragen müssen. Es liegt nahe, sich dann die Frage vorzulegen, ob nicht eine intensivere Pflege der russischen Freundschaft angezeigt erscheint, um England ein lebhafteres Gefühl von dem Werthe guter Beziehungen zu Deutschland beizubringen. Mit den Vereinigten Staaten andererseits kann das Deutsche Reich auch trotz und selbst gegen England eine entente cordiale herbeiführen, wenn es der systematischen Pflege von Mißverständnissen die systematische Aufklärung entgegenstellt. Ernsthafte Gegensätze in den politischen Interessen der Vereinigten Staaten und des Deutschen Reichs existiren nirgends in der Welt. Etwaige wirthschaftspolitische Differenzen lassen sich aber unschwer auf ein geringes Maß herabdrücken, wenn alle unkeuschen agrarischen Zumuthungen von unserer auswärtigen Politik fern gehalten werden. Das Gleiche läßt sich gegenüber Rußland sagen. Eine besonnene, von agrarischer Engherzigkeit freie Wirthschaftspolitik ist ein wichtiges Förderungsmittel guter politischer Beziehungen zu Rußland wie zu den Vereinigten Staaten. Je nachdrücklicher unser Auswärtiges Amt diese Wahrheit berücksichtigt, um so sicherer ist auch darauf zu rechnen, daß die englische Realpolitik auf Deutschlands Freundschaft Werth legen und deutsche Interessen nicht unnöthiger Weise verletzen wird.

Th. Barth.

Das Bekenntniß des Kultusministers und die Konfessionalität der Berliner Schulen.

Am 24. März 1892 wurden die Personalveränderungen im preußischen Staatsministerium publizirt, die sich aus der Stellungnahme des Königs zum Zedlitz'schen Schulgesetz in dem acht Tage vorher abgehaltenen Kronrath ergaben. Der neue Kultusminister Dr. Bosse nahm schon am 28. März im Herrenhause Anlaß, seinen prinzipiellen Standpunkt zu bekennen. Er bestritt entschieden, daß die Regierung mit der Zurückziehung jenes Schulgesetzentwurfs den christlich-konservativen Boden der Schulverwaltung verlasse.

„Denn, m. H., der christlich-konservative Charakter der preußischen Unterrichtsverwaltung und auch die Konfessionalität der Unterrichtsverwaltung und ihre Grenzen, sie sind vorgezeichnet durch unsere Verfassung; und die Verfassung wird für jeden Unterrichtsminister und jede Unterrichtsverwaltung in Preußen die unveräußerliche und nicht zu verlassende Grundlage bleiben für das, was in ihrem Ressort zu geschehen hat; selbstverständlich auch für mich. . . . Ich nehme keinen Anstand zu erklären, daß ich persönlich auf dem **Boden** des positiven christlichen Bekenntnisses stehe. M. H., es gehört nicht zu meinen Gepflogenheiten, diese meine persönliche religiöse Stellung anderen Leuten ohne Noth aufzudrängen. Ich habe aber auch keine Veranlassung, mich dieser zu schämen. Ich schäme mich des Bekenntnisses zum Evangelium nicht, und ich thue das um so weniger, als ich tief davon durchdrungen bin, daß die Annahme, daß mit dieser persönlichen Stellung zum Bekenntnisse Unduldsamkeit, Engherzigkeit, Fanatismus verbunden sein müsse, unberechtigt ist. Ich darf versichern, bei mir ist diese Annahme nicht zutreffend. Im Gegentheil, ich sehe gerade in dieser Stellung zum Bekenntnisse die Gewähr für die innerliche Freiheit und für den unbefangenen Blick, der nothwendig ist, um auch in Zukunft die Unterrichtsverwaltung in Preußen auf dem Boden der Parität mit Gerechtigkeit und Wohlwollen zu führen, so wie es durch die Verfassung gewährleistet und durch unsere Traditionen festgestellt ist."

Das Haus der Herren nahm dies Bekenntniß mit lebhaftem Beifall auf; und auch an anderen Stellen mußten so gute Worte, Allen zu Lieb' und Niemandem zu Leid, eine gute Stätte finden. Volle sieben Jahre hindurch hat man nunmehr das also inaugurirte System am Werke gesehen und kann es an seinen Früchten erkennen. Diese aber gereichen — abgesehen von einigen mit den Grundprinzipien nicht zusammenhängenden Maßregeln, wie dem trotz vieler Mängel dankenswerthen Lehrerbesoldungsgesetz — Allen zu Leid und Niemandem zu Lieb'. Gewiß, „der christlich-konservative Charakter der preußischen Unterrichtsverwaltung" ist in diesen sieben Jahren in einer Weise betont worden, wie nur je in den Blüthetagen Raumer's und Mühler's. Aber die mit jedem jungen Jahr wiederkehrende Kultusdebatte im Abgeordnetenhause zeigt, daß trotz alledem die konsequenten und zielbewußten Vertreter der Konfessionalität nicht befriedigt sind, weil sie der Staat nur durch seine Abdankung auf dem Schulgebiet, also durch politischen Selbstmord befriedigen könnte. Und wenn jenen Elementen gegenüber gerade im eigensten Interesse der Staat sich auf den Liberalismus in weitestem Sinne stützen müßte, so wird diese Richtung in den Thaten der letzten sieben Jahre kaum Beweise „für die innerliche Freiheit und für den unbefangenen Blick" des herrschenden Systems, noch für seine Erhabenheit über „Unduldsamkeit, Engherzigkeit, Fanatismus" finden können.

Eine lehrreiche und erbauliche Probe auf das Exempel ist der seit mehr als drei Jahren schwebende und unter dem gegenwärtigen Regime auch niemals endgiltig zu erledigende Fall der jüdischen Lehrkräfte an den Berliner Gemeindeschulen. Nichts liegt mir ferner, als die unmittelbar praktische Bedeutung dieses Falles irgendwie übertreiben zu wollen; sie ist in der That gering. Wenige Personen sind unmittelbar betroffen, und in dieser Hinsicht sollen ja auch die „Härten gemildert" werden. Und wenn darüber hinaus vielleicht die Lebensaussichten einer ganzen Generation von jüdischen Anwärtern mehr oder minder zerstört werden, je nun — gemeinhin wird ja eine Haftbarkeit nur für damnum emergens, nicht für lucrum cessans anerkannt; und die Zahl der also Enterbten verschwindet in der Masse ihrer Schicksalsgenossen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens in der Aera Ahlwardt. Aber so gering die unmittelbar praktische Bedeutung, so erheblich, weittragend und symptomatisch ist die prinzipielle Bedeutsamkeit des Falles nach den verschiedensten Seiten hin.

Einmal und zunächst zerreißt dieser Fall den Schleier einer conventionellen Lüge, die auf allen Gebieten unseres öffentlichen Lebens herrscht. In seinen Schriften über die konfessionelle Schule, auf die nachher zurückzukommen ist, spricht Gneist von einem „dem preußischen Staate eigenthümlichen Verfahren: der Umkehrung der Gesetze durch die Verwaltung". Nun, was die religiöse Gleichberechtigung betrifft, so herrscht dieses Verfahren ungefähr in allen Verwaltungszweigen. Die Parität, nicht in dem vom Klerikalismus gefälschten Sinne einer proportionalen Betheiligung der Religionen, sondern in dem allein wahren und möglichen Sinne der absoluten Unerheblichkeit des Religionsbekenntnisses für die Bekleidung öffentlicher Aemter, diese Parität ist gesetzliches Recht; und das genaue Gegentheil, wenigstens bezüglich der Juden, ist feststehende Verwaltungspraxis. Das weiß Jedermann; aber offiziell spricht Niemand davon, nicht zuletzt deshalb, weil man das Unzweifelhafte nicht unzweifelhaft beweisen kann. In der That dürfte kaum ein amtliches Schriftstück aufzutreiben sein, das die allgemein übliche Nichtbefolgung der Art. 4 und 12 der preußischen Verfassung und des Reichsgesetzes vom 3. Juli 1869 offiziell anordnet. Die handgreiflichen Thatsachen lassen sich demgemäß offiziell nur erklären entweder durch einen mit erstaunlicher Regelmäßigkeit immer wiederkehrenden merkwürdigen Zufall oder durch die Unfähigkeit der „Rasse" für die meisten amtlichen Funktionen. Freilich sind beide Erklärungen nicht übermäßig beweiskräftig, schon im Hinblick auf die eine, gleichfalls notorische Thatsache, daß sowohl jener Zufall wie diese Unfähigkeit beseitigt werden können durch einen gewissen, kirchlich bedeutsamen Akt, dessen staatsrechtliche Erheblichkeit sich aber weder aus der Verfassung noch aus den Gesetzen herleiten läßt. Gegenüber diesem Vertuschungssystem hat das Vorgehen des Kultusministers wenigstens das Verdienst der Offenheit und Deutlichkeit; die persönlichen und amtlichen Eigenschaften der betreffenden Lehrerinnen werden in durchaus loyaler Weise rühmlichst anerkannt; und es wird endlich einmal, auch offiziell, das Religionsbekenntniß als alleinige Ursache amtlicher Zurücksetzung festgestellt. Es liegt aber ein hoher moralischer wie politischer Werth in dem „Aussprechen dessen, was ist"; und die charakteristische Bedeutsamkeit wie die große Schwierigkeit schulpolitischer Probleme geht vielleicht darauf zurück, daß Prinzipien, die sich auf anderen Gebieten mehr oder minder verhüllen und abschwächen lassen, auf diesem elementaren Lebensgebiet zu klarer Auseinandersetzung drängen.

Ebendeßhalb geht die prinzipielle und symptomatische Bedeutung des gegenwärtigen Falles nun auch weit hinaus über das Interesse der unmittelbar gekränkten Religionsgemeinschaft. Wie es der — vielleicht sehr ehrenvolle, aber keineswegs angenehme — politische Beruf des Judenthums überhaupt zu sein scheint, als vorgeschobener und unter Umständen als verlorener Posten des Liberalismus zu dienen, so richtet sich auch hier der Vorstoß in Wahrheit gegen das liberale Prinzip der nichtkonfessionellen, der paritätischen Schule. Bei der Bekämpfung dieses Prinzips findet die herrschende Orthodoxie in der großstädtischen Bevölkerung, abgesehen von kleinen Konventikeln, keinen günstigen Boden; sie bedarf dessen aber, weil sie am wirksamsten mit den „religiösen Bedürfnissen", der „Gewissensnoth" der Familienväter, die ihre Kinder einer nichtkonfessionellen Schule anvertrauen müssen, arbeitet. Da mag der Gedanke nahe gelegen haben, hier die antisemitischen Neigungen als Vorspann zu benutzen; kein origineller Gedanke übrigens, sondern lediglich eine spezielle Anwendung der Grundidee Stöcker's

bei der weiland „Berliner Bewegung". Und weil doch die großstädtischen Verhältnisse mit ihrer konfessionell so stark gemischten Bevölkerung der unmittelbaren Durchführung reiner Konfessionalität erhebliche Schwierigkeiten bereiten, konstruirt man zunächst ein seltsames Zwitterding, das nicht Fisch ist und nicht Fleisch, eine konfessionelle Schule mit paritätischen Versatzstücken, ein rechtlich wie praktisch gleich unhaltbares Unding, das jedoch ganz trefflich ausgesonnen ist, da es drei Vortheile auf einmal bietet. Erstens nämlich wahrt es doch das konfessionelle Prinzip; zweitens erscheint es den diplomatisch vorsichtigen Freunden der Parität als ein immerhin annehmbares Kompromiß; drittens und vornehmlich kann seine auf die Dauer nicht zu verbergende Unhaltbarkeit schließlich noch als triftiges Argument für die Undurchführbarkeit der Parität und für das Zurückgehen auf die reine Konfessionalität dienen, in welchem Falle dann jene vorsichtigen Diplomaten, wie so oft, die Dupirten sind.

Ob ein Regierungssystem „Unduldsamkeit, Engherzigkeit, Fanatismus" bekunde oder vielmehr „innerliche Freiheit und unbefangenen Blick", — darüber wird zwischen seinen Trägern und seinen Gegnern schwerlich Einmüthigkeit zu erzielen sein; es sind das Sentiments, die sich einer zwingenden Beweisführung mehr oder minder entziehen. Aber daneben beruft sich jenes vor sieben Jahren abgegebene Bekenntniß noch auf zwei greifbarere und beweisfähigere Dinge: „unsere Verfassung" und „unsere Traditionen". Seltsam! In den parlamentarischen Kämpfen um das Zedlitz'sche Schulgesetz stützte sich der damalige Kultusminister vornehmlich auf die immer wiederholte Behauptung, daß sein Entwurf nichts anderes sei, als die Ausführung der Verfassung und die Kodifikation der bisherigen Verwaltungspraxis, d. h. also eben auf „unsere Verfassung" und „unsere Traditionen". Gerade darüber ist doch aber der Minister Zedlitz gefallen und der Minister Bosse an seine Stelle getreten. Verstehen nun beide Minister unsere Verfassung und unsere Traditionen in gleichem Sinne, so wird jener Ministerwechsel noch räthselhafter, als er es sonst schon ist. Aber weiter. Noch ein Jahr vorher hatte der Kultusminister v. Goßler ein Schulgesetz vorgelegt, das sich gleichfalls als Ausführung der Verfassung und Ausfluß der Tradition gab, und doch gerade im Punkte der Konfessionalität wesentlich anders aussah, als das Zedlitz'sche. Und so könnte man die Dinge schrittweise rückwärts verfolgen, wenigstens was die „Tradition" betrifft, bis zu dem ersten der vielen verunglückten Schulgesetzentwürfe vom Jahre 1819. Aber die Verfassung?!

Wer boshaft sein wollte, würde an das Wort vom Teufel und der Bibel erinnern, angesichts der Thatsache, daß sich auf diesem Gebiete die Reaktion seit den Tagen Raumer's mit besonderer Emphase auf die Verfassungsurkunde beruft. Nach jenem Bekenntniß soll ja die Konfessionalität wie ihre Grenze vorgezeichnet sein durch die Verfassung, „die unveräußerliche und nicht zu verlassende Grundlage . . . . selbstverständlich auch für mich". Vortrefflich; aber wo in der Verfassung findet man diesen Himmelsschlüssel? Auch zur Rechtfertigung der Maßregel gegen die jüdischen Lehrkräfte ist neuerdings die Verfassung vom Kultusminister wiederholt angerufen worden; allerdings nicht der ganz klare Artikel 4: „Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich . . . Die öffentlichen Aemter sind, unter Einhaltung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen, für alle dazu Befähigten gleich zugänglich" — noch auch der nicht minder klare Artikel 12: „Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse"; — nein, vielmehr der Artikel 24: „Bei der Einrichtung der öffentlichen Volksschulen sind die konfessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen." Nun sagt aber Artikel 26: „Ein besonderes Gesetz regelt das ganze Unterrichtswesen", — einer der vielen nicht honorirten Wechsel der preußischen Verfassung; und Artikel 112 bestimmt: „Bis zum Erlaß des im Artikel 26 vorgesehenen Gesetzes bewendet es hinsichtlich des Schul- und Unterrichtswesens bei den jetzt geltenden gesetzlichen Bestimmungen."

Für den Unbefangenen dürfte diese einfache Nebeneinanderstellung genügen; und es ist demgemäß auch die ganz unbedingt herrschende Meinung der staatsrechtlichen Wissenschaft, daß die Artikel 21—25 der Verfassung durch Artikel 112 suspendirt sind. Allerdings hat schon Gneist bemerkt: „Da über kurz formulirte Sätze leichter zu streiten ist, als über zerstreute Landesgesetze, so kommt der etwas im Schatten stehende Artikel 112 gewöhnlich in Vergessenheit; aller Streit beschränkt sich auf die bekannten Artikel und kehrt immer wieder in das bequeme Fahrwasser zurück." Indessen, nicht nur die Wissenschaft lehrt die rechtliche Suspendirung des Artikel 24, sondern die Praxis, die ministerielle Praxis erkennt seine thatsächliche Unausführbarkeit ohne das Unterrichtsgesetz an. Der Kultusminister v. Bethmann-Hollweg sagt über den Artikel 24 in der Begründung seines Schulgesetzentwurfes:

„Es kann nicht bezweifelt werden, daß in der Verfassungsurkunde die Befugnisse der 3 Faktoren (Staat, Kirche, Kommune), so unvermittelt nebeneinander, zum Theil gegeneinander gestellt sind, daß, wenn nicht durch das Gesetz die nothwendige Vermittlung noch geboten wird, die Schule zwischen den an ihr Betheiligten zerrissen, für die letzteren selbst aber jede Einheit des Handelns fehlen würde."

Und der Kultusminister Falk erklärte in dem bekannten Cirkularerlaß vom 18. Februar 1876 bezüglich des Artikels 24, daß

„dieser Artikel erst der näheren Bestimmung seines Inhalts durch das nach Artikel 26 zu erlassende Unterrichtsgesetz bedarf."

Sind das denn nicht „unsere Traditionen"?! Ja, noch mehr; auch der gegenwärtige Kultusminister muß sich ständig auf die Suspendirung des Artikels 24 gegenüber den Ansprüchen des Centrums stützen; denn der zweite Absatz dieses Artikels lautet: „Den religiösen Unterricht in der Volksschule leiten die betreffenden Religionsgesellschaften." Daß dies bei uns noch heute nicht geltendes Recht ist, wird vom Klerikalismus sehr bitter empfunden, und erst jüngst hat der Kultusminister im Abgeordnetenhause die Rechtsbeständigkeit jenes Falk'schen Cirkularerlasses über den Religionsunterricht gegen das Centrum vertheidigt; diese Vertheidigung hat aber absolut kein anderes rechtliches Fundament, als die Suspendirung des Artikels 24. So steht es in Wahrheit mit der Berufung auf „unsere Traditionen" und „unsere Verfassung" aus! Das ist „die unveräußerliche und nicht zu verlassende Grundlage" der von der Verfassung vorgezeichneten Konfessionalität, daß kein giltiger Verfassungsartikel etwas darüber bestimmt!!

Welches sind nun aber die durch Suspendirung jener Artikel aufrecht erhaltenen, jetzt geltenden gesetzlichen Bestimmungen für die Konfessionalität oder Parität der preußischen Volksschule? Bekanntlich hat Gneist in einer Reihe vortrefflicher Einzelschriften dargelegt, daß das noch bestehende Schulrecht des A.-L.-R. im Zweifel nicht die konfessionelle Schule begründe, sondern „eine gemeinschaftliche Schule der weltlichen Gemeinden mit Parallelklassen für den Religionsunterricht." In glänzenden historischen und juristischen Deduktionen hat er die für die Konfessionalität der Volksschule vorgebrachten Gründe vernichtet und ihre Unvereinbarkeit mit den drei großen Fundamenten unseres Schulwesens, der allgemeinen Schulpflicht, der allgemeinen Schullast und der religiösen Parität, bewiesen. Er hat gezeigt, wie in bewußter Reaktion gegen den aufgeklärten Geist des Landrechts vornehmlich seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. die Idee des „christlichen Staates" auf diesem Gebiete zu jener „Umkehrung der Gesetze durch die Verwaltung", zur Verdrängung des Landesrechts durch Verwaltungsregulative geführt hat, ein Zustand, an dem auch die Verfassung, die hier ein Vakuum zeigt, nichts änderte. An innerlicher Ueberzeugungskraft können kaum andere Darlegungen Gneist's mit dieser wetteifern. Indessen, wenn die Anhänger der Konfessionalität auch keine ebenbürtige wissenschaftliche Autorität für sich haben, so doch gewichtige Stimmen der Praxis. Nach dieser entgegenstehenden Meinung bedarf der konfessionelle oder nichtkonfessionelle Charakter einer Schule der Feststellung im

Einzelfall. Dieser Auffassung hat sich, wenn auch nur bei einem Incidentpunkt in der Begründung, das Oberverwaltungsgericht in einem Erkenntniß vom 18. Juni 1895 angeschlossen. Dort heißt es:

„Hinsichtlich des religiösen Charakters der Schulen unterscheidet nun — nach der ministeriellen Denkschrift vom März 1878 (Schneider und v. Bremen III S. 423 ff.) — der amtliche Sprachgebrauch:

1. die religions- oder konfessionslose (in Preußen nicht zugelassene) Schule, in welcher das Religionsbekenntniß der Kinder grundsätzlich bei Anstellung der Lehrer und Ertheilung des Unterrichts unberücksichtigt bleibt; und andererseits entweder

2. die konfessionellen Schulen, in denen nach beiden Richtungen ein bestimmtes Bekenntniß ausschließlich oder — falls die Kinder anderer Bekenntnisse die Schule besuchen — doch vorzugsweise berücksichtigt wird, somit auch solche, bei welchen, selbst wenn sie ursprünglich für Angehörige zweier Konfessionen bestimmt waren, dennoch nur Lehrer einer Konfession angestellt werden, oder

3. die (Simultan- oder richtiger) paritätischen Schulen, in denen Lehrer verschiedener Konfessionen neben einander angestellt und ihrer Befähigung gemäß mit entsprechend gleichen Rechten thätig sind."

Das Entscheidende ist, daß nach dieser, auf eine ministerielle Denkschrift sich stützenden Aeußerung des Oberverwaltungsgerichts es — abgesehen von der hier nicht in Betracht kommenden religionslosen Schule — nur entweder konfessionelle oder paritätische Schulen gibt; daß das Wesen der ersteren darin besteht, daß an ihnen ausschließlich Lehrer der betreffenden Konfession angestellt werden können; daß dagegen an den paritätischen Schulen Lehrer verschiedener Konfession in voller Gleichberechtigung wirken. Also auch der Gegner der Gneist'schen Lehre kommt jedenfalls um diese Alternative nicht herum. An den betreffenden Berliner Volksschulen sind nun aber seit 24 Jahren mit Genehmigung der Regierung Lehrkräfte verschiedener Konfession angestellt; folglich sind diese Schulen nicht konfessionell. Wenn sie aber nicht konfessionell sind, so können sie nur paritätisch sein, da es ein Drittes nicht gibt. Das ist jedoch das Charakteristische an dem Vorgehen der Regierung im Berliner Schulstreit, daß sie,] wie schon oben erwähnt, ein solches Drittes einschieben will: Schulen, die nicht konfessionell sein können, weil Lehrer verschiedener Konfession angestellt sind, und die doch nicht paritätisch sein sollen, weil man diese Lehrer nicht als gleichberechtigt behandeln will. Wo bleibt bei alledem „unsere Tradition" und „unsere Verfassung", von der „innerlichen Freiheit" und dem „unbefangenen Blick" gar nicht zu reden?

Ueber diesen prinzipiellen Konflikt vermag auf die Dauer kein Kompromiß, kein modus vivendi hinwegzuhelfen. Nach den Aeußerungen des Kultusministers im Abgeordnetenhause scheinen völlig falsche Nachrichten über thatsächliche Verhältnisse den Anlaß zu dem Vorgehen in Berlin gegeben zu haben. Aber die ganze hier kritisirte Auffassung muß bei irgendwelchen Anlässen immer wieder zu willkürlichen Eingriffen, zu unmöglichen Anordnungen führen, weil jener Auffassung jede rechtliche, ja jede logische Grundlage fehlt. Unzweifelhaft giltige Bestimmungen der Verfassung werden ignorirt, unzweifelhaft suspendirte werden zitirt; von dem Ministerium selbst aufgestellte Normen werden über den Haufen geworfen, um an ihre Stelle undefinirbare Mißbegriffe zu setzen. Wenn man die allgemeine Redensart des Art. 24 ohne weiteres als geltendes Recht ausführen will, so müssen Ungeheuerlichkeiten wie die berüchtigte canonische Zehnkinderzahl unvermeidlich wiederkehren. Und wenn man paritätische Schulen je nach Belieben als konfessionell, halb- oder viertelkonfessionell behandelt, so schafft man eine Willkür, mit der es keinen möglichen Frieden gibt. Der unvermeidliche Kampf gegen diese Willkür liegt vor allem der städtischen Selbstverwaltung ob. Die großen Gemeinden haben nicht nur ein sehr erhebliches materielles Interesse an der Abwehr fortschreitender Konfessionalisirung ihrer Schule; hier ist auch die geistige Prädisposition für dies Werk am ungünstigsten. Deshalb gehen seit den Tagen Raumer's bis heute stets jene konfessionellen Bestrebungen mit Eingriffen in die städtische Selbstverwaltung auf dem Schulgebiete, in die Zusammensetzung der Schuldeputationen, Hand in Hand. Hier gilt es, durch unbeugsame Geltendmachung der kommunalen Rechte sich zu wehren; denn nicht auf dem parlamentarischen Felde werden, wie die Dinge bei uns liegen, diese Fragen zunächst ausgetragen, sondern auf dem Gebiete der Selbstverwaltung. Diese vollbringt aber damit eine wahrhaft staatserhaltende Arbeit. Der Todfeind staatlicher Einheit ist die konfessionelle Sonderung, wie überall, so namentlich in dem elementaren Lebenskreise der Schule. Die konfessionelle Schule ist ein Rudiment der Kirchenschule und hat stets die Tendenz, sich dahin zurückzubilden; denn die Organisation der Konfession ist die Kirche, nicht der Staat. Will der Staat sein Recht auf die Schule wirklich wahren, so muß er die konfessionelle Schule vernichten; und so lange er diesen seinen Beruf verkennt, üben die Gemeinden eine edle Pflicht, wenn sie nach ihren Kräften gegen den schlecht berathenen Staat für den besser zu berathenden wirken.

Hugo Preuß.

Die soziale Lage der arbeitenden Klassen in Berlin.

Die kommunale Sozialpolitik ist der jüngste Zweig der Sozialpolitik überhaupt, die, nach Gladstone, die Signatur des scheidenden Jahrhunderts bildet. Daß die Bedeutung derartiger Thätigkeit im engeren Rahmen der Gemeinde stetig zunimmt, lehrt die Erfahrung. Stetig wächst die Erkenntniß, daß Gesetze und Verwaltungsmaßnahmen denn doch nur ein relativ kleines Stück der ungeheueren Aufgabe zu vollbringen im Stande sind, daß mit einem Worte die Sozialpolitik der Dezentralisation bedürfe, um wirksamer zu sein.

Allerdings, von dieser Erkenntniß bis zur Ausführung ist noch eine weite Wegstrecke zu durchmessen. Der entgegenstehenden Hemmnisse sind gar zu viele. Bei weitem mehr als das „Klasseninteresse" der Besitzenden, womit die Sozialdemokratie immer operirt, fällt ins Gewicht der Indifferentismus weiter Kreise der Bevölkerung. Dieser ist viel schwerer zu überwinden, als jenes. Man lebt fin de siècle weit mehr sich selbst, bestenfalls seinen Nahestehenden, als man Antheil nimmt an dem Ergehen der Allgemeinheit. Dieser Stein des Anstoßes muß vor allem aus dem Wege geräumt werden. Dazu ist aber Vorbedingung, daß wir ungeschminkte aber wahrheitsgetreue Zustandsschilderungen besitzen der sozialen Zustände um uns, die wir trotz der Sinthfluth von staatlichen und privaten Enqueten so wenig kennen. Besitzen wir diese erst, so kann man sehen, wo wirklich der Schuh drückt, und dann ist es nur ein Schritt, ihn passend zu machen. Dann, aber erst dann, gewinnt die kommunale Sozialpolitik Ziel und Richtung, arbeitet sich heraus aus dem Stadium nebelhafter Programme und hin- und hertastender Experimente, welches sie jetzt selbst in den vorgeschrittensten Ländern charakterisirt.

Einen ganz vortrefflich gelungenen Beitrag zu diesem Postulate gegeben zu haben, ist das Verdienst eines Buches von Dr. E. Hirschberg, dem bekannten Berliner Sozialstatistiker.*) Sein Titel klingt an die bekannte Jugendschrift von Friedrich Engels über Großbritannien (1845) an. Indessen ist eine Parallele beider Bücher ganz unzulässig. Höchstens könnte man daraus ersehen, wie anders die deskriptive Nationalökonomie unserer Tage arbeitet, denn vor einem Menschenalter. An Stelle der krassen, hie und

*) Die soziale Lage der arbeitenden Klassen in Berlin von Dr. E. Hirschberg. Berlin. O. Liebmann.

da wohl etwas übertriebenen Jammerbilder, der feurigen Exklamationen und des blutigen Ausblicks auf die proletarische Revolution in England, welche bekanntlich sich so wenig erfüllt hat wie andere Prophezeiungen von dieser Seite — an Stelle dieser genial hingeworfenen aber doch gefärbten Skizzen tritt die kühle Objektivität des Forschers, der die historischen Zusammenhänge klarlegt und thunlichst den Werdeprozeß durch Zifferbilder zu illustriren bestrebt ist. Dabei entbehrt der Autor so wenig als sein Buch jener wohlthuenden Sympathie und Hingabe an sein Objekt, die unerläßlich ist, sobald man auf Grund der gewonnenen Resultate zu Vorschlägen der Reform gelangen will. Nur daß Hirschbergs Postulate sich vorsichtig den aufgedeckten Mißständen anpassen und daher leicht als „kleine Mittel" verspottet werden könnten. Alle zusammengenommen bilden jedoch ein System von Aufgaben für die Berliner Gemeindepolitik, daran wohl noch mehrere Generationen zu schaffen haben werden. Aber sie müssen in Angriff genommen werden, soll die Reichshauptstadt den Ruf eines fortschreitenden Gemeinwesens verdienen, das den Aufgaben einer neuen Zeit gerecht wird.

Zugleich aber ist Hirschberg's Buch ein Kompendium des Wissenswerthen, was auf dem Gebiete der Berliner Sozialpolitik bereits versucht und geleistet wurde. Es gibt eine große Menge Material über Berliner Arbeiterverhältnisse, das theils unendlich verstreut und vergraben, theils gar nicht gesammelt und systematisch verarbeitet ist. Dieser Umstand sichert dem Buch seine Bedeutung.

Von seinem reichen Inhalt ist es selbstredend nicht angängig, an dieser Stelle eine erschöpfende Darstellung zu geben. Es kann sich hier nur darum handeln, Einiges herauszugreifen und im übrigen zur möglichst eifrigen Lektüre der Schrift selbst anzuregen.

Hirschberg definirt im Wesentlichen den etwas vagen Begriff „arbeitende Klassen" analog den bezüglichen Rubriken der Berufszählung. Ob dies zutreffend und ausreichend ist, möchten wir bezweifeln. In der Periode von 1882—95 zwischen beiden Berufszählungen sind diese Klassen von 56,2 auf 60,6 Proz. der Gesammtbevölkerung angewachsen; unter den Selbstthätigen betrug die Vermehrung beim männlichen Geschlecht 60,6 gegen 60,1 Proz., beim weiblichen aber 77,7 gegen 67,0 Proz. Unter den Großstädten des Deutschen Reiches steht damit Berlin an siebenter Stelle; es wird als Arbeiterstadt übertroffen von den meisten westdeutschen Industriezentren (Dortmund, Barmen-Elb.) und von Chemnitz. Nimmt man die Ziffer der Dienstboten als Charakteristikum für die Wohlhabenheit an, so steht die Reichshauptstadt etwa in der Mitte der Skala, die ziemlich genau das entgegengesetzte Bild der Zusammensetzung aufweist. Die Zahl der Haushaltungen mit Dienstboten ist in Berlin eine zurückgehende. Sie betrug im Jahre 1895 nur $1/7$ aller Haushaltungen gegen mehr denn $1/5$ im Jahre 1875. Ihre Ziffer ist natürlich in den wohlhabenden Bezirken viel größer als in den Außenbezirken; über $1/2$ im Thiergartenviertel, nur $1/20$ in der Luisenstadt. Es sei angefügt, daß der Verfasser weiterhin an mehreren Stellen (bes. S. 274 ff.) ein sehr ungünstiges Urtheil über die Berliner Dienstbotenverhältnisse abgibt, das vielleicht doch zu sehr grau in grau gemalt ist. Uebrigens halten wir die Zahl der eigentlichen Dienstboten nach den Zählungsergebnissen für eine zu hohe; in vielen Haushaltungen sind sie mehr Gewerbegehilfinnen, was auch häufig in den Urtheilen des Gewerbegerichtes zum Ausdruck gelangt.

Charakteristisch für die Großstadt ist die Zusammensetzung der Arbeiterbevölkerung nach den Altersklassen, die durch eine vorzüglich gelungene graphische Darstellung illustrirt wird. Das Ueberwiegen der kräftigeren Altersklassen, welches an sich schon eine den Großstädten eigenthümliche Erscheinung ist, wird hier noch potenzirt.

Ein sehr betrübendes Kapitel ist das der Erwerbsthätigkeit der Schulkinder. Für Berlin fehlen Angaben. Charlottenburg ermittelte in zweimaliger Zählung 12,13 bezw. 11,60 aller schulpflichtigen Knaben als erwerbsthätig + 5,59 bezw. 5,84 der Mädchen, Rixdorf sogar 18,36 Proz. der Knaben. Hirschberg will Nichts gegen eine leichte Erwerbsthätigkeit von Schulkindern einwenden, befürwortet aber angesichts der argen Ueberschreitung jeder Grenzen den Erlaß eines Ortsstatuts wie in Hamburg.

Der Zu- und Fortzug bei den arbeitenden Klassen ist ein außerordentlich lebhafter, über 70 Proz. der gesammten Bewegung der Selbständigen. Der Zuzugsüberschuß belief sich auf etwa 10 Proz. für jedes Geschlecht im Jahre 1895. Die Herkunft der Arbeiterzuzüge ist von der Provinz Brandenburg abgesehen am stärksten aus Schlesien (10 Proz. aller Zuziehenden), worauf die Provinzen Sachsen und Pommern mit je 6,2 Proz., Ostpreußen und Posen mit je 5 Proz. folgen. Aber dieselben agrarischen Provinzen sind auch unter den Fortziehenden mit je $4^{1}/_{2}$ Proz. am stärksten betheiligt.

Den Schluß des ersten Kapitels bildet ein treu nach dem Leben gezeichnetes Bild aus dem Eheleben der Arbeiterfamilien, das betrübende Einzelheiten mittheilt.

Ein bedeutender Raum ist der Erörterung der Wohnungsverhältnisse gebührender Maßen eingeräumt. Die Kalamität ist eine alte, oft beklagte. Schon der erste Volkszählungsbericht von 1861, den der verdiente Sanitätsrath Dr. S. Neumann erstattete, hob hervor, daß nahezu die Hälfte der Berliner Bevölkerung in Wohnungen mit nur einem oder ohne heizbares Zimmer hause und betonte die Ueberfüllung der Wohnungen in Folge des Schlafstellenunwesens. Aber noch grausiger wurden die Zustände auf dem Höhepunkt der Wohnungsnoth, wie sie Boeckh's Bericht aus dem Jahre 1875 schildert. Seither läßt sich in mancher Beziehung allerdings eine leichte Verbesserung nachweisen, aber viel bleibt noch übrig, um einzuschreiten. Kamen doch z. B. im Jahre 1861 erst 48 Einwohner auf je ein Grundstück, dagegen 1871 schon 57, 1890 aber 73, eine Ziffer, die 1895 auf 72 gefallen ist. Immer noch beträgt die Zahl der Wohnungen mit nur einem Raum nach der letzten Zählung von 1895: 1,9 Proz., derer mit Schlafleuten 7,7 Proz. und die stark herabgegangene Ziffer der Schlafleute doch noch 78 901. Dabei ist es für uns fraglich, ob nicht die schlimmsten Wohnungszustände sich über die Weichbildgrenze Berlins nach den Vororten zurückgezogen haben. Wenigstens aus Charlottenburg ist derlei nachweisbar; noch schlimmer mag es in Rixdorf, Weißensee 2c. stehen.

Sehr instruktiv sind Hirschbergs Ziffern über das stetige Anziehen der Miethspreise von 1880—90. Für das Zimmer stieg die Miethe von 221 auf 248 M. für den Bewohner von 119 auf 127, dagegen für die berühmten „Wohnungen" mit einem heizbaren Zimmer von 191 auf 229, auf dem Wedding, einem Arbeiterviertel, von 133 auf 189 M. Auf weitere Angaben über Luftraum 2c. kann hier nicht eingegangen werden. Es werden weiterhin die verschiedenen Versuche durch Baugenossenschaften auf diesem Gebiete Wandel zu schaffen, ausführlich beleuchtet. Hirschberg verneint, daß diese Thätigkeit im Verhältniß zu den Bedürfnissen erheblichen Erfolg gebracht habe. Die Wohnungsfrage liege bei verschiedenen Gewerbsarten verschieden. Staat und Stadt sollten eigenes Bauterrain pachtweise an gemeinnützige Baugesellschaften zum Bau von Arbeiterhäusern vergeben.

Sehr wichtig ist der Nachweis des Verfassers in dem folgenden Kapitel (Erkrankungen und Sterbefälle überschrieben), daß die oft gehörte Behauptung, die Arbeiterbevölkerung habe eine höhere Sterblichkeit als die allgemeine, in dieser Form nicht beweisbar ist. Die größere Sterblichkeit in den Arbeitervierteln hängt in erster Reihe ab von der höheren überdurchschnittlichen Geburtenziffer. Dem günstigen Momente der vorwiegenden Ernährung der Arbeiterkinder durch Muttermilch steht allerdings der schwere Uebelstand entgegen, daß die Mütter selbst durch ihre wirthschaftliche Lage ungünstig disponirt sind. Noch bedrohlicher

wird das Gedeihen der Kinder nach Ueberstehen des ersten Lebensjahres. Indessen ist Sicheres nicht festzustellen, ein Vergleich mit dem Reichsdurchschnitt und mit Hamburg lehrt, daß Berlin am ungünstigsten dasteht, was jedoch für eine Stadt mit überwiegender industrieller Bevölkerung nicht Wunder nehmen kann.

Sehr wichtig sind ferner Hirschberg's Zusammenstellungen über die spezielle Berufsgefahr und die daraus entstehenden Krankheiten.

Die folgenden Abschnitte tragen mehr den Charakter eines Kompendiums. Sie behandeln das Arbeiterversicherungswesen, wobei der Verfasser das segensreiche Heranziehen der sozialdemokratischen Arbeiter zur Verwaltung besonders betont, und das Schulwesen. Hier ist vorzüglich der Nachweis von Interesse, daß der Fortbildungsschulzwang die Zunahme der Schülerzahl von rund 22000 auf etwa 40000 zu bedeuten hätte, also in seiner Wirkung überschätzt worden sei. Unter der Ueberschrift: Soziale Fürsorge der Behörden werden Fabrikinspektionen, Gewerbegerichte, Innungen, Leihämter, Sparkassen behandelt. Von großer Bedeutung ist eine Anregung unseres Autors (S. 152 ff.), die Konkurrenz aller dieser ohne organische Verbindung nebeneinander bestehenden Institutionen dadurch zu beseitigen, daß man sie in einem Städtischen Arbeitsamte zusammenfaßt. Es ist für jeden Unbefangenen außer Zweifel, daß dieses Projekt ernste Erwägung verdient.

Nach einem Ueberblick über die Organisationen der Selbsthilfe (Gewerkvereine, Gewerkschaften, Genossenschaften) gibt Hirschberg einen Abriß der Arbeiterbewegung, betont die starke Betheiligung der Arbeiter an der Revolution von 1848 infolge ihrer Nothlage, die Abhängigkeit der Verbrechen von den Brodpreisen, gibt eine Skizze der Streiks und des Bierboykotts von 1894, den er scharf verurtheilt, und hofft von der Erstarkung der Arbeiterorganisationen Verminderung der bezüglichen Mißstände.

In eingehender Weise werden Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis behandelt. Endlich enthält das Buch sehr bedeutsame Angaben über Arbeitslohn und Arbeitszeit der einzelnen Arbeiterkategorien sowie eine Reihe von Arbeiterbudgets, die ebenfalls durch graphische Darstellungen erläutert werden und im Ganzen recht ungünstige Resultate ergeben.

Das resumirende Schlußkapitel hebt hervor, daß die Anläufe zur Reform bislang durch ihre Zersplitterung, Einseitigkeit sowie besonders durch Verquickung mit der Politik vielfach erfolglos geblieben sind. Eine langsame Besserung der Lage der Arbeiter sei zwar unverkennbar; indessen genüge diese nicht angesichts großer Mißstände. Es sei ein Zusammenwirken der freien Initiative der Betheiligten mit einer Umbildung der Berliner Kommunalpolitik in der Richtung eines Interesses für verständige Sozialreform erforderlich.

Dem verdienstlichen Buche, dessen reichen Inhalt wir hier nur anzudeuten vermochten, sind unsererseits keine Glossen und Einwürfe hinzugefügt worden. Wir stehen auf dem gleichen Standpunkte prinzipieller Natur, und so erübrigt sich kleinliche Splitterrichterei in Einzelheiten. Indessen auch wer von anderen Gesichtspunkten an diese Probleme herantritt, wird dem Verfasser nur Dank wissen können, daß er in mühevoller Arbeit das Material gesichtet und zusammengetragen hat, mit dem die Kommunalpolitik der Zukunft — auch außerhalb der Weichbild- und Landesgrenze — den Boden bestellen kann.

Daß Hirschberg's Buch diesen Erfolg haben möge und die weitesten Kreise dafür interessire, ist unsere Hoffnung.

Berlin. Rudolf Grätzer.

Die sozialistische Bewegung in Italien.

Die jüngsten Tage haben in Mailand eigenartige Reminiscenzen an den im Mai vorigen Jahres stattgehabten Aufstand wachgerufen, Reminiscenzen, die wohl verdienen, festgehalten zu werden. Oefter ereignet es sich im öffentlichen Leben, daß gewisse Vorgänge die politische Situation, latente wirthschaftliche und soziale Krisen eines Landes, plötzlich mit grellem Schein beleuchten. Zu solchen Vorgängen gehört die kürzlich erfolgte Wahl des Führers der sozialistischen Partei, Filippo Turati in Mailand. In wie weit die sozialistische Partei bei der vorjährigen Revolte, bei der allerdings den Anarchisten der Löwenantheil gebührt, engagirt war, ist auch heute noch nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Ebenso wenig ist die Rolle klar, welche Filippo Turati, der mailändische Abgeordnete und Führer der sozialistischen Partei, in jenen bewegten Tagen spielte. Sicher ist, daß der dreimonatliche Belagerungszustand, der über Mailand verhängt wurde, ferner die darauf folgende stark reaktionäre Strömung, die man von den Regierungskreisen aus einleitete, endlich die lästige Polizeiwirthschaft die nach „Verdächtigen" förmlich fahndete, die latente Gährung in der Lombardei nicht unterdrücken konnten. Daß auch das Festnehmen der Häupter der mißliebigen Partei — ein sonst probates Mittel — die beabsichtigte Wirkung vollständig verfehlte, hat sich nunmehr zur Evidenz erwiesen. Filippo Turati, der wegen Theilnahme an der Mai-Revolte zu achtzehn Jahren Kerker verurtheilt worden war, ist am 25. v. M. von dem fünften Wahlkollegium Mailands wieder zum Abgeordneten Mailands gewählt worden. Das Resultat dieser Wahl ist ein durchaus theoretisches, da Turati, der bürgerlichen Rechte verlustig, das Mandat nicht annehmen kann; ferner sind solche von der Urne ausgehende Proteste gerade auf italienischem Boden so häufig, daß man von vornherein nicht geneigt ist, dem jüngsten Votum, das Mailand abgegeben hat, mehr als ephemere Bedeutung beizulegen. Ein genauerer Einblick in die hiesigen Parteiverhältnisse im allgemeinen und insbesondere in die Umstände, unter welchen der Wahlakt erfolgte, lassen diesen aber in wesentlich anderem Lichte erscheinen. Bei der Wahl Turatis betheiligten sich fast fünfzig Prozent der Gesammtwählerschaft; von 4456 abgegebenen Stimmen erhielt der Führer der Sozialisten 4343, und die Mehrzahl der hiesigen Blätter hat daher nicht Unrecht, wenn sie von einem einstimmigen Votum, ja geradezu von einem Plebiscit spricht, das hier abgegeben wurde. Wichtig ist ferner, daß sich der Akt in größter Ruhe und Ordnung vollzog und das Massenaufgebot der Polizei keinerlei Anlaß fand, einzuschreiten; daß das Wahlergebniß nicht nur in der Lombardei, sondern auch von den über ganz Italien verbreiteten sozialistischen Parteigruppen, insbesondere von Neapel aus mit Begeisterung begrüßt wurde, und die Regierungskreise, obwohl auf das Ergebniß vorbereitet, durch das imposante Stimmenverhältniß augenscheinlich überrascht waren. Man hat in Rom mit der Kraft des Sozialismus sehr ernstlich zu rechnen, und es wird Sache einer einsichtigen Regierung sein, gewissen Theilen des Programmes dieser Partei, namentlich in agrarund zollpolitischer Hinsicht, volle Aufmerksamkeit zu schenken.

Es wäre jedoch verfehlt, die sozialistische Bewegung in Italien lediglich vom innerpolitischen Standpunkt aus zu betrachten. Die Sozialisten sind entschiedene Gegner des Dreibunds. Sie werden hierzulande nicht müde, bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten auszurechnen, daß das Militärbudget — in seiner Höhe eine angebliche Folge des Bundes mit Deutschland und Oesterreich — ein Drittheil der gesammten Ausgaben des Staates ausmache; die unglücklichen Kolonialexpeditionen seien nichts anderes als der Versuch gewesen, für die italienischen Truppen ein „Exerzierfeld" zu schaffen; während in Neapel und Sizilien das Volk nach Brot schreie, würden Milliarden für Heer und Flotte ausgegeben u. s. w. Hier liegt nun der Kernpunkt des Interesses, das die in ungeahnter Weise auflebende sozialistische Bewegung in Italien für Central-Europa bietet.

Mag es nun richtig sein oder nicht, daß Sedan, Adua und Cuba konkrete Argumente für diejenigen bilden, die von dem Niedergang der lateinischen Race überzeugt sind, auf jeden Fall treiben die italienischen Sozialisten ein gefährliches Spiel, wenn sie militärische Schlappen als Parteimittel benutzen, um gegen die Erhaltung einer schlagfertigen nationalen Wehrmacht zu kämpfen. Diesen Punkt kann die italienische Regierung nicht außer Acht lassen. Der die auswärtige Politik betreffende Theil des sozialistischen Programmes ist eine der Großmachtstellung des Landes geradezu widersprechende. Man darf in Bezug auf die Bekämpfung solcher Tendenzen an dem guten Willen der leitenden Kreise in Rom nicht zweifeln. Es wäre aber ein schlechter Anfang zur Bethätigung dieses guten Willens, wenn man die imponirende sozialistische Bewegung Italiens in Bausch und Bogen blos mit Repressalien, nicht durch Reformen, namentlich auf steuerpolitischem und administrativem Gebiete, beantworten wollte.

Mailand, Ende März. B. Reer.

Aus Tripolis.

Als Kaiser Wilhelm vor einigen Monaten in Konstantinopel weilte, beglückte ein dortiger, phantasiebegabter „Times"-Korrespondent in Ermangelung von etwas Besserem sein Blatt mit der „hochinteressanten" Meldung, daß Sultan Abdul-Hamid-Khan Deutschland „ein großes Territorium" an der tunesisch-tripolitanischen Grenze abgetreten habe. Also etwa um jene schönen Gegenden herum, allwo seinerzeit der Oberst Picquart sich hätte von den Tuaregs massakriren lassen sollen.

Diese Nachricht rief besonders in der italienischen Presse lebhaftes Mißvergnügen hervor. Die „Gazetta del popolo" schrieb: ob Deutschland oder Frankreich sich in Tripolis festsetze, sei gleichgültig; Italien habe immer den Schaden. Die „Tribuna" ereiferte sich in bitterbösen Vorwürfen gegen die Regierung, die es nicht verstanden habe, Italien vor diesem äußersten Unglück (!) zu bewahren.

Glücklicherweise für die Seelenruhe Italiens erwies sich indeß diese Alarmnachricht nur als eine jener tollen Enten, wie sie vor und während der vielberufenen Kaiserreise ja ringsumher so reichlich aus dem Sumpf geflattert waren.

Im Uebrigen haben uns die tripolitanischen Traumbilder der Italiener doch stets nur ein gelindes Lächeln entlockt; hin und wieder scheint man in Italien zu wähnen, das neue Rom könnte so im Handumdrehen Alles das leicht wiederhaben, was das alte einst besessen. Und das heutige Tripolitanien war ja einst auch eine römische Provinz, es steht sogar noch ganz wohlerhalten der Triumphbogen des Marcus Aurelius hier. Leider hat er sich, o grausame Ironie der Weltgeschichte! inzwischen zu einer maltesischen Schnapsbude umgewandelt. Die Zeiten haben sich eben seither geändert, auch die Machtfülle Italiens und selbst die Verhältnisse der Regio Syrtica mit ihnen. Damals mag diese letztere größtentheils leidlich fruchtbares Land gewesen sein, heute ist es eine Wüste.

Wir zweifeln auch sehr daran, daß Italien überhaupt im Stande wäre, das 18760 Quadratmeilen umfassende Gebiet zunächst in Besitz zu nehmen, und was noch schwieriger wäre, es dann fernerhin zu behaupten. Zu letzterem Behufe hat die Türkei gegenwärtig in dieser Provinz an die zwanzigtausend Mann anatolischer Kerntruppen stehen und selbst mit dieser gar nicht zu verachtenden Anzahl von Bajonetten ist sie noch keineswegs im Stande, auch nur annäherungsweise geordnete Zustände im Innern des Landes herzustellen, obwohl die einheimische Beduinenbevölkerung gegen die nominelle Herrschaft des Khalifen zu Stambul — ihm Militärdienste zu leisten, hat sie bisher erfolgreich verweigert — im Grunde keinerlei prinzipiellen Widerstand erhebt. Wollten aber ungläubige Rumi*) diese Gebiete ihrem Szepter unterwerfen, so würden sie hiezu mindestens die sechsfache Truppenzahl gebrauchen, also eine ständige Besatzung von nicht weniger als hunderttausend europäischen Soldaten im Lande unterhalten müssen, um dem dann mächtig auflodernden Fanatismus der Rechtgläubigen allenthalben wirksam begegnen zu können. Die für die Unterkunft einer derartigen Truppenmacht erforderlichen Bauten, die Anlage fahrbarer Wege durch stets wehenden Dünensand, und sonstiges nothwendiges Zugehör würden zu ihrer Herstellung zahlreiche Millionen erfordern, die italienischen Lirascheine aber sich kaum hiezu verwenden lassen.

Wie die Tripolitaner übrigens ihrerseits über die Sache denken, konnten wir vor ungefähr Jahresfrist, da gerade wieder einmal das von Zeit zu Zeit in der Stadt auftauchende Gerücht, eine italienische Flotte sei im Anzuge, um Tripolis zu erobern, die Runde machte, gelegentlich eines Jagdausflugs nach der Oase von Ain-Zarah in Erfahrung bringen. Saßen da einige Dutzend Beduinen an einer Quelle und sprachen über die „drohende Gefahr". Wir ließen uns gleichfalls nieder zu kurzer Rast, und suchten die aufgeregten Wüstenpolitiker mit der Versicherung zu beruhigen, daß die ganze Geschichte eben nicht wahr sei. Nach längerem Hin und Wieder nahm ein alter, würdiger Schech, wahrscheinlich der Weiseste in der Versammlung, das Wort und sprach: „Hör' mich an, ich will Dir was sagen! Wenn ja doch schon einmal die Rumi, was Allah übrigens gnädig verhüten möge, unser Land in Besitz nehmen sollten, so wollen wir jedenfalls nicht unsere dermalige bankerotte Regierung gegen eine andere, kaum bessere vertauschen. Dann mögen es die Franzosen sein, diese Leute haben doch wenigstens Geld, und man kann bei ihnen was verdienen. Aber mit den Italienern wollen wir nichts zu thun haben. Das kannst Du ihnen sagen." „Amin!" erwiderte der ganze Chorus, wir zogen weiter unserer Wege und erfüllen hiermit den Auftrag des würdigen Araberschechs von der Quelle zu Ain-Zarah.

Zu dem früher Gesagten käme noch die Schwierigkeit und Kostspieligkeit der Verpflegung. Das ganze gewaltige Gebiet Tripolitaniens ist eine Wüste, mit nur einzelnen, darin verstreuten Oasen. Es besitzt keinen einzigen Fluß, nur wenige unbedeutende Bäche und Quellen, die allesammt nach kurzem Laufe im dürren Sande wieder versiegen oder zu Salz- und Schwefelsümpfen stagniren, in ihrer unmittelbaren Umgebung jedoch eine üppige Vegetation erzeugen. Regenfall — nur zur Winterzeit — ist schon an der Küste gewöhnlich nicht sehr reichlich und bleibt im Innern oft jahrelang gänzlich aus.

Die Bewohner des Binnenlandes sind zumeist Nomaden. Dasselbe ist übrigens noch sehr wenig erforscht und zählt heute zu den unbekanntesten Gebieten der Erde. Einst galt Tripolis als der Schlüssel zum Sudan und war der Hauptausgangspunkt des Karawanenhandels nach Wadai, Bornu und Tibesti u. s. w., doch haben ihm nunmehr die Franzosen durch ihre besseren und sichereren Verbindungen über Tunis und Timbuktu bereits den Rang abgelaufen, so daß „Sudan"-Karawanen hier nachgerade nur noch zu den seltenen Erscheinungen gehören.

So müssen denn nicht nur das für die vorhandene türkische Besatzung erforderliche Brotmehl, der Reis, die Butter und noch mancherlei andere Bedürfnisse aus Konstantinopel hierhergeliefert werden, sondern auch für die einheimische Bevölkerung — sie wird auf rund eine Million Seelen geschätzt — vermag das Land selbst bei weitem nicht genügend Weizen (Roggen ist unbekannt) zu erzeugen, so daß ungefähr 75 Proz. des Mehlkonsums aus Italien, Frankreich und Odessa eingeführt werden.

Sämmtliche Gartenkulturen an der Küste und in den Oasen, welche allerdings vorzügliche Südfrüchte aller Art, namentlich prächtige Orangen in Hülle und Fülle liefern,

*) So werden von den nordafrikanischen Arabern alle Europäer genannt. Eine aus alten Zeiten stammende Benennung: Rumi von Rom, die Römer.

werden aus mehr oder weniger tiefen Ziehbrunnen in unendlich mühseliger Weise bewässert. Dieses altbiblische System ließe sich ja allerdings auf mancherlei Art wohl vervollkommnen, man könnte vielleicht auch mit artesischen Brunnenbohrungen hie und da günstig ankommen, aber das würden dann doch immer nur Tropfen sein, die das ungeheure Sandmeer nicht in fruchtbares Land zu verwandeln vermöchten.

Also, Italia, magst ruhig sein! Diesmal war's ja überhaupt auch nichts damit. Aber selbst, wenn der Sultan auch später einmal — vielleicht gelegentlich der nächsten Orientreise eines deutschen Kaisers — wirklich an Deutschland irgend ein Stücklein Sahara sollte verschenken wollen, so würde man denn doch hoffentlich wohl das Ding vorher noch ein wenig näher bei Licht besehen, um sich dann schleunig, wie man so sagt, für die Bescherung allerschönstens zu bedanken.

Es gäbe jedoch hier ein viel lohnenderes Gebiet, als problematische Wüstenkultur, das bei dieser Gelegenheit deutschem Unternehmungsgeist zu eingehenderer Beachtung empfohlen werden möge: Der Handel.

Tripolis selbst besitzt beinahe gar keine eigene Industrie, fast sämmtliche Bedarfsgegenstände der Bevölkerung müssen von Europa eingeführt werden. Darunter befinden sich zur Zeit bereits — Mehl, Zucker, Sprit und Petroleum abgerechnet — über 60 Prozent deutscher Waare. Dieses Importgeschäft wird, in Ermangelung jedweder bedeutenderen Firma von einer Unzahl kleiner hiesiger Kommissionäre darunter nicht wenig Individuen recht zweifelhafter Güte, zuweilen auch noch auf mancherlei Umwegen über Konstantinopel, Malta und Tunis vermittelt. So war z. B. die Berliner Lampenfabrik-Gesellschaft Stobwasser & Co. im vorigen Jahre am hiesigen Platze durch einen vierzehnjährigen Schuljungen „vertreten". Ob dies bis heute noch der Fall ist, ist mir nicht bekannt, im Uebrigen würde das handelsbeflissene Büblein inzwischen ja auch wohl um ein ganzes Jahr älter geworden sein. So konnte es bisher denn auch nicht anders sein, als daß nicht wenig deutsche Exporthäuser bei ihren Handelsgeschäften mit Tripolis oft schmerzlich „reingelegt" wurden, obwohl der Platz im Allgemeinen als ein verhältnißmäßig sicherer bezeichnet werden kann und Fallimente hiesiger Kaufleute eigentlich zu den Seltenheiten gehören. Ein solider und findiger — leider sind sie das letztere noch lange nicht alle! — deutscher Kaufmann mit genügendem Kapital und guten Bezugsverbindungen würde, wenn er sich hier niederließe, nicht nur selber seine eigene Rechnung dabei finden, sondern nebenbei der gesammten Exportindustrie Deutschlands auch noch sehr ersprießliche Dienste leisten können.

Freilich wäre es dann auch noch von sehr erheblichem Belange für die ganze Sache, wenn die „Deutsche Levante-Linie" — zu ihrem eigenen Vortheil — sich endlich einmal entschließen möchte, ihre auf dem Wege nach Aegypten und Konstantinopel an Tripolis geradezu vorüberlaufenden Dampfer auch hier anlegen zu lassen. Bis jetzt besteht nämlich keine direkte Transportverbindung zwischen Deutschland und dem hiesigen Hafen. Alle von dort nach hier bestimmte Frachtgüter müssen in Triest oder Malta umgeladen werden, wodurch außer ganz erheblichen Mehrkosten auch noch häufig sehr bedeutende Verzögerung und mancherlei andere Unzukömmlichkeiten entstehen. Daß die Rhederei der „Deutschen Levante-Linie" dabei selbst auch noch ein gutes Geschäft machen würde, scheint sie bis jetzt noch nicht begriffen zu haben.

Und noch eine andere schöne Sache ließe sich zu Tripolis mit den besten Aussichten auf Erfolg ins Werk setzen. Alljährlich ziehen zur Winterszeit zahlreiche Deutsche, meist Lungenkranke, welche das harte und rauhe Klima der Heimath dann nicht mehr gut vertragen können, nach Algier, Tunis und Aegypten, um unter diesen milden Himmelsstrichen, wenn schon nicht immer vollkommene Heilung, so doch wenigstens eine ganz wesentliche Linderung ihrer Leiden zu suchen und meist wohl auch zu finden.

Es sind aber keineswegs allein die Schwerleidenden, für welche aus Genesungs- oder doch Besserungszwecken ein südliches Klima aufzusuchen geboten erscheint; viel größer noch ist die Anzahl derer, die prophylaktisch unser rauhes Nordland im Winter mit einem subtropischen Aufenthalt vertauschen sollen. Wir kennen eine ganze Reihe von Affekten, die noch nicht eigentlich als gefahrdrohend oder nur als an sich bedenkliche Krankheiten zu betrachten sind. Zucker-Harnruhr, Bright'sche Nierenentzündung &c. haben manche Menschen, selbst ohne es zu wissen. Und Diejenigen, welche ihre Krankheit kennen, vermögen trotz des bestehenden Leidens durch kluge Schonung ihr Alter oft höher noch hinanzubringen, als viele Andere. Emphysem der Lunge (Elastizitätsverlust der Lungenbläschen), Herzhypertrophien, Klappenfehler aller Art, anämische Zustände &c., sie alle vermögen, wie sie im Sommer bei den Betroffenen kaum merkbare Erscheinungen, geschweige denn Bedenken erregende Symptome hervorrufen, ebenso den ganzen Winter hindurch ohne schädliche Folgen zu bleiben, wenn es den Kranken ermöglicht wird, frei von den Einflüssen eines rauhen Winters im Sommerklima des Südens weiter zu leben. Setzen wir den wohlthuenden Sommer auch vom Oktober bis zum Mai wieder fort, so werden wir unzählige Menschen ihre kleinen Leiden unbemerkt ertragen lassen.

Nun sind aber Wohnungs- und andere Verhältnisse unter den fremden Nationen so außerordentlich verschieden von den unsrigen, daß die Leidenden dort gerade vielmehr Abbruch an ihrer Bequemlichkeit, der nöthigen Fürsorge und ihrer geistigen Anregung als Nutzen und erwarteten Erfolg erfahren. Sehr reiche Leute vermögen sich allenfalls noch durch ihre eigene, mitgebrachte Dienerschaft, indem sie ferner genügende Wohnräume miethen, diese auf eigene Kosten in Stand setzen und selbst eine zweckentsprechende Küche führen, den Aufenthalt in der Fremde leidlich erträglich zu gestalten. Für die mit Glücksgütern weniger gesegneten „Mittelklassen" ist dieses Ziel jedoch bereits unerreichbar, man scheitert am Kostenpunkt.

Daß aber außerdem noch an Orten, wo Engländer und Franzosen — letztere ganz besonders mit ihrem famosen „décret sur le contrôle des étrangers en Algérie et Tunisie" in oft recht unliebsam vernehmbarer Weise den Ton angeben, ein Deutscher, und besonders wenn er obendrein körperlich und infolgedessen ja auch noch mehr oder minder moralisch leidend ist, den Aufenthalt besonders behaglich und anheimelnd finden könnte, möchten wir aufs lebhafteste bezweifeln. Und einem Kranken, ganz besonders aber dem in so geringem Grade international angelegten Deutschen, der da täglich und stündlich mit der Sorge um seine Gesundheit und sein Leben ringt, kann man füglich und gar nicht zumuthen, sich in eine fremde Nation — oder deren gleich mehrere — einzuleben, und den harten Kampf des „Eingewöhnens" durchzukämpfen.

Hierzu noch der ungeheure Staub Egyptens, die häufig nachgerade piratenhaft betriebene Hotelwirthschaft daselbst, bitterböse Malariafieber, die fast noch fatalere endemische infektiöse Augenentzündung, und schließlich zu allem dem und die wegen des regen Verkehrs mit dem nahen Hedjas (Mekka) ständig drohende Pest- und Cholera-Einschleppungsgefahr (eben gab es wieder einige kleine Pestfälle in Suez) bilden jedenfalls sehr unliebsame Zugaben für heilungsuchende Gäste.

Vor diesen, bisher als solchen häufig besuchten, wirklich warmen afrikanischen Winterkurorten — in den südeuropäischen friert man selbst als kerngesunder Mensch oft ganz jämmerlich — würde Tripolis zunächst den sehr wesentlichen Vorzug haben, daß keiner der oben geschilderten Uebelstände hier vorhanden wäre. Dabei steht die Wintertemperatur an der Küste Tripolitaniens jener von Cairo keineswegs nach. Dieselbe stellt sich, seitens der hiesigen königl. italienischen metereologischen Beobachtungsstation aus der Summe von Maxima und Minima berechnet, in Centigraden: November 18,34 — Dezember 13,57 — Januar 13,14 — Februar 15,10 — März 15,73 und April 21,83. Nicht allzuviele Regentage, im Uebrigen „feuchtwarm" stand- und rauchfrei.

Die Stadt liegt mit der sie im Halbkreise umgebenden bewohnten Palmen-Oase (zusammen ca. 40,000 Einwohner, darunter gegen 5000 „Europäer") zwischen Meer und Wüste eingebettet. Ganz herrlich ist diese Garten-Oase mit ihrer üppigen subtropischen Vegetation im „Winter", wenn Alles in frischem Grün erprangt, blüht und duftet, und „im dunklen Laub die Goldorangen glühen". Zum Schluß noch: Gute Reiseverbindung mit Mitteleuropa, nur zwei Tage Seefahrt von Syracus über Malta mittelst der ziemlich komfortabel eingerichteten italienischen Postdampfer der „Navigazione Generale", Telegraph, Gelegenheit zur Ausübung von Reit- und Segelsport, und freie Jagd.

Es erscheinen uns darnach hier alle Bedingungen zur Errichtung eines „Deutschen Sanatoriums" gegeben. Das dürfte aber bei Leibe keine internationale Geschäftskaserne werden, es müßte eben ein ganz deutsches Haus sein und bleiben, in dem nur Deutsche gastliche Aufnahme und, durch keinerlei fremdes Element gestört, alle in ihrer Heimath gewohnten Lebensformen wieder vorhanden fänden.

Die türkische Regierung wie die einheimische Bevölkerung stünden der Ausführung eines solchen Unternehmens sehr wohlwollend gegenüber und erstere würde demselben ohne Zweifel auch alle nur mögliche moralische Förderung angedeihen zu lassen nicht ermangeln . . .

Kürzlich ist auch wieder eine Dampferladung Kurgäste aus Konstantinopel in Tripolis angekommen. Unfreiwillige Kurgäste: gefangene Aufständische aus Yemen, „Jungtürken" und ähnliche Gesellschaft, vom gestrengen Väterchen im Jildiz-Kiosk zur Besserung hierher gesandt, damit sie unter diesem milden Himmelsstrich von ihren „revolutionären" Ideen Heilung finden sollen. Da die Türkei um die Gegend von Neu-Kaledonien herum noch keinerlei Besitzungen erworben hat und auch in ihren Kriegen gegen Rußland nicht irgend eine Ecke Sibiriens zu erobern vermochte, auch nicht mal das geringste „Teufelsinselchen" ihr Eigen nennen kann, so hat sie eben Tripolis zum Verbannungsort gewählt, was sie jedoch nicht hindert, hie und da auch wieder schuldbeladene Tripolitaner von da nach — Konstantinopel zu verbannen. Uebrigens läßt sich's ja verhältnißmäßig ganz erträglich leben, dort wie hier.

Und derselbe Dampfer, der sich seiner dem doch etwas traurigen Menschenfracht rasch entledigte, füllte sich, o wechselvolles Spiel des Lebens! alsbald wieder bis an den Rand mit freudestrahlenden Gesichtern. Zweitausend und fünfhundert Mann konnten nach vollendeter vierjähriger Militärdienstzeit mit demselben heimkehren, „zu Muttern".

Ein Jeder hat von seinem rückständig verbliebenen Sold zehn Monatslöhnungen in klingender Münze erhalten und für den Rest einen Staats-Bon an sämmtliche Steuereinhebungsbehörden des Reiches. Dieser Bon muß ohne jeglichen Abzug an Stelle baaren Geldes von denselben angenommen werden, so daß die Meisten der nun in den Civilstand zurückkehrenden Vaterlandsvertheidiger alle ihre ihnen dort erwachsenden Steuern und Abgaben auf viele Jahre hinaus damit begleichen können. Der Bon, obwohl auf den Inhaber lautend, ist jedoch nach übereinander, so daß derjeniger Besitzer desselben, der etwa irgendwelche staatliche Abgaben dann nicht zu leisten hat, seinen Schein ohne weitere Zeremonie an Andere verkaufen kann.

Auf diese Weise verliert der Soldat schließlich nichts von seinen ihm rechtlich gebührenden Bezügen. Es hört sich demnach viel schlimmer an, als es wirklich ist, wenn hie und da die Zeitungen uns zu vermelden wissen, daß die türkischen Truppen „in diesem Jahr" wieder nur drei oder vier Monatslöhnungen ausbezahlt erhalten haben. Man könnte dieses „System", nach einer Richtung hin, sogar als gar nicht einmal gerade übel finden, denn die Leute werden dadurch sozusagen zu Kapitalisten gemacht. Mit geringerer Sorge können sie nun an ihre Geschäfte gehen und ihr Feld bestellen, denn die Erscheinung des leidigen Steuer-Eintreibers hat auf lange Zeit ihren Schrecken für sie verloren. Der sonst so gefürchtete Mann ist nachgerade zu einer humoristischen Figur, förmlich zum Kinderspott herabgesunken; wenn er sich jetzt einstellt, drückt man ihm mit höhnischem Lächeln so ein „Militärpapierchen" in die Hand und er muß abziehen, häufig nicht ohne auch noch sogar eine Hand voll Baargeld darauf herauszugeben. Hätten die tapferen Krieger aber während der Dienstzeit jeden Monat regelmäßig ihren Sold erhalten, so würde wohl nur den Allerwenigsten von ihnen noch etwas davon für spätere Tage übrig geblieben sein.

Tripolis. Egmont Aladin.

Goethe und die ältere Romantik.

„Nun hören Sie! Gestern Mittag bin ich mit Schlegels, Schelling, Hardenberg und einem Bruder von ihm, dem Lieutenant Hardenberg, im Paradiese (so heißt ein Spaziergang hier) — wer erscheint plötzlich vom Gebirg herab? Kein anderer als die alte göttliche Excellenz Goethe selbst." Und nun folgt eine Schilderung, wie der alte Herr ängstlich auszuweichen bestrebt ist, wie die jungen Freunde aber schnell zwei Trupps formiren und die ihm persönlich gut Bekannten sich an ihn heranmachen und eine Unterhaltung zu Stande bringen, wirklich, eine Unterhaltung. Und aus dieser Schilderung spricht gleichzeitig eine zagende Ehrfurcht, gleichzeitig ein Etwas, das Zagen und Ehrfurcht mitsammt der göttlichen Excellenz höchstselbst verlacht. — Die also (1799) an Freund Schleiermacher schrieb, Dorothea Veit, die Freundin und spätere Gattin Friedrich Schlegels, ahnte damals sicher selbst am allerwenigsten, daß sie gekommen war, in die Beziehungen zwischen ihren Freunden, den Romantikern, und Goethe die entscheidende Wandlung hineinzutragen.

Die kürzlich von der Goethe-Gesellschaft veröffentlichten Briefe „Goethe und die Romantik"*), eine diplomatische Korrespondenz, lassen neue Schlüsse auf diese Beziehungen zu. Denn diese Briefe reden, wo sie schweigen.

Freilich, sie sind auch nicht alles positiven Inhalts bar. Der eigentliche, ich möchte sagen einzig bevollmächtigte Wortführer auf Seiten der Romantik ist August Wilhelm Schlegel. Ihm legt Goethe seine Gedichte, zumal die in antiker Form, vor, und seine klugen metrischen Rathschläge werden großentheils dankbar befolgt. Damit ist Schlegel bei Goethe gleichsam in Funktion getreten und accreditirt. Es ergeben sich neue Beziehungen, als Goethe sich entschlossen hat, Schlegel's Jon auf der Weimarer Bühne aufzuführen, in geringerem Maße auch, als Friedrich Schlegel's Alarcos in Szene gesetzt wird. Dann gewichtiger wieder die Aufführung von Shakespeare's Julius Cäsar in Schlegel'scher Uebersetzung, obgleich es sich hier wie früher im Grunde nur um einen Wechsel von Höflichkeitsnoten handelt: um seinen Rat und seine Mithilfe im Arrangement szenischer Einzelheiten wird Schlegel durchaus nicht angegangen. Dafür nimmt man wiederum Interesse an seiner Calderonübersetzung. Auch auf dem Gebiet der bildenden Kunst ergibt sich zunächst noch — das sollte mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts anders werden! — Gemeinsames. Friedrich Tieck, der Bildhauer und Bruder des Dichters, erweist sich als brauchbar. Als Karoline, die nach dem Tode ihrer Tochter (nach Gries' sicher ehrlichem Zeugniß) befremdend schnell in verletzende Gleichgiltigkeit verfiel, den „schönen" Wunsch hegte, der Verstorbenen ein Monument setzen zu lassen, wird auch Goethe zu Rath gezogen. Ueberhaupt, man sieht es gegenseitig gern, wenn man sich brauchen kann. Verschiedentlich ersucht Schlegel um Goethe's Vermittlung Schiller gegenüber; auch in seinen Zwist mit der Litteraturzeitung weiht er ihn ein und erbittet Directiven. Dafür wird Schlegel später, als Goethe sich des wichtigen kritischen Organs angenommen hatte, sogleich zur Mitarbeiterschaft aufgefordert. Auch die ersten Beziehungen zu Frau von Staël, die für Schlegel so folgereich werden

*) Weimar 1898. Verlag der Goethe-Gesellschaft.

sollten, gehen auf Goethe zurück. Mit einem Wort, eine geschäftliche Korrespondenz, deren geschäftlichem Charakter es sicherlich keinen Abbruch thut, wenn Goethe auf Schlegel's Bitten einmal der schwer erkrankten Karoline ein Pröbchen seines Ungarweins sendet. Eine geschäftliche Korrespondenz in Kurialstil: „Leben Sie indessen so wohl als fleißig und gedenken Sie unser in ihrem Kreise“ oder „Der ich recht wohl zu leben wünsche“, liebt Goethe seine Briefe zu unterzeichnen und in eben demselben vorsichtig schnörkelhaften Stil schreibt Schlegel. Soweit die offizielle Korrespondenz.

Eine andere Stimmung übermitteln die wenigen Briefe an Schelling. In der kühlen Ausdrucksweise eines geheimräthlichen Alters klingt hier doch manchmal ein Herzenston mit an. Goethe bekennt, daß er etwas wie einen Zug zu Schelling's Lehre verspüre, und er fügt hinzu, daß ihm das Anderen gegenüber selten widerfahren sei. Und Goethe schreibt die schönen Worte: „Je älter man wird, desto mehr verallgemeint sich Alles, und wenn die Welt nicht ganz und gar verschwinden soll, so muß man sich zu denen halten, welche sie aufzubauen im Stande sind.“ Aber das sind eben nur Persönlichkeitsmomente, beinah belanglos für Goethe's Verhältniß zur älteren Romantik.

* * *

Am 8. August 1796 schreibt Freund Schiller aus Jena an Goethe: „Schlegel's Bruder ist hier; er macht einen recht guten Eindruck und verspricht viel.“ Friedrich Schlegel aber, der von sich selbst bekannte, daß er Dolche reden könne, machte von seiner Fähigkeit des Dolch-Redens und -Schreibens Schiller gegenüber, in dem er durchaus den vollgiltigen Künstler nicht sah, ausgiebigen Gebrauch. Vielleicht erwartete er, daß Schiller, aus dreiundzwanzig Wunden blutend, an der Bildsäule Goethe's vernichtet zusammenbrechen werde. Dem aber war nicht so. Vielmehr schrieb Schiller kühl und geharnischt am 31. Mai 1797 seinen Absagebrief an die Schlegel, um eine Verbindung abzubrechen, „die unter so bewandten Umständen gar zu sonderbar ist, und mein Vertrauen zu oft schon kompromittirte.“

Hatte Schlegel Dolche geredet, so schmiedete Schiller, dessen satirische Beanlagung meist viel zu gering veranschlagt wird, in seinen Briefen an Goethe jetzt Epigramme gegen die Schlegel. Nur Epigramme, aber er wußte sie in kluger Kenntniß der Goethe'schen Persönlichkeit zu vergiften. Und nun ist es ergötzlich zu verfolgen, wie Goethe zunächst die Schlegel gegen Schiller's Angriffe in Schutz nimmt. Schreibt Schiller über das Athenäum, daß ihm diese „naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier physisch wehe mache“, so replizirt Goethe darauf, beinah verweisend, daß „das Schlegel'sche Ingrediens in seiner ganzen Individualität denn doch in der Olla potrida unsers deutschen Journalwesens nicht zu verachten“ sei. Daß die allgemeine Nichtigkeit, Leerheit und Lahmheit in ihrer Kritik doch einen fürchterlichen Gegner finde. Dann aber geht Goethe, wie er Schiller's Einfluß vielfach stark unterlag, mehr und mehr auf dessen Ton gegen die Schlegel ein. Man kann sagen, daß er es ihm sehr bald gleich thut. Von diesen Wandlungen in Goethe's Stimmung aber verrathen die Briefe selbst mit Schlegel durchaus nichts. Denn es ist eine diplomatische Korrespondenz.

Und nun hinüber ins Lager der Romantik!

Bevor sie seines Bruders Frau wurde, verkehrte Karoline intim mit Friedrich Schlegel. Sie war es, die ihm das Verständniß Goethe's erschloß. Es war die Zeit seiner vollen Hingabe an den Geist der griechischen Dichtung. Und damals schrieb er an seinen Bruder: „Ich bewundre eigentlich keinen deutschen Dichter als Göthe. Und doch ist er vielleicht nicht grade durch Uebermacht des Genies so unendlich weit erhaben als durch Etwas Andres. Etwas, das er doch nur beynah hat, was allein den Griechischen vorzüglich den Atheniensischen Dichtern eigenthümlich ist.“ Das Griechenthum vermittelt zwischen der Romantik und Goethe.

Und andererseits das deutsche Element der Romantik, das zunächst in Wackenroder zum Ausdruck gekommen war und dem sich Tieck dann, Wackenroder's Freund, nach kurzem aber charakteristischem Widerstreben anheimgab. Hier sind es die Jugendwerke Goethe's, die vermitteln. Im Jahre 1792 schreibt Tieck an Wackenroder: „Gestern habe ich den Werther wieder gelesen, Göthe ist ein Gott, es griff mich sehr an.“

Und endlich Novalis, in dem sich alle Kräfte der Romantik gleichsam vereinigten. „Heil Ihnen, daß Sie Mahadöh so nah sind,“ schreibt Novalis noch im Jahre 1797 an A. W. Schlegel. Goethe ist ihm der wahre Statthalter des poetischen Geistes auf Erden. Goethe's Naturauffassung weiß er nichts an die Seite zu stellen, und er nennt ihn in diesem Sinne den ersten Physiker seiner Zeit. Er bewundert den großen Stil der Darstellung an Goethe, und wenn er ihm den Alten an Strenge nachsteht, so übertrifft er sie dagegen an Gehalt. „Wilhelm Meister“, den er immer wieder liest, ist ihm der Roman schlechtweg, ohne Beiwort.

So finden sich in Goethe die verschiedenen Stimmungen, Neigungen und Geschmacksrichtungen der Romantik zusammen. Darum schreiben die jungen Romantiker den Namen Goethe's auf ihr Panier. Und zwar ist es der Lyriker Goethe und der Dichter des Wilhelm Meister, der sie in der ersten Zeit ihres Jenenser Zusammenseins ganz erfüllt. Ueber Wilhelm Meister gibt Friedrich Schlegel denn auch die tonangebende Kritik.

Die Wandlungen sollten nicht ausbleiben. Will man sie äußerlich fixiren, so mag man ihren Beginn mit der Ankunft Dorothea Veit's in Jena (Oktober 99) zusammenbringen.

„Alles spricht hier über Wilhelm Meister“, und, „das Christenthum ist hier à l'ordre du jour,“ das sind die ersten Beobachtungen ziemlich, die Dorothea in Jena macht. Ohne es zu ahnen, ward sie sofort der beiden Elemente gewahr, die sich bekämpfen sollten.

In der That war es ein neues, tiefes, religiöses Empfinden, das in den Einen erwacht war und neue Kreise zog und zu neuen Sonnen lockte. Novalis' Herzenswunsch, das Leben mit dem Tode, Schleiermacher's Herzenswunsch das Leben mit Gott zu versöhnen! Ein Erbauungsbuch mit Liedern und Predigten plante Novalis gemeinsam mit Tieck. Friedrich Schlegel lockte es in die Mystik einer vertieften Religion, er fühlte sich berufen, eine neue Ethik zu schaffen. Und in seiner Unterscheidung der Individualitäten schreibt er bereits 1798 an Karoline: „Ihr seyd Weltkinder, Wilhelm, Henriette und auch Auguste. Wir sind Geistliche, Hardenberg, Dorothea und ich.“ In dem Gefühlsrausch dieser religiös-mystischen Stimmungen gewann der Goethe'sche Atheismus, sein Heidenthum, nun das Ansehen von Flachheit.

Und aus den Neigungen zu deutscher Kunst, die Wackenroder wachgezaubert hatte, waren mittlerweile die Studien altdeutscher Dichtung und Art erwachsen. Im Winter 1798 las A. W. Schlegel in Jena über altdeutsche Dichtung und beinah gleichzeitig (1798) erschienen „Franz Sternbald's Wanderungen“ von Tieck; der kunstliebende Klosterbruder war damit vor aller Welt feierlich in seinen Herzensergießungen legitimirt worden. Und A. W. Schlegel berichtet über seine neuen Studien an Goethe, und Goethe antwortet: „An der Entdeckung guter und brauchbarer Stoffe in den ältern deutschen Gedichten zweifle ich keineswegs und hoffe künftig auf deren Mittheilung.“ Ich nehme an, daß man sich nicht gerade verstanden fühlte. In dem Maße, in dem die Romantik sich von der Begeisterung für die Antike abkehrte und diesen neuen Zielen zuwandte, entfernte sie sich von Goethe. Auf dem Gebiet der bildenden Kunst sollte später der hier entstehende Gegensatz in aller Schärfe zu Tage treten.

Dennoch, entscheidender wurde vielleicht das persönliche Moment. Anfänglich, kurz nach Dorotheens Uebersiedlung nach Jena schien es, als sollte sich zwischen ihr und Karoline ein gutes Einvernehmen anbahnen. In Wirklichkeit geriethen sie bald genug in erbitterten Zwist, und es ist für den Psychologen wohl kaum fraglich, daß Karoline das Mehrmaß der Schuld daran trug. Und Karoline, die

in ihrem Leben im Grunde nur ihrem Vornamen und ihrer Begeisterung für Goethe treu geblieben ist, hörte auf, der Mittelpunkt des Jenenser Freundeskreises zu sein. All die erwachenden religiösen Neigungen und Interessen krystallisirten sich um Dorothea Veit, die Jüdin. Und das ist nicht verwunderlich. Wenn irgend jemand, so war diese Tochter Moses Mendelssohn's eine mystisch veranlagte Natur. Novalis, der anfänglich wohl an ihrem Judenthum Anstoß genommen hatte, ging von Karoline zu Dorothea über. Tieck folgte ihm. Noch nahm August Wilhelm Schlegel für seine Frau, von der er sich zu scheiden im Begriff stand, Partei, und sogar Goethe gegenüber — es ist das die einzige Intimität in diesem Briefwechsel — beschwerte er sich über Dorothea. Es bleibt das ohne Belang. Thatsache ist, daß die Romantik mit Karoline das Goethebegeisternde, Goethenversöhnende Element verlor.

Und nun vollzieht sich die Wandlung in kürzester Frist. Sehr kühle Kritik tritt an die Stelle der Verehrung. Im Februar 1800 schreibt Novalis bereits an Tieck: „soviel ich auch aus Meister gelernt habe und noch lerne, so odiös ist doch im Grunde das ganze Buch. . . . Es ist eine Candide gegen die Poesie — ein nobilitirter Roman. Man weiß nicht wer schlechter wegkömmt — die Poesie oder der Adel, jene weil er sie zum Adel, dieser weil er ihn zur Poesie rechnet. Mit Stroh und Läppchen ist der Garten der Poesie nachgemacht. Anstatt die Comödiantinnen zu Musen zu machen, werden die Musen zu Comödiantinnen gemacht." Eine ganz ähnliche Stelle in den Fragmenten stammt offenbar aus derselben Zeit. Und Novalis ist es, der nach Dorotheens Zeugniß, Tieck zuerst als d e n Dichter gegen Goethe ausspielt.

Und Dorothea selbst schreibt in ihr Tagebuch: „Für mich ist der „Meister" ein Buch, das ich verehre, studire, immer wieder und wieder lese, das mir nicht vom Tisch und nicht aus dem Gedächtniß kömmt, das aber meiner innersten Natur so gerade entgegen ist, daß ich wohl sagen muß: Ich verstehe es nicht. G.(oethe) selber macht mir denselben Eindruck wie ‚der Meister'." Wirklich, Dorothea war in Hinblick auf Goethe ein schlechter Ersatz für Karoline.

Aber auch von den Wandlungen, die in der Stimmung der Romantiker gegen Goethe vorgingen, spiegelt der Briefwechsel nichts.

* * *

Tieck hat in späteren Jahren sein Urtheil über Goethe folgendermaßen zusammengefaßt (er ist sich im Grunde darin immer treu geblieben):

„Seine ersten Werke sind zugleich seine vollendetsten. Wie liebenswürdig und erhaben zugleich, groß und einzig steht er nicht in seinen Jugenddichtungen da, wie ist er da so ganz echter wahrer Mensch! . . . Wie capriziös, wie starr und steif, Launen und Einbildungen unterworfen in seinem geheimräthlichen Alter".

Und Henriette Herz schildert einmal, wie Goethe sich in Gesellschaft junger Leute benehme, die ihn verehren und auf das Wort aus seinem Munde lauschen. Er sitzt und schweigt und läßt nichts vernehmen als ein gedehntes „Ei — ja . . . So? . . . Hm! . . . Das läßt sich hören". Und Dorothea klagt in ihren Briefen, daß Goethe fett werde.

Ein Candide gegen die Poesie hatte Novalis Goethe's Wilhelm Meister genannt. Man sehe das Urtheil, das er fällte, scharf an! Keineswegs handelt es sich hier um eine Bemängelung von Goethe's Dichterruhm und Künstlergröße. An seiner Weltanschauung nimmt Novalis Anstoß. Und diese Weltanschauung, soweit der Romantiker sie als poesiefeindlich empfindet, ist doch eben nur ein Ausdruck von Goethe's Persönlichkeit. Und darauf kommt es an. Goethe's Persönlichkeit, wie sie geworden war, ist es, die diese jungen Leute abstößt.

In der Goethebegeisterung hatten sich die Romantiker zusammengefunden; in der Begeisterung über seine Werke. Und nun lernten sie ihn persönlich kennen. Er wirkte auf sie wie ein „marmorner Gott". Das erste persönliche Kennenlernen mag für sie Alle auch die erste große Enttäuschung bedeutet haben. Vielleicht gestand man es sich nicht sogleich ein, vielleicht hoffte man zunächst noch, daß der Gott von seinem Piedestal herabsteigen werde. Jedenfalls brauchte man Goethe. Und diese jungen Leute waren allesammt viel zu klug, diesem Antonio gegenüber die Tassos zu spielen. Sie waren sehr klug.

Warum gibt es nicht einen einzigen Brief des Novalis an Goethe, da er ihn doch zunächst noch glühend verehrte, ihn öfters persönlich sprach und Goethe an dem Krankenlager seiner Braut gestanden hatte? Warum aus eben dieser entscheidenden Zeit nur ganz belanglose Zettel von Friedrich Schlegel und Tieck, von Schleiermacher ganz zu geschweigen? Ich glaube, man wird kaum fehl gehen, wenn man annimmt, daß A. W. Schlegel die Korrespondenz gleichsam als Geschäftsträger seiner Freunde führte. In der That war er die hierzu bestgeeignete Persönlichkeit. Und man hielt es wohl für gerathen, daß die andern, minder Vorsichtigen, sich in respektvoller Entfernung hielten. Sogar Tieck's „Sternbald" wird Goethe durch A. W. Schlegel überreicht.

Ich sagte, diese Briefe reden, wo sie schweigen, und sie schweigen über Vieles. Schlegel macht Goethe auf die Fragmente „Blüthenstaub" im Athenäum aufmerksam, aber daß sie von Novalis herrühren, sagt er nicht. Er spricht über die Aufführungen der Piccolomini und der Maria Stuart, und er weiß sich das Ansehen eines wohlwollenden, bewundernden Schillerverehrers zu geben, ohne auch nur mit einem Wort seine wahre Meinung anzudeuten. Ueber den Tod des Novalis, über den Schiller's, über den der Frau von Staël schweigt er ganz — es hätte das Erörterungen unliebsamer Natur herbeiführen können. Er schweigt auch über seine Scheidung von Karoline, obwohl er wußte, daß man Goethe's Vermittlung dafür in Anspruch genommen hatte. Und als Goethe ihn zur Mitarbeit an der „Allg. Litteratur-Zeitung" auffordert, weist er sofort auf seine Parteistellung hin. Man müsse damit rechnen.

Eine Reihe der Goethe'schen Antworten sind nur im Konzept erhalten, und ein Theil dieser Konzepte ist nie abgeschickt worden. Meistens wohl, wenn sich der alte Herr nicht reservirt genug gewesen war. Die Vorsicht, die er übte, forderte Vorsicht heraus. Man begreift, wie all das auf die immerhin jungen Menschen, die sich ihm anfänglich bedingungslos hingeben wollten, ernüchternd wirken mußte. Kein Wunder, daß die meisten in späteren Jahren, zumal nach Veröffentlichung des Briefwechsels mit Schiller, innerlich mit Goethe ganz zerfielen.

Wie nach dem Schauspiel das Satyrspiel, so folgen auf diesen Briefwechsel ein paar Briefe, die Friedrich Schlegel, in Wien wohlinstallirt, in viel späteren Jahren an Goethe richtete. Beinahe cynisch weiß er sich die Goethe'schen Schwächen nutzbar zu machen, und sehr geschickt kehrt er seine Beziehungen zu Metternich und das Interesse, das die Kaiserin an Goethe's Werken nehme, hervor. Und gleichzeitig schreibt er an Boisserée von dem testimonium paupertatis, das sich der alte Goetze ausgestellt habe durch seine Unfähigkeit, die gothische Baukunst zu verstehen und zu empfinden. „Der alte Kerl fängt an mir in der That recht sehr zuwider zu werden, je mehr seine innere Schlechtigkeit ans Licht kommt."

Und das ist das Ende einer großen Begeisterung. Wieder hat man den Eindruck gewonnen, daß Goethe den jüngeren Generationen ihren Weg nicht gerade erleichtert hat. Am wenigsten den Weg zu ihm.

Ernst Heilborn.

Gastspiel der Sawina.

Spaschinsky: „Die Zauberin“ — Ostrowsky: „Wasilissa Melentjewa“. (Lessingtheater und Kroll'sches Theater, 4. und 5. April.)

Was die Sawina und ihre Truppe bieten, ist nicht die Eigenart einer Persönlichkeit. Es scheint unter diesen Schauspielern keine ganz eigenartige zu sein. Aber sie bieten, zusammengenommen, die Eigenart eines fremden Landes. Vorsichtiger: einer fremden Bühne.

Es fragt sich, ob sie die höchste Entwicklung dieser Bühne darstellen. Das scheint zweifelhaft, da sie einem Hoftheater angehören. So eine Kunst, von Hof zu Hof empfohlen, gibt schwerlich das Letzte, was das Land zu geben hat. Letzte Entwicklungen vollziehen sich abseits; und nicht auf kaiserlichen Theatern enthüllen sich die vorgeschrittensten Fähigkeiten. Aber diese offizielle Truppe zeigt wohl den Durchschnitt Dessen, was breiten nationalen Regungen entspricht. Man denke an unser Schauspielhaus, wo bei den darstellenden Beamten gern auf eine gewisse Körpergröße gesehen wird; wo die Stattlichkeit des Mannes und ein edel-stattliches Frauenthum noch angebrachter scheint als raffinirte Durchgeistigung der übernommenen Rolle, die leicht einen krankhaften unangenehmen Eindruck erwecken könnte. So bieten die Russen der Sawina gewiß nicht das Menschlichste an russischer Dramatik; aber gewiß etwas durchaus Nationales.

Ich spreche vom historischen Schauspiel.

Sie tragen da prächtige Kostüme. Reichthum an Steinen und Stoffen und Stickereien enthüllt sich. Alles scheint ungebraucht. Wie die Gestalten gehen und stehen, haben sie etwas Frischlackirtes. Man behält jeden Augenblick die Klarheit, im Theater zu sein. Sie tragen ebenso naiv die kostbaren Gewänder, wie sie naiv die Rollen herunterspielen. In diesen geschichtlichen Dramen haben sie einfache Gebärden voll Offenheit; alles „ad hoc“. Die feinere Verstellungskraft des Westens, die leise gerissene Täuschung, die überlegene Suggestion fehlt. Es ist ein Bauerntheater großen Stils. Wenn Zar Iwan der Schreckliche auftritt, gleicht er halb einem Bauern, halb einem Nußknacker. Es wirken Berufsschauspieler, die zugleich Dilettanten sind. Mir stieg die Erinnerung eines Bauerntheaters der Stadt Innsbruck auf. Dort sah ich vor fünf Jahren die Sage von Frau Hitt. Nach der Vorstellung entpuppten sich die Bauern als Bürger Innsbrucks. Hinter den Coulissen erzählte mir die Darstellerin der Frau Hitt, daß ihr Mann Schneider sei. Als ich ihr deshalb Vorwürfe machte, da ein Schneider kein Bauer sei, und zudem die jüngste Mitspielerin, ein Bürgermädchen, erklärt hatte, nach Constanz engagirt zu sein, antwortete sie: „Jeder Tiroler ist ein Bauer!“ Aehnlich scheinen die russischen Darsteller Bauern zu sein, auch wenn sie am Hoftheater wirken. „Jeder“ Russe ist vielleicht ein Bauer. Und diese Primitivität enthält einen Theil ihrer Reize.

Ethnologische Reize kommen hinzu. Die Innsbrucker Bauern spielen sozusagen mit dicken Backen. Es kracht Alles. Sie haben ein vollgegessenes Temperament. Ihre Bühne riecht nach Frischgeselchtem. Die russischen Bauern spielen die Steppe. Sie haben ein apathisches Spiel. Etwas Dumpfes ruht auf ihrer Kunst. Im dargestellten Leiden ein gewisser Stumpfsinn. Der gleichgiltige Leidenszug scheint durchgehend. Kein Schrei ertönt. Ihr Pathos ist tonlos. Gedämpft und schläfrig schweben die Dinge dahin. Sie vollziehen sich in weiter Ferne. Dazu gehen diese verkleideten Frauen herum wie die Muttergottesbilder. Mit Edelsteinen reich geschmückt; die strahlende Kopfzier von Gold und Silber; und Fatalismus in den weichen, dummen, orthodoxen Augen. Man sucht bei den Schauspielerinnen die ewige Lampe, die ihnen dunkel brennend vor der Brust schweben müßte. Besonders das Fräulein Stravinskaja ist so ein nischninowgoroder Heiligenbild auf zwei Beinen. Und wenn diese gefaßten, müden, knechtischen Männer mit der bäuerischen Rohheit hinter unterwürfigen Gebärden sich verneigen und den Boden berühren und ihr Loos einfach hinnehmen: dann steigt eine ganze Welt auf. Peter Altenberg würde sagen: Der Hörer fühlt: Steppe, Schnaps, griechische Kirche. Er hätte Recht. Hinter allen Schicksalen steht der Schatten eines sagenhaften Metropoliten, auf Glück und Elend der Menschen fällt ein dunkler farbiger Schein wie aus den Fenstern einer bemalten Kathedrale. Und wir empfinden allgemeines Alpdrücken; vor Rußland.

Gegen dieses stärkste Gefühl verblaßt jedes andere. Man kommt nach zwei Abenden dahinter (wenn man seine Seele überwacht), daß hier Kunstfragen weniger als Kulturfragen sprechen. Auch die Stücke sind wahrhaftig nicht geeignet, Kunstfragen zu beschwören. Sie bieten, in den Umrissen der Handlung, eine gradlinige Gift- und Dolch-Tragik, die fast anheimelnd wirkt. Beidemal, in der Zauberin wie in Wasilissa Melentjewa, wird die sündhafte Neigung eines Fürsten zu einer fleckigen Schönheit gezeigt. Beidemal ist die Fürstin ein leidender Engel; immerhin mit Unterschieden. Im einen Fall wird sie vergiftet von der Nebenbuhlerin, im anderen Fall wird die Nebenbuhlerin durch sie vergiftet. Beidemal geht man auf die Giftmischerin zur Strafe mit dem Dolch los. Bei Spasinsky wird aus Versehen ihr Sohn durchbohrt, bei Ostrowsky denn doch sie selbst. Ein Helfer beim Giftmord aber wird durch Iwan den Schrecklichen bloß zum Lebendigbegrabenwerden verurtheilt. Kurz: es ist eine liebenswürdige Sphäre. Daß psychologische Einzelheiten dem Nichtkenner der Sprache entgehen, ist möglich; es ändert wenig am patriarchalischen Gesammteindruck.

Die Sawina hebt sich von diesem patriarchalischen Grunde wenig ab. Sie gibt in beiden Fällen die Störerin der Ehe; hier eine Schenkwirthin, dort eine Hofdame. Als Schenkwirthin führt sie den Beinamen der Zauberin; doch man begriff nicht, wie sie bezauberte. In ihrer tatarischen Häßlichkeit kam sie einer niederen Hexe näher denn einer Zauberin. Sie bot überhaupt nur Belangvolles in den niederen Regungen der Seele. Ein großer freier Mensch zu sein, scheint ihr versagt. Auch sie hat den slavischen Zug: den sklavischen. Es scheint, daß ihre beste Kraft die Darstellung des Listigen ist. Oft wirkt sie wie eine schläfrige Katze; oft wie eine muntere Katze; immer wie eine Katze. Als Hofdame ist sie munter und tippt den schrecklichen Iwan in die Seite, neckend und minaudirend und gewissermaßen miauend. Ihre Seele miaut. Als Schenkwirthin bringt sie dienstwillig mit schleichend hurtigen Schritten Glas und Kanne vor den mächtigen und verliebten Herrn. Sie läuft unhörbar und scheint Krallen zu haben. Die lauernde Falschheit blickt aus den Winkeln ihrer geschlitzten Augen. Vielleicht ist auch das national. Sowie sie im Schmerz den knechtischen Leidenszug hat und nicht den Schrei. Für alles Versteckte ist sie geschaffen. Etwas Niedriges hat ihre mißtönende Stimme, die noch in jugendlicher Wallung wie die Stimme einer bejahrten Frau klingt.

Nur auf einem beschränkten Gebiet also scheinen ihre Besonderheiten zu liegen. Es läßt sich der Punkt beobachten, wo sie aufhört, selbständig zu sein: da, wo sie anfängt, lyrisch zu werden. Wenn sie die Wasilissa in wehmüthigem Wahnsinn spielt, geräth sie in das bedauerliche Laster der meisten Coulisseneuropäerinnen von Ruf: sie kopirt die Duse. Es verstimmt bei ihr nicht weniger als bei den Anderen.

So scheint sie eine fesselnde Abart, ohne ersten Ranges zu sein. Immerhin fühlt man, daß nicht diese historischen Stücke den letzten Maßstab für ihre Beurtheilung hergeben. Der Kern ihres Wesens enthüllt sich vielleicht im modernen Drama.

Alfred Kerr.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 29 Berlin, den 15. April 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Diagnose für die Samoa-Frage ist jetzt folgendermaßen zu formuliren. Eine Verschlechterung der Beziehungen zwischen den drei Kabinetten ist nicht eingetreten; zunächst aber eine vollständige Beseitigung aller Meinungsverschiedenheiten zwischen Washington, London und Berlin auch nicht herbeigeführt. Hingegen haben sich die Zustände auf Samoa selbst wesentlich ungünstiger gestaltet, und die Gefahr besteht nun, daß diese lokale ungünstige Verschiebung auch auf die allgemeine Lage in unerwünschter Weise zurückwirken kann.

Die Verhandlungen zwischen den Mächten zielen zur Zeit auf die Absendung einer Spezialkommission nach Samoa ab; neue Männer, die durch keine bisherigen Entscheidungen gebunden sind, ohne eingewurzelte Vorurtheile, ohne Verbitterung und ohne persönliche Verfeindung sollen auf Grund der Samoaakte die Zustände einzurenken suchen. Das ist ein verständiger Vorschlag. Die Vereinigten Staaten haben ihn angenommen; aus England fehlt die volle Zustimmung. Lord Salisbury soll sich daran stoßen, daß die Entscheidungen dieser Kommission mit Stimmeneinheit gefaßt werden sollen; läßt man aber diese Bedingung fallen, so ändert man die Samoaakte ab, denn diese verlangt für alle Entscheidungen Einstimmigkeit der Mächte. Und durchlöchert man im jetzigen Augenblick die Samoaakte, so fehlt jeder feste Boden für Verhandlungen. Solange also die Samoaakte, die der Abänderung freilich nur allzu bedürftig ist, durch neue Abmachungen unter allseitiger Zustimmung nicht ersetzt ist, wird man verständigerweise diese gegebene Grundlage für die Erörterungen nicht verlassen können. Es ist zu hoffen, daß, wie die Vereinigten Staaten, so auch England sich schließlich loyal hierzu entschließen wird.

Die Beschleunigung einer solchen Entscheidung scheint um so mehr geboten, da auf Samoa selbst die Anarchie gewachsen ist. Ein Landungskorps, bestehend aus Amerikanern und Engländern, ist in einen Hinterhalt gerathen und mußte mit Verlust von Todten und Verwundeten vor den Samoanern sich zurückziehen. Dieses Ereigniß ist in hohem Grade zu bedauern, aus humanitären und aus politischen Gründen. Denn es ist klar, daß, nachdem nun wiederum Blut geflossen ist, die gesteigerte Erbitterung die Gegensätze verschärfen muß, und die Erbitterung einen Anreiz wiederum zu neuen Excessen bieten kann.

Uns scheint, daß den Regierungen der betheiligten Mächte zwei Pflichten zunächst obliegen.

Die offene Erklärung Deutschlands, der Vereinigten Staaten und Englands, die Samoaakte vorbehaltlos und loyal aufrecht erhalten zu wollen, würde allen Differenzen eine enge Begrenzung geben und würde verhindern, daß irgend eine der Differenzen grundlegende Fragen berühren könnte. Würde sich zeigen, daß in der Prinzipienfrage die drei Staaten einig sind, so müßte das auch beruhigend auf die Bevölkerung der einzelnen Länder zurückwirken, und das gerade ist die zweite Aufgabe, die den Regierungen obliegt, nämlich zu verhüten, daß dem Chauvinismus es schließlich gelingt, Einfluß auf die Entscheidungen zu erlangen.

Sind diese Vorbedingungen erfüllt, so sinken die Erörterungen über die Schuld der einzelnen Funktionäre auf Samoa selbst zu Fragen von geringerer Bedeutung herab.

Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß auf allen Seiten gesündigt worden ist, und wenn nicht durch formale Rechtsverletzungen, so durch Unklugheit. Man wird zwar keinem Lande zumuthen können, seine Beamten blindlings zu opfern; aber ebensowenig hat ein Land es nothwendig, sich mit seinen Beamten blindlings solidarisch zu erklären. Die Frage der Bestrafung einzelner Beamten international anzurühren und in den Vordergrund zu schieben, empfiehlt sich überhaupt nicht. Sind die Mächte prinzipiell einig, so kann man jedem einzelnen Staat loyal das Verfahren gegen seine Beamten anheimgeben; international bleibt nur wichtig, daß diese Beamten, die sich thatsächlich unvermögend gezeigt haben, mit einander und mit den Insulanern in friedlicher Weise auszukommen, sammt und sonders aus Samoa entfernt werden.

Ein derartiges Programm aufzustellen, ist gewiß leichter, als es durchzuführen. Der Durchführung stellen sich nur allzu schnell eine Reihe gegenseitiger Rekriminationen entgegen, die jeden resoluten Schritt vorwärts zu verhindern geeignet sind. Ueber diese Schwierigkeiten kann nur eines himweghelfen; die Regierungen und die Nationen müssen sich immer wieder vergegenwärtigen, daß die Samoainseln in ihrer Gesammtheit als reales Objekt des Streites von einer lächerlichen Bedeutungslosigkeit sind: ein Handel, der in Ausfuhr und Einfuhr zusammen genommen nicht einen Werth von zwei und einer halben Million Mark erreicht, und eine Einwohnerzahl, die nicht 40 000 Seelen beträgt, also eine infusorienhafte Bagatelle, gemessen an den Rieseninteressen Deutschlands, Englands und der Vereinigten Staaten.

Wer auf diesen Inseln König ist, das kann jedem einzelnen Staat ganz gleichgiltig sein, und offiziös hat denn auch die deutsche Regierung bereits erklärt, daß sie weder mit dem einen noch mit dem anderen Prätendenten solidarisch sei. Da der eine Prätendent keinen Anhang auf den Inseln zu haben scheint, und da der andere Prätendent in offenem Kriegszustand mit England und Amerika thörichterweise gerathen ist, so wird man sich wohl nach einer dritten Person umsehen müssen, der die Ehre zuzufallen hätte, König von Samoa zu heißen und die Eingeborenen in Ordnung zu halten.

Führt die Königsfrage leider zu lokalen Konflikten, so ist sie an sich doch gänzlich bedeutungslos, und für die Inseln bleibt nur wichtig, daß durch Wiederherstellung geordneter Zustände dem Handel die Möglichkeit geboten wird, erneut seine bescheidene Thätigkeit dort aufzunehmen; und für die Großmächte ist zu wünschen, daß sie diesen Zwischenfall überwinden, ohne daß er in ihren Beziehungen zu einander Spuren zurückläßt.

Daß es zu einem haltbaren Ausgleich kommt, darf man nach wie vor zuversichtlich erwarten. Daß die Ereignisse aber gänzlich spurlos vorübergehen werden, ist weniger sicher.

Die Erfahrungen, die wir in Deutschland machen konnten, sind sehr lehrreich. In Washington war man bestrebt, in loyaler Gemeinschaft mit uns die Verwicklungen mit möglichster Beschleunigung zu einem Ende zu führen. In London zeigte sich keine Neigung für diese so nothwendige Beschleunigung. Und zu dieser zögernden Haltung der englischen Regierung kam eine Haltung der englischen Presse, die uns in Deutschland zu denken geben muß. Selbst angesehene Blätter fachen den Chauvinismus an und in einer großen Anzahl von Zeitungen finden sich unaufhörlich Nachrichten, die in allen Ecken und Enden der Welt politische Antipathie gegen Deutschland heraufzubeschwören geeignet sind. Stets wieder erweisen sich diese Nachrichten dann als Erfindungen.

Aus diesen Thatsachen muß man in Deutschland eine Folgerung ziehen. Wie ernst es den englischen Staatsmännern mit dem öffentlich ausgesprochenen Wunsche einer intimen Annäherung an Deutschland gewesen ist, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls aber steckt in der englischen Bevölkerung und dem entsprechend in der englischen Presse eine immer wieder hervortretende Abneigung gegen Deutschland, die zu beachten bleibt, und die uns die gebotene Vorsicht für die Anerbietungen englischer Staatsmänner lehren wird.

Gerade auf Seiten der Liberalen ist immer intimen Beziehungen zu England das Wort geredet worden. Ueber das Wünschenswerthe solcher freundschaftlicher Beziehungen im Interesse der Kultur und des Weltfriedens braucht auch heute kein Wort verloren zu werden. Allein die Augen vor Thatsachen zu verschließen, wäre thöricht. Mit den vorhandenen politischen Stimmungen in England muß gerechnet werden; umso bedeutungsvoller bleibt die Pflege eines guten Verhältnisses zu den Vereinigten Staaten.

Die bisherige Loyalität in Washington bei den jetzigen Wirren ist uns ein werthvolles Unterpfand; dem gegenüber verlieren die lokalen samoanischen Vorgänge ihr ernstes Gewicht, und wir sollten uns erinnern, daß kein reales Interesse von Gewicht uns in Gegensatz zu den Vereinigten Staaten zu setzen vermöchte, wie denn auch seit den Zeiten Friedrich des Großen Preußen und die große Republik jenseits des Oceans in fast nie getrübter Freundschaft gelebt haben.

Mit einem Worte muß noch der Rückwirkung gedacht werden, die die samoanischen Ereignisse auf unsere innere Politik auszuüben beginnen. Die Presse aller Parteien nimmt in dieser Frage der auswärtigen Politik etwa den nämlichen Standpunkt ein; man ist damit einverstanden und hält es für zweckmäßig, daß unsere Regierung für Aufrechterhaltung der Verträge eintritt und diesen Standpunkt zwar mit Festigkeit, aber verständigerweise ohne provokatorische Schneidigkeit festzuhalten sucht. Diese Gemeinsamkeit der Anschauungen kommt auch dadurch zum Ausdruck, daß Konservative, Centrum, Nationalliberale und Freisinnige zusammen über Samoa eine Interpellation eingebracht haben, die im Reichstage zur Verhandlung gelangt, während diese Nummer im Drucke sich befindet. Nur eine Gruppe von Politikern und Zeitungen hat sich isolirt, neben den nicht ernst zu nehmenden „Alldeutschen" die Organe des Bundes der Landwirthe. Sie warfen sogleich der Regierung Schwächlichkeit und Kraftlosigkeit vor.

Liest man diese Blätter, so müßte man meinen Herr von Bülow könnte nichts Besseres thun, als den englischen und amerikanischen Gesandten darauf hinzuweisen, daß ihnen demnächst ihre Pässe übermittelt werden würden. Dieses unverantwortliche Maulheldenthum nimmt sich bei jenen ganz besonders passend aus, die dem modernen Staat als Nothleidende beständig zur Last zu fallen suchen, und die sich dann zugleich als die berufensten Wortführer dieses nämlichen Staates, dessen Almosenempfänger sie sind, ausgeben wollen.

Wie viel dem „heißen nationalen Patriotismus" dieser Hüter des Vaterlandes kühle Berechnung beigemischt ist, bleibt eine andere Frage. Vielleicht hegen sie die Hoffnung, daß über Samoa einige ihnen unbequeme Minister stolpern könnten, und eine möglichste Verhetzung mit England und den Vereinigten Staaten ist ihnen jedenfalls der wirthschaftlichen Rückwirkung wegen nicht unangenehm. Diese Elemente bleiben stets dieselben; sie sind gleich kurzsichtig in ihrem berechneten Egoismus, wie in ihrer hin und wieder ehrlich empfundenen nationalen Empörung, und ein moderner Großstaat kann mit ihnen nicht leben.

Am 8. und 9. d. Mts. hat eine Wanderversammlung des Wahlvereins der Liberalen in Stargard in Pommern stattgefunden. Die Versammlung war zahlreich besucht und ist sehr gut verlaufen; anwesend waren auch die Abgeordneten Rickert, Frese, Steinhauer und von früheren Abgeordneten die Herren Benoit und Jordan. Die wichtigsten Verhandlungspunkte waren die Fragen des Mittellandkanals, der Schulunterhaltungspflicht und der inneren Kolonisation. Ueber die Entwicklung des Freisinns und des Bauernvereins Nord-Ost in der Provinz Pommern lauteten die Berichte günstig; man hofft, bei den zu erwartenden Nachwahlen in den Kreisen Kolberg-Köslin und Stolp-Lauen-

burg den konservativen Agrariern die nur mit Aufwand der schlimmsten Wahlbeeinflussungen errungenen und deshalb voraussichtlich zur Kassirung kommenden Mandate abnehmen zu können.

Im zweiten Berliner Reichstagswahlkreis ist mit 24 319 Stimmen der Sozialdemokrat Fischer gegen den Freisinnigen Robert Kreitling mit 17 443 Stimmen und den Konservativen Witowsky mit 5 266 Stimmen im ersten Wahlgang gewählt worden. Die Freisinnige Volkspartei verliert damit diesen Sitz. Es mag sein, daß eine kleinere Anzahl konservativer Stimmen sogleich auf Kreitling übergegangen sind, aber dies schafft die Thatsache nicht aus der Welt, daß nur, weil Tausende von Konservativen ihre Stimme überhaupt nicht abgegeben haben, die Wahl von Fischer im ersten Wahlgang möglich geworden ist. Dieselben Parteien also, die nach Ausnahmegesetzen für die Sozialdemokraten verlangen, verhelfen durch ihre politische Haltung sozialdemokratischen Kandidaten mittelbar zu einem Mandat. Das ist übrigens keine Erfahrung, die man nur in Berlin gemacht hat; dieselben Erfahrungen konnten auch an anderen Orten gesammelt werden, so beispielsweise bei den letzten allgemeinen Wahlen in Rostock.

Die neuesten Veröffentlichungen von Zeugenaussagen vor dem Pariser Kassationshof bringen wiederum einige werthvolle Thatsachen; sie verbreiten nicht Licht über noch vollkommen dunkle Vorgänge, aber sie bringen für Vermuthetes und halb Erwiesenes werthvolle Bestätigungen. Der General de Galliset sagt aus, daß ihm sein Freund, der englische General Talbot, der sechs Jahre für sein Land Militärattaché in Frankreich war, folgende Angaben gemacht habe:

„Je ne sais rien de l'affaire Dreyfus. Pendant tout le temps que j'ai été employé en France, je ne l'ai jamais connu; mais je suis étonné de voir le commandant Esterhazy en liberté, parce que nous tous, attachés militaires en France, nous savions qu'avec un ou deux billets de 1000 francs le commandant Esterhazy nous procurait les renseignements que nous ne pouvions nous procurer directement au ministère."

Diese präzise Mittheilung kann niemanden überraschen.

Für die Frage der Annullirung des Erkenntnisses gegen Dreyfus ist sodann die Aussage des früheren Präsidenten Casimir Perier wichtig. Er sagte:

„Je n'ai entendu parler que d'une seule pièce, celle souvent citée: „Ce canaille de D. . . devient réellement trop exigeant."

Je n'ai pas eu connaissance d'autres pièces secrètes.

Le général Mercier m'a dit que cette pièce avait été mise sous les yeux du Conseil de guerre."

Da Dreyfus und sein Vertheidiger stets nur den Bordereau als Anklagematerial mitgetheilt erhalten hatten, so ist jetzt durch die direkte Aussage des früheren Kriegsministers Mercier erwiesen, daß dem Kriegsgericht unter Umgehung des Angeklagten und seines Vertheidigers noch weitere sogenannte Beweisstücke für die Urtheilsfällung zugestellt worden sind. Diese Thatsache allein müßte zur Kassirung des Urtheils gegen Dreyfus führen.

Endlich kommt aus Saint-Quentin die Nachricht, daß sich daselbst der frühere Adjutant von Henry, Locrimier mit Namen, erhängt hat, nachdem er zwei Briefe aus Paris empfangen hatte. Henry schneidet sich den Hals ab, als seine Fälschung entdeckt ist; Loerimier erhängt sich. Das erläutert den Charakter des bisherigen Nachrichtenbureaus im französischen Kriegsministerium; es scheint durch Vermittlung von Esterhazy ein Nachrichtenbureau für die ausländischen Staaten gewesen zu sein.

* * *

Kanäle und Handelsverträge.

Unsere Agrarier suchen schon lange nach einer Formel, um ihre Abneigung gegen den Mittellandkanal auch politisch zu fruktifiziren. Am Liebsten möchten sie das großartige Kanalprojekt a limine abweisen, aus gewohnheitsmäßiger Opposition gegen jede Erleichterung des Großverkehrs. Nachdem die Regierung und der König persönlich sich so stark für die Vorlage engagirt haben, läßt sich diese grundsätzliche Negation aber nicht ohne ernste politische Gefahren durchführen. Man sucht deshalb Seitens der Vorsichtigeren nach Vorwänden zur Verschleppung; und da ist man denn unter Anderem auf die originelle Ausrede verfallen: Erst wollen wir mal sehen, was für agrarische Zollsätze uns nach Ablauf der gegenwärtigen Handelsverträge beschert werden; erscheinen uns die neuen Zollsätze genügend, dann mag auch der Mittellandkanal gebaut werden. Also eine neue Variante des alten Liedes: Ohne Kanitz keine Kähne; ohne höhere Getreidezölle keine Kanäle!

Die Agrarier haben mit dieser unkeuschen Zumuthung jeden früheren Rekord bei Weitem hinter sich gelassen. Man vergegenwärtige sich nur die Tragweite dieser „bescheidenen" Forderung: Die sorgfältig vorbereitete Kanalverbindung zwischen Rhein, Weser und Elbe soll auf Jahre hinaus verzögert und — falls nicht der Tribut der Broteffer an die inländischen Getreideproduzenten namhaft erhöht wird — überhaupt vereitelt werden. Die Reichsregierung soll durch einen derartigen Druck auf die Entschließungen der preußischen Regierung indirekt betreffs ihrer demnächstigen Handelsvertragspolitik vinkulirt, die wirthschaftlichen Gesammtinteressen Deutschlands sollen der einseitigsten agrarischen Interessenpolitik gleichsam in blanco geopfert werden. Endlich aber — und das ist besonders charakteristisch — handelt es sich bei diesem politischen Erpressungsversuch um die Geltendmachung von Nachtheilen, die beinahe durchweg auf bloßer Einbildung beruhen.

Wenn die schlesischen Großindustrieen, besonders die Kohlen- und Eisenindustrie, geltend machen, daß der Mittellandkanal das Ruhrrevier in seiner Konkurrenzfähigkeit auf gewissen inländischen Absatzgebieten, vor allen auf dem großen Absatzmarkte, Berlin zu Ungunsten Schlesiens beträchtlich stärken wird, so kann man dieser Befürchtung eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Aber die Behauptung, daß die ostelbische Landwirthschaft gegenüber der ausländischen Konkurrenz, speziell in Bezug auf Brotgetreide, durch den Mittellandkanal geschädigt werde, ist der reinste Humbug. Der Mittellandkanal erreicht östlich bei Magdeburg sein Ende. Die Landwirthschaft könnte deshalb diesseits der Elbe durch die Verkehrserleichterungen des Rhein-Weser-Elbe-Kanals in ihrer Konkurrenzfähigkeit gegen außerdeutsche Ackerbauprodukte nur benachtheiligt werden, wenn der Transport jener fremden Produkte nach Magdeburg unter Benutzung des Kanals — trotz der Kanalgebühren — in Zukunft billiger zu bewerkstelligen sein würde, als heute via Hamburg auf der abgabenfreien Wasserstraße der Elbe. Ein Blick auf die Karte genügt, um die Absurdität einer solchen Annahme zu erkennen. Theoretisch läßt sich allerdings der Fall konstruiren, daß österreichische Ackerbauprodukte, die auf der oberen Elbe nach Magdeburg und von dort weiter auf dem Mittellandkanal den Märkten des westlichen Deutschlands zugeführt werden, in der Konkurrenz vor gleichartigen deutsch-schlesischen Produkten um deswillen einen kleinen Vorsprung gewinnen, weil die Umladung vom Wasserweg auf die Eisenbahn in Zukunft nicht nöthig sein würde. Thatsächlich würde dieser geringe Konkurrenzgewinn aber für Brotgetreide überhaupt nicht, sondern höchstens für einen kleinen Theil der nach Deutschland eingeführten österreichischen Gerste in Frage kommen. Dieser minimalen Erschwerung der Konkurrenz unserer ostelbischen Landwirthschaft stehen die sehr beträchtlichen Vortheile billigerer Zuführung von Kohlen, Eisen, Düngemitteln und anderen Verbrauchsartikeln der ostelbischen Landwirthschaft

aus dem Westen und die in gewissem Umfange eintretende Erleichterung des Absatzes ostelbischer Ackerbauprodukte nach dem konsumkräftigen Westen Deutschlands gegenüber. Daß diese Bilanz gerade für die ostelbische Landwirthschaft mit einem klaren Vortheil abschließt, ist offenbar.

Etwas anders steht die Sache mit der landwirthschaftlichen Konkurrenz in den unmittelbar von dem Mittellandkanal berührten Gegenden westlich der Elbe. Hier lassen sich Fälle denken, in denen auswärtiges Getreide und andere Ackerbauprodukte, die bisher mit der Bahn zugeführt wurden, jetzt auf dem Wasserwege den Verbrauchern im Inlande um die Differenz zwischen Bahn- und Wasserfracht billiger geliefert werden. Das an jenen Plätzen etwa konkurrirende gleichartige inländische Produkt würde dann **ceteris paribus** entsprechend im Preise gedrückt werden. Berücksichtigt man aber den Umstand, daß als Hauptzuführungswasserwege für ausländische Waaren im ganzen Gebiet des Mittellandkanals der Rhein, die Elbe, der Dortmund-Ems-Kanal, die Weser nach wie vor — und zumeist abgabenfrei — in Betracht kommen, so erkennt man leicht, daß gerade betreffs der Konkurrenz ausländischer Produkte durch den Rhein-Weser-Elbe-Kanal nur sehr geringe Verschiebungen eintreten können. Ich glaube nicht, daß sich auch nur ein einziger Konsumplatz zwischen Magdeburg und Ruhrort wird finden lassen, an dem z. B. fremdes Getreide in Folge der Durchführung des Mittellandkanals auch nur um 2 Mark per Tonne billiger wird geliefert werden können. Was aber bedeutet eine derartige Transportverbilligung bei der Konkurrenz gegen das Ausland gegenüber dem jetzt bestehenden Schutzzoll von 35 Mark per Tonne Brotgetreide. Was bedeutet andererseits eine so geringe Verschiebung der Konkurrenzfähigkeit gegenüber den unmittelbaren Vortheilen, die der Landwirthschaft aus der leichteren Erreichbarkeit inländischer Märkte für Absatz wie Konsum erwachsen. Auch kommt die Belebung des Gesammtverkehrs einer Gegend erfahrungsmäßig der Landwirthschaft durch Steigerung der Gelegenheit für den Absatz von Ackerbauerzeugnissen mittelbar ganz erheblich zu Gute.

Auch die Landwirthschaft westlich der Elbe hat deshalb keinen begründeten Anlaß, eine irgendwie in die Waagschaale fallende Verminderung ihrer Konkurrenzfähigkeit in Folge des Kanalbaus zu fürchten. Selbst an solchen Plätzen, wo die Transportverbilligung am stärksten zur Geltung kommt, kann sie den konkurrirenden Produkten des Auslandes nur ganz geringfügige Vortheile bringen. Die verkehrspolitische Bedeutung des Mittellandkanals liegt eben ganz vornehmlich, ja beinahe ausschließlich in der Erleichterung des Transports *inländischer* Produkte.

Angesichts solcher klarer Sachlage erscheint das Verlangen unserer Agrarier, das Zustandekommen des Kanals von einer Erhöhung der Agrarzölle abhängig zu machen, als eine geradezu klassische Bethätigung des obersten Grundsatzes im Katechismus des Bundes der Landwirthe: Lerne klagen, ohne zu leiden!

Es ist kaum denkbar, daß die agrarischen Faiseurs die Grundlosigkeit ihrer Konkurrenzbefürchtungen nicht längst eingesehen haben sollten, aber sie sind so daran gewöhnt, aus jeder gesetzgeberischen Blume für sich Honig herauszusaugen, daß sie sich schon benachtheiligt glauben, wenn bei der Verausgabung von größeren Summen aus allgemeinen Mitteln nicht für die Agrarier ein Extradouceur abfällt. Außerdem hegen sie die instinktive Befürchtung, daß Alles, was dazu beiträgt, die industrielle Entwicklung Deutschlands zu beschleunigen und seine Exportfähigkeit zu steigern, die Aufrechterhaltung der Junkerherrschaft in Preußen erschwert. Und darin haben sie recht. Von diesem Standpunkte aus ist der agrarische Widerstand gegen den Mittellandkanal noch am ehesten zu verstehen. Hier hört aber auch alles Argumentiren auf. Hier verwandelt sich die Frage wirthschaftlicher Zweckmäßigkeit rund und nett in eine politische Kraftprobe. Man wird an dem weiteren Schicksal der Kanalvorlage erkennen, wie stark die Macht der agrarischen Reaktion in Preußen noch ist. Ist sie ohnmächtig, dies große Werk wirthschaftlicher Kultur aufzuhalten, so wird sie den Abschluß neuer Handelsverträge auf der Basis der gegenwärtigen Agrarzölle ebenfalls nicht zu hindern vermögen.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XIII.

Reichstag und Landtag haben nach Ablauf der Osterferien ihre Thätigkeit wieder aufgenommen und stehen vor einem so gewaltigen Arbeitspensum, daß man nur mit Beklemmung die Frage aufwerfen kann, wann es möglich sein wird, die Session zu schließen. Im Reichstag sind zunächst die Vorlagen des Reichspostamts zur ersten Lesung gelangt, die voraussichtlich der Kommission reichliche Arbeit gewähren werden. Dann wird die Bankvorlage, welche einen dringlichen Charakter trägt, zur zweiten und dritten Lesung im Plenum gelangen. Im Hintergrund steht die Neuredaktion des Alters- und Invalidenversicherungsgesetzes, welches wenigstens zwei Fragen in sich birgt, die zu sehr ernsthaften Zusammenstößen führen werden, den Vermögensausgleich zwischen den einzelnen Anstalten und die Schaffung örtlicher Rentenstellen. Daneben stehen noch zwei Gesetze, deren Erledigung sehr wünschenswerth ist, weil sie mit der Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches im Zusammenhange stehen, das Hypothekenbankgesetz und das Gesetz über die gemeinsamen Rechte der Inhaber von Schuldverschreibungen. Ob dann noch Zeit übrig bleiben wird, die übrigen Justizgesetze, (Einführung der Berufung, lex Heinze, lex Salisch) in Angriff zu nehmen, ist sehr zweifelhaft.

Im Landtage sind zunächst mehrere Gesetze zu erledigen, die nothwendig sind, um das bürgerliche Gesetzbuch am 1. Januar in Kraft treten zu lassen. Es sind bloße Montirungsarbeiten, Entscheidungen von Nebenfragen, welche die Reichsgesetzgebung der Landesgesetzgebung offen gelassen hat. Von grundsätzlicher Wichtigkeit ist Nichts darin. Am natürlichsten würde es sein, diese Gesetze en bloc anzunehmen. Die Herren Juristen des Abgeordnetenhauses scheinen indessen die Absicht zu haben, sie in der Kommission sehr gründlich zu behandeln, es darauf ankommen zu lassen, daß nach einer Vertagung der Session im Hochsommer eine Herbstsession einberufen wird, und spielen mit der Gefahr, daß am 1. Januar des nächsten Jahres die ganze bürgerliche Gesetzgebung nicht in Kraft treten kann, weil es an irgend einer Stelle an einem eingeschlagenen Haken fehlt.

Die Vorlage, welche der Landtagssession ihren Charakter geben wird, ist die Kanalvorlage. Der Gedanke, einen Kanal durch die norddeutsche Tiefebene zu legen, der die drei großen Ströme Rhein, Weser und Elbe mit einander verbindet, beschäftigt die kaufmännischen und industriellen Kreise Deutschlands seit Jahrzehnten; er wurde im Jahre 1865 auf dem volkswirthschaftlichen Kongreß in Hannover erörtert. Jetzt hat dieser Gedanke in einer Regierungsvorlage eine technisch unangreifbare Ausgestaltung gefunden. Die Kosten sind nicht gerade unerheblich; sie betragen rund eine viertel Milliarde Mark. Wenn man sie vergleicht mit Demjenigen, was für Eisenbahnen ausgegeben ist und alljährlich ferner ausgegeben wird, so ist es thöricht, sie als übermäßig zu bezeichnen.

Die Aussichten auf die Annahme der Vorlage sind getrübt. In der agrarischen Partei hat man im Laufe der letzten Jahre ein neues Dogma definirt, welches überall gläubig nachgebetet wird. Dieses Dogma lautet dahin: „Kanäle sind der Landwirthschaft nachtheilig." Man kann

von diesem Dogma nur mit dem heiligen Augustinus sagen: Credo quia absurdum est. Ob man an die Absurdität aufrichtig glaubt, oder ob man nur einen der Regierung augenscheinlich an das Herz gewachsenen Plan bekämpft, weil man hofft, die Regierung werde sich bewegen lassen, die Zustimmung zu diesem Plan durch Zugeständnisse zu erkaufen, ist nicht leicht zu ermitteln.

Zu der Opposition der Agrarier hat sich eine andere gesellt, diejenige der schlesischen Industriellen. Die Opposition der Agrarier ist unverständig, diejenige der schlesischen Industriellen begreiflich. Die Schlesier sagen, daß dieser Kanal anderen Provinzen Vortheile, ihnen aber eine erhöhte Konkurrenz bringe, und sie verlangen, daß der Provinz Schlesien Kompensationen gewährt werden.

Der Bau des Mittellandkanals wird erfolgen, wenn nicht geradezu der agrarische Unsinn triumphiren soll. In Westeuropa wird man kein zweites Gebiet finden, in welchem schon der Anblick der Karte zum Kanalbau so dringend einladet. Wenn der Kanalbau in Deutschland viele Jahre lang völlig geruht hat, so findet dieses seine Erklärung darin, daß man sich der Ansicht hingegeben hat, seit der Entstehung des Eisenbahnverkehrs sei der Kanalbau und die Kanalschifffahrt überhaupt eine veraltete Einrichtung. Man erziehe in den Kanälen nur den Eisenbahnen Konkurrenten, die um ihrer Schwäche willen unterliegen müßten. Diese Ansicht ist heute unhaltbar geworden. Der Verkehr, der Austausch der Güter von Ort zu Ort, hat so riesenhafte Dimensionen angenommen, daß die Eisenbahnen dem Bedürfnisse in manchen Distrikten nicht mehr genügen. Die Eisenbahnen sehen heute in den Kanälen nicht mehr einen lästigen Konkurrenten, sondern einen Gehilfen.

Die preußische Regierung hat sich lange Zeit den Gedanken an Kanalbauten und insbesondere an den Mittellandkanal gegenüber ablehnend verhalten; ihre ablehnende Haltung nahm in der Zeit des Grafen Itzenplitz den Charakter des Hohnes an. Im Laufe der Zeit hat sich der Gedanke siegreich durchgerungen; die geschickte Begründung, welche die Regierung ihrem Plane beigefügt hat, liefert den klaren Beweis, daß es der Regierung Ernst ist, ihren Plan durchzuführen.

Ein so wohl vorbereitetes Unternehmen kann im ungünstigsten Falle um einige Jahre verzögert, aber nicht mehr vereitelt werden. Es liegt in der Hand der Regierung, diesen ungünstigen Fall zu vermeiden. Die Opposition der Agrarier im Bewußtsein ihrer Schwäche sucht Deckung hinter der Opposition der Schlesier. Diese letztere Opposition muß zuerst überwunden werden, und sie kann durch verständige Zugeständnisse überwunden werden, während die Opposition der Agrarier durch Zugeständnisse nur dann überwunden werden könnte, wenn diese Zugeständnisse einen unverständigen Charakter annähmen.

Die verständigen Zugeständnisse müssen gemacht werden; über die Opposition der Agrarier muß man zur Tagesordnung übergehen. Anscheinend sind die Agrarier eine sehr starke Partei; sie sind es aber nur, weil sie durch das Entgegenkommen, die Nachsicht und die Schwäche der Regierung großgezogen sind. In dem Augenblicke, wo die Regierung, von der Verderblichkeit der agrarischen Bestrebungen überzeugt, ihnen mit Nachdruck entgegentreten würde, hätten sie aufgehört, eine starke Partei hinter sich zu haben. Der Augenblick muß kommen, in der jede Regierung zu der Ueberzeugung gelangt, daß öffentliches Wohl und agrarische Bestrebungen nicht mit einander zu vereinigen sind. Die Regierung hat diesen Augenblick bisher hinausgeschoben, und wird ihn vielleicht noch eine kurze Zeit hinausschieben können, auf die Dauer nicht. Wenn die Regierung ernsthaft will, kann sie die Kanalvorlage gegen den agrarischen Trotz durchsetzen, und wenn die Kanalvorlage scheitert, so wird es die Regierung durch Schwäche gegen bessere Ueberzeugung verschuldet haben.

Proteus.

Die Bilanz des Jahrhunderts.

„Geschichte schreiben ist eine Art, sich die Vergangenheit vom Halse zu schaffen", lautet ein Wort Goethe's. Es ist das nicht die Bedeutung der Geschichtschreibung, sondern nur eine unter vielen, und es ist offenbar eine der am wenigsten fruchtbaren und werthvollen im Gegensatz zu der Art von Geschichtschreibung, welche die Vergangenheit zu einem lebendigen fortwirkenden Besitzthum der Gegenwart machen möchte.

An das Goethe'sche Wort wird man immer wieder lebhaft erinnert, wenn man die vielerlei Versuche beobachtet, die Bilanz des neunzehnten Jahrhunderts zu ziehen. Unser Jahrhundert wird in kürzester Frist erlöschen: da wendet man sich rasch noch einmal um, sucht einen flüchtigen Rückblick auf die Erlebnisse des Säkulums zu gewinnen, mäkelt dort, lobpreist hier und — läßt die Todten ruhen. Und je eiliger man in der Vergangenheit umherwandelt, um alles Wichtige ordnungsmäßig zu buchen, desto begieriger ist man, ein neues Blatt zu beginnen, auf dem die Ueberschrift „Zwanzigstes Jahrhundert" steht. Es will mir scheinen, daß diese, fast könnte man sagen, nach geschäftlichen Usancen sich vollziehende Abfindung mit der Vergangenheit mancherlei Unerfreuliches hat. Sie verleitet vor allem zur Oberflächlichkeit: man glaubt der Vergangenheit hinreichend gerecht geworden zu sein, wenn man lässig in ihrem reichen Besitz umherwandelt und da und dort, rein subjektiven Eingebungen folgend, zu längerer Betrachtung verweilt. Aber auf diese Weise wird weder der Vergangenheit noch der Gegenwart gedient, jene wird unserem Verständniß nicht näher gebracht und diese in keiner Weise gefördert. Zu der Vereinigung beider Zwecke besteht aber erst alle fruchtbare Geschichtsbetrachtung. Es hat noch keinen wirklich bedeutenden Historiker gegeben, der nicht die Geschichte in den Dienst seiner Zeit gestellt hätte, der nicht darauf ausgegangen wäre, durch Beleuchtung der Vergangenheit die Gegenwart über sich selbst aufzuklären. Und nun ist es, wiewohl denkbar, doch im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß man eine rein chronologisch begrenzte Aufgabe geschichtlicher Darstellung sich wähle, um ihren Geist für die Gegenwart zu entbinden. Welche innere Einheit findet sich in den Geschehnissen, die zwischen den Jahren 1800 und 1900 liegen? Sicherlich gar keine. Und so kann die Absicht, diese Geschehnisse darzustellen, in jedem Falle nur zu einer mehr oder weniger gelungenen rhapsodischen Verknüpfung von Thatsachenreihen führen, deren Zusammenhang eben, trotz allem Bemühen, kein innerer, sondern ein rein äußerlicher, eben der chronologische, ist.

An der Ungunst dieser rein chronologischen Aufgabenstellung sind schon mehrfache Versuche, die Bilanz unseres Jahrhunderts zu ziehen, ganz gescheitert. Beeinträchtigt wurde dadurch, wie von vornherein nicht verhehlt werden kann, auch der neue von Theobald Ziegler in umfassendster Weise unternommene Versuch dieser Art*), wiewohl er seine Vorgänger erheblich hinter sich läßt durch die gründliche Kenntniß der Materie wie durch die gewandte und leicht verständliche Darstellung, die man von einem Manne von Geist und Geschmack, als der Ziegler sich in allen seinen Schriften zeigt, erwarten durfte. Ziegler hat selbst allem Anschein nach das Unzulängliche der Problemstellung empfunden, und sich gegen den Vorwurf der äußerlichen chronologischen Einheit mit dem Einwand zu wehren gesucht, daß das neunzehnte Jahrhundert zweifellos wie so viele seiner Vorgänger auch eine innere Einheit habe, daß ja überhaupt die Jahrhunderte doch zu etwas wie eine Eigenart besitzen, „sich von einander unterscheiden

*) Die geistigen und sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts. Von Dr. Theobald Ziegler, ord. Prof. an der Universität Straßburg. (Berlin, Verlag von Georg Bondi.)
Das Buch bildet den ersten Band eines Sammelwerkes: Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung.

und mit überraschend charakteristischen Zügen das eine sich vom anderen sondert und abhebt." Das ist ganz zweifellos. Aber ebenso zweifellos ist, daß diese Eigenart nur geistigen Stempel trägt und tragen kann, darum das Jahrhundert nur von inneren Merkmalen aus, nicht äußerlich begrenzt werden kann. Wie diese innere Einheit fixirt werde, darüber sind Zweifel erlaubt. Auch ein Geschichtswerk ist oder sollte doch etwas ähnliches sein wie ein Kunstwerk: Thatsachenmaterial durch das Medium einer Persönlichkeit gesehen. Man könnte also sehr wohl dem neunzehnten Jahrhundert in der Entwicklung der deutschen Kultur etwa mit dem Jahre 1781, dem Erscheinen der Kritik der reinen Vernunft, einen festen Anfangspunkt geben, aber mit guten Gründen könnte auch etwa das Jahr 1815, 1819 u. s. w. dazu genommen werden. Sicher ist nur eins: Daß das Jahr 1800 in keinem Falle diesen Anfangspunkt bildet.

Ziegler hat zwar den Versuch gemacht, auch das Jahr 1800 als Anfangspunkt aus inneren Gründen zu rechtfertigen. Aber ich glaube, diese haben wenig Ueberzeugendes. Das Jahr 1800 ist ihm „ein bedeutsamer Knotenpunkt, an dem nicht weniger als drei Weltanschauungen, absterbend die eine (scil. die Aufklärung), in voller Kraftentfaltung die andere (der Klassizismus), zu jugendlich keckem Ansturm ausholend die dritte (die Romantik) sich zusammenfinden und feindlich auf einanderstoßen." Allein es wird doch wohl nur wenige Jahre geben, die nicht in ganz derselben Weise als Knotenpunkte geistiger Entwicklung angesprochen werden können, so daß neben einer absterbenden Geistesrichtung zugleich eine voll entwickelte und eine jugendlich aufstrebende sich zeigt.

In der That aber kann man auch nicht einmal zugeben, daß jene drei Geistesrichtungen der Aufklärung, des Klassizismus und der Romantik gerade für die ersten Jahre oder Jahrzehnte unseres Jahrhunderts besonders charakteristisch sind. Man kann vielmehr sagen, daß der Gegensatz von Aufklärung und Romantik das ganze neunzehnte Jahrhundert beherrscht und recht eigentlich die Signatur aller seiner geistigen Kämpfe bildet, dieser Gegensatz, welcher in der Zwiespältigkeit der menschlichen Natur, in dem Antagonismus der unteren und oberen Seelenkräfte, seine tiefere und dauernde Grundlage hat. Mit den oberen Seelenkräften, insbesondere dem Verstande, sucht die Aufklärung kritisch zersetzend beständig alles Positive des menschlichen Lebens in Staat, Sitte, Religion u. s. w. abzutragen; mit den unteren Seelenkräften, insbesondere denen des Gemüthes, sucht sich die Romantik immer wieder in eben dieses Positive zu versenken und es zu erhalten. So ist jene das vorwärtstreibende, diese das retardirende Moment unserer ganzen modernen Kulturentwicklung.

Dieser ganze Gegensatz tritt nicht erst im Anfange unseres Jahrhunderts hervor, sondern setzt bereits in voller Schärfe in den sechziger und siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein, als die Aufklärung in fast ungehemmtem Siegeslaufe bis zu einer Höhe vorgedrungen war, daß alles von ihr bekämpfte Positive nur ein einziges großes Trümmerfeld bildete. Damals erfolgte in den Anfängen der Sturm- und Drangperiode, namentlich durch Herder, Hamann und Jacobi die Schilderhebung des Positiven, die Revolution der unteren Geisteskräfte gegen die oberen, des Gefühles gegen den Verstand. Die Wolffianer und mehr noch die Nicolaiten hatten die Tenne des Geistes von unzähligen Vorurtheilen gesäubert, aber mit der Spreu auch den meisten Weizen weggefegt, so daß nichts zurückgeblieben war als dürre Stoppeln kahler Vernunftwahrheiten, welche nach logischem Schema eingetheilt, disziplinirt und säuberlich nach dem Leitfaden von Obersatz, Untersatz, Schlußsatz demonstrirt worden waren. Nun kamen die Herder und Hamann und nach ihnen dann die Goethe und Schiller u. s. w. und verkündeten, daß Poesie und Religion und alles geschichtliche und individuelle Leben der Menschen einen eigenthümlichen positiven Werth gerade in dem habe, woran der Verstand nicht heranreiche, was nur von der Empfindung ahnungsvoll erfaßt werden könne. Hier, in diesem zuerst ja mit berserkerhafter Wuth geführten Revolutionskampfe der Stürmer und Dränger liegt also der eigentliche Ursprung der Romantik in ihrem Gegensatze zur Aufklärung. Die im engeren Sinne sogenannte romantische Periode im Anfange unseres Jahrhunderts bildet dabei nur eine allerdings besonders wichtige Episode in der Austragung eben desselben Gegensatzes, an dem unser ganzes Jahrhundert fort und fort sich abgemüht hat und weiter sich abmüht. Es ist im historischen Sinne durchaus falsch und wirkt vor allem verwirrend, wenn man, wie es auch Ziegler thut, von der Betrachtungsweise jener Epoche und namentlich von der Terminologie Goethe's verleitet, an dem freilich ungemein fest eingewurzelten Vorurtheil festhält, daß klassisch und romantisch den eigentlich „klassischen" Gegensatz bildeten. Das ist nicht einmal auf dem Gebiete der Kunst überall der Fall, geschweige denn auf den anderen geistigen Gebieten. Der Klassizismus des Zeitalters der Goethe, Schiller, Kant u. s. w. bezeichnet vielmehr die in außerordentlicher geistiger Tiefe gewonnene Verknüpfung von Aufklärung und Romantik zu einer neuen inneren Einheit, die natürlich diesen beiden, deren Synthese sie bildete, weit überlegen ist. Goethe hatte darum ein Recht zu sagen, klassisch sei das Gesunde, romantisch das Kranke. Aber er hätte ebensogut hinzufügen können, auch aufklärerisch sei das Kranke, und wenn er sich nach dieser Seite hin nicht äußerte, so geschah es deshalb, weil er damals, als er jenen Ausspruch that, nicht mehr wie in der jugendlichen Sturm- und Drangperiode nöthig hatte, sich gegen die einseitige Verstandesaufklärung zu wenden, sondern nur noch gegen die Romantik.

In dem Kampfe zwischen Aufklärung und Romantik, der unser ganzes Jahrhundert erfüllt, bildet die Periode des deutschen Klassizismus nur einen kurzen glanzvollen Sonnentag friedvoller Harmonie, dergleichen wir vielleicht nie wieder erleben werden, wie sehr auch seither immer wieder mit vermehrter Kraft und Einsicht nach gleicher oder ähnlicher Harmanie gestrebt worden ist und gestrebt werden muß. Einen gleichartigen Höhepunkt werden wir voraussichtlich schon deshalb kaum wieder erreichen, weil offensichtlich schon seit der Mitte des Jahrhunderts der Kampfplatz eine große Verschiebung erfahren hat: in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wurde der Gegensatz in der Tiefe ausgefochten, jetzt immer mehr in der Breite des ganzen Volkslebens. Und alle die schweren Nöthe unserer Zeit, all das Gährende, Unruhige und Unsichere, das so oft gerade die Einsichtsvollsten mit neuen Erscheinungen überrascht und erschreckt, das alles läßt sich vielleicht formelhaft am ehesten begreifen, wenn man sich klar macht, daß die Gegensätze von Aufklärung und Romantik von neuem in der Breite des ganzen Volkslebens scharf gespannt sind und noch keine aussichtsvollen Wege sich zeigen, um zu einer neuen Versöhnung zu gelangen.

Von diesem Gesichtspunkte aus wird man manche Erscheinung der Gegenwart, die für die hergebrachte Anschauungsweise etwas Fremdartiges hat, besser verstehen und gerechter würdigen, als es auch Ziegler in vielen Fällen gethan hat, so sehr er, wie anerkannt werden muß, um Unparteilichkeit sich bemüht hat.

Man fasse als ein markantes Beispiel nur zwei so entgegengesetzte Erscheinungen wie Sazialismus und Antisemitismus ins Auge, den letzteren soweit er eben nicht sozialistisch ist, sondern sich in den eigenthümlichen alterthümelnden und deutschthümelnden Gedankenkreisen bewegt, durch welche das urteutonische Berserkerthum charakterisirt wird. Alle derartige Ideenverbindungen tauchen ja nicht von ungefähr, kometenartig auf, sie werden auch nicht durch einzelne „gemacht", sondern sind ein organisches Erzeugniß ihrer Zeit. Und so kann man bei genauerem Zusehen leicht erkennen, daß der Sozialismus die Aufklärung, der (meist antisemitisch gefärbte) Teutonismus mit all seinen zahlreichen Schattirungen die Romantik innerhalb größerer Volksmassen darstellt. Daß dabei namentlich die letztere vielfach in den flachen Köpfen, in welche sie hineingerieth, auch platt gedrückt wurde und zu wahren Karikaturen entartet ist, darf

über den inneren Ursprung und Zusammenhang der Erscheinung als Ganzes nicht hinwegtäuschen.

Nach dieser Seite hin, der Psychologie volksthümlicher Gedankenreihen und Empfindungsarten, sind, wie mir scheint, der Geschichtsschreibung grade in Bezug auf unser neunzehntes Jahrhundert ganz neue Aufgaben gestellt, welche kaum nach ernstlich ins Auge gefaßt sind, geschweige denn daß schon eine Lösung versucht worden wäre. Das gilt auch für die geschichtliche Darstellung rein geistiger Strömungen, die philosophischen nicht ausgeschlossen. Zu der individualistischen Betrachtungsweise, wie sie Ziegler festgehalten hat und wie sie nach wie vor ihr Recht behaupten wird, muß eine sozialpsychologische nothwendig hinzutreten.

Wie dringend nothwendig diese ist, zeigt besonders die völlige Rathlosigkeit und Ueberraschung gerade in den gebildeten Kreisen gegenüber solchen merkwürdigen Erscheinungen wie die Folgen der Dreyfus-Affaire, auf die man vergebens die hergebrachten Kategorien anzuwenden sucht. Erst die von der Zukunft auszubildende sozial-psychologische Betrachtungsweise kann und wird hier größeres Licht verbreiten als die Wirrnisse der Gegenwart ahnen lassen.

Florenz. M. Kronenberg.

Der Schatz der Armen.

Der oberflächlichste Vergleich unserer heutigen Litteraturbewegung mit der des vorigen Jahrhunderts, die aus Sturm und Drang zum erhabensten Klassizismus führte und erst in ihrer Reaktion die mystisch angehauchte Romantik zur Blüthe brachte, zeigt uns zwar eine gewisse Aehnlichkeit, aber auch eine überwiegende, einschneidende Verschiedenheit beider. Um von Lenz bis zu Novalis zu gelangen, müssen wir über die blauen Berge der Goethe'schen Epoche, während in unserer Zeit die Werke, in denen die Mystik zum Vorschein kommt, wie Meilensteine auf glatter Straße neben denen des äußerlichsten Naturalismus stehen. Bei einigen Schriftstellern läßt es sich sogar beobachten, daß sie diese Entwicklung, jedenfalls zum Theil, in sich selbst durchlaufen haben und so schließt sich die heutige Periode der Mystik an die des Naturalismus wie unsere klassische an die Sturm- und Drangzeit.

Maeterlinck, der Mystiker, ist nach meiner Ansicht eine der interessantesten Erscheinungen des sinkenden Jahrhunderts insofern, als er etwas in uns erklingen läßt, das selbst die Halbgötter des Geistes selten oder nie erklingen ließen und das ihn aus dem Epigonenthum heraushebt. Viele versuchen zu geigen wie Shakespeare und Goethe gegeigt haben und es gehört schon Größe dazu, diesen Meistern an Wohlklang nahe zu kommen oder ihnen zu ähneln. Wenige kommen auch nur vorübergehend zu diesem Ziel und selbst diese, was haben sie erreicht? Sie haben die Musikstücke vermehrt, aber nicht die Töne —, die Lieder, aber nicht die Empfindungen! Er aber ist ganz selbständig und spielt ein eigenes Instrument; nicht so virtuosenhaft wie die anderen das ihre, aber dennoch ergreifend, denn seine Saiten zittern vielen im Herzen und niemand wagte es noch, sie so zu berühren. Wohl hat auch er Vorgänger gehabt, aber selbst mit den durch Länder und Jahrhunderte getrennten fünf oder sechs, die bis auf unsere Tage gekommen sind, verbindet ihn nur eine halbe Aehnlichkeit. Bei jeder dieser merkwürdigen Erscheinungen überwog entweder der Dichter den Mystiker oder der Mystiker den Dichter. Er ist der erste, in dem sich beide zu annähernd gleichen Theilen verschmolzen und gerade das macht ihn zu einer ganz selbstständigen Persönlichkeit und läßt ihn die Hamann und Novalis an litterargeschichtlicher Bedeutung übertragen. Unsere anderen zeitgenössischen Dichter schöpfen aus Cisternen, die große Kaufherren aus ihrem Ueberfluß gefüllt, aber er fand neue Quellen. Wer ist da wohl wichtiger, selbst wenn der springende Quell heut noch voll zerbröckelten Gesteins und manchmal ungenießbar ist?

Eins seiner neuesten Bücher hat uns Friedrich von Oppeln-Bronikowski übersetzt und da der Verlag von Eugen Diederichs dem Werke eine charakteristische Ausstattung gegeben hat, wird man schon im vorhinein auf den eigenartigen Inhalt vorbereitet. „Der Schatz der Armen" steht in schnörkelhaftem, schwer lesbarem Rothdruck auf dem Titelblatt.

„Der Schatz der Armen" ist ein schweres Buch, das von der verschleierten Königin in uns handelt. Zurück zur Natur und Anerkennung der ewigen Menschenrechte waren die Schlagworte Jean Jaques Rousseau's — vorwärts zum Uebernatürlichen und Anerkennung der Seele heißt die mystische Parole Maeterlinck's.

Der erste Aufsatz handelt vom Schweigen, das uns die feierliche Seite der Dinge enthüllt und ein gewaltiger Gott ist. Im Schweigen enthüllen sich die höheren Geschicke und die Seelen kommen sich nah.

„Zumeist hängt ein ganzes Schicksal von der Eigenschaft dieses Schweigens zwischen zwei Seelen ab. Es finden irgendwo — wo weiß man nicht, — Mischungen statt, denn die Behälter des Schweigens liegen weit über den Behältern des Gedankens und der nicht vorher abzusehende Trank wird unheilvoll bitter oder unendlich süß." — „Ihr Schweigen wird werth sein, was die Götter werth sind, die sie im Busen tragen."

Immer aber wird das Schweigen werthvoll sein, weil es uns in die Tiefen führt, die zugleich unsere Höhen sind.

„Den Kuß des Schweigens im Unglück — denn sonderlich im Unglück küßt uns das Schweigen — kann man nie mehr vergessen; und darum sind die, welche ihn öfter erhalten haben als andere, mehr werth als diese anderen. Sie allein wissen vielleicht, auf welchen stummen, tiefen Gewässern die dünne Rinde des täglichen Lebens ruht; sie sind Gott näher gekommen und die Schritte, die sie dem Lichte zu gemacht haben, gehen nie mehr verloren. Denn die Seele ist ein Ding, das wohl im Stande ist, nicht emporzuklimmen, aber sie kann nie herunterkommen." . . .

Wenn sich zwei wirklich etwas zu sagen haben, müssen sie schweigen. Wenn wir zu sprechen beginnen, fühlen wir, wie sich heilige Thore in uns schließen. Wie die Augen still werden, die große Höhen und Tiefen maßen, werden auch die Lippen derer stumm, die im Verborgenen das Lächeln der Engel verspürten.

Bellamy hat in der „Insel der Schweigsamen" die Nachkommen der vertriebenen Magier geschildert, die der Sprache entrathen und ohne Vermittlung der Worte von Geist zu Geist miteinander verkehren können. Maeterlinck faßt das geheimnißvaller. Wenn wir schweigen, flüstern die Seelen, die wohl uns, aber nicht unserem Leben angehören, die ein anderes Leben führen, das unser nur leis geahntes ist und das von unseren Thaten und Gedanken nichts weiß. Es gibt keine Sünde, die so blutig wäre, daß sie ihre schneeige Weiße beflecken könnte, und wenn unser Haar weiß ward von Verzweiflung und unser Auge brennend von thränenlosem Leid, liegen die Gewässer der Seele still und blau von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ein verklingender Ton aber oder ein flüchtiger Blick kann ihre Wellen bis an die Sterne treiben.

Das ist die Signatur des Buches, das dann zum „Erwachen der Seele" übergeht. Für Maeterlinck steht es fest, daß sich das Reich der Seele mehr und mehr verbreitet, und daß sie Anstrengungen macht, die Bürde der Materie etwas zu heben. Die Dämme scheinen sich zu lockern, und die Wasser wollen austreten. Selbst wenn einem Bauern die Gabe würde, seinen Empfindungen Ausdruck zu geben, würde er Sachen vorbringen, die in einem Racine noch nicht vorhanden waren. Auf einigen Gipfeln der Litteratur und Malerei liegen seltsame Lichter, wie sie früher noch nie erschaut wurden.

Wunderbares weiß er über die Liebe zu sprechen, die echt und von Seele zu Seele ist.

„Das Weib bringt uns den Thoren unseres Wesens wieder nahe. Wer weiß, ob nicht die Helden in einem dieser tiefen Augenblicke, wo

sie an seinem Busen ruhten, die Kraft und Treue ihres Sterns empfanden und ob der Mensch, der nie am Herzen eines Weibes gelegen, je das feste Gefühl der Zukunft gehabt hat!"

Ihm sind die Weiber diejenigen, die bis heutigen Tages den mystischen Sinn auf Erden bewahrt haben und die Liebe ist ihm ein Mysterium, in dem das unaussprechliche das wichtigste ist.

Die theilweise Herausgabe der Werke von Johannes Ruysbroek, Emerson und Novalis hat ihn zu einführenden Essays veranlaßt, die ebenfalls in diesen Band aufgenommen sind. Ein für ihn charakteristisches Bild gibt er von dem kindlich-tiefsinnigen Prior von Groenendal:

„Man muß sich nicht auf eine schriftstellerische Leistung gefaßt machen; man wird nichts gewahren als den zuckenden Flug eines trunkenen Aars, der blind und blutüberströmt über Schneegipfeln schwebt."

Und an anderer Stelle gibt er die folgende Charakteristik von demselben:

„Er verbindet die Unwissenheit eines Kindes mit dem Wissen eines Menschen, der von den Todten zurückgekehrt ist."

Besondere Hervorhebung verdient noch das „Die Tragik des Alltags" überschriebene Kapitel. Indem er darauf hinweist, daß die tiefste Tragödie des Lebens schwerlich in dem Spiel roher, entfesselter Leidenschaften, wie es von unseren Dramatikern auf die Bühne gebracht wird, besteht, behauptet er bezeichnender Weise, daß die Dramatik weit hinter unserer geistigen Entwicklung zurückgeblieben ist. Maeterlinck betont ferner, daß die Dramen der alten Griechen an eigentlicher Handlung viel ärmer sind als unsere heutigen und daß ihre ewigen Schönheiten in dem Theil des Dialoges hauptsächlich liegen, den man ruhig streichen könnte, ohne die Klarheit der äußeren Vorgänge irgendwie zu beeinträchtigen. Im „Baumeister Solneß" aber findet er bereits die Keime des neuen Dramas.

Es würde zu weit führen, wollte ich auf die anderen Kapitel noch im besonderen eingehen. Alle sind voll eigenartiger Poesie, die am Gegenständlichen vorüber in den Schatten uns nicht sichtbarer Lichter geht und nicht von Thaten und Erlebnissen, sondern von Ahnungen singt.

Viel Freunde hat Maeterlinck noch nicht gefunden. Er geht wie ein einsamer Wanderer die Straßen entlang und die Schnitter, die nebenbei in den Feldern arbeiten, spötteln über ihn. Etliche aber gab es immer, die wie Bienen in allen Blüthen nach dem Honig des Trostes suchen, und die können die Heiligkeit des Gedankens nachempfinden, daß unser armes menschliches Leben nur die Kehrseite eines Lebens ist, das göttlich und über allen Stürmen schwebt. Ist das nicht „Der Schatz der Armen"? . . .

Georg Busse-Palma.

Ein Spaziergang durch Lüneburg.

Ein Septembermorgen, schleierlose helle Luft, der Sonnenschein gleichfalls hell, rein, heiter, doch nicht blendend oder gar strahlend, in solcher friedlichen Beleuchtung lag die Gegend, da wir am Bahnhof von Lüneburg ins Freie traten. Es war zum ersten Mal, daß wir die alte Stadt, die einst ein Glied des stolzen Hansabundes gewesen, uns anzusehen kamen. Eigentlich sollte man seine Heimath mit ihrer näheren und ferneren Umgebung und deren Kunstschätze, ja sein ganzes Vaterland, gründlich kennen, bevor man die berühmten Stätten der Fremde aufsucht. Wie viele aber haben weite Reisen gemacht, nach Norden und Süden, bevor sie die Zeit für Lüneburg fanden! Und doch, wenngleich in der Theorie jenes vielleicht richtiger wäre, dies hat auch sein Gutes für sich. Wer Rom und Athen sah, Edinburg, Sevilla u. s. w., der bringt dann in seinem Kopfe, dünkt mich, für das Nahe und Stille und wenig Bekannte auch einen besseren Maßstab mit und für die Schönheit der nordischen Heimath, für die Art und Feinheit ihrer alterthümlichen Kunst, sind seine Augen wohl mehr geschärft, als hätte er in früher Jugend hier dies alles gesehen, eh' ihm draußen in der Fremde der Sinn der Kunst so recht offenbart ward.

Ueber das holperige Pflaster rasselte der Omnibus von Wellenkamp's Hotel an uns vorüber. Kutscher und Pferde und selbst die kleinen Fenster des grüngestrichenen Wagenkastens schienen uns tadelnd anzublicken, daß wir, die einzigen heute hier angekommenen Fremden, das einzige Fuhrwerk der Stadt verschmähten. Eiligst flogen ein paar Radler den Weg dahin. Die gibt's also auch hier. Sonst hatten wir die breite Straße so ziemlich für uns. Auf der hübschen Brücke standen wir und sahen das grüne Kupferdach der Johanniskirche, deren hoher Thurm das Stadtbild beherrscht, die rothen Ziegeldächer der Giebelhäuser und den leicht grau gefärbten Himmel im Wasser des Ilmenauflüßchens sich spiegeln. — Ein schlichtes, nordisches Bild mit den klar ausgesprochenen Farben, die kein Duft verhüllt, kein Schimmer verklärt.

Da wir die Johanniskirche besichtigen wollten und zur Linken eine Reihe von Backsteinhäusern von ganz gleicher Bauart sahen, — Pastorenwohnungen oder ein Stift, — so klinkte ich auf der Suche nach dem Küster eine Thür auf. Da stand ich gleich auf so einer echten altlüneburger Diele, wie sie Gotthardt Kuehl öfter skizzirt hat: braune Schränke, messingbeschlagen, ein geschnitzter Treppenaufgang, ein verhängter Gegenstand, der vielleicht nur ein Kinderwagen war, den ich mir aber lieber als alte, bunt bemalte Truhe dachte und im Hintergrund eine offene Thür, die den Ausblick ins Grüne gewährte und den blassen Sonnenschein einließ. Alles ganz still. Kein Mensch, kein Laut. Nur so ein Hauch von weltvergessener, alterthümlich kleinstädtisch strenger Gebundenheit. Der Küster aber wohnte nicht hier, sondern grade gegenüber in einem viel moderneren Häuschen.

Die Johanniskirche ist das Gotteshaus eines Gemeinwesens, das vor Jahrhunderten groß und mächtig an der Heerstraße lag und in der Welt seine Stimme erheben durfte, — das jetzt vom Weltgetriebe abseits gerückt, schlecht und recht seine Tage dahinbringt. Eine fünfschiffige Hallenkirche von edlen, mächtigen Dimensionen, an Pfeilern und Wänden steinerne und holzgeschnitzte, gemalte und vergoldete Denkmäler, Flügelaltäre, Erinnerungstafeln von einstigen reichen Familien gestiftet. Die Glasgemälde in den Seitenkapellen mit den Bildnißköpfen von Luther, Melanchthon, Huß sind jetzt in gewöhnliche, grünlich grobe, neue Fenster eingelassen. Es ist nicht der Protestantismus allein, der hier die Farbenfreudigkeit dämpfte. So gut wie jene Scheiben und einige wenige Freskenreste in den sonst leeren Kapellen, stammen mehrere von den Denktafeln schon aus der Zeit nach Einführung der Reformation. Man kann auch nicht den Vorwurf erheben, daß das Alte geringgeschätzt, oder, wie nur zu oft in Italien, verfallen und vernachlässigt sei. — Es ist alles sehr ordentlich neu gestrichen und ausgebessert, doch in der leeren, kahlen Kirche erscheinen die reichen Altäre, mit ihren Herodias- und Ursula-Geschichten vereinsamt, wie nicht hingehörig, museumsartig, nur für die Fremden aufgestellt. Von der rechten Chornische führte uns der Küster in die Sakristei. In dem gewölbten, dämmerigen Raume stand an der nackten Wand eine Truhe, vulgo alte Rumpelkiste, darinnen das Kirchensilber von heute verwahrt wird. Und dazwischen der Reliquienkasten in Form einer Kapelle, den man die goldene Kirche nennt, um dessentwillen wir uns hier noch hatten aufschließen lassen. Den trug der brave Mann uns zum Fenster, setzte ihn dort auf einen Holztisch, wies uns die Reliefs, die Apostelbilder, aus Silber getrieben und einst vergoldet, an den Seiten wie auf dem gegiebelten Deckel und öffnete diesen. Es lagen da allerlei Papierchen von etwas zweifelhafter Reinheit. Er brachte aus einem Zeitungsrest ein Knöchelchen von einem Heiligen

zum Vorschein — nur hatte er vergessen, von welchem. Dann ein Stückchen Leinen, grob und gelblich, ein Gewandrest von . . . ja, wie hieß sie doch noch? Und endlich ein Kreuzchen. Es soll darinnen ein Holzsplitter enthalten sein vom Kreuzesstamme, sagte der Küster. Und er zuckte zweifelnd dazu die Schultern. Dann wickelte er rasch und geschäftig die Sachen wieder in die alten Zeitungen und klappte den Deckel des Reliquienschreins zu, trug ihn fort und wollte ihn verschließen. Aber das Kreuzchen war auf dem Tische liegen geblieben und wir brachten es ihm nach.

Ob wohl die einstigen Lüneburger stolzen Salzwirker, Sülfmeister und Herren, die ihrer Kirche solche Reliquien stifteten, es sich haben träumen lassen, daß, was ihnen ein Kleinod und Heiligthum war, einmal künftig so achtlos liegen bleiben würde? —

Von der Johanniskirche aus geht man durch die Straße am Sande, die platzartig breit ist und an welcher rechts und links und geradeaus die typischen Backsteinhäuser noch stehen. Giebel reiht sich hier an Giebel, breite sieht man und spitze, schräg emporsteigende, mit geschnörkelten Ornamenten neben anderen, die treppenartig abgestuft sind. Theils zeigen die dunklen Backsteinfassaden noch gothische Bauart, mit zu zweien gekuppelten, in Spitzbogen abgeschlossenen Fenstern, von tauartig gewundenen Rippen senkrecht getheilt und eingefaßt, theils haben sie schon Renaissanceornamente, Köpfe, Wappen in Rundmedaillons und die Gliederungen betonen nicht das Aufstreben mehr, sondern scheiden der Quere nach die vielen Stockwerke bis in die Spitze. Aber an beiden Seiten sieht man kaum zwei Häuser ohne Giebel, ohne Schmuck und gradlinig modern. Auf der Straße ein paar Leiterwagen mit Stroh und Kisten, Bauern daran mit Abladen beschäftigt, ein paar Jungen mit ihrem Schulranzen auf dem Rücken, hier und da zwischen den netten weißen Gardinen, zwischen den Porzellanblumentöpfen ein neugieriges altes Gesicht, das sich vorstreckt, zu sehen, wessen Tritte so ungewohnt auf dem Pflaster klingen. — An dem Brunnen zur Rechten hielten wir inne, um Haus für Haus uns anzuschauen. Ein pausbäckiger bronzener Knabe trägt vorsichtig mit beiden Händen eine flache Schale, aus der vielleicht ehedem ein Wasserstrahl aufstieg, um in das untere achteckige ummauerte Becken hinabzufallen. Jetzt steht er mit der Schale unbeschäftigt in seinem Hemdchen da und mag sich mit dem Anschauen der alten prächtigen Häuser die Zeit vertreiben. Gerade zur Rechten hat er ein paar der ältesten. In der Mitte ragt über einer hohen Fensterthür im dritten Stock ein Windebalken aus der Mauer hervor, den ganzen riesigen Giebelraum als Speicher bezeichnend und erklärend. Ehedem, da Lüneburg an einer der großen Hauptstraßen Deutschlands einen Haltepunkt bildete, brauchte jedes Haus Lagerungsplätze für den Durchgangsverkehr, wie auch zum Aufbewahren des Salzes, das die Stadt damals in größeren Massen als heute produzirte.

Da wir nun weiter auf dem Wege zum Rathhaus durch die Bäckerstraße gingen, sahen wir bald rechts, bald links in die Höhe, wo immer so ein alter Bau sich zeigte. Zuweilen sind unten Läden mit Schaufenstern, in denen man Ansichtspostkarten und Zweiräder findet. Aber darüber steigen aus der von der Zeit tief nachgedunkelten Backsteinwand die beinahe schwarzglasirten, tauartig geflochtenen Rippen hinauf bis in die Spitze des Treppengiebels. Oder dort die Rathsapotheke, ein Steinbau, dessen hohes Portal von zwei Hermen gestützt wird, die in ihren Händen medizinische Gefäße halten — das erkannte ich freilich dort nicht so genau, sondern habe es nachträglich erst in Lübke's deutscher Renaissance gelesen. Dagegen sah ich sehr deutlich das buntbemalte hölzerne Brustbild des braven Bäckers, nach dem die Straße ihren Namen führen soll, und der, wie es heißt, im Jahre 1371 bei der Eroberung der Burg auf dem Kalkberg 22 Feinde erschlug. Für einen Bäcker immerhin eine ganz respektable Leistung!

Und nun zum Markt. Der Platz heißt nicht nur so, es war wirklich Markt dort, wie es sich gehörte. In so ein norddeutsches, ernsthaftes Städtchen bringt der Wochenmarkt Farbe und Bewegung, bringt das Leben, das, wie in Italien eine Kirchenfeier sammt Prozession, das Charakterbild des Orts erst vollendet. Vor den Pfeilern der restaurirten Rathhausfassade, mit den lustig bemalten Krieger- und Heldenstatuen in den Nischen, waren Tische aufgeschlagen. Da gab's unter weißen Sonnendächern Fleisch und Obst und allerlei Gebäck und Naschwerk. An den flachen zweirädrigen Karren mit der in die Höhe gestellten Deichsel verhandelten nicht nur Köchinnen, sondern auch die jungen nettgekleideten Damen der Stadt. In der Mitte des Marktes steht ein Brunnen mit wasserspeienden Ungeheuern, Löwen, Fröschen, Menschengestalten an den runden Becken und einer kleinen Diana hoch oben. Leitet doch die Stadt, nach mittelalterlicher Etymologie, ihren Namen von der Mondgöttin her, von Luna, die auf dem Kalkberg hier einen Tempel gehabt haben soll. Auf der Erde, rund um den Brunnen, sitzen neben ihren Säcken und Körben die Gemüseverkäuferinnen aus Bardowiek. Bardowiek! Wie heimisch das Wort klingt. So ein Erinnern aus Kindheit und Schulzeit, da wir zuerst in dem alten Beneke lasen, was er von den uns wohl bekannten guten Bardowiekerinnen in seinen „Hamburgischen Geschichten und Sagen“ so hübsch erzählt. Daß jene Stadt von Heinrich dem Löwen zerstört worden ist, nachdem der Stadtbulle den Feinden die Bresche in der Mauer verrathen hatte, daß der Sieger auf die Trümmer das stolze „Vestigia Leonis“ geschrieben. Ferner wie aus diesen Steinen Staden und Vorsetzen zu Hamburg und Lübeck errichtet worden und wie in ersterer Stadt auf denselben das „Zippelhaus“ stand, in welchem die Bardowiekerinnen mitsammt ihren Zwiebeln und ihren Wurzeln Unterkunft fanden. Ob sie wirklich noch heutigen Tages es als schwerste Kränkung empfinden, wenn man sie nach dem Stadtbullen fragt? Beneke weiß es nicht und ich auch nicht. Man sieht sie überhaupt in Hamburg jetzt nicht mehr viel, die meisten haben auch wohl die dunkle, knappe Kleidung, an der man sie kannte, abgelegt. Hier aber saßen sie noch in ihren schwarzen Röcken und festen Jacken in dichten Reihen vor uns auf dem Marktplatz und neben ihnen an der Erde standen die Bardowieker Körbe. Es gibt keine praktischere und hübschere Flechterei, als die dieser länglich runden Doppelkörbe, deren Rippen sich zur Mitte vereinen, wo sie der Henkel zusammengreift. Mit dieser ausgeschweiften Mitte liegen sie zu beiden Seiten gleichbelastet fest auf dem runden Kissen, dem „Wost“, das die Frauen über ihren schwarzen Tüchern auf den Scheitel legen. Und so den Korb im Gleichgewicht tragend, selten nur einen Arm erhebend, um ihn zu stützen, gehen sie dahin mit leichten, sicheren Schritten gleichwie antike Krugträgerinnen. Wie uralt diese Art des Tragens, die in Deutschland sonst kaum gebräuchlich, hier in der Gegend dennoch sein muß, geht daraus hervor, daß sie in anderen Landbezirken nur bei feierlichen Handlungen noch Sitte ist: In den Vierlanden, dem Obst- und Blumengarten Hamburgs, werden auf dem „Wost“ (vielleicht als „Wulst“ hochdeutsch übersetzbar), dem bunten und zierlich ausgenähten runden Tuchkissen, noch Kinderleichen von jungen Mädchen auf ihrem Kopf zu Grabe getragen.

Wir wanderten vom Markt aus rund um das Rathhaus, das mit seinen Nebenbauten, wie sie allmählich seit fünf Jahrhunderten hinzugefügt wurden, ein langes Straßenviereck einnimmt. An der Nordseite steht noch ein alter Treppengiebel, ähnlich denen der Bürgerhäuser, gegen Süden wird ein neues Archiv in hartrothem Backstein grade erbaut. Auf den stillen, baumbepflanzten Marienplatz, den ein stattliches Postgebäude mit durchsichtiger Telephonthurmkuppel krönt, sieht die Rückseite hinaus und von hier ist der Eingang für Fremde durch die Kastellanswohnung. Die Frau Stadthausvogt Lichte gab uns ihre Nichte (der Reim ist ebenso unbeabsichtigt wie unvermeidlich) zur Führung mit.

Quer über den Hof ging unser Weg zwischen Kalkstaub und Ziegelsteinen des Neubaus hindurch, treppauf und treppab. Und als wir dann die einstige Gerichtslaube betraten, standen wir überrascht und erfreut. Ein hohes breites und zwei etwas niedrigere gothische Fenster mit

reicher Maßwerkfüllung lassen durch ihre farbigen Scheiben ein feierlich dämmerhaftes Licht in den gewölbten Raum herein. Die überlebenshohen Gestalten dieser Glasgemälde, drei christliche, drei jüdische, drei heidnische Helden, blicken auf ähnlich wuchtige Ritter in Federhüten und reicher Zeittracht in den Fresken der Wände. Der eine Reitersmann stamme von Dürer, sagte uns die Führerin. Die Schränke, die in den Wänden verborgen und übermalt sind, zeigen reiche Beschläge. Dort oberhalb der ungleichen zwei Bogen, die von einem dicken, gemauerten Rundpfeiler getragen, den Saal abschließen, thront auf dem Regenbogen Christus. Die beiden knienden Gestalten zu seinen Seiten sind von langen lateinischen Inschriften begleitet. Der reiche Freskenschmuck der im Tonnenbogen gewölbten Decke geht schon in den Stil der Frührenaissance über. Die Schranken, welche im Viereck die Sitze der hier Recht sprechenden Rathsherren von dem übrigen Saal abtrennen, zeigen das Stadtwappen mit der Jahreszahl 1594. Vor diesen Schranken in den Fliesen, die mit reicher wechselnder Zeichnung den Fußboden pflastern, ist ein Loch von einem Bronzedeckel verschlossen, um der unter dem Saale liegenden einstigen Heizung Zutritt zu gewähren. Irgendwo soll auch eine Fallthür angebracht sein, die zu alten Gefängnissen führte, und außerdem — zum Rathsweinkeller. Und dort unter den Bogen das alte Holzthor, trotzig und eisenbeschlagen, stammt, so heißt es, von jener Burg auf dem Kalkberge her, die von den Bürgern erobert wurde.

Das Ganze aber macht einen Eindruck von so würdigem Ernst, von so warmer Kunstliebe bei den Vorfahren der Lüneburger in allen den Zeiten, da an diesem alten Gerichtssaal gebaut und allmählich verschönert wurde, wie von gutem Verständniß bei den Neuesten, die in unseren Tagen die Fresken auffrischten, ohne ihre Farben zu leuchtend zu machen. Von allen an Malereien gleich reichen und viel reicheren Sälen, die man sieht, weiß ich mich auf einen nur zu besinnen, bei dem Bau und Gemälde und Holzwerk so harmonisch einheitlich zusammenstimmen, — das ist die kleine Stube der Wechsler im Cambio zu Perugia. — Nur ein Unterschied ist: der Maler derselben war Pietro Perugino. Wer aber die Fenster und Wandgemälde der Rathslaube zu Lüneburg schuf, das weiß man nicht.

In dem schmiedeeisernen Gitter, das sich in einem Vorraum befindet, hat der Verfertiger wohlweislich seinen Namen Hans Ruge (oder Ruce) mit der Jahreszahl 1576 angebracht. Auch der Bildhauer, von dem in dem eigentlichen Sitzungssaal des Magistrats die unglaublich reichen Holzschnitzereien an Thüren, Wänden, Schranken stammen, nennt sich selber: Albert von Soest. Als Ganzes machte mir dieser Sitzungssaal nicht gleich beim Eintritt einen so großen Eindruck, wie die alterthümlich gothische Gerichtslaube. Die Gemälde oberhalb der Täfelung sind stark nachgedunkelt und nur von mäßigem Werth. Der Reichthum der Holzschnitzereien freilich übertrifft alles, was man sonst an derartigem kennt. Am meisten gerühmt werden die beiden stützenden Säulen der Eingangsthür, die ehedem drehbar, ganz durchbrochen ein unbeschreibliches Ueber-, Neben- und Ineinander von Gestalten und von Ornamenten bilden. Schöner erschienen mir die großen Reliefstafeln, — man möchte sie Holzschnitzgemälde nennen, — an den Pfosten der Rathsschranken und über den Thüren. Sie sind von einer Feinheit der Ausführung, daß z. B. an dem jüngsten Gerichte „die Verzweiflung der Verdammten, die selige Freude der Erlösten“ ergreifend dargestellt ist. Und die prächtigen Apostelgestalten mit Schlüssel, Schwert und Inschrifttafeln zu beiden Seiten! Und darunter an derselben Thür als Gebälkträger die Hermen, links eine männliche Halbfigur, bei der jede Rippe, jede Muskel der sehnigen Brust, bei der die sorgenvollen Falten der gefurchten Stirn deutlich erkennbar sind, als Gegenstück zur Rechten die hübsche, gutbürgerlich behädig lächelnde junge Frau. Sie trägt ein reiches Renaissance-Schaustück an der Perlenschnur um den nackten Hals und über ihren Flechten ein gesticktes Häubchen, auf dem der geriefelte Fruchtkorb ruht, welcher das vorkragende Gebälk stützt. Beide Karyatiden wachsen aus wunderlichen, Metallarbeit imitirenden Gestellen mit Löwenköpfen und Früchten hervor. Beide haben je eine Tafel mit Inschrift: „Albertus Suzatienus fecit“ und „Anno 1568“. Aber wie schön sind auch die stark vortretenden großen geflügelten Frauengestalten an den anderen Thüren! Dort die Justitia mit Schwert und Waage in ihrer reichbesetzten, den Körperformen sich anschmiegenden Zeittracht, den engen Aermeln, die eine Art von Schuppenpanzerhemd wohl andeuten sollen und auf der Brust an reicher Kette in rundem Schildchen das Stadtwappen. Ueber ihr beugt sich mit dem Reichsapfel Gott Vater, ein prächtiger Kopf mit stolzem, zweigetheiltem Barte, hervor aus den Wolken, seiner liebsten und besten Tochter, der Jungfer Gerechtigkeit, die Krone auf ihr wohlgescheiteltes Haupt zu setzen. Und weiterhin Wahrheit und Weisheit, letztere in dem vorn bis tief hinab auf den Leib geschnürten Kleide mit Schulterpuffen, trotz der großen Engelsflügel; ihr zu Füßen steht ein Buch, liegen Zirkel und Maßstab; sie hält in der einen erhobenen Hand einen runden gewölbten Spiegel, sich drin zu betrachten, während ihr anderer Arm, den eine Schlange vielfach umwindet, sich auf einen geschwungenen Schild stützt. Auf dem Schilde ist eines der Wahrzeichen dargestellt, die man hier so häufig sieht: der Pelikan, der aus seiner Brust die drei Tropfen Blutes für die drei Jungen im Neste hervorholt. Und an dem Pfosten unter der Weisheit steht abermals das Stadtwappen, die dreithürmige Burg mit dem Löwen im Thor. Unsere Führerin holte im Rathssaal aus den Wandschränken alte Stickereien, die einst zu festlichem Schmucke rund um das Getäfel her aufgehängt wurden, Blumenguirlanden auf dunkelgrünem Grund, unterbrochen von wilden Männern, die abermals dies schräge gestellte Stadtwappen hielten. Sorgsam packte sie die mühsame Arbeit der Rathsfrauen oder der vornehmen Fräulein von anno dazumal gleich wieder fort. Es sei eine ganz besondere Ehrung, die sie uns erwies, erklärte uns das nette, gebildete Mädchen, weil wir ihr unsere Freude an all dem Schönen hier gezeigt; nicht so leicht bekämen Fremde die alten Nadelwerke zu sehen.

Noch einen dritten Saal im Rathhaus muß ich erwähnen. Er ist nicht wie die anderen beiden für ernste Sitzungen durch Schranken abgetheilt, sondern ein riesig weiter Festsaal, lang und leer. An den Wänden stehen in Lebensgröße die Bilder aller Fürsten, die hier regierten, mit ihren Gattinnen, alle in der lustigbunten Tracht ihrer Zeit mit Schellen und hohen spitzen Hauben, mit gezattelten Aermeln, getheilten Farben und mit den großen Wappen neben einem jeden und jeder. An der Täfelung befinden sich kleine längliche Füllungen mit dem reichsten zierlichsten frühgothischen Maßwerk, in wechselnden Mustern, von denen in dem langen Raum sich nicht eines wiederholt. Und von der Decke des Fürstensaales sehen die Bilder der römischen und deutschen Kaiser im Spätrenaissancestil herab, dazwischen hängen alte Lichterkronen mit Thiergeweihen, deren inneren Kern Heiligengestalten bilden: St. Michael sammt seinem Drachen, eine Jungfrau mit Buch und Schwert u. s. w.

Auf einer Empore am Ende des Saales, wo ehedem vielleicht ein Thronsitz war, vielleicht auch nur die Musikanten saßen, unter einem alterthümlichen Bilde, das die Belehnung eines Herzogs von Lüneburg durch Kaiser Friedrich II. darstellt, befinden sich zwei Glasschränke. Nüchtern moderne Ausstellungsschränke sind es. Und die Kunstwerke, die sie enthalten, Kelche, Pokale, Trinkhörner, Schüsseln, so schön sie dem ersten Blick erscheinen, sie sind doch auch neu, kalt und reizlos. Es sind die galvanoplastischen Nachbildungen des alten Rathssilbers von Lüneburg. Und ebenso kalt wie hier diese Kopien stehen zu Berlin im Kunstgewerbemuseum die Originale, gleich anderen Museumsstücken heimathlos, von ihrem Boden losgerissen. Nur ein einziger silberner Krug ward von seinem Stifter vorsorglich mit der Bedingung versehen: ut nunquam in alienas manus deveniat vel alienetur — daß er niemals in fremde Hände gelange noch veräußert werde. — Aber er steht mit unter den anderen, die nicht mehr echt sind, daß man ihn erst heraus-

suchen muß und der vieledle Bürgermeister von Stöterogge, der ihn 1720 dem geistlichen Ministerium der Stadt unter jener Bedingung schenkte, würde mit solcher Aufstellungsweise schwerlich sich einverstanden erklären.

Nachdem wir im Rathhaus so viel und so Schönes gesehen hatten, kehrten wir zurück zu der Straße am Sande, um gegenüber dem hübschen Brunnen unser Frühstück einzunehmen. Aber mit dem besten Willen läßt sich vom Hotel Wellenkamp, obwohl das Haus, wenn ich mich recht entsinne, auch so ein alter Backsteinbau war, nichts berichten. Neusilberne Tafelaufsätze mit Birnen und Nüssen, die oben grün oder roth gefärbte Grassträuße zieren, sind grade nicht beschreibenswerth. Wo das Makartbouquet anfängt, da hört die Kunst auf.

Nach dem Frühstück aber sahen wir das Kloster Lüne, ein Viertelstündchen vor der Stadt draußen. Durch andere Straßen, mit anderen, von gewundenen Rippen gegliederten Backsteingiebelhäusern kommt man am Biskulenhofe vorbei, dem verfallenen Sitz eines ausgestorbenen Geschlechtes, (auf einem Bild von G. Kuehl sah ich kürzlich die Innenseite des uralten Gebäudes), über eine Brücke mit dem Blick auf alterthümliche Wassermühlen, vorbei an dem Kaufhaus, einem Barockbau, vor dem der mächtige alte Krahn steht, an einem Haus in holländischer Renaissance und wieder an einem in dunkelglasirten Ziegeln mit Köpfen in Medaillonform. So gelangt man auf die Landstraße hinaus. Nette Villen in freundlichen Gärtchen, eine schnurgrade Allee. Und dann plötzlich biegt man zur Linken und befindet sich, statt vor einem Klostergebäude, wie man es zu sehen erwartet hatte, inmitten eines ländlichen Gutshofs. Der Himmel hat sich überzogen, der Regen tröpfelt leise nieder, die Knechte laden feuchtes Heu ab, der alte Gaul vor ihrem Wagen dreht den Kopf nach uns und wiehert. Wie verschlafen liegt die träumerisch graue Luft über dem Buschwerk, auf den verfallenden Scheunen und Baulichkeiten. Auf der niedrigen Diele plätschert mit leisem Rieseln das Wasser aus den langen Röhren des gothischen Brünnleins in das Becken. Dort in der Ecke, neben der Treppe, stehen zwei Rollstühle mit Kissen für die Bewohnerinnen des Hauses. Denn das Kloster ist längst ein Stift für alternde Wittwen und Jungfrauen des benachbarten Adels; es leben fast nur Greisinnen hier.

Ich glaube beinahe, zu den Zeiten der Nonnen war's nicht ganz so traurig. Die Sage berichtet von einem unterirdischen Gang, der zu dem Benediktinerkloster St. Michael in Lüneburg führte und auf dem die Mönche dereinst sich zu den Nonnen hier heraus geschlichen haben sollen, mit ihnen lustige Feste zu feiern.

Die einzige Insassin des heutigen Klosters, die wir sahen, war die kleine Beschließerin, die mit eintönigem Singsang uns die theilweise erhaltenen Glasmalereien in den Fenstern des geschlossenen Kreuzgangs erklärte, den man von der Vordiele aus betritt. Zwischen phantastischen Burgen mit Zinnen in reichster Gothik stehen die Apostel, Heilige, Wappen und Wappenthiere. Dort der Kopf soll an eine schöne Nonne erinnern, die einst vom Blitz erschlagen wurde, und die beiden Gesichter daneben sollen ihre Freundinnen sein. Der Esel mit den Mehlsäcken auf dem Rücken und dem silbernen Huf führt diesen Schmuck zum Zeichen, wie dankbar die Nonnen ihm waren, alldieweil er ihnen das Mehl so pünktlich und so emsig zutrug. So erzählend geht unsere Begleiterin mit schlurfenden, tappenden Schritten weiter. Wir folgen ihr durch die vier Seiten des Kreuzgangs. — Die Kirche, die an denselben anstößt, ward vollständig neu hergerichtet. Das Antependium, eine interessante Malerei auf Goldgrund aus dem vierzehnten Jahrhundert, der spätgothische Flügelaltar, die Renaissancekanzel und die Barockorgel, alles ist reinlich restaurirt. Von dem Nonnenchor droben hört allsonntäglich die Frau Aebtissin mit ihren Begleiterinnen dem Gottesdienst zu. Von dort aus in die Kirche hinunterblickend, webt ein malerisches Dämmern sich durch den länglichen Raum, die Figuren des Altars leuchten nicht zu grell mehr und man kann es sich vorstellen, wie in zwei Reihen in ihren weißen Schleiern einst die Nonnen mit ihren stillen, sanften Gesichtern, dem wunderzarten Roth auf den Wangen hier oben saßen und wie ihr Singen leis und melodisch hinunterschwebte.

Der Kapitelsaal, etwas weiter hin, gleichfalls an dem Kreuzgang gelegen, ist ein Werk seiner Zeit, ganz aus einem Guß, bei dem uns keine schwermüthigen Reminiszenzen an längst Vergangenes, kein Mitleid mit allzu grauer, trüber Gegenwart überkommt. Rund um den Saal, den ein breiter Fries wieder mit dem Pelikan, der seine Jungen nährt, umzieht, hängen die lebensgroßen Bildnisse der Aebtissinnen des Klosters, aus dem vorigen und aus diesem Jahrhundert, stattliche Damen in stattlicher Kleidung, diese von Medems, von Medings u. s. w., jede mit ihrem Wappen zur Seite. Die aber, welche heute regiert, führt ein gestrenges Szepter: die alten berühmten Stickereien, die wir zu sehen gekommen waren, hat sie uns nicht zu zeigen geruht.

Unser Spaziergang war mit dem Besuch des Klosters Lüne nicht zu Ende. Gewissenhaft sahen wir das Museum, sahen die Nikolaikirche und die von St. Michael am Fuße des Kalkbergs, in deren Krypta ein Arbeiter uns das Wandgrab der Billunge wies, das man kürzlich fand: „fünf Herren und drei Damen" liegen noch darin, — erklärte er uns.

Als wir dann aber am Bahnhof saßen, auf den Zug zur Heimfahrt wartend, und uns das Gesehene vor der Erinnerung nochmals vorbeizog, da waren die Bilder, die uns am lebhaftesten vor Augen standen, die Straße am Sande mit ihren vielartigen, reichen, schönen Giebelhäusern, im Rathhaus die gothische Gerichtslaube. Und dann der stille, stille Gutshof des Klosters draußen im Regen und das Rieseln des alten Brünnleins auf der Diele.

Und nun nach kurzer Fahrt als Gegenstück zu der Stadt aus dem Mittelalter, die Stadt, die ganz von heute ist. Ein sehr anderes Licht als dort: nebelhafte Dünste, durch die sich die untergehende Sonne gluthroth leuchtend kaum noch Bahn bricht, Masten, Dampfschiffschornsteine, Segel wie in Goldglanz schimmernd, da wir über die Elbbrücke fahren. Die Straße vom Bahnhof ab gesperrt von Pflasterarbeiten, die elektrische Bahn, Droschken, Equipagen, Lastwagen, einer mit quiekenden, gackernden Gänsen, einer mit einem ganzen Boote, alles drängt und schiebt aneinander sich vorüber, zwischen dem Marktgetriebe auf dem Meßberg, wo in ihrem eisernen Gehäuse, mit den Gaslaternen daran, die sogenannte heilige Trina, die Statue einer Vierländerin steht. Keine interessanten Alterthümer, aber Bewegung, Arbeit, Leben!

Hamburg.

Adalbert Meinhardt.

Theater.

Hebbel: „Herodes und Mariamne". — Suworin: „Tatjana Repina". — „Heimath". — „Die Cameliendame". (Schauspielhaus und Lessingtheater. 6., 7., 9., 12. April).

In der gierigen und über den Tod hinaus egoistischen Liebe des Herodes zur Mariamne ruht das seltsamste Gefühl: Eifersucht auf die Zukunft. Herodes will Mariamne tödten lassen, wenn er stirbt.

Seltsamer, einsamer ist dieses Gefühl als Eifersucht auf Gegenwart und Vergangenheit. „Auf die Vergangenheit kenne ich sie nicht", sagt ein Wiener Litterat, Herr H. Bahr in seinem jüngsten Buch.*) Das ist individuell. Er beschwert sich gelegentlich über „das Hebbel'sche, daß darüber hinweg kein Mann kann". Auch hiergegen ist nichts einzuwenden. Höchstens etwa, daß Hebbel das Gegentheil gesagt hat. Herr Bahr wird doch wissen, daß

*) Wiener Theater. S. Fischer. Berlin 1899.

dieses Magdalenenstück am Ausgang in lauten schmerzensreichen Worten verkündet: darüber kann ein Mann hinweg. „Ich, ich bin schuld, daß sie nicht wieder umgekehrt ist“ ruft der Sekretär, in der Erleuchtung eines Sterbenden; er macht dem Meister Anton Vorwürfe, daß er sie auf den Todesweg gejagt hat; — „ich, statt sie, als ihr Herz in namenloser Angst vor mir aufsprang, in meine Arme zu schließen, dachte an den Buben, der dazu ein Gesicht ziehen könnte, und — nun, ich bezahl's mit dem Leben.“ Herr Bahr zitirt, fast wie ein Spießbürger, eben das geläufigste Wort dieses Dramas; dessen ganzes Wesen doch nichts anderes athmet als: darüber kann ein Mann hinweg.

Aber gleichviel. Soll Eifersucht auf die Vergangenheit nicht grundvoller sein als auf die Zukunft? Ja, durch Erinnerung des Vergangenen kann die Gegenwart vergiftet werden. Nicht so durch eine schattenhafte Aussicht auf das, was werden könnte. Die Eifersucht auf Vergangenes setzt Thatsachen voraus, die unabänderlich sind. Sie hat's gethan, sie hat's gethan! Jede Liebkosung, die sie dem Gegenwärtigen erweist, hat sie einem Vergangenen erwiesen. Unauslöschbar! Jede Liebkosung, die sie empfängt, hat sie von einem Früheren empfangen. Unauslöschbar! Wenn der Nebenbuhler in einer zweifelhaften Ferne steht? Es gibt noch Möglichkeiten; nicht diese böse Sicherheit. Der Erste sein: das ist alles.

Bei orientalischen Frauen, vom Schlag der Marianne, kommt eine Vergangenheit nicht in Betracht. Die Phantasie des Herodes dringt ins Ungeschaute. In einer Seelenstimmung, aus der Indiens Scheiterhaufen erwuchsen, gibt er den Mordbefehl. Und dieses Mißachten des Menschenthums entfremdet ihm die Einzige für immer. Was Hebbel hier gestaltet hat, ist fast unglaublich. Wir sehen einen Riesen todt, mit Erde überdeckt, und mühen uns, seine Glieder freizulegen. Mit einer Kraft, die ins Mythische geht, zerlegt er das Liebesgefühl. Die Liebe dieses Mannes zu diesem Weib mit allen grinsenden Schatten, mit allem peinvollen Haß, mit aller Qual, mit aller innigen Grausamkeit, mit aller Verzweiflung sehnsüchtigen Mißtrauens, mit aller küssenden Wuth, mit aller nagenden Wonne, mit aller untrennbaren Gemeinschaft und aller ewigen Fremdheit, mit allem zerrissenen Glück und allem seligen Elend. Er zergliedert den Liebesbegriff wie Keiner vor ihm. Wie es jetzt, nach einem halben Säkulum, die d'Annunzios versuchen. Er zeigt das Liebesgefühl, das vor Liebe unfähig ist, sich genug zu thun. Das grüblerisch auslugt, ein gesteigertes Bewußtsein des Geliebtwerdens herbeizuführen. Das eine Gewißheit möchte, die über das Thatsächliche hinausgeht. Dies Alles lebt in Seelen, die vielleicht krank, aber zweifach tief sind. Sie verzehren sich; verlöschen. Die moderne Psychopathie würde den Herodes als einen Neurastheniker bezeichnen.

Mit aufgerissenen Augen aber sehen wir diese Nervosität, diese tragische Kribbligkeit des Helden, der jeden Nadelstich aus seiner Umgebung fühlt; der freilich eine Makkabäerin zur Schwiegermutter hat; der nebenbei von Tod und Trotz, von Schlangenlist und Mördergier sich umlauert weiß, von Verrath und schicksalsvollem Despotismus; der in einer Welt, wo das Menschenthum mit den Fersen ins Antlitz geschlagen wird, wo Menschen die Dienste von Uhren verrichten müssen, wo das Raubthier Rom das Blut der Erde aussaugt, wo sich der letzte löwenhafte Judenkönig mit aller verbissenen schlauen Erniedrigung des stolzen Herzens noch grade halten kann, — der in dieser Welt ein Einziges liebt: ein Weib, diese Marianne. Und der, ein Zweifler an allen Gefühlen Sterblicher, auch an diesem Weibe zweifelt. Wer kennzeichnet den unvergleichbaren grüblerischen Stolz dieses Mannes und seiner Rede. Als wäre sie in Stein gegraben; und als wäre die steinerne Schrift umdunkelt von Schatten, umwittert von der Finsterniß vergangener Zeiten; die Schrift, die eine ausgekleidete Seele zeigt und die letzte stolze Größe mit dem letzten Nichtsgefühl eines Urmenschen vereinigt.

Dunkel strahlendes Gold ruht hier. Es hängt Wildes, Grauses, Ungeheuerliches daran aus den Bergwerkstiefen, von denen es kommt. In der Liebe dieser Zwei waltet ein seltsame und verborgene Lyrik. Ihr inneres Auge schweift in Polargefilde. Beide verlieren sich in graue Fernen, in der Ahnung vor ihrem peinvollen Glück, daß es untersinken muß in der Weltenfluth; in menschlicher Furcht vor dem „Gesetz der Umwandlung“. Hier weht, nein hier rauscht mit klirrenden Flügeln der Ewigkeitszug. Es erscheint eins der größten Liebesdramen aller Zeiten. Jetzt fühlt man, daß diese Eifersucht auf die Zukunft alles Andre umschließt.

Zu denken, daß Hebbel den Sieg niemals genossen hat; sondern im Dunkel mit mattem Lichtschein grauenden Tages davonging. Zu denken, daß er ein Deutscher war. Und daß ein halbes Jahrhundert später eine Riesenbewegung, die Ibsen'sche, von ihm den Ausgang nahm. Denn diese nordische Weltesche wuchs aus Hebbel's Grabe. — —

Die Aufführung des Königlichen Schauspielhauses ist schwer zu kennzeichnen. Sie war eine monumentalische Erbärmlichkeit. Der Kaiser hat die Kunst der Frau Sawina, wie die Zeitungen melden, weit über deutsche Darstellungskunst erhoben. Kein Wunder, wenn er meist ins Schauspielhaus geht. . . . Die wahren Maccabäer saßen bei dieser Leistung im Zuschauerraum. Um die abgestuften Feinheiten dieses Werkes durchkommen zu lassen, das jeden kleinen seelischen Widerschein verräth, bedarf es in der neuen Schule erzogener Künstler. Und dieser königlich preußische offizielle Jammer! Die Stattlichkeit, das Körperliche als oberstes Prinzip. Nur diese Boten, wenn sie auftreten, mit der jambischen Drillbewegung und der unsinnig ausgestreckten Hand und der Gymnasiastenbetonung. Bezeichnend, daß die einzige Rolle, die leidlich hebbelisch gespielt wurde, eine Dienerrolle war: der Artaxerxes des Herrn Heine; der Mann, der beim Satrapen als Uhr angestellt war, nach seinen Pulsschlägen die Zeit verkündend. Herr Heine gab Durchdachtes und Anschauliches, indem er, redend, zuweilen in den eintönigen Takt der früheren Beschäftigung fiel. Ein kleiner Menschheitsschauer ging durch das Haus bei dieser Episode: ein Mensch, der Sache geworden war, stand vor den Betrachtern.

Aber Herr Matkowsky! Er war nicht gänzlich unwerth des Dichters, den er spielen durfte. Doch ersoff das Meiste in diesem Ozean der rollenden R's. Er sprach:

So zahlt sie einen Perreis, der —
Salome, dann hast Du Erecht gehabt!
— Es gilt die Perrobe!

Immerhin: hätte er noch mehr gerollt! Würde er nur sonst ein Hebbel'scher Herodes gewesen sein! Aber die Liebe zu Mariamnen bewältigt sich nicht mit Wildheitsausbrüchen. Dieses ewige Gefühl ist nicht mit Stammeln und Keuchen zu machen. Er muß nicht auf sie losspringen: er muß sie ansehn, ansehn, ansehn! Dabei wie ein Abwesender reden, dennoch mit der letzten Inbrunst eines Gegenwärtigen. Hätte Kainz diesen heldischen Neurastheniker gespielt, so wäre vielleicht das Neurasthenische, nicht das Heldische herausgekommen. Aber Herr Matkowsky betonte sogar falsch; das wäre diesem Größeren nie begegnet. Die Worte „und wenn ich selbst auf fernem Schlachtfeld fiele, man brauchte Dir's durch Boten nicht zu melden, Du fühltest es sogleich“ betonte er folgendermaßen: „Und wenn ich selbst auf fernem Schlachtfeld fiele“ u. s. w. Und als die Könige aus dem Morgenland fragten: „So gibt's hier einen zweiten König noch?“ worauf der stolze Herodes antwortet: „Dann gäbe es keinen hier“, da sprach Adalbert Matkowsky folgendes Räthselhafte:

„Dann gäbe es keinen hier.“

Genug! . . . Rosa Poppe's Thaten, Meinungen und Töne als Marianne — — genug! genug! Beim Fest, das mit den Worten endet: „Der Tod, der Tod, der Tod ist unter uns“, ließ die Regie das geladene Festesvolk sie umdrängen; die Poppe wälzte sich in Schmerzen; die Geladenen schauderten; sie sollten aber doch glauben, daß sie vergnügt sei.

Genug . . . genug . . .

* * *

Frau Sawina hat nun auch Rollen aus der Gegenwart gespielt. Sie verdient es jedenfalls, mit großem Maßstab gemessen zu werden.

Sie ist, wenn man sie überblickt, eine vielseitige Erscheinung; bald eine harte Erscheinung, bald eine weiche Erscheinung, von spröder Schroffheit oder von harmloser Güte, sie plaudert, eilt geschmeidig hin und her, macht ihre geschlitzten Augen bald groß und blickt erstaunt, bald versucht ihr Mund zwischen den knochigen Backen eine Bewegung, die seelische Lebhaftigkeit andeuten soll, sie nestelt an ihrer Kleidung wie alle Künstlerinnen des Naturalismus, sie wirft die Arme nach links und nach rechts, windet den schmiegsamen Körper, redet mit leichter Natürlichkeit, trägt Wunder an Kleidungsstücken mit dem vertrauten Anstand einer Weltdame: kurz, sie macht, was die reisenden und notorischen Schauspielerinnen großen Stils machen, macht es oft vortrefflich, und bei alledem erreicht sie auf keinem Gebiet das Höchste.

Bei alledem spürt man zuweilen Mache. Nicht im virtuosen Sinn, aber Mache im Sinn eines Verlegenheitbehelfs. Es gibt Strecken, wo ihre Leitung versagt; wo vielleicht Nervosität sie an der seelischen Sammlung hindert; wo innere Theilnahme nicht genügend vorhanden ist und äußere Anzeichen vorhandener Theilnahme gehäuft werden. In dem bösen Effektstück von Suworin stellt sie die Schauspielerin Tatjana Repina dar, die in erregter Stimmung zweimal lästige Besuche ertragen muß. Die Sawina will da andeuten, daß ihre Seele ganz wo anders weilt; aber sie vermag es nicht mit einem leisen Zug; sie verzerrt fortwährend das Gesicht und gibt gleichbleibende und viele Winke von offensichtlicher Ungeduld; einer Ungeduld, die nicht automatisch aus dem Herzen der Schauspielerin kommt, sondern ruft: seht, ich bin ungeduldig. Oder Tatjana empfängt einen Menschen, den sie gern hat; da skizzirt sie die Herzlichkeit durch gehäufte Symptome dieser Empfindung. Es sind Ladenschilder der Herzlichkeit. Während ihr Gegenüber spricht, folgt sie der Rede mit einem Aufwand von Gesichtsmuskelspiel, wie er nicht einer freundgewillten Stimmung, sondern einer darstellerischen Verlegenheit entspringt. Die Leitung versagt.

Daneben giebt es Strecken, wo Frau Sawina dieselbe harmlose Gutmüthigkeit, die sie hier verkörpern wollte, recht wohl und auf einfache Art verkörpert. Grobe Mätzchen zeigt sie überhaupt nicht; sie scheint eine künstlerisch anständige Natur, die nach dem Echten strebt: aber sie hat nicht immer die Kraft, dieses Echte zu erreichen. Nothgedrungene Mache fühlt man, wenn sie als Magda Schwartze nach der Revolverscene mit dem Melodramenvater in einen Winkel rennt und erst nach Minuten, während die Familie jammert, hinzutritt. Sie will zweifellos andeuten, daß Magda in jenem Winkel einen Rattenkönig verschiedenster Gefühle bekämpft; der Alte, der eben stirbt, hatte sie selbst um die Ecke bringen wollen; sie möchte zeigen, daß sie Minuten braucht, um Widerstrebendes in sich zu bezwingen: aber das Ueberzeugende fehlt. Vielleicht ist sogar die Leitung im Gange, nur die Stärke des Stroms läßt zu wünschen. Am deutlichsten erschien dieser Zug in der Cameliendame. Hier war sie in keinem Augenblick unvornehm: und in keinem hinreißend. Selbst die Scene mit dem alten Duval übte wenig seelenzerreißende Wirkung. Sie war apathisch; nicht aus Grundsatz, sondern weil die Leitung zu schwach arbeitete. Nachher, als sie Abschied nahm vom Geliebten; als sie heiter blicken muß, während der Schmerz sie zerfleischt, und das innere Verbluten andeuten muß, während sie lächelt, — da lächelte Frau Sawina bald, bald sah sie zerfleischt aus, auch der Wechsel zwischen beidem geschah höchst achtungswerth, — und dennoch fehlte das Letzte, das Hinreißende, das Schweißnichtwas. Bei aller Begabung und bei aller Technik mangelt ihr, um eine Erste zu sein, ein gewisser Grad dieser Begabung und ein gewisser Grad dieser Technik. Ihre Persönlichkeit, das Privatmenschenthum der Sawina, ist so tief und so reizvoll nicht, um Unvergeßbares zu schaffen. Das Persönlichste an ihr bleibt der Katzenzug; ihn zu entwickeln aber fand sie in den modernen Dramen wenig Gelegenheit.

Sicherlich wird Mancher die Einfachheit an ihr rühmen; wir mit ihm. Sie scheint den Grundsätzen der neuen deutschen Darstellung nahezustehen. Diese Kunst verschluckt die stärksten Empfindungen. Sie ist größer im Verhalten, als im Aeußern der Gefühle. Sie drängt mehr zurück, als sie herausläßt. Das ist schön; es entspricht dem durchschnittlichen modernen Leben, wo der Mensch hinter geglätteten Oberhemden elementarische Wallungen verbirgt. Immerhin: der Duse gab ein Gott zu sagen, was sie leidet; und das ist schöner. Italien bleibt das Land der Schauspielkunst: weil die Temperamente dort gewohnt sind, sich weniger zu schämen. Sie enthüllen ihre Seele und thun dabei nichts Unnatürliches. Die Sawina enthüllt sich nicht. Sie zeigt vielen Muth, rückt den Dingen, die sie darstellen kann, auf den Leib, verzichtet auf Grazie und Zimperlichkeit der Frau und scheut sich nicht, wenn sie als Tatjana sich in Sekt beschwippst, tapfer und deutlich aufzustoßen; sie trinkt auch bauchige Rothweingläser voll Sekt wirklich herunter. Ebenso bietet sie eine achtungswerthe Tatarenleistung, wenn sie im letzten Aufzug dieses Dramas den Leib in Vergiftungskrämpfen windet und mit geöffneten Augen, die bloß das Weiße zeigen, stirbt. Sie fängt beinah an zu verwesen. Das Gesicht leuchtet in einer Mischung von Käsegelb und Grünlich. Auch als Cameliendame stirbt sie an vollständiger Schwäche. Aber diesem Russenheroismus steht in Augenblicken, wo sie am Leben ist, kaum Großes an Seelenenthüllung zur Seite. Sie will einem Manne, den sie liebt, zu Füßen stürzen, sie thut es, sie entladet sich, sie verbirgt die Gefühle nicht mehr — und dieser höchste Affekt erweist sich als tonloses Verpuffen, als eine Enttäuschung. Sie kann das nicht. Die Leitung versagt. Und wenn sie in der Bezechtheit weint, ist dieser Schmerz nicht hinreißend. Und wenn sie an Lungenschwindsucht verscheidet, wünscht man ihr gute Ruh' und zuckt die Achseln. Es fehlt ihr das Unbestimmbare: die Persönlichkeit.

Das hindert sie nicht, eine vortreffliche und eine nicht alltägliche Künstlerin zu sein. Höchst achtungswerth, wenn auch kein Phänomen.

Alfred Kerr.

Deutsches Theater: „Hans". Schauspiel in 3 Aufzügen von Max Dreyer.

Ein Geschenk des dichtenden Verstandes hat uns Max Dreyer mit seinem Schauspiel „Hans" dargebracht.

Es ist ein Axiom, daß der Dichter nach Modellen arbeiten müsse. Friedrich Spielhagen hat es, glaub' ich, zuerst als solches formulirt. Aber die Goethebiographen hatten ihm vorgearbeitet, denn längst war der Beweis erbracht, daß Goethe für die eine und andre seiner Gestalten die oder jene Persönlichkeit aus der Weimarer Gesellschaft vorgeschwebt habe. Und warum sollte ein Dichter nicht nach Modellen arbeiten können? Gibt es ein Kunstgesetz, so lautet es dahin, daß es für die Kunst ein allgemein gültiges Gesetz nicht geben könne. Es hat auch vielleicht etwas für sich, dies Gestalten nach Wirklichkeitsmomenten — nur ist es ein Nebensächliches. Was weiß man von den Menschen, mit denen einen das Leben zusammenführt? Aeußerliches, Alltägliches. Ihr Seelenleben bleibt der inneren Divination allein zugänglich. Man ahnt doch nur den Menschen, den man kennt. Man nimmt die Farben zu dem Bilde Andrer aus dem eignen Innern. Und wenig kommt es darauf an, wie weit dem gestaltenden Künstler Menschen seiner Bekanntschaft vorschwebten: was die Gestalten beseelt, ist sein eigen; ist das Ahnen aus seinem Empfinden heraus; das Sehen mit innerem Auge. Daher wohl auch der brüderliche, schwesterliche Zug, der den Menschen starker Künstler eigen.

Max Dreyer ist viel zu klug, um zu ahnen. Was er vom Menschen braucht und will, das geben ihm seine fünf Sinne. Und er gehört zu denen, die die Augen weit auf-

machen. Was zu beobachten ist, das sieht er. Und er hat die glückliche Gabe, mit ein paar Strichen Physiognomien festhalten zu können. Nur wo es mit den paar Strichen nicht gethan ist, da versagt er. Da fragt er seinen Verstand um Rath, und der rechnet's nach. Und dann stimmt es. Er hat auch einen glücklichen Humor — in Aeußerlichkeiten; ist harmlos, frisch und wahr; eckig und gutmüthig, als rechter Norddeutscher; sieht das Leben mit studentischer Frische an und hat den gut bürgerlichen Zug zum Braven, Pflichtgetreuen. Das alles kommt seiner Menschendarstellung zu statten und macht seine Stücke sympathisch. Man hört ihm gerne zu. Schlicht der Dialog, und garnicht unklar; durchaus nicht. Spräche man Max Dreyer aber davon, daß innere Divination allein ein Inneres des Menschenseins erfaßt, so würde er gutmüthig, herzlich lachen und sagen: ich glaube nicht an Gespenster. Und dazu ist er auch wirklich viel zu klug.

Max Dreyer ist ein scharfblickender, liebenswürdiger Mann; aber das allein macht noch nicht den Dichter. Zum Dichter macht ihn sein Verstand.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß Liebe ein Mädchen wandelt. „Ein Dornenstrauch schlief ein zur Nacht, ein Rosenstrauch ist aufgewacht". Sie sei vorher eckig und schroff gewesen, sie kann ein weiches, hingebungsvolles Weib werden. Sie kann verstehen, was sie zuvor von sich gewiesen hat, und verzeihen, was sie verurtheilte. Der klügste Verstand kann nichts gegen diesen Erfahrungssatz sagen, auch Dreyer's Verstand hat ihn gebilligt und ein Schauspiel darauf aufgebaut. Die Rechnung wird und muß stimmen. Und sie stimmt dennoch nicht. Dreyer's äußere Beobachtungsgabe erwies sich der inneren Wandlung gegenüber unzureichend, und Menschenherzen lassen sich nicht ausrechnen. Das Unberechenbare ist ein nothwendiger Bestandtheil aller Seelenmalerei. In der logischen Durchführung eines logischen Vorgangs ist Dreyer psychologisch ganz unwahr geworden. Und das eben ist das Große an aller Kunst, daß sie über der Verstandeswahrheit eine höhere Wahrheit offenbart.

Von dem Theaterstück „Hans" aber sieht man den beiden ersten Akten mit Vergnügen zu. Nie hat er seine Vorzüge so liebenswürdig entfaltet wie eben hier.

Sehr glücklich ist Dreyer in der Wahl seines Milieus gewesen. Auf einer Nordseeinsel hat sich ein verwittweter Professor zu biologischen Studien niedergelassen. Seine Tochter, „Hans", geht ihm bei seiner Arbeit zur Hand, segelt mit ihm auf's Meer, führt seine Wirthschaft und sorgt mütterlich für seine Assistenten. Ein paar alte Leute, mit liebenswürdigem Humor geschildert, gehen in seinem Hause aus und ein. Und sein Hans ist ein prachtvoller Kerl. Eckig und wahrhaftig, arbeits- und lebensfroh, hart und absprechend, aber auch liebefähig. In frischer Genügsamkeit leben diese Leutchen zusammen. Da kommt eine Freundin von Hans zu längerem Besuch in das Haus. Sie ist — und hier schon hebt die Verstandeskonstruktion an — in allem der Gegensatz zu Hans. Weich, verschwimmend, ein Mollaccord. Sie lebt als Gegensatz. Und Hans mag sie nicht, denn sie fühlt, daß sie zwischen sie selbst und ihren Vater tritt, daß er sie liebt. Und als die Freundin ihr einen Fehltritt, den sie begangen, eingesteht, wendet sie sich ganz von ihr ab. Und doch soll sie selbst ihrem Vater, so will's die Freundin, das schmerzliche Geheimniß mittheilen. Und Hans thut es in der Hoffnung, den Vater dadurch von ihr abzuwenden. Als das mißlingt, tritt sie offen zwischen die beiden; sie fordert von der Freundin Verzichtleistung. Und die ist bereit ihr zu weichen. Sie wird gehen — vielleicht in den Tod. Da aber tritt die klug ausgerechnete Wandlung ein. Ein Jugendgespiele macht Hans eine Liebeserklärung. Urplötzlich wird sie sich ihrer Liebe bewußt, ihr Herz erwacht und ihr Charakter schläft ein. Es ist, als hörte man klirrend eine Saite springen. Auch hat Hans nun nichts Eiligeres zu thun, als ihren Vater und die Freundin zusammenzuführen. Auch sieht sie's fortan gern, wenn ihre Dienstmagd draußen vor der Thür mit Männern liebelt; und das war ihr bisher ein Greuel.

Dreyer hat seinen Hans offenbar dadraußen irgendwo auf der Düne getroffen; nur als die Liebe in Hans' Herzen einzog, da war er unglückseliger Weise nicht dabei. Fräulein Dumont aber, die die Rolle gab, ohne sie überhaupt in ihrer eigentlichen Eigenart zu erfassen, half sich bei dieser Wandlung, resolut wie ihr Dichter: sie gab den bisherigen Charakter bedingungslos auf; nur die Maske mußte sie schon beibehalten. All das Liebenswürdige aber, das Dreyer's flotter Gestaltungskunst gelungen, brachten Sauer, Fischer, Nissen und Louise von Poellnitz sehr glücklich zur Erscheinung.

„Hans" heißt das künstlerische Exempel, das Dreyer so klug und folgerichtig ausgerechnet, und das doch ein falsches Resultat ergibt.

Ernst Heilborn.

Jakob. Romau von Alexander L. Kielland. Autorisirte Uebersetzung aus dem Narwegischen von Dr. Leo Bloch. „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Litteratur und Kunst, Berlin.

Seit der Zeit, da Kielland mit seinen Ramanen „Schnee", „Gift", „Fartuna" u. s. w. gerechtes Aufsehen machte und auch in Deutschland viele Leser und Bewunderer fand, war der norwegische Dichter mehrere Jahre hindurch so gut wie verstummt. Erst neuerdings ist er wieder mit größeren Arbeiten hervorgetreten, u. a. mit zwei Novellen „Treuherz" und „Karen" und mit dem Roman „Jakob". Man kann nicht sagen, daß diese zweite Periade von Kielland's dichterischem Schaffen eine größere Reife und Vollendung zeigt. Der uns zur Besprechung vorliegende Roman „Jakad" dehandelt das von norwegischen Dichtern mit Vorliebe gezeichnete Bild des gewissenlosen kaufmännischen Ausbeuters, der, mit einem rabusten Erwerbssinn ausgestattet, sich von unten herauf arbeitet, um dann als herzloser Parvenu die schwächeren wirthschaftlichen Existenzen rücksichtslos unter die Füße zu treten. Der Held in diesem Kielland'schen Roman ist der ins Moderne übertragene Erzvater Jakod, der den Esau betrügt, als spekulativer Agrarier mit Laban Geschäfte adschließt und trotz seiner recht anfechtbaren geschäftlichen Maral doch van Staat und Kirche hoch geschätzt wird. Der Grundgedanke ist geistreich und mit sehr glücklicher Satire variirt, aber es steckt zu viel Tendenz darin; die rein künstlerische Wirkung wird dadurch geschädigt und die Charakterschilderung gerade des Hauptdelden, eines narwegischen Bauernjungen, der sich in wenigen Jahren vam Laufburschen zum kaufmännischen Beherrscher einer Provinzialstadt Norwegens emparschwingt, etwas schematisch. Die früheren Schöpfungen von Kielland hatten mehr künstlerischen Schmelz, immerhin ist ader der Roman „Jakab" interessaut und lesenswerth.

B.

Bismarck in der Karikatur. Mit erläuterndem Text versehen von K. Walther. Stuttgart. Franck'sche Verlagshandlung. Preis 4 M.

Es ist nicht der erste Versuch, die Lebensbahn Bismarck's durch die sie begleitenden Karikaturen zu illustriren. Das vom „Kladderadatsch" vor einigen Jahren herausgegebene „Bismarck-Album" und der schan im Jahre 1890 van John Grand-Carteret publizirte „Bismarck en caricature" sind die bekanntesten früheren Versuche dieser Art. Das vorliegende Werk enthält 230 Karikaturen aus französischen, englischen, russischen, italienischen, amerikanischen, österreichischen, deutschen, und schweizer Blättern. Es kann auch nicht im Entferntesten auf Vallständigkeit Anspruch machen, wovon man sich leicht überzeugt, wenn man es mit dem „Bismarck-Album" des „Kladderadatsch" vergleicht. Aber die Auswahl ist im Ganzen nicht schlecht. Das geplante Werk würde aber eindrucksvaller sein, wenn die Karikaturen nicht nach Nationalitäten geschieden, sandern im internationalen Gemisch den Hauptphasen der Bismarck'schen staatsmännischen Thätigkeit beigegeben wären. Man hätte dann leichter erkennen können, wie die einzelnen Völker sich im Laufe der Zeiten zu Bismarck gestellt haden. Der erläuternde Text leidet ebenfalls etwas an Stillosigkeit. Er ist eine Verdindung von trockenen Notizen und Ansätzen zur Charakteristik Bismarck's, ahne daß die kritischen Betrachtungen irgendwie in die Tiefe gehen. Das Werk kann deshalb nicht in jeder Beziehung als gelungen bezeichnet werden, aber es bietet dennoch soviel interessantes Material, daß es in der Bismarck-Literatur eine anerkennende Erwähnung verdient.

T.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 30. Berlin, den 22. April 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Seit den Verhandlungen im Reichstage über die Samoafrage ist eine merkliche Beruhigung eingetreten. Die Mittheilungen, die Herr von Bülow machen konnte, bedeuten zunächst einen erheblichen Erfolg der deutschen Diplomatie, und zugleich brechen sie den Gegensätzen die Spitze ab. Die Samoaakte bleibt vorläufig unangetastet; ist das festgelegt, so sinken die lokalen Streitigkeiten der Vertreter der drei Mächte auf den Inseln zu internationalen Rechtsfragen herab, die unter dem Gesichtspunkt des Rechts ihre Lösung zu finden haben und sie hören auf, Machtfragen zu sein, die aufzuwerfen, stets so gefährlich zwischen Staaten ist. Es mag sein, daß die nach den Inseln entsandte Spezialkommission noch auf mancherlei Schwierigkeiten stoßen wird; allein man darf hoffen, daß der kritische Augenblick für die Samoafrage wieder einmal überwunden wurde.

Vergegenwärtigt man sich die Entwicklung der Ereignisse in ihrer Rückwirkung auf Washington und auf London, so zeigt sich ein bemerkenswerther Unterschied. Der amerikanische Admiral war von allen betheiligten Personen in Samoa jene, die am geneigtesten war, aggressiv vorzugehen. In Washington that man jedoch keinen einzigen Schritt, um die Lage zu verschärfen, und man war in jedem Augenblick geneigt, an einem loyalen Ausgleich mitzuwirken. Die in Samoa betheiligten Engländer waren vorsichtiger und zurückhaltender als die Amerikaner; sie thaten mit, wenn die Amerikaner voranzugehen bereit waren, aber in London erhob man Schwierigkeiten und machte Einwendungen, durch die die lokalen Zerwürfnisse in der Schwebe blieben und auf die internationale politische Lage — ganz sicher wenigstens durch die Erregung und Verstimmung, die in den einzelnen Ländern sich bemerkbar machte, — zurückzuwirken drohten.

Man hat über die Gründe für diese englische Politik eine Reihe von Vermuthungen aufgestellt. Lord Salisbury war von London abwesend; man sagt ihm überdies eine gewisse Langsamkeit und kaltblütige Gleichgiltigkeit nach; in diesen Eigenschaften haben wir Ursachen für die Haltung Englands zu erblicken. Hierzu kam die Rücksicht auf die australischen Kolonien, die die Samoainseln am liebsten für sich einstecken möchten. Endlich gab es weite Kreise in England, die es gern gesehen hätten, wenn auch den Deutschen eine Niederlage wie den Franzosen in Faschoda bereitet worden wäre, um das Prestige Englands entsprechend zu heben. Welches Gewicht man diesen einzelnen Erwägungen und Strömungen beimessen will, mag zweifelhaft sein. Die Wirkung, die sie erzeugten, liegt jedenfalls vor; der Samoazwischenfall, an den man ja nunmehr ruhig zurückdenken kann, hat — um vorsichtig zu sprechen, — unsere Beziehungen zu England gewiß nicht verbessert, während dasselbe Ereigniß unsere Beziehungen zu den Vereinigten Staaten trotz dem Admiral Kautz in keiner Weise ungünstig beeinflußt hat.

Diese völlig entgegengesetzte politische Entwicklung hat schließlich noch eines herbeigeführt. Die englische Presse setzte eine schon seit längerer Zeit geübte Taktik fort und versuchte mit größtem Eifer, die amerikanische Bevölkerung gegen Deutschland und gegen die deutsche Politik einzunehmen. Damit wurde der Anstoß zu einer Entwicklung in den Vereinigten Staaten gegeben, die Beachtung verdient.

Die Deutschen in Amerika lehnten sich gegen diese Versuche, systematisch Unfrieden zu säen, auf; sie begannen sich zu organisiren und nun ihrerseits ihren Einfluß in den Ver-

einigten Staaten zu gebrauchen, um diesen Intriguen entgegenzutreten und um für gute Beziehungen zwischen der neuen Heimath und dem alten Mutterlande zu wirken.

Ein solches Unternehmen konnte nur Erfolg haben, wenn es mit politischem Takt eingeleitet wurde; und wenn auch unsere Landsleute in den Vereinigten Staaten taktvoll waren, es mußte schließlich noch hinzukommen, daß gleichfalls in Deutschland jene Bewegung, die drüben eingesetzt hat, in der richtigen Weise beurtheilt wurde, sollten nicht die deplacirten Kommentare bei uns eine schädigende Rückwirkung auf die Stellung der Deutschen in den Vereinigten Staaten ausüben.

Das eine wie das andere ist geschehen.

Die Deutsch-Amerikaner hielten sich auf jenem Boden, den mit ihnen jeder vorurtheilslose Amerikaner englischer Abstammung theilen kann und besonders hervorgehoben zu werden verdient, was als Replik ein Blatt, wie die „Berliner Neuesten Nachrichten", das chauvinistischen Regungen unter Umständen zugänglich ist, über das Vorgehen der Deutsch-Amerikaner sagt:

„In Deutschland begleitet man die Bewegung, welche unter unseren Stammesgenossen in Amerika Platz gegriffen hat, mit Empfindungen aufrichtigster Sympathie. Nichts liegt uns ferner, als daraus anderen politischen Gewinn ziehen zu wollen, als den einer gerechten Beurtheilung der deutschen Politik vom Standpunkte der amerikanischen Interessen. Die Deutschen, die in der Union eine zweite Heimath gefunden haben, sind — das brauchen sie nicht mehr zu beweisen — Staatsbürger ihres Adoptivvaterlandes, für welches sie im Falle der Noth Gut und Blut hingeben würden. Solange die Politik der Union nach den eigenen Interessen geleitet wird, ist — deß sind wir gewiß — ein Konflikt zwischen der Anhänglichkeit der Deutsch-Amerikaner an die alte Heimath und der Hingebung für die Republik, die ihnen Aufnahme gewährt hat, nicht zu besorgen. Nirgends in der Welt ist ein wirklicher Gegensatz der Interessen Deutschlands und Amerikas vorhanden. Mögen die Deutsch-Amerikaner dieser Erkenntniß bei ihren Mitbürgern zum Siege verhelfen. Die gegenwärtige Regierung in Washington hat — wir haben es wiederholt hervorgehoben — eine durchaus korrekte Haltung gegenüber Deutschland beobachtet. Auch ihr kann es deshalb nur willkommen sein, wenn dem Jingoismus, der sich gegen Deutschland kehrt, entgegengewirkt wird. . . . Wenn daher die Deutsch-Amerikaner für die Erhaltung guter Beziehungen zu Deutschland wirken, so sind sie sicherlich in hervorragender Weise für das Gedeihen und Wohlergehen ihrer neuen Heimath thätig."

Diese Worte kann man unterschreiben. Nichts wünschen wir von unseren Landsleuten jenseits des Ozeans, als daß sie als gute Amerikaner sich Intriguen entgegenstellen, die gleich schädlich ihrer neuen wie ihrer alten Heimath sein müssen. Und wenn Kräfte, die in dieser Richtung wirken wollen, durch den Samoakonflikt ausgelöst worden sind, so werden die bedauerlichen Ereignisse ein Gutes wenigstens stiften.

Der Privatdozent Dr. Arons an der Berliner Universität, der politisch zur sozialdemokratischen Partei gehört, ist nunmehr durch den Minister thatsächlich von seiner Lehrthätigkeit suspendirt worden. Dr. Arons wurde aufgegeben, seine Vorlesungen einzustellen, und die Fakultät hat in erster Instanz zu entscheiden, ob dieser vorläufige Ausschluß von der Lehrthätigkeit aufrecht zu erhalten sei oder nicht.

Zunächst ist eines festzustellen. Gegen die Lehrthätigkeit des Dr. Arons sind niemals die geringsten Einwendungen erhoben worden; da der Genannte chemische und physikalische Vorträge hält, so können seine politischen Anschauungen auch gar nicht bei ihm, wenn er dozirt, in die Erscheinung treten. Es handelt sich also darum, daß ein Dozent außerhalb der Universität nicht jenes Maß politischer Freiheit genießen soll, über das jeder andere Staatsbürger verfügt. Der Lehrer an der Universität ist politisch ein Bürger zweiter Klasse, wie sich das auch in dem gegen Professor Delbrück angestrengten Prozeß gezeigt hat.

Nun mag man zugeben, daß die Zugehörigkeit zu dem Lehrkörper einer Universität gewisse Verpflichtungen auferlegt. Dieser Lehrkörper ist darauf angewiesen, zusammen zu arbeiten und zusammen zu wirken, und das ist nur möglich, wenn der Einzelne sich gewisser Rücksichten nicht entschlägt.

Als im Juli 1895 die philosophische Fakultät sich zuerst mit Dr. Arons amtlich beschäftigen mußte und ihm eine Verwarnung ertheilte, geschah dies mit dem ausdrücklichen Hinzufügen, „sich in Zukunft solcher Mittel der öffentlichen Agitation zu enthalten, welche entweder direkt durch die thatsächliche Art ihrer Handhabung oder indirekt durch leicht entstehende mißverständliche Auffassung geeignet sind, Ihnen selbst zum Nachtheil zu gereichen und darüber hinaus den Ruf unseres Lehrkörpers zu schädigen, sowie auch vielleicht in weiterer Folge den Stand der Privatdozenten in ihrem Verhältniß zur Fakultät zu beeinträchtigen." Also nur in Bezug auf die Form wird hier ein gewisses Maßhalten verlangt; eine Kritik an der politischen Gesinnung selbst, an dem Bekenntniß zur Sozialdemokratie, wird nicht geübt.

Wir sind sicher, daß, wenn Dr. Arons seit jener Zeit in irgend einer Weise sich rednerisch oder schriftstellerisch besondere Excesse hätte zu Schulden kommen lassen, dies sofort hervorgehoben worden wäre. Da dies nicht geschehen ist, so schließen wir, daß es heute sich nicht mehr um ein Maßhalten in Bezug auf die Form handelt, sondern daß bei dem Genannten die politische Gesinnung verfolgt wird.

Zu wünschen ist eines, daß wenigstens die philosophische Fakultät der Berliner Universität an ihrem ursprünglichen Standpunkt festhält und ihrerseits sich rückhaltlos weigert, der politischen Ueberzeugung wegen einen Dozenten von der Universität auszuschließen. Die Mitglieder der Fakultät werden sich des Urtheils erinnern, das die kommende Zeit stets über Akte solcher Verfolgung ausgesprochen hat.

Daß Herr Minister Bosse die philosophische Fakultät in diese Lage gebracht hat, ist nicht verwunderlich. Zögernd hat er es gethan; wie er jede reaktionäre Maßregel nur ängstlich zögernd zu vollziehen sich entschließt. Der Lärm ist ihm unangenehm, aber noch unangenehmer wäre es ihm augenscheinlich, irgend einem reaktionären Ansuchen, das genügend dringend bei ihm gestellt wird, nicht zu entsprechen. So gehört denn dieser preußische Kultusminister, der persönlich sich soviel als möglich im bergenden Schatten zu halten sucht, zu den schlimmsten Förderern der Reaktion, die Preußen seit langer Zeit gehabt hat; es ist die Reaktion, die auf Filzschuhen geht, und die darum nicht weniger gefährlich ist.

Reaktionär sein, heißt aber zugleich, die Sozialdemokratie fördern. Jede Maßregel, die schroff dem modernen Bewußtsein widerspricht, stärkt die extremen Parteien, und das Vorgehen des Herrn Bosse wird daher eines ganz sicher bewirken; der Fall Arons wird so und soviele Leute wieder zu der extremen pessimistischen Ueberzeugung bringen: Solches Regiment muß mit der schärfsten Opposition bekämpft werden.

Man hat seit Langem vermuthet, daß die Verwendung der Geheimgelder des französischen Kriegsministeriums in den Prozeß Dreyfus und in die dazu gehörigen Ereignisse hineinspiele. Nun haben die Veröffentlichungen der Verhöre vor dem Kassationshof Folgendes ergeben:

Der General Boisdeffre gab Picquart den Auftrag, ein Exposé über die für den Dienst erforderlichen Geheimgelder zu machen; und zugleich einen Zuschuß von 100,000 Francs zu verlangen. Das Exposé wurde dem Ministerrath vorgelegt und die Summe angewiesen. In seiner Aussage gab Picquart Folgendes hierüber zu Protokoll:

„Mais, lorsqu'il s'agit de la toucher, le ministre n'alloua à la section de statistique que 20,000 ou 25,000 francs, se réservant le droit de disposer du reste.

Les livres de la caisse du ministère et le carnet à souches qui me servait à toucher les fonds peuvent en faire foi.

Lorsque je revis le général de Boisdeffre, à son retour de Vichy, je lui exposai la situation."

Allein es blieb dabei. Der Kriegsminister Billot gab also von den bewilligten 100 000 nur 25—30 000 Francs heraus. Und der Rest, wo blieb er? Vielleicht erfährt man auch das noch demnächst.

* * *

Die zügellose Forschung.

Wie blasirt unsere Zeit ist! Da waren dieser Tage die bayrischen Erzbischöfe und Bischöfe in Freising versammelt, und sie formulirten eine öffentliche Ansprache an „ihren hochwürdigen Klerus", in der unter Anderem auch folgende Sätze enthalten sind:

„Die katholische Kirche verwirft nicht die Wissenschaft, sondern den Irrthum; sie verdammt keineswegs die Freiheit einer gesunden und richtigen Forschung, aber sie verwirft die zügellose Forschung."

Ist das nicht ein Kabinetstück klerikaler Freiheitslehre? Der Grundsatz, der in diesen Sätzen zum Ausdruck kommt, ist ja allerdings nicht neu, aber die Formulirung ist entzückend. Seitdem die Infallibilität des Papstes zum Siege gelangt ist, gibt es in der katholischen Kirche nur noch eine einzige Wahrheitsquelle, den jeweiligen Träger der Tiara. Früher galt das Konzil als eine oberste Instanz; seit dem 18. Juli 1870 ist der im Papst verkörperte Absolutismus völlig unbeschränkt. Jene Frage, die früher die katholischen Gelehrten sehr eingehend beschäftigte, ob auch ein Papst in Ketzerei verfallen könne, eine Frage, die sogar von dem Kardinal Torquemada bejaht wurde, kann heute nicht mehr auftauchen. Alles, was der Papst lehrt, ist katholische Wahrheit. Kraft seiner Unfehlbarkeit kann er die Ketzerei von gestern in die Wahrheit von heute, und die Wahrheit von heute in die Ketzerei von morgen verwandeln und zwar stets mit rückwirkender Kraft. Es wäre eine dankbare Aufgabe für einen jesuitischen Kasuistiker, einmal zu untersuchen, ob nicht der Papst dank seiner Unfehlbarkeit sogar die päpstliche Infallibilität zur Irrlehre stempeln könnte.

Was katholische Wahrheit ist, entzieht sich deshalb durchaus der wissenschaftlichen Forschung. Diese Frage unterliegt nicht der Forschung des Einzelnen, sondern der Entscheidung der Kirche, d. h. des absoluten Papstes. Hätten die bayrischen Bischöfe sich damit begnügt, ihrem Klerus — Angesichts des Falles Schell — diese Grundsätze erneut einzuschärfen, so hätte in einer derartigen Proklamation nichts besonders Bemerkenswerthes gelegen. Aber Wissenschaft und Forschung mit nackten Worten aus dem Tempel des katholischen Glaubens hinauszuweisen, das erschien den weltklugen Oberhirten Bayerns doch wohl nicht ganz zweckmäßig, und so hat man denn den köstlichen Begriff der „zügellosen Forschung" entdeckt.

„Die katholische Kirche verwirft nicht die Wissenschaft, sondern den Irrthum." Wer verwirft den Irrthum nicht! Aber wie lernt man ihn kennen? Durch Wissenschaft! Wissenschaft ist gut, sagen die Bischöfe, aber nur, wenn sie jenes Resultat ergibt, das die katholische Kirche Wahrheit nennt. Diese Wahrheit aber ist kein Produkt der Forschung, sondern der Entscheidung der Kirche. Wo bleibt da ein Raum für die Wissenschaft?

Die katholische Kirche „verdammt keineswegs die Freiheit einer gesunden und richtigen Forschung, aber sie verwirft die zügellose Forschung". Forschen heißt: die Wahrheit suchen. Aber die katholische Kirche hat bereits entschieden, was Wahrheit ist. Wenn Jemand diese bereits gefundene und festgestellte Wahrheit noch besonders erforschen will, so hat die katholische Kirche dagegen nichts einzuwenden. Ein solcher Forscher hat volle Freiheit, diese feststehende Wahrheit zu finden. Findet er diese Wahrheit, so ist seine Forschung eine „gesunde" und „richtige". Findet er sie nicht, so ist er ein „zügelloser" Forscher. Die Zügellosigkeit ist sogar schon dann vorhanden, wenn seine Forschung auch nur zu der allergeringsten Abweichung von dem führt, was die Kirche als Wahrheit festgestellt hat oder etwa noch weiter feststellen sollte.

Derartige kühne Antithesen, wie sie hier in der Kundgebung der bayerischen Bischöfe aufgestellt sind, haben ein Gutes: sie schärfen das Verständniß für die Tragweite wichtiger Begriffe. Nie ist es mir so klar geworden, wie beim Lesen dieser bischöflichen Weisheit, daß eine Forschung, die nicht „zügellos" ist, die Bezeichnung „Forschung" überhaupt nicht verdient. Jeder Zügel, welcher der Forschung angelegt wird, ist ein Eingeständniß, daß man die volle Wahrheit scheut, daß man aus Gründen der Opportunität, aus Herrschaftsgelüsten, aus Ruhebedürfniß, oder aus welchen anderen Gründen immer, zu verhindern wünscht, daß mit der Fackel der Wahrheit alle Winkel in den weiten Räumen der Erkenntniß abgeleuchtet werden. Gibt man zu, daß der Forschung Zügel angelegt werden dürfen, so ist es ganz nebensächlich, ob diese Zügel dünn oder dick, fest oder lose sind. Die Zügel, die dem Würzburger Professor Schell angelegt sind, mögen dünner sein, als jene Zügel, welche die katholische Kirche seiner Zeit dem zügellosen Forscher Galilei anzulegen suchte, aber sie sind von völlig gleicher Art.

Uebrigens würde man fehlgehen, wollte man allein der katholischen Kirche die Besorgniß vor freier Forschung zur Last legen. Die protestantische Orthodoxie mit ihrer Inspirationslehre hat sich eine Infallibilität des Bibelbuchstabens geschaffen, vor der die zügellose Forschung gleichfalls Halt zu machen hat. Und unsere weltlichen Gewalten, sind sie nicht ebenfalls ängstlich bemüht, die zügellose Forschung nach Möglichkeit einzudämmen? Es gibt so viele unbequeme Wahrheiten und so manche bequeme Irrthümer. Die offizielle Heuchelei ist seit Menschengedenken ein integrirender Bestandtheil jeder Staats- und Gesellschaftsordnung gewesen, und

Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Und doch, was wäre die Welt ohne diese „Wenigen", ohne diese zügellosen Forscher, ohne diese respektlosen Wahrheitssucher, die vor keinem geheiligten Irrthum, vor keinem Vorurtheil, vor keiner feisten Morallüge, vor keinem bequemen Schlendrian zurückschrecken, sondern auf jede Gefahr hin das bekennen, was sie als Wahrheit gefunden zu haben glauben. Alle wesentlichen Fortschritte des Menschengeschlechts sind hervorgegangen aus der zügellosen Forschung, aus jenem Wahrheitstrieb, der sich durch keinerlei Rücksichten abhalten läßt, nach dem zu suchen, was wirklich ist. Aus solchen Wahrheitssuchern setzt sich die echte Aristokratie der Erde zusammen,

Denn das vor Allem, dünkt mich, ist der Punkt,
Wo Freigeborne sich vom Pöbel scheiden,
Der feig und heuchlerisch herumhalunkt.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XIV.

Die Woche war an parlamentarischen Ereignissen überreich. Im Reichstage gab eine Interpellation über die Samoafrage dem Staatssekretär des Auswärtigen Gelegenheit festzustellen, daß die Reichsregierung das Recht und somit auch die Ehre Deutschlands auf den Samoa-Inseln sorgfältig hüte, und daß sie mit ihrer Sorgfamkeit soeben einen Erfolg erzielt habe; denn England habe ein Verlangen, das es rechtswidrig erhoben habe, zurückgezogen. Die Er-

klärung erregte bei allen Parteien Befriedigung und in eine Besprechung der Interpellation wurde nicht eingetreten.

Zur Begründung dieser an sich nothwendigen Interpellation hatte nun aber vor der Erklärung des Herrn von Bülow ein noch neues Mitglied des Hauses, Herr Lehr, eine Rede gehalten, der man kein Unrecht thut, wenn man sie als eine der taktlosesten bezeichnet, die jemals im Reichstage gehört worden sind. In der gesetzgebenden Versammlung zu Paris hat man solche Reden kurz vor dem Ausbruch des deutschen Krieges gehört, als Herr Jerome David über die lächerliche Langsamkeit klagte, mit welcher die Regierung die Kriegsvorbereitungen betreibe, und Herr Granier kurzer Hand sagte: Prenans le Rhin! Der Parlamentsalmanach bezeichnet Herrn Lehr als den Generalsekretär des „Alldeutschen Verbandes", einer Nachahmung der von Déroulède begründeten ligue patriotique; er ist der nationalliberalen Fraktion beigetreten und diese Fraktion hat sich dieses Zuwachses ebensowenig sofort erwehren können, wie seiner Zeit des Herrn Diedrich Hahn. Ob die Männer, die so sprechen, wie Herr Lehr, in der That den Wunsch hegen, daß das Deutsche Reich sich eines Tags zu Lande und zur See mit allen Mächten der Welt in einen Krieg verwickelt sehe, oder ob sie nicht am Kriege, sondern nur am Säbelrasseln Freude haben, ist nicht zu ergründen. Gelegentlich können Patrioten dieser Art einen unermeßlichen Schaden thun; für diesmal haben alle Fraktionen sich kräftig von ihm losgesagt. Nur die Nationalliberalen nicht, an deren Rockschößen dieser unglückselige Redner hängen geblieben ist. Herr von Bennigsen wurde schmerzlich vermißt.

Herr von Bülow hat durch die Art, wie er gesprochen, das Vertrauen befestigt, daß die auswärtigen Angelegenheiten des Reiches in guten Händen ruhen. Er spricht vorsichtig, aber fest; er klebt nicht an einem Konzept, weil er das Zutrauen hat, er werde auch ohne eine solche Hilfe nicht entgleisen. Er macht den Eindruck eines Mannes, der genau weiß, was er will, und der das Rechte will; eines Mannes, den auch unvorhergesehene Fälle nicht aus der Fassung bringen.

Das Abgeordnetenhaus hat der Kanalvorlage eine sehr umfassende Generaldebatte gewidmet. Nach dem Ausfall der Kommissionswahlen sieht es aus, als sei die Vorlage verloren. Sie braucht noch nicht verloren zu sein; aber es muß Etwas geschehen, um sie zu retten.

Vier Minister sind für die Vorlage eingetreten, am häufigsten Herr von Miquel. Und es läßt sich nicht leugnen, daß nach jeder Rede des Herrn von Miquel sich die Aussichten der Vorlage verschlechtert hatten. Die Agrarier sind der Ansicht, daß Herr von Miquel zwar für die Vorlage spreche, aber im Innersten seines Herzens nicht böse sei, wenn sie abgelehnt werde. Die Agrarier fürchten vielleicht, von Herrn von Miquel für die „größten Esel" gehalten zu werden, wenn sie für die Vorlage stimmen.

Diejenigen Freunde des Herrn von Miquel, die zugleich Freunde der Kanalvorlage sind, suchen ihn gegen solche Annahme zu schützen. Sie behaupten, daß er nicht allein für den Kanal spreche, sondern den Bau desselben auf das Dringendste wünsche. Wir müssen das auf sich beruhen lassen; wir sind keine Gedankenleser und keine Herzenskündiger. Wir glauben auch, daß auf das, was ein Minister im tiefsten Herzen wünscht, gar nichts ankommt, sondern auf das, was er thut und sagt.

Und wiederum bei dem was er sagt, kommt es darauf an, wie das was er sagt, von denen verstanden wird, zu denen er es sagt, nicht darauf, wie etwa ein geschulter Philologe seine Worte auslegen würde. Sollten die Agrarier irriger Weise zu der Annahme gelangt sein, daß Herr von Miquel ein Kanalgegner sei, so können wir ihnen wenigstens nachfühlen, wie sie zu ihrem Irrthum veranlaßt worden sind.

Herr von Miquel hat die Gabe, das, was er will, so unzweideutig auszudrücken, daß Niemand ihn mißverstehen kann. Und wenn er diesmal mißverstanden ist, so hat er von seiner Geschicklichkeit keinen umfassenden Gebrauch gemacht. Die Thatsache steht fest, daß die Agrarier Herrn von Miquel für einen Gegner der Kanalvorlage halten, und nur weil sie dieses Glaubens sind, ist ihr Widerstand ein so heftiger. Das Dogma, daß Kanalbauten der Landwirthschaft schädlich sind, ist ein unermeßlich thörichtes, und es ist unmöglich, daß die ganze agrarische Partei daran glaube. Es handelt sich nicht sowohl um einen Interessenkampf zwischen Industrie und Landwirthschaft, als um eine agrarische Kraftprobe, um den Beweis, daß agrarisch Trumpf sei. Wenn die Regierung in einer Sache von dieser Wichtigkeit, nach so ungewöhnlich sorgfältigen Vorbereitungen, vor dem agrarischen Widerstand die Segel streicht, so ist das ein sicheres Zeichen, daß auch bei allen künftigen Gelegenheiten, namentlich bei der Erneuerung der Handelsverträge, die Agrarier siegreich sein werden.

Daß die Regierung die Kanalvorlage durchsetzen kann, wenn sie ernstlich will, unterliegt keinem Zweifel. Die agrarische Partei ist nicht durch sich selbst stark, sondern durch die Förderung, die sie von Seiten der Regierung erhalten hat. Wenn die Regierung die Erklärung abgibt, daß sie von der Nothwendigkeit dieses Kanals durchaus überzeugt sei, und daß sie jedes verfassungsmäßige Mittel anwenden werde, um dieser Vorlage zum Siege zu verhelfen, so schmilzt der agrarische Widerstand dahin. Die Vorlage wird alsdann mit einer zwar knappen Mehrheit angenommen werden, aber sie wird immerhin eine sichere Majorität haben. Eine solche Erklärung hat die Regierung bisher nicht abgegeben; im Gegentheil, sie hat durchblicken lassen, daß ihr zwar an der Kanalvorlage sehr viel liegt, aber an der agrarischen Freundschaft noch mehr. Wenn die Kanalvorlage schließlich abgelehnt wird, so wird das ein sicheres Zeichen dafür sein, daß die Regierung sie nicht mit vollem Ernst gewollt hat.

Die drei Postvorlagen sind vom Reichstage an eine Kommission verwiesen worden. Daß sie nicht unverändert durchgehen, ist zweifellos; ob irgend etwas zu Stande kommen wird, ist zweifelhaft. Man vermißt sehr die geübte und kundige Hand, welche durch ein Menschenalter an der Spitze des deutschen Post- und Telegraphenwesens gestanden hat. Der Reichstag wird sich von dem Bestreben leiten lassen müssen, der Post keine Erweiterung ihrer Rechte zuzugestehen, wenn die Post nicht als Gegengabe Reformen bringt. Die Zeit, in welcher die Postverwaltung aus innerem Drange als Reformator auftrat, ist vorüber. Im Handeln und Feilschen wird Herr Staatssekretär von Podbielski große Geschicklichkeit an den Tag legen; der Reichstag muß sich bemühen, ihm an Geschicklichkeit zu gleichen.

Auch das Fleischschaugesetz hat schlechte Aussichten. Die agrarische Partei nimmt nicht den geringsten Anstand, dem Handel, der Börse, der Margarinefabrikation alle möglichen polizeilichen Belästigungen auf den Hals zu schicken, aber wenn es sich um ihr Schlachtvieh handelt, will sie von der Polizei nichts hören. Wohlverstanden, um ihr eigenes Schlachtvieh. Mit dem fremden Vieh würde sie am liebsten durch den Satz fertig: „Die Einfuhr fremden Viehs und Fleisches ist verboten."

Im Abgeordnetenhause hat sich bei einem Initiativantrage über die Schulunterhaltungspflicht die konservative Partei mit dem Centrum wieder so fest zusammen gefunden, wie im Jahre 1892, sodaß die freikonservative Partei die Führung der Opposition übernehmen mußte.

Noch verdient bemerkt zu werden, daß die Berathung der Justizgesetze im Abgeordnetenhause so langsame Fortschritte macht, als käme es darauf an, zu verhindern, daß das bürgerliche Gesetzbuch zu dem festgesetzten Zeitpunkte in Kraft tritt.

Proteus.

Die cubanische Staatsschuld.

Eine finanziell und zugleich völkerrechtlich wichtige Frage ist gegenwärtig die der cubanischen Staatsschuld. Auf Grund der spanischen Gesetze von 1884 und 1885 wurde 1886 eine sechsprozentige auswärtige in London und Paris in Gold verzinsliche und in Gold zurückzuzahlende Anleihe zum Nominalbetrage von 620 Millionen Francs begeben. Die Schuldverschreibungen bezeichneten als spezielle Garantie: die Erträgnisse der Zölle und des Stempels auf der Insel Cuba, sowie der direkten und indirekten Steuern, die auf Cuba zur Zeit erhoben werden oder in Zukunft daselbst eingeführt werden können. Als generelle Garantie wurde angegeben die der spanischen Nation und daneben bemerkt, daß die spanische Kolonialbank durch ihre Delegirten auf der Insel Cuba oder durch Vermittlung der spanischen Bank der Insel Cuba den Ertrag der Zölle dieser Insel erheben werde, da die für den Dienst der Obligationen — Zinsen und Amortisation — erforderlichen Summen vorweg (und sogar für jeden Tag) zurückbehalten werden sollten, um jedes Vierteljahr zur Zahlung der Zinsen und der Amortisationsbeträge verwendet zu werden. Die Obligationen waren steuerfrei und sollten wie die Obligationen der spanischen Staatsschuld zum Nominalwerthe bei Kautionen und Käufen (adjudications) vom Staate angenommen werden. Zu dieser Anleihe von 1886 ist dann 1890 unter übrigens gleichen Bedingungen eine fünfprozentige (ursprünglich zur Konversion der genannten sechsprozentigen Anleihe) bestimmte Anleihe hinzugetreten zum Nominalbetrage von 875 Millionen Francs. Nach Abzug der inzwischen amortisirten Obligationen beträgt die aus jenen beiden Anleihen herrührende sogenannte cubanische Schuld zur Zeit noch 1446 Millionen Pesetas oder Franken.

Im Artikel I des am 12. August 1898 zu Washington zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien abgeschlossenen Präliminarfriedens heißt es nun einfach: „Spanien wird auf jeden Anspruch auf die Souveränetät und jedes Recht in Ansehung Cubas verzichten.“ Ueber die cubanische Schuld ist nichts gesagt, und wie man erfährt, schweigt in dieser Hinsicht auch der nunmehr abgeschlossene definitive Frieden.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß bei den Inhabern der cubanischen Schuldverschreibungen erhebliche Besorgniß herrscht, und in Paris und Antwerpen haben sich Komitees gebildet zur Vertheidigung der Rechte der Gläubiger. Das Antwerpener Komitee*) hat vor Kurzem eine Denkschrift versandt, welche zu dem Schlusse gelangt, daß durch die Abtretung von Cuba eine Beeinträchtigung der Gläubiger-Rechte nach Rechtsprinzipien nicht habe eintreten können, diese Rechte vielmehr in vollem Umfange fortbestehen.

Zunächst hat das Komitee mit der Behauptung jedenfalls Recht, daß Spanien nach wie vor der Abtretung Cuba's als Garant hafte. Garantie bedeutet Bürgschaft. Ein Bürge haftet nun zweifellos, wenn der eigentliche Schuldner aus irgend einem Grunde die einmal gültige kontrahirte Schuld nicht zahlt, und wie rein privatrechtlich der Gläubiger sich an den Bürgen halten kann, wenn der Hauptschuldner in der Fremde verschollen ist und eine Erbschaft und Erben nicht vorhanden sind, so kann der Gläubiger eines Staats, der Garantie geleistet hat, sich dieser Garantie nicht aus dem Grunde entschlagen, daß etwa das Territorium, das zunächst schuldet, völlig untergegangen wäre, oder von einer Nachfolge in Recht und Pflichten keine Rede sein oder der Successor faktisch nicht zur Zahlung gezwungen werden könnte. Die Garantie soll gegen Zufälligkeiten aller Art schützen. An dieser Haftung Spaniens könnte selbstverständlich auch eine ausdrückliche Bestimmung des Friedensvertrags, abgesehen von etwa zu erlangender Zustimmung der Gläubiger, nichts ändern. Eine Verbindlichkeit, die man dem A. gegenüber übernommen hat, kann man nicht durch einen Vertrag mit dem B. einfach von sich abschütteln. Das etwaige Schweigen des Friedensvertrags beseitigt also die Rechte der Gläubiger gegenüber Spanien nicht. So können z. B. Inhaber der genannten Schuldverschreibungen, wenn sie anderweit Schuldner des spanischen Staats geworden sind, diese Obligationen nach wie vor dem spanischen Staate in Zahlung geben.

Wie aber, wenn Spanien zu einer Art Staatsbankerott schreiten würde, müßte dann nicht trotz des Stillschweigens des Friedensvertrags Cuba, sei es als selbständiger Staat sei es als Dependenz der Vereinigten Staaten fortdauernd haftbar erachtet werden? Offenbar ist bei dem bedenklichen Zustande der spanischen Finanzen dies die Haupt- und zugleich die eigentlich interessante Frage.

Das Antwerpener Komitee macht für die Bejahung derselben neben anderen sogleich zu erwähnenden Gründen einen Grund geltend, der von vornherein als unhaltbar zurückzuweisen ist. Es ist der Ansicht, daß die Anerkennung und Fortdauer der Rechte der Gläubiger ohne Weiteres daraus sich ergebe, daß das Privateigenthum auch im Falle eines Krieges anerkannt werde. Aber es handelt sich hier nicht um Privateigenthum im Sinne des Kriegsrechtes; letzteres versteht unter Privateigenthum das Eigenthum an körperlichen Sachen, also Eigenthum im strengen juristischen Sinne. Hier aber stehen Forderungen in Frage, und wie selbst rein privatrechtlich eine Forderung dadurch untergehen kann, daß der Schuldner stirbt und weder ein Nachlaß noch ein Erbe vorhanden ist, so ist es denkbar, daß eine Forderung an einen Staat deshalb untergeht, weil von einer Nachfolge eines anderen Staates in Rechte und Verbindlichkeiten überhaupt nicht zu reden wäre. Man könnte dagegen freilich einwenden wollen, daß doch das Pfandrecht der Gläubiger an den Zöllen und anderen Einkünften dem wirklichen Eigenthum gleichzustellen sei, möchte auch im Uebrigen die Forderung an sich untergehen. Allein bei Erhebung dieses Einwandes vergißt man, daß nicht ein Pfandrecht an körperlichen Sachen, vielmehr ein Pfandrecht an Rechten den Gläubigern eingeräumt ist; diese Rechte sind Hoheitsrechte des Staates. Hört der Staat auf zu existiren, dessen Hoheitsrechte in solcher Weise beschränkt sind, so bestehen auch diese Hoheitsrechte nicht mehr. Die Hoheitsrechte eines anderen, neu entstehenden Staates sind als neue dem früheren Pfandrechte nicht unterworfen.

Gewichtiger erscheint ein anderer Grund. In einer ganzen Reihe von Staatsverträgen, durch welche bedeutende territoriale Veränderungen sanktionirt worden sind, hat man eine verhältnißmäßige Theilung der Staatsschulden, eine verhältnißmäßige Uebernahme von Schulden eines Staates auf dessen ausscheidenden Theil stipulirt.

Natürlich sprechen die hier maßgebenden Verträge sich nicht aus über das juristische Prinzip, welches dieser Theilung und Uebernahme der Schulden zu Grunde liegt. Wenn es z. B. in dem Berliner Vertrage von 1878, durch den unter Anderem auch das Fürstenthum Bulgarien von der Türkei abgetrennt wurde und eine selbständige Existenz erhielt, heißt „La Bulgarie devant supporter une partie de la dette publique de l'Empire (d. h. des türkischen Reiches)“, so ist damit allerdings ausgesprochen, daß die vertragschließenden Theile der Türkei das Recht zugestehen wegen Aufgabe eines Theiles ihres Territorialbesitzes auch einen Theil ihrer Schulden eben auf diesen abgetretenen Theil abzuwälzen; aber keineswegs ist gesagt, daß auch ohne solche vertragsmäßige Abmachung der vertragschließenden Staaten die Gläubiger sich noch an den abgetretenen Theil würden halten können.

Begreiflicher Weise hat die Wissenschaft des Völkerrechts, beeinflußt von einem unverkennbaren Billigkeits- und Gerechtigkeitsgefühle, eine von dem bloßen Belieben der vertragschließenden Staaten unabhängige Sicherung der Gläubiger aus allgemein anerkannten Rechtsprinzipien abzuleiten

*) Comité des détenteurs de fonds espagnols et cubains. Secrétariat: rue Gérard 9, Anvers.

unternommen. Einige Rechtslehrer stellen Theilung und Uebernahme der Schuld ohne Weiteres als selbstverständliches Prinzip hin. Indeß in solcher Weise selbstverständlich ist das Prinzip doch nicht. Als 1871 Elsaß-Lothringen von Frankreich abgetreten wurde, ist von den verbündeten deutschen Regierungen kein Theil der allgemeinen französischen Staatsschuld auf Elsaß-Lothringen haften geblieben oder von den deutschen Regierungen übernommen worden. Wollte man, um die Gegenbeweiskraft dieses Vorganges zu beseitigen, darauf hinweisen, daß der französische Staat, indem er auf solche Uebernahme stillschweigend verzichtete, stillschweigend um den entsprechenden Betrag die von ihm als besiegtem Theile zu tragende Kriegsentschädigung sich vergrößern ließ, so würde man damit zwar ein Argument für das Recht des französischen Staates auf verhältnißmäßige Schuldbefreiung, nicht aber einen Beweisgrund für die Rechte der Gläubiger gegenüber Elsaß-Lothringen oder gegenüber den deutschen Regierungen gewonnen haben.

Andere Schriftsteller machen daneben den Satz des Privatrechts geltend, daß eine Sache auf einen neuen Erwerber oder Nachfolger mit der bestehenden Belastung durch ein Recht Dritter übergeht: Res transit cum suo onere. Aber Land ist einer Sache im privatrechtlichen Sinne nicht gleichzustellen. Man kann den Satz nur gelten lassen, insoweit für eine Schuld wirklich Hypotheken in privatrechtlichem Sinne an Sachen bestellt wären, z. B. an Domanialgütern, Bergwerken u. s. w. Man bedarf des Satzes nicht für den Fall, daß eine Schuld von dem abgetretenen Theile als einem für die Kontrahirung von Schulden selbständigen Gemeinwesen kontrahirt war. Wird das Gebiet (die Provinz, die Kolonie) in solchem Fall abgetreten oder gar zu einem mehr oder weniger souveränen Staat erhoben, so kann von einer Veränderung in der Person des Schuldners, welche die Rechte des Gläubigers zu berühren vermöchte, selbstverständlich nicht die Rede sein. Die Sache liegt aber anders, wenn der wirkliche Kontrahent der Schuld ein größeres Ganzes ist, und die Regierung dieses größeren Ganzen nach ihrem souveränen Ermessen Einkünfte eines Theiles ihres Territorialbesitzes als zunächst für eine Schuld haftbar bezeichnet hat, ohne daß dieser Theil als eine für die Uebernahme von Schulden wirklich selbständig gestellte Gesammtheit hiermit sich einverstanden erklärt hätte. In diesem letzteren Falle ist der abgetretene oder selbständig werdende Theil des Territoriums gar nicht Rechtsnachfolger des früheren Gesammtstaates.

Die neuesten Schriftsteller, welche eingehend mit unserer Frage sich beschäftigt haben, sind überhaupt unter richtiger Abweisung der Idee privatrechtlicher Succession von anderen Gesichtspunkten ausgegangen.*) Zu einem allgemein anerkannten Prinzipe aber hat man es noch nicht gebracht, und die vorgebrachten künstlichen Argumente und Analogien dürften auf praktische Staatsmänner und Realpolitiker, insbesondere auf die maßgebenden Politiker der Vereinigten Staaten wenig Eindruck machen, so die Ansicht, welche für Abtrennung durchaus unselbständiger Theile centralisirter Staaten absolut nicht paßt, daß in der Abtretung eines Gebietstheiles eine Art von Arrogation liege, d. h. ein Akt analog der Konstituirung einer Familiengewalt über eine bis dahin selbständige oder einer anderen Familiengewalt unterworfene Person, so daß ein anderer Inhaber der Familiengewalt eintritt, wobei nach altem römischen Rechte das Vermögen mit den Schulden übernommen wurde, oder die Ansicht, welche die Haftung für Schulden bei Territorialveränderungen, in freilich geistreicher Weise aus einer Vergleichung dieser staatlichen Territorialveränderungen mit dem Leben der Infusionsthiere ableitet. Diese Thiere vermehren sich durch Theilung, während andererseits wieder mehrere solcher Thiere zu einem einzigen lebenden Wesen sich vereinigen können; das trifft nun allerdings auch bei den Staaten zu.*) Aber körperliche Vorgänge sind nicht juristische Beziehungen und Verhältnisse. Für erstere sind maßgebend uns in ihrem innersten Wesen unbekannt bleibende Naturkräfte; für letztere ist maßgebend die Vernünftigkeit, d. h. objektiv ausgedrückt die Wohlfahrt und das gesicherte Zusammenleben der Menschheit. Die Behauptung, daß bei Staatenbildungen und territorialen staatlichen Aenderungen die Schulden (und Aktiva) von neuen sozialen Zentren aufgenommen, bezw. auf andere umfassendere soziale Zentren wieder übertragen werden, wie das Leben von den Infusorien aufgenommen und übertragen wird, ist schließlich nichts als eine einfache, anscheinend durch ein Bild unterstützte Behauptung, nicht eine Beweisführung im juristischen Sinne. Nicht anders steht es mit dem Argumente, daß mit dem Territorium die Macht und mit der Macht die Verpflichtung verknüpft sei.

Dagegen dürfte die folgende nüchterne Betrachtung auf realem und juristischem Boden sich halten und zugleich die erforderliche Begrenzung des maßgebenden Prinzips ergeben.

Staaten und territoriale Bestandtheile der Staaten sind Kulturobjekte, Erzeugnisse einer langdauernden Kulturarbeit. Diese Kulturarbeit nimmt zur Hülfe das Geld, welches die Staaten durch Kontrahirung von Schulden gewinnen; der Staat und seinen territorialen Bestandtheile sind also als Kulturobjekte und Kulturerzeugnisse gar nicht von den den kontrahirten Schulden zu trennen. Ein Kulturstaat also, der einen anderen in sich aufgehen läßt oder aber einen territorialen Bestandtheil desselben sich abtreten läßt, übernimmt damit die Schulden ganz oder beziehungsweise nach Verhältniß. Die Ablehnung dieser Uebernahme wären der Standpunkt der Barbarei, welche die durch Kontrahirung der Schulden geleistete und geförderte Kulturarbeit als solche nicht anerkennen mag. In der That wie zurückgeblieben in der Kultur würden nicht die heutigen Staaten sein, wenn sie nicht das Hülfsmittel der Kontrahirung von Staatsschulden benutzt hätten! Und jeder Theil des Territoriums des Staats ist gleichsam mit Staatsschulden gedüngt und fruchtbar gemacht. Je größer die Sicherheit der Gläubiger, um so vortheilhafter ist sodann die kontrahirte Schuld für die einzelnen Staaten und umgekehrt. Wenn aber territoriale Aenderungen die Sicherheit der Gläubiger gefährden, so fällt es schwerer Kapitalien zu erhalten, so werden drückende Bedingungen, höhere Zinsen die Kulturarbeit der Staaten erschweren. Es besteht daher sogar ein allgemeines internationales Interesse, daß nicht ein einzelner Staat willkürlich und aus kurzsichtigem Egoismus jener aus der Natur der Sache und den allgemeinen Bedürfnissen der menschlichen Kultur sich ergebenden Schuldüberrahme bei Territorialerwerbungen sich entziehe.

Könnte man aber nicht einwenden, daß nur solche Schulden zu übernehmen seien, deren Erträgnisse in noch vorhandenen Kulturobjekten, z. B. in erbauten Eisenbahnen, fortdauern? Dagegen ist zu erwidern, daß aller und jeder Zweck, den der Staat verfolgt, von ihm damit als Kulturzweck erklärt wird und dann der allgemeinen Regel nach auch objektiv als solcher zu gelten hat, auch z. B. der Zweck der Landesvertheidigung, der Zweck besserer Einrichtung der Landesverwaltung, des Volksunterrichts; nicht darauf kann es ankommen, daß man gerade körperliche Objekte als mit Hilfe der Staatsschulden geschaffen zu bezeichnen im Stande sei.

Eine Ausnahme allerdings ist zu machen: der Fall, daß ein Staat offensichtlich eine Anleihe nur zu dem Zwecke völlig rechtswidriger Eroberungen oder zu dem Zwecke aufgenommen hätte, eine widerwillige Provinz der Kolonie, deren Selbständigkeit oder deren Uebergang an

*) Man vergleiche als neueste einschlagende Monographie von Max Hubee, Die Staatensuccession, völkerrechtliche und staatsrechtliche Praxis im XIX. Jahrhundert, 1898, eine durch sorgfältige Sammlung des Stoffes und scharfsinnige Kritik verdienstvolle Arbeit; künstliche Eintheilungen und eine stark scholastische, nicht immer überzeugende Beweisführung sind andererseits der Schrift eigen.

*) So insbesondere Hubee, der hierin einer Anschauung Gierke's folgt.

eine andere Macht er nachher gleichwohl anerkennen muß, lediglich mit Waffengewalt bei sich zu behalten. Hier handelt es sich nicht um Kulturarbeit und deren wenn auch körperlich nicht sichtbare Ergebnisse, vielmehr um das Gegentheil, und hier verdienen auch die Gläubiger, die aus Gewinngier einem schlechten Unternehmen ihre Hilfe geliehen haben, keine Rücksicht. Soll etwa die endlich von dem Joche befreite Provinz oder Kolonie nun noch an der früher für sie geschmiedeten Kette in Gestalt einer drückenden Schuld weiter zu tragen haben?

Was den vorliegenden Fall der cubanischen Schuld betrifft, so wird Cuba, mag es nun mehr oder weniger selbstständig werden, jedenfalls insoweit diese Schuld anzuerkennen haben, als dieselbe zu wirklichen Kulturzwecken verwendet worden ist, insbesondere zur Anlage von Eisenbahnen, Häfen, Telegraphenlinien, Landstraßen u. s. w., und die Vereinigten Staaten haben, da sie die Abtrennung Cubas von Spanien in ihre Hand nahmen, damit auch die Sorge für Regelung der Schuld in jenem Umfange übernommen. Anders steht es, insoweit etwa der Ertrag der cubanischen Schuld dazu verwendet worden war, Cuba gewaltsam in spanischer Abhängigkeit zu erhalten; insoweit wird weder die Vereinigten Staaten noch Cuba eine Verpflichtung treffen. Die Auseinandersetzung darüber könnte von den Vereinigten Staaten nicht abgelehnt werden, und Spanien, das ja ohnehin für die Anleihe in deren vollem Betrag haftet, würde verpflichtet sein, aus seinem Ansinnen die erforderlichen Nachweise den Vereinigten Staaten wie den Gläubigern zu liefern.

Die Frage endlich der speziellen Sicherung durch die Erträgnisse der cubanischen Zölle und des cubanischen Stempels ist dahin zu beantworten, daß das in Cuba neu errichtete oder zu errichtende Staatswesen nicht verhindert sein kann, sein Zoll- und Steuersystem sogar von Grund aus zu ändern. Die Entwicklung eines freigewordenen Staatswesens (oder einer von einem anderen Staate erworbenen Provinz) kann nicht durch Verfügungen der früher herrschenden Staatsgewalt für alle Zukunft in Fesseln geschlagen werden. Außerdem kann mit Grund behauptet werden, daß die Einmischung einer nunmehr fremden Cuba völlig fremden Bank (der spanischen Bank) in die Finanz- oder Zollangelegenheiten des Landes unangemessen erscheine. Die Fortdauer der besonderen Sicherung der cubanischen Schuld in der ursprünglichen Gestalt durch Zölle u. s. w. kann also nicht gefordert werden. Insoweit jedoch dem Obigen zufolge die Schuld überhaupt als auf Cuba fortdauernd haftend anzuerkennen ist, erscheinen die Vereinigten Staaten, welche die Neu-Organisation des Landes übernommen haben, verpflichtet, eine thunlichst gleichwerthige Sicherheit — vielleicht unter Oberaufsicht von Beamten der Vereinigten Staaten — einzurichten.*)

Man wird zugeben, daß die gesammte Frage nach verschiedenen Seiten hin nicht uninteressant ist, auch in moralischer Beziehung. Darlehen gegeben zu wirklichen Kulturzwecken erscheinen gesicherter als Darlehen gegeben zu bloßen Gewaltszwecken, und andererseits kann eine rein willkürliche Bestimmung in völkerrechtlichen Verträgen oder ein absichtliches Schweigen der letzteren als ein rechtlicher Grund für eine Schmälerung der Gläubigerrechte nicht angesehen werden.

Göttingen. L. v. Bar.

*) Der Frankfurter Friede von 1871 konnte über die Staatsschuldenfrage schweigen, weil die Gläubiger des französischen Staates bei dessen großer Leistungsfähigkeit kein Interesse an der Haftung der abgetretenen Provinzen hatten.

Die „Freiheiten" der preußischen Universitätsverwaltung.

Zu dem alljährlich aufzustellenden Haushalts-Etat der preußischen Monarchie finden sich bei dem Kapitel „Universitäten" die Zahlen der etatsmäßigen ordentlichen und außerordentlichen Professuren in genauer Begrenzung angeführt. Eine Vermehrung der etatsmäßigen Stellen geschieht erfahrungsgemäß recht selten und in der Regel erst nach langjährigen Verhandlungen der Fakultäten mit dem Kultusministerium und von diesem mit dem auch hier allmächtigen Finanzminister. Mit der größten Spannung wird in den Professorenkreisen deswegen der Etatsentwurf erwartet, und wenn endlich wirklich eine neue Professur eingesetzt ist, so kann immer noch der Vorschlag des Ministeriums in der Kammer auf neue Schwierigkeiten stoßen. Ist erst endlich der Staatshaushaltsplan Gesetz geworden, so erfolgt dann bezüglich der neu genehmigten Stellen die Ernennung der hierfür in Aussicht genommenen Personen durch die zuständigen Stellen. Bekanntlich ernennt die ordentlichen Professoren der König, die außerordentlichen der Kultusminister.

Dieser ganze Rechtszustand gibt zu Auslegungsschwierigkeiten kaum eine Veranlassung. Niemand kann etatsmäßiger Professor werden, wenn seine Professur nicht im Haushaltsgesetz vorgesehen ist. Den Professortitel freilich kann die Centralinstanz beliebig verleihen und macht davon seit einigen Jahren den ausgiebigsten Gebrauch. Die Verwaltungspraxis des Kultusministeriums geht aber über dieses Recht, das unbestritten ist, erfahrungsgemäß hinaus, indem sie etatsmäßige Ordinariate mit Extraordinarien besetzt und damit jahrelange Provisorien schafft, und ferner, indem sie das Institut der „persönlichen" Ordinariate und Extraordinate ins Leben gerufen hat. Persönliche Extraordinarien erhalten gewöhnlich kein Gehalt, haben aber einen Lehrauftrag und den Rang des etatsmäßigen außerordentlichen Professors. Persönliche Ordinarien haben dagegen regelmäßig zwar festes Gehalt, aber nur dasjenige der außerordentlichen Professoren Dafür aber haben sie alle anderen Rechte der Ordinarien. Wenn ein Privatdozent, der bereits Titularprofessor ist, zum persönlichen Extraordinarius ernannt wird, so sieht er das selbstverständlich als eine Beförderung an, denn er wird damit königlicher Beamter, was er als Privatdozent nicht war, und wird in eine bestimmte Rangklasse eingereiht. So lange dauernde Ausgaben damit nicht verbunden sind, sondern nur die Gewährung von Remunerationen, wird sich gegen das ganze Institut budgetrechtlich nichts einwenden lassen, obgleich es, um eine Analogie zu wählen, unbesoldete und nicht etatsmäßige Amtsrichter oder Regierungsräthe nicht gibt und staatsrechtlich nicht geben kann. Es kommt aber auch vor und wir können Fälle aufzählen, wo etatsmäßige Professuren, also auch Extraordinariate, nicht etwa nur vorübergehend, sondern jahrelang mit unbesoldeten Dozenten besetzt worden sind, obgleich doch bei der Etatspostenbewilligung die ordnungsmäßige Besetzung mit einem besoldeten Professor ausdrücklich vorausgesetzt wird.

Noch um Vieles bedenklicher ist das öfters beliebte Mittel, in die Fakultäten Ordinarien zu setzen, für die der Landtag gar keine Stellen und Mittel vorgesehen und bewilligt hat. Es ist dies u. A. auch ein sehr probates Mittel, einem mißliebigen Gelehrten einen Konkurrenten auf die Nase zu setzen und einem gut angeschriebenen, über Konnexionen verfügenden, Dozenten seine rasche Karriere zu erleichtern. Das Budgetrecht wird durch dieses Verfahren eine Spezialität der preußischen Unterrichtsverwaltung, in der sich auf dem Gebiete des Universitätswesens eine systematische Bureaukratisirung und Zurücksetzung selbständiger Charaktere vollzieht, einfach hinfällig. Nehmen wir den einfachen Fall an, daß das Abgeordnetenhaus — gleichgültig aus welchen Gründen — ein neu in den Etat ge-

letztes Ordinariat abgelehnt hat. Das Ministerium beharrt aber — sei es aus persönlichen oder sachlichen Gründen — auf seinem Wunsche, einen neuen Ordinarius zu erweiterter und einflußreicherer Lehrthätigkeit heranzuziehen, d. h. einem Extraordinarius, der etatsmäßig ist, Sitz und Stimme in der Fakultät zu verleihen. Das Aushülfsmittel ist gegenwärtig ein sehr einfaches. Dem König wird vorgeschlagen, den betreffenden Kandidaten zum „persönlichen" Ordinarius zu ernennen. Dank der Gegenzeichnung des verantwortlichen Ministers erübrigt sich die verfassungsmäßige Prüfung durch das Civilkabinet. Sie vollzieht sich ohne irgend welche Schwierigkeiten. Freilich erscheint weder in dem Ernennungsdekret noch in den amtlichen Publikationsorganen das Wort „persönlich", denn das Gesetz und die durch den König genehmigten Universitätsstatuten sehen eben eine solche Abart von Universitätslehrern gar nicht vor. Der so avancirte außerordentliche Professor wird als Ordinarius in den Senat und die Fakultät eingeführt, stimmt in beiden Körperschaften gleichberechtigt mit, prüft im Doktorexamen, steht im Vollgenuß der Gebühren, die ihm aus der Fakultätskasse zufließen, und ist, vielleicht von Gehalt und der Höhe der Wittwenpension abgesehen, mit allen etatsmäßigen Kollegen, die Ordinarien sind, völlig gleichberechtigt. Wir kennen solche Fälle eine ganze Reihe. Ob die betreffende Fakultät den Ernennungen kraft ihres statutarischen Vorschlagsrechts zugestimmt hat oder nicht, ist budgetrechtlich unerheblich. Ist ja das Korporationsrecht der Universitäten mehr oder minder in einer bedauerlichen Zersetzung begriffen. Allenthalben in Preußen macht man die Erfahrung, daß die Fakultäten gegenüber der Diplomatie der Berliner Zentrale ihre verbrieften Rechte ohne ernstlichen Widerstand preiszugeben geneigt sind. Das sogenannte, von allen Laien als Privileg hochgepriesene, „Vorschlagsrecht" der Fakultäten ist bei Licht betrachtet eine fadenscheinige lex imperfecta. Indem der Minister das Recht hat, die Vorschlagsliste, mag sie noch so ausgedehnt und eingehend begründet sein, vollständig zu ignoriren und einen Mann zu ernennen, den die Fakultät unter keinen Umständen haben wollte, wird die Vorschlagsliste in den Händen der Berliner Geheimräthe zu einer ganz illusorischen Einrichtung, die, wenn es so weiter geht, ihre Bedeutung mehr und mehr verliert.

Interessant ist, daß das Ministerium sich bemüht, dem Landtag gegenüber das willkürlich geschaffene Institut der „persönlichen" Ordinarien möglichst im Dunkeln zu lassen. Wird ein solches persönliches Ordinariat, das ein etatsmäßiger Extraordinarius bislang versehen hat, endlich in ein etatsmäßiges Ordinariat umgewandelt, so steht in dem Zugangsposten nicht etwa die klare Thatsache, sondern der irreleitende Vermerk „Umwandlung einer außerordentlichen Professur in eine ordentliche". Wir können uns das nicht anders erklären, als daß man im Ministerium selbst über die rechtliche Zulässigkeit der Ernennung zu persönlichen Ordinarien sehr zweifelhaft ist. Wir unsererseits sind staatsrechtlich voll davon überzeugt, daß es sich in der That um eine sehr bedenkliche Beugung des Budgetrechts handelt und bringen deshalb die Angelegenheit, die schon viel böses Blut in Universitätskreisen erregt hat und in der Praxis nur zu oft auf eine Prämie für Streberei hinauskommt, hier zur Sprache.

Der Dispositionsfonds des Ministers, ebenfalls eine wenig erfreuliche, der Willkür Thür und Thor öffnende Einrichtung, in Verbindung mit anderen elastisch verwendbaren etatsmäßigen Geldern macht es sogar der Centralbehörde möglich, das persönliche Ordinariat im Wege der freien Vertragsschließung auch finanziell dem etatsmäßigen gleich zu machen, oder sogar besser als dieses zu stellen.

Diese Zustände sind durch und durch ungesund. Sie sind dazu angethan, den Machtbereich einiger weniger Personaldezernenten ins Ungemessene zu erweitern, dem Landtag ein Schnippchen zu schlagen und die verfassungsmäßige Basis zu erschüttern. Es wäre zweckmäßig, wenn diese Angelegenheit, die auch ihre prinzipielle Bedeutung für das politische und verfassungsmäßige Leben hat, gelegentlich einmal im Parlament zur Sprache gebracht würde. Im Uebrigen ist das hier angeschnittene Kapitel unerschöpflich. Dank unserer Informationen sind wir jederzeit in der Lage, weitere Beiträge zu liefern, die ganz eigenthümliche, auch tagespolitische Blüthen zeigen. Man macht sich keinen Begriff davon, wie selbst rein-politische Momente auf diesem Gebiete im Laufe der Zeit mitbestimmend geworden sind.

* * *

Politik und Hygiene.

Die Aussicht, durch Fleischgenuß der Trichinose oder Tuberkulose, der Septikämie oder Pyämie zu verfallen, hat für Niemanden etwas Verlockendes, und Niemand weist Maßregeln zurück, die seine sterbliche Hülle vor der Berührung mit derartigen Krankheitskeimen bewahren. Der Entwurf eines Gesetzes betreffend die Schlachtvieh- und Fleischbeschau wird deshalb prinzipiell als ein Versuch, die menschliche Gesundheit zu schützen, nur willkommen zu heißen sein. Zwar ist der Umfang der Thierseuchen zurückgegangen, es wurden im Jahre 1897 im Ganzen nur 16 708 Thiere gegen 18 906 im Vorjahre als erkrankt gemeldet, worin freilich die an Maul- und Klauenseuche und Schafräude erkrankten Thiere — „da nicht bekannt", wie der amtliche Bericht bemerkt — nicht einbegriffen sind, und es wurden von 8 300 000 in Preußen untersuchten Schweinen nur 1 558 als trichinös und 5 646 als finnig befunden. Doch die Minderung der Zahl darf nicht die Vorsicht mindern. Der Hygieniker räth mit Brutus:

> Eh' es kann, beugt vor!
> . . . . . denkt es Euch als Schlangenei,
> Das ausgeheckt bös wird nach seiner Art,
> Und tödtet es noch in der Schale!

Dem Feilhalten und Verkaufen von verdorbenem Fleische konnte man auch schon nach der jetzigen Rechtslage entgegentreten. Doch für die Untersuchung vor dem Uebergang in den Verkehr fehlte die Handhabe, und eben diese Handhabe will die Vorlage bieten. Eine Präventivkontrolle ist in der That erwünscht. Nur findet das Wünschenswerthe seine Schranke an der Durchführbarkeit.

Möglich und darum nöthig ist die Untersuchung alles Fleisches, das in den Verkehr gelangt. Nicht in gleichem Maße möglich und nöthig ist die Beschau des für den Selbstverzehr bestimmten Fleisches. Sich selbst zu schaden, ist ebenso ein Grundrecht, wie es eine Grundpflicht ist, Dritten keinen Schaden zuzufügen. Die Hausschlachtung mag deshalb freigegeben werden, und für den Fall, daß ursprünglich für den eigenen Haushalt geschlachtetes Fleisch nachträglich verkauft wird, sind strafrechtliche Vorschriften erforderlich, aber auch ausreichend. Würden alle $3^{1}/_{2}$ Millionen Rinder und 14 Millionen Schweine, die jährlich von der freundlichen Gewohnheit des Daseins scheiden müssen, ausnahmslos der doppelten Besichtigung zu unterziehen sein, so gehört dazu, zumal da sich die Schlachtungen in bäuerlichen Wirthschaften auf wenige Wochen zusammendrängen, eine Zahl von Beschauern, die gegenwärtig nicht vorhanden ist und sich sobald auch nicht beschaffen läßt. Berücksichtigt man dies Bedenken und gibt, — wozu die Regierung bereit ist — den Beschauzwang für die Hausschlachtungen preis, so ist der Stein hinweggeräumt, an welchem auch die vom Bunde der Landwirthe nicht aufgewiegelten kleineren Viehzüchter ernstlich Anstoß nahmen.

Für die Agrarier, denen übrigens der Staatssekretär Graf Posadowsky entgegenhalten konnte, daß sie im preußischen Abgeordnetenhause die Einbeziehung der Hausschlachtungen gefordert haben, bleibt freilich auch nach Ausscheidung dieses Theiles der Vorlage noch ein Beschwerdepunkt bestehen, um dessentwillen sie die Regierung an

teutonischer Rückgratlosigkeit gegenüber dem Ausland bezichtigen und den Entwurf als eine Ohrfeige für die heimische Landwirthschaft bezeichnen. Die Regierung benutzt die Vorlage nicht, um die Fleischzufuhr zu hintertreiben; sie hält an dem römisch-rechtlichen Grundsatz fest: pacta sunt servanda. Eine unverzeihliche Schwäche! Sie hat die jahrelangen Rufe nach einem Fleischbeschaugesetz mißverstanden. Eine unerhörte Begriffsstutzigkeit! Nicht im Inlande wollte „die Landwirthschaft“ behelligt sein, sondern dem Auslande gegenüber wollte sie Schlüssel und Riegel erlangen, um alle Eingangsthüren zu verschließen. Im Namen der Parität sollten Bedingungen gestellt werden, die unerfüllbar sind, und wäre der Import erst unterbunden, dann sollten die Preise steigen. Diesem wahrhaft idealen Ziel sind alle anderen Rücksichten unterzuordnen. Wer von Verträgen, Reibungen und Retarsionen spricht, dem fehlt der nationale Nerv; er verdient, daß eine Schinkensorte auf seinen Namen getauft wird. Zu ihrer Beruhigung beruft sich diese Agrardiplomatie auf den Fürsten Bismarck, dessen oberster Leitsatz es gewesen sei, daß man sich wirthschaftlich schlagen und politisch vertragen könne. Leider vergißt man dabei, die Zauberformel anzugeben, durch welche die Wogen der Verstimmung vor irgend einem Seezeichen plötzlich zum Halten gebracht werden können.

Die Regierung will versuchen, die Importstaaten zu einer gründlichen Fleischprüfung am Ursprungsorte zu bewegen, will außerdem im Inland alles über die Grenze kommende Fleisch in einer beschränkten Zahl von Einlaßstellen untersuchen und endlich die Auslandswaare durch Stempel als solche kenntlich machen lassen. Für Fleisch, dessen Unschädlichkeit nicht mehr zuverlässig festgestellt werden kann, sucht sie eine Ausschließungsbefugniß nach, in Bezug auf solches, das erfahrungsgemäß ungefährlich ist, verlangt sie Vollmacht, die Untersuchung zu erleichtern oder zu erlassen. Eine einseitige Begünstigung des Auslands ist also garnicht beabsichtigt, sondern ein den Bedürfnissen des Einzelfalles sich anpassendes, von Zweckmäßigkeitserwägungen diktirtes Verfahren. Man kann die bundesräthlichen Vollmachten einschränken, gänzlich abweisen kann man sie nicht. Denn theilweise kommen Verhältnisse in Betracht, die sich bei ihrer wechselnden Natur nur im Verordnungswege regeln lassen.

Die Frage, ob die deutsche Thierproduktion in Zukunft einmal im Stande sein wird, den heimischen Nahrungsbedarf zu decken, scheidet für die Gegenwartspolitik aus. Augenblicklich deckt sie ihn nicht; die Einfuhr wächst vielmehr stetig und hat, allein das frische und einfach zubereitete Fleisch gerechnet, im Jahre 1898 insgesammt 835963 Doppelzentner und, nach dem Einheitssatz von 1000 Mark geschätzt, 69689000 Mark betragen, — gegen 479000 Doppelzentner und 43 Millionen Mark im Vorjahre und gegen 166000 Doppelzentner und 14 Millionen Mark im Jahre 1893. Würde sich unser Viehbestand erheblich vermehren, ja gingen die Importe von selbst zurück; würde er die gesammte Nachfrage befriedigen, so hörten sie gänzlich auf. Beide Eventualitäten sind indes einstweilen lediglich theoretische, für die gesetzgeberische Praxis unverwerthbare Möglichkeiten. Man kann hier mit dem Vater der Utopia, Thomas Morus, sagen: optarim verius quam sperarim. Jedenfalls ist, solange die 45 Kilogramm Fleischnahrung, welche die Motiae auf den Kopf der Bevölkerung als erforderlich annehmen, vom Inland nicht vollständig geliefert werden, das Fehlende durch Importe zu beschaffen. Bleibt aber die Zufuhr unentbehrlich, dann ist es zwar nicht für die Fleischer, die am Schlachten verdienen wollen, wohl aber für die Gesundheit unseres eigenen Viehes unter Umständen besser, vorwiegend geschlachtete Thiere hereinzulassen als lebende, die möglicherweise Ansteckungsstoffe in oder an sich tragen. Hier sind es bezeichnenderweise die Liberalen, welche die Pflicht betonen, den deutschen Thierbestand zu schützen. Sie handeln dabei durchaus im Sinne der Haltung, die sie dem Reichsviehseuchengesetz von 1894 gegenüber eingenommen haben und die ihnen bei den Plenardebatten am 9. April 1894 ausdrücklich als sachgemäß und korrekt bezeugt und bestätigt worden ist.

Für Muthmaßungen darüber, ob die Vorlage Gesetzeskraft erhalten wird, hat die zweitägige Diskussion, die der Reichstag führte, sichere Anhaltspunkte nicht geboten. Die Agrarier, denen sich allerdings ein Theil der Konservativen nicht ohne Weiteres anschließt, wollen den Entwurf zu Falle bringen und hier, wie bei der preußischen Kanalvorlage, die Regierung ihren Unmuth und zugleich ihre Macht fühlen lassen. Das Centrum aber und die gesammte Linke sähe ein Gesetz, welches die Hausschlachtungen frei gibt und die Importe zweckentsprechend behandelt, aus den weiteren Berathungen nicht ungern hervorgehen. Mitentscheidend für das Endergebniß ist das Tempo der Kommissionsdebatten, der Zeitpunkt der zweiten und dritten Lesung, eventuell die Lösung der Frage, ob die Reichstagssession im Sommer vertagt oder geschlossen wird, — lauter Umstände, die sich zur Stunde noch nicht übersehen lassen.

Herm. Pachnicke.

Zu Klaus Groth's 80. Geburtstage.

Klaus Groth begeht am 24. April d. J. seinen 80. Geburtstag.

Also werden zahllose Festartikel beginnen in diesen Tagen. Sie werden ihn litterarhistorisch klassifiziren und rubriziren und mumifiziren; sie werden Langes und Breites, Weises und Tiefes über Volks- und Heimathkunst, über die Wirkung des Dialekts im Allgemeinen und im Besonderen darlegen, sie werden, als ob es noch nie geschehen, ihn und Reuter an einander abwägen, werden seine Lyrik mit der Goethe's und Heine's vergleichen, ihn zu den namhaftesten Dichtern des Jahrhunderts, ja schließlich zu den größten der deutschen Litteratur stellen u. s. f. u. s. f.

Es wird an Verhimmelung und Beweihräucherung nicht fehlen, wie es ja nun einmal Sitte bei Jubiläen „führender Geister“ geworden ist, sei es zum 50. oder 60. und 70. Geburtstage, und nun gar zum 80.! Und dem Gefeierten wird selbst ganz schwül dabei werden, und ich denke, er flüchtet sich vor all den Huldigungen in die Einsamkeit der Holsteinischen Schweiz. . . .

Wenn ich mich nun aber frage, was ist es denn, das der Freund dem Freunde an einem ernsten Erinnerungstage, wie doch der 80. Geburtstag ist, zu sagen und zu bieten pflegt, was ja ein Glückwunsch, sei er persönlich mit Handschlag, sei er aus der Ferne mit geschriebenem oder gedrucktem Wort dargebracht, wirklich bedeutet oder bedeuten soll, so ist es doch wohl vor allem ein warmer Gruß, ein Zeichen des Gedenkens an alles, was man an Liebe und Güte im Laufe der Zeit erfahren hat, und ein hoffnungsvolles Wünschen für die Zukunft.

So sollen denn auch diese Zeilen, um welche die Redaktion mich freundlichst gebeten hat, nur einen Gruß, nur ein persönliches Gedenken, ein erinnerndes Geplauder in sich schließen; mögen andere die litterarhistorischen Essays schreiben und in ihnen dem trefflichen Alten ein Ehrenmal der Unsterblichkeit mit Pauken und Trompeten setzen! — —

Vor wenigen Tagen stand ich wieder auf dem „alten Zoll“ bei Bonn, und die Stunde, in der ich ihn zuerst — vor 25 Jahren, als ganz grüner Student — betrat, ward mir vor die Seele gerückt: im Schneegestöber hatte ich die Rügen'sche Heimath verlassen, und hier fand ich blühende Obstbäume, grünende Sträucher, milde Frühlingslüfte. Doch mächtiger als diese Wandlung in der Natur, mächtiger als der herrliche Blick auf den Strom und die sieben Berge ergriff mich die Erzgestalt des alten Arndt, der, gleich mir auf Rügen geboren, hier in Bonn seine letzte Ruhestatt gefunden und der nun vor mir aufragte, ein echt pommerscher Recke mit gedrungener Gestalt, mit freien

offenen Mienen, hindeutend mit erhobener Rechten auf den Rhein, der Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze sein solle, so lange es noch Eisen gibt, das zu Schwertern zu schmieden ist.

Und wie ich jetzt wieder vor dem Alten stand, stumme Zwiesprach haltend, und wie ich durch die Koblenzerstraße, wo er gewohnt, wandelte, da mußte ich auch des alten friesischen Recken hoch im Norden, in Kiel, gedenken, mußte mir ausmalen, wie sie vor 44 Jahren hier zusammentrafen, wie sie sich rasch verstanden und liebten; ich dachte an die kernigen Worte, die einst der alte Arndt — in der „Kölnischen Zeitung" vom 2. August 1855 — über den „Quickborn" und seinen Dichter geäußert hatte:

„Quickborn (lebendiger Quell) ist der rechte Name dieser naiven und himmlischen Dichtungen"; „sie sind aus lebendigem Drange geboren und haben dadurch den lebendigen Klang und Widerklang gefunden".

Und wie köstlich schildert er den Dichter mit den Worten:

„Ein friesisches Mannesbild, hoch, schlank, mit breiter, offener Stirn und etwas trotzigen, echt friesischen deutschen blauen Augen!"

So steht er auch heute noch in meiner Erinnerung, seit den Kieler Jahren, wo auch ich zu dem engeren Freundeskreise mich zählen durfte; so steht er auch auf dem Bilde, das, von Allers gefertigt, er mir einst widmete und das jetzt sicherlich manchen Festartikel, manche Festschrift zieren wird. Und wie oft habe ich ihn dort so begrüßt, wie er, über die Gartenpforte gelehnt, den Bart sich strich, über jene Pforte gelehnt, die sein tief empfundenes Lied „Min Port" so weihevoll berühmt gemacht hat. Wie oft bin ich unter den hohen Bäumen seines Gartens (am Schwanenwege, der Klaus Groth-Platz zur Feier des 70. Geburtstages umgetauft wurde) dahingeschritten, um mich dann nicht zum Haupteingange des trauten freundlichen Häuschens, sondern nach der Gartenthür zu wenden, die in das behagliche Plauderstübchen im Souterrain führt. Da blieb ich dann wohl erst stehen und sah durch die Scheiben auf den liebenswürdigen prächtigen Menschen, der da im Lehnstuhl saß, lesend oder mit seinem Papagei „Lore" sich unterhaltend oder Gedanken spinnend, die vielleicht in die Ferne der Vergangenheit schweiften; und wenn ich mich in diesen stimmungsvollen Eindruck vertiefte, kamen mir die schönen Zeilen in den Sinn, die einst Theodor Storm seinem Freunde widmete, Zeilen, die dem plattdeutschen Genossen zu Ehren sich auch zugleich in das trauliche Gewand des plattdeutschen Dialektes kleideten: „Wenn't Abend ward Un still de Welt un still dat Hart" u. s. w. Und wie war es doch ein anheimelnder, herzerquickender Genuß, dem trefflichen Alten zu lauschen, dort unten in seiner „Kajüte", wie er den bescheidenen Raum nennt: der eiserne Ofen spendet behagliche Wärme, von den einfach gestrichenen Wänden sehen schöne alte Kupferstiche herab und in der an die Küche anstoßenden Wand hat die treue Schaffnerin „Greten" ihre verheißungsvolle „Klappe", durch welche die Schätze des Weinkellers freigebigst in die „Kajüte" hineinbugsirt werden.

So ward man denn gar bald „warm" bei dem trefflichen Meister des plattdeutschen Gesanges, der ebenso trefflich das Lied wie die epische Erzählung (ich erinnere an die Perle „De Heisterkrog") zu meistern wußte; und so flogen die Stunden im Fluge dahin; ein Anekdötchen, ein scharf gepfeffertes Histörchen über Eifersucht und Neid der Menschen, über Professorenhochmuth u. dgl. m. jagte das andere. Und wenn nun gar noch Meister C. W. Allers, den Klaus Groth — wie so viele andere — durch Rath und That förderte, eintrat, dann gab es des Lachens und Spaßens kein Ende; und wer die köstliche Bildermappe „Eine silberne Hochzeit" durchblättert, wird gar oft auf Klaus Groth in Wort und Bild stoßen, sowie auf viele aus der damaligen Düsternbrooker Gesellschaft.

In nähere Beziehungen zu Groth brachte mich besonders sein 70. Geburtstag; denn gerne entsprach ich seiner Bitte, einen Festartikel für die „Deutsche Dichtung" zu schreiben, da er doch auch gerne mit Theodor Storm im selben Bande „paradiren" wolle.

Da hatte ich denn auch an die schöne Geschichte erinnert, die Karl Eggers von Vater und Sohn berichtet, wie jener den blassen, sich überarbeitenden Jüngling von der „Dichterei" habe abbringen wollen, bei der doch „nix herut käme" u. s. w. Die nächste Nummer der „Kieler Zeitung" — die wie andere auch jenen Aufsatz der „D. D." gebracht hatte — lieferte folgende charakteristische Berichtigung:

„So sehr mich der Artikel in Ihrer Sonntagsnummer von Dr. B. erfreut und gerührt hat, möchte ich Sie doch bitten, einen Irrthum berichtigen zu helfen, der sich ohne Schuld Dr. B.'s eingeschlichen hat. Er erzählt eine Unterredung zwischen meinem Vater und mir, wie sie Dr. Karl Eggers in seiner Rede zur Feier meines Geburtstages 1886 in Berlin mittheilt. Da sie plattdeutsch mitgetheilt ist, macht sie um so mehr den Eindruck wörtlicher Genauigkeit. Der Kern ist auch echt, aber im Laufe der Zeit so sehr ausgeschmückt, daß Vater wie Sohn in gar zu romantischem Lichte erscheinen. Wir waren alle beide wahrlich nichts weniger als sentimental, wie wir nach der Unterredung scheinen müssen, und ich möchte sehr ungern, daß mein rüstiger Vater wie ich selber der Nachwelt unter der Gestalt erscheinen. Ich muß meinem Vater dankend nachrühmen, daß er mich nie durch neugierige Fragen, was ich vorhätte, gestört, nie das Vertrauen zu mir verloren hat, als mich alle Welt, so weit sie mich kannte, längst verloren gab. Mein Vater wußte nichts von meinen Plänen; er wußte nur und sah, daß ich eifrig studirte. Er hat vor dem Erscheinen des Quickborn nie einen Vers von mir gesehen; ich „dichtete" auch überall damals nicht. Aber ich übertrieb wohl meine Anstrengungen. Da kam er eines Morgens in mein Zimmer; ich erinnere mich der Sache genau und will unsere Unterredung, so gut ich sie noch zu wissen glaube, wörtlich mittheilen:

Vater: Du, Klaus, dat geit aber nich, fan Arbeiden, binah Nacht un Dag, ahn en Erholung, dat kann keen Minschennatur utholn.

Ich: Dat weet ik.

Vater: Denn hol doch mal Puß un rau Di mal ut.

Ich: Ik bün jüs darbi, öwern Graben to springn un nehm eb'n en Tolop. Puß holn geit ni, röwer kam ik, ob dat aber lebennig, weet ik ni, is ok eenerlei. — Ich habe dies kaum Jemand erzählt als Prof. Karl Müllenhoff. Von ihm hat wieder mein Freund Dr. Karl Eggers in Berlin mündlich das thatsächliche Material für seine Geburtstagrede erhalten. Auf diesem Wege, im Laufe von 30 Jahren ist sie ausgeschmückt worden. . . . Ich bleibe dabei nicht weniger Müllenhoff, Eggers wie Dr. B. dankbar und herzlich ergeben".

Hier haben wir den ehrlichen und den treuherzigen Mann zu gleicher Zeit.

Damals war er noch sehr zurückhaltend mit seinen Erinnerungen, und nur mit Mühe wußte ihm ein Kieler Privatdozent mit hartnäckigem Fragen einiges „abzuschwatzen", — wie er sich selbst ausdrückte — was dann unter dem Titel „Lebenserinnerungen" in die Welt ging; die reichen Schätze, welche ein geheimes Schiedinch barg, scheint der Dichter selbst erst jetzt heben zu wollen, wie die Aufsätze in der „Gegenwart" in den letzten Jahren zeigen. — Mir war es dann immer, wenn ich sie las, als ob ich wieder in der „Kajüte" ihn plaudern hörte; und wie ich ihm einmal in diesem Sinne schrieb, antwortete er in seiner herzlichen Weise: „Lieber Herr Dr.! Ich wünschte wohl in der Gegenwart und nicht bloß in der „Gegenwart" viele Leser zu haben, wie Sie" u. s. w., und unterließ nicht mir wieder ein Histörchen zu erzählen. Da hatte nämlich die Preetzer Zeitung berichtet, Klaus Groth habe in der Ausstellung ein Bild für 1600 Mark gekauft; Klaus Groth antwortete mit folgenden Zeilen:

Min lewe Frund, Herr Redaktör,
Ik wull, dat dat de Wahrheit weer!
Sit Biller kopen, fin un schön,
Dat mutt en grat Vergnägen wen,
Doch is dat meistens mit dat Geld
Bi dütsche Dichter swach bestellt.
De schrievt „Handschriften" för umsunst,
Hebbt nix vun ehr brodlose Kunst
As sogenannte Ehr un Ruhm,
Oft Votter to ehr Brad man kum.

So ward dat wull en Irrung sin,
Dat schöne Bild dat is nich min,
Ehr Pennyliner, nehm ik an,
Hett Knoop för Groth ditmal verstan,
Un för Herr Claußen*) hett he sacht
Den plattdütsch Dichter Klaus sik dacht.
Na, schulln mal Biller smuck un schön
Umsunst un to verschenken wen,
Denn bed ik Se, Herr Redaktör,
Schickt mi ok för min Hus een her.
Sunst lev ik frilich ohne Not
Un bliv Ehr Frund Poet

Klaus Groth.

Welche Bedeutung Klaus Groth für das Ausland, für die deutschsprachliche Bewegung in Belgien und Holland besitzt, das war mir durch die Kundgebungen vor und zu seinem 70. Geburtstage klar geworden; er selbst hatte mir Stellen daraus übersetzt und abgeschrieben. So brachte die „Gazette von Kortrijk“ einen Artikel, in dem es hieß:

„In Kiel, in der alten Provinz Schleswig-Holstein, wohnt der große Dichter Klaus Groth. Seine Gedichte in plattdeutscher Sprache sind ‚volksgemeen‘; es ist kein Wunder, daß man eine Gelegenheit gesucht hat, um den großen Dichter zu feiern“,

und in dem vlaamschen Blatte Rond den Heerd hieß es:

„Auch wir rufen aus Westflandern: Heil, Klaus Groth! Wir rufen es ‚rond unsen Heerd‘, wo wir dieselben Zwecke verfolgen wie Klaus Groth. Wir rufen es den alten Nordseestrand entlang, aus dem Sitze der Sachsen, durch so manche Bande mit der Heimath von Klaus Groth verbunden. Von dort her kamen die Sachsen, das littus saxonicum zu bevölkern, und sind die Stammväter geworden eines ruhmreichen Geschlechtes. Dorthin zogen unsere Vorväter im Mittelalter.

Na't Oostland willen wir rieden,
Na't Oostland willen wi hen . . .

Und wie ich dann selbst Belgien und die Niederlande zum ersten Male bereiste, da verdankte ich der freundlichen Empfehlungskarte Groth's, der Ehrenmitglied vieler dortiger Vereine ist, gar manche interessante Stunde im fremden Lande. Vor allem die Kerngestalt des Stadtbibliothekars in Antwerpen Dr. J. E. Hansen, des Hauptagitators für sprachliche Verbindung der Plattdeutschen mit den Vlamen, des Biographen und Uebersetzers Klaus Groth's, bot die reinste Herzensfreude. Ich traf ihn in Heyst; er kam von Knocke, ich von Blankenberghe; wohl war er nach echter Friesenart zuerst recht zugeknöpft, in Gegenwart eines Dritten; aber hernach, wie wir allein beim Glase saßen, thaute er auf — und im Geiste sahen wir den alten Recken neben uns sitzen, dessen gemeinsame Freundschaft uns zusammengeführt hatte.

Pol de Mont, der größte Lyriker der Niederlande (Lehrer am Athenäum d. i. Gymnasium in Antwerpen), auch ein warmer Verehrer Groth's, der mit mir schon wegen meines Buches über „Lyrische Dichtung u. s. w.“ in Verbindung getreten war, befand sich leider in Berlin, so daß ich ihn nicht kennen lernte. Im Haag aber besuchte ich die liebste Freundin Klaus Groth's, Frau Kneppelhout van Braam, die Besitzerin des herrlichen Landsitzes de Hemelsche Berg bei Arnheim, die Uebersetzerin des Heisterkrogs. Sie hatte im April in Lugano die Hüfte gebrochen und lag im Diakonissenhause, eine feine geistvolle liebenswürdige Dame, die voll innigster Verehrung von Groth sprach — und zuerst bei meinem Eintreten spaßhaft enttäuscht war, weil sie nur die Vorderseite der Visitenkarte Groth's gelesen hatte und nun den alten Freund umarmen wollte!**) — —

*) Ein Herr Claußen ist Besitzer des großen schönen (früher Bandissinschen) Gutes Knoop bei Kiel.

**) Gerade während ich diese losen Zeilen schreibe, mich wieder versenkend in das Erinnern an den trefflichen und liebenswerthen Menschen, treffen zwei Sendungen ein: ein Bericht aus den „Bunten Erinnerungen“ Klaus Groth's in der „Gegenwart“ und ein Werk über sein Leben und Dichten. Und da zwingt mich nun doch jener, einmal meinerseits dem Altmeister eine kleine Berichtigung angedeihen zu lassen. Er spricht da von Karl Müllenhoff und mir als Repräsentanten der höchst bedenklichen Spezies der deutschen Gelehrten und vor allem der Philologen und findet es „charakteristisch“, daß wir alle, die wir über ihn geschrieben, das Märchen weiter erzählt hätten, er habe, als seine Kräfte zusammengebrochen, „nach Berlin gehen wollen, um weiter zu studiren und sich für das höhere Lehrfach auszubilden, d. h. Gymnasiallehrer zu werden“ und ruft aus: Ich „der ich damals schon mehr wußte als je einer vom ‚höheren Lehrfach‘ gebraucht“!! Min lewe Fründ, muß ik da sagen, dat is ne grote Irrung! — In meinem Buche „Lyrische Dichtung u. s. w.“, auf das Groth hinweist, steht davon keine Zeile, sondern die ihm dort gewidmeten Seiten athmen Liebe und Bewunderung und enthalten nur ganz wenige und zwar unanfechtbare Daten. In jenem Festartikel der „Deutschen Dichtung“ findet sich freilich, auf Eggers wohl gestützt, die biographische Notiz: „Alle seine Studien wurden noch energischer, als er 1841 die zweite Stelle als Mädchenlehrer in Heide erhielt und den Plan faßte, sich für das höhere Fach als Seminarlehrer in Berlin auszubilden.“

Ich weiß nicht, was dabei Schlimmes sein soll, bei der Thatsache oder bei der Darstellung, — und jedenfalls gehöre ich nicht zu den deutschen Gelehrten und Philologen, die in Wort und Schrift dem Alten am Schwanenwege Leides zugefügt haben. Ich dächte, im Gegentheil! —

Die andere Sendung schickt mir die rührige Verlagsbuchhandlung von Lipsius und Tischer in Kiel, die vor ein paar Jahren die Gesammelten Schriften Groth's in 4 schmucken Bänden (Gesammtpreis 10 M.) herausgab und nun zur Ergänzung „ein deutsches Volksbuch“ über Klaus Groth's Leben und Werke, von Hauptlehrer H. Siercks in Heide (452 S., brosch. 4 M., geb. 5 M.) erscheinen läßt. Es macht bescheidentlich keinen Anspruch auf wissenschaftlichen Werth; es bietet auch in der That keine kritische Durcharbeitung, sondern mehr eine lose Anhäufung des mannigfachen Stoffes, wie er von Klaus Groth selbst in handschriftlichen Aufzeichnungen, in „Erinnerungen“ u. s. w., und von den litterarhistorischen Freunden, die jetzt in Kiel das Wort führen, zusammengebracht ist. Offenbar eilig angefertigt, leidet es an zahlreichen Druckfehlern und Wiederholungen, wird aber gewiß mit seiner aufrichtigen Liebe, ja „unbedingten Verehrung“ des Gefeierten, mit seinem mannigfachen, reichen Inhalt, der genauen Schilderung vor allem der zahlreichen Beziehungen Groth's zu berühmten und hochstehenden Personen und der vielfachen Ehrungen, die ihm zu Theil wurden, sowie mit seinem schlichten Erzählungston vielen willkommen sein.

Auf 80 Jahre reicher Arbeit, reichen Lohnes blickt Klaus Groth zurück. Auch diesem Leben hat es an tragischen Momenten nicht gefehlt; nicht an Entbehren, Entsagen, an Kämpfen, an Mißgeschick und Schmerz mancher Art. Was liegt doch an Menschenleid, an Herzensweh in den wenigen Zeilen: „Seit dem Tode meiner Frau, der 1877 einem neunjährigen Leiden ein Ende machte, habe ich keine Lebensfreude mehr“. Und wie tief klagte er, als er einen vielversprechenden Sohn nach kurzer qualvoller Krankheit hatte sterben sehen: „Ja, ja, das war mit das Schwerste . . das kann ich nicht vergessen, nicht vergessen!“

Aber er hat auch viel Liebe und viel Anerkennung, Ehren in Fülle und Ruhm geerntet, wie er nur wenigen Sterblichen vergönnt ist.

Möchten die Jahre des Alters ihm heiter, ohne Bitterkeit verfließen, möchte er allezeit überzeugt sein, daß viele Herzen nah und fern ihm in Verehrung entgegenschlagen!

Neuwied. Alfred Biese.

Neue Lyrik.

Daß das Epos und gar das Drama unter veränderten Umständen neue Formen hervortreiben, geben auch die willig zu, die prinzipiell von den „unveränderlichen Gesetzen der Kunst“ zu sprechen lieben. Der Augenschein spricht auch gar zu deutlich. Aber neue Lyrik? Ist eine so ganz eigentlich neue Lyrik möglich? Gewisse Aenderungen im Aeußerlichen — natürlich. Man wird heut nicht mehr Amor und Bacchus bemühen, wie in der Zeit der Anakreontiker; man wird die trivialen Reime Martin Greifs und die

gesuchten Ferd. Freiligrath's beide zu meiden suchen; man wird vielleicht auch im Gegensatz zu den strengen Strophenformen des Liedes die ungebundenen „freien Rhythmen“ bevorzugen. „Doch alles dies besaß ein Anderer schon.“ Als Begleiterscheinung mag es Bedeutung haben; eine neue Lyrik muß neu sein in wichtigeren Punkten. Aber kann sie denn das? Hat sie nicht eben die dauernden, unveränderlichen Grundtriebe der Menschennatur zur unverrückbaren Grundlage? Bleibt es nicht allzeit ihre Aufgabe, nach Goethe's Formel „einem Zustand Dauer zu verleihen“, einen Seelenzustand so wiederzugeben, daß wir ihn mitfühlen, nachempfinden? „Lebendiges Gefühl der Zustände“, sagt Goethe, „und Fähigkeit sie auszudrücken, macht den Poeten.“ Und ändern sich die typischen Seelenzustände des Liebenden, des Ringenden, des Hoffenden, Bittenden, Verzweifelnden je so, daß ihre Entwicklung eine Neugestaltung der Lyrik zur Folge haben könnte?

Ich glaube: nein. Man hat auch für die Liebe, für die sozialen Empfindungen, schließlich für die gesammte Empfindungswelt eine weitgehende historische Evolution behauptet. Ich bestreite sie nicht; Liebesdichtungen schon, wie die platonisch-bewundernden Petrarcas, Freiheitsgesänge, wie die unseres Jahrhunderts, waren in früheren Epochen nicht möglich, weil wirklich das Gefühl noch anders geartet war. Aber dennoch darf man schwerlich behaupten, wir hätten seit dem galanten Minnelied oder seit der revolutionären Kampfdichtung eine neue Lyrik. Der neue Wein ward in alte Schläuche gefüllt; und sogar mit Recht. Denn die Aenderung im Inhalt schafft niemals allein schon neue Formen; jedem neuen Gedanken- und Gefühlsinhalt passen sich die alten bewährten Kunstformen an. Man kann sogar Choräle auf die Melodien von Gassenhauern singen — in Italien erlebt mans — und umgekehrt. Neuer Inhalt schafft noch keine neue Kunst. Auch nach starken Evolutionen des Gemüthslebens genügten die alten Kunstmittel, um den Zustand einer lyrisch erregten Seele wiederzugeben.

Wie denn also? Weder Aenderungen in der Form, die bis zu deren Zersprengung gehn, noch Umgestaltungen im Innern ändern die Kunstform? Es hätte also nie ein neues Epos oder Drama geben können!

Oho! antworten wir. Wir haben ja gleich zugestanden, daß es das gibt; und wir gestehen auch zu, daß es Epochen wirklich „neuer“ Lyrik gibt. Zwei große Poeten haben im Lauf eines Jahrhunderts unsere Lyrik wirklich erneut: Goethe und Heine. Und man kann bei Goethe kaum behaupten, daß er neue Themata aufbrachte, bei Heine nicht, daß er neue Formen schuf. Sie erfüllten nur Körper und Seele ihrer Poesie mit ganz neuem Geiste. Sie verjüngten die Kunst von da aus, von wo allein sie wirklich zu erneuen ist: vom dichterischen Prozeß aus. Die Objektivität, mit der Goethe den „lyrischen Zustand“ wiedergab, die Subjektivität, mit der Heine es that, waren beide gleich unerhört. Die schlichte, einfache Wiedergabe eines abgerundeten Abschnittes aus dem Seelenleben in Goethe's Mondliedern; die ganz persönliche Auffassung seelischer Vorgänge in den Nordseebildern Heine's waren Thaten, schufen neue Bahnen.

Aber diese Bahnen wurden rasch abgetreten. Wie lang ist es her, da hörten wir alle Welt versichern, mit der Lyrik sei es überhaupt zu Ende. Erschöpft sei da alle Möglichkeit neuer Entfaltung, alle Weisen abgesungen; sie sei todt und neue Lyrika solle man den Raritätensammlern überlassen?

Und heut? Jeder Tag bringt neue Lyriker. Ada Negri, Johanna Ambrosius, Anna Ritter haben Furore gemacht; was ich zwar nur bei der Italienerin begreife. Liliencron, Dehmel, Stefan George haben fanatische Anhänger und wüthende Gegner. Es erscheinen in großer Zahl lyrische Anthologien: von Berg („Moderne Lyrik“ 1892), Bartels („Aus tiefster Seele“ 1895), Busse („Neuere deutsche Lyrik“ 1895), Tille („Deutsche Lyrik von Heute und Morgen“ 1896), Gemmel („Die Perlenschnur“ 1898); Uebersichten der neueren deutschen Lyriker wie das lehrreiche Buch von Biese („Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker“ 1896); kleine Sammlungen zu Propagandazwecken wie die hübsch ausgestatteten „Sonnenblumen“ von K. Henckell (1896), die freilich neben Neuesten wie Holz, Jacoby, Conradi auch Fontane, Heine, Lenau bringen, und wie die anspruchsloseren Wiener „Poetischen Flugbätter“. Selbst ein weitverbreitetes Behagen am Parodieren radikaler Neuerer ist Bürge des neu erwachten Interesses. Ist die alte Lyrik wieder lebendig geworden? oder haben wir eine neue?

Ich glaube, die alte Lyrik war nie todt; aber ich glaube auch, wir haben eine neue. Neu, so weit dies Wort eben Sinn hat in menschlichen Dingen. Das wissen wir alle, daß in jeglichem Neugeborenen Altes fortlebt; und gäbe es eine generatio aequivoca, eine Schöpfung aus dem Nichts — das Geschöpf würde mindestens an seinen Schöpfer erinnern. Wir haben uns ja los gemacht von dem alten Glauben an mächtige Katastrophen und jähe Neuschöpfungen; wir glauben an Entwicklung. Aber damit halten wir es eben auch für möglich, daß in einem bestimmten Augenblick aus der alten sich eine neue „Art“ entwickelt hat.

Wir suchen sie da, wohin wir vorhin schon gedeutet haben: in der Umgestaltung des dichterischen Prozesses.

Wir wiederholen: wir erkennen eine Dichtung deshalb nicht als neu an, weil sie moderne Tendenzen predigt. Wenn Mackay den Anarchismus, Henckell den Sozialismus in Versen predigt, so hat das vom ästhetischen Gesichtspunkt aus nichts Anderes zu bedeuten, als wenn Herwegh und Freiligrath, oder Arndt und Th. Körner, oder Walther von der Vogelweide ihre politischen Ansichten in feurigen Versen der Welt verkündigten; und sind sie schwächere Dichter, so bedeuten es viel weniger als bei diesen. Und ebenso wenig sehen wir in einer Bemühung um neue Metren und Rhythmen an sich die Bürgschaft einer neuen Kunst; sonst müßte mit jeder exotischen Form, die die Romantiker oder Rückert oder sonst wer eingeführt hat, eine neue Epoche anbrechen. Aber — beides kann Symptom sein.

Die beiden älteren Dichterpersönlichkeiten, die die Aera einer neuen Lyrik eröffnet haben, **Detlev v. Liliencron** (geb. 1844) und **Isolde Kurz** (geb. 1853), bemühten sich weder hinsichtlich der Form noch hinsichtlich des Inhalts um Neuheit. Sie waren in beiden Punkten konservativer sogar als manche Glieder einer noch früheren Dichtergeneration, W. Hertz in München z. B., der das Schema des Ghasels auflöste und das uralte deutsche Reimpaar reformirte. Sie gingen lediglich aus ihrer genialen Naivität heraus still ihren Weg und kamen unbewußt zu Neuerungen im dichterischen Prozeß. Aber sie blieben auch die letzten, denen die göttliche Gabe solcher Unbewußtheit geschenkt ward.

Jedes lyrische Produkt — man verzeihe die etwas pedantische, aber unentbehrliche Auseinandersetzung — zerfällt in zwei Hauptbestandtheile: der eine enthält das „erregende Moment“, der andere die erregte Stimmung selbst. Das erregende Moment wird in der Regel konkreter Natur sein: ein Landschaftsbild etwa, wie fast immer bei Lenau; eine Begegnung; ein Spaziergang; ein Erlebniß irgend welcher Art. Es kann aber auch rein geistiger Natur sein: der Gedanke an die Geliebte; oder eine religiöse, politische, soziale Idee: „Eine feste Burg ist unser Gott“; „Reißt die Kreuze aus der Erden“. — In dem erregenden Moment liegt nun jederzeit eine Gefahr für die „Reinheit“ der Lyrik. Denn es ist ja an sich selbst noch nicht lyrisch, sondern von vornherein ebenso gut epischer, dramatischer, didaktischer Behandlung fähig; und leicht verirrt der Dichter sich dahin, es wirklich so, statt nach den Kunstforderungen der Lyrik, zu behandeln. Dagegen gibt es nun zwei Hilfen. Die eine, die leichtere, aber auch weniger künstlerische, besteht darin, daß man das erregende Moment so kurz andeutet wie irgend möglich, mit wenigen Zeilen, vielleicht mit einem Wort abthut; oder gar — was doch eigentlich eine Art Betrug, mindestens eine Selbsttäuschung in sich schließt — es in die Ueberschrift versteckt

„Beim Wiedersehen der Geliebten“; „an einen alten Folianten“. Denn ganz entbehrt kann die Angabe des erregenden Moments schlechterdings nicht werden, weil ja doch dem Hörer die dadurch bewirkte Stimmung übermittelt werden muß. — Die schwerere, aber künstlerische Hilfe ist die, daß man die Angabe des erregenden Moments selbst schon in Stimmung auflöst. Der Dichter schickt nicht, wie Hans Sachs, einen „Ehrenhold“ auf die Bühne, der ankündigt, was vor sich gehen soll, sondern er schafft sofort eine lyrische Exposition mit denselben Mitteln, die er dann auch weiter wirken läßt. Es ist durchaus prosaisch, wenn Rückert ein Gedichtchen in der „Amarillis“ überschriebenen Reihe beginnt:

Wissen möcht' ich nur, wie lange
Ich dir spielen könnt' im Haar —

Das ist ein beliebiger Einfall, in ein Versmaß gebracht, nichts weiter. Wenn dagegen Goethe im Schenkenlied des „Divans“ anhebt:

Du, mit deinen braunen Locken,
Geh mir weg, verschmitzte Dirne!

so versetzt die Lebhaftigkeit der Anrede, die das braune lockige Haar gleich wie etwas allgemein Bekanntes hineinzieht, sofort in eine bestimmte Gedankensphäre; die lyrische Handlung beginnt an der Schwelle selbst.

Natürlich gibt es gewisse bequeme althergebrachte Mittel zur Poetisirung der „thatsächlichen Mittheilung“: einschmeichelnde Epitheta („die liebe Sonne ging zur Ruh“), Personifikation, Apostrophe und andere aus lebendigem Gebrauch zu mechanisch verwendbaren „Figuren“ erstarrte Hilfen. Aber sie werden einer originellen Dichterseele nicht genügen; sie wird den Erdenrest peinlich empfinden, den so ein grob angesetzter Henkel an dem zart ausgeführten Miniaturgemälde bedeutet. Und ihr Temperament wird danach streben, immer mehr von diesen Schlacken wegzuschmelzen. Isolde Kurz fährt auf dem Wege fort, den Goethe, Liliencron auf dem, den Heine anbahnte. Beide aber stimmen darin überein, daß sie realistischer sind, als ihre Meister, daß sie die Eindrücke analysiren, verfeinern.

Jeder Eindruck, den wir empfangen — mag er durch eine Naturerscheinung, durch eine Erinnerung, wodurch immer erregt sein, setzt sich aus einer unendlichen Reihe kleinerer Eindrücke zusammen. Nehmen wir etwa den Eindruck einer trüben Mondnacht: neben dem Mond wirkt sein Hof, der trübe Dunst, der ihn umgibt, mit; neben der Dunkelheit die Gestalten, die sich, halb nur sichtbar, abzeichnen: die Eiche, das Gesträuch der leise Wind, Spukvorstellungen, persönliche Erinnerungen wirken mit. All dieses gibt Goethes wundervolles Jugendgedicht „Willkommen und Abschied“; die vielen und doch einheitlich zusammenstimmenden Anregungen vermitteln uns unsehlbar den Seelenzustand, in den sie ihn selbst einst versetzten. Je allgemeiner der Eindruck umschrieben wird, desto schwächer, je bestimmter, desto nachdrücklicher wird die Wirkung auf den Hörer sein. Goethe grenzt nun einen bestimmten Zustand klar und reinlich ab, umfaßt ihn ganz, scheidet aber auch Alles ab, was nicht dazu gehört: der ganze Moment, in dem er sich aufs Pferd schwingt, wird verewigt, aber nichts als dieser Moment. Es ist nicht eine beliebige Mondnacht, sondern eben gerade diese mit den Gefühlen, die in der Luft lagen, die ihn anflogen wie Erlkönigs Tochter. In dieser Objektivirung des „Zustandes“ ist Isolde Kurz, die Tochter des trefflichen schwäbischen Erzählers Hermann Kurz und selbst eine Meisterin der Novelle, seine Schülerin. So etwa in der wundervollen Sammlung „Asphodill“, der Krone ihrer Gedichte, deren Schönheit die Leser der „Nation“ im Uebrigen schon durch einen glänzenden Artikel J. V. Widmanns kennen. „Asphodill“ ist ein kleines lyrisches Tagebuch: die wechselnden Formen des unheilbar schmerzlichen Eindrucks, den der Tod des geliebten Mannes hinterließ, werden zart und klar umschrieben. Es sind wohl die schönsten Totenklagen der neueren deutschen Literatur. Vergleicht man sie mit den ergreifenden Gedichten, die Heyse seinen Kindern, Hopfen seiner Gattin ins Grab legte, so erkennt man, wie bei Isolde Kurz der lyrische Zustand verfeinert ist, die Empfindungen spezialisirt, der Ausdruck enger angepaßt. Daher bei gleicher Kunst der Form die größere Wirkung. Die Vorstellung vom Tod einer geliebten Person ist uns allen eine gewohnte; soll eine Empfindung hervorgerufen werden, die über die übliche Kondolenzstimmung herausgeht, so müssen die einzelnen Eindrücke gegeben werden, aus denen jener Gesammteindruck sich zusammensetzt: das Mitfühlen mit dem in kalter Erde Schlafenden, die Erinnerung an eine Umarmung, das verletzende Vergessen der Umgebung. Jedes wird für sich ein erregendes Moment, löst für sich Stimmung aus — jedes wird ein Gedicht.

Detlev v. Liliencron löst ebenfalls den erregenden Moment in seine psychologischen Bestandtheile auf; aber er isolirt sie nicht, wie Goethe und Isolde Kurz, sondern er läßt sie in rascher Folge hintereinander an uns vorbeiziehen, wie Heine. Darin wurzelt ja die so oft mißverstandene Kunst Heine's, die freilich rasch zur Manier wurde, daß er ganz treu alle Eindrücke wiedergibt, die er von der Wirklichkeit erfährt — nach dem ersten tragisch-erschauernden etwa einen abkühlenden, humoristisch wirkenden. Die rasche Folge dieser kleinen Eindrücke wird aber in unserer Vorstellung zur Einheit, wie das Bild im „Lebensrad“ oder im „Mutoskop“, aus lauter Momentbildern zusammengesetzt, von uns als einheitliche Entwicklung aufgefaßt wird. So dichtet Liliencron. Die unablässige Folge der mit größter Schärfe aufgenommenen Momentbilder (z. B. in dem Gedicht „Zwei Meilen Trab“) erweckt in uns eine bestimmte einheitliche, lyrische Stimmung, wie sie im Dichter selbst entstand:

Es fät der Huf, der Sattel knarrt,
Der Bügel jankt, es rauscht mein Bart
In immer gleichem Trabe. . .

Ein grünes Blatt, ich nahm es mit,
Das meiner Stirn vorüberglitt,
Im Trabe, Trabe, Trabe.

Hut ab, ich nestle wohlgemuth,
Hut auf, schon sitt das Zweiglein gut,
Ich blieb im gleichen Trabe. . .

Und wohlig weg im gleichen Maß,
Daß ich die ganze Welt vergaß
Im Trabe, Trabe, Trabe.

Die unbekümmerte Stimmung eines sorgenlosen Ritts in frischer Luft theilt sich uns mit; jedes Augenblicksbild, klar umrissen, mit Hilfe ganz neuer Termini, mit Unterstützung von Reim und Alliteration festbegrenzt, liefert seinen Beitrag und alle stimmen vortrefflich zu einander.

Und doch ist das ganz naive Kunst. Aber sie lag so bestimmt in der Luft, daß die Doktrinäre ebenso nothwendig dahin gelangen mußten, wie ein Naturgenie von Liliencrons Art.

Klar ist es ja, wie diese Auflösung des lyrisch erregenden Moments wurzelverwandt ist mit zahllosen analogen Erscheinungen: mit der immer mehr vervollkommneten Neigung zur Analyse überhaupt, die die Chemie groß macht, die in der Geschichtsforschung die früheren einfachen „großen Ideen“ immer mehr durch ein Netz zusammenwirkender religiöser, politischer, sozialer, individueller Ursachen ersetzt; die in der Malerei bis zu den Künsteleien der „Pointilleurs“ geführt hat.

Hier hat denn zunächst auch die junge Generation der Lyriker eingesetzt. Die Analyse begann mit dem Allgemeinsten. Die „Modernen“ waren großentheils auch politisch radikal, wie die Jugend es gern ist; auch die Jugend des Göttinger Hainbunds mit Einschluß der beiden Reichsgrafen von Stolberg berauschte sich in tyrannenmörderischen Gedanken. Aber Arno Holz (geb. 1863: „Buch der Zeit“ 1865. 1891) und Karl Henckell (geb. 1864: Gedichte, mit Bildschmuck von Fidus, 1899) fühlten doch, daß

die abstrakten Schlagwörter zu allgemein seien, mit denen ihr anarchistischer Genosse John Henry Mackay (geb. 1864: Gesammelte Dichtungen 1899) zu arbeiten fortfuhr. Man kann in der Poesie nicht weniger Anarchist, nicht weniger Revolutionär sein, als dieser Schotte, der die ererbten allgemeinen Ideen in leidlich korrekten Versen mit trivialen Reimen wiederholt. Nur selten gelingt ihm der Ausdruck einer ganz individuellen Lebenserfahrung („die Stärke der Schwäche"); aber auch dann bleibt er nüchtern, trocken, versteht er nicht den Zustand lyrisch aufzulösen. Karl Henckell dagegen, auch ein geistreicher, wenn auch gern hyperbolischer Kritiker, ist ein Mann aus Einem Guß, nicht ein in umstürzlerischer Doktrin behaglich spazierengehender Philister wie der Autor des unsagbar langweiligen „Zeitromans" „die Anarchisten". Er ist kein Dichter ersten Ranges, aber er ist ein Dichter durch und durch:

Ich bin kein Sterngesendeter,
Kein Engel aus der Höh',
Ich bin ein Unvollendeter
In Wonnen und in Weh.

Diese sensitive Natur voll Sehnsucht nach einer schöneren Zeit, einer Zeit voll Glück und Glanz, empfindet täglich und stündlich all jene kleinen Verletzungen, aus denen das Gesammtgefühl des „Entrüstungspessimismus", die Stimmung der sozialen Anklagedichtung erwächst. Und diese Einzeleindrücke gibt er wieder, oft genug in prosaischer Umschreibung, zuweilen aber wirkungsvoll schlicht.

So brachte Henckell in die politische Kampflitteratur eine neuere Nüance; als Ganzes wirkt doch seine Poesie eher altmodisch. Seine Analyse bleibt doch immer bei dem einzelnen Faktum stehen, das an sich schon so unendlich zusammengesetzt ist. Er hat sich allmählich von der politischen Tendenzpoesie emanzipirt; aber nie ganz von ihrer rhetorischen Technik.

(Schluß folgt).

Berlin. Richard M. Meyer.

Wilhelm Hegeler: Nellys Millionen. Ein fröhlicher Roman. Berlin. 1899. F. Fontane u. Cie.

Wenn Hegeler's „Sonnige Tage" etwa mit einer Sonate zu vergleichen sind, die theils leidenschaftlich, theils im Adagio gehalten ist, aus der auch die Lichter des Humors dann und wann hervorblitzen, so dürfte sich seine neue Gabe mit einem Scherzo vergleichen lassen, dem auch tiefere Stellen nicht mangeln. Er zeigt sich hier als Humorist in verschiedenen Abstufungen, vom Gewagt-Baroken bis zu der feinlebendigen gemüthvollen Heiterkeit, welche das Wesen seiner Heldin durchleuchtet. Was mir wiederum angenehm auffiel, das ist seine Gabe, mit seinem Schreiben den Eindruck naiver Intuition zu erzeugen, welche das Gewollte und Beabsichtigte als freies Spiel poetischer Kräfte und das Geschaffene als ein Gewordenes erscheinen läßt.

Ueber das Sujet dürfte Mancher, der vom Roman vor allem groß angelegte psychologische Verwicklungen verlangt, die Achseln zucken. Dies hieße indeß, im entsprechenden Abstande gesprochen, dem Dichter ein ähnliches Unrecht thun, wie wenn man von Mozart's Figaro Wagner'sche Motive verlangen wollte.

Nelly von Wacht, die kleine lebensdurstige Heldin des Romans, wird von ihrer Tante, einer bigotten und beschränkten alten Jungfer, in gänzlicher Unkenntniß über ihren Millionenbesitz gelassen, aus Furcht, der Reichthum könne in dem Mädchen schlechte Eigenschaften entfesseln, die es nach der Meinung der Tante von seinem Vater geerbt hat. So wird denn die junge Waise in strenger Einfachheit im Pfarrhaus zu Kirchhasel erzogen, wo sie der Dichter in einem reizenden Kindheitsidyll zusammen mit dem Jugendgespielen, Peter Wilde, in den Roman einführt. Peter Wilde zieht bald hinaus in die Welt, lernt in der großen Schule des Lebens und vergißt die kleine Gefährtin und den Abschiedskuß unterm früchtebehangenen Apfelbaum im Pfarrgarten zu Kirchhasel. Nach Jahren treffen sie sich in Montreux am Genfer See wieder, wohin Nelly die geizige Tante begleiten durfte. Sie, wie eine Konfirmandin, zu deren Ausstattung es nicht gelangt hat, in einem häßlich schwarzen Wollkleid und knarrenden Stiefeln. Er, der werdende Dichter, der litterarische Bohêmien, mit den feinen Nerven für alles Geschmackswidrige am Weib, mit den großen glühenden Ideen im Kopf, der Nelly zuerst herzlich unbedeutend findet. Aber die natürliche Grazie ihres Wesens, die schon einmal dem blasirten Hotelpublikum beim Lawntennis Bewunderung abgerungen, bricht durch die häßliche ihr aufgezwungene Larve hindurch wie der Schmetterling durch die Puppe. Die Liebe löst ihr die Schwingen, und dieser Prozeß, vom ersten gleichgültigen Augenblick des Wiedersehens bis zu dem Moment, wo Nelly vor dem gefangen genommenen Dichter steht als Siegerin, er ist in allen seinen Phasen auf dem Hintergrund des Hegeler so vertrauten herrlichen Seegestades mit großer Zartheit der Empfindung und köstlicher Frische des Humors geschildert. Als wirkungsvolle Folie hiezu dienen die manchmal grotesk, doch nie verletzend gezeichneten Figuren von Nellys Tante und ihrer geistesverwandten Freundin aus Pleiße-Athen, des Kurpublikums und Hotelpersonals, besonders aber der drei Freier um Nelly's Millionen, deren Vorhandensein bekannt geworden ist, ehe sie selbst noch davon erfährt. Eine feine Wendung ist es dann, wenn gerade diese Millionen den Geliebten von ihr hinwegscheuchen. Nelly geräth, nachdem sie erst erfahren hat, daß sie so reich ist, in einen Rausch des Entzückens und Geldausgebens, der vom Dichter allerliebst geschildert ist. Eva, die so lange entbehrt hat, erwacht in ihr. Eva, die sich putzen, die genießen und gefeiert sein will. Aber im Innersten denkt sie doch nur an den Freund, dem dieser Reichthum das Leben leicht machen und — wie sie in naiver Weise denkt — die litterarische Laufbahn öffnen soll. Er aber steht starr und steif vor dieser Wandlung der Dinge. Im schlichten Kleid hatte er sie in all seinen Vorstellungen gesehen, „mit ihrer anmuthigen, fast verbogenen Schönheit, die nur das Auge desjenigen entdeckte, der sie liebte. . . ." Und nun — in Seide und Spitzen ist sie ihm ferner gerückt denn je; die geschmacklose Aufdringlichkeit des Goldes soll das Ende des keuschen Liebestraumes sein! Er der Gatte einer Millionenerbin! Sein Mannesstolz, alles aus sich selbst zu sein, empört sich gegen diesen Besitz. . . . Er geht, und läßt sie allein mit den Millionen.

Von diesem Punkte ab hält sich der Roman nicht mehr ganz auf der Höhe. Sollte diese hohe Lebensauffassung des Helden eine nachhaltigere Wirkung bewahren, so war der hier gegebene Konflikt vertiefter durchzuführen als Hegeler es in der Folge gethan hat. Er befürchtete wohl, in das Kolorit des „fröhlichen" Romans zu viel Ernst zu bringen. Daß Nelly die Armseligkeit des Reichthums empfindet, mit dessen Ballgenüssen man nicht den Verlust einer lieben Menschenseele aufwiegen kann, daß sie trotz dem Einfluß des Goldes zu einer immer wachsenden inneren Reife zu gelangen weiß, diese ihre ganze Prüfungszeit während der Trennung vom Geliebten, ist mit feinen Zügen geschildert. Daß jedoch Peter Wilde nach einer Aufführung seines Dramas den „berühmt werdenden Dichter" als Aequivalent für Nellys Millionen in die Wagschale werfen kann, dürfte als eine etwas äußerliche Lösung erscheinen.

Indem aber der Dichter die Beiden ihre endgültige Wiedervereinigung an dem idyllischen Ort ihrer Kindheitsneigung feiern läßt, weiß er dem Schluß des Ganzen einen Hauch des Märchenhaften zu geben, der über Bedenken hintäuscht. Wie ein Poetentraum erscheint der Roman, geträumt vielleicht in schlimmen Tagen als Goldglanz um Daseinskampf und -Pein.

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.
Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 31. Berlin, den 29. April 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Vor dem Berliner Bezirksausschuß hat sich der folgende Vorgang abgespielt, der sich so tadellos vollzog, als handele es sich um die Erledigung eines wohl überlegten Programms. Zur richterlichen Erörterung stand das Streitverfahren zwischen dem Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg und der Stadt Berlin wegen des Portals und der Inschrift, die für den Kirchhof der Märzgefallenen im Friedrichshain in Aussicht genommen waren.

Vor dem Eintritt in die Tagesordnung erhob sich der Vorsitzende des Gerichtshofes Geheimer Rath Kayser und hielt eine väterliche Ansprache an die Parteien. Das heutige Gitter, das den Kirchhof der Märzgefallenen umgebe, sei in der That miserabel; es gleiche einer Hürde für das Vieh, einer veritablen „Schafhürde"; es müsse also erneuert werden, darüber sei alle Welt einig, und daß man ein „hübsches" Gitter an seine Stelle setze, auch dagegen lasse sich nichts einwenden; aber allzu hübsch — provokatorisch hübsch — darf es nicht sein; und die Inschrift über dem Portal sei gewiß vom Uebel.

Nunmehr erhob sich Stadtrath Meubrink als Vertreter der Stadt und erklärte: Mit großer Genugthuung nähme er diese wohlwollenden Aeußerungen zur Kenntniß; aber damit die Stadt nicht in neue schwere Sorgen verfalle, wäre es doch erwünscht, des Näheren zu wissen, wie denn jenes hübsche und doch nicht allzuhübsche Gitter und Portal auszusehen hätte, dessen Errichtung die Polizei als unbedenklich für den Staat zu erachten die Geneigtheit haben wolle. Der Weisheit dieser Anregung verschloß sich der Beauftragte des Königl. Polizeipräsidiums, Herr Geheimrath Dr. Zacher, nicht, und er verkündete, daß ein „schmiedeeisernes Portal mit sich anschließendem Gitter" und ohne Inschrift nicht als bedrohlich für die öffentliche Sicherheit und den Frieden der Bürger von der wachsamen Polizei betrachtet werden würde. Nach nochmaliger wohlwollender Ermahnung des Vorsitzenden an die Stadt Berlin, doch mit möglichster Beschleunigung diesen Pfad des Heiles zu betreten, der den Todten ein „hübsches" Gitter, sogar ein „recht hübsches" Gitter und der Monarchie Preußen die Ruhe gewähren würde, schloß die denkwürdige Sitzung, in der zwei Geheimräthe und ein Berliner Stadtrath mit maßvoller Weisheit feststellten, wo bei einem Friedhofsgitter die revolutionäre Tendenz anfängt, und bis wohin die respektable Pietät für die Todten gehen könne.

Man muß gestehen, das Ergebniß ist überraschend, wenngleich es sehr weise sein mag; diese Ueberraschung muß etwas näher begründet werden.

Die verpönte Inschrift lautet: „Ruhestätte der am 18. März 1848 in Berlin Gefallenen". Wo steckt hier die revolutionäre Tendenz? Ja, lautete die Inschrift: Ruhestätte der für die Sache des Volkes oder der Freiheit Gefallenen; das könnte wohl ein durch den Freiherrn von Hammerstein herangebildetes Kreuzzeitungsgemüth empören, aber jene von der städtischen Verwaltung gewählten Worte sind doch nur zu beanstanden, wenn zum Ausdruck gebracht werden soll: einen 18. März 1848 mit seinen Ereignissen gibt es überhaupt nicht.

Auch gegen Galilei wurde dekretirt, daß die Erde stille steht; es hat der Bewegung der Erde aber nachweisbar nichts geschadet.

Noch weit subtiler ist es den Gründen nachzudenken, die für ein „hübsches" Portal aus Schmiedeeisen und gegen eine bescheidene Sandsteineinfassung des Portals sprechen. Sehr tiefe Erwägungen müssen es sein, derentwegen das Schmiedeeisen zu den loyalen und der Sandstein zu den revolutionären Materialien gerechnet wird. Es gibt eben Dinge, die man mit der Schärfe des gemeinen Verstandes zu ergründen nicht vermag, und augenscheinlich birgt auch Sandstein und Schmiedeeisen eines jener dunklen Probleme zwischen Himmel und Erde, von denen schon Hamlet so treffend sagte, daß sich die Schulweisheit von ihnen nichts träumen läßt.

Auf die engste Formel gebracht lauten mithin die Gegensätze so: Nüchterne, nur die Thatsachen registrirende Inschrift contra Inschriftlosigkeit, und Sandstein contra Schmiedeeisen. Hier der revolutionäre Umsturz, dort die löbliche Loyalität, und darum streitet man jetzt seit Monaten, und darum soll angeblich Herr Kirschner als Oberbürgermeister nicht bestätigt sein, und darum soll angeblich geplant werden, Berlin in seiner Selbstverwaltung unter Umständen zu beschränken.

Das alles wäre furchtbar lustig, wenn es nicht so traurig wäre, daß ein großes, arbeitsames, intelligentes Volk vor die Frage gestellt würde, ob es für oder gegen eine bedeutungslose Inschrift, ob es für oder gegen Sandstein und für oder gegen Schmiedeeisen Partei ergreifen soll. Und am traurigsten ist es, daß sich das Volk sagen muß, seine Minister und Geheimen Räthe verbringen ihre Zeit auch damit, um Angelegenheiten von dieser Sandsteinbedeutung mit allem Ernst und möglicherweise unter Provokation weitreichender politischer Folgen zur Entscheidung zu bringen. Welch eine Lust, Herr von der Recke zu sein, unter dessen Verantwortung diese glorreichen Vorgänge sich abspielen.

Und zu der Kirchhofsangelegenheit kommt nunmehr die gleich monströse Verwicklung, ob Herr Singer, ein Sozialdemokrat, der städtischen Schuldeputation angehören soll, ob nicht. Die Stadtverordneten wählten ihn hinein; die vorgesetzte Behörde verweigerte die Zulassung; worauf eine Kommission der Stadtverordnetenversammlung erklärte, wir unsererseits wollen keinen anderen Vertreter wählen; aber wir remonstriren auch nicht bei dem Minister gegen die erfolgte Entscheidung als eine unzulässige.

Für die Sozialdemokratie wächst die Dankesschuld, die sie unserer Regierung abzustatten hat; denn wahrhaft ideal ist erst der Zustand einer Oppositionspartei dann, wenn sie vollständig der Nöthigung überhoben ist, praktische Vorschläge zur Besserung zu machen. Mit dem Zwang zu praktischer Bethätigung beginnen die Schwierigkeiten für alle oppositionellen Elemente; denn leicht ist die Kritik und schwer die praktische Arbeit; von dieser Schwierigkeit die Sozialdemokratie zu entbinden, hat die Regierung die Güte.

Kapitän Coglan, der unter Admiral Dewey in den philippinischen Gewässern gefochten hat, hielt in einem New Yorker Klub eine Nachtischrede und erzählte bei dieser Gelegenheit von den Mißhelligkeiten zwischen deutschen und amerikanischen Marineoffizieren vor Manila. Der Bericht über jene Ereignisse hätte in jedem Falle nur ein historisches Interesse, denn heute sind die offiziellen Beziehungen zwischen Berlin und Washington durchaus gute; aber man braucht sich bei jenem Bericht überhaupt nicht aufzuhalten, denn ein weiterer Vorgang charakterisirt genügend Herrn Coglan und seine Art. Der Genannte belustigte sich und seine Zuhörer nämlich überdies durch den Vortrag eines Schmähcouplets auf unseren Kaiser. Hier hört die Politik auf und der Café chantant beginnt.

Zu solcher Rolle einen höheren Marineoffizier zu sehen, ist erklärlicherweise der großen Masse der anständigen Amerikaner peinlich; der Regierung in Washington desgleichen, die sofort das Nöthige in loyalster Weise gethan hat, um international dem Vorfall jede Bedeutung zu nehmen. Das war schon aus Selbstachtung geboten, denn die Regierung eines mächtigen Landes kann ihre internationale Politik nicht durch angeheiterte coupletsingende Offiziere beeinflussen lassen.

Die Vereinigten Staaten stehen vor ernsten neuen Problemen. Sie sind herausgetreten aus der internationalen Reserve, in der sie sich seit ihrem Bestehen gehalten hatten. Damit ergeben sich für ihre Civilfunktionäre und für ihre Offiziere neue Anforderungen, wenigstens für jene, die für die Behandlung internationaler Aufgaben herangezogen werden. Daß jede einzelne dieser Personen für die neuen Aufgaben die genügende Eignung besitzt, ist in Anbetracht der historischen Entwicklung nicht vorauszusetzen. Die Schwierigkeiten, die sich damit ergeben, zeigten sich schon wiederholt und so jetzt wieder bei dem letzten Zwischenfall. Aber das sind Unbequemlichkeiten, die zu vergrößern Deutschland um so weniger ein Interesse hat, da wir an dem guten Willen der verantwortlichen Kreise in Washington zu zweifeln, durchaus keine Veranlassung haben.

Auf den Philippinen haben nach einer Reihe von Mißerfolgen die Vereinigten Staaten jetzt wieder einen Erfolg gegen die aufständische Bevölkerung zu verzeichnen. Wir wünschen den Vereinigten Staaten und den Filippinos, daß dieser traurige Kampf schnell beendet werden möge, durch den die Vereinigten Staaten aus ihrer Rolle als Befreier in eine unbequeme Erobererrolle gedrängt worden sind, und der für die Filippinos schließlich aussichtslos bleiben muß.

Graf Karl Hohenwart, der eine so entscheidende und so unglückliche Rolle in der österreichischen Politik gespielt hat, ist gestorben. Während seiner kurzen Ministerlaufbahn im Jahre 1871 brachte er die „Fundamentalartikel" ein und stürzte alsdann über sie. Die Deutschen und Ungarn verhinderten damals, daß die Grundlage für den verhängnißvollen Föderalismus in Oesterreich gelegt wurde. Allein das System des Grafen Hohenwart überlebte seine Ministerlaufbahn, und heute ist das Unheil im Wesentlichen über Oesterreich gekommen, das Graf Hohenwart als Minister und später als Führer der klerikal-föderalistischen Partei angestrebt hat.

* * *

Das Programm der diplomatischen Friedenskonferenz im Haag.

In Nr. 3 der „Nation" vom 15. Oktober 1898 wurden bereits die Aussichten eines Erfolgs der jetzt unmittelbar bevorstehenden Friedenskonferenz einer eingehenden Betrachtung unterzogen. Seitdem hat eine Cirkularnote des russischen auswärtigen Amtes vom 30. Dezember 1898/11. Januar 1899 die Aufgaben der Konferenz schärfer bestimmt und zugleich nicht unbedeutend erweitert; außerdem hat gerade in letzterer Zeit sowohl die Tagespresse, wie die Fachlitteratur des Völkerrechts und die Broschürenlitteratur sich wieder mehrfach mit der Friedenskonferenz beschäftigt, alles Umstände, die eine nochmalige Erörterung des jedenfalls denkwürdigen Ereignisses auch an dieser Stelle rechtfertigen mögen.

Nach der ersten russischen Note schien das Programm der Konferenz beschränkt sein zu sollen auf Vorschläge zu Maßregeln gegen die weitere Verstärkung der militärischen Rüstungen und auf Vorschläge zur Sicherung des Friedens. Jetzt sind Vorschläge zur Verbesserung des Kriegsrechtes aufgenommen; sie bezwecken eine Verminderung des Schreckens der Kriege, zum Theil stehen sie in einer gewissen Verbindung mit der Sicherung des Friedens. Beginnen*) wir

*) Die Reihenfolge der einzelnen Vorschläge in der Note des Grafen Murawieff ist eine andere.

mit diesen Vorschlägen zur Verbesserung des Kriegsrechts, eben weil sie die nachträgliche Erweiterung des Programms enthalten.

1. Es soll durch ein internationales Uebereinkommen den einzelnen Staaten untersagt werden, neue Arten von Feuerwaffen und neue stärker wirkende Explosivstoffe für Gewehre und Kanonen in Gebrauch zu nehmen, im Landkriege überhaupt stärkere Explosivstoffe als die bisher verwendeten zu benutzen und Geschosse mittelst Luftballons oder einer ähnlichen Vorrichtung herabzuwerfen, im Seekriege aber soll es verboten sein, unter Wasser gehende Torpedoboote oder ähnliche Zerstörungswerkzeuge zu verwenden; auch sollen künftig keine Rammschiffe mit Sporn mehr gebaut werden.

2. Die Grundsätze der Genfer Konvention, welche bekanntlich wesentlich die Behandlung der Verwundeten und das Sanitätspersonal betrifft, aber bis jetzt nur auf den Landkrieg sich bezieht, sollen in angemessener Weise auf den Seekrieg ausgedehnt werden.

3. Die Ergebnisse der Brüsseler Konferenz von 1874 über die Verbesserung des Kriegsrechts, welche von den Regierungen nicht angenommen sind, sollen einer Revision unterzogen werden, selbstverständlich um dann, wenn thunlich, geltendes internationales Recht zu werden.

Von diesem Theile des Programms wird die Verbesserung der Genfer Konvention am wenigsten Schwierigkeiten machen; die hier in Betracht kommenden Fragen sind zu einem erheblichen Theile für eine Entscheidung reif, und die Konferenz kann eine vor Kurzem veröffentlichte vorzügliche Arbeit*) eines bewährten, vielleicht des ersten Sachkenners auf diesem Gebiete einfach den Berathungen zu Grunde legen. Auch die Ausdehnung der Grundsätze der Genfer Konvention auf den Seekrieg kann unüberwindlichen Schwierigkeiten kaum begegnen. Auf dem Gebiete des Kriegsrechts ist also der Konferenz ein gewisser Erfolg wohl in Aussicht zu stellen, er ist aber freilich nur ein verhältnißmäßig bescheidener; denn der bei Weitem mehr ins Gewicht fallende Punkt, die Beschränkung der Anwendung neuer Waffen und Zerstörungsstoffe muß nicht nur als Illusion sondern gerade als kulturfeindlich und demnach schädlich bezeichnet werden.

Freilich wirken ja die modernen Geschosse und Zerstörungsmittel furchtbar. Thatsache aber ist andererseits, daß eben wegen dieser Wirkung der Nahkampf mit seiner verrohenden Grausamkeit immer seltener werden muß, und daß in älterer Zeit die Schlachten trotz der unvollkommenen Waffen verhältnißmäßig weit mehr Menschenopfer brachten als die Schlachten der neuesten Zeit. Es ist sehr möglich, daß eben die modernste Technik sehr bald dem einen Theile einer Schlacht die Nutzlosigkeit jedes weitern Widerstandes klar machen kann, und daß dann ein entscheidendes Ergebniß mit verhältnißmäßig weniger Menschenopfern als früher sich herausstellt. Schon dies spricht gegen den russischen Vorschlag. Sodann aber besteht ein höherer, in früheren Geschichtsperioden in dieser Weise nicht vorhandener Schutz unserer Kultur gegen etwa hereinbrechende Völkerschaften geringerer Kultur gerade in unserer Waffen- und Kriegstechnik. Würde der Fortschritt in dieser Richtung völlig aufhören oder auch nur wesentlich gehindert werden, so wird dieser Damm gegen die Unkultur dünner und dünner. Der Fortschritt hört aber auf oder wird ein ganz geringer, wenn Erfinder keine Aussicht mehr auf wirkliche Anwendung ihrer Erfindungen haben, wenn diese nicht mehr ausgiebig erprobt werden können. So ist der Vorschlag auch in dieser Hinsicht im Effekt nicht der Kultur freundlich zu nennen. Endlich aber — und das ist für die Staaten des westlichen, weiter vorgeschrittenen Europas besonders zu beachten — diese Staaten sind vorzugsweise die Länder neuer Erfindungen, auch in der Kriegstechnik. Rußland steht da noch für lange Zeit trotz aller Anstrengungen zurück, während jene Länder in der Vermehrung des Menschen- also auch des Truppenmaterials mit Rußland nicht Schritt halten können. Der Vorschlag wäre also Rußland zum Vortheil, den Weststaaten entschieden zum Nachtheil.

Das Verbieten einzelner Arten von Angriffs- oder Zerstörungsmitteln, wie solches von russischer Seite vorgeschlagen wird, beruht vermuthlich auf einer Ueberschätzung der Wirksamkeit dieser Mittel. Als die Torpedoboote aufkamen, war auch der Glaube verbreitet, daß diesen neuen Mitteln des Seekrieges nichts widerstehen könne; mit der Zeit hat man sich davon überzeugt, daß die Wirksamkeit der Torpedoboote gegenüber den größeren Kriegsschiffen doch nur eine recht beschränkte, von sehr günstigen Umständen abhängige ist; vermuthlich wird es z. B. mit der Benutzung von Luftballons zum Herabwerfen von Geschossen ähnlich gehen. Dergleichen Verbote bestimmter Angriffsmittel haben überhaupt nur dann Sinn, wenn einerseits ihre Wirksamkeit für die Entscheidung im Kampfe verhältnißmäßig gering, andererseits aber doch für die einzelnen Kombattanten sich als besonders grausam oder qualvoll erweist. Daher hat das jetzt schon unter einer großen Anzahl von Kulturstaaten bestehende Verbot der Anwendung von Sprenggeschossen unter 400 Gramm Gewicht allerdings seine Berechtigung und die Konferenz könnte jetzt ein Verdienst dadurch sich erwerben, daß sie die Anwendung sogenannter Dum-Dumkugeln, d. h. von Gewehrgeschossen mit an der Spitze abgebrochenem oder fehlendem Mantel verböte. Aber Angriffsmittel von großer Wirksamkeit lediglich deshalb verbieten, weil durch dieselben möglicher Weise eine größere oder vielleicht auch recht große Anzahl von Gegnern auf einen Schlag der Vernichtung preisgegeben werden, geht nicht an. Es klingt das menschlich, ist es aber nicht. Man setzt damit auch eine Prämie auf mindere Geschicklichkeit und Umsicht und andererseits auf die Ueberlegenheit der bloßen Menschenmasse — merkwürdiger Weise wieder vermuthlich ein Vortheil auf Seiten Rußlands, wenn dieses z. B. mit England oder dem Deutschen Reiche in Krieg gerathen sollte. Aeußersten Falles würde — und es ist ja, freilich mit Unrecht, behauptet worden, daß im Falle der Noth die sogenannte Kriegsraison sogar das Kriegsrecht nicht zu respektiren brauche! — es an Versuchen dergleichen Verbote zu umgehen, nicht fehlen, oder es würde doch die Behauptung leicht aufgestellt werden können, daß dergleichen Verbote umgangen seien: ein Grund zu weiterer Verbitterung der kämpfenden Nationen. Es ist eben im Kriege nicht möglich, das „Bajonet mit Moderation zu gebrauchen", wie im Anfange dieses Jahrhunderts eine human und väterlich gesonnene Regierung ihrer kleinen Armee gegenüber den Franzosen empfohlen hatte.

Soviel von der in Aussicht genommenen Verbesserung des Kriegsrechts.

Sehen wir, welche mehr greifbare Gestalt die Vorschläge zur Verhinderung weiterer Steigerung der Rüstungen erhalten haben. Graf Murawieff wünscht in dieser Beziehung bis zu einem bestimmten Termine eine Uebereinkunft (also Verpflichtung), die Effektivbestände (effectifs actuels) der Land- und Seestreitkräfte ebenso wie die betreffenden Budgetposten nicht zu vergrößern.*) Man darf annehmen, daß gerade die Budgetpositionen ein Mittel der Kontrolle für die Stärke der Effektivbestände der Streitkräfte sein sollen. Hier aber ergibt sich nun eigenthümlicher Weise wieder, daß der absolute Staat Rußland den konstitutionell oder parlamentarisch regierten Staaten gegenüber im Vortheil sein wird. Während in diesen letzten Staaten das Budget nach bestimmten gesetzlichen Vorschriften detaillirt, vollständig der Oeffentlichkeit überliefert werden muß, hängt es vom Belieben der russischen Regierung ab, wie das Budget formell eingerichtet sein und in wieweit es in seinen Einzelheiten der Oeffentlichkeit mitgetheilt werden soll, welche Verschleierungen und sogenannte Virements dabei unterlaufen. Rußland vermöchte also leichter alle westlichen

*) G. Moynier, La révision de la convention de Genève. Genève 1898.

*) Man vergl. über diese Schwierigkeiten insbesondere Lapradelle: „La question du désarmement." Extrait de la Revue de droit international public. Paris 1899.

Staaten zu kontrolliren, während es selbst einer wirksamen Kontrolle sich fast durchaus entziehen könnte. Aber natürlich würde mit der internationalen Uebereinkunft das Drängen einer in den meisten Staaten recht mächtigen militärischen Richtung nach Verstärkung der Streitkräfte und Kriegsmittel nicht ohne Weiteres aufhören. Man wird Mittel zur Umgehung der Uebereinkunft ersinnen, oder es wird doch der Verdacht solcher Umgehung erweckt werden, und wenn es schon dem Parlamentarier nicht immer leicht ist, das Budget des eigenen Staates in seinen Einzelheiten richtig zu verstehen, wie viel schwerer fällt das einem ausländischen Beobachter, einer fremden Regierung! Die ganze Kontrolle aber bedeutet einen Bruch mit einer bis jetzt gerade als eine Bürgschaft des Friedens betrachteten Regel des Völkerrechts, der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten eines anderen souveränen Staates. Um dies zu würdigen, braucht man sich nur vorzustellen, welchen Eindruck Vorstellungen einer fremden Regierung wegen eines Budgetpostens, und wären diese Vorstellungen noch so vorsichtig gefaßt, hervorbringen würden. Eine Kontrolle in dieser Hinsicht würde entweder als völlig illusorisch oder als friedensgefährlich sich erweisen.

Schon in dem früheren Artikel ist darauf hingewiesen, wie schwierig es ist, die Streitkräfte verschiedener Staaten mit einander zu vergleichen, und wie ungerecht es sein könnte, einzelne Staaten zu hindern, gerade den gegenwärtigen Stand ihrer Streitkräfte zu verbessern. Von anderer Seite*) ist diesem Argumente noch das weitere hinzugefügt, daß die Angriffskraft eines Staates sich nicht nur nach der Zahl der Kombattanten und Kanonen, sondern auch nach dem Zustande der Verkehrsmittel, z. B. der Eisenbahnen und Landstraßen und dgl. bemißt. Ein in dieser Beziehung nach zurückstehender Staat wie gerade Rußland könnte, wenn z. B. die anderen Staaten ihre unmittelbar dem Kriege dienenden Mittel oder gar ihre Festungen nicht verstärken oder verbessern dürften, seine Eisenbahnen, Kanäle und Landstraßen in aller Gemüthlichkeit und Ruhe inzwischen desto besser für einen Agressivkrieg einrichten. Für das Verhältniß von Rußland zu England in Asien hätte das eine eminente Bedeutung.

Graf Murawieff empfiehlt sodann zur Vermeidung der Kriege eine Verpflichtung der Staaten, im Falle eines Streits **im Prinzip** die Vermittlung anderer Staaten für geeignete Fälle in Anspruch zu nehmen und endlich das „fakultative Schiedsgericht" zu benutzen.**) Die Verpflichtung vorheriger Inanspruchnahme einer gütlichen Vermittlung durch andere unbetheiligte Staaten ist nichts Neues; sie findet sich schon in der Pariser Akte von 1856, welche die Beendigung des Krimkrieges bezeichnete. Was diese Verpflichtung reell bedeutete, sah man 1866, 1870 und 1876. Nicht nur überrennen die Volksleidenschaften dergleichen Schranken; es ist auch eine strikte Verpflichtung der Art garnicht möglich, weil derjenige Theil, der sie streng erfüllen würde, der etwaigen Perfidie des anderen Theiles überliefert wäre, der etwa fest zum Kriege entschlossen wäre und nur noch besser sich rüsten oder einen besonders günstigen späteren Zeitpunkt zum Angriffe benutzen wollte. Daher sieht man mit dem Ausdruck „en principe" gleich den Fall vor, daß eine Regierung gute Gründe haben kann, eine Vermittlung durch andere Regierung nicht zu suchen, und da die Beurtheilung dieser guten Gründe Sache jeder einzelnen Regierung ist, so läuft ein derartiges Uebereinkommen auf einen frommen Wunsch hinaus, der um so mehr unnütz ist, als es in vielen Fällen eines Streites nicht ganz leicht ist, wirklich und vollständig unbetheiligte Regierungen aufzufinden, oder das Vertrauen zu fassen, daß sie es seien. Wendet man sich an einen nicht zuverlässigen Vermittler, so verschlechtert man seine Position.

Diese Verschlechterung der Position durch „Imponderabilien" tritt auch ein, wenn etwa ein großer Schiedsgerichtshof gebildet wird, wenn auch nur zu fakultativer Benutzung der einzelnen Staaten, und wenn ein einzelner Staat, weil ihm eine Streitsache allzu wichtig erscheint, es ablehnt, sich dem Schiedsspruche jenes Gerichtshofs im Voraus in bindender Weise zu unterwerfen, wie denn — es dürfte dies ganz überwiegend auch die Meinung der Autoritäten des Völkerrechts sein — die bindende Unterwerfung unter einen wie immer lautenden Ausspruch eines Schiedsgerichts nur in minderwichtigen Sachen möglich erscheint, obschon Staaten, die ihrer geographischen Lage oder ihrer sonstigen Beschaffenheit wegen mit einander thatsächlich nicht in Krieg gerathen können, den Ruhm und Luxus weitergehender Verträge über bindende Schiedsverträge sich gestatten können.

In der That, wie seiner Zeit auch Lord **Salisbury** in den Verhandlungen über den allerdings gescheiterten allgemeinen Schiedsvertrag zwischen England und den Vereinigten Staaten von Amerika ausgeführt hat, für **wichtigere** Streitigkeiten ist das Einzig-Praktikable ein Schiedsgericht, dessen Spruch erst durch nachherigen Konsens der streitenden Theile (etwa auch durch Ablauf der Frist, während welcher Widerspruch nicht erfolgt) bindend wird.*) Der Ausspruch eines derartigen Schiedsgerichts ist fast nur ein **Gutachten**.

Man sieht, wie nahe die Ausführungen des zur Zeit leitenden Staatsmannes eines der mächtigsten und vorgeschrittensten Kulturstaaten dem Vorschlage einer Akademie oder mit Rücksicht auf die **praktische** Bedeutung richtiger ausgedrückt einer **internationalen Kommission** stehen, wie er in dem früheren von der „Nation" veröffentlichten Artikel empfohlen und näher ausgeführt ist.

Einer Einwendung, die neben mehrfachen Zustimmungen von namhafter Seite gegen die Einrichtung einer derartigen internationalen Akademie gemacht worden ist, mag hier gedacht werden. Es sei vielmehr richtiger, bemerkte ein befreundeter Gelehrter und zugleich praktischer Staatsmann, die Vorschläge zu internationalen Arrangements deshalb den unmittelbar betheiligten Staatsmännern zu überlassen, weil diese auch die volle Verantwortlichkeit für die Verwirklichung ihrer Vorschläge tragen.

Nun ist es der Regel nach allerdings richtig, die Regelung einer Sache denjenigen zu überlassen, die die größte Verantwortlichkeit dabei trifft. Aber die Verantwortlichkeit kann auch so groß sein, daß man einen guten Vorschlag zu machen sich scheut, sofern man nicht direkt dazu gezwungen ist. Ein derartiger Fall wird leicht eintreten für eine bei einem Streite nicht betheiligte Regierung, insbesondere aber wenn ein Staat sich gegen einen dritten Staat Uebergriffe erlaubt. Vorschläge machen, heißt hier oft sich vorzeitig engagiren, und so läßt man den Dingen ihren Lauf, bis wirklich ein Krieg entsteht, der möglicherweise zu einem Weltbrande sich auswachsen kann. Gerade die enormen jetzt vorhandenen Kriegsmittel scheinen diese Passivität zu rechtfertigen, auch da, wo offenbar Rechtswidrigkeiten und Uebergriffe vorkommen möchten. Der Gedanke: „Res tua agitur" tritt da in den Hintergrund, und schließlich könnten doch Uebergriffe und Verletzungen des Völkerrechts sich ja häufen, daß daraus eine allgemeine Verwirrung, ein allgemeiner Weltbrand entstände.

Die Gutachten einer **ständigen und unabhängigen internationalen Kommission für Völkerrecht und Frieden** würden die einzelnen Regierungen nicht in jener Weise in der Freiheit des Entschlusses beeinträchtigen; außerdem ist die Organisation einer solchen Kommission einfacher und leichter als der anspruchsvolle Apparat eines allgemeinen, wenn auch nur nach dem Belieben des einzelnen Staates anzugehenden Schiedsgerichtshofes. Aber wenn die Kommission ihre Aufgabe gut erfüllte, könnte sie mit der Zeit, wenn auch nicht den Namen, so doch thatsächlich das Amt eines solchen Schiedsgerichtshofes führen, wenn man ge-

*) **Stoerk** in der deutschen Juristenzeitung 1898 No. 24.

**) „Acceptation, en principe, de l'usage des bons offices de la médiation et de l'arbitrage facultatif, pour des cas qui s'y prêtent, dans le but de prévenir des conflits armés."

*) So war es für die wichtigen Fälle in dem Projekte des englisch-amerikanischen Vertrages auch geplant.

wöhnt würde, sich an sie zu wenden und ihre Gutachten befriedigend ausfielen.

Neuestens ist der Gedanke aufgetaucht, es möchten, falls die großen Staaten Bedenken tragen, an der Errichtung eines ständigen, wenn auch nur fakultativen, d. h. nach Belieben anzurufenden oder nicht anzurufenden, Schiedsgerichtshofes sich zu betheiligen, doch die kleinen Staaten zur Bildung eines solchen Gerichtshofes sich vereinigen. Käme es dazu, so könnte bei zweckentsprechender und nicht engherziger Organisation dieser Gerichtshof vielleicht den Kern bilden, an den die Bildung jener allgemeinen internationalen Kommission sich anschließen würde. Wie bereits ausgeführt worden ist, wäre aber nothwendig, daß bei Auswahl der Mitglieder der Kommission nicht nur die Regierungen, sondern auch sachkundige und unabhängig gestellte Korporationen, wie z. B. das Institut für internationales Recht und juristische Fakultäten von Universitäten mitwirkten.

Der an dieser Stelle gemachte Vorschlag wird denjenigen, welche an die Möglichkeit sofortiger Verminderung oder sofortigen Stillstands der Rüstungen oder gar sofortiger Beseitigung des Krieges glauben, recht winzig, anderen aber als Utopie erscheinen. Vielleicht bezeichnet diese verschiedene Beurtheilung die Linie des zur Zeit Erreichbaren.

Das Projekt eines allgemeinen Schiedsgerichtshofes dürfte auf der Konferenz voraussichtlich wenig Glück haben, ebenso wirksame Vorschläge zur Verhinderung weiterer Rüstungen. Vielleicht zieht die Konferenz sich zurück auf die rettende Planke der Verbesserung und Ausdehnung der Genfer Konvention. Dann erwirbt die Konferenz sich das Verdienst der Verbesserung des Kriegsrechts, mit den Rüstungen und der Sicherung des Friedens bliebe es beim Alten.

Dies in der Hauptsache negative und durch Formulirung einiger frommer Wünsche nicht zu verschleiernde Ergebniß wäre aber in der That bedauerlich. Nach dem Scheitern eines feierlich der Welt verkündeten Planes eines so mächtigen und hochgesinnten Herrschers würde das Vertrauen auf die Sicherung des Friedens nicht nur nicht gestärkt, vielmehr gesunken sein. Eine Steigerung sogar der Uebelstände, welche die Note des Zar beklagte, wäre nicht unwahrscheinlich. Dagegen wäre die Einrichtung eines in seinen Anfängen zwar bescheidenen internationalen Organes, das zur Sicherung des Friedens in vorkommenden Streit- und Konflikts-Fällen mit einiger moralischer Autorität praktisch sich äußern würde, immerhin eine positive Schöpfung, deren Thätigkeit um so mehr erwünscht sein könnte, als die expansive Politik der Kulturstaaten in Asien, Afrika und selbst auf entlegenen Inseln jeden Augenblick zu ernsten und schwierigen Verwicklungen Anlaß geben kann.

Göttingen. L. v. Bar.

Parlamentsbriefe.

XV.

Sowohl im Reichstage wie im Landtage sind die Verhandlungen so weit vorgerückt, daß alle von der Regierung eingebrachten Vorlagen durch die erste Lesung gegangen sind. Der Schwerpunkt der Arbeiten ist in die Kommissionen verlegt. Die Plenarsitzungen fallen öfter aus und beschäftigen sich, wenn sie abgehalten werden, häufig mit Initiativanträgen der Mitglieder.

Zu den Vorlagen, welche eingebracht sind, gehört der mit so großem Nachdruck angekündigte Gesetzentwurf „zum Schutze der Arbeitswilligen", mit dem nom de guerre „Zuchthausvorlage", nicht. Es war daher das Gerücht verbreitet, von der Einbringung dieser Vorlage sei überhaupt Abstand genommen; indessen hat der Freiherr von Stumm, dem man nachrühmt, daß er die Absichten der Regierung besser kennt, als diese selbst, triumphirend angekündigt, daß die Vorlage kommen werde.

Einige Anträge, von verschiedenen Seiten gestellt, von verschiedenem Werth und Inhalt, aber alle in der Tendenz übereinstimmend, dem Arbeiterstand die Aufgabe zu erleichtern, seine Interessen selbst zu vertreten, gaben dem Freiherrn von Stumm Gelegenheit, seinen übrigens schon hinreichend bekannten sozialpolitischen Standpunkt noch einmal behaglich darzulegen.

Es ist im Grunde der Rochow'sche Standpunkt, vom politischen auf den sozialpolitischen Kreis übertragen. Der beschränkte Arbeiterverstand soll sich nicht vermessen, in die Anordnungen des von Gott eingesetzten Arbeitgebers einzugreifen. Der theologische Hintergrund fehlt dieser Anschauung nicht; bei einer früheren Gelegenheit hat Herr von Stumm ausdrücklich gesagt, als „Christ" sei er nicht im Stande, sich mit seinen Arbeitern in Verhandlungen über die Arbeitsbedingungen einzulassen.

Diesen Standpunkt zur Geltung bringen, heißt die soziale Unzufriedenheit nähren. Es ist eine Thatsache, vor der Niemand sein Auge verschließen kann, daß für den Arbeiterstand es der wichtigste Theil seiner Bestrebungen geworden ist, die Gleichberechtigung mit dem Arbeitgeber durchzusetzen, sein Vereins- und Versammlungsrecht, seine Koalitionsfreiheit zu wahren und über die Arbeitsbedingungen kontraktlich zu verhandeln. Der Arbeiter zieht es vor, lieber zu darben als sich in die Stellung eines Hörigen zurückdrücken zu lassen. Einsichtige Arbeitgeber haben das längst eingesehen. Zu diesen einsichtigen Arbeitgebern hat sich in diesen Tagen sogar ein nationalliberaler Agrarier Freiherr von Heyl gesellt, den wir früher gewohnt waren mit Herrn von Stumm Hand in Hand gehen zu sehen.

So verkehrt der sozialpolitische Standpunkt des Freiherrn von Stumm auch ist, so einflußreich ist er in dieser Zeit, und wenn irgend ein Umstand uns veranlassen kann, mit Sorge auf die Entwicklung der sozialpolitischen Verhältnisse zu blicken, so ist es die Wahrscheinlichkeit, daß den Ansichten des Herrn von Stumm noch mehr Siege beschieden sein mögen.

Einen ganzen Tag hat dem Reichstage die Erörterung der Frage gekostet, welches die beste Methode sei, Vieh zu schlachten. Man sollte glauben, daß eine solche Frage eher vor eine Versammlung von Fleischern [als von Volksvertretern gehöre. Allein es handelte sich um die Absicht, das „Schächten" nach jüdischem Ritus zu verbieten, angeblich aus Thierfreundlichkeit, thatsächlich aus Judenhaß. Die Absicht ist vereitelt. Das Centrum erklärte, an eine frühere Aeußerung von Windthorst anknüpfend, man wolle das religiöse Gefühl der Juden schonen. Wir gestehen, daß unsere Toleranz soweit nicht gehen würde. Wenn wir die Ueberzeugung hätten, daß das Schächten eine gemeinschädliche Sitte sei, würden wir es verbieten, ohne Rücksicht darauf, wessen Gefühle es verletzt. Aber es liegt wohl auf der Hand, daß eine wirklich gemeinschädliche Sitte sich nicht unter der Maske einer Kultushandlung durch Jahrtausende erhalten haben würde. Das Schächten, in verständiger Weise ausgeführt, ist eine zweckmäßige Art, Thiere zu schlachten. Die Gegner der Thierquälerei haben Veranlassung, sich unter den Gewohnheiten der Jäger aufmerksamer umzusehen, als unter denen der Fleischer.

Die Reichsbankvorlage ist nach den Beschlüssen der Kommission angenommen.

Im Abgeordnetenhause lag ein Gesetzentwurf vor, welcher die Organisation der Gerichte in Berlin abändern will. Daß die Millionenstadt einer zweckmäßigen Gerichtsorganisation große Schwierigkeiten in den Weg stellt, ist unleugbar, und der gegenwärtige Zustand hat Mängel im Gefolge. Wir können nur wünschen, daß diese Frage nicht von Parteirücksichten getrübt wird, und daß man sich bemüht, auf allen Seiten das Zweckmäßige zu finden.

Die Kanalkommission ist eifrig an der Arbeit. Sachlich Neues bringt sie nicht heraus, aber die Chancen der Vorlage bessern sich täglich, seitdem Herr von Miquel sein Kanalherz entdeckt hat.

Proteus.

Lehr der Zweite.

Ich glaube keinem Widerspruche zu begegnen, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß der Reichstagsabgeordnete Dr. Lehr, der Generalsekretär des „Alldeutschen Verbandes“, keine glückliche Wahl als Mitglied jener Samoa-Kommission gewesen wäre, die jetzt unterwegs ist, um den Südseeinsulanern den Frieden zu bringen und die in Unordnung gekommenen Beziehungen zwischen den amerikanischen, britischen und deutschen Funktionären wieder einzurenken. Wer mir darin Recht gibt, kann eigentlich auch nicht in Abrede stellen, daß es ein Fehlgriff war, den Professor Karl v. Stengel in München zum deutschen Delegirten auf der Haager Friedenskonferenz zu ernennen.

Dieser Gelehrte, dessen wissenschaftliche Verdienste auf dem Gebiete des Völkerrechts bisher schwer erkennbar waren, hat vor einiger Zeit eine Broschüre: „Der ewige Friede“ erscheinen lassen, in der er die üblichen wohlfeilen Betrachtungen über die Unmöglichkeit einer Verwirklichung des Kant'schen Ideals zum Besten gibt. Die Broschüre selbst ist so ideenarm, daß keine Versuchung vorgelegen haben würde, auf dieselbe zu reagiren, wenn nicht der Verfasser dieses Opus zum deutschen Friedensdelegirten im Haag ernannt worden wäre. Mangels anderer Information nahm die öffentliche Meinung jedoch an, daß diese Broschüre den Befähigungsnachweis für die Mitgliedschaft der Haager Konferenz geliefert hätte. Die Glossen, die sich daran knüpften, trugen begreiflicherweise einen recht abfälligen Charakter; — aber daß Jemand eine insipide Broschüre schreibt, mag schließlich verziehen werden.

Inzwischen haben die Angriffe, denen Professor von Stengel ausgesetzt war, seiner Broschüre über den „ewigen Frieden“ zu einer zweiten Auflage verholfen, und er hat diese Gelegenheit benutzt, um eine politische Taktlosigkeit zu begehen, die ihn würdig macht, mit Herrn Lehr zusammen genannt zu werden.

Am 18. März d. J. hatte nämlich Herr v. Stengel in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ einen Artikel: „Die Friedensbewegung und die Militärvorlage“ veröffentlicht, der an chauvinistischer Trivialität mit den litterarischen Produkten des „Alldeutschen Verbandes“ vollauf zu rivalisiren vermag. Im Mittelpunkt dieses geistreichen Artikels steht folgender Satz:

„So wenig es gelingen wird, durch soziale Reformen die wirthschaftliche Noth und die Verbrechen unter den Menschen zu beseitigen, ebenso wenig wird es gelingen, zwischen den Staaten einen ewigen Friedenszustand herzustellen, da die Staaten eben auch aus Menschen, d. h. Wesen mit guten und schlechten Eigenschaften und widerstreitenden Interessen bestehen“.

Diesem Gallimathias zufolge müßte man wohl auch auf alle sozialen Reformen verzichten, weil man die wirthschaftliche Noth und die Verbrechen unter den Menschen doch nicht vollständig beseitigen kann. Daß es schon einen Fortschritt bedeutet, wenn man durch soziale Reformen die wirthschaftliche Noth, die man nicht völlig beseitigen kann, wenigstens theilweise zu lindern vermag; ja daß es selbst schon etwas bedeutet, nur nach der Linderung der wirthschaftlichen und moralischen Nöthe ernsthaft zu streben, scheint dem tiefen Denker bisher ebenso wenig wie das Verständniß dafür aufgegangen zu sein, daß die Friedensbewegung, indem sie eine Beseitigung der Kriege als ideales Ziel ins Auge faßt, praktisch für die Verminderung der Kriege und gegen die chauvinistische Verhetzung der Völker gegen einander arbeitet.

Der angezogene Artikel der „Münchener Neuesten Nachrichten“ beweist seinem ganzen Inhalt nach, daß Herr v. Stengel noch nicht über die ödesten Phrasen gegen Friedensvereine und Friedensbestrebungen hinausgekommen ist und daß er auch bei der Formulirung seiner Anschauungen Geschick und Geschmack in gleicher Weise vermissen läßt. Er schloß jenen Artikel mit den Worten:

„Würde man sich in Deutschland stets zuerst fragen, was dem Vaterlande frommt, und sich dann erst den Luxus kosmopolitischer Träumerei und Duselei gestatten, so hätte man an Stelle der Friedensbewegung eine Bewegung ins Werk gesetzt, um den Reichstag zu veranlassen, in der Frage der Stärkung der deutschen Wehrkraft jede kleinliche Rücksicht bei Seite zu setzen“.

Der Stil, wie man sieht, des richtigen Hurrah Patrioten.

Es ist nicht festgestellt, ob Herr Professor v. Stengel, als er die Friedensbewegung mit der Bezeichnung „kosmopolitische Träumerei und Duselei“ belegte, bereits seine Ernennung als deutscher Delegirter für die Haager Friedenskonferenz in der Tasche hatte; sicher dagegen ist, daß seine Ernennung zum Friedensdelegirten aller Welt bekannt war, als er jenen Artikel der „Münchener Neuesten Nachrichten“ vom 18. März als Nachtrag zu der zweiten Auflage seiner Broschüre über den „ewigen Frieden“ erneut publizirte. Da der Artikel durch seinen Gedankenreichthum die Reproduktion gewiß nicht herausfordert, so können es nur die Kraftworte, mit denen die Friedensbewegung in jenem Artikel bedacht worden ist, gewesen sein, die den Herrn Friedensdelegirten bewogen haben, der Welt aufs neue jenen Artikel unter die Augen zu bringen.

Nun mag man an die Eigenschaften eines Delegirten für eine diplomatische Konferenz auch einen noch so bescheidenen Maßstab, was Wissen und Befähigung betrifft, legen, das wird man wenigstens von ihm verlangen müssen, daß er ein klein wenig internationalen Takt besitzt. Was würde man von einem Manne sagen, der in einem anständigen Hause als Gast geladen ist, der die Einladung annimmt und der dann nichts Eiligeres zu thun hat, als allerlei plumpe Witze über die Veranstaltung zu machen, an der er demnächst selber Theil zu nehmen gedenkt?! Herr v. Stengel hat sich dieses Vergehens gegen den guten Geschmack aber mit aufdringlicher Absichtlichkeit schuldig gemacht, indem er ein ganz minderwerthiges Produkt der Tagespresse nochmals, gleichsam triumphirend, der staunenden Welt zur Kenntniß brachte.

Quaeritur: Ist ein solcher Mann der geeignete Vertreter Deutschlands auf der Friedenskonferenz im Haag? Ich verstehe es durchaus, daß man den Verhandlungen dieser Konferenz skeptisch gegenübertritt; man kann auch davon überzeugt sein, daß bei der Sache nicht viel herauskommen wird: aber das ist man doch den Anregern der Idee schuldig, daß man nicht gleichsam wie zum Hohn ihr Delegirte schickt, die es sich zur besondern Aufgabe machen, den Grundgedanken der ganzen Konferenz als eine internationale Kinderei zu behandeln. Die Reichsregierung hat Herrn v. Stengel augenscheinlich, als sie ihn mit einem Mandat für die Haager Friedenskonferenz betraute, nicht ausreichend gekannt; er hat rasch das Seinige gethan, um deutlich zu erweisen, wie ungeeignet er zur Ausübung des ihm übertragenen Mandats ist. Die Reichsregierung kann sehr leicht ein Dutzend und mehr deutsche Professoren finden die auch wissenschaftlich besser qualifizirt sind, als Herr v. Stengel. Warum will man den Herrn seiner Lehrthätigkeit an der Universität München entziehen, um ihn an Verhandlungen Theil nehmen zu lassen, deren Ernst er in keiner Weise anerkennt? Das Opfer, das er zu bringen bereit ist, indem er an Verhandlungen Theil nimmt, denen er die ausgesprochenste Abneigung entgegenträgt, kann man ihm, sollte ich meinen, ersparen; man könnte ihn ja dadurch entschädigen, daß man ihn zum Ehrenmitgliede des „Alldeutschen Verbandes“ macht.

Th. Barth.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Eine neue Aera der Duelle.

Die beiden Dienstmänner, die kürzlich in Bonn nach allen Regeln des Ehrenkodex ein Pistolenduell ausfochten, weil nur durch einen ritterlichen Zweikampf die Ehre des Beleidigten hergestellt werden konnte, haben mehr zur Entwurzelung des Duells beigetragen, als Jurisprudenz und Philosophie zusammen genommen. Ein Dutzend ähnlicher Zweikämpfe und das Duell ist todt. Gegen Strafgesetzparagraphen, Bibelworte, Thränen und Flüche kann es sich behaupten, aber herzhaftes Gelächter kann es nicht überstehen. Sobald die Köchinnen anfingen, Krinolinen zu tragen, war es mit dieser Mode aus. Sobald Dienstmänner, Friseure und Schlächtergesellen mit Sekundanten und einem Unparteiischen vor die Stadt rücken, und statt mit Ziegenhainern und Fäusten mit Schwert und Schießgewehr ihre Ehre repariren, so erhält auch die Duellmode einen tödtlichen Stoß. Ohne Exklusivität kein Duell. Die Exklusivität unterscheidet eben das Duell von jeder anderen Art der Prügelei.

Die satisfaktionsfähigen Dienstmänner in Bonn haben aber obendrein nicht nur als „Männer von Ehre", sondern auch als Männer von Klugheit gehandelt. Ein Moment, das sie wohl erwogen, war die gelindere Strafe, die jeden von ihnen treffen würde, wenn sie abgefaßt werden sollten. Hätten sie sich mit handfesten Knüppeln die Knochen entzwei geschlagen, so lag eine ganz gemeine Körperverletzung vor, der Staatsanwalt hätte eine Rede voller sittlicher Entrüstung über die „zunehmende Verrohung" in den unteren Ständen gehalten und eine exemplarische Gefängnißstrafe beantragt. Auf das hohe Gericht hätten die Ermahnungen des Staatsanwalts sicher tiefen Eindruck gemacht. Die „gemeinen" Verbrecher hätten eine empfindliche Gefängnißstrafe besehen, die staatserhaltende Presse hätte ihr Haupt verhüllt, und der Kriminalstatistiker hätte die Liste der Rohheitsverbrechen um eine neue Nummer erweitert. — Wie ganz anders stehen dagegen die „ritterlichen" Dienstmänner da. Ganz abgesehen davon, daß eine solenne Prügelei, bei der Holz vom Fichtenstamme zur Verwendung kommt, im Allgemeinen gefährlicher ist, als ein Duell mit tödtlichen Waffen, können sie auch dem irdischen Richter ganz anders gegenübertreten. Sie haben den Anspruch auf noble kriminalistische Behandlung. Statt Gefängniß gibt es Festung mit Aussicht auf demnächstige Begnadigung.

Die wegen Zweikampfs auf die Festung gesandten Dienstmänner — welch ein Stoff für Dichter und Musiker! Dagegen verblaßt selbst die „Fledermaus". Die satisfaktionsfähigen Dienstmänner mit ihren Schicksalsgenossen aus höheren Sphären auf der Festung zusammen über Ehre philosophirend, das könnte Einen mit der ganzen Institution des Duells aussöhnen.

Dienstmännern, die sich im ritterlichen Kampf bewährt haben, darf man natürlich nicht zumuthen, auf der Festung gemeine Arbeit zu verrichten. Es wäre geradezu Tusch, wollte etwa einer der andern verurtheilten Duellanten ihnen zumuthen, Bier zu holen. Eine solche Beleidigung könnte abermals nur durch Blut gesühnt werden.

Aber noch eine andere Perspektive eröffnet sich Angesichts des Bonner Duells der Dienstmänner. Das zarte Ehrgefühl der Dienstmänner, das ihnen gebietet, sich unter einander zu duelliren, muß sich doch auch im Verkehr mit dem Publikum Luft machen. Wer sich also in Zukunft unterstehen sollte, einem ehrliebenden Dienstmann ein gemeines Trinkgeld — statt eines anständigen Honorars — anzubieten, der muß riskiren, vor die Klinge oder die Pistole gefordert zu werden; und wenn er der ehrenvollen Aufforderung keine Folge leistet, so wird er von den Dienstmännern ganz einfach „in Versch . . ." erklärt. Man sieht, wie diese Demokratisirung des Duells geeignet ist, den Ehrbegriff in der gesammten Bevölkerung nach allen Richtungen hin zu verfeinern.

Junius.

Heinrich Kiepert.

Am 21. April schloß ein deutscher Gelehrter die Augen, dessen Name in den weitesten Kreisen des In- und Auslandes als der eines Altmeisters der Kartographie bekannt genug war. Als Heinrich Kiepert vor dreiviertel Jahren seinen achtzigsten Geburtstag feierte, nahm die ganze wissenschaftliche Welt an einem so seltenen und frohen Ereigniß Theil, und eine stattliche Festschrift, zu welcher befreundete und von ihm angeregte Forscher Beiträge geliefert hatten, wird das Andenken jenes Jubiläums fernen Geschlechtern übermitteln helfen. Allein der Gefeierte vermochte an der um ihn sich regenden Freude kaum mehr recht theilzunehmen, denn auch bei ihm, dem lange standhaft Widerstrebenden, hatten sich die Beschwerden des Alters eingestellt, und sein Ende kam deshalb nicht mehr überraschend. Er hat im vollen Wortsinne ausgelebt, und auf ein selten arbeits- und erfolgreiches Leben durfte er zurückblicken. Unser Nekrolog kann nicht darauf abzielen, die so zahlreichen Leistungen des Dahingeschiedenen im Einzelnen zu verfolgen; es kann vielmehr lediglich darauf ankommen, von dem eigentlichen Wesen seiner Thätigkeit und von seiner Stellung im Gesammtgebiete der Wissenschaft ein möglichst übersichtliches Bild zu entwerfen.

Geboren am 31. Juli 1818 in Berlin, hatte Kiepert das Glück, während seiner ganzen, an der heimischen Hochschule verbrachten Studienzeit den Unterricht C. Ritters genießen zu dürfen, des ersten deutschen akademischen Lehrers, der die bis dahin zum aschenbrödelhaften Anhängsel der Geschichte und Statistik erniedrigte Erdkunde im großen Stile behandelte und dadurch einen mächtigen Einfluß auf Alle ausübte, die mit ihm in Berührung kamen. Durch Ritter wurde der junge Mann veranlaßt, der ausübenden Kartographie sein Interesse zuzuwenden, und bei seinem ersten einschlägigen Werke (Atlas von Hellas und den hellenischen Kolonien, Berlin 1840—46; 2. Ausgabe, 1870) hat der Meister auch seine direkte Mitwirkung geliehen. Allein nicht bloß die Geographie als solche fesselte den Jüngling, sondern historische und sprachliche Studien hatten nicht minder großen Reiz für ihn, und so eignete er sich auch allmählich eine selten umfassende philologische Bildung an. Durch diese beiden Impulse, die recht wohl im gleichen Sinne wirken können, wurde Kiepert's Laufbahn bestimmt, denn wenn wir deren Wesen mit wenigen Worten kennzeichnen wollen, so müssen wir sagen: Ebenso, wie er einer der ersten Kartographen Deutschlands war, so stand er auf der andern Seite unerreicht da als Vertreter eines Wissenszweiges, den man archäologische Geographie nennen könnte. Man wird es also nur begreiflich finden, daß der Staat eine solche Kraft zu verwerthen bestrebt war, nachdem er sich wieder in deren Besitz gesetzt hatte. Von 1845—52 leitete Kiepert das Geographische Institut in Weimar, und schon 1853 wurde er Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften, deren Angehörigen bekanntlich auch das Recht zusteht, Vorlesungen an der Universität zu halten. Bald jedoch sollte er zu dieser noch in ein näheres Verhältniß treten, denn 1859 wurde er zum außerordentlichen Professor der Geographie ernannt. Das Ordinariat erhielt er im Jahre 1874, hat es also immerhin noch ein volles Vierteljahrhundert bekleidet.

Unter den deutschen Geographen behauptete Kiepert seinen eigenen Platz, wie dies naturgemäß durch die Verhältnisse bedingt war, welche ihm den Weg zum Lehrstuhle

gebahnt hatten. Als er Professor wurde und die Nachfolgerschaft Ritter's übernahm, gab es nur an zwei anderen Universitäten ordentliche Lehrer seines Faches: in Göttingen und in Wien. Allein Wappaeus, der an ersterem Orte wirkte, und dessen Studien zur Geschichte der Erdkunde — vorab des Entdeckungszeitalters — einen bleibenden Werth besitzen, hatte noch den zweiten Lehrauftrag für Statistik, und schon dieser nahm ihn derart in Anspruch, daß sein unmittelbarer Lehreinfluß sich nicht voll äußern konnte. In Wien war seit 1851 Friedrich Simony angestellt, der, ganz auf sich selbst angewiesen, die ihm übertragene Wissenschaft wesentlich unter dem naturwissenschaftlichen Gesichtspunkte auffaßte und dadurch, ohne in seiner Bescheidenheit dies anzustreben, jene geographische Richtung inaugurirte, welche heutigen Tags als die vorwiegende betrachtet werden darf. Man sieht, zwischen den drei Professoren fehlte noch das einigende Band, welches man später zwischen den einzelnen Zweigen der Lehre von der Erde zu schlingen gelernt hat, und jeder arbeitete ausschließlich in dem Bereiche, den er sich selbst geschaffen und abgegrenzt hatte. Mit dem Jahre 1871, mit der Berufung Oskar Peschel's nach Leipzig, nimmt die moderne Epoche der Hochschulgeographie ihren Anfang, und zu letzterer hat Kiepert keine näheren Beziehungen gesucht. Es ist das in sich wohl verständlich, denn er war sich selbst genug, und da die junge Disziplin in ihrer Sturm- und Drangzeit gelegentlich wohl auch unberechtigte Uebergriffe in Grenzgebiete machte, so begreift man wohl, daß ein Gelehrter von reifem Alter und abgeklärter Denkweise den „Modernen" zurückhaltend gegenüberstand. Aber diese selbst lernten sehr bald die eigenartige Bedeutung eines Kiepert würdigen, und gerade in neuester Zeit finden sich auch mehr und mehr Geographen, welche in enger Verbindung geographischen und antiquarischen Wissens und Forschens sich sehr nahe an Kiepert anschließen, wenn sie daneben freilich auch vielfach der hochwichtigen empirisch-exakten Seite ihrer Wissenschaft deren Recht angedeihen lassen. Wenn wir die Namen J. Partsch, Sieglin, E. Oberhummer, Kretschmer nennen, so haben wir damit den Sachverhalt ausreichend charakterisirt. Und so durfte der Verewigte auch gewiß sein, daß eine stattliche Anzahl ehemaliger Schüler sich mit Freude und Stolz in dieser ihrer Eigenschaft fühlte.

Von allen Ländern des antiken Kulturkreises übte Vorderasien auf Kiepert den größten Reiz aus. Klarer als irgend ein anderer erkannte er, daß dieses dem Europäer scheinbar vor der Thüre gelegene und in der griechisch-römischen Zeit im Vordergrunde hellenischer und hellenistischer Civilisation stehende Land sich noch in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts, geographisch betrachtet, in einem Zustande greulichster Verwahrlosung befand und geradezu eine Terra incognita für Den darstellte, der sich nicht mit der Bereisung des äußersten Küstensaumes begnügen wollte. Was er für die Kenntniß der Halbinsel gethan, ist unermeßlich, denn in der Hauptsache doch ihm verdankt man es, wenn es gegenwärtig nur noch wenige und kleine Bezirke dortselbst gibt, die der eigentlichen Mappirung entbehren. Nicht weniger denn viermal hat er im westlichen Kleinasien selbst ausgedehnte Reisen unternommen, zuletzt noch 1888 als angehender Siebziger, und damals waren die Wüsteneien des früher so reich gesegneten Landes noch nicht so leicht zu durchwandern, wie in unseren Tagen. Aber auch andere hat er zu gleichem Thun angefeuert, wozu ihm seit 1881 seine Berufung in die Centralleitung des archäologischen Institutes zu Berlin vielfachen Anlaß bot, und wer sich für sein geographisches Schoßkind interessirte, wer ihn um Rath und Hilfe behufs einer projektirten eigenen Reise anging, der durfte sich versichert halten, daß ihm reiche Belehrung zu Theil wurde. Erst vor wenigen Jahren ist dies noch einmal recht deutlich in die Erscheinung getreten, als der alte Herr die Forschungsreise, welche R. Oberhummer und Dr. Zimmerer nach Kappadokien zu unternehmen gedachten, warm begrüßte und [illegible] förderte. Aus dem vor Kurzem erschienenen [illegible] und aus den eigenen Erklärungen der beiden Verfasser geht hervor, wie lebhaft der Antheil war, den Kiepert an diesem Vorstoße in eine der noch am wenigsten bekannten Provinzen seines geistigen Dominiums nahm.

So erschienen denn, aus seiner Hand hervorgegangen, mehrere kleinasiatische und die gesammte Türkei behandelnde Kartenwerke, in deren einzelnen Ausgaben sich der stetige Fortschritt wissenschaftlichen Erkennens und technischen Könnens offenbart (Karte von Kleinasien, 1843—45; Karte des osmanischen Reiches in Asien, 1844, 2. Aufl. 1869; **Nouvelle carte générale des provinces asiatiques de l'Empire Ottoman**, 1884, 2. Aufl. 1892; Spezialkarte vom westlichen Kleinasien, 1890—92). Die Geographie des Alterthums überhaupt wurde in verschiedenen Büchern (Leitfaden der alten Geographie, Berlin 1879, in mehrere neuere Sprachen übersetzt; Lehrbuch der alten Geographie, ebenda 1879) und Kartensammlungen (Historisch-geographischer Atlas der Alten Welt, Weimar 1848, mehrfach neu aufgelegt; **Atlas antiquus**, Berlin 1854, in die meisten Kultursprachen übertragen; **Formae orbis antiqui**, Berlin 1894, leider nur in erster Lieferung erschienen) für Unterrichtszwecke bearbeitet. Daneben gingen kartographische Arbeiten her, welche entweder den Werken anderer Autoren als Begleitgabe dienen oder dem großen Publikum als Handkarte, dem Gelehrten als Hilfsmittel bei seinen Studien dienen sollten. So setzte Kiepert den von Mahlmann begonnenen Atlas fort, durch den Ritter's klassisches „Asien" erst seinen vollen Zweck erreichen konnte; so illustrirte er kartistisch Mommsens „**Corpus inscriptionum latinarum**"; hierher gehören auch die „Karte der Kaukasusländer" (Berlin 1854), die „Wandkarte von Palästina in acht Blättern" (ebenda 1857), die vierblättrige „Karte von Armenien und Kurdistan" (ebenda 1858). Zur „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde", wie zu der als Fortsetzung jener anzusehenden „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" lieferte Kiepert viele Beigaben. Seinen Ruf in der Oeffentlichkeit begründete in erster Linie der große „Neue Handatlas über alle Theile der Erde" (Berlin 1855; dritte Auflage 1893), und auch kleinere Schulatlanten — darunter sogar einer mit neugriechischem Texte — sind von ihm herausgegeben worden, durchweg in trefflicher künstlerischer Ausführung. Desgleichen hat die wohlbekannte geographische Firma D. Reimer (Vohsen) mehrere Globen Kiepert's publizirt.

Seine schriftstellerischen Studien überließ Kiepert zumeist der Berliner Akademie, und deren Sitzungsberichte (früher Monatsberichte) enthalten werthvolle Abhandlungen von ihm, welche sich mehrentheils auf altorientalische Topographie und Länderkunde beziehen. Besondere Erwähnung verdient der wahrscheinlich geglückte Versuch, die Herkunft der für die mittelalterliche Ethnographie geradezu fundamentalen Völkermythe von Gog und Magog genau zu ermitteln. Für die „Deutsche Litteraturzeitung" schrieb Kiepert zum öfteren Rezensionen. —

Nicht verschwiegen darf bleiben, daß der Sohn des berühmten Kartographen, daß Richard Kiepert (geb. 1846) ganz in die Fußtapfen des Vaters getreten ist und sich sowohl durch eine Reihe von Kartenwerken und Einzelkarten, wie auch durch seine Redaktion der Zeitschrift „Globus" (1875—1887) bei den Fachleuten einen geachteten Namen erworben hat. Mit Befriedigung konstatirt man dieses Fortleben eines berühmten Namens, dessen erster Träger, wie auch in der Zukunft die Ansichten über Ziel, Aufgabe und Methode der Erdkunde schwanken mögen, als einer der führenden Geister in verdienter, hoher Ehre verbleiben wird.

München.

S. Günther.

Neue Lyrik.

II.

Die Analyse des erregenden Moments ist das Hauptmittel, fast das Hauptziel einer ganzen Dichtergruppe, die im Wesentlichen (neben Vertretern älterer Richtungen wie G. Falke) in der geschmackvollen und auch äußerlich trefflich ausgestatteten Anthologie von Gemmel („die Perlenschnur" 1898) vereint sind — eine Sammlung, durch die der gerade um die junge Lyrik aufopfernd bemühte hiesige Verlag von Schuster und Löffler der Litteraturgeschichte, aber auch den Liebhabern, die von so viel Einzelausgaben nicht Notiz nehmen können, einen wirklichen Dienst geleistet hat.

Arno Holz und sein Zwilling Johannes Schlaf (geb. 1862) gehen voran. Sie stehen unter dem Einfluß spintisirender Doktrin, zugleich aber auch unter dem einer mächtigen Persönlichkeit: des Amerikaners Walt Whitman, den vor Jahrzehnten Freiligrath mit einer antheilvollen Besprechung und prächtigen Uebersetzungsproben bei uns einführte, der aber erst jetzt auf die neuere Produktion zu wirken begann. Schlaf hat einen geistreichen Aufsatz über ihn geschrieben (abgedruckt in der Sammlung von Joh. Schlaf: Walt Whitman, Lyrik des Chat noir, Paul Verlaine 1897)... „Der amerikanische Puritaner ist eine Art lyrischer Protestant: zu den Quellen drängt es ihn zurückzugehen, in einfacher, volksthümlicher Sprache das Evangelium des Vaters zu predigen. Formlos fügt sich Eindruck an Eindruck, wie er ihn wahrnimmt, wenn er im Gras liegend um sich blickt. Isolirte Sätze, ein wenig dem Bibelton angenähert; strengste Vermeidung alles herkömmlichen poetischen Schmuckes: wie in der Kirche der Reformirten soll das Wort allein mit seinem Inhalt wirken. Kein Bilderdienst! Kein Weihrauch! Nur in der Zusammenfügung der Rhythmen ein dröhnender Orgelklang:

I.

Als mühevoll ich schritt durch Virginia's Wälder,
Zum Getön raschelnden Laubs, das mit Füßen ich trat, — denn im Herbst war's, —
Sah am Fuß eines Baum's ich das Grab eines Krieger's;
Tödtlich verwundet er, — auf dem Rückzug begraben, — leicht Alles begriff ich;
Der Halt einer Mittagstunde, — als: Auf, keine Zeit zu verlieren! Dies Zeichen doch blieb,
Gekritzt auf ein Täflein und genagelt an den Baum über'm Grabe:
Kühn, treu, vorsichtig, und mein lieber Kamerad.

II.

Lang, lange sinn' ich, — schreite zu meines Wegs dann;
Viel wechselnder Zeit, viel wechselnden Leben entgegen
Doch oft, durch Leben und Zeit, jählings, — allein oder im Gewühl des Markts, —
Kommt vor's Aug' mir jenes Soldatengrab, kommt die rauhe Schrift mir in Wäldern Virginia's:
Kühn, treu, vorsichtig, und mein lieber Kamerad."

Das war noch fremdartig, als es erschien; fast zaghaft befürwortet es der tapfere Freiligrath selbst: „Sind das Verse? Die Zeilen sind wie Verse abgesetzt, aber Verse sind es nicht. Kein Metrum, kein Reim, keine Strophen. Rhythmische Prosa, Streckverse. Auf den ersten Anblick rauh, ungefüg, formlos; aber dennoch, für ein feineres Ohr, des Wohllauts nicht ermangelnd. Die Sprache schlicht, derb, geradezu, alles Ding beim rechten Namen nennend, vor nichts zurückschreckend, manchmal dunkel. Der Ton rhapsodisch, prophetenhaft, oft ungleich, das Erhabene mit dem Gewöhnlichen, bis zur Geschmacklosigkeit sogar, vermischend. Er erinnert uns zuweilen bei aller sonstigen Verschiedenheit, an unseren Hamann oder an Carlyle's Orakelweisheit oder an die „Paroles d'un Croyant". Aus allem heraus klingt die Bibel — ihre Sprache, nicht ihr Glaube".

Ein solches Erneuern der Lyrik durch ein Rückgreifen auf ihre ältesten, ursprünglichsten Formen hat der Amerikaner zuerst energisch durchgeführt; aber viel früher schon hatte man vereinzelte Versuche in dieser Richtung gewagt. In dem „leidenschaftlichen Halbunsinn" von „Wanderers Sturmlied" warf Goethe so die Begriffe hin, formlos, wie sie ihm sich aufdrängten:

Weh! weh! Innere Wärme,
Seelenwärme,
Mittelpunkt!

Später dachte ein so feiner Lyriker wie Lenau daran, diese Skizzendichtung zu einer eigenen Gattung auszubilden. „Was hält meine liebe Freundin von folgender Idee", schreibt er (am 8. Juni 1832) an Emilie Reinbeck. „Einzelne Züge der Natur, wie sie uns vorliegen, ohne Versifikation, ohne Ausführung ins Genaue, bloß nebeneinander hingeworfen, gleichsam in poetischer Situationszeichnung, z. B.: ‚Abend; — grüne Wiese, — zerstreute Weidenbäume, — Unkenruf im Sumpfe, — grauer Himmel, — es regt sich kein Lüftchen, — immer tieferes Dunkel, — ein verlorener Freund'. Ließe sich nicht eine Reihe solcher Skizzen mit Wirkung durchführen?" In der That — eben dies haben in ihren „Gedichten in Prosa" Whitman und seine deutschen Nachahmer wie Holz und Schlaf, Ernst, Anna Croissant-Rust, versucht. Im Prinzip ist es nicht anders, als jenes formlose Ausschreien der herrschenden Eindrücke, das an der Bahre des gefallenen Negerhäuptlings oder beim Ausziehen einer Indianertruppe in den Krieg ertönt; und eben in der gesuchten Schlichtheit, die mit der Verfeinerung der Eindrücke selbst, mit der raffinirten Auswahl der Suggestionen so merkwürdig kontrastirt, liegt die eigenthümliche Wirkung dieser „Suggestionspoesie".

Johannes Schlaf („Frühling" 1896) und Arno Holz („Phantasus" 1898) führen die neue Technik bei uns ein. Ganz Whitman ist schon folgendes zeitgemäße „Gedicht" von Holz:

Ich öffne ein kleines Gitter.
Die Märzgefallenen.
Ueber den Weg, durch welkes Laub, hüpfen Schwarzdrosseln
um verwitternde Kreuze im Sonnenlicht spielen glitzernde Fäden.
In einer Ecke
— der Epheu blinkt, ich bücke mich —
auf einem Stein, liegen Rosen.
Dünne Ranken, graues Moos und Thautropfen,
Die alten Buchstaben sind kaum mehr zu lesen.
Mit Mühe nur entziffre ich:
„Ein . . un — . . . be . . kann . . ter . . . Mann."

Man sieht: hier ist alles aufgelöst: der Eindruck der Sinne, die psychologische Wirkung, die Form. Für jeden Einzeleindruck sind knapp die bezeichnendsten Worte gesucht. Wirkung wird erwartet von der Gruppirung des Ganzen, deren innere Krystallisation, etwas spielerisch, typographisch angedeutet wird, wie in einem „carmen figuratum" der lateinischen Verfallzeit die Verse ein Kreuz oder sonst eine Figur bilden.

Holz und Schlaf suchen immerhin noch Momente auf, die hergebrachter Maßen lyrische Gefühlsassoziationen erwecken. Paul Ernst (geb. 1866: „Polymeter" 1898) geht weiter. Für ihn genügt jedes beliebige Bild; einer feinfühligen Natur, scheint er zu meinen, erweckt alles eine nachfühlende Erregung.

Wie sie gegen das Fenster sitzt!
Die Augen mit den langen Wimpern auf die Arbeit gesenkt.
Halb ärgerlich; sie merkt, daß ich sie anstarre.
Vom Scheitel stehn ein paar ganz feine Härchen in die Höhe und leuchten.

Fertig! Ein so feiner Aesthetiker, wie der Philosoph Simmel, hat diese „Polymeter" mit lebhafter Sympathie bewillkommnet. Er entdeckte in dieser neuen Richtung eine Art von poetischem Pantheismus, eine Versenkung in die Natur, der jede, auch die kleinste Erscheinung, jede, auch die vorübergehendste Bekundung des Lebens göttlich werthvoll sei als ein Zeugniß der allwesenden Gott-Natur selber. Ich vermag diese Auffassung nicht zu theilen. Wie mir

scheint, fängt der Begriff der Poesie zu allen Zeiten und überall erst mit der Werthsetzung unter den Erscheinungen an. Erst dann gibt es Poesie, wenn bestimmte Thaten, Ereignisse, Erfahrungen eines lebhaft mitfühlenden Urtheils bei den Hörern gewiß sind, wie es durch beliebige andere Dinge nicht erweckt wird. Irgendwie, in Stoffwahl oder Formgebung der Auffassung, muß ein Unterscheiden gewöhnlicher Rede vorliegen, um die Ansprüche auf das Mitklingen unseres Gemüths zu rechtfertigen. Die einfache klare und gut geordnete Mittheilung bleibt uns Prosa. Die tüftelnde neueste Kunst scheint uns hier in die alten Abwege jener „unmittelbaren Poesie" zurückzugleiten, die schon Arnold Ruge in seiner Parodie Tieck's so köstlich verspottet:

Hochgeehrter Herr Hofrath!
Dieser unmittelbaren Lyrik,
Das verzeihen Sie gütigst, weiß ich
Mit dem besten Willen,
Sowohl in alter als in neuer Poesie,
Nichts zur Seite zu stellen,
Als etwa diesen
Schwachen Versuch einer freien Nachbildung.

Wo eine starke, lyrisch bewegte Empfindung hinter diesen formlosen Skizzen steht, wie bei Alfred Mombert („Tag und Nacht" 1894, „Der Glühende" 1896, „Die Schöpfung" 1898), da wird freilich zuweilen die Wirkung stürmischer Rhapsodien erreicht, wie etwa in den „Hymnen an die Nacht" von Novalis.

Mombert träumt sich in eine gewisse Gesammtstimmung, die den Generalnenner für die einzelnen Empfindungen abgiebt: ein Todkranker phantasirt im Fieber („Der Glühende") ein Wahnsinniger fühlt sich als weltenschöpfender Gott („Die Schöpfung"). Durch diese krankhafte Grundstimmung wird von vornherein ein poetisirendes Element in die Rhapsodien getragen, und gesucht prosaische Stücke, die eingeschoben sind, helle Momente gleichsam des Fiebernden, dienen nur dazu, den psychologischen Prozeß anschaulich zu machen: sie liefern uns die Bausteine, aus denen Dichtertraum (wie in Grillparzer's „Traum ein Leben" oder in G. Hauptmann's „Hannele") seine Zauberwelt erbaut. — Mombert gelingen so starke Wirkungen. Die grinsenden Ungeheuer Callot's und Goya's umtanzen uns, aber durch die Einheit der psychologischen Basis sind sie ihrer Willkür beraubt; nothwendig stehen sie neben farbenglühenden Zaubergestalten aus dem Reich Böcklin's. An bildende Kunst wird man überhaupt fortwährend erinnert: an des Norwegers Edward Munch Bemühung, die Visionen krankhaft erregter Gehirne auf die Leinwand zu zeichnen, an die zusammenhanglosen Farbenarrangements japanischer Kunst:

Mein Vater,
blau Meer jauchzt am braunen Felsleib
silbern auf! Weißmöven flattern
klatschend um, trunkne Kähne schleudern
grüner Brust schwarze Menschenhäupter an.

Grün und roth sind seine Lieblingsfarben, weil sie besonders suggestiv sind. Eindrücke sind ihm Alles. Die Sprache ist ihm zu fest gefügt, zu stark mechanisirt; „aus dem Qualm der Sprache kehrt ich zurück, um nie mehr zu sprechen". Einzelne Worte mit der Unerschöpflichkeit der durch sie erweckten Vorstellungen berauschen ihn: „Gott. — Und die Träume. . . . Er schwelgt in der Schönheit dieser Worte."

Eine barbarische Unkunst, die die Einzeleindrücke wild nebeneinander hinwirft, und eine überfeine Kunst des Abtönens wechseln ab. Wie gelegentliche Göttergaben schneien Reime oder Strophenformen hinein. Ein individueller Stil ist nicht zu verkennen; aber sein Recht besteht nur unter den krankhaften Voraussetzungen dieser Cyklen von Hallucinationen.

Des gesuchten Konflikts von Formkünstelei und Formlosigkeit müde, kehrte selbst für solche Fälle Julius Hart (geb. 1859: „Stimmen in der Nacht" 1898) an der anspruchsloseren Form der bewegten Prosa zurück. Denn Gedichte sind jene „Polymeter" Ernst's und ihres Gleichen nun einmal nicht. Novalis' Hymnen sind es, trotzdem sie fortlaufend gedruckt sind, weil sie eine reine Zustandsschilderung bringen. Aber Holz, Schlaf, Ernst bleiben in der Wiedergabe des erregenden Moments stecken. Diesem haben sie so viel Sorgfalt zugewandt, so viel fein analysirende Arbeit, daß sie zu der Hauptsache nicht mehr fähig sind: sie können den so erregten Zustand nicht „Dauer verleihen". Er verflattert, wie ein beliebiger realer Eindruck, den ich hatte, als ich zum Fenster hineinsah und dort ein nähendes Mädchen sah. Diese „Gedichte" sind nur lyrische Einleitungen, Expositionsscenen, denen kein Drama folgt — fast möcht ich sagen Rahmen um weiße Leinwand. Auch der Rahmen kann fein gearbeitet sein, gewiß; aber ihn anzufertigen, bleibt Kunstgewerbe.

R. Dehmel (geb. 1863: „Erlösungen" 1891 „Aber die Liebe" 1893 „Lebensblätter" 1895 „Weib und Welt" 1896) versuchte, dieser realistisch-analysirenden Richtung das spezifische Gewicht wiederzugeben, das ihr abhanden gekommen war. Leider besaß diese grüblerische, immer mit sich selbst beschäftigte Natur ein viel zu geringes Talent zum poetischen Erlebniß. Die erregenden Momente, die jene Andern selbstzufrieden hinschrieben, um dann zu Neuem überzugehen, beschäftigten ihn intensiver; aber fast immer löten sie nicht Stimmungen aus, sondern Reflexionen. Es gelingt ihm wohl einmal ein echt lyrisches Gedicht („Aus banger Brust"); aber in der Regel tastet er sich mühsam an der Krücke der Reflexion weiter. Da er selbst fühlt, wie unpoetisch diese Stücke wirken, hilft er sich mit gewissen äußerlichen Mitteln gewaltsamer Poetisirung: er treibt die typographische Künstelei auf den Gipfel, er bringt allerlei verzwickte Reimkünste an, er wirft lautsymbolische Silben in die Masse: „dagloni gleia glühlala". Vor allem aber muß das alte Hauptmittel aller Dichter, die es nicht zum poetischen Schauen bringen, herhalten: ein mühsamer, absichtvoller Symbolismus. Da der Autor die thatsächlich erregenden Momente nicht in Poesie aufzulösen versteht, so hängt er ihnen ein Glockenwerk geheimnißvoller Beziehungen und dunkler Ahnungen an, das ihre nüchterne Thatsächlichkeit übertäuben soll.

Welch ein Abstand zwischen dieser auf Schrauben gehenden angestrengten Götterähnlichkeit und der naiven Frische eines Liliencron! Und dennoch sind sie Freunde, machen sich in ehrlicher Bewunderung den Hof, sind jeder über des andern Kritiker entrüstet. Die lebhafte Freude an Anderer Werk, die bei Liliencron zu dem ganzen Typus gehört, überrascht fast bei dem einsamen Grübler Dehmel, den seine Anbeter in den Größenwahn hineinzuräuchern suchen; aber in dem wahrhaft begeisterten Brief, den er über Schlaf's „Frühling" an den Dichter-Redakteur Bierbaum schrieb, erkennen wir dieselbe Neigung zur Analyse des Gesammteindrucks, wie in seinen Gedichten. Da macht eben der höchst liebenswürdige Freundschaftsenthusiasmus aus jedem einzelnen Faktor der Wirkung einen neuen Ruhmestitel, so daß schließlich Schlaf's Anwartschaft auf unbegrenztes Lob ins Fabelhafte wächst. Es wäre überhaupt unrecht, an der künstlerischen Ehrlichkeit und dem sachlichen Ernst Dehmel's einen Augenblick auch nur zu zweifeln. Er ist kein Charlatan, wie die Vertreter des „dunkeln Stils" in Verfallperioden es so oft waren, sondern nur ein mäßiges Talent mit übermäßigem Ehrgeiz, das leider immer mehr in falsche Ansprüche und falsche Tricks verstrickt wird. „So spricht der arme Abdullah, dem der Herr gnädig sei; Allah weiß es besser".

Die Zerspaltung in schnell sich folgende Augenblicksbilderchen hat also einstweilen über Liliencron nicht hinausgeführt, sondern hinter ihn zurück zu den stammelnden Prophetenkünsten der Romantik, die auch schon für Symbolik, Lautsymbolik und Natursymbolik schwärmte und die Form nervös zerfaserte. Wie steht es mit denen, die bei der Analyse des erregenden Moments stehen blieben und nicht ein Mosaik vieler sich ablösender Einzelbilder, sondern die möglichst erschöpfende Darstellung des Einen Einzeleindrucks anstreben?

Schüler der Isolde Kurz sind sie noch weniger, als Holz und Schlaf, Ernst und Dehmel Schüler Liliencrons. Vielmehr sind sie von den Franzosen abhängig, von Baudelaire, Verlaine, Mallarmé, daneben von unserer Romantik, von Novalis, von Jean Paul. Symbolisten nennt man sie auch; man könnte also denken, sie müßten Dehmel sehr ähnlich sehen. Das thun sie aber keineswegs; und zwar vor allem deshalb nicht, weil sie leidenschaftliche Verehrer der reinen Form und bittere Bekämpfer der bloßen Reflexion sind. Wenn Jene die Poesie immer näher an die Prosa heranbringen, suchen diese mit einem gewissen Fanatismus alles fern zu halten, was an Prosa, an Alltagsrede, ja zuweilen was an Gemeinverständlichkeit erinnert. Sind Holz und Schlaf theoretische Naturalisten, so sind Stefan George und Hofmannsthal Hyperidealisten, und die Gegnerschaft gegen den herrschenden Realismus geht bei ihnen gelegentlich bis ins Ungesunde, so daß dann das Negative, die Abwehr feindlicher Tendenzen, über das Positive in ihrer Kunst und Kunstlehre die Oberhand gewinnt.

Was dieser „neue Dichterkreis" anstrebt, habe ich ausführlicher schon früher zu erörtern versucht und der sehr glücklichen Auswahl aus den „Blüthen für die Kunst (1898), die der rührige Verlag von G. Bondi jetzt allen Liebhabern lyrischer Kunst in die Hände gibt — früher waren diese Dichtungen auf den engeren Kreis jener „Blätter für die Kunst" beschränkt — ist meine Deutung ihrer Tendenzen beigegeben. In diesem Zusammenhang kann ich mich kurz auf das beschränken, was eben dieser Lyrik den Charakter des „Neuen" gibt. Es ist gerade jene Energie der Konzentration, jene leidenschaftliche Isolirung des erregenden Moments. Ganz und gar sollen wir einer bestimmten Stimmung überantwortet werden. Nichts soll uns darin stören, vor allem nichts rein Stoffliches, nichts grob Gegenständliches. Deshalb ist besonders bei **Stefan George** (geb. 1868: „Hymnen, Pilgerfahrten, Algabal"; „die Bücher der Hirten und Preisgedichte" „das Jahr der Seele": alle in neuer Ausgabe 1899) das Wirkliche manchmal allzu stark lyrisch destillirt, wie ganze Rosenbüsche zerpflückt und zerstampft werden für ein Fläschchen Rosenöl; um so stärker, berauschender ist dann freilich der Duft. Wer lieber die lebendige Rose riecht, hat das gute Recht der freien Wahl; daß in dieser so streng noch nicht dagewesenen künstlerischen Verarbeitung des Stoffes ein für die Entwickelungsgeschichte der Lyrik ungemein wichtiges Moment liegt, glauben wir doch behaupten zu dürfen. Gegen den lyrischen Schlendrian, der mit verbrauchten Mitteln alltägliche Wirkungen abzweckt, ist die Energie dieser strengen, fast hierarchischen Kunst ein so wohlthätiges Gegengewicht wie etwa eine ernste und deshalb auch immer ein wenig weltfremde religiöse oder philosophische Sittenlehre gegen die laxe Moral des Alltags; und daß positiv hohe Kunstwerke hervorgebracht wurden, meinen wohl doch nicht bloß ein Paar sonderbare Schwärmer. Denn in den Dienst der mit äußerster Konsequenz isolirten Eindrücke werden nun auch alle Hilfsmittel gestellt, die den so erregten Zustand der Seele ausdrücken, festhalten, verewigen können: Hilfsmittel der Sprache, zuerst etwas gewaltsam, allmählich zu ganz neuen Wirkungen führend; Hilfsmittel der Form in fein berechneten Wirkungen der Accentvertheilung, der Aufstellung tönender Laute, in genauester Anpassung des Rhythmus und des Reims an den Inhalt; auch, im Gegensatz zu jenen typographischen Hilfen Dehmel's und seiner Genossen, und doch wieder damit verwandt, eine oft übertriebene Sparsamkeit der Interpunktion, die die rein gedankenmäßige Gliederung der Rede hinter der metrischen bewußt zurücktreten lassen will. **Hugo v. Hofmannsthal** (geb. 1874) ist in der Anwendung dieser Prinzipien läßlicher als **Stefan George**, dessen zu voller Einheitlichkeit durchgebildete Individualität keine Stilwidrigkeit verträgt, während der leichtere Wiener ganz gern einmal in fremde Stile übergreift. Ihm ist eine große, an sich leicht Stimmung erweckende Süßigkeit der Sprache gegeben, recht im Gegensatz zu George's Herbigkeit; und eine nähere Fühlung mit der bildenden Kunst, die ihn alle irgend vorzubringenden greifbaren Gegenstände, Waffen, Kleider, Schmuck, Haus und Garten virtuosenhaft zu künstlerischer Vollkommenheit bringen läßt. Kleinere Talente schließen sich an, an sich nicht verächtlich, doppelter Anerkennung würdig durch den Ernst der Selbstzucht, des Feilens und Fertigens; in jener Auswahl der „Blätter für die Kunst" sind sie bequem zu übersehen und eines ernsteren, zunächst sich aufdrängende Vorurtheile bewältigenden Lesens sind auch sie nicht unwerth. „Meine ersten Gedanken", schrieb Lessing, „sind wie Jedermanns erste Gedanken — aber Jedermanns erste Gedanken soll man nicht erst drucken lassen wollen." Hätten das nur manche Kritiker bedacht, die vorschnell Jedermanns erste Gedanken über diese, oft gewiß überkünstliche Lyrik zu Tage brachten! während ruhigere, sachliche Bedenken, wie sie z. B. auch Fritz Mauthner vorbrachte, ganz treffend auf die Gefahren dieser Richtung hinweisen. Vor allem liegt das Bedenken vor, ob eine solche aristokratisch-exklusive Lyrik nicht sich selbst die wichtigste Grundbedingung, die Fühlung mit der Volksseele, verkümmert. Noch kann sie von dem zehren, was das „Volk" im weiteren Sinne des Wortes mit der Bildungsaristokratie gemein hat; aber wenn dies verbraucht ist? und diese Lyrik verbraucht ihrer ganzen Natur nach mehr „Stoff" als eine andere.

Gerade dieser Gefahr gegenüber haben wir es freudig zu begrüßen, daß trotz dem erfolgreichen Auftreten der beiden neuen Richtungen in der Lyrik der alte Hauptstamm nicht verdorrt ist. Je stärker die deutsche Kunst oft und überoft unter dem fortwährenden Bruch der Tradition zu leiden hatte, desto wichtiger ist es, daß man wenigstens auf diesem Gebiet, auf dem die Ueberlieferung von Schule zu Schule nie ganz aufgegeben wurde, nicht vorschnell mühsam errungene Vorzüge lockenden Neuerungen opfert. Auch wer mit den Neueren sympathisirt, wird deshalb den Bewahrern alten Gutes danken müssen. Daß sie sich von den Schwächen frei hielten, mit denen frische Tendenzen nun einmal immer zu kämpfen haben, das hat glücklichen Fortsetzern der bisherigen Technik in der deutschen Lyrik wie **Gustav Falke** (geb. 1853: „Tanz und Andacht" 1893 „Zwischen zwei Nächten" 1894 „Neue Fahrt" 1898) und **Carl Busse** (geb. 1872: Gedichte 1892 Neue Gedichte 1895) zu berechtigtem Erfolg verholfen. Beide sind Schüler vor allem des stärksten Talents unter den Lyrikern der vorigen Generation, Th. Storm's: beide pflegen die musikalische Wirkung, die Harmonie des Ganzen mehr als ein charakterisirendes Herausarbeiten einzelner Eindrücke. Zu Liliencron stehen Beide, besonders aber der Hamburger Falke, freundschaftlich-anerkennend, ohne doch von ihm allzu stark beeinflußt zu sein; von den jüngeren naturalistischen oder hyperidealistischen Tendenzen bleiben sie ganz fern. Und ihnen fehlt es nicht an Nachfolgern wie dem begabten **Börries v. Münchhausen** (geb. 1874: Gedichte 1896), Busse's Freund, der in der ganzen Haltung seiner Lyrik, in der Bevorzugung der Ballade, in gewissen Klangwirkungen noch weiter zurück auf die Einflüsse von Strachwitz und Fontane weist. Auch **Anna Ritter** (Gedichte 1898) gehört hierher, deren anmuthiges Talent mir freilich überschätzt scheint. Noch in viel höherem Grade gilt das Letztere von **Jenny v. Reuß** (Jenny Hörnes, geb. 1859), deren „Tempi passati" (1898) ihren Namen mit Recht führen: diese mühsame Versifikation trivialer Gedanken gehört wirklich vergangenen Zeiten. Aber diese barbarische Unbehilflichkeit voller Flickworte und leerer Stellen hat der Verfasserin in Oesterreich zu wahren Ovationen verholfen!

> Doch auf Papier zur Sprache dann gekommen,
> Erscheint, was für bedeutend wir gehalten,
> Als kindisch Lallen nur, und schambeklommen
> Ins Feuer schleudern wir des Wahns Gestalten. . . .

Im Allgemeinen suchen die jüngsten Lyriker nicht ohne Erfolg die Tradition der älteren Dichtung mit neueren Anregungen zu verbinden. Th. Storm hat auf die Meisten gewirkt, daneben Heine, weniger Lenau und Freiligrath — Goethe merkwürdig wenig. Aber auch die Neigung zum Auflösen der Form fehlt kaum bei einem ganz: freie

Rhythmen, oder wenigstens anwachsende Strophen, lose angehängte Verse, metrische Freiheiten zeigen sich vielfach. Nicht weniger verbreitet ist gleichzeitig die Lust an allerlei Hilfen der Stimmung: starken Farbenwirkungen, symbolischen Zügen, Klangeffekten von allerlei Art. Der hervorragendste Vertreter dieses Eklektizismus scheint mir (neben Hans Benzmann: „Sommersonnenglück“ 1898, Ch. Morgenstern und Anderen) Franz Evers (geb. 1871: „Königslieder“ 1894, „Hohe Lieder“ 1896), der mit George und Hofmannsthal auch die nahen Beziehungen zur bildenden Kunst theilt und mit Marmor, Gold und Rosenroth gern Böcklin'sche Gemälde in Versen gibt. Damit hängt denn auch die Freude an schöner oder doch origineller Buchausstattung zusammen — durchaus kein verächtliches Symptom eines erstarkenden Schönheitsgefühls und Stilbedürfnisses, die die Neuere fast durchweg zeigen. Bücher von George, von Evers, von Henckell verrathen schon ganz äußerlich durch die eigenartigen Umschläge, durch Papier und Druck, durch Illustrationen (besonders des im „Buchschmuck“ eifrig thätigen Fidus) die allgemeine Richtung ihrer Autoren. Natürlich fehlen auch hier nicht Exzesse wie die unleserlichen Buchaufschriften aus dem Verlag von Diederichs (in Florenz und Leipzig). Aber daß wir von der Misère der banalen „hübschen Einbände“ und des charakterlosen Drucks loskommen, ist gewiß kein kleiner Nebengewinn aus der neuen Bewegung. Die Verleger, die sich so tapfer entschlossen haben, hier mit dem alten Schlendrian zu brechen, kommen hoffentlich auch auf ihre Kosten; und jedenfalls ist auch das ein Zeichen gesunder Rührigkeit, daß eine ganze Anzahl von Firmen sich jetzt mit besonderem Eifer der Pflege neuerer Lyrik widmen. In der Zeit des jungen Deutschland besaßen gewisse Verlagsbuchhandlungen einen ausgesprochenen litterarischen Charakter: Hoffmann und Campe sorgten für die Jungdeutschen, Cotta für die Epigonen der Klassiker, Georg Wigand für die Hegelianer u. s. w. Das wiederholt sich jetzt: wenn ein Buch bei G. Bondi, Schuster und Loeffler, S. Fischer, F. Fontane, bei Max Spohr oder Grunow in Leipzig erscheint, so gibt das immer gleich einen Fingerzeig. Wir finden auch hier eine gewisse Arbeitstheilung, eine Art von Parteinahme, heilsamer als ein charakterloses Fragen lediglich nach den geschäftlichen Aussichten.

Alles in Allem: es steht hier bei uns wie auf andern Gebieten. Ein gut Theil Ueberproduktion, mancher ungesunde Versuch, viel blasse Doktrin und viel bluthrother Fanatismus — im Ganzen aber doch unzweifelhaft eine kräftige vielversprechende Regsamkeit, Persönlichkeiten, gesundes Messen der Kräfte. Das ist das Beste; eine wirklich neue Lyrik wird nur einem wirklich erneuten Volk geschenkt!

Berlin. Richard M. Meyer.

Beim Heimgang Pailleron's.

Ihre freundliche Aufforderung, dem Autor der „Welt, in der man sich langweilt“, ein paar Abschiedsworte in der „Nation“ zu widmen, bringt mich in einige Verlegenheit. Ihn pathetisch schulmeistern, heißt, sich gegen das weise Wort der „Lustigen Person“ versündigen:

Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören sollte!
Gesetzt, daß ich von Nachwelt reden wollte,
Wer machte dann der Mitwelt Spaß?

Und wiederum: Pailleron in eine Reihe stellen mit Labiche und Meilhac, den vor ihm geschiedenen großen Komikern des zweiten Kaiserreiches, geht doch auch nicht! — ganz zu geschweigen der Vormänner, denen er auf dem Gebiete des Proverbs und des Sittenstückes nachstrebte, Marivaux und Musset, Augier und Dumas fils. In dieser Ansicht begegnet sich unsereiner mit allen urtheilsfähigen Landsleuten Pailleron's. Der Kritiker der Revue des Deux Mondes — René Doumic — erwähnt in seinen **Causeries sur le Théâtre contemporain: De Scribe à Ibsen** (einem von der Pariser Akademie preisgekrönten Buch), — wenn ich mich recht entsinne, Pailleron's mit keiner Silbe. Und der Erzieher Lulu's, Augustin Filon, bedenkt in seiner (ursprünglich für englische Blätter geschriebenen) Uebersicht der jüngsten Entwicklung der französischen Theaterdichtung **De Dumas à Rostand** (Paris, 1898) Pailleron mit der Zensur: „Geist und Beobachtung unseres Autors sind ganz modern; ein Gleiches läßt sich freilich dem Bau seiner Stücke nicht nachsagen; da stammt seine Technik geradewegs von Scribe und Sardou her. In der „Welt, in der man sich langweilt“, dreht sich die ganze Intrigue um einen von irgendwem verlorenen Brief, den alle Welt findet und der Anlaß zu mehrfachen Mißverständnissen gibt. Ebenso geringe Mittelchen bewirken die Verwicklung im **Age ingrat**, den **Faux ménages**, der „**Souris**“, den „**Cabotins**“. Ein Beweisthema, das Filon mit dem Stoßseufzer beschließt: Unglücklicherweise lassen uns also die dramatischen Vorwürfe Pailleron's — unbeschadet seines bezaubernden Geistes — kalt. Noch mehr: Filon besorgt, daß es dem Autor selbst nicht ganz ernst ist mit seinen Komödien: „Ein durchaus redlicher Künstler in der Zeichnung seiner Charaktere, wird er mechanisch willkürlich (**artificiel**), sobald er sie gegen einander ausspielt.“ Noch schärfer hob schon anfangs der achtziger Jahre der Theater-Referent des **Bien public**, der damals Emile Zola hieß, die Schwächen der Pailleron'schen Art und Mache hervor: den jauchzend begrüßten, von der Kritik vielgepriesenen Einakter: **L'étincelle** verglich er mit den (vom Publikum jahrzehntelang vernachlässigten) Musset'schen **Proverbes** in Wendungen, die heute nicht minder zutreffen, als vor nahezu zwei Jahrzehnten:

„Der zündende Funke“ bringt Figürchen aus Meißener Porzellan, allerliebst nach dem Diner anzuschauen. Das regt Niemanden auf. Das kostet keine geistige Anstrengung. In gelungener Mischung eine hübsche Dosis Lachen, fast ebensoviel Liebe, zuletzt ein Thränlein, just die richtige Quantität Rührung: mehr bedarf es nicht, um unser Durchschnitts-Publikum in höchste Begeisterung zu versetzen. . . . Musset's **Proverbes** sind lange nicht so distinguirt; da läßt unbeschadet aller Eleganz der Form — der Poet die menschliche Kreatur zum Vorschein kommen; hier zeigen sich keine Meißener Porzellan-Figürchen; hier erscheint in Rede und Gegenrede Mann und Weib in der Nacktheit ihres Wesens*).

Gerade die wirksamsten, in aller Herren Länder gegebenen Komödien Pailleron's — „Die Welt, in der man sich langweilt“ und „Der zündende Funke“ — sind im guten und minder guten Wortsinn Gesellschafts-Spiele. Der Anlauf zur Charakterkomödie, den Pailleron in jüngeren Jahren nahm, hat ihn nicht einmal auf die Höhen von Augier's **Effrontés**, von Dumas' **Monsieur Alphonse** geführt. Und dieses Mißverhältniß zwischen Wollen und Können hat Pailleron's Lebensabend verbittert, so sonnig scheinbar der äußere Verlauf seines Daseins war.

Pailleron stammt von Pariser Kleinbürgern her: Vater und Mutter erwarben als emsige Charcutiers ein eigenes Haus. Der Sohn sollte Notar werden. Eine Weile praktizirte Pailleron sogar in einer Anwalts-Kanzlei. Bald aber wandte er sich der Litteratur, der Bühne zu. Im Kreise höchst begabter Jugendfreunde — obenan About und Sarcey — war er einer der muntersten, schlagfertigsten und rechtschaffensten. Seine (im Odéon gegebenen) Erstlinge — Einakter in Alexandrinern — zumal der „**Parasite**“ — verleugneten nicht das Muster von Augier's „**Cigue**“; in griechischer Vermummung führte sie Menschen und Zustände der Pariser Lebewelt vor. Alle Sorgfalt, aller Geschmack, aller Fleiß des gewissenhaften Neulings täuschte seine kritischen Kameraden freilich nicht über den Mangel angeborener poetischer Schöpferkraft. Sarcey zumal begriff nicht, weshalb Pailleron sein Hauptaugenmerk darauf richtete, Verse zu bauen, die sich wie Prosa lesen und sprechen lassen sollten? Umsonst mahnte er schon damals den Duzbruder, seine

*) Zola: **Nos auteurs dramatiques.** Paris, Charpentier. 1881, 332 ff.

Komödie in Prosa zu schreiben. Einstweilen gewann Pailleron Herz und Hand einer Tochter von Charles Buloz, dem Begründer der Revue des deux mondes. Es gereicht dem Schwiegersohn des Erz-Millionärs zur Ehre, daß er nach wie vor mit Eifer und Strenge nach dem höchsten Rang strebte. 1869 trat er mit den Faux ménages, einer vieraktigen Komödie in Versen, einer Philippika gegen die wilde Ehe hervor. Wie Dumas fils der Demi-monde aufspürte, so wollte auch Pailleron ein immense pays oublié par le Code entdecken:

> C'est un monde! le monde inconnu, mais prospère
> Des époux sans épouse et des enfants sans père
> Et si grand, si nombreux, qu'il faudra quelque jour
> Comme ont fait les Romains par le concubinage
> Annexer forcément ce faubourg du ménage.

Das Stück — in dem ein verirrter Sohn durch das warnende Beispiel eines in wilder Ehe verkommenen Vaters vor einem dauernden Lebensbund mit einer tugendhaften Courtisane bewahrt wird — gefiel nicht nur 1869, vor einem Menschenalter; Sarah Bernhardt gibt auf ihren Weltreisen noch ab und zu die Näh-Mamsell Esther mit der virginité refaite zum Besten und gläubige Hörer lassen sich noch immer durch einen „Ausverkauf von Edelmuth“ zwischen der Mutter und der Geliebten des Jünglings rühren. Welche Verheerungen in Wahrheit le collage im Leben der französischen Gesellschaft anrichtet, wird — wer das erst aus Büchern erfahren muß — lebenstreuer und deshalb überzeugender aus Daudet's „Sapho“ entnehmen.

Nach dem großen Kriege pausirte Pailleron eine Zeit lang. Anspruchslose, niedliche, nur bisweilen zu lehrhafte Einakter in der Comédie (Petite pluie etc.) wurden 1881 abgelöst durch eine dreiaktige Komödie in Prosa: L'âge ingrat (im Burgtheater unter dem Titel: „Spätsommer“ mit geringem Erfolg gegeben): eine schwache Arbeit, in der nur das Zwischenspiel, eine launige Parodie eines Salons von Rastaquouères, Eindruck machte. Und bald nachher kam das Lustspiel, das Paillerons Namen zu einem Weltnamen machte: Le monde où l'on s'ennuie.

Man ist nicht umsonst Schwiegersohn der Revue des deux mondes. In der Redaktion und am Familientisch der Buloz traf Pailleron nicht nur die ersten Dichter und Denker Frankreichs. Hier kamen ihm auch die neuesten Spielarten der unsterblichen „Femmes savantes“ mit ihren jüngsten Trissotins vor Augen. Mit besonderem Humor genoß er das Schauspiel des spiritualistischen Damenprofessors Caro, der unverkennbar ein bischen Modell gestanden für Bellac. Mit Geist und Glück hat Pailleron diesen „Modegelehrten“, den die Hochfluth des Winters angeschwemmt hat, diesen Abbé der Hochschule zum Mittelpunkt eines Krieges thörichter Fräuleins und thörichterer Frauen gemacht, die für solche schönrednerische Charlatans jederzeit und allerorten in Ekstase gerathen. Die Kontrastfiguren Bellacs sind durchwegs den „Femmes savantes“ entsprungen: selbst die Vertreterin des hausbacken, derben, gesunden Menschenverstandes, die Herzogin von Réville, scheint mir nur eine verkleidete Soubrette Molière's zu sein; sind doch seit der großen Revolution so viele Roturiers, Pairs und Grafen geworden, daß die Urenkelin einer Toinette und Dorine sich einmal mit Fug und Recht als verwandelte Kammerkatze in Gestalt einer Erzaristokratin aufspielen darf.

„Die Welt, in der man sich langweilt“, war und bleibt das meistgespielte Stück Pailleron's; eine Gesellschaftskomödie, die mit ihren dankbaren, bequemen Spielrollen vermuthlich noch hübsch lange auf französischen und nichtfranzösischen Bühnen zu sehen sein wird. Dem Ehrgeiz Pailleron's genügte es indessen nicht, ein unterhaltendes Repertoirstück geschaffen zu haben. Er fühlte, daß er von neuen, mächtigen Talenten allerdings nur der Erzählungs-, nicht der dramatischen Kunst verdunkelt und überholt worden sei. Er war sich wohl auch bewußt, daß er neben den Protagonisten des französischen Theaters seiner Zeit — Augier, Dumas, Sardou, Labiche — nur als Episodist in Betracht kommen werde. Das fraß an ihm, umso mehr, als auch seine späteren Stücke („Die Maus“, „Die Gaukler“) nur halbe Erfolge hatten. Die französische Akademie berief ihn wohl in ihre Mitte. Allein es blieb dem klugen Manne schwerlich verborgen, daß er ein recht sterblicher „Unsterblicher“ sei.

Wien, 26. April. A. Bettelheim.

Theater.

(Ernst Prange: „Kain.“ (Berliner Theater 22. April).

Als Eva den Kain geboren hatte, heißt es in der Bibel: „Und sie fuhr fort und gebar Habel, seinen Bruder. Und Habel ward ein Schäfer, Kain aber ward ein Ackermann.“ Die schreckliche That dieses ersten Agrariers, aus Neid verübt, steht am Eingang der Menschheitsgeschichte. Ein Vorläufer des ewigen Juden und des kleineren romantisirten Fliegenden Holländers, irrt Kain unstät durch das Weltendunkel. Herr Prange macht diese lapidare Erdgestalt zu einem modernen Provinzschriftsteller, mit dem bürgerlichen Namen Gerbot; und Abel ist lange todt, als der Vorhang aufgeht. Abel ist todt? und lange todt? Seltsam. Byron's Kain setzt sich mit Luzifer erst in Verbindung, durchstreift die groß' und kleine Welt, grübelt Faustisches, und zum Schluß erfolgt die Mordthat: beide, Kain und Abel, stehn neben einander.

Herr Prange zeigt sich hier als einen Schüler des modernen Dramas, welches rückblickend die Vorgeschichte enthüllt; nicht eine pragmatische Darstellung gibt. Rasch läßt sich eine Reihe anderer Züge feststellen, in denen Herr Prange moderne Gepflogenheiten mitmacht. An Ibsen erinnert dieses langsame Aufrollen: der jüngere, begabtere Bruder ist einen Felsen hinabgestürzt, und der ältere betrauert ihn; nein, es stellt sich heraus, daß er eine leise Freude über den Sturz fühlte; nein, daß es ein wilder Triumph war; dann, daß er ihn unter Umständen selbst hätte hinabstürzen können; zuletzt, daß er ihn wirklich hinabgestoßen hat. Die Hüllen werden also fortgezogen; und die Steigerung geht bis zum Schluß. In ursächlichem Zusammenhang hiermit entwickelt sich Gerbot's Neurasthenie zum vollen Irrsinn. Hier wirkt Ibsen. Und von Ibsen stammt die Borkmansphäre dieses Gerbot'schen Hauses. Gerbot haust allein im obern Stock seit Jahren, murmelt Seltsames, die Dienstmädchen fürchten sich. Von Ibsen stammt die ideale Forderung des Stücks: wegen eines Dramenplans wünschte der neidische Bruder dem Bruder den Tod; die Frau verlangt ganz ibsenisch, er solle das eigene vollendete Drama zur Entschädigung als seines Bruders Werk herausgeben. Sie verlangt das starr theoretisch, wo eine Frau aus Fleisch und Blut nur auf die Schonung eines Kranken bedacht wäre. Weiter: dieses Drama im Drama ist die bekannte neuere Mode. Kain-Gerbot schreibt just ein Drama „Kain“, wie der Sodomsknabe Willi Janikow grade das Bild „Sodoms Ende“ malt; von tausendunddrei anderen Fällen zu schweigen. Modisch angeeignet, diesmal von Nietzsche, ist die Schlußwendung dieses Stückes im Stück: Kain hat in der ersten Fassung bereut, in der zweiten empfindet er die Reue als Unanständigkeit. Weiter. Zum Dichterneid gesellt sich die Eifersucht auf eine Frau; hier streift man, in der besonderen Darstellungsart, Tolstoi: der Ermordete hat keine Liebschaft mit ihr gehabt, noch nicht; aber der Gatte merkt an bestimmten Bewegungen, die sie oft für ihn selbst gemacht, wie sie Jenem zufliegt. Kurz, Herr Prange erweist sich als einen Mann, der klug von Anderer Milch den Rahm zu schöpfen versteht. Und doch —

Aber wir müssen nur rasch den Bau des Stückes betrachten. Alles in diesem Stück ist auf eine Gestalt gehäuft. Wie die Cramptonkomödie ist es ein Monodrama. Der leidende Held wird von einer Tochter, einer Gattin, einem Neffen umgeben. Der Neffe ist ein Neffe, die Tochter ist eine Tochter, die Gattin ist eine Gattin. Herr Prange

könnte sich hier auf August Strindberg berufen, welcher den dramaturgischen Grundsatz vertritt: der Dichter sei nicht verpflichtet, den Charakter der handelnden Menschen im vollen Umfange zu zeigen; er sei verpflichtet, soviel von ihrem Charakter zu zeigen, wie sich davon an einem einzigen Vorgang des Lebens offenbare. Ein einziger Vorgang des Lebens, meint Strindberg vermuthlich, offenbare nicht sämmtliche Eigenschaften des Menschen; nicht seine Weltanschauung, nicht jede letzte Sehnsucht, nicht jedes letzte Können; kurz, er enthülle eine Seite am Menschen, er enthülle den Menschen nicht gleich allseitig. Von diesem Recht zu schemenhafter Gestaltung der Nebenpersonen macht Herr Prange so entschlossenen Gebrauch, daß er sämmtliche Personen des Dramas, außer der einen, zu Nebenpersonen macht.

Und dieser eine, auf den er alles häuft, was er zu häufen hat, ist immer noch nicht allseitig enthüllt. Sollte der Schriftsteller Ludwig Gerbot nicht mehr wesentliche Eigenschaften besitzen, als hier in seinem Brudermord, in seinem Wahnsinn, in seinem Untergang hervorbrechen? Der Brudermord, der Wahnsinn, der Untergang würden tiefer wirken, wenn man vom Träger dieser Schicksale Näheres wüßte. Herr Gerbot sollte, um ganz lebensecht und greifbar zu erscheinen, mit mancherlei Zügen zweiten Ranges bedacht sein, die vielleicht mit dem Hauptereigniß nur lose zusammenhingen; die aber das Bild vervollständigten. Dann würde er auf die Seele wirken; jetzt wirkt er auf die Nerven.

Immerhin! Es steckt etwas mehr als eine Nervenwirkung in dem Drama dieses Anfängers. Er gibt eine Mischung, wir sahen es; doch von eigener Kraft zeugt die Gestaltung der Schöpfersehnsucht, die aus dem Helden schreit. Hier ist ein Zug von Größe; beinahe ein großer Zug. In dieser Dämonie des Ehrgeizes, die garnichts von der Pose und sehr vieles von unmittelbarer Ueberzeugungskraft hat, wächst das dünne und unselbständige Theaterstück ins Dichterische. Ein Anfänger von heutzutage steckt sich kein kleines Milieuziel, sondern will die Dramatik gewaltiger Erregungen bieten? Auf die Leidenschaft des Ehrgeizes häuft er das Verbrechen? und auf beides den Irrsinn? Mit Kleinigkeiten gibt er sich nicht ab?

Was Herr Prange künftig schreiben wird, steht dahin; bis auf weiteres aber wird man ihn im Auge behalten müssen.

Alfred Kerr.

Skizzen aus unserem heutigen Volksleben. Gezeichnet von Fritz Anders. Zweite Sammlung. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1899.

Diese Skizzen, von denen nunmehr bereits die zweite Sammlung vorliegt, verdienen gelesen zu werden. Es steckt sehr viel glückliche Beobachtung des alltäglichen Lebens darin: der Philister der kleinen Stadt — vam Nachtwächter bis zum Reserveleutnant und Rath 4. Klasse — ist zum Theil mit seltenem Humor charakterisirt. Auch der Landpastor, der Sozialpolitik treiben will, und dabei bei Hoch und Niedrig schmerzliche Erfahrungen sammelt, wird uns in greifbarer Gestalt vorgeführt. In dem vorliegenden Bändchen sind es zwei Skizzen, die uns besonders amüsirt haben: „Königs Geburtstag" und „Ein Ehrenhandel". Man sieht die patriatischen Männer, die sich rüsten, um Königs Geburtstag zu feiern, leibhaftig vor sich, wie sie ihre Vorbereitungen zu dem großen Tage treffen. Der Verfasser führt uns die ganze Tragödie der Eifersüchtelei zwischen dem Postdirektor und Oberstlieutenant a. D., der in seinem civilen Dienstverhältniß nur Rath 5. Klasse ist, und dem Amtsgerichtsrath, der als Rath 4. Klasse den Vorsitz im Komitee beanspruchen kann, vor Augen; wir erfahren, wie der Stadtverordnetenvorsteher als grollender Pelide sich abseits hält, weil der Herr Bürgermeister ihn nicht rechtzeitig um seinen Rath gefragt hat; wir lernen ferner den Stolz der Reserveoffiziere kennen, die verletzt sind, weil keiner von ihnen im Barbereitungskamitee sitzt; und endlich nehmen wir Antheil an dem Streit des Kriegervereins mit Gewehren und des Vereins der Kriegsveteranen, die beim Fackelzuge natürlich jeder den bessern Platz beanspruchen. — Noch hübscher ist die Geschichte vom Ehrenhandel, bei dem zwei harmlose Philister, die sich auf der Kegelbahn ein paar Grobheiten gesagt haben, durch die von Reserveleutnants beeinflußte öffentliche Meinung der hautevolée genöthigt werden, sich mit Pistolen entgegenzutreten. Die Sache endet damit, daß einer der seßhaften Spießbürger durch eine Verwundung im Gesäß bei diesem Duell für einige Zeit am Kegeln verhindert ist, beide Helden aber in ihrer eigenen und in der Meinung ihrer friedlichen Mitbürger beträchtlich steigen. — Es sind Genrebilder zur Kulturgeschichte unserer Zeit, die als menschliche Dakumente einen mehr als flüchtigen Werth besitzen.

R.

Paul Milukow: Skizzen russischer Kulturgeschichte. Deutsche vom Verfasser durchgesehene Ausgabe van E. Davidson. Bd. I. Leipzig 1898. Otto Wigand.

Die Völker des älteren Kultureuropas haben allen Anlaß zu genauerer Kenntnißnahme der Zustände im östlichen Riesenreiche. Einen sehr schätzbaren Beitrag hierzu liefert das überschriftlich genannte Werk, das sich zur Aufgabe macht, die Entwicklungsgeschichte des russischen Balkes, den Forderungen moderner wissenschaftlicher Methode Rechnung tragend, darzustellen. Bei hervorragender Begabung beherrscht der Autor sein reichhaltiges Material mit nie versagender Sicherheit; zudem wirkt seine reinmenschliche, über nationalistische wie kanfessionelle Vorurtheile gleich erhabene Gesinnung überaus anziehend. Eine Andeutung in seinem Vorwort zur deutschen Ausgabe weist beiläufig auf einen Umstand hin, der ihm die besondere Theilnahme europäischer Leser zuwenden muß. Zum Verständniß dieser Andeutung sei hier mitgetheilt, daß der zu Anfang 1859 geborene Autor nach kaum zehnjähriger Katheberthätigkeit als Dozent an der Universität seiner Vaterstadt Moskwa (1886—1895) gezwungen wurde, diese Stellung aufzugeben, und seitdem ein unstetes Leben führt, und zwar nachdem er unmittelbar zuvor eben die nun deutsch vorliegenden Skizzen der heimathlichen Kulturgeschichte in einer Reihe vielbesuchter Vorlesungen vorgetragen hatte. Anfangs sich damit begnügend, in einigen Provinzstädten mit Wort und Schrift für Anregung des historischen Interesses bei den Gebildeten unter seinen Landsleuten zu wirken, was namentlich zur Gründung von archäologischen Gesellschaften führte, bei deren Organisirung er große Energie und Umsicht an den Tag legte, erhielt er 1897, also zwei Jahre nach Niederlegung seines akademischen Amtes in Moskwa, die Prafessur für allgemeine Geschichte in Safia, die er jedoch, auf Grund heimathlicher Intriguen, bereits im folgenden Jahre wieder verlor. Möge diese gediegene Kraft der Wissenschaft erhalten bleiben. Nachdem der nun bald in Druck gelangende zweite Band seines vortrefflichen Werkes erschienen, soll das Ganze eingehend in dieser Wochenschrift gewürdigt werden.

Wilh. Bolin.

Dr. A. Buchenberger: Grundzüge der deutschen Agrarpolitik u. s. w. II. Auflage. Berlin, bei Paul Parey. 1899.

Als ich die erste Auflage dieses trefflichen Buches in Nr. 13 des vorigen Jahrganges der „Nation" würdigte, erschien mir der hohe Preis von 8 Mark für die Verbreitung hinderlich. Diese muß trotzdem befriedigt haben, denn der Verleger hat in Jahresfrist eine neue Ausgabe veranstaltet und dabei erfreulicher Weise den Preis auf 6 Mark (gebunden) herabgesetzt.

Was den Inhalt betrifft, sa betont der Verfasser in dem kurzen Vorwart ganz mit Recht, daß er an vielen Stellen durch knappere Fassung mehr sagen konnte, gewiß ein dappelter Gewinn! Ganz neu hinzugefügt ist die Grundeigenthumsstatistik (S. 21) im § 6. Ich kann nicht sagen, daß mir die aus der Agrarstatistik von 1895 gezogenen Schlüsse überall richtig erscheinen, denn es gibt z. B. ein falsches Bild, wenn man aus den Gütern von 5—100 Hekt. eine Klasse macht: im Osten wenigstens sind Besitzthümer von 20 und von 400 Morgen geradezu incommensurable Größen. Doch läßt sich die schwierige Frage, welche Bedeutung der Umfang eines Betriebes für dessen Ausnutzung hat, hier nicht weiter verfolgen.

Hervorheben möchte ich aber — als beste Empfehlung für den Ernst des ganzen Werkes — folgende Sätze aus den Schlußbetrachtungen (§ 52 S. 296). „— In dem Hinweis auf eine energische Aufraffung und Anspannung aller wirthschaftlichen, intellektuellen und moralischen Kräfte und in der Betonung der Selbsthilfe hat man eine für die Angehörigen aller Berufsstände, auch des landwirthschaftlichen, nothwendige und unentbehrliche Forderung zu erblicken. . . . Denn die landwirthschaftliche Frage ist auch eine Frage der Erziehung und Bildung."

L. J.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 32. Berlin, den 6. Mai 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Eduard von Simson ist gestorben; auch er war eine jener Gestalten, die mit den großen Ereignissen deutscher **Politik** seit der Revolution des Jahres 1848 untrennbar **verknüpft** sind.

Es war in Aussicht genommen worden, den Todten **vom** Reichstagsgebäude aus zu beerdigen; daß dieser Plan **fallen** gelassen wurde, weil kleine Schwierigkeiten der Ausführung entgegenstanden, ist zu bedauern. Es ist kein völlig ausreichender Ersatz, daß sich das Präsidium der deutschen Volksvertretung offiziell an der Beerdigung dieses „geborenen Präsidenten" betheiligen wird.

Eine besondere Ehrung für Eduard von Simson wäre zu wünschen gewesen, weil der Todte sie verdiente und um den Parlamentariern das Bewußtsein der Solidarität mit den Reichsboten früherer Sessionen und das Bewußtsein ihrer Würde zu stärken. Der Tod eines hervorragenden Mitgliedes der Volksvertretung sollte ein Ereigniß für das Parlament bleiben, mag der Geschiedene auch ein Mandat nicht mehr besessen haben. Er gehörte doch mit zu denen, die an der gleichen Stelle, wie die spätere Generation, für die Wohlfahrt des Landes gearbeitet haben, und eine Volksvertretung, die solche Vorgänger ehrt, legt damit Zeugniß ab für die Bedeutung, die sie der eigenen Thätigkeit beimißt, und weist die spätere Generation auf die großen Vorgänger hin.

Daß innerhalb unserer parlamentarischen Körperschaften mit Bewußtsein ein gesundes Selbstgefühl gepflegt werde, wäre im Interesse der deutschen Entwicklung durchaus zu wünschen; ein Selbstgefühl, das ohne kleinliche parteipolitische Voreingenommenheit mit Stolz auf jene blickt, die früher als Mandatare des Volkes zum Besten des Staates zu wirken suchten. Will das Parlament über das wünschenswerthe Ansehen in der Bevölkerung verfügen, so muß es Zeugniß dafür ablegen, wie es selbst über die Bedeutung der großen Parlamentarier denkt. Auch solche Fragen der Form können ihre erzieherische Bedeutung für ein Volk haben.

Wenigstens hat der jetzige Reichstagspräsident in würdiger Weise seinen Vorgänger aus großer Zeit in einer Rede geehrt, und die Presse hat sich fast ausnahmslos voll Würde benommen; die konservativen Zeitungen freilich ließen sich nur zu wenigen lakonischen Bemerkungen herbei; daß ein geborener Jude und ein Liberaler zu solchem Ansehen hinaufgelangt war, erschien ihnen peinlich, wie denn dieselbe Empfindung auch den Präsidenten des Abgeordnetenhauses beseelt zu haben scheint, der über Eduard v. Simson ein Paar nichtssagende Worte mit jener geschäftsmäßigen Kühle sagte, als handele es sich um den Tod eines Parlamentariers, der bedeutungslos und unbekannt im Schatten gelebt hat und im Schatten gestorben ist.

Immer wieder macht man die Erfahrung, es kann kein Ereigniß innerer Politik von nationaler Bedeutung sich außerhalb der höfischen Sphäre vollziehen, ohne daß sich klar herausstellt, die reaktionäre Rechte hat zu dem Vorgang kein Verhältniß und wünscht kein Verhältniß zu ihm zu haben. Es ist erzieherisch, daß diese Lehre uns stets erneut zu Theil wird.

Der erste Mai ist ohne jedes bemerkenswerthe Ereigniß verlaufen und zwar nicht nur in Deutschland sondern überall in der Welt. Ein Paar kleine und bedeutungslose Demonstrationen, ein Paar kleine und bedeutungslose Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, das ist alles. Der „Weltfeiertag", mit dem einmal die ängstliche Bourgeoisie und die Regierungen sich haben in Schrecken setzen lassen, ist schnell zur Harmlosigkeit herabgesunken. Diese Auffassung ist zutreffend für Deutschland wie für das Ausland, und es ist bezeichnend, daß der Siècle trotz der Pariser Arbeiterbevölkerung, der erregbarsten der Welt, folgendes vom ersten Mai berichten kann:

„On lui avait donné au début des airs terribles: elle devait montrer aux „bourgeois" la force du prolétariat „conscient"; elle devait être l'occasion de manifestations imposantes, de sommations aux pouvoirs publics. .

Mais c'est le passé. . . Nous sommes loin du temps où un ministre de l'intérieur avisé empêchait l'arrosage du pavé de bois et faisait ostensiblement répandre du sable dans les grandes voies, pour qu'on le crût décidé à y lancer la cavalerie à brida abattue.

Aujourd'hui, le ministre de l'intérieur ne dérange point les soldats et les prolétaires „conscients" ne se dérangent pas davantage. Le 1er mai socialiste est mort".

Ist diese Entwicklung nicht eine neue Rechtfertigung für den Standpunkt der Liberalen, die verlangt haben und verlangen, daß die Sozialdemokratie innerhalb der für alle Bürger bestehenden Gesetze sich selbst überlassen bleiben solle, damit auch in diesen Kreisen allmählich unter der Wucht realer Erfahrungen gesundere Anschauungen zur Geltung gelangen.

Und dem äußeren ruhigen Verlauf des ersten Mai entsprechen erklärlicherweise die Resolutionen, die in den still verlaufenen Versammlungen angenommen worden sind. Jene Resolutionen zum Beispiel, die in Berlin von der Sozialdemokratie votirt worden sind, enthalten auch nicht ein Wort von spezifisch sozialdemokratischem Charakter. Der Kern der Resolutionen lautet folgendermaßen:

„Die Arbeiterklasse wird, unbeirrt durch die Maßnahmen ihrer Feinde, unermüdlich vertrauend auf ihre eigene Kraft, am Aufbau besserer Zustände für die Arbeiterschaft thätig sein, und sie wird sich ferner mit Entschiedenheit dagegen wenden, daß man sie in ihren Rechten gegen die besitzende Klasse herabsetzt."

Kein Liberaler braucht sich zu scheuen, auch seinerseits diese Worte zu unterschreiben; so beweist denn gleichfalls der Verlauf des ersten Mai, daß eine gesunde Entwicklung innerhalb der Sozialdemokratie anhält und an Stärke gewinnt.

In dieses Kapitel gehört auch eine Versammlung von Freunden des Arbeiterschutzes, die am Mittwoch in Berlin getagt hat und die über die Frage berathen sollte, ob die deutschen Interessenten sich der internationalen Arbeiterschutz-Konferenz anschließen sollten. Von bekannteren Persönlichkeiten waren bei jener Besprechung zugegen: Geh. Rath. Schmoller, der frühere Minister von Berlepsch, Professor Wagner, Professor Sombart, Professor Hitze, die Abgeordneten Kommerzienrath Rösicke, Dr. Pachnicke, Schmidt-Elberfeld, Bassermann, Stöcker, Dr. Max Hirsch, Fischbeck, Dr. Lieber, Goldschmidt, ferner Professor Delbrück, Dr. Hirschberg, Pfarrer Naumann u. s. w.; also eine sehr bunt zusammengesetzte Gesellschaft; die Sozialdemokraten fehlten. Es soll bei der Einladung der Sozialdemokratie ein Versehen sich ereignet haben, so daß die Geladenen fern geblieben sind.

Das erste was nun geschah, war, daß an dem Beschlusse festgehalten wurde, auch einflußreiche sozialdemokratische Führer den weiteren Berathungen hinzuzuziehen; und will man in gründlicher Weise die Arbeiterfrage erörtern, so kann man auch in der That der Sozialdemokratie nicht entbehren. Daß aber ein leibhaftiger früherer preußischer Minister, daß Konservative und Nationalliberale wagen wollen, sich mit Sozialdemokraten gemeinsam zur Erörterung von Arbeiterfragen an einen Tisch zu setzen, ist an und für sich bemerkenswerth und als ein erfreuliches Zeichen gesunder Anschauungen zu betrachten.

Auf Vorschlag Schmollers und Rösickes wurde beschlossen, ein provisorisches Komitee einzusetzen, das die Aufgabe hat, die Mißverständnisse wegzuräumen, damit eine Betheiligung der Sozialdemokratie erzielt werde, und dieses Komitee soll zugleich die erforderlichen Schritte thun zur Anbahnung des Anschlusses der deutschen Arbeiterschutzfreunde an die internationale Konferenz.

Was aus den Arbeiten der internationalen Konferenz als Ergebniß herauskommt, mag zweifelhaft sein; aber es ist schon ein Ergebniß, daß sich aus den verschiedensten Parteien Männer zusammenfinden, um sich mit der Sozialdemokratie zu gemeinsamer praktischer Arbeit zusammen zu finden. Von den Zeiten des Sozialistengesetzes trennen uns Schranken, die glücklicherweise immer höher und höher emporwachsen. Mit Freuden ist diese Entwickelung zu begrüßen.

Ein Vertrag wegen eines direkten Kabels zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten ist abgeschlossen worden. Diesen Anlaß hat unser Kaiser benutzt, um mit dem Präsidenten Mc Kinley freundliche Worte telegraphisch auszutauschen. Sie entsprechen den guten Beziehungen, die uns heute mit den Vereinigten Staaten verbinden und die zu pflegen wir ein Interesse haben.

Es ist bemerkenswerth, daß das Bewußtsein der Zweckmäßigkeit einer solchen Politik sich sogar bei der Kreuz-Zeitung eingestellt hat. Dieses Blatt der äußersten Rechten schreibt — jedenfalls sehr zum Verdrusse des Bundes der Landwirthe — das Folgende:

„Der Vertrag wegen des deutschen Kabels nach New-York soll uns ein gutes Omen sein. . . . Mit den Vereinigten Staaten normale Beziehungen friedlichen und reellen wirthschaftlichen Verkehrs zu finden, ist so sehr ein Interesse beider Nationen, daß es nothwendig erreicht werden muß. Auch hier wird das Wort gelten: Politik heißt Kompromiß!"

Diese Ausführungen sind zur Beachtung den konservativen Politikern des Bundes der Landwirthe zu empfehlen.

Auch gegen eine überstürzte Expansionspolitik in China wendet sich die „Kreuzzeitung" in dem nämlichen Artikel mit verständigen Worten. Das Blatt schreibt:

„Wir halten es nicht für wünschenswerth, daß wir in absehbarer Zeit über die Grenzen hinausgehen, welche die bis heute abgeschlossenen Verträge uns sichern. Wir haben in Schantung vollauf zu thun und keinerlei Interesse daran, die Auflösung Chinas zu beschleunigen und die ohnehin erregte Bevölkerung zu einem Ansturm gegen die Fremden zu drängen. Im Gegentheil. Unser Interesse verlangt, daß ein Stillstand eintritt und China Zeit gewinnt, sich in die neuen Ordnungen einzuleben, ganz wie wir Zeit brauchen, um uns so weit zu kräftigen, daß wir die gewonnene Position auch gegen Jedermann behaupten können. Der Länderhunger scheint zu einer Krankheit auszuarten, und wir glauben nicht, daß es klug ist, mehr an sich zu reißen, als man politisch und materiell zu beherrschen fähig ist. Die Grenzen unseres Könnens aber sollten wir doch allmählich zu überblicken gelernt haben".

Die tiefsten Gegensätze trennen uns politisch von der Kreuzzeitung; aber es ist erfreulich, daß wenigstens in Fragen der auswärtigen Politik sich allmählich in Deutschland eine gemeinsame Auffassung herauszubilden beginnt. Wie sehr litten wir vor der Gründung des Reiches darunter, daß es auch auf diesem Gebiete keine Uebereinstimmung gab. Und wenn dies heute allmählich anders geworden ist, so ist dieser Wandel dem Fürsten Bismarck zuzuschreiben, der das deutsche Volk durch sein Vorbild zu politischer Urtheilsfähigkeit in internationalen Fragen erzogen hat und der für die deutsche internationale Politik eine feste traditionelle Grundlage zuerst wieder geschaffen hat.

Die „Valdivia" mit den Mitgliedern der Tiefsee-expedition, an ihrer Spitze Professor Chun, ist glücklich nach Hamburg zurückgekehrt. Mit stolzer Befriedigung kann das deutsche Volk auf diese Männer blicken, die im Dienste der Wissenschaft einem großen Werke sich gewidmet haben, und

es glücklich zu Ende führten. Es war nur billig, daß man diesen friedlichen Eroberern neuer Kenntnisse und den Erschließern neuer Einblicke in die geheimnißvolle Natur zu Hamburg einen festlichen Empfang bereitete.

Dieser Empfang, der so berechtigt war, und an dem auch Würdenträger des Reiches theilnahmen, war zugleich charakteristisch genug.

Nach dem Berichte der Zeitungen wurden fast ein halbes Dutzend Toaste gehalten, bis schließlich der Führer der Expedition, Professor Chun, und seine Gehilfen, der Kapitän und seine Mannschaft leben gelassen wurden. Nachdem auf den Grafen Posadowsky und auf die Landesfürsten, auf Hamburg und einige Andere, die die Tiefseeexpedition nicht mitgemacht hatten, Hochrufe ausgebracht waren, erinnerte man sich lebhafter der Hauptpersonen, ohne die man zu einer Feier überhaupt keinen Anlaß gehabt hätte. Freilich hatte Graf Posadowsky, bevor er die Ordensverleihungen verkündete, schon dem Leiter der Expedition wegen seiner „gewissenhaften und regelmäßigen Berichte" ein wohlabgemessenes bureaukratisches Lob — gewissenhaft gespendet; auch das muß der Wahrheit gemäß registrirt werden.

Ludwig Büchner ist, fünfundsiebzig Jahre alt, gestorben. So oft sein Name ausgesprochen wird, erinnert man sich seines Werkes „Kraft und Stoff", das schon 1855 erschienen ist, und das lange Zeit die Bibel jener gebildeten Kreise war, die sich gegen den in übersinnlichen Voraussetzungen wurzelnden Autoritätsglauben auflehnten. Das populäre Buch war wirksam zur Bekämpfung engherziger Orthodoxie; auf wissenschaftlich fester Grundlage ruhte es nicht; und Büchner ist sein Lebtag mehr ein populärer Agitator, der mit naturwissenschaftlichen Argumenten operirte, geblieben, als ein tiefer und bedeutender Denker. Nicht was er schuf, ist sachlich werthvoll; aber daß er in weiten Schichten Vorurtheile zu zerstören suchte, war sein Verdienst.

Ueber das chinesische Abenteuer ist das italienische Ministerium gestürzt. Voraussichtlich wird sich der jetzige Ministerpräsident Pelloux nur des ungeschickten Ministers der auswärtigen Angelegenheiten entledigen und dann mit einem rekonstruirten Kabinet wieder vor die Kammer treten, um die bisherige Politik in China fortzusetzen. Hoffentlich zu gutem Ende!

* * *

Rezept gegen Handelsverträge.

In den Sitzungen der Kanalkommission des Preußischen Abgeordnetenhauses hat der Finanzminister Herr von Miquel sich redliche Mühe gegeben, die Agrarier davon zu überzeugen, daß die Landwirthschaft bei dem Bau des Mittellandkanals nur gewinnen werde. Um seine agrarischen Freunde bei Laune zu erhalten, hat er aber daneben zu wiederholten Malen darauf hingewiesen, daß die aus einer Kanalverbindung zwischen dem Westen und dem Osten der Monarchie erwachsenden agrarischen Vortheile bei der mit Ablauf der gegenwärtigen Handelsverträge zu erwartenden Steigerung der Zölle für landwirthschaftliche Produkte, speziell für Getreide, noch wesentlich sich erhöhen würden. Dies Argument trifft zwar seit der Aufhebung des Identitätsnachweises für Getreide nicht mehr zu, aber die Geflissentlichkeit, mit der es trotzdem von dem einflußreichsten preußischen Minister immer wieder vorgeführt wurde, ist jedenfalls ein beredtes Zeichen dafür, welche Stütze unsere auswärtige Politik an Herrn von Miquel haben wird, sobald die Frage der Erneuerung der Handelsverträge praktische Bedeutung gewinnt. Da nun außerdem auch manche Freunde der Caprivischen Handelsvertragspolitik sich in der Vorstellung bewegen, daß neue Handelsverträge mit einer Konzession höherer Getreidezölle an unsere Agrarier zu erkaufen seien, so kann man nicht früh genug darauf aufmerksam machen, daß nach allen Berechnungen politischer Wahrscheinlichkeit die Erhöhung der Getreidezölle das sicherste Rezept gegen Handelsverträge ist. Wenigstens gilt das für den wirthschaftlich und politisch bedeutsamsten Handelsvertrag, den zwischen Deutschland und Rußland. Daß Rußland bei einem neuen Handelsvertrage mit seinen Ansprüchen hinter die Errungenschaften des Tarifvertrags von 1894, soweit Agrarzölle in Betracht kommen, zurückgehen wird, ist eine beinahe naive Annahme. Die zollpolitischen Scholastiker, die da glauben, mit einem wohl präparirten autonomen Tarif, in dem man sich bis an die Zähne mit hohen Zollsätzen bewaffnet hat, den russischen Realpolitikern zu imponiren, haben aus der Geschichte der russischen Handelspolitik bisher nicht gar viel gelernt. Herr von Witte, der russische Miquel, weiß recht gut, daß Rußland, wie jeder Agrikulturstaat, einen Zollkrieg viel leichter führen kann, als der hoch entwickelte Industriestaat Deutschland. In jedem Zollkriege ist ein Land, das vorwiegend Rohprodukte ausführt, einem Lande, das vorwiegend Industrieerzeugnisse exportirt, überlegen. Ein derartiger Zollkrieg wäre für die Konkurrenten Deutschlands auf dem russischen Markte, speziell für das freihändlerische England, ein ungewöhnlicher Gewinn: wirthschaftlich und politisch. In ganz Asien, vom persischen Golf bis zum Meerbusen von Petschili sind heute Russen und Engländer politische Rivalen. Diese Rivalität ist für Deutschland ein blessing in disguise; sie steigert die Nachfrage nach Deutschlands Freundschaft. In demselben Maße aber, wie die Machtansprüche Englands und Rußlands einen Ausgleich finden und die beiden großen Reiche sich freundschaftlich nähern, wird das Bedürfniß, mit Deutschland gut Freund zu sein, bei Beiden sich weniger lebhaft zeigen. Eine Handelspolitik, die es fertig brächte, einen Zollvertrag zwischen Rußland und Deutschland unseren Agrariern zu Liebe in einen Zollkrieg zu verwandeln, müßte ganz naturgemäß in Rußland die Neigung verstärken, mit England sich wirthschaftlich und politisch zu verständigen.

Es ist höchst charakteristisch, daß der vor einigen Tagen von der Londoner „Times" publizirte apokryphe Bericht über die angebliche Befürwortung einer planmäßigen Annäherung Rußlands an England durch den russischen Finanzminister bis zum offiziösen Dementi nirgends für unglaubwürdig angesehen wurde. Der Gedankengang jenes Berichts muß also ziemlich plausibel sein.

Man kann daraus leicht ermessen, wie aussichtsvoll eine auswärtige Politik sein wird, der man die Aufgabe stellt, einen vortheilhaften Handelsvertrag mit Rußland unter Ausschluß aller Zugeständnisse, die für Rußland ein wesentliches Interesse haben, abzuschließen. Das ist so, als schickte man eine Köchin mit einem großen Henkelkorb zum Einkaufen auf den Markt, vergäße aber, ihr Geld mitzugeben. Man kann es nicht oft und nicht früh genug wiederholen: die Steigerung unserer jetzt schon enorm hohen Getreidezölle bedeutet die Unmöglichkeit der Erneuerung eines Handelsvertrags mit Rußland.

Th. Barth.

Eduard von Simson.

Ob es wohl noch einen zweiten Menschen gibt, der sich rühmen darf, daß Goethe segnend und Bismarck freundschaftlich ihm die Hand gedrückt haben? Eduard von Simson ist diese Auszeichnung widerfahren und er hat sie verdient. Er hat in gleicher Weise theilgenommen an den wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen des neunzehnten Jahrhunderts wie an dem gewaltigen Aufschwunge, den sein Vaterland genommen hat. Wenn man das Monument des Kaisers Wilhelm in ähnlicher Weise mit einem Sockel geschmückt hätte, wie dies mit dem Denkmal Friedrichs des Großen geschehen ist, Simson hätte nimmermehr unter den Figuren fehlen dürfen, welche das Zeitalter der Helden repräsentiren.

Ein glückliches Leben hat seinen Abschluß gefunden. Ein Jüngling von der seltensten Begabung legte er schon mit neunzehn Jahren nach beendigtem Triennium sein Doktorexamen ab. Mit fünfundzwanzig Jahren ist er bereits ordentlicher Professor; gleichzeitig ist er an hervorragender Stelle in der juristischen Praxis thätig. Die günstigsten Vermögensverhältnisse hielten jede Sorge von ihm fern. Eine Gattin, die an umfassender Bildung ihm gleich stand, sogar die Pfade der Gelehrsamkeit betrat, unterstützte ihn in dem Bestreben, sein Haus zu einer Stätte zu machen, in der schöne und vornehme Geister sich heimisch fanden. In den dreißiger und vierziger Jahren, als das weltentlegene Königsberg als die Stadt der reinen Vernunft gefeiert wurde, half Simson ihren Ruf erhöhen.

Im Jahre 1848 trat Simson in das politische Leben ein. Er wurde in das Frankfurter Parlament gewählt und ersetzte Heinrich von Gagern, als dieser Minister geworden war, auf dem Präsidentenstuhl. Durch hervorragenden parlamentarischen Takt, der damals noch eine sehr seltene Eigenschaft war, bewährte er seinen Beruf zu der Stellung, die er einnahm. Als Präsident des Parlaments war er auch Führer der Kaiserdeputation, die einen so traurigen Mißerfolg hatte.

Nach dem Tage von Olmütz zog er sich aus dem politischen Leben zurück und trat erst in der neuen Aera wieder in dasselbe ein. Von ihm rührte die Adresse her, mit welcher das Abgeordnetenhaus den Prinzen von Preußen nach Uebernahme der Regentschaft beglückwünschte. Er hielt einige der vorzüglichsten Reden, die man in deutschen parlamentarischen Körperschaften je gehört hat, so in der Debatte über den italienischen Krieg, über die Unverantwortlichkeit der Abgeordneten. Auf die Leidenschaften zu wirken war ihm nicht gegeben, aber an logischer Gliederung der Gedanken, an Fülle und Rundung der Sätze sind diese Reden kleine Kunstwerke. Und dazu kam die vortreffliche Haltung des Redners. Simson's Kopf hatte etwas Römisches, und wenn man ihn sah, sein etwas fettes, aber volles Organ hörte, so wünschte man, er möchte eine Toga tragen, damit man vollkommen den Eindruck genieße, den etwa Cicero machte, wenn er eine seiner großen Reden hielt. Dabei posirte Simson nicht etwa; diese Haltung war ihm angeboren. Anmuth und Würde waren Geschenke, die in seine Wiege gelegt worden waren.

Es war selbstverständlich, daß Simson zum Präsidenten des Reichstages des Norddeutschen Bundes gewählt wurde, und nun begegnete etwas Wunderbares. Derselbe Mann, der an der Spitze einer Kaiserdeputation im Jahre 1849 von Frankfurt nach Berlin gezogen war, zog beinahe 22 Jahre später mit einem ganz gleichen Auftrage von Berlin nach Versailles.

Als am 1. Januar 1879 die neue Gerichtsorganisation für das Deutsche Reich in das Leben trat, hatte Fürst Bismarck den hübschen Gedanken, Simson zum Präsidenten des Reichsgerichts zu ernennen. Minister Leonhard, so vortrefflich er im Uebrigen seine Sache machte, wäre auf diesen Gedanken nicht gekommen; denn Simson hatte der Anciennität nach eine sehr große Reihe von Vormännern. Er hatte es auf der Stufenleiter der Bureaukratie bis zum Präsidenten eines Obergerichts gebracht. Simson scheute sich anfänglich seines Alters wegen das Amt anzunehmen, hat es aber doch noch zwölf Jahre mit Auszeichnung verwaltet, und dann gelang es nicht, zu seinem Ersatz einen Mann aufzufinden, der ihm an geistiger Bedeutung nahe stand.

Noch ein Ehrenamt hat er später übernommen; als die Goethe-Gesellschaft sich bildete, wurde er ihr Präsident. Auf der ersten Generalversammlung wurde ein Brief Goethe's aus dem Jahre 1827 verlesen, worin er mit Genugthuung eines Besuchs gedenkt, den der Student Simson aus Königsberg ihm abgestattet.

In einem anderen konstitutionellen Lande hätte es nicht fehlen können, daß einem Manne von der geistigen Begabung, den parlamentarischen Verdiensten und der sozialen Stellung Simson's ein Ministerposten angeboten worden wäre In Deutschland ist das nicht geschehen. Indessen die Aemter eines Reichstagspräsidenten und Reichsgerichtspräsidenten können ja dem Ehrgeiz auch Genüge thun. Und Simson hat diese Aemter in unübertrefflicher Weise verwaltet.

Es lag etwas Ehrfurchtgebietendes in der Erscheinung und in dem Wesen Simson's. Er war eine im besten Sinne des Wortes vornehme Natur, die alles Niedrige von sich abschüttelte und in dessen Nähe das Gemeine kleinlaut wurde. Daß Kaiser Friedrich die kurze Zeit der Macht, die ihm vergönnt war, dazu benutzte, diesem Manne die höchsten Auszeichnungen zu gewähren, die ein Fürst verleihen kann, begreift sich leicht.

Alexander Meyer.

Parlamentsbriefe.

XVI.

Die Aussichten der Kanalvorlage haben sich gebessert; diese Worte konnten bei Drucklegung des letzten Briefes noch eingeschoben werden. Die Ansichten einer Anzahl Kommissionsmitglieder sind selbstverständlich festgelegt und können nicht leicht umgeworfen werden, und selbst die „nüchterne Inspektionsreise“, welche die Kommission angetreten hat, wird von den ausgesprochenen Kanalgegnern keinen bekehren. Aber im Hause vollzieht sich ein Wandel. Es ist unmöglich, daß die Regierung mit dieser Vorlage unterliegt, falls sie den ernsten Willen hat zu siegen.

Eine große Anzahl von Kommissionen sind jetzt mit Arbeiten so sehr belastet, daß nur ausnahmsweise eine Plenarsitzung abgehalten werden kann. Im Abgeordnetenhause kamen die Anträge zur Berathung, welche gestellt worden sind, um dem Arbeitermangel in den ländlichen Bezirken des Ostens abzuhelfen. Eine Kommission hat diese Anträge sorgfältig vorberathen und was dabei herauskommen würde, konnte man ungefähr voraussehen. Wenn man auf dem Wege freiwilligen Angebots keine Arbeitskräfte für einen gewissen Zweck erhalten kann, so muß man den Weg des Zwanges betreten. „Kommst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt“.

So lange die Erbunterthänigkeit, die Bindung an die Scholle bestand, waren die Worte „Arbeitermangel“ oder „Leutenoth“ dem deutschen Sprachschatz fremd geblieben. Erst mit der Freizügigkeit, diesem argen Grundstein der liberalen Gesetzgebung, ist das Uebel in die Welt gekommen. Nun wollen die Agrarier des Abgeordnetenhauses nicht etwa die Freizügigkeit aufheben, denn dazu sind sie erstens viel zu maßvoll und besonnen, und zweitens, ein triftiger Grund für ihre Besonnenheit ist der, daß ein solcher Beschluß nur vom Reichstage gefaßt werden könnte. Allein sie wollen Maßregeln ergreifen gegen Jeden, der von der Freizügigkeit Gebrauch macht. So lange die Freizügigkeit nur als Grundsatz auf dem Papier steht, ist das völlig harmlos, sobald aber Jemand von der Stelle weggeht, wo ein Agrarier seine Arbeitskraft gegen niedrigen Lohn gebraucht, so ist das ein „Auswuchs“, dem man zu Leibe gehen muß. Wer das bestreitet, versteht halt von der Landwirthschaft Nichts.

Man kann den Gesindevermiethern ihre Thätigkeit erschweren; man kann durch Erhöhung der Personentarife die Benutzung der Eisenbahn zum Abzuge einschränken; man kann für die Ortsveränderung einer Person die Genehmigung der Behörde erfordern, (mit dem agrarischen Begriffe der Freizügigkeit verträgt sich das noch); man kann von demjenigen, der von einem Orte wegziehen will, den Nachweis erfordern, daß er an dem Orte, wohin er ziehen will, eine Wohnung gemiethet hat, und was derlei Kunststückchen mehr sind. Die Hauptsache bleibt vergessen. Die aus den ländlichen Bezirken Auswandernden sehnen sich nach Ar-

ständen, wie sie Europas würdig sind, und wenn man in Ostelbien austilgen will, was an Halbasien erinnert, so wird die Leutenoth schwinden.

Auch der Reichstag beschäftigte sich in der wichtigsten Sitzung, die er in dieser Woche abhielt, mit theoretischen Erörterungen, denen man die Ueberschrift hätte geben können: „Ueber die soziale Frage im Allgemeinen". Zu Grunde lagen formell die Anträge Heyl-Bassermann, Hitze und Pachnicke-Rösicke. Thatsächlich handelte es sich um die Weltanschauung Stumm und ihren Gegensatz zur modernen Weltanschauung. Herr von Stumm faßte seine hinreichend bekannten Weltanschauungen in eine neue Formel zusammen: Je mehr Diskussionsfreiheit man den Arbeitern gewährt, desto mehr Schaden stiftet man. Das Heil der Industrie beruht auf der Disziplin, und daß Disziplin und Diskussionsfreiheit sich nicht mit einander vertragen, weiß Jeder, der Soldat gewesen ist. Der Arbeiter hat das Maul zu halten, der wohlwollende Arbeitgeber wird schon wissen, was zu seinem Besten gereicht. So wenig die Agrarier das Prinzip der Freizügigkeit antasten wollen, so wenig will Herr von Stumm das Prinzip der Koalitionsfreiheit antasten. Es soll nur verhindert werden, daß von dieser Freiheit Gebrauch gemacht wird.

Herr von Kardorff ist mit der Zeit ein überzeugter Anhänger des Herrn von Stumm geworden. Wie es in Sachen des Bimetallismus gleichgültig ist, ob man Herrn von Kardorff oder den Grafen Mirbach hört, so ist es in Sachen der sozialen Frage gleichgültig, ob man Herrn von Kardorff oder den Freiherrn von Stumm hört. Wo diese beiden Größen zusammengehen, ist in der deutschen Reichspartei keine Kraft vorhanden, die ihnen widersteht.

Mit ihrem Widerstande gegen jede Sozialreform hat sich die deutsche Reichspartei in Widerspruch mit allen andern Parteien gesetzt. Das Centrum verlangt dringend Fortführung der Sozialreform; die Konservativen, die Nationalliberalen verlangen dasselbe. Selbstverständlich wollen auch die Sozialdemokraten Fortführung der Sozialreform, wenn sie darunter auch etwas Besonderes verstehen. Und auch wir können unser Verlangen in dieselbe Formel kleiden, wenn wir dazu eine Erläuterung geben. Unter Sozialreform verstehen wir vor Allem die Durchführung vollständiger Rechtsgleichheit zwischen Arbeitgeber und Arbeiter und die Beseitigung aller Hindernisse, welche dieser Rechtsgleichheit im Wege stehen. Nicht mehr und nicht weniger.

Herr von Stumm ist ein so mächtiger Mann, daß er in Stande ist, Alles zu verhindern, was seinen Wünschen widerspricht; wenigstens war er es noch vor Kurzem. Manchen Gerüchten zufolge, denen wir zweifelnd lauschen, soll er es heute nicht mehr sein. Die Zukunft wird's lehren.

Proteus.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Einige Betrachtungen zu Cromwell's dreihundertjährigem Geburtstage.

In der vorigen Woche feierte England den Tag, an dem vor dreihundert Jahren Oliver Cromwell geboren wurde. Man pries ihn vor allem als Mann der That. Um seiner Thatkraft willen verzeiht ihm das heutige England alles: Die Hinrichtung eines Königs von Gottes Gnaden, die Unterdrückung des Parlaments, die Ertränkung Irlands in Blut.

Das Charakterbild des großen Protektors schwankt zwei Jahrhunderte hindurch in der englischen Geschichte, bis es von Carlyle festgestellt wurde. Die sterblichen Ueberreste des gewaltigen Rebellen wurden, sobald wieder ein gottgesalbter König in Whitehall eingezogen war, von dem Fanatismus der Reaktion aus dem Grabe gezerrt, nach Tyburn geschleift und dort an den Galgen gehängt. Der Schädel blieb eine Zeit lang auf der Westminster-Halle aufgepflanzt, bis ein Sturm ihn eines Nachts herabschleuderte. Ein gemeiner Soldat soll den Schädel gefunden und als Kuriosität mit nach Hause genommen haben.

So etwas kann heute nicht mehr passiren! Gewiß nicht! Wenigstens nicht in dem gemäßigten Klima Englands. Im Sudan, da kommen allerdings wohl gelegentlich noch Leichenschändungen vor. Aber nicht aus Fanatismus; dazu ist unsere Zeit zu wohlerzogen. Aus Fanatismus ein Grab zu schänden, das wäre shocking, das wäre roh, das wäre niederträchtig. Aber aus Gründen politischer Opportunität? Hm! Darüber läßt sich reden. — Natürlich darf es sich nicht um ein christliches Grab handeln. Die „ewige Ruhe eines christlichen Todten" zu stören, wäre ruchlos. Alle Kanzeln Englands würden heute von Verwünschungen widerhallen, wenn im England unserer Tage etwas so Schauderhaftes sich ereignete. Aber im Sudan den Leichnam eines mohammedanischen Protektors, eines Mahdi, aus dem Grabe zu zerren und die Gebeine in den Nil zu werfen, — das ist etwas anderes. Das ist kein Akt der Barbarei, das ist ein Akt politischer Klugheit, nur geschehen, um den mohammedanischen Rebellen einen heilsamen Schrecken und den nöthigen Respekt vor christlicher Civilisation beizubringen. Kein Wunder, daß in England sich Diener des christlichen Evangeliums der Liebe gefunden haben, die jene Leichenschändung dahinten im Sudan für ein Gott wohlgefälliges Werk erklärt haben. Und dann bedenke man wohl, man ist im Lager des Lord Kitchener nicht so weit gegangen, etwa den Schädel des Mahdi auf einer Zeltstange aufzupflanzen. So etwas thut man heute nicht mehr. Nein, es hat sich sogar ein christlicher Offizier gefunden, der den Schädel des Mahdi vor der Versenkung in den Nil bewahrt und — zum Andenken diskret mitgenommen hat.

Ich habe mich öfter gefragt, was wohl mit den Gebeinen Cromwell's, des großen Rebellen, geschehen wäre, wenn er, statt in London, in Berlin ins Grab gesunken wäre. Ich bin überzeugt, man hätte seinen Leichnam in der Erde ruhen lassen, wenngleich im Laufe der Jahrhunderte der Friedhof, wo er bestattet worden, wohl etwas verwahrlost wäre. Wenn aber dann, gelegentlich seines dreihundertjährigen Geburtstags, der Magistrat von Berlin, im Einverständniß mit der Stadtverordnetenversammlung beschlossen hätte, den verfallenen Eingang zu Oliver Cromwell's Grabstätte durch ein Sandsteinportal zu ersetzen, und darauf die Worte anzubringen: „Ruhestätte des am 3. Sept. 1658 verstorbenen Oliver Cromwell", so .... Was dann geschehen wäre, ist kaum auszudenken!

Junius.

Graf Carl Hohenwart.

Es ist ein österreichischer Staatsmann jetzt aus dem Leben geschieden, der zwar nur acht Monate an der Spitze der Regierung stand, der aber den verderblichsten und verhängnißvollsten Einfluß auf die Entwicklung des österreichischen Staates geübt hat. Ein Deutscher von Geburt, ist Graf Carl Hohenwart der bitterste Feind des Deutschthums in Oesterreich geworden, und nicht sein Verdienst ist es, wenn die Deutschen Böhmens in der Zeit seiner Regierung ihren erbarmungslosen nationalen Gegnern nicht mit gebundenen Händen ausgeliefert wurden. In der centralistischen Aera hat er sich hinaufgedient bis zum Statthalter in Oesterreich; er war der getreueste Statthalter Giskras, der keinen Augenblick zögerte, auf Geheiß seines Ministers Hand zu legen an den widerspenstigen Bischof Rudigier von Linz, welcher den konfessionellen Gesetzen unter Berufung auf die päpstliche Encyclica die Rechtsgiltigkeit absprach und unter Hinweis auf die Bestimmungen des Concordates sich weigerte, die Akten seines geistlichen Ehe-

gerichts den Gerichten des Staates auszuliefern. Nicht ganz zwei Jahre später war er an die Spitze eines klerikal-föderalistischen Ministeriums getreten, hatte er sich mit Schäffle verbündet, Jireček und Habietinek zu seinen Genossen gemacht, und nun schritt er daran, die Deutschen Oesterreichs, welche durch die glänzenden Siege der deutschen Waffen auf den französischen Schlachtfeldern zu selbstbewußt geworden waren, niederzuwerfen; in Wahrheit war aber sein Werk der Versuch, das alte Habsburgerreich zu dekomponiren, es in seine Atome aufzulösen. Eine furchtbare Verblendung hatte damals, wie heute, die sogenannten maßgebenden Kreise ergriffen. Sie waren von Angst befallen ob der machtvollen Stellung des Deutschthums, sie waren nervös geworden ob etlicher knabenhafter Ausschreitungen des Radikalismus, und darum wurde der Staat mit der Politik der Fundamentalartikel gezüchtigt und in seinen Grundvesten aufgewühlt.

Zu dieser Zerstörungsmode war Graf Hohenwart die geeignetste Persönlichkeit. Mit seiner Marmorruhe war er das entschlossene Werkzeug der ihm aufgetragenen Politik, der Mann der leidenschaftslosen kalten That. Kein überragendes politisches Talent überragte er alle die Führer der klerikalen und föderalistischen Parteien durch die Klarheit des Denkens und die Bestimmtheit der Ziele, die er aufbaute; alle österreichischen Staatsmänner aber seit dem Beginn der konstitutionellen Aera übertraf er an Entschlossenheit und Kühnheit in der Konzeption wie in der Ausführung. Die Aufgabe, die ihm gestellt war, war die Umwandlung des Staates in einen föderalistischen und die Errichtung des böhmischen Staates. Zwei Zwecke sollten mit einem Schlage erreicht werden: den Deutschen, die seit der Gründung des deutschen Reiches für gefährlich erachtet wurden, sollte in Oesterreich die Führung aus den Händen genommen werden und dem aufstrebenden ungarischen Staate, dessen parlamentarische Regierung den Reaktionären und Finsterlingen ein Dorn im Auge war, sollte der böhmische Feudalstaat als Gegengewicht gegenübergestellt werden. Mit der Etablirung des Föderalismus wäre der Dualismus von selbst aus den Angeln gehoben worden; Croatien hätte Ungarn gegenüber sofort die gleiche selbstständige Stellung beansprucht, wie sie Böhmen eingeräumt wurde, und die Schlußwirkung wäre gewesen: ein Pluralismus von historisch-politischen Individualitäten, die sich gegenseitig in Schach halten, der Triumph des Absolutismus unter verfassungsmäßiger Maske.

Die Czechen sind dem Grafen Hohenwart zum tiefsten Dank verpflichtet und sie haben diesen Dank stets in der wärmsten Weise bethätigt. Dem nebulosen Staatsrechte, für welches die Czechen stets schwärmten, das sie aber nie zu produziren vermochten, für das sie nicht den Schatten eines stichhaltigen historischen Beweises aufzubringen vermochten, hat Graf Hohenwart mit dem Königlichen Reskript vom 12. September 1871 und aus den Fundamentalartikeln Inhalt gegeben und Leben eingeflößt. Wie oft mußten sich die Czechen von Herbst, Brinz, Höfler und Hasner wegen ihres unauffindbaren Staatsrechtes verhöhnen lassen; wie oft, wenn sie sich auf die „verneuerte“ Ferdinandeische Landesordnung beriefen, mußten sie sich gefallen lassen, daß man ihnen aus dem Inhalte derselben bewies, daß ihr angebliches Staatsrecht der königliche Absolutismus sei, die plenitudo potestatis, welche der Monarch für sich in Anspruch nahm. Und nun schuf ihnen Graf Hohenwart eine Verfassung, welche auf der Unabhängigkeit und Selbständigkeit des böhmischen Staates basirte und den czechischen Stamm zur dauernden Herrschaft in demselben berief. Seit der Aera Hohenwart's gipfeln alle staatsrechtlichen Bestrebungen der Czechen in der Erlangung der Fundamentalartikel, welche das Glaubensbekenntniß und das politische Ideal jedes Czechen bilden. Und doch war die ganze Fundamentalartikelpolitik nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Es gab in jener Zeit sehr einflußreiche Kreise, welche die deutschen Siege in Frankreich als einen schweren Schlag gegen Oesterreich empfanden und die von quälender Sorge ob der Errichtung des deutschen Reiches erfüllt waren. Gegen dieses deutsche Reich sollte an der Grenze das czechische Bollwerk errichtet werden. Der Fanatismus des Czechenthums sollte die Festungsmauer gegen Deutschland bilden. Die Fundamentalartikel waren das Produkt der Preußenangst und des Preußenhasses. „Die Herstellung des böhmischen Staates, schrieben damals die Narodni Listy, ist die Antwort auf die Errichtung des deutschen Kaiserthums.“ Und diese Politik wurde unter der Mitwirkung eines Schäffle gemacht und von importirten deutschen Federn — wir nennen nur Frese und Trabert — unterstützt und gefördert.

Die Fundamentalartikel fielen und Graf Hohenwart mit ihnen. Sie mußten fallen, weil der politische Wahnwitz nicht verwirklicht werden durfte. An diesem Ausgang hat eminent der verzweifelte Widerstand der Deutsch-Oesterreicher mitgewirkt, wie der energische Einspruch der leitenden ungarischen Staatsmänner. Der Geist, welcher die Deutschen Oesterreichs damals erfüllte, war bewunderungswürdig. Es gab keinen Unterschied der Fraktion und der politischen Schattirung. Wie ein Mann erhoben sie sich einig, entschlossen und zielbewußt. Nur eine deutsche Partei stand damals wie heute im Lager der Slaven: die ultramontane, welche damals wie heute in der Stunde der höchsten nationalen Noth die um ihre nationale Existenz ringenden Stammesgenossen verrieth und an das Slaventhum auslieferte. Damals freilich gab es unter den Deutschen noch ein echtes Solidaritätsgefühl und die Gemeinbürgschaft stand nicht auf dem Papier, sondern sie lebte in den Herzen und im allgemeinen Bewußtsein. Jene viel verlästerte Verfassungspartei hatte den Deutschen eine ausgezeichnete Organisation gegeben und Männer von Talent und Autorität wie Moritz v. Kaiserfeld, Eduard Herbst, Karl Giskra, Leopold Hasner, Kuranda, Rechbauer, Sturm, Schmeykal, Demel kämpften als Führer an der Spitze der deutschen Armee. Und hinter diesem Volksheer kämpfte eine zweite Armee: die österreichische Bureaukratie: lautete dort das Feldgeschrei: Für Deutschthum und Freiheit, dann kämpfte die deutsche Beamtenschaft pro aris et focis: für die Einheit und Machtstellung des österreichischen Staates.

In Ungarn aber lebte noch Franz Deak, der Schöpfer des Dualismus, und an der Spitze der Staatsgeschäfte stand Graf Julius Andrassy, der wenige Jahre vorher die Krone des heil. Stephan auf das Haupt des Kaisers Franz Josef gesetzt hatte. Es gab damals in Ungarn noch kein Deuteln über das Wesen des Dualismus und seiner Postulate. Die berufensten Interpreten des Dualismus waren zur Stelle und sprachen ihr inappellables Urtheil. Für Franz Deak war es ein unumstößliches Postulat, daß in Ungarn der ungarische, in Oesterreich der deutsche Stamm die politische Führung besitze und was die Czechen neuestens an gegentheiligen Aussprüchen Deak's anführen, ist so echt wie die Königinhofer Handschrift. Für den Grafen Julius Andrassy aber war bereits damals die Anbahnung eines innigen freundschaftlichen Verhältnisses der leitende Gedanke. Er hatte schon im Sommer des Jahres 1870 alle Pläne, die auf eine Cooperation mit Frankreich und mindestens auf eine Feindseligkeit gegen Preußen abzielten, zerstört, und dieses sein großes Verdienst ist in Oesterreich und Deutschland nie in vollem Maße gewürdigt worden. Nun fuhr er mit der ganzen Wucht seiner bedeutenden Persönlichkeit in das Intriguen-Netz, welches das Slaventhum mit dem Feudaladel und dem Klerikaladel um Oesterreich gesponnen hatte und zerriß es mit machtvoller Hand. Der Reichskanzler Graf Beust war nothgedrungen sein Verbündeter; der Sieg Hohenwart's und der Czechen bedeutete naturgemäß seinen Sturz; wurden die Fundamentalartikel zur That, dann konnte unmöglich ein Mann an der Spitze der Reichskanzlei verbleiben, welcher die Czechen in offener Delegations-Sitzung der Landesverrätherei (Landesvertheidigung?) beschuldigt hatte.

Vom 16. bis zum 26. Oktober währte das Ringen in der Wiener Hofburg. Seinen Culminationspunkt erreichte der Kampf in dem denkwürdigen Kronrath vom 20. Oktober, in welchem der Finanzminister des Kabinetts Hohenwart,

Baron Holzgethan, ein alter starrer Bureaukrat, im Angesichte des Kaisers die Fundamentalartikel als Umsturzartikel bezeichnete und als den reinen Hochverrath stigmatisirte. Graf Andrássy hatte seine Demission als ungarischer Ministerpräsident, Melchior v. Lonyay seine Entlassung als Reichsfinanzminister gefordert. Endlich fiel die Entscheidung und mit ihr stürzte das Kabinet Hohenwart, brach der ganze Hexensabbath der achtmonatlichen Aera zusammen. Eine furchtbare Verwüstung blieb zurück. Der czechische Theil Böhmens war in offenem Aufruhr und der Ausnahmezustand mußte verhängt werden, um die Ordnung aufrecht zu erhalten und die staatliche Autorität gegen das widerspenstige Taboritenthum zur Geltung zu bringen. Es gelang, und einen Monat später war das zweite Bürgerministerium gebildet und der Staat wieder in normale Bahnen gelenkt. Seither ist Vieles anders geworden. Die damals einheitliche deutsche Partei ist in ohnmächtige Partikel zersprengt, ein prahlerischer Radikalismus, voll Eitelkeit und Selbstbespiegelung terrorisirt die Unentschlossenen; es gibt keinen Führer von überragender Autorität, welcher die Theile der deutschen Partei zusammenfassen könnte. Das ist der traurige Effekt einer Regierungsweisheit, welche sich von einer augenblicklichen Unbequemlichkeit befreite, indem sie den Radikalismus unterstützte und die Zukunft des Staates preisgab. Darum ist die heutige Lage des Staates trostloser und ernster, als damals, da das Hohenwart'sche Experiment in Scherben ging.

Wien, 2. Mai. Gustav Steinbach.

Aus unserem Citatenschatz.

„Es ist schon Alles dagewesen."

Am 4. Juni 1826 schreibt Zelter an Goethe:

„Zwey Schneidergesellen haben sich in Sanssouci auf Pistolen geschlagen; einer ist an der Hand blessirt, und zwar durch sich selber, indem er sich beym Losdrücken verbrannt hat. Jam satis!"

Aus Goethe's Briefwechsel mit Zelter.

Racine.

I.

Zwei Jahrhunderte sind vergangen, seitdem Racine am 21. April 1699 zu Paris in der engen rue de Marais gestorben ist. Er hatte sein sechzigstes Jahr noch nicht vollendet; am 22. Dezember 1639 war er zu La Ferté-Milon an den Ufern der Ourcq geboren. Das Städtchen liegt in der Isle de France, nicht weit von Château-Thierry, dem Heimathsorte La Fontaine's; und vielleicht ist es kein Zufall, daß die beiden größten Stilkünstler jener Zeit einer Landschaft zugehören, die in der Feinheit und Anmuth ihrer Contouren den Sinn für Formenschönheit, wenn nicht zu bedingen, so doch zu erklären scheint. Es liegt etwas Glänzendes und Elegantes über der Isle de France; der Fremde, welcher zum ersten Male die Gegend betritt, erstaunt über die zierliche Kraft in dieser Natur. Ob er auf den Höhen von Meudon oder St. Cloud, in Melun oder nördlich der Seine steht, es ist immer derselbe weiche Fluß der Linien, dieselbe milde, ruhige Fülle, welche dahin zieht. Die Kronen der Bäume heben sich ab, wie in stilisirten Silhouetten; ihre Schäfte wiegen und runden sich mit fast gekünstelter Grazie — Stämme, wie Claude Lorrain sie oft gemalt hat. Dünne, helldunstige Nebelhüllen verhalten kaum das Licht. Alles ist hier Harmonie und Nuance. Das Auge, kaum daß es sich eingewöhnt hat, thut sich nicht genug im Anschauen. Es lernt den Zauber der abgestimmten Formen empfinden; und in dem äußeren Bilde glaubt man etwas von der Seele des Landes und seiner Bewohner zu spüren. Ist die Pariser Kultur mit ihrem Bedürfniß nach Zierlichkeit nicht recht das Erträgniß dieses Bodens? Sie erscheint uns leicht unnatürlich und geht doch nur aus einer anderen Natur hervor. Sie folgt ihrem heimischen Genius; sie ahmt ihn nach in der Freude an gefälliger Gestaltung und leiser Schattirung. Niemand hat diese Kunst der klaren, zarten Umrisse feiner geübt, als Jean Racine.

Seine Familie war schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in La Ferté-Milon ansässig. Der erste des Namens, welcher erwähnt wird, war ein Notar, maître Jean Racine. Seine Nachkommen haben erweislich durch zwei Generationen im königlichen Steuerdienste gestanden. Es waren Bürgersleute in kleinen oder mittleren Verhältnissen, wenn auch ihr Amt ihnen Adel und Wappen eintrug. Nichts ist an diesen bescheidenen Menschen bemerkenswerth, als ein erblich durchgehender tiefer Hang zur Frömmigkeit. Man war seit Langem in inniger Fühlung mit dem augustinischen Kloster von Port-Royal. Drei oder vier Frauen der Familie sind dort eingetreten, und dem künftigen Dichter lag der schwärmerisch-religiöse Zug im Blute. — Er hat seine Eltern früh verloren. Die Mutter starb, als er noch nicht zwei Jahre alt war. Der Vater heirathete wieder und starb einige Monate darauf. Er hinterließ zwei Kinder, außer dem vierjährigen Jean, dessen jüngere Schwester Marie. Das Vermögen war so gering, daß man die Schulden nicht decken konnte und die Wittwe sich weigerte, diese Erbschaft anzutreten. Sie kümmerte sich auch nicht um die beiden Kleinen, die nun von den Großeltern aufgenommen wurden. Die Großmutter, Marie des Moulins, hat ihre gütige, schützende Hand über die Jugend des Dichters gehalten. Mit zwölf Jahren kam er in das Kolleg von Beauvais, später trat er in die berühmten Schulen von Port-Royal ein. Der treffliche Latinist Nicole und Lancelot, einer der größten Hellenisten der Epoche, wurden seine Lehrer. In diesem glaubensstarren Hause trieb man den Kult des Schönen; man studirte die griechischen Tragiker, den Vergil und selbst die Komödien des Terenz. Racine hat hier die antike ästhetische Schulung empfangen, welche für seinen Geschmack bestimmend wird. Er lebt sich ein in die Kunstwelt der alten Zeit; verstohlen liest er wohl auf einsamen Wegen im Urtext den Liebesroman von Theagenes und Chariklea. Lancelot nimmt ihm das Buch weg; der Schüler verschafft es sich noch einmal, und noch einmal wird es ihm abgefordert. Da weiß er ein drittes Exemplar aufzutreiben, lernt es gierig auswendig und kommt dann zu dem Lehrer: nun könnt Ihr auch dieses verbrennen.

Herz und Geist hatten sich in Port-Royal gebildet; in Paris, wohin er sich zur Vollendung seiner Studien begab, begannen die Sinne sich frei zu machen. Der Poet erwachte. Diese eine Seite seines Wesens entfaltet sich immer gebieterischer. Er versucht sich in leichten Versen; er schreibt ein Gedicht mit dem lockenden Titel: les bains de Vénus; ein anderes, das er anläßlich der Hochzeit des Königs verfaßt, „Die Nymphe der Seine", trägt ihm eine gewisse Beachtung und ein Ehrengeschenk von hundert Goldstücken ein. Selbst dramatische Pläne sollen ihn schon beschäftigt haben. Vergeblich will man dem von Port-Royal aus Einhalt thun; Brief über Brief geht an ihn ab oder, wie Racine sich ausdrückt, „Exkommunikation über Exkommunikation". Man bestimmt ihn, den gefährlichen Dunstkreis der Hauptstadt zu verlassen und schickt ihn nach Uzès, ins Languedoc, wo ein Oheim mütterlicherseits eine geistliche Pfründe inne hat. Doch auch diese Spekulation zerschlägt sich aus mancherlei Gründen; nach geraumer Zeit kehrt er zurück. Bald darauf steht er mit einer Pension von sechshundert Francs auf der

Liste der offiziell besoldeten Schöngeister. 1664 geht sein erstes Trauerspiel, „Die Thebaide“, über die Bühne Molière's. — Port-Royal hatte ihn für dieses Mal verloren.

Racine war eine sensitive, leicht empfindliche Natur, allen Eindrücken offen, allen Stimmungen zugänglich. Er läßt sich vom Augenblick beherrschen und gibt sich widerstandslos ihm hin. Sein Gefühl schweift mit leidenschaftlicher Reizbarkeit gleich ins Aeußerste. Er gehört zu denen, die sich mit schwärmerischer Melancholie im Anschauen einer schönen Landschaft verlieren können. Das Herz schwillt und weitet sich ihm, die Thräne steigt ihm rasch ins Auge; doch auch das verletzende, bittere Wort sitzt lose auf seinen Lippen. Der Mißmuth reißt ihn fort; er denkt nicht daran, daß er andere kränkt und sich selbst manchmal zu viel vergibt; er gehorcht nur seiner Erbitterung. Die Reue wird dann oft ebenso maßlos sein. Dieses Temperament schlägt immer nach einer Seite über. Als sein „Alexander“ 1665 auf dem Theater Molière's erscheint und ihn die Aufführung nicht befriedigt, übergibt er heimlich, ohne eine Silbe zu sagen, das Stück an eine rivalisirende Bühne. Er fühlt sich in seinen Rechten als Autor gekürzt, in seinem Künstlerthum geschädigt; das genügt: und rücksichtslos bricht er, beleidigt den Mann, dem er manches zu danken hat, zerreißt eine Freundschaft, die sich nie wieder anknüpfen wird und übt zugleich vor der Oeffentlichkeit eine grausame Kritik seiner Interpreten. — Als einer seiner früheren Lehrer, Nicola, die Theaterschriftsteller für „empoisonneurs publics“ erklärt, glaubt er sich besonders getroffen und antwortet mit einem boshaften Briefe, in dem er seine einstigen Wohlthäter vor der Welt bloßzustellen sucht. Ein zweiter Angriff seinerseits soll folgen; aber Boileau legt sich ins Mittel, wohl weil er der Ansicht war, daß niemand bei dieser unerquicklichen Polemik zu gewinnen habe. Später, noch lange Jahre nachher, schämt und zermartert Racine sich bei dem Gedanken, was er da gethan hat. „Ja“, ruft er aus, „das ist die schmählichste Stelle in meinem Leben, und ich würde all mein Blut hingeben, um sie auszuwaschen!“ Er macht seinen Frieden mit Port-Royal und unterwirft sich leidenschaftlicher, als er sich je empört hat. Mit verstörten Zügen, demüthig und zerknirscht, sinkt er dem großen Arnaud zu Füßen. Sein Ruhm, sein dichterisches Wirken heißen nur noch „Verirrung und Elend“, oder sie sind „die Aergernisse meines vergangenen Lebens“, „les scandales de ma vie passée“. — Jeder Tadel bringt ihn auf. Wie bissig dient er seinen Widersachern in den Vorreden der Stücke! „Obgleich der Beifall, den ich gefunden habe, mir sehr geschmeichelt hat“, so sagt er selbst, „hat doch die geringste Kritik, wie schlecht sie auch war, mir immer mehr Kummer bereitet, als alles Lob mir Freude gemacht hat.“ Das spricht wohl deutlich für das Exzessive dieser Gemüthsart. Ein Poeten-, ein Künstlernaturell; deshalb auch den sinnlichen Wallungen unterthan. Sein dichterisches Feuer nährt sich an recht unheiligen Altären. Die Zeitgenossen sprechen manchmal von seinen Liebschaften. Erst soll er die Dupari umschwärmt haben, eine schöne, doch unbedeutende Schauspielerin, welche die drei größten Dramatiker der Epoche, außer ihm noch Molière und den alternden Corneille, bestrickt habe. Dann war er der erklärte Galan der Champmeslé, freilich nicht ohne mit anderen zu theilen. Von den Gelagen, welche man damals hielt, erzählt Frau von Sévigné: „Es sind ganz entzückende Soupers, d. h. Teufeleien.“

Man sieht, er war im Zuge; und gleichzeitig weitet sein Talent die Flügel. „Andromaque“, die im November 1667 erschien, bezeichnet den Aufstieg zu seiner Ruhmesbahn. In den nächsten zehn Jahren folgen sich sechs andere Tragödien, darunter „Britannicus“, „Berenice“ und „Phädra“. 1673 wird er in die Académie française aufgenommen. — Es fehlte ihm nicht an Beifall und Ehren, doch auch an Neidern und Widerwilligen nicht. Die ältere Generation stand noch ganz im Banne der Muse Corneille's und ließ sich nur zögernd für eine neue Kunst gewinnen.

Die gierige Schaar der mittelmäßigen Schriftsteller bekämpfte ihn in ebenso widerwärtiger, wie einfältiger Weise. Dafür hielt freilich der erste Kritiker der Zeit, Boileau Despréaux, desto fester und überzeugter zu ihm. Auch der König, Madame Henriette und der große Condé erkannten sein Verdienst; und zum Schlusse hätte er immer von jedem seiner Werke sagen können, was er mit berechtigtem Stolz von „Britannicus“ schreibt: „die Kritiken sind vergangen; das Stück ist geblieben.“

In seinem Innern bereitet währenddem sich eine verhängnißvolle Wandlung vor. Der alte Grund, die Frömmigkeit der früheren Jahre, rührt sich und taucht wieder auf. In „Phädra“ will er die Tugend und Poesie versöhnen, die Glaubensreinheit und die Darstellung der Leidenschaften.

„Die geringsten Fehler werden hier streng bestraft: der Gedanke des Verbrechens allein wird mit ebenso viel Schaudern betrachtet, wie das Verbrechen selbst: die Schwächen der Liebe gelten hier als wirkliche Schwächen: die Leidenschaften werden nur vorgeführt, um zu zeigen, welches Unheil sie anrichten. . . . . . Das ist das eigentliche Ziel, welches jeder sich setzen soll, der für das Publikum arbeitet. . . .“

Er glaubt ein Mittel gefunden zu haben, „die Tragödie mit einer Anzahl Personen zu versöhnen, die durch ihre Frömmigkeit und durch ihre Lehre berühmt sind und die sie letzthin verurtheilt haben. . . .“ Der Christ ringt mit dem Poeten. Wir sehen, welche Gedanken ihn bedrängen: und bald entschließt er sich zu der großen Entscheidung, fürderhin der Dichtung zu entsagen. Er will „keine Tragödien mehr schreiben und selbst keine Verse“, so berichtet sein Sohn; er will in strenger Buße sein bisheriges Leben sühnen. — Man hat wohl behauptet, daß noch andere Gründe mitgewirkt hätten, um den Meister zur Resignation zu stimmen. Die elenden Treibereien, welche sich gegen die „Phädra“ richteten, möchten ihn entmuthigt und ihm das Schaffen verleidet haben; der Auftrag des Königs, welcher ihn und Boileau zu seinen Historiographen ernannte, könnte dringlicher gewesen sein, als wir wissen und vielleicht den Verzicht auf dichterische Bethätigung nothwendig gemacht haben. Doch ob das wahrscheinlich ist? Am überzeugendsten bleibt jedenfalls, daß er aus innerem Berufe gehandelt habe; daß er der Religiosität sein Genie zum Opfer brachte, wie er vordem, in jungen Jahren, zum Nachtheil der Religion seinen genialischen Impulsen gefolgt war. Die andere Seele sprach jetzt in ihm, die, welche so lange geschwiegen hatte. Und vielleicht ergriff ihn auch jene allgemeinere Bewegung steigender Devotion, welche das siebzehnte Jahrhundert in seinem letzten Drittel kennzeichnet. Er wollte Karthäusermönch werden; aber sein Beichtvater stellte ihm vor, daß er mit seinem lebhaften Charakter nicht für die Einsamkeit geschaffen sei. Er redete ihm vielmehr zu, sich mit einer gläubig-schlichten Frau zu verheirathen. Am ersten Juni 1677 führte Racine Catherine de Romanet als Gattin heim.

Ob Ehemann? ob Mönch? Man könnte darüber spotten. Aber wenn man liest, wer die Gefährtin eines herrlichen Talentes wurde, fühlt man sich bedrückt und gepreßt. Ihr eigener Sohn hat von dieser Frau geschrieben:

Sie „trieb die Gleichgiltigkeit gegen die Poesie so weit, daß sie ihr ganzes Leben lang nicht gewußt hat, was ein Vers ist . . . Sie kannte weder aus Vorstellungen noch durch Lektüre die Tragödien, welche sie interessiren mußten; sie lernte nur in der Unterhaltung die Titel kennen.“

Die Ehe war die Pönitenz des Geistes, farblos grau, wie die ganze Existenz, die sich nun abrollt. Racine begleitet den Monarchen mehrmals ins Feld, um die Thaten, die er verewigen soll, mit anzusehen. Er geht nach Versailles und Marly, wo er nacheinander die Gunst der Marquise von Montespan und der Frau von Maintenon gewinnt. Er ist Höfling, wir wissen nicht, mit welchem Erfolg, denn die Nachrichten darüber lauten verschieden. Der König ernennt ihn zum gentilhomme ordinaire. Seine Familie vergrößert sich, zwei Söhne und fünf Töchter wachsen heran, die er ängstlich behütet und vor den

Lockungen der Weltlichkeit bewahrt. Ein Dunst beengenden Kirchenthums scheint über dem Hause zu schweben und bis in die Vergnügungen der Kinder zu dringen. Man spielt Prozession, und der Dichter der „Berenice“ trägt das Kreuz voran. Unheilige Welt, die das Heiligste, den Genius, zu ersticken wagt! Banale Bravheit, die dem allein ansteht, der nichts anderes zu geben hat; die uns bei einem Dichter qualvolle Verirrung dünkt! Nur auf kurze Zwischenzeit lichtet sich das Bild. Frau von Maintenon legt ihm nahe, für das Fräuleinstift von Saint-Cyr eine fromme und moralische Poesie zu schreiben, „in der Gesang und Rezitation abwechseln sollten“. So entsteht 1689 „Esther“ und 1691 die größere „Athalie“ — das Meisterwerk seines Lebens, sagt Boileau, indessen die öffentliche Meinung noch gleichgiltig bleibt. „Ich verstehe mich darauf“, redet der Freund ihm ermuthigend zu, „das Publikum wird darauf zurückkommen“.

Racine's jansenistische Neigungen hatten sich immer offener entwickelt. Sie waren dem Könige nicht unbekannt, und von einem gewissen Momente an scheinen sie ihn verstimmt zu haben. Dazu kam dann noch etwas anderes. Frau von Maintenon hatte von dem Dichter eine Denkschrift entgegengenommen „über die Mittel, wie man das Elend des Volkes erleichtern könne“. Ludwig XIV. bekam sie zu Gesicht und äußerte sich mißfällig darüber, daß „ein Schriftsteller sich mit Sachen befaßte, die ihn nichts angingen“. Die Sonne der königlichen Gnade umdunkelte sich. Seine Gönnerin tröstete ihn: „Lassen Sie die Wolke vorüberziehen, ich bringe das schöne Wetter zurück“. Doch während sie ihm das im Park von Versailles in einem einsamen Baumgang hastig zuflüstert, hört sie das Rollen eines Wagens. „Der König fährt spazieren“, ruft sie und eilt ins Gebüsch. Es war gewiß nicht räthlich, sich mit ihrem Schutzbefohlenen treffen zu lassen. Wie dieser bei seiner empfindlichen Sinnesart litt, ist leicht zu errathen. Man hat behauptet, er sei aus Gram gestorben. Das ist nicht richtig, wenngleich die Aufregung sein Ende beschleunigt haben mag. Er bekam die Rose und später eine Leberkrankheit, die ihn hinweggerafft hat. Als der König, einige Tage nachher, Boileau's ansichtig wurde, geruhte er zu bemerken: „Despréaux, wir, Sie und ich, haben viel durch den Tod Racine's verloren“. Und Boileau fühlte sich darauf gedrungen zu schreiben: „Seine Majestät hat mir in einer Weise von Racine gesprochen, die den Höflingen Lust machen könnte zu sterben, wenn sie glaubten, daß Höchstdieselben so von ihnen nach ihrem Tode sprechen würden“.

Racine wurde in Port-Royal beigesetzt, da, wo sein Herz ihn seit Langem hinzog. Von seinen fünf Töchtern haben vier den Schleier genommen. Der Wahn frommer Opferung dauerte fort in dieser Familie.

(Schluß folgt.)

G. Ransohoff.

Gabriele D'Annunzio als Dramatiker.

Als vor zwei Jahren Gabriele D'Annunzio mit seinem phantastischen Plan herausrückte, an den poetischen Ufern des tiefblauen Albanersees ein Theater nach griechischem Muster erstehen zu lassen, wurde er gefragt:

„Und welche Dramen wollen Sie dort aufführen?“

„Meine Dramen“, antwortete er selbstbewußt.

Und wenn damals seiner Antwort mit lächelndem Zweifel begegnet wurde, so hätte man jetzt — nach zwei Jahren — kaum noch Ursache zu solcher Skepsis. D'Annunzio als Dramatiker will ernst genommen werden. Mit eisernem Fleiß hat er sich an die Aufgabe gemacht. Es galt die Eroberung eines feindlichen Gebietes. Und wenn er auch nicht in einer ersten stürmischen Schlacht Sieger blieb, so muß sich doch mühseliger, mit aller Kunst der Taktik ausgeführter Belagerung der Feind schließlich ergeben.

D'Annunzio's Begabung scheint ursprünglich nur im Epischen zu liegen. Selbst seinen Romanen fehlt die nach landläufigen Begriffen nothwendige dramatische Spannung vollständig, ja sogar jede Handlung. Wie sollte er je Dramatisches schaffen können?

Der Dichter aber, erfüllt von eiferndem und gerechtem Zorn gegen das moderne Theater in Italien, mehr noch gegen das moderne Publikum dort, dessen Geschmack durch französische Zoten und Pantomimen, in denen die Entkleidungsscenen den Höhepunkt bilden, auf das niedrigste Niveau herabgedrückt ist, wollte seine Muse zwingen. Und vielleicht, daß er sie noch gewinnt.

Die todte Stadt — la Città morta — und der erste seiner „Träume“, der Frühlingsmorgentraum, seine dramatischen Erstlingswerke enthalten leuchtende Schönheiten und tragen vieles zur Charakteristik des angehenden Dramatikers bei, aber die neuesten geben mehr.

Seinem „Frühlingsmorgentraum“ hat D'Annunzio den „Herbstdämmerungstraum“*) folgen lassen und nach vor dem Ende des Sommers kündigt uns der Dichter den „Traum eines Sommermittages“ an.

Alle Stimmen des Frühlings klangen uns aus dem ersten „Traum“ entgegen, dessen Schauplatz Toskana, das Land des Frühlings, das Land der Anmuth und reinen Frische war.

Venedig erkor er sich zum Schauplatz des Herbstes.

An den Ufern der Brenta, in der Nähe eines prächtigen venetianischen Palastes, feiert der Herbst eine Orgie, in der sich die Stürme des bevorstehenden Untergangs ankündigen, die letzten Zuckungen vor dem blutigen Ende.

Die Blumen verblassen, die Früchte hängen überreif an den Zweigen und die Blätter sind gelb und verblichen. Eine Vorahnung des Todes erfüllt die Luft, aber das letzte Aufzucken des fliehenden Lebens hat die Gewalt eines wilden Aufruhrs, der verheerend zieht über Länder und Meere, über die wollüstigen Leiber und die erschöpften Seelen.

Begehrende Leidenschaft tödtet die Dogaressa Gradeniga, die bange und schreckerfüllt das Schwinden ihrer Schönheit beobachtet: ihre Wangen sind bleich, ihre Schläfe eingefallen und jeder Tropfen, den sie zu sich nimmt, gibt dem Fieber neue Nahrung, Blut mischt sich in ihre Thränen. Ihre Schwäche ist so groß, daß sie kaum vermag, das Antlitz des Geliebten heraufzubeschwören, den sie um jeden Preis noch einmal an ihr Herz drücken will, bevor sie stirbt. — Die Barken durchfurchen den Fluß. Musik ertönt von ferne. Pantea naht, die Königin der Hetären, die im Triumphe in Venedig einziehen will. Ihr nach folgt der Schwarm derer, die in ihren Banden liegen. Und der „Bucentoro“, ihre dem Dogenschiff nachgebildete Barke, fesselt den begehrlichen Blick der Patrizier, der Matrosen, des Volks; Schaaren bilden das jauchzende Gefolge des schönen Weibes. Mit einer Schlinge tödtete sie einst eine Sirene, und Seele und Stimme des Zauberwesens gingen auf sie über. Der Jüngling, den die Dogaressa mit so verzehrender Leidenschaft liebt, ist von Panteas Reizen völlig gefangen. Und die Mägde der Gradeniga, ihre Späherinnen, die von der Herrin ausgesandt sind, die Wonnen und die Qualen dieser Leidenschaft zu belauschen, dieser Leidenschaft, die die Verlassene zum Verbrechen treibt, berichten ihrer elenden Herrin mit aller Anschaulichkeit von der Entwicklung dieser Liebestollheit. Die Eine sieht Pantea in wirbelndem Tanz dem Geliebten entfliehen, der in heißer Begehrlichkeit ihr folgt, sie ergreift und jubelnd „wie ein Banner hochschwingt“. Eine Andere belauscht ein römisches Tanzlied, das Pantea dem Geliebten singt, und eine Dritte sieht beide vor einer Harfe sitzen, und ihr war es, als „verschmelze in dem unendlichen Jubel die Geliebte, der Liebende und das Instrument zu einem einzigen Ganzen“.

*) Sogno d'un Tramonto d'Autunno, Milano Fratelli Treves. 1899.

Der Durst nach Rache verzehrt die Getäuschte. Pantea muß sterben und dank den Zauberkünsten einer Schiavonerin, war sie schon Hüterin des Todes bei dem alten Dogen gewesen, der unter der Last seines Brokats langsam dahinsiechte bis er sein Leben aushauchte, „einer Reliquie gleichend im goldenen Schrein". Die schiavonische Zauberin erscheint, und mit einer Locke, die eine der Mägde heimlich der Pantea abgeschnitten und geraubt, wird der tödtliche Zauber bereitet. Aus reinem Wachs formt sie ein Bild, das der Frechen gleicht, die Locke ziert die Stirn, und geheimnißvolle Sprüche murmelnd, durchbohrt sie das Bildniß mit den goldenen Haarnadeln der Dogaressa und all ihrer Begleiterinnen. — Da wächst vom Fluß her der Lärm, wildes Getöse klingt herüber, eine Feuersbrunst steigt zum Himmel auf. Das Geräusch aufeinanderschlagender Waffen dringt bis zu der Gradeniga, Flammen ergreifen den Bucentoro, die Luft ist mit Wohlgerüchen und Wollust erfüllt, brennende Leichen bedecken das Schiff, eine grausige Vision von Feuer und Blut, aus der noch der Ruf der Kämpfenden ertönt: — „Pantea! Pantea! Pantea!"

„Es ist möglich — sagt der feinsinnige Kritiker Riccardo Forster bei seiner Besprechung des neuen Traums — es ist möglich, daß auch bei diesem neuen Gedicht D'Annunzio's, die befugten Theaterkritiker dem Werk die fehlende Handlung und die Unkenntniß der Bühnenwirksamkeit vorwerfen werden. Ich für mein Theil bin nicht imstande, der wahren Poesie gegenüber, deren Gestalten sich vor mir in einem idealen Licht verkörpern, zu nörgeln und zu kritisiren. Ich vergesse die dramatischen Gesetze, die eine mir unbekannte Autorität aufgestellt hat, vor dieser Fluth mannigfaltiger Bilder, die allerdings Künstler allerersten Ranges für ihre Darstellung erheischen."

Es gebricht dem Werk keineswegs an dramatischer Empfindung. So ist der Haß der Gradeniga gegen Pantea, die Rührung, die sie bei dem Anblick der geraubten Locke ergreift, der Schmerz über die sterbende Schönheit von ganz außerordentlicher Wirksamkeit, ebenso der Stolz, mit dem sie sich rühmt, den Geliebten in seiner ersten Jugendfrische und Schönheit besessen zu haben und das Frohlocken, als eine der Kammerfrauen ihr berichtet, wie Pantea dem Anbeter vorwirft: „Wie kalt sind Deine Lippen! Wo ist Dein Blut geblieben?"

Wie schon beim „Frühlingsmorgentraum" spielt sich die Handlung nicht auf der Bühne ab. Von der Höhe einer Aussichtstreppe, die von dem Altan, wo sich die Dogaressa aufhält, aufwärts führt, meldet die Lieblingskammerfrau der Herrin die Vorgänge auf dem Fluß. So sind der Phantasie Thüren und Thore geöffnet, und der Vorgang erhält etwas mystisch Geheimnißvolles. — „Sicherlich" — so schließt Forster seine Kritik — „kann ein Traum keine realistische Fabel, keine aus der Vie parisienne oder einer sonstigen Tageschronik entnommene Anekdote behandeln. Gabriele D'Annunzio konnte, wenn er ein Drama schreiben wollte, nur eines im Auge haben: die Kunst. Und nur ein Ausdrucksmittel stand ihm zu Gebote: die Poesie. Und wenn er in Italien unter höhnischem Lachen und ungehörigen Spötteleien gegen den Strom schwimmen muß, so liegt die Schuld nicht auf seiner Seite. Beladen mit Spezereien, Wohlgerüchen, Tönen und Edelgestein gleitet das schöne Fahrzeug auf seiner Siegesfahrt dahin, wie der Bucentoro auf den Wassern der Brenta".

Selbst diejenigen, die über seine Träume nachsichtig lächelten, können sich dem Zauber seiner Gioconda, des Dichters neuestes Drama, nicht entziehen.

Der Konflikt zwischen dem unbesiegbaren Schönheitsdrang und dem Gefühl der Pflichterfüllung in der Seele des großen Künstlers, des Bildhauers Lucio Settala bildet das Grundmotiv dieses Dramas. Hin- und hergerissen zwischen seiner Leidenschaft für die berückende Gioconda Dianti, die ihn zu einem Meisterwerk begeistert und ihm dazu Modell gestanden, und seiner lieblichen Gattin Silvia, eine harmonische, innerlich vornehme Natur, hat Lucio, keinen Ausweg aus diesem Seelenlabyrinthe findend, in seinem Atelier Hand an sich selbst gelegt. Auf den Tod verwundet, gesundet er, dank der aufopfernden, unermüdlichen Pflege seiner Gattin und in dem Glücksempfinden des wiedergefundenen Lebens gibt er sich einen Augenblick dem süßen Wahn hin, sein ganzes Leben fortan nur Silvia in Dankesschuld zu widmen, Silvia, die ihn noch mit der mädchenhaften Gluth ihrer ersten Liebe keusch und innig liebt. Aber ein Brief Gioconda's, in deren Händen ein Schlüssel zu dem entlegenen Atelier geblieben war, in dem sie ihm schreibt, wie sie jeden Tag seiner Krankheit hinausgepilgert sei zu der herrlichen Statue, ihrem gemeinschaftlichen Werk, und wie sie noch alltäglich dorthin pilgere und seiner harre, genügt, um sein ganzes Wesen aufs neue in Wallung zu bringen. Silvia, die verschmäht hatte, diesen Brief ihrem Gatten vorzuenthalten, beschließt, als sie die verheerenden Folgen des Schreibens in Lucio's Gemüth wahrnimmt, ihm, nachdem sie seinen Leib dem Leben zurückgewonnen, nun auch seine Seele zu retten. Sie begibt sich, ohne Lucio's Wissen, in sein Atelier, um von der Nebenbuhlerin den Schlüssel zurückzufordern.

In einer Scene von hoher dramatischer Spannung stehen die beiden Frauen einander gegenüber. Und mit derselben Leidenschaft, mit der Silvia für ihr verbrieftes Recht kämpft, vertheidigt Gioconda die Rechte, die ihr Schönheit und Liebe verliehen. Als Silvia auf ihre Frage, ob sie im Auftrag ihres Gatten gekommen, im Moment der höchsten Erregung bejaht, stürzt sich Gioconda in wilder Rache auf die durch einen Vorhang verborgene Statue, um sie zu zertrümmern.

Silvia, die in ihrer reineren Liebe weiß, daß Lucio mit jeder Fiber seines Lebens an seinem Meisterwerke hängt, versucht die ruchlose That zu verhindern. Die Kraft ihrer zarten Hände reicht nicht aus, aber sie mildert die Wucht des Sturzes, die Statue, fast unversehrt, fällt und zermalmt das Schönste, was Silvia besaß, ihre Hände. Aber trotz Silvia's Opfer ist Lucio unfähig, Gioconda's Zauber zu widerstehen. Er muß Weib und Kind verlassen und an Gioconda's Seite leben, geschüttelt von dem verzehrenden Fieber seiner Leidenschaft und den Folterqualen der Gewissensbisse. Auf diese Lösung bereitet schon das Motto Lionardo's, das der Dichter seiner Bühnendichtung vorgesetzt hat, vor: „**Cosa bella mortal passa, ma non d'arte**" — Vergänglich ist sterbliche Schönheit, nicht die Kunst! —

D'Annunzio, der hier die unüberwindliche Macht der Schönheit predigt, hat noch, damit die Heldin nicht schuldlos leide, das Motiv einer landläufigen Moral in sein Dichtwerk verwoben: die verhängnißvollen Folgen einer einzigen Lüge.

Anschaulicher noch als in seinen früheren Werken, hat D'Annunzio in diesem Drama dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß nur der Schmerz den Menschen wie mit geistigen Flügeln versieht, die ihn allem Häßlichen und Niedrigen entrücken. Und da ihm die Musik stets der wirksamste Erlöser von allem Schmerz und Erdenleide dünkt, so läßt er auch in der Gioconda, wie in seinen früheren Dramen, ein poetisches Geschöpf, Sirenetta, eine Art Mignon des Meeres erscheinen, deren melodische Weisen die Seele erlaben und beruhigen.

Dieses Drama hat ganz kürzlich in Palermo seine erste Aufführung erlebt und seine Lebensfähigkeit bewiesen. Die beiden größten lebenden Darsteller Italiens: die Duse und Zacconi hatten ihre Kräfte in den Dienst des D'Annunzio'schen Werkes gestellt, und wenn sie nicht unbetheiligt sind an dem großen Erfolg, den der Dichter errungen, so war es doch der Dichter, der der Duse zu einem Triumphe verholfen, wie er auch in Italien zu den Seltenheiten gehört, und an dem sich die Künstlerin selbst so berauschte, daß sie in gehoben enthusiastischer Stimmung verkündete, von nun ab sich dem Publikum nur noch in der Verkörperung D'Annunzio'scher Gestalten zu zeigen. Die Wirkung ihrer Darstellungskunst — sie spielte nicht die Titelrolle, sondern die süß ergreifende Rolle der Silvia — war so mächtig, besonders in der Scene, in der sie mit der leidenschaftlichen Gioconda um ihre Liebe kämpft, daß das Publikum

zunächst in athemlosem, andachtsvollem Schweigen lauschte, dem nach Aktschluß stürmische Ovationen folgten.

Mit großem Interesse unterstützte die palermitanische Gesellschaft, besonders die Aristokratie, das Gelingen des Werks. Die Bilder und antiken Möbel hatte der Fürst von Trabia hergegeben, die Dekorationen waren wunderbar fein und stimmungsvoll abgetönt, und die umstrittene Statue stammte aus der Meisterhand des Bildhauers Mario Rutelli.

Mit Stolz blickt Italien auf den Schöpfer dieses Dramas, der mit Richard Wagner, dem er sich verwandt fühlt, ausrufen könnte: „Wenn Sie wollen, dann haben Sie eine Kunst!"

Ernesto Gagliardi.

Gustave Moreau.

Wer dieses Jahr im Mai in gewohnter Weise zum „Salon" nach Paris geht, wird, auch außer den ausgestellten Bildern, einige künstlerische Neuigkeiten erleben. Zunächst wird er den alten Ausstellungspalast nicht mehr vorfinden. Das **Palais de l'Industrie** des dritten Napoleon, das einst für ein Wunder moderner Architektur galt, verunziert nicht länger die Champs-Elysées mit seiner finsteren Häßlichkeit — und gewiß wäre noch manchen ähnlichen „Wundern" ein ähnliches Schicksal zu wünschen. An Stelle der eisernen Riesenbaracke erhebt sich jetzt, dank der Centenar-Weltausstellung, ein weithinleuchtender weißer Palast, wirklich ein Palast diesmal. Die Pariser, im Grund eine seltsam konservative Rasse, haben sich zuerst sehr gesträubt gegen die „Umbauung" der Champs-Elysées; sie gerathen immer in Alarm, wenn in ihrem geliebten Paris auch nur ein Stein vom anderen gerückt werden soll. Paris ist ja so schön, es kann unmöglich noch schöner werden. Gerade die Aesthetischen, der große Chauvinist Maurice Barrès an ihrer Spitze, hatten die neue Weltausstellung in den Erdgrundboden hinein verflucht, nur weil sie es nothwendig machte, daß so mancher geliebte Fleck und Winkel umgewühlt und umgeformt werden mußte. Sogar das Verschwinden einer Ruine mit recht häßlichen Erinnerungen, der **Cour des Contes**, hat man bitter beklagt und betrauert. Sie hatten ja mit manchen ihrer Klagen recht, aber im Ganzen haben sie sehr übertrieben. Das hat der ehemalige Minister Hannotaux jüngst in einem geistreichen Artikel überzeugend nachgewiesen. Paris ist eben doch seit Napoleon ein wenig stehen geblieben. Und der neue Ausstellungspalast auf den Champs-Elysées verspricht besonders den Beweis zu liefern, daß auch Paris noch Fortschritte machen kann, Fortschritte sogar in der Schönheit.

Von einer andern künstlerischen Ueberraschung soll hier eingehend die Rede sein.

Gleichzeitig mit dem „Salon" (wenn ich recht unterrichtet bin) soll ein Haus öffentlich zugänglich gemacht werden, das für die künstlerischen Feinschmecker der ganzen Welt in der nächsten Zeit einen der größten Anziehungspunkte der Seinestadt bilden wird: das Haus des Malers Gustave Moreau. Der Maler hat das Haus mit sammt seinem Inhalt als ein Museum der Stadt Paris vermacht.

* * *

Ein Museum einziger Art wird das sein. Gustave Moreau war reich, er hat seit längerer Zeit kein Bild mehr von der Hand gegeben, das Publikum hat keine Ahnung von dem, was ihm bevorsteht.

In Deutschland ist der eigenartige Künstler kaum dem Namen nach bekannt. Wenn man bei Fachgelehrten nach Litteratur über ihn fragt, verwechseln sie ihn wohl mit der berühmten Malerfamilie des XVIII. Jahrhunderts. Soviel ich weiß, (wenigstens konnte ich sonst nichts erfahren) hat bis jetzt erst ein deutscher Kunstgelehrter über ihn geschrieben, und der hat sich begnügt, einige Seiten des Franzosen Ary Renan zu übersetzen. Freilich ist Moreau, wie Puvis de Chavannes, auch in Frankreich erst sehr spät zu einer verhältnißmäßigen Anerkennung gelangt — er ist 1826 geboren — und das ist bei dem Charakter seiner Kunst allerdings sehr erklärlich.

Zur Zeit der Hochfluth des Naturalismus und Impressionismus malte Moreau, abseits von allen andern, seine Visionen. Im Jahre 1864 erschien er zum ersten Mal im „Salon" mit seinem „Oedipus und die Sphinx", „**oeuvre étrange, incompréhensible . . ., qui sortait complétement des données habituelles de l'école**". Da galt er, und noch lange Zeit, für unmodern — ein schlimm gemeines Wort, das doch, wie man heut immer deutlicher merkt, gar keine andere Bedeutung hat als die, nicht Mode zu sein. Aber die Mode änderte sich und damit das Moderne. Paul Bourget verkündete in Frankreich das Evangelium der englischen Präraphaeliten, und in der Litteratur gewannen sich eine immer größere Gemeinde die Huysmans, die Maeterlinck, die Eckhoud, die Georges Rodenbach — bezeichnenderweise lauter Vlamen, Landsleute von Ruysbroeck und Thomas à Kempis. Da war Gustave Moreau, ohne sich im Geringsten geändert zu haben, auf einmal modern geworden, der modernste von allen. Man bewies nun, daß Moreau ein moderner Künstler sei.

So hat also scheinbar die neue Richtung in der Litteratur die Geister für Moreau's Werk empfänglicher gemacht. Aber es kann auch umgekehrt sein. Vielleicht hat gerade Moreau, ganz im Stillen, den litterarischen Umschlag bewirkt. Vielleicht wäre ohne ihn dieser Umschlag gar nie gekommen.

Jedenfalls war seine That vorausgegangen.

Beider Ideal aber ist das gleiche: Nicht nur Flucht vor dem Impressionismus und Naturalismus, sondern vor der Natur selber, der Natur, die man so lange allzu brutal dargestellt hatte, daß man sich endlich davor entsetzte.

„Ich behaupte, daß die Natur unsere Feindin ist und daß wir immer gegen die Natur kämpfen müssen", schrieb sogar ein Guy de Maupassant. Und **s'embêter des oeuvres de Dieux** bezeichneten schon die Goncourts als eine Begleiterscheinung aller hohen und alten Kulturen.

Das Ende des XVIII. Jahrhunderts hatte seine große heilige Sehnsucht. Das Jahrhundert der Ueberverfeinerung, der Ueberkultur endete mit der großen Sehnsucht nach Natur. Rousseau wurde der große Prophet dieser Sehnsucht, Goethe ihr klassischer Dichter.

> Wo faß' ich dich, unendliche Natur?
> Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
> An denen Himmel und Erde hängt,
> Dahin die welke Brust sich drängt —

Und siehe das XIX. Jahrhundert, das Jahrhundert der Naturwissenschaften, der Naturheilmethoden und des Natursports jeder Art, endet damit, daß seine zartesten Geister sich vor der Natur fürchten wie vor einer Feindin: Karl Huysmans und Gustave Moreau.

Ueber Puvis de Chavannes habe ich mich an dieser Stelle bereits geäußert, es liegt nahe, seiner vergleichsweise zu gedenken. Er und Moreau haben sicher eines gemeinsam: zuerst starke Schwimmer gewesen zu sein gegen den Strom, gegen den gleichen Strom, oder vielmehr gegen zwei einander feindliche Ströme, den theatralischen und den naturalistischen. Beide wollen nur „Stimmungen" wiedergeben, eigene, innere Stimmungen. Und beide haben, tiefer als ihre Zeitgenossen, das Gesetz ihrer Kunst begriffen, die nicht Bewegung darstellen soll oder gar heftige Bewegung, sondern in der Bewegung Ruhe. Keiner von beiden hatte wohl den Laokoon gelesen; aber das von Lessing ausgesprochene Grundgesetz, gegen das niemals schreiender gesündigt worden ist als gerade seit Lessing, haben beide instinktiv befolgt. **Ne pas déranger l'eurythme** hat es ein Franzose genannt.

Daß das musikalische Element eine Ingredienz jeder Kunst sein müsse, daß jede Kunst in ihrer Sprache den schönen Rhythmus haben müsse; diese Elementarweisheit der Aesthetik hatte man geradezu geleugnet. Puvis und Moreau haben dieselbe in Frankreich erst von neuem wieder zur Geltung bringen müssen. Das ist ihr großes Verdienst. Beide haben zuerst wieder gezeigt, daß in der Malerei Linie und Farbe nicht zuletzt dazu dienen, der Natur nachzuahmen, sondern für sich eine eigene Sprache zu sprechen. Sie haben damit rein formell die Malerei aus dem Bann der Prosa erlöst, den Caurbet über sie verhängt hatte. So lange dieser Bann nicht gebrochen war, wurden beide — gerade so wie Anselm Feuerbach in Deutschland — als „unmodern" gebrandmarkt. Sie haben aber nicht nur das geleistet, daß sie die nüchterne Prosa und das theatralische Pathos in der Malerei wieder als öd' empfinden ließen; sie haben zugleich über das wahre Wesen der malerischen Poesie aufgeklärt, welche nicht darin besteht, große oder kleine Dichter zu illustriren (Ary Scheffer, Thumann), sondern in Malerei zu dichten, nämlich den schönen Rhythmus der eigenen Seele ausklingen zu lassen und aus der Anschauung der Natur heraus eine neue Welt der Schönheit zu schaffen, der Schönheit und eines höheren Sinnes.

Puvis de Chavannes hat dies erreicht mit einem ausgesprochenen Streben nach monumentaler Einfachheit. Das Gesetz der Vereinfachung beherrschte diesen Meister vor allen. Seine zeichnerische Vereinfachung einer Landschaft, einer Körperbewegung, seine Zurückführung des Kolorits auf den leisesten aber vollkommensten Zusammenklang, der als Einklang empfunden wird, sind so stupend, daß man ihn lange als Stümper ausschrie und daß noch der schon erwähnte deutsche Kunsthistoriker seine malerische Qualifikation verhältnißmäßig gering nennt, während mir jüngst ein Pariser Maler bemerkte: die Größe dieses Meisters wird erst ganz gewürdigt werden, wenn wir Maler eines Tages alle genug von ihm gelernt haben.

* * *

Nicht dasselbe läßt sich von Gustave Moreau sagen. Sein Charakter ist nicht Einfachheit. Er ist so wenig einfach, wie er naiv ist. Wer diese Eigenschaften bei ihm suchte, fände sich sehr getäuscht. Als Bracquemond sein berühmtes Illustrationswerk zu Lafontaine vorbereitete, forderte er auch Moreau zu Entwürfen auf. Moreau lieferte ihm eine ganze Reihe; aber seine Darstellungen erinnern viel eher an das Pantschatantra des Budpai als an Lafontaine, neben Perrault das kindlichste Genie der ganzen französischen Litteratur. Moreau war eben so wenig naiv wie seine ganze Zeit — wenn man nicht die Schule von Fontainebleau ausnehmen will, besonders den liebenswürdig weichen Träumer Corot und den Bauern Millet, der ein Bauer geblieben ist Zeit seines Lebens und vielleicht gerade diesem Umstand seine große Wirkung verdankt.

Moreau hat in der Litteratur fast einen Doppelgänger, das Wort nicht allzu genau genommen: Karl Huysmans. Dessen Katholizismus und Mystizismus, wenn auch ursprünglich in der Seele des Dichters wurzelnd, sind doch zuletzt ganz künstlich in die Höhe geschraubt. Und die Atmosphäre, in die uns seine Werke eintauchen, gemahnt oft weniger an den Weihrauchduft der Kathedrale, als an den Opiumdunst von viel weniger heiligen Orten, wenn auch eine echte Sehnsucht nach Weltflucht und Heiligkeit das Ganze durchzieht und man auf wahrhaft fromme Stellen immer wieder stößt.

Weltflucht, ehrliche, aufrichtige, spricht auch aus Moreau's Werk. Nur hat sie hier nicht so wohl einen ethischen als einen ästhetischen Sinn und ist Flucht vor der gemeinen Natur, vor der gemeinen Wirklichkeit, vor dem harten farblosen Licht des Tages. Und Huysmans Sehnsucht nach Askese und Heiligkeit ist bei Moreau Sehnsucht nach dem Traum, nach der Schönheit des Traumes, nach der Stille und Einsamkeit des Traumes der ihm allein gehört, nach Farben, die keines Menschen Auge je gesehen, nach Tönen, die kein menschliches Ohr noch vernommen. Es ist oft eine still melancholische, oft aber auch eine unruhige und überhitzte, eine fieberkranke Sehnsucht. Und Opiumatmosphäre und Haschischdämpfe glauben wir auch oft genug zu spüren. Sie sind oft thatsächlich gemalt, wie sie aus orientalischen Räuchergefäßen aufsteigen, und ihre Wirkung lesen wir auf den blutlosen traumstarren Gesichtern.

Und da habe ich auch das Wort genannt, das Moreaus Sehnsucht in ihrer irdischen Richtung ausdrückt, es heißt Orient. Moreaus ganzer Geschmack ist orientalisch: seine Bevorzugung der Ruhe vor der Bewegung, des Traumes vor dem wachen Zustand, der Ekstase vor der kühlen Betrachtung, und ganz besonders seine Bevorzugung des Schmucks vor der schönen Nacktheit oder nackten Schönheit, seine leidenschaftliche Liebe zur Farbenpracht und Gewänderpracht und fabelhaftem Edelgestein, seine Religion für Kleinodien, die er aus allen Reichen der Geschichte und des Märchens (des orientalischen Märchens) zusammenträgt, um seine schönen Frauen damit zu überhäufen, und um die er einen Kampf wagt auf Leben und Tod mit allen schätzehütenden Drachen der Unterwelt.

Moreau hat wohl auch griechische Mythen gemalt. Aber er gibt denen den Vorzug, die ihren orientalischen Ursprung am deutlichsten auf der Stirn tragen. Seine Lieblingsgestalt ist die Sphinx: La Sphinx dévinée, la Sphinx et ses victimes, la Sphinx dans son antre. Ebenso hat er die Hydra gemalt, in der auch mehr orientalische als griechische Fantasie spukt. Und wählt er einen andern Gegenstand, so kostümirt er ihn so viel als möglich orientalisch. Seine Helena auf dem Schlachtfeld von Troja ist mit Geschmeide überladen und auf dem Haupte trägt sie eine Mythra. Er gibt aber der schönen Bethsaba, der jüdischen Ehebrecherin, den Vorzug. Und das Weib, das er am meisten liebt, ist die unheimliche Salome, die Tochter der Herodias, die er in einer ganzen Reihe von Bildern dargestellt hat, und für die ihm Heine ein klein wenig vorgemalt haben mag.

Auf dem glutenkranken Antlitz
Lag des Morgenlandes Zauber,
Auch die Kleider mahnten kostbar
An Scheherezadens Märchen.

Nun muß ich aber folgendes bemerken. Wer nach dem Gesagten auf den Gedanken käme, Moreaus Werke seien Kostümbilder, der wäre gewaltig im Irrthum. Eher sind es Traumbilder, Gedankenbilder, Sinnbilder. Eher sündigen sie in dieser Richtung mit zu Viel als zu Wenig, eher mit zu tiefem, mit zu verstecktem Sinn, als mit gar keinem.

Ueberhaupt darf man bei Moreau nicht an herkömmliche Bilder orientalischen Kostüms denken. Er malt freilich den Orient, und wir glauben, er malt ihn wahr. Er wäre kein Künstler, wenn er uns das nicht einredete. Aber im Grund malt er nur seinen Orient, einen Orient, wie seine Seele sich ihn träumt, malt er vielleicht gar nur seine Seele, die Landschaften seiner Seele. Seine Bilder sind ganz intim. Nur er allein hat geschaut, was er malt. Sein Lieblingssymbol der Schönheitssehnsucht sind die Peri. Aber wer könnte behaupten, diese Fabelwesen geschaut zu haben, oder sie so geschaut zu haben, wie Moreau sie darstellt.

Und das gilt von allen seinen Bildern und Gegenständen. Das Kostüm übersehen wir fast vor dem mächtigen Ideeninhalt der Bilder, vor dem geisterhaften Schauer, der uns aus vielen von ihnen anweht.

Sonst hätten sie nicht die Bedeutung, die wir ihnen zuschreiben. Der Hauptsache nach hat sie der Maler aus seiner Seele herausgemalt, mehr als aus historischen und ethnologischen Dokumenten. Denn die bekannte Anekdote von dem deutschen Maler, der das Kamel aus der Tiefe des Gemüthes malte, hat doch auch einen anderen Sinn als den herkömmlichen satyrischen.

Im Ganzen habe ich vielleicht bis jetzt die Opiumstimmung zu sehr betont. In allen Bildern Moreau's ist

sie keineswegs. Ich denke z. B. an den Tod der Orpheus, an die „Klage des Dichters“, an „Galatée“, an das ergreifende Bild „der junge Mann und der Tod“. Ihre Stimmung ist reine dichterische Melancholie. Solche Bilder können doch auch nach andere Leute erfreuen als etwa nur einen des Esseintes und Grafen Robert Montesquiou. Und Moreau hat gewiß noch viele ähnliche gemalt, die ich nicht kenne. Der „Tod des Orpheus“ hat geradezu etwas einfach großes; das ist, möchte man sagen, eine Tragödie, die in eine rührende Idylle ausklingt.

* * *

Moreau's Schwelgen in Farben läßt an Böcklin denken. Aber diese beiden sind trotzdem gar nicht verwandt. Das geht aus meiner seitherigen Ausführung zur Genüge hervor. Moreau ist, wie Rossetti, ein Weltflüchtiger, ein Naturflüchtiger, ein vor Sehnsucht Kranker, dem das grelle Sonnenlicht und die Geräusche der Natur wehe thun.

Niemals blühten für ihn Veilchen und Primeln auf,
Niemals hat er gelauscht jubelndem Lerchengesang!
Nur in mystischen Tönen
Kreiste Lohengrin's Schwan um ihn.

Dieses Wort eines deutschen Dichters auf Ludwig II. paßt auch auf Moreau und seines Gleichen.

Böcklin, der große, gehört einer anderen Rasse an. Er ist der ganz Gesunde, der Uebergesunde, der in pantheistischem Gottgefühl und Seligkeitsrausch sich eins weiß mit der Natur als ihr Schöpfer und Geschöpf zugleich, für den es in der Natur keine Stimme gibt, die er nicht als Musik vernimmt, und keine Rohheit, die er nicht in Wiedergeburt umwandelt zu grausiger Schönheit. Für ihn sind, wie für alle ganz großen Künstler, die Sinne und die Seele eine untrennbare Einheit. Er braucht nicht aus den einen zu flüchten, um zur anderen zu gelangen. Nein nicht mit diesem ganz Großen läßt sich Moreau vergleichen; aber er ist ungefähr für Frankreich, was Burne-Jones für England, eine eigenartige Blüthe, die sich inmitten der nationalen Kultur etwas exotisch und fast künstlich ausnimmt, aber, liebevoll für sich betrachtet, durch ihr zartes inneres Leben doch mit Bewunderung erfüllt.

Moreau ist durchaus Symbolist im engeren Sinne des Wortes, und bei vielen seiner Bilder, wie bei allen Werken dieser Art, steht man immer ein wenig wie vor einem Räthsel. Das ist aber ihre Schwäche und kaum ihre Stärke. Es gibt heut eine Gruppe von Dichtern, die in der Dichtung, der allreichen und allumfassenden, nichts ausdrücken und nichts gelten lassen wollen als Klang, innern Stimmungsklang der Seele. Die ahnen nicht, wie arm sie sind. Und Maler gibt es, die sich nicht entblöden, ihre Werke zu Charaden zu degradiren, die sich etwas darauf zu gute thun, mit einem Gemälde nicht etwa Gemaltes zu bieten und Geschautes, sondern Gedachtes. So stünden wir wieder da, von wo wir ausgegangen sind. So bisse sich das Jahrhundert selber in den Schwanz. So war Moreau einst ein Erlöser, und heut ist er bereits eine Gefahr. Die Ringe schließen sich rasch in unserer Zeit.

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Theater.

Deutsches Theater: „Die Gefährtin“, Schauspiel in 1 Akt. — „Der grüne Kakadu“, Groteske in 1 Akt. — „Paracelsus“, Versspiel in 1 Aufzug von Arthur Schnitzler.

Man denke an Hamlet. Wo liegen die Grenzen zwischen Hamlets vorgeschütztem Wahnsinn und seiner hereinbrechenden Geistesumnachtung? Und man denke an die Scene in König Lear, wenn der irre König, der Narr und der arme Wahnsinnsflüchtling Edgar in einer Hütte Zuflucht suchen. Ueberall das Ineinanderverschwimmen von Sein und Schein von Wirklichkeit und Spiel. Und es liegt dem ein Geheimniß aller Menschendarstellung zu Grunde. Das Leben nöthigt uns seine Rollen auf, und sie werden schmerzlich bald zu unseren Rollen. Das Spiel, das wir treiben und treiben müssen, gewinnt Macht über unser armes Selbst. Und wenn uns nur eine innere Keuschheit dazu zwänge, unsere Gefühle zu verbergen — auch die Gefühlsverschämtheit wird zur Rolle. Wir nehmen eine Maske vor, uns unbequemen Blicken zu entziehen, und unsere eigene Physiognomie nimmt dieser Maske Züge an. Es ist nicht schwer, den meisten Menschen den Beruf, den sie üben, anzusehen; warum? Ihre Rolle ist zu ihrem Selbst geworden. Und wo man Shakespeare aufschlägt, immer dies Doppelbild, dessen eine Seite Spiel heißt, und Wirklichkeit die andere. Es ist das aus der Geschichte seiner Menschheitsergründung ein nicht unwesentliches Kapitel.

So hat Shakespeare die Bühne zu einer zwiefachen Schaubühne gemacht, auf der die Menschen gleichzeitig die Rolle ihres Seins und die Rolle ihrer Rolle spielen.

Und Arthur Schnitzler hat diese Shakespear'sche Idee in seinen neuen Stücken aufgenommen — nur daß an Shakespeare Erinnern hier in keiner Weise mit Shakespeare Vergleichen heißen soll. Aber es ist, als hätte er im Flügelgewand dieser Shakespeare'schen Idee sich hoch über das erhoben, was bisher seine Welt bedeutete. Wir haben Schnitzler immer geschätzt: er hat eine feine Hand, und es sind flüchtige Stimmungen, die er in ihrem leichten Reiz zu bannen weiß. Er hat den kleinen Wiener Grisettengeschichten etwas vom Abglanz verblichener Rokokostimmung zu geben gewußt. In flüchtigen Zügen suchte er immer die Lösung des großen Räthsels vom Menschendasein. Er fühlte die lähmenden Schmerzen der kleinen Alltags-Aufregungen nach und spürte vorsichtig nach dem Lebensstarken in verweichlichten Menschlein. Er fühlte immer, daß das Leben ein Problem für jeden Menschen bedeutet, und er suchte es mit jedem seiner Menschen zu lösen. Darum liebt er es, sie aufzusuchen, wenn der Tod an ihre Thür klopft, um sie selbst oder die Ihren einen von der Bühne zu rufen. Das alles kannten und schätzten wir in Schnitzler. Er hat uns das auch diesmal, aber er hat uns auch viel mehr gegeben.

Es ist das Paris zur Zeit der französischen Revolution, der Tag selbst, an dem die Bastille gestürmt wird. In einer Spelunke, „Der grüne Kakadu“ benamst, und etwa im Stil von Aristide Bruants Montmartrekneipe, kommt die vornehme und adlige Pariser Gesellschaft zusammen, um sich Verbrechen und Lüderlichkeiten, den sozialen Haß des Pöbels gegen sie selbst, mit einem Wort: Wirklichkeitsscenen des Tages, vorspielen zu lassen. Und das Gesindel, das da vor den hohen Herren spielt, empfindet wirklich, was es spielt, und nur zu spielen vorgibt. Sie geben ihre Lebensrollen als Bühnenspiel. Und unter ihnen einer, der Begabteste und meist Beklatschte, Henri, ist eben mit einer kleinen Schauspielerin die Ehe eingegangen. Er weiß, daß sie eine Dirne ist, aber in allen Zweifeln glaubt er doch an sie und träumt von einem reinen, großstadtfernen Glück an ihrer Seite. Und dieser Glücksgedanke ist ihm zu taller, leidenschaftlicher Eifersucht geworden. Und er spielt diese seine an ihm zehrende Eifersucht. Er spielt, er habe einen ihrer Liebhaber, einen Herzog, ermordet. Und Niemand, auch die Seinen nicht, weiß, ist das Spiel, ist's Wirklichkeit. Und aller Benehmen zeigt ihm, daß seine Eifersucht nur zu begründet ist. Volk dringt herbei, berauscht vom Sturm auf die Bastille; der Herzog selbst tritt ein. Wie Henri ihn sieht, stürzt er sich auf ihn und — ersticht ihn. Das Spiel ist zu Wirklichkeit geworden. In diesem Doppelbild aber von Sein und Spiel zeichnet sich der Charakter Henris, und mehr als das, das Gesellschaftsbild in aller Schärfe. Es lebt etwas vom Wesen der Revolution in dieser Burleske, es fällt ein Blitzlicht auf die sozialen Zustände der Zeit. Es ist Geschichtsverdichtung, packend und überzeugend. Die Idee hat Schnitzler getragen.

Daß das musikalische Element eine Ingredienz jeder Kunst sein müsse, daß jede Kunst in ihrer Sprache den schönen Rhythmus haben müsse; diese Elementarweisheit der Aesthetik hatte man geradezu geleugnet. Puvis und Moreau haben dieselbe in Frankreich erst von neuem wieder zur Geltung bringen müssen. Das ist ihr großes Verdienst. Beide haben zuerst wieder gezeigt, daß in der Malerei Linie und Farbe nicht zuletzt dazu dienen, der Natur nachzuahmen, sondern für sich eine eigene Sprache zu sprechen. Sie haben damit rein formell die Malerei aus dem Bann der Prosa erlöst, den Caurbet über sie verhängt hatte. So lange dieser Bann nicht gebrochen war, wurden beide — gerade so wie Anselm Feuerbach in Deutschland — als „unmodern" gebrandmarkt. Sie haben aber nicht nur das geleistet, daß sie die nüchterne Prosa und das theatralische Pathos in der Malerei wieder als öd' empfinden ließen; sie haben zugleich über das wahre Wesen der malerischen Poesie aufgeklärt, welche nicht darin besteht, große oder kleine Dichter zu illustriren (Ary Scheffer, Thumann), sondern in Malerei zu dichten, nämlich den schönen Rhythmus der eigenen Seele ausklingen zu lassen und aus der Anschauung der Natur heraus eine neue Welt der Schönheit zu schaffen, der Schönheit und eines höheren Sinnes.

Puvis de Chavannes hat dies erreicht mit einem ausgesprochenen Streben nach monumentaler Einfachheit. Das Gesetz der Vereinfachung beherrschte diesen Meister vor allen. Seine zeichnerische Vereinfachung einer Landschaft, einer Körperbewegung, seine Zurückführung des Kolorits auf den leisesten aber vollkommensten Zusammenklang, der als Einklang empfunden wird, sind so stupend, daß man ihn lange als Stümper ausschrie und daß noch der schon erwähnte deutsche Kunsthistoriker seine malerische Qualifikation verhältnißmäßig gering nennt, während mir jüngst ein Pariser Maler bemerkte: die Größe dieses Meisters wird erst ganz gewürdigt werden, wenn wir Maler eines Tages alle genug von ihm gelernt haben.

* * *

Nicht dasselbe läßt sich von Gustave Moreau sagen. Sein Charakter ist nicht Einfachheit. Er ist so wenig einfach, wie er naiv ist. Wer diese Eigenschaften bei ihm suchte, fände sich sehr getäuscht. Als Bracquemond sein berühmtes Illustrationswerk zu Lafontaine vorbereitete, forderte er auch Moreau zu Entwürfen auf. Moreau lieferte ihm eine ganze Reihe; aber seine Darstellungen erinnern viel eher an das Pantschatantra des Budpaï als an Lafontaine, neben Perrault das kindlichste Genie der ganzen französischen Litteratur. Moreau war eben so wenig naiv wie seine ganze Zeit — wenn man nicht die Schule von Fontainebleau ausnehmen will, besonders den liebenswürdig weichen Träumer Corot und den Bauern Millet, der ein Bauer geblieben ist Zeit seines Lebens und vielleicht gerade diesem Umstand seine große Wirkung verdankt.

Moreau hat in der Litteratur fast einen Doppelgänger, das Wort nicht allzu genau genommen: Karl Huysmans. Dessen Katholizismus und Mystizismus, wenn auch ursprünglich in der Seele des Dichters wurzelnd, sind doch zuletzt ganz künstlich in die Höhe geschraubt. Und die Atmosphäre, in die uns seine Werke eintauchen, gemahnt oft weniger an den Weihrauchduft der Kathedrale, als an den Opiumdunst von viel weniger heiligen Orten, wenn auch eine echte Sehnsucht nach Weltflucht und Heiligkeit das Ganze durchzieht und man auf wahrhaft fromme Stellen immer wieder stößt.

Weltflucht, ehrliche, aufrichtige, spricht auch aus Moreau's Werk. Nur hat sie hier nicht so wohl einen ethischen als einen ästhetischen Sinn und ist Flucht vor der gemeinen Natur, vor der gemeinen Wirklichkeit, vor dem harten farblosen Licht des Tages. Und Huysmans Sehnsucht nach Askese und Heiligkeit ist bei Moreau Sehnsucht nach dem Traum, nach der Schönheit des Traumes, nach der Stille und Einsamkeit des Traumes der ihm allein

gehört, nach Farben, die keines Menschen Auge
nach Tönen, die kein menschliches Ohr noch
Es ist oft eine still melancholische, oft aber
unruhige und überhitzte, eine fieberkranke Sch
Opiumatmosphäre und Haschischdämpfe glaub
oft genug zu spüren. Sie sind oft thatsächlich
sie aus orientalischen Räuchergefäßen aufsteigen
Wirkung lesen wir auf den blutlosen traumstar

Und da habe ich auch das Wort genannt,
Sehnsucht in ihrer irdischen Richtung an
Orient. Moreaus ganzer Geschmack ist
Bevorzugung der Ruhe vor der Bewegung,
vor dem wachen Zustand, der Ekstase vor
trachtung, und ganz besonders seine Be
Schmucks vor der schönen Nacktheit oder
seine leidenschaftliche Liebe zur Farbenpracht
pracht und fabelhaftem Edelgestein,
Kleinodien, die er aus allen Reichen der
Märchens (des orientalischen Märchen
um seine schönen Frauen damit zu überl
einen Kampf wagt auf Leben und Tod
hütenden Drachen der Unterwelt.

Moreau hat wohl auch griech
Aber er gibt denen den Vorzug,
Ursprung am deutlichsten auf der
Lieblingsgestalt ist die Sphinx: La
Sphinx et ses victimes, la Sphi
Ebenso hat er die Hydra gemalt,
talische als griechische Fantasie spuk
andern Gegenstand, so kostümirt er
orientalisch. Seine Helena auf der
ist mit Geschmeide überladen und
eine Mythra. Er gibt aber der
jüdischen Ehebrecherin, den Vorzu
am meisten liebt, ist die unheim
der Herodias, die er in einer
dargestellt hat, und für die ihm
gemalt haben mag.

Auf dem glutenkrank
Lag des Morgenland
Auch die Kleider ma
An Scheherezadens

Nun muß ich aber folg
dem Gesagten auf den Ged
seien Kostümbilder, der wäre
sind es Traumbilder, Gedan
sündigen sie in dieser Richtung
eher mit zu tiefem, mit zu ver
keinem.

Ueberhaupt darf man bei
liche Bilder orientalischen Kostü
den Orient, und wir glauben,
kein Künstler, wenn er uns de
Grund malt er nur seinen Ori
Seele sich ihn träumt, malt er
die Landschaften seiner Seele.
intim. Nur er allein hat ge
Lieblingssymbol der Schönheits
wer könnte behaupten, diese Fab
oder sie so geschaut zu haben

Und das gilt von allen
ständen. Das Kostüm überse
Ideeninhalt der Bilder, vor dem
uns aus vielen von ihnen anweh

Sonst hätten sie nicht die
zuschreiben. Der Haup
seiner Seele heraus
ethnologischen De
von dem deutsch
des Gemüthes
als den herk

Im G
stimmu



fie keineswegs.
an die „Klage
greifende Bild
Stimmung ist
können doch auch
einen des Effentes
Moreau hat gewi
kenne. Der „Tod
sach großes; das
in eine rührende

Moreau's Sch
denken. Aber diese
Das geht aus meine
hervor. Moreau ist
Naturflüchtiger, ein
Sonnenlicht und die

Niemals blühten
Niemals hat er
Nur in mystischen
Kreiste Lohengrin's

Dieses Wort eines
paßt auch auf Moreau
Böcklin, der große
Er ist der ganz Gesunde
schem Gottgefühl und
der Natur als ihr Schö
es in der Natur keine
vernimmt, und keine
umwandelt zu grausiger
alle ganz großen Künstler
untrennbare Einheit.
flüchten, um zur anderen
ganz Großen läßt sich Mo
gefähr für Frankreich, was
eigenartige Blüthe, die sich
etwas exotisch und fast künst
für sich betrachtet, durch ihr
Bewunderung erfüllt.

Moreau ist durchaus
des Wortes, und bei vielen
Werken dieser Art, steht man
Räthsel. Das ist aber
Stärke. Es gibt heut eine
der Dichtung, der allreichen
drücken und nichts gelten la
Stimmungsklang der Seele.
sind. Und Maler gibt es,
Werke zu Charaden zu degrad
gute thun, mit einem Gemälde
bieten und Geschautes, sondern
wieder da, von wo wir ausgegan
Jahrhundert selber in den
rist ein Erlöser, und heut ist er
Dinge schließen sich rasch in

Mannheim.

Theater.

Deutsches Theater: „
Prosa in 1 Akt. —

Man denke
chen Hamlets
rechenden Ge
ne in König
arme Wahr
fuchen

...tion.

...wirthschaft und Litteratur.

...Th. Barth.

...n Berlin SW., Beuthstraße 8.

... unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — ...tionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf ...äge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation ...Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

... 1899) unter Nr. 5182 eingetragen.

Nach der Art, wie sich die Vorgänge in der Kammer ...gespielt haben, kann man annehmen, daß Herr von Freycinet ...icht nur mit diesem Ausgang zufrieden ist, sondern daß ... sogar das Seinige gethan hat, um im jetzigen Augenblick den Schluß seiner ministeriellen Laufbahn herbeizuführen.

Sein Nachfolger heißt Krantz. Das Erste, was er that, war die Abgabe einer Erklärung; er that kund und zu wissen, daß er sich mit der Affaire Dreyfus niemals beschäftigt habe, daß er daher ihr gegenüber zu keiner eigenen Auffassung gelangt sei.

Ein merkwürdiger Mensch, dieser neue französische Kriegsminister, der politisch genügend angesehen und beachtet ist, um Minister zu werden, und der Werth darauf legt, einer Frage gegenüber seine Unwissenheit mit offenem Stolz zu bekennen, die Frankreich bis in die tiefsten Tiefen aufgewühlt hat, über die jeder gebildete Franzose ein Urtheil besitzt und jeder gebildete Ausländer desgleichen.

Da man nach alledem, was veröffentlicht worden ist, nicht annehmen kann, daß ein Mann, der des Lesens kundig ist, und der sich mit Politik beschäftigt, voll naiver Unkenntniß dem Dreyfusprozeß gegenübersteht, und da Herr Krantz weder ein Analphabet noch ein Feuerländer ist, so muß man dementsprechend folgern, daß dieser neue Minister des Krieges bei einer so unglaublichen Behauptung politisch immerhin seine Rechnung in Frankreich zu finden hofft.

Wenn man alsdann näher zusieht, so zeigt sich, daß Herr von Freycinet sich wahrscheinlich genau von den Erwägungen bestimmen ließ, aus dem Kriegsministerium zu fliehen, die Herrn Krantz veranlaßten, bei seinem Eintritt in das Kriegsministerium zu erklären, er besitze über die Affaire Dreyfus weniger Urtheil als der unintelligenteste Leser, der die aktenmäßigen Veröffentlichungen des „Figaro“ über die Vernehmungen vor dem Kassationshof sich angesehen hat.

Mit anderen Worten: Herr von Freycinet wagt nicht ...ährend der letzten Entscheidungen, die über den Dreyfusprozeß bevorstehen, Minister zu bleiben, und Herr Krantz ...gt nicht einmal durch Schweigen, seine Unabhängigkeit bekunden; er zieht es vor, lieber eine lächerliche Behauptung aufzustellen, um nur nicht in den Verdacht zu ...men, daß er über den Dreyfusprozeß heute denkt, wie ... anständige und unabhängig urtheilende Mensch in der ...ilten Welt.

Aus dieser Thatsache ergibt sich zweierlei: Wie mächtig ...uß jetzt noch die Generalstabspartei sein, wenn ein ...er lieber in das Privatleben tritt, nur um sich durch ...rhältnisse nicht zwingen zu lassen, schließlich gegen

Und er selbst hat die Idee weitergetragen, nicht sonderlich zu seinem Glück. Der Gedanke, der im „Grünen Kakadu“ zu Dichtung wurde, wird im „Paracelsus“, dem Versspiel, nüchtern als Theorie wiederholt. Paracelsus, der Große Wunderliche, dem es gegeben war, die Heilwissenschaft vorahnend zu fördern und gleichzeitig quacksalbernd zu erniedern, hypnotisirt seine Jugendgeliebte, die brave Frau eines Basler Bürgers, der ihre Phantasie in holben Stunden unbewachter Sinnlichkeit verbotene Früchte vor die Sinne gaukelt, er hypnotisirt sie derart, daß sie Nichterlebtes und eben nur Geträumtes erlebt zu haben meint, und dann wieder rückhaltlos die Geheimnisse ihres Herzens preisgibt. Auch hier wiederum das Doppelspiel von Sein und Schein, gelebter und gespielter Rolle, doch ist hier alles Theorie geblieben und Hamlet's Geist wird beschworen, um eine hausbackene Moral zu verkünden und ein langweiliges Liebespaar zusammenzuführen.

In der „Gefährtin“ ist Schnitzler aber wieder ganz er selbst, der mitfühlende Deuter halber, widersprechender Gefühle. Auch diese „Gefährtin“ könnte die „Frau des Weisen“ heißen. Denn er hat es immer gewußt, daß sie sich von ihm abwenden mußte, das junge, heiß- und leichtblütige Weib, hat es gewußt, daß sie ihm, dem alten Mann, untreu war und hat auf die Stunde gewartet, in der sie ihre Freiheit von ihm fordern würde. Statt dieser Stunde aber ist eine andere gekommen, die ihrem jungen Leben jäh das Ziel gesetzt hat. Und diese Stunde wird zu einer Stunde der Abrechnung. Ergreifend, wie seine Freundin die Briefe seiner verstorbenen Frau zu retten sucht, und wie er ihr Bemühen vereitelt; wie er seinem schmerzlichen Wissen Worte leiht, vielleicht noch in der Hoffnung, daß ihm widersprochen werden könne. Aber auch hier wird das Spiel zu Wirklichkeit. Und dann steht er dem Manne gegenüber, von dem er „wußte“, daß sie ihn geliebt hat, und er muß erfahren, daß in ihrem leichtfertigen Treubruch keine Liebe war. Und wieder mit symbolischem Spiel schließt die Scene: den Kranz des ungeliebten Geliebten legt der Gatte scheidend auf den Schreibtisch seiner Frau. Das Spiel soll Geltung haben, auch jetzt, nachdem es ausgespielt.

Widerstreitende und halbe Gefühle, in ihrer ganzen Wehmuth erfaßt. Und wieder ist die Frage an den alten Mann, der am Grabe seines treulosen Weibes steht, gerichtet: wie findest du dich mit dem Leben ab? Er hatte seinen sehenden Augen zum Trotz dem Bild der Treulosen aus seinem Herzen Farben geliehen; damit ist es zu Ende. Die gestellte Frage aber ist wortlos beantwortet.

Es war ein guter Abend, den uns das Deutsche Theater mit Aufführung dieser drei Stücke von Arthur Schnitzler bereitet hat. Auch die Aufführung stand auf der Höhe der Dichtungen. In der „Gefährtin“ verkörperte Hermann Nissen den alten Mann ganz in dem Zwiespalt dieser Abschiedsstimmung. Den Schauspieler Henri brachte Kainz im „Grünen Kakadu“ mit Verve zur Geltung, und neben ihm gaben Winterstein, Fischer und Rittner scharf umrissene, charakteristische Gestalten. Im matten „Paracelsus“ ermattete auch die Darstellung, und Kainz gab die Titelrolle gleichsam als absprechender Kritiker, ohne sich für sie einzusetzen.

Spiel wird zu Sein, und Sein zu Spiel — das war es auch, was Tieck vorschwebte, als er seine romantischen Komödien schrieb, in denen die Schauspieler plötzlich als Schauspieler von der Bühne herabsprechen und die Zuschauer mitspielen. Aber seine Ironie mißkannte die Grenzen. Er zerschlug das Instrument, auf dem er spielen wollte. Spiel wird zu Sein und Sein zu Spiel, in rechter Weise gefaßt, liegt in dem Wort das Wesen der Bühne als Kunstmittel beschlossen. Es ist das ureigenste Mittel der Bühnenspiel-Charakteristik darin angedeutet, ein feines und zugleich das bühnenwirksamste Mittel der Menschendarstellung. Schnitzler hat, indem er es wiederum aufgegriffen, auf einen Weg gewiesen, auf dem für das Bühnenspiel ein künstlerisches Ziel liegt. Und das scheint mir bedeutsam für ihn wie für uns. Denn das Wandlungsmoment, das den wirklichen Menschen zum Träger einer Rolle, zum Schauspieler macht, ist eben auch das Moment, durch das ein Schauspieler zum Menschen werden kann.

Ernst Heilborn.

Paul Heyse: Die Macht der Stunde. — Vroni. Zwei Novellen, illustrirt von Fritz Reiß. Stuttgart 1899, Carl Krabbe. 154 S. Kl. 8°

Obschon es heute in einigen Kreisen zum guten Ton gehört, Paul Heyse zu den Schriftstellern einer vergangenen Epoche zu zählen und die späteren Erzeugnisse seiner fruchtbaren Feder mit einer Art schonenden Schweigens zu ehren, hat er doch, wie die vielfachen Auflagen seiner Werke zeigen, immer noch zahlreiche Freunde, die sich seiner reichen Gadenfülle freuen, weil sie in ihm einen Künstler schätzen, der immer etwas zu sagen hat, wenn er vor die Oeffentlichkeit tritt. Was er diesmal gebracht, ist wohl, wie bei mehreren gleichartigen Fällen früher, nur als vorläufige Bekanntgebung einer künftig erscheinenden Novellensammlung anzusehen, zunächst vielleicht durch die hübschen Illustrationen veranlaßt, zu denen ein ihn verehrender Zeichner begeistert worden. Eines solchen Schmuckes bedürfen Heyse's Erzählungen keineswegs, um vollauf genossen zu werden; aber unter den angedeuteten Umständen läßt man sich diese Zugabe um so lieber gefallen, als die zweite der hier vorliegenden Novellen einer früheren Sammlung „Aus den Vorbergen“ entnommen ist. Neu ist die erste der Novellen, inhaltlich aber dem Problem verwandt, welches dem dritten großen Romane des Dichters zu Grunde liegt. Die psychologisch so vielfach beanstandete Kundry-Episode aus seinem „Merlin“, die der Dichter nachträglich in der Novelle „Männertreu“ als einen durchaus denkbaren Fall zu veranschaulichen gewußt, findet hier, von einem anderen Standpunkte aus, eine ebenso anziehende Darlegung. Freilich nicht für höhere Töchter. Wer aber unbeirrt von landläufigen Vorurtheilen in das geheimnißvolle Spiel seelischer Kräfte sich zu versenken vermag, wird auch hier die Ueberlegenheit im Schildern menschlichen Innenlebens bewundern.

Wilh. Bolin.

Jens Peter Jakobsen „Gesammelte Werke“ aus dem Dänischen von Marie Herzfeld. Gedichte von Rod. F. Arnold. Mit Buchschmuck von Müller-Schöneteld und H. Vogeler-Worpswede. Verlegt bei Eugen Diederichs, Florenz und Leipzig 1899.

Das allgemeine Bedürfniß einer solchen ausgezeichneten Liebhaberausgabe neben etlichen längst vorhandenen Volksausgaben des großen, frühverstorbenen „Marschalls“ der jungen, dänischen Litteratur beweist, wie tief Jakobsen gerade auf das deutsche Volk und seine Kunst gewirkt: er gehört zu uns, und späteren Zeiten wird er in seinem Werk vielleicht als bezeichnendster Künstler jenes Jünglingstypus gelten, den das Ende dieses Jahrhunderts hervorgebracht. Gottfried Keller hat im „grünen Heinrich“ mit andersgearteter Kunst den der Jahrhundertmitte, wie er aus Land- und Lebensbedingungen werden mußte, hingestellt. Was Jakobsen's Freunde gerade dem „Niels Lyhne“ vorwarfen, das spezifisch Dänische von 1830—64 nicht vollends ausgedrückt zu haben, wie er es sich vorgesetzt, gerade das macht nunmehr die allgemeine Bedeutung aus.

Daß gerade Jakobsen und sein Widerspiel Arne Garborg, Hamsun und im Drama Ibsen der deutschen Kunst jetzt so viel gelten, daß überhaupt aus dem Norden uns das Licht kommt, ist eine Thatsache. Hier ist der Gründen für diese Erscheinung nachzugehen nicht Raum, aber es darf gesagt werden, daß gerade in der norwegischen, dänischen, schwedischen Litteratur des letzten Jahrzehnts das Empfinden und Denken der germanischen Rasse den mächtigsten Klang gefunden hat, und es bietet den höchsten Reiz, die Grundideen, die Weltanschauung der Zeit in diesen Nordländern zu finden und dann sie mit romanischer, slavischer Kunstübung vergleichend, die Wesenszüge jeder Einzelnen zu erkennen, aber wieder mit Stolz diese Urquellen in einen gewaltigen Strom zusammenfließen zu sehen, der eben eine „Zeitkultur“ ist. Zu deren Schwärmer gehört auch dieser dänische Meister.

Die Uebersetzerin hat sich mit einer einfachen, verständigen, aber eigentlich nicht tiefdringenden Einleitung begnügt. Die Wiedergabe ist vorzüglich, der Buchschmuck des Worpsweder's Vogeler und Müller-Schöneteld etwas romantisirend und archaistisch, aber als Randzier von entzückender Wirkung.

Wien. Otto Stoeßl.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 33 Berlin, den 13. Mai 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Herr von Freycinet hat sich aus dem französischen Kriegsministerium gerettet, bevor noch der Kassationshof sein Urtheil gesprochen hat. Man interpellirte ihn in der Kammer über die Demonstrationen, die in der Ecole polytechnique gegen den Professor George Duruy stattgefunden hatten. Duruy ist von der Unschuld des Verbannten auf der Teufelsinsel überzeugt; Schüler von ihm trommelten — wie man bei uns sagen würde — ihn deshalb heraus; und der Kriegsminister Freycinet fand dieses Verhalten der Schüler natürlich und durchaus nicht besonders tadelnswerth. Da bei der Verhandlung über diesen Gegenstand in der Kammer der Minister — was begreiflich ist — von der Linken übel behandelt wurde, so ergriff er die gute Gelegenheit, seines Portefeuilles sich zu entledigen.

Nach der Art, wie sich die Vorgänge in der Kammer abgespielt haben, kann man annehmen, daß Herr von Freycinet nicht nur mit diesem Ausgang zufrieden ist, sondern daß er sogar das Seinige gethan hat, um im jetzigen Augenblick den Schluß seiner ministeriellen Laufbahn herbeizuführen.

Sein Nachfolger heißt Krantz. Das Erste, was er that, war die Abgabe einer Erklärung; er that kund und zu wissen, daß er sich mit der Affaire Dreyfus niemals beschäftigt habe, daß er daher ihr gegenüber zu keiner eigenen Auffassung gelangt sei.

Ein merkwürdiger Mensch, dieser neue französische Kriegsminister, der politisch genügend angesehen und beachtet ist, um Minister zu werden, und der Werth darauf legt, einer Frage gegenüber seine Unwissenheit mit offenem Stolz zu bekennen, die Frankreich bis in die tiefsten Tiefen aufgewühlt hat, über die jeder gebildete Franzose ein Urtheil besitzt und jeder gebildete Ausländer desgleichen.

Da man nach alledem, was veröffentlicht worden ist, nicht annehmen kann, daß ein Mann, der des Lesens kundig ist, und der sich mit Politik beschäftigt, voll naiver Unkenntniß dem Dreyfusprozeß gegenübersteht, und da Herr Krantz weder ein Analphabet noch ein Feuerländer ist, so muß man dementsprechend folgern, daß dieser neue Minister des Krieges bei einer so unglaublichen Behauptung politisch immerhin seine Rechnung in Frankreich zu finden hofft.

Wenn man alsdann näher zusieht, so zeigt sich, daß Herr von Freycinet sich wahrscheinlich genau von den Erwägungen bestimmen ließ, aus dem Kriegsministerium zu fliehen, die Herrn Krantz veranlaßten, bei seinem Eintritt in das Kriegsministerium zu erklären, er besitze über die Affaire Dreyfus weniger Urtheil als der unintelligenteste Leser, der die aktenmäßigen Veröffentlichungen des „Figaro“ über die Vernehmungen vor dem Kassationshof sich angesehen hat.

Mit anderen Worten: Herr von Freycinet wagt nicht während der letzten Entscheidungen, die über den Dreyfusprozeß bevorstehen, Minister zu bleiben, und Herr Krantz wagt nicht einmal durch Schweigen, seine Unabhängigkeit zu bekunden; er zieht es vor, lieber eine lächerliche Behauptung aufzustellen, um nur nicht in den Verdacht zu kommen, daß er über den Dreyfusprozeß heute denkt, wie jeder anständige und unabhängig urtheilende Mensch in der civilisirten Welt.

Aus dieser Thatsache ergibt sich zweierlei: Wie mächtig muß auch jetzt noch die Generalstabspartei sein, wenn ein Minister lieber in das Privatleben tritt, nur um sich durch die Verhältnisse nicht zwingen zu lassen, schließlich gegen

diese Partei vorgehen zu müssen; und welcher weitere Beweis von Macht, wenn ein anderer Minister sich dazu drängt, den Ignoranten zu spielen, nur um wiederum von der Generalstabspartei nicht von Anbeginn an als ein Gegner betrachtet zu werden.

Wenn noch heute der Generalstab und sein Anhang über diese Macht verfügen, welch eine Aufgabe war es alsdann, das Werk der Aufklärung so weit zu fördern, wie es bis jetzt glücklich geschehen ist. Welch ein Muth und welch eine Entschlossenheit beseelt jene kleine Schaar Männer, die das vollbracht haben. Und ihrem Muth steht die Feigheit aller jener gegenüber, die auch jetzt nicht wagen, Partei zu ergreifen und für die in der höchsten politischen Sphäre des Landes, Freycinet und Krantz die neuesten Typen sind. Die Kenntniß von der Verbreitung dieses Typus in Frankreich ist die zweite große Lehre, die dieses Drama liefert.

Die Ereignisse, die Frankreich so mächtig geschüttelt haben, zeigen mit Klarheit die Struktur der französischen Gesellschaft: die urtheilslose mit Phrasen zu bethörende Masse; die Macht der corrumpirten klerikal-reaktionären Schicht in entscheidenden Stellungen des Staates; die Feigheit der intelligenten republikanischen Führer, die sich der öffentlichen Meinung unterwerfen, statt sie zu leiten, und endlich jene kleine Anzahl tapferer Männer, die gegen die Feinde der Republik, gegen die feigen Führer der Republikaner und gegen die blinden Massen den Kampf aufnahmen und nach unsäglichen Mühen vielleicht einen entscheidenden Sieg erfechten werden.

So groß der Ruhm dieser Männer ist, so traurig ist das Bild, das die französische Nation darbietet. Ein Vierteljahrhundert republikanischer Staatsverfassung scheint für die Entwicklung des Volkscharakters fast spurlos geblieben zu sein.

Daß sich in Frankreich eine Anzahl korrupter und verbrecherischer Elemente in hervorragenden Stellungen befinden, ist nicht das Schlimmste. Weit schlimmer ist es, daß die Führer der herrschenden Parteien in ihrer großen Mehrzahl heute so feige und frivol sind wie 1870 und wie während des napoleonischen Staatsstreiches; sie treten nicht dem öffentlichen Vorurtheil entgegen, sondern sie unterwerfen sich ihm. Ihre Schwachheit ermöglichte Napoleon III. das Kaiserreich zu errichten; aus frivoler Schwäche und Verblendung jubelten die parlamentarischen Führer der Majorität dem Krieg von 1870 zu, der das Kaiserreich vernichtete, und ihre Frivolität und Schwäche läßt es jetzt zu, daß Frankreich seit Jahr und Tag sich in einem Zustande windet, der den Abscheu und die Ueberraschung der übrigen Welt hervorruft. Immer aber ist es nur eine kleine Minderheit, die Urtheilskraft, unabhängigen Sinn und moralischen Muth besitzt; diese freilich alsdann in einem Grade, den man nicht leicht irgendwo sonst in der Welt wiederfinden wird.

Hat sich aber in Frankreich seit den fünfziger Jahren trotz aller äußeren Wandlungen so wenig geändert, dann muß man besorgt fragen: Warum sollte nicht einmal der Staatsstreich mit seinen Folgen wiederkehren können; und auf diese politisch so wichtige Thatsache weist die Entwickelung des Dreyfusprozesses uns von Neuem hin.

Der Wortlaut des Vertrages zwischen Rußland und England über die chinesischen Verhältnisse liegt jetzt vor; ein mageres Abkommen; noch magerer, als man bisher angenommen hat.

England läßt Rußland im Norden freie Hand, und Rußland läßt dafür England im Yangtsekiangthal ebenfalls freie Hand. Das sieht aus wie ein Vertrag, der beiden Parteien gleich gerecht wird; allein thatsächlich kann von solcher ausgleichenden Gerechtigkeit keine Rede sein.

England hatte versucht, Rußland aus China fern zu halten; das ist nicht nur mißglückt, sondern England erkennt nunmehr ausdrücklich die russische Vorherrschaft in Nordchina an. Die Anerkenntniß der Vorrechte Englands in andern Theilen Chinas bedeutet hingegen nichts, denn Rußland hat gar nicht die Möglichkeit und hatte nie den Willen, schon jetzt bis zum Yongtsekiang sich vorzuschieben. Schließlich soll auch noch England in einer geheimen Klausel Korea an Rußland ausgeliefert haben.

Wie dem auch sei, der Erfolg Rußlands ist augenscheinlich; vor Kurzem noch wollte England dem Czarenreich auch nicht einen eisfreien Hafen am Stillen Ocean in Asien zugestehen; jetzt ist ganz Nordchina an Rußland ausgeliefert, und wenn England einen Erfolg hat, so ist es der, daß das Czarenreich durch sein Abkommen Frankreich im Süden von China sich selbst überläßt. Die französischen Vorstöße gegen das Thal des Yangtsekiang werden auf russische Unterstützung zunächst nicht zu rechnen haben; Frankreich ist von Neuem durch Rußland im Stiche gelassen, und auch für ihre Unternehmungen in Südchina sehen sich die Franzosen auf sich selbst angewiesen.

Vorübergehend schien es, daß in Südafrika sich von Neuem ernste Konflikte vorbereiten würden. Allein es ist zu hoffen, daß wiederum ein friedlicher Ausgleich gefunden werden wird. Die Buren wollen einem Konflikt ausweichen, was politisch klug ist, und die Stimmung in Südafrika wird es Mr. Chamberlain nicht erlauben, einen Konflikt künstlich zu schaffen. Man wird den Fremden in Transvaal und ihren Unternehmungen einige Erleichterungen von Seiten der Buren verschaffen, wie es nur recht und billig ist, und alsdann werden die Gegensätze wieder einmal, für einige Zeit wenigstens, zur Ruhe gelangt sein.

* * *

Die Aussichten der Kanalvorlage.

Die Ansicht befestigt sich, daß die Kanalvorlage zwar in der Kommission des Abgeordnetenhauses abgelehnt werden, im Plenum aber schließlich dennoch zur Annahme gelangen wird. Ich glaube, diese Prognose ist richtig, und zwar aus folgenden Gründen:

Die Gegnerschaft gegen den Rhein-Weser-Elbekanal setzt sich zusammen aus Agrariern, die aus mißverstandenem Interesse Gegner des Kanals sind, und aus Industriellen, die die eigene Leistungsfähigkeit durch die erhöhte Konkurrenzfähigkeit des Kanalgebiets für beeinträchtigt halten. Die Agrarier sind in dieser Oppositionsverbindung der zahlreichere und der politisch einflußreichere Theil. Sie beherrschen im Abgeordnetenhause die konservative Partei und haben einen beträchtlichen Einfluß im Centrum. In Verbindung mit der Opposition der schlesischen Industrie wären sie numerisch stark genug, um die Vorlage mit überwältigender Mehrheit zu Falle zu bringen.

Diese äußerlich starke Position leidet aber in doppelter Beziehung an innerer Schwäche. Einmal kommt es, je mehr die Diskussion sich vertieft, den Agrariern immer deutlicher zum Bewußtsein, daß die Landwirthschaft von der Ausführung des geplanten Kanals viel mehr Vortheile als Nachtheile zu erwarten hat. Die Theorie von den neu zu schaffenden „Einbruchsthoren für fremdländische agrarische Produkte" ist angesichts des Umstandes, daß diese sogenannten Einbruchsthore in den natürlichen, abgabenfreien Wasserstraßen des Rheins und der Elbe bereits weit offen stehen, während der Mittellandkanal vornehmlich dem inneren Waarenaustausch dienen wird, auf die Dauer nicht haltbar. Andererseits leuchtet es allmählich auch den Agrariern ein, daß die Verbilligung des Bezuges von Kohlen, Düngemitteln, Baumaterialien und sonstigen Be-

darfsartikeln mittels des Kanals der Landwirthschaft in großen Theilen Preußens erhebliche Vortheile in Aussicht stellt.

Selbst von einem engherzigen agrarischen Interessenstandpunkt aus betrachtet, stellt sich somit die Bilanz für die Landwirthschaft nicht ungünstig, und die realen Gründe für die agrarische Opposition verflüchtigen sich, je weiter die Diskussion vorschreitet. Die agrarisch-konservative Opposition hat sich deshalb auch im Verlaufe der Kommissionsverhandlungen nach und nach immer weiter von dem landwirthschaftlichen Interessenstandpunkte zurückgezogen und versucht, die finanziellen Bedenken in den Vordergrund zu schieben.

Dieser Mittellandkanal — so heißt es jetzt in erster Linie — wird der Ausgangspunkt eines umfassenden Kanalsystems werden, das noch manche weitere Hundert-Millionen verschlingen wird. Die preußischen Staatsfinanzen werden davon in doppelter Beziehung getroffen werden: einmal durch die direkten Ausgaben, welche dadurch erwachsen, daß die Kanalabgaben voraussichtlich die Zinsen des Anleihekapitals nicht voll decken, und sodann in indirekter Weise dadurch, daß die Ueberleitung von bisherigen Eisenbahntransporten auf die neugeschaffenen Kanäle starke Einnahme-Ausfälle bei den Eisenbahnen hervorrufen. Namentlich dieses letztere Moment wird, im Anschluß an die Berechnungen der Regierungsvorlage, die einen Ausfall an Netto-Eisenbahneinnahmen von mehr als 50 Millionen Mark pra anna ermittelt hat, mit besonderem Nachdruck in den Vordergrund gestellt.

In Wirklichkeit sind diese zunächst eintretenden Einnahmeausfälle aber in keiner Weise als ein volkswirthschaftlicher Nachtheil anzusehen; sie charakterisiren sich vielmehr als Reduktionen einer bisher erhobenen Transportsteuer, die ebenso wenig wie andere Steuerermäßigungen an und für sich zu beklagen sind. Das Entscheidende bei der volkswirthschaftlichen Beurtheilung der Kanäle ist der Umstand, ob eine Transportleistung billiger ausgeführt werden kann. Erfüllt ein neugeschaffener Kanal diese Aufgabe, so wirkt er genau ebenso wie jede andere Verbesserung der Produktionsbedingungen und stärkt dadurch die Leistungsfähigkeit der nationalen Produktion. Das ist der entscheidende Punkt bei jeder Vervollkommung des Systems der Verkehrswege.

Aber auch die Besorgniß vor rechnungsmäßigen Einnahmeausfällen bei den Staatseisenbahnen ist insofern übertrieben, als es sich bei diesen Einnahmeausfällen nicht um konstante Größen handelt. Jeder billigere Verkehr schafft auch neuen Verkehr, und dieser neue Verkehr wird sich nicht blos auf die Kanäle, sondern auch auf die Eisenbahnen erstrecken. Indem der Gesammtverkehr sich hebt, wird deshalb auch die Steigerung des absoluten Antheils der Eisenbahnen an diesem Gesammtverkehr die relative Einbuße, die sie vorübergehend erlitten haben, voraussichtlich nach einiger Zeit wieder ausgleichen. Auch das Argument des zu erwartenden Ausfalls an Eisenbahneinnahmen erweist sich somit bei näherer Besichtigung weniger zugkräftig, als die Kanalgegner es sich ursprünglich vorgestellt haben.

Hinzu kommt, daß die Staatsregierung und insbesondere der Finanzminister von Miquel, der als vorsichtiger Hüter der fiskalischen Interessen ein wohlverdientes Renommee besitzt, vor der angeblichen Schädigung der Staatsfinanzen nicht zurückschrecken, wodurch die agrarisch-konservative Opposition in die unbequeme Lage gesetzt wird, päpstlicher als der Papst zu sein.

Schließlich ist aber auch noch das schwere Geschütz der Interessen der Landesvertheidigung aufgefahren worden, und den Konservativen, die seit Jahrzehnten ihren Gegnern mit besonderer Vorliebe jeden Widerspruch gegen militärische Erwägungen als eine Art Landesverrath ankreideten, haben die Vertreter des Kriegsministeriums und des Generalstabes den Nachweis geführt, daß der geplante Kanal auch vom Standpunkt der Interessen der Landesvertheidigung aus von beträchtlichem Nutzen sein wird. Die konservativen Agrarier haben nicht die politische Geschicklichkeit besessen, vor den Interessen der Landesvertheidigung einen bequemen Rückzug anzutreten. Sie sind einstweilen unbeugsam und stolz geblieben wie Spanier.

Um ein richtiges Bild davon zu bekommen, ob sie in ihrem Widerstande bis zum Schluß beharren werden, muß man sich nun vergegenwärtigen, daß die konservativen Agrarier weniger in dem Sinne Regierungspartei sind, daß sie die Regierung stützen, als in dem Sinne, daß sie von der Regierung gestützt werden. Gerade unter dem Dreiklassenwahlsystem mit seiner öffentlichen Stimmabgabe erscheint ein ernsthafter Kampf der konservativen Abgeordneten, in deren Mitte die direkt abhängigen Staatsbeamten zu Dutzenden sich befinden, ganz aussichtslos, sobald die Regierung deutlich ihren Willen zu erkennen gibt, daß sie nicht geneigt ist, betreffs der Kanalvorlage eine Niederlage gutmüthig einzustecken. Daß aber bei einer derartigen Vorlage, bei der vier Minister sich mit aller Kraft eingesetzt haben und die obendrein von dem Träger der Krone mit ganz besonderer Sympathie behandelt wird, die Staatsregierung nicht einfach die Quittungstheorie zur Anwendung bringen kann, leuchtet ohne weiteres ein. Nachdem die Sache so weit gediehen ist, kann die Staatsregierung vor einer Opposition, deren sachliche Berechtigung sie in keinem Punkte anerkennt, nicht ohne weiteres kapituliren. Sie muß, wenn sie ihre politische Autorität nicht auf das ernsteste erschüttert sehen will, alle verfassungsrechtlich möglichen weiteren Mittel anwenden, um ihre wichtige Vorlage durchzusetzen.

Es ist kaum denkbar, daß die Konservativen so kurzsichtig sein sollten, diese Sachlage nicht nach und nach zu würdigen. Es war schon ein großer politischer Fehler seitens der agrarischen Konservativen, sich auf die Opposition gegen den Kanal zu verbeißen; aber es wäre ein geradezu unbegreiflicher politischer Mißgriff, in dieser Opposition zu beharren. Die konservativen Agrarier hätten aus dem Verhalten des Herrn v. Miquel schon längst entnehmen können, wie unhaltbar ihre Position ist. Alle Liebe des Herrn v. Miquel für die Agrarier und die sogenannte Sammlungspolitik hat den klugen Finanzminister nicht davon abgehalten, nach einem kurzen Debut der Schwankung die Vertretung der Vorlage rückhaltlos zu übernehmen. Auch er kann heute gar nicht mehr zurück. Unter diesen Umständen wächst die Wahrscheinlichkeit mit jedem Tage, daß die Opposition gegen den Kanal nicht bis zum Ende andauern, sondern daß zwischen heute und sieben Wochen die Kanalvorlage den Preußischen Landtag siegreich passirt haben wird.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XVII.

Die Kommissionen des Reichstags haben sich sehr thatendurstig gezeigt. Der Bericht über die Umgestaltung des Invalidenversicherungsgesetzes ist fertig und zeigt fast in jedem Paragraphen Veränderungen, auch wohl Verbesserungen, die gegenüber der Regierungsvorlage beschlossen sind. Die beiden Punkte, welche die Oeffentlichkeit bisher am Meisten beschäftigt haben, sind die Gütergemeinschaft zwischen den verschiedenen Versicherungsanstalten und die Einsetzung der örtlichen Rentenstellen.

Hinsichtlich des ersten Punktes hat man sich dahin geeinigt, daß jede Versicherungsanstalt das Vermögen, das sie bisher aufgesammelt hat, behält. Die Beiträge, die sie in Zukunft einziehen wird, theilt sie mit der gemeinschaftlichen Kasse nach bestimmten, sehr ausführlich entwickelten, und in der Praxis nicht leicht zu handhabenden Gesichtspunkten. Die örtlichen Rentenstellen werden eingeführt,

jedoch mit der Maßgabe, daß den Kommunalverbänden ein gewisser Einfluß auf die Besetzung eingeräumt wird.

Die freisinnige Partei kann in der Vorlage gerade keine Verbesserung des bestehenden Gesetzes erblicken; gleichwohl wird sie keine Veranlassung haben, sich hartnäckig zu widersetzen. Sie wird durch ein tolerari posse den Beweis zu liefern versuchen, daß ein auf verkehrten Anschauungen aufgebautes Gesetz durch kleine Veränderungen nicht zu einem guten Gesetz gemacht werden kann.

Die Kommission für die Postgesetze hat sich nun vollständig darauf eingerichtet, die Privatposten zu erwürgen, und so viel man hört, hat sie auf den Beifall des ganzen Plenums, mit Ausnahme der Freisinnigen, zu rechnen. Wir halten das für einen sehr bedauerlichen Kulturrückschritt; die Berliner Packetfahrtgesellschaft, deren Verwaltung hinter derjenigen der Reichspost nicht zurücksteht, hat dem Verkehr sehr große Dienste geleistet, und es ist zweifelhaft, ob sie als Güterbeförderungsanstalt wird weiter bestehen können, wenn ihr die übrigen Erwerbsquellen genommen werden. Für alle diejenigen, die in der Beseitigung der Privatposten einen Fortschritt erblicken, ist es doch ein nachdenklicher Umstand, daß ein sozialdemokratischer Antrag den Weg zum Guten gezeigt hat.

Auch die Justizkommission ist mit ihrem Berichte hervorgetreten. Sie schlägt eine Einrichtung vor, der sie den Namen einer Berufung gibt und hat diesem Moloch zu Liebe eine ganze Reihe von Bestimmungen geopfert, welche für eine gute Rechtsprechung Gewähr leisten sollten. Sie hat der Regierung Alles zugestanden, was sie ihr durch mehrere Jahre konsequent verweigert hat, nur um sagen zu können, daß wir endlich eine Berufung haben. Die erste Instanz wird jämmerlich verschlechtert, um eine gleich schlechte zweite Instanz zu schaffen. Das Streben nach Einführung der Berufung ist zu einer Monomanie ausgeartet.

Inzwischen hat sich bei der zweiten Lesung des Antrages Liebermann auf Verbot des Schächtens herausgestellt, daß wiederum mit dem Mittel gearbeitet wird, die Beschlußfähigkeit des Hauses zu bezweifeln, und es ist nicht unmöglich, daß es gelingt, auf diesem Wege offenbaren Verschlechterungen zu entgehen.

Die Kanalkommission des Abgeordnetenhauses hat eine Studienreise an Ort und Stelle unternommen, die denen, welche sehen wollten, neue Gründe für die Vorlage geliefert hat.

Der Gesetzentwurf über die Versorgung der Lehrerrelikten ist im Abgeordnetenhause bei der zweiten Lesung dadurch umgestaltet worden, daß die Rechte den Gemeinden den größten Theil der Last abgenommen und auf die Schultern des Staates gewälzt hat. Sowohl der Unterrichtsminister als der Finanzminister sind sehr nachdrücklich, aber vergeblich gegen diesen Beschluß aufgetreten. In der dritten Lesung sind die Konservativen um 60 Mark per Wittwe zurückgewichen, was die Regierung jedoch als ungenügendes Entgegenkommen bezeichnet hat. Damit ist das Gesetz in einer Form angenommen, die es zum Scheitern bringt, wenn bei der nun im Herrenhause bevorstehenden Auktion nicht soweit heruntergeboten wird, daß die Regierung zuschlägt. Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses wird das im Herrenhause etwa zu Stande kommende Kompromiß sicher ratifiziren.

Das Herrenhaus ist in Thätigkeit getreten und hat einen Gesetzentwurf über die Rechtsverhältnisse der Gemeindebeamten angenommen. Der Inhalt dieses Gesetzentwurfes entspricht dem Bestreben, welches sich heute auf so manche Weise geltend macht, die Selbstständigkeit der Gemeinden zu schmälern. Wenn eine Gemeinde einen Beamten anstellt, so hat sie sich dabei des Schema F zu bedienen. In diese Worte läßt sich der Inhalt des Gesetzentwurfs zusammenfassen. Natürlich wird er angenommen, der Oberbürgermeister von Breslau versuchte vergeblich, an einem Punkte eine Linderung durchzusetzen.

Proteus.

Ueber Zukunftsträume.

I.

„Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung."

Wie Schiller hier sang, so war es stets und wird es auch bleiben. Denn dieses Ringen nach Verbesserung ist das Leben der Menschheit selbst; Unzufriedenheit und Hoffnung sind die Triebfedern, die es im Gange halten. Und wenn einer jener Dichterträume sich verwirklichte und Götter von den Sternen herabstiegen, das Himmelreich auf Erden aufzurichten, das Glück würden sie dem Menschen nicht bringen, falls ihm nicht das weitere Streben nach Verbesserung bliebe.

Soll das nun heißen, daß wir keinen Fortschritt gemacht hätten, oder daß dieses Vorwärtsringen, weil endlos, darum unnütz sei? Im Gegentheil. Gerade darin, daß die Sehnsucht nach Verbesserung unlösbar mit dem Bewußtsein der Menschheit verknüpft ist, liegt der Beweis, daß unser Streben im Großen und Ganzen Erfolg hat. Die Menschheit würde sonst überhaupt nicht mehr leben noch leben wollen. Ein Trieb, der niemals Befriedigung findet, stirbt ab; und hier handelt es sich um den Grundtrieb des Lebens überhaupt. Wüßten wir nicht, daß eine Verbesserung wirklich eintritt, so hätten wir den Willen zum Leben längst verloren. Und dieser Wille bedeutet für die Menschen, die ein Bewußtsein ihres allgemeinen Zustandes besitzen, ihre lebendige Fortexistenz als ein Zweig des großen Entwicklungsprozesses der Kultur.

Wenn nun eine solche Weiterentwicklung stattfindet, wie sollen wir uns den unbekannten Weg in die Zukunft vorstellen? Wer möchte nicht etwas davon wissen, wie viele Dichter haben uns nicht schon ihre Träume erzählt? Zuerst möchten wir jedoch fragen: Was soll denn eigentlich besser werden? Die Menschen selbst oder ihr Behagen? Moral oder Glückseligkeit? Nun, Eines wird wohl am anderen hängen. Das aber muß vorweg betont werden: Es kann sich immer nur um einen relativen Zustand des Fortschritts, niemals um eine ideale Vollkommenheit handeln. Zukunftsdichter, die den Anspruch auf eine innere Wahrheit ihrer Erzählungen erheben — mehr als diese innere Wahrheit kann natürlich nicht verlangt werden — dürften nie behaupten, daß jemals eine soziale Ordnung vorhanden sein könne, in der die Menschen an keinerlei moralischen oder wirthschaftlichen Gebrechen oder an keinerlei seelischen Schmerzen mehr leiden. Ein solcher Zustand ist sinnlos. Das Uebel kann niemals aus der Welt schwinden; mit der Unlust verschwände ja eben jener Antrieb zum Streben nach Verbesserung, worin wir die Bedingung des Lebens der Menschheit überhaupt erkannt haben. Der Stillstand und damit der Untergang wäre die Folge eines solchen, überhaupt nicht denkbaren, Zustandes. Es wäre das gerade so, als wollte man in der Natur es als Idealzustand betrachten, daß alle Niveauunterschiede ausgeglichen, alle Kraftdifferenzen aufgehoben wären; worauf überhaupt nichts mehr geschehen könnte.

Es gibt allerdings auch eine solche Zukunftsphantasie der Vollkommenheit. Die ältere christliche Kirchenlehre hat sie aus der Messiasidee des Judenthums aufgenommen, man nennt sie den Chiliasmus. Es ist der Glaube, daß vor dem allgemeinen Weltuntergange Christus auf die Erde zurückkommen und ein tausendjähriges Reich in dieser Welt aufrichten werde, worin es keinerlei Schmerz und Leid, sondern nur eitel Wonne und Glückseligkeit geben werde. Diese Lehre, später von der Kirche verworfen, ist immer wieder bei einzelnen Sekten aufgetreten und hat auch jetzt noch ihre Bekenner. Sie hat aber gar nichts mit der Vor-

stellung zu thun, die unsere modernen Zukunftsphantasien vertreten, nämlich mit der relativen Verbesserung der Zustände durch einen allmählichen Entwicklungsprozeß. Man darf daher den Glauben an eine bessere Zukunft infolge der kulturellen Arbeit der Menschheit nicht mit dem Chiliasmus verwechseln. Wir können immer nur hoffen, daß in der Welt das Verhältniß der Unlustgefühle zur Lust ein günstigeres werde und der unvermeidliche Rest des Leidens eine edlere Gestalt gewinne.

Wie wäre das denkbar? Eine völlige Aenderung der Menschennatur vorauszusetzen wäre Willkür; nur an eine Läuterung dürfen wir denken. Für den Menschen, als sittliche Persönlichkeit, kann es auf die Dauer keinen glücklichen Zustand geben, der nicht mit seiner sittlichen Selbstbestimmung harmonirte; aber umgekehrt gibt der sittliche Charakter keineswegs die Anweisung auf Glückseligkeit, er gibt vielmehr nur das Bewußtsein der Würde; und doch möchten wir auch glücklich sein. Nun ist es wohl klar, daß eine allgemeine Hebung des moralischen Zustandes einen glücklicheren Zustand zur Folge haben würde, ebenso wie umgekehrt eine wahre Erhöhung der Lebensfreude nicht denkbar ist ohne eine ethische Vertiefung. Ist doch eine der Hauptquellen der Unlust auf Erden das Leid, das die Menschen einander zufügen; moralische Besserung würde die Kränkungen, die durch Verbrechen, Gewaltthat, Intoleranz, Verfolgungssucht, Verleumdung u. s. w. unser Leben erschweren, erfolgreich einschränken. Daß die Erziehung des Willens in dieser Hinsicht Fortschritte gemacht hat, unterliegt keinem Zweifel; die Ausbreitung der Idee der Humanität beweist dies, die Milderung der Sitten ist klar daran zu erkennen, daß Rohheit und Unmenschlichkeit den Unwillen der Gesammtheit viel stärker erregen als früher, und daß, wenn auch nicht die Kraft, unmoralische Handlungen zu vermeiden, so doch das Bewußtsein ihrer Verwerflichkeit der Menschheit lebhafter in Fleisch und Blut übergegangen ist. Nehmen wir aber einmal an, wir seien in dieser Richtung noch weiter vorgeschritten und zu einem im ganzen befriedigenden moralischen Zustande gelangt, ja würde uns immer noch ein wesentliches Moment fehlen. Die bloße Sicherheit vor Störungen unserer Lebenssphäre reicht nicht aus, uns zufrieden zu machen; es muß auch ein positiver Inhalt an Lust, an Arbeitsfreudigkeit und Erfolg hinzukommen. Auch das eigene Bewußtsein, moralisch zu handeln, macht an sich nicht glücklich; es gibt nur, wie schon gesagt, eine Vorbedingung der Glückseligkeit. Ein gutes Gewissen ist zwar das beste Ruhekissen, aber auch das beste Ruhekissen soll und kann den Schaffensdrang nicht einschläfern. Wo nehmen wir diesen Lustinhalt des Lebens her?

Daß dieser Lustinhalt nicht bloß aus Zeitvertreib bestehen kann, sondern selbst wieder auf sittlichem Grunde, d. h. auf der erfolgreichen Bethätigung unseres sittlichen Willens, mit einem Worte, auf Arbeit beruhen muß, ist einleuchtend. Aber damit die Arbeit Lust gewähre, ist Eins erforderlich, das ist das Vertrauen zu ihrem Erfolge. Der Erfolg braucht nicht wirklich einzutreten für den Schaffenden selbst, man kann auch auf eine ferne Zukunft hinaus rechnen. Aber dazu ist eben nothwendig, daß man an den Fortschritt der Menschheit glaubt, nämlich an den Erfolg der sittlichen Arbeit im Sinne einer Erhöhung der Glückseligkeit. Es genügt also zur Besserung des menschlichen Zustandes nicht, daß wir gut sind, sondern es gehört dazu auch das Gefühl, daß die moralische Arbeit nicht fruchtlos ist. Es ist dies der Glaube, daß es eine unendliche Macht gibt, die sich der Gesetzlichkeit der Natur als des Mittels bedient, den sittlichen Willen der Persönlichkeit zu verwirklichen. Diese besondere Kraft des Gemüths besteht in dem Vertrauen, daß trotz aller Schwierigkeiten, trotz eigener Ohnmacht und trotz des Widerstandes der Welt das moralische Gesetz, obwohl es nicht um der Glückseligkeit wegen da ist, doch den Weg, und zwar den einzigen Weg zur Glückseligkeit bedeute, und daß dieser Weg einem jeden, auch dem Schwächsten und Geringsten, sobald er ihn nur betreten will, durch die Liebe Gottes geöffnet sei; das ist, was man Religion nennt. Dieser Glaube ist eine subjektive Gewißheit, die uns nur als Gefühl gegeben ist. Kommt aber dieses religiöse Gefühl, als eine Vertiefung unseres persönlichen Lebens, zu der moralischen Hebung des Gesammtzustandes hinzu, so scheint es, als sei damit jene zweite Bedingung zur Förderung der Glückseligkeit erfüllt. Das Vertrauen auf die Besserung ist hergestellt in jedem Einzelnen; der Einzelne, der gut ist, kann auch glücklich sein, weil ihm das Bewußtsein seines guten Willens in seinem Glauben die unbedingte Sicherheit seines Anspruchs auf Glückseligkeit gibt, weil er, selbst unter dem Druck der Welt, doch in innerem Frieden lebt.

Nun zeigt aber die Erfahrung, daß die Zeiten einer besonderen Steigerung des religiösen Gefühls keineswegs immer einen kulturellen Fortschritt, eine Steigerung der Menschlichkeitsidee bedeuten. Und dies ist auch unschwer zu verstehen. Eben weil die religiöse Ueberzeugung auf der subjektiven Gewißheit beruht und somit als elementare Macht im Individuum auftritt, die Seele vollständig auszufüllen und von der Welt unabhängig zu machen vermag, darum führt sie auch leicht zu einer falschen Einseitigkeit, zu einem Verkennen der objektiven Mächte, mit denen die Menschheit zu rechnen hat. Zwei der gefährlichsten Feinde und Vernichter der Kultur haben hier ihren Ursprung, der Fanatismus auf der einen, der Quietismus auf der anderen Seite. Der Glaube, allein auf dem rechten Wege zur Glückseligkeit zu sein, führt dazu, die anderen mit Gewalt auf diesen Weg zu zwingen und überschüttet die Menschheit mit dem Leidensmeer der Ketzerverfolgungen und der Religionskriege; ja, er tödtet das Heiligste in dem Menschen, die Freiheit des Gedankens. Andererseits — der Glaube, in der innern Sammlung allein das Glück finden zu können, das eben nicht in der Welt, sondern nur im gottergebenen Gemüthe zu suchen sei, verführt zu einem Verzicht auf die lebendige Arbeit in der Menschheit, zu einer Weltflucht, die den Gütern und Mitteln der Kultur sich feindlich gegenüberstellt. Gewiß beruhen diese Auswüchse auf einer Verkennung des sittlichen Charakters der Religion, sie sind selbst irreligiös. Denn religiös können wir nur die Gesinnung nennen, die das Sittengesetz, d. h. die Achtung vor der freien Selbstbestimmung der Persönlichkeit, voraussetzt. Aber schon diese Gefahr der Entartung der Religion belehrt uns, daß die religiöse Förderung für sich eine Besserung des menschlichen Zustandes nicht zu garantiren vermag, ebensowenig wie die moralische; daß vielmehr beide Kulturmächte zwar unentbehrliche Begleiter des Fortschritts, für sich allein aber nicht ausreichend sind, Kultur, Hebung des Menschheitslebens, zu schaffen. Es bleibt eben der Kern der Frage bestehen: Wodurch ist es möglich, den ethisch-religiösen Zustand der Menschheit auf eine höhere Stufe zu heben und von den Schlacken zu befreien? Es bedarf dazu eines Werkzeugs, das auf anderem Gebiete liegt. Und das ist auch nicht anders zu erwarten. Beide, das Gute und das Religiöse, sind Ideen, sie sind Gesetze, welche die Richtung angeben, in der wir uns bewegen sollen, sie weisen das Ziel; aber dazu bedarf es der Hilfe anderer Gesetze, Thatsachen des Seienden, nämlich der Mittel, diese Bewegung zu bewirken. Es handelt sich um die Ueberwindung von Widerständen durch Arbeit; woher nehmen wir die Energie dazu?

Der Mensch lebt in Raum und Zeit als ein Theil der Natur, ihren undurchdrechlichen Gesetzen unterworfen. Ein Produkt des Entwicklungsprozesses der Erde ist er heraufgestiegen im Laufe der Jahrmillionen im steten Kampfe ums Dasein aus der Reihe der Organismen, die als minderkräftige Geschöpfe auf der Stufe der Thierheit stehen blieben. In der Wechselwirkung der Naturkräfte ist sein Nervensystem zu jener Feinheit der Ausbildung gelangt, daß sein Gehirn einen großen Theil des Weltgeschehens in geordneten Formen miterlebt. Diesen ordnenden Vorgang nennen wir Erkennen, und diese Erkenntniß gibt dem Menschen das Mittel, seine Herrschaft über die Natur zu gewinnen, zu behaupten und zu erweitern. Weil wir erkennende Wesen sind, sind wir imstande, die Idee des Guten in der

Wirklichkeit des Raumes und der Zeit zu vollziehen. Nicht darum, weil es ein Entwicklungsgesetz der Natur gibt, sind Moral und Kunst und Religion entstanden; sondern weil jenseits von Raum und Zeit eine Bestimmung ist, daß das Gute und Schöne sein soll, darum ist auch jenes Gesetz bestellt, daß von den leuchtenden Atomwolken des Weltraums, durch die Arbeitstheilung der Zellen seit undenklichen Zeiten, durch die Bildung komplizirter Organe in Wurm und Fisch und Säugethier, durch die Arbeit zahlloser Generationen das Gehirnwesen Mensch sich hat entwickeln können, um nun mit dem Bewußtsein seiner Aufgabe durch immer neue Jahrtausende zu schreiten, mit der Aufgabe, Vernunft zur Herrschaft zu bringen in der Welt, und Natur zu verwandeln in Kultur, in Gerechtigkeit, in Schönheit und in Liebe. Die zeitlose Idee gibt das unendliche Ziel, die Mittel aber, sich ihm zu nähern in der Zeit, gibt allein die Natur. Wollen wir die moralische Vervollkommnung, so müssen wir die größere Beherrschung der Natur erstreben. Einen anderen Weg nach oben, der nicht bloß momentane Begeisterung, sondern dauernde Besserung gewährte, gibt es nicht.

Es scheint zwar, als existire ein direkter Weg zur Glückseligkeit durch den Willen des Menschen allein. Ein Doppeltes gilt es zu überwinden: Die Leidenschaften, die Begierden, die uns zu immer neuen Forderungen an die karge Wirklichkeit veranlassen, und die harte Noth der Wirklichkeit selbst, den Mangel der Lebensbedürfnisse, die Gefahren der elementaren Mächte im Boden, da wir wohnen, in der Luft, die wir athmen, in Winden, Wolken und Wasser, in den pflanzlichen und thierischen Mitbewerbern ums Dasein. Und es gibt einen Weg des Willens, ihrer Herr zu werden. Entäußere Dich der Schätze, die Dein Leben vergänglich zieren. Wirf ab den Stolz des Mannes, der nach äußerer und innerer Ehre geizt, wirf ab das Streben nach thätiger Arbeit; ertödte die Triebe, die Dich an Deine Nebenmenschen binden, verzichte auf Freundschaft, auf Liebe, auf Staat und Gesellschaft. Beschränke Dich in Nahrung und Kleidung, in Wohnung und Genuß. Verachte Erkenntniß und Kunst. Sinne auf nichts als auf das Band, das Deine Seele mit dem Reiche verknüpft, das nicht von dieser Welt ist. Wenn Du das kannst, so wird sich in Dir eine Welt der Seligkeit aufthun, die kein Leid kennt; denn die Noth der Welt liegt unter Dir. Auf das Glück verzichten, heißt es gewinnen. Und wenn Dein Körper vertrocknet und die Krankheit ihn aufzehrt, wird Deine gesteigerte Phantasie in den Wonnen des Himmels schwelgen. Das ist ein Weg, der oft versucht worden ist, an den Ufern des Ganges, in der Tonne des Diogenes, in den Höhlen des Sinai und in den Klosterzellen des Mittelalters. Aber es ist ein Weg für einzelne Menschen, nicht für die Menschheit. Diese kann nicht die Welt fliehen, sie muß sie bestehen. Und Millionen und aber Millionen von Individuen wachsen herauf, unabweisbar fordern die Massen ihr Recht am Leben. Wie stillt man den Hunger dieser Leiber, dieser Seelen? Wie können sie verstehen, daß Resignation freilich der Weisheit letzter Schluß ist, wenn sie damit anfangen sollen? Nein, erst müssen sie lernen, was Leben ist und Zusammenhang des Lebens, müssen verstehen, was Menschen sollen und können auf dieser Erde, ehe sie begreifen, was sie nicht können und darum nicht verlangen können. Lernen müssen alle, was gegen Begierden wappnet und gegen die Macht der Elemente schützt. Und da gibt es für die Menschheit nur jenen ersten und einen Weg, durch die Erkenntniß, durch die Bildung. Je höher die Bildung der Gesammtheit, um so näher das Ziel!

Im Allgemeinen handeln die Menschen nicht schlecht aus bösem Willen, sondern weil sie es nicht besser wissen, weil sie weder sich selbst noch die anderen verstehen. Und wenn sie der Noth unterliegen und dem Ansturm der elementaren Mächte, der Krankheit, wenn sie sinnlosen Rathschlägen und Aufreizungen Folge leisten, so geschieht es wieder, weil ihnen die Einsicht in den Zusammenhang der Dinge mangelt, weil sie die Hilfsmittel nicht kennen, die ihnen zu Gebote stehen. Der gute Wille ist nichts ohne die Intelligenz, und viel gefährlicher als die Bosheit ist die Dummheit. Aber dafür gibt es gegen die Bosheit kein Mittel als den Zwang, gegen die Dummheit aber gibt es eines, daß, wenngleich es langsam wirkt, das einzige Mittel ist, auch die Rückwirkung auf den moralischen Zustand zu erzielen, das ist die Befreiung des Denkens, die Erziehung des Verstandes, die Pflege des Gehirns. Von der höheren Einsicht der Menschen allein können wir ihre tiefere Selbstbezwingung erwarten. Denn wodurch lenken wir unseren Willen? Ich schwanke in einem Entschlusse, bei einer Entscheidung. Sage ich ja, so habe ich vielleicht einen unmittelbaren individuellen Vortheil, etwa einen Geldgewinn. Sage ich nein, so entgeht mir der Gewinn, aber ich begreife, daß dem Gemeinwohl ein größerer Nutzen entsteht. Eine moralische Frage, deren Antwort als solche klar ist. Aber was entscheidet in Wirklichkeit psychologisch? Stets diejenige Vorstellung, die durch ihre Gefühlsbetonung im Vordergrund des Bewußtseins steht. Richte ich meine Aufmerksamkeit auf alle die Vortheile, die Lust, die mir aus meinem Ja entspringt, dränge ich die entgegengesetzten Vorstellungen in den Hintergrund, so wird das Ja über meine Lippen kommen. Die Bewegung der Vorstellungen aber, die Vergegenwärtigung aller zur Richtigstellung des Urtheils in Betracht kommenden Erfahrungen, ist Sache des Verstandes. Und eben diese Fähigkeit, über die zur Sache gehörigen Vorstellungen zu verfügen, erfordert Bildung und Kenntnisse. Dann erst kann ich den Willen im moralischen Sinne angemessen bethätigen, wenn ich die Arbeit meiner Vorstellungen im theoretischen Sinne in der Gewalt habe. Daher erziehen wir den Willen auf seiner höheren Stufe durch den Verstand. Wenn die Menschen impulsiv recht handeln, so handeln sie aus einer ererbten, anerzogenen unbewußten Gewohnheit, die eben durch die Erfahrung des Verstandes zahlloser Generationen entstanden ist. Diese Gewohnheit gilt es zu bilden im Sinne der Kultur. Und die Mittel dazu liegen in der Erhöhung des intellektuellen Zustandes.

Platon untersuchte, ob die Tugend lehrbar sei; die Naturwissenschaft hielt er nicht für lehrbar, sie galt ihm nur als ein artiges Spiel. Die moderne Menschheit ist in dieser Hinsicht zu einer neuen Erfahrung gekommen; sie hat gesehen, daß die Natur in der That erkennbar ist, ja daß sie nicht nur das Erste ist, was theoretische Erkenntniß gestattet, sondern sogar das einzig Zuverlässige, worauf beweisbare Sätze sich aufbauen lassen. Was das Bewußtsein der modernen Menschheit und ihren zweifellosen Kulturfortschritt von der antiken und mittelalterlichen unterscheidet, sind weniger die ethischen, ästhetischen, religiösen Ideen; sie waren in der Hauptsache vorhanden. Es ist vielmehr der Gedanke von der Macht der Menschheit über die Natur, die Ueberzeugung von der Möglichkeit der theoretischen Erkenntniß und der technischen Beherrschung der Natur. Mit der Naturerkenntniß erwuchs der moderne Mensch. Der Grundzug dieser modernen Kultur ist die Autonomie der Menschheit, d. h. das Bewußtsein von der Selbstgesetzgebung der Vernunft, von der Selbständigkeit des menschlichen Geistes in Wissenschaft, Kunst, Sittlichkeit und Religion. Ursprünglich fließen alle diese Gebiete in unbestimmten Grenzen zusammen, und ihren Werth gründen sie auf eine Autorität, die außerhalb der Menschheit gesetzt ist. Jemehr aber sich diese Kulturgebiete scheiden, umsomehr vermögen sie sich frei und ungehindert zu entwickeln. In die eigene, persönliche Glaubensgewißheit legt Luther den Schwerpunkt des religiösen Bewußtseins, durch die Befreiung von allen fremden Rücksichten und Gefühlen gründen Galilei und Descartes den Charakter der Wissenschaft; ein eigenes Gebiet, worin nur das ästhetische Gefallen entscheidet, heischen Kant, Schiller und Goethe für die Kunst, und noch ringen wir in heißem Kampfe, die ethischen Gesetze unabhängig zu gründen von der historischen Last der Gefühle, die mit ihnen verschlungen sind. In dieser Arbeit der letzten Jahrhunderte ist das Werkzeug, das allein imstande war, die Vorurtheile der Jahrtausende zu durchdringen und die Bahn für neue Fortschritte frei zu machen, die Erkenntniß der Natur und ihre technische Beherrschung. Was wir in Moral und Kunst

und sozialer Verbesserung erreichen, das bleibt im Nebel schwankender Werthschätzung, von der Parteien Haß und Gunst entstellt, das gibt keinen sicheren Maßstab des rechten Wegs. Die Erforschung der Natur aber zeigt uns ein objektives Gebiet, an dem nicht zu rütteln ist. Hier ist eine Gesetzlichkeit, ein nothwendiges Sein in all dem unbestimmten Streben und Ringen menschlichen Willens, das eine Handhabe gibt, die Dinge klar und fest zu erfassen. Und Verstand und Arbeit des Menschen bewältigen dieses Gebiet, ein Zeichen, daß diese Gesetzlichkeit die unsere ist. Nicht ein fremdes Ungeheuer lauert die Natur als die ewige Sphinx, die uns in den Abgrund stürzt, sondern aus der klaren, lichten Sonne unseres Geistes strömt der Glanz in das Chaos, und uns selbst finden wir wieder in den geregelten Bahnen der Gestirne, in dem vorgeschriebenen Wechsel der Kräfte, in dem reicher und reicher sich gestaltenden Aufbau der Zellen. In den Gebieten der Ideen glauben wir an die Autonomie der Menschheit, im Naturerkennen haben wir den Beweis. Das ist der Triumph des modernen Geistes. Wird auch für die einzelne Persönlichkeit die Idee der Menschheit dadurch nicht inniger begründet, so ist doch diese Macht der Erkenntniß von unberechenbarer sozialer Bedeutung; es liegt darin das Mittel, mit dem Vertrauen in unsere Arbeit und ihrer Schranken uns bewußt zu werden.

Denn größer als je enthüllt sich der Begriff der Menschheit aus dem Begriffe der Naturbeherrschung. Was waren wir Menschen vor einigen Jahrhunderten? Ein kleines Völkchen auf einem flachen Erdteller unter einer Krystallglocke, an der lichte Fünkchen glänzten, und wir blickten zurück auf wenige Jahrtausende und standen noch genau auf demselben Standpunkte des Wissens, Wollens und Könnens wie vorher, höchstens hatten wir das Bewußtsein, daß es Zeiten gegeben hat im alten Griechenland, in denen einzelne Weise weiter waren als wir. Und was hat die Naturerkenntniß aus uns gemacht? Zunächst zerschlug sie das Krystallgewölbe des Himmels und eröffnete uns die Unendlichkeit der Welten. Als Brüder setzte sie uns in das Universum zu den Bewohnern jener Sterne, die, unsichtbar in ihren Weiten, um Sonnen kreisen wie die unsere. Und nachdem sie den Raum uns erschlossen, dehnte sie auch die Zeit unserer Existenz ins Ungemessene. Alles, was wir von der prähistorischen Existenz des Menschen wissen, das verdanken wir nicht der Geschichte, sondern der Naturwissenschaft. Und nun sehen wir unsern Stammbaum heraufkommen von unten und zu immer vollendeteren Gestalten sich entwickeln; nicht durch ein auserwähltes Volk oder ein einzelnes Ereigniß in der Geschichte wird uns das Wunder der Kultur gewirkt, sondern angelegt ist es schon durch das ganze Reich der Organismen bis hinaus in die Billionen Jahre, in denen Sonnensysteme bewohnbar werden. So gibt es auch keine Grenze in der Vervollkommnung. Wie unendliche Welten neuen und neuen Kulturen zugänglich sind, so schafft die Natur in der unendlichen Zeit neue und neue Formen im Leben der Körper, so wirkt der Geist neue Stoffe und Kräfte aus der dunkeln Unbestimmtheit des Werdenden, so erzeugt er neue unübersehbare Mittel der sozialen Arbeit, so eröffnet er eine endlose, trostvolle Perspektive in die Verwirklichung des Guten und Schönen; und wie die rosige Zukunft erhoffter Glückseligkeit gleich dem Morgenroth besserer Tage emporsteigt, grenzt sich zugleich in scharfen Linien das Gesetz dieses Werdens ab, daß der Einzelne den dunkeln Grund zu erblicken vermag, auf dem allein das Licht sichtbar wird, damit er nicht das Unmögliche heischt und Sinnloses erstrebt, sondern mit Vernunft die Begierde begrenzt und sich zu bescheiden lernt, weil die Mittel selbst und damit ihre Begrenzung ihm kein Geheimniß sind. Das ist die bessernde soziale Macht der Naturerkenntniß. Die naturwissenschaftliche Bildung lehrt erkennen, führt den Beweis, daß es nicht Bosheit der Menschen ist, sondern ein Naturgesetz, wenn die Güter und Mittel der sozialen Arbeit ungleich vertheilt sind, und daß ein solcher Zustand niemals gebessert werden kann durch gewaltsamen Umsturz, sondern immer nur durch die redliche, gewissenhafte, freie Arbeit jedes Einzelnen. Die Gefahr der Aufklärung liegt allein darin, daß sie nicht weit genug geht. Erkannten wir als eine Bedingung der Verbesserung der Zustände das Vertrauen in die menschliche Arbeit, so haben wir in der Naturerkenntniß das überzeugende Mittel zur Herstellung dieses Vertrauens zu erblicken.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Gotha. Kurd Laßwitz.

Vom Lago d'Iseo.

Im großen, langgestreckten Italien gibt es noch immer Gegenden, wo man abseits vom Fremdenstrom, der sich in jedem Frühling als moderne Völkerwanderung über das Land ergießt, behaglicher Ruhe sich erfreuen kann. Immerhin beginnt man solche Gegenden und Orte zu zählen. Von Städten ist das liebe Lucca in der Toscana mit seinen herrlichen alten Kirchen ein sehr empfehlenswerther Ruheort; die glücklichsten Erinnerungen bewegen mich zu dankbarer Empfindung, wenn ich an die stillen, genußreichen Tage denke, die vor einigen Jahren dort zuzubringen mir beschieden war. Zuweilen aber wünscht man überhaupt keine Stadt, sondern die freie offene Landschaft, die dann jedoch durch Naturschönheit ersetzen soll, was sie an Kunstschätzen nicht zu bieten vermag. Da ist es natürlich von Wichtigkeit, daß das bewegte Element, das Wasser, nicht fehle. Und weil in Italien die Flüsse alle ohne Ausnahme ziemlich reizlos sind, entweder trockene Kieselbetten, oder trüb und gelb zwischen ginsterbewachsenen Dämmen dahinfließende Ströme, so versteht es sich von selbst, daß die gesuchte schöne Landschaft einen See in sich schließen muß.

An einem solchen, dem Touristenvolke noch wenig bekannten See, dem Sebinus der alten Römer, der heute nach einer der Hauptortschaften seines linken Ufers der Iseosee heißt, habe ich in diesen Frühlingstagen reichen Naturgenuß und jenen gemüthlichen Verkehr mit den Eingeborenen gefunden, der das Reisen in Italien so angenehm macht. Hier trifft man allerdings noch keine Hotelpaläste mit modernem Komfort, wie ich letztern kurz vorher im jetzt ausgezeichnetsten der Gasthöfe Luganos, im „Hôtel de l'Europe", als unleugbar große Annehmlichkeit genossen hatte. Nur italienische Alberghi stehen in Iseo und Lovere, dem alpinen Städtchen am Nordende des Sees. Doch wer sich in gewisse italienische Einrichtungen und Gewohnheiten zu schicken weiß, lebt in solchen kleinen Gasthöfen, wo sich zuweilen der Wirth oder eine freundliche, hübsche Padrona angelegentlich des seltenen Gastes annimmt, ebenfalls ganz behaglich. Und unter allen Umständen hat man hier den Vortheil der Stille und der Einsamkeit, auch entsprechen der einfachen Bewirthung die sehr bescheidenen Preise.

Aber wo liegt dieser Lago d'Iseo und wie gelangt man am leichtesten an seine gesegneten Ufer? Daß diese Fragen nicht unberechtigt sind, davon habe ich mich in letzter Zeit wiederholt überzeugt, wenn ich nach beendigter Reise mit Bekannten zusammentraf, die doch Italien zu kennen glaubten und den, wie sie meinten „kleinen" Iseosee auf den Karten bisher gar nicht bemerkt hatten. Nun ist dieser See keineswegs so klein, beispielsweise um 7 Kilometer größer, als der Luganersee und mit seiner Oberfläche von 62 Kilometern nur wenig kleiner als die Hälfte des Comersees. Aber auf Landkarten, auf denen die Seebecken nicht durch blaue Farbe oder dunkle Schraffirung hervorgehoben sind, versteckt er sich ein wenig, da die ihn umklammernden Ausläufer der Alpen mit ihren an seinen Ufern noch sehr beträchtlichen Erhebungen auf dem Kartenbilde stärker hervortreten als seine Fläche. Und außerdem kennt man ihn wenig, weil nur kleine Sekundärbahnen an seinen Südrand hinanführen, die dann nicht weiter gehen; ja, sein westliches, sehr wildes Ufer hat nicht einmal eine durchgängige Straße. Endlich geht es ihm wie manchen Men-

schen, denen größere, in ihrer Nähe hausende Nebenbuhler den Ruhm wegzehren: er liegt zwischen dem Comer- und dem Gardasee. Gleich diesen war er in uralten Zeiten, als die ganze Poebene einen Theil des adriatischen Meeres bildete, ein richtiger alpiner Fjord. Jetzt durchfließt ihn, von den Alpen herunterkommend, das Flüßchen Oglio, das, wa es in die lombardische Ebene ausmündet und, kanalisirt, den Fabriken van Palazzola seine Wasserkraft schenkt, in seinem stillen, geschmeidigen, dunklen Dahingleiten in der That etwas Oeliges hat.

Von Mailand aus würde man den Iseosee am einfachsten erreichen indem man auf der nach Verona gehenden Hauptlinie noch vor Brescia auf Station Ravato ausstiege und mit einer erst seit wenigen Jahren bestehenden Trambahn nach Iseo führe. Von Lugano aus konnte ich jedoch einen interessanteren, wenn auch in den Verbindungen etwas weniger genau klappenden Weg wählen. Mit einem Freunde bestieg ich in Lugano das Dampfboot nach Porlezza, fuhr von dort mit der über eine malerische Schlucht so herrlich angelegten kleinen Bergbahn nach Menaggio am Comersee, mit dem Dampfer dann nach Bellaggio hinüber und den ganzen ramantischen Lecco-Arm hinab bis nach Lecco, von wo uns, nach zweistündigem Aufenthalt, der Bahnzug nach Bergamo brachte. Bergama ist zu schön und zu interessant, als daß man nur durchfahren sollte. Wir blieben falglich dart über Nacht, brachten nach den folgenden Vormittag daselbst zu, fuhren am frühen Nachmittag mit der Eisenbahn nach Pallazalo und von dort in einer Schmalspurbahn nach Paratica, was alles nicht ganz drei Stunden in Anspruch nahm. In Paratieo hat man bereits den See vor sich, muß nun aber noch einen Kilometer weit zu Fuß nach dem Flecken Sarnieo gehen, wo der kleine Schraubendampfer liegt, der uns den See hinausführen soll. Reisende mit Gepäck finden in Paratieo auch die Möglichkeit, die kurze Strecke zum Dampfer zu Wagen zurückzulegen. Wir aber, die wir auf diesen Ausflug nur das Nöthigste mitgenommen hatten, freuten uns unserer Unabhängigkeit von solchen Fahrgelegenheiten, die nicht umsonst auf italienisch einfach legno d. h. „Holz" heißen.

Es war an jenem Aprilnachmittag warmes Frühlingswetter; aber über den hohen Berggipfeln, die zu beiden Seiten des Sees in kühnen, stalzen Farmen emporragen, braute sich aus Düusten etwas Dunkles zusammen, das uns räthlich erscheinen ließ, gleich noch heute den See in seiner ganzen Länge zu befahren, da Gewitter im Frühling leicht die Einleitung andauernden Regenwetters sind und wir daher nicht wußten, wie der nächste Tag sein würde. Andrerseits mußten wir uns freilich gestehen, daß ein Gewitter mit Sturm auf dieser Diamantausgabe eines Dampfschiffes, wo die allenfalls nothdürftigen Schutz gewährenden Kajüten nicht viel größen waren als Falstaff's berühmter Wäschekorb, nicht zu den eigentlichen Reiseannehmlichkeiten gehären würde. Aber alle falche Bedenken überwog die Begier, die Uferlandschaften in der Abendbeleuchtung zu sehen, die durch den Kampf der Sonnenstrahlen mit dem aufsteigenden Gewitter an magischen Reizen von Augenblick zu Augenblick gewann. Sa kauften wir uns für den lächerlichen Preis van anderthalb Lire das Recht, drei volle Stunden den See in seiner ganzen Ausdehnung bis nach Lovere zu befahren, wa wir Nachtquartier zu nehmen beschlossen.

Die nicht sehr zahlreichen Mitpassagiere waren Landleute aus dortiger Gegend, wetterharte Männer, alte, runzlichte Weiber, hübsche Mädchen mit dem üblichen bunten Kopftuch, das den Hut ersetzt; später in Iseo stieg ein richtiger Bettelmönch ein, der den schweren dick geschwollenen Sack voller Lebensmittel, die er bei den Gläubigen der Umgegend gesammelt hatte, nun gern auf den Boden gleiten ließ, und seine nur in Holzsandalen steckenden Füße, die unter der gelben Kutte hervorsahen, gegen die abgelegte Bürde stemmte. Er war übrigens ein gesprächiger Mann, der uns über allerlei wissenswerthe Dinge bereitwillig Aufschluß gab.

Der See hat ungefähr die Gestalt eines großen lateinischen S. Damit ist auch gesagt, daß er viel länger als breit ist. Und doch beträgt seine Breite durchgängig etwa 3 Kilometer, an der breitesten Stelle 5. Diese Stelle kommt bald hinter Iseo, wo mitten im See eine große Insel mit einem hohen Berge sich erhebt, wie wir seinesgleichen auf keinem der schweizerischen oder oberitalienischen Seen finden. Es ist Mantisola mit seinem Felsen, seinen Dörfern und Gehöften und einem Sanktuarium der Madonna auf dem Gipfel. Zwei kleine Inselchen, San Paolo und Loreto, liegen südlich und nördlich von der großen Insel, winzigen Fischerkähnen vergleichbar, die sich in die Nähe eines gewaltigen Kriegsschiffes gewagt hätten. Wirklich muß man es bemerkenswerth finden, daß selbst im schweizerischen Alpenlande kein See einen solchen mitten in seinen Fluthen ruhenden Bergkoloß aufzuweisen hat. Der Bergrücken selbst ist unbewahnt, aber am südöstlichen Ende der Insel liegt ein stilles Fischerdorf von kaum 300 Seelen, Peschiera, mit Landungsstelle für die Dampfschiffe. Am Nordende haben wir den fast 1000 Einwohner zählenden Flecken Siviano mit einigen hübschen Villen. Und um die ganze Insel herum zeigen sich in Olivengärten zahlreiche Landhäuser einfacher Bauart.

Aber bevor wir die Insel erreichten, hatte unser Dampferchen in Isea angelegt. Den Aufenthalt einer halben Stunde, den es dort machte, benutzten wir, die kleine Stadt zu besichtigen. Ein Isistempel sall einst hier gestanden und dem Ort den Namen gegeben haben. Noch im Jahre 1827 wurden beim Umbau der Pfarrkirche, drei Meter unterm Boden, Bronzestatuetten der ägyptischen Göttin gefunden. So wird man selbst in einem ärmlichen abgelegenen Städtchen der einstigen **Gallia cisalpina** an die Weltherrschaft Roms und die vornehme Duldung aller Götterkulte erinnert, die für den Staatsgedanken des alten Roms so bezeichnend ist und ihr Ende erst fand als der Nazarenerglaube als staatsfeindliche Religion erklärt wurde, weil er ein Reich verkündete, das nicht van dieser Welt sein sollte. Eine Straße in der „Isisstadt" heißt **Via Regina**, aber nicht zu Ehren der jetzigen Königin Italiens. Der Name ist uralt und bezieht sich, gleich der **via regina** zwischen Gravedona und Menaggio am Comersee, auf die Langobardenkönigin Theodelinde. Die Stadt hat nach Erinnerungen an eine Belagerung der Hunnen. Die adeligen Sozzi regierten hier im Mittelalter; einer dieses Geschlechtes war Gesandter bei Heinrich IV. Natürlich hat Barbarossa auch Iseo in Asche gelegt (1162); es gibt kaum eine Stadt in Oberitalien, die sich nicht rühmte einmal in den Fängen des deutschen Löwen gewesen zu sein, der wohl auch gleich jenem antiken Städtezerstörer den Beinamen Poliorketes führen dürfte. Später herrichten hier die Oldafredi, dann die Visconti, endlich die Oesterreicher, die noch in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts die vorzügliche Straße am linken Seeufer anlegten, eine schöne Kunststraße mit Tunnels durch die gewaltigen Uferfelsen des Manti Pizzoli. In Iseo lebt jetzt noch ein 1812 geborener ehrwürdiger Greis Gabriele Rasa, der 1833 seiner italienisch patriotischen Haltung wegen von den Oesterreichern arretirt und auf der durch Silvio Pellieo so berühmt gewordenen Festung Spielberg mehrere Jahre gefangen gehalten wurde. Es ist nun allerdings gut, mit allerlei Erinnerungen sich in Iseo die Zeit vertreiben zu können, denn das heutige Städtchen bietet nicht viel Bemerkenswerthes dar. Es hat am Hafen entlang seinen großen Korsa mit dem üblichen kleinen Garibaldimonument (seit 1883); die inneren Gassen aber sind unansehnlich und ziemlich schmutzig. Originell schien uns, daß ein Möbelschreiner den Zuschauerraum des kleinen Stadttheaters, das wir betraten, dermalen als Ausstellungsort für die von ihm angefertigten kolossalen Ehebetten und Tische und Schränke benutzen durfte. Um uns eine gedruckte Beschreibung des Sees und seiner Ortschaften zu verschaffen, betraten wir einen Buchbinderladen, da wir schon wußten, daß in kleinen italienischen Ortschaften Buchhandel und Buchbinderei immer beisammen sind. Wir fanden das Gewünschte, hätten uns aber auch noch mit allen möglichen Waaren hier versorgen können. Unvergeßlich bleibt mir eine steinalte Frau vom Lande, die dort soeben eingekauft

hatte und nun noch im gemüthlichen Gespräch mit anderen Weibern am Fußende des Ladentisches kauerte. Ein so mumienhaft verrunzeltes gelbes Gesicht, wie es dies alte Mütterchen hatte, glaube ich nie vorher im Leben gesehen zu haben; und bei aller Freundlichkeit des Ausdrucks war es nicht eine Physiognomie unseres Jahrhunderts, sondern ein Antlitz, wie man es etwa auf Holzskulpturen des frühen Mittelalters antrifft. Man konnte sich vor diesem guten, aber scheinbar einer fernen Epoche des Menschengeschlechtes angehörenden Greisinnengesicht eine ungefähre Vorstellung von der Weltabgeschiedenheit und von der Unkenntniß des ganzen modernen Lebensgetriebes machen, worin hier zu Lande die in den Bergen wohnende Bevölkerung ihr Dasein hinbringt. Denselben Eindruck erneute uns folgenden Tages ein verwilderter Bursche, der mit drei Käfigen voll gefangener Drosseln aufs Schiff kam; er bedurfte wahrhaftig keines Federkleides, um uns als der Originaltypus Papagenos in der „Zauberflöte" zu erscheinen; freilich müßte ein Regisseur schon sehr naturalistische Prinzipien haben, um den berühmten Vogelfänger in diesem zerlumpten Aufzug auf die Bühne zu bringen. Die Vögel, die er mit sich führte, waren übrigens nicht zu kulinarischen Zwecken bestimmt, aber auch nicht gewöhnliche Singvögel, sondern Lockvögel zum Fang ihresgleichen. Deshalb verlangte er sehr hohe Preise, als ein Signore nicht übel Lust bezeugte, ihm gleich eine ganze „gabbia" (Käfig) abzukaufen.

Als unsere mit Dampf getriebene Nußschale Iseo verließ, hatte das Gewitter — das erste, das wir in diesem Frühling erlebten, — seine Vorbereitung so weit beendigt, daß es mit Blitz und Donner nun gehörig loslegen konnte. Glücklicherweise goß es aber den Regen draußen in der lombardischen Ebene aus und theilweise noch auf den bereits hinter uns liegenden südlichen Theil des Sees. Blieb uns so das Naßwerden erspart, so sollten wir hingegen den Wind gehörig zu kosten bekommen; er wurde bald zum eigentlichen Sturm, der sogar die ziemlich schweren Sitzbänke auf dem Verdeck vor sich herschob und umwarf. Die Fahrt bis Peschiera, dem Fischerdorf auf der bereits erwähnten großen Berginsel, wurde hierdurch etwas ungemüthlich; nachher kam's besser. Nicht daß der Sturm nachgelassen hätte. Aber wir fuhren nun in der Wasserstraße zwischen der Insel und dem östlichen Ufer dahin und befanden uns einigermaßen im Schutz der hohen Uferberge, die sich besonders hinter der schönen Ortschaft Sale Marasino wundervoll malerisch und wild romantisch emporthürmen. Die Herkulesstatue, die man im Museum in Brescia sieht, wurde hier ausgegraben, ebenso einige antike Mosaikfußböden. Man begreift, daß diese milde Gegend, wo die Oliven- und Weinpflanzungen an den Bergen hoch hinanreichen, schon in alten Zeiten zur Ansiedelung lockte. Das heutige Sale, mit ungefähr 2000 Einwohnern, ist ein industrieller Ort, dessen Wolldeckenfabrikation in ganz Italien sich eines guten Rufes erfreut. In den Bergschluchten hinter der Ortschaft werden Tuffsteine gebrochen und auf Segelschiffen seeabwärts geführt. Diese Barken sind nicht kleiner als die auf dem Gardasee. Unter ihren gewaltigen Segeln stolz und feierlich daherziehend, tragen sie nicht wenig dazu bei, den See zu beleben. Eigenthümlich ist hier die Art des Ruderns kleinerer Schiffe. Der Mann steht aufrecht in der Mitte des Fahrzeugs und zieht das eine Ruder an sich heran, während er das andere stoßend auslegt und so in steter Abwechslung; auf keinem der mir bekannten Gewässer habe ich diese Art der Ruderhandhabung jemals angetroffen.

Und immer noch schöner wurde die Landschaft zu beiden Seiten des Sees; doch sollten wir das rechte Ufer erst am folgenden Tage näher kennen lernen, da der heutige Kurs dem linken entlang ging. Es folgte das reizende Marone, wo die Berge sich zu einer Einsattelung senken, sodaß man auch einigen Einblick in das von Dörfern und Landhäusern belebte Hinterland gewinnt, das der ungefähr 2000 Meter hohe Monte Guglielmo beherrscht. Hier begannen auch die Tunnels oder wie die Italiener es nennen, die Gallerien der dem See entlang führenden Poststraße nach der Valcamonica, die ihren Endpunkt in Edolo findet, von wo man dann entweder über den befahrbaren Apricapaß nach Tirano im Veltlin, oder auf der vortrefflichen Fahrstraße über den Tonalepaß nach Bozen gelangen kann. Doch wären diese im Sommer höchst lockenden Touren jetzt, zu Anfang April, noch nicht rathsam gewesen.

Aber während unser Schiffchen nun das malerische Vorgebirge gegen Pisogne hin umfuhr, nicht ohne daß wir neuerdings vom Winde heftig gefaßt wurden, hatte dieser auf dem Wasser etwas lästige Geselle uns den Gefallen gethan, den Himmel im Norden wolkenrein zu fegen, sodaß jetzt die Schneeberge der Valcamonica in ihrer ganzen Herrlichkeit sichtbar wurden und wir wenigstens mit den Augen nach dem Veltlin und nach Wälsch-Tyrol hinauf wandern konnten. Es ist mir nicht ganz verständlich, wie die George Sand die einst auf ihren italienischen Fahrten in diese Gegend kam und von ihr so gefesselt wurde, daß sie ihren Roman „Lucrezia Floriani" hier spielen läßt, von den Gestaden des Sees nur sagte: „Ils sont doux et frais comme une églogue de Virgile." Hier am oberen Ende des Sees ist die Landschaft doch eher großartig und erhaben als nur „sanft". Mild allerdings sind die Ufer, was die südliche Vegetation genügend bekundet, und ebenso spenden die Alpengipfel erquickende Frische gewiß auch im Hochsommer. Aber die abschüssigen Felsufer, die hohen, grauen verwitterten Berge geben dem See eher etwas Wildes als jene Weichheit, die man nach den Worten der französischen Schriftstellerin sich ausmalt. An verschiedenen Stellen, am meisten bei Marone wurde ich durch die kühne Formation der ragenden Berghäupter sehr an Preller's Odysseelandschaften erinnert, an seine Küste Polyphems und dergleichen.

Jetzt lag Lovere — als Daktylus auszusprechen — die nördliche Endstation des Sees vor uns. Wie stattlich sich solche italienische Uferstädtchen mit ihrer langgestreckten Front von weitem ausnehmen, ist bekannt; was aber hinter den Häusern der Strandpiazza liegt, ist meistens ein Wirrsal enger, schmutziger Gassen, die sich zwischen ruinenhaften Gebäuden hindurchwinden. Auch Lovere mit seinen fast 3000 Einwohnern macht von dieser Regel keine Ausnahme. Seine bergan terassirte Hinterstadt zu durchwandern, wurden wir bald müde. Aber die dem See zugekehrte Vorderseite ist um so bemerkenswerther, als sich an ihrem südlichen Ende ein weitläufiger, stattlicher Palast präsentirt, das Familienhaus der Tadini, deren letzter Sproß den Palazzo sammt der darin enthaltenen Gemäldegallerie im Jahre 1828 der Gemeinde überließ. Da winkte eine angenehme Beschäftigung für den folgenden Morgen. Einstweilen interessirte uns am meisten, den richtigen Gasthof ausfindig zu machen; sie liegen alle am Strande, die „Ancora", „Sant Antonio", „Leon d'Oro" und das auf Engländer spekulirende „Hotel Lovere". Engländer und besonders Engländerinnen nämlich pilgern nach Lovere, um hier das einfache Landhaus zu besuchen, in das die englische Schriftstellerin Lady Montague in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich zurückgezogen hatte. 1716 war sie ihrem Gatten, Edward Wortley Montague, der den Gesandtschaftsposten in der Türkei erhielt, nach Konstantinopel gefolgt und hatte dort die Schutzpockenimpfung kennen gelernt, als deren Verfechterin sie später in England auftrat. Um sie sammelte sich ein Kreis von Schriftstellern, zu dem Addison, Young und Pope gehörten. Bei aller Verehrung und Neugier, welche besonders Engländerinnen für die Erinnerungen und die Reliquien berühmter Menschen an den Tag legen, ist es immerhin auffallend, daß sie auch diesen so abgelegenen litterarischen Wallfahrtsort fleißig besuchen. Und als eigenthümlichen Zufall mag man es ansehen, daß auf das kleine Lovere ein Ruhmesabglanz von zwei schriftstellernden Damen, der französischen George Sand und der englischen Lady fällt.

Eine nette junge Wirthin, die mit ihrem kleinen Mädchen, das sie im Arm hielt, vom Balkon des Albergo Sant Antonio auf die Straße herabsah, schien uns doch

angenehmer als die Aussicht auf eine englische Konversation im „Hotel Lovere“, und so nächtigten wir im Schutz des durch seine Versuchungen so berühmt gewordenen Heiligen. Die Padrona war die Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit in Person. Der vortreffliche Rothwein, den sie uns vorsetzte, stammte aus Salò am Gardasee, vergebens jedoch spitzten wir uns auf Fische des Lago d'Iseo, da bei dem Sturm, der den See aufgewühlt hatte, der Fischfang unergiebig gewesen. Aber sonstige Frittura und beim Nachtisch die vorzüglichen Käse der Gegend und den ganzen Winter über frisch erhaltene Trauben ließen uns die Mahlzeit lukullisch genug erscheinen. Dann noch ein kurzer Spaziergang am nächtlichen Strande, wo eine große Segelbarke sich zur Ausfahrt rüstete, nachdem sie tagsüber vom ungünstigen Winde war gefangen gehalten worden. Außer den zwei Schiffern, die lautlos ihre Arbeit verrichteten; war kein Mensch mehr auf der Straße zu sehen; auch in einem Kaffee, das wir betraten, waren wir die einzigen Gäste. Die nervenberuhigende Stille der echten Kleinstadt lag schon um 9 Uhr Abends über der Piazza. Da wollten auch wir uns am genius loci nicht zu sehr versündigen und suchten bald die breiten Lagerstätten auf, bei deren Anblick selbst ein schüchterner Moralist sich schwer der Erinnerung an Goethe's „Römische Elegien“ erwehrt. —

Der „Academia Tadini“, wie das Tadinische Familienhaus jetzt heißt, galt andern Tags nach dem Frühstück unser erster Gang. In dreizehn herrschaftlichen Sälen und Zimmern sind ungefähr 400 Gemälde untergebracht, unter ihnen neben viel Unbedeutendem doch einige werthvolle Werke von großen alten Meistern. Venezianer, Veronesen und Lombarden herrschen vor. Von Tizian ist das Porträt einer Priorin aus dem Geschlecht Tadini, 1538 gemalt. Auch Moroni, der große Porträtist, dessen schönste Werke den Stolz der Galerie von Bergamo bilden, ist mehrfach vertreten; ferner Paolo Veronese, Jakopo und Giovanni Bellini, letzterer mit einem h. Sebastian, der die Pfeilschüsse mit süßestem Lächeln entgegennimmt, Tintoretto mit Doge und Dogaressa, Bordone mit einer Madonna in herrlicher Landschaft u. s. w. In der Kapelle des Erdgeschosses steht eine Marmorgruppe von Canova: Die trauernde Mutter Tadini an der Urne ihres beim Bau dieses Palastes abgestürzten, einzigen Sohnes. Andere Gemächer beherbergen die Waffensammlung des Grafen und seine Jagdtrophäen, unter letztern einen Wolf, der 1848 auf dem großen Platze in Lovere erlegt wurde, daneben Adler und Geyer und andere Raubvögel, wie man sie jetzt noch täglich stolzen Flügelschlages über den See schweben sieht, auf dessen unzugänglichen hohen Uferfelsen sie horsten. Man scheidet aus dem Palast mit einem Gefühl des Staunens, in einer so kleinen Ortschaft verhältnißmäßig so viele Kunstschätze vorgefunden zu haben. Indessen darf man solche italienische Städtchen nicht bloß nach ihrer jetzigen Einwohnerzahl beurtheilen. Bei Lovere kommt die Lage am Ausgang der erwähnten Gebirgsthäler in Betracht. Im Mittelalter war es ein befestigter Ort, der seine historischen Erinnerungen hat, an Ludwig den Bayer, der 1327 und 1330 hier durchkam, und an eine Belagerung und Einnahme durch Pandolfo Malatesta im Jahre 1415. Uralte, rauchgeschwärzte Thürme, die sich im oberen Theil des Städtchens erheben, sind Zeugen aus jenen fernen kriegerischen Tagen. Schließlich rathe ich jedem Besucher, auch den Friedhof sich anzusehen, der eine Viertelstunde nördlich von der Stadt auf einem Hügelgelände liegt. Schon der Weg dorthin, an einer prächtigen, großartig konstruirten und mit alten schönen Fresken geschmückten Kirche vorbei, ist durch die Aussicht ins Val Camonica sehr lohnend; der Friedhof selbst aber hat in dieser heiteren Landschaft und mit den Denkmälern, die kein Bild des Todes, sondern die Erinnerung an lebensvolle Thätigkeit der hier Begrabenen vor Augen bringen, etwas geradezu Fröhliches. Kinder sind z. B. dargestellt, wie sie lächelnd im Tanzschritt hüpfen. Blumen, in bunten Farben blühend, nicht wie bei uns bleiche Kirchhofrosen, leuchten mit allerlei Goldflitter um die Wette, kurz, man hat einen Garten des Lebens vor sich, wie er zu einer Stadt paßt, deren junge Leute neulich einen großen Mandolinenklub gegründet haben, der an festlichen Tagen auf der Piazza konzertirt.

Auf der Rückfahrt, die wir am Vormittag antraten, lernten wir nun auch das wildere, westliche Ufer des Sees kennen. Aber auch hier legt das Dampfschiff an mehreren hübschen Dörfern an, die für den Verkehr mit der übrigen Welt ganz auf die Schifffahrt angewiesen sind. Denn von Castro, der ersten dieser Ortschaften bis südlich nach Tavernola hinab, also mehrere Meilen weit, gibt es den See entlang weder Straße noch Fußpfad. Steil ragen die Berge aus dem Wasser wie am Urnersee. Castro, dessen Name auf einen ehemals befestigten Ort hindeutet, hat auch heutzutage noch Beziehungen zur Kriegsgeschichte; dort sind die großen Eisengießereien Gregorini, aus denen unter andern die Kanonen des Kriegsschiffes Duilio hervorgegangen sind. Malerisch breitet sich das Städtchen an der Mündung eines Bergflusses aus, der, wie die meisten seinesgleichen in Italien, den pathetischen Namen „Orrido“ führt, aber an diesem freundlichen Frühlingsmorgen recht harmlos aussah.

Das reizvolle und stattliche Dorf Riva di Solto folgte, dessen Steinbrüche schwarzen Marmors zu den Säulen am San Marco in Venedig herhalten mußten, dann gings nach Siviano, dem Hauptort der Insel hinüber; und abermals über den See nach Tavernola, dessen mittelalterliche Thürme zusammen mit einigen hübschen Villen der Neuzeit zwischen dichten Lorbeergebüschen und den reichen Wein- und Olivenpflanzungen ein gefälliges Bild geben. Tavernola gilt für die mildeste Station am Lago d'Iseo und soll doch im Sommer nicht zu heiß sein, da jeden Nachmittag aus der Bergschlucht herab ein kühler Luftzug streicht, auf den die Bewohner dann freilich im Winter lieber verzichten würden. Zur Villegiatur findet man in Tavernola reizende ganze Häuschen oder auch einzelne Zimmer.

Ueberhaupt hat mir der See mit seinen Ortschaften den Eindruck hinterlassen, daß, wer Ruhe und Stille in einem milden Klima sucht, hier diese im Verkehr unserer Großstädte selten gewordenen Lebensgüter reichlich vorfinden würde, natürlich auch die mit ihnen unausbleiblich verbundene Langeweile, wenn der Betreffende nicht großer Naturfreund ist, oder eine Beschäftigung mitbringt, die ihn auch hier ganz auszufüllen vermag. Dann aber dürften die meisten Ortschaften am Lago d'Iseo ein Aufenthalt sein, wie man ihn in solcher Weltabgeschiedenheit erst wieder durch weite Reisen etwa zu den Inseln Griechenlands oder an die Küste Sardiniens erreichen könnte, während hier doch immer das Bewußtsein etwas Beruhigendes hat, daß uns eine Eisenbahnfahrt von 2—3 Stunden nach Brescia an die große Hauptverkehrslinie der Lombardei bringt. Auch wir beschlossen unsern Ausflug an den Iseosee in der Stadt Arnaldo's, die sich soeben zum 50 jährigen Jubiläum der „zehn Tage von Brescia“, d. h. der löwenmuthigen Vertheidigung der Stadt gegen Haynau rüstete (1849). Aber mit dem letzten Blick auf den See war der Wunsch verbunden, wo möglich im Sommer einmal über die Alpenpässe vom Veltlin herüber, wieder in Lovere einzutreffen und die Eindrücke zu erneuen, die wohl schöne, aber viel zu flüchtige waren.

Bern.

J. V. Widmann.

Racine.

(Schluß.)

Racine kommt im Gegensatz zu Corneille, oder richtiger im Gegensatz zu einer ganzen älteren Richtung empor. Er stellt mit Boileau und Molière eine zweite Generation des Klassizismus dar; er erhebt ihn zu einer neuen und höchsten Phase.

Die Litteratur jener vorangegangenen Periode, der dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre, hatte etwas Gewaltsames, Maßloses an sich gehabt. Sie war in ihren Aeußerungen extrem gewesen; sie hatte ihre Bestrebungen immer überspannt und des Guten leicht zu viel gethan. Wenn man im Hotel Rambouillet sich bemühte, den Gesprächston und die geselligen Sitten zu verfeinern, war das an sich zunächst durchaus berechtigt, nur ging man zu weit. Man suchte das Feine um jeden Preis und sank zum Unnatürlichen hinab, zu jener preziösen Verschrobenheit des Empfindungslebens, welche Molière gegeißelt hat. Jedes gesunde Gefühl verlor sich. „Prêtez-moi l'assistance d'un feuillet de papier", heißt es einmal bei George de Scudéry. „Ha, belle occasion, montre nous tes cheveux" ruft einer seiner Helden aus, um zu sagen: Diese Gelegenheit möchte ich ergreifen. — Auf der komischen Bühne, wo Scarron herrschte, war das Burleske an der Tagesordnung. Don Japhet d'Arménie, der verrückte Hofnarr, wird der Mittelpunkt eines ausgelassenen, tollen Spieles. Eine blödsinnig-lustige Extravaganz rast einher in albernen Vermummungen, seltsamen Einfällen und wunderlichen Rohheiten. — Der Roman, dessen Hauptvertreter, seit d'Urfé's Tode, Madeleine de Scudéry, Gomberville und La Calprenède sind, bläht und dehnt sich schon dem Umfange nach ins Ungeheuerliche. Seine Helden, die Polexandre, die Faramond, haben auf Erden nicht ihresgleichen: sie laufen alle Fährnisse, alles Ungemach, aber die Tücke des Schicksals erlahmt an ihrer Kraft und Beständigkeit. Sie erglänzen in allen Eigenschaften, ihnen fehlt nur eines — sie leben nicht. Von Psychologie und Wahrscheinlichkeit findet sich keine Spur. Dafür thürmt das Stoffliche sich in diesen Geschichten riesenhaft auf. Abenteuer um Abenteuer, eines seltsamer, als das andere; von Byzanz geht es nach Marokko, nach den kanarischen Inseln, ins Reich der mexikanischen Incas und nach Dänemark. Die Historie der Völkerwanderung genügt gerade für eine Erzählung. Kurz, ein Schwall von Enormitäten! — Die Tragödie, oder was man damals die Tragikomödie nennt, steht mit dem Roman im engsten Zusammenhang. Wie er, sucht sie eine möglichst staunenerregende Handlung aufzubauen; sie häuft die Verwicklungen, verschwendet die wundersamsten Motive und übersteigert die Situationen, bis kaum etwas anderes, als ein gewaltsamer Ausgang übrig bleibt. Dann plötzlich, durch irgend eine romantische Entdeckung, löst meistens alles sich in Wohlgefallen auf. Krieg und Belagerung, Verkleidungen, Irrthümer, falsche Namen und geheimnißvolle Vertauschungen bei der Geburt sind die gewöhnlichen Mittel dieser Kunst. Die Menschen setzen gleichfalls auf den höchsten Ton ein. Sie schlagen an ihre Heldenbrust und gedenken dem Schicksal durch Großartigkeit der Gesinnung zu begegnen. Aber alles in ihnen klingt hohl und leer.

Aus diesen Niederungen des Geschmackes, in denen die Boisrobert, Scudéry und Quinault verweilen, führen nun zwei Männer die Tragikomödie zu den Höhen echter Kunst empor. Das ist Rotrou, dessen „Saint-Genest" und „Venceslas" sehr geistreich intentionirt sind, und Pierre Corneille, welcher der Klassiker dieser Richtung wird. Er hat dem romantisch-hochgestimmten Schauspiel die Seele gegeben. Wie schmetterndes Erz dröhnt das Pathos seiner Helden und Heldinnen, wenn sie im Widerstreite mit Neigung und Pflicht die Freiheit ihrer Entschließung und die Größe ihrer Seele verfechten. Sie stellen immer einen ungewöhnlichen „Fall" dar. Sie befinden sich in einer bis zum Aeußersten gespannten Lage, doch nur, damit die Ueberlegenheit ihrer sittlichen Natur sich beweise.

Le sort qui de l'honneur nous ouvre la barrière
Offre à notre constance une illustre matière;
Il épuise sa force à former un malheur
Pour mieux se mesurer avec notre valeur;
Et comme il voit en nous des âmes peu communes,
Hors de l'ordre commun il nous fait des fortunes.

Das ist ihr Schicksal. Ein Zug heroischer, wenn man will, etwas einförmiger Ueberkraft weht hindurch. Man spricht von dem Römerthume Corneille's, und schon ein Mitlebender, Rotrou, hat huldigend seine Stücke, „les plus dignes de Rome" genannt.

Corneille altert und überlebt sich; und ganz bewußt wendet sich der Zeitgeschmack einem neuen Ideale zu. Der Sinn für das Einfache kommt auf. Man sucht nicht mehr nach dem Außergewöhnlichen, Singulären, sondern nach dem Schlichten, Allgemeingiltigen. Auf jeglichem Gebiete macht sich dieser Umschwung bemerkbar. Selbst die Schauspielkunst reformirt sich. Unter dem Einflusse Molière's bricht sie mit der bombastischen Deklamation und beginnt „so natürlich wie nur möglich" zu sprechen. Die Komödie wird realistisch; ihr großer Meister wendet sich in der „Kritik der Frauenschule" höhnisch gegen den heroischen Stil.

„Wenn Ihr Helden malt, macht Ihr, was Ihr wollt. Das sind beliebige Porträts, bei denen es gar nicht auf Aehnlichkeit abgesehen ist; und Ihr braucht nur den Einfällen einer Einbildung zu folgen, die sich gehen läßt und oft das Wahre vernachlässigt, um das Wunderbare zu erhaschen. Aber wenn Ihr Menschen malt, müßt Ihr nach der Natur malen. Diese Porträts müssen ähnlich sein; und Ihr habt nichts erreicht, wenn man darin nicht die Leute Eures Jahrhunderts wiedererkennt."

Also die Dichtung soll das Immergleiche, das Alltägliche schildern; sie soll sich an die umgebende Wirklichkeit halten: denn nur die nächste Realität der Dinge ist wahr. Das „Wunderbare", das Ungemeine wird bereits als unnatürlich empfunden. — Racine steht auf demselben Standpunkt. In der ersten Vorrede zum „Britannicus" übt er eine zersetzende Kritik an der Tragödie Corneille's. Sie beleidige den bon sens, sie entferne sich vom Natürlichen, um aufs Außerordentliche zu verfallen; er tadelt die überreiche Fülle der Zwischenfälle, die „Theatermache, welche ebenso überraschend, wie unwahrscheinlich" sei. Darum keine komplexen Vorgänge mehr! „Nur das Wahrscheinliche rührt in der Tragödie", heißt es in der Vorrede zu „Berenice". „Und welche Wahrscheinlichkeit, daß sich in einem Tage eine Menge von Dingen zutragen sollte, wie sie kaum in mehreren Wochen sich ereignen könnten?" Die praktische Erfahrung wird zum Maßstabe dessen, was dichterisch zulässig ist. Auch dieser glänzende Poet beruft sich auf die nüchterne Möglichkeit, auf das alltäglich Wahre, auf das rationell Wahre. Bei ihm soll die Handlung „einfach" sein, „mit wenig Materie belastet, wie eben eine Handlung sein muß, die sich an einem einzigen Tage abspielt". So haben es die Alten gelehrt; und in ihren Spuren wandelnd, glaubt er sich der Natur am nächsten. „Was Ihr schafft", sagt Horaz, „sei immer einfach und sei nur eins." Er möchte jene „wunderbare Einfachheit" erreichen, die den griechischen Meisterwerken den Stempel aufdrückt. Aus einer geringen Fabel, sozusagen „aus nichts etwas zu machen", ist das Zeichen des Genies. — Dabei muß die Entwicklung der Begebenheiten „schrittweise ihrem Ziele entgegengehen, getragen nur durch die Interessen, die Empfindungen und die Leidenschaften der Personen". Sie soll sich von innen herausspinnen, aus der psychologischen Eigenart der Handelnden; sie soll Seelenschilderung sein und weiter nichts. Die Menschen sind nicht mehr der Situation unterstellt, wie bei Corneille, sondern sie bestimmen mit ihren Fehlern und Tugenden selbst die Situation. Das Drama ist der Ausdruck ihrer Leidenschaften; ist eine einzige große seelische Aktion, in der sich die Charaktere vollenden. Alles Interesse liegt in der psychologischen Analyse. Die eigentlich theatralischen Ereignisse sind oft nicht bedeutend.

Diese Kunst ist so fein, daß sie des Stofflichen schier entrathen kann und nur auf das Geistige achtet. Ein Wunderwerk der Schlichtheit, Racine's „Berenice", läßt sich in einen Satz zusammenfassen: „Titus, welcher Berenice leidenschaftlich liebte und ihr selbst die Ehe versprochen haben sollte, schickte sie gleich in den ersten Tagen seiner Regierung aus Rom weg, ihr und sich selbst zum Leide". — Diese Frugalität im Materiellen entspricht dem Stile der Epoche. Sie findet sich auch sonst; wie inhaltsarm sind etwa oft die Komödien Molière's. Sein größtes Stück, der „Misanthrope", ist kaum mehr, als eine bewegte Folge von Personenschilderungen. Der Roman, unter den Händen der Frau von Lafayette, verzichtet auf alles erstaunliche Beiwerk. Er wird zur knappen, fast dürren Zergliederung seelischer Vorgänge. Ueberall macht sich die Freude am Psychologischen bemerkbar, in den „Maximen" La Rochefoucauld's und in den „Charakteren" La Bruyère's.

Racine hat dasselbe Prinzip wie Molière: er „malt die Menschen nach der Natur", leidenschaftlich, schwach, widerspruchsvoll und fehlerhaft. Er stellt keine Heroen dar, die dem Schicksal kühn die Stirn bieten, sondern einfache Sterbliche, die ihren Begierden erliegen. Seine Könige und Prinzessinnen leiden und lieben, sind eifersüchtig, boshaft, verschlagen oder vertrauensselig; es gibt kaum ein Gefühl, das ihnen versagt bleiben müßte. Sie führen das Leben, wenn man so sagen darf, in weit irdischerer Weise, als die großen Gestalten Corneille's. Sie rücken tiefer, resoluter in die gewöhnliche Wirklichkeit hinein. Was sie verkörpern, ist ein Menschliches, wie es jeder empfinden kann. Es ist das unbedingt Wahre, das schlechthin Natürliche.

Nun freilich fehlt dem siebzehnten Jahrhundert das Verständniß dafür, daß auch das Wahre sich nach Zeit und Ländern verschieden anläßt. Der historische Sinn geht ihm ab; es verlangt jedenfalls nicht ausdrücklicher nach lokalem oder nationalem Kolorit. Das Besondere, das Originelle an einer fremden Welt erscheint ihm als nebensächlich. In den Begebenheiten der Mythologie und Geschichte sucht es nur das Generelle, das Allgemein-Humane auf. Deshalb wird Agamemnon nicht der Homerische König, sondern einfach ein verzweifelter Mann, der zwischen den Anforderungen der Politik und den Regungen des Vaterherzens schwankt. Achill ist nicht mehr der sagenhafte Sohn der Thetis, sondern ein rasender und gekränkter Liebhaber. Nero tritt auf als ein Jüngling, in dem der Verbrecherinstinkt sich zu regen anfängt. Jeder einzelne stellt eine typisch bekannte Leidensäußerung der menschlichen Natur dar.

Aber die Kunst geht noch weiter in ihrem Realismus. Im Grunde gibt es für sie nur ein einziges Jahrhundert, das siebzehnte. Molière hat erklärt: „Ihr habt mit Euren Porträts nichts erreicht, wenn man darin nicht die Leute Eures Jahrhunderts wiedererkennt." Nur dann schafft Ihr greifbar Wahres. Racine denkt ebenso; auch er kann sich die Welt nicht anders vorstellen, als er sie vor sich sieht. Er malt wieder „nach der Natur"; er gleicht seine Prinzen, Prinzessinnen und Hofleute denen an, die ihm in Versailles begegnen. Und so senkt sich die ganze Vergangenheit in die Gegenwart hinein. Eine That ungeheurer künstlerischer Vergewaltigung!

Die Tragödie, wie sie sich nun gestaltet hat, ist naturalistisch, insofern sie der Natur folgen will. Sie ist realistisch, insofern sie sich an die unmittelbarste Wirklichkeit hält. Weil sie eine Darlegung seelischer Entwicklungen geben will, wird sie psychologisch. Weil sie die Handlung in den Charakteren begründet, wird sie charakteristisch. — Racine ist es gewesen, der diese Form ihr aufgedrückt hat.

* * *

Die Tragödie Racine's ist leicht zu kritisiren, aber unendlich schwer zu verstehen. Ausschließlich französisch und national im engsten Sinne, kommt sie unserem Geschmacke so gar nicht entgegen. Was sie als höchste Kunstoffenbarung feiert, bleibt uns zunächst gleichgiltig oder unverständlich. Wir bringen kein Organ mit für die kostbare, einfache Eleganz, für die nüchtern bemessene Linienführung. Das Auge sieht zuerst nichts, als kalte, frostige Formen, und es dauert lange, bis es sich eingelebt hat. Dann aber begreift es, wo diese Kultur hinaus will; man fühlt sich endlich den ästhetischen Idealen des Landes näher und theilt wahrscheinlich die Bewunderung für Racine.

Dem flüchtigen Beobachter werden an den Dichtungen des Meisters unwillkürlich immer zunächst die Schwächen und Schattenseiten auffallen. Er stößt sich an gewissen Verkleidungen der Sprache, welche ebenso steif, wie abgeschmackt sind. Die ewigen „flammes" und „fers", diese Augen, welche siegen, die Herzen, welche sich besiegen lassen, der ganze Apparat der Liebesgalanterie wirken schal und ärgerlich. Die Prinzen und Helden, welche anbetend schmachten und sich verzehren, haben leicht etwas Unmännliches, Flaues an sich. Napoleon sagte einmal:

„Obwohl Racine in seiner Art Meisterwerke vollendet hat, hat er nichtsdestoweniger eine immerwährende Fadheit über sie ausgebreitet, eine ewige Liebe und seinen süßlichen Ton, seine langweilige Umgebung; aber die Schuld lag nicht gerade an ihm, das Laster und die Sitten der Zeit brachten das mit sich. Die Liebe war damals und noch später das ganze Geschäft im Leben eines jeglichen. Das ist immer das Loos müßiger Gesellschaften."

Dann stört uns an diesen Personen die Konvention und stetige Pose. Sie sprechen und handeln, wie es in Versailles Mode ist; sie vergeben sich nichts und wahren immer die äußere Würde. Junie entschuldigt sich, wenn bei der Todesnachricht des Britannicus der Schmerz sie übermannt: „pardonnez, madame, à ce transport." Männer und Frauen sind so wohl erzogen, daß sie nie vergessen, sich mit madame und seigneur anzureden. Selbst wenn es zum Sterben geht, steigen sie nicht von ihrer Höhe herunter. „Ma fille, il faut céder": verkündigt Agamemnon — „votre heure est arrivée. Songez bien dans quel rang vous êtes élevée . . ." Sie besitzen die königliche Gabe, sich im Unglück hoheitsvoll zu benehmen, und mehr, als einer ist da,

Qui, dans l'obscurité nourrissant sa douleur,
S'est fait une vertu conforme à son malheur.

Das bringt der Stil jener monarchischen Periode mit sich, in der Repräsentation die vornehmste Aufgabe des Lebens ausmachte. Doch was damals natürlich war, ist es heute nicht mehr. Wir müssen uns mühsam zurückversetzen, um das Aktuell-Wahre dieser Zeichnungen zu erfassen. Racine hat hier an etwas zu spezifisch Zeitgenössisches angeknüpft. Die realistische Kopie, welche das Augenblickliche festhalten will, trägt eben dadurch zugleich ihr Vergängliches an sich.

Jene Gesellschaft, in der Racine sich bewegt, birgt trotz ihres Glanzes etwas Kleinliches, Künstliches; darum haben auch seine Gestalten bei aller Feinheit eine kleinliche, künstliche Seite. Nicht, daß er die Antike modernisirt hat, ist an sich ein Fehler, sondern daß er sie durch eine konventionell gezwungene Kultur ersetzt hat oder ersetzen mußte. Dadurch bringt er sie fast gänzlich um ihre typische Größe. Wenn Goethe die Iphigenie ins Humane deutet, schafft er freilich auch keine Griechin, aber er gibt ihr die höchste sittliche Weihe. Wenn Rubens die Gestalten des Olymp malt, nimmt er ihnen ihre ideale Vollendung, aber welch gesundes Volksthum bläht sich in diesen strotzenden Leibern. Sie bieten, jeder auf seine Weise, ein Aequivalent. Ob Racine es gefunden hat, wenn er seine Menschen zu Trägern der höchsten Dezenz macht?

Noch eines fällt uns bei ihm auf: seine Nebenpersonen haben meistentheils etwas Langweiliges. Weil er nur einen „psychologischen Fall" behandeln will, den er in den Mittelfiguren veranschaulicht, wirft er wohl alles Licht und Interesse auf diese letzteren. Daher haben seine Tragödien zwischendurch oft todte Partien. — Seine Hauptpersonen streifen mitunter ans Genremäßige. Mithridates, senil und eifersüchtig, hat Momente, wo er an den verliebten Alten der Komödie erinnert. Nero horcht hinter einem Vorhange:

Xiphares spreizt und spreizt sich, wie ein Liebhaber Marivaux'. Agrippina nimmt ihren Sohn vor und kanzelt ihn ab, recht die gestrenge, unzufriedene Frau Mama. Uns berührt das alles sehr seltsam. Wir stellen uns einen Nero nicht in realistischer Kleinmalerei vor, nicht wie er vielleicht in den Alltagsakten seines Daseins gewesen sein mag. Für uns ist er vor allem das, was er in der Weltgeschichte bedeutet: die Summe dessen, was er vollbracht hat. Er erscheint uns als ein Prinzip des Grausam-Perversen; und als solches wirkt er vornehmlich auf unsere Phantasie. Racine's Vortrag ist dagegen verständig-nüchtern. Er sagt sich, daß die ungewöhnlichen Menschen im Grunde noch immer den gewöhnlichen gleichen; daß die folgenschwersten Ergebnisse oft aus geringen Anfängen erwachsen und die großen Wirkungen kleine Ursachen haben. Diese Auffassung ist ebenso berechtigt, wie die unsrige; sie ist nicht minder wahr und vielleicht ebenso künstlerisch.

In seiner Art ist Racine ein unübertroffener Charakterschilderer. Sein weiches, leicht ergriffenes Gemüth macht ihn zum Dichter der Leidenschaften. Er hat den Eros als Tragödie und als Elegie besungen. Wie düster — furchtbar ist Phädra, die ihrer unseligen Liebe erliegt, ihr widerstehen möchte und doch nachgibt, bis sie schaudernd sich vor sich selbst entsetzt:

Mon époux est vivant; et moi je brûle encore!
Pour qui? quel est le coeur où prétendent mes voeux?
Chaque mot sur mon front fait dresser mes cheveux.
Mes crimes désormais ont comblé la mesure:
Je respire à la fois l'inceste et l'imposture . . .

Und Berenice, die stolze, hingebende Frau, die nicht verstoßen sein will, doch entsagen kann!

J'aimais, seigneur, j'aimais, je voulais être aimée.
Ce jour, je l'avouerai, je me suis alarmée;
J'ai cru que votre amour allait finir son cours:
Je connais mon erreur, et vous m'aimez toujours.
Votre coeur s'est troublé, j'ai vu couler des larmes.
Bérénice, seigneur, ne vaut pas tant d'alarmes. . . .

Oder auf einen anderen Ton gestimmt, Agrippina, gebieterisch, herrschsüchtig. Ein Weib aus ehernem Guß: „Moi, fille, femme, soeur, et mère de vos maîtres." — Nero, lauernd, unschlüssig, feige und lüstern:

. . . . . . à mes désirs contraire,
Suis-je leur empereur seulement pour leur plaire?

Der Tyrann regt sich, der die Kette der Pflicht und des Gewissens abstreifen möchte. — Dann die wilde, imposante Energie des Mithridates. . . .

Errant de mers en mers, et moins roi que pirate,
Conservant pour tous biens le nom de Mithridate. . . .

Der religiöse Wahnsinn Joad's, des Hohen Priesters!

Dieu sur ses ennemis répandra sa terreur.
Dans l'infidèle sang baignez — vous sans horreur. . . .

Das sind Schöpfungen, die selbst neben denen Shakespeare's und Goethe's ein Eigenleben behaupten.

Racine's Sprache, mit ihren stillen, fließenden Konturen, ist wundervoll. Zwar fehlt ihr, für unsere Begriffe, das eigentlich Poetische, sie kennt weder lyrisch-jauchzende Ergüsse, noch kühne, gewaltige Vergleiche. Ihr Streben geht nach maßvoller Ebenheit und durchsichtiger Klarheit. Ihre Schönheit besteht in der Präzision, mit der sie den Gedanken umschließt. Das eigentliche, das bezeichnende Wort ist das beste. Es muß der Sachlage und den Personen entsprechen. Deshalb wandelt es sich je nach Stimmung und Augenblick. Bald ist die Rede leidenschaftlich geschwellt, bald elegisch verziehend, oder ein andermal nähert sie sich der Prosa und Konversation. Sie fluktuirt; und diese Biegsamkeit, die allen Schwankungen nachkommt, verleiht ihr einen intimen Reiz. Mitunter ist sie familiär, sie erlaubt sich die alltäglichsten Wendungen; sie gefällt sich in Sarkasmen, wie die Unterhaltung des Salons. Nero hat die Liebenden belauert und überrascht: „Prince, continuez des transports si charmants." Und bei diesem „charmant" zuckt es höhnisch um den Mund des Redenden. Agrippina hat ihrem Sohne vorgezählt, was sie alles für ihn gethan, und daß sie nur Undank geerntet habe. Nero weist sie mit tückischer Liebenswürdigkeit zurück. Jeder Satz sprüht Perfidie und Spott.

Je me souviens toujours que je vous dois l'empire;
Et, sans vous fatiguer du soin de le redire,
Votre bonté, madame, avec tranquillité
Pouvait se reposer sur ma fidélité.
Aussi bien ces soupçons, ces plaintes assidues,
Ont fait croire à tous ceux qui les ont entendues
Que jadis (j'ose ici vous le dire entre nous)
Vous n'aviez sous mon nom travaillé que pour vous.

„Sans vous fatiguer du soin de le redire" — richtig verstanden: warum immer die alten Geschichten? Votre bonté — o, ich weiß, was ich von ihr zu halten habe. Ma fidélité — welch impertinenter Scherz! J'ose ici vous le dire entre nous — man sieht, wie er, scheinbar beschwichtigend, die Hand hebt, doch nur, um die Pointe zu unterstreichen. Molière's Arsinoé und Celimene sprechen nicht anders, wenn sie sich mit kleinen Bosheiten peinigen. — Dann wieder hat die Sprache ihre pittoresken Momente Sie findet Ausdrücke, die mit klarer Bildlichkeit eine ganze Situation beleuchten. Oft ist es, als ob von den Zimmern und Gallerien plötzlich der Vorhang weggezogen würde und der Blick in die Weiten und Fernen schweifte. Da liegen Hippolyt's Schiffe im Hafen, sie rüsten zur Abfahrt, der Wind schwellt die Segel. Die pontische Flotte zieht einsam und stolz ihre Bahn. — Agrippina spricht den Stil der Cäsaren, kurz, herrisch, befehlend, kein Wort ist überflüssig. In der „Athalie" nimmt die Diktion etwas Leidenschaftlich-Verzücktes an; in der „Phädra" ist sie jetzt glühend bewegt, jetzt leise verzagend. Wie sehnsüchtig verklingt etwa der Liebesneid in dem schlichten Naturbild:

Ils suivaient sans remords leur penchant amoureux;
Tous les jours se levaient clairs et sereins
pour eux.

Der gedämpfte Hall des Verses gießt eine melancholische Harmonie aus. Die Klage steigt gleichsam in den reinen, jungen Tag und verbreitet einen Schleier der Schwermuth.

Diese Andeutungen mögen genügen. Den Stil Racine's erschöpfend zu charakterisiren, wäre eine besondere Aufgabe. Hier sollten zudem nur die allgemeinen Züge der dichterischen Gestalt umrissen werden. Will man kurz zusammenfassen, was sie war und was sie bedeutet, so kann man sagen: sie war die eigenartigste und die feinste Blüthe eines höfisch-aristokratischen Zeitalters. Ihre Engen und ihre Vorzüge sind damit bezeichnet.

Ransohoff.

Weltliche Legenden. Gedichte von Emil Claar. Stuttgart 1899. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Je mehr unsere Lyrik sich in verschwommenen Impressionismus und in kraftlose Stimmungsnebel zu verlieren droht, desto dankbarer wird man Bücher begrüßen, in denen ein ernster Geist in schlichten Worten und präziser Form seine Gedanken und Gefühle ausspricht. Diese neuen Gedichte Claar's werden von Manchem unserer Heißsporne als trocken und veraltet mit verachtungsvollem Achselzucken bei Seite gelegt werden. Allein dem „altmodischen" Menschen haben sie als die Bekenntnisse einer klarempfindenden Seele, der die Freude kein inhaltsloser Rausch und der Schmerz keine nervöse Phrase ist, gar Manches zu sagen.

Resignation und Pessimismus, zwischen denen da und dort ein wehmüthiges Glück, ein Blättlein Liebe, hervorsprießt, das ist die Stimmungssphäre dieser Gedichte. Die Welt des Scheins, die Bühne, die der Frankfurter Intendant besser als viele Andere kennen gelernt

hat, dürfte für seine scharfe und misanthropische Beurtheilung der Menschen nicht ohne Einfluß gewesen sein. Da und dort werden wir direkt an Schopenhauer, seinen Menschenhaß und — seinen Pudel erinnert. Doch ist hier nichts Anempfundenes; es ist innerstes Erlebniß, wenn Claar seinen Hund den Menschen vorzieht. Am schönsten spricht er dies in dem warmempfundenen Gedicht: „Der Frühling“ aus. Seine Einsicht in die Nichtigkeit des Lebens, sein Zurückgestoßenwerden von den Menschen, die ganze Einsamkeit des kritischen Sonderlings, der schließlich in der Freundschaft eines Thieres, eines an einem Herbstabend zugelaufenen Hundes Trost und Glück findet, das hat hier einen ergreifenden und in dem Bau der freien Rhythmen schönen Ausdruck gefunden.

Neben derartigen mehr elegischen Stimmungsbildern, wie „Der schwarze Schmetterling, Thränen, Der Bergquell“ u. s. w., zeigt Claar in diesen Gedichten eine sehr bemerkenswerthe Kraft im Epigrammatischen. Eine Reihe von prägnanten und formschönen Gnomen verräth den Weltkenner, aber auch ebenso den feinfühlenden Menschen. So der Vierzeiler:

> Wenn Du empor Dich stellst,
> Hat längst ein jeder Dich „Freund“ schon genannt.
> Doch wenn Du plötzlich fällst,
> Haben Dich alle nur flüchtig gekannt. . . .

Wie in den anderen Gedichten, so offenbart sich zum großen Theil auch in seinen Liebesliedern eine pessimistische Persönlichkeit. Sie gemahnen an die Nachblüthe des Herbstes, welche sich sparsam, aber oft mit überraschendem Schmelz entfaltet, über welche aber auch schon der scharfe Wind streicht, der die Stoppeln fegt, oder das blasse müde Himmelsblau sich ausspannt. Der Menschenverachtung des Dichters kann auch das Weib nicht entgehn. Aber doch ist es für ihn sein heimlichster und köstlichster Winkel. Die Wonne des sich Angehörens hat er reizend in den Versen ausgesprochen:

Wir zwei.

> Die Welt ist ja groß und wir sind ja klein!
> Doch sind wir in heißer Umarmung allein,
> Dann sinket die Welt in Dämmrung zurück.
> Wie klein ist die Welt, wie groß unser Glück!

Die Sehnsucht des Alternden nach einem letzten Sonnenblick der Liebe findet eine schöne Verkörperung in den Versen:

Und ich warte Dein!

> Die Dämmerung draußen spinnt und spinnt
> Und hüllet die Fluren in Schleier ein,
> Und die Stunde verrinnt und der Abend verrinnt,
> Und ich warte Dein!
>
> Mein müdes Hirn, es sinnt und sinnt,
> Im einsamen Hause bin ich allein,
> Der Abend verrinnt und die Nacht verrinnt,
> Und ich warte Dein!
>
> O komm, bevor das Ende beginnt
> Von aller Sehnsucht und aller Pein,
> Die Stunde verrinnt — und das Leben verrinnt —
> Und ich warte Dein!

. . . Weniger vermochten die epischen Partieen mich anzumuthen. Der Werth der Sammlung liegt in den rein lyrischen Gebilden oder der Gedankendichtung. Gerade darum kann ich mich auch mit dem gegenüber der sonstigen Klarheit seltsam symbolistisch anmuthenden Titel „Weltliche Legenden“ nicht recht befreunden.

Wer in Glanz und Farben schwelgen will, der wird an der vornehm-grauen Färbung des Ganzen seine Freude nicht finden. Aber für die stillen Herbsttage und die einsamen Winterabende des Daseins dürften diese Gedichte ein willkommener Freund sein. In wessen Leben kommen nicht auch solche Stunden!

Die Verlagshandlung hat das Buch entsprechend seinem Inhalt einfach und würdig ausgestattet. Es thut ordentlich wohl, nach all den Plakatbildertiteln der letzten Zeit einer solchen Ausstattung zu begegnen.

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

Die erlösende Wahrheit. Eine einfache Geschichte von Gerhard Ouckama. München. 1899. Pilaty & Loehle.

Der Autor ist bereits mit zwei Romanen hervorgetreten („Die Karburg“, „Die Dekadenten“ ebenda erschienen 1897 und 1898), ohne jene allgemeine und laute Wirkung erzielt zu haben, welche einen Moderuhm macht. Das spricht nicht immer gegen einen Dichter. Ich glaube, daß aufmerksame und scharfblickende Leser in Dichtern, wie in diesem eine Zukunft und vorwirkende Gedanken sich entfalten sehen können. Um von solchen subjektiven Gefühlen ein Publikum zu überzeugen, bedürfte man des Raumes zu einer eingehenden Auseinandersetzung mit dem neuen Künstler und seinem Werk; dazu gibt aber der junge Name wohl nicht Kredit genug; so muß eine vorläufige Anzeige aufmerksam machen und den Namen zu insinuiren suchen, den man nicht vergessen sollte, und der einmal viel bedeuten könnte. Sollte dies gelingen, so dürfte man später nicht ohne ein Gefühl der Genugthuung ausführlicher darauf zurückkommen.

Diese Novelle stellt ein Problem der Ehe, vielmehr **das** Problem der Ehe in einer einfachen Handlung dar. Es gibt Männer, deren Denken und Empfinden in der Ehe über die natürliche Geschlechtsempfindung und über die glückliche, vegetative Gemeinschaft hinauswächst, denen andere Ziele das der Nur-Männlichkeit verdunkeln. So vergessen sie die Frau als Weib und begehren eine Gefährtin, eine Freundschaft, eine andere Art von Ehe, als ihre bisherige (man denke an Aehnliches bei Ibsen z. B. „Klein Eyolf“). Das ist ein unverkennbares Zeitproblem, es ist hier in der reinsten Fassung gebracht. Das Weib aber wurzelt mit allem Wesen, leiblich, seelisch im Naturganzen, Ouckama hat ein gutes Wort dafür, „das Weib ist der Natur näher“, es hat Athem und Herzschlag eben von der Erde, es ist Sinnbild und Zeichen der Naturkraft, das männliche „Darüberhinauswollen“ ist ihnen fremd. Zwei solche Wesen in die Ehe gestellt, müssen, selbst in Liebe und Reinheit, einander vernichten, und so gährt in der heutigen Ehe eine wunderliche Zukunftsform, die der Autor hier seinen Helden, einen Maler von jener übermenschlichen Idealität des nervösen, überfeinerten Geistes, andeuten, erhoffen läßt. Das Leben selbst macht diesen Wunsch lächerlich, den Utopisten zum verbrecherischen Narren. Die Objektivität der Darstellung läßt ausgezeichnet das ganze Verhältniß von allen Seiten und in jeder Beleuchtung sehen. Das Hebbel'sche Wort, der Künstler sehe alles in Kugeln, was die gewöhnlichen Menschen in Dreiecken sähen, ist hier bewiesen. Wenn etwas an dem merkwürdigen und bedeutenden Werke fehlt, ist es eine gewisse Gluth des Empfindens und der Farbe, der Leidenschaft, ein heißeres Blut des Künstlers selbst. Alles ist wie im Pastell mit den zartesten Tönen vorgebracht; dies mag sich durch den Lebensgang des Autors rechtfertigen, der in aller Einsamkeit in Rußland lebend, unsere Zeit nur aus der Ferne sieht und nicht die unmittelbare, krude Wirklichkeit sehen und bilden kann, sondern auf deren Idee und Sinn gewiesen, gleichsam Erinnerungsbilder aus einer Höhenperspektive macht. Dadurch verhallen die lebhaften Stimmen des Alltäglichen, das Milieu wird werthlos und manches verblaßt, das wir deutlicher zu sehen gewohnt sind, aber das Wesentliche wird schärfer, wir haben Linien eines **Weltbildes**, in tadelloser Komposition und eine denkende Phantasie in freiem Spiel ihrer Erfindung. Das gibt einen Reichthum an Gedanken, Motiven, Ideen! Der Autor muß aus Eigenem eine Welt schaffen, denn von der Welt der gewöhnlichen Dinge ist er fern. So wird der Dichter wieder zum Erfinder und die alte, goethesche, epische Kunst leuchtet an manchen Stellen bedeutend auf. Die drei bisherigen Schöpfungen zeigen gerade im rein Technisch-Künstlerischen eine tüchtige Steigerung. Es wäre möglich, daß gerade dieser Heimathsfremde der Kunst seines Landes einen deutschen Roman einmal gäbe. Unter allem Lärm und aller Menge der neuen deutschen Werke des letzten Jahrzehnts ist kaum ein Roman gewesen. Bei manchen Lücken und Mängeln sind dieses Verfassers drei Werke doch Romane im echten Sinn, also nicht „modern“ nach außen, aber innerlich so neu, seltsam fremd und doch verwandt anmuthend, daß man auf Ahnung und Wunsch gebracht wird, hier töne einmal wie aus der Ferne: eine Zukunftsnote. Gibt diese Hoffnung auch noch nicht die reife Erfüllung, so ist ihr Klang schon werth, einige Resonanz zu finden, die er bisher, scheint es, vergebens suchte. Ganz wirkungslos verhallen sollten diese Bücher nicht!

Wien. Otto Stoeßl.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 34. Berlin, den 20. Mai 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Friedenskonferenz im Haag ist zusammengetreten, und die Welt ist nunmehr gespannt, zu erfahren, ob es sich hier um einen großen diplomatischen Humbug, oder um den ernsthaften Versuch handelt, dem Friedensbedürfniß der Völker in Abmachungen der Regierungen eine festere Stütze als bisher zu geben. Die Erwartungen sind nicht hoch gespannt, aber vielleicht kommt gerade deshalb bei der Veranstaltung doch noch etwas Brauchbares heraus. Sollte die Konferenz enden wie das Hornberger Schießen, oder sollten die kreißenden diplomatischen Berge nur eine lächerliche Friedensmaus zur Welt bringen, so fällt zwar die Blamage in erster Linie auf den Veranstalter der Idee, auf Rußland, aber auch der Ruhm der Theilnehmer an dieser Konferenz würde nicht fein sein, und die Autorität der Regierungen würde unter dem Rückschlag der öffentlichen Meinung empfindlich leiden. Getäuschte Illusionen gehören in der Politik zu den gefährlichsten Imponderabilien. Kommt nach einem so großen Anlauf nichts zustande, so wird man den Massen der Bevölkerung nicht leicht beibringen, daß eine unlösbare Aufgabe vorlag; sie werden vielmehr unschwer davon zu überzeugen sein, daß das Scheitern des schönen Plans auf mangelnden guten Willen oder auf Ungeschick zurückzuführen sei, und beides ist nicht gerade schmeichelhaft für Staatslenker und Vertreter der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung. Auch skeptisch veranlagte Staatsmänner sollten deshalb einige Mühe daran setzen, eine völlige Ergebnißlosigkeit der Konferenz zu verhindern. Speziell der Gedanke einer schiedsgerichtlichen Regelung internationaler Streitfragen verdient ernstlicher berücksichtigt zu werden, als die diplomatische Bureaukratie das bisher gethan hat. Auch auf diesem Felde werden nicht über Nacht alle Blütenträume reifen, aber hier ist seit Jahren durch die Interparlamentarische Konferenz so gut vorgearbeitet, daß das Gebiet, auf dem die Schiedsgerichtsidee sich fruchtbar entwickeln kann, schon ziemlich weit gesteckt ist. Trifft es zu, daß England und die Vereinigten Staaten entschlossen sind, durch ihre Delegirten auf der Haager Konferenz dem Schiedsgerichtsgedanken weit entgegenzukommen, so würde damit viel gewonnen sein.

Eine interessante und charakteristische Erscheinung der durch die Haager Friedenskonferenz gekräftigten Volksbewegung der Friedensfreunde ist die ungewöhnlich große Antheilnahme der Frauen an dieser neuesten Agitation. Man kann hier in der That von einer internationalen Frauenbewegung sprechen, die alle Kulturländer ergriffen hat, die von Frauen selbständig ins Werk gesetzt und mit großer Wärme durchgeführt ist.

Im Uebrigen mag die Haager Konferenz ausfallen, wie sie will, sie wird immer nur eine Station auf dem Entwickelungswege darstellen, den die Friedensidee zu durchlaufen hat. Gedanken, wie sie in dem August-Manifest des Zaren niedergelegt sind, lassen sich weder durch Dekrete absoluter Herrscher, noch durch diplomatische Konferenzen voll verwirklichen, solange sie nicht den Völkern selbst in Fleisch und Blut übergegangen sind. Das trifft insbesondere für unser demokratisches Zeitalter zu, in dem unter jeder Regierungsform schließlich doch die öffentliche Meinung der oberste Gebieter ist.

Während Holland die Abgesandten der Regierungen zum friedlichen Werke gastlich empfängt, scheinen in der alten holländischen Burenrepublik, Transvaal, einmal wieder allerlei revolutionäre Ausschreitungen

vorbereitet zu sein. Der Telegraph berichtet von zahlreichen Verhaftungen englischer Abenteurer, denen Schuld gegeben wird, einen neuen bewaffneten Aufstand geplant zu haben, und die deshalb des Hochverraths angeklagt werden sollen. Die ganze Sache klingt recht böse, aber trotzdem wird dieselbe in Europa nicht allzu tragisch genommen, weder in England noch in Deutschland. Wenn man sich erinnert, in welcher nervösen Aufgeregtheit sich bei uns vor drei Jahren, bei dem Jameson'schen Einfall in Transvaal, nicht nur unsere „Alldeutschen", sondern auch manche geistig ganz normal veranlagten Politiker befanden, so sticht die heutige Gleichgiltigkeit von der damaligen Zappelei in sehr bemerkenswerther Weise ab. Die durch keinerlei Sachkenntniß getrübte Begeisterung für das edle Burenvolk, aus dem die Phantasie eine Art agrarischen Idealvolks nach dem Muster der schweizer Eidgenossen aus Schiller's „Tell" gemacht hatte, ist in drei Jahren dermaßen zusammengeschrumpft, daß Mr. Cecil Rhodes in dem Empfindungsleben unserer Kolonialschwärmer es bereits zu einer wohlwollenden Neutralität gebracht hat. Da wir selbst die Burenbegeisterung nie mitgemacht und die deutsche Transvaalpolitik von 1896 von vorn herein als argen Fehler bezeichnet haben, so erfüllt uns diese Ernüchterung, die den wahren Interessen Deutschlands so sehr viel besser entspricht, mit einiger Befriedigung. Wenn irgendwo, so haben wir Ursache, in Südafrika mit England ein verträgliches Verhältniß, ohne Sentimentalität, aber auch ohne Rancune, zu unterhalten.

Der gegenwärtige Hauptvertreter Englands in Südafrika, Sir Alfred Milner, Generalgouverneur der Kapkolonie, gilt als ein Staatsmann, der für die Bedeutung freundschaftlicher Beziehungen zwischen England und Deutschland ein volles Verständniß hat. Daß er es früher besaß, dafür braucht unsere Zeitschrift sich nur auf ihre ersten Jahrgänge zu berufen, in denen der gegenwärtige Gouverneur öfter als Mitarbeiter zu finden ist. Unter anderen enthält die Nr. 17 des II. Jahrgangs der „Nation" einen von Alfred Milner unterzeichneten Artikel über „englisch-deutsche Reibereien", in dem es wörtlich heißt:

„Es wäre ein Verbrechen und ein großer Fehler, der in der Geschichte unerreicht dastände, und der seinen dunkeln Schatten über die Zukunft der Menschheit werfen würde, wenn man zuließe, daß zwei Völker, die dazu bestimmt sind, durch das natürliche Anwachsen ihrer Zahl, sich über die Erde zu verbreiten, und durch ihre beiderseitigen Fähigkeiten dazu geschaffen scheinen, in Harmonie neben einander zu leben, sich in Feindseligkeiten verwickeln, anstatt durch eine freundschaftliche Konkurrenz sich anzuspornen, die öden Landstrecken zu bebauen und dem Handel sowie der Zivilisation bis in die fernsten Winkel der Erde einen Weg zu bahnen."

Sir Alfred Milner wird in nächster Zeit mit dem Präsidenten Krüger in Bloemfontein eine Zusammenkunft haben, um betreffs der zwischen England und Transvaal schwebenden Differenzen womöglich zu einer freundschaftlichen Verständigung zu kommen. Wir können nur wünschen, daß diese Konferenz von Erfolg begleitet ist.

In Italien ist das Ministerium Pelloux rekonstruirt. Das Interesse an dieser Rekonstruktion ist außerhalb Italiens sehr gering. Man hat zu oft erlebt, daß der Wechsel von ein paar Ministern in der Politik herzlich wenig bedeutet.

In England hat eine Rede Lord Rosebery's eine bittere Kritik Sir William Harcourt's hervorgerufen. Der Streit, welcher so zwischen den beiden Hauptführern der alten Gladstone'schen Partei ausgebrochen ist, hat auch die liberale Presse Englands ergriffen, während die Regierungspartei mit einiger Schadenfreude diesem liberalen Bruderkriege zusieht. Man wird unwillkürlich an den Streit im freisinnigen Lager erinnert, wie er sich s. Zt. bei uns in Deutschland zeigte. Der Parallelismus in der Entwicklung der liberalen Parteien ist überhaupt in ganz Europa sehr bemerkenswerth: gleiche Ursachen haben in England, in Belgien, in Deutschland dasselbe Resultat einer Zersetzung des Liberalismus ergeben. Lord Rosebery ist der Vertreter einer neuen liberalen Schule, die dem nationalen Expansionsbedürfniß starke Konzessionen macht und auch gewissen sozialistischen Ideen mit einigem Wohlwollen gegenübersteht. Das Schicksal des englischen Liberalismus wird jedenfalls ganz wesentlich dadurch beeinflußt werden, ob es Lord Rosebery gelingt, die englischen Liberalen zu diesen, von früheren Traditionen stark abweichenden, Grundsätzen herüberzuziehen.

* * *

Partikularistische Strömungen in Preußen.

Zwiefach sind im Bundesstaate seiner doppelseitigen Natur entsprechend die Aeußerungen der Staatsgewalt in Gesetzgebung und Verordnungsbefugniß geordnet: neben der Gesetzgebung des Reichs geht die der Einzelstaaten einher: aber als Konsequenz der Ueberordnung des Gesammtstaates über die Einzelstaaten ergibt sich die Herrschaft der Reichsgesetzgebung über die Einzelstaatsgesetzgebung, die einseitige Abgrenzung der beiderseitigen Gebiete von Seiten der ersteren, wie sie in Art. 2 der Reichsverfassung ihren legislatorischen Ausdruck gefunden hat. Mit einer gewissen Seelenruhe konnten daher die Freunde der neuen Ordnung der Dinge, wie sie durch die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches herbeigeführt ist, die Deklamationen im preußischen Junkerparlamente gegen die „Auswüchse" der Freizügigkeit und sonstiges Teufelswerk mit anhören. Schon diese Formulirung, daß man nicht die Freizügigkeit selbst sondern nur ihre Auswüchse beseitigen wolle, enthält ja eine Konzession an die Oberhoheit des Reichs. Sieht man freilich näher zu, so ergibt sich, daß unter diesen „Auswüchsen" nichts anderes verstanden wird, als die Anwendung des Prinzips auf die ländlichen Arbeiter. Auswuchs der Freizügigkeit ist der Gebrauch, welchen der ländliche Arbeiter von diesem Recht macht, das ist die einzige Definition, welche sich aus den Klageliedern der beamteten und nicht beamteten Agrarier im preußischen Abgeordnetenhause ergibt. Aber da die Freizügigkeit nach Art. 4 der Reichsverfassung zu den Gegenständen der Reichsgesetzgebung gehört, so läßt sich ihre Beseitigung auch unter beschönigender Maske nur unvollkommen und schwer erreichen. Mag es gelingen, durch das von dem Vizepräsidenten des Staatsministeriums mit allen Mitteln geförderte Anerbenrecht den Bauer thatsächlich wieder an die Scholle zu fesseln, desto sicherer wird man die enterbten Geschwister, wenn ihr Selbstgefühl ihnen verbietet, Zeitlebens der abhängige Knecht des Anerben zu sein, in die Städte und über das Meer treiben. Mit der Beschränkung der Eigenthums- und Erbfreiheit auf dem Lande gewinnt der Satz: „Stadtluft macht frei" von Neuem Bedeutung. Also muß man nach anderen Mitteln suchen, der Sache beizukommen.

Einer der Punkte, die in den beweglichen Klagen über der Zeiten Verderbniß immer wiederkehren, ist die Beschwerde über den Vorschub, welchen Gesindevermiether und Stellenvermittler der Abwanderung vom Lande in die Stadt leisten. Kein Mensch wird leugnen, daß in dem erwähnten Geschäftszweig Mißstände zu Tage getreten sind. Ob ihnen durch die Einführung der Konzessionspflichtigkeit für diesen Gewerbebetrieb, wie sie die neueste Gewerbeordnungsnovelle vorsieht, abgeholfen werden kann, darüber können die Meinungen sehr getheilt sein. Die Antwort wird von der Stellung abhängen, welche man im Allgemeinen zur Frage der obrigkeitlichen Genehmigungsbefugniß einnimmt. Weit bedenklicher erscheint jedenfalls eine andere Bestimmung des zur Zeit den Gegenstand der Kommissionsberathung im Reichstage bildenden Gesetzentwurfs betreffend die Abänderung der Gewerbeordnung, nämlich die Ermächtigung der einzelstaatlichen Centralbehörden, über den Umfang der Befugnisse und Verpflichtungen sowie über

den Geschäftsbetrieb der Gesindevermiether, Stellenvermittler und Auktionatoren, soweit die Landesgesetze nicht Bestimmungen enthalten, Vorschriften zu erlassen. Eine analoge Bestimmung findet sich freilich schon für das Pfandleihgewerbe in § 38 der Gewerbeordnung und findet hier ihre Begründung in den eigenthümlichen Verhältnissen dieses Gewerbes und der Bedeutung der von seinem Betriebe berührten Interessen. Immerhin ist nicht zu übersehen, daß durch derartige Ermächtigungen, welche die Reichsgesetzgebung der Einzelstaatsgewalt ertheilt, die Rechtseinheit durchbrochen, das Gebiet der Gesetzgebung zu Gunsten der Verordnungsgewalt eingeschränkt wird. Man wird daher in jedem einzelnen Falle sich vergegenwärtigen müssen, welcher Art die Bestimmungen sind, die auf Grund solcher Ermächtigungen erlassen werden können, ob sie nicht die Gefahr mit sich bringen, daß wichtige reichsrechtlich garantirte Befugnisse in ihrer praktischen Bethätigung dadurch beeinträchtigt werden.

Daß diese Gefahr aber im vorliegenden Falle durchaus begründet erscheint, das lehrt ein Blick in die Begründung des Gesetzentwurfs. Hier ist mit anerkennungswerther Offenheit dargelegt, welche Art von Bestimmungen man als Gegenstand der Verordnungsgewalt der Centralbehörden im Auge hat. Dazu gehört u. A. „die allgemeine Verpflichtung der Stellenvermittler zur Einziehung sorgfältiger Erkundigungen darüber, ob die von ihnen anzuwerbenden Personen keine anderweitigen kontraktlichen oder sonstigen Verpflichtungen haben, die sie an dem Eingehen des neuen Arbeitsverhältnisses hindern". Hier erkennt man unschwer den Niederschlag der Wünsche der ostelbischen Grundherren. Sicherlich würde die preußische Centralbehörde von der ihr hier zugedachten Ermächtigung Gebrauch machen. Eine dementsprechende Landesverordnung aber würde jeden Arbeitsnachweis vollständig lahmlegen. Wenn der Stellenvermittler gleichsam delcredere stehen soll für die Verpflichtungen desjenigen, der seine Vermittlung anruft, wenn er erst „sorgfältige Erkundigungen" anstellen muß, ehe er thätig werden darf, so verliert seine Thätigkeit für den Arbeitsuchenden jeden Werth. Denn es handelt sich hier um Personen, welche nicht so lange feiern können, bis die Erhebungen über ihre früheren Kontraktsverhältnisse zum Abschluß gelangt sind, sondern des täglichen Erwerbs zum Unterhalt bedürfen. Was wird also die Folge sein, wenn die eine Centralbehörde solche Bestimmungen erläßt, die andere nicht? Offenbar ein Hinausdrängen der Arbeitskräfte aus dem einen in das andere Staatsgebiet. Es könnte sich eine ähnliche Erscheinung zeigen, wie sie auf dem Gebiete des Verlagsbuchhandels durch die Bestimmungen über die Abgabe von Pflichtexemplaren in Preußen herbeigeführt ist, welche mit der Grund sind, daß werthvolle Verlagsartikel andere Einzelstaatsgebiete aufsuchen.

Daß etwa Preußen aus einem Gefühle seines besonderen Verhältnisses zum Reiche von einem gesonderten Vorgehen Abstand nehmen könnte, das ist, von anderen Umständen abgesehen, schon deshalb nicht zu erwarten, weil, wie sonstige Vorgänge beweisen, die Rücksicht auf das Reich den größten Einzelstaat zur Zeit nicht einmal davon abhält, auf Gebieten, wo die formelle Berechtigung weit zweifelhafter ist wie in dem bisher erörterten Falle, auf eigene Hand vorzugehen. Die Erlangung der materiellen Rechtseinheit ist der lange ersehnte, viel gefeierte und bedeutungsvollste Schritt auf dem Wege zur Reichsstärkung, zur Centralisirung des nationalen Lebens. Mag immerhin der konservative Antrag im preußischen Landtag, den Termin für das Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs hinauszurücken, nur dem eigenen Gefühl des Unbehagens der von der Rechtsumwälzung in ihrer Ruhe bedrohten Antragsteller seine Entstehung verdanken und völlig aussichtslos erscheinen, bedenklicher ist der in der Gesetzgebung neuerdings hervortretende Zug zu Grenzverletzungen gegenüber dem Reichsrecht.

Mit heißem Bemühen ist die Kommission des preußischen Abgeordnetenhauses zur Zeit bestrebt, das umfangreiche Material der preußischen Ausführungsgesetze zu den materiellen Reichsjustizgesetzen zu bewältigen. In dem Entwurfe des preußischen Ausführungsgesetzes zum Handelsgesetzbuch findet sich im Art. 4 eine Bestimmung, deren Zulässigkeit angesichts des Art. 2 der Reichsverfassung zu schweren Bedenken Veranlassung geben muß. Nach dieser Bestimmung soll nämlich auf Klage des Regierungspräsidenten im Wege des Verwaltungsstreitverfahrens eine Auflösung von Aktiengesellschaften und Kommanditgesellschaften auf Aktien herbeigeführt werden können, wenn sie durch einen gesetzwidrigen Beschluß der Generalversammlung oder durch gesetzwidriges Verhalten des Vorstandes, der persönlich haftenden Gesellschafter oder des Aufsichtsraths das Gemeinwohl gefährden. Es ist hier nicht der Ort, die Bedenklichkeit einer solchen Bestimmung im Einzelnen darzulegen; das Kautschukartige der Begriffsmomente, wie z. B. der Voraussetzung einer „Gefährdung des Gemeinwohls" liegt auf der Hand; daß die Rechtsgarantien im Verwaltungsstreitverfahren geringer sind als im Instanzenzug der ordentlichen Gerichte, bedarf für den Sachkenner ebenfalls keiner näheren Begründung; daß es hier nicht heißt wie im Evangelium: „Aergert Dich aber ein Glied, so reiß' es aus und wirf es von Dir, auf daß nicht der ganze Körper verderbe", sondern daß umgekehrt jede das Gemeinwohl gefährdende Gesetzesübertretung oder gar jedes „gesetzeswidrige Verhalten" irgend eines Organs alsbald für den ganzen Körper prinzipiell tödtlich sein soll, springt ebenfalls in die Augen. Aber für den gegenwärtigen Zweck kommt nur der Nachweis in Betracht, daß hier unter der Hülle einer Ausführungsbestimmung den Intentionen der Reichsgesetzgebung strikte entgegengehandelt wird. Der ursprüngliche Entwurf des Handelsgesetzbuchs enthielt ebenfalls eine Bestimmung, vermöge deren Beschlüsse einer Generalversammlung, welche im öffentlichen Interesse gegebene Vorschriften des Gesetzes verletzen, von der Staatsbehörde im Wege der Klage anfechtbar sein sollten. Diese Vorschrift, welche im Vergleich zu der im Entwurfe des preußischen Ausführungsgesetzes enthaltenen äußerst harmlos erscheint, zumal sie sich nur gegen die Rechtsgültigkeit einzelner Generalversammlungsbeschlüsse richtet, die Entscheidung mit den Garantien des ordentlichen Rechtswegs umgibt und als Grundlage der Anfechtung nur die Vorschriften des Handelsgesetzbuchs selbst zuläßt, fand dennoch mit Recht den einmüthigen Widerspruch der betheiligten Kreise wegen des dadurch in die Materie hineingetragenen Moments der Unsicherheit und Bevormundung. Der deutsche Handelstag nahm sich der Sache an, und es erfolgte die Streichung der Bestimmung in dem definitiven Entwurf des deutschen Handelsgesetzbuchs. Die als Begründung dienende Denkschrift bringt deutlich zum Ausdruck, daß dieser Streichung die bewußte Absicht, von der ursprünglich beabsichtigten Möglichkeit einer Anfechtung von Generalversammlungsbeschlüssen im Wege der öffentlichen Klage abzusehen, zu Grunde liegt, daß man die in dem Gesetz über die freiwillige Gerichtsbarkeit dem Registerrichter gegebene Befugniß, eingetragene Generalversammlungsbeschlüsse ex post zu annulliren, für durchaus genügend erachtet. Um so mehr ist anzunehmen, daß die gesammte Materie des Aktienrechts reichsgesetzlich geregelt werden sollte, daß aus dem Schweigen über weitere Auflösungsgründe nicht der Schluß zu ziehen ist, daß solche der Willkür der Einzelstaatsgesetzgebung überlassen werden sollen, als vielmehr der Schluß, daß es solche nicht geben solle. Wollte man das nicht annehmen, so würde man implicite jedem Einzelstaate überlassen, über Angelegenheiten, welche reichsgesetzlich geordnet sind, nach weitere Vorschriften zu treffen, die er im Interesse seiner Ruhe und Sicherheit für nothwendig hält. Man könnte auf diese Weise die Gewerbefreiheit, Freizügigkeit u. s. w. in jedem Einzelstaate beliebig weiter einschränken und durchlöchern.

Ein anderer Fall, in welchem die preußische Gesetzgebung einen Schritt thun will, dessen reichsgesetzliche Zulässigkeit Bedenken erregt, liegt bei der Vorlage über die Gerichtsorganisation Berlins vor. Die Art, wie hier der mindestens durch die Rechtsprechung der obersten Gerichts-

höfe festgelegte reichsgesetzliche Begriff des Wohnorts als identisch mit der gesammten Ortschaft ignorirt wird, ist ebenfalls zu beanstanden.

Kommen derartige Verstöße gegen den verfassungsmäßigen Zustand der Präponderanz der Reichsgesetzgebung gegenüber der Einzelstaatsgesetzgebung aber am grünen Holz der Justizverwaltung vor, was soll man dann von anderen Ressorts erwarten? Darum erscheint es geboten, daß das Reich eifersüchtig über die Einhaltung der zwischen ihm und den Einzelstaaten gezogenen Grenze wacht. Vor Allem aber darf es nicht selbst den Einzelstaaten die Ermächtigung geben, auf Gebieten, welche reichsrechtlich geregelt sind, weitgehende Verordnungen zu erlassen, durch welche die Einheit des Rechtszustandes, welche mühsam erzielt ist, wieder in Frage gestellt wird. Zu derartigen Ermächtigungen ist die Reichsgesetzgebung nur zu geneigt. Auch im Reichshypothekenbankgesetz will man der Einzelstaatsgewalt die Ermächtigung geben, bei der Beleihungsgrenze den ländlichen vor dem städtischen Grundbesitz zu bevorzugen und so die einheitlichen Grundlagen des Gesetzes im Interesse Ostelbiens zu erschüttern. Je mehr diejenigen Kreise, deren politisches Uebergewicht auf dem elendesten aller Wahlsysteme beruht, bestrebt sind, sich in ihren Partikularstandpunkt einzuspinnen oder sich gar berufen fühlen, die ihnen nicht zusagenden Ergebnisse der politischen Entwicklung im Reiche zu korrigiren, um so weniger darf das Reich die ihm zustehenden Machtmittel sorglos aus der Hand geben. Denn es ist seine Aufgabe, den Kulturzustand der zurückgebliebenen Gebiete auf den der fortgeschrittenen emporzuheben und nicht zu dulden, daß die einheitlichen Grundlagen der Kulturentwicklung durchlöchert werden.

Heinrich Dove.

Parlamentsbriefe.

XVIII.

Der Tag, an welchem die Kanalvorlage in der Kommission abgelehnt wurde, kann nicht als ein kritischer Tag erster Ordnung betrachtet werden. Die Kommission war so zusammengesetzt, daß ein anderer Beschluß nicht erwartet werden konnte, und daß der Umschwung in der Stimmung des Hauses, der etwa eintrat, ohne Einfluß auf sie bleiben mußte. Die außerordentliche Schwäche der Begründung, welche dem ablehnenden Beschlusse gegeben wurde, läßt die eigentlichen Beweggründe errathen. Die Agrarier erwarten, daß die Regierung, an deren Spitze doch eigentlich Herr von Miquel steht, niemals zu dem Entschlusse kommen wird, sich von ihnen ab- und einer anderen Partei zuzuwenden, und in dieser Lage der Regierung glauben sie ihr Gesetze vorschreiben zu können. Die eigentliche Sachlage ist aber die, daß die Regierung im Stande ist, den Agrariern ihre Gebote vorzuschreiben, sofern sie nur will. Ob sie wollen wird, das ist die Frage. Die agrarische Partei verdankt die Machtstellung, in der sie sich befindet, ausschließlich der Gunst der Regierung; sie ist keine Stütze der Regierung, sondern wird von der Regierung gestützt. Wenn die Regierung, die hinreichende Mittel besitzt, um ihrer Vorlage zum Siege zu verhelfen, sie fallen läßt, so muß das als ein Zeichen angesehen werden, daß sie vom Anfang an nicht ernstlich gewollt hat.

Die Jahreszeit rückt vor; die Menge der noch zu erledigenden Angelegenheiten ist eine große, und die Last fängt an, auf die Stimmung zu drücken. Mit Ernst wird der Plan erwogen, die jetzige Session des Reichstags mit derjenigen des nächsten Winters durch eine Vertagung zu verbinden, um die begonnenen Arbeiten nicht dem Papierkorb verfallen zu lassen. Eine solche Vertagung hat in früheren Jahren zu mancherlei Uebelständen geführt, und es besteht eine gewisse Abneigung dagegen. Es rächt sich jetzt der doppelte Fehler, die Session zu spät einzuberufen und sie mit Arbeiten zu überlasten, die allenfalls noch Zeit gehabt hätten.

Das Abgeordnetenhaus muß die verschiedenen ihm vorliegenden Justizgesetze noch erledigen; es sind gewissermaßen die letzten Montage-Arbeiten, um die Maschine des bürgerlichen Gesetzbuchs am 1. Januar in Kraft treten zu lassen. Der abenteuerliche Plan den Termin hinauszuschieben, an welchem das bürgerliche Gesetzbuch in Kraft treten soll, hat niemals Aussichten gehabt. Wenn der Landtag nicht fertig wird, so würde sich die Regierung in einem Nothstande befinden, der sie nicht allein berechtigt, sondern geradezu zwingt, eine Oktroyirung eintreten zu lassen. Von diesem Mittel ist seit dem Jahre 1863 niemals Gebrauch gemacht worden, und es wäre gewiß sehr unerwünscht, wenn es wieder zur Geltung gelangte.

Auch dem Reichstage liegen zwei Gesetze vor, welche zur Ausstattung des bürgerlichen Gesetzbuchs gehören, das Hypothekenbankengesetz und das Obligationengesetz; auch diese müssen erledigt werden.

Sehr viel Neigung zeigt sich, die beiden Gesetze über die Postgebühren und die Fernsprechgebühren noch zur Erledigung zu bringen. Mit Ausnahme der freisinnigen Parteien sind alle Parteien in dem Bestreben einig, den Privatpostanstalten das Lebenslicht auszublasen. Wir sind der Ansicht, daß dies für unsere Kulturentwicklung schädlich ist. In Berlin wird man den Mangel der Privatpost auf das Schwerste empfinden. Das Gesetz über die Fernsprechgebühren legt den Städten neue Opfer zu Gunsten des platten Landes auf.

Auch betreffs des Invaliden-Versicherungsgesetzes herrscht sichtlich die Neigung vor, es zu Stande zu bringen. Ernstliche Obstruktionsgelüste haben sich bisher nicht gezeigt, aber die Schwierigkeit des Themas hemmt den Fortschritt der Berathung. Die Kommission hat in die Regierungsvorlage eine Fülle von neuen Gedanken hineingebracht, vielleicht zu viele. Und diese können ohne ernste Prüfung nicht aufgenommen werden. Es ist beispielsweise an die große Erweiterung zu erinnern, welche das Institut der freiwilligen Versicherung erfahren hat. Die Regierung sieht mit stillem Kummer dem Anschwellen der Debatte zu, und sucht zur Abkürzung dadurch beizutragen, daß sie sich möglichst in Schweigen hüllt, selbst bei solchen Punkten, die ernst genug sind, um eine Stellungnahme der Regierung herauszufordern. Wir kommen auf diese Weise zu einem Lehrsatz, der bisher noch in kein Lehrbuch der Politik aufgenommen ist und den man dahin formuliren kann: „das Geschäft der Gesetzgebung geht um so besser vorwärts, je weniger sich die Regierung in die Debatten einmischt.“ Es ist abzuwarten, ob dieser erstaunliche Lehrsatz sich in der Praxis bewährt. Zunächst gehen jetzt die Parlamente in die Pfingstferien.

Proteus.

Ueber Zukunftsträume.

II.

Wie die Naturerkenntniß uns das Vertrauen zum Erfolg unserer Arbeit gibt, so liefert sie uns auch zugleich durch die Beherrschung der Natur das einzige Mittel, die Lebensbedingungen der Menschheit wirklich zu vervollkommnen. Waren die Fehler der Menschen der eine Feind, so sind die Elemente der andere, den es zum nützlichen Freunde zu machen gilt. Und das ist die Sache der technischen Kultur.

Es ist doch klar, sollen die Lebensbedingungen verbessert werden, daß neue Güter geschaffen werden müssen. Die einzige Quelle dafür ist die Natur und das einzige Mittel ist die Technik in ihrer Verbindung mit der Natur-

erkenntniß, um die Arbeitsmengen, die uns in der Natur zur Verfügung stehen, für uns auszubeuten.

Es würde zu weit führen, an die an sich höchst interessanten Einzelheiten, wie dies geschieht, hier auch nur zu erinnern. Man kann überhaupt keine Handlung des täglichen Lebens vollziehen, ohne dabei auf Verbesserungen zu stoßen, die allein der modernen Technik zu danken sind. Dieser Fortschritt ist so rapid erfolgt, daß er mit keiner ähnlichen Entwicklung in der Kulturgeschichte zu vergleichen ist. Es brauchte Jemand nur einmal einen Tag in einer Ritterburg des Mittelalters oder selbst nur in dem Weimar Schiller's und Goethe's zu verleben gezwungen sein, um aller Klagen über die Gegenwart ledig zu werden.

Es handelt sich aber nicht nur um Erhöhung des Komforts, es handelt sich um eine wirkliche Verallgemeinerung der Lebensgüter durch die gesteigerte Macht der Menschheit. Durch die Anwendung der Dampfkraft ist die Gesammtarbeitsleistung ungleich mehr verstärkt worden, als wenn etwa ein Despot die ganze Bevölkerung der Erde zur Handarbeit in seinem Reiche hätte zwingen können. Welch gewaltige geistige Kraft ist dadurch für die Kulturarbeit der Menschheit frei geworden, um immer neue Gebiete zu erobern. Durch die Fortschritte der Technik dringen Zeitungen und Bücher, Abbildungen und Karten in Kreise, denen ihre Anschaffung sonst unerschwinglich gewesen wäre. Das eigene Bild zu verschenken, Nachrichten durch Eilboten in die Ferne zu senden, Reisen zu unternehmen, die Kopien unsterblicher Meisterwerke sich zu verschaffen, abends im erhellten Zimmer zu verweilen, das sind Dinge, die sich ehemals nur Reiche und Fürsten verschaffen konnten. Und wieviel zahllose Nutzartikel, vom Taschenmesser bis zur Nähmaschinen, sind sie nicht Allgemeingut des Einzelnen und des Haushalts geworden? Aus dem menschenwürdigeren Dasein aber strömt eine Erhöhung des Lebensgefühls, die weit über das individuelle Behagen hinaus eine wirkliche Kulturförderung bedeutet. Man denke weiter an die völkerverbindende Kraft in dem internationalen Charakter der Technik und Industrie. Das gegenseitige Ineinandergreifen der Erfindungen, der erforderliche Austausch der Stoffe und Gedanken erzwingen einen friedlichen Verkehr, wodurch die Nationen einander schätzen lernen und der gegenseitige Wettstreit schließlich dem allgemeinen Besten dienen muß. Der Satz „der Mensch bedarf des Menschen“ wird durch keinen begeisterten Menschenfreund eindringlicher gepredigt als durch den Fortschritt der Technik. Zu einem eng verbundenen Organismus kettet die Menschheit sich zusammen. Die Ideale der Humanität haben kein mächtigeres Hilfsmittel als die Bezwingung der Natur. Indem sie die Noth in der Erhaltung und Vertheidigung des Lebens erleichtert, ermöglicht sie, die Güter der ethischen und ästhetischen Kultur immer weiteren Kreisen zum Mitgenuß zu bringen.

Hier haben wir neben der direkten Verbesserung der menschlichen Lebensbedingungen deutlich die idealisirende Wirkung des technischen Fortschritts vor Augen. Noch schwerer aber wiegt die sittliche Bedeutsamkeit, die in dem sichtbaren Beweise liegt, daß das Schaffen von neuen Gütern und die Beherrschung der Natur wirklich stattfindet. Man unterschätzt noch viel zu sehr diese ethische Kraft des Technischen, die in dem Bewußtsein des Schaffen-Könnens enthalten ist. Hier zeigt der Mensch sich erst wahrhaft als Mensch, indem er schöpferische Intelligenz ist. Und erst durch die moderne Naturerkenntniß ist dieses Bewußtsein zu einer Kulturmacht geworden. Es ist eine neue ethische Kraft thatsächlich in der Menschheit entstanden, die sich nicht auf die alte Kenntniß des Verhältnisses von Mensch zum Menschen beschränkt, sondern eine bis dahin nicht wirksame sittliche Beziehung in die Menschheit gebracht hat. Anstelle der gegenseitigen Eindämmung im Wettbewerb der Menschen ums Dasein, wie sie durch die ehemals beschränkten Mittel nothwendig war und schließlich zum Eroberungskrieg führen mußte, ist die soziale Zusammenfassung der Menschenkräfte getreten zu einer großen gemeinsamen Arbeit, zur Erschließung des Reichthums der Natur. Das sind sittliche Ideen von ungleich erhabener Tragweite, als sie zuvor in der Geschichte auftreten konnten. Denn es fehlte die Grundlage, das wirkliche Können.

Daß wir diesen Aufschwung der Technik verdanken, ergibt sich aus dem Wesen der Technik selbst. Die ganze fortschreitende Entwicklung der Organismen ist ja nichts als eine natürliche Technik, die nur durch zahllose mißlungene Versuche der Natur zu Stande gekommen ist. Weil aber Millionen von Jahren dazu verfügbar waren, so ist doch schließlich jener wunderbare Apparat des menschlichen Gehirns entstanden, durch den die vergangenen Zeiten mit der Gegenwart und die endlosen Welträume unter einander verbunden werden. Das Gehirn des Menschen bedeutet thatsächlich den Weltzusammenhang, zunächst im Gedächtniß des Einzelnen, sodann in der Wechselverständigung der Individuen. Unsere Intelligenz bestimmt unser Verhalten zu den Dingen. Von der Entwicklung des Gehirns hängt es ab, wie wir uns weiter zum Herrn der Natur und unserer selbst machen können. Durch diesen Apparat setzen wir nun den technischen Prozeß der Natur mit Bewußtsein fort und kürzen ihn dadurch ab. Während der Chinese ein halbes Leben mit dem Lesenlernen zu thun hat, befreit uns die Buchstabenschrift vom Gedächtnißkram. Das ist Ersparniß. Dann der Buchdruck, der Telegraph, das Telephon. Oder die Rechnung mit Ziffern, dann die Buchstabenrechnung, die Infinitesimalmethode. Das sind solche Abkürzungsmittel, und der Zeitgewinn ist Kraftgewinn. Das Werkzeug vervielfacht Zeit und Kraft und verwirklicht das sonst Unmögliche. Nun muß die Natur selbst die mechanische Arbeit thun, das Gehirn entlasten, dem Geiste gehorchen. Immer handelt es sich darum, das, was in der Natur vor Existenz des Menschen ganz langsam sich vorbereitete, nun mit Hilfe des Gehirns zu beschleunigen, nämlich den vorhandenen Energievorrath unseres Weltsystems in Bahnen zu lenken, in denen er der Vernunftidee dienstbar wird. Die Verwandlung des blinden Naturgeschehens in bewußtes Schaffen ist nichts anderes als die Kulturentwicklung selbst. Das Mittel, sich selbst zu verwirklichen, ist der Vernunft allein in der Natur gegeben. Demnach ist die technische Kultur, die das blinde Werden in zweckvolles Gestalten umsetzt, in der That das Grundmittel, Vernunft zu realisiren. Und nur weil in unserem Bewußtsein Gefühl und Wille das unmittelbar Gegebene sind, erscheinen sie uns als das eigentlich Wirkende; in Wahrheit aber bezeichnen sie bloß die uns bestimmenden Ideale, während die treibende Kraft der Bewegung aus der Naturgesetzlichkeit gewonnen werden muß.

Wir haben die Ziele und die Mittel überblickt, die der ersehnten Vervollkommnung der Menschheit gegeben sind. Wir möchten nun freilich gern auch die Wege wissen, wie unsere Nachkommen leben und über uns denken und was sie vor uns voraus haben werden. Das zu bestimmen ist aber unmöglich. Wir können wohl gewisse Analogieschlüsse ziehen, wir können auf eine fortschreitende Verselbständigung der einzelnen Kulturgebiete und auf zu erwartende Entdeckungen schließen, aber ein wissenschaftlicher Werth liegt darin kaum. Zu unvermuthbar sind die Wechselfälle, die hier eintreten können. Die Wissenschaft kann uns keinen Aufschluß geben, wir sind allein auf die Phantasie angewiesen. Die Phantasie braucht aber keine ungezügelte zu sein, sie kann sich ihr Gesetz durch Vernunft geben, dann wird sie Kunst. Es entsteht die Frage: Ist es berechtigt, jene Zukunftsträume und insbesondere die Verbesserung menschlicher Zustände mit Hilfe des Fortschritts der Naturerkenntniß und der technischen Kultur zum Gegenstande der Dichtung zu machen?

Die Antwort ist eigentlich selbstverständlich. Ueber die Stoffe, deren die Kunst sich bemächtigen kann, läßt sich von vornherein nichts sagen. Denn die Kunst ist selbständig, das Genie gibt ihr die Regel, und Niemand weiß, was das Genie zu leisten vermag, weil es eben das absolut Neue zu schaffen im Stande ist. Man kann also höchstens sagen, bis jetzt habe die Dichtkunst aus jenen Stoffen noch keinen Gewinn gezogen. Selbst wenn das wahr wäre, würde es nichts entscheiden. Denn das Gebiet ist erst sehr wenig bearbeitet, weil infolge unseres traditionellen Bildungs-

ganges dem Publikum die naturwissenschaftlichen Grundlagen fehlen. Auch mag den dichterischen Kräften die wissenschaftliche Ausrüstung, oder den wissenschaftlich Geschulten die dichterische Kraft mangeln. Ich hüte mich, darüber zu urtheilen. Aber das ist auch gar nicht unsere Frage. Es handelt sich darum, ob der naturwissenschaftlich-technische Fortschritt auch Mittel für die ästhetische Förderung durch die Poesie bietet. Ich weiß nicht, wie man daran zweifeln kann, und würde nach meinen obigen Ausführungen auf die ästhetische Frage gar nicht eingehen, wenn nicht allen Ernstes prinzipielle Einwendungen erhoben worden wären, wonach das Reich der Zukunftsträume überhaupt poetisch unfruchtbar sein soll.

Man sagt mit Recht, allein der Mensch könne Gegenstand der Kunst sein, alles andere nur, insofern es sich auf den Menschen beziehe; außerdem fordere die Kunst für ihren Stoff, daß er das menschlich Bedeutungsvolle enthalte. Gewiß liegt es im Wesen der Kunst und der Dichtung im besonderen, daß sie durch die Darstellung des rein Menschlichen die Erhöhung des Menschheitgefühls bewirkt, indem sie uns in eine reinere und höhere Wirklichkeit versetzt. Nun aber frage ich, was gibt es denn menschlich Bedeutungsvolleres als die Zukunft der Menschheit? Natürlich nur, wenn sie lebendig wird im Gemüthe des gegenwärtigen Menschen, wenn sie unser Leben und Fühlen, wie wir es in der Erfahrung kennen, vertieft und ersetzt durch Gedanken, die uns ästhetisch ergreifen. Und das sollte nicht möglich sein? Wird nicht gerade das Ewig-Menschliche, die Ueberlegenheit des Geistigen, in die reinste Wirksamkeit gesetzt, wenn sich die Fülle der Natur uns zu Füßen legt? Wer das nicht begreift, der muß wirklich nicht wissen, was die Natur für den Menschen bedeutet; der muß nicht wissen, daß in der modernen Menschheit die Verachtung der Natur ersetzt ist durch die Einsicht, daß alles Naturgeschehen mit dem Aufstreben des Menschengeistes im innigsten Zusammenhange steht; dem muß es entgangen sein, daß wir thatsächlich mit der Natur leben, nicht im Sinne des Schäferidylls oder des Indianerromans, sondern im Sinne des Verständnisses der Naturgesetzlichkeit, und daß mit diesem Naturverständniß auch ein Naturgefühl viel intimerer und befreienderer Art, als es die Menschheit je besessen, entstanden ist. Gerade je mehr der Forscher und Techniker von allem Gefühlsmäßigen abstrahiren muß, um die Natur als das Gesetzliche kühl und verstandesmäßig vor sich zu haben, umsomehr entsteht dem Publikum das Verlangen und dem Dichter die Aufgabe, die neue objektive Macht wieder im subjektiven Gefühle sich anzueignen. Es gilt, das neue Naturgefühl persönlich zu gestalten. Dabei handelt es sich um eine Idealisirung des Menschen in Anknüpfung an uns vertraute Vorstellungen, aber mit dem neuen Gedankenkreise und den weiten Perspektiven, die uns die wissenschaftliche und technische Entwicklung darbietet. Und darin eröffnet sich ein ungeheures Feld für das wissenschaftliche Märchen, eine echt künstlerische Aufgabe, wenn anders es Aufgabe der Kunst ist, vor unseren Augen eine neue und höhere Welt entstehen zu lassen. Wenn dabei die intellektuelle Seite des Menschen zu ihrem Rechte kommt, so ist dies um so besser; denn sie ist ja an sich wesentlich und um so mächtiger, je höher der Bildungszustand eines Volkes ist. Wenn auch selbstverständlich die ästhetische Theilnahme immer an die Regungen und Stürme des Gefühlslebens geknüpft ist, so werden diese doch nicht weniger durch intellektuelle Interessen verursacht, und die eigentliche Domäne der Kunst, das Liebesleben, kann seine Konflikte auch von dieser Seite her erleiden.

Ja es eröffnen sich in der Einführung der neuen Lebensbedingungen, die durch die Fortschritte von Erkenntniß und Technik geschaffen sind, auch theils neue, theils bisher weniger scharf hervorgetretene Motive, die zur Beleuchtung der Menschennatur und zu überraschenden Effekten in ihrer poetischen Wiedergabe führen. Man denke an die Machtwirkungen, die dem Einzelnen durch Beherrschung der Natur in der modernen Technik gegeben sind. Um einen Gegner im Kampfe niederzuwerfen, bedarf es nicht mehr der Kraft des Schwertes, ein Fingerdruck genügt für den Revolver. Eine Sprengpatrone zerstört Schiffe, das Ausziehen einer Schraube kann Hunderte von Menschen zwischen Wagentrümmern zermalmen, das Zerschneiden eines Drahtes den Weltverkehr stören. Mit der Erleichterung der Rache wachsen aber auch die Anlässe zur Bethätigung des Edelmuthes und der Selbstbeherrschung. Es liegt eine mächtige erzieherische Kraft in dieser gegenseitigen Abhängigkeit der Menschen von einander durch die Technik; eine Erhöhung des Verantwortlichkeitsgefühls des Einzelnen ist eine der vielen ethischen Rückwirkungen. Wie viele Tausende angestrengter, kärglich besoldeter Unterbeamten sind täglich und nächtlich verantwortlich für das Leben von Millionen in treuem Dienste, und wie selten findet dieses stille Heldenthum seinen Sänger? Der moderne Mensch setzt sich bei jedem Gange auf der Straße, bei jeder Reise, ja durch die Komforteinrichtungen des eigenen Hauses Gefahren aus, die viel mannigfaltiger sind, als selbst Kriege sie mit sich bringen, die aber Niemand beachtet, noch zu beachten braucht, weil uns die Fortschritte der Technik auch zur entsprechenden Gewissenhaftigkeit erzogen haben. Hier liegen überall Probleme für den Dichter, das rein Menschliche in seiner Berührung mit den Formen gezügelter Natur auch neu zu beleuchten, und man braucht noch nicht einmal an die heldenmüthigen Opferthaten eines Andree oder des Wiener Arztes Müller zu denken.

Und nun male man sich Situationen aus, wie sie ein denkbarer Fortschritt der Technik herbeiführen kann, die Erweiterung des Lebens und Treibens durch Bezwingung des Luftraums, ja vielleicht des Weltraums, wenn erst einmal das Räthsel der Gravitation gelöst ist! Warum soll es nicht dereinst gelingen, statt das Riesenkapital, das die Sonnenstrahlen in den Steinkohlen aufgehäuft haben, aufzuzehren, die unmittelbare Strahlungsmenge zu benutzen, um uns Nahrung und Betriebskraft ohne Vermittelung der Pflanzen zu verschaffen? Welche sozialen Umwandlungen müßten sich nicht daran knüpfen, wie viel Noth des Daseins gelindert werden? Gewiß werden immer die Kämpfe im Wettbewerb des Daseins bestehen bleiben. Aber so gut das rohe Faustrecht sich zum Rechtsstaate allmählich umwandelt, so können auch diese Kämpfe immer mehr auf geistiges Gebiet verlegt werden, sie werden dadurch auf eine höhere und edlere Stufe gestellt und gemildert. Und nicht erfolglos ist der Kampf der technischen Kultur gegen Elend und Krankheit. Die Einschränkung der Epidemien ist möglich. Wir sind erst im Anfange des Fortschritts, den die Heilkunst noch zu machen vermag. Wenn nun Wissenschaft und Technik auch direkt auf Wachsthum und Ausgestaltung des menschlichen Körpers Einfluß gewinnen? Allerdings werden durch die Erhöhung des Kulturlebens immer größere Ansprüche an das Gehirn gemacht, immer rastloser das Einzelleben in die Arbeit hineingezogen. Die Folge ist die überhandnehmende Nervosität. Aber eine nothwendige Folge nothwendiger Fortentwicklung wird nie geheilt durch ein Zurückgreifen in frühere, einfachere Zustände, etwa durch eine gewaltsame Herstellung des einfachen Naturlebens; sondern die Besserung erfolgt stets durch die Heilmittel, die der Fortschritt mit sich führt. Wird die Menschheit nervöser, so wird sie auch lernen, das Nervensystem selbst den neuen Verhältnissen anzupassen. Eine Generation kräftiger und feiner denkender Menschen wird erstehen, eine Generation, die uns übertreffen wird in der Beweglichkeit ihres Geistes, in der Fähigkeit, die komplizirteren Verhältnisse mit der entsprechenden Seelenruhe zu überblicken. Und hier liegt der tiefste Zusammenhang der intellektuellen Kultur mit der ethischen. Wer schnell genug zu denken vermöchte, wem in wenigen Sekunden das alles durch den Kopf gehen könnte, wozu wir Tage gebrauchen, der würde auch imstande sein, seiner Leidenschaften, ja oft seiner Schwächen Herr zu werden. Im Augenblicke des Affekts ist das Bewußtsein ganz vom sinnlichen Reize erfüllt, wir vermögen nicht alle die Gedankenreihen zu durchlaufen, die uns die Folgen unserer Handlungen zeigen; wir brauchen längere Zeit, und dann ist es zu spät. Unser Gehirn muß ja geübt werden,

daß es im Moment sich des ganzen Zusammenhangs seines Zustandes bewußt wird und dadurch das Handeln bestimmt. So wird aus einer intellektuellen Fähigkeit eine moralische Eigenschaft, die Besonnenheit.

In dieser Verkettung alles Menschenwesens mit dem technischen Fortschritt schlummern die neuen ästhetischen Probleme. Jede Großthat, die dem Menschen gelungen ist in der Beherrschung der Elemente, umkleidet ihn mit einem Nimbus des Erhabenen, worin die Würde der Menschheit zu einer ethisch viel werthvolleren Geltung kommt, als etwa in den Kriegsthaten jener von der Dichtkunst oft verherrlichten Helden. Es kommt ja hier auf die Gewöhnung des Gefühls an. Mir ist die Geschichte der Staaten stets als ein Gewirr von Grausamkeit und Egoismus, Intrigue, Elend und Jammer erschienen, aus dem nur die Märtyrer der Ideen als tragische Helden hervorleuchten. Aber so oft ich, am Bahngeleise stehend, den Zug an mir vorüberdonnern empfand, da überkam mich jenes Gefühl des Erhabenen, des Uebergewaltigen, des Unnahbaren einer Unendlichkeit, die uns dennoch gehört, ein Gefühl, wie es sonst nur die Natur zu geben vermag, wenn wir auf die Eiswüsten der Gletscher hinabblicken, oder hinauf zum gestirnten Himmel über uns, den trotz seiner Aetherfernen der Menschengeist umfaßt. Und wenn die Zahnradbahn in den Alpen uns sicher über Abgründe und Schlünde mühelos aufwärtsträgt, so fühle ich darin den Genius der Menschheit, der die Sklaverei der Schwere abgeworfen hat und die Last der rohen Materie verachten darf. Und so sind mir erträumte technische Fortschritte der Zukunft ein unendliches Gebiet, reine ästhetische Freude zu genießen in dem Bewußtsein, daß die ewige Freiheit der Vernunft siegreich schreitet über den Zwang der Natur, und ihre Geistessonne hell hineinleuchtet in das Dunkel beschränkter Enge unseres Thuns.

Wenn unsere Mittel sich ins Ungemessene erweitern, so erweitern sich auch die Situationen, mit denen die Dichtung zu arbeiten vermag, und ungeahnte Effekte des Erhabenen, des Grotesken und des Humoristischen bieten sich dem Poeten dar. Und dabei sollte das Gemüth zu kurz kommen? Ich meine, so oft das Denken auf die Höhe sich erhebt, daß der Fluß und Drang der Erscheinungen unter dauernden Gesetzen sub specie aeterni gesehen wird, da tritt erst recht jener unergründliche Rest im Menschengemüth in Kraft, jene metaphysische Stimmung, in der wir uns bewußt werden, daß der Werth der Dinge in der Umkleidung liegt, die unser Gefühl ihnen verleiht, jener Rest, den kein Wissen aufschließt, sondern allein die Kunst mitzugenießen lehrt.

Und so komme ich zu dem Schlusse, daß, wie für die ethischen und religiösen Ideale, auch für die ästhetischen der Fortschritt der Entwicklung durch die technische Vervollkommnung auf Grund der Intelligenz geboten ist. Hier liegt der Weg der Zukunft. Es mögen die alten Ideale sein, die im Menschenherzen unsterblich leben, aber neue Formen gewinnen sie durch die neuen Mittel. Daß die Phantasie uns im Reiche des Schönen das Gute als verwirklicht vorstelle, daß das Sittengesetz eine Macht sei, die den Willen auch in der That zu leiten hat, daß Gottes Weisheit uns auf diesem Wege emporführe, das sind die zeitlosen Ideen, sie geben uns das Ziel. Aber die Mittel, vorwärtszukommen ein Stück auf diesem unendlichen Wege, bietet die wissenschaftliche und technische Kultur. Sie ist der Kunstgriff der Vernunft, sich selbst zu verwirklichen.

„Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was besserm sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht."

Gotha. Kurd Laßwitz.

Zum hundertsten Geburtstag Balzac's.

I.

La gloire est le soleil des morts. Das wehmüthige Wort steht in der Recherche de l'absolu, einem der ersten und besten Romane Balzac's. Es wäre die richtige Sockelinschrift seines Denkmals. So lang er lebte, war er von Widerwärtigkeiten aller Art geplagt. Druckereien, Schriftgießereien und Verlags-Unternehmungen seiner Zwanzigerjahre verunglückten so gründlich, wie Zeitschriften, die der Dreißiger ins Leben rief. Bis an das Ende seiner Tage verfolgten ihn aber wahre Hornissenschwärme von Wucherern und Winkelschreibern, die Zahlung der alten, doch immer neue Stundung maßlos anwachsenden Schulden forderten. Angesichts dieser Blutsauger bleibt es selbst bei Balzac's übermenschlicher Arbeitsleistung — er schanzte tagtäglich oder vielmehr allnächtlich zwölf bis achtzehn Stunden und schrieb alljährlich vier mehrbändige Romane — ein Wunder, daß er dem Schicksal des Cervantes entging und keines seiner Bücher im Gefängniß vollendete. Die Akademie — dieselbe Académie française, die kürzlich sein Eloge als Preisaufgabe ausschrieb — wies seine Kandidatur mit allen gegen zwei Stimmen ab, angeblich aus dem Grunde, weil seine Wechsel in schmutzigen Händen umliefen. Das Mandat eines Abgeordneten, um das er sich während der Dreißigerjahre in der Provinz, 1848 in Paris bewarb, wurde ihm niemals zu Theil. Seine Theaterstücke wurden von der Censur verboten oder vom Publikum abgelehnt. Neider verhöhnten den Plan seiner Comédie humaine als Folie-Balzac, gereizte Kritiker verspotteten ihn als den Alchymisten, wenn nicht gar den Paracelsus des Romans. Ja, selbst im engsten Freundeskreise galt er nach Theophil Gautier's unbefangenem Zeugniß nur als der fruchtbarste Erzähler seiner Tage, durchaus nicht als bahnbrechender Meister.

Erst mit dem frühen, viel zu frühen Tode des Fünfzigjährigen vollzieht sich allgemach ein Umschwung. An seinem Sarge vergleicht ihn Viktor Hugo 1850 mit Sueton und Tacitus. 1858 erklärt der junge Taine in seiner unübertroffenen Balzac-Studie: Balzac sei mit Shakespeare und dem Herzog von Saint-Simon die größte Vorrathskammer von Urkunden, die wir über die menschliche Natur besäßen. 1881 ruft ihn Zola zum Vater des Naturalismus aus. 1893 preist ihn Paul Bourget in der Einleitung zum Répertoire de la comédie humaine als Napoléon littéraire, und vor wenigen Tagen stellte ihn der Festredner der Académie française, Ferdinand Brunetière, — genau so, wie in seinem 1898 erschienenen Manuel de l'histoire de la littérature française — in eine Reihe mit Molière.

Tacitus, Shakespeare, Napoleon, Molière —: das sind Namen und Persönlichkeiten, mit denen Unsereiner, bei aller tiefgehenden Bewunderung des Autors der Comédie humaine, Balzac niemals vergleichen würde. Schwerlich wird es auch irgendeinem anderen Deutschen beifallen, Balzac's Vautrin, nach Taines Muster, in Parallele zu stellen mit Richard III., Madame Marneffe in einem Athem zu nennen mit Lady Macbeth und die Monomanien des Diamanten-Chemikers Claës, des weibertollen Hulot, des Künstlerwahns von Frauenhofer, den Shakespear'schen Monomanen des Ehrgeizes, der Wollust, der Hoffart, der Eifersucht, des Menschenhasses, Othello, Coriolan, Antonius, Macbeth, Timon an die Seite zu setzen. Gleichwohl oder vielmehr eben darum würde eine besondere Untersuchung leicht zeigen, was Taine so mächtig zu Balzac zog. Ingenia conspirant. Entscheidende Punkte der Geschichtsauffassung und Gesellschaftskritik Taine's sind in Balzac's Theorie der Comédie humaine vorweggenommen. Balzac's Hauptsatz: il a donc existé, il existera donc de tout temps des espèces sociales comme il y a des espèces zoologiques (es hat immer gegeben und es wird immer soziale Arten geben, wie es immer zoologische Arten gegeben hat und geben wird), könnte

Hauptweg in einem Programmartikel Taine's stehen. Und eine Milieu-Theorie begegnet uns buchstäblich bei Balzac — wenn ich mich recht entsinne, in dessen Roman L'Envers de l'histoire contemporaine — „La loi qui régit la nature physique relativement à l'influence des milieux atmosphériques pour les conditions d'existence des êtres qui se développent, regit également la nature morale."

Wer den ersten Philosophen, Geschichtsschreiber und Kunstkenner unter den Nachgeborenen so siegreich in seinen Bann ziehen konnte, vermochte begreiflicherweise, wie kein Zweiter, Einfluß zu gewinnen auf die Ideenwelt anderer, weniger selbständiger Köpfe. So gibt es zur Stunde kaum eine bemerkenswerthe Gruppe der französischen Kunst und Politik, die nicht in Balzac's Schriften Vorahnungen und Vorläufer suchen würde. Mystiker und Symbolisten greifen auf den Swedenborgianismus der Seraphita zurück; Parteigänger Gambetta's haben — thörichterweise — seinen Doppelgänger in Z. Marcas entdecken wollen; psychologische Düftler variiren le lys dans la vallée und das im Vorwurf der Femme de trente ans angeschlagene Thema; die Dramatiker des zweiten Kaiserreichs haben ihre Stoffe und Figuren aus Balzac's Comédie humaine so ungescheut geholt, wie die römischen Barone ihre Baumaterialien aus antiken Tempeln und Colosseen herbeischleppten: Augier's Effrontés wären schwerlich ohne das Vorbild der Illusions perdues entstanden; Dumas' Cameliendame und Mesdames Prudence sind kaum unberührt von den Splendeurs et misères des courtisanes. Und nicht weniger zinspflichtig, als die Meister des Sittenstückes sind die Melodramschreiber und Possenfabrikanten dem unerschöpflichen, plus grand magasin de documents que nous ayons sur la nature humaine. Charaktere, wie das Ideal aller Handlungsreisenden, l'illustre Gaudissart, Fratzen, wie die Hausmeisterin im Cousin Pons, herzgewinnende, ehrliche deutsche Tolpatsche, wie der biedere, ewig radebrechende Ansbacher Musikus Schmucke oder der wackere Elsässer Kolb sind unzählige Male aus Balzac's Büchern ohne Heimathschein auf die Bretter gesprungen. Und wie viel Junge nun gar die zweitausend, im Répertoire de la comédie humaine, einer Art biographischem Lexikon aller Balzac'schen Phantasiegestalten, verzeichneten Männlein und Weiblein in den Pariser Feuilletons, Novellen und Romanen des letzten halben Jahrhunderts bekommen haben, ist eine selbst für den gewissenhaftesten Statistiker unlösbare Aufgabe. Ihr Name ist Legion, der Name ihres Urhebers nicht wegzudenken aus der Entwicklung des französischen Geisteslebens.

Gleiche Bedeutung in der europäischen Kunst hat Balzac dagegen bisher nicht errungen. Ein Weltwirkung, wie sie die großen Franzosen des XVIII. Jahrhunderts — Montesquieu, Diderot, Voltaire, Rousseau — geübt, war ihm nicht beschieden, vielleicht gerade wegen des Vorbildes, das diese Meister in Deutschland und Rußland gegeben. Die starken germanischen und slavischen Talente erwuchsen in der Schule der vielbewunderten französischen Aufklärer und Künstler zu voller Selbständigkeit. Lessing's Dramen überleben Diderot's „Familienvater" so dauerhaft, wie der Werther die Nouvelle Heloïse überleben wird.

Balzac aber scheint auch in Deutschland ein besseres Schicksal zu verdienen. Schiller, der „so wenig Gelegenheit hatte, von außen zu schöpfen und die Menschen im Leben zu studiren", nannte Rétif de la Bretonne's Coeur humain dévoilé ein Buch von unschätzbarem Werth: „ungeachtet alles Widerwärtigen, Platten und Revoltanten hab ich mich sehr daran ergetzt," schreibt er an Goethe; „denn eine so heftig sinnliche Natur ist mir nicht vorgekommen und die Mannigfaltigkeiten der Gestalten, besonders weiblicher, durch die man geführt wird, das Leben und die Gegenwart der Beschreibung, das Charakteristische der Sitten und die Darstellung des französischen Wesens in einer gewissen Klasse muß interessiren." Wie hätte Schiller nun erst die Comédie humaine angeregt, denselben Schiller, der eine Komödie und eine Tragödie „Die Polizei" im Kopfe trug? ein Plan, der verlangt: „Paris, als Gegenstand der Polizei, muß in seiner Allheit erscheinen und das Thema erschöpft werden"; ein Entwurf der reiche Notizen aus Merciers Tableau de Paris zu Rathe zieht und dessen Inhalts-Angabe ohne weiteres als das Argumentum von Balzac's Parents pauvres, der Dernière Incarnation de Vautrin oder des Père Goriot gelten könnte:

„Ein ungeheures, höchst verwickeltes, durch viele Familien verschlungenes Verbrechen, welches bei fortgehender Nachforschung immer zusammengesetzter wird, immer andere Entdeckungen mit sich bringt, ist der Hauptgegenstand. Es gleicht einem ungeheuren Baum, der seine Aeste weitherum mit anderen verschlungen hat, und welchen auszugraben, man eine ganze Gegend durchwühlen muß. So wird ganz Paris durchwühlt und alle Arten von Existenz, von Verderbniß u. s. w. werden bei dieser Gelegenheit nach und nach an das Licht gezogen. Die äußersten Extreme von Zuständen und sittlichen Fällen kommen zur Darstellung und in ihren höchsten Spitzen und charakteristischen Punkten. Die einfachste Unschuld wie die naturwidrigste Verderbniß, die idyllische Ruhe und die düstre Verzweiflung."

Klingt das nicht wie eine Umschreibung von Balzac's Wort, er gäbe — in den Illusions perdues — die „Iliade der Korruption"?

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Anton Bettelheim.

Sorgen des Reichthums.

Der „Kladderadatsch" illustrirte vor vielen Jahren einmal eine Phase der preußischen Finanzpolitik mit der witzigen Bemerkung: „Was fangen wir mit dem vielen Gelde an, und vor allen Dingen, wo nehmen wir es her?" Das letztere pflegt die größere Sorge der Menschheit zu sein, — „am Golde hängt, nach Golde drängt doch Alles". —

Es ist charakteristisch, daß die andere Frage: „Was fangen wir mit dem vielen Gelde an?" nirgends ernsthafter diskutirt wird, als in dem Lande der Dollars, in den ob der stürmischen Jagd nach Reichthum so sehr verschrieenen Vereinigten Staaten von Amerika. Dort haben sich Riesenvermögen im Verlaufe einer einzigen Generation zusammengeballt: Männer, die vor einem halben Jahrhundert als arme Knaben ans Ufer geworfen wurden, haben es zu märchenhaftem Reichthum gebracht; glückliche Entdeckungen von Gold-, Silber- und Kupferminen haben nicht selten einen armen Teufel von gestern zu einem Erzmillionär von heute gemacht; gewagte Spekulationen, Geschick und Rücksichtslosigkeit, wie sie die Matadore der Trusts, die großen Eisenbahnkönige und andere Beherrscher von Wall-Street auszeichnen, haben die Zahl der Einzelexistenzen, die über enorme wirthschaftliche Machtmittel geboten, gerade in Amerika in außerordentlicher Zahl entstehen lassen.

Die amerikanische Plutokratie ist noch zu jung, als daß sie es schon gelernt hätte, mit Grazie zu verschwenden. die Männer, welche die Schätze zusammengerafft haben, führen einen aufreibenden Kampf mit ihren Rivalen auf dem ökonomischen Schlachtfelde, sie sind zum Theil Genies im Erwerben, aber fast durchweg Stümper im Genießen. Zumeist ist es der weibliche Theil in diesen Millionärsfamilien, der es sich angelegen sein läßt, einen Luxus zu entfalten, der dem Reichthum des Gatten oder des Vaters einigermaßen entspricht. Bourget hat in seinem „Outremer" diese im Luxus sich aufreibenden amerikanischen Frauen und Töchter sehr geistreich geschildert, nur ist das Bild, welches er entwirft, sehr geschmeichelt. Dieser krampfhafte Luxus, der sich in verschwenderischen Festen, in Brillanten und sensationellen Aeußerlichkeiten nicht genug thun kann, hat etwas Barbarisches und muß in einer

Republik, deren beste Traditionen an die vornehme Einfachheit eines Washington und an die bürgerliche Frugalität eines Franklin anknüpfen, auf die Dauer demoralisirend wirken.

In das Kapitel dieses geschmacklosen Luxus gehört auch die häufige Verbindung reicher amerikanischer Erbinnen mit Trägern großer Namen der europäischen Aristokratie. In neun von zehn Fällen ist es dabei nur auf den eingebildeten gesellschaftlichen Glanz abgesehen, der von einem, mit amerikanischem Golde neu aufgeputzten, europäischen Wappenschilde ausstrahlt.

Es ist begreiflich genug, daß dieser brutale Luxus gerade die besseren Elemente der amerikanischen Plutokratie seit lange nachdenklich gestimmt hat, und daß deshalb die Frage: „Was fangen wir mit dem vielen Gelde an?“ in Amerika wirklich ernsthaft geworden ist. Ein Mann, der vor 54 Jahren als armer 10jähriger Knabe aus Schottland nach Amerika einwanderte und der sich dieser Tage aus dem geschäftlichen Leben mit einem Vermögen von mehr als einer halben Milliarde Mark zurückgezogen hat, Andrew Carnegie, hat jene Frage vor etwa 12 Jahren in einer besonderen Schrift: „Gospel of Wealth“ eingehend erörtert. Der Kernpunkt seiner Ausführungen liegt in den Worten: „He who dies rich dies disgraced“, womit in pointirter Form zum Ausdruck gebracht werden sollte, daß Reichthum verpflichtet und zwar verpflichtet zu sozialen Leistungen, daß die rohe Aufhäufung des Reichthums oder gar die Verschwendung des Reichthums in einem bloßen Genußleben einen ethischen Makel begründe.

Daß derartige Erörterungen in den Vereinigten Staaten nicht nur dem Bedürfniß philosophischer Spekulation ihr Dasein verdanken, zeigt die praktische Bedeutung, welche dort die Sitte, Geschenke und Legate für öffentliche Zwecke zu machen, gewonnen hat. „Appleton's Annual Cyclopaedia“ beziffert die Summe solcher Schenkungen und Vermächtnisse über 20 000 Mk. bloß in dem einen Jahre 1898 auf 38 Mill. Doll. oder rund 160 Mill. Mk. Der Löwenantheil dieser Liberalität kommt dabei, wie in jedem Jahre, Unterrichtszwecken zu Gute. Im Jahre 1897 betrug die Summe der Schenkungen für öffentliche Zwecke sogar noch 30 Mill. Mk. mehr als im Jahre 1898. Es ist interessant, die Liste der Schenkungen durchzusehen. Die Neuenglandstaaten sind besonders stark, der Süden ist besonders schwach vertreten.

Auch Carnegie hat sich angelegen sein lassen, seiner Theorie durch zahlreiche Wohlthätigkeitsstiftungen in Amerika wie in Großbritannien praktischen Ausdruck zu geben; er hat mit freigebiger Hand Unterrichtsanstalten ausgestattet, große Volksbibliotheken errichtet, überhaupt Bildungsstätten jeder Art sein besonderes werkthätiges Interesse zugewandt. Namentlich Pittsburg, das amerikanische Birmingham, woselbst Carnegie als Eisen- und Stahlindustrieller den größten Theil seiner Reichthümer erworben hat, erfreut sich seit vielen Jahren seiner Liberalität; aber auch dem englischen Birmingham hat Carnegie kürzlich für einen Universitätsfonds eine Million Mark geschenkt.

Nichtsdestoweniger sind alle diese, zum Theil großartigen, Schenkungen doch nicht im Stande, auch nur das weitere Anwachsen seines kolossalen Reichthums zu verhindern, geschweige denn die Substanz dieses Vermögens zu verringern. Man darf darauf gespannt sein, zu erfahren, wie dieser Krösus es fertig bringen wird, jetzt, wo seine Thatkraft von gewerblicher Thätigkeit nicht mehr in Anspruch genommen wird, seine Schätze in einer Weise zu verwenden, daß seine Wohlthätigkeit systematisch nutzbringend wirkt.

Das Problem ist verwickelter, als es äußerlich erscheint. Jede Wohlthätigkeit hat ihre zwei Seiten; Alles, was geschenkt, was nicht aus eigener Kraft erworben ist, trägt nur zu leicht den Fluch der Unfruchtbarkeit. Durch äußerliche Gaben kann ein Volk ebensowenig glücklich gemacht werden, wie durch die wohlwollendsten Gesetze, die den Segen von oben spenden wollen, ohne die individuelle Thatkraft zu wecken. Auch die Freigebigkeit ist eine Kunst, die gelernt sein will. Sollte es dem amerikanischen Millionär und Philanthropen gelingen, auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit sich ebenso erfolgreich zu erweisen, wie auf dem Gebiete der industriellen Thätigkeit, so würde sein Beispiel sicherlich Schule machen; denn die Neigung, im wirthschaftlichen Leben erworbene reiche Glücksgüter der bürgerlichen Gesellschaft in Form freiwilliger Gaben wenigstens theilweise wieder zukommen zu lassen, ist in Amerika stärker vorhanden, als irgendwo sonst.

Th. Barth.

Lorenzo Stecchetti.

Das Jahrzehnt von 1860—70 brachte die Einigung der italienischen Nation; doch schien es beinahe den Untergang der italienischen Litteratur erleben zu sollen. Der Autoren gab es zwar viele, doch schrieben sie nur wenig, konnten keine Schule gründen und wurden sehr wenig gelesen. Wie weit entfernt muß diese Periode litterarischer Finsterniß dem heutigen Italiener erscheinen! Es waren ja Dichter vorhanden, die gelegentlich ihren Gesang noch hören ließen, zumeist aber auf längst erworbenen Lorbeeren ausruhten. Im Jahre 1870 war Manzoni noch am Leben, Prati und Aleardi standen auf dem Höhepunkt ihres Ruhmes; der Abt Zanella, Terenzio Mamiani, Niccolo Tommaseo und viele andere waren noch nicht aus dem Leben geschieden, doch keiner von ihnen folgte den großen Ueberlieferungen der italienischen Poesie.

Diesen Verfall kann man im Wesentlichen aus zwei Gründen erklären, einem politischen und einem litterarischen.

Die italienische Litteratur hat in unserem Jahrhundert meistens politische Zwecke verfolgt. Von 1815—70 nahmen die begabteren Kreise der Nation fast ausnahmslos an der nationalen Bewegung theil; da sie die Minderzahl bildeten, mußten sie die Masse des Volkes erziehen, mit Hoffnung und Begeisterung erfüllen, und der ganzen Welt die Kämpfe und Bestrebungen Italiens offenbaren. Was Wunder, wenn die Litteratur sich so ausschließlich und mit solcher Begeisterung der politischen Sache widmete, daß sie gewissermaßen ihren eigenen Daseinszweck aus den Augen verlor und aufhörte, sich nach den alten Meistern zu bilden? Die Folge war, daß am Tage, an dem die nationalen Hoffnungen und Kämpfe mit Erfolg gekrönt waren, die Litteratur keine Eingebung mehr fand, daß sie erschöpft dalag, weil die Dichter die Gabe verloren hatten, andere Gegenstände zu besingen.

Doch auch von einem rein litterarischen Standpunkt betrachtet, erschien die italienische Poesie in Konvention erstarrt. Das war insbesondere der Fall in der italienischen Romantik von 1860—70.

Wir haben hier nicht die Geschichte der italienischen Romantik wiederzugeben. Eingeleitet durch Männer wie Manzoni, Berchet und Silvio Pellico, that sie ohne Zweifel ein großes und vortreffliches Werk, indem sie die leblos gewordenen klassischen Formen und Ueberlieferungen beseitigte. Doch das geschah als das Jahrhundert jung war, und die Verhältnisse änderten sich bald. Zuerst gerieth die katholische Litteratur in Italien durch die Politik des Vatikans in Verruf, als Pius IX. seinen bekannten Abfall von der italienischen Sache beging und sich wieder der Reaktion zuwandte. Alsbald wandten sich die Intellektuellen gegen die geistliche Gewalt und gaben ihr Bündniß mit dem Glauben, der bis dahin eine ihrer mächtigsten Inspirationen gewesen war, auf.

Die romantische Bewegung, die Anfangs vom Glauben genährt war, verfiel nach und nach der Entmuthigung und

Enttäuschung, und konnte sich nicht mehr gegen die gesunde Rivalität gegnerischer Richtungen halten. So erstickte die Romantik in ihrer zweiten Generation (mit welcher allein wir hier zu thun haben) in der Nachahmung; aus dem Gefühl war Sentimentalität geworden, die dem Geschmack des Publikums so wenig entsprach, daß auch Prati und Aleardi sich besannen und erst ein Ereigniß abwarteten, bevor sie die Veröffentlichung eines Werkes wagten. Nur die französische Litteratur aus den dreißiger Jahren fand größere Verbreitung. Auch „Papst Gregor“, sagt Stecchetti, „die gute alte Seele, las Paul de Kock's Romane. Wie kommt es nun, daß unsere Befreiung von dem großen Pariser Markt, das Aufleben unserer Litteratur gerade damals stattfand, als die Schriftsteller nicht mehr darauf bestanden, mit Tragödien, Idyllen, historischen Romanen und heiligen Hymnen gegen den Strom zu schwimmen?“

Stecchetti's Antworten auf diese Frage sind in vieler Hinsicht richtig. Manzoni's Poesie ist erhaben, würdig im Ausdruck und religiös; die heutigen Italiener sind praktisch, realistisch und in den gebildeten Klassen durchaus skeptisch. Die Folge war für eine Reihe von Jahren ein vollständiges Stocken der Beziehungen zwischen dem Publikum und den Manzonianern. Die Nothwendigkeit einer kräftigen, durchgreifenden Reaktion war unleugbar. Die Auflehnung mußte antikatholisch sein, und das heißt in Italien antichristlich; sie mußte der Romantik entgegentreten, und das konnte sie im heutigen Italien nur durch die Rückkehr zum Klassizismus, oder zum Heidenthum, oder durch die Hingabe an den modernen Naturalismus; sie mußte anti-asketisch, antikonventionell sein: sie mußte, jetzt wo die politische Freiheit erreicht war, auch die Unabhängigkeit des Geistes und der Kunst verlangen.[1]

Daher die Schule der „Veristen“, wie sich die italienischen Realisten nannten, daher Carducci's Hymnus an Satan, daher Praga und Stecchetti. Wir mögen uns mit der ersten Richtung der Schule nicht befreunden; wir brauchen ihren „satanischen“ oder „fleischlichen“ Werken keine unbedingte Bewunderung zu zollen; aber wir werden vielleicht wider Willen erkennen, daß die Auflehnung nicht nur unvermeidlich war und die italienische Litteratur aus der Versumpfung rettete, sondern unsere Dichtung auch mit neuen und reichen Mitteln versah und, ohne den modernen Standpunkt zu verlassen, zu den Urquellen der Sprache, zur Schönheit und Reinheit der Klassiker, zur Liebe der Natur, zum freien Ausdruck der Gefühle und Leidenschaften zurückkehrte.

Während der zehn Jahre (1860—70), von denen wir gesprochen haben, hatte die neue Strömung schon begonnen und zwei oder drei verschiedene Richtungen angenommen, bevor sie ein tieferes Bett fand. Olinda Guerrini kämpfte kühn mit der Feder, doch da er bei den Kritikern kein Gehör fand, nahm er ein Pseudonym an und zwang sie, die Stimme von L o r e n z o S t e c c h e t t i zu vernehmen. Er und die „Heiden“, die „Veristen“ oder „Elzevirianer“, wie sie nach den gelben Bändchen genannt wurden, in denen sie der Verleger Zanichelli von Bologna dem Publikum vorstellte, trugen den Sieg davon. Jetzt ist die Hitze des Gefechts vorbei, und die junge Generation verläßt ihr heftiges Verfahren. Die Litteratur hat ihre Gemessenheit wiedergefunden, die Dichtung hat ihr Feld erweitert und ist wieder populär geworden.

Die zwanzigmalige Auflage der ersten Gedichtsammlung von Stecchetti, „Postuma“ — ein in Italien äußerst seltener Erfolg — würde allein genügen, um unsere Aufmerksamkeit auf den Autor zu lenken.*) Die erste Auflage erschien im Jahre 1877 und machte mit einem Schlage den Verfasser berühmt und populär. Mit dem Rüstzeug seines ehrlichen Zornes und seines jugendlich-feurigen Dichtertalents, mit den Waffen einer scharfen Satire zog Stecchetti gegen die frömmelnden Manzonianer und die in den altgewohnten, ausgetretenen Geleisen wandelnde Dichterschule zu Felde. An die Stelle romantischer Schwärmerei und gedankenloser Verherrlichung kirchlicher Dogmen sollte wieder der Kultus der Schönheit und Wahrheit treten — woher der Name „Veristen“ stammt. Das Merkmal jeder Reaktion und Revolution: ein Hinausgehen über die richtigen Grenzen, haftet auch den geharnischten Liedern Stecchetti's an; in vielen derselben wird der Kampfesmuth zur ungebändigten Wuth gegen seine Feinde und Angreifer, die Lebensfreude wird zur übertriebenen Sinnlichkeit und Genußsucht, die Forderung der Gedankenfreiheit zur Verhöhnung von Sitte und Gesetz, der Spott und die Geistesschärfe zum Cynismus und zur Frivolität. Sowohl in seinem Vaterlande, wie auch in Deutschland, ist Stecchetti als „der Heine Italiens“ bekannt, — bei Manchen berüchtigt. Doch nicht nur in seinen satirischen Gedichten und der beißenden Vorrede zu „Nova Polemica“ kann er mit Heine verglichen werden, viele seiner Sonette dürfen sich den schönsten, innigsten Liedern Heine's an die Seite stellen, und sind gleich diesen ins Volk gedrungen, manche auch in Musik gesetzt worden. Wahrscheinlich wäre indes der Erfolg nicht so glänzend gewesen ohne den Kunstgriff, welchen der Verfasser — wie ähnlich vor ihm Sainte Beuve — gebrauchte: das Bändchen wurde als die nachgelassene Gedichtsammlung eines angeblichen Lorenzo Stecchetti, wie das Titelblatt besagt, von dessen Freunden herausgegeben. Da Guerrini im Jahre 1877 schrieb, hatte er vielleicht Hippolyte Babou's Bemerkungen zur Veröffentlichung der Gedichte von Joseph Delorme (Crépet, Les poètes français, vol. IV, 1863) gelesen: C'était un malade, un mort! ses chants interrompus n'étaient que la vague écho d'une voix d'outre tombe; il avait vécu dans l'obscurité . . . un ami venait de recueillir les tristes reliques. . . . Mais pendant qu'on psalmodiait le „de Profundis“ sur le cercueil entr'ouvert, on s'aperçut que le cercueil était vide, que le mort était resuscité, qu'il assistait à ses propres funérailles, et même qu'il en avait très-largement payé les frais. Mise en scène savante d'un talent modeste et fier que jouait au moribond pour conquérir sans danger le droit de vivre!“

Dieses letzte Urtheil (mit Ausnahme des Wortes „modeste“) bietet die Rechtfertigung von Guerrini's litterarischem Kunstgriff. Seine Zeitgenossen hatten ihm, dem Lebenden, kein Gehör schenken wollen, und so mußte er sich todt stellen, um ihre Theilnahme zu erregen. Ein Vorwort, unterzeichnet Olinda Guerrini — dies ist der wirkliche Name des heute noch lebenden Dichters — erzählte die Lebens- und Leidensgeschichte des angeblich Verstorbenen mit herzbewegenden Worten. Das Publikum wurde ergriffen von den Leiden des so jung Verstorbenen und beklagte einmüthig den vorzeitigen Verlust eines so vielversprechenden Talentes. Um so erbitterter war die Entrüstung der hinters Licht geführten Kritiker, als bekannt wurde, daß der Verfasser der Gedichte am Leben war; auf das heftigste wurde er von allen Seiten angegriffen und der Unmoralität beschuldigt. Man empfing ihn in einer Weise, gegen welche die Behandlung der „Satanischen Schule“ in England vor 60 Jahren als Muster von Artigkeit erscheint.

Die Mehrzahl der — 85 — Gedichte des Bandes „Postuma“ besingt die Liebe, — nicht die platonische Liebe, wie sie Leopardi in seiner Kanzone „An die Geliebte“, wie Manzoni und die Dichter jener Zeit sie gefeiert hatten sondern die irdische, sinnliche Liebe in all ihrer Wollust und Gluth. In dem Buche nehmen die mit Emma, Caroline und anderen gefeierten Orgien einen breiten Raum ein. Stecchetti's Verherrlichung der Sinne erinnert an eine der ersten Schriften Heine's, der den Glauben des „III. Testamentes“, der „Freude“ predigte, das ja wahr und angenehm

*) Ein ausgezeichnetes Kapitel ist Stecchetti gewidmet in dem Buch von Valerie Matthes „Italienische Dichter der Gegenwart“ (Berlin, Duncker 1899), dessen Erscheinen mir den äußeren Anlaß zu diesem Aufsatz gibt. Die von mir citirten Uebersetzungen von Stecchetti's Gedichten und Prosaschriften sind, soweit nicht andere Angaben gemacht sind, von Valerie Matthes verfaßt, und kommen dem Original jedenfalls sehr nahe.

wäre, wenn nur Jugend, Gesundheit und Geld nie abhanden kämen. So ruft Stecchetti seiner Nerina zu:

> O komm, Nerina! setze Dich
> Auf meine Knie nieder,
> Der Liebe süße Wollust strahl'
> Aus Deinen Augen nieder;
> O komm, umschlinge meinen Hals
> Mit Deinen weichen Armen,
> Laß bergen mich das Angesicht
> An Deiner Brust, der warmen.
> Die Erde mag in Stücke gehn, —
> Ob ihre Trümmer rauchen,
> Die Himmel zittern, und ins Nichts
> Die Welten niedertauchen,
> Was thut's! — Wenn Deine Küsse heiß
> Auf meinen Lippen lodern,
> Trotz ich dem Tod und möchte selbst
> Gott in die Schranken fodern!

Aber neben den die Sinnenfreude auf den Thron hebenden und sie als das Beste des Lebens preisenden farbenreichen Schilderungen finden sich Verse voll tiefer Innigkeit und düstrer Schwermuth, die an die schönsten Lieder Lenau's gemahnen. Wahre, echte Empfindung gelangt auch in denjenigen Dichtungen Stecchetti's zum Ausdruck, in denen er den Reichen die Noth der Armen und „Enterbten" zu Gemüthe führt.

Verhältnißmäßig wenige von den Gedichten richten sich direkt gegen Religion und Geistlichkeit, z. B. „In morte di un molto riverendo strozzino", wo die Habgier der Kirche und das Ertheilen der Absolution für Geld gegeißelt wird:

> Begehrt ihr, daß Wohnung
> Der Himmel euch biete,
> Bezahlt, Katholiken,
> Bezahlt erst die Miethe!"

Aber auch wo die Gedichte keine derartigen Angriffe enthalten, ist doch ihr ganzer Ton ein flammender Protest gegen die von den Priestern gepredigte Forderung der Askese, der Ertödtung des Fleisches und der irdischen Lust:

> Wir beugen nicht uns den Lehren
> Von Demuth, dem Wissen zum Spott,
> Wir glauben nicht an den Heiland,
> Der Betschwestern kraftlosen Gott.
>
> Es stirbt ringsum das Vergang'ne,
> Die Welt blinden Glaubens versank,
> Es starb der Dichterschaar Blüthe,
> Die Christum und Helden besang.
>
> Nach Judas und Sions Sturze
> Bleibt aufrecht zu jeglicher Frist
> Die starke, herrliche Wahrheit,
> Die einzige Göttin uns ist.
>
> Zertrümmert fallen Altäre,
> Der Wahn der Vergangenheit schwand;
> Nur vorwärts, vorwärts, nur vorwärts
> Mit Fackel und Beil in der Hand!
>
> Ihr Mädchen sollt Eure Locken
> Nicht büßend mit Asche bestreu'n;
> O kommt, so schön ist die Erde,
> Da Rosen und Lenz sich erneu'n.

Stecchetti's Schule läßt sich deutlich auf französischen Ursprung zurückführen. Wer sich an die Bewegung der Parnassiens in Frankreich erinnert und ihr exzentrisches Organ „La République des Lettres" gesehen hat, erkennt gleich die Aehnlichkeit mit den italienischen Veristen. Wir finden aber bei letzteren nicht, wie bei gewissen englischen Parnassiern eine direkte Nachahmung der Franzosen. Die italienische Poesie ist zu reich an schönen und mannigfaltigen Formen, um von Théodore de Banville die Rondeaux Rondels und Triolen abschreiben zu müssen, die er seinerseits von Villon entnommen hat. Das angeborene Schönheitsgefühl hat auch Stecchetti und die anderen radikalen Vertreter der Schule vor dem Gefallen an Gräueln und Brutalitäten bewahrt, das für die Neu-Franzosen bezeichnend ist. Doch die äußeren Kennzeichen, die Losung des Realismus um jeden Preis, die Wiederbelebung alter Versmaße, den heftigen Radikalismus in Religion und Politik, die Gleichgültigkeit gegenüber den Volksvorurtheilen — all das finden wir in Mailand bei Praga, in Bologna bei Stecchetti ebenso wie in Paris. Die neue Bewegung gehört namentlich Nord- und Mittelitalien an. In den beiden genannten Städten wohnen die meisten Veristen, dort werden ihre Werke gedruckt und am fleißigsten gelesen.

Den Vergleich mit der modernen französischen Schule kann man auf gewisse verwandte Bewegungen in der Malerei und Musik ausdehnen. Als Wagner's Tannhäuser auf der Pariser Bühne erschien, wurden Gautier, Baudelaire und Catulle Mendès seine Vorkämpfer, und in Bologna wurde Lohengrin von den jungen Dichtern mit feurigem Beifall begrüßt. Arrigo Boito, einer der angesehensten italienischen Komponisten, ist zugleich ein geachteter Dichter aus der neuen Schule.

In Stecchetti's Poesie ist nichts Verworrenes oder Verborgenes, und ihre Gegenstände sind von der einfachsten, man möchte sagen von der primitivsten Art. Die Liebe tritt am deutlichsten darin hervor: was für eine Liebe das ist, weiß der Leser schon. Solche ausgesprochene „Juvenilia" mit der Miene eines philisterhaften Moralpredigers zu verurtheilen, wäre nicht am Platz. Stecchetti verlangt mit Recht von seinen Kritikern, sie sollen sich auf den rein ästhetischen Standpunkt stellen; doch auch von diesem Standpunkt sind der Ton seiner Liebesentzückung, sein Aufruf für die Emanzipation des Fleisches und ähnliche Auswüchse seiner jugendlichen Phantasie einem natürlichen Vorwurf ausgesetzt. Daß jeder direkte Aufruf an die Sinne, sei es in der Art der Freude oder des Abscheus, aufhört, Kunst zu sein, ist ein Axiom, das die besten Kritiker aller Zeiten festgestellt haben. Stecchetti hat hierin Musset und Heine, namentlich den jungen Heine, stark ausgenutzt. Auch Heine's Weltschmerz spricht deutlich aus Dichtungen wie „Naia", wo Stecchetti sich nach der Glückseligkeit seiner „lieben zwanzig Jahre" zurücksehnt und die ganze Welt durch den schwarzen Schleier seiner Langeweile ansieht. In vielen Gedichten der „Postuma" entfaltet er jenes „Talent de chambre de malade", das mit der Erzählung seines angeblichen Todes zusammenhängt:

> Ich sterbe. Hell tönt Jubelsang
> Der Lerche, die im Aether sich verlor.
> Des Herbstes warmer Sonnenstrahl
> Bricht leuchtend durch den grauen Nebelflor.
>
> Ein warmer, kräft'ger Lebenshauch
> Aus den gepflügten Feldern rauchend dringt.
> Ich sterbe. Hell tönt Lerchensang,
> Von fern der jungen Rinder Brüllen klingt.
>
> Ach, Eure lichte Purpurgluth,
> Ihr Winterröslein, schau ich nimmer mehr;
> Die Kraft entflieht — — — mein Ruheplatz
> Auf dem Balkone bleibt schon morgen leer.

Trotz wundervoller Einzelstellen hat Stecchetti's Liebesdichtung in ihren Extasen und Reueschmerzen etwas Mechanisches, das sich auch in den äußeren Beschreibungen kundgibt. Er besitzt die Leidenschaft aller südlichen Dichter für die Schönheiten mit strahlenden Haaren, die ihm in Bologna gewiß nicht gefehlt haben werden. Dabei ist es aber schwer zu glauben, daß die stereotypen Ausdrücke von „testa bionda", „cappelli biondi" auf alle die zahlreichen Damen passen, deren Reize dem Dichter vorschweben. Stecchetti ist größer, wo er seine Byronianischen Geberden verläßt und einfachen, nicht erheuchelten Gefühlen Ausdruck verleiht, wie z. B. in den Strophen:

„Wenn einst im Alter, in der Einsamkeit
Du liest dies Buch und rufst die Jugend wach,
Dann wirst Du Dich erinnern allgemach
Auch unsrer Liebeszeit.

Dann fällt Dein Haupt, so welk und ohne Blut,
Wohl auf die Brust bei einst'gen Glückes Schein,
Dann wirst Du eingedenk auch dessen sein,
Der in der Erde ruht. —*)

Verse, die er von Béranger, Béranger von Ronsard, Ronsard von Tibullus übernommen hat.

Auch die zweite Gedichtsammlung von Stecchetti, „Nova Polemica", fand einen großen Leserkreis. In dem Prologe weist Stecchetti nicht nur in persönlicher Weise die gegen ihn und seine Gedichte erhobenen Beschuldigungen der Unmoralität zurück, sondern spricht sich auch geistvoll und scharfsinnig über den herrschenden litterarischen Streit und das Widersinnige der Scheidung der italienischen Dichter in zwei feindliche Gruppen, die „Idealisten" und „Veristen" aus. Weniger als in dem früheren Bande ist hier das erotische Element vertreten; dafür sind die Kampflieder, die sich wider die litterarischen Gegner und Kritiker, wider Priesterherrschaft, Heuchelei, Aberglauben und scheinheilige Moralität richten, um so zahlreicher, und von einer gewaltigen Kraft, wie sie nur ein starker, feuriger Dichtergeist hervorzubringen vermag. Merkwürdig ist die cynische Schilderung des jüngsten Gerichtes, in den sieben Gedichten des Cyklus „Dies irae": Der Dichter, durch die Posaunen der Engel aus dem Todtenschlafe erweckt, sucht seinen Kopf, es war ein junger Kopf voller Träume und oft verliebt, — auf Emmas Knieen kann er doch ihn nicht vergessen haben? Vielleicht ist irgend ein Kritiker ohne Kopf gekommen und hat gesagt: Zum Teufel, da ich keinen habe, nehmen wir diesen hier! Nachdem nun der Dichter glücklich seinen Kopf dem Kritiker wieder abgenommen hat, geht er zum jüngsten Gericht im Thale von Josaphat. Dort erscheinen sie alle, die moralischen Dichter und Kritiker, die hysterischen Frauen und feisten Mönche, alle nackt; beim Klange der Posaunen bilden die Auferstandenen zwei Reihen neben dem Throne Gottes, zur Rechten die Auserwählten, zur Linken die Verworfenen. Der Dichter trifft hier unverhofft auf seine „blonde Emma" und wird mit ihr zugleich verdammt, dort unten wird er glücklich mit ihr sein, denn der Teufel ist nicht so häßlich, wie man sagt.**) Indessen langweilen sich beim ewigen Gesange der Psalmen und dem Lärm der Cymbeln und Trommeln die Auserwählten und zu ihrer Zerstreuung gestattet Gott eine akademische Versammlung: ein schöner Herr rezitirt, sich das Haar und den aristokratischen Bart streichend, ein moralisches Sonett, das mit einer Schmähung der „Veristen" endet. Doch lauter, bis zu Gott empor erhebt sich aus den Abgründen ein Gesang: „Gepriesen sei Satan, welcher Eva den Apfel der Sünde reichte, und gelobt sei der Höchste, der unsere Seelen zu richten verstand und die Ketzer vor dem Paradiese der häßlichen Weiber bewahrte; von seinen Heiligen fordert Gott Gebet, Demuth und Glauben, Luzifer gewährt seinen Kindern jegliche Freiheit. Aber ihr frommen Soprane, singt den Verworfenen die gewohnten Schimpflieder, o ihr Armen im Geiste, wüßtet ihr, wie leid ihr uns thut!"

Es fehlt Stecchetti nicht an ausgezeichneter Geschicklichkeit, an warmer Liebe zu seiner Kunst, an jener Schönheit und Zartheit der Form, die er von seinen großen Meistern gelernt hat. Seine Fehler sind die der Jugend und der Auflehnung, die wir auch in Carduccis Gedichten vor den „odi barbare" vorfinden; doch Carducci hat sie überwunden und Stecchetti nicht. In der Kunst mag die Moral kein Stimmrecht haben: doch das ist nicht die Frage. Daß die klassische Muse nackt gehen muß, mag wahr sein: doch Stecchetti's Muse ist nicht nackt. Sie trägt ein modernes, verfängliches, ausgeschnittenes Kostüm; sie ist geschminkt und parfümirt, und blickt Einen hinter dem kokett bewegten Fächer herausfordernd an. Indem sich Stecchetti an ein weiteres Publikum wendet als Carducci, hat er einen plötzlicheren und allgemeineren Erfolg erlebt. Doch wird sein Einfluß weniger dauerhaft sein als der seines großen Gefährten. Der Erfolg von „Postuma" rief eine Fluth von Stecchettiten hervor, aber unsere hervorragendsten Schriftsteller gehören doch nicht zu seiner litterarischen Nachkommenschaft.

Mailand. Valerio Flamini.

*) Uebers. von Julius Litten.
**) Dieser Theil ist von Robert Hamerling übersetzt worden.

H. Steinthal,

(gest. 14. März 1899).

Als Steinthal im Alter von 20 Jahren 1843 sich aus seiner anhaltischen Heimath nach Berlin begab, um dort zu studiren, stand man bereits vor dem Zusammenbruch des Hegel'schen Systems. Es hatte seine Jahrzehnte hindurch behauptete Macht über die Geister vornehmlich dem Umstande verdankt, daß es die treibenden Ideen des großen Aufschwungs deutscher Kultur im 18. Jahrhundert am konsequentesten zum Ausdruck brachte. „Hegel" bedeutete Begeisterung für das Höchste, selbstlose Hingabe für die Wahrheit. Nie zuvor und nachher nicht wieder gingen so viele Jünglinge und gerade auch unbemittelte zur Hochschule, nur geleitet vom Triebe zu wissen und zu erkennen, unbekümmert um den materiellen Lohn, der sich daraus ergeben möchte. Zu den Jüngern dieser idealistischen Richtung gehörte auch Steinthal, diesen Hegel hat er nie überwunden, nicht auf der Höhe des Ruhmes im reifen Mannesalter, nicht als Greis, als mancher Grund zur Verbitterung vorlag; freilich war ihm der Entschluß, nur der Wahrheit zu dienen, darum leichter gemacht als manchem anderen, weil es so wie so keine Karriere gab für studirende Juden, die den Drang nicht hatten, „sich religiös zu entwickeln".

So sehr hatte Hegel's Lehre es Steinthal angethan, daß er in seiner ersten deutschen Schrift bekannte:

„Das Hegel'sche System ist unter allen bisherigen philosophischen Systemen das vollkommenste, ja im Wesentlichen ist es das Vollkommenste, was die Philosophie überhaupt erreichen konnte".

Aber gleich erfährt der Satz bedeutende Einschränkungen; sie sind zurückzuführen auf das Studium der sprachphilosophischen Werke Humboldt's und das lebendige Wort Böckh's. Mit seinem Lehrer theilt Steinthal das Bedürfniß und die Neigung die philologische Disziplin einzureihen unter die übrigen Wissenschaften und ihre Methode zu charakterisiren. Die Philologie wird zur Geschichtswissenschaft, die sich auf ein bestimmtes Volk und eine bestimmte Sprache bezieht, so daß es ebenso viele Philologieen wie Völker und Litteraturen gibt. Ihrer Ausnahmestellung so beraubt, ist die klassische Alterthumswissenschaft dafür in ihrem Begriffe vertieft. Die allgemeine Sprachwissenschaft vertrat damals an der Universität Berlin der Hegelianer Heyse, der Vater des Dichters. In seinem Hause war Steinthal öfters zu Gaste, die geistreiche Hausfrau scherzte wohl über den ernsten Jüngling, der immer mit dem Adjektivum komme und mit Hegel gehe, oder mit Hegel komme und dem Adjektivum gehe. Dem Gebiete der allgemeinen Sprachwissenschaft war nun auch Steinthal's Dissertation entnommen, bei der er Otto Ribbeck und Paul Heyse zu Opponenten hatte; sie behandelte das Pronomen relativum, also die wichtige Evolution in der Geschichte des sprachlichen Denkens, welche von der koordinirenden Satzverbindung zum subordinirenden Satzgefüge überleitet.

Seine Abrechnung mit Hegel hielt Steinthal bald darauf in der Schrift: Die Sprachwissenschaft Wilhelm v. Humboldt's und die Hegel'sche Philosophie (1848). Die Neigung zu heftiger Polemik, die sich hier schon kundgab, hängt zusammen mit Steinthal's besten Eigenschaften, mit seiner unerschütterlichen Wahrheitsliebe und seinem idealen Sinne. Denn der ließ ihn auf der Wahlstatt des geistigen Kampfes stets nur Ideen schauen, die gegen einander stritten, nicht an die Personen denken, welche sie vertraten, und eben verletzbare Menschen waren. Auch wurde hier nicht so sehr einem jugendlichen Gegner der Handschuh hingeworfen, als den Feinden der aufblühenden vergleichenden Sprachwissenschaft und den hochstehenden und sonst so verdienten Männern, die Aristoteles eine Bedeutung geben wollten, welche er im 19. Jahrhundert schlechterdings nicht mehr haben konnte. Aber noch etwas verschärfte den Ton dieser Abhandlung, Steinthal stritt auch gegen sich, gegen den Hegel, der ihm noch anhaftete und gegen den Humboldt noch nicht recht aufkommen konnte. Von Humboldt entnimmt Steinthal den Begriff des „inneren Sprachsinns“ und doch kann er ihn noch nicht befriedigend fixiren. Aber dessen ist er sicher: die Sprache ist nicht Logik. Die Kategorieen der philosophischen Grammatiker werden nicht einmal in den vollkommensten Sprachen verwirklicht, sie sind eben keine sprachlichen Kategorieen. Da zeigte sich die Wichtigkeit des Chinesischen. Es vollzieht nicht einmal die Unterscheidung von Nomen und Verbum. Der Chinese spricht nicht in Wortarten, sondern in Interjektionen, der Ton hilft die Bedeutung ausmachen, dem Chinesen kann die Sprache zur Schrift werden, die wieder die Dinge und nicht die Laute darstellt, so daß die Zerlegung der Wörter in einzelne Elementarlaute, womit in Europa seit uralter Zeit der Unterricht der Kinder beginnt, ihm als abstruse Spekulation gelten mag. Es lag somit Steinthal nahe, allen jenen Erscheinungen nachzugehen, welche auf das Verhältniß von Sprechen und Denken ein besonderes Licht zu werfen geeignet sind. So finden wir 1851 im „Deutschen Museum“ einen Aufsatz über die Sprache der Taubstummen, den Tylor in seinen Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit sehr gut benutzen konnte. Schon 1850 hatte Steinthal eine Klassifikation aller Sprachen versucht; das Buch ist seitdem in dritter Auflage bedeutend verändert und vermehrt von dem Baseler Professor Misteli herausgegeben (1893). Dem Aegyptischen hatte Steinthal schon als Student seine Aufmerksamkeit geschenkt, 1850 gab er die „Koptische Grammatik“ seines verstorbenen Lehrers Schwartze heraus. Inzwischen war er Privatdozent an der Berliner Universität geworden, unterbrach aber auf mehrere Jahre diese Thätigkeit, um sich in Paris im Chinesischen und Afrikanischen weiter zu bilden. Eine gekrönte Preisarbeit bezeugte den Erfolg dieser Studien.

In der oben genannten Schrift: „Die Sprachwissenschaft Wilhelm v. Humboldt's 2c.“ finde ich nirgends das Wort Psychologie, nirgends geschieht dessen Erwähnung, daß es auch einen Philosophen Namens Herbart gebe, der Gedanke einer „Völkerlogik“ wird irgendwo ausgesprochen. Sieben Jahr später bietet uns Steinthal ein Buch, das schon in dem Titel Herbart's Art verräth, die einzelnen Disziplinen fein säuberlich zu scheiden, in eben diesen Titel die „Psychologie“ aufnimmt. Er lautet nämlich „Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Prinzipien und ihr Verhältniß zu einander“. (Das Vorwort ist noch von Paris datirt). Aus der „Völkerlogik“ ist eine „Völkerpsychologie“ geworden, deren Programm erörtert wird und die bald darauf ihr eigenes Organ erhielt. Nun bleibt Steinthal nicht mehr dabei stehen, daß die Sprache nicht nach den Kategorieen der Logik zu deuten sei, er sagt positiv, daß das alogische Prinzip in ihr das psychologische sei. Diese Umwandlung ist zurückzuführen auf den Einfluß von Lazarus, der sich gleich nach Erscheinen des Schriftchens über Humboldt und Hegel mit Steinthal in Beziehung setzte und ihn auf Herbart hinwies, für den Lazarus schon auf dem Gymnasium zu Braunschweig gewonnen ward von dem trefflichen Deutschlehrer Griepenkerl. Dies war der Anfang eines Freundschaftsbündnisses, das durch das ganze Leben fortdauerte. Bei gemeinsamen Bestrebungen und Anschauungen waren beide Männer doch wieder verschieden genug, um sich gegenseitig zu ergänzen. Einmal Herbart zugethan, — wie es scheint, brauchte es Jahre, bis Steinthal sich zu ihm bekannte, — wurde er orthodoxer als es Lazarus je gewesen, der gewissen metaphysischen Voraussetzungen aus dem Wege ging. So aber entstand die höchst fruchtbare Verwerthung der Sprachwissenschaft für die Psychologie, der wir die wichtigsten Resultate der Forschung auf dem Gebiete des Seelenlebens, die unser Jahrhundert verzeichnet, zu verdanken haben. Resultate, die einen besonderen Werth haben dadurch, weil sie zwischen Geistes- und Naturwissenschaften vermitteln, zudem auch die Pädagogik in Methode und Materie beeinflussen.

Eine reiche Thätigkeit entfaltete nun Steinthal in den 60er und 70er Jahren. Die größte Verbreitung erlangte wohl das Werk „über den Ursprung der Sprache“, welches bis zum Jahre 1888 vier Auflagen erlebte und dabei vom Hefte bis zum Buche von 380 Seiten anwuchs. Während diese Schrift die wichtigsten Anschauungen über das Wesen der Sprache, die seit Herder geäußert worden, kritisch darstellt, wollte die „Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern“ (1863 2. Aufl. 1890/91) die Anfänge der Sprachwissenschaft verfolgen. Wenn auch die Vorarbeiten für ein solches Unternehmen damals noch recht ungenügend waren — noch fehlten die Resultate Uhligs und seiner Schule — die wesentlichen Partien des Buches behalten ihren Werth. Weder kann Steinthal's Darstellung von Plato's Sprachphilosophie übertroffen werden, noch wird man Anerkennung versagen können seinem Bemühen zu zeigen, wie Grammatik und Logik miteinander geboren werden, sich gegenseitig beeinflussen und hemmen. Besonders aber war ihm daran gelegen, den Philosophen neben den Empirikern das Ihrige zu geben, nachzuweisen, daß es die Theorie und Spekulation ist, welche jedes Mal die sammelnde Empirie befruchtet und daß diese ohne jene verödet und verdummt.

Das Jahr 1863 brachte Steinthal auch die Ernennung zum außerordentlichen Professor. Sie geschah unter dem Kultusminister v. Mühler, wenn ich nicht irre, eher durch als gegen ihn. Zu weiteren akademischen Würden hat er es nicht gebracht. Um dieselbe Zeit verheirathete er sich mit einer Schwester seines Freundes Lazarus. Wenn Steinthal an der Schwelle des Greisenalters den Segen des häuslichen Lebens und die Pflicht, die er auferlegt denen gegenüber, die ihn entbehren, in seiner Ethik so trefflich zu schildern verstand, so hatte er am eigenen Herde beides erfahren, das Glück und die Uebung der Pflicht. Nur Ein Mißgeschick traf die engverbundenen Familien, Steinthal und Lazarus, zwei von den drei Kindern Steinthal's raffte der Tod in kurzer Frist dahin. Einen ergreifenden Ausdruck des Schmerzes des Vaters liest man in der Vorrede der Lazarus gewidmeten „Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft“. Dieses Werk, das 1871 in erster, 1881 in zweiter Auflage erschien, ist das bedeutsamste unseres Philosophen. Die „Apperzeptionstheorie“, welche hier Steinthal nach dem Vorgang von Lazarus im „Leben der Seele“ entwickelt, besitzt ihren besondern Werth in der engen Anlehnung an die Sprache. Hier mag aus der großen Zahl von Männern, die sich in den letzten Dezennien auf dem Gebiete der Philosophie hervorgethan haben und Steinthal Anregung und Förderung verdanken, nur zweier gedacht werden, die beide auf der Höhe des Wirkens dahingerafft wurden. Selten sind wohl einem Lehrer vor der Oeffentlichkeit so begeisterte Worte gewidmet worden, wie sie Glogau Steinthal gegenüber ausspricht, im „Abriß der philosophischen Grundwissenschaften“ I (1880). Große Wirkung hat aber auch Steinthal auf einen Denker ausgeübt, der eine entgegengesetzte Bahn ging — Avenarius. Darum bemühte sich Avenarius in seiner Spinozaschrift „Die Entwickelung einer speziellen Weltanschauung als einen gesetzmäßigen Prozeß unter rein

psychologischen Gesichtspunkten" zu betrachten. Auch die Abhandlung „Philosophie als Denken der Welt gemäß dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes" (1876) schließt sich noch an Steinthal an*).

Wie können wir über den Mechanismus, der Natur und Geist beherrschen soll, hinauskommen? — Das hat sich Steinthal oft genug gefragt. Was vor Jahrtausenden die Spekulation gelehrt, jeder Schritt, den die Naturwissenschaften mit ihren großen Erfolgen thaten, schien es zu bestätigen, daß „weder auf der Sonne, noch auf der Erde, weder für diese, noch für jene es einen Zweck gibt". Die Erde mag ihre ganze bunte Welt von Organismen in unerschöpflichem Reichthum hervorbringen, sie sind alle „für niemand und nichts da". Der Zufall, der die Welten gestaltete, ließ ein thierisches Wesen entstehen, das zufällig nicht unterging, sondern sich ausbreitete. Und derselbe Zufall ließ ein Wesen entstehen, welches dem Zufall den Krieg ansagte, den thierentstammten Menschen, der sich Vernunft als Zweck setzt. „Zoologisch ist er schon lange Mensch, bevor er sich ein intelligibles Reich über der Natur, eine Welt der Humanität schafft". Diese Sätze sind Steinthal's Ethik (1885) entnommen, einem lange nicht genug gelesenen Werke, dessen Zweck ist: eine ideale Ethik zu lehren, „weil es keine andere gibt! welche aber allen Angriffen seitens der mechanischen Natur- und Geistes-Wissenschaften dadurch entzogen ist, daß sie ganz innerhalb der Mechanik bleibt, dieser nirgends widerspricht und keinen transcendenten, noch transcendentalen Schritt thut". Das scheint möglich im Anschluß an Herbart. Während Kant vom Prinzip ausgeht, daß nur allgemeine und nothwendige Sätze absolute Gewißheit haben, Allgemeinheit und Nothwendigkeit aber nur dem Apriorischen zukommen, findet Herbart, daß jedes Geschmacksurtheil für sich selbst stehend unmittelbar gewiß ist. Neben den ästhetischen gebe es aber auch ethische Geschmacksurtheile. Auch in der ethischen Ideenlehre fußt Steinthal auf Herbart, aber mit großer Selbständigkeit. Steinthal hat die Idee des Wohlwollens hauptsächlich zur Tugend des Familienlebens gemacht, nicht daß sie auf dieses beschränkt wäre, wohl aber soll sie in demselben ihren Ursprung haben. Für das Wohlwollen im staatlichen Leben ist Steinthal weniger eingenommen wie Herbart. Er äußert sich einmal dahin, daß die Idee der Gerechtigkeit hier dem Menschen so viel aufgebe, daß dem Wohlwollen nichts mehr übrig bleibe. Ganz neu ist die Idee der „Vereinigung". Sie ist die Tugend der Selbsthilfe durch Assoziation gegenüber der Staatsversorgung. Strenge Pflichterfüllung fordert Steinthal mit Kant, viele Pflichten hat der Mensch, keine gegen sich. So kommt es, daß trotz aller Konzessionen an die mechanische Weltanschauung ein religiöser Hauch sein Werk durchzieht. Eine Religionsphilosophie zu schreiben war auch Steinthal's letzte Absicht. Jetzt liegen nur zwei Bände gesammelter Aufsätze „Zur Bibel und Religionsphilosophie" vor (1890 und 1895). Steinthal anerkennt alle Resultate der Bibelkritik, er weiß auch, die heiligen Personen sind mythische Heroen, wie er schon 1862 Simson zum Sonnengott machte. Die Analogie zwischen Agamemnon, der Brunnen gräbt und Bäume pflanzt, und den Erzvätern konnte ihm nicht entgehen. Aber ernsthaft fragt er sich dann: Was ist denn das — ein Mythus? Und er scheute sich nicht, allem Vorurtheil zum Trotz zu bekennen, daß Creuzer von vortrefflichen Grundsätzen ausgegangen sei (Zeitschrift für Völkerpsychologie XVIII p. 314 ff.). Nicht darauf kommt es nach Steinthal im Grunde an, was die Mythen ursprünglich waren, sondern darauf, was aus ihnen geworden, was z. B. aus ihren Sonnengöttern und Brunnengräbern Juden und Griechen gemacht haben. Und was sie aus ihnen gemacht haben, das wußte er zu deuten; wie gewann das Wort der Schrift unter seiner Interpretation Leben!

*) J. Kodis in der von Avenarius [begutachteten] Dissertation „Zur Analyse des Apperzeptionsbegriffes" (1893) p. 146.

So verstand es Steinthal. die Gegensätze unserer Zeit in sich auszugleichen. In seinem warmen Herzen hoben sie sich auf zu einer höheren Einheit. Er war kein Systematiker der Philosophie und die Zeit war nicht darnach, daß auf seinen Prinzipien ein solcher hätte bauen können. Es mag noch lange dauern, bis ein schöpferischer Geist eine neue Idealphilosophie der Menschheit schenken kann; wer es auch sei und wann immer, er wird an Steinthal nicht vorübergehen.

Zürich. M. Guggenheim.

Marie Stona: Lieder einer jungen Frau. — Die Provinz unterhält sich. Federzeichnungen. Wien, 1898 und 1899. Carl Konegen.

Oesterreichs deutsche Dichtung hat in Marie Stona ein Talent aufzuweisen, das nicht nur im Kreise der dortigen Dichterinnen, sondern unter denen der modernen deutschen Dichtung überhaupt auf dauernde Beachtung rechnen darf. Manchen Lesern dieser Wochenschrift wird sie vielleicht schon bekannt sein, denn nicht zum ersten Male betritt Marie Stona den deutschen Parnaß. Schon gegen Anfang dieses Jahrhunderts that sie das mit ihrem, kürzlich bereits in dritter sehr vermehrter Auflage erschienenen „Buch der Liebe", von dem sofort gesagt wurde, es enthalte echte Lieder, für die Tonkunst besonders geeignet. Das Nämliche gilt von der soeben herausgegebenen Gedichtsammlung: formgewandt, technisch und sprachlich tadellos und von großer Klangschönheit, zum Singen wie geschaffen. Das geschmackvoll ausgestattete Büchlein, das ohne die leidige Seitenbezifferung unter dem Text und dem verwünschten Puttkamerdeutsch zweifellos noch ansprechender geworden wäre, zeigt zugleich eine Erweiterung des poetischen Horizonts bei der Dichterin. Hat sie, echt lyrisch beanlagt, früher sich auf die persönliche Gefühlswelt allein beschränkt, so hat sie nunmehr, neben Freud und Leid im Eheleben und allerliebsten Bildchen aus der Kinderwelt, auch Vorkommnisse aus Dorf und Stadt in den Bereich ihrer Darstellung gezogen; ebenfalls freierfundene Situationen wie „Todte Liebe" und mittelbare Gefühlserlebnisse, in das imaginäre Gewand von „Rattenkönig" und „Nixe" gekleidet, weiß sie in anmuthigster Form zur Geltung zu bringen. Aber auch die ungebundene Rede des echten Feuilletonisten steht ihr zu Gebote, wie an den überschriftlich angegebenen Plaudereien ersichtlich. Besondere Vorgänge aus dem Provinzleben, wie Landesschießen, Wohlthätigkeitskonzert, Honoratiorenball und Volksfest, weiß sie in „Momentphotographien" zu veranschaulichen: harmlos im Ganzen mit einem kleinen Zusatz von Malice, doch mehr schalkhaft als bösartig, wie gerade für ausreichende Würze der immerhin leichten Anrichtung erforderlich.

Helsingfors. Wilhelm Bolin.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37. Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 35 Berlin, den 27. Mai 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Novelle zum preußischen Gemeindewahlrecht ist erschienen; sie hält, wie niemand bezweifelte, am Dreiklassenwahlsystem und an der öffentlichen Abstimmung fest und eine wesentliche Abänderung tritt nur insofern ein, als „Stimmberechtigte, deren für die Bildung der Wählerabtheilungen maßgebender Steuerbetrag den im Durchschnitt auf einen Wähler in der Gemeinde entfallenden Steuerbetrag übersteigt, stets der zweiten oder ersten Abtheilung zuzuweisen sind".

Diese Bestimmung erregt in hohem Grade das Mißfallen der Nationalliberalen im Rheinland; sie befürchten, daß damit die zweite Wählerklasse in einer großen Anzahl Kommunen an die Ultramontanen ausgeliefert wird, und da die Ultramontanen die dritte Klasse vielfach beherrschen, so erhielten sie folglich die Majorität in der städtischen Verwaltung. Daß Herr von Miquel, der einstige nationalliberale Führer, seine alten Parteigenossen in solcher Weise an die Wand drückt, wird besonders schmerzlich empfunden und legt erneut Zeugniß ab von der wandlungsfähigen Vorurtheilslosigkeit dieses Ministers.

Der Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose tagt in Berlin. Er ist sehr zahlreich besucht und zwar nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus dem Auslande. Dieses Unternehmen, für dessen Zustandekommen sich die Kaiserin interessirte, hat unsere vollste Sympathie, und es ist aufrichtig zu wünschen, daß die Berathungen zu nützlichen Entschlüssen führen mögen.

Auch in politischer Beziehung ist der Kongreß nicht ohne Bedeutung. Auf ihm wirken Gelehrte, Praktiker des bürgerlichen Lebens und Arbeiter einträchtig zusammen, und es ist von symptomatischer Bedeutung, daß im sozialdemokratischen „Vorwärts" das Folgende in einem Begrüßungsartikel für den Kongreß zu lesen ist:

„Der ‚Tuberkulose-Kongreß', wie er kurzweg genannt wird, beginnt heute im Reichstagsgebäude seine Verhandlungen. Trotzdem der Byzantinismus recht wenig angenehm berührt, der sich auch an diese, rein humanitären Zwecken dienende Veranstaltung knüpft, begrüßt die Arbeiterschaft Deutschlands dies Ereigniß mit Freuden, und sie wünscht den Kongreßtheilnehmern guten Erfolg für ihre Bestrebungen."

Und an anderer Stelle heißt es:

„Das ehrliche Streben, die Ausbreitung der Krankheit einzudämmen, wird immerhin einigen Erfolg erzielen, und dieser Erfolg wird, wiederum weil es sich um „die Proletarierkrankheit" handelt, zumeist dem Proletariat zu gute kommen. Und daß ehrliches Streben in diesem Sinne den Kongreß und insbesondere die Kongreßleitung beseelt, dafür bürgt uns allein schon der Umstand, daß man bereitwilliger, als dies sonst zu geschehen pflegt, auch die Mitwirkung der Arbeiterschaft selbst und ihrer Vertreter auf dem Kongreß zugelassen hat. Freilich konnten die Veranstalter des Kongresses nicht verkennen, daß ohne die vorausgegangenen, häufig mißdeuteten und verlästerten Bemühungen der Arbeiterklasse die Idee des Tuberkulose-Kongresses nimmermehr solchen Anklang gefunden hätte, wie es jetzt der Fall ist.

Die Arbeiterschaft hat die ihr dargebotene Hand angenommen: sie hat zahlreiche Vertreter — Vorstandsmitglieder von Krankenkassen und Invaliditätsanstalten — zum Kongreß entsendet, welche sich dort mit den versammelten Männern der Wissenschaft und Verwaltungsbeamten vereinigen werden zu gemeinsamer Arbeit für die Aermsten der Armen: die erkrankten Proletarier."

Die Zeiten sind jetzt glücklicherweise überwunden, da in Deutschland der politischen Weisheit letzter Schluß in dem Aufreißen einer möglichst tiefen Kluft zwischen Arbeiterschaft und dem Rest der Staatsbürger bestand.

Paul Majunke ist gestorben; er war eine charakteristische Gestalt aus den Zeiten des Kulturkampfes: Parlamentarier und Redakteur der „Germania", heißblütig und streitbar, so daß er in die jetzigen höflichen Verhandlungen nicht mehr hineinpaßte und sich daher schließlich wieder auf seine seelsorgerische Thätigkeit zurückzog. Majunke's Ge-

schichte des Kulturkampfes in Preußen-Deutschland bleibt ein bemerkenswerthes Dokument für die Zeit und für den Verfasser, der an den Schluß seines Werkes den Ausspruch des Bischofs Dupanloup setzte:

„Wenn der Protestantismus seine 350 Jahre durchlaufen haben wird, wird er sein, was heute der Arianismus und der Gnosticismus ist".

Und der diesen Worten hinzufügte:

„Wir leben in der Zeit, in welcher sich die Worte erfüllen."

Heute, da das Centrum sogar in dem protestantischen Preußen Regierungspartei ist, mußte ein kampfbereiter Mann mit diesen Anschauungen in der Stille, priesterlicher Thätigkeit wieder verschwinden.

Die Friedenskonferenz im Haag ist an ihre Arbeit gegangen und hat, bevor sie sich zur Berathung an den üblichen grünen Tisch niedersetzte, die Thüre gegen die Welt draußen vorsichtig verschlossen. Diese Vorsorge kann kein besonderes Vertrauen zu einem guten Ergebnisse einflößen. Zunächst gibt es kein Geheimniß, wenn Dutzende von Diplomaten mit einander verhandeln, und will man doch eine Geheimhaltung versuchen, so ist das nur ein Beweis, daß man statt Uebereinstimmung weitgehende Meinungsverschiedenheiten erwartet, die man zu verhüllen wünscht.

Diese Taktik erscheint aber gerade vom Standpunkt jener, die ein Ergebniß der Konferenz wünschen, verfehlt; denn es ist gewiß unzweckmäßig, auf die Hilfe der öffentlichen Meinung zu verzichten, die gern bereit sein wird, einen Druck auszuüben zur Erreichung jedes realen, erstrebenswerthen, verständigen Zieles. Freilich, Regierungen wollen nicht solchem Druck ausgesetzt sein.

Hoffen wir, daß trotzdem eine Anzahl nützlicher Reformen erzielt werden; die Hoffnung hierfür ist gestiegen, seitdem der deutsche Kaiser in einem Trinkspruch es zum Ausdruck gebracht hat, daß auch er der Tendenz der Konferenz sympathisch gesonnen ist.

Die Königin von England hat ihren achtzigsten Geburtstag gefeiert; ein Alter der Patriarchen und ein Leben voll an außerordentlichem Inhalt. Die staatliche Macht und Ausdehnung Englands hat während ihrer Regierung gewaltig zugenommen; der Wohlstand und das geistige Wohlbefinden der Bevölkerung desgleichen.

Als die Königin Victoria zur Regierung kam, gab es in England zahlreiche scharfblickende Männer, die voraussagten, daß in absehbarer Zeit das Vereinigte Königreich eine Republik sein werde; heute sind die Republikaner in England nur noch politische Raritäten, und diese Befestigung der Monarchie und diese Blüthe des Landes vollzog sich, obgleich die Herrscherin ein überragender Genius nicht gewesen ist. Man sollte an die Stelle von „Obgleich" ein „Weil" setzen. Sie ist eine Frau von gesunder Menschenklugheit und von Vorsicht, und somit geschaffen zu einer konstitutionellen Monarchin. Keine Staatsform aber ist für ein unangekränkeltes Volk und einen verständigen Herrscher so zuträglich wie die konstitutionelle Monarchie; dies Victorianische Zeitalter in England, das die bestehenden Staatseinrichtungen festigte, das die Macht und den Reichthum des Landes hob, zeigt an einem glänzenden Beispiel den Segen konstitutionellen Regimentes bei einem thatkräftigen und verständigen Volke unter einer verständigen Herrscherin.

Die Riesenentwicklung der modernen Welt konnte unter solcher Regierung England in ganz besonders hohem Grade zu Gute kommen.

Die Deutschen Oesterreichs haben sich über ein gemeinsames politisches Programm nach langen Berathungen geeinigt. Der Keime des Zwiespaltes mag es in den Fraktionen, die sich zusammengefunden haben, genug geben; immerhin bleibt es eine erfreuliche Thatsache, daß unsere Landsleute die politische Einsicht und Disziplin besessen haben, diesen ersten Schritt zur Einleitung einer wirkungsvollen Opposition zu thun. Und während die oppositionellen Kräfte wachsen, ist nun auch das Kabinet Thun ins Wanken gekommen; die Frage des Ausgleichs mit Ungarn wird voraussichtlich auch dieses Ministerium stürzen.

Emilio Castelar, der in den letzten Jahren eine eingreifende Bedeutung für das politische Leben Spaniens nicht mehr hatte, ist gestorben. Castelar gehörte zu jenen Republikanern, die durch friedliche Entwicklung nicht durch Umsturz zum Ziele ihrer politischen Wünsche zu gelangen hofften. Castelar, der die Deutschen nicht liebte, war als Politiker für unseren Geschmack zu schönrednerisch und pathetisch; er war ein politischer Poet, kein Politiker.

* * *

Die politischen Aussichten in den Vereinigten Staaten.

Die Hauptschwierigkeit, unter welcher die demokratische Partei bei der Präsidentschaftswahl im nächsten Jahre in Thätigkeit treten muß, besteht darin, eine Plattform zu finden, auf welcher die auseinanderstrebenden Elemente sich vereinigen können. Da eine Majorität den Trusten und einem hohen Tarif widerstrebt, so wird erwartet, daß man die realen und eingebildeten Uebel, die Jenen und Diesem zugeschrieben werden, der öffentlichen Mißbilligung preisgeben wird. Und obgleich die Demokraten in hohem Grade über die Frage der Expansionspolitik uneinig sind, so wird man es doch als politisch richtig betrachten, auch gegen diese Opposition zu machen.

Seit der Reichthum gewachsen und das Zinserträgniß herabgegangen, ist eine Industrie nach der andern zu Ringbildungen zusammengeschlossen worden, bis der unabhängige Wettbewerb fast aufgehört hat, ein Element im Handel zu sein. Individuelle Tüchtigkeit findet heute keine bessere Verwerthung als dadurch, daß sie in den Dienst irgend eines gigantischen Syndikates tritt. Die Thatsache aber, daß unter gewissen Umständen Verbrauchsgegenstände durch die Bildung von Syndikaten verbilligt worden sind, wird nicht in Ansatz gebracht werden. Da im Allgemeinen nachgewiesen werden kann, daß die Besitzer von Aktien noch immer hübsche Dividenden erhalten, so wird es als eine Pflicht des Staates bezeichnet werden, daß das Volk die unentbehrlichen Bedarfsartikel sich etwa zu einem Preise, der den augenblicklichen Produktionskosten nahekommt, verschaffen kann. Um über diese brennenden Fragen zu verhandeln, hat die „Civic federation of Chicago" jüngst den Ruf nach einem nationalen Parteitag ergehen lassen.

Die Expansionspolitik unserer Regierung will so lange kritisirt werden, als sie noch ein Experiment bleibt. Sie zwingt zu einer starken Vermehrung unserer Flotte und Armee und zu einer entsprechenden Belastung unseres Budgets, und sie gewährt unserer Exekutive eine Macht, die unsere Verfassung nicht in Rechnung gezogen hat. Soll diese Politik aber bleibend verfolgt werden, so mag sie leicht uns in Verwicklungen mit irgend einer europäischen Macht bringen.

Es ist heute klar, daß die Zölle, die Wolle und Wollenzeuge schützen sollten, diese Industrie geschädigt und zum Theil ruinirt haben. Die Zölle auf Eisen, Stahl, Kupfer und andere Artikel, deren Aufzählung ich mir erspare, und die wir heute auf dem offenen Weltmarkte unter günstigeren Bedingungen als irgend eine andere Nation liefern können, behalten wir aber nur darum bei, um den Produzenten einen Vortheil aus der Tasche der amerikanischen Konsumenten zu gewähren.

Was die Währungsfrage anbelangt, so werden die Demokraten sie wahrscheinlich in so vieldeutigen Sätzen behandeln, daß damit die freundlich gesinnten Anhänger des Goldes befriedigt sind, ohne daß doch den Silberleuten all-

zuiehr vor den Kopf gestoßen wird. Nachdruck wird möglicherweise darauf gelegt werden, daß sich in den Banken das Kapital mehr und mehr konzentrirt, daß Zweigniederlassungen mehr und mehr errichtet werden und auf die unterschiedliche Behandlung, die Cheques aus dem Westen und Süden bei den Banken im Osten erfahren. Diese Manöver können leicht dargestellt werden als eine Verschwörung von Wallstreet zu dem Zwecke, um Kapital aus fern gelegenen Punkten im Westen, wo es gebraucht wird, nach dem Osten heranzuziehen, wo es im Ueberfluß vorhanden. Die Masse der Wähler wird für minderwerthiges Geld sich in dem Grade weniger begeistern, als der allgemeine Wohlstand wächst. Aber Silber-Dollars, die auf gleichem Fuß wie Gold umlaufen, könnten wohl manchen Freund des weißen Metalls günstig stimmen. Wenn Wm. Jenning's Bryan diese Stimmungen der öffentlichen Meinung berücksichtigt, so wird er der populärste Mann der demokratischen Partei wiederum sein, und es könnte sich wohl ereignen, daß er von Neuem Präsidentschaftskandidat wird.

In den Reihen der Republikaner gibt es keinen stärkeren Kandidaten als Wm. McKinley. Die Plattform seiner Partei wird wahrscheinlich die folgende sein.

1. Das Volk vertraut darauf, daß die Währung bleibend auf einer Golddasis festgelegt werden wird, und daß der Kredit der Nation durch diesen festen Werthmesser aufrecht erhalten wird.

2. Man wird behaupten, daß das Gedeihen des Landes, das reichen Ernten und günstigen Umständen zu verdanken ist, der weisen republikanischen Administration zuzuschreiben sei.

3. Der Ruhm unseres neuesten Krieges und das Prestige, das wir durch seine glückliche Beendigung erreichen, wird betont werden.

4. Man wird die Vortheile hervorheben, die Handel und Industrie aus den jüngst erworbenen Ländern ziehen können. Und wenn wir, so gut wie Großbritannien, Kolonien zu verwalten verstehen, so mögen diese Erwartungen sich sogar verwirklichen.

5. Das starke und beständige Wachsthum unseres Exportes an Manufakturwaaren wird man den hohen Schutzzöllen zuschreiben, für die die republikanische Partei eingetreten ist. Dabei wird man zugeben, daß einige Zölle ungerechtfertigt und unbillig sind, und daß Andere die verhaßten Syndikate zum Nachtheil der einzelnen Individuen begünstigen. Man wird einen gerechten Ausgleich in Wendungen versprechen, die ebenso vieldeutig sind, wie die demokratischen Versprechungen in Bezug auf die Währungsfrage.

Selbst wenn im fernen Asien noch mehr Blut vergossen werden sollte, so wird die jetzige Regierung doch am Ruder bleiben, so lange das Geld flüssig, die Spekulation angeregt ist und die Produkte der Landwirthschaft lohnende Preise bringen. Die Voraussetzungen aber wahrscheinlich zunächst von Bestand sein werden, so sind die Aussichten für die Republikaner ganz entschieden günstig.

Unsere Mißverständnisse mit Deutschland nahmen ihren Ausgang von einer Tarifpolitik, die Ihre Industriellen als feindselig erachteten. So lange wir selbst uneinig darüber sind, ob es weise sei, Ihnen unseren Markt zu verschließen, sollte man sich in Deutschland nicht verletzt fühlen, da alle Nationen von uns gleichmäßig behandelt werden.

Die deutschen Agrarier beklagen sich, weil wir Nahrungsmittel angeblich zu einem niedrigeren Preise liefern, als sie selbst dieselben produziren können. Unter dem Vorwande, daß diese Nahrungsmittel gesundheitsschädlich seien, versuchen sie thörichterweise dieselben durch die Gesetzgebung aus Deutschland auszuschließen. Wären die Agrarier in Deutschland erfolgreich, so könnten sie entdecken, daß dieses Vorgehen größeren Nachtheil ihrem eigenen Lande, als dem unseren bringen wird. Wir brauchen uns nicht nach Käufern umzusehen, die unsere billigen Nahrungsmittel kaufen. Aber bei dem Versuch, die Landwirthschaft zum Nachtheil der heimischen Industrie in Deutschland zu schützen, würde man die Beobachtung machen, daß beide geschädigt werden.

Die deutsche Regierung, die unzeitig durch unsere agressive Politik erschreckt worden ist, wird vielleicht gedacht haben, daß wir zusammen mit Groß-Britannien die Vorherrschaft im Stillen Ozean anstreben.

Mag immerhin ein erheblicher Theil der Amerikaner für eine Annektion der naheliegenden westindischen Inseln sein, so gibt es doch eine weit verbreitete Opposition in Bezug auf die Kolonisation der Philippinen. Da Admiral Dewey am 1. April 1898 nicht länger in irgend einem neutralen Hafen geduldet wurde, so war er gezwungen, Zuflucht zu suchen zu Pasig und Kohlen einzunehmen in Manila. Wie er die spanische Flotte vernichtete, wie wir dann durch den Friedensvertrag von Spanien Ansprüche auf die Inseln erwarben, wie wir in den Krieg auf den Philippinen hineingetrieben wurden, das Alles ist bekannt. Die Zukunft dieser Gebiete hängt von Umständen ab, die nur allmählich in die Erscheinung treten können. Wenn es uns schließlich gelungen ist, die Inselbewohner zu überwältigen, so wird uns ihr Land möglicherweise weniger begehrenswerth erscheinen, als zu einer Zeit, da wir fälschlicherweise glaubten, daß wir es schon durch Kauf in unseren Besitz gebracht hätten. Sollten wir aber auch demnächst unbestrittener Herr von Luzon werden, so brauchte uns Deutschland doch nicht zu beneiden. Innerhalb der großen Ausdehnung des Stillen Ozeans gibt es andere begehrenswerthe Kolonieen, deren Erwerb, wenn Deutschland ihn erstrebte, kein Amerikaner je den Deutschen streitig machen würde.

Ein besseres Verständniß zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland zieht bereits herauf. Während des Krieges machte sich in der deutschen Presse eine gewisse Gereiztheit gegen uns geltend, und diese Empfindungen wurden hinüber geechot von muthwilligen oder böswilligen Journalisten, die thörichterweise glaubten, sie könnten Amerikaner, die zufällig in Deutschland geboren waren, gegen das Land ihrer Wahl aufreizen. Alle diese Symptome sind verschwunden.

Ein Sturm im Glase Wasser, der im Hafen von Manila durch den Streit reizbarer Seeoffiziere beider Mächte seinen Anfang genommen hat, endete glücklicherweise mit einem verdienten Tadel, den einer unserer Kapitäne für seine lächerlichen Ausfälle erhalten hat.

Der alberne Streit über die Wahl eines Titularherrschers auf Samoa hält zwar noch an. Die Ankunft von deutschen Vertretern in den Vereinigten Staaten, welche die Zustände unserer Lebensversicherungsgesellschaften studiren sollen, verspricht hingegen zu einem Ergebniß der Art zu führen, daß von den Maßregeln wirthschaftlicher Wiedervergeltung Abstand genommen werden wird.

So wird denn die „Entente cordiale" zwischen den Angelsachsen und ihren deutschen Vettern, die im beiderseitigen Interesse so wünschenswerth ist, zweifellos in Kurzem wieder hergestellt sein.

Newyork, 12. Mai. Louis Windmüller.

Das Programm der Deutschen Oesterreichs.

Nach mehrmonatlichen Berathungen haben die Vertrauensmänner der Deutschen in Oesterreich die national-politischen Forderungen, mit deren Formulirung sie in den letzten Tagen der Reichsrathssession betraut waren, fertig gestellt und am Pfingstsonntag wurde die programmatische Erklärung der Oeffentlichkeit übergeben. Es ist ein langes, umfangreiches Schriftstück, das sich vielfach in einer Kasuistik der sprachlichen Verhältnisse verliert und in Subtilitäten auflöst. Die Vertrauensmänner der deutschen Parteien haben durch Umfang und Form ihrer Arbeit schon darauf verzichtet, daß ihr Programm in die Massen dringe, sich diesen einprägt, eine volksthümliche Platform werde. Mit Ausnahme einiger weniger allgemeiner Sätze stellt sich dieses

Programm dar als ein Leitfaden für berufsmäßige Politiker in dem Labyrinth der österreichischen Sprachenfrage. Allerdings darf auch nicht vergessen werden, daß dies Programm seinem Ursprung nach nichts anderes sein wollte. Es sollte eine Zusammenfassung jener national-politischen Forderungen sein, welche die oppositionellen deutschen Parteien zu vertreten gewillt sind. Die deutschen Vertrauensmänner wollten sich auf den rein nationalen Standpunkt stellen und von den rein staatlichen Gesichtspunkten ganz absehen. Sie konnten ihre Absicht aber nicht voll zur Durchführung bringen. Die Forderung, daß der Staat, welcher in der offiziellen Sprache „die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder" heißt, seine Anonymität aufgebe und den Namen Oesterreich erhalte, ist doch keine nationale, sondern eine eminent staatliche, und ebenso ist das Begehren, daß jeder Beamte in ganz Oesterreich der deutschen Sprache in Wort und Schrift mächtig sein müsse, und daß die Kenntniß der deutschen Sprache die Voraussetzung der Anstellung im Staatsdienste bilden müsse, nur aus dem staatlichen Gesichtspunkte und nicht aus dem nationalen zu erklären, denn vom deutsch-nationalen Gesichtspunkte ist es höchst gleichgiltig, ob ein Gerichtsadjunkt in Tarnow oder ein Finanzrath in Ragusa der deutschen Sprache mächtig oder nicht. Unbewußt schlägt doch immer der Gedanke durch, daß das Deutschthum in Oesterreich seine stärkste Stütze in dem staatlichen Gedanken habe. Die historische Stellung der Deutschen in Oesterreich ist aus ihrer Identifikation mit dem Staate entsprungen und ihre Behauptung oder Revindikation kann nur in Verbindung mit dem Staatsgedanken gebracht werden. Allerdings ist in diesem Punkte arg gesündigt worden. Durch zwanzig Jahre haben die Regierungen an dieser historischen Stellung der Deutschen gerüttelt und sie haben damit nur den Kitt des Staates gelockert und den Staat selbst zerrüttet. Jene deutschen Führer aber, welche den Staatsgedanken und mit ihm das Deutschthum vertraten, haben ihre Politik — um das Horazische Wort zu gebrauchen — **poplitibus timidoque tergo** gemacht, mit Kniebeugungen nach oben und ohne Rückgrat. Der eine, der schon wirklicher Geheimerrath war, wollte die hohe Gunst nicht verscherzen und der andere, der es noch nicht war, wollte es werden. So wurde durch die Personen die Idee kompromittirt und darum gerieth die Vertretung des Staatsgedankens in Mißkredit, man wandte sich von demselben ab und der nationale Gedanke beherrscht das Terrain. Er ist auch der leitende in den national-politischen Forderungen, ohne daß er sich von der staatlichen Exigentien vollständig loszulösen vermöchte.

Die Forderungen, welche das deutsche Programm aufstellt, sind maßvoll in der Form und nicht unmäßig in der Sache. Es ist ein Programm der nationalen Vertheidigung, kein Programm des nationalen Angriffes. Der Grundgedanke bezüglich jener Länder, in denen Deutsche und Slaven neben einander wohnen und wo die Slaven eine nennenswerthe Stufe der kulturellen Entwicklung erlangt haben, ist der der nationalen Trennung nach Territorien; in dem einen Territorium, dem rein deutschen Sprachgebiet, soll ausschließlich die deutsche, in dem anderen die slavische Sprache herrschen. Die sprachliche Tendenz muß aber ihre Fortsetzung finden in den obersten Landesbehörden und daher die Forderung nach Errichtung deutscher und czechischer Abtheilungen bei der böhmischen Statthalterei und dem Prager Oberlandesgerichte. Die Bildung der nationalen Kurien mit Veto-Recht in den Landtagen von Böhmen und Mähren soll die nationalen Minoritäten in der Behauptung ihrer Grundrechte befestigen.

Trotz des maßvollen Inhaltes des Programmes hat die czechische Presse es als das Produkt von Narren erklärt und brüsk abgelehnt, weil dasselbe die angeblich tausendjährige historisch-politische Individualität Böhmens vernichtet. Die polnische Presse beginnt der czechischen zu sekundiren und die Slovenen und Kroaten werden in das gleiche Horn stoßen. Die Regierung steht dem Programm ziemlich gleichgültig gegenüber. Sie findet in demselben kaum etwas, was sie in ihre geplante Sprachenverordnung hinübernehmen könnte und die Oktroyirung einer Sprachen-Nothverordnung nach § 14 ist die letzte Mission dieser Regierung, welche durch die Ausgleichsfragen und die Differenzen mit dem ungarischen Ministerium, ohnehin arg ins Wanken gerathen ist. So konzentrirt sich die Bedeutung des Programms auf die Parteien, von denen es ausgeht. Es ist eine Fahne, welche ihren großen unschätzbaren Werth hat, wenn die deutschen Parteien sich um sie schaaren, sie vertheidigen, sie zur Ehre zu bringen suchen. Wenn .... Aber unter den fünf Parteien, von denen das Programm ausgeht, herrscht nichts weniger als Einigkeit. In demselben Augenblick, in welchem die deutschen Vertrauensmänner sich zur Schlußberathung an den Tisch setzten, haben die der deutschen Volkspartei angehörigen Landtagsabgeordneten in Böhmen ihr Mandat niedergelegt, um die Abgeordneten der deutschen Fortschrittspartei zu zwingen ein Gleiches zu thun und um ihnen bei den Neuwahlen die Hälfte der Mandate abnehmen zu können. Ist das deutsche Gemeinbürgschaft? An demselben Berathungstische, an welchem die national-politischen Forderungen formulirt wurden, saßen Dr. Lueger und der Kalksburger Jesuitenzögling Prinz Alois-Liechtenstein. Wenn man sich daran erinnert, daß die antisemitische Partei im niederösterreichischen Landtage den Protestantrag gegen die Oktroyirung eines Sprachengesetzes ablehnte, dann muß man sich darüber klar sein, daß diese Partei auf Verrath sinnt und bereit ist die deutsche Sache an die Regierung zu verkaufen, wenn diese ihr durch Sanktionirung der neuen Landesordnung und des neuen Gemeindestatutes für Wien die Majorität für den niederösterreichischen Landtag und den Wiener Gemeinderath festlegt. Vergegenwärtigt man sich aber die Scenen, die sich vorige Woche im niederösterreichischen Landtage abspielten, wie der oberste Verwaltungsgerichtshof und seine Räthe durch eine Reihe von Sitzungen von den Antisemiten in der niedrigsten Weise beschimpft und begeifert wurden, ohne daß der anwesende Statthalter dagegen ein Wort des Protestes fand, dann kann man nicht im Zweifel sein, daß der Handel zwischen den Antisemiten und der Regierung im besten Zuge ist. So ist die innere Struktur der Gemeinbürgschaft beschaffen. Als in der Aera des ersten Bürger-Ministeriums die Minister unter einander in Zank verfangen und unausgesetzte Intriguen an der Tagesordnung waren, sagte der witzige Berger: „Wie sollen wir uns verstehen können, wenn wir uns nicht ausstehen können?" Dasselbe muß man heute wieder von den deutschen Parteien sagen. Der innere Hader und die Zerfahrenheit im eigenen Lager sind die schlimmsten Feinde, welche das Deutschthum in Oesterreich besitzt.

Wien, 23. Mai. Gustav Steinbach.

Die Lex Salisch.

Es dürfte jetzt wohl ziemlich sicher sein, daß es zu einer Erledigung des Antrags Rintelen und damit einem Abschluß der Reform des Strafverfahrens in der laufenden Reichstagssession nicht kommen wird. Auch die eifrigsten Optimisten werden Angesichts der erheblichen Menge von Abänderungsanträgen, welche schon jetzt zu den Kommissionsbeschlüssen gestellt sind, die Hoffnung aufgegeben haben, daß es gelingen wird, diese Materien durch die Fährlichkeiten einer Berathung im Plenum glücklich hindurch zu leiten. Ist doch bis jetzt, trotzdem der Kommissionsbericht schon seit Wochen vorliegt, der Versuch eines Beginns der Plenarberathung noch nicht gemacht worden. Durch eine Vertagung der Reichstagssession über den Sommer werden die Aussichten der Reform des Strafverfahrens nicht viel günstiger werden. Denn einmal wird ein reichhaltiges Arbeitsmaterial für die Herbstsession übrig bleiben, und dann werden ohne Zweifel nach der Wiederaufnahme der Reichstagsarbeit im Herbst alsbald viele neue Aufgaben an

das Haus herantreten, hinter denen die Reform des Strafverfahrens abermals zurückstehen muß.

Es fragt sich, ob bei dieser Sachlage der Reichstag nicht gut thun wird, die lex Salisch für sich zu erledigen. Diese Vorlage ist gesondert dem Reichstag zugegangen, von der Reichstagskommission, die über den Antrag Rintelen berieth, indessen mit der Reform des Strafverfahrens verbunden worden. Diese Verbindung hat ihren naturgemäßen Grund in der Sache selbst. Wenn der Reichstag über eine Revision der ganzen Strafprozeßordnung beräth und gleichzeitig angeregt wird, die Bestimmungen über die Eidesleistung der Zeugen neu zu regeln, so liegt nichts näher, als die Berathung und Verhandlung dieser beiden Fragen mit einander zu verknüpfen. Es kommt hinzu, daß in der Justiznovelle, welche dem Reichstag während mehrerer Jahre vorgelegen hat, gleichfalls beide Materien im Zusammenhang behandelt worden waren, daß damals auch die Regierung diese Punkte als ein untrennbares Ganzes hinstellte, und daß der Antrag Rintelen, welcher den Anstoß zur Berathung über die Reform des Strafverfahrens gegeben hat, auch die Frage der Eidesleistung behandelt. Vielleicht mag bei der Verbindung beider Materien mit einander auch der Umstand berücksichtigt worden sein, daß die Regierung jetzt anscheinend bedeutendes Gewicht legt auf die Reform der Eidesleistung und daß man voraussetzte, sie würde bei der Annahme ihrer diesbezüglichen Vorlage möglicherweise zu Konzessionen hinsichtlich anderer Punkte des Strafverfahrens bereit sein.

Aber die Sachlage hat sich jetzt offenbar dadurch verschoben, daß die Aussichten auf ein Zustandekommen der ganzen Strafprozeßreform heute äußerst minimal geworden sind. Soll jetzt die lex Salisch auch mit in den Orkus verschwinden, in welchen die Reform des Strafverfahrens voraussichtlich hinabgleiten wird? Das ist doch gewiß nicht zu wünschen.

Ueber die wesentlichen Punkte der lex Salisch die Ersetzung des Voreides durch den Nacheid und die Verminderung der Eidesleistungen herrscht gegenwärtig ein erfreuliches Einverständniß nicht nur unter der großen Mehrzahl der Reichstagsabgeordneten, sondern auch zwischen dem Reichstag und der Regierung. Es ist zwar neuerdings wieder der Versuch gemacht worden, für die Beibehaltung des Voreides Stimmung zu machen, aber bisher ohne Erfolg. Der Unterschied zwischen der gegenwärtigen Situation und derjenigen vor zwanzig Jahren ist auch gar zu einleuchtend. Vor zwanzig Jahren bekämpften sich die Anhänger des Voreides und des Nacheides auf das entschiedenste. Schließlich siegten die Anhänger des Voreides, aber eine starke Minderheit stand ihnen gegenüber, welche für den Nacheid eintrat. Heute ist dagegen die Sympathie für den Nacheid eine so allgemein verbreitete, daß die Beibehaltung des Voreides kaum noch gefordert wird, und sowohl in den letzten Jahren wie auch in diesem Jahre die Vorschläge, welche den Nacheid an die Stelle des Voreides setzen sollen, im Reichstage mit Einstimmigkeit angenommen worden sind.

Man steht heute eben in juristischen Kreisen auf dem Standpunkt, daß der Nacheid ein besseres Mittel zur Erforschung der Wahrheit ist, als der Voreid. Gewiß wird man nicht behaupten wollen, daß künftig keine Fehlsprüche der Gerichte mehr vorkommen würden, daß wenigstens der Thatbestand sich in Zukunft nach der Einführung des Nacheides immer richtig werde feststellen lassen. Die Eidesleistung selbst hat für die Ermittlung des Thatbestandes doch nur eine beschränkte Bedeutung. Ein Zeuge, in dessen Kopf eine ganz bestimmte, wenn auch unrichtige Vorstellung bestimmter Thatsachen sich festgesetzt hat, wird natürlich diese Vorstellung dem Gericht vortragen, mag er vorher oder nachher beeidigt werden. In der Hauptsache wird es für die Ermittlung des Thatbestandes darauf ankommen, wie der Richter die Vernehmung leitet. Ein Richter, welcher die Sache selbst nicht beherrscht, sondern bei der Vernehmung unsicher herumtappt, wird natürlich nicht so leicht einen richtigen Thatbestand feststellen können wie ein Richter, welcher genau weiß, worauf es ankommt. Ebenso wird ein Richter, der den Zeugen nicht aussprechen läßt, sondern gleich mit Fragen, vielleicht gar Suggestivfragen an denselben herantritt, möglicher Weise von dem Zeugen dasjenige hören, was er wünscht oder erwartet, aber nicht dasjenige, was die Grundlage für eine richtige Darstellung des Thatbestandes gibt. Gerade diese Art der Vernehmung erleichtert es dem Zeugen, eine falsche Aussage zu machen. Wenn sich nachher herausstellt, daß der Zeuge etwas Wichtiges nicht gesagt hat, und ihm dieser Umstand vorgehalten wird, so erklärt er einfach, daß er danach nicht gefragt worden sei.

Also wird der wesentlichste Einfluß hinsichtlich der Wahrheitsermittlung immer in der Hand des Richters liegen, mag der Zeuge vor oder nach seiner Vernehmung beeidigt werden. Aber der Richter kann Widersprüche und Unklarheiten in den Aussagen besser aufklären, wenn der Zeuge noch nicht beeidigt ist, und also leichter etwas zurücknehmen kann, als wenn er bereits geschworen hat. Der Zeuge kann sich vor der Eidesleistung noch einmal seine ganze Aussage vorhalten lassen und kann im entscheidenden Momente kontroliren, ob er wirklich dasjenige gesagt hat, was er für „wahr hält". Denn mehr kann der Zeuge niemals beschwören. Und auf dieser Differenz zwischen subjektiver und objektiver Wahrheit beruht es eben zum erheblichen Theil, daß trotz der größten Sorgfalt auf allen Seiten doch so viele objektiv unrichtige Aussagen vor Gericht deponirt werden.

Auch den anderen wichtigen Punkten der lex Salisch insbesondere der Nichtbeeidigung unerheblicher Aussagen, steht die große Mehrzahl unserer Juristen heute sympathisch gegenüber. Im Zivilprozeß gibt es einen Verzicht auf die Beeidigung von Zeugenaussagen und dieser wird, wenn wir erst den Nacheid haben, bei unerheblichen Aussagen sicherlich in der Regel eintreten. Aber im Strafprozeß kann auf die Beeidigung nicht verzichtet werden. Deshalb ist es nothwendig, daß dem Gericht die Möglichkeit gegeben wird, Zeugen, deren Aussage unerheblich ist und deren Beeidigung von keiner Seite beantragt wird, unbeeidigt zu entlassen. Größere Bedenken hat die Nichtbeeidigung offenbar unglaubwürdiger Aussagen. Man muß ja sagen, daß der Eid zur Ermittelung der Wahrheit dienen soll, und daß man nicht wissen kann, ob ein Zeuge, der schließlich wegen offenbarer Unglaubwürdigkeit nicht beeidigt wird, bei seiner Aussage verblieben wäre, falls er beeidigt sein würde. Auch ist es häufig eine sehr subjektive Ansicht, ob eine Zeugenaussage glaubwürdig oder unglaubwürdig ist. Was der eine Richter für unglaubwürdig hält, erachtet der andre vielleicht für ganz glaubwürdig. Hier muß mindestens vorgeschrieben werden, daß im Fall der Nichtbeeidigung ein einstimmig gefaßter Gerichtsbeschluß vorliegen muß. Keinenfalls darf aber dieser Beschluß vor dem Ende der Beweisaufnahme gefaßt werden. Denn nur auf Grund des Ergebnisses der ganzen Verhandlung kann ein solcher Beschluß richtig gefaßt werden.

Schließlich kann man sich auch nicht der Erkenntniß verschließen, daß die bisherige Straflosigkeit der uneidlichen gerichtlichen Aussagen eine durchaus fehlerhafte Einrichtung ist. Der Zeuge ist zur Wahrheit gegenüber dem Gericht verpflichtet, mag er unter Eid oder uneidlich vernommen werden. Es ist ein Fehler, wenn man bei der Bestrafung solcher unrichtigen Aussagen das alleinige Gewicht darauf legt, daß der Eid verletzt ist und daß man nicht mindestens in ebenso hohem Grade den Umstand werthet, daß eine falsche Aussage gemacht worden ist. Deshalb ist es an sich gewiß mit Freude zu begrüßen, wenn künftig auch die uneidliche falsche Aussage mit Strafe bedroht werden soll.

Ueber alle diese Punkte besteht jetzt ein Einverständniß unter den Mitgliedern des Reichstags. Ohne Zweifel würde die Durchberathung der lex Salisch im Plenum des Reichstags nur kurze Zeit in Anspruch nehmen. Sollte es

bei solcher Lage der Dinge nicht vielleicht doch angebracht sein, diese Materie jetzt endlich zur Lösung zu bringen, statt sie wiederum auf unabsehbare Zeit zu vertagen? Hierbei kommt noch ein ganz besonderes Moment in Betracht. Die Reichstagskommission hat beschlossen, daß die von ihr angenommenen Abänderungen des Strafverfahrens am 1. Januar 1903 in Kraft treten sollen — ein recht auffallender Beschluß, denn wenn man die Einführung der Berufung für nothwendig hält, kann man es doch kaum verantworten, noch beinahe 4 Jahre ohne solche zu bleiben —, daß dagegen die Reform des Eidesverfahrens schon mit dem 1. Januar 1900 eingeführt werden soll. Das ist schon deshalb wünschenswerth, weil am 1. Januar 1900 die neue Civilprozeßordnung in Kraft tritt. Es ist offenbar richtiger, daß wenn an diesem Gesetz schon alsbald wieder Aenderungen vorgenommen werden sollen, dies jetzt geschieht, und nicht erst, wenn die neue Civilprozeßordnung schon kurze Zeit in Kraft steht.

Unter diesen Umständen dürfte es sicherlich angebracht sein, die Frage in Erwägung zu ziehen, ob es jetzt nicht besser wäre, die lex Salisch wieder aus dem Zusammenhang, in welchen sie durch die Reichstagskommission gebracht worden ist, herauszulösen, und für sich besonders zu erledigen. Dann kann nach dieser Richtung auf dem Gebiet der Reform des Strafverfahrens wenigstens ein kleiner Fortschritt erzielt werden. Andernfalls würde auch die Eidesreform dem gleichen Schicksal verfallen wie voraussichtlich die gesammte Reform des Strafverfahrens. Das wäre zu bedauern.

Hamburg.

A. Nöldeke.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Sullanisches Regiment und österreichische Staatsanwaltschaft.

Daß Theodor Mommsen eine römische Geschichte geschrieben hat, ist voraussichtlich österreichischen Staatsanwälten nicht unbekannt; und daß Theodor Mommsen in dieser römischen Geschichte weder des Grafen Taaffe, noch des Grafen Badeni, noch auch des Grafen Thun, noch anderer großer Staatsmänner, die Oesterreich auseinander regierten und auseinander regieren, Erwähnung thut, können selbst jene vermuthen, die für ihre Bildung auf die Lektüre von Mommsens Werken stolz Verzicht geleistet haben. Hingegen spricht Mommsen im zweiten Kapitel seines dritten Bandes von der Sullanischen Restaurationsherrschaft, die ihre runden zweitausend Jahre hinter dem Zeitpunkt liegt, da in Oesterreich ein Ministerium nach dem anderen den Staat in tiefere Verwirrung hineinzuretten unternimmt.

In diesem besagten Kapitel findet sich auch die folgende Bemerkung:

„Es büßte die ganze Natian, was die ganze Nation verschuldete.

Es war ungerecht, wenn man die Regierung als den letzten greifbaren Ausdruck des Staats für alle heilbaren und unheilbaren Krankheiten desselben verantwortlich machte; aber das allerdings war wahr, daß die Regierung in furchtbar schwerer Weise mittrug an dem allgemeinen Verschulden."

Und an anderer Stelle weist Mommsen philosophisch auf die unabänderliche Entwicklung hin, die aus solchen Zuständen sich ergeben muß. Er sagt:

„Wenn aber eine Regierung nicht regieren kann, hört sie auf legitim zu sein und es hat wer die Macht, auch das Recht sie zu stürzen. Zwar ist es leider wahr, daß eine unfähige und verbrecherische Regierung lange Zeit das Wohl und die Ehre des Landes mit Füßen zu treten vermag, bevor die Männer sich finden, welche die van dieser Regierung selbst geschmiedeten entsetzlichen Waffen gegen sie schwingen und aus der sittichen Empörung der Tüchtigen und dem Nothstande der Vielen die in solchem Falle legitime Revalution heraufbeschwören können und wollen. Aber wie das Spiel mit dem Glücke der Völker ein lustiges sein mag und wahl lange Zeit hindurch ungestört gespielt werden kann, sa ist es doch auch ein tückisches, das zu seiner Zeit die Spieler verschlingt; und niemand schilt dann die Axt, wenn sie dem Baum, der falsche Früchte trägt, sich an die Wurzel legt."

Das waren also Betrachtungen, die die sullanische Restaurationsherrschaft in Rom Mommsen eingegeben hatte.

Die Wiener „Arbeiter-Zeitung" war der Ansicht, daß es nützlich sein könnte, auch in Oesterreich, wo kein Sulla die Zügel der Regierung in Händen gehabt hat, an jene Aussprüche Mommsen's zu erinnern, und sie druckte mit Quellenangabe das obige Citat ab.

Was geschehen mußte, geschah nun. Die Wiener Staatsanwaltschaft befaßte das Wiener Preßgericht mit den Mommsen'schen Betrachtungen über die römischen Zustände, und das Preßgericht dekretirte, daß das Citat aus dem Kapitel über die sullanische Restaurationsherrschaft „in seiner Gänze", wie es in dem Erkenntniß aus dem Lande Grillparzer's heißt, ein Vergehen gegen § 300 des St.-G. darstelle; die Nummern der Zeitung seien mit Beschlag zu belegen und die „saisirten Exemplare" zu vernichten; denn so lauten die „Gründe": In der abgedruckten Stelle „werden durch Schmähungen Andere zum Hasse und zur Verachtung gegen Staatsbehörden und gegen einzelne Organe der Regierung in Beziehung auf ihre Amtsführung aufzureizen versucht".

Fraglich bleibt nun, ob nur die „Wiener Arbeiter-Zeitung" oder ob auch Mommsen mit seiner römischen Geschichte in Oesterreich saisirt und in ihrer „Gänze" vernichtet werden müssen; um die beiden letzteren wäre es besonders Schade, und jedenfalls wird man die Befürchtung aussprechen können, daß, wenn alle historischen Betrachtungen über die unabwendbaren Folgen eines frivolen und verlotterten Regimentes durch die Censur in Oesterreich verboten werden, daß dann von den Zornausbrüchen biblischer Propheten bis auf Mommsen's unerbittliche Schärfe so ziemlich alle Geschichtserzählung in der durch die Censur entfesselten Sintfluth untergehen wird, wenn nicht vielleicht in der staatserhaltenden Arche einige schöne offiziöse Lobeshymnen auf den Tiefsinn des Taaffe'schen Programms vom „Fortwurschteln" gerettet werden.

Böotien ist nie ausgestorben; es lebt wohlerhalten fort in den Amtsstuben der Censur, aus denen immer noch die Welt mit einiger Heiterkeit erfreut wird; freilich solch eine Heiterkeit birgt bitteren Ernst. Denn ernst steht es stets um einen Staat, wenn ein Wort über zweitausend Jahre zurückliegende römische Luderwirthschaft und ihre Folgen bereits wie ein beängstigender Spiegel vor dem eigenen Antlitz wirkt.

Junior.

Ein italienischer Dichterveteran.

In der trüben Zeit, in der wir leben, klingt es fast wie ein Märchen, daß ein Papst einem Juden den apostolischen Segen ertheilt. Und doch hat sich dieses wunderliche Ereigniß zugetragen. Die Zeit, in welcher es sich abspielte, liegt nicht weit hinter uns. Man zählte das Jahr 1847. Auf dem päpstlichen Stuhle saß Pius IX., und der Jude, den er segnete, war der zu Ende des verflossenen Jahres heimgegangene David Levi.

Levi ist bei uns wenig oder gar nicht gekannt, dagegen hat sein Name in Italien einen vollen Klang. Er nimmt einen Ehrenplatz unter den feurigen Dichtern und Patrioten ein, welche ihr Leben in den Dienst der Einigung

Italiens gestellt haben, und wir sind dem Schriftsteller E. H. Margulies in Florenz sehr dankbar, daß er uns in einer „Studie über das Leben und die Werke D. Levi's" (Trier 1897) seine Bekanntschaft vermittelt hat. Levi wurde im Jahre 1816 zu Chieri, einem kleinen Städtchen in der Nähe von Turin, geboren. Auf den Juden in Piemont lastete damals ein fürchterlicher Druck. Die Reaktion, die nach den Ereignissen des Jahres 1815 in Italien ihren Einzug gehalten hatte, feierte in Piemont wahre Orgien. Victor Emanuel I. war zwar von den besten Absichten beseelt, aber er war zu schwach, um sie verwirklichen zu können. Er ward ein Werkzeug in den Händen des Adels und des Klerus, die alle ihre mittelalterlichen Vorrechte, welche sie unter der französischen Herrschaft eingebüßt hatten, wieder an sich rissen und das ganze öffentliche Leben beherrschten. Der Code Napoleon, welcher die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze als obersten Grundsatz der Verfassung und Rechtsprechung aufgestellt hatte, wurde abgeschafft, und an dessen Stelle traten wieder die veralteten Gewohnheitsrechte, welche von der adligen Büreaukratie zu Gunsten ihrer Kaste mit empörender Willkür gehandhabt wurden. Geistige Ueberlegenheit galt als ein Verbrechen, und selbständiges Denken als staatsgefährlich. Die Intelligenz wurde von der Polizei argwöhnisch überwacht, und um das Volk in wohlthätigem Dunkel zu erhalten, wurde die Schule wieder der Geistlichkeit ausgeliefert, welche sich auf die Züchtung des beschränkten Unterthanenverstandes vortrefflich verstand. Wie es unter solchen Verhältnissen den Juden erging, kann man sich leicht ausmalen. Sie hatten unter der Verfolgungssucht, den gesetzlichen Beschränkungen und polizeilichen Nörgeleien, denen der Bürgerstand ausgesetzt war, natürlich am meisten zu leiden. Sie wurden aller politischen Rechte beraubt, von dem Besuche der öffentlichen Schulen ausgeschlossen und neuerdings in das Ghetto eingesperrt. Der kleine David wurde daher in eine Privatschule geschickt. Allein die geistige Nahrung, welche ihm dort verabreicht wurde, vermochte seinen Wissensdrang nicht zu befriedigen. Mehr als in der Schule lernte er durch selbständige Lektüre der Bibel und anderer guter Bücher, die er in der kleinen, aber erlesenen Familienbibliothek vorfand. Dazu kam, daß sich die gebildeten Mitglieder der Gemeinde allwöchentlich zu traulichem Gedankenaustausche in dem von patriarchalischem Geiste durchwehten Hause seiner Eltern vereinigten, wo außer der heiligen Schrift die besten Erzeugnisse der italienischen Litteratur eifrig gelesen und besprochen und auch Gemeindeangelegenheiten berathen wurden. Hier verkehrten ferner freiheitsliebende Männer, unter Anderen auch ein Bruder des unglücklichen Dichters Silvio Pellico, der fünfzehn Jahre auf dem Spielberge bei Brünn schmachtete. Die Gespräche, die in dem gastlichen Hause geführt wurden, blieben nicht ohne Einfluß auf das Gemüth des aufgeweckten Knaben, der schon frühzeitig ungewöhnliche Begabung und einen stolzen, unabhängigen Sinn verrieth. Die Eindrücke seiner Kinderjahre brachten ihm die Ueberzeugung bei, daß die Leiden seiner Glaubensgenossen und die seines Vaterlandes aus derselben Quelle fließen, und so faßte mit dem Hasse gegen die Tyrannei die zwiefache Liebe zu Israel und zu Italien, die sein ganzes Leben und Wirken beherrschen sollte, feste Wurzeln in seinem jungen Herzen.

Nach vollendetem dreizehnten Lebensjahre wurde David zu nahen Verwandten nach Vercelli geschickt, wo er das vortrefflich geleitete Institut „Colonna e Finzi" besuchen sollte. Neben der Bibel und der hebräischen Grammatik wurden in der Anstalt auch profane Gegenstände, namentlich die lateinische Sprache und die italienische Litteratur, mit Erfolg gepflegt. Levi's erste italienische Verse galten der Verherrlichung eines wegen revolutionärer Umtriebe zum Tode verurtheilten jungen Landsmannes. Die freiheitliche Bewegung zog damals in Italien so weite Kreise, daß selbst die unreife Jugend von derselben ergriffen wurde. Eines Tages, so erzählt der Dichter in seiner Selbstbiographie, welche in zwei Theile, die „Vita di Pensiero" (Milano 1875) und die „Vita d'Azione" (Torino 1882) zerfällt, kam ein aus Frankreich zurückkehrender piemontesischer Jüngling nach Vercelli. Alle seine Bücher und Schriften waren ihm an der Grenze abgenommen worden, aber die Gedichte Giovanni Berchet's, welche der Jüngling getreulich seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte, konnten ihm von den Grenzwächtern nicht geraubt werden. So versammelte er denn um sich eine Schaar von Knaben, unter denen sich auch der kaum vierzehnjährige David Levi befand, und trug ihnen mit glühender Begeisterung die zündenden Verse des verbannten Freiheitssängers vor, welche die Gemüther der andächtig an seinen Lippen hängenden jugendlichen Zuhörer in stürmische Erregung versetzten. Viele von den Gedichten wurden mehrfach abgeschrieben, an Eltern, Geschwister und Freunde vertheilt und auswendig gelernt. Derartige Vorgänge, sowie die Lektüre der Tragödien von Niccolini, Silvio Pellico, Manzoni und Marenzo übten auf die Phantasie des heranreifenden Knaben einen mächtigen Eindruck.

Nach dreijährigem Aufenthalte in Vercelli kehrte Levi auf Wunsch seiner Eltern nach der Heimath zurück. Sie hatten ihn für den Kaufmannsstand bestimmt. Er sollte einst das Geschäft seines Vaters übernehmen und wurde deshalb schon jetzt in dasselbe eingeführt. Allein wie hätte sich der begabte Jüngling, welchem die Trauer um Italien die Seele ausfüllte, und dem es überdies der Märtyrer Giordano Bruno angethan hatte, mit dem Soll und Haben befreunden können? Da sich seine Eltern hartnäckig seinem Sehnen nach einer litterarischen Laufbahn verschlossen, verließ er heimlich Chieri und begab sich nach Piacenza. Von dort schrieb er den Eltern einen Brief, in dem er sie wegen seines eigenmächtigen Vorgehens um Verzeihung bat und zugleich beschwor, von ihrem Plane abzustehen. Sie willigten ein und der wiedergefundene Sohn begab sich im Frühjahr 1836 in überglücklicher Stimmung an die Universität in Pisa. Mit einem wahren Heißhunger warf er sich im Drange nach Erkenntniß auf die Philosophie. Die ewigen Räthsel des Natur- und Menschenlebens begannen seinen Geist zu beschäftigen, und was ihn im Innersten bewegte, das Kämpfen und Ringen seiner Seele nach Wahrheit, verdichtete sich ihm zum Liede. Er eilte von einem philosophischen System zum anderen und von keinem befriedigt, fand er auf dem langen Umwege über die uralte Weisheit der Brahmanen, deren Studium im ersten Drittel dieses Jahrhunderts in Italien im Schwange war, den Stein der Weisen, der ihm genügte, endlich in der durch erhabene Klarheit überwältigenden Bibel. Adlergleich erhob sie sich ihm über alle Religionen des Orients, die man mit ihr hatte vergleichen wollen. In jenen gewahrte er nichts als eine übermächtige Natur, von der selbst die Gottheit sich nicht losmachen kann und die mit ihren gewaltigen Erscheinungen den Menschengeist erdrückt und zermalmt; in dieser fühlte er überall das Wehen des Gottesgeistes, der aus Liebe das Weltall erschaffen und allen Dingen Maß und Gesetz gegeben hat. Dort waltet Fatalismus und eiserne Nothwendigkeit, hier Freiheit des Willens und Streben nach höchster Vollkommenheit; dort Stillstand und starre Unbeweglichkeit, hier Fortschritt und Entwicklung; dort endlich Scheidung der Menschen in Kasten, in Unterdrücker und Unterdrückte, hier Einheit und Gleichheit aller Menschen, Gerechtigkeit und Nächstenliebe. Der letztere Gegensatz war es vornehmlich, welcher den für Freiheit und Brüderlichkeit begeisterten jungen Dichter ebenso sehr zur Bibel hinziehen wie von dem Brahmanenthum abstoßen mußte. Er lernte jetzt den Glauben seiner Väter von einer neuen Seite würdigen. In ihm fand er den höchsten und reinsten Ausdruck seiner eigenen Ideale, und zugleich mit der Liebe zu seinem Vaterlande erstarkte in seinem Innern immer mehr die Liebe zum Judenthum. Das Studium der Geschichte Israels ließ ihm eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dem Schicksal Italiens und dem Palästinas entdecken, und der Schmerz über das Unglück beider Länder machte sich Luft in den Versen:

Und zweifachen Zions Verbannter ich bin,
Zu zweifachem Zion, ach, zieht es mich hin;
Doch wehe! im Elend muß beide ich schauen,
Und einsam und traurig durch düsteres Thal
Sich wälzet der Jordan und stöhnet, o Qual!
Die Wage des Tibers, sie seufzet, o Grauen!

Und ein andermal entringt sich ihm die Klage:

Zion! — Italien! o Leuchten der Welt,
Die ihr das nächtliche Dunkel erhellt,
Zum Lichte ihr führtet die Völker, zum Glanz,
Im Ruhm, wie im Leiden seid Schwestern ihr ganz.
Die Gipfel des Schönen und Wahren so steil
Erklammet ihr beide, der Menschheit zum Heil.
Zu göttlicher Höhe den Menschengeist trug
Empor euer mächtiger, glänzender Flug.

Zion! — Italien! mein Herz, mein Gemuth
In flammender Liebe für euch nur erglüht.
Zion! — Italien! vor Sehnsucht verzehet,
Nur euch meine dürstende Seele begehrt.
Verwittwet und einsam irrt Rahel umher,
Und Niemand erleichtert ihr Schicksal, ja schwer,
In Fesseln verschmachtet Italien als Magd,
Und Niemand die Fesseln zu lösen ihr wagt.

Allein Levi war nicht der Mann der sanften Resignation und ruhigen Beschaulichkeit; sein feuriges Temperament drängte ihn zu thätigem Eingreifen. Kaum zwanzig Jahre alt, war er bereits in den von Mazzini gegründeten und über ganz Italien verbreiteten politischen Geheimbund „La giovane Italia" eingetreten. Bei seinen wiederholten Reisen von Pisa nach Piemont hatte er Gelegenheit, dem Bunde vortreffliche Dienste zu leisten, indem er in den verschiedenen Städten, in denen er sich aufhielt, theils neue Zweigvereine gründete, theils den Gedankenaustausch unter den bereits bestehenden vermittelte. Trotz dieser politischen Thätigkeit hatte er jedoch die Studien nicht vernachlässigt und er war gerade im Begriffe, sich für die Entlassungsprüfung vorzubereiten, als er durch einen unliebsamen Vorfall gezwungen wurde, Pisa den Rücken zu kehren. Bei einem aus geringfügigem Anlasse entstandenen Streite zwischen ihm und einem Kollegen aus der Schweiz ließ sich dieser zu einer beleidigenden Aeußerung über die Juden im Allgemeinen hinreißen. Als Antwort darauf folgte eine kräftige Ohrfeige und ein Duell. Dasselbe fand in einem Walde nächst Pisa statt und fiel zu Ungunsten des Schweizers aus, welcher schwer verwundet nach Hause getragen wurde. Die Sache ward ruchbar und Levi mußte, von der Polizei verfolgt, eiligst das Weite suchen. Mit Hilfe eines seiner Freunde, des Marchese Domenico Franzoni, der ihm seinen Reisepaß zur Verfügung stellte, floh er nach Genua und von dort nach Chieri. 1841 erwarb er den Doktorgrad an der Universität zu Siena und reiste dann nach Paris, auf das damals die Augen aller geknechteten Völker gerichtet waren und wo die Elite der italienischen Patrioten versammelt war. Kaum dort angelangt, nahm er Fühlung mit Terenzio Mamiani, Giuseppe La Farina, Giovanni Berchet, Marchese Giorgio Pallavicini und anderen hervorragenden Mitgliedern der italienischen Emigration. Hier lernte er auch Mazzini kennen, der von London öfter insgeheim nach Paris kam, um seinen Gesinnungsgenossen Verhaltungsmaßregeln zu geben und wichtige Parteiangelegenheiten mit ihnen zu berathen. Bei einer solchen Berathung wurden die Rollen für die tollkühne Unternehmung der Brüder Bandiera, welche die Abschüttlung des österreichischen Joches bezweckte, vertheilt. Attilio und Emilio Bandiera, die von fanatischem Haß gegen Oesterreich erfüllt waren, wollten, verleitet durch das falsche Gerücht, daß ganz Süditalien in Gährung sei und nur auf das Zeichen zum Losschlagen warte, mit einigen Schiffen in Calabrien landen und sich an die Spitze der Insurgenten stellen, während gleichzeitig Piemont, die Lombardei und Venedig sich erheben sollten. Levi wurde zuerst nach Piemont und dann mit dem Grafen Bevilacqua nach Venedig gesendet, um das Feuer der Begeisterung für die Einheit und Freiheit Italiens zu schüren. Allein das waghalsige Unternehmen der Brüder Bandiera mißlang. Sie fielen bei ihrer Landung in Calabrien durch Verrath in die Hände der Oesterreicher und wurden wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt und am 5. Juli 1844 in Cosenza erschossen. Als die Kunde davon nach der Lagunenstadt gedrungen war, widmete unser Dichter dem Andenken der jugendlichen Märtyrer eine erschütternde Elegie, welche in den leidenschaftlichen Appell ausklingt:

Vertheilet sie, diese Gebeine, und jegliche Stadt
Vom Meer' bis hin zu den Alpen bewahre ein Stück.
Nicht weinen jetzt sollt ihr, nicht klagen, nur küssen sie satt,
Und schwören, zum Himmel erhebend den Blick,
Wenn einst sich Italien erhaben in flammender Gluth,
Zu rächen, zu sühnen der Märtyrer Blut.

Im Sommer 1846 schien es, als sollte Italien das Heil erblühen. Graf Giovanni Mastai-Ferretti, welcher die strengen, reaktionären Maßregeln Gregors XVI. nicht gebilligt hatte, wurde am 16. Juni dieses Jahres auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Da er bald nach seiner Thronbesteigung eine allgemeine Amnestie erließ und einige Reformen in liberalem Sinne in Angriff nahm, erwarb er sich das Zutrauen der Liberalen. Wie es immerdar des wahren Dichters Aufgabe ist, sich zum Dolmetsch der die Volksseele bewegenden Gefühle zu machen, so stimmte Levi eine Ode an Pius IX. an, der Papst sei von der Vorsehung dazu berufen, dem Elend und der Schmach seines Vaterlandes ein Ende zu machen. Er möge aber auch derjenigen nicht vergessen, die, seit Jahrhunderten unterdrückt, bis jetzt kein Erbarmen fanden und deren Klage bisher ungehört verhallte. Es lebe droben ein Gott, der jede ihrer Thränen zähle und sammle und ihre Klagen erhören werde. Die Ode schließt mit den ergreifenden Worten: „Zu ihnen wende dich, o Pius, reiche deine mächtige, ruhmreiche Hand, die schon so vielen Verwundeten Heilung brachte, auch diesen Unterdrückten. Nicht umsonst hat der Himmel sie inmitten so langer und schwerer Leiden erhalten; ihre glorreiche Vergangenheit und das Licht, das von ihnen ausgegangen ist, deutet darauf hin, daß sie auch für die Zukunft noch zu Großem bestimmt sind". Der also apostrophirte Papst nahm die Ode gnädig auf und ließ dem Verfasser seinen Dank und seinen apostolischen Segen entbieten. Er ließ auch kurz darauf die Mauern des Ghettos niederreißen.

Durch die Reformen Pius' IX. war die liberale Bewegung in Italien so mächtig geworden, daß auch die übrigen Fürsten sich ihr nicht entziehen konnten. Zudem reizte die Volksthümlichkeit, die sich der neue Papst durch seine Zugeständnisse erworben hatte, zur Nachahmung. Namentlich Carl Albert von Savoyen, in dessen Familie die Tradition genährt wurde, daß sie zur Herrschaft über ganz Italien berufen sei, mochte hinter dem Papste nicht zurückbleiben, und so entschloß er sich nach langem Hin- und Herschwanken endlich gegen Ende des Jahres 1847, einige der dringendsten und von der öffentlichen Meinung am lautesten geforderten Reformen zu gewähren. Diese günstige Wendung der Dinge veranlaßte unseren Dichter gleich vielen anderen Patrioten, die bis dahin in freiwilliger Verbannung gelebt hatten, in die Heimath zurückzukehren, in welcher er sofort eine rege journalistische Thätigkeit entfaltete. Als in dem „großen Jahre" 1848 die Lombardei und Venedig, ermuthigt durch den glücklichen Ausgang der Revolution von Palermo und Paris und ganz besonders durch die Nachrichten von den ernsten Verlegenheiten, in denen sich die österreichische Regierung damals befand, und von den Konzessionen, zu denen sie sich in Folge des Wiener Volksaufstandes hatte verstehen müssen, sich gegen die österreichische Herrschaft erhoben, griff Levi, der hierin an Theodor Körner gemahnt, zu Leier und Schwert. Seinem Hymnus auf die Revolution von Palermo ließ er einen von dem Maestro Toroni in Musik gesetzten Kriegsgesang „L'Italiana" folgen, der als eine Art italienischer Marseillaise mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde. Als nach dem Siege der Aufständischen

und dem Rückzuge der österreichischen Besatzung die Völker Italiens sich gleich gewaltigen Bergströmen in die lombardische Ebene ergossen, veröffentlichte Levi eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel „Patria ed Affetti“. In der Einleitung begrüßt er freudig die neue Zeit und die Morgenröthe der Freiheit, die für das Vaterland angebrochen ist. Er sieht die Träume seiner ersten Jugendjahre in Erfüllung gehen. Ein neuer Geist ist erwacht und durchschreitet die Halbinsel von einem Ende bis zum anderen. Der Sieg kann verzögert werden, aber nicht ausbleiben, denn wenn eine Nation will, gibt es keine menschliche Macht, die etwas gegen sie auszurichten vermöchte.

Die nothwendigen Vorbedingungen für die Einheit Italiens aber sind die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze und eine durchaus demokratische Staatsverfassung. Welcher Art immer auch die zu wählende Regierungsform sein möge, so muß sie auf demokratischen Grundlagen aufgebaut werden und aus dem Willen des ganzen Volkes hervorgehen. Soll daher die künftige Regierungsform die Monarchie sein, so kann und darf sie nur eine von dem ganzen Volke frei gewählte repräsentative Monarchie sein.

Vor Allem aber ist es nothwendig, daß die verschiedenen Stämme Italiens in engere wirthschaftliche und geistige Beziehungen zu einander treten und so allmählich das Gefühl der Zusammengehörigkeit in ihnen erstarke. Die Erreichung dieses Zieles kann durch Abhaltung wissenschaftlicher und litterarischer Kongresse, durch die Feier gemeinsamer, nationaler Feste, sowie durch Ausbreitung eines Eisenbahnnetzes über die ganze Halbinsel wesentlich gefördert und erleichtert werden.

Dies waren ungefähr die Gedanken, die Levi in der Einleitung zu seinem im Frühling des Jahres 1848 erschienenen Buche „Patria ed Affetti“ in der zuversichtlichen Hoffnung, daß der begonnene Krieg mit dem Siege Italiens endigen werde, entwickelte. Seine Siegeszuversicht erwies sich indeß als trügerisch. Um seine Landsleute zur Ausdauer anzueuern, schrieb Levi das Drama „Die Märtyrer von Neapel im Jahre 1799“, welches in Turin wiederholt mit großem Erfolge aufgeführt wurde. Er gründete ferner im Vereine mit La Farina und Giorgio Pallavicini die „nationale Vereinigung“, welche bald der Brennpunkt für die Einheitsbestrebungen aller Liberalen wurde. Als im Jahre 1859 Italien neuerdings gegen Oesterreich Krieg führte, veröffentlichte er unter dem Titel „Martirio e Redenzione“ eine Sammlung patriotischer Gesänge, welche Garibaldi gewidmet ist und mit einem Kriegsliede beginnt, das bereits vorher für die von Garibaldi befehligte Freiwilligenlegion gedichtet war. Den Sieg der Verbündeten begrüßte er mit einer neuen Sammlung patriotischer Lieder, die er unter dem Titel „Von Novara nach Magenta“ herausgab. 1860 wurde er in das Parlament gewählt. Hier trat er in enge freundschaftliche Beziehungen zu Ratazzi und Cavour, welch' letzterer ihn wiederholt mit wichtigen politischen Missionen betraute. In der denkwürdigen Märzsitzung, in welcher Cavour zum ersten Mal öffentlich Rom als zukünftige Hauptstadt Italiens proklamirte, betonte Levi die Nothwendigkeit, dem festgefügten kirchlichen Organismus einen einheitlichen Staatsorganismus gegenüberzustellen, der seiner eigenen Kraft und seines eigenen Rechtes bewußt sei. Selbstverständlich ist es, daß er ein eifriger Anwalt der Interessen seiner Glaubensgenossen war. Als solcher trat er für die einheitliche Regelung der Verfassung aller israelitischen Gemeinden Italiens ein, deren Bestand und Autonomie er sichergestellt wissen wollte.

Die scharfe Bekämpfung der September-Konvention mit Frankreich, nach der Rom päpstlich bleiben und die Hauptstadt Italiens nach Florenz verlegt werden sollte, hatte für ihn den Verlust des Mandates zur Folge. Die Muße die er nun genoß, benützte er zur Umarbeitung und Vollendung seines bereits in Venedig entworfenen dramatischen Hauptwerkes „Il Profeta“, dessen tragischer Held der Methusalem unter den Völkern, Israel ist. Der Dichter sieht den jüdischen Volksgeist in seinem schmerzvollen Ringen nach Läuterung am reinsten in dem Propheten Jeremia verkörpert.

Im Jahre 1877 wurde Levi abermals in das Parlament gewählt. Da er jedoch bei den nächsten Wahlen im Kampfe gegen die klerikale Partei unterlag, zog er sich definitiv von dem öffentlichen Schauplatze zurück und lebte fortan ausschließlich seinen litterarischen Neigungen. Er brachte zunächst seine Selbstbiographie zum Abschluß, die eine Fülle von Gedanken über religiöse, philosophische, ästhetische und politische Fragen enthält. Die Religion ist im Leben des Einzelnen und der Gesammtheit ein unentbehrlicher Faktor. Sie fügt zu den Reizen der Kunst die hinreißende Gewalt der reinen, lauteren Liebe hinzu. Was die Poesie der heiligen Schrift ewig bewunderungswürdig macht, das ist das starke Empfinden, welches noch nach so vielen Jahrhunderten ergreift und zu Herzen spricht:

Wie oft, wenn ein Kummer die Seele bedrückt,
Das Auge sich füllte mit Thränen,
Hast Du uns getröstet und wieder beglückt
Mit sanften und heiligen Tönen.
Wie manches Gemüth, von der Sünde zerstört,
Von Trübsal und Leiden und Reue verzehrt,
Hast auf Du gerichtet mit liebender Hand,
Zurück Du geführt von des Abgrundes Rand.

Levi betrachtet daher den immer schärfer sich zuspitzenden Gegensatz zwischen Staat und Kirche, welcher das religiöse Fühlen schädigt und zu zerstören droht, als ein Unglück für Italien und als ein Hinderniß für seine gedeihliche Entwickelung. Die Schuld daran trägt die klerikale Partei, welche durch ihre Herrschsucht und durch ihr hartnäckiges Festhalten an den Ansprüchen auf weltliche Gewalt eine Verständigung zwischen den beiden Mächten unmöglich macht.

Neben der Religion ist es vornehmlich die Kunst, welche auf die Volksseele sittigend und veredelnd zu wirken vermag. Aber um zu erheben, muß sie selbst erst einen höheren Standpunkt einnehmen, wie die Sonne aus rauher Erde goldene Früchte ziehen.

In seinem letzten größeren Werke kehrte Levi zu seiner ersten Liebe, zu Giordano Bruno zurück. Es enthält eine ausführliche Darstellung von Brunos Lebensschicksalen und seinen Lehren. Die Menge der aus archivalischen Quellen geschöpften Einzelheiten, das tiefe und liebevolle Eindringen in den Gedankengang des Philosophen der Liebe und die überall durchschimmernde Begeisterung für dessen Charaktergröße machen das Buch zu einer höchst erfreulichen Lektüre.

Levi ist darnach unter den italienischen Freiheitskämpfern eine anziehende Gestalt.

Wien. B. Münz.

Zum hundertsten Geburtstag Balzac's.

II.

Wie wurde Balzac der Homer jener „Iliade der Korruption“? Welches Schicksal, welche Schule weckte in ihm den Schöpfer des französischen Sittenromans unseres Jahrhunderts? Fragen der Art sind leichter gestellt, als geklärt. Wir wissen zu wenig, zu wenig Zuverlässiges von Balzac's Wesen und Werden. Als der große Erzähler 1850 vorzeitig den Folgen maßloser Ueberarbeitung erlag, meinte Sainte-Beuve, die Voraussetzungen zu dessen autopsie morale seien in diesem Augenblick noch nicht gegeben; wunderlicher Weise haben sie sich auch, bis zur Jahrhundertfeier der Geburt Balzac's, nicht erfüllt, obwohl mittlerweile eine förmliche Balzac-Litteratur aufgeschossen ist, deren Werth und Umfang nicht verdunkelt werden soll. 1858 beschenkte uns die Lieblingsschwester des

Dichters, Laure de Surville, mit anmuthigen Familien-Erinnerungen. Näher und fernerstehende Bekannte Balzac's, Theophil Gautier, Champfleury, Gazlan, Lamartine, Victar Hugo, die Sand, Gavarni, der Verleger Werdet, meldeten sich zu mehr oder minder belangreichen Zeugenaussagen. 1877 wurden uns in den zwei Bänden Briefwechsel rein und reich sprudelnde Quellen zur Kenntniß van Balzae und seinen Leuten erschlossen, die durch die jüngste Festgabe zum Centennarium — die Lettres à l'Etrangère — ausgiebige neue Speisung erfahren. Ein eifriger Sammler, Vicomte Spaelberch de Lavenjoul, hat sich um die Balzac-Bibliagraphie durch seine Histoire des oeuvres de H. de Balzac verdient gemacht —: nirgends aber ist disher versucht worden, diese Vararbeiten mit Farscherfleiß und kritischer Strenge in den Dienst einer künstlerisch gedachten und gemachten Balzac-Biagraphie zu stellen, den Anekdotenkram zu sichten, die Angaben von Freund und Feind auf ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen und, soweit das näthig und möglich, zu ergänzen. Wie viel hier im Kleinen und Graßen zu leisten übrig bleidt, mag ein munteres Beispiel zeigen.

Nach der Juli-Revolution setzte Balzac seinem Namen die Adels-Partikel de var. Sainte-Beuve machte sich über diese Kinderei lustig, während Balzac-Schwärmer seinen Spatt mit dem prahlerischem Wart zurückwiesen: einem Genie, wie Balzac gebühre jede Auszeichnung. Dem müßigen Gerede für und wider machte ein bescheidener Provinz-Archivar 1896 ein Ende durch den aktenmäßigen Nachweis:

1. Der wirkliche Name der Vorfahren von Honoré de Balzac lautet Balsas oder Balsa. Der erste unter ihnen, der dieser Namensform ein C hinzufügte, ist der Vater der Romanciers.

2. Diese Balsas oder Balsa sind bis hinauf zum Jahre 1693 Bauern, Landarbeiter, mitunter sogar Handlanger (brassiers) d. h. Tagelöhner. Allein obwohl sie ihre Arme in fremdem Dienst rührten, ist es wahrscheinlich, daß sie selbst ein paar Schollen Landes besaßen: so war es wenigstens im Allgemeinen in dieser Gegend.

Wie weit sich in Balzac's Schäpfungen die Herkunft van salchen Ahnen, die Art ihrer Hantirung, kurzum ihre Lebensgewahnheiten, Meinungen und Thaten fühlbar machen, überläßt unser Gewährsmann schalkhaft der Entscheidung litterarischer Fachmänner. Ist das nicht allerliedst? Klingt das nicht wie eine Warnung vor übereilten Schlüssen aus der erwiesenen Thatsache, daß in Balzac's Adern südfranzösisches Bauernblut floß? Wie bequem wäre es sanst, in Balzac's Zeit-Eintheilung — er ging allabendlich mit den Hühnern zu Bett und erhab sich mit dem ersten Hahnenschrei zur Arbeit — den avitischen Brauch seiner ländlichen Vorfahren und in seiner ehernen, Frast und Gluth gleicherweise überdauernden Zähigkeit den angestammten Bauernfleiß wiederzuerkennen. Bescheiden wir uns mit dem Bewußtsein, daß unser Dichter in Kunst und Leden der plebejischen Urkraft seines Vaters nicht unwürdig war.

Dieser Alte scheint ein Prachtmensch gewesen zu sein. 1746 geboren, kam er aus dem Darfe in die Welt der Schreibstuben. Nach der Sitte jener Zeit speiste er mit den anderen Bazochiens am Tisch seines Brodherrn, eines procureur. Als Rebhühner aufgetragen werden, fragt die Hausfrau spitz: „Können sie vorschneiden?“ „Jawohl Madame“, antwortet er, über und über erröthend. Dann macht er sich ans Werk, das Rebhuhn zu viertheilen und zwar mit solcher Kraft, daß der Teller entzwei geht, das Tischtuch zerschnitten und das Halz des Tisches beschädigt wird. Das war nicht geschickt, aber vall derber Kraft; die Prokureuse lächelte und von Stund an wurde der junge Schreider — so beschloß Balzac mit vielsagendem und mehr verschweigendem Lächeln dieses Geschichtchen an der Tafel Girardin's — sehr sanft im Hause behandelt. Er wird unter Ludwig XVI. zum avocat au conseil. Sein Beruf brachte ihn mit manchen Notadilitäten in Berührung, und zugleich mit so manchen dunklen Existenzen, die in der Revolution emporkamen. So grundverschiedene Beziehungen ermöglichten ihm 1793, mehr als einen seiner früheren Gönner und Freunde zu retten. Hilfsbereitschaft machte ihn aber endlich selbst verdächtig, sodaß ein dem Citayen Balzae wohlgesinntes, einflußreiches Mitglied des Conventes ihn eiligst den Blicken Rabespierres entzog und als Verpflegs-Intendanten zur Nardarmee verschickte. Eine Weile blieb nun Balzac der Aeltere beim Verpflegswesen. Während dieser Thätigkelt heirathete er, 1796, alsa gerade fünfzigjährig, die bedeutend jüngere Tochter eines seiner Chefs, eine Pariserin. Als Erstgebarener entspraß unser Dichter dieser Ehe: Der Altersunterschied der Eltern hatte dem Jungen so wenig anzuhaben vermacht, wie Sainte-Beuve und Wolfgang Goethe.

Honaré Balzac kam in Taurs zur Welt, wahin sein Vater als Spitalverwalter übergesiedelt war, nachdem er dart Haus und Grundstücke angekauft hatte. Man dachte daran, Vater Balzac nach zehnjährigem Aufenthalt in Tours zum Maire zu machen, allein er lehnte diese Ehre ab, weil er sein Amt im Haspital nicht aufgeden wallte. „Unser Vater“, so schreibt Balzac's Schwester, „glich Mantaigne, Rabelais und Onkel Toby, durch seine Philosophie, Originalität und Herzensgüte. Wie Onkel Tody hatte er auch seine fixe Idee. Diese fixe Idee war seine Gesundheit“. Er lebte so vernünftig, daß er sa lange als möglich zu leben gedachte. Er hatte ausgerechnet, daß er, um den höchsten Grad von Vallkommenheit zu erreichen, hundert Jahre und darüber alt werden müsse; um dies „Darüder“ zu erreichen, war er angelegentlich besorgt, das „Gleichgewicht seiner Ledenskräfte“ herzustellen. Nach var seiner Vermählung hatte er im Vertrauen auf seine Langlebigkeit als 45jähriger einen ansehnlichen Theil seines Vermögens in Leibrenten umgewandelt; nach seiner Heirath haffte er bestimmt, alle Theilnehmer seiner Altersklasse zu überleben und sich dann mit dem Staat in das Riesenkapital der Tontine zu theilen: ein Vorhaben, das der durch einen Unfall verschuldete Tod des 83jährigen zunichtemachte. Sa hinterließ er seinen Kindern nicht viel mehr, als die Erinnerung an seine in Tours sprichwörtlich gewordene Originalität; „er that und sagte nichts, wie ein Anderer; E. T. A. Hoffmann würde ihn zu einer seiner phantastischen Persönlichkeiten gewählt haben“ — ein Nachhall seiner Lebensfreudigkeit durchklingt vielleicht die vam Hundertjährigen der Peau de Chagrin angeschlagenen Töne —; „unser Vater machte sich oft über die Menschen lustig, die er beschuldigte, unablässig an ihrem Unglück zu arbeiten; er kannte keinen Krüppel sehen, ohne gegen die Eltern und insbesandere die Regierungen zu wettern, die der Verbesserung der Menschenrace nicht ebensaviel Sorgfalt zuwenden, wie der Viehzucht. Er hatte über dieses hächst verfängliche Thema sehr seltsame Thearien, die er nicht minder seltsam erärterte. „Doch wozu diese Gedanken veröffentlichen? Man würde mich wieder einen Sanderling schelten und der Welt keinen Rhachitischen ersparen. Van Cervantes abgesehen, der einst der fahrenden Ritterschaft den Gnadenstoß gad, hat noch kein Philosoph jemals die Menschheit, diese ewig junge, ewig alte patraque gebessert.“ Scherz und Ernst dieses Alten waren bei dem Jungen nicht verloren: wenn wir Laure de Surville glauben dürfen, hat Vater Balzac seinem Honaré den Stoff zu mehr als einem Buche gestiftet. In seinen Briefen gedenkt der Dichter selten, doch stets vall herzlichen Antheils, des Alten, dessen Phlegma und Humar er anschaulich schildert.

Weniger sympathisch wirkt — trotz aller Zärtlichkeit des Sohnes — die Mutter, die unruhig, nervös und nicht desonders erbaut van dem Schriftstellerberuf Honoré's gewesen zu sein scheint. Ihr Herzdlatt war wohl Honoré's jüngerer Bruder, der späterhin ein unerfreuliches, unersprießliches Dasein jenseits des Ozeans führte. Sie steht allerdings auch dem Dichter in den Tagen der Noth graßherzig bei: wer aber aus Honoré's letzten Briefen entnimmt, mit welcher Härte sie den Fünfzigjährigen, den weltberühmten Autor abkanzelt wie einen ungezogenen Rangen, fühlt sich versucht, ein paar ähnliche, mütterliche Verirrungen in Balzac's Romanen (Un ménage des garçons; les deux poètes) als Studie nach der Natur anzusehen.

Langer Aufenthalt im Elternhause war übrigens unserem Dichter niemals beschieden. Die ersten vier Kinderjahre verbrachte er bei einer bäuerlichen Kostfrau; in die Humaniora wurde er in dem von Geistlichen geleiteteten Collège zu Vendôme eingeführt: für den träumerischen, zerstreuten Knaben eine — in dem Buch Louis Lambert verewigte — Leidenszeit und Leidensschule. 1814 — nach der dienstlichen Versetzung des Vaters in die Hauptstadt — kam Honoré in ein Pariser Pensionat und an die juristische Fakultät. Bald nachher begannen seine Lehrjahre im Notariat, zufälligerweise in derselben Kanzlei, in der vor ihm Eugène Scribe thätig gewesen. Wie gründlich er hier alle Handwerksgriffe, Meister der Chikane und Muster der Rechtschaffenheit, die staubtrockene Langeweile und den Uebermuth, mit dem ältere Clercs die Neulinge narren und necken, kennen gelernt, bezeugen zahlreiche unvergeßliche Typen und Geschichten: Gobseck; Un début dans la vie; Le contrat de mariage; César Birrotteau etc. etc. Auf die Dauer war seines Bleibens nicht hier. Sicher und fest erklärte er den Seinigen den Entschluß, sich ganz der Litteratur zu widmen. Mit äußerstem Widerstreben wurde diesem Wunsche willfahrt. In einem armseligen Dachkämmerchen schrieb der auf schmalste Kost gesetzte Zwanzigjährige eine ganz verunglückte Cromwell-Tragödie. Und da er seinen Angehörigen nicht weiter zur Last fallen wollte, verdiente er sein Brod mit einem Dutzend Kolportage-Romanen, die er unter allerhand Pseudonymen veröffentlichte und damals, wie späterhin, stets verleugnete.

In dem begreiflichen Streben, sich von solcher litterarischen Zwangsarbeit durch einen Geniestreich ein- für allemal zu befreien, kam er auf den Einfall, den Buchhandel zu revolutioniren; Molière, La Fontaine und andere Klassiker in wohlfeilen Ausgaben in je Einem Bande herauszugeben: ein kaufmännisches Wagniß, dessen Gelingen ein Paar Menschenalter hernach mehr als einen französischen, englischen und deutschen Verleger — man denke an Reclam — zu Millionären gemacht hat. Balzac's Versuch mißglückte. Eine Schuldenlast von 120 000 Francs war das Ergebniß des Unternehmens, dessen Wechselfälle der Autor in mehr als Einem Werke — am eindringlichsten in dem Bankrott der Druckerei David Séchard's — verbucht hat. Von Stund' an ist er, um eine den Lohnschreibern des achtzehnten Jahrhunderts geläufige Wendung zu wiederholen, aux gages des libraires. Mit unheimlicher Hast schickt er Band um Band in die Welt. Er verkauft das ungeborene Kind, er verpfändet die Frucht auf dem Halme, er versorgt gleichzeitig ein Dutzend Blätter und Drucker. Selbst starke Talente sinken bei solcher Ueberspannung der Kräfte zu Sensations-Sudlern herab, wie Sue und Dumas. Balzac bewältigt seine Kraftprobe nach dem schlagenden Gleichniß Taine's wie ein Rossegewaltiger des Cirkus, der gleichzeitig fünfzig störrische Pferde meistert, jedes nach einem Winke lenkt und doch zugleich jedes in seinem hitzigen Ungestüm ausrasen läßt.

1829 erscheinen die ersten Bücher, die Balzac unter einem vollen Namen in die Welt gehen läßt: der historische Roman Die „Chouans" und die analytische Studie: Physiologie du mariage". 1830 folgen die ersten „Sitten-Studien" und das Phantasiestück: „La Peau de Chagrin". 1832 die erste Reihe der „Contes drolatiques".

Hören wir nun, wer die ersten künstlerischen Wegweiser des jungen Meisters bei seinem Beginnen waren. Als besten Gewährsmann ziehen wir Balzac selbst zu Rathe, der nicht müde wird, Rabalais, Sterne und Scott um die Wette zu preisen.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Wien. Anton Bettelheim.

Trento.

Man wird nicht leicht eine zweite an der Bahn gelegene Stadt von der Größe Trients finden, in deren Innern man sich so mühelos um drei Jahrhunderte zurückversetzt wähnen kann. Eine müde, schläfrige Stimmung ruht über dem Ganzen; es ist, als wäre bald nach dem welthistorischen Konzile (1545—63), sobald auch die letzte Hoffnung entschwunden war, daß die glänzende, für das materielle Wohl der Stadt so hochbedeutende Versammlung sich neuerdings vereinigen könnte, als wäre damals Trient in einen Dornröschenschlummer verfallen, um eben erst, und noch nicht vollends zu erwachen. Mit solcher Ruhe ohne jede Hast, mit einer so selbstverständlichen Lässigkeit gehen die Leute einher; an den fünfhundertjährigen Kirchen vorbei, an den alten Palazzi, die es hauptsächlich ihrem unverwüstlichen Materiale und mehr der Indolenz, als der Pietät der Epigonen zu verdanken scheinen, daß sie unsern Tagen erhalten blieben, und an den Resten der wuchtigen Cyclopenmauer, die von der seit Roms Zeiten oft und heiß umstrittenen Feste Tridentum erzählen. Vor den größeren und kleineren Wässerchen inmitten der Stadt kauern in langen Reihen die waschenden Weiber, knarrend schleppt ein mit kleinen zwergbüffelähnlichen Ochsen bespannter Wagen seine Ladung rothen Marmors zur Baustelle, und das laute Knallen der Peitsche, die am Wege spielenden Kinder verscheuchend, zerreißt jäh das gleichmäßig summende Bim-bam der zahlreichen Kirchenglocken . . .

Es fehlt freilich nicht an Momenten, die uns aus dieser altväterlichen Idylle recht rasch zum modernsten Heute wiedererwecken. Auch in Trient kann man schließlich, des jüngsten Kulturfortschrittes theilhaftig, von einem Radfahrer überfahren werden, und wenn des Abends die elektrischen Glühlämpchen aufflammen, zerstiebt die schönste Vergangenheitsillusion. Ueberdies mahnen, namentlich in der Nähe der Kasernen die sehr zahlreichen Soldaten an Trentos österreichische Gegenwart. Sehr zahlreich, denn diese Stadt von 20 000 Seelen beherbergt — keineswegs zufällig — eine zwei Tausend Mann starke Garnison. Wohl kaum in Folge dieser Maßregel, aber thatsächlich haben sich die Verhältnisse in den letzten Jahren wesentlich gebessert. Der Trentiner, der vor Kurzem mit mehr als einem Auge nach Italien geschielt, der sich von allen offiziellen, insbesondere militärischen Veranstaltungen, Festen u. dergl. ostentativ ferngehalten hatte, hat sich mit der bestehenden Ordnung unverkennbar ausgesöhnt, die Stimmung ist österreichischer geworden, und wenn, — um ein Beispiel anzuführen, — der militärische Zapfenstreich mit klingendem Spiele durch die Straßen zieht, ist Alt und Jung, Alles, was Beine hat, um mitzugehen, dabei.

Nach Rasse, Art und Sprache zeigt sich die Bevölkerung durchwegs italienisch, die Häuser tragen denselben Charakter, und da die schwarzgelben Insignien, die man sonst bei uns zu sehen gewohnt ist, hier aus den oben angedeuteten Gründen fehlen, könnte sich in manchem Fremden fast der Zweifel regen, ob er sich denn noch auf österreichischem Boden befinde. — Nun, dieser Zweifel wird gründlich getilgt, sobald man vom Mittelpunkte der Stadt nur fünf Minuten weit in östlicher Richtung geht. Der Weg dahin ist in jedem Falle lohnend, denn er führt zu dem größten und wohl auch interessantesten Bauwerke der ganzen Gegend, zu dem Castello del buon Consiglio, dem einstigen Prachtsitze der regierenden Fürstbischöfe. Heute dient der stolze Renaissancebau als Kaserne; wo einst die hellebardentragenden Garden der prunkliebenden Kirchenfürsten gestanden, finden wir jetzt die Thorwache eines k. u. k. Infanterieregiments, und die Sprache, die wir vernehmen, ist — tschechisch; denn das Regiment rekrutirt sich aus Prag und Umgebung.

Kann man die seltsam buntgewürfelten Sprachenverhältnisse unserer Monarchie greller beleuchten, als

durch dieses eine Bild? Der tschechische Soldat, die deutsche Dienstsprache und die rein italienische Stadt! Wie förderlich die Unmöglichkeit gegenseitiger Verständigung dem angeblich so sehr angestrebten „guten Einvernehmen zwischen Bürgern und Heer" sein müsse, erklärt sich von selbst. Und wenn dieses Einvernehmen in Trento derzeit ein leidlich gutes ist, dann liegt der Grund hauptsächlich darin, daß ein zweiter und großer Theil der dortigen Garnison, das Kaiser-Jäger-Regiment sich fast ausschließlich aus Wälschtirolern ergänzt. Die ernsten Gefahren aber, die dieses sprachliche Tohu-wabohu birgt, sind erst vor wenigen Wochen neuerdings recht klar geworden. In Wien wurde ein Arbeiter, der „nur" der Armeesprache mächtig war, von einem stockmagyarischen Wachposten, mit dem er sich über den Grund seines nächtlichen Aufenthaltes im Wacherayon nicht verständigen konnte, einfach niedergeschossen. Der unglückliche Gärtnergehilfe liegt auf dem Kirchhofe, der schuldtragende, in Wirklichkeit höchst unschuldige Soldat sitzt in Untersuchung, und so und so viele Commissionen werden ihre Gutachten über den traurigen Fall zu Papier bringen. Was werden sie ändern? Von dem ungeheuerlichen Nonsens, der einem „Ehrenposten" in einer zivilisirten, friedlichen Stadt überhaupt nur die Möglichkeit des Scharfschießens bietet, sei hier vollständig abgesehen. Es gibt ja auch ernsteren Wachdienst. Man denke sich also einen tschechischen Infanteristen auf einem solchen ernsten, exponirten Posten in Trient. Und man denke sich ferner den doch keineswegs unmöglichen Fall, daß ein Trentiner, dem der nächtliche Wind den Hut über eine Mauer getragen hat, sich auf der Jagd nach seinem Eigenthum nun plötzlich im „verbotenen" Rayon befinde. Auf das „Wer da!" des Soldaten antwortet er in seiner italienischen Muttersprache, bei dem zweiten und lauteren Rufe wird er sich seiner geringen deutschen Kenntnisse, die fast jeder Südtiroler besitzt, entsinnen, doch auch das dürfte ihm wenig nützen, denn, um sein Leben zu retten, müßte er — noch vor dem dritten „Wer da!" — plötzlich auch des Tschechischen kundig sein .... Heiliger Mezzofanti! Du hättest an dem heutigen Oesterreich Deine Freude. —

Wir wenden uns wieder dem Castello buon Consiglio zu, einem langgestreckten, massigen Festungsbau, dessen nördlicher Trakt mit dem runden, verwitterten „Augustusthurm" aus dem Beginne der römischen Kaiserzeit stammen soll. Da jedoch Theoderich der Große das von den Stürmen der Völkerwanderung fast vernichtete Tridentum neu erbauen ließ, ist es wahrscheinlicher, daß auch dieses Castello vecchio ein Werk der Ostgothen sei (476—555). Viel genauer lauten die Daten über das mit dem alten Bau verbundene Castello nuovo. Unter Fürstbischof Hinderbach um das Ende des 15. Jahrhunderts begonnen, wurde das in italienischer Hochrenaissance errichtete Schloß von dem kunstsinnigen Kardinal Bernhard v. Cles (1514—39) vollendet und mit verschwenderischer Pracht ausgestattet. Von den herrlichen Fresken und Skulpturen, von all der künstlerischen Fülle in Marmor und Gold, Mosaik und Stucco ist nur wenig erhalten. Noch ehe Trient nach fast achthundertjähriger (1027—1803) Herrschaft der Fürstbischöfe säkularisirt wurde, war der größte Theil dieser Schätze den Plünderungen der Franzosenkriege verfallen, und die Erniedrigung des einstigen Prunkpalastes zur Kaserne (1811) bildete gewissermaßen nur das Ende des Endes. Und doch gewährt es einen bizarren, der Tragik nicht ermangelnden Eindruck, wenn man in den von Kunstliebe und Schönheitssinn für Größe, Macht und Glanz geschaffenen Räumen jetzt die Soldaten in Arbeitsblousen ihre häuslichen Dienste verrichten sieht. Dort, in dem langen, hohen Saale, dessen Wandschmuck noch besteht, saß Karl der Fünfte und sann mit seinen geistlichen Räthen über die Schicksale des halben Erdkreises; jetzt bilden dreißig Mannschaftsbetten die mehr gleichmäßige als künstlerische Ausstattung, und der Qualm aus dreißig Kommißtabakpfeifen umnebelt den langsam abbröckelnden Goldstuccoplafond. Wo die seidenen Kardinalsschuhe unhörbar über kostbare Intarsien schwebten, poltern jetzt die Stiefel der ausrückenden Mannschaft, und die freskengeschmückte Loggia widerhallt von dem Klappern der Menageschalen. Eine traurige Mär von irdischer Vergänglichkeit ist es, die diese zum Theil auch künstlerisch hochbedeutenden Ueberreste erzählen, und man athmet von einem schweren, melancholischen Drucke auf, sobald man das Plateau des Augustusthurms betritt.

In dem breiten, grünen, weingesegneten Etschthale liegt nun Trient, dies kleine Rom, vor uns. Wie Markirungssäulen zur Orientirung in dem verwirrenden Bilde ragen die zahllosen vielgestaltigen Thürme empor. Und sie sind es auch, nicht nur in örtlicher, weit mehr noch in historischer Beziehung. Gerade vor uns die Torre verde (grüner Thurm), die, einst in die Stadtmauer eingefügt, mit dem Kastell verbunden war. Jetzt steht sie frei und unmotivirt da mit ihrem abenteuerlichen, schiefen, grünlichgelben Dache, und der Volksmund erzählt von den schauerlichen Verließen, die das alte Gemäuer berge. Gegenüber diesem grünen der rothe Thurm (Torre Vanga), gleichfalls einsam aufstrebend inmitten eines jüngeren Stadttheils, bezeichnet er einen zweiten Grenzpunkt der ehemaligen Festung. Das zierliche Thürmchen hart daneben gehört zu S. Lorenzo, einer uralten Abtei, die ein ähnliches Schicksal erleiden mußte, als das Castello. Zur Zeit des großen Konzils beherbergte sie zahlreiche geistliche Würdenträger und heute — Artilleriesoldaten. Ein freundlicherer Stern leuchtete dem offiziellen Versammlungsorte der Konzilslegaten, der Chiesa S. Maria Maggiore, deren schlanker Campanile vom Westen zu uns herübergrüßt. Von einer äußeren, nicht sonderlich geschmackvollen Renovirung abgesehen, zeigt die anmuthige, echt italienische Kirche noch dasselbe Aussehen, das ihr von ihrem Erbauer (1520), dem schon genannten Kardinal Cles gegeben ward, und namentlich der Innenraum, ein einziges breites Schiff, prangt in unveränderter Harmonie. Die berühmte Orgel fiel zwar (1819) einem Blitzschlage zum Opfer, der schönste Kunstschmuck des Gotteshauses aber, der aus weißem Marmor gemeißelte Orgelchor, blieb unversehrt. — Neben Maria Maggiore erzählen noch die Chiese S. Martino, S. Pietro und vor Allem der mächtige Dom von Trients alter und reicher Kirchengeschichte. Der Trentiner Dom wurde in seiner gegenwärtigen Anlage, nachdem angeblich seit dem vierten Jahrhundert ein Kirchlein an dieser Stelle gestanden, unter dem Fürstbischof Vanga (1207—48) gegründet, später vielfach ausgebaut und erweitert, und erst vor wenigen Jahren mit bedeutendem Kostenaufwande restaurirt. Auf die Einzelheiten dieses künstlerisch wie historisch bedeutenden Baudenkmals näher einzugehen, gestattet der Raum nicht. Erwähnt seien der freistehende von vier Marmorsäulen getragene Hochaltar (dem Altar der Peterskirche in Rom nachgebildet, 1743), die große Anzahl denkwürdiger Grabmäler und einige Nebenaltäre mit Gemälden des Cinquecento. (Romanino, Brusasorci u. A.)

Ehe wir den Rundgang durch Trients Kirchen beenden, sei noch im Besonderen einer Grabstätte in der Chiesa S. Pietro gedacht. Es ist die Kapelle des hl. Simon, der als dritthalbjähriger Knabe anno 1475 „von den Juden" ermordet wurde. Heute ist es festgestellt, daß die beschuldigten Juden, im nutzlosen Gefühle ihrer Unschuld, den Scheiterhaufen gewählt haben, um dem ungleich qualvolleren Tode unter der Folter zu entgehen. Aber die Formel „von den Juden", die man in Zeitschriften, Erzählungen, ja auch in Handbüchern findet, die sine ira et studio geschrieben scheinen, beansprucht denn doch einiges Interesse, denn sie ist typisch. Man wird von einem Deutschen erwürgt oder von einigen Italienern erstochen, von Indianern zu Tode gequält, von fanatischen Moslemin gesteinigt, aber von den Juden ermordet. Und dieser Ausdruck ist in Wirklichkeit nichts als eine richtige, vielleicht sogar noch gemilderte Uebersetzung des lateinischen Textes in der Trentiner Kapelle. Denn dort lautet Absatz II der aus fünf Theilen bestehenden Inschrift: Sum puer ille Simon, quem nuper in urbe Tridenti gens judaea sacra torsit in hebdomade. Aus welcher Zeit diese lapidare Historie stammt, ist nicht ersichtlich, man erfährt nur, daß die Kapelle im Jahre 1885 „in pristinam formam" wiederhergestellt worden sei. —

Ob die Männer, die das fromme Werk erhaltender Pietät geübt, wohl auch jener Ströme unschuldig vergossenen Blutes gedacht haben, die solche durch ihre Generalisirung aufreizende Behauptungen schon verschuldet haben? — — —

Trotz seiner herrlichen Lage und der Fülle des Sehenswerthen wird Trient von Fremden nur wenig besucht. Man vermißt darum hier die zahlreichen Hotels und Pensionen, die in dem nahen Bozen und Meran schier reihenweise neben einander stehen, um sich im Konkurrenzkampfe zu erdrücken. Den Haupterwerbszweig der Bevölkerung bilden nach wie vor der Weinbau und Weinhandel. Der Trentiner Rebensaft ist dunkler und schwerer, als der nachbarliche deutschtiroler und gemahnt mehr an die italienischen Weine, seiner Herbheit wegen auch wohl an dalmatiner. Seidenzucht und -Spinnerei werden eifrig betrieben, wenngleich sie auch nicht annähernd auf der Höhe der vergangenen Jahrhunderte stehen, und neben allerlei Gewerben von geringerer Bedeutung wäre die Marmorindustrie hervorzuheben. Die ausgedehnten Brüche dieses rothen Marmors liegen noch innerhalb der Stadt, und dies erklärt die dem Fremden anfangs räthselhafte Verschwendung des sonst nicht so vulgären Gesteins. Ganz unscheinbare Häuschen tragen marmorne Thür- oder Fensteraufsätze; Stufen, ganze Säulen oder zumindest Kapitäle aus solchem Stoffe sind keineswegs selten, und manche Prachtbauten, wie S. Maria Maggiore sind vollständig aus rothem Marmor gefügt.

Im Allgemeinen scheint es in Trento wenig Elend, andererseits auch keinen großen Reichthum zu geben. Mittlerer Bürgerstand mit seinen verschiedenen Abstufungen bis zur Arbeiterschaft, eine nach Rasse, Gehaben und Kleidung nur wenig differenzirte Menge ist es, die man gemächlich durch die Straßen ziehen oder auf Rasenböschungen und Bänken lagern sieht. Wohliges dolce far niente scheint ihr Liebstes. Denn im Weingenusse zeigen sie sich mäßig und auch höchst genügsam in allen übrigen Ansprüchen an das Leben. Auf der Piazza Dante aber, dem großen Bahnhofplatze, werden die Bänke nur selten leer. In der Mitte erhebt sich das stattliche Denkmal (von Zocchi, einem Florentiner), auf dreitheiligem Sockel, Inferno, Purgatorio, Paradiso, die weithinsichtbare Bronzestatue des Dichters tragend, und ringsumher in den jungen Gartenanlagen lehnen schlafend, schlummernd oder sinnend, die müden Epigonen. Und Dante in langem, frauenähnlichem Gewande hält segnend seine langausgestreckte Rechte über sie, mit jener beliebten Denkmalpose, die von hämischen Leuten nicht ganz unrichtig als „mir scheint, es regnet", erklärt wird. — Es regnet aber nur sehr wenig da unten in diesem wahrhaft gottbegnadetem Lande. . . .

Wien. Gustav Alexander Pollak.

Helene Böhlau's „Halbtier".

Der neue Roman von Helene Böhlau „Halbtier"*) zeigt die Mischung, die für die Frauenbücher von heut charakteristisch ist, die Mischung aus Schicksalsdichten und Problemdichten, wobei das Problem, die Frage der Erzählerin wichtiger wird als das Schicksal, als der Mensch, von dem sie zu sagen anfing. Schicksalsdichtung und Problemdichtung durchdringen sich nicht, die Schicksalsdichtung durch die Problemdichtung vertieft, die Problemdichtung durch die Schicksaldichtung menschlich antheilsvoll gemacht. Ein Wesen wird uns nahegeführt, eine Existenz enthüllt sich uns, die uns in ihren Bann zieht, daß wir auf ihr Athmen lauschen; wir theilen ihr Fühlen, wir kosten den Genuß, die Hüllen einer Seele fallen zu sehn und plötzlich erkennen wir, es ist ganz anders gemeint. Wir sollten gar nicht zu Gast bei einer Seele gehen, wir sollten nicht ein Schicksal miterleben. Das Wesen, dem wir uns genähert, ist kein Mensch wie wir, es diente nur als Phantom, als willjähriges Geschöpf eine Frage beispielsmäßig zu illustriren, ein Versuchsobjekt, an dem ein Experimentator demonstrirt. So ist Helene Böhlau's Buch halb Dichtung, halb Kopfarbeit.

Und wenn auch alles, was durch diesen klugen Kopf geht, Resonanzen weckt, man kommt nicht über die Verstimmung fort, daß diesem Kopf seine Gedanken und Fragen lieber waren, als die Geschöpfe seiner Einbildungskraft.

Er stellt sie unter die Tyrannei des Geistes, er macht sie einem Frohndienst hörig und statt der Illusion, Menschen aus ihren eigenen Bedingungen sich entwickeln zu sehen, wird uns der Anblick, daß ein Schicksalsregisseur mit nur zu bewußt geleiteten Marionetten ein moralisch-ethisches Puppenspiel aufführt.

Dichterin ist Helene Böhlau in dem Eingang ihres Buches. Sie dichtet einen Menschenfrühling in einer weichen zärtlich und sehnend schwellenden Lyrik. Ein junges Mädchenwesen im ganzem Ueberschwang des Gefühls, der Träume und der Illusionen. Es ist nicht der Backfischtypus aus Garborgs „Bei Mama" und aus der Jungferntragikomödie der Gabriele Reuter. Diese Isolde ist von einer edleren Rasse. Sie ist verwandt der Ruth, die uns Lou Andreas Salomé gezeigt. Auch sie umspielt die Ahnung der Sinnlichkeit, aber alles ist so sehr viel verfeinerter. Alles steht im Bann einer zauberkräftigen, die Dinge ins Künstlerische steigernden Phantasie. Isolde wie Ruth sind innerliche Dichterinnen, sie fühlen alles reicher, tönender; was sie berühren, verwandelt sich unter ihren Händen; ihre Einbildungskraft prägt ihnen ihr eigenes Leben, solange es vor der Außenwelt geschützt ist, märchenhaft um. Ein leidenschaftlicher Schönheitstrieb vibrirt in ihnen, ihr ganzes Sein ist so übervoll, sie wissen nicht wo ein noch aus mit der Fülle ihres Wesens, ihre Seelen stammeln, und durch ihr Fühlen gehen Extasen, vor denen sie selbst erschrecken. In ihrem Außenleben aber wirken sie wie naive kleine Mädchen, manchmal weltfremd verträumt, dann wieder durch ein Wort seltsam frühreif wirkend, daß die Menschen verblüfft werden, und sie für wissend halten, während alles doch nur ein wirres Ahnen ist.

Auf solchem knospenden Boden keimen üppig wuchernde Schwärmerei, verstiegene Anbetungssehnsucht, ein übermächtiges Begehren, das ganze die Brust zersprengende Fühlen zu den Füßen Eines auszuschütten, ungeheure Sehnsucht „sich für ein Geliebtes zu vergeuden."

Und der Stoff der Dichterin ist, das Erwachen dieses Kindes zu zeigen, die Desillusion, die irdische Erniedrigung.

In Schleiermacher's Katechismus für edle Frauen steht das Wort:

„Du sollst Dir kein Ideal machen, weder eines Engels im Himmel, noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman, noch eines selbstgeträumten oder phantasirten; sondern Du sollst einen Mann lieben, wie er ist. Denn sie, die Natur, Deine Herrin, ist eine strenge Gottheit, welche die Schwärmerei der Mädchen heimsucht an den Frauen bis ins dritte und vierte Zeitalter ihrer Gefühle."

Diese Heimsuchung schildert Helene Böhlau.

Sie führt ihrer Isolde den Maler Henry Mengersen zu. Er ist gut erfaßt in seiner kühlen, klugen Weltlichkeit, so tadellos in Form und Erscheinung, ein raffinirt verfeinerter Egoist, der Niemand in sein Leben läßt, geizig, niemals einen andern von dem eigenen Wesen gebend; dazu die Gabe bezaubernden Charms, wenn er nur will, gleichzeitig aber auch die Fähigkeit, sofort sich wieder vorsichtig zu verschanzen und dem Andern geschlossene Thüren zu zeigen.

Henry Mengersen ist klug und skeptisch, aber er ist unweise, er ist zu klug und zu skeptisch, sein Gefühlsrationalismus glaubt nicht an Wunder. Und als er ein Gefühlswunder

*) Berlin, Fontane & Co.

erlebt, da erkennt er es nicht und schreitet daran vorüber in seiner kühlen Gentlemanstadellosigkeit.

Das Komplizirte in der Begegnung Isolden's und Henry Mengersen's hat Helene Böhlau mit psychologischem Zartgefühl gedeutet. Das Wesentliche ist, daß Isolde gar nicht den wirklichen Henry Mengersen von dieser Welt liebt, sondern das Geschöpf ihrer Einbildung, den Schöpfer der Bilder, den sie kennt, auf den sie allen Reichthum unverbrauchten Gefühls, alle Träume verschwenderisch ergossen hat.

Sie hat ihm wie einem unbekannten Gott in ihrem Innern einen Altar errichtet und seine Bildsäule mit köstlichen Stoffen drapirt. Und ihr tragischer Irrthum wird, daß sie, als sie nun dem wirklichen Henry Mengersen begegnet, in den Schauern der Verwirrung glaubt, ihr heimliches Idol und dieser Mensch seien dasselbe.

Und tragisch, wie der Mann all dies bebende, neue, flügelschlagende, beseligende Gefühl, das sich in unsäglicher Verwirrung blindlings an sein Herz flüchtet, so gründlich mißversteht und vorsichtig — ihm ist der Ueberschwang unbequem — von seinem Leben abwehrt.

In dieser Novelle hat Helene Böhlau unsagbar feine, schwingende Saiten zum Tönen gebracht, wie unendliche Melodie zittert die rührende Inbrunst der Isolde, die das Leben „wie einen großen vollen Rosenstrauch an die Brust drücken wollte, ganz in Blüthen versinkend", „eingehüllt in ihre große tiefe Liebe, wie in eine Wolke von Sehnsucht".

Zwei Worte aus dem Buche geben am besten die Stimmung des Erlebnisses:

„Es war alles so verstohlen" und dann: „und alles ist wie ein Weinen im Wald" . . .

Nun aber kommt nach der Gefühlsdichtung die Kopfarbeit.

Es genügte Helene Böhlau nicht, ein Schicksal zu gestalten. Sie wird zum Anwalt und das Schicksal wird ihr ein Beitrag zur Frauenfrage. In diesem Moment fließt die Lyrik weit fort. Jetzt haben die Menschen keine Sonderexistenz mehr, sie werden Wachsfiguren zur Disposition der Advokatin.

Isolde interessirte sie nunmehr nur noch als ein Beispiel des leidenden „Weibthums dieser Welt".

Nun werden alle Linien grell und bewußt gezogen. Nicht mehr auf innere Motivirung kommt es an, sondern auf eine möglichst dick und deutlich schattirte Exemplifizirung. Helene Böhlau scheut vor nichts zurück. Sie verheirathet Henry Mengersen, um Isolden noch einen stärkeren Schlag zu versetzen, mit Isoldens Schwester.

Und sie versucht nun mit Isolde allerlei Experimente. Sie ist ihr das vom Mann nicht anerkannte Geschlecht, das zum „Halbthier herabgedrückte, geistberaubte, schmerzbeladene Weibthum dieser Welt", das Geschöpf zweiter Klasse, das zum Bewußtsein seiner Schmach kommt und nun danach trachtet, „den Begriff Weib in sich umzuwenden, umzugestalten".

Isolde ist jetzt nur noch Abstraktion. Die Böhlau spricht aus ihr und verkündet, was sie vom Weib der Gegenwart denkt und vom Weib der Zukunft hofft.

Im Zarathustrastil spricht sie es:

„Weil Ihr zu trotten versucht, wie der Mann trottet, so schwer und bedächtig, glaubt Ihr, Ihr habt es schon erreicht, was Ihr wollt — oder werdets erreichen? — O weh, — etwas Altes."

Ich beschwöre Euch, thut etwas Königliches, etwas Freies! Nichts Althergebrachtes. Ohne daß ein Funke von Verachtung in Eurem Blick aufsteigt, laßt in unangetasteter Reinheit das junge Weib ein Kind ihr eigen nennen dürfen. — Ein Kind und Arbeit! Gebt ihnen Arbeit, bei der ihnen die Seele weit wird, und ein Kind, das ihnen das Herz froh macht."

Doch diese Theorie des Mutterrechts negiert sich selbst. Die Erlösung durch die Arbeit ist möglich, aber das Mutterglück in unantastbarer seelischer Reinheit und dem Muth des Bekenntnisses —?

In den letzten Jahren ist solch ein Beispiel wohl erlebt worden, aber kann man es typisch verallgemeinern? Wenn ein geistig und ästhetisch hochstehendes Geschöpf den Mann nicht findet, dem es sich geben könnte, wenn in ihm alles der freizügigen Liebes- und Lebensweisheit widerstrebt, wie sie Dehmel geprägt:

Und bis einst jedes Weib gewinnt
Den rechten Vater für ihr Kind,
Soll jede Irrende die Treue,
Dem Falschen brechen ohne Reue,

was dann?

Helene Böhlau fühlt das selbst. Sie kann ihrer Isolde keine Ergänzung finden. Sie muß einsam bleiben und in tiefer Unbefriedigung aus dem Leben scheiden. Dieser Abschluß ist, um eine sententiöse Pointirung zu gewinnen, durch schlimme sekundäre Romanelemente in seiner künstlerischen Wirkung geschädigt.

Helene Böhlau lößt Henry Mengersen, den Schwager Isoldens, eine nächtliche Attacke auf sie machen, sich das zu holen, was ihm einst entging. Vorher hat er ihr seltsamer Weise einen Revolver geschickt. Natürlich wird er mit diesem Werkzeug der Bestimmung niedergeknallt.

Und das geschieht, damit Isolde dann vor dem Todten „als der Begriff Weib" stehen kann, rächend und strafend.

Wie war im Anfang alles so verstohlen und wie geht das so geräuschvoll absichtlich, so faustdick und unwarnehm lärmend aus. Hier ist der künstlerische Takt verloren gegangen, der Respekt des Schöpfers vor seinen eigenen Geschöpfen. Man denkt an ein kluges, allzu wahres Wort, das Lou Andreas-Salomé neulich von den schreibenden Frauen gesagt: „Die Grundvoraussetzung für alles Schaffen, das intensive Erfülltsein mit dem Gesammtmaterial des eigenen Lebens und Wesens besitzen auch sie; aber die zweite Bedingung, worin die eigentliche Kunstbefähigung selbst beruht, besitzen sie nicht im gleichen Maß wie der Mann, jenes eigenthümliche Selbstlose, zum eigenen Selbst Distanz gewinnende Sich-Verbrauchen-Lassen vom künstlerischen Gebilde als unserem Herrn und Meister, für dessen Gelingen allein man zittert und fiebert und sich selbst tief gleichgültig wird."

Das heißt, die Frau ist immer mehr Frau als Dichterin. —

Im „Rangirbahnhof" war Helene Böhlau einmal ganz Dichterin. Im „Halbtier" ist sie wieder zur Frau geworden. Und grade die Frauen werden ihr das nicht danken.

Felix Poppenberg.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 36. Berlin, den 3. Juni 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Auf der Versammlung des Vereins für die Hebung ...er Fluß- und Kanalschiffahrt, die diesmal in Ulm ...attgefunden hat, ist auch Prinz Ludwig von Bayern ...schienen. Er hat schon früher wiederholentlich Reden gehalten, ... denen er sich zu liberalen Anschauungen, insbesondere ...f dem Gebiet der Wirthschaftspolitik, bekannte. Diesmal ...iederum sprach er; er trat ein für eine Kanalpolitik, die ...ei von partikularistischer Engherzigkeit ist, und er fuhr ...nn fort:

„Gott" sei Dank! wissen wir ja Alle, daß der deutsche Kaiser ... warmer Freund der Wasserstraßen ist. Es ist auch bekannt, daß im ...ußischen Landtage Verhandlungen über Kanalbauten schweben. Die ...mmission hat zwar die Vorlage abgelehnt, aber die Kommission ist ...nicht das Plenum und wir wünschen alle, daß die Schwierigkeiten ...eitigt werden möchten."

Auch hier tritt die Auffassung hervor, daß der König von Preußen energisch die Verwirklichung des Mittellandkanals wünscht; der Kreuzzeitung war daher die Rede des bayerischen Prinzen höchst unangenehm, und es wird ihr der Nachweis nicht ganz leicht, daß abhängige Beamte von der Art der Landräthe, wenn sie im Parlament sitzen, der Regierung und dem Monarchen, allen beiden, Opposition machen dürfen, ohne gegen die konservativen Prinzipien zu verstoßen. Die Unabhängigkeit der Gesinnung ist den Konservativen gestattet, selbst wenn sie Beamte sind, und nur Liberale, wenn sie auch nicht Beamte sind, versuchen die monarchische Autorität unter den Willen des Parlamentes zu beugen, wenn sie Opposition machen.

Die sogenannte „Zuchthausvorlage" ist beim Reichstag eingebracht; sie hat den Charakter der erwartet worden ist; sehr strenge Bestimmungen einerseits und eine solche Dehnbarkeit der Bestimmungen andererseits, daß die Koalitionsfreiheit dadurch wesentlich bedroht erscheint.

Bei der zweiten Berathung der lex Arons im Abgeordnetenhaus machte der Abgeordnete Brömel darauf aufmerksam, wie mißlich es sei, den § 50 des Beamten-Disziplinargesetzes, welcher von der Suspendirung handelt, auch auf die Privatdozenten zu übertragen. Gegen den Mißbrauch des Paragraphen gewährt den wirklichen Beamten der § 51 einen gewissen Schutz, indem er bestimmt, daß der Beamte während der Suspension die Hälfte seines Diensteinkommens bezieht. Unter diesen Umständen zögert der Minister natürlich, ehe er die Suspendirung ausspricht. Andererseits bemüht er sich, die Zeit der Suspendirung durch Beschleunigung des Verfahrens abzukürzen. Bei dem Privatdozenten, der ein Gehalt nicht bezieht, fällt dieser Schutz völlig fort. Den Werth dieses Machtmittels scheint man im Ministerium nicht zu unterschätzen; dafür spricht die Art, wie die bekannte Disziplinaruntersuchung gegen den Privatdozenten Arons betrieben wird.

Vor mehr als fünf Wochen bereits hat die Voruntersuchung gegen den Genannten ihren Anfang genommen, und bis heute hat derselbe noch nicht einmal eine Anklageschrift erhalten. Diese Verschleppung hat zunächst den Nachtheil, daß Dr. Arons nicht zur Kolleg-Anzeige für das kommende Wintersemester 1899/1900 aufgefordert werden konnte. Die Anmeldefrist für das Vorlesungsverzeichniß lief nämlich bereits am 30. Mai ab. Dr. Arons ist also auch für den Fall der Freisprechung durch diese Hinzögerung bereits für den nächsten Winter lahm gelegt.

Dieses Warten seitens des Ministeriums ist um so auffälliger, als von offiziöser Seite beständig versichert worden ist, daß allein und ausschließlich das öffentliche

Auftreten des Dr. Arons als Sozialdemokrat Gegenstand des Disziplinarverfahrens sei. Die Abfassung der Anklageschrift kann also, da dieses Auftreten notorisch fest steht, keinerlei Schwierigkeiten bereiten. Oder will man die Angelegenheit bis zum Beginn der Universitätsferien verzögern, indem man vielleicht hofft, daß etwaige der Auffassung des Ministeriums günstig gesinnte Mitglieder, um der guten Bosse-Sache zum Sieg zu verhelfen, länger in Berlin ausdauern werden, als die übrigen, namentlich die indifferenten.

Wenn das Ministerium wohl auch mit einer Freisprechung seitens der Fakultät zu rechnen haben dürfte, so ist es doch für den Kultusminister, welcher seinerseits an das Staatsministerium zu appelliren hat und mit dieser Appellation die volle Verantwortlichkeit übernimmt, nicht gleichgiltig, mit welchem Stimmenverhältniß eine eventuelle Freisprechung erfolgt ist.

Zu dem Charakter, den diese Angelegenheit von Anbeginn an aufgewiesen hat, gehört es, daß der Anschein erregt wird, als solle die üble Lage des Kultus-Ministers nun auch mit solchen kleinen und nicht gerade schönen Mitteln zu bessern versucht werden.

Das handelspolitische Provisorium zwischen Deutschland und England soll auf ein ferneres Jahr verlängert werden. Das ist ein Auskunftsmittel, leider keine endgiltige Regelung; aber man muß auch hiermit schon zufrieden sein in der Hoffnung, daß inzwischen ein definitiver Vertrag zu Stande kommt.

Die Verhandlungen zwischen England und den Vereinigten Staaten über die strittige Grenze in den Gebieten von Klondyke wie über den Nicaragua Kanal haben zu einer Einigung nicht geführt und mußten abgebrochen werden. Also keine englisch-amerikanische Allianz und nicht einmal eine englisch-amerikanische Verständigung über einzelne strittige Fragen; diese Entwickelung zeigt, welchen politischen Werth es für das Vereinigte Königreich gehabt hätte, uns mit Amerika in möglichst gespannte Verhältnisse hineinzusetzen; dann hätten die Vereinigten Staaten innigste Anlehnung an England um jeden Preis gesucht. Deutschland war so klug, die Kosten für diesen englischen Erfolg nicht tragen zu wollen.

Paris durchlebt jetzt die große Woche, in der die unglückselige Dreyfusangelegenheit liquidirt werden soll. Daß gleichzeitig Déroulède und Habert wegen ihres versuchten Staatsstreiches freigesprochen worden sind, wurde kaum bemerkt; ist aber doch bezeichnend für die Lage. Diese Leute behaupteten prahlerisch, daß sie die Republik umstürzen wollten, und die Geschworenen sprachen sie frei; jedenfalls eine Ermunterung für jene, die es Déroulède nachthun wollen; nichts leichter, als auf diese Weise billig zur Notarietät zu gelangen, wenn auch das Ziel selbst verfehlt wird. Inzwischen hat der Senatspräsident Ballot de Beaupré seinen Rapport an den Kassationshof erstattet und der Generalprokurator Manau hat seine Anträge gestellt; beide erklären Dreyfus für unschuldig; und Manau erklärt Esterhazy für den Verräther; beide verlangen die Revision. Ein neues Kriegsgericht soll also über Dreyfus aburtheilen. Daß der Kassationshof zu solchem Spruch gelangen wird, bezweifelt man nicht mehr; dann hat eine kleine Anzahl Männer durch ihre Entschlossenheit die Gerechtigkeit zum Siege geführt. Ein Umstand freilich kam ihnen zu Nutzen, der Tod von Faure, der aus nicht völlig aufgeklärten Ursachen mit seinem ganzen Gewicht sich der Entwicklung, die heute nicht mehr aufzuhalten ist, entgegenstemmte.

Das Schicksal von Dreyfus und vor Allem von Picquart ist menschlich ergreifend; politisch bleibt aber auch jetzt noch die wichtige Frage zu lösen, wie wird es möglich sein, die Reaktionäre aus den leitenden Stellungen, die sie im Heere und im Beamtenkörper innehaben, heraus zu bringen, und was noch schwieriger sein wird, wie kann man eine republikanische Partei auf die Beine bringen, die politisch intakt und leistungsfähig ist.

Bei den Berathungen im Haag soll es gelungen sein, die Mächte für ein „permanentes Tribunal eines internationalen Schiedsgerichtes“ zu gewinnen. Die Nachrichten lauten im Einzelnen noch ziemlich verworren, und es wird hervorgehoben, daß dieses Tribunal seines Amtes nur unter ganz bestimmten Bedingungen wird walten können, so daß sein Werth ein geringer sei. Deswegen aber den Beschluß mit höhnischer Skepsis aufzunehmen, erscheint uns gänzlich verkehrt. Natürlich konnten nur Utopisten hoffen, daß im Haag Beschlüsse gefaßt werden würden, die den Krieg unmöglich machen; das war nicht zu erwarten. Aber wenn in der That aus den Berathungen die Konstituirung eines permanenten internationalen Schiedsgerichts hervorgehen sollte, so wäre das als eine Errungenschaft von hoher Bedeutung zu betrachten; dann wäre ein Kern geschaffen, der unter günstigen Umständen segensvoll sich fortentwickeln könnte. Eine solche Institution wird nicht plötzlich den Charakter der Regierungen und der Völker ändern, aber sie ist geeignet, den besten und humansten Intentionen der Regierungen und Völker ein fester Stützpunkt zu sein; das ist viel, so viel, daß wir an die gute Botschaft noch nicht zu glauben wagen.

In Oesterreich-Ungarn hat man nach wie vor zwei Ministerkrisen; eine in Wien und eine in Pest; auch darin spiegelt sich die Lage des Staates. Es wird in Oesterreich überhaupt nicht mehr regiert, sondern nur noch verwaltet; und dieser Zustand Oesterreichs wirkt zerrüttend auch auf Ungarn zurück.

* * *

Die Kanalvorlage und die Beamten.

Im Jahre 1866 richtete die Fürstin Caroline von Reuß älterer Linie an den König Wilhelm ein Schreiben, in dem sie ihm mittheilte, daß sie zwar durch ihre Ueberzeugung gezwungen sei, gegen Preußen Krieg zu führen, indessen hoffe, dadurch die Gunst Sr. Majestät nicht zu verlieren. Daran erinnert es, wenn jetzt eine Anzahl von Verwaltungsbeamten erklären, sie seien zwar in die Nothwendigkeit versetzt, dem Minister in der wichtigsten Frage dieser Session Opposition zu machen, hofften indessen, ihre Stellung als Mitglieder der Regierungspartei nicht verwirkt zu haben.

Die Theorie von den politischen Pflichten der Beamten und ihrer Unabhängigkeit einmal in vollem Zusammenhange so dargestellt zu sehen, wie sie sich in den Köpfen unserer Landräthe malt, wäre in hohem Grade reizvoll. Ein konservativer Landrath darf einem liberalen Minister, wenn einmal einer da ist, die entschiedenste Opposition machen, wie es Landrath von Puttkamer gegen den Minister Grafen Schwerin gethan hat; ja ich glaube sogar, daß Graf Schwerin einen Landrath, der seine politischen Ueberzeugungen getheilt hätte, für eine politisch verdächtige Person gehalten hätte. Daß dagegen ein liberaler Landrath einem konservativen Minister keine Opposition machen darf, braucht aus dem Grunde nicht ausgesprochen zu werden, weil es solche Mißgebilde nicht gibt.

Wir sehen, wie die Zügel der Beamtendisziplin überall straff angezogen werden. Gemeindebeamte werden abgesetzt oder mit Geldstrafen belegt, weil ihr politisches Verhalten Mißfallen erregt. Ein Forscher der Geschichte, dem man über politische Fragen ein selbständiges Urtheil nicht allein zugestehen, sondern sogar abfordern muß, wird mit der Strafversetzung bedroht und schließlich zu fünfhundert Silberlingen verurtheilt, weil er in der Dänenpolitik mit

der Regierung nicht einverstanden ist. Privatdozenten werden in die Klasse der Beamten erhoben, nur damit sie der Wohlthat des Beamtenstandes theilhaftig werden, wegen politischen Mißverhaltens abgesetzt werden zu können.

Und dabei gehört es doch nicht zum Beruf der Gemeindebeamten und Universitätslehrer, so wenig wie zu demjenigen der Richter, die Politik der jeweiligen Regierung zu unterstützen. Diejenigen Verwaltungsbeamten aber, die den Beruf haben, das Regierungssystem zu unterstützen, sollen die Freiheit haben, der Regierung Opposition zu machen. Alle Verwaltungsbeamten, die auf der rechten Seite des Abgeordnetenhauses sitzen, sind auf die Autorität der Regierung hin gewählt. Sie sind gewählt, weil sich der ganze Apparat der Wahlbeeinflussungen zu ihren Gunsten in Scene gesetzt hat, an einer Stelle so unverhüllt wie in Hinterpommern, an einer andern Stelle diskreter. Ein ministerielles Telegramm, das nur aus drei Worten besteht, hat gelegentlich genügt, einen solchen Wahlkandidaten hinwegzufegen.

Herr von Kardorff tritt mit beweglichen Worten dafür ein, den Landräthen müsse in wirthschaftlichen Fragen freie Hand gelassen werden, und der Mittellandkanal sei doch nur eine wirthschaftliche Frage. Der Mißbrauch, der mit dem Gegensatz zwischen den Begriffen „wirthschaftlich" und „politisch" getrieben wird, übersteigt jeden Glauben. Die Wirthschaft ist heute die Politik; im Grunde ist sie es von jeher gewesen, nur ist diese Wahrheit selten so klar hervorgehoben wie heute; die Handelsverträge, der Antrag Kanitz, die Währungsfrage, die Ordnung des Bankwesens, das Kassenwesen, das sind die Angeln, um die alle Interessen sich drehen. Ob jemand Freund oder Feind ist, erkennen wir daran, wie er zu diesen Fragen sich stellt. Die Kanalfrage ist eine politische Frage ersten Ranges; von ihrer Lösung hängt es ab, ob der preußische Staat in naturgemäßer Entwickelung bleiben oder zum Stillstand verurtheilt sein soll; dem Ministerium bleibt keine andere Wahl, als in dieser Frage zu siegen, oder zurückzutreten oder der Mißachtung anheimzufallen.

Unseren Neigungen kann es natürlich nicht entsprechen, daß das Ministerium einen direkten Zwang gegen irgend einen Beamten ausübt, in dieser Frage nach seinen Wünschen zu stimmen. Eine verfassungswidrige Beeinflussung werden wir nicht befürworten. Der naturgemäße Verlauf der Dinge ist der, daß die Regierung die Entscheidung des Abgeordnetenhauses abwartet, wenn diese Entscheidung gegen sie ausfällt, zur Auflösung schreitet, dann aber mit allen Mitteln verhütet, daß irgend ein Verwaltungsbeamter seinen amtlichen Einfluß ausübt, um die Politik der Regierung zu durchkreuzen. Wenn das Ministerium sich zu diesem Wege entschließt, wird sich freilich ein Resultat ergeben, das in seiner Gesammtheit den Agrariern noch unangenehmer wäre, als wenn jetzt der Eine oder der Andere mit sanftem Zwang veranlaßt wird, einer solchen Wendung vorzubeugen.

Der Bau des Mittellandkanals ist zu einer unabänderlichen Nothwendigkeit geworden, um den Anforderungen des Verkehrs zu genügen. Wird dieser Bau vereitelt, so sehen wir nicht ab, wie überhaupt in Preußen von dem jetzigen Ministerium weiterregirt werden kann, dann ist der lebendige Fluß der Dinge unterbrochen und die Versumpfung ist eingetreten.

Alexander Meyer.

Noch einmal Bismarck redivivus.

Wie viel ist in dem letzten Jahre an Bismarck-Erinnerungen geschrieben und besprochen worden! Eine ganze Litteratur ist hierüber entstanden. Und doch dringt die unerschöpfliche Quelle hinterlassener oder gesammelter Papiere und Aufzeichnungen des großen Staatsmannes immer noch neues, für ihn und seine Zeit bedeutsames Material zu Tage. Der vor Kurzem erschienene sechste Band des von Horst Kohl redigirten „Bismarck-Jahrbuches"*) — eine bekanntlich durchaus zuverlässige Veröffentlichung, die nur urkundlich Authentisches und kritisch Gesichtetes aufnimmt — enthält wieder einige meines Erachtens sehr charakteristische Schriftstücke, die für das denkende Publikum Deutschlands wohl hervorgehoben zu werden verdienen.

In den „Gedanken und Erinnerungen" erzählt Bismarck in behaglicher Breite, wie er nach der Märzrevolution des Jahres 1848 versucht hat, die altmärker Bauern und dann das preußische Heer auf eigene Faust für die Sache des gedemüthigten Königthums mobil zu machen. Er war aber in Wirklichkeit nicht so geneigt, die Umwälzung hauptsächlich von rein idealem, politisch-loyalem Standpunkte zu betrachten, sondern er dachte, in sehr bezeichnender Weise, sofort auch an die pekuniäre Wirkung der Revolution für die verschiedenen Berufsklassen und besonders für die Agrarier, das heißt für den Stand, dem er angehörte. Diese Gedankenreihe stand sogar im Vordergrunde seiner Erwägungen. Das „Bismarck-Jahrbuch" druckt zwei Zeitungsartikel ab, die er im Jahre 1848 verfaßte, und die sich mit dieser Frage beschäftigen. Es heißt im ersten Artikel (S. 10 ff.):

„Wir leben in der Zeit der materiellen Interessen — 1848! — und nach Feststellung der neuen Verfassung, nach Beruhigung der jetzigen Gährung wird sich der Kampf der Parteien darum drehen, ob die Staatskosten gleichmäßig nach dem Vermögen getragen oder ob sie überwiegend dem immer steuerbereiten Grund und Boden auferlegt werden sollen. Es ist natürlich, daß die Städter dahin streben, den Steuererheber von der Fabrikindustrie, von dem städtischen Steuerwerth, von dem Rentier und Kapitalisten so fern als möglich zu halten, und ihn lieber auf Aecker und Wiesen und deren Produkte anzuweisen."

In einer Zeit also, wo man um die Begründung verfassungsmäßiger Freiheit in Preußen, um Deutschlands Einigung unter Preußens Führung in lodernder Leidenschaft kämpfte, wo Tausende für diese hohen Ziele Freiheit und Leben daransetzten, ist Bismarck's publizistische Thätigkeit zum großen Theile auf die Wahrung materieller Interessen der Großgrundbesitzer gerichtet, bei den Gegnern selbstsüchtige, ähnliche Ziele voraussetzend. Denselben Gegenstand führt er in jenem Artikel des Breitern aus — er ist 1848 schon derselbe Bismarck, der 1879 die gesammte innere Entwicklung des Deutschen Reiches auf den Klassenkampf um pekuniären Vortheil gründete. Und doch unterscheidet sich der dreiunddreißigjährige Bismarck von dem viermdiechzigjährigen in einem sehr wichtigen Punkte. „Wir hören," heißt es in dem beregten Artikel weiter, „mit Bezug auf die indirekte Besteuerung, mehr von dem Schutzzollsystem zu Gunsten inländischer Fabrikation und Gewerbe sprechen als von dem für die ackerbautreibende Bevölkerung nöthigen freien Handel." Bismarck war also damals Freihändler, wie damals die gesammte Landwirthschaft; allerdings nicht aus allgemeinen theoretischen Ueberzeugungen, sondern weil er dieses System für seine grundbesitzende Klasse als vortheilhaft betrachtete, die zu jener Zeit noch ins Ausland exportirte. Es ist demnach nicht, wie er später unzählige Male behauptet hat, Delbrück's verderblicher Einfluß, der ihn, den Arglosen, auf die Bahn des Freihandels geführt hat, sondern seit Jahrzehnten huldigte er, aus ganz bestimmten und greifbaren Beweggründen, dieser Richtung. Wieder ein Beispiel für die Willkür,

*) Leipzig, Göschen, 1899.

mit der er mit der Vergangenheit umzuspringen liebte, selbst mit seiner persönlichen, sobald sie seinen augenblicklichen Zielen und Absichten unbequem erschien, weil die Verhältnisse sich geändert hatten.

Ein zweiter Artikel aus demselben entscheidungsreichen Jahre wendet sich gegen die Ausgleichung der Grundsteuer in Bismarck's Heimathskreisen — den beiden Jerichow'schen — obschon er zugestehen muß, daß das Jerichower Land bisher bei dieser Steuer ungleich besser davongekommen ist als die übrigen Grundstücke des Regierungsbezirks Magdeburg. Es erinnert solcher Vorgang deutlich an den Unwillen, den der reiche Fürst Bismarck dreißig Jahre später äußerte, als ihn die Stadt Berlin ebenso zur Miethssteuer heranzog wie den ärmsten Bürger.

Noch interessanter als diese Artikel ist ein Brief, den Bismarck wenige Wochen nach Uebernahme der leitenden Stellung im Ministerium, am 21. November 1862, an den Grafen Bernstorff, seinen Vorgänger als Minister des Aeußern und damaligen Gesandten in London, geschrieben hat. (Bismarck-Jahrbuch, S. 164 ff.) Hier heißt es:

„Eine Verständigung über die Militärfrage ist bisher nicht näher gerückt als vor sechs Wochen; der König lehnt zweijährige Dienstzeit prinzipiell ab. Ich enthalte mich der Kritik über diesen Punkt; zweijährige mit Kapitulanten würde wahl genügen; bestände der König aber auf zehnjähriger, so würde ich über diese Dinge ihm den Gehorsam nicht aufsagen. Es gibt m. E. wichtigere Fragen, als diesen momentanen Frieden mit dem jetzigen Abgeordnetenhause durch eine falsche Konzession zu erkaufen."

Bismarck war also derselben Meinung, wie Roon, wie die Kommission der Generale, wie die früheren Kriegsminister, wie später Kaiser Wilhelm II. und dessen militärische Rathgeber: zweijährige Dienstzeit für die Infanterie, unter gewissen Bedingungen und Vorsichtsmaßregeln, ist zuläßig. Wenn er dennoch den Kampf gegen das Abgeordnetenhaus gerade um die zweijährige Dienstzeit aufgenommen und mit immer größerer Schärfe und Bitterkeit vier Jahre lang durchgeführt hat, selbst zu einer Zeit, wo die Kammer, auf Forckenbeck's Veranlassung, zu weitgehenden Konzessionen in der Militärfrage bereit war, so lag der Grund in dem Umstande, daß er den Konflikt brauchte zur Lösung „wichtigerer Fragen". Wir wissen, daß Bismarck zunächst dem Prinzregenten und Könige Wilhelm als Minister keineswegs genehm war, weil der Herrscher das Gewaltsame in Bismarck's Politik und besonders dessen, den Traditionen Friedrich Wilhelms III. durchaus widersprechende Gegnerschaft gegen Oesterreich mißbilligte und verwarf; daß darum alle Empfehlungen Bismarck's zum Portefeuille des Aeußern durch den Fürsten Hohenzollern, durch Auerswald, durch Roon, Jahre lang an dieser Abneigung des Souveräns abgeprallt waren. Roon's Briefwechsel mit Bismarck und des letztern eigene „Gedanken und Erinnerungen" bezeugen das auf vielen Seiten. Bismarck konnte das wohlberechtigte Ziel seines Strebens, Leiter von Preußens auswärtiger Politik zu werden, nur erreichen und hat es nur erreicht, indem er dem Könige als der einzige Mensch erschien, der es auf sich nahm, den Konflikt mit der Kammer zu Gunsten der Krone durchzuführen — in einem Momente, wo alle anderen zurückschreckten, wo auch Roon versagte, der ja noch am 17. September 1862 sich im Abgeordnetenhause zur Annahme der kürzeren Dienstzeit bereit erklärt hatte. Wilhelm I. aber wollte in einer militärischen Frage nicht vor den Abgeordneten zurückweichen, um, wie er meinte, die Macht der Krone nicht zu mindern. Da gerade bot sich ihm Bismarck an, den Kampf für den Thron auszufechten, obwohl er im Geheimen dessen Standpunkt mißbilligte. Vor die Alternative gestellt, abzudanken — er hatte ja bekanntlich die Abdikationsurkunde schon unterzeichnet — oder sich Bismarck in die Arme zu werfen, wählte König Wilhelm das letztere.

Wir sehen, Bismarck's höchst schätzenswerthes Geständniß in dem vertraulichen Briefe an Bernstorff stimmt völlig mit seinen bekannten Aeußerungen vom Juli 1866 an den Grafen Seherr-Toß, in denen er seine Haltung während der Konfliktszeit mit der Nothwendigkeit erklärte, sich das Vertrauen des Königs, bei dem er stark verdächtig gewesen, zu sichern. In dem Bewußtsein, das seine geniale Begabung ihm einflößte, der einzige Mann zu sein, der Preußens auswärtige Politik in das richtige Fahrwasser zu lenken vermöge, war ihm jedes Mittel genehm, um die Leitung dieser Politik zu gewinnen und zu bewahren. Deshalb hat er damals, um den König an sich zu fesseln, immer wieder den Militärkonflikt als gleichbedeutend mit der Frage hingestellt: ob Königsherrschaft oder Parlamentsherrschaft („Gedanken und Erinnerungen", I 286 f.), obwohl ihm sofort und wiederholt aus den Kreisen der Abgeordneten mit Recht vorgehalten wurde: das preußische Volk sei viel zu nüchtern, um einen solchen theoretischen Streit zu führen und denke nur an praktische und eng umschriebene Ziele — ein Standpunkt, den Bismarck später, in seiner Rede im Abgeordnetenhause vom 5. April 1876, selber als richtig anerkannt hat. Deshalb hat er auch jedesmal, wenn sich die Möglichkeit eines Ausgleiches zeigte, den Streit durch provokatorisches Auftreten neu entzündet und verbittert: so im Winter und Mai 1863, so in der dänischen Frage, so im März 1865. Und er hat seinen Zweck vollkommen erreicht. Es läßt sich urkundlich erweisen, daß er lediglich der Fortdauer des Konfliktes die Fortdauer seines Ministerthums verdankt hat. Wegen der russischen Konvention vom Februar 1863 hat er, der Mißbilligung des Königs gegenüber, an seine Entlassung denken müssen (Bernhardi, Tagebuch, V 37); nicht minder wegen der Schleswig-Holsteinschen Frage im Januar 1864 (Roon, Denkwürdigkeiten, II⁴ 173 f. 193); und endlich weil der König sich nicht zum Kriege mit Oesterreich verstehen wollte, im April 1866 (Roon, II⁴ 403 ff.) Immer hat er sich nur gehalten und schließlich seinen Willen durchgesetzt, weil der Herrscher fürchtete, Bismarck's Ausscheiden aus dem Ministerium werde die Niederlage der Krone vor der Volksvertretung herbeiführen.

Der Ministerpräsident und sein Freund Roon wußten diese Melodie dem Könige in jeder Tonart vorzuspielen. Bezeichneten sie ihm doch sogar den legitimen Herzog von Schleswig-Holstein, Friedrich von Augustenburg, und dessen Gothaer Rathgeber als „Revolutionäre" und schilderten ihm deren etwaiges Obsiegen gegen die national-revolutionären Bestrebungen Bismarck's als den „Verlust der Partie der Krone gegen die Revolution". Unbedenklicher ist nie mit Worten und Thatsachen gespielt worden.

Als dann die ruhmreichen Erfolge des Sommers 1866 Bismarck's Stellung bei dem Könige dauernd befestigt hatten, da verzichtete der große Minister gern auf den Konflikt und schloß mit dem Abgeordnetenhause einen Frieden, dessen endliches Zustandekommen er immer für eine Vorbedingung des völligen Gelingens seiner großpreußischen Politik gehalten hatte. Allein es darf deshalb doch nicht vergessen werden, wem eigentlich der Verfassungskonflikt der Jahre 1862—1866 zuzuschreiben ist: nicht der Machtbegier, der Rechthaberei und dem Unverstande der Parlamentarier, das heißt der großen Mehrheit des damaligen preußischen Volkes, die hinter diesen stand; sondern dem Eigenwillen König Wilhelms, der jedes, auch das sachlich bestberechtigte Zugeständniß an die Volksvertretung in militärischen Dingen grundsätzlich ablehnte, und dem Entschlusse Otto von Bismarck's, sich rücksichtslos jedes Mittels zu bedienen, um die für die Größe Preußens ihm unentbehrlich scheinende Staatsleitung zu erobern und für sich zu bewahren. Nur so wird einst eine wohl unterrichtete und unparteiische Geschichtschreibung die Verantwortung für jenen schweren und doch in seinen Folgen fruchtbaren Streit vertheilen.

M. Philippson.

Alexander Puschkin.

Der „26. Mai“, Alexander Puschkin's Geburtstag, dem Russen ein ebenso geläufiges Datum, wie dem Engländer der 23. April oder dem Deutschen der 28. August und der 10. November, heißt bei uns der 7. Juni: Rußland ist in seiner Zeitrechnung um zwölf Tage hinter der übrigen Welt zurück. Aber könnte und dürfte die Art entscheiden, wie es den hundertsten Geburtstag des Dichters zu feiern sich anschickt, so wäre es uns Andern um Jahrzehnte voraus. Niemals und nirgendwo ist bisher der Gedenktag eines Dichters mit einem so gewaltigen Aufgebot von Begeisterung, Macht und Geld vorbereitet worden. Nicht bloß jede Stadt, fast jedes Dorf vom Weißen bis zum Schwarzen Meer soll seine Puschkin-Feier haben. Unsere Schiller-Feier von 1859 wird, so scheint es, weit überboten; sie war ein Fest des Bürgerthums; die Höfe thaten kühl, der Adel gar nicht mit und der Bauer erfuhr nichts davon. In Rußland soll er es durch seinen Popen und Lehrer erfahren und an der Spitze des feiernden Volks steht sein Herr, der Zar. Freilich sind in Rußland, wie einst die ersten, so bis heute die meisten Potemkin'schen Dörfer erbaut worden; die bemalten Prospekte, die nur in der Ferne wirken und hinter denen sich die nackte Steppe birgt. Aber wird nur die Hälfte dessen erfüllt, was die russischen Blätter ankündigen, so ist diese Feier das Wahrzeichen eines neuen Geistes in Rußland, das ungleich eigenartiger ist, als die Friedensbotschaft des Zaren. Denn sie ist besten Falls der Beweis idealer Gesinnung eines Fürsten, eine solche Puschkin-Feier aber bedeutet für Herrscher und Beherrschte den ersten gemeinsamen Ausdruck der Erkenntniß, daß der Geist auch in diesem Staate eine Macht ist. Das scheint winzig und ist für Rußland unendlich viel: der Anfang, dem auch dort eine Fortsetzung folgen muß, wie sie überall folgte. Derlei vollzieht sich freilich langsam und nicht durch Thatsachen, die man in Telegrammen zu melden pflegt. Heute wissen wir ganz genau, wie sehr die Schiller-Feier unser National- und Freiheitsgefühl zugleich gestärkt und veredelt hat; es ist keine überschwängliche Hoffnung, daß von der Puschkin-Feier ähnliche Wirkungen für Rußland ausgehen können. Man feiert Gottlob nie nutzlos einen Dichter, als ob er ein Zar gewesen wäre. Und nun gar diesen Dichter, der nicht bloß sein Rußland heiß geliebt hat, sondern auch die Freiheit, die er meinte.

Wie im Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts eine solche Dichterfeier nur eben für Schiller möglich war, so im heutigen Rußland nur für Puschkin. Er ist der geliebteste Dichter seines Volks. Ueberflüssig zu sagen, daß er es nicht allein durch die Bedeutung seiner Werke ist. Ruhm ist niemals Verdienst allein, sondern auch ein Schicksal, die Wirkung von Gewalten, für die, über die der Künstler nichts vermag. Unverdient, ohne ein großes Können ist noch Niemand berühmt geworden, aber wie Viele sind trotz solchen Könnens unberühmt geblieben! Eben weil Ruhm kein Zufall ist, sondern der Schlußstein einer ehernen Kette von Ursachen und Wirkungen — und auch das herrlichste Talent ist nur eben das sichtbarste Glied dieser Kette, aber nicht sie selbst. Und nun gar ein Ruhm, wie der Puschkin's! Was Alles mußte werden, was Alles vergehen, bis er so hoch emporwachsen konnte!

Diese Kette ins Licht zu stellen will der vorliegende Aufsatz versuchen und muß daher seinen eigenen Weg einschlagen, der ihn an der Panegyrik der üblichen Gedenkblätter weit vorbeiführt. Auch ihm muß des Dichters Schaffen eine Hauptsache bleiben, aber nicht die einzige. Vielleicht ist dies schon deshalb berechtigt, weil Puschkin's Werke auch in Deutschland bekannt sind, wie die keines anderen Russen, und seit siebzig Jahren. Seit Goethe dem jungen Dichter seine Feder als Gruß übersendete, Varnhagen die erste eingehende Würdigung veröffentlichte, haben deutsche Kritiker und Nachdichter nicht aufgehört, sich mit ihm zu beschäftigen. Neben den beiden deutschen Gesammtausgaben (von Lippert und von Bodenstedt) wimmelt es von Uebertragungen der Einzelwerke; die Briefe abgerechnet, ist von Puschkin keine Zeile erhalten, die nicht mindestens ein halbes Dutzend deutscher Federn bemüht hätte; von einigen seiner Dichtungen haben wir an fünfzehn und mehr Uebersetzungen. Die Masse ist natürlich, wie immer, mehr oder minder gewissenhafte Handwerksarbeit, aber auch das Kunsthandwerk ist vertreten (Fiedler, Seubert u. A.), und sogar drei Künstler finden sich im Haufen: Bodenstedt und Ascharin für die Verse, Wolfsohn für die Prosa. Da darf man denn wahrlich den Dichter Puschkin für den deutschen Leser nicht erst entdecken wollen. Aber Anderes ist minder bekannt: der Mensch, die Stellung des Dichters in seiner eigenen Litteratur und das Auf- und Niederwogen des Volksgeistes, das auch sein Schiff senkte und hob.

Freilich, das Geheimniß einer so ungeheuren Volksthümlichkeit, wie der Puschkin's, birgt immer auch etwas Dämonisches, Unfaßbares, wie jedes gewaltige Schicksal; man wird es nie aufmachen können, wie eine verwickelte Rechnung. Aber so viel ist gewiß: auch hier ist das erste, das nothwendigste, das „höchste“ Glück des Dichters die Persönlichkeit. Nur kommt es nicht so sehr auf ihre Macht und Bedeutung an, als vielmehr darauf, daß sie dem Volke liebenswerth erscheine, ihm die Verkörperung seines Ideals der Lebensführung bedeute, kurz, die Fähigkeit der Popularität in sich trage. Welcher Freie würde nicht Byron um so inniger lieben, je näher er ihn kennen lernt — und doch ist so leicht zu verstehen, warum er in England verhaßt war und noch heute mißachtet ist. Aber das schlagendste Beispiel bietet unsere eigene Litteratur. Wir besitzen an Goethe eine Individualität von nie genug zu bewundernder Größe und unerschöpflichem Reichthum, aber den Deutschen dieses Jahrhunderts war Schiller lieber, der reine, weiche, darbende, früh vollendete. Wir wissen nicht, wann unser Volk goethereif sein, wann es ihm den Minister, den Olympier und nun gar seinen „Bettschatz“ Christiane vergeben haben wird; schillerreif war es von Anbeginn: in diesem Mann fand die Volksseele jene Art von Deutschheit und Hochsinn verkörpert, die sie selbst empfand und verstand. Genau dasselbe gilt von den Russen und ihrem Puschkin, aber eben darum könnte sich die Phantasie kaum zwei Menschen ersinnen, die noch verschiedener wären, als Puschkin und Schiller. Hier spricht eben so laut, daß es der Taube hören müßte, der ungeheure Gegensatz in Charakter und Weltanschauung der beiden Völker.

Schon seine Abkunft macht Puschkin den Russen interessant; er stammt aus einem vornehmen, durch wildes Leben und abenteuerliche Schicksale bekannten Geschlecht, dem zudem eine pikante Beimischung fremden Bluts nicht fehlt: zwar der Urahne von Vatersseite nur ein Deutscher, aber der von Muttersseite dafür gar ein Neger (Abraham Hannibal, der „Mohr Peters des Großen“) — das ist gewiß exotisch genug. Im Uebrigen trotz seiner Skandal-Chronik ein angesehenes, echt russisches Bojarenhaus jener Zeit, in dem eben darum nur französisch gesprochen, das Russische selbst den Kindern verboten wird. Nur dem kleinen, dicken Alexander muß man es gestatten, weil ihm die fremde Sprache nicht in den Kopf will; so bleibt er seiner Amme, Arina, überlassen, die ihn lehrt, was sie selbst weiß: die Sagen und Lieder des Volks. Dann aber erwacht sein Lerntrieb; der Achtjährige hat noch als stumpfsinnig gegolten, zwei Jahre später hat er bereits die ganze französische Bibliothek seines Vaters verschlungen und schlägt dann als Zögling des Kaiserlichen Lyceums zu Zarskoje-Selo an Begabung seine Mitschüler. Man sieht, wie leicht sich schon dies Knabenschicksal symbolisch ausdeuten, als Kitzel für das Nationalgefühl verwenden läßt. Freilich ist es nicht minder national, daß jene Bibliothek fast nur unzüchtige oder atheistische Schriften enthält, und daß der herrlich begabte Knabe, statt im Lyceum zu lernen, früh den Don Juan spielt. Das Einzige, was er daneben ernstlich betreibt, ist Versemachen, und diese Versuche führen zu

einem Ergebniß, das seinen Ruhm mindestens ebenso gefördert hat, wie irgend eines seiner Werke, denn die Anekdote ist merkwürdig, rührend und keilt sich dem Gedächtniß ein. Der greise Derschawin, der berühmteste russische Dichter vor Puschkin, wohnt dem Abiturientenexamen des Lyceums bei. Puschkin trägt ein Gedicht vor, der Greis horcht hoch auf, Thränen der Freude stürzen über seine Wangen. „Nun sterb' ich leicht, mein Rußland hat einen andern, größeren Dichter!“ Und kurz darauf stirbt er wirklich. . . .

In dieser Linie bewegt sich das ganze Leben des Dichters: Alles packend, zugespitzt, dramatisch bewegt — und Alles echt russisch. Kaum achtzehnjährig, tritt er ins Ministerium des Auswärtigen und führt nun ein Doppel-, nein ein viergetheiltes Leben, wie es nur in diesem Zwielicht von Barbarei und Treibhauskultur, von elementarer Rohheit und überhitztem Raffinement denkbar ist. Die geringste Zeit und Mühe kostet ihn sein Amt; was man dort von ihm verlangt, leistet er spielend, und mehr zu thun, als man verlangt, wäre nicht hübsch, ja unfair. Fair aber ist, sich täglich in Wein und Spiel zu berauschen und vor Allem in Liebe; kein Tag, ohne Frauengunst zu schlürfen, aus reinem Quell, aus der Pfütze, wie's kommt — das Weib, das Weib, und am liebsten das Weib des Andern. Aber daneben ist der junge Wüstling und Beamte zugleich Verschwörer, ein eifriges Mitglied verschiedener Geheimbünde, slavophiler und kosmopolitischer, demokratischer und aristokratischer; noch weiß er nicht, wie Rußland gerettet werden soll, er weiß nur Eins und das genügt ihm: „Nieder mit dieser Regierung, denn sie richtet uns zu Grunde!“ Das wäre, sollte man denken, für einen jungen Mann Beschäftigung genug, aber er hat noch für ein Viertes Zeit und Kraft und das ist ihm sogar die Hauptsache: sein Dichten und das Studium Byron's, Goethe's und der deutschen Romantik. Durch sie angeregt, wendet er sich der Geschichte und Sage seines Vaterlandes zu, schreibt sein Epos: „Ruslan und Ljudmilla“ und wird dadurch mit einem Schlage der berühmteste Dichter seines Volkes.

Aber noch ehe dies Werk vollendet ist, ereilt ihn ein Schicksal, ohne daß er kein echter Russe dieses Jahrhunderts und wohl auch nicht der Liebling seines Volkes wäre: er wird politischer Märtyrer, allerdings ohne sich daran zu verbluten; die Regierung versetzt ihn nach Südrußland, zwischendurch lernt er den Kaukasus kennen. Mit dem Verschwören hat's nun ganz, mit der Amtsarbeit nahezu ein Ende, aber ins Ungeheure wächst die dichterische Arbeit und die Ausschweifung. Jedes Jahr bringt ein neues Werk, aber jeder Tag ein tolles Abenteuer; das ist nicht mehr Halb-Asien, sondern Afrika; man muß an das Negerblut in diesen Adern denken. So ist's für ihn ein Segen, als er endlich einiger Epigramme wegen seines Amtes entsetzt und zugleich auf sein Gut im Innern Rußlands verbannt wird. Zwar an einer wilden Leidenschaft zu einer schönen, natürlich verheiratheten Gutsnachbarin fehlt's auch nun nicht, aber er arbeitet noch ernster, vertieft sich immer mehr. Da hallt in seine Einsamkeit die Schreckenskunde vom Ausgang seiner Freunde, der Dekabristen; zitternd harrt er der Verschickung nach Sibirien und schreibt, ihr zu entgehen, ein demüthiges Bittgesuch an den Zaren. Der sonst so grausame Nikolaus verzeiht dem berühmten Dichter, der nun nach Moskau zurückkehren darf. Hier schafft er, vom Zaren ausgezeichnet, von der Gesellschaft vergöttert, rastlos an seinen Dichtungen, innerlich noch zerrissener, als früher, denn nun muß er sich selbst einen Apostaten schelten. Und die Weiber und die Karten beruhigen die Nerven auch nicht. Hier eine Anekdote, die auch der unlitterarische Russe kennt und leuchtenden Augs von seinem Liebling erzählt. Puschkin's Verleger zahlt ihm das enorme Honorar von fünf Rubel für die Verszeile. Das wissen die Herren im Klub, und hat er den letzten Heller verspielt, so zieht er ein Blättchen Manuskript hervor: zehn Zeilen — fünfzig Rubel. . . . Nun, auch dies macht ihn nicht glücklicher; er nimmt, um sich zu betäuben, an einem Feldzug im Kaukasus theil, und wählt schließlich, als auch dies nichts fruchtet, ein angenehmeres Mittel, das schon Manchem geholfen hat: er heirathet.

Auch hier scheint es gut anzuschlagen. Die Erwählte ist ein junges, schönes Mädchen, Natalja Gontscharow, der Hausstand einer der glänzendsten Petersburgs, zu dem Ruhm des größten lebenden Dichters seiner Nation fügt der Begnadete durch ein historisches Werk den eines verdienstvollen Geschichtsschreibers; es ist anscheinend kein Wölkchen an seinem Himmel. Und dennoch sind diese sechs letzten Jahre in Puschkin's Leben (1831—1837) nur eben glücklicher als die früheren, aber auch voll von innerem Kampf und Selbstqual. Was drückt ihn? Seine Frau liebt ihn, er hat reizende Kinder. Und daß ihm die Frauen noch immer nachstellen — und wenige ohne Erfolg — kann er sich selber kaum übelnehmen, thuts doch kein Anderer, er ist eben Puschkin der Eroberer. Oder daß er, trotz der großen Einkünfte, noch größere Schulden hat? Er braucht ja nicht dafür aufzukommen, der Zar zahlt für ihn. Und dennoch empfindet er seine Verirrungen qualvoll, weil er im Kern eine edle, feine Natur ist, oder weil seine Nerven allmählich ganz zerrüttet sind; es ist Eins so wahr, wie das Andere. Nun versucht er's auch mit der Frömmigkeit, nicht für lange; dann reißt ihn abermals die Arbeit empor. Vom Herbst 1836 ab scheint er wieder zu erstarken; da fegt ihn die Kugel eines Laffen jählings hinweg.

Puschkin's Ende gehört zu den psychologisch interessantesten Novellen, die das Schicksal gedichtet hat. Volle Klarheit freilich haben wir auch heute nicht darüber, so überreich die Quellen fließen; nur folgende Thatsachen sind erwiesen. Ein junger Wüstling, Baron Dantès-Heeckeren, der Adoptivsohn des holländischen Gesandten, bemüht sich scheinbar um die Hand der Schwägerin des Dichters, benützt jedoch diese Gelegenheit, um sich Frau Puschkin zu nähern. Sie duldet seine Huldigungen, obwohl er immer frecher wird, das ist richtig, ihre Schuld hingegen ist nicht erwiesen; eine Fülle von Thatsachen drängt vielmehr den Glauben an das Gegentheil auf. Natürlich wird in der Petersburger Gesellschaft viel darüber geklatscht; die Stimmen sind getheilt, der Dichter selbst aber ist sofort fest überzeugt: „Ja, sie ist schuldig. Es ist garnicht anders möglich, denn — das Schicksal ist gerecht. Es vergilt mir, was ich so vielen Anderen gethan“ Noch gibt es dazwischen lichtere Stunden, aber sie werden immer spärlicher. Erwägt er alle Umstände, sieht er sich den angeblichen Verführer, diese Karrikatur eines „Löwen des Parkets“ an, blickt er seinem Weibe in die muthwillig blitzenden, aber klaren Augen, so sagt er sich: „Wahnsinn! sie ist unschuldig!“, aber blickt er ins eigene, schuldbeladene Herz, so erwidert es: „Schuldig“ Und „Schuldig!“ kreischen auch die anonymen Briefe, mit denen der Dichter täglich überschüttet wird. Nicht grundlos heftet sich der Verdacht der verruchten That an zwei berühmte Namen; es ist nur ein Verdacht, sie seien hier nicht genannt: aber jedenfalls war der Thäter ein Mensch von seltener Niedertracht und seltenem Geist; von wahrhaft teuflischem Instinkt für die Gemüthsstimmung seines Opfers. „Wir stecken“ — dies etwa der Grundton — „alle in einem Pfuhl, haben vom Westen nichts als seine Laster, du selbst hast in diesem Pfuhl gewatet, so viele hinabgezogen — nun ersticke auch du mit uns Anderen in der Schande, ersticke, ersticke!“ Verstört, gepeinigt taumelt der Unselige durch die Salons und späht und lauert. So hat ihn Iwan Turgenjew zum ersten und letzten Mal gesehen und in seinen (leider noch immer nicht übersetzten) Erinnerungen gezeichnet: den Mann mit dem blassen, zerwühlten Antlitz, dem schwarzen Kraushaar, den funkelnden Augen, den blitzenden Zähnen, der vibrirenden Stimme, der sich gequält abwendet, wenn man ihn ansieht, weil er seine Schande in jedem Blick zu lesen glaubt . . . Noch zögert er, den Laffen zu fordern, es wäre ja das Zugeständniß, daß er seine Frau für schuldig hält; endlich thut er's doch. „Ein Ende“ stöhnt er. „Ich kann diese Blicke, diese Briefe, kann mich selbst nicht mehr ertragen. Vielleicht falle ich, das ist dann

das Beste für mich!" Kein Zweifel, als er zum Duell fuhr, wollte er nicht tödten, sondern sterben. Ihm wurde, was er ersehnte. Durch einen Schuß in den Unterleib tödtlich verwundet, starb er zwei Tage später, 10. Februar 1837.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Karl Emil Franzos.

Der Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit.

„Vielleicht werden wir in einer Zeit, wo die nicht Tuberkulösen an Cholera und Typhus in hellen Haufen zu Grunde gehen, an die Hunderttausende nicht denken, welche alljährlich in unseren Städten einem vorzeitigen Tod durch Tuberkulose verfallen. Man denkt ja so oft über dem neuen, ungewohnten Elend an das alte, gewohnte weniger. Das aber möge niemand hoffen, daß, wenn die Cholera und der Typhus beseitigt sein werden, die Tuberkulose, welche endemisch ist, ohne Berücksichtigung bleiben darf." Genau fünfzig Jahre sind verflossen, seit Rudolf Virchow diese Worte aussprach, denen erst jetzt der soeben beendete Kongreß der Pfingstwoche gerecht werden sollte. Und auch ein anderes gleichzeitiges Wort Virchow's war der Kongreß bestimmt, zur That zu machen, nämlich das Wort, daß es die Aufgabe der Menschheit sei, die Tuberkulose zu überwinden, wie sie den Skorbut überwunden habe. Nicht die Aerzte, die Hygieniker allein, sondern die Gesammtheit. Und so erging der Ruf zur Theilnahme an dieser Versammlung nicht nur an die Vertreter der Wissenschaft, deren Aufgabe es ist, Krankheiten zu erkennen, zu verhüten und zu heilen, sondern auch an alle diejenigen Kreise, die die Lasten jener Seuche zu tragen haben. Große Erwartungen und Hoffnungen wurden von den Einberufern gehegt; es ist wahrscheinlich, daß die nachhaltige Wirkung, welche ihrer Anregung folgte, diese Erwartungen noch übertreffen wird.

Wenn man von der glänzenden Außenseite absieht, die sich durch die Menge der Theilnehmer, durch die Anwesenheit einer großen Zahl hervorragender Forscher aus allen zivilisirten Ländern, durch die Festlichkeiten bei der Eröffnung und während des ganzen Verlaufes kennzeichnet, so waren es vor allem drei in sich verschiedenartige Punkte, welche dieser Versammlung ein besonderes Gepräge verliehen. Es war dies zuerst die besonders sorgfältige Vorbereitung. Der Stoff der Verhandlungen war in naturgemäßer Weise vorher in fünf Abtheilungen gegliedert, deren einzelne Abschnitte wiederum besonderen Berichterstattern übertragen wurden und zwar solchen, die durch ihre Sonderstudien und Erfahrungen gerade den von ihnen übernommenen Abschnitten gerecht zu werden vermochten. Es wurde zweitens die Absicht ausgeschlossen, neue Forschungsergebnisse vorzutragen oder wissenschaftliche Meinungsverschiedenheiten durchzufechten. Die Berichte sollten vielmehr geradezu an die weitesten Kreise gerichtet sein, ihnen ein klares Bild von dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse über die Tuberkulosefrage geben, es sollten die Ergebnisse der Forschung popularisirt werden. Und es muß ausdrücklich anerkannt werden, daß die Berichte der meisten Redner, selbst solcher, die im Meinungskampfe eine ganz ausgesprochene Parteistellung einnehmen, dieser Forderung, nur durch sicher gestellte Thatsachen der Allgemeinheit bestens zu dienen, fast durchweg, zum Theil in mustergiltiger Weise, entsprachen.

Der dritte und letzte Punkt, der diesen Kongreß eigenartig kennzeichnete, war die aktive Betheiligung aller an der Frage betheiligten Kreise; der Forscher, welcher unbekümmert um jede Tendenz das Problem der Bekämpfung einer Seuche als lösbar erkannt hat, und die von ihm gefundenen Wege kund gibt, verband sich mit dem Beamten der Invaliditätsanstalt oder der Krankenkassenversicherung, dem die Interessen seines Instituts Maßnahmen zur Verringerung der seine Anstalt financiell am stärksten belastenden Seuche aufnöthigen; der Staatsmann und der Philanthrop vereinigen sich zu gemeinsamer Arbeit mit dem Arbeiter, der in der Lungenschwindsucht nur die „Proletarierkrankheit" sieht.

Es war die Aufgabe der Verhandlungen des Kongresses, im Zusammenhang die Gefahren vorzuführen, die dem allgemeinen Volkswohl durch die Tuberkulose drohen, über die Natur dieser Gefahr Aufklärung zu geben und zugleich zu zeigen, daß wir ihnen durchaus nicht mehr ganz machtlos gegenüberstehen. Es war aber die fernere Aufgabe zu beweisen, daß es zur Erreichung dieses Zieles nicht genügt, wie bei anderen Volksseuchen nur die Gesundheitsbehörden und die Aerzte mobil zu machen, sondern daß bei der Bekämpfung eine Reihe anderer Hilfskräfte mitwirken müssen. Es sollte bewiesen werden, daß die Krankheit eine Gefahr der Allgemeinheit, daß ihre Bekämpfung keine individuelle, sondern eine soziale Aufgabe sei.

Diese Lehre ist schon in den oben citirten Worten Virchow's angedeutet gewesen, aber es mußten Jahrzehnte vergehen, es mußten erst eine ganze Reihe günstiger Umstände und glänzender Entdeckungen zusammentreffen, bis jetzt der Zeitpunkt gekommen ist, um sie mit Aussicht auf Erfolg in die Massen auszustreuen. Die Tuberkulose oder besser gesagt, die Lungenschwindsucht, denn um diese Lokalisation des Tuberkelbacillus im menschlichen Organismus, die noch dazu vom streng bakteriologischen Standpunkte in den meisten Fällen nicht eine reine und unkomplizirte Tuberkulose ist, handelt es sich fast ausschließlich, ist ja schon immer eine Seuche des Menschengeschlechtes gewesen, deren Gefahren nicht erst in der Neuzeit aufgetaucht sind, wie die der Cholera. — Ja umgekehrt, in den letzten zwei Jahrzehnten ist in vielen Kulturländern, insbesondere in Deutschland, sogar ein entschiedener und nicht unbeträchtlicher Rückgang der Krankheit zu verzeichnen gewesen. Auch ihr Verlauf im Einzelfalle hat sich seit Hippokrates nicht im mindesten geändert, ebenso galt sie stets als eine Seuche, deren Verheerungen den Wohlstand der Bevölkerung entsetzlich belasteten. Es liegt die Frage nahe, wie es möglich war, ihr so lange gleichgültig gegenüberzustehen und warum gerade jetzt ihre Bekämpfung so eindrucksvoll verlangt wird. Nun, in diesen letzten zwei Jahrzehnten, hat sich in der That Wesentliches geändert, zuerst hat die Krankheit selbst ihren Wirkungskreis etwas verschoben, dann aber stehen uns jetzt Mittel zu ihrer Erkennung und ihrer Bekämpfung zur Verfügung, die die frühere Thatenlosigkeit nicht mehr rechtfertigen. Was den ersten Punkt betrifft, so ist entsprechend den Aenderungen der Lebensbedingungen der Bevölkerung, wie sie sich durch den industriellen Aufschwung und das enorme Wachsthum der Großstädte im Gegensatz zur relativen Entvölkerung des Landes darstellt, die Lungenschwindsucht mehr und mehr eine Begleiterscheinung bestimmter industrieller Beschäftigungen geworden. Mit anderen Worten, während früher die Lungenschwindsucht mehr die Folgekrankheit ererbter oder erworbener Schwächezustände der allerverschiedensten Art war, wird sie aus den in den letzten Jahrzehnten veränderten sozialen Bedingungen immer ausgesprochener zur Berufskrankheit. Obgleich die Zahl ihrer Opfer insgesammt sich verringert, ist sie für gewisse Betriebsarten im beträchtlichen Wachsthum begriffen. Ebenso wichtig wie diese Aenderung in der Vertheilung der Seuche ist aber die gleichzeitig erlangte verbreitete Kenntnis von ihrem Wesen, ihrer Entstehung, Verhütung und Heilung. Schon vierzig Jahre sind es her, daß Hermann Brehmer die Lehre aufstellte, die Lungenschwindsucht sei heilbar, aber es bedurfte langer Kämpfe, ehe man sich von der Richtigkeit dieser Lehre überzeugte und ehe man den Rathschlägen folgte, die Brehmer gab, um diese Heilung zu erzielen. War mit dieser rein empirischen Errungenschaft schon viel gewonnen, so trat ein völliger

Umschwung mit der Entdeckung des Tuberkelbacillus durch Robert Koch ein. Diese klassische Entdeckung gab der schon vorher experimentell begründeten Lehre von der Ansteckungsfähigkeit der Tuberkulose einen festen Boden. Für die Bekämpfung der Tuberkulose war die Auffindung des Bacillus dadurch von Bedeutung, daß sie es ermöglichte, die Krankheit selbst in viel früheren Stadien als vorher zu entdecken, daß sie die Verbreitungswege des Leidens erkennen ließ und damit unsere Aussichten für eine Vorbeugung steigerten.

Aber auch der Kreis der Interessenten an der Genesung des Einzelnen und an der Verminderung der Zahl der Opfer hat sich gerade in demselben Zeitraum gegen früher vollständig geändert. Bis vor Kurzem fiel die Verpflegung des Erkrankten, die Linderung seiner Leiden, die Sorge für ihn und seine Hinterbliebenen nur den Angehörigen zur Last, die Allgemeinheit war allenfalls nur durch die Erhöhung der Kosten für die Armenverwaltung betroffen, in deren Gesammtsumme der einzelne Punkt nicht zum Bewußtsein gelangt. Jetzt tritt bei der Uebernahme dieser Pflicht durch die Faktoren der „sozialen Gesetzgebung", durch die Organe der Arbeiterkrankenkassenversicherung und Invaliditätsanstalten, die Kostenrechnung, welche vor allen anderen Krankheiten gerade die Versorgung der Lungenschwindsüchtigen erheischt, in so krasser Weise hervor, daß die einfachsten finanziellen Ueberlegungen die Einschränkung gerade dieser Gefahr erfordern und selbst einmalige große Opfer an Geld und Arbeit lohnend für die Zukunft erscheinen lassen.

Die Schwindsucht ist also mehr und mehr Berufskrankheit geworden, die Versorgung ihrer Opfer belastet finanziell nicht mehr wie früher den Einzelnen, sondern in bedrückender Weise die Gesammtheit der betheiligten Kreise, und sie ist nicht mehr, was sie uns früher erschienen, eine unheilbare, nicht zu vermeidende Fatalität, sondern eine durch einen spezifischen Bacillus hervorgerufene Krankheit, der auf erkennbarem Wege vom Erkrankten zum Empfänglichen sich weiterverbreitet; diese Verbreitungswege können aber durch gemeinsame Thätigkeit ebenso beseitigt, wie die Empfänglichkeit herabgesetzt werden. Schließlich kann, wenn der durch sein ungehindertes Weiterwuchern in der Lunge tödtliche Bacillus doch Eingang gefunden, eine Heilung noch in einem erheblichen Bruchtheil der Fälle herbeigeführt werden, wenn das Anfangsstadium der Krankheit, dessen Entdeckung jetzt erst möglich geworden, auch durch die Aufmerksamkeit der Gefährdeten der Entdeckung zugänglich gemacht wird, und wenn ein ganz bestimmtes Heilverfahren das hygienisch diätetische, eingeschlagen wird. Die Einrichtungen dieses Verfahrens aber sind wiederum recht kostspielig und nur bei Massenbenutzung rentabel; wiederum bedarf es der korporativen Bethätigung, um ein solches Heilverfahren den Betroffenen zugänglich zu machen. Nicht auf Hypothesen oder plötzlich erstandene Hoffnungen, sondern auf ein sogar erst langsam gewonnenes Fundament sicherer Thatsachen hygienischer und sozialer Art stützte sich also die Kongreßleitung, wenn sie nunmehr die weiteste Oeffentlichkeit für die Frage der Lungenschwindsucht interessirte und ihre Mitarbeit bei der Bekämpfung in deren eigenstem Interesse forderte. Von jedem der oben genannten drei neu hervorgetretenen Gesichtspunkte aus wurde die brennende Frage durch vorher bestellte Einzelvorträge bestimmter Referenten, zum Theil unter lebhafter freiwilliger Betheiligung erfahrener Männer an der Diskussion abgehandelt. Der Direktor des Deutschen Reichsgesundheitsamts, der als Abtheilungsvorsitzender den ersten Abschnitt der Verhandlungen leitete, zeigte an reichem Zahlenmaterial die enorme Verbreitung der Krankheit unter der Gesammtbevölkerung der einzelnen Länder Europas, die besondere Betheiligung gerade des erwerbsfähigen Lebensalters an der Zahl der Opfer und die Abhängigkeit der Krankheit weniger von dem Einflusse der uns umgebenden Natur, als von denjenigen Lebensbedingungen, welche unsere sozialen Zustände herbeiführen. Und Gebhardt-Lübeck, der bei der Bekämpfung der Seuche in vorderster Reihe stehende Direktor der hanseatischen Invaliditätsanstalt, führte aus, daß die Verbreitung der Lungenschwindsucht in den der Versicherungspflicht unterworfenen Bevölkerungskreisen die durchschnittliche Verbreitung der Krankheit in der Gesammtbevölkerung weit übertrifft, daß diese Seuche die Hauptursache der Erwerbsunfähigkeit und die Hauptquelle für den Anspruch auf Invaliditätsrente bildet; die schwere finanzielle Belastung jener Wohlfahrtsanstalten kann schließlich nur durch nachdrückliche Bekämpfung der Lungenschwindsucht unter Heranziehung der Geldmittel der Anstalten verringert werden. Das erfolgreichste Mittel zur Erreichung dieses Zieles ist die Errichtung *zahlreicher geschlossener Heilstätten* für die versicherungspflichtige Bevölkerung und den minder begüterten Mittelstand, der diese Wohlthat aus eigenen Kräften sich nicht verschaffen kann. Die Heilstättenbewegung in Deutschland ist in den letzten Jahren durch die thatkräftige Agitation von Männern, wie Leyden, Pannwitz und Anderen mächtig angewachsen und für andere Länder vorbildlich geworden. Durch freiwillige Beiträge, durch Heranziehung der Mittel von Invaliditätsanstalten und öffentlichen Gemeindeverbänden sind enorme Summen herbeigeschafft und zum Theil schon fest bei der Gründung zahlreicher Heilstätten festgelegt worden, deren in Deutschland jetzt einige zwanzig seit kurzem im Betrieb sind, deren Zahl voraussichtlich bald auf einige fünfzig steigen wird. Obwohl auf die besonderen Vorzüge einiger nicht überall vorhandenen Faktoren, wie des Hochgebirges und selbst des Mittelgebirges, meist verzichtet werden mußte, hat sich doch schon jetzt herausgestellt, daß die Anfangsstadien der Lungenschwindsucht in jedem Klima einer günstigen Beeinflussung zugänglich sind, wofern die einheitliche Methode einer energischen Freiluftbehandlung unter Heranziehung der abhärtenden Einflüsse einer milden Wasserbehandlung und einer widerstandserhöhenden zweckmäßigen Ernährung herangezogen werden. Grundbedingung für einen Erfolg und damit für eine zweckmäßige Anlage der ungeheuren Geldsummen ist die Behandlung der Anfangsfälle während eines längeren Zeitraumes von Monaten; eine solche ist aber nur möglich, wenn die in Frage kommenden, dann eben noch arbeitsfähigen Kranken sich zum Verzicht auf Erwerb freiwillig verstehen, wenn sie also selbst die ihnen drohende Gefahr schon frühzeitig erkennen und wenn ihnen für diesen Fall die Sorge für ihre Angehörigen abgenommen wird. Die Frage der Heilstättenbehandlung wird dann auf das Engste verknüpft mit der Sorge für die während der Kur in ihrer Existenz geschädigten Angehörigen und ferner mit der Sorge für die Unterbringung der zeitweise geheilt Entlassenen in weniger gefährdete Berufszweige. Diese beiden Forderungen, deren Lösung zur Gewährleistung des Erfolges unerläßlich ist, konnten während des Kongresses im Gegensatz zu den schon jetzt feststehenden Augenblickserfolgen der Heilstättenbehandlung nur formulirt werden. Ihre erfolgreiche Erledigung ist die Aufgabe derjenigen Kreise, die für den hohen Zweck heranzuziehen eines der Hauptziele des Kongresses war.

Es war eine der Hauptaufgaben des Kongresses für die Durchführung der Heilstättenfrage neue Freunde und neue Mittel zu gewinnen, zu festen Grundsätzen über die Auswahl der zur Aufnahme geeigneten Patienten zu gelangen, über Einrichtung, Verpflegung und Leitung, sowie über die erzielten Ergebnisse die Erfahrungen auszutauschen und in Sonderbesprechungen den Gemeindeverbänden und Privatvereinen, die ihrerseits neue Heilstätten planen, mit Rathschlägen zu Hilfe zu kommen.

Nicht in unbedingt unerläßlichem Zusammenhange mit diesen Fragen, deren Behandlung die erste und fünfte Abtheilung des Programms bilde, stand der Gegenstand der Berathungen der zweiten bis vierten Abtheilung, welche die Entstehung, Vorbeugung und Heilung der Tuberkulose zum Thema hatten. Aber gerade diesen Verhandlungen würde Jeder, der ihnen beiwohnte, nur ungern vermißt haben, und gerade sie, obgleich fast rein hygienischen und ärztlichen Interesses, scheinen auf das größere Publikum besonders eindrucksvoll gewirkt zu haben. Was die Entstehung der Tuberkulose betrifft, so entwickelte Flügge in klarer, schlichter und eindrucksvoller Weise den ursächlichen Zusammenhang

zwischen den verschiedenen Formen der Lokalisation der menschlichen und thierischen Tuberkulose und dem Tuberkelbacillus als deren konstanter Erreger und Begleiter. Er betonte, daß nach den genauen Kenntnissen, die wir von der Bedingenschaft dieses Parasiten schon jetzt besitzen, dessen Existenzbedingungen streng an den Wirthsorganismus gebunden seien, daß er nur in diesem, dem menschlichen oder thierischen Organismus fortzukommen vermöge und daß er in die Außenwelt nur durch den Auswurf der Schwindsüchtigen, mit der Milch und dem Fleisch perlsüchtiger Rinder gelange. Es sei ja nicht ausgeschlossen, daß spätere Forschungen uns auch eine Wachsthumsform dieses Parasiten finden ließen, die dessen Existenz in unserer unbelebten Umgebung ermögliche; es sei aber unwissenschaftlich, mit dieser Möglichkeit schon jetzt zu rechnen, um so mehr als die bis jetzt nachgewiesenen Möglichkeiten der Ausstreuung des Bazillus in der uns bekannten Form schon vollkommen ausreichen, um in einfachster Weise die Verbreitung der Krankheit verständlich zu machen. Hatte Flügge gezeigt, auf welchem Wege der Bacillus von dem Sitze der Krankheit in die Außenwelt gelangt und hierbei betont, daß durch äußere Einflüsse, wie Fäulniß, Eintrocknung, Besonnung, dem Bacillus nur eine kurze Frist der Existenzmöglichkeit gegeben ist, so führte C. Fränkel aus, auf welchem Wege der durch menschliche oder thierische Krankheitsprodukte einmal in die Außenwelt gelangte Bacillus einem zweiten bisher frei gebliebenen Organismus einverleibt werden kann. In seinen Leitsätzen hob er hervor, daß diese Gefahr nicht so groß sei, wie bei manchen anderen Infektionskrankheiten; denn aus den schon angeführten Gründen komme der Bacillus in der Außenwelt außer in den genannten Nahrungsmitteln vorzugsweise in der engeren Umgebung solcher Menschen vor, die nicht für die Vernichtung ihres Auswurfs genügende Sorge tragen; ferner besäße der Mensch für das Haften des Bacillus nur eine beschränkte Empfänglichkeit. In seiner Rede schilderte er, daß die Eingangspforten für den Bacillus gelegentlich Verletzungen der äußeren Haut und der Schleimhäute seien, bei dem Genuß bacillenhaltiger Nahrungsmittel diente der Verdauungskanal als Ort der Aufnahme; am allerhäufigsten bilde aber der Athmungstraktus den Eingangsort, durch den er auf dem Wege der Einathmung zerstäubten eingetrockneten Auswurfs (Cornet) oder feinster bacillenhaltiger Tröpfchen (Flügge) direkt in die Lungen gelangte.

In dieser Rede freilich traten die Einschränkungen der Leitsätze, in denen die nicht unbedingte Empfänglichkeit der Menschen richtig hervorgehoben war, wesentlich zurück. Mit dem für ihn charakteristischen Bilderreichthum ließ Fränkel wieder überall „die Drachensaat aufkeimen“, verfolgte „die verschlungenen Wege“ und suchte „die geheimsten Schlupfwinkel“ auf. Die Forscher, welche in der neuerdings vielfach gemachten Entdeckung des Vorkommens von lebenden Tuberkelbacillen in der Marktmilch und Marktbutter ein lehrreiches Beispiel für die Thatsache sahen, daß der erwachsene Mensch für die Infektion mit Tuberkelbacillen vom Darmkanal aus verhältnißmäßig wenig empfänglich sein müsse, kamen als „berufsmäßige Zweifler“ schlecht weg und zwar mit Unrecht. Denn die Empfänglichkeit der einzelnen Rassen für den Tuberkelbacillus ist nun einmal eine durchaus wechselnde; während Meerschweinchen der Hautimpfung mit spärlichem Material sicher und schnell durch Infektion des ganzen Körpers erliegen, sind auf diesem Wege weiße Mäuse und Hunde vollständig immun. Eine Uebertragung der Erfahrungen an einer Thierart auf andere ist ebenso wenig zulässig, wie Versuche am Menschen selbst. So bleibt für den Menschen nur die klinische Erfahrung, die, wie besonders Liebreich betonte, für die Einverleibung der Bacillen in die Haut lehrt, daß es hier fast stets nur zu einer örtlichen Erkrankung, nicht zur Allgemeininfektion kommt. Das Gleiche lehren eben für die Aufnahme vom Verdauungskanal aus die Beobachtungen über den häufigen Gehalt der Butter an Bacillen, Beobachtungen, die in allerneuester Zeit durch den gleichen Befund an der mit Milch emulgirten Margarine vervollständigt worden sind. Da wir wohl Alle schon solche Butter genossen haben werden, so folgt aus dieser Annahme wie aus einem Experiment die geringe Empfänglichkeit des Erwachsenen für diesen Infektionsmodus, ebenso wie aus alten und neueren Beobachtungen die große und allgemeine Gefahr der Ernährung mit roher Tuberkelbacillen enthaltender Milch für das Kindesalter erwiesen ist. Diese Folgerung beeinträchtigt die Prophylaxe selbstverständlich durchaus nicht; denn ob von hundert mit solchen Nahrungsmitteln ernährten Menschen nur einer oder zehn oder alle empfänglich sind, jedenfalls bedarf es einer Abwehr gegen die Gefahr, so bald sie einmal als eine solche entdeckt worden ist. Und so gebührt Virchow die allgemeine Zustimmung, wenn er als Maßnahme für die Prophylaxe der Tuberkulose die radikalsten gesetzgeberischen Maßnahmen zur Erkennung und Bekämpfung der Verbreitung der Tuberkulose unter den zur Ernährung dienenden Hausthieren, vor Allen in Bezug auf Kontrollmaßregeln bei der Schlachtung und Verwerthung des Viehes verlangte. Viel Beachtung fanden auch die Ausführungen von Löffler, der zur Frage der Erblichkeit, Immunität und Disposition Stellung nahm. Er bestritt, daß die erbliche Uebertragung des Krankheitskeimes im Sinne von Baumgarten eine irgendwie nennenswerthe Rolle bei der Ausbreitung der Krankheit spiele, er hob aber an der Hand eigener Beobachtungen hervor, daß eine gesteigerte Empfänglichkeit sowohl erblich übertragen, wie durch andere Krankheiten der Athmungs- und Verdauungswege, und durch Ernährungsstörungen erworben werden könne. Im Uebrigen warnte er vor zu weitgehender Annahme bestehender Familiendisposition, da eine solche auch durch besonders virulente Bacillenstämme vorgetäuscht werden könne.

Die Verhandlungen über die Prophylaxe der Tuberkulose hielten sich meistens in den Grenzen der Thatsache, daß die Beseitigung des Auswurfs aufs Strengste anzustreben und daß vor seinen Gefahren insbesondere schwache Individuen, wie Kinder, Erkrankte 2c. zu schützen seien. Am bedeutungsvollsten in diesem Abschnitte waren die Ausführungen von Rubner, der die Wohnungsnoth in den großen Industriezentren und die mangelnde Hygiene in den Arbeitsräumen in engen Zusammenhang mit der Tuberkulosegefahr brachte und radikale Maßregeln, insbesondere Betheiligung der Aerzte an der Fabrikinspektion und Erlaß eines Wohnungsgesetzes verlangte.

Die Verhandlungen über die Heilung der Tuberkulose, bei denen die Vertreter aller Richtungen der Therapie zum Worte gelangten, boten vieles Werthvolle, das aber vorzugsweise die engeren Fachgenossen anging. Hervorzuheben ist der nicht wegzuleugnende Gegensatz, der zwischen den Wegen der Prophylaxe und der Individualtherapie besteht. Für die Wege, die die Vorbeugung einzuschlagen hat, kann die Wichtigkeit radikaler gesetzgeberischer Maßnahmen, wie sie z. B. Rubner vorschlug, nicht verkannt werden. Aber ehe sie sich in die That umsetzen, kann manches Menschenleben verloren sein und so hat Cornet in seinem soeben erschienenen vortrefflichen Werke über die Tuberkulose Recht, wenn er sagt, es nütze der großen Masse nichts, daß man ihr predige, sie solle in großen, luftigen Räumen wohnen und arbeiten, gut sich nähren und fleißig sich im Freien bewegen, wenn die Noth des Leibes sie zum Gegentheil zwinge. Warum solle der Einzelne vorsichtig werden, wenn er immer wieder höre, die Hauptsache seien eben Dinge, die er doch nicht ändern könne. Hier hindere direkt die Betonung der Disposition einer wirksamen Prophylaxe, während die Erziehung zur Reinlichkeit im Einzelfalle Erfolg erhoffen lasse.

Im Gegensatz zu diesem Standpunkte, welcher bei der Prophylaxe in erster Linie den Bacillus berücksichtigt, hat sich die moderne Therapie fast überwiegend auf den Standpunkt gestellt, daß die Bekämpfung des Bazillus bei der schon vorhandenen Krankheit aussichtslos, daß dagegen die Steigerung der Widerstandsfähigkeit des Organismus das Hauptziel der Behandlung sein soll.

Es ist dies die Lehre, welche vor einigen Jahren Liebreich bei der Aufstellung des Begriffs vom Nosopara-

fitismus im Allgemeinen begründete. Dieser Standpunkt war vielfach während der Verhandlungen über die Therapie der Lungenphthise so sehr der vorherrschende, allerdings ohne daß hierbei der Name von Liebreich hervorgehoben wurde, daß der mit Jubel als Vortragender begrüßte Altmeister der Phthiseotherapie, Dettweiler, dessen Rede im Vordergrund der Diskussion stand, sogar dem Wortlaut nach häufig an jenem Vortrag Liebreich's Erinnerungen erweckte.

Wird der Kongreß, auf dessen Verhandlungen so viele mühevolle und verdienstliche Arbeit verwendet worden, dem gewünschten Ziele näher kommen, und die Begeisterung, mit der seine Schöpfer, Leiter und Mitarbeiter thätig gewesen, einen erfolgverheißenden Widerhall finden, wird vor Allem die Heilstättenbewegung, deren Ausdehnung und Ausbau unter allen Umständen nach dem Tagen des Kongresses gesichert ist, dereinst die Opfer, die erforderlich waren, rechtfertigen? Schon jetzt hört man warnende Stimmen, die gegenüber zu hoch gespannten Erwartungen mit Recht dringend Zurückhaltung heischen. Aber von der Schuld, zuviel versprochen zu haben, sind die Führer der Bewegung ganz sicher frei zu sprechen, denn sie sind nüchtern und vorsichtig und der Grenzen des Erreichbaren eingedenk an die Bewegung herangegangen. Aber gesetzt auch den höchst unwahrscheinlichen Fall eines gänzlichen Fehlschlagens entgegen dem gehegten Mindestmaß der Hoffnungen, so wird das angelegte Kapital nicht verloren sein, sondern vielleicht noch reichere Früchte tragen, als nach dem ursprünglichen Plane. Schon jetzt hat der Gründer der ersten Kreisheilstätte, der Landrath Dr. Heydweiller-Altena es angedeutet, daß die Anstalten, wenn sie als Heilstätten für leicht Erkrankte fehlschlagen, leicht in Ferienheime für Gesunde, oder Gefährdete umgewandelt werden können. Es würde dann die Bewegung zur Bekämpfung der Lungenschwindsucht als einer Volksseuche auf einem Umweg dieselbe Richtung eingeschlagen haben, den die gesammte moderne Hygiene seit kurzem geht, nämlich neben der nicht zu unterlassenden Prophylaxe durch Bekämpfung der äußeren Krankheitserreger in den Vordergrund die Erhöhung der Gesundheit und der Widerstandskraft zu stellen und hierdurch dasjenige Abwehrverfahren einzuschlagen, welches H. Buchner als das der positiven Hygiene bezeichnet hat.

Berlin. A. Gottstein.

Zum hundertsten Geburtstag Balzac's.

III.

Balzac ist in Tours geboren und wenngleich sein Vater Südfranzose, die Mutter Pariserin war, setzt er einen unverkennbaren Stolz darein, der engere Landsmann Rabelais' zu sein. „Der geschichtenfrohe, verschmitzte, scherzhafte, epigrammatische Geist, von dem Blatt um Blatt das Werk Rabelais' durchtränkt ist, offenbart treulich den Geist der Touraine, einen feinen, geschmeidigen Geist, wie er sich wohl geziemt für ein Land, in dem die Könige von Frankreich lang ihren Hof gehalten haben; einen feurigen, dichterischen, künstlerischen, wollüstigen Geist, dessen ersten Anläufe schnell ins Stocken gerathen. Die Milde der Luft, die Schönheit des Klimas, eine gewisse Leichtigkeit der Lebensbedingungen und die Behaglichkeit der Umgangsformen ersticken hier bald das Gefühl für die Kunst, verengen das weiteste Herz, zerreiben den stärksten Willen. Verpflanzt man aber das Kind der Touraine, dann entwickeln sich seine Fähigkeiten und dringen in den verschiedensten Berufsarten große Dinge hervor, Zeuge dessen: Rabelais und Semblançay; der Drucker Plantin und Descartes; Boucicault, der Napoleon seiner Zeit, und Pinaigrier, der so viele Glasfenster in den Münstern ausmalte, dann Verville und Courier." Es ist nicht das einzigemal, daß Balzac — wie hier in den **Parisiens en Province** — Rabelais' und der Touraine gedenkt. In die Heimathlandschaft verlegt er — man erinnere sich der Liebesscene in der **Femme de trente ans** — mit Pestalozzi zu reden, „Auftritte, die ans Herz gehen." Rabelais wiederum wird nicht nur unzähligemale in Balzac's Schriften als Schutzheiliger, als Erdes- und Nothhelfer aufgerufen: die **contes drolatiques**, in ihrer alterthümelnden Prosa das stilistische Maximum Balzac's, geben sich nicht nur äußerlich als höchst weltliches Erbauungsbüchlein für die Herzstärkung der Pantagruelisten: im zweiten **Dixaine** tritt der wohlgemuthe Pfarrherr von Meudon höchstpersönlich auf und im Abgesang wird dieser **joyeulx curé** verherrlicht als **Homérus philosophique**, als Fürst des Wissens, als Feuerquell, aus dem, seit dem Aufleuchten seines unterirdischen Lichtes, eine ansehnliche Zahl wunderwürdiger Werke entsprungen sind. „Wenn auch die Pilgrime selten sind, deren Odem ausreicht, Deinem Kurs zu folgen auf seiner erhabenen Wanderung durch den Ocean der Ideen, Methoden, Irrmeinungen, menschlicher Forschungen und Entdeckungen: so ist doch zum mindesten ihr Weihrauch von gutem Gewicht, rein und unvermischt und Deine Allgewalt, Deine Allwissenheit und Allzüngigkeit wird von ihnen tapfer anerkannt." Als armseliger Sohn der frohmüthigen Touraine will unser Sieur de Balzac ein Preislied anstimmen auf Rabelais' **oeuvres concentriques**, in denen sich alle wie immer beschaffenen philosophischen Ideen, alle Wissenschaften und Künste, überdies aber jeglicher Mummenschanz (**les momeries theastrales**) vereinigt findet.

Geht man fehl, wenn man das Muster dieses **Homérus philosophique**, seinen cynischen Humor, seine encyklopädische Art, seine krause Manier, gesunde Wahrheiten in abenteuerlichen Zerrbildern unter die Leute zu bringen, hoch anschlägt nicht allein für die **contes drolstiques**, sondern auch für die Genesis der **comédie humaine**?

Ueberraschender, doch noch unumwundener ist der Einfluß Walter Scott's auf Balzac bezeugt. Er hat ihn nicht nur mit Entzücken gelesen, wie das auch in Deutschland Freytag, Reuter, Scheffel, Auerbach von ihren Jugendtagen erzählen. Er hat nicht nur in seinem Erstlingswerk, dem historischen Roman „die **Chouans**", auf einem großen, geschichtlichen Hintergrunde historische Persönlichkeiten neben frei erfundenen Phantasiegestalten aufsteigen lassen. In dem Künstlermanifest zu seiner **Comédie humaine** spricht er in wahrer Verzückung von der Schöpfergröße Walter Scott's, der den Roman zur philosophischen Höhe der Geschichte erhob, und im Rahmen seiner Dichtungen Drama, Bildniß und Landschafterei zu paaren wußte. Mit dem Maler entschwundener Zeiten, Walter Scott, wetteifernd, nicht als sein Nachahmer, gedachte Balzac die Sittengeschichte seiner Zeit zu geben. **La société française allait être l'historien, je ne devais être que le sécretaire.**

Es wäre kein Kleines gewesen, als Kritiker einem Geschlecht junger Künstler die Vollendung eines solchen Entwurfes ans Herz zu legen. Balzac hat weit Größeres fertig gebracht. Als er diese Ouverture zur **Comédie humaine** schrieb (Juli 1842), hatte er selbst schon seine Lehre ausgiebig durch sein Beispiel bewährt, die Gesellschaft des ersten Kaiserreiches, der Restauration und des Julikönigthums in einer Reihe gewaltiger Fresken, Grotesken, Humoresken und Todtentänzen geschildert. Alle Tugenden und alle Laster der Zeit, alle Stände und Gesellschaftszonen, alle Provinzen Frankreichs und alle Heimlichkeiten von Paris, in dem „aller Ruhm und alle Schmach Frankreichs" wurzelt und gipfelt, hatte er in seine Kreise gezogen: Bauern und Kleinbürger, Soldaten, Dorfpfarrer, Abbés, Kirchenfürsten, Poeten und Halbtalente, die Hochstapler der Zeitungsindustrie und die Börsenwölfe seiner Tage, Gauner und Gaukler, Geizteufel und Verschwender, Wucherer und Brüderschaften der christlichen Barmherzigkeit, Courtisanen und Weltdamen, Blaustrümpfe und Barfüßeles, all die „3—4000 Hauptgestalten, die jede Generation durchschnittlich an Typen aufweist", sah er vor sich. „Diese Tausende von Charakteren und Existenzen verlangten Rahmen-Umfassungen, diese Rahmen-Umfassungen fanden nur Raum in Gallerieen." Land und Stadt, Provinz und Paris, militärisches und politisches Treiben: das waren die Haupt-

kategorieen seiner Eintheilungen und Untereintheilungen: Scènes de la vie privée; Scènes de la vie de province; Scènes de la vie parisienne; Scènes de la vie militaire et scènes de la vie politique. Von diesen buntwechselnden Schauspielen der Zeit sollten die Etudes philosophiques — nach seinem vertraulichen, acht Jahre vor der Niederschrift des Avant-propos zur Comédie humaine gegebenen Bekenntniß in einem Brief an die Etrangère (1834) — hinter die Coulissen, auf den Schnürboden und in die Versenkung führen, bis endlich in den Etudes analytiques der Autor selbst — als docteur ès sciences sociales — den Chorus spricht. Ein so außerordentliches Unterfangen verlangt nicht nur außerordentliche Künstlergaben: es verlangt auch außerordentliches Selbstvertrauen. Dieser Glaube an die Wirkung des künstlerischen Wollens und Schaffens wurzelt bei Balzac in der Ueberzeugung von der Hoheit des modernen Schriftstellerberufes, wie sie gleich mächtig unter den Zeitgenossen nur noch Carlyle's „Hero-worship“ zum Ausdruck bringt.

„Heutzutage“, — so schreibt Balzac 1844 einer Freundin —, „hat der Schriftsteller den Priester abgelöst; er hat die Chlamys des Märtyrers angelegt; er leidet tausend Leiden; er nimmt die Opferflamme vom Altar und entzündet mit ihr die Heerdfeuer des Volkes; er ist Fürst, er ist Bettler; er tröstet, flucht, betet, prophezeit; seine Stimme verhallt nicht im Schiff eines Münsters, sie dringt mit Donnerklang von einem Ende der Welt zum andern; die Menschheit, die seine Herde geworden, horcht auf seine Dichtungen und manches Wort, mancher Vers fällt schwerer ins Gewicht, als mancher Sieg. Er hängt nicht mehr von Königen und Großen ab; er empfängt seine Sendung von Gott; sein Hirn und sein Herz umspannen die Welt, die er zu einer Familie zusammenfaßt. Ein Kunstwerk darf darum auch nicht mehr das Abzeichen einer Partei tragen; es sucht nicht mehr die Gönnerschaft eines Geldgewaltigen; es gibt sich keiner Preisgegebenen preis. Thränenbethaute Verse, die Schöpfungen angestrengter, fruchtbarer Nachtwachen erniedrigen sich nicht mehr zu den Füßen der Macht: sie sind die Macht selbst. Dem Schriftsteller gehören alle Formen schöpferischer Fähigkeit. Sein eigen sind die Pfeile der Ironie. Sein eigen ist das milde, anmuthige Wort, das sanft niedersinkt wie Schnee auf die Gipfel der Hügel. Sein eigen sind die Gestalten der Bühne; sein eigen die labyrinthisch verschlungenen Wege der Erzählung und des Phantasiestückes; sein sind die Blüthen und Dornen. Er hüllt sich in alle Trachten; er durchschaut alle Herzen, er durchlebt alle Leidenschaften, er erräth alle Interessen. Seine Seele will das ganze Weltbild auffangen und widerspiegeln. — Die Buchdruckerkunst beflügelt die Zukunft. Alles hat sich vergrößert: sein Wirkungskreis und sein Gesichtskreis, die Persönlichkeit und ihre Sprachgewalt.“

Dieser Hymnus führt himmelweit ab von dem bedächtigen Mahnwort Montaigne's: L'escrivaillerie doit être quelque symptome d'un siècle débordé. Es stimmt auch nicht zu Renan's ironischer Prophezeiung, daß von der französischen Litteratur des XIX. Jahrhunderts nur wenige Zeilen auf die Nachwelt kommen werden. Zur Stunde trotzt Balzac dieser Prophezeiung. Augenblicklich lebt er — lebendiger, als in den Tagen seines mühevollen Schaffens. Seine Hauptwerke gewiß nicht die comédie humaine, wohl aber — ein so lebenstreues Rundbild des Frankreich seiner Tage; sie überraschen — wie das Agassiz herausgefunden hat — durch „so prophetische Typen“; sie offenbaren (in der Ménage de Garçons und der Ténébreuse Affaire die Ränke und Nichtswürdigkeiten soldatischer Spionage, die „Vorurtheilslosigkeit“ der Pariser Geheimpolizei so unumwunden, daß diese beiden Bücher — wenn sie nicht über 50 Jahre alt wären — als Tendenzromane eines Revisionisten der Dreyfus-Partei erscheinen würden.

Balzac lebt aber ein zweites, erhöhtes Leben unter seinen Homeriden. Von Flaubert und den Goncourt bis auf Daudet, Bourget und Maupassant hat kein namhafter französischer Erzähler willig oder widerwillig die tiefe Spur verlassen können, die Balzac der Erzählungskunst seiner Heimath vorgezeichnet hat. Ueberlegene Stilisten, feinere Köpfe, tiefsinnigere Psychologen hat es unter seinen Schülern und Enkelschülern gegeben: unbedingt Neues hat nicht einmal Zola gebracht. Es wäre denn, daß man die Ablösung der Individuen und Stände Balzac's durch die Massen des Assommoir und Germinal, den Ersatz der 3—4000 Hauptgestalten der comédie humaine durch die nach Hunderttausenden zählenden Pariser Proletarier, Bergarbeiter und Heeressäulen der Rougon-Macquart als vollkommen Neues gelten lassen will. Einer Geschichte des französischen Romanes unseres Jahrhunderts muß es vorbehalten bleiben, im Einzelnen nachzuweisen, wie tief — heilsam und heillos — Balzac auf Zola gewirkt. Hier nur so viel: ohne den Entwurf der comédie humaine, der auf Geoffroy Saint-Hilaire sich beruft, wäre das Programm der Rougon-Macquart, das mit Claude-Bernard spielt, schwerlich entstanden. Vielleicht wäre auch ohne das Vorbild, das Balzac im Prozeß Peytel gegeben, der Brief Zola's J'accuse nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen. Trotz alledem soll es uns nicht wundern, wenn nüchterne Leute meinen: der Schade wäre leicht zu verwinden gewesen; Balzac und seine Romane seien jeder ernsthaften Betrachtung unwerth. Solchen Ueberklugen sei das Bekenntniß eines kühlen Deutschen entgegengehalten, der sonst weder als Schwarmgeist, noch als größenwahnsinnig verrufen ist:

„Zur Zeit Shakespeare's galt das dramatische Schaffen durchaus nicht für vornehm, kaum für eine ernsthafte Dichterarbeit, ebenso wie in der Gegenwart das Romanschreiben. Und doch ist wohl möglich, daß man in irgend einer Zukunft für den größten und eigenthümlichsten Fortschritt in der Poesie des neunzehnten Jahrhunderts gerade den Prosaroman betrachten wird, wie er sich seit Walter Scott bei den Kulturvölkern Europas entwickelt hat.“

Der ketzerische Satz steht in den Lebenserinnerungen des alten Gustav Freytag.

Wien, Pfingsten 1899.

Anton Bettelheim.

Weimarer Goethetage.

„Weimar hat seines gleichen nicht in der Welt“, sagt Fr. Ratzel in seinem kürzlich erschienen hübschen Büchlein „Deutschland“. Wenige, die das freundliche und doch so weihevolle Städtchen an der Ilm kennen, werden diesem Wort ihre Zustimmung verweigern. Weimar ist das Pantheon des klassischen Deutschlands; und ein Pantheon, das mehr ist als nur eine feierliche Fürstengruft: ein Pantheon im alten Sinne, in dem man allen Göttern opfern kann. Geräth man in allzu pathetisch Schillerische Stimmung, so holt das ironische Lächeln des Vaters Wieland uns von der „Schwärmerei“ zurück; und ist man vor Herders Standbild in weltfremdes Weltbürgerthum geflohen, so kommandirt Karl August mit seiner warm patriotischen und zugleich kräftig realistischen Erscheinung uns wieder in den Dienst des Vaterlandes. Aber freilich, wenn sie Alle lebendig fortwirken und in Weimar wie der Comthur aus dem „Don Juan“ leibhaftig redend an uns heranzutreten scheinen — Einem bleibt doch der Hauptaltar geweiht. Von Goethe zeugt Weimar doch vor allem mit Archiv und Goethehaus, mit Park und Museum, Bibliothek und Theater.

Man kann gewiß Goetheverehrer sein, ohne der Goethegesellschaft anzugehören — obwohl man es nicht sollte! — und kann dieser angehören, ohne regelmäßig nach Weimar zu pilgern. Natürlich ist es doch, daß die Frommen, wenn sie sich auch das Jahr über im stillen Kämmerlein erbauen mögen, an den hohen Festtagen im Gemeingefühl der Andacht mit Gesinnungsgenossen sich zusammenzufinden lieben. So bildet sich für die Weimarer Goethetage ein fester Stamm, der zugleich als „Lehrbataillon“ und Werbecorps für die Generalversammlung dient. Seine Mannschaften stellen sich nicht Mal für Mal ein; aber sie haben das Recht, wenn sie fehlen, vermißt zu werden. Sie fühlen sich als engere Gemeinde und treten auch den centrifugalen Tendenzen der einheimischen Weimaraner mit einer gewissen Geschlossenheit gegenüber. Denn in der Goethestadt haben sich aus der Jahrhunderte lang aufgestapelten Unsterblichkeit auch gewisse schädliche Dünste entwickelt. Jedes Mekka hat

seine Pest; in Weimar heißt sie Empfindlichkeit. Man kann im Ganzen annehmen, daß unter drei Weimaranern immer zwei mit einander „verzankt“ sind. Deutsche Vereine haben nur zu oft die Eigenart, sich wie die niedersten Organismen durch Theilung fortzupflanzen; ohne die begütigenden Einflüsse der nicht ganz so leicht verletzten ständigen Besucher hätten wir vielleicht auch schon statt der Einen Goethegesellschaft eine Jung-Goethegesellschaft, einen Iphigenienklub und eine Loge „Divan“.

Leider ist jener Stamm nicht ein freigewähltes Parlament der ganzen Goethegemeinde. Deutschland läßt sich viel zu ausschließlich durch Berlin vertreten; die Reichshauptstadt, die Scherer's Andenken würdig hoch hält, beschämt näher gelegene Bildungscentren wie Leipzig durch die Theilnehmerzahl. Ferner überlassen die Schriftsteller zu sehr den Philologen und den Liebhabern den Platz. Die gefeiertsten Autoren Deutschlands wie Heyse und Spielhagen erscheinen nur, wenn sie zur Festrede aufgefordert werden; nur Wildenbruch machte, wenn ich nicht irre, eine rühmliche Ausnahme. Von den jüngeren Schriftstellern pflegte sonst Otto Erich Hartleben sich einzustellen, halb den gastfreien Pastor, halb Goethe im Herzen; diesmal waren von den Aelteren Rodenberg und Frenzel, zwei der Getreuesten, von den Jüngeren Ludwig Fulda und Felix Holländer erschienen. Weshalb so viele Andere durch ihre Abwesenheit glänzen, weiß ich nicht; mag sein, daß sie, wie Bismarck bei Moltke's Begräbniß, durch ihre Gegenwart die Aufmerksamkeit von dem todten Heros abzulenken fürchten.

Diesmal war „das Band“, wie man mit Wilhelm Meister den engeren Bund nennen möchte, außer durch die Genannten noch durch Alexander Meyer vertreten, fast den letzten deutschen Parlamentarier, der seine Beredtsamkeit durch eine innige Vertrautheit mit unseren größten Geistern zu adeln weiß; ferner waren aus Berlin Erich Schmidt und einige jüngere Gelehrte und Kritiker, Alexander Meyer-Cohn, der seine Autographenschätze so freigebig der Forschung zu Gebot zu stellen liebt, und Fritz Mauthner zugegen. Unter den Ansässigen zog Nietzsches Schwester mit ihrem feinen lebhaften Gesicht neben dem Enkel Schillers, dem Maler v. Gleichen-Rußwurm mit dem Schiller'schen Pracht-Profil besondere Aufmerksamkeit auf sich. Jena und Leipzig waren schwächer als sonst vertreten: Häckel, Brockhaus und andere Stammgäste fehlten; ebenso aus Berlin der Verleger Kellers und Heyses, W. Hertz, der aus Jena, wo er bei Goethe's Freund Frommann in der Lehre gestanden, mit dem Wagen nach Weimar hereinzufahren pflegte, um sich schöne alte Erinnerungen reiner zu wahren. Oesterreich sandte den früheren Burgtheater-Direktor A. von Berger, den Gatten der Stella Hohenfels, einen feinsinnigen Kritiker und Dramaturgen; Schlenther blieb dagegen aus, obwohl er zwei Theaterbillets bestellt hatte, die zur Verzweiflung des viel umschwärmten Theatersekretärs liegen blieben. Dieser hat, nebenbei bemerkt, den echt weimarischen Namen „Schönheit“; außerdem belegte ich in der Präsenzliste auch noch einen Weimaraner Herrn „von Milde“.

Die früheren allgemeinen Begrüßungen im Lokal der Erholung sind leider seit einigen Jahren abgeschafft. Der größere Theil der Gäste traf sich diesmal an vornehmerer Stelle: im Schloß, wohin die verwittwete Erbgroßherzogin zu einer Vorlesung des „Urfaust“ mit Erich Schmidt in der Hauptrolle eingeladen hatte. Sie stand nicht ganz auf der Höhe ihrer Berliner Vorgängerinnen: weder Frau Niemann-Raabe noch Frau Schramm fanden für Gretchen und Martha ganz die alte Stimmung wieder, und Weiser's Mephisto ließ die doch auch nicht einwandsfreie Leistung Pohls doppelt hoch schätzen.

Sonnabend, 27. Mai, war der eigentliche „Goethetag“. Die Generalversammlung wurde durch Kuno Fischer, Excellenz, eröffnet, der es sich abgewann, ganz kurz die Wahl des neuen Präsidenten zu verkünden. Ihr Ergebniß war mit Spannung erwartet worden. Hätte die Versammlung direkt zu wählen, so wäre wohl unzweifelhaft Erich Schmidt Präsident geworden, der allein die geschäftlichen Talente — mit Einschluß einer in Weimar unentbehrlichen Versöhnungsgabe — mit einem berühmten Namen vereint. Der Vorstand ließ sich aber durch Erich Schmidt's Weigerung und Kuno Fischer's Ablehnung bestimmen, den bisherigen Leiter des geschäftsführenden Ausschusses zu wählen, den Direktor des Weimarer Museums Ruland. Unzweifelhaft ist der treffliche Kenner des Goethischen Kunstgeschmacks den Aufgaben seines Ehrenamtes vollauf gewachsen. Weite Kreise hätten es doch lieber gesehen, wenn der Vorstand nicht Name als Schall und Rauch angesehen, sondern einer so vornehmen Gesellschaft einen Namen von europäischem Klang aufs Fahnenband gestickt hätte, einen Namen von programmatischer Bedeutung wie etwa den von P. Heyse oder Th. Mommsen.

Auf den ersten Präsidenten, Simson, hielt dann Karl Frenzel eine ausgezeichnete Denkrede von schlichter Monumentalität, die den einzig dastehenden Vorzügen des „Chorführers der Deutschen“ gerecht wurde, ohne je in den Ton der Epitaphien-Beredtsamkeit zu verfallen. Namens der Geburtsstadt Goethe's lud V. Valentin zu der Feier des 150. Geburtstags ein, die die Goethe-Gesellschaft mit dem „Freien Deutschen Hochstift“ gemeinsam zu feiern beschlossen hat. Es folgte dann das Glanzstück des Programms: die Festrede. Leider blieb uns der Genuß versagt, Erich Schmidt's Vortrag über „Prometheus“ zu hören; die Zuhörerschaft, solchen Redner zu hören begierig, überfüllte den Saal so stark, daß Ihr Berichterstatter in der Hitze unwohl wurde und sich selbst von Freunden berichten lassen mußte. Den Inhalt wird ja bald das Goethe-Jahrbuch zu allgemeiner Kenntniß bringen; allein der Vortrag macht des Redners Glück, und hier mußte ich mir nun gerade die von Allen gerühmte Recitation Goethi'scher Verse entgehen lassen.

Auch das Festmahl zeigte einen Andrang, wie wir ihn bei dieser Gelegenheit noch nie erlebten, nicht einmal an dem schönsten der Goethetage, dem unvergleichlichen Tiefurter Fest von 1896. Das weibliche Element war auch diesmal, wie am Vormittag, besonders stark, und übrigens auch besonders schön vertreten. Sie wurden belohnt — obwohl nicht ohne alle Enttäuschung. Denn Erich Schmidt ließ sich durch die geistreichste Provokation Alexander Meyer's nicht zu einem Toast bestimmen. Dafür veranlaßte der Minister Groß, der bereits den Kaiser als eine Goethische Figur gefeiert hatte, durch einen Toast auf jenen anderen vielbegehrten Festredner Alexander Meyer zu einer zweiten glänzenden Improvisation, in der er sich mit Tasso verglich, der nicht weiß, wie er nach dieser Stunde leben soll — nur sei seine Lage noch verwickelter, als die von Antonio's Gegner, da ihn der Staatssekretär selbst bekränzt habe! — Auf die Goethe-Gesellschaft sprach in seiner Rede Professor Köster aus Leipzig, an die erste „Goethe-Gesellschaft“, die der Weimarer Kunstfreunde, anknüpfend; und Professor Martin aus Straßburg, durch dessen Wahl sich der Vorstand recht glücklich ergänzt hat, forderte in launiger Werbung nicht erfolglos zu Beiträgen für das Straßburger Goethedenkmal auf. Vornehmer als der deutsche Reichstag, hat die Gesellschaft für dieses Monument Goethe's an der Stelle, die ihn erst ganz zum großen Dichter Deutschlands schuf, tausend Mark bewilligt; unser Parlament scheint ja für die vaterländische Bedeutung dieses Standbildes das Gefühl leider nicht zu kennen, das aus dem Dante-Monument in Trient und dem Walther-Denkmal in Bozen nationale Wahrzeichen gemacht hat!

Am Abend fand die Festvorstellung statt, zu der diesmal „Tasso“ gewählt war. Der unvergleichliche Reichthum dieses vielleicht vollendetsten Werks des ersten modernen Dramatikers wirkte auf eine andächtige Zuhörerschaft, und so mancher mochte sich, wenn die erschütternde Tragik dieses Schauspiels voll psychologischer Tiefe an ihm vorüberzog, kopfschüttelnd der Zeit erinnern, in der die an dem Begriff äußerlicher „Handlung“ haftende Aesthetik diesen Bahnbrecher des neuen psychologischen Dramas mit der Formel „eine Reihe schöner Verse, kein Drama“ abthat. Aber nur

von dem Mund der Prinzessin fielen die Worte des Dichters in ihrer ganzen seelenvollen Kraft. Frau Stella Hohenfels, die berühmte Künstlerin vom Wiener Burgtheater, gab die Rolle zwar nicht mehr mit all dem Glanz, den sie sonst in sie legte; sie war vielleicht auch hin und wieder etwas zu sehr nervöse Dame des 19. Jahrhunderts und rückte der eigentlichen „Liebe“ dann etwas näher, als die vornehme und nicht mehr junge Prinzessin darf, für die der kindlich unbeholfene und poetisch begeisterte Dichter den letzten Lebensinhalt bedeutet. Aber wie flach schien neben ihrer Kunst, jedes Wort zu durchleben, die Rede des Andern, selbst Possart's klug und nur allzu langsam vorgetragene Sprache! Wie sie etwa in jenen unvergleichlichen Versen über die goldene Zeit aus jedem ewig gültigen Satz ein persönliches Erlebniß machte! Um so mehr freilich sanken der ganz unmögliche Alfonso des H. Wegener, der in steifer Pose Verse aus Goethe's Tasso citirte, und die furchtbare Leonore Sanvitale der Fr. Prasch-Greovenberg zu Boden — eine geschminkte Soubrette, die sich über alle Schwierigkeiten hinweglächelte, Possart und Wiecke gaben Antonio und Tasso nicht ohne treffliche Momente, und der Erstere war wohl auch in der Auffassung des keineswegs bösen, aber kühlen und doch empfindlichen Staatsmanns auf dem rechten Wege, nur daß er jede Station zu stark mit Pose und Augenaufschlag ausschmückte; aber eine völlige Einheitlichkeit der Rolle erreichte keiner von den beiden Gegnern.

An die Aufführung schloß sich, von Frau Hohenfels gesprochen, ein Epilog Fulda's. Die allgemeine Meinung ging dahin, wer neben diese Verse Goethe's sich wagen dürfe, verdiene für seine Kühnheit schon den Kranz. Anders als in diesem Sinn würde auch ich dem Meister Ludwig nicht den Kranz auf die Stirn zu drücken wagen; und eine völlige Loslösung der Huldigung von dem Drama wäre mir nicht nur dankbarer, sondern auch geschmackvoller erschienen als die neuen Blankverse der auf die Bühne zurückkehrenden Prinzessin.

Hiermit war der offizielle Theil des allgemeinen Programms beendet; nur vor einem kleinen geladenen Kreis vollzog sich noch am Sonntag die Enthüllung einer wohlgelungenen Büste der unvergeßlichen Großherzogin Sophie im Goethe-Schiller-Archiv, das in Gedanken und Ausführung so ganz ihr Werk ist. Sonst vertheilten sich die Theilnehmer von diesem heilgen Schmaus nach allen Regionen; man schauderte im Goethe-Haus vor Fleischer's „Sterbendem Goethe“, wie man jetzt in Sanssouci sich an der Statue des sterbenden Alten Fritz erbauen mag; oder man fuhr nach Tiefurt oder Belvedere durch das freundliche weiche Grün des thüringischen Waldes. Es war wohl doch für die Meisten ein wehmüthiger Abschied, wie jedesmal. Wer weiß denn, ob auf sauere Wochen so bald wieder frohe Feste folgen werden?

Richard M. Meyer.

Rosa Bonheur.

Donnerstag den 25. Mai starb auf ihrem Landgut By am Fontainebleauer Walde, wo sie mehr als vierzig Jahre ihres Lebens verbracht hatte, das Fräulein Marie-Rosa Bonheur. Sie war 1822 zu Bordeaux geboren und stammte aus einem Künstlerhause. Ihr Vater war Maler, die Geschwister wurden gleich ihr Maler; Maler war ihr Schwager, René Peyrol, der auch ihr Leben und ihr Werk beschrieben hat; Maler waren und sind ihre Neffen. Sie aber war das Licht der Familie, und nahm entscheidenden Einfluß auf Alle, vornehmlich aber auf ihren Bruder Germain. 1829 kam sie mit den Eltern nach Paris; sie sollte Schneiderin werden, nöthigte aber durch eine stille Kopistenthätigkeit dem pädagogisch sicheren Vater Achtung vor ihrem keimenden Talente ab und durfte nun werden, was sie wollte. Sogar zu ihrer Spezialität, wenn man so sagen darf, legte sie früh den Grund in der Stadt Paris. Noch in den vierziger Jahren dehnte sich jenseits des Parc Monceau ein weites Wiesenterrain aus mit Bauerngehöften und Milchwirthschaften. Dort studirte und malte Rosa Bonheur ihre ersten Kühe, Hämmel, Ziegen. Ihr großes Erstlingswerk aber, die „pflügenden Ochsen“, malte sie im Nivernais. Das war 1849. Der „Salon“ dieses Jahres brachte ihr den Weltruhm; und genau ein halbes Jahrhundert später fühlte der „Salon“ sich moralisch verpflichtet, die Welt an den Ruhm der alten Meisterin zu erinnern, — war doch dieser Weltruhm im Laufe der Zeiten recht sehr verblichen. Die alte Meisterin aber lehnte die goldene Ehre entschieden ab, mit der Begründung, ihr Bild sei nicht bedeutend genug, um diese Auszeichnung zu verdienen. Und sie hatte recht. Sie fühlte, daß über ihre Art die Zeit hinweggegangen. Sie hatte in den letzten Jahrzehnten für den englischen und amerikanischen Bilderhandel gearbeitet. Eine Thätigkeit, die wohlhabend, aber nicht glücklich macht. Es hatte sich allmählich herausgestellt, daß sie nicht Constant Troyon's Nachfolgerin geworden, für die man sie gehalten. Indessen bleibt von ihrem Lebenswerke, besonders von ihrem Studienmaterial, auf dem ihre gesunde Persönlichkeit sich vielleicht am reinsten zeigte, noch so viel des Dauernden übrig, daß Marie-Rosa Bonheur's Namen in der französischen Kunstgeschichte, und vor Allem in der Geschichte der Thiermalerei eine schimmernde Spur zurücklassen wird.

Das Frankreich dieses Jahrhunderts ist mit großen Künstlerinnen gesegnet. Rosa Bonheur bleibt in der Stärke des malerischen Naturells beträchtlich hinter Berthe Morizot, der genialen Schwägerin Manets, und hinter Mary Cassatt, der glänzenden Schülerin des Degas zurück; für die Franzosen aber wird sie, wie diese beiden moderneren Temperamente, doch immer eine bestimmte Physiognomie behalten: das Weib als Thiermalerin großen Stiles, im Verkehr mit starken, ungefügen, schweren Bestien, vertraut mit der rohen Lebensarbeit dieser Bestien; das Künstlerweib als Bäuerin und Viehzüchterin, als Verächterin aller städtischen Kultur und doch im Besitze aller Mittel, die die künstlerische Kultur ihres Landes darbot; das Weib als männlich-eisernes Wesen, vor allem im Punkte des beharrlichsten Künstlerfleißes. Ward sie durch die Rücksicht auf ihr Geschlecht beengt, so warf sie wohl die Frauenkleidung ab und lief in Rock, Weste und Hose umher. Dieses feine Spiel der Gegensätzlichkeit, die im Grunde gar keine ist, erfreute die Franzosen. Dazu der himmlische Wohlklang des Namens „Rosa Bonheur“, der auf duftige Blumenstücke und zarte Stillleben hinweist und doch zu braun umgepflügten Aeckern, zu Pferdehürden und in den Dunst der Ställe führt! Daß dieser Name — sein Ton und sein wirklicher Gehalt — auch ein Vehikel mit war für Rosa Bonheur's beispiellosen Erfolg, das hat die einheimische Kritik immer erkannt.

Zugleich aber prägte der Nationalstolz für das Wesen dieser Malerin ein Schlagwort, das sie ehren sollte, doch ihre künstlerische Bedeutung schmälert. Man nannte sie und nennt sie noch den „George Sand der Malerei.“ Das schmeckt bös nach Litteratur. Er weckt die Vorstellung, als habe Rosa Bonheur das Thierleben sozusagen novellistisch oder feuilletonistisch behandelt. Und doch knüpft Rosa Bonheur's Arbeit insofern bestimmt an die Richtung der ganz großen Meister des Thierstücks, an das Werk der Albert Cuyp, Géricault, Troyon, Delacroix an, als sie nur der Anschauung folgte; nie hat sie auf der Leinwand eine Geschichte erzählt; ihre Motive fand sie in der Natur, und der Natur allein versuchte sie Stimme zu geben.

Géricault löste die Thiermalerei von akademischem Zwange; sein „Derbyrennen“ (im Louvre) ist ein verfrühter Degas. Troyon stärkte sich an der Anschauungsart und farbigen Kraft des altmeisterlichen Albert Cuyp und führt das Thier in den Landschaftsgeist von Fontainebleau; Delacroix studirt am Thier den Charakter, das elementare Wesen. Was Rosa Bonheur von diesen Genies trennt, ist nicht der Grundsatz ehrlicher Naturbeobachtung, sondern die Naivetät des künstlerischen Erfassens. Sie tritt als eine fertige Virtuosennatur auf den Schauplatz und

will Effekte bieten; daß sie auch Effekt machte, das war Sache ihrer außerordentlichen Begabung. Sie beherrschte mit einer verblüffenden Leichtigkeit die weitesten Flächen, die größten Formate. Dies schrie einem förmlich entgegen: Seht, so sind wir studirt! Und in der That war für Rosa Bonheur das Motiv in der Natur eigentlich nur des Studiums wegen da. Ihr ausgeglichener und, was die Farbe betrifft, glatter und bisweilen spitzer Realismus war schon wieder Akademie. Ihre Zeitgenossen Delacroix und Troyon „studirten" nicht, sie gingen als große Poeten in der Natur auf: vertraulich war ihr Verhältniß zur Natur; bei Rosa Bonheur, genau wie bei unserem Menzel, ist die Natur der Lehr- und manchmal der Zuchtmeister.

Auf ihren großen Treffern: den weißen und braunrothen sechs Ochsen, die in langer Reihe das morgenliche Feld durchpflügen, — dem „Pariser Pferdemarkt", auf dem es wimmelt von ungeberdigen Thieren und Typen des Handels, des Landes, der Ställe, — auf der „Heuernte in der Auvergne": da ist gewiß kein Fehler des Naturstudiums oder der Komposition zu entdecken, und alles hat den Schein des Lebens; aber jeder Pinselstrich ist auch berechnet; nirgend herrscht der schöne „Zufall", der heitere Gott, der den Künstler eigentlich erst zum Künstler macht und eine Gabe des Temperamentes ist. Rosa Bonheur's kleinere Studien von Landschaften, Rindern, Zuchtochsen, Schafen, Hunden, Hirschen und Rehen ist dagegen nicht selten jener warme Reiz unmittelbaren Empfindens eigen. Sie aber war von der Sucht beherrscht, nur große Bilder zu malen; andererseits hatte sie zu wenig Fühlung mit der fortschreitenden Kunstentwicklung, die auch das Thierstück ganz in den Dienst des lichtmalerischen Gedankens stellte, d. h. das Thier ganz im farbigen Leben der landschaftlichen Natur aufgehen ließ.

Wer sich nicht scheut, auch schlechte Ausstellungen eingehend zu prüfen, der wird jetzt im Moabiter Glaspalaste ein Porträt Rosa Bonheur's entdecken, das von einer ihrer Schülerinnen, Anna E. Klumpke, auf dem Landgut By gemalt worden ist. Das Bildniß der alten Meisterin legt den Nachdruck aufs Metier und ist deshalb nicht uncharakteristisch. Sie sitzt in der Nähe der Staffelei und hält noch dazu Karton und Bleistift in der Hand. Die Kleidung hat eine männliche Art: Tressenjacke mit weißem Stehkragen, Tressenweste. Im Knopfloch die Rosette der Ehrenlegion. Der Kopf hat zwar einen stark männlichen Schnitt, doch nicht die Imperatorenzüge der landläufigen schlechten Photographien. Das weißgraue kurzgeschnittene Haar wellig, wie nur bei einem deutschen Professor; an der rechten Seite schräg gescheitelt. Das blau-graue Auge blickt muthig und doch bescheiden. Der breite, zusammengekniffene Mund und zwei tiefe Falten sprechen eine rüstige Thatkraft aus. Und gegen all' diese herbe Männlichkeit protestirt ein feines kleines Frauenohr.

Gestorben ist Marie Rosa Bonheur gleichsam mit dem Griffel in der Hand. Sie war eine treue, robuste Arbeiterin, ihr menschliches Wesen aber war klar, beschaulich, schlicht, voll Güte.

Julius Elias.

Les Morts qui parlent par le Vte. E. M. de Vogüé. Paris Librairie Plon. 1899.

Vogüé ist kein Dichter, und Vogüé ist kein tiefer Denker; es fehlt ihm zum Dichter die Fülle schaffender origineller Phantasie, und es fehlt ihm zum Denker Schärfe und Klarheit; aber er hat von dem einen und von dem anderen genug, so daß aus ihm ein Schriftsteller von eigenartigem Reiz geworden ist. Er hat Seiten historischer Betrachtungen geschrieben, die voller Anregungen sind; und diese Gedanken sind so lebendig verkörpert und mit so lebhaften Farben umkleidet, daß sie mit künstlerischer Unmittelbarkeit wirken.

Auf der Grenze zwischen Denken und Dichten liegt die Domäne von Vogüé, und die Verschiedenartigkeit, die diese Elemente trennen kann, ist hier gänzlich verwischt, weil Vogüé als Denker ein Romantiker ist, dessen Betrachtungen sich in Phantasieen aufzulösen pflegen. Selten sagte Vogüé, dieser Essayist mit dem rückschrittlichen Denken der Romantiker und mit dem poetischen Farbenreichthum der Romantiker, das letzte Wort; aber er ist oft genug in seinen früheren Werken voller überraschender Wendungen, wie es auch in Deutschland die Männer dieser Geistesrichtung gewesen sind.

Der neueste Band von Vogüé enthält keinen dieser Vorzüge mehr; er trägt den Untertitel Scènes de la vie parlementaire. Das parlamentarische Leben Frankreichs wird zu schildern gesucht; und diese Scenen sind auf den dünnen Fäden einer unbedeutenden Romanerzählung an einander geheftet. Der Roman, den das Buch enthält, ist so nichtig, daß Vogüé sein Buch offensichtlich gar nicht als Erzählung betrachtet wissen will; aber auch das Leben im französischen Parlament, die Rathlosigkeit, die Leerheit, die Ueberreizung ist gerade neuerdings wiederholentlich viel eindrucksvoller oder viel amüsanter geschildert worden.

Wenn hier auf das Buch hingewiesen wird, so geschieht es nicht, um eine schwache Arbeit Vogüé's mit seinen früheren reizvolleren Werken zu kontrastiren. In einem Augenblick, da der Kassationshof im Prozeß Dreyfus sein Urtheil fällt, ist es belehrender, aus dem Buche von Vogüé zu erfahren, was die Brunetière, die Coppée, die Déroulède, und zu dieser Gruppe gehört auch Vogüé, empfinden und erwarten.

Dieses Buch enthält jene Dosis gemäßigten Antisemitismus, die der reaktionäre Romantiker nicht entbehren kann, und die für den Akademiker doch noch wohl anständig ist. Aber die französischen Juden können sich nicht beklagen; was bleibt denn überhaupt von diesem Frankreich übrig? Von dem gesetzgebenden Körper heißt es:

„Stelle Dir eines unserer großen Provinzkasinos vor, zur Zeit wenn man den Absinth nimmt, wenn die Handlungsreisenden hier die Staatsgeheimnisse enthüllen; denke das Bild in einen größeren Rahmen hinein; verzehnfache die Zahl der Besucher, so hast Du das Innere des Palais Bourbon."

Die Wahlen können kein anderes Ergebniß liefern; denn die Gewählten heucheln stets, daß sie von den Wählern über die politische Richtung aufgeklärt werden müssen, und die Wähler sind es wiederum, die ewig der Leitung bedürfen. Zu dieser inneren Haltlosigkeit kommt die Korruption:

„Der Wähler bettelt um Begünstigung bei dem Deputirten: der erbettelt sie bei dem Minister, der erbettelt wiederum das Votum der Deputirten, der seinerseits die Stimmen der Wähler erbettelt."

So faßt denn ein Deputirter die Lage in die Worte zusammen:

„Nous marchons sur une planche pourrie au-dessus des latrines."

Und das allgemeine Gefühl ist:

„Comment ça finira-t-il? — Il suffirait de quatre hommes et d'un caporal! Mais qui? Comment? — Le voyez-vous?"

Leider sieht man ihn nicht, denn

„Personne en France ne lèverait le petit doigt pour soutenir le régime, si on le voyait s'écrouler; mais il ne croulera point, parce que personne ne lèvera le petit doigt pour le renverser."

In diesem zerrissenen Frankreich, in dem der Haß der Todten in den Lebenden fortwirkt, ist nach Vogüé nichts mehr aufrecht als die römische Kirche und die Soldaten, die einfach ihre Pflicht thun: jene, die glauben, wie ihre Väter glaubten an Gott und an die Soldatenehre; auf sie hofft Vogüé:

„Les paroles et l'encre coulent d'abord: vous verrez couler le sang, comptez-y."

Nur wenn man das Buch unter dem Gesichtspunkt betrachtet, daß man sich über die Auffassung der reaktionären, cäsaristischen Kreise in Frankreich unterrichten will, ist es interessant; dann freilich ist es sehr interessant: es offenbart die Stimmungen jener, die ohne selbst in die schwebenden Prozesse verwickelt zu sein, doch den einzelnen Menschen, sei er schuldig oder unschuldig, und wie den Menschen so Institutionen dem Militarismus zu opfern bereit sind; es offenbart die Empfindungen der höheren klerikalen Militärs, der klerikalen oberen Zehntausend und es erläutert den lächerlichen Versuch eines Staatsstreiches, wie ihn Déroulède unternommen hat; — und der doch einmal gelingen kann. Für Frankreich kommt dann noch der magere Reiz hinzu, in den Gestalten des Romans bekannte Persönlichkeiten wiederzufinden.

Das Unglück Frankreichs kam nach der landläufigen Legende immer von einzelnen Verräthern und auch das Glück wird immer erwartet von einem einzelnen Retter; das dramatische Wunderbare, das von einer einzelnen Person ausgehen soll, ersehnen alle unzufriedenen Elemente auch heute; das Wunderbare, das alle fascinirt und alle bändigt.

P. N.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 37. Berlin, den 10. Juni 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

An dieser Stelle war in der vorigen Nummer der „Nation" die Ansicht ausgesprochen worden, daß die Freisprechung von Déroulède und Habert Andere veranlassen würde, auch ihrerseits die Staatsretter durch den Umsturz der heutigen bestehenden republikanischen Gewalten spielen zu wollen. Die Bestätigung ist dieser Voraussage unmittelbar gefolgt. Freilich wenn das Unternehmen von Déroulède schon lächerlich war, so sind die Excesse, die auf dem Rennplatz gegen den Präsidenten Loubet verübt wurden, bereits kindische Bubenstreiche, die kaum noch in die Politik hineingehören; diese Excesse, die einen politischen Charakter tragen sollen, sind nur bezeichnend für die bornirte Ueberhebung und Blindheit jener reaktionären Clique in Frankreich, die Politiker sein möchten. Daß diese Elemente bisher nicht im Stande waren, die Republik umzuwerfen, kann man begreifen; denn wie groß die Fehler der Republikaner sein mögen, gegenüber diesen Größen des Rennplatzes sind sie noch Helden.

Um die Individualität jener zu erfassen, die gegen den Präsidenten Loubet demonstrirten, muß man auf die Schilderung der Gesellschaft vor der ersten großen französischen Revolution zurückgreifen. Es herrschten damals jene Gesellschaftskreise où l'on se sert de son estomac pour s'amuser et de sa personne pour tuer le temps, und Chamfort fügt die Charakteristik hinzu: La société est composée de deux grandes classes: ceux qui ont plus de dînés que d'appétit et ceux qui ont plus d'appétit que de dînés. Die ersteren hatten das vorige Mal ihr Vergnügen; die letzteren werden das nächste Mal zum Rennen anrücken, die Masse der Arbeiter, des kleinen Bürgerstandes; und wie auch der adlige Pöbel sich durch den bezahlten, nicht adligen Pöbel verstärken mag, in diesem Falle wird den Klubmännern nichts übrig bleiben als sich bei Zeiten zu retten, wie sie sich auch bei dem Bazarbrand mit heldenhafter Energie über die Körper von Frauen hinweg als Vertreter edler Ritterlichkeit in Sicherheit brachten.

Dieser Graf Christiani, der mit einem Stock nach dem Präsidenten Loubet schlägt, um die Fälscher des Generalstabes zu rächen, findet sein Seitenstück in der Gräfin Castellani, die die Menge haranguirt und auf dem Rennplatz „Hoch die Armee" ruft. Diese Kämpferin für die französische Armee und diese Protektorin des Cäsarismus ist nämlich eine geborene Jay Gould und als Amerikanerin besonders geeignet einerseits zur Vorkämpferin für die antirepublikanischen Mächte in Frankreich, andererseits kann sich die französische Armee keine bessere Bannerträgerin gegen den „internationalen Mamonismus", oder wie man dort sagt, das „Syndikat" wünschen, als diese Tochter eines ausländischen Milliardärs, der einer der waghalsigsten und skrupellosesten Spekulanten der Vereinigten Staaten gewesen ist.

Das sind Farcen einer korrumpirten Gesellschaftsschicht, die sich langweilt und die sich politisch solange zu amüsiren wagt, wie das die Langmuth und Gleichgiltigkeit der Republikaner gestattet.

Es scheint aber, daß diese Langmuth und diese Gleichgiltigkeit jetzt ihr Ende erreicht haben, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird es eine sehr kostspielige Rechnung sein, die Klubmänner und Klubdamen für den ramponirten Hut des Präsidenten Loubet zu begleichen haben werden. Was auf dem Rennplatz geschehen ist, c'est plus qu'un crime c'est une faute.

Es ist zu erwarten und zu hoffen, daß die Republikaner nun endlich mit dem Gesindel aufräumen, das im Amt und außerhalb des Amtes jetzt schon lange genug die Ruhe Frankreichs stört.

Die deutsche hat mit der spanischen Regierung einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge die Karolinen, Pelaus und Marianen an uns für rund 16 Millionen abgetreten werden sollen. Die spanischen Cortes haben diesen Vertrag noch zu genehmigen und darauf der deutsche Reichstag.

Die Nachricht von diesem Vertrage ist in Deutschland fast auf allen Seiten mit gleicher kühler Ruhe aufgenommen worden; ausgenommen die Kolonialenthusiasten, die in Begeisterung schwelgen, soweit ihnen das ihre Antipathie gegen Herrn von Bülow erlaubt. Aber die großen konservativen Zeitungen und fast die gesammte liberale, freisinnige und demokratische Presse ist in diesem Falle einer Meinung. Der wirthschaftliche Werth der Erwerbung ist ein sehr geringer, und das ganze Unternehmen rechtfertigt sich nur als eine Maßregel, um die Stützpunkte Deutschlands im Stillen Ocean zu vermehren; denn man darf in der That annehmen, daß an den asiatischen Küsten des Stillen Oceans sich im kommenden Jahrhundert eine außerordentliche wirthschaftliche Entwicklung vollziehen wird. Ob im Hinblick auf diese mit Sicherheit zu erwartenden Ereignisse die Besetzung jener Inselgruppen ein zweckmäßiger Griff ist, und ob die verlangte Aufwendung den möglichen Vortheilen entspricht, das wird in Ruhe abzuwägen sein.

In Koburg-Gotha zerbricht man sich den Kopf, wer schließlich das Land als Herzog in Zukunft erhalten wird; und in England überlegen sich die erbberechtigten Prinzen kühl, ob es wohl zweckmäßig sei, die Annehmlichkeiten eines englischen Grand Seigneur mit der Ehre des souveränen Fürsten in einem deutschen Kleinstaat zu vertauschen. Diese nüchterne Zweckmäßigkeitsrechnung stellt die englische Königsfamilie an und eine deutsche Bevölkerung soll sich alsdann der Entscheidung beugen; denn so verlangt es die Legitimität.

Diese Form der Legitimität ist zur Karrikatur ihrer selbst geworden. Die Legitimität soll eine Bürgschaft dafür bieten, daß eine ganze Familie, daß die erbberechtigte Herrscherfamilie mit besonderem Interesse und besonderer Neigung an dem Lande und seiner Bevölkerung hängt; das Land und die herrschende Familie sollen besonders eng verknüpft sein. Davon ist in diesem Falle gar keine Rede. Eine deutsche Bevölkerung soll sich an der Spitze des Staates in diesem Falle vielmehr einen ausländischen Prinzen gefallen lassen, der zögernd bereit ist, den Reiz des englischen Lebens aufzugeben, nachdem so und soviel zunächst erbberechtigte Prinzen auf die Ehre verzichtet haben.

In diesen Spalten wird dem Chauvinismus gewiß nicht das Wort geredet; aber das deutsche Selbstgefühl soll man auch nicht verletzen. Wir finden es ganz begreiflich, daß sich englische Prinzen reiflich überlegen, ob sie nach Deutschland übersiedeln sollen, aber ebenso begreiflich ist es, wenn für diese unwürdige Beglückungsmethode, die im Namen der Legitimität für eine deutsche Bevölkerung zur Anwendung kommt, sich unser Volk bedankt.

Es wäre wohl der Erwägung werth, ob nicht durch ein Reichsgesetz die Thronfolge innerhalb Deutschlands so geregelt werden könnte, daß wir auf die freundliche Herablassung ausländischer Kräfte zur Begnadung einer deutschen Bevölkerung zu verzichten in der Lage sind.

Helmholtz ist vor der Berliner Universität ein Denkmal errichtet worden.

Es ist jedes Monument erfreulich, durch das die Bevölkerung daran erinnert wird, daß nicht nur Soldaten die Größe einer Nation ausmachen. Unter den Helden des Geistes der letzten Generation aber gibt es keinen, auf den Deutschland stolzer sein könnte als auf Helmholtz; er ist einer jener Gewaltigsten, von denen man ohne Zögern sagen kann, daß sie für die Ewigkeit geschaffen haben. Der Name Helmholtz wird unvergänglich sein, so lange es ein wissenschaftliches Denken gibt, und dieses Denkmal wird der Nachwelt mehr sagen als so und so viele Standbilder von Königen und Generälen, deren Namen und deren Siege künftige Generationen mit Recht vergessen haben werden.

Claus Groth ist bald nach seinem achtzigsten Geburtstag gestorben. Als er sein Geburtstagsfest beging, haben wir sein Leben und Wirken ausführlich geschildert. Er war kein großer Dichter; aber auch er konnte von sich sagen: Mon verre n'est pas grand, mais je bois dans mon verre.

Die Verhandlungen zwischen dem Präsidenten Krüger und dem Generalgouverneur der Kapkolonie Milner haben zu keinem Resultat geführt. Daß damit unmittelbar ein ernstes Zerwürfniß zwischen England und Transvaal eintreten wird, ist gleichwohl nicht anzunehmen.

* * *

Die „Zuchthausvorlage".

Der „Gesetzentwurf zum Schutze des gewerblichen Arbeitsverhältnisses" ist schon vor der Geburt mit dem Namen „Zuchthausvorlage" oder „lex Oeynhausen" getauft, und diesen Bezeichnungen wird man voraussichtlich auch in Zukunft den Vorzug geben vor der zopfigen offiziellen Titulatur. Nomen et omen.

Daß in der bekannten Rede des Kaisers in Oeynhausen Zuchthausstrafe für Vergehen in Aussicht gestellt war, die bei Bestrebungen zur Herbeiführung günstigerer Lohn- und Arbeitsbedingungen begangen werden, hat von vornherein der geplanten gesetzgeberischen Aktion den Stempel der stärksten Unpopularität aufgedrückt. Der weitere Verlauf des nach mehrmonatlichen Wehen zu Stande gekommenen Gesetzentwurfs hat den ungünstigen Eindruck, den die erste Ankündigung hervorrief, nur gesteigert; man ist die Empfindung nicht los geworden, daß diese ganze gesetzgeberische Aktion bei reiflicher Ueberlegung unterlassen worden wäre, wenn die kaiserliche Aeußerung nicht eine Art Präjudiz geschaffen hätte. Auch ist es ein öffentliches Geheimniß, daß die vorbereitenden Instanzen von der Räthlichkeit eines erweiterten kriminalistischen Schutzes der Arbeitswilligen nur nach Ueberwindung schwerer juristischer und politischer Bedenken sich haben überzeugen können, während bekanntlich die drakonischen Strafmittel, wie sie in der Oeynhausener Kaiserrede in Aussicht gestellt waren, nur für einen einzigen Vergehensfall zum Vorschlag gelangt sind. Die ganze Aktion macht deshalb einen gequälten, widerwilligen Eindruck und trägt alle Zeichen politischer Unfruchtbarkeit an sich.

Daß diese kautschukartigen Bestimmungen die Billigung des Reichstages in der vorliegenden Fassung nicht finden werden, darüber ist alle Welt einig. Es kann sich nur darum handeln, ob irgend ein Partikelchen aus diesem Gesetzentwurf acceptirt wird, um die im Voraus feststehende Niederlage der Regierung ein wenig zu verschleiern, oder ob dieser lex Oeynhausen das Schicksal der verflossenen „Umsturzvorlage" bereitet werden soll.

Mit jener „Umsturzvorlage" hat der vorliegende Gesetzentwurf eine starke Familienähnlichkeit. Lüftet man die juristisch-formalistische Maske ein wenig, so erkennt man die bekannten Züge leicht wieder. Nur sind sie etwas verblaßt und verwischt. Es ist ein schwächerer Aufguß des reaktionären Thees, mit dem man die Gesellschaft von der sozialdemokratischen Krankheit glaubt heilen zu können. Mit anderen Worten: es ist ein — hoffentlich letzter — Ausläufer jener unglückseligen Gesetzgebung, die sich im Sozialistengesetz ein klassisches Monument politischer Unfähigkeit gesetzt hat. Unter dem Sozialistengesetz ist die

Sozialdemokratie zur bei weitem größten politischen Partei Deutschlands erzogen worden. Die Vorlage des „Umsturzgesetzes" hat dem sozialdemokratischen Parteischiff frischen Wind in die Segel geblasen, und auch die gegenwärtige „Zuchthausvorlage" wird wieder das Ihrige dazu beitragen, der Sozialdemokratie erwünschten Agitationsstoff zu liefern.

Man mag sich ja viel verwahren, wie man will, man wird den Eindruck nicht verwischen, daß es mit diesem „Gesetzentwurf zum Schutze des gewerblichen Arbeitsverhältnisses" doch im Wesentlichen auf eine Beeinträchtigung des Koalitionsrechtes der Arbeiter abgesehen ist. Dieses Koalitionsrecht aber wird mit vollem Recht von den Arbeitern als der werthvollste politische Besitz betrachtet. Nirgends sind sie stärker, als da, wo es sich um die Vertheidigung dieses Koalitionsrechts handelt. Hierbei gibt es in den eigenen Reihen keinerlei Meinungsverschiedenheiten; hier können sie auch bei den liberalen Parteien auf uneingeschränkte Sympathie und Unterstützung rechnen. Es ist daher geradezu unbegreiflich, wie eine Regierung ohne alle Noth sich von einer kleinen Zahl fanatischer Gegner der Sozialdemokratie auf diese abschüssige Bahn konnte drängen lassen, an deren Ende eine gewisse Niederlage auf sie wartet.

Die sozialdemokratische Presse behandelt die ganze „staatserhaltende" Aktion denn auch mehr mit Hohn und Sarkasmus, als mit Empörung. Dieser Schlag ins Wasser wird der Sozialdemokratie in jedem Falle zu Gute kommen, und wenn sie bloß ihre Parteiinteressen zu Rathe zieht, so kann sie nur wünschen, daß der vorgelegte Gesetzentwurf recht lange in parlamentarischer Bearbeitung bleibt, damit die Agitation, die sie an diesen Gesetzentwurf knüpft, nicht einschläft. Wer dagegen nicht die Neigung hat, die Geschäfte der Sozialdemokratie zu besorgen, muß wünschen, daß der Gesetzentwurf so bald wie möglich begraben wird.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XIX.

Reichstag und Landtag sind jetzt aus den Pfingstferien zurückgekehrt, und nun steht die Kanalvorlage gewaltig im Vordergrund der Interessen. Die zweite Lesung muß in der nächsten oder übernächsten Woche beginnen. Die agrarischen Blätter besprechen mit einer nervösen Unruhe die Aussichten der Vorlage und betonen bald das Recht der Abgeordneten, in ihrer Opposition zu verharren, bald berechnen sie, daß die Regierung eine schwache Mehrheit haben werde. Es ist von sieben Stimmen die Rede, die über die Hälfte der abgegebenen Stimmen hinaus der Regierung zufallen würden.

Es ist möglich, daß es so ist. Wenn die Regierung mit sieben Stimmen Mehrheit siegt, so wird daraus zu schließen sein, daß sie ein Interesse daran hat, nur mit einer schwachen Mehrheit zu siegen. Für eine Regierung, der ein so kluger Mann wie Herr von Miquel angehört, kann es ja unter Umständen, die wir sehr wohl begreifen, bequem sein, nicht mit einer großen Mehrheit zu siegen.

Die Stellung der Regierung in dieser Frage ist so stark, wie es ihr selbst beliebt, sie zu gestalten. Das Unternehmen des Mittellandkanals ist so nützlich, die Gründe dafür so einleuchtend, daß eine Regierung, die dafür eintritt, es leicht hat, jede Gruppe, die sich aus Thorheit oder Eigennutz dagegen stemmt, zu zerschmettern. Freilich wenn Fürst Bismarck sich zu dem Feldzuge für eine solche Unternehmung rüstete, so pflegte der Aufmarsch in ganz anderer Weise vollzogen zu werden, als es diesmal geschehen ist. Zu den Gewohnheiten des Fürsten Bismarck gehörte es nicht, wenn ihm eine Vorlage am Herzen lag, von vornherein zu sagen, daß er denen nicht zürnen würde, die dagegen stimmen.

Wenn eine Regierung eine Summe von annähernd dreihundert Millionen für ein Unternehmen fordert, so muß sie die Ueberzeugung haben, daß dieses Unternehmen von hohem Gemeinnutzen ist. Und wenn sie diese Ueberzeugung hat, so kann sie die Hand nicht wieder nach Willkür davon abziehen und sagen: Es geht auch anders.

Sollte die Vorlage abgelehnt werden, so sind die Minister, die sich an der Vorlage betheiligt haben, nicht zu halten. Die Einen, welche staatsmännisch denken, werden nach einer solchen Niederlage freiwillig zurücktreten; Andern wird der Rücktritt nahe gelegt werden. Aber die Vorlage wird nicht abgelehnt werden, denn Herr von Miquel ist ein kluger Mann und durchaus noch nicht amtsmüde.

Es ist wunderbar, wie viele Kreise die Kanalvorlage zieht. Es wird im Ernst versichert, daß ein Gesetzentwurf mit dem Titel „betreffend die Bildung der Wählerabtheilungen bei den Gemeindewahlen" in naher Beziehung zur Kanalvorlage stehe. Als im Jahre 1891 die Steuerreform in Angriff genommen wurde, erklärte die freisinnige Partei, sie verlange zunächst Garantien dafür, daß die Verschiebungen in der Steuerpflicht keine nachtheiligen Verschiebungen im Wahlrecht im Gefolge haben. Ja sie ging weiter und forderte, daß die Wahlgesetzreform der Steuerreform vorangehe. Centrum und Nationalliberale verkannten die Berechtigung dieser Forderung nicht, aber sie unterließen es, sie zu unterstützen. Das Centrum vertraute auf sein Glück, und die Nationalliberalen vertrauten auf die Regierung. Beide Parteien haben der Regierung die Wahl in die Hände gegeben, das was sie an Wahlrechtsreform verzapfen will, in der Form und zu dem Zeitpunkt zu verzapfen, wie es ihr genehm ist.

Der vorliegende Entwurf ist so kraus, so verzwickt und unlogisch, daß ein ernsthaftes politisches Urtheil darüber unmöglich ist. Wir sind noch nicht im Klaren darüber, ob wir ihn als eine geringfügige Verbesserung annehmen oder als grundsatzlos zurückweisen sollen.

Verständlich wird der Gesetzentwurf erst dann, wenn man aus dem Munde der Nationalliberalen hört daß er thatsächlich die Folge haben wird, in der ganzen Rheinprovinz dem Centrum die Mehrheit in der zweiten Abtheilung und damit in der Gemeindeverwaltung zu verschaffen. Und das Schmunzeln des Centrums scheint diese Auslegung zu bekräftigen. Der Entwurf soll die Belohnung des Centrums dafür sein, daß es die Kanalvorlage unterstützt.

Aber sogar die Zuchthausvorlage, die endlich eingegangen ist, soll als Vorspann für die Kanalvorlage dienen. Sie soll den Konservativen die Sicherheit geben, daß die Annahme der Kanalvorlage keinen Sieg liberaler Ideen bedeutet. Nun muß man sagen, daß, wenn eine Vorlage von der hohen und selbständigen Bedeutung der Kanalvorlage mit solchen hors d'oeuvres gestärkt werden soll, daraus folgen würde, daß die Regierung selbst von dem Gewicht und der Volkkraft ihrer eigenen Vorlage keine ganz zutreffende Vorstellung hat.

Der Zuchthausvorlage scheint schon jetzt dasselbe Schicksal gesichert zu sein, welches einst der Umsturzvorlage Köller'schen Andenkens beschieden wurde. In dem ganzen Gewebe von Vorschriften ist kein gesunder Faden zu entdecken. Nothwendig ist ein Gesetz, welches das Koalitionsrecht sicher stellt, und den Arbeiter, der von seinen gesetzlichen Rechten Gebrauch macht, davor schützt, wegen groben Unfugs auf die Anklagebank geführt zu werden. Einstweilen dient der Entwurf, dessen Erledigung in dieser Session ausgeschlossen ist, der sozialdemokratischen Partei als ein unbezahlbares Agitationsmittel.

Die letzte Ueberraschung, welche dem Reichstage bereitet wurde, besteht darin, daß ihm ein Gesetz über die Erwerbung der Karolinen und der damit verwandten Inselgruppen angekündigt wurde. Der Staatssekretär hat

einstweilen um Zurückhaltung im Urtheil, bis die spanischen Cortes gesprochen haben. So kühl wir auch der Kolonialpolitik im Allgemeinen gegenüberstehen, sehen wir doch keine Veranlassung, für die Ablehnung dieser Vorlage zu plädiren, ehe wir Text und Motive kennen gelernt haben.

Proteus.

Ein Aktschluß im Dreyfusdrama.

Wie zu erwarten war, hat der Kassationshof die Revision des Prozesses gegen Dreyfus beschlossen. Nur in einem Punkte wurden die Erwartungen übertroffen; dieser Beschluß ist von den vereinigten Kammern des Kassationshofes einstimmig gefaßt worden, und doch hatten die Gegner der Revision durch ein besonderes Gesetz der ursprünglich betrauten Kriminalkammer die Entscheidung abgenommen, und sie der Gesammtheit der richterlichen Beamten des höchsten Gerichtes zugeschoben, weil sie bei solcher Zusammensetzung des Kollegiums auf eine Verwerfung der Revision glaubten rechnen zu können.

Die Verhandlungen vor dem Kassationshofe verliefen würdevoll; die Männer, die hervortraten, waren ihrer Aufgabe gewachsen. Aber dieses Urtheil als eine große That zu verherrlichen, geht nur an, wenn man die jetzige Entscheidung mißt an dem verbrecherischen Gebahren, der Skrupellosigkeit und der Feigheit der bisherigen zu einer Entscheidung berufenen militärischen und civilen Behörden.

Diese richterliche Behörde that ohne zu schwanken das Natürliche, das Richtige und Nothwendige in einem Lande, wo in dieser Angelegenheit seit Jahren der Gerechtigkeit, der Billigkeit und der Menschlichkeit ins Antlitz geschlagen wurde; solche That war an sich sehr wenig; sie ist im gegebenen Falle aber doch sehr viel.

Seitdem sich der ernstliche Zweifel an den Prozeß Dreyfus herangewagt hat, also seit dem Sommer des Jahres 1897, stand eines fest; die Verurtheilung war durch eine grobe Gesetzesverletzung erzielt worden; den Richtern war belastendes Material zugestellt worden, das weder der Angeklagte noch sein Vertheidiger kannten; das war ein unbedingter Revisionsgrund; diese Thatsache bewies an sich nichts für die Unschuld von Dreyfus, aber sie bewies die Illegalität des Verfahrens, das seine Verurtheilung herbeigeführt hatte. Diesen Standpunkt vertrat ich in einem Artikel der „Nation“ vom 27. November 1897; der Artikel schloß mit den Worten:

„Ein Prozeß, bei dem das Urtheil gefällt wurde unter Berücksichtigung einer entscheidenden Thatsache, die dem Angeklagten wie dem Vertheidiger unbekannt geblieben ist, ein solcher Prozeß, in dem diese ‚Ungeheuerlichkeit‘ sich ereignet hat, muß nach den Begriffen des neunzehnten Jahrhunderts der Revision verfallen.“

Erst ein und ein halbes Jahr später wurde diese Revision erkämpft.

Das Verdienst, die Bewegung in Gang gebracht und die öffentliche Meinung zuerst aufgerüttelt zu haben, ist zwei Männern zuzuschreiben: Scheurer-Kestner und Bernard Lazare. Scheurer-Kestner, der Vicepräsident des französischen Senates, beunruhigte das öffentliche Gewissen durch die Zweifel, die er der gerechten Verurtheilung von Dreyfus entgegensetzte. Die Autorität dieses Ehrenmannes mußte auch Andere zur Nachprüfung veranlassen. Scheurer-Kestner gab der Bewegung zu Gunsten von Dreyfus zuerst das unentbehrliche moralische Gewicht; Bernhard Lazare lieferte durch seine Broschüren zuerst die unentbehrlichen thatsächlichen Unterlagen.

Sobald Esterhazy dann in Aktion getreten war, mußte sich unmittelbar der Verdacht gegen ihn auf das Stärkste regen. Nicht was ihn materiell belastete, machte ihn vor Allem verdächtig; auch gegen ihn lag an unmittelbaren Unterlagen nichts vor, als die Aehnlichkeit seiner Schrift mit der des Bordereau; ihn belastete hingegen außerordentlich die Form seiner Vertheidigung. In einem zweiten Artikel suchte ich damals klarzustellen, daß sich nur ein Schuldiger in dieser Weise zu vertheidigen pflege. Die weitere Entwicklung erhärtete diese Behauptung.

Es folgte das zweite entscheidende Stadium, das eingeleitet wurde mit Zola's J'accuse, diese gewaltige Anklage, die divinatorisch den Kreis der Schuldigen im Generalstab bezeichnete. Es handelt sich jetzt nicht nur um die Frage, ist an Stelle eines Unschuldigen ein Schuldiger durch einen Rechtsirrthum verurtheilt worden, sondern darum, aus welchen Gründen fand eine weitverzweigte Verschwörung statt, um einen Unschuldigen zu vernichten und um einen Schuldigen zu retten, und wer waren die Theilnehmer dieser Verschwörung.

Ueber den Grad der Niedertracht, mit der dieses Ergebniß herbeizuführen versucht worden ist, sind wir heute bis zur Ermüdung unterrichtet, und nachdem erwiesen, daß so und so viele hohe Offiziere und französische Minister und Beamte zu jeder Vergewaltigung bereit sind, ist es gleichgiltig, in wie vielen Fällen sie diese Vergewaltigung geübt haben. An diesen Einzelheiten ist das Interesse erlahmt; aber die Frage blieb offen, welches waren die letzten Motive, die diese Männer zu solchen Handlungen trieben? Darüber kann man selbst heute nur Vermuthungen, freilich recht begründete Vermuthungen hegen.

Mercier war als Kriegsminister bereit, einen Juden zu opfern, um sich die Unterstützung der Antisemiten zu sichern. Ein Theil seiner Untergebenen handelte aus Antisemitismus oder aus Interesse; denn da sie selbst bei dem Verrathe als Verräther betheiligt waren, mußten sie die Schuld auf einen Anderen mit allen Mitteln abzuwälzen suchen. Boisdeffre und die nicht unmittelbar betroffenen Generale, ließen sich die Angelegenheit entwickeln, wie jene treibenden Kräfte es wollten; denn es handelte sich ja nur um einen Juden.

Man kann die Lage in folgender Weise zeichnen: Die nicht unmittelbar interessirten Mitglieder des Generalstabes ließen die ungesetzliche Verurtheilung von Dreyfus geschehen; sie rührten nicht die Finger aus diesem Anlaß; aber als Esterhazy angeklagt wurde, da entwickelten sie die höchste Energie, um seine Entlastung zu bewirken. Da zwischen einem gleichgültigen Gewährenlassen und einem energievollen Verhindern ein außerordentlicher Unterschied besteht, so ist es augenscheinlich, daß sie aus irgend welchen Gründen daran im hohen Grade interessirt waren, Esterhazy zu retten. Warum; was wußte er von ihnen? Sicherlich viel zu viel; aber was, das ist noch in Dunkel gehüllt.

Das persönliche Interesse der Einen und der Anderen verknüpfte sich dann folgerichtig mit dem politischen Interesse. Die Bedrohten des Generalstabes stützten sich auf die katholisch-reaktionären Elemente, auf die Imperialisten, die Royalisten, die Cäsaristen, auf alle die den Umsturz wollten. Die Vertheidiger der Wahrheit und Freiheit aber waren ein kleines Häuflein guter, scharfblickender, urtheilsfähiger Republikaner, während die große Masse der republikanischen Bevölkerung die Gefahr für den Staat nicht sah und die Ruhe des Landes durch das Opfer eines armseligen Juden gern zu erkaufen bereit war; das war eine moralische Gemeinheit und eine politische Kurzsichtigkeit, und sie beherrschte die Millionen der Republikaner, die republikanischen Ministerien und den Präsidenten Faure.

Die Massen wollten die Ruhe, andere Republikaner in hervorragenden Stellungen konnten den Kampf mit den Umstürzlern nicht aufnehmen, weil ihre eigene Vergangenheit zu befleckt war, als daß sie sich der rücksichtslosen Rache der Cäsaristen hätten aussetzen können. So konnte es kommen, daß die Republik eine Zeit lang verloren schien durch die Blindheit der Vielen und durch die Kampfunfähigkeit, durch die Frivolität, die kleinlichen Fraktionsrivalitäten und die Gleichgiltigkeit bei den führenden Republikanern bis hinauf zu dem Präsidenten Faure.

Es hatten mithin die Revisionisten eine Gegnerschaft, gegen die der Ansturm vergeblich erscheinen konnte; Männer in den höchsten Stellungen des Heeres, die den Kampf aufnehmen mußten, weil sie ihre eigene Person zu schützen hatten; ein Präsident und Minister, denen die Hände gebunden waren, oder die in ihre kleinen Intriguen eingesponnen sich den Teufel um einen Verurtheilten und nicht ein Mal um das Schicksal der Republik ernstlich bekümmerten, und eine Bevölkerung, der die republikanischen Kämpfe längst gleichgiltig waren, die nur noch im Heere die letzte Stütze des Staates sah und die in ihren Entschließungen auch durch antisemitisches Empfinden vielfach behindert war.

Gegen diese Mächte den Kampf aufzunehmen, dazu gehörte ein Muth eine Hingabe und ein idealer Optimismus, die der höchsten Bewunderung würdig sind, und wenn man die tiefen Schatten im französischen Nationalcharakter auch bei dieser Gelegenheit wieder zu beobachten Gelegenheit hatte, so muß man zugleich auf diese glänzenden Lichtseiten hinweisen. Das sind die Kräfte, die noch jedes Mal Frankreich aus Verfall und Erniedrigung wieder empor zu führen vermocht haben.

Diesen Anstrengungen der Wenigen kam eines zu Gute: der Tod von Faure. Daher auch der Haß der aristokratischen Verbrecher und des aristokratischen Pöbels gegen Loubet, der nicht aus Neigung noch aus dunkler Nothwendigkeit sich den reaktionären Umstürzlern ausliefern mußte. Aber auch ohne diesen glücklichen Zufall kam die Sache der anständigen Leute Schritt für Schritt vorwärts; sie gewannen an Boden gegen den Präsidenten Faure, gegen die Minister, gegen die Beamten im Richterstande, gegen die höchsten militärischen Autoritäten, gegen das Parlament, gegen die indolenten oder feindlichen Massen, gegen eine verderbte, vor keiner Gemeinheit zurückschreckende Presse.

Wenn man nach der geheimnißvollen Macht forscht, durch die dieser scheinbar gänzlich aussichtslose Kampf zum Guten gewandt wurde, so findet man — die Presse, und man kann sich der Worte Cavour's erinnern, dieses durch und durch modern empfindenden genialen Staatsmannes, der bereits 1854 sagte: „Gegen die Presse existirt nur ein wirksames Mittel, das ist die Presse selbst." Diese Presse überwältigte nicht allein die gegnerische Presse; sie eroberte schließlich auch die Massen und zwang sich Parlament und Minister und Behörden zu Willen.

Nur indem die Zola, die Trarieux, die Clemenceau, die Guyot, die Jaurès, die Lazare, die Pressensé, die Reinach sich der Presse bedienten und immer wieder und unaufhörlich bedienten, gelangten sie zum Siege; was bedeuteten dagegen die wenigen Versammlungen, die abgehalten worden sind und die im Verhältniß zur Bevölkerung Frankreichs eine verschwindende Anzahl von Zuhörern hatten.

Die Presse hat in Wahrheit diesen Kampf in Frankreich geführt und diesen Sieg errungen; sie zwang den Präsidenten, die Minister, die Beamten, die Militärs, das Parlament und die Masse der Bevölkerung widerwillig, aber doch schließlich unwiderstehlich in den Dienst der Wahrheit, des Rechtes und des republikanischen Gedankens zurück.

Wenn alle Freiheiten verloren wären und die Preßfreiheit wäre unangetastet, so ist noch nichts verloren; diese Wahrheit hat eine neue Bestätigung erfahren. Es hatte der französische Katholizismus Recht, als er im sechzehnten Jahrhundert den ersten großen Pariser Drucker Etienne Dolet öffentlich verbrannte, und die Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts, das auf technischem Gebiet durch die Maschine sein Gepräge erhalten hat, ist in allen Fragen des öffentlichen Wohles weit stärker noch durch die Presse als durch den Parlamentarismus beeinflußt.

Einer der schönsten und eindringlichsten Siege der Presse aber ist in Frankreich zu Gunsten für Dreyfus, für die Ehrlichkeit und Freiheit jetzt erstritten worden.

P. Nathan.

Alexander Puschkin.

(Schluß.)

Der Schuß, der Puschkin gefällt hat, hallte wie ein Wetterschlag durch das todtenstille Reich und fand ein ungeheures Echo in den tief aufgerührten Gemüthern. Das Mitleid mit dem Menschen, die Klage um den gewaltigen Verlust, den die Litteratur durch sein frühes Ende erlitten, äußerten sich erschütternd, oft in Naturlauten, die man nicht ohne Bewegung lesen kann. Und dieses Mitleid, diese Klage sind noch heute nicht verstummt; in jeder Rede, jedem Aufsatz über Puschkin, in jeder Litteraturgeschichte kehren sie wieder, wie unanfechtbare Dogmen.

Man wird sie dennoch auf ihre Berechtigung prüfen dürfen. Einen Menschen bemitleiden, weil er die Ruhe gefunden, mag Sache der Weltanschauung sein, aber diesen Menschen?! Durch Alles, was Puschkin geschaffen, und nun gar durch sein Bestes und Tiefstes geht als Grundton die Sehnsucht nach einem frühen Tode:

O glücklich, wer das Fest des Lebens
Schon bald verließ, und wer sein Glas
Nicht bis zum letzten Tropfen leerte,
Wer den Roman nicht fertig las,
Wer abzubrechen rasch verstand —

wie die Schlußworte seines besten Werkes, des „Onegin" lauten. Das ist mehr als Phrase, das ist Selbsterkenntniß, der Instinkt: „Du erträgst das Leben nur, wenn Du es mit vollen Sinnen genießen kannst; darum wirst Du das Altern nicht ertragen, weil Du nie das Entsagen lernst." Wer seine Briefe aus den letzten Jahren, die Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen liest, wird nicht daran zweifeln: dieser Tod war für diesen Menschen ein Glück.

Und schon darum kann er für die russische Litteratur kein unermeßliches Unglück gewesen sein. Freilich, welche Kraft — und 38 Jahre! Aber seine letzte Novelle „Pique-Dame" (1834) ist seine schwächste, und was zwischen ihr und seinem Tode liegt, sind Lieder, so unbedeutend, als sie ein so starkes Talent überhaupt fertig bringen kann, und Zeitungsartikel ohne Kern, ja, was man bei ihm für unmöglich halten sollte, ohne Farbe. Daß er sich wieder zu Werken wie dem „Onegin", dem „Godunow" aufgerafft haben würde, ist fast undenkbar, jedenfalls höchst unwahrscheinlich. Vermuthlich also hat sein jähes Ende auch in dieser Hinsicht seinen Nachruhm nicht geschädigt, sondern gefördert; in jeder andern ist dies zweifellos. Es ist ein Abschluß für sein Leben, so passend, so wirksam, wie ihn der legendenhungrige Volksgeist für seinen Heros braucht. Schon sein Leben, die vornehme Geburt, die Maßlosigkeit in Genuß und Arbeit, das Frondiren gegen die Regierung, das glühende Nationalgefühl machen ihn zur Idealgestalt seines Volkes, wie es heute ist — und gerade das Unmaß ist das Fesselndste daran. . . . Und nun erst dieser Tod, der alle Schatten des Lebens verklärt, alles Licht durch seinen Reflex verzehnfacht, ein Märtyrertod! Der russische Edelmann, der als Rächer seiner Ehre von dem fremden Abenteurer gemordet wird, der National-Russe, der durch die Tücken der „verwestlichten", sittenlosen „Gesellschaft" in den Tod gehetzt wird — dreht es, wie Ihr wollt, an diesem Leben und Sterben können sich immer wieder die stärksten Triebe dieser Volksseele entzünden: der Hang zum Genuß, der Drang nach Reinigung, der Haß gegen die Fremden, die Liebe zur eigenen Art und das Stammeln nach Befreiung.

In England wäre der Mensch Puschkin der Popularität des Dichters verhängnißvoll, in Deutschland hemmend, in Frankreich weder nützlich noch schädlich gewesen; in Rußland hat er sie ins Ungeheure gesteigert.

Aber auch ein anderes Moment werden wir nicht übersehen dürfen, um diese Volksthümlichkeit ganz zu verstehen: die Stellung Puschkin's in seiner Litteratur, sein Verhältniß zu seinen Vorgängern und Nachfolgern.

Zar Nikolaus soll, als man sich wunderte, warum er den „Hochverräther" Puschkin so verhätschele, geantwortet haben: „Was wollt Ihr! Er ist unser erster Dichter und wird vielleicht unser einziger bleiben! Wir sind ja ein poesieloses Volk." Die Ueberlieferung stammt aus trüber Quelle, aber der inneren Wahrheit entbehrt sie nicht. Die russische Dichtung vor Puschkin ist kein auf nationalem Boden aufsprudelnder Born, sondern mühselig aus der Fremde hingeleitetes Wasser, eine Dichtung, die ihr kärgliches Dasein von der Nachahmung des Auslands fristet und sich nur durch Aeußerlichkeiten einen nationalen Zug anschminkt. Diese armen Vögel pfeifen allesammt mit dünnen Stimmchen nach, wie ihnen Byzanz, Kleinrußland, dann Frankreich, England und Deutschland vorgepfiffen, und von den Wenigen, die nicht all zu arg hinter ihren Vorbildern zurückbleiben, sind die Mehrzahl Fremde oder Mischlinge: fast alle Schriftsteller aus Peters des Großen Zeit Kleinrussen, Kantemir ein Rumäne, von Wizin, Chemnitzer und — Katharina II. Deutsche, Derschawin Tartare; ich nenne, was mir eben in die Feder kommt; ein Blick in die Litteraturgeschichte kann die Reihe fast ins Endlose verlängern. Man ist schon zufrieden, wenn ein Talent wie Derschawin Ossian mit Geschmack nachahmt. Nachahmung aber ist, wiederhole ich, Alles.

Wie nun kommt diese Litteratur zur Selbständigkeit, zur Pflege nationaler Stoffe in nationalem Geiste? „Durch Puschkin's Genie", antwortet das russische Volk, und die Feier, die es rüstet, gilt vor Allem auch dem Erwecker des russischen Geistes in der Dichtung. Das ist Puschkin, und dennoch ist jene Antwort nicht wahr. In Wahrheit ist er und mit ihm die Litteratur seines Volkes auf einem seltsamen Wege zur Originalität gekommen: durch die Nachahmung.

Das klingt paradox, läßt sich aber erweisen. In Deutschland, Frankreich, England war die Romantik eine durchaus naturgemäße, organisch empor gewachsene Erscheinung. Der Klassizismus der Form, das kühle Objektiviren des Inhalts, der Zwang, den der bis zum „Aufkläricht" ausgeartete Rationalismus auf die Phantasie übte, waren zum Joch geworden, das abgeschüttelt werden mußte; die Regellosigkeit der Form, die souveräne Laune des „Ich", das Schmelgen im Mystischen bedeuten eine natürliche Reaktion. Der Klassizismus konnte nicht national, nicht volksthümlich sein; um so stärker betonte sein siegreicher Ueberwinder diese Momente, natürlich nicht deshalb allein. Das klassische Ideal war bei Seite gestellt, die Gegenwart bot keines, man flüchtete in die Vergangenheit, ins Mittelalter zurück. In Rußland aber fehlten diese natürlichen Vorbedingungen der Romantik, dort gab es kein Joch des Klassizismus zu zertrümmern, dort war die Aufklärung wahrlich noch nicht ins Uebermaß gediehen, dort gab es keine Vergangenheit, in die man flüchten konnte, denn die Unkultur hat keine Geschichte. Kurz, dort war die Romantik eine Modetracht, die man anlegte, weil sie der Westen trug, und wie sehr sie an sich nur dies war, erweisen die Werke der russischen Romantiker vor und neben Puschkin, obwohl sich nicht ganz unbedeutende Talente unter ihnen finden. Und diese Mode war es auch, die Puschkin trieb, für sein erstes Epos nach Fouqué's und Brentano's Vorbild einen nationalen Sagenstoff zu wählen. Nur daß er eben ein großes Talent war, das, durch fremden Einfluß rein äußerlich auf den Boden der Heimath geführt, sich ihn nun durch seine eigene Kraft urbar machte und unterwarf. Man stelle jenes Erstlingsepos neben den „Onegin" oder gar neben den „Gudunow" und die „Kapitänstochter" und man wird erkennen, wie auch Puschkin erst allmählich wahrhaft national geworden ist. Dann aber blieb er es im höchsten Sinn; ein Belauscher des Herzschlags seines Volkes, ein Verkündiger seiner Seele, die Stimme, durch die sie ihr tiefstes Fühlen und Sehnen aussprach. Ein wahrhaft nationaler Dichter und darum ein Zauberer, der seinen Russen ihr Rußland hinstellen konnte, wie sie es bisher nie gesehen: im Licht der gesteigerten, der poetischen Wahrheit.

Der erste nationale Dichter und wohl auch der größte Versdichter, der den Russen bisher beschieden war — man sieht, die Puschkin-Feier hat guten Grund. Aber hohen Dank schuldet ihm sein Volk auch um der Wirkungen willen, die er auf die folgenden Dichtergeschlechter übte. Als er auf der Bahre lag, dichtete ein junger Gardeoffizier die Strophe:

Es lebt ein ewiger, gerechter Richter,
Der wird, wenn wir die Missethat nicht rächen,
Auf unser Flehn in seinem Zorne sprechen:
Versiegen soll die Quelle Eurer Lieder!
Ihr wußtet nicht zu ehren Euren Dichter,
Zum zweiten Mal send' ich Euch keinen wieder.

Der junge Offizier hieß Michael Lermontow und ist der größte Lyriker nach Puschkin geworden. Ist daraus zu schließen, daß die Russen oder doch die russischen Dichter die „Missethat gerächt" haben?! Wie es um diese „Missethat" stand, wissen wir; eine Sühne aber seitens des nachstrebenden Geschlechts war nur möglich, indem es im Leben einen reineren, im Dichten denselben Pfad ging, wie er, den Pfad, der aus dem Volke zum Volke, seinen Leiden, Hoffnungen und Kämpfen führt. Nicht Viele haben das Erste gethan, aber fast Alle das Zweite; daß die Dichtung der Russen eine nationale war und blieb, ist gewiß nicht Puschkin's Vorbild allein zuzuschreiben, aber doch auch mit diesem. Unermeßlich ist sein Einfluß auf die poetische Form, das Metrum, die Sprache der Nachstrebenden. Man darf getrost sagen: er hat die russische Verssprache geschaffen, die schlummernde Melodie des weichen, starken Idioms erweckt, die wesentlichen Formen wenigstens, für sein Jahrhundert vorgezeichnet. Formal wandeln Alle, die nach ihm kamen, in seinen Spuren, und nicht die Versdichter allein; auch den naturalistischen Prosadichtern hat dieser Romantiker in seinen volksthümlichen Balladen, wie in seinen Novellen, den Weg zu dem Schatz der Volkssprache gewiesen, aber auch inhaltlich hat sie sein genialer Blick für die Eigenthümlichkeiten der Volksart angeregt und geleitet. Durchaus individuell, bis zur Launenhaftigkeit persönlich, zum Theil von fremden, dem russischen Wesen unbehaglichen Vorbildern, so Byron, beeinflußt, in seiner politischen Fronde zahm, unsicher und widerspruchsvoll hat Puschkin eine „Schule" im engeren Sinne nicht begründet; die Wenigen, die ihm sklavisch folgten, sind unbedeutende Leute. Aber in einem weiteren und feineren Sinn war er allen, die nach ihm kamen, Lehrer und Vorbild, und schreitet als Führer vor ihnen her oder doch, wenn man dies nicht gelten lassen wollte, als „**primus inter pares**." . . .

Dies ist Puschkin's Stellung in seiner heimischen Litteratur: vor ihm die öde Steppe, um ihn, durch ihn, nach ihm ein reicher Garten.

An diese beiden Momente, sein Leben und seine Bedeutung für das dichterische Schaffen seines Volkes, wird man denken müssen, um die Puschkinfeier und die russischen Urtheile über ihn nicht überschwänglich zu finden. Drüben gilt er als Genie, als einer der größten Dichter der Weltlitteratur, als ebenbürtiger Genosse Goethe's, Schiller's, Shakespeare's. So hoch werden wir Anderen das starke und eigenthümliche Talent dieses realistisch gefärbten Romantikers nicht einschätzen dürfen. Auf mich wenigstens wirken, wenn ich ihn lese, nur einige seiner Lieder ganz rein; in seinen größeren Werken bleibt für meine Empfindung immer ein Rest des Unzulänglichen, des Unharmonischen, des Absonderlichen übrig, nicht stark genug, um das Interesse zu schwächen, aber doch die Freude des Genießens zu stören. Einige Seiten durch bin ich ganz in seiner Hand und nur ein dankbar Genießender; dann aber kann ich's nicht bleiben, so gern ich möchte, und werde zum Kritiker. Das passirt Einem doch bei jenen Großen nicht.

Trotz seines scharfen Blicks für das Reale ein Romantiker, trotz der Durchfluthung des ganzen Wesens mit lyrischer Empfindung der geborene Epiker, dem es sichtlich am wohlsten ist, wenn er erzählen kann, hat Puschkin seine beste Kraft — anfangs instinktiv, dann in sorglicher, künstlerischer Selbsterziehung und so sehr ihn Lyrik und Drama zeit-

weilig verlockten — auf die erzählende Dichtung gewendet. Liest man diese Dichtungen in Versen in der Reihenfolge ihres Entstehens, so lohnt sich dies durch den Einblick in die Entwicklung eines bedeutenden Dichters, wie man ihn so klar, so lehrreich selten gewinnen kann: er schreitet immer entschiedener von der Kostumdichtung voll Farbe, aber ohne tieferen Inhalt zur psychologischen Analyse, von der blauesten, willkürlichsten Romantik zum scharf beobachtenden, plastisch gestaltenden Realismus und damit immer mehr von der Nachahmung zur relativen Selbständigkeit vor, zur relativen, denn auch sein Hauptwerk, der „Onegin", ist ohne Byron nicht denkbar. Die pure Kostümdichtung, die blaue Romantik zeigt sein Erstlingswerk; wer es liest, erkennt unschwer, daß er damals die deutschen Romantiker, ferner den Ariost, aber sein englisches Vorbild noch nicht gekannt hat. Um so deutlicher erweist sich Byron's Einfluß in den 1821 bis 1824 entstandenen Dichtungen: „Der Gefangene im Kaukasus", „Der Springquell von Baktschisserai", „Die Räuberbrüder", „Die Zigeuner" — den besten Genuß daran gewährt dem Leser, der des Russischen mächtig ist, die prächtige Form und Sprache; wer zur Uebersetzung greifen muß, wird wohl nur an den herrlichen Schilderungen der Steppe und des Gebirges seine Freude haben; die Erfindung ist dürftig; die „Zerrissenheit" der Helden monoton und äußerlich motivirt. Eigenthümlicher ist „Graf Nulin" (1825), in dem Puschkin zuerst eine realistische, scharf satirische Tonart anschlägt, und wie eine Herausforderung an die Kritik, zu entscheiden, ob er noch immer ganz und gar von Byron abhängig sei, die Dichtung „Poltawa", die denselben Mazeppa zum Helden hat, wie des Engländers zehn Jahre zuvor erschienene Dichtung. Der Gegensatz ist ein gewollter, aber die Vergleichung für Puschkin günstig, weil sein Held der richtige, urnationale Kosak ist. Nicht so leicht wird der deutsche Leser mit seinem Urtheil über das einzige große Epos Puschkin's, den „Roman in Versen" „Onegin" fertig werden. Kein Zweifel, die Manier ist ganz und gar die des „Childe Harold" und „Don Juan", und je virtuoser sie mit allen Launenhaftigkeiten und Sprüngen der Komposition, Art und Unart der Darstellung nachgeahmt wird, desto weniger sind wir geneigt, in der fast sklavischen Kopie einen „Triumph des Russen über den Briten", ein „Seitenstück zu Goethe's ‚Faust'", einen „Krondiamanten der Weltlitteratur" und wie die überschwänglichen Urtheile russischer Litterarhistoriker sonst lauten mögen, zu erblicken. Dennoch will auch diese Tragikomödie des noblen Müßigganges nicht unterschätzt sein, namentlich auch nicht ihr kulturhistorischer Werth. Die Form ist Nachahmung, der Inhalt national und originell. Ganz vortrefflich hat dies Alexander Herzen klargestellt; Niemand könnte es besser sagen. Er meint:

> „Onegin ist ein Russe aus den Zeiten des Zaren Nikolaus; er ist nur in Rußland möglich. Er ist ein Müßiggänger, weil er nie eine Beschäftigung gehabt hat, ein Mensch, der das Leben versucht bis zum Tod und auch den Tod versuchen möchte, um zu sehen, ob er nicht mehr werth ist, als das Leben. Er hat immer auf Etwas gewartet, wie alle zu jener Zeit, weil der Mensch doch nicht thöricht genug ist, um an die Dauer von Zuständen zu denken, wie sie damals in Rußland bestanden; nichts ist gekommen und darüber das Leben vergangen".

Bis heute, füge ich bei, ist „nichts gekommen", und darum gibt es auch nun noch in Rußland so viele Onegins. Schon darum sollte das Epos, das zudem sehr kurzweilig ist und in guten Uebersetzungen vorliegt, auch in Deutschland gelesener sein, als es ist.

Hingegen sind Puschkin's Novellen in Prosa wohl jedem gebildeten deutschen Leser bekannt; um so kürzer darf ich mich darüber fassen. Will man in der „Kapitänstochter" und „Dubrowski" Anhaltspunkte dafür finden, daß Puschkin Scott gelesen hat, so irrt man darin nicht, aber von Nachahmung kann nicht die Rede sein; es sind vortreffliche Novellen, originell und national durch und durch, nicht bloß im Stoff, auch in der Technik der Darstellung. Die Geschichten aus dem modernen Leben stehen nicht auf gleicher Höhe, oft stören Betrachtungen den Fluß der Darstellung, auch geht die Erfindung zuweilen ins Krasse. Darin wie in der lebensvollen Ausmalung des Details ist Puschkin der Vorläufer der russischen Naturalisten, und es ist kein unverdienter Dank, daß die schönste russische Gedenkrede auf Puschkin von Dostojewski gehalten worden ist.

Auch als Dramatiker ist Puschkin hervorgetreten; neben kurzen, dramatischen Szenen steht jenes Werk, das ich im Lauf dieser Darstellung wiederholt als eines seiner besten genannt habe, das Trauerspiel „Boris Godunow". Gewiß kein kunstgerecht aufgebautes, geschweige denn bühnenfähiges Drama, nur eine Folge von Szenen, aber voll Kraft und Wucht der Charakteristik, die ins Tiefste geht; so lebensvolle Menschen hat Puschkin sonst nie vor uns hingestellt. Man hat freilich gefragt: „Sind dies Menschen von 1598?!", aber die Frage mag beantworten, wer solche Menschen gekannt hat. Mir genügt es, daß ich daran glaube, wenn ich das Werk lese oder mich seiner erinnere.

Kein blinder Bewunderer Puschkin's, stelle ich seine Lyrik höher, als dies zumeist im Ausland üblich ist, denn die Russen rühmen heute auch sie in den höchsten Tönen. Mir scheinen einige seiner Lieder der lauterste Ausdruck seines poetischen Naturells: „Der Prophet", „Ein Winterabend", „Der Don", „Alte Grillen", vielleicht noch zwei oder drei Stücke, zusammen ein halbes Dutzend. Aber ich will offen sagen, sie bedeuten mir mehr, als alle seine Epen, nur den „Onegin" abgerechnet.

Den Russen, sagte ich, ist heute jede Zeile von ihm theuer. Nicht immer war dies in gleichem Maß der Fall. Es gab Zeiten, wo ihn die nihilistische Theorie von der praktischen Werthlosigkeit aller Kunst mit Schimpf bedeckte, aus den Herzen der Jugend auszutilgen suchte, wie jeden andern Dichter. Damals schrieb der Kritiker Pisarjew: „Der ganze Puschkin ist nicht so viel werth, wie ein Paar Stiefel; die nützen einem Menschen und Puschkin keinem." Es war eine traurige Zeit für Rußland; furchtbarer Druck von oben und brutaler Gegendruck von unten; die Wetterwolken verschlangen auch Puschkin's Stern. In dem Maß, als sie sich lichteten, glänzte auch dieser Stern hell und heller nieder. Aber auch heute noch ist grauer Himmel über Rußland; es wäre tröstlich, wenn wir das strahlende Aufleuchten dieses Sterns in diesen Festtagen als Zeichen dafür deuten dürften, daß die Wolkendecke auch dort bald zerreißt. Denn es ist nur eine Frage der Zeit: zerreißen wird sie. . . .

Berlin, 31. Mai 1899.

Karl Emil Franzos.

Randbemerkungen eines politischen Skeptikers.

Ein Verlust vom höchsten Werth.

Das unglückliche Spanien hat einen Krieg hinter sich, bei dem es die empfindlichsten Niederlagen erlitt und schwere Geldopfer bringen mußte. Trotzdem steht heute die spanische Staatsanleihe um zehn Prozent höher, als vor dem Kriege; seit vielen Jahren war der Kurs nicht so hoch, wie gegenwärtig. Woran liegt das?

Es gibt nur eine plausible Antwort. Unter den erlittenen Verlusten befindet sich ein Verlust vom höchsten Werth: die Spanier sind ihre Kolonieen los geworden; kein Cuba, keine Philippinen zehren mehr an den Staatsfinanzen Spaniens; Carolinen und Marianen hat Spanien schließlich in Friede und Freundschaft für einen Preis „geopfert", der den Käufer zum Verschwender stempeln würde, wenn das Geschäft unter Privatleuten ab-

geschlossen wäre. Mit jedem weiteren Verlust von Kolonieen steigt Spaniens Kredit. Vielleicht erleben wir es noch, daß die spanischen Cortes McKinley demnächst den Titel eines Reorganisators der spanischen Finanzen verleihen werden.

Stützen der Autorität.

Am vorigen Sonntag hat die fine fleur der französischen Aristokratie bei dem Rennen in Auteuil sich gegenüber dem Präsidenten der Republik wie ungezogene Straßenjungen benommen. Einer dieser aristokratischen Schlingel hat sogar die Frechheit gehabt, dem ersten Repräsentanten der staatlichen Autorität mit einem Stocke auf den Kopf zu schlagen. Die Elite der Gesellschaft des Rennplatzes und des Baccarat hat diese Heldenthat mit heulendem Beifall begrüßt. Schließlich wurde mit Eiern nach dem Präsidenten Loubet geworfen. Am folgenden Tage kam es in der Pariser Deputirtenkammer wegen dieser Skandalscenen zu aufgeregten Verhandlungen, wobei die union des cloches et des tambours das Möglichste that, um die Rüpeleien der aristokratischen jounesse dorée zu entschuldigen. Der Sozialist Millerand gab darauf seitens seiner Parteigenossen die Erklärung ab: „Angesichts des Verhaltens der Rechten erklären wir, daß wir die Maßnahmen der Regierung billigen und ihr unser Vertrauen nicht vorenthalten wollen."

Die Sozialdemokratie als Stütze der Ordnung und der Autorität; die Sprößlinge der konservativen und klerikalen Aristokratie in Konkurrenz mit Zuhältern und Ballonmützenträgern; — der Gegensatz gibt einiges zu denken.

Die kurze Decke.

Wie lange ist es her, daß Fürst Bismarck die Bimetallisten mit seiner Bemerkung über die zu kurze Golddecke entzückte?! Wie ich dieser Tage las, schätzen amerikanische Sachverständige die Goldproduktion für das laufende Jahr auf rund 1400 Millionen Mark, etwa 200 Millionen Mark mehr, als die Goldausbeute im Jahre 1898. Für das Jahr 1900 rechnet man mit Sicherheit auf eine Goldproduktion von annähernd 1700 Millionen Mark. Von Südafrika erwartet man im laufenden Jahr allein für mehr als 400 Millionen Mark Gold, aus Klondyke für etwa 80 Millionen Mark, aus Australien für mehr als 300 Millionen Mark, während die Goldproduktion der Vereinigten Staaten im laufenden Jahre wahrscheinlich die von Australien noch übertreffen wird. Allenthalben ein bedeutendes Anwachsen der Goldproduktion, die — dem Werthe nach — die Produktion von Silber schon längst bei weitem hinter sich gelassen hat.

Ueber die Gefahr einer zu kurzen Golddecke kann man heute nur lächeln, aber wie steht es mit den Gefahren einer zu langen Decke? Ist ein neues Währungsproblem in Sicht, das sich um die Frage dreht: was fangen wir mit dem vielen Golde an?

Imperium et libertas.

Edward Atkinson, der bekannte, in Boston lebende, amerikanische Volkswirth, hat einige Flugblätter geschrieben, in denen die amerikanische Expansionspolitik lebhaft kritisirt und insbesondere die Erwerbung der Philippinen und der Unterdrückungskrieg gegen die Filipinos sehr abfällig beurtheilt werden. Von diesen Pamphleten hat Atkinson dem Admiral Dewey, drei in Manila kommandirenden Generälen und drei auf den Philippinen wohnenden Civilpersonen Exemplare mit der gewöhnlichen amerikanischen Post zugeschickt. Der amerikanische Generalpostmeister hat aber in San Franzisko diese Drucksachen mit Beschlag belegen lassen und die Weitersendung nach Manila untersagt.

Ein solcher Fall von Unterdrückung öffentlicher Meinungsäußerungen ist selbst während des Sezessionskrieges nicht vorgekommen. Begreiflicher Weise findet dieser Akt politischer Censur vielfach die stärkste Mißbilligung, und es ist das eingetreten, was jeder Censurmaßregel auf dem Fuße zu folgen pflegt: die Nachfrage nach Atkinson'schen Flugblättern ist ganz enorm gewachsen, mehr als tausend Exemplare werden jetzt alle Tage verkauft.

Es kann nicht ausbleiben, daß dieser Gewaltakt auch bei der nächsten Präsidentschaftswahlcampagne eine Rolle spielen wird. Den Gegnern des gegenwärtigen Regiments in Amerika kommt die Sache deshalb sehr willkommen.

Die Wirkungen der Censur sind seit Jahrtausenden immer dieselben gewesen, und dabei redet man noch von der erzieherischen Wirkung der Erfahrung.

Ermäßigung von Telegraphengebühren.

Die Reichspostverwaltung ist bekanntlich allen Forderungen auf Ermäßigung der Telegraphengebühren gegenüber sehr schwerhörig. Wie es heißt, steht jedoch für den Spätherbst eine Reform in Aussicht. Huldigungstelegramme sollen zu ermäßigten Sätzen befördert werden. Die schöne Sitte, bei dem Erwerb polynesischer Inseln, bei Ankündigung von Umsturzvorlagen und bei ähnlichen nationalen Anlässen der patriotischen Rührung einen tief gefühlten Drahtausdruck zu verleihen, verdient Hülfe und Förderung.

Die künstliche Beeinflussung des Wetters.

Daß die weitgehenden Veränderungen, welche die Oberflächenbeschaffenheit ausgedehnter Gebiete unseres Planeten durch die Kulturthätigkeit des Menschen erfahren hat, auch auf das Klima der betreffenden Gebiete von großem Einflusse gewesen sein müssen, läßt sich nicht in Abrede stellen. So hat die Vernichtung der Wälder in vielen Ländern jedenfalls die zeitliche Vertheilung, wenn auch vielleicht nicht die Gesammtmenge der atmosphärischen Niederschläge ungünstig beeinflußt; an der wachsenden Intensität der berüchtigten Nebel in den englischen Städten trägt ohne Zweifel die fortschreitende Rauchplage zum Mindesten einen Theil der Schuld; und auch die zunehmende Häufigkeit der Gewitter und der Blitzschläge, die z. B. für Sachsen mit Sicherheit nachgewiesen ist, mag sie auch zum Theil periodischer Natur sein und mit den Sonnenflecken in Beziehung stehen, ist theilweise gewiß eine Folge der Ueberladung der Atmosphäre mit Staub- und Rauchpartikeln, deren Ursprung in der steigenden Industriethätigkeit zu suchen ist. An und für sich hat darum der Gedanke, das Klima eines Landes auch in beabsichtigter und zielbewußter Weise beeinflussen zu wollen, durchaus nichts Absurdes. Projekte wie der in Deutschland als Aprilscherz aufgetauchte, in Nordamerika aber allen Ernstes erörterte Vorschlag, das Klima der Oststaaten der Union durch Ablenkung des Golfstromes vermittelst eines in der Gegend der Floridastraße aufzuführenden Dammes zu verbessern (womit natürlich eine entsprechende Verschlechterung des Klimas von West- und Nordwesteuropa verbunden wäre), sind allerdings zu den Utopien zu rechnen. Dagegen liegt es durchaus im Bereich des Möglichen, etwa durch Wiederaufforstung eines früher bewaldet gewesenen Landes eine gleichmäßigere Vertheilung der Niederschläge und damit auch eine Milderung des Gegensatzes der Jahreszeiten herbeiführen zu wollen.

Wie steht es nun aber mit der Aufgabe, nicht etwa das *Klima*, das heißt die durchschnittliche Gesammtheit der atmosphärischen Zustände eines weiten Gebietes, sondern das *Wetter*, das heißt den Komplex der zu bestimmter Zeit und an bestimmtem Orte sich abspielenden atmosphärischen Ereignisse, durch Menschenhand zu beeinflussen? Gutes Wetter herbeizuschaffen, ist ja jedenfalls eine rascheren Erfolg versprechende und darum verlockendere Aufgabe als die Fürsorge für das Klima; Versuche, jener Aufgabe für

gewisse Verhältnisse gerecht zu werden, finden sich denn auch in zahlreichen Volksgebräuchen, die von der wissenschaftlichen Prüfung zwar zum Theil verworfen, zum Theil aber als berechtigt anerkannt, wenn auch auf andere Ursachen als die ursprünglich angenommenen zurückgeführt wurden. So ist es in verschiedenen Ländern, u. a. in Frankreich und im Elsaß, seit alters Gebrauch, die Frühjahrsnachtfröste, die der jungen Vegetation gefährlich werden können, durch Anzünden von Feuern zu bekämpfen. Der Volksglaube mochte den nicht zu bezweifelnden Erfolg dieser Maßregel der Wärme des Feuers zuschreiben, doch überzeugt man sich leicht, daß es nicht die, ihrem Betrage nach für den beabsichtigten Zweck durchaus unzureichende Wärme, sondern der bei Verwendung geeigneter Brennstoffe reichlich entstehende Rauch ist, welchem man den Erfolg verdankt. In der That erweist sich das Feuer um so wirksamer, je mehr Rauch dasselbe entwickelt; dieser lagert sich in einer gewissen Höhe als schützende Decke über den Erdboden und verhindert damit den Verlust an Wärme, welchen der Erdboden während einer klaren Nacht durch Ausstrahlung erleiden müßte. Bei dieser nächtlichen Abkühlung würde sich nämlich der in der Luft enthaltene Wasserdampf zu Thau oder, falls die Temperaturniedrigung weit genug geht, zu Reif verdichten. Ob letzteres eintritt, hängt außer von der Lufttemperatur vor Beginn der nächtlichen Ausstrahlung auch von der Menge des vorhandenen Wasserdampfes ab und die Bestimmung dieser beiden Größen liefert die Möglichkeit der Prognose eines zu erwartenden Nachtfrostes. Man hat sogar automatische Apparate konstruirt, welche diese Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit im Voraus signalisiren, und damit zum Anzünden der Schutzfeuer auffordern. So hat die praktische Meteorologie, nachdem sie den alten Gebrauch als richtig erkannt hatte, ihren Theil dazu beigetragen, denselben zuverlässiger und wirksamer zu gestalten.

Weniger günstig lautet das Urtheil der Wissenschaft betreffs der Möglichkeit einer künstlichen Regenerzeugung. Aus der alteingewurzelten Ueberzeugung, daß große Schlachten häufig von Regen begleitet oder gefolgt seien, konnte naturgemäß das Bestreben hervorgehen, die gleichen Bedingungen, welche in einem solchen Falle regenerzeugend wirken, auch auf friedlichem Wege zu gleichem Zwecke zu realisiren. Es giebt eine umfangreiche Litteratur, welche diese Ueberzeugung statistisch zu begründen sucht, und der Einwand, daß eine beschränkte und willkürlich ausgewählte Anzahl von Einzelfällen schließlich für jede Auffassung Belege liefern könne, bleibt diesen Beweisen gegenüber ungehört. Ferner galt es als ausgemacht, daß die regenerzeugende Kraft der Schlachten irgendwie mit dem Gebrauche des Schießpulvers zusammenhängen müsse, trotzdem schon Plutarch den Schlachten eine derartige Kraft zuschreibt; und so fanden denn in Amerika vor einigen Jahren jene umfangreichen Versuche zur künstlichen Regenerzeugung statt, die, wie bekannt ist, mit einem eklatanten Mißerfolge endeten. Das bei diesen Versuchen benutzte Verfahren bestand darin, daß man entweder am Erdboden ein Artilleriefeuer eröffnete oder Ballons steigen ließ, die mit Knallgas gefüllt waren oder eine Last von Dynamit trugen und dann in einer gewissen Höhe zur Explosion gebracht wurden. Da nun neuerdings viel von einem ähnlichen Verfahren zur Bekämpfung des Hagels die Rede ist, welches zwar auch auf Neuheit keinen Anspruch machen kann — es handelt sich um das in den Alpenländern bereits im vorigen Jahrhundert benutzte Wetterschießen — aber seit einigen Jahren mit Erfolg wieder aufgenommen wurde, so lohnt es sich, den Ursachen der Verschiedenheit dieser Ergebnisse etwas näher zu treten.

Zunächst ist klar, daß Regen nur dann entstehen kann, wenn genügend Wasserdampf in der Luft vorhanden ist. Und zwar fällt dieses „genügend" je nach der Temperatur sehr verschieden aus; je wärmer die Luft ist, desto mehr Wasserdampf kann sie enthalten, ohne daß eine Kondensation einzutreten braucht; die letztere tritt dann erst infolge einer Temperaturerniedrigung ein. Diese ist nun auf verschiedene Weise denkbar. Warme Luft kann sich mit kalter vermischen; doch können hierdurch, da zwar die eine abgekühlt, gleichzeitig aber auch die andere erwärmt wird, höchstens lokale Regenschauer von geringer Bedeutung entstehen. Ferner kann wasserdampfhaltige Luft aus warmen Gegenden in solche mit ausgedehnter niederer Temperatur versetzt werden; dies ist in mittleren Breiten die Entstehung eines großen Theiles alles Regens, indem die mit Feuchtigkeit stark beladene Luft, welche über der heißen Zone aufsteigt, oben gegen die Pole abströmt und ihren Wasserdampf, soweit sie denselben noch nicht beim Aufsteigen verloren hat, bei uns noch weiter abgibt. Endlich kann die Abkühlung die Folge eines rein dynamischen Prozesses, die Kompensation eines anderweitigen Energieverbrauches sein. Dieser letztere Vorgang ist es, welcher uns hier hauptsächlich interessirt.

Die Luft hier unten am Erdboden ist durch die über ihr lastenden Luftschichten zusammengepreßt, mithin dichter als diese. Je mehr wir in der Atmosphäre in die Höhe gelangen, desto dünnere Luft finden wir vor; ein aufwärts gerichteter Strom muß daher gleichfalls diesem Gesetze folgen, er muß sich ausdehnen. Diese Ausdehnung ist aber, wie die Mechanik der Wärme lehrt, nothwendig mit einer Abkühlung verbunden und beide Prozesse sind erst dann zu Ende, wenn die aufsteigenden Massen in Höhen angelangt sind, wo ihre Dichte und Temperatur den dort normalen Verhältnissen entsprechen. Natürlich muß, wenn die Luft bei Beginn ihrer Reise, wie dies fast immer der Fall ist, genügende Mengen Wasserdampf enthielt, die Abkühlung diesen letzteren größtentheils zu Nebel und selbst zu Regen verdichten. Um also Regen künstlich hervorzubringen, würde es genügen, einen aufwärts gerichteten Luftstrom einzuleiten und zu unterhalten.

Dies ist aber nur unter ganz besonderen Umständen möglich. Bekanntlich ist es oben auf den Bergen stets kälter als unten in den Thälern; der Höhenzunahme in der Atmosphäre entspricht also auch unter normalen Verhältnissen eine gewisse Temperaturabnahme — etwa ein Grad für je hundert Meter. Ist an einem Orte gerade dieser Betrag wirklich vorhanden, so wird eine Luftmenge, die wir etwa unten am Boden wegnehmen und weiter nach oben tragen, allenthalben von selbst, vermöge ihrer Ausdehnung die Temperatur der Umgebung annehmen; sie ist also überall im Gleichgewicht und strebt weder zu steigen noch zu sinken. Unter solchen Umständen ist demnach eine vertikale Strömung auf die Dauer nicht möglich. Noch weniger ist dies der Fall, wenn die wirkliche Temperaturabnahme hinter dem oben genannten Betrage zurückbleibt; das Gleichgewicht ist dann nicht mehr indifferent, wie im vorigen Falle, sondern sogar stabil und eine gewaltsam nach oben transportirte Luftmenge würde wieder an ihre ursprüngliche Stelle zurückzukehren streben. Wenn dagegen die vertikale Temperaturabnahme den theoretischen Betrag wesentlich überschreitet, so befindet sich die Luft im sogenannten labilen Gleichgewichte; unten am Erdboden ist sie zu warm und besitzt dadurch einen Vorrath an überschüssiger Energie, welche ihr zum Steigen verhelfen kann; die Luft ist — um uns so auszudrücken — hier unten zu dünn und gehört eigentlich weiter nach oben. Dieser Zustand kann nun zwar selbst längere Zeit anhalten, aber schon eine geringfügige Ursache reicht hin, um denselben zu zerstören und eine aufwärts gerichtete Strömung hervorzurufen, welche dann ihrerseits die Verdichtung des Wasserdampfes, also Regen, zur Folge hat. Verhältnisse nach Art der geschilderten sind nun in heißen Ländern nicht gerade selten und man begreift, daß Lufterschütterungen, die durch heftige Explosionen verursacht werden, den Ausgleich einleiten können. Ebenso ist es begreiflich, daß vulkanische Eruptionen, große Brände und ähnliche Ereignisse Regen im Gefolge haben können und daß auch durch Anzünden weiter Grasflächen in den Prairien Amerikas manchmal willkürlich Regen erzeugt worden sein kann. Weiter aber reicht die Wirkung solcher Vorgänge nicht; wo die geschilderten Bedingungen nicht gegeben sind, vermag man auch künstlich keinen Regen hervorzurufen; wo sie aber vorhanden sind, da würde wahrscheinlich der Regen auch ohne künstliches Eingreifen bald erfolgt sein.

Auch Explosionen können also höchstens eine gewisse Beschleunigung oder örtliche Verlegung des Regens bewirken; von einer willkürlichen Erzeugung des Regens kann keine Rede sein und darum mußten auch die amerikanischen Versuche mit einem Mißerfolge enden.

Viel bescheidener ist das Ziel, welches sich die Bekämpfung des Hagels setzt. Hier handelt es sich weder um willkürliche Hervorrufung atmosphärischer Niederschläge, noch um gewaltsame Verhinderung derselben — jeder Versuch in dieser letzteren Richtung wäre auch vergeblich, weil die Verdichtung des Wasserdampfes, wo derselbe in genügender Menge vorhanden ist, unter allen Umständen in Kürze erfolgen muß — sondern nur um die Beeinflussung der Form, in welcher diese Verdichtung stattfindet. Der Landwirth ist schon zufrieden, wenn anstatt des Hagels, der ihm aus der gewitterschweren Wolke drohte, ein kräftiger Regen oder auch selbst ein feiner Graupelfall eintritt; ihm genügt es, wenn nur die Bildung der schweren Hagelgeschosse verhindert wird. Und so wenig auch die Gelehrten bezüglich der Entstehungsweise des Hagels unter einander übereinstimmen, so halten doch die meisten unter ihnen eine Störung der Hagelbildung durch das vorgeschlagene Verfahren nicht für ausgeschlossen.

Ein italienischer Mineraloge, Bombicci, der schon vor einer Reihe von Jahren für die Bekämpfung des Hagels durch Kanonaden eintrat, denkt sich z. B. die Entstehung des Hagels in der Weise, daß zunächst ein aufwärts gerichteter Luftstrom vorhanden ist, der infolge des Steigens seine Wärme verliert und den Wasserdampf zu kleinen Eiskörnern verdichtet; diese zunächst noch winzigen Körnchen sollen dann die Centren bilden, um welche sich die in den höheren Luftschichten stets vorhandenen feinen Eisnadeln herumlagern, bis schließlich die bekannten kugelförmigen Geschosse fertig sind und vermöge ihrer Schwere rasch zu Boden sinken. Bombicci beruft sich darauf, daß ähnliche Kugelgebilde mit radialer Krystallstruktur wie bei den Hagelkörnern auch an manchen Mineralien beobachtet werden und ebenso im Laboratorium künstlich erzeugt werden können. Nun weiß aber der Chemiker, daß große Krystalle sich nur dann aus einer Flüssigkeit ausscheiden, wenn man den Krystallisationsprozeß in Ruhe vor sich gehen läßt; Umrühren oder Erschüttern der Flüssigkeit führt zur Bildung von kleinen Krystallen. Da ist es denn wohl denkbar, daß auch Explosionen auf eine Hagelwolke eine ähnliche Wirkung ausüben können; zur Wirkung der Explosionen gesellt sich möglicherweise noch diejenige der in die Höhe geschleuderten Theilchen des Pulverrauchs, welche Ansatzkerne liefern und damit ebenfalls die Verdichtung begünstigen, so daß nur kleine Eiskrystalle und möglicherweise sogar nur flüssige Tropfen entstehen können.

An dieser Auffassung ist freilich auszusetzen, daß sie die elektrischen Erscheinungen, welche die Hagelbildung zu begleiten pflegen, nicht in ursächlichen Zusammenhang mit dieser bringt und obendrein die Hagelbildung nothwendigerweise in sehr große Höhen verlegt, während die Wolken, welche uns den Hagel zusenden, der Erde viel näher scheinen; es ist auch sehr unwahrscheinlich, daß eine hier unten hervorgerufene Erschütterung sich weiter als bis in mäßige Höhe bemerkbar machen oder daß gar der Pulverrauch so weit gelangen sollte. Ein Landsmann Bombicci's, Marangoni, vertritt deshalb die Anschauung, daß das Vorbeistreichen eines trockenen Luftstromes an einer Hagelwolke und die hierbei stattfindende lebhafte Verdunstung die Ursache sei, welche die Wassertröpfchen zum Gefrieren bringe. Die auf solche Weise entstandenen kleinen Eiskörnchen werden zum Theil von der Luftströmung mit fortgerissen; sie reiben sich an den Wassertröpfchen der Wolke und werden dabei, wie dies experimentell nachgewiesen werden kann, negativ elektrisch, während die Wassertröpfchen positive elektrische Ladungen annehmen. Hat die elektrische Spannung auf solche Weise einen gewissen Betrag erreicht, so beginnt die unter den Namen des elektrischen Tanzes bekannte Erscheinung: die negativ geladenen Körnchen werden von den positiv geladenen Wassertropfen angezogen, bis sie mit diesen in Berührung kommen und ihre negative Ladung gegen eine positive austauschen; nunmehr erfahren sie eine Abstoßung, werden auf dem Rückwege von neuem negativ und dasselbe Spiel, das jedesmal mit einem Anwachsen der Eiskörner verbunden ist, kann so lange andauern, daß die Eiskörner, die ohne diese elektrischen Kräfte alsbald zu Boden fallen würden, eine beträchtliche Größe erreichen. Dieser Vorgang soll nun durch den bei den Kanonaden entstehenden Rauch gestört werden und es soll weder zur Bildung großer Eiskörner, noch auch zur Ansammlung starker elektrischer Spannungen kommen. In der That erweist sich das Schießen als besonders wirksam, wenn auf die Mündung der Kanone eine Art von Trichter aufgesetzt ist, welcher dem Rauch die Gestalt eines geschlossenen Ringes gibt; solche Ringe vermögen, wie ja der Raucher weiß, ihren Zusammenhang ziemlich lange zu bewahren und sie sollen daher nach Marangoni besonders befähigt sein, die Hagelwolke zu erreichen.

Welche von den geschilderten Auffassungen Recht hat, wollen wir nicht untersuchen: die Thatsache, daß auch von so verschiedenen Standpunkten aus eine Bekämpfung des Hagels möglich erscheint, ist jedenfalls geeignet, die Bestrebungen in dieser Richtung zu ermuthigen. Ueberdies können diese Bestrebungen auch schon auf gewisse Erfolge hinweisen. In der „Meteorologischen Zeitschrift“ ist wiederholt über Versuche berichtet worden, welche in Windisch-Feistritz im südlichen Steiermark von dem dortigen Bürgermeister und Weingartenbesitzer A. Stiger angestellt worden sind, um durch systematisches Beschießen der nahenden Gewitterwolken die Hagelgefahr zu beschwören. Windisch-Feistritz liegt am Südabhange des Bachergebirges, auf welchem die Hochwälder vielfach abgetrieben wurden, so daß sich jetzt schon daselbst Hochmoore bilden. Seit dieser Zeit (Anfang der siebziger Jahre) datirt nach dem Berichte eine jährliche Zunahme der Hagelwetter. Die Gewitter bilden sich meist über dem Bacher und ziehen von hier südöstlich. Die Schießstationen waren nun in drei großen Linien aufgestellt, die zusammen 17 Stationen mit je zehn Böllern umfaßten; sobald eine Gewitterwolke auf 6 bis 10 Kilometer herankam, wurde gegen dieselbe in raschestem Tempo ein unaufhörliches Feuer eröffnet. Seit einigen Jahren wurde nun im Bereiche dieser Stationen kein Hagel mehr beobachtet, während einige Kilometer entfernt davon Hagel niederging. Gewiß kann dabei noch der Zufall mitspielen, aber die bisherigen Erfahrungen dürfen jedenfalls zur Fortsetzung der Versuche ermuthigen. Auch in Italien, wo der Hagel alljährlich ungeheuren Schaden anrichtet, beginnt man Versuche in großem Maßstabe anzustellen; hoffen wir, daß es gelingen werde, mit den Waffen des Krieges einen Feind der Landwirthschaft erfolgreich zu bekämpfen.

Bologna. B. Dessau.

L. F. Huber über Schiller.

In der Geschichte der Schillerverehrung prangen die uns Allen geläufigen Namen des vierblätterigen Kleeblattes Gottfried Körner, L. F. Huber und ihrer Bräute, der Schwestern Stock, gleich auf der ersten Seite. Ohne Zweifel liegt in der naiven Hingabe eines ganzen Kreises an einen eben erst aufgetauchten Dichter, in dem instinktiven Erfassen seiner Größe, die zu ahnen bessere Köpfe noch sehr weit entfernt waren, selbst etwas Großes. Wohl haben wir moderne Menschen darum Ursache, das 18. Jahrhundert um eine Empfänglichkeit für Werke der Poesie zu beneiden, die in solcher Elementarstärke unter uns kaum mehr anzutreffen ist; wer weiß, ob die Saite je wieder mit der alten Klangfülle ertönt, gesetzt auch, daß dem deutschen Volke einmal ein zweiter Schiller ersteht. Ueber die Bedeutung des bekannten Huldigungsbriefes der Leipziger Freunde, der in der Folge zu Schiller's Uebersiedlung von

der Pfalz nach Sachsen führte, ist kein Wort weiter zu verlieren: er ist zu ihrem eigenen Adelsbriefe geworden. Hier soll ein würdiger Vorläufer jenes privaten Kollektivschrittes in der Gestalt eines öffentlichen Aktes ans Tageslicht gezogen werden, der von der nämlichen unendlich wohlthuenden Begeisterung der kleinen Gemeinde für den Verfasser oder, in ihrer gehobenen Sprache, den Schöpfer der Räuber und des Fiesco beredtes Zeugniß ablegt. Kabale und Liebe war noch nicht im Drucke erschienen. Gerne nehmen wir sogar den Ueberschwang, das natürliche Vorrecht der Jugend, mit in den Kauf, halten wir uns vor Augen, aus wessen Feder die Kundgebung floß. Denn nicht wie später in dem noch immer ein wenig geschraubt stilisirten Briefe hatte das geistige Oberhaupt des Zirkels, der reife und in sich gefestigte, für gewöhnlich auch in der Diktion zwischen Zuviel und Zuwenig klug die Mitte haltende Körner den Vortritt, sondern Ludwig Ferdinand Huber schwang sich, wohl etwas usurpatorisch, zum Wortführer auf. Aber mochte ihm auch die formelle Ermächtigung fehlen: daß er in Körner's und der Uebrigen Sinn sprach, ist sicher. So haben auch sie ihren Antheil daran.

Der litterarische Geschmack des jungen Mannes stand eben am Beginn des zweiten Stadiums seiner keineswegs alltäglichen Entwicklung. Huber war in Paris als Sohn eines Bayern zur Welt gekommen, den lokale und persönliche Einflüsse, der langjährige Aufenthalt in Frankreich, das Zusammenleben mit einer Stockfranzösin und nicht in letzter Linie seine Uebersetzerthätigkeit aus dem Deutschen sozusagen selbst ins Französische übersetzt hatten. Indem der junge Ferdinand, als Kind von Paris nach Klein-Paris zurückverpflanzt, auch geistig den Spuren seines Vaters nach rückwärts folgte, aber schließlich weit darüber hinausschritt, gelangte er von der anfänglichen Vorliebe für die Franzosen zur Verehrung Shakespeare's. Tiefbekümmert mußte der alte Huber, der einstige Gesellschafter Diderot's und Turgot's, der auf die Regeln der tragédie classique schwor, den Sohn mit den verachteten Originalgenies an einem Strange ziehen sehen. Indes ging der junge Huber wenigstens in einem Punkte über die Stürmer und Dränger hinaus: durch Shakespeare ließ er sich sein Interesse nicht so völlig in Anspruch nehmen, daß er darüber der bedeutenden, in Deutschland noch arg vernachlässigten Zeitgenossen und Nachfolger des großen Briten vergaß. Auf Bahnen wandelnd, die vor ihm in theilweiser Befolgung eines Lessing'schen Hinweises Gerstenberg und Ch. H. Schmid beschritten hatten, trachtete er mit anfänglich überstürztem Eifer der Reihe nach Cibber, Beaumont und Fletcher, Massinger und Holcroft dem deutschen Publikum mundgerecht zu machen. Leider blieb der erwünschte Erfolg so gut wie ganz aus. Die Schuld lag nicht etwa an der, soviel wir wissen, mitunter sehr guten Darstellung, sondern einzig an dem blutjungen Anfänger selbst. Ihm fehlte nicht so sehr der Sinn für das theatralisch Wirksame als theatralisch Zuläßige und die dramatische Oekonomie, ein Mangel, der naturgemäß in der doppelt schwierigen Behandlung der im derben Geschmacke ihrer Zeit vielfach rohen, schwülstigen und überladenen, mit ungeschliffenen Diamanten vergleichbaren Stücke der Engländer besonders fühlbar zu Tage trat. Mit souveränster Willkür ging er das eine Mal zu Werke, hielt sich das andere Mal mit sklavischer Treue an das Original, um in beiden Fällen von der goldenen Mittelstraße gleich weit entfernt zu bleiben. Haltloses Schwanken zwischen Extremen im Leben nicht minder wie im litterarischen Schaffen bildete ja den hervorstechendsten Charakterzug dieses von Haus aus unselbständigen Menschen. Allein weder die Freunde, noch das Publikum waren gewillt, seine Sprünge mitzumachen. Wie er sich jene später durch die unliebsame überraschende Lösung seines Verhältnisses zu Dora Stock entfremdete, so vermochte dieses seinen Experimenten bald mit der einen bald mit der anderen Methode keinen Geschmack abzugewinnen. Gleich seinen beiden ersten Versuchen auf diesem Gebiete, der äußerst freien Bearbeitung von Cibber's Lustspiel Love makes a man or The faps fortune und der umgekehrt allzu getreuen Uebersetzung von Beaumont-Fletcher's Schauspiel A king and no king wurde das nämliche, nur durch den dort höheren, hier niedrigeren Grad des Mißvergnügens nuancirte Schicksal der Ablehnung zutheil. In Hamburg und Dresden urtheilte man nicht anders. Dagegen wurden seine Bemühungen um das neueste französische Lustspiel, die er selbst weit geringer taxirte, durch reichlichen Beifall und pekuniären Vortheil belohnt, ein beherzigenswerther Fingerzeig, für welche Aufgaben sein geschmeidiges und graziöses Uebersetzertalent geschaffen war.

Von all diesen Uebertragungen geht uns hier bloß die erste näher an. Das Lustspiel „Liebe macht den Mann" wurde im Herbste 1783 von der Bondini-Seconda'schen Gesellschaft nach dem Manuskripte aufgeführt, aber von den Leipzigern nach bestem Vermögen ausgezischt, bevor noch der Vorhang in die Höhe ging. Mit ihrer engherzigen Auffassung, daß von einem unreifen Studenten nichts Gutes kommen könne, behielten sie bloß zufällig Recht. So brauchten sie trotz der Prachtleistung des berühmten Reineke in der seiner Begabung besonders zusagenden Charakterrolle des rechtschaffenen alten Offiziers Don Louis kaum etwas von ihrem antizipirten Verdammungsurtheil zurückzunehmen. Sich die Thatsache dieses verunglückten Debüts aus den schätzenswerthen Erinnerungen des reisenden Dänen Rahbek (I 257 f. in L. Kruse's deutscher Uebersetzung) anzumerken, hat bisher außer Minor (Schiller II 415) keiner der zahlreichen Litterarhistoriker, die sich um Schiller's willen mit dem jungen Huber zu befassen hatten, für nöthig erachtet. Nicht einmal Huber's liebevolle Biographin, seine eigene Gattin Therese, nimmt von einem Geschehniß Notiz, das ihr allerdings nur durch Mittheilung bekannt sein konnte; doch hat es fast den Anschein, als ob ihr Schwanken in der Datirung des „Ethelwolf" (1783 oder 1784, in Wirklichkeit 1785), unter welchem Haupttitel er das erwähnte Drama Beaumont-Fletcher's übersetzte, das leise dämmernde Bewußtsein einer Verwechslung mit der älteren Bearbeitung verräth. Noch weniger ist es bei der geringen Bedeutung seiner Bühnenschriftstellerei einem Forscher in den Sinn gekommen, sich nach einem etwaigen Drucke des Stückes umzusehen. Selbst Goedeke's Grundriß, dessen Nimbus der größtmöglichen Vollständigkeit und Zuverläßigkeit sich mit zunehmendem Umfange immer mehr verflüchtigt, bleibt auf unsere Frage stumm. Einzig das Gothaische Taschenbuch für die Schaubühne, der unentbehrliche Führer durch die Theatergeschichte der letzten Jahrzehnte des vorigen Säkulums, ertheilt uns die gewünschte Auskunft (auf 1785 S. 162); es existirt ein Druck (Berlin, Ch. F. Himburg 1784), der sich in der That auch in einem Exemplar gefunden hat. Er wird durch eine vom Sommer 1783 aus Leipzig datirte und mit C. F. Huber unterzeichnete Vorrede eröffnet, die vor Allem unser Augenmerk auf sich lenkt. C. ist natürlich ein Druckfehler.

Mehr als in jeder anderen Jugendarbeit spiegelt sich das ungeachtet aller Schlacken sympathische Wesen des jungen Autors in dieser Vorrede ab. Nichts weniger als aus einem Gusse geschmiedet, verfolgt sie vielmehr zwei grundverschiedene Absichten, die miteinander in Zusammenhang zu bringen, recht im Sinne des biblischen Wortes: „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über", nur einem so sprudelköpfigen, um den Anlaß und Ort zur Aussprache unbekümmerten Anfänger einfallen konnte. Mit den üblich bescheidenen Entschuldigungen wegen seiner Wahl und der Freiheiten, die er sich gegen das Original herausgenommen, verbindet er, seltsam genug, die einer Lustspiel-Bearbeitung gewiß fernliegende Propaganda für Schiller. Indeß man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er durch ein geschickt stufenweises Vorgehen die Plötzlichkeit und Willkür der Wendung zu verringern trachtet. Den Umstand, daß es sich just um ein englisches Stück handelt, weiß er sich trefflich zu nutze zu machen. Durch seine Vorlage wird er von selbst auf Beaumont und Fletcher geführt. Cibber hatte mit einer Unverfrorenheit, die nach dem verführerischen Muster älterer Dramatiker das litterarische Eigenthum als herrenloses Gut ansah, Beaumont-

Fletcher's, richtiger Fletcher-Massinger's Lustspiel The elder brother geradezu ausgeschrieben und sich überdies die Grundidee zu einem neuen, mit dem dritten Akte einsetzenden Abschnitte der Handlung aus The custam of the country geholt, einer anderen Compagnie-Arbeit derselben Dichter. Der Quellen geschieht weder auf dem Titelblatte noch im Prolog oder Epilog auch nur mit einer Silde Erwähnung. Aus dieser Unterlassungssünde leitet der deutsche Bearbeiter mit einer Logik, die zu der „Räuber"-Moral in bedenklich nahen Beziehungen steht, für sich eine Art Faustrecht auf das fremde Gut ab; der Räuber habe ja doch kein Recht auf seinen Raub. Zu dieser verkehrten Nutzanwendung aus Schiller's Erstlingsdrama haben wir eine Zwischenstufe vor uns, welche die gefährlichen Tendenzen bei ihrer Uebertragung ins Leben passirten. Und schon ist die Praxis auf dem besten Wege, über die ohnehin radikale Theorie noch hinauszugehen; denn von dem Scheinrechte der Selbsthilfe, das dort noch so kräftig betont wird, kann hier wohl nicht mehr die Rede sein. Angesichts einer derart weitgehenden Abhängigkeit von Schiller finden wir es nun so begreiflicher, daß Huber die erste beste Gelegenheit zur Abstattung seines Dankes benützte. Den Uebergang von Beaumont und Fletcher zu Schiller wußte er mit Leichtigkeit auf dem breiten Rücken Shakespeare's zu bewerkstelligen, der in dieser Periode der deutschen Litteratur nicht umsonst eine Universalrolle zu spielen berufen war. Einmal so weit, lag es nahe, an dem großen Meister der dramatischen Kunst denjenigen zu messen, der als bloßer Nachahmer Shakespeare's ausgeschrieen und darum bei dem größten Theile der zeitgenössischen Kritik übel genug fortgekommen war. Huber umgekehrt findet durch Shakespeare bei aller Werthschätzung nur den trivialen Satz erhärtet, daß es überhaupt keine Vollkommenheit gebe und zeichnet im Hinblick auf Schiller das Ideal der Vollkommenheit, wie es greifbar deutlich vor seinen entzückten Augen steht. Hier mag er selbst zu Worte gelangen:

„Wo finden wir den dramatischen Dichter, der Shakespeares Stärke der Gedanken und originelle Karakterzüge besitzt und dabei die Fehler Shakespeares zu vermeiden weis, die einem geläuterten Geschmack auffallen; dessen Werke Enthusiasmus und Feuer athmen, ohne sich von philosophischer Wahrheit zu entfernen; der nach Plan arbeitet, wenn auch geringeren Geistern sein Plan Verwirrung und sein eigner Gang Verirrung scheint; der nicht auf den Ausdruck einer Leidenschaft, auf die Ausführung eines Karakters, von dem alle übrigen blos Modifikationen scheinen, eingeschränkt, alle Leidenschaften gleich gros, gleich stark reden, alle Karaktere gleich passend, gleich glücklich handeln zu lassen weis, der — doch wo gerath ich hin? Ich denk' ein Ideal zu machen und Deutschland hat ihn ja, diesen Dichter; noch steht dieses glückliche Genie in seiner vollen Blüthe. Aber Deutschland kennt ihn nicht — verkennt ihn. Noch hat der grosse Mann keine der Belohnungen genossen als Verfolgung. Noch stossen sich viele an Fehler des Jugendfeuers, die selbst eben so sehr als seine Schönheiten das grosse Gepräge des Genies tragen. Noch wird er selbst von vielen, die, wenn sie ihn lesen wollten, würdig wären ihn zu schäzen unter das Heer von geist- und geschmacklosen Nachäffern Shakespears gerechnet. Noch theilt er den glücklichen Fluch, den der berühmte Lobredner Richardsons ausgesprochen hat: ‚Wehe dem Mann von Genie, der die Schranken übersteigt, welche Gebrauch und Zeit den Werken der Kunst vorgeschrieben haben, und der das Protokoll und seine Formeln mit Füßen tritt. Es werden lange Jahre nach seinem Tod vergehen, eh' ihm die Gerechtigkeit erwiesen wird, die er verdient.'*) — Für meine Freunde und für die Wenigen, in deren Seele ich vielleicht hier schreibe, hab' ich genug gesagt: sie werden keinen Namen verlangen, sondern denken: hat Deutschland mehr als den Einzigen? — Denn Lessing ist todt! — Um aber den ästhetischen Kezermachern diese kleine Freude nicht zu rauben, will ich mich erklären. Ich meine den Verfasser — den Schöpfer der Räuber und des Fiesko: diesen großen Stern am deutschen Himmel, der troß Umarbeiter- und Rezensenten-Wolken für gesunde Augen so herrlich leuchtet.

Für diese Digression — bitt' ich nicht um Verzeihung. Mir und meinen Freunden ist sie gewis schäzbar — und sollte sie auch das Einzige Schäzbare in diesen wenigen Bogen seyn."

Einen erheblichen Theil der hier ausgesprochenen Gedanken können wir noch weiter zurückverfolgen. Bloß etwas anders geformt, sind sie schon etliche Wochen früher in dem Briefwechsel zwischen Huber und Körner über den Fiesco zu Tage getreten. Ein Schreiben des jüngeren Freundes ist noch erhalten.*) Schon hier wird die Mannigfaltigkeit der Charaktere gerühmt und nur mit Vermeidung des späteren summarischen Verfahrens ausdrücklich der Auffassung vorgebeugt, als ob dies gegenüber den Räubern einen Fortschritt bedeute; vielmehr sei auch das eine Schönheit, daß die Charaktere der untergeordneten Räuber nur ein schwächerer Abglanz von des Hauptmanns Charakter seien. Schon hier wird ferner die „riesenmäßige" philosophische Idee der Räuber und die planvolle, freilich nur der gereiften Kritik durchsichtig erscheinende Anlage beider Stücke mit Nachdruck betont. Desgleichen gefällt sich schon der Briefschreiber in dem Superlativ, seinen Liebling weitaus an die Spitze sämmtlicher Dramatiker zu stellen; selbst der beste unter ihnen sollte mit Bourgognino ausrufen: „Bin ich denn gar nichts mehr?" In der Vorrede wird diese übertriebene Werthbemessung mit um so stärkerem Anspruche auf allgemeine Giltigkeit vorgetragen, je geringer das Häuflein derer ist, die in Schiller wirklich den „Einzigen" erblicken; es ist das Prädikat eines gekrönten Hauptes, Friedrichs des Großen, das dem noch ungekrönten, verkannten und verfolgten Dichter in Ermanglung anderer Gnadenbeweise als klingender Worte verliehen wird. Den Einspruch, der etwa erhoden werden könnte, glaubt Huber von vorneherein durch den Hinweis auf Lessing's Tod abwehren zu müssen; wer aber für den späteren Bewunderer Goethe's gar nicht zu existiren scheint, das ist eben der Verfasser des Götz und Klavigo. Es ist sehr interessant, gleich den Ersten, für dessen Entwicklung beide Heroen unserer Litteratur in Betracht kommen, den typischen Weg von dem Schiller-Enthusiasmus in der frühesten Jugend zur Goethe-Verehrung in reiferen Jahren einschlagen zu sehen. Am Götz mag ihm das Vorherrschen dessen, was er unter Shakespeare's Fehlern verstand, mißfallen haben. Die Räuber und der Fiesco vermieden nach seiner Ansicht diese Fehler; darum bezeigt er gute Lust, Schiller sogar über Shakespeare zu stellen, jedenfalls aber neben ihn. An dieser Ueberzeugung hielt Huber fest; noch im Oktober 1785 vertrat er sie mit Entschiedenheit gegenüber dem verzagten Dichter selbst: „Dir schwindelt noch immer", fragt er, „wenn Du an Shakespeare hinaufsiehst? Dein großer Genius — wie soll ich ihn Dir nennen? Schwindle nicht vor dem Briten Shakespeare — deutscher Schiller!" Einem Manne, der in überströmender Bewunderung so groß von dem Dichter dachte, mußten die kühleren, ja vielfach schmähenden Urtheile der Zeitgenossen naturgemäß ein Dorn im Auge sein. Daher macht schon in dem Briefe an Körner ein unsagbar verächtlicher Seitenblick auf die schwindsüchtigen Kritiken

*) Diderot, Eloge de Richardson, Auteur de Romans de Pamela, de Clarisse et de Graudison. Die Stelle lautet im Original: „Malheur à l'homme de génie qui franchit les barrières que l'usage et le temps ont prescrites aux productions des arts et qui foule au pied le protocole et les formules. Il s'écoulara de longues années après sa mort, avant que la justice qu'il mérite, lui soit rendue."

*) L. F. Huber's Sämmtliche Werke seit dem Jahre 1802, Tübingen 1806, I S. 255 ff. Der Brief ist vom 21. April 1803 datirt. Die Jahreszahl ist natürlich ein Druckfehler für 1783: aber auch das Monatsdatum kann nicht richtig sein. Am 21. April kann Huber den Fiesco noch nicht „unzählige Male" gelesen haben. Der Druck war erst Ende April fertig. Anfangs Mai erhielt Schiller seine Exemplare. Der Brief dürfte in den Mai gehören, fällt jedoch noch immer früher als die Vorrede geschrieben wurde.

einiger großen kleinen Geister Leipzigs den Beschluß. In der Vorrede bekommt überdies noch der Umarbeiter Plümicke seinen Hieb, was an sich gewiß zu billigen, aber gerade aus dem Munde eines anderen, ebenso frei schaltenden Umarbeiters wenig am Platze ist. Indeß wird man schwerlich an derartigen Versündigungen wider den guten Geschmack ernstlichen Anstoß nehmen; vollends verliert die warmherzige Parteinahme dadurch nichts von ihrem gewinnenden Gesammteindruck. Was verschlägt es ferner, daß sie einem wirkungslos verpuffenden Schuß ins Blaue glich? Er selbst gab sich ja keinem Zweifel darüber hin, daß sich Niemand werde durch einen homo novus eines Besseren belehren lassen. Die Befreiung der Seele von einer gewaltigen Impression war für den jungen Huber der alleinige Selbstzweck, gleichgiltig, ob Viele darauf reagirten oder Niemand oder wohl gar Schiller selbst. Wirklich hätte nicht viel gefehlt, daß wenigstens das Manuskript der Bearbeitung in die Hände des Dichters gerathen wäre. Er war in der Sitzung des Mannheimer Theaterausschusses am 2. April 1784 zugegen, als sich im Einlaufe u. a. auch „Liebe macht den Mann" befand; aber das Lustspiel wurde nicht ihm, sondern dem Schauspieler Beil zur Begutachtung überantwortet.*) Um so rührender ist das Schicksal dieser spontanen Huldigung für den „Einzigen", die bis auf den heutigen Tag an dem möglichst ungeschickt gewählten Orte ihrer Inscenirung verborgen blieb.

Wien. Emil Horner.

Johann Strauß.

Von der schönen blauen Donau her tönt eine Trauerklage durch alle deutschen Lande. Johann Strauß ist am 3. Juni letzthin aus dem Leben geschieden und seine Vaterstadt hat dem verblichenen Walzerkönig eine Leichenfeier bereitet, wie sie eines Fürsten nicht unwerth gewesen wäre.

Er war ja ein alter Herr, der vergötterte „Schani" der Wiener und die Zeit, da seine neuen Weisen den Hörern noch mit Lebens- und Liebesgewalt die Sinne zu packen vermochten, lag schon über ein Jahrzehnt zurück. Die Operette „der Zigeunerbaron", die im Jahre 1885 auf der Bühne erschien, war sein letzter großer Erfolg gewesen. Was seine unermüdliche Schaffenslust seither zu Tage gefördert — das Gesammtverzeichniß seiner Werke wird fünfzehn Operetten und etwa ein halbes Tausend Tänze aufzuzählen haben — berührte wohl noch flüchtig das Ohr der Theatergänger und Ballbesucher, drang aber nicht mehr an Herz und Nieren des Volkes, wie die Tänze, die er in den sechsziger, die Operetten, die er in den siebziger und achtziger Jahren geschaffen hatte. Bei den großen Begeisterungsfesten, die ihm zu Ehren übereifrige Freunde und klug berechnende Theaterdirektoren veranstalteten, war wohl seit Jahren schon Vieles Schall und Rauch, heute aber, da er von uns geschieden, empfindet auch der kühlere Beurtheiler, daß nicht nur ein berühmter Name, sondern eine eigenartige Persönlichkeit aus der Reihe der hervorragenden Meister verschwunden ist, und mit wenig Behagen sieht man einer Zeit entgegen, wo uns aus Wien statt verführerischer Walzerweisen nur noch die garstigen Klänge der politischen Radaupolka entgegen tönen werden.

Wie anders lagen doch dorten die äußeren und die inneren Dinge in jenen Tagen, da der junge Strauß der Wiener Vergnügungslust als ein glänzendes Gestirn aufging. Am 15. Oktober 1844 stellte sich der Neunzehnjährige seinen Mitbürgern zum ersten Male als Dirigent und Walzerkomponist vor. Das war in der schönen Zeit des Vormärzen, als einem ehrsamen Wiener Bürgerthum ein knusperiges Backhändel und ein wohliger Walzer für das Höchste galten, ja gelten mußten. Für beides war in den Tanzsälen und Wirthsgärten der Vorstädte und im Prater reichlich gesorgt. Im Bannkreis dieser Seligkeiten ist Johann Strauß aufgewachsen und zur Meisterschaft in seinem Fache gereift. Den Weg wies seiner reichen Begabung das erfolggekrönte Schaffen des eigenen Vaters. Dieser hatte im Wetteifer mit dem drei Jahre älteren Josef Lanner, dem eigentlichen Begründer des zu größerer Fülle abgerundeten Wiener Walzers, die volksthümliche Form der Walzersuite mehr und mehr ausgestaltet und aus dem Bereiche einer bürgerlich gemäßigten Romantik ins volle, derb sinnliche Wiener Leben hinübergeführt. Dabei gaben die häufigen Konzertreisen, die er schon in den dreißiger Jahren mit seiner Kapelle unternahm, dem Komponisten Veranlassung zu besonders gediegener Durcharbeitung der Einzelheiten und vornehmerer Haltung. Johann Strauß, der Sohn, folgte seinem Vater auf dieser Bahn, indem er den Walzer instrumental reicher ausstattete und durch ein starkes persönliches Gepräge die Konventionen des Tanzschrittes zu verdecken verstand. Ihm glückte es, in seinen besten Stunden lyrische Gedichte in Walzerform zu schreiben; Tongedichte von hinreißendem Schwung und Stimmungsbilder vom zartesten Reiz finden sich in seinen besten Tänzen. Es ist oft, als ob die feinsten Empfindungen, die verborgensten Regungen der Tänzer im Tone zum sprechenden Ausdruck kommen sollten, dann aber löst sich die Spannung in dem neuen Wohlgefühl, daß die Klänge, die so vieles zu offenbaren schienen, Alles verschweigen. Dies anmuthige Spiel lenkt aber nicht etwa die kühle künstlerische Ueberlegung, sondern das zielsichere Walten einer unerschöpflichen Phantasie, wie sie Mutter Natur nur ihren Lieblingen bescheert. Und das eben ist das Eigenartige an der künstlerischen Erscheinung Johann Strauß des Jüngern, daß in dem engbegrenzten, einförmigen Gebilde des Tanzes sich eine Vollnatur frei und mannigfaltig auszusprechen vermochte, ohne das Wesen und den Zweck dieser Form aufzuheben. Fröhlichkeit und Heiterkeit waren die Götter dieses echten Musikantenlebens, nicht die Heiterkeit des Uebermenschen Beethoven's, sondern die der vollsaftigen feschen Wiener Volksnatur, und man kennzeichnet Johann Strauß am besten, wenn man ihn einen echten Enkel Papageno's nennt.

In den sechziger Jahren etwa erreichte Johann Strauß den Höhepunkt seiner Entwicklung als Tanzdichter und sein großer Ruf weitete sich zum Weltruhm, als er auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 den kurz vorher entstandenen Walzer „An der schönen blauen Donau" zur Aufführung brachte. Dieses köstliche Tongedicht, in dem alles aufklingt, was Wien an Reiz und Lebensschönheit birgt, ist nicht nur Straußens Meisterstück, es ist auch die zauberkräftige, erschöpfendste Formel seines ganzen Wesens. Der berühmte Walzer verdient daher die Liebe und Bewunderung, die ihm von allen Seiten zu Theil wurde, vollauf, ihn aber an Unsterblichkeitskraft dem Don Juan oder anderen Meisterwerken der hohen Kunst gleichzustellen, wie es geschehen, ist eine leere Geistreichigkeit, die eben in ihr Gegentheil umzuschlagen bereit ist.

Der Walzer ist der unvergängliche Ruhmestitel Straußens in der Musik- und Kulturgeschichte, seine übrigen Kompositionen sind größtentheils mit dem Tag verklungen und selbst den besten und berühmtesten seiner Operetten ist ein Fortleben nur gesichert in den Tanzsuiten, die er selbst aus den darin befindlichen „Schlagern" zusammengestellt hat. Aufgemuntert von Offenbach hatte sich Johann Strauß Anfang der siebziger Jahre der Operette zugewandt und nach anfänglichen Halberfolgen im Jahre 1875 mit der „Fledermaus" die Bühne, welche die Halbwelt bedeutet, erobert. Allein das war ein Pyrrhussieg. Nicht Strauß hatte sich die Operette erobert, sondern sein Walzer hatte

*) Vergl. Martersteig, Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters aus den Jahren 1781—1789, S. 248. Wäre der Druck eingereicht worden, so hätte Beil dem Dichter doch wohl eine Mittheilung von der ihn verhimmelnden Vorrede gemacht. Zur Aufführung ist das Stück hier nicht gelangt.

die Operette überwältigt. In der Botmäßigkeit des Dreivierteltaktes ist dann das arme Zwitterding zuerst unheilbar verblödet und schließlich zu Tode geschunkelt worden. Strauß, der ganz Natur war, vermochte sich auf den Wegen Offenbach's, der nur Geist war, nicht zurecht zu finden und vor den epigrammatischen Aufgaben der Operette versagte seine naive lyrische Begabung fast immer. Er half sich, indem er Fabel und Charaktere, Gute und Böse, Feines und Dummes, tüchtig unter Tanzmusik setzte. Heute ist die Gattung der Wiener Operette, die er begründete, bereits schon so mausetodt, daß unsere Hoftheater ohne Scheu anfangen durften, sich in das Erbe der einst so anrüchigen Wirthschaft zu theilen. Das besagt gewiß soviel wie der regelrechteste amtliche Todtenschein.

Strauß, der in seinen alten Tagen eine ungestillte Sehnsucht nach der vornehmen Opernwelt empfunden, hat die Wandlung der Dinge wohl von der besseren Seite betrachtet und sich der künstlerischen Standeserhöhung gefreut. Zur rechten Zeit hat ihm also der Tod die Fiedel aus der Hand genommen. Sicherlich hat er ihm auch zum Gang nach der Unterwelt eine recht schöne, wohlige, kreuzfidele Tanzweise gespielt, so ein recht Wienerisches Duidu, Duidu, tra la la la —!

Heinrich Welti.

L'Unité italienne. Deuxième Partie. Période de 1861—1862. Aperçu d'Histoire politique et diplomatique par G. Giacometti. Paris. Librairie Plon. 1898. 454 p.

Ueber den ersten Theil dieses Werkes sind die Leser der „Nation“ bereits durch eine kurze Besprechung unterrichtet worden (s. 13. Jahrgang Nr. 50 S. 770). Auch in diesem zweiten Theil verleugnet der Verfasser nicht ein bedeutendes Maß von Kenntnissen. Er hat namentlich die neuere französische und italienische Litteratur verwerthet. Daneben sind ihm wieder persönliche Beziehungen, wie zum Prinzen Napoleon, zum General Türr u. a. zu statten gekommen. Mit Geschick werden die verschiedenartigsten Materialien, Memoiren, Briefe, diplomatische Aktenstücke, parlamentarische Debatten zu einem Gesammtbild verwoben, in dessen Mittelpunkt Napoleons Verhältniß zu Italien in den Jahren 1861 und 1862 steht. Ebenso wie im ersten Theil findet sich aber auch in diesem zweiten eine durchgehende Tendenz, die der Unparteilichkeit der Erzählung Giacometti's nicht selten Abbruch thut. Seine fixe Idee ist, daß Italien das schwerste Unrecht begangen habe, sich von der französischen Allianz abzuwenden, um diejenige Preußens zu suchen. Vor allem kann er den bedeutendsten Nachfolgern Cavours nicht verzeihen, daß sie bei der Behandlung der römischen Frage auf die französische Allianz nicht die gebührende Rücksicht genommen hätten. Dies verführt ihn zu mancher Uebertreibung wie z. B. in der Charakteristik Ricasolis, den er auf folgende Weise mit Crispi vergleicht: „Bei beiden fand sich derselbe jakobinische Autoritarismus, derselbe Haß des französischen Namens, dieselbe Verachtung des Gedankens der Vereinigung der lateinischen Nationen, dieselbe Hingabe an das anglo-sächsische Element bei dem einen wie an das preußisch-germanische bei dem anderen“. Auch Sella steht nicht in Gnaden bei dem Verfasser, weil mit ihm „un esprit jusqu'alors inconnu, l'esprit prussien“ in das Ministerium Rattazzi eingedrungen sei. In diesem „esprit prussien“ wittert er überall Unheil und er versteigt sich zu der Behauptung, für die er den Beweis noch schuldig bleibt, „in Berlin sei das Ei ausgebrütet worden, aus dem Mentana hervorging“.

Zu den lehrreichsten Partieen dieses Bandes gehört die Erzählung der Vorgeschichte des Ereignisses von Aspromonte. Es wird sehr wahrscheinlich gemacht, daß die englischen Staatsmänner die Hand dabei im Spiel hatten. Vor allem fällt auf die Rolle, die der englische Gesandte in Turin, Sir James Hudson, spielte, neues Licht. Uebrigens hat schon Reuchlin in seiner Geschichte Italiens IV. 379 angedeutet, daß England Garibaldi auf Rom „verwies“, um die von ihm geplante „Insurgirung der Türkei und Oesterreichs“ zu hintertreiben. Noch eingehender hat sich Theodor von Bernhardi in seinen Tagebüchern (1897. Band 7 S. 27, 282) über dieselbe Angelegenheit ausgelassen. Sein Gewährsmann war im Frühling des Jahres 1866 der eingeweihte Türr, in dessen Angaben nur der Name Cavours zu streichen wäre, der 1862 nicht mehr unter den Lebenden weilte. „Damals wie jetzt (1862 wie 1866) erzählte Türr, sollte die Expedition nach Dalmatien gehen; die ungarische Legion, die man in Italien hatte, sollte den Garibaldianern dorthin nachgesendet werden; man hatte sich mit dem König Otto von Griechenland, mit dem Fürsten von Serbien und mit dem Fürsten Cusa verständigt, der damals in den Donau-Fürstenthümern herrschte und war ihres Beistandes gewiß. Aber England widersetzte sich damals dem Zug, damit die orientalische Frage nicht in Anregung kam und der lieben Türkei nichts geschah. England veranlaßte Garibaldi statt dessen „„auf Rom zu rennen““ — da mußte dann die italienische Regierung gegen ihn einschreiten, und die Sache fand ihr Ende bei Aspromonte“. — Es ist sehr zu bedauern, daß die Abneigung gegen alles „Preußische“ Giacometti diese Mittheilung Bernhardi's hat übersehen lassen, wie ihm denn überhaupt deutsche Quellen und Darstellungen unbekannt zu sein scheinen.

A. St.

Staatsstreich in Finland und national-russische Eroberungspolitik. Auch ein Beitrag zur Friedenskonferenz von Dr. Boris Minzès. Berlin. E. Felber. 1899.

Der Verfasser, der in Sofia lebt, und der zugleich Rußland und Finland kennt, ist ein berufener Schilderer jener moskowitischen Politik, die jede erreichbare selbständige nationale Individualität im Großrussenthum ersticken will. Prof. Minzès konnte in dieser Beziehung in Bulgarien selbst Erfahrungen sammeln. Er schildert diese Richtung der vor Allem in Moskau gepflegten Politik im Allgemeinen und sodann in besonderer Anwendung auf Finland. Im Einzelnen werden die Stadien der Zertrümmerung der finischen staatlichen Selbständigkeit und neuestens der Kampf um die finische Wehrverfassung dargestellt; dieser Theil der kleinen Schrift ist der interessanteste.

Es gehört mit zu den Räthseln der jetzigen russischen Politik, daß der Zar im Augenblick, da im Haag die Friedenskonferenz tagt, den Verfassungsbruch in Finland sich vollziehen läßt; der Rechtsbruch, dessen Charakter diese Broschüre klar nachweist, wird von Rußland gegenüber Finland verübt, während Rußland die civilisirte Welt zusammenberufen hat, um den internationalen Rechtsbruch durch den internationalen gesetzlichen Ausgleich nach Möglichkeit zu verdrängen. Im Haag kämpft Rußland für den Grundsatz: Recht geht vor Macht, und in Finland handelt Rußland nach dem Grundsatz: Macht geht vor Recht. Dieser Widerspruch mußte leider die Skepsis auch in den wohlgesinntesten Kreisen gegenüber den russischen Friedensbestrebungen verstärken.

Die genannte Broschüre erörtert alle diese Erscheinungen in glücklicher Weise, eindringlich und temperamentvoll.

P. N.

Histoire des variations de l'Etat-Major. Dreyfus. Paris. Georges Bellais. 1899. 1 Franc.

Diese kleine Broschüre, von wenig mehr als hundert Seiten, ist besonders geeignet, die Ereignisse des Dreyfus-Prozesses und die spätere Entwicklung des Dramas in Erinnerung zu bringen. Ohne jeden weitläufigen Kommentar werden die Aussagen wortgetreu zusammengestellt. ihre Widersprüche untereinander geben ein deutliches Bild der Verlogenheit und der Verbrechen, die nothwendig waren, um, nachdem die Verurtheilung erzielt war, die Revision zu verhindern. Die Haltlosigkeit der Anklage und die Skrupellosigkeit der Ankläger zeigt sich in dieser Broschüre besonders deutlich.

N.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 38 Berlin, den 17. Juni 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk jährlich (3¾ Mk vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. Juni abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Nachrichten, die über die Friedenskonferenz verbreitet werden, lauten allmählich ungünstiger.

Die deutschen offiziellen Kreise fühlen sich beunruhigt durch angeblich tendenziöse Berichte, die über die Haltung unserer Delegirten in ausländischen Zeitungen verbreitet werden. Die Deutschen haben daher beantragt, daß die Verhandlungen öffentlich bekannt gegeben werden möchten, damit falschen Gerüchten schnell das Lebenslicht ausgeblasen werde. Mit diesem Antrage kann man durchaus einverstanden sein; freilich über die ungünstigen Ausstreuungen kann sich unsere Regierung nicht allzu sehr wundern; sie selbst hat solchen Gerüchten Vorschub geleistet, indem sie einen Mann wie Herrn von Stengel nach dem Haag entsandte. Dieser Fehler rächt sich jetzt.

Aber es fragt sich, ob nicht auch die Instruktionen unserer Unterhändler mit einem Mangel an Umsicht abgefaßt sind. Es verlautet, daß sich Deutschland prinzipiell gegen ein ständiges Schiedsgericht erklärt hat, weil ein solches Tribunal angeblich die deutsche Souveränetät antaste, die freie und ganz selbständige Entschließung über Krieg und Frieden, die von dem Zwange, vorher an ein Schiedsgericht gehen zu müssen, nichts weiß. Wenn aber eine solche Zwischeninstanz sich mit der Souveränetät anderer Staaten verträgt, warum dann nicht auch mit der deutschen? Und diese Zwischeninstanz hat nur eine rein fakultative Bedeutung; die guten Dienste, die dieser Gerichtshof gewähren kann, ist Niemand gezwungen sich aufdrängen zu lassen. Soweit bekannt, bedeutet die Annahme jenes Vorschlages nichts, als daß ein Staat dieses Instrument, das den Vorzug hat, bereits parat vorhanden zu sein, funktioniren läßt; er muß sich aber dem Tribunal nicht unterwerfen. Man kann sagen, der Vorschlag sei daher ohne weittragende Bedeutung; ihn jedoch aus abstrakten Souveränetätsbedenken zu bekämpfen und ihm eine Tragweite beizulegen, die er gar nicht hat, erscheint nicht nur sachlich unbegründet, sondern ist auch ein unmittelbarer politischer Fehler.

Denn als einen solchen würden wir es betrachten, wenn mit Schadenfreude die anderen Mächte auf Deutschland als denjenigen Faktor hinweisen könnten, der die Konferenz schließlich zum Scheitern gebracht oder doch so gut wie ergebnißlos gemacht hat. Mit einem Minimum von Geschicklichkeit wäre dieser Ausgang, der uns am russischen Hof gewiß nicht gutgeschrieben werden würde, zu vermeiden. Daß diese Geschicklichkeit und die kühle Vorurtheilslosigkeit, die auf politische Realitäten und nicht auf pedantische Abstraktionen blickt, bei unseren Vertretern zu finden ist, dies wagen wir noch immer zu hoffen.

Der gräfliche politische Rowdie, Christiani mit Namen, der mit einem Stock gegen den Präsidenten der französischen Republik einen Schlag geführt hat, wurde zu vier Jahren Gefängniß verurtheilt. Das ist ein entsprechender Denkzettel, und es wäre nur zu wünschen, daß nicht die politische Sentimentalität unmittelbar Gnade walten läßt. Es ist berechtigt, politische Verbrechen anders als ein gemeines Verbrechen zu beurtheilen. Allein dem Grafen Christiani that man zu viel Ehre an, ihn zu den politischen Verbrechern zu rechnen; er ist ein roher, gedankenloser Bursche, wie die Anarchisten, und diese Kategorie veranlaßt Milde nur zur Wiederholung ihrer Thaten.

Wurde Christiani eingesperrt, so ist Piequart nach 324 Tagen Untersuchungshaft, wozu die voraufgegangenen 43 Tage militärischer Arrest noch hinzukommen, endlich frei. Daß dieser Mann um seiner edeln Eigenschaften willen ein Jahr lang im Gefängniß zu sitzen verurtheilt war, zeigt die ganze Scheußlichkeit, deren die Gegner der Revision, die Umstürzler und französischen Ultramontanen fähig sind.

Schließlich noch eine Wendung in Frankreich. Das Ministerium Dupuy ist gefallen, dieses Ministerium, dessen Chef bei einer neuen Schwenkung seiner Politik bezeichnender Weise mit naivem Cynismus sagte: J'ai changé mon fusil d'épaule. Voilà tout. In der That, er hat so oft das Gewehr von einer Schulter auf die andere genommen, daß ihm niemand mehr traute; gewiß nicht die entschiedenen Republikaner.

Es bleibt zu wünschen, daß nunmehr Männer in das Ministerium gelangen, die nichts wollen, als ehrlich der Republik dienen. Ob es gelingt? Aus dieser Unfähigkeit, pflichtgetreue Republikaner an das Regiment zu bringen, schmiedeten die Umstürzler ihre besten Waffen.

Das Verhältniß zwischen England und Transvaal hat sich bisher nicht ernstlich verschlechtert, und man kann an der Hoffnung festhalten, daß durch Nachgiebigkeit auf beiden Seiten ein friedlicher Ausgleich herbeigeführt werden wird.

* * *

Die Konservativen in Nöthen und das Centrum im Sattel.

Die konservative Partei fühlt sich sehr unbehaglich. Sie hat mit einer kaum zu übertreffenden Ungeschicklichkeit sich in eine Opposition gegen die Kanalvorlage verrannt, die sie politisch schädigen muß, einerlei, ob der Mittellandkanal im Abgeordnetenhaus eine Mehrheit findet oder abgelehnt wird. Die Konservativen erfahren hier aufs neue, was es heißt, den kurzsichtigen Rathschlägen agrarischer Heißsporne und speziell des „Bundes der Landwirthe" zu folgen.

Es ist erbaulich, zu sehen, wie der „Bund der Landwirthe", nachdem er die Konservativen glücklich in den Sumpf hineingeführt hat, jetzt in extremis versucht, das Schicksal zu wenden. Auch hierbei zeigt sich wieder, wie unfähig bei jeder ernsthaften politischen Schwierigkeit die Leitung dieses agitatorischen Bundes ist. Das Rundschreiben des Bundesvorstandes an die Wahlkreisvorsitzenden, worin diese aufgefordert werden, dafür zu sorgen, daß den konservativen Kanalgegnern das Gewissen geschärft werde, steht ganz auf der Höhe der staatsmännischen Leistungen des famosen Herrn Schoof, der noch durch einen besonderen Erlaß das Seinige dazu beigetragen hat, daß die Haltung derjenigen Agrarier, die etwa schließlich wohl oder übel für den Kanal stimmen, aufs schlimmste kompromittirt wird.

Nicht uninteressant ist es ferner, daß die Organe des „Bundes der Landwirthe" einmal über das andere versichern, das Schändliche sei eigentlich, daß eine rein wirthschaftliche Frage „in das politische Gebiet hinübergespielt werde". Der „Bund der Landwirthe" ist bekanntlich eigens zu dem Zwecke gegründet worden, um „rein wirthschaftliche Fragen auf das politische Gebiet hinüberzuspielen". Diese Aufgabe ist sein Lebenszweck. Aber allerdings, die politische Behandlung wirthschaftlicher Fragen kann unter Umständen unbequem werden. Im vorliegenden Falle jedoch hätte man sich bei einiger Voraussicht sofort sagen müssen, daß die Kanalvorlage nicht in aller Gemüthlichkeit abgelehnt werden könne, sondern daß aus einer solchen Ablehnung politische Konsequenzen gezogen werden würden.

Die Konservativen sind ja in dieser Beziehung arg verwöhnt worden, man hat ihnen manche Meuterei gegen die Regierung ruhig hingehen lassen; aber bei dieser Vorlage hat sich die preußische Regierung so stark engagirt, daß sie die Sache nicht einfach mit der freundlichen Versicherung: „Darum keine Feindschaft!" stecken lassen kann. Es mag ja sein, daß die Haltung des einflußreichen Herrn von Miquel in der Generaldiskussion die Konservativen zum falschen Schlusse verführt hat, sie könnten sich auch in diesem Falle den Luxus einer Opposition gegen die Regierungsvorschläge gestatten, ohne daß die Regierung in ihrer Gutherzigkeit den Konservativen das nachtragen werde, aber bei den Verhandlungen in der Kommission hätten die anwesenden Führer der konservativen Parteien alsbald merken müssen, daß die Sache ernst wurde. Wenn eine Regierung fünf Minister in einer Kommission sich aufs nachdrücklichste für eine Vorlage ins Zeug legen läßt und wenn ferner — was ja ein öffentliches Geheimniß war — der Träger der Krone ein ganz besonderes Interesse an dem Zustandekommen eines gesetzgeberischen Aktes nimmt, so kann eine Partei, die — wie die konservative — mit ihrer Eigenschaft als Regierungspartei steht und fällt, die Opposition gegen eine solche Vorlage auf die Dauer schlechterdings nicht aufrecht erhalten.

Hätten wir in Preußen ein parlamentarisches Regierungssystem, so könnte die konservative Partei ja vielleicht daran denken, ein gemäßigt konservatives Ministerium zu stürzen, um ein ausgesprochen reaktionäres Ministerium an die Stelle zu setzen — so etwas läßt sich in parlamentarisch regierten Ländern auch einem widerwilligen Könige abtrotzen —; aber die Konservativen haben uns ja immer mit besonderer Emphase versichert, daß in Preußen nicht das Parlament, sondern der König herrsche; sie haben uns des öfteren mit dem Gedanken verhöhnt, als ob ein preußischer König bei wohl erwogenen Vorschlägen der Regierung angesichts der widerstrebenden Mehrheit eines Parlaments klein beigeben könne: — alle diese absolutistisch gefärbten Lehren richten sich jetzt gegen die konservative Partei selbst.

Hinzu kommt, daß die Regierung sich bei einem derartigen Konflikt gerade von der konservativen Partei eine Opposition am allerwenigsten gefallen lassen kann, einmal deswegen nicht, weil die Konservativen sich von jeher bei uns in Preußen als die wahre Regierungspartei genannt haben, deren Opposition deshalb recht eigentlich als Fronde empfunden wird, und dann auch deshalb nicht, weil die konservative Partei — insbesondere im Preußischen Abgeordnetenhaus — von zahlreichen unmittelbar abhängigen Verwaltungsbeamten der Regierung durchsetzt ist.

Es ist das eine spezielle Eigenthümlichkeit unseres preußischen Parlaments; in anderen Ländern mit parlamentarischen Institutionen kennt man die Anomalie, daß abhängige Beamte zugleich Volksvertreter sind, überhaupt nicht oder jedenfalls nur ausnahmsweise. Einem Engländer oder Amerikaner würde es geradezu als die verkehrte Welt erscheinen, wollte ein abhängiger Verwaltungsbeamter für das Unterhaus oder für den Kongreß kandidiren. Ich vergesse nie das erstaunte Gesicht, das der Präsident Cleveland machte, als ich ihm erzählte, daß im Preußischen Abgeordnetenhause Landräthe zu Dutzenden als Volksvertreter säßen.

Gerade bei dem jetzt entstandenen Kanalkonflikt zeigt sich recht deutlich, welche konstitutionelle Unnatur in der Wahl von abhängigen Verwaltungsbeamten zu Volksvertretern steckt. Man kann ja eine gewisse Sympathie mit den Regierungsbeamten haben, die bei diesem Anlaß in einen Gewissenskonflikt gerathen, aber man kann andererseits es doch auch keiner Regierung verdenken, wenn sie sich nicht von ihren eigenen Untergebenen parlamentarische Niederlagen beibringen lassen will. Der Umstand, daß die preußische Regierung das Kandidiren ihrer Beamten zum Abgeordnetenhaus bisher mit einem gewissen Wohlwollen behandelt hat, legt ihr nun allerdings die moralische Verpflichtung auf, diese Beamten keinem Drucke zu unterwerfen, der dieselben veranlassen könnte, gegen ihre Ueberzeugung zu stimmen — denn das hieße den Charakter dieser Beamten herabwürdigen —; aber man wird es keiner Regierung verargen können, daß, wenn sie gegen die Entscheidung des Parlaments an das Land appellirt, sie keinen abhängigen Verwaltungsbeamten als oppositionellen Kandidaten für das neu zu wählende Abgeordnetenhaus duldet. Käme es zu einer Auflösung des Abgeordnetenhauses infolge der Ablehnung des Kanals, so bliebe für die jetzt in der Opposition befindlichen Beamten nur die Alternative, bei den Neuwahlen entweder auf ein Mandat oder auf ihre Beamtenstelle zu verzichten.

Das werden sich die Konservativen wohl auch schon selbst gesagt haben; daneben wissen diese Parteien nur allzu gut, was sie bei den Wahlen unter dem Dreiklassenwahlsystem und bei der öffentlichen Stimmabgabe dem Einfluß der Regierung verdanken und wie prekär ihre ganze politische Stellung werden würde, wenn sie in ihrer Opposition auch bei Neuwahlen verharren wollten. Die Konservativen können auf die Dauer eine ernsthafte Opposition gegen die Regierung nicht durchführen, ohne die Grundlage ihres ganzen politischen Einflusses zu erschüttern.]

Die Einsicht von diesem Zusammenhange der Dinge wird die Konservativen meines Erachtens schließlich davon zurückhalten, die ungeschickte Opposition gegen den Mittellandkanal, in welche sie sich von den agrarischen Heißspornen haben hineintreiben lassen, so weit durchzuführen, daß die Kanalvorlage zu Falle kommt. Leicht kann ihnen diese Schwenkung jetzt allerdings nicht mehr werden. Sie haben manche glückliche Gelegenheit verpaßt, wobei sie ihren Widerstand mit Grazie hätten aufgeben können. Als in der Kommission der Kriegsminister und der Vertreter des Generalstabs in beredter Weise auseinandersetzten, wie bedeutsam der Mittellandkanal auch für die Landesvertheidigung sei, glaubte ich, einer der konservativen Führer würde auftreten und erklären: alle wirthschaftlichen und finanziellen Bedenken, welche die Konservativen gegen den Kanal hätten, blieben allerdings bestehen, aber angesichts dieses neuen Moments, das seitens der militärischen Sachverständigen in die Diskussion gebracht worden sei, müsse man sich eine Revision des bisher eingenommenen Standpunktes vorbehalten, denn in Fragen der Landesvertheidigung kenne die Opferwilligkeit der Konservativen keine Grenzen. Statt dessen zeigten sich die konservativen Redner darüber piquirt, daß die militärischen Autoritäten sie in eine noch unbequemere Lage versetzt hätten.

Für die konservativen Parteien bleibt somit eigentlich nur noch die unangenehme Alternative übrig: — se soumettre ou se démettre, wenn sie nicht durch andere Parteien aus ihrer Zwangslage befreit werden. Und hier bietet sich jetzt eine neue Aussicht. Das Centrum, in dem eine nicht geringe Zahl von Kanalgegnern steckt, hat es fertig gebracht, seine Mannen um sogenannte Kompensationsforderungen zu sammeln, deren Annahme seitens der Regierung das nahezu geschlossene Eintreten des Centrums für den Kanal und damit die Annahme der Vorlage auch gegen beide konservativen Parteien sichert. Werden die Bedingungen des Centrums aber nicht acceptirt, so will es sich geschlossen der Abstimmung enthalten. In beiden Fällen — in dem der Annahme wie in dem der Ablehnung der Vorlage — hat es sich damit die Ausschlag gebende Position gesichert, während das große Schlachtschiff der vereinigten Konservativen auf dem parlamentarischen Meere mit zerbrochenem Ruder umhertreibt. Für das Selbstgefühl der konservativen Politiker muß diese Entwicklung ganz besonders schmerzlich sein. Vor den schlimmsten politischen Folgen werden sie dagegen durch ihre Ausschaltung als entscheidender Faktor bewahrt.

Die Welt vergißt rasch, und eine Regierung, die ihren Willen durchsetzt, pflegt in der Regel keine besondere Neigung zu politischer Rankune zu haben.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XX.

Centrum ist Trumpf! Die Kanalvorlage ist an die Kommission zurückverwiesen: ce que le centre veut, Dieu le veut. Die schlesischen Centrumsmänner wollen von der Regierung für ihre provinziellen Forderungen einen Wechsel mit mehreren Unterschriften, und das Centrum als Partei will die sogenannte Kommunalwahlreform in Sicherheit bringen, bevor es die Kanalvorlage acceptirt. Das ist die eigentliche Bedeutung der Rückverweisung der Kanalvorlage an die Kommission. Das Centrum erklärte, wenn dieser bescheidene Wunsch nicht gewährt werde, so müsse es streiken, d. h. sich der Abstimmung enthalten. Vielleicht war diese Drohung nur ein bluff im politischen Pokerspiel, aber die Regierung, die bei der Behandlung der Kanalvorlage in allen Stadien eine sichere Hand vermissen ließ, bekam das Fürchten, und damit wurden alle Freunde des Kanals in die Zwangslage versetzt, für die Rückverweisung an die Kommission zu stimmen. So ergab sich eine Majorität von 240 gegen 160 Stimmen für den Antrag. Die Minorität bestand ausschließlich aus Konservativen und Freikonservativen. Die ersteren stimmten nahezu geschlossen, die letzteren zur Hälfte gegen die Rückverweisung.

Was nun? Das Centrum ist Herr der Situation, und der Mittellandkanal, wenn er in dieser Tagung überhaupt zu Stande kommt, trägt den Centrumsstempel. Die Regierung kann sich bei ihren konservativen Freunden bedanken, daß ihr auch diese politische Demüthigung nicht erspart geblieben ist.

Die Regierung erntet allerdings nur die Früchte ihrer Schwäche und Konnivenz gegen das Agrarierthum. Hätte sie von vornherein gezeigt, daß das bekannte: „Deshalb keine Feindschaft!“ in vorliegendem Falle keine Anwendung finden werde, so hätten die konservativen Agrarier die Opposition nie so weit getrieben und das Centrum wäre garnicht in die Lage gekommen, seine Bedingungen einfach vorschreiben zu können.

Das Abgeordnetenhaus hat das Gesetz über die ärztlichen Ehrengerichte gegen den Widerspruch fast nur der Freisinnigen angenommen. Die Prozeduren gegen den Professor Delbrück und den Sozialdemokraten Arons haben gezeigt, wie sehr es der Regierung darauf ankommt, den Ausdruck einer selbständigen politischen Ueberzeugung bei Männern der Wissenschaft zu unterdrücken. Es ist uns unverständlich, wie solche Parteien, welche diesen Unterdrückungstrieb nicht theilen, den gesammten ärztlichen Stand dem diskretionären Ermessen aussetzen konnten, das mit einem ehrengerichtlichen Verfahren unausbleiblich verbunden ist. Dabei ist noch hervorzuheben, daß das Gesetz die Aerzte in zwei Klassen theilt. Beamtete und im Militärdienst befindliche Aerzte sind Aerzte erster Güte, welche dem ehrengerichtlichen Ausspruch eines Kollegiums von Aerzten zweiter Güte nicht ausgesetzt sind.

Neiße) und die der mittleren — des Bober-Queißgebietes und der Lausitzer Neiße — mit einer Hochwasserwelle der Warthe zusammentreffen. Um das zu verhüten, ist es von Wichtigkeit den Abfluß der Welle aus einem oder mehreren dieser Gebiete so zu verzögern, daß der Scheitel der einen thalwärts erheblich vorgeschritten ist, ehe der Scheitel der andern eintrifft. Nach Intze dürfte es durch die im Bober-Queißgebiet anzulegenden Thalsperren möglich sein den Abfluß von Hochfluthen aus diesem Gebiet um 800 bis 1000 cbm sekundlich zu verzögern, sofern dies durch die Hochwasserwellen der anderen Niederschlagsgebiete der Oder erforderlich werden würde. Diese Zahl erscheint etwas sehr reichlich gegriffen, aber mit gleichzeitiger Benutzung der im Gebiet der Glatzer Neiße anzulegenden Becken dürfte dies wohl zu erreichen sein.

Bei dem größten Hochwasser der unteren Oder während der letzten Jahrzehnte, dem vom 21. März 1891, führte die Oder bei Hohensaathen sekundlich 2878 cbm; durch Zurückhalten von 1000 cbm in der Sekunde in den Quellgebieten der linksseitigen schlesischen Gebirgsflüsse würde man den Wasserstand in diesem Falle um 1,38 Meter haben erniedrigen können.

Es muß zugegeben werden, daß damit im vorliegenden Fall eine Ueberschwemmung nicht verhütet worden wäre, aber es steht technisch dem Nichts im Wege auch weitere Thalsperren und Sammelbecken in den Niederschlagsgebieten des Oberlaufs anzulegen, mit welchen man das doppelte Quantum und mehr im Bedarfsfalle zurückhalten kann. Freilich sind derartige Anlagen zu kostspielig, als daß sie lediglich im Interesse der Verhütung besonders großer Hochfluthen an der unteren Oder sich rechtfertigen ließen. Es fragt sich, ob sich solche Sammelbecken nicht gleichzeitig anderen Zwecken, speziell denen des Wasserverkehrs dienstbar machen lassen.

Die Schiffbarkeit ist bei der Regulirung von Niederungsströmen nicht Hauptzweck, sondern ein erwünschter Nebenerfolg. Darin daß ein solcher Strom gut schiffbar ist, erblickt der Wasserbautechniker die Probe auf das zu lösende Exempel für möglichst gute und gefahrlose Abführung des Wassers zu sorgen. Von einem Gegensatz der Interessen der Landwirthschaft und der Schiffahrt, von dem gewisse Agrarier immer fabeln, kann demnach bei der Buhnenregulirung nicht die Rede sein. Auch da, wo man im Schiffahrtsinteresse — weil mit der bloßen Buhnenregulirung keine genügende Fahrtiefe zu erreichen ist — zu einer Kanalisirung durch Nadelwehre also zum künstlichen Aufstauen des Flusses übergegangen ist, wird der Abfluß des Hochwassers dadurch nicht beeinträchtigt, da diese Wehre bei Hochwasser niedergelegt werden. Allerdings findet durch den künstlichen Stau auch eine Anhebung des Grundwasserspiegels statt, welcher zur Versumpfung führen könnte, doch hat man dagegen Entwässerungseinrichtungen getroffen, die so vorzüglich funktioniren, daß die Anlieger damit wesentlich besser als vorher daran sind.

Bei Flüssen, welche ein geringes Niederschlagsgebiet haben, läßt sich durch die Regulirung mit Buhnen und Grundschwellen eine ausreichende Schiffbarkeit in regenarmen Zeiten nicht erzielen. Wenn man die letzteren so weit nach der Mitte des Flusses vorschieben wollte, daß die Strömung sich in der Mitte des Flusses auch bei niedrigsten Wasserständen ein genügend tiefes Bett ausspülen müßte, so würde die übrig bleibende Fahrrinne zu schmal werden, als daß sich der Schiffsverkehr ohne schwere Gefahren darin vollziehen könnte. Dieser Fall liegt speziell bei der Oder vor Oberhalb der Neißemündung, wo außerdem wegen des vielfach felsigen Bettes der Fluß sich dasselbe nicht tiefer zu wühlen vermag, hat man sich deshalb mit der oben erwähnten Kanalisirung durch Nadelwehre geholfen. Das Gleiche ist bekanntlich bezüglich der Weser zwischen Hameln und Bremen in Aussicht genommen, am Main, an der Saar und Fulda ausgeführt.

Die Kanalisirung kann nur da angewendet werden, wo die Ufer eine genügende Höhe besitzen, um den Stau ohne Ueberschwemmung zu erlauben, was an der mittleren Oder in der ganzen Crossener Niederung nicht der Fall ist; sodann aber bedeuten die zur Umgehung jeder Staustufe erforderlichen Schleußen eine so große Verzögerung der Schiffahrt (man rechnet jede Schleuße einer Wegeverlängerung von 5 km gleich), daß bei längeren Flüssen der Vortheil der größeren durch die Kanalisirung zu erzielenden Tiefe durch die Fahrverlangsamung mehr als illusorisch gemacht wird.

Um nun die Schiffahrt auf solchen Flüssen speziell der Oder nicht durch die außerordentlich wechselnden Wasserstände fortwährend aufs Schwerste zu beeinträchtigen, sie selbst im Sommer auf Monate zum Erliegen zu bringen, habe ich bereits vor Jahren den Vorschlag gemacht, den Wasserstand in Trockenperioden durch Zulassen von Wasser aus Sammelbecken aufzuhöhen. Seitens der Oderschiffahrt wird einer derartigen Verbesserung der Oderwasserstraße vor jeder weiteren Kanalisirung, ja auch vor jedem neben der Oder hergehenden Kanal der Vorzug gegeben.

Anfänglich haben die Wasserbautechniker diesem Gedanken — der übrigens auch die wichtigste Ausgleichsforderung bezeichnet, welche die Breslauer Handelskammer gegenüber dem Mittellandkanal gestellt hat — sehr skeptisch gegenüber gestanden; je mehr sie aber dazu übergegangen sind ihn rechnerisch zu prüfen, um so mehr haben sie sich von seiner Durchführbarkeit, sowie davon überzeugt, daß auf keine andere Weise die berechtigten Forderungen Schlesiens so billig zu erfüllen sind.

Im Abgeordnetenhaus ist dieser Tage eine Berechnung vertheilt worden, die zweifellos aus Kreisen der Wasserbautechniker stammt; nach derselben erfordert unterhalb der Mündung der Glatzer Neiße die Erhöhung des Oderwasserstandes bei einer durchschnittlichen Breite des Wasserspiegels von 80 m und einer Wassergeschwindigkeit von 0,75 m sekundlich einen Zuschuß von 24 cbm oder täglich von 2075000 cbm.

Unter der Annahme, daß an 20 Tagen der volle, bei Beginn und Ende des Niedrigwassers durchschnittlich der halbe, im Ganzen also an 30 Tagen der volle Zuschuß erforderlich ist, berechnet sich der gesammte, während der Niedrigwasserperiode der Oder zuzuführende Zuschuß auf 62½ Millionen cbm.

Nach den bisherigen Erfahrungen ist allerdings im Vorstehendem mit einer zu kurzen Niedrigwasserperiode gerechnet; man wird den vollen Zuschuß während 40 bis 50 Tagen vorsehen müssen, wenn eine ausreichende Besserung geschaffen werden soll. Daß dies sehr wohl möglich ist, weist die erwähnte fachmännische Berechnung nach, da ermittelt worden ist, daß im Gebiet der Glatzer Neiße, einiger Bäche, der Lohe und im Malapanegebiet leicht Stauweiher mit einem Gesammtfassungsraum von 192 Millionen cbm geschaffen werden können. Da diese nicht in den engen, wenig Raum bietenden und nur geringe Niederschlagsgebiete besitzenden Gebirgsthälern angelegt zu werden brauchen, sondern man damit in das Hügelland hinabgehen kann, wo lange breite Thalmulden vorhanden sind, deren Abschluß durch Dämme oder verhältnißmäßig niedrige Staumauern möglich ist, werden sich deren Kosten weniger hoch stellen; im Allgemeinen dürften sie auf 25 Pf. pro cbm Fassungsraum zu veranschlagen sein, selbst unter Annahme von 40 Pf. pro cbm würden Stauweiher mit einem Gesammtinhalt von 62,5 Millionen cbm insgesammt 25 Millionen Mark, von 83 Millionen cbm ca. 33 Millionen Mark erfordern.

Damit würde die Oder von ganz seltenen außergewöhnlichen Fällen abgesehen, eine wirklich leistungsfähige Wasserstraße werden, um so mehr, wenn die Hochwasser- und Industriebecken des Bober- und Queißgebiets in Trockenperioden von der Bobermündung abwärts der Oder einen Wasserzuschuß brächten. Auch in sofern würde damit der Schiffahrt gedient werden, als dann solche Hochwasserwellen, bei welchen die Schiffahrt unterbrochen werden muß, kaum mehr vorkommen und dementsprechend auch dem

Oderbett sehr viel weniger Sinkstoffe als bisher zugeführt werden würden. Während gegenwärtig die Regulirungswerke durch jedes Hochwasser erheblichen Schaden erleiden, würde deren Abnutzung in Zukunft viel geringer werden, die Kosten der Unterhaltung also eine erhebliche Ermäßigung erfahren.

Last not least: Durch die Zurückhaltung so kolossaler Wassermengen in den Sammelbecken würde auch die Ueberschwemmungsgefahr in den Gebieten der unteren Oder eine ganz außerordentliche Verringerung erfahren. Wenn Intze für die 58 Mill. cbm Inhalt der Becken des Bober-Queisgebiets eine Verzögerung des sekundlichen Abflusses von 800--1000 cbm für möglich hält, so würden die 62 oder 83 Mill. cbm der im Schifffahrtsinteresse anzulegenden Stauweiher doch mindestens wiederum das Gleiche leisten können und damit den Hochfluthen an der untern Oder — sofern sie nicht durch Nordwinde vom Haff her gezeitigt werden — die Gefährlichkeit nehmen.

Also auch hierin geht das Interesse von Landwirthschaft und Schifffahrt Hand in Hand. Ein großes Werk kann geschaffen werden, das den Verkehr fördert und Unheil verhütet.

Zweifellos handelt es sich dabei um Anlagen, die ihre innere wirthschaftliche Berechtigung in sich selbst haben, bei denen eine Verquickung mit dem Rhein-Elbe-Kanal keine Nothwendigkeit ist. Wenn sie gleichzeitig dazu dienen, Schlesien einen theilweisen Ausgleich gegen die ihm aus jenem Kanal drohenden Schäden zu verschaffen und damit dessen Chancen zu verbessern, so wird das von allen Kanalfreunden freudig begrüßt werden können.

Noch bedeutsamer aber sind die Ausblicke, die durch das glückliche Gelingen eines derartigen Werkes allgemein für die Frage der Verbesserung der Schiffbarkeit der Flüsse, ebenso wie für die der Verhütung der Hochwassergefahren sich eröffnen. Nicht ein spezielles Interesse der Bewohner des Odergebietes, sondern ein allgemeines steht dabei in Frage; hoffen wir, daß dieselbe eine glückliche Lösung findet!

Georg Gothein.

Die österreichische Ausgleichskrise.

Drei volle Wochen hat der Kampf gewährt, welchen die österreichische und die ungarische Regierung mit einander geführt haben, ehe das neue Ausgleichskompromiß zum Abschluß gelangte. Samstag (den 10. d.) Mittag waren die Grundzüge der neuen Abmachung vereinbart und am Abend desselben Tages erneuerte sich der Kampf, um den ganzen Sonntag bis in den späten Abend fortzudauern und erst Montag wurde in einem Kronrathe unter dem Vorsitze des Kaisers der Friede besiegelt.

Was war das Objekt dieses Kampfes, der solche Dimensionen annahm und von beiden Seiten mit außerordentlicher Zähigkeit, fast mit Erbitterung geführt wurde? Erachtete die Regierung des Grafen Thun den Ausgleich, welchen Badeni und Bilinski den Ungarn zugestanden hatten, als eine Schädigung der österreichischen finanziellen und wirthschaftlichen Interessen und forderte sie etwa eine gründliche Revision der Ausgleichsvereinbarungen? Oder weigerte sich Herr v. Szell, den Ausgleich abzuschließen für den Fall, daß derselbe nicht auch in Oesterreich, wie es das Grundgesetz vorschreibt, auf dem verfassungsmäßigen Wege durch den Reichsrath beschlossen, sondern auf absolutistischem Wege mit Hilfe des famosen § 14 oktroyirt werden sollte? Mit nichten! Um so wichtige und grundlegende Fragen handelte es sich nicht.

Der Ausgangspunkt des Kampfes war eine Etiquettefrage. Als Koloman v. Szell Ende Februar mit der Mission betraut wurde, den Baron Banffy in der Regierung abzulösen, gab er die Erklärung ab, daß er den im vorigen August in Ischl und Wien vereinbarten Ausgleichspakt nur mit gewissen Abänderungen annehme. Ein wesentlicher Theil dieser Modifikationen, welche Herr v. Szell in die nach ihm benannte Formel (die sogenannte Szell'sche Formel) zusammenfaßte, bestand darin, daß er die Geltungsdauer der auf die Reziprozität begründeten Zollgemeinschaft abkürzte. Nach den Ischler Stipulationen sollte die Zollgemeinschaft bis 1907 dauern und eventuell so lange fortdauern, bis die ungarische Gesetzgebung anders disponiren würde. Das war die sogenannte Ischler Perennirungsklausel. Das Bankprivilegium aber sollte bis 1910 ertheilt werden. Szell erklärte, die Perennirungsklausel widerspreche dem ungarischen Staatsrechte und er ersetzte dieselbe durch die Bestimmung, daß die im Wege der Reziprozität von Oesterreich zu garantirende Zollgemeinschaft nur bis zum Jahre 1903 und eventuell noch ein weiteres Jahr dauern solle. Die vereinbarte Dauer des Bankprivilegiums ließ er unberührt. Die Szell'sche Formel erhielt die Zustimmung der Krone und die Genehmigung aller Parteien, welche das Kompromiß abschlossen, um dem ungarischen Reichstage seine Arbeitsfähigkeit wiederzugeben; als Bestandtheil dieses Kompromisses erhielt sie zum zweiten Male die Genehmigung der Krone. Aber der österreichischen Regierung machte Herr v. Szell von der in Aussicht genommenen Aenderung der Ischler Vereinbarungen keine amtliche Mittheilung, mit dem Grafen Thun trat er über seine Formel in keine Verhandlung. Das war der Ausgangspunkt des Kampfes und der Krise. Die österreichische Regierung fühlte sich verletzt, Graf Thun sah sich übergangen und es begann der Revanchekrieg. Eine gewisse Spannung bestand auch aus anderen Gründen zwischen den beiden Regierungen. Der alte Deakist Szell machte nie und nirgends ein Hehl daraus, daß er ein Gegner der feudal-czechischen Wirthschaft in Oesterreich sei, daß er die Regierung mit dem § 14 als verfassungswidrig und gegen den Geist des Ausgleichs-Grundgesetzes vom Jahre 1867 gerichtet betrachte, und daß er nichts weniger als geneigt sei, Staatsstreichsgelüsten in Oesterreich mit dem gleichen Wohlwollen entgegenzukommen, wie sein Amtsvorgänger Baron Banffy, der ein wahrer Fanatiker des Staatsstreiches war. Auch der kurze Termin für die Dauer der Zollgemeinschaft in der Szell'schen Formel hatte den Zweck, eine Pression zur baldigen Herstellung verfassungmäßiger Zustände in Oesterreich auszuüben.

Man muß es dem Kabinet Thun lassen, daß es in dem Kampfe, welchen es gegen Szell geführt hat, sehr geschickt operirte. Sein Hauptzweck war die Verlängerung des Termines für die Dauer der Zollgemeinschaft und es konnte gewiß sein, daß dieser Zweck die Billigung des höchsten Faktors finden werde, welcher die Einheit der Wirthschaftsgemeinschaft naturgemäß als ein Korrelat der politischen Gemeinschaft der beiden Staaten der Monarchie betrachtet. Ihren Hauptangriff aber konzentrirte die österreichische Regierung auf die Bankfrage. Daß die Zollgemeinschaft bis 1903/4, das Bankprivilegium bis 1910 dauern sollte, erschien von selbst als eine Inkongruenz. Szell war bereit, das Bankprivilegium nur bis 1903/4 zu ertheilen. Die österreichische Regierung war geneigt, den kürzeren Termin zu acceptiren, aber nun weigerte sie sich auf einen so kurzen Zeitraum die neue paritätische Bankorganisation zur Durchführung zu bringen. Diese Bank-Parität ist eine Erfindung Bilinski's, die mußte von ihm so zu sagen den Ungarn auf dem Präsentir-Teller entgegengebracht werden, sie wird ein kleines Denkmal dafür bleiben, was die Unfähigkeit und Leichtfertigkeit eines Ministers anzurichten vermag. In Oesterreich erregte die Bank-Parität den größten Widerstand und in Ungarn wurde sie infolgedessen zu einem staatsrechtlichen Schiboleth! Auf die allgemeine Abneigung der öffentlichen Meinung Oesterreichs gegen die Bank-Parität spekulirte das Kabinet Thun und in der That durfte es sich darauf berufen, in dieser Frage ganz Oesterreich hinter sich zu haben, denn selbst die oppositionellsten

Deutschen flogen auf diesen Leim und sie halfen das Ministerium Thun retten, welches sie seit vierzehn Monaten bekämpfen, mit dem sie jede Verhandlung und jeden Verkehr ablehnen. In Wahrheit hatten auch die Herren Graf Thun und Dr. Kaizl die Bank-Parität schon vor zehn Monaten in Ischl unbedingt angenommen und sich zu ihrer Durchführung verpflichtet; Baron Dipauli aber hatte sich, als er im vorigen Herbst ins Amt trat, auf die Ischler Abmachungen verpflichtet. Der Angriff auf die Bank-Parität war also nur ein Scheinmanöver, bestimmt, die öffentliche Meinung zu verwirren und irre zu führen.

Die Ausgleichskrise endet, wie sich nicht leugnen läßt, mit einem Erfolge des Grafen Thun. Er hat die Verlängerung der Zollgemeinschaft bis 1907, also auf acht Jahre, durchgesetzt. Herr v. Szell bringt zwar die Bank-Parität heim und daneben noch eine andere Errungenschaft, welche zweifellos einen großen Effekt machen wird. Beide Regierungen und auch das gemeinsame Ministerium sind übereingekommen, ihr Bestreben darauf zu richten, daß die Ende 1903 ablaufenden Handelsverträge nur bis Ende 1907 verlängert, oder neue Verträge nur bis zu diesem Zeitpunkte geschlossen werden. Dadurch soll für Ungarn die Möglichkeit frei gehalten sein, am 1. Januar 1908 zum selbständigen Zollgebiet überzugehen und eine selbständige Zollpolitik einzuleiten. Aber diese Vereinbarung ist von höchst problematischem Werthe, denn ihre Verwirklichung hängt von einem dritten Faktor ab, von den auswärtigen Staaten. Es wird sich erst zeigen müssen, ob diese geneigt sind, im Jahre 1903 überhaupt Tarifverträge abzuschließen, und wenn dies der Fall wäre, ob sie Verträge von so kurzer Geltungsdauer eingehen wollen.

Der Kampf der Regierungen ist beendet; sowohl Herr v. Szell, als Graf Thun sind zunächst aus demselben intakt hervorgegangen. Herr v. Szell verfügt über eine so starke Majorität, daß eine Krise nicht riskirt werden konnte und die Gefahr einer neuen Obstruktion in Ungarn vor der Thür stand; in Oesterreich wäre es schwierig gewesen ein neues Ministerium zu finden, welches die durch das Regime Thun noch verschlechterte Badeni-Bilinski'sche Erbschaft auf sich genommen hätte. Herr v. Szell wird mit seiner Majorität den Ausgleich durchsetzen und die Opposition dürfte ihm keine Schwierigkeiten bereiten. Graf Thun hat es noch bequemer, er hat den § 14, das geduldigere Reichsgesetzblatt und die geduldigste Bevölkerung, die sich jede Verfassungsverletzung ruhig bieten läßt. Sie wird den ungesetzlichen Ausgleich hinnehmen, wie sie die ungesetzlichen Steuern zahlt und theilnahmslos der widergesetzlichen Rekruten-Aushebung zuschaut. Von den siebzehn Landtagen hat kein einziger gegen die ungesetzliche Steuereintreibung protestirt, alle aber haben zu den verfassungsmäßig nicht bewilligten Steuern Zuschläge beschlossen. Die Ordnung herrscht in Oesterreich und der Gesammtheit hat sich eine fatalistische Gleichgiltigkeit bemächtigt gegenüber dem Staate und seinem Geschicke.

Wien, 13. Juni. Gustav Steinbach.

Das gelbe Gespenst.

Es ist mir zweifelhaft, ob das Lesen einer Schrift, die eine bedeutungsvolle Frage behandelt, genußvoller ist, wenn man den Ausführungen in allen Punkten zustimmt, oder wenn die Darlegungen voller Anregung hier und dort auch zu Zweifeln und selbst zum Widerspruch veranlassen. Eigentlich kann man Niemandem dankbarer sein, als Jenem, durch den man zu selbständigem Nachdenken sich bewogen fühlt; er schenkt uns nicht eine Wahrheit, die wir hinnehmen, wie sie ist; er verschafft uns den besonderen Reiz des eigenen Suchens.

Michael Hainisch kennen die Leser der „Nation" aus einer Reihe von vortrefflichen Beiträgen über die politischen Zustände Oesterreichs; von ihm liegt jetzt eine kleine Schrift vor, deren Titel lautet: „Der Kampf ums Dasein und die Sozialpolitik."*)

Auf diesen sechsundfünfzig Seiten wird eine der bedeutungsvollsten Fragen des staatlichen Lebens behandelt; es sind Darlegungen, gesättigt von Kenntnissen; und die klaren Gedanken sind in einen vornehmen Stil gekleidet, der glücklicher Wendungen und veranschaulichender Bilder nicht entbehrt. Die Bedeutung des Themas und die Eigenschaften dessen, der das Thema behandelt, machen die Broschüre so anregend.

Der Titel der Schrift bezeichnet den Anfangs- und den Endpunkt der Darstellung.

Die Bedeutung des Kampfes ums Dasein für die Entwicklungsgeschichte ist von Darwin klargestellt worden. Wie gestaltet sich dieser Kampf ums Dasein nun innerhalb der menschlichen Gesellschaft? Und wenn dies ermittelt ist, was hat die mit Bewußtsein handelnde menschliche Gesellschaft zu thun, um diesen Kampf ums Dasein zum Nutzen menschlichen Kulturfortschrittes so günstig wie möglich zu beeinflussen?

Vielfach ist der Sozialdemokratie entgegengehalten worden, es verstoße ihr wirthschaftlich politisches Ideal, das angeblich den Kampf ums Dasein ausschalten würde, gegen die Natur selbst und ihre Gesetze; vor Allem gegen jenes Gesetz, — den Kampf ums Dasein, — das nach Darwin so entscheidend der aufwärtsführenden Entwickelung dient.

Man kann heute darauf verzichten, jenes nebelhafte sozialdemokratische Ideal, das jeder festen und greifbaren Gestalt entbehrt, mit einem Heer von Gründen angreifen zu wollen. Von jenem Ideal blieb der berechtigte Wunsch übrig das Wohlergehen selbst der Armseligsten zu heben, und wenn die Sozialdemokratie es begreiflicherweise auch nicht unzweideutig zugesteht, thatsächlich beginnen die Utopien früherer Zeit für sie nur noch den Werth eines Kinderglaubens zu haben, der dem, der ihn hegte, theuer bleibt wenn auch der eigene reife Zweifel den alten Gedankenbau mehr und mehr zu zertrümmern beginnt. Aber zutreffend ist und dies wurde auch schon vor Hainisch dargethan, daß man die Darwinsche Erkenntniß nicht gegen die Sozialdemokratie verwerthen kann.

Mit besonderer Feinheit führt Hainisch aus, wie nämlich der Kampf ums Dasein außerhalb und innerhalb der menschlichen Gesellschaft grundverschieden ist.

Alle Kultur beruht darauf, den Kampf ums Dasein innerhalb der menschlichen Gesellschaft nicht mit der Vernichtung der Unterliegenden, wie sie in so großem Umfange im Thier- und Pflanzenreich stattfindet, enden zu lassen. Bis zu der heutigen Friedenskonferenz im Haag, ist der rohe Kampf um den besten Platz an der Sonne humaner und humaner gestaltet worden. Und doch kann man nicht behaupten, daß mit der Beseitigung jener niederen Form des Kampfes ums Dasein, die menschliche Rasse degenerirt sei; das beweist der schnellste Rückblick in die Vergangenheit.

Jene Auslese, die in der Thier- und Pflanzenwelt der Kampf ums Dasein schafft, und die zur Fortpflanzung der stärksten und für das Leben geeignetsten Individuen führt, hat innerhalb der menschlichen Gesellschaft einen erheblich veränderten Charakter angenommen.

In der Natur außerhalb des Kreises der Menschen scheint es keine andere Erbschaft zu geben, als jene, die der Nachwuchs vom Vater und von der Mutter durch die unmittelbare Abstammung erhält; die menschliche Kultur hat noch eine andere Erbschaft geschaffen.

Wenn alle intellektuell am höchsten stehenden Individuen unter den Menschen, alle jene, die die menschliche Entwicklung am meisten gefördert haben, kinderlos gestorben

*) Leipzig und Wien, Franz Deuticke 1899.

wären, so hätten sie deswegen doch nicht vergeblich für die Menschheit gelebt. Durch die Werke, die sie hinterlassen haben, können die nachfolgenden Generationen die Erbschaft bei ihnen antreten, und so sind die Menschen nicht nur das Produkt von Vater und Mutter, sondern zugleich das Produkt und die Erben ungezählter Geschlechter, die die eigene Generationsfolge niemals gekreuzt zu haben brauchen. Aus der Möglichkeit, das unmittelbare elterliche Erbtheil fast unbegrenzt durch Anleihen bei anderen, die außer jeder Verwandtschaft stehen, ja selbst bei ganz fremden Völkern, zu vermehren, ergab sich jene Häufung von Fähigkeiten und Kenntnissen, die wir Kultur nennen.

Der Kulturmensch ist das Geschöpf seines Vaters, seiner Mutter, deren Vorfahren und überdies der Menschheit. Das aber bedingt seine ganz eigengeartete Stellung in der Natur.

Eines muß man freilich zugeben; die Art, wie innerhalb der menschlichen Gesellschaft Ehen geschlossen werden, bietet keine Gewähr dafür, daß auch die biologischen Grundlagen für diese scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten der Entwicklung, stark und tragfähig erhalten bleiben. Die förderliche Zuchtwahl tritt in der menschlichen Gesellschaft zurück, wie die Auslese bei dem Ueberleben der Geeignetsten. Die Paarung zwischen den körperlich gesündesten, stärksten und fähigsten Individuen bleibt nicht die Regel, und für die Ehe greifen Erwägungen Platz, die unter Umständen unmittelbar zur körperlichen Degeneration führen können. Das muß man zugeben und man muß somit auch zugeben, daß jene außerhalb der menschlichen Gesellschaft wirkenden Darwinschen Gesetze innerhalb der menschlichen Gesellschaft in einer vielleicht bedenklichen Weise durchbrochen werden.

Aber drängt sich nicht zugleich eine andere Erwägung auf? Ist die Wirksamkeit jener Gesetze für die Kulturmenschen so unbedingt nothwendig wie für jene Wesen, die außerhalb der Kultur stehen?

Die Kultur hat den Kampf um Nahrung, Kleidung, Wohnung so außerordentlich erleichtert, daß auch jene Eigenschaften, die im primitiven Kampf ums Dasein als die unentbehrlichsten erscheinen, heute entbehrlicher sind. Die Prophylaxe, die Hygiene, der Kampf der Medizin gegen körperliche Krankheit und Siechthum, die Erziehung sind überdies ganz wesentlich geeignet, jene Fehler zu vermindern oder gut zu machen, die durch das Zurückdrängen einer gesunden Zuchtwahl und Auslese entstanden sein können.

Wenn man auf die Geschichte der Menschheit zurückblickt, möchte man sogar glauben, daß die theilweise Lahmlegung jener Gesetze schließlich noch immer mehr als wett gemacht wurde durch die bewußte Bekämpfung dieser Fehlerquellen, die der Mensch durch eine rationelle Erziehung auf geistigem Gebiet und eine rationelle medizinische Behandlung auf körperlichem Gebiet organisirt hat und immer vollkommener zu organisiren sucht. Das Eine und das Andere macht den Menschen wiederum bis zu einem gewissen Grade unabhängig von den Einflüssen der unmittelbaren Abstammung.

Man kann nun sagen, daß jede bewußte Eröffnung der geistigen Schätze früherer Geschlechter, wodurch die Menschheit gehoben wird, und daß der Kampf gegen die Degeneration durch Erziehung und Hygiene sozialpolitische Maßregeln im eminentesten Sinne sind.

Daß auch die rein wirthschaftliche Entwicklung, die untrennbar von der rein körperlichen und geistigen Entwicklung ist, eine außerordentliche Bedeutung für das Schicksal der Menschheit hat, bedarf keines Beweises. Auch diese wirthschaftliche Entwicklung wird mit klarer Voraussicht zu beeinflussen gesucht durch die Sozialpolitik in engerem Sinne, durch die uralte Sabbatruhe, wie durch die moderne Einschränkung des unlauteren Wettbewerbes, und Erörterungen, wie die über Minimallohn und Maximalarbeitszeit, Verlangen, über deren Zweckmäßigkeit die Ansichten dann immer weiter auseinandergehen, zielen auf denselben Punkt.

Aber solche Beeinflussung, so wird behauptet, ist nur möglich innerhalb des einzelnen auf hoher Kulturstufe stehenden Staates; und was geschieht nun, wenn Völker niederer Kultur mit geringen Bedürfnissen und minimalen Lohnansprüchen, aber mit Gewandtheit wie die gelbe Rasse Ostasiens in den wirthschaftlichen Wettbewerb eintreten? Durch ihre wirthschaftliche Ueberlegenheit mag dann auch unser geistiges und sittliches Kulturniveau herabgedrückt werden.

Das Gespenst der gelben Rasse kann schließlich als ein Symbol gelten; es handelt sich nicht allein um Japaner und Chinesen, sondern es handelt sich überhaupt um den möglichen Sieg der in der Kultur niedriger Stehenden über die in der Kultur höher Stehenden. Die Furcht, die der einzelne Staat vor der Demokratie hatte, weil man besorgte, daß die ungebildeten Massen die gebildeten Klassen überfluthen und erdrücken würden, sie lebt heute wieder auf in der Furcht der Kulturmächte vor den gelben anstelligen Millionen, die außerhalb unserer Kultur stehen. Aber die demokratischen Massen haben die gebildeten Klassen nicht überwältigt, vorausgesetzt, daß diese nicht nur geistig und sittlich gebildet, sondern zugleich thatkräftig und energisch geblieben sind; und auch die europäische Kultur wird nicht unterliegen, vorausgesetzt, daß ihr zugleich eine gesunde Thatkraft zu eigen bleibt.

Nur jene Kultur unterliegt, die vielleicht intellektuell hochstehend sein mag, aber die ohne moralische Willensstärke ist. Kulturen aber, die auch von dieser moralischen Willensstärke getragen sind, werden nicht von niedriger stehenden Schichten oder Nationen herabgezogen; sondern sie besitzen die Kraft, die niedriger Stehenden zu beherrschen und auch sie allmählich durch die Gewöhnung an Kulturbedürfnisse auf eine höhere Stufe zu heben.

Eines wird man in jedem Falle behaupten können: eine Abschließung der Kulturwelt in irgend einer Art ist schon darum kein Heilmittel, weil diese Abschließung heute undurchführbar wäre.

Die Kulturmächte, die intellektuellen, die moralischen und die materiellen sind darum Güter von so hohem realen Werth, weil sie in ihrer harmonischen Vereinigung, Individuen, Klassen und Völkern, einen siegreichen Daseinskampf gewährleisten.

Und ist es so, wie es mir scheint und wie die liberale Weltanschauung behauptet, dann ist dies ein tröstlicherer Ausblick, als ihn die so anregende Schrift von Hainisch gewährt.

P. Nathan.

Christine von Schweden.*)

Ein nordischer Diplomat, der Baron Bildt, hat vor Kurzem aus römischen und französischen Archiven eine Korrespondenz der Königin Christine herausgegeben, welche über den Charakter der seltsamen Frau neue und interessante Aufschlüsse bringt. Es sind Briefe aus den Jahren 1666—68, also aus der Zeit nach der Thronentsagung. Die Fürstin, welche sich persönlicher Angelegenheiten wegen in Hamburg, vorübergehend auch in Schweden aufhält, berichtet an ihren vertrautesten Freund und Rathgeber, den Kardinal Azzolino in Rom. Sie schreibt, wie es ihr gerade zu Muthe ist; sie thut sich keinen Zwang an, hält nie diplomatisch zurück; und darüber eröffnet sich unwillkürlich ein Einblick in ihre Denk- und Empfindungsart. Für die psychologische Ergründung ihres Wesens, für die Beurtheilung

*) Christine de Suède et le Cardinal Azzolino. Lettres inédites avec une introduction et des notes par le baron de Bildt. Paris. 1899. E. Plon, Nourrit et Cie.

ihrer Persönlichkeit sind diese Beiträge von bestimmendem Werthe. Sie liefern gleichsam den Schlüssel zum Verständniß mancher ihrer Handlungen; sie fixiren zum ersten Male mit portraitmäßiger Treue die intimen Züge der Gestalt.

Vordem war von vertraulichen Schriftstücken der Königin nur sehr wenig bekannt geworden. In ihrem Testamente hatte sie ausdrücklich befohlen, alle Papiere privaten Inhaltes zu verbrennen. Ihr Erbe, eben der Kardinal Azzolino, scheint denn auch diesem Wunsche entsprochen zu haben, als der Tod ihn mitten aus dieser Arbeit abrief. Ein Theil der Briefschaften entging dadurch der Vernichtung; und was so, dank einem Zufall, gerettet worden, liegt uns nun in einem stattlichen Bande vor.

Christine ist im Laufe der Zeit sehr verschieden beurtheilt worden und selten in unbefangener, sachlicher Weise. Ihr Schicksal brachte das mit sich. Sie hatte zu viele Empfindungen verletzt, zu sehr die patriotischen und religiösen Gefühle beleidigt, um auf Nachsicht rechnen zu dürfen. Die Protestanten verziehen ihr nicht, daß sie den Glauben ihres Vaters abschwören konnte. Die Katholiken waren ebenfalls unzufrieden. Sie glaubten, zur höheren Ehre des Dogmas eine neue Heilige gewonnen zu haben und sahen sich darin bitter getäuscht. Die Bekehrte blieb, was sie war: eigenwillig, ungelehrig und ungeberdig. Ihr eigener Pathe, Papst Alexander VII., beklagte sich über ihren „wilden, fast unerträglichen Stolz" und nannte sie wegwerfend „eine Frau, die als Barbarin geboren, als Barbarin erzogen worden und in barbarischer Gesinnung hinlebt". — Einer der wenigen, die ihr gerecht zu werden versuchten, ist Ranke gewesen. Für ihn war sie die heroische Jungfrau, die, hochgemuthet und hochbegabt, an mancherlei Widerwärtigkeiten der Regierung Anstoß nahm; die **Pallas nordica**, welche die Krone niederlegte, um in Italien, unter einem glücklicheren Himmel, ihren wissenschaftlichen und ästhetischen Interessen zu leben. Ein Schimmer idealer Resignation umkleidete sie. Leider wird man unter dem Eindruck der neuesten Dokumente von dieser Auffassung wohl zurückkommen müssen.

Gewiß hat ja die Tochter Gustav Adolfs eine Reihe glänzender Eigenschaften besessen. Für ihre schöngeistige oder wissenschaftliche Bedeutung spricht allein der Umstand, daß ein Mann, wie Descartes, ihrem Rufe an den Hof von Stockholm Folge leistete. Ihre politische Befähigung steht außer Frage. Christine soll die Minister im Staatsrath oft durch die Richtigkeit und Spontaneität des Urtheils überrascht und sich als Schülerin Oxenstierna's bewährt haben. Sie hat eine freie und sichere Auffassung der europäischen Verhältnisse gehabt. Als sie im Jahre 1656 in Frankreich reiste, entwarf sie ein bemerkenswerthes Exposé der dortigen Zustände. Es handelte sich neben anderem auch darum, ob Ludwig XIV. die Nichte Mazarin's, Marie Mancini, heirathen würde. Die Königin hat gleich erklärt: es wird nie geschehen; einfach weil sie den alten Fuchs, den Minister, richtig durchschaute. „Mazarin weiß sehr wohl, daß die Ehe ein souveraines Mittel gegen die Liebe und Hymens Bette ihr Grab ist, und ich glaube nicht, daß er sein Schicksal einer so gefährlichen Probe aussetzen will, der einzigen, die seinen Untergang herbeiführen kann." Trotz aller Redeschnörkel hieß das die Dinge sehr verständig und nüchtern betrachten. — Später, als der Devolutionskrieg ausbrach, hat sie sofort die weitgehenden Pläne und die günstigen Aussichten Frankreichs erkannt. **Si la France ne trouve d'aultre obstacle à ses desseins, elle ira bien loin, et il semble que toute l'Europe ne doit que pour sa grandeur.** — Lange vor dem Tage von Fehrbellin hat sie den Verfall ihres Heimathslandes vorausgesehen. Schon im Jahre 1666 schrieb sie: „Schweden hat all seinen Ruhm und Vortheil im Reich und in Europa eingebüßt, die Zeit wird es denen deutlicher zeigen, die nicht so klar darin sehen, wie ich."

In doppeltem Betracht, durch die staatsmännische und ästhetische Veranlagung, war sie die Tochter des großen Vaters; zugleich aber trug sie noch an einem anderen Erbe. Ihre Mutter, Marie Eleonore von Brandenburg, wird als eine ungesunde, nervenschwache Dame geschildert, und Christine — behauptet der Baron Bildt — sei gleichfalls neurasthenisch gewesen. Die mancherlei Wunderlichkeiten ihres Benehmens sprächen deutlich dafür. Jedenfalls — und das wird man festhalten — war sie eine sprunghafte, ungeregelte Natur, die nur sich selbst zum Maßstab ihres Wollens und Handelns nahm. Ihr fehlte die Klärung zur sittlichen Freiheit und Objektivität; sie trieb im schlimmsten Sinne den Kultus des Ich. Alles hatte von frühauf dazu beigetragen, das Gefühl ihrer Bedeutung bis zum Höchsten zu steigern. Als der Vater bei Lützen fiel und sie zum Throne erhoben wurde, war sie sechs Jahre alt. Sie hörte von ihren Heeren, von ihren Feldherren, von ihren Siegen reden. In dem Bewußtsein solcher Machtfülle lag etwas Gefährliches, Sinnbetäubendes. Man lese nur, wie sie selbst ihre Rolle verstanden und beurtheilt hat: „Seit ihrer Großjährigkeit", so bezeugt sie, „hatte sie sich zum unbedingten Schiedsrichter gemacht nicht allein ihres Reiches, sondern auch des gesammten Europas, dessen Schicksale nur von ihrem Willen abzuhängen schienen. Sie widmete sich mit einem unermüdlichen und unerhörten Eifer diesen großen, vielseitigen Interessen und entzog nur den Mahlzeiten und der Ruhe die Augenblicke, welche sie auf ihre edlen und heroischen Vergnügungen verwandte." Ein andermal: „Mich verläumden, heißt die Sonne angreifen"; oder: „ich bin stolz genug zu glauben, daß ich alles beanspruchen kann, que tout m'est dû." Sie war durchdrungen von der mystischen Idee des Gottesgnadenthumes, und keinem Geringeren, als Gott, glaubte sie ihre Memoiren widmen zu sollen. Dazu kam dann, daß auch ihr scharfer Verstand nur beitrug, sie auf sich selbst zurückzuführen, ihr die Schwächen ihrer Umgebung zu zeigen. In amüsanter Weise hat sie erzählt, wie sie schon als Kind an den Predigten der lutherischen Pfarrer Kritik geübt habe. Es klingt nicht unwahrscheinlich, wenn sie einmal behauptet: „ich glaubte nichts von der Religion, in der ich erzogen wurde." Solch störrische unabhängige Naturen haben das Bedürfniß, sich abzusondern; das Andersmachen ist für sie ein Beweis ihrer Ueberlegenheit. Sie gefallen sich im Ungewöhnlichen und spielen gern mit sich selbst ein Stück, in dem sie ihre eigene Größe darthun und bewundern wollen. Sie posiren vor sich und der Welt; und so ist das, was Stärke an ihm scheint, genau besehen, oft nur ein Ausdruck ihrer Schwäche.

Mit Christine verhielt es sich nicht viel anders. Als sie am 16. Juni 1654 die Krone niederlegte, war das ein Akt, mit dem sie nicht zum wenigsten sich selbst imponirte. „Dies Herz", schrieb sie, „das nach Gottes Vorbild Könige eingesetzt hat." Es war ein neuer Ruhmestitel, auf den sie sich berief. Von philosophischer Entsagung aber war wenig zu spüren; auch hat sie die Folgen ihrer Entschließung keineswegs mit erhabenem Gleichmuth getragen. Im Gegentheil, sie bemühte sich wohl, das Verlorene, so gut es ging, wieder einzubringen. 1657 wollte sie sich mit französischer Hilfe zur Königin von Neapel machen und verhandelte dieserhalb lange mit Mazarin und dem Herzog von Modena. Vorab ließ sie einmal die Uniformen ihrer Garden anfertigen, und dabei blieb es denn überhaupt. Später, nach dem Tode Karl Gustavs, suchte sie sich die Erbfolge in Schweden zu sichern. 1668 stellte sie ihre Kandidatur für den polnischen Thron auf, doch nur um allgemeines Gelächter zu erregen. Ein andermal möchte sie mit Unterstützung des Kaisers dem Katholizismus im Norden Vorschub leisten. Dann wieder wollte sie dem bedrängten Venedig ein Regiment zuführen; oder sie hoffte, ein europäisches Konzert gegen die Türken zu stande zu bringen. Herr von Bildt meint: „Man könnte sagen, sie habe die schwedischen Angelegenheiten aufgegeben, um sich mit denen der Welt zu befassen." Sie lebte in fiebrischer Thätigkeit, die Akten ihrer Kanzlei schwollen ins Riesenhafte an; sie schien vergessen zu haben, daß ihrem Rufe längst kein Heer mehr folgte. Die Projekte zerflatterten denn auch, wie sie gekommen. Es waren politische Velleitäten, die sonst Niemand ernst nehmen konnte, Ausgeburten eines Geistes, der, flackernd

unruhig, immer von neuem aufzuckte. „Die Königin“, hat einer ihrer Diener gesagt, „unternimmt viel und bricht dann oft mitten drin ab“; ihre hastig unstäte Art litt es eben einmal nicht anders. Oder der französische Gesandte Terlon schrieb an Ludwig XIV: sie sei die furchtsamste und zugleich die denkbar großsprecherischeste Person. Auch das stimmt zu dem Bilde einer Frau, deren geräuschvolle Vielgeschäftigkeit im Grunde leer und inhaltlos blieb.

Währenddessen waren die Finanzen dieser kühnen Diplomatin fortgesetzt in der schlimmsten Unordnung. Ihre Juwelen wurden in Holland versetzt; ihr Banquier Texeira in Hamburg mußte Vorschuß um Vorschuß liefern und weigerte sich endlich, weitere Zahlungen zu leisten. Es kam so weit, daß sie sich im Pfandhause eine Summe von mehreren Tausend Scudi leihen ließ. Um der dringenden Noth zu steuern und Verhältnisse zu regeln, welche namentlich durch politische Kombinationen gefährdet waren, unternahm sie verschiedene Reisen. Im Sommer 1657 verweilte sie in Frankreich, und hier ereignete sich die Bluthat, welche ihren grausamen, wilden Charakter für alle Zeiten gekennzeichnet hat. Sie ließ ihren Stallmeister Monaldesco im Schloß von Fontainebleau ohne Spruch und Urtheil niedermachen, wahrscheinlich weil man ihn beschuldigte, irgend ein Staatsgeheimniß verrathen zu haben. Der Hof von Frankreich war außer sich. Man hätte gern erklärt, der Italiener sei in einem Streite von seinesgleichen getödtet worden, aber Christine weigerte sich. Sie antwortete einem der an sie beorderten Herren: **„Je ne conois personne asse grand ny asse puissant pour me faire demantir mes sentiments ny pour m'obliger a desavouer mes actions.“** Eine Probe ihres Temperamentes und ihrer Orthographie! An Mazarin schrieb sie: „. . . wir Leute aus dem Norden sind ein wenig wild und von Natur wenig furchtsam . . . ich finde viel weniger Schwierigkeiten, die Leute zu erdrosseln, als sie zu fürchten. Betreffs des Aktes, den ich an Monaldeschi vollzogen habe, sage ich Ihnen, daß, wenn ich ihn nicht vollzogen hätte, ich mich diesen Abend nicht legen würde, ohne ihn zu vollziehen, und ich habe keinen Grund, etwas zu bereuen, wohl aber hunderttausend, zufrieden zu sein. Das meine Ansicht über dieses Thema. Gefällt sie Ihnen, so bin ich zufrieden, wo nicht, werde ich sie gleichwohl behalten. . . .“

1660 trat sie zum ersten Male eine Reise in den Norden an, ohne indessen viel auszurichten. 1666 machte sie sich schon wiederum auf den Weg. Damals sind dann die Briefe an Azzolino geschrieben. Sie lehren, daß Christinens Bemühungen auch jetzt im Wesentlichen resultatlos verliefen. Sie kam nicht reicher zurück, als sie hingegangen. Und doch verkündigte sie hochtrabend — nicht einmal, nein oftmals — daß sie „ruhmvoll und triumphirend“ nach Rom heimziehen werde. Entweder wollte sie sich und anderen die Wahrheit nicht gestehen, oder sie war verblendet in ihre eigene Persönlichkeit.

Neue Kriegsläufte in Holland und Deutschland brachten neue Verheerungen mit sich; Christinens Besitzungen in Pommern wurden arg mitgenommen, ihre sichersten Einnahmequellen versiegten. Umsonst bemühte sie sich, für ihr Gebiet eine Neutralitätserklärung zu erwirken; es wäre das zugleich die Anerkennung ihrer Souverainität und Unabhängigkeit gewesen. Ebenso wenig gelang es ihr, beim Nymweger Frieden als eine selbständige Macht zugelassen zu werden, die von der Krone Schweden einen Schadenersatz von zwölf Millionen Thalern verlangte. Hunderttausend Thaler waren allein für Reisen berechnet. — Erst in den achtziger Jahren begannen ihre finanziellen Verhältnisse sich günstiger zu gestalten. Dafür aber verschlechterten sich die Beziehungen zur römischen Curie. Es schien dieser unglückseligen Natur nicht vergönnt zu sein, den Frieden zu finden, dem sie angeblich ihren Thron und ihr Alles geopfert hatte. Sie starb am 19. April 1689 und wurde in den Gruftgewölben von St. Peter beigesetzt.

Ransohoff.

Ein englischer Staatsmann über die „amerikanische Revolution“.

Eine der wichtigsten Veränderungen, die in den Beziehungen der großen Kulturvölker in den letzten Jahren stattgefunden haben, betrifft das Verhältnis Englands zu den Vereinigten Staaten in Amerika. Man braucht nur die Haltung der Staatsmänner und der öffentlichen Meinung in England während des amerikanischen Bürgerkrieges und des letzten spanisch-amerikanischen Krieges zu vergleichen, um den Umschwung zu würdigen, der sich hier innerhalb eines Menschenalters vollzogen hat. Damals fanden die nordischen Staaten in einem Kampfe, der den Engländern nach ihren Ideen und Beteuerungen hätte äußerst sympathisch sein sollen, die englische Presse und die englische Gesellschaft, die Staatsmänner und die Massen zum größten Theile auf Seiten ihrer Feinde, die von England aus sogar heimlich mit Schiffen unterstützt wurden; heute bewirbt sich England um die Freundschaft der Vereinigten Staaten, die sich wohl hauptsächlich durch den Einfluß des starken irischen und theilweise des deutschen Elements etwas kühl gegenüber diesen Annäherungsversuchen verhalten. Lord Salisbury hat bekanntlich den Versuch gemacht, ein ständiges Schiedsgericht zwischen den beiden Staaten zu errichten, der vorläufig an dem Widerstande des amerikanischen Senates gescheitert ist, und trotz dieser Absage haben die Engländer in dem Kriege mit Spanien ein Verhältnis der freundschaftlichsten Neutralität beobachtet, und auch in den samoanischen Wirren sehen wir sie an der Seite Amerikas. Die Gründe für diese Haltung beruhen theils auf gemeinschaftlichen Interessen, theils sind sie idealer Natur. England sucht Verbündete, und der englische Imperialismus, der Traum der angelsächsischen Weltherrschaft, den die Dichter und Idealisten der Nation von Tennyson bis zu Rudyard Kipling seit Jahrzehnten genährt haben, läßt die einstigen Kolonien jenseits des atlantischen Ozeans, die dieselbe Sprache sprechen und durch hundert Bande des Gefühls, der Sitten und Ideen mit dem Mutterlande verknüpft sind, als die natürlichsten Freunde erscheinen.

Diese Gedanken erweckt in uns ein kürzlich erschienenes Buch von Sir George Otto Trevelyan*) über die amerikanische Revolution. Sir George Trevelyan gehört wie John Morley, James Bryce, Arthur Balfour und Lord Rosebery zu jenen Männern, die die Beschäftigung mit Litteratur und Politik zu vereinigen suchen, und die auf beiden Gebieten sich einen Namen gemacht haben. Er war unter mehreren liberalen Regierungen Minister und zwar Staatssekretär für Irland und später für Schottland, hat sich aber seit einigen Jahren von der Politik zurückgezogen, um sich ganz dem litterarischen Schaffen zu widmen. Er ist der Neffe Macaulays und sein geistiger Testamentsvollstrecker und Erbe. Seine bedeutendsten Werke sind neben einigen Broschüren und meist satirischen Gedichten eine ausgezeichnete Biographie seines großen Onkels und ein Leben von Charles Fox, das aber nur die Jugend dieses Staatsmannes behandelt. Seine Methode und sein Styl haben sich an denen Macaulays gebildet. Wie dieser schreibt er Geschichte, wie man gesagt hat, „nach dem Maßstabe einer Generalstabskarte“, in breiter Ausführlichkeit das Leben und die Kultur einer Epoche in allen ihren Aeußerungen, auch den kleinsten, darstellend; sein Styl ist wie der Macaulay's beherrscht von der Antithese und dem Vergleich, klar, lebendig und kraftvoll; wie dieser steht aber auch er nicht über den Ereignissen, mit philosophischer Ruhe das Spiel der Interessen und Leidenschaften betrachtend und die Motive kritisch zerlegend, sondern mitten in denselben als Parteimann, Ankläger und Vertheidiger, wodurch seine

*) The American Revolution Part I. 1766—1776. By the Right Hon. Sir George Otto Trevelyan, Bart. London, New-York and Bombay 1899.

Darstellung an Lebendigkeit eben soviel gewinnt, wie sie an Objektivität verliert. Allerdings erreicht er sein großes Vorbild weder an Feuer und Kraft der Darstellung noch an Breite und Klarheit des Wissens.

Der bis jetzt vorliegende erste Band seines Werkes über die amerikanische Revolution umfaßt die 10 Jahre von 1766—1776, welche die Entstehung des Konfliktes und die ersten Kämpfe bis zur Räumung Bostons durch die englische Besatzung umfassen. Sir George schreibt die Schuld an dem Streite ganz allein der englischen Regierung zu, ohne derselben, wie dies andere Darsteller, z. B. Lecky, gethan haben, auch nur mildernde Umstände zuzuerkennen. Er geht den tieferen Gründen derselben nach und findet sie in den politischen und sozialen Zuständen Englands. Die herrschende Aristokratie war in Luxus und Unsittlichkeit versunken, verbrachte die Nächte mit Spiel und Zechgelagen und betrachtete die Politik nur als einen Kampf um die großen einträglichen Staatsämter, Sinekuren und Pensionen, das Parlament war weiter als je davon entfernt, eine Vertretung der Nation zu sein, und zum größten Theile durch den Einfluß der Krone und der großen Adligen auf dem Wege der Bestechung gewählt und jeder Bestechung durch Geld und Stellen zugänglich. Der junge König Georg III. war zwar sittenrein und willensstark, aber beschränkt und von dem einzigen Gedanken beseelt, die königliche Macht zu befestigen. Er hatte den größten Staatsmann Englands, den Begründer des englischen Weltreichs, den älteren William Pitt, alsbald nach seinem Regierungsantritt entlassen und bewahrte ihm gegenüber immer das Mißtrauen kurzsichtiger Beschränktheit gegenüber überragender Genialität. Statt seiner verschaffte er sich gefügige Werkzeuge seines Willens in Ministern, die zum Theil gegen ihre bessere Einsicht seine Politik unterstützten. Dies geschah besonders gegenüber den amerikanischen Kolonisten, die der König als eine Rotte von Rebellen betrachtete, die durch Entschlossenheit und Kraft leicht zu bezwingen wären. So war er denn die Seele jener Gewaltsmaßregeln, wie der Stempelakte, des Theezolles, der militärischen Besetzung Bostons, der Schließung des Parlaments von Massachusetts, die die Kolonisten allmählich zum Abfalle trieben.

Auf der anderen Seite entwirft Trevelyan nach den Schilderungen des Grafen von Ségur, Lafayettes und anderer französischer Freiheitsfreunde ein anmuthiges Gemälde von der Sittenreinheit, den glücklichen sozialen Verhältnissen und dem Bildungszustande der Amerikaner, die als Nachkommen der alten Puritaner eifersüchtig über ihre Freiheit und besonders das Recht der Selbstbesteuerung wachten, aber ihr altes Mutterland liebten und nicht an Trennung dachten. Aber dieselbe Politik der Vergewaltigung, derselbe Kampf zwischen Freiheit und Autorität, Volksrechten und Ansprüchen der Krone, der in England zur Hinrichtung Karls I. und Vertreibung Jakobs II. geführt hatte, entfremdete sie dem Mutterlande, machte die weitzerstreuten und dünn bevölkerten Kolonieen zu einem Staate und endigte mit ihrem Abfall. In der That ist „die amerikanische Revolution“, wie die Engländer bezeichnender Weise den Unabhängigkeitskrieg nennen, im Grunde nichts als eine Wiederholung der beiden Revolutionen, die in England den Absolutismus brachen. So faßten sie auch die Gegner der königlichen Politik auf, in erster Linie William Pitt, Graf Chatham, und ferner die beiden hervorragendsten Staatsmänner der Whigpartei, Edmund Burke und Charles Fox. Ihre Sympathieen waren durchaus auf Seiten der Aufständischen. Der große Pitt besonders, der Besieger Frankreichs und treue Verbündete Friedrichs des Großen, wurde nicht müde, bis zu seinem Tode, zu betonen, daß England kein Recht habe, die Kolonieen wider ihren Willen zu besteuern. Er sah in den Vergewaltigungversuchen in Amerika nur ein Vorspiel der Unterdrückung der englischen Freiheit und sprach im Parlamente offen seine Freude über den Widerstand der Kolonisten gegen die Stempelakte aus, meinend, daß, wenn sie sich diesen unterworfen hätten, sie sich würdig gezeigt haben würden, Sklaven zu sein. Es gibt kaum ein Bild von größerer Tragik in der Geschichte, als die fruchtlosen Proteste des alten Staatsmannes gegen die plumpe Politik, die sein großes Werk vor seinen Augen durchlöcherte. In der Fülle seiner Kraft wäre er wohl noch fähig gewesen, eine Versöhnung mit den Kolonieen herbeizuführen, aber er war schwach und leidend, und der engherzige Eigensinn des Königs trug zum Unglücke Englands über seine staatsmännische Weisheit und Voraussicht den Sieg davon.

Allerdings wäre nur ein Mann von der Genialität und dem wohlerworbenen Ansehen Chatham's diesem Konflikte gewachsen gewesen, und, wenn wir gerecht sein wollen, so können wir nicht mit Trevelyan dem Könige und seinen Ministern die ganze Schuld an demselben aufbürden. Ihre Anschauungen waren die der Mehrheit des englischen Volkes und entsprangen der merkantilischen Handelspolitik jener Zeit. Alle Staaten betrachteten damals Kolonieen als eine bloße Quelle des Einkommens und hielten sich für berechtigt, ihren Handel und ihre Industrie durch Zölle und Prämien, Einfuhr- und Ausfuhrverbote nach fremden Ländern zu Gunsten des Mutterlandes zu fördern, zu unterdrücken und zu regeln. Eine Vereinigung mehrerer Länder unter einer Regierung, die in ihrer Gesetzgebung ganz selbständig und gleichberechtigt wären, erschien als etwas Unmögliches, als ein Unding. Selbst ein Mann von dem genialen Fernblick eines Adam Smith, der noch unter dem frischen Eindruck des Ausbruches der amerikanischen Wirren sein großes Werk über den „Wohlstand der Völker“ schrieb, wußte keinen anderen Ausweg aus denselben als das friedliche Aufgeben der Kolonieen und die Herstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses, wie es im Alterthum zwischen Mutter- und Tochterstaaten herrschte. Ja noch zwei Menschenalter später glaubte man in England und noch mehr im übrigen Europa allgemein, daß auch Kanada, Australien, Neuseeland und Kapland die Verbindung mit dem Mutterlande lösen würden, sobald sie sich nur kräftig genug dazu fühlten, und zog aus dem amerikanischen Kriege nur die Lehre, daß dies möglichst in Frieden und Freundschaft geschehen solle. In der That aber haben sich die Verhältnisse anders entwickelt. Die freien, sich selbst regierenden Kolonien, weit davon entfernt, die lose Verbindung mit England als eine lästige Fessel zu empfinden, suchen seit Jahren näheren Anschluß an das Mutterland. Ein neues Ideal, das eines großen freien Bundesstaates, der die ganze englisch sprechende Welt umfaßt, schwebt den Staatsmännern des Mutterlandes und der Kolonialstaaten vor und ist Ziel jenes „größeren Patriotismus“, den Lord Rosebery noch vor wenigen Wochen der liberalen Partei als Politik der Zukunft vorgehalten hat. Für diesen größeren Patriotismus aber, die Vereinigung von Freiheit und Recht, war die damalige Zeit noch nicht reif, und das ist das Verhängnis, das dem Konflikte Englands und Amerikas zu allerletzt zu Grunde lag, und das dann durch die Kurzsichtigkeit und Thorheit der leitenden Männer die Katastrophe herbeiführte.

Phil. Arnstein.

Chinesische Lyrik.

Der als Dragoman in Chafoo wirkende deutsche Forscher Dr. A. Forke hat uns mit einem Bande „Blüthen chinesischer Dichtungen“ beschenkt, der gerade zur Zeit bei den so nahen Berührungen der deutschen Welt mit dem Reiche der Mitte ein besonderes Interesse finden dürfte. Der mit 21 reproduzirten chinesischen Original-Pinselzeichnungen und charakteristischem Umschlage ausgestattete starke Band ist im Kommissionsverlage, Faber'sche Buchdruckerei, Magdeburg 1899, erschienen. Ich möchte zunächst auf zweierlei hinweisen. Erstens auf die Art der Uebersetzung. In einer kurzen aber sehr instruktiven und alles Wesentliche umfassenden Einleitung spricht sich Dr. Forke über diesen

Punkt folgendermaßen aus. Er hat sich bemüht, sich so enge als möglich an den Text anzuschließen, soweit es bei der metrischen Uebertragung anging, ohne der deutschen Sprache Gewalt anzuthun. Nun hat der chinesische Dichter das Bestreben, nur andeutend sein Empfinden wiederzugeben. Ferner kann vermittelst der einsilbigen aber inhaltsreichen Worte und des bedeutenden Wortschatzes in einer Strophe mehr als doppelt soviel ausgedrückt werden als in einer flektirenden Sprache möglich ist. So mußte der Verfasser aus einem chinesischen Verse zwei deutsche machen, damit die Verse beziehungsweise Strophen nicht zu lange wurden. Im Uebrigen hat er den Trochäus, den Tonfall der chinesischen Lyrik, zumeist beibehalten. Dies alles ist selbstverständlich zu loben. Ich möchte dann gleich darauf zweitens hinweisen, daß der chinesische Dichter bei allen Eigenthümlichkeiten in Bild und Ausdruck überraschend ähnlich empfindet und denkt wie der europäische. So liest sich diese Sammlung im allgemeinen nicht viel anders wie ein gutes deutsches ein wenig unmodernes Versbuch. Vielleicht hätte der Uebersetzer mehr aus manchen Gedichten machen und ihnen ein ganz originelles — fast möchte ich sagen individuelles — Gepräge verleihen können, unter Beibehaltung aller heimathlichen Eigenthümlichkeit der Gedichte. Daß er hierzu die dichterische Fähigkeit hat, beweist er wenigstens in einzelnen Gedichten. Einige treffliche Strophen des Li Tai-po haben in ihm einen kongenialen Uebersetzer gefunden. Ein Gedicht dieses großen chinesischen Dichters, Forke nennt es: „Mondschein", lautet in der Uebersetzung folgendermaßen:

Vor meinem Bette
Ich Mondschein seh',
Als wär der Boden
Bedeckt mit Schnee.

Ich schau' zum Mond auf,
Der droben blinkt,
Der Heimath denkend,
Das Haupt mir sinkt.

Gegen diese einfache und doch echt künstlerische Uebersetzung wirkt die von Richard Dehmel nüchtern und prosaisch. Man vergleiche sie hierzu (Dehmel nennt in seinem Buche: „Aber die Liebe" das Gedicht: „Auf der Reise")

Vor meinem Lager liegt der helle
Mondschein auf der Diele;
mir war, als fiele
auf die Schwelle
das Frühlicht schon,
mein Auge zweifelt noch.

Und ich hebe mein Haupt und sehe,
sehe den hellen Mond
in seiner Höhe
glänzen. Und ich senke,
senke mein Haupt — und denke
an meine Heimath. . . .

Forke gibt zu jedem Gedichte äußerst interessante Fußnoten, die uns Einblicke in die Empfindungsweise, in das Wesen der lyrischen Symbolik, in die Mythologie, Sitten und Gebräuche der Chinesen gewähren. Besonders Aufschluß gebend ist gerade die Anmerkung zu dem eben citirten Gedicht. „Sehr charakteristisch" sagt Forke, „ist die Kritik eines chinesischen Kommentators zu diesem Gedichtchen, welche wir den „Poésies de l'époque des Thangs" des Marquis d'Hervey Saint-Denis, S. 45, entnehmen. Sie zeigt uns, was Chinesen alles zwischen den Zeilen zu lesen und hineinzudenken pflegen. Li Tai-po, sagt der Kommentator, zeichnet sich in diesem Gedichte durch außerordentliche Kürze, Klarheit und Natürlichkeit aus. Durch diese Natürlichkeit bringt er es zuwege, daß man sich bei seinen Worten viel mehr denken muß, als sie direkt besagen. Der helle Mondschein fällt vor sein Bett. Er ist einen Augenblick im Zweifel, ob es nicht weißer Reif sei. Wir wissen, ohne daß es uns der Dichter sagt, daß er schlief, aufgewacht ist und sich noch in dem ersten Stadium des Erwachens befindet, in welchem die Gedanken etwas verwirrt sind. Er denkt sogleich an den Reif d. h. an Tagesanbruch, an den Augenblick, wo man aufbricht. Ist das nicht der erste Gedanke eines Wanderers, welcher erwacht? Er hebt den Kopf hoch, bemerkt den Mond und betrachtet ihn. Darauf senkt er ihn wieder und denkt an seine Heimath. Er war jedenfalls entweder ein Wanderer oder ein Verbannter. Beim Anblick des hellen Lichtes denkt er naturgemäß auch daran, daß dasselbe seine Heimath beleuchtet. Durch die Worte: „Ich denk' der Heimath" weist der Dichter jenen auf die traurigen Gedanken hin, die ihn selbst in der Ferne befallen würden, so daß jeder, der das Gedicht gelesen hat, in Nachdenken versinkt."

Die Gedichte der Forke'schen Sammlung gehören der zweiten Epoche der chinesischen Poesie an. Diese nimmt mit den beiden Han-Dynastieen ihren Anfang und reicht bis zur Tang-Zeit d. h. von 200 vor bis 600 nach Chr. Gedichte dieser Epoche wurden bisher noch nicht übersetzt. Dagegen fand das Hauptwerk der ersten Epoche (1122—255 v. Chr.) der Zeit lebendiger Volkspoesie, „der Schiking", das kanonische Liederbuch der Chinesen, in Rückert einen genialen Uebersetzer. Der dritten Periode (618—901 n. Chr.) gehören vor allen: Li Tai-po und Tu-fu an, Forke nennt sie Chinas Schiller und Goethe. Von ersterem gibt Forke eine Reihe von Uebersetzungen noch im Anschluß an sein eigentliches Uebersetzungswerk. Schon früher wurde diese dritte Periode bearbeitet in den schon erwähnten: „Les Poésies de l'époque des Thangs" des Marquis d'Hervey St. Denis (Paris 1862). Moderne chinesische Volks- und Kunstpoesie ist vielfach ins Französische und Englische übertragen worden (vgl. Imbault-Huart: „Poésies modernes" und Stent: „Jade Chaplet" und „Entombed Alive and other verses", London 1874 u. 1878).

Als Hauptquelle für die Gedichte vor der Tang-Zeit diente das „Yü-t'ai hsin yung tschien tschu", die Edelsteinterrasse, Neue Gedichtblätter mit Kommentar von Hsü-ling, und das „Yüeh-fu schihtschi", Gesammelte Gedichte des Liedercyklus von Kuo Mau t'sch'ien. Die ältesten chinesischen Gedichte haben einen lehrhaften Charakter. Erst in der Periode, die Forke bearbeitet, kam das Liebeslied, Trinklied und Stimmungsgedicht, also die eigentliche Lyrik, zur vollen Entfaltung. Von kunstsinnigen Herrschern wurde die Poesie wie ein Regierungsgeschäft gepflegt und selbst ausgeübt. Dichterakademieen wurden von ihnen gegründet, Beamte als Berichterstatter über den Stand der Kunstpflege in den Provinzen angestellt. So ein ideal gesonnener Fürst war der Han-Kaiser Wu-ti (140—86 v. Chr.). Er war ein gewaltiger Feldherr und ein feinsinniger Dichter. Besonders kunstsinnig war auch die Liang-Dynastie (502—550 n. Chr.). Eine seltsame Tragik spricht aus den Schicksalen der chinesischen Fürsten und aus den lyrischen Blättern, die sie uns hinterlassen haben. Viele dieser feinsinnigen Fürsten, die so zarte und innige Lieder zu singen wußten, endeten durch Meuchelmord und Hungertod.

Ueber die Art der chinesischen Lyrik spricht sich Forke sehr ausführlich in seiner Vorrede aus. Es wäre unbillig zu erwarten, sagt er, daß sich diese Lyrik mit derjenigen der Kulturvölker Europas, die ihnen in der geistigen Entwicklung so sehr vorausgeeilt sind, messen könne. Die Anzahl lyrischer Motive ist natürlich in den vorliegenden Dichtungen eine sehr beschränkte. Trennung von dem Geliebten, Untreue, Freude an der Natur, am Spiel, an der Jagd — das ist im allgemeinen der Inhalt der Gedichte. Bemerkenswerth, das will ich gleich vorwegnehmen, ist ein Cyklus Balladen, in denen jene Motive wiederkehren. Diesen Balladen aber wird durch die Geschehnisse selbst, die sie in dramatisch bewegter Erzählung lebhaft schildern, und in denen doch ein gut Theil spezifisch chinesischer Empfindungsweise zum Ausdruck kommt, ein eigenthümlicher fremdartiger Zauber verliehen. Ein ähnlicher poetischer

Genuß wurde uns bereitet, als wir zum ersten Mal Herder's und Goethe's Uebertragungen exotischer Dichtungen lasen. Diese Flüssigkeit der Empfindung, dieses eigentlich Lyrische und in den epischen Gesängen das fast nervöse Forteilen der Handlung, den Herzenston tiefinnerster Ergriffenheit haben die chinesischen Dichtungen den gleichzeitigen griechischen und römischen und den persischen und arabischen überhaupt voraus. Man lese folgendes empfindungsschwere kleine Gedicht:

Abschied.

Handschüttelnd wir auf ewig Abschied nahmen,
Vor Schluchzen dringe ich kein Wort herfur,
Die Wolken ziehen sich um mich zusammen,
Die Vöglein schau'n im Fluge schen nach mir.

Wie poetisch findet hier am Schlusse ein Austauschen der menschlichen Stimmung mit der der Natur statt. Das Gedicht ist von Lin-kun geschrieben (Tsin-Dynastie, 265 bis 420 n. Chr.). Allerdings selten spricht ein so kräftiges Empfinden und Gestalten zu uns. Häufiger sind die zarten Stimmungen.

Herbst.

Herbstnacht ists, im Kämmerlein
Steht das Fenster offen;
Von des Mondes Flimmerschein
Wird es schräg getroffen.
Alles schweigt, es tönt kein Laut,
Nur zwei Menschen kichern traut
Unter Seidenstoffen.

(Verfasser Tan-tschen, 385—427 n. Chr.)

Interessant sind diejenigen Lieder, in denen eigenartige Volksanschauungen symbolisch verwendet werden. So heißt es in dem Gedichte „Liebesgemeinschaft“:

Unsre Eintracht gleicht der Liebe
Zweier Yuan-yang Vögel wohl,
Und sie ist gleich jenem Triebe,
Der den Schollen eignen soll.

Die Mandarin-Enten Yuang-yang und die Schollen gelten als Muster treuer Liebe. Von den Schollen wird angenommen, daß sie nur ein Auge hätten und daß deshalb immer zwei, um besser sehen zu können, nebeneinander schwämmen. Daher der Name: Pi-mu-yu d. h. Fische, welche ihre Augen zusammenlegen (Anmerkung Seite 31). Eigenartige philosophische Anschauungen kommen in den Liedern vom Tode zum Ausdruck. Nach chinesischer Auffassung besteht der menschliche Geist aus einem feineren Theile „hun“, welcher nach dem Tode nach oben schwebt und einem gröberen „po“, welcher mehr an der Materie haftet. Deshalb singt der Dichter Pau-tschau (420—479 n. Chr.) in seiner Todeselegie:

Einsam zwischen öden Hügeln
Die verlassne Seele lebt
Und der Geist, unstätig irrend,
Einsam um das Grabmal schwebt.

Auch mythologische Elemente dienen zur Ausstaffirung lyrischer Empfindungen. Wie die griechische und germanische kennt die chinesische Sage Nymphen, ferner Schutzgötter, Heilige für einzelne Gewerbe, Prinzen, die in Vögel verwandelt sind. Oft wird man an die wunderschönen Mährchen von Tausend und eine Nacht beim Lesen dieser Gedichte erinnert. Zahlreich sind die Gedichte, welche Sängerinnen gewidmet sind. Sind doch alle Lieder der Chinesen zum Vortrage bestimmt! Auch werden die meisten dieser Frauen in den Mund gelegt. Alle Empfindungen der Liebe, auch das Milieu, die Situation u. s. w., werden vom weiblichen Standpunkte aus geschildert. Die Frau spielt die größte Rolle in der chinesischen Lyrik, die aus diesem Grunde als echteste Lyrik bezeichnet werden kann. Reizend ist das Gedicht des Ho-sum (6. Jahrh. n. Chr.).

Die Sängerin.

Hell tönt Flötenklang, für Gäste
Sind die Polster schon gelegt.
Leicht hebt sie die schneeigen Arme,
Während sie die Zitter schlägt.

Und sie singt, derweil die Saiten
Ihre zarte Hand durchrauscht,
Sie bewegt die dunklen Brauen,
Während sie den Tönen lauscht.

Wie im Traum versunken blickt sie;
Ihrem Ohr ein Ring entfiel,
Ihrer Augen Glanz verkündet,
Was ihr Mund nicht sagen will

Abend wird es, und es bleibet
Nur ein lieber Gast zurück:
Mit den Blicken sich umfangend,
Schwelgen sie im Augenblick.

Es geht von einer Tänzerin, der berühmten Tschau Feiyen die Sage, sie sei so leicht und graziös gewesen, daß sie auf flacher Hand tanzen konnte.

Hiermit habe ich wenigstens auf einiges hingewiesen, was diese Lieder an Schönem und Interessantem bieten. Besonderes Lob verdienten die prächtigen Uebersetzungen der Trink-, Jagd- und Kriegslieder Li Tai-pos.

So scheint durch dieses Buch in jeder Beziehung die deutsche Litteratur eine werthvolle Bereicherung erfahren zu haben.

Hans Benzmann.

Ludwig Hevesi: Wiener Todtentanz. Stuttgart, Bonz, 1899.

In der ansehnlichen Reihe novellistischer, erzählender, humoristischer und touristischer Werke, die wir Hevesi's immer regem Geist und Fleiß zu danken haben, scheint uns dieser Band obenan zu stehen. Memoirenhaftes und Porträtmäßiges ist mit gleicher Selbständigkeit behandelt: Den Bildnissen von La Roche, Amalie Haizinger, Fanny Elßler, Ludwig und Zerline Gabillon, Helene Hartmann, Mitterwurzer, Makart, Canon, Tilgner &c. merkt man ebensowohl Hevesi's persönliche Vertrautheit mit seinen Lieblingen, als die angeborene malerische Begabung unseres Meister-Feuilletonisten an. So könnte das lebensprühende Buch — im Hinblick auf den Autor und zu Ehren seiner Urbilder — den Obertitel „Künstlerblut“ führen.

—m.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 39. Berlin, den 24. Juni 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk jährlich (3¾ Mk vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. Juni abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Wären wir in Deutschland und in Preußen nicht so abgehärtet gegen die Erscheinungen des Unbegreiflichen in der Politik, dann würde die Bevölkerung mit steigender Erregung und Besorgniß auf die Entwicklung der Verhältnisse im Innern und überdies auf eine internationale Frage blicken müssen. In Preußen möglicherweise Auflösung des Abgeordnetenhauses wegen der Kanalvorlage und alsdann Kampf der Regierung gegen die Konservativen, welche vor Allem die Kanalvorlage zum Scheitern bringen; im Reiche das „Zuchthausgesetz“, das rettungslos verloren ist, und für das nur die Konservativen, die in Preußen von der Regierung bekämpft werden müssen, als todesmuthige Hilfstruppe den nämlichen Regierungsvertretern dienen. Die Folgerichtigkeit dieser Methode erweist sich auch dem Blinden. Und zu dieser Lage im Innern, die die haltlose Verfahrenheit der Regierungspolitik erweist, gesellt sich im Haag eine internationale Lage, die für unsere Regierung gleich blamabel zu werden droht.

Ein großes Reich wie Deutschland kann viele politische Ungereimtheiten ertragen und ohne ernstliche Schädigung überwinden. Was haben wir auf diesem Gebiete nicht schon seit Jahren erlebt vom Zedlitz'schen Schulgesetzentwurf und von der Verherrlichung des Grafen Caprivi voll Ueberschwang für die Handelsverträge bis zum Sturze des zweiten Reichskanzlers und seinem klanglosen Begräbniß vierter Klasse als brauchbarer Subalternbeamter. Und bei allen diesen Stößen und Rucken nach rechts und nach links, diesem Voran und Zurück haben wir doch niemals bösen Schaden genommen; folglich, so schließt die Bevölkerung, wird es auch diesmal gut gehen, und somit nimmt man die ernsten Ereignisse nicht mehr von der ernsten Seite, sondern von der skeptisch-humoristischen; diese Art des Regiments ist zwar — sagen wir vorsichtiger Weise — absonderlich, höchst absonderlich —; aber es geht auch so. — Vielleicht, ist hierauf zu erwiedern; vielleicht noch diesmal, vielleicht noch einige Mal; allein wenn man einen Segler sieht, der in unruhiger Hand ein Mal das Steuer nach rechts und ein Mal nach links dreht, der bald dieses Segel setzt und bald jenes, so mag ihn wohl sein Glück und die starke Zuverlässigkeit seines Fahrzeuges eine Zeit lang vor dem Festfahren oder vor der Havarie bewahren, allein es erscheint fast unausbleiblich, daß schließlich ein Mal statt der Warnungen ein beachtenswerthes Mißgeschick die Rolle des Lehrmeisters übernehmen wird.

Für die Ausländer muß es spannend und interessant sein, diesen Augenblick zu erwarten; wir Deutsche, die wir uns auf dem Schiff selbst befinden, sehen diesem Ereigniß mit etwas anderen Gefühlen entgegen. Mit erwartungsvollem Zweifel sagt man sich freilich immer wieder: Na,

hoffentlich geht es auch diesmal nicht schief, und wir tänzeln noch einmal an einem bösen Reinfall vorüber.

Ist an der jetzigen Methode des Regierens auch Vieles unberechenbar, so offenbarte sich doch bisher zu unserem Heil immer noch im letzten Augenblick eine konsequente Abneigung in einer falschen Lage bis zu den letzten gefährlichsten Folgen zu verharren.

Die mangelnde Folgerichtigkeit, die überhaupt herrscht, verhindert glücklicherweise auch jene schlimmste Folgerichtigkeit, die zu verhängnißvollen Fehlern konsequent voranschreitet.

Gibt die Lage im Innern zu solchen Betrachtungen Veranlassung, so die Lage im Haag desgleichen.

Wir gehen auf die Friedenskonferenz mit einem Stab, in dem drei Vertreter als selbständige Gestalten Beachtung gefunden haben.

Graf Münster ist ein vorsichtiger, konziliauter Mann; der in Paris keine andere, bedeutungsvollere Aufgabe zu erfüllen hat, als vorsichtig und konziliant zu sein. Eine solche Gestalt kann auch im Haag an ihrem Platz sein; neben ihm Professor von Stengel, der so unvorsichtig und so taktlos gewesen ist, den Plan des Czaren mit dem üblichen flachen Chauvinismus lächerlich zu machen, und als dritter: Professor Zorn, ein Konservativer anständiger Art, der aber tief in konservativen Vorurtheilen steckt.

Die Instruktionen, die diese Herren erhalten haben, kennt man nicht; aber schon in der Auswahl dieser Personen steckt ein Programm, und zwar ein recht unglückliches Programm. Von dem Grafen Münster wird man eine wohl abgemessene diplomatische Passivität erwarten können und von den beiden Professoren eine Aktivität, die voraussichtlich weniger gut abgemessen ist und das ist um so bedauerlicher, da die Tendenzen des einen Professors sich unmittelbar gegen das Programm der Konferenz wenden müssen, und da der andere Professor schwerlich jene moderne Vorurtheilslosigkeit besitzen dürfte, die für diesen Kongreß vor Allem gefordert werden muß.

Unter diesen Umständen ist die Lage nicht verwunderlich, in die Deutschland schließlich auf dem Kongreß gekommen ist.

Statt daß eine Macht wie Deutschland auf diesem Kongreß bei Fragen von dieser großen Bedeutung eine führende Rolle hätten spielen müssen, spielen wir nach allen Berichten eine gänzlich untergeordnete Rolle und sind außerdem in einen Winkel gedrängt, aus dem wir einige Anstrengungen machen, um wieder herauszukommen, während die anderen Großstaaten, Rußland, Frankreich, England und die Vereinigten Staaten zu Beschlüssen gelangen, die verständig und durchaus billigenswerth erscheinen.

Sind die Nachrichten im Einzelnen auch vielleicht nicht ganz zuverlässig, so läßt sich in großen Linien immerhin die Sachlage überblicken. Es scheint, daß ein Punkt des Programms völlig fallen gelassen worden ist: das geplante Verbot für die einzelnen Staaten, ihre Rüstungen zu vervollständigen oder umzugestalten. Die heutigen internationalen Verhältnisse machen eine solche Festsetzung in der That unmöglich, und es ist gut, daß die Verfolgung dieses unerreichbaren Zieles aufgegeben worden ist. Hingegen ist man nach zwei anderen Richtungen zu Ergebnissen gelangt; die Genfer Konvention soll mit entsprechenden Aenderungen auch auf den Seekrieg Anwendung finden, und außerdem wird das gesammte Kriegsrecht eine moderne Umgestaltung erfahren. Das sind schon an und für sich erfreuliche positive Festsetzungen. Dazu steht eine dritte einschneidende Vereinbarung bevor: die Niedersetzung eines permanenten internationalen Schiedsgerichts. Für dieses Schiedsgericht sind Rußland, England, Frankreich, die Vereinigten Staaten, wie verlautet, gewonnen; aber Deutschland führt gegen diesen Plan die Opposition, bezeichnenderweise hierbei von der Türkei ehrenvoll unterstützt. Dieses Zusammenwirken Deutschlands mit der Türkei gegen einen modernen Fortschritt läßt an Schärfe der Charakteristik nichts zu wünschen übrig.

Wenn nicht alles täuscht, hat diese deutsche Opposition gegen die Einsetzung eines internationalen Schiedsgerichtshofes dieselbe Bedeutung für unsere staatliche Unabhängigkeit wie der Kampf gegen das Kirchhofsportal am Friedrichshain für die Aufrechterhaltung der monarchischen Autorität. Ein Kampf thatsächlich um nichts, aus Mißverständnissen, aus Vorurtheilen, aus einem Selbstgefühl geboren, das von der modernen Welt nicht verstanden wird. Aber freilich es ist ein Unterschied, ob in dem relativen Stillleben einer Kommunalverwaltung, und sei sie auch so bedeutungsvoll wie die in Berlin, sich ein solcher Streit um Phantome abspielt, oder ob Deutschland sich auf der Weltbühne isolirt und eine Auffassung von der nationalen Souveränität vertritt, die weder von dem absolutistischen Rußland noch von dem freien Amerika getheilt wird, und die für die reale Politik gewiß keine Bedeutung hat.

Denn daran muß man festhalten: Dieses internationale Schiedsgericht, ist keine Fessel für den Staat, der sich nicht fesseln lassen will; aber es ist ein heilsames, stets bereit liegendes Instrument für jene Reiche, die sich seiner bedienen wollen. So ist es denn nicht verwunderlich, daß auch über diesen Punkt vier der größten Reiche der Welt, Rußland und England, Frankreich und die Vereinigten Staaten, sich geeinigt haben; und hätten wir Deutsche uns das Verwundern nicht abgewöhnt, so müßten wir auch unsere Haltung auf dem Kongreß mit dieser Empfindung begleiten.

Bleiben wir Arm in Arm voller Würde mit den Türken renitent, so ist es wahrscheinlich, daß die anderen Staaten ohne uns abschließen. Auch dann geht die Welt nicht unter. Aber es ist erstens gewiß unerfreulich, bei einer guten Sache nicht dabei zu sein; es ist ebenso unerfreulich, unter den Kulturmächten vereinsamt dazustehen und zu sehen, wie sich die Imponderabilien des öffentlichen Empfindens gegen uns wenden. Vielleicht ist es aber am schlimmsten, in der Politik eine Opposition zu machen, ohne daß hierzu ein reales Interesse die Veranlassung bietet. Eine Opposition aus egoistischem Interesse mag man mißbilligen; aber jede reale Kraft findet in der Politik ihre Beachtung; auch der engherzige Egoismus. Eine Opposition dagegen, hinter der nichts steckt, als Phantastik, bringt ihre Vertreter in eine Mißachtung, die dazu führt, nicht mehr ernst genommen zu werden; und dies ist nicht ohne Gefahren selbst für eine Macht wie Deutschland, die schon um ihrer 54 Millionen Einwohner willen Achtung gebietet.

Wir glauben, daß eine Anzahl unserer Minister als Politiker vielfach besser ist als die Thaten, die sie vertreten und decken; der schlimmste politische Vorwurf, der ihnen gemacht werden kann, ist der, daß sie mit innerlich widerstrebendem Herzen als Akteure innerhalb dieses politischen Spieles ausharren. Wahrscheinlich würde es unseren deutschen Zuständen schnellere Gesundung bringen, wenn sie ihre Verantwortung vor dem Lande auf jede Gefahr hin stärker hervorkehrten. Unter den jetzigen Verhältnissen hingegen bleibt eine ihrer wesentlichen Aufgaben eine chirurgische; die Besten unter ihnen müssen immer erneut die Verrenkungen in stiller Thätigkeit auszuheilen suchen, die durch unsere abnormen Zustände erzeugt worden sind.

Wir hoffen, daß dies auch diesmal noch gelingt, und daß es uns erspart bleibt, im Haag vor der zivilisirten Welt der einsame Gegner des gesunden Fortschrittes zu sein — für nichts.

Der Kammergerichtsrath a. D. **Hoffmann** ist gestorben; er ist Vicepräsident des Reichstages und ein geschätzter Mitarbeiter am bürgerlichen Gesetzbuch gewesen. Ursprünglich gehörte der Verstorbene zur Fortschrittspartei; dann schloß er sich der Freisinnigen Vereinigung an. Er war ein vorurtheilsloser Geist, und fest in seinen grundlegenden liberalen Ueberzeugungen; keiner der führenden Politiker, aber voll hingebender Arbeitsamkeit auf den Gebieten, für die er sachverständig war. Man muß es an-

richtig bedauern, daß frühe Krankheit diesen Mann schon vor Jahren zwang, dem öffentlichen Leben zu entsagen; eine unerbittliche Krankheit, der jetzt ein früher Tod gefolgt ist.

Die Ministerkrisis zog sich in Frankreich in bedenklicher Weise hin; eine Kombination nach der andern scheiterte an den Intriguen der sogenannten gemäßigten Republikaner, die in Wahrheit bewußt oder unbewußt die Helfershelfer der Ultramontanen, und Umstürzler aller Schattirungen sind. Die Lage der aufrichtigen Republikaner war um so schwieriger, da auch bei ihnen die Männer allzu dünn gesät sind, die das Vaterland retten könnten.

Jetzt endlich ist es Waldeck-Rousseau, auf den sich die Augen sogleich gerichtet hatten, gelungen, ein Ministerium zu bilden. Und dieses Ministerium verspricht, der Aufgabe gewachsen zu sein, die ihm gestellt ist; die Achtung vor der Republik und vor der Gerechtigkeit wieder herzustellen.

Zu der Energie Waldeck-Rousseau's kann man volles Zutrauen haben, und er hat sein Ministerium gebildet mit absoluter, kluger Vorurtheilslosigkeit gegen kleinliche Parteiengherzigkeiten. General Gallifet, der „sabreur“ der Communards, sitzt neben dem Sozialisten Millerand, der statt zu „theilen“ an die Verwaltung des Handelsministeriums zu denken hat; auch der energische Justizminister Monis gibt Bürgschaft, daß nun die Zeiten der republikanischen Schwäche vorüber sind. Das einigende Band dieses Ministeriums liegt in der Absicht mit rücksichtsloser Energie die Republik vor dem Umsturz zu retten, und bemerkenswertherweise wirken bei dieser echt konservativen Aufgabe auch die Sozialisten mit.

Die Arnauten machen sich unliebsam bemerkbar; sie überschreiten die serbische Grenze; liefern gegen serbische Truppen Gefechte und stehlen serbisches Eigenthum; vielleicht einer der üblichen orientalischen Zwischenfälle, die in Kurzem vergessen sind; vielleicht der Beginn einer jener ernsten Verwicklungen, die von heute auf morgen sich auf der Balkanhalbinsel anspinnen können. Wenn den leichtfertigen oder verbrecherischen Händen aber im Orient nicht schnell gewehrt wird, steht dort nun zu leicht im Handumdrehen das ganze feuergefährliche Haus in Brand.

* * *

Wird bei uns noch regiert?

Wird in Deutschland und in Preußen noch regiert oder nur noch verwaltet? Unter Regieren versteht man bekanntlich das politische Handeln nach bestimmten Grundsätzen, wobei die wesentlichen Regierungsakte in einem logischen Zusammenhange stehen. Was erleben wir aber gegenwärtig im Deutschen Reiche und in Preußen? Die preußische Regierung kajolirt die Konservativen auf alle Weise; die besten und einflußreichsten Stellen in der Verwaltung sind den Anhängern der konservativen Partei vorbehalten, bei Wahlen tritt der Regierungsapparat für die Konservativen in Thätigkeit, die Konservativen selbst geriren sich als die eigentlichen Stützen der Regierung und insbesondere auch des Thrones.

Nun hat die preußische Regierung eine Vorlage eingebracht, die eine große Landesmelioration verwirklichen will; sie hat die Beredsamkeit von fünf Ministern aufgeboten, um ihre konservativen Freunde davon zu überzeugen, daß der Rhein-Weser-Elbe-Kanal gebaut werden muß, daß das allgemeine Landesinteresse ihn dringend verlangt, daß der Zustand unserer Finanzen den vermuthlichen Kostenaufwand von rund 260 Millionen Mark durchaus gestattet; der Träger der Krone endlich hat mit einer Offenheit und einem Nachdruck, wie dies in Ländern mit entwickelteren konstitutionellen Gewohnheiten undenkbar wäre, sich für das große Unternehmen engagirt. Aber die konservativen „Stützen“ der preußischen Regierungspolitik — einschließlich einer großen Anzahl van Abgeordneten, die zugleich abhängige Regierungsbeamte sind — verharren in der entschiedensten Opposition, zeigen sich völlig intransigent, drängen die Regierung in die peinliche Lage, sich die Unterstützung des Centrums auf demüthigende Bedingungen hin selbst durch Zugeständnisse zu erkaufen, die mit der Kanalvorlage direkt gar nichts zu thun haben. Und schließlich suchen diese treuen konservativen Freunde der Regierung noch in letzter Stunde durch Aufwerfen immer neuer sogenannter Kompensationsforderungen eine Verschleppungstaktik durchzuführen, die, wenn sie gelingt, der Regierung noch eine empfindlichere Niederlage beibringen würde, als es die einfache Ablehnung der Kanalvorlage wäre.

Während so in Preußen die Regierung sich einer vollständigen Meuterei der patentirten Regierungspartei gegenübersieht und ernstlich vor die Frage gestellt ist, ob sie diesem unerträglichen Zustande nicht durch die Auflösung des Abgeordnetenhauses ein Ende machen soll, bringt die Reichsregierung, bei der Preußen den entscheidenden Einfluß hat, — ist doch der deutsche Reichskanzler zugleich preußischer Ministerpräsident — einen „Gesetzentwurf zum Schutze des gewerblichen Arbeitsverhältnisses“ ein — ohne zwingende Veranlassung, nur auf das Treiben einiger Scharfmacher hin, dicht vor dem Schlusse der Session —, dem gegenüber sich ein Sturm des Unwillens nicht bloß unter den Sozialdemokraten, nicht bloß unter der Arbeiterbevölkerung, sondern sogar in Parteien erhebt, die, wie die nationalliberale, bisher stets eine gewisse Hinneigung zu einer Ausnahmegesetzgebung gegenüber der Sozialdemokratie gezeigt haben. Nichts ist charakteristischer, als daß ein so gemäßigter Politiker wie der nationalliberale Abgeordnete Bassermann eine vernichtende Rede gegen die „Zuchthausvorlage“ gehalten hat, und daß der Führer des Centrums, Herr Lieber, sich dermaßen verächtlich über dieses gesetzgeberische Werk äußerte, daß er vom Präsidenten des Reichstags, einem Fraktionskollegen, zur Ordnung gerufen werden mußte.

Die einzigen Parteien, welche für diese Vorlage ein paar empfehlende Worte übrig hatten, sind die konservativen, die im preußischen Abgeordnetenhause das Hauptwerk der Regierung, die Kanalvorlage, mit allen Mitteln zu Falle zu bringen suchen. Der Hauptvorkämpfer dieser konservativen Vertheidiger der „Zuchthausvorlage“ war auch bezeichnenderweise weder der erkrankte Herr van Stumm, noch Herr von Kardorff, sondern Dr. Arendt, der „Silber“-Arendt, dessen unentwegt falsche bimetallistische Prophezeiungen diesen Politiker zu einer komischen Figur gemacht haben.

Gestützt auf solche Kräfte unternimmt es die Reichsregierung, einen Vorstoß gegen die Sozialdemokratie zu führen, dessen Vergeblichkeit die Anhängerschaft und das Selbstgefühl der Sozialdemokratie naturgemäß außerordentlich steigern muß. Die Niederlage, welche die Reichsregierung bei diesem Anlaß sich zuzieht, ist noch viel schlimmer, als die Niederlage anläßlich der verflossenen „Umsturzvorlage“. Bei dieser fand die Reichsregierung doch noch einige Deckung in den Reihen der Nationalliberalen und in gewissem Sinne selbst bei dem Centrum; aber hier ist sie ja isolirt, daß sogar der Gedanke einer Auflösung des Reichstags gar nicht ernsthaft verfolgt werden kann. In jedem anderen Lande mit parlamentarischen Einrichtungen bliebe eine Regierung, die eine so blutige Niederlage erlitten hat, auch nicht 24 Stunden länger im Amte.

Hinzu kommt, daß der Träger der Krone, der sich für diese Vorlage in einer öffentlichen Ansprache im voraus engagirt hatte, durch das bewiesene Ungeschick der Regierung gleichfalls mit kompromittirt erscheint. Wenn die verantwortlichen Minister sich nicht stark genug fühlen, um eine solche vorzeitige Stellungnahme des Monarchen zu verhindern, so hätten sie doch stark und umsichtig genug sein müssen, um die Ausgestaltung des hingeworfenen Gedankens zu einer Gesetzesvorlage, mit allen Konsequenzen einer parlamentarischen Niederlage, zu vermeiden.

Um ganz zu verstehen, in welcher Sackgasse sich die Regierung im Reich und in Preußen angesichts der geschilderten Vorgänge befindet, mag man sich nur einmal vorstellen, es käme im Reiche wegen der Zurückweisung der

„Zuchthausvorlage" und in Preußen wegen des Scheiterns der Kanalvorlage zu einer Auflösung beider Parlamente. Die Regierung müßte dann im Reiche allein mit den Konservativen gegen alle übrigen Parteien zu Felde ziehen, während sie in Preußen alle übrigen Parteien mobil machen müßte, um den Widerstand der frondirenden Konservativen zu brechen. Die Situation wäre einfach grotesk, aber die Perspektive zeigt wenigstens deutlich, wohin die Regierung bei uns mit ihrer Politik von Fall zu Fall allmäich gelangt ist.

Das Tohuwabahu erscheint noch größer, wenn man sich endlich vergegenwärtigt, daß bei den handelspolitischen Auseinandersetzungen mit fremden Mächten die Reichsregierung in dem konservativen Agrarierthum abermals ihren heftigsten Gegner findet, sobald sie den Weg besonnener Verständigung mit anderen Staaten beschreitet. Die Erneuerung der Handelsverträge wird in den nächsten Jahren der Reichsregierung eine schwere Nuß aufzuknacken geben. Gelingt es ihr nicht, eine Erneuerung der Handelsverträge durchzusetzen, so werden die wirthschaftlichen Interessen Deutschlands empfindlich verletzt; andererseits kann sie mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß die Agrarier sich einer rationellen Handelspolitik ebenso feindlich gegenüberstellen werden, wie heute einer rationellen Kanalpolitik.

Nicht nur der unmittelbaren Gegenwart, sondern auch den sichtbaren Problemen der Zukunft gegenüber fehlt es daher bei der Regierung an jedem klar erkennbaren Regierungsprinzip, und die Frage, mit der wir diesen Artikel überschrieben haben: „Wird bei uns noch regiert?", erscheint im eigentlichen Sinne des Wortes berechtigt.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XXI.

Es kann nicht eindringlich genug wiederholt werden: die Kanalvorlage wird zu Stande kommen, wenn die Regierung nachdrücklich will, und wenn sie nicht zu Stande kommt, so wird das ein unwiderleglicher Beweis dafür sein, daß die Regierung ihren Plan nicht mit wirksamen Mitteln durchsetzen wollte. Hätte die Regierung von Anfang an keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie eine Ablehnung mit einer Auflösung beantworten würde, so wäre die Ablehnung und folgerichtig die Auflösung gar nicht ernstlich in Frage gekommen. Daß eine Regierung, in welcher die Herren von Miquel, von Hammerstein und von der Recke sitzen, es mit den Agrariern nicht gern verdirbt, begreift sich; aber wenn die Regierung so empfindet, so geböte ihr die Klugheit, diese Empfindungen sorgfältig zu verheimlichen. Wenn die Regierung merken läßt, daß sie vor einer Auflösung zurückschreckt, so macht sie die Agrarier zu Herren der Lage.

Die Gegner des Kanals befolgen jetzt die Taktik, ihre Kompensationsforderungen so sehr in das Absurde zu steigern, daß sie auf diesem Wege die Vorlage zu Falle zu bringen hoffen, und sie fordern in frivolem Tone auf, immer noch mehr Kompensationsforderungen anzumelden. Es wird sich zeigen, ob die Regierung sie gewähren läßt; wenn sie das thut, so kann man sicher sein, daß einflußreiche Kräfte im Spiel sind, die im Geheimen auf ein Scheitern der Vorlage hinarbeiten.

Während das Abgeordnetenhaus darauf wartet, daß die Kanalkommission ihre Arbeit wieder aufnimmt, hat es bei der beginnenden Sommerhitze wenig erhebliche Dinge zu thun. Eine Anfrage, wie es mit Einführung einer Steuer auf die Waarenhäuser steht, hat ergeben, daß Herr von Miquel dem Problem, wie eine solche Steuer zweckmäßig zu gestalten sei, noch nicht auf die Spur gekommen ist. Der Versuch des Abgeordneten für Berlin, Dr. Langerhans, den ungerechten Zustand zu beseitigen, wonach auf Grund eines obsoleten Gesetzes Katholiken, Juden und Dissidenten zum Bau evangelischer Kirchen beitragen müssen, ist an dem Widerstand der Konservativen und der Regierung gescheitert. Ein Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Kommunalbeamten, das glücklich zu Stande gekommen ist, bietet kein politisches Interesse dar, und auch die „Charfreitagsvorlage", die im Herrenhause einen ein klein wenig kulturkämpferischen Anstrich bekommen hat, der wieder beseitigt werden soll, ist kaum geeignet, die Leidenschaften zu erregen.

Wichtige Verhandlungen vollzogen sich dagegen im Plenum des Reichstages, der inzwischen offiziell bis zum November in die Ferien gegangen ist, nachdem sehr viele Mitglieder für sich privatim solche schon genommen hatten. Das Alters- und Invalidengesetz ist in seiner neuen Form zum Abschluß gekommen. Die Kommission hatte einige Verbesserungen daran vorgenommen; eine Verschlechterung, die ihr untergelaufen war, ist im Plenum wieder beseitigt worden. Zum Schluß wurde die Vorlage so gut wie einstimmig angenommen; auch die Freisinnigen haben sich, — in gleichen Schalen wägend Leid und Lust, — entschlossen, dafür zu stimmen. Man darf indessen mit Sicherheit annehmen, daß sehr bald sich wieder Bestrebungen regen werden, gründliche Abänderungen vorzunehmen. Der Augenblick wird nie eintreten, in welchem dieses Gesetz eine Gestalt angenommen hat, in der es auch nur einen erheblichen Theil der Bevölkerung voll befriedigt.

Die Vorlage über Verlängerung der gegenwärtigen Handelsbeziehungen zu England ist angenommen, zwar nicht auf unbestimmte Dauer, wie die Regierung es gewünscht hatte, aber doch auf die Dauer eines Jahres, und das ist ja einstweilen genügend. Es ist erfreulich sagen zu können, daß die Regierung die Vorlage ernst und gut vertheidigt hat. Um einen unverständigen Abänderungsantrag abzuwehren, hat sich die Regierung in der Kommission zu geheimen Erklärungen verstehen müssen, die denn auch ihren Zweck erfüllt haben. Wir sollten aber glauben, die Regierung müsse es selbst empfunden haben, wie sehr ihr die Aufgabe, Verhandlungen mit dem Auslande zu führen, durch den unverständigen Eifer der Agrarier erschwert wird. Es machten sich einzelne Ausführungen breit, die ernst zu nehmen schlechthin unmöglich ist. Die Agrarier halten der Regierung bei jeder Gelegenheit das Beispiel des Fürsten Bismarck vor, der ganz anders mit dem Auslande umgesprungen sein würde, wie die gegenwärtige Regierung. Wir wissen nur, daß Fürst Bismarck den Konservativen, wenn sie ihm unbequem wurden, den Daumen ganz energisch auf das Auge gedrückt hat.

Der Erwerb der Karolinen, Marianen &c. ist, nachdem der Verkauf von den spanischen Cortes genehmigt war, auch vom Reichstage nebst dem dazu gehörigen Nachtragsetat gebilligt worden, ohne, wie es sonst bei solchen Summen üblich ist, die Vorlage an eine Kommission zu verweisen. Für uns ist die beste Seite der Erwerbung der Zusammenhang, in den sie mit dem deutsch-spanischen Handelsvertrag gebracht worden ist. Wir kommen zu Spanien nach vielen Störungen und Unterbrechungen wieder in geordnete handelspolitische Verhältnisse, die sich hoffentlich nun erhalten werden. Der Erwerb der Inselgruppen wird auch von den eifrigsten Kolonialschwärmern ohne Ueberschwang begrüßt, und wir können zugeben, daß gegen diese Kolonien weit weniger Einwendungen zu erheben sind, als gegen die Fiebergegenden und wasserlosen Sandwüsten Afrikas. Weder der Gegenstand selbst noch die dafür bewilligte Summe ließen es gerechtfertigt erscheinen, die Regierung zu desavouiren.

Und endlich ist auch die great attraction der Saison, die Zuchthausvorlage in Berathung genommen worden. Daß sie nicht an eine Kommission verwiesen wurde, deutet auf die Absicht, sie glatt abzulehnen; leider läßt sich nicht mit Bestimmtheit voraussehen, ob nicht im

folgenden Verlauf der Berathung einige Punkte herausgegriffen und an eine Kommission zur Appretur verwiesen werden. Möglich bleibt das ja bis zum Schlusse der dritten Lesung.

Für uns ist es eine wunderbare Erscheinung, daß die Regierung noch immer keine Ahnung davon zu haben scheint, in welchem Umfange und mit welcher Stärke sich der Widerspruch gegen diese Vorlage im ganzen Reiche regt. Fürst Hohenlohe that eine Aeußerung, als glaube er, daß gerade durch ihre Einbringung eine Beruhigung der früher aufgeregten Stimmung eingetreten sei.

Die Vertheidigung der Vorlage leitete der Staatssekretär des Innern und nicht der der Justiz, der nur Assistenz leistete, während er nach unserer Ansicht in erster Linie stehen sollte, wenn er mit dem Herzen bei der Sache wäre. Graf Posadowsky sieht in dem Koalitionsrecht der Arbeiter eine Erscheinung, gegen die sich im Wesentlichen nichts machen läßt, die man nun einmal in den Kauf nehmen muß, weil sie vorhanden ist, aber er bemüht sich, dieses Recht mit so viel Schranken zu umgeben, als ob es sich um ein gefahrdrohendes Werkzeug handelte. Wir sehen in dem gleichmäßig und kräftig geübten Vereins- und Koalitionsrecht aller Klassen der Gesellschaft die Grundlage, auf der das Gebäude unserer wirthschaftlichen Verhältnisse allein sicher stehen kann. Erweiterung und Ausbildung des Koalitionsrechts für die Arbeiter ist für uns der Punkt, nach dem wir streben, und von dem wir eine Gesundung alles dessen erhoffen, was an unseren wirthschaftlichen Zuständen ungesund sein mag. Gegen Mißbrauch der Freiheit ist ein Strafgesetz erforderlich, an welches als erste Forderung die zu stellen ist, daß es gleich sei für Alle. Die Gleichheit für Alle ist das Kennzeichen der Gerechtigkeit.

Proteus.

Voltaire vor und während des siebenjährigen Krieges.

Der Herzog von Broglie hat die Litteratur zur Geschichte des Friderizianischen Zeitalters mit zahlreichen Schriften bereichert. Sein historischer Standpunkt, besonders seine Auffassung Friedrich des Großen, hat bei uns und mit Recht Ablehnung gefunden, aber wir verdanken ihm werthvolle Mittheilungen aus französischen Archiven, und seine Thätigkeit hat das Interesse für den großen König in weiten Kreisen seines Landes geweckt und rege gehalten, da er viele seiner Studien zuerst in der „Revue des deux mondes“ veröffentlichte.

Das vorliegende zierliche Buch „Voltaire avant et pendant la guerre de sept ans“*) behandelt ein kleines geschichtliches Problem, das dem Verfasser bei seinen Arbeiten über die österreichisch-französische Allianz von 1756 aufgestoßen ist. Hier wurde bei den Verhandlungen der Name Voltaire nie genannt, nie hatte er Veranlassung des großen Schriftstellers zu gedenken, während ihm bei früheren Untersuchungen immer, wo von den Beziehungen der Regierung Ludwigs XV. zum Berliner Kabinet die Rede war, Voltaire begegnete, dessen Intervention, bald von Ministern oder Gesandten angerufen, bald von jenem selbst angeboten wurde. Man weiß, daß Voltaire nicht zufrieden war, auf den Gebieten der Wissenschaft seine Lorbeeren zu sammeln, sondern den Trieb hatte, sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen, und durch seine Freundschaft mit Friedrich dem Großen sich besonders befugt und befähigt dazu hielt. Aber, so dürfen wir das Resultat der Untersuchung vorweg nehmen, es ist ihm nicht gelungen, eine bedeutende Wirksamkeit auszuüben, einen merkbaren Einfluß zu gewinnen, und er blieb mehr oder weniger in erfolglosen Intriguen stecken oder sah sich in seinem Bemühen von den amtlichen Kreisen zurückgewiesen. Immerhin entrollt das Buch des Herzogs von Broglie ein Stück Lebens- und Charaktergeschichte des vielgefeierten Mannes und behandelt eine Seite seiner Thätigkeit, die so eingehend von keinem seiner Biographen gewürdigt wurde.

Bei zwei Gelegenheiten wurde Voltaire von den Ministern Ludwigs XV. mit vertraulichen Sendungen an König Friedrich beauftragt: das erste Mal unmittelbar nach dessen Thronbesteigung; der Kardinal Fleury ließ durch ihn dem Verfasser des Antimachiavelli seine Komplimente überbringen und sein Bedauern aussprechen, nicht selbst ihm seine Huldigung bieten zu können, wie einst die Königin von Saba Salomo. Zugleich aber sollte Voltaire den Zweck der Rüstungen erforschen. Drei Jahre später, Fleury war todt, Schlesien erobert, sollte Friedrich der französischen Allianz gewonnen werden. Voltaire kam unter der Maske, die Ungnade des Hofes von Versailles zu fliehen und freiwillig das Vaterland zu meiden, weil seine Kandidatur in der Akademie durchgefallen war. Aber der König durchschaute seinen Gast, und beide Male hatte der Erfolg weder den Hoffnungen des Dichters noch den Erwartungen seiner Auftraggeber entsprochen. Immerhin machte jener gute Beobachtungen über die Persönlichkeit des jungen Herrschers, über seine Absichten, über seine Umgebung, die, wie Broglie meint, klügere Minister als die damaligen Ludwigs XV. gut benutzt hätten. Nach seiner Rückkehr wurde er mit Gnaden bedacht: er wurde zum königlichen Historiographen und zum Edelmann der Kammer ernannt — zwei gut dotirte Sinekuren — und beauftragt, die Siege bei Fontenay und Lawfeldt zu besingen. Er verdankte diese Gunstbezeugungen allerdings seinen früheren familiären Beziehungen zu Madame Lenormand d'Etiolles, jetzigen Marquise Pompadour, und zu Marquis d'Argenson, nun Minister des Aeußern, der seine Feder benutzte, besonders zu Schriftstücken, die pomphaft in der Oeffentlichkeit wirken sollten. Aber Voltaire wurde bei Hofe bald unbeliebt; er besaß zu wenig Zurückhaltung, wurde leicht zu familiär, und in seinen Schmeicheleien und Lobeserhebungen erblickte der König immer im Hintergrunde störende Ironie. Man hatte in Versailles den Tempel des Ruhmes, ein lyrisches Intermezzo von Voltaire mit Musik von Rameau aufgeführt. Trajan erscheint mit Lorbeern bekränzt und schenkt der Welt nach seinen Triumphen den Frieden. Das Stück war zu Ende, Voltaire nähert sich der königlichen Loge voll Erwartung der Komplimente; da sie nicht erfolgten, sagt er mit ziemlich lauter Stimme, um gehört zu werden, zum Herzog von Richelieu, der nahe beim Könige stand: „Ist Trajan zufrieden?“ Ludwig kehrte sich stirnrunzelnd um und blickte ihn fest an, ohne ein Wort zu sprechen. Aber der Dichter liebte das Hofleben, und da er es nach solchen Mißerfolgen in Versailles nicht angenehm fand, ging er mit der Châtelet zu Stanislaus Leszinsky, dem einstigen Polenkönig, Schwiegervater Ludwigs XV. und für seine Lebzeit Herr über Lothringen, der in Nancy residirte. Er wurde mit offenen Armen empfangen. Aber auch dort wurde er bald fast unmöglich. Er korrigirte in des Königs Schrift Philosophe chrétien deistische Ideen hinein, die der Beichtvater der Königin, seiner Tochter, bald witterte; diese nahm es auch dem Vater übel, daß er den Freidenker und seine Geliebte am Hofe hielt, und als die Châtelet im Wochenbette starb, zu Voltaire's aufrichtigem Schmerz, wurde dieser Skandal offenkundig und viel verspottet. Unter diesen Umständen kam ihm die Einladung Friedrichs, bei ihm seinen Trost zu suchen und nach Berlin zu kommen, wie gerufen, zumal seine beiden Dramen Oreste und Rome sauvée, durch die er Crébillon's Electre und Catilina vernichten wollte, abgelehnt wurden. Allerdings suchte der vorsichtige Rechner, trotz seines Reichthums, von Friedrich erst das Reisegeld herauszulocken, und dieser verhöhnte ihn zwar, indem er in spöttischen Versen sich mit Jupiter, jenen mit Danae verglich, aber er ließ das Gold

*) Bei Calmann Levy erschienen.

regnen. Doch immer noch zögerte Voltaire, — da erfuhr er von einem Gedicht, das der König an den ganz unbedeutenden Arnaud gerichtet hatte, und worin er jenen Apollo von Frankreich nannte. Wüthend und in Besorgniß, einen Nebenbuhler zu erhalten, entschloß er sich abzureisen. Wegen seiner Hofämter mußte er Urlaub nehmen. Ludwig XV. war zwar ärgerlich über die vielen Franzosen in Berlin, da es aussah, als ob er selbst nicht genug für die Litteratur thäte, — aber Voltaire ließ er kalt ziehen. Er ließ dem Dichter kaum Zeit, seine Bitte um Urlaub auszusprechen, sagte ihm, er könne gehen, wohin er wolle, und wandte ihm den Rücken. Auch der Minister Puisieulx, an den er sich wandte, hatte absolut keine Aufträge für ihn.

Nach diesen bitteren Erfahrungen in der Heimath war Voltaire um so entzückter über die Aufnahme in Potsdam. Zu Ehren der gerade anwesenden Markgräfin von Baireuth fanden prächtige Festlichkeiten statt, und der Dichter wurde von allen Seiten auf das schmeichelhafteste empfangen, selbst Maupertuis, mit dem er eigentlich sich nie gut zu stellen wußte, schrieb damals: „Voltaire ist hier und bildet das Entzücken des Königs und das unsrige; er ist ein Schmuck unserer Feste.“ Diese ersten Zeiten seines Aufenthalts waren wahre Triumphtage für ihn, und als der König ihm den Kammerherrnschlüssel mit 20 000 Francs Pension und jährlich 4000 Francs lebenslänglich für seine Nichte, Madame Denis, wenn sie nach Berlin übersiedeln wollte, bot, war er sehr zufrieden. Jetzt suchte er die Zustimmung seines heimischen Souveräns zu erlangen, da er gern auch seine Aemter und sein Einkommen in Frankreich behalten hätte. Er ergriff verschiedene Maßregeln zu diesem Zwecke: Friedrich schrieb zwar nicht selbst an Ludwig XV., wie Voltaire sich eingebildet hatte, sondern ließ durch seinen Gesandten in Paris, Chambrier, um die Erlaubniß bitten, setzte aber dem Schreiben eigenhändig hinzu, wenn man dort irgendwelche Abneigung zeige, so verzichte er durchaus. Voltaire selbst wandte sich an den Minister des Auswärtigen, betonte, wie ruhmreich für Frankreich es sei, wenn in Preußen die Franzosen so geehrt würden und erbot sich zu Diensten. „Erlauben Sie mir hinzuzufügen“, schrieb er am 17. August 1750 an Puisieulx, „daß es Gelegenheiten geben kann, wo ein Franzose mehr bei Sr. Preußischen Majestät, voll Eifers für den König und sein Vaterland, sehr nützlich sein kann. Ich bin gewiß nicht imstande Dienste zu leisten, ich habe nur guten Willen, und ich bin sicher, daß so reine Gefühle wie die meinigen bei Ihnen Gnade finden werden.“ Schließlich suchte er die Fürsprache der Pompadour zu gewinnen. Sie hatte bei Voltaire's Abreise die Kühnheit gehabt, Friedrich grüßen zu lassen; als dieser davon erfuhr, antwortete er kurz: „Ich kenne sie nicht.“ Natürlich hütete sich der Dichter, ihr diese Aeußerung mitzutheilen, sondern zog es vor, ihr in den Versen zu huldigen:

> Dans ces lieux jadis peu connus
> Beaux lieux aujourd'hui devenus
> Dignes d'éternelle mémoire
> Vos compliments sont parvenus
> Au favori de la victoire.
> Vos myrtes sont dans cet asile
> Avec les lauriers confondus.
> J'ai l'honneur, de la part d'Achille
> De rendre grâces à Vénus.

Das Ergebniß aller dieser Schritte war, daß Madame Denis nicht nach Berlin kommen wollte, daß er seinen Posten als Historiograph verlor, aber gentilhomme de la chambre mit 2000 Francs Pension blieb.

Seine Freunde bedauerten lebhaft den Entschluß; seine Feinde verbreiteten sein Porträt mit der Unterschrift: Voltaire, der Preuße. Er that, als ob er nur deshalb in Preußen bliebe, weil er hier volle Freiheit genösse, weder Priester noch Minister zu fürchten habe und vom König wahrhaft freundschaftlich behandelt werde. Von seinem angebotenen Dienst, an dem Berliner Hof für Frankreich zu wirken, hatte das Pariser Kabinet keinen Gebrauch gemacht, zu seinem Schaden, wie Broglie meint. Die politische Lage hatte sich zugespitzt, der französische Einfluß war in Berlin gering, der Gesandte de la Touche war beim König wenig geachtet; scheinbar schwankte dieser zwischen Versailles und London; um ihn zu gewinnen, erschien der Herzog von Nivernais in Berlin, aber das erste, was er nach Hause melden mußte, war der Abschluß der Konvention von Westminster. Hatte Voltaire, der Schlaue, von dieser Wendung nichts geahnt? Hätte er, von seinem heimischen Kabinet besser behandelt, vorher Andeutungen machen können? Unser Autor glaubt die Frage bejahen zu dürfen.

Nur zwei Jahre dauerte das Verhältniß zwischen Friedrich und Voltaire; dann trat der Bruch ein. Was dieser während seines Aufenthalts in Berlin nicht schreiben durfte, das konnte er dann mittheilen, und das Ministerium hätte aus seiner geschickten Feder ein werthvolles Bild von den inneren Zuständen am preußischen Hofe erhalten können. Aber man ließ ihn fallen, schützte ihn nicht, kümmerte sich nicht um ihn. Die unsauberen Geldgeschäfte und der daraus erwachsene Prozeß zog ihm die Ungnade des Königs zu; er ließ sich schlecht behandeln und blieb, suchte aber doch seine Rückkehr in die Heimath vorzubereiten. Um die Gunst der Pompadour zu gewinnen, deutete er in einem Schreiben an den Marschall v. Richelieu auf die Darstellung hin, die er in seinem Siècle de Louis XIV. von den Damen de La Vallière, Montespan und Maintenon gegeben hatte, aber diese Berufung auf die Solidarität der königlichen Maitressen scheint nichts genützt zu haben. Sein Verhältniß zum Könige wurde immer schlechter; seine spöttischen Aeußerungen fanden ihren Gegenklang in Friedrichs boshaften, und dieser sagte offen, er brauche ihn noch ein Jahr; man presse die Orange aus und werfe die Schale fort. Dann brach der bekannte Streit zwischen den Mathematikern Maupertuis und König aus, in den Voltaire mit anonymen Angriffen gegen den ersteren sich einmischte, die wiederum der König mit anonymer Entgegnung beantwortete, in der er Voltaire als elenden Skribenten bezeichnete. Nun schrieb dieser die Diatribe du docteur Akakia, die schließlich vom Henker verbrannt wurde. Durfte und konnte er länger bleiben? Aber wie den Abschied erlangen, da er Kammerherr war? Und wohin gehen? Er mußte fürchten, in Frankreich als Verfasser von Schmähschriften auf Ludwig XV. verdächtig zu sein. Er näherte sich dem sonst verspotteten französischen Gesandten La Touche, um sich die Wege nach Hause zu bahnen, und forderte vom König seine Entlassung. Der König nahm sie nicht an, und La Touche erhielt auf seine Anfrage in Paris den Befehl, sich nicht einzumischen. Gewiß wäre der gekränkte Dichter ohne weiteres heimlich fortgegangen, wenn er nicht ungefähr 40 000 Thaler in Preußen angelegt hätte und erst herausziehen wollte. So dauerte der unentschiedene Zustand mehrere Monate. Der König behandelte ihn ganz freundlich, aber Voltaire schützte Krankheit vor, um nicht bei Hofe zu erscheinen. Dann bat er um Urlaub zu einer Badereise nach Plombières, endlich entließ ihn der König. Aber bei aller Nichtachtung war Voltaire dem König unentbehrlich, und so verlebten sie noch einige Tage ganz freundlich miteinander und schieden friedlich. Die Katastrophe, die alsdann in Frankfurt eintrat, ist bekannt. Voltaire hatte einen Band Gedichte des Königs mitgenommen, die, nur in kleiner Anzahl gedruckt, satirische Ausfälle auf alle möglichen politischen und militärischen Personen in Europa enthielten. Der preußische Resident in Frankfurt ließ ihn und seine Nichte einsperren; vergeblich rief er als französischer Kammerherr den Schutz des Frankfurter Magistrats an, vergeblich bestürmte die Denis die Pompadour, Argenson und andere einflußreiche Personen; erst nach 14 Tagen ließ man sie abreisen, und wie Friedrich vorausgesetzt hatte, wagte jener nicht nach der Heimath zurückzukehren, da ihm eine Aeußerung des Königs Ludwig XV. mitgetheilt wurde, er wünsche Voltaire nicht in seiner Nachbarschaft zu sehen. Mehrere Jahre verbrachte Voltaire in Straßburg und Colmar, immer voll Hoffnung auf die Pompadour, aber die Ungnade wich nicht; endlich kaufte er sich ein Landgut bei Genf, das er Délices nannte.

Inzwischen hatte die Politik Europas eine eigenartige Wendung genommen; das Bündniß zwischen Frankreich und Oesterreich war abgeschlossen. Durch seine Memoiren hat Voltaire das Märchen verbreitet, die Spottverse Friedrichs auf die Pompadour und den Abbé Bernis hätten dies Ereigniß bewirkt; — davon kann keine Rede sein, da ganz andere Faktoren mitwirkten und jene Verse erst weit später bekannt wurden. Das Bündniß hatte für Voltaire merkwürdige Folgen. Mit Friedrich hatte der Verkehr nicht ganz aufgehört; sie hatten einander ihre neuen Schriften zugesandt, und Voltaire behauptet, man habe ihm das Anerbieten gemacht, in Gnaden nach Berlin zurückzukehren. Broglie vermuthet, daß der französische Resident in Solothurn, ein alter Diplomat, Chavigny, der zu Friedrich ein freundliches Verhältniß hatte und ein Gegner der österreichischen Allianz war, den Vermittler machte, und daß der König durch Voltaire auf die öffentliche Meinung in Frankreich einwirken wollte; — aber das sind alles nur Kombinationen; der König leugnete jedes Entgegenkommen, als sich das Gerücht von der Wiederannäherung verbreitete; Voltaire behauptet, abgelehnt zu haben; aber er scheint die ganze Geschichte erfunden zu haben, um damit in Versailles Eindruck zu machen. Und viel anders wird es auch mit den angeblichen Anerbietungen des Wiener Hofes nicht gewesen sein; auch sie kennen wir nur aus Voltaire's eigenen Schreiben, während alle Wahrscheinlichkeit dagegen spricht. Stolz erklärte er, zu Königen nicht mehr gehen zu wollen.

Schneller als man erwartet hatte, brach der Krieg aus. Broglie, wie in seinen früheren Schriften, ein Gegner Friedrichs, sieht in ihm den Friedensstörer. Ein geschickter Streich, das gibt er zu, war es aber, daß der König durch Veröffentlichung des Mémoire raisonné sur la conduite des cours de Saxe et de Vienne die öffentliche Meinung gewann. Warum, fragt Broglie, da der Kampf auch auf litterarischem Gebiete begonnen hatte, zog die französische Regierung nicht den geschicktesten Publizisten, dessen Worten ganz Europa zu lauschen pflegte, heran? Voltaire blieb Zuschauer, wo er für sein Leben gern mitgewirkt hätte. Seinen Standpunkt präzisirte er dahin: Siegt Friedrich, so wird er, Voltaire, wegen seiner ehemaligen Vorliebe für ihn gerechtfertigt sein; wird jener geschlagen, so wird er gerächt sein. Nach der Niederlage bei Kollin machte die Markgräfin von Baireuth mit Zustimmung des Königs den Versuch, in Frankreich für den Frieden zu wirken und die Pompadour dafür zu gewinnen. Vergeblich! Sie klagte Voltaire ihre Betrübniß über Friedrichs schlimme Lage; er suchte sie mit dem Marschall v. Richelieu in Verbindung zu bringen und richtete an den König, der in Prosa und Poesie Selbstmordgedanken kundgethan hatte, eine moralische Epistel. Friedrich schrieb übrigens selbst an Richelieu, aber dessen Eröffnungen wurden in Paris unbeantwortet gelassen; der König äußerte damals, die Franzosen werden ihre Impertinenz und ihren Stolz bedauern; — und schlug sie bei Roßbach. Dieser Sieg, der nach den eigenen Aufzeichnungen des Abbé Bernis, Friedrich auch in Frankreich außerordentlich populär machte, unterbrach auch andere Verhandlungen. Voltaire hatte die Markgräfin mit dem Kardinal von Lyon, Tencin, ins Einvernehmen gesetzt; dieser war bei Ludwig XV. einflußreich, der österreichischen Allianz abgeneigt und begierig eine Rolle zu spielen. Aber Bernis wies seine Einmischung zurück und trug es dem Dichter nach, daß er sich in diese Dinge eingemengt. Voltaire war deshalb sehr zufrieden, als bald darauf der Herzog von Choiseul das Ministerium übernahm.

Sein Verhältniß zum Könige war überaus merkwürdig; der Dichter, Groll im Herzen, schrieb trotzdem die schmeichelhaftesten Briefe, und Friedrich, Verachtung im Herzen, erwiderte im gleichen Tone. Wie aber erschrak Voltaire, als er eines Tages vom Könige ein Packet empfing, das offenbar unterwegs schon geöffnet war, und die blutigsten Spottverse auf Ludwig XV. und die Pompadour enthielt! Mußte er nicht befürchten, als Mitwisser und Mitwirker der königlichen Poesie in Versailles für alle Zeit unmöglich zu werden! Er ließ sich schleunigst von dem französischen Residenten in Genf bezeugen, daß das Packet, ehe er es erhielt, geöffnet war, daß also ein Kundwerden der Spottgedichte ohne sein Wissen und Verschulden möglich wäre, und schickte es an Choiseul. Dieser nahm die Sache nicht so tragisch; er dichtete eine Satire gegen den König, und drohte sie zu veröffentlichen, wenn jener die seinige publizire. Voltaire nimmt nun den Ruhm für sich in Anspruch, den König davon zurückgehalten und so Europa das Schauspiel erspart zu haben, daß ein König und ein Minister sich gegenseitig mit Schmähgedichten angriffen. Aber unser Autor weist nach, daß von der Ankündigung der Erwiderung Choiseul's und der Friedensmahnung der Briefwechsel keine Spur enthalte; nur ein Dank des Ministers für die Mittheilung ist nachweisbar. Unter Choiseul stieg Voltaire wieder etwas in der Gunst des Hofes, kaufte Fernay, kehrte also nach Frankreich zurück und bot dringend jetzt wieder seine Dienste an, da er mit Friedrich, mit dem Pfalzgrafen, mit dem Herzog von Württemberg, mit dem Hause Gotha, mit einflußreichen Engländern in Korrespondenz stehe. Er erzählt, daß er geradezu die Verbindung zwischen Friedrich und Choiseul hergestellt habe, daß beide ihm ostensible Briefe politischen Inhalts schrieben, die sie, der eine für den andern, bestimmt hatten, — aber von Choiseul's Briefen an Voltaire ist nichts bekannt geworden, und der König schrieb ihm Verse, aber keine ernsten politischen Erörterungen; und wenn er 1760 in einem Schreiben ausrief: „Ich werde die Waffen nicht früher niederlegen als nach drei Feldzügen; wir werden den Frieden unterzeichnen, der König von England in Paris und ich in Wien. Melden Sie das Ihrem kleinen Herzog!" so wird man auch darin keinen vollgültigen Beweis für Voltaire's Angaben sehen können.

Seit 1760 hörte der Briefwechsel zwischen Friedrich II. und Voltaire für die Dauer des Krieges auf, und später bewegte er sich nur um litterarische Gegenstände. Es ist Voltaire nie gelungen, eine ernsthafte, politische Rolle in dieser bewegten Zeit zu spielen, so eifrig er auch danach strebte, und was er selbst davon erzählt, ist Prahlerei.

Bruno Gebhardt.

Anlehnungen und Entlehnungen.

Gibt es wirklich auch im Aether des Gedankens Keime, wie solche in der Luft liegen? Viele behaupten es, manche bestreiten es, aber es ist doch eine merkwürdige Erscheinung, die zu Zeiten immer wiederkehrt, daß auch Ideen förmlich in der Luft zu liegen scheinen und plötzlich von verschiedenen Leuten, die ganz unabhängig von einander, ausgesprochen werden. Auf dieses bis jetzt noch nicht formulirte ästhetische Gesetz von den Keimen in der Luft des Geistes führen auch Manche das eigenthümliche Zusammentreffen zweier Dichter, die im Grunde genommen ebenfalls ganz unabhängig von einander sind, in einer Idee, ja oft sogar in einem großen Werke zurück. Die Frage: Bewußte Anlehnung oder unwillkürliches Zusammentreffen? läßt sich aber nicht durch ein Gesetz erledigen, sondern erheischt in jedem einzelnen Falle eine besondere Erwägung.

Als ein charakteristisches Beispiel hierfür möchte ich heute einige zum Theil sehr frappante Belege aus den Dichtungen Heinrich Heine's bringen, die um so interessanter sind, weil ja gerade die Originalität dieses Dichters auch selbst von seinen erbittertsten Gegnern willig eingeräumt wird.

Freilich, Friedrich Rückert war darüber anderer Ansicht. Er meinte einmal, er könne nicht zugeben, daß Heine seine reizenden Lieder selbst gemacht habe, er könne ihn hier nur als Organ gelten lassen. Darauf bemerkte Melchior Meyr, daß dieses Wort den Sänger des Buches der Lieder sicherlich ergötzt haben würde und er setzte noch hinzu: „Ich glaube fast, Heine hätte entgegnet: Bravo, Freund Rückert,

besser hat mich noch Niemand gelobt. Weißt Du, was es heißt: Organ sein? Genie sein. Ich wünschte, daß Du in Deinen Liedern auch etwas mehr und etwas öfter Organ gewesen wärest".

Die nähere Veranlassung zu meiner heutigen Untersuchung bietet mir ein Aufsatz des berühmten Sanskritforschers Prof. **Max Müller** in Oxford unter der Ueberschrift: „**Coincidences**" (**Fortnigthly Review** 1898 S. 157 ff.). Max Müller ist einer der größten Kenner der Weltlitteratur, und er stellt in seinem interessanten Aufsatz die Behauptung auf, daß übereinstimmende Ideen und Aussprüche, die in der Mythologie und in der Religion, in Kunst und Poesie scheinbar unabhängig von einander an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten aufgetaucht sind, in einem gewissen Zusammenhang mit einander stehen müßten, wenn es auch oft sehr schwer sei, diesen nachzuweisen. Er ist also ein unbedingter Anhänger der sog. Entlehnungstheorie.

Aber diese Theorie scheint mir sehr gefährlich zu sein, denn sie kann, mit Eifer verfolgt, leicht zu einem gewissen Alexandrinerthum in der Litteratur führen, für das ohnehin eine bestimmte Neigung in unserer Zeit vorzuherrschen scheint. Wenn es nun gelänge, den Nachweis zu führen, daß solche Uebereinstimmung zweier Dichter, die unter gewissen Umständen eintreten zu müssen scheint, thatsächlich eine **zufällige** ist, weil eine bewußte Anlehnung absolut ausgeschlossen, so wäre damit der sicherste Beweis **gegen** diese Entlehnungstheorie erbracht. Gerade Heine's Dichtungen scheinen mir das geeignetste Objekt für einen solchen Nachweis zu sein. Er ist durch und durch modern und doch finden sich bei ihm Anklänge an Dichter und Dichtungen, die vor mehr als einem Jahrtausend entstanden sind.

Eine der schönsten und unzweifelhaft originellsten seiner Dichtungen ist das Lied vom Fichtenbaum und der Palme, ein meisterhaftes Stimmungsbild der deutschen Poesie, ausgezeichnet durch die Plastik und Klarheit der darin ausgesprochenen Empfindungen. Ich habe nun aber schon vor mehr als zwölf Jahren nachgewiesen, daß das Grundmotiv dieses Gedichts, der Gedanke von der sehnenden Palme, schon **anderthalb Jahrtausende** vorher von einem Dichter in ähnlicher Weise verwendet worden ist. In jener anonymen Volkspoesie der Juden, die unter dem Namen „Midrasch" gesammelt und an der mehr als ein Jahrtausend gearbeitet hat, findet sich zu dem Psalmvers 92,13: „der Gerechte blühet wie eine Palme" die folgende poetische Nutzanwendung: Wie die Palme sich nach etwas sehnt, so sehnt sich das fromme Herz nach Gott. Ein Rabbi erzählt zur Erläuterung des Ausspruches folgende Geschichte: „Einst stand eine Palme in Emmaus. Man pfropfte sie, sie trug aber keine Früchte; da sprach ein Kundiger: ‚O, diese Palme **sehnt** sich nach einer andern in Jericho'. Man ging und holte jene von da, verband sie mit ihr und bald darauf prangte sie fruchtbeladen". (Midrasch Tehillim z. St). Ob Heine diese Midraschstelle einmal von einem seiner gelehrten jüdischen Freunde in Berlin gehört oder in einer Sammlung haggadischer Erzählungen gelesen und ob sie ihn zu seinem Gedicht angeregt hat, weiß ich nicht; aber ich weiß zufällig, daß sich das Motiv später noch und zwar in einem Gedicht findet, das Heine wohl kaum gekannt hat. Aus dem farbenglänzenden Orient wandert nämlich die Idee von der sehnenden Palme mit dem weltbeherrschenden Omejjaden-Geschlecht nach dem Lande des Weins und der Gesänge, nach dem schönen Spanien, wo Abdurrahman III. die berühmte Moschee zu Cordova erbaut und große Gärten angelegt hat. Dieser Herrscher brachte auch die erste Palme nach Europa und an sie, die Stammmutter aller übrigen, richtete er in wehmüthiger Erinnerung an sein fernes Heimathland die folgenden, vom Grafen Schack vortrefflich übersetzten arabischen Verse:

Du, o Palme, bist ein Fremdling
So wie ich in diesem Lande,
Bist ein Fremdling hier im Westen,
Fern von deiner Heimath Strande

Weine drum! Allein die Stumme
Wie vermöchte sie zu weinen,
Nein, sie weiß von keinem Grame,
Keinem Kummer, gleich dem meinen.

Aber könnte sie empfinden,
O, sie würde sich mit Thränen
Nach des Ostens Palmenhaine
Und des Euphrats Wellen **sehnen**!

Man sieht, der arabische Dichter ist, allerdings um ein Jahrtausend **später**, dem poetischen Stimmungsbild schon näher als der hebräische. Interessanter noch als die gemeinsame Idee, ist aber die Art der Behandlung und der Fortschritt in der Natursymbolik des Menschenlebens im Lauf der Jahrhunderte.

Daß Abdurrahman die Erzählung des Midrasch aus irgend einer zweiten Quelle gekannt, ist nicht unmöglich, daß sie Heine gekannt, ist sogar leicht möglich. Dagegen konnte Heine das Gedicht Abdurrahmans unmöglich bekannt sein, da die erste Ausgabe der arabischen Chrestomatie Hollat's, in der jenes Gedicht sich befindet, viel später und die deutsche Uebersetzung Schack's mehr als 30 Jahre **nach** den Gedichten Heine's entstanden ist.

Verringert dies aber den Werth jenes Gedichts oder den Ruhm des Dichters, wenn er hier wirklich einmal nur Organ war? Ich glaube nicht. Im Gegentheil: Seine poetische Kraft erscheint in noch hellerem Lichte, wenn wir den Wandlungen des Stoffes folgen und erkennen, welch ein tiefempfundenes Stimmungsbild Heine daraus geformt hat. Gerade das neue Motiv, das er in die uralte Idee hineintrug, von dem Fichtenbaum, den ja der Midrasch gar nicht, und der arabische Poet kaum gekannt hat, steigert die poetische Schönheit und den seltsamen Reiz des Gedichts.

Max Müller ist freilich anderer Ansicht, und er sucht dies wiederum an einem der populärsten Gedichte von Heine nachzuweisen. Es ist das die alte Geschichte:

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt,
Der Andere liebt eine Andere
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen,
Der Jüngling ist übel dran.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu;
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Nun hat Max Müller in der berühmten indischen Spruchsammlung des **Bhartrihari** aus dem 7. Jahrhundert und zwar in der 2. Abtheilung der „Centurie der Lebensklugheit" (nitiçatakam) einen Vers gefunden, welcher aus dem Sanskrit ins Deutsche übertragen, etwa so lautet:

Die, an welche ich stets denke, ist mir fremd geworden.
Sie liebt wieder einen andern Mann, der hat sich einer andern zugewendet.
Und auf mich hofft wohl eine andere wieder.
Wehe ihr, wehe ihm und der Liebe, wehe jener und auch mir!

„Ist das nun ein zufälliges Zusammentreffen?" fragt Max Müller seine Leser. „Eine Zeile mag es sein, doch vier Zeilen nie". In dieser Ueberzeugung forscht er, obwohl er sich selbst sagen muß, daß Bhartrihari wie Heine trotz einer Distanz von 1173 Jahren dieselbe Schule des Lebens durchgemacht und daß die gleichen menschlichen Passionen bei ihnen die gleichen Empfindungen geweckt haben mögen, in dem Leben des Dichters und in seiner Korrespondenz nach der verhängnißvollen Quelle. Er meint, Heine habe nie Sanskrit gehört, aber in einem Brief an seinen Vater, Wilhelm Müller, vom 7. Juni 1826 heißt es: „Als ich in Bonn studirte, hat mir August Schlegel viele metrische Geheimnisse aufgeschlossen".

Das ist aber ein sehr schwacher Beweis, denn metrische sind andere als dichterische Geheimnisse. Aber möglich ist es immerhin, daß Heine von August Wilhelm v. Schlegel jene Sprüche des Bhartrihari in deutscher Uebertragung gehört hat. Thatsächlich hat sich ja Schlegel in jener Zeit viel mit jener indischen Spruchsammlung beschäftigt und einige ihrer schönsten Epigramme in ganz wundervoller Weise ins Deutsche übertragen. Auch später hat Heine bei Franz Bopp in Berlin hie und da Vorlesungen über Sanskrit besucht und auch in diesen konnte er jenen Vers gehört haben. Die Möglichkeit einer Entlehnung ist also vorhanden. Trotzdem ist es nach meiner Ansicht auch hier nicht angängig, eine solche mit der Bestimmtheit anzunehmen, die Max Müller fordert, da ja eigentlich die Uebereinstimmung sich nur auf die erste Strophe des Heine'schen Gedichts erstreckt.

Der übereinstimmende Gedanke kehrt aber bei verschiedenen Dichtungen in der gleichen Weise wieder, denn in demselben Jahrhundert, in welchem die Sprüche des Bhartrihari gesammelt wurden, lebte in Arabien der berühmte Poet Maimun ibn Kais gewöhnlich Al-A'sha, d. h. der blinde Seher, genannt. Und auch in seinen Gedichten findet sich eins, das mit dem Spruch des Bhartrihari und mit dem Gedicht Heine's eine merkwürdige Uebereinstimmung hat. Ich citire dasselbe nach der Prosaübersetzung, welche de Saey in seiner „Chrestomatie Arabe“ (Paris 1826 S. 465) gegeben hat:

. Ich bin rein durch Zufall an sie gefesselt, während sie einem andern Manne angehört, und dieser Mann wieder eine andere Frau liebt.

2. Ihm wurde wieder ein Weib zu Theil, das er nicht zu lieben scheint, denn unter den Männern ihres Stammes ist einer, der nach ihr sich sehnt und verzweifelt.

3. Mir aber ist wieder ein anderes Weib zugethan, die mir nicht folgen kann. Eine Liebe ist verbunden mit der andern, die unser aller Unglück ist.

4. Jeder von uns erduldet Qualen in seiner Sehnsucht nach einem andern; wir sind einander fern und doch so nah, verstrickt und wieder verstrickend.

Einen interessanten Beweis gegen seine eigene Theorie bietet die These Max Müller's selbst, denn es wird sicher in weiten Kreisen von Interesse sein zu erfahren, daß schon am 28. Juli 1883 ein junger Kandidat der Philologie in der großen Aula der Berliner Universität bei seiner öffentlichen Promotion unter seinen Doktorthesen die folgende vertheidigt hat: „Das Gedicht von Heinrich Heine: Ein Jüngling liebt ein Mädchen u. s. w. ist im Wesentlichen eine Entlehnung des Bhartrihari ‚yam cintayami satatam‘.“ In dieser Doktorthese ist also genau die Entdeckung enthalten, welche Max Müller jetzt auch gemacht hat. Der junge Doktor war der Gymnasialoberlehrer Dr. Heinrich Weber in Potsdam, der Sohn des berühmtesten Sanskritforschers Albrecht Weber. Er hat, wie er mir mittheilt, die Argumente für und wider die These in einem Aufsatz zusammengestellt, der in der „Deutschen Rundschau“ erscheinen soll, und auf den ich schon jetzt das Interesse der Leser hinlenken möchte. Man sieht also aus dieser kleinen Coincidence, daß nicht nur zwei Dichter, sondern auch zwei Gelehrte auf dieselbe Idee kommen können.

Viel merkwürdiger ist ein anderer Fall, wo die Entlehnung klar zu Tage liegt. Wir müssen allerdings, um dazu zu gelangen, aus dem Lande der Lotosblumen und aus der arabischen Wüste einen weiten Weg durch die Jahrhunderte bis nach dem modernen Frankreich zurücklegen. Das Verhältniß zwischen Heine und Béranger ist bisher noch so gut wie garnicht besprochen worden. Was Louis P. Betz in seinem Buche: „Heine in Frankreich“ (Zürich 1895 S. 306) darüber bringt, ist unrichtig. Er behauptet: Obschon bei Béranger von einem Einfluß Heine's nicht die Rede sein kann . . . so ist doch mit Recht behauptet worden, daß er sich von den Schilderungen des „Tambour le Grand“ inspiriren ließ. Das „Grenadier-Lied“ Heine's hatte schon längst die Runde in der lesenden Welt gemacht, bevor Béranger seine „Les vieux drapeaux“ und „Les vieux sergeants“ gesungen. In dem letzteren Liede hat er Heine's Wort von dem künftigen heiligen Grabe auf St. Helena benutzt“.

Unmöglich konnte sich Béranger von den Schilderungen Heines inspiriren lassen, da die Geschichte von dem französischen Tambour Mr. Le Grand zuerst im zweiten Band der „Reisebilder“ steht, die im Jahre 1827 erschienen, während von den beiden obengenannten Gedichten von Béranger das eine 1820 und das andere 1823 entstanden ist. Heine hatte allerdings sein Lied von den Grenadieren bereits gedichtet, als diese Chansons in der zweiten Liedersammlung von Béranger 1821 erschienen, aber es ist doch ein kleiner Haken dabei, denn Heine's Lied von den Grenadieren ist erst im Herbst 1821 in der ersten Ausgabe seiner Gedichte erschienen. Béranger selbst gibt als Entstehungszeit seines Gedichts das Jahr 1815 an, während Heine behauptet, die zwei Grenadiere 1816 gedichtet zu haben. Eher könnte man behaupten, daß Heine durch das Gedicht Béranger's „Les deux Grenadiers“ beeinflußt worden, das schon im April 1814 entstanden ist und in dem der Refrain eine gewisse Aehnlichkeit mit der 5. Strophe des Heine'schen Liedes hat.

Aber nicht eigentlich davon wollte ich heute sprechen, sondern ich wollte im Anschluß an mein Thema den interessanten Fall einer Entlehnung mittheilen, die bisher noch nicht entdeckt wurde. In Béranger's Chansons findet sich eine: „Les Negres et les Marionettes“, von der ich eine allerdings sehr freie Uebersetzung gebe, die Chamisso 1838 veröffentlicht hat:

Neger härmten sich und starben
Auf dem Schiffe dutzendweise,
Starben, starben und verdarben
Dem Patron die ganze Reise:
Blitz! die Waare muß man retten!
Ei, vergeßt doch eurer Ketten,
Seht auf meine Marionetten,
Gute Sklaven, seid vergnügt!

Also läßt er auf der Stelle
Den Theaterkasten bauen,
Quäkend zeigt sich Pulcinelle,
Frau und Nachbar sind zu schauen;
Negern sind das fremde Sachen,
Sie verwundern sich, sie machen
Große Augen, ja, sie lachen!
Gute Sklaven, seid vergnügt!

Pulcinell, ein ärger Zänker:
Mord und Todtschlag! — kommt der Richter, —
Kommt der Galgen, — kommt der Henker, —
Gar befremdliche Gesichter!
Jener Ketten sind indessen,
Harm und Leiden schon vergessen,
Seht, sie lachen wie besessen,
Gute Sklaven, seid vergnügt!

Und der Teufel holt am Ende
Pulcinell, er unterliegt.
Jene klatschen in die Hände;
Schwarz! Triumph! Er! wir! er sieget!
Lassen von dem Stück sich irren,
Jubeln, schreien, jauchzen, schwirren, —
Helden, deren Ketten klirren,
Gute Sklaven, seid vergnügt!

Dieses Lied gab Heine ohne Zweifel den Stoff zu dem bekannten Gedicht „Das Sklavenschiff“, welches erst in den „Vermischten Schriften“ 1854 Bd. I. S. 136 erschienen ist. Die Idee, daß ein Kapitän, weil seine Neger dutzendweise auf dem Schiffe starben und verdarben, um die Waare zu retten, sie Theater spielen und tanzen läßt, ist die Grundlage beider Gedichte. Hier ist Heine zuverlässig der Entlehner. In der französischen Ausgabe seiner letzten Dichtungen hat er dem Gedicht sogar den Titel „Le négrier“ gegeben, einen Anklang an Béranger also

keineswegs verschmäht. Aber er hatte auch wahrlich keinen Grund dazu. Was hat Heine nicht aus diesem Gedicht gemacht? Der breite, holländische Superkargo Mynheer van Koek steht förmlich vor uns, wie er den Profit der Ladung berechnet und der Doktor van der Smissen mit der rothen Warzennase ebenfalls. Thurmhoch steht hier der deutsche über dem französischen Dichter und das wird jeder objektive Beurtheiler zugeben müssen.

Und nun will ich zum Schlusse, da ich bisher nur von Entlehnungen Heine's gesprochen habe, eine solche erwähnen, die an Heine begangen wurde und zwar von keinem Geringern als von Alfred de Musset. In seiner herrlichen Dichtung „Mardoche" hat Musset 1835 den Schluß eines bekannten Heine'schen Gedichts oder vielmehr die Schlußpointe desselben in ganz auffälliger Weise kopirt. Die Strophe 9 in dem französischen Gedicht lautet:

Il se peut qu'on oublie un rendez-vous donné,
Une chance. — un remords, — et l'heure où l'on est né,
Et l'argent qu'on emprunte. — Il se peut qu'on oublie
Sa femme, ses amis, son chien et sa patrie. —
Il se peut qu'un vieillard perde jusqu'à son nom.
Mais jamais l'insensé, jamais le moribond,
Celui qui perd l'esprit, ni celui qui rend l'âme,
N'ont oublié la voix de la première femme
Qui leur a dit tout bas ces quatre mots si doux
Et si mystérieux: „My dear child, I love you".

Das ist doch genau derselbe Scherz oder dieselbe Dissonanz, mit der Heine sein bekanntes Gedicht „Die Jahre kommen und gehen" abgeschlossen hat:

Noch einmal möcht' ich dich sehen
Und sinken vor dir aufs Knie
Und sterbend zu dir sprechen:
Madam, ich liebe Sie!

Nur daß hier die Rollen vertauscht sind, was mehr für die beiden Nationen, denen sie angehören, als für die Dichter selbst charakteristisch erscheint.

Gustav Karpeles.

Sardinien.

Während der 20 Jahre seiner Regierung hat König Humbert erst kürzlich die Gelegenheit gefunden, mit der Königin Sardinien einen Besuch abzustatten. Dies ist um so auffallender, als gerade der Titel eines Königs von Sardinien einer der angesehensten unter den vielen Titeln seiner Vorfahren war. Auch fanden sie dort einen Zufluchtsort zu der Zeit, als der napoleonische Sturm auf die ältesten Staatsgebilde und die ehrwürdigsten Souveräne niederbrauste. In den entlegensten Kirchen der Insel stößt man auf Gräber savoyardischer Prinzen. Als Erklärung für diesen merkwürdig verspäteten königlichen Besuch darf man wohl die große Unsicherheit der Insel und die dort herrschenden polizeilichen Verhältnisse ansehen. Es mußte für ein Herrscherpaar ein eigenthümliches Gefühl sein, an der Wende des neunzehnten Jahrhunderts eine Provinz zu besuchen, die, wohl geeignet eine Perle des Reiches zu sein, sich in derartig barbarischen Verhältnissen befindet, als ob zwei Jahrtausende ziemlich spurlos an ihr vorübergegangen wären.

Man kann das energische Aufraffen sämmtlicher Behörden der Insel und ihr strenges Auftreten gegen das dort so tief eingewurzelte Banditenthum als eine Folge des glänzend verlaufenen Besuches des italienischen Königspaares ansehen. Dieses plötzliche Frontmachen gegen die Banditen glich einer kunstgerechten Mobilisirung. Des Nachts wurden an den verrufensten Punkten der Insel Truppen zusammengezogen, Patrouillen von Gensdarmen und Militär umzingelten verdächtige Häuser, schreckten die Bewohner aus dem Schlafe auf, machten eine erhebliche Anzahl derselben zu Gefangenen, führten sie zum Bahnhof und brachten sie in dort bereitstehenden Sonderzügen unter. Ein langer Zug theils lärmender und heulender Angehöriger, theils Neugieriger war den Truppen gefolgt, wurde aber auf den Bahnhof nicht zugelassen. An jedem Eingang der Bahnhöfe von Sassari und Nuoro, dem Mittelpunkt dieser eigenthümlichen Kriegsoperationen, standen Militärposten mit gefälltem Bajonett und auf eine Strecke von vielen Kilometern war die Eisenbahn von Soldaten gedeckt, wie dies in Rußland bei den Reisen des Zaren zu geschehen pflegt! Wenn man das Namensverzeichniß der vielen auf diese Weise unschädlich gemachten Personen in den italienischen Zeitungen liest, — über 500 — so ist man betroffen von den zahlreichen Namen von Bürgermeistern, Magistratssekretären, Geistlichen und Grundbesitzern, die man darunter findet. Auch zu ernsten Schlachten kam es zwischen den Karabinieri und den gefürchtetsten Banditen, mehrere wurden getödtet oder gefangen genommen, andere ergaben sich oder stellten sich freiwillig den Behörden, letztere waren allerdings hauptsächlich solche, auf deren Festnahme Prämien von einigen hundert bis zur Höhe von einigen tausend Lire ausgesetzt waren.

Die Umsicht dieser Operation läßt darauf schließen, daß sie seit langer Zeit bis in die kleinsten Einzelheiten vorbereitet war und sie wurde mit einer Energie und Schärfe durchgeführt, die den Behörden alle Ehre macht.

Di ganze Tragweite dieses löblichen Vorgehens der italienischen Regierung übersieht man am besten an der Hand des Buches von Niceforo, des bekannten italienischen Sociologen: „La Delinquenza in Sardegna"*). Mit Zuhilfenahme der staatlichen Statistik stellt Niceforo fest, daß Sardinien in Bezug auf die Zahl der dort vorkommenden Morde, Feuersbrünste, Eigenthumsschädigungen, widerrechtliche Vermögensaneignungen und böswillige Ueberschwemmungen jede andere Provinz Italiens weitaus überragt, ihr folgt in zweiter Stelle Sizilien. In Bezug auf Raub, Erpressungen und Diebstahl rückt aber Sardinien auf die zweite Stelle und in Bezug auf Thätlichkeiten und Beleidigungen gegen Beamte sogar auf die dritte.

Hier folgen die interessanten offiziellen Zahlen für die zwei Provinzen mit dem höchsten und dem niedrigsten Koeffizienten auf je 100 000 Einwohner in den Jahren 1890—93.

Mord.		Schädigungen an Eigenthum und eigenmächtige Aneignung.		Brandstiftung und böswillige Herbeiführung von Ueberschwemmungen.	
Sardinien . .	14.35	Sardinien .	432.28	Sardinien . .	93.10
Sizilien . .	11.40	Calabrien . .	310.96	Latium . . .	50.20
Lombardei . .	1.09	Lombardei .	22.94	Lombardei . .	13.40

Diebstahl.		Raub, Erpressung von Lösegeldern.		Widerstand gegen die öffentliche Gewalt.	
Sardinien .	426.13	Sizilien . .	21.35	Latium . .	132.64
Latium . .	352.59	Sardinien . .	21.05	Campanien .	71.81
Abruzzen . .	114.70	Venetien . .	3.13	Lombardei .	23.11

Während im Jahre 1893 in Piemont nur 48,19 Strafprozesse auf je 10 000 Einwohner fallen, fallen auf Sardinien 178,11. In Sardinien wurden in den vier Jahren

*) Remo Sandron, Palermo 1897.

von 1890—93 von je 100 Angeklagten 18,75 von den Geschworenen zu lebenslänglichen Zuchthaus verurtheilt, in der Kampagna nur 3,39.

Sardinien selbst wird wiederum von Niceforo in Bezug auf die Häufigkeit der Verbrechen in 6 Bezirke getheilt; er stellt folgende statistische Tabellen für den Zeitraum von 1890—93 auf je 100 000 Einwohner auf:

Raub, Erpressungen, Lösegelder:

Nuoro . .	67,45	Sassari . .	15,34
Lanusei . .	28,56	Cagliari . .	14,18
Oristono .	18,37	Tempio . .	11,92.

Diebstähle:

Nuoro .	1262,31	Sassari . .	749,46
Lanusei .	974,16	Cagliori .	663,80
Oristano .	907,53	Tempio . .	433,75.

Aus diesen Ziffern ersieht mon om besten, daß jede Provinz ihre Spezialität im Gebiet des Verbrechens hat.

„Die erste Provinz, die der Reisende, der von Norden aus nach Sordinien kommt, besucht, ist Gallura — schreibt Niceforo. Die Bewohner derselben leben weltverlassen in der rauhen und gebirgigen Gegend; sie befassen sich nur mit Viehzucht, leben abgeschlossen in ihren strazzi, die nichts onderes sind, ols ungewöhnlich enge Einfriedigungen. Dort bringen sie inmitten ihrer kleinen Familie, auf einem winzigen Stück Ackerland mit einem Esel und einigen Hühnern ihr ganzes Leben zu. In gonz Gallura kommen keine räuberischen Ueberfölle vor. „Sie können — sagte mir der Untersuchungsrichter von Tempio — durch die Berge streifen, allein und unbewaffnet und mit Geld beladen, in völliger Sicherheit." Dos für die Provinz Gallura typische Verbrechen ist der Mord aus Rache. Die geringste Beleidigung wird nicht onders als durch Flintenschüsse ausgeglichen.

Zu Agis, einem elenden Bergnest, lebt noch ein uraltes Mütterchen, als einzige Ueberlebende einer blutigen Fehde zweier Familien; die Ueberreste von Manorri eines Dorfes, dessen Bevölkerung sich in einer Nacht gegenseitig fast aufrieb, staunt man noch heutzutage mit Schaudern an.

In der nächsten Umgebung Galluras hot die Stodt Alghero die Spezialität des Diebstohles, Boso die der Verleumdungs- und Beleidigungsprozesse, die $^{7}/_{8}$ aller Strafprozesse ausmachen; dos landesübliche Verbrechen Sardiniens aber ist der Roub, der Ueberfoll auf Diligenzen, Fuhrwerke und einsame Reiter, mit derselben Topferkeit vollführt und aus denselben Anschauungen hervorgegangen wie im Mittelalter die Ueberfälle der Raubritter und Wegelagerer ouf dem Festland.

In demselben Verhöltnisse, in dem Sardinien bezüglich der Häufigkeit seiner Verbrechen zu dem übrigen Italien steht, steht Nuoro Sordinien gegenüber. Während — nach der Feststellung Bodio's, des genialen Leiters der italienischen Statistik — in den vier Jahren von 1890—93 auf je 100 000 Einwohner in Tempio nur 11,92 Verbrecher angezeigt wurden, beziffert sich in Nuoro die Zahl derselben auf 67,45. Und dabei ist diese Zahl noch nicht einmal maßgebend, da ein großer Theil der Vergehen nicht angezeigt werden, einerseits weil man die Aussichtslosigkeit der Bestrafung des Uebelthäters kennt, andererseits aus Furcht durch Anzeigen noch größerer Mißhelligkeiten von Seiten der Missethäter gewärtig sein zu können; und in der That besitzen die Banditen eine solche Macht, daß auf den einfachen Verdacht hin, sie könnten diesen oder jenen boykottiren, dieser keine Leute mehr findet, die seinen Acker bestellen oder in seinen Höusern wohnen wollen. Es ist sogar vorgekommen, daß die Boykottirung durch öffentliche Anschläge in den Stödten bekannt gegeben wurde, und in jüngster Zeit setzte ein einziger Bandit selbst die Schließung einer Schule durch, weil ihm der Lehrer nicht genehm wor. Der Wagehals, der die Boykottirung nicht achtet, muß wie von der Gesellschaft in Bann gethan, leben, bis ein wohlgezielter Schuß seinem elenden Leben ein Ende bereitet. Die sardinischen Wegelagerer, die jeder Civilisation fremd, fast ausschließlich aus dem halbwilden Hirtenvolk hervorgehen, sind ausnahmlos vorzügliche und verwegene Schützen. Um diese Elemente zu charakterisiren, sei folgendes erwähnt: Es sagte unlängst einer dieser Banditen zu seinem eigenen Sohn, der bei einem Gefecht gegen die Karabinieri tödtlich verwundet zu seinen Füßen lag: „Rasse Dich auf, Hasenherz, schieße doch." Sie sind im Stande, einem Menschen mit derselben Kaltblütigkeit, wie einem für ihre Mahlzeiten bestimmten Lomm den Kopf abzuschneiden und hängen den Leichnam dann als abschreckendes Beispiel an den nächsten Baum.

Fast alle die scheußlichen Verbrechen in Sardinien, die von Zeit zu Zeit ihren Wiederhall in den Zeitungen aller Länder finden, werden von den Einwohnern des Bezirkes Nuoro ins Werk gesetzt oder diese sind wenigstens überwiegend daran betheiligt. Sie steigen von ihren rauhen Felshöhen herab und führen kunstgerechte Kriegsoperationen aus. So überfiel eine Anzahl Nuoreser im Jahre 1894 das friedliche Oertchen San Giovanni an der äußersten Südspitze Sardiniens und in demselben Jahre wurde Nachts von einer Horde von 90 solcher Halbwilden das Städtchen Tortoli überfallen, erstürmt und im wahren Sinne des Wortes ausgeplündert; dann zogen sich die Banditen, von der Wildniß ringsum gedeckt, beutebeladen auf ihre Adlerhorste zurück. Die einzige Spur, die die Bande hinterließ, war die Leiche eines der Ihrigen, der seinen Wunden erlegen war; wohlweislich hatte man aber den Leichnam entkleidet und ihm den Kopf abgeschnitten, um ihn unkenntlich zu machen.

Die eigenthümliche Beschaffenheit der Insel mit den gebirgigen, auf weite Strecken hin unbewohnten Landstrichen, die mit ihren primitiven Wegen oft einer undurchdringlichen Wildniß gleichen, und die äußerst dünne Bevölkerung tragen zur Erhaltung dieser haarsträubenden Zustände bei.

In der Volkslitteratur, in den Liedern der Sarden stößt man überall auf Merkmale dieser traurigen Eigenart des Landes.

Ich lasse hier einige Stellen aus sardinischen Volksliedern folgen:

„Banditen thun recht, Spione zu tödten — sie thun recht, denn diese haschen noch dem Lohne — mon wird Ehrfurcht vor Euch hoben, o Banditen, wenn Ihr Euch vertheidigt, wie tapfere Löwen und Wölfe sich vertheidigen!"

„Grune posto in actura,
fenet bistas a mare
e non si podet campare
si non est de petta e fura
Sos santos sun funghios da Grune".

„Grune (Stadt bei Nuoro) liegt hoch am Berg, — von dort aus sieht man das Meer — und dort kann man nur von gestohlenem Fleisch leben — denn ihre Schutzheiligen sind von Grune geflüchtet". — Unter den sardinischen Hirten ist das Sprichwort landläufig: „Chi non furat, no est homine!" „Wer nicht stiehlt, ist kein Mann!"

Die Insel hot eine äußerst bewegte, märchenhafte Vergangenheit; sie ist nicht nur unter der Herrschaft europäischer, sondern auch orientalischer Völker gewesen.

Phönizische, griechische, arabische und spanische Gebräuche leben noch heute ungestört in Sardinien weiter, so in den dortigen Trachten und Tänzen; selbst von den verschiedenen Sprachen haben sich in den verschiedenen Theilen der Insel Anklänge bis auf den heutigen Tag erhalten. Unlängst als in Rom ein Massenprozeß gegen Sarden verhandelt wurde, zeigte es sich, daß die meisten Zeugen aus einem sardischen Dörfchen ein Italienisch sprachen, das dem Römischen aus der Zeit des Niederganges des Kaiserthums auffallend ähnlich wor.

Da die sardischen Hirten, die das Gros des Banditenthums bilden, Roub als eine ritterliche Handlung betrachten, so finden sie so stolz darauf einen berühmten Banditen unter ihren Verwandten zu haben, wie man es in dem civilisirten Europa zu sein pflegt, wenn man einen Ministerpräsidenten oder einen Botschafter in der Familie hat. Noch bis vor

Kurzem hätten sie nur ungern ihre Töchter einem Gatten gegeben, der nicht wenigstens einen Raubmord auf dem Gewissen hatte. Dem ewigen Kampf zwischen den Banditen und den Karabineri fallen alljährlich zahlreiche Menschenleben zum Opfer.

Giovanni Tolu,*) einer der volksthümlichsten und gefürchtetsten Banditen, die Sardinien in diesem Jahrhundert aufweist, hat es sich nicht nehmen lassen, dem Schriftsteller Errico Costa jüngst seine Autobiographie in die Feder zu diktiren und hat so manche werthvolle Fingerzeige und Aufschlüsse über das Banditenthum seiner Insel gegeben.

Giovanni Tolu war ursprünglich ein arbeitsamer, tüchtiger Bursche. Zu seinem Unheil faßte er eine tiefe Neigung zu einer Waise, die im Dienst eines Pfarrers stand und für dessen Kind galt. Kurze Zeit nach der Heirath kehrte sie, wahrscheinlich auf Anstiften des Priesters, der selbst durch und durch eine Banditennatur war, zu diesem zurück. Der Ehemann überfiel darauf den Geistlichen, richtete ihn schrecklich zu und wurde nur durch das zufällige Hinzukommen von Leuten daran verhindert, ihm völlig den Garaus zu machen. Nun flüchtete Giovanni Tolu in den Wald, er wurde „latitante“ (ein vom Gesetz Geächteter).

So lange der Priester noch lebte, waren beide in ewiger Todesangst vor einander. Lange Zeit ist der Flüchtling leidend und meint, sein geweihter Feind habe ihn behext; er stellt die wahnsinnigsten Teufelsaustreibungen an und gibt ein kleines Vermögen aus, um den Zauber zu brechen. Inzwischen ermordet er eine ganze Reihe von Personen. Nunmehr ist die Rückkehr zu seinen Leuten ausgeschlossen. Er lebt vierzig Jahre in gänzlicher Absonderung und vogelfrei. Nach und nach wird er der Schutzgeist der kleineren Leute, zu einer Geißel für die vielen Viehdiebe, die es in Sardinien gibt. Selbst die Behörden verschmähen es nicht, ihm von Zeit zu Zeit einen Schutzbrief zu gewähren, um sich von ihm in aller Gemüthlichkeit Auskunft über die öffentliche Sicherheit geben zu lassen. Seine Frau, die von Allen gemieden wird, verkommt gänzlich. An der Tochter hängt aber der Bandit mit seinem ganzen Herzen; er läßt sie erziehen, verschafft ihr einen passenden Mann und überläßt dem jungen Paare ein ansehnliches Gut. Während eines Aufenthaltes bei ihnen wird er von den Carabinieri umzingelt; und da seine Tochter in gesegneten Umständen ist und er sie nicht erschrecken will, so ergibt er sich. Sein Prozeß kommt zuerst vor die Assisen in Cagliari, wird aber wegen Verdacht von Beeinflussung nach Velletri verlegt. Dort werden seine drei von ihm zugestandenen Morde für verjährt erklärt und er in Freiheit gesetzt. An der Spitze eines Volkshaufens begibt er sich in mondheller Nacht nach dem monumentalen Dom, dort knieen Alle auf den Stufen nieder und danken Gott für den Ausgang des Prozesses. Diese so friedlich und romantisch schließende Autobiographie ist durch die wahrheitsgetreue Schilderung der eigenartigen Sitten des Landes, des tiefwurzelnden Aberglaubens von kulturhistorischer Bedeutung.

Die eigenthümlichen Ursachen aller dieser Mißstände in Sardinien können hier nur angedeutet werden und liegen zum größten Theil an den Besitzverhältnissen auf der Insel. Abgesehen von den latifondi (Großgrundbesitz) ist der Grund und Boden in Sardinien unglaublich zerstückelt. Die Sarden hängen an dem unbeweglichen Besitz mit Leib und Seele und können sich nur sehr schwer entschließen, ihn zu veräußern, daher kommt es oft vor, daß auf einem verschwindend kleinen Fleckchen Erde einem Bruder der Grund und dem andern die darauf stehenden Bäume gehören oder daß selbst die erbärmlichste Stube in einem elenden Häuschen Eigenthum dreier verschiedener Parteien ist. Die kleinsten Grundstücke sind durch unzählige Fußwege und Hecken zertheilt. Die Kulturmethoden sind noch ganz primitiv; dazu kommt, daß die Grundsteuer für 100 Hektare in Italien 648 Lire beträgt, also 107 Lire mehr als in den Niederlanden, 166 mehr als im Königreich Sachsen, 331 mehr als in Frankreich, 509 mehr als in Preußen und 559 mehr als in England. An diese so stark parzellirten Bezirke stoßen oft ausgedehnte Wildnisse, in denen man tagelang umherwandern kann, ohne auch nur ein Haus oder einen Menschen zu treffen. Die seltenen Ortschaften schweben Adlerhorsten gleich auf unzugänglichen Gebirgsgipfeln. Das Eisenbahnnetz in Sardinien ist ebenfalls völlig ungenügend. Die Löhne sind äußerst niedrig, die Arbeitslosigkeit ist allgemein. In der Statistik des Nationalwohlstandes steht Sardinien weit unter allen anderen italienischen Provinzen. Während in Latium auf jeden Einwohner 5,62 Lire für Wohlfahrtsausgaben entfallen, kommt in Sardinien auf den Kopf nur 0,63. Der Wucher erreicht auf dieser Insel eine ungeahnte Höhe. Ungewöhnlich starke parlamentarische Einflüsse hemmen die Verwaltung und sogar die Justiz.

Noch von der feudalen Zeit her hatten die Hirten das Recht, ihre Heerde fast überall hinzutreiben; sie fühlten sich als Herren von Grund und Boden und betrachten jetzt die Einziehung des Grundbesitzes durch den Fiskus und die ihnen dadurch erwachsenen Lasten wie eine Usurpation. In den letzten Jahrzehnten ist es oft vorgekommen, daß Tausende und über Tausende von kleinen Grundbesitzern wegen weniger Lire rückständiger Steuern exmittirt wurden, wenn auch zum größten Theil nur nominell, denn sobald die Gerichtsvollstrecker ihres traurigen Amtes gewaltet haben, bricht der Exmittirte sicherlich in sein Eigenthum ein, setzt sich dort wieder fest, und macht sich so energisch zur Abwehr bereit, daß keinen die Lust anwandelt, ihn gewaltsam hinauszuwerfen, geschweige denn, seine klägliche Habe sich anzueignen. Nicht selten fallen übereifrige Gerichtsbeamte im Kampf mit den für ihr Eigenthum sich zur Wehr Setzenden. Die Jagd auf Edelwild, der sie leidenschaftlich abliegen, verschärft ihren Freiheitsdrang und ihre Kühnheit. Viele unerschrockene und jagdlustige Hirten sind nur zu Banditen geworden und werden es heute noch, weil sie den Jagdschein — diese verhaßte Beeinträchtigung ihres alten Rechtes — unter keinen Umständen sich lösen wollen; dazu die Armuth, das macht die Sarden zu dem, was sie sind.

Daß der löbliche Anlauf der italienischen Regierung wesentlich und bleibend zur Ausrottung der in Sardinien herrschenden Uebelstände beitragen wird, darauf kann man leider vorläufig noch nicht hoffen!

E. Gagliardi.

*) Deutsch: Felix Heinemann „Lebensgeschichte von Giovanni Tolu, Vita, Deutsches Verlagshaus“.

Ein wenig Sonne.

„Denn nur zum Trost ein wenig Sonne, Ein wenig Sonne braucht mein Herz.“ Das ist kaum im Stil der heutigen Zeit. Denn wer möchte heut sich noch mit „ein wenig“ begnügen! Heute nimmt man den Mund ganz anders voll. Ich will aber auf die jungen Himmelsstürmer keinen Stein werfen. Wenn es ihnen wirklich himmelstürmerisch zu Muthe ist, warum sollten sie an sich halten. Mögen sie immerhin stürmen. Sie können sich auf Goethe berufen und das höhnische Wort seines Adlers: Weisheit, du sprichst wie eine Taube. Nein, Genügsamkeit predigen, den andern predigen, ist nichts Schönes. Das ist entweder einfältig oder es ist pfäffisch. Sehe jeder, wie er's treibe. Nur soll man auch andererseits aus der bescheidenen Gebärde nicht auf Armuth schließen. Ein anderes ist vornehme Selbstbescheidung und ein anderes die berühmte Bescheidenheit der Lumpe. Diese kennen manchmal das Goethe'sche Wort und sind nicht ohne Erfolg bemüht, den großen Dichter

scheinbar Lügen zu strafen. Der Refrain „Ein wenig Sonne" aber ist von Ferdinand von Saar.

Als vor Kurzem in Wien der Bauernfeld-Preis vertheilt wurde, erhielt auch Ferdinand von Saar 1000 Gulden für seine „Novellen aus Oesterreich". Man könnte nicht sagen, daß das eine verfrühte Auszeichnung war. Es ist jedoch auch nicht die erste, die Saar erhielt. Seit 10 Jahren ist sein Ansehen in stetigem Wachsthum begriffen. Er nimmt heut in Oesterreich ungefähr die nämliche Stellung ein, die Theodor Fontane bei uns inne hatte. Ihn verehren die Alten und die Jungen, die Jungen vielleicht am meisten, obwohl er sie nicht immer glimpflich behandelt. Nachdem er lange in den Winkel gestellt war, ist er plötzlich in den Vordergrund gerückt.

Dieses Loos ist immerhin schöner als das umgekehrte. Saar spricht dies selber aus in dem Gedicht „Einem Zeitgenossen" (dessen Name man leicht erräth). Der Dichter, der so viel wehmüthige Resignation geäußert hat, wendet sich hier mit stolzem Selbstgefühl an den Mann, der ihm einst in seines Ruhmes Maienblüthe hochmüthig den Rücken gekehrt hat und nun selber vereinsamt steht.

So gleichen wir uns jetzt in uns'rem Lohne —
Ein warnend Beispiel ist's, was uns geschah:
Verkümmert ich in meinem ersten Schusse —
Und Du entlaubt, durchhöhlt — gefällt zum Schlusse.

Das schöne Gedicht, das in rührender Weise Saar's weiches liebebedürftiges Gemüth offenbart, steht in der jüngst erschienenen Sammlung „Nachklänge"*). Diesen Titel möchten wir eigentlich bedauern. Er scheint uns allzu wehmüthig, er mahnt so schmerzlich an Abschied. Sein letzter Titel „Herbstreigen" hat uns besser gefallen. Im Herbst reifen ja alle köstlichen Früchte. Bei Saar besonders reiften sie im Herbst. Wir hoffen aber, daß sich Saar diesmal selber Unrecht geben wird.

Seiner Methode ist Saar treu geblieben. Von dem Erzähler Saar kann man sagen, er ist immer derselbe. Doch keineswegs gilt das von seinen Gestalten und Geschöpfen, sie sind immer andere, immer neue. Und so ist Saar immer interessant. Er ist eben, im Goethe'schen Sinn des Wortes, keine „subjektive Natur, die ihr bischen Inneres bald ausgesprochen hat und zuletzt in Manier zu Grunde geht".

Subjektiv ist Saar nur in seiner Vortragsweise. Er erzählt fast immer so, daß er die eigene Verantwortung für das Erzählte übernimmt. Bei allem, was er erzählt, war er dabei, und so trägt er es vor. Doch erzählt er nicht von sich, sondern von andern. Sich selber gibt er die zweite Rolle, als Kamerad, als Freund, als Mithandelnder, als Zuschauer. Diese Methode gibt seinen Erzählungen so stark den Charakter des Geschichtlichen, daß wir bei aller Strenge der Form, bei aller noch so vornehmen Zurückhaltung, die volle Empfindung der Thatsächlichkeit bekommen und dem Dichter aufs Haar glauben, daß er das alles wirklich erlebt hat, daß er diese Menschen, von denen er erzählt, wirklich gekannt hat, so gekannt hat, wie er sie darstellt. Man kann nicht realistischer erzählen. Saar ist realistischer als die meisten Novellisten der älteren Generation, Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer ausgenommen. Heyse, Storm und Jensen sind Romantiker im Vergleich zu Ferdinand von Saar. Nicht eine Spur Romantik ist in Saar's Novellen. Ihre poetische Wirkung liegt nicht wie bei den Romantikern und Nachromantikern im Drum und Dran der Dinge und Menschen, sondern im Kern, sie liegt besonders im psychologischen Problem.

Saar's Methode hat einen zweiten Vortheil: sie erlaubt dem Dichter, seine Gestalten ungezwungen in das Licht seines eigenen Geistes und sozusagen in die Wärmesphäre seiner eigenen Persönlichkeit zu rücken, was unsere Theilnahme für sie erweckt, noch ehe wir sie recht kennen lernen.

Saar hat einen Band seiner Novellen „Schicksale" betitelt; es hätten alle seine Novellen so heißen können. Sie erzählen selten einen einzelnen interessanten Fall; fast immer entrollen sie in großen Zügen ein tragisches Menschenleben, ein Schicksal. Doch ist Saar's Tragik selten rein. Seine Helden haben fast immer einen Stich ins Komische. Um so rührender wirken sie. So sein „Tambi", sein „Seligmann Hirsch", sein „Leutnant Burda". So dieser „Doktor Troyan" im vorliegenden Band. Das wahrhaft Sublime berührt sich hier mit dem ganz Grotesken. Und Saar erzielt damit eine große reine Wirkung. Diese Nachklangnovelle gehört zu den stärksten Leistungen des Dichters.

In keiner anderen Novelle habe ich Saar's Menschlichkeit so aufrichtig bewundert. Zum Beispiel sein Verhältniß zu dem Helden der Erzählung. Scheinbar behandelt ihn Saar mit kühler Objektivität; scheinbar ist er streng gegen den armen Schwartenhals, ungefähr so wie die ganze Welt. Aber wir merken bald, daß die kühl abweisende Behandlungsweise nur ein feines künstlerisches Mittel ist, daß der Dichter den armen Teufel heimlich liebt. Und wir sind davon gerührt und lieben hinwiederum den Dichter.

Jeder Dichter und Künstler hat diese Liebe zur armen Natur, die er zu höherem Sinne deutet. Hätte er sie nicht, würde er uns kalt lassen. Wer nur das Werk liebt, das er schaffen will, und nicht vorher die Natur, das Werk Gottes, wie man sich sonst wohl ausdrückte, dem fehlt die unerläßlichste Bedingung zu einem großen Künstler. Denn wie wollte er seinen Zweck erreichen, den letzten Zweck der Kunst, in uns eine erhöhte Liebe zum Leben zu erwecken? Es gibt aber Künstler, die mit dieser Liebe kokettiren. Alle Humoristen thun es ein wenig. Und sie dürfen es, eben weil sie Humoristen sind. Ein streng objektiver Künstler wie Saar aber verbirgt diese Liebe fast mit mädchenhafter Verschämtheit und rührt uns damit um so mehr.

Alle wahre Dichtung ist nach Goethe symbolisch. Dieser „Doktor Troyan" ist es im höchsten Grade. Das ist nicht nur ein beliebiger Kurpfuscher auf dem Horic, sondern obendrein eine ganz bestimmte Art Mensch, ein Typus. Es gibt Menschen, die in irgend einem Winkel ihrer moralischen Natur eine Verzärtelung sitzen haben. Diese Verzärtelung kann sie erst recht liebenswürdig erscheinen lassen, wenn sie verborgene Feinheiten offenbart. Aber sie kann ihnen auch zum Verhängniß werden. Eine Krankheit kann an der Stelle entstehen und kann ihre ganze Natur, so reich sie vielleicht war, derart verunstalten, daß Niemand mehr ein Gutes an ihnen sieht oder sehen will. Sie müssen zu Grunde gehen. Das ist das Schicksal des Doktor Troyan.

In einer Novelle „Sündenfall" behandelt Saar ein besonders heikles Thema: Die Verführung eines Knaben durch ein leichtfertiges heißblütiges Mädchen. Eine schwerere Aufgabe hat sich Saar nie gestellt. Ist ihm die Lösung vollkommen gelungen? Ich denke, die meisten Leser werden die Frage bejahen. Die unheimliche Schwüle der bedenklichen Situation kommt deutlich genug zum Gefühl. Aber bleibt nicht dennoch ein Rest, ein ungelöster? Mir will es so scheinen. Wenn sich zwei Herren, die ohnedies sonst kaum einen Verkehr pflegen, in der großen Gesellschaft treffen, oder vielmehr neben der großen Gesellschaft, in einem einsamen Zimmer, so mögen sie sich wohl manches erzählen, auch manches, das über anekdotisches hinausgeht. Aber es gibt feine Dinge, die nur ausschlüpfen, wenn sie erst warm gebrütet sind. Ohne diese Brutwärme können sie nicht zum Leben erwachen, wenigstens nicht zu wirklichem, dauerndem Leben. Um gewisse Dingen zu beichten und ihr innersten Leben herauszukehren, dazu gehört eine Intimität des Verkehrs und der Sprache, wie sie zwischen zwei Menschen, die sich zufällig treffen, kaum obwaltet. Der Rahmen schadet diesmal dem Bild, es ist kein Hans Thoma-Rahmen.

* * *

Schöne Gedichte stehen in den Nachklängen. Sie zeichnen sich vor allem durch eines aus, durch etwas, was gerade den Gedichten in unseren Tagen sonst am wenigsten

*) Heidelberg, H. Weiß. 1899.

eigen ist: Wenn wir sie lesen, müssen wir den Dichter als Menschen lieben. Der Refrain eines derselben steht diesen Betrachtungen voran. Und das ist eigentlich der unausgesprochene Refrain der meisten Saar'schen Gedichte. Der so viel gesellschaftliche Gunst erfahren, gesteht mit ergreifender Wehmuth:

„Das aber war's, daß ich mein ganzes Leben
In tiefster Seele einsam mußte schreiten —"

Doch ward ihm ein glückliches Gemüth, das sich vor der Welt ohne Haß verschließt.

Das Unglück seines unglücklichen Oesterreich läßt ihn nicht unberührt, er klagt:

Trauernd senk ich das Haupt, o Du mein Oesterreich,
Seh' ich, wie Du gemach jetzt zu verfallen drohst,
Vom unendlichen Reiche
Karls des Fünften der letzte Rest.

Traurig senkt er auch das Haupt, wenn er nach Deutschland herübersieht. Hier hat er nicht Ohnmacht zu beklagen und Verfall. Seine Ode an Germania schließt:

Deine grimmigsten Feinde
Niederhält sie die bleiche Furcht.
Ja, man fürchtet und preist weithin des Reiches Macht,
Doch man beugt sich nicht mehr willig dem deutschen Geist. —

Hier beklagt der Dichter, was leider so wenige vermissen; und worauf so viele stolz sind, ist ihm ein unendlicher Schmerz. Denn sie sind wirklich darauf stolz, die Vielen, die Meisten. Von dem deutschen Geist, dem man sich nicht mehr beugt, hat erst jüngst der Reichstag einige Proben geliefert. Und was will es heißen, daß wir den Reichstag verleugnen, ich und Du, überhaupt wir andern! Was sind wir? Der Reichstag aber ist mit allgemeinem Stimmrecht gewählt. Wenn wir uns über diese Thatsache mit zu leichtem Trost hinwegsetzen, so mögen wir am Ende ungetröstet von hinnen fahren.

Mit der sozialen Frage hat sich Saar immer beschäftigt. In seinen „Steinklopfern" hat er eine Proletarier-Novelle geschrieben, lange bevor irgend Jemand an dieses Stoffgebiet dachte. Seine Liebe für die Armen und Gedrückten durchzieht wie ein rother Faden seine Gedichte, und eines darunter, „Das Judenweib", sollten alle sogenannten Antisemiten lesen. Ob sie freilich davon bekehrt würden? Wahrscheinlich würden sie den Sinn des Gedichtes ebenso falsch deuten, wie den Sinn der Thatsachen.

Ueber das Verhältniß des höheren Menschen zur Kunst hat Ferdinand von Saar ein Ideal aufgestellt. Bekannt ist sein Verhältniß zu einer edlen Fürstin, das fast demjenigen Tasso's zur Prinzessin Eleonore glich. An sie gerichtet sind die Verse:

Das Schöne war für Dich nicht eine Zierde,
Nicht Würze bloß des Lebens, nein: wie einst
Die Mediceer, liebtest Du die Kunst
In Deiner starken Art als höh'res Dasein,
Zu dem Du Deiner Tage Lauf erhobst,
Dem Vorurtheile fern, den freien Blick
Ringshin der Menschheit zugewendet. . . . .

Nicht ganz gerecht ist Saar manchmal gegen die sogenannte moderne Kunst. Wie Paul Heyse polemisirt er manchmal, was einem Dichter als solchen nie gut ansteht, wodurch er immer unter sich selbst hinuntersteigt.

. . . Ihr, die echten Göttersöhne,
Erfreut Euch der lebendig reichen Schöne;
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaßt es mit der Liebe holden Schranken —

möchte man frei nach Goethe den Dichtern zurufen, denen er außerdem in guter Prosa gesagt hat: daß der eigentliche Dichter die Herrlichkeit der Welt in sich aufzunehmen berufen ist und deshalb immer eher zu loben als zu tadeln geneigt sein wird.

Und einmal stoßen wir in den Nachklängen auf überraschend schöne Verse, die mit erstaunlicher Tiefe und Wahrheit die neue Kunst erfassen.

. . . . die Sphynx
Mit marmor'ner Brust,
Doch den geschmeidigen Löwenleib
In jeder Faser gluthdurchzittert —
Großäugig ins Unendliche blickend,
Ueber dem Räthselabgrund der Schönheit.

Benno Rüttenauer.

Grundriß der preußisch-deutschen sozialpolitischen und Volkswirthschafts-Geschichte vom Ende des dreißigjährigen Krieges bis zur Gegenwart (1640—1898) von Emil Wolff, Prof., Gymnasialdirektor. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. 1899.

Dieses kleine Buch von 232 Seiten enthält eine außerordentliche Fülle von wissenswerthem geschichtlichem und volkswirthschaftlichem Stoff. Die Darstellung ist übersichtlich und im Großen und Ganzen zweckmäßig geordnet. In der Wiedergabe der Ereignisse der neuesten Zeit wird allerdings nicht immer die wünschenswerthe Objektivität gewahrt. Die Bismarckschwärmerei erstreckt sich auch auf die anfechtbarsten wirthschaftspolitischen Leistungen des großen Staatsmannes. So wird von der Reaktion in der Zollpolitik, wie sie im Jahre 1878 einsetzte, und insbesondere von den Getreidezöllen gesprochen, als ob es sich um große staatsmännische Leistungen und nicht um höchst zweischneidige Maßregeln und um die Introduktion einer recht verhängnißvoll gewordenen Interessenpolitik handelte. Andererseits wird die segensreiche staatsmännische Thätigkeit des Grafen Caprivi, der uns aus der völlig in den Sumpf gerathenen Bismarck'schen Handelspolitik wieder herausgeführt hat, in einer Weise behandelt, die von agrarischer Kritiklosigkeit nicht frei ist. Der Verfasser weiß von den Caprivi'schen Handelsverträgen nur zu sagen, daß sie „zwar der deutschen Industrie Vortheil versprachen, aber durch die Herabsetzung des Getreidezolls von 5 Mk. auf 3 Mk. 50 Pf. für die deutsche Landwirthschaft bedenkliche Folgen hatten." Die Handelsverträge sind doch jetzt lange genug in Wirksamkeit, um jeden Unbefangenen davon zu überzeugen, daß sie der deutschen Industrie von eminentem Vortheil geworden sind und weit mehr gehalten haben, als sie „versprachen", während die „bedenklichen Folgen für die deutsche Landwirthschaft" ein blasses Schreckgespenst geblieben sind. Auch die Kolonialbegeisterung des Verfassers beruht nicht immer auf ganz sicheren thatsächlichen Unterlagen. So wiederholt er u. a. auch die Legende, daß Deutschland in dem Vertrage, durch den es Helgoland erlangte, in Sansibar ein werthvolles Objekt aufgegeben habe. Er hat ausgefunden, daß Sansibar „schon fast in deutschen Händen war", eine Auffassung, die ungefähr so viel Berechtigung hat, als wenn man sagen wollte, daß Transvaal schon fast in deutschen Händen ist.

Dieser Mangel an Objektivität macht sich auch an anderen Theilen des kleinen Werkes bemerkbar und wirkt um so störender, als der Verfasser darauf hat Verzicht leisten müssen, seine Urtheile näher zu begründen. Es erscheinen deshalb alle diese Aussprüche wie geschichtlich bereits anerkannte Wahrheiten, während sie Ausflüsse einer recht subjektiven Auffassung sind. Trotz dieser Ausstellungen ist wegen des geschickt zusammengestellten umfangreichen Thatsachenmaterials dieser Grundriß Lesern zu empfehlen, die ein genügend selbständiges Urtheil haben, um sich an den mancherlei falschen Voraussetzungen des Autors nicht beirren zu lassen.

B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 40. Berlin, den 1. Juli 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. Juni abgelaufen ist, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Aus dem Herrn von Bülow ist ein Graf von Bülow geworden; wir wünschen, daß dem Herrn Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten diese Verleihung besser bekommen möge als dem Reichskanzler von Caprivi der Grafentitel, der ihm zu Theil geworden ist.

Graf von Caprivi hat die Handelsverträge abgeschlossen, und sie sind ein großes und ein segensvolles Werk. Der wirthschaftliche Aufschwung Deutschlands, den wir jetzt erleben, wäre ohne sie entweder überhaupt ausgeblieben oder jedenfalls beträchtlich geringer gewesen; und was nicht weniger bedeutungsvoll ist, die Handelsverträge sind der Schutzwall, gegen den sich bisher die agrarische Fluth gebrochen hat. Wenn wir die Schwäche unserer heutigen Regierung betrachten, können wir nicht die Hoffnung hegen, daß die zur Zeit amtirenden Minister es vermocht haben würden, auch nur die ärgsten agrarischen Exzesse abzuwehren. Die Handelsverträge sind es, die dem Ministerium Schutz gewähren, um hinter ihnen die eigene Kraftlosigkeit zu bergen. Die Entschlossenheit des Grafen von Caprivi kommt wie dem Lande so dem heutigen Ministerium zu Gute.

Also die Bedeutung der Caprivi'schen That veranschlagen wir nicht gering, wenngleich die Worte des kaiserlichen Handschreibens, das den damaligen Reichskanzler beglückwünschte, uns reichlich volltönend erschienen sind. Auf dieses kaiserliche Dankschreiben erfolgte alsdann der Sturz Caprivi's und seine Vergessenheit und stumme Leichenfeier, die nach unserer Auffassung ebenso augenscheinlich eine Unterschätzung seiner Leistungen für das Vaterland bewiesen, wie der kaiserliche Brief nach dem Abschluß der Handelsverträge nach unserem Urtheil die Linie der Anerkennung den Wolken zu nahe gerückt hatte.

Diese Vorgänge tauchen unmittelbar vor der Erinnerung auf, wenn man nunmehr sieht, wie der Herr von Bülow in einen Grafen von Bülow sich gewandelt hat.

Wenn man sich an die vorsichtige und noch sparsame Zeit erinnert, da Herr von Bismarck nach einem großen europäischen Erfolge zum Grafen wurde, so wird man diese jüngste Titelverleihung auch gegen die nüchternen Grundsätze der Vergangenheit stark abstechend finden.

Zu der romantisch-pomphaften Scenerie, zwischen deren Kulissen ein oft nur allzu dürftiges und armseliges politisches Stück mit großen Worten tragirt wird, gehört es freilich, daß die Karolinenerfolge mit den diplomatischen Bismarckerfolgen auf einer Rangstufe äußerer Werthschätzung behandelt werden.

Solch eine historische Reminiscenz ist geeignet, den Abstand der Zeiten klarzustellen. Der langsame

Aufstieg Bismarck's bei unvergänglichen Erfolgen in der auswärtigen Politik; der Caprivi's bei einer erheblichen politischen That und dann sein Fall; jetzt der Bülow's bei einer gewandten anerkennenswerth vorsichtigen Geschäftsführung, die nach unserer Auffassung zu einem einschneidenden Erfolge nicht geführt hat und nicht führen konnte, da der Anlaß fehlte; und wie wird der Abschluß der Laufbahn des Grafen von Bülow sein?

Es ist bemerkenswerth, daß wie Graf von Caprivi so Graf von Bülow eine vorurtheilslose Beurtheilung nur bei der liberalen Linken findet. Alle liberalen Blätter heben hervor, daß auf das Konto des Staatssekretärs der auswärtigen Angelegenheiten ernste Fehler nicht zu setzen sind, wohl aber eine ganze Reihe achtenswerther Erfolge.

Graf von Bülow hat unsere internationale Stellung nicht herabsinken lassen; zu keinem Lande haben sich unsere Beziehungen in unerwünschter Weise verschlechtert; wir haben gleichwohl in China Fuß zu fassen vermocht; das Handelsgeschäft wegen der Karolinen, dessen Bedeutung man nicht hoch veranschlagen kann, ist glücklich zu Ende geführt, und vor Allem die Samoanischen Widerwärtigkeiten werden einer befriedigenden Lösung entgegengeführt. Das liegt offen zu Tage, und rechnet man die parlamentarische Gewandtheit des Grafen von Bülow hinzu, so hat das liberale Bürgerthum gewiß keine Veranlassung, mit Bedauern auf diese Ernennung zurückzublicken. Bisher keine Großthaten, aber kleine Errungenschaften, die in stiller Behutsamkeit eingeheimst worden sind. Es ist daher eine gut gewählte Bezeichnung, wenn in der liberalen Presse allgemein von der glücklichen und geschickten Hand des Grafen von Bülow gesprochen wird; ob diese Hand auch fest und kraftvoll zu sein vermag, kann die Zukunft lehren.

Eine ganz andere Beurtheilung findet Graf von Bülow bei den Agrariern; er erlebt dieselben Freundlichkeiten wie Graf von Caprivi. Dem wurde vorgeworfen, daß wir vor Rußland uns demüthig in den Staub geworfen hätten; bei dem Grafen von Bülow wurden für Rußland die Vereinigten Staaten und England eingesetzt. Als das Wesen der „modern gewordenen Diplomatie" wird es von den Agrariern in ihren Blättern bezeichnet, daß wir „gegen die offenbarsten Rechtsbrüche und gegen die schwersten wirthschaftlichen Schläge des Auslandes in höflichen Noten dankend quittiren."

Diese Elemente haben den Grafen von Caprivi gestürzt und diese Elemente suchen mit denselben Mitteln jetzt die Stellung des Grafen von Bülow zu untergraben; aber sie heißen Konservative und Stützen des Staates. Daß das Diskreditiren und Stürzen von Ministern bei uns zu den Eigenschaften eines Konservativen gerechnet wird, ist zwar überraschend, aber es ist alt, schon sehr alt; denn nicht einmal ein konservativer Minister aus der Schule der Kreuzzeitung wie Herr von Manteuffel konnte es seinen Parteigenossen Recht machen. Ihren Appetit und ihre Begierden zu befriedigen ist überhaupt unmöglich, ohne Katastrophen für den Staat herbeizuführen.

Manteuffel und Bismarck, Caprivi, und heute bereits Miquel, haben das erlebt.

Wenn Graf von Bülow in eine große Laufbahn einzutreten Gelegenheit hat, wird er diese Erfahrung nicht außer Acht lassen können.

Die Gefahren eines lang anhaltenden und in das gewerbliche Leben tief eingreifenden **Maurerstreiks** in Berlin sind glücklich überwunden worden. Arbeitgeber und Arbeitnehmer verständigten sich durch gegenseitige Nachgiebigkeit, und was besonders erwünscht ist, es wurden solche Vereinbarungen getroffen, daß der Wiederkehr eines Streiks ganz erheblich vorgebeugt ist. Dieser erfreuliche Ausgang wurde erzielt unter Assistenz und unter ganz wesentlicher Mitwirkung der sozialdemokratischen Führer der großen Arbeiterorganisationen. Was immer behauptet worden ist, hat hier von Neuem seine Bestätigung erfahren. Organisirte Arbeitermassen sind viel weniger zu Streiks geneigt als unorganisirte Arbeiter; bei den letzteren überwiegt die momentane Leidenschaft, die nur allzu leicht zu unbesonnenen Beschlüssen führt. Die Führer der organisirten Arbeiter hingegen wissen, was auf dem Spiele steht, wenn der Streik mißglückt: ihr eigenes Ansehen, ihre eigene Stellung, denn sie macht man schließlich für den Ausgang **verantwortlich**; nicht selten ist aber auch der Fortbestand der gesammten Organisation bedroht, die nach größter Mühe ins Leben gerufen und die oft genug durch einen verunglückten Ausstand vernichtet ist. Jede dieser Möglichkeiten ruft zur Vorsicht und zur Besonnenheit; zum Vermeiden eines gefährlichen Streiks, wenn irgend möglich, und daher ist eine gute Organisation der Arbeiter eine ganz wesentliche Voraussetzung für den wirthschaftlichen Frieden. Der Ausgang der Maurerbewegung in Berlin ist hierfür ein neuer Beleg.

Den vollkommensten Gegensatz zu dem Verlaufe der Bewegung in Berlin bietet ein **Bergarbeiterausstand** in Herne, der leider bereits zu blutigen Zusammenstößen mit Todten und Verwundeten geführt hat. Diese Krawalle sind überwiegend inszenirt worden von jungen rohen polnischen Arbeitern, die durch die Disziplin innerhalb der Arbeiterorganisationen noch nicht erzogen worden sind. Die unsinnigen und verwerflichen Ausschreitungen, die begangen wurden, finden bemerkenswerther und zugleich erklärlicher Weise nicht ein Mal in der sozialdemokratischen Presse Ermunterung und Zustimmung. Natürlich; denn auch die sozialdemokratische Partei weiß, daß mit diesen Mitteln die Lage der Arbeiter nicht verbessert, wohl aber den reaktionären Mächten neue Vorwände zum Einschreiten geboten werden.

Die Ereignisse in Herne können überdies darthun, wie gänzlich überflüssig die dem Reichstage vorgelegte sogenannte Zuchthausvorlage ist. Es ist zweifellos, daß die unbesonnenen Ausständischen, die sich zu Uebergriffen oder Gewaltthätigkeiten irgendwelcher Art haben hinreißen lassen, eine strenge Bestrafung empfangen werden. Wozu aber die „Zuchthausvorlage", wenn auch ohne sie die Ausschreitungen bei Streiks genügend durch die Gesetze geahndet werden können?

Das Ministerium **Waldeck-Rousseau** hat im Parlament einen ersten Sieg errungen; zwar war die Majorität nur eine kleine in der Deputirtenkammer; ganz verschwindend hingegen war die Opposition, auf die im Senat die ministeriellen Erklärungen gestoßen sind. Der Senat ist heute eine feste Stütze für die französische Republik; die Deputirtenkammer, die zerrissen durch die Intriguen der republikanischen Führer ist, bietet diesen Rückhalt nicht mehr. So geht denn der Wunsch der besten Republikaner auch dahin, daß die Volksvertretung recht bald nach Hause gesandt werden möge, damit das Ministerium ungestört an der Befestigung der republikanischen Staatsform arbeiten kann.

Es ist gewiß beachtenswerth, daß eine aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene Volksvertretung als gefahrbringend für die Aufrechterhaltung freisinniger Institutionen erachtet wird; wer hätte bis zur Mitte des Jahrhunderts eine solche Entwicklung auch nur theoretisch für möglich gehalten! Auch hier die Bestätigung der alten Weisheit: Es ist nicht die Regierungsform, sondern es sind die Menschen, die schließlich einem Regiment den Charakter aufdrücken.

Die Verhältnisse zwischen **England** und **Transvaal** spitzen sich weiter zu. Chamberlain hat eine Rede gehalten, die provokatorisch genug ist, um die beiden Länder einem Kriege näher zu bringen. Es ist denn auch ein offenes Geheimniß, daß dem englischen Kolonialminister ein Krieg nicht unerwünscht wäre; man traut ihm zu, daß er gern ein solches Mittel benutzen würde, um sein persönliches Ansehen durch eine sogenannte Großthat zu erhöhen.

Es ist uns sehr zweifelhaft, ob Herr Chamberlain mit dieser Rechnung auf seine Kosten kommen würde.

Gewiß müßte es England schließlich gelingen, Transvaal zu überwinden, aber wahrscheinlich nach recht erheblichen Schwierigkeiten; vielleicht nach einigen Niederlagen,

und am Ende hätte man in Südafrika eine starke Bevölkerung, die haßerfüllt gegen England wäre. Daß das englische Volk einem Staatsmann, der dieses Ergebniß herbeigeführt hat, dankbar sein würde, ist unwahrscheinlich. Die Ernüchterung köme voraussichtlich so schnell, wie die in den Vereinigten Staaten über das Abenteuer auf den Philippinen.

Da die Zahl der englischen Staatsmänner, die sachlich handeln und die kühle Voraussicht haben, nicht gering ist, so bleibt zu erwarten, daß auch jetzt noch ein offener Bruch abgewendet wird. Vorsichtige Politiker werden sich sagen, daß eine schließliche Ueberwältigung von Transvaal kein Entgelt wäre für das Risiko, das sich ergibt, wenn England bei allen Verwickelungen, in die es in Asien eingesponnen ist, auch noch in das afrikanische Unternehmen sich stürzen soll, wozu die Möglichkeit hinzukommt, daß das Vereinigte Königreich seine militärische Schwäche zu Lande vorübergehend enthüllen könnte. Politische Berechnung wie Humanität mahnen gleichmäßig zu einer Verständigung, und die wird wohl auch noch in zwölfter Stunde erzielt werden.

Das ultramontane belgische Ministerium hat ein geradezu skandalöses Wahlgesetz der ultramontanen Kammer vorgelegt. Ganz unverhüllt hat dieses Wahlgesetz nur den einen Zweck, auch bei künftigen Neuwahlen den katholischen Reaktionären die Majorität zu sichern. Diese Majorität besaßen sie bisher, weil Liberale, Fortschrittler, Sozialdemokraten sich unter einander bekämpften; da diese nunmehr gemeinsam gegen die Rechte vorgehen wollen, fürchtet die Reaktion für ihre Stellung. Das neue Gesetz soll Hülfe schaffen.

In den großen Kommunen, in denen der ultramontane Besitzstand gefährdet ist, führt es einen komplizirten Wahlmodus ein, mit Hülfe dessen die Linke nochmals geschlagen werden soll. Die Erregung über dieses Vorgehen ist in Belgien eine außerordentliche und man fürchtet, daß es zu sehr ernsten Unruhen kommen wird, falls der Gesetzentwurf nicht zurückgezogen wird.

* * *

Die Kompensationsposse.

In der Kanalkommission des Preußischen Abgeordnetenhauses ist man jetzt in der Anmeldung von sogenannten Kompensationsforderungen so weit gediehen, daß man jeden Augenblick darauf gefaßt sein muß, seitens der Konservativen auch die Wiedereinführung des **jus primae noctis** als Kompensation gegen den Rhein-Weser-Elbe-Kanal gefordert zu sehen. Es ist nicht uninteressant, sich einmal die pathologische Entwicklung dieses Kompensationsfiebers zu vergegenwärtigen.

Die agrarische Interessenpolitik bildete den fruchtbaren Nährboden für diese Krankheit. Die Agrarier haben sich bei uns in Preußen und in Deutschland allmählich so sehr daran gewöhnt, das ganze politische Leben als ein Gewinn bringendes Geschäft anzusehen, daß man es schon für eine schwere Benachtheiligung der agrarischen Interessen hält, wenn aus allgemeinen Mitteln eine große Landesmelioration vor sich geht, deren unmittelbarer Nutzen für die Landwirthschaft den Agrariern nicht erkennbar wird. Der Rhein-Weser-Elbe-Kanal stieß deshalb von vorn herein auf starke agrarische Vorurtheile, und es entwickelte sich die Anschauung, daß den Agrariern eigentlich ein himmelschreiendes Unrecht zugefügt werde, wenn eine Summe von 260 Millionen Mark aus allgemeinen Mitteln für eine Wasserstraße geopfert werden solle, die in erster Linie der Industrie zugute kommt. Da diese Wasserstraße als Verbindung zwischen Rhein und Elbe geplant war, so betrachteten die Ostelbier das ganze Unternehmen zugleich als eine Benachtheiligung des Ostens der Monarchie zu Gunsten des Westens.

Die preußische Staatsregierung stellte sich zunächst auf den korrekten Standpunkt, daß man nicht alles auf einmal machen könne; daß das Mittellandkanalprojekt eine Jahrzehnte lange Vorgeschichte habe; daß es technisch besonders leicht durchführbar sei; daß man die Ausführung dieses Projektes bereits bei der Beschlußfassung über den Dortmund-Ems-Kanal vorgesehen habe; daß die zunächst interessirten Landestheile ungewöhnlich große Garantien betreffs der Verzinsung des Anlagekapitals übernommen hätten, und daß es sich hier um eine neue Wasserstraße handele, der ein lebhafter Verkehr von vornherein gesichert sei. Die Staatsregierung lehnte es, gestützt auf diese feste Position, ab, angebliche Schädigungen anderer Landestheile, die aus der Herstellung dieser neuen Verkehrsstraße erwachsen könnten, in der Weise zu berücksichtigen, daß gleichzeitig Vorsorge getroffen werde, um jene befürchteten Wirkungen von anderen Landestheilen abzuwenden. Die Regierung konnte sich dabei auf die bisherige Praxis der Gesetzgebung und der Verwaltung berufen; sie konnte mit Recht ausführen, daß jeder neue Verkehrsweg — von der Tertiärbahn bis zum großartigsten Wasserweg — gewisse Verschiebungen in den Konkurrenzverhältnissen mit sich bringe, und daß, wenn man jede derartige Wirkung durch entsprechende anderweitige gleichzeitige Gegenmittel aufheben wolle, man überhaupt niemals zu irgend einer wirklichen Verkehrsmittelverbesserung von Staatswegen gelangen werde.

Von dieser grundsätzlich unanfechtbaren Stellung wurde die Staatsregierung allmählich abgedrängt durch die Interessenten der schlesischen Montanindustrie, die mit besonderem Nachdruck geltend machten, daß speziell die oberschlesische Montanindustrie durch eine neue Verkehrsstraße, die dem Ruhrbezirk die Beförderung von Kohlen und Eisen nach Berlin verbillige, in ihrer Konkurrenz namentlich auf dem wichtigen Absatzgebiete Berlin benachtheiligt werde, und daß es daher nicht mehr als recht und billig sei, wenn durch eine Verbesserung des Wasserweges der Oder auch für Oberschlesien der Weg nach Berlin verbilligt werde.

Die Regierung hätte ihren ursprünglich eingenommenen grundsätzlichen Standpunkt, von dem aus sie jede Kompensationsforderung ablehnte, nicht zu verlassen brauchen, wenn sie die Entschlußfähigkeit besessen hätte, sofort anzuerkennen, daß diese geforderte Verbesserung des Oderschiffahrtsweges ein an und für sich berechtigter Wunsch sei, den sie zu erfüllen gedenke, sobald die nöthigen Vorprüfungen über die Art und Weise der Ausführung erfolgt seien. Etwas Aehnliches hat sie schließlich auch erklärt — sogar in der Form eines feierlichen Staatsministerialbeschlusses, der die Billigung des Monarchen gefunden hat —, aber bedauerlicherweise ist sie damit so spät herausgerückt, daß die beruhigende Wirkung, welche jene Erklärung in einem früheren Stadium ausgeübt haben würde, ausgeblieben ist.

Die Staatsregierung hätte, nachdem sie sich einmal zu einem solchen Schritte entschlossen hatte, selbst dann wahrscheinlich noch eine Wirkung erzielt, wenn sie im Plenum des Abgeordnetenhauses mit dieser Erklärung hervorgetreten wäre, als die zweite Lesung der Kanalvorlage zur Verhandlung stand. Ich glaube nicht, daß das Zentrum seine Drohung, sich der Abstimmung zu enthalten, angesichts einer derartigen Erklärung hätte aufrecht erhalten können. Da die Regierung aber nicht eingriff und durch ihre Passivität die Rückverweisung der Vorlage an die Kommission, wie sie vom Zentrum beantragt war, thatsächlich begünstigte, so war sie nunmehr in eine wesentlich schwierigere Stellung gedrängt.

Aber selbst in der Kommission hätte die Regierung mit jener Erklärung, in der die Bereitwilligkeit, die schlesischen Wünsche und die Wünsche der Lippe-Interessenten in Berücksichtigung zu nehmen, ausgedrückt ist, vielleicht noch einen Erfolg davon tragen können, wenn sie nun wenigstens mit aller Entschiedenheit darauf beharrte, keinerlei andere Forderungen zur Zeit in Betracht zu ziehen. Statt dessen hat sie sich in der Kommission die Dinge über den Kopf wachsen lassen

sie hat mit untergeschlagenen Armen zugesehen, wie eine Kompensationsforderung nach der anderen in der Kommission angemeldet und dort zur Verhandlung gebracht wurde.

Daß unter all diesen neu angemeldeten Kompensationsforderungen auch nicht eine einzige ist, die zur Stunde ernsthaft in Betracht gezogen werden kann, ja daß diese Kompensationsforderungen, so zur Unzeit vorgebracht, nur dazu dienen können, auch die berechtigten Forderungen eines Ausbaus von Wasserstraßen in anderen Provinzen zu kompromittiren, wird schwerlich irgend einem Mitgliede der Kanalkommission verborgen geblieben sein; aber als Mittel, die Verhandlungen hinzuzögern und so der Endentscheidung auszuweichen, sowie als Mittel, um die Haltlosigkeit der Staatsregierung vor aller Welt zu demonstriren, sind diese gehäuften Kompensationsforderungen allerdings geeignet.

So ist denn allmählich unter der Devise: „Was dem einen recht ist, das ist dem andern billig" beinahe alles angemeldet, was irgend eine Provinz Preußens an Verkehrswünschen irgend welcher Art auf dem Herzen hat. Wollte man diese Wünsche auch nur mit einiger Gründlichkeit prüfen, so könnte sich die Kanalkommission auf Jahr und Tag in Permanenz erklären. Thatsächlich laufen die Verhandlungen der Kommission, die sich auf diese neu angemeldeten Kompensationsforderungen erstrecken, denn auch auf bloße Bierbankunterhaltungen hinaus, die gar keinen ernsthaften Erfolg haben können.

Daß über den in der staatsministeriellen Erklärung gezogenen Rahmen hinaus die Regierung sich auf keine weiteren ernsten Verhandlungen einlassen könne und werde, ist auch von Herrn von Miquel des öfteren hervorgehoben worden, aber bei der Schwäche, welche die Regierung bisher in der ganzen Kanalkampagne gezeigt hat, verfangen derartige Versicherungen des Vizepräsidenten des Staatsministeriums nicht mehr. Unter diesen Umständen schleifen die Zügel am Boden, und niemand kann sich eine klare Vorstellung davon machen, in welchem Abgrund die Kanalvorlage schließlich enden wird.

Alle Hoffnung ist ja noch nicht geschwunden, daß in zwölfter Stunde sich das Zentrum doch noch dahin aufrafft, — zusammen mit der gesammten Linken des Abgeordnetenhauses — die Kanalvorlage durchzudrücken, aber die Regierung thut jedenfalls nichts, um ihrerseits ein derartiges Resultat sicher zu stellen. Scheitert die Vorlage, so trägt die Regierung in erster Linie die Schuld. Denn sie hat mit einem solchen Ungeschick und einer solchen Schwäche diesen wirthschaftlich so ungewöhnlich starken Plan verfahren, daß es nur allzu begreiflich erscheint, wenn ein Theil der öffentlichen Meinung fortgesetzt davon ausgeht, auch innerhalb der Staatsregierung existirten einflußreiche Elemente, die nur mit halbem Herzen bei der Sache seien und die sich nicht grämen würden, wenn das Kanalprojekt auf die lange Bank geschoben und schließlich zu Falle gebracht würde.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XXII.

Der Reichstag ist in die Ferien gegangen, und im Abgeordnetenhause arbeitet die Maschine nur mit halber Kraft; es ist daher über die Woche wenig zu sagen. Die Kanalvorlage ist vor der Hand versumpft. Herr von Miquel hat sich bereit erklärt, „aus Höflichkeit" in der Kommission auf alle Einwände zu antworten, die nicht zur Sache gehören, und die Ausübung dieser Höflichkeitspflicht kann zeitraubend werden. Daß die Kanalvorlage vor August wieder ans Plenum gelangt, erscheint bereits ausgeschlossen.

Daß das Abgeordnetenhaus selbst während der heißesten Sommermonate tagen muß, liegt vornehmlich daran, daß es das Einführungsgesetz zum bürgerlichen Gesetzbuch zum Abschluß bringen muß. Hier brennt in der That das Feuer auf den Nägeln, zumal auch das Herrenhaus noch zu hören ist. Derartige Gesetze, in welche der Richterstand sich einzuleben hat, können doch nicht wenige Tage, ehe sie in Kraft treten, durch die Gesetzsammlung bekannt gemacht werden.

Mit geringer Mehrheit hat das Haus den Obligationen der Hypothekenbanken die Mündelsicherheit abgesprochen, obwohl das neue Reichsgesetz über diese Materie sehr starke Garantien für die Sicherheit gegeben hat. Der eigentliche Grund der Entscheidung des Abgeordnetenhauses lag in einer Gefälligkeit gegen die Agrarier; landschaftliche Pfandbriefe sollen einen Vorzug vor städtischen Hypothekenbriefen haben. Vorgeschützt wurde der Grund, daß man für die „absolute" Sicherheit dieser Papiere nicht einstehen könne. Als ob es in dieser irdischen Welt absolute Sicherheit gäbe! Ein nationalliberaler Abgeordneter, Herr von der Borght, der sehr sachlich gesprochen hatte, mußte erfahren, daß Herr von Miquel nicht jederzeit die Höflichkeit anwendet, deren er sich gegen die Agrarier befleißigt. Er machte gegen Herrn von Borght einige Fechterkunststücke, bezeichnete ihn als einen Professor, zitirte — und zwar obendrein nicht korrekt — eine Stelle aus dem Faust, die in den letzten Jahren zu Tode gehetzt ist, kurzum, wie man es in der Studentensprache nennt, er führte einige Sauhiebe.

Glücklicher waren die Vertreter des Liberalismus mit ihren Bemühungen, die Kommissionsbeschlüsse zum Einführungsgesetz des Handelsgesetzbuchs aufrecht zu erhalten. Hier war es der § 4, gegen dessen Streichung durch die Kommission die Regierung im Bunde mit den Konservativen Widerspruch erhob. Dieser Paragraph lautete in der Regierungsvorlage:

> Eine Aktiengesellschaft sowie eine Kommanditgesellschaft auf Aktien kann aufgelöst werden, wenn sie durch einen gesetzwidrigen Beschluß der Generalversammlung oder durch gesetzwidriges Verhalten des Vorstandes, der persönlich haftenden Gesellschafter oder des Aufsichtsraths das Gemeinwohl gefährdet.
>
> Ueber die Auflösung entscheidet im Verwaltungsstreitverfahren der Bezirksausschuß in erster Instanz. Für die Erhebung der Klage ist der Regierungspräsident zuständig.
>
> Von der Auflösung hat der Regierungspräsident dem Registergerichte Mittheilung zu machen.

Die Regierung scheint zu befürchten, daß einmal ein Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung auf Aktien durchgeführt werden könnte.

Die „staatserhaltenden" Konservativen legen dieser Bestimmung eine solche Bedeutung bei, daß sie zur dritten Lesung den Antrag auf Wiederherstellung der Regierungsvorlage erneuert haben. Man sieht, die Konservativen können auch gegen die Regierung „höflich" sein, nicht bloß Herr von Miquel gegen die Agrarier.

Ein Gesetz über Kreisärzte und Gesundheitskommissionen ist ein Trümmerstück einer großen Medizinalreform, mit der sich das Ministerium einst beschäftigt hatte. Es verschlechtert wenig und verbessert nichts.

Die Charfreitagsvorlage ist in der Form zu Stande gekommen, die dem Centrum genehm ist. Die Katholiken feiern den Charfreitag nicht als Festtag, sie scheinen es aber geradezu für eine Gewissenssache zu halten, zu zeigen, daß sie gerade an diesem Tage nicht feiern wollen, was sie doch an manchem kirchlich gleichgültigen Tage, an Kaisers Geburtstag oder bei der Sedanfeier thun.

Proteus.

Die materielle und intellektuelle Lage des heutigen Belgien.

I.

Von Tag zu Tag steigt die Wohlhabenheit Belgiens. Für jene, die mit Fortschritten dieser Art zufrieden sind, bietet unser Land das Objekt von Studien, die zweifellos sehr interessant sind, weil das Ergebniß ein so erfreuliches ist.

Die Bevölkerung wächst beständig; von 4 089 000 im Jahre 1831 auf 6 669 000 im Jahre 1899, und seit etwa einem Dutzend Jahren übersteigt die jährliche Vermehrung 70 000 Köpfe. So wird denn Belgien in Wahrheit ein menschlicher Ameisenhaufen, jeder Quadratkilometer beherbergt im Durchschnitt 225 Personen und in der Provinz Brabant steigt dieser Durchschnitt sogar auf 375, im Arrondissement Brüssel selbst auf 740 Personen. Die großen Städte und die industriellen Mittelpunkte entwickeln sich mit erstaunlicher Schnelligkeit; die Hauptstadt zählt mit ihren Vorstädten 560 000 Einwohner, Antwerpen, dessen Wachsthum noch schneller ist, hat mehr als 300 000 Einwohner, Lüttich, Gent, Charleleroi und die industriellen Kommunen, die diese Städte umgeben, haben gleichfalls von Jahr zu Jahr eine Vermehrung der Einwohner, die nach Tausenden zählt, und gleichwohl, ganz wenige Distrikte abgerechnet, wird das flache Land nicht entvölkert. Die Ursache dieses fast einzigen Phänomens in Europa liegt darin, daß in unserem Lande die ländlichen Gemeinden langsam ihren ausschließlich ackerbautreibenden Charakter verlieren. Industrielle Anlagen wachsen auch in diesen Bezirken beständig empor und gewähren zahlreichen Arbeitern in der Nähe der heimischen Scholle Beschäftigung, so daß die Leute nicht, wie in anderen Staaten, einen dringenden Anlaß haben, in die großen Städte einzuströmen. Andererseits gestattet die Entwicklung des Eisenbahnnetzes einer Masse Landbewohner sich in die Kohlenbergwerke und in die Fabrikanlagen der großen Städte alle Morgen zu begeben und alle Abend in das heimische Dorf zurückzukehren.

Man muß nicht glauben, daß die starke Vermehrung der Einwohnerschaft in Belgien einer besonderen Fruchtbarkeit der Rasse zu danken ist. Die Geburten sind nicht überaus zahlreich, 29 auf 1000 Einwohner oder 3,6 auf eine Ehe. Vor Allem in den vallonischen Provinzen ist sogar eine beachtenswerthe Abnahme der Geburten zu beobachten. Vor 25 und 30 Jahren zählte man nämlich 32 oder 33 Geburten auf 1000 Einwohner. Die Vermehrung der Bevölkerung wird ganz wesentlich herbeigeführt durch die außerordentlich niedrige Todesrate, die ein Ergebniß des hygienischen Fortschrittes ist, und diese Fortschritte werden sowohl Einzelnen wie dem kollektiven Zusammenwirken verdankt. Belgien zählt auf 1000 Einwohner nur noch 17 Todesfälle und außerdem ist die jährliche Einwanderung um 4—5000 Köpfe stärker als die Auswanderung, so daß auch auf diese Weise die Lücken, die der Tod reißt, ausgefüllt werden.

Damit diese so dichte Bevölkerung zu leben vermag, müssen Landwirthschaft, Industrie und Handel in ihren Anstrengungen miteinander rivalisiren, und so übertrifft denn auch die wirthschaftliche Entwicklung des heutigen Belgien an Intensität und Schnelligkeit die der anderen europäischen Länder. Daß bei einem Vergleich die Proportionen von mir berücksichtigt werden, ist selbstverständlich. Zunächst hat kein Land einen so großen Theil des ihm zur Verfügung stehenden Bodens in Kultur wie Belgien, nämlich 22 000 Quadratkilometer oder ³/₄ der Oberfläche des Landes. Der mittlere Werth der landwirthschaftlichen Produktion, das Ergebniß der Viehwirthschaft eingeschlossen, übertrifft 1 600 000 000. Der Verkaufswerth eines Hektars anbaufähigen Bodens hat sich seit 1830 verdoppelt und ist heute höher als 4000 Frcs. Die Zerstückung von Grund und Boden ist auf das äußerste gestiegen; die katastrirten Parzellen betragen 6¹/₂ Millionen, eine auf den Einwohner und die Zahl der Eintragungen in das Grundbuch erreicht 1 200 000.

Die industrielle Entwicklung ist noch charakteristischer. In einem Vierteljahrhundert hat sich die Zahl der Dampfmaschinen mehr als verdoppelt — von 9 300 auf 20 100 — und die von ihnen gespendete Kraft hat sich verdreifacht — von 348 000 auf 1 123 000 Pferdekräfte. Um nicht allzu viel Zahlen zu bringen, will ich nur noch ein paar Thatsachen anführen. Von 1870—1896 hat sich die Produktion der Kohlenbergwerke um 55 Proz. vermehrt, und der Fabriken der Metallindustrie um 114 Proz.

Der Aufschwung unseres auswärtigen Handels ist dem der Industrie gefolgt. Da die nationale Landwirthschaft trotz vervollkommneter Methoden nicht im Stande ist, die Bevölkerung zu ernähren, und da die industrielle Produktion die Bedürfnisse des Verbrauchs im Inlande übertrifft, wie gesteigert dieser Verbrauch auch ist, so muß es für Belgien vor Allem angezeigt sein, an den Grundsätzen der Handelsfreiheit festzuhalten; von ihnen hat man noch im Allgemeinen sich nicht entfernt, allen schutzzöllnerischen Vorstößen zum Trotze. Unsere Regierungen wissen, daß eine entschiedene Schutzzollpolitik die belgischen Verbraucher ausländischer Waaren direkt belasten würde, nicht weniger die Industrie, die eine so große Masse Rohstoffe aus den verschiedensten Theilen der Welt zu beziehen gezwungen ist. Außerdem mußte man in Betracht ziehen, daß bei einem solchen Vorgehen Belgiens auch das Ausland und seine Märkte verschließen würde, die für unsere Industrie ganz und gar unentbehrlich sind.

Diese Handelsfreiheit führte denn auch zu folgendem Ergebniß. Im Jahre 1831 betrug der Verkehr mit dem Auslande 186 Millionen oder 45 Frcs. für den Einwohner, im Jahre 1898 aber 3 580 Millionen, oder 539 Frcs. auf den Einwohner. Die Einfuhr überschreitet jährlich um rund 300 Millionen die Ausfuhr. Die Bedeutung dieser Zahlen wird man besser zu würdigen vermögen, wenn man sich erinnert, daß in England der Güteraustausch auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, nur 426 Frcs. ergibt. Der Verkehr in unseren Häfen hat sich natürlich entsprechend gehoben; in 16 Jahren, von 1880—1896, ist die Tonnenzahl der aus- und eingegangenen Schiffe um 110 Proz. in die Höhe gegangen. Und diese Bewegung wird noch weiter beschleunigt werden, wenn die großen, in der Ausführung begriffenen Pläne in Antwerpen, in Ostende, in Heyst, in Brügge, in Brüssel vollendet sein werden. Es ist richtig, daß die belgische Handelsflotte an diesem Wachsthum nur einen ganz geringen Antheil hat; ihr Bestand ist lächerlich schwach, und sie bleibt an Zahl seit langen Jahren fast stationair; 59 Schiffe mit 89 000 Tonnen. Allein auf Initiative des Königs sind Assoziationen für die Entwicklung der nationalen Handelsflotte in der Bildung begriffen, und es ist nicht zweifelhaft, daß binnen Kurzem dem Schiffsbau ein starker Anstoß gegeben werden wird.

Die Waarenbewegung ist innerhalb der Grenzen nicht weniger stark als über die Grenze hinaus. Unsere Flußläufe und unsere Kanäle werden außerordentlich stark benutzt, aber vor allen ist es die Eisenbahnstatistik, die das ungeheure Wachsthum des Verkehrs im Lande selbst darthut. Das Schienennetz des Staates und der Gesellschaften, — nicht eingegriffen die Schmalspurbahnen —, ist das ausgebreitetste, das es auf der Welt gibt, nämlich 4 600 Kilometer oder 156 für 1000 Quadratkilometer. Die Einnahmen überschreiten 200 Millionen jährlich; von 1880 bis 1896 hat sich die Zahl der Reisenden verdoppelt, während die Bevölkerung nur um 18 Proz. zugenommen hat. Einen anderen Maßstab für die Entwicklung des Wirthschaftslebens im Innern liefert das Steigen der postalischen und telegraphischen Mittheilungen. In demselben Zeitabschnitt stieg es etwa um die Hälfte. Es ist richtig, daß die Ausgaben des Staates und die öffentliche Schuld noch schneller hinaufgegangen sind; in einem Vierteljahrhundert sind die Ausgaben fast verdoppelt worden, von 217 Millionen im Jahre 1870 auf

410 Millionen im Jahre 1896. Die öffentliche Schuld ist noch schneller gewachsen; von 682 Millionen im Jahre 1870 auf 2308 Millionen im Jahre 1896; aber man muß hinzufügen, daß dieses Wachsthum der Ausgaben, herrührend von den immer neuen Aufgaben des Staates, begleitet ist von einer parallel laufenden Vermehrung der Einnahmen. Sie entspricht dem Steigen des Nationalreichthums. Es ist ferner in Betracht zu ziehen, daß die Passiva des Staates ihr Gegengewicht in dem Werth des Eisenbahnnetzes finden, und die Verdoppelung der Schulden ist thatsächlich vor Allem verursacht durch produktive Arbeiten zum Besten der Gesammtheit, wie Eisenbahnen, Straßen, Häfen, Kanäle, ohne die das Land zu dem Fortschritt in Industrie und Handel nicht hätte gelangen können, dessen Nutzen es heute genießt. Eine letzte Gruppe von Ziffern erweist schließlich noch, daß die Staatsfinanzen nicht zum Nachtheil der Masse der Bevölkerung eine Verschiebung erfahren haben. Von 1880 bis 1896 hat sich die Zahl der Sparkassenbücher in Belgien verfechsfacht und ihr Werth sich vervierfacht. Der fünfte Theil der Belgier besitzt ein Sparkassenbuch, dessen durchschnittlicher Werth etwa 400 Frcs. beträgt.

Hoffentlich verzeiht der Leser diese Zahlen, aber sie erschienen mir nothwendig, um an charakteristischen Beispielen das außerordentliche Wachsthum der materiellen Wohlfahrt in Belgien darzuthun, und zwar einerseits im Hinblick auf die Masse der Bevölkerung, andererseits in Bezug auf die Entwicklung der Landwirthschaft, der Industrie, des Handels und der Finanzen. Diesem Bilde mag noch ein Zug eingefügt werden. Der Belgier hat seit einer kurzen Reihe von Jahren seinen häuslichen, dem in die Ferne schweifen abgeneigten Gewohnheiten zu entsagen begonnen. Die Bevölkerung bleibt immer weniger und weniger auf sich selbst und in die engen Grenzen des eigenen Landes zurückgezogen; Unternehmungsgeist, Energie und Kühnheit haben sich bei uns sichtbar entwickelt. Bedarf es der Beweise? Die Summe der belgischen Kapitalien, die heute in der aufblühenden russischen Industrie stecken, dürfte größer sein, als die Kapitalien, die die Russen selbst in ihren industriellen Unternehmungen angelegt haben. Belgische Ingenieure werden zahlreich und zahlreicher in Südeuropa, im Orient und im äußersten Orient, wo die Eisenbahn von Han-kow nach Peking zum Theil das Werk unserer nationalen Industrie sein wird. Das Königreich Siam wird langsam der Civilisation erschlossen, dank den Anstrengungen belgischer Kräfte, und schließlich ist es auch Belgien, aus dem die meisten jener Männer stammen, die in 15 Jahren vom atlantischen Ozean zum Tanganikasee Centralafrika erforscht und das Land mit einem Netze von Militärposten und Handelsfaktoreien und mit einer gewissen politischen Organisation ausgestattet haben. Auf diese Weise wurde der Güteraustausch zwischen dem Mutterlande und dem jungen Kongostaat im Jahre 1893 bereits auf 50 Millionen gebracht.

Die angeführten Thatsachen dürften mehr als genügen, um als Beweis für die Behauptung zu dienen, die sich an der Spitze dieses Artikels befindet. Das kleine Belgien wird eine ökonomische Großmacht; es übertrifft in diesem seinen Wachsthum selbst jene großen europäischen Mächte, die sich am günstigsten entwickeln. Unter diesem Gesichtspunkte ist die Lage unseres Landes in jeder Beziehung eine ausgezeichnete. Belgien wird beständig reicher, und seine wirthschaftliche Betriebsamkeit strahlt immer heller und heller am europäischen Himmel.

Das ist die Vorderseite der Medaille.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Brüssel. Léon Leclère.

Finnische Litteratur.*)

In einem Augenblick, da Schritte gethan werden, Finnland's Selbständigkeit zu vernichten und das eigenartige Land dem mächtigen russischen Staatskörper einzuordnen, dürfte es angebracht sein, einen Blick auf jenen Zweig seines Kulturlebens zu werfen, auf dem es das Höchste geleistet hat: die Litteratur.

Es ist noch nicht viel über ein halbes Jahrhundert her, daß Finnland ein wirklich eigenes Geistesleben hat. Bis Anfang dieses Jahrhunderts stand es völlig unter dem Kultureinfluß Schwedens, wie es ja auch erst 1809 definitiv an Rußland abgetreten wurde, dessen Czar damals dem Lande die Erhaltung der politischen und nationalen Selbständigkeit garantirte. Wohl sprach das Bauernvolk finnisch, aber der Beamte, Gelehrte und Kaufmann war an schwedischen Universitäten, jedenfalls mit schwedischer Bildung aufgewachsen; die finnische Sprache wurde als Bauernsprache verachtet und zeitweise gar ihre Anwendung verboten. Aber dann kamen einige Sprachgelehrte und entdeckten, daß das finnische Volk in seiner Sprache eine reiche und herrliche Volksdichtung besaß. Namentlich waren es die Gelehrten **Porthan**, **Castrén**, **Lönnroth** und später **Krohn**, die reiche Schätze finnisch-sprachlicher Volksdichtungen zu Tage förderten. So gab Lönnroth die **„Kalevala“**, eine Sammlung Heldengesänge, und **„Kanteletar“**, eine Sammlung kleinerer Gesänge heraus, denen andere mit Volksliedern, Märchen und Sagen folgten. Eine „Finnische Litteraturgesellschaft“ wurde begründet, um solche Volksdichtungen herauszugeben, und es wurden auch vom Staate Mittel für Reisen bewilligt. Dem Hand in Hand mit diesen Entdeckungen ging eine mächtige politisch-nationale Erhebung durch das finnische Volk, namentlich geleitet durch den Philosophen und Politiker **Snellmann**, und selbst die schwedisch-schreibenden Dichter, sie, die aus den oberen Ständen hervorgegangen waren und deren Muttersprache daher das Schwedische war, wurden von dem Bewußtsein nationaler Eigenart so tief durchdrungen, daß z. B. die Werke Joh. Ludw. Runeberg's, des größten schwedisch-schreibenden Dichters, völlig und mit tiefstem Seelenverständniß rein finnisches Volksleben schildern. Er ist auch der Dichter jenes Liedes, das zur finnischen „Volkshymne“ geworden ist:

Mein Land, mein Land, mein Vaterland,
Laut töne, theures Wort!
Es steigt kein Berg zum Himmelsrand,
Es gibt kein Thal und keinen Strand,
Geliebt wie du, mein Heim im Nord,
Du unsrer Väter Hort!
Das Land ist arm — mag arm es sein
Für den, der Gold begehrt!
Nicht kehrt der Fremdling bei uns ein,
Doch ist's mit Mooren, Fels und Stein
Von uns geliebt und hoch geehrt,
Ein Goldland uns an Werth.

Wir lieben unsrer Ströme Macht
Und unsrer Bäche Fall,
Des dunkeln Waldes finstre Pracht,
Das Sonnenlicht, die Sternennacht,
Und jedes Bild und jeden Schall,
Der uns bewegt einmal.**) (u. s. w.)

*) Es wurden für diese Abhandlung benutzt: die Werke von Runeberg, Tavaststjerna, Juhani Aho, Mikael Lybeck, Jacob Ahrenberg, Arvid Jaernefeld in schwedischen Ausgaben, ferner an Einzelwerken Minna Canth „Noveller“ mit der Selbstbiographie der Autorin, Jugman Fosterlandet, „Finska Novellister“ von Prof. Werner Söderhjelm, Geijerstam „Nya Brytaingar“, allgemeine Litteraturgeschichtswerke, Nordische Konversationslexika, zahlreiche Litteraturartikel in „Finska Tidskrift“, „Nordisk Revue“ und „Ovd och Bild“, persönliche Mittheilungen des Prof. Werner Söderhjelm in Helsingfors.

**) Deutsch von A. Kempe aus einer Uebersetzung von „Fähnrich Stals Erzählungen“.

Und wie er, sind die meisten neueren, in schwedischer Sprache schreibenden Dichter, wie Zakarias Topelius, Rafael Hertzberg, Karl A. Tavaststjerna, Jacob Ahrenberg, Arvid Jaernefeld u. s. w., durchaus national, sowohl in der Auffassung der Probleme, als auch in der Lebensdarstellung.

Nur um die Sprache entstand ein Kampf; die schwedisch Sprechenden fühlten sich im Zusammenhang mit den großen Weltsprachen und sahen daher in dem Umsichgreifen der finnischen Sprache eine Isolirung des finnischen Geisteslebens, während die gebildeten Anhänger der finnischen Sprache in der finnischen ländlichen Sprache zugleich das eigentlich nationale Moment erblickten und meinten, daß das Volksleben auch in seiner eigenen Sprache wiedergegeben werden müßte. So tobte Jahrzehnte der Kampf der Svekomanen und Finnomanen, der erst jetzt, angesichts der bedrohten Selbständigkeit, zu erlöschen scheint.

Aber in finnischer, wie in schwedischer Sprache hat dieses Nordlandvolk in den letzten dreißig Jahren eine große Fülle höchst eigenartiger Werke in Vers und Prosa geschaffen, die geistige nationale Selbständigkeit verrathen und zum Theil auch in künstlerischer Hinsicht bemerkenswerth sind, erschöpfende Bilder des eigenthümlichen finnischen Volkscharakters und des seltsamen Lebens in diesem kalten, stillen, schönen Lande bieten.

Während die schwedisch-finnischen Dichter meist aus den gebildeten Klassen hervorgegangen sind und daher auch in ihrer künstlerischen Technik eine mit den anderen nordischen Litteraturen verwandte Entwicklung haben, stammen die finnisch sprechenden Autoren zum größten Theil aus den untersten Volksschichten, und erst in allerletzter Zeit haben sich einige gefunden, die einen höheren Bildungsgang durchgemacht haben.

Zu der Klasse der finnischen Volksdichter der neuesten Zeit gehören Pietari Päiväjinta, der als einfacher Knecht begann, Alex. Filander, der unter dem Pseudonym Alkio schreibt. Er hat nicht die geringste Schulbildung genossen, ist jetzt aber ein angesehener und einflußreicher Landhändler in seiner Gemeinde und einer der hervorragendsten Schilderer des Volkslebens. Er gibt sogar eine Zeitschrift heraus, die für Mäßigkeit und für Gründung von „Jünglingsvereinen" wirkt. Auch Kauppis-Heikki war ursprünglich ein einfacher Knecht auf dem Pfarrhof von Juhani Aho's Vater (Pfarrer Brofeld). Der Verkehr mit den begabten Söhnen Brofeld's, denen er auch seine erste Ausbildung verdankte, gab ihm Anregung zum dichterischen Schaffen. Er ist derjenige Volksdichter, der sich am reichsten und tiefsten entwickelt hat. Heikki Meriläinen ist ein Schmied und hat nichtsdestoweniger einen großen Roman über den Pietismus geschrieben. Auch eine Bäuerin Liisa Teroo hat einen größeren Roman verfaßt.

All' diese Autoren haben eigentlich keine bewußten künstlerischen Absichten mit ihren Schöpfungen, sie wollen nur die Eindrücke zu Papier bringen, die ihnen ihr schlichtes Leben bietet, sie wollen die Gedanken verbreiten, die in ihnen erwacht sind und die sie für allgemein nützlich halten. Und da ihr Phantasieleben nicht allzu stark entwickelt ist, halten sie sich an die schlichte Wirklichkeit, an die einfachen thatsächlichen Ereignisse, die ihnen ihr Leben in dem Nordlande darbietet. Man gewahrt die Armuth an freischaffender Phantasie am meisten dann, wenn sie einen Versuch machen zu fabuliren.

Charakteristisch in dieser Beziehung und zugleich eine typische Gestalt für die finnische Volksentwicklung ist besonders Päiväjinta.

Er ist der Sohn eines Tagelöhners und hat dann aus eigenem Triebe lesen und schreiben gelernt. Es gelang ihm sich ein Stück Waldland zum Anbau zu kaufen und er heirathete jetzt ein armes Bauernmädchen, um mit ihr jene Kulturarbeit für sein Vaterland zu erfüllen, die Juhani Aho in der Skizze „Neubauer" verherrlicht hat:

„Zwei Hände eines einfachen Knechts und eines Mädchens, das ist das Kapital, mit dem Finnlands Einöden in fruchtbares Ackerland verwandelt werden. Wären sie Knecht und Magd geblieben, wäre ihr eigenes Leben unter geringeren Sorgen verlaufen. Aber die Einöde wäre nicht ausgerodet und die Pionierarbeit der Entwicklung ungemacht geblieben. Wir können keine Denkmäler auf ihren Gräbern errichten, denn ihre Zahl beläuft sich auf Tausende und ihre Namen kennen wir nicht."

Päiväjinta entging durch seine schöne Stimme dem traurigen endlosen Kampf mit Frost und Hunger; nachdem er Kirchensänger und Glöckner geworden, bildete er sich in seinem Heimathsdorf weiter aus; er ist einer der ersten großen Volksdichter Finnlands; aber er ist nur dann ein großer Schilderer des Volkslebens, wenn er sich an die Darstellung des einfachen wirklichen Lebens hält, wie in den kleinen Lebensbildern „Der Reisekamerad" oder „Die alte Bettlerin". Seine Kraft versagt, wenn er Gefühle in romantischer Beleuchtung oder aus freier Phantasie schaffen will, wie in der Liebesgeschichte „Petti und Inka" oder auch in „Rötner Matju", in der er die aufopfernde Liebe einer Mutter darstellen will.

Es liegt etwas nordisch Verstandesmäßiges über den Werken dieser Volksdichter, sie haben in der harten Schule des Lebens nicht Muße gehabt zum Träumen; aber sie wollen auf Grund ihrer Erfahrungen belehren und durch getreue Lebensbilder bestimmte Anschauungen erweisen. Sie geben feinste Detailmalerei, um durch Lebenswahrheit zu überzeugen, sowie auch in Folge einer innigen Liebe zur Heimath. Sie sind oft Verfechter sozialer Reformen. So zeigt Päiväjinta im „Reisekamerad" einen Bauern, der in seiner Demuth meint, all' sein Elend widerfahre ihm mit vollem Recht, er verstände das nur nicht, auf der anderen Seite aber erblicken wir in satten Farben die Völlerei und Habgier im Pfarrhause. Der Autor will damit die sozialen Gegensätze beleuchten, er will das heuchlerische und hochmüthige Verhalten der Machthaber kennzeichnen und das Volk aus seiner verhängnißvollen Ergebenheit aufrütteln. Und bisweilen vergessen sie sogar das reine Gestalten und beginnen direkt zu predigen, so wenn Päiväjinta in „Die Bettlerin" jemand sagen läßt:

„Die einfache Menschenpflicht gebietet uns, Euch in solch schwerer Lage beizustehen. Wenn Ihr hier sterben würdet, womit sollen wir unser Gewissen beruhigen, wenn wir Euch nicht helfen würden, obwohl wir es hätten thun können!"

Noch stärker tritt diese dozirende Absicht in den Werken der hervorragendsten finnischschreibenden Dramatikerin Minna Canth hervor, die Prof. Söderhjelm, einer der besten Kenner und Verbreiter finnischer Litteratur, mit Recht „eine Fahnenträgerin der Tendenz und der Gesellschaftsverbesserung" nennt. Auch sie ist aus dem Volke hervorgegangen, die Tochter eines Vorarbeiters, aber sie hat eine gute Ausbildung, sogar im Seminar genossen und war mit einem schriftstellerisch und journalistisch thätigen Seminarlehrer verheirathet. Sie tritt in ihren Gesellschaftsdramen für die Rechte des unterdrückten Volkes, der Armen gegenüber den Machthabern und Reichen, für die Rechte der Frauen gegenüber der heutigen Gesellschaft, für wahres Christenthum gegenüber der heuchlerischen Phrase ein. Sie hat nach dem Tode ihres Mannes als kinderreiche Wittwe unter schweren Kämpfen und materiellen Sorgen sich emporgerungen. Der kalte, scharfe Verstand, die Willensentschlossenheit und Kampfesfreudigkeit, die sie hierbei bewies, zeichnet auch ihre Werke aus, dazu ein klarer psychologischer Blick, eine starke Gestaltungskraft und die Gabe des dramatischen Aufbaus; aber ihr fehlt die naive künstlerische Betrachtung, der weite Blick für tragische Gerechtigkeit, die objektive Ruhe. Sie kommt über die kleinbürgerlichen Konflikte nicht recht hinaus, stellt dafür aber diese Kreise in meisterlicher Lebenswirklichkeit dar. Der Grundzug ihrer Weltanschauung ist religiös, aber zugleich polemisch gegen die bestehenden kirchlichen Zustände gerichtet.

Neben moralischen und sittlichen Fragen beschäftigt die finnischen Dichter, und zwar fast alle ohne Ausnahme, der Einfluß der eindringenden europäischen Kultur in das vielfach noch einfache und natürliche Volksleben ihrer Heimath, und sie stellen sich je nach ihrer Individualität demselben als Freunde oder Feinde gegenüber. Die Einen sehen mehr den Nutzen, der in der Verdrängung der Rohheit vergangener Zeiten, in dem Eindringen humanerer Anschauungen und in den Lebenserleichterungen durch die Kulturerzeugnisse besteht, die Andern den Schaden, den die Beseitigung der alten patriarchalischen Verhältnisse, die Erweckung von Ansprüchen und Neigungen, die das Volk unzufrieden und unglücklich machen, die Verminderung des Hängens am Nationalen und die Einführung neuer, ihnen schädlich erscheinender Moralanschauungen und Lebensbetrachtungen hervorrufen.

Im Sinne der ersteren Auffassung schrieb der Begründer der neuen finnischen Volkslitteratur Aleksis Kivi in seinem Hauptwerk „Die sieben Brüder", in dem der Sieg der Kultur über die wilde Natur und als Gegensatz die Rohheit der Naturmenschen geschildert wird. Auch Alkio in seinem Roman „Messerhelden zeigt die Verdrängung der Brutalität des kulturlosen Lebens durch das Eindringen religiöser Anschauungen. Es wird ein Vergangenheitsbild zur Beleuchtung der Gegenwart gegeben. Ein gleiches gilt von dem Roman „Der Bauernhäuptling" von Santeri Ingman in dem ein Gemälde aus Finnlands Vergangenheit mit der sichtlich hervortretenden Absicht geboten wird, die Rohheit, Grausamkeit und das Elend vergangener Zeiten zu enthüllen und den bessernden Einfluß der Kultur zu zeigen. Ingman gehört aber nicht mehr zu den Volksdichtern, er ist ein Studierter, der besonders sich dem Studium der altfinnischen Geschichte gewidmet hat und der journalistisch thätig gewesen ist. Er machte sich zuerst einen Namen durch kleine lustige Skizzen und Novelletten aus dem Stadt-, Gesellschafts- und Soldatenleben, aber er fand auch in diesen kleinen Arbeiten schon ernstere und tiefere Accorde, aus denen das Verlangen nach einer weiteren und freieren Weltanschauung heraustönte. Und sein letztes Werk, der Roman „Stiefkind der Zeit" behandelt ein bedeutsames modernes Gesellschaftsproblem. Ingman tritt mit diesem Werke in die Reihe jener Autoren, die in die finnische Litteratur die Stoffe der europäischen Weltlitteratur einführen.

Im Sinne aufklärender Kultur ist der gegen den Pietismus gerichtete Roman „Der Waldbauer Stephan" von Schmied Meriläinen geschrieben.

In entgegengesetzter Anschauung wirkt Arvid Järnefeld in seinem Roman „Heimathland", in dem er den schädlichen Einfluß der europäischen Kulturbildung nachzuweisen sucht, sofern dieselbe dem Volke selbst zugeführt werden soll. Als einzig richtig verlangt er, im Kultus des Nationalen, in der Hebung des Volkes durch Entwicklung seiner heimathlichen Eigenart den Fortschritt zu suchen. Järnefeld gehört ebenfalls zu den Autoren mit gelehrter Bildung; er hat sich neuerdings aber Tolstoi'schen Ideen zugewandt, wovon schon sein Roman „Menschenschicksal" Zeugniß ablegte. In den Werken „Der Atheist" und „Mein Erwachen" verkündet er Tolstoi'sche religiöse und soziale Ideen und er hat sie auch durch die Praxis bethätigt, indem er die juristische Karrière aufgab und Fabrikarbeiter wurde.

Auch der überaus begabte Volksdichter Heikki Kauppinen, der sich in künstlerischer Beziehung sehr rasch und reich entwickelt und Novellen von künstlerisch tadelloser Form geschrieben hat, hat den verhängnißvollen Einfluß des Eindringens der Kultur in der Form neuer bedenklicher Moralanschauungen, z. B. in „Die verdammte Arbeit" dargestellt.

In mehr objektiver Form, nicht allein in tragischem Konflickt haben diesen Kampf zwischen Kultur und Althergebrachtem mit dem weiten Blick für die Selbstverständlichkeit und Nothwendigkeit des Vordringens des europäischen Einflusses, ungleich, aber auch mit tiefem Verständniß und inniger Sympathie für das zu Grunde gehende Alte, Eigenartige, aus naivem Rechtsbewußtsein Berechtigte der Volksdichter Kyösti, ein Waldhüter, in seinem Roman „In den Wäldern", sowie namentlich die großen Kunstdichter Juhani Aho, Karl A. Tavaststjerna und Jacob Ahrenberg dargestellt.

Kyösti zeigt, wie das Pochen auf althergebrachte Volksrechte (z. B. das Waldnutzungsrecht) zu Konflikten mit den modernen Staatsverhältnissen führt, ein Thema, das auch Juhani Aho in seiner Novelle „Friedlos" behandelt hat, und auch Tavaststjerna zeigt in seinem Roman „Harte Zeiten", wie ein tiefgewurzeltes Rechtsbewußtsein im Volk bis zu Verbrechen führen kann.

In schlichten Alltagsbildern, überstrahlt von einer feinen, sympathievollen Ironie, hat Juhani Aho den Konflikt zwischen Altem und Neuem in den Erzählungen aus dem Volksleben: „Wie Vater die Lampe kaufte" und „Die Eisenbahn" geschildert. Er zeigt den Eindruck solcher umwälzenden Erfindungen, wie die Lampe und die Eisenbahn, auf die Bewohner einsamer Wohnstätten, wie die Meisten ihnen entgegenjubeln, wie aber die Alten ohne Verständniß verletzt, gekränkt über das Benehmen der Jungen dem Althergebrachten treu bleiben. Und über diesem Althergebrachten breitet der Erzähler in seiner Sympathie einen zarten romantischen Schimmer. Aho (mit eigentlichem Namen J. Brofeldt), der hervorragendste unter den finnisch-schreibenden Autoren, besitzt, wie es Geijerstam in seiner Studie über Aho nachgewiesen hat, die große künstlerische Gabe, sich in die Denk- und Empfindungsweise seiner Gestalten hineinzuversetzen. Daher erscheinen nicht nur die Handlungen, sondern auch die Ueberzeugungen Aller subjektiv gleichberechtigt. Und er hat Sympathie für die Kleinen, die Unterdrückten, die Ausgestoßenen, die Geistigbeschränkten, er betrachtet sie mit einem feinen, mitleidgeborenen Humor. Er steht selbst völlig auf dem Standpunkt der Nothwendigkeit freier Entwicklung, geistigen Aufschwunges, seelischer Vertiefung, und so geißelt er mit derbem Spotte zugleich die Ueberhebung ungebildeter, vermeintlicher Kulturträger, die sich besonders groß und klug dünken, weil sie die Aeußerlichkeiten kultureller Fortschritte begriffen haben.

Schärfer ist in seiner Satire der schwedisch-schreibende Karl A. Tavaststjerna († 1898 im 38. Lebensjahre), der größte Lyriker, den die jungfinnische Litteratur besaß. Als Sprößling einer alten Beamten- und Militairfamilie und Sohn eines Generalmajors, mit akademischer Bildung und vielbereist, war er ein energischer Anhänger des europäischen Kulturlebens und hat zahlreiche Satiren gegen die engen, kleinlichen, seelenniederdrückenden Verhältnisse seiner Heimath verfaßt und gegenüber dem zähen Eigensinn und Gerechtigkeitsfanatismus die Lehre von der Verzeihung und der Barmherzigkeit verkündet. Wie sehr aber seine Ueberzeugung auf Seiten der Kulturentwicklung auch steht, wie scharf er auch die heimische Engherzigkeit verspottet, wie schroff er in seinem großen Roman „Frauenregiment" den Bauernkultus und die Patrioterei gegeißelt hat, dennoch gehört seine warme Herzenssympathie nicht nur seinem Vaterlande, wie seine nationalen Gedichte und zahlreiche Episoden in seinen Romanen beweisen, sondern schließlich auch seinem Volk mit all' seinen Eigenheiten. Er neben Aho hat den Grundtypus des finnischen Charakters aufs Tiefste erfaßt und in psychologischen Meisterschöpfungen dargestellt.

Es sind Männer und auch Frauen mit einem zähen, eigensinnigen Willen, der an seinem Ziel festhält und sich davon durch kein Hinderniß und keinen Widerstand abbringen läßt, der weniger handlungskräftig, aber umso widerstandsfähiger ist und plötzlich in Zorn, die rohe Naturkraft im Menschen, übergehen kann, die dann mit elementarer Gewalt verheerend hervorbricht. Es sind Einsamkeitsseelen, wie sie nur in einer düsteren, mächtigen Natur, in einem menschenöden Lande sich entwickeln konnten, wo Vorstellungen und Empfindungen sich nicht im Verkehr mit Anderen abschleifen, mit einem urwaldlichen Zuge der Scheu, die vor der Berührung mit Anderen und vor der Enthüllung der inneren Vorgänge zurückschreckt. Will sich

ein solcher Mensch bethätigen, so macht es den Eindruck des Unvermittelten, Brutalen, weil er sich nicht vorher in Worten ausdrückt und die Entstehungskeime der Handlung verborgen bleiben.

Tavaststjerna's „Eingeborener" ist eine solche geradezu typische Gestalt, und in „Frauenregiment" hat er auch solche Frauen geschildert. Auch der Rechtsfanatiker Knecht Lehtimaa in „Harte Zeiten" gehört hierher. Aho gibt diesen Typus in seinem Knecht Jumm in „Friedlos" tragisch, während er im „Patron Hellmann" dieselbe Eigenschaft von der humoristischen Seite in satirischer Beleuchtung zeigte. Dennoch liegt über der Darstellung dieses Charaktertypus bei Aho wie bei Tavaststjerna eine so tiefe Sympathie, daß sie auf Enthüllungen eigenen innerlichsten Seelenempfindens beruhen muß, in diesen scheinbaren Gewaltmenschen wird eine Gemüths- und Gefühlsgröße gezeigt, die noch von keiner Bildungsreflexion beeinflußt ist und daher durch ihre natürliche Rechtsauffassung mit dem juridischen Kulturrecht und der Gesellschaftsmoral in Gegensatz gerathen muß.

Ohne diese zähe, festhaltende Willenskraft könnte das finnische Volk auch nicht den Kampf mit den Schrecknissen der Natur seines Heimathlandes aufnehmen. Frost und Hunger, das sind zwei naturgeborene Ungeheuer, die ständig im Hinterhalt lauern, um über die Armen herzufallen. Von Runeberg bis Juho Reijonen, Tavaststjerna, Ahrenberg und Aho kehrt in der ganzen finnischen Dichtung fast bei allen Autoren die Schilderung des plötzlich daher kommenden, die Saaten vernichtenden, Elend, Hunger und Tod hinter sich zurücklassenden Nachtfrostes wieder. Schon Runeberg schuf in seinem Gedicht „Tavo" ein ergreifendes Bild dieses Kampfes des Volkes mit dem Nachtfrost und dem Hunger, noch erschütternder ist aber Juho Reijonen's Darstellung finnischen Volkselends in der Skizze „Im Nothjahr", in der erzählt wird, wie eine Schaar vor dem Hungertode Flüchtender unterwegs im Schneesturm erfriert. Zu einem wehevollen Prosagedicht wird in Tavaststjerna's Roman „Harte Zeiten" die Schilderung, wie der heimtückische Nachtfrost über die Felder herfällt und Noth und Elend verbreitet. Und Jacob Ahrenberg, ein schwedisch schreibender Autor, der hervorragende, meist polemische Gesellschaftsromane und Skizzen aus dem Volksleben geschrieben hat, erhebt in seinem Roman „Der Stockjunker" die Anklage, daß an diesem Unglück des Landes die gewinnsüchtige Spekulation zum Theil Schuld sei, da sie die schützenden Wälder mehr und mehr ausrotte, um dem Volke dafür nicht echte Kultur, sondern Schnaps und überflüssige Luxusartikel zuzuführen.

In der Schilderung dieses Landesfeindes entwickeln die finnischen Dichter eine ungewöhnliche Phantasiefülle, hier fehlt es ihrer sonst schlichten Darstellung nicht an Bildreichthum und an Kunstentwicklung in der Graumalerei. Man fühlt, sie alle haben diese Schreckensbilder gesehen, sie alle sind tief von ihnen erschüttert worden. Hier mehr, als in anderen Beziehungen werden sie zu Anklägern der Staatsverwaltung, bald mit jener beißenden Satire, wie Juho Reijonen im „Nothjahr", bald mit stiller Resignation in das Unabwendbare, wie in Aho's „Frost von Osten" und in Alkio's feinironischem Kulturbilde „Vater ist in Amerika".

Viele finnische Dichter sind Humoristen oder gar Ironiker. Das Letztere meist jene, die eine höhere geistige Ausbildung gehabt haben und mit der Weltkultur in Berührung gekommen sind. Einen grotesken Humor offenbarte schon Kivi in seinen „Sieben Brüdern", auch der Minna Canth ist ein derber Humor eigen. Neuerdings sind sogar zwei Lyriker aufgetreten, ein finnisch-schreibender, Kyösti Larson, und ein schwedisch-schreibender, Mikael Lybek, von denen jener einen harmlos drolligen Humor, dieser eine scharf-witzige Satire entfaltet. Auch Tavaststjerna hat feinsatirische Gedichte geschrieben. Der Humor der Finnen ist ein halb bemitleidendes, ein halb wehmüthiges Lächeln, mit dem der Autor auf seine Gestalten und deren Handlungen und auf die Zustände in seinem Heimathlande herabblickt. Ihr Humor verräth ihre Sympathie mit dem Ironisirten oder ihre Ironie verbirgt hinter einem Lächeln eine tiefere innere Empörung.

Außer den obengenannten und neben den großen früheren Versdichtern Runeberg und Zakarias Topelius hat Finnland neuerdings noch einige hervorragende Lyriker hervorgebracht, von denen nur genannt seien: J. H. Erkko, ein feiner Natur- und Stimmungslyriker, der sich aber auch in tiefe grüblerische Gedankenprobleme versenkt hat und sich als Schöpfer einer philosophisch-dramatischen Dichtung „Der Seher", sowie zweier poesievoller und dramatisch geschickt aufgebauten Versdramen, „Aino" und „Kulervo", bewährt hat. Ferner ist Eino Leino ein Kunstlyriker von großer Versgewandtheit und farbenreichem Schilderungsvermögen, zu nennen.

Wie die finnische Litteratur in ihrer neuesten Entwicklung bereits auf dem Gebiete der Kunstdichtung Hervorragendes leistet, so hat sie auch in ihren begabtesten neueren Romanautoren mit der Volksschilderung gebrochen, und begonnen, die Errungenschaften der modernen psychologischen Dichtung Finnland zu Gute kommen zu lassen. In erster Reihe gilt dieses von Karl Tavaststjerna und Juhani Aho. Allerdings wurzeln alle ihre Werke in rein nationalem Boden. Die Beschuldigungen, die gegen Aho erhoben wurden, das er in seinen Romanen „Die Pfarrerstochter" und „Die Pfarrersgattin" (Deutsch unter dem Titel „Elli's Jugend" und „Elli's Ehe"), sowie in dem Roman „Einsam" nicht „finnisch" sei, ist für den nicht von nationaler Beschränktheit Befangenen geradezu unverständlich.

Beide Dichter versenken sich in psychologische Probleme. Tavaststjerna in „Jugendfreunde", im „Eingeborenen", auch im „Patriot ohne Vaterland" und namentlich in „Im Bund mit dem Tode" und in vielen kleineren Novellen; aber ihre Charaktere sind auf finnischem Boden gewachsen, sie alle sind so ganz von dem Stimmungston der finnischen Natur erfüllt, es liegt über ihnen jene große Resignation, jene stille Abendruhe, jene erhabene Feierlichkeit, von der die finnischen Dichter in den herrlichen Naturschilderungen ihrer Heimath in ihren Werken künden.

Ein unerbittliches Schicksal, vergleichbar dem Daherkommen des Nachtfrostes, schreitet in furchtbarer Größe in ihren Werken daher; aber dieses Schicksal ist nichts von außen Kommendes, es ist nur die unerbittliche Konsequenz, der ganzen Wesenheit der Charaktere. Es ist der stille Maschinengang des Lebens, der über die nach Entfaltung sich sehnenden Individualitäten hinweggeht. Es sind keine großen Probleme, keine gelösten oder zu lösenden Fragen, es sind meist keine erschütternden Ereignisse, es sind nur schlichte Lebensschicksale: Seelenflammen, die in Freiheitssehnsucht matt aufleuchteten, erlöschen; auf ein Gemüth, das reicher Entfaltung fähig gewesen wäre, senkt sich die Abenddämmerung der Resignation herab; so Elli in Aho's Romanen — Ben in „Jugendfreunde", Bahlin im „Eingeborenen". Und daneben steht der kaltlächelnde, egoistische Weltmensch, der ins Leben hinausgeht, seinen egoistischen Zielen und seiner erhofften individuellen Entwicklung entgegen, fast ohne zu ahnen, was neben ihm vernichtet ward.

In dieser träumerisch melancholischen Stimmung, diesem fatalistischen Resigniren liegt ein Zug, der mehr als einmal an die Pußtagesänge Lenau's erinnert, so bei dem herrlichen Prosagedicht Aho's „Lob der Melancholie".

Auf schmerzvollen, bitteren Enttäuschungen beruht bei beiden Dichtern die Ausdrucksfähigkeit für eine wehmuthsvolle Resignation, aber beide haben auch wilde Schmerzensschreie für ihr Weh über die Verfolgung, die Verkennung und Enttäuschung gefunden. Aho in seiner Novelle „Marktsänger", der Geschichte eines Straßendichters, der die Menge durch Spottgedichte belustigt; so wenn er denselben klagend ausrufen läßt.

„Muß es einen nicht tief empören, wenn einem wegen einer Sache gehuldigt wird, um derentwillen man sich selbst tadelt? Und wenn man Spott und Lachen erregt, so oft man ernst genommen

werden möchte? Aber so ist es mir mein ganzes Leben lang gegangen — man lachte über meine besten Gesänge, aber man lauschte mit strahlenden Augen auf meine Gassenhauer."

Und Tavastjerna hat in seinem letzten großen Werke „Laureatus", einer philosophisch-satirischen Versdichtung, in empörtem Zorn über das Schicksal des verkannten Dichters geschrieben, der nur im „Traumlande der Dichtung" Frühlingsglück und „Krönung" finden kann.

Aber beide, die einen so scharfen Blick für die heimischen Mißstände haben, die sich so tief von den Landsleuten verkannt und verfolgt fühlten, beide haben doch wieder und wieder ihrer innigen **Vaterlandsliede** in schönen Worten Ausdruck verliehen und damit eine allen finnischen Dichtern gemeinsame Empfindung offenbart. Tavastjerna schrieb in einem Gedicht:

Und dennoch gibt's kein Land wie dies,
so nah meinem Herzen, meiner Leier.
In weiter Welt kein Ding ich weiß
so verabscheut — und doch so theuer!"

Aho aber endigte seine Skizze „Heimwärts" mit den Worten: „Gleich dem Heidekraut so klammern wir uns fest — mit Händen und Zähnen — an das Erdreich unseres Landes. Wer uns von dort losreißen wollte, behielte nur Blätter in seiner Hand, aber die Wurzeln würden in der Tiefe zurückbleiden und neu aufsprießen."

E. Brausewetter.

La mala vita a Roma.

La „mala vita", das Verbrecherleben macht heute wiederum in Italien viel von sich reden. Für vergleichende Kriminalstudien findet sich in den zahlreichen Meldungen, die von Neapel, Sardinien, Rom kommen, Stoff in Hülle und Fülle.

Wer Niceforo's „Italia barbara"*) gelesen hat, wird nicht erstaunt sein, daß grade Neapel und Sardinien in der letzten Zeit Verbrecherthaten von einer Romantik zeitigten, die nach den Zeitungsberichten fast unverständlich war, ihm aber, wie jedem Italienkenner ganz natürlich erscheint. In Neapel hat Jahre lang eine Gaunergesellschaft der besseren Klassen ungestraft derart gearbeitet, daß aus der Aristokratie und dem feineren Bürgerthume nach dem Urtheile der makellosen Redattrice des „Don Marzio", Frau Scarfoglio, alias Matilda Serao, keine dreißig Familien unberührt geblieben sind. Principi, Marchesi, Herzöge, Grafen, Barone, Advokaten, Banquiers, Wucherer, galante Damen und Chanteusen arbeiteten, von der Polizei, den Zollsoldaten und last not least — von der „Camorra" und den Spielhöllenbesitzern unterstützt, einträchtiglich zusammen, um die Gewinnsucht des dekadenten Adels und der Stutzer aus dem besseren Bürgerstande, sowie die Dummheit leichtgläubiger Provinzialen auszunutzen. Da sie mit romantischer Geheimnißthuerei vorgingen, und ihr Geschäftlein immer auf Betrug des Fiskus hinauslief, so war ihr Erfolg von vornherein sicher; denn jede Geheimnißkrämerei paßt dem abergläubischen Südländer, und den Staat zu bestehlen, gilt ihm als das vergnüglichste Spiel. Romandichtern empfehlen wir das Studium der Geschichte der Bande Susio, Hermann, Tarnschi & Cie; denn sie finden in ihr nächtliche Verschwörungsszenen in dunklen Grotten, Erpressungen im „Harem" und in der Spielhölle, sowie Ueberfälle durch die Polizei zu Wasser und zu Lande. Und sollte etwa Jemand Anstoß an der Unwahrscheinlichkeit der thatsächlichen Ereignisse nehmen, so frage er höflichst bei irgend einem deutschen Kongreßjournalisten an, der im April die Festvorstellung der neapolitanischen Camorra gelegentlich des sogenannten Provinzialbanketts in Valle di Pompeji mitgemacht hat, und seine Zweifel werden sich legen.

In Rom herrscht seit dem Eintritt der wärmeren Jahreszeit wieder die „teppa", das heißt die vieledle Schaar der Berufsarbeitlosen, Zuhälter und Raufbolde, die sich ein Vergnügen daraus machen, harmlose Spaziergänger in stillen Straßen mit frechen Worten oder thätlich anzurempeln, und dann die Reagirenden „in der Nothwehr" mit ihrem stets sicher arbeitenden Messer behandeln. Zur Beruhigung sei mitgetheilt, daß die Teppisten ihre Opfer nur unter den Einheimischen wählen; der Fremde, dessen Sprache sie nicht verstehen, und der ja auch meist Nachts nicht allein in stillen Straßen zu lustwandeln pflegt, ist vor ihnen sicher. Unter sothanen Umständen können drei Soziologen von Glück sagen, daß ihre neuesten Arbeiten, die sich mit dem Verbrecherleben in Rom beschäftigen — die Untersuchungen über die anderen Hauptstädte werden folgen — grade jetzt erschienen sind; denn „aktuelle" Schriftsteller sind ja stets willkommen, und sei es in unserem Falle nuch dem beschiedenen Lokalreporter, der seine neueste „vermischte Nachricht" durch Citate aus den neuen Werken zur Höhe einer wissenschaftlichen Beobachtung bringen will. Die in Frage kommenden Autoren sind Scipio Sighele, Alfredo Niceforo und Dante Veroni. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß alle Drei aus der Schule von Lombroso stammen; denn Lombroso beherrscht die italienische Kriminallitteratur, aber es ist immer heilsam, das Faktum im Auge zu behalten: es erklärt ja, warum die Herren stets mit den gleichen technischen Schlagwörtern und demselben Schema arbeiten.

Befassen wir uns zunächst mit Dante Veroni.**) Er geht von der Thatsache aus, daß die Provinz Rom ein Weinland ist, und schiebt dem Alkoholismus die Hauptschuld für die vielen Verbrechen in Rom zu, also im Gegensatze zu anderen Soziologen, welche die Häufigkeit der Verbrechen in Italien dem Elend zuschreiben. Zum Weingenuß gehört aber auch in Rom eine gewisse Wohlhabenheit. Daß der Weinkonsum in Rom und Latium nicht gerade gering ist, lehrt die Statistik, von allen italienischen Provinzen steht die römische in der Rubrik: „Restaurationen, Weinkeller, Kneipen" an der Spitze, in der Rubrik: „Weinkonsum" kommt sie an zweiter Stelle, und denselben Rang nimmt sie ein in der Rubrik: „Polizeistrafen wegen Trunkenheit". Im Folgenden arbeitet der Verfasser nach den Schemata, welche namentlich Enrico Ferri und die französischen Soziologen aufgestellt haben, und was er über die Wirkungen der Wohnungsnoth, der Einwanderung, sowie über das Zuhälterunwesen sagt, sind längst bekannte Dinge. Speziell römisch wird er nur, wenn er von den Folgen der Jahrhunderte langen Mißregierung und den Einflussen des Bodens und der Rasse spricht, oder die Teppisten schildert. Lesenswerth ist besonders das Kapitel über die „kriminelle Zone" von Artena, jenem Bergnest in den Volskerbergen, das mehrere Male von den Päpsten zerstört wurde, ohne daß es ihnen gelang, die verbrecherischen Keime, die immer und immer wieder neue Briganten hervorbrachten, zu vernichten. Aus Artena stammt übrigens auch Acciarito, der vor einigen Jahren ein Attentat auf König Umberto versuchte.

Alfredo Niceforo und Scipio Sighele***) bringen auch viel Gemeineuropäisches, auch bringen sie es mit dem Uebereifer junger Leute, welche ihrem Volke ein neues Evangelium predigen zu müssen glauben, ziemlich aufdringlich und stellenweise pathetisch, da sie aber gute Beobachter sind, so halten wir uns weniger an ihre Worte, als an die Funde, die sie mittheilen. Und diese sind nun freilich zum Theil recht eigenartig, jedenfalls lernt man in einigen Abschnitten des Buches die ewige Stadt von einer ganz anderen, neuen Seite kennen, freilich nicht ganz in dem Maße, wie die Verfasser glauben, wenn sie für die römische Kriminalität einen ganz besonderen Charakter in Anspruch nehmen.

---

*) Vergl. meinen Aufsatz „Nord und Süd in Italien". „Nation" Nr. 26, 25. März 1899.

**) Dante Veroni, La criminalità a Roma e nella provincia. Roma. Fratelli Bocca.

***) Alfredo Niceforo — Scipio Sighele. La mala vita a Roma. Torino. Roux, Frassatti & Cie. Editori.

„Rom behält auch im Verbrechen seinen Charakter, der nach den Einen sein Hauptvorzug und seine Stärke, nach den Anderen seine Schwäche und sein Hauptfehler ist, und der hauptsächlich in der souveränen Gleichgültigkeit oder der unendlichen Toleranz besteht, mit der es in seinem Schoße die größten moralischen und intellektuellen Widersprüche nicht nur aufnimmt und in ihrem Bestehen schützt, sondern auch die mannigfachsten und von einander durchaus verschiedenen Manifestationen einer halb versunkenen großen Vergangenheit mit denen einer Gegenwart vereint, die es selbst noch nicht begriffen und sich angeeignet hat."

Dazu kommt, wie die Verfasser hinzufügen, daß in Rom nach seiner geographischen Lage zugleich die Verbrechen der feudalen Vergangenheit Holbafrikas neben den modernen Kulturverbrechen vorkommen.

Nachdem in einem besonderen Kapitel einige eklatante Verbrechen aus dem „unterirdischen", d. h. dem Spießbürger unbekannten Rom geschildert sind, unter denen besonders der Einbruch einer gewaltthätigen Bande in ein galantes Haus großen Eindruck macht, da das Trauerspiel mit der Defenestration eines Dämchens schließt, das muthig den Kampf um's Recht geführt hatte, malen die Verfasser mit dem Pessimismus und dem Realismus eines Ribera das Elend in der Vorstadt San Lorenzo, die der Fremde nur von Außen sieht, falls er zum Camposanto oder nach Tivoli fährt. Dies Kapitel hat viel böses Blut gemacht, man verglich die beiden Autoren gar mit Zola, wobei man jedoch daran zu erinnern vergaß, daß Zola's Schilderungen gehässig wirken mußten, weil sie nicht auf gründlichem Studium beruhten, während ihre Arbeit nichts andres ist, als eine Sammlung von Momentphotographien, und wenn diese Bilder gar zu grausig sind, so ist es nicht die Schuld der Verfasser. Aber zu allen Zeiten haben geruhige Lokalpatrioten es nie geliebt, an die partie honteuse ihrer Stadt erinnert zu werden.

Im folgenden Kapitel kommt das Volk der Gaukler und Vagabunden an die Reihe, das sich um und auf dem ständigen Jurplatz Roms, der „piazza Guglielma Pepe", herumtreibt. Fremden, die gerne niederes Volksleben, wenn auch mit Vorsicht, genießen mögen, sei ein Besuch dieses Platzes, freilich nur am hellen Tage, anempfohlen. Die Schilderung ist recht amüsant, namentlich wo die Kompagniearbeit der Schaubudenbesitzer mit einer Schaar von jugendlichen Taschendieben behandelt wird.

Von den Vagabunden geht es zu den Hexen. Rom hat ja noch, allen Zauberprozessen der Welt zum Trotz, seine wahrhaft wirklichen Hexen (streghe), eine Thatsache, die bisher nur Wenigen bekannt war. Die „strega" tritt zumeist als Kartenschlägerin, oder als Somnambüle auf, sie prophezeit, ködert Freier auf Bestellung, bestraft ungetreue Liebhaber mit dem Tode, zeigt die Stellen an, wo Schätze zu heben sind, beschwört die Todten, bannt böse Geister — kurzum sie ist die Vielseitigkeit selbst. Kommt eines Tages ein armes Mädchen zu solch einer Hexe, die gewöhnlich hinter dem Bahnhofe im verborgenen Heim zu finden ist, und klagt, daß sein Tito oder Romolo anfängt, lau zu werden, und es möchte ihn doch so gerne heirathen. Gut! Da muß der schwankende Bräutigam „verhext" werden. Die Hexe nimmt ein Kruzifix, legt es auf den Tisch und zugleich verbrennt sie eine Locke des Bräutigams in einem Kohlenfeuer. Während das Mädchen drei Mal das Ave Maria betet, ruft sie in gereimten Sprüchen Belzebub an, und speit drei Mal auf das Kreuz. Die Prozedur kostet zwei Lire, und der Bräutigam ist „fest gemacht". Ein armer Steinmetz beichtet der Hexe, daß sie ihn verließ und betrog. Er wünscht ihr den Tod, und die Hexe soll ihm helfen. Und sie thut es. Einen Frosch nimmt sie, spießt ihn auf ein Brettlein auf, und fordert den Kunden auf, mit einer Nadel das Herz des Quakthierchens zu durchbohren. Die alte Dame begleitet diese Handlung mit gereimten Flüchen. Zwölf Mal hat der Steinmetz das Opferthier getroffen, dann muß er sich niederknieen und zusammen mit der Priesterin ein blasphemisch Gebet sprechen, worauf jene die Sterbegebete murmelt. Der Steinmetz zahlt seinen Obolus und erhält die Versicherung, daß, wenn der Frosch stirbt, auch die Verrätherin einem Herzleiden erliegen wird. Andre Hexen tödten die Verräther auf andre Weise. Der betrogene Theil erhält die Anweisung in bestimmten Läden, die drei Thüren haben, Kerzen und Speisefett zu holen. Ist das geschehen, wobei selbstverständlich eine Reihe von Zeremonien erfüllt werden mußten, so wird im verschwiegenen Kämmerlein bei dem Schein der Kerzen und über ihren Flammen das Fett in einem ganz bestimmten Kesselchen und unter gewissen sakramentalen Formeln und Sprüchen aufgelöst — und von der Stunde an ist der Verhexte mit unheilbarem Siechthum behaftet. Wir können nicht ins Einzelne gehen, eine Thatsache sei aber doch noch erwähnt. Die Hexen verkaufen auch geweihte, also unfehlbare Spielkarten, die dadurch die Weihe erhalten, daß ein armer Priester für ein paar Soldi ein Bündel Karten unter die Tunika steckt, während er die Messe liest.(!)

Ein weiterer Abschnitt behandelt die „demi-vierges". Neu ist hierin nur das Schlagwort; denn die Halbprostitution junger Konfektioneusen und Arbeiterinnen kommt auch anderswo vor. Doch ist das Kapitel wegen des Lokalkolorits immerhin lesenswerth. Folgt eine Abhandlung über die Diebe und Bettler, wobei die Tricks der römischen Taschendiebe zum Nutzen eines verehrlichen Publikums recht anschaulich behandelt werden. Besonderes Lob — wahrscheinlich auch von Seiten dankbarer Kriminalstudenten — verdient die wahrhaft sachverständige Beschreibung einer „serenata", d. h. der gewaltsamen Entführung eines Feuerfesten, ebenso die Enthüllungen über das Treiben von Gaunergenossenschaften, welche gewinnsüchtige, kleine Rentner ausbeuten. Dieser letzte Abschnitt ist besonders bemerkenswerth, weil er das Verständniß für die Heldenthaten der neapolitanischen Aktiengesellschaft Sufio Taraschi & Cie. erleichtert. Nachdem hierauf das Leben der unter Polizeiaufsicht Stehenden, namentlich ihre Bälle, sowie der Jargon der römischen Verbrecherwelt geschildert worden, erörtern die Verfasser in den beiden Schlußkapiteln den „Gesang in der Verbrecherwelt" und das „Leben in den Gefängnissen". Die These, daß sich in der niedersten Verbrecherwelt Roms noch atavistische Anklänge an die Entwicklungsstufe zeigen, die jetzt nur noch durch gewisse Barbarenstämme im Innern Afrikas repräsentirt wird, scheint zwar auf den ersten Blick gewagt, oder aus dem Bestreben erwachsen, mit einiger Belesenheit in der anthropologischen Litteratur zu prunken, doch versöhnt man sich nach und nach mit ihr; denn die Belege sind gar zu packend. Man lese nur, wie sich Nachts nach dem Abzug der Polizeipatrouillen in den stillen Straßen des San Lorenzoquartiers die „Beschützer" zu zwei ringförmigen Gruppen zusammenthun, um im eintönigen Wechselgesang das Lob der „Schönen" eines der Ihrigen zu besingen, oder aber im Gegentheil, die Schande einer Ungetreuen durch Trutzlieder zu verkünden. Die Hauptstrophen der meist stereotyp sich gleich bleibenden Gesänge sind ausführlich mitgetheilt; ferner lese man, wie das niedere Volk bei seinen abendlichen Zusammenkünften in den sogenannten „Zeitungsagenturen" der dunkelsten Altstadt bei Trunk und Tanz die Kraft des Geliebten, die Schönheit der Herzensdame, die Verbannung der von der Polizei aufgegriffenen „Dämchen" und vor Allem die grausamsten Messerthaten besingt. Ueberhaupt die Messerthaten! Wenn man täglich erfährt, wie selbst schon halbwüchsige Burschen den unfehldaren Stoß in den Unterleib kennen, und man ebenso oft von den „ritterlichen" Messerkämpfen des Proletariats vernimmt, so läßt es sich wirklich nicht ableugnen, daß, trotzdem Papst und König zusammen die Ewige Stadt beherrschen, im niederen Volke doch die alte Barbarei unausrottbar scheint. Zu ähnlichen Schlüssen muß man kommen, wenn man die obscöne Sprache des Volkes — und nicht nur in seinen Liedern — kennt.

Mehr wie barbarisch geht es aber in den Gefängnissen zu. Auch anderswo kommen ja, z. B. in Kasernen und ähnlichen Sammelbecken von Menschen, die über viel Zeit und Langeweile verfügen, manche Grausamkeiten vor, namentlich bei

der „Einweihung der Neuen", aber so raffinirt ausgeklügelte Marterscherze, wie die Stubenkameraden in römischen und süditalienischen Gefängnissen anstellen, dürften anderswo doch selten sein. Das „Spiel der Thiere" bedeutet die Taufe des neu Eingelieferten. Doch diese Prozedur ist noch reinlich gegenüber der „Beriechung der Hunde", bei welcher der Neue mit ekelhaften Geschossen bombardirt wird. Außer dem „Prellen" sind ferner Prügelmißhandlungen beliebt, oder heimtückische Scherze, durch die man dem Neuen, mag er sich nun auf seinen Schemel oder auf sein Bett setzen, zum Sturze bringt und dann über den Gefallenen mit Prügeln herfällt. Ganz, wie gewisse wilde Negerstämme, vergnügen sich die Gefangenen auch gerne mit solchen Spielen, die Blut kosten, um bei Anderen oder auch bei sich selbst die Widerstandskraft gegen den Schmerz zu erproben. Unter anderem liebt man eine Art Polonaise. Die Kameraden ziehen im Gänsemarsch vor dem Stubenältesten vorbei, der in Kopfhöhe zwei in Holzgriffen steckende Eisenspitzen, wie Zinndeckel gegen einander schlägt. Die Aufgabe der Vorüberziehenden besteht darin, zwischen den gefährlichen Spitzen mit heilem Kopfe durchzukommen. Unter neunzig Fällen von hundert geschieht das aber nicht. Wehe dem jedoch, der aufstöhnt, wenn ihm das Eisen die Schläfe traf. Ein anderes „Spiel" verläuft, wie folgt: Ein durchs Loos bezeichneter Blindekuhmann wird an einen Tisch geführt, auf welchem er beide Hände ausspreizen muß, die Genossen vergnügen sich dann damit, ihre Messer in die Lücken zwischen die Finger zu stechen. Treffen sie aber das Fleisch, so wird das Blindekuhopfer, das natürlich klaglos geblieben, abgelöst. Dieses erbauliche Spiel kommt natürlich in vielen Variationen vor. Auch die Bewegungsspiele, die sich die Häftlinge trotz aller Aufsicht von Zeit zu Zeit erlauben, arten stets in grausame Attacken aus. Das „Seilchenspringen" hat zum Beispiel immer nur den Zweck, den jeweiligen Springer durch jähes heimtückisches Anziehen des Seiles zum Sturz zu bringen, ähnlich versucht beim Reiterspielen das Reitthier jedesmal durch eine geschickte Bewegung seine Last so abzuschütteln, daß diese auf den Rücken oder gar auf den Hinterkopf fällt, und doch haben die italienischen Gefängnisse Steinböden! In all diesen Vergnügungen tritt der alte barbarische Instinkt hervor, der alle auf niederer Stufe stehenden Menschen beseelt, und der sich zum Theil in Kampfeslust, in der Bewunderung für die physische Kraft und zum Theil in dem Stolz auf Unempfindlichkeit für physischen Schmerz äußert. Nach dem Gesagten braucht wohl nicht hinzugefügt werden, daß in den römischen Gefängnissen auch Tättowirungen und Selbstverstümmelungen nichts Seltenes sind.

Zum Schlusse formuliren die Verfasser die praktischen Forderungen, die aus der Schilderung der römischen Verbrecherwelt resultiren; doch bringen sie nichts Neues vor, sie wünschen energisches Vorgehen gegen die Zuhälter, sowie Trennung der Zufallsverbrecher, die in Besserungsanstalten kommen, und der Gewohnheitsverbrecher, die deportirt werden sollten, wenn anders man der stetig wachsenden Kriminalität steuern will.

Rom. Albert Zacher.

Berliner Kunstausstellungen.

Der Moabiter Glaspalast.

Die Große Ausstellung mit ihren vierzehnhundert gemalten Bildern steht so sehr jenseits von gut und böse, daß sie nicht langer Rede werth erscheint. Die alten tüchtigen Berliner Malermeister bleiben unter einander; sie lassen sich die Sozietät nicht verderben durch aufrührerische Elemente. Es ist ein großes langweiliges Bankett mit nüchterner Hausmannskost; zum Dessert, mehr der Kuriosität halber, werden ein paar pikantere Schüsseln aus Münchens und Welschlands Küchen herumgereicht; auch wird schließlich noch ein gutgelagerter, recht blumiger Wein kredenzt, ein 50er Jahrgang; es tauchen aber Zweifel auf, ob dieser Wein wirklich deutsches Originalerzeugniß sei; etliche halten ihn für französisches Gewächs, das in Holland behandelt und dann in Deutschland weiter gepflegt worden sei. Dieser Wein trägt die Marke „Teutwart Schmitson".

Ein Maler und ein Journalist haben sich um die Manen dieses Halbvergessenen besonders bemüht: Herr Meyerheim und Herr Pietsch; jener als bewundernder „Fach"-genosse, dieser — als Verherrlicher des Naturalismus. Mir liegt ein Büchlein aus dem Jahre 1867 vor, worin sich ein zwanzig Seiten langer Aufsatz über Schmitson's Glück und Ende findet, freundnachbarlich einer Berichterstattung über die Baden-Badener Saison von 65. Man liest jenen Aufsatz des Herrn Pietsch noch heut mit Vergnügen — ein begeisterter Zeitgenosse sucht einen keineswegs vollgewürdigten Künstler in die Unsterblichkeit hineinzuretten. Der Aufsatz gehört zu den ganz wenigen litterarischen Zeugnissen, die über Schmitson's Laufbahn uns erhalten sind. Schon damals freilich „berichtete" Pietsch mehr, als er charakterisirte und auflöste; die künstlerische Herkunft Schmitson's blieb ihm verschlossen; er behandelt ihn ganz einfach als ein Originalgenie, das da ist und für sich allein betrachtet sein will. Er bleibt hier wie in der Beschreibung seiner westlichen Kunstfahrten an der äußersten Oberfläche. Doch es interessirt, den heutigen Kritiker der „Voss. Ztg." die „Häßlichkeit" der Schmitson'schen Thiere bis aufs Blut vertheidigen und den unerbittlichen Gegner Liebermann's, Uhde's, Zügel's, Habermann also reden zu hören: „Darin steckt freilich so wenig „Gedankentiefe und Ideenreichthum" wie nur möglich: aber wieviel Dutzend der erhabensten Ideen unserer Idealisten geben wir für diese großartige simple Wahrheit der Natur .... und diese echte Wahrheit hat immer die Poesie in sich und mit sich, die freilich eine andere ist als die, welche die Transcendentalen in der Malerei verstehen und beabsichtigen" (S. 261). Ich will den Kritiker Pietsch mit dieser Erinnerung nicht chikaniren; ich will nur feststellen, daß in den leeren sechziger Jahren ein gewisses gesundes Gefühl ihn eine vollere, echtere Künstlerkraft erkennen und lieben ließ, während die Leute des nächsten Bootes ihn schon nicht mehr auf seinem Posten fanden.

Eben jenes „Ausbeuten der häßlichen Seite" macht heute uns Schmitson in der Thiermalerei interessant und liebenswerth. Denn es zeigt ihn stets auf den Wegen echter Malernatur, nicht aber des Erzählers, des Humoristen, des zoologischen Schriftstellers. Er hat nicht viel mit Rosa Bonheur gemein — wohl aber die Anfänge; er setzte sich, von einem staatsmännisch veranlagten Vater anderer Laufbahn bestimmt, mehr Knabe noch als Mann hin und studirt recht und schlecht das Thier auf den Mainweiden von Frankfurt und Sachsenhausen: Kühe, Ochsen, Pferde. Sein trotziges Naturell widersprach Schulmäßigem; aber sein Leben hat ihn doch so geführt, daß er in buntem Wechsel allerlei bedeutsame Kunstzentren kennen lernte und da und dort den Anhauch eines neuen, durch treue Naturanschauung geweckten Malergeistes spürte. Er war hintereinander in Frankfurt, wo seine älteren Kameraden Carl Peter Burnitz und Anton Burger, Figuren- wie Landschaftsmaler, unter französischem Einfluß schufen, in Düsseldorf, wo eine gutholländische Tradition lebte, in Berlin, in Paris, in Amsterdam und im Haag, in Wien. Die altniederländische Kunst besaß zwei Maler, die in der Darstellung des Thieres die moderne Welt belehrt haben — Albert Cuyp und Paul Potter; Frankreich besaß zwei Maler, die das bunte Spiel der thierischen Masse und des Thieres Seele und Charakter entdeckten — Troyon und Delacroix. Hier wie dort sind Anschauungsweisen auf Schmitson übergegangen. Ihm war das Thier nicht bloß vorhanden, um „studirt" zu werden; nicht allein die „Schwierigkeiten" zu überwinden, die die Wiedergabe der Natur bietet, diente seine durchgebildete Kunst. Er hatte ein Herz für die Natur, ein Herz für die Geschöpfe, deren

Wesenheit er mit den kräftigsten Mitteln darstellte. Ja, nicht nur ein Herz, sondern sogar eine Art stürmischer Leidenschaft. Nicht in der Ruhe der alten Meister fand er Genüge, noch in der Wucht der handfesten französischen Koloristen — er liebte die heiße Bewegung des jugendlichen Thierkörpers, zumal des Pusztapferdes, das wilde Spiel kraftvoller Muskeln, den elementaren Geist des Thierdaseins, wie er ist vor der Unterwerfung unter die Kultur. Und ist, auf Schmitson's Bildern, diese Unterwerfung vollzogen, so tritt ein überaus charakteristischer Wahrheitszug in die Erscheinung, der auf die französischen Lehrmeister zurückzuführen ist. Eine Art sozialkritischer Zug, übertragen auf die unterste Verfassung der Thierwelt; ein Milletzug. Das Thier als Helot, als dumpfer, stumpfer, schwitzender Kuli der Arbeit. Schleppfüßigen Ganges, eine fühllose Masse trägt es die Lasten des Menschen, besorgt es die Aecker. Es sind die Letzten, Aermsten, Beladenen der Thierwelt. Und die Menschen, die mit ihnen leben, die Treiber, Knechte, Feldarbeiter, Hüter, sind gleich ihnen Bruta, Haldthiere. Es hat sich zwischen Mensch und Thier ein geheimer Assimilationsprozeß vollzogen, der sich bei den Menschen an Stirnen, Gesichtsformen, der trottenden Gangart, den vornüber schlenkernden Gliedmaßen ausdrückt. Dieser strenge Ehrlichkeitszug, diese Sicherheit in der naturalistischen Beobachtung, dieser gesunde Trieb, nur durch Malerei zu wirken, macht Schmitson für seine ganz unmalerische Epoche zu einer charaktervollen Persönlichkeit. Malerisch stehen seine kleineren Formate, seine Studien höher als die großen umfassenden Bilder; da findet er nicht selten eine geradezu delikate Tonstimmung, die sehr lebhaft an die Tonche von Barbizon erinnert. Im allgemeinen aber wußte Schmitson nichts von lichtmalerischen Tendenzen; die Landschaft machte ihm große Mühe; er hat die stehenden Töne des Silbergrau und Goldbraun, in das sich leichte Tupfen des Delacroix'schen Blau mischen. Aber er gehörte doch mit zu denen, die bei uns den Weg frei machten für die neue Botschaft des Lichtes, und so hat er seinen Platz in der deutschen Kunstgeschichte.

* * *

Mit der Porträtmalerei sieht's schlecht aus in Berlin. Wer nicht in die Hände gerissener Geschäftsleute wie Ferraris und Laszlo fallen will, die über die österreichische Grenze zu unkünstlerischen Streif- und Eroberungszügen herüberschwärmen, der pflegt sich Max Koner zu überliefern; denn Reinhold Lepsius und Dora Hitz, die feinen Psychologen und eigenwilligen Malernaturen, die ein modernes Bild anstreben, eine malerische Menschenstudie, nicht bloß ein ähnliches Porträt, die sind den Berliner Auftraggebern noch immer arg verdächtig. Koner hat sehr viel Talent; er liefert stets das menschliche Aeußere mit der Treue des Photographen, ohne pedantisch zu sein. Er hat in seiner Art malerische Neigungen, den Zug, die Erscheinung möglichst flott und elegant hinzustellen; aber seine Weltdamen sind nicht elegant, seine hochmögenden Herrenmodelle nicht vornehm. Ueber die Eleganz und Vornehmheit im Malerischen belehrt John Lavery, der Schotte, der Herrn Koner rechts, über die individuelle Lebendigkeit und klassische Dauerhaftigkeit Lenbach, der Herrn Koner links flankirt. Beide Persönlichkeiten sind durch die Kultur gegangen, der eine durch eine langgestreckte altmeisterliche, der andere durch die spezielle Geschmacks- und Gesellschaftsbildung seines Vaterlandes; hinter Herrn Koner aber steht nichts, weder ein kunsthistorisch gegründeter Stil, noch ein entwickelter malerischer Geschmack. Ein überlegener und verfeinerter Porträtist bringt seine gemalten Menschen unwillkürlich in die Geschichte, der eine, so wie er sie darin haben will — das thut Lenbach; der andere, so wie sie wirklich sind — das thut Lavery oder auch Herkomer. Koner's Werk dagegen ist Familienangelegenheit; so wenig wie einen das Hausalbum eines fremden Menschen etwas angeht, so wenig wohl fühlt man sich in der Galerie zahlungsfähiger Zeitgenossen, in die Herr Koner uns Jahr für Jahr ladet. Es liegt an der Malerei, ob diese Leinwande uns als Dokumente der Zeit interessiren können oder uns als frappante Abbildungen geniren. Schade drum: Herr Koner hätte reisen und sehen müssen. In der Stille bildet sich kein Portraitkünstler — wohl aber im Strom der Welt. Wäre er unter einem günstigeren Stern geboren, die Welt hätte vielleicht einen Meister in ihm bekommen. So aber gelangte er, kaum auf sich selbst gestellt, in Fürstendienst, und dann in den Dienst von Herren, die zwar die Kunst nicht durch ein Machtwort kommandiren, aber durch ihre Ansprüche doch ein Künstlergemüth nicht minder unfrei machen, dessen Stärke die Schwäche ist.

* * *

Die Landschaft bezeugt, wie wenig der Zeitgeist durch diese Ausstellung pulsirt. Das wenige Lebensfähige geht unter; man sieht förmlich, wie der deutsche Freiherr von Gleichen-Rußwurm die Hände ringt im Sinken. Seine beiden koloristischen Lichtlein werden von schwarzen Scharteken der Berliner, der Düsseldorfer fast erstickt. Er hat einst mit Peter Baum in Weimar Monet lebhaft vertreten; sehr früh schon. Beide waren und sind keine allzu starken Persönlichkeiten, aber sie „trinken doch aus ihrem Glase“, so klein es auch sei. Beide malen Deutschland ungefähr so wie die Monetschule Frankreich malt; man findet Frankreich fast immer auf ihren Bildern wieder; aber das elegische Naturell, das dem Burgherrn von Bonnland, dem Urenkel Schillers eignet, weiß die Manier doch eher zu verhüllen als Baum, der immer ein starker Theoretiker gewesen ist. Ein bischen deutsche Träumerei bricht immer durch den prasselnden Sprühregen heller Töne heraus. Bei seinen Wanderungen durchs wellige, waldbesäumte, fruchtbare Frankenland erschaut Herr von Gleichen-Rußwurm, wie klare Sonne mit kräftigen Schatten spielt, wie das Grün der Waldpartien und des verstreuten Buschwerks rasch abgelöst wird von dem satten Gelb der Felder oder dem rothen stillen Leuchten der dörflichen Dächer.

* * *

Was aber ist im Grunde der Menge der Freiherr von Gleichen-Rußwurm, was Max Koner, was ist ihr selbst Teutwart Schmitson? Die sucht nach „großer Kunst“ die Ausstellungen ab, nach den mächtigen Maschinen der Historie, Legende, Weltschilderei; sie liebt die starken Mittel des Herrn Rochegrosse, der sich trotz seiner knappen vierzig Jahre schon in Grund und Boden verdorben hat. Als nahezu letztem Sprossen der großen Delacroix-Schule traute man ihm anfangs große Dinge zu und stellte ihn neben Baudry, „den ersten Maler der Epoche“, — eine Bewerthung Baudrys, die Zola schon 1866 so sehr geärgert hat. Rochegrosse verband mit einem feinen historischen Sinn und einer erstaunlichen Gelehrsamkeit ein ungestümes Temperament, eine moderne Leidenschaft. In der derühmen „Jacquarie“, dem hanebüchenen Stück Bauernkrieg, hat man den Höhepunkt dieser noch immer künstlerichen Richtung Dann aber fing er an, mehr und mehr Effekte zu suchen, die abseiten der Malerei liegen — Theatercoups, Orgien des Grausamen und Gräßlichen; er suchte, heftiger und heftiger an den Nerven und den Geistern zu rütteln, sich auf den großen Mahner und Sittenlehrer hinaus zu spielen. Seine „Menschen“ gingen ins Ueberlebensgroße und wurden leere Schatten. Seine „Jagd nach dem Glück“ ist überhaupt eine Malerei nicht mehr — nur eine Häufung typischer, bläulich kolorirter Figuren; das verbrauchte Motiv von dem Lichtbild der trügerischen Göttin, der ein Heer von Desperados nachstürzt in Verblendung, wird nun endgültig zu Tode gehetzt: Und wirklich, es thut sich ein Kirchhof auf, in den die armen Glücksritter und verlorenen Weiber mit blutigen Schädeln und zerschmetterten Gliedern hinunterstürzen, geraden Weges ins geöffnete Grab. . . .

Die große, gruselige Leinwand reist durch die Lande und sammelt alle Sonntagsromantiker um sich — wie das Licht die Motten. Der eine findet es „poetisch“, der andere „so wahr“, der dritte sieht sein eigenes Schicksal oder das

Schicksal einer Freundesseele. Vor keinem Bilde noch habe ich so viele Thränen vergießen sehen, so viele Seufzer gehört, soviel Suggestionen gespürt wie hier. An den Fünfundzwanzigpfennig-Sonntagen, die, wie im „Zoologischen Garten" und im Panoptikum, von der Ausstellungsleitung eingerichtet worden sind. Die „Große Berliner Kunstausstellung" ist gewiß auf der Erde die meistbesuchte, und ihr prahlerisches Aushängeschild ist die „Jagd nach dem Glück" von Rochegrosse. Ein Palladium, um das keiner die Unternehmer beneiden wird.

* * *

Vierzehnhundert gemalte Bilder und vier Notizen. Ich bin ganz melancholisch geworden, nachdem ich diese meine vier Notizen wieder überlesen habe. Flickwerk, Stückwerk. Ein großes Leichenhaus scheint hier moderner Kunst sich geöffnet zu haben, und draußen ist doch heller Tag. Man reibt sich einen bösen Traum aus den Augen.

Julius Elias.

Unnatürlich starke Einfuhr ausländischen Getreides als Folge der Aufhebung des Termingeschäfts.

Von einem der bedeutendsten Berliner Getreideimporteure geht uns zur Erklärung des Umstandes, daß trotz der enormen deutschen Weizenernte des Jahres 1898 in der ersten Hälfte dieses Jahres die Weizeneinfuhr ungewöhnlich groß war, folgende interessante Zuschrift zu:

„Die Einfuhr von Weizen wird vom Stat. Büreau, nach Abzug der Ausfuhr, für die Zeit vom 1. Januar bis zum 15 Juni d. J. auf rund

587 576 Tons gegen
388 898 „ in der gleichen Periode des Vorjahres, also um
198 678 Tons höher beziffert, d. i. pro Jahr über 400 000 Tons = ca. $1/_3$ der Gesammteinfuhr.

Dieses Anwachsen der Einfuhr gibt um so mehr zu denken, als erst vor wenigen Tagen das Ergebniß der Weizenernte in Deutschland im Jahre 1898 als das größte seit 21 Jahren amtlich festgestellt wurde.

Das Verbot des Getreide-Terminhandels wurde s. Z. hauptsächlich damit begründet, daß der letztere die Einfuhr von fremdem Getreide erleichtere und das Inland mit Getreidemassen überschwemme, die der Konsum nicht beanspruche. Seit dem 1. Januar 1897, also seit $2^1/_2$ Jahren, ist dieses Verbot in Kraft. Es hat zuwege gebracht, daß die wirthschaftliche Kraft derjenigen deutschen Plätze, an denen ein Terminhandel bestand, beträchtlich geschwächt ist. Ein Theil der Händler hat sich gänzlich vom Geschäft zurückgezogen, namentlich diejenigen, die das Termingeschäft um seiner selbst willen, sei es zum Zweck der eigenen Spekulation, sei es als Kommissionäre für andere Spekulanten, betrieben haben. Andere arbeiten mit ungleich größeren Gefahren, nachdem sie das frühere Arbitragegeschäft zu einem rein spekulativen umwandeln mußten. Wenige der letzteren suchen durch einen erheblich vergrößerten Umsatz sich einen Ersatz zu schaffen für die fehlende Termindeckung, indem sie den Markt zu beherrschen streben, und so in ihren eigenen vergrößerten Umsätzen eine Versicherung gegen die ungeheuren Konjunkturgefahren zu finden glauben, oft zu ihrem Unheil.

Wenn so auf der einen Seite die Existenz einer großen Anzahl wirthschaftlicher Existenzen vernichtet wurde, so ist auf der anderen Seite der erhoffte Erfolg, eine Verminderung der Einfuhr, vollständig ausgeblieben. Vielmehr ist die Einfuhr über Bedarf angewachsen, trotzdem an den sogenannten Hauptstapelplätzen die Läger jetzt andauernd viel kleiner als früher sind. Wenn ich sage „über Bedarf", so glaube ich das, inmitten des Handels stehend, vertreten zu können. Ich komme hierauf noch zurück.

Vorerst glaube ich die Behauptung aussprechen zu dürfen, daß zwischen diesem Anwachsen der Einfuhr und dem Terminhandelsverbot ein kausaler Zusammenhang besteht. So lange wir in Berlin, Mannheim u. s. w. den Terminhandel hatten, gab es eine große Zahl von Getreidehändlern und Spekulanten, die, theils als Deckung für ihre Waarenverschlüsse, theils aus spekulativen Neigungen, sich kleinere oder größere Mengen Getreide an den Börsen auf Termine kauften. Der Artikel „Getreide", dessen Preisbewegungen von Wind und Wetter, sowie von vielen anderen Einflüssen abhängen, regt naturgemäß zum Spekuliren an. Der Getreidehändler ist der geborene Spekulant. Diese Spekulationsneigung läßt sich durch Gesetze nicht beseitigen. Die Hunderte und Tausende von größeren und kleineren Spekulanten, die dieser Neigung früher an den Börsen durch Terminspekulationen Ausdruck gaben, suchen diese Neigung jetzt durch Käufe von effektiver Waare zu befriedigen, die ihnen durch zahlreiche Agenten ausländischer Exporteure so bequem wie möglich gemacht werden.

Wenn diese Spezies von „Importeuren" früher an den Börsen à la hausse engagirt war, so standen ihnen gegenüber die wirklichen großen Importfirmen, welche durch ihre Käufe vom In- und Auslande das Material für solche spekulativen Käufe lieferten. Kam es dann zum Lieferungstermine, so brauchten die Baissiers nur einen Bruchtheil des Materials jenen Käufern anzudienen, um diese zu starken Realisationen zu veranlassen. Der durch diese Realisationen erzeugte Preisdruck ermöglichte es dann den großen Importeuren, die verkauften Termine einzudecken, andererseits aber die zur Lieferung bestimmten Waaren in die wirklichen Kanäle des Konsums abzuleiten und zu vertheilen, die Waaren, die schon im Inlande waren, an Mühlen abzusetzen, die aber noch nicht eingetroffenen Waaren im Auslande zu placiren, oder, sofern sie noch nicht abgeladen waren, mit dem Auslande zurückzureguliren.

Wie anders aber liegt das Geschäft jetzt. Statt der wenigen starken Hände, die früher im Besitze der ausländischen Waare waren, befindet sich diese jetzt in unzähligen, vielfach recht schwachen, meist recht ungeschickten und unfähigen Händen. Die Hunderte von improvisirten Importeuren hatten beim Kauf gar nicht die Absicht, die Waare auch effektiv zu beziehen; sie kauften sie nur in der sicheren Voraussetzung, daß bis zur Lieferung eine Preissteigerung eintreten würde, die ihnen die Waare abnehmen und einen sicheren Gewinn zuführen würde. Nun läßt aber eine so sicher erwartete Steigerung manchmal recht lange auf sich warten, ja es kommt vor, daß sie sich in einen Preisrückgang verwandelt. In solchen Fällen zögert man mit dem Verkauf übermäßig lange, bis plötzlich die Connoissemente präsentirt werden, und es zu spät zum Zurückreguliren ist. Es heißt jetzt: wohin mit der Waare? Zunächst finden sich dann die hilfsbereiten Banken, die gegen einen Einschuß von 10—15 Proz. die Dokumente aufnehmen, wofür natürlich Provision zu zahlen ist. Endlich kommt die Waare auch am Bestimmungsorte an, die Steigerung läßt immer noch auf sich warten, die richtige Kundschaft, die die Waare braucht, kennt der Inhaber häufig nicht, er ist genöthigt, die Waare einzulagern oder à tout prix zu verkaufen.

Diese Art von Importgeschäften, das lehrt die Erfahrung, wird in Hunderten und Tausenden von Fällen betrieben und schädigt im höchsten Grade das reguläre Geschäft. Denn der große Importeur weiß, für welche Zwecke er kauft, er hat einen wohlorganisirten Verkaufsapparat, an ihn treten auch vielfach die Anfragen der Müllerkundschaft heran, er kennt die Qualitäten, die der einzelne Müller braucht und hat seine regulären Lieferungsschlüsse. Der Gelegenheits-Importeur jedoch erscheint immer zur unrechten Zeit mit seiner Waare auf dem Markte und ist nur zu oft genöthigt, seine Waare zu verschleudern. Und hierin liegt der zweite große Krebsschaden, den diese Vertheilung des Importgeschäfts auf viele kleine Hände hervorgebracht hat; die Schleuderpreise des gelegentlichen Importeurs verhindern den Berufs-Importeur, sachgemäß kalkulirte Preise durchzusetzen. In zahlreichen kleinen Plätzen lagert heute unverkaufte Waare, die sich früher nur an den Stapelplätzen sammelte, und so ist die unbestreitbare Thatsache zu erklären, daß während 11 Monaten im Jahre die Preise von ausländischem Weizen in Deutschland meist niedriger stehen, als man im Stande ist, ihn von dem produzirenden Auslande zu kaufen. Dieses unnatürliche Verhältniß, welches im Getreidehandel jetzt zur Regel geworden ist, wirkt natürlich auch fortgesetzt preisdrückend auf das inländische Getreide, eine Folge, an welche die agrarischen Befürworter der Aufhebung des Getreideterminhandels seiner Zeit wohl schwerlich gedacht haben.

R. P.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 41. Berlin, den 8. Juli 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Das ultramontane Ministerium in Belgien hat dem Sturm nicht Stand gehalten, den das der Deputirtenkammer vorgelegte neue Wahlgesetz entfesselt hat. Die Erregung der Bevölkerung war so drohend, daß die Regierung auf die Durchberathung des Entwurfes verzichtete und sich bereit erklärte, in Verhandlungen über eine Abänderung der Vorlage einzutreten. Man nimmt an, daß der Entwurf damit abgethan ist, und daß dieses Zugeständniß einem stillen Leichenbegängniß gleichkommt. Das Ministerium und die ultramontane Majorität entsagen also dem Plan, durch einen Handstreich dem Lande ein Gesetz aufzuzwingen, das die gesammte Linke für lange Zeit gänzlich machtlos machen würde. Eine solche Unterdrückung der Opposition würde voraussichtlich die Revolution heraufbeschworen haben, und diese Gefahren wagte die Majorität nicht zu laufen.

Der Ausgang ist sehr erfreulich für Belgien; allein der errungene Sieg hat zugleich eine Bedeutung, die weit über die Grenzen Belgiens hinausreicht.

Die Opposition, die sich gegen den Entwurf des Ministeriums zusammengefunden hatte, setzte sich zusammen aus Liberalen der alten belgischen Schule, aus Radikalen und aus Sozialdemokraten. Die belgischen Liberalen, die das Land Jahrzehnte lang regiert hatten, waren die ausgeprägtesten Individualisten; sie wiesen jede Intervention des Staates zu Gunsten der Arbeiter als verderblich zurück; diese Anschauung war es, die ihnen schließlich die Masse Arbeiter entfremdete, und als der vierte Stand sich abgewendet hatte, war damit der Sturz des Liberalismus besiegelt. Es folgte jetzt in Belgien jenes zähe ultramontane Regiment, das noch im Augenblick andauert. Jahrelang schien es, daß die ultramontane Herrschaft zu beseitigen, unmöglich sei; denn die Opposition gegen die Reaktion war zerklüftet und bekämpfte sich untereinander auf das Heftigste. Der Haß zwischen den Sozialdemokraten und den alten Liberalen war nicht geringer als der Haß dieser gegen die Rechte, und der Liberalismus schien völlig zur Ohnmacht verurtheilt, seit sich aus seinen Reihen eine radikalere Richtung loslöste, die den sozialistischen Forderungen geneigter war, und die Fühlung mit den sozialdemokratischen Arbeitermassen wieder zu gewinnen suchte. Gegen diese dreifach gespaltene Linke war es der Rechten leicht, ihre Herrschaft aufrecht zu erhalten, und auch in der deutschen reaktionären Presse wurde oft genug darauf hingewiesen, daß die Vernichtung des belgischen Liberalismus nach so langer Herrschaft vorbildlich für die politische Entwicklung überhaupt sein würde. Der Liberalismus sei überlebt, abgethan, todt, und es könne nur noch in Frage kommen, den Kampf zwischen der Reaktion und den Arbeitermassen zum Austrag zu bringen.

Der Liberalismus in Belgien war jedoch nicht todt, sondern nur in einem Umbildungsprozeß begriffen, und einen Umbildungsprozeß machte zugleich die Sozialdemokratie durch.

Die sogenannten doktrinären Liberalen in Belgien mußten einsehen, daß sie zu gänzlicher Ohnmacht verurtheilt seien, wenn es ihnen nicht gelang, das Vertrauen der Arbeiter wiederzugewinnen; und die Arbeiterführer wiederum konnten nicht im Zweifel sein, daß sie die Massen nicht

einem baldigen Siege, sondern nur trostlosen Zuständen entgegen führen würden, wenn sie die Reaktionären und die Liberalen zugleich bekämpfen wollten. Die Auffassung, daß außerhalb der Sozialdemokratie Alles eine unterschiedlose reaktionäre Masse sei, erwies sich langsam als gefahrvoll; es zeigte sich, daß alsdann die wahre Reaktion sowohl Liberalismus wie Arbeiterschaft erdrücken würde.

Diese Lehre predigten unaufhörlich die Radikalen in Belgien, und sie hatten schließlich Erfolg; sie führten die gesammte Opposition wieder zusammen, und vor dieser geeinten Macht hat jetzt das klerikale Ministerium die Waffen gestreckt; wäre die Opposition unter einander uneinig geblieben, so wäre niemals dieser Erfolg errungen worden, und dann wäre Belgien mit einem Wahlgesetz beglückt worden, das Arbeiter und liberales Bürgerthum, die einen wie die anderen, politisch einflußlos gemacht hätte.

Diese Kooperation des Arbeiterstandes mit dem Liberalismus beweist eines; die unwiderstehliche Macht, die beide vereint in einem modernen Staate darstellen.

Zunächst ist diese Behauptung für Belgien durch die neuesten Ereignisse erhärtet; aber dieselbe Bewegung, die in Belgien bereits zu einem entscheidenden Erfolge gelangt ist, hat auch in anderen Ländern schon eingesetzt. Und gerade die Thatsache, daß verwandte Phänomene sich in verschiedenen Staaten zeigen, wird die besondere Aufmerksamkeit des Politikers rege machen müssen.

Wiederholentlich ist an dieser Stelle darauf hingewiesen worden, daß die französische Republik bisher vor dem Umsturz nur gerettet worden ist, weil die französische Sozialdemokratie den aufrichtigen Republikanern ihre Unterstützung geliehen hat. Die Cäsarianer hätten sich wohl getraut, die bürgerlichen Republikaner zu erwürgen; allein man fürchtete die Arbeitermassen, deren man nur nach blutigen Straßenkämpfen hätte Herr werden können, und ob für solche Kämpfe die Zuverlässigkeit des Heeres ausgereicht hätte, das wagten die konspirirenden Generale nicht zu bejahen; dies ist wenigstens das Urtheil von Kennern der französischen Verhältnisse. Wurde Frankreich vor der Revolution bewahrt, so also nur durch die Allianz von liberalem Bürgerthum und Arbeiterschaft, und der Ausdruck dieser Allianz ist das jetzige Kabinet Waldeck-Rousseau, in dem neben dem liberalen Ministerpräsidenten der Sozialdemokrat Millerand sitzt.

Und zu Belgien und Frankreich kommt nunmehr Oesterreich; auch dort ziehen bürgerliche Liberale und sozialdemokratische Arbeiter gemeinsam durch die Wiener Straßen und protestiren gegen den von klerikalen Reaktionären und Antisemiten vorgelegten Entwurf für die Gemeindewahlen der österreichischen Hauptstadt, und in so hohem Grade ist man sich in Wien bewußt, wie der eigene Kampf den Kämpfen in Belgien durchaus ähnlich sei, daß bei den Demonstrationen in den Straßen der Ruf „Nieder mit Lueger," mit dem Rufe „Hoch die kämpfenden Brüder in Belgien" abwechselte. Wünschen wir, daß der Erfolg in Oesterreich ein gleicher wie in Belgien sei. Auch in Oesterreich sind günstige Vorbedingungen durch den Zusammenschluß von liberalen Bürgern und radikalem Arbeiterstand gegeben.

Wenn man sich die Ursachen der rückläufigen Bewegungen, die sich in der Mehrzahl der großen Staaten des europäischen Kontinentes vollzogen haben, vergegenwärtigt, so stößt man an den verschiedensten Orten auf die gleichen, wirkenden Kräfte. Der Liberalismus wird zunächst geschwächt, weil die Arbeitermassen sich mehr und mehr von ihm abwenden. Und die Feindschaft zwischen den Arbeitern und Liberalen legt dann diese wie jene gegenüber der Reaktion lahm. Die immer mächtiger werdende Reaktion, die diese Sachlage ausbeutet, will ihre Herrschaft vollends befestigen, indem sie einen neuen Keil in die noch feststehenden liberalen Reihen hineintreibt. An alte Vorurtheile anknüpfend, wird der Antisemitismus im Bürgerthum wieder rege zu machen versucht, und so wird bei uns, in Oesterreich, in Frankreich der Versuch gemacht, die Verhetzung zwischen Bürgerthum und Arbeitern zu verewigen und eine neue Verhetzung innerhalb des Bürgerthums durch den Gegensatz von sogenannten Philosemiten und Antisemiten zu erzeugen. Der Erfolg ist wirklich nicht klein gewesen; nicht bei uns, nicht in Oesterreich, nicht in Frankreich, nicht in Belgien, und es ist bezeichnend, daß diese frivole Politik Belgien, Frankreich und Oesterreich an den Rand des Umsturzes gebracht hat.

Setzt nunmehr durch die Annäherung der Arbeiter an die Liberalen eine entgegengesetzte Strömung wiederum ein? Es scheint so, und jedenfalls wäre das ein Umschwung von allergrößter Bedeutung. Alles, was diese Entwicklung fördern kann, ist mit besonderer Freude zu begrüßen — und daher ist es auch so erwünscht, daß bei uns die Nationalliberalen gleichfalls sich gegen die „Zuchthausvorlage" erklärt haben — und Alles, was dieser Entwicklung hinderlich in den Weg treten kann, ist politisch besonders ernst zu nehmen.

Niemand wird sich darüber täuschen, daß die Gegensätze zwischen Sozialdemokratie und Liberalismus noch immer tiefe sind und tiefe für absehbare Zeit bleiben werden. Aber Liberale und Sozialisten haben unbeschadet dieser offen liegenden Erkenntniß allmählich gelernt; die Zahl derer unter den Liberalen schrumpft mehr und mehr zusammen, die in dem Sozialdemokraten nur den Petroleur sieht, der sich bereichern will. Der Kampf der Sozialdemokratie wird heute beurtheilt als das berechtigte Streben eines Standes nach Verbesserung seiner Lage; ein Streben freilich, das nach liberaler Ansicht vielfach mit falschen und unzweckmäßigen Mitteln betrieben wird. Und wiederum hat in mehr als einem Lande die Sozialdemokratie jener agitatorischen Phrase entsagt, die lautet: Ob Konservative, ob Liberale, alle zusammen sind eine einzige reaktionäre Masse. Eine solche Phrase fällt zu Boden in dem Augenblick, da Sozialdemokraten und Liberalen sich vereinigen, um gemeinsam die Freiheit zu vertheidigen.

So lange Liberale glaubten, der Sozialismus müsse einfach ausgerottet werden, und so lange Sozialisten hofften, in absehbarer Zeit werde über Konservative und Liberale gemeinsam „der große Kladderadatsch" kommen, so lange rieb sich die Opposition zur Freude der Reaktion gegenseitig auf. Aber auf die Vernichtung des Sozialismus durch äußeren Zwang und auf den Zusammenbruch der gesammten bürgerlichen Gesellschaft übermorgen können verständigerweise heute weder die einen noch die anderen rechnen; die Erfahrung spricht zu laut. Diese Erfahrung beginnt man sich zunutze zu machen; vollends bedeutungsvoll aber wird es sein, wenn die neuesten Ereignisse noch weiter die Thatsache bekräftigen, daß die Reaktion verloren ist, wenn die politische Arbeit für naheliegende konkrete Ziele gemeinsam und in Uebereinstimmung vom modernen Arbeiterstand und vom modernen Bürgerthum geleistet wird.

Dreyfus ist in Frankreich, und kein neuer politischer Zwischenfall hat sich ereignet. Es scheint, daß die Kraft der Reaktionäre allmählich erlahmt, und es ist kaum ernstlich zu befürchten, daß jetzt, nachdem auch die Kammer in die Ferien gesandt worden ist, nochmals ein ungünstiger Umschwung erfolgen sollte. Man ahnt den Zeitpunkt herankommen, da man sich erstaunt fragen wird, wie war es möglich, daß bei einer so klaren Sachlage eine Anzahl Verbrecher ein ganzes Land irreführen und terrorisiren konnte.

Das Verhältniß zwischen England und Transvaal ist bisher nicht gebessert; die Kriegsdrohungen sind noch nicht verstummt; aber immerhin wird man auch heute daran festhalten dürfen, daß eine Verständigung am Ende erzielt werden wird. Man behält noch immer den Eindruck, daß diese gegenseitige Bedrohung nicht die Einleitung zum Kriege, sondern nur ein Mittel ist, unter möglichst günstigen Bedingungen für den einen und den anderen Theil den Frieden zu erhalten.

Auf den samoanischen Inseln sind die Abgesandten der drei Mächte zu einem Ausgleich gelangt; dieser Aus-

gang war in dem Augenblick gesichert, da die Vereinigten Staaten, England, Deutschland nicht mehr absichtlich die Gegensätze aus Gründen der allgemeinen Politik oder aus Rancune verewigen wollten.

Das Schicksal von Finland scheint jetzt besiegelt. Der Czar verweigerte die Annahme einer Denkschrift, die, von den Leuchten der europäischen Zivilisation unterzeichnet, ein gutes Wort für die Erhaltung der finischen Selbstständigkeit einlegte; es erging vielmehr ein kaiserliches Schreiben, das mit ziemlich unzweideutigen Worten Finland das endgültige Urtheil spricht. Und während hier ein friedliches Volk der Vernichtung zu überliefern versucht wird, beräth man unter russischen Auspizien im Haag, wie dem Vernichtungskampf der Nationen unter einander vorgebeugt werden kann. Die finische Politik Rußlands ist das geeignetste Mittel, um die Skepsis gegen die Haager Berathungen zu stärken.

Fürst Herbert Bismarck reiste nach Lübeck, und es wurde angekündigt, daß er als Reichskanzler, oder wenigstens als Botschafter zurückkehren werde; aber er kam zurück, ohne daß ihn der Kaiser überhaupt nur empfangen hatte. Groß ist über diese Thatsache die Entrüstung in der Presse des Bundes der Landwirthe; in diesen Kreisen hatte man gehofft, daß mit dem Fürsten Herbert endlich der Mann kommen werde, der Deutschland handelspolitisch mit Gott und der Welt entzweien werde. Und was hatte Fürst Herbert Bismarck selbst gehofft? Vielleicht hat er bei seiner freudlosen Rückfahrt melancholisch die Verse citirt:

Belle Philis on désespère
Alors qu'on espère toujours.

* * *

Die Auflösung des Abgeordnetenhauses.

Die Meinung befestigt sich, daß die Kanalvorlage schließlich doch noch — wenngleich mit knapper Mehrheit — durchgeht, daß das Preußische Abgeordnetenhaus aber aufgelöst werden wird, wenn die Kanalvorlage keine Mehrheit finden sollte. Angesichts einer Pause in den parlamentarischen Versammlungen von anderthalb Monaten, während welcher Zeit mancherlei passiren kann, muß man jedenfalls auf alles gefaßt bleiben, auch auf die Möglichkeit einer Auflösung.

Die Konservativen stehen dieser letzteren Möglichkeit mit etwas gepreßtem Herzen gegenüber; aber sie halten einstweilen wenigstens den Schein aufrecht, als ob ihre Opposition gegen den Mittellandkanal durch Besorgnisse wegen einer etwaigen Auflösung nicht beeinflußt werden könne.

Darüber gibt man sich allerdings auch in konservativen Kreisen keinerlei Illusionen hin, daß die frondirenden Landräthe bei einer Auflösung nicht wiederkommen werden. Selbst den hartgesottenen preußischen Junkern erscheint ein Wahlkampf denn doch etwas gar zu grotesk, in welchem die Landräthe ganz ungenirt gegen eine Regierungsvorlage zu Felde ziehen, wegen deren es zu einer Auflösung gekommen ist. Die unmittelbar abhängigen Regierungsbeamten, welche sich in die Opposition gegen den Rhein-Weser-Elbe-Kanal verbissen haben, würden deshalb auf die Annehmlichkeiten und Förderungen eines Landtagsmandats verzichten müssen, sobald es mit der Auflösung ernst werden sollte.

„Aber — so meinen die Heißsporne der konservativen Partei — dann treten eben unabhängige Kanalgegner an ihre Stelle, und der parlamentarische Einfluß der Konservativen wird dadurch nicht gemindert werden. Daß eine preußische Regierung der konservativen Partei den Widerstand gegen die Kanalpläne des Königs auf die Dauer übel nehmen werde, und daß es deshalb zu einer ernsthaften Entfremdung zwischen der Regierung und den konservativen Frondeurs kommen könne, daran glauben die Junker nicht, — ihr Selbstgefühl ist in diesem Punkte noch nie ernsthaft auf die Probe gestellt worden; außerdem hält man das Dreiklassenwahlsystem für ein so treffliches Instrument zur Aufrechterhaltung des politischen Einflusses der Konservativen, daß man sogar einen Kampf gegen die Regierung gut zu überstehen hofft. Ob dieser Glaube sich nicht als irrig erweisen würde, mag dahingestellt bleiben. Gewiß muß man darauf rechnen, daß der gesammte Regierungsapparat, auch wenn das Ministerium in einer Wahlbewegung den Kurs gegen die Kanalgegner nimmt, unter der Hand den alten konservativen Freunden jede Hilfe und Förderung zu Theil werden lassen wird, aber offen ließe sich das doch nicht gut durchführen, und damit wäre für die liberalen Kanalfreunde schon einiges gewonnen.

Das Zutrauen, das die Konservativen zu dem Dreiklassenwahlsystem haben, die Hoffnung, die sie hegen, mit Hilfe der geheimen Sympathien des konservativen Beamtenapparats bei einer Wahl auch gegen die Regierungspolitik bestehen zu können, zeigt erneut mit voller Deutlichkeit, welch ein monströses Wahlsystem in Preußen die Geschicke der Volksvertretung bestimmt. Die Absurdität dieses Dreiklassenwahlsystems steht in der Geschichte der Wahlgesetzgebung dieses Jahrhunderts unerreicht da. Nichtsdestoweniger ist es nicht eben wahrscheinlich, daß selbst eine von den Konservativen stark geärgerte Regierung die Initiative zu einer ernsthaften Reform des zur Zeit in Preußen herrschenden Wahlsystems ergreifen wird.

Es gäbe aber ein Mittel, die konservative Vorherrschaft im Preußischen Abgeordnetenhause dauernd zu brechen, selbst wenn man das Dreiklassenwahlsystem unangetastet ließe, und zur Anwendung dieses Mittels könnte bei der Fortsetzung der konservativen Opposition doch auch eine sonst recht zahme Regierung sich einmal hinreißen lassen. Dieses Mittel heißt: Neueintheilung der Wahlkreise.

Die gegenwärtige Eintheilung der Wahlkreise beruht auf einem Gesetze vom Jahre 1860; seit jener Zeit haben sich die Bevölkerungsverhältnisse dermaßen verschoben, daß die Vertheilung der 433 Mandate des Abgeordnetenhauses auf die jetzigen Wahlbezirke eine geradezu skandalöse Ungerechtigkeit darstellt. Nach dem augenblicklichen Stande der Bevölkerung in Preußen kommen auf jedes Mandat im Durchschnitt 75 000 Einwohner. Legt man diesen Bevölkerungsmaßstab einer gleichmäßigen Neuordnung der Wahlkreise zu Grunde, so würde beispielsweise Berlin statt 9 Mandate deren 24 erhalten, Breslau 5 statt 3, Köln 4 statt 2, Stettin, Altona 2 statt 1, Frankfurt a. M., Magdeburg, Elberfeld-Barmen, Hannover je 3 statt bisher 2 u. s. w. In den industriellen Gegenden von Rheinland und Westfalen ist die Benachtheiligung theilweise eine noch krassere. Der Wahlkreis Dortmund-Bochum wählt bisher 3 Abgeordnete und müßte, seiner Bevölkerung entsprechend, mindestens 9 wählen, Essen-Duisburg hätte einen Anspruch auf 7 Mandate statt auf 3 u. s. f.

In demselben Maße, wie die städtischen und industriellen Bezirke benachtheiligt sind, sind ländliche Gegenden, in denen der konservative Einfluß bisher besonders stark ist, begünstigt. Wenn man es bei der zeitigen Zahl von 433 Abgeordneten bewenden ließe, so würden in den Wahldomänen der Konservativen die Mandate beträchtlich reduzirt werden müssen. Eine derartige Verschiebung, wie sie den Grundsätzen der Gerechtigkeit entspräche, würde mit einem Schlage wenigstens 50 bis 60 Mandate von der rechten Seite des Hauses auf die linke überführen. Nationalliberale und Freisinnige, die heute zusammen über 106 Mandate verfügen, würden, auch wenn sonst am Wahlsystem gar nichts geändert würde, mit Leichtigkeit es auf 160 Sitze bringen können. Der Schwerpunkt des parlamentarischen Einflusses ginge damit sofort von den Konservativen auf die Liberalen über.

Das Gefühl für politische Gerechtigkeit ist in Deutschland und in Preußen im Laufe der Zeit so weit herabgegangen und die politische Temperamentlosigkeit ist in Preußen so groß, daß die Liberalen den gegenwärtigen Zustand perennirender Ungerechtigkeit mit Lammsgeduld ertragen haben; daß die Forderung einer Neueintheilung der Wahlkreise aber unwiderstehlich sein würde, wenn irgend eine Regierung dieselbe aufnähme, darüber kann ein Zweifel kaum entstehen. Ich möchte das Parlament sehen, das einer Regierung, die einen solchen Akt der Gerechtigkeit vornehmen will, erfolgreich Widerstand leisten könnte!

Die Forderung einer Neueintheilung der Landtags-Wahlkreise erscheint um so stärker, als sie in keiner Weise zu einer Aenderung des Wahlsystems nöthigt. Wollte man den Grundgedanken des Dreiklassenwahlsystems bei der Wahlkreiseintheilung konsequent zur Durchführung bringen, so wäre die Situation für die Liberalen aber noch wesentlich günstiger.

Dieser Grundgedanke beruht bekanntlich auf dem Prinzip, daß der politische Einfluß bei den Wahlen nach der Steuerleistung abzustufen sei. Es ist ganz inkonsequent, daß man diesen Grundsatz innerhalb eines einzelnen Wahlkreises durchführt und im Verhältniß der Wahlkreise zu einander verläßt. Würden die Wahlkreise so abgegrenzt, daß die Steuerleistungen der einzelnen Wahlkreise annähernd gleich wären, so würden auf eine Stadt wie Berlin allein mindestens 60 Mandate entfallen. Die großen Städte und industriellen Bezirke mit ihren starken Steuerleistungen würden die rein ländlichen Bezirke dermaßen erdrücken, daß die konservativen Parteien von vornherein in eine hoffnungslose Minderheit versetzt werden würden. Indem man bei der Wahlkreiseintheilung das Prinzip der Bemessung des politischen Einflusses nach der Steuerleistung verläßt und die Vertheilung der Mandate nach der Kopfzahl zugibt, macht man demgemäß bereits eine Konzession an die Konservativen, unter Verletzung der Grundidee des Dreiklassenwahlsystems, das die Konservativen im übrigen aufrecht zu erhalten krampfhaft bestrebt sind.

Die Neueintheilung der Wahlkreise auf Grund der innerhalb der letzten 40 Jahre eingetretenen Verschiebung der Bevölkerung stellt daher nur ein Minimum von Gerechtigkeit dar. In den Vereinigten Staaten von Amerika tritt nach jedem Zensus eine Neueintheilung der Mandate zum Kongreß, auf der Basis der neu ermittelten Bevölkerungsverhältnisse, ein; in Preußen würde es sich nur darum handeln, ein 40 Jahre alt gewordenes Unrecht einigermaßen wieder gut zu machen. Wenn die Konservativen sich diesen Thatbestand einmal klar machen, so wird ihnen bei ihrer Opposition doch wohl etwas bänglich zu Muthe sein, und im Geheimen wird wohl manches Stoßgebet zum Himmel geschickt werden, daß der Kelch der Auflösung an den getreuen preußischen Junkern und Landräthen vorübergehen möge.

Vielleicht nimmt aber die preußische Regierung und die preußische Krone, auch wenn die Auflösung nicht nothwendig werden sollte, einmal Anlaß, etwas näher über das Verhältniß dieser Gewalten zu den konservativen Parteien in Preußen nachzudenken. Das traditionelle Vorurtheil, daß die Regierung in Deutschland und in Preußen in den Konservativen eine stets bereite Stütze für ihre Pläne habe, kann Angesichts der politischen Erfahrungen der letzten Jahre weder im Reich noch in Preußen aufrecht erhalten werden. Die Schwierigkeiten, die seitens der Konservativen im Reich einer rationellen Handelspolitik gemacht werden, sind nicht geringer, als die Schwierigkeiten, die der Kanalpolitik der preußischen Regierung gegenwärtig im Preußischen Landtag seitens der Konservativen erwachsen. Es gehört eigentlich nicht gar so viel politisches Nachdenken dazu, um schließlich zu der Ueberzeugung zu kommen, daß sich mit einigem Aufwand von Kraft auch gegen die Konservativen regieren läßt, und daß eine Regierung, welche die Entschlußfähigkeit besitzt, den Konservativen den Daumen auf das Auge zu drücken, mit spielender Leichtigkeit jene Wurzeln des politischen Einflusses der Konservativen, die im Preußischen Abgeordnetenhause liegen, zerstören kann.

Nur eine kleine Dosis Gerechtigkeit in Preußen, — und der konservative Thurm bricht zusammen. Die Konservativen leben eben nur von der politischen Ungerechtigkeit und von der Gutmüthigkeit des deutschen Bürgerthums, das sich noch nicht einmal dazu aufgeschwungen hat, mit konsequentem Nachdruck zu verlangen, daß endlich einmal dem Unfug der gegenwärtigen Wahlkreiseintheilung in Preußen ein Ende gemacht wird.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XXIII.

Nun ist auch in beiden Häusern des Landtages Ruhe eingekehrt. Nicht wie im Reichstage ist eine förmliche Vertagung auf Grund der Verfassung eingetreten, sondern nur eine formlose Vertagung, welche ohne Mitwirkung der Regierung dadurch zum Ausdruck kommt, daß der Präsident thatsächlich keine Sitzung einberuft.

Zu diesem Zustande konnte man erst gelangen, nachdem die sämmtlichen Justizgesetze wenigstens im Abgeordnetenhause angenommen waren, denn einen längeren Aufschub dulden diese Gesetze, die am 1. Januar mit dem bürgerlichen Gesetzbuch zugleich in Kraft treten sollen, und deren Durchführung dem Justizminister noch eine die Ferien vernichtende Arbeitslast zumuthen wird, unter keinen Umständen.

Bei dem Beschlusse, der den Hypothekenbriefen die Mündelsicherheit abspricht, ist es verblieben; dabei ist es aber zu einem interessanten Zwischenfalle gekommen. Eine in agrarischem Sinne abgefaßte Flugschrift, welche sich gegen die Mündelsicherheit der Hypothekenbriefe aussprach, war von mehreren Rednern und auch von dem Justizminister recht abfällig beurtheilt worden. Da nahm sich Herr von Miquel dieser Schrift und ihres Verfassers mit der Erklärung an, daß er die Ausführungen des Verfassers für werthvoll halte, und machte Mittheilung davon, daß er dem Verfasser amtliches Material, welches gewöhnlich als vertraulich und geheim behandelt wird, zur Verfügung gestellt habe. Herr Schönstedt war höflich genug, zu erklären, daß sein Urtheil über den Verfasser und seine Schrift anders ausgefallen sein würde, wenn er die Stellung des Herrn von Miquel dazu gekannt hätte. Wir haben zu einer solchen Höflichkeit keine Veranlassung und tragen kein Bedenken auszusprechen, daß die mit Unterstützung des Finanzministeriums zu Stande gekommenen Arbeit des Dr. Paul Voigt eine Tendenzschrift schlimmster Art ist, die übrigens in einer Gegenschrift des Dr. Max Wittenberg eine tüchtige Widerlegung gefunden hat.

Zu Stande gekommen ist ferner die Relikten-Versorgung der Lehrer. Das Herrenhaus hat sich den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses, die mehr bewilligten als die Regierung vorschlug, angeschlossen, obwohl die beiden betheiligten Minister, des Unterrichts und der Finanzen, einmüthig versicherten, das Schicksal des Gesetzes stehe auf dem Spiele, wenn man nicht zu den sparsameren Regierungsvorschlägen zurückkehre. Das Herrenhaus hat sich nicht einschüchtern lassen.

Die beiden Minister waren übrigens nicht in allen Punkten einig, sondern fochten vor versammeltem Kriegsvolk einen kleinen Streit aus. Herr von Miquel war es, der diesen Streit ohne einen für den Nichteingeweihten ersichtlichen Grund vom Zaun brach. Er legte Herrn Bosse Anschauungen unter, zu denen sich dieser weder jemals ausdrücklich noch implicite bekannt hatte. Das war nun binnen wenigen Monaten der dritte Minister, mit dem

Herr von Miquel in offener Landtagssitzung in Differenzen gerieth. Früher war es Herrn von Hammerstein und Herrn Schönstedt ebenso gegangen. Früher hatte man es für ein ausschließliches Privilegium des Fürsten Bismarck gehalten, seine Minister-Kollegen vor den Volksvertretern abzukanzeln.

Für den Spätsommer ist die Kanalvorlage und das Gemeindewahlgesetz übrig geblieben, und diese verursachen im Augenblicke nur Wenigen Sorge. Die Minister sind in die Ferien gegangen; der Kaiser trat seine Nordlandsreise an. Das Wort: „Miquel wirds schon machen" ist dem Anschein nach in Erfüllung gegangen.

Was als das Unmöglichste erschien, ist eingetreten: Centrum und Nationalliberale haben sich über die Gemeindewahlrechtsnovelle verständigt. Das Amendement, das auf den Namen der Herren Fritzen und Sattler zu Stande gekommen ist, ist so wunderlich und grundsatzlos, daß Niemand es versteht, der nur den Wortlaut kennt. Die eigentliche Absicht des Gesetzes geht dahin, in einem kleinen Theil der rheinischen Gemeinden den Nationalliberalen die Mehrheit zu erhalten, in dem größeren Theil sie dem Centrum zu verschaffen.

Der Grund zu dieser höchst eigenthümlichen Blutsbrüderschaft liegt darin, daß beide Theile entschlossen waren, den intriguanten Widerstand zu brechen, den die Konservativen jeder Reform des Gemeindewahlrechts entgegensetzten, und damit ein Hinderniß zu beseitigen, das die Centrumspartei zurückhält, für die Kanalvorlage zu stimmen.

Programmäßig wird also die Augustsession in folgender Weise verlaufen: zunächst wird das Gemeindewahlgesetz in der jetzt vorliegenden Form von der Kommission auch in zweiter Lesung angenommen. Dann werden den Schlesiern einige Zugeständnisse auf ihre Wünsche, betreffend die Verbesserung der Oderwasserstraße gemacht. Und nun erklärt sich das doppelt befriedigte Centrum für die Kanalvorlage und verhilft ihr zum Siege.

Es ist möglich, daß die Dinge so verlaufen: wir können einräumen: es ist wahrscheinlich. Aber sicher ist es nicht. Und wenn die Kanalfreunde diese Wahrscheinlichkeit als Gewißheit hinnehmen wollten, würden sie einen schweren Fehler begehen. Es sind in den letzten Monaten hinsichtlich der Kanalvorlage soviel unerwartete Wendungen eingetreten, daß es wunderbar wäre, wenn nicht innerhalb der nächsten sechs bis acht Wochen noch Etwas geschähe, was man nicht erwartet. Ohnehin ist die Einmüthigkeit des Centrums keine vollständige. Wir kommen immer wieder auf den von uns öfter ausgesprochenen Satz zurück, daß die Regierung mit der Kanalvorlage siegen wird, wenn sie ernstlich will. Aber dieser ernste Wille darf auch jetzt noch nicht erlahmen.

Die Kanalgegner suchen nun Gelegenheit, sich auf einem anderen Gebiete als Stützen der Regierung zu zeigen. Zweiundvierzig Mitglieder der mit großem und befestigtem Grundbesitz ausgestatteten Geschlechter, der durch ausgedehnten Grundbesitz ausgezeichneten Familien und der Grafenverbände stellten den Antrag, die Regierung zu ermahnen, „unentwegt" an der Vorlage festzuhalten, die den Namen der Zuchthausvorlage nicht abstreifen kann.

Die Regierung konnte darauf in kurzen Worten erwidern, daß sie unentwegt sei, sie werde, da sie das Herrenhaus im Rücken habe, sich der Niederlage muthig aussetzen, der sie im Reichstage entgegengeht. Bei der Zusammensetzung des Reichstags ist es erklärlich, daß auch die Minderheit, welche die Vorlage verworfen sehen möchte, sehr vorsichtig und akademisch auftrat. Herr Schmoller hätte es lieber gesehen, wenn er zum Gegenstand seiner Jungfernrede ein anderes Thema gehabt hätte.

Proteus.

Aus unserem Citatenschatz.

Ein Epigramm über ein Stenogramm.

Ihr edlen Deutschen wißt noch nicht,
Was eines treuen Lehrers Pflicht
Für Euch weiß zu bestehen;
Zu zeigen, was moralisch sei,
Erlauben wir uns frank und frei,
Ein Falsum zu begehen.

Goethe
(Sprüche in Reimen).

Den Vertheidigern der Zuchthausvorlage im Herrenhaus.

„Wenn die Verwaltungen weniger Blöße geben, und die Völker weniger gerechten Grund zum Klagen finden, werden der Regierung entgegenarbeitende Bestrebungen nachher von selbst ausgestoßen. Bei der jetzigen Behandlungsart der Sache wird die Erbitterung, Spaltung und Besorgniß vermehrt, und es fragt sich noch immer, ob man auf diesem Wege den Endzweck erreicht."

W. v. Humboldt an B. G. Niebuhr, 22. Sept. 1819.
(Mittheilungen aus dem Litteraturarchive in Berlin 5, 173).

„Der Mann vom Stande weiß Alles, aber es ist auch darnach".

Theodor v. Schön an B. G. Niebuhr, 27. Mai 1817.
(ebd. S. 137).

Doctor rerum technicarum.

Die technischen Hochschulen haben in neuerer Zeit das Recht verlangt, wie die Universitäten den Doktorgrad zu verleihen. Auf manchen Universitäten ist diese Forderung mißfällig aufgenommen worden; namentlich scheint das von der Berliner zu gelten. Aber nicht alle Universitätslehrer denken so, und auch mir scheint es durchaus billig, daß diese Schöpfungen der Neuzeit in der Hinsicht ihren alten Schwestern gleichgestellt werden.

Zunächst könnte man allerdings fragen: wozu eine weitere Ausdehnung des Titelwesens in dem an Titeln bis zur Lächerlichkeit reichen Deutschland? Nun, die akademischen Grade unterscheiden sich doch wesentlich von den sonstigen Titeln. Diese werden formell vom Landesherrn, jedoch faktisch fast immer von den Regierungsbehörden verliehen; sie werden auch zum sehr großen Theil geradezu „ersessen". Den akademischen Grad erhält dagegen der Bewerber nach einer ernsthaften Prüfung von den unabhängigen Fakultäten, oder aber diese ertheilen ihn in seltenen Fällen „honoris causa" durch einstimmigen Beschluß an Männer, die sich besondere Verdienste um die Wissenschaft erworben haben. Auch hier kommen freilich wohl einmal Menschlichkeiten vor, nicht jeder Doktor ist wirklich ein Mann der Wissenschaft, aber im Allgemeinen kann man doch bei einem „Doktor" ohne Weiteres ein leidliches Maß wissenschaftlicher Bildung voraussetzen, während z. B. die verschiedenen Varietäten des „geheimen Raths" nicht viel über die Fähigkeiten des mit diesem Titel Begnadeten aussagen. Somit ist der Wunsch der technischen Hochschulen, ihren Zöglingen durch den Doktorgrad ein jedem kenntliches Zeugniß über deren Reife zu ertheilen und sie damit den Graduirten der Universitäten gleichzustellen, ganz begreiflich.

Nun herrschen aber auf den Universitäten vielfach irrige Ansichten über die wissenschaftliche Ausbildung der

Techniker. Man denkt an den ursprünglichen Zustand der technischen Hochschulen, wo sie allerdings geringere Anforderungen bei der Aufnahme der Zöglinge stellten und vielleicht mehr dem heutigen „Techniken“ glichen. Allein jetzt ist ihr wissenschaftliches Niveau ein viel höheres. Weitaus die meisten Studenten sind in diese Anstalten eingetreten nach Ablegung der Reifeprüfung auf einem Gymnasium oder einer höheren Realschule. Wenn solche jungen Leute die strengen, mindestens vierjährigen Kurse durchgemacht haben und ins Staatsexamen eintreten, dann haben sie durchschnittlich gewiß ebensoviel gelernt, wie die abgehenden Universitätsstudenten, ja ich glaube auf keinen Widerspruch von Seiten Sachkundiger zu stoßen, wenn ich behaupte, daß die meisten bedeutend mehr gelernt haben, als das Gros der Juristen, die sich zum Referendarexamen melden. Freilich heißt es wohl: ja, die Leute sind in den technischen Fächern gut beschlagen, aber in ihrer allgemeinen Bildung sind sie zurückgeblieben. Daran mag etwas Wahres sein, aber wie steht es denn in der Hinsicht auf den Universitäten? Wie viele Mediziner oder Chemiker haben auch nur Zeit übrig, sich ernstlich um Philosophie, Litteraturkunde oder Geschichte zu bekümmern? Wie viel Juristen benutzen die Gelegenheit dazu? Und dann ist die gründliche mathematische Schulung der Techniker doch auch etwas werth, vielleicht reichlich so viel, als was die meisten unserer Studenten aus den philosophischen Vorlesungen mitbringen, die sie etwa gehört haben. Uebrigens wird den technischen Studenten jetzt auch mehr und mehr Gelegenheit geboten, sich in jenen Fächern auszubilden.

Natürlich dürfte der technische Doktorgrad, ganz seltene besondere Fälle abgerechnet, nur an solche Kandidaten verliehen werden, die als „Maturi“ eingetreten wären und einen ganzen Kursus durchgemacht hätten. Aehnlich wird es ja auch an den Universitäten gehalten, und wenn man hier und da in dieser Hinsicht etwas laxer verfährt, so ist zu erwarten, daß das bald aufhören werde.

Die technischen Hochschulen stehen eben als Unterrichtsanstalten mit den Universitäten auf einer Stufe. Vielleicht könnte man allerdings genauer sagen, mit den Fakultäten; da aber die Promotion von diesen, nicht von den Gesammtuniversitäten ausgeht, so ist das für unsere Frage ohne Belang. Die Ebenbürtigkeit bedingt nun, daß das Ansehen des Doktorgrades durch die Schaffung des „Doctor rerum technicarum“ nicht sinken kann. Den Rechten der Universität geschähe also dadurch kein Abbruch, daß die technische Hochschule ebenfalls Doktoren creiren dürfte.

Gegen die Neuerung wird gelegentlich noch eingewandt, daß sich die Universitäten, wenn ihnen die Schwesteranstalten auch in dieser Hinsicht gleichgestellt würden, auf einen merklichen Ausfall an Studenten gefaßt zu machen hätten. Ein solcher wäre jedoch kaum als ein Schaden anzusehen, und wenn auch, so gäbe uns das noch kein Recht, gegen eine sonst zweckmäßige Institution aufzutreten. Uebrigens dürfte diese Einbuße fast nur die chemischen Anstalten der Universitäten betreffen, die, wenn ich recht unterrichtet bin, schon jetzt zum Theil so überfüllt sind, daß die Ausbildung leicht darunter leidet. Freilich müßte gerade für die Chemiker, von denen viele für ihre ganze Lebensstellung ein großes Interesse an der Erlangung des Doktortitels haben, wohl noch manches auf den technischen Hochschulen geschehen. Es ist ja allgemein bekannt, daß die Chemie, die, ganz abgesehen von ihrer theoretischen Wichtigkeit, auch praktisch für die deutsche Industrie von allergrößter Bedeutung ist, auf den Universitäten, was Lehrer und Institute betrifft, im Ganzen weit besser ausgestattet ist als auf den technischen Hochschulen.

Die meisten Fakultäten verlangen, daß die schriftliche Arbeit des Promovenden später gedruckt werde, und obwohl so manche recht anspruchslose Leistung ans Licht kommt, so ist diese Einrichtung doch schon zur Kontrolle der Fakultäten selbst durchaus zu billigen. Allerdings mag es fraglich sein, ob die medizinischen Fakultäten nicht gut daran thäten, diese Forderung fallen zu lassen. Die jungen Mediziner werden im Staatsexamen streng geprüft, und zwar, mit allem gebührenden Respekt Herrn Bosse gegenüber gesagt! auf nicht preußischen Universitäten zum Theil strenger als auf gewissen berühmten preußischen. Das Doktorexamen ist dagegen nach dem Staatsexamen mehr eine Formalität. Der Usus verlangt nun einmal von dem Arzte, daß er „Doktor“ sei, aber die Vorbildung zum praktischen Arzte bringt es noch nicht durchaus mit sich, daß der junge Mediziner eine Schrift herstellen könne, welche selbständige wissenschaftliche Forschungen aufweise, wie das sonst, wenigstens in bescheidenem Maße, von anderen Doktoranden gefordert wird. Vielleicht könnte aus ähnlichen Gründen auch dem technischen Doktor wenigstens der Druck der Dissertation erlassen werden. Doch beanspruche ich hierüber kein Urtheil.

Ebensowenig möchte ich darüber urtheilen, wie weit etwa dem, der sich um den technischen Doktortitel bewürbe, die Studienzeit auf einer Universität oder umgekehrt dem, der als Mathematiker oder Naturwissenschaftler an einer Universität promoviren wollte, die Studienzeit auf einer technischen Hochschule angerechnet werden dürfte. Vielleicht wäre es gut gewesen, man hätte die Hochschulen beider Art von Anfang an in engere Beziehung zu einander gebracht. Erwägt man doch mehrfach ganz ernstlich, ob nicht noch jetzt den Universitäten eine technische Fakultät angegliedert werden könnte. Einer solchen käme das Promotionsrecht natürlich ohne Weiteres zu: wie könnte man dann aber dies Recht den schon vorhandenen selbständigen großen Anstalten versagen?

Ich muß offen bekennen, daß ich persönlich das Gymnasium der Realschule bei Weitem vorziehe und daß ich als bald 100semestriger Universitätsbürger naturgemäß mehr Sympathie für die alte Universität als für die junge Rivalin habe, aber trotzdem drängt es mich, öffentlich auszusprechen, daß nach meiner Ueberzeugung Universitätslehrer nicht wohl daran thun, sich der Ertheilung des Promotionsrechtes an die technischen Hochschulen zu widersetzen.

Straßburg i. E. Th. Nöldeke.

Die materielle und intellektuelle Lage des heutigen Belgien.

(Schluß.)

II.

Nach der glänzenden Vorderseite der Medaille, nunmehr die Rückseite.

Es kann für ein Land nicht genügen, in diesem Augenblick heißen Wettbewerbes unter den schaffenden Nationen alle Anstrengungen auf sein materielles Wachsthum zu vereinigen. Dieses Wachsthum muß begleitet sein von einem entsprechenden intellektuellen Fortschritt, und in dieser Beziehung ist unsere Lage leider durchaus nicht glänzend. Was unseren materiellen Reichthum anbelangt, so können uns zweifellos alle unsere Nachbarn beneiden; aber nicht einen Nachbar gibt es, der zur Stunde Bewunderung für die geistige Entwicklung unseres Landes empfinden würde.

Man verstehe recht. Wir wollen an dieser Stelle nicht von unserer Litteratur in französischer oder in vlämischer Sprache reden. Die eine und die andere entwickelt sich und bringt bemerkenswerthe Werke hervor. Unser Unterricht in den höheren Schulen hat seit einem Dutzend Jahre erhebliche Fortschritte gemacht, und die immer zahlreicher werdenden Werke unserer Gelehrten und unserer Studenten verdienen Anerkennung. Auch in dieser Richtung kann man zufrieden sein.

Hier soll jedoch gesprochen werden von dem Grade allgemeiner Bildung, den die Masse der Nation erreicht hat, also Jene, die unsere wirthschaftliche Produktion gesteigert haben, Jene, denen wir unseren wirthschaftlichen Aufschwung mitverdanken, einen Aufschwung, dessen Größe und Bedeutung hier in einem ersten Artikel zu charakterisiren versucht worden ist.*) Das Bild, das sich alsdann darbietet, kann einen Patrioten durchaus nicht erfreuen. Man betrachte die nachfolgenden Zahlen. Im Jahre 1896 ergab eine Prüfung der jungen Soldaten bei ihrem Eintritt in die Regimenter, und zwar hat diese Prüfung unter Kontrole der Offiziere stattgefunden, nach den offiziellen Mittheilungen des Kriegsministeriums nachstehendes Resultat. Von 10584 Examinirten waren 1622 ohne jede Schulbildung — 153 also auf 1000 —; 2440 konnten weder lesen noch schreiben — also 230 unter 1000. Die Statistik des Ministeriums des Innern versichert freilich für dasselbe Jahr, daß nur 137 unter 1000 Konskribirten weder schreiben noch lesen konnten; allein der Widerspruch, der sich damit ergibt, ist nur ein scheinbarer. Er entsteht daraus, daß viele Eingezogene behaupten, sie könnten lesen und schreiben. Wenn sie hingegen auf die Probe gestellt werden, zeigt sich, daß ihre Angabe irrig ist. Die Statistik des Ministeriums des Innern gibt einfach die Behauptungen der jungen Soldaten wieder; die Statistik des Kriegsministeriums ist hingegen wissenschaftlich sorgfältiger und kontrolirt das Zutreffende der Behauptungen, nachdem eine Prüfung stattgefunden hat. Allein wenn man auch nur die am wenigsten ungünstigen Zahlen berücksichtigt, auch dann erweist sich, wie übel unsere Lage ist. Wir wollen sie nur mit der Deutschlands vergleichen, wo die obligatorische Schulpflicht, die seit langen Jahren dort besteht, die Zahl der Analphabeten auf ein Minimum herabgedrückt hat. Alle Welt weiß das mit Ausnahme von Herrn Woeste, dem Führer der belgischen Klerikalen, der in einer der letzten Sessionen der Deputirtenkammer erklärt hat, daß auch Deutschland noch eine große Anzahl gänzlich Ungebildeter besitze, und zum Beweise dieser kühnen Behauptung führte er an, daß in der Provinz Posen auf 100 Einwohner 6 Analphabeten kämen; klüglich fügte er jedoch hinzu: „Wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht". Diese Art Behauptungen muß die Kritik entwaffnen.

Ich will gar nicht Belgien mit Deutschland vergleichen, sondern nur mit Frankreich; denn diese beiden Länder befanden sich vor etwa 50 Jahren in genau derselben Lage, was den öffentlichen Volksschulunterricht anbetrifft. Man zählte in dem einen und dem anderen Lande etwa 400 Analphabeten unter 1000 Einwohnern. Im Jahre 1896 ist die Zahl der Analphabeten unter den Rekruten in Frankreich auf 65 unter 1000 gefallen, während sie in Belgien sich auf 137 unter 1000 erhalten hat. Die Ausbreitung der Bildung ist also in Frankreich zwei Mal so schnell als bei uns vor sich gegangen.

Woher dieser Unterschied? Auf den ersten Blick erscheint die Zahl der kommunalen oder freien Volksschulen, die sämmtlich vom Staate subventionirt werden, sehr zufriedenstellend bei uns; 6546 Schulen gibt es; das ist eine für 1000 Einwohner. Und auch die Zahl der Schüler, die diese Schulen besuchen, erscheint erheblich, 752000 Kinder oder 113 Schüler auf 1000 Einwohner. Allein wenn man näher zusieht, ist das Bild viel weniger schön. In Belgien gibt es etwa 950000 Kinder beiderlei Geschlechts von 6 bis 13 Jahren, d. h. im schulpflichtigen Alter; es zeigt mithin auch die offizielle Statistik, daß wenigstens 170000 Kinder niemals die Schwelle der Schule überschreiten**). Während Deutschland 167 Volksschüler und Frankreich 146 Volksschüler auf 1000 Einwohner zählt, erreicht Belgien, wie weiter oben nachgewiesen ist, eine weit niedrigere Zahl.

Und wenn wenigstens jene 752000 Schüler, die in den Schullisten geführt werden, regelmäßig den Unterricht während des ganzen Jahres besuchten und die gesammte Volksschule durchmachten. Allein davon ist keine Rede; dreiviertheile der Kinder verlassen die Schule, nachdem sie dieselbe mit Unterbrechungen 3 oder 4 Jahre besucht haben. In den Kommunalschulen erreichen unter 100 Schülern nur 26 und in den Privatschulen gar nur 18 das Endziel des Volksschulunterrichtes. Von diesen allein kann man behaupten, daß sie eine abgeschlossene Elementarbildung erhalten haben. Diese Thatsache erklärt denn auch das traurige Ergebniß, das die Prüfungen der Rekruten liefern.

Es muß noch hinzugefügt werden, daß der Fortbildungsunterricht der Erwachsenen, der sich zwischen dem Eintritt in die Kaserne und dem Austritt aus der Volksschule einschiebt, und der das Gelernte festigen und erweitern könnte, überhaupt nicht solide organisirt ist. Es gibt freilich gegen 2000 solcher Fortbildungskurse, aber nur 80000 Schüler besuchen diese Kurse; eine lächerliche Zahl.

Vier Reihen von Gründen sind es, die eine Entwicklung des Volksunterrichts in Belgien erschweren; zunächst ökonomische Gründe: die Nothwendigkeit für viele Arbeiterfamilien, die nur über ungenügende Einnahmen verfügen, ihre jungen Töchter zu Hause zu behalten, wo sie der Mutter bei der Haushaltung helfen, oder wo, wenn die Mutter in die Fabrik geht, sie dieselbe ersetzen. Die Knaben andererseits werden zu ländlichen Arbeiten angehalten oder sie werden gleichfalls so früh wie irgend möglich in die Fabriken geschickt. Die äußerste Dürftigkeit einzelner Familien verhindert wohl auch die Eltern, die nöthige Kleidung für die Kinder zu beschaffen, damit dieselben überhaupt in der Schule zugelassen werden. Dazu kommen moralische Gründe: Die Unwissenheit vieler Eltern, die keine klare Vorstellung von ihren Pflichten gegenüber den Kindern haben; der Alkoholismus und die moralische Depravation der Familienhäupter, die ihren Kindern das schlechteste Beispiel geben und sie zur Landstreicherei und zur Bettelei anreizen.

Ursachen dieser Art gibt es auch in anderen Ländern, allein wir kommen nunmehr zu Ursachen, die gerade Belgien in höherem Grade eigenthümlich sind. Zunächst politische Gründe: Von 1878 bis 1884 hat der katholische Klerus gegen die öffentliche Laienschule gepredigt, und er hat auf diese Weise eine ganze Generation gegen den öffentlichen Unterricht eingenommen. Dieses Vorurtheil wird noch jetzt in einem großen Theile des Landes erhalten und genährt. Die Achtung vor der Schule und vor den Lehrern wurde damit stark erschüttert. Und endlich pädagogische Ursachen: Viele Schulen sind vollständig unzureichend eingerichtet, die Programme, die Methoden, die Bücher, das gesammte Material für den Unterricht sind veraltet; die Tage, an denen der Unterricht stattfindet, sind zu selten, und dem füge man hinzu, was bereits gesagt worden ist, daß auch diese minderwerthigen Schulen nur von einer kleinen Anzahl Schüler vollständig absolvirt werden.

Das sind die Gründe, die in ihrer Gesammtheit jenes beklagenswerthe Ergebniß liefern, das sich bei den Rekruten zeigt. Diese Uebel in ihrer Vereinigung würden eine ganze Reihe von Gegenmaßregeln erfordern. Nach der übereinstimmenden Ansicht Aller, die vorurtheilslos diese wichtigen Fragen studirt haben, ist die unentbehrliche Voraussetzung des Fortschrittes, daß der Volksschulunterricht für alle Kinder von 6 bis 13 Jahren obligatorisch gemacht wird; Liberale, Sozialisten und christliche Demokraten verlangen dies. Bis jetzt bekennen sich zu dieser Forderung noch nicht die konservativen Katholiken, weil, wie sie behaupten, eine solche Forderung die Freiheit des Familienoberhauptes beschränken würde. Sie halten fest an dem Recht auf Verdummung. Es ist wahrhaft traurig, zu denken, daß Belgien noch immer am Ende des neunzehnten Jahrhunderts zögert, ein Prinzip anzunehmen, das in Württemberg beispielsweise schon im Jahre 1649 proklamirt worden ist, und dessen Anwendung seit zwei und einem halben Jahrhundert diesem Lande in Bezug auf den öffentlichen

*) Die Organisation unseres Volksschulunterrichtes ist von mir in der „Nation" unter der Ueberschrift „Der Kampf um die Schule in Belgien" am 13. und 20. Juli 1895 geschildert worden.

**) Es ist hier die Zahl jener Kinder in Abzug gebracht, die die Mittelschulen besuchen; das sind in Maximo 30000.

Unterricht einen der ersten Plätze unter den Nationen Europas sichert. Wie beschämend ist es, daß in der alphabetischen Liste der Staaten, die den Volksschulunterricht noch nicht obligatorisch eingeführt haben, Belgien sich zwischen Afghanistan und Beludschistan, diesen fernen und wilden Ländern, befindet.

III.

So also sieht in großen Zügen der Volksschulunterricht in Belgien aus. Die Lage ist keineswegs befriedigend, und zwischen dem materiellen Gedeihen und dem schnellen ökonomischen Fortschritt des Landes einerseits und dem niedrigen Stand seiner geistigen Kultur andererseits gibt es eine tiefe Kluft. Belgien ist durch seine Regsamkeit auf dem Gebiete des Handels, der Industrie und der Landwirthschaft seinen Nachbarn an die Seite zu stellen. Allein was den öffentlichen Unterricht anbetrifft, in dieser Beziehung sind wir von unseren Nachbarn überflügelt. Solch ein Gegensatz aber ist anormal und ist gefährlich.

Wie man kürzlich bei uns in der Deputirtenkammer nachgewiesen hat, verdankt Deutschland die Entwicklung seiner ökonomischen Kräfte heute zum großen Theil der Vorzüglichkeit seines technischen Unterrichtes, und dieser technische Unterricht wiederum hätte die erwünschten Früchte nicht liefern können, wenn er sich nicht auf der breiten Basis des Volksschulunterrichtes aufgebaut hätte. Um unseren industriellen Aufschwung zu stützen, denkt man daran, nach dem Vorbilde Deutschlands die technischen Schulen zu reorganisiren, zu vermehren und zu entwickeln nach allen Richtungen hin. Vortrefflich! Allein es wäre wünschenswerth, das Vorbild auch nach der anderen Seite hin nachzuahmen; die Massen müssen zunächst fähig gemacht werden, den nöthigen Nutzen aus dem technischen Unterricht zu ziehen, und das ist nur möglich, wenn diesen Elementen der Volksschulunterricht, der ihnen fehlt, zu Theil wird.

Wenn der augenblickliche Zustand des Volksschulunterrichtes in Belgien nur mit Bedauern im Hinblick auf die materielle Zukunft des Landes betrachtet werden kann, im Hinblick auf die weiteren Fortschritte seiner Industrie und seines Handels, im Hinblick auf die Konkurrenz mit anderen Völkern, die nicht weniger gut ausgestattet, aber in Bezug auf die Bildung uns überlegen sind, wenn man nach all diesen Richtungen hin Besorgnisse hegen kann, so kommen dann noch die rein politischen Folgen hinzu. Seit fünf Jahren ist Belgien eine Demokratie, die beherrscht wird durch das allgemeine Stimmrecht. Das Volk ist der Herrscher geworden. Allein dieser Herrscher ist unglücklicherweise wenig geeignet, in ernster Weise seine Macht üben zu können; denn ein Sechstel der erwachsenen Männer, also der Wähler, gehört zu den vollkommenen Analphabeten; sie sind unfähig, eine Zeitung oder selbst nur ein Wahlplakat zu lesen.

Nach meiner Meinung liegt in dem Gegensatz zwischen der politischen und ökonomischen Entwicklung Belgiens einerseits und seiner geistigen Entwicklung andererseits das besondere Interesse, das unser Land darbietet, und zugleich die Gefahr für uns. Es gibt in Belgien keinen klarblickenden Bürger, der nicht wünschte — ohne in naher Zeit es doch zu hoffen —, daß dieser Gegensatz ausgeglichen würde... Damit würde meinem Vaterlande ein vernünftiger politischer Fortschritt und ein noch erheblicheres nationales Wohlbefinden verbürgt sein, als jenes, das es schon bisher erreicht ist.

Brüssel. Léon Leclère.

Aus der Zeit Ludwigs XIV.

Es war im Sommer 1674. Der Krieg, welchen Ludwig XIV. den Generalstaaten von Holland erklärt hatte, währte schon länger als zwei Jahre. Die Heere des Königs standen tief in Flandern, in der Franche-Comté und am Rhein; das Innere des Landes war so völlig von Truppen entblößt, daß in Versailles nur noch einige sechzig Garden lagen. Alle Kräfte waren nach außen geworfen, aller Augen auf die politischen Ereignisse gerichtet, und Frankreich im Rücken seiner vorwärtsdringenden Armeen blieb sich selbst überlassen. Da, am Abend des 31. August, meldete sich in Paris ein stellenloser Offizier bei dem Kriegsminister Marquis von Louvois: er habe eine Mittheilung zu machen, welche die Sicherheit des Königs und des Staates betreffe. Er wurde sofort vorgelassen. Der junge Mann wollte Beweise dafür haben, daß ein Anschlag gegen die Person des Monarchen geplant sei. In der That waren die Angaben, welche er machte, sehr eingehend, bestimmt und leicht nachzuprüfen; zudem ließ bald darauf auch der König von England warnend verlauten, man möge in Versailles auf der Hut sein, es bereite sich irgend etwas vor. Louvois' Polizei witterte gleichfalls geheime Umtriebe, ohne ihnen jedoch näher auf die Spur zu kommen. Kurz, die Zeichen stimmten überein, es galt zu handeln. Dabei stellte sich dann heraus, daß wirklich ein Komplott bestanden hatte, die Schuldigen wurden verhaftet, überführt und zu Anfang November öffentlich hingerichtet. Die Bevölkerung erfuhr nur im allgemeinen, daß ein Hochverrath vorgelegen habe. Der Absolutismus hatte, begreiflicher Weise, kein Interesse daran, der Nation über aufrührerische Bewegungen viel mitzutheilen. Der engere Zusammenhang blieb immer unaufgeklärt, die ganze Episode wurde rasch vergessen, und auch die Geschichtsschreibung hat später kein Licht geschaffen. Man wußte nie, was eigentlich vorgekommen. Wohl hatte Eugen Sue in seinem Romane „Latréaumont" eine Schilderung der Ereignisse gegeben, doch wie viel war da Dichtung und wie viel Wahrheit? — Der Zufall hat diese Frage beantwortet. Ernest Daudet, der Bruder des berühmten Romanciers, fand nämlich vor ungefähr die Memoiren jenes Offiziers, welcher einstmals die Verschwörung aufgedeckt hatte.*) Da auch die Prozeßakten noch vorhanden waren, ließ die eine Darstellung sich durch die andere kontrolliren; und so liegt endlich für diesen historischen Zwischenakt ein aufschlußreiches und gesichertes Material vor.

Du Cause de Nazelle, der Verfasser jener Memoiren, war ein gaskognischer Edelmann und nicht umsonst auf dem klassischen Boden erwachsen, wo die abenteuernden Helden zu Hause sind. Gleich seinen Landsleuten, der Cyrano und d'Artagnan, fühlte er den Beruf zu Thaten und Gefahren, und als in den sechziger Jahren wieder einmal der Kriegsruf ertönte, wünschte er nichts sehnlicher, als mitziehen zu können. Doch er war vierzehn Jahre alt; er hatte weder Waffen noch Geld und wußte ganz gut, daß man ihn nicht gehen lassen würde. Also blieb nur eins übrig: sich heimlich auf und davon zu machen. Seine Mutter half ihm dabei wider Willen und Wissen. Sie — eine seltsame, extravagante Person — glaubte sich von einem ihrer Nachbarn beleidigt; man verstand nicht recht weshalb und warum, aber der Sohn erbot sich gleich zum Rächer ihrer Ehre. Innerlich lachte er über die „Einfälle" der guten Frau; und als sie ihn in der Stille mit allem Nöthigen ausgerüstet und er um Mitternacht das Gatter des Hofes hinter sich hatte, da wechselte er rasch die Richtung und schlug den Weg nach Paris ein. Dort verkaufte er sein Pferd, sah sich nach Herzenslust die Stadt und den Hof an und verzehrte langsam sein weniges Geld. Das war bald geschehen, und es fragte sich, was nun

*) Mémoires du temps de Louis XIV. par Du Cause de Nazelle. Publiés avec une introduction et des notes par Ernest Daudet. Paris. Librairie Plon. 1899.

werden solle. „Den Leuten aus meinem Lande", meint er, „fehlt es oft an vielem; aber sie haben dafür auch mehr Geschick, es zu entbehren oder sich zu verschaffen". Besonders das Letztere mag seine Vortheile haben. Es entsprach zudem den Talenten des jungen Helden. Warum den Kopf verlieren, wenn man sich mit einer einzigen kleinen Nichtsnutzigkeit aller Sorgen entschlagen kann! Er wußte, daß Jemand aus seiner engeren Heimath in Paris lebte, und darauf baute er seinen Plan. Jenem Herrn Soundso aus der Gaskogne ließ er einen Brief zugehen, in dem der alte du Cause de Nazelle, seinem einzigen Nachbarn, mit beweglichen Worten berichtete: sein Sohn sei jüngsthin heimlich nach der Hauptstadt gegangen, um dort Soldat zu werden; er, der Alte, habe gegen den Plan garnichts einzuwenden, er fürchte vielmehr nur, daß der Junge Mangel leide und bitte darum den Herrn inständigst, ihm einstweilen das Nöthige vorzustrecken. Er — natürlich der Alte — werde für alles aufkommen, wieviel es auch sei. Der biedere Empfänger hatte kaum diesen Brief gelesen, so machte er sich schon auf die Suche nach seinem Pflegebefohlenen. Merkwürdiger Weise ließ der sich rasch und willig treffen. Hocherfreut geleitete man ihn in sein neues Quartier; man kaufte ihm Uniform, Waffen, Perrücke und was er nur brauchte, um in ein Garderegiment eintreten zu können. Wie er sich dann in schmucker Verwandlung wiederfand und seinen Zustand behaglich überschaute, mußte er sich bekennen, daß er nicht nur einen liebenswürdigen Wirth, sondern auch eine schöne Wirthin habe. Was der Landsmann an ihm Gutes gethan, mußte nun der Ehemann entgelten. Und so verflossen Wochen oder gar Monate. Inzwischen hatte der Vater daheim gehört, daß sein Sohn in Paris auf ziemlich beträchtlichem Fuße lebe. Wie war das möglich, wenn es mit rechten Dingen zuging? Er erkundigte sich und erfuhr zu seinem größten Erstaunen, daß er dem Junker mit rühmlicher Freigiebigkeit einen unbeschränkten Kredit eröffnet habe. Wer wohl betretener war, der welcher geliehen, der welcher geborgt hatte, oder der, welcher bezahlen sollte? Dem Herrn Gardisten verging jedenfalls so gründlich der Spaß, daß er Hals über Kopf das Weite suchte.

Du Cause de Nazelle war ein gläubiges Gemüth. Der Himmel, sagte er, lenkt die Seinen mit Vorbedacht; und selbst die kleinen Gaunereien, mit denen sein Erwähltер in die Bahn getreten, sind nur Umwege gewesen, die desto sicherer zum Ziele führten. Es war geschrieben, daß ein gaskognischer Habenichts seine Prellereien ausüben sollte, um dann den König von Frankreich zu retten. Zunächst hatte freilich das glorreiche Debut nur den einen Erfolg, daß der Held wieder rathlos und verlassen auf der Straße stand. Zum Glück schlug da die Werbetrommel. Erst gab es einen Streifzug an den Rhein gegen den Bischof von Münster, dann ging es nach Holland hinein und bald darauf leider wieder nach Hause. Doch die Fortuna rief von Neuem, als 1669 unter den Herren von Beaufort und Navailles eine Expedition gegen Kreta gerüstet wurde, die dem venezianischen Feldherrn Morosini wider die Türken beistehen sollte. Sie endete schnell und kläglich; eines Tages war unser Mann wieder da, von wo er ausgefahren, nämlich im Hafen von Toulon. Andere Kriegsläufte kamen, die mancherlei Gefahren und wenig Ruhm einbrachten; zwischendurch Liebeleien und eine ernstere Herzensaffaire. Weil er kein Sonntagskind war, versagte ihm das neidische Schicksal die Hand seiner Angebeteten. Es half nichts, daß er sich im Garten des Luxemburg als Pastetenbacker an sie drängte oder heimliche Briefe mit ihr wechselte. Die Argusaugen einer alten Verwandten wachten und waren nicht einzuschläfern. Mißmuthig, hoffnungslos, ohne Dienst und ohne viel Geld überlegte er, was er beginnen sollte. Eins war sicher, er durfte nur wenig ausgeben; darum suchte er denn ein billiges Unterkommen, weit vor den Thoren, draußen in der Vorstadt von Picpus.

Sein Hauswirth, ein Greis von zweiundsiebzig Jahren, war ein Holländer Namens van den Enden. Als Pater Affinius hatte er früher dem Jesuitenorden angehört und lange Zeit in Antwerpen gewirkt, bis er, man behauptete wegen galanter Händel, plötzlich ausgestoßen wurde. Er ließ sich darauf in Holland nieder, wo sein Ruf als Gelehrter bereits gegründet war. Doch trotz alles Wissens brachte er es nie zu etwas. Wenn er Geld einnahm, wußte er es nicht zusammenzuhalten. Mit nahezu siebzig Jahren war er noch nicht zu einer gesicherten Existenz gekommen. Müde und enttäuscht, warf er sich auf die Politik und bot dem Statthalter der spanischen Niederlande, dem Grafen Monterey, seine Dienste an. Dieser schickte ihn als geheimen Agenten nach Frankreich. Ob er ihm einen bestimmten Auftrag gab, wissen wir nicht. Van den Enden machte einen Umweg, wohl um besser zu verbergen, von wo er kam und traf über Toulon und Marseille in Paris ein. Er wurde in der gelehrten Welt mit allen Auszeichnungen empfangen; man freute sich über die Ankunft dieses Mannes, der eine Art von Universalgenie war, der im Hebräischen und Syrischen für eine Autorität galt, der die Sprache Europas kannte, das Französische bis in seine Dialekte beherrschte und auch sonst in allem Wissen bewandert war. Um ihn festzuhalten, beeilte man sich, ihm eine Lehrerlaubniß zu verschaffen. Er eröffnete draußen in Picpus eine Knabenschule und fand großen Zulauf.

Du Cause wußte nichts von der Vergangenheit seines Wirthes. Er nahm ihn arglos für das, was er schien, für einen stillen Bürger, der mit Frau und Tochter friedlich seinem Tagewerk lebte. Van den Enden war von untersetzter Statur, trotz seines Alters noch rüstig, für gewöhnlich ein ernster Mann, doch anziehend, ja oft hinreißend, wenn er sprach. Nur über religiöse Dinge ließ er sich nie aus; man merkte, daß er diesen Fragen gleichgültig und skeptisch gegenüberstand. Sonst verbreitete er sich über alles, auch über Politik; und mehrmals entfuhr ihm die Drohung, daß Frankreich in seinem ungerechten Kriege gegen Holland denn doch noch nicht das Spiel gewonnen habe. Es sei nicht aller Tage Abend, ein einziger unvorhergesehener Schlag könne vielleicht alles umgestalten. Im Munde eines Patrioten klang das nicht weiter auffällig; derartige Prophezeiungen mochten einfach der Ausdruck ohnmächtiger Herzenswünsche sein.

Besucher kamen und gingen. Das Haus lag ziemlich im Freien; nach hinten schloß sich ein großer Garten an, dann Wald und Feld. Von dorther schlich sich eines Abends verstohlen jemand herein. Du Cause erkannte ihn, es war ein ehemaliger Offizier Namens Latréaumont, der in recht schlechtem Rufe stand. Was mochte er hier suchen? Vielleicht, daß er Schulden hatte und nun zu van den Enden, der ein berühmter Alchimist war, in der Hoffnung kam, die Kunst des Goldmachens zu erlernen. Er erschien häufiger wieder, immer heimlich, immer versteckt und brachte auch noch einen anderen mit. Der stille Beobachter sagte kein Wort; desgleichen erwähnte der Hauswirth niemals der beiden.

Inzwischen hatte der einsame Krieger sich mit des Schulmeisters Töchterlein angefreundet. Marianne war ein munteres, leichtsinniges Ding, man sagte ihr nach, daß sie in Holland früher beharrlich den Pfad der Tugend gemieden habe. Auch jetzt mit dem Soldaten that sie nicht spröde; doch der erzählte ihr seinen Herzensroman, daß er verlobt sei, daß er treu sein müsse und, leider ach, von der Geliebten getrennt sei. Da, eines Tages, trat denn die hübsche Versucherin lachend ins Zimmer und führte an ihrer Hand — Babet, die treue Zofe der fernen Braut. In der Familie war bald nur noch von Babet die Rede; man neckte den jungen Helden, der übrigens, als er gefragt wurde, woher er gebürtig sei, geantwortet hatte: aus Bayonne. — Nun traf es sich merkwürdig, daß er eben in dieser Zeit in der Gazette de France auf die Nachricht stieß: der König von Spanien habe dem Marquis von Bayonne-Babet ein Kavallerieregiment verliehen. Der seltsame Titel machte ihn stutzig. Bayonne! Babet! das waren die Namen, welche er hier ins Haus gebracht hatte und welche jetzt umgekehrt hier auf das Haus zurückdeuteten. Wenn diese Mittheilung ein verabredetes Signal war und mit all dem

Mysteriösen zusammenhing, das er seit langem um sich her beobachtete? Er wollte Gewißheit haben und schrieb deshalb an seine Freunde bei der Armee, ob in dem spanischen Heere ein Marquis Bayanne-Babet diene. Alle erwiderten, daß weder beim Fußvolk noch bei der Kavallerie dieser oder ein ähnlicher Name varkamme. Darüber wurde sein Argwohn schier zur Gewißheit. Er mußte erfahren, was dort im Zimmer des Hausherrn zwischen den drei Männern verhandelt wurde und begann damit, Marianne auszufragen. Sie erzählte ihm denn ganz traurig: einer da drinnen habe gesagt, den Gaskogner solle man sich vam Halse schaffen; wahrscheinlich, so meinte das gute Kind, werde er wohl bald ausziehen müssen. Du Cause verstand die Sache anders und ging fernerhin nur noch bewaffnet umher. Wenn sich die drei Leute eingeschlossen hatten, stand er, die Pistolen in der Hand, an der Thür und horchte. Die ganze furchtbare Wahrheit enthüllte sich da. Van den Enden, Latréaumont und als Dritter ein Grandseigneur, der Chevalier de Rohan, planten ein weitschichtiges Attentat. Schon war alles fertig; man wallte sich nur noch einmal vergewissern, ob man zur festgesetzten Frist auf den Beistand der Spanier rechnen könne. Deshalb sollte der gefährliche Schulmeister in den nächsten Tagen nach Brüssel reisen. Wirklich erklärte dieser am folgenden Morgen, daß seine Angehörigen in Amsterdam ihn eilig gerufen hätten und er alsbald abfahren müsse. Vierundzwanzig Stunden später saß er im Postwagen, nachdem er zärtlich von den Seinigen Abschied genommen hatte.

Du Cause befand sich in einer höchst peinlichen Lage. Hätte er seinen Gefühlen folgen dürfen, ja würde er sein Geheimniß für sich behalten haben, schon weil er wußte, daß es kleinen Leuten selten zum Segen ausschlägt, sich in Staatsgeschäfte verwickelt zu sehen. Zudem that es ihm weh, seine freundlichen Wirthe in namenloses Unglück stürzen zu sollen. Wäre die Pflicht gegen König und Staat nur nicht zu gebieterisch gewesen! Sie erlaubte keine Wahl; nach langem Zaudern machte er sich gegen Abend auf den Weg zu Louvois. Der Marquis hörte ihm sehr aufmerksam zu, tadelte nur, daß er nicht früher gekommen sei und ordnete gleich die nöthige Nachfarschungen an. — Mittlerweile war van den Enden in Brüssel angelangt und, noch mit Reisestaub bedeckt, zum Stadthalter geeilt. „Diesmal ist der Vogel ins Netz gegangen“, so rief er schon auf der Schwelle. Monterey, der sich mit einem italienischen Fürsten unterhielt, gerieth in sichtliche Verlegenheit; er wollte die Ungeschicklichkeit wieder gut machen und verdarb dadurch alles. „Es handelt sich um eine Kriegslist“, warf er ein, „wir haben viertausend Mann durchgeschmuggelt“. Der Italiener schien das für baare Münze zu nehmen, dach merkte er recht wohl, daß man ihn auf eine falsche Fährte lacken wollte. Das Geheimnis, welches man ihm zu verbergen suchte, mußte demnach besonders wichtig sein. Flugs schiffte er sich nach London ein, berichtete dem Könige über seine Wahrnehmungen und Muthmaßungen, dieser gab sie weiter nach Versailles.

Du Cause war auf Befehl Louvais' nach Picpus in seine Pension zurückgekehrt, gerade wie wenn gar nichts vorgefallen wäre. In der Stadt machte man sich daran, im stillen den Umfang, die Tragweite der Verschwärung festzustellen. Sabald das geschehen sei, sollte mit einem Schlage die ganze Gesellschaft aufgehoben werden. Acht bis zehn Tage verflossen. Am elften September schritt man zu den Verhaftungen. Rohan wurde nach der Messe im Schlaß zu Versailles festgenammen. „Ich gehorche“, sagte er dem Majar der Garden, der ihm entgegentrat, „aber ich habe heute noch nichts gegessen und nichts getrunken. Ich sterbe vor Hunger. Und kaltblütig ließ er sich erst ein Frühstück servieren. Latréaumant war in Rauen. Als man ihn dort gefangen nahm, geberdete er sich wie rasend, wurde verwundet, riß sich den Verband ab und verblutete. Vorübergehend wurden verschiedene andere Personen in die Untersuchung einbezogen, indessen nur der Chevalier von Préau und seine Geliebte, die Marquise von Villars, wurden für schuldig befunden. Van den Enden war bisher nicht zurückgekehrt. Man fürchtete, daß er nach jenseits der Grenze benachrichtigt werden und dann natürlich sein Asyl nicht verlassen würde. Wider Erwarten kam er doch: ahnungslos, strahlend vor Freude trat er ins Zimmer, während die Familie gerade bei Tische saß. Alle erbleichten bei seinem Anblick. In einem unbewachten Augenblick raunte seine Frau ihm etwas zu; er verschwand, man wußte nicht wie und wohin. Es vergingen einige Tage, bis man ihn bei Paris in le Bourget wieder fand.

Die Untersuchung ergab, daß die Schuldigen eine Art Staatsstreich geplant hatten. Wenn der Dauphin das nächste Mal auf die Wolfsjagd ritt und sich im Eifer der Verfolgung, wie gewöhnlich, bis in die Normandie versprengte, sollten sich einige Verschworene in sein Gefolge drängen, ihn von den Uebrigen trennen und ans Meer entführen. Gleichzeitig wäre eine größere Rotte, die man leicht unter flüchtigem Gesindel anwerben konnte, gegen das Schloß von Versailles marschirt. Der Ort liegt so frei und war so schwach verteidigt, daß man keinen Widerstand besorgte. Der König nebst seinem Hof sollte niedergemacht und der Palast den Helfershelfern zur Plünderung überlassen werden. Im Rücken hätten die Spanier und Holländer sich an der Küste festgesetzt. In der Normandie wollte man die Republik ausrufen — vielleicht daß sie sich von da über ganz Frankreich ausdehnen würde; in der Bretagne, wo die Unzufriedenheit der Bevölkerung wegen der hohen Steuern offen zu Tage trat, hätte sich Rohan zum unabhängigen Herzog aufgeworfen. Der Plan schien phantastisch und war dach nicht närrisch genug, um nicht theilweise wenigstens Unheil stiften zu können. Mit Schaudern sah die Krone, welcher Gefahr sie entronnen war und wie hilflos sie im Falle des Gelingens einem Handstreich gegenüber gestanden hätte. Diese Regierung der Macht und Stärke war vor einem Banditenanschlag nicht sicher; ein unbefangener Beobachter hätte ihr schon jetzt sagen können, daß sie, die nach Außen ihre Kräfte zum höchsten anspannte, ihre Position im Innern gefährdete. Sie erschöpfte ihre Mittel in Kriegen und Eroberungen; das zeigte sich hier an einem recht auffälligen Beispiel. Und vielleicht war die symptomatische Bedeutung des ganzen Varfalls das Interessanteste.

Die Verschwörer wurden zum Tode verurtheilt: was adlig war, verfiel dem Schwerte, der Bürgerliche van den Enden gehärte an den Strick. So verlangten es die Standesvorrechte. Vergeblich bemühte sich eine einflußreiche Partei, den Chevalier de Rohan zu retten. Er stammte aus einer der ersten Familien; seine Großmutter war die Herzogin von Chevreuse, die bekannte Heldin der Fronde, seine Mutter die Prinzessin von Guémenée, seine Cousine, Anna von Soubise, schon seit Jahren die allesvermögende, Geliebte des Königs. Ein Wort aus ihrem Munde, und er ward begnadigt. Aber die Rohan's glaubten es ihrer Ehre schuldig zu sein, in dem mißrathenen Sproß ihres Hauses nicht mehr ihr Blut zu erkennen. Sie schwiegen und schickten zwei Beichtväter. Dafür regten denn Freunde und Bekannte sich desto leidenschaftlicher. Sie behaupteten, Louvois habe dem Ritter von jeher übel gewollt und ihn durch sein bachfahrendes Wesen zur Verzweiflung getrieben. Rahan sei nicht mehr zurechnungsfähig; ein Mann in seiner Stellung würde bei klarem Verstande sich niemals zu so einem Abenteuer hergeliehen haben. Die Petition für den Verurtheilten wurde zum Sturmlauf gegen den Minister. Längst war dieser wegen seines unerträglichen Hochmuthes verhaßt, selbst Turenne fühlte sich von ihm verletzt. Ludwig XIV. schwankte, zuletzt entschloß er sich, einen außerordentlichen Rath zu versammeln. Condé und nach ihm der Marschall von Villeroy riethen dringend zur Milde. Le Tellier nach energischer zu unbeugsamer Strenge. Darauf ließ der König dem Gesetz seinen Lauf. Am 27. Navember wurden die vier hingerichtet.

Du Cause de Nazelle war in Paris geblieben. Da alle Welt erwartete, daß der König ihm reiche Gunstbezeugungen zuwenden werde, hatten auch die Angehörigen seiner Braut sich erweichen lassen und endlich in die

Heirath eingewilligt. Die Zukunft schien sich heiter vor ihm aufzuthun. Wenn nur die Gnadenbeweise des Herrschers sich nicht noch immer verzögert hätten! Umsonst brachte er sich bei Louvois in Erinnerung: der Minister fuhr ihn grob an, worin er bekanntlich Meister war; ließ ihn ein andermal links stehen oder vertröstete ihn mit nichtssagenden Redensarten. Erst nach Monaten gewährte man ihm eine Pension von 1000 Francs. Du Cause hatte auf mehr gerechnet und war sehr mißmuthig. Obendrein erfuhr er jetzt, daß einige Raufbolde von Profession ihm nach dem Leben trachteten. Eines Tages sah er sich auf offener Straße von drei Individuen angegriffen. Er vertheidigte sich, so gut er konnte und trat rasch zur Seite in einen offenen Laden. Als man dem Marquis Louvois von diesem Ueberfall berichtete und ihn um Schutz ansprach, erwiderte er kühl, daß die Stadt Paris mit ihren Angelegenheiten nicht in sein Ressort gehöre.

Rathlos stand Du Cause alledem gegenüber. Gelegentlich erzählte er dem Akademiker Pelisson von seinen Erlebnissen. Der welterfahrene Mann fragte ihn, ob er vielleicht einmal dem Minister, wenn auch unabsichtlich, im Wege gewesen oder einer seiner Kreaturen zu nahe getreten sei. Im Gegentheil, antwortete die harmlose Seele. Er sei nie vom Rechten abgewichen; und als während der Untersuchung ein Richter ihm bedeutet habe, daß er wohl auch den Marquis d'Ambre als Mitschuldigen angeben könne, habe er das natürlich abgelehnt. Jeder wußte — nur du Cause nicht — daß Louvois und d'Ambre erbitterte Feinde waren. Der Kriegsminister hatte versucht, sich seines Gegners durch einen falschen Zeugen zu entledigen. — Sie tragen das Geheimniß eines großen Herrn mit sich herum, sagte Pelisson. Er wird es Ihnen nie vergeben. Eilen Sie, suchen Sie sich in Vergessenheit zu bringen. — Der Gaskogner befolgte diesen wohlgemeinten Rath und zog sich in seine Heimath zurück.

Doch der Haß des Kriegsministers blieb zäh und unversöhnlich. Kaum hatte du Cause sich in seiner Provinz wieder eingesessen, so kehrte allerorten sich eine feindliche Stimmung hervor. Die Obrigkeit, welche ihn hätte schützen sollen, nahm Partei gegen ihn: eine „unsichtbare Hand" wirkte hinter all diesen Treibereien. Nicht genug, daß sie seinen Wohlstand untergrub, sie griff auch in seine Freiheit; er wurde verhaftet und nach Bordeaux ins Gefängniß geschleppt. Ein Jahr lag er dort im Kerker, ohne Kläger, ohne Richter, krank und verzweifelt. Dann siegten Jugend und Hoffnung, er wollte beim Könige vorstellig werden und bat um Schreibzeug. Die Antwort war, daß man ihn in ein noch tieferes Gewahrsam legte und mit einer eisernen Kette schloß. Die Gerechtigkeit in Frankreich gab eben schon damals der heutigen nichts nach. Auch damals brauchte sie fünf Jahre, um die Unschuld des Verfolgten festzustellen; und nur der heroischen Hingabe einer Gattin war es wieder zu danken, daß schließlich die höchste Instanz, König Ludwig selbst, ein Einsehen hatte und den Folterqualen ein Ende machte. Der Gefangene kehrte heim zu seiner Familie. Ein Machtspruch von ungenannter Seite verbot ihm, jemals seine Provinz zu verlassen oder auf seinen Prozeß zurückzukommen. Das Kriegsministerium von dazumal scheute die „Verantwortlichkeiten".

G. Ransohoff.

Clara Viebig's „Es lebe die Kunst".

Seit den Tagen der Romantik hatte das Künstlerthum für den Laien etwas ungemein reizvolles. Das alte mystische Element, das dem Sänger der Antike seitens der unwissenden Menge zugeschrieben wurde, regte sich von neuem und die nur schwache Erkenntniß vom Wesen des künstlerischen Schaffens steigerte noch das Geheimnißvolle der Sphäre der künstlerischen Produktion. Mit diesem romantischen Element haben seit den Werken der Schlegel bis zum Roman „L'Oeuvre" von Emil Zola eine Unzahl Dichter operirt und die Menge Künstlerromane sind nicht mehr aufzuzählen. Die letzte Litteraturbewegung hat uns von Karl Bleibtreu's „Größenwahn" an eine so reiche Fülle von Romanen geschenkt, in denen Maler, Bildhauer, Schauspieler, Dichter und Schriftsteller die Helden sind, daß die Art der Behandlung schon förmlich zu einem Cliché geworden ist. Für mich ist heute ein Künstlerroman fast ungenießbar geworden, weil jeder mit demselben Material wirthschaftet wie seine Vorgänger. Das berüchtigte Verkanntsein, das Hungern in der Dachstube, die unbeschreiblich herrlichen Besuche der Muse, schließlich der Erfolg vor oder nach dem Tode: all das sind die Requisiten, die man immer wieder bis zum Ueberdruß vorfindet und die selten unter dem Gesichtswinkel einer eigengearteten Persönlichkeit angeschaut werden.

Der neueste Roman von Clara Viebig, „Es lebe die Kunst"*) behandelt dasselbe Motiv.

Clara Viebig hat sich in jungen Jahren einen Namen erworben; sie ist durch ernste Arbeit an sich in eine der ersten Reihen der Schriftstellerinnen getreten und hat schon in manchen Skizzen und Romankapiteln den Schritt vom Schriftstellerthum zur wirklichen Poesie gemacht, den fünf Sechstel ihrer Kolleginnen nie thun. Ihre Domäne lag bisher auf dem Gebiete der sogenannten Heimathkunst, für die jetzt von allen Seiten ungemein viel Propaganda gemacht wird und deren Segnungen im Kampfe gegen das Uebergewicht des Berliner Romans nicht genug zu schätzen sind. Dennoch kann die Heimathkunst nur die Humusschicht abgeben für die wirklich bedeutenden und großen Schöpfungen, die jenseits stehen von den Beengnissen des heimathlichen Milieus und Geistes. Aus diesem Grunde vermag ich auch Klaus Groth nicht jene bedeutende Stellung anzuweisen, die ihm in letzter Zeit besonders durch den kritisch so überaus voreingenommenen Adolf Bartels angewiesen worden ist.

Die „Eifelgeschichten" von Clara Viebig waren ein starker Wurf. Harte, strenge Augen von unheimlicher Beobachtungsgabe, ein weiches, tiefes Gemüth und eine von Haus aus ungeirrt draufgeherische Begabung haben hier ein Buch hervorgebracht, das in jeder Hinsicht aus dem Knieholz der weiblichen Litteratur hinausragt. Wo Clara Viebig bisher im Eifler Milieu geblieben ist, hat ihre forsche Begabung gesiegt; die schwierigsten Stoffe überwand sie und ihre Kraft wuchs mit der Wucht ihrer Motive. — Anders, als ihr Talent sich anschickte, die Großstadt zu erobern. Hier war der Stoff bisher immer stärker gewesen als sie. Hier gelang ihr noch kein rundes Kunstwerk. Ueberall gute Ansätze, das Aufwerfen origineller Fragen, vorzügliche Schilderungen und doch nicht der wirkliche Großstadtgeist, der langsam aus dem Milieu emporsteigt, wie der schwere Qualm der Straßen an den schwülen Sommerabenden des August

Ihr letzter Roman „Es lebe die Kunst" ist ihr erster siegreicher Versuch, ihre Individualität im Kampfe mit der unendlichen Mannigfaltigkeit der Großstadt zu behaupten. Sie ist diesmal nicht unterlegen und sie gibt uns damit die schöne und reiche Hoffnung, daß sie von den „Berufenen" in die Reihe der wenigen „Auserwählten" rückt. Wenn der Roman nur die Leidensgeschichte eines Mädchens, das strebend sich um Erlösung müht, enthalten hätte, es wäre nichts Besonderes und nicht viel gewesen. Eine junge Provinzialin, Elisabeth Reinharz, deren erstes, litterarisch temperamentvolles Auftreten in der Großstadt die Herzen Aller im Sturm erobert, die dann von der Gesellschaft fallen gelassen wird, um schließlich die üblichen Zweifel am eigenen Können durchzumachen, wo es untergehen oder siegen heißt, — das wäre ein hübsche Geschichte gewesen, freilich mit all dem Schimmer Viebig'scher Darstellungskunst und dem Ernste ihrer herben Seele erzählt, aber es hätte die große persönliche und selbstherrliche Note gefehlt und die Zahl

*) Berlin, 1899, F. Fontane u. Co.

der guten Schriftstellerromane wäre um einen vermehrt worden. Was dem Romane seinen starken Werth verleiht, ist zuerst sein typischer Gehalt, im Besonderen angeschaut und individuell wiedergegeben. Es ist etwas Dokumentarisches in den Schicksalen der Heldin; ihre Leidens-, Liebens- und Erlösungsgeschichte hat nicht bloß den schönen Reiz des individuellen Erlebens, sondern die Stationen ihres Passionsweges sind gleichzeitig ehrliche Stationen im Kampfe ganzer Klassen, ganzer Gesellschaftsschichten, und so gewinnt dieser Roman dadurch den Werth eines Kulturdokumentes. Nicht eines Weltbildes — dafür fehlen die Höhen und Tiefen — sondern eines Gesellschaftspanoramas bedeutenden Ranges.

Das junge Mädchen, das ihre provinzielle Eigenart in der Großstadt verliert, um sie späterhin in der Natur enthusiastisch wieder zu finden und dann das Großgeistige der Hauptstadt sich zu assimiliren, die Schriftstellerin, die aus dem kleinlichen Hallo des Litteratengetriebes sich hinausrettet in die schutzreichen Arme einer schlichten männlichen Philisternatur, die Dichterin, die nicht nur nach dem bischen Ruhm sich Kopf und Hände zerarbeitet, um schließlich bloßen Spott zu ernten, sondern die in ihrer Kunst höchsten Frieden und tiefste Beruhigung findet: diese drei Figuren hat die immer reicher und immer blühender werdende Kunst Clara Viebig's in eine einzige Gestalt zusammengeschweißt und ihr viel von der Prägung des eigenen individuellen Wesens aufgedrückt. Und um die strauchelnde und sich doch wieder emporrettende Heldin herum rauscht das Getriebe der Großstadt, die Hetze der nach Ruhm und Geld gierigen Künstlerkreise; der Mittelstand hat seine typischen Vertreter, die Finanzkreise und besonders das Schriftstellerelement

Es wäre müßig, hier zu fragen, wer Modell gestanden hat, sondern als wirkliche Künstlerin hat Clara Viebig nur mit dem Beobachtungsmaterial gearbeitet, das ihre klugen Augen gesehen, ihr Verstand gebilligt oder gemißbilligt, ihr Herz beschönigt oder abgelehnt hat.

Auch rein technisch genommen, zeigt dieser Roman eine erhebliche Vervollkommnung. Ihre einstige so „husarenmäßige Draufgängermanier", die im Fluge Alles heranschleppte und mitriß, hat sie nach und nach abgestreift; sie weiß, daß ein Roman komponirt werden muß, wie ein schönes architektonisches Werk. Manches ihrer früheren Werke hätte endlos ausgesponnen werden können, jetzt fühlt man das Zwingende und Beherrschende in der straffen Komposition.

So ist Clara Viebig aus einer Lernenden eine Könnende geworden, aus der Schriftstellerin oft schon eine ganze Dichterin. Sie ist jetzt im Stande, alle Funktionen ihres Talentes zu vereinigen, wo Weib, Schriftstellerin und Künstlerin ein Ganzes, Volles bilden. Sie bedarf dazu nur der schönen Erkenntniß der Grenzen und der Weiten ihrer Begabung, mit einem Worte: sie hat sich selber treu zu bleiben.

Ludwig Jacobowski.

Eine Eisenbahn-Idylle.

Der frühere Abgeordnete, Stadtrath Dr. H. Dohrn, sendet uns folgende anschauliche Beschreibung der Stettiner Bahnhofsverhältnisse, der wir als patriotischem grido di dolore gern Aufnahme gewähren:

Verehrter Freund!

Da in den nächsten Tagen die Reisezeit zwischen Berlin und unseren Ostseebädern zur vollen Entwicklung gelangt, bitte ich Sie um Ihre Hilfe, um die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf unsere Eisenbahnzustände zu lenken. Es ist das, glaube ich, der Mühe werth. Es wird kaum möglich sein eine zweite Provinzialhauptstadt bei uns in Preußen zu finden, in welcher die Umwandlung eines unansehnlichen Bahnhofs zum Range einer Haltestelle durch die ausgeführten Umbauten sich so wirksam vollzogen hätte.

Sie kennen Stettin ja lange genug, um es begreiflich zu finden, daß Jemand, der wie ich, Jahrzehnte lang eifrig an der Verbesserung und Verschönerung der Stadt mitgewirkt hat, auf das Aeußerste erbittert sein muß, wenn er sieht, wie unsere Eisenbahnbehörde im strikten Gegensatze hierzu durch ihre baulichen Leistungen die Stadt geradezu verschimpfirt. Freilich die interessanteste dieser Eisenbahn-Sehenswürdigkeiten, die nach bei Ihrem letzten Besuche in Höckendorf auch Ihr lebhaftes Interesse erregte, ist seit diesem Frühjahr verschwunden. Sie entsinnen sich des Viadukts auf dem rechten Oderufer, welcher mit Wellblech überdeckt war, um Feuerschaden abzulenken.

Die nöthigen Reparaturen wurden lange Zeit ordnungsmäßig ausgeführt, bis man vor etwa sechs Jahren in den Kreisen der Eisenbahnverwaltung diese Wellblechbedachung für überflüssig erklärte, von weiteren Reparaturen Abstand nahm, und den allmählichen Verfall dieses Daches durch Witterungseinflüsse ruhig geschehen ließ. Der Verfall, im Anfang langsam, fortdauernd an Geschwindigkeit zunehmend, war natürlich bald ein Gegenstand des lebhaften Interesses; und ich kann für mich persönlich aussagen, daß, abgesehen von der Frage, wie lange eine Behörde vom Range der Staatseisenbahnverwaltung einen derartigen Zustand des allmählichen Einsturzes der ihrer Sorge anvertrauten Bauwerke verantworten könne, ich stets dankbar anerkannt habe, daß für das Besichtigen dieser höchst pittoresken permanenten Ruinen-Ausstellung die Eisenbahnverwaltung nicht nach dem Muster der D-Züge einen Billetzuschlag von dem reisenden Publikum erhob. Diese Versäumniß läßt sich jetzt auch nicht mehr nachholen. Im vorigen Sommer hatten sich nämlich sämmtliche hiesige Instanzen: Regierung, Polizei, Magistrat, Kaufmannschaft, dahin geeinigt, daß diesem Zustande ein Ende gemacht werden müßte; und zu meinem aufrichtigen Bedauern ist die Eisenbahndirektion von ihrem non possumus-Standpunkt zurückgewichen. Mir fehlt für meine häufigen Fahrten zwischen Stettin und dem rechten Oderufer das interessanteste Stück mit seinen täglichen Veränderungen. Wie oft habe ich halb oder dreiviertel abgebrochene meterlange Stücke Eisenblech wie ein Damoklesschwert von oben herabhängen sehen und dabei den aufrichtigen Wunsch nicht unterdrücken können, es möchte doch ein solches Stück wenigstens einem der Schuldigen auf den Kopf fallen!

Das ist jetzt vorbei; man durchfährt diesen Stadttheil jetzt wieder in dem soliden Dunkel, in welchem das beschränkte Publikum über die Maßnahmen der Eisenbahnverwaltung sich meistens befindet.

Nicht weit hinter dieser Stelle, kurz vor der Gabelung der Linien nach Hinterpommern und Schlesien, existirt heute noch ein Zustand, welcher vielleicht viel schlimmer ist, als der durch Erneuerung des Wellblechdaches innerhalb der Stadt beseitigte. Am Ende des Güterbahnhofes ist ein Fluthgraben zweifach überbrückt: durch eine doppelgeleisige Brücke, welche dem Durchgangsverkehr dient und eine lediglich dem Rangirdienste bestimmte eingeleisige Brücke. Hier werden seit Jahr und Tag sämmtliche ein- und ausgehende Züge über nur ein Geleise geführt. Durch diese Ueberführung sämmtlicher von und nach dem rechten Oderufer gehenden Züge wird eine erhebliche Kollisionsgefahr herbeigeführt, besonders Sonntags, wo eine größere Zahl von Extrazügen auf dieser Strecke eingelegt ist. Daß bis jetzt noch nichts Uebles vorgekommen ist, verdanken wir der ganz musterhaften Aufmerksamkeit des Betriebspersonals. Ich bezweifle aber nicht, daß, wenn unglücklicher Weise einmal zwei Züge in einander laufen sollten, der Sündenbock in diesen Kreisen gesucht werden wird, während doch Derjenige, der an der langen Dauer dieses Zustandes schuld ist, unzweifelhaft in höheren Regionen gesucht werden muß.

Für die Art der Behandlung, welcher unsere Eisenbahndirektion das reisende Publikum unterwirft, gibt es nichts augenfälligeres als die neuerdings aufgeführten Baulichkeiten auf dem sogenannten Bahnhof Stettin. Seit langer Zeit war der aus den 40er Jahren herrührende Bahnhof begreiflicher Weise dem modernen Verkehrsbedürfniß nicht mehr genügend, und vor vielen Jahren bereits fanden Verhandlungen mit allen betheiligten Behörden über die Umformung des Stettiner Bahnhofs statt. Dann wurde auch gebaut. Da aber seit dem vorigen Herbste die Bauthätigkeit eingestellt worden ist, darf man annehmen, es jetzt mit einem Zustande zu thun zu haben, von dem die verwaltende Behörde annimmt, daß er den Bedürfnissen genügt.

Der von Berlin kommende Reisende wird vor den Bahnsteig dicht am Empfangsgebäude gebracht. Bei einigen Zügen kann er sogar das Glück haben, vor einem Wellblechdach gelandet zu werden, so daß er, wenn es nicht regnet, trocken bis ins Empfangsgebäude zu gelangen vermag. Dies klingt paradox, ist aber vollkommen zutreffend, denn die

sämmtlichen Regendachbauten in Stettin sind so angelegt, daß entweder Regen und Schnee in beliebiger Menge darunter geweht werden oder doch wenigstens zwischen dem Regendach und der geöffneten Coupéthür eine Art Dachtraufe genügenden Spielraum findet. Der Reisende wird ferner mit Interesse eine Eigenthümlichkeit Stettins wahrnehmen, die ihm in gleicher Vorzüglichkeit kaum irgendwo sonst geboten wird. Dieser Bahnsteig liegt nämlich nicht, wie sonst üblich, in einer Horizontale, sondern senkt sich vom Schienengeleise her bis zum Empfangsgebäude mit erheblichem Gefälle. Bei trockenem Sommerwetter ist dies weiter nicht sehr störend, außer daß man in der Längsrichtung diesen Bahnsteig nur im Zombenschritt zurücklegen kann. Bei Regenwetter bilden sich auf der geneigten Ebene dagegen anmuthige Forellenbäche, und wenn im Winter Schnee und Eis das ihrige thun, so hat man sich sehr wohl vorzusehen, daß man bei dem An- und Abstieg ohne Sturz davonkommt. Das hier vorhandene Regendach, vom alten Bahnhof her übernommen, schneidet mit dem südlichen Ende des Empfangsgebäudes ab, gerade an der Stelle, wo die Treppe zum Tunneldurchgang nach den neugebauten, mittleren Bahnsteigen führt, so daß es hier munter hineinregnen kann. An der bescheidenen Außenseite des alten Empfangsgebäudes ist kaum etwas geändert, außer daß dem oberen Stockwerk ein aus Gyps und Draht hergestellter Raum angesetzt ist, der wie ursprünglich zur Anlage einer Vogelstube bestimmt zu sein schien, augenscheinlich aber als günstig gelegener Aussichtspunkt auf die m a l e r i s c h e n Sehenswürdigkeiten der Neubauten dienen soll. Südlich vom Empfangsgebäude nämlich befindet sich, in Ziegelfachwerk aufgeführt, der Postgüterschuppen, welcher den Beschauer überaus freundlich anlächelt. Um die Dürftigkeit des Baumaterials einigermaßen auszugleichen, hat der Pinsel des Malers dies Gebäude mit einer solchen Fülle von Maigrün, Kuhblumengeld, Pfingstroth, kurz allen mit Frühlingsgefühlen gesättigten Farben, so verschwenderisch ausgestattet, daß nur ein gänzlicher Kunstbarbar ohne herzliche Freude hier vorübergehen kann. Weiter südlich schließt sich eine Bedachung an, welche die Eigenschaften des Perrondachs am Empfangsgebäude theilt. Passirt man nun auf den zweiten und dritten Bahnsteig, so findet man zunächst eine Abwechslung des Fußbodens; der erste Bahnsteig ist asphaltirt, die beiden anderen sind mit Mosaikpflaster ausgelegt. Das ist an sich schon weniger angenehm für den Fußgängerverkehr, besonders, wenn eine Art welliges Gelände hergestellt wird, wie das hier der Fall ist. Das Unangenehme davon empfindet man bei gutem Wetter, die Lichtseite bei Regen und Schnee, denn da auch diese beiden Bahnsteige mit Regendächern nur bis an die Grenze der Schienengeleise versehen sind, so bieten bei Regenwetter die erwähnten Unregelmäßigkeiten den Vortheil, daß man durch die mehr hügelartig gelegenen Partien verhältnißmäßig trockenen Fußes bis an den Zug gelangen kann; ich sage bis an den Zug, nicht gleichbedeutend bis an seinen Platz, da in der Längsrichtung diese Regendächer kürzer bemessen sind, als es die daran verkehrenden Züge erfordern. Und sollten etwa gar durchreisende Passagiere von diesen Steigen aus nach einer Bedürfnißanstalt laufen müssen, so haben sie unter allen Umständen hin und her je 50 Schritt unter freiem Himmel zurückzulegen und reichlich Gelegenheit, die Zweckmäßigkeit unserer Neubauten zu segnen.

Beim Anblick dieser einzelnen in den verschiedensten Größen und Formen aufgebauten Regendächer kann der unbefangene Beobachter leicht auf den Gedanken kommen, es handle sich hier um eine Ausstellung von Konkurrenzarbeiten zur Lösung der Preisfrage: Wie kann man Dächer konstruiren, welche den darunter Verkehrenden gegen keinerlei Unbilden der Witterung schützen?

Ich will nicht von Prunkbauten wie Frankfurt oder Hannover reden, will aber behaupten, daß es nicht eine einzige Stadt von der Größe und Verkehrsbedeutung Stettins in Preußen gibt, in welcher neuester Zeit so plundrige Einrichtungen zu Ungunsten des verkehrenden Publikums getroffen sind, wie hier. Eine einheitliche Bedachung wäre leicht durchzuführen, trockne und glatte Bahnsteige leicht herzustellen, aber freilich dann wäre es kaum möglich gewesen in so geschickter Weise den B a h n h o f Stettin in eine H a l t e s t e l l e umzuwandeln, welche in allen Ansprüchen auf Komfort selbst zurücksteht gegen die Berliner Vororte wie z. B. Gesundbrunnen. Ich wiederhole, ich wünsche die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diese Zustände zu lenken, welche augenscheinlich bestimmt sind, alle weiteren Ansprüche auf Ausgestaltung unseres Eisenbahnverkehrs auf lange Zeit hinauszuschieben, und deshalb einer dauernd kritischen Beleuchtung bedürfen, bis eine Besserung — nicht versprochen, sondern — eingetreten ist.

Schließlich möchte ich Ihnen, verehrter Freund, aber noch eine besondere Freude machen. Sie erinnern sich aus Ihren früheren Höckendorfer Besuchen der Haltestelle Finkenwalde, Zielpunkt von vielen Hunderten von Sonntagsausflüglern und erinnern sich vielleicht auch der vielen Klagen darüber, daß eine gedeckte Wartehalle dort nur einer verschwindenden Minderheit Schutz gewährt. Sie können sich meine Ueberraschung denken, als ich neulich bei meiner Rückkehr aus Italien dort zwar nicht eine Erweiterung der Wartehalle, aber doch die Herstellung eines sinnig angelegten wasserdichten Stacketzaunes konstatiren konnte, welcher so weit vor der Billetverkaufsstelle angelegt ist, daß, wenn hier die Billetkontrolle stattfindet, nur mit Rückfahrtkarten versehene Personen in der Lage sind, den Bahnhof zu benutzen.

Wen diese Dinge nicht erfreu'n,
Der ist nicht werth, ein Mensch zu sein

Höckendorf, im Juni 1899.

In alter Freundschaft Ihr

H. D o h e n.

Memoiren des französischen Generals Marcellin de Marbot. 3 Bände. Deutsche Bearbeitung. Stuttgart. Robert Lutz. 1899.

Napoleon hat in seinem Testament unserem Autor zum Dank für seine **Remarques critiques** über die Schlacht von Eßlingen hunderttausend Franken vermacht mit dem Zusatz: „Ich verpflichte den Oberst Marbot, fortzufahren, zum Schutze des Ruhmes der französischen Armeen zu schreiben und die Verleumder und Abtrünnigen zu widerlegen.“ Marbot hat diesem Wunsch — unbewußt — am ausgiebigsten willfahrt durch seine (erst 1891) veröffentlichten Denkwürdigkeiten, die binnen sieben Jahren in der Ursprache dreiundvierzig Auflagen erlebten. Der außerordentliche Erfolg war und bleibt ein Symptom der neu ausgebrochenen, akuten „Napoléonitis“, deren Ursache, auf die kürzeste Formel gebracht, wohl d i e ist, daß seit Waterloo Frankreich nicht Einen überragenden Kriegshelden hervorgebracht hat, der dem Bedürfniß einer Nation genügt hätte, die, wie keine andere, mit Byron die Sehnsucht hegt: I want a hero.

Der gewaltige, märchenhafte Abenteurerroman, der den korsischen Zögling der Kriegsschule von Brienne zum Herrn von Frankreich, zum Zwingherrn des Papstes, zum Schwiegersohn der Habsburger, zum Tyrannen Europas machte, spiegelt sich im Kleinen in den Schicksalen seiner Nothhelfer; die meisten seiner Marschälle waren aus dunklen, sehr bescheidenen Anfängen zu Ruhm, Ehren, Titeln, Herzogthümern und Königreichen emporgestiegen: der Eine, wie Augereau, war der Sohn eines Obsthändlers; Lannes der Sohn eines Färbers; Massena der Sohn eines Gärbers, der in jungen Tagen ein Schmugglerleben führte. Adel und Orden, Reichthümer und Kronen konnte Jeder Eine durch Tapferkeit, Verwegenheit, Begabung erringen. **La carrière ouverte aux talents** war die neue Losung eines nur durch seine Talente zur Kaisermacht gelangten Emporkömmlings, der unvergeßliche Worte für diese neue Auffassung des Herrscherberufes, des Verdienstadels fand; als sich Marbot nach einer Reihe von Waffenthaten in Italien, bei Austerlitz, Jena, Eylau, Aspern, in Spanien und Portugal wieder einmal in den Tuilerien einstellte, fragte ihn Napoleon, wie viel Verwundungen er nun im Ganzen erhalten hätte: „Bis jetzt acht, Sire.“ „Nun, das ist gleichbedeutend mit acht Ahnen von Geblüt“ entgegnete der Kaiser.

Angesichts solcher Grundsätze des Herrschers begreift man den Thatendurst und Ehrgeiz einer Jugend, die Alles an Alles setzt; die Hingebung einer Armee von den obersten Befehlshabern bis hinab zum letzten Troßknecht; die Entfaltung kriegerischer Tugenden und Untugenden als den hervorstechenden Zug eines ganzen Geschlechtes, eines ganzen Menschenalters. Und dieser Kreis von aufstrebenden, vorwärtsdrängenden Anfängern und nimmersatten Generalen, Marschällen, Baronen, Fürsten, Herzogen und Königen des ersten Kaiserreichs sehen wir in Marbot's Memoiren im Kanonendonner der Schlacht, im Lichtschein der Lagerfeuer vor uns: Alle und Alles überherrschend erscheint aber der Allmächtige, der mehr noch als durch Beförderungen und Ehrenkreuze die Massen und jeden Einzelnen durch ein trauliches Duzen begeistert, durch ein Wort des Lobes beglückt und irgendeinen besonders Wagemuthigen durch ein neckisches Kneifen des Ohrläppchens und nun gar eine Umarmung in förmliche Verzückung versetzt. „Um den Kürassieren“, bei Eylau, „zu zeigen, wie sehr er von denselben befriedigt sei, umarmte der Kaiser den General angesichts der ganzen Division, worauf

derselbe ausrief: „Wenn ich mich einer solchen Ehre würdig erzeigen soll, so muß ich für Eure Majestät mein Leben lassen!“ Er hielt Wort; am Tage darauf fand er in der Schlacht seinen Tod. Diese Zeit und diese Männer!“

Reiz und Verdienst der Marbot'schen Memoiren ist es, daß, wie in diesem Falle, Dinge und Leute nie prahlerisch oder pathetisch, sondern zumeist in bezeichnenden Anekdoten, in kräftigen, kräftig festgehaltenen Augenblicksbildern erscheinen. Aufrichtige Bewunderung für Napoleon hielt ihn nicht ab, einzelne militärische Mißgriffe, die falsche Wahl falscher Günstlinge, seinen Eigensinn, seinen Jähzorn und soldatischen Freimuth zu tadeln. Ehrliche und verdiente Mißachtung übler Charakterfehler seiner Vorgesetzten, z. B. der Geiz Masséna's, hinderten ihn andererseits nicht, deren kriegerische Leistungen unbefangen zu rühmen. Herzliches Wohlwollen für seine Untergebenen erstreckt sich bis auf seine Pferde: die Geschichten seiner Stute Lisette, die ihn bei Eylau buchstäblich von den Russen losbeißt (I. 294—303), und des treuen Azolan, der ihn durch mächtige Sprünge von vier bis fünf Fuß Höhe rechtzeitig aus dem Bereich eines explodirenden, im Gestrüpp festgefahrenen Pulverkastens bringt (III 311), gehören in eine Reihe mit den besten, besterzählten Thierstücklein Buffon's und Brehm's.

Die Schilderung des russischen Feldzugs kann sich dagegen meines Erachtens weder mit dem sehr anschaulichen Buch des deutschen Schlachtenmalers Adam, noch mit Tolstoi's „Krieg und Frieden“ messen. Auch die taktischen und strategischen Ausführungen Marbot's sind zu dürftig.

Darf man somit auch bezweifeln, ob die sehr gut lesbare, von drei deutschen Offizieren (Auditeur Ottmann, Major Mangold, und Generalmajor Natzmer) herrührende Verdeutschung die Auflageziffer des Originals erreichen wird, so verdient das anregende Werk immerhin auch bei unseren Landsleuten zahlreiche, freilich nicht ganz unkritische Leser. Ueber dem endlosen Victoriaschießen dürfen die Lamentationen der Besiegten, die Wehklagen der Mütter und Bräute, der Waisen und Gebrandschatzten nicht überhört werden.

—m.

Präludien. Ein Essaybuch von Franz Servaes. Berlin, 1899, Schuster & Löffler.

Die sogenannte „impressionistische“ Kritik unterscheidet sich von der „dogmatischen“ eigentlich bloß durch das Temperament, sie erhebt das Temperament zum Grundprinzip, die dogmatische schämte sich dessen eigentlich. Der Dogmatiker stellt sein Ich dem Kunstwerk entgegen, der Impressionist läßt es vom Kunstwerk tragen, der eine setzt sich, der andere das fremde Werk als Centrum, Spieler will der eine, Instrument der andere sein. Die großen Kritiker haben eine Synthese dargestellt zwischen Kraft der Empfindung, Hingabe an das Werk und wägendem Verstand. Lichtenberg's, Börne's Temperament ging durch das Medium eines scharfen Geistes und hatte dadurch ein so kühles, heiteres Licht, warm und klar zugleich. Was den „Impressionismus“ in sich selbst widerlegt, ist die Bewußtheit, mit welcher er seine Subjektivität zum Prinzip erhob; das Elementare in sich bewußt heraufholen und ihm bewußt dienen, heißt aus der Leidenschaft ein Werkzeug machen. So haben wir schaudernd jene Zeiten miterlebt, in welchen so viele Jünglinge — Brillanten schrieben. Der Scylla der Nüchternheit entging man und lief der Charybdis eines unerträglichen Wortschwalls in den Rachen. In Worte war alles Gefühl ausgelaufen und da man gerade über sich und die Worte die Herrschaft aufzugeben zum Prinzip gemacht, wurden sie herrenlos und ein gemeines Gut Nun wäre eine rückläufige Bewegung an der Zeit, welche Klarheit, Sachlichkeit, Energie wieder zur Herrschaft brächte, weshalb wir ja noch nicht nach Dogmatiken rufen. Die vorzüglichen Beherrscher dieser rauschenden kritischen Kunst, Richard Muther, Lemaître (— weit früher hatte in wunderbar reifer und zugleich herrischer Subjektivität Barbey d'Aurevilly solche Kritik gemacht —) und auch Servaes gehört zu den Guten, sie haben vielleicht ebensoviel Uebles als Erfreuliches gestiftet: mit der Menge von Namen, Künstlern, Werken, Gedanken, Impressionen haben sie zwar dem Publikum eine Bildungsmasse hingeworfen, aber sie haben weniger erzogen, als verwöhnt. Die ganze Generation hat sich an Worten übereissen. So werden wir der Vorzüge dieses anregenden Buches nicht recht froh, denn auch hier überlärmt oft genug der rhapsodische, lyrische Ton das Thema und der Enthusiasmus verhüllt alles in einer gleichförmigen, schimmernden Wolke. So wird die rechte Optik verloren und wir wollen einmal gerade das Ich des Kritikers in abgestufter, nicht in gleichförmiger Stimmung den verschiedensten Werken gegenübersehen.

Die Zukunft wird aus den Hymnen der heutigen Kritiker nur wissen, daß in unseren Tagen sehr viele Menschen die Kunst verehrt und erstrebt haben, aber sie wird sich vielleicht über die Einförmigkeit wundern, mit welcher geliebt, bewundert und entzückt rezensirt wurde. Man wünschte den Kritikern eine starke Gegenstimme von Haß und Bitterkeit, Skepsis und Ironie, weniger Elastizität seiltänzerischer Wortgewandtheit und mehr Selbstbewußtsein. Dem Ich reden wir das Wort, wenn wir ihm die Zucht der Strenge und Kälte wünschen, und es nicht in Empfindsamkeit erschlaffen sehen wollen. Hunc tu Romane caveto. Nun soll uns aber das an dem Buch von Servaes nicht die Freude nehmen, es stellt bei allem Ueberschwang und mancher allzuraschen Werthung doch ein lebhaftes, bewegliches Ganzes dar, woraus man über die gegenwärtige Kunst — ach wie kurz ist dieses Heute — wohl einen Gesammtblick findet. Es geht einem seltsam nah, daß fast alles, was man werden sah, schon wieder halb vergangen und so vieles schon halbverblüht sein soll. Nun kommt der Kritiker und was er in der heißen Stunde geschwärmt, bindet er nach ein paar Jahren zusammen. — Immer wieder möchten wir die herzliche, energische, warme Art dieses Buches loben und immer wieder aber un wir uns tiefer hinein. Vielleicht weil wir die viele Kraft bedauern, die von den Besten an den Tag, an die Stunde verschwendet wird, die vergessen wird, ohne je so recht in den Herzen gewurzelt zu haben. Manche Aufsätze, so der über Johannes Schlaf, gehören zu den besten Dingen dieser Art Kritik, bei welcher im fremden Kunstwerk der Kritiker sich selbst verliert und wiederfindet.

Wien. Otto Stoeßl.

Leitende Gedanken gesunder Volkswirthschaft. Von Dr. Eugen Böninger, Rechtsanwalt (Egon Karden). Leipzig. Verlag von C. L. Hirschfeld. 1899.

Dieses Heft von annähernd 100 Seiten bietet vornehmlich deshalb allgemeineres Interesse, weil es in ansprechender Form wirthschaftspolitische Anschauungen wiedergibt, wie sie sich in gewissen industriellen Kreisen von Rheinland und Westfalen nach und nach eingebürgert haben. Es ist ein eigenthümliches Gemisch von gesunden Anschauungen und volkswirthschaftlichen Vorurtheilen. Der spiritus rector ist List mit seinem System gemäßigter industrieller Schutzzölle. Dieses System ist von dem Verfasser des kleinen Werks den modernen wirthschaftlichen Problemen möglichst angepaßt, ohne daß die Selbständigkeit der Gedankenführung im Einzelnen gelitten hätte. Dem sozialistischen Hochmuth, mit seiner Ueberschätzung mechanischer Einwirkungen der Staatsgewalt, tritt Böninger mit frischem Selbstbewußtsein entgegen. Was er — gewissermaßen unter dem Motto: „Reichthum schändet nicht“ — gegen die direkten Steuern vorzubringen weiß, trägt dagegen den Stempel etwas einseitiger kapitalistischer Denkweise. Daneben finden sich rationelle Grundsätze betreffs der Nothwendigkeit systematischer Schuldentilgung. Agrariern und ostelbischen Junkern wird sehr deutlich die Wahrheit gesagt und in lebhaftem Ausdruck das Recht des Kaufmanns und des Industriellen auf höheren Einfluß und gerechtere Anerkennung im Staatsleben vertreten. Die Produktivität der Handelsthätigkeit vertheidigt der Verfasser eindringlich und geschickt gegen die stupide Anschauung, welche die kaufmännische Thätigkeit als produktive Arbeit überhaupt nicht gelten lassen möchte.

In dem ganzen kleinen Werke ist nicht viel, was ich vorbehaltlos unterschreiben möchte, auch mangelt es den volkswirthschaftlichen Untersuchungen an jener Tiefe, die bis zu den eigentlichen Wurzeln der Begriffe dringt, aber es sind manche gesunde Anschauungen in dem Werke enthalten, und jedenfalls kann das Werk nicht langweilig genannt werden.

B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 42. Berlin, den 15. Juli 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^1/_2$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser hat in den letzten acht Tagen zwei Telegramme verschickt, die veröffentlicht worden sind; eines aus Anlaß seines Besuchs auf einem französischen Kriegsschiff an den Präsidenten Loubet; das andere an Herrn Hinzpeter in Anknüpfung an die Schenkung einer Statue des Großen Kurfürsten für die Stadt Bielefeld.

An das Telegramm nach Paris sind weitreichende politische Folgerungen geknüpft worden. Wir glauben nicht an die Verwirklichung derselben. Die Grundstimmung in Frankreich wird für absehbare Zeit, und in allen entscheidenden Augenblicken, die nämliche bleiben, und auf etwas freundlicheres oder weniger freundliches Coquettiren in den ruhigen Zeitläuften kommt wenig an. Den Vortheil hat alsdann vor Allem Frankreich, das durch gute Beziehungen zu Deutschland seine Stellung sowohl Rußland wie England gegenüber selbstständiger macht und kräftigt. Allein immerhin ist es zweckmäßig, daß Deutschland bei passender Gelegenheit zu Frankreich sagt: Wir wünschen gute Beziehungen zu Dir; ob Du sie haben willst, das hast Du zu entscheiden. Diesem Bedürfniß nach einer Verminderung der politischen Spannung in Europa kann auch die kaiserliche Depesche dienen.

Das zweite Telegramm nach Bielefeld ist auf den Ton des „Zerschmetterns“ gestimmt. Der Kaiser betont hier, daß er wie sein Ahn in seinem Willen unbeugsam sein werde.

Wenn der Kaiser in seinem Willen so unbeugsam sein will, wie der große Kurfürst, dann wird jedenfalls seine Politik eine außerordentlich wandlungsreiche sein; denn kein Herrscher war geneigter, immer neue Wege einzuschlagen, um sein Land vorwärts zu bringen, als der große Kurfürst. Seine Größe lag nicht zum Wenigsten darin, daß er sein elendes und armselig schwach überkommenes Land zwar durch ungewöhnliche Energie aber zugleich durch steten Wechsel der politischen Richtung und keineswegs durch unbeugsames Verharren zur Macht emporgeführt hat. In diesem Anbequemen an den Wechsel der Verhältnisse ist der große Kurfürst Meister.

Allein eine Depesche unseres Kaisers ist kein historisches Kolleg, und wenn wir auf den Zedlitz'schen Schulgesetzentwurf blicken, so lehrt uns die Erfahrung, daß der Kaiser der genügenden Klugheit nicht ermangelt, um für seine politischen Absichten auch die Volksstimmung in Rechnung zu ziehen. Dazu kommt, daß Preußen und Deutschland konstitutionelle Staaten sind, so daß sich selbst ein unbeugsamer Wille nur in den Grenzen der Konstitution würde bethätigen können. Unter diesen Umständen kann man auf die Untersuchung verzichten, ob der Kaiser unbeugsam in der Frage des Mittellandkanals oder der „Zuchthausvorlage“ oder in beiden Fragen sein wird, und ein Mal gegen die Konservativen den Landtag und ein Mal gegen die Liberalen den Reichstag auflösen läßt.

Deutschland ist ganz außerordentlich modern, und das kommt auch dadurch zum Ausdruck, daß ein wesentlicher Bestandtheil unserer Regierungsmethode im Telegraphiren, dieser modernsten der modernen Errungenschaften, besteht. Die Regierungslaufbahn unseres Kaisers ist mit solchen Telegrammen wie mit Meilensteinen besetzt.

Allein diesen Regierungshandlungen des Kaisers gegenüber das gebührend offene Wort zu finden, wird immer schwieriger, seitdem selbst die Kritik einer Thronrede außer-

ordentlich gefährlich geworden ist; und eine Thronrede ist eine Regierungshandlung, für die die Minister die Verantwortung tragen, während kaiserliche Telegramme häufig von Ministern mit derselben Ueberraschung gelesen werden, wie von dem Rest der Bevölkerung. Das Reichsgericht hat gleichwohl entschieden, daß auch in einer Thronrede eine persönliche Meinung des Monarchen zum Ausdruck kommen kann, und daß daher auch durch eine Kritik der Thronrede eine Majestätsbeleidigung sich verüben läßt. Diese Erfahrung hat der Redakteur Quarck von der sozialdemokratischen „Frankfurter Volksstimme" gemacht.

Ein solches Erkenntniß ist bedauerlich; allein für die Entwicklung unserer politischen Verhältnisse schwerlich von erheblicher Bedeutung.

Gewiß darf die Macht des Kaisers nicht unterschätzt werden; aber man sollte den Einfluß seiner persönlichsten Meinungsäußerungen auf die politische Entwicklung auch nicht überschätzen; die Konstitution und vor Allem das moderne Leben ziehen ihre festen Grenzen, und darum ist es weniger bedeutungsvoll, wenn die Kritik gegenüber kaiserlichen Aeußerungen heute eine besonders behinderte ist.

In Bayern haben Landtagswahlen stattgefunden, deren Ergebniß ein überaus unerfreuliches ist. Das Zentrum hat die Majorität im bayerischen Landtage errungen; die Liberalen haben starke Verluste erlitten, und die Sozialdemokratie ist gewachsen. Dieses Resultat wurde dadurch herbeigeführt, daß in einer Reihe von Wahlkreisen Sozialdemokratie und Zentrum ein Bündniß gegen die Liberalen abgeschlossen haben und sich auf diese Weise in die Beute theilen konnten.

Ein Bündniß zwischen Zentrum und Sozialdemokratie stellt jene politische Heuchelei in das rechte Licht, die behauptet, der Katholizismus sei der stärkste Schutzwall gegen den „atheistischen sozialdemokratischen Umsturz"; und hier operirte Atheismus und katholische Unfehlbarkeit Arm in Arm. Wir werden uns diesen Vorfall merken für die Zeit, da Liberale und Sozialdemokraten bei den Wahlen gemeinsam kämpfen müssen.

Daß dieser gemeinsame Kampf nicht auch in Bayern sich vollzogen hat, erhärtet, wie große Fehler sowohl von der Sozialdemokratie wie von den Liberalen gemacht worden sind. Denn, was kann der Gewinn von einigen Mandaten den Sozialdemokraten gegenüber der Thatsache nützen, daß nunmehr eine klerikale Kammermajorität unbehindert in Bayern herrschen wird. Und wie falsch müssen auch die Liberalen operirt haben, wenn trotz so offenliegender gemeinsamer Interessen gegenüber den Ultramontanen sich zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie solche Feindschaft herausbilden konnte.

Bayern hat jetzt sein ultramontanes Regiment wie Belgien, und wir wollen hoffen, daß auch hier die Folgen die gleichen sind; daß Liberale und Sozialdemokraten sich zusammenschließen, um alsdann den Ultramontanen die Herrschaft wieder zu entreißen. Je eher auf diese gesunde Entwicklung hingearbeitet wird, um so besser; um so vorsichtiger wird auch die ultramontane Reaktion sein, die zugleich in ihrer Rückwirkung zu einer Gefahr für das übrige Deutschland werden kann.

Der Oberpräsident der Provinz Brandenburg Herr von Achenbach, der auch einmal unter dem Fürsten Bismarck Handelsminister war, ist gestorben. Herr von Achenbach war ein liebenswürdiger Büreaukrat; kein hervorragender Mensch, aber ein Gentleman.

In New-York ist unter starker Betheiligung der Bevölkerung und unter großen Feierlichkeiten ein Heine-Denkmal enthüllt worden; es war ursprünglich für Düsseldorf bestimmt, und da im aufgeklärten deutschen Reiche kein Raum für den Sänger des Buches der Lieder ist, wanderte das Monument aus und fand eine Stätte zu New-York in der neuen Welt.

Die Größe Heine's kann eine vollgültigere Beglaubigung nicht finden; er ist groß genug, sodaß ihm auch jenseits des Ozeans ein Denkmal errichtet werden kann; aber auch die armselige Engherzigkeit, die in Deutschland herrscht, ist nicht deutlicher zu erhärten, als durch diese Verbannung einer Statue. Schade um Deutschland. Heine freilich hat das nicht geschadet, ebensowenig wie Goethe, daß für sein Straßburger Denkmal der deutsche Reichstag kein Interesse hatte.

Auf Trafalgar Square in London haben dreitausend Engländer ein Protestmeeting gegen eine kriegerische Politik, die sich gegen Transvaal richten wollte, abgehalten; sie haben überdies von ihrer Versammlung und ihrem Beschluß dem Präsidenten Krüger telegraphisch Nachricht gegeben.

Man denke sich, daß unter ähnlichen Umständen eine Versammlung in Deutschland ähnliches thun wollte. Diese Männer, die ihrer Ueberzeugung folgten und die das zum Ausdruck brächten, was hunderttausende anständiger Leute für recht und billig im stillsten Herzen hielten, würde man nicht allein als Landesverräther benennen, sondern vielleicht auch behandeln. Da muß man mit Bewunderung auf die Gesundheit des englischen Lebens blicken, wo in alter kluger Tradition es gestattet ist, selbst dem Fremden gegen die eigene Regierung recht zu geben, wenn er recht hat.

Und es scheint, daß trotz allen Rüstungen die gerechte öffentliche Meinung in England stark genug ist, um einen verbrecherischen Krieg in Südafrika zu verhindern.

Was aber geschähe wohl in Deutschland, wenn bei uns ein Chamberlain eine frivole Politik zu forciren suchte? Die Zahl der anständigen Leute, die sie mißbilligten, wäre gewiß groß; aber wie groß wäre die Zahl derer, die sich den Teufel um das Epitheton als Landesverräther scheerten, und dieser Politik aus wohlverstandenem nationalen Patriotismus und aus Humanität offen entgegenzutreten wagten.

Man ist immer der Ansicht, daß die Dreyfus-affaire neue Scheußlichkeiten, die die bekannten übertreffen, nicht mehr zu Tage fördern kann. Und doch hat sich eine solche Anschauung wiederholt und jetzt wieder erneut als Irrthum erwiesen. Heute ist klargestellt, daß der Kolonialminister Lebon unter dem Ministerium Méline den Gefangenen der Teufelsinsel hat behandeln lassen, wie nur afrikanische Kannibalen ihre Gefangenen zu behandeln pflegen. Lebon ließ um das Haus von Dreyfus einen Pallisadenzaun anlegen, so daß thatsächlich der Gefangene wie eingemauert war, kaum den Himmel sehen und nicht freie Luft schöpfen konnte. Und damit nicht genug, wurde Dreyfus Nacht für Nacht zwei Monate hindurch in Eisen gelegt, so daß seine Füße mit Wunden bedeckt waren. Nichts hatte Dreyfus gethan, um diese Behandlung zu verdienen, aber Herr Lebon that diesen Gefallen den Herren Rochefort und Drumont; vielleicht daß der Gefangene seinen Verfolgern seinerseits die Gefälligkeit erweisen wollte, zu sterben. Ein Mord wäre gegenüber dieser Behandlung milde und menschenfreundlich gewesen, und zu solcher verbrecherischen Selbsterniedrigung gab sich aus Feigheit vor dem antisemitischen und reaktionären Gesindel am Ende des neunzehnten Jahrhunderts ein Minister der französischen Republik her.

In Belgrad ist ein Schuß auf den früheren König Milan abgegeben worden, der fehl ging. Der Attentäter wurde verhaftet, und nunmehr benutzt Herr Milan die Gelegenheit, gegen seine politischen Gegner, die Radikalen, zu wüthen. Wir haben so wenig Vertrauen zu Milan und zur serbischen Rechtspflege, daß wir fürchten, dieses Attentat, das glücklicherweise mißglückt ist, wird zu einem Attentate Milans gegen alle seine Gegner, deren er sich entledigen will, führen.

* * *

Haag und Christiania.

Die diplomatische Friedenskonferenz ist ihrem Ende nahe, und man kann bereits mit einiger Sicherheit über die Ergebnisse der Konferenz reden. Diejenigen, welche den Krieg für einen unanfechtbaren Bestandtheil der göttlichen Weltordnung halten und deshalb jedem Unterfangen, diesen Theil der göttlichen Weltordnung auszuschalten, von vornherein mit einem gewissen Unwillen zusehen, sind schon damit beschäftigt, der Welt zur Kunde zu bringen, daß sie einmal wieder Recht behalten haben, indem bei der Sache nicht viel herausgekommen sei. Das Recht, sich durch immer gewaltigere Rüstungen allmählich zu ruiniren, ist keinem Staate verschränkt worden, nur die Sorge für die Opfer des Krieges ist durch einige Vervollkommungen in den Bestimmungen der Genfer Konvention erweitert. Etwas günstiger sind die Bestrebungen zur weiteren praktischen Durchführung der Schiedsgerichts-Idee gefahren. Der Gedanke eines permanenten Schiedsgerichts, das zur fakultativen Benutzung jeden Augenblick bereit steht, ist siegreich durchgedrungen. Ob die Permanenz dieses Schiedsgerichts durch ein bloßes Bureau oder durch ein ständiges Richterkollegium repräsentirt wird, ist von untergeordneter Bedeutung; wichtig ist dagegen, daß die im Haag vertretenen Mächte einmüthig einer Institution zustimmen werden, die in *dauernder Form* das Prinzip der schiedsrichterlichen Regelung internationaler Streitigkeiten zum Ausdruck bringt.

Nichts ist leichter, als an dieses, äußerlich recht magere, Resultat der Haager Konferenz eine abfällige Kritik zu knüpfen. Es ist richtig, daß dem Schiedsgericht, indem es bei allen wichtigen Fragen nur auf Anrufen *beider* streitenden Mächte in Funktion tritt, der Wirkungskreis gar eng gezogen ist; es ist ferner zutreffend, daß keine wirksame Exekutivgewalt hinter dem Spruch des Schiedsgerichts steht, daß die ganze Institution somit im Wesentlichen nur eine moralische Bedeutung haben wird; aber nichtsdestoweniger heißt es die moralischen Kräfte, die in unserem modernen Staatsleben Geltung haben, sehr unterschätzen, wenn man dem in der Haager Konferenz begründeten permanenten Schiedsgericht jede praktisch-politische Bedeutung absprechen wollte. Schon der bloße Umstand, daß alle Regierungen es für angezeigt gehalten haben, dem Druck der öffentlichen Meinung in diesem Punkte nachzugeben, ist ein starker Erfolg der Schiedsgerichts-Idee.

Wie lange haben superkluge Journalisten, spitzfindige Gelehrte und Brutalitätspolitiker mit witzlosem Hochmuth über Friedenskongresse raisonnirt! Wie viel wohlfeile Scherze haben sich nicht jene Idealisten gefallen lassen müssen, die jahraus, jahrein für internationale Schiedsgerichte eingetreten sind! Als die Interparlamentarische Konferenz, die sich die Propaganda für die Schiedsgerichtsidee zu ihrer *Hauptaufgabe* gemacht hat, vor zehn Jahren zuerst in's Leben trat, hatte sie in allen Staaten mit mehr oder weniger großen Vorurtheilen zu kämpfen; man mußte schon froh sein, wenn man bloß für einen unpraktischen Schwärmer gehalten wurde und nicht auch zugleich für einen Vaterlandsverräther. Von dieser ersten Interparlamentarischen Konferenz bis zur Diplomatenkonferenz im Haag hat die Schiedsgerichtsidee einen bedeutsamen Weg zurückgelegt; Spott und Hohn sind längst verstummt und nur jene Skepsis ist übrig geblieben, über deren Berechtigung sich ernsthaft diskutiren läßt. Wenn man ferner berücksichtigt, wie langsam alle Kulturgedanken in der Politik sich Bahn brechen, so kann man aus den Fortschritten der letzten zehn Jahre wohl auf ein weiteres siegreiches Vordringen der Schiedsgerichtsidee in der nächsten Zukunft hoffen.

Ein permanentes Schiedsgericht ist allein schon deshalb außerordentlich werthvoll, weil seine bloße Existenz bereits in vielen Fällen verhindern wird, daß internationale Differenzen einen akuten Charakter annehmen. Liebhaber paradoxer Wendungen könnten sogar die Behauptung aufstellen: es ist viel wichtiger, daß ein permanentes Schiedsgericht da ist, als daß es funktionirt. Die Einwendungen, welche gegen die Mängel eines solchen Schiedsgerichts erhoben werden, treffen daher nur einen Theil der Institution. Man hat oft genug, und nicht ohne Grund, versichert, daß der Hauptvortheil einer starken Kriegsrüstung darin bestehe, daß sie den Ausbruch eines Krieges erschwere — si vis pacem, para bellum; mit ähnlichem Rechte kann man sagen: si vis pacem, para arbitrium.

Die Gegner derartiger Schiedsgerichte pflegen stets mit besonderem Nachdruck hervorzuheben, daß bei einem Streit, in dem die nationale Ehre oder eine nationale Lebensfrage in's Spiel komme, von einer schiedsgerichtlichen Regelung im Ernstfalle doch keine Rede sein könne. Der Einwand würde schwerwiegend sein, wenn es von vornherein feststände, was nationale Ehre und was eine nationale Lebensfrage ist. Die Grenze zwischen nationaler Ehre und nationaler Eitelkeit, zwischen nationaler Ehre und nationaler Empfindlichkeit, zwischen einer nationalen Lebensfrage und einer *gewöhnlichen Interessenfrage*, steht keineswegs unverrückbar fest. Je mehr die Kultur sich entwickelt, je großartiger das politische und wirthschaftliche Leben eines Volkes wird, je gefestigter seine moralische Kraft ist, je furchtbarer die Folgen eines großen Krieges werden: um so weiter hinaus verschiebt sich die Grenze, jenseits deren eine kriegerische Lösung internationaler Streitigkeiten noch verzeihlich erscheint, um so mehr erweitert sich aber auch das Gebiet, auf dem ein Schiedsgericht eine heilsame Thätigkeit ausüben kann.

Endlich aber darf man auch nicht verkennen, daß das, was man die öffentliche Meinung nennt, für die Frage, ob Krieg oder Friede, heute ganz anders in die Wagschale fällt, als je zuvor. Je vollständiger die öffentliche Meinung der Kulturvölker für die Schiedsgerichtsidee gewonnen wird, um so öfter werden sich auch die Regierungen der einzelnen Länder gezwungen sehen, die schiedsrichterliche Regelung einer kriegerischen Auseinandersetzung vorzuziehen. Gerade von diesem letzteren Gesichtspunkte aus erscheinen die Beschlüsse der Haager Konferenz in Bezug auf die Schiedsgerichte von besonderer Bedeutung. Die Propaganda wird sich mit dem auf der Haager Konferenz erlangten Resultat nicht zufrieden geben, aber sie wird daran anknüpfen und das Zugeständniß, welches die Vertreter sämmtlicher Regierungen der Schiedsgerichtsidee gemacht haben, dazu benutzen, um die öffentliche Meinung auf diesem Wege immer weiter vorwärts zu treiben.

Eine sehr wirksame Unterstützung wird ihr dabei zu Theil durch die wachsende Aufklärung über das Wesen eines modernen Krieges und die furchtbaren Wirkungen eines kriegerischen Zusammenstoßes moderner Millionenheere. Johann von Bloch aus Warschau hat es unternommen, in einem sechsbändigen Werke*) einmal zusammenfassend darzustellen, wie ein Krieg zwischen europäischen Großmächten sich heute gestalten würde. Diese Darstellung beruht auf einer Untersuchung der schrecklichen Wirkungen moderner Schußwaffen, der furchtbaren wirthschaftlichen Verheerung, die jeder derartige Krieg — für Sieger und Besiegte — zur Folge haben muß, auf der Schilderung der schier unlösbaren Aufgaben, die im Kriegsfalle aus der Verwendung, Verpflegung und Versorgung der europäischen Riesenheere erwachsen. Das Gesammtbild, das in manchen Einzelheiten irrig sein mag, im Großen und Ganzen aber gewiß zutreffend ist, ist so abschreckend, daß man es versteht, wenn der Verfasser, anstatt von einer Friedensutopie, bereits von einer Kriegsutopie redet, sobald mehrere große Militärmächte ins Spiel kommen. Man behauptet, daß das

*) *Der Krieg.* Von *Johann von Bloch.* Uebersetzung des russischen Werks des Autors. Der zukünftige Krieg in seiner technischen, volkswirthschaftlichen und politischen Bedeutung. Berlin 1899. Puttkamer & Mühlbrecht.

Werk des Herrn von Bloch ganz wesentlich dazu beigetragen hat, den Kaiser von Rußland zum Erlaß seines Friedensmanifestes zu bestimmen. Dabei hat Herr von Bloch einen Gedanken in seinem großen Werke nur gestreift, der namentlich für manche Monarchen von besonders überzeugender Kraft sein muß: jeder große europäische Krieg wird die staatliche Ordnung über den Haufen werfen, zum Mindesten in dem Lande, welches besiegt wird. Throne und Kronen werden bei einer solchen kriegerischen Revolution billig wie Brombeeren sein.

In Anbetracht dieser Entwicklung sind die Aussichten für ein weiteres siegreiches Vordringen der Schiedsgerichtsidee durchaus nicht ungünstig, und es verlohnt sich wohl der Mühe, für diesen Kulturgedanken mit vollem Nachdruck weiter einzutreten. Danach gewinnt auch die diesjährige Interparlamentarische Konferenz eine erhöhte Bedeutung.

Sie wird vom 1. bis 4. August in Christiania tagen. Der Boden, auf dem sie in diesem Jahre zusammentritt, ist ebenso günstig, wie die Zeit unmittelbar nach dem Schluß der Haager Konferenz. Die norwegischen Parlamentsmitglieder haben von Anfang an den interparlamentarischen Zusammenkünften das lebhafteste Interesse zugewandt. Die norwegische Delegation war stets die einzige, die — vom norwegischen Storthing — ganz offiziell zu den Konferenzen entsandt wurde.

Die Vorbereitungen, welche die norwegische Gruppe der Interparlamentarischen Vereinigung für die diesjährige Zusammenkunft in Christiania getroffen hat, sind großartiger, als sie je vorher in irgend einem anderen Lande getroffen wurden. Das norwegische Parlament hat 50 000 Kronen zum würdigen Empfang der Mitglieder der Konferenz bewilligt; man sendet den Konferenzmitgliedern einen Dampfer nach Kopenhagen entgegen, um sie von dort abzuholen; dieser Dampfer wird bei seinem Eintreffen vor Christiania von einer Abtheilung der norwegischen Kriegsflotte mit Salutschüssen begrüßt werden; die norwegische Regierung, sowie die Gemeindeverwaltung von Christiania, geben zu Ehren der Konferenz Feste: — kurzum man ist geflissentlich bemüht, den Parlamentsmitgliedern, die sich in diesem Jahre in Christiania einstellen werden, zu zeigen, wie man die Bestrebungen der Interparlamentarischen Konferenz auf Herbeiführung internationaler Schiedsgerichte zu schätzen weiß. Die Interparlamentarische Konferenz in Christiania wird die Resultate der diplomatischen Konferenz im Haag gleichsam nachprüfen, beinahe wie eine Vorlage, welche durch eine Gesammtheit von Regierungen einer Gesammtheit von Parlamenten unterbreitet ist.

Es ist ein unverkennbarer Fortschritt, daß in der wichtigsten politischen Frage, welche die Welt bewegt, nämlich in der Frage der dauernden Aufrechterhaltung des Weltfriedens, eine derartige Evolution sich vollzieht. Es kommt darin die Solidarität der Kulturwelt in einer Weise zum Ausdruck, die nicht ohne fruchtbare Nachwirkung bleiben wird.

Th. Barth.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Ein Register von Regierungssünden.

In der Sitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses vom 3. Juli d. J. wurde einmal wieder — wer vermag zu sagen, zum wievielten Male?! — zum Kampf gegen die Waarenhäuser aufgerufen. Voran schritt der führende Mann des „Bundes der Landwirthe“, Dr. Hahn. Er war höchst unzufrieden mit der Regierung und hielt ihr u. a. folgendes Sündenregister vor:

„Weder ist die Regierung dazu zu gewinnen, den kleinen Lohgerbereien beizustehen gegenüber den Schnellgerbereien, die mit Quebracho gerben, noch hat sie — allerdings hier nicht allein die preußische, sondern die gesammten verbündeten Regierungen — sich bereit finden lassen, dem kleinen Bäckereigewerbe beizustehen gegenüber den großen Bäckereibetrieben bei Erlaß der Bäckereiverordnung. Weder hat die Regierung sich dazu herbeigelassen, der Kleinschifffahrt beizustehen, für die der Herr Kollege Schall und ich in diesem Hause und im Reichstage manche Lanze gebrochen haben, noch ist sie bereit, dem kleinen, selbständigen Geschäftsmann in der Kaufmannschaft und ebenso im Handwerk zu helfen, wie sich bei den verschiedensten Berathungen über diese Materie hier und im Reichstag gezeigt hat. Wir finden allemal dasselbe Bild: die Vertreter der Regierung halten es nicht für nothwendig, den Kleinbetrieben beizustehen und die großkapitalistische Entwicklung aufzuhalten“.

Wir haben an diesem Sündenregister nur eins auszusetzen, daß es nicht vollständig ist. Seit vielen Jahrzehnten haben deutsche und preußische Regierungen dieselbe Pflichtvergessenheit gezeigt.

Hat sich die preußische Regierung etwa der Fuhrleute angenommen, als die Eisenbahnen aufkamen? Hat sie nicht vielmehr durch Uebernahme des Eisenbahnbetriebes sich sogar selbst dazu hergegeben, den kleinen Fuhrleuten Konkurrenz zu machen?

Ebensowenig haben die Vertreter der Regierung es für nöthig gehalten, die Segelschiffahrt gegen die ruinöse Konkurrenz großkapitalistischer Dampfer in Schutz zu nehmen. Allenthalben haben sich diese Dampfer eingedrängt. Das Gewerbe der Segelschiffahrt, das früher an den deutschen Küsten der Nordsee und Ostsee blühte, ist von den Dampfern nach und nach einem langsamen, qualvollen Untergange zugeführt, und die Regierung hat mit verschränkten Armen dabei gestanden, ohne den kleinen Segelschiffern zu helfen. Und als die großen Dampfer aufkamen und den kleinen Dampfern das Leben sauer machten, hat sie wiederum nichts gethan, um das Verhängniß aufzuhalten. Selbst in die Flüsse sind die Dampfer eingedrungen, und während ehedem an den Ufern der deutschen Ströme zahlreiche brave Steuerzahler durch Treideln von Kanalböten ihren Unterhalt erwarben und in kraftvollem Schleppdienst die eigenen Körperkräfte stählten, sind an die Stelle dieses echt nationalen Gewerbes die verweichlichenden Schleppdampfer getreten.

Noch schlimmer erscheinen die Unterlassungssünden der Regierung aber, wenn man sich vergegenwärtigt, wie ganze blühende Gewerbe unter ihrer Passivität zusammengebrochen sind.

Jeder kennt die sprichwörtlich gewordene Noth schlesischer Handweber. Wodurch ist diese Noth entstanden? Durch die Alles vernichtende Maschine. Hätte die Regierung durch rechtzeitige Verbote dafür gesorgt, daß in keiner gewerblichen Thätigkeit die Dampfkraft zur Verwendung kommen dürfe, so wäre die Maschinenweberei nicht möglich gewesen, Deutschland wäre heute nicht auf dem Wege zu einem sozialdemokratisch verseuchten Industriestaate, und ein glückliches Volk friedlicher Handweber würde in frommer Anspruchslosigkeit die schönen Thäler Schlesiens bewohnen.

Auch den unlauteren Wettbewerb, der, zumal in großen Städten, durch elegante Läden, große Spiegelscheiben u. s. w. den bescheidenen kleinen Händlern und Handwerkern gemacht wird, hat die Regierung aufkommen lassen, ohne dagegen auch nur einen Finger zu rühren.

Es ist wirklich die höchste Zeit, daß hier gründlich Wandel geschaffen wird; es muß endlich einmal mit dem Vorurtheil aufgeräumt werden, als ob es für ein Volk vortheilhaft wäre, wenn die Arbeit seiner Bürger, wie die Afterwissenschaft das nennt, sich möglichst produktiv gestalte. Nicht, daß die Bedürfnisse des Menschen möglichst wohlfeil, d. h. mit möglichst wenig menschlicher Arbeit, befriedigt werden können, ist ein anzustrebendes Ziel, der wahre Staatsmann nimmt vielmehr darauf Bedacht, daß möglichst viel Arbeit zur Verwendung gelangt. Wenn es einmal dahin kommen sollte, daß zur Herstellung eines einzigen Hufnagels eine fleißige Arbeiterfamilie einen ganzen Tag thätig sein müßte, dann würde Vieles bei uns besser sein.

Je höher eine Waare im Preise steht, um so höher wird auch die Arbeit geachtet, die darin steckt. Aus diesem Grunde hat auch der Arbeiter ein Interesse daran, daß alle Waaren recht hoch im Preise sind. Und das läßt sich wiederum durch nichts besser erreichen, als daß alle sogenannten Fortschritte in der Fabrikation, im Transportwesen und bei der Güterverteilung rücksichtslos bekämpft und durch eine weise agrarische Gesetzgebung in ihrer verderblichen Entwicklung aufgehalten werden; denn alle diese Fortschritte kommen schließlich doch nur darauf hinaus, daß menschliche Arbeit ausgeschaltet wird.

Junius.

Ein Daniel, ein zweiter Daniel!

Gegen Herrn Quarck, Redakteur der sozialdemokratischen „Frankfurter Volksstimme", war ein Majestätsbeleidigungsprozeß angestrengt worden, weil er die Thronrede, mit welcher der Kaiser im Dezember vorigen Jahres den Reichstag eröffnete, sehr abfällig kritisirt hatte. Der Prozeß endete mit der Verurtheilung des Angeklagten zu einer viermonatlichen Gefängnißstrafe. Jetzt hat in dieser Sache auch das Reichsgericht als Revisionsinstanz gesprochen. Die bedeutsamste Stelle dieses Spruchs lautet folgendermaßen:

„Die Strafkammer geht mit Recht davon aus, daß der Kaiser auch da, wo er die Meinung der verbündeten Regierungen vorträgt, zugleich daneben seine eigene persönliche Meinung aussprechen kann, und sie findet den Willen, dies zu thun, in Bezug auf mehrere in der Thronrede berührte Angelegenheiten zum Ausdruck gebracht. Wie der Zusammenhang der Urtheilsgründe ergiebt, hat das Gericht dabei vorzugsweise die beiden Stellen im Auge, bei deren Besprechung durch den Angeklagten sie eine Beleidigung annimmt, nämlich die Stellen, wo von der Abwehr des Terrorismus gegen Arbeitswillige und von der anarchistischen Propaganda die Rede ist. Die Feststellung, daß bezüglich dieser Angelegenheiten der Kaiser zugleich seine persönliche Meinung ausgesprochen, und der Angeklagte dies auch erkannt habe, beruht auf einer Würdigung thatsächlicher Umstände und ist darum in der Revisionsinstanz nicht angreifbar."

Danach haben sich in Zukunft deutsche Journalisten vor ungünstiger Besprechung einer Thronrede zunächst in eine Untersuchung darüber zu vertiefen, welche Stellen einer Thronrede einem deutschen Strafrichter möglicherweise als persönliche Meinungsäußerung des Monarchen erscheinen können. Diese Stellen der Thronrede sind dann sorgfältig zu umgehen oder — was ja bisher noch straflos ist — laut zu preisen. Nur den dann noch verbleibenden Rest darf man einer abfälligen Kritik unterziehen.

Liegt aber in der Unterscheidung des Reichsgerichts, wonach in einer vom Kaiser vorgetragenen Thronrede neben Stellen, die seine persönliche Meinung aussprechen, auch Stellen sich befinden können, bei deren Verlautbarung der Kaiser nur die Meinung der Verbündeten Regierungen und **nicht** seine eigene Meinung vorträgt, nicht ebenfalls eine Art Majestätsbeleidigung? Darf man sich die Majestät des Kaisers in einer Lage denken, wo er sich nur zum Sprachrohr fremder Ansichten macht, ohne daß er dies bei der Verlesung der Thronrede ausdrücklich hervorhebt? Erscheint bei dieser Auffassung des Reichsgerichts der Kaiser nicht in einer unwürdigen Stellung? Stellt man einmal die Hypothese auf, daß eine Thronrede eine persönliche Meinungskundgebung des Monarchen sein kann, muß man dann nicht auch grundsätzlich annehmen, daß alles, was der Kaiser in der Thronrede vorträgt, seinen persönlichen Ansichten entspricht?

Auf einen wie schlüpfrigen Boden begibt sich andererseits die Rechtsprechung, wenn sie bei jeder Thronrede die persönlichen Anschauungen des Kaisers von den Anschauungen der Verbündeten Regierungen zu scheiden versucht? Da man den Kaiser doch nicht gut als Zeugen über diesen schwierigen Punkt vernehmen kann, so ist das erkennende Gericht bei seinen Feststellungen auf bloße Sentiments angewiesen, und je nach den Sentiments der gerade urtheilenden Richter wird der Antheil der persönlichen Meinungen des Kaisers in einer Thronrede sich ausdehnen oder zusammenschrumpfen. Eine Zeitung, die unter solchen Umständen eine Thronrede noch ferner besprechen will, muß danach beständig darauf gefaßt sein, wegen irgend einer ungünstigen Beurtheilung irgend eines Satzes der Thronrede als einer Majestätsbeleidigung verdächtig vor's Tribunal geschleppt zu werden.

Eine interessante Doktorfrage wird es daneben sein, ob die Theorie von den persönlichen Meinungsäußerungen des Monarchen in Thronreden auch dann giltig ist, wenn der Kaiser die Thronrede nicht selbst verliest, sondern durch den Reichskanzler verlesen läßt. Interessant wäre auch, wenn im Reichstage für die Handhabung der Disziplinargewalt des Präsidenten die Theorie des Reichsgerichts zur Anwendung gebracht würde. „Ueber diesen Theil der Thronrede, Herr Abgeordneter, dürfen Sie nicht reden, denn es ist in dem Majestätsbeleidigungsprozeß gegen den Redakteur Quarck rechtskräftig festgestellt, daß hier eine persönliche Meinungsäußerung des Kaisers vorliegt und, wie der Herr Minister Brefeld uns auseinandergesetzt hat, ist es in der ganzen gesitteten Welt, überall da, wo Konstitutionen und Monarchen bestehen, Brauch, die Person des Monarchen außerhalb der Diskussion zu lassen."

Ist der oppositionellen Presse unter diesen Umständen nicht ernsthaft anzurathen, über alles, was der Kaiser thut und sagt, völliges Schweigen zu beobachten? Allerdings erwächst dann wieder die Frage, ob nicht in solchem demonstrativem Schweigen auch eine Majestätsbeleidigung zu erblicken ist. Eine wohl aufzuwerfende Frage!

Bulgarus.

Sven Hedin: Von Stockholm nach Peking.

Man kann heute von der Hauptstadt Schwedens nach der Hauptstadt des himmlischen Reiches mit größter Bequemlichkeit gelangen, vorausgesetzt, daß das Meer nicht allzu heimtückisch ist. Man besteigt in Europa einen der großen Dampfer und reist mit aller jener Lebensannehmlichkeit, die ein großes modernes schwimmendes Hotel bietet, bis dicht vor die Thore von Peking. Sven Hedin, ein junger, kühner und glücklicher schwedischer Forscher, der im Augenblick schon wieder den unbekannten Gegenden im Innern Asiens entgegenzieht, wählte einen anderen Weg. Ueber St. Petersburg, Moskau, am Aralsee vorüber, den Sir-darja aufwärts, zog er nach Taschkent, Kokan und auf das Pamir-Plateau in Innerasien; er ging hinüber in das chinesische Reich nach Kaschgar, durchforschte die Wüsten von Ost-Turkestan, zog an der Grenze von Tibet nach Osten und wandte sich dann nordöstlich gen Peking; von dort eilte er zu Wagen durch Sibirien und schließlich mit der Eisenbahn durch Rußland und mit dem Schiff nach Stockholm zurück. Dreiundeinhalbes Jahr war er unterwegs und mit 37,400 Mark waren die Kosten jenes Zuges bestritten, der über die höchsten Gebirge der Welt, durch unbekannte Wüsteneien und theilweise durch Landstriche geführt hatte, die vordem von Europäern nie betreten waren.

Als Sven Hedin in der Berliner Geographischen Gesellschaft eine vorläufige kürzere Mittheilung über seine Reise machte, berichtete damals unser verstorbener Freund Emil Schiff über jene Sitzung*) unseren Lesern. Jetzt liegen die Aufzeichnungen von Sven Hedin in zwei stattlichen Bänden**) vor; voll von wissenschaftlich wichtigen

*) Nation, Jahrgang XV, Nr. 17.

**) Sven Hedin: Durch Asiens Wüsten. Drei Jahre auf neuen Wegen in Pamir, Lop-nor, Tibet und China. Mit 256 Abbildungen, 4 Chromotafeln und 7 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus 1899.

Angaben, voll von spannenden Episoden; reich mit Bildern ausgestattet und in einem wohlthuenden, einfachen Stil geschrieben.

Sven Hedin ist einer jener altmodischen Reisenden, die zwar nicht bei der gelehrten Welt, aber leider bei dem großen Publikum etwas in Vergessenheit gelangt sind. Den Typus des modernen Reisenden hat Afrika vor Allem geliefert. Er pflegt nicht wissenschaftlich gebildet zu sein, und er hat für die Gegenden, die er durchzieht, kaum ein ernstes sachliches Interesse. Ihm kommt es in erster Linie nur auf einen Ruhm an; auf den Ruhm, durch Energie etwas geleistet zu haben, was bisher noch niemand geleistet hat: er steht etwa auf einer Linie mit jenen Verwegenen, die in einem offenen kleinen Boot über den atlantischen Ocean zu fahren unternehmen, oder die einen Berg ersteigen, den noch niemand erstiegen hat. Es kommt dabei kaum das Geringste für die Wissenschaft und für die Menschheit heraus; aber sie haben sich durch eine gewisse zähe Kraft einen Ruf zurecht gemacht; und dieses Kraftgefühl pflegt sich bei den Afrikareisenden nicht selten in Thaten verbrecherischer und unsinniger Rohheit gegen die eingesessene Bevölkerung umzusetzen.

Jene barbarischen und oft verbrecherischen Instinkte, die in unserer modernen Civilisation keinen Raum mehr finden, toben sich jetzt vielfach in Afrika aus und drapiren sich zu einem Heldenthum, das voll Verachtung auf Civilisation, Wissenschaft und Humanität als entartete Verweichlichung herabblickt. Das ist der Typus Peters, und in wahrhaft tragischer Weise treten diese Gegensätze einander gegenüber in Stanley und Emin Pascha; der eine ein geistig untergeordneter brutaler Egoist, der andere eine civilisatorische Macht. Zu dem Schlage eines Emin Pascha — ich nenne ihn, weil seine Individualität heute bekannter ist als die einer großen Anzahl vornehmer und edler reisenden Gelehrten — gehört auch Sven Hedin.

Die Leistung seiner Muskeln und sein persönlicher Muth sind groß; aber die einen und die anderen sind ihm nichts als untergeordnete Werkzeuge im Dienste seines Intellekts, während die modernen Afrikabummler ihren Ruhmestitel nur aus ihren Muskeln und ihrem persönlichen Muth herleiten, der nicht selten vor Allem auf der Ueberlegenheit unseres Mehrladers über das Steinschloßgewehr und über Bogen und Lanze beruht.

Auch Sven Hedin nahm zwar einige Munition und einige Gewehre mit auf seine Fahrt, aber nicht ein Mal, so viel ich mich erinnere, hat er eine Flinte abgefeuert; selbst der Jagd lag er nicht ob; die Jagd überließ er seinen einheimischen Dienern. Um zu forschen, um zu beobachten, war er gekommen. Er, ein Schüler unseres Ferdinand von Richthofen, dem das Werk gewidmet ist, stellt gleichfalls eine jener psychologisch merkwürdigen, für die europäische Civilisation so bezeichnenden Individualitäten dar; sie, die vorurtheilslose, humane, wissenschaftliche Forscher bleiben in glühenden Wüsten, während die Begleitung und die Kamele verdurstet im Sande liegen bleiben; auf den Eisgletschern des Mus-tag-ata, und obgleich sie Jahre lang das einsame, von Gefahren umgebene Leben des hinterwäldlerischen Trappers führen; ein neuer Beweis für die Zähigkeit und Anpassungsfähigkeit an alle Verhältnisse, die gerade auch wissenschaftliche Cultur zu verleihen vermag.

Für die wichtigen geographischen Fragen, die Sven Hedin gelöst hat, bin ich nicht kompetent. Ich suchte in seinem Werke zweierlei: Aufschluß über die mögliche wirthschaftliche Zukunft Innerasiens — in dieser Beziehung liefert das Buch unmittelbar nichts oder fast nichts — und Aufschluß über die politische Lage mit ihren Ausblicken für die Zukunft; in dieser Beziehung ist das Buch nicht arm an Andeutungen. Einiges aus jenem wichtigen Winkel, wo der Machtbereich von China, Rußland, England-Indien, Afghanistan zusammenstößt, sei erwähnt.

Dieses innerste Asien ist zum Theil alter Kulturboden. Von Chotan in Turkestan unternahm Sven Hedin einen Ausflug nach dem Dorfe Borasan; dort fand er Gemmen, die augenscheinlich Werke antiker Kunst sind; vielleicht griechische Einwirkungen, die über Indien bis ins Herz von Asien vorgedrungen sind. In demselben Boden wurden alte Bronze-Buddhas und christliche Bronzemedaillen gefunden, und diese Gebiete haben auch arabische Heerführer für Muhammed erobert. Die Lehren von Buddha, Christus und Muhammed stießen hier zusammen. Vor sechshundert Jahren — 1274 — war an diesen selben Ort schon der bekannte Venetianer Marco Polo gekommen; dann sanken diese asiatischen Gebiete für Europa in fast völlige Nacht zurück, und jetzt nähert sich wiederum Europa mit dem Christenthum, wo bisher nur die Lehren Muhammeds mit der von Buddha sich berührt hatten. Zwölfhundert Jahre hat das Ringen christlich-europäischer Kultur mit der muhammedanisch-arabischen Kultur gedauert; nunmehr verschärft sich der Gegensatz zu der Kultur des indischen Buddhismus, und Sven Hedin leuchtet als einer der ersten wiederum in jene Länder hinein, die der Schauplatz dieses Aufeinanderstoßens verschiedener Kulturen sein werden.

In den Gebirgen des Pamir fand Sven Hedin eine Bevölkerung, Kirgisen, die bei ihrem Wanderleben sich stets nur am Rande der Kultur bewegt zu haben scheinen. Sie hatten noch nie ein Boot gesehen; denn auf diesen Höhen gibt es kein Holz, um Boote zu bauen; und sie behaupteten, daß die Gewehre das Werk von Göttern sein müßten, so künstlich wären sie. Die uralten Sagen aller Völker, die berichten, wie die Götter den Menschen Werkzeuge schenken, und Handfertigkeiten lehren, konnte Sven Hedin in ihrer Entstehung mit eigenen Ohren beobachten.

Sven Hedin ist auch mit diebischen und räuberischen Einwohnern zusammengestoßen, aber diese Kirgisen, die um den Mus-tag-ata herumwohnen, sind ein wahrhaft idealer Menschenschlag, ideal in jenem Sinne, wie Rousseau im vergangenen Jahrhundert von den Tugenden des primitiven Menschen spricht, der außerhalb der Kultur steht. In kleinen Trupps unter uralten Anführern — der eine mit seinen 111 Jahren sitzt noch zu Pferde — führen sie mit ihren Heerden ein Wanderleben in jenen Gebirgen; gastfreundlich und willig zu Sven Hedin. Besonders merkwürdig ist die Uneigennützigkeit, mit der sie den Forschertrieb jenes unterstützen, ein Forschertrieb, der ihnen gänzlich unverständlich sein muß. Sie ermuntern Sven Hedin, den Mus-tag-ata, mit seinen 7800 Metern, einen der höchsten Berge der Erde, zu ersteigen; eine Anzahl hilft bei dem Unternehmen, und als die Bergkrankheit und die Gefahren zur Umkehr immer dringender mahnen, murren sie doch nicht und widersetzen sich nicht, bis Sven Hedin durch seinen Befehl ihnen den ersehnten Rückmarsch gestattet. Diese Hingabe, für eine Aufgabe, die ihnen unfaßbar ist, erscheint bewundernswerth, und sie findet sich auch wieder bei Islam Bai, dem muhammedanischen Diener von Sven Hedin, der ihn auf der gesammten Reise treu begleitet hat. Bei dem Marsch durch die Wüste Takla-makan starben die Kamele dahin und die Menschen; schließlich raffte sich Sven Hedin mit einem einzigen Begleiter auf und schleppte sich, nach kurzem Marsche durch den Sand immer wieder niederstürzend, vorwärts. Es gelang ihm das ersehnte Flußthal zu erreichen; er war geborgen, aber alle Apparate, alle Aufzeichnungen waren verloren, denn auch Islam Bai mit dem Kamel, das die wichtigsten Gepäckstücke trug, war wie sterbend im Wüstensande zurückgeblieben. Sven Hedin und einer seiner Begleiter hatten nichts gerettet als das nackte Leben. Und nun wankte jener treue Diener doch schließlich auch noch seinem Herrn nach; aber nicht allein; während Sven Hedin nur noch ein Gedanke vorwärts trieb: Leben, Leben; rettete dieser Diener, obgleich er immer wieder zusammenbrach, auch zugleich die wichtigsten Stücke des Gepäcks, Notizen und Alles das, was, wie er wußte, dem Forscher am werthvollsten war, und was ihm am gleichgültigsten sein mußte. Diese heroische Treue ist die höchste Tugend primitiver Menschen; aber sie wäre undenkbar ohne die kluge Humanität, mit der Sven Hedin stets seiner Umgebung gegenübertrat.

Diese innerasiatischen Gebiete, am nördlichen Fuße der riesigen Gebirgsmassen, die Indien abschließen, mit ihren

staatlicher Kontrolle nur lose angegliederten Völkerschaften, werden von drei gewaltigen Staatengebilden zu beeinflussen gesucht. Von Westen her sucht sich hier das chinesische Reich zu behaupten; von Norden und Nordwesten schiebt sich beständig Rußland vorwärts, und im Süden steht die englisch-indische Wacht. Als Pioniere aber der europäischen Kulturen gehen selbst bis in diese Gegenden einzelne Missionare.

Wie lose der Zusammenhang des chinesischen Reiches ist, ergibt sich aus den Schilderungen von Sven Hedin; es gibt einzelne chinesische Beamte in den großen Orten, nicht selten treffliche Menschen; sie verfügen über eine Handvoll Soldaten; das heißt chinesische Herrschaft in diesen Gegenden; ein Reich ohne festen, inneren Zusammenhang; eine Aneinandergliederung von Gebieten, kein organisches Gebilde. Solch einem Reich können große Länderstrecken fast schmerzlos amputirt werden, und solch ein Reich kann plötzlich zusammenstürzen, wie die asiatischen Riesenreiche des Alterthums vor einem Heerhaufen verwegener Fremdlinge zusammenzustürzen pflegten. Aber man lebt in diesem Reich ganz friedlich. Durchaus nicht alle Mandarinen sind Blutsauger; und die Wirksamkeit selbst bösartiger Beamten verliert sich in diesen Riesengebieten des Ostens mit ihrer Wildniß und ihren Einöden.

In diese Ruhe, in der es keinen sichtbaren Fortschritt zu geben scheint, wo Buddhismus und Muhammedanismus als Kulturmächte über primitiven Völkern gelagert und sich gegenseitig gering achtend, gleichwohl still neben einander wohnen, dringen die christlichen Missionare ein, und sofort beginnt der Kampf.

Zu Kaschgar spricht der chinesische Beamte, der Dao Tai, mit Sven Hedin über die Missionsthätigkeit. Er sagt als unparteiischer und erfahrener Mann das Folgende:

„Die christlichen Missionare seien achtenswerthe Leute, die auf alle Bequemlichkeiten des Lebens verzichten und unter großen Entbehrungen ein nichts weniger als beneidenswerthes Dasein unter unbekannten Fremdlingen führten. Aber mit Nachdruck fügte er hinzu, daß sie wider ihren Willen nur Zwietracht säeten. In einem Dorf ist z. B. ein Theil der Einwohner zum Christenthum übergetreten; das Dorf theilt sich in zwei feindliche Lager."

Und Sven Hedin gibt ihm Recht, wie so viele Beobachter vor ihm; Feindschaft und Entzweiung ist die erste Wirkung.

Aber ist diese Feindschaft, diese Entzweiung, diese gesteigerte Reibung nicht die unentbehrliche Voraussetzung der Kultur und dessen, was wir den Kulturfortschritt nennen?

Sven Hedin ist gerade Zeuge, als am Fuße des Hindukusch, auf dem menschenverlassenen Hochplateau des Pamir, eine englisch-indische Kommission mit der Kommission der Russen und unter Mitwirkung von Afghanern über die Grenzfrage verhandelt. Und als dann zu den Abmachungen an Ort und Stelle die Zustimmung aus St. Petersburg und London eingetroffen ist, wird das Ereigniß in Mitte dieser Wildniß glanzvoll gefeiert. Auf diesem öden eisigen Hochplateau mit seinem kurzen Sommer, wo auch das Thierreich nur spärlich vertreten ist, ragen Zelte auf und in golddbestickten Uniformen bei Champagner und allen Genüssen unserer Civilisation tafeln hohe Offiziere und bringen Toaste aus und Freudenschüsse werden abgefeuert, daß es an den rauhen Felswänden widerhallt. Dann stieben diese Männer, die auf ihren Lastthieren und durch ihre Träger ein Stück Kultur mit sich gebracht hatten, wieder auseinander nach Norden und Süden, und die Gegend wird wieder zur wilden Einöde, was sie zuvor Jahrtausende und Jahrtausende gewesen.

Wie eine plötzlich aufgetauchte Vision der Zukunft ist dieses schnell entschwundene Bild. Diese Gegenden sind bestimmt für den Zusammenprall russischer und englisch-indischer Kräfte. Das einsame friedliche Leben der Kirgisenhorden mit ihren primitiven Tugenden wird dann überfluthet werden und aus dem Kampf und den Gegensätzen wird moderne Kultur erwachsen, deren Vorboten, den Kampf, bereits die Missionare gebracht hatten.

Schon ist uns erstaunlich nahe Innerasien gerückt. In fünf Tagen war die Nachricht vom Tode Alexanders III. aus dem Czarenreich über Land bis nach Kaschgar gekommen. Auf dem Pamir gibt es ein russisches Fort, in dem Sven Hedin die gastfreundlichste Aufnahme fand, und wenn man bedenkt, daß vor hundert Jahren das Thal von Chamonix kaum entdeckt war und mit Augen betrachtet wurde, wie wir heute den Pamir ansehen, so kann man in Rücksicht auf unsere Eisenbahnen dem Zeitpunkt sehr nahe rücken, da der unternehmendere Vergnügungsreisende den Fuß des Mont Blanc für zu langweilig erachtet und an den Gletschern des Mus-tag-ata seinen Sommer zu verbringen vorzieht. Als von dem Saussure jener Gegenden wird man an der Table d'hote bei französischem Rothwein und steyrischen Poularden alsdann von Sven Hedin sprechen.

Pococke, Windham und Saussure würden das Thal von Chamonix nicht wieder erkennen; Sven Hedin mag jene Wandlung noch beobachten; so schnell leben wir heute.

P. Nathan.

Bedingte Begnadigung und bedingte Verurtheilung.

Seit dem Herbst 1895, also noch nicht vier Jahre lang, besteht in Preußen das Institut der sogenannten bedingten Begnadigung. Dasselbe ist eine Deutschland eigenthümliche Einrichtung, welche sich sowohl von der eigentlichen bedingten Verurtheilung, als von der unbedingten Verurtheilung mit einer durch das Gericht angeordneten Strafaussetzung unterscheidet. In den übrigen Ländern, welche ihr Strafensystem in diesem Sinne reformirt haben, liegt der Schwerpunkt in der Entscheidung des Gerichts, bei uns hingegen haben die Strafvollstreckungsbehörden und die Gnadeninstanz das entscheidende Wort zu sprechen. Das Wesen der bedingten Begnadigung besteht darin, daß in gewissen Fällen bei noch nicht vorbestraften Verurtheilten eine Strafaussetzung eintritt, welche, falls binnen einer gewissen Zahl von Jahren keine abermalige Bestrafung erfolgt, zur vollständigen Begnadigung führt.

Dieses Institut ist in den meisten deutschen Bundesstaaten zur Einführung gelangt. Man hat dasselbe aber allgemein nicht als die definitive Form der Regelung dieser Frage angesehen, sondern nur als eine Vorbereitung der Einführung der bedingten Verurtheilung. Den Strafvollstreckungsbehörden kannten derartige Befugnisse ohne Gesetzesänderung übertragen werden, namentlich wenn man diese Aussetzung der Strafvollstreckung als einen Ausfluß des Begnadigungsrechtes betrachtete. Wollte man aber irgend eine Form der bedingten Verurtheilung einführen, so hätte es einer Gesetzesänderung bedurft, und für eine solche erachtete man die Sache noch nicht reif genug.

Seit etwa Jahresfrist tauchen in der Tagespresse Auslassungen auf, welche von ungünstigen Erfahrungen, die man mit diesem Institut der bedingten Strafaussetzung gemacht habe, sprechen. Man führt aus, daß sich diese Einrichtung nicht bewährt habe, und nach ihrer ganzen Anlage nicht habe bewähren können. Gegnerische Aeußerungen sind, abgesehen von einigen offiziösen Auslassungen, kaum zu konstatiren. Neuerdings hat aber in der „Deutschen Juristenzeitung" (Nr. 11 und 12) ein Strafrechtspraktiker es unternommen, in einer längeren Ausführung lebhaft für die bedingte Strafaussetzung in der Form der bedingten Begnadigung und gegen die bedingte Verurtheilung jeder Art Partei zu ergreifen. Nach seinen Darlegungen empfiehlt es sich überhaupt nicht, jemals zu der bedingten Verurtheilung überzugehen, vielmehr soll man die bedingte Begnadigung definitiv behalten. Dies dürfte aber nicht wünschenswerth sein, und glauben wir, daß gerade in Richterkreisen

der bedingten Begnadigung herzlich wenig Sympathie entgegengebracht wird.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Erfahrungen, welche man bei uns mit der bedingten Begnadigung, in anderen Staaten mit der bedingten Verurtheilung gemacht hat, zu einem irgendwie abschließenden Urtheil nicht berechtigen. Die Entwicklung der Kriminalität eines Volkes läßt sich nicht nach Jahren, kaum nach Jahrzehnten beurtheilen. Aus keinem Lande, auch aus Belgien und Frankreich nicht, haben wir Erfahrungen, welche über ein Jahrzehnt hinausreichen. An der Hand dieser Erfahrungen kommt man leicht zu Fehlschlüssen. Es tritt hinzu, daß die Kriminalstatistik nur mit der größten Vorsicht benutzt werden kann. Allerdings hat man es hier mit statistischen Feststellungen zu thun, welche einen bei weitem größeren Anspruch auf Richtigkeit erheben dürfen, als manche andere Statistik, bei der mehr in Bausch und Bogen gerechnet und, wie z. B. bei der Post nach Stichproben das Jahresergebniß berechnet wird. Aber wenn man aus der Entwicklung der Kriminalstatistik Schlüsse ziehen will, so muß man die verschiedenartigsten Momente, Aenderungen der Strafgesetzgebung, der Lebensverhältnisse u. s. w. berücksichtigen, um nicht fehlzugehen. An den Ziffern von drei Jahren kann man aber ganz gewiß nicht erkennen, ob die bedingte Begnadigung sich bewährt oder nicht bewährt hat.

Trotzdem ist in juristischen Kreisen das Urtheil über dieses Institut durchweg ein ungünstiges. Diese Thatsache läßt sich nicht aus der Welt schaffen. Man kann sich auch nicht hierüber mit der Erwägung hinwegsetzen, daß es sich nur um die Erfahrungen Einzelner handle und diese nur in einem beschränkten Bereich gewonnen seien. Dafür ist die Abneigung in Richterkreisen viel zu allgemein. Es wird nicht leicht sein, eine Anzahl von deutschen Richtern zu finden, welche sich für die bedingte Begnadigung zu begeistern im im Stande sind. Gewiß spricht bei Vielen die Abneigung stark mit, von welcher sie überhaupt gegen diese Neuerung in der Art der Bestrafung beherrscht sind, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß auch in Richterkreisen die Idee der bedingten Verurtheilung an Anhängern beständig zunimmt. Aber wenn man die Wahl stellt zwischen bedingter Begnadigung und bedingter Verurtheilung, so werden sich nur sehr Wenige für die erstere entscheiden: die meisten Richter stehen dagegen auf dem Standpunkt, daß etwaige Nachtheile der Nichtvollstreckung der Strafe sehr viel schärfer hervortreten bei der bedingten Begnadigung als bei der bedingten Verurtheilung.

Ohne Zweifel besteht ein tiefgehender prinzipieller Unterschied zwischen der bedingten Begnadigung und der bedingten Verurtheilung. Bei der ersteren ist die Nichtvollstreckung der Strafe ein Ausfluß des Gnadenrechts, bei der letzteren eine Art der Ausübung des Strafrechts. Man kann unmöglich sagen, daß die bedingte Verurtheilung ein Eingriff in das Gnadenrecht ist. Denn sie ruht auf einer ganz anderen Grundlage als die Begnadigung. Wie der Richter kraft seines Amtes über Art und Höhe der zu verhängenden Strafe zu entscheiden hat, so hat er auch darüber zu verfügen, ob die von ihm verhängte Strafe sofort zu vollstrecken oder ob die Vollstreckung zunächst auszusetzen sei. Dabei hat der Richter aber nicht an Stelle des Rechts Gnade walten zu lassen, sondern er hat sich von dem Gedanken der Forderung des Strafzwecks leiten zu lassen. Durch die Nichtvollstreckung der verhängten Strafe, falls kein Rückfall eintritt, soll der Strafzweck besser erreicht werden, als durch die alsbaldige Vollstreckung, die bedingte Verurtheilung soll wie ein verschärfter Verweis wirken. Dabei handelt der Richter nicht anders, als wenn er mildernde Umstände zubilligt, oder einem jugendlichen Angeklagten an Stelle der Freiheitsstrafe einen Verweis verordnet. Auch hierbei darf der Richter nicht „Gnade" walten lassen.

Hieraus folgt aber schon, daß man die Entscheidung über die Strafaussetzung, welche mit der Bestrafung selbst untrennbar zusammenhängt, nicht der Hand des Richters entziehen darf. Und der Richter ist auch zu dieser Entscheidung am besten im Stande. Denn er hat auf Grund der mündlichen Verhandlung ein Bild von der ganzen Lage der Sache gewonnen. Nun wird von Seite der Gegner hervorgehoben, daß der Staatsanwalt, der den Vorschlag über die bedingte Begnadigung zu machen habe, oft besser über den Angeklagten unterrichtet sei als bei der bedingten Verurtheilung der erkennende Richter, der seine Ansicht „über den ihm ganz fremden Angeklagten nur aus der mündlichen Verhandlung schöpfe". Diese Anschauung steht in diametralem Gegensatz zu den Prinzipien, welche unser Prozeßverfahren beherrschen, ganz abgesehen davon, daß die Entscheidung über den Eintritt der bedingten Begnadigung ja nicht in den Händen der vorschlagenden Strafvollstreckungsbehörden liegt, sondern auf Grund der schriftlichen Vorschläge erfolgt. Unser Prozeßverfahren beruht aber auf dem Grundsatz, daß durch die Unmittelbarkeit der mündlichen Verhandlung der Richter das richtige Bild des ganzen Falles gewinnt. Wenn dies nicht der Fall wäre, so würde es unverantwortlich sein, dem Richter die Entscheidung der Sache und die Verhängung der Strafe zu überlassen. Eine nachträgliche neue Feststellung des Sachverhalts durch die Strafvollstreckungsbehörde stellt sich ohne Zweifel als eine Correktur des gerichtlichen Urtheils dar, und wenn diese Thätigkeit dazu führt, daß in starkem Maße die von den Gerichten verhängten Strafen nicht zur Vollstreckung kommen, so ist das ein Ausfluß der Strafgewalt des Staates, deren Ausübung den Gerichten übertragen ist.

Daß leider in vielen Fällen die Verhandlung kein erschöpfendes Bild der ganzen Sache gibt und daß insbesondere der Persönlichkeit des Angeklagten, seiner Vergangenheit u. s. w. häufig seitens der Gerichte zu wenig Interesse entgegengebracht wird, hängt nicht mit den Prinzipien unseres Gerichtsverfahrens, sondern mit der starken Ueberlastung zusammen, unter welcher viele unserer Gerichte nun einmal leiden. Diese Ueberlastung hindert vielfach, dem einzelnen Falle so viel Zeit zu schenken, wie er eigentlich beanspruchen kann. Dabei kommt vor Allem die Erörterung der persönlichen Verhältnisse des Angeklagten zu kurz, welche gerade für die Strafzumessung von so großer Bedeutung ist. Daß aber die nachträgliche schriftliche Erörterung diese Verhältnisse durch Einholung von Auskünften zu großen Bedenken Anlaß geben muß, liegt auf der Hand. Auf diese Weise läßt sich niemals ein so zutreffendes Bild gewinnen, wie bei der mündlichen Verhandlung. Vielleicht ließe sich die mündliche Verhandlung dadurch vervollkommnen, daß man die Erfahrungen des Untersuchungsrichters im weiteren Maße benutzte, als es jetzt geschieht. Denn der Untersuchungsrichter ist derjenige Mann, welcher den ganzen Fall am besten aus eigener Anschauung kennt. Er hat den Angeklagten und die Zeugen persönlich vernommen und ist von den am Prozeß betheiligten Personen am besten in der Lage, die Persönlichkeit des Angeklagten zu beurtheilen.

Diese Thatsachen, daß die Strafaussetzung eine Art der Ausübung des Strafrechts ist und daß die Bestrafung auf Grund der mündlichen Verhandlung zu erfolgen hat, rechtfertigen schon allein die Forderung eines Ersatzes der bedingten Begnadigung durch die bedingte Verurtheilung. Die Gründe, welche für die bedingte Begnadigung geltend gemacht werden, sind dagegen wenig stichhaltig. Rechtfertigen läßt sich diese Einrichtung vielleicht vom Standpunkt der vorläufigen Maßnahme insofern als man sich vor einer Aenderung des Gesetzes scheut, solange die Aussetzung der Strafvollstreckung sich noch nicht bewährt hat. Eine definitive Beibehaltung der bedingten Begnadigung ist aber nicht zu rechtfertigen.

Insbesondere ist es nur ein Scheingrund, wenn man zu Gunsten der bedingten Begnadigung anführt, sie gewähre die Möglichkeit einer größeren Gleichmäßigkeit in der Handhabung der Strafaussetzung. Gewiß kann die Centralinstanz in einheitlicher Weise vorgehen und die ihr vorgelegten Fälle nach einheitlichen Prinzipien entscheiden. Aber die Centralinstanz hat nur über die vorgelegten Anträge zu entscheiden und sie wird sich bei der Beurtheilung der Fälle nicht freihalten können von dem Eindruck, welchen der Bericht der mit der Vorlegung betrauten Strafvollstreckungs-

behörde auf sie macht. Es ist also auch trotz der Einheitlichkeit der Centralinstanz eine große Verschiedenheit bei der Beurtheilung der einzelnen Fälle möglich und äußert dieselbe sich vor Allem darin, daß aus einzelnen Bezirken weniger, aus anderen mehr Anträge auf Aussetzung der Strafvollstreckung eingehen. Natürlich wird auch bei der bedingten Verurtheilung die Anwendung der Maßregel seitens der verschiedenen Gerichte eine sehr verschiedene sein. Das verhält sich aber nicht nur derartig bei der bedingten Verurtheilung, sondern bei jeder Strafzumessung. Wie häufig kommt es vor, daß verschiedene Gerichte über den gleichen Fall hinsichtlich der Höhe der Strafe ganz verschieden urtheilen, daß das eine Gericht eine leichte Strafe verhängt, wo das andere Gericht eine hohe Strafe für angebracht hält. Dieses hat eben seinen Grund in dem großen Einfluß der subjektiven Anschauung des Richters auf die Höhe des Strafmaßes. Es gibt keinen festen Maßstab für die Strafzumessung und muß sich jeder Richter denselben mit der Zeit selbst bilden. Daher wird auch die bedingte Verurtheilung, welche einen Bestandtheil der Strafe bildet, von den Gerichten verschieden gehandhabt werden. Das läßt sich aber nun einmal nicht ändern, so lange man dem richterlichen Ermessen bei der Bestrafung einen so weiten Spielraum läßt, wie es nach dem modernen Strafrecht glücklicherweise der Fall ist.

Die bedingte Begnadigung steht mit der Grundlage unseres Prozesses, der Mündlichkeit und Unmittelbarkeit im Widerspruch, sie trennt in unzulässiger Weise den Akt der Bestrafung in verschiedene Bestandtheile und sie läßt Beeinflussungen zu, welche bei der bedingten Verurtheilung ausgeschlossen sind. Wenn nach dem Erlaß des Urtheils Erhebungen über den Leumund und die Vergangenheit des Verurtheilten eingezogen werden, und es erfolgt auf Grund dieser Erhebungen eine bedingte Begnadigung, so kann gar leicht in der Bevölkerung der Glaube erweckt werden, daß dieser Verurtheilte begnadigt worden sei, weil sein Freund, der Bürgermeister, einen günstigen Bericht über ihn erstattet habe, während jener der Gnade nicht theilhaftig geworden sei, weil ihm der Bürgermeister nicht gewogen sei. Solche Gedanken können überhaupt nicht auftauchen, wenn die Entscheidung über die Strafaussetzung auf Grund der mündlichen Verhandlung und auf Grund der in Gegenwart der Parteien erfolgten Vernehmung der Zeugen, auch der Leumundzeugen, erfolgt.

Schließlich noch ein Wort über die Stellung der Gerichte gegenüber der bedingten Begnadigung. Es ist natürlich, daß jedes Gericht mit der Aufhebung seiner Urtheile durch die höhere Instanz rechnen muß. Das ergibt sich aus dem Wesen und dem Zweck des Instanzenzuges. Es kann auch kein Gericht gegen die Vornahme von Begnadigungen seitens der Gnadeninstanz irgend etwas einwenden. Ja, in manchen Fällen muß der Richter es sogar wünschen, daß die Gnade etwaige Schärfen des Gesetzes mildert. Es kommt gar nicht selten vor, daß das gesetzliche Strafminimum immer noch zu hoch für den einzelnen Fall erscheint, oder daß Umstände vorliegen, welche der Richter bei der Bemessung der Strafe nicht berücksichtigen darf, welche aber trotzdem eine mildere Strafe als angebracht erscheinen lassen. In solchen Fällen wird der Richter selbst wünschen, daß die Gnade den strengen Spruch des Rechts mildere. Etwas anderes ist es aber, wenn es Prinzip wird, daß in einer Masse von Fällen die von dem Richter verhängte Strafe einfach nicht zur Vollziehung gelangt, ohne daß ihm hierauf irgend ein Einfluß zusteht. Das muß auf die Gerichte einen gewissen deprimirenden Eindruck machen. Man verstehe nicht falsch: Es ist nicht die Lust an der Bestrafung, welche durch die prinzipielle Begnadigung gestört wird, sondern die Bestrebungen der Gerichte zu sorgfältiger Ausmessung der Strafe werden beeinträchtigt, wenn man sieht, daß die Vollstreckung der Strafe von dritter Seite prinzipiell inhibirt wird. Dieses Moment ist nicht zu übersehen. Wer mit unseren Richterkreisen Fühlung hat, wird das nicht bestreiten können.

Alle diese Umstände sprechen zu Gunsten des Ersatzes der bedingten Begnadigung durch die bedingte Verurtheilung oder wenigstens durch die Verurtheilung mit gerichtlich verordneter Strafaussetzung. Da in den Kreisen unserer Juristen, der Praktiker sowohl als auch der Theoretiker, die bedingte Begnadigung nur sehr wenig überzeugte Anhänger besitzt, so wird man auf die Dauer sich der Nothwendigkeit einer Beseitigung dieser Einrichtung nicht entziehen können.

Hamburg. A. Nöldeke.

Schweizerische Festspiele.

In der Schweiz ist Vieles um der Fremden willen da, die im Sommer den Theilen des Landes, die es am nöthigsten haben, den Gebirgsgegenden, große ökonomische Vortheile zuwenden. Die dramatischen Festspiele jedoch, die in den letzten Jahren in der Schweiz eine so große Ausdehnung und Entwicklung genommen haben, sind um der Einheimischen willen da, was man unter anderem daran erkennen mag, daß sie — obschon als Aufführungen im Freien auf gutes sommerliches Wetter angewiesen — doch häufig in frühen Monaten stattfinden, lange vor Eintreffen des Touristenstromes. So wurde in diesem Frühling das Calven-Festspiel in Chur am 28. Mai, nebenbei bemerkt bei entsetzlichem Wetter, aufgeführt, das Festspiel der „Reine Berthe“ in Payerne in der ersten Juniwoche; noch vorher fanden in Brugg Aufführungen im Freien von Schiller's „Tell“ statt. In Altdorf allerdings wird nun Schiller's „Tell“ den ganzen Sommer über von dortigen Liebhabern gespielt und zwar unter Vorkehrungen, welche das Publikum vor der Unbill des Wetters schützen. Im Ganzen jedoch richten sich diese Aufführungen in der Regel einfach nach historischen Daten, weil sie meistens der Erinnerung an ein bedeutsames Ereigniß der Schweizergeschichte gelten. In den letzten Jahren gaben die Siegesschlachten der Burgunderkriege den festlichen Anlaß, in diesem Jahre kommen die Schlachten des Schwabenkrieges an die Reihe. Das große Festspiel in Chur schon galt der speziell für Rätien wichtigen Schlacht gegen die Oesterreicher am Engpaß der Calven (1499). Im Thurgau feiern ein paar kleine Gemeinden die Erinnerung an das Gefecht im Schwaderloch. Hübsch ist dabei, daß man dort namentlich auch auf Besuch aus dem nahen Konstanz rechnet, und daß die Konstanzer Militärmusik, die übrigens auch in Chur spielte, mitwirken soll. So sitzen die Nachkommen der einst so schwer verfeindeten Völker nun friedlich beisammen und sehen zu, wie ihre beiderseitigen Ahnen einst einander die Köpfe blutig schlugen. Gegen Ende Juli und im August folgen dann dramatische Darstellungen der Schlacht von Dornach, die eine in Solothurn, das zu jenem Kampfe ein großes Kontingent stellte, die andere auf dem unfern Basel gelegenen Schlachtfelde selbst.

Man sieht — wie andere Souveräne hat auch der schweizerische Souverän, das Volk,*) an festlichen Erinnerungstagen und an einer gewissen prunkvollen Illustrirung und Dokumentirung seiner Selbstherrlichkeit seine Freude. Was, auch abgesehen von dramatischen Aufführungen, an großen Nationalfesten, eidgenössischen und kantonalen Schützen-, Turner-, Sängertagen u. s. w. in jedem Sommer in der Schweiz, und so namentlich wieder in diesem Sommer, alles geleistet wird, würde bei nur annähernd vollständiger Aufzählung einen beinahe beängstigenden Eindruck machen, und man kann es begreifen, daß in der schweizerischen Presse häufig Mahnungen auftauchen, die „Festseuche“ nicht gar zu sehr über Hand nehmen zu lassen. Indessen ist die Gefahr nicht so groß, als man denkt. Die vielen kirchlichen

*) Auf den offiziellen Kundgebungen einzelner Kantone, auf Gesetzeserlassen z. B. heißt es noch heutzutage: Wir, das souveräne Volk des Kantons . . . haben beschlossen u. s. w.

Feiertage im katholischen Bayern sind wahrscheinlich dem allgemeinen Wohlstand, so weit er auf Arbeit beruht, hinderlicher als die besonders in den protestantischen Kantonen der Schweiz zahlreichen Volksfestivitäten. Zeigt sich doch gerade in diesen Kantonen ein auf unermüdlicher Erwerbsthätigkeit beruhender, stets wachsender Wohlstand, der auch in einer ganz beträchtlichen Steuerkraft zum Ausdruck kommt. Neben seinem Arbeitssinn ist aber allerdings dem alemannischen Schweizer ein gelegentliches Ausspannen unter dem Vorwand demonstrativer Bethätigung seiner patriotischen Gesinnung Bedürfniß. Vielleicht steckt hierin noch ein attavistischer Rest der alten Reisläuferei, jenes unruhigen Triebes, der im 15. und 16. Jahrhundert so viele Männer und Jünglinge zwang, auf eigene Gefahr ihren Kraftüberschuß auf Schlachtfeldern Oberitaliens und Lothringens auszutoben. Oder will man so weit nicht zurückgehen, so erinnere man sich, wie in den Dreißiger- und Vierzigerjahren unseres Jahrhunderts beinahe kein Sommer verging, ohne daß eine Freischaar mit übergehängten Stutzen ausrückte, um irgendwo im eigenen oder im Nachbarkanton eine jener gewaltsamen politischen Veränderungen ins Werk zu setzen, für die man im Schweizerdeutschen ein eigenes Wort, den historisch gewordenen Ausdruck „Putsch“, besitzt. Jetzt zieht man mit Fahnen und Büchsen zu friedlicheren Zwecken aus, aber die gehobene Stimmung, „der Gemüthersturm am Vaterlandsgelag'“, wie Gottfried Keller dies nannte, erinnert an die gährende Zeit, in der die neue schweizerische Demokratie geboren wurde.

Was aber die Freude des Schweizers an dramatischen Aufführungen anbetrifft, in denen nicht Berufsschauspieler antreten, sondern das Volk dem Volke vorspielt, — in Chur unlängst 1400 Darsteller vor ungeföhr 12 000 Zuschauern, — so darf man auch da an ältere Zeiten erinnern. In Bern z. B. wurde zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Reformation wesentlich durch solche Aufführungen gefördert, durch Fastnachtsspiele des Malers und Dichters Niklaus Manuel Deutsch, in denen die Sünden der römischen Klerisei derb durchgehechelt wurden. Ebenso wurde die Tellgeschichte, lange bevor Schiller sie dramatisirt hatte, da und dort im Lande herum von der bäuerischen Bevölkerung gespielt. Die packende Schilderung einer solchen Tellaufführung in der Ostschweiz hat Gottfried Keller in die Geschichte seines „Grünen Heinrich“ verwoben. Nicht übersehen muß man übrigens bei Beurtheilung dieser auffallenden Lust des schweizerischen Volkes an dramatischen Spielen, daß die Theatergenüsse der eigentlichen Kunstbühne dem schweizerischen Publikum immer nur im bescheidenen Maße geboten wurden. Seit ungefähr zehn Jahren haben die Theater in Basel, Genf und Zürich einen schönen Aufschwung genommen. Aber auch da hat beinahe nur die städtische Bevölkerung den Vortheil davon, während z. B. in den sächsischen Herzogthümern die berühmten Hoftheater von Weimar und Meiningen nicht ausschließlich in der Residenz, sondern auch in andern Städtchen des Landes spielen, oder, wo das nicht der Fall ist, bei Ansetzung der Spielzeit auf die Eisenbahnzüge Rücksicht nehmen, die dem ländlichen Publikum den Besuch hervorragender Aufführungen ermöglichen.

Es sind nun natürlich diese dramatischen Festspiele in der Schweiz sehr verschiedenen Ranges, was übrigens nicht allein von der poetischen Begabung ihrer Verfasser, sondern fast mehr noch von dem einem solchen Werke zu Grunde liegenden Anlasse abhängt. Wenn dieser Anlaß eine patriotische Gedenkfeier von echter Volksthümlichkeit ist, so herrscht von vornherein bei den Darstellern wie beim Publikum ein so tiefer Ernst, eine so gehobene Stimmung, daß die Grenzen von Spiel und Wirklichkeit sich zu verschieben scheinen und eine solche Aufführung als ein Ereigniß empfunden wird, das, da es alle Parteien friedlich vereinigte, im politischen Leben noch lange kräftig und heilsam nachwirkt. So war es im Mai bei der Calvenfeier in Chur, welche nicht bloß der Erinnerung an jene zeitlich fern liegende Schlacht des Schwabenkrieges galt, sondern zugleich den vor einem Jahrhundert erfolgten Eintritt „Alt fry Rätiens“ in den Bund der Schweizerischen Eidgenossenschaft verherrlichte. Hier kam noch hinzu, daß das Volk Graubündens zum erstenmale im Spiegel der theatralischen Kunst sein eigenes idealisirtes Bild erblickte. Die Dichter des Festspiels, (Dr. M. Bühler und G. Luck, beide echte Bündner) hatten sich nicht mit der bloßen Dramatisirung der historischen Motive der Calvenschlacht begnügt, sondern in ihre sehr geschickt gearbeitete Dichtung das ganze eigenthümliche Leben ihres heimatlichen Berglandes einverwoben. Da gab's gleich zu Anfang einen Aufzug der Säumer, jener wetterharten Männer, die mit ihren Lastpferden schon über die Gebirgspässe zogen, als noch keine Straßen über die Berge führten. In kernhaften Gestalten erschienen sie mit ihren schellenbehangenen, struppigen Rossen am Fuß der eine Gebirgslandschaft darstellenden Bühne, während ein Chor das Lied der Säumer sang. Später gab es Aufzüge der Winzer und Winzerinnen, die Darstellung der bündnerischen Fastnacht mit ihren originellen Figuren Junker Scheiwer, Frau Fasten, weiter einen echten Hochzeitszug alter Zeit mit dem Brautfuder, mit den fidelnden Musikanten und mit Spusa und Spüsling (Braut und Bräutigam); auch eine Alpfahrt mit schönen, ausgesuchten Heerdenthieren und allem sonstigen dazugehörigen Apparat kam auf die Bühne, endlich gar ein Reigen des bündnerischen Sagenvolkes: Zwerge, Wildmönnchen, „Fänggen“, Waldfräulein in moosigem Kleide, weiße Dialen und Schneejungfrauen, zahllose Alpenblumen durch Mädchen veranschaulicht, die als Edelweis, Enzianen, Erika, Soldanellen, Steinnelken u. s. w. auf's zierlichste in die betreffenden Farben der Blumen gekleidet waren. Auf der Folie dieser idyllischen Bilder wirkten die kriegerischen Scenen nur desto kräftiger, am überwältigendsten der bewundernswerth ins Werk gesetzte Zusammenstoß des rätischen und des österreichischen Heerhaufens. Nur etwa sieben Sekunden dauerte das Kriegsgetümmel. Um so mehr hätte man sich tausend Augen gewünscht, diese zahllosen sich kreuzenden Speere und Schwerter, diesen Knäuel geharnischter Gestalten, diese wehenden Helmbüsche, diese flatternden Fahnen, diese unendliche glitzernde Bewegung von etwa tausend Kriegern in sich aufzunehmen. Gleichzeitig jagte durch die „Orchestra“, (wie es im altgriechischen Theater heißen müßte), also zwischen Zuschauern und Bühne, die österreichische Reiterei in wilder Flucht, die schäumenden Pferde in vollem gestreckten Laufe, daß die von ihren Hufen aufgeworfenen Rasenstücke bis ins Publikum hineinflogen. Hinter der Scene krachten die Schüsse der dort aufgestellten Feldstücke mit gewaltigem Donner, der sich mit dem brausenden Schlachtruf der von der Bühne nun sich hinabwälzenden und rasch verschwindenden Heerhaufen vermischt. Es dauerte, wie gesagt, nur etwa sieben Sekunden; aber auf Auge und Ohr wurde gleichzeitig auf's möglichste eingestürmt. Die Suggestion war so stark, daß man in diesem Augenblick am liebsten selbst aufgesprungen wäre und sich in den Schlachtentumult gestürzt hätte.

Nun mögen sich diejenigen Leser, die Graubünden und sein ernstes Volk kennen, vorstellen, wie dergleichen auf diese Leute wirken mußte, von denen die meisten in ihrem Leben überhaupt noch kein Theater gesehen hatten. Aus ihren vielen Thalschaften, die noch größtentheils vom Eisenbahnverkehr unberührt geblieben sind, waren sie in ihre kleine Landeshauptstadt gekommen, unter ihnen ungezählte Engadiner und Engadinerinnen, die den weiten Weg über die noch von Schneemassen fast versperrten hohen Pässe nicht scheuten. Da waren z. B. zwei achtzehnjährige Mädchen aus Süs, die den Weg über den rauhen Flüela allein unter die Füße nahmen; von Davos bis Chur konnten sie die Eisenbahn benutzen. Dann wohnten sie am Sonntag der unter Sturm und eiskalten Regen über vier Stunden dauernden Aufführung bei, — ohne Regenschirm, wie alle andern Zuschauer —, fuhren am gleichen Abend nach Davos zurück und wanderten die ganze Nacht hindurch über den Flüela nach Hause. Ebenso machten es, für sich allein, zwei 14jährige Knaben aus dem Engadin; ebenso ganze Schulen aus anderen, durch hohe Berge vom Rheinthal geschiedenen Thalschaften. Mit einem Wort: Bündens ganzes Volk

war in Bewegung und mit wirklichen Opfern erkämpfte es die Betheiligung an der großen Nationalfeier. Da war denn auch die Andacht und die Ergriffenheit am Schlusse der Aufführung, als in einer allegorischen Gruppe Rätia als jüngste Tochter zu ihrer Mutter Helvetia getreten war und die hundert und hundert Banner im hehren Brausen des Sturmwindes über dem herrlichen, farbenreichen Schlußbilde rauschten und knatterten, eine so große und so tiefgehende, daß diese ungeheure Volksmenge in ehrfürchtigem Schweigen unbeweglich verharrte — „als ob die Gottheit nahe wär'" — und nicht daran dachte, auch dieses schöne Werk sei von Menschen geschaffen worden, denen man etwa durch Zuruf danken könnte. Erst als die aus den größeren Schweizerstädten zugereisten Zuschauer ihren freudigen Empfindungen durch Händeklatschen und durch den Ruf nach den Verfassern, dem Komponisten, dem Regisseur Luft machten, erst da kam Leben in die gewaltige Masse und nun pflanzten sich diese Rufe über das ganze, einen Kilometer tiefe Festspielfeld fort und weckten das Echo am bewaldeten Mittenberge, der nach rückwärts den Platz abschloß, wie gegenüber der von Nebeln umwallte Gipfel des beschneiten Calanda den großartigen natürlichen Hintergrund der Bühne bildete. Später hatte ich Gelegenheit, die Leute über das Festspiel sich äußern zu hören. Und das geschah überall mit einer gewissen stillen Freudigkeit, mit einer Gemüthserhebung, selbst mit einer Verklärtheit der Mienen, bei manchem alten Manne sogar mit Thränen. Falsche Sentimentalität blieb ihnen dabei fern. Ihrem Veltliner sprachen sie ebenso tapfer zu wie vorher. Aber es war eine würdige Gefaßtheit in ihnen, die wohl überhaupt bündnerischen Männern und Frauen eigenthümlich ist, jetzt aber neuen Wurzelgrund gefunden zu haben schien.

So feierlich verlaufen und wirken nun freilich nicht alle schweizerischen Festspiele, auch sind nicht alle in dramaturgischem Sinne so interessant, wie es das zur Calvenfeier aufgeführte Werk war. Bei diesem hatten die Verfasser begriffen, daß man sich für eine dramatische Handlung und Darstellung, die auf Kilometerdistanz wirken sollte, von der Tradition der Kunstbühne in vieler Hinsicht befreien müsse. Diese Befreiung war theilweise ein Verzichten, theilweise aber auch ein Erobern. Verzichtet werden mußte auf alle feineren Linien individueller Personencharakteristik, auf einen poetisch reichen, sprudelnden Dialog, auf intime Naturwahrheit und dergl. Hier war nur das deklamatorische Pathos möglich, ein rezitirender Dialog, der sich auf einfache Erläuterung der Handlung beschränkte. Dafür konnten durch die Massenentfaltung von 1100 Darstellern mit Wagen, Rossen, Kanonen, ja selbst mit Sturmläuten auf den benachbarten Kirchthürmen und selbstverständlich durch Gesang und Musik gewisse Wirkungen erreicht werden, die der geschlossenen Bühne wenigstens in solcher Ausdehnung und gleicher Stärke gewöhnlich versagt bleiben. Und thöricht wäre es, wenn der Festspieldichter diese Mittel unbenützt lassen wollte bloß aus dem ästhetischen Bedenken, daß bei ihrer Anwendung allerdings die Kunst des Regisseurs mehr als die des eigentlichen Poeten zur Geltung gelangt. Schließlich kann doch auch ein entfaltetes vaterländisches Banner Poesie sein, wenn sein Erscheinen eine vorbereitete Stimmung auf die rechte Weise auslöst. Man darf das Wort nicht einseitig überschätzen. Schon die Griechen nannten den Ort dramatischer Darstellung nicht etwa „Hörort", sondern „Schauort" (Theatron) und so sagen auch wir nicht „Hörspiel", sondern „Schauspiel". Es bleibt das gute Recht vor allem solcher Festspieldichtung, uns recht viel zu schauen zu geben. Wer weiß, ob nicht einmal die so glücklich gehandhabte Massenentfaltung an einem solchen schweizerischen Festspiele. — in Chur lenkte der Regisseur alles durch elektrische Drähte —, einen deutschen Regisseur auf den Gedanken bringt, Grabbes für jede geschlossene Bühne unmögliches Napoleondrama („Die hundert Tage") mit den einsprengenden Kürassiren und dem Schlachtendonner von Waterloo für die wirkliche freie Bühne, die Volksbühne unter freiem Himmel, existenzfähig zu machen?

Nicht solches Verständniß für die Bedingungen des Festspieltheaters zeigen durchschnittlich die Poeten der französischen Schweiz. Das wurde mir schon früher bei einer Aufführung der „Julia Alpinula" von A. Ribaux auf dem klassischen Boden des alten Aventicum (jetzt Avenches) sehr klar. Und wieder erneute sich dieser Eindruck, als ich zu Anfang Juni das von demselben Dichter verfaßte Drama: „Königin Bertha" in dem waadtländischen Städtchen Payerne spielen sah, wo einst diese burgundische Königin residirte und wo jetzt noch die Reste eines gewaltigen romanischen Doms, den die Waadtländer nach der Reformation leider in ein Kornmagazin umwandelten, für die einstige Bedeutung dieser kleinen Ortschaft Zeugniß ablegten. Ribaux hatte sich in keiner Beziehung von der herkömmlichen Theatertradition befreien können. Während in Chur die von einem Ingenieur angelegte Bühne sich als eine in mehreren Terrassen emporsteigende Gebirgslandschaft darstellte, die aus so festem Material bestand, daß sie bis in die oberste Region hinauf betreten werden konnte und nicht den Eindruck eines Theaters mit Kulissen machte, indem auch keine Umrahmung noch ein Vorhang da war, erschien die Bühne in Payerne nicht anders als ein in's Freie gestelltes, in's Gigantische gewachsenes Puppentheater, wie man es Kindern zu schenken pflegt. Da waren Vorhang, Kulissen, Souffleurkasten, Szenenwechsel — kurz, mit Ausnahme der, weil bei Tag gespielt wurde, natürlich überflüssigen Lampenbeleuchtung, hatte man so ziemlich alle die Bestandtheile, aus denen sich eine gewöhnliche Provinzialbühne zusammensetzt. Und dieser äußerlichen Verwandtschaft mit irgend einem kleinen Stadttheater entsprach das Stück; nur daß die Szenen einen loseren Zusammenhang aufwiesen, als dies in einer dramatischen Dichtung sonst erlaubt wäre. Von den großen Wirkungen der eigentlichen Festspielbühne war hier nichts zu spüren; namentlich fehlte das Vibriren der patriotischen Saite, woraus man jedoch dem Dichter keinen Vorwurf machen darf. Es lag das am Gegenstand. Die Geschichte einer burgundischen Königin, die einst in grauer Vorzeit auf Schweizerboden Hof hielt und an die sich im Volke keine andere lebendige Erinnerung erhalten hat, als die Sage, daß sie selbst, auf ihrem Zelter reitend, zu spinnen pflegte, konnte nun und nimmer den Anlaß zu einem echt schweizerischen Volksstücke liefern. Man bekam ein romantisches Ritterstück zu schauen, in dem das tugendhafte Gebahren Bertha's schon in ihren Kindheitstagen und später als Braut des Königs Rudolph von Burgund, dann als Wittwe, wieder als zum zweiten Mal Vermählte neben dem unwürdigen Gatten Hugo, dem lombardischen Könige, endlich als Stifterin des Klosters und der Kirche von Payerne und als sterbende Landesmutter gebührend hervorgehoben wurde. Es gab da immerhin viel Niedliches und Liebenswürdiges zu sehen. Zuerst wurde die Prinzessin Bertha als Kind von einem artigen Backfischchen gespielt, später die Königin von der erwachsenen Schwester dieses Mädchens. Besonders reizend machte sich die Szene, in welcher die lombardischen Gesandten bei der Königin um die Hand der Prinzessin Adelaide anhielten: „Ja", sagte die Königin, „die Prinzessin ist soeben ernstlich mit ihrer Amme beschäftigt; ich glaube, meine Herren Gesandten, Sie stören sie in einer wichtigen Verrichtung". Die kleine Adelaide ist nämlich noch keine zwei Jahre alt. Sie erscheint dann doch auf der Bühne und knieend steckt ihr der Führer der lombardischen Gesandtschaft den Verlobungsring an's Fingerchen. Das war gewiß ein liebenswürdiger Einfall des Dichters und nicht der einzige artige Zug, den man aus seiner Dichtung anführen könnte. Aber die ganze Aufführung hatte doch mehr den Charakter einer gewöhnlichen Theaterunterhaltung, ja, mit Rücksicht auf das Hervorheben der vielen Tugenden der frommen Königin, mehr den einer Kindervorstellung, als eines packenden Volksdramas, so daß man zu dem Schlußergebnisse gelangt: wenn Chur gezeigt hat, wie das nationale schweizerische Festspiel beschaffen sein soll, so hat Payerne gezeigt, wie es nicht beschaffen sein soll.

Entsteht endlich die Frage, was denn die eigentliche Dichtkunst, die hohe dramatische Poesie bei diesen Festspielen gewinne, so kann man allerdings nicht behaupten, daß die schweizerische Festspielpoesie bis jetzt litterarisch sehr werthvolle Werke hervorgebracht habe, wenn auch die Sprache im Festspiel der Calvenfeier eine durchaus würdige und des Schwunges keineswegs entbehrende heißen darf. In poetisch-dramatischem Sinne das bedeutendste unter den schweizerischen Festspielen war ein vor mehreren Jahren in Lenzburg (Kt. Aargau) aufgeführtes Winkelriedstück, das eine Frau Oschwald-Ringier zur Verfasserin hatte. Außerdem gibt es ein großes, noch unaufgeführtes, aber im Druck erschienenes Drama: „Karl der Kühne und die Eidgenossen" von dem in Luzern lebenden Dramatiker Arnold Ott, das einen unbedingt höheren Werth besitzt als ein gleichnamiges Stück von Adolf Wilbrandt. Ott hat in seiner Dichtung, um ihr noch mehr den natürlichen Charakter des echten Volksstückes zu geben, die schweizerdeutschen Mundarten angewendet, von dem richtigen Gedanken ausgehend, daß diese auch in den Zeiten der Burgunder Kriege gesprochen wurden. Doch ist sein Werk in ungeheuren Dimensionen angelegt und weist dem nach Shakespeare'schen Vorbild gehaltenen Dialog eine Ralle zu, die er bei Stücken, die im Freien aufgeführt werden, kaum in Anspruch nehmen darf, weil da doch das meiste verloren gehen würde. Dies ist wohl der Hauptgrund, warum dieses immerhin poetisch bedeutendste schweizerische Volksschauspiel noch nicht zur Darstellung gelangt ist. Auf keinen Fall aber möchte ich behaupten, daß im Wesen der Festspielbühne ein absolutes Hinderniß liege zur Entfaltung wahrer, voller, dramatischer und tragischer Größe, die auch im Recitationsdrama möglich ist, wie dies das antike Theater der Griechen hinlänglich gezeigt hat. Und weil diese Möglichkeit besteht und die Schweizergeschichte, auch abgesehen von ihren vielen Heldenschlachten große Figuren und Handlungen ergreifender Art genug darbietet, — z. B. im Bauernaufstand, wo Gestalten erscheinen, die an Tragik einem Florian Geyer nichts nachgeben — war ich der Ansicht, daß man auch im Auslande einmal diesem schweizerischen Festspielwesen und seiner wachsenden Entwicklung einige Aufmerksamkeit schenken dürfe.

Bern. J. V. Widmann.

Aus dem Alltagsleben des 17. Jahrhunderts.

Unweit Nörtens in Niedersachsen erhebt sich der Hardenberg, der alte Stammsitz des freiherrlich Hardenbergischen Hauses. Ein Gebäudekomplex, massiv die Grundmauern, Fachwerkbau das Innere, war darauf erbaut, und zwei stumpfe Thürme zeichneten sich gegen den Horizont ab. Durch eine Schlucht war der Fels in zwei Theile gespalten, und hüben und drüben stand ein Schloß, und vor Zeiten war ein Burgfriede zwischen den beiden Häusern abgeschlossen worden. Nun war der dreißigjährige Krieg zu Ende gegangen, und das Schloß oder die beiden Schlösser standen wohl noch wie vordem; aber die bessernde Hand hatte seit Jahrzehnten gefehlt, und die Felder ringsum lagen verödet.

Vor mir liegen Aufzeichnungen von Johannes Brasche, der von 1671 bis 1706 als Informator der freiherrlichen Kinder, Hausgeistlicher und Schulmeister auf diesem Hardenberg gewirkt hat. Die alten Kalender der Jahre 1677 bis 1706, in die er seine Notizen eingetragen hat, befinden sich noch heut auf dem Hardenberg. Die Abschrift mit ihren kundigen Erläuterungen, die mir zugänglich geworden, ist von der treuen Hand des verstorbenen Freifräuleins von Hardenberg, der Verfasserin von „Friedrich von Hardenberg (Novalis). Eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs" (2. Aufl., Gotha 1883) und „Ein kleinstaatlicher Minister des 18. Jahrhunderts" (Leipzig 1877) abgefaßt und redigirt worden. Durch die Güte der überlebenden Schwester, des Freifräuleins C. von Hardenberg, ist mir Einblick darein gewährt worden.

Der diese Kalender geschrieben hat, Johannes Brasche, der Präzeptor, zeichnet in derber, ursprünglicher Naivetät und wohl sehr gegen seine Absicht sein eigen Bild in diesen Blättern. Patriarchalisch war sein Verhältniß zu seinem Brodherrn geregelt; außer freier Kost und Wohnung bezog er ein halbjähriges Salair von 16 Thalern, und an häufigen Geschenken für Kleidung und ausgiebigen Tabaksbedarf fehlte es ihm nicht. Mit hingebungsvoller Treue hing er an der freiherrlichen Familie, und es ist offenbar, man hatte ihn lieb. Zu Zeiten freilich, wenn er die ihm gesteckten Schranken in seiner offenen, zornmüthigen Gradheit überschritt, konnte er sehr unsanft zurechtgewiesen werden; die innere Freiheit hat er bei seiner äußeren Abhängigkeit nicht eingebüßt. Er war ein frommer Mann. Sein Leben war ein stetes Sichvorbereiten auf den Tod, und in späten Jahren hat er sich seinen Sarg als ein Memento in seinem Kämmerlein aufstellen lassen. Aber seine Frömmigkeit war die des Lutherthums jener Tage, das in starrem Dogmatismus verknöchert war und herbe schmeckte wie eine holzige Frucht. Ein Polterer war er auf der Kanzel und Sündenrichter, und mehr als einmal bekennt er in diesen Blättern, daß er von seinen Predigten nur Aergerniß habe. Den Kampf gegen die Fleischeslust galt es ihm, ganz im Sinne seiner Zeit, vor allem; er lebte selbst in freiwillig auferlegtem Cölibat. Derb war er und aus hartem Holz geschnitten, wie die unglückselige Zeit nach dem unglückseligsten der Kriege ihre Männer brauchte; aber bei aller Derbheit war er auch der bequeme Mann des Schlafrocks und der langen Pfeife.

Der dreißigjährige Krieg war zu Ende gegangen, aber die Wunden, die seine Pflugscharen dem Lande gerissen hatten, waren nicht geheilt. Der Feldbau lag darnieder. Man liest in diesen Blättern ständig von Bauernunruhen, durch Theuerung hervorgerufen, und durch die Dörfer wüthet die rothe Ruhr. Die Gebäude waren im Verfallzustande und verfielen. Der Geldwerth war ins Ungeheure gestiegen,*) und es fehlte an Geld, den Schäden rüstig bessernd entgegenzutreten. Vor allen Dingen aber, das Menschenmaterial war verderbt.

Es ist eine verrohte Gesellschaft, die sich in diesen Aufzeichnungen gibt. Es kommt vor, daß ein Edelmann Nachts betrunken den Säbel gegen seine Frau erhebt, und mit seinem Lärmen das Haus aus dem Schlafe scheucht. Die Feste, die man feiert, gleichviel in welchen Gesellschaftsschichten, werden zu Anläßen schlimmster Ausschreitungen, und Brasche nimmt sich mehr als einmal gewissenhaft vor, Taufen und Hochzeiten fürderhin überhaupt nicht mehr zu besuchen. Das Gesinde stiehlt, wo es kann. Kirchenraub ist an der Tagesordnung. Ein Prediger betritt die Kanzel betrunken. Der lange Krieg hatte von der Arbeit entwöhnt, man hatte zu arbeiten verlernt, man hatte aufgehört, die Uebel zu bekämpfen.

Und die Zeiten brachten neue Leiden zu den alten. Es sind die Jahre, in denen Ludwig XIV. seine Eroberungszüge gegen Deutschland unternimmt, in denen Straßburg fällt und die Pfalz verwüstet wird; gleichzeitig, fast alljährlich, Türkenkriege. Und ein Ereigniß fällt in diese Zeit, das schmerzlicher empfunden wurde als die Kunde demüthigender Niederlagen und eingeäscherter Städte: der Kurfürst von Sachsen tritt zum Katholizismus über. Dennoch, man muß sich hüten, aus moderner Anschauungsweise heraus, die Tragweite der Unglücksfälle zu überschätzen. Es litten im Grunde nur die Landestheile, die

*) Ich verzeichne einige Preisangaben: 1 Stiege Leinwand kostet 2 Thlr. 3 Gr. Ein Männerkleid 12—14 Thlr. Eine Perrücke 3 Thlr. Ein Fuchspelz 3 Thlr Ein Pferd 45—55 Thlr. 1 Paar Schuhe 1 Thlr. 3 Sgr. Die „Avisen" (wöchentlich) 1/2 Bogen kleiner Druck 6 Thlr. jährl. Die „Novellen" 2 Thlr. jährl. Ein Pfarrer hat 200 Thlr. Gehalt und 2 Hufen Landes.

Schauplatz der Kriege wurden. Man lebte isolirt im damaligen Deutschland. Man war mit seiner Scholle verwachsen. Was fernab geschah, hatte kaum mehr als Neuigkeitsbedeutung. Wöchentlich erschienen die Zeitungen, die „Avisen" und „Novellen", die auf dem Hardenberg gelesen wurden, und Brasche macht getreulich daraus seine Auszüge: die Art und Weise, wie er's thut, zeigt deutlich, wie wenig man persönlich theilnahm. Die Langsamkeit der Berichterstattung trägt dazu bei, die Nachrichten selbst abzukühlen. Vierzehn Tage sind seit der Schlacht bei Zenta vergangen, ehe Brasche die erste Kunde davon empfängt. Auch nahmen die politischen und kriegerischen Ereignisse in diesen Zeitungen wohl nur geringen Raum ein; Wunder- und Mordgeschichten gingen vor, und selbst eine Bibliotheksversteigerung seltener Handschriften beanspruchte wohl denselben Raum wie eben die Nachricht von der Schlacht bei Zenta. Zogen Truppen durch die eigenen Flecken, dann freilich wurde es anders. Dann kam es auch vor, daß ein ruhiger Schläfer Nachts aus seinem Bette geholt und unter die Dragoner gesteckt wurde.

Langsam rückte der Stundenzeiger vor. Es liegt in der Natur dieser Aufzeichnungen, daß der gewöhnlichen, täglichen Arbeit darin kaum gedacht wird, eben weil sie gewöhnlich ist, aber man empfängt doch den Eindruck, daß man langsam lebte, langsam und ohne rechte Arbeitsenergie. Ich jagt' es schon, diese Generation hatte zu arbeiten verlernt. Dabei fehlte es nicht ganz an geistiger Anregung, man besaß, kaufte und las Bücher, aber es waren wohl ausschließlich religiöse Schriften und sie behandelten zumeist mit falscher Gelehrsamkeit äußerliche Fragen. Man reiste viel — es war die Zeit, in der die Bildungsreisen aufkamen, aber bei den allsommerlichen Reisen handelte es sich doch immer wieder nur um einen Besuch befreundeter und verwandter Familien, oder um die übliche Badefahrt nach Pyrmont. Was der Zeit fehlte, war die innerlich bewegende Kraft. Man suchte sie in der Religion. Und das eben war die Tragik der Zeit: das Lutherthum, um dessenwillen der unglückselige Krieg geführt worden war, war in eben diesem Krieg erstarrt, verknöchert, seelenlos geworden.

Es war eine Religion des Aberglaubens, die man bekannte. Der Glaube an Hexen war wieder wach geworden,*) und Brasche beklagt sich einmal sehr ernstlich darüber, daß es untersagt sei, ihnen ihr Hexenthum vorzuhalten. Die „Avisen" bringen die Nachricht, daß ein Tisch bei Göttingen Blut geschwitzt habe, und es finden sich etliche, die den 109. Psalm mißbrauchen, um andere todt zu beten. Der Teufel, oder vielmehr die Teufel spielen eine nicht minder wichtige Rolle als der liebe Gott, und sie sind nicht etwa als Versucher gedacht, sondern sie kommen, um dem Gläubigen allerlei thörichte Possen zu spielen. Gewissenhaft erörtert Brasche die Frage, wie man ihnen zu begegnen habe: „Wenn Einer Nachts nicht kann schlafen undt vom Satan wird vexirt mit Bettabziehen und Poltern, darf er dann wohl den Satan anreden undt gebieten, daß er soll seiner Wege gehen? Ja — wenn er sich keiner vorsätzlichen Sünden bewußt ist, sondern Gott aus Glauben treulich dienet, so kann er wohl das Gespenst oder Satan anreden: ‚Bist Du da Schwarz Hans? warum ziehest Du mir das Bette ab? was hast Du hier zu poltern und zu prahlen? Ich dachte Du wärest ein Engel Luzifer des Lichtes Träger, so mausest und laurest Du im Finstern? wie ein Dieb! Es wären wohl andere Oerter, da mehr Stank ist als hier. Pfuy Du Büttelknecht! wie reuchest Du nach Deiner Herberge der Schindgruben! Was hast Du Seelendieb und Mörder hier verloren? An meiner Seele hastu keinen Theil, ich bin bei Jesu'. Derartige Fragen sind es auch, die an der Religion zumeist interessiren. Wird einmal der Tischunterhaltung gedacht, so hat sich das Gespräch um den Chiliasmus, die Lehre vom tausendjährigen Reich, gedreht, oder es ist ernsthaft und wiederholt erörtert worden, ob Vielweiberei gestattet sei, da doch die Erzväter mehrere Frauen gehabt hätten, dem Grafen von Gleichen auch der Besitz zweier Frauen ausdrücklich vom Papste zugesagt worden sei.

Es ist auch eine Religion der Intoleranz, dies Lutherthum vom Ausgang des 17. Jahrhunderts. Ueberall tritt sie zu Tage. Brasche verwundert sich ernstlich, daß die Statthalterin Hardenberg eine so gute Christin gewesen, trotzdem sie eine Reformirte war. Er weiß es sich nur damit zu erklären, daß sie sich nur in Bezug auf die Abendmahlslehre zu den Reformirten gehalten habe. Dann aber findet sich bei ihm das überraschende Gelübde, das er sich selbst ablegt, „daß ich keinen der Katholiken und Reformirten der Seligkeit halber wollte richten, es wäre denn, daß er vorsätzlich in Sünden lebte, und von keinem Streit mit denselben wissen wollte". Vielleicht war der derbe Mann, dem es nicht darauf ankam, nachdem er einmal von 9 bis 2 Uhr gepredigt hatte, eine Wette einzugehen, daß er das nächste Mal sich auf 3/4 Stunden beschränken wollte, vielleicht war er doch aus besserem Holz geschnitten, als die vielen seiner Amtsbrüder, von denen er erzählt, daß sie nach freigewordenen Stellen liefen, nichts gelernt hätten und ihre Predigten aus Büchern läsen. In dieser verderbten Gesellschaft waren natürlich auch die Geistlichen verderbt.

Fast aber will es einen dünken, als wäre diese schroffe, starre Religiosität für diese Menschen die rechte gewesen. Sie war ihnen eine Zuchtruthe, und die that ihnen Noth. Und war sie keine Religion des Herzens, so lag sie ihnen doch am Herzen. Wie oft schickt das „liebe" Fräulein von Hardenberg ihr Mägdlein mit einem Thaler oder einer Flasche Wein oder einem Stück Leinwand zu Braschen hinüber, damit er den oder jenen in sein Gebet einschließen möchte! Und es wurde zu Zeiten täglich zwei Stunden lang, morgens und abends Betstunde gehalten — es ist das freilich nur etwas ganz Aeußerliches, aber diesen Menschen that auch die äußere Erziehung Noth. Und es ist immerhin ein Ausfluß dieser äußerlichen, und somit eben nicht nur äußerlichen Religiosität, wenn alljährlich auf dem Hardenberg Armenspenden gehalten werden, zu der sich einmal 1694 Arme einfinden, die alle gespeist werden.

Und diese Zeit des verknöchernden und erstarrenden Lutherthums ist zugleich die Zeit des erwachenden Pietismus. Der sollte bald genug auch der Litteratur zu Gute kommen. Brasche freilich sieht darin nur Phantasterei und Schwarmgeisterei; einen Rock, den er zu verschenken hat, bekommt sein Vetter nicht, eben weil er sich zu den Pietisten und Schwärmern hält. Und seine Auffassung war offenbar die landesübliche. Dann aber, als er einmal ein Buch von Spener gelesen, ergreift es auch ihn wundersam, und ein ander Mal trägt er in seinen Kalender ein: „es kam Herr Mülemann, Cantor zu Goßlar und hielt bei unserm Herrn umb einen Priesterdienst an und erzählete, daß Dr. Spener zu Berlin sanft entschlafen sei. Gott verleihe ihm selige Ruhe und am Jüngsten Tage mit allen Heiligen Lehrern, welche leuchten werden wie des Himmels Glanz eine fröhliche Auferstehung zum Ewigen Leben. Möchten Ich und alle Gläubigen seinen Schriften nachkommen, darinnen nichts zu finden, was der Heiligen Schrift zuwider, ob er gleich im Verdacht gewesen, daß er der Pietisterey zugethan wäre."

Und von den düstern Bildern, die sich in diesen Kalendern zeichnen, hebt sich das Bild einer Frau wie eine Lichtgestalt ab. Das ist die Statthalterin Magdalene Christine von Hardenberg, geb. von Seestädt, die Frau, die eine Reformirte war und „dennoch" eine gute Christin. Es ist verhältnißmäßig weniges, was man von ihr erfährt. Nur daß sie eine gute Hausfrau war, die jedem zum Seinen verhalf und mit stillem Wirken den Ausschreitungen wehrte und mit hülfreicher Hand den Bedürftigen beistand. Und dann liest man das Testament dieser Frau, und es klingt wie ein Gruß des Friedens und der Liebe. Und lange Jahre nach ihrem Tode noch kommt die Sehnsucht nach ihr nicht zur Ruhe. Und wundersam berührt es einen, wenn in

*) Im Jahre 785 hatte die Synode von Paderborn den Glauben an Hexen untersagt; 1264 fand der erste Hexenprozeß statt.

dieser derben, kriegverrohten Zeit der Sohn am Sterbebett dieser Mutter in Ohnmacht fällt.

Vielleicht ist es kein Zufall, daß es das Bild einer Frau ist, das sich in diesen Aufzeichnungen verklärt. Das Schwert war stumpf geworden, die Pflugschar war zerbrochen, der Handel lag darnieder. Es ist, als hätte sich die Männerkraft erschöpft. Als hätte es der geduldigen Hand einer Frau bedurft, zu reinigen, zu sammeln, aufzubauen. Vielleicht hat es immer Zeiten des Verfalls und der Erschöpfung gegeben, in denen Frauen, von deren Thun kein Geschichtsbuch meldet, zu Trägerinnen einer neuen Kultur geworden sind. Vielleicht war das ausgehende 17. Jahrhundert eine solche Zeit.

Ernst Heilborn.

Affaire Dreyfus. Analyse de l'Enquête par Yves Guyot. Paris. P.-V. Stock 1899.

Ueber die „Affaire" gibt es bereits eine Bibliothek von sehr stattlichem Umfang. Allein der obengenannte Verleger Stock, der so tapfer für den Unglücklichen eingetreten ist, hat, wenn ich richtig gezählt habe, siebenundsiebzig Veröffentlichungen der verschiedensten Art, Bücher, Broschüren, Zeichnungen, die in unmittelbarem oder in losem Zusammenhang mit Dreyfus stehen, vor das Publikum gebracht. Ueber die Bücher und Broschüren, die überhaupt erschienen sind, den Ueberblick zu behalten, ist bereits eine Unmöglichkeit geworden. Dazu kommen die Artikel in den Zeitungen, und es gab Wochen und Monate, während deren eine ganze Reihe französischer Blätter fast ausschließlich ihre großen Spalten mit Betrachtungen über Dreyfus füllten. Der Riesenumfang dieser Litteratur ist auch ein Maßstab für diesen heroischen Kampf ums Recht, der schließlich ein Kampf für und gegen die Republik geworden ist.

Dabei ist eines interessant.

Während die Befürworter der Revision außer durch die Tagespresse beständig auf die öffentliche Meinung auch durch Broschüren und selbst durch umfangreiche Bücher zu wirken suchten, bedienten sich die Gegner fast ausschließlich der Zeitungen. In dieser einen Thatsache spiegeln sich die Gegensätze deutlich wieder. Die einen hatten durch zum Theil umfangreiche Untersuchungen die Wahrheit langsam zu enthüllen, und immer neue Zwischenfälle mußten zu neuen Vorstellungen führen; die anderen waren froh, wenn sie nicht auf ihre Behauptungen festgenagelt wurden. Unaufhörlich bedrängt und in ihrer Position erschüttert, mußten sie zu immer neuen Ausflüchten und Erfindungen sich retten. Ihre Waffe konnte nicht das bleibende Dokument sein; sondern der fälschende und verhetzende Zeitungsartikel, der, wenn er gelesen ist und die Gemüther vergiftet hat, bis zur nächsten wahrheitsgemäßen Feststellung schon wieder in Dunkelheit untergetaucht war.

Aus der Fülle der Dreyfus-Litteratur ragen einige Publikationen ganz besonders hervor; aus dem Beginn der Bewegung sind da vor allem die grundlegenden Veröffentlichungen von Bernard Lazare zu nennen; er ermöglichte bei der herrschenden Dunkelheit zuerst eine sachliche Orientirung, und von den neuesten Werken ist jetzt ganz besonders das obengenannte Buch von Yves Guyot zu erwähnen.

Yves Guyot hat in seiner Zeitung, dem Siècle, zu Gunsten von Dreyfus, Picquart und zu Gunsten der Republik eine Campagne geführt, die wahrhaft bewundernswerth ist; bewundernswerth um der Energie willen, die sie bewies; aber auch bewundernswerth unter dem litterarischen Gesichtspunkt. Denn welch eine litterarische Kunst gehörte dazu, dieser Dreyfusangelegenheit mit ihren Verknüpfungen immer neue Gesichtspunkte abzugewinnen, um denselben Stoff lebendig und interessant vor die Augen der Leser zu bringen. In der Geschichte der Journalistik wird dieser Kampf um Dreyfus ein sehr wichtiges Blatt auch darum bleiben, weil sich bei dieser Gelegenheit die ganze Fülle des Talentes zeigte, das nothwendig ist, um durch eine packende schriftstellerische Behandlung das Interesse an dem nämlichen Vorgang bei den Massen rege zu erhalten. Es klingt allzu pessimistisch, und es ist leider doch so; wenn weniger glänzende Federn diese Sache geführt hätten, so wäre sie voraussichtlich in Gleichgiltigkeit und Langweile versumpft.

Jene guten Eigenschaften treten auch in dem genannten Buche von Yves Guyot zu Tage. Es ist nicht Jedermanns Sache, die umfangreiche Enquete des höchsten Gerichtshofes zu lesen, und auch das Lesen würde nicht genügen. Man müßte die einzelnen Aussagen mühselig gegeneinander abwägen. In bewegtem, frischem, leidenschaftlichem Stil hat das Yves Guyot gethan, und er schält damit Alles heraus, was wir bis jetzt über die Affaire wissen, die mit ihren Verstrickungen Niemanden, der sich mit ihr beschäftigt hat, losläßt, bis er zu den letzten dunklen Punkten vorgedrungen ist. Was sind zahlreiche sogenannte spannende Romane neben dieser Wirklichkeit!

Auch die Ausführungen von Yves Guyot lösen noch nicht die letzten Räthsel; aber wer das heute zur Verfügung stehende Material, wohl geordnet und in belebtem Stil vorgeführt, überblicken will, dem ist jene Veröffentlichung warm zu empfehlen.

P. N.

Alphons Rivier: Lehrbuch des Völkerrechts. II. verbesserte Auflage. Stuttgart 1899. Verlag von Ferdinand Enke. Preis 8 M.

Der Verfasser dieses soeben in zweiter Auflage erschienenen Lehrbuchs, Professor der Rechte in Brüssel und langjähriger Generalkonsul der schweizerischen Eidgenossenschaft in Belgien und beim Kongostaate, starb unerwartet rasch vor etwa Jahresfrist, und damit verlor das moderne Völkerrecht einen seiner bedeutendsten wissenschaftlichen Anwälte. Das Manuskript zu dieser zweiten Auflage seines in der von Prof. Dr. A. von Kirchenheim herausgegebenen Handbibliothek des öffentlichen Rechts erschienenen Lehrbuchs des Völkerrechts fand sich aber beim Tode des Verfassers bereits druckfertig vor. Es bedurfte nur noch einer letzten Durchsicht und leichten Ueberarbeitung. Man hätte dafür keine geeignetere Hand finden können, als die des bekannten Gelehrten Prof. L. von Bar, der nicht nur ein eminenter Sachverständiger auf diesem Gebiete ist, sondern als langjähriger Freund Rivier's auch besonders qualifizirt erschien, dessen Intentionen in vollstem Umfange gerecht zu werden.

Wir können unseren Lesern dieses Lehrbuch angelegentlich empfehlen.

T. B.

Goethe's Werke. In einer Auswahl herausgegeben von Heinrich Düntzer. Ein Band von 1304 Seiten Lexikon-Oktav. Eleg. gebunden M. 4. — (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt).

Nachdem die „Deutsche Verlagsanstalt" in Stuttgart bereits Shakespeare's dramatische Werke in einem Bande von 965 Seiten zum Preise von nur 3 M. und Schiller's Werke in einem Bande von 959 Seiten, ebenfalls nur für 3 M. — beide Werke obendrein gebunden — herausgegeben hat, liegen jetzt Goethe's Werke in einem Bande von 1304 Seiten zu dem billigen Preise von 4 M. vor. Wenn es auch nicht der ganze Goethe ist, so ist in diesem Bande doch alles Wesentliche aus Goethe's Werken aufgenommen. Die Gedichte finden wir darin fast vollständig, dazu den Westöstlichen Divan, die Sprüche und Xenien, die Epen Hermann und Dorothea und Reineke Fuchs. Ebenso sind die Dramen sämmtlich vorhanden und von den Prosaschriften die Leiden des jungen Werthers, Wilhelm Meister, Wahlverwandtschaften, Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter, Novelle und Aus meinem Leben (Wahrheit und Dichtung). — Der Druck ist trotz der kleinen Lettern außerordentlich klar und scharf und das Papier trotz der Dünnheit gut. — Goethe gehört in Deutschland immer noch nicht zu den im weiteren Sinne populären Dichtern. Eine derartige Volksausgabe ist daher ein dankenswerthes Unternehmen, mit dem sich der Verlag ein Verdienst um die Einbürgerung Goethe's in den breiteren Schichten erwirbt.

B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 43. Berlin, den 22. Juli 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Lehren aus den Wahlen in Bayern beginnt die dortige liberale Presse zu ziehen. Die nationalliberalen „Münchener Neuesten Nachrichten" verkünden, daß eines vor allem nothwendig sei, „die Bildung einer einzigen großen liberalen Partei" — freilich nur für Bayern; denn im Reiche könne ein Nationalliberaler nicht mit einem Volksparteiler oder einem süddeutschen Demokraten zusammengehen und zwar der militärischen Fragen wegen; im Reiche gebe es „eine tiefe unüberbrückbare Kluft".

Unsere Leser wissen, daß die politischen Freunde der „Nation" auch ihrerseits zu militärischen Fragen wiederholt eine andere Stellung als die freisinnige und die süddeutsche Volkspartei eingenommen haben; allein jener Standpunkt der „Münchener Neuesten Nachrichten" bleibt gleichwohl ein falscher und zwar gleichgiltig, ob man ihn nur allein unter dem Gesichtspunkt der bayerischen oder der deutschen Verhältnisse beurtheilt. Und wenn die nationalliberale Partei an diesem Punkt bereits Halt macht, dann hat die Lehre der letzten Wahlen noch nicht ausgereicht.

Parteien, die „eine tiefe, unüberbrückbare Kluft" scheidet, können nicht ehrlich und kraftvoll innerhalb der bayrischen Grenzpfähle zusammenarbeiten, und so bald die Bühne sich zu Deutschland erweitert, sich erbittert bekämpfen. Zu einigen lokalen Wahlbündnissen kann man selbst alsdann gelangen, das ist richtig; allein wenn das Münchener Blatt ganz richtig hervorhebt, daß es nothwendig sei, die Masse des Volkes wieder zu gewinnen, zu erwärmen, für den Liberalismus fortzureißen, so wird man auf der Linken mehr thun müssen, als auf einigen Quadratmeilen den Kampf zwischen Freisinnigen und Liberalen ruhen zu lassen; dann wird man der Bevölkerung das Gefühl geben müssen, daß es keine „tiefe unüberbrückbare Kluft" gibt, die die wirklich liberale und freisinnige Linke trennt, sondern daß trotz gewisser Meinungsverschiedenheiten die gesammte Linke durch eine gemeinsame politische Weltanschauung sich verbunden und auf einander angewiesen fühlt.

Und es ist auch sachlich falsch, daß die Militärfragen einen schroffen Gegensatz auf der Linken bedingen. Auf dem Gebiete der Bewaffnung hat sogar wiederholt vollste Uebereinstimmung geherrscht, und nur über die Mannschaftszahl und die Schiffsbauten haben Meinungsverschiedenheiten sich gezeigt; Meinungsverschiedenheiten, deren Bedeutung stets künstlich aufgebauscht worden ist: zur Zeit des Fürsten Bismarck von diesem im Interesse der Regierungsgewalt und nach dem Fürsten Bismarck im Interesse einer Fraktionspolitik, die wir für irrig halten, und die sich bisher nicht bewährt hat. Und der Realpolitiker kann sich darüber doch gewiß nicht täuschen, daß jene sogenannte „tiefe unüberbrückbare Kluft" für die Entwicklung Deutschlands bedeutungslos gewesen ist. Militärische Forderungen, deren Nothwendigkeit sich einigermaßen erweisen ließ, sind stets vom Reichstag bewilligt worden; unter diesen Umständen könnte man selbst im nationalliberalen Lager über eine mögliche freisinnige Opposition gegen solche Forderungen nüchterner urtheilen und sich vergegenwärtigen, daß die deutsche Wehrkraft noch niemals bedroht worden ist. Wohl aber ist die intellektuelle Freiheit, der politische und wirthschaftliche Liberalismus mehr und mehr gefährdet, je schärfere Gegensätze aus politischer Engherzigkeit und aus unberechtigten Vorurtheilen Freisinnige und Liberale gegen einander zur Freude einer protestantischen und ultramontanen Reaktion gegen einander herausarbeiten.

Da könnte uns das Wahlbündniß des Zentrums mit den Sozialdemokraten in Bayern doch als ein Kursus in der praktischen Politik dienen. Zwischen beiden Parteien sind wirklich die Gegensätze einigermaßen „tief und unüberbrückbar"; aber das Zentrum wenigstens wußte, was es that, als es sich den Teufel hierum kümmerte und ein

Wahlbündniß trotz aller Gegensätze schloß, um zur Majorität zu gelangen; und diese auch alsdann erzielte. Freisinnige und Liberale hingegen sind tugendstolz darauf, so unpraktisch zu sein und zu bleiben wie bisher, und sie sind immer bereit in einem modernen Staate die Herrschaft an die agrarische, ultramontane und protestantische Reaktion auszuliefern.

Wenn Bayern zu einer „einzigen großen liberalen Partei" gelangte, wobei es keineswegs nothwendig wäre, alle selbständigen Schattirungen untergehen zu lassen; — es wäre das nicht einmal wünschenswerth; nur nothwendig wäre eine ehrliche Gemeinsamkeit politischer Aktion — dann müßte eine wirkliche Gesundung dort wohlthätig auch auf das Reich zurückwirken. Allein, daß wir so weit leider noch nicht sind, zeigen die einschränkenden Aeußerungen der nationalliberalen „Münchener Neuesten Nachrichten". Wann mit dem Ausbau begonnen werden kann, welche Erfahrungen noch gemacht werden müssen, um alte Vorurtheile und alte Einseitigkeiten zu begraben, das mag zweifelhaft sein. Unzweifelhaft ist jedoch, daß auch in Bayern jene Politik Fiasko gemacht hat, die sich nicht dazu verstehen will, alle anderen Gegensätze ohne Ausnahme zurücktreten zu lassen gegenüber der „wahrhaft tiefen unüberbrückbaren Kluft", die den modernen Arbeiter- und Bürgerstand von den Reaktionären in der Kutte und in der agrarischen Joppe trennt.

In der vorletzten Nummer der „Nation" war in einem Artikel: „Die Auflösung des Abgeordnetenhauses" von Dr. Theodor Barth auseinandergesetzt worden, daß zur Beseitigung der konservativen Einflüsse in Preußen nichts von Nöthen sei, als eine gerechte Eintheilung der Wahlkreise; solche Gerechtigkeit allein würde die Rechte um 50 bis 60 Mandate bringen. Diese Ausführungen sind den konservativen Blättern augenscheinlich recht unangenehm gewesen, und die „Kreuz-Zeitung" behauptet, daß der Vorschlag einfach eine „Beraubung" der ländlichen Wahlkreise bedeute. Das Wort „Beraubung" klingt sehr wirkungsvoll, und man stellt sich nunmehr vor, wie die Liberalen gewaltthätig sich ein Gut aneignen wollen, auf das sie absolut keinen Anspruch haben.

Zu solcher „Beraubung" liefert die „Zeitschrift des Königlich preußischen statistischen Bureaus"*) einige interessante Anmerkungen. In achtundvierzig Wahlbezirken kamen weniger als 50 000 Seelen auf einen Abgeordneten; in 187 Wahlbezirken 50 bis 100 000 Seelen und in 18 Wahlbezirken mehr als 100 und weniger als 200 000 Seelen auf einen Abgeordneten; es gab aber auch Wahlkreise mit über 200 000 Seelen auf einen Abgeordneten, und zwar hat Berlin III sogar 272 307 Seelen auf einen Abgeordneten, während einzelne ländliche Wahlkreise mit weniger als 40 000 Seelen gleichfalls einen Abgeordneten wählen; und die ländlichen Wahlkreise sind überwiegend agrarisch-konservativ. Es stehen den 272 307 Seelen in Berlin 33 043 Seelen in den hohenzollern'schen Landen gegenüber, und die einen und die andern wählen einen Abgeordneten; zwischen diesen Endpunkten schwanken die Zahlen, aus denen sich eine ganz außerordentliche Benachtheiligung der Städte und der stark bevölkerten Industriebezirke ergiebt.

Die Städte und die Industriebezirke sind in Preußen ihres politischen Einflusses durch die Vertheilung der Mandate auf die einzelnen Wahlkreise in großem Umfang beraubt worden; wird diese unrechtmäßige Benachtheiligung rückgängig gemacht, so nennt dies die „Kreuz-Zeitung" eine „Beraubung der ländlichen Wahlbezirke".

Daß über eine Viertel Million Berliner mit dem, was sie materiell und intellektuell für Preußen darstellen, so viel politischen Einfluß ausüben wie nicht 40 000 Bewohner etwa des Kreises Segeberg, ist gerecht; denn Berlin wählt freisinnig und Segeberg freikonservativ.

Es scheint, daß die Abneigung der Amerikaner, auf den Philippinen den Kampf fortzusetzen, beständig wächst. Zwar die Regierung McKinleys ist noch nicht geneigt, einzulenken; in der Bevölkerung hingegen ist die Ernüchterung bereits groß, und diese Stimmung fordert schon Opfer; der Leiter des Kriegsdepartements in Washington ist zurückgetreten, und es scheint, daß das zweite Opfer der amerikanische General Otis auf den Philippinen sein wird. Wie jetzt fest steht, hat er seine Siege auf die Weise ermöglicht, daß er die strengste Depeschenzensur eingeführt hat und die Korrespondenten sogar zwang, falsche Berichte in die Heimath zu senden.

Daß McKinley zu einem Aufgeben seiner bisherigen Politik sich nicht leicht verstehen wird, ist erklärlich; denn das Eingeständniß, das Land in falsche Bahnen geführt zu haben, müßte seine Aussichten als Präsidentschaftskandidat verschlechtern. Unter diesen Umständen ist ein vollständiges Zurückweichen unwahrscheinlich; aber auch ein langwieriger Kampf mit den Tangalen bis zum Aeußersten, mit seinen Verlusten, seinen großen Kosten und seinem zweifelhaften Ausgang dürfte nicht nach dem Geschmack der Politiker in Washington sein. Man dürfte heute zu einem Ausgleich mit der Inselbevölkerung eher geneigt sein, und in der That wird von erneuten Friedensverhandlungen gesprochen; hoffentlich führen sie zum Ziele, und die Tangalen erhalten in verständigem Ausmaß ihre Unabhängigkeit, und in den Vereinigten Staaten erlangen alsdann jene besonnenen Politiker wieder bleibend die Oberhand, die durch die Chauvinisten vorübergehend überrannt worden sind.

Auch über Transvaal scheinen sich die Wolken langsam zu lösen. Die englische Presse befürwortet zwar zum Theil noch immer den Krieg, aber man darf immer zuversichtlicher jetzt auf den Ausgleich rechnen. Selbst Chamberlain lenkte in einer Rede ein. England kann nicht die Stimmung der Afrikander in seinen südafrikanischen Besitzungen unberücksichtigt lassen, und diese sind für Frieden und gegenseitige Zugeständnisse.

Das Nationalfest ist in Paris politisch gänzlich still verlaufen, und seitdem das Ministerium Waldeck-Rousseau am Ruder ist, trat überhaupt eine Beruhigung ein. Eines ist erfreulich: wie wenig reale Kraft doch schließlich hinter den Umstürzlern verschiedenster Art in Frankreich steckte. Ihre Stärke lag in der Schwäche und Feigheit der bisherigen republikanischen Ministerien, wie sich jetzt herausstellt; da bleibt es verwunderlich, daß die ehrgeizigen Politiker, denen nur daran liegt, an der Macht zu bleiben oder in die Macht zu gelangen, nicht früher und zahlreicher sich als ehrliche Republikaner statt als wohlwollende, stillschweigende Förderer des Umsturzes drapirten. Freilich, man darf nicht vergessen; mit dem Tode Faures verloren die Reaktionäre ihren stärksten Rückhalt.

* *
*

Die ultima ratio in der Wirthschaftspolitik.

Als im vorigen Jahre die Flottenvorlage im Reichstag zur Annahme gelangte und kurz darauf der spanisch-amerikanische Krieg zum Ausbruch kam, mußten sich diejenigen Politiker, die, ohne Kolonial- und Flottenschwärmer zu sein, dennoch für jene Vorlage eingetreten waren, sagen, daß der Flottenplan, indem er für eine Zeitdauer von 6 Jahren allen weitergehenden Agitationen zur Verstärkung der Kriegsflotte einen Damm entgegensetzte, gerade auch vom Standpunkte der besonnenen Flottenpolitiker aus sich als recht zweckmäßig erwiesen habe. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß angesichts der überragenden Bedeutung, welche die Kriegsflotte für die Entscheidung im spanisch-amerikanischen Kriege gewann, und mit Rücksicht auf die veränderte Weltstellung der Vereinigten Staaten, die aus der inzwischen eingeschlagenen amerikanischen Expansionspolitik hervorgegangen ist, die öffentliche Meinung Deutschlands

*) 1895, Ergänzungsheft XVII.

dem Gedanken einer namhaften Verstärkung der eigenen Flotte, wie er in dem letzten Flottengesetz zum gesetzgeberischen Ausdruck kam, wesentlich näher gebracht ist. Wäre die Flottenvorlage ein Jahr später erfolgt, so würde sie voraussichtlich erheblich weniger Widerstand gefunden haben, wahrscheinlich sogar dann, wenn man mit erhöhten Forderungen an den Reichstag herangetreten wäre.

Es ist unter solchen Umständen auch nicht verwunderlich, daß in der Publizistik sich bereits heute Stimmen geltend machen, die darauf abzielen, die mit dem vorjährigen Flottengesetz eingeleitete Verstärkung unserer Kriegsflotte fortzusetzen, und die schon jetzt für diese Fortentwicklung Stimmung machen. Eine der am meisten charakteristischen Publikationen der Art ist dieser Tage unter dem Titel: „1%." in Leipzig bei Duncker und Humblot erschienen. Sie hat den Privatdozenten an der Berliner Universität Adolf von Wenckstern zum Verfasser.

Herr von Wenckstern, der sich u. a. auch durch eine Schrift über Marx vor einigen Jahren wissenschaftlich bemerkbar gemacht hat, gehört zur Schmoller'schen Schule. Er war ursprünglich preußischer Offizier, war dann längere Zeit auf Sumatra beim Tabakbau thätig, absolvirte, zurückgekehrt, seine Universitätsstudien und ging dann auf mehrere Jahre als Dozent der Volkswirthschaft nach Japan. Der junge Gelehrte hat somit eine Laufbahn hinter sich, die ihn wohl vorbereiten konnte, speziell in internationalen Wirthschaftsfragen sich ein zutreffendes Urtheil zu bilden.

Seine uns zur Besprechung vorliegende Broschüre beschäftigt sich nun insbesondere mit dem Ausbau der deutschen Schlachtflotte. Der Verfasser will sich nicht mit jener Schlachtflotte von zwei Geschwadern, wie sie im jüngsten Flottengesetz vorgesehen ist, begnügen, er verlangt vielmehr, daß unmittelbar nach der Herstellung dieser Defensivflotte der Bau einer weiteren Schlachtflotte von 57 Linienschiffen, 15 großen und 36 kleinen Kreuzern in Angriff genommen werde. Er nimmt an, daß dieser weitergehende Flottenplan in 17 Jahren zur Ausführung kommen kann, und er beziffert die Kosten für den Bau dieser weiteren Schlachtflotte auf 1700 Millionen Mark. Das Flottenbudget würde für den Beharrungszustand 377½ Millionen Mark über die 150 Millionen Mark, welche die Defensivflotte erfordert, jährlich in Anspruch nehmen.

Herr von Wenckstern ist der Meinung, daß Deutschland durchaus in der Lage sei, diesen Mehraufwand für seine Kriegsflotte zu bestreiten; er sieht nicht einmal neue Steuern vor, sondern berechnet, daß, wenn nur die alljährlich zu erwartende Steigerung von 1 Prozent unserer gegenwärtigen Reichseinnahmen fortgesetzt für diesen erweiterten Flottenplan zur Verwendung käme, die Steuerzahler mit neuen Auflagen durchaus nicht zu belasten sein würden. Dieses eine Prozent, auf welches der ganze Plan der Flottenverstärkung gestützt ist, hat der Broschüre den Titel gegeben.

Ich lasse dahingestellt, ob die Kostenberechnung und die Annahme einer regelmäßigen Steigerung der Reichseinnahmen von jährlich 1 Proz. sowie die darauf fußenden budgetmäßigen Berechnungen zutreffend sind, — ich will es einmal annehmen; ich will mich sogar über die etwas eigenartige Finanzpolitik hinwegsetzen, die es für gerechtfertigt hält, für ein Vierteljahrhundert im Voraus alle aus der natürlichen Steigerung der Reichseinnahmen erwachsenden Summen für einen einzigen Staatszweck, nämlich die Verstärkung der Kriegsflotte, mit Beschlag zu belegen, während doch alle übrigen Staatszwecke ebenfalls die natürliche Tendenz haben, die öffentlichen Mittel in sich steigerndem Maße in Anspruch zu nehmen, wobei es also doch wohl nicht ohne neue Steuern abgehen würde; ich will endlich auch nicht dem wirthschaftlichen Optimismus entgegentreten, der schwere Rückschläge in der wachsenden Prosperität des Landes außer Betracht läßt: — es liegt mir nur daran, an dem weiteren Gedankeninhalt dieser Broschüre eine geistige Strömung etwas näher zu untersuchen, die, wie es mir scheint, in unserer Politik sich in recht bedenklicher Weise entwickelt. Es ist — um es mit einem Satze zu bezeichnen — die Neigung, die ganze nationale Entwickelung immer ausschließlicher auf rein materielle Machtfaktoren zu gründen.

Nun ist es gewiß nicht zu leugnen, daß — wie die Dinge heute liegen — eine Großmacht wie Deutschland ihre Stellung in der Welt nicht aufrecht erhalten könnte, wenn sie sich nicht auf ein starkes Schwert zu stützen in der Lage wäre; man kann auch ferner ohne Weiteres zugeben, daß eine Großmacht wie Deutschland ihre nationalen Interessen um so nachdrücklicher sichern kann, je besser sie für jeden möglichen Kriegsfall zu Wasser und zu Lande gerüstet ist: — nichtsdestoweniger kann verständiger Weise Niemand daran denken, diese Rüstung im Frieden so stark zu machen, wie sie schlimmsten Falls getragen werden kann. Es sind ja Fälle denkbar, in denen man bereit ist, selbst das Hemd auszuziehen, um das nackte Leben zu retten, wo die nationalen Kräfte bis zum äußersten Punkt angespannt werden müssen, um die nationale Existenz aufrecht zu erhalten; eben deshalb läßt sich auch der Punkt, bis zu welchem die Rüstung eines Volkes gehen darf, nicht theoretisch, sondern nur im praktischen Ausgleich aller Kräfte des Staats mit der Gesammtheit der Staatszwecke feststellen. Was Deutschland, was Frankreich, was England, was Rußland alljährlich für Heer und Flotte ausgeben, sind Riesensummen, aber man kann nicht behaupten, daß eins dieser Länder an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt wäre. Wenn Herr von Wenckstern daher die These aufstellt, daß ein Mehraufwand von annähernd 400 Millionen Mark per Jahr für unsere Kriegsflotte die Leistungsfähigkeit des deutschen Reiches, besonders jenes deutschen Reiches, das die in 25 Jahren vermuthete Prosperität wirklich aufzuweisen hat, kein unerschwingliches Opfer darstelle, so kann man ihm darin Recht geben, ohne daß damit für die Frage viel gewonnen wäre, ob es politisch und wirthschaftlich zu verantworten ist, nun auch thatsächlich solche Mehraufwendungen zu machen.

Herr v. Wenckstern geht bei seinen Forderungen von der Idee aus, daß Deutschland in seinem Landheere ein Machtinstrument besitze, das ihm für alle kontinentalen Verwicklungen ausreichenden Schutz gewähre. Anders stehe die Sache aber gegenüber Mächten, wie England und die Vereinigten Staaten von Amerika. Diesen Mächten gegenüber sei mit der deutschen Landarmee nichts auszurichten, sondern nur mit einer leistungsfähigen Kriegsflotte, d. h. mit einer Kriegsflotte, die — nach Herrn von Wenckstern — viermal so groß sein muß, wie die auf Grund des jüngsten Flottenplanes herzustellende. Der Verfasser sieht die Möglichkeit voraus, daß in absehbarer Zeit große Kämpfe um die Zulassung zum Weltmarkt oder um die Aufrechterhaltung der auf dem Weltmarkt erlangten Stellung entbrennen können, und in diesen Kämpfen, glaubt er, ist Deutschland verloren, wenn es nicht unter Umständen mit einer Flotte eingreifen kann, die der englischen ebenbürtig ist.

Es würde nicht zu schwer sein, mit ungefähr derselben Argumentation nachzuweisen, daß eine Verstärkung unseres Landheeres bis zum letzten ausbildungsfähigen Mann erforderlich sei, um uns einen sicheren Frieden zu gewährleisten. Man braucht sich nur die Möglichkeit auszumalen, daß wir mit Rußland in einen Krieg gerathen, in dem Frankreich auf die Seite Rußlands tritt, während unsere Bundesgenossen, Italien und Oesterreich, versagen. Ein solcher Fall ist zum mindesten eben so leicht denkbar und eben so wahrscheinlich, wie der, daß wir wegen der Zulassung zum Weltmarkt mit England oder mit Amerika in einen Krieg auf Tod und Leben verwickelt werden. Wer Konjekturalpolitik treiben will, der kann sich sehr leicht auch eine Konstellation ausmalen, bei der Oesterreich-Ungarn zusammenbricht und Deutschland genöthigt ist, sich der Deutschen Oesterreichs mit Waffengewalt anzunehmen. In allen derartigen Fällen ist es wünschenswerth, ja unter Umständen sogar entscheidend für die gesammte Stellung Deutschlands in der Welt, ein noch stärkeres Heer zu besitzen, als das bereits heute der Fall ist. Wenn also Jemand,

erschreckt durch solche denkbaren Fälle, eine namhafte Verstärkung des Heeres verlangen wollte, so würde er nicht wesentlich anders zu argumentiren haben, wie es Herr v. Wenckstern in seiner Broschüre zu dem Zwecke thut, um Deutschland vor möglichen Schädigungen auf der großen Weltbühne außerhalb Europas zu schützen.

In mancher Beziehung wäre jene Forderung einer erheblichen Verstärkung des Landheeres sogar noch logischer, weil unsere nationale Existenz bei einer Niederlage zu Lande ja viel eher in Frage gestellt ist, als bei einer unzureichenden Vertheidigung unserer überseeischen Interessen. Zudem ist nicht eben wahrscheinlich, daß England dem Versuche Deutschlands, seine Kriegsflotte derjenigen Englands ebenbürtig zu machen, mit stoischer Gleichmüthigkeit zusehen würde. Bisher wenigstens haben die Engländer bei der Bemessung ihrer eigenen Flotte stets den größten Werth darauf gelegt, nicht blos einer einzelnen fremden Macht, sondern selbst einer Koalition mehrerer fremder Mächte gewachsen zu sein. Es ist nicht anzunehmen, daß England von dieser Politik angesichts einer Vervierfachung der deutschen Kriegsflotte abgehen würde.

Aber selbst, wenn der undenkbare Fall einträte, daß Deutschland seine Flotte in einem so enormen Grade vermehren könnte, ohne damit auch die anderen Mächte zu einer ähnlichen Kraftanstrengung aufzureizen, was wäre schließlich damit Entscheidendes erreicht? Will Deutschland etwa gegen England oder gegen die Vereinigten Staaten von Amerika mit seiner Flotte offensiv vorgehen? Herr von Wenckstern selbst schließt diese Möglichkeit aus seinen Betrachtungen aus. In dem letzten Satze seiner Broschüre spricht er sogar die Meinung aus, England werde durchaus geneigt sein, „Deutschland zur See ganz mächtig werden zu lassen, weil es ganz gewiß weiß, daß das seemächtige Deutschland nur ihm sympathische Interessen in der Zukunft haben wird". Ich glaube zwar nicht, daß die Engländer eine so gute Meinung von Deutschland haben. Aber wenn es der Fall wäre und wenn wirklich die wohlverstandenen Interessen beider Länder eine kriegerische Verwickelung so unwahrscheinlich machen, wie läßt sich dann jener ungeheure Aufwand für eine Kriegsflotte rechtfertigen? Und hier kommen wir nun an den springenden Punkt der Wenckstern'schen Darlegungen.

Während Herr v. Wenckstern selbst davon durchdrungen ist, daß das „seetüchtige Deutschland nur England sympathische Interessen in der Zukunft haben wird", ist er nicht davon überzeugt, daß auch das Umgekehrte zutrifft; er hält es vielmehr für möglich, daß wir von England und von Amerika — um diese beiden Mächte handelt es sich ja vorzugsweise — einmal auf den Weltmärkten, sei es nun in China oder wo immer sonst, in unseren Interessen ernsthaft bedroht werden könnten, und dagegen will er Deutschland durch eine Riesenflotte sicherstellen.

Es geht aus der Broschüre nicht ganz klar hervor, welcher besonderen Art diese Gefahren sein könnten, aber man kann das, was in der Abhandlung in dieser Beziehung fehlt, ja leicht aus dem ergänzen, was unsere wirthschaftspolitischen Chauvinisten in ihren Reden und Schriften oft genug zu Tage fördern. Es lauert immer der Gedanke im Hintergrunde, es könne einmal in der Welt zu einem großen Gerause wegen des freien Zuganges zu fremden Märkten kommen; es könne eine so protektionistische Tendenz Platz greifen, daß Deutschland mit seinem Export von wesentlichen Absatzmärkten ausgeschlossen und dadurch in seiner wirthschaftlichen Expansionsmöglichkeit aufs Schwerste geschädigt würde. Für solche Eventualitäten wünscht man eine ausreichende Anzahl von Panzerschiffen zu besitzen, um diejenigen zur Raison zu bringen, welche sich etwa weigern sollten, mit Deutschland den Handelsverkehr aufrecht zu erhalten und deutschen Unternehmern in den Grenzen des eigenen Landes die Entwicklung ihres Kapitals zu ermöglichen.

Daß, wenn die Welt dieses Stadium von Verrücktheit erreicht haben sollte, Deutschland selbst mit der von Herrn v. Wenckstern in Aussicht genommenen Flotte nicht allzu viel ausrichten würde, scheint mir ziemlich zweifellos zu sein. Insbesondere in Ländern, wie es die Vereinigten Staaten von Amerika und das britische Reich sind, würde man eine solche Politik der erzwungenen Handelsfreiheit schwerlich durchführen können. Was vor ein paar tausend Jahren sich zwischen Rom und Karthago ereignet hat, das dürfte sich zwischen den heutigen Weltmächten wohl kaum wiederholen. Wägt man mit einiger Nüchternheit die Chancen eines solchen Zusammenstoßes zwischen Deutschland und England oder gar zwischen Deutschland und Amerika ab, so muß man außerdem zugestehen, daß auch nur die Wahrscheinlichkeit eines nachhaltigen kriegerischen Erfolges Deutschlands zur See keine allzu große ist. Mit der Zerstörung und Vernichtung von ein paar feindlichen Geschwadern wäre bei einer derartigen Auseinandersetzung zwischen großen Weltmächten noch nicht gar viel gewonnen, und die Kräfte, welche sowohl England als auch Amerika nach Niederlagen auf dem Meere im eigenen Lande wieder wachsen würden, möchten doch auch einem siegreichen Gegner noch Einiges zu schaffen machen.

Völlig ausgeschlossen aber erscheint es, daß der ins Auge gefaßte Zweck eines solchen Krieges, nämlich die Sicherung deutscher Interessen auf den Märkten der Welt, damit zu erlangen wäre. Diese Sicherung ist mit bloßen Gewaltmitteln überhaupt nicht durchzuführen, weder für Deutschland noch für irgend ein anderes Land der Erde; sie ist nur herbeizuführen durch die wachsende Einsicht von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit friedlicher Konkurrenz. In demselben Maße, wie die Ueberzeugung sich in der Welt weiter Bahn bricht, daß der Protektionismus, je mehr er ins Extreme übergeht, an den Konsequenzen seines eigenen Prinzips Schiffbruch leidet, und in demselben Grade, wie die Einsicht wächst, daß auf dem Gebiete des Güteraustausches das, was durch äußeren Zwang erreicht werden kann, nur eng begrenzt ist, daß vielmehr gerade auf diesem Gebiete lediglich in einer freien Entwicklung die Interessen aller Betheiligten zum gesunden Ausgleich kommen können: in demselben Maße muß das Bestreben weitsichtiger Staatsmänner darauf gerichtet sein, einer solchen rationellen Politik — nennen wir sie einmal die Politik der offenen Thür — die Wege zu ebenen.

Was Herr v. Wenckstern unter Aufwendung kolossaler Mittel durch Schaffung einer Riesenkriegsflotte zu erreichen strebt und was er mit diesen Zwangsmitteln nicht erreichen würde, das muß man zu erlangen suchen durch eine Politik konsequent angestrebter Handelsfreiheit. Was sich durch noch so viele Kriegsschiffe nicht erlangen läßt, läßt sich unter Umständen erreichen durch Handelsverträge. Gewiß bleibt es ein berechtigtes Streben für eine Großmacht, wie Deutschland, auch auf dem Meere als eine respektable Kriegsmacht auftreten und damit das Gesammtgewicht seiner Kraft unter Umständen namhaft verstärkt in die Waagschalen der politischen Geschicke der Welt werfen zu können; aber der Wahn, den Waarenaustausch auf die ultima ratio von Panzerschiffen und Kanonen stützen zu können, ist durch und durch trügerisch. Gerade auf diesem Gebiete läßt sich mit Zwang auch nicht annähernd das erreichen, was durch Entwicklung der Vernunft zu erreichen ist. Der Gegensatz in unserer Wirthschaftspolitik zwischen den Gewaltpolitikern und den Vernunftpolitikern macht sich immer stärker geltend. Jede handelspolitische Diskussion im Reichstage enthüllt ihn aufs Neue. Eben deshalb erschien es mir auch nicht uninteressant, auf die Ausführungen in der Broschüre des Herrn v. Wenckstern etwas näher einzugehen.

Th. Barth.

Die Landtagswahlen in Bayern.

Die Wahlschlacht ist vorüber, und heute läßt sich ihr Ausgang klar überblicken, während auf die Wahlmännerwahl hin, welche bei früheren Gelegenheiten ein ganz sicheres Prognostikon für die Hauptwahl ermöglichte, noch gar kein Urtheil begründet werden konnte. Heute steht fest, daß „Zentrum Trumpf" ist, und daß der Liberalismus eine schwere Niederlage erlitten hat, in welche zu allererst die freisinnige Partei verwickelt wurde. Sie ist es, welche aus dem politischen Leben Bayerns für einige Zeit nahezu vollständig ausscheidet, umsomehr, da sie ja auch im vergangenen Jahre ihr letztes Reichstagsmandat einbüßte. Im Jahre 1893 wurden noch 12 Freisinnige in die bayerische zweite Kammer gewählt; diesmal ist ihre Zahl auf 3 herabgesunken. Und zudem befindet sich unter den nicht Wiederkehrenden der hochverdiente Veteran der entschieden liberalen Sache, Freiherr v. Stauffenberg. Mit einer kurzen Unterbrechung zu Anfang der achtziger Jahre, während welcher er seinen Wohnsitz in Berlin hatte, gehörte derselbe seit 1869 dem Abgeordnetenhause an, und wenn ihn auch körperliches Leiden in der letzten Zeit mehr und mehr verhinderte, öffentlich hervorzutreten, so war doch sein Name allein ein Panier, und mit tiefem Bedauern sehen ihn Diejenigen aus der parlamentarischen Wirksamkeit scheiden, welche die gute liberale Tradition noch immer in Ehren halten. Sehr groß ist die Zahl dieser „Ideologen" und „Schwärmer" freilich nicht mehr.

Was das positive Resultat anlangt, so hat die ultramontane Partei, da es im Ganzen 159 Abgeordnete gibt, mit 83 Mandaten die absolute, langersehnte Majorität wieder erreicht, welche ihr früher schon zumeist gehörte, 1893 aber durch das unerwartete Auftreten des Bauernbundes abhanden gekommen war. In der Bekämpfung dieses Gegners hat das Zentrum seitdem seine Hauptaufgabe erblickt, und wie der Erfolg zeigt, ist ihm deren Lösung gut gelungen. Es hat nur einen einzigen Wahlkreis, Straubing, mit drei Sitzen verloren, weil dort eine Einigung zwischen Bündlern und Liberalen zu Stande gekommen war, und zwei andere Bezirke, beide ebenfalls in Niederbayern gelegen, vermochte es nicht wiederzugewinnen. Dagegen sind ihm Passau und Landau a. J. zugefallen, letzterer Kreis besonders deshalb bemerkenswerth, weil hier der „Präsident" des Bundes, der durch eine seltene Vereinigung unliebenswürdiger Eigenschaften ausgezeichnete Demagog Wieland, das in einer Nachwahl mit großer Mehrheit errungene Mandat wieder verlor. Auch die Städte Weiden und Regensburg haben die Liberalen, und zwar wider Erwarten, an die Klerikalen verloren. Im Uebrigen hat das Zentrum nicht durch eigene Kraft, sondern durch den höchst merkwürdigen Bund gesiegt, welchen es mit dem intimsten Feinde, mit der Sozialdemokratie, zu schließen so glücklich war. Dadurch hat es in der Hauptstadt, welche bisher liberal vertreten war, und in der Pfalz, welche seit 1818 noch niemals einen Vertreter des spezifischen Katholizismus gewählt hatte, so viele Sitze erobert, daß ihm gerade, wie erwähnt, der bestimmende Einfluß auf die Geschicke Bayerns während der nächsten sechs Jahre zufallen konnte.

Aus 64 Liberalen sind 45 geworden, indem nur der erwähnte schmale Sieg in Straubing einem sehr stattlichen Verluste gegenübersteht. Die Volkspartei hatte bisher einen einzigen Repräsentanten; dieser ist in Ansbach-Schwabach unterlegen, aber dafür wurde in Würzburg I der frühere demokratische Reichstagsabgeordnete Koehl, mit Unterstützung der Freisinnigen, gewählt, ein Mann, von dem man erwarten darf, daß er die Interessen der entschiedenen Linken tüchtig wahren wird. Die Sozialdemokraten sind von 5 auf 11 gestiegen, indem sie dem Kompromisse mit den Ultramontanen in München I drei und in der Rheinpfalz ebensoviele Neuerwerbungen zu danken haben, während sie Nürnberg und München II (v. Vollmar) behaupteten. Angesichts der Thatsache, daß zwischen den Konservativen strenger Observanz und den protestantischen Bauernbündlern auch mit der Lupe kein bestimmter Unterschied zu erkennen ist, wird man genöthigt, alle dahin zu zählenden Abgeordneten unter dem Namen der Vertreter rein bäuerlicher Tendenzen zusammenzufassen. So hat denn der niederbayerische Bauernbund, wenn man ihm den „Wilden" Dr. Ratzinger beizählt, 7, der mittelfränkische 5, der unterfränkische 2 und der schwäbische 1 Deputirten durchgebracht; in welche parlamentarische Ordnung sich die Herren stellen werden, das wissen dieselben allem Vermuthen nach heute selbst noch nicht. Am unglücklichsten hat der oberbayerische Bauernbund, einer ungemein rührigen und theilweise auch nicht ungeschickten Agitation zum Trotz, abgeschnitten, indem er ganz leer ausging. In der genannten Provinz entfaltete freilich auch der klerikale Hochdruck seine schätzbare Kraft in ganz besonders hohem Grade.

Man darf wohl sagen, daß der ganzen Wahlbewegung die schwarz-rothe Konföderation, welche wohl schon länger angebahnt, aber erst zum Schlusse perfekt geworden war, den Stempel aufgedrückt hat. Man hat sich über dieselbe einfach ereifert, und wohl auch mit einigem Rechte. Nicht als ob wir an und für sich daran dächten, der Sozialdemokratie die Bündnißfähigkeit abzusprechen. Wer nicht blind die Augen verschließt, wird das Zugeständniß machen müssen, daß diese mächtig gewordene Partei einen bedeutungsvollen Faktor in unserem öffentlichen Leben darstellt, der jedenfalls niemals für reaktionäre Gesetzmacherei zu haben und deshalb in vielen Fällen ein natürlicher Bundesgenosse für Diejenigen ist, denen noch etwas an bürgerlicher Freiheit liegt, so unerquicklich sozialistische Velleitäten sich sonst auch geltend machen mögen. Davon kann also gar keine Rede sein, daß man es grundsätzlich irgend einer politischen Richtung verdenken dürfte, gelegentlich einmal mit der äußersten Linken zusammenzugehen. Allein gerade vom Zentrum liegt doch eine Bethätigung großartigster Tartufferie vor. Man muß gehört haben, wie in allen Kammerreden der ultramontanen Herren der Radikalismus in den tiefsten Pfuhl der Hölle verdonnert wurde; man muß gelesen haben, wie die Parteipresse bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit über Alles herfiel, was nur von ferne mit dem Erbfeinde „der christlich-monarchischen Weltordnung" in Verbindung gebracht werden konnte. Und nunmehr theilt man in drei Wahlkreisen brüderlich die Beute mit den angeblichen Umstürzlern! Vergessen, oder doch mit dem Mantel der christlichen Liebe zugedeckt wurden die zahllosen Beleidigungen, welche die sozialdemokratischen Redner, mit besonderem Raffinement v. Vollmar, der Kammerrechten zugefügt hatten. Auch von Seiten des anderen Theiles ist der abgeschlossene Handel, von sinnlosem Hasse gegen den liberalen Gegner diktirt, nicht eben klug gewesen. Wenn es die Sozialdemokraten über sich gewinnen können, einer Partei in München wieder auf die Beine zu helfen, welche ihr anerkannter Führer noch vor kurzem mit Vorliebe als die „allerherrgottsletzte" — ipsissima verba — bezeichnete, so ist das ja am Ende Geschmacksache; ein so geschickter Taktiker durfte jedoch auch nicht übersehen, daß er durch seinen Coup Denjenigen zur Gewalt verhalf, gegen die er bisher mit allen Mitteln eines keine Schonung kennenden Sarkasmus zu Felde gezogen war. Gewiß, die Ultramontanen werden aus Bayern keinen Kirchenstaat machen, wenn sie auch Neigung dazu haben — so wenig, als das sozialistische Dutzend den „Klassenstaat" aus seinen Angeln zu heben befähigt ist. Allein in sechs Jahren kann eine rührige Partei, zumal auf dem Gebiete des Unterrichts- und Volksbildungswesens, doch ziemlich viele Leistungen vollbringen, die Denen um v. Vollmar recht wenig erfreulich erscheinen dürften. Dann ist es aber zu spät, und eine ganze Batterie von Sottisen wird die feindliche Kolonne, zu deren Stärkung man selbst nach Kräften beigetragen hat, nicht mehr zersprengen. Ob nicht dann auch bei der jetzt ihres Werkes so frohen bayrischen Sozialdemokratie — die deutschen

„Genossen“ blicken auf dieses Werk mit minder zufriedenen Augen — diejenige Stimmung einkehren wird, für welche unsere Sprache den bezeichnenden Ausdruck „Moralischer Kater“ erfunden hat. Genosse Parvus in der „Sächs. Arbeiterzeitung“ gibt sich allerdings der Hoffnung hin, man werde nunmehr leichter auf die katholischen Arbeiter Einfluß gewinnen können. Warten wir es ab! Einstweilen können Heuchelei und Machiavellismus auf gemeinsam vollbrachte Thaten stolz sein.

Der numerische Verlust der Liberalen wäre so schlimm nicht, wenn nicht auch der von Hause aus nicht allzu hoch zu veranschlagenden inneren Konsistenz der neuen Fraktion durch das Vorwiegen des agrarischen Elements eine schwere Gefahr drohte. Alle diejenigen, welche auch bisher nur der Form nach „nationalliberal“ waren, sind wiedergekehrt, und aus Franken, wie auch aus der Pfalz hat dieser äußerste rechte Flügel Zuwachs erhalten. Die Steuerdebatte der hinter uns liegenden außerordentlichen Session hat dargethan, daß die alten liberalen Grundsätze auf einem so hervorragend wichtigen Gebiete der innern Politik so ziemlich in Vergessenheit gerathen sind, und überhaupt krankt der bayerische Liberalismus unheilbar an der tief ins Volk gedrungenen Meinung, wer nicht ultramontan sei, der sei eben liberal. In der Schule lernt der Jüngling, daß eine „negative“ Definition nichts tauge, daß es nicht ausreiche, zu sagen, was eine Sache nicht ist, sondern daß vor allem bestimmte Kennzeichen angegeben werden müßten, an denen man den betreffenden Gegenstand erkennt. So ist denn auch der Liberalismus wahrlich nicht blos der Gegensatz zu einer anderen Partei, sondern sein Prinzip, so wie es in den besten Zeiten der deutschen Verfassungskämpfe sich herausbildete, hat einen äußerst lebensvollen Inhalt. Und das haben, wie man zugeben muß, die Sozialdemokraten richtig herausgefühlt. Die rothe Fahne ist eingerollt, so daß nur hie und da, wenn es zur Beruhigung der eigenen Leute nothwendig erscheint, ein Zipfelchen davon zum Vorschein kommt; im übrigen treten sie als resolute Fortschrittler auf und thun das, was von Rechts wegen die Liberalen thun sollten. Natürlich wird es, wie bislang, auch unter den letzteren, von den Freisinnigen ganz abgesehen, Leute geben, welche dieses Verhältniß nur widerwillig ertragen und der eigenen Pflicht eingedenk bleiben, aber das Schwergewicht einer Körperschaft, deren Mitglieder über die Dinge zumeist ganz anders denken, läßt keine rechte Kraftentfaltung seitens dieser Wenigen zu. Als ein Glück ist es zu betrachten, daß die drei nach Gesinnung und Redegewandtheit hervorragendsten Führer der Nationalliberalen, Stoecker, Wagner, und Casselmann, wiedergewählt worden sind; ersterer noch gerade vor Thorschluß, indem das zuverlässige Allgäu dem aus seinen fränkischen Heimathskreise durch eine unglaublich subalterne Gesellschaft Verdrängten das Mandat rettete.

Nur durch eine wahrhaft freiheitliche, den unseligen Gegensatz zwischen Stadt und Land vollständig negirende Haltung würden die Liberalen in der Kammer ihre Existenzberechtigung beweisen und die schlaue Haltung der sozialistischen Usurpatoren zu nichte machen können. Der gute Wille eines Theiles der Fraktion ist gewiß auch diesem Ziele zugewandt; allein wir befürchten, daß es die Minderheit sein wird, nachdem nun einmal der agrarische Keil in die bürgerlichen Parteien hineingetrieben ist. Der Kampf gegen die katholisch und protestantisch Konservativen, welche sich konfessionell aufs bitterste befehden, den Liberalen gegenüber aber stets unter der Firma „der vereinigten Christen“ kämpfen, müßte mit ungleich größerer Energie, denn zur Zeit, geführt werden — freilich aber nicht unter dem Zeichen des Kulturkampfes, dessen Aera nun einmal unwiederbringlich vorüber ist und besser niemals angebrochen wäre. Nicht minder müßte die Phalanx aber auch gegen den Ministertisch gerichtet sein, und jene drohnenden Beifallssalven, mit welchen auch die „Linke“ so manche bedenkliche Apostrophe eines der leitenden Staatsmänner nur allzu häufig zu begleiten pflegte, sollten im neuen Landtage einfürallemal unterbleiben. Insbesondere dem „bayerischen Miquél“, dem seinem preußischen Vorbilde in manchen Punkten gleichenden Herrn v. Riedel, ist viel zu oft zugejubelt worden. Wir sind überzeugt, daß der geschickte Taktiker selbst erstaunt war, ernsthaftem Widerstande gegen seine auf die Aspirationen des platten Landes zugeschnittenen Steuergesetze lediglich bei den Sozialisten und einem kleinen Bruchtheile der Liberalen zu begegnen.

Im Großen und Ganzen hat man ja über das bayerische Ministerium kaum ein Recht zu klagen. Es regiert freilich, nach Taaffe'schem Muster, von Fall zu Fall, allein da sich keine Partei brüskirt fühlt, und da die Regierungsmaschine ziemlich prompt arbeitet, so kann von einer tiefgehenden Unzufriedenheit im Lande nicht im Ernste gesprochen werden. Was sollte das Beamtenministerium auch schließlich anfangen, wenn sich ihm keine Partei als brauchbare und fertige Stütze darbietet? Zur Steuer der Wahrheit muß, wenn es an zeitgemäßen Reformen fehlt — man denke nur an unser überaus rückständiges Eisenbahntarifwesen —, die Schuld davon viel eher den unerträglich gewordenen konstitutionellen Zuständen, als dem seit fast 20 Jahren amtirenden Ministerium v. Crailsheim aufgebürdet werden. Vielleicht nun wirkt da die Kammerwahl wie ein reinigendes Gewitter. Das streng-paritätische, aus je drei Katholiken und Protestanten zusammengesetzte Kabinett hat der ultramontanen Mehrheit gegenüber einen harten Stand, umsomehr, da man weiß, daß das Zentrum in hohen Kreisen zahlreiche Gönner besitzt. Möglich, daß diese Hoffähigkeit durch die neuen Freunde in Schurzfell und Wasserstiefeln ein wenig beeinträchtigt wird; möglich auch, daß man sich über den Zwischenfall hinwegsetzt, weil doch eigentlich ein edler Zweck, wennschon mit etwas sonderbaren Mitteln, angestrebt worden war. Jedenfalls kann dem wirklich liberalen Bayern zur Zeit nichts so erwünscht sein, als der Anbruch einer stramm-ultramontanen Herrschaft; der Kryptoklerikalismus hat schon Schaden genug angerichtet, und da bekanntlich das Völkchen den Teufel erst dann merkt, wenn er es am Kragen hat, so begrüßen wir den Tag, an dem ein kräftiges Schütteln anhebt. Unseres Dafürhaltens ist ein Zentrumsregiment das einzige Mittel, die liberalen Volkskreise auf die Devise „Gleiches Recht für Alle“ und damit auf die starken Wurzeln der eigenen Kraft hinzuweisen. Dafür, daß die Bäume der Kaplanokratie nicht in den Himmel wachsen, sorgt Bayerns Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche. Eine Menge Unbequemlichkeiten wird man freilich mit in den Kauf nehmen müssen, aber wenn denn einmal die schlimme Zeit kommen muß, so wird sie gewiß umso weniger lang andauern, je mehr nicht mit Sammetpfötchen, sondern mit Skorpionen regiert wird. Und dann wird es auch wieder in allen Landestheilen freisinnige Männer und eine gesunde Neuentwicklung des bürgerlich-demokratischen Staatsgedankens geben, mögen sich dessen Träger als nationalliberal, volksparteilich oder freisinnig im gegenwärtigen Sinne bezeichnen. —

Bis dahin ist es aber noch weit, und es wird noch durch manches dunkle Thor hindurchgegangen werden müssen, ehe die Sonne auf's Neue scheint. Hoffen wir, daß der Kammerliberalismus sich bewähren, noch besser bewähren werde, als er sich in den letzten Jahren bewährt hat. Eine furchtbar schwere Pflicht ist ihm auferlegt, und Diejenigen, welche eigener Wille oder Wählerlaune ausgemustert hat, brauchen die neuen Mandatsträger nicht zu beneiden. Beatus ille, qui procul . . . Sind sie von Nöthen, werden auch Kämpfer neu erstehen!

München.

S. Günther.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Ein offenes Wort über Trusts.

Eine köstliche Szene spielte sich vor einigen Wochen drüben in Amerika ab, als der bekannte Zuckerkönig H. O. Havemeyer von der „Industrial Commission“, die neben Anderem auch zur Untersuchung des Wesens der Trusts niedergesetzt ist, als sachverständiger Zeuge vernommen wurde. Es war wie ein Kapitel aus Reineke Fuchs. Der schlimme Sünder, anstatt sich wegen der Vergehen des von ihm beherrschten Zuckertrusts zu entschuldigen, trat als Ankläger des Regierungssystems auf, welches die Ausschreitungen der Trusts überhaupt erst möglich mache. So erklärte er z. B. mit köstlicher Ironie:

„Die Regierung ist es, welche durch ihre Zolltarifgesetzgebung die Ausplünderung des Volks bewirkt, und die Trusts u. s. w. sind lediglich Instrumente, um diese Regierungszwecke zu erfüllen. Der Zolltarif faßt das Volk an der Kehle. Und dann kommen Gouverneure und Staatsanwälte der verschiedenen Staaten und verlangen, daß etwas geschehe, aber nicht gegen die Ursache, sondern gegen die Maschinerie, mittelst deren dem Publikum die Taschen geleert werden. Es scheint, als ob man einen besonderen Unterschied machen will zwischen der Ausraubung durch ein einzelnes Individuum und durch eine Korporation. Was bei dem Einzelindividuum lobenswerth erscheint, hält man bei einer Korporation für unanständig.“

Man kann das Wesen der Schutzzöllnerei nicht treffender illustriren, als durch diese mit cynischer Offenheit vorgetragenen Wahrheiten des Zeugen Havemeyer. Die Trusts laufen darauf hinaus, das Volk auszuplündern, indem man durch Zusammenfassung der Industriellen eines bestimmten Produktionszweiges die Konkurrenz beschränkt und dadurch eine künstliche Preissteigerung hervorruft. Diese künstliche Preissteigerung vollzieht sich innerhalb eines Walles von Schutzzöllen, der die ausländische Konkurrenz verhindert, das künstlich geschaffene Trust-Monopol zu brechen.

Der Protektionismus ist daher der eigentliche Nährboden der Trusts, und es macht einen geradezu komischen Eindruck, die eifrigsten amerikanischen Schutzzöllner um einen grünen Tisch versammelt zu sehen, zu dem Zweck, allen Trusts den Prozeß zu machen. Die Entschlossenheit, mit der Mr. Havemeyer die Gardine vor dem Spiegel weggezogen hat, damit die Herren Richter ihr eigenes Bild recht deutlich sehen, verdient die Anerkennung aller Gegner gesetzgeberischer Heuchelei.

Junius.

Ein Buch über Kant.*)

Das Buch ist mit einem Bildniß verziert, welches die Lessing-Kant-Gruppe vom Rauch'schen Friedrichs-Denkmal darstellt. Der Verfasser sagt im Vorwort: „Mit glücklichem Griff hat Rauch Kant mit Lessing zusammengestellt.“ Das meinen wir auch. Am Friedrichs-Denkmal gehören sie zusammen. Und der Bildhauer hat nicht blos nach plastischen Rücksichten die Konfiguration der Beiden geordnet, indem Lessing mit seiner stattlichen Figur und seinem schönen Kopfe den schmächtigen Professor, der mit Stock und Dreimaster vor ihm steht, nach Leibesart überragt. Aber ist diese Komposition die richtige Devise für den Historiker Kant's? Gehört Kant nach seiner weltgeschichtlichen Bedeutung dem Zeitalter Friedrichs an? Nur seine Entwicklung und Ausbildung fällt in diese Zeit. Seine Reife würde mit dem Niedergang des friderieianischen Zeitalters zusammenfallen. Von jenen Werken, den Werken, die sein System bilden, war nur die Kritik der reinen Vernunft fünf Jahre vor Friedrichs Tode erschienen, die Kritik der praktischen Vernunft dagegen zwei Jahre, die Kritik der Urtheilskraft vier Jahre nach seinem Tode. Kant hat acht Jahre später unter Wöllner erfahren, daß er nicht dem Zeitalter Friedrichs angehörte.

Der Verf. sagt: „Kant selbst möchte kaum einen anderen als Vertreter der Leser, für die er schrieb, gewählt haben.“ Und er gibt dabei noch eine Deutung des Bildes über Lessing als Kantleser, über die sich streiten ließe: „und auch das leichte Lächeln, das den Mund des Hörers umspielt, dürfte nicht ausgeblieben sein, hätte er noch die Werke, worin der kritische Philosoph mit der ihm eigenen Zuversicht die neue Lehre verkündet, lesen können. Es ist, als ob die skeptisch sich hebenden Lippen sprechen wollten: also endlich die ganze Wahrheit, die definitive?“ Paßt es nun zu der Zuversicht des kritischen Philosophen, daß er sich keinen andern Vertreter seiner Leser gewählt haben würde, als den Mann mit dem leichten Lächeln und mit den skeptischen Lippen?

Von der Schule alten Schlages her, in der die nationale Bildung noch keinen Gegensatz gegen die humanistische bedeutete, waren wir zu denken gewohnt, daß Kant vielmehr zu Schiller rede und zu Goethe, zu Niebuhr und zu Humboldt. Nun, wir werden eben Neues lernen sollen. Denn das Buch „möchte vor Allem denen, die Kant selbst lesen und studiren wollen, zum Führer dienen“. Aber mit dieser Mission als Führer zum Studium der Werke Kant's ist die Aufgabe, die sich das Buch setzt, nicht erfüllt. Es will „ein wenig dazu beitragen, der idealistischen Metaphysik, die sich in der jüngsten Zeit wieder ans Licht zu wagen begonnen hat, Muth zu machen“. Das sind also zwei Aufgaben auf einen Schlag. Die eine betrifft die geschichtliche Darstellung eines Mannes, der dem Zeitalter Friedrichs zugeschrieben wird. Die andere gehört der Gegenwart an, und greift in die Zukunft vor. Ob diese beiden Aufgaben in demselben Buche vereinbar sind? Es kommt darauf an, wie der wegweisende Verf. zu seinem geschichtlichen Autor steht: „ich habe mit der Aufrichtigkeit, die man einem Manne, wie Kant, schuldig ist, die Punkte bezeichnet, wo er Wege einschlägt, die ich nicht gehen kann und nicht für gangbar halte“. Wir sind mit diesem Maß von Aufrichtigkeit nicht ganz zufrieden: wir verlangen von dem Herrn Verf. die Aufrichtigkeit, die er seinen Lesern schuldig ist, denen er als Führer dienen will. Und es ist eine Gewissensfrage, ob mit dieser Art von Aufrichtigkeit die beiden Aufgaben zu einander passen.

Die Vorrede aber besagt noch mehr. Zu dem „Vergänglichen“, dessen in Kant's System „nicht wenig ist“, rechnet er nicht blos den äußern Schematismus, sondern auch „die innere Form des Systems“ — wir halten an: was bleibt von einem System, wenn nicht blos sein äußerer sogenannter Schematismus, sondern auch seine innere Form verworfen wird? Zu welchem historischen Verständniß soll der Leser da zu führen sein? Der Verf. fährt fort: „die an der Mathematik orientirte, aprioristisch-dogmatische Denkweise, wie sie seine Erkenntnißtheorie und Moralphilosophie beherrscht. Sie gehört mit ihren Voraussetzungen dem 18. Jahrhundert an; das 19. Jahrhundert hat sie überall verlassen und die historisch-genetische an ihre Stelle gesetzt“. Hier ist der Verf. in der That gegen seine Leser überraschend aufrichtig. Wir hätten gedacht, da doch die Naturwissenschaft noch immer so mathematisch orientirt geblieben ist, wie das 18. Jahrhundert Newton's sie begründet hat, daß so auch die Philosophie, nach ihrem Zusammenhang mit der Naturwissenschaft, jene mathematische Orientirung nicht verlassen sollte. Wir sind erstaunt zu hören, daß das 19. Jahrhundert diese methodische Grundlage der modernen Wissenschaft „überall“ verlassen habe. Und wir müssen schließen, daß die historisch-genetische, die an ihre Stelle getreten, mit jener idealistischen Philosophie, die nach der andern Aufgabe ermuthigt werden soll, einerlei sein möchte; eine Vermuthung, die jene neueste Philosophie in keine Vertrauen erweckende Beleuchtung rückt. Denn es

*) Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre. Von Friedrich Paulsen. Frommann's Klassiker der Philosophie. VII. Stuttgart 1898.

kann nicht als eine angenehme Situation betrachtet werden: von der mathematischen Orientirung verlassen zu sein.

Doch der Verf. sagt auch, worin er mit Kant übereinstimme. „Viel mehr kann ich mich mit der Kantischen Philosophie nach Seiten des Inhalts befreunden:“ (die innere Form des Systems rechnet der „Führer“ nicht zum Inhalt) „ihr ethisch-metaphysischer Idealismus“ u. s. w. Also für den theoretischen Idealismus ist er nicht mehr zu haben; denn der folgende Satz, „ihre Auffassung von dem Verhältniß des erkennenden Geistes zur Wirklichkeit“ dürfte in dieser Allgemeinheit und Unbestimmtheit sich doch schwerlich mit dem theoretischen Idealismus Kant's decken. Vor allem aber meidet der Verf. die Bestimmungen, mit denen Kant bemüht war, seinen Idealismus von allen den verschiedenen anderen Arten des Idealismus zu unterscheiden. Er vermeidet nicht allein den Ausdruck des kritischen Idealismus, sondern er setzt das Wort des von den Kritiken bekämpften Standpunktes ausdrücklich ein. Zum Inhalt der Kantischen Philosophie erklärt er den von dieser bekämpften metaphysischen Idealismus und verbindestricht damit den ethischen.

Es sei ferner die Absicht des Buches, „daß es bei den centralen Partieen des Kantischen Gedankenkreises länger verweilt“. Welche sind das wohl? „Besonders hat seine Metaphysik hier eine eingehendere Darstellung erfahren.“ Wir dachten, die kritische Philosophie wäre die Metaphysik Kant's, die neue Metaphysik, welche die alte des 18. Jahrhunderts überwunden habe. Kant schreibt „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik“. Und „Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft“. Und „Metaphysik der Sitten“. Also seine Kritik soll Metaphysik sein und fortan als solche gelten. Zu dieser Metaphysik aber hat er sich langsam und mühsam erst entwickelt. Sie ist ihm nicht in den Schoß gefallen. Das ganze Fridericianische Zeitalter mußte beinah zu Ende gehen, bevor er diese neue Metaphysik erdacht hatte. Der Verf. aber lehrt das alles anders. „Kant's Anschauung von der Natur des „wirklich Wirklichen“ ist im Grunde zu allen Zeiten dieselbe geblieben“ (also nur im Grunde, und worin hat sie sich denn verändert?), „die Wirklichkeit an sich ein System seiender, durch teleologische Beziehungen zur Einheit verknüpfter „Gedankenwesen“, die von dem göttlichen Intellekt anschaulich gedacht und dadurch eben als wirklich gesetzt werden.“ Das ist nun freilich ein starkes Stück Aufrichtigkeit, zumal im Vorwort. Eine andere Frage ist, ob sie für den Führer in das Studium der Werke Kant's am Platze ist. Denn diese Darstellung von Kant's Anschauung über die Natur des Wirklichen ist für bisherige Wanderer nicht blos im Grunde, sondern mit Haut und Haaren das nackte Gegentheil von dem, was Kant als seine Metaphysik gelehrt hat. Für die Entwicklung des Mannes vom Jüngling bis zum Greise wird also zwar eine unveränderte Grundanschauung angenommen. Da aber die sogenannte innere Form jenes Systems mit dieser nicht in Einklang steht, so wird zwischen der kritischen Philosophie und der Metaphysik Kant's die harmlose Kleinigkeit von einem innerlichen Herzensgegensatz aufgestellt. Die Erfindung ist übrigens nicht neu. Sie hat ein berühmtes Berlinisches Muster. Und der dortige Ausdruck von der „Privatansicht der Metaphysik“, im Unterschiede von der „offiziellen“, wird auch hier später (S. 243) aufgenommen.

Man sieht also, das Vorwort hat schon viel gesagt. Aber der bescheidene Leser eines solchen Werkes liest das Vorwort erst am Schluß. Indessen das Vorreden geht so weiter. Da kommt erst die Einleitung von zwanzig Seiten, welche über allerlei wichtigste Probleme verhandelt vom Mittelalter bis zu Schopenhauer. Und mit der Präzision, welche die Darstellung des Verf. schmückt, ist er unerschöpflich in der Formulirung von Standpunktnamen, von denen einem jeden ungefähr zwei Adjektiva vorgespannt werden, ähnlich wie es beim, wenn auch nicht ganz so schlimm, in der Politik Mode ist, um das Unvereinbare zu vereinigen. Bei dem Verf. scheint es aus historischer Versenkung in den Geist des Wolff'schen Zeitalters entstanden zu sein. So wird man mit evolutionistisch, voluntaristisch, intellektualistisch, rationalistisch u. dergl. Schlagworten vertraut gemacht.

Jetzt kommt „Kant's Leben“. Und die biographischen Umrisse schließen mit „Kant's Charakter“ ab. Hinterher aber kommen noch die Abschnitte über ihn als akademischer Lehrer und als Denker und Schriftsteller. Endlich kommt der Abschnitt über seine „philosophische Entwicklung“, von der wir hätten erwarten können, aus den vorhergehenden 50 Seiten über sein Leben das Erforderliche zu vernehmen. In der That wird da schon von Kant's Schriften gehandelt, z. B. über die „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte“. Und wir werden zugleich dahin belehrt, daß diese Jugendarbeit über einen Streit zwischen Descartes und Leibniz „die Sache selbst kaum fördert“ (S. 32). Mit ähnlicher Gunst wird über die „allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ geurtheilt (S. 36). Was wird da nun erst in der „Entwicklung“ an Urtheilen entfaltet werden!

Am Biographischen wollen wir jedoch noch eine kleine gelehrte Ausstellung machen. Der Verf. fragt: „Ob Friedrich der Große von Kant mehr als den Namen gehört hat? Es läßt sich nicht ausmachen.“ Er sei wohl „unter der Schwelle des königlichen Bewußtseins geblieben“ (S. 42). Der Verf. hätte, durch **Chr. Bartholmess, histoire de l'académie de Prusse** besser informirt, in das enge, kärgliche Gelehrtenleben jenes Helden einen Strahl aus der großen Welt und von einem Manne ausgehend, der doch nicht nur König war, fallen lassen können. Friedrich der Große sagt im **Discours sur la langue allemande: „Voulez-vous que je vous parle de bonne foi du mérite de nos orateurs? Je ne puis vous produire que le célèbre Kant de Koenigsberg, qui possède le rare et l'unique talent de rendre sa langue harmonieuse.“**

Wir kommen zu Kant's Charakter. Vor der Zeichnung desselben erfahren wir schon: „Kant war nicht von dem Stoff, aus dem Märtyrer gemacht werden“. (S. 50.) Das eigentliche Charakterbild aber wird eingeleitet mit der Stelle eines Briefes an Mendelssohn. Der Verf. schließt daraus mit der ihm eigenen Seelenkunde, daß Kant in dieser Selbstcharakteristik sich einen kraftvollen Willen, aber kein starkes Naturell zugeschrieben habe. Wer einigermaßen Kant's Sinnesart kennt, weiß, daß es ihm nicht beigekommen sein könnte, sich ein starkes Naturell zuzuschreiben. Die Pose eines Kraftmenschen lag nicht in seiner Manier. Aber wenn das starke Naturell mit einer festen Natur gleichbedeutend sein sollte, so würde er sich diese wohl kaum unter den heftigsten Zahnschmerzen abgesprochen haben. In der angezogenen Stelle steht nichts davon. Zu dem Muthe, den er sich damals in jenem Briefe absprach, fehlte es ihm nämlich nicht am sogenannten starken Naturell, sondern an der nöthigen intellektuellen Schnellfertigkeit. In der Kr. der r. Vft. hat er sich in herrlichen Worten darüber ausgesprochen, welche unermüdliche Durcharbeitung und Durchprüfung der Gedanken die echte Aufrichtigkeit eines Schriftstellers fordert. Uebrigens hat er in den vierzig Lebensjahren, die ihm nach jener Selbstdenunziation noch geblieben sind, auch einen expektorativen Muth bewiesen, der von anderen wahrhaften Größen des Menschengeschlechts nicht übertroffen worden sein dürfte. Unser Verf. schöpft aber mehr aus jenem hingeworfenen Worte: „Kant ist nicht eine starke kampffreudige Natur, wie Lessing oder Basedow Luther oder Bruno“. Diese Zusammenstellung von litterarischen Größen ließe sich für die Stilistik der Biographie zur Nachachtung empfehlen. Sehr lehrreich für historische Komik ist besonders der Vergleich mit Bruno, nach Zeitalter und Lebensschicksal, wie nach Beständigkeit des Gemüths und Klarheit des Geistes, ganz abgesehen natürlich von der Macht des Ingeniums. Eine näher liegende geschichtliche Parallele findet der Verf., indem er zwischen Kantischer Moral — „Kant hat sich augenscheinlich selber als Modell für seine Moralphilosophie gesessen“ — und preußischem Wesen eine innere Verwandtschaft findet. „Der

Neigung zum Reglementiren, ein gewisser Unglaube an die menschliche Natur." (S. 54). Darauf folgt dann eine Anerkennung der glücklichen Thatsache, daß das deutsche Volk neben diesem „achtbaren Typus" auch den „reicheren" in Goethe und Schiller besitze. Der Vollständigkeit wegen sei aber nun sogleich berichtet, daß in der späteren Darstellung diese Charakteristik passend ergänzt wird. „Er hat einen energischen Willen, aber er hat kein kräftiges, und auch nicht eigentlich ein liebenswürdiges Naturell. Ebenso scheint auch das thätige Wohlwollen, das er den Menschen seiner Umgebung bewies, nicht so sehr aus einem warmen Herzen zu kommen; mir ist nicht unwahrscheinlich, daß er bei jenem Mann, „dem die Natur wenig Sympathie ins Herz gelegt hat, der von Natur kalt und gleichgültig gegen die Leiden Anderer ist", an sich selbst gedacht hat. Auch habe „die Theilnahme für die Geschwister und ihre Familie, denen er viel Gutes that, nicht das Unmittelbare und Herzliche einer liebenswürdigen Natur". (S. 331, f.). Aus dieser wohlwollenden Ansicht erklärt sich sonach auch die Beigabe des Facsimile von einem Briefe Kant's an seinen Bruder. Glücklicher Weise besitzt die Welt über die natürliche Gefühlslage Kant's eine andere Herzenskündigung von einem gewissen Schiller. Aber welche Aufschlüsse wird die Psychologie, die mit der neuen idealistischen Metaphysik verbunden sein mag, über das bezwingende Verhältniß des Charakters zum Naturell bringen; vom natürlichen Fundament des Mitleids wird man sicherlich nicht mehr reden dürfen. Auffällig bleibt nur, wie ein so herzloses Individuum in jenen sechsziger Jahren, in denen es doch das vierzigste Lebensjahr bereits erreicht und überschritten hatte, soviel echten, sprudelnden Humor erheucheln konnte. Oder sollte er nur in der Metaphysik unveränderlich geblieben sein, im Temperament aber so gründlich sich verwandelt haben?

In Kant's Intelligenz sei der hervorstechendste Zug „ohne Zweifel ein sehr scharfsinniger Verstand, der mit ungemeiner Kraft und Beharrlichkeit sein eigenes Begriffssystem ausbaut". (S. 65). Nur ausbaut? Und nicht auch aus dem Fundament aufrichtet? Der Verf. fährt fort: „Definitionen, Distinktionen, Deduktionen sind seine Freude. Es ist ein juristischer Verstand". Ein bescheidenes Lob für einen systematischen Philosophen. „Neben dem Scharfsinn fehlt aber nicht der Tiefsinn; er hat für alle letzten und tiefsten Fragen der Welt und des Lebens offnen Sinn und feines Verständniß". Hat der Verf. auch dieses Lob von den feinen Lippen Lessings abgelesen? Uebrigens ist auch für die Intelligenz zu beachten, daß die Beurtheilung derselben in der ferneren Darstellung durch kräftige Striche gründlich verdeutlicht wird.

Der Charakteristik des Schriftstellers wird die Erinnerung vorausgeschickt „daß sie wesentlich dem alternden Kant gilt". Seine Werke haben darunter gelitten, daß er erst so spät die definitive Fassung seiner Gedanken erreicht hat. „Sie stammen nicht aus der größten Kraft und Frische des Lebens, eine Reife, die sich der Ueberreife nähert, ist ihnen eigenthümlich." (S. 66). Er zieht die Schriften aus den sechsziger Jahren des Jahrhunderts vor. Danach muß freilich der Entwicklungsperiode eine besondere Bedeutung zuertheilt werden. Aber wenn die Entwicklung zur Ueberreife führt, so nennt man sie im gewöhnlichen Leben anders. — Sein Denken wäre nicht „anschaulich-kontemplativ". „Er geht den Dingen nicht nach, sondern sie müssen sich nach seinen Begriffen richten." Er macht ein logisches Schema . . und nun nöthigt er die Dinge hinein, ohne viel zu fragen, ob es ihnen in seinem Fachbau behaglich ist. . . So geschieht es wohl auch, daß Gedanken gequetscht und verstümmelt werden. Manche stattlich und vornehm auftretenden Theile des Systems gleichen einigermaßen den künstlich eingesetzten Zweigen der Tannenbäume auf dem Weihnachtsmarkt. (S. 67). Man sieht, der ausbauende Verstand war noch ein Kompliment: der aufputzende ist unartiger. — Aber daß die Dinge gefragt werden sollen, ob es ihnen behaglich ist, das erweckt beinahe einen überreifen Vorgeschmack für die Führung in das Land des Kantischen a priori.

Aber es kommt noch schöner. Gegen fremde Gedanken habe der Kantische Verstand ein „herrisches Wesen". Später wird bedauert, daß Kant von Feder eine so geringe Meinung hatte; „freilich von welchem seiner Gegner hätte er sie nicht gehabt?" (S. 231). „Er hat auf philosophischem Gebiet nicht viel und nicht mit hingebender Aufmerksamkeit gelesen." Der Verf. schließt sich offenbar hier einmal der so sehr wenig beliebten Ansicht an, daß Kant z. B. zu hingebend und mit zu dankbarer Aufmerksamkeit David Hume gelesen habe, sodaß er für andere Leute nicht die nöthige Zeit behielt. Uebrigens ist ja auch bald und bei Kant's hohem Alter verhältnißmäßig früh eine „Erstarrung der Gedanken" eingetreten. Der Verf. kann sich nicht genug thun, diese „Senilität" in seinen Sätzen und Ausdrücken bloszustellen. Und bei der vornehmen Objektivität, mit der er seine Auseinandersetzungen mit zeitgenössischen Fachgenossen auswählt, insbesondere auch Bestätigungen heranzieht, bezieht er sich hier auf Adickes' Urtheil über die Aufzeichnungen Kant's aus den 90er Jahren. „Die Gedanken haben sich in seinem Gehirn festgesetzt, und werden nun rein mechanisch ausgelöst . . es ist wie bei einer Spieluhr; hat man das Werk aufgezogen, so leiert sie ihr Repertoir herab." Der Verf. fügt jenem Urtheil hinzu: „Dies Verhalten ist lange vorbereitet." (S. 69). Dem genannten „jüngeren Forscher" sind für die neue Kantausgabe die Manuskriptschätze anvertraut. Man ersieht daher aus diesem Urtheil, mit welcher Jugendfrische derselbe jener Senilitäten sich annehmen wird. — Nachdem der Verf. nun in den früheren Schriften den Vortrag und Ausdruck wohlwollend gelobt hat, heißt es: „Die späteren Werke, besonders die systematischen Hauptwerke lassen von jenen Vorzügen nicht viel erkennen. . . In den Hauptwerken herrscht durchweg ein trockener Ton unermüdlicher und unerbittlicher magistraler Lehrhaftigkeit." (S. 70). „Die Neigung zu umständlicher Genauigkeit schließt andrerseits eine gewisse Ungenauigkeit im Kleinen nicht aus . . vielfach braucht er unbestimmte, mehrdeutige, **schielende Ausdrücke**" (an Schielen allitterirt das „Schillern", das er mehrmals tadelt, wie S. 244). „Ich sage alles dies nicht, um Kant zu schelten oder herabzusetzen, sondern, um den Leser, der zum ersten Mal mit diesen Werken Bekanntschaft macht, auf ihre Eigenheiten vorzubereiten, oder ihn dagegen in Freiheit zu setzen." (S. 73). Bei dieser Entschuldigung wird man an die unhöfliche Geschichte von dem Dieb erinnert, der die Wurst nur deshalb gestohlen haben wollte, damit der Eigenthümer sich daran nicht den Magen verdürbe. Uebrigens wird, man darf ohne Uebertreibung sagen, keine Partie in der ganzen Darstellung sich finden, in welcher der Schulmeister am Stil zur Ruhe käme.

Nach einer so vermittelten persönlichen Bekanntschaft beginnt „die philosophische Entwickelung". Es könnte scheinen, wir kämen damit zur Sache; aber weit gefehlt. Denn nach Erledigung dieses Abschnitts beginnt erst der zweite Theil mit dem philosophischen System. Welche Aufgabe hat nun die Entwicklung, als philosophische? Doch wohl die zum System? Können wir diese aber verstehen, bevor wir das System kennen? Treibt man etwa zuerst Embryologie und danach deskriptive Anatomie, oder geschieht es umgekehrt? Kann man etwa die triebkräftigen Keime der Entwickelung entdecken, bevor man den ganzen Organismus in allen seinen Theilen übersieht? Freilich wissen wir schon, daß sich bei Kant „im Grunde" nichts verändert habe. „Seine metaphysischen Anschauungen sind . . im Wesentlichen dieselben geblieben." (S. 76). Dann freilich gibt es nichts zu entwickeln. Darüber wäre dann aber wiederum nicht sowohl die Entwicklungsgeschichte anzuklagen, als vielmehr, wie man fürchten muß, die mangelhafte Kenntniß des fertigen Organismus des Systems. In der That werden die ersten Schriften bis 1770 mit Behaglichkeit durchmustert, aber ausschließlich auf denjenigen Inhalt hin, welcher der dogmatischen Metaphysik angehört, von der andere Leute glauben, daß das Kantische System sie überwunden habe. Daß in diesen Schriften ein Denker ringt, der nicht blos über Newton bei Knutzen Kolleg gehört hat,

sondern der beinahe in jeder derselben aufs Neue über den schreienden Kontrast Klage führt, der zwischen der Metaphysik des Zeitalters und der Wissenschaft, der „Methode Newton's" bestehe; daß die Entwicklung Kant's zum Systematiker bestimmt wird durch den Schlachtruf: die Methode Newton's für die Metaphysik! davon erfährt man hier nichts. Denn die Metaphysik sei ja immer dieselbe geblieben.

Ein besonderer Glanzpunkt dieser „Entwicklung" ist die Festlegung der Dissertation von 1770. „Etwas von dem Impetus des Entdeckers ist noch darin, in der K. d. r. V. erscheint der Gedanke in gewissem Sinne umgebogen und abgeschwächt. Hier haben wir die neue Philosophie in ihrer jugendlichen Gestalt." (S. 89.) „In der That wäre manches Mißverständniß der kritischen Philosophie unmöglich gewesen, wenn diese Schrift .. etwa von den Herausgebern der K. d. r V. als Einleitung vorausgeschickt worden wäre. Ich würde das heute noch empfehlen." (S. 92.) Dieser Vorschlag kann allerdings nicht überboten werden; denn eine andere Schrift, die daneben noch vorauszuschicken wäre, gibt es nicht. Aber, fragt man billig: wie geht es denn zu, daß Kant jetzt erst in einen elfjährigen Winterschlaf verfiel, bevor er das Erste Werk seines Systems herausgab, während es doch schon fertig war? Bezeichnender Weise nennt der Verf. im Kasernenstil einmal (S. 101) diese elf Jahre „das stille Jahrzehnt der Incubation". Das System ist also der Incubus, das Alpdrücken, oder das Gift, das erst zur Gemeinschädlichkeit auswachsen mußte. Im Uebrigen erfahren wir in diesem Abschnitt außer den kunstvollsten Stichworten der komplizirtesten Standpunkte hauptsächlich wieder nur Vorwegnahmen gelehrtester Urtheile über die schwierigsten Grundbegriffe des Systems.

Endlich, wir sind schon stark im zweiten Viertel des ganzen Buches, beginnt das System. Aber auch jetzt wieder versperren uns neue kunstvoll abgetheilte Einleitungen den lange erwarteten Zugang. Immer wieder wird vorweggenommen, was wir erst kennen und verstehen lernen sollten. Und immer wieder werden wir durch die Aufthürmung von neuen Schlagbäumen vor voreiligem Zugang geschützt, alle mit den deutlichsten Standpunktnamen ausgeziert. Sie bezeichnen deutlich genug den letzten Schluß, die äußersten Konsequenzen des Systems mit sicherlich allen zugehörigen Nüancen. Man kann nicht objektiver die Darstellung eines Systems einleiten.

Wir wollen nur den Hauptgedanken herausheben. Er betrifft das für das kritische System entscheidende Problem über das Verhältniß der Philosophie zur Wissenschaft. Nach „Begriff und Eintheilung der Philosophie" „fallen Philosophie und Wissenschaft im eigentlichen Sinne zusammen". (S. 108). Das also wäre der endliche Erfolg seines langjährigen Ringens gewesen, um die „Methode Newton's" für die Philosophie zu erobern, nicht zur Nachahmung, sondern eben in einer ganz neuen, gleichsam einen neuen Begriff der Philosophie erzeugenden Schöpfung: daß er beide hätte zusammenfallen lassen? Der Ausdruck schon in seiner plumpen Bildlichkeit zeigt die Unklarheit bei einer Sache, welche die strengste Klarheit fordert. Wenn Philosophie und Wissenschaft zusammenfallen, werden sie bei diesem Kollaps Ein Klumpen, oder behalten sie doch, jedes für sich, ein Sonderdasein? Das Faktum der Wissenschaft, der Wissenschaft Newton's, war und blieb der Eckstein der kritischen Philosophie. Das selbständige Dasein der Wissenschaft war der Gedanke, der ihn zu seiner neuen Metaphysik, zur Kritik geführt hat. Und welche Sonderexistenz behauptet die Philosophie diesem Faktum der Wissenschaft gegenüber? Das ist die große Frage, in deren Behandlung und Lösung, wenn man will, relativer Lösung die theoretische Philosophie Kant's besteht.

Ein Begriff ist es, dessen Bedeutung entscheidend ist für diese Philosophie, wie und weil für die Wissenschaft. Plato hat die Frage der Philosophie vererbt: was ist Wissenschaft? Descartes und Leibniz haben an dieser Frage gearbeitet, aber in doppelter Weise, als Mathematiker und als Philosophen. Für sie war die Wissenschaft noch nicht als Faktum, als das Faktum eines Lehrgebäudes gegeben. Was Newton von Leibniz unterscheidet, liegt in der Herstellung dieses Faktums. Und doch war es zugleich eine Art von philosophischer Leistung, welche die Formulirung dieses Faktums vollzog. Schon der Titel von Newton's Werk enthält diese Mitwirkung in dem Ausdruck der Prinzipien, obzwar er dieselben der Mathematik zuweist. Enthält aber die Mathematik allein und ausschließlich die Prinzipien der Naturwissenschaft? Wenn Newton die Philosophie von den Prinzipien hätte ausschließen wollen, so wäre nicht nur der Widerspruch von Leibniz berechtigt, sondern schon mit Galilei befände er sich dann in Widerspruch.

Das ist der Schlüssel zur ganzen wissenschaftlichen Philosophie des ganzen Newton-Leibnizischen Zeitalters: daß sie nach der Ergründung und deutlichen Bestimmung des Antheils suchen, welchen die Philosophie neben der Mathematik an der Naturwissenschaft, der reinen, theoretischen Physik hat. Alle diese großen Forscher und Denker mühen sich daran ab und streiten und kämpfen darüber, und von diesem Kernpunkte aus, wie es zu geschehen pflegt, auch über die anderen leidigen Fragen der Philosophie. Alle diese scharfen Controversen und ärgerlichen Streitigkeiten sind nur aus diesem Einen Punkte zu verstehen: Was bedeutet die Philosophie für die Wissenschaft? Sie werden aber damit nicht fertig, weder die Kleineren noch die ganz Großen.

Das ist daher auch der Mittelpunkt der kritischen Philosophie, der neuen Art von Metaphysik: dieses Verhältniß zu bestimmen. Und Kant vollzieht endlich diese Bestimmung in einem neuen grundlegenden Terminus, welcher den Grundbegriff, den Schwerpunkt der Kr. d. r. V. bildet. Es ist der Begriff des synthetischen Grundsatzes. Grundsatz sagt Kant für den Newton'schen Ausdruck des Prinzips, der vieldeutig sei. Und um diese Vieldeutigkeit auszuschließen, rüstet er den Grundsatz noch mit einem Begriffe aus, dessen Bedeutung, als Panzer für den Grundsatz, dadurch eben prägnant wird. Es ist der Begriff synthetisch. Die berühmte Unterscheidung von analytisch und synthetisch ist nach ihrem positiven Gehalte auf diesen Schwerpunkt zugespitzt. Und alle Begriffe, wie alle Eintheilungen der Kritik sind Vorbereitungen und Zurüstungen auf ihn. Vor allem kommt diese Beziehungsbedeutung auf den synthetischen Grundsatz demjenigen Begriffe zu, mit welchem Kant seine neue Philosophie bezeichnet: dem Begriffe transscendental.

Die Transscendental-Philosophie hat ihren methodischen Grund in der Untersuchung und Entdeckung der synthetischen Grundsätze der mathematischen Naturwissenschaft: diese ist die Erfahrung, auf welche Newton sich beruft. Und was sonst Erfahrung heißen darf, muß auf ihr beruhen, auf sie zurückführbar sein. Die mathematische Naturwissenschaft ist die Wissenschaft der methodischen Instanz nach. Die Voraussetzungen, die Grundlagen, die Prinzipien, welche sie in sich enthält, das sind die synthetischen Grundsätze, die demgemäß das Verhältniß zwischen Philosophie und Wissenschaft genau bestimmen. Den Inhalt der Wissenschaft bilden die Naturgesetze. Die Philosophie entdeckt und beglaubigt in den synthetischen Grundsätzen die allgemeinen Naturgesetze. Sie sind die Prinzipien, welche Leibniz suchte, als „Wahrheiten der Vernunft" von den „Wahrheiten der Thatsachen" unterschied, und als „ewige Wahrheiten" bezeichnete. An der Herausarbeitung dieses innersten Sachverhalts der ewigen Probleme wissenschaftlicher Kultur hat Kant jene elf Jahre gearbeitet. Und in den Prolegomenen noch hat er eine neue Formulirung dieser Grundfrage gefunden, welche die wichtigste Klarstellung bildet, die die zweite Ausgabe der Kritik danach erhalten hat. Um nichts Anderes, um nichts Geringeres handelt es sich, als darum, diesen ewigen Vernunftcharakter in den Grundlagen der Wissenschaft festzustellen. Alle Lehren sind nur Mittel für diesen Zweck. Die Lehre von Raum und Zeit, sowie

die von den Kategorien bedeuten für sich nichts, so kann man es ausdrücken; sie sind nur die Bedingungen für die „allgemeinen Naturgesetze“, für die „formalen Bedingungen der Erfahrung“. Das sind die synthetischen Grundsätze.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Hermann Cohen.

Elsässisches Theater.

Der deutsche Reichstag hat zwar entschieden, daß Straßburg auf nationale Betheiligung an seinem Goethe-Denkmal nicht mehr Anrecht habe, als etwa Pyritz oder Güldengossa; und die „öffentliche Meinung“, die sich über manchen harmlosen Beschluß unserer Volksvertreter so mächtig entrüstet hat, ist über die Art, wie diese nationale Frage von Centrum und Konservativen behandelt wurde, antheillos zur Tagesordnung übergegangen. Es wäre dennoch nur eine mäßige Uebertreibung, wenn man behaupten wollte, die Stadt Erwin's sei die Wiege der modernen deutschen Dichtung überhaupt und vor allem des modernen deutschen Dramas. Wenn Herder und Goethe sich in Straßburg nie getroffen hätten — vielleicht wären wir noch heut um Jahrzehnte hinter der jetzigen Entwicklung zurück. Erst seit dieser Gemeinschaft zweier unvergleichlicher Bahnbrecher ward der große Befreier der deutschen Bühne, Shakespeare, eine lebendige Macht. Lessing hatte die Freiheit des britischen Dichters gegen den Regelzwang der französischen Klassiker ausgespielt; das Positive in Shakespeare ward erst durch Herder voll erkannt und verkündet. Und Herder selbst, den das Titanische des größten Dramatikers früh gepackt hatte, lernte seine Eigenart erst ganz begreifen, als eine geniale Dichterpersönlichkeit, als Goethe in seine Nähe kam. Nun verkündete er, was die Romantiker zu wiederholen nicht müde wurden: das Evangelium von der innern Einheit des Kunstwerks. Jedes Drama eine Welt für sich, Othello mit anderer Atmosphäre, Romeo und Julia mit anderen Sitten, Hamlet mit anderem Klima; und jedes Drama erfüllt von Einer beherrschenden Stimmung, die jede Szene, jede Figur, jede Rede durchdringt. Begierig faßte der Schüler Herder's das auf; der „junge Lord“ fühlte sich Angesichts solcher Meisterschaft als Dilettant. Goethe, bis Straßburg ein begabter Anakreontiker, wurde durch ernsteste Vertiefung, durch leidenschaftliche Selbsterneuerung jetzt erst ganz der geniale Herzenskündiger, den bis dahin nur vereinzelte kühne Entwürfe in Aussicht gestellt hatten. Shakespeare und Herder erzogen den Dichter des „Faust“ und des „Tasso“; und wo wären unsere modernen Titanentragödien und Künstlerdramen, wo wäre die kühne Freiheit und die sichere Psychologie der Besten unter den Neueren ohne „Faust“ und „Tasso“?

Aber auch die Stadt selbst hat ihren Antheil an solchen Erfolgen des Straßburger Aufenthalts zweier junger deutscher Schriftsteller. Die gute alte Reichsstadt, die erst seit der Revolution rasch verwälschte, war damals noch besonders geeignet, Interesse für deutsch-nationale Eigenart zu erwecken. Der Münster selbst, die Volkstrachten, die Volkslieder, das „altergebrachte Straßburger Bürgerwesen“, wie Goethe sagt, lenkten von der kosmopolitisch-französirenden Eleganz Leipzigs und von der erstarrten unfrohen Manier des damaligen Frankfurt den Blick auf alte deutsche Art zurück. Puppenspiele, Meistersingerwesen, Streifzüge aufs Land versetzten in die Zeiten des Faust und des Hans Sachs zurück. Eine Aufführung des Volksschauspiels von Dr. Faust that das ihre. „So gab Straßburg“ sagt Erich Schmidt, „die stärkste innere und äußere Vorbereitung zum „Faust“!

Straßburg ist eine alte Theaterstadt. Das lateinische Drama wurde von Humanisten wie dem vielgeschäftigen Wimpheling und später dem lebhaften Kaspar Brülow — einem Pommern von Geburt — erfolgreich gepflegt; aber daneben bestand ein deutsches Drama und dies war, wie Scherer betont, Volksschauspiel. „Es war unberührt von dem Muster der Antike und ganz vereinzelt bleibt der Versuch des Straßburgischen Gymnasiallehrers Jonas Bitner, Uebersetzungen klassischer und humanistischer Originale mit seinen Schülern aufzuführen: die antike Richtung war eben selbständig durch das lateinische Schuldrama vertreten, und das genügte.“ — Später ging freilich die einheimische Produktion stark herab. Für das 19. Jahrhundert hält der Geschichtsschreider der elsässischen Litteratur nur zwei Dramen für nennenswerth: Arnold's „Pfingstmontag“ (1816) und Ehrenfried Stöber's „Daniel oder der Straßburger“ (1823) — städtische Charakterbilder an den Faden einer bequemen Handlung gereiht, aber von gesunder Freude an der heimischen Eigenart erfüllt.

Es ist die gleiche Art, die ein mit wunderbarer Schnelle neu erstandenes Elsässisches Drama wieder zeigt. Vor ein paar Jahren hörten wir in der jüngsten reichsdeutschen Universitätsstadt von einem ganz erstaunlichen Theatereifer der Altelsässer erzählen. Prof. Martin, der Nachfolger Wilhelm Scherer's an der Straßburger Hochschule, der in all den Orten, wo er gewirkt hat, in Freiburg i Br., Prag, Straßburg, das Deutschthum so eifrig gegen ultramontane, tschechische, protestlerische Gegnerschaft vertrat, ist durch die Leitung des großen neuen Wörterbuches der Elsässischen Mundart noch ganz besonders darauf angewiesen, jede Regung volksthümlicher Dichtung zu beobachten: er hatte damals schon von einem nicht ohne Glück dilettirenden Buchbindermeister und seiner Truppe zu erzählen. Inzwischen hat sich das Elsässische Theater in der Hauptstadt des Reichslandes offiziell konstituirt. Ein altdeutscher Jurist, Dr. Greber, zugleich der talentvollste unter den Dialektdichtern des Elsaß, ist Präsident; die andern Autoren und eine ganz in der Sache lebende Liebhabergemeinschaft tragen das Unternehmen. In Straßburg selbst fand es lebhaftesten Zuspruch und enthusiastischen Beifall; in Mülhausen, Colmar und Zabern entstanden ähnliche Vereinigungen. „Seit Jahrhunderten“, sagt der Verwaltungsbericht mit Stolz, „war im Elsaß keine ähnliche Bewegung zu verzeichnen“.

Natürlich stellten sich auch Gegner ein. Ein Altelsässer, der sich mit feurigster Hingebung dem neuen Vaterland angeschlossen hat, Fritz Lienhard, klagt über das niedrige Niveau der Stücke, ihren Possencharakter, der dem Ernst der Volksseele nicht gerecht werde. Ich kann diese Vorwürfe nicht für berechtigt halten. Lienhard selbst, der als Lyriker Hervorragendes geleistet hat, ist in seinen anspruchsvollen Dramen, besonders dem „Gottfried von Straßburg“, über eine breite Nachahmung Wildenbruch's nicht herausgekommen. Volksthümlich ist an diesen pomphaften Versen und unklaren Figuren, umständlichen Charakteristiken und politischen Prophezeiungen nichts. Volksthümlich aber ist die anspruchslose Komödie, die feste Typen in immer neuen, wenn auch selten tiefsinnigen Verwicklungen vorführt, mit ihrer bequemen Technik, ihrer porträtirenden Charakteristik, ihrer Neigung zu gewissen Sentimentalitäten. Das ist nicht die höchste Stufe der Kunst; aber es ist eine feste Grundlage für Höheres. Wir sollten dies gemeinverständliche Volksschauspiel nicht unterschätzen. Von der alten Berliner Posse, die gewiß nicht höher stand, erhofften einst Kenner wie Hermann Hettner und Gottfried Keller die Verjüngung des nationalen Dramas. An Wiener Volksstücke von vielfach noch niedrigerem Durchschnitt haben zwei so große Meister wie Ferdinand Raimund und Ludwig Anzengruber angeknüpft. Und wahrscheinlich wäre die Unnatur gespreizter Rede früher aus unserem Bühnendialog gewichen, wenn schon vor Holz und Schlaf, vor Hauptmann und Schnitzler unsere Dramatiker von Lokalstücken hätten lernen wollen, wie Darmstadt und Frankfurt am Main und, etwas geringerer Art zwar, Hamburg sie fast seit einem Jahrhundert besaßen. Wir wollen also die neuen Dichter und die rasche Blüthe des Elsässischen

Theaters nicht überschätzen, uns ihrer aber doch aufrichtig freuen und ihrer Wirkung auf die einheimische Produktion harren.

Auch ist es nicht richtig, daß der Schwank ausschließlich gepflegt wurde. Julius Greber selbst hat neben anspruchslosen Lustspielen („Ein Hochzeiter im Kleiderkasten“, „Sainte Cécile“, „Drei Freier“ u. a.) ein tiefernstes dramatisches Sittenbild entworfen: „Lucie“ — eine höchst realistische Studie aus dem Straßburger Kleinleben, in der wir das Schicksal mit unerbittlicher Gewalt seinen Spruch vollziehen sehen. Eine leichtsinnig gutmüthige Person wird durch die Schuld auch ihrer Umgebung, ja zum Theil der Behörden selbst in unwiderrufliches Elend gestoßen. Freilich aber hat das Publikum nicht diese packende Schilderung sehen wollen, sondern hat lieber den Schwankdichtern Bastian, Horsch und vor allem Stoskopf zugejubelt.

G. Stoskopf hat mit seinem dreiaktigen Lustspiel „D'r Herr Maire“ den Haupterfolg davongetragen. Es ist ein rechtes Volksstückchen der bezeichneten Art, dem ein leiser politischer Anstrich geholfen hat. Der Herr Bürgermeister hat große „Mérites“: „Ich bin jetzt 25 Jahr Maire, bin fünf Mal prämiirt worden auf Viehausstellungen — bin im Kriegerverein, geh auf alle landwirthschaftliche Konferenzen, habe den Bauern den künstlichen Mist sehr warm ans Herz gelegt, zieh den Hut vor dem Herrn Gensdarm höflich ab, hab in 25 Jahren kein Kaiseressen verfehlt, hab allemal für den Regierungskandidaten gestimmt und Ihre Durchlaucht hat mir bei der letzten Viehprämiirung eigenhändig die Hand gedrückt, ohne daß ich ihn darum gebeten hab.“ Leider gehört dieser verdienstvolle Beamte zu jenen Agrikultoren, bei denen dem Umfang der Knollengewächse der der Intelligenz nicht völlig entspricht. Ein Inspektor wird bei ihm angekündigt; ein Anderer wird für diesen gehalten — das unsterbliche Motiv, auf dem auch Gogol's Meisterkomödie „Der Revisor“ sich aufbaut — und der rechte wird schlecht behandelt; aber durch alle Wirren und Fährnisse hindurch gelangt doch der Herr Maire zum Kronenorden, zwei Liebespaare werden glücklich, und die komische Figur, ein kurzsichtiger Privatgelehrter, heimst für das Dialektwörterbuch reiche Ernte ein. Gemeinderathsmitglieder, Veloeipedisten, eine gut gezeichnete alte Magd und andere Typen umgeben die Hauptträger der Handlung; an Ueberraschungen und wirksamen Effekten fehlt es nicht.

Vielfach berührt sich mit dem „Schlager“ des Elsässischen Theaters ein noch entschiedener politische Fragen behandelndes dramatisches Kulturbild von Heinrich Schneegans: „Der Pfingstmontag von heutzutage“. Der Verfasser, ein Elsässer, der aber schon in der zweiten Generation ganz dem Deutschthum angehört — sein Vater war der auch als Schriftsteller bekannte frühere Generalkonsul des Deutschen Reichs in Messina — gehört zu den hervorragendsten jüngeren Romanisten und hat sich besonders durch eine tief eindringende Studie über die Geschichte der grotesken Satire bekannt gemacht; früher Lektor in Straßburg, ist er jetzt Professor in Erlangen. Zum Jubiläum der Universität verfaßte er 1897 ein „humoristisches Intermezzo“, das bereits zeigte, wie er den Dialekt, aber auch die Anschauung der Zustände im Elsaß beherrscht. Das neue Drama gibt sich nun schon im Titel als ein Gegenstück zu dem berühmtesten elsässischen Lokaldrama: jenem „Pfingstmontag“ des Straßburger Juristen Johann Georg Daniel Arnold (1780—1829), den Goethe selbst eines herzlichen Lobs und ausführlicher Analyse werth gehalten hatte. (Man findet die Rezension in der Ausgabe des „Pfingstmontags“ in Reclam's Universalbibliothek mitabgedruckt.) Arnold wollte ein Bild der Straßburger Zustände im Anfang des Jahrhunderts geben und stellte mit Recht den Kampf zwischen der altdeutschen Art und dem eindringenden Kultus französischer Manier in den Mittelpunkt. In der Treue, mi der die „Totalität“ der Verhältnisse seiner Stadt in jener Zeit abgespiegelt wird, liegt das Verdienst des harmlosen Charakterbildes, dessen gutmüthig-schwerfällige Alexandriner vortrefflich der Eigenart des Stücks entsprechen.

Schneegans hat nun Arnolds Helden, die Mehlbrüh und die Starkhans, nach achtzigjährigem Schlaf auferweckt und vor dasselbe, aber dennoch so völlig veränderte Problem gestellt. Der Kampf zwischen der inzwischen festgewurzelten Verwälschung und dem Deutschthum bildet auch hier das eigentliche Thema; die Beziehungen zwischen der reichsdeutschen Beamtenschaft und den Einheimischen gibt, wie bei Stoskopf, den Prüfstein für diese Verhältnisse her. Nur mischt sich in den Lustspielton ein entschiedener Ernst der politischen Pädagogik. Er verkörpert sich vor allem in dem Gymnasiallehrer Mehlbrüh, der sich — wie der Verf. selbst — zwischen deutschen Chauvinismus und protestlerische Hartnäckigkeit in die Mitte gestellt sieht und etwas zu musterhaft die jedesmal einzuhaltende Linie des richtigen Benehmens anzeigt. Der eigentliche Repräsentant der reichsdeutschen Beamtenschaft, ein strebsamer Regierungsassessor, kommt dagegen recht schlecht fort. Man hat von deutscher Seite diese Figur recht lebhaft getadelt; ich fürchte, nicht ganz mit Recht. Die verschiedenen „Systeme“, die man in den Reichslanden angewandt hat, werden sich in recht vielen unselbstständigen Beamtenköpfen vermischen: ein von sich selbst überzeugter Assessor wird zunächst mit Manteuffelischer Suade sich beliebt machen wollen und, wenn er abfällt, schleunigst den „Schneidigen“ herausbeißen; darin liegt eine psychologisch höchst wahrscheinliche Inkonsequenz. Als Typus der elsässischen Beamten schlechtweg ist aber diese komische Figur so wenig anzusehen, wie etwa der Herr Maire des Altelsässers Stoskopf die Bürgermeister des Reichslandes schlankweg vertreten soll. Die Gerechtigkeit forderte, daß den Karikaturen des chauvinistischen Optanten „Ernest Melbru“ recte Ernst Mehlbrüh und der deutschfresserischen Velocipedistin ein deutsches Gegenstück gegeben wurde; wie denn Schneegans ebenso auch dem elsässischen Chauvinisten einen besonnenen gerechteren Altfranzosen zur Seite gestellt hat. Zwischen beiden Gruppen bewegen sich die Neutralen, die dem Verf. am besten gelungen sind: der Gänseleberpasteten-Fabrikant, der es weder mit den deutschen Abnehmern noch mit den antideutschen Genossen verderben will; die politisch indifferente alte Tante. Liebesintrignen setzen auch hier die Parteien in Bewegung, Landparthie und Ausflug geben wie im alten „Pfingstmontag“ Gelegenheit zu unvermutheten Begegnungen und hübschen Landschaftsbildern; der versöhnliche Schluß fehlt natürlich auch hier nicht.

Er wird auch der Wirklichkeit nicht fehlen, wenn die wohlmeinenden und gesunden Rathschläge eifriger Patrioten wie des Autors mehr Beachtung finden. Weder das gewaltsame „Germanisiren“ noch ein diplomatisches Benehmen mit den protestlerisch-egoistischen „Notabeln“ wird uns den Elsaß gemüthlich wiedererobern. Ein liebevolleres Eingehen auf die angestammte Eigenart lassen, wie man nur zu oft klagen hört, besonders die norddeutschen Beamten oft vermissen; vorschnelles Uebertragen anderswo „erprobter“ Methoden hat in den Reichslanden Schaden genug und übergenug gestiftet. Es gibt doch glücklicherweise Grundlagen genug zu versöhnender gemeinsamer Arbeit. Das Elsaß pflegt es seinen Bewohnern anzuthun. Die Eingewanderten werden schon mit der Zeit an die Altansässigen näher heranrücken, und diese werden für das aufrichtige Interesse, das man ihrer Volksart, ihrer Geschichte, ihrer Litteratur und Sprache entgegenbringt, dankbarer werden. Auch als eine Gelegenheit zu solcher Annäherung, auch als ein Symptom für die Wiederaufnahme altdeutscher Bahnen im Elsaß heißen wir diesen neuen „Pfingstmontag“, heißen wir das Elsässische Theater und seine opferwilligen Mitarbeiter herzlich willkommen!

Berlin, 10. Juli 1899.

Richard M. Meyer.

Ein Ritt über die Hochpässe der Dolomiten.

I.

(Meran — Mendelpaß — Malé — Madonna di Campiglio — Dimaro — Tonalepaß).

Als die Menschen des Gehens müde, als ihnen die Lasten zu schwer, die Entfernungen zu groß geworden waren, da suchten und fanden sie Lebewesen mit stärkerem Knochenbau und besser gerüsteten Lungen. Auf dem Rücken des Kameels, des Esels, des Pferdes reisten sie nun. Oder sie saßen in hölzernem oder weidengeflochtenem, auf kreisrunden Scheiben ruhendem Gestelle, und das rüstige Zugthier führte sie mitsammt ihrer Habe nach anderen Landen. — Jahrtausende haben daran nicht viel geändert. Aus den rohen Scheiben wurden kunstvoll gefügte Räder, wohl gepolsterte und wetterfeste Chaisen traten an die Stelle des dürftigen Weidengeflechtes; das Wesen der Beförderung aber blieb dasselbe vom ersten Rhamses bis über Napoleons Zeit hinaus. Erst unsere Tage haben jähen und dann fast plötzlich auch vielgestaltigen Wandel geschaffen. Dampf, Elektrizität und Benzin traten in Wettbewerb mit der animalischen Kraft, in einen Wettbewerb, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein kann. Vor dem Pfiffe der Lokomotive verschwand die altehrwürdige Diligence, und die den Schienenstrang verschmähende Automobilen werden das Pferd recht allmählich, aber unaufhaltsam verdrängen. Den Zuggaul freilich nur, nicht das Reitpferd. Mag das Radfahren noch so allgemein werden, mag das kommende Luftschiff mit einem Schlage alle unsere jetzigen Beförderungsmittel zu altväterischen Unbeholfenheiten stempeln, der Reitsport wird nie gewesen sein. Nicht nur das Schul- und Spazierenreiten, sondern auch das bedauerlicher Weise so wenig gepflegte Distanzreiten wird allezeit Anhänger finden. Es ist vielleicht nicht ganz überflüssig zu bemerken, daß unter dem wünschenswerthen Distanzreiten hier lediglich zu Pferde unternommene Vergnügungstouren gemeint sind, und nicht etwa jenes Zutodehetzen der armen Geschöpfe, wie es in dem denkwürdigen Distanzritte Wien—Berlin seinen brutalsten Ausdruck gefunden hat. — Ohne Roß und Reiter irgend zu ermüden, kann man, — je nach Witterung und Gelände — 30 bis 70 Kilometer täglich, somit im Zeitraume einer Woche eine ganz bedeutende Strecke zurücklegen. Der Kurierzug leistet dasselbe freilich in zehn Stunden. Der Unterschied besteht nur darin, daß man ein Land, das man einmal zu Pferd durchzogen hat, wirklich kennt, während wir von einer ein Dutzendmal benützten Bahnstrecke nur recht dunkle Vorstellungen behalten. Einer Reittour viel näher steht das Reisen zu Wagen oder per Rad. Doch auch diese beiden Vergleiche neigen zu Gunsten des Reitens. Von der hier besprochenen Route ganz abgesehen, die ihrer bergigen Straßen wegen für den Radler nur wenig Verlockendes haben kann, sind die Radfahrer überhaupt der Wettergunst und Ungunst in weit höherem Grade unterworfen, als der Reiter. Ein mäßiger Gegenwind, den der Reitende als angenehm kühlenden Luftzug empfindet, benimmt dem Radfahrer den Athem und erschwert das Fortkommen in einer dem Laien schier unverständlichen Weise. Das Fahren über regendurchweichte Straßen ist keineswegs vergnüglich, und gegen den Regen selbst kann sich der Radfahrer im Interesse der freien Beweglichkeit seiner Beine nur sehr ungenügend verwahren. All diese Wetterbeschwerden bestehen nun freilich für den im Wagen Reisenden nicht, oder zumindest in noch geringerem Maße, als für den Reiter. Trotzdem aber ist das Reisen zu Pferde ungleich angenehmer und — so parador es klingen mag — auch bequemer. Während die gleichmäßige und rein passive Bewegung des im Wagen Gerütteltwerdens in kurzer Zeit ermüdet, wirken die verschiedenen Gangarten des Pferdes als abwechslungsreiche und belebende Muskelübung. Zudem besitzt der Reiter die volle Freiheit, zu verweilen oder zu eilen, wo und wohin er will. Hier führt ein kleiner Fußpfad von der staubbedeckten Straße ab ins Grüne, dort zeigt sich ein kurzgemähter Wiesenrand, der zum Galoppiren ladet. An jenem dritten Punkte wieder bietet sich dem Auge ein fesselndes Bild; ein leichter Zug am Zügel läßt den vierfüßigen Begleiter anhalten, und ungehindert schweift der Blick in die Runde. Der Wageninsasse aber muß nebst den wechselnden Schönheiten der Scenerie auch meist den immer gleich bleibenden Rücken seines Kutschers bewundern. . . .

Daß nicht jede Reittour all die erwähnten Vorzüge in gleicher Weise vereinigt, ist selbstverständlich. Gerade die hier besprochene Reise steht, was die Annehmlichkeit des Reitens betrifft, keineswegs auf derselben Höhe, wie — um ein Beispiel aus eigener Erfahrung zu nennen — ein Ritt vom Wienerwalde ins Salzburgische. Dazu ist die herrliche Dolomitenwelt denn doch zu bucklig. Es heißt, gar manche Stunde in ruhigem Schritt reiten, um die 2—3000 m hohen Pässe zu gewinnen, und dann nicht minder lange wieder thalwärts, wobei man es allerdings vorzieht, neben seinem Rößlein einherzugehen. — Relativ eben sind nur: das Stückchen von Meran längs der Etsch zur Mendel, und auf dem Rückwege vom Fuße des Ortlergebietes durch das Vintschgau nach Meran. Diese beiden ebenen Strecken bildeten für uns — im Voraus — den Schrecken der Partie. Und Jeder, der Südtirol kennt, wird die bange Scheu begreifen, mit der man sich anschickt, Ende Juni durch das seiner Hitze wegen berüchtigte Etschthal zu reiten.

Der Himmel war uns gnädig. Grau in Grau, ohne Sonne und ohne Regen ließ er uns das gefürchtete Thal durchziehen. Bei Terlan, das einen berühmten schiefen Thurm besaß und einen berühmteren goldgelben Wein noch immer besitzt, verläßt man die Reichsstraße, um mit Hilfe einer dürftigen Holzbrücke an das rechte Etschufer zu gelangen. Ganz mählig steigt die Straße nun an, hinreichend aber, um nach kaum einstündigem Ritte völlig freien Blick in das gesegnete Bozener Thal zu gewähren. Und welch einen Blick! Mancher alte Kurgast würde die so oft geschauten Gefilde heute nicht wiedererkennen. Zur „Saison“, insbesondere aber im März, wenn die zahllosen Pfirsichblüthen das Land mit rosigem Schimmer durchleuchten, zeigt das Etschthal ein bezauberndes Bild. Und dennoch stören darin die kahlen, braunen Aeste und Latten der spät grünenden Weinlauben. Ein Winterbild inmitten des Blühens. Heute aber grünt Alles. Wo das Thal endet und da und dort ein ruinengekrönter Dolomitfelsen aufragt, auch dort ist der Segen nicht zu Ende. Da oben, an den kleinen, südwärts gerichteten Hängen wächst Wein. Fruchtbarkeit, Fleiß und — Frömmigkeit. Kirchthürme und Thürmchen in großer Zahl lugen aus dem Grün hervor. Dort, links von der Straße, der eigenartig zwiebelförmige gehört zu St. Pauls, der nächste, dem wir zustreben, zu Eppan, einem Dörfchen am Fuße der Mendel. — Abseits der Bahn: das ist das Gepräge des Ortes. Rechts und links von der Straße je ein alter Gasthof mit kleiner Wirthsstube und geräumiger Stallung. Begreiflicherweise. Die Zahl der einkehrenden Gäste wird nie allzugroß, Pferde aber kommen und gehen, schwere und leichtere, als Zug- und Vorspannpferde für die hoch ansteigende Mendelstraße.

In großen Kehren Anfangs, dann in kunstvoll und ebenmäßig gebauten Serpentinen führt sie hinan durch dichten Nadelwald und dennoch mit freiem Blick auf das versinkende Thal und den mächtigen Bergekranz. Oben winkt dem Ankommenden vollster Comfort. Die beiden Hotels — Mendel und Penegal — bieten in einer Höhe von 1362 m denselben Luxus wie irgend ein großstädtisches Etablissement, und — mehr Luft.

Der Mendelpaß bezeichnet die Sprachenscheide. Man könnte füglich auch von einer Reinlichkeitsgrenze sprechen. Hier deutsch und sauber, jenseits welsch und . . . . . viel weniger rein. Nur die Natur ist ihrer Schönheit treu geblieben. Das Val di Non am Fuße der Mendel und das ihm folgende weitgedehnte Val di Sole wetteifern

mit einander an Lieblichkeit und Reichthum der Formen. Störend wirken nur die bald in Gruppen, bald einzeln längs der Straße stehenden Maulbeerbäume in ihrer künstlichen Kahlheit. Die Bevölkerung der recht zahlreichen armseligen Dörfer lebt großentheils von Seidenzucht, und da muß denn der den kostbaren Wurm ernährende Baum seinen Blätterschmuck, just wenn er am üppigsten gediehen ist, opfern. Hier und dort erscheint eine erst halbentlaubte Krone, und in dem knorrigen Geäste kauert eine mehr oder minder bejahrte Signora, um die abgerupften Blätter sorgsam in einen langen Leinensack zu stopfen. . . .

Bei Dimaro, einem kläglichen Nestchen, 46 km von der Mendelhöhe, verlassen wir die Hauptstraße und wenden uns links. Zwei Stunden lang durch hellgrünen Lärchenwald, dann fast ebenso lange durch dichtes Tannen- und Fichtengehölz führt die im Vorjahre vollendete Kunststraße nach dem Hochthalkessel von Madonna di Campiglio (1535 m), einem ehemaligen Kloster. Die frommen Herren haben, wie bekannt, auch für die Schönheiten dieser Welt allezeit einen recht guten Blick bewiesen. Im Angesichte der zerklüfteten Brentagruppe, vor dem leuchtenden Laresgletscher des Adamello steht jetzt ein prächtiges Hotel an Stelle der einstigen Mönchsbehausung. Im schärfsten Gegensatze zu der ärmlichen Dürftigkeit im Thale herrscht hier oben, wo genußfrohe Städter, zumeist Oesterreicher und Deutsche, den Sommer verleben, vollendeter Luxus. Die verstorbene Kaiserin von Oesterreich hat diesem weltabgeschiedenen Dörfchen seine heutige Berühmtheit gegeben. Man kann es gar wohl verstehen, daß die vielgeprüfte, einsame Frau so gerne in dieser Bergidylle geweilt wie wohlthuend die Ruhe und Größe dieser stummen Welt auf ihr krankes Gemüth gewirkt hat. Heute, da Madonna di Campiglio eine beliebte Sommerfrische geworden ist, verspürt man von jener Ruhe nicht mehr allzuviel. Es sei denn auf den weithin wohlgepflegten Waldwegen, die immerhin noch manch einsames Plätzchen bieten. Wer Glück hat, kann dort auch von einem Bären überrascht werden. Wenigstens spricht man in Madonna recht viel von solchen. Unter Anderem wird eine Felsenhöhle gezeigt, der während des Straßenbaus urplötzlich Meister Petz entstiegen sein soll. Nun, ob die armen Arbeiter wirklich so unsanft aus dem friedlichen Genusse ihrer Polenta aufgescheucht wurden, oder ob jener Bär lediglich zu dem Zwecke existirt, — den gläubigen Fremden aufgebunden zu werden, das bleibe unentschieden. Die Naturschönheit Madonnas ist frагloser als sein Bärenreichthum.

Am frühesten Morgen verlassen wir unser Quartier und reiten, oder gehen vielmehr über die langgestreckten Serpentinen wieder thalwärts zum Val di Sole. Wo der Lärchenwald beginnt, begrüßt uns das schon bekannte Thal, in dessen Mitte wir, längs des brausenden Noce weitertraben nach Fucine. Rechts und links von der Straße, an den Berghängen kleben kleine, schmutzige Dörfer, eines dem andern vollkommen gleich. Ein solches Dorf ist auch Fucine. Zehn oder zwölf hüttenähnliche Häuschen, im Vordergrunde zwei sogenannte Hotels und daneben ein amtliches Gebäude. Wir lesen daran: — (bitte vorher tief Athem zu schöpfen) — „K. K. Finanz-Wache-Controls-Bezirks-Leitung." Uff! Unsere Befürchtung, an dieser langnamigen Stätte eine nicht minder lange Erörterung unseres Reiseziels pflegen zu müssen, erwies sich als unbegründet. Erst nach zweistündigem Ritte, auf der Höhe des Tonalepasses, wurde das Nationale unserer Gäule aufgenommen und ihnen in Form eines Passirscheins die dereinst anstandslose Rückkehr nach Oesterreich gewährleistet.

Die Straße auf den Tonale bleibt, was technische Vollendung betrifft, hinter den beiden früher erwähnten nicht zurück, übertrifft sie aber weitaus an Großartigkeit der Scenerie. Neben der tiefgrün bewaldeten Schlucht, durch die der Weg zieht, blinkt da und dort ein weißer Schneegipfel hervor, um bald darauf zu verschwinden, ein anderer tritt wieder vor, bis endlich die ganze weitausladende Schnee- und Steinmasse der Presanella in den tiefblauen Himmel hineinragt. In langen Windungen geht es aufwärts: das begleitende Gehölz wird kleiner und lichter, um auf der Höhe (1848 m) des Passes ganz zu verschwinden. Das langgestreckte Hochthal gleicht einer riesigen Almwiese. Auf dem wellenförmigen, mit Felsblöcken besäten Teppich vereinzelte Zwergkiefern, manchmal auch blutigroth aufleuchtende Alpenrosen. Zwei kleine Häuschen stehen da oben. Eine ärmliche Cantoniera mit „vino buono" und das schon erwähnte österreichische Grenzamt. Die Formalitäten bezüglich der Pferde sind rasch erledigt, und bald traben wir in der schneidend kalten, klaren Bergluft der italienischen Grenze entgegen.

Wien. Gustav Alexander Pollak.

Die Affaire Dreyfus. Eine kriminalpolitische Studie von Otto Mittelstädt. Berlin. J. Guttentag. 1899.

Nun haben wir auch eine dem Umfange nach ansehnliche deutsche Schrift, die im Zusammenhang den Dreyfushandel kriminalistisch zur Darstellung bringt und ihn zugleich noch der politischen Seite hin zu beleuchten sucht.

Otto Mittelstädt hat dem Reichsgericht angehört, und er sagt in dem Vorwort ausdrücklich das Folgende:

„Was ich sonst meiner Arbeit von persönlichem Beruf hinzugebracht, war . . . . . . einige kriminalistische Erfahrung im deutsch-französischen Spionagewesen . . . Der Zufall hat es . . gewollt, daß unter den mannigfachen während meiner langjährigen Berufsthätigkeit als Mitglied des deutschen Reichsgerichtshofes vor uns verhandelten, von mir als Referent bearbeiteten Landesverrathssachen gegen Agenten der französischen Spionage einer der umfänglichsten und interessantesten Prozesse . . . gerade mit den geheimen Wechselbeziehungen der Spionage und Gegenspionage einsetzte. . . ."

Das klingt verheißungsvoll, und man konnte von einem Mann mit der Vergangenheit Mittelstädt's vielleicht Aufschlüsse oder wohlbegründete Vermuthungen von besonderer Art erwarten. Das ist jedoch nicht der Fall. Wir finden auch hier eine sachliche Darstellung der allbekannten Verwicklungen — und nur dieser — wie sie heute zu geben nicht mehr schwer ist; aber die darum doch verdienstlich bleibt. Ueber eine Reihe Einzelheiten kann man anderer Ansicht sein; das ist kein Vorwurf. Unangenehm hingegen berührt in dieser Schrift der magistrale Ton; so wenn mit mildem Tadel der deutschen Korrespondenten in Paris gedacht wird, die möglicherweise zu früh an die — Unschuld von Dreyfus geglaubt haben. Der Ueberzeugung von Journalisten dieser Richtung, die für Frankreich und für das Ausland schrieben, aber verdankt man doch gerade im Wesentlichen die Fortschritte der Revisionskompagne. Die Broschüre des Herrn Mittelstädt, die im Juni 1899 abgeschlossen wurde, eilt gewiß nicht der allgemein herrschenden Auffassung voraus; sie hat freilich unter diesen Umständen auch nur das eine Verdienst, in vierzehnter Stunde eine Orientirung, die heute schon allseitig geliefert ist, auch ihrerseits zu geben.

Eine politische Bemerkung der Schrift verdient Beachtung; es heißt da:

„Es könnte sich ereignen, daß fortan im französischen Offizierkorps die katholisch-kirchlich gesinnte Richtung mit ihren konservativ-monarchischen Velleitäten und die republikanisch-weltlich gerichtete Strömung mit einander in bewußteren und feindseligeren Gegensatz treten, daß, ähnlich wie in Spanien, jede der sich bekämpfenden politischen Faktionen in einem sie beschützenden und von ihr beschützten ehrgeizigen General Rückhalt findet."

In der That hierfür sind Vorbedingungen vorhanden.

P. N.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 44. Berlin, den 29. Juli 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1893 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Entwicklung in Frankreich gelangt nunmehr in ihr entscheidendes Stadium; der Kampf um den Bestand der Republik tritt immer deutlicher in den Vordergrund, und die Person von Dreyfus hat nur noch die Bedeutung des bekannten Steinchens, das die Lawine ins Rollen brachte.

Jetzt unmittelbar vor dem Prozeß in Rennes hat das aufrichtig republikanische Ministerium mit festem Griff einen frondirenden Offizier in höchster Stellung gepackt und seiner Funktionen entsetzt. Der General de Négrier, der seine Inspektionsreisen dazu benutzte, die Offiziere durch Ansprachen gegen die Republik aufzuhetzen, ist abgesetzt worden; er hat aufgehört membre du Conseil supérieur de la guerre zu sein, während die Zurlinden und Pellieux gelinder behandelt wurden und nur in kleine Garnisonen außerhalb von Paris versetzt worden sind.

Und was das Bemerkenswertheste ist, nichts ist passirt von realer Bedeutung; denn einige leidenschaftliche Leitartikel in Pariser Blättern haben keine reale Bedeutung.

Damit tritt immer deutlicher zu Tage, was schon seit einiger Zeit überaus wahrscheinlich war. Es gibt eine kleine Anzahl verwegener Abenteurer ohne Uniform, die die Republik umstürzen möchten, und es gibt eine Anzahl Offiziere, namentlich hohe Offiziere, die auch mit dem republikanischen Regime aufzuräumen bereit wären; aber weder verfügen die einen über die Massen auf der Straße noch die anderen über ganze Truppenkörper; es sind Anführer, die schließlich doch ziemlich allein dastehen, und denen ein starker Rückhalt fehlt. Durch ihre Verwegenheit konnten sie eine Zeit lang den Schein der Macht erwecken; dieser Schein verschwindet aber, seitdem eine entschlossene Regierung ihre Machtmittel zu gebrauchen bereit ist.

Schreitet das jetzige Ministerium auf dieser Bahn mit Energie vorwärts, so ist das Ende des Neoboulangismus vorauszusehen; denn wie groß auch die Unzufriedenheit weiter Kreise in Frankreich mit den dortigen, vielfach so unfruchtbaren parlamentarischen Kämpfen sein mag, der Widerwille gegen den Umsturz, der zu unbekannten gefahrvollen Abenteuern führen muß, ist noch größer.

Die Verhandlungen der Friedenskonferenz im Haag werden in diesen Tagen beendet sein; nur noch eine Anzahl Formalitäten bleibt zu erledigen.

Blickt man auf das Ergebniß zurück, so muß man zugestehen, daß es über Erwarten günstig erscheint. Zwar der ewige Friede ist nicht geboren, und die Rüstungen der Völker werden nicht erleichtert werden: das Eine wie das Andere war nicht zu erhoffen. Gleichwohl ist es nicht wenig, was erreicht worden ist. Der Möglichkeit, durch Schiedsgericht einen Krieg abzuwenden, ist ein breiterer Raum gewährt, und es sind feste Formen für die Vermittelung geschaffen; und bricht der Krieg alsdann gleichwohl aus, so wird die Kriegführung nunmehr eine humanere sein.

Da die politische Entwicklung, wie die Natur, keine Sprünge macht, so ist durch die Beschlüsse immerhin ein erheblicher und ein gesunder Fortschritt erzielt; und der Kaiser von Rußland hat sich wirklich ein bedeutendes Verdienst durch die Einberufung der Haager Konferenz erworben.

Aber freilich . . .! Schließlich sind diese Beschlüsse nicht das Entscheidende, sondern Beschlüsse, und seien sie noch so schön, haben erst dann eine Bedeutung, wenn sie ausgeführt werden. Das Beste also verbleibt der öffentlichen Meinung zu leisten übrig, jener unfaßbaren

Macht, die doch eine Macht bleibt. Sie muß es dahin bringen, daß jene Festsetzungen in das lebendige Bewußtsein der gebildeten Nationen und der Regierungen übergehen, und daß vor der gesitteten Welt ein frivoler Verstoß gegen die Haager Stipulationen wie die That eines außerhalb der Civilisation stehenden Barbaren erscheint.

Haben solche Ueberzeugungen Wurzeln gefaßt, dann gibt es eine Macht, die wohl stark genug ist, die Ausführung der Haager Beschlüsse zu erzwingen; das ist wiederum die öffentliche Meinung, die im modernen Leben auch eine starke Regierung nicht leicht zu verletzen wagen wird.

Vorübergehend schienen neue Schwierigkeiten für Transvaal aufzuziehen. Präsident Krüger hat wohl einen Augenblick die Absicht gehegt, innerer Gegensätze wegen sein Amt niederzulegen; es handelte sich um Meinungsverschiedenheiten wegen des Dynamitmonopols. Dieser Streit ist jetzt gütlich geschlichtet. Krüger bleibt, und die Verständigung mit England wird auch nachfolgen.

In Belgrad beginnt das Kriegsgericht zu arbeiten; eine Reihe von Verurtheilungen hat bereits stattgefunden; die Hauptschläge gegen die politischen Gegner Milan's werden jedoch noch erwartet. Ob es sich in Serbien wirklich um eine Verschwörung gegen die Krone gehandelt hat, wer will es sagen. Milan genießt jedenfalls den Ruf eines so skrupellosen Politikers, daß ihm jedes Verbrechen gegen seine Gegner zugetraut wird. Und dieser schlechte Ruf ist seiner Dynastie zweifellos noch gefährlicher als Verschwörungen.

Privatdozent Dr. Arons in Berlin, der vor der Fakultät sich wegen seiner Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei verantworten mußte, ist nicht, wie die Regierung beantragt hatte, aus dem Lehrkörper der Universität entfernt worden. Die Fakultät hat entschieden, daß Dr. Arons nichts gethan hat, was mit der Würde eines Privatdozenten unvereinbar wäre; denn die Bethätigung sozialdemokratischer Gesinnung außerhalb des Amtes könne nicht als eine mit der Lehrthätigkeit unvereinbare Haltung angesehen werden. Das war der Standpunkt eines so gemäßigten und gouvernemental gesinnten Mannes wie Professor Schmoller, der Referent in der Angelegenheit war; das war der Standpunkt der Fakultät, während der Regierungsvertreter als Ankläger die entgegengesetzte Ansicht zum Ausdruck brachte.

Die Regierung, insbesondere der Herr Kultusminister Bosse hat also eine entschiedene Niederlage erlitten, und das bedeutet umsomehr, da die Berliner Universität gewiß nicht der Sitz eines intransigenten Radikalismus ist. Es zeigt sich damit, daß die Regierung selbst in den gemäßigten Kreisen unseres Volkes für ihre Politik eine Stütze nicht hat. Und wenn nunmehr die höhere Instanz auch möglicherweise Herrn Arons aus seinem Lehramt entfernt; politisch wichtig bleibt es, daß ein solches Vorgehen wie von der Bevölkerung so von dem Lehrkörper der größten Landesuniversität als ungerechtfertigt und verfehlt gekennzeichnet wird.

Daß sich die Regierung eine solche Zurechtweisung holt, ist ihr zu gönnen; daß sie die nöthigen Folgerungen aus dieser Erfahrung ziehen wird, ist freilich leider nicht zu erhoffen. Man darf kaum erwarten, daß diese Methode des kleinlichen reaktionären Kampfes aufgegeben werden wird. Man wird bedauerlicherweise wohl auch ferner mit Ernst, Gewicht und Anstrengung fortfahren, den Staat zu retten, indem man selbst die gemäßigten Elemente der Bevölkerung gegen das herrschende Regiment in die Opposition treibt.

* * *

Wie Deutsche ihre Dichter ehren.

Dieser Tage ist ein Heine-Denkmal feierlich enthüllt worden. Deutsche waren zu vielen Tausenden bei diesem Fest erschienen, Jung und Alt, Frauen und Männer; begeisterte Reden wurden gehalten; ein Chor von zweitausend Sängern trug die Lorelei vor. Natürlich war der Schauplatz dieser Feier ein deutscher Gau, etwa der Loreleifelsen am rebenumkränzten Rhein, den Heine's Muse zum Wallfahrtsort von Millionen gemacht hat? O nein! Für ein Heine-Denkmal ist im großen Deutschen Reich kein Platz. Die deutsche monumentale Kunst hat höhere Aufgaben. Sie muß jedes Nest mit einer trivialen Germania schmücken und die monarchische Staatsordnung durch die plastische Verherrlichung ganzer Dynastien sicher stellen. Wie sollte sie auch nicht! Riskirt sie doch, wenn sie einmal ein Kunstwerk, wie Herter's Lorelei-Brunnen, ins Leben ruft, gleich einem lästigen Hausirer von der Schwelle jeder gesinnungstüchtigen Kommune abgewiesen zu werden. Der Bürgerstolz und die Bürgertugend von Düsseldorf und Mainz empörten sich gegen die Zumuthung, einem Manne wie Heine, der weder einem Kriegerverein noch dem Alldeutschen Verbande angehört hatte, der sogar Jude war und es deshalb heute nicht einmal zum Leutnant bringen würde, ein Plätzchen auf öffentlichem Markte einzuräumen. Was hätten die Stützen von Thron und Altar, der Bund der Landwirthe oder gar Herr Liebermann von Sonnenberg davon denken sollen! Lieber noch eine neue Germania oder sonst etwas „Patriotisches". Was blieb dem Heine-Denkmal übrig? Es mußte auswandern, auswandern vor dem Obskurantismus, der Engherzigkeit, der philisterhaften Feigheit, wie vordem so viele, die

„Thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten".

Auf nach Amerika! Nach jenem Lande der Dollars, auf das unsere „Idealisten" ganz von oben herabsehen, weil es „an Bildung so tief unter uns steht".

Die Deutsch-Amerikaner von Newyork nahmen sich des aus Deutschland Verstoßenen liebevoll an, und heute erhebt sich das erste Denkmal des nach Goethe ersten deutschen Lyrikers in der größten Stadt der amerikanischen Republik. Einer amerikanischen Stadtbehörde mußten Deutsche das Heine-Denkmal zum ehrenden Schutze übergeben, weil im Deutschen Reich Magistrate sich gefunden hatten, die sich weigerten, das Schutzrecht zu übernehmen. Welch ein Stoff zur blutigsten Satire! Hätten wir einen zweiten Heine, was würde der aus diesem Stoffe machen!

Dr. Ernst Richard, der Präsident des Heine-Denkmalausschusses in Newyork, welcher mit einer männlichen und gehaltvollen Ansprache das Denkmal der amerikanischen Stadtverwaltung übergab, wandte sich im ersten Theil seiner Festrede zu seinen Landsleuten in deutscher Sprache. Er erinnerte unter Anderem an Heine's Verse:

Die Philister, die Beschränkten,
Diese geistig Eingeengten,
Darf man nie und nimmer necken.
Aber weite kluge Herzen
Wissen stets in unsern Scherzen
Lieb' und Freundschaft zu entdecken;

um dann fortzufahren:

„Einen Sieg des freien Menschenthums über das Philisterthum bedeutet auch der heutige Tag — denn in diesem Denkmal ehren wir nicht nur den Dichter, den Meister der deutschen Sprache, den Kämpfer im Befreiungskampfe der Menschheit; es ist nicht nur ein deutsches Kunstwerk, ein herrliches Geschenk, welches wir als neuen Schmuck unserer schönen Stadt darbringen; die Enthüllung dieses Denkmals bedeutet mehr: sie ist ein Protest freier Amerikaner gegen deutsche Engherzigkeit, ein Mahnruf, der dem deutschen Volke die Schamröthe ins Gesicht treiben soll".

Um die Demüthigung noch wirksamer zu machen, fordert der Schatzmeister des Heine-Denkmalausschusses, der unermüdliche Louis Windmüller, nunmehr auf, auch Goethe ein seiner würdiges Denkmal in Newyork zu errichten. Die anderthalbhundertjährige Wiederkehr des Geburtstages unseres größten Dichters soll zum Ausgangspunkt der Schaffung eines Goethe-Denkmals nach dem Entwurf des Bildhauers Henry Baerer gemacht werden, der bereits an dem Beethoven-Denkmal, das Newyork seit fünfzehn Jahren besitzt, während Berlin ohne ein solches ins zwanzigste Jahrhundert geht, sein künstlerisches Können bethätigt hat. Auch das wäre ein recht wirksamer „Protest gegen deutsche Engherzigkeit“. Stehen wir doch in deutschen Landen noch unter dem frischen Eindruck der wahrhaft schimpflichen Behandlung, die dem Straßburger Goethe-Denkmal im deutschen Reichstag widerfahren ist. Man mag darüber streiten, ob es wohlgethan war, mit einem Antrage auf Reichssubvention an die Volksvertretung zu gehen; aber nachdem es einmal geschehen war, den erbetenen Zuschuß von 50 000 Mk. wie eine unbequeme Bettelei zu behandeln, der gegenüber man weder Ja noch Nein sagt, sondern die durch perennirende Beschlußunfähigkeit abgewiesen wird, das war schlechthin skandalös. Man komme nicht damit, daß hier bloß Ungeschick in der Geschäftsführung des Reichstags vorliege und keine dolose Absicht. Jeder Kundige weiß, daß derartige Ungeschicklichkeiten im Parlament nur dann vorkommen und nicht redressirt werden, wenn sie den entscheidenden Parteien gelegen kommen. Goethe ist eben unseren Dunkelmännern, protestantischen wie katholischen, von jeher ein Dorn im Auge gewesen. Sie haben sich wohl oder übel mit diesem strahlenden Genius abgefunden, wie mit der Thatsache, daß sich die Erde um die Sonne dreht, aber sie sagen sich mit Recht, daß die Weltanschauung Goethe's von der ihrigen himmelweit getrennt ist, und daß der Goethe'sche Geist in Allem lebendig ist, was sie im öffentlichen Leben bekämpfen. Die Behandlung des Heine-Denkmals und des Straßburger Goethe-Monuments ist auch ein Denkmal, ein Denkmal dessen, was am Ende des neunzehnten Jahrhunderts aus der geistigen Freiheit in Deutschland geworden ist.

Th. Barth.

Schulze-Delitzsch.

In der nächsten Woche wird in Berlin ein Denkmal des Begründers des deutschen Genossenschaftswesens enthüllt werden, ein Denkmal des Mannes, der wie einst Georg von Vincke mit sauersüßer Anerkennung sagte, mit seinem „europäischen Namen“ Schulze-Delitzsch heißt. Es ist nicht leicht geworden, in Berlin einen Platz ausfindig zu machen, auf dem ein solches Denkmal errichtet werden durfte. Anfangs wollte die Polizei überhaupt davon Nichts hören; später erhob sie Bedenken gegen diesen und jenen Platz. Zuletzt gestand sie einen Platz zu, der mit einem Schmuckplatz nicht die geringste Aehnlichkeit hat. Es wäre über diese und verwandte Gegenstände mancherlei zu sagen; in die alte Disziplin, die man „Polizeiwissenschaft“ nennt, ist in Deutschland ein neues Kapitel einzuschieben, dem man die Ueberschrift geben muß: „Denkmalspolizei“.

Des echten Mannes wahre Feier ist die That.

Mit diesem Worte Goethe's leitet man am Besten die Betrachtung von Schulze-Delitzsch's Wirken ein. Als die Bewegung des Jahres 1848 zum Stillstand gebracht war, mußten viele der besten Männer, die an ihr Theil genommen hatten, ihr Vaterland verlassen und konnten erst nach zehn Jahren heimkehren, wenn sie nicht inzwischen gestorben und verdorben waren. Andere wanderten in das Gefängniß oder in das Zuchthaus. Diejenigen, die glücklicher gewesen waren, kehrten zu ihrem früheren Beruf zurück und suchten den Traum an Deutschlands Einheit und Freiheit zu vergessen.

Schulze-Delitzsch war der Gefahr, in das Gefängniß zu wandern, glücklich entronnen. Zu seinem Richterberuf kehrte er nicht für lange zurück, denn man hatte ihn ihm verleidet. Müßig zu gehen, vermochte er nicht. Und so sah er sich nach einer Thätigkeit um, durch die er Nutzen schaffen konnte. Sein Sinn war wahrlich nicht darauf gerichtet, Ruhm zu erwerben; seine Gedanken waren weit davon entfernt, ein Werk zu schaffen, mit dem eine neue Epoche der Weltgeschichte beginnen sollte. Er wollte seine Kräfte anwenden, um etwas hervorzubringen, was nützlich werden konnte. Und da verfiel er zunächst auf den Gedanken, in seiner Vaterstadt Delitzsch eine Kranken- und Sterbekasse und für die dort blühende Schuhmacher-Innung eine Rohstoffgenossenschaft und einen Konsumverein zu gründen. Das war zunächst Alles.

Er wollte zeigen, daß in diesem Staate, in welchem zunächst jede freie geistige Regung unterdrückt war, in welchem ein Hinckeldey eine fast unumschränkte Gewalt ausübte, doch noch immer die Möglichkeit gegeben sei, durch eigene Kraft des Mannes Einrichtungen herzustellen, welche die Leiden, denen der wirthschaftende Mensch ausgesetzt ist, verringern. Er wollte dem Wucher entgegenarbeiten, indem er Einrichtungen herstellte, in denen ein gesunder Kredit gegeben wurde.

Er versprach Niemandem mühelosen Gewinn, sondern er forderte Jedermann zu unverdrossener angestrengter Arbeit auf und betheiligte sich selbst an dieser Arbeit. Das bestehende Recht war jeder Vereinsbildung abhold. Das Preußische Landrecht hatte wie eine Warnungstafel den Satz hingestellt, daß, wo ein Verein gebildet wird, Jedermann, der daran theilnimmt, für die Schulden dieses Vereins aufkommen muß. Schulze sagte, was hier zur Abschreckung ausgesprochen sei, müsse man sich zu Nutze machen; in die Solidarhaft müsse man sich hineinbegeben, um Kredit zu erwerben.

Das Samenkorn, das er in Delitzsch gelegt hatte, ging auf und ward zu einem Baum, der ganz Deutschland überschattete. Zu seiner eigenen Ueberraschung fand das von ihm gegebene Beispiel vielfache Nachahmung, und als wieder ein freierer Geist durch Deutschland ging, konnte er seinen Freunden berichten, daß im Laufe von kaum zehn Jahren das Genossenschaftswesen in Deutschland einen erfreulichen Aufschwung genommen habe.

Ueber den Werth des durch ihn geschaffenen Genossenschaftswesens hat die Geschichte gerichtet. Gegen eine Ueberschätzung hat Niemand sich so eifrig ausgesprochen, wie er selbst. Die Möglichkeit einer Unterschätzung verhindert der Umstand, daß es noch heute nach fünfzig Jahren, sechzehn Jahre nach des Schöpfers Tode, in voller Blüthe steht. Den Nutzen, den es bringen konnte, hat es gebracht; was es nicht leisten konnte, hat er nie von ihm verlangt.

Er hat den Baum, den er gepflanzt, treu gepflegt. Er hat ihn gegen Angriffe geschützt, mochten sie von dem Argwohn der Polizei oder von dem Neide der Nebenbuhler ausgehen. Er war unermüdlich in der Arbeit für ihn; am verdienstvollsten ist es, daß er ihn auch gegen den Uebereifer der Freunde geschützt hatte. Der Baum, den er gepflanzt hatte, sollte keine Treibhauspflanze sein. Er sollte langsam, aber kräftig wachsen. Unermüdlich wachte er darüber, daß alle ungesunden Spekulationen von dem deutschen Genossenschaftswesen fern gehalten wurden.

Er hat es erlebt, daß die Genossenschaften sich in natürlicher Entwicklung zu Verbänden und Unterverbänden zusammenthaten, daß sie sich eine Presse und eine Organisation verschafften, wie sie ihrem Bedürfnisse entsprach; daß endlich die Gesetzgebung, die sich der neuen Schöpfung gegenüber feindlich verhalten hatte, sich schließlich entschloß, sie anzuerkennen und Erschwerungen von ihr fernzuhalten.

Man darf wohl annehmen, daß er ein glücklicher Mensch gewesen ist. Er hat die Saaten, die er ausgestreut,

aufgehen und reifen sehen; er ist Zeuge davon gewesen, daß sie die gegen sie gerichteten Angriffe überdauert haben. Diese Angriffe, die zum Theil mit vielem Witz und vieler Bosheit in das Werk gesetzt worden sind, sind vergessen und sein Werk überlebt ihn und bleibt ihm das schönste Denkmal.

Schulze-Delitzsch war ein Mann, der ganz und gar für eine Sache gelebt hat; für seine Person hat er nie Etwas begehrt. Ruhmbegierde war ihm so fremd geblieben, wie Habsucht. Die einzige Freude, die er suchte, sein Werk gedeihen zu sehen, konnte ihm Niemand rauben.

Er war ein Volksmann im echtesten Sinne des Wortes. Eine gedrungene, derbknochige Gestalt, machte er den Eindruck, als sei er aus einer altbäuerlichen Familie hervorgegangen. Seine Rede war derb und schlicht. Er hatte häufig vor großen Volksmassen gesprochen, und hatte den Zugang zu ihrem Verständnisse gesucht. Wenn er im Reichstage oder Landtage sprach, suchte er nicht nach schönen Worten und ungewohnten Wendungen, sondern er strebte, auch von der Rednerbühne herab dem Volke verständlich zu sein. Einfach in allen seinen Lebensgewohnheiten, hat er sich von jeder Ueberhebung ferngehalten. Er war eine demokratische Natur im besten Sinne des Wortes und das Volk hat nie einen treueren Freund besessen.

Alexander Meyer.

Das neue russische Münzgesetz und der Fortgang der Währungsreform.

Das neue russische Münzgesetz vom 7./19. Juni 1899 bringt nun endlich die formelle Vollendung dieses großen, vor reichlich vier Jahren begonnenen Reformwerkes, über dessen Inangriffnahme und Fortgang auch an dieser Stelle zu seiner Zeit berichtet worden ist.

Allerdings war die gesetzliche Regelung der neuen Währung schon seit längerer Zeit vollzogen und im Wesentlichen durch die Ukase vom 14./26. November 1897 abgeschlossen; — aber trotzdem war die Kodifizirung der zu verschiedener Zeit erlassenen einzelnen Bestimmungen nicht nur aus juristischen Gesichtspunkten dringend erwünscht, sondern auch nothwendig, um der neuen Ordnung der Dinge die erforderliche Sicherheit und Klarheit zu verleihen. In dieser Beziehung war es namentlich von großer Wichtigkeit, daß das bisherige Münzstatut, welches den „Silberrubel" als Münzeinheit bezeichnete, auch formell für aufgehoben und ungültig erklärt wurde.

Durch das Gesetz vom 7./19. Juni 1899 wird nun in aller Form die reine Goldwährung in Rußland eingeführt. Der § 3 desselben lautet wörtlich: „Das Münzsystem Rußlands beruht auf Gold. Die Reichsmünzeinheit ist der Rubel, welcher 17,424 Doli Feingold enthält und in 100 Kopeken eingetheilt wird". (Die Dola ist gleich 4,443 494 Centigramm, so daß der Rubel ein Quantum von 0,774 234 Gramm Feingold repräsentirt.) Es werden goldene, silberne und kupferne Münzen geprägt. Die Ausprägung von Goldmünzen erfolgt sowohl aus Gold, welches der Regierung gehört, als auch aus Gold, das von Privatpersonen eingeliefert wird. Der Münzhof ist nicht berechtigt, den letzteren die Annahme von Gold zur Ausmünzung zu verweigern, sofern die eingelieferte Menge wenigstens 1/4 Pfund russisch beträgt. Die Goldmünzen haben einen Feingehalt von 900/1000 und werden in Stücken von 15, 10, 7½ und 5 Rbl. ausgebracht. Dementsprechend wiegt das 10-Rubelstück 8,6026044 Gramm, das 5-Rubelstück 4,3013022 Gramm u. s. w. Die silbernen und kupfernen Münzen werden ausschließlich aus Metall geschlagen, welches dem Staat gehört. An Silbermünzen werden geprägt Stücke zu 1, ½ und ¼ Rubel mit einem Feingehalt von 900/1000 und Stücke zu 20, 15, 10 und 5 Kopeken mit einem solchen von 500/1000. Das silberne Einrubelstück wiegt, wie bisher, rund 20 Gramm (genauer 19,995723 Gramm) und das Werthverhältniß, nach welchem die vollwichtigen Silbermünzen ausgebracht werden, stellt sich mithin auf 1 : 23,244. In Bezug auf die Kupfermünzen wird an den bisherigen Bestimmungen nichts geändert. Alle Geschäfte zwischen Privatpersonen untereinander, sowie zwischen der Regierung und Privaten haben fortan auf „Rubel" nach dem § 3 dieses Gesetzes zu lauten. Die Goldmünzen sind obligatorisches Zahlungsmittel bis zu jedem Betrage. Die Münzen aus Silber und Kupfer sollen dagegen nur zur Aushilfe im Kleinverkehr dienen. Der Gesammtumlauf von Silbermünzen soll niemals den dreifachen Betrag der gesammten Einwohnerzahl übersteigen. Die Ausgabe von Kupfergeld erfolgt nur auf jedesmal besonders einzuholende Genehmigung des Kaisers. Im Privatverkehr ist die Annahme von Silber nur bis zum Betrage von 25 Rubel für die Münzen mit einem Feingehalt von 900/1000 und von 3 Rubel für die übrigen Silber- und die Kupfermünzen obligatorisch. Die Staatskassen dagegen sind gehalten, diese Münzen bis zu jedem Betrage anzunehmen, mit alleiniger Ausnahme der Kassen der Zollverwaltung, an denen die Zahlung mit Silber und Kupfer nur bis zu gewissen geringen Beträgen zulässig ist. Für die Ausmünzung der von Privatpersonen eingelieferten Goldbarren wird eine Prägegebühr von 42,315 Rubel auf das Pud Feingold (ziemlich genau 2‰) erhoben.

Gleichzeitig wird durch ein Reichsrathsgutachten vom 31. Mai/12. Juni d. J. bestimmt, daß das Kapital und die Zinsen aller Staatsschulden und öffentlichen Anleihen, welche in früherer Zeit in „Rubel Gold" oder „Rubel Metall" aufgenommen worden sind, auf der Grundlage von 1½ Rubel gleich 1 „Rubel Gold" oder „Metall" zu berechnen und zu bezahlen sind. Derselbe Grundsatz gilt für alle privaten Anleihen, Verbindlichkeiten und Kontrakte, welche vor Ausgabe des neuen Münzgesetzes auf „Goldrubel gleich 1/10 Imperial" oder „alter Prägung" d. h. nach dem Gesetz vom 17. Dezember 1885, gestellt waren.

Der legislatorische Theil der Währungsreform hat somit durch das vorstehend kurz skizzirte Gesetz seine Erledigung erhalten. Es bleiben gegenwärtig nur noch praktische Aufgaben zu lösen, welche auf die faktische Einbürgerung der neuen Währungsverhältnisse und auf die Aufrechterhaltung derselben hinzielen und es dürfte bei dieser Gelegenheit an der Zeit sein, einmal zu prüfen, wie weit man hierin gelangt ist.

Als ich vor ungefähr zwei Jahren an dieser Stelle zum letzten Mal über die russische Währungsreform berichtete, war der praktische Theil derselben eben erst in Angriff genommen. Der Geldumlauf bestand damals noch fast ausschließlich aus den Noten der russischen Reichsbank und das Gold drang nur ganz allmählich in den Verkehr. Das lag zum großen Theil daran, daß man damals nur die unbequemen Münzen zu 15 und 7½ Rubel hatte. Die Stücke zu 5 Rubel wurden erst zu Ende des Jahres 1897 in Verkehr gesetzt und die 10-Rubelmünze, die gegenwärtig die beliebteste und bequemste ist und in Zukunft die Hauptmünze des Landes werden dürfte, wurde gar erst durch den Ukas vom 11./23. Dezember 1898 geschaffen. Selbstverständlich war es aber das erste und wichtigste Erforderniß, wenn die Währungsreform nicht lediglich auf dem Papier bleiben sollte, daß sich ein Umlauf von Hartgeld einbürgert. Zu diesem Zweck galt es einerseits eine genügende Menge von Metallgeld zu schaffen und andererseits den Notenumlauf einzuschränken.

Die Ausprägung von Goldmünzen, welche im Jahre 1896 gänzlich geruht hatte, nimmt denn auch, seitdem die Grundzüge der neuen Währung festgelegt waren, einen ganz ungewöhnlichen Aufschwung und in den zwei Jahren 1897 bis 1898 sind für nicht weniger als 595 Millionen Rubel

ausgemünzt worden, — ein Quantum, wie es wohl noch kein Münzhof in der gleichen Zeit geliefert hat. Auf die einzelnen Münzgattungen vertheilt sich dieser Betrag wie folgt:

	1897	1898
Stücke zu 15 Rubel	178 500 000	180
„ „ 7½ „	126 217 500	67,50
„ „ 10 „	—	2 000 000,—
„ „ 5 „	26 860 000	261 890 090,—
	331 577 500	263 890 337,50

Obgleich das neue Münzgesetz — man muß sagen: wider Erwarten — die Stücke zu 15 und 7½ Rubel beibehalten hat, darf man auf Grund dieser Zusammenstellung doch annehmen, daß dieselben mit der Zeit verschwinden werden. Bereits im Jahre 1898 ruhte die Ausprägung davon so gut wie gänzlich und man prägte vorzugsweise 5-Rubelstücke. Dasselbe wird im laufenden Jahr mit den 10-Rubelmünzen der Fall sein und es ist kaum anzunehmen, daß man jemals wieder jene unhandlichen Appoints in größerem Umfang prägen wird.

Von dem Gesammtbetrage von 595 Mill. befanden sich am 1. Januar 1899 145,7 Mill. in der Kasse der russischen Reichsbank. In den Verkehr waren mithin damals bereits 450 Mill. übergegangen.

Die Ausprägung von vollwichtigen Silbermünzen war schon im Jahre 1895 in Angriff genommen worden; da aber der Petersburger Münzhof, Angesichts der bevorstehenden umfangreichen Goldprägungen, schlechterdings nicht im Stande war, die Ausmünzung von Silber in dem erforderlichen Umfang zu betreiben, so wandte sich die russische Regierung an die Münzhöfe von Paris und Brüssel und es sind denn auch, wie bekannt, große Posten russischer Silbermünzen im Ausland geschlagen worden. Im Ganzen wurden an Silbermünzen mit dem Feingehalt von 900/1000 geprägt:

	in Rußland:	in Paris:	in Brüssel:
1895:	4 605 053,50	—	—
1896:	25 723 862,50	14 000 000	—
1897:	18 515 000,—	23 500 000	26 000 000
1898:	18 724 872,25	5 000 000	14 000 000
	67 568 788,25	42 500 000	40 000 000.

Der Gesammtvorrath an dieser Silbermünze belief sich mithin zum 1. Januar 1899 auf etwas über 150 Mill. Rubel, wovon natürlich der weitaus größte Theil (ca. 107 Mill.) auf Einrubelstücke entfällt. In der Reichsbankkasse lagen damals 28 Mill. und in Umlauf befanden sich also ungefähr 122 Mill. Rubel.

Nachdem durch das Gesetz vom 29. August/10. September 1897 die Notenausgabe und die künftige Stellung der Noten im Geldsystem geregelt worden war, begann man auch den Notenumlauf konsequent zu reduziren. Jenes Gesetz bestimmte bekanntlich, daß der Notenumlauf der russischen Reichsbank bis zum Betrage von 600 Mill. Rubel wenigstens zur Hälfte, darüber hinaus aber voll durch Gold gedeckt sein soll, m. a. W. daß der ungedeckte Notenumlauf 300 Mill. Rubel nicht übersteigen darf. Die Noten sollen im Uebrigen ausschließlich für und nach Maßgabe der Bedürfnisse des Geschäftsverkehrs ausgegeben werden und den Charakter eines gesetzlichen Zahlungsmittels haben, — in gleicher Weise wie die Goldmünzen. Für den 8./20. September 1897 veröffentlichte die Bank ihren ersten Status auf Grund der neuen Bestimmungen. Der Notenumlauf betrug damals noch 1068,8 Mill. Rubel. Dagegen hielt die Bank an Gold in neuen kuranten Münzen — 104,5 Mill. und in Barren, ausländischen und alten russischen Goldmünzen — 1027,2 Mill. Rubel. Obwohl somit die Noten reichlich überdeckt waren, erfolgte doch von da an eine schrittweise Reduktion ihres Betrages. Derselbe war zum 1. Januar 1898 — auf 999 Mill., zum 1. Januar 1899 — auf 725 Mill. gesunken und beträgt jetzt nur noch 630 Mill. Rubel. —

Sieht man von der silbernen und kupfernen Scheidemünze gänzlich ab, so setzte sich der Geldumlauf Rußlands am 1. Januar 1899 folgendermaßen zusammen (in Mill. Rubel):

	Gesammtvorrath	in der Reichsbank	im Verkehr
Gold. . . .	595	145	450
Silber. . .	150	28	122
Papier. . .	725	63	662
	1470	236	1234

Das Hartgeld machte mithin zu Anfang dieses Jahres bereits 52 Proz. des Gesammtvorraths und ca. 46 Proz. der effektiven Cirkulation aus, während zu Ende des Jahres 1896 noch sehr wenig und Ende 1895 noch gar kein Metallgeld umlief. Gegenwärtig dürfte sich das obige Verhältniß noch weiter zu Gunsten des Metalls verändert haben und man wird jedenfalls zugeben müssen, daß hinsichtlich der Einbürgerung von Hartgeld bereits ein recht achtungswerther Erfolg erzielt worden ist.

Daß dieser Erfolg nicht ohne gewisse Opfer erzielt werden konnte, darf nicht Wunder nehmen. Wie man aus Vorstehendem ersieht, ist die russische Reichsbank bisher im Interesse der Durchführung der Währungsreform nicht dazu gekommen, sich in der Bemessung des Notenumlaufs von geschäftlichen Erwägungen leiten zu lassen. Die konsequente Einschränkung desselben war und ist aus währungspolitischen Gründen ohne Zweifel durchaus rationell und erwünscht, von rein bankpolitischem Standpunkt aus war sie aber kaum berechtigt. Gerade in einem Lande wie Rußland, wo sich der Geldbedarf zu einer gewissen Jahreszeit regelmäßig bedeutend steigert, um sodann wieder zurückzugehen, muß der Notenumlauf die größtmögliche Elastizität besitzen und es erscheint unnatürlich, wenn derselbe sich nur in einer Richtung hin ändert. Dieser Umstand macht sich seit dem Herbst 1898, wo sich der hiesige Geldmarkt in ungewöhnlicher Weise versteifte, besonders fühlbar und es ist seitdem mehrfach der Vorwurf erhoben worden, daß die Währungsreform zu einer Abnahme der Cirkulationsmittel und mithin zu einer Geldvertheuerung geführt habe. In dieser Allgemeinheit ist der Vorwurf sicherlich unbegründet, denn wie man aus den obigen Zusammenstellungen ersieht, ist die Menge der Cirkulationsmittel größer, als zu irgend einer Zeit vor der Währungsreform (bis zum Jahre 1896 verfügte der Geldumlauf ausschließlich über die Noten, deren Gesammtbetrag 1196 Mill. nie überstiegen hat). Richtig ist aber, daß die Bank gegenwärtig im Interesse der Währungsreform es nicht für möglich findet ihren Notenumlauf auszudehnen, wozu sie sonst Angesichts ihres großen Bestandes an Gold in Barren und nicht kuranten Münzen ausgiebig im Stande wäre und daß sie daher vorläufig dem Wirthschaftsleben nicht diejenigen Dienste leisten kann, die man sonst wohl von ihr erwarten dürfte. Das ist gewiß eine unerfreuliche Erscheinung, aber man darf nicht außer Acht lassen, daß schließlich ein jedes Uebergangsstadium mit gewissen unvermeidlichen Mängeln verbunden ist und daß die durch die Politik der russischen Reichsbank erzielten währungspolitischen Resultate, durch das Opfer, welches Industrie und Handel temporär zu bringen haben, sicherlich nicht zu hoch erkauft sind.

Im Allgemeinen darf man jedenfalls sagen, daß die russische Regierung auch hinsichtlich der praktischen Durchführung der Währungsreform einen sehr glücklichen Weg eingeschlagen hat und es wäre nur zu bedauern, wenn derselbe jetzt schon, — vielleicht anläßlich der im Herbst zu erwartenden weiteren Anspannung des Geldmarkts — verlassen werde sollte. —

St. Petersburg.

Theodor Buck.

Jeannette Schwerin.

Wenn man die Nachrufe liest, die Zeitungen und Zeitschriften dem Andenken der am 14. Juli d. J. uns entrissenen Frau Jeannette Schwerin gewidmet haben, so kommt einen etwas von der Verwunderung König Philipps an über den Menschen, „der das gethan und unter dreien, die ich frage, nicht einen einz'gen Neider hat". Nur daß die Zahl drei hier bei weitem nicht zureichen würde. Das Maß von Anerkennung, das die seltene Frau genoß, möchte am besten durch die Thatsache gekennzeichnet sein, daß sie, die Jüdin, in positiv-christlichen Kreisen, die bürgerliche Frauenrechtlerin, in sozialdemokratischen Arbeiterinnenkreisen mit Verehrung genannt wurde.

Diese Anerkennung galt begreiflicherweise in erster Linie ihrer Bedeutung für die Wohlfahrtspflege, speziell die der Reichshauptstadt. Es möchte nicht leicht Jemand von nicht offizieller Stelle aus leisten, was Jeannette Schwerin von der von ihr begründeten „Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur" aus geleistet hat. Ihr Erfolg lag hier wie bei ihrer sonstigen einschlägigen Thätigkeit darin, daß sie nie auf Symptome kurirte, nie nur Pflaster auflegte, sondern das Uebel an der Wurzel anzufassen und zu heben suchte. Ihre Thätigkeit war kein Scheinthun, das mit möglichst großen zahlenmäßig zu belegenden Endresultaten paradiren wollte; sie ging vielmehr den einzelnen Fällen sorgsam nach und suchte womöglich das Ziel jeder rationellen Armenpflege zu erreichen: den Hilfsbedürftigen in den Stand zu setzen, sich selbst zu helfen. Niemand war dabei geeigneter, die Behauptung zu widerlegen, daß in der Armenpflege bei Frauen „das gute Herz" immer mit dem Verstande durchgehe; vor ihren klugen Augen hielten keine Scheinmanöver stand, und der professionelle Bettler hatte alle Ursache, ihre Thür zu meiden.

Aber so groß die Bedeutung der Verstorbenen auf rein humanitärem Gebiete war, wo sie die Traditionen eines hochbedeutenden, selbstlosen Elternpaares fortsetzte, den größten Verlust erleidet doch die deutsche Frauenbewegung. Hier wird ein Ersatz am schwersten — in einer einzelnen Persönlichkeit überhaupt nicht zu finden sein.

Einige wenige Daten mögen ihre äußere Stellung und Thätigkeit darin kennzeichnen. Frau Schwerin trat erst spät in die Frauenbewegung ein; an Thaten gewöhnt, waren ihr die Mittel, auf welche die deutsche Frauenbewegung zum größten Theil noch angewiesen war, Vorstellungen, Bitten und Reden, wenig sympathisch. Sie gehörte fünf Jahre lang dem Vorstand des Berliner Vereins „Frauenwohl" an, aus dem sie bei der bekannten Sezession mit vielen anderen austrat; sie war zweite Vorsitzende des Berliner Frauenvereins, dem sie höchst werthvolle Anregungen gab und dessen ausgedehnte, segensreiche „Hauspflege" ihr ihre Organisation verdankt; sie war ein sehr thätiges Vorstandsmitglied des Bundes deutscher Frauenvereine und zugleich Vorsitzende zweier seiner Kommissionen, die der sozialen und wirthschaftlichen Hebung der Frau bezw. der Arbeiterin dienen sollen.

Innerhalb der so angedeuteten Grenzen und weit darüber hinaus hat Frau Schwerin in den Jahren, die sie der eigentlichen Frauenbewegung diente, eine autoritative Geltung errungen, die zu der Kürze der Zeit in gar keinem Verhältniß steht. Die Erklärung dafür dürfte nicht schwer fallen: sie trat als gereifte Frau, mit einer eingehenden Kenntniß der von ihr seit lange eifrig studirten sozialen Verhältnisse — über gewerkschaftliche und andere große wirthschaftliche Organisationen unterrichtete sie sich speziell auf einer Studienreise nach England —, mit der Gewohnheit des Organisirens, des Zugreifens, mit einer schätzenswerthen Kenntniß auch der Wege, auf denen soziale Reformen ihren langsamen Weg in die Wirklichkeit nehmen, in eine Bewegung ein, die einerseits wohl durch Begründung zahlreicher Veranstaltungen zur Erhöhung der Erwerbsthätigkeit und des Bildungsstandes der Frauen praktische Resultate gezeitigt hatte, andererseits gerade in Deutschland einen hohen Idealismus in der Vertretung ihrer Ideen zeigte, der aber die soziale Seite in weit höherem Maße fehlte als der Frauenbewegung anderer Länder. Hier ist Frau Schwerin von höchster Bedeutung geworden. Ihr genialer Blick für die Erfassung der sozialen Verhältnisse, ihre durch die Armenpflege gewonnene Fühlung mit Arbeiterkreisen, ihre Gewohnheit der That, vor allem aber was sie als Mensch als Einsatz mitbrachte an selbstloser Güte und Opferfreudigkeit, haben in den wenigen Jahren zu Resultaten geführt, aus denen sich zweifellos Größeres zeitigen lassen wird, wenn der nöthige Krafteinsatz geleistet werden kann. Daß die Einführung weiblicher Fabrikinspektoren schon Anfänge zu verzeichnen hat, daß man beginnt, der Zulassung der Frauen zur kommunalen Armenpflege unter gesetzlicher Gleichstellung mit dem Manne freundlicher gegenüberzustehen, daß überhaupt die Bedeutung einer Heranziehung der Frauen zu sozialer Hilfsarbeit Anerkennung zu finden beginnt, ist fast ganz auf ihre Anregungen zurückzuführen. Ihre aufopfernde Thätigkeit bei Gelegenheit des Berliner Konfektionsstreiks, ihr Antheil an dem Arbeiterschutzkongreß in Zürich, der von ihr eingerichtete Kursus für Fabrikinspektorinnen deuten die Richtung an, in der sich ihr Thun mit Vorliebe bewegte. Wenn Frau Zetkin sie in der „Gleichheit" einmal als die einzige unter den bürgerlichen Frauen bezeichnete, die etwas von sozialer Arbeit verstehe, so zeigt das, wie unmöglich die Versagung der Anerkennung selbst da war, wo man sie unzweifelhaft gern versagt hätte. Denn daß Frau Schwerin trotz ihres warmen Interesses für die Sache der Arbeiter der sozialdemokratischen Lehre völlig fern stand, bedarf bei ihrem klaren Blick und ihrem Verständniß für die Bedingungen geschichtlichen Werdens kaum der Erwähnung.

Eben dieses Verständniß hat auch ihre Stellung in der Frauenbewegung bestimmt. Daß ihre Thätigkeit hier zuerst der Richtung zu Gute kam, die man — vermuthlich des stürmischen Auftretens ihrer Vertreterinnen wegen — als die Linke zu bezeichnen sich gewöhnt hat, obwohl sie sich in ihren Zielen in nichts von der übrigen Frauenbewegung unterscheidet, zeigt, daß auch sie zeitweise dem frohen Glauben der Neulinge verfiel, es bedürfe nur einer kräftigen, weithin schallenden Demonstration der Gerechtigkeit unserer Sache, um ihr zum Siege zu verhelfen. Sie wandte sich später mit aller nur wünschenswerthen Entschiedenheit der Richtung zu, die bei gleicher Betonung der Nothwendigkeit, der Frau die vollen bürgerlichen Rechte zu erringen, da nur so die Durchführung ihrer Kulturaufgabe gesichert werden kann, doch die bei allen Reformen nothwendige Berücksichtigung der Bedingungen geschichtlichen Werdens nicht außer Augen läßt, die vor allen Dingen die ganze Frauenbewegung auf die feste Grundlage der Arbeit im Dienst des Gemeinwohls zu stellen gewillt ist. In der Vertretung der Frauenbewegung durch Kräfte, die, lediglich propagandistisch thätig, der festen Grundlage solcher sozialen Arbeit entbehren, sah sie später, durch die Erfahrung belehrt, eine der größten Gefahren für die glückliche Durchführung der Bewegung.

Andrerseits fiel es ihr selbstverständlich nicht ein, die Bedeutung einer richtig betriebenen, von gründlicher Arbeit gestützten Propaganda zu unterschätzen. Sie selbst war in hervorragendem Maße dazu befähigt und als hochbegabte Rednerin noch auf ausgedehnten Vortragsreisen in ihrem Dienst thätig, als ihr fortschreitendes Leiden schon längst Qualen mit sich brachte, die unzählige andere zu völliger Unthätigkeit veranlaßt hätten. Ein Nachruf sprach von ihrer „feurigen" Beredtsamkeit. Der Ausdruck ist für ihre feine Art durchaus uncharakteristisch; er wird ihr andrerseits nicht gerecht, da er der Rhetorik zuzuschreiben scheint, was nur als Wirkung der schlichten Wahrhaftigkeit ihrer Darlegungen, des tiefen Ernstes ihrer Ueberzeugungen angesehen werden kann. Ihre völlig frei gehaltenen Reden waren zwar oft kleine Kunstwerke, ihre Sprache war durchaus gewählt, aber doch nur das künstlerisch gestaltete Gewand, das sich genau dem Inhalt anschmiegte und immer nur des Inhalts wegen da war. Nie

geschah ihr, was so manchem passirt, der sich auf sein „Freisprechen" etwas zu Gute thut, daß gemeinplätzige Phrasen die Rede ins Uferlose zogen, daß anderthalb Stunden lang ein Wortschwall über die zu anständiger Passivität verurtheilte Hörerschaft sich ergoß; eher enttäuschte eine zu große Kürze den Hörer, der sich gern noch läger dem eigenthümlichen Reiz dieser bei allem gesunden Realismus doch von so entschiedener Idealität und Wärme getragenen Darlegungen hingegeben hätte. Was diesen Zauber bewirkte, war das Gefühl, einem Menschen gegenüberzustehen, der ohne persönlichen Ehrgeiz, ohne Eitelkeit, ohne Streberthum dem Dienst seiner Ueberzeugungen lebte, dem aber auch der manchen Vertreterinnen der Frauenbewegung eigene Fanatismus fremd war, der keine Ziele sonst mehr gelten läßt, dem keine Blume mehr blüht, keine Sonne mehr leuchtet. Das Anziehendste aber war doch die fein empfindende, warmherzige Frau in ihr, der nichts Menschliches fremd war, von der man überzeugt war, wenn man sie auch nicht näher kannte, daß sie auch den Beziehungen als Mensch und Familienmitglied, als Gattin, Mutter, Freundin voll zu genügen wußte.

So war sie. —

Uns ist heute das in früheren Zeiten in der Biographie, im Nekrolog so stark hervortretende Bedürfniß: de martuis nil nisi bene fremd; wir sind an eine kritische Betrachtung gewöhnt, wir wissen, daß Körper Schatten werfen, und bringen sie undedenklich in die Zeichnung hinein. Ader in diesem Fall sind sie in der That schwer zu sehen. Denn was hie und da Schwierigkeiten machte: ihr langes Festhalten an Richtungen und Persönlichkeiten, deren Bedenklichkeit für die Bewegung andre längst erkannt hatten, war im Grunde nur der Ausfluß einer überaus milden, gütigen Gesinnung, der die Verurtheilung eines Menschen schwer fiel, solange sich der Glaube an ihn irgend festhalten ließ, solange Duldung und Verständigung irgend möglich erschien; ein Ausfluß derselben Gesinnung, die sie überall, wo Konflikte drohten, ein versöhnendes Wort versuchen ließ, das selten ohne Wirkung blieb, wo guter Wille und reines Interesse an der Sache den Weg bahnten. Erst wo deides fehlte, kam sie zu einer entschiedenen Adsage. Wo sie „aufhören mußte, sittlich zu sein", hatte auch sie keine Gewalt mehr.

Sie wird auf das Schmerzlichste vermißt werden, im engsten wie in weiteren Kreisen. Vermißt von der Familie, wo sie Frau und Mutter war im vollsten Sinne des Wortes; vermißt von dem großen Freundeskreise, dem sie ihr gastliches Heim öffnete; vermißt von den zahlreichen Armen, von denen so mancher sein bescheidenes Reis an ihre Gruft getragen hat; vermißt von den Frauen, die mit ihr der Ueberzeugung leben, daß die Frauenbewegung auf sittlichem Grunde ruht und nur auf diesem Grunde einer glücklichen Lösung zugeführt werden kann. Sie alle werden ihr Andenken heilig halten.

Helene Lange.

Ein Buch über Kant.

(Schluß).

Sehen wir nun, wie der Verf. sich als Führer in diesen Grundbegriff bewährt. „Nach dem oben beschriebenen Schema der formalen Logik" (wir können nicht im Einzelnen auf alle diese Beschreidungen eingehen, mit denen der Führer die Leser der Kritik in Freiheit dressirt, wollte sagen „jetzt") „ist die Analytik in zwei Bücher getheilt; das erste handelt von den Begriffen, das zweite von den „Grundsätzen", sollte heißen den Urtheilen" (S. 167). In dieser letzten Korrektur ist die ganze Weisheit des Verf. zu der Kernfrage ausgesprochen. „Worum es sich eigentlich handelt, das ist die apriorische und zugleich objektive Giltigkeit von Urtheilen, nämlich gewisser allgemeinster Sätze der Naturwissenschaft." Dieser Superlativ bringt das positive Verständniß zum Verrath. Die Grundsätze sind nicht die allgemeinen, sondern gewisse allgemeinste. Das Urtheilen ist nicht das bloße Mittel, Grundsätze zu erdenken, sondern die Sache seldst. Diese ader ist ja gar nicht in ihnen allein enthalten. Und abgesehen von den Bedingungen der Sinnlichkeit, die den Urtheilen vorausliegen, führen sie ja noch gar nicht unmittelbar zu den Grundsätzen, sondern erst über die Leichname der Kategorien hinweg, bei deren Behandlung der Verf. schon von dem „schrecklichen Titel" des Abschnitts sagt: „Fast als ob es der Autor darauf anlegte, den Leser zu verwirren." Das Verdikt über die Kategorien trifft erst recht die Urtheile. Ader beide haben ja an sich selbst keinen moralischen Werth; sie sind ja nur Futter für die Grundsätze. Auf sie allein kommt es an; aber freilich auf ihre Bedeutung als allgemeiner Naturgesetze, nicht als „gewisser allgemeinster" Sätze.

Von den allgemeinen Naturgesetzen hat Kant besondere Gesetze der Erfahrung, die sogenannten empirischen Gesetze unterschieden. Diese Unterscheidung ist nothwendig, nicht nur für den Unterschied der mathematischen Naturwissenschaft von der beschreibenden, sondern auch für den Inhalt der ersteren selbst. Es ist der Unterschied der speziellen und der allgemeinen Naturgesetze, den kein Klassiker des Idealismus jemals verkannt hat. Es ist kennzeichnend, daß Hegel, der das Recht der besonderen Gesetze anficht, zugleich die Bedeutung der allgemeinen Naturgesetze verfehlt. Die vom Verf. beliebte Zusammenspannung des Klassikers mit dem Romantiker ist daher nur irreführend. Der gesunde Einfluß, die tieftreidende Fruchtdarkeit, welche Kant auf die deutsche Naturforschung ausgeübt hat, wurzelt in dieser Sorgsamkeit, welche seinen klassischen Apriorismus von allen Willkürlichleiten sogenannter spekulativer Philosophie, wie Vernunft von Vorwitz, unterscheidet. Sehen wir, wie der Verf. sich zu dieser Unterscheidung verhält.

Nach dem alten Mißverständniß von Anfang an sucht er den Begriff der Erfahrung zweideutig zu machen. „Können aus „Erfahrung" Gesetze entnommen werden, deren Quelle nicht der Verstand ist? . . . Kann das Gesetz der Gravitation aus der „Erfahrung" und nur aus der Erfahrung erkannt werden, warum dann nicht auch das Gesetz der Causalität? In der That, hier stehen zu bleiben, ist unmöglich . . Wie der Verstand in Galilei und Newton für die . . Fallbewegungen eine Formel gebildet hat, so hat er auch das Causalgesetz nicht als ein absolut reines und starres Verstandesgesetz in die Welt gebracht" (S. 177f.). Beiläufig bemerkt, ist für die Gleichsetzung von rein und starr nicht der Kantische Stil in seiner „Erstarrung" verantwortlich. Ader bleiben wir bei der Sache. Was folgt aus dieser Gleichsetzung der Causalität mit der Gravitation? „Auch das Causalgesetz seldst wäre dann, als empirisch begründetes Gesetz, der Verbesserung durch verbesserte und erweiterte Erfahrung nicht absolut unzugänglich, so wenig als das Gravitationsgesetz." Der Verf. ist ein ernsthafter Mann. Wenn er etwas starr nennt, so meint er es buchstäblich. Also das reine Gesetz der Causalität ist der Verdesserung „absolut unzugänglich"? Das ist allerdings ein origineller Vorwurf gegen das allgemeine Naturgesetz der Causalität. Indessen, es wird ja zugestanden, daß „der Verstand" in Galilei und Newton die Gravitation bestimmt habe. Da dleibt dann doch immer noch zu hoffen, daß die Verdesserung, welche aus der verdesserten und erweiterten Erfahrung für die Causalität in Aussicht gestellt wird, dieselbe nicht um den Verstand bringen werde.

Nachdem der Verf. die synthetischen Grundsätze einzeln seiner Prüfung unterworfen hat, kommt er im darauffolgenden Abschnitt auf die Sache zurück und lehrt, daß Mathematik und Logik auf der einen Seite stehen, auf der anderen aber die Physik. Diese Zusammenstellung der Mathematik mit der Logik umgeht das ganze Prodlem, mit dem Kant begonnen. Für den Verf. ist sie bezeichnend. Er erkennt keinen Unterschied zwischen dem Werth des synthetischen Grundsatzes und dem Satze des Widerspruchs, dem obersten Grundsatz aller analytischen Urtheile, dem Grund-

satz der Logik. In der Physik dagegen findet er einen irrationalen Faktor. „Und dieser irrationale Faktor verschwindet auch nicht in den letzten Grundsätzen. Wie den Gesetzen der Biologie, der Chemie, so haftet er auch den Gesetzen der Mechanik und selbst dem Grundsatz der Erhaltung der Materie und der Energie an. Es ist eine höchst einleuchtende und vermuthlich höchst zuverlässige Voraussetzung, aber sie ist doch nicht rein rationalen Charakters, wie der Satz des Widerspruchs" (S. 201).

So stehen denn hier Logik und Mathematik auf der einen Seite, auf der anderen aber neben der Mechanik die Biologie. Da gibt es keinen Unterschied, wie er seit Galilei und Descartes angenommen wird. Der Verf. in der Schärfe seiner Einsicht durchhaut die Knoten nicht, sondern er schürzt sie: er verknüpft die Mechanik schnurstracks mit der Zellenlehre. Man muß nur Muth haben. Uebrigens tritt auch die Mathematik bescheiden hinter die Logik zurück, indem sie ihr beigeordnet wird. Und diese Zuordnung zur Logik in deren ganzer Unbestimmtheit sollte doch selbst solche Physiker stutzig machen, welche über das Verhältniß der Erfahrung zu den Prinzipien noch nicht die rechten Verse gefunden haben.

Denn der Satz des Widerspruchs allein vertritt hier die Vernunft. Es war derselbe Gedanke, dessen Vernichtung der Sinn der Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Urtheilen gilt. Mit dieser Unterscheidung führt Kant in seine Kritik ein. Somit führt dieser „Führer" durch die Aufhebung jener Unterscheidung aus der Kritik heraus. Und nicht allein aus der Kritik wird der Leser auf diese Weise herausgeführt, sondern zugleich und damit aus der Gemeinschaft der echten, zielbewußten Arbeit an der Wissenschaft. Es fehlt ja leider nicht an Flachköpfen in der Naturforschung, denen aus Mangel an mathematischer Bildung die Einsicht in den prinzipiellen Unterschied zwischen theoretischer und beschreibender Naturwissenschaft versagt bleibt. Diese sind es, welche den falschen Realismus als den Geist des Zeitalters ausgeben. Und im Bunde mit solchen Naturforschern, die nicht „an der Mathematik orientirt" sind, konnte der Verf. auch als Historiker der Pädagogik zum Wortführer jenes unmethodischen Realismus werden. Die traurigen Früchte desselben dürften schnell genug in der sogenannten nationalen Bildung aufgehen, die vom lebendigen, geschichtlichen Geist freier Wissenschaft, deren Wurzeln in der griechischen Kultur für alle Zeiten gelegen sind, abgerissen und abgelockert wird. Indessen fehlt es zum Glück nicht an wichtigen Stimmen und fruchtbaren Zeugnissen dafür, daß der Geist von Leibniz und Kant im deutschen Volke, auch unter den Naturforschern, nicht ausgetilgt werden kann.

Der Verf. hat, wie wir wissen, noch eine andere Aufgabe sich gesetzt, außer derjenigen, in das „Studium Kant's" hineinzuführen. „Stellt man sich auf den Standpunkt der entwicklungsgeschichtlichen Biologie, so erhält die Frage nach dem Charakter des Apriori überhaupt eine andere Gestalt. Man wird dann etwa zu folgender Betrachtung kommen: mit dem Gehirn und den Sinnesorganen ist auch die Raum- und Zeitanschauung, . . im Leben der Gattung entwickelt. Und dasselbe gilt von den Funktionen des Denkens . . . Und damit wäre weiter gegeben, daß auch eine fernere Umbildung der Anschauungs- und Denkformen nicht außer dem Bereich des Denkbaren und Möglichen läge". (S. 202 f.). Das wäre also die „idealistische Metaphysik", welcher der Verf. bei diesem Ciceronegeschäft nebenbei Muth machen wollte: die Eröffnung der Perspektive in einen veränderten menschlichen Verstand. Oder soll er vielleicht gar nicht mehr menschlich bleiben? „Die vollkommene Erkenntniß wäre eine Philosophie, welche die gesammte Wirklichkeit aus einem einheitlichen Prinzip, einem Urwesen, ableitete, das nach Ideen die Welt gestaltet hat". (S. 206). Also die gesammte Wirklichkeit, sammt den besonderen Naturgesetzen soll die vollkommene Philosophie aus einem Urwesen ableiten, und daher wohl auch die Zauberkraft zur Veränderung der menschlichen Intelligenz gewinnen. Dann liegt, jetzt sieht man's deutlich, der Charakterfehler im Begriffe des synthetischen Grundsatzes darin, daß er kein Urwesen ist. Ein einheitliches Prinzip gleich einem Urwesen, das kennzeichnet diese idealistische Entwicklungsmetaphysik. Aber eine „idealistische Metaphysik", für die es „abgesehen von Logik und Mathematik, nur relative, nicht ewige Wahrheiten" gibt (S. 389), hat sich in deutschen Landen in der That wohl noch nicht hören lassen. Sie kann als ganz besondere Neuigkeit sich sehen lassen. Und zudem verheißt sie ja eine neue, eine gründlichere Art der Causalität. Da werden wir vielleicht auch einsehen lernen, wie der Wille, der ja nach dem Verf. (S. 5) einen Gegensatz zum Verstande bildet, also der Muthwille die Ursache von geistigen Wirkungen werden kann, an denen der wissenschaftliche Verstand herzlich unschuldig ist.

Wir kommen zur praktischen Philosophie. Nach seiner Art gibt der Verf. zuerst einen Abschnitt über den „allgemeinen Charakter" der Kantischen Moralphilosophie. Da wird uns bereits gesagt: Kant's praktische Philosophie oder „Metaphysik der Sitten" ist „grundsätzlich völlig losgelöst.. von dem Leben des Einzelnen, wie vom geschichtlichen Leben der Menschheit; sie ist einheimisch nicht in der Menschenwelt auf Erden, sondern in der transscendenten Welt der reinen Vernunftwesen". (S. 295). Transscendent erscheint hier also nunter gleichgesetzt dem kritischen Leitungsbegriffe transscendental Wenn der Leser aber denken und wissen sollte, daß Kant's Moral doch wohl auf die Menschen und die Völker Rücksicht genommen haben dürfte, so wird er dahin beschwichtigt: „vermuthlich ist eine solche rein transscendente Moral überall nicht ausführbar". Die etwaige Anwendung auf den Menschen erscheint demnach als ein Fehler in der Ausführung. Nach dieser Vorbereitung kommt die „Ausführung des Systems". Da hören wir aber sogleich von dem Titel der Kritik der praktischen Vernunft: „eigentlich eine ganz ungehörige Benennung, wie er auch selbst weiß: die praktische Vernunft braucht keine Kritik". (S. 296). Hier ist dem Verf. wohl ein Druckfehler zu Kopf gestiegen. Kant erklärt nämlich, aus welchem Grunde eine Kritik der reinen praktischen Vernunft nicht in Frage stehe. Eine Ethik ohne Kritik dagegen würde der vielgerühmten Vollkraft der 60er Jahre wohl anstehen, aber von 1781 ab schier unmöglich sein. Der Verf. entschuldigt die Kritik der praktischen Vernunft mit der „Beschränktheit des menschlichen Verstandes, der wir so oft begegnen". (S. 297). Und also auch hier.

Der Gesichtspunkt der Entwicklung hat auch hier den Blick geweitet. Wie schon der Abschnitt über das Leben die Enge der kleinbürgerlichen Herkunft betont hatte, so eröffnet er auf einmal ein neues Charakterbild. „Man kann geradezu sagen: Kant's Moral ist die Wiederherstellung der gemeinen Gewissensmoral mit ihren absoluten Imperativen gegenüber den philosophischen Moraltheorien, die alle irgendwie auf die Begründung jener Imperative ausgehen". (S. 300). Er „sympathisirt mit der Moral des gemeinen Mannes". So soll also diese Moral des gemeinen Mannes einen Gegensatz bilden zu den philosophischen Moraltheorien. Und während diese die Imperative begründen, heißt der kategorische Imperativ hier absolut, weil er nicht begründet. Damit ist denn kurz und bündig der Kant'schen Ethik der Charakter und die Tendenz der Wissenschaft abgesprochen, woranf vorzugsweise sie Anspruch erhebt, und worin auch überhaupt das ganze Interesse an der Moralphilosophie der Religion gegenüber besteht. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß das Urtheil über die Kr. der pr. V., die ja garnicht da sein sollte, sich zu noch muthigerer Sicherheit erhebt, als sie sich in Bezug auf die Kr. d. r. V. bereits produzirt hat. „Man wird sagen müssen: etwas innerlich so Unzusammenhängendes, wie die Kr. d. p. V. . . ist in der Geschichte des philosophischen Denkens wohl nicht zum zweiten Mal anzutreffen". (S. 318). Ob der Verf. vielleicht deshalb sich zum Führer in dieses Labyrinth hat werben lassen?

Doch jetzt kommt erst die „Kritik" der Kantischen Moralphilosophie. „Nach meiner Ansicht ist eben das, was

Kant als sein eigentliches Verdienst ansieht, sein Grundfehler: die Ausstoßung der teleologischen Betrachtung aus der Moral". (S. 320). Diese blühte in der Zeit vor der „Incubation". Die Kritik der p. V. aber liegt ja an der Schwelle der beginnenden Senilität. „Kant tritt auf die Seite der formalistischen Moralphilosophie, nur daß an die Stelle Gottes die reine Vernunft als autonome Gesetzgeberin tritt". (S. 322). Die Einheit der Entwicklung ist also gewahrt, denn die mit „nur daß" eingeschaltete Einschränkung ist ja augenscheinlich eine harmlose Kleinigkeit, oder sie ist nicht als eine ernsthafte Differenz zu nehmen: sie ist nur Formalismus. Trotzdem wird dieser Formalismus, der den menschlichen Willen an die Stelle Gottes setzt, in der bekannten Weise als nichtsnutziger Subjektivismus bloßgestellt, und eine objektive Werththeorie ihm entgegengehalten. Dabei ist aber dem Verf. ein anstößiges Beispiel unter die Beine gelaufen. „Und so sind Diebstahl und Ehebruch und Unkeuschheit verwerflich, weil sie Güter zerstören, das Eigenthum, die materielle Grundlage aller menschlichen Kultur". (S. 324). Also das Eigenthum ist als „Grundlage" ein objektiver Werth, der von dem Forum der autonomen Moral unabhängig ist. Hier dürfte diese allerdings im Einklang, wenigstens nicht im absoluten Widerspruch sein mit dem Willen Gottes. Denn göttliche Männer haben es zu allen Zeiten für ihre sittliche Aufgabe gehalten, diesen objektiven Werthbegriff unter Kritik zu stellen.

Indessen den Verf. würde all das nicht vom Tadel des Subjektivismus abwendig machen. Sittlichkeit ist für ihn immer nur „die objektive Sittlichkeit des Volkes und der Zeit". (S. 325.) Sie kann, wie es eine Seite vorher in einer Parenthese ausgedrückt ist „verschieden bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten sein". Also haben wir Ein objektives Sittengesetz, welches verschieden ist nach Volk und Zeit! Und der Satz des Widerspruchs ist somit zu einem positiven, konstruktiven Grundgesetz der Ethik erhoben. Solche Ehre ist ihm in der Logik versagt. „Wir haben dabei alle Stücke, die an der Ethik Kant's werthvoll sind, erhalten. Der sittlich vernünftige Wille will das höchste Gut, und gibt sich eben darum selbst das Gesetz". (S. 326.) Jenem „nur daß" oben tritt hier das „eben darum" würdig zur Seite. Jedoch hätte der Verf. diesen Witz nicht machen sollen; denn er ist eine Retourkutsche von Kant's humorvoller Verspottung einer falschen sittlichen Allgemeinheit an der Anekdote von Franz I.: „Was mein Bruder Karl haben will, (Mailand) das will ich auch haben". Indessen neben diesem Beispiel kann der obige Satz des Verf. ebenfalls als ein Musterbeispiel gelten für den Willen, der das höchste Gut will, und „eben darum" sich selbst das Gesetz gibt.

Obwohl es nun dem Verf. gelingt, mit seiner eigenen anerkannten Ethik den alten Kant in einen gewissen sachlichen Einklang zu setzen, so ist er doch immer noch recht böse auf seine Theorie zu sprechen. Den reinen Willen nennt er „leer", und dessen Gleichsetzung mit dem guten Willen „gradezu unerträglich". (S. 328) Vom Rigorismus, wie man die Strenge der kritischen Ethik genannt hat, sagt er: „ich würde ihn eher als Negativismus bezeichnen". (S. 329.) Für die Zensur in Rußland muß man froh sein, daß er nicht Nihilismus sagt. Und nicht nur ist Pflicht das, „was man nicht gern thut", sondern auch Tugend ist „die Enthaltsamkeit von dem, was man eigentlich möchte". (S. 330.) Hier müssen wir nun das Kriterium des Verf. von der Objektivität der Sittlichkeit ein wenig erweitern: in dieser Art von Tugend sind nicht blos die Völker und die Zeiten verschieden, sondern auch die Individuen.

Der folgende Abschnitt ist überschrieben: „Kants sittliche Anschauungen und ihre Grundlage in seiner Persönlichkeit". Hier äußert sich nun wieder trotz aller theoretischen Opposition und aller der Unbefangenheit, die uns in Bezug auf Kant's Charakter bei ihm bekannt ist, das ganze Wohlwollen unseres Führers. „Man kann gradezu sagen: Kant's Moral ist die Moral der kleinen Leute . . . seine Moral ist nicht eine Herrenmoral, auch nicht eine Künstler- und Poetenmoral". (S. 333 f.) „Statt Gott reine Vernunft, statt der zehn Gebote das Sittengesetz, statt des Himmels die intelligible Welt". (S. 335). „Gewinnt man erst von hier aus das eigentliche Verständniß der Kantischen Moralphilosophie, so scheint mir hierin auch das Geheimniß ihrer Wirksamkeit zu liegen". (S. 336.) Dennoch wird die Wirkung auf die Freiheitskämpfer von diesem Geheimniß seiner Wirkung wieder abgehandelt. „Ich weiß nicht, ob die Stimme eines (!) Philosophen soviel vermag, in jenen großen Kämpfen spielten wohl stärkere Triebfedern als Pflichtgefühl die Hauptrolle". Es liegt Methode in dieser Skepsis; denn die Wirkung auf die Staatsmänner und Feldherren paßt ja nicht zur „Moral der kleinen Leute". Aber in dieser Enge des bürgerlichen Horizontes und demzufolge in einer innerlichen religiösen Abhängigkeit läßt er die Eigenart und den Eigenwerth dieser Ethik bestehen, welche nach des Dichters Wort die Gottheit von ihrem Weltenthrone steigen ließ.

Den Trumpf spielt das Schlußwort aus über den Primat der praktischen Vernunft. „Die kritische Philosophie setzt die wissenschaftliche Erkenntniß zu einem technischen Orientirungsmittel in der Erscheinungswelt herab . . . Der Glaube an Metaphysik und Dogmatik war im Schwinden . . da brachte Kant den Glauben wieder zu Ehren; die Wissenschaft kann uns keine Weltanschauung geben, ihre Gewißheit kam immer und kommt immer aus dem Glauben, der im Willen seine tiefsten Wurzeln hat. Daß Kant uns auch hierin definitive Wahrheit lehrt, ist meine innerste Ueberzeugung". (S. 338) Hier erscheint auf einmal die „definitive Wahrheit". Ob Lessing aber auch jetzt noch lächeln würde? Kant hat ob der Predigt und Zumuthung eines solchen Glaubens gegen Jacobi nicht gelächelt. Wir wollen mit Spinoza weder lachen, noch den Abscheu aussprechen. Die tiefste und die höchste Aufgabe der Philosophie sind hier kurzer Hand verleugnet: die Gewißheit der wissenschaftlichen Erkenntniß und die Weltanschauung.

Der Rest ist kurz. In die Lehre vom Schönen und der Kunst wird auf knapp vier Seiten eingeführt. Das Urtheil über sie macht auch kurzen Prozeß. „Man sehe den bunten Inhalt . . zuerst eine Seite lang hin- und hergezerrte Deduktion, die nichts deduzirt . . verquerer ist niemals ein vorher fertiges, für einen völlig andern Zweck gemachtes Schema einem Inhalt angezogen worden." (S. 371.) Aber wichtig seien dennoch die „Bemerkungen über den Prozeß der künstlerischen Produktion . . Kant stellt sich damit auf den Boden der neuen Aesthetik des Herder-Goetheschen Zeitalters." (S. 373 f.) Wir hatten bisher gelernt, Kant habe den Boden für eine neue Aesthetik urbar gemacht, in welcher besonders der Name Schiller's nicht zu fehlen pflegt, während man neuerdings auch angefangen hat, zu bemerken, daß sich Goethe selbst in diesen eingepflanzt habe.

Indessen auf diese litterarischen Bagatellen kommt es hier nicht an. „Wichtig ist diese Anschauung von dem Wesen der künstlerischen Produktion für ihn auch, sofern sie die Beziehung zwischen Aesthetik und Metaphysik vermittelt . . Naturschönheit und die Erzeugnisse des künstlerischen Genies sind beide Hindeutungen auf das Wesen des Urgrundes aller Wirklichkeit. Kant hätte diese Betrachtungen als Aesthetikotheologie der Physikotheologie und der Ethikotheologie anschließen können." (S. 374.) So sind wir denn in dem „Wesen des Urgrundes" wieder bei dem einheitlichen Prinzip, als dem Urwesen, glücklich angelangt, und die Aesthetik ist in die Zeit vor Alexander Baumgarten, in die Metaphysik zurückversetzt: ihre Selbständigkeit aber ist wieder preisgegeben. „So hat die Geschichte dem jugendlichen Kant, der sich in Herder fortgesetzt hat, gegenüber dem dogmatischen Kant des Systems Recht gegeben." Also heißt es auf der letzten Seite.

Mit dieser abschließenden historischen Analogie, welche Schiller und Goethe nach Herder zurückdatirt, richtet sich diese ganze Darstellung, Beurtheilung und Entwickelung. Aber nicht über ihren philosophischen, noch allgemein wissenschaftlichen Werth soll hier noch ein Wort fallen. Die Menge, welche die Einsicht nicht an der Arbeit zu prüfen vermag, hat das Buch als sein Eigenthum erkannt, und mag es als solches behalten, preisen und weiter wuchern lassen.

Nur ein Bedenken sei den Gebildeten unter ihnen vorgehalten. Welches Verhältniß kann ein Mann zu derjenigen Philosophie haben, welche mit unserer klassischen Poesie so innig vermählt ist, der mit einer so verächtlichen Kürze, mit einer solchen Umkehr der historischen Perspektive und endlich mit Entmündigung ein so wichtiges Glied derselben, die Aesthetik, behandelt? Die allgemeinen Kreise, die sich für Philosophie interessiren, hängen an Litteratur und Kunst. Diese bilden das vornehmliche Material, an dem ihnen philosophische Interessen geistig lebendiger, wissenschaftlich anfaßbarer werden. Möchten sie von der Aesthetik aus sich orientiren lernen über diesen „Führer“: ob er auf den Weg der Wahrhaftigkeit führt in der wissenschaftlichen Erkenntniß und auf den Weg der Freiheit in der Sittenlehre.

Hermann Cohen.

Die Lehrerin.

Vor Jahren habe ich in diesen Blättern die Typen der Studentinnen gezeichnet, wie sie sich in der Litteratur spiegelten. Da war die junge Polin, die nach Zürich kommt, nur um frei zu sein, und ihre Freiheit zu häßlicher Sinnenbefriedigung mißbraucht; die Russin, das arme, schmalschulterige Ding, die kleine Beamtentochter, die „sich beeilen muß“ und von Examen zu Examen in den Tod hastet; die Engländerin endlich, die sich zäh und kraftvoll an ihren Vorsatz klammert und das Examen wiederholt, bis sie es bestanden. Jetzt öffnet sich die Thür des Rektoratszimmers zu Zürich wieder, und befangen tritt eine junge Mädchengestalt herein. Auch sie ein Typus. Es ist der deutsche Typus, den Ilse Frapan gezeichnet. Auf Grund ihres Lehrerinnenzeugnisses wird sie immatrikulirt.

Natürlich hat sie ihr Lehrerinnenexamen zuvor bestanden. Sie besuchen ja alle das Seminar bei uns, die vielen, die etwas werden wollen oder werden müssen. Bleibt ihnen auch nicht viel anderes übrig. Bei den einen ists eine Art Sport geworden, andere müssen sich auf anständige Art ihr Brod verdienen, und wieder andere wollen lernen. Und Lehrerinnen sind sie ja fast alle, die in Deutschland für Frauenbildung kämpfen, für eine Zukunft ihrer guten Sache wirken. Und kürzlich hat man mir erklärt, warum sich die preußische Regierung dem Frauenstudium gegenüber so ablehnend verhalte: sie fürchtet, ihr bestes Lehrerinnenmaterial zu verlieren. Die Welt wird mit Furcht regiert.

Ein gefährlich Ding, diese seminaristische Bildung. Es gibt bei aller Leere kaum etwas Bildungsjatteres als unsere typischen Seminaristen. Man hat sie mit Resultaten gefüttert, zu den Problemen sind sie garnicht fortgeschritten. Daneben freilich gibt es noch die andern, wenn sie auch seltener werden, die in ihren freien Stunden Humboldt's Kosmos lesen, und an dem Wenigen, an dem sie nippen durften, den großen Begeisterungsdurst sich getrunken. Und dieses große Dürsten ist es auch, das die neuen Frauen treibt, das das kleine, eckige und scheue Frl. Halmschlag in das Rektoratszimmer zu Zürich führt.

Die große Begeisterung gibt ihr Kraft und Muth. Ihr ists als müßte sie, wie auf heiligem Boden, die Schuhe ausziehen, wie sie das Auditoriengebäude betritt. Die hohen schlichten Räume sind ihr der Tempel der Wissenschaft. Und wenn sie den Worten des Dozenten zuhört, dann ists ihr, als erschlösse sich ihr das Reich, von dem sie Jahre und Jahre geträumt hat und in das sie nie einen Blick nur werfen durfte. Und das römische Recht mit seiner verstandeskühlen Doktrin wird ihr zu einem aufregenden Kapitel aus der Geschichte des Kampfes, den die Menschheit um die Gerechtigkeit geführt. Und dann in freien Stunden schleicht sie sich in ein benachbartes Auditorium und hört naturwissenschaftlichen Vorlesungen zu, und es ist ihr das wie ein Naschen an verbotenen Früchten, die ihren Durst doch nur noch mehren. Wie man das mit ihr erlebt, fragt man sich trübe, warum man das alles damals nicht auch so empfunden? Es wäre doch ein schönes Jungsein gewesen.

Und noch eine andere Begeisterung ists, die ihre Augen erglühen macht, wenn sie träumend von ihrer Arbeit aufblickt: die Frauensache aller Länder ist ihr zur Herzenssache geworden. Sie hat es erfahren, die arme deutsche Lehrerin, was darben heißt; nach Bildung hungern, und von den vollbesetzten Tischen zurückgewiesen werden. Darum will sie das Recht studiren, um ihre Schwestern vertreten zu können. Die Männerschuldbeladenen nicht zum wenigsten. Die Mutterliebe, die in ihr nie erweckt worden ist, ist dennoch in ihr wach geworden, und sie gilt den Leidenden allen ihres Geschlechts. Ist das die neue Weiblichkeit der Emanzipirten? Wenn ihre Sache siegreich wird, aus vertiefter Weiblichkeit heraus wird sie es werden.

Die arme deutsche Lehrerin aber unterliegt. Nur um sie los zu werden hat ihre Stiefmutter sie nach Zürich geschickt; die zu Hause verstehen sie nicht und werden auch von ihr nicht verstanden. Die Geldsendungen bleiben aus. Sie darbt, es fällt ihr das nicht schwer, aber schließlich hat auch das seine Grenzen. In ihrer Noth wendet sie sich an ihre Heimathsbehörde um ein Stipendium. Sie wird abschlägig beschieden, weil sie eine Frau ist, und darum der Schmerzensruf, der diesem Büchlein den Namen gegeben: Wir Frauen haben kein Vaterland!*) Und doch ist der Abweis, der ihr zu Theil geworden ist, nur ein Tropfen aus dem Bitternißtrank, der bei uns all den Frauen gereicht wird, die vorwärts wollen. Das freilich konnte sie nicht wissen, daß Regierung und Aerztekongresse, behördliche und nicht behördliche Körperschaften sich vor ihr fürchten, sich fürchten vor der kleinen, befangenen, armen Lehrerin. So wird aus der Studentin eine Handarbeiterin. Und dennoch, so gut wie der englische Typus ist diese deutsche Lehrerin der Typus, der siegt.

Lord Salisbury hat vor kurzem im Hause der Lords eine Rede gehalten, in der er die Wählbarkeit der Frauen in die Munizipalräthe vertrat. Wir können bei Humanitätsbestrebungen die Frau nicht mehr entbehren, führte er aus. Der Antrag wurde vom Hause der Lords abgelehnt. Aber vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, in der wir der Begeisterungsfähigkeit der Frau überhaupt nicht mehr entrathen können. Vielleicht wird dann die große Reservearmee, die bisher noch an keinen Schlachten theilgenommen, die Müdegewordenen mit fortreißen. Vielleicht bedeutet die Frauenemanzipation zu Wirklichkeit geworden in ihren letzten Konsequenzen eine Verjüngung der Menschheit in neuer, thatkräftiger Begeisterung.

Warum spottet man denn so gern über Begeisterungsfähigkeit? Doch nur weil man weiß, wie sehr sie unentbehrlich ist.

Ernst Heilborn.

Ein Ritt über die Hochpässe der Dolomiten.

II.

(Edolo — Apricapaß — Tirano — Bormio — Stilfserjoch — Vintschgau — Meran).

Von der Höhe des Tonalepasses geht es ganz mählig wieder abwärts. Neben der Straße aber öffnet sich eine ebenso breite als tiefe Schlucht, aus der bald einzelne Schüsse, bald knatternde Gewehrsalven zu uns empordringen. Endlich entdecken wir auch die Urheber des Getöses. Bunte, ganz winzige Figürchen, die da unten, tief unten umherwimmeln. Wie verstreutes Kinderspielzeug sehen sie aus. Es sind italienische Alpini in der ihnen eigenen operettenhaften Gewandung: Helle Beinkleider, blaue Radmäntel und

*) Berlin 1899, F. Fontane & Co.

breite, weiße Hüte. Sie halten — trotz des Sonntags — eine Uebung im Scharfschießen ab und rauben dem armen Finanzbeamten da oben seinen von Passanten nur selten gestörten Morgenschlummer. Auf das Klappern der nahenden Pferdehufe zeigt sich eine in lustiges Negligee gekleidete Amtsperson, um ebenso rasch wieder in der Thür des kleinen Häuschens zu verschwinden. Bei unserer Ankunft hat der junge Mann seine Kleidung schon vervollständigt, und ersucht uns, einige wenige Augenblicke auf den „Capo“ zu warten. Der erscheint auch bald. Ein kleiner, wohlgenährter Italiener mit buschigem tiefschwarzem Schnurrbart, um den Hals einen mehr der Kälte als der militärischen Uniform entsprechenden Shawl. Nun beginnt die Amtshandlung. Wir nennen ihm unsere über Edolo, Tirano und Stelvio wieder nach Oesterreich einmündende Route und erklären, infolgedessen nichts als die nothwendigsten Toilette- und Wäschestücke in unseren Satteltaschen mitzuführen. Das scheint ihm einzuleuchten, denn die Taschen bleiben unberührt. Damit ist der schwierige Fall aber keineswegs beendet. Liegt doch die Vermuthung nur allzu nahe, daß wir den Ritt über den Tonalepaß lediglich zu dem Zwecke unternommen haben, um durch zollfreien Verkauf unseres Sattelzeugs die italienische Industrie zu schädigen. Dem muß vorgebeugt werden. Doch da unser Mann — er bildet gewissermaßen nur den Vorposten des eigentlichen Zollamtes — nicht über den hiezu nöthigen Apparat verfügt, theilt er uns die löbliche Absicht mit, uns durch einen Mann seiner Wache nach dem fast zwei Stunden entfernten **Ponte di Legno** eskortiren zu lassen. Er beruft sich auf seine **Instruktion**, die er uns auch zur Einsicht vorlegt. Sie ist des Lesens werth. Durch ihre lückenlose Vollständigkeit soll sie dem des Deutschen gänzlich unkundigen Beamten den Verkehr mit durchreisenden Deutschen ermöglichen. Was er irgend zu sagen und zu fragen haben mag, ist ihm darin schwarz auf weiß, italienisch und deutsch, beigestellt. Von der ersten Anfrage: „Wohin reisen Sie?“ bis zu dem lakonischen Punkt 8: „Sie können gehen!“ — Diese letzte Botschaft durften wir nun freilich erst nach einigem Verweilen auf uns beziehen, da unser neuer Begleiter noch nicht gerüstet war. Zu fünft verließen wir dann die Stätte, die wir zu viert*) betreten hatten. Daß der mit geladenem Gewehr neben den Gäulen einhergehende Soldat, den wir über das voraussichtliche Wetter und Dinge von ähnlicher dienstlicher Wichtigkeit befragten, eine recht heitere Figur bildete, mag man sich mühelos vorstellen. Die Komik dieser Situation verkürzte uns nicht unwesentlich die lange Dauer der nothgedrungenen Schritttour. Minder kurzweilig gestalteten sich die **Unterhandlungen** in Ponte di Legno. Nach fast halbstündigem Warten und Erlegung einer Kaution von 200 Lire wurden wir **endlich** entlassen, unsere Sättel aber vorerst noch plombirt.

Man sieht, daß es nicht allzu einfach ist, nach Italien einzureiten. Wie eine ideelle Besteuerung der kommenden Naturherrlichkeit erscheinen diese Plackereien. Doch als solche kann man sie wahl hinnehmen. Der romantische Weg nach dem romantischen **Edolo** lohnt reichlich einige Zollbeschwer. Als gewissenhafter Kulturhistoriker müßte man hier an erster Stelle berichten, daß es in diesem Städtchen . . . keine Ansichtskarten gibt. Dieser heutzutage schier wunderbare Mangel kann aber trotz alledem nicht als das Bemerkenswertheste gelten. Dazu ist die Lage Edolos denn doch zu herrlich. Und nicht bloß des **Ortes** selbst. Man erreicht ihn **auf** einer trefflich gepflegten Kunststraße, die, längs des reißenden Oglio hinziehend, unmittelbar vor dem Orte in einen langen Tunnel mündet. Das landschaftliche Bild der Straße ist den früher erwähnten südtirolischen sehr ähnlich, nur noch freundlicher und satter durch die große Anzahl von Kastanienbäumen mit ihren vollen, üppigen Kronen. Und im Hintergrunde, — das Städtchen nach allen Seiten im Kreise umschließend, — die wolkenstürmenden Zacken der schneeigen Berge. Man zweifelt daran, überhaupt einen Weg **aus** dieser Eingeschlossenheit finden zu können und — **würde** es fast so wünschen.

*) Drei Herren nebst Stallmeister.

Trotzdem verließen wir Edolo — unserer Marschroute entsprechend — schon am folgenden Morgen. Wir empfanden, daß das Kommende viel, sehr viel bieten müßte, um nach Edolo bestehen zu können. Doch es bestand. — Napoli vedere e poi mori, heißt das oft zitirte, des Gleichlautes wegen auf „morire“ bezogene Wort. Wir sahen Edolo, e poi — **Aprica**. Dort das in seiner Bergumschlossenheit einzige Städtchen, hier den trotz seiner Höhe (1181 m) lieblichen Apricapaß mit einem unvergleichlichen Ausblick in das grüne, weingesegnete **Veltlin***) Ein langgestrecktes, breites Thal in den satten Farben der Fruchtbarkeit, inmitten von schäumendem Wasser, kreuz und quer von weiß leuchtenden Straßenbändern durchzogen, dahinter eine schwarzgrüne, dichtbewaldete Bergreihe, wie angelehnt an die sie überragende Felsenkette: Das ist der Blick, den die kleine Cantoniera unterhalb des Apricapasses bietet. Belvedere nennt sie sich; und nicht viele Punkte mögen diesen vielgebrauchten Ehrentitel mit solcher Berechtigung führen. Ein kleiner Holzpavillon hart am Abgrunde dient als Aussichtswarte und Speisesaal zugleich. Der Padrone — wie ihn die Kellnerin nennt — kocht. Und nicht einmal übel. Freilich empfiehlt es sich, ihn an der Stätte seiner Wirksamkeit vor dem Essen **nicht** aufzusuchen. Vielleicht auch nachher nicht. Dort steht er in einer mit raffinirtem Mangel an Reinlichkeit ausgestatteten Küche und hantirt, eine weiße Tellermütze kokett aufs rechte Ohr gedrückt, gar emsig mit einer Menge von Kupferkesseln. In buntem Durcheinander finden sich da Fleisch und Gemüse, Eierschalen, Maccaroni, Obst und Gebäck. Auch an Wäschestücken fehlt es in dem rußgeschwärzten, fliegenbesäten Raume nicht. Kurz, ein Stillleben, das zum Malen reizt. Zum Essen weniger. Da aber nur Einer von uns Dreien so unvorsichtig gewesen ist, dem dunkeln Ursprung des Mittagbrotes bis zur Quelle nachzuspüren, wird dem Mahle recht ordentlich zugesprochen und ein süffiger Veltliner sorgt für die nöthige Stimmung. Die alte häßliche Kellnerin und der noch ältere „Padrone“ verabschieden sich dann von uns in einer Weise, als wären wir seit Jahren Stammgäste in drr Cantoniera-Belvedere am Passo d'Aprica.

Siebenhundert Meter unter uns liegt das sonnendurchglühte Veltlin. Glücklicher Weise ist der Kastanienwald, durch den die Straße zieht, nach älter als Wein, Kellnerin und Wirth da droben, das Dach der breiten Blätter noch undurchdringlicher, als der Wirrwarr in des Alten Hexenküche, und so erreichen wir trotz des hohen Sonnenstandes die Tiefe, ohne sonderlich von der Hitze gelitten zu haben. Unten freilich, auf der schnurgeraden, ebenen Straße längs der Adda fehlt das schützende Grün. Sonne und Fliegen werden lästig. Man glaubt, durch das untere Etschthal zu reiten, und nicht nur wegen der Hitze. Die Aehnlichkeit der Scenerie ist auffallend: auch die Adda bewohnt, wie die Etsch, gewöhnlich nur einen Theil ihres Heims und läßt das breite Steinbett zu beiden Seiten trocken; sie bedarf seiner nur, wenn sie sich einen Wolkenbruch zu Gaste geladen hat, oder im Frühjahr, wenn die Schneewässer als blinkende Gießbäche von den Hängen stürzen. An Stelle der im Etschthale aufragenden Burgruinen finden sich hier, und zwar in merkwürdig großer Zahl, verfallene Kirchen. Manche, gänzlich verödet, zeigen nur geringe Reste einstiger Schönheit an dem abbröckelnden, von Unkraut umwucherten Gestein, andere wieder sind nur verwahrlost, ohne ihres frommen Dienstes entsagt zu haben. — Eine wohlerhaltene prächtige Kirche, — weitaus die schönste auf unserer Tour, — sahen wir in Madonna di Tirano, einem Oertchen nächst **Tirano**. Hier muß wohl viel mehr Leben und Verkehr, viel größerer Reichthum geherrscht haben zu jener Zeit, als dieser mit Bilder- und Skulpturenschmuck reich versehene Renaissancebau errichtet ward. Leider war unsere Zeit zu kurz bemessen, um den Innenraum des vielversprechenden Gotteshauses zu besehen. Auch Tirano selbst zeigt Spuren entschwundener schönerer

*) Thal der Adda.

Tage. Fast alle Hotels sind in ehemaligen Palazzi untergebracht. Dabei fährt man allerdings die Pietät gewöhnlich ebenso schlecht als der Geschmack. Schlanke Loggiensäulen — um ein Beispiel anzuführen —, die auf einen eisenkonstruirten Cafepavillon hinabblicken, bieten ein recht trauriges Bild. In Tirano wäre manch Sehenswerthes zu finden gewesen, wir hatten auch hinreichend Muße dazu, die wohllöbliche Straßenjugend aber war dagegen, d. h. sie war allzusehr dafür. Sie betrachtete den ungewohnten Anblick dreier Reiter als ein lediglich für sie bereitetes Spektakelstück und heftete sich mit solcher Aufdringlichkeit an unsere Sporen, daß wir genöthigt waren, den beabsichtigten Rundgang und damit auch das Gaudium vorzeitig zu beenden. Für die Verkürzung seiner Freude rächte sich der Nachwuchs Tiranos — wohl unbewußt — dadurch, daß er zur Zeit, als wir Frühaufsteher schon zu Bette lagen, ein mörderisches Gesangskonzert begann, bei dem die Eintönigkeit der Melodie durch immer mehr gesteigerten Stimmenaufwand wettgemacht werden sollte. Die alten Palazzi widerhallten . . .

Von Tirano führt die Straße längs der immer kleiner werdenden Adda in fünf Stunden aufwärts nach Bormio, und von da nach Bad Bormio, einer seit Plinius bekannten Therme am Fuße des Stelvio. Nach der dürftigen Unterkunft der letzten Tage zog uns das elegante Bad doppelt an, überdies sehnten wir uns nach dem lang entbehrten Anblick irgend einer österreichischen oder deutschen Zeitung. Wir waren, in diesen eisenbahnlosen Landen umherreitend, fast seit einer Woche in vollster Unkenntniß dessen, was einstweilen in der Welt vorgegangen sei. Das Ministerium Thun hätte gestürzt sein können, ohne daß diese erschütternde Kunde zu uns gedrungen wäre. Von minder dräuenden Gefahren gar nicht zu reden. — Unsere Erwartungen wurden, was Komfort betrifft, vollauf erfüllt, die gewünschte Zeitung aber blieb uns versagt. Wie in allen Kurorten mit kurzer Sommersaison beginnt eben auch für Bad Bormio die Welt erst am 15. Juli aufzuziehen. Was vorher passirt, gilt nicht. Von Mitte Juli aber bis zum Herbste herrscht reges Leben. Gichtleidende suchen die mit einer Temperatur von 30° R. aus dem Dolomitfelsen hervorbrechende Heilquelle auf, und auch Gesunde ziehen gerne nach dem hochgelegenen und ruhigen Hotel. Einen bemerkenswerthen Schmuck des Hauses bildet sein großer Ziergarten. Freudig begrüßt man in dieser Höhe (1340 m) manche daheim längst verblühte Blumen, wie Pfingstrosen und Schwertlilien, doch auch andere Gattungen finden sich: neben der bescheidenen Reseda und dem genügsamen Stiefmütterchen auch die edleren Rasen, allerdings erst in schüchternen Knöspchen, und der weithin duftende Jasmin. Für den Schatten sorgen fast durchgehends Laubbäume, Eichen und Buchen, und nur sehr wenige Fichten und Föhren, die eigentlichen Herren solcher Region. Da oben wirkt ein so buntfarbiger Garten doppelt erfreulich, er gibt dem Hause ein freundliches, friedliches Gepräge, und, wen die Gicht nicht zu sehr plagt, dem mag der fromme Wunsch der Sonnenuhr über dem Thore: „Sint tibi serenae" wohl in Erfüllung gehen.

Bad Bormio liegt bereits an der weltberühmten Straße über den Monte Stelvio. Sein gebräuchlichster Name ist Stilfserjoch nach dem kleinen Tiroler Dörfchen Stilfs, fast unbekannt hingegen der nach Bormio, deutsch Worms, gebildete Wormserjoch. Die Straße, der höchste fahrbare Bergübergang Europas, (2760 m) wurde (1820 bis 1825) im Auftrage der österreichischen Regierung von dem Italiener Donegani erbaut, und läßt alle vor und nach ihr geschaffenen Pässe sowohl an technischer Vollendung als an Grandiosität der natürlichen Umgebung weit hinter sich. Sogleich hinter Bad Bormio beginnt die ebenmäßige, ziemlich starke Steigung, die mit ganz geringen Unterbrechungen bis zur Höhe anhält. Wir passiren eine den Addaursprung bergehoch überstehende Eisenbrücke, bald darauf das erste Lawinenschutzdach. Jedes Stückchen des Weges bietet ein neues Denkmal hervorragender Baukunst, wie denn überhaupt die südliche, italienische Seite an technischer Großartigkeit den österreichischen Theil in demselben Maße übertrifft, als sie landschaftlich hinter ihm zurückbleibt. Neben einer stetig anwachsenden Schlucht reiten wir aufwärts, durch mehrere Lawinendächer und lange Tunnel, bis zur ersten Cantoniera (1730 m). Von da sehen wir den folgenden Weg klar vor uns. Wie ein in den Riesenfelsen eingezeichnetes Stickmuster erscheinen die engen, gleichmäßigen Serpentinen, die zur zweiten Cantoniera (1980 m) emporführen. Zum Ergreifen nahe liegt sie da. Doch zwischen Sehen und Erreichen dehnt sich auf solchen Wegen ein langer Zeitraum. Nach einstündigem Ritte sind wir oben. Eine weitere Stunde führt uns an der dritten Cantoniera (2313 m) vorbei nach Santa Maria (vierte Cantoniera, 2487 m), an die Grenze der ewigen Schnee- und Eiswelt des Ortler. Dort steht auch das italienische Zollamt, wo . . . wir die für unser Sattelzeug erlegten 200 Lire wiederbekommen sollen. Schon in Bormio haben wir vorsichtshalber nachgefragt, ob denn der auf der einsamen Höhe des Stelvio thronende Beamte allezeit über eine solche Summe verfüge. Die Antwort begann mit sicherlich und fraglos und endete mit selbstverständlich. „Selbstverständlich" aber besitzt der gute Mann in Santa Maria keinen Knopf, oder, um gewissenhaft zu berichten, volle zehn Lire, und vertröstet uns auf die „sehr bald" einlangende Post. Der freundlich grinsende Cantoniere springt uns rettend bei. Er erklärt sich bereit, gegen eine entsprechende Provision dem italienischen Aerarium die Summe von 200 Liren zu kreditiren, und nach kurzer Weile schleppt er auch alle möglichen und unmöglichen Geldsorten herbei, während der Zollbeamte die in Ponte di Legno geprägten Plomben löst. Die Schwierigkeit, vier keineswegs neue Sättel über ein Stückchen italienischen Bodens zu befördern, wäre also glücklich besiegt.

Unterdessen hat die Sonne den Zenith erreicht und strahlt blendend von dem unabsehbaren Schneefelde zurück, dem die Straße entgegenführt. Zwischen mehr als mannshohen Schneemauern reiten wir, fast eine Stunde lang, zur Paßhöhe empor und mühen uns, des gigantischen Eindrucks Herr zu werden. Vergebens. Der Anblick ist überwältigend. Eine wolkenlos klare, an den Rändern azurblaue Kuppel wölbt sich über der weißglitzernden Riesenmasse von Schnee, Gestein und Eis. Keine Spur eines Thieres, irgend einer Pflanze, kein Werden und Vergehen, kein Rühren, kein Laut — Nichts, als das grauenhafte, große, ewige Schweigen einer zu Tode erstarrten Welt. — — — — — — — —

Was nun noch folgt: der Ritt nach dem berühmten Trafoi und, durch das nicht minder berühmte Vintschgau nach Meran, ist . . . die Beendigung unserer neuntägigen Reise; sonst nichts. Niedliche Vierzeiler nach der Divina commedia. — —

Wien. Gustav Alexander Pollak.

L'année politique 1898 par André Daniel. Paris, Charpentier, 1899.

Der 25. Jahrgang dieser politischen Annalen Frankreichs steht durchaus unter dem Zeichen Dreyfus-Zola. Das Jahr 1899, so prophezeit das Vorwort, wird ohne Zweifel eine endgiltige Lösung der douloureuse affaire bringen. Aber „es wird eine besondere Kraft des Optimismus erfordern, um zu glauben, daß die Welt sich der Entscheidung des Kassationshofes beugen wird". Und weiter: „Es ist schmerzlich, festzustellen, daß Frankreich nicht mehr oder noch nicht genügenden politischen Sinn sein eigen nennt. Il est douloureux de constater que la France n'a plus ou — espérons-le — n'a pas encore d'esprit publique." Im Uebrigen verweisen wir auf das Nachschlagebuch selbst, das in seinem Kalendarium der wichtigsten parlamentarischen und Gerichtsverhandlungen des Jahres gedenkt, im Anhang die Programmreden von Poincaré, Barthou, Deschanel und Méline excerpirt, endlich die Wahlergebnisse vom 8. und 22. Mai 1898 genau verzeichnet. Ein ähnliches Unternehmen zu billigem Preise wäre auch für deutsche parlamentarische Vorgänge willkommen. —m

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 45. Berlin, den 5. August 1899. 16. Jahrgang

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der vierzigste Genossenschaftstag, der soeben in Berlin abgehalten worden ist, war in hohem Grade interessant; aber nicht allein durch die sachlichen Verhandlungen und Berathungen, die in den Sitzungen gepflogen worden sind. Erörterungen von gleicher oder von annähernd gleicher Bedeutung haben auch früher wohl schon wiederholt stattgefunden. Weit bemerkenswerther noch war die Haltung der Regierung gegenüber den Vertretern der auf Selbsthilfe beruhenden Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften.

Gegen tausend Vertreter hatten sich aus ganz Deutschland eingefunden, und diese Männer repräsentirten eine Macht. Es gab 1898 bereits 1439 Genossenschaften des Allgemeinen Verbandes mit 941 000 Mitgliedern. Die an das „Jahrbuch" berichtenden Verbandsgenossen arbeiteten mit 133¼ Millionen Mark Geschäftsguthaben, 44½ Millionen Reserven und 549¾ Millionen Mark fremder Gelder. Sie gewährten ihren Mitgliedern an Krediten, Werthen in Form von Rohstoffen, Lebensbedürfnissen, Wohnungen u. s. w. für 2 Milliarden 22 Millionen Mark. Und unter diesen Genossen zählte man 304 000 Landwirthe.

Diese blühenden Genossenschaften verlangen nur eines; daß der Staat ihre Entwicklung nicht hemme; daß er ihnen keine unnützen Beschränkungen auferlege, aber daß er sie auch mit Subventionen verschone, die die Tüchtigkeit, die es soweit gebracht, korrumpiren würde.

Die Genossenschaften, die Milliarden durch befruchtende Kanäle gerade dem Mittelstand und den Arbeitern zuführen, sind auf dem Boden liberaler Anschauungen erwachsen; und ein liberaler Mann, Schulze-Delitzsch, war ihr Bahnbrecher. In den Zahlen, die oben genannt sind, steckt ein Stück sozialpolitischer Arbeit jenes Liberalismus und jenes Manchesterthums, die vor Allem der Selbsthilfe vertrauen, die vor Allem auch die Selbsthilfe entwickeln wollen, und die man auf sozialpolitischem Gebiet als völlig unfruchtbar auszugeben liebt.

Und nun vergleiche man diese Vereinigungen, die auch hunderttausenden von Landwirthen Nutzen bringen, mit einer Generalversammlung des Bundes der Landwirthe.

Hier das Werk nationaler Tüchtigkeit, das den breiten Massen unseres Volkes die Gesundheit erhält und stärkt; dort agitatorische Schreier, die mit der nationalen Phrase hantiren und unserer Nation in ihrer Gesammtheit wohl Schaden, aber keinerlei Nutzen gebracht haben.

Und besonders charakteristisch ist diesen beiden Schöpfungen, dieser fruchtbringenden und dieser zersetzenden gegenüber das Verhalten der Regierungen.

Die Genossenschaften haben Jahrzehnte mit der Mißgunst der Regierungen zu kämpfen gehabt, und um Beamte auf mittlerer Stufe der Hierarchie zu finden, die noch heute der Entwicklung der Genossenschaften so viel Schwierigkeiten bereiten wie möglich, dazu braucht man nicht in entlegene Provinzen zu gehen, das kann man in unmittelbarer Nähe von Berlin erleben.

Der ganze Kontrast der Zeiten zeigt sich aber, wenn man den jetzigen vierzigsten Genossenschaftstag mit dem ersten Genossenschaftstag vergleicht. Damals 1859 verbot die sächsische Regierung, die immer an der Spitze steht, wenn es sich um eine kurzsichtige reaktionäre Maßregel handelt, daß der Vereinstag in Dresden abgehalten werde, und diesmal entsendet das Reichskanzleramt und die preußischen Ministerien Vertreter zum Vierzigsten Ver-

bandstag, nachdem die soziale Bedeutung des Gewordenen sich nicht mehr verkennen läßt.

Die Schulze-Delitz'schen Genossenschaften wurden, was sie sind, im Kampfe gegen die Regierungen, und der Bund der Landwirthe gelangte zu dem weiten Umfange, den er darstellt, ganz wesentlich gefördert von den Regierungsbeamten in der Provinz.

Man kann diese beiden Organisationen wohl mit einander in Vergleich stellen, weil sie die schärfsten Gegensätze zugleich verkörpern.

Die Genossenschaft fruchtbringend und jedes Staatsgeschenk zurückweisend; der Bund unfruchtbar und beständig und ausschließlich nach Staatshilfe rufend. Das eine ein Geschöpf des Liberalismus; das andere ein Geschöpf der konservativen Reaktion; das eine von dem Uebelwollen der Regierungen Jahrzehnte lang verfolgt; das andere von der wohlwollenden Zurückhaltung der Regierungen stets begleitet und von der direkten Unterstützung zahlreicher Regierungspräsidenten und Landräthe unmittelbar gefördert.

In dieser Entwicklung spiegelt sich ein Stück Tragik deutscher Geschichte wieder. Das gesunde und kräftige moderne Deutschland mußte sich auf so vielen Gebieten gegen die Vorurtheile der regierenden Kreise durchsetzen.

Wenn aber heute ein Vertreter des Reichskanzlers, des preußischen Justizministers, des Finanzministeriums und andere Männer in Amt und in Würden bei der Eröffnungssitzung anerkennende Ansprachen hielten, so interessirt uns unter diesen Geheimräthen vor Allem der Vertreter des landwirthschaftlichen Ministeriums. Es wäre für Deutschland nicht wenig gewonnen, wenn auf Grund so eindringlicher Erfahrungen wie sie die Genossenschaftsbewegung darstellt, aus diesem Ministerium heraus den Agrariern gesagt würde: Meine Herren, jede Unterstützung, die Ihnen als Geschenk zufließt, entwickelt ihre Untüchtigkeit; und bei wachsender Untüchtigkeit läßt sich kein Stand in die Höhe bringen, ja nicht einmal, allen Anstrengungen zum Trotz, läßt er sich in seiner bisherigen Lage erhalten; also fort mit den Geschenken.

Der Bürgermeister von Hamburg Dr. Versmann ist gestorben. Man hat ihn in Hamburg hoch geschätzt als einen klugen und gewandten Mann, der es verstanden hat, durch Nachgiebigkeit und durch Energie, wie es die Umstände verlangten, die Interessen seiner Vaterstadt zu fördern.

Aus Samoa sind wiederum Nachrichten nach Europa gedrungen, deren Details ziemlich gleichgültig sind; die samoanische „Königswürde“ ist aufgehoben worden; was liegt daran. Entscheidend ist, daß die Vereinigten Staaten, England, Deutschland sich über einen modus vivendi geeinigt haben; und so lange die drei Mächte nüchterne und verständige Beamte entsenden, die den Frieden wollen, wird sich der Friede auch leicht aufrecht erhalten lassen; aber darüber kann man sich auch nicht täuschen, daß diese Herrschaft zu Dreien, wie sie auch eingerichtet sein mag, in jedem Augenblick durch Ungeschicklichkeit oder durch Uebelwollen wieder zu neuen Konflikten führen kann.

In Frankreich und in Transvaal ist in der Entwicklung ein Stillstand eingetreten. In Frankreich stehen beide Parteien wie bisher einander gegenüber; aber die Lage der Gegner der Republik bleibt ungünstig. In den Transvaalstreitfragen scheint man nunmehr eine schiedsgerichtliche Untersuchungskommission zum Ausgleich der Streitigkeiten einsetzen zu wollen; um so unwahrscheinlicher wird jeder kriegerische Zusammenstoß, den wir niemals für wahrscheinlich gehalten haben.

* * *

Die Kanalvorlage.

Die Gründe, mit denen die Kanalvorlage bekämpft wird, als schädige sie die Interessen der Landwirthschaft, sind so, daß man sich nicht ernstlich mit ihnen beschäftigen kann. Daß jede Verkehrsstraße, welche ein Grundstück dem Markte näher bringt, welche gestattet, unter Aufwendung geringer Frachtkosten den Bedarf an Dungmitteln, Maschinen u. s. w. einzukaufen, und unter Aufwendung geringer Frachtkosten das Produkt zu verkaufen, dem Grundstücke Vortheil bringt, ist ein so selbstverständlicher Satz, daß er jede Ausnahme ausschließt.

Es ist freilich nicht unwahrscheinlich, daß der große Haufen der Agrarier den Satz, daß der Kanal der Landwirthschaft Schaden bringt, in völlig gutem Glauben nachspricht, weil er sich des eigenen Denkens entwöhnt hat. Aber wo Tausende ein Stichwort gedankenlos nachsprechen, müssen doch Einzelne vorhanden sein, welche die Stichwörter erfinden. Und diese leitenden Köpfe werden sich über die Unrichtigkeit dieses Satzes keinen Augenblick im Zweifel befunden haben. Ihre Absicht geht dahin, eine Kraftprobe anzustellen, durch welche sie beweisen, daß Agrarisch Trumpf ist, daß schlechterdings im Staate Nichts geschehen kann, wozu die Agrarier den Segen nicht gesprochen haben.

Das Bedürfniß, den Kanal zu bauen, ist ein dringendes. Wachsender Verkehr fordert wachsende Verkehrsstraßen und Verkehrsmittel und Niemand vermag zu sagen, auf welche Weise den Verkehrsbedürfnissen Genüge geschehen soll, wenn der Kanal endgültig abgelehnt wird. Grade weil der Kanal so unentbehrlich ist, rechnen die Agrarier darauf, einen unermeßlichen Preis bezahlt zu erhalten, wenn sie die Erlaubniß geben, ihn zu bauen. Für Kompensationen ist der Kanal zu haben, aber diese Kompensationen sollen in das Märchenhafte gesteigert werden.

Für diejenigen Minister, die unmittelbar mit ihrem Ressort an dem Kanalprojekt betheiligt sind, also die der Bauten und des Handels, besteht wohl kein Zweifel darüber, daß das Projekt durchgesetzt werden muß. Aber das Ministerium trifft doch der Vorwurf, nicht von Anfang an seinen ernsten Willen, dem Projekt zur Durchführung zu verhelfen, mit dem gehörigen Nachdruck ausgesprochen zu haben. In seiner ersten Rede über den Kanal erklärte Herr von Miquel, wenn er in dieser Frage die staatserhaltenden Parteien nicht um sich sammeln könne, so hoffe er doch andere Fragen zu finden, in denen er sie um sich sammeln könne. Diese Rede wurde dahin ausgelegt, daß es dem Herrn von Miquel ziemlich gleichgültig sei, ob der Kanal zu Stande komme oder nicht. Und wenn er in der Folge auch andere Seiten aufgezogen hat, so hat er doch den Eindruck seiner ersten Rede nicht auslöschen können. Die Agrarier glauben, seine erste Rede sei von seiner Ueberzeugung und die folgenden nur von seinem Amte diktirt worden.

Die offiziöse Presse arbeitet täglich mit ungeschwächter Kraft für die Zuchthausvorlage; aber für die Kanalvorlage thut sie nichts. Sie scheint sich an dem Ausspruch zu halten: „Das wird Miquel schon machen.“ Herr von Miquel kann's aber in diesem Augenblicke nicht machen, denn er ist wie andere Menschenkinder erholungsbedürftig, und es hat sich Niemand gefunden, der in seiner Vertretung die Bearbeitung der öffentlichen Meinung übernimmt. Einige Blätter, in denen man zuweilen offiziöse Stimmen hört, sind offen auf die Seite der Kanalgegner getreten.

Im Ministerium des Innern scheint man von der Kanalfrage sehr wenig gehört zu haben. Herr von der Recke, der ja überhaupt selten spricht, hat über den Kanal, der doch mit dem Ressort des Innern auch einige Berührungspunkte hat, kein Wort gesprochen. Und die ihm untergebenen Beamten scheinen der Meinung zu sein, die Kanalvorlage gehöre zu den Adiaphoris, über die es jedem Beamten gestattet sei, eine von der Regierung abweichende

Ansicht zu haben. Ein großer Theil der Landräthe arbeitet offen gegen den Kanal; ein Landrath in Schleswig, der mit den Mitgliedern des Bundes der Landwirthe in Differenzen gerathen ist, und von ihnen verklagt wurde, hat eine Versetzung im Interesse des Dienstes erlitten, die zwar nach der herrschenden Pragmatik nicht als Disciplinarstrafe aufgefaßt, aber doch von den Agrariern als Strafe ausgelegt wird. Und der Bund der Landwirthe rühmt sich öffentlich und unwiderlegt, dem Landrath diese Suppe eingebrockt zu haben.

Die Frage, ob der Kanal genehmigt wird oder nicht, ist eine politische Frage ersten Ranges; von ihr hängt der Fortgang der Staatsgeschäfte in der nächsten Zeit ab, und in einer politischen Frage ersten Ranges kann eine Regierung einen Sieg nur erfechten, wenn sie sie als politische Frage auffaßt oder darstellt. Wenn die Zügel der Regierung am Boden schleifen, so kann ein Sieg nicht erfochten werden.

Die Kanalvorlage konnte ohne Schwierigkeiten durchgesetzt werden, wenn die Regierung ihren ernsten Willen von Anfang an an den Tag gelegt hätte; sie kann jetzt, nach dem Auftauchen mancher Schwierigkeiten noch durchgesetzt werden, wenn dieser ernste Wille noch jetzt zu Tage tritt. Wenn sie jetzt scheitert, so ist es mit der herkömmlichen Redensart, daß das Ministerium keine Parteiregierung sei, sondern über den Parteien stehe, für immer vorbei. Dann steht fest, daß die Regierung zwar keine Parteiregierung, aber doch eine Regierung ist, die im Dienste einer Partei steht. Dann ist es erwiesen, daß eine einseitige Partei die Macht hat, jeden Vorschlag, der auf die allgemeinen Interessen des Landes größere Rücksicht nimmt, als auf ihre Sonderinteressen, zu vereiteln.

Alexander Meyer.

Die Versammlung der Deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften.

In dieser Woche tagte in Berlin der Allgemeine Verband der auf Selbsthilfe beruhenden Deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften; zum ersten Male seitdem der Verband besteht. Neununddreißig Tagungen hat er in andern Deutschen Städten abgehalten; Berlin ist er fern geblieben. Dort wollte und konnte er so lange nicht erscheinen, bis er allgemeinster Würdigung sicher war. Und daß er jetzt die Hauptstadt des Reiches zum Versammlungsorte gewählt hat, war noch zu einem guten Theile dem Umstande zu verdanken, daß das Denkmal seines Begründers, Schulze-Delitzsch, endlich, nach langem Harren in Berlin aufgestellt ist und feierlich enthüllt wurde.

Der Verband hat bei seiner diesjährigen Wahl keinen Fehlgriff gethan. Er hat in Berlin vollste Anerkennung von allen Seiten gefunden, und die Berliner Versammlung kann den Beginn eines neuen größeren Aufschwunges für diese Bestrebungen bezeichnen.

Lange Jahre hindurch hatten die offiziellen Kreise keine Freundschaft für den Verband.

Anfangs stand ihm die bekannte liberale Gesinnung und Thätigkeit seines Begründers und Leiters im Wege. Die Genossenschaften wurden bezichtigt, liberale Politik zu betreiben. Mit Unrecht. Denn von je haben sie als solche sich von politischen Bestrebungen fern gehalten und nur wirthschaftliche Zwecke verfolgt, aber das war nicht in Abrede zu stellen, daß ihr Grundprinzip, die Selbsthilfe, ein wesentlich liberales war, und daß sie ihre Ziele in Freiheit und Unabhängigkeit verfolgen wollten. Das genügte, sie mißliebig zu machen.

Dann kam die lange Periode, in der der Gedanke der Staatshilfe so sehr der herrschende geworden war, daß derjenige, der noch auf Selbsthilfe vertraute, für einen thörichten, ja fast für einen staatsfeindlichen Mann gehalten wurde. Wohlgelitten waren vor anderen jene Kreise, jene Versammlungen, welche recht laut und aufdringlich ihre eigene Ohnmacht verkündeten und kläglich und beweglich die Hilfe des Staates forderten.

Noch heute besteht diese Strömung, aber bei den Betheiligten, wie in der Politik, fängt doch die Ueberzeugung an durchzudringen, daß die Staatshilfe längst nicht das leistet, was man von ihr erwartete, und daß sie eine Bedeutung nur dann erlangen kann, wenn sie sich nicht an die Stelle der Selbsthilfe setzt, sondern diese nur vorsichtig und maßvoll unterstützt.

Eines der großen Verdienste des jetzt in Berlin tagenden Verbandes ist, daß seine Wirksamkeit, diese Ueberzeugung wesentlich herbeizuführen, geholfen hat. Er hat stets an dem Grundsatze der Selbsthilfe festgehalten, auch als die größten Verlockungen an ihn herantraten, andere Wege zu gehen, und er hat den glänzenden und unwiderleglichen Beweis geliefert, daß auf dem Boden, auf welchem er steht, große und dauerhafte Unternehmungen aufgebaut werden können.

Niemand vermag heute zu leugnen, daß das Genossenschaftswesen in der Form und mit den Grundsätzen, welche in dem Allgemeinen Verbande gelten, ein außerordentlich großer wirthschaftlicher und sozialer Erfolg ist. Das ist in der Eröffnungsversammlung des Verbandes von allen Seiten, von den höchsten Staatsbehörden, den städtischen Behörden, der Reichsbank, der Vertretung der Berliner Kaufmannschaft, von der Presse, vom Publikum aufrichtig anerkannt und hoch gepriesen worden; die Selbsthilfe ist durch die Versammlung in ihrem großen Werthe vor Aller Augen hingestellt.

Die aus allen Theilen Deutschlands zahlreich erschienenen Genossenschafter selbst waren sich der Größe ihrer Erfolge vollbewußt. Freilich äußerte sich dies Gefühl nicht in großen Tiraden der Redner in den Versammlungen. Der großen Worte bedurfte es nicht, da die Thatsachen für sich selbst sprachen, aber alle wurden von der Ueberzeugung getragen, auf dem rechten Wege Gutes für sich und für die Allgemeinheit zu leisten und gar viele unter ihnen blickten auf lange Jahre mühseliger und lange Zeit hindurch nicht anerkannter Arbeit im Dienste der Genossenschaften zurück. Und das Bewußtsein, daß nur gleiche, bescheidene, andauernde Arbeit die erreichten Erfolge bewahren und vermehren könne, daß es nicht Zeit sei auf seinen Lorbeeren zu ruhen, gab denn auch allen Verhandlungen, den allgemeinen und den besonderen Versammlungen das Gepräge. Ernst und sachlich waren alle Berathungen, getragen von dem weitsichtigen Bestreben, die genossenschaftlichen Einrichtungen immer vollkommener zu gestalten.

Wenn die deutschen Genossenschaften und wenn insbesondere der Allgemeine Verband so weit gekommen ist, so verdanken sie es in nicht geringem Maße der Ungunst der Verhältnisse. Aus den dürftigsten Anfängen in den kleinbürgerlichen Kreisen eines kleinen Landstädtchens entstanden, haben sie lange nach allen Seiten hart kämpfen müssen. Hohn, Spott, Verfolgung waren ihnen nicht erspart. Es gab für sie eben nur die Selbsthilfe, und Leiter und Genossen mußten sich erst durch lange Arbeit und Erfahrung für die genossenschaftliche Thätigkeit bilden. Dadurch aber sind ihnen ihre Grundsätze um so fester eingeprägt und dadurch ist den einfachen Bürgern das Bewußtsein geworden, daß sie, wenn sie nur ernstlich wollen, auch große Dinge leisten können.

So ist auf steinigem Boden der Baum des Genossenschaftswesens gepflanzt, rauhe Winde haben ihn geschüttelt, nur langsam hat er anfangs wachsen können, um so fester hat er aber seine Wurzeln geschlagen, um so gesunder ist sein Wachsthum geworden.

Nicht alle Genossenschaften sind in dem Allgemeinen Verband vereinigt; viele haben sich überhaupt keiner Vereinigung angeschlossen und neben dem Allgemeinen Ver-

bande stehen noch andere große Verbände, namentlich derjenige der Raiffeisen'schen ländlichen Vorschußkassen und der Verein der landwirthschaftlichen Genossenschaften. Aber der Allgemeine Verband vereinigt in sich bereits Genossenschaften der verschiedensten Art und beschäftigt sich mit dem Genossenschaftswesen im Ganzen; in ihm sind die Grundsätze geschaffen, welche, abgesehen von den Raiffeisen'schen Kassen, von allen Genossenschaften befolgt werden. Er hat auch die Tradition des Genossenschaftswesens und er hat die stärkste Verpflichtung, das Genossenschaftswesen zu fördern und den neuen Bedürfnissen anzupassen; das Gute, was veränderte wirthschaftliche Zustände bringen, richtig zu benutzen, die Gefahren, welche sie mit sich führen, zu erkennen und zu vermeiden.

Der Allgemeine Verband ist sich dieser Verpflichtungen wohl bewußt, ist Willens und im Stande, sie zu erfüllen. Seine Organisation ist zweckmäßig und die Männer, in deren Hand die Leitung liegt, stehen durchaus auf der Höhe ihrer Aufgabe und werden von dem Vertrauen der Genossenschafter getragen. Der gegenwärtige Anwalt, der schon lange der Geschäftsführung angehört, aber erst seit wenigen Jahren in Folge einstimmiger Wahl an der Spitze derselben steht, hat durch seine Thätigkeit und seine Erfolge bewiesen, daß er der rechte Mann ist; mit offenem Auge verfolgt er die wirthschaftliche Entwickelung und voller Sachkenntniß und mit Festigkeit und Klarheit der Anschauungen verbindet er die Befähigung, nach allen Seiten versöhnend und vermittelnd zu wirken und sich das allgemeine Vertrauen zu bewahren.

Die Genossenschaften bedürfen gerade jetzt eines solchen Mannes. Zunächst in ihrem Interesse. Soviel sie erreicht haben und so sehr ihre Erfolge anerkannt werden, so haben sie doch noch zahlreiche und mächtige Feinde. Die Konsumvereine werden von den Kaufleuten, die Baugenossenschaften von den Haus- und Grundbesitzern auf das Schärfste befehdet; die Baugenossenschaften sind auch meist noch in der ersten Entwicklung begriffen, und es fehlt deshalb für manche Dinge noch die rechte Erfahrung. Den Kreditvereinen möchte man die Handwerker entfremden, um diese in eigene, nur den Fachgenossen dienende Vereine zusammenzufassen. Hier gilt es, nicht nur abzuwehren, sondern noch mehr, Alles zu thun, um die Angegriffenen einwandfrei hinzustellen, ihre Einrichtungen zu verbessern, ihre Thätigkeit zu erhöhen.

Im allgemeinen Interesse muß aber auch der Verband fortfahren, immer wieder alle neuen Erscheinungen im Gebiete des Genossenschaftswesens zu prüfen, etwaige Mängel an ihnen zu zeigen; Verbesserungsvorschläge zu machen.

Die vortreffliche Schrift, welche der Anwalt, Dr. Hans Crüger, dem diesmaligen Genossenschaftstage gewidmet hat*), gibt eine Zusammenstellung der neuen Anwendungen der Genossenschaftsform, unter denen manche nicht unbedenklich sind. Aber die Schrift kann auch mit Genugthuung darauf hinweisen, daß so manche mit vielem Pomp gemachte Versuche auf andern als dem Boden der Selbsthilfe die Genossenschaften zu stellen, sehr rasch ihre Unzulänglichkeit, ja Gefährlichkeit haben erkennen lassen, und daß man sich selbst in den Kreisen, zu deren Gunsten diese Versuche gemacht sind, darauf besinnt, daß ohne die feste Grundlage der Selbsthilfe keine Genossenschaft bestehen kann.

Die Ueberzeugung, daß dies der gemeinsame Boden aller Genossenschaften sein muß, wird dann auch dahin wirken, daß die gegenseitige Befehdung der verschiedenen Genossenschaftsvereinigungen aufhört und wenn auch nicht eine Verschmelzung eintritt — die aus vielen Gründen wohl nicht zu erreichen, vielleicht auch nicht einmal wünschenswerth ist — doch ein Zusammenwirken in allgemeinen Fragen stattfindet. Freundschaftliche, auf dem jetzigen Verbandstage durch Abordnung eines Vertreters bethätigte Beziehungen bestehen schon zu dem Allgemeinen Verbande landwirthschaftlicher Genossenschaften.

Vielleicht wäre der erste Schritt die gemeinsame oder doch nach gleichem Formular hergestellte Statistik aller in Verbänden vereinigten Genossenschaften; ihrer Geschäftsführung und ihrer Erfolge. Erst eine solche Statistik würde die außerordentliche Bedeutung des Deutschen Genossenschaftswesens in vollem Umfange erkennen lassen.

Erleichtert wird ein solches Zusammenarbeiten durch die Anerkennung, welche der Allgemeine Verband jetzt durch die höchsten Staatsbehörden gefunden hat. Nicht mehr wird man die Meinung vertreten dürfen, daß eine Verbindung mit ihm den Behörden unwillkommen sei.

In der Allgemeinheit aber sollte sich immer mehr die Ueberzeugung verbreiten, daß das Genossenschaftswesen zwar nicht das einzige, aber gewiß eines der vorzüglichsten Mittel zur Hebung und zum Schutze des deutschen Mittelstandes ist, denn es gibt ihm nicht nur wirthschaftliche Hilfe, sondern es ist auch ganz besonders geeignet, ihm das zu geben, worauf es vor Allem ankommt: wirthschaftliche Tüchtigkeit und Vertrauen auf die eigene Kraft.

K. Schrader.

*) Aus Vergangenheit und Gegenwart der deutschen Genossenschaften. Leonhard Simion.

Gerechtigkeit.

Im sozialdemokratischen Verein für den sechsten Berliner Wahlkreis hat der Abgeordnete Liebknecht eine Rede gehalten, in der er sich mit den jüngsten politischen Kämpfen in Belgien, in Frankreich und in Bayern beschäftigte. In allen drei Ländern hat die Sozialdemokratie sich mit nicht sozialdemokratischen Elementen verbunden, um die öffentlichen Angelegenheiten zu beeinflussen.

In Belgien haben Sozialdemokraten, Radikale und Liberale gemeinsam das ultramontane Ministerium gestürzt, und sie sind dabei, eine Wahlreform zu erzwingen, die ihren Wünschen entspricht. Das Ringen mit dem Klerikalismus und dem Cäsarismus in Frankreich ist noch nicht zum Abschlusse gelangt. Aber auch hier sind gemäßigte, doch zuverlässige bürgerliche Republikaner und Sozialdemokraten Bundesgenossen im Kampfe gegen den Säbel und die Kutte, und ein Sozialist sitzt sogar im Ministerium Waldeck-Rousseau. Daß bei diesem Ringen in Frankreich der Prozeß Dreyfus nur der zufällige Anlaß war, der die Gegensätze zum offenen Losbrechen gegen einander gebracht hat, ist offensichtlich. Elemente, wie sie in den höchsten militärischen Stellungen und zum Theil auch in den höchsten Richterämtern in Frankreich sich befanden, sind Feinde einer aufgeklärten modernen Republik; wären sie nicht gezwungen gewesen, ihre Feindschaft bei dem Dreyfushandel offen hervortreten zu lassen, so wäre das bei irgend einem anderen späteren Anlaß naturgemäß geschehen, und wahrscheinlich ist es ein Glück für die Republik, daß ein Hinauszögern verhindert wurde; denn jedes Jahr hätte die still sich ausbreitende Macht der klerikalen und cäsaristischen Umstürzler befestigt. In Bayern, wo die Verhältnisse bei Weitem nicht so zugespitzt wie in Belgien und Frankreich sind, ist das Bild ein völlig verschiedenes. Hier haben die Sozialdemokraten gegen einige Mandate, die sie erhielten, die Ultramontanen zur allein herrschenden Partei gemacht, und das geschah, indem Sozialdemokraten und Ultramontane im Bunde die Liberalen schwächten und zurückdrängten.

Der Abgeordnete Liebknecht hat nach dem Berichte, der im „Vorwärts“ vorliegt, die österreichischen Verhältnisse nicht mit hinzugezogen; und doch hätte auch das geschehen können. In Oesterreich gleichfalls kämpft der deutsche Liberalismus zusammen mit der sozialdemokratischen Arbeiterbevölkerung gegen das Ministerium, das die Ver-

fassung mißachtet und das dem Absolutismus zusteuerte, um den allgemeinen Wirrwarr, den ein langes völlig verfehltes Regiment erzeugt hat, zu bändigen.

Man mag die Gegensätze, die Liberalismus und Sozialdemokratie trennen, für so tiefe halten, wie man will, immer ergibt sich doch aus den Vorgängen in Belgien, in Frankreich, in Oesterreich eines: eine Kooperation zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie stellt sich dann gleichsam von selbst ein, wenn das Maß an Freiheiten und Errungenschaften, die heute vorhanden sind, vermindert werden soll. Liberalismus und Sozialdemokratie mögen recht verschiedene Ansichten darüber haben, was zweckmäßigerweise zu geschehen habe, um auf den heutigen Grundlagen des Staates im modernen Geist weiter zu bauen; aber bereit sind sie zu gemeinsamer Vertheidigung, wenn man die heutigen Zustände zu denen überwundener, völlig reaktionärer Zeiten zurückführen will. Die unnatürliche Lehre hat innerhalb der Sozialdemokratie niemals *praktische* Bedeutung erlangt, daß der Rückschritt gefördert werden müsse, damit alsdann der Fortschritt um so unwiderstehlicher hervorbreche. Den Gefallen hat die Sozialdemokratie niemals der Reaktion gethan gemäß diesem Grundsatz zu handeln, und zusammen mit der Linken hat sie, insbesondere stets in Deutschland — um ein Beispiel anzuführen — das Sozialistengesetz mit höchster Energie bekämpft.

So betrachtet, erscheinen die bayerischen Ereignisse nur als ein taktisches Zwischenspiel, das nach unserer Ansicht auch für die Sozialdemokratie sich nicht bewähren wird, aber das gewiß nicht das simple Prinzip umzustoßen vermag: Besser noch der heutige Zustand, als der Sieg des Rückschritts, und, um diesen Sieg zu verhindern, wird sich naturgemäß immer das wieder ereignen, was sich jetzt in Belgien, in Frankreich und in Oesterreich vollzieht.

Der Abgeordnete Liebknecht billigte in seiner Rede die Vorgänge in Belgien; er überging Oesterreich, wo die Verhältnisse ähnlich liegen, und er kritisirte mit Zurückhaltung die Taktik, die seine Partei in Bayern befolgt hat; dann ging er auf Frankreich über, und diesen Theil seiner Rede hat er durch einen besonderen Artikel im „Vorwärts“ noch ergänzt. Die Ausführungen hierüber sind besonders interessant.

Daß ein Sozialdemokrat in das Ministerium Waldeck-Rousseau eintrat, ist für die prinzipielle Stellung der Sozialdemokratie zu den heutigen Kämpfen in Frankreich irrelevant. Er trat ein, um seine Ministerkollegen vom Standpunkt seiner Partei aus zu überwachen; er trat aber augenscheinlich auch ein, um zu dokumentiren, daß die Hilfe der Sozialdemokratie nöthig sei, um die Republik zu vertheidigen. Dieser Nachweis hat für die Sozialdemokratie gewiß eine propagandistische Kraft. Allein wie dem sei — diese Hingabe eines Portefeuilles an einen Sozialdemokraten bleibt schließlich nur eine Folgeerscheinung von minderer Bedeutung; die entscheidende Ursache ist, daß die französische Sozialdemokratie und die französischen aufrichtigen Republikaner gemeinsam die Republik vertheidigen wollten, die, wie die Ereignisse im Verlaufe des Dreyfushandels zeigten, in Gefahr war und in Gefahr ist.

Liebknecht möchte diese Gefahr leugnen, die in Frankreich alle Welt zugibt. Die aufrichtig republikanischen Blätter läuten beständig die Sturmglocken und die reaktionäre Presse aller Schattirungen verlangt unaufhörlich, daß die Republik je eher je besser den Todesstoß erhalte, damit der Cäsarismus, oder der Orleanismus oder der Bonapartismus, durchsetzt mit Klerikalismus, an ihre Stelle trete.

Ein Urtheil über die Zustände in Frankreich, das irrig erscheinen muß, wäre aber schließlich nur das Ergebniß falscher Beobachtungen. Ganz anders stellt sich die Folgerung, die Liebknecht aus dieser falschen Voraussetzung zieht. Zugegeben, es handle sich in dem Kampf um Dreyfus nicht um den Bestand der Republik, sondern nur um die Gerechtigkeit für einen einzelnen Unschuldigen. Was dann?

Darauf gibt Liebknecht die folgende Antwort:

„Verwerflich seien dagegen solche Kompromisse, bei denen Fragen, die nicht sozialistisch sind, die nur die bürgerliche Gesellschaft angehen, zu sozialdemokratischen Parteifragen gemacht werden, wie es unsere französischen Genossen beim Falle Dreyfus gethan haben.“

Und an anderer Stelle:

„Und warum sollte der Sozialist, der *jeden* sogenannten Verbrecher als ein Opfer der Gesellschaft und ihrer Ungerechtigkeit betrachtet, sich unter Hunderttausend gerade dieses *eine* Opfer für seine Sympathie und Aktion aussuchen?“

Liebknecht hebt hervor, daß er nur seine persönliche Auffassung vertritt, aber diese persönliche Auffassung eines hervorragenden Führers der deutschen Sozialdemokratie ist alsdann die, daß auch Fragen der Gerechtigkeit der Taktik unterzuordnen seien. Das aber ist die Negirung der Gerechtigkeit; denn eine Gerechtigkeit, die nur in Wirksamkeit tritt zu Gunsten der sozialdemokratischen Partei, ist Zweckmäßigkeit, ist Nützlichkeit, aber hat gerade darum aufgehört, Gerechtigkeit zu sein. Die Gerechtigkeit kann kein anderes Ziel haben, als gerecht zu sein.

Als ein Komitee zusammentrat, um ein Wiederaufnahmeverfahren für den wegen Mordes verurtheilten Gastwirth Ziethen herbeizuführen, gehörte diesem Komitee Herr Liebknecht an und eine Reihe Politiker und Schriftsteller, die durchaus keine Sozialdemokraten sind. Ist Herr Ziethen ein Sozialdemokrat oder ein Liberaler? Niemand fragte danach. Die einen hielten ihn für unschuldig verurtheilt; die andern waren der Ansicht, daß die Schuld wenigstens nicht bewiesen sei, und das hat seit Jahren genügt, immer wieder Versuche zu seiner Rettung zu machen. Und kümmert es die Liberalen, daß Herr Arons Sozialdemokrat ist, um gleichwohl gegen seine ungerechtfertigte Maßregelung als Lehrer an der Universität zu protestiren? Und hätten etwa die Freisinnigen ihren erbitterten Kampf gegen das Sozialistengesetz aufgeben sollen, weil das eine Frage war, die allein die sozialdemokratische Partei „anging“?

Für alle Auseinandersetzungen innerhalb der sozialdemokratischen Partei kann die bürgerliche Presse nur beobachtender Zuschauer sein. Eine Kritik, die von Personen außerhalb der Sozialdemokratie herrührt, nützt meist sogar denen, die kritisirt werden; ich werde von Nichtsozialdemokraten angegriffen, folglich spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß ich Recht habe; das ist eine nicht seltene Form der Beweisführung. Je weniger die Unbetheiligten an Auseinandersetzungen der Sozialdemokraten unter einander theilnehmen, um so ungehemmter ist die Fortentwicklung innerhalb der Partei.

Man kann daher ruhig zusehen, wie jetzt um die Grundlagen des sozialdemokratischen Programms gekämpft wird; die politische Bedeutung dieser gelehrten und abstrakten Auseinandersetzungen wird sich nur sehr allmählich für die praktische Politik bemerkbar machen; und taktische Fragen, so bedeutungsvoll sie in einem gegebenen Augenblick sein können, sind schließlich doch immer nur von ephemerer Bedeutung.

Aber wenn für Hunderttausende die Bestrebungen der Sozialdemokratie sich dahin zusammenfassen lassen: das ist die Partei, die vor allem will, daß es uns *wirthschaftlich* besser gehe, gleichviel wie das zu erreichen sei; so gibt es Zehntausende und die Besten, die sagen: die Sozialdemokratie mag vielfach irren; aber sie erstrebt doch mit größter Energie eine größere *Gerechtigkeit*; wirthschaftliche Gerechtigkeit und Gerechtigkeit nach allen Richtungen und mögen ihre letzten Pläne falsch sein, dieses guten Strebens wegen, das zum guten Ziele führen muß, ist sie unsere Partei.

Die Auffassung der einen und die Auffassung der anderen stellt das ungedruckte Programm der Partei für Hunderttausende dar, und dieses Parteiprogramm ist wirkungsvoll.

Darum hat es auch unmittelbare politische Bedeutung, wenn einer der angesehensten Führer der Partei sagt:

Die Gerechtigkeit an und für sich gehört nicht zu den „sozialdemokratischen Parteifragen“. P. Nathan.

Der Ursprung der Revolutionskriege.

Die Kriege der Revolution und des ersten Kaiserreiches haben unendliches Leid über Europa gebracht. Ihre verheerenden Wogen wälzten sich über den ganzen Erdtheil, von den Säulen des Herkules bis an die Grenzen Asiens und von den Südspitzen der Apenninenhalbinsel bis nach Kopenhagen und Finnland, während eines vollen Vierteljahrhunderts, das von Frieden kaum mehr wußte als weiland das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Aber sie haben auch unvergänglichen Segen gestiftet, indem sie diejenigen unter den Grundsätzen und Einrichtungen der Revolution, die wahrhaft schöpferisch und werthvoll waren, über alle kultivirten Länder Europas verbreiteten und dort heimisch machten. Sie haben, so zu sagen, die Revolution für die außerfranzösischen Staaten fruktifizirt. In den durch die Waffen aufgerissenen und mit Blut gedüngten Boden haben sie den Samen einer neuen und menschenwürdigeren Gesellschaftsordnung ausgestreut.

Wer trägt nun die weltgeschichtliche Verantwortung, diese furchtbaren und großartigen Kriegsstürme entfesselt zu haben?

Die alten dogmatischen Historiker der Revolution, Mignet und Thiers, waren mit der Antwort bald fertig: die altkonservativen Mächte des monarchischen Europa waren gewillt, einen Kreuzzug gegen die Revolution zu unternehmen, vereinten sich zum Angriffe auf das neue Frankreich und nöthigten ihm den Krieg auf. Die Söhne der Revolution haben dann das ganze gegen sie vereinte alte Europa in unvergleichlich glorreichem Kampfe besiegt. — Auch deutsche Historiker, wie Ernst Herrmann, nahmen solche Anschauung ohne genauere Nachprüfung als feststehend und bewiesen an.

Heinrich von Sybel hat diese Legende in seiner „Geschichte der Revolutionszeit“ zerstört. Er bewies, daß die in der französischen Nationalversammlung damals ausschlaggebende Partei der Girondisten vielmehr einen revolutionären Propagandakrieg beabsichtigt und herbeigeführt hat; daß das kämpfende „alte Europa“, weit davon entfernt, einmüthig zu sein, im Grunde nur aus Oesterreich und Preußen bestand; und daß selbst diese beiden Staaten, nach kaum geschlossenem Bündnisse, sofort durch den Wetteifer um Erwerbungen in Polen getrennt, mißtrauisch gestimmt und schließlich einander feindselig gegenüber gestellt wurden. Diese Uneinigkeit, und nicht das kriegerische Verdienst der republikanischen Heere, hat die Niederlage der ersten Koalition herbeigeführt. Der berühmte Historiker ging so weit, den Krieg als einen den deutschen Mächten von Frankreich geradezu aufgenöthigten zu bezeichnen.

Die Neuheit dieser Thesen, die Fülle des zu ihrer Begründung aufgebotenen geschichtlichen Materials, die glänzende, ebenso scharfe wie feine Darstellung Sybel's machten den tiefsten Eindruck. Seine Ansicht von der Entwicklung dieser Dinge wurde binnen Kurzem die herrschende. Freilich erhob sich gegen sie kein Geringerer als Leopold von Ranke. Er konnte weder die Kriegslust der Gironde noch die innere Schwäche und Uneinigkeit der Koalition bestreiten; aber er wies doch darauf hin, daß die Beherrscher Preußens und Oesterreichs sowie verschiedene geistliche Reichsfürsten auch ihrerseits den Konflikt unvermeidlich gemacht und von vorn herein zum Prinzipienkampfe gestempelt hatten. Kurz, er sah im Ausbruche der Revolutionskriege eine historische Nothwendigkeit, ein unvermeidliches Aufeinanderplatzen unversöhnlicher Gegensätze, für das weder der einen noch der andern Partei eine moralische Verantwortung aufgebürdet werden könne. Allein er fand mit solchem Urtheile zunächst wenig Anklang, da es in erregter Zeit eigentlich Niemanden befriedigte. Nicht nur die deutschen Geschichtschreiber, selbst die französischen neigten sich der Sybel'schen Ansicht zu: neben dem leidenschaftlichen Gegner der Revolution, Taine, auch der gemäßigte, besonnene, scharf und genau abwägende Sorel.

Jetzt hat ein hervorragender deutscher Gelehrter, Karl Theodor Heigel, der Bruder des bekannten bayerischen Dichters, die Frage einer erneuten gründlichen Prüfung unterzogen.*) Er hat dazu nicht allein die wichtigen in den letzten Jahren veröffentlichten Quellen und Aktenstücke in vollem Umfange herangezogen, sondern auch eine neue Nachforschung in den deutschen Archiven angestellt. So ist er in eindringender und umfassender Untersuchung und in sorgfältiger Erwägung zu Schlüssen gekommen, die den Stempel des Endgiltigen und Definitiven tragen. Man darf sagen, daß seine Darlegung geeignet ist, den Streit über den Ursprung der Revolutionskriege für jeden Unbefangenen abzuschließen.

Ueber die Haltung der Hauptrauferin zum Streite gegen die Revolution, der Zarin Katharina II., kann freilich kein Zweifel mehr obwalten. Hier haben die neueren Forschungen die Ergebnisse Sybel's lediglich bestätigt. Sie suchte die deutschen Mächte in den Kampf gegen Frankreich zu treiben, ohne sich selber an diesem irgendwie zu betheiligen, damit sie inzwischen, ungestört von dem am Rhein beschäftigten Wiener sowie Berliner Hofe, Polen für Rußland in Besitz nehmen könne. Gerade weil sie dieses Spiel wohl erkannten, und dann wegen der finanziellen und militärischen Zerrüttung Oesterreichs suchten Kaiser Leopold II. und sein greiser Staatskanzler Fürst Kaunitz einen Krieg mit Frankreich zu vermeiden, abgesehen davon, daß Leopold überhaupt ein friedliebender und aufgeklärter Herr war. Andrerseits aber konnte dem Kaiser das Schicksal seiner Schwester Maria Antoinette nicht gleichgiltig sein, und die Wiener Staatsmänner fürchteten die ansteckende Macht der französischen Vorgänge für das ewig unruhige Belgien, das bekanntlich seit 1714 österreichische Provinz war, ja selbst für Ungarn. Daher schon seit 1790 der Wunsch, durch diplomatische Einwirkung, womöglich der vereinten europäischen Regierungen, die Dinge in Paris auf der Grundlage der verfassungsmäßigen Monarchie zu befestigen, somit den dortigen Unruhen ein Ende zu bereiten, dem Königthum eine volksthümliche Basis zu schaffen, für Ludwig XVI. und dessen Gemahlin persönliche Freiheit und Sicherheit herzustellen.

Preußen, dessen auswärtige Politik noch von dem Fridericianer Hertzberg geleitet wurde, hatte zuerst die Revolution mit Freuden begrüßt, weil sie die Macht des mit dem Erbfeinde Oesterreich verbündeten französischen Königthums brach legte. Doch diese Stimmung schlug bald um, wenigstens bei dem Herrscher Friedrich Wilhelm II., als sich die Unvereinbarkeit der revolutionären Bestrebungen mit den Grundsätzen monarchischer Staatsordnung immer deutlicher herausstellte. Die Pietisten und Mystiker in des schwachen Friedrich Wilhelm Umgebung, zumal der schlaue und ehrgeizige Oberst Bischoffwerder, benutzten den wachsenden Abscheu des Königs gegen die französischen Vorgänge, um bei ihm auf ein Bündniß mit Oesterreich hinzuarbeiten. Solche Allianz sollte Deutschland nicht nur gegen jede gewaltsame Revolutionirung von Seiten Frankreichs, sondern auch gegen neuernde Umtriebe und gar Empörungen im Innern sichern; nebenbei den Sturz Hertzberg's und aller Aufklärer im preußischen Ministerium herbeiführen und sie durch Anhänger der frommen Clique ersetzen.**) Wirklich erreichte es Bischoffwerder, daß er, gegen den Willen Hertzberg's, zum Abschluß eines Bündnisses mit dem Kaiser im Januar 1791 nach Wien geschickt wurde. Das Mißtrauen gegen Preußen war hier freilich groß, zumal bei dem noch in den Ueberlieferungen Maria Theresias lebenden Kaunitz; aber die Gefangennahme des französischen Königspaares auf der verunglückten Flucht

*) In dem vor kurzem erschienenen ersten Bande seiner „Deutschen Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches“ (Stuttgart, Cotta's Nachfolger).

**) Es ist mir unverständlich, wie Heigel gegen diese Charakterisirung der Bischoffwerder'schen Bestrebungen in meinem „Preußischen Staatswesen“ polemisiren kann (S. 397), da er doch mehrfach (z. B. S. 426. 535) darüber genau zu den gleichen Schlüssen gelangt, wie ich.

nach Varennes schob auch in Wien den Wunsch eines europäischen „Konzertes“ zur Regelung der französischen Verhältnisse in den Vordergrund. Die damals erfolgende Entlassung Hertzberg's bot die Bürgschaft, daß der König von Preußen auf die Friedericianische Politik, d. h. die Gegnerschaft wider Oesterreich, zu verzichten, ja Arm in Arm mit diesem Staate nicht bloß die Jakobiner in Frankreich, sondern auch die Freunde der Freiheit und des Fortschrittes im eigenen Lande zu bekämpfen gewillt sei. Nunmehr that der Kaiser den ersten Schritt zur Einmengung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs: er richtete am 6. Juli 1791 von Padua aus an die deutschen Kurfürsten sowie an die Könige von England, Preußen, Spanien, Sizilien und Sardinien einen Aufruf zu gemeinsamem Vorgehen zum Schutze des französischen Thrones. Wirklich schloß er schon am 25. Juli mit Preußen einen Vertrag zu gegenseitiger Vertheidigung, zum einträchtigen Wirken für den in Padua vorhergesehenen gegenrevolutionären Bund und zur Unterdrückung aller Ruhestörungen im Innern der beiden alliirten Staaten.

Das waren sicherlich Versuche, den Franzosen das Innehalten einer gewissen Linie in ihrem eigenen Verfassungsleben vorzuschreiben. Freilich hoffte Leopold auf eine friedliche Wirkung dieser Maßregeln. Er verurtheilte streng das wilde und provokatorische Treiben der Emigranten an den geistlichen Höfen Westdeutschlands; er ordnete noch keine Rüstungen an. Aber indem er einen großen europäischen Bund zu bilden sich bestrebte, der die Franzosen zu einer gewissen Verfassungsform nöthigen sollte, hat er zweifellos deren staatliche und nationale Unabhängigkeit angetastet. Das mußte in Frankreich um so aufreizender wirken, als die rheinischen Prälaten das Schimpfen, Drohen und Säbelrasseln der Emigranten gegen alle seit 1789 eingetretenen Neuerungen nicht nur duldeten, sondern noch schützten und bezahlten. Und viel kriegerischer, viel erpichter auf den Kreuzzeug gegen die „Hydra“ der Revolution, als der Kaiser, war König Friedrich Wilhelm von Preußen. Bereits im Sommer 1791 erklärte er seinen Ministern: er wolle den Krieg, er wolle ihn um jeden Preis, und schlug damit jede auf den Frieden gerichtete Opposition nieder (S. 525). Diese, von Heigel zum ersten Male auf Grund der Akten angeführte Thatsache widerlegt schon an sich die einseitige Auffassung Sybel's. Und dieser kriegerischen Haltung blieb der König auch in den folgenden Monaten getreu, allerdings mit dem Vorbehalte, nur mit Hilfe Oesterreichs den Kampf aufnehmen zu wollen.

Am 25. August trafen Leopold und Friedrich Wilhelm in Pillnitz zusammen. So sehr sie auch die Zudringlichkeiten und Anforderungen des Grafen von Artois, des Hauptes der Emigranten, der sich dort gleichfalls eingefunden hatte, zurückwiesen — sie ließen sich doch von ihm zur Veröffentlichung eines Manifestes bestimmen, das für den Fall, wo Ludwig XVI. nicht die Freiheit und eine wahrhaft monarchische Stellung wiedergegeben würde, die bewaffnete Einmischung der beiden Großmächte in Aussicht stellte. Freilich war diese Ankündigung sehr verklausulirt; aber das französische Volk konnte und mußte nur die Drohung heraushören, um so mehr als die Emigranten Alles aufboten, um ihren hypothetischen Charakter vergessen zu machen und sie als eine Kriegserklärung an die Revolution hinzustellen. Sie brachte, weit über die wahre Absicht zumal des Kaisers hinaus, die übelste Wirkung hervor.

Allein die Annahme der neuen Verfassung durch Ludwig XVI. und dessen darauf folgende Befreiung führte augenblicklich eine Besserung der gefährlichen Lage herbei. Leopold II. nahm aus jener Doppelthatsache den erwünschten Vorwand, sich wieder dem Frieden zuzuwenden; damit war auch der Kriegseifer des Berliner Hofes gedämpft. Am härtesten fühlten sich durch diese Wandlung betroffen — König Ludwig XVI. und seine Gemahlin. Die Urkunden, die, jetzt vor wenigen Jahren, Jules Flammermont aus dem Berliner Archiv veröffentlicht hat, beweisen, daß alle die Anklagen, die vor mehr als einem Jahrhundert die republikanische Partei gegen das französische Herrscherpaar erhoben, völlig gerechtfertigt waren, und daß dieses unaufhörlich den Kaiser und den Preußenkönig zur Bekämpfung Frankreichs sowie zum Umsturze von dessen soeben beschworener Verfassung aufgefordert hat. Man mag das ja mit dem Rechte der Nothwehr entschuldigen, wie es Heigel zu thun versucht — es bleibt nichts desto weniger wahr, daß Ludwig XVI, während er öffentlich auf das Feierlichste seine Anhänglichkeit an die Verfassung betheuerte und seine Entrüstung gegen jeden Einmischungsversuch der Fremden aussprach, diese im Geheimen zur Invasion anreizte, ihnen Frankreichs politische und militärische Geheimnisse verrieth und dem äußern auch den Bürgerkrieg zugesellen bestrebt war; Alles auf Eingebung der „Oesterreicherin“, seiner Gemahlin, in der jeder französische Freiheitsfreund, selbst der gemäßigteste, mit vollem Recht die unversöhnliche Feindin erblickte.

Auch die aufrichtigen Anhänger des Umschwungs von 1789 waren im Stande gerechter Nothwehr, wenn sie den Entschluß faßten, dieses landesverrätherische Königthum zu stürzen, um die Freiheit zu retten. Man versteht, daß selbst konstitutionell Gesinnte wenigstens nichts zur Vertheidigung Ludwig's XVI. und Marie Antoinettens thaten. Den Fall des Thrones herbeizuführen, schien aber kein Mittel geeigneter als die Entfesselung des Krieges — eines Prinzipienkampfes, der alle revolutionären Leidenschaften auf das Aeußerste entflammen und für den Fall des Sieges wie für den der Niederlage das schwächliche Königthum hinwegschwemmen mußte. Deshalb wollte die Gironde den Krieg und strebte ihn mit allen Mitteln ihrer hinreißenden Beredtsamkeit und ihres persönlichen Einflusses an. Sie benutzte dazu auch die Frage der Emigranten. Die Nationalversammlung forderte mit Recht, daß deren offene Rüstungen zur Erregung des Bürgerkrieges in Frankreich von den deutschen Grenzfürsten nicht länger geduldet würden. Da mußte man aber hören, daß der Kaiser dem eifrigsten dieser Emigrantenbeschützer, dem Kurfürsten von Trier, für alle Fälle seinen Beistand zusagte, und daß er dem Kommandirenden in Belgien befehligte, seine Truppen zu diesem Zwecke bereit zu halten. Allerdings entfernte dann der Trierer die Emigranten aus seinem Gebiete. Aber das hatte schon keine wesentliche Bedeutung mehr. Leopold II. fühlte sich durch die steten Klagen und Bitten seiner Schwester endlich erschüttert. Er meinte, eine weitere Herabdrückung der königlichen Gewalt in Frankreich sei weder mit den Interessen noch mit der Ehre seines eigenen Hofes vereinbar. Er fürchtete von Frankreich aus die Revolution in das kaum beruhigte Belgien zurückkehren zu sehen. So wurden die Verhandlungen mit Preußen wegen Abschlusses eines Bündnisses gegen Frankreich wieder aufgenommen, so am 21. Dezember 1791 an die französische Regierung eine Note gerichtet, die die Anmaßungen der Nationalversammlung scharf tadelte und mit der Bildung einer gegen Frankreich gerichteten kriegerischen Koalition offen drohte.

Diese Note brachte die Erregung in der Pariser Volksvertretung auf den Gipfel. Alle Parteien, fast ohne Ausnahme, vereinten sich, um Genugthuung für solche Beleidigung zu verlangen; werde diese bis zum 1. März nicht gewährt, so werde man zu den Waffen greifen. Man hegte, und zwar nicht ohne Grund, den festen Glauben, das eigene Königspaar habe die Note veranlaßt, sei mit dem Kaiser zum Umsturze der Konstitution verschworen.

Leopold II. war entschlossen, den Handschuh aufzunehmen. Er machte seinen Vertrag mit Preußen fertig, der freilich dem Namen nach nur eine gemeinsame Vertheidigung gegen Frankreich festsetzte, im Grunde aber offensiv gedacht war. So faßte ihn auch Friedrich Wilhelm II. auf. Er schlug dem Wiener Kabinet ein gemeinschaftliches Ultimatum vor, das von Frankreich die Wahrung der Rechte der im Elsaß begüterten deutschen Fürsten, Bürgschaft für die Sicherheit der königlichen Familie und für den Fortbestand einer wahren Monarchie im dortigen Staate fordere. Eine österreichische und preußische Truppenmacht solle aufgestellt

werden, um diesem Ultimatum Nachdruck zu verleihen. In Wien war man auf dem Punkte, die Vorschläge anzunehmen, die den sofortigen Ausbruch des Krieges herbeigeführt haben würden — als Kaiser Leopold plötzlich am 1. März 1792 starb.

Indes dieses Ereigniß konnte nur zur Verschärfung der Lage dienen, da der neue Herrscher, Franz II., viel weniger freisinnig und friedliebend war, als sein Vater. Eine abermalige Note, die Oesterreich in Paris übergab, verweigerte die geforderte Genugthuung und enthielt vielmehr die schwersten Anschuldigungen wider die in der Nationalversammlung herrschende Partei; und Preußen erklärte sich für solidarisch mit der kaiserlichen Majestät. Maria Antoinette und ihr Gemahl verlangten in Wien und in Berlin den sofortigen Einmarsch in Frankreich (März 1792), und Friedrich Wilhelm versicherte sie seiner Bereitwilligkeit hierzu. Nicht um Oesterreichs willen, wie das kurze Zeit darauf die preußische Diplomatie behauptet hat, sondern aus eigener antirevolutionärer Stimmung hat Preußen den Degen aus der Scheide gezogen. Der König brannte vor Ungeduld, den Kampf mit dem Jakobinerthum aufzunehmen.

Auch in Wien überwog mehr und mehr die kriegerische Richtung. Der junge Monarch stellte jetzt offen die Vertheidigung der päpstlichen und reichsfürstlichen Rechte in Frankreich, die Abwehr der „revolutionären Seuche" und die Aufrechterhaltung streng monarchischer Staatsformen als Ziele seines Verfahrens hin.

Unter solchen Umständen hatten die Girondisten in der französischen Nationalversammlung nicht ganz Unrecht, wenn sie die am 20. April erfolgende Kriegserklärung Frankreichs an den Kaiser mit dem Vorgehen des großen Friedrich im August 1756 verglichen: sie kämen eben nur dem Angriffe der Feinde zuvor.

„Gewiß", sagt Heigel (S. 533), „die Feinde des Königthums haben, von solcher Absicht (den Thron umzustürzen) geleitet, den Krieg geschürt, doch das Ergebniß der Abstimmung beweist, daß nicht die Gironde allein für den Krieg verantwortlich gemacht werden kann. Auch gemäßigtere Kreise waren von der Unvermeidlichkeit des Krieges überzeugt. Die Grundsätze von 1789 drängten unabwendbar zur Waffenentscheidung. Oesterreich mußte, wie ungern es sich auch dazu verstand, um der Tradition willen das legitime Europa um sich schaaren; Frankreich mußte den aufs Banner geschriebenen Grundsatz der Selbstherrlichkeit des Volkes vertheidigen! Zwischen den großen weltgeschichtlichen Gegensätzen mußten die Waffen entscheiden; vom Ausgang des Kampfes hing es ab, welches Gepräge das kommende Jahrhundert tragen werde".

Nach der von uns kurz angedeuteten Entwicklung der Thatsachen kann dieses unparteiische und nüchterne Urtheil nicht angezweifelt werden. Man sieht, es stimmt durchaus mit der Ansicht des greisen Ranke überein, der in so vielen Dingen den richtigen historischen Blick und die Intuition der Wahrheit bezeugt hat. Vergeblich suchen zahlreiche kritische Kleinmeister und auch die Anhänger eines Systems, das die ganze geschichtliche Entwicklung auf die Magenfrage zurückführt, die Bedeutung des genialen Historikers zu erschüttern. Seine Größe bewährt sich immer von neuem.

Zum Schutze heiliger und ewiger Grundsätze, des Rechtes, der Legitimität zogen die beiden Monarchen ins Feld. Das verhinderte sie aber keineswegs, wo ihr eigener Vortheil ins Spiel kam, diese Grundsätze selber auf das schreiendste zu verletzen. Sie beschlossen nämlich, als Entgelt der Kriegskosten die bayerischen Lande für Oesterreich wegzunehmen, das dafür die Wittelsbacher mit Belgien oder dem noch zu erobernden Elsaß-Lothringen entschädigen könne, und für Preußen ein Stück Polen; das heißt also, an zwei friedlichen und befreundeten Ländern die schnödeste Gewaltthat zu verüben. Umsonst protestirte Fürst Kaunitz gegen solche „Habsucht", solche alles Vertrauen zerstörenden politischen Grundsätze — er nahm seine Entlassung, um nicht „am Ende seiner Laufbahn Ansehen und Reputation" zu verlieren. Schlözer, der berühmte Professor und Publizist in Göttingen, schrieb damals: wer die Vorgänge in Polen billige, könne es den Franzosen nicht verdenken, wenn sie nach dem Rheinufer die Hände ausstreckten. „Führen die Kabinette selbst das **droit de convenance** ein, so ist alles recht, was die **Convention nationale** thut".

Also nur dem Namen nach zog Prinzip gegen Prinzip in den Kampf: thatsächlich veraltete Kabinetspolitik gegen ein begeistertes, freiheitsdurstiges Volk, gegen die Anschauungen, denen die Zukunft gehörte. Da konnte freilich, wie es schon damals viele einsichtige Deutsche von vorn herein erkannten, der Ausgang nicht zweifelhaft sein. Heigel begrüßt, in echt historischer Auffassung und mit muthiger Offenheit, den Sieg der fränkischen Republik über Kaiser und König als die Vernichtung des Gespenstes des Mittelalters, den Triumpf und die Befestigung einer neuen Staatsordnung mit gerechterer Vertheilung der Rechte und Pflichten, mit angemessenerer Würdigung des Menschen und der Arbeit. Er will die Verirrungen und Greuel der Revolution nicht beschönigen. Aber, so fragte er mit Recht, „welcher Fortschritt im Schicksal der Völker ist ohne Irrthümer und schwere Opfer errungen worden?"

Jene große Bewegung riß unheilbringend und zerstörend eine Welt in Trümmer, aber nur um neues, kräftigeres Leben aus den Ruinen erblühen zu lassen. Auch Deutschland ist schließlich durch die Revolution und die aus ihr entstandenen Kriege, innerlich und äußerlich von Grund aus zum Bessern umgestaltet worden. Die blutige Saat hat ihm reiche Ernte gebracht.

M. Philippson.

Goethe und Napoleon.

Es würde mir nicht einfallen, die Leser dieses Blattes auf die vor wenigen Wochen erschienene Studie: „Goethe und Napoleon" von Andreas Fischer*) aufmerksam zu machen, wenn diese 156 Seiten starke Schrift nur über die bekannte persönliche Begegnung Goethe's und Napoleons zu Erfurt (am 2. Oktober 1808) sich verbreitete, etwa den Bericht Talleyrands über diese Zusammenkunft der beiden großen Männer zum Vergleich mit Goethe's Darstellung heranzöge und also bloß ein kleiner sachlicher Beitrag zu einem immerhin wichtigen Momente in Goethe's Leben wäre.

Fischer's Studie ist etwas ganz anderes. Sie ist der Versuch, eine Zusammengehörigkeit Goethe's und Napoleons auf Grund der titanischen Natur beider Männer darzustellen, ungefähr so, wie der Blick zuweilen zwei durch Thäler und Abgründe zwar für immer getrennte hohe Alpengipfel doch als zueinandergehörig zusammenfaßt, weil diese beiden allein noch im Feuergold der Abendsonne funkeln, während das ganze Land, auch die Hügel und Vorberge, längst im Dämmerschatten der kommenden Nacht liegen.

Der Verfasser selbst sagt in der Einleitung: „Im kulturfernsten Gebirgsthal, wohin von der ganzen Weltgeschichte nur der Schall von zwei drei wuchtigen Namen gedrungen, ist der Napoleons, weil der letzte, der einzige, mit dem sich eine **bestimmte** Vorstellung verbindet, sozusagen der einzige, der heute noch (von denen des vorigen Jahrhunderts) einen Inhalt hat".

Dieser Hinweis auf das „kulturfernste Gebirgsthal" ist, — beiläufig bemerkt, — in dem Buche gerade dieses Verfassers wohl kein zufälliger. Andreas Fischer selbst stammt aus einem solchen bernischen Gebirgsthale. Und der Mann, der mit dieser seiner Schrift den Doktorgrad eroberte, war vor etwa zehn Jahren noch — Bergführer. Als solchen wußten ihn namentlich die Engländer, diese zähesten aller Alpenbezwinger, sehr zu schätzen. Und so kam es, daß er eine englische Expedition in die Gletscher des Kaukasus zu begleiten hatte zur Auffindung einer früher dort verunglückten Hochtouristen- und Forscherkarawane.

*) Verlag J. Huber in Frauenfeld 1899.

Diese Reise nach Asien hinein erweiterte naturgemäß den Horizont des von Haus aus glücklich veranlagten jungen Mannes, der, als er nach der Rückkehr seine Reise zu beschreiben unternahm, nun auch das Talent packender schriftstellerischer Darstellung in sich entdecken durfte. Da folgten dann Studien, zuerst an einem Lehrerseminar, dann an der Universität Bern. Und so wurde aus dem Bergführer ein Gymnasiallehrer und ein Litteraturforscher von originellem Zuschnitt, was übrigens hier nicht etwa in der Absicht erzählt wird, für den Verfasser der Studie „Goethe und Napoleon“ durch den Hinweis auf seine unlitterarische Herkunft bei Beurtheilung seiner Arbeit gleichsam auf mildernde Umstände zu plädiren, sondern nur, weil ich mir dachte, es könne deutsche Lehrer interessiren, an diesem Beispiel zu sehen, wie leicht man in der schweizerischen Demokratie aus einer Bildungsschicht in die andere vordringt, gesunde Begabung natürlich vorausgesetzt. Keineswegs aber würde Jemand, der es nicht wüßte, der litterarischen Arbeit von Andreas Fischer den „homo novus“ ansehen. Wohl hat sie einen frischeren, temperamentvolleren Zug und eine kräftigere Prägung der Gedanken, als man dergleichen sonst von den Schriften litterarischer Forschung gewohnt ist; aber diese guten Eigenschaften besitzt sie nicht etwa auf Kosten der Gründlichkeit und Gelehrsamkeit. Vielmehr zeigt der Verfasser nicht nur die genaueste Bekanntschaft mit der Geschichte des ersten Napoleon, mit Goethe's Werken und Briefen und überhaupt mit allen wichtigen Büchern der Goethelitteratur, sondern auch seine sonstige Belesenheit ist eine ungewöhnlich große. Unter anderem hat er die zwölf Bände der 1813 und 1814 erschienenen Flugschriften über Napoleon, die der Verlag J. Scheible in Stuttgart 1849 neu gesammelt unter dem Titel: „Volkswitz der Deutschen“ herausgab, aufmerksam durchgesehen und sehr geschickt benützt.

Die Hauptabsicht der interessanten Studie geht nun dahin, „die eigenthümliche Kongenialität und Uebereinstimmung dieser beiden großartigsten Naturen der neuen Zeit“ zu zeigen. Hierbei verhehlt sich der Verfasser keineswegs, daß sich bei dem Gedanken, Goethe mit Napoleon zu vergleichen, „etwas in uns sträubt“. Auch weiß er sehr wohl, „daß Goethe und Napoleon nicht abwechselnd als Gleichheitswerthe für einander dürfen gesetzt werden“, daß die Vergleichung „nach etlichen Seiten hin bald auf bestimmte Grenzen stößt“. Er will nur zeigen, „warum eben dieser Größte für diesen Größten eine Bedeutung gewann, die weit hinausgeht über den Heroenkultus, der ja von den Dichtern aller Zeiten gepflegt wurde“. Für Goethe war Napoleon nicht, wie für so viele andere Dichter, „eine dankbare Balladenfigur“, sondern, nach Goethe's eigenem Ausdruck: „ein Kompendium der Welt“, ein Studium und eine merkwürdige Satisfaktion. Napoleon's Energie und souveränste Machtentfaltung war nur die eine Stütze von Goethe's Bewunderung Napoleon's; „denn ebensosehr wie die übermenschliche Kraft, entzückte ihn an seinem Helden der rasche, durchdringende Verstand, der größte, den die Welt je gesehen (Goethe's eigene Worte), die absolute unerschütterliche Sicherheit, in allen Lebenslagen sofort das Richtige zu erkennen, stets gepaart mit der Energie, es auch sofort zu thun“.

A. Fischer, auf dem Boden der kritischen Napoleongeschichtsschreibung unserer Zeit stehend, verhehlt sich selbst keineswegs, daß „in den ungeheuerlichen, an's verwegenste Abenteurerthum streifenden Ereignissen“ der Laufbahn Napoleon's „manches von Anfang an auf den packendsten Effekt berechnet war, daß Held, Egoist und Charlatan hier eine intime Verbindung eingegangen waren“. Aber — meines Erachtens mit Recht — bringt er das Napoleonsbild unseres Jahrhunderts hier, wo es sich um Goethe's Napoleonsbild handelt, nicht stark in Rechnung, indem er hervorhebt, daß selbst in Frankreich nur wenige Zeitgenossen Napoleon's jene bedenklichen Elemente in seiner Natur richtig erkannten. Es wäre geradezu falsch, wenn der Verfasser z. B. den Memoiren der Madame de Remusat hier irgend einen Einfluß gestattet hätte, da Goethe die Veröffentlichung dieser Memoiren nicht mehr erlebte. Uebrigens macht Fischer da, wo er die Erinnerungen der französischen Hofdame doch einmal streift, eine sehr gute Bemerkung: „Man kann sich bei mehrmaliger Prüfung des Eindrucks nicht erwehren, daß in der Beurtheilung Napoleon und Goethe gegenüber wohl nicht immer ein gleiches Maß von Quellenschätzung und -Verwerthung beobachtet worden. Denn auffallen muß es doch, daß sozusagen sämmtliche bedeutendere Napoleonbiographien reichlich gespickt sind mit Citaten aus den Memoiren der Madame de Remusat, während uns in den Schilderungen von Goethe's Leben und Charakter höchst selten — und fast nie ohne abschwächenden Kommentar — ein Ausfall der Remusat von Weimar, Caroline Herder — begegnet. Aus den Denkwürdigkeiten der französischen Hofdame kennt jedermann: den ungeschliffenen Polterer Napoleon, den im Wachtstubenton und mit italienischem Accent französisch sprechenden Redner Napoleon, den alle Moral verachtenden Bösewicht Napoleon, der seine eigenen Schwestern verführt u. s. w.; — von dem Goethe jedoch mit der „Wolfsnatur“, wie sich Frau Herder ausdrückt (Knebel's litt. Nachlaß u. Briefwechsel II, 350), von der „niedrigen, eitlen, ekelhaften Buhlerlist der Goetheclique“ (ebendaselbst II, 338), von dem „Egoisten, dem seine eigene Vergötterung lieber war als die Wahrheit“ (ebendaselbst II, 336) — davon verlautet in der Regel nichts .... Und doch müßte der Beweis noch erbracht werden, daß die schmähsüchtige Remusat a priori mehr Glauben verdiene als die schmähsüchtige Herder.“

Zwei einsame „Uebermenschen“ (das Wort ist von Goethe zuerst geprägt worden), zwei Fürsten, jeder in seinem eigenen Reiche, die sich, nachdem sie lange von einander gewußt, endlich persönlich Aug' in Auge gegenüberstehen, und die dann wie Sterne, deren Bahnen nur einmal sich kreuzten, wieder jeder in seinen Theil des Weltraums zurückkehren, — das ist, summarisch genommen, der Eindruck, den man von Fischer's „Goethe und Napoleon“ erhält. Wie es in der Sache lag, ist viel ausführlicher von der Spiegelung Napoleon's im Geiste Goethe's die Rede, als umgekehrt. Goethe ist der ruhige, wenn auch bewundernde Beschauer dieses feuerglänzenden Meteors. Er sieht das erste Aufleuchten desselben und ebenso sein letztes Erlöschen im fernen Weltmeer. Das dreiundachtzigjährige Leben des Dichters und Weisen überragt nach beiden Enden die kurze Lebensdauer des Kriegers. Und es ist voll von Aussprüchen, von Aufzeichnungen über Napoleon. Schon daß wir diese einmal alle in einer besonderen Schrift beisammen haben, gibt der Studie Fischer's bleibenden Werth. Und der Verfasser hat sie auf geistvolle Art unter einander in organische Verbindung gebracht. Nachdem er uns zuerst ausführlich die ursprüngliche Aehnlichkeit der beiden Charaktere gezeigt hat, die im Glauben an ihre eigene Superiorität in der Hochschätzung der Macht als einer Garantie der Ordnung, in der Verachtung der Menge, im stark entwickelten Realismus, auch in persönlicher Unnahbarkeit, marmorner Ruhe, in Selbstbeherrschung und in Beherrschung ihrer Umgebung so merkwürdig übereinstimmten, und nachdem der Verfasser auch nachgewiesen hat, wie diesen beiden Großen, „die frühzeitig das Bewußtsein hatten, nur zu oberst wären sie am rechten Platze“ die Welt eine solche exceptionelle Stellung willig oder widerwillig zugestand, — erhalten wir nun die Urtheile Goethe's über Napoleon, von den ersten noch mit Zweifel und Unmuth versetzten angefangenen bis zu den Ausbrüchen rückhaltlosester Bewunderung, in welcher Goethe auch nach Napoleon's Sturz verharrte. Zuerst eine Klage Goethe's, vom schönen Italien abgeschnitten zu sein „durch sonderbare und schreckliche Kriegsbegebenheiten“, dann Oktober 1797, das erste Auftauchen des Namens des künftigen Weltbeherrschers in einem Briefe Goethe's mit dem Ausdruck freudiger Genugthuung, daß „die Aldobrandinische Hochzeit dem weit und breit gewaltigen Buonaparte glücklich entronnen“. Und nur langsam, — dem Verfasser der Studie sichtlich zu langsam — gelangt Goethe zur Ahnung von Napoleon's voller weltgeschichtlicher Bedeutung und zur Erfassung der kongenialen großen Persönlichkeit, von der er

noch als Greis zu Eckermann sagte: „... Da war der Napoleon ein Kerl, ... sein Leben das Schreiten eines Halbgottes, von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg, ... ja, ja, ein Kerl, dem wir es freilich nicht nachmachen können."

Litterarisch verdienstvoll ist es, daß der Verfasser dieser Studie da, wo er uns zeigt, wie langsam und nur ganz allmählich Goethe in Napoleon den Erben und Bändiger der französischen Revolution erkannte, uns zugleich auf Wieland aufmerksam macht, der diesmal weitsichtiger war nicht nur als Goethe, sondern auch „als alle Staatsmänner, Militärs, Gelehrte und Dichter" am Ende der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts. „Wieland's Gespäche im „Teutschen Merkur", schreibt Fischer, „enthalten das Interessanteste und Bedeutendste, was in jener Zeit über die Weltlage und ihre künftige Gestaltung überhaupt in Deutschland vorgebracht wurde." Besonders weist der Verfasser der Studie auf das im Februar 1798 geschriebene „Gespräch unter vier Augen" hin, das ein glänzendes Zeugniß für Wieland's politischen Scharfblick sei. In diesem Dialog räth Willibald (unter dem Wieland sich selbst meint) dem „Neufranken" Haribert als letztes Rettungsmittel für Frankreich an, einen Diktator zu wählen. Haribert fragt erstaunt: Einen Diktator? — Willibald darauf: „Oder Lordprotektor oder Protarchon oder wie ihr ihn sonst nennen wollt. Der Name thut wenig zur Sache, wenn es nur ein Mann ist, dem ihr die unumschränkte Gewalt, welche das alte Rom einem Diktator beilegte, mit Sicherheit anvertrauen könnt." Und nun folgt eine leicht auf Napoleon zu deutende idealistische Schilderung, wie ein solcher Herrscher beschaffen sein müsse: „.... ein liebenswürdiger junger Mann von großem, hohem Geist, von den größten Talenten in Krieg und Frieden, von unermüdlicher Thätigkeit, von ebenso viel Klugheit und Muth, immer Meister von sich selbst, ohne irgend eine Schwachheit, wobei ihn ein anderer fassen könnte, sanft und heftig, geschmeidig und hart, mild und unerbittlich, jedes zu seiner Zeit, kurz ein Mann, wie es in jedem Jahrhundert kaum einen gibt und dessen Genius alle andern in Respekt zu halten und zu überwältigen wüßte." Ein König könnte es natürlich nicht sein, setzt Willibald-Wieland des weitern auseinander, weil die Revolution das Königthum abgeschafft habe. Also heiße es, einen Diktator suchen. „Er darf aber, aus vielerlei Rücksichten, kein eigentlicher Franzose, wenigstens von keiner alten und bekannten Familie sein. Und wenn er sogar einen ausländischen Namen hätte, so wäre es nur desto besser. Auch muß er eine Menge Proben abgelegt haben, daß er die Eigenschaften, die ich zu eurem Diktator nöthig finde und von denen ich ihm keine nachlassen kann, wirklich besitze; und wenn er sich bereits einen großen Namen in der Welt gemacht hätte und im Besitz der allgemeinen Achtung stünde, so sehe ich nicht ein, was ihm noch abginge, um euer und der ganzen Welt Retter zu werden. Das Außerordentliche ist, daß ihr diesen Mann nicht erst zu suchen braucht; denn durch einen Glücksfall, den man wohl in seiner Art einzig nennen kann, ist er schon gefunden."

Haribert: Bonaparte also!"
Willibald: „Wer anders?"
Haribert: „Und auf wie lange?"
Willibald: „So lange es dauert! Ich besorge, ihr werdet ihn nur zu bald verlieren. Also je länger, je besser." —

Es schien mir richtig, diese Hauptstelle aus dem Wieland'schen Dialog, den A. Fischer in seiner Studie noch etwas vollständiger wiedergibt, hier ebenfalls anzuführen, da ich mit der Annahme wohl nicht fehl gehe, daß kaum einem der Leser dieser Zeitschrift das Wieland'sche Gespräch im „Teutschen Merkur" von 1798 jemals zu Gesicht gekommen ist. Und wie nun Fischer diese interessante Kuriosität aufgefunden und wieder aufgefrischt hat, die uns „den ungezogenen Liebling der Grazien" von einer neuen Seite zeigt, so finden sich überhaupt in seiner Studie noch manche andere wenig bekannte Kuriosa, die der kleinen Schrift einen außerordentlichen Reiz verleihen, ohne daß die Geschlossenheit der Durchführung des Hauptthemas unter so reichlichem Detail deshalb zu leiden hätte. Zur leitenden Grundidee der ganzen Arbeit kehrt er immer wieder zurück und besonders anziehend ist seine Darstellung, wie Napoleon auch nach seinem Untergang für Goethe die große Persönlichkeit blieb, „die dem Dichter zu denken gab, wie keine andere". Daß zu dieser Darstellung namentlich auch Goethe's Gespräche mit Eckermann und andern, der Briefwechsel mit Zelter u. s. w. benützt wurden und ausgiebiges Material lieferten, versteht sich von selbst. Wir lesen: „Zu den Namen, die am öftesten wiederkehren, am meisten Anlaß zu bedeutenden Bemerkungen geben und nicht selten die Konversation beherrschen, gehören: Napoleon, Byron, Faust. Kein gewöhnliches Trio! ... Es besteht eine eigenthümliche Wahlverwandtschaft zwischen den Dreien; die Hauptelemente eines jeden finden sich im andern wieder, wenn auch in anderer Mischung. Und finden sich natürlich im Dichter selbst. Es machte ihm Vergnügen, mit Napoleon verglichen zu werden: ja, er stellt wohl selbst den Vergleich an und freut sich, auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft die Feinde zusammenzuhauen, wie der Franzosenkaiser die Seinigen auf dem Schlachtfelde: der Napoleonische Stil war so kräftig! Den bösen Newtonianern meinte Goethe eine Niederlage à la Jena beizubringen. (Folgt die Belegstelle aus dem Briefwechsel mit Zelter I, 430 ff.) .. Fühlt Goethe sich in solchen Momenten ganz als Napoleon, so beweist ein späteres Bekenntniß, daß wir es hier nicht etwa bloß mit einem flüchtigen Gefühl, einem Einfall, sondern mit einem klaren „Verwandtschaftsbewußtsein zu thun haben. „Faust", sagt Goethe zu Boisseré 1815, „bringt mich dazu, wie ich von Napoleon denke und gedacht habe." In einer Anmerkung schreibt hier der Verfasser der Studie: „Dieses Bekenntniß scheint mir wichtig genug, um zu fragen, wie viel Napoleon von Goethe in den Faust hineingeheimnißt worden? Für die Antwort aber spüre ich zu wenig sichern Boden." Dagegen ist es für A. Fischer ausgemacht: „Napoleon bildete ein Hauptargument für Goethe's Philosophie." Er erwähnt auch, daß sich Goethe sogar durch die Geschichte Napoleon's von Walter Scott hindurcharbeitete, welche ein bedingungsloser Napoleonschwärmer wie Heine nicht hart genug verdammen kann, während Goethe dieselbe höchst objektiv beurtheilte: „überhaupt ist es mir angenehm, über Napoleon die entgegengesetztesten Meinungen zu hören." Doch sei Goethe's endgültig feststehende eigene Auffassung und Beurtheilung durch solche Meinungen anderer nicht mehr beeinflußt worden, wofür der Verfasser noch aus Goethe's letzten Lebensjahren viele Belege beibringt, unter Anderem Goethe's merkwürdige Zusammenstellung Napoleon's mit Mozart, Phidias, Raphael und anderen Künstlern, die auf der These Goethe's beruht: „Was ist Genie anderes als produktive Kraft?" Und erläutert wird diese These durch den Zusatz: „Es giebt auch eine Produktivität der Thaten, die in manchen Fällen noch um ein bedeutendes höher steht" (nämlich als jene, die Gedichte und Schauspiele hervorbringt). Zuletzt macht Fischer noch darauf aufmerksam, wie Goethe es zwar abgelehnt habe, selbst zu den dämonischen Naturen gezählt zu werden, wohl aber einmal bekannte, er sei dem Dämonischen, wo es ihm entgegentrete, unterworfen. Und so „erlag auch der große Dichter, wie so viele Tausende von Zeitgenossen, dem Zauber einer Erscheinung, welche sich vermaß, das Schicksal einer Welt zu sein, und es in der Vollkraft ihrer Existenz, ihrer rastlos arbeitenden Thatkraft und zermalmenden Rücksichtslosigkeit auch wirklich war." Indem aber Fischer dies ausspricht, besinnt er sich sofort wieder, daß Goethe immerhin noch anders als jene „vielen Tausende" zu Napoleon hingezogen wurde: „Da Goethe selbst mindestens so weit Uebermensch war, die möglichst großartige Entfaltung der Persönlichkeit über die Wünsche und Rechte der Menge zu stellen und in gewissen Momenten für eine geniale Kraftnatur das Recht in Anspruch zu nehmen, Ball mit der gesammten, nicht eben sehr achtungswerthen Menschheit zu spielen, so versteht man

ohne Mühe, daß er sich seinem ganzen Wesen nach von Goethe mächtig angezogen fühlte." —

Den ganzen Gehalt der 152 Seiten starken Studie habe ich mit diesen Andeutungen und kleinen Auszügen aus ihr bei weitem nicht erschöpft; diese gewinnreiche Arbeit muß den Lesern der verdienstvollen Fischer'schen Schrift überlassen bleiben. Ebenso sei ihnen die Kritik der Schrift anheimgestellt. Vielleicht wird manchem die Nietzsche'sche Andacht zum Uebermenschen, die als Grundton überall mitklingt, nicht durchweg sympathisch sein und allenfalls die Frage erregen, wie gerade ein Sohn der freien Schweiz, der demokratischen Republik, zu so rückhaltlos bewundernder Zurschaustellung des Elitemenschen gelange, die immer zugleich eine Preisgebung des sogenannten Heerdenmenschen, d. h. der großen Mehrheit des menschlichen Geschlechtes ist. Wer weiß! Vielleicht hat der einstige — und auch jetzt noch immer fortgesetzte Verkehr des Verfassers mit den hohen, in Eis und Schnee thronenden Majestäten der Alpen, ein Verkehr, bei dem er oft genug sein Leben einsetzte, ihm auch für die Menschenwelt diesen Zug zu den einsamen und stolzen Hochgipfeln verliehen. Uebrigens verläugnet er wenigstens bei einzelnen Anlässen den demokratischen Gedanken keineswegs. So läßt er es z. B. nicht gelten, wenn Goethe von den herrschenden Zuständen in Deutschland behauptete, sie seien gar nicht so schlimm, und hierüber das Distichon formulirte:

„Sagt, wo steht in Deutschland der Sanskulott? In der Mitte.
Unten und oben besitzt Jeglicher, was ihm behagt."

Da bemerkt Fischer: „Die bösen Anklagen wie Emilie Galotti, Fürstengruft, Caplied, Kabale und Liebe u. a. m. fahren so scharf in die Behaglichkeit hinein, daß der Glaube an die gute alte Zeit mächtig erschüttert wird und die Klänge der Marseillaise kräftige Resonanz finden." Und einmal ist der Verfasser sogar so sehr Demokrat und Sohn des Volks der unteren Stände, daß er sich in einer Sache, die keinen Spott verträgt, zu folgendem ungerechten Ausfall fortreißen läßt: „Bald mischten sich in die Bewunderung des Napoleonischen Dramas hinein unbestimmte Gefühle der Furcht und des Grauens, und die Exekution des d'Enghien erfüllte die zeitgenössische „gute Gesellschaft", zu welcher ja auch die meisten Deutschen, adelsdiplom- und hofrathsfrohen Schriftsteller so gerne gehörten, mit Entsetzen: ach und weh! Der Held also auch ein Schreckensmann, ein ein Mörder, ein Teufel!"

Man sieht, der Verfasser von „Goethe und Napoleon" ist selbst eine ziemlich komplizirte Natur. Doch damit haben wir uns nicht zu befassen. Uns darf es genügen, daß uns seine ungemein lebendige, nicht im herkömmlichen „Professorendeutsch" geschriebene, deshalb aber nicht weniger gelehrte und fesselnde Studie eine Menge wissenswerther Dinge mittheilt und über das ihr zu Grunde liegende interessante Thema viele schöne Anregungen gibt.

Bern. J. V. Widmann.

Zwei Dichtungen von Salvatore di Giacomo*).

„Fantasia" könnte ein Mythos heißen, „O Munasterio" eine Legende. Also keinesfalls photographirte Wirklichkeit, dennoch behauptet Salvatore di Giacomo den Titel eines Veristen gegen die veristische Kritik. Prunklose Einfachheit erstrebt und erreicht er in den Mitteln des Ausdrucks — objektive Idee verlangt die Orthodoxie der neuen Schule — aber das ist ein Widerspruch im Beisatz, und auch wenn so etwas denkbar wäre, wozu brauchten wir dann die Kunst! Unzünftig freuen wir uns an diesen Dichtungen, weil die veristische Methode der idealistischen Absicht so willig zu Diensten steht.

Die klangvolle italienische Buchsprache dichtet in vielen und viele halten sich für Dichter, wenn fertige Reime und vorbereitete Cadenzen mühelos sich anbieten. Ursprüngliche Talente bemerkten diese Gefahr und suchten sich dem Zauberbann zu entwinden.

Nur wer kämpfen muß um die Form, mag den Gehalt zum Kunstwerk wandeln. Der Verismus sucht den Kampf mit der ungefügen Rede des harten Lebens und arbeitet feiner im zäheren Stoff — Giacomo begibt sich aller Vortheile toskanischer Ueberlieferung, er wählt den energischen Dialekt von Neapel, der Worte preßt, Konsonanten verdoppelt und schärft, Vokale unterdrückt und verdunkelt, als wollte Kraft gegen Anmuth sich durchsetzen.

Unter dem Volk erwachsen, findet Giacomo seine Wirklichkeit in der Anschauung einer poetisch gestimmten Masse, durch Bildung darübergestellt, kleidet er seine Subjektivität ins Gewand des Liedes und gibt dem Volksgesang litterarischen Adel. So gesellt sich dem Gegenständlichen der Sprache die Harmonie des Stils, der Dichter reicht seinen Landsleuten als den Eigenthümern die entlehnte Form köstlich ausgefüllt zurück und allenthalben in Neapel singt man Piedigrotta von Salvatore di Giacomo.

Je treuer Poesie den Charakter ihrer Heimath ausprägt, um so sicherer wirkt sie in der Fremde. Professor Carel hat jene Gesänge aus kargem Napoletanisch in sorgfältiges Hochdeutsch übertragen. Das nordische Publikum liest statt zu singen, und Märchen hallen uns fern herüber aus entschwundener Kindheit. Entstanden in der innigsten Verwebung von Persönlichkeit und Volksthum wird diese Dichtung von einem Theil der zeugenden Elemente losgelöst und hält die Probe. Freilich nicht unmittelbar, zuerst verwirrt uns der Auftrag der Farben wie vor einem Freilichtgemälde; gewinnen wir den rechten Standort, so fesseln den Blick tiefgründige Bilder.

Wenn der Enterbte in Italien ein höheres Dasein träumt, sieht er nach dem eleganten Signore, wenn der arme Mann entlegener Zeiten den lieben Gott als Heerkönig im wallenden Mantel mit blinkender Krone sich einbildet, mag der Bettler von heute nach den müßigen Herren in den Cafés das glücklichste und darum höchste Wesen gestalten. Als bewußte Folgerung naiver Anthropomorphose ergibt sich die Scene zu Eingang der „Fantasia": Gottvater flanirt Ostersonntags auf dem Toledo und freut sich des Behagens um ihn her — in bester Laune bestellt er ein Gläschen Limonade im Café Diodato:

„Meinst Du nicht auch, Sanct Peter?
Die ganze Welt ist glücklich,
Neapel ist vergnügt, 's ist wie ein Jahrmarkt.
Sieh Dich nur um, Don Peter! — Nun, was meinst Du?"

Petrus zeigt auf die Schaar der Krüppel und der Hungernden zu Seiten der Straße. Gottvater hebt die Kinder des Elends empor ins wolkige Reich und speist sie an üppiger Tafel. Trunken, ersättigt schlummern sie ein — und entschlummern:

„Was konnten sie verlieren?
Todt sind sie. — Und vorüber
So viele Qualen, die so grausam alle
Die Armen noch bis jetzt ertragen mußten."

Nur eine aus der Schaar erwacht zum Leben, ein anderes Paradies nimmt sie mit sich zur Erde

---

*) „Fantasia Das Kloster." Zwei Dichtungen von Salvatore di Giacomo. Aus dem Neapoletanischen übertragen und mit einer Einleitung versehen von Prof. George Carel. Einzige autorisirte Uebersetzung. Halle a.d. S. Verlag von Otto Hendel. 1898. („Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes Nr. 1255"). 68 S. Die Originale: Fantasia. Illustrazioni di P. Scopetta. Spunti musicali di E. de Leva. Tipi Bideri. Napoli. Pasqua del 1898. O Munasterio. Terza edizione. Napoli. Luigi Pierro, editore. (Collezione minima. Num. 3.) — Die Uebersetzung ist treu im besten Sinne; Carel hat den Charakter des Ganzen getroffen und das Einzelne zur Geltung gebracht mit jenem sicheren Takt, der sich so wenig wie poetische Produktion selbst erlernen läßt. Wer die Schwierigkeit des Unternehmens am Original bemerkt, würdigt das Geschick ihrer Ueberwindung, wer das Original nicht kennt, liest deutsche Verse.

„Neugierig dringt die Sonne
In rosenrothem Schimmer
Durch die zerbrochenen Scheiben
Blickt durch das kleine Fenster in die Kammer,
Gleitet über den Waschkorb,
Bestrahlt die Stirn des Bübchens —
Und, Thränen in den Augen,
Hebt ihn in einem alten Shawl die Mutter
Heraus, preßt an ihr Herz ihn,
Und in der kalten Kammer des Pendino
Stillt sie ihn und entschläft, das Kind am Busen.“

Fra Salvatore findet keine Ruhe, im Kloster nicht und nicht im Grab — unselige Leidenschaft wehrt jeder Täuschung im Angesichte selbst der Gnadenreichen:

„Denn wenn mit Ernst gesammelt
Mein Mund ein Ave stammelt,
Zu dir, nicht zur Madonna spricht mein Fleh'n.“

Die arge Carmela bedrängt ihn vor dem Altar, ungläubig vernimmt er die Botschaft vom Frieden und Jenseits, das Gedächtniß der Mutter allein umklammert die schweifende Sehnsucht. Nur diese Liebe währet ewiglich, nur sie verzeiht, nur sie ist selbstlos.

Mutterliebe überstrahlt die herbste Dürftigkeit der Bettlerin, Mutterliebe leuchtet ein einsamer Stern in der verdunkelten durchstürmten Seele des Mönches. Bejaht Giacomo von dieser festen Größe aus den Lebenswillen? Beginnt hier die Vernunft unseres Daseins, die der blinde Tischredner beim himmlischen Mahl so schrill verneint und die schwer sich fügt zum Gebet der Franziskaner:

„Wieder ist eine Stunde aus unserem Leben dahin,
Brüder laßt uns Gott dafür danken.“?

Wir fragen, aber wir erwarten keine Antwort. Die Tugend dieser Poesie ist Diskretion. Das Epische wird nicht episch erzählt, sondern erzeugt sich in uns den Aufnehmenden aus lyrisch vermittelter Stimmung, ein unverächtlicher Erfolg impressionistischer Technik. Giacomo zwingt uns zu sich, eben da er die Aussprache des Subjektiven zurückhält, wir werden selbstthätig im Geiste des Dichters. Dilettanten passen Gestalten den Problemen an, hier erwachsen Probleme aus Gestalten.

Fra Salvatore sucht Sammlung im Kloster und geht an diesem Versuch zu Grunde. Ein Philosoph mag in der Einsamkeit gedeihen, ein Fischer von Santa Lucia kann nicht auf sein Selbst sich sammeln, weil dies Selbst nur in der Gemeinschaft des Volkes und der Natur besteht, vereinzelt welkt wie eine abgerissene Blume:

„Denn schau' ich um mich, steh' ich
Mitten im Volk allein,
Und alles flieht und flüchtet,
Kein Wort, kein Blick ist mein.
Dann denk ich: „Hilf, Erbarmer,
Wohin gerieth ich Armer!“

„Und schließ' ich langsam nur die Augen,
Dann fließt vor meinem Blick die Welle,
Und deutlich hör' ich in der Zelle —
Fängt nur ein Vogel an zu singen —
Des Fischers Lied, das frohe, helle,
Vom Mast der Barke her erklingen.“

Wer könnte einer Welt entfliehen, die er im Busen trägt!

Fra Liberato, der Brudermörder, wohnt in der Nachbarzelle. Sein Schicksal erfüllt sich in kürzerer Frist. Nach Salvatore tritt er ins Kloster und endigt durch eigene Hand, bevor Salvatore innerlich ausgehöhlt dahinstirbt. Dieselbe Entwicklung vollzieht sich hier an einem Sanguiniker, dort an einem Choleriker, jener erlebt im tiefsten aufgeregt des anderen Geschick — denn Salvatore ist's, der uns von Liberato berichtet.

Die Regel des heiligen Franciscus ordnet das Todtenamt — wandellos muß hat der Prior der beiden gewartet — unheilbar Kranke pflegen ist höchste Barmherzigkeit. Wiederum möchten wir fragen: Steht der Dichter bei dem sanften Prior? und wir gedenken des gütigen Meisters von Assisi. Noth der Leiber, Noth der Seelen allewege, die Gerechten nennen sie Schuld und verdammen, wo sie nicht helfen können. Giacomo greift ans Herz und beschäftigt die Gedanken. Die Naivität seiner Poesien hat eine weite sentimentalische Perspektive. Was soll uns da der Streit um Idealismus oder Verismus. Immerhin — die Durchdringung der Idee mit Wirklichkeit ist nicht durchaus und überall erreicht, der Reichthum der Motive geht nicht auf in der Komposition. Aber Giacomo steht im achtunddreißigsten Jahr und wir dürften jetzt nichts besseres hoffen, wenn das dargebotene Gute in seinem Bereich vollendet wäre. Salvatore di Giacomo hat uns viel gegeben — wir erwarten mehr.

Gießen.

Robert Arnold Fritzsche.

Eine Stockholm-Fahrt.

Wer sich heutigen Tages auf die Reise begibt, der will nicht nur den Geist anregen und beleben durch neue Eindrücke, nicht nur seinen Gesichtskreis erweitern, seine Kenntniß von Land und Leuten bereichern, nicht nur die angegriffenen Nerven beruhigen, die Gesundheit stählen u. s. w., sondern vor allem nach all der Hast und Unrast des täglichen Lebens, nach all dem Sorgen und Jagen einmal losgelöst sein von dem, was in Beruf, in Amt, in Thätigkeit des Alltages Kopf und Herz und Sinne in Anspruch nimmt, einmal wieder in eine neue Welt der Anschauung und des Denkens versetzt sein. Beides bewirkt am besten eine Seefahrt zu einem fremden Volke. Wer nur den Himmel über sich, das unabsehbare Meer um sich und den schwanken Boden des Schiffes unter sich hat, wer den unablässig auf- und niederwogenden Wellen, dem Fluge der Möwen, dem Zuge der Wolken mit seinen Blicken, mit seinen Gedanken folgt, der fühlt sich losgelöst von der Scholle, die ihn sonst trug, von allem, was ihn drückte und quälte.

In solcher Stimmung trug mich vor einigen Tagen der Dampfer von Saßnitz (auf Rügen) nach Trelleborg (in Schweden). Die Sonne lag leuchtend auf dem Meer, und majestätisch zog unser trefflicher „Imperator“ durch die blinkende Fluth. Nur zu rasch für den Naturfreund, der sich nicht ersättigen kann an der Weite der Umschau, an dem Farbenspiel der bewegten See, an der Beleuchtung des Himmels und den Reflexen auf der Meeresfläche, der von Wonne durchschauert wird, wenn er in Abendsonnengluth die Wolken und die Wellen erglühen und den feurigen Ball hinabgleiten sieht ins kühle Bad, gelangten wir (nach 4 Stunden) an schwedischem Boden an. Sogleich nahm uns, nach kurzer Zollrevision, ein Eisenbahnkoupee auf, das in seiner Bequemlichkeit und Eleganz seines gleichen in anderen Ländern nicht finden dürfte. So ward die Nachtfahrt durch behaglichen Schlummer gekürzt, und die Fahrt durch den frischen, kühlen Morgen in das eigenartig fremde Land zu einem hohen Vergnügen. Der Zauber der schwedischen Landschaft liegt in der Verbindung von schroffem Felsgestein (Granit), das überall durch das Grün der Weide und des Waldes hindurchlugt, und üppiger Pflanzenfülle, in der Verbindung von schlank und schwank aufragenden weißen Birken, deren Zweige und Blätter in steter Unruhe vom Winde bewegt werden, und den starr und steif und düster dastehenden Tannen und Kiefern, die nur leise und leicht ihre Häupter neigen. Der Farbenkontrast zwischen Nadelholz, Lärchen und Birken, zwischen blinkenden Seeen, die überall das Gestein ablösen, und den weiten Wäldern ist überaus

wirkungsvoll. Wiesen und Weiden und Haferfelder sind selten, noch seltener ein Mensch; wo aber die Blockhäuser sich erheben, da blinken sie in Sauberkeit, in schmuckem Roth und Weiß. In dieser Welt der Seeen, Inseln, Felsen, Wälder mit Heidekraut, Farren, Blaubeeren, Moosen u. s. w. waltet erhabene Ruhe, waltet Schweigen, Einsamkeit, Friede. Liegt darüber ein grauer Himmel, so scheint tiefe Melancholie über dieser Welt zu brüten, und man kann verstehen, daß in ihr der Mensch ernst gestimmt wird, daß in ihr ein Eldorado sein muß für Einsiedler, Jäger, Angler, daß sich dann das Auge und Ohr schärft für jeden Vorgang in der Natur, und sei er der unscheinbarste, daß der Natursinn mit Sympathie in das Leben und Weben der Insekten und Vögel, in das Blinken der Sterne, in das Rauschen des Windes und der Blätter sich versenkt, wie es bei allen skandinavischen Poeten der Gegenwart hervortritt, nicht am wenigsten bei Knut Hamsun (z. B. im „Pan").

Und nun blinkt der Mälarsee auf; rasch durchfahren wir zwei Tunnel; nach (insgesammt) 14stündiger Eisenbahnfahrt laufen wir in den Hauptbahnhof von Stockholm ein. Im Hotel Rydberg am Gustav Adolf-Torg, d. h. mitten in der Stadt, die dort am großartigsten sich darstellt, finden wir treffliche Unterkunft und, wie überall in Schweden, eine Verpflegung, welche die höchsten Anforderungen der Leistungsfähigkeit an die Verdauungsorgane stellt; hört man in den Koupees die Unterhaltung der Reisenden, so spielen das schwedische Frühstück, Lunch, Diner und die kalte Abendküche die Hauptrolle; es ist freilich auch erstaunlich, was offenbar ein schwedischer Magen vertragen kann oder muß. — Man hat Stockholm mit Venedig wegen seines lebhaften Wasserverkehrs, mit Genf wegen seiner prächtigen Brücken und Quais verglichen; aber es ist doch eigentlich unvergleichlich, weil völlig eigenartig. Eine Rundfahrt mit der Pferdebahn (Ringlinie) überzeugt davon weniger als in anderen Städten, da sie durch weniger schöne, z. T. durch im Umbau befindliche Straßen führt, wohl aber die weite herrliche Rundschau von dem Vergnügungsgarten Mosebacke; er liegt in Södermalm, d. h. dem südlichen, auf Felsterrassen sich aufbauenden Stadttheil; ein Elevator hebt uns zu ihm empor, und wer droben am Vormittage, wo die volle Sonne auf Kungsholmen und Ridderholmen und Staden lag, oder am Nachmittage, wo Blasieholmen, Skeppsholmen und Djurgarden hell beschienen waren, gestanden hat, dem prägte sich auf immer dies imposante Stadtbild ein: dieses Hineinragen des Urgesteins in die Stätte moderner Kultur, der grandiose Aufbau der einzelnen Stadttheile und vor Allem die von Dampfern belebten Wasserarme, welche die von Straßen und Parks, von Kirchen und stattlichen Häusern ausgefüllten Inseln (Holme) umspülen. Zu den Füßen des Betrachters wogen die Fluthen der tief ins Land einschneidenden, insel- und schärenreichen Ostsee (Saltsjö, Salzsee), stets von zahlreichen Seeschiffen durchfurcht; von den Gebäuden der Stadt fesseln besonders das neue grandiose Theater, das große viereckige Schloß und das Nationalmuseum; rechts fällt der Blick auf den Thiergarten (Djurgarden) mit seinen Villen, Vergnügungslokalen, seinen Eichen und Tannen, seinen felsigen Höhen; links schweift er über den Mälar, über ein weites Häusermeer, über Ridderholm u. s. w.

Wie prächtig spiegeln sich im Strome ab,
Thurm, Heldenbilder, Schloß und Musentempel,
Und dort im Abendglühen Ridderholm,
Wo Schwedens Ehre schlummert unterm Marmor.

Unter den Kirchen Stockholms nimmt die von Ridderholm den ersten Platz ein, nicht wegen ihres Baustiles, denn er ist auf das Wunderlichste gemischt aus Gothik und Renaissance, aber hier liegen die irdischen Reste der Helden schwedischer Geschichte, wie Gustav Adolf's, Karl's XII., Bernadotte's u. s. w. Besonders fesselt ferner bei dem Rundblick von der Mosebacke aus auch die nahe Katarinakyrka, ferner die Karl Johann-Kirche auf Skeppsholmen, die deutsche Kirche, die Johanniskirche u. a. Nicht minder wirkungsvoll ist die Umschau von dem Bredablick im Djurgarden. Auch dieser ist wie Kastellholm, Skeppsholm, Staden, Riddarholmen, Kungsholmen von Hause aus eine Insel, die durch Eisenbrücken mit der übrigen Stadt verbunden ist, und hat einen Umfang von 10 km; er ist für den Stockholmer, was der Prater für den Wiener, das Boulogner Wäldchen für den Pariser; vom Aussichtsthurm Bredablick die weiten Waldflächen, die felsigen Ufer, die mannigfachen Wasserstraßen und Buchten und Inseln, die stolzen Stadttheile, welche sich um den Kungsgarden, um die Ausstellungspaläste hinziehen, zu überschauen, gewährt einen unauslöschlich tiefen Eindruck. Nicht minder reizvoll ist es, auf dem Strömparterren, zu welchem zwei Treppen von der Norrbro herabführen, dem Sprudeln und Rauschen zuzuschauen, mit dem dort der Mälar sich in die Ostsee stürzt. Am Abend ist dieser Kaffeegarten herrlich erleuchtet, und eine österreichische Knabenkapelle ergötzte uns durch ihre Weisen; Dampfschaluppen fahren beständig geschwinde zwischen den verschiedenen Holmen und dem Djurgarden hin und her; und namentlich, wenn hier, in Hasselbacken oder Skansen, Konzert und Feuerwerk stattfindet, ist das Gedränge und die Lust und das Lachen nicht gering. Das Skansenmuseum im Djurgarden sucht seinesgleichen. Man liest daher auch auf großen Schildern, welche vielfach in der Nähe dieses vortrefflich angelegten Geologischen Gartens angebracht sind, die stolze Anpreisung schwedisch und englisch:

It reveals to the visitor a true and living image of the Scandinavian animal life as it appears in forest, mountain, lake and seashore, the animals in their characteristic pastures, many of them with their young ones or nests, eggs and fledgelings. The total picture thus produced, by science and art combined, is as startling as unique and unattained elsewhere. Nowhere in the whole world has this museum its couterpart.

Und in der That können die Thiere, die wir hier sehen, wie Bären, Rennthiere, herrliche Adler u. s. w. in keiner naturgemäßeren Umgebung sich befinden als inmitten der ihnen heimischen und vertrauten Landschaft, zwischen Granitfelsen oder auf hohen Tannen und Eichen. Aber auch getreulich nachgebildete Bauernhäuser finden sich hier in großer Zahl, bald mit Wachsfiguren in malerischer Tracht, bald mit leibhaftigen, sehr hübschen Darlekarlierinnen. Die Täuschung ist oft so groß, daß man nicht weiß, ob die Gestalt dort am Herde oder auf dem Rasen von Fleisch und Blut ist, oder unbeweglich, reglos, seelenlos; und andererseits fürchtet man, das holde lebensvolle Wesen, das uns freundlich anlächelt oder ihr Liedchen trällert, werde nun gar eine Metamorphose erleiden und starr und todt in Wachs sich formen wie Lots Weib in Salz.

Standbilder in Bronze bietet die Stadt in großer Zahl, doch nur wenige sind künstlerisch bedeutsam, wie etwa dasjenige Gustav's III. am Hafen: der König stützt sich auf ein Galeerensteuer, seine Kämpfe zur See andeutend; ferner sind Gustav Wasa, Gustav Adolf, Karl XII. (in trefflicher Auffassung und Darstellung), Karl XIII., Birger Jarl, Axel Oxenstierna (ein schönes Werk!), Berzelius, Bernadotte u. a. vertreten. Ein höchst interessantes Kunstwerk ist die von Molin modellirte Bronzegruppe zweier Messerkämpfer (Bältespännare, d. i. Gürtelkämpfer) inmitten von Anlagen neben dem Nationalmuseum. Es ist eine altnordische Kampfesart, die es darstellt: zwei Kämpfer haben mittelst eines Gürtels sich Brust an Brust geschnallt und suchen nun mit der Rechten, welche ein kurzes Messer führt, sich zu verwunden, während die Linke den Stoß des Gegners fernzuhalten sucht. Die Gruppe ist überaus lebensvoll und dramatisch; man hat den Eindruck: das ist ein fürchterlicher Kampf auf Tod und Leben, ja vielleicht erliegen die beiden herrlichen Gestalten im entsetzlichen Ringen. Vier Reliefs schmücken den Sockel und enthüllen mit ihren der Edda entlehnten Runen-Inschriften den Anlaß und Ausgang des Streites. Das erste stellt die Eifersucht dar: „Thoren aus Klugen macht sie der Menschen Söhne, die mächtige Liebe"; das zweite den Trunk: „Nicht so gut ist, wie gut sie sagen, Bier

für der Menschen Söhne; denn immer weniger weiß, je mehr er trinkt, in seinem Sinne der Mann"; das dritte des Kampfes Anfang: („Zogen sie aus der Scheide das Scheideeisen, des Schwertes Schärfen, zum Behagen für die Trolle, d. i. die bösen Geister"); das vierte die Klage der Witwe: Einsam bin ich worden wie die Espe im Hain, ledig von Verwandten wie die Föhre von Zweigen."

Das Nationalmuseum selbst ist ein hoher luftiger Bau im Renaissancestil und bietet namentlich im Erdgeschoß eine an Vollständigkeit und zweckmäßiger Anordnung unerreichte Sammlung von Gegenständen aus der Stein-, der Bronze-, der Eisenzeit; auch die Gemäldegallerie ragt durch manches italienische, spanische, niederländische Werk hervor; besonders trefflich ist die französische Schule vertreten. Unter den modernen Bildern zeichnen sich die von Hellquist (Plünderung Wisby's), von Forsberg (Ein Heldentod), von Zorn (Selbstportrait, Oskar II.), aus.

Das nordische Museum, das jetzt noch in mehreren Häusern von Drottninggatan untergebracht ist und eine Fülle des Sehenswerthen aus den verschiedenen Zeiten schwedischer Sitte und Tracht enthält, wird bald ein neues, prächtig hergerichtetes Wohnhaus erhalten; das biologische (in Djurgarden) zeigt ein sehr schönes Panorama mit Meer, Felsen, Strandvögeln, Urwald, Bären, Füchsen, Adlern, Eulen, Igeln, Ameisen, Eidechsen u. s. w.

So interessant das Stadtbild, so interessant manches Museum mit seinen Schätzen ist, so herrlich ist auch die Umgebung Stockholms. So bietet die mannigfachsten reizvollsten Bilder z. B. eine Fahrt auf dem Mälar nach Drottningholm: erst entweicht allmählich die Stadt mit ihren malerisch auf Fels sich emporrankenden Häuserreihen; dann taucht eine Insel nach der anderen auf; auf Granit und Moosgestein hebt sich Laub- und Nadelwald und besonders die Birke hervor, Landhäuser sind wie trauliche Nester dem Felsen angeklebt, bald weiß, bald hellgrün, bald roth. Das Schloß, das wir in 3/4stündiger Fahrt erreichen, enthält manches stolze Prunkgemach, doch herrlicher ist der Park mit seinen mächtigen Alleen, mit werthvollen Skulpturen. War die Hinfahrt fesselnd, so ward sie doch noch durch die Rückfahrt übertroffen, da der volle Abendsonnenglanz jeden Baum, jedes Häuschen auf den vorübergleitenden Inseln scharf beleuchtete, während hinter uns in schwarzem Dämmer die Welt der Inseln entschwand, wo nicht die Sonne ihre blendende Straße über den Mälar zog. Wie idyllisch liegen alle die Landhäuser im Wäldchen am Wasser, wie einsam, traulich; wie scheint jede Insel mit ihrem todten Stein, mit ihrem lebensfrischen Grün, mit Kiefern und Birken in engumschränktem und doch so lauschigem Dasein für sich dahinzuträumen; dort fliegt eine Möwe, hier flattert ein Schmetterling, sonst Stille, Ruhe; über uns ein ehern blauer Himmel, um uns herum der leicht bewegte seenartige Fluß und diese eigenartige Welt von Inseln: man wird nicht müde, sich in die wundersame Scenerie zu versenken.

Aehnliche Bilder bieten Fahrten nach Mariaberg, nach Schloß Gripsholm, das stolz aus seiner dunklen Baumumgebung sich erhebt und seine Thürme im Mälar spiegelt, nach Schloß Ulriksdal und Schloß Haga mit ihren prächtigen Parks am Edsviken, ferner auf der Ostseebucht nach Saltsjöbaden und Waxholm: bald ist die Straße, die der Dampfer zieht, eng, bald erweitert sie sich, bald sind die Inseln schroff und feierlich, bald lieblich; die Fläche ist von Dampfern und Segelböten reich belebt, und an den Stationen selbst entfaltet sich ein reges Badetreiben; zauberhaft war die Rückfahrt, als Himmel und See im Abendroth schwammen und als der Mond sein magisches Licht auf alle die dunklen Inseln warf, und als dann die Stadt mit ihren Thürmen und flimmernden Lichtern auftauchte. —

Wer alles das genossen hat mit empfänglichen Sinnen, der scheidet von Stockholm in Dankbarkeit, in Bewunderung und mit der Sehnsucht im Herzen, noch einmal im Leben die wunderbar eigenartige Stadt wiederzusehen, in deren Mitte der Mälar in die Ostsee braust, und die eine Welt in sich schließt, wie in dieser Form sie auf der weiten Erde sich nimmer wieder findet.

Alfred Biese.

Christian Huelsen. Bilder aus der Geschichte des Kapitols. Ein Vortrag. Rom. Loescher & Comp. 1899.

Dieser Vortrag, der an einem Gemeindeabend der Evangelischen Roms am 23. Januar 1899 gehalten worden ist, wird nicht nur Römer und Romfahrer interessiren, sondern von Allen, die ein Verhältniß zur ewigen Stadt haben, gern gelesen werden. In ansprechender Form theilt er uns eine Fülle von Nachrichten und Anschauungen mit; er ist auch mit einigen sehr zweckmäßig ausgewählten Abbildungen ausgestattet, wie sie eben nur der Vortragende geben konnte. Denn Herr Dr. Huelsen, der zweite Sekretär der deutschen archäologischen Reichsanstalt auf dem Kapitol, ist sicher einer der besten Kenner der Topographie Roms und von dessen Baugeschichte. In diesem Vortrage streift der klassische Archäologe aber nur die Ortsgeschichte des antiken Roms. Andere Bilder sind es, die er uns hier vor die Augen führt; Bilder, die uns das Kapitol im sechzehnten, im dreizehnten, zehnten, sechsten und vierten Jahrhundert unserer Aera zeigen. Der südliche Theil desselben, der jetzt in dem Besitze des Deutschen Reiches ist, wo die deutsche Botschaft, das archäologische Institut und das Krankenhaus über dem tarpeischen Felsen stehen, wurde im 16. Jahrhundert von Kaiser Karl V. dem Ascanio Caffarelli, der ihm in Rom als Page und später als Hofmann gedient hatte, geschenkt. Da Preußen durch seinen Gesandten, den Freiherrn von Bunsen, diesen Theil des Kapitols, auf dem einst der Jupitertempel stand, von dem letzten Sprossen der Familie Caffarelli erworben hatte, so gibt uns Huelsen in den Anmerkungen zu seinem Vortrage interessante urkundliche Mittheilungen über die wichtigsten Glieder dieser Familie. Die Schilderung des Zustandes des Kapitols aus der Zeit der Schenkung Karls V., ehe die jetzige Gestalt des Kapitolsplatzes mit seinen drei Palästen durch Michel Angelo definitiv hergestellt wurde, nimmt den ersten Theil des Vortrags ein. Durch gleichzeitige Abbildungen sind wir über ihn besonders gut unterrichtet. Ein leidlich deutliches Bild von der Stätte können wir uns auch noch aus der letzten Hohenstaufenzeit machen, da Konradin über ihn wegschritt und Karl von Anjou hier oben als römischer Senator schaltete, nachdem Kaiser Friedrich II. die in der Schlacht von Cortenuovo erbeuteten Fahnenwagen der Mailänder hier hatte aufstellen lassen. War doch damals das Kapitol Mittelpunkt des städtischen Lebens, wie in der antiken Zeit das Forum. Gegen den Zustand, in dem sich das Kapitol im 10. Jahrhundert befand, bedeutet das einen großartigen Fortschritt. Denn um diese Zeit, über die uns nur ein anonymer Reisebericht und das Fabelbuch der Mirabilia Urbis Romae einige Nachrichten bieten, sah es ganz schlimm an der Stelle aus, wo einst der kolossale Tempel des Jupiter gestanden hatte. Von dessen aus pentelischem Marmor hergestellten, fast zwei Meter starken Riesensäulen ragten abermals vier Jahrhunderte früher, um das Jahr 547, noch die meisten in die Luft. Aber so verlassen war damals die ganze ungeheure Stadt, daß sie volle sechs Wochen, vom August bis Oktober, ganz menschenleer gestanden hat. Die letzten antiken Statuen, die noch in dem nothdürftig vom Ostgothenkönig Theodorich hergestellten Tempel standen, nahm 571 der Eunuch Narses nach Besiegung der Gothen mit fort. Wohin sie gekommen, weiß Niemand. Mit einem lebhaft gezeichneten Bilde aus dem Jahre 304, da der Bischof der Christengemeinde von Rom und zwei seiner Diakone auf Befehl des Kaisers Diocletian in dem Jupitertempel ihren Glauben abschworen und die heiligen Bücher verbrannt wurden, schließt dieser inhaltreiche Vortrag.

H.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 46. Berlin, den 12. August 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Natian ist im Pastzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Graf Münster, unser Botschafter in Paris, der Deutschland zugleich auf dem Friedenskongreß im Haag vertrat, hat den Fürstentitel erhalten. Auch der englische Abgesandte im Haag ist mit einer Auszeichnung bedacht worden; er wurde von der Königin von England in den Pairstand erhoben. Diese Auszeichnungen beweisen, welche Bedeutung man sowohl in London wie in Berlin den Verhandlungen im Haag beigelegt hat; und diese Verhandlungen sind in der That Merksteine der Entwicklung.

Die Regierungen haben freiwillig oder gezwungen ihre Förderung Bestrebungen angedeihen lassen müssen, die man als utopisch bisher vielfach verurtheilt hatte; heute kann es nicht mehr als utopisch gelten, die Kriegsgefahren durch internationales Uebereinkommen in so enge Grenzen wie möglich zu bannen. An der Lösung dieser Aufgabe betheiligte sich auch Graf Münster, der unmittelbar, nachdem er diesem Geschäft vorsichtig, aber dem schließlichen Erfolge doch förderlich abgelegen hatte, den Fürstentitel erhalten hat.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß für diese Verleihung auch eine Reihe anderer Gründe mitgewirkt haben. Der neuerliche Austausch von Akten internationaler Courtoisie zwischen Frankreich und Deutschland, der erfreulich ist, mag er auch zunächst wenig bedeuten, ist jedenfalls von unserem Botschafter in Paris vermittelt worden. Und ob beabsichtigt oder unbeabsichtigt, diese Verleihung ist auch eine Antwort auf jenes Gerücht, demzufolge General Mercier in Rennes erklären will, Graf Münster habe ihm seiner Zeit eröffnet, daß Dreyfus ein Spion für Deutschland gewesen sei; aber unser Botschafter habe diese Eröffnung mit der hirnverbrannten Bemerkung begleitet, falls Mercier von dieser vertraulichen Mittheilung Gebrauch mache, werde er, der Graf Münster, seinen Partner der Lüge zeihen. Solche Erfindung, die nur auf Narren Eindruck machen kann, bedürfte zwar keiner Widerlegung, aber man wird in Frankreich doch wohl der Ansicht sein, daß in der Verleihung dieses hohen Ranges zugleich auch eine Kritik der niedrigen Ausstreuungen liegt, denen unser pariser Botschafter von Seiten der französischen Umsturzpresse ausgesetzt ist.

Unser Botschafter, der dem hannoverschen Adel angehört, ist vor Allem ein guter, deutscher Patriot. In den für Deutschland entscheidenden Jahren von 1866 bis 1870 ist er wiederholt und mit Kraft für die deutsche Einigung eingetreten, und er betonte, daß der Einigung alle anderen Interessen und Empfindungen untergeordnet werden müßten.

Auch ein anderer unserer Vertreter im Haag hat nochmals von sich reden gemacht. Herr von Stengel hatte an der chauvinistischen Ungeschicklichkeit, die er vor der Berufung der Haager Konferenz verübt hatte, nicht genug; augenscheinlich war es ihm schmerzlich, daß er auf der Konferenz selbst als eine Null zu fungiren gezwungen war; wozu er sich sehr gut geeignet hat. Er hat jetzt wiederum seine Stimme erhoben, um auseinanderzusetzen, daß die Haager Konferenz ein Uebel gewesen, und er wolle nur hoffen, daß die gefaßten Beschlüsse nicht verderblich sein würden.

Mit den Hoffnungen und Befürchtungen des Herrn von Stengel in München brauchte man sich gewiß nicht zu beschäftigen; aber wohl muß dieser Aeußerungen wegen erneut an unsere Regierung die Frage gerichtet werden, wie war es möglich, einen Mann, dem solche ungewöhnlich starke und aufdringliche Taktlosigkeit eignet, nach dem Haag zu entsenden.

Man kann sich eine Reihe von Fällen denken. Eine Regierung wünscht offensichtlich darzuthun, daß sie mit Bestrebungen, wie jenen, die im Haag gepflegt worden sind,

nichts zu thun haben will; wir halten diesen Standpunkt für sehr falsch, aber wenn er vorhanden wäre, dann gäbe es nur eine Form, ihn zum Ausdruck zu bringen: Man lehnt die Einladung zur Konferenz ab, und dann wäre Herr von Stengel glücklich in München geblieben. Oder man wünscht eine offene Ablehnung zu vermeiden; allein man will auf der Konferenz selbst diese, wenn möglich, ergebnißlos machen — eine hinterhaltige Politik, die uns besonders mißfiele: aber alsdann entsendet man doch einen Mann, der über das winzige Maß kluger Vorsicht verfügt, das nöthig ist, um sich nicht in die eigenen Karten sehen zu lassen, und wieder hätte Herr von Stengel dann unfehlbar in seiner Münchener Ruhe belassen werden müssen. Wenn man jedoch, wie unsere Regierung, zögernd, doch schließlich besonnen an den Arbeiten der Konferenz mitschafft, so kann man gewiß nicht einen Herrn von Stengel gebrauchen, der den Kongreß damit eröffnet, daß er versucht, den Kongreß lächerlich zu machen, und der den Kongreß damit schließt, daß er ihm eine böse Nachrede hält.

Ein Kongreßmitglied von dieser aufdringlichen Unfähigkeit ist ganz einzig in seiner Art, und es bleibt ein Geheimniß, wie man diesen gespreizten, lärmenden, kleinen Störenfried nach dem Haag entsenden konnte, wo Deutschland friedlich mitzuarbeiten bereit war, an einem Unternehmen, das geschickte und vorsichtige Hände erfordert. Unbegreiflich. Oder wäre dieses Geheimniß etwa im Teutoburger Walde zu lösen?

Der Kaiser, der Reichskanzler, Herr von Miquel und einige andere Minister haben sich zu den Festlichkeiten nach Dortmund begeben. Ob dieser Reisen ist den Agrariern etwas bänglich zu Muthe, die befürchten, es möchten in Dortmund einige energische Worte zu Gunsten des Mittellandkanals fallen. Immer erneut versichern sie, ihre Opposition gegen den Kanal wäre darum so gänzlich harmlos, weil diese Frage ja keine politische sei. In politischen Fragen, da stehe man zur Regierung und zum Monarchen, aber in unpolitischen Fragen, da wenigstens müsse es doch dem loyalsten Konservativen erlaubt sein, eine eigene Meinung zu haben und zu verfechten.

Warum wirthschaftliche Fragen unpolitische Fragen sein sollen, dies zu ergründen, wird man aufgeben müssen. Daß Handelsverträge Fragen von hoher politischer Bedeutung sind, sogar unter Umständen für die internationale Politik, ist klar; aber daß auch das wirthschaftliche Wohlergehen eines Landes an und für sich unmittelbar eine politische Bedeutung hat, steht fest; und für dieses Kanalprojekt ist zum Ueberfluß sogar die Militärverwaltung aus militärischen Gründen eingetreten, und militärische Fragen gelten bei uns doch gewiß als politische.

Allein eine Scheidung der parlamentarischen Aufgaben in wirthschaftliche Fragen, bei denen auch den Stützen von Thron und Altar Alles erlaubt ist, und in politische Fragen, bei denen ihnen nichts erlaubt ist als Gehorsam, bleibt überhaupt ein Nonsens. Ein Arzt könnte ebensogut sagen, die Blutcirkulation und die Verdauung, die den wirthschaftlichen Kräfteaustausch im Körper vermitteln, interessiren ihn nicht; er habe nur Interesse für das ostelbische Knochengerüst — dann würde der Schutzbefohlene aber schwer unter schlechter Blutcirkulation und schlechter Verdauung leiden.

Wir hoffen, daß das Dortmunder Konzilium sich zur Theorie von der Einheitlichkeit des staatlichen Organismus bekennen und aus einer Frage von der Bedeutung des Mittellandkanals die Konsequenz ziehen wird, die gezogen werden muß. Ist dieser wichtige Plan durch den Widerstand der Rechten im jetzigen Landtag nicht durchzusetzen, dann muß durch eine Neuwahl das Land zu der Entscheidung aufgerufen werden, ob es die Agrarier oder ob es die Linke und die Regierung unterstützen will.

Das englische Parlament ist geschlossen worden durch eine Thronrede, die der Transvaalereignisse mit ernsten Worten gedenkt. Mr. Chamberlain hatte vorher in der Volksvertretung gleichfalls mehrere Mal auf die Gefahren der Lage hingewiesen, im Falle die Buren den letzten Vorschlag Englands nicht annehmen sollten.

Ob eine Ablehnung erfolgt, steht noch dahin. Erfolgt sie aber, so kann man annehmen, daß die Buren alsdann in Uebereinstimmung mit der holländischen Bevölkerung in der Kapkolonie und in ganz Südafrika handeln, und die Gegnerschaft all dieser Elemente wird sich England schwerlich auf den Hals ziehen wollen.

Da in einem offenen Krieg weder England noch Transvaal einen Gewinn machen kann, der im Verhältniß zum Einsatz steht, so bleibt auch jetzt ein Ausgleich sehr wahrscheinlich, vorausgesetzt, daß die Entwicklung nicht durch einen unvorhergesehenen Zufall den Händen der verantwortlichen Männer entgleitet. Sie wollen gewiß den Krieg auf beiden Seiten vermeiden; allein ist ein gewisser Grad der Spannung erreicht, so kann freilich irgend ein unglücklicher Zwischenfall stärker sein als das politische Wollen, und ein kriegerisches Unglück wird entfesselt.

Der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten war in St. Petersburg; er hat einen hohen russischen Orden erhalten, und er hat mit dem Grafen Murawieff Toaste ausgetauscht, die von gegenseitigen Versicherungen der Freundschaft erfüllt sind. Daß das Wort Allianz in den Toasten nicht aufgetaucht ist, erscheint so gleichgültig wie damals, als es ein französischer Minister gebrauchte. Ist die russische Politik eine friedliche, wie man annehmen muß, so bedeutet diese Reise nach St. Petersburg nichts weiter, als daß man in Frankreich das Bedürfniß fühlte, die russische Karte für die Zukunft im Spiel zu behalten, obgleich man auch Deutschland einige unverbindliche Verbindlichkeiten erwiesen hat.

* * *

Die Zusammenkunft der „Interparlamentarischen Vereinigung“ in Christiania.

Der Streit, ob die Haager Friedenskonferenz einen Fehlschlag, einen Achtungserfolg oder einen Merkstein in der Geschichte der Civilisation darstellt, wird wohl noch einige Zeit andauern. Nichts ist der Plattheit und Routine unbequemer, als die Annäherung eines idealen Ziels. Besonders Politiker, Diplomaten und Journalisten kleinen Stils lieben es, in der Rolle von waschechten Realisten aufzutreten und das Räuspern und Spucken des großen Bismarck mit Verve nachzuahmen. Man glaubt, seine Ueberlegenheit nicht besser markiren zu können, als durch affektirte Verachtung von Idealen, durch deren baldige Verwirklichung man nicht desavouirt werden kann.

Nun hat es die List der Idee gewollt, daß sich im Haag eine kleine Armee von zünftigen Diplomaten versammeln mußte, um ernsthaft über etwas zu berathen, was man im Geheimen mit wohlfeilem Spott zu behandeln pflegte, und die Idee hat sich stark genug erwiesen, um auch die widerwilligsten Würdenträger der Diplomatie in den Dienst eben dieser Idee hineinzuzwingen. Daß der Gedanke einer schiedsrichterlichen Regelung internationaler Streitigkeiten gerade durch diese widerwillige Anerkennung seitens der Diplomatie und der hinter ihr stehenden Regierungen eine wesentliche Förderung erfahren hat, wird von unbefangenen Beobachtern der Haager Konferenz durchweg zugegeben; die Frage ist nur, ob der von den Haager Verhandlungen ausgehende Anstoß eine dauernde Nachwirkung haben wird. Ich selbst bin davon durchaus überzeugt, und diese Ueberzeugung ist durch die Verhandlungen der „Interparlamentarischen Konferenz“,

die vom 1. bis 4. August in Christiania getagt hat, befestigt worden.

Diese Zusammenkünfte von Parlamentariern der verschiedensten Länder, zu dem ausgesprochenen Zweck, die Schiedsgerichtsidee zu fördern, haben eine Geschichte von erst 10 Jahren hinter sich. Das sehr komplizirte Instrument, dessen Behandlung schon durch die Sprachverschiedenheiten beträchtlich erschwert ist, arbeitete im Anfang schwerfällig und unter allerlei Reibungen; ein einziges Jahrzehnt aber hat genügt, um die Theilnehmer an diesen interparlamentarischen Versammlungen so einzuarbeiten und die Organisation so zu festigen, daß diese Zusammenkünfte heute außerordentlich glatt funktioniren. Die jüngste Konferenz in Christiania hat das in glücklichster Weise gezeigt. Es ist geradezu überraschend, mit wie viel Takt die zahlreichen nationalen Klippen bei diesen interparlamentarischen Verhandlungen umschifft werden, mit wie geringer Mühe alle Anträge, die einen phantastischen Charakter tragen, ausgeschieden werden, mit welchem Geschick im vorberathenden Ausschuß das formulirt wird, was sich in einer so mannigfaltig zusammengesetzten Versammlung durchbringen läßt. Das in der praktischen Politik Erreichbare wird fest im Auge behalten.

Thatsache ist es ja auch, daß die Beschlüsse, die auf der Haager Diplomatenkonferenz in Bezug auf die schiedsrichterliche Regelung internationaler Streitigkeiten gefaßt sind, sich im Wesentlichen in den Bahnen bewegen, die von den „Interparlamentarischen Konferenzen" gezogen waren. Eine Reihe der verdienstvollsten Mitglieder der Haager Konferenz — es sei nur an den belgischen Senator Descamps erinnert — sind überdies eifrige Anhänger der „Interparlamentarischen Union". Die „Interparlamentarische Konferenz" in Christiania hat den Zusammenhang zwischen ihren Vorarbeiten und den Beschlüssen der Haager Konferenz ausdrücklich festgestellt und des Weiteren vereinbart, auf der Grundlage der Haager Beschlüsse jetzt weiter zu bauen.

Vor Allem nach drei Richtungen hin. Zunächst kommt es darauf an, die einzelnen Regierungen zu einer loyalen Anerkennung dessen, was in der Haager Konferenz ausgemacht ist, zu veranlassen; sodann den Stein weiter zu rollen, indem man bestrebt ist, zwischen einzelnen Staaten feste Schiedsgerichtsverträge, durch welche das Schiedsgericht in möglichst vielen Fällen obligatorisch gemacht wird, abzuschließen; und endlich, die Bedeutung des bisher Erreichten und des fernerhin Anzustrebenden in den breiten Massen des Volkes zur Anerkennung zu dringen.

Die sämmtlichen in Christiania vertretenen nationalen Gruppen haben zugesichert, jede im eigenen Lande, in allen drei Richtungen thätig zu sein.

Zu diesem Zweck ist in Christiania auch die Organisation verbessert worden. Die „Interparlamentarische Konferenz für Schiedsgericht und Frieden" trägt in Zukunft bloß den Namen „Interparlamentarische Vereinigung" (Union Interparlementaire). Sie ist zusammengesetzt aus nationalen „Gruppen". Gegenwärtig sind 18 nationale Gruppen vertreten und jede dieser nationalen Gruppen entsendet zwei Parlamentarier in den „Interparlamentarischen Rath" (Conseil Interparlementaire), der als permanenter Exekutivausschuß funktionirt und die dauernde Verbindung unter den einzelnen nationalen Gruppen aufrecht erhält. Diesem „Interparlamentarischen Rath" dient ein ständiges Bureau in Bern. Es hat sich diese Organisation allmählich herausgebildet und in ihrer Elastizität bewährt.

Ferner hat sich die Regel entwickelt, daß die Verhandlungen in drei Sprachen — deutsch, englisch, französisch — geführt werden; je nach der Lage des Konferenzortes wird bald die eine, bald die andere dieser drei Sprachen vorzugsweise zur Verwendung kommen. In Christiania war die deutsche Sprache die begünstigte, da insbesondere auch die Skandinavier fast durchweg sich dieser Sprache bedienen.

Die so geschaffene Verbindung zwischen den Parlamentariern der civilisirten Welt trägt ihre Bedeutung nicht bloß in den Beschlüssen, die zu Stande gebracht werden, sondern — und in vielleicht noch höherem Grade — in der stets erneuten geistigen Berührung zwischen Männern der verschiedenen Nationalitäten, die als Volksvertreter im eigenen Lande einen gewissen Einfluß auf die politische Entwicklung ausüben. Nichts ist der Aufrechterhaltung des Weltfriedens hinderlicher, als die mangelhafte Kenntniß fremder Völker, fremder Anschauungen und fremder Einrichtungen. Der Chauvinismus lebt zu drei Vierteln von der Ignoranz, von nationalen Vorurtheilen, die nur zu sehr von einer sensationslüsternen Presse gepflegt und kritiklos auch von zahlreichen Volksvertretern kultivirt werden. Im Allgemeinen kann man die Behauptung aufstellen, daß sämmtliche Nationen friedfertiger sind als ihr Ruf. Es wäre sehr zu wünschen, wenn in allen Ländern, die eine Volksvertretung haben, der Grundsatz durchgeführt werden könnte, daß Niemand mit einem parlamentarischen Mandat betraut werden darf, der sich nicht auch einige Zeit außerhalb der Grenzen des eigenen Landes umgesehen hat.

Nationale Engherzigkeit ist vielleicht die gefährlichste politische Untugend unserer Zeit. Unser ganzes politisches Leben würde sich wesentlich vertiefen, wenn nicht selbst für die armseligsten politischen Phrasendrescher fortgesetzt die Möglichkeit bestände, durch Fruktifizirung nationaler Vorurtheile auf größere Theile der Bevölkerung Einfluß auszuüben. Daß es ein Gebot der öffentlichen Moral ist, auch gegenüber anderen Nationalitäten Gerechtigkeit walten zu lassen, ist bisher kaum theoretisch anerkannt; in der politischen Praxis herrscht nur noch allzu sehr der barbarische Grundsatz, daß Ungerechtigkeit gegen Fremde eine nationale Tugend sei.

Es unterliegt auch nicht dem geringsten Zweifel, daß eine alljährlich wiederkehrende Berührung und Zusammenarbeit von Parlamentariern der verschiedensten konstitutionellen Länder einem besseren Verständniß fremder Anschauungen höchst förderlich ist. Auch bilden sich persönliche Beziehungen, die einen freundschaftlichen internationalen Meinungsaustausch unter einflußreichen Männern ermöglichen. Endlich aber trägt der Charakter der interparlamentarischen Wanderversammlungen auch nicht unwesentlich dazu bei, Land und Leute in dem jeweiligen Konferenzlande durch Augenschein näher kennen zu lernen und die politischen Einrichtungen des fremden Landes mit den einheimischen zu vergleichen.

Wer hat sich in Deutschland bisher eingehender mit den politischen Institutionen und Verhältnissen Norwegens befaßt?! Man las wohl bei uns mit lebhaftem Interesse Fridtjof Nansen's Bericht über seine Nordpolarfahrt, man sieht auf deutschen Bühnen Dramen von Ibsen und Björnson, man macht gelegentlich eine Ferienfahrt zu den herrlichen Fjorden und Gletschern Norwegens; aber an den politischen Sorgen und Kämpfen dieses mannhaften Volkes ging man in ganz Europa ziemlich antheillos vorüber. Jetzt haben ein paar hundert europäische Volksvertreter im Storthing-Saale zu Christiania getagt; sie haben die herzliche Antheilnahme der Bevölkerung der norwegischen Hauptstadt an dem Wirken der „Interparlamentarischen Konferenz" — vom gewöhnlichen Arbeiter bis zum leitenden Staatsminister — erfahren; sie haben sich als Politiker auch naturgemäß mit den politischen Einrichtungen Norwegens vertraut zu machen gesucht; sie haben Respekt bekommen vor der zähen Ausdauer der norwegischen Volksvertreter im Kampfe um die unabhängige Stellung Norwegens; sie haben kennen gelernt, daß auch die eifersüchtige Wahrnehmung norwegischer Interessen gegenüber dem schwedisch-norwegischen Könige auf einer wohlverstandenen Fürsorge für die Aufrechterhaltung der freiheitlichen Institutionen des eigenen Landes beruht; — das alles setzt sich in internationale Sympathie um. Man darf getrost behaupten, daß Norwegen durch die „Interparlamentarische Konferenz" in Christiania einige hundert neue Freunde unter den Volksvertretern Europas gewonnen hat.

Deutschland war auf der diesjährigen Konferenz durch rund 40 Parlamentarier vertreten. Zum ersten Mal waren auch Mitglieder der Centrumspartei, und gleich in stattlicher Anzahl, erschienen. Auch sie bringen den besten Eindruck aus Christiania zurück, und es darf angenommen

werden, daß das Centrum nunmehr ebenfalls dauernd für die Arbeiten der „Interparlamentarischen Vereinigung“ gewonnen ist.

Gewiß ist zuzugeben, daß der wahrhaft großartige Empfang und die vornehme Gastfreundschaft, welche die „Interparlamentarische Vereinigung“ in Christiania gefunden hat, nicht wenig zu dem befriedigenden Eindruck der ganzen Konferenz beigetragen haben. Die norwegische Regierung, der Storthing, der Magistrat von Christiania, hatten es sich in unübertrefflicher Weise angelegen sein lassen, den fremden Gästen den Aufenthalt in Christiania angenehm zu machen; das Empfangscomité, an dessen Spitze der Präsident des Lagthings, John Lund, stand, hatte eine Umsicht und eine Fürsorge entwickelt, die geradezu musterhaft zu nennen war; dazu das schönste Wetter, ein sonnenbeschienener Fjord, bunt bewimpelte Schiffe, die dem Festdampfer bei seiner Einfahrt nach Christiania stundenweit entgegenfuhren, eine begeisterte Menge, die ganze Stadt im Flaggenschmuck, prächtige abendliche Feste auf Höhen, von denen aus gesehen die schöne Hauptstadt Norwegens im klaren Schem der untergehenden Sonne herrlich ergänzte: — Das Alles war dazu angethan, das Wohlbehagen der fremden Gäste zu erhöhen und die Vertreter der fremden Völker einander freundschaftlich näher zu bringen.

Dabei war die ganze Konferenz diesmal beherrscht von dem wohlthuenden Gefühl, einer Idee zu dienen, welche im verflossenen Jahre einen großen Fortschritt gemacht hat. Ich habe versucht, bei dem Festbankett, am Schlusse der Verhandlungen, diesem Gedanken dadurch Ausdruck zu verleihen, daß ich die Strömung der öffentlichen Meinung, von der das Schiff der „Interparlamentarischen Vereinigung“ geführt wird, verglich mit jener Drift, die Fridtjof Nansen's „Fram“ durch Nacht und Eis nach jahrelangem Ausharren ins offene Meer getragen hat. Nansen's Schiff führte den Namen „Fram“ und „Fram“ heißt „Vorwärts“; „Vorwärts“ heiße auch das Schiff der „Interparlamentarischen Vereinigung“.

Th. Barth.

Büschlein's Fabulirkunst.

Drei Bände Tagebuchblätter von Moritz Busch sind im vorigen Jahre in englischer und vor einigen Monaten in deutscher Bearbeitung erschienen. Ueber ihre Glaubwürdigkeit wird ein lebhafter Streit geführt*). Da ich in zwei Punkten die Erzählung Busch's zu berichtigen vermag, werden die folgenden Mittheilungen nicht ohne Werth für die Kritik der Tagebücher sein.

Der erste Punkt ist das Ausscheiden Busch's aus dem Dienste des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein. Als im Winter 1863 König Friedrich VII. von Dänemark gestorben war und der nächstberechtigte Fürst aus der Augustenburger Linie sein Recht zur Rettung Schleswig-Holsteins geltend machte, schrieb Busch am 16. November 1863 meinem Vater: „Gestaltet sich die Sache in Schleswig-Holstein irgend einigermaßen nach unserm Wunsch, und man kann mir irgendwo Gelegenheit geben, mich auf einige Zeit nützlich zu machen, so bin ich parat.“ Bald fand sich die Gelegenheit: Herzog Friedrich setzte sich in Kiel fest und mußte Gewicht darauf legen, daß die ihm günstige öffentliche Meinung Deutschlands durch gewandte Federn über die Verhältnisse und Interessen der Herzogthümer unterrichtet wurde. Niemand schien hierzu geeigneter als Busch, der während der dänischen Herrschaft durch seine schleswig-holsteinischen Briefe gezeigt hatte, daß sein Herz dem unterdrückten Volksstamme zugethan war und daß seine Feder die Aufmerksamkeit weiter Kreise zu fesseln verstand. Busch kam zu Beginn des Feldzugs gegen Dänemark in die Herzogthümer, um zunächst eine Reihe von Artikeln für die „Grenzboten“ zu schreiben*), war dann einige Zeit für die Presse thätig und trat nach einer Unterbrechung von mehreren Monaten vertragsmäßig in den Dienst des Herzogs Friedrich.

Schon vor zwanzig Jahren hat Busch in den „Neuen Tagebuchsblättern des Verfassers von Graf Bismarck und seine Leute“ Mittheilungen über seine Erlebnisse während des zweiten Aufenthalts in Kiel gemacht. Jetzt ist diese Darstellung in den dritten Band der Tagebuchblätter übergegangen. Leider haben die Herausgeber der letzteren nicht die Original-Tagebücher Busch's aus den Jahren 1864 und 1865, deren Veröffentlichung er in den „Neuen Tagebuchsblättern“ (2. Auflage S. 134) in Aussicht gestellt hatte, sondern die spätere Ueberarbeitung Busch's zum Abdruck gebracht. Indessen soll diese Bearbeitung ja auf Grund der Original-Tagebücher gemacht sein, und so dürfen wir annehmen, daß, wo die Bearbeitung unwahr ist, die Original-Tagebücher dieselben Unrichtigkeiten enthalten.

Busch erzählt (Bd. 3 S. 444), daß er in der letzten Hälfte seines zweiten Kieler Aufenthalts (also ungefähr Ende 1864) zu Zweifeln (über die deutsche Politik Herzog Friedrich's und seiner Berather) gelangt, dann entschieden mißtrauisch und zuletzt sicher geworden sei, daß er in Kiel nicht an der rechten Stelle. Er habe dies meinem Vater mitgetheilt und um seinen Abschied gebeten, der ihm aber verweigert worden sei. „Was sollen — so habe es geheißen — die Nationalen denken, wenn Sie gehen?“ man verfolge ebenfalls nationale Zwecke und sei zu allen möglichen Zugeständnissen bereit, das Wieviel müsse aber Geheimniß bleiben. Busch habe sich beschwichtigen lassen und sei geblieben. Etwa vier Wochen später aber, gegen Ende des Februar 1865, habe er wieder eine Entdeckung gemacht und wieder seine Entlassung verlangt. Jedoch habe man ihm nur einige Monate Urlaub bewilligen wollen, da sich inzwischen Dinge begeben müßten, die seinen Verdacht als grundlos erweisen würden. Diesmal aber sei Busch bei seinem Entschluß geblieben und habe sich am nächsten Tage auf Nimmerwiedersehen vom Herzog in dessen Villa verabschiedet, wohin er mit meinem Vater und zwei andern Berathern des Herzogs zur Tafel geladen worden sei.

Wie stand es in Wahrheit mit Busch's Entlassung?

Dr. Karl Lorentzen, der zu Kiel im Dienste des Herzogs Friedrich stand und später im Reichstage der nationalliberalen Partei angehörte, schrieb nach dem Erscheinen der „Neuen Tagebuchsblätter“ am 20. Januar 1880 an meinen Vater:

„Es war nicht gegen Ende Februar 1865, wie er selbst auf Seite 151 sagt, sondern schon Mitte Februar, als er entlassen wurde. Am 10. Februar war die Notabelnversammlung. Am 12. war in Rendsburg eine Versammlung der Anschlußpartei oder der sog. Nationalen. Zu dieser war auch Busch gefahren, angeblich um sich und uns au fait zu halten. Als er von da zurückkam, war er nicht mehr schwankend, wie bisher, sondern geradezu feindselig. Er wollte seine Stellung im Dienst des Herzogs benutzen, um dem Herzog zu schaden. Diesen Eindruck hatte ich aus einer Unterredung mit ihm gleich nach seiner Rückkehr aus Rendsburg und aus Zeitungsartikeln, die unzweifelhaft von ihm herrührten. In Folge davon stellte ich in einer Besprechung beim Herzog, bei der außer Dir, wie ich meine, auch Jensen anwesend war (Hänel war, glaube ich, nicht dabei), den Antrag, daß Busch so schnell als möglich entlassen werde, weil das Verhältniß unhaltbar und er ins feindliche Lager übergegangen sei. Ich drang an diesem Tage (wahrscheinlich 13. Februar) damit nicht durch, weil namentlich der Herzog noch schlagendere Beweise seines Verraths haben wollte. Aber schon am nächsten Tage erschien ein Artikel, entweder in der National- oder Weser-Zeitung, unzweifelhaft von Busch, und so boshaft und gehässig, daß sofort gar kein Zweifel darüber war, daß er entlassen werden müsse. Das wurde beschlossen und sogleich von Dir ausgeführt, wie Du mir auch unmittelbar darauf erzählt hast. Die Entlassung ist also am 14. oder 15. Februar erfolgt. Es kann nicht später gewesen sein. Denn am 17. Februar bin ich zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalt nach Berlin abgereist, und vor meiner Abreise ist es gewesen.“

---

*) Vgl. J. Grunow: Busch's Tagebuchblätter und die deutsche Presse. Leipzig 1899.

*) Jansen-Samwer: Schleswig-Holsteins Befreiung (Wiesbaden 1897) S. 703.

Diese Darstellung Lorentzens rührt aus dem Jahre 1880, also nach Ablauf von fast fünfzehn Jahren seit den Ereignissen her. Sie wird aber durch das Tagebuch Dr. Ernst Steindorff's, der 1865 als Sekretär meinem Vater zur Seite stand, in den wesentlichen Punkten bestätigt. Steindorff bekam danach am 21. Januar 1865 den Auftrag, sich Busch's anzunehmen, weil dessen politische Haltung verdächtig wurde. Am 22. Januar äußerte Busch sich gegen Steindorff geringschätzig über die Volksmeinung und Volksbewegung in den Herzogthümern. Aber schon am 25. Januar notirt Steindorff: „B. aus der Hypochondrie heraus, wieder ordentlich, mißbilligt das Geschrei der Blätter über Partikularismus, namentlich den D-Korrespondenten in den Hamburger Nachrichten." Am 27. Januar: „Idee von Busch, der Herzog solle sich mit einer Proklamation an das Volk wenden, er solle alles sagen, von Oesterreich nichts hoffen". Am 5. Februar: „Busch erkundigt sich bei mir nach einer politischen Versammlung, die am Abend vorher stattgefunden und einem von Hänel und meinem Vater vereinbarten Programm zugestimmt hatte; er hofft auf Zusammenhalten der Parteien". Am 10. Februar: „Während bei dem Herzoge eine Versammlung von berufenen Notabeln stattfindet, unterhalte ich mich mit Busch über mehrere einschlägige Fragen wie über den Kanalbau nach dem Projekt van Karstens, besonders aber über die Anschlußfrage*), ihre Behandlung durch die hiesigen Parteien und die Stellung meines Vaters**) zu verschiedenen Neubildungsversuchen." Am 12. Februar: „In Rendsburg Parteiversammlung von Römer und Genossen***). Busch nimmt daran Theil, nachdem Lorentzen ihn vorher instruirt, d. h. über die herzogliche Politik in Bezug auf Preußen authentisch informirt hatte". Am 13. Februar: „Gespräch mit Busch über die gestrige Parteiversammlung in Rendsburg; er hält die Personen geheim; als Hauptsätze des Programms theilt er mit: für Preußen vollständige Militärhoheit in den Herzogthümern zu Wasser und zu Lande und sodann Feststellung und Einrichtung des Verhältnisses vor Einsetzung des Herzogs und vor Berufung der Stände. In betreff der Taktik der Nationalen gewinne ich den Eindruck, daß sie lauern und nergeln wollen, bespreche mich darüber mit meinem Vater und wir sind beide der Meinung, daß unter diesen Umständen die Stellung von Busch unhaltbar ist". Am 14. Februar: „Auf dem Büreau große Aufregung über einen Artikel in der gestrigen Nationalzeitung, Abendnummer, der nach dem Zeichen von Busch geschrieben ist. Lorentzen meint: „er hat ja wohl den Verstand verloren". Sammer entschlossen, das Verhältniß zu lösen, er war es schon gestern, aber der Herzog wollte sich die Sache noch überlegen. Heute auch dieser dafür, unter anderem weil Busch sich, wie der Herzog meinem Vater sagte, weigerte, Mittheilungen über die Versammlung in Rendsburg zu machen". Am 15. Februar: „Busch bei Sammer, das Materielle erledigt, Busch bekommt 600 Thaler".

Da Busch rückständiges Gehalt nicht zu fordern hatte, bilden diese 600 Thaler einen schlagenden Beweis dafür, daß er den Dienstvertrag nicht freiwillig gelöst hat, sondern abgedankt worden ist.

Hatte Busch hier das Vertrauen des Herzogs Friedrich und seiner Berather getäuscht, so sollte sich einige Jahre später zeigen, daß er auch dem großen Staatsmann, dem er sich schon während seiner Kieler Wirksamkeit zugewandt hatte, das von dessen Seite genossene Vertrauen schlecht zu danken bereit war.

Busch hatte am 28. Februar 1873 den Fürsten Bismarck schriftlich um Entlassung aus seiner Stellung beim Auswärtigen Amt und um Gewährung der ihm früher zugesicherten Pension von 1200 Thalern gebeten und dabei erwähnt, daß er eine Biographie des Fürsten zu schreiben beabsichtige. In der Audienz, die der Reichskanzler ihm hierauf am 21. März 1873 gewährte, versicherte Busch, daß er auch künftig als Chefredakteur des „Hannoverschen Kuriers" die Politik Bismarck's unterstützen werde. Der Fürst sei — so berichtet Busch Bd. 2 S. 398 ff. — auf den Plan der Lebensbeschreibung und auf das von Busch während des französischen Krieges geführte Tagebuch zu sprechen gekommen: ein Leipziger Buchhändler habe 100 000 Thaler von ihm gefordert, wenn das in Abschriften an fünf verschiedenen Orten niedergelegte Tagebuch nicht veröffentlicht werden solle; er — Bismarck — habe darauf aber im Vertrauen auf Busch's Ehrenhaftigkeit geantwortet, daß er nicht fünf Groschen gebe und nicht einen Schutzmann in Bewegung setze. Darauf habe der Buchhändler 50 000 Thaler verlangt, jedoch die gleiche Antwort erhalten. Busch betheuert uns, daß er über sein Tagebuch niemals mit einem Buchhändler gesprochen habe und während der Worte des Fürsten wie aus den Wolken gefallen sei. „Das also war offenbar der lange vergeblich gesuchte Grund dafür, daß er den unmittelbaren Verkehr mit mir abgebrochen hatte. Man hatte mich bei ihm verleumdet. Er mißtraute. Ich hatte mehrmals auf der Zunge, zu sagen, der Buchhändler sei ein Phantom und noch dazu ein recht grobes und plumpes, das ihm ein schlechter Kerl vorgespiegelt hätte, dem ich im Wege gewesen wäre, weil ich für seinen strebsamen Egoismus nicht zu brauchen war." Busch behauptet, er habe den Fürsten daran erinnert, daß dieser von der Existenz des Tagebuchs Kenntniß gehabt habe; jedoch habe es niemals in seiner Absicht gelegen, es zu veröffentlichen. Nachdem Bismarck sich beruhigt und ihn zur taktvollen Herausgabe des Tagebuchs ermuntert, auch auf Busch's Bitte seine Mitarbeiterschaft in Aussicht gestellt habe, sei Busch in liebenswürdiger Weise vom Fürsten entlassen worden. Er habe am 29. März beim Reichskanzler auf dessen Einladung zum ersten Male an einer parlamentarischen Abendgesellschaft theilgenommen und am folgenden Mittag Berlin verlassen, froh darüber, daß er fortan nicht mehr auf Parkett zu wandeln brauchte, „wo die Intrigue schleicht, die ehrliche, arglose Leute durch Stöße von hinterwärts tückisch zum Ausgleiten und Fallen bringt".

Der „ehrliche, arglose" Busch erzählt uns auch (Bd. 2 S. 401), daß Lothar Bucher so wenig wie er selbst an den mystischen Buchhändler geglaubt, jedoch gemeint habe, daß eine solche Fiktion sehr wohl an den Fürsten herangetreten sein könne, und daß dann Keudell der Vater dieser Intrigue gewesen sein würde.

War der Buchhändler wirklich ein Phantom? Wurde gegen Busch wirklich eine Intrigue gesponnen? Ich kann es nach den Mittheilungen, die Gustav Freytag mir am 21. September 1885 in seinem Landhause zu Siebleben machte, nicht annehmen.

Eines Tages — so erzählte Freytag mir — fragte ihn ein mit ihm bekannter Verleger, ob er glaube, daß er — der Verleger — ein Manuskript von Moritz Busch, welches vertrauliche Aeußerungen Bismarck's enthalte, unverändert drucken lassen könne. Darauf bat Freytag den Mann, mit der Antwort an Busch zu warten, bis er Erkundigungen eingezogen habe, und ging zu einem Freunde,*) der Beziehungen zu Bismarck hatte, um ihm den Sachverhalt mitzutheilen. Als Bismarck von dem Buche hörte, ward er zornig und sagte, abkaufen werde er dem .... das Manuskript nicht; denn wahrscheinlich sei noch ein zweites Exemplar vorhanden, das dann doch herausgegeben werde. Kurz danach bat Bismarck den Kaiser nach dem Vortrag amtlicher Sachen, eine ihn persönlich angehende Angelegenheit vorbringen zu dürfen. Er habe öfters mit einem Dr. Busch verkehrt und habe diesem gegenüber manche vertraute Aeußerung, auch über Seine Majestät, gemacht, die, taktlos veröffentlicht, ihn in eine schiefe Stellung bringen müsse. Jetzt habe Busch einem Buchhändler ein Manuskript mit den leicht hingeworfenen Worten angeboten. „Seien Sie ganz ruhig," erwiderte der Kaiser und gab Bismarck die Hand, „wenn das Buch erscheinen sollte, so wird es für

*) d. h. Anschluß an Preußen.
**) Dr. med Magnus Steindorff in Kiel.
***) Anhänger der preußischen Annexion.

*) Es ist möglich, daß das Herr v. Keudell war, mit dem Freytag bekannt war.

mich nicht vorhanden sein." Das war groß von dem alten Kaiser und höchst klug von Bismarck gehandelt. Die Publikation unterblieb, und wunderbarer Weise zog sich der Riß zwischen Bismarck und Busch wieder etwas zusammen. Freytag war erstaunt, als er kurze Zeit darauf von einem Bekannten, der zu einer Abendgesellschaft beim Reichskanzler eingeladen gewesen war, hörte, daß auch Busch dort gewesen sei.

So Gustav Freytag's glaubwürdige Erzählung. Wenn Fürst Bismarck, um sich einen Einfluß auf die Herausgabe des Tagebuchs zu sichern, nicht ganz mit Busch brechen wollte, so läßt sich zu Gunsten der Darstellung von Busch annehmen, daß der Reichskanzler einen Erpressungsversuch des Buchhändlers vorgeschoben hat, um das heikle Thema Busch gegenüber mit gutem Erfolg zur Sprache zu bringen. Aber der Buchhändler war kein Phantom, sondern Busch muß mit ihm ohne Bismarck's Vorwissen über die Herausgabe des Tagebuchs verhandelt haben.

Kann man in den beiden hier vorgeführten Fällen Busch den mildernden Umstand zubilligen, daß er seine Aufzeichnungen, wenn auch unrichtig, so doch in gutem Glauben gemacht habe? Ich halte es für ausgeschlossen.

Gotha. Karl Sammer.

Rennes.

Was ist es eigentlich, das den Vorgängen im Gerichtssaal von Rennes die ununterbrochene Aufmerksamkeit der civilisirten Menschheit sichert?

Die Person des Angeklagten gewiß nicht vor Allem. Er war ein Offizier, der nicht beliebt gewesen ist, und wie es scheint, mit Recht; er ist heute ein Unglücklicher, der des tiefsten Mitleids sicher sein kann; nicht allein weil er unschuldig verurtheilt wurde, sondern weil seine Verurtheilung alsdann benutzt worden ist, um gegen ihn schamlos barbarische Torturen zu verüben.

Immerhin, seien wir gerecht; die Zahl der unschuldig Verurtheilten in allen Ländern der Welt ist gewiß keine ganz kleine, und als Kennan uns in die sibirische Hölle blicken ließ, erschauderten freilich die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, aber schweigend nahm man bald die furchtbaren Zustände in den russischen Gefängnissen und Bergwerken des nördlichen Asiens als etwas zunächst Unabänderliches hin. Vor der Mauer des „Nichts zu machen" verstummte die rege Antheilnahme.

Bei Dreyfus aber, dem unschuldig Verschickten — was in aller Welt geschehen kann — und dem unschuldig Gemarterten — was noch Tausenden in Sibirien widerfährt — verstummt nicht die Antheilnahme, und für ihn bleibt das Interesse rege.

Sind es die geheimnißvollen Verstrickungen, denen er erlag, die das bewirkt haben? Eine Zeit lang gewiß. Bis die Wahrheit wenigstens in ihren Umrissen sich deutlich erkennen ließ, war der Spürsinn gereizt, und wie in Paris, so betheiligte man sich in London, in Berlin, in Wien und in Rom, in Newyork und in Petersburg mit seinem Scharfsinn und mit den Informationen, die jeder Einzelne herbeischaffen konnte, an der Aufhellung dieser dunklen Vorgänge. Alle Welt war zum Untersuchungsrichter, zum Kriminalisten und Detektive geworden, und auch das gemeine Sensationsbedürfniß kam auf seine Rechnung. Das war nicht nur eine Verurtheilung, für die die näheren Umstände und die entscheidenden Beweggründe sich lange nicht aufhellen ließen; der sachliche Kern war gleichzeitig ausstaffirt, als wohnte man der Aufführung eines Melodrama in einem Vorstadttheater bei. Verschleierte Damen und hohe Generäle, die sich an ihre Ordensbrust schlugen und furchtbare Drohungen ausstießen; geheimnißvolle „befreiende Schriftstücke" und unsichtbare Jesuiten im Hintergrunde; die Aufregungen des Gerichtssaales und die Androhung großer internationaler Verwicklungen; gefälschte Dokumente; geheimnißvolle Selbstmorde mit dem Rassirmesser im Gefängniß und mit der Zuckerschnur am Fensterkreuz; lärmende Volksscenen und Jubel für ehrliche Leute und für Schurken — ein Hintertreppenroman in voller leibhaftiger Realität des Lebens tragirt in Paris am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, bestrahlt vom vollen Lichte der Oeffentlichkeit. Freilich dieser Hintertreppenroman der Wirklichkeit hatte mit dem Gedruckten eines gemein. Das Interesse an den einzelnen wüsten und lärmenden Scenen erlahmt am Ende, und schließlich blieb bei dieser tragischen Maskerade die Aufmerksamkeit nur noch auf wenige Vorgänge gerichtet.

Die Schurkereien im Einzelnen zu verfolgen, war ohne Belang; man sah hier eine Anzahl hoher und niederer Offiziere und Richter und Politiker und Schriftsteller, die irgendwelche Niedertracht zu verüben bereit waren; die einen aus persönlichem Interesse, um sich selbst zu decken; die anderen aus Feigheit, um sich nicht Angriffen auszusetzen; die Dritten aus Antisemitismus und die Vierten, um bei dieser Gelegenheit die Republik zu stürzen, und alle diese Motive verknüpften sich zugleich mit einander.

Die weitreichende Korruption auf der einen, der ganz ungewöhnliche Heroismus einer Schaar anständiger Leute auf der anderen Seite, das war ein Facit, das man allein noch ohne Berücksichtigung jedes besonderen Zwischenfalles festhielt.

Und endlich das kriminalistische Interesse — es schrumpfte zu der Frage zusammen: Was veranlaßte hohe Offiziere für Esterhazy den Kampf aufzunehmen? Aber auch dieser Punkt hat nur noch untergeordnete Bedeutung. Der Charakter von Mercier, von Boisdeffre, von Gonse, von Pellieux und von ihrer im Range, nicht in der Moral tiefer stehenden Umgebung ist so klar, daß selbst die genaue Kenntniß der Motive ihres Handelns, wohl ihr Bild zu verdeutlichen, aber nicht wesentlich zu verändern vermöchte.

Es ist fraglich, ob die letzten Triebfedern durch den Prozeß in Rennes klar zu Tage treten werden; aber wäre das auch der Fall, dieses Detail kann die Aufmerksamkeit einiger psychologischer Feinschmecker erregen; darum würde der Telegraph nicht Tausende von Worten nach jeder Sitzung in alle Weltgegenden über die Verhandlungen verbreiten.

Das Schicksal der Republik bleibt in Rennes aber überhaupt aus dem Spiel. Die Gegner der Republik werden einen Freispruch benutzen, um daraus Gift zu destilliren, und eine erneute Verurtheilung gleichfalls. Was sie wollen, das ist die Vernichtung der heutigen französischen Staatseinrichtung; für dieses Ziel benutzen sie auch die Ereignisse des Dreyfusprozesses, und dieser Prozeß an und für sich, wie er auch endet, kann bei dieser Auseinandersetzung zwischen Republikanern und Umstürzlern nur die Bedeutung eines Zwischenfalles haben, der nichts entscheidet über den schließlichen Ausgang. Die Idee harmloser Leute, daß es einen Richterspruch geben könnte, vor dem sich alle Welt in Demuth verneigt, beruht auf einer völligen Verkennung der Gegensätze. Nicht um einen Kampf ums Recht, sondern um einen Kampf um die Macht handelt es sich für die Umstürzler, und diesen Kampf werden sie fortsetzen, bis sie zunächst politisch zerschmettert am Boden liegen oder bis sie triumphirt haben. Einzelne Vorgänge in Rennes mögen ihnen zu Gute kommen oder mögen ihre Lage verschlechtern, aber keinerlei Richterspruch dort kann die Gegensätze lösen, die die Vertheidiger der Republik und die herrschsüchtigen Gegner der Republik trennen.

Gewiß das tragische Schicksal eines Unglücklichen; die noch im Dunkel liegenden Ketten, die hohe französische Offiziere an Verbrecher fesseln; der grandiose Hintergrund, der diese Vorgänge einschließt, der Kampf um die Herrschaft in Frankreich — das sind Momente genug, um den Blick immer wieder nach Rennes zu lenken; aber ich glaube, die innerlich tiefste Antheilnahme, die alle Welt beherrscht, und die in Tausenden ernster Menschen eine Empfindung wachruft,

als seien sie selbst ganz persönlich an den Vorgängen dort betheiligt, sie beruht auf einem anderen Umstand.

In Rennes steht ein Unschuldiger vor einem Richterkollegium, gegen dessen Zusammensetzung sich nicht das Geringste einwenden läßt; diesem Unschuldigen sind ausgezeichnete Rechtsanwälte zur Hilfe beigegeben, und die Verhandlungen finden vor der Oeffentlichkeit und kontrollirt von der Oeffentlichkeit statt. So ist denn die Frage ganz einfach: Sind die zu Tage liegende Unschuld und alle Garantieen, die die Rechtspflege des neunzehnten Jahrhunderts bieten kann, stark genug, um über Lüge, Fälschung, Fanatismus und Demagogie zu siegen? Die Personen, deren Schicksal in Frage steht — hier Dreyfus, dort Mercier und seine Gefolgschaft — sind fast gleichgiltig; aber mit innerster Antheilnahme fragt man sich, kann die Unschuld — nicht wie in Rußland lange Zeit hindurch — in der Stille erwürgt — sondern auch trotz aller Einrichtungen moderner Rechtspflege und vor den Augen der zuschauenden und protestirenden Welt kaltblütig in hellem Sonnenschein hingerichtet werden? Ist das möglich?

Daß die Frage gestellt werden kann, ist erschütternd, und würde sie bejaht werden, dann müßte jeder einzelne der Zuschauer in der weiten Welt sich sagen: Also auch die Zivilisation des neunzehnten Jahrhunderts, mit all ihrer Vorsorge für Gerechtigkeit und für die Unabhängigkeit der Richter, trotz äußeren Friedens in einem Staat und äußerlich tadellosen Funktionirens des Justizapparats bindet unter Umständen der Barbarei nur mit Zwirnsfäden die rohen Hände.

Eine Erfahrung dieser oder der entgegengesetzten Art bringt uns Rennes, und diese Erfahrung darf man in der That mit höchster Spannung erwarten.

P. Nathan.

Das tägliche Brod des Deutschen.

Die Feststellung der Mengen, welche Deutschland an Brodgetreide — Weizen, Roggen und Spelz — braucht, hat in letzter Zeit erneut die Wissenschaft beschäftigt. Mit mathematischer Sicherheit ist die Höhe eines Konsums nicht anzugeben, der zum größten Theil aus inländischem Gewächs befriedigt wird, dessen Erzeugung und Verarbeitung keiner Verbrauchssteuer unterliegt. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung hat den Beweis zu ersetzen.

Das Brodgetreide wird hauptsächlich in der Form von Brod, dann als Mehl, Grützen, Graupen, weniger als Stärke konsumirt. Ehe es zu Brod verarbeitet werden kann, muß es in Mehl verwandelt werden. Aus tausend Kilo Körner werden in der Regel 600 bis 800 Kilo Mehl und 400 bis 200 Kilo Futtermehle und Kleie hergestellt, selten nur werden bei der Vermahlung weniger Prozent Kleie entfernt. Je feiner und weißer das Mehl ist, um so weniger Mehl wird aus den Körnern gewonnen. 750 Kilo Mehl ergeben in der Regel an 1000 Kilo Brod. Wenn im Mittel gerechnet wird, daß 1 Kilo Körner gleich 1 Kilo Brod ist, so wird diese Annahme wenig von den genauesten Ermittelungen abweichen. Weiter sind 750 Kilo Mehl, Grützen und Graupen bei Konsumberechnungen gleich 1000 Kilo Körner zu setzen.

Der deutsche Soldat erhält täglich 750 Gramm Brod, hat er das Unglück, in den Arrest zu kommen, werden ihm 1000 Gramm zu Theil, die andere Nahrung wird ihm gekürzt. Bei 750 Gramm täglich verzehrt ein Soldat jährlich in 365 Tagen 273.75 Kilo Brod oder Körner. Weiter ist zu rechnen, daß jeder Soldat in Gestalt von Suppen, der berühmten Schlempe, in Grützen, Graupen und Mehlspeisen jährlich mindestens 21 Kilo gleich 28 Kilo Körner konsumirt. Der Jahreskonsum jedes Soldaten berechnet sich hiernach auf 301 Kilo 75 Gramm jährlich.

In deutschen Strafanstalten erhalten die Gefangenen vorschriftsmäßig 110 Gramm Brod täglich zu Mittag, 220 Gramm zur Morgen- und weitere 220 Gramm zur Abendkost, im Ganzen 550 Gramm per Tag, das macht im Jahre 200 Kilo 75 Gramm. In anderer Gestalt verzehren die Gefangenen mindestens weitere 28 Kilo Körner. Jeder deutsche Strafgefangene verbraucht somit an Brodfrucht 228 Kilo. So liberal auch die deutschen Regierungen über die Haltung der Gefangenen denken mögen, es ist nicht anzunehmen, daß denselben mehr gewährt wird, als zur Sättigung nöthig ist.

In den Armen- und Kinderhäusern des Ostens erhalten die Insassen 450 Gramm Brod täglich und, wenn sie arbeiten, bis 50 Prozent mehr. An Mehl, Graupen und Grützen werden für dieselben mehr als 25 Kilo per Kopf und Jahr gleich 33 Kilo Körner verbraucht. Die Nichtarbeiter dieser Armenanstalten konsumiren also 197 Kilo 200 Gramm Brodfrucht jährlich.

Der Verein Concordia, Mainz, hatte 1882 einen Preis für die beste Beantwortung der Frage „Wie nährt man sich gut und billig?" ausgesetzt. Es sollte die Schrift so abgefaßt werden, daß jede Hausfrau sich selbst herausrechnen könne, wie mit Berücksichtigung des abweichenden Geschmacks eine den Ansprüchen der Physiologie genügende Ernährung in billigster Weise bewerkstelligt werden kann. Einstimmig hat seiner Zeit das Preisgericht die kleine Schrift des Herrn Dr. C. A. Meinert prämiirt. Diese Schrift ist heute noch unübertroffen. Herr Meinert berechnet genau die Mengen, welche jedem Menschen zur Ausbildung und Erhaltung seiner Arbeitskraft zugeführt werden müssen. Er stellt verschiedene Ernährungstafeln auf. Nach der billigsten gebraucht ein Arbeiter 600 Gramm Brod täglich und weitere 33 Gramm in Gestalt von Mehl, Grützen, Graupen. 600 Gramm Brod und 33 Gramm Mehl gleich 44 Gramm Körner per Tag sind 235 Kilo Brodfrucht per Jahr.

Nach Abzug der Aussaatmengen und ohne Einziehung von Spelz berechnet das statistische Amt aus den Angaben der Ernteschätzungen und aus den Einfuhrmengen den Konsum Deutschlands an Brodgetreide in den Jahren

1879/1884	auf 172.6	Kilogramm
1884/1889	„ 175.5	„
1889/1894	„ 176	„
1894/1895	„ 202.9	„
1895/1896	„ 198	„
1896/1897	„ 207	„

per Kopf der Bevölkerung. Hierzu kommt noch Spelzverbrauch mit ungefähr 6 Kilo per Kopf.

Der Verbrauch in den letzten Jahren stimmt annähernd mit obigen Berechnungen überein, wenn wir den niedrigsten Konsum in den Armenhäusern als Durchschnittskonsum Aller annehmen.

Der Verbrauch von Brodgetreide zur Herstellung anderer Konsumartikel und zu technischen Fabrikaten ist in den statistischen Listen nicht gesondert angegeben. Von Weizen zur Bierfabrikation sind 1897 nur 20 757 Tonnen verwandt; die Angabe der zur Stärkeherstellung verwandten Mengen fehlt. Roggen hat sicher zur Spiritus- und besonders Spritfabrikation in ausgedehnterem Umfange Verwendung gefunden. Unter den 1896/1897 zu Brennereizwecken verbrauchten 314 337 Tonnen Getreide werden mehr als 15 Prozent Roggen enthalten sein. In den achtziger Jahren, als Roggen zeitweise sehr billig war und er nicht durch den billigen Mais ersetzt wurde, war die Brennmenge eine bedentend größere.

Wunderbar ist es, daß in den achtziger Jahren der deutsche Konsum nur gegen 176 Kilo per Kopf betragen haben soll und heute 207 Kilo beträgt. Eine Erklärung ist vielleicht darin zu suchen, daß es Sitte vieler Landwirthe in früheren Jahren war, bei Angaben zur Ernteschätzung nur den Ertrag des schlechtesten Flickchen Landes anzugeben. Sie thaten es aus Sparsamkeitsrücksichten, um nicht bei hohem Ernteertrag hoch eingeschätzt zu werden. Der Herr Landrath, welcher die Erntestatistik sammelte, schätzte auch die Steuern ein. Durch die Selbsteinschätzung

hierin eine Aenderung geschaffen. Ob die heutige Statistik ganz genau ist, ob sie nicht auch nach unterschätzt, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Jedenfalls kann die Unterschätzung heute nicht mehr sa bedeutend sein, wie in früheren Jahren, in den sogenannten Nathjahren der Landwirthschaft. Welche Blüthen die frühere Schätzungsart zeitigte, zeigt drastisch Herr Prafessar Dr. Backhaus. In seinen Agrarstatistischen Untersuchungen (Seite 50) konstatirt er, daß Ostpreußen bereits ein Bradgetreide impartirendes Land ist, in 1895, keinem Nothjahr, hat es 2316 Tonnen einführen müssen, und dieses, tratzdem er den Bedarf per Kopf und Jahr nur mit 180 Kilo ansetzt.

Deutschland hat an Pradukten, welche hauptsächlich zu Futterzwecken verwandt oder dazu verarbeitet werden, mehr eingeführt als ausgeführt.:

	1888	1898
an Gerste	421 789 t	1 153 067 t
„ Hafer	179 322 t	418 917 t
„ Mais	94 082 t	1 580 534 t
„ Oelsaaten, Rübsen 2c.	51 987 t	115 370 t
„ Kleie	303 847 t	566 294 t
„ Oelkuchen	127 890 t	359 482 t
zusammen	1 178 917 t	4 193 664 t.

Die Steigerung der Einfuhr ist überwältigend. Der Verbrauch an Gerste zur Bierfabrikation hat dagegen in den Jahren 1888/1889 bis 1896/1897 van 573 350 auf 711 844 also nur um 138 49? Tonnen zugenammen. Es ergibt sich aus diesen Zahlen, daß die deutsche Landwirthschaft auch weit davan entfernt ist, aus eigener Praduktion den Futterbedarf des Viehstandes zu decken, welcher nöthig ist, um den Konsum nur nathwendigst zu versargen. Der deutsche Konsum an Brodgetreide und an Fleisch ist auf den Bezug vom Auslande angewiesen. Ohne mägliche Ergänzung des Bedarfs durch ausländisches Fleisch wird besonders Vielen der Fleischkonsum zu theuer und müssen sie demselben entsagen.

Kleie und Oelkuchen sind zallfrei. Gerste und Oelsaaten zahlen bekanntlich 20 Mk., Mais 16 Mk., Hafer 28 Mk. per Tonne Zall, mithin haben deutsche Viehzüchter 1898 für Einfuhr an Futterstaffen 62 386 900 Mk. Zall zahlen müssen. Außer dem Zoll lasten auf dem Bezug die Frachtkosten van dem Bezugsarte und die Spesen. Bei den so vertheuerten Futterstoffpreisen ist es für die Züchter unmöglich, Fleisch billig zu verkaufen. Es ist zu bedauern, daß der Reichstag das Fleischbeschaugesetz unerledigt gelassen hat. Das Gesetz versuchte die Einfuhr frischen Fleisches nach Deutschland zu regeln. Die Einfuhr ist ein nothwendiges Bedürfniß, ebensa wie die Einfuhr ausländischen Getreides.

In ähnlichem Verhältniß, wie die Einfuhr von Futterstoffen gestiegen ist, ist die Einfuhr lebender Thiere zum Schlachtbedarf zurückgegangen. Es sind eingeführt:

	Schweine	Ochsen	Kühe	Jungvieh
	Zoll per Stück			
	M. 5	M. 25.50	M. 9	M. 5
1890	596 811	15 527	106 548	58 301
1891	738 599	44 418	133 527	75 130
1892	861 253	43 524	135 487	76 429
1893	800 852	40 568	83 407	67 036
1894	710 128	87 082	153 310	106 408
1895	345 594	62 405	113 712	88 044
1896	103 091	51 553	82 882	65 876
1897	8[illegible] 826	51 282	73 788	71 923
1898	73 787	49 177	58 138	56 236.

Jah. D.

Das Recht der Annexion auf sprachlichem Gebiete und seine Konsequenzen.*)

Jüngst hat im Abgeardnetenhause kein Geringerer als Virchaw den sichtlichen, von Jahr zu Jahr zunehmenden, Niedergang der Kenntniß der klassischen Sprachen beklagt; als Beweis dafür wies er u. A. auf einen, bei Medizinern immer mehr einreißenden, Barbarismus hin, nämlich auf die falsche Geschlechtsbezeichnung der in der Medizin so häufigen, dem Lateinischen entlehnten, Fremdwörter. So sehr ich nun nach eigener Erfahrung dem ersten Theil der Behauptung beipflichten muß, so wenig kann ich die eben angeführten Thatsachen als Beweis für die Unkenntniß oder unberechtigte Geringschätzung der klassischen Sprachen ansehen. Ich wenigstens begehe den van Virchow gerügten Fehler mit Bewußtsein, obwahl ich die Genusregeln zu kennen glaube und zu denen gehäre, die den Werth der klassischen Bildung schätzen, auch wenn ich, beiläufig gesagt, der Ansicht bin, daß die klassische Bildung sich nicht gerade in der genauen Beachtung elementarer grammatischer Regeln dokumentirt. Da ich und wahl auch viele andere also nicht aus Unkenntniß den Fehler, den Virchow rügt, begehen, so meine ich, zumal dieser angebliche Barbarismus zweifellas immer häufiger wird, daß hier ein anderer, tieferer, Grund maßgebend ist. Und zwar vermuthe ich, daß die scheinbare Nichtachtung der in die Sprache der Wissenschaft aufgenammenen Fremdlinge auf ein sprachliches Gesetz, ein, uns unbewußt wirkendes, sprachbildendes Prinzip, zurückgeführt werden kann, das ich als das Selbstbewußtsein aber die Selbstentwicklung der Sprache, kurz als Ausdruck der unversehrten Kraft ansehen möchte, mit der eine Sprache fremde Bestandtheile umzuformen oder zu annektiren sich bestrebt. Gerade das van Virchow angezogene Beispiel (der (!) cervix, scheint mir ein besonders wichtiger Beweis dafür zu sein, daß auch in der wissenschaftlichen Terminalagie diese Herrschaft der Muttersprache zunimmt, daß sie fremde Bestandtheile eben nicht blaß äußerlich als Laute resp. Wörter, sondern innerlich als Begriffe aufnimmt, sie assimilirt**), d. h. ihrem eigenen Genius entsprechend umgestaltet. Deshalb glaube ich auch, daß in dem Tadel, mit dem Virchaw die Verstöße gegen die Latinität oder, richtiger, gegen die eigenartige Sprachfarm, die der lateinischen Sprache im arganischen Zusammenhange eigen ist, rügt, ein guter Theil des übertriebenen Formalismus, der Pedanterie oder, sagen wir lieber, der unzeitgemäßen und entwicklungsfeindlichen konservativen Gesinnung***) zum Ausdruck kommt, die in allzu starrer Lagik die lebendige Sprache einem fremdartigen Zwange unterwersen, ihr vom grünen Tische aus Regeln aufzwingen will, die, wie unser Beispiel zeigt, ihr nicht eigen sind. Diese Pedanterie ist das Seitenstück zu dem Formalismus, der, einzig einem Kirchthurmsstandpunkt zu Liebe und in vollster Nichtachtung der sprachbildenden Vorgänge, unsere Muttersprache des Gebrauchs der Fremdwörter überhaupt berauben möchte, aus denen sie doch einen guten

*) Die folgenden Essays sollen in wesentlich erweiterter Form den Inhalt einer kleinen Schrift bilden, in der unter dem Titel: „Regelzwang und Sprachentwicklung" eine Reihe sprachlicher Fragen von allgemeinem Interesse erörtert werden wird.

**) Es ist unseres Erachtens unmöglich, eine treffende deutsche Bezeichnung für assimiliren zu geben, da aufnehmen, einverleiben, aneignen, verschmelzen 2c. dem Begriffe nicht völlig gerecht werden.

***) Die konservative Gesinnung oder Handlungsweise ist an sich nicht entwicklungsfeindlich; sie hat die Bedeutung des regulirenden Pendels und ist ein nothwendiges Korrelat des Entwicklungstriebes, der sonst sich in stürmischem Drange, in falscher Richtung und in unreifen, ephemeren, Bildungen erschöpfen würde. Sie wird entwicklungsfeindlich, wenn der konservativ gesinnte Geist nicht die Grenzen zu ziehen weiß, wo die Periode des Fortschrittes anbricht, wo das Alte veraltet ist. Auch der konservativste Geist wird im Sommer ohne Belästigung und Schaden keinen Pelz tragen können; ob man ihn im April braucht das muß der gesunde Menschenverstand mit Rücksicht auf die Witterung entscheiden.

Theil der Mannigfaltigkeit und Kraft des Ausdruckes gezogen hat und noch ziehen wird, solange sie Entwicklungskraft besitzt. Ein assimilirtes Fremdwart, aber nur ein solches, bereichert wirklich den Besitzstand, und diesem Besitzstand wird eben durch die Ausprägung der Eigenthümlichkeiten der deutschen Sprache auch äußerlich Ausdruck gegeben.

Hervorragend sprachkundige Männer und nicht die schlechtesten Deutschen*) haben in dem Kampf um das Recht des Fremdwortes**) darauf hingewiesen, daß sehr viele Fremdwörter oder Lehnwörter unübersetzbar sind, daß sie der Sprache eine feinere Schattirung geben oder — ich kann mich des Gebrauchs eines Fremdwortes auch hier nicht entschlagen — der Sprache neue Nuancen des Begriffes einfügen. Da nun aber in der Sprache, dem Werkzeuge des Geistes, die Fortschritte der Erkenntniß zum Ausdruck kommen, so müssen eben auf höherer Bildungsstufe für die immer feiner differenzirten Begriffe neue sprachliche Ausdrucksmittel geschaffen, d. h. *Mannigfaltigkeiten van Klangbildern* produzirt werden, während die Sprache sich in der Kindheit der Völker oder bei Völkern, deren Geistesleben weniger fein entwickelt ist, mit groben Schlagworten, konkreten Bezeichnungen oder vielumfassenden Symbolen begnügt. So ist ja auch die Musik als universelles Ausdrucksmittel der Gefühle van der Monodie zur Polyphonie, zur höchsten Ausbildung des Kontrapunktes 2c. fortgeschritten; sie hat Instrumente und Fortschritte der Harmonielehre von überall her entlehnt, ohne daß z. B. der Charakter der klassischen deutschen Musik sich dadurch verwischt hätte.

Da, wie die Geschichte der Begriffe lehrt, die geistige Entwicklung immer zahlreichere, weil feiner abgestufte, Begriffsnuancen ersardert, so müssen wir, wenn eine neue Begriffsschattirung aus einer fremden Sprache eingeführt worden ist, auch die entsprechenden lautlichen Ausdrücke annehmen, nur mit der Veränderung resp. Umformung des Entlehnten, durch die wir die Besitznahme auch *äußerlich* geltend machen. Da übrigens jedes Fremdwart dem Satze eine besondere Färbung gibt, so ist bisweilen ein Fremdwort berechtigt, auch wenn man mit seiner Anwendung nichts anderes bezwecken sollte als ein Hervorheben, gewissermaßen ein *Unterstreichen des Begriffes*, d. h. das, was man in der Rede sanst mit dem Wart- oder Satzaccent erzielt.

Aus der Thatsache, daß Fremdwörter oft nur mit einer Veränderung des ursprünglichen Geschlechts aufgenommen werden, läßt sich mancher Einblick in das Wesen des Prozesses der Sprach- und Begriffsbildung gewinnen, und wir glauben deshalb, daß das *Studium der bei der Aufnahme und dem Gebrauch von Fremdwörtern stattfindenden Vorgänge für das feinere Verständniß der Muttersprache mindestens ebenfa wichtig sein kann, wie die Kenntniß der Grammatik einer fremden Sprache für das Verständniß unserer heimischen Sprachformen.*

Wir möchten hier nur Folgendes erwähnen: Unseres Erachtens dekommt, wenn wir eine fremde Sprache beherrschen oder uns in fließender Weise der Muttersprache bedienen, sowohl die Wortvorstellung (das innere acustische Symbol) des Lautkomplexes, an den sich ein Begriff knüpft, als auch der Begriff selbst schließlich etwas Unbestimmtes (Kanventionelles), was an die Sigel der Stenographie gegenüber den Kamplexen von Zeichen, die zur völligen lautlichen Wiedergabe eines Wortes dienen, erinnert. Wir arbeiten geistig beim schnellen Sprechen oder Schreiben gleichsam nur mit Andeutungen, mit Sublimationsprodukten von Lauten und Symbolen. Das eigentliche Wesen des Begriffes wird dann immer schattenhafter; wir richten uns gleichsam nur nach einem abgegriffenen Stempel, der den Werth der Münze bestimmt. Erst beim Nachdenken und Definiren, d. h. wenn der Begriff isolirt wird, erhält der Lautkampler in der Vorstellung seinen vollen begrifflichen Werth, d. h. es werden alle Qualitäten in vollem Umfange deutlich. Auf dieser Verinnerlichung beruht unseres Erachtens die Bedeutung der Fremdwörter für den Prozeß der Begriffsentwicklung und den gesammten Denkprozeß. Das noch unbekannte Fremdwort, das nicht durch bloßes „Nachplappern" eingefügt wird, muß für's Erste als Symbol der lautlichen und begrifflichen Varstellung eine wesentlich präzisere und klarere Fassung erhalten, als die Wörter, die in der Umgangssprache sonst gebräuchlich sind, die bekannten Münzen, die man wohl als Courantmünzen bezeichnen könnte. Ein Fremdwort also wird gleichsam in extenso wie in der Schriftsprache (nicht wie im stenagraphischen Sigel) aufgenommen; es wird auch der Begriff auf die Goldwage*) gelegt, weil es eben erst auf seinen inneren Werth geprüft werden muß. Zur Uebertragung in die bewußte Vorstellung, zum vernunftgemäßen Gebrauche, gehört eben ein Akt der bewußten Analyse resp. Synthese, d. h. die eingehende Prüfung vor der Adoption bildet einen integrirenden Bestandtheil des Aufnahmeprozesses und des Gebrauchsaktes neuer sprachlicher Werthe. Wo diese Prüfung nicht vorgenommen wird, wa das Wort nachgeplappert wird, da ergeben sich bekanntlich die lächerlichsten Irrthlimer, die den besten Stoff für Witzblätter und Possenverfertiger liefern.

Für den Denkenden wird alsa der geistige Prozeß bei Aufnahme eines *unbekannten* Fremdwortes in jedem Falle *wesentlich verlangsamt* und zwar schon dadurch, daß das noch unbekannte Wort mit dem deutschen Artikel, d. h. im vollen Umfange des Begriffes, in den Vorstellungskreis eintreten muß. Da man nun *zwei* Gedankenoperationen vornehmen müßte, wenn man das Wort übersetzen und doch den fremdsprachlichen Artikel gebrauchen wallte, so wird unbewußt zur Erleichterung des Prozesses der Satzbildung nicht der fremdsprachliche Artikel, sondern der Artikel des durch Uebersetzung gewonnenen Begriffes angehängt, mit dem sich der neue Bestandtheil am schnellsten dem Verständnisse einfügt und gebrauchsfähig wird.

Wir müssen uns förmlich zu einem anderen Gedankengange zwingen oder den Fluß der Sprache hemmen, wenn wir als Sklaven sprachlicher Pedanterie das Fremdwort besonders behandeln und gleichsam zweien Narmen der grammatischen Behandlung gerecht werden wollen.

Dadurch erhält die Anwendung der Fremdwörter eine besondere Wichtigkeit, und unseres Erachtens gebührt auf dem Gebiete des Sprachunterrichts der Beschäftigung mit den gebräuchlichsten (nothwendigen und entbehrlichen) Fremdwörtern ein bedeutungsvoller Platz. Das Studium ihrer Ableitung, die Wahl der besten Uebersetzungen resp. die Feststellung der möglichen Begriffsnuancen muß sehr günstig auf die Ausbildung des Sprachverständnisses, nicht bloß auf die Formgewandtheit, wirken. Wie man aus der fremden Grammatik das Wesen der Muttersprache am besten erkennt, so kann das Fremdwort — auch abgesehen von etymologischen und grammatischen Erörterungen — als einer der wichtigsten Förderer der Lehre von den Begriffen in der Muttersprache dienen; denn in den assimilirbaren

---

*) Vergl. die Ausführungen von Rümelin, Logander (Cauer), Xanthippus, Gildemeister, Behaghel, Rudolf Hildebrand u. A., die bei aller Anerkennung für die Bestrebungen der Sprachreiniger doch die Grenzen, wa das Recht zur Sprachreinigung oder die berechtigte Liebe zur Muttersprache aufhört, und die Pedanterie oder die Deutschthümelei anfängt, richtig zu ziehen wissen.

**) Ich möchte hervorheben, daß ich in den folgenden Ausführungen die Bezeichnung Fremdwort und Lehnwort in gleichem Sinne gebrauche, da die gebräuchliche Definition, daß zur letzten Klasse die Wörter gehören, die sich der aufnehmenden Sprache angepaßt haben (wie z. B. brav oder Alkove[n]), zur ersten die, welche ihre fremdartige Form beibehalten haben, durchaus keine sichere Unterscheidung erlaubt.

*) Hierzu mag bemerkt werden, daß diese Prüfung nach *zwei*, wesentlich verschiedenen, Gesichtspunkten vorgenommen wird. Der Gebildete sucht das Fremdwort zu *übersetzen* und geht also vom *Begriffe* aus, wenn er das Wort assimilirt. Der Ungebildete oder der der Stammsprache nicht Kundige nimmt das Wort mit dem *Ohr* auf und modelt sich danach oft den *Begriff* nach lautlicher Analogie mit einem ähnlichen Worte der Muttersprache zurecht. (Valksetymalogie, falsche Analogie.)

oder assimilirten Fremdwörtern kommt erst der Reichthum von Begriffsunterschieden zur Geltung, der die Sprache zum Werkzeug der tiefsten Gedanken macht. Die Beschäftigung mit diesem Gebiete müßte eine nothwendige, dem Schüler der höheren Schule wohl sehr nützliche und erwünschte, Ergänzung des sonst trockenen Unterrichts in der Logik resp. Begriffslehre bilden. Der Schüler*), der mit diesen Dingen eingehend vertraut gemacht wird, dürfte daraus für die geistige und formale Bildung größere Vortheile ziehen als aus dem Verbote, Fremdwörter zu gebrauchen. Unseres Erachtens nützt ein Schriftsteller oder Redner, der Fremdwörter an der richtigen Stelle und in richtiger Wahl zu brauchen versteht, der Entwicklung der Muttersprache mehr als der, welcher versucht, die Entwicklung der Sprache einzudämmen, dem natürlichen Bestreben nach Ausdehnung Fesseln anzulegen. Auch die trefflichste Uebersetzung oder der Versuch einer Neubildung deutscher Worte für neue Begriffe kann in vielen Fällen nicht den Sinn oder die Kraft eines Fremdwortes ersetzen; denn er gibt für gewöhnlich nur eine Seite des Begriffes wieder. Wenn sich ein deutsches Wort mit dem durch das fremde vertretenen Begriffe völlig deckt, — sei es, daß ein solches Wort schon existirt, sei es, daß es gebildet werden kann —, dann ist natürlich das Fremdwort überflüssig. Aber auch wenn die Fremdwörter keinen anderen Einfluß hätten, als die Schöpfung neuer Worte anzuregen, so wäre das schon ein Vortheil, und die neue Bildung ist als eine Bereicherung der Muttersprache zu betrachten, auch wenn das neue Wort den Begriff des importirten nicht völlig erschöpfen sollte. In jedem Falle werden gangbare Werthe geschaffen, die den Ausdruck der Gedanken erleichtern und mannigfaltiger gestalten. (S. o.)

Daß es in früherer Zeit geradezu als Zeichen der Bildung galt, die Muttersprache, als Sprache der Ungebildeten, offen zu vernachlässigen und sie im günstigsten Falle so weit als möglich unter das Joch der fremden, eine höhere Kultur repräsentirenden, Sprache zu beugen, das lehren die Erfahrungen früherer Jahrhunderte bezüglich des Französischen**) und Lateinischen und in unserer Zeit bezüglich des Englischen, das namentlich auf dem Gebiete des Sports die unumstrittene Herrschaft errungen hat und neue Beweise dafür liefert, wie Fremdwörter auch indirekt, durch Uebersetzung resp. Anwendung der Volksetymologie, aufgenommen werden.

Während also früher der klassisch Gebildete es für nöthig hielt, die lateinischen Worte auch im deutschen Satzgefüge lateinisch zu dekliniren, um die fremde Abstammung auch in der fremdartigen Abwandlung zu zeigen, sind wir heute verständigerweise dazu gelangt, einen solchen Gebrauch nur als Gelehrtenschrulle zu betrachten. Wir wissen eben — bewußt oder instinktiv —, daß gewisse Lehnwörter sich als Spracheigenthum organisch in unsere Rede einfügen sollen, da unserer Muttersprache eben nicht die völlige Herrschaft eines fremden Geistes aufgezwungen werden darf, dessen gute Dienste sie natürlich nicht unterschätzt. Sie muß deshalb dahin streben, die entlehnten Wörter nach ihrem eigenen Gesetz abzuwandeln oder sie allenfalls als indeklinabel betrachten, wie man einen fremden Schmuck, der sich nicht organisch einfügt, eben nur äußerlich — gleichsam protzenhaft als etwas Fremdes — zur Schau trägt. Wer möchte z. B. heut noch sagen: Auf dem Gymnasio, Direktor des Gymnasii oder Schüler des Professoris X. Da diese Worte deutsch geworden sind, so sagen wir eben in einer organisch deutschen Sprachfügung, auf dem Gymnasium, des Gymnasiums u. s. w. Direktor des oder eines Gymnasii ist meiner Ansicht nach grammatisch oder logisch ein eben so unberechtigter Ausdruck, wie Bewohner des oder eines E l d o r a d o s, da für den Sprachkundigen eben Gymnasii nur des Gymnasiums oder eines Gymnasiums bedeuten kann.

Wir gehen ja jetzt auch immer weiter in dem berechtigten Bestreben, die eingebürgerten Fremdwörter dem Gesetze unserer Muttersprache gemäß zu schreiben und auszusprechen. Während noch im Anfange dieses Jahrhunderts alle Fremdwörter mit lateinischen Lettern oder kursiv und in ihrer ursprünglichen Form geschrieben wurden, z. B. musique, intelligence etc., während noch vor Kurzem Orkester oder Orschester gesprochen und Orchestre, Loupe, Drogue, Lieutenant geschrieben wurde, schreiben und sprechen wir jetzt Lupe, Droge, Orchester, Leutnant. (Letzteres bedeutet eine Konzession an die Volksetymologie).

Am besten wäre es wohl vom Standpunkte des sprachlichen Unitariers, den wir aber durchaus nicht theilen oder wenigstens nicht auf dem Verwaltungswege (durch den Staat oder gelehrte Körperschaften) gesetzlich sanktionirt sehen möchten, wenn man sich entschlösse, alle in die deutsche Sprache eingeführten, unentbehrlichen, d. h. als wirkliches Besitzthum resp. Bereicherung anerkannten, Fremdwörter (excl. Namen) auch durchgängig, entsprechend umgeformt, nach deutscher Lautgebung zu schreiben und auszusprechen. So könnte Bullion geschrieben und ohne nasale Endung ausgesprochen werden; ebenso könnten Inkonsequenzen wie Bataillon (fälschlich gesprochen Batalchon [Bataljon], Reveille und Medaille [gesprochen Revellche resp. Revellje] und Medallche resp. Medallje mit betontem e) vermieden werden, wenn man Revelle oder Medalle resp. Revelje oder Medalje schriebe. An die etwas fremdartige äußere Form wird man sich mindestens ebenso schnell gewöhnen, wie man sich an die sonderbare neue Orthographie gewöhnt hat. Uebrigens war ja vor einigen Jahrhunderten bereits die Schreibweise Medei resp. Medey (für Medaille) üblich.

Ich glaube aber, daß sich gegen diesen Vorschlag recht viel einwenden läßt. Den wichtigsten (und wohl durchschlagenden) Einwand liefert die Thatsache, daß wir ja auch viele Wörter der Muttersprache nicht so aussprechen wie sie geschrieben werden (anlautendes sp, auslautendes g u. s. w.), auch fällt die Erfahrung ins Gewicht, daß die fremdartige Form der Aussprache sich durch den Gebrauch sehr schnell einbürgert.

Der moderne russische Brauch, fremde Eigennamen, ihrem ursprünglichen Klangbilde entsprechend, nach den russischen Lautgesetzen zu schreiben, z. B. Dode = Daudet hat unseres Erachtens gar keine Berechtigung; aber alle diese Versuche zeigen, daß die richtige Uebertragung resp. Aussprache von Namen in der That ein unlösbares Problem ist, ganz abgesehen davon, daß gerade für die Aussprache von Namen die sonstigen Regeln häufig nicht Geltung haben, weil hier oft lokale Eigenthümlichkeiten in Betracht kommen. (Carlyle, Beaconsfield ꝛc. können in verschiedener Weise ausgesprochen werden). In neuerer Zeit ist z. B. ein solcher Streit über die Aussprache des Namens Loubet entstanden, da die lokale Aussprache (in der Heimathsprovinz), die das t beibehält, nicht der allgemein acceptirten (Pariser) entspricht.

---

*) Auch in den Volksschulen könnte dieser Zweig des Unterrichts gepflegt werden, nur mit dem Unterschiede, daß der Lehrer nicht die verschiedenen Begriffsschattirungen vom Schüler entwickeln läßt, sondern gleich Uebersetzungen gibt resp. die verwandten Begriffe zusammenreiht und die Unterschiede erklärt.

**) In neuerer Zeit scheinen sich auch wieder fremdsprachliche syntaktische Eigenthümlichkeiten einzubürgern. Interessant ist z. B. der eigenthümliche, dem unserer Muttersprache durchaus widersprechende, Gebrauch des Wortes „aber“ bei kräftiger Bejahung und des Wortes „dieser“ bei Appositionen, ein Gebrauch, der im letzten Jahrzehnt durch die in französischer Schule gebildeten Feuilletonisten und Romanschriftsteller eingeführt worden ist, z. B.: aber gewiß, aber freilich, als Nachbildung des französischen mais oui, mais certainement, wobei ganz vergessen wird, daß mais von magis abgeleitet ist und hier die ursprüngliche affirmative Bedeutung hat. Die richtige Uebersetzung muß lauten: Ja freilich, ja gern, ja gewiß, und es ist durchaus undeutsch, die Frage: Wollen Sie das thun? mit der Wendung: Aber gewiß! zu beantworten. Ebenso fremdartig ist die Uebersetzung des Artikels mit dem hinweisenden Fürworte, z. B.: Mon frère, ce bon gros Jean; mein Bruder, dieser gute dicke Jean, statt: der gute, dicke Jean. Dieser Gallicismus ist meines Erachtens das Gegentheil einer Verfeinerung oder Verbesserung des Ausdruckes, also nutzlos und durchaus zu verwerfen. Gerade die Häufung der vollklingenden Fürwörter wirkt in manchen Sätzen als sprachlicher Mißklang, da sich einmal die einfachere Form als (einsilbiger) Artikel eingebürgert hat, der für das Verständniß völlig genügt.

Die Personennamen sind ja jetzt, da alle früheren Beziehungen auf Eigenthümlichkeiten des Besitzes, der Persönlichkeit, des Berufes, des Wohnortes u. s. w. verloren gegangen sind, zur rein äußerlichen Bezeichnung geworden; sie dienen nun, wenn der Ausdruck erlaubt ist, nur zur Numerirung mit Buchstabenkomplexen, wie in der Algebra die unbestimmten oder nicht konkreten Größen, gleichsam Massenwerthe, mit einzelnen Buchstaben bezeichnet werden. Bei solchen Bildungen, die eigentlich nur in die Gruppe der Bequemlichkeitsbezeichnungen der äußerlichen, mnemotechnischen, Kennzeichen, gehören, ist die Aussprache gleichgültig, wenn nur der Lautkomplex unversehrt erhalten ist. Der oft willkürlichen Aussprache gerecht zu werden, ist unmöglich, und so sollte jedes Volk fremde Namen mit Beibehaltung der originären Schreibweise nach seinen eigenen Sprachregeln aussprechen. So handeln auch im Großen und Ganzen alle Völker mit Ausnahme der polyglotten Russen und der Deutschen, die gern allen Eigenthümlichkeiten Rechnung tragen, was aber, wie neueste Beispiele (Kiautschou) beweisen, bereits für einen Theil unseres Vaterlandes, nämlich China, nicht mehr möglich zu sein scheint.

Die Auffassung, daß die Namen heut nur noch mnemotechnische Hilfsmittel sind oder eine Art von mathematisch-algebraischer Differenzirung zum Ausdruck bringen, gilt natürlich nur für die Familiennamen, nicht für die Vornamen, die ja, um das Wort zu brauchen, nicht angeboren sind wie die Zunamen. Zwar werden auch heut durch den Vornamen nicht eigentlich ausgeprägte Eigenthümlichkeiten oder Eigenschaften des Trägers hervorgehoben oder direkt bestimmt, wie früher durch Vor- und Zunamen; aber da sie Wahlnamen sind, und jede Wahl Motive voraussetzt, so sind doch hier subjektive und objektive Einflüsse maßgebend. Die Mode, die patriotische oder kirchliche Gesinnung, die soziale Stellung, die Helden- oder Autoritätsverehrung, Sympathie für Romanhelden und -Heldinnen, tragen zur Bestimmung des Vornamens bei; er ist gleichsam der Ausdruck der Wünsche, die die Eltern oder Pathen dem Täuflinge mitgeben. Wenn die Vornamen der Eltern, Verwandten oder Pathen dem Täuflinge beigelegt werden, so drückt ja diese Wahl ebenfalls eine ähnliche Gesinnung aus, nämlich die, daß das Kind diesen Respektspersonen gleichen möge. Dieser Auffassung scheint allerdings die Thatsache zu widersprechen, daß seit längerer Zeit innerhalb gewisser, für den guten Ton maßgebender, Kreise bei allen persönlichen Kundgebungen und selbst auf der Visitenkarte die Angabe des Vornamens streng vermieden wird. Die Unterlassung beweist, daß der Vorname hier jede individualisirende oder für die Persönlichkeit wichtige Bedeutung verloren hat.

(Weitere Artikel folgen).

O. Rosenbach.

Vom Hofe Ludwigs XV.

Welch seltsamer Gegensatz zwischen dem graziös-koketten achtzehnten Jahrhundert, zwischen der zierlich-volatilen Kunst, die den Namen Ludwigs XV. trägt und der Person des Monarchen selbst! Nichts von dem flüchtig zauberischen Reiz, von dem entzückenden Raffinement, das sonst der ganzen Epoche anhaftet, und Frauen, wie Männern ihr Besonderes gibt. Nein, dieser König führt ein „rein animalisches Dasein“. Schwerfällig, apathisch, fröhnt er nur den Freuden der Jagd und der Tafel; von einer Geliebten taumelt er weiter zur anderen; selten daß eine tiefere Neigung ihn innerlicher ergriffe. Zuerst die Herzogin von Chateauroux, dann was man mit Recht die „Regierung“ der Frau von Pompadour genannt hat, dann die „Regierung“ der du Barry. Und neben diesen Hauptgestirnen am Liebeshimmel von Versailles stehen die kleineren Lichter, welche aufgehen und verschwinden, Bekannte und Ungenannte, große Damen und kleine Dirnchen, die ganze Schaar derer, welche für die menus plaisirs Sr. Majestät herhalten müssen. Ihre Zahl ist nicht zu bestimmen, doch was sich immer ermitteln und beibringen ließ, hat der Graf Fleury*) gewissenhaft gesammelt und so eine Art Liebeskatalog, ein galantes Regestenbuch des fünfzehnten Ludwig zusammengestellt.

Man kann nicht sagen, daß die Lektüre sonderlich unterhaltend sei. Sie leidet unter der Monotonie des Zuviels; das Ganze hat nur als Beitrag zur Kenntniß der Sittengeschichte jener Zeit eine instruktive Bedeutung. Es gibt eine Idee von dem, was die höchste Gesellschaft damals war oder — auch nicht war.

Madame de Pompadour ist und bleibt die interessanteste Gestalt aus dem Frauenkreise um Ludwig XV. Früh verblüht, lange siech und hinfällig, nur noch der Schatten dessen, was sie gewesen, beneidet, angefeindet durch jüngere, frischere Rivalinnen bedroht und ersetzt, weiß sie, dank einer nie versagenden Energie und Geschicklichkeit, die Rolle eines premier ministre bis zum letzten Athemzuge festzuhalten. Wohl hat auch diese zähe, herrschsüchtige Natur Momente, da das „schreckliche Leben“ sie zu erdrücken scheint, da sie in Thränen aufschreit: „mein Leben ist ein Kampf“. Doch das sind Stimmungen, die vorübergehen. Sie stirbt, wie sie gelebt, „les rênes de l'Etat à la main“, und ihr Tod läßt eine Lücke, eine Vakanz in der höchsten Hierarchie des Landes: Die Stellung der Favoritin ist durch sie zu einer politischen Institution geworden.

Der König habe das Ableben der Frau, die ihn unter ihrem Einfluß festgehalten hatte, geradezu als eine Erlösung empfunden. Das war bisher die allgemeine Ansicht; man kolportirte sogar ein cynisches Wort, das der alternde Wüstling dem Leichenzuge nachgesandt habe, der in strömendem Regen abfuhr. „Die Marquise“, sollte er gesagt haben, „hat schlechtes Wetter zu ihrer Reise.“ Fleury bestreitet die Glaubwürdigkeit dieser Anekdote. Ludwig habe sich in seiner Weise bei der Trennung von der langjährigen Freundin aufrichtig ergriffen gezeigt und dem Schmerz auch Ausdruck geliehen. Vor der größeren Hofgesellschaft bleibt er freilich verschlossen und kalt, gerade als ob sich gar nichts ereignet hätte. Aber seinen Vertrauten gegenüber entfällt ihm dann und wann eine Anspielung, eine Wendung, welche innere Bewegung verräth. So schreibt er in jenen Tagen an seinen Schwiegersohn Philipp von Spanien: „Meine Unruhe vermindert sich nicht, und ich gestehe Ihnen, daß ich selbst wenig Hoffnung auf völlige Wiederherstellung und viel Furcht vor einem vielleicht nur zu nahen Ende habe. Eine Bekanntschaft von nahezu zwanzig Jahren und eine zuverlässige Freundschaft! Schließlich ist Gott der Herr, und man muß sich dem fügen, was er will. Herr von Rochechouart wird jetzt nach vielen Schmerzen den Tod seiner Gattin erfahren haben. Wie beklage ich ihn, wenn er sie liebte!“ — — Darin vibrirt etwas wie eigenes Erleben.

Mit dem Namen Ludwigs XV. und der Frau von Pompadour schien ein für allemal die Erinnerung an den Hirschpark verknüpft zu sein, als Inbegriff und Beispiel schlimmster sittlicher Korruption. Nun weist Fleury nach, daß der berüchtigte Liebesgarten in seiner legendären Form nie existirt hat. Der parc aux cerfs war noch zu Ludwigs XIII. Zeiten ein Wildgehege in der Nähe von Versailles. Als die Stadt sich vergrößerte, ließ Ludwig XIV. das Gehölz abhauen, doch behielt die Gegend ihre frühere Bezeichnung. Ein neues Viertel erhob sich, ziemlich abgelegen, einsam, verschwiegen, in Gärten zerstreut, wo mehr als ein grandseigneur für sich und seine Geliebte ein verborgenes Eckchen hergerichtet hatte. Auch Ludwig XV. be-

*) Louis XV. intime et les petites maîtresses, par le comte Fleury. Paris. Librairie Plon, 1899.

saß dort sein kleines Hotel, sein Haus im Hirschpark; und daraus ist dann in der Revolutionszeit die Mythe von jenem Haremsgarten entstanden, in dem die Opfer seiner Lüste zusammengepfercht, gehegt und gezüchtet worden wären. Es ist das eine der fanatischen Uebertreibungen und Entstellungen, deren der neue Geist im Hasse gegen das Königthum sich vielfach schuldig gemacht hat.

Bekannt ist die Thatsache, daß die französische Politik in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre sich von Preußen lossagte und ein Bündniß mit Oesterreich schloß. Madame de Pompadour und der Abbé Bernis hatten diese Wendung befürwortet; gleichzeitig aber versuchte der Prinz Ludwig Franz von Bourbon-Conti aus der Neugestaltung der Dinge für sich Kapital zu schlagen. Er hoffte, den eigentlichen Allianzvertrag zum Abschluß zu bringen und ihn dann als sein persönlichstes Verdienst hinstellen zu können. Nach einer derartigen Probe diplomatischer Fertigkeit schien die Anwartschaft auf den Ministerposten ihm gewiß zu sein. Der kaiserliche Gesandte Graf Stahremberg schwankte, mit welcher von den Parteien er verhandeln solle. Conti's Position war besonders dadurch sehr stark, daß die Maitresse des Königs, die Marquise von Coislin, auf seiner Seite stand, ja recht eigentlich seine Creatur war. Der Einfluß, den sie auf den König ausübte, war so beträchtlich, daß sie im Vollgefühl des Sieges sich keine Schranken mehr auferlegte und sich zu einer Unvorsichtigkeit hinreißen ließ. Sofort griff die Pompadour dahinter. Es gelang, die gefährliche Gegnerin bloßzustellen und zu stürzen. Graf Stahremberg entschied sich daraus für die Partei Bernis. Der Prinz von Conti hatte das Spiel verloren. Er fiel in Ungnade und wurde vom Hofe verbannt. Fortan lebte er entweder in seinem Palast im Temple zu Paris oder auf seinem Landsitz in Isle-Adam. Dieser Ludwig Franz hat für uns Deutsche ein besonderes Interesse: er ist der Herzog in Goethe's „Natürlicher Tochter", der Vater jener Eugenie, welche in Wirklichkeit Stephanie Luise von Bourbon-Conti hieß.

Ransohoff.

Lope de Vega.

Neben Cervantes und Calderon ist kein spanischer Dichter in Deutschland öfter genannt, benutzt, bewundert und verkannt worden als Lope de Vega, jenes „Wunder der Natur" (monstruoso de la naturaleza), wie Zeitgenossen und Nachfahren ihn rühmend genannt haben. Sein Name taucht frühzeitig in der deutschen Litteratur auf; zum ersten Male etwa in den Gesprächsspielen Philipp Harsdörfer's; seine Schauspiele werden, auf dem Wege über italienische oder holländische Bearbeitungen bis zur Unkenntlichkeit entstellt, von den Wandertruppen mit Vorliebe gespielt. Für Lessing, Schiller und auch Goethe ist der Name der spanischen Poeten freilich wenig mehr als leerer Klang gewesen und die Romantiker haben bei ihrem blind schwärmerischen Kultus für Calderon, den „Sonnenstrahl der Geister" über den wenig gekünstelten Komödienschreiber vornehm hinweggesehen. Der „gigantische Labestrom" Calderon'scher Dichtung, wie ihn Friedrich de la Motte Fouqué nannte, verschlang das ganze Interesse für spanische Kunst und Dichtung. Erst die Uebersetzungen Lope'scher Stücke durch Soden (1820) und Malsburg (1824) haben den Dichter dem deutschen Litteratur- und Lesepublikum näher gebracht; mehr noch die zahlreichen Schauspiele, für die die Dramen Lope's Vorbild oder Quelle gewesen sind, und die Studien, in denen gelehrte und feinsinnige Männer das Geheimniß dieser fruchtbarsten und wechselreichsten aller Dichternaturen zu ergründen versucht haben. Was Adolf Schack vor mehr als einem halben Jahrhundert in seinem ebenso gelehrten als lichtvollen Werk „Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien" (1845) gesagt hat, ist lange Zeit für die Kenntniß der Dichtung Lope's grundlegend und maßgebend geblieben, bis die in den letzten Jahren immer emsiger bemühte heimische Forschung die Züge dieses Bildes im Einzelnen verrückt hat. Ein neues Werk, die „Geschichte des spanischen Nationaldramas" von Adolf Schäffer ist eigentlich nur eine Verherrlichung Lope's, um den als Sonne des nationalen Schauspiels, sich die übrigen Dramatiker gruppiren. Vor allem in Wien, wo schon zu Lebzeiten des Dichters seine Stücke gedruckt worden waren, und wo die schönen, sonst so seltenen Quartausgaben der kaiserlichen Bibliothek zum Studium lockten, hat Lope zahlreiche Bewunderer und seine Dichtung manchen Erklärer und Forscher gefunden. Hier hat vor einem glänzenden Kreise von Zuhörern und Zuhörerinnen August Wilhelm von Schlegel diesem „bald zu sehr vergötterten, bald zu sehr herabgewürdigten Vielschreiber" die Anerkennung gezollt, daß seine Stücke noch heute auf der Bühne eine große Wirkung hervorbringen könnten, hier hat Friedrich Schlegel in seinen Vorlesungen unseren Dichter „den ersten berühmten Meister und Beherrscher der spanischen Bühne" genannt und Michael Enk, jene unglückliche Poetennatur, die an dem Zwiespalt zwischen Wollen und Können zu Grunde ging, hat in seinen gehaltvollen „Studien über Lope de Vega Carpio" den Dichter gegen die ungerechten Angriffe „abenteuerlichster Erfindungen und toller Sprünge einer ausschweifenden Phantasie" in Schutz genommen. Durch Enk ist Friedrich Halm auf das spanische Drama gewiesen worden und die graziöse Bearbeitung eines reizenden Lustspiels Lope's „König und Bauer" dürfen wir wohl der Anregung des Lehrers danken. Auch die anderen Poeten des Wiener Parnasses haben im Banne des großen Dramatikers gestanden, Joseph Zedlitz, der Dichter der Todtenkränze, vor allem aber Grillparzer, dessen Schauspiele durchsetzt sind vom Einfluß des spanischen Dramas, und der sich lang mit dem Plane trug, eine kritische Arbeit über den größten Heros desselben zu schreiben. Mancher fruchtbare Ansatz dazu ist in seinen Studien zum spanischen Theater (Band XVII der Gesammtausgabe) enthalten. Die Beziehungen Grillparzer's zu Lope de Vega zeichnet ein vortreffliches Buch Arthur Farinelli's (Berlin 1894), zugleich eines der besten über den spanischen Dichter.

Auch das jüngste Buch über ihn hat ein Wiener, Wolfgang von Wurzbach*) geschrieben. Fünfzig Jahre nach Schack, zehn Jahre nach Adolf Schäffer, weiß er auf Grund der seither veröffentlichten Forschungen spanischer Gelehrten, sowie eigener gründlicher Vertrautheit mit den Dichtungen Lope's uns so manches Neue zu sagen, und das Alte bereits Bekannte so anmuthig zu erzählen, daß man ihm gern als Führer durch das schier grenzenlos scheinende Reich dieses Dichters folgen wird. Dabei verhehlen wir uns nicht, daß der Biograph Lope's sein letztes Wort noch nicht gesprochen hat.

Der Biograph müßte das Bild dieses Genies auf dem Hintergrunde seiner Zeit mit sicheren Strichen und satten Farben zeichnen. Daß freilich solch ein Werk Lebenswerk ist, sei ebensowenig verhehlt, wie daß die Zeit für dasselbe noch nicht gekommen scheint. Noch manches Werk des Dichters ist ungedruckt; schlummert in einer Bibliothek oder modert in einem Archive, bis es die große Ausgabe der königlichen Akademie ans Licht stellen wird. Noch manche Einzeluntersuchung wäre zu führen, mancher Stoff auf seiner Wanderung und Wandlung zu verfolgen, manches Aktenstück zur Kulturgeschichte jener Tage zu veröffentlichen, ehe dieser Dichter ein ihm ebenbürtiges Werk erhalten könnte. Bis jetzt ist Wurzbach's Buch das beste, das wir haben. Er widersteht der Lockung, von der vorgezeichneten Bahn abzugehen, um selbst Steinchen zu jenem großen Bau herbeizutragen, Spezialfragen zu lösen oder zu erörtern. Er unterdrückt das Detail zu Gunsten des Ganzen, verwischt, wie es leider einmal Brauch,

*) Wurzbach, Wolfgang v., Lope de Vega und seine Komödien. Leipzig. Seele & Co. 1899. 4 M.

die Spuren gelehrter Vorarbeit, verzichtet auf Fußnoten und Exkurse, vermeidet es, dem Leser den Weg zu zeigen, auf dem die Biographie Lope de Vega's entstanden ist.

Mythe wie Legende haben sich üppig um das Leben dieses Mannes gerankt, dessen Dunkel zu mehren er in späteren Jahren selbst bestrebt gewesen ist. Die Erinnerungen, die er als Greis geschrieben hat, sind Dichtung und wenig Wahrheit. Der Vater, ein religiöser Mann, der in Kirche und Kloster selten fehlte, aber dessen heißes Blut seiner Frau zur Eifersucht manche Gelegenheit gab, hat dem früh verwaisten Knaben wenig mehr mitgegeben als sein Temperament und den Namen, der sich bei einigem guten Willen auf den Nationalhelden Bernardo del Carpio zurückleiten ließ. Und dieser gute Wille hat Lope nicht gefehlt. Auf der Schulbank mochte er wenig gelernt haben, mehr bot ihm das Leben, dessen Genüsse er früh zu kosten verstanden hat. Noch in alten Tagen erinnert er sich mit wehmüthiger Rührung seiner Jugendliebe Dorothea, der er in Gedichten und Schauspielen ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, erinnert sich all der Schwüre und Thränen, Eifersucht und Versöhnung, Trennung und endlichen Erkaltens der heißen Leidenschaft. Er hat viel geliebt. Zweimal war er verehelicht, aber beide Gattinnen sind nach kurzer Ehe gestorben. Aber auch in dieser kurzen Zeit haben sie ihn nicht völlig zu fesseln, sein Herz nicht auszufüllen vermocht. Wie für den Jüngling, so sind für den Mann die Frauen stets der Mittelpunkt und die Sonne seines Lebens geblieben. Dabei ist er weit herumgekommen, hat manchen Winkel seines Vaterlandes allein oder als Fürstendiener durchstreift, hat Afrika gesehen; wie je ein hispanischer Hidalgo hat er die Klinge geführt, in Versen andere verhöhnt und den Streit mit dem Degen in der Faust beendet. Doch Lust und Wagemuth der Jugend sind rasch verflogen und trübe, schwere Tage haben manche Thorheit bitter gesühnt. Der Sohn und die Gattin starben nach langem Siechthum. Der alternde Dichter fühlt sich vereinsamt und verlassen. Eine tiefe Leidenschaft, die sich des fast sechzigjährigen bemächtigte, gemahnt unwillkürlich an jene starke Liebe, die ein Größerer, gleichfalls fast an der Schwelle des Greisenalters gefühlt hat. Die sechsundzwanzigjährige Donna Martha, Mutter zweier Töchter, hatte noch einmal das Herz Lope's in hellen Brand versetzt. In Sonetten und Liedern feiert er sie als die „schöne Amarilis“ und erträgt manche Verfolgung um ihretwillen, bis er sie, die ihn längst erhört hat, ganz sein eigen nennen darf. Wieder ist das Glück nur von kurzer Dauer gewesen. Er hat sie nicht lange überlebt. Im Kloster des heiligen Petrus zu Madrid hat er den Frieden gesucht und gefunden. 1635 ist er hier gestorben. Kein Held ist in Spanien je so feierlich bestattet worden als dieser „Komödienschreiber“. An seiner Bahre trauerte ein Volk.

Lope war eine vollblütige Natur, die sich ausleben mußte, und wie er als Dichter einiger hundert Schauspiele und Tragödien nicht mit der Elle des gewöhnlichen Reimschmiedes so darf er als Mensch nicht an dem Maßstabe kleinbürgerlicher Moral gemessen werden. Er hat gelebt und geliebt wie andere Dichter vor und nach ihm. Nie hätte er die Leidenschaft schildern können, wenn sie nicht so heiß in der eigenen Brust geglüht hätte, nie das Zagen und Bangen der ersten Liebe, wenn er nicht selbst ihren Zauber empfunden, nie die Qualen der Eifersucht, wenn er nicht ihre Flammen gefühlt hätte. Und darob Vorwürfe gegen Lope erheben, heißt nicht nur an dem Dichter, sondern auch an dem „Geist eines Jahrhunderts“ sich versündigen, das hierin milder dachte als manches spätere.

Wie im Leben so war auch im Dichten Lope's die Liebe Zweck und Inhalt desselben. Mit der Kunst des Meisters hat er die Liebe geschildert in allen Tonarten und allen Wandlungen. Die ganze Stufenleiter menschlicher Charakter und Stände visirt er vom Platze Amors aus: Liebhaber, jugendlich mit der Gluth tiefer Neigung und Greise mit dem Strohfeuer spät erwachter Triebe, schmachtende Galane und flatterhafte Cicisbeos, Alltagsmenschen, die durch die Liebe erhoben und Helden, die weich und innig werden; und vollends die Frauen, wie hat er sie gezeichnet, wie nur der es konnte, dem Frauengunst und Frauenliebe ein Lebelang gelächelt haben, wie lebendig hat er sie geschildert die Königinnen und Bäuerinnen, Stadtjüngferchen und Dorfschöne, Ritterfräuleins und Barfüßeles, liebreizend und liebeweckend, hingebend und schmiegsam, feurig und kühl, geradsinnig und geziert, abweisend und hochmüthig, vor allem aber treu, treu bis in den Tod, sich, den Gatten und den Geliebten.

Wie widerstehen sie allen Versuchungen, wie entziehen sie sich allen Verfolgungen, mit Muth und List, mit Kraft oder Schlauheit; sie halten dem Geliebten die Treue bis über's Grab hinaus, sie wachen über ihre Ehre und verstümmeln sich, um sie zu bewahren. Freilich, sie halten diese Treue nur dort, wo nicht nur die Pflicht, sondern auch das Herz sie heischt. An den ungeliebten Mann gefesselt, wie finden sie tausend Mittel und Wege, dem Geliebten zu geben, was des Geliebten ist. Das eheliche Dreieck, heute ein so beliebter Stoff für den modernen Dramatiker, hat Lope in mannigfacher Schattirung gezeichnet, satyrisch und moralisirend, schalkhaft oder tragisch. Den reinen und edlen Frauen hat er andere entgegengestellt, ränkesüchtige, grausame und sittenlose, welche als Messalinen oder Medeen verhängnißvoll durch das Stück schreiten; und im Gefolge dieser Liebenden, welch ein buntes Völklein läuft da über die Bretter seiner Bühne, welch mannigfaltige Gestalten und Geschehnisse füllen den Kreis seiner Stücke, Götter und Helden, Heiden, Christen, Türken und Juden, moskavitische Fürsten, spanische Grande, Barbaren, Negerfeldherrn, Reichsverweser, Statthalter, Hofkämmerer und Hofnarren, Gelehrte Heilige, Ketzer und Pilger, Strauchdiebe, Buschklepper, Marodeure, Edelleute und Bauernburschen, Dichter, Minnesänger, Maler, Aerzte, Senatoren, Stadtväter, Richter und Schiffsherrn. Und nun die Fülle der Ereignisse: Väter verstoßen ihre Söhne, Gatten ihre Frauen, Brüder lieben ihre Schwestern, Minister stürzen, Empörer schmieden ihre Pläne, Zauberinnen brauen ihre Tränke, Heilige wirken Wunder, überall waltet eine göttliche Gerechtigkeit, die die Missethaten bestraft und das Gute belohnt, ein Zug sittlichen Ernstes, einer idealen und heitren Anschauung des Lebens, beides manchmal das Widerspiel eigenen Erlebens und Thuns geht durch Lope's Stücke. Die spanische „Ehre“, die in Calderon ihren nimmermüden Sachwalter gefunden, leuchtet auch in den Schauspielen des genialen Vorgängers: vor Allem die Gatten- und Frauenehre; die Sühne für die verletzte, der Lohn für die rein erhaltene Ehre ist das Grundmotiv einer großen Reihe Lope'scher Stücke. Und dieses Motiv führt in das Reich des bürgerlichen Dramas mit seinen Familienkonflikten, nach abwärts zur dramatisirten Dorfgeschichte, in der er — ein Erbe Horazens — das Glück des Landlebens preist, und nach aufwärts zum Ritter- und Heldenstück, zur romantischen Komödie und zum historischen Schauspiel. Unerreicht und unerreichbar ist Lope in der Reichhaltigkeit seines Stoffkreises, unerschöpflich in der Erfindung oder vielmehr Findung seiner Motive. Im Leben und in Büchern, in Vergangenheit und Gegenwart, Geschichte des eigenen und fremder Völker, in Mythen und Legenden, Novellen des Boccac und Bandello, Ritterromanen aus der Bibliothek des Don Quixote, Heiligenbiographien, überall fand er Gestalten, überall erkannte er tragische Konflikte, dramatische Verwicklung. Wenige Helden der Geschichte gibt es, die er nicht auf die Bretter gebracht, wenige Motive der Weltlitteratur, die er nicht benutzt oder zum mindesten gestreift hätte. Er verherrlicht die Thaten des Cyrus, den Heldenjüngling Alexander, den Kampf der Horatier und Kuratier, des Androclus wunderbare Errettung, König Ottokars von Böhmen Glück und Ende, Flucht und Leiden des jungen Ladislaus Postumus, den Märtyrertod des heiligen Nepomuk und den Aufruhr des Demetrius. Vornehmlich gibt die Geschichte des Vaterlandes, von der glanzumflossenen Lichtgestalt des Cid Campeador bis zu dem durch innere und äußere Leiden gebrochenen Königssohn Don Carlos, ihm die Helden für seine Bühne. Dabei ist Lope niemals ein Hofdichter ge-

image not available

Nr. 47. Berlin, den 19. August 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

In Rennes ist das gesammte uniformirte Gesindel aufmarschirt und hat gegen Dreyfus gesprochen, jenes Gesindel, das mit der Wucht seiner Stellung und seiner Skrupellosigkeit von Anbeginn an den Kampf gegen den Unglücklichen, und, was mehr bedeutet, gegen die Republik geführt hat. Die groteskeste Gestalt unter allen diesen ist Mercier, der die nationale Ehre und das nationale Heer repräsentirt, und der angeblich in Kriegsfurcht verzagte, weil er fürchtete, daß Deutschland die Dreyfusangelegenheit zu einem Ueberfall Frankreichs benützen werde, und Frankreich war wieder ein Mal nicht fertig, das gesteht dieser nationale Held mit Offenheit zu. Mercier theilt überdies mit, daß Deutschland und England es sich im Compagniegeschäft 36 Millionen Francs haben kosten lassen, um den Dreyfushandel im Gang zu erhalten; das behauptet nicht ein Absynthpolitiker in einer Pariser Vorstadttaverne, sondern ein General Frankreichs und ein früherer Kriegsminister der Republik, der, wie jetzt durch den österreichischen Oberst Schneider wiederum erwiesen, Fälschungen gewohnheitsmäßig für seine Behauptungen benutzt.

Dieser frivolen Gewissenlosigkeit, die Alles wagt und die im heutigen Frankreich Alles glaubt wagen zu können, entspricht es, daß auf den Vertheidiger Labori ein Mordanschlag ausgeführt worden ist; man hat den Vertheidiger von Dreyfus verwundet; man hat ihm einige Schriftstücke gestohlen, als er blutend auf der Straße lag, und man hat es so wirklich erreicht, daß Dreyfus zunächst hilflos im Gerichtssaal dem Mercier und Genossen preisgegeben war. Denn Maitre Demange ist phlegmatisch, von Natur oder aus Vorsicht, und zu Gunsten der Generale so liebenswürdig, daß er auf das Recht als Vertheidiger einen vollen Sitzungstag freiwillig verzichtet hat.

Zu den politischen Morden, die in Frankreich jetzt üblich werden, kommt nun der Mordanfall auf den ausgezeichneten Labori hinzu.

Während diese Vorgänge sich in Rennes abspielten, gibt es in Paris eine veritable Belagerung. Gegen den antisemitischen Landsknecht Guérin ist ein Haftbefehl ausgestellt worden, wie gegen eine Anzahl anderer politischer Persönlichkeiten, Royalisten, Imperialisten, Nationalisten, Antisemiten, die wegen Komplotts gegen die Republik verhaftet werden sollten. Die Mehrzahl dieser Umstürzler gelang es, festzunehmen, unter ihnen Déroulède; aber Guérin verbarrikadirte sich mit einer Schaar seiner Anhänger in seinem Hause, und dort inmitten von Paris wird er nun von Polizei und Truppen belagert und in seine Festung werden Parlamentäre hineingeschickt, um wegen seiner Uebergabe zu verhandeln.

Das Ministerium Waldeck-Rousseau hat sich schon mannigfache Verdienste um die Republik erworben, und die Art, wie es bisher vorgegangen ist, war klug und zugleich energisch. Es ist schwer, von Berlin aus zu beurtheilen, was in Paris politisch richtig ist, und bei dem guten Vorurtheil, das dem Ministerium Waldeck-Rousseau berechtigterweise entgegengebracht werden muß, wird man mit seiner Kritik zurückhaltend sein. Allein diese Pariser Belagerungsscene bleibt über die Maßen befremdlich; mit einem Burschen, wie Guérin sollte man in einer halben Stunde fertig sein. Hat hierzu das Ministerium nicht mehr die Kraft, dann ist es überhaupt verloren; da dies aber nicht anzunehmen ist, so bleibt es unverständlich,

warum diese Rebellion geduldet wird, die wie ein Hohn für die Republik erscheint, und durch die der Geist der Aufsässigkeit genährt werden muß. Die Haltung des Ministeriums in diesem Falle ist schwer zu begreifen.

Heute kann man die Möglichkeit nicht mehr als ausgeschlossen betrachten, daß Dreyfus von Neuem verurtheilt wird. Das wäre ein erschütterndes Unglück für den Aermsten; aber das politische Unglück für Frankreich wäre weit größer. Was macht das Ministerium alsdann? Was machen die anständigen Leute hierauf in Frankreich? Dann ist man dem Zusammenbruch und dem Bürgerkrieg wiederum um einen Schritt näher.

Und wenn Mercier und Roget und Négrier und Rochefort und Drumont das Heft in die Hand bekommen sollten, so hätte das zugleich eine große internationale Bedeutung. Das bisherige republikanische Regiment war Deutschland gewiß nicht wohlwollend gesinnt; es beugte sich vor dem nationalen Vorurtheil. Allein irgend welche Prätorianer-Gesellschaft, gewissenlos bis zum frechsten Cynismus, würde, um der inneren Schwierigkeiten Herr zu werden, auch vor irgend welchen internationalen Abenteuern nicht zurückschrecken. So wäre der Umsturz in Frankreich zugleich die internationale Beunruhigung.

Wir sind heute noch nicht so weit; es mag sein, daß das Ministerium Waldeck Rousseau Frankreich rettet, aber auch die andere Möglichkeit rückt in immer beängstigendere Nähe.

Herr von Benda, der so lange der nationalliberalen Partei angehört hat, ist gestorben. Er war kein Politiker von Bedeutung; aber wohl eine jener Figuren, die typisch für die nationalliberale Partei geworden sind, seitdem sich die Sezession aus ihren Reihen heraus entwickelt hatte. Ein wohlwollender, anständiger Mann, der mit der Macht zu gehen das innere Bedürfniß hatte; und dieses Bedürfniß machte ihn anpassungsfähig an so manchen Wandel der Politik. Das Abschleifen und Umbiegen der Gegensätze ist durch Charaktere wie diesen zur Höhe einer politischen Doktrin erhoben worden, die zugleich den Vorzug hatte, bequem zu sein.

Robert Wilhelm Bunsen, der große Heidelberger Chemiker, ist, 88 Jahre alt, gestorben. Wenn man seinen Namen ausspricht, verknüpfen sich damit die Erinnerungen an die weittragende Bedeutung der Spectralanalyse. Bunsen war eine der Größen unter unseren Naturforschern; die „Nation" wird seine Bedeutung in einem besonderen Artikel klarzustellen suchen.

Das Bulletin über Transvaal lautet wie seit Wochen; der Krieg bleibt möglich; aber der Friede ist wahrscheinlicher; er wird sich durch Nachgiebigkeit erzielen lassen.

Oesterreich bietet ein merkwürdiges Bild; Konfiskationen von Hunderten von Zeitungen; demonstrative Aufzüge der Bevölkerung durch die Straßen, um gegen die Maßnahmen der Regierung zu protestiren; hin und wieder blutige Zusammenstöße mit der Polizei oder Zusammenstöße zwischen Deutschen und Czechen oder Slovenen.

Das sind beunruhigende Symptome genug; Oesterreich ist augenscheinlich sehr schwer krank, und dieses kranke Land liegt unmittelbar an unserer Grenze, ist unser Bundesgenosse, und unsere deutschen Landsleute in Oesterreich sind es, auf deren Kosten dort eine Slavisirungs-Politik durchgeführt werden soll.

Die Zustände in Oesterreich werden bedenklich interessant.

* * *

Die preußischen Konservativen und die Krone.

Bei der Abschätzung des Einflusses der Dortmunder Kanalrede des Königs von Preußen auf die Haltung der preußischen Konservativen ist in der kanalfreundlichen Presse vielfach eine Auffassung der politischen Stellung unserer konservativen Parteien zu Tage getreten, die den Thatsachen nicht entsprochen hat. Der Umstand, daß die Konservativen besonders gern in der Pose der rückhaltlosen Loyalität auftreten, hat vielleicht manchen dazu verführt, die Bedeutung dieser Königsrede für die Haltung der Konservativen im preußischen Abgeordnetenhause zu überschätzen. Hier und da scheint auch noch die mittelalterliche Anschauung zu herrschen, als ob die Konservativen in den Aeußerungen eines „Königs von Gottes Gnaden" an und für sich eine für sie maßgebende Erkenntnißquelle erblickten oder als ob die Konservativen ihre Begriffe vom militärischen Gehorsam gegenüber dem obersten Kriegsherrn auch auf das politische Leben zu übertragen gesonnen seien.

In Wirklichkeit liegt die Sache wesentlich anders. Die Konservativen — im Wesentlichen Agrarier — sind im Reiche, wie in Preußen, eine Minderheitspartei, deren Einfluß naturgemäß mit jedem Schritt der weiteren Entwicklung Preußens zum Industriestaat sich verringern muß. Weder wirthschaftlich noch geistig repräsentiren die Konservativen heute einen ausschlaggebenden Theil der Bevölkerung. Dahingegen haben sie einen ganz unverhältnißmäßigen Antheil an der politischen Macht inne. Dieser Antheil an der Macht ist ein Erbe der politischen Vergangenheit und wird dadurch aufrecht erhalten, daß die konservativen Familien in der Armee, in der Verwaltung, in der Diplomatie und am Hofe die einflußreichsten Stellen für ihre Familienmitglieder mit großer Zähigkeit fortgesetzt innezuhalten verstehen. Mittels dieser Stellungen üben sie — unter Benutzung der skandalösen Ungerechtigkeiten des in Preußen herrschenden Wahlrechts — indirekt auch einen nicht unbeträchtlichen Einfluß auf die Bevölkerung aus.

Diese Position gegen moderne Kräfte und moderne Anschauungen zu halten, wird von Jahr zu Jahr schwieriger. Nichts ist daher begreiflicher, als daß die konservative Partei vor allen anderen Parteien bemüht ist, mit der Krone gut Freund zu sein und gut Freund zu bleiben. Die Macht der Krone ist in Preußen sehr realer Natur; wendet sie sich gegen die Konservativen, so ist es mit der konservativen Herrlichkeit in der Politik alsbald vorbei. Die „Königstreue" der Konservativen beruht somit auf sehr irdischen Erwägungen. Aber eben weil das der Fall ist, denken die Konservativen auch gar nicht daran, sich der Krone bedingungslos zur Verfügung zu stellen; sie haben vielmehr den begreiflichen Wunsch, der Krone gelegentlich den Glauben beizubringen, daß sie eine selbständige Macht seien, mit der auch die Krone zu rechnen habe. Sie wünschen mit der Krone verbündet, aber nicht von ihr abhängig zu sein.

Den Konservativen ist es deshalb politisch stets dann am wohlsten, wenn sie die Krone in einen Kampf mit modernen Anschauungen verwickeln können, um dabei ihre angebliche Loyalität, die — bei Lichte betrachtet — nacktes politisches Interesse ist, in besonders hellem Glanze erstrahlen zu lassen. Andererseits ist ihnen nichts peinlicher, als wenn die Krone sich zum Träger moderner Anschauungen macht, wie sie in der konsequenten Entwicklung des Verkehrswesens zu Tage treten. Durch den Bau des Rhein-Weser-Elbe-Kanals fühlen sich unsere Konservativen viel weniger in ihren unmittelbaren agrarischen Interessen verletzt, als daß sie darin — und nicht mit Unrecht — eine Konzession an den Industriestaat erblicken, der auf die Dauer ihre eigene Herrschaft zu entwurzeln bestimmt ist.

Getäuscht durch die anfänglich recht zweifelhafte Haltung des einflußreichsten Ministers und auch wohl m

bestimmt durch die unsichere Haltung des Centrums, haben die Konservativen daher geglaubt, hier einmal auch dem Könige, dessen starke Antheilnahme an dem Kanalprojekt niemandem verborgen war, zeigen zu können, daß sie eine Macht seien, mit der auch der König von Preußen zu rechnen habe. Man hat augenscheinlich gehofft, den König von Preußen durch diesen Widerstand in seiner Kanalpolitik irre machen zu können. Da andererseits im Reiche der unbegreifliche politische Fehler gemacht war, die „Zuchthausvorlage" einzubringen, die alle Kanalfreunde zu Gegnern hatte, so erschien die Spekulation nicht ganz unbegründet, es werde gelingen, durch eine forcirte Unterstützung der Wünsche des Kaisers in Bezug auf den Schutz der Arbeitswilligen die königlichen Wünsche in Bezug auf den Mittellandkanal zurückzudrängen und so einen politisch außerordentlich werthvollen Sieg in Preußen davonzutragen.

Diese Spekulation hat sich als irrig erwiesen, und die Konservativen sind dadurch in eine höchst unbequeme Lage gerathen; denn jetzt kann die Regierung nicht mehr zurück, sie muß — wenn sie sich nicht bis auf die Knochen blamiren will — im Falle der definitiven Ablehnung der Kanalvorlage das Abgeordnetenhaus auflösen, sie muß dann den halsstarrigen Regierungsbeamten den Wiedereintritt ins Parlament unmöglich machen, sie muß, eventuell durch eine Reform des längst reformbedürftigen Wahlrechts, insbesondere durch eine mit der Gerechtigkeit einigermaßen in Einklang stehende Neueintheilung der Wahlkreise, den Widerstand der Konservativen in offenem Kampfe zu brechen suchen. Bei einem solchen fortgesetzten Kampfe würde die ganze innere Schwäche der konservativen Partei zu Tage treten, und damit wären die Konservativen überhaupt gerichtet. Die Konservativen haben deshalb nur zu zittern, daß ihr Widerstand im preußischen Abgeordnetenhause zur Ablehnung des Rhein-Weser-Elbe-Kanals auch in der dritten Lesung führt. Jede andere Lösung können sie leichter ertragen.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XXIV.

Das Preußische Abgeordnetenhaus ist nach fast sechswöchentlicher Pause wieder zusammengetreten und hat trotz andauernder Hundstagshitze unter ganz außerordentlicher Präsenz die zweite Berathung der Kanalvorlage aufgenommen. Die von der Dortmunder Kanalrede des Kaisers erwartete Klärung der politischen Lage ist ausgeblieben. Die Konservativen, für welche die Autorität der Krone nur dann als ein rocher de bronze erscheint, wenn dieselbe für ihre eigenen Wünsche und Interessen eintritt, haben ihre Haltung gegenüber der Regierungsvorlage nicht geändert. Auf nur fünf Prozent der mehr als 200 Mitglieder zählenden beiden konservativen Parteien können der König von Preußen und die preußische Regierung in dieser großen Frage der Landesmelioration zählen; der Rest macht von dem Rechte der Opposition den rücksichtslosesten Gebrauch; und Landräthe und andere Regierungsorgane, auch ein Regierungspräsident, marschiren im oppositionellen Heerhaufen munter mit.

Konstitutionell ist gegen diese Haltung der Konservativen, welche diese in einer sorgfältig redigirten, von dem Grafen Limburg-Stirum verlesenen Erklärung noch besonders unterstrichen haben, nichts einzuwenden, nur ist, wie das vom Abg. Barth nachdrücklich hervorgehoben wurde, den Liberalen recht, was den Konservativen billig ist, und wenn die Konservativen einmal wieder über die „nörgelnde Opposition" gegen Regierung und Krone zetern werden, so wird man ihnen ihre diesmalige Erklärung wirksam entgegenhalten können.

Die Aussichten für das Zustandekommen des Kanals sind herzlich schlecht. Allerdings ist die ungünstige Abstimmung in der zweiten Lesung noch nicht entscheidend, da das Centrum seine definitive Beschlußfassung sich für die dritte Lesung vorbehalten hat, und auch die Polen, die bei der zweiten Lesung zu den Kanalgegnern abgeschwenkt sind, noch mit sich reden lassen werden. Ohne Winkelzüge tritt für den Kanal aber nur ein die beiden freisinnigen Gruppen geschlossen und — bis auf 3 oder 4 Mitglieder — die Nationalliberalen.

Komplizirt wird die Sache noch durch das ungewisse Schicksal der Kommunalwahlrechtsnovelle. Das Centrum versucht alles Mögliche, um diese Novelle, nach den eigenen Wünschen gestaltet, womöglich noch vor der definitiven Erledigung der Kanalvorlage unter Dach und Fach zu bringen. Daß das Centrum bei diesem schwierigen Manöver von der gesammten nationalliberalen Partei — was die Voraussetzung des Erfolges wäre — unterstützt werden wird, ist aber ausgeschlossen. Die nationalliberalen Wähler im Rheinlande sind rebellisch geworden.

So herrscht denn die schönste parlamentarische Verwirrung, und man kann die nächste Zukunft nur mit der Berliner Redensart charakterisiren: „Nichts Gewisses weiß man nicht".

Die Abstimmung in der zweiten Lesung war in mehr als einer Beziehung interessant. Von den 433 Mandaten des Abgeordnetenhauses sind zur Zeit 2 unbesetzt. Die Inhaber der übrigen 431 Mandate waren bis auf 9 zur Abstimmung erschienen, eine beispiellose Präsenz. Von den 422 Abstimmenden enthielt sich bei der Abstimmung über die Theilstrecke Dortmund—Rhein Einer, während 209 für und 212 gegen stimmten. Als es darauf zur Abstimmung über den eigentlichen Mittellandkanal kam, votirten nur 126 mit Ja und 228 mit Nein, während sich 65 Centrumsmänner der Abstimmung enthielten. Rechnet man selbst diese 65 allesammt zu denen, die eventuell in der dritten Lesung für den Kanal zu haben sind, und zählt man 10 Polen hinzu, so kommen nur 201 Anhänger des Mittellandkanals gegen 218 Gegner heraus. Die Chancen der Annahme in dritter Lesung sind darnach sehr gering, und es wäre unseres Erachtens für die Liberalen politisch richtiger gewesen, die Versuche des Centrums, von der Vorlage soviel zu retten, um eine dritte Lesung zu ermöglichen, nicht zu unterstützen. Jetzt beginnt die Feilscherei hinter den Kulissen, bei der das Centrum sich bisher so gründlich in die Nesseln gesetzt hat, von Neuem, während es beinahe ausgeschlossen ist, daß noch ein annehmbares Resultat zu Tage tritt. Nicht unmöglich ist es, daß sich in der dritten Lesung für die Theilstrecke Dortmund—Rhein eine Mehrheit findet, während der Mittellandkanal fällt. Diese Lösung können weder die Freunde des Mittellandkanals noch die Regierung acceptiren. Die Verantwortung für das Scheitern der Vorlage tritt aber dann weniger klar zu Tage und die etwaige Auflösung findet höchst komplizirte Parteigruppirungen vor, während man bei den Abstimmungen der zweiten Lesung ganz genau wußte, wie man daran war. Das Zentrum und die Polen hatten bei dieser zweiten Lesung so ungeschickt operirt, daß sie wie die betrübten Lohgerber dasaßen, als selbst der Dortmund-Rhein-Kanal fiel. Auch den Konservativen war ob ihres glänzenden Sieges nicht ganz wohl zu Muthe: das Resultat wurde ohne jede Beifallskundgebung entgegengenommen.

In einer solchen Situation wäre es die dankbare Aufgabe einer energischen Regierung gewesen, durch entschiedenes Auftreten allen kleinlichen parlamentarischen Machinationen von vornherein den Garaus zu machen. Selten war offene Energie seitens der Regierung mehr am Platze, und selten sind die Hoffnungen und Erwartungen bitterer enttäuscht. Nur der Minister Thielen fand am zweiten Verhandlungstage den passenden Ton. Herr von Miquel sprach zwar vom Ernst der Situation und stellte zur Erwägung, ob nicht der „Vaterlandsfreund" für den Kanal stimmen müsse, aber im Uebrigen war er von einer ganz unheimlichen Sach-

lichkeit. Es scheint jede feste Hand am Regierungsruder zu fehlen, und so schlingert das Staatsschiff hin und her, und es ist mehr oder weniger dem Zufall überlassen, ob es in den sicheren Hafen einlaufen oder auf eine der zahlreichen parlamentarischen Klippen auffahren wird.

Selbst das steht nicht einmal über allem Zweifel fest, ob die Regierung die Ablehnung des Mittellandkanals mit einer Auflösung des Abgeordnetenhauses beantworten wird. Es gibt Leute, die auch heute — nach der Dortmunder Kaiserrede — noch meinen, daß die Regierung sich dem Machtspruch des „Bundes der Landwirthe" schließlich laudabiliter unterwerfen werde. Um das zu glauben, muß man allerdings preußischer Agrarier sein und von der Schwäche der preußischen Regierung gegen agrarische Prätentionen eine geradezu beleidigende Vorstellung haben.

Proteus.

Goethe und seine Deutschen.

(Zu Goethe's 150. Geburtstag.)

Sehr kluge Leute bemerken von Zeit zu Zeit, daß es eigentlich gar keinen Sinn habe, Geburts- und Denktage zu feiern. Dadurch, daß die Uhr zwölf schlägt, ändere sich eigentlich gar nichts; und der 28. August 1899 sei zu einem feierlichen Gedenken an Goethe nicht mehr und nicht weniger als jeder beliebig andere Tag berechtigt. — Was diese billige Weisheit an beachtenswerthem Inhalt bringt, ist einfach dies, daß natürlich jeder Denktag nur erst eine Aufforderung ist. Er bedeutet an sich nichts — wohl; aber er mahnt uns, etwas aus ihm zu machen. Wie die Religion und die Sitte, so setzt auch die engere Tradition unter den Gebildeten Feiertage fest, die wir heiligen sollen durch das, was wir in sie legen. Niemand hat herrlicher als Herder die Bedeutung des Sabbaths gepriesen, des hohen Ruhetags, der uns auffordert, uns vom Dust zu den Gefilden hoher Ahnen zu heben.

Aber freilich, die Denktage sind von verschiedener Art. Man feiert die einen in zerissenen Kleidern, Asche auf dem Haupt, die anderen mit hellem Jubel. Es gibt wohl Geburtstage großer Männer, die man nicht ohne Trauer begehen kann: sie erwecken in uns so viel Schmerz um verlorene Kräfte, verlorene Gelegenheiten. Kann der 150. Geburtstag Goethe's für uns ein reiner Freudentag sein? Ein alltägliches Ereigniß wird uns die Wiederkehr jenes Tages gewiß nicht sein, an dem Goethe's Großmutter der Frau Rath jenes Jubelwort zurief, das glücklicherweise auch heut noch gilt: „Räthin, er lebt!" Er lebt, er lebt unter uns, der Dichter des „Faust". Aber als Freund? als Meister? als Fremder? als Hemmschuh? All diese Urtheile haben wir gehört. Wie steht es damit?

Verfolgen wir durch den Lauf der Jahrzehnte den majestätischen Fluß dieses Riesenstroms. In gleichen Abständen errichten wir Stationen an seinem Ufer und prüfen seinen Stand. Wie hat sich im Wechsel der Zeiten seine Stellung zur Nation, ihre Stellung zu Goethe gestaltet?

1749.

Die Signatur von Goethe's Geburtsjahr hat sein englischer Biograph Lewes hübsch gezeichnet. Es war das Jahr, in dem Voltaire's „Urania", die Marquise du Chatelet starb, und ihn „ohne einen Rathgeber, der ihn vor Friedrichs des Großen Hof hätte warnen können", zurückließ, und in dem Rousseau, nachdem er beredt in dem glänzenden Kreis der Mme. d'Epinay über die Heiligkeit der Familienbande gepredigt hatte, heimging, um seinen Säugling ins Findelhaus zu bringen. Buffon und Haller begannen die Arbeiten zu veröffentlichen, die ihren Weltruhm sichern sollten; Mirabeau und Marat waren noch „die Tyrannen ihrer Kinderstuben". — Mit anderen Worten: die Männer des großen Umsturzes konnten die Namen damals kaum aussprechen, die einst ihren Thaten vorleuchten sollten; aber zwischen der ersten Reihe der Revolutionäre — Voltaire, Rousseau — und der zweiten — Mirabeau, Marat — waren die Helden der umgestaltenden Forschung mächtig an der Arbeit. Nicht die Luft der Revolution — die Luft der langsamen stetigen Arbeit erfüllte die Atmosphäre von Goethe's Geburtsjahr.

Für das deutsche Volk und für die deutsche Litteratur ward dies Jahr nur durch dies Eine Ereigniß, das freilich groß genug ist: eben durch Goethe's Geburt, ausgezeichnet. Allenfalls könnte man es als symbolisch auffassen, daß eine der schönsten Dichtungen aus unserer vorklassischen Zeit erschien: Ewald v. Kleist's „Frühling". Altmodisch ist noch die Grazie dieses beschreibenden Gedichts, dem erst Gleim statt des geplanten Titels „Die Landlust" seinen vordeutenden Namen gab; von der Weisheit, mit der Schiller etwa seinen „Spaziergang" ordnet, hat Kleist's trefflicher Herausgeber Sauer in dem raschen Scenenwechsel dieser Frühlingsbilder nicht finden können. Noch herrschen erbaulicher Ton und moralistische Tendenz; „das nutzbar Schöne vergnügt" Aber die reine Anmuth gewisser Genrebilder, des ackernden Landmanns, der Hausfrau in der Rebenlaube lassen den Dichter von „Herrmann und Dorothea" vorahnen. Es regt sich im deutschen Volk, das diese Gabe jubelnd begrüßte, leise ein Gefühl für größere Einfachheit, Natürlichkeit, Andacht, für das Stille, als der pomphafte oder gesucht witzige Ton der Poesie lange Zeit gezeigt hatte.

1759.

Der kleine Wolfgang spielt mit französischen Komödianten und sein Vater hat den Zusammenstoß mit dem Grafen Thoranc, der später Gutzkow zu seinem unglücklichen „Königslieutenant" Gelegenheit geben soll. Denn der Vater ist „gut fritzisch" gesinnt und der Sohn fängt bei aller Bewunderung für die Kunst des kultivirteren Nachbarlandes bereits an, an einer so großen Gestalt wie dem König Friedrich sein Deutschthum unbestimmt zu empfinden. Lessing kämpft während dessen in den Litteraturbriefen gegen den französischen Geschmack für eine deutsche Nationalbühne — und entwirft für diese das bedeutsame Fragment seines „Faust". In Württemberg aber leuchtet ein heller Stern über einem kleinen Häuschen, das heut die Pietät der Landsleute Friedrich Schiller's zu einem Wallfahrtsort gemacht hat. Norddeutschland kämpft schon für die nationale Empfindung; Mittel- und Süddeutschland werden folgen.

1769.

Von den Leipziger Aufregungen und Ausschweifungen kaum genesen, stürzt sich der Jüngling Goethe mit Faustischem Drang in Experimente aller Art, sucht Beruhigung bei den Ketzern in Arnold's Kirchengeschichte und auf der Herrnhuter Synode in Marienborn. Er grübelt über jene Begriffe, die seinem poetischen Leben als Leitsterne vorschweben sollen. „Und was an einem Gemälde am unerträglichsten ist, ist Unwahrheit. Ein Märchen hat seine Wahrheit, und muß sie haben, sonst wär es kein Märchen." „Und was ist Schönheit? Sie ist nicht Licht und nicht Nachtdämmerung; eine Geburt von Wahrheit und Unwahrheit." (13. Februar 1769.) „Was ich erfahren habe, das weiß ich, und halte die Erfahrung für die einzige echte Wissenschaft." (8. April 1769.) Die Größen abzuschätzen versteht er schon wunderbar. „Lessing ist ein Eroberer, und wird in Herrn Herder's Wäldchen" — soeben war das „Kritische Wäldchen" gegen Lessing erschienen — „garstig Holz machen, wenn er drüber kommt. . . . Voltaire hat dem Shakespeare keinen Tort thun können, kein kleinerer Geist wird einen größeren überwinden." Es sind Heroen von spezifisch germanischer Art; die er rühmt. — Während so der zukünftige Autor des „Götz" so bei den größten Meistern in die Lehre geht, schreibt ein österreichischer Offizier in Wien, H. v. Ayrenhoff

ein nichtiges Lustspiel, „Der Rückzug oder die noblen Passionen", das der Große Friedrich eines Tages den verwerflichen Nachahmungen Shakespeare's als Muster eines guten deutschen Dramas vorhalten wird. Fürsten haben eben manchmal ein wunderbares Urtheil in Theaterdingen; wie hat selbst Carl August über die „Braut von Messina" gelacht!

1779.

Der Dreißigjährige sieht bei Gelegenheit seiner Schweizerreise die beiden Geliebten seiner hellsten Jugendtage wieder: Friederike und Lili; und er besucht das Grab seiner Schwester. Die Jugend ist abgethan; die ernste große Natur fängt an, ihn in die Schule zu nehmen, wie früher schon die ernsten großen Naturen es thaten. Er hat das vollste Gefühl des Wachsens und Gedeihens: „Ich habe alles, was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott Geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat und aus vergangenem Leide manches Gute für die Zukunft hofft." (9. August 1779). „Ich habe nun des Großen fast zu viel. Seit ich euch verlassen habe, ist kein unbedeutender, überflüssiger Schritt geschehn." (16. November 1779). Ruhig und fest steht er selbst dem bewunderten Lavater gegenüber: „Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne." (28. Oktober 1779.) — Auf der Rückreise besucht er mit dem Herzog die Karlsschule und sieht, ohne ihn zu beachten, einen hagern rothhaarigen pockennarbigen Schüler der Anstalt, dessen durchgearbeitete Züge von inneren Aufregungen zeugen: den Eleven Friedrich Schiller. Mit Antheil aber liest er die größte litterarische That dieses Jahres: Lessing's „Nathan", dessen Bekenntniß zu seinem Evangelium gegenüber dem Patriarchen in Zürich so gut stimmt. Der Dreiklang der „Xenien" und des „Wilhelm Meister" bereitet sich vor Lessing, Goethe, Schiller.

1789.

Das Geburtsjahr der großen Revolution besiegelt auch für Goethe's Privatverhältnisse einen völligen Umsturz. Es erfolgt der völlige Bruch mit Charlotte v. Stein; August v. Goethe wird geboren. Was mit der Italienischen Reise und ihren Eindrücken verwandt scheint, ist dem Dichter jetzt theuer; was er in Deutschland vorfindet, erweckt sein Mißbehagen. „Von Ihnen ganz allein höre ich einen ernsthaften Wiederklang meiner echten italienischen Freuden", schreibt er (Ende Januar 1789) an den guten „Kunschmeyer". Mit wahrer Zärtlichkeit, mit „unerlaubter Sorgfalt" (10. August 1789) arbeitet er an dem Werk, das ihm Italiens Klima in den gestaltlosen Norden bringt: „Tasso wächst wie ein Orangebaum sehr langsam. Daß er nur auch wohlschmeckende Früchte trüge!" (19. Februar 1789). Aber diese hingebende Arbeit, die kein gewaltsames „Komponiren" duldet, der sich die Dichtung nur „von innen entfalten" soll (Ende Januar 1789), setzt ihn zu der einheimischen „tumultuarischen" Produktion in scharfen Gegensatz. „Leider haben alle diese jungen Leute nicht, was man eben braucht... Verse machen können sie alle." (Mitte Februar 1789). Ein Wort, das man öfters Gelegenheit hat, zu citiren!

Unter diesen Umständen beginnt der heimgekehrte Dichter, sich mehr und mehr von der Poesie abzuwenden. Auf die wissenschaftliche Arbeit legt er jetzt das Hauptgewicht. Er will „einen Grundstein zu künftigem gemeinschaftlichem Bau manches wissenschaftlichen Denkmals" setzen; „es ist mir sehr ernst in allem, was die großen ewigen Verhältnisse der Natur betrifft." (28. Januar 1789.) Was in der Kunst die Dilettanten, sind ihm in der Naturbetrachtung die Teleologen, und scherzhaft meint er, als die Ilm übergetreten war, die Enten seien in völliger Ueberzeugung gewesen, daß diese Anstalt um ihretwillen getroffen sei. (6. April 1789.)

Es ist ein Wendepunkt in Goethe's Verhältniß zum Publikum. Die neue Ausgabe seiner Schriften betreibt er mit weniger Liebe als geschäftsmäßigem Fleiß und sein größtes Vorhaben, der „Faust", wird als Fragment gegeben, „das heißt in seiner Art für diesmal abgethan." (5. November 1789.) Grade dies Werk hätte dem bewunderten Autor von „Götz" und „Werther" seine Stellung aufs Neue sichern müssen; indem er die „nordischen Phantome" bei Seite schob, verwirrte er seine alten Anhänger mit dem Fragment, ohne durch „Tasso" und „Iphigenie" gleich viel neue zu erobern. Von der Veröffentlichung des Faust-Fragments geht die Entfremdung zwischen Dichter und Publikum an, die nie wieder ganz überwunden wurde. Hätte er damals so viel Liebe wie an den „Tasso" auch an den „Faust" verwandt — die deutsche Nation hätte Jahrzehnte des Vollbesitzes seiner dichterischen Größe gewonnen!

1799.

Der Mann von fünfzig Jahren hat durch die segensreiche Verbindung mit Schiller die litterarische Führung wiedererobert — freilich nur im „Condominium" mit dem einst schroff zurückgewiesenen Verfasser der „Räuber". Die Aufführung des „Wallenstein", Schiller's Uebersiedelung nach Weimar, die gegenseitigen Konzessionen in der Stellung zu der jungen Romantik, vor allem den beiden Schlegel, besiegeln dies neue Verhältniß. Goethe hat die verlorene Lust zum dichterischen Hervorbringen wiedergewonnen; die Sammlung der kleinen Gedichte geschieht mit „Sammlung, Fassung und einer gewissen allgemeinen Stimmung" (3. Aug. 1799), wie sie der Ausgabe vor 10 Jahren nicht zu Theil ward. — Aber die Naturbetrachtung behält daneben ihren breiten Raum; und „die Mauer, die ich schon um meine Existenz gezogen habe, soll nun noch ein Paar Schuhe höher aufgeführt werden." (27. Juli 1799.) Die „Greuel des Dilettantismus", die „infame Manier der Meister in der Journalistik" (17. August 1799) erneuern in ihm die Ueberzeugung, daß wir nichts thun sollen als in uns selbst zu verweilen, um irgend ein leidliches Werk nach dem andern hervorzubringen." (20. Juli 1799.) „Einsamkeit gehört dazu, um in die Tiefe der Kunst zu dringen und die tiefe Kunst in seinem eigenen Herzen aufzuschließen." (28. Okt. 1799.) Mit seinen Erstlingswerken hatte er unbedenklich „am Herzen des Volkes angefragt". Nach der Heimkehr aus Italien hatte der Beifall der Freunde wenigstens ihm gefehlt. Jetzt ist es ihm selbstverständlich geworden, sich in die Einsamkeit des engsten Kreises zurückzuziehen.

Und die Weltereignisse sorgen dafür, ihn von der Gefühlsgemeinschaft mit der Nation noch weiter zu entfremden. Eben wird die Schlacht bei Abukir ausgefochten; Napoleon Bonaparte kehrt heim und vollbringt den Staatsstreich des 18. Brumaire. Die dämonische Persönlichkeit, die auch den größten Dichter Deutschlands ganz in ihren Bann zwingen sollte wie unsern damals größten Geschichtschreiber Johannes v. Müller, — sie tritt die gewaltige Bahn ihres ungeheuren Schicksals an.

1809.

Der berühmte Dichter, der von Napoleon selbst ausgezeichnete Minister, steht abseits von der starken nationalen Bewegung. Die Schlacht bei Aspern, Kleist's „Herrmannsschlacht", selbst Wilhelm v. Humboldt's Thätigkeit, der als glänzendster Leiter des preußischen Unterrichtswesens die Grundlagen einer allgemeinen geistigen Wehrpflicht zu schaffen sucht — ihn lassen diese Großthaten des Jahres kalt. Fast mit einer gewissen trotzigen Verzweiflung bannt er sich in seinen engen Kreis Zacharias Werner, den er zu dem einflußreichsten Schicksalsdrama, dem „24. Februar", veranlaßt, kann ihm fast Schiller's Dichtergemeinschaft ersetzen! Freilich wendet er den ironischen Ton, den er in diesen Jahren liebt, auch dem garstigen Romantiker gegenüber an: „enthalten Sie sich ja, mir Fußangeln aus der Dornenkrone vor meine Schritte hinzustreuen!" (1. Oktober 1809). Jedes zu kräftige Gefühl, jeder laute

Enthusiasmus ist ihm unbehaglich. Mit anmuthigen Mädchen wie Silvie v. Ziegesar und Pauline Gotter spricht er gern; aber Betlinens' Schwärmerei meistert er kühl: „Da ich das Wort Natur abermals niederschreibe, so fühle ich mich gedrungen, dir zu sagen, daß du doch dein Naturevangelium, das du den Künstlern predigst, in etwas bedingen möchtest." (3. Nov. 1809.) Dafür tritt der derb gesunde Zelter ihm jetzt nahe und zu alten Freunden der Epoche seiner Selbsterziehung fühlt er sich fast mit Zärtlichkeit gezogen: zu Meyer, selbst zu Charlotte v. Stein.

Und auch seine Dichtungen nehmen einen lehrhaften Ton an, der gegen allen Ueberschwang, für ernste Mäßigung kämpft. Vielleicht noch bis in dies Jahr zieht sich die Arbeit an „Pandora", dem herrlichsten wohl unter seinen späten Entwürfen, in dem aber doch die absichtsvolle Parteinahme für den fast bis zur Philiströsität praktischen Prometheus verstimmt. Und die „Wahlverwandtschaften" sind ganz ein charakteristisches Zeugniß dieser zeit- und weltfremden Epoche in Goethe's Dichtung. Fern von der großen Welt, die im „Wilhelm Meister" lärmt und sogar in den „Werther" hineintönt, spielt auf sorgfältig gereinigter enger Bühne sich ein Schauspiel ab, das aristokratisch gebildete Naturen im Kampf gegen die verderbliche Macht der Leidenschaft untergehen läßt — aber sanft und leise untergehen läßt, ohne Werther's Pistolenschuß oder den Lärm der Abenteuer in den „Lehrjahren". Es entstand ein Meisterwerk; aber der Nation konnte dies kunstvoll gearbeitete Stück Seelengeschichte nichts sein. Es blieb, wohin es gehörte: auf dem „Théâtre intime" ernster williger Leser.

1819.

Der siebzigste Geburtstag bringt mannigfache Huldigungen, auch den Plan des Frankfurter Goethe Denkmals. Er trifft den Dichter wunderbar verjüngt. Aus der Unruhe der Zeiten hatte er sich in einfache unverbildete Zustände gerettet; so entstand der „Westöstliche Diwan". Das „Buch des Unmuths" fehlt darin nicht und selbst jener Denkmalsplan gibt Anlaß zur Rüge. Seinem Volk fühlt er sich noch immer entfremdet:

Mit der Deutschen Freundschaft
Hat's keine Noth. . . . .
Sie lassen mich Alle grüßen
Und hassen mich bis in Tod.

Die Welt hat er verachten gelernt:

Uebers Niederträchtige
Niemand sich beklage!
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage.

Man glaubt etwas von dem Pessimismus einzuathmen, der in eben diesem Jahr in dem Hauptwerk von Goethe's entartetem Schüler, Schopenhauer, seinen Ausdruck fand. Und dennoch — seine Stellung zum Volk hat sich völlig geändert. Nicht mehr verschließt er sich ängstlich — in königlicher Freiheit steht er, seiner Herrschergewalt bewußt, über dem Vergänglichen. Kotzebue's Ermordung regte die Großstaaten zu wildem Verfolgungswahn auf; er blieb gefaßt und der Landesherr des am meisten bedrohten Jena theilte mit ihm das ruhige Vertrauen zu dem guten festen Kern im Volk; vor allem freilich die Hoffnung, daß „das Edelste und Beste des Menschengeschicks, ein Zusammenwirken mit Guten und Gleichgesinnten, nicht vor dem letzten Schicksal verschwinden werde." (26. Juli 1820.) Er fühlt sich wieder zum Kampfe gestärkt und als Kämpfer würdig des Paradieses. Und die neue Dichtung, die aus dieser Stimmung hervorging, hat denn wieder auf die Poeten seiner Nation gewirkt wie seit „Werther" und „Götz" keines seiner Werke: Rückert, Platen, Daumer, schließlich Bodenstedt stimmen in den orientalischen Ton ein, daß es dem strengen Immermann bald zu viel ward:

Alter Dichter, du gemahnst mich als wie Hamelns Rattenfänger —
Pfeifst nach Morgen, und es folgen all die lieben kleinen Sänger!

1829.

Fast wie eine mystische Persönlichkeit thront der Olympier in Weimar. Ehrfurchtsvoll nahen von allen Enden der Welt die Boten seinem Thron: der französische Bildhauer David d'Angers, der polnische Dichter Mickiewicz; Eckermann und der Kanzler v. Müller und der Prinzenerzieher Sorel fangen in pietätvollem Eifer jedes Wort auf, das aus seinem Munde fällt. Sein Briefwechsel mit Schiller, soeben fertig erschienen, soll freilich auch wieder die Anfänge einer neuen Opposition gegen Goethe bei A. W. Schlegel, bei Gervinus, bei Börne zeitigen. Und die „Wanderjahre" werden mit Ehrfurcht, doch auch mit Befremdung aufgenommen. Goethe fängt an, als mythische Gestalt in das nationale Bewußtsein überzugehen; die Zeugnisse des Lebenden schätzt doch nur der „engere Kreis" in ihrer ganzen Bedeutung. Er aber fühlt sich als den „Befreier", als den großen Lehrmeister seines Volkes und wärmer als lange Zeit nimmt er mit Kritik und Rathschlägen Antheil an der allgemeinen Entwicklung des Volkes.

1839.

Der Kampf gegen Goethe ist in vollstem Gang. 1836 waren gleichzeitig drei charakteristische Bücher erschienen. Gervinus „Ueber den Goethe'schen Briefwechsel" leugnet die Größe des Dichters nicht gerade, bedauert aber doch, daß er die höchsten Gattungen der Poesie nur gestreift habe. „Hätte Goethe sich bei seinen Anlagen, wie Schiller, auf das Eine der Dichtung konzentrirt", meint der dreißigjährige Geschichtsschreiber, der damals schon so unfehlbar war, wie er es zeitlebens geblieben ist — „hätte er wie Schiller sich der Geschichte zum Nutzen seiner Dichtung trotz aller Schwierigkeiten zu bemächtigen gesucht, so wäre er unstreitig auf einen weit höheren Gipfel der Kunst gekommen." . . . Dies Schriftchen regte Karl Gutzkow zu seinem Programm „Ueber Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte" an, in dem er kategorisch erklärt, für Deutschland sei „Goethe's Nachwirkung nicht materiell, sondern formell". Und endlich Wolfgang Menzel in der zweiten Auflage seiner „Deutschen Litteratur" erläutert diese Meinung noch stärker dahin, daß Goethe „allem Ueppigen, Weichen, Feigen, das durch die Sentimentalität, und allem Falschen, Verkehrten, Thörichten, das durch die Nachäffung des Fremden in die deutsche Litteratur eindrang", den mächtigsten Vorschub geleistet habe. „Das einzige Gute, das er bei dieser schlechten Tendenz hatte, und wodurch er so große Macht erlangte, war seine Form, das Talent der Sprache, Darstellung, Einkleidung."

Solche Urtheile waren — man glaubt es heute kaum — vor 60 Jahren im Schwung. Die Doktrinaire tadelten an Goethe, daß er alle Fesseln ihrer Systematik sprengte; die jungen Litteraten wandten sich mit Ingrimm gegen sein beschattendes Standbild. Den Romantikern war er jetzt zu klassisch-antik; den Tendenzschriftstellern wie Börne war er zu sehr reiner Künstler. Die Jungdeutschen, Wienbarg an der Spitze, erklärten ihn für überwunden; aber die Agitatoren im liberalen wie im orthodoxen Lager bekämpften mit Leidenschaft seine lebende Macht.

Selbst wer sich zur Verehrung Goethe's bekannte, wie Immermann, der eben mit dem „Münchhausen" sein Höchstes schuf, hörte nicht auf zu nörgeln und zu beanstanden. Ein großer Dichter fühlte sich ganz als Schüler der Klassiker, wollte gern stehen bleiben, wo Schiller und Goethe stand — Grillparzer. Aber eben 1839 brachte jene Niederlage seines klassischen Lustspiels „Weh dem, der lügt", deren Nachwirkung ihm leider auch in der dauernden Entfremdung vom Publikum zum Nachfolger Goethe's machte.

1849.

Die Nachwehen der Revolution waren nicht geeignet, gerechter zu stimmen gegen den Mann, den Börne den „gereimten Knecht" genannt und den „braun' und blaue Kutten" unaufhörlich als den großen Feind von Christen-

thum und Sittlichkeit bekämpft hatten. Was Gervinus gefordert hatte, war Wahrheit geworden: Alles lebte und webte in der Politik und den Litteraturfreunden sang man höhnisch Herwegh's Spottverse ins Ohr:

Du hast ja den Schiller und Goethe —
Schlafe, was willst du mehr!

So weit wie Freiligrath's Zeitgedichte oder die Reden des Frankfurter Parlaments liegen auch die Werke der bildenden Kunst ab von allem Goethischen Einfluß. Kaulbach wird als Akademiedirektor nach München gerufen — Goethe hätte in dem geistreichen Satiriker und Agitator nur einen Dilettanten gesehn. Menzel vollendet seine Illustrationen der Werke Friedrichs des Großen — die Weimarer Kunstfreunde hatten die „einfache Nachahmung der Natur" bei Seite geschoben. Man lebte in der Aufregung der Gegenwart und „die Gegenwart ist eine mächtige Göttin". „Wenn man einmal weggeht", schreibt Goethe einmal, „so ist's beinah, als wenn man todt wäre". Es schien damals wahrhaftig, als sei Goethe todt für die Deutschen.

1859.

Schillers hundertster Geburtstag bringt eine nationale Begeisterung, wie Deutschland sie kaum gesehen. Der Goethes war nur in engsten Kreisen gefeiert worden; jetzt bringt von neuem, wie 60 Jahre früher, Schiller den Freund an seiner Hand vor das jubelnde Volk. Die Festreden weisen nachdrücklich auf seine überragende Größe, so Jacob Grimm's schöner Vortrag in der Berliner Akademie. Eine neue Generation von Goethe-Verehrern wächst auf. Niemand hat mehr für die große Aufgabe, den Dichter der Nation wieder zu gewinnen, gethan als Herman Grimm, dessen erster Essay-Band eben erschien; von den Brüdern Grimm und den Kreisen der Romantik war ihm die Liebe zu dem Heros übertragen worden. Daneben wirken Autoren wie Paul Heyse und Berthold Auerbach, Gelehrte wie Rudolf Hildebrand und Michael Bernays für das vergessene Evangelium und bemühen sich, wie die Theologen von Luther sagen, „wieder das Licht auf den Leuchter zu stecken." In den Kreisen der Naturforscher erregt seit der 1859 erschienenen „Entstehung der Arten" Darwins Goethes naturwissenschaftliche „Vorahnung künftiger Entdeckung" erneute Aufmerksamkeit; die Zoologen Oskar Schmidt und Ernst Haeckel, weiterhin Rudolf Virchow, der Anthropolog, Emil du Bois-Reymond, der Physiolog, Hermann Helmholtz, der Physiker, vertreten den Ruhm auch des Denkers. Daneben dauert aber der stille ingrimmige Krieg der „neuen Klassiker" gegen die Alten fort. 1859 erschien auch Gutzkows „Zauberer von Rom" und als der Autor des großen Zeitromans über den Theaterplatz in Weimar stritt, ballte er die Hände gegen Rietschel's Doppeldenkmal und rief ingrimmig: „Neunbändige Romane haben sie doch nicht geschrieben."

1869.

In den Kreisen der Lesenden ist Goethes Macht in beständigem Aufsteigen. Die „Goethe-Philologie" wird unter Führern wie W. Scherer und G. v. Loeper zu einer siegreichen Vorfechterin des Verständnisses für den mythisch gewordenen Dichter, für verkannte oder zurückgeschobene Werke, wie vor allem den zweiten Theil des „Faust". Aber in den Kreisen der Produzirenden steht Goethes Einfluß so tief wie kaum je — jene rühmlichen Ausnahmen wie Heyse und Spielhagen, Geibel und Auerbach abgerechnet. Makart herrschte in Wien! Hamerling schreibt den „König von Sion"! Jordan veröffentlicht den ersten Theil seiner „Nibelungen"! Eduard v. Hartmann wird mit der „Philosophie des Unbewußten" der Modephilosoph! Es war, als hätte für sie alle Goethe nie gelebt. Sie bekämpften ihn nicht, lobten ihn wohl auch — bloß für ihre Kunst oder ihre Weltanschauung war sein Bild verlöscht. Und die ihn am lautesten priesen, wie Wilhelm Jordan, verläugneten seine Kunstlehre und seine Weltweisheit am entschiedensten.

1879.

Es steht am Ausgang der Kulturkampfperiode um Goethe's Verhältniß zu seinen Deutschen nicht viel besser als ein Menschenalter früher. Wohl hat die „Goethegemeinde" im Lande sich gemehrt; immer weitere Kreise sind, nach Auerbach's hübschem Ausdruck „goethereif" geworden. Aber wenn Scherer in seinem eben erscheinenden Werkchen „Aus Goethe's Frühzeit" die reiche Spende, die der Patriarch der Goetheverehrer, der Leipziger Verleger S. Hirzel, kurz vorher mit den drei Bänden unbekannter Dokumente des „Jungen Goethe" dem deutschen Volk dargeboten hatte, durchzuarbeiten begann, wenn er durch Anfänge eines Kommentars zu Goethe's Jugendschriften den jungen Goethe neben dem alten zu Ehren bringen wollte, so begegnete er fast nur unwilliger Abwehr. Und wenn ebenfalls 1879 Rudolf Hildebrand in Leipzig in seinem köstlichen Büchlein „Vom deutschen Sprachunterricht" Goethe energisch in den Dienst der Zeit zu stellen suchte, wurden gerade diese Hinweise am wenigsten beachtet. Treitschke's Deutsche Geschichte (seit 1879) bewies wohl in dem feurigen Goethelob ihrer litterarhistorischen Partien, daß die Politiker seit den Tagen von Börne und Gervinus vorgerückt waren im Verständniß des antipolitischen Dichters; aber dasselbe Jahr brachte auch mit Dühring's Kritik der Geschichte der Philosophie die erste große Kundgebung des stärksten Goethefeindes unserer Tage. Ein neues Pfaffenthum, das der modernen Realisten und Wirklichkeitsanbeter, begann den Scheiterhaufen für den „Schönmaler" Goethe aufzurichten.

1889.

Der Realismus, lange Zeit nur doktrinär, ist fruchtbar geworden. Die „Freie Bühne" wird begründet und bringt Gerhart Hauptmann's Erstling. Arno Holz und Joh. Schlaf treiben im „Papa Hamlet" die Wirklichkeitsmalerei einer neuen Sturm- und Drangperiode ins Grelle. Daneben treten gemäßigte Realisten auf: neben Fontane's prächtigen „Irrungen, Wirrungen" macht Sudermann's „Katzensteg" sich energisch Platz. Merkwürdig aber! den Theoretikern, die die neue Richtung vertheidigen, ist es fast selbstverständlich, Worte Goethe's (mit Recht oder Unrecht) für das neue Streben anzurufen. Goethe ist für Schlenther und Brahm Autorität wie nur irgend für „epigonenhafte Goethepfaffen". Und der viel tiefer grabende Revolutionär, der die „Götzendämmerung" schreibt, bleibt in warmer Bewunderung für das Wunder Goethe sich getreu. Keine Frage: Goethe's lebendige Macht ist in allen Lagern im neuen Aufsteigen. Schon halten gewisse doktrinäre Obskuranten es wieder für nöthig, gegen den zu starken Einfluß des „Alten" zu eifern. 50 Jahre nach Menzel und Gutzkow glaubte K. Bleibtreu (1886) wieder nicht nur gegen „die scheußliche Goethemanie" eifern zu sollen, sondern auch im Ton Gervini erklären zu müssen, daß leider der höchstbegabte Goethe „in seinem so ungewöhnlich langen Leben nur ein paar Mal sich dem Höchsten zu nähern und nur Einmal im Faust es wirklich zu erreichen wußte". Gleichzeitig schrieb der Jesuit Baumgartner — übrigens mit viel Geist — eine polemische Goethe-Biographie mit dem Motto: „Ich bin nur durch die Welt gerannt."

Dieselbe Kraft einer neuen Erfassung der Wirklichkeit, dasselbe Sehnen nach einem einheitlichen Stil, das in dem jungen Realismus Ausdruck fand, machte auch die wahrheitsvolle Poesie, die von der Nothwendigkeit eines festen Stils erfüllte Kunstlehre Goethe's wieder frisch wirksam. Goethe ist wieder lebendig, nicht bloß mehr ein großer Name; Freunde und Feinde empfinden ihn wieder als lebendige Macht.

1899.

Man fängt an, den jungen Goethe, der so lang hinter dem alten hatte zurückstehen müssen, fast tendenziös hervorzuheben. An vielen Stellen ist das freilich begründet: mit Recht will zum 150. Geburtstag Goethe's Leipzig dem Studenten, Straßburg dem Doctoranden ein Denkmal

setzen. Seine Geburtsstadt Frankfurt, Düsseldorf, wo der noch junge Mann mit Fr. H. Jacobi schwärmte, nehmen Weimar für diesmal die Feier ab. Dem deutschen Volk beginnt Goethe in seiner göttlichen Jugend näher zu treten; er scheint seinen ganzen Siegeslauf vom „Werther" bis zum zweiten „Faust" noch einmal durchleben zu wollen.

Das ist schön; aber es hat auch Nachtheile. Der erste Präsident des deutschen Reichstags war der erste Präsident der Goethe-Gesellschaft. Dem heutigen Reichstagspräsidenten und der illustren Versammlung in ihrer Mehrheit ist der neugeborene Nationaldichter augenscheinlich noch — zu jung. In Paris oder London wäre denen, die einen großen Mann für einen nationalen Ehrentitel halten, die Beschämung solcher Debatte und solcher Abstimmung wohl erspart geblieben. Indessen — in weiteren zehn Jahren hat die neue Popularität Goethe's vielleicht sogar den deutschen Reichstag erobert. Einstweilen meinen wir, Goethe's Epigramm gilt auch für negative Denkmale:

Ja, wer eure Verehrung nicht kennte!
Euch, nicht ihm baut ihr Monumente!

Berlin.

Richard M. Meyer.

Das Geschlecht der Fremdwörter im Deutschen.*)

Wir gingen in unserer Erörterung aus von der Klage Virchow's, daß es Mediziner gibt, die sich sogar nicht scheuen, von dem Cervix eines Organs zu sprechen, während eigentlich doch jeder Sextaner wissen müsse, daß Cervix ein Femininum sei, dem demnach der weibliche Artikel gebühre. Diese Klage ist bedeutsamer, als es auf den ersten Blick scheint; denn es handelt sich hier nicht um gelehrte Quisquilien, sondern es ist ein Thema gestreift, das für Alle, die den Kampf des Sprachgeistes gegen den Regelzwang mit Interesse verfolgen, außerordentlich wichtig ist. Es lohnt sich deshalb wohl, auf die Frage einzugehen: Gibt es im Deutschen Regeln für die Geschlechtsbezeichnung von Fremdwörtern, oder lassen sich aus der Praxis Regeln entlehnen? Dürfen Fremdwörter nur nach dem Gesetze ihrer Abstammung, gleichsam nach dem Exterritorialgesetze, behandelt werden, oder kann die deutsche Sprache (und jede andere) die Landesbräuche auf die Fremdlinge anwenden, d. h. sie völlig annektiren, ihrem eigenen Sprachgesetze gemäß behandeln?

Eigentlich ist ja der Streit schon entschieden; denn wir haben anscheinend gute deutsche Worte, die den ursprünglichen Artikel nach der (lautlichen) Assimilation im Deutschen völlig verändert haben. Ich erinnere nur an turris, das im Deutschen zum männlichen Thurm, an das spätlateinische Paraveredus (parifredus), das als genereller Begriff Pferd (s. u.) zum Neutrum geworden ist, während das gleichwerthige (und gleichartige?) Zelter (palafredus resp. parifrenus) das männliche Geschlecht beibehalten hat. Dazu kommt noch der für die Praxis, d. h. den gewöhnlichen Sprachgebrauch, ausschlaggebende Umstand, daß es selbst für den Gebildeten gar keinen Anhaltspunkt für die Bestimmung des ursprünglichen Geschlechts der Fremdwörter gibt; denn es sind in jede Sprache fremde Wörter mit so vielen Veränderungen übergegangen, daß nur der Sprachforscher allein noch das ursprüngliche Geschlecht bestimmen kann. Gerade die Wissenschaft (und namentlich die Medizin) hat ihrem universellen Charakter und ihrer Geschichte entsprechend Ausdrücke von überall her aufgenommen, so daß nur ein Polyglotte allen diesen, theilweise sehr verstümmelten, Worten noch grammatisch gerecht werden könnte. Eine durchgreifende Regel wird also schon an diesem Umstande scheitern; denn es müßte ein Areopag von Gelehrten die Wahl der Geschlechtsbezeichnung bestimmen.

Von Wichtigkeit ist also die Frage: Wie hat der Deutsche sich gewöhnt, Fremdwörter mit dem deutschen Artikel in Verbindung zu bringen, wenn er mit einem Worte wirklich einen besonderen Begriff verbindet und es nicht bloß als Schalleindruck aufnimmt und wiedergibt, wie das Kind oder ein Papagei, die etwas nachplappern, oder wie man die trockenen Namen eines Systems, d. h. gewisse lautliche Differenzen als bequemstes Mittel der äußeren Unterscheidung, dem Gedächtnisse einprägt, ohne Rücksicht auf das Verständniß, den eigentlichen Begriff des Objektes.

Wie geht der Deutsche vor, da er doch drei Artikel besitzt, während die romanischen Sprachen nur zwei besitzen und das Englische für den hier in Betracht kommenden Gesichtspunkt sogar nur über eine Form der Geschlechtsbezeichnung verfügt. Warum benützt man für die aus dem Französischen und Italienischen entlehnten Worte (mit dem Artikel le oder il) nicht immer den männlichen resp. den sächlichen Artikel, sondern nimmt anscheinend willkürlich den männlichen oder sächlichen, warum vertauscht man sogar oft den männlichen und weiblichen Artikel? Nach welchem Prinzip übernimmt man englische Wörter, für deren Geschlechtsbezeichnung eine dreifache Möglichkeit vorhanden ist u. s. w.? (Der Check, der Sport, der Spurt, das und die Steeple Chase, die pace, der steamer, der dress, der Record, das Bycicle, das Tandem, das Budget (obwohl ursprünglich aus dem Französischen (la bougette stammend).

Wir können natürlich hier das Thema nicht erschöpfen, sondern möchten es nur zur Diskussion stellen, indem wir den Fachgelehrten überlassen, zu den Bemerkungen, die wir als Laie hier vorbringen, namentlich durch den Nachweis der historischen Entwicklung der einzelnelnen Bezeichnungen, Stellung zu nehmen, d. h. nicht bloß Zeit und Form*) des Eintrittes eines solchen Fremdlings in die deutsche Sprache, sondern auch jene begrifflichen Beziehungen und Wandlungen festzustellen.

Es gibt a priori folgende vier Möglichkeiten für die Aenderung der Geschlechtsbezeichnung: 1. Die einfachste, die Uebernahme des fremden Artikels nach der grammatischen Regel der Ursprache mit dem lautlich unversehrten oder wenig veränderten Worte (z. B. das Drama, das Pathos, das Ethos, der Mythus[os], der Kultus, die Philosophie, die Polonaise), 2. die Aenderung des ursprünglichen Artikels: a) ohne wesentliche Veränderung des Lautkomplexes oder Begriffes (das Camisol = la camisole, die Bouillon = le bouillon, der Pomp = la pompe (pompe lat. u. griech.), das Renommée oder gar Renammé = la renommée, die Tour = le tour (Reihe, Wendung, Reise), vom mittellat. tornus (la tour von turris), das Chambre (gespr. Schammber) (garni!) = la chambre garnie, das Entree (Vorzimmer oder Eintrittsgeld = l'entrée (w. G.), das fin de siècle = la fin de siècle), b) bei wesentlicher lautlicher Umänderung, namentlich der Endung (die Regel = regula, die Vettel resp. Alte (vetula), der Zettel = scedula — vergl. dagegen der Ziegel und der Tiegel = tegula —, das Pferd = paraveredus, der Palast = palatium, das Kreuz = crux), c) bei begrifflicher Veränderung des entlehnten Wortes ohne Lautveränderung oder ohne eine wesentliche Umwandlung (der plebs = der

*) Siehe auch den Artikel desselben Verfassers über „Das Recht der Annexion auf sprachlichem Gebiete und seine Konsequenzen" in der vorigen Nummer.

*) Ein Wort kann bekanntlich unverändert, als Urwort, oder mehr oder weniger beträchtlich umgewandelt aufgenommen werden, und zwar nicht bloß aus der Ursprache, sondern auch durch Vermittlung, d. h. aus einer Sprache, in der es bereits Umwandlungen erfahren hat. Die schließliche Form kann auch das Produkt direkter oder indirekter (sekundärer) Uebersetzung (s. u.) oder lautlicher Identifizirung sein (falsche Analogie resp. Volksetymologie).

Pöbel (populus), das gemeine oder, bezeichnender, ordinäre Volk, als Gegensatz zur römischen Plebs (= die Plebs resp. Plebejer). (Man vergl. die Wandlungen, die dieser Begriff schon bis zur Zeit des mittelalterlichen misera plebs contribuens erfahren hat.) Der Dom (als Kuppelkirche) = domus, w. G., der Altar (Gottestisch) = altaria resp. altare als Theil der Opferstätte, das Pulver = pulvis (m. G.) = der Staub, d bei Umänderung in beiden Beziehungen (der Keller = cellarium (die Vorrathskammer), der Weiher = vivarium (Thierbehälter), der Stiefel = aestivale (das sommerliche Kleidungsstück), die Pfalz- (Pfahl-)burg = palantium*), der Palast = palatium.

Interessant ist es, daß der dem Englischen eigenthümliche Gebrauch, allen Bezeichnungen für Schiffe (sogar man-of-war) den weiblichen Artikel zu geben, in den modernen deutschen Seejargon (der nicht ganz mit der offiziellen Marinesprache zu verwechseln ist) Eingang gefunden hat. Man liest nicht nur: Die Hohenzollern (an Stelle von S. M. Schiff H. oder: Die Yacht H.), die Leipzig, die Baden, sondern auch — horrible dictu — die Bismarck, die Kaiser, wobei nicht etwa ein weibliches Substantivum, etwa wie Corvette, Yacht oder Fregatte ergänzt werden kann, da der weibliche Artikel in gleicher Weise bei Panzerkreuzern, Linienschiffen 2c. angewendet wird.

Bet.achten wir nun das Verhältniß, in dem sich die einzelnen Lehn- und Fremdwörter in das Gebiet der deutschen Sprache eingefügt haben. Lassen sich Unterschiede wahrnehmen, die darauf hindeuten, daß der eine Bestandtheil lose, der andere fest oder organisch verbunden ist, der dritte gar nur als Aufputz dient? Wer die Geschichte der Sprachbildung nur einigermaßen kennt, wird darüber nicht im Zweifel sein, und die tägliche Erfahrung zeigt, wie sich Fremdworte plötzlich in die Sprache drängen, wie sie umgeformt oder konservirt werden, um anscheinend zum dauernden Besitz zu werden oder zu verschwinden, wie die volksthümlichen Melodieen oder der Gassenhauer, der plötzlich von allen Lippen tönt, um ebenso plötzlich wieder vergessen zu werden**).

Da man annehmen darf, daß als Bereicherung der deutschen Sprache eigentlich nur das fremde Wort betrachtet werden kann, das einem Bedürfnisse entspricht, also nicht bloß als Duplikat oder rhetorischer Schmuck oder als äußeres Zeichen fremdsprachlicher Bildung paradirt, so ist unseres Erachtens der Beweis für diese Nothwendigkeit erbracht, wenn die Adoption resp. Assimilation auch äußerlich deutlich zum Ausdruck gebracht wird, indem das Wort nicht bloß wesentliche lautliche Veränderungen erfährt, d. h. mindestens in der Aussprache germanisirt wird, sondern, als anerkannter Vertreter eines neuen Begriffes oder wenigstens einer neuen Variante und Schattirung der Vorstellung, auch die dem Deutschen eigene Geschlechtsbezeichnung erhält, d. h. den Artikel, der dem ihm begrifflich am nächsten verwandten deutschen Worte entspricht. Mit anderen Worten: Ein Fremdling ist erst wirklich assimilirt, wenn er durch den Sprachinstinkt, den in naiver Weise schaffenden Sprachgeist, die neue Prägung erhält. Diese trägt den Eigenheiten der adoptirenden Sprache auch bezüglich des Artikels Rechnung, während die Wörter relativ lange unangetastet zu bleiben scheinen, die durch den grübelnden und pedantischen Sprachgebrauch der Männer der Wissenschaft, die ja sprachlich, wenn der Ausdruck erlaubt ist, Utraquisten oder Polyglotten sind, aufgenommen werden.

Der Sprachinstinkt bindet, wenn ein Vergleich erlaubt ist, die fremden Blumen mit denen der Heimath zum anmuthigen Kranze der organischen Sprache; der Sprachverstand und namentlich die akustisch (lautlich) systematisirende Etymologie legt Herbarien an, in denen der Fremdling nach seiner Eigenart stets erkenntlich bleiben soll. Der unbewußt schaffende Sprachgeist gleicht dem Züchter, der die Eigenschaften der fremden Pflanze mit denen der heimathlichen zu einer neuen fruchtbaren Bildung verschmelzen will; die bewußte Gelehrsamkeit gleicht dem Sammler, der zufrieden ist, wenn er fremde Pflanzen in getrocknetem Zustande konserviren kann. Gerade weil die Volkssprache häufig von der konsequenten Logik und Grammatik und von den wissenschaftlichen Sprachrege:n — mag es sich nun um die fremde oder eigene Sprache handeln — absieht, ist sie eben entwicklungsfähig, d. h. fruchtbar in Neubildungen. Die Sprache, die ihrem natürlichen Laufe folgen kann, ist besonders bedeutungsvoll für die Psychologie der Volksseele; in ihr wirkt lebendiger Geist nach ungeschriebenen und nicht voraussehbaren Möglichkeiten und schafft Mannigfaltigkeiten, bildet, zerstört, schleift ab, formt um, während der Forscher nur registriren, d. h. Geschehnisse gleichsam als starre Kristallbildungen betrachten kann. Das sogenannte Gesetz gilt nur für die Vergangenheit, aber nicht für die Zukunft, und da mit der Formulirung des Gesetzes eigentlich jede andere Form und Möglichkeit des Geschehens ausgeschlossen ist oder ausgeschlossen sein sollte, so muß jedes Gesetz bei lebensfähigen resp. entwicklungsfähigen Bildungen, die eine nicht voraussehbare Mannigfaltigkeit von Möglichkeiten bieten, versagen.

Die mit Bewußtsein importirten Worte, die von Sprachkundigen zum Besten der Wissenschaft oder des Verkehrs entnommen und eingeführt werden, tragen nun im Gegensatz zu den unbewußt (nach dem Hörensagen) aufgenommenen, wenigstens im Anfange ihre Abstammung unverändert zur Schau. Ihre Eigenthümlichkeiten, die ursprüngliche Form, Aussprache und Geschlechtsbezeichnung, werden in höchster Korrektheit oder Pedanterie gleichsam konservirt, vielleicht in der Absicht, sie so zum ausschließlichen Eigenthum der Gebildeten, des höheren Standes oder des gelehrten Berufes, zu stempeln. Es ist sicher, daß im Sprachschatze der Gelehrten noch lange Mediolanum und Lutetia (Parisiorum) eine Rolle spielten, als das Volk schon die schöne Bezeichnung Mailand und die bequemere Paris gefunden hatte. Gerade der Arzt oder Jurist von geringer allgemeiner Bildung braucht mit gewissem Stolze seine Kunstausdrücke, und die bekannte Anekdote, in der ein Arzt seinen Patienten mit den Worten tröstet: „Wenn die Dolores aufhören, werden die Schmerzen vergehen“, enthält ein bedeutsames kulturgeschichtliches (für die Terminologie der Kaste bezeichnendes), psychologisches und sprachliches Faktum. Weil Luther kein Sprachgelehrter, aber ein Mann des Volkes war, weil in ihm der Sprachgeist, nicht der Geist und die Terminologie einer Kaste, waltete, konnte er impulsiv die Volkssprache wie ein Dichter zum lebendigsten Ausdruck bringen, konnte er ein Sprachschöpfer werden.

Außer den scheinbar im Unbewußten waltenden sprachgestaltenden Mächten, deren Wirksamkeit zum Theil doch an die begriffliche Vorstellung geknüpft ist — mag nun die Uebersetzung den Artikel bestimmen oder mögen gleichlautende Wörter von verschiedener (Wurzel-)Abstammung zur Erzielung eines neuen Begriffes verschiedene Artikel erhalten —, außer diesen psychologischen Faktoren sind, wie ich glaube, für die Geschlechtsbezeichnung, namentlich bei der volksmäßigen Aufnahme oder beim Uebergang in die Volkssprache auch gewisse Klangähnlichkeiten und sprachlich-begriffliche Idiosynkrasieen maßgebend, die dem Fremdworte einen Artikel aufzwingen, nur weil ein ähnlich klingendes, viel gebrauchtes, deutsches Wort denselben Artikel hat. (Falsche Analogie gegenüber der wahren, etymologisch und grammatisch berechtigten.) Ich glaube z. B., daß es im Deutschen u::möglich ist, ein Wort, das auf graph (Graf) oder man endigt, als Femininum oder ein auf e endigendes, das nicht eine männliche Person vertritt, anders als weiblich zu brauchen. So ist z. B. der Dolman = die Husarenjacke*)

*) Die Kontroversen über die Ableitung des Wortes Pfalz sind mir wohlbekannt; hier kommt es natürlich nur darauf an, daß das Grundwort, ein Neutrum, in das Femininum (Pfalz-) Burg überging (s. u.)

**) „So verfolgte das Liedchen Ma(r)lbrough den reisenden Britten“ u. s. w. (Römische Elegieen.)

*) Man vergl. die interessante, durch Volksetymologie entstandene, Bezeichnung: der Dolmantel (Andresen).

männlich, während eine andere Form dieses Kleidungsstückes früher als die Attila bezeichnet wurde.

Aehnlich liegen die Verhältnisse bei Fremdwörtern, die auf e endigen. Sie werden — unter Aussprache des e — durchweg weiblich gebraucht, da auch im Deutschen die so endigenden Lautkomplexe den weiblichen Artikel haben. Besonders interessant ist hier der Gebrauch der französischen Wörter, deren stummes e der Deutsche ausspricht gegenüber denen, wo das e nicht ausgesprochen wird. (Das Roulet(e) und die Roulette, das Etikett (Aufschrift) und die Etikette (an Höfen), das Portefeuill(e), das Parterr(e), aber die Etage u. s. w. Man sagt die Steeple chase, wenn das e ausgesprochen wird, und das Steeple chase, wenn das e stumm ist und der Begriff Rennen untergelegt wird.) Es mag hier erwähnt werden, daß Wörter, die auf e endigen, im Deutschen weiblich sind, daß sie aber männlich werden, wenn das e verloren geht (Quell und Quelle 2c.), und daß ein von der letzten oder einzigen Silbe gebildeter Reim männlich genannt wird.

Indessen ist bei einer ganzen Reihe von Wörtern eine solche und jede andere, nur auf lautlichen Prinzipien beruhende, Erklärung für die Wahl des Artikels anscheinend unmöglich, so daß wir nothwendigerweise begriffliche Vorgänge zur Erklärung heranziehen müssen. (S. u.) So wird auch vorläufig für viele Fälle der eigentliche Grund für den Wechsel der Geschlechtsbezeichnung, den so manche echt deutschen Wörter im Laufe der Zeit erfahren haben, unerklärlich bleiben. Warum z. B. ist bei Theil der männliche Artikel an Stelle des sächlichen getreten? Früher sagte man das Theil; in der modernen Sprache ist der Theil üblich, und der sächliche Artikel ist nur bei gewissen Zusammensetzungen in Gebrauch. Warum ändert sich so oft das Geschlecht bei einer geringen lautlichen Aenderung wie bei der Abstoßung des (weiblichen) Auslautes e? Warum sagen wir z. B. der Quell und die Quelle, der Ritz und die Ritze; warum sagen wir das Ungestüm und der Ungestüm, der Docht und das Docht? Warum sagt der Bayer trotz der Abstoßung des Auslautes e die Maß (Bier) — entsprechend dem Mittelhochdeutschen mâze —, aber das Maß wie der Oberdeutsche.

Nach welchen Regeln hat man bei Wörtern, die einen Doppelsinn haben, die Geschlechtsbezeichnung vorgenommen (die Kiefer [Baum], der Kiefer [die Kinnbacke resp. Kinnlade]), der Mast (am Schiffe) und die Mast (Fütterung)? Etwa weil fast alle Bäume*) den weiblichen Artikel haben, oder weil man der Mastbaum ergänzt und bei dem weiblichen Worte Mast den Begriff Fütterung unterlegt?

Warum also — wir sehen hier fürs Erste von den speziell wissenschaftlichen Bezeichnungen ab — sagt der Deutsche, der die Begriffe kennt, aber instinktiv (unbewußt) seinem Sprachgeiste folgt und nicht durch wissenschaftliche oder sonstige Erwägungen (Nachahmung 2c.) gleichsam zu einer anderen Behandlung des Fremdwortes gezwungen wird: Der Altar, die Kanzel, der Dom, die Vesper (als Kirchenzeit und als Mahlzeit), die Bouillon, der Palast, das Palais, das Portemonnaie, der Fauteuil, das Sofa, der Divan, das Canapé, die Chaiselongue, das Camisol (franz. la camisole), das Bureau, der Trumeau, der Paletot, die Manchette, das Chemisett (e), der Küraß (la cuirasse), das Chambre separée, das Chambre garni(e), während es keinem Gebildeten — und andere kennen das Wort nicht — einfallen wird, das Chambre ardente, das Chambre introuvable zu sagen? Warum sagt man: Die Demi-monde, der Waggon, das Coupé, das Diner, der Motor, der Telegraph, der Kinematograph, das Telephon, das Mikroskop, das Mikrophon, das Bier, der Wein, der (das) Moment 2c.?

Für die falsche oder, besser, für die der Ursprache nicht entsprechende Anwendung des Artikels können a priori nur zwei Möglichkeiten maßgebend sein. Erstens in der That der Verlust des Sprachgefühls oder — dies kommt für die Durchschnittsbildung namentlich beim Lateinischen und Griechischen allein in Betracht — die ungenügende Kenntniß der betreffenden Genusregeln, zweitens ein bewußtes oder unbewußtes Streben, sich im Gefüge der Muttersprache auch von der fremden Form zu emanzipiren, um das Recht der deutschen Sprache zu wahren. Zur vollkommenen Aufnahme ins Deutsche ist aber natürlich die Bestimmung des Artikels in erster Linie nothwendig, und diese steht im innigsten Zusammenhange mit dem deutschen Begriffe resp. dem Worte, das als Uebersetzung in Betracht kommt. Wer sich unter Camisol ein Wamms vorstellt und diesen Begriff unterlegt, kann unmöglich die Camisol sagen, wer für Moment den Begriff Augenblick hat, kann nicht den sächlichen Artikel brauchen. In allen diesen Fällen ist also unseres Erachtens nicht ohne weiteres eine Verminderung des Sprachgefühls oder, sagen wir richtiger, der Kenntniß des fremden Sprachgebrauchs anzuschuldigen, sondern die Möglichkeit liegt vor, daß die neue Bildung nur ein Zeichen der Stärkung des Gefühls für die Muttersprache ist. Die Unkenntniß würde nur bewiesen sein, wenn man im organischen Gefüge der fremden Sprache falsche Beziehungen gebrauchte, also wirklich grobe Schnitzer machte. Außerdem muß doch auch, wie oben erwähnt, berücksichtigt werden, daß selbst der Sprachkundige bei der Wahl des Artikels für französische, italienische, englische Wörter auf sein eigenes Sprachgefühl angewiesen ist, da ja mehrere Möglichkeiten bestehen, die schließlich nur durch den Zufall oder, was wahrscheinlicher ist, nach den (ungeschriebenen) Regeln der deutschen Sprache, d. h. instinktiv, entschieden werden. Bei le bouillon steht für den Sprachkundigen nur die Wahl zwischen dem männlichen oder sächlichen Artikel frei; die Volkssprache aber) d. h. auch die Sprache der Gebildeten) entschied sich für keine dieser beiden Möglichkeiten, sondern wählte den weiblichen Artikel. Gerade ein solcher Vorgang ist merkwürdig und wichtig für das Walten des Sprachgeistes.

Endlich muß doch aber auch der Sprachpedant berücksichtigen, daß es sich oft um Wörter handelt, die, abgesehen von der Lautveränderung, ihre ursprüngliche Bedeutung ganz verloren haben, für die also nach der Adoption ganz andere begriffliche Verhältnisse oder syntaktische Vorstellungen obwalten. (Aus copia [Fülle] wird Copie (die Abschrift), ein virtuelles Bild ist ein Trugbild; der Pompadour als Strickbeutel = à la (mode de) P. u. s. w.) Auch der Fall, daß ein Lautkomplex zwei verschiedenen Begriffen als Unterlage dient, ist nicht selten; der Artikel bestimmt dann den jeweiligen Begriff (s. o.). Aber es darf nicht vergessen werden, daß gleichklingende Worte auch aus ganz verschiedenen (resp. verschiedene Bedeutung besitzenden) Stämmen hervorgegangen sein können (das Stift, der Stift; der Mangel, die Mangel u. s. w.). Bei solchem Gleichklange kann natürlich nur durch den Artikel der für das schnelle Verständniß wichtige begriffliche Unterschied genügend markirt werden, und so dient auch bei Fremdwörtern, die in zwei Bedeutungen gebraucht werden, der Artikel als Unterscheidung (s. o.).

(Ein weiterer Artikel folgt.)

O. Rosenbach.

*) Der Ahorn (baum?).

Pierre Loti.

Wie verschieden dieselbe Landschaft zu verschiedenen Jahreszeiten aussehen kann! Es sind dieselben Höhenzüge, derselbe Flußlauf, dieselben Linien, und doch ein gänzlich veränderter Eindruck. An diesen Wandel mußte ich denken, als ich den jüngsten Band von Pierre Loti: **Reflets sur la sombre route***) gelesen hatte. Ganz der alte Loti, und doch ein anderer.

Ein Hauptreiz von Loti steckte für mich in einem Gegensatz, den er verkörperte.

*) Paris, Calmann Lévy, 1899.

Die Grundstimmung seiner Empfindungen ist Melancholie. Er blickt nicht zornig, finster, düster auf die Welt; das Schicksal des Menschen erscheint ihm traurig. Geburt und Tod, die kurze Freude und das lange Leid versinken in grauen Nebeln, wie sie das Schiff manchmal auf qualvoller Fahrt durch die treulosen, drohenden Meere des Nordens durchzieht. Und dieser Mensch, voll Zartheit der Empfindung, dem sein Schicksal unaufhörlich zuraunt, das Leben ist nur ein trauriges Abschiednehmen, das voll Ergebenheit getragen sein will, dieser Mensch, dem das Geschick leichte graue Schleier auch über die Liebe und die Freundschaft und den Jugendgenuß wirft, er wandelt durch eine Welt voll üppiger, feurig prangender Farbengluth im Süden, und majestätisch kraftvolle Größe umgibt ihn auf der Fahrt über die Ozeane. Diese Kraft und dieser strotzende Farbenreichthum umgibt das schwächliche, feinfühlende Geschöpfchen der Zivilisation, das wehmüthig fragt, wozu diese Zivilisation, die meine Leiden nicht stillt, die meine Nerven verfeinert und meine Qualen vermehrt, und die daher abzuschütteln eine Wohlthat wäre, um zur Einfachheit der Natur zurückzukehren, in der der Mensch naiv, in barbarischer Gesundheit lebt und stirbt.

Wenn man von allen Einzelheiten bei Loti absieht, so wirkt er wie ein Gemälde, aus dessen Hintergrund satte leuchtende Farben, kraftvoll hingesetzt, hervorscheinen, und dessen Mittelpunkt im Vordergrund eine Gestalt, zart in Weiß und Grau bildet. Und dieser Gegensatz der Staffage und des Mittelpunktes wirkt besonders eindrucksvoll.

Aus fast allen Bänden von Loti tönt wieder, was Sully Prudhomme in eines seiner schönsten Gedichte gefaßt hat. In L'agonie heißt es:

Je suis las des mots, je suis las d'entendre
Ce qui peut mentir;
J'aime mieux les sons qu'au lieu de comprendre
Je n'ai qu'à sentir:

Une mélodie où l'âme se plonge
Et qui sans effort
Me fera passer du délire au songe,
Du songe à la mort.

Und auch Sully Prudhomme will, daß an seinem Sterbelager nur ein einfaches simples Menschengeschöpf stehe.

Vous irez chercher ma pauvre nourrice,
Qui mène un troupeau,
Et vous lui direz que c'est mon caprice,
Au bord du tombeau,

D'entendre chanter, tout bas, de sa bouche,
Un air d'autrefois,
Simple et monotone, un doux air qui touche
Avec peu de voix.

Setzt man diesen einfachen Vorgang ganz so einfach, wie er hier ist, in exotischen Pomp hinein, und verwandelt man die simple Amme mit ihrer Einfalt, die die Heerde weidet, in ein braunes Mädchen, oder ein gelbes, oder ein schwarzes, das in irgend einer fremden Sprache in monotonem Rhythmus ihr Lied singt — so hat man Loti. Der Kern ist derselbe, nur die Dekoration ist eine andere, und gerade auch die Dekoration von Loti, die Ueppigkeit und Größe der Natur, die ein weiches ruhebedürftiges nach Einfalt sehnsuchtsvolles Gemüth umgibt, könnte ihren Reiz haben.

Es waren nie viel Saiten, die Loti auf seiner Leier hatte, und die Einförmigkeit seiner Stimmungen wäre schnell unerträglich geworden, wenn er nicht durch den Wechsel einer farbenprächtigen Umgebung für neue Reize gesorgt hätte. Seine Melancholie führte er durch die vielgestaltige Natur, die ihm eine ewig neue Scenerie für sein zartes einförmiges Empfinden war.

Und wenn man von Loti spricht, möchte man immer neue Verse von Sully Prudhomme aufführen:

On connait toujours trop les causes de sa peine,
Mais on cherche parfois celles de son plaisir;
Je m'éveille parfois, l'âme toute sereine,
Sous un charme étranger que je ne peux saisir.

Un ciel rose envahit mon être et ma demeure,
J'aime tout l'univers, et, sans savoir pourquoi,
Je rayonne. Cela ne dure pas une heure,
Et je sens refluer les ténèbres en moi.

Auch bei Loti gab es diese **lueurs de joie instantanées, . . . ce mystérieux et rapide sillage**, die Leben spendend in seine Werke hineinfielen.

Allein, die „**sombre route**“, der düstere Weg, den er uns zuletzt führt, ist auch nicht mehr von diesem Lichte plötzlich erhellt.

Es sind kurze Skizzen, in den Pyrenäen oder am Senegal oder auf den geheimnißvollen Osterinseln im Stillen Ocean. Die seltsame Scenerie erkennt man wieder, aber ihre Farben sind matter; die Empfindung ist dieselbe, nur noch einförmiger; und auch die Empfindung erscheint kraftloser. Das ist vollkommen Loti, wie er stets gewesen; freilich diese Kunst ist gleichsam gealtert, und was ein Mal reizvoll durch den Gegensatz war, den es barg, und der durch ein starkes künstlerisches Naturell zu einheitlicher Geschlossenheit zusammengefaßt wurde, das fällt heute wie abgestorben auseinander. Aus der Kunst wurde Methode, und diese Methode wirkt beinahe wie die Karikirung des alten Loti.

Man könnte sich denken, daß ein französischer Fritz Mauthner in einer französischen Parodie nach „berühmtem Muster“ fast so Loti im Spiegel zeigen würde.

Wir wandeln durch die Wälder der Pyrenäen und unter der Gluthsonne Afrika's am Senegal, um ein altes Baskenweib oder eine alte Farbige zu sehen, der einige sentimentale Worte gewidmet sind. Aber diese Senegal-Scenerie ist nicht mehr so farbenleuchtend wie einst und so fragt man sich, war es nöthig, Krokodile und die großen Schmetterlinge des Aequators und Stachelpalmen und afrikanische Gluth zu bemühen, damit wir ein altes Weib voll theilnehmender, stiller Melancholie betrachten können. Zu dem, was ein Mal ein Reiz bei Loti war, sagen wir jetzt: Welch' ein Apparat. Dieser Apparat wirkt heute erkältend, ja fast komisch.

Es ist ein ungeheurer, erdrückender Rahmen mit einem winzigen, bescheidenen Bildchen darin, und um dieses stille Bildchen genießen zu können, sehnen wir uns vom Senegal zurück zu den einfachen, heimischen **gens des chaumières** der Vorläufer Loti's, die ohne Opernaufputz eindringlicher zu unserem Herzen sprachen.

Und die Melancholie Loti's, die durch die Umgebung, in die sie versetzt wird, heute so aufgedonnert erscheint, hat noch einen Zug, der an die unbewußte Persiflage streift.

Auf seinem düstern Pfade gedenkt Loti der Ewigkeit und der Unendlichkeit, der menschlichen Kleinheit und der Vernichtung und einiger anderer erhabener Vorwürfe; aber wenn er auf diesem düsteren Weg mit seinen traurigen Empfindungen einem gekrönten Haupte begegnet, wie es ihm wohl zustößt, so unterläßt er nie in seinem Schmerze von **S. A. J. Madame l'archiduchesse** oder von **S. M. la Reine** hofmäßig zu sprechen, und er macht auch seine tiefe Verbeugung vor einem Werke von Knackfuß, das unseren Kaiser Wilhelm — **un grand artiste, rêveur merveilleux** — zum Schöpfer hat. Er ist heute eine seltsame Gestalt, dieser melancholische Dichter, der in weißen Handschuhen und in Lackstiefeln korrekt auf düsteren Pfaden dem Nichts entgegen schreitet. Eine Melancholie in Kammerherrnuniform.

Der Loti, wie man ihn jetzt sieht, ist nicht mehr eine interessante Gestalt als Künstler; aber wohl eine charakteristische Gestalt für Frankreich, ganz so wie der Vicomte de Vogüé, der auch einmal ein Künstler gewesen ist.

Eine weiche kraftlose Lebensmüdigkeit, die sich nach irgend etwas sehnt, an dem sie sich aufrichten könnte: nach der Religion, an die sie doch mit ihren **pauvres petites légendes d'immortalité** nicht glauben kann; nach dem Mittelalter mit seinen Königen, seiner Ritterlichkeit und seiner Kraft, das für immer entschwunden ist; nach der naiven Barbarei der heutigen Wilden, die für den Kulturmenschen nur eine Maskerade sein kann. Es ist das ein Zug schwächlicher Romantik, der ja unmodern und reaktionär zugleich ist, und der folgerichtig Loti veranlaßt, für das gesunkene Spanien mit seiner vermoderten Herrlichkeit und gegen die Vereinigten Staaten mit ihrer lebensvollen Kultur, obgleich sie von vorgestern ist, Partei zu nehmen.

Diese poetische Abneigung gegen das moderne Leben setzt sich heute in Frankreich bei ganzen Schichten tragisch in Haß gegen die moderne Republik um.

P. Nathan.

Die Nernst-Lampe.

Seit Jahr und Tag hat sie viel von sich reden gemacht, und fast ein Sagenkreis hat sich um sie gewoben — um die Nernst-Lampe — die neue Leuchte des, durch so viel Licht schon verwöhnten sinkenden Jahrhunderts.

Von fabelhaften Summen, die der Erfinder einmal eingeheimst, dann wieder zurückgezahlt haben sollte, ward gemunkelt, — Gesellschaften zur Ausbeutung der Erfindung wurden gegründet, noch ehe eine genaue Kenntniß der neuen Lampe in die Oeffentlichkeit gedrungen war.

Coming events cast their shadows before — hier war es aber nur eitel Licht, das der neuen Erfindung seine Strahlen vorauswarf. In dieses Chaos von Schein und Sein wurde endlich Klarheit gebracht, als der Erfinder selbst — Professor Nernst aus Göttingen — vor einem geladenen Publikum nähere Mittheilungen über seine Lampe machte. In den Räumen der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, welche die Erfindung erworben hat, führte sie Professor Nernst vor, und Generaldirektor Rathenau, durch dessen thatkräftiges Eingreifen der elektrischen Industrie schon oftmals die Wege geebnet wurden, stand als Pathe dem neuen Sprößling zur Seite. Jetzt konnte man eigentlich zum ersten Male das strahlende Baby etwas näher betrachten, und es fehlte denn auch nicht an Propheten, welche ihm eine glänzende Zukunft voraussagten. Aber darin war man doch einig, es sei in gewissem Grade eben ein Baby, das noch nicht in all' seinen Funktionen selbständig sei, wie etwa seine ältere Schwester die Glühlampe. Dafür zeige es aber so viel andere Vorzüge, daß man füglich nicht umhin könne, es in mancher Beziehung noch über die ältere Schwester zu stellen.

Das neue Glüh„würmchen" ist äußerst anspruchslos; mit viel weniger Nahrung kommt es aus, und blickt trotzdem heller-strahlend in die Welt, als seine kohlenfadenscheinige Schwester. Auch ist es robuster und widerstandsfähiger als diese, und braucht sich nicht ängstlich von der Außenwelt in einem Glashäuschen hermetisch abzuschließen; — in freier Luft, ohne schützende Hülle, ist es ganz in seinem Element, wie seine entfernte Verwandte der „Blaustrumpf" von Auer. — In der That hat Nernst die erste Anregung zu der neuen Lampe durch das Auerlicht erhalten, bei welchem unverbrennliche Substanzen (sogenannte seltene Erden), mit denen der Strumpf imprägnirt ist, durch eine Bunsenflamme zu hellem Glühen gebracht werden. Es blieb für ihn die Frage zu lösen, wie auf elektrischem Wege ähnliche, unverbrennliche Substanzen, welche Nichtleiter der Elektrizität sind, bis zum hellen Leuchten erhitzt werden können.

Bereits im Jahre 1877 hatte Jablochkoff nicht leitende Körper, sogenannte Leiter zweiter Klasse wie Kaolin und ähnliche benutzt, um sie mit Hilfe der Funken einer Induktionsrolle zum Leuchten zu bringen. Der Nutzeffekt seiner Beleuchtungseinrichtung war jedoch gering, und andererseits lag in der Anwendung von Spannungen bis zu vielen Tausend Volt eine Gefahr, die eine praktische Verwendung von vornherein ausschloß. Immerhin ist es historisch interessant, an diesen ersten Schritt Jablochkoff's auf dem von Nernst nunmehr mit Erfolg betretenen Wege zu erinnern. Nernst ist ganz selbständig auf Grund theoretischer Erwägungen vorgegangen, und hatte, wie er selbst angibt, als er zur Konstruktion seiner Lampe sich anschickte, keine Kenntniß von dem Patente Jablochkoff's.

Wie bei der Edison-Glühlampe, ist auch bei der Nernst-Lampe ein fester, drahtförmiger Körper benutzt, welcher durch den elektrischen Strom zum Glühen und Leuchten gebracht wird. In der Nernst-Lampe hat dieser Körper etwa Gestalt und Länge eines dünnen Wachszündfädchens. Dieser kleine Glühstift besteht nun aber nicht, wie bei der Edison-Lampe aus Kohle, sondern aus einer unverbrennlichen Substanz oder einem Gemenge solcher Substanzen, deren Hauptbestandtheil Magnesia ist. Und hieraus ergibt sich zunächst der wichtige Vortheil, daß es nicht nöthig ist, den Glühstift in eine evacuirte Glasbirne einzuschließen, wie dies bei dem leicht verbrennlichen Kohlefaden der Edison-Lampe erforderlich ist. Magnesia wird eben nicht vom Sauerstoff der Luft angegriffen, sie ist unverbrennlich. Ein fundamentaler Unterschied zwischen dem Magnesiastiftchen der Nernst-Lampe und dem Kohlefaden der Edison-Lampe liegt aber in ihrem Verhalten gegen den elektrischen Strom. Kohle ist bekanntlich ein guter Leiter der Elektrizität. Man schließt den Strom, und sofort erglüht der Kohlefaden der in den Stromkreis eingeschalteten Glühlampe. Ganz anders, wenn ein Magnesiastäbchen in den Stromkreis eingeschaltet ist: Magnesia ist für Elektrizität ein Nichtleiter. Selbst außerordentlich starken Strömen gegenüber, d. h. solchen von hoher Spannung, verhält sich diese Substanz als Isolator. Nun weiß man seit längerer Zeit, daß die elektrische Leitungsfähigkeit von Körpern mit ihrer Temperatur sich ändert, und bei einer gewissen Klasse von Körpern ist dies in dem Grade der Fall, daß durch genügende Erwärmung aus dem Nichtleiter ein Leiter wird. Zu den Substanzen, die diese interessante Eigenschaft zeigen, gehört auch die Magnesia. Wird also der Magnesiastift der Nernst-Lampe auf eine hohe Temperatur gebracht — (auf welche Weise dies geschieht, soll später erörtert werden) — so leitet er den elektrischen Strom, und nun tritt das ein, was wir stets beim Durchfließen eines starken elektrischen Stromes durch einen sehr dünnen Draht beobachten: der Leiter wird glühend. Mit zunehmender Temperatur steigert sich schnell das Glühen des Magnesiastiftes bis zur hellstrahlenden Weißgluth. — Wie aber nun den Stift erwärmen? — die zur Umwandlung des Nichtleiters in einen Leiter erforderliche Temperatur liegt bei etwa 700° C. — Das ist eine Frage, die in vollständig einwandfreier Weise noch nicht gelöst ist. Das Einfachste ist natürlich die Vorwärmung mit einem Streichholz, und das gelingt auch ohne Weiteres. Es gewährt einen ganz eigenartigen Anblick, wenn man ein brennendes Streichholz an das Magnesiastäbchen hält, und letzteres dann plötzlich in blendend weißem Lichte erstrahlt. In Fällen, wo es nicht darauf ankommt, ein schnelles Ingangsetzen der gesammten Beleuchtung zu bewirken, in Fabriken oder ähnlichen großen Etablissements, kann ein derartiges allmähliches „Anzünden" der elektrischen Lampen — das Streichholz würde dann natürlich durch die bei Gaslaternen üblichen Spirituszündlampen ersetzt werden — wohl in Betracht kommen. Aber man verzichtet damit auf den großen Vortheil der elektrischen Beleuchtung, durch Schließen des Stromes von einem Punkte aus mit einem Schlage eine beliebige Anzahl von Lampen zum Leuchten zu bringen. Ist doch dieser Vorzug der gebräuchlichen elektrischen Lampen so groß, daß seit längerer

Zeit auch die Gasbeleuchtung sich mit Erfolg sinnreicher Vorrichtungen bedient, um eine automatische Zündung durch einfache Drehung eines Hahnes zu bewirken. Es würde also in gewissem Grade einen Rückschritt bedeuten, wenn bei einer neuen Art elektrischer Beleuchtung dieser Vortheil aufgegeben werden müßte. Aber es ist durchaus möglich, auf automatischem Wege eine Vorwärmung des Magnesiastäbchens zu bewirken, und andererseits liegen, wie wir weiter sehen werden, die ökonomischen Verhältnisse bei der Nernst-Lampe besonders günstig, so daß der Nachtheil der Vorwärmung wahl mit in Kauf genommen werden kann.

Zur automatischen Zündung der Nernst-Lampe liegen eine ganze Reihe von Ideen vor, welche im Wesentlichen immer darauf hinauslaufen, daß ein in der Nähe des Magnesiastiftes befindlicher Heizkörper, welcher in den Strom eingeschaltet ist, sich automatisch ausschaltet, sobald dieses Stäbchen selbst leitend geworden ist. Originell ist jener Vorschlag, bei welchem ein kleiner, aus isolirten Drahtwindungen hergestellter Paraboloidspiegel über dem Glühstift in der Art befestigt ist, daß letzterer sich im Brennpunkt befindet. Durch Stromschluß wird das Drahtparaboloid glühend, und konzentrirt seine Wärmestrahlen auf den Glühstift. Sobald letzterer die erforderliche Temperatur erreicht hat, geht der Strom durch den Stift, und die Drahtwindungen des Brennspiegels werden ausgeschaltet. Alle diese Einrichtungen sind mehr oder weniger kostspielig. Gäbe es eine Substanz, welche sich in Bezug auf elektrische Leitungsfähigkeit genau umgekehrt verhielte wie Magnesia: d. h. also, die bei gewöhnlicher Temperatur den Strom leitete, und bei hoher Temperatur ein Nichtleiter der Elektrizität wäre, so würde man durch Mischen derselben mit Magnesia eine ideale automatische Zündvorrichtung für die Nernst-Lampe herstellen können. Leider kennt man bisher keine solche Substanz. Die von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft benutzte automatische Zündvorrichtung ist folgende: der Strom fließt durch einen feinen Platindraht, welcher spiralförmig um ein Porzellanröhrchen gewickelt ist, das sich in nächster Nähe des Magnesiastiftes befindet. Sobald durch die strahlende Wärme des glühend gewordenen Platindrahtes der Magnesiastift genügend erhitzt und in Folge dessen leitend geworden ist, schaltet ein in dem Stromkreis befindlicher Elektromagnet den Heizkörper aus. Diese Unterbrechungsvorrichtung ist im Lampensockel untergebracht. Die Zündung — gleichgültig auf welche Weise die Vorwärmung geschieht — geht bei der Nernst-Lampe nicht so momentan vor sich, wie wir es bei der Edison-Lampe gewohnt sind; etwa 20 Sekunden vergehen doch immerhin, bis das Licht erstrahlt, und jenes Kind fin de siècle, welches seine biblische Weisheit mit den Worten zum Besten gab: „Und Gott knipste, und es ward Licht" — hatte sicherlich dabei nicht die Anzündung einer Nernst-Lampe im Sinne.

Da Magnesia zu den sogenannten Elektrolyten gehört, d. h. zu denjenigen Körpern, welche durch den elektrischen Gleichstrom zerlegt werden, so lag die Befürchtung nahe, es möchte der Stift nach kurzem Gebrauch in seiner Haltbarkeit leiden. Nernst benutzte im Anfang Wechselstrom, bei welchem sich bekanntlich die Stromrichtung fortwährend ändert. Es stellte sich jedoch bald heraus, daß diese Vorsicht unnöthig sei, da eine elektrolytische Wirkung auch bei Gleichstrom nicht eintritt. Dies scheint darauf zu beruhen, daß wie Helmholtz in seinen Untersuchungen über Depolarisation gezeigt hat, der Luftsauerstoff die Elektrolyse nicht in Erscheinung treten läßt, indem er depolarisirend wirkt. Immerhin tritt aber auch mit der Zeit, offenbar durch die sozusagen mikromechanische Einwirkung des elektrischen Stromes eine molekulare Aenderung des Magnesiastiftes ein, welche eine Vergrößerung des elektrischen und eine Verminderung des mechanischen Widerstandes herbeiführt, und ein Sinken der Leuchtkraft zur Folge hat. Nach etwa 300 Brennstunden hat der Magnesiastift seine Gebrauchsfähigkeit eingebüßt, und muß dann durch einen neuen ersetzt werden.

Wie stellt sich nun der Preis der neuen Lampe gegenüber der Glühlichtlampe, mit der das Nernstlicht doch zunächst zu konkurriren hat? Um es kurz und gemeinverständlich zu sagen: ungefähr derselbe Strom, welcher zum Betriebe der gebräuchlichen 16kerzigen Edison-Lampe dient, reicht aus, um eine Nernst-Lampe von etwa 35 Kerzen zu speisen. Dazu kommt, daß die Nernst-Lampe mit weit höherer Spannung als die Glühlampe betrieben werden kann. Beide Thatsachen ermöglichen eine viel bessere Ausnutzung des Kabelnetzes und der Maschinenanlage, und somit überhaupt eine wesentliche Verbilligung elektrischen Lichtes. Dem gegenüber kommen die höheren Anschaffungskosten der selbstzündenden Nernst-Lampe nicht in Betracht, zumal die Erneuerungskosten des Magnesiastiftes ganz minimale sind. Es ist daher wohl zu hoffen, daß sich verwirkliche, was seitens der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in Aussicht gestellt worden ist, daß nämlich mit der Nernst-Lampe die elektrische Beleuchtung aufhören werde, ausschließlich eine Luxusbeleuchtung zu sein.*)

Hugo Michaelis.

Wahl. Von R. Siegfried in Königsberg. Sonderabdruck aus Meyer's Konversationslexikon, 5. Auflage, Band XIX. (Jahres-Supplement 1898/99).

Der Verfasser dieser gedrängten Uebersicht der Wahlsysteme der ganzen civilisirten Welt hat seit vielen Jahren ein Spezialstudium aus der Wahlgesetzgebung gemacht und sehr schätzbare Arbeiten, auch statistischer Art, zu diesem wichtigen Kapitel geliefert. Seine kritischen Untersuchungen über die Absurditäten des Dreitlassenwahlsystems in Preußen verdienen ganz besondere Beachtung. Herr Siegfried wäre vortrefflich qualifizirt, auch einmal eine eingehendere Darstellung der Ungerechtigkeiten der Wahlkreiseintheilung in Preußen zu geben. Die Aufrechterhaltung dieser skandalösen Ungerechtigkeiten ist bekanntlich die eigentliche Basis des unverhältnißmäßigen Einflusses der konservativen Parteien im preußischen Abgeordnetenhause, und jede wirksame Wahlreform in Preußen muß an diesem Punkte anfangen. Aus dem vorliegenden Sonderabdruck geben wir — mit Rücksicht auf entsprechende Bemühungen im Deutschen Reichstage — das wieder, was der Verfasser über die Sicherung des Wahlgeheimnisses mittheilt Er führt aus:

„Behufs wirksamer Sicherung des Wahlgeheimnisses, mit dem es nach Ausweis der Wahlprüfungsakten bei den deutschen Reichstagswahlen oft herzlich schlecht bestellt ist, besteht in vielen Ländern die Einrichtung, daß sich neben dem Wahllokal ein isolirter Raum befindet, in welchem der Wähler, vor jeder Beobachtung geschützt, seine Abstimmung vorbereiten kann. In England und den englischen Kolonieen, in sämmtlichen Einzelstaaten der nordamerikanischen Union, in Belgien, Holland, Luxemburg und dem Kanton Zug sowie auf Hawai erhält der Wähler erst am Wahltag im Wahllokal den amtlichen Stimmzettel, der die gedruckte Liste sämmtlicher aufgestellten Kandidaten enthält, geht damit in den Isolirraum, in welchem er bei dem Kandidaten seiner Wahl das vorgeschriebene Zeichen anbringt (in Belgien und Holland Schwärzung eines weißgelassenen Punktes in einem schwarz gedruckten Viereck), faltet ihn zusammen und legt ihn eigenhändig im Wahllokal in die Wahlurne (Australisches System, so genannt, weil es 1857 zuerst in Südaustralien zur Anwendung gelangte). In Norwegen, Rumänien, Chile und in den schweizerischen Kantonen Luzern und Neuenburg sowie in Baden und Württemberg empfängt der Wähler im Wahllokal ein amtlich gestempeltes Kouvert (sogen. Wahlkouvert), in das er im Isolirraum seinen Stimmzettel einlegt, worauf er dasselbe selbst im Wahllokal in die Urne legt. (In Tirol, St. Gallen, Schwyz, Solothurn, Tessin und Waadt hat man ebenfalls Wahlkouverte; über Isolirräume, abgesonderte Verschläge u. s. w. ist jedoch in den betreffenden Gesetzen nichts vermerkt, nur wegen St. Gallen heißt es: ‚Es ist dafür zu sorgen, daß die Stimmenden im Abstimmungslokal bequem und unkontrollirt schreiben und ebenso die Ausfüllung der Stimmkouverts vornehmen

*) Es wird sich demnächst Gelegenheit bieten, das neue Licht aus eigener Anschauung zu beurtheilen. Wie verlautet, soll das Polytechnikum in Charlottenburg und außerdem eine Straße mit Nernst-Lampen beleuchtet werden.

können.*) In Genf hat man ebenfalls einen isolirten Raum, damit der Wähler die im Wahllokal verabfolgte Kontrollmarke (estampille) ungestört auf den Stimmzettel, den er selbst nachher in die Urne legt, aufkleben kann. (Diese Kontrollmarken sollen die genaue Uebereinstimmung der Anzahl der erschienenen Wähler mit den in der Urne vorgefundenen Stimmzetteln sicherstellen.) Wahlkouverts und Isolirraum hat der deutsche Reichstag schon zu wiederholten Malen mit großer Mehrheit (nur gegen die Stimmen der Konservativen und Freikonservativen) für die Reichstagswahlen einzuführen beschlossen; bisher hat aber der Bundesrath dem Gesetzentwurf jedesmal seine Zustimmung versagt. Ueber die Einführung des erwähnten Verfahrens zu wirksamer Beschützung des Wahlgeheimnisses handeln die englische Ballot Act 1872, die beiden belgischen Gesetze vom 21. Mai 1884 und vom 12. April 1894, luxemburgisches Gesetz vom 5. März 1884, holländisches Gesetz vom 7. September 1896, norwegisches Gesetz vom 1. Juli 1884, rumänisches Gesetz vom 8./20. Juni 1884 (Art. 95, 96), chilenisches Gesetz vom 20. August 1890, badisches Gesetz vom 10. Juli 1896, württembergisches Gesetz vom 28. Januar 1899 u. s. w.) (In letzterem Lande hatte man die Wahlkouverts bereits von 1868—82, jedoch keine Isolirräume, wodurch der Zweck häufig doch nicht erreicht wurde.)"

—th.

Russische Reiseeindrücke, mit besonderer Berücksichtigung des kaufmännischen und wirthschaftlichen Lebens. — **Finnland.** Land und Leute. — Zwei Vorträge von Dr Friedrich-Carl Witte-Rostock. In Kommission der Stiller'schen Hof- und Universitätsbuchhandlung. (G. Nusser) 1899.

Der Verfasser, ein Sohn des bekannten früheren Reichstagsabgeordneten Witte-Rostock und Nachfolger seines Vaters als Leiter einer großen, nach allen Theilen der Welt exportirenden chemischen Fabrik, hat Rußland und Finnland des Oefteren in geschäftlichen Interessen bereist und auf diesen Reisen gleichzeitig allerlei Studien über Land und Leute angestellt. Seine Reiseeindrücke hat er gelegentlich in der Heimath in Vorträgen mitgetheilt, und die Quintessenz dieser Vorträge liegt jetzt in einer kleinen, nur 78 Seiten starken Broschüre vor, die so anregend geschrieben ist und eine solche Fülle von interessanten Beobachtungen enthält, daß die kleine Schrift eine außerordentlich instruktive Lektüre bietet.

Der Verfasser hat mit offenen Augen und ohne von nationalen Vorurtheilen geblendet zu sein, die Verhältnisse in Rußland und Finnland beobachtet. Von den enormen wirthschaftlichen Hilfsquellen Rußlands spricht er mit unverhohlener Bewunderung; er schildert uns die typischen Figuren des russischen Volkslebens — den Droschkenkutscher, den Popen, den Bauer, den Kaufmann, den Beamten u. s. w. — in anschaulicher Weise. Sein Urtheil ist in der Regel wohlwollender als das der meisten übrigen Westeuropäer, die über russische Zustände geschrieben haben. Er sieht ein großes, sich mächtig entwickelndes Volk vor sich, dessen konzentrirte wirthschaftliche und politische Kraft in den politischen Geschicken der Welt von großem Gewicht ist und dessen Bedeutung sich mit ein paar hochmüthigen Urtheilen nicht abthun läßt.

Daß der Verfasser gegen die tiefen Schatten des russischen Wesens und insbesondere der russischen Regierungsmethode nicht blind ist, zeigt er in den Reiseeindrücken, die sich auf Finnland beziehen. Mit größter Sympathie stellt er das Ringen Finnlands nach einer höheren geistigen Entwicklung dar. Er hat sich auch um die Fortschritte des finnischen Erziehungswesens bekümmert, die Finnland hoch über das Niveau der russischen Bildung emporgehoben haben. — Ebenso haben die Schönheiten des „Landes der tausend Seen" es dem Autor angethan: die Tiefe der unermeßlichen Wälder von Birken, Fichten und Tannen; die Fülle der von dunklen Fichten und hellen Birken umkränzten Seen mit ihren unzähligen Inseln und Landzungen; die amerikanischen Blockhäusern ähnelnden „Pörten", in denen der finnische Bauer wohnt, der, ein vortrefflicher Landwirth, unter den schwierigsten klimatischen Bedingungen dem Boden der Heimath den höchst möglichen Ertrag abzuringen versteht. — Auch die finnische Litteratur findet in dem Verfasser eine verständnißvolle Würdigung.

Die kleine Broschüre bietet so Vielseitiges, daß wir sie warm empfehlen können.

B.

„Mann und Weib", „Bergvolk". Novellen von G. v. Berlepsch. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. 1898.

Die Freude über ein frisches, reizendes Talent, das von gesuchter Manier, wie von platter Gewöhnlichkeit fern, hat einige enthusiastische Kritiker wohl zu ungerechtfertigtem Ueberschwang in der Beurtheilung dieser Schriftstellerin geführt und gar zum Vergleich mit der Ebner-Eschenbach und Helene Böhlau . . . Nun, so großartig muß es doch nicht gleich sein, um angenehm und erfreulich zu bleiben! Freilich macht die enorme litterarische Produktion in Deutschland, deren Mittelmaß nicht allzu hoch steht, jeden Kritiker, — die Kritik bleibt ja immer ein Hoffen und Wünschen — oft genug begierig, endlich einmal höheres Können und Schaffen, überragende Menschen zu begrüßen, denn diese bestimmen die Kunst, während die mindere Mittelwaare leider den Geschmack der Menge bildet. So konnte man in der Verfasserin Höheres sehen, als sie thatsächlich leistet. Das wahrhaft Große fehlt freilich völlig. Darüber darf man sich nicht täuschen. Aber es ist doch auch das brave Juste-milieu nicht zu unterschätzen. Sie gibt Kleinmalereien aus verschiedenen deutschen Gegenden, wobei das Typische oft genug ins Triviale mündete, wenn nicht das feine Detail und gute Beobachtung von Einzelheiten rettend eingriffen. Die Schweizer Novellen haben wohl größeren Schein der Echtheit. Die in Wien spielenden sind oft herzlich unbeholfen in Dialekt und Charakteristik, als hätte ein durchwandernder Gast nach den Berichten Einheimischer und eigenen Wahrnehmungen sich ein Bild gemacht, das zwar dem Genre nach echt scheint, aber das Innerste und Eigenste der fremden Art kaum berührt. Selten ist uns indessen eine solche einfache, anspruchslose, dabei energische und empfängliche, brave Frauennatur unter den Frauenbüchern der letzten Jahre begegnet, die mit hysterischem Lärm und modischen Geberden den Markt erfüllten. Ich denke, es sollte genug sein, ein redliches, treuherziges, einfaches Talent zu sehen, das schafft, wie es kann und muß und manche starke Stimmung in schlichten, wenn auch oft ein wenig platten Worten gestaltet. Das „Große" erwarte ich nicht von der Verfasserin, noch weniger sehe ich es erfüllt, aber in ihrem Gebiet wird sie noch konzentrirter, aufmerksamer, durch Arbeit und Erfolg gereifter, Besseres, Reineres leisten, das in seinen Grenzen werthvoll genug bleibt und sich von der Dutzendnovellistik unserer Zeitungsfeuilletons vortheilhaft unterscheidet, was freilich dem unerfahrenen Blick schon als etwas Großes erscheinen mag. Mit so peinlichen Vergleichen verschone man aber die Verfasserin selbst und das Publikum. Beide werden dadurch verwirrt, und alle Maße in der Beurtheilung litterarischer Dinge für die lesende Welt verschoben. Zudem ist ein solcher Vergleich eine grobe Undankbarkeit gegen diese großen Dichterinnen, ohne eine ausreichende Huldigung für die Verfasserin zu sein, der nur das wahrhafte und gerechtfertigte Lob genügen kann. Gerade ihre Bescheidenheit muß durch die Aufdringlichkeit verletzt sein, mit der man ihr zumuthet, sich an einen unpassenden Platz zu stellen. Dort verliert sie ihr Ansehen, das an seinem inneren Werth allein gemessen, ohne unnöthige Vergleiche, höchst ehrenvoll besteht.

Wien. Otto Stoeßl.

Briefkasten der Redaktion.

F. L. **England.** Sie haben Recht. Es muß auf Seite 639, zweite Zeile von oben, Spalte 1, Napoleon statt Goethe heißen

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 48. Berlin, den 26. August 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

In der Presse und im Parlamente ist der Regierung zu Dutzenden Malen gesagt worden: Die Kanalvorlage ist durchzubringen unter einer Bedingung; diese lautet: den Konservativen muß klar gemacht werden, daß auf eine Ablehnung die Auflösung folgt und auf die Auflösung eine Neuorientirung unserer inneren Politik. Vor diesen Möglichkeiten würden sich die Konservativen beugen. Statt mit diesem Programm kühl und klar hervorzutreten, hat Herr von Miquel sich nur langsam aus einer zweideutigen Haltung zur Energie aufgerafft. Aber auch diese Energie kam über's Stirnrunzeln nicht hinaus; das Wort Auflösung ist nur unter vier Augen gefallen; über den vagen Begriff der „ernsten Folgen“ gingen im Parlament die muthigen Expektorationen der Minister nicht hinaus. Dann erfolgte, was erfolgen mußte. Die Kanalvorlage brach zusammen und zwar so schmählich, daß einer ähnlichen Niederlage sich das jetzige politische Geschlecht nicht erinnern kann.

Damit war die Rechnung der Minister zunächst abgeschlossen.

Aber auch der Monarch hatte in dieser Frage intervenirt. Er hatte noch zuletzt in Dortmund eine Rede gehalten, die gar nicht mißzuverstehen gewesen ist. Und dann in den kritischen Tagen erschienen drohende Mittheilungen in einigen Zeitungen, von denen Eingeweihte geheimnißvoll behaupteten, sie seien bis auf die Worte auf unmittelbare Anregungen des Monarchen zurückzuführen. Es wurde verbreitet, daß ein Gewitter heraufzöge, und dieses Gewitter würde unter Blitz und Donner zerschmetternd einschlagen.

Blitz und Donner wären gar nicht erforderlich gewesen; sondern nur ein königliches Telegramm von drei Worten: Abgeordnetenhaus wird aufgelöst. Alles weitere hätte sich dann als nothwendige Folge von selbst ergeben; es waren am Ende auch nicht ein Mal so weittragende Veränderungen von Nöthen. Ein neuer energischer Minister des Innern hätte genügt und im Hintergrunde eine drohende Neueintheilung der Wahlkreise, die nur gerecht und dem Sinne der Verfassung entsprechend zu sein brauchte. Statt dieses Telegramms kam ein geheimnisvoller Kronrath, von dessen Beschlüssen Niemand nichts weiß, und jedenfalls das einzige Wort, das den Schlüssel zur Situation bietet, das Wort „Auflösung“ blieb nach wie vor in den ministeriellen und offiziösen Kehlen stecken.

Was noch kommt, weiß man nicht; aber das, was bisher nicht gekommen ist, steht fest; nach den königlichen Reden und nach dem drohenden geheimnißvollen Getuschel kam nicht der unmittelbare energievolle Beschluß: Es wird aufgelöst!

Der grollende Donner blieb in der Entfernung; es kam zu keiner schnellen Entladung, und was schließlich zögernd geschieht, wird schwerlich eine große Bedeutung erlangen können.

Hält man nun fest, daß die Kanalfrage durch die wiederholten Interventionen des Monarchen und die Anstrengungen der Minister Monate hindurch als eine große Haupt- und Staatsaktion behandelt worden ist; rechnet man hinzu, daß die politische Voraussicht auch jenen Ausgang, wie er jetzt eingetreten ist, in die Berechnung hätte ziehen müssen, und daß demgemäß in dem Moment des Eintretens der ministeriellen Niederlage — die nicht nur eine politische Niederlage der Minister ist — wohlüberlegte Maßregeln, entsprechend der neuen Sachlage, hätten ergriffen werden und ein fix und fertiges Programm für die politische

Zukunft hätte vorliegen müssen, und hält man demgegenüber jene politische Geschäftigkeit, die zunächst garnichts Entscheidendes gebiert, so kann man begreifen, daß eine nicht geringe Enttäuschung das Ergebniß dieser Erfahrungen ist.

Diese Enttäuschung spiegelt die Presse heute bereits wider. Freilich, es hat immer Leute gegeben, die bezweifelten, ob die donnernden Kanonen auch sich als scharf geladen erweisen würden.

Die preußische Geschichte lehrt eines. Untergeordnete Gegner sind unsere Junker nicht. Und so verderblich ihre Eigenschaften für den Staat in seiner Gesammtheit sein mögen, jene politisch nothwendige Eigenschaft besitzen sie, daß sie die Dinge sehen, wie sie wirklich beschaffen sind, und daß ihnen nicht der Schein der Macht und Kraft, sondern nur die Macht und Kraft in höchsteigener Person imponiren. Wenn man an die Kämpfe denkt, die ein Fürst Bismarck mit der Kreuzzeitungspartei geführt hat, dann kann man nur lächeln zu der jetzigen Methode, durch die die Ostelbier zur Raison gebracht werden sollen. Und dann kann man auch über das Schlußergebniß der neuesten Ereignisse sich eines Zweifels kaum noch hingeben.

Bei der höfischen Klugheit, die den Junkern eigen ist, werden sie im Augenblick voll Demuth die Größe des Sieges, den sie errungen haben, und die Größe der Niederlage auf der anderen Seite zu verkleinern suchen; diese Methode wird auch bereits jetzt in der konservativen Presse verfolgt. Ueber die psychologischen Folgerungen, die sich aus den jetzigen Ereignissen ergeben, sind diese von aller Sentimentalität freien Politiker sich aber durchaus klar. Nach dem bündlerischen echt „royalistischen" Grundsatz, „die Minister Seiner Majestät können uns sonst was", haben sie diesmal gehandelt und gesiegt, und sie sind gewiß nicht die Leute, eine Methode, die zu so erfreulichem Siege über die Minister und über die Krone geführt hat, wieder aufzugeben Stirnrunzeln und väterlich ernste Ermahnungen aber nehmen sie für das, was sie werth sind in einem Augenblick, wo Handeln geboten wäre.

Und so ist denn jetzt eine Entscheidung gefallen, die mehr bedeutet, als die Frage, wann der Mittellandkanal begonnen, wann er vollendet werden wird. Die Konservativen haben eine Kraftprobe gemacht; sie hat ihnen die eigene Kraft und den Grad der Kraft auf der entgegengesetzten Seite gezeigt. Sie sind zu klug, die Kenntniß mit Siegesfanfaren auszuposaunen. Aber handeln werden sie gemäß dieser Kenntniß. Und auch das Bürgerthum wird gemäß dieser Erleuchtung rücksichtslos zu handeln lernen müssen, soll nicht in Deutschland das Leben gefährlich unmodern sich gestalten.

Professor Victor Böhmert in Leipzig hat seinen siebenzigsten Geburtstag gefeiert; sein Leben ist wirthschaftlichen und sozialpolitischen Aufgaben gewidmet gewesen. Er war mit Prince-Smith und Faucher ein Freihändler und mit Schulze-Delitzsch suchte er die soziale Lage der weniger Bemittelten zu heben. Immer ist er bei seinen Bestrebungen dem Grundsatz gefolgt, daß die Voraussetzung jedes Fortschrittes die individuelle Tüchtigkeit ist; daß alle Unterstützung, die von außen kommt, an eine gute Erziehung und Selbstzucht anknüpfen muß; und daß alle Hülfe unwirksam ist, wenn dem Individuum die Freiheit der Bewegung beengt ist. So ist Victor Böhmert seit der Zeit, da er für Gewerbefreiheit und Freizügigkeit kämpfte, bis auf den heutigen Tag ein thatkräftiger und segensreicher Förderer gesunder moderner Anschauungen auf wirthschaftlichem und sozialpolitischem Gebiete gewesen.

Die französischen Zustände, die durch den Prozeß in Rennes und durch die Belagerung von Guérin in Paris schon hell genug beleuchtet werden, haben eine neue Illustration durch Vorgänge im Sudan erhalten. Zwei französische Offiziere, unter ihnen der Sohn des früheren Kriegsministers Chanoine, sollten unerhörter Grausamkeiten wegen zur Rechenschaft gezogen werden. Man sendet ihnen zwei andere französische Offiziere nach, die den Auftrag erhielten, jene ihres Kommandos zu entsetzen und zur Küste zurückzuführen. Aber Chanoine und seine Begleiter knallen die Offiziere, die sich ihnen nähern, nieder; die Begleitmannschaft derselben, die nicht gleichfalls fällt, flieht zurück, und die Rebellen gegen die heimische Regierung und die Mörder ihrer Kameraden bleiben Sieger.

Man hat gesagt, eine solche That sei die Wirkung des Tropenkollers. Schwerlich. Es mag sein, daß Chanoine und seine europäischen Begleiter grausam wurden, in Folge der afrikanischen Ungebundenheit, die man heute Tropenkoller beschönigend nennt; aber dieser Tropenkoller ist doch nichts als das Hervorbrechen der menschlichen Bestie, die innerhalb der Grenzen der Civilisation sich verkriechen muß, und die sich in der afrikanischen Wildniß frei hervorwagt.

Gäbe es einen Tropenkoller, so hätte auch irgend einer der früheren Afrikaforscher von ihm befallen werden müssen; aber bis auf Emin Pascha herab, zeigt er sich niemals. Wir lernen ihn kennen, seitdem man rohe und verwegene Abenteurer nach Afrika sendet, die in dem Augenblick, da der Zwang der Kultur schwindet, auch durch Thaten jene Bestialität beweisen, die heute in Europa bei so vielen unter einer weißen Weste oder einer gestickten Uniform verborgen bleiben muß. Der Tropenkoller erscheint als eine beschönigende Erfindung.

Bei den Chanoine und Genossen kommt aber zweifellos ein Zweites hinzu. Jener vortreffliche Offizier sagte sich: Was, die regierenden Pariser Nachtmützen befehlen uns zurückzukehren? Hier ist unsere Antwort, und ihre Kameraden lagen todt da.

Das ist wiederum eine Rebellion, und sie ist würdig, der an die Seite zu stellen, deren Held Guérin inmitten von Paris ist. Die ernsten, sehr ernsten Symptome häufen sich.

Fast täglich gibt es jetzt in österreichischen Städten Krawall; Zusammenstöße zwischen Bevölkerung und Polizei und Militär. Manchmal bleibt es bei friedlichen Demonstrationen; manchmal gibt es auch Verwundete und Todte — diese Erscheinungen münden langsam in den Zustand chronischer Revolution. Wie soll das enden?

Transvaal hat neue Vorschläge an England geschickt; vielleicht ist auch damit das Ende der Verhandlungen noch nicht erreicht. Allein augenscheinlich hat die Politik der Buren den festen Boden unter den Füßen verloren; sie gleitet der Unterwerfung entgegen, und das ist übler, als wenn mit einem raschen Entschluß die nöthigen Zugeständnisse sogleich gemacht worden wären.

* * *

Olmütz.

Der Starke weicht muthig einen Schritt zurück. Bismarck hat dies Wort, das der Charakterschwäche und der staatsmännischen Unfähigkeit entsprang, aus der Geschichte der äußeren Politik Preußens ausgetilgt. In Preußens innerer Politik scheint es heutigen Tages seine Auferstehung feiern zu sollen. Ich sage, es scheint, denn die letzten Entschlüsse sind ersichtlich noch nicht gefaßt. Aber schon daß sie noch nicht gefaßt sind, macht es wahrscheinlich, daß die Regierung vor dem frondirenden Junkerthum muthig zurückweichen wird.

Die Mittellandkanalvorlage, die von dem preußischen Ministerium mit dem denkbar größten Aufwand von Argumenten und stolzen Worten vertreten wurde, und für welche selbst der Träger der Krone noch acht Tage vor ihrem Scheitern im Abgeordnetenhause sich auf das Nachdrücklichste eingesetzt hatte, ist von den rebellisch gewordenen Konservativen auf die fadenscheinigsten Gründe hin zu Falle ge-

bracht. Der Preußische Ministerpräsident Fürst Hohenlohe benutzt die letzten Minuten vor der Abstimmung dazu, um den Junkern ins Gewissen zu reden und ihnen vorzustellen, daß eine Verwerfung der Vorlage „weittragende Folgen in Beziehung auf das bisherige Verhältniß der Konservativen zur Regierung" haben werde; diese Folgen würden sich auch namentlich geltend machen für „das Zusammengehen auf dem Gebiete der Handelspolitik". Die sogenannte Regierungspartei, mitsammt den darin befindlichen Dutzenden von direkt abhängigen Regierungsbeamten, nimmt von diesen warnenden Worten kaum Notiz, aber in dem Hauptorgan der Konservativen, der „Kreuzzeitung", erscheint Tags darauf eine Zuschrift, die jene Warnung des greisen Reichskanzlers als eine der „empörendsten Leistungen" bezeichnet.

Das Wort „Auflösung" liegt auf allen Lippen. Die Junker fangen an, besorgt zu werden. Fürst Hohenlohe befürwortet angeblich bei dem Könige von Preußen die Auflösung des Abgeordnetenhauses. Er ist der Ministerpräsident. Aber der Vizepräsident des Staatsministeriums, Herr von Miquel, dessen Taktik eine der stärksten Vorlagen in den tiefsten Sumpf geführt hat und dem auch persönlich bei der Schlußabstimmung von allen Seiten das kräftigste Mißtrauen entgegengebracht war, vertritt die politischen Interessen der Junker so beredt, daß die Auflösung nicht beschlossen wird. Die Regierung weicht muthig einen Schritt zurück. Aber das Ziel des Mittellandkanals hält sie „fest" im Auge und „später" wird sie von einer unerhörten Entschlossenheit sein. Als ob der Artikel Energie auf Termin handeln ließe! Wird Fürst Hohenlohe seinen Abschied nehmen? Auch das wird bezweifelt, obgleich man meinen sollte, es sei nicht gerade ein begehrenswerthes Ziel staatsmännischen Ehrgeizes, sich von einem übermüthigen Junkerthum zum widerwilligen Vollstrecker der agrarischen Interessenpolitik machen zu lassen. Die wenigen Worte, die er kurz vor der entscheidenden Abstimmung in der dritten Lesung vorgebracht hat, bezeichnen völlig klar die Bedeutung der Situation. Der Mittellandkanal — so wichtig er ist — tritt weit zurück hinter der Frage, ob die Krone oder das Junkerthum den stärkeren politischen Einfluß in Preußen repräsentirt. Ist das Junkerthum das thatsächlich entscheidende Element, so thut Preußen besser daran, seine Aspirationen als moderne wirthschaftliche Großmacht aufzugeben. Die Staatsweisheit der Kanitz, Mirbach und Genossen mag für ein agrarisches Kleinpreußen ausreichen, aber für eine wirthschaftliche Weltmacht, die mit allen Gegenden der Erde Handelsbeziehungen unterhält und den umfassendsten internationalen Waaren-Austausch pflegt, deren „Zukunft auf dem Wasser liegt", ist der geistige Horizont preußischer Landjunker doch wohl nicht weit genug. Ihre verbohrte Opposition gegen den Mittellandkanal ist ja schließlich nur ein folgerichtiger Ausdruck ihres allgemeinen Widerstandes gegen die Entwicklung Preußens zur wirthschaftlichen Weltmacht. Der Hinweis des Fürsten Hohenlohe, daß eine Rückwirkung der konservativen Opposition gegen den Kanal auf die Handelspolitik unvermeidlich sein werde, war deshalb auch durchaus am Platze. Aber wie ist es möglich, daß man das „Unvermeidliche" eines solchen Zusammenstoßes einsieht und zugleich alles thut, um das Prestige des Gegners zu erhöhen und das Vertrauen der eigenen Anhänger im Innersten zu erschüttern? Wer kann denn zu der Energie einer Regierung noch Vertrauen haben, die allen Drohungen über die bösen Folgen einer etwaigen Ablehnung der Kanalvorlage zunächst — die eigene Unterwerfung folgen läßt. Es ist doch eine Thatsache, daß Herr von Miquel schon vor Monaten einen Abgeordneten ausdrücklich zu der Mittheilung ermächtigte, die Auflösung sei unvermeidlich, wenn der Mittellandkanal abgelehnt werde. Es ist ferner noch in Aller Erinnerung, wie die gesammte Presse die Dortmunder Kanalrede des Königs aufgefaßt hat. Alle Welt erblickte darin ein Ultimatum gegenüber dem frondirenden Junkerthum. Und jetzt?

Die frische Lebensröthe des Entschlusses
Ist angekränkelt von des Grübelns Blässe.

Später will man fürchterliche Musterung halten. Später, wenn die Bäume wieder ausschlagen; später, nachdem den Junkern der Kamm weiter geschwollen ist, nachdem das Vertrauen zu der Entschlossenheit der Regierung nur noch spöttischen Gesichtern begegnet. Vielleicht glaubt man, mit dem Opfer dieses oder jenes Ministers oder mit der Maßregelung eines Hilfsarbeiters im Kultusministerium den verloren gegangenen Respekt wieder einigermaßen herstellen zu können. Eine derartige Rechnung erweckt die Satire. Das schlechte Wasser einer Pumpe kann man nicht dadurch verbessern, daß man einen neuen Pumpenschwengel anbringt oder den Griff neu anstreicht.

Die nächste Folge solcher glorreichen Unterwerfung der preußischen Regierung unter das Joch des Junkerthums wird übrigens noch eine andere sein. Die Sozialdemokratie wird Hunderttausende neuer Anhänger gewinnen. Eingekeilt between the devil and the deep sea werden sich ganze Schaaren braver Staatsbürger, die von der tiefen See der agrarischen Interessenpolitik genug haben, dem Teufel der Sozialdemokratie in die Arme werfen. Es bestand in den weitesten Kreisen der Bevölkerung der feste Glaube, daß in Preußen die Krone stark genug sein werde, um das Junkerthum, wenn es gar zu übermüthig werden sollte, zu ducken. Dieser Glaube ist bis zum Grunde erschüttert worden.

Man kann unseres Erachtens der Krone in Preußen gar keinen größeren Schaden zufügen, als indem man ihr räth, die durch das Junkerthum ihr in der Kanalfrage beigebrachte Niederlage ohne Anwendung des konstitutionellen Gegenmittels der Auflösung hinzunehmen. Alle Versicherungen späterer Energie wird man in der Bevölkerung von jetzt ab nur mit unverhohlener Skepsis hinnehmen — bis einmal ein Bismarck der inneren Politik kommt, der dies Olmütz der inneren Politik Preußens durch völlige Unterwerfung des preußischen Junkerthums unter die moderne Staatsidee wieder wettmacht.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XXV.

Mit der definitiven Ablehnung der Kanalvorlage ist das öffentliche Interesse an den Verhandlungen des Preußischen Landtages erschöpft. Man wird am Schlusse dieser Woche über das Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch und die damit in Verbindung stehenden Vorlagen sich schlecht und recht mit den reaktionären Herrenhausbeschlüssen abfinden und dann kann die Session geschlossen werden.

Die Abstimmungen bei der dritten Lesung der Kanalvorlage entbehrten nicht des dramatischen Interesses. Die Linke hatte in der zweiten Lesung den Fehler begangen, einen Rumpf der Vorlage in die dritte Lesung gelangen zu lassen. Diesem Rumpf konnte leicht ein neuer Kopf aufgesetzt werden, der zwar keine Lebensfähigkeit besaß, der aber die öffentliche Meinung darüber hätte täuschen können, daß man es nur mit einer Gesichtsmaske zu thun hatte.

Das Centrum fühlte sich von dem Verlaufe der zweiten Lesung, in der es eine recht klägliche Rolle gespielt hatte, sehr blamirt und fand in Herrn von Miquel, der für alle künstlichen Lösungen eine angeborene Vorliebe hat, eine gleichgestimmte Seele. Die Dritten im Bunde waren jene kanalgegnerischen Konservativen vom Schlage des Herrn von Zedlitz, denen der Boden etwas zu heiß wurde — und die deshalb auch bereit waren, dem Walfisch eine Tonne zum Spielen hinzuwerfen.

Die Spekulation war diese: Retten wir in der dritten Lesung wenigstens die Theilstrecke Dortmund—Rhein. Zwar ist dieser Theil, wie die Regierungsvertreter in der Kommission nachgewiesen haben, für sich allein technisch nicht durchführbar, und wie speziell Herr von Miquel ausgeführt hatte, vom agrarischen Interessenstandpunkte aus verderblich; aber das thut nichts. Wenn nur erreicht wird, ut aliquid fecisse videatur. Man braucht den bewilligten Theil ja nicht auszuführen, aber man kann doch darauf hinweisen, daß etwas zu Stande gekommen sei. Man kehrt dann wenigstens nicht mit völlig leeren Händen aus dem Kanalfeldzuge heim. Herr von Miquel war bereit, den Schein für die Sache zu nehmen, und die Gefahr, daß eine Anzahl gutgläubiger Kanalfreunde auf den Zopf beißen würden, war vorübergehend nicht gering. Allmählich aber kam man dahinter, daß hier bloß eine Schüssel mit Seifenschaum servirt wurde. Die überschlaue Dialektik des Herrn von Miquel, der es versuchte, die Linke dadurch zu beruhigen, daß er ihr nachwies, die Theilstrecke könne ohne das Ganze nicht gebaut werden, und die Rechte dadurch, daß er durchblicken ließ, der Theil habe vielleicht auch Leben ohne den Rest, that dann das Letzte, um alle Parteien mit einem gesunden Mißtrauen gegen den Plan zu erfüllen, und die Theilstrecke Dortmund—Rhein wurde, nachdem das gesammte Projekt mit 235 gegen 147 Stimmen bei 32 Enthaltungen gefallen war, sogar mit 275 gegen 135 Stimmen abgelehnt. Die übrigen Paragraphen wurden, mitsammt der Ueberschrift und Einleitung, ebenfalls prompt getödtet, so daß die Möglichkeit neuer Machinationen im Herrenhause ausgeschlossen war.

Um das Stärkeverhältniß der Anhänger und Gegner des Mittellandkanals sich zu veranschaulichen, muß man Folgendes in Rechnung ziehen:

Die beiden freisinnigen Gruppen, mit dem ihnen zuzurechnenden Abgeordneten Dommes, sowie die Dänen, traten geschlossen für den Kanal ein; die Polen geschlossen dagegen. Von den Konservativen und Freikonservativen, nebst den ihnen innerlich zuzuzählenden Abgeordneten, stimmten 178 gegen und 18 für den Kanal. Die Nationalliberalen stimmten mit 67 von 71, also fast geschlossen, für den Kanal. Dieser Gruppe von 67 ist noch der Abgeordnete Mohr-Altona zuzurechnen, sodaß 68 nationalliberale Kanalfreunde herauskommen. Vom Centrum, welches 99 Mitglieder zählt, stimmten 23 für den Kanal, 40 dagegen, während sich einige 30 der Abstimmung enthielten.

Die Centrumsabgeordneten, welche sich der Abstimmung enthielten — darunter z. B. auch der sehr kanalfreundliche Referent der Kommission, am Zehnhoff, wären unter gewissen Umständen durchweg für den Kanal zu haben gewesen; auch die Polen sind keineswegs völlig intransigente Gegner des Mittellandkanals; sodaß, wenn man Centrum und Polen zusammenwirft, man mit einiger Sicherheit behaupten kann, daß in dieser Gruppe Freunde und Gegner des Kanals sich die Wage hielten. Schaltet man diese Gruppe danach zunächst aus, so hat man auf der Linken mit 106 ausgesprochenen Kanalfreunden zu rechnen, zu denen von der Rechten noch 18 Konservative kommen. Das sind zusammen also 124 Kanalfreunde, denen 178 Konservative gegenüberstehen, die als ausgesprochene Kanalgegner anzusehen sind.

Ich habe mich nun der Mühe unterzogen, einmal auszurechnen, wie groß die Bevölkerung ist, die einerseits hinter diesen 178 konservativen Kanalgegnern und andererseits hinter jenen 124 Kanalfreunden steht. Es ergibt sich dabei das höchst interessante Resultat, daß die Bevölkerungszahl — nach der Volkszählung von 1895 — in den Wahlkreisen der 178 Kanalgegner 11 575 140 Seelen umfaßt, während sie in den Wahlkreisen der 124 Kanalfreunde sich auf 11 544 078 Seelen beziffert. Die Bevölkerung, die hinter beiden Gruppen steht, ist somit fast gleich groß oder vielmehr, sie ist heute, nahezu 4 Jahre nach der Volkszählung von 1895, auf Seite der Kanalfreunde größer, da diese ihren Hauptsitz in den schneller anwachsenden großen Städten und industriellen Bezirken haben.

Würde man nun gar die Steuerleistungen der Wahlkreise mit einander in Vergleich stellen, so würde das Gewicht der Steuerleistungen, die hinter den 124 Kanalfreunden stehen, das Gewicht der Steuerleistungen, die hinter den 178 konservativen Kanalgegnern zu finden sind, ganz gewaltig in die Höhe schnellen. Bringt doch allein die freisinnig vertretene Stadt Berlin mehr als doppelt so viel direkte Staatssteuern auf, wie die drei Provinzen Ostpreußen, Westpreußen und Pommern zusammengenommen, welche etwa 60 konservative Kanalgegner gestellt haben. Und dabei sind die stärksten Steuerträger in diesen Provinzen auch noch die Städte Königsberg, Danzig und Stettin, die nur liberale Kanalfreunde gewählt haben.

Man kann deshalb mit Fug und Recht behaupten, daß das Land, sowohl was die Steuerleistung, als was die Bevölkerungszahl anlangt, in der Frage des Mittellandkanals keineswegs gegnerisch steht, wie es nach dem Abstimmungsverhältniß der Abgeordneten äußerlich erscheint.

Das ungünstige Abstimmungsverhältniß ist nur dadurch möglich geworden, daß die Wahlkreiseintheilung, die auf den 40 Jahre zurückliegenden Bevölkerungsverhältnissen beruht, im Laufe der Zeit zu einer geradezu skandalösen Ungerechtigkeit geworden ist. Die Stätten der größten Intelligenz, der größten Steuerleistung und der dichtesten Bevölkerung sind zu Gunsten junkerlicher rotten boroughs in jeder Weise benachtheiligt. Bei einer gleichmäßigen Vertheilung der Bevölkerung auf die einzelnen Wahlkreise, wobei, wenn es bei der Zahl von 433 Abgeordneten sein Bewenden haben soll, heute auf je 75 000 Einwohner ein Mandat entfallen müßte, würde Berlin statt 9 Kanalfreunde 24 entsandt haben, Breslau 5 statt 3, Stettin 2 statt 1, Kiel-Neumünster 2 statt 1, Dortmund-Bochum-Gelsenkirchen, der bevölkertste Wahlkreis des ganzen Landes mit rund 750 000 Einwohnern 10 statt 3, Duisburg-Ruhrort-Essen 7 statt 2, Frankfurt a. M., Hannover, Magdeburg je 3 statt 2 u. s. w. Daneben würden, wenn man die Umgegend von Berlin aus ihrer unnatürlichen Verbindung mit Teltow-Beeskow-Storkow löst, sofort eine Anzahl neuer Kanalfreunde erwachsen. Die Stadt Charlottenburg allein würde Anspruch auf zwei Mandate haben, und auch diese beiden Mandate würden sicher Kanalfreunden anheimfallen.

Kurzum, es unterliegt auch nicht dem geringsten Zweifel, daß nur den Absurditäten der gegenwärtigen Wahlkreiseintheilung das ungünstige Schicksal des Mittellandkanals im Abgeordnetenhause zuzuschreiben ist. Hier ist der Punkt, wo eingehakt werden muß; hier hat die Agitation in erster Linie einzusetzen. Damit schließen wir unsern Epilog zu der diesjährigen Landtagssession.

Proteus.

Schulze-Delitzsch und Italien.

Bei der Enthüllung des Denkmals, das der Dank der Nachwelt dem Begründer der deutschen Genossenschaften auf dem Inselplatz in Berlin errichtet hat, weil der Alexanderplatz nach der Ansicht von Regierungsbehörden zu schade dazu war, erschienen Vertreter der Genossenschaften Frankreichs, Oesterreichs, Englands und der Schweiz; aus Italien aber war nur ein eherner Kranz eingetroffen, der auf den granitnen Stufen des Sockels niedergelegt wurde. Wer daraus schließen wollte, daß die Verehrung für Schulze-Delitzsch in Italien minder groß sei als in den anderen europäischen Ländern, in denen die Genossenschaftsbewegung Früchte gezeitigt hat, der würde sich irren. Gerade das Gegentheil ist der Fall. Es ist in keinem anderen Lande mit so rückhaltloser und freudiger Bewunderung anerkannt worden, daß man im Grunde alle wirthschaftlichen Erfolge der Genossenschaften ihrem deutschen Schöpfer zu

verdanken habe, wie in Italien. Auf allen Kongressen der italienischen Volksbanken und Genossenschaften wird dankbar Schulze-Delitzsch's gedacht, und sein unermüdlicher Schüler, der Professor Luigi Luzzatti, der rastlose Vorkämpfer der Genossenschaftsbewegung in Italien, läßt keine Gelegenheit vorüber gehen, um seine Landsleute daran zu erinnern, was sie dem Apostel der Selbsthülfe schulden. Das von ihm begründete und herausgegebene Organ der italienischen Volksbanken, die Zeitschrift: „Credito e cooperazione“, widmet ihr erstes Augustheft von der ersten bis zur letzten Seite dem Begründer der deutschen Genossenschaften. Es enthält ein treffliches Portrait und eine kurze Lebensbeschreibung Schulzes und den herrlichen Nekrolog, den ihm Luzzatti im Jahre 1883 in der Nuova Antologia widmete, eine Abbildung seines Grabes in Potsdam und des Denkmals auf dem Inselplatz, sowie eine Reihe von Briefen, die Schulze an Luzzatti schrieb. Auch der warmherzige Brief, in dem der italienische Nationalökonom dem Prof. Virchow sein Bedauern darüber ausspricht, daß er der Einladung zur Enthüllung des Denkmals nicht Folge leisten könne, ist in diesem Hefte abgedruckt. Gleichfalls in diesem Brief, der in den „Blättern für Genossenschaftswesen“ (im Heft vom 19. Aug.) veröffentlicht worden ist, kommt das tiefe Dankesgefühl zum Ausdruck, durch das sich der italienische Schüler dem deutschen Meister verbunden fühlte. „Von ihm, dem großen Meister“, so schreibt Luzzatti, „lernte ich als ganz junger Mann im Jahre 1862, wie sich die Arbeiter in den Städten und auf dem Lande zu erlösenden Verbänden verbrüdern, wie sich aus ihren durch Leiden geschulten Herzen die Funken der Vorsorge und der feierliche Vorsatz einer Befreiung entfesseln können, die der eigenen Thatkraft zu verdanken und von der wunderwirkenden Macht des Staates und von der Mildthätigkeit unabhängig ist“. „In Schulze-Delitzsch“, heißt es dann weiter, „feiert man einen der Unsern, denn er war Italien nicht minder nützlich als Deutschland“. Unter den Briefen*), die ich oben erwähnte, befindet sich auch einer, in dem Schulze-Delitzsch Luzzatti auffordert, dem deutschen Kronprinzen während seines Aufenthaltes in Pegli eine Adresse im Namen der italienischen Volksbanken zu überreichen, in der auf die Gemeinsamkeit der Ziele der deutschen und der italienischen Genossenschaftsbewegung hingewiesen würde. Der Brief ist vom 14. November 1879 und hat den folgenden Wortlaut.

„Gestatten Sie mir, Ihnen eine Idee zu unterbreiten, die durch den Aufenthalt unseres Kronprinzen in Pegli in mir entstanden ist.

Wenn sich Ihnen die Gelegenheit böte, dem Prinzen in irgend einer Form durch eine Adresse oder eine Deputation im Namen der italienischen Volksbanken eine Huldigung darzubringen, so würde ein Hinweis auf die innige Gemeinsamkeit zwischen den Bestrebungen Ihres Landes und denen Deutschlands sicherlich für die Sache der Genossenschaften nicht nur bei Ihnen sondern auch bei uns von Nutzen sein. Natürlich setze ich voraus, daß bei diesem Schritt jede Anspielung auf politische Fragen vermieden und die Kundgebung auf das humanitäre und wirthschaftliche Gebiet beschränkt werde, auf dem die Genossenschaften im Kampf gegen die sozialistischen und kommunistischen Agitationen allen civilisirten Völkern so große Dienste leisten.

An dem günstigen Eindruck einer solchen Huldigung auf den Kronprinzen ist, abgesehen von seiner noch kürzlich in Rom zum Ausdruck gekommenen Liebe zu Italien, nicht zu zweifeln, weil er für solche freiwilligen Kundgebungen der arbeitenden Klassen sehr zugänglich ist. Sie werden begreifen, was ich Ihnen nur im Vertrauen mittheile, daß wir für die inneren Zustände unseres Vaterlandes viel von ihm erwarten. Mit der Bitte, kurz darüber unterrichtet zu werden, ob und in welcher Weise Sie meiner Anregung entsprechen wollen und mit den herzlichsten Grüßen an die italienischen Volksbanken bin ich x.“.

Luzzatti ging mit Freuden auf den Vorschlag seines Freundes und Lehrers ein und kein Geringerer als Marco Minghetti überreichte auf seine Veranlassung dem Kronprinzen die folgende Adresse:

„Der Vorstand des Verbandes der italienischen Volksbanken überreicht Eurer Kaiserl. Hoheit einen neuen Bericht über die Entwicklung der Kreditinstitute in Italien.

Wir verdanken Deutschland die Anregung zur Bildung jener Genossenschaften, die auf Grund des Prinzips der Vereinigung und der Vorsorge der Rechtschaffenheit wirthschaftlichen Werth geben und die Arbeit durch die legitime Ausnutzung des Kapitals stärken. Unser Lehrer war ein Deutscher, Schulze-Delitzsch, der uns noch immer mit seinem Rath und seinen Arbeiten unterstützt. Wir bilden heute in ganz Europa eine Legion von Männern, die der Sache des Fortschrittes der Völker ergeben und, die durch die Genossenschaftsbildung den Sozialismus bekämpfen und dem schrecklichen Schauspiel der verhängnißvollen Spaltung der sozialen Klassen mit heiterer Beständigkeit die verheißungsvollen Erfahrungen von Einrichtungen entgegenstellen, in denen das Kapital und die Arbeit sich in fruchtbarem Einverständniß entfalten.

Wenn die Kreditverbrüderungen auf Gegenseitigkeit fest in der ganzen Welt begründet sein werden, dann wird man in der einzig möglichen und gesetzmäßigen Weise das Problem der Vereinigung von Kapital und Arbeit lösen.

Deutschland hat, wie in der Freiheit der Wissenschaft, so auch auf wirthschaftlichem und sozialem Gebiete Dank dem großartigen Unternehmen, das mit dem Namen Schulze-Delitzsch verbunden ist, kraftvoll die Initiative ergriffen und einen neuen Anspruch auf den Dank der Menschheit erworben.

Mit dieser Ideengemeinschaft zwischen den Genossenschaften zweier befreundeter Völker wollen wir Eure Kaiserl. Hoheit bekannt machen und sprechen den aufrichtigen Wunsch aus, daß Italiens heilbringendes Klima auf Eurer Kaiserl. Hoheit erhabene Familie seinen wohlthätigen Einfluß ausübe“.

Schulze-Delitzsch glaubte, daß Luzzatti durch Ueberreichung dieser Adresse dem Genossenschaftswesen einen großen Dienst geleistet habe, und sprach ihm in einem Briefe vom 19. Februar 1880, in dem er ihn zum ersten Male mit dem Worte „Freund“ anredet, seinen Dank aus.

„Sie haben uns“, so schreibt er, „in der That einen großen Dienst durch Ihr taktvolles Vorgehn geleistet, der uns von großem Nutzen bei der Revision des Gesetzes über die genossenschaftlichen Einrichtungen sein wird. Sie wissen aus dem Vorwort zum Jahresbericht für 1878, wie die alten Gegner unserer Genossenschaften in der konservativen Partei uns nach einem verabredeten Plane angreifen, und wie wir von ihnen als eine Schule der Selbstverwaltung im Staate und in der Gemeinde bekämpft werden. Jetzt sind diese Herrn nach dem Wechsel in unserer Wirthschaftspolitik im Reichstag viel stärker, und wir rüsten uns zum Kampf mit ihnen sowohl um unsere verfassungsmäßigen Rechte als auch um unser Koalitionsrecht, insbesondere zum Schutz der Genossenschaften. Wenn der Kronprinz auch augenblicklich an der Entscheidung dieser Angelegenheiten nicht theilnimmt, so übt doch die Stellung, die er in der Frage einnimmt, einen beachtenswerthen indirekten Einfluß aus. Und es ist zu erwarten, daß dieser Einfluß zu unseren Gunsten in Anbetracht der freundschaftlichen Beziehungen noch wachsen wird, die mit der identischen Behandlung des Grundsatzes der Genossenschaften in Italien und Deutschland zusammenhängen“.

Es scheint mir aus den mitgetheilten Briefen hervorzugehen, daß die Italiener selbst ihre Volksbanken und Genossenschaften als die Früchte der von Schulze-Delitzsch in Deutschland erzeugten Bewegung ansehen. Der Einfluß dieses ungewöhnlichen Mannes reichte weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus, und so hat er sich, abgesehen von den Verdiensten, durch die sein Name auf dem Gebiete der sozialen und wirthschaftlichen Kämpfe unsterblich geworden ist, auch noch den Ruhm erworben, zur politischen Annäherung der beiden befreundeten Nationen nicht unwesentlich beigetragen zu haben, denn es gibt keine wirksamere Vorbereitung und Unterstützung politischer Bündnisse zwischen den Völkern, als ihre gemeinsame Arbeit an der Durchführung gesunder wirthschaftlicher Gedanken.

Luigi Luzzatti hatte eine Riesenaufgabe übernommen, als er den Entschluß gefaßt hatte, die Ideen seines deutschen Meisters in Italien volksthümlich zu machen. Denn sein armes, durch eine Jahrhunderte währende Fremdherrschaft zur Gedankenlosigkeit erzogenes Volk konnte sich mit dem Begriff der Selbsthilfe, auf dem sich die sozialen Einrichtungen Schulze-Delitzsch's aufbauen, nicht leicht vertraut machen. Die Bevölkerung keines anderen Landes hatte sich so sehr daran gewöhnt, Alles vom Staat zu erwarten und nichts sich selbst zu verdanken. Luzzatti's Unternehmen hat nicht unwesentlich dazu beigetragen, jene Indolenz zu vermindern, die besonders auf wirthschaftlichem Gebiete ein dem italienischen Volke durch seine Schicksale anerzogener

*) Luzzatti hat die Absicht, seinen Briefwechsel mit Schulze-Delitzsch bald in extenso zu veröffentlichen.

Charakterfehler geworden war. So ist Schulze-Delitzsch auch in Italien durch Luzzatti's Vermittlung einer von den großen Erziehern geworden, deren Lebenswerk nicht nur in seinen praktischen Schöpfungen sondern auch in seiner idealen Wirkung auf die Charaktereigenschaften breiter Volksmassen der Nachwelt erhalten bleibt.

C. Mühling.

Die Genesis der Friedenskonferenz im Lichte der panslavistischen „Philosophie".

„Die Politik ist keine Ethik", äußerte sich einmal der bekannte ultraslavophile Pessimist Leontjev*), Katkov's und Pobědonoscev's Gesinnungsgenosse. In der inneren Politik scheint dieser Spruch zum Grundprinzip des russischen Staatslebens geworden zu sein. Die „Slavophilen", vulgo „Panslavisten", die philosophischen Propheten des panslavischen Weltreichs auf Erden, sind zu Trägern zweier Ideen geworden: der Einigung der Slavenvölker und der Aufrechterhaltung des Absolutismus in Rußland. Die „slavophile" Richtung der russischen Sozialphilosophie ist keine einheitliche, in sich geschlossene Schule; sie zerfällt in verschiedene Unter- und Nebenströmungen. Hierbei muß man den theoretischen und den praktischen Panslavismus streng unterscheiden. Der erstere ist philosophisch konstruktiv, der zweite politisch destruktiv. Wenige ausgenommen, sind die „Slavophilen" nach innen konservativ, nach außen umstürzlerisch. Sie sind bestrebt, die Form des russischen Volks- und Staatslebens selbst durch „künstliche" (sage: Polizei-) Mittel zu „konserviren" — „Rußland muß zum Gefrieren gebracht werden, auf daß es nicht lebe" (Leontjev) — und zur selben Zeit kämpfen sie mit „allen Mitteln" für die Nivellirung und Centralisirung aller Gebiete, für die „Russifizirung" nicht nur der bereits eroberten oder einverleibten Völker, sondern auch der einzuverleibenden, die sich auf dem Wege zur „Zarenstadt" (Konstantinopel) befinden. Erblickt doch Danilevsky in seinem Werke „Rußland und Europa" in der Eroberung Konstantinopels und der Einigung aller Slaven das Grundproblem der russischen Geschichte, — daher auch sein Haß gegen das feindliche „Europa". Der mit theokratischen Ideen durchtränkte Zarismus, zu dessen philosophischen Hauptstützen die „Slavophilen" geworden sind, kränkelt an dem inneren Widerspruch zwischen der Abneigung gegen die westeuropäische Kultur (Selbsterhaltungstrieb der unbeschränkten Krone) und der Nothwendigkeit, sich den westeuropäischen Fortschritt anzueignen (Selbsterhaltungstrieb des Staates). Ist es für die russischen „Westler", besonders seit der bahnbrechenden Reformthätigkeit des großen Peter, eine abgemachte Sache geworden, daß Rußland vor allem ein europäischer Staat sei, so wirkte der Widerstreit der idealen Imperative und der realen Nothwendigkeit auf die slavophile Geistesrichtung zersetzend. An diesem Widerspruch ist bereits das philosophische Slavophilenthum zu Grunde gegangen. Zur politischen Ernüchterung der russischen Slavenschwärmer haben die Balkanslaven am meisten beigetragen, die sich vor ihren mystischen Befreiern als nüchterne Realpolitiker entpuppt hatten. Als philosophisches System ist zwar das „Slavophilenthum" an seinen inneren Widersprüchen eines langsamen Todes unvermerkt dahingesiecht, jedoch ist von seinen praktischen Postulaten, die mit Rußlands innerer und äußerer Politik eng verwachsen sind, ein Hauptmoment am Leben geblieben; der Glaube an die erlösende Eroberungsmacht des eigenartigen russischen „Zäsaropapismus". Das theologische Substrat des russischen Cäsarismus hat Anatole Leroy-Beaulieu, der beste fremde Kenner der russischen „Volks- und Staatsseele" sehr treffend charakterisirt: „Les fils de la sainte Russie ont pour leur gosoudar, quelque chose du sentiment que pouvaient avoir les Hébreux pour leurs rois ou, comme dit le Slavon, pour leurs tsars David et Salomon. Qu'est ce au fond que le régime russe, cette sorte d'anachronisme vivant dans l'Europe moderne? Le tsarisme n'est qu'une théocratie patriarcale, déguisée par la nécessité des temps et l'influence du voisinage en monarchie militaire et bureaucratique*)." Der ganze Inhalt der neuesten russischen Geschichte besteht eben im Bestreben, diesem Anachronismus Leben einzuhauchen. Die undankbare Wiederbelebungsaufgabe hatten auf sich die „Slavophilen" genommen. Dem in seinen Expansionsbestrebungen begriffenen Zarismus suchten sie den Nimbus einer Weltmission zu verleihen. Indeß haben die militärischen und politischen Mißerfolge Rußlands (Krimkrieg! Berliner Kongreß! Balkanpolitik!)**) vor allem das Siegesbewußtsein des Panslavismus gelähmt. „Indem ich einen Blick auf das werfe, was vor meinen Augen während der letzten fünf Monate geschah (hauptsächlich die erfolglosen Stürme auf Plewna), muß ich doch, trotz der niederschlagenden bitteren Gefühle, sagen, daß Rußlands Glück in diesen Mißerfolgen liege; hätten wir die ganze Türkei als ebensolche Sieger durchkreuzt, wie wir beim Uebergang der Donau waren, so dürfte wohl Jeder behaupten, wir seien reife fertige Menschen; jetzt aber, nach der Prüfung geht es klar hervor, daß wir uns noch auf die Schulbank setzen, Geographie, Geschichte und andere Schulweisheiten studiren und dann erst lernen müssen, wie die Kenntnisse anzuwenden", so schrieb aus dem Hauptquartier Alexander's II. Leibarzt, voll Empörung über die panslavistische Prahlerei***). Zwar sollte erst mit Alexander's III. Thronbesteigung die panslavistische Russifizirungspolitik ihren Höhepunkt erreichen, indeß dem kriegslustigen Panslavismus war die Spitze gebrochen. Alexander III., der den russisch-türkischen Krieg „mitgemacht" hatte, wurde „friedliebend".

Es war eine lebensfrohe Zeit, als sich das „Slavophilenthum", stolz auf seinen geistigen Ehebund mit dem Zarismus, in den Flitterwochen befand. Der biedere Altmeister der Philosophie Hegel, dessen Name in der neuesten geistigen Geschichte Rußlands eine Epoche bezeichnet, zu ihm war das „Slavophilenthum" in die Schule gegangen, um dann darauf seinen „Geist des Absoluten" zu „russifiziren" und zu „cäsaropapisiren". Und auf ihre Fahne hatten sie mit Stolz Hegel's Grundsatz: „Alles Bestehende ist vernünftig" geschrieben. Seitdem sind viele Jahrzehnte verflossen. Durch die Reformen der sechziger Jahre ist aus dem alten ein neues Rußland hervorgegangen. An Wissen und Reichthum ist Rußland zwar mächtiger, allein der „Anachronismus" ist aus der Welt nicht hinwegphilosophirt worden. Von der slavophilen Philosophie ist nur ein Schatten geblieben, und dieser kommt nur in der praktischen Politik zum Vorschein, sobald es sich um das „Absolute" in der russischen Staatsverfassung handelt. Da aber die Regierung im Interesse des Militärstaates immer mehr zu Westeuropa in die Schule gehen und in der Selbstbethätigung der Gesellschaft einen mächtigen Hebel zur Hebung des Volkswohlstandes erblicken mußte, so wurde der konservative Panslavismus immer mehr reaktionär. Die Epigonen des Slavophilenthums sind jetzt zwar altersschwach geworden, sie sind aber die einzigen Elemente in

*) „Der Orient, Rußland und das Slaventhum" Bd. II. (russ.)

*) L'empire des tsars. Paris 1889 Bd. III, S. 57.

**) In seiner Denkschrift an den Kaiser über den Berliner Kongreß schrieb der Kanzler Fürst Gortschakow: „Der Berliner Vertrag ist die allerschwärzeste Seite in meiner Dienstlaufbahn"; „auch in der meinigen", fügte Alexander II. eigenhändig hinzu. Staljkovsky, Die auswärtige Politik Rußlands. Petersburg 1897, S. 223 (russisch).

***) Briefe S. P. Botkin's aus Bulgarien 1877, in russischer Sprache. Petersburg 1893, S. 348—349. Vergl. unseren Aufsatz: „Aus den Memoiren eines Generals" in Paul Lindenberg's „Memoiren-Korrespondenz" 1897 14.

Rußland, in denen der spezifisch russische „Zäsaropapismus" eine geistige Stütze findet. Durch unsägliche Anstrengungen hat die russische Regierung das Heer reorganisirt und vermehrt, ob es seiner Aufgabe gewachsen ist, darüber wird die Zukunft entscheiden. In den übrigen Aeußerungen des russischen Staatslebens finden wir überall Altersschwäche oder Kinderkrankheit. Die Landbevölkerung ist der chronischen Hungersnoth, ja physischer Ausartung ausgesetzt und die russische Industrie, die hauptsächlich Dank fremden Kapitalien und fremder Unternehmungslust, sowie Dank dem enormen Zollschutz in die Höhe schießt, vermag nur am Gängelbande der Regierung sich vorwärts zu bewegen. Die Nothwendigkeit der Großmachtpolitik Rußlands, eine festere Basis zu schaffen, zwingt die Regierung zu großartigen Unternehmungen — Einführung der Goldwährung, Sibirische Eisenbahn — Zuflucht zu nehmen, der Selbsterhaltungstrieb des Cäsarismus zwingt ihn, auf die Hauptquellen des Völkerfortschritts — Volksbildung und Volksfreiheit — zu verzichten. Die Zeiten, wo sich die russischen Panslavisten einbildeten, Rußland könne mit „Europa" kämpfen, sind längst vorüber: ein Vergleich zwischen dem Zarenstaate und den westeuropäischen Staaten zeigt ihnen zu deutlich, wie arm Rußland ist. Aber den Hauptgrund ihres Bankerotts einzusehen, sind sie nicht im Stande, da Blinde kein Sehvermögen besitzen. In der ganzen Regierungspolitik des Kaisers Nikolai II. kommen all diese widerspruchsvollen Momente zum Vorschein. Zur selben Zeit werden Maßnahmen und Reformen getroffen, die zwei entgegengesetzten Weltanschauungen entspringen und in denen sich der Kampf zwischen dem philosophisch todten, politisch aber lebendigen, orthodoxen und absolutistischen Panslavismus und den immer stärker werdenden Forderungen der Neuzeit abspiegelt.

In der dritten Parabel von Leo Tolstoi's Antikritiken (Bd. IV seiner Werke, russisch) wird von Wanderern erzählt, die vom richtigen Wege abgekommen, umherirren, vorwärtsdringen, in der Furcht, sich der gefährlichen ausgangslosen Lage, in der sie sich befinden, bewußt zu werden, und in der vergeblichen Hoffnung irgend wohin zu gelangen. „Statt Halt zu machen, oder wenigstens auf die Rettung ihrer Seelen bedacht zu sein, wollen die Wanderer dennoch ihr Glück versuchen, sie verirren sich immer mehr und finden dann schließlich ihr Verderben." *)

Welche persönlichen Beweggründe den Zaren bewogen haben, den Mächten vorzuschlagen, in den Rüstungen wenigstens Halt zu machen, bleibt vorläufig ganz unbekannt. Die Betrachtung der gegenwärtigen Geistesströmungen und der gegenwärtigen ökonomischen Lage Rußlands gewährt uns Anhaltspunkte, um das Milieu zu verstehen, aus dem die Friedens- und Abrüstungsidee entspringen mußte. Der innere Widerspruch, an dem Rußland krankt, tritt damit deutlich genug zu Tage. Der Umstand, daß man in „panslavistischen" Kreisen diesen Vorschlag mit wahrem Jubel begrüßte, zeigt zur Genüge, wie selbst die kriegslustigsten Elemente Rußlands friedensbedürftig geworden sind. Was noch vom „Panslavismus" geblieben, ist die „Philosophie" des Absolutismus, durch die sie als „Polizeiphilosophen" stark geworden sind: wurde doch zu Anfang der dreißiger Jahre ein Polizeikommissär („častny pristav") zum Professor der Philosophie an der Universität Charkow ernannt! Auf allen Gebieten des Schaffens von der Wirklichkeit Lügen gestraft, fürchten die „Panslavisten" für ihre Existenz. Läuft doch das archaische System des „Zäsaropapismus" Gefahr, bei erster Kriegsniederlage in die Brüche zu gehen. Denn wie der Leibarzt Botkin im Jahre 1877, so denken jetzt in Rußland Hunderttausende. Der Friedensvorschlag ist mithin bitterer Ernst für Rußland. Er zeigt aber auch, wie wenig man in Rußland von der Geschichte gelernt und wie sehr man sich in dem verderblichen Gewebe innerer Widersprüche verstrickt hat, so sehr, daß man auf die Gefahr hin, sich vor Europa bloszustellen, das Geheimniß eigener Machtlosigkeit zu lüften wagte. Und all dies geschah, weil man vor dem eigenen Volke die Wahrheit zu verbergen sucht, um, wenigstens, Galgenfrist zu gewinnen. Wer Lügen säet, kann keine Wahrheit ernten. Daher passen gerade für diese unsere Betrachtung die Worte des zäsaropapistischen Propheten Pobědonoscev:

„Eine Lüge zieht die andere nach sich; haben sich im Volke lügnerische Vorstellungen, lügnerische Erwartungen und ein lügnerischer Glaube gebildet, so wird es einer Regierung, die selbst von dieser Lüge ergriffen ist, schwer fallen, dieselbe aus dem Volksbewußtsein herauszureißen; sie wird mit ihr rechnen, aufs neue mit ihr spielen müssen, und gezwungen sein, ihre Macht im Volke, künstlich, durch ein neues Lügengewebe in den Einrichtungen, Reden und Handlungen aufrecht zu erhalten — ein Gewebe, das unabwendbar von der ersten Lüge erzeugt werden mußte." *)

Sofia.

Boris Minzés.

*) Vgl. unseren Aufsatz: Leo Tolstoi's letzte Werke in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit", 1895, 47.

*) Streitfragen in der Gegenwart. Autorisirte deutsche Uebersetzung von R. Borchardt und L. Kelner. Berlin. 1897. S. 64.

Kipling's Buch der Arbeit.

Der Dschungel mit seinen gespenstischen Nachtschatten, den grellen Farben und dem heiligen Thier, der indische Wald, der Kipling die Märchenfrage nach dem Urmenschen eingegeben, liegt zurück. Aus dem nächtlichen Rangirbahnhof mit den blendenden Lichtern und dem Stimmengewirr stampft eine neue grünlackirte Lokomotive 007; ein Schiff, das noch eben auf der Werft lag und dem ein schlankes Mädchen im weißen Kleide, das Sektglas in der Hand, den Namen gab, macht durch Sturm und Ungewitter seine erste Seefahrt; auf verlassener Rhede liegt ein demolirter Dampfer; Pferde, die Wochentags hart arbeiten mußten, grasen auf der Weide — alltägliche Scenen aus der grauen Prosa des modernen Lebens. Und an diesen alltäglichen Scenen ist Kipling wiederum zum Märchendichter geworden. In seiner kargen, volksthümlichen, mit Slang und Dialekt untermischten Sprache beseelt er die grünlackirte 007 und das neue Schiff zu realistischem Märchendasein. Und diese Märchen klingen sehr realistisch und sehr lebenskräftig in ein Thema aus: die Arbeit, die moderne Werktagsarbeit. „The Day's Work" heißt Kipling's neues Märchenbuch.

Das ist nicht der Cherub mit dem stumpfen Schwert, der den Menschen aus dem Paradiese der goldenen Früchte treibt, der diese Werktagsarbeit symbolisiren könnte. Dem derben, trotzigen, beinah wilden Humor der Arbeit hat Kipling Worte geliehen. Und diese moderne Arbeit mit ihren Eisenschienen und ihrem Maschinengestampf schafft die müde Welt neu. Ueber den alten, heiligen Ganges ist eine eiserne Eisenbahnbrücke geschlagen: der heilige Fluß wälzt zornig seine Fluthen heran, das freche Menschenwerk zu zerstören. Und in seiner Baracke sitzt der englische Ingenieur, der die Brücke erbaut hat, und er sieht die Hochfluth kommen und die Ehre seiner Lebensarbeit steht in Gefahr, und er rechnet und rechnet, ob seine Pfeiler der Fluth Widerstand leisten werden. Aber er ist machtlos, denn was wollen seine Zahlen gegen die Naturgewalt bedeuten? Dankbar nimmt er das Opium, das ihm ein Eingeborener gibt. Und dann im Opiumrausch wird er auf eine Flußinsel verschlagen. Und da erscheinen sie alle, die einheimischen Naturgötter und zürnen auf das neue Menschenwerk. Sie ahnen, daß sie den kommenden Tag nicht überleben

werden. Einer nur unter ihnen, dessen Herrschaft ungefährdet bleibt: Krischna, der Gott der Liebe.

Die Arbeit bei Kipling ist die harte, aufreibende Arbeit, des Mannes Leidenschaft. Arbeit, die man wie eine Gefahr besteht. Bei der sich die Kraft, die Nerven, auch der Muth des Mannes bewähren. Sie ist in den Dienst der Kultur gestellt, aber wie jede Leidenschaft ist sie vor allem sich Selbstzweck. Sie gewährt den Rausch des Kraftgefühls. Und aus der Eigenart dieser Arbeit zeichnet sich Kipling's Mannesideal gleichsam von selbst.

Es ist der Humor der Starken, der diese Männer beseelt. Leben und Arbeit bedeuten ihnen ein Kraftgefühl. Die Gefahr des Zusammenbrechens, des Todes, macht den Reiz des Lebens aus. Die Lust ihm getrotzt zu haben, ist mit dem Tode zu theuer nicht bezahlt. Die Ueberanstrengung gibt der alltäglichsten Arbeit den abenteuerlichen Reiz. So leben diese Männer durch und in ihrem Arbeitskraftgefühl. Das imperialistische Ideal Kipling's, das die Weltherrschaft Britanniens heischt, beseelt sie. Und wenn sie nur eine Brücke bauen oder ein Schiff repariren, sie gleichen ihren Vorvätern, den Eroberern Indiens. Zugreifen und mit Gewalt festhalten, für Britannien festhalten, ist ihnen höchste Moral. Auch den Verbrecher kann solche Arbeit adeln. Lohn und Anerkennung aber suchen sie nicht. Dazu ist ihre Bescheidenheit zu stolz. Ein Wort von Vorgesetzten, wortkarg wie sie selbst, ihre Arbeit sei „not half bad“, ist alles, was sie mögen. Dann aber, wenn der Tag zu Ende geht, und möge man sich während einer Epidemie in einem indischen Hungerdistrikt befinden, sich frisch rasiren und im Evening dreß beim Diner sitzen. Und dann um Gotteswillen nicht von der Arbeit sprechen.

Man muß das Buch der Arbeit von Kipling mit dem Buch vergleichen, das das deutsche Volk bei seiner Arbeit aufgesucht hat, mit Freytag's „Soll und Haben“, um sich des Unterschieds in der Empfindungsweise voll bewußt zu werden. Bei Freytag thut man seine Arbeit, und man thut sie gern, aus Pflichtgefühl. Es ist eine moralische Bewerthung, die entscheidet. Man thut seine Arbeit, um abends mit gutem Gewissen auf seinem Ledersopha zu sitzen. Dann blinzelt einem die Gipskatze auf der Kommode vergnüglich zu, und die guten Hausgeister raunen einem freundliche Worte ins Ohr, und ehrliche Müdigkeit überkommt einen, und das gute Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. Bei Kipling ist die Arbeit ganz Selbstzweck, und jede moralische Bewerthung fehlt. Geht man zu Grunde, so schadet es nicht viel. Man hat sein Leben gelebt — in Arbeit.

Ein Zug aber kommt bei Kipling hinzu, der eigenartigste und schönste: die Keuschheit. Diese Männer sprechen nicht von ihrer Arbeit und wollen auch von andern nichts darüber hören. Sie wollen sich auch um keinen Preis vordrängen und andere etwa ausstechen; es wäre das nicht gentlemanlike; sie haben keinen äußerlichen Ehrgeiz. Was innerlich in ihnen vorgeht, zeigen sie nie; sie haben dafür keine Worte. Und nicht nur diese innere Keuschheit ist hier Ideal. Ein junger Offizier, der sich in Indien ausgezeichnet hat, der jüngste Major der Armee, kommt auf Urlaub in sein Elternhaus. Der Tag des Wiedersehens ist zu Ende gegangen; er hat sich auf sein Zimmer zurückgezogen: „wer sollte zu ihm kommen, nach ihm zu sehen, wenn nicht seine Mutter? Und sie setzte sich an sein Bett, und sie sprachen mit einander eine lange Stunde, wie Mutter und Sohn mit einander reden sollen, wofern unser Reich irgend eine Zukunft hat. Mit der Arglist einer einfachen Frau richtete sie Fragen an ihn und gab ihm Antworten ein, die irgend ein Zeichen auf dem Gesicht da auf dem Kopfkissen hervorgerufen hätten — aber da war kein Zucken mit dem Augenlid, kein schnelleres Athmen, kein Ausweichen, kein Zögern. So sagte sie ihm gute Nacht und küßte ihn auf den Mund, was nicht jede Mutter thun kann, und erzählte nachher ihrem Gatten etwas, wozu der profan und ungläubig lachte“. Es gibt eine Scene in Diderot's „Jacques le fataliste“, in der ganz die gleiche Frage sehr witzig ironisirt wird. Und doch ist Kipling's Buch hundert Jahre nach dem Diderot'schen geschrieben!

Und in dieser Kipling'schen Arbeitstüchtigkeit kommt etwas wie ein erblicher Adel zur Geltung. Ein englischer Oberst hat sich um einen indischen Volksstamm verdient gemacht; sie sind durch ihn zu Menschen geworden und wissen das; und nun er todt ist, lebt er als eine Art Halbgott in ihrem Gedächtniß fort. Und sein Enkel tritt als blutjunger Lieutenant in dasselbe englische Regiment ein, und sie verehren in ihm den Todten, und in allen Streitigkeiten gilt ihnen sein Wort wie ein Orakel. Dann aber bricht ein Aufstand unter einem dieser Stämme aus, denn — sie sollen sich impfen lassen. Da nimmt der junge Offizier vierzehn Tage Urlaub und begibt sich mit nur einem Begleiter zu diesem aufsässigen Stamm. Er kommt an das Grabmal seines Vorfahren. Da übernachtet er allein, und am andern Morgen, wie die Sonne aufgeht, sieht er den ganzen Stamm im Thale zu seinen Füßen versammelt. Er aber sitzt auf dem Grabmal und raucht seine Pfeife zu Ende. Und dann redet er sie in ihrer Sprache an: „Schweine!“ — Und wie sie das hören, da jubelt ihnen das Herz und sie wissen: Er ist es.

Die einheimischen Naturgötter müssen der modernen civilisatorischen Arbeit weichen; einer nur, dessen Herrschaft ungefährdet bleibt: Krischna, der Gott der Liebe. Ihm haben auch die Eroberer Opfer zu bringen.

In Indien ist wieder eine Hungerepidemie ausgebrochen. Zwei junge Regierungsbeamte werden in die Hungerdistrikte geschickt, Nahrung auszutheilen, Hilfe zu schaffen. Die Schwester des einen geht freiwillig mit, und in dieser harten, gefahrvollen Arbeit finden sich die Herzen. Das ist die eine der beiden Liebesgeschichten aus Kipling's Buch der Arbeit. Die andere ist eine der vollendetsten und ergreifendsten Erzählungen, die ich überhaupt kenne. Sie heißt „The Brushwood Boy“.

Ein kleiner Knabe, den plötzlich vor dem Konstabler, den er vorbeigehn sieht, eine namenlose Angst befällt. Der Knabe wächst auf und wird verständig. Immer aber träumt er dieselben Träume, und er sieht sich immer zuerst bei einem Gehölz, und da trifft er ein kleines Mädchen und sie müssen zusammen fliehen über weite, verlassene Länder und über die See und dann, wenn er wieder das Gehölz erreicht, wacht er auf. Niemand erzählt er von seinen Träumen. Und das kleine Mädchen bleibt immer ein Kind, wie er selbst auch älter wird. Vor Verfolgern muß er sie retten. — Er geht als Offizier nach Indien, zeichnet sich aus, aber sein geheimstes Seelenleben füllen diese Träume aus und die Flucht mit dem kleinen Mädchen. Und in schlaflosen Nächten ist es ihm, als käme der Tag, als Konstabler, und triebe ihn von seinem Gehölz fort, an dem die Träume auf ihn warten. Und dann kehrt er nach England in sein Elternhaus zurück. Und eines Abends, wie er vom Fischen heimkommt, hört er von einer Mädchenstimme das Lied:

„Wo das eine Licht seine Strahlen hat,
Ueber dem Rande des purpurnen Flaums
Kennst du den Weg zu der Gnadenstadt
Hart an dem Ufer des Traums —
Wo der Arme die Lasten abthun mag
Und der Kranke die Krankheit dazu?
Aber wir — weh' uns, oh wehe uns
Wir Wachenden, wehe uns!
Wir müssen zurück mit Konstabler Tag
Zurück von der Stadt der Ruh.

Sie sind der Orden und Kronen satt,
Des Gebets, der Fesseln, des Pflugs —
Sie, die hinausgeh'n zur Gnadenstadt,
Die sich schließt vor der Welt des Trugs.
Sie tauchen hinab in die Wellen der Nacht
Den Leib und die Seele dazu:
Aber wir — weh' uns, ja wehe uns
Wir Wachenden, wehe uns!
Wir müssen zurück mit Konstabler Tag
Zurück von der Stadt der Ruh.

Wo das eine Licht seine Strahlen hat —
Ehe die Träume dich befrei'n,
Blick — du darfst's — in die Gnadenstadt
Doch du darfst nicht hinein.
Wir schleppen, verbannt von dem schützenden Wall,
Mühselig dem Morgen uns zu:
Wir — wehe uns! ja, wehe uns
Wir Wachenden, wehe uns
Wir müssen zurück mit Konstabler Tag
Zurück von der Stadt der Ruh!"*)

Und wie er am anderen Morgen die Sängerin sieht da weiß er's: sie ist das kleine Mädchen aus seinen Träumen. Sie aber erkennt ihn nicht. Und erst, wie er sie scheinbar gleichmüthig nach der tollen, nächtlichen Flucht fragt, wirft sie sich ihm wortlos an die Brust.

Der ganze Kipling ist in dieser kurzen Erzählung. Wieder das seltsame Zusammen von unerschrockener, leidenschaftlicher Arbeitstüchtigkeit, die diesen jungen Offizier beseelt, und dazu mädchenhaft keusches, geheimes Seelenleben — dieselbe Verbindung, die sich auch bei Shakespeare findet. Und dichterisch das Zusammen von Realismus und Mystik, das Kipling's gesammtes Werk charakterisirt. Es will mir scheinen, als hätte diese Verbindung eine Zukunft.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es ist kurz nach **„The Day's Work"** ein anderes Buch von Kipling erschienen: **„A Fleet in Being"**. Das aber hat nicht Kipling, der Dichter, sondern Kipling, der Journalist, geschrieben. Er erzählt von englischen Flottenmanövern, die er auf einem Kreuzer der englischen Marine mitgemacht hat; alles plastisch greifbar, und auch dies Buch eine Verherrlichung der Arbeitstüchtigkeit. Dennoch will ich in diesem Zusammenhang nicht darauf eingehn. Die Thatsache, daß der größte Dichter des modernen Englands es nicht „verschmäht" Journalist zu sein, ist an sich ja charakteristisch für Englands Kultur, daß es schade wäre, etwas hinzuzusetzen.

Ernst Heilborn.

Das Geschlecht der Fremdwörter im Deutschen.

(Schluß).

Wir können hier die Verhältnisse, die für die Geschlechtsbezeichnung der in der Medizin üblichen Fremdwörter maßgebend erscheinen, nicht eingehend**) erörtern und möchten nur bemerken, daß eine ganze Reihe von Faktoren in Betracht kommt. Auch wenn schon früh eine leidliche Uebersetzung gegeben werden konnte, d. h. wenn ein mehr oder weniger sinnentsprechender Vertreter für den fremden Begriff existirte und die deutsche Geschlechtsbezeichnung ermöglichte, machte sich der Hang der Gelehrten zum Hergebrachten, die Pedanterie, welche die Gesetze des Abstammungsortes nicht verletzen will, die Ansicht von der Nothwendigkeit einer beruflichen Geheimsprache (Sprache der Kaste) oder der Sinn für Feierlichkeit und Pathos, dem das fremdartige Gewand besonders Rechnung trägt, geltend, und das Fremdwort blieb, so lange solche Ansichten herrschten, vollkommen unversehrt.

Wenn also gewisse Kunst- und Fachausdrücke zur Zeit der Aufnahme nicht übersetzbar oder übertragbar***) waren, weil der entsprechende Begriff im Deutschen fehlte, und ein geeigneter lautlicher Ausdruck erst zu schaffen war, dann mußte natürlich das Fremdwort mit allen seinen Eigenheiten übernommen werden. Namentlich wo rein systematische, deskriptive, Bezeichnungen in Frage kamen, wurde stets so verfahren. Schließlich waren auch gewisse lautliche und begriffliche Analogieen, Aehnlichkeiten mit bereits gebräuchlichen Wörtern, der Wohlklang, die Mode für die Wahl des Artikels maßgebend.

In allen Fällen dagegen, wo ein bezeichnendes deutsches Wort für den fremden Fachausdruck vorhanden war, ferner wo der Begriff und nicht das neue Wort — als Mittel der Aufzählung im System — das Wesentliche war, wurde ohne Rücksicht auf die grammatischen Regeln des Ursprungsortes der Artikel nach dem Gesetze der deutschen Sprache gewählt. (Man sagt: Die **Thymus** = die Thymusdrüse, der **Cervix** = der Hals, der **Varix** = der Aderknoten, aber die **Radix** = die Wurzel u. s. w. Selbst der Anatom Hyrtl, ein Mann von wahrhaft klassischer Bildung, sagt: Der **fornix** = Gewölbbogen.)

Wenn nun unsere Auffassung richtig ist, daß die Geschlechtsbezeichnung der Fremdwörter zu einem großen Theile von dem, der Uebersetzung zu Grunde liegenden, deutschen Worte, also von dem Begriffe, abhängt, so muß sich dieser Vorgang in der Sprache des gewöhnlichen Lebens noch besser nachweisen lassen als in der wissenschaftlichen Terminologie, die ja den historischen Zusammenhang — schon aus Rücksichten der Gelehrsamkeit — gern erhält und deshalb immer mit einer gewissen Pedanterie oder, sagen wir, weil es gelehrter klingt, mit historischer Pietät den ursprünglichen Gebrauch maßgebend sein läßt.

Nehmen wir aus der Kirchensprache, die doch am engsten mit der lateinischen Sprache verbunden ist, das Wort Altar, so ist es unerklärlich und jedenfalls nach der Ansicht derer, die die Muttersprache fremden Gesetzen unterwerfen wollen, höchst fehlerhaft, daß Altar den männlichen Artikel erhalten hat. Gerade hier zeigt sich aber die Herrschaft der Muttersprache; sie hat das Wort begrifflich assimilirt und versieht es deshalb mit der ihr eigenthümlichen Geschlechtsbezeichnung. Der Altar, der ja auch zu einer Zeit **mensa** hieß, ist nichts anderes als der Gottestisch und ist deswegen nur mit dem männlichen Artikel völlig sinngemäß übertragbar. Man sagt ferner das **Credo**, weil das Glaubensbekenntniß, das **Sanctus**, das Vaterunser, weil der Begriff das Gebet untergelegt ist, resp. ergänzt wird. (S. u.)

Wir können hier das Wort Moment anschließen, dessen eigentliche Bedeutung (**movimentum**) als ausschlaggebendes Gewicht, als Agens (Träger?) der Bewegung, nur noch auf wissenschaftlichem Gebiet zum Ausdruck kommt, wo es als Produkt aus Masse und Bewegung (als das magnetische, statische, das Trägheitsmoment) in Gebrauch ist. In der Umgangssprache, wo der Begriff Ereigniß, (wichtiges) Geschehniß, wichtiger Punkt 2c. in Frage kommt, behielt Moment dementsprechend (oder mit Rücksicht auf den Ursprung) den sächlichen Artikel. Zur Bedeutung des kleinsten Zeittheilchens ist das Wort bekanntlich erst später gekommen, indem man wohl allmählich den Begriff der „Bewegung an sich", der schnellsten Bewegung und schließlich des Augenblicks (im wahren Sinne des Wortes) unterlegte. Für dieses kleinste Zeittheilchen hat meines Wissens der Sprachgebrauch nur den männlichen Artikel, der ja dem deutschen Begriff Augenblick zukommt, d. h. der naive Sprachgeist unterscheidet durch den Wechsel des Artikels zwei Begriffe. Das Wort Moment wurde meines Wissens in der Bedeutung Augenblick früher sogar meist französisch ausgesprochen, wohl ein Beweis dafür, daß es aus dem Französischen übernommen ist, wo Zeitminimum bereits die Grundbedeutung ist.

Hier läßt sich auch die verschiedene Geschlechtsbezeichnung von Meter erörtern, für die meines Erachtens die Volkssprache ein richtigeres Gefühl hat, als die Sprache der Wissenschaft. Meter in Zusammensetzungen ist ebensowenig das Maß wie etwa „graph" das Schreibwerkzeug ist. (**Graph** = Schreiber). Das Volk sieht in den Instrumenten zur Messung der Wärme, des Luftdrucks u. s. w.

*) Uebersetzt von H. Heilborn.

**) In der demnächst erscheinenden kleinen Schrift werden alle, hier kurz dargelegten, Anschauungen ausführlich mit Beispielen belegt.

***) Dampfschiff ist eine Uebersetzung von **steam-ship**, d. h. eine sinngemäße (begriffliche) Wiedergabe mit vorhandenen Wörtern; Dampfer ist eine Uebertragung von **steamer**, d. h. eine lautliche und begriffliche Neu- resp. Nachbildung.

einen Messer und sagt deshald nicht das Wärmemaß, sondern der Wärmemesser u. s. w., wobei dahingestellt sein mag, od nicht die lautliche Aehnlichkeit mit maitre, gespr. meter, (volksetymologisch) wirksam ist; denn das Volk glaubt oder glaubte doch, daß der Barometer das Wetter, der Thermometer Hitze und Kälte mache. So gedraucht auch die Volkssprache den mänulichen Artikel für Meter als Maßstab. Aber vielleicht wird sich hier ein Umschwung vollziehen, wenn durch die Schulen der sächliche Artikel offizielle Anerkennung erhält.

Endlich ist noch Datum zu erwähnen, das früher fast durchweg mit dem männlichen Artikel gebraucht wurde, auch von Leuten, die ihre klassische Bildung nicht erst durch Aeußerlichkeiten kundzugeben nöthig hatten. Der sächliche Artikel wird, wie leicht ersichtlich, in vollkommener Analogie mit dem entsprechenden deutschen Begriff angewendet, d. h. es wird übersetzt: Der so und so vielte oder der Tag. In neuerer Zeit, wo man dem äußeren Regelzwange (der sprachlichen Pedanterie) mehr Einfluß einräumt als dem frei schaffenden Sprachgeiste, gebraucht man allerdings in den Kreisen der klassisch Gebildeten (oder, richtiger, die klassische Bildung Markirenden) fast ausschließlich den sächlichen Artikel.

Warum sagen wir, um auf französische Worte zu kommen, die Bouillon? Doch nur, weil wir darunter eben die Fleischbrühe oder die Fleischsuppe verstehen. Jedenfalls hat sich Bouillon als Ersatz für ein im Deutschen nicht gebräuchliches oder erst später gebildetes Wort, dem etwa der Begriff Brühe aus Fleisch untergelegt werden konnte, eingebürgert; der nächste ähnliche Begriff war Suppe. Für mich bildet die Zusammenstellung: der Bouillon einen — ich möchte sagen begrifflichen — Mißklang, der aber sofort aufhört, wenn ich einen vollständigen französischen Satz dilde, für den mir eben nur das Wort le bouillon zur Verfügung steht. Warum sagen wir das Porzellan, obwohl das Wort aus dem italienischen Porcellana stammt? Doch wohl nur, weil das Wort Steingut oder Steinzeug dazu in Beziehung gebracht wurde. Warum sagen wir das Portemonnaie, obwohl es doch sehr nahe läge, es als der Portemonnaie zu bezeichnen, ferner die Livree, der Kaffee, der Thee*), obwohl doch die Endungen dieser Worte ähnlich klingen? Warum sagen wir der Plüsch (bisweilen sogar der Peluche)? Die Livree ist eben die Berufskleidung (der Dienerschaft) und ist ebenso übernommen worden wie die Uniform, die auch eine Amtstracht ist. Der Plüsch ist üblich geworden, da „der Stoff" ergänzt wird. Wir sagen aber, obwohl es französisch la camisole heißt, das Camisol, weil hier der Begriff das Wamms untergelegt wird. Wenn man derücksichtigt, daß man fast durchweg der Trumeau sagt, weil man den Begriff der große resp. Pfeilerspiegel unterlegt, so wird es erklärlich, daß man bei Portemonnaie eben einen Begriff untergelegt hat, der einem Begriffe resp. einer grammatischen Form sächlichen Geschlechts entspricht. Es liegt natürlich nahe, anzunehmen, daß man im Gegensatze zu der großen Geldtasche oder Geldkatze das Geldtäschchen ergänzte. Vergl. die Speisekarte und das Menu (Speisekärtchen).

Warum sagt man der Telegraph, aber das Teleskop, das Telephon und gebraucht das Neutrum bei allen neueren Worten dieser Art mit Ausnahme der mit „graph" zusammengesetzten? Bei Telephon kommt in Betracht, daß alle ähnlichen Worte, die Instrumente bedeuten, in der neueren Zeit mit dem sächlichen Artikel gebildet werden. Bei Teleskop ist begrifflich zu ergänzen: Das Fernrohr (oder -Glas), bei Mikroskop das Vergrößerungsglas u. s. w. Wir sagen aber nicht bloß der Telegraph, sondern auch der Mimeograph, der Kinematograph, obwohl doch hier eine aktive Thätigkeit einer Person, wie sie beim Photographen oder Kalligraphen angenommen wird, nicht in Betracht kommt. Es wäre möglich, daß man dabei an den Fernschreiber gedacht hat; dann ist es aber sonderbar, daß wir das Telephon sagen, obwohl wir es doch mit der Fernsprecher oder -hörer verdeutschen. Hier scheint uns deshalb ein anderer Gesichtspunkt für den Gebrauch des Artikels maßgebend zu sein: Entweder spielt das Wort „graph" hierbei eine rein begriffliche Rolle, d. h. wir können uns das Klangbild „graph", das mit Graf so ähnlich ist, nicht mit einem weiblichen Artikel verbunden denken (vergl. auch Paragraph und ähnliche Worte), oder es muß hier die rein lautliche Analogie maßgebend sein, d. h. da wir schon Wörter wie der Paragraph, der Lithograph u. A., in Gebrauch hatten, so wurde auch der Telegraph u. s. w. gebildet. (S. o.)

Pokal ist verhältnißmäßig spät aus dem italienischen baccale gebildet worden und erhielt demgemäß wegen der Endung anfänglich in der Schriftsprache das sächliche Geschlecht, das aber beim Uebergange in die Volkssprache alsbald mit dem männlichen vertauscht wurde, weil das längst gebräuchliche Wort Becher als Synonym der Verdeutschung diente. Hierbei mag noch auf den bemerkenswerthen Umstand hingewiesen werden, daß Wörter wie Becher, Weiher und andere, die im Lateinischen sächlichen Geschlechts waren, in das Mittelhochdeutsche (wohl wegen der Endung, mit der sie versehen wurden) als männlich eintraten.

Bemerkenswerth ist im Deutschen der begriffliche Unterschied zwischen Palais und Palast, der als typisches Beispiel für die Bereicherung der Ausdrucksfähigkeit der Sprache durch Fremdwörter gelten kann. Palast dient zur Bezeichnung der besonderen Bauform (resp. Größe und Pracht) gegenüber dem einfachen Hause, also gleichsam als Charakteristikum des imposanten Bauwerkes. Palais dezeichnet das vornehme Wohnhaus höher gestellter Personen. Ich glaube, daß der begriffliche Unterschied zwischen dem Reichstagspalast und dem Palais des Reichskanzlers nicht zu verkennen ist. Man wird auch nie sagen Hôtel- oder Schulpalais, wohl aber Hôtelpalast (oder als Firma Palasthôtel) und Schulpalast. Es erscheint mir auch sehr wahrscheinlich, daß die Pfalz(burg) (als Pfahlburg) von dem mittelalterlichen Palancium herstammt, und daß nur späterhin eine Vertauschung mit dem ähnlich lautenden Worte Palatium vor sich ging. Das Palatium (zuerst das Haus resp. das Palais des Augustus) behielt als Palais die Bedeutung Haus der Vornehmen (der Fürsten), während der Palast, aus dem Italienischen palazzo umgeformt, den männlichen Artikel zugleich mit der Verdeutschung als der Prachtbau erhielt. Wir haben hier also eine dreifache Uebertragung resp. Umformung mit dem Ergebnisse der Bildung dreier Wörter resp. Begriffe vor uns, die anscheinend aus einem Stamme hervorgegangen sind.

Das Bureau behielt auch als Schreibtisch seinen sächlichen Artikel, nicht weil Schreibpult ergänzt werden kann, sondern weil die erste Bedeutung das Amtszimmer war. Der Sekretär dagegen als Schreidtisch oder Tisch mit Geheimfächern — er wurde früher nicht selten als Schreibsekretär bezeichnet — ist männlich, wohl weniger wegen seiner Bedeutung als verschließbarer Tisch oder Schreibtisch, sondern weil man einen Sekretär auch in seiner Nebenbedeutung nicht gut als weiblich bezeichnen konnte.

Dagegen ist es möglich, daß Chaise den Artikel dem französischen Sprachgebrauch gemäß erhalten hat; doch ist auch nicht ausgeschlossen, daß das eine Endsilbe schaffende, nicht mehr stumme, e ihn bestimmt hat (s. o.). Weshalb übrigens Porte-chaise, das im Französischen männlichen Geschlechts ist und natürlich der Sesselträger heißt, zu der Bedeutung Tragsessel (Sänfte) gekommen ist, scheint nicht ganz klar. Wahrscheinlich ist die erste mangelhafte Uebersetzung daran schuld.

Besonders bemerkenswerth ist, wie bereits oben angedeutet, das Wort Chambre. Ueberall, wo das Zimmer ergänzt wird — und nur in dieser Bedeutung steht das Wort beim Volke in Gebrauch — wird der mänliche Artikel angewendet (das Chambre separée, das Chambre garni (!). Das letzte Wort ist ja so deutsch geworden, daß

*) Es liegt nahe, die Wahl des männlichen Artikels bei Wein aus der Beziehung zum Begriffe Traubensaft zu erklären; aber es ist wahrscheinlich, daß das mittelalterliche lateinische Wort vinus in Betracht kommt. Bei Kaffee und Thee ist wohl die Verbindung mit Aufguß (Absud) maßgebend gewesen. Vergl. dagegen das Café(-Haus).

man nicht nur die weibliche Endung des Adjektivs wegläßt, sondern daß sogar aus ihm ein neuer Begriff, der Chambregarnist, gebildet worden ist. (Vergl. auch das Antichambre = Vorzimmer.) Wo dagegen die Kammer ergänzt wird, ist der sächliche Artikel maßgebend. Niemand, der den Begriff Schreckenskammer (Kammer des peinlichen Gerichts) oder Kammer der Abgeordneten unterlegt, wird im Stande sein, das Chambre zu sagen. Man hört stets die Chambre ardente, die Chambre des députés ꝛc. Dagegen sagt man das Entrée und verbindet damit den Begriff Vorzimmer (Wartezimmer) oder Eintrittsgeld. Bei Bezeichnung der Geschosse der Wohnhäuser sind alle Geschlechtsbezeichnungen verwendet; denn wir haben das Parterre, das (der) Entresol, die Etage. Das Parterr(e) hat wohl seinen Artikel durch den Begriff Erdgeschoß bekommen; das Entresol (Intersolium) = Zwischengeschoß, der Entresol = der Zwischen-Boden oder -Stock. Die Etage, im Französischen mit dem Artikel le versehen, weil von stagium abgeleitet, hat im Deutschen den weiblichen Artikel, wie wir glauben, weil alle, aus dem Französischen entnommenen Wörter mit stummem, im Deutschen betontem, e, den weiblichen Artikel haben, z. B. die Rage, die Etalage, die Bagage. Wir sagen auch die Cigarre, obwohl das Wort in den romanischen Sprachen männlich ist.

Von Interesse ist der Gebrauch von Demi-monde; das Wort wird wohl kaum anders als mit dem weiblichen Artikel und mit dem Begriff der Halbwelt verbunden. Dagegen habe ich in neuerer Zeit beau-monde oder grand-monde mit dem männlichen Artikel verbunden gelesen. Da ich im Gespräche stets nur den männlichen Artikel gehört habe, so scheint in der Schriftsprache die Wahl des Artikels mit Absicht, wie bei der bewußten Verdeutschung der Fremdwörter, nicht im unbewußten Flusse der Sprache erfolgt zu sein. Nicht in Betracht kommt für die Erklärung des weiblichen Geschlechts hier die Aussprache des e; wohl aber bei Mode (le mode).

Hier ist noch zu erwähnen (la) fin de siècle. Ich habe oft genug von Gebildeten gehört: das entspricht dem fin de siècle oder „der Kultus des fin de siècle", und man braucht, wie ich glaube, den sächlichen Artikel hier mit vollem Recht, wenn überhaupt solche Bastardbildungen oder Wortkonglomerate in Verbindung mit dem Artikel erlaubt sind. Man kann hier die Analogie mit juste milieu nicht anführen, da dies als das richtige Mittel übersetzt und demnach direkt als Neutrum aufgenommen sein könnte. Es wäre aber möglich, daß solche komplizirten Bildungen fremder Sprachen überhaupt nur als etwas Generelles aufgenommen werden, etwa wie „das Erkenne dich selbst" als Abkürzung (Ellipse) für: Das Wort „Erkenne dich selbst" zu betrachten ist. (Vergl. das oben über „das Vater unser" Gesagte).

Wie verhält es sich nun mit den aus dem Italienischen und Englischen stammenden Worten? Warum sagt man das Porto, aber der Saldo? Wohl nur, weil dem ersteren der Begriff Briefgeld, dem zweiten die Bedeutung der (Kassen-) Bestand, der Betrag des Guthabens untergelegt wird. Caviar = il caviale hat wohl weniger wegen des männlichen Artikels im Italienischen als wegen des Begriffes Roggen dasselbe Geschlecht im Deutschen erhalten. Warum sagt man der Check, der Dreß (Sportanzug), der Turf, die Pace, aber das Handicap? Bei der hypermodernen Entlehnung aus dem Englischen zeigt sich, wie wir glauben, immer deutlicher die Regel, daß der Artikel hauptsächlich nach Maßgabe des deutschen Begriffes zugefügt, und daß das neuere Wort nach Analogie mit dem ähnlichsten der älteren, bereits gebräuchlichen, bezeichnet wird, für das es als Ersatz oder als neue Nuance eingeführt werden soll. Turf war das erste Fremdwort, das auf dem Gebiete des Rennwesens die Herrschaft erlangte und zwar mit der Bedeutung der Rennplatz. Da Turf von den Engländern oder Anglomanen nahezu Torf ausgesprochen wird, kam auch der Anklang an das deutsche (wurzelgleiche) Wort Torf bei der Wahl des Artikels bestimmend mitgewirkt haben, d. h. wir haben hier vielleicht ein Produkt der Volksetymologie, die die Rennbahn mit dem kahlen Torfboden in Verbindung bringt.

Die Leute des Turfs wurden, soweit meine Erinnerung reicht, früher auch ausschließlich als Sportsleute bezeichnet, d. h. Turf und Sport waren für Deutschland identisch. Sport galt bald als gleichbedeutend mit Turf; denn statt Liebhaberei für Wettrennen wurde Rennsport gesagt, und so wurde schließlich der Sport nicht bloß zum Ausdruck für alle Formen der Pflege körperlicher Uebungen, sondern auch für andere Liebhabereien, wie z. B. Briefmarkensport, Sammelsport ꝛc. Das Handicap ist das Rennen nach Gewicht, das Bicycle das Zweirad, und so nach Analogie das Tandem, das jetzt als der Zweisitzer verdeutscht wird.

Es schien mir eine Zeit lang unerklärlich, warum Record den männlichen Artikel erhalten hat. Nach vielen Prüfungen habe ich mich überzeugt, daß hier der Begriff Erfolg untergelegt wird, z. B. N. N. hat den besten Erfolg (Record). Und so auch in der anderen Bedeutung, z. B. ein Erfolg (Rekord) von so und so viel Minuten ꝛc. Möglicher Weise sind aber auch hier lautliche Analogieen mit den schon lange gebräuchlichen Wörtern Accord, Rapport ꝛc. wirksam gewesen. Pace hat wegen der Uebersetzung (die Gangart), oder weil das e gewöhnlich ausgesprochen wird, den weiblichen, dress als (Sport-) Anzug den männlichen Artikel erhalten.

So kommen wir auf 6 hauptsächliche Formen, nach denen die Wahl des Artikels erfolgt:

1. Die konsequente, rein grammatische, Uebernahme, d. h. das Wort wird mit geringen oder gar keinen Aenderungen des Lautes und mit dem ihm in der Ursprache zukommenden Artikel übernommen. Das Erste findet meist bei unübersetzbaren Abstrakten statt, bei Worten, die eine neue Begriffsschattirung einführen oder die als Terminus technicus (in Kunst, Handwerk und Wissenschaft) übernommen werden. 2. Der Sieg des deutschen Begriffes*), also die Ergänzung des Artikels nach der deutschen Uebersetzung oder dem deutschen Schlagworte, das dem Sinne des Fremdlings am nächsten kommt. Diese Umformung ist um so häufiger, je schneller das Wort sich wirklich einbürgert, d. h. Eigenthum der Volkssprache wird. Da ein Fremdwort, wie erwähnt, das Geschlecht nach dem zur Uebersetzung geeigneten Worte oder nach einer sonstigen (auch lautlichen) Analogie bekommt resp. ändert, so läßt sich, wie hier hervorgehoben werden mag, aus dem Wandel des Geschlechts der Zeitpunkt des Eintrittes eines fremden Wortes in die deutsche Sprache oder wenigstens die Priorität erschließen. Das Wort, das den Geschlechtswandel erlitten hat, muß unter den gegebenen Bedingungen später Bestandtheil der Sprache geworden sein, als das, das ihm das Geschlecht resp. den Artikel lieferte. Man kann z. B. aus dem männlichen Geschlecht von Pokal erschließen, daß der entsprechende Begriff bereits lange durch das Wort Becher vertreten war; sonst wäre das Pokal gebräuchlich geworden, eine Geschlechtsbezeichnung, die ja Gelehrte auch zuerst anwendeten (s. o.). 3. Die Aufnahme mit einem intermediären Artikel, d. h. dem (veränderten) Geschlechtswort, mit dem ein Urwort bereits in eine andere Sprache aufgenommen ist, als deren Glied es zu uns gelangt (Domus, le dôme, der Dom.) 4. Gewisse äußerliche Umstände, also lautliche Anklänge oder Vorgänge, wie sie den Umwandlungen auf dem Wege der Volksetymologie eigen sind. 5. Die Art der Endung des Auslautes oder die Betonung der Endsilbe, wobei Analogieen mit bereits bekannten Worten resp. ähnlich endenden Worten der Muttersprache maßgebend sind.

Da die aus dem Englischen aufgenommenen Wörter auffallend häufig als Auslaut einen Konsonanten haben, so

*) Wir sagen nicht: des deutschen lautlichen Aequivalentes für den Begriff, weil wir annehmen, daß der Artikel mit dem Begriffe, nicht mit dem Lautgebilde, untrennbar verbunden ist.

werden sie meist mit männlichem oder sächlichem Artikel übernommen. Ein Wort, wie pace dagegen, das im Deutschen zweisilbig (päße) ausgesprochen wird (mit einem schwach betonten Auslaut) ist weiblich. Indessen ist auch hier oft der unter 2 erwähnte Gesichtspunkt ausschlaggebend.

6. Von Wichtigkeit ist auch die Berücksichtigung der fremden Bestandtheile, die nicht nach lautlichen Prinzipien, sondern als direkte Uebersetzungen oder Uebertragungen (s. o.) aufgenommen werden und selbstverständlich den im Deutschen geltenden Artikel erhalten; doch können wir hier auf diesen sehr wichtigen Punkt nicht näher eingehen und wollen nur bemerken, daß bekanntlich die Bezeichnungen für Eisenbahn in den meisten Sprachen Uebersetzungen des Begriffes: Die eiserne Bahn, Schienenweg oder Spurweg sind. Ebenso ist die Bezeichnung Dampfschiff resp. Dampfer eine Uebersetzung (resp. eine Uebertragung aus dem Englischen).

O. Rosenbach.

Aus Maupassants Nachlaß.*)

Die anonymen Herausgeber des dichterischen Nachlasses von Maupassant — Franzosen machen sich solche Arbeiten nicht selten leicht, durchwühlen die Laden und stellen die Funde in einem Band zusammen, einerlei wann, wie das Material entstanden und ob die Veröffentlichung dem Willen des Verstorbenen angemessen oder nicht — versichern uns mit dem ganzen Aplomb ihres Anonymates, sie seien überzeugt, damit den Lebenden einen neuen Schatz eröffnet, dem Andenken des großen Dichters aufs Beste gedient zu haben. Nun, nachdem schon ein paar Jahre seit dem Tode dieses liebenswürdigen, starkblütigen Galliers hingegangen, verlohnte es auch ohne diese besondere Gelegenheit schon der Mühe, einmal zu sehen, welche Spuren sein Schaffen hinterließ, das bei seinen Lebzeiten in seiner eigenen Fruchtbarkeit die aller sinnesverwandten Talente entfachte, und die Novelle in ihrer eigensten romanischen Form wieder mit dem ganzen modernen Leben erfüllt hat. Es lohnte auch ohne diesen Anlaß der Mühe, dem Weg dieses damals so jubelnden Ruhmes nachzugehen, ob er nun noch gleich lebendig, ob seine Schule der Welt noch dasselbe bedeutet, und wie weit die Kunst dieser Gattung sich treu geblieben, wie weit sie über ihn hinausgewachsen. Von dem Nachlaß selbst und dessen Werth für uns wird dann mit annähernder Gerechtigkeit zu sprechen sein, wenn wir dies betrachtet haben.

Sehen wir zu, was lebendig geblieben ist an Maupassant, so ist es nicht so sehr das einzelne Werk, die dichterische Idee, das Weltbild eines Romanes, eine Anschauung der Dinge, welche in einem Augenblick der Erleuchtung das All zu enthüllen scheint. Alles dies scheint er uns doch wohl nicht überliefert zu haben. Geblieben ist aber eine Form, eine Kunstgattung, eine Technik. Ein Erfinder war er, kein Finder, ein Schauender, kein Seher, ein Mensch der Dinge sprach, nicht Ideen, ein Gemüth, auf's Innigste erschüttert von den Heftigkeiten und Lockungen des Daseins und in jeder Fiber schwingend, ein Saitenspiel dieses Leben wiedertönend und endlich von ihm zerrissen und zerspielt. Und so sehr war er ein Mensch des Heute, des Augenblicks und der Stunde lechzendes Geschöpf, daß er gerade den Tag verewigt, dem Augenblick und der Stunde ihr Denkmal gesetzt hat, dem Flüchtigsten. Was früheren Zeiten das Gedicht allein ausdrücken konnte, flieht heute williger in andere Formen. Die Russen und manche Norweger schufen eigentlich für jene unsägliche Differenzirtheit der inneren Vorgänge ihre überaus faserhafte, fiebernde Skizze, in der die Gestalt der Dinge, alles Körperliche sich in eine rasch verhauchende Seele verflüchtigt zu haben scheint. Diese höchste Geistigkeit ist dem robusten Lebemenschen, der gallischen Natur fremd; Maupassant denkt, indem er sieht; fühlt, erkennt neben und nach dem Erlebniß; was sichtbar ist und an die Sinne greift, ist das eigentliche Objekt seiner Kunst, was hinter den Dingen liegt, schimmernd, unfaßbar wie Lichtstrahlen, das fängt er mit dem Stoff ein, wenn es sich halten läßt, und opfert es gern, wenn es tiefer aus dem Bereich der Sinnenwelt lockt. Als er ins Dunkel irrer Seelen griff, hatte ihn selbst die Dämmerung gepackt; sein blühendes, gesundes Schaffen steht im vollen Tagesglanz. Die alte, gute, gallische Novelle hat er erneut. Was von den jüngern Franzosen neben ihm Novellen geschrieben, ist belanglos mit den seinen verglichen; das Französische hat er in die Novelle gelegt, eingeschlossen; man könnte sagen, er habe seine Schüler wieder französisch erzählen gelehrt. Die Kunst des Romans hatte vor ihm ihre Meister, er selbst ging ja bei Flaubert in die Schule; die alte Novelle aber, den alten Schmuck aus den Zeiten von Navarra und der Erzähler der „cent nouvelles nouvelles“, die echteste romanische Kunstgattung hat er wieder mit dem alten Klang belebt. Gallische Lebensfülle und Lebenswonth waren wieder aufgerichtet. Zugleich ist es doch ein Neues, das er bringt: das heutige Frankreich. Nicht mit den Augen eines Sehers gesehen, eines Deuters oder Propheten, nicht im großen Zusammenhang erfaßt, sondern genau mit dem Blick, dem Temperament, dem Schwung der Laune, wie etwa die alten Erzähler ihre Zeit der Zeit erzählten, ohne viel Absicht und Nachdenken. Wenn Lessing eine Figur in aller Plastik nur in der Bewegung vom Dichter gezeichnet sehen will, so sagt er damit das große Geheimniß aller unmittelbaren Wirkung der Dichtung. Maupassant hat so seine Welt in der Bewegung des Augenblicks gefühlt, gefaßt, gezeichnet. Naiv, bei aller Nervosität, subjektiv, alles erlebend, was er zu erfinden scheint, ist er allem Sinniren und Deuten fremd und darum doch voll Deutsamkeit. Aus den Gewandstudien des Dürer lassen sich edle und bis ins Geheimste vollendete Leiber errathen, aus einer Hand eine Seele deuten, so enthüllt sich in einer kleinen Studie, einem flüchtigen Augenblicksbilde des Maupassant seine Welt, die Welt; so sieht man aus seinem Werk sein Volk und Land; freilich ist ihm die ganze, gedankenvolle Innerlichkeit jener germanischen Künstler fremd, die einen Zeittypus von innen her erdachten, ehe sie ihm eine Figur ansannen. Der dichterische Weg, den Gottfried Keller, Jakobsen oder Garborg, seinerzeit Goethe gegangen, als sie den Zeittypus des grünen Heinrich oder des Niels Lyhne und Gabriel Gram oder des Wilhelm Meister ausgedacht, ist nach einem andern Ziel gewandt, als der seine. Das ist seinem heißeren Blut fremd, sein Werk ist so anders, als eben der romanische Künstler. Sein Frankreich, das heutige mit seiner Ueppigkeit, die fast auszuarten droht, mit diesem Uebermaß von Sinnlichkeit, das alle Geistigkeit in einer gedankenlosen Lebensgier zu erdrücken droht, steht in diesen Novellen, die man einst so schätzen wird, wie jetzt den Brantôme, nicht bloß künstlerisch, oder vielleicht nicht mehr künstlerisch, nur mehr historisch und menschlich. Darin hat er das Erbe Balzac's angetreten und Zola mit seinem grandiosen, doktrinären Verstand muß hinter diesem dichtenden Lebemann darin weit zurückstehen. Darin war er, der so garnicht lehrhafte oder erzieherische Mensch ein Lehrer der Künstler, die er mit der ganzen Kraft des guten Beispiels von der blassen Gedankenspielerei zu dem gesunden Spiel der Erscheinungen geführt hat; wenn wir heute die englische Körperbildung bewundern, diese Uebungen nachahmen, in diesen Moden, Hausgeräthen, und Lebensweisen ein Muster sehen, so hat er ein ähnliches bewirkt, indem er den Sinn der Menschen, nicht bloß der Litteraten auf das Leben, auf das berauschende, belehrende, alle Kräfte und Muskel spannende Dasein der Stadt gewandt hat. Er eroberte sein Publikum durch seine Stoffe, durch diese aktuelle Alltäglichkeit, durch den Witz, den der Augenblick lehrte, durch die Anekdote, die jeder erlebt haben

*) Le père Milon, Contes inédits, Paris. Ollendorf.

konnte und doch erst durch ihn schätzen lernte, und was der Großstädter gedankenlos mitmacht, sah er hier mit aller Feinheit wiedergegeben; nun schien es erst Werth bekommen zu haben. Früher mußte die Dichtung ein Wunder geben, um poetisch zu erscheinen; er hat alle Gewöhnlichkeit wunderbar zu machen gewußt, mit seiner gesunden, staunenden Freude am Dasein, die das Triviale eben durch die gesunde Kraft zum Typischen erhob. Aus diesen Studien scheint der Genius der Gattung seine Schwingen zu erheben und das Gemeine bekommt Flügel und Göttlichkeit. Alles steht im Zeichen des Geschlechts und wie seine Ahnen, die alten Erzähler, möchte seine Kunst das Zeichen des Priap führen. Auf das geschlechtliche Zentrum ist seine ganze Kunst in ihrer Nur-Männlichkeit bezogen. Und dies ist ihre Macht und Grenze. Was jenseits, über diesem Trieb steht, ist ihm fern, ihn aber beherrscht er als Künstler, wie er als Mensch von ihm beherrscht wird. Einmal in diesem Eigensten erfaßt, mußte er die lebhafteste Nachahmung anreizen. Es gibt kein Volk, in dem er nicht einen oder den andern Dichter zu verwandtem Schaffen angeregt hätte, so wie er manche Lebensführung geleitet, oder wenn man will, verleitet hat. Freilich ist diese erzieherische Wirkung nicht sehr nachhaltig und werthvoll. Wer nicht darüber hinaus zu eigenen Werken und Thaten kam, konnte der Welt nicht viel bedeuten, und war einmal diese Art zu leben und das Leben anzusehen, gelernt, so war der Lehrer schon überholt, man konnte ihn übertreiben und überbieten; bald verlangte die Kunst anderes und der Naturalismus selbst ist bei dieser Form nicht stehen geblieben. So hat er eine Form gegeben und hinterlassen, die eine Seite des heutigen Lebens ausdrücken kann, und noch heute kann niemand sie gleich ihm vollenden, aber er steht in einer Ecke der Kunst und die Altäre, vor denen er geopfert, sind verlassen. Es war gut, daß das Leben einmal wieder so angesehen wurde. Was seine Nachfolger immer wieder in der gleichen Weise wiederholten, verlor seinen Reiz und verdarb selbst den Geschmack an der frischen Würze, die er erfunden. Nimmt man aber, was er geben konnte, ohne zu begehren, was er nicht vermochte, so hat man immer noch übergenug und noch immer Lernenswerthes. Vor allem und immer wieder den sexuellen Humor, eine gallische Spezialität, ein Wunder der romanischen Natur, dem Deutschen so räthselhaft fremd. Diese so einfachen und dabei so wunderbaren Pointen der Geschichten, die sich nur in Paris zutragen konnten, waren so natürlich, wie das Leben selbst, das jeden Augenblick voll Pointen und Spitzen steckt, voll Sinn im Natürlichen, Erhabenheit im Gewöhnlichen. Nicht sein künstlerischer Verstand dachte das aus, sein gutes Künstlerauge sah das. Und wenn er die Künstler so sehen gelehrt hat, hat er mehr für die Kunst gethan, als man glaubt, und hätte er auch von dem Gewicht der Gedanken und Ideen einiges benommen. Worin die Erziehung eines schöpferischen Geistes vor Allem wirkt, ist ja nicht in der Zucht von Genies, die sich selbstgerecht aus der Tiefe emporwühlen, sondern in der guten Bildung des Durchschnitts. Er hat die schreibenden Mittelmäßigkeiten auf ein nützliches Feld gelenkt, wo selbst geringere Begabungen fruchtbar werden konnten und das lesende Publikum um einige gesunde, frische und praktische Lebensphilosophie bereichert. Und welches Beispiel künstlerischer Mäßigung und Strenge bot dieser glühende Mensch! Sein leichtes und fieberndes Leben, das in jeder Studie zu beben scheint, war doch voll Ernst und Eifer, was die Kunst betrifft. Diese allezeit bereite, alltäglich erzählende Form, wie hat er sie erobern müssen, ehe er sie besaß, mit welcher Arbeit hat er sie durchgebildet und immer wieder belebt! Er selbst hat sich niemals wiederholt, erschöpft und ausgegeben, weil er nicht nur voll dichterischer Einfälle und erfinderischer Fruchtbarkeit war, sondern von immerwährender, bildender Erfindung. Seine Form wußte so sich zu wandeln, wie sein Stoff. Der Rhythmus seines Stils ist voll Nuance und Mannigfaltigkeit, bei scheinbarer Gleichartigkeit. So scheint alles naturgewachsen mit dem gesunden Geruch der Augenblicklichkeit und doch, wie ist alles voll der treuen Sorgfalt eines großen Künstlers. Der Deutsche wälzt gerne übermächtige Gedankenblöcke und wirft Felsen über Felsen; der Romane bildet stärker und intensiver und sei es auch aus ärmerem Material. Was Maupassant aus der Hand gab, war aus einem Guß, reif, fertig, tadellos, leicht, springend, wie eine Laune und durchgearbeitet bis ins Letzte.

Und nun gibt man uns seinen Nachlaß. Flüchtige, noch vom Leben des Moments heiße, unausgegohrene Dinge. Ich glaube nicht, daß er diese Skizzen gern veröffentlicht gesehen hätte. Er hatte bei Flaubert arbeiten gelernt, und ehe er seine „Boule de suif“ veröffentlichte, etliche Romane und ein paar Dutzend Novellen verbrannt, die er bloß um des Lernens willen geschrieben und nach Flaubert's Weisungen verbessert hatte, um sie, wenn sie endlich dem Meister recht waren, wieder zu vernichten. Das nannte der grausame, gute Lehrer „arracher les mauvaises herbes“. Und nun gibt man einen Nachlaß heraus, den er nicht vollendet und durchgebildet, Früchte, die nicht gereift, augenblickliche Skizzen, eilige Würfe, Wiederholungen. Was man alles Pietät nennt in anonymen Vorreden!

Freilich haben diese Dinge für den Kenner einen hohen Werth, sie zeigen die Art seines Schaffens; wie aus seinen Skizzen seine Novellen herauswuchsen, sieht man. Es ist viel zu lernen daran. Es sind gleichsam die Aktstudien zu jenen figurenreichen Bildern, oder mit dem besseren Gleichniß aus dem Metier des Bildhauers, die „angehauenen“ Statuen.

In seiner Gewissenhaftigkeit wäre ihm freilich diese Veröffentlichung unlieb gewesen, wohl auch in seiner Eitelkeit. Etwas französisch-kokettes war ja immer in seiner zierlichen Vollendung des Geringsten, nun sieht man das Kunstwerk bei der Toilette. Eine innere, starke und aufrichtige Schamhaftigkeit hätte ihn abgehalten, solche, wenn auch werthvolle Studien zu veröffentlichen. Aber, was ficht das den Verleger und den anonymen Herausgeber an! Und schließlich, nicht nur das Publikum, auch die Künstler stürzen sich mit Begierde auf diese so lehrreichen Blätter, wobei freilich jenes enttäuscht und nur diese entzückt sein dürften.

Mehr als die Hälfte sind direkte Studien zu später verwertheten und durchgearbeiteten Sachen. Namentlich einzelne Scenen zu seinem bedeutendsten, am tiefsten und schmerzlichsten empfundenen Roman „Une vie“ sind hier in der Skizze enthalten. Man sieht nun die Umformung, welche das Erlebniß oder die Anekdote machen mußte, bis zum endgiltigen Abschluß innerhalb eines Ganzen, oder als Ganzes. Hier bringt er in tagebuchartiger Aufzeichnung, wenn auch in erzählender Form den Stoff, wie er ihn erfährt, mit der ganzen Verwirrtheit, Ungeordnetheit, unmotivirt, auch oft unplastisch, wie der Bericht. Aber die Laune des Gestaltens und Rundens ist schon so lebhaft, er weiß schon so genau, was er will, wohin das Ganze gehören soll, was er damit beginnen wird, ein so ausführlicher innerer Prozeß ist schon vorhergegangen (anders als bei den Skizzen von deutschen Künstlern, die wir überliefert bekamen), daß selbst hier schon jede Geschichte zugespitzt ist und pointirt und in ihrer Intention gereinigt. Zwar nicht im Detail, aber im Ganzen ist alles fertig. Ein minder gewissenhafter Künstler könnte sich schon daran genügen lassen. Der oberflächliche Betrachter würde alle Vorzüge der Maupassant'schen Kunst freudig begrüßen; sieht man genauer zu, so erkennt man, wie viel Kunst an den „guten Stoff“ gewendet worden. Die lebhafte Sinnlichkeit und Plastik der Erscheinungen, die so leicht und natürlich bei Maupassant sich ansehen, sind mit einer langen energischen Arbeit erworben. Wie sehr sind alle diese Skizzen zu „Une vie“ im Roman selbst erhöht, gesteigert. Und dabei nur eine Verschiedenheit in den Worten, im Tonfall fast, in der Reihenfolge der Sätze, in der Einordnung der Motive, eine leichte Verschiebung, eine Umstellung der Glieder, und was hier noch unklar, simpel oder unmotivirt erschien, ist dort voll geheimnißvoller Einfachheit und innerster Noth-

wendigkeit. Eine starke, chauvinistische Skizze, die berühmte „Fifi“ überbietend, ist die einzige, ganz vollendete Arbeit, welche dem Buche auch den Titel gab. Am stärksten ersichtlich ist der Unterschied zwischen dem ersten Wurf und der letzten Vollendung an der Skizze „Yveline Samoris“, aus welcher „Yvette“ entstand, dieses glänzendste Werk. Hier die nackte Anekdote, mit der trivialen Traurigkeit des faktischen Geschehens schließend; dort die üppige Novelle, im Glanz des Lebens und der Sinnlichkeit leuchtend, mit der großen Rubens'schen Daseinsfreude und der feinen Rokokograzie der Franzosen zugleich, dabei mit dieser stillen Anmuth erzählt; hier ein magerer Bericht! Und anderes wieder, was den Dichter gerade wegen der Alltäglichkeit gereizt haben mag, die aber dann ihm wieder die Lust der Vollendung benommen haben mag, Dinge, welche den Künstler ermüden, und nur für den Augenblick des Skizzirens gefesselt haben; das Publikum muß dabei den Kopf schütteln. Fast staunt man, wie hart in jedem Stoff der Dichter an der Schneide der Trivialität ging. Es ist fast, als ob bei einer gewissen Grenze der Zeitungsbericht aufhörte und der Dichter beginne. So setzte er immer beim Gewöhnlichen an, das er zum Künstlerischen brachte, ohne es zu romantisiren oder zu verstärken (wie etwa Zola's eigentlich romantischer Naturalismus). Er hat sein Werk redlich und mit seiner ganzen, bedeutenden Kraft gethan. Ja, man darf sagen, nichts blieb ihm zu thun übrig, denn er erfüllte ganz die Grenzen seines Wesens. Hier kann man ihn an seinem Werk arbeiten sehen und — an sich selbst, denn er war untrennbar von jeder Zeile, die er schrieb; trotzdem er keine subjektiven Beichten ablegte, lebte er in jeder Zeile, er: der Pariser Lebemensch von ca. 1880, ein flotter, schöner Bursch, der sehr viel Frauen kannte und manches Menschenschicksal an seinen Augen vorüberziehen sah, so bei seinem Glase „Bock“ im Caféhaus, oder draußen in den Meerbädern, oder bei den normannischen Bauern, und der auch bei allem Leichtsinn und aller Lebenslust ein tiefer, treuer, herrlicher Künstler war, dem die Nachfolgenden viel zu danken haben, auch wenn sie längst seine Wege verließen. Er hätte ja wohl gelächelt, wenn man ihn als Lehrer gefeiert hätte, und was für ein Meister war er der Generation! Die undankbaren „Ueberwinder“ freilich werden an diesen Skizzen des Nachlasses leichtfertig argumentiren können: „Also — das war alles!“ — Ja seine Grenzen waren eng . . doch wohl nicht so eng, als man glaubt, aber in ihnen war er ein großer Künstler, und bei seiner Lebenswuth und Fülle ein ganz ernster Mensch voll dichterischen Gewissens.

Und das scheinen die Herausgeber seines Nachlasses gar nicht gewußt zu haben.

Wien. Otto Stoeßl.

Europäische Lyrik. Uebersetzungen von Robert F. Arnold. Leipzig. G. H. Meyer 1899. 2 Mk.

Seit Herders „Stimmen der Völker in Liedern“, richtiger „Volksliedern“, ist die Zahl der Versuche durch Uebersetzungsproben aus der Lyrik mehrerer Völker eine vergleichende Betrachtung zu ermöglichen, nicht allzu groß gewesen. Zudem beschränken sich die Herausgeber solcher Anthologien aus der Weltlitteratur der Lyrik — ich nenne z. B. Julius Hart's Orient und Occident — darauf, die bekanntesten Gedichte in den anerkanntesten Uebertragungen, die längst die Feuerprobe der Lesebücher und poetischen Blüthenlesen bestanden haben, zusammenzustellen und nur in entlegeneren Winkeln, und da meist nicht glücklich, mit eigener Thätigkeit auszuhelfen. Den originellen Versuch durchwegs eigener Umdichtung einer großen Zahl von Gedichten, etwa ein halbes Hundert aus einem Dutzend Litteraturen ausgewählt, legt Robert F. Arnold vor, damit über Herders Vorbild hinausgehend, der, wie bekannt, zumeist aus Uebertragungen nochmals übertragen hat. Das Büchlein, als dessen Vorzug ich besonders anmerken möchte, daß es Quellen und Originale auf Band und Seite genau anzugeben nicht unterläßt, mag wohl weniger beabsichtigen europäische Lyrik uns näherzubringen, als Schmiegsamkeit und Bildungsfähigkeit der deutschen Sprache uns zu lehren; ein lohnendes und zugleich bedenkliches Wagniß; lohnend, weil der seltene Versuch verschiedene Stimmung und verschiedenen Ausdruck durch das Medium der Uebertragung hindurch treu und ungetrübt zu erhalten, belehrend und fördernd ist, bedenklich aus eben dem gleichen Grunde, weil der Umdichter leicht zum Dichter wird, und aus dem fremden Kinde im eigenen Gewande auch ein eigenes wird. Sprachkundigere mögen beurtheilen, in wie weit die Treue des Originals gewahrt worden ist. Den Unterschied im Ausdruck und Aufbau, in den Bildern und Formen der Lyrik der einzelnen Völker wird auch ein achtloser Leser leicht merken, desgleichen, daß der Uebersetzer, ein Philologe, wenn auch nicht aus der Schule, so doch im Sinne Wilamowitz-Moellendorf's, nicht nur Worte, sondern auch Zeilen und nicht nur in den Zeilen, sondern auch zwischen den Zeilen zu lesen versteht und sich vor dem Erbübel aller Philologenverdeutschung, der Knechtung und Knebelung der eigenen Sprache wohl bewahrt hat. Inhaltlich bringt das Büchlein, vielleicht weil der Uebersetzer auf jungfräulichem Boden seine Kraft versuchen wollte und zumeist bisher Unübertragenes gewählt hat, hauptsächlich — Durchschnittspoesie. Darum wird diese Sammlung in der Geschichte der deutschen Uebersetzungskunst mehr und öfter genannt werden müssen, als in der der Lyrik.

Wien. Arthur L. Jellinek.

Die öffentlichen Glücksspiele. Von Dr. Rudolf Sieghart. Wien. 1899. Mauer'sche Buchhandlung.

In der vorliegenden Schrift eines jungen und strebsamen österreichischen Gelehrten, werden zum ersten Mal die öffentlichen Glücksspiele, welche in einer Reihe von Staaten eine Einrichtung von hoher finanzieller Bedeutung bilden, einer umfassenden Darstellung auf der Grundlage eines reichen archivarischen, geschichtlichen und statistischen Materials unterzogen. Den größten Raum beanspruchen naturgemäß die beiden wichtigsten der öffentlichen Glücksspiele, das Lotto und die Klassenlotterie. Während den österreichischen Leser die Darstellung des Zahlenlotto am meisten interessiren dürfte, bildet für den deutschen Leser die Partie über die Klassenlotterie in den einzelnen deutschen Staaten den interessantesten und beachtenswerthesten Theil des Buches. Das Urtheil, zu welchem der Verfasser gelangt, geht dahin, daß sich das Klassenlotteriewesen in Deutschland in sehr ungesunden Bahnen bewegt. „Um ihre Grenzen den Klassenlotterieloosen der anderen Staaten zu verschließen, den Loosbedarf der eigenen Bevölkerung zu decken und den durch das sonst ungenügende Angebot hervorgerufenen (besonders in Preußen früher oft beklagten) Looswucher zu verhindern, gründen die Einzelstaaten neue Klassenlotterien oder erweitern die bereits bestehenden. Die vermehrte Spielgelegenheit reizt natürlich die Spiellust und schafft so wieder eine neue Nachfrage nach Loosen. In diesem bedenklichen Kreislaufe bewegt sich namentlich Preußen, woselbst die Vermehrung der Loose in ungewöhnlichen Progressionen vorwärts schreitet.“ Daß für die Spieler die Bedingungen der Klassenlotterie keineswegs günstiger sind, als die des Lottos, wird durch eine Berechnung nachgewiesen, welche der Dozent der politischen Arithmetik Dr. V. Serfawy durchgeführt und die Sieghart seinem Werke einverleibt hat.

G. St.

Druckfehler-Berichtigung.

S. 664, Spalte 2, Zeile 23 v. u. lies: Es gibt, unter Berücksichtigung der Aenderung der Geschlechtsbezeichnung, a priori folgende Möglichkeiten der Aufnahme von Fremdwörtern:

S. 664, Spalte 2, Zeile 7 v. u. lies nach „Endung“: der Zettel = scedula, der Tiegel und der Ziegel = tegula — vergl. dagegen: die Regel = regula, die Vettel resp. Alte = vetula —.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 49. Berlin, den 2. September 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

In die hinter uns liegende Woche fiel die Feier des 150jährigen Geburtstages Goethe's und der Schluß der Session des preußischen Landtags. Es ist beinahe eine Profanation, diese beiden Ereignisse zusammen zu nennen. Wenn man sich vergegenwärtigt, welcher Grad politischer Armseligkeit soeben aller Welt offenbart worden ist, so erscheinen die Festberichte und Festartikel zu Ehren des geistig freiesten Menschen, den Deutschland in Jahrhunderten hervorgebracht hat, nur um so geeigneter, uns an die Kläglichkeit der Gegenwart zu mahnen.

Am charakteristischsten ist die Art und Weise, wie die große Retirade der Regierung in der Kanalkampagne von Leuten erklärt wird, die das Gras wachsen hören. Danach haben die Linksliberalen und natürlich auch die unvermeidlichen Sozialdemokraten es recht eigentlich verschuldet, daß die Regierung vor den Junkern kapitulirt hat. Sie haben ihrer freudigen Hoffnung auf ein Zerwürfniß zwischen Krone und Junkern angeblich einen so lebhaften Ausdruck verliehen, daß die Krone mit dem Argument: „Nun gerade nicht!" den Rückzug angetreten hat.

Diese, der Kinderstube entnommene, Argumentation ist so unglaublich albern, daß man sich nur über die Unvorsichtigkeit wundern kann, mit der eine der blutigsten Majestätsbeleidigungen so öffentlich ausgesprochen wird. Uns verbietet der Respekt vor dem Träger der Krone in Preußen, jene Vermuthung auf ihre Zuverlässigkeit auch nur zu prüfen; aber bezeichnend ist es, daß bei uns in Deutschland von dem „credo, quia absurdum est" selbst angesehene Organe der Presse in so hohem Grade ergriffen sind.

Man denke sich, wohin unsere Politik gelangen müßte, wenn die Ueberzeugung erst einmal weitere Kreise durchdringen sollte, daß jede lebhafte Theilnahme für Regierungspläne seitens der Linken par ricochet zu einer Stärkung der Reaktion führt! Man scheint anzunehmen, daß die Liberalen so treue Pudel seien, daß sie auch durch eine solche konsequente Zurückweisung ihrer Unterstützung sich nicht behindern lassen würden, der Regierung die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Nun unterschätzen wir die politische Gutmüthigkeit des liberalen Bürgerthums gewiß nicht, aber eine Politik, die eine der schmählichsten Niederlagen, die je einer Regierung beigebracht ist, damit beantworten würde, daß sie die Frondeurs nach wie vor mit ihrer Gunst verfolgt und die Unterstützer der Regierung dadurch belohnt, daß man ihre Unterstützung wie ein unerbetenes Almosen behandelt, dürfte doch selbst in politisch recht frommen Gemüthern einige Umstimmung hervorrufen. Daß man selbst auf die feierlichsten Versicherungen nichts geben kann und von den tönendsten Worten nichts zu erwarten hat, das hat dieser Kanalfeldzug deutlich genug gezeigt. Wenn er nun auch noch erweisen sollte, daß es in Preußen politisch ein brillantes Geschäft ist, der Regierung die allerstärkste Opposition zu machen, während man Gefahr läuft, sich dem schnödesten Hohn auszusetzen, wenn man die Regierung nachdrücklichst unterstützt, so wird sich ja wohl auch in den Kreisen der Liberalen allmählich die Ueberzeugung festsetzen, daß man die Regierung gar nicht schlecht genug behandeln kann, um politisch etwas zu erreichen. Man wird sich sagen: wenn der Liberalismus das Junkerthum wirksam bekämpfen will, so muß er sich die Methode des Junkerthums zu eigen machen, jene Methode der äußersten Rücksichtslosigkeit, mit der die preußischen Junker soeben einen glänzenden Sieg

über Regierung und Krone davongetragen haben. Denen, die sich nicht wohl fühlen, wenn sie seitens der Linken unterstützt werden, kann geholfen werden: — beneficia non obtruduntur.

Daß die Staatsregierung geneigt ist, diejenigen, die sie bei der Kanalvorlage unterstützt haben, schlecht zu behandeln, hat sie genügend gezeigt. Was sie betreffs der hier und da angedrohten Disziplinirung der kanalgegnerischen Beamten thun wird, ist dagegen, während wir dies schreiben, noch nicht völlig aufgeklärt.

Daß sie Maßregeln gegen die Landräthe und Regierungspräsidenten, die im Abgeordnetenhause gegen den Kanal gestimmt haben, einige Zeit ernstlich geplant hat, entnehmen wir aus den drohenden Ermahnungen der „Konservativen Korrespondenz“ und der „Kreuz-Zeitung“, die in dem Stil bekannter Plakataufforderungen gehalten sind: „Lieber Chlodwig, kehre in die Arme Deiner konservativen Familie zurück, es soll Dir Alles verziehen sein!“ Man ist großmüthig bereit, der Staatsregierung zu vergeben, daß sie die Konservativen vorübergehend in Unruhe und Besorgniß versetzt hat, aber dafür verlangt man nun auch die Einstellung aller Feindseligkeiten gegen die kanalgegnerischen Landräthe. Nur wenn die Regierung auf jede Maßregelung verzichtet, ist die konservative Partei bereit, wie es in der „Kreuz-Zeitung“ wörtlich heißt, „jetzt nach beendetem Kampfe, gern die Hand zu ehrlichem Frieden zu bieten.“ Herr von Miquel hatte eine gute Witterung, als er im Kronrath vor einer Disziplinirung der aufsässigen Beamten warnte. Seine Warnungen — oder sind es die Drohungen der „Kreuzzeitung“? — kommen denn auch bereits in der ängstlichen Mahnung zum Ausdruck, die Fürst Hohenlohe am Donnerstag Abend im „Staatsanzeiger“ hat publiziren lassen. Sie kommt ungefähr auf Folgendes hinaus: „Liebe Landräthe, Ihr habt der Regierung eine furchtbare Ohrfeige versetzt. Die Königl. Preußische Staatsregierung rechnet mit aller Bestimmtheit darauf, daß so etwas in Zukunft nicht wieder geschieht.“ Daß es unter diesen Umständen über die im ersten Eifer erfolgte Maßregelung des Abgeordneten Irmer hinaus noch zu etwas Weiterem kommt, ist kaum zu erwarten.

Wir haben eine nachträgliche Maßregelung von vornherein verworfen, aber man verkennt die Haltung der Freisinnigen vollständig, wenn man glaubt, sie würden hier von einem sentimentalen Doktrinarismus geleitet. Unser Standpunkt ist vielmehr — präzis ausgedrückt — folgender:

Die Staatsregierung hätte schon längst nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht gehabt, der zum Theil geradezu skandalösen Parteinahme ihrer direkt abhängigen Verwaltungsbeamten zu Gunsten des „Bundes der Landwirthe“ entgegenzutreten. Sie hat Landräthe und Regierungspräsidenten aber ganz munter gegen die Liberalen — selbst gegen die doch gewiß nicht revolutionär gesinnten hannoverschen Nationalliberalen — wühlen lassen. Die Regierung hätte ferner längst dafür sorgen sollen, daß die direkt abhängigen Regierungsbeamten, welche Neigung verspüren, ein Mandat für das Abgeordnetenhaus zu übernehmen, vor die Frage gestellt werden, ob sie Abgeordnete sein oder Beamte bleiben wollen. Statt dessen hat sie die Landräthe enkouragirt, ins Parlament zu gehen, und hat nichts dagegen gethan, daß der Behörden-Apparat für die Landraths-Kandidaten kräftig arbeitete. Nachdem die Regierung in ihrer Schwäche so weit gegangen war, würde es den schlechtesten Eindruck machen, wenn jene Landräthe jetzt gemaßregelt werden sollten, die bei der Abstimmung in der Kanalfrage als Abgeordnete ihre Vorgesetzten enttäuscht haben. Eine solche Maßregelung, die unmittelbar als ein Angriff auf die Ueberzeugungstreue der Abgeordneten erscheint, ist um so weniger zu rechtfertigen, als die Regierung sich gleichzeitig jener Majorität unterworfen hat, der die zu maßregelnden Beamten angehören.

Ganz anders stände die Sache, wenn die Regierung sich zur Auflösung des Abgeordnetenhauses entschlossen hätte, und nun mit allen gesetzlichen Mitteln für das Durchbringen der Kanalvorlage eingetreten wäre. Wir haben nie den leisesten Zweifel daran gehabt, daß eine Auflösung mit einer durch energische Mittel unterstützten Neuwahl unmittelbar von Erfolg begleitet gewesen wäre. Natürlich hätte die Staatsregierung bei diesen Neuwahlen nicht dulden dürfen, daß irgend einer ihrer abhängigen Verwaltungsbeamten als Kanalgegner kandidirte oder daß gar das bisherige Wahltreiben gegen die Liberalen seitens der Landräthe fortgesetzt wurde. Gegen die Beamten, die in dieser Wahlbewegung auch nur die allergeringste Parteinahme zu Gunsten konservativer Kanalgegner zu erkennen gegeben hätten, durfte die Regierung die sofortige Zurdispositionsstellung anordnen. Dabei blieb sie nicht nur unzweifelhaft auf dem Boden des konstitutionellen Rechts, sondern jeder Unbefangene hätte eine prompte Maßregelung der Beamten in diesen Fällen als zweckmäßig und wirksam anerkennen müssen. Aber heute, wo die Regierung durch die unzweideutigsten Handlungen der Schwäche zu erkennen gegeben hat, daß sie den Pelz der konservativen Partei weder naß zu machen noch auch nur mit Luft zu waschen die Neigung verspürt, erschiene die Maßregelung beamteter Abgeordneter für Vorgänge, die hinter uns liegen und einstweilen abgeschlossen sind, völlig deplazirt.

Liberalerseits wäre sie auch aus dem weiteren Grunde nicht mit Akklamation zu begrüßen, weil dadurch nur der falschen Annahme Vorschub geleistet würde, als ob die gegenwärtige Regierung nach der jüngsten schweren Niederlage überhaupt im Stande sei, gegen die konservativen Frondeurs etwas Ernstliches zu unternehmen. Die Zeiten der Vertrauensseligkeit sollten unseres Erachtens jetzt endlich vorüber sein.

Noch ein weiterer Zug in dem Bilde der gegenwärtig herrschenden politischen Verschrobenheit mag kurz hervorgehoben werden.

Hier und da sucht man die preußischen Minister dadurch zu exkulpiren, daß man behauptet, das Ministerium sei zur Auflösung entschlossen gewesen, aber der König habe nicht gewollt. Darauf gibt es nur eine Antwort: dann hätten die Minister sofort ihre Demission einreichen sollen. Ob angesichts eines solchen Schrittes der König von Preußen seine Abneigung zur Auflösung aufrecht erhalten hätte, ist zum mindesten zweifelhaft. Hätte er es aber gethan, so hätten sich die Minister mit Ehren aus der Affaire gezogen, und auch das Land wäre besser daran. Es ist viel zweckmäßiger, das preußische Junkerthum besorgt seine Geschäfte im Ministerium selbst, als daß ein Ministerium besteht, welches für Rechnung des Junkerthums die politischen Geschäfte betreibt.

Der Dreyfus-Prozeß schleppt sich in Rennes unter wechselnden Eindrücken jetzt schon nahezu einen Monat hin: Man spricht davon, daß er möglicher Weise in der nächsten Woche zu Ende gehen könne. Aber die Freunde der Gerechtigkeit sind in Frankreich nicht ohne Sorge, daß das Kriegsgericht unter dem Einfluß der so stark kompromittirten Generäle und Kriegsminister zu einer erneuten Verurtheilung gelangen könnte. Die politischen Folgen einer solchen Verurtheilung wären unberechenbar. Wie es möglich sein kann, daß ein Mensch mit fünf gesunden Sinnen noch an der Unschuld Dreyfus' zweifelt, ist außerhalb Frankreichs kaum verständlich.

Ein Eindruck, den die Prozeßverhandlungen in Rennes besonders lebhaft widerspiegeln, ist die wachsende Ueberzeugung von dem heillosen Schwindel, der im militärischen Spionagewesen herrscht. Die Spionenriecherei ist für eine große Anzahl von zweifelhaften Charakteren ein lukratives Geschäft geworden, aber etwas wirklich Brauchbares scheint bei der ganzen internationalen Spionage nicht herauszukommen. Der Glaube an die Bedeutung der Spionage ist beinahe zum Maßstab für die größere oder geringere Unfähigkeit der Generäle geworden. Man weiß ja auch, mit welcher Skepsis ein Moltke und ein Goeben den Werth der ganzen militärischen Spionage beurtheilten.

Das Schicksal Transvaal's ist noch immer im Dunkeln. Mr. Chamberlain hat eine neue, stark chauvinistisch gefärbte Rede gehalten und „Ohm" Krüger setzt das System des diplomatischen Zögerns mit großer Zähigkeit fort. Die Situation sieht bedrohlich genug aus, und die Hoffnung, daß der Frieden erhalten werde, stützt sich eigentlich nur auf die Annahme, daß dieser Krieg ein unverantwortliches Verbrechen gegen Humanität und gesunden Menschenverstand wäre.

Nur keine Illusionen!

Als der preußische Ministerpräsident, Fürst Hohenlohe, am 19. August, kurz vor der Abstimmung über die Kanalvorlage in dritter Lesung, noch einige Mahnworte an die renitenten Konservativen richtete, bat er die „Herren von der rechten Seite des Hauses", sich keinen Illusionen hinzugeben. Er leitete damit jenen Hinweis ein, der später von einem Korrespondenten der „Kreuzzeitung" für eine der „empörendsten Leistungen" erklärt wurde, daß die Verwerfung dieses Lieblingsprojekts der Krone seitens der Konservativen „weittragende Folgen haben werde in Beziehung auf das bisherige Verhältniß der Konservativen zu der Regierung".

Zehn Tage später, am 29. August, bei dem Schlusse des Landtags, verlas der Ministerpräsident eine Erklärung der Regierung, wonach die Staatsregierung an dem Mittellandkanal „unverbrüchlich" festhält und „sich der sicheren Erwartung hingibt, daß die Ueberzeugung von dessen Nothwendigkeit und Bedeutung im Volke immer festeren Boden fassen und daß es bereits in der nächsten Session gelingen werde, eine Verständigung mit dem Landtage der Monarchie herbeizuführen". Der König von Preußen hat in seiner Dortmunder Kanalrede sich ungefähr genau so geäußert, nur daß er sich der „sicheren Erwartung" hingab, es werde noch in dieser Session gelingen, „eine Verständigung mit dem Landtage der Monarchie herbeizuführen".

Ich glaube, die Liberalen thun gut, sich die Mahnung des Fürsten zu Hohenlohe, welche er an die „Herren von der rechten Seite des Hauses" gerichtet hat, ihrerseits zu Herzen zu nehmen und sich keinen weiteren Illusionen hinzugeben. Der Verlauf des Kanalfeldzugs hat alle Erwartungen von der Entschlossenheit der Regierung, ihren Willen in dieser wichtigen Frage durchzusetzen, so vollständig enttäuscht, daß eine unverantwortliche politische Naivetät dazu gehört, anzunehmen, die Staatsregierung würde im 20. Jahrhundert jene Energie wiederfinden, die sie bei dem Scheiden des 19. Jahrhunderts so arg vermissen ließ. Das hieße, die verjüngende Kraft eines neuen Jahrhunderts gar sehr überschätzen. Auch hat man bisher nie erlebt, daß die Kräfte einer Regierung durch eine selbstverschuldete Niederlage wachsen und eine politische Partei durch einen unerwarteten Sieg bescheidener gemacht wird.

Es ist ja denkbar, daß der Mittellandkanal in einer späteren Session durchgedrückt wird, aber es ist mehr als unwahrscheinlich, daß dies geschieht, ohne daß den preußischen Junkern seitens der Regierung ein politisches Lösegeld entrichtet wird. Nach Lage der Dinge kann man die Zustimmung der Junker nur dadurch erkaufen, daß man Riemen aus der Haut derjenigen schneidet, welche bisher die sachlichsten Vorkämpfer der Kanalidee gewesen sind und die Regierung in dieser Frage ohne jeden Hintergedanken unterstützt haben. Mit anderen Worten: Die Regierung wird die politischen Interessen der liberalen Kanalfreunde opfern, um die gnädige Zustimmung der bisherigen Kanalgegner zu erlangen. Da die Staatsregierung durch ihr seitheriges Verhalten gezeigt hat, daß sie im offenen Kampfe gegen die Junker die Kanalvorlage nicht durchzubringen wagt, so sind die Hoffnungen der Regierung, den Kanal in der nächsten Session zu Stande gebracht zu sehen, nur darauf zu gründen, daß es gelingt, die Zustimmung der Agrar-Konservativen durch demüthigende Zugeständnisse zu erlangen.

Aber die Politik in Preußen und Deutschland dreht sich nicht allein um die Frage des Mittellandkanals. Der Sieg, den die preußischen Junker über die Staatsregierung und die Krone erfochten haben, kann bei der überragenden Stellung Preußens in Deutschland gar nicht ohne Folgen für die Reichspolitik bleiben. Die Niederlage der preußischen Regierung muß auch lähmend auf die Reichsregierung wirken und auch im Reiche die Neigung und die Kraft zum Widerstand gegen die junkerliche Interessenpolitik verringern.

Im Reiche stehen wir nun, anläßlich der weiteren Berathung der Zuchthausvorlage, vor einem Zusammenstoß zwischen der Reichsregierung und jenen Parteien, die bei der Kanalfrage in Preußen die Staatsregierung unterstützt haben. Die leidenschaftlichsten preußischen Kanalgegner sind andererseits die Hauptstützen aller Bestrebungen, die im Reiche gegen die Koalitionsfreiheit gerichtet sind; sie sind bisher die einzigen Stützen der Reichsregierung bei der Berathung über die Zuchthausvorlage gewesen. Was liegt näher, als daß die Regierung, die sich soeben vor diesen „Stützen von Thron und Altar" in Preußen gedemüthigt hat, jetzt von den Junkern dazu gedrängt werden wird, im Reiche einen frischen, fröhlichen Krieg gegen die grundsätzlichen Anhänger der Koalitionsfreiheit zu eröffnen?! Damit trifft man ja zugleich die grundsätzlichen Anhänger der Kanalpolitik. Die Junker schlagen also zwei Fliegen mit einer Klappe: sie engagiren Krone und Regierung in einem Kampfe um eine ultrareaktionäre Maßregel und entfremden sie zugleich den Hauptanhängern der Kanalpolitik in Preußen.

Zweifellos werden die preußischen Junker auch alles thun, um in diesem Kampfe um die Zuchthausvorlage die Gegensätze nach Möglichkeit zu verschärfen; sie werden sich bemühen, auf diesem Gebiete einen Konflikt zwischen der Krone und der großen Masse der Bevölkerung herbeizuführen; sie werden versuchen, nachdem der Kelch der Auflösung in Preußen an ihnen vorübergegangen ist, im Reiche eine Auflösung des Parlaments zu erwirken, und sie werden ihr Ziel voraussichtlich um so leichter erreichen, je mehr die preußische Staatsregierung durch den blamablen Verlauf der Kanalkampagne das Bedürfniß empfinden wird, wieder einmal Energie zu zeigen. Schwäche an einem Punkte ruft nur zu leicht deplacirte Energie an einem anderen Punkte hervor, — beides ist nur ein Ausdruck unsicherer politischer Haltung.

Wenn man, dem Rathe des Fürsten Hohenlohe folgend, sich keinen Illusionen hingibt, so wird man die Möglichkeit einer Auflösung des Reichstags aus Anlaß der Berathungen über die Zuchthausvorlage ernsthaft in Betracht zu ziehen haben. Der Umstand, daß eine Auflösung, mit dem Schutze des Koalitionsrechtes als Wahlparole, die Zahl der sozialdemokratischen Abgeordneten leicht von 56 auf 100 bringen kann, hat für die agrarischen Interessenpolitiker nichts Schreckhaftes. Sie hoffen um so eher, dabei die preußische wie die Reichsregierung in den Dienst einer strammen, reaktionären Politik zwingen zu können, und sie dürfen sich der Erwartung hingeben, daß alsdann auch ihre agrarpolitischen Wünsche im Reiche um so sicherer zur Erfüllung kommen. Besonders, so weit dieselben negativer Natur sind.

Das Hauptziel der Agrar-Konservativen ist die Verhinderung der Erneuerung der Handelsverträge, vor Allem des Handelsvertrages mit Rußland, der den Schlüssel zur gesammten handelspolitischen Situation bildet. Daß Rußland sich auf einen neuen Handelsvertrag einlassen wird, der eine Erhöhung der deutschen Getreidezölle umfaßt, darf als ausgeschlossen gelten. Die Reichsregierung wird gar nicht in die Lage kommen, einen neuen Handelsvertrag mit Rußland dem Reichstage vorzulegen, wenn sie bei den Verhandlungen mit Rußland auf einer Erhöhung der Zollsätze

für Getreide besteht. Die agrarischen Interessenpolitiker erreichen deswegen ihr Ziel der Verhinderung eines Neuabschlusses von Handelsverträgen bereits dann, wenn es ihnen gelingt, die Reichsregierung so weit einzuschüchtern, daß sie nicht riskirt, einen neuen Vertrag mit Rußland auf der Basis der gegenwärtigen Getreidezölle zu vereinbaren. Es kommt dann gar nicht zu einer Vorlage an den Reichstag; die zur Zeit bestehenden Handelsverträge laufen ab und werden durch eine vertragslose Aera ersetzt, in der die Zollkriege, ganz nach dem Wohlgefallen der Agrarier, sich nach allen Weltgegenden hin entwickeln können.

Die preußischen Junker werden das Ziel, die Reichsregierung von ernsthaften Vertragsverhandlungen, d. h. solchen, welche die gegenwärtigen Getreidezollsätze zum Ausgangspunkte nehmen, abzuschrecken, sicherlich mit der ihnen eigenen Zähigkeit weiter verfolgen. Sie sind diesem Ziele durch die Unterwerfung der Regierung in der Kanalfrage schon beträchtlich näher gekommen und sie werden dasselbe bestimmt erreichen, wenn es ihnen gelingt, im Reiche, anläßlich der Zuchthausvorlage, einen ernsten Konflikt mit dem Reichstage hervorzurufen. Man muß wohl berücksichtigen, daß die Reichsregierung den Wünschen der Agrarier schon dadurch gerecht werden kann, daß es ihr gelingt, die Erneuerung der Handelsverträge nicht durchzusetzen, während sie mit den Agrariern kämpfen muß, wenn sie neue Handelsverträge durchbringen will.

Auch die Aussicht, daß auf dem Gebiete der Handelspolitik in den nächsten Jahren etwas Verständiges geschieht, ist somit erheblich getrübt.

Es ist höchst unwahrscheinlich, daß bei dieser Konstellation irgend eine Wendung zum Besseren zu erwarten steht, wenn das deutsche Bürgerthum in jener politischen Schläfrigkeit verharrt, in der es sich bisher so unvortheilhaft vor den preußischen Junkern ausgezeichnet hat. Das preußische Junkerthum ist aus dem Kanalkonflikt — darüber darf man sich nicht täuschen — mit gewaltig erhöhtem Prestige hervorgegangen; es hat Nerv und Entschlossenheit gezeigt und der Erfolg hat seine Taktik gerechtfertigt; es verdient, in Preußen und in Deutschland zu herrschen, wenn das Bürgerthum aus seiner weichmüthigen Schwäche nicht heraustritt.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XXVI.

Postscriptum.

Ich glaubte, in der letzten Woche einen Epilog zu den Parlamentsbriefen geben zu können, indem ich den muthmaßlichen Verlauf der auf Sonnabend anberaumten Schlußsitzung diskontirte. Aber wir leben im Zeitalter des Unberechenbaren, in dem „immer Alles anders kommt". Daher dies Postscriptum.

Sonnabend, den 26. August, Nachmittags 5 Uhr, sollte eine gemeinschaftliche Sitzung des Herrenhauses und des Abgeordnetenhauses stattfinden, die Schlußsitzung des Landtages, in der die Staatsregierung gutem Vernehmen nach verlautbaren wollte, mit welcher unerhörten Energie sie im kommenden Jahrhundert ihre Kanalpläne verfolgen werde.

Alles war auf den Schluß vorbereitet: die Koffer gepackt, Trinkgelder bezahlt, selbst die Diäten für den angebrochenen Monat August bis zum 26. bereits einkassirt.

Da macht das Herrenhaus einen Strich durch die Rechnung. Es verwirft Sonnabend gegen Mittag eine Bestimmung im Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch, die auf die Mündelsicherheit gewisser Hypothekenpfandbriefe Bezug hat, eine Bestimmung, die auf Antrag von Freikonservativen im Abgeordnetenhause durchgegangen war. Drei Minister — darunter neben Herrn von der Recke auch Herr von Miquel, der „es schan machen wird" — beschwören die preußischen Granden, doch fünf gerade sein zu lassen und nachzugeben. Der Klügere gebe immer nach, meinte Herr von Miquel mit einem Seitenblick auf die Haltung der Staatsregierung in der Kanalfrage. Aber die Autorität der Regierung ist so tief gesunken, daß man ihr auch diesen kleinen Gefallen abschlug und damit eine große Verlegenheit schuf. Herr van Miquel warf sich zwar sofort in einen Wagen, fuhr ins Abgeordnetenhaus und beschwor hier die Volksaertreter, doch die Klügeren zu sein und nachzugeben. Aber auch dort versagte die Beschwörung; die vom Herrenhaus verworfene Bestimmung ward vom Abgeordnetenhaus wieder hergestellt und es blieb nichts übrig, als den zu 5 Uhr angesetzten Sessionsschluß zu aertagen. Das Herrenhaus konnte erst zu Dienstag, den 29. August, wieder zusammengetrommelt werden, um den vam Abgeordnetenhause wiederhergestellten aminösen Paragraphen des Einführungsgesetzes erneut zu berathen. Inzwischen war mit dem Argument, daß der Klügere nachgebe, unter den Mitgliedern des Herrenhauses weiter Propaganda gemacht; und da es für das Herrenhaus den Reiz der Neuheit hat, der Klügere zu sein, so verfing das Argument schließlich auch, und Dienstag Nachmittags 3 Uhr kannten Herrenhaus und Abgeordnetenhaus in gemeinschaftlicher Sitzung die Versicherung zukünftiger Energie seitens des Ministerpräsidenten Fürst zu Hohenlohe entgegennehmen und zwar in folgendem Wortlaut:

„Am Schluß dieser ungewöhnlich langen und arbeitsreichen Session ist es mir Bedürfniß, Ihnen, meine Herren, namens der Staatsregierung für die Mühe und Hingebung zu danken, mit der Sie sich der Berathung der Ihnen unterbreiteten gesetzgeberischen Vorlagen unterzogen haben. Es ist dadurch — mit besonderer Befriedigung erkennt es die königliche Staatsregierung an — die Möglichkeit geschaffen, diejenigen Gesetze rechtzeitig zu verabschieden, welche die Einführung des am 1. Januar kommenden Jahres in Kraft tretenden neuen Reichsgesetzes zur Voraussetzung haben. Auch auf verschiedenen anderen Gebieten hat sich Ihre Milaebeit als fruchtbringend erwiesen. Andererseits muß die Regierung Sr. Majestät des Königs es aufs tiefste bedauern, daß das große Kanalunternehmen zur Verbindung von Rhein, Weser und Elbe, welches, einem drängenden Verkehrsbedürfniß entsprechend, den Osten und Westen der Monarchie inniger vereinigen sollte, die Zustimmung des Hauses der Abgeordneten nicht gefunden hat. Sie hält im allgemeinen Interesse der Landeswohlfahrt an diesem großen Werk unverbrüchlich fest und gibt sich der sicheren Erwartung hin, daß die Ueberzeugung von dessen Nothwendigkeit und Bedeutung im Volke immer festeren Baden fassen und daß es bereits in der nächsten Session gelingen wird, eine Verständigung mit dem Landtage der Monarchie herbeizuführen. Auf Grund des mir ertheilten allerhöchsten Auftrags erkläre ich die Session für geschlossen."

Beinahe wäre dem Ministerpräsidenten noch das Malheur passirt, mit dieser Erklärung abgeschnitten zu werden. Der Herrenhauspräsident hatte — als Fürst Hohenlohe nach Verlesung der Allerhöchsten Botschaft, daß die Session geschlossen sei, eine kleine Pause machte — bereits mit erhobener Stimme angefangen zu rufen: „Se. Majestät der deutsche Kaiser . . . . . .": als er durch ein vielfaches Pst! Pst! darauf aufmerksam gemacht wurde, daß der Reichskanzler noch etwas auf dem Herzen habe.

Als dann die obige Erklärung mit „dem Dank der Staatsregierung für die Mühe und Hingebung" eröffnet wurde, glaubten einige unerfahrene Abgeordnete, es sei die Mühe und Hingebung gemeint, mit der die Kanalvorlage zu Falle gebracht worden ist.

Soweit sind wir nun aber doch noch nicht. Man sieht, man braucht in Preußen noch nicht zu verzweifeln.

Proteus.

Henriette Schrader †.

Am 29. August hat sich in Wolfenbüttel die Erde über Henriette Schrader geschlossen. Im Westen Berlins aber erhebt sich das imposante steinerne Denkmal, das ihr Lebenswerk in seinen Mauern birgt und ihr Andenken späteren Geschlechtern übermitteln wird.

Wenn man dieses Lebenswerk nur in die Worte: Kindergarten, Kindergärtnerinnen-Seminar zusammenfassen wollte, so würde darin kein Anspruch begründet liegen auf eine besondere Stelle im Gedächtniß der Nachlebenden, im Gedächtniß der deutschen Frauen, auf einen Platz in der deutschen Frauenbewegung. Daß sie diesen Anspruch hat, in hervorragendem Maße hat, das liegt in der Eigenart ihrer Persönlichkeit begründet und in der Idee, mit der diese fast identisch war.

Nur wenig Persönlichkeiten gegenüber hatte man vom ersten bis zum letzten Begegnen so sehr die Ueberzeugung: sie ist ein Charakter. Das lag schon in dem durchgebildeten Kopf mit den festen, durchgeistigten Zügen, in dem energischen Blick des blauen Auges, mehr aber noch in der entschiedenen Stellungnahme jedem Thema gegenüber, zu dem ihr umfassendes Wissen, ihre reife Einsicht, ihre Lebenserfahrung ihr eine solche gestattete. Und es gab wenig Themata, bei denen dies nicht der Fall war. Der älteren Frauengeneration angehörend, die, nicht eben zu ihrem Schaden, die moderne Mädchenbildung nicht genossen hat, war sie im besten Sinne des Wortes Autodidakt; mit dem gesunden geistigen Hunger, den kein Kosten an Häppchen und Naschwerk verdorben hat, hatte sie aufgenommen und verarbeitet, was Vorwelt und Mitwelt an edler Nahrung bot; nicht in unorganischem Nebeneinander, sondern nach inneren Beziehungen wählend, sichtend, zusammenschließend. Aus Lektüre und Leben erwuchs ihr eine Weltanschauung, deren Grundzug ein hoher Idealismus war; in ihrem ganzen persönlichen Auftreten, ihrer Lebensführung, ihrem Lebenswerk, kurz, in allen Aeußerungen dieser reich begabten Natur ist er das maßgebende Element gewesen.

Bis weit in unser Jahrhundert hinein hat der Gedanke sich durchgesetzt, daß das höchste Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit sei, daß das spezifisch Menschliche in dem gestaltenden Einwirken auf andere Menschen liege. Er gehörte zu den Grunddogmen des 18. Jahrhunderts. Hier zahlte der Mensch durchaus mit dem, was er war. In dieser Beziehung war Henriette Schrader in ihrer Virtuosität, eine edle, gehaltvolle Geselligkeit zu pflegen, ihrer Fähigkeit, eine intime Unterhaltung bis in die feinsten geistigen Nuancen zu führen und zu verfolgen, ihrer starken Einwirkung auf andere, ihrer Gabe, diese sich zu erschließen, eine Gestalt, die an die Zeiten der höchsten Blüthe deutschen Geisteslebens mahnte, zu der die Salons der führenden Frauen einen charakteristischen Zug lieferten; durchaus modern freilich war ihr Bedürfniß, den sie beherrschenden Ideen ihren Ausdruck in der Wirklichkeit zu sichern.

Welches waren diese Ideen?

Um diese Frage zu beantworten, ist ein kurzes Resumé ihres Lebensganges geboten.

Henriette Breymann war das älteste Kind in einer Landpfarre im Braunschweigschen — eine glückliche Konstellation für die Entwicklung gerade ihrer Eigenart. Einem früh hervortretenden Drange nach Bethätigung ihrer Geistes- und Gemüthskräfte glaubte man am besten zu genügen, indem man das junge Mädchen zu ihrem Großonkel Friedrich Fröbel schickte. Hier ging ihr nach ihrem eigenen Ausdruck „ein neuer Geistesfrühling" auf. Die Idee der Menschenbildung ergriff sie mit voller Gewalt. Das, was eigentlich den Grundgedanken in Fröbel's Erziehungstheorie bildet, wenn seine oft ungelenke Art dafür auch den Ausdruck nicht selten verfehlte: die Erziehung soll nur das organische Wachsen und Werden fördern, die günstigen Bedingungen schaffen, unter denen sich die im Kinde angelegten Kräfte entwickeln können, wurde ihr zum Ausgangspunkt eigener Gedankenreihen, so daß sie zu den wenigen gehört, die statt der Schablone Fröbel's seinen Geist erfaßten und aus diesem Geist heraus in seinem Sinne zu wirken suchten.

Mit ihren Schwestern zusammen begründete sie nun in Watzum, wo ihr Vater zu jener Zeit wirkte, ein Erziehungsinstitut für junge Mädchen, verbunden mit einem Kindergarten für die Dorfkinder. Sie wußte diesen Anstalten den familienhaften Charakter zu geben, der nach ihrer Ueberzeugung die Vorbedingung einer naturgemäßen Entwicklung des Kindes ist. Die Verlegung der Anstalt auf ein eigens zu diesem Zweck erworbenes Grundstück in der Nähe von Wolfenbüttel, wo sie als „Neu-Watzum" bald in blühender Entwicklung stand, bot der Entfaltung der leitenden Idee den nothwendig gewordenen größeren Spielraum.

Ein noch größerer wurde ihr, als die Ehe mit Karl Schrader Henriette im Jahre 1871 nach Berlin führte.

Die Bestrebungen Karl Schraders sind den Lesern der „Nation" bekannt genug. Sie trafen mit denen seiner Frau an einem entscheidenden Punkt zusammen: beiden war ein immer entschiedener ins Auge gefaßtes Endziel die Hebung des Volkes, aber nicht von außen her, sondern durch innere Kraft, durch die Bethätigung der eigenen Anlagen und Fähigkeiten. Daher keine „fahrlässige Wohlthätigkeit", sondern Handreichung zur Selbsthilfe, kein Almosen, sondern Erziehung. Daß diese Erziehung unten einzusetzen habe, daß die Gewöhnung zum Selbstdenken, Selbstthun, zur Kraftentfaltung schon beim kleinen Kinde zu beginnen habe, das war beiden feste Ueberzeugung. So war der Volkskindergarten das gegebene erste Operationsfeld. Von dem Augenblick an, wo eine kleine Gesellschaft, die Karl und Henriette Schrader um sich zu versammeln und für ihre Idee zu erwärmen gewußt hatten, sich zu einem Verein für Volkskindergärten und Volkserziehung zusammenschloß, der sich praktisch durch Uebernahme eines früher unter Frau Marenholtz-Bülow stehenden Volkskindergartens bethätigte, bis zu dem Augenblick, wo die Großmuth von Frau Wentzel-Heckmann dem „Pestalozzi-Fröbelhaus" in der Barbarossastraße zu Berlin-Schöneberg sein großartiges Heim schuf, ist rastlose, nimmer ermüdende Arbeit an die volle Ausgestaltung des Erziehungsideals gesetzt worden, das mehr und mehr Henriette Schraders ganzes Wesen und Schaffen bestimmte. Daß ihr in Annette Hamminck-Schepel eine Jüngerin erwachsen war, die mit dem feinsten nachschaffenden Verständniß in ihre Ideen einging, machte diese Jahre des Wachsens und Werdens zu besonders beglückenden. Und daß diesem Wachsen und Werden die Kaiserin Friedrich, die schon als Kronprinzessin dem Unternehmen ihr reges Interesse geschenkt hatte, dauernd mit thätigster Antheilnahme folgte, durfte bei dem tiefen Verständniß der fürstlichen Frau für alle Erziehungsprobleme Henriette Schrader ein Beweis mehr dafür sein, daß ihre Intentionen eine glückliche Verwirklichung gefunden hatten.

Heute ist diese Verwirklichung auch jenseits des Kanals wie des atlantischen Oceans in glücklicher Weise angebahnt. Das Pestalozzi-Fröbelhaus zählt dauernd eine Anzahl von Engländerinnen und Amerikanerinnen zu seinen Zöglingen. Eine völlige Freiheit von nationaler Beschränktheit und ein feines Verständniß für fremde Nationalitäten, bei denen sie gern dem geschichtlichen Werden bestehender Institutionen nachging, machte Henriette Schrader den Verkehr mit den zahlreichen Ausländern, die ihre Anstalt wie ihr gastliches Heim aufsuchten, besonders leicht und angenehm.

Es ist hier nicht der Ort, in den ganzen Betrieb der großen Anstalt einzugehen, die mit ihren Zweiganstalten heute unter der Leitung von Frau Clara Richter und Frau Hedwig Heyl steht, technische Einzelheiten herbeizuziehen, oder kritische Erörterungen über das Maß der Verwirklichung anzustellen, das die Fröbelsche Idee im Pestalozzi-Fröbelhaus gefunden hat. Aber eins gehört noch hierher, um der leichten Skizze, die hier nur von Henriette

Schraders starker Persönlichkeit gegeben werden konnte, nicht den wesentlichsten Zug zu nehmen: ihre Wirksamkeit als Lehrerin und die Grundanschauung, die sie als solche über Wesen und Bestimmung des Weibes vertrat.

Was Goethe von der Geschichte sagt, das kann im Grunde von jedem Unterricht gesagt werden: das Beste an ihm ist der Enthusiasmus, den er erregt, denn er allein löst eigene Kräfte aus. Diesen Enthusiasmus zu erregen, darauf war Frau Schrader's ganze Natur angelegt. Ihr Idealismus, der auf dem Grunde einer warmen, freilich ganz undogmatischen Religiosität ruhte, dem überall in der sichtbaren Welt unsichtbare Zusammenhänge sich boten, hatte etwas Faszinirendes, Fortreißendes, besonders jungen Gemüthern gegenüber. Die warme Empfindung, mit der sie selbst die Erziehungsaufgaben ergriff, mit der sie auch das damit zusammenhängende Aeußerliche umfaßte, wirkte Verwandtes; ihr gab es nichts Großes, nichts Kleines in der Erziehung; die Körperpflege des Kindes, seine hauswirthschaftliche Bethätigung waren ihr genau so wichtig wie die intellektuelle Entwicklung, weil ihr eben das alles nicht abgerissene Einzelgebiete, sondern verschiedene Seiten eines organischen Ganzen bezeichnete. In dieser thätigen Antheilnahme an der *ganzen* Entwicklung des Kindes zeigte sich ihr das eigentlich *mütterliche* Wesen, das sie auch in ihren Schülerinnen von Anfang an zu wecken suchte und zu wecken verstand.

Und damit ist zugleich gesagt, daß sie nicht nur mit ganzer Seele, sondern auch mit ganzem Verständniß, mit ihrem durch Lebenserfahrung wie Lektüre gereiften Urtheil für die Anschauung eintrat, daß der Frau eine Sonderaufgabe in der Welt gesetzt ist. Die dilettantische, auf Halbwissen und Unreife beruhende Anschauung, daß die Frau ein halbentwickelter Mann sei und durch männliche Bildung zum geistigen Vollmann erzogen werden könne, fand in ihr die entschiedenste Gegnerin. Die psychische Eigenart des Weibes mußte ihr, die selbst Weib in jeder Faser ihres Seins war, zu genau bekannt sein, um sie in den Irrthum verfallen zu lassen, der noch heute so manche Karikatur auf dem Gebiet der Frauenbewegung erzeugt. Gerade durch diese Eigenart war ihr die Frau ein so bedeutender Kulturfaktor. Nicht selten empfand sie die sittliche Stumpfheit des Durchschnittsmannes unserer Zeit wie einen physischen Schmerz, und so klar sie sich darüber war, daß auch der ethische Standpunkt der Durchschnittsfrau oft ein erschreckend niedriger ist, so gab ihr doch der eigene Enthusiasmus für alles, was groß, gut und sittlich ist, die Ueberzeugung, daß eben aus solchem Enthusiasmus heraus die unmittelbarer in der Natur, in der Fühlung auch mit dem unsichtbaren Korrelat der äußeren Erscheinungswelt stehende Frau eine neue Epoche heraufführen könne. In der tiefen Niedergeschlagenheit besonders, die sich ihrer bei dem ethischen Niedergang einer noch nicht weit hinter uns liegenden Zeit bemächtigte, war es ihr ein Trost zu denken, daß in der Frau noch unverbrauchte Kräfte, ursprüngliche sittliche Instinkte lägen, die eine Wiedergeburt der Menschheit einzuleiten im Stande seien.

Damit ist auch der Gesichtspunkt gegeben, aus dem heraus Henriette Schrader die Frauenbewegung ansah und Stellung dazu nahm.

Wer unter Frauenbewegung lediglich das agitatorische Eintreten für eine dem heutigen Stande der Kultur entsprechende Stellung der Frau durch direkte Propaganda in Vereinen, Reden und Schriften versteht, der wird Henriette Schrader einen Platz in der Frauenbewegung überhaupt absprechen. Sie wußte, daß alle diese Dinge nöthig sind; sympathisch waren sie ihr nur, wenn sie in keiner Weise das Bild verschoben, das als Frauenideal in ihr lebte und das sie selbst verkörperte. Sie dachte den Gedanken der Frauenbewegung vollständig zu Ende; sie trat auch kräftig mit ein, wenn es galt, ihm durch Petitionen, sofern sie nicht etwa den Giebel vor dem Fundament wollten, Ausdruck zu geben; jede überlaute Proklamation aber war ihrer für Geschmacklosigkeiten und ästhetische Mißgriffe sehr empfindlichen Natur zuwider. Das bestimmte auch ihre Stellungnahme zu den Vereinen. Ihre eigene Vereinsarbeit nahm sie, wie jede rein sachliche, sehr ernst; gegen das bloße Redegeplätscher mit Vereinsallüren hatte sie den ganzen horror vacui tief angelegter Naturen. Eine Null wurde ihr durch den Vereinskothurn nie zur Zahl. Wo es nur darauf hinauslief, daß „an jeden auch die Reih'" kam,

„Und wie sein Nachbar welscht' und sprach,
Durft er auch welschen eins hernach",

wo Unwissenheit und Eitelkeit posirte und hohle Deklamationen zum Besten gab, da wandte sie sich widerwillig ab. Ihre feste Ueberzeugung war, daß die Frau nur durch die völlige Entwicklung ihrer Eigenart durch Erziehung und Arbeit eine ganz sichere Anwartschaft auf die Erfüllung ihrer Kulturaufgabe erhalten werde, und am liebsten stand sie daher denen bei, die die Hindernisse auf dem Wege dahin wegzuräumen, die der Frau Freiheit der Bildung und des beruflichen Wirkens zu erringen suchten. So wandte sich denn auch das Gespräch in den zahlreichen kleinen und großen Zirkeln, die sie in ihren Räumen versammelte und die von den Vertreterinnen der Frauenbewegung mit Vorliebe aufgesucht wurden, immer wieder den Bildungsfragen zu; so war Henriette Schrader lange Jahre hindurch die bewegende Kraft eines pädagogischen Kränzchens, in dem in lebhafter, oft bis in die Nacht dauernder Diskussion pädagogische, soziale und ethische Fragen zur Erwägung kamen.

Will man die Summe ziehen, so hat Henriette Schrader durch ihre ganze Persönlichkeit, ihr im Pestalozzi-Fröbelhaus verkörpertes Erziehungswerk, durch den starken Einfluß, den sie auf viele Hunderte von jungen Mädchen geübt hat, die heute als Mütter oder Erzieherinnen ihre Ideen zu verkörpern suchen, durch die heilige Ueberzeugung, die sie auch ihnen einzupflanzen verstand, daß die Frau eine Kulturmission zu erfüllen hat, die nicht durch den üblichen gleichgiltigen Ehe- und Mutterschlendrian erfüllt wird, eine größere Bedeutung für die deutsche Frauenbewegung, als Dutzende von Halbmännerchen, die von lärmender Agitation ihre geistige Existenz fristen. Schon ihr bloßes Dasein, die imponirende Geschlossenheit ihrer Natur, die bei aller Energie nicht einen Augenblick die Weiblichkeit verleugnete, plädirte für die echte Emanzipation des Weibes; selbst in der politischen Diskussion — Henriette Schrader gehörte zu den wenigen Frauen, die entschiedene politische Ueberzeugungen haben — konnte die rücksichtslose Offenheit und Schärfe, mit der sie für ihre Ueberzeugungen eintrat, diesen Eindruck keinen Augenblick beeinträchtigen. Man erkannte und ehrte in ihr den Vollmenschen, der auf dem Wege innerlichster Durchbildung den Anspruch auf eine volle Eigenart sich zu sichern gewußt hatte. Daß sie in einer der idealsten Ehen lebte, in der eine geistige Interessengemeinschaft herrschte, wie sie in den seltensten Fällen zwischen Mann und Frau zu finden sein möchte, dieser letzte Zug dürfte noch eines der wesentlichsten Momente zu ihrer Charakteristik liefern. Auf die mancherlei sozialen Bestrebungen einzugehen, die sie mit ihrem Mann gemeinschaftlich vertrat, verbietet mir hier der Raum.

So ist denn wieder eine der groß angelegten, vornehmen Naturen dahingegangen, an denen die deutschen Frauen nicht eben reich sind! Jeannette Schwerin — Henriette Schrader — Zug um Zug fast verschieden, und doch voll tiefer Sympathie für die beiderseitigen Bestrebungen, weil sie sich in einem fanden, das der deutschen Frauenbewegung erhalten bleiben möge, erhalten bleiben muß, wenn sie sich nicht in Irrungen und Wirrungen verlieren will: vollendete Lauterkeit des Charakters und Vornehmheit der Gesinnung.

Helene Lange.

Aus dem bayerischen Kanal-Feldlager.

Die große Kanal-Tragikomödie in Berlin hat ihren Abschluß gefunden. Das siegestrunkene Agrarierthum kann in dem Bewußtsein eines großen Triumphes schwelgen und einstweilen auf seinen Lorbeeren ausruhen; daß es Ursache haben sollte, später seinen Erfolg zu beklagen, glauben wir nicht. Ein baldiger Bruch mit der alten Tradition, daß nur der Junker, in Verbindung mit einem kleinen Anhange ergebener „Mittelstandspolitiker“, zur Verwaltung der Staatsgeschäfte geeignet und berufen sei, kommt uns wenigstens recht unwahrscheinlich vor, und so wird es vielleicht mit der Aufopferung des einen oder anderen Ministers sein Bewenden haben; aber eine gründliche Aenderung der inneren Politik erscheint einstweilen ausgeschlossen. Um so mehr, da auch im zweitgrößten Bundesstaate die Reaktion soeben siegreich durchgedrungen ist; es wäre doch schade, wenn in Preußen ein Systemwechsel stattfände, während in Bayern der Beamtenliberalismus sein letztes Stündlein nahen sieht! Und die bayerischen Reaktionäre haben auch ihr gutes Recht, besonders über den Gang der Dinge in Preußen zu jubeln, denn auch sie sind ganz besonders erbitterte Feinde der künstlichen Wasserwege und erblicken im Geiste bereits ganze Flotten von Getreideschiffen, welche auf den „frivol geschaffenen Einbruchsstraßen“ erobernd nach Deutschland hineinsegeln, um Millionen ehrlicher Landleute an den Bettelstab zu bringen. So malt sich die Zukunft im Kopfe des fränkischen und schwäbischen Kleinhäuslers, ebenso wie in dem des unter geflicktem Dache prunkvoll wohnenden ostelbischen Edelmannes, und theils unter direktem Zuthun, theils unter schwächlicher Konnivenz der leitenden Kreise haben sich derartige Anschauungen so fest eingenistet, daß die Arbeit einer Generation erforderlich sein wird, um richtiger volkswirthschaftlicher Einsicht, wie sie unsere Väter bereits besaßen, in diesen Kreisen erneut zum Siege zu verhelfen.

Im Verhältniß zu der großen Haupt- und Staatsaktion, welche sich soeben in der Reichshauptstadt abspielte, macht ja der bayerische Kanalkampf einen weit unscheinbareren Eindruck. Allein man würde sehr irren, wenn man die wirthschaftliche und auch die allgemein-politische Seite dieses Kampfes unterschätzen wollte. Die bayerischen und preußischen Verhältnisse haben das mit einander gemein, daß das Verständniß für die wichtigen Fragen, um welche es sich handelt, viel zu wenig in das eigentliche Volk gedrungen ist, daß aber in beiden Fällen ein Mitglied der souveränen Fürstenfamilien sich für die Ausgestaltung der Binnenschiffahrt interessirt. In Bayern steht und fällt, darüber kann sich kein Mensch täuschen, das Großschiffahrtsprojekt mit der Person des Thronfolgers, des Prinzen Ludwig, der mit größter Energie die Anhänger zu sammeln und für die weitere Ausgestaltung des anfänglich nur in lockeren Umrissen aufgestellten Planes die richtigen Männer zu finden gewußt hat. Bei uns kennt jeder, der sich für öffentliche Angelegenheiten einige Theilnahme bewahrt hat, die Leidensgeschichte unserer Kanalfrage, aber von anderen Theilen des Reiches ein Gleiches zu verlangen, wäre unbillig, und so mag es denn wohl am Platze sein, einen kurzen Ueberblick über die Entwicklung dieser Frage zu geben und daran eine Betrachtung über den augenblicklichen Stand der Hoffnungen und Befürchtungen zu knüpfen, welche von kanalfreundlicher und kanalfeindlicher Seite gehegt werden.

Vom Ludwigskanale, der den Main (bei Bamberg) mit der Donau (bei Kelheim) verbindet, hat jedermann einmal etwas gehört, und selten wird dieser Name anders als mit Achselzucken genannt. Das, was man von dieser Wasserverbindung, an welcher tausend Jahre zuvor Karl der Große scheiterte*), erwartet hatte, leistete sie freilich nicht und konnte sie auch nicht leisten, da unmittelbar nach ihrer Fertigstellung das Zeitalter der Schienenwege auch für Bayern anbrach und seitdem weder Regierung noch Volksvertretung die mindeste Neigung bezeigten, für den Kanal etwas zu thun, der von allem Anfang an an spärlicher Wasserversorgung gekrankt hatte. Wenn im Landtage der mit dem Verkehrsreferate betraute Abgeordnete auf das „Schmerzenskind“ zu sprechen kam, machte sich auf allen Bänken ein mitleidiges Lächeln bemerklich, und der Berichterstatter suchte nur schleunigst über diesen unangenehmsten Theil seiner Verpflichtung hinwegzukommen. Es galt als Dogma, daß diese Anlage zur Verkümmerung verurtheilt sei, und der zurückgebliebenste ländliche Volksvertreter dünkte sich ein Philosoph, wenn er die stolze und an sich unbestreitbare These aufstellte: Ohne Wasser gibt es keinen Kanal. Sechzig Jahre lang hatte kein Mensch ernsthaft die Beantwortung der Frage versucht, ob denn die Wasserarmuth nicht durch rationelle Maßnahmen gehoben werden könne.

Die neueste Zeit hat den hohen Werth der Binnenschiffahrt wieder zu würdigen begonnen. Man sah ein, daß für die Beförderung von Massengütern, die lange auf dem Wege bleiben können, ohne darunter zu leiden, die Eisenbahn ein viel zu kostspieliges Vehikel ist, und nachdem man dies erkannt hatte, mußte man die weiteren Konsequenzen ziehen: Regulirung der Ströme zu Schiffahrtszwecken, Verbesserung der schon vorhandenen künstlichen Wasserwege, Schaffung neuer Kanäle. Gerade für Bayern tritt diese Nothwendigkeit besonders kräftig hervor, weil es ein kohlenarmes Land ist**) und doch schon für seine Staatsbahnen einen gewaltigen Kohlenbedarf hat, der größtentheils durch Bezug aus dem Ruhrreviere gedeckt werden muß. Der Ministerpräsident v. Crailsheim, der zugleich das Verkehrswesen unter sich hat, rechnete der zweiten Kammer vor, welch gewaltige Ersparniß allein dadurch erzielt wird, daß — hoffentlich in Bälde — die Kohle zu Schiff bis an die Landesgrenze, nach Aschaffenburg, gebracht werden kann. Allein die Weisheit der großen Menge deckt sich mit derjenigen, welche Graf Ballestrem, als Rittergutsbesitzer, Kürassieroffizier und ultramontaner Führer gleichmäßig zum Bannerträger fortschrittlicher Ideen qualifizirt, im preußischen Abgeordnetenhause dargeboten hat: Kanäle sind veraltet, Schienenwege entsprechen allein dem Bedürfniß der Neuzeit. Im Hintergrunde ist selbstredend weit mehr die Befürchtung vor der Einfuhr ausländischen Getreides der maßgebende Faktor, und gerade in Bayern ist die Angst vor österreichisch-ungarischer und noch mehr vor rumänischer „Ueberschwemmung“ mit Brotfrucht in ein nahezu pathologisches Stadium getreten. Bei solcher Sachlage mußte die Entwicklung die werden, welche sich vor unseren Augen in den letzten Jahren vollzogen hat.

Zu Anfang der neunziger Jahre wurde der Grund gelegt zur Stiftung eines Verbandes, welcher den leider etwas langathmigen Titel wählte: „Verein für Hebung der Fluß- und Kanalschiffahrt in Bayern“. Prinz Ludwig übernahm das Protektorat; erster Vorsitzender wurde der erste Bürgermeister der von diesen Fragen besonders nahe berührten Stadt Nürnberg, Dr. G. v. Schuh; in dem bekannten nationalökonomischen Schriftsteller Dr. G. Zoepfl wurde die geeignete Kraft für das Generalsekretariat gewonnen. Eine der ersten Handlungen des neuen Vereins bestand darin, sich an die gesetzgebenden Faktoren mit einer

*) Die Kanalstrecke, welche das vom Kriege ausruhende fränkische Heer damals zustande gebracht hat, ist, was Viele nicht wissen, nächst der kleinen mittelfränkischen Bahnstation Grönhardt, die deshalb den Beinamen Fossa Carolina führt, noch heute sichtbar. Hohe Dämme erstrecken sich fast einen Kilometer weit, und der gewaltige Graben ist mit Wasser gefüllt. Die Auswahl gerade dieses Punktes, wahrscheinlich der niedrigsten Hauptwasserscheide in Europa, macht dem Scharfblicke des genialen Kaisers alle Ehre. Muthmaßlich waren auch Altmühl und Rezat damals wasserreichere Flüsse, als sie es gegenwärtig sind.

**) Steinkohle steht im Königreiche nur an zwei Stellen in abbauwürdiger Mächtigkeit an, und die tertiäre Lettenkohle, welche die oberbayerischen Bergwerke liefern, kann mit ersterer hinsichtlich des Brennwerthes nicht konkurriren. Man ist deshalb im südlichen Bayern dazu übergegangen, den allenthalben reichlich vorkommenden Torf als Feuerungsmaterial der Lokomotiven zu verwenden, was aber auch wieder mit Nachtheilen verbunden ist.

Petition des Inhaltes zu wenden, daß der Staat eine gewiß nicht hoch gegriffene Summe zur Projektirung eines Wasserweges zwischen Donau und Main bewilligen solle. Diese Petition, die etwa durch ein Dutzend Abgeordnete unterstützt ward, fand eine fast höhnisch zu nennende Zurückweisung, und nicht viel besser ging es, als zwei Jahre später die Regierung selbst einen entsprechenden Posten in das Budget einstellte. Allerdings traten zwei Minister, und zwar mit sehr richtigen Argumenten, für die Vorlage ein, allein ihre Befürwortung hatte, modern gesprochen, etwas Miquel-haftes; es fehlte die richtige Wärme, und man war nicht sicher, ob die Redner auch von dem, was sie sagten, innerlich durchdrungen wären. Ohne festen Glauben an Das, wovon man Andere überzeugen soll, wird man aber niemals weit kommen. Die Minorität, welche sich für die Bewilligung des verhältnißmäßig kleinen, für die Voruntersuchung nothwendig erachteten Betrages zusammenfand, war beim zweiten Male zwar ein wenig größer geworden, aber die Niederlage mußte auch schwerer empfunden werden, weil sie nicht von einem Privatvereine, sondern von der königlichen Staatsregierung erlitten wurde. Mit wahrem Fanatismus erklärten sich die Bauernbündler und die meisten Zentrumsmänner gegen die Absicht, eine bloße Prüfung vornehmen zu lassen; man wisse schon, wie das gehen werde, wenn man erst einen Finger hergegeben habe, und zudem seien die 100 000 Mark, die man haben wolle, rein hinausgeworfen. Den geringen Zusammenhalt des bayerischen Kammerliberalismus kennzeichnet die Thatsache, daß auch er zum größeren Theile seine Mitwirkung versagte, während die Sozialdemokraten ihre Behauptung, sie seien die wahren Vorkämpfer für jedweden Fortschritt, auch diesmal nicht Lügen strafen ließen. Das Zentrum war klug genug, aus dieser Abstimmung keine Parteisache zu machen, und während die große Mehrheit desselben, um es mit den ländlichen Wählern nicht zu verderben, erwähntermaßen seine Kanalfeindschaft recht offen zur Schau trug, sprangen einige namhafte Mitglieder, vorab Dr. Orterer, ab und stellten sich auf die Seite der Kanalfreunde. Man kann ja doch nicht wissen, wie später einmal die Partei einer Enquete auf ihre Regierungsfähigkeit unterzogen werden könnte, und es ist dann immer gut, zwei Eisen im Feuer zu haben. Doch muß anerkannt werden, daß die Rede, welche Dr. Orterer zu Gunsten einer ehrlichen Probe vorbrachte, mit das Beste war, was die Kanaldebatte überhaupt zu Tage förderte.

Die Neuwahl im Juli hat der zweiten Kammer eine Zusammensetzung gebracht, welche für die Aussichten der Binnenschiffahrt überhaupt nicht schlechter ausfallen konnte. Man muß es als ein Glück betrachten, daß wenigstens für den zahmen Anfangsschritt, der mit der Mainregulirung von Offenbach bis Aschaffenburg gemacht werden soll, die parlamentarische Ermächtigung schon erholt worden ist; ob sie jetzt noch gegeben werden würde, ist zweifelhaft. Ebenso muß man sich darüber freuen, daß der Kanalverein — so pflegt man die erwähnte Titulatur im gewöhnlichen Leben abzukürzen — nicht auf eine Sinnesänderung der Erwählten des Volkes wartete, sondern von sich aus die Sache in die Hand nahm. Seine Mitgliederzahl ist, den schlimmen Umständen zum Trotze, stetig gewachsen, und darunter befindet sich eine stattliche Anzahl Derer, welche den Beutel zu ziehen gewohnt sind, wenn es sich um gemeinnützige Unternehmungen handelt. Aus eigenen Mitteln brachte der Verein auf, was die Kurzsichtigkeit der hierzu am meisten berufenen Instanz verweigert hatte; in Nürnberg, dem Sitze der Vereinsleitung, wurde ein Bureau zur Vornahme der provisorischen Projektirung begründet; das Personal für diese Arbeit wurde beschafft. Das Ministerium des Inneren gewährte in dankenswerther Weise einem der tüchtigsten Flußbauingenieure des Staates, dem königl. Bauamtmann Hensel, einen mehrjährigen Urlaub, um für diese Zeit ganz in den Vereinsdienst treten zu können, und dieser sorgte für die Anstellung der nöthigen Hilfskräfte. Sofort wurde mit rühmlichem Eifer an die Arbeit gegangen, und bei erster Gelegenheit konnten bereits wichtige Mittheilungen über die bis dahin angestellten Untersuchungen gemacht werden.

Diese Gelegenheit fand sich, als der Kanalverein am 28. Mai d. Js. in Neu-Ulm seine Hauptversammlung abhielt. Dieselbe war aus Bayern und aus dem benachbarten Württemberg sehr gut besucht, wie denn auch König Wilhelm zur Begrüßung des Prinzen Ludwig von Stuttgart herüber kam und sich an dem — in der württembergischen Stadt Alt-Ulm stattfindenden — Festessen betheiligte. Der königliche Trinkspruch fand lebhaften Anklang bei der Versammlung, die in keiner Weise eine kleinmüthige Stimmung erkennen ließ, sondern den festen Entschluß offenbarte, allen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten die Stirn zu bieten und sich in dem Streben nach Erreichung des vorgesteckten Zieles durch reaktionäre Zeitströmungen nicht beirren zu lassen. Von den mancherlei interessanten Vorträgen, welche gehalten wurden,*) kommt für uns an diesem Orte natürlich insbesondere derjenige des Herrn Hensel in Betracht, welcher einen ausführlichen Bericht über seine bei einer ersten Begehung und Prüfung des Terrains gewonnenen Anhaltspunkte und über die Möglichkeit eines nutzbringenden Kanalbaus erstattete. Dieses Referat war so eingehend und inhaltreich, daß wir uns für verpflichtet halten, uns etwas näher mit ihm zu beschäftigen. Wird doch durch dasselbe das leere Gerede aller Derer widerlegt, welche von vornherein, ohne von den Hilfsmitteln der Ingenieurwissenschaft unserer Tage irgendwelche Kenntniß zu beanspruchen, den Stab über das redliche Bemühen des Vereins brechen. Hensel zeigte nun, daß von allen Traceen, welche für einen künftigen Großschiffahrtskanal in Aussicht genommen werden können, diejenige des Ludwigkanals, von Einzeländerungen abgesehen, noch immer im Großen und Ganzen als die zweckmäßigste anerkannt werden muß. Die moderne Technik fordert möglichst lange Horizontalstrecken („Haltungen"), und diese sind auf dem Juraplateau bereits vorhanden. Während man aber früher den Anstieg zu den Haltungen lediglich durch Schleusentreppen zu bewerkstelligen vermochte, mit deren Durchfahrung sehr viel Zeit und Kraft vergeudet wurde, bedient man sich jetzt, nach Prof. Riedler (Charlottenburg), zur Ueberwindung starker Gefälle des Hebewerks der schiefen Ebene. Auf diese Weise wird, wie Baurath Sympher, eine andere Autorität, darlegt, gar mancher Kanal ausführbar, „dessen Bau angesichts der zu überwindenden großen Höhenunterschiede und des Wassermangels bisher aussichtslos war." Hensel's Autopsie ergab, daß solche geneigte Ebenen auch im gegenwärtigen Falle das Problem lösen können. Die Haupthaltung könnte, was eine gewaltige Kostenverminderung ausmacht, beibehalten werden, indem nur das Kanalbett einer den größeren Dimensionen der Transportschiffe angepaßten Verbreiterung und Vertiefung, manche der zu scharfen Kurven einer Abflachung bedürfte. Ganz würden auch künftig die Schleusen nicht in Wegfall kommen können, doch erführe ihre Zahl eine erhebliche Abminderung. Zwischen Fürth und der Regnitzmündung wäre die alte Linie am Besten ganz aufzugeben und durch eine neue zu ersetzen, welche $^1/_2$—1 Stunde weiter östlich läuft. Die Wasserfrage konnte bisher, da es

*) Einer eigenen Analyse wäre der Vortrag werth, welchen der württembergische Geheimrath v. Eyth hielt, ein hochgeachteter agronomisch-volkswirthschaftlicher Autor, der sich, nachdem er sämmtliche Erdtheile kennen gelernt, in Ulm zur Ruhe gesetzt hat. Wenn der Begründer der Deutschen Landwirthschaftsgesellschaft über „Binnenschiffahrt und Landwirthschaft" spricht, so mochte man im Hinblick auf das, was sich heutzutage als Vertretung der Landwirthe gibt, eine Rede von ziemlich negativer Tendenz erwarten. Allein das gerade Gegentheil trat ein. In wirklich mustergiltigem Gedankengange verstand der Vortragende den gewaltigen Nutzen, den rationelle Bodenbebauung von billiger Befrachtung der eigenen Produktion und von billigem Bezuge der dem landwirthschaftlichen Gewerbe unentbehrlichen Stoffe und Maschinen erwarten darf, aufs einleuchtendste zu demonstriren. Sein Nachweis, daß angesichts der bereits jetzt in Mannheim, Straubing und Ulm ... Weizenpreise eine gute Wasserstraße, bei ganz niedrigen Frachtbedingungen, unmöglich eine weitere Herabdrückung ersterer herbeizuführen im Stande sei, ist wirklich von durchschlagender Kraft. Angesichts dieser ... Leistung konnte der Freihändler die Behauptung, daß ein Schutzzoll auf Getreide für den deutschen Bauern eine unbedingte Nothwendigkeit darstelle, immerhin mit Gelassenheit über sich ergehen lassen.

sich zuerst um die Klärung der geographischen und geometrischen Verhältnisse handelte, noch nicht ernstlich in Angriff genommen werden, indessen hegt der leitende Ingenieur gleichwohl auch jetzt schon die Ueberzeugung, daß dieser Punkt kein dauerndes Hinderniß abgeben werde, wenn es nur gelingt, eine gehörige Dichtung der Wände und des Bodens herzustellen, damit das Versickern des Kanalwassers unterbleibt. Auch wird, so fügen wir hinzu, dem in neuester Zeit als nicht ganz unbeträchtlich erkannten Betrage Rechnung zu tragen sein, welcher jedem offenen Wasserlaufe durch die atmosphärische Verdunstung entzogen wird.

Die von Bauamtmann Hensel eröffnete Perspektive läßt uns mithin ersehen, daß das Projekt, den bestehenden Ludwigskanal zu einem Großschiffahrtswege zwischen Donau und Main auszubauen, ganz und gar keine Utopie ist, daß es vielmehr auf völlig reellem Boden steht und weder übermäßige technische Schwierigkeiten verursacht, noch auch unerschwingliche Geldaufwendungen verlangt. Der platte Utilitarismus, welcher seit dem Jahre 1879 das Schibboleth des deutschen Wirthschaftslebens bildet, will freilich von Ausgaben nichts wissen, deren Nutzen ihm nicht schon im nächsten Jahre gewährleistet werden kann, zumal wenn sich auch noch „manchesterliche Tücken" hinter den angeblich allen Bevölkerungsklassen frommenden Vorschlägen zu verstecken scheinen. So wird denn das gesammte Bauernthum Bayerns, numerisch eine Potenz, gegen den Kanalgedanken und dessen Vertreter mobilisirt; „Kanalgigerln" benamst diese einer unserer geschicktesten Demagogen in Unterfranken, ein politischer Odysseus polytropos von erstaunlicher Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit, dessen Blatt jüngst einen geradezu unartigen Artikel gegen den Protektor des Binnenschiffahrtsvereins brachte. Der bayerische Kanalkrieg scheint also nach wie vor mit einer Niederlage der kommerziellen und industriellen Elemente, welche den Werth der Wasserstraßen erkannt haben, endigen zu sollen; es wäre jedoch nicht das erste Mal in der Geschichte, wenn es schließlich doch anders ginge, und wenn Intelligenz und höhere Gesichtspunkte sich der Masse überlegen zeigten.

München. S. Günther.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Der Schimmel von Bronnzell.

Die große Retirade der preußischen Politik, die den Namen Olmütz trägt, verlief bekanntlich nicht ohne Blutverlust. Am 8. November 1850 stießen bei Bronnzell, einem Dorfe im Kreise Fulda, österreichische und preußische Truppen auf einander. Bei dem Zusammenstoß wurde ein braver preußischer Schimmel angeschossen. Die Verwundung war jedoch nicht tödtlich; der Schimmel kam mit dem Leben davon, so daß den preußischen Staatsmännern, die Olmütz auf dem Gewissen haben, neben dem Verlust der politischen Ehre nur die vorübergehende Dienstunfähigkeit eines Kommißpferdes zur Last zu legen ist.

In dem Kanal-Olmütz dieser Tage hat es ebenfalls nicht an einem Schimmel von Bronnzell gefehlt. Der konservative Abgeordnete Irmer, Hilfsarbeiter im Kultusministerium, ist das beklagenswerthe Opfer des Olmütz vom August 1899. Er blieb auf dem Platze; — das heißt: er blieb nicht auf dem Platze. Vielmehr verzichtet Herr Bosse hinfüro auf die Dienste dieses Hilfsarbeiters, obwohl derselbe allen reaktionären Anforderungen des Kultusministers in hohem Grade gewachsen war. Das Schicksal des Herrn Irmer ist so tragisch, wie das des Schimmels von Bronnzell! Es ist immer traurig, das einzige Opfer zu sein. Man fragt sich unwillkürlich: Weshalb mußte das blinde Schicksal gerade diese Existenz vernichten? Wenn ein gewaltiges Hagelwetter niederprasselt und ganze Fluren vernichtet,

Da gehorcht die Natur
Ruhig nur
Ihrem alten Gesetze,
Da ist nichts, was den Menschen entsetze.

Aber wenn Alles mit heiler Haut davonkommt, die schlimmsten Sünder verschont bleiben, und nur ein einzelnes verhältnißmäßig unschuldiges Individuum vom Verhängniß ereilt wird, dann empfindet man die Ungerechtigkeit der Vorsehung. Und ist diese Vorsehung eine irdische, so spricht man von Willkür. Bleibt aber die Willkür vereinzelt, so erscheint sie als Schwäche und Verlegenheit.

Herr Irmer ist ersichtlich ein Opfer mißverstandener Energie, einer Energie am unrechten Platze und zur unrechten Zeit.

Nun behauptete man allerdings, es werde bei diesem einen Schimmel von Bronnzell nicht sein Bewenden haben. Im Stil der Goethe-Woche versicherte man uns:

Opfer fallen hier
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Es wäre eine neue Schwäche gewesen! Man wagt nicht, mit den allein wirksamen Mitteln den Widerstand zu brechen, und verfällt deshalb auf spanische Fliegen, d. h. auf ein Mittel, den Widerstand zu reizen. Man läßt die Landräthe ruhig jeden politischen Unfug treiben, so lange ein Unheil noch zu verhüten ist. Ist es dann zu spät, so sucht man nach ein paar Sündenböcken.

Nach näherer Ueberlegung scheint die Staatsregierung denn auch von diesen Vorhaben wieder zurückgetreten zu sein. Sie ist bereits zu schwach, um auch nur noch einen Akt der Schwäche zu begehen.

Junius.

Sprachliche Fossilien, Formeln und Moden.

Die Erörterung über die Geschlechtsbezeichnung der Fremdwörter (und Lehnwörter) im Deutschen*) zeigte, daß hier von festen Regeln, wie sie die Grammatiker für die „klassische Sprache" konstruiren, nicht die Rede sein kann. Man sieht, daß häufig ein bestimmter Gesichtspunkt für die Wahl maßgebend ist; aber bald zeigt sich wieder, daß der frei schaffende Sprachgeist (oder sollen wir die Willkür sagen?) schaltet und Ausnahmen über Ausnahmen bildet. Jede Sprache, die sich als wirksames Mittel des Verkehrs und der fortschreitenden Entwicklung, d. h. als Mittel des Ausdrucks für die verschiedenartigsten Formen der Bethätigung menschlichen Geistes und menschlicher Kunst und als Vermittler sozialer und internationaler Beziehungen erweisen soll, muß mit der Zeit der pedantischen Form des formalen resp. grammatischen Regelzwanges der Ahnensprache (also auch der Sprachen, aus denen sie Bestandtheile entlehnt) entwachsen. Die kunstvolle syntaktische Fügung und die pedantische grammatische Formung der früheren, häufig, aber nicht immer, einer einfacheren Kultur entsprechenden, Stufen muß vor der gebieterischen Forderung der höheren Entwicklung, daß auch den komplizirtesten**) Gedanken schnell und kurz Ausdruck gegeben werde, zurücktreten. Die Sprache als Verkehrs- und Bildungsmittel ist etwas anderes als

*) Vergleiche den Artikel des Verfassers in den beiden letzten Nummern der „Nation".

**) Die deutsche Sprache besitzt keinen genügenden Ersatz für komplizirt, da zusammengesetzt, zusammengefaltet, verwickelt, verfilzt, nicht den Begriff der kunstvollen, organischen, Zusammenfügung ausdrückt; verwebt resp. verschlungen kommt diesem Begriffe allenfalls am nächsten.

die Sprache, die gleichsam nur den Niedrigstehenden die Botschaft höherer Kasten oder höherer Eingebung verkünden soll. Der Lautreichthum, das Schwelgen in Formen und wohlklingenden Endungen, die pedantische Behandlung des Wortindividuums, die durch beständigen Wechsel der Formen möglichst vielen, äußeren und inneren, Beziehungen Rechnung tragen will, die weitgehende Berücksichtigung der Abstammung, kurz, die Bestrebungen, dem Hörer formal, gleichsam mechanisch, jeden Zweifel an der Bedeutung resp. Beziehung des einzelnen Wortes zu nehmen, verschwinden zu Gunsten der Tendenz, den schärfsten und bequemsten oder (durch Begriffsnuancen) mannigfaltigsten Ausdruck für den Gedanken zu finden.

Es besteht ja zur Zeit, wie mit Recht geklagt wird, ein wesentlicher Gegensatz zwischen dem gekünstelten (papiernen) Stil des Schreibenden und dem natürlichen des (ohne Pathos) Redenden. Sollten aber nicht gerade viele Subtilitäten der Grammatik und Syntax (Konjunktiv in Inhaltssätzen, Consecutio temporum ꝛc.) heut in das Gebiet des papiernen (getragenen) Stils gehören, weil sie nur dem Bedürfnisse anders denkender, für Formalitäten besonders empfänglicher, Generationen entsprechen? Ist es nicht wahrscheinlich, daß die subtile Ausbildung und Anwendung der Regeln der Grammatik und Syntax nur für die Schriftsprache oder die pathetische Rede nothwendig war, gleichsam als Wahrzeichen der hochstehenden Kaste der Literaten und Gelehrten? Die Technik des Redens und Schreibens, die bloße Handhabung der Form, war wohl nur aus diesem Grunde in den Kultursprachen ein Studium für sich. Werden doch auch heut noch häufig die Formeln des Briefstils und die Floskeln beim Reden für wichtiger gehalten als die geistige Formulirung, die logische Gestaltung des Inhaltes. Nähert sich nicht in unserer Zeit auch der Stil (oder die Schreibweise) der Gelehrten mehr und mehr dem der Tagesschriftsteller und der im Gespräche üblichen Ausdrucksweise, ohne daß dabei der Inhalt an Tiefe oder Verständlichkeit zu verlieren braucht. Gewisse Vorgänge auf sozialem Gebiete, die neuen Formen des Verkehrs, das Bildungsbedürfniß der Massen und die Bereitwilligkeit der Literaten (im weitesten Sinne), ihm zu dienen, haben zu einem Kompromiß zwischen der Schreibweise der Gelehrten und der Männer der Praxis geführt und einen neuen Stil, den der periodischen Presse, geschaffen, wobei allerdings der gelehrte Stil einen wesentlichen Theil seiner Steifheit und Schwerverständlichkeit — unseres Erachtens nicht zu seinem Nachtheile — verloren hat, während die Schreibweise der Presse, die den Bedürfnissen des allgemeinen geistigen Verkehrs dient, an Tiefe, Mannigfaltigkeit und Reichthum des Inhalts gewonnen hat.

Mit anderen Worten: Die Mittel der Charakterisirung resp. des Ausdruckes, die in früheren Kulturstufen nothwendig waren oder der Richtung entsprachen, in der eine frühere Stufe die wichtigsten Merkmale der Begriffe sprachlich fixirte, machen anderen Ausdrucksformen Platz, die neue Richtungen und Formen der geistigen Entwicklung anzeigen!

Wer den Siegeslauf des Englischen, das heut zweifellos die einfachste der modernen Sprachen ist, würdigt, wer berücksichtigt, wie im Laufe der Entwicklung auch im Deutschen die Flexionslaute, die Endungen, die Suffixe und Präfixe ꝛc. schwächer betont werden und schließlich sich abschleifen, wie ferner der Konjunktiv verschwindet, der wird es begreiflich finden, daß mit der Erweiterung der alten und der überreichen Bildung immer neuer, konkreter und abstrakter, Begriffe auch die ursprüngliche Vorstellung von der Nothwendigkeit der Geschlechtsbezeichnung verblaßte.*)

*) Eine ganze Reihe von Sprachen (Persisch, Kaukasische Sprachen u. s. w.) kennt ja keine Geschlechtsbezeichnung mehr, ohne daß man allerdings sagen könnte, daß sie höher stehen als andere, die die Geschlechtsbezeichnung streng durchgeführt haben. Das Englische zeigt, daß man mit einem Artikel, der keine Geschlechtsbezeichnung mehr ist, auskommen kann; andere lebende Sprachen zeigen, daß zwei genügen. Es wäre verlockend, die allgemeine Bedeutung und Entwicklung des Prinzips der Geschlechtsbezeichnung hier zu erörtern; doch kann dies aus räumlichen Gründen erst an anderer Stelle geschehen.

Die Geschlechtsbezeichnung ist so schließlich von Zufälligkeiten abhängig, d. h. zur bloßen Formalität geworden; sie ist (mit verschwindenden Ausnahmen) nicht einmal mehr dem Lautkomplexe immanent, also auch nicht mehr grammatischen oder rein lautlichen, Gesetzen unterworfen. Angesichts dieses Ganges der historischen Entwicklung wird man die scheinbare Willkür in der Wahl des Artikels bei den neu aufgenommenen Fremdwörtern, deren Aufnahmeprozeß sich genau verfolgen läßt, begreiflich finden.

Schließlich möchten wir noch erwähnen, so parador es vielleicht erscheint, daß für das Gebiet der deutschen Sprache eine weitere wesentliche und prinzipielle Veränderung in der pedantischen Geschlechtsbezeichnung, selbst soweit Mann und Frau in Betracht kommt, wohl durch die Lösung der Frauenfrage zu erwarten ist, vorausgesetzt, daß sie, wie wir hoffen,*) im Sinne der völligen Gleichberechtigung der Frau erfolgt.

Seit es entschieden ist, daß die Frau die Befähigung zu allen männlichen Berufsarten hat — Amerika vor allem liefert diesen Beweis —, seit bei den meisten Kulturvölkern wenigstens die Berechtigung der Frauen, jeden Beruf zu ergreifen, nicht mehr absolut geleugnet wird, ist auch kein psychologischer oder ethischer, ja nicht einmal ein praktischer, Grund mehr vorhanden, die angebliche spezifische Eigenheit der weiblichen Eigenschaften und Leistungen in beruflichen und sozialen Verhältnissen grammatisch zu fixiren. Es genügt doch, wenn in den Beziehungen, die sich auf familiäre Verhältnisse beziehen, durch besondere Beziehungen (Frau, Mutter, Schwester, Tochter ꝛc.) die Verschiedenheit des Geschlechts begrifflich Ausdruck findet; denn auch hier ist ja, zumal mit Rücksicht auf die Einheit des Artikels in der englischen Sprache, die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß derselbe Artikel einst für beide Geschlechter genügen wird, da ja eben die Verschiedenheit der Begriffe durch die lautliche Verschiedenheit der Wörter genügend hervorgehoben ist.

Seit wir den „weiblichen Doktor“ haben oder, richtiger, seitdem auch Frauen die Doktorwürde erringen können, ist es nicht nur für die Verhältnisse des praktischen Lebens, sondern auch sprachlich (resp. grammatisch) entschieden, daß die das weibliche Geschlecht auch rücksichtlich des Berufes unterscheidenden — wir möchten lieber sagen stigmatisirenden — Endungen durchaus überflüssig sind. Es gab allerdings auch bereits früher für den, der mit Begriffen und nicht mit Worten operirt, keine Amtsrichterin oder Oberstin, sondern nur die Ehefrau eines Richters oder Obersten, und keine Doktorin, sondern nur die Frau eines Doktors, die man so gut wie Frau Müller (und nicht Müllerin), auch Frau Oberst oder Frau Doktor X. nennen darf. So ist zu erwarten, daß im Laufe der weiteren Entwicklung eine grammatische Hervorhebung der Eigenheiten der Frau gegenüber denen des Mannes jedenfalls sprachlich nur noch dort, wo die Geschlechter als solche einander gegenüber gestellt werden, in Betracht kommen wird. In dieser Entwicklung sind uns die Engländer und namentlich die Amerikaner, die den Frauen alle Berufe frei gegeben haben, weit voraus. Ihnen erscheint die Erwähnung des Titels des Ehemannes im Verkehr mit der Frau überhaupt überflüssig; sie brauchen in der Anrede das Wort Doktor ꝛc. ohne Geschlechtsbezeichnung (Herr oder Frau), weil sie eben nur den Beruf, nicht das Geschlecht der einen Beruf ausübenden Person hervorzuheben für nothwendig finden.

Da man nun, wenn ein weibliches Wesen die Doktorwürde auf Grund ihrer wissenschaftlichen Leistungen errungen hat, auch im Deutschen mit vollem Rechte Frau und Fräulein Doktor sagen darf, obwohl die Endung or im Lateinischen nur dem männlichen Geschlechte zukommt, so ist eben auch hier die pedantische Regel der Grammatik der freien Begriffsentwicklung, dem Walten des unsichtbaren Sprachgeistes resp. der Logik der Thatsachen [illegible]

*) O. Rosenbach, Frauenstudium und Männerlogik. „Die Nation“ 1896, Nr. 24.

unterlegen. Der Geist hat über die Form gesiegt; mens supra grammaticam!

Noch mehr dürfte es, wie erwähnt, den Gesetzen der Vernunft entsprechen, wenn man die Anrede Frau und Herr überhaupt dort wegfallen ließe, wo berufliche oder sonstige Titel, die in der Anrede gebraucht werden, vorhanden sind. Jedenfalls könnte die weibliche Endung der Amtsbezeichnung bei Frauen, die einen Beruf ausüben, ohne Schaden wegfallen; denn ich wüßte nicht, worin der berufliche Unterschied zwischen einer Telephonistin oder einer Advokatin, die die Anforderungen ihres Berufes vollkommen erfüllt, und einem Telephonisten oder einem Advokaten besteht*). Der Satz: Sie ist Telephonbeamter oder Telephonist oder Rechtsanwalt ist begrifflich vollkommen richtig, wenn er auch für die grammatische Pedanterie befremdlich ist. Wenn man ferner schon einmal mit dem Titel aufwarten muß, so genügt doch auch wohl die Anrede: Wie geht es, Doktor oder Amtsrichter? oder die Adresse: Dem General oder Doktor X., resp.: An Friedrich Scholz &c., und bei unbetitelten Frauen, die keine Berufsstellung haben, reicht die einfache Frage oder die Beifügung des Vor- und Zunamens aus. Wie steif und unharmonisch klingt überdies Herr Kamerad, Herr Kollege, Herr Amtsbruder &c.; man könnte ebensogut sagen: Herr Freund, wie man ja allerdings in alten Zeiten auch dem Vater in der Anrede den Titel Herr gab.

Da Herr und Frau (Fräulein) doch zur Zeit die primitivsten Kastenbezeichnungen resp. Ehrenbezeugungen sind — die Wahl der Anrede Fräulein schließt zudem immer ein Dilemma ein —, da diese Titel, die heut Jedermann gegeben werden, nichtssagend sind, weil sie sich eigentlich von selbst verstehen, so sind sie so überflüssig, wie das Prädikat Wohlgeboren, das doch jedem gesunden Menschen zukommt. Wie schön ist die russische Sitte, sich nur mit Vornamen resp. Vornamen und Vatersnamen anzureden! Vielleicht aber bringt die Zukunft hier ein neues Wort, das als Anrede für beide Geschlechter und auch für die unverheiratheten Frauen sich allgemein Geltung zu verschaffen vermag. Jedenfalls aber vermögen wir nicht einzusehen, warum man heutzutage Jedem in der Anrede die durchaus überflüssige Geschlechtsbezeichnung oder — ich weiß keinen besseren Ausdruck — sogar die Bezeichnung des Sexualzustandes (Fräulein, Jungfrau, [früher Mademoiselle oder Demoiselle] resp. Frau) an den Kopf werfen muß. Die Franzosen geben wenigstens gleichmäßig allen weiblichen Personen den Titel Madame.

Wenn man einwendet, daß es nach heutiger Anschauung unhöflich erscheint, die Bezeichnung Herr oder Frau wegzulassen, so ist das doch kein durchgreifender Grund gegen die Beibehaltung einer bloßen altmodischen Formalität. Es klingt meines Erachtens ebenso höflich, wenn man fragt: Wie geht es Ihnen?, wie wenn man einen Titel oder Herr X. hinzufügt. Es gibt doch Fälle genug, wo man gezwungen ist, Jemanden anzureden, dessen Namen oder Titel man nicht kennt, und dann klingt das zögernd hinzugefügte, gedehnte, Herr — rr — mindestens komisch. Die Hinzufügung einer der vielen Höflichkeitsformeln zur Anfrage oder Anrede genügt überdies doch wohl, die Kultur oder gesellschaftliche Bildung des Sprechenden zu demonstriren. Bitte, sagen Sie! oder: Hören Sie gefälligst! klingt meines Erachtens ebenso höflich, wie die Anrede mit irgend einem Titel. Daß Franzosen und Engländer und auch andere Völker stets Monsieur (Madame), resp. Sir oder das betreffende Wort ihrer Sprache hinzufügen, kann uns doch nicht veranlassen, das Gleiche zu thun, da in unserer Sprache einmal das bloße Wort Herr nicht üblich ist. Es wird anscheinend auch nicht gebräuchlich werden, so oft es Anglomanen (oder Francomanen in der Variante: Mein Herr!) einzuführen versuchten, weil für den überhöflichen Deutschen eben die Bezeichnung Herr oder Frau, ohne Zusatz oder Titel, nichts Rechtes besagt, so daß man sogar zu der Ergänzung verehrter oder lieber Herr zu greifen sich bemüßigt fühlt. Daher ist ja auch die Formel „gnädige Frau“ üblich geworden, die schon eine Art von Nivellirung bedeutet.

Wie überhöflich wir, um dies beiläufig zu erwähnen, im Zeitalter der Schneidigkeit geworden sind, zeigt nichts deutlicher als die Furcht, Jemanden durch direkte Anrede zu verletzen! Es gilt ja bereits als ein Kapitalverbrechen gegen den guten Ton, das Wort Sie allein zu brauchen. Man sagt nicht: Wie meinen Sie? oder darf ich nach Ihrem [werthen] Befinden fragen?, sondern: Darf ich fragen, wie sich Herr Geheimrath befinden (!)? Werden (!) der Herr Leutnant verreisen? Man verzichtet also nicht bloß auf die direkte Anrede, die doch nur eine Analogie zum freien Blicke ist, mit dem man den Angesprochenen anschaut, sondern man setzt den Pluralis majestatis, obwohl sich das grammatische Subjekt in der Einzahl befindet. Der Gebrauch der dritten Person als Anrede ist vielleicht aus der überhöflichen modernen italienischen Umgangssprache zu uns gedrungen; aber das Prädikat in der Mehrzahl zu gebrauchen, wenn das Subjekt eine Person ist, dazu hat sich noch kein Volk verstanden; denn solche Bildungen widersprechen nicht bloß veralteten Regeln der Grammatik — das wäre verzeihlich —, sondern sie widersprechen der Logik. Man kann diesen Gebrauch nicht mit der Thatsache vertheidigen, daß von guten Schriftstellern und gebildeten Leuten bisweilen bei Wörtern wie: Anzahl, Menge, Mehrzahl, Mannigfaltigkeit das Prädikat in den Plural gesetzt wird; denn hier ist die Sachlage eine ganz andere. Man kann ein solches Verfahren allenfalls als grammatisch falsch bezeichnen; vom logischen Standpunkte aus läßt sich aber diese Ausdrucksweise wohl vertheidigen.

Da unseres Erachtens also die Geschlechtsbezeichnung von Personen in der Rede resp. im geselligen und gesellschaftlichen Verkehr gar keinen ersichtlichen Zweck hat — sie gibt ja nur die soziale Anschauung einer vergangenen Epoche wieder —, so wird sie mit der Zeit wohl verschwinden, wie alle unnützen Redensformen resp. formelhaften Wendungen (Sprachfossilien).

Wenn den weiblichen Doktoren die Zulassung zur Mitgliedschaft von einer angesehenen medizinischen Gesellschaft mit der Begründung verweigert worden ist, daß nach dem Statut nur der doctor promotus — und nicht die doctrix (!) promota — Anrecht auf Aufnahme habe, so kann man diesen Grund nur als Ausdruck der schlimmsten Pedanterie, Haarspalterei und Alterthümelei zurückweisen; vorausgesetzt übrigens, daß man eben bloß der Grammatik zu Liebe einen solchen Beschluß gefaßt hat.

Die Würde als solche ist jedenfalls ungeschlechtlich, und wer sie erlangt hat, zeigt, daß er die männlichen (oder sagen wir lieber, die menschlichen Eigenschaften) hat, die ihn in geistiger Beziehung zum Menschen erster Ordnung machen, natürlich vorausgesetzt, daß Jemand gewillt ist, in der Erlangung der Doktorwürde einen solchen Beweis zu sehen.

So muß sich auch jedes andere Fremdwort oder Lehnwort dem Gesetze der Sprache, von der es adoptirt wird, anpassen, das heißt für unser Thema: Die Wahl des Artikels darf nicht einmal durch ein sogenanntes grammatisches Gesetz der Muttersprache, das dem längst überwundenen Vorstellungs- oder Formenkreise der Vorzeit entspricht, erzwungen werden, geschweige denn durch ein Gesetz, das nur für eine fremde Sprache Geltung hat. Die Grammatik, als äußeres Mittel der sprachlichen Charakterisirung, muß den Forderungen der logischen Syntax oder der Lehre vom

*) Auch im Englischen — und in anderen Sprachen, die ähnliche Bildungen zur Bezeichnung des Geschlechts anwenden — müssen mit der Zeit Formen wie: he- und she-servant verschwinden. Da es jetzt Damenfriseure und Schneider gibt, so wird schließlich wohl im Deutschen die Bezeichnung Damenschneider für die Berufsgenossen beiderlei Geschlechts und Kellner für Wirthschaftsdienerschaft beiderlei Geschlechts genügen; es sei denn, daß im letzten Falle (der Kellnerin) das Hauptgewicht nicht auf die Berufsthätigkeit, sondern auf das Geschlecht gelegt wird.

natürlichen, begrifflichen, Zusammenhange der Wörter im Satze weichen, d. h. die Mannigfaltigkeit des Ausdruckes, der Reichthum an Begriffsschattirungen (resp. neuen Lautkomplexen), die Stellung der Wörter im Satze, der Wort- und Satzaccent werden maßgebend. So macht auch die unnatürliche, weil verschnörkelte, in Formen schwelgende, Schrift der einfachen Platz, wie diese (gewöhnliche) Schrift der Stenographie (in Form der Debattenschrift) Platz machen wird, dem zur Zeit einfachsten und geschmeidigsten Ausdrucksmittel, das sich allen Anforderungen an Schärfe und Schnelligkeit gewachsen zeigt. So wie die Kalligraphie der Mönche und die geschnörkelten Buchstaben einer früheren Zeit der einfachsten Linienführung das Feld geräumt haben, so muß auch die Sprache unter den Anforderungen des gesteigerten und verwickelten Verkehrs sich immer mehr von der Beobachtung zahlreicher resp. schwerfälliger grammatischer Formen, d. h. von der gespreizten Feierlichkeit des Ausdruckes, die aus der peinlichen Ausgestaltung der Formen des einzelnen Wortes erwächst, frei machen. Dabei ist allerdings zu bemerken, daß in Sprache und Schrift aufsteigende und absteigende Wege wechseln, gleichsam Serpentinen oder Spiralen, die die wechselnden Höhen und Tiefen der Entwicklung verbinden; denn die erste Schrift war wohl oft komplizirter als die folgende Schriftstufe, die wieder zusammengesetzten Formen Platz machte, und ebenso folgt wohl immer auf die primitive Sprachform eine zusammengesetzte, formenreiche, die dann wieder einfacheren Bildungen das Feld räumt u. s. w.

So kommen wir zu der wichtigsten Frage: Wer vermag denn überhaupt zu sagen, was im Sinne des Sprachgeistes resp. der Entwicklung grammatisch richtig, klassisch, ist? Warum soll Cicero, der übrigens doch zweifellos anders gesprochen als geschrieben hat, das grammatische Ideal für die Latinität sein und nicht etwa Livius oder Tacitus? Haben die Grammatiker von Fach das Recht, darüber unfehlbar zu entscheiden? Dann müßten auch die Kunsttheoretiker resp. Schulästhetiker den Künstlern vorschreiben, wie sie ihre Werke gestalten sollen. Bis jetzt hat sich aber immer herausgestellt, daß schließlich der Künstler die Kunstrichtung bestimmt hat, und daß die Aesthetiker ihre Ansichten der neuen Form getreulich anpaßten, sobald sie ihre Existenzfähigkeit bewies, d. h. im Publikum zur Herrschaft gelangte.

Welcher Schriftsteller liefert denn nun eigentlich im Deutschen den Kanon der Grammatik? Bei Schiller, Goethe, Herder, Lessing finden sich recht verschiedene, grammatische und stilistische, Prinzipien, und trotzdem halten wir alle vier für gleich vorbildlich, auch wenn manche Wendung uns nicht mehr nachahmenswerth oder veraltet erscheint. Auch sie mußten ihrer Zeit den Tribut zahlen, und seit ihrer Zeit hat sich die Sprache wesentlich weiter und theilweise in anderer Richtung entwickelt.

Wir haben oben bereits darauf hingewiesen, daß bei den Franzosen, die ja die typischen Vertreter des grammatischen Formalismus sind — versucht doch sogar bei ihnen die Akademie die Sprache zu reglementiren resp. zu versteinern — der Subjonktiv wenigstens im Gespräche immer mehr außer Gebrauch kommt, und wir sind der festen Ueberzeugung, daß auch im Deutschen vielfach der Gebrauch des Konjunktivs ohne Beeinträchtigung des Sprachrechts eingeschränkt werden kann, da die logische Fügung und der Sinn der Worte vollständig zum Ausdruck aller Möglichkeiten genügt.*) Ich kann ja verstehen, daß gute Deutsche und gründliche Sprachgelehrte, wie z. B. Wustmann, dessen Kritik wir mit Dank begrüßen können, auch wenn wir seinen Forderungen nicht zustimmen, aus bloßer Pietät gegen die Lehren der historischen Entwicklung oder aus Ueberzeugung von der Nothwendigkeit vielseitiger und verfeinerter Ausdrucksformen, also gleichsam als grammatische Feinschmecker, sich gegen diese Vereinfachung sträuben; aber ich nehme für mich das Recht in Anspruch, anders zu empfinden und zu schreiben.

*) Diese Ansicht wird späterhin in einer kleinen Schrift, zu der diese (erweiterten) Aufsätze mit anderen zusammengefaßt werden sollen, begründet werden.

Wir setzen heut meines Erachtens häufig den Konjunktiv nur noch, weil es gelehrter klingt, weil die alten Sprachen solche und ähnliche Unterscheidungen machen, und weil die Beibehaltung gewisser grammatischen Feinheiten zum guten Tone in der Litteratur oder Wissenschaft gehört, etwa wie die Konservirung des in der Ursprache üblichen Geschlechts bei Fremdwörtern. Man braucht aber den Konjunktiv doch nicht der Grammatik wegen, sondern um ein bestimmtes sprachliches Bedürfniß zu befriedigen, Zweideutigkeiten zu vermeiden, eine wesentliche Nuance des Gedankens zu schaffen 2c. Nur weil das Deutsche so viele bloße Feinheiten (Formalitäten, Subtilitäten) einer veralteten Grammatik bewahrt hat, wird es nicht Verkehrssprache. Die so geschaffenen Schwierigkeiten sind eben nicht leicht zu überwinden, weil sie eigentlich kaum in Regeln gefaßt werden können; denn sie wollen ja gerade die logischen Erwägungen, die der Hörer anstellen könnte, überflüssig machen resp. eine bestimmte, nuancenlose, Auffassung vorschreiben.*) Diese pedantische Beschränkung der Vorstellungs-, Ausdrucks- und Verständnißfreiheit ist lästig, und darum wendet eine große Reihe von sehr gebildeten — auch in fremden, namentlich den klassischen Sprachen bewanderten — Personen dort, wo die pedantische Grammatik den Konjunktiv verlangt, mit Bewußtsein oder unbewußt, den Indikativ an, wie ich durch vielfache Umfragen festgestellt habe.

Daß die früher wichtigsten grammatischen resp. syntaktisch-grammatischen Regeln allseitig ihre Geltung verlieren, beweist ja vor allem auch die Lehre von der Consecutio temporum, und man kommt, wenn man Wustmann folgt, in das schwierige Dilemma, zu entscheiden, welche der beiden maßgebenden Regeln man eher vernachlässigen darf. Wenn man — nach Wustmann korrekt — sagt: Es verbreitet sich das Gerücht, daß Truppen durch die Dörfer zögen (statt ziehen), so sündigt man gegen das Gesetz von der Zeitenfolge, und in diesem Zwiespalt der Pflichten kann man sehr wohl der Ansicht sein, daß es richtiger ist, einen unerkennbaren Konjunktiv (den Wustmann das Papiergespenst der Schulgrammatik nennt) zu wählen resp. den Indikativ zu setzen als die Zeitenfolge zu vernachlässigen und auf das Präsens den Konjunktiv des Imperfektums folgen zu lassen. Das Altdeutsche hegte ja noch die strenge Regel der Consecutio temporum; aber wie schnell ist sie verloren gegangen! Die eine Mundart bevorzugte diesen, die andere jenen Konjunktiv, und so wird man sich schließlich über den Konjunktiv überhaupt überall dort hinwegsetzen, wo die Unbestimmtheit nicht ausdrücklich betont werden muß, um jede Zweideutigkeit auszuschließen. (Vergl. die betreffenden Verhältnisse im Englischen.)

(Es folgt noch ein Schlußartikel: „Das Recht auf sprachliche Freiheit und die Kunst.")

O. Rosenbach.

Lebenskunst.

Sie ist eine Enthusiastin, diese Ellen Key, die schwedische Evangelistin, die uns feurig und schwungvoll die frohe Botschaft einer neuen Lebenskunst verkündet**).

Sie ist eine Enthusiastin. Und ihr Pathos weckt manchmal leises Lächeln, wenn sie sagt: „es gibt Worte, die wie Gesang locken und eins dieser Worte ist das Weib

*) Waren doch die Redner und Schriftsteller in Vorzeiten die Lehrer des Volkes, die unbedingten Gehorsam verlangten und dies auch in der Feierlichkeit der Form zum Ausdruck brachten. Früher hielt man alles Geschriebene (und an gewissen Stellen Gesprochene) für wahr; jetzt heißt es leider: Gelogen wie gedruckt. Auch darin zeigt sich der Umschwung der Zeiten, daß die früher als Privilegium, Geheimniß oder besondere Kunst einer bevorrechteten Klasse geltenden Kenntnisse, jetzt, ihres Nimbus entkleidet, Allgemeingut geworden sind. Heute wird Niemand mehr einen Schreiber für eine Art Zauberer halten.

**) Essays. Berlin S. Fischer.

der Zukunft", oder „das moderne Frauenideal ist die allseitig entwickelte Offenbarung des Ewig-Weiblichen". Der Mund geht ihr über, und ihre Vorstellung schwelgt vollgläubig, daß die Erfüllungszeit nahe herbeigekommen ist. Sie sieht schon eine neue Edelgeneration vollendeter Menschen in den Hallen der Zukunft, freie Persönlichkeiten voll hoher sicherer Kultur und Eigenwürde, die in sich Gesetz und Maß gefunden haben und ihre Existenz zum Kunstwerk schufen. Seelenutopien einer getreuen Schülerin Emerson's, Ruskin's, Shelley's, Nietzsche's; von fern mag man auch an unsere deutsche Idealistin Malwida von Meysenbug denken.

Doch diese schwedische Utopistin steht trotz stilistischen Ueberschwanges, wenn man genauer zusieht, auf realerem Boden fast als ihre Meister. Und wenn man das Enthusiasmusregister, das sie ihrer Zukunftsmusik als Klangfarbe gewählt hat, schweigen läßt, und ihr dafür die ruhig stille vox humana gibt, so hören wir kluge, feine Gedanken, vornehme Menschlichkeit reden.

Es sind keine neuen Töne. Dichterisch haben sie wohl alle schon ihren Ausdruck gefunden. Aber in dieser Form eines modernen Kulturkatechismus, immer in Hinsicht auf praktische Lebensanwendung nicht.

Ellen Key formulirt das, was die Geschmackvollen und Feinfühligen unserer Zeit wünschen, was sie aber, weil sie zum Glauben und Hoffen meist zu skeptisch und zu Konfessionen zu zurückhaltend sind, selten und ungern aussprechen.

Ellen Key streift alles, was den modernen Menschen angeht, Aeußeres und Inneres, die Obersphäre und die scheinbar geringen Dinge.

Sie hat Kapitel über unser Naturgefühl, sie spricht aber auch von der Kunst, das Mittagsessen zu einer Phantasie zu gestalten. Sie analysirt sicher und feinfühlig komplizirte Fragen des Gefühlslebens, subtile erotische Schwingungen und den schweren Ernst des Eheproblems, sie plaudert aber auch über das Ordnen der Blumen in einer Vase, über die Aufgabe, schön zu wohnen, sich schön zu kleiden.

Nichts ist ihr bedeutungslos, alles wird für sie zu einer Lebenssache, Ethik und Aesthetik fügen sich ihr zu einem Bund der Anmuth, zu einem Gesetz, das nicht drückt, sondern, dem man Rosen opfert.

Ellen Key will zur Erkenntniß wecken und den Wunsch schüren, daß ein Jeder aus seinem Leben etwas mache, daß er versuche, die Bedingungen seines Wesens zu erkennen und aus ihnen heraus sich seinen Weg wähle.

Dies Brevier kommt wie eine Huldigung in dem Jahre, da man den hundertfünfzigsten Geburtstag dessen feiert, der das größte Lebenskunstwerk geschaffen.

* * *

Das Wesen der Ellen Key wird durch ein Wort bestimmt, das Fontane eine seiner Frauen sagen läßt, die Frau Melanie van der Straaten in „l'Adultera", „ich habe feine Nerven für das, was paßt und nicht paßt". Und diese Fähigkeit gibt ihrem Urtheilen und Anschauen den richtigen Takt.

Sie stürzt die Ehe nicht um und sie predigt nicht die freie Liebe.

Sie führt nicht in die erotischen Beziehungen zwischen Mann und Weib den vagen Begriff der „Gleichberechtigung" idenitsch mit „Recht auf Untreue" ein. Sie fühlt das Kurzsichtige und das Gefühlsstumpfe, das diesen scheinbar so kühnen und befreienden Begriff geprägt hat, und sie stellt den Unterschied fest: die Entwicklung hat durch mannigfache Einflüsse Ganzheit, Kontinuität in der Liebe zu einem durchgreifenderen Lebensbedürfniß für das Kulturweib im Allgemeinen gemacht, als für den mit ihr in der Entwicklung gleichstehenden Mann.

Sie verwirft die Ehe nicht, aber sie legt kluge und besonnene Kritik an sie: „die Lebensgewohnheiten der Ehe haben nicht annäherungsweise die Entwicklung genommen, die der individuellen Entwicklung der Kontrahenten, besonders der Frau entsprechen würde". „Die ganze Mannigfaltigkeit der psycho-physischen Einflüsse und Eindrücke, die die Mitglieder eines Heims auf einander zu Behagen und Unbehagen, Gemüthlichkeit und Ungemüthlichkeit, Harmonie und Disharmonie ausüben, werden jetzt in allen Verhältnissen, und vor allem in der Ehe mit vervielfältigter Intensität empfunden."

Daher die Scheu der Feinfühligen vor dem verantwortungsschweren Eingehen einer Lebensgemeinschaft, die ihre Probe auf Echtheit und innere Gültigkeit erst aushalten soll, nachdem sie äußerlich durch Brief und Siegel von neutralen Unbetheiligten, nach dem Schema zusammengefügt ist. Die Feinfühligen sehen die Gefahr dieser Schicksalsversuchung, sie fürchten auch die geräuschvollen Geschmacklosigkeiten, das Programmmäßige; die — anderen begehen das Intimste und Persönlichste in Form eines Völkerfestes, wie ein Afrikaforscher den Antritt seiner Reise in das Unbekannte.

Das scheinen fast selbstverständliche Erwägungen, aber sie werden immer noch zu wenig laut. Man muß Ellen Key sehr dankbar sein, daß sie zum Sprechen anregt.

Und auch das ist sympathisch, daß sie trotz ihres Optimismus kein festgefügtes Idealbild zukünftiger Menschlichkeit aufstellt.

Sie sagt nur, „was man von der Zukunst hoffen kann, ist, daß die Menschen mit geschärfterem Gehör den Geheimnissen ihres eigenen Wesens lauschen werden". Und sie meint mit diesem etwas hymnischen Satz, daß ein entwickelteres und differenzirteres Seelenleben eine sicherere Erkenntniß der eigenen Gefühle, der eigenen Art, der Bedingungen unseres Wesens und damit eine sorgsamere und zuverlässigere Wegführung geben wird.

Das ist das Hauptthema ihres Traktats: die Entdeckung der eigenen Persönlichkeit, seinen Grundton zu finden, sein seelisches Klima. Und seine Hauptgebote, das zu thun, was ihm gemäß ist, was als fruchtbar und stärkend erkannt ward, und alles abzuweisen, was die eigene Welt stört.

Unsere Genußfähigkeit soll verfeinert und bereichert werden. Wir sollen auf das merken, was uns Steigerungen des Gefühlslebens, Erhöhung der Vorstellungswelt bietet und das mit immer geschärfteren Sinnen suchen. „Neue Lebenswerthe und neue Lebensanreize" für sich und damit für die anderen gilt es zu gewinnen und „aus jeder Situation ihre ganze Kraft zu pressen".

Das sind nicht nur schöne Worte, sie haben wirklich Erfüllungsmöglichkeit.

Wie sehr die Provinzen der Genußfähigkeit erweitert werden können, zeigt die Entwicklung des Naturgefühls, das in seinen Fähigkeiten so gewachsen und reich geworden ist.

Ellen Key läßt in den Unterhaltungen auf dem Jagdschloß ihre kleine Gemeinde der Lebenskünstler von all diesen Dingen plaudern. Wie man in das Dunkel, in den Nebel eingedrungen ist; wie man die Mannigfaltigkeit des Sonnenlichtes entdeckt; wie man Augen für den Sumpf, den Tangstrand, die Heide, die Herbstfelder bekommen.

Und wie die angewandte Kunst ihre stärkste Kraft aus den Erscheinungsformen der Natur zieht, wie sie alle dekoratives Vorbild werden: Sonne und Mond, Schneeflocke und Herbstlaub; die Fische im Meer, die Vögel in der Luft, die Binsen und die Algen, die Wolken und die Insekten.

Hier wird auch die ganz neue Befruchtung dekorativer Anschauungen durch die Naturwissenschaft berührt.

Ich weiß nicht, ob Ellen Key schon von Ernst Haeckel's überraschendem Werk weiß, in farbigen Blättern die „Kunstformen der Natur" als anregende Motive den Kunstgewerblern zu bieten.

Hier wird das, was Ellen Key meint, erfüllt.

Hier wird gezeigt, wie die Zeit vollkommenerer Forschung, vor allem vollendeterer mikroskopischer Beobachtung

zugleich mit neuen Wissensresultaten auch neue Schönheiten entdecken kann. Ein phantastisches Wunderland entschleiert sich in der an's Licht gehobenen Tiefenwelt des Meeres, in dem ganzen Reich der „niederen Lebensformen", der Korallen, der Polypen und Medusen, der Algen und Pilze.

Die verblüffenden Einfälle der Natur im sinnvollen und zierlichen Konstruiren der Kleinkörper, die liebevolle Nuancirung bis in's Kleinste, die Variationsfähigkeit, das Raffinement der Farbenabstimmung, der ornamentale Reichthum der Linienführung in Geäder und Verästungen gibt der Vignettenkunst, der Komposition von Stoffen, Goldschmuck, Ziergläsern ungeahnte Anregung.

Auf diesem Boden wuchs schon Manches. Die schwimmenden Farben der Tiffanyvasen, die manchmal wirken wie aus dem Grunde des Meeres, aus purpurner Finsterniß und Perlmutterschimmer gehoben; das seltsame Gewebe verstrickter Linien im Glase wie ein Filigranwerk wunderzarter Blutäderchen in einem mikroskopischen Organismus.

* * *

Ellen Key ist nicht allein die Theoretikerin innerer Lebenskunst. Sie arbeitet nur selten mit abstrakten Werthen. Sie geht interessirt auch auf das äußere Leben ein, auf seine Ausgestaltung und Bereicherung.

Sie spricht viel von der angewandten Kunst, von dekorativen Bestrebungen, von dem wieder stark erwachten Sinn, der Schönheitsreiz auch von dem einfachsten Geräth verlangt.

Aber sie charakterisirt nicht Möbel und Gefäße, sie spricht nicht von den Stilen der Vergangenheit und Gegenwart. Sie befaßt sich nicht mit den Einzelheiten, sie sieht die Sache nicht dekorativ-ästhetisch, sondern mehr ethisch im Sinne Ruskin's und William Morris' an.

Sie haßt wie alle Besseren den kulturfeindlichen Begriff der Bedürfnißlosigkeit. Sie zeigt das hohe Streben, immer neue physische und psychische Kulturbedürfnisse zu wecken. Und sie wiederholt den Satz: „das Ueberflüssige ist das vor allem Unentbehrliche".

Sie erwartet von einer bis ins Kleinste und scheinbar Unwesentlichste verfeinerten Umgebung eine Steigerung unseres Innenlebens. Zu einem seelischen Genuß muß es werden „Blumen in einer Schale zu ordnen, ein Licht anzuzünden, einen Tisch zu decken, aus einem Glase zu trinken". Und „zur Sittlichkeit gehören, schön zu wohnen, sich schön zu kleiden, zu essen, zu plaudern, zu reden, sich zu bewegen." Und sie erhofft sich alles von der Zeit, in der das Nothwendigkeitsgefühl künstlerischer Selbstkultur mächtiger und durchdringender geworden ist.

In diesem Zusammenhang spricht Ellen Key von unserem Gesellschaftsleben, von der Kultur in den Salons der alten Zeit mit ihrer fein abgetönten Geselligkeit und der Barbarei der Gegenwart.

Wir hören ihr zu und antworten.

Wie wenig Menschen haben die feine Witterung der Umgangswahl. Wie wenige erkennen das ihnen Entsprechende und wissen durch Empfangen und Geben ihre Existenz zu erhöhen und werthvoller zu machen. Wie viele verschlendern ihr Leben in leeren Stunden an Masken und Larven und verlieren ihre Tage.

Für die feinen Nerven und das Stilgefühl ästhetischer Menschen haben jene alten adligen Verkehrsformen, „das selbstbeherrschte Maß, die feine Rücksicht, die anmuthige Würde" etwas Reizendes. Das Konventionelle, das Gezirkelte und Künstliche mag dem Moder verfallen, aber von jener zur Selbstverständlichkeit gewordenen Noblesse des Empfindens, dem nie versagenden Takt, der Höflichkeit des Herzens möchten wir uns etwas zurückerobern.

* * *

Aus dem Intérieur treten wir mit Ellen Key auf die Straßen und Plätze unserer neuen Städte. Was für unsere Wohnräume allmählich zu geschehen anfängt, bleibt für sie noch zu thun, die Prägung mit zweckmäßiger, sinnvoller, charakteristischer Schönheit.

Wenn sie hiervon spricht, dann erhebt sich der ethisch-ästhetische Enthusiasmus Ellen Key's am höchsten. Sie faßt ihr Thema weit: die Stadt, in der man wohnt, verkehrt, arbeitet: ein Bildungsmittel für die Erziehung des Volkes.

Und sie träumt von dem goldenen Zeitalter, in dem der „Monumentalbau wieder das sichtbare Gewissen der Zeit" wird, in dem die neuen Gebäude nicht nur „achtbare Charaktere", sondern auch Individualitäten werden, die „in jeder Einzelheit in hinreißender Art lebenskräftige und reiche Persönlichkeiten sind, Wesen, die wir lieben und mit denen wir Gedanken austauschen können".

Sie spricht von dem ästhetischen Sittlichkeitsgefühl, das unter dem falschen Scheinwesen und der Lüderlichkeit der Talmikunst leidet, unter den „Verfälschungen der Schönheit, zu denen Geldgewalt die Künstler zwingt", und sie spricht von der sittlichen Stärke, die ein Schönheitseindruck geben kann: „ich weiß so einen Fall unter vielen, in dem ein Unglücklicher durch die Renaissanceornamente um ein Fenster wieder Lebensmuth bekam. Diese Ornamente waren aus einer solchen Schönheitsfreude hervorgeblüht, daß ihre Linien, von einem unbekannten Künstler in den Stein gemeißelt, das Gewissen des Lebensmüden zu dem Bewußtsein erweckten, was es bedeutet, daß jeder Mensch lebt, der, in welcher Form es auch sein mag, einen einzigen Funken lebendiger Schönheit hinterlassen kann".

Wer die großen Worte nicht liebt, wird die „sittliche Stärke" nicht gläubig unterschreiben, aber er wird sich doch erinnern, wie ein Gang durch die ruhevollen Kreuzgänge der Certosa, wie die klingende Rhythmik von Notredame de Paris, wie ein paar stille Nachmittagsstunden in der Sphäre von Sanssouci helfen können.

Und so kommen die Enthusiastin und der Skeptiker doch immer wieder zusammen.

Felix Poppenberg.

Essays zur amerikanischen Litteratur von Dr. Karl Federn. Otto Hendel. Halle a. S.

Gesammelt erscheinen nun einzelne Aufsätze des fleißigen Autors, der für die Verbreitung Emersons in Deutschland viel gethan und von dem wir eine tiefdringende Dante-Biographie und Uebersetzung erwarten. Ob nicht der Gedanke an die ungebändigten Urwälder und Menschen der amerikanischen Freiheit den Verfasser allzutief in eine Bewunderung einzelner interessanter Naturen gerissen hat, die schließlich die rechte Optik zu deren Weltwerth verlor? Freilich hat Walt Whitman das Einssein mit großer Natur, mit einer titanischen Hinterwäldlerkraft ausgedrückt, so neu, fremdartig, seltsam und groß, wie ein Tropenbaum, die andern großen Amerikaner aber dürfte Ferne und Fremdheit verklären. Wenigstens möchte man von dem allzu lebhaften Enthusiasmus über Emerson bald abkommen, der zwar ein herrlicher Stilist (seine besten Einfälle sind Worteinfälle), doch, wie uns scheint, kein sehr origineller Denker, den Predigerton nicht verläßt und uns mit feurigen Zungen manchmal Banalitäten sagt; wo er eigenes gibt, scheint er zu reproduziren, wo er nachschafft, in den „Repräsentanten" steht neben dem Bedeutendsten auch verblüffend Unebenbürtiges (z. B. „Napoleon"). Ich verweise hier auf eine unlängst erschienene Polemik Knut Hamsuns. Das Verdienst des vorzüglichen Uebersetzers und „redlichen Mittlers" bleibt darum ungemindert, er hat sich in seine geliebten Fremdlinge treu eingelebt und selbstlos alles gethan, sie uns nahe zu bringen. Was sie selbst uns bieten, ist oft original, bedeutend, neu, wenngleich es sich in unsere Kulturentwicklung nicht so ohne Weiteres einfügt, wie der Verfasser der Aufsätze mit vielen Gesinnungsverwandten glaubt. Jedenfalls schulden wir ihm und seinen Dichtern Dank.

Wien. Otto Stoeßl.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 50. Berlin, den 9. September 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Preußen hat zwei neue konservative Minister. Der bisherige Regierungspräsident von Düsseldorf, Herr von Rheinbaben, ist jetzt Minister des Innern, der Oberpräsident von Westfalen, Herr Studt, Kultusminister. In der Politik wird aber, wie uns die Offiziösen überflüssiger Weise noch besonders versichern, der alte Faden weitergesponnen.

Die preußische Staatsregierung hat zwei Regierungspräsidenten und anderthalb Dutzend Landräthe, die als Abgeordnete gegen den Mittellandkanal gestimmt hatten, in den einstweiligen Ruhestand versetzt. Da die Maßregel nur gegen solche Verwaltungsbeamte verhängt worden ist, die zugleich Abgeordnete sind, so erscheint es als bloße Silbenstecherei, wenn man erklärt, nicht die Abstimmung der Abgeordneten, sondern die durch die Abstimmung offenbar gewordene heftige Gegnerschaft der politischen Beamten gegen ein Projekt der Regierung habe die Zurdispositionsstellung veranlaßt. Die Abstimmung der Abgeordneten ist jedenfalls die unmittelbare Ursache gewesen, welche die Maßregel der Regierung ausgelöst hat. Die Regierung gesteht das indirekt auch selbst ein, indem sie ausschließlich Beamte trifft, die als Abgeordnete gegen das Kanalprojekt gestimmt haben.

Daß die Staatsregierung — wenn auch vielleicht nicht gegen den Buchstaben so doch gewiß — gegen den Sinn der §§ 83 und 84 der Verfassung verstoßen hat, kann unseres Erachtens nicht ernsthaft bestritten werden. Jene Verfassungsbestimmungen bringen ohne jede Verklausulirung den strikten Grundsatz zum Ausdruck, daß ein Abgeordneter „nach seiner freien Ueberzeugung stimmen" soll; und damit ihm dieses Stimmen nach freier Ueberzeugung nicht erschwert werde, sichert § 84 den Abgeordneten ausdrücklich zu, daß sie „für ihre Abstimmungen in der Kammer niemals zur Rechenschaft gezogen werden" dürfen. Wir Liberalen haben von jeher besonderen Werth darauf gelegt, daß die Garantieen der Geltendmachung einer freien Ueberzeugung im Parlament möglichst stark seien. Der Liberalismus kann, ohne seine besten Traditionen zu verleugnen, einen solchen Grundsatz nicht aus Opportunitätsgründen plötzlich lax interpretiren. Für uns liegt ein wesentlicher Grund, weshalb wir die politischen Beamten für ganz ungeeignete Volksvertreter halten, eben darin, daß sie als Beamte genöthigt sind, den Weisungen der Regierung Folge zu leisten, während sie als Abgeordnete verfassungsgemäß bloß die eigene Ueberzeugung zur Richtschnur ihres politischen Handelns machen dürfen. Tritt zwischen den Weisungen der Regierung und den Ueberzeugungen der Abgeordneten ein Konflikt ein, so darf man von einem ehrenhaften Manne nicht verlangen, daß er seinen Pflichten als Abgeordneter untreu wird, indem er gegen seine Ueberzeugung stimmt oder sich absentirt. Läßt es die Regierung einmal zu, daß ihre direkt abhängigen Beamten ein Abgeordnetenmandat übernehmen, so muß sie auch das Risiko in den Kauf nehmen, daß solche Beamte gelegentlich gegen sie stimmen. Will sie derartigen — ihre Autorität gewiß schwer schädigenden — Möglichkeiten entgehen, so soll sie nicht dulden, daß ihre politischen Beamten sich um ein Abgeordnetenmandat bewerben. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß die Konservativen von einem aufrichtigen Respekt vor der freien Ueberzeugung Anderer bisher sehr weit entfernt gewesen sind, und daß sie in Fällen, wo liberale Gegner Seitens der Regierung wegen ihrer Oppositionsstellung gemaßregelt wurden, stets mit dem rücksichtslosesten Beifall bei der Hand waren. Die Entrüstung der konservativen Presse jetzt, wo es sich um konservative Opfer handelt, verdient deshalb Spott und, wenn man härter sein will, Verachtung. Aber die Verleugnung liberaler Grundsätze durch

die Konservativen wäre doch eine sehr schlechte Entschuldigung für die Preisgabe derselben Grundsätze durch Liberale.

Soviel über die grundsätzliche Seite der Sache. Und nun zur Frage der politischen Opportunität. Was verspricht man sich von dieser Maßregelung einiger Regierungspräsidenten und Landräthe?

Glaubt man damit der Annahme des Kanalprojekts wirksam vorzuarbeiten? Daß die gemaßregelten Beamten, selbst wenn sie ihre Anschauungen betreffs des Kanals ändern sollten, nach einer derartigen Maßregelung gar nicht im Stande sind, ihre bisherige Stellungnahme zu ändern, ohne sich den beleidigendsten Mißverständnissen auszusetzen, liegt auf der Hand. Aber auch, wenn sie ihr Mandat niederlegen sollten, wäre nichts gebessert. Denn die alten Wahlmänner würden zu wählen haben, und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß unter dem Eindruck dieser Maßregelung nur noch schärfere Kanalgegner in den Landtag einziehen würden.

Oder glaubt man, mit dieser Maßregelung von ein Paar Dutzend Beamten die konservativen Fraktionen einzuschüchtern und in ihrer Kanalgegnerschaft irre zu machen? Wer das Leben in einer parlamentarischen Fraktion kennt, der weiß, wie hinfällig solche Erwartungen sind. Die Konservativen werden noch weit mehr als bisher suchen, sich in eine parlamentarische Lage zu bringen, welche die Regierung zwingt, ihnen ihre Zustimmung zu dem Mittellandkanalprojekt durch politische und persönliche Zugeständnisse abzukaufen. Den Konservativen ist ja der Kanal selbst nicht die Hauptsache, sondern das, was sie der Regierung für ihre Zustimmung zum Kanal abpressen können. Diesen Preis werden sie jetzt steigern. Die Opposition gegen den Kanal seitens der Konservativen wird vielleicht verdeckter, aber gewiß nicht ungefährlicher werden; und da sowohl die Krone, als auch die Regierung sich nicht dazu aufraffen können, politisch mit den Konservativen zu brechen — die jetzige Maßregelung ist ja auch nur aus einem dépit amoureux hervorgegangen —, so werden bei dem endlichen Friedensschlusse zwischen der Regierung und den Konservativen die Liberalen aller Wahrscheinlichkeit nach die Zeche zu bezahlen haben. Die verlorenen Söhne werden wieder zu Gnaden aufgenommen werden, und zur Feier der Versöhnung wird vielleicht eine neue Hetze gegen die Sozialdemokratie veranstaltet.

Solange die Regierung keine Neigung zeigt, in ihrem politischen Verhalten eine sachliche Veränderung eintreten zu lassen, tragen diese Maßregelungen nur den Charakter eines vorübergehenden häuslichen Zwistes, dessen politische Bedeutung Seitens der Liberalen nicht gering genug veranschlagt werden kann.

Politisch bedeutsamer und vom konstitutionellen Standpunkte aus weniger bedenklich würde es dagegen sein, wenn sich die Meldung einzelner Blätter bestätigen sollte, wonach die Regierung die abhängigen Verwaltungsbeamten aufgefordert habe, aus dem „Bunde der Landwirthe“ auszutreten. In einer solchen Maßregel könnte man wenigstens den Entschluß der Regierung erkennen, nicht länger zu dulden, daß Verwaltungsbeamte die Geschäfte dieser demagogischen Gesellschaft betreiben. Bei der engen Verbindung, die zwischen dem „Bund der Landwirthe“ und den konservativen Parteien besteht, wäre eine solche Disqualifizirung des „Bundes der Landwirthe“ von einer veränderten politischen Stellungnahme gegenüber den Konservativen kaum zu trennen. Die Frage bliebe dann nur noch, ob die Regierung auch entschlossen ist, diese Haltung gegenüber dem „Bund der Landwirthe“ nicht bloß vorübergehend einzunehmen. Wir wären schon zufrieden, wenn den Herren Regierungspräsidenten und Landräthen mit einiger Deutlichkeit eingeschärft würde, daß es nicht ihres Amtes ist, für den „Bund der Landwirthe“ Partei zu ergreifen und gegen die politischen Richtungen, welche das Agrarierthum bekämpfen, den behördlichen Einfluß geltend zu machen.

Was die Verwaltungsbeamten, zumal in „Puttkamerun“, sich glauben gestatten zu dürfen, davon legt ein interessantes Schreiben Zeugniß ab, das kürzlich vor dem Landgericht in Stargard in Pommern in einer Prozeßverhandlung gegen den Reichstagsabgeordneten Dr. Pachnicke zur öffentlichen Kenntniß gebracht wurde. Herr Pachnicke sollte angeblich die Landräthe in einer Wahlrede beleidigt haben, und der Landrath von Döring in Labes hatte in der Denunziation, die er dieserhalb seiner vorgesetzten Behörde übermittelt hatte, sich herausgenommen, die Ausdrucksweise des Reichstagsabgeordneten Pachnicke für eine „unflätige“ zu erklären. Der in dieser unerhörten Weise Beleidigte und zugleich Denunzirte hatte es sich natürlich nicht nehmen lassen, den Spieß umzudrehen und den Landrath wegen Beleidigung zu belangen. In dem erwachsenen Kompetenzkonflikt hatte aber das Oberverwaltungsgericht entschieden, daß mit diesem Ausdruck „die äußerste Grenze einer sachlichen Kritik nicht überschritten“ sei. Man kann nicht toleranter sein. In der Prozeßverhandlung gegen Pachnicke wurde nun aber obendrein erwiesen, daß die thatsächlichen Voraussetzungen der Denunziation des Landraths gar nicht vorhanden waren. Herr Dr. Pachnicke wurde freigesprochen, und der Staatskasse wurden die Kosten des Verfahrens aufgeladen. In dieser Verhandlung nun kam u. a. auch folgender Brief des Regierungspräsidenten in Köslin, von der Reck, an die Staatsanwaltschaft zur Verlesung:

„Bei der bekannten Kampfweise des Dr. Pachnicke bezweifele ich nicht, daß der Angeklagte versuchen wird, alle ihm etwa zu Ohren gekommenen vermeintlichen Inkorrektheiten von Landräthen zur Erörterung zu bringen, um sie als Entlastungsmaterial zu verwerthen. Ew. Hochwohlgeboren bitte ich ergebenst, zu erwägen, ob es nicht im staatlichen Interesse sich empfehlen dürfte, diesem Vorgehen von vornherein mit Nachdruck entgegenzutreten und den etwa versuchten Wahrheitsbeweis auf solche Fälle zu beschränken, die mit dem Inhalt der inkriminirten Aeußerung im Zusammenhang stehen.“

Dieser Eingriff eines Verwaltungsbeamten in die Justizpflege setzt eigentlich allem, was bisher in „Puttkamerun“ geschehen ist, die Krone auf. Wenn es der Regierung und dem neuen Minister des Innern wirklich Ernst ist, die „noch nicht völlig geklärten“ Anschauungen der Verwaltungsbeamten in „Puttkamerun“ zu klären, so bietet sich hier gleich ein guter Anlaß.

Der Dreyfus-Prozeß in Rennes naht seinem Ende. Das Urtheil des Kriegsgerichts ist vielleicht schon gesprochen, wenn dies Blatt in die Hände der Leser gelangt. Ein Versuch der Vertheidiger, das Zeugniß der früheren Militär-Attachés in Paris von Schwartzkoppen und Panizzardi beizubringen, ist an der Haltung des Kriegsgerichts gescheitert. Es erschien nicht völlig ausgeschlossen, daß die beiden Männer von ihren Regierungen die Erlaubniß erhalten hätten, vor einer Kommission Zeugniß abzulegen und alles offen zu sagen, was sie wissen. Man gewinnt den Eindruck, daß nicht nur dem unglücklichen Dreyfus, sondern auch der gegenwärtigen französischen Regierung ein großer Dienst geleistet wäre, wenn Deutschland und Italien das Zeugniß der Herren von Schwartzkoppen und Panizzardi zugelassen hätten und nicht durch das Kriegsgericht die Zeugenvernehmung gerade dieser beiden Männer verhindert wäre. Der Regierungskommissar Carrière hat beantragt, Dreyfus für schuldig zu erklären. Man steht unmittelbar vor der Entscheidung.

Die Verhältnisse zwischen England und Transvaal werden täglich gespannter. Die Stimmung in England ist der Chamberlain'schen Politik augenscheinlich günstig. Man erkennt nicht, daß die mannhaften Bemühungen liberaler Führer, wie Asquith und Morley, den Frieden zu erhalten, und der beredte Appell eines Frederick Harrison an das Gerechtigkeitsgefühl Englands irgendwelche tiefere Wirkung hervorrufen. Auch in Transvaal scheinen die Elemente, die zum Kriege drängen, an Einfluß zu gewinnen. Die Ungewißheit kann kaum noch lange anhalten; aber es sieht leider so aus, als ob die eintretende Gewißheit Krieg sein wird.

* * *

Alter Wein in neuen Schläuchen.

Wenn in anderen Ländern, die eine Volksvertretung haben, die Minister wechseln, so pflegt sich auch die Politik zu ändern. In Preußen ist das anders. Man sucht bei uns nach Möglichkeit sogar den Anschein zu vermeiden, als ob ein Ministerwechsel auch sachliche Bedeutung habe.

Bei dem jüngsten Ministerwechsel in Preußen tritt diese konstitutionelle Eigenthümlichkeit besonders drastisch hervor. In Folge der Ablehnung der Kanalvorlage im Abgeordnetenhause ist eine politische Krisis entstanden. Darauf geht keiner derjenigen Minister, die mit der Vertretung dieser Vorlage ressortmäßig etwas zu thun gehabt haben, sondern zwei Minister gehen, die in der ganzen Kanalkampagne so wenig hervorgetreten sind, daß Niemand mit Sicherheit angeben kann, ob sie Freunde oder Gegner des Mittellandkanals sind. Vermuthlich sind sie dem Projekte des Mittellandkanals zum mindesten eben so zugethan, wie der Vizepräsident des Staatsministeriums, Herr von Miquel, der von allen Ministern bei der Kanalniederlage am schlimmsten kompromittirt ist, von dem man uns aber versichert, daß seine Position als Minister fester sei, als vorher.

Herr von der Recke war nahezu vier Jahre Minister des Innern. Seit lange ist die öffentliche Meinung darüber einig, daß es selten in Preußen einen gleich unfähigen Minister des Innern gegeben hat. Auf ihn trifft das Wort des Prinzen aus Lessing's „Emilia Galotti“ zu, als ihm ein Todesurtheil zur Unterschrift vorgelegt wird: „Es könnte schon geschehen sein.“ Herr von der Recke war ein zur Dienstleistung als Minister befohlener Beamter. Man behauptet, er sei ein sehr guter Regierungspräsident gewesen. Das ist möglich, aber es zeigt nur aufs Neue, daß es für einen Minister nicht genügt, bloß ein guter Verwaltungsbeamter zu sein. Ein Minister muß politische Ueberzeugungen haben, wenn er mehr sein will, als das, was der Titel „Minister“ sagt: ein Diener, ein bloßer Diener des Königs.

Herr Bosse war mehr. Er hatte politische Ueberzeugungen, und waren dieselben auch nichts weniger als liberaler Natur, so befähigten sie ihn doch, in gewissem Sinne wenigstens, ein Minister nach dem Maßstabe moderner konstitutioneller Anschauungen zu sein. Es ist keine Thatsache bekannt, aus der man schließen könnte, daß er kein Freund des Mittellandkanals sei. Weshalb Herr Bosse gerade jetzt geht, ist daher nicht recht verständlich. Er ist vielleicht nur mitgegangen, weil die Thür durch Herrn von der Recke gerade geöffnet war.

Aber ob etwas in der preußischen Politik verständlich, logisch, zusammenhängend ist, danach fragt ja bei uns kein Mensch mehr, und deshalb wagt auch Niemand zu behaupten, daß die Herren von Rheinbaben und Studt die Ministerien des Innern und des Kultus wesentlich anders verwalten werden, als ihre Vorgänger. Die wohlwollendsten Beurtheiler erklären, sie wollten abwarten, ob etwas sich ändere; die weniger wohlwollenden beurtheilen die neuen Minister etwa wie zwei Unterstaatssekretäre, die lediglich den Ministertitel führen.

Alter Wein in neuen Schläuchen. Und doch ist dieser alte Wein sauer und ungenießbar geworden. Der Fehler liegt im System. Ein Großstaat wie Preußen kann seine politischen Impulse nicht ausschließlich von der Krone empfangen. Ein Dutzend Minister, die vom Monarchen ausgewählt werden, ohne daß der eine auf die Auswahl eines andern irgend einen Einfluß auszuüben vermag, ist kein Ministerium, d. h. keine zu politischen Zwecken organisch verbundene Körperschaft. Der Monarch eines heutigen Großstaates ist aber nicht im Stande — und wird es bei der wachsenden Kompliziertheit des modernen Staatslebens täglich weniger —, die einzelnen Zweige der Verwaltung so zu dirigiren, daß eine einheitliche politische Wirkung erzielt wird. Dazu ist in Staaten mit einem lebendigen Konstitutionalismus ein homogenes Ministerium unter einem leitenden Minister da. In der Person des Fürsten Bismarck hat Preußen und Deutschland wenigstens einen leitenden Minister besessen. Der Versuch, ohne einen solchen leitenden Staatsmann und ohne ein homogenes Ministerium fertig zu werden, darf als mißglückt angesehen werden.

Das Sprunghafte, Unzusammenhängende, sich oft Widersprechende der preußischen und deutschen Politik hängt mit der inneren Natur dieses Regierungssystems eng zusammen. So lange in diesem Centralpunkt keine Aenderung eintritt, ist in politischer Hinsicht irgend eine wesentliche Besserung nicht zu erwarten. Man erzählt sich, daß, als Fürst zu Hohenlohe als Nachfolger des Grafen Caprivi nach Berlin berufen wurde, er auf dem Bahnhof in Straßburg mit dem reisefertigen Herrn von Köller — damals Unterstaatssekretär in der Regierung von Elsaß-Lothringen — zusammengetroffen sei und auf seine erstaunte Frage, was Herr von Köller im Zuge wolle, die Mittheilung erhalten habe, er sei zum Minister des Innern in Preußen designirt. Vermuthlich handelt es sich hier nur um eine unbeglaubigte Anekdote; aber so oft ich auch die Geschichte habe erzählen hören, ich habe nie Jemanden gefunden, der sie für unglaublich gehalten hätte. Jeder Minister sieht sich eben in Preußen als direkten Diener des Königs an. Wenn diese unmittelbaren Diener des Königs sich untereinander verstehen, um so besser; wenn nicht, dann muß es auch so gehen.

Wie es mit den Herren von Rheinbaben und Studt gehen wird, bleibt abzuwarten. Herr von Rheinbaben genießt den großen Vortheil, einen Vorgänger gehabt zu haben, der an parlamentarischer Unbehülflichkeit kaum zu übertreffen ist. Herr Studt ist bislang politisch so wenig hervorgetreten, daß Jeder, der von dem Wirken des Herrn Bosse enttäuscht war, an diesen neuen Mann wenigstens neue Hoffnungen anzuknüpfen vermag. Aber im Allgemeinen wird die Prognose schon zutreffen: Alter Wein in neuen Schläuchen.

Th. Barth.

West-östliches Preußen.

„Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen“.

I.

Daß bei dem Kampfe um den Mittellandkanal die unmittelbare, materielle Bedeutung der Sache, so hoch immer man sie auch an sich stellen mochte, doch von ihrer mittelbaren, ideellen Bedeutung weitaus überwogen wurde, das haben die letzten Stadien jenes Kampfes auch dem blödesten Auge klar gemacht. Bis zu diesen letzten Stadien befolgte die konservative Opposition die von ihrem Standpunkte aus ganz richtige Taktik, vor der verkehrstechnischen die politisch prinzipielle Seite der Frage überhaupt nicht sehen zu wollen. Und als schließlich denn doch diese Seite der Sache nachdrücklichst heraustrat, da schien sich ein überaus merkwürdiger Rollentausch auf der politischen Bühne zu vollziehen: die Konservativen als unbeugsame Volksvertreter und Wahrer des parlamentarischen Mitbestimmungsrechts; die Liberalen als Vorkämpfer der Regierungspolitik. Ja, als Hoffnung oder Furcht oder auch zunächst nur als Drohung knüpfte sich daran der Gedanke, ob sich aus dieser Konstellation in der einen Frage eine fundamentale Wandlung der inneren Politik überhaupt entwickeln könne.

Eine solche politische Situation war zwar in Preußen-Deutschland immerhin selten, aber doch nicht einzig in ihrer Art. Gelegentlich ist ihr Eintreten bei schon beginnender Entwicklung noch verhindert worden, nicht ohne Schuld des Liberalismus wie bei der Militärkrise von 1893. Aber neuerdings wiederholen sich ähnliche Situationen oder doch Ansätze dazu, namentlich in Fragen der wirthschaftlichen und der mit ihr, je länger desto inniger, sich verbindenden

auswärtigen Politik. Freilich wird man noch hüben wie drüben ein gewisses Gefühl der Abnormität und Schiefheit der Lage nicht los; und besonders unbehaglich pflegt dabei den leidend-leitenden Staatsmännern zu Muthe zu sein; wie im dunkeln Drange des Selbsterhaltungstriebes wehren sie sich gegen liberale Hilfe; Herr v. Miquel empfand jüngst genau dasselbe „unheimliche Gefühl“, dem einst Caprivi offenen Ausdruck gab. Und wenn dem Manne ohne Ar und Halm auch vielleicht später das Wort Leid gethan haben mag, so bewies doch sein Sturz, daß es ihm ein allzu richtiger Instinkt eingegeben hatte. Und auch der bisherige seltsame Verlauf der jüngsten Krise ist wohl in dem gleichen Sinne zu deuten: die Feindschaft der Konservativen ist schlimm; aber die Freundschaft der Liberalen ist schlimmer für eine preußische Regierung.

Dennoch ist mit diesem Verlaufe nicht die Frage aus der Welt geschafft, die jene Krise für kurze Zeit in den Mittelpunkt des politischen Interesses gerückt hatte. Ist es denkbar, daß sich in absehbarer Zeit eine solche politische Konstellation aus einer Abnormität in eine normale Phase unseres öffentlichen Lebens verwandelt? Sollen einmal preußische Minister ihre Stütze im Liberalismus nicht nur finden, sondern wohl gar suchen dürfen, ohne daß sich auch an ihnen das Schicksal ihrer Vorgänger von Hardenberg bis Herrfurth und Caprivi erfüllt? Nur krasser Dilettantismus kann darauf mit Ja oder Nein antworten wollen. Auf der einen Seite sprechen alle Präjudizien der Geschichte gegen die Wahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen, gegen die Möglichkeit eines dauerhaften liberalen oder auch nur entschlossen antijunkerlichen Regiments in Preußen. Und zwar stammen diese schlimmen historischen Erfahrungen aus Zeiten, da der Liberalismus sich jedenfalls äußerlich weit stattlicher ausnahm, als heute, wo er doch wahrhaftig nicht als ein politischer Blender wirkt. Was in der großen Zeit der Freiheitskriege wie im „Völkerfrühling“ von 1848, was in der „neuen Aera“ wie in der Schöpfungszeit des jungen Reiches nach kurzem Hoffnungswahn wie ein Traum zerronnen, das sollte in einer Zeit zur Wirklichkeit werden können, da eben noch Feinde und Freunde des Liberalismus sich um die Diagnose: todt oder scheintodt stritten? Damals hätte sich ein liberales Regiment scheinbar in ein gemachtes Bett legen können; heute müßte es sich seine Operationsbasis erst selbst schaffen. Diese offenkundigen Thatsachen, verstärkt durch sehr schwer wiegende Zweifel persönlicher Art, scheinen zu einer glatten Verneinung der obigen Frage zu zwingen, und den preußischen Liberalen, so geübt in der traurigen Kunst der Resignation, zuzurufen: lasciate ogni speranza!

Und doch sieht man mit alledem nur die eine Seite der Sache, allerdings die einfachste, klarste, am leichtesten verständliche. Aber es sind keineswegs Heißsporne des Liberalismus, die ohne voreilige Illusionen doch auch eine andere Möglichkeit ins Auge fassen. Und obgleich man gewiß Drohungen, in der fliegenden Hitze des Tageskampfes ausgestoßen, oder gar bloße Verlegenheitswendungen leidender Staatsmänner in ihrer Tragweite ebenso wenig überschätzen wird, wie die noch recht problematischen Thaten der jüngsten Tage, so fehlt es immerhin nicht an Symptomen, die auch den politischen Skeptiker veranlassen können, die Sache noch von einer anderen Seite zu betrachten. Rationes dubitandi, nichts weiter freilich; aber gerade sie haben ihren Werth für den, der nicht durch eine Frage an das Schicksal erfahren möchte, was am nächsten Donnerstag geschehen wird, sondern die allgemeine Richtung der Entwicklung aus den immanenten Nothwendigkeiten oder Möglichkeiten zu begreifen strebt. Sind die wirkenden Ursachen, auf denen in jenen früheren Perioden das stetige Unterliegen des Liberalismus vor dem konservativ verkleideten Junkerthum beruhte, noch heute unverändert? Oder hat hier seitdem eine Verschiebung eingesetzt, die aus veränderten immanenten Voraussetzungen auch auf die Möglichkeit eines anderen Resultats schließen läßt? Und wenn das der Fall wäre, so könnte die Krise, in welcher sich der deutsche Liberalismus seit geraumer Zeit befindet, kein Hinderniß, vielleicht sogar eine Vorstufe seiner Regeneration sein, ohne daß man auf das Wunder des Vogels Phönix warten müßte.

Für die Gestaltung der konstitutionellen und der Parteizustände in Preußen sind zwei fundamentale Thatsachen von charakteristischer Bedeutung: die überragende Machtstellung der Krone und der wirthschaftliche, soziale und politische Gegensatz zwischen dem Osten und dem Westen der Monarchie. In den aus Territorial-Herrschaften hervorgegangenen deutschen Einzelstaaten ist durchweg die Stellung der Dynastien eine ganz andere, als in den alten nationalen Großstaaten; denn dort bildeten überall die Dynastien den Krystallisationskern, an den sich die Bestandtheile des werdenden Staatswesens ansetzten. Hat dieser gemeinsame Grundzug aller deutschen Partikularstaatsbildung auf der einen Seite zu zwergstaatlicher Zersplitterung geführt, so auf der anderen Seite zu der territorialen Agglomeration, aus der der preußische Großstaat erwuchs. Und zwar hat das alte Preußen, auch nachdem es unter Friedrich d. Gr. nach außen die Stellung eines europäischen Großstaates errungen, im Innern jene Form einer ziemlich unorganischen Agglomeration bis zu seinem Zusammenbruch im napoleonischen Kriege nicht völlig überwunden. Innerhalb dieser losen Form konnten die schon damals bestehenden kulturellen Gegensätze zwischen den auf Kolonialboden erwachsenen ostelbischen und den auf altem Kulturboden liegenden mittel- und westdeutschen Besitzungen des regierenden Hauses ohne allzu arge Reibung nebeneinander existiren. Als nach dem Zusammenbruch die Stein-Hardenbergsche Aera der Regeneration die sozialen, wirthschaftlichen und politischen Fundamente des modernen Staates für Preußen legte, da hatte sie es zunächst lediglich mit den ostelbischen Landen zu thun, und stieß hier auf den konzentrirten Widerstand des herrschenden Junkerthums. Es ist bezeichnend, daß sich dieser fanatisch wüthende Widerstand nicht bloß gegen die der Privilegienwirthschaft feindlichen Reformen an sich richtete, sondern ganz bewußt gegen das oberste Ziel der Reform, die Herstellung moderner Staatseinheit, der die gottgewollte ständisch partikularistische Zersplitterung als das wahrhaft monarchische Prinzip entgegengestellt wurde. Die Darstellung der staatlichen Einheit einzig und allein in der Person des Monarchen scheint die Stellung der Krone zu stärken, während sie in Wahrheit die Staatseinheit und damit auch die Krone schwächt und die partikulare Autonomie des Junkerthums stärkt. Jene Lehre schmeichelt dem Könige, aber indem sie das moderne Staatsoberhaupt hinter den feudalen Lehnsherrn verschwinden läßt, erhebt sie in Wirklichkeit die feudale zu einer der königlichen homogenen Gewalt und erniedrigt den König zum primus inter pares des Junkerthums. Unter ständig wechselnden Formen und Verhüllungen ist aber diese Anschauung bis auf den heutigen Tag wirksam gewesen.

In den wenigen, hart bedrängten Jahren der Regenerationsära konnte der Kampf nicht zur Entscheidung gebracht werden; und das wiederhergestellte Preußen zerfiel nahezu in zwei heterogene Staatswesen. In den westlichen Provinzen waren die feudalen Rudimente im Wesentlichen verschwunden, die Erscheinungsform der modernen bürgerlichen Gesellschaft vollendet; der Osten war in den allerersten Anfängen dieser Entwickelung stecken geblieben. An dieser Disparität scheiterte Hardenberg mit seinem Plane einer Gesammtstaatsverfassung, der ohne eine weitgehende Assimilirung des Ostens durch den Westen nicht durchführbar war. Zu einer solchen Assimilirung war denn doch die bürgerliche Kultur des Westens gegenüber der kompakten Masse des agrarischen Ostens, die noch kaum von einer größeren städtischen Entwicklung durchbrochen wurde, nicht reif und stark genug. Sie durfte zufrieden sein mit dem raschen und nachhaltigen Erfolge, den sie über Versuche einer umgekehrten Assimilirung des Westens durch den Osten, an denen es auch nicht fehlte, davontrug. Während eines Menschenalters bildete in der That das einzige verbindende Band staatlicher Einheit über den disparaten Theilen der Monarchie die Krone und ihr Beamtenthum. Es war die

klassische Zeit der preußischen Bureaukratie. Sie leistete als Surrogat eines wirklichen politischen Gemeinlebens und zur Förderung der Weiterentwicklung namentlich auf wirthschaftlichem Gebiete das Mögliche. Mit der Erkenntniß, daß dieser Zustand als Uebergangsstadium vortrefflich, als dauernde Form modernen Staatslebens unmöglich war, hätte die Krone ohne Zweifel die Macht besessen, den schließlich doch unvermeidlichen Assimilirungsprozeß fördernd zu leiten und in die Form moderner Verfassungsorganisation allmählich überzuführen. Aber diese Erkenntniß konnte im Banne der Metternich'schen Legitimitäts- und Stabilitätspolitik nicht aufkommen, und jene Macht ward vielmehr voll eingesetzt für die Verhinderung der nothwendigen Entwicklung. Fehlte es während dieser Epoche noch an dem Widerspiel wirklicher politischer Parteien, so nahm dessen Stelle bis zu einem gewissen Grade der Gegensatz zwischen Feudalismus und Bureaukratie ein. Den tüchtigen und liberalen Elementen der letzteren gelang es, die Kluft zwischen West und Ost einigermaßen zu überbrücken; in ihnen hätte die Krone die geeigneten Organe gefunden, um die endliche Schließung jener Kluft durch eine moderne Gesammtstaatsverfassung vorzubereiten. Statt dessen bestieg mit Friedrich Wilhelm IV. die antibureaukratische, feudalistische Opposition selbst den Thron; die Aera der „Mißverständnisse“ begann.

Die öffentliche Meinung kannte den Kronprinzen als einen Feind der bevormundenden Bureaukratie; daß er dies nicht deshalb war, weil jene Bureaukratie das politische Problem der neuen Zeit nicht mehr zu lösen vermochte, sondern weil sie seinen feudalistischen Anschauungen allzu modern war, das konnte man nicht verstehen, ehe man es mit starrem Staunen erlebte. Gewiß mußte der Mann, der Alles mißverstand, von Allen mißverstanden werden. Zu wähnen, daß der Entwicklungsdrang des Heute nicht dem Morgen, sondern einem — noch dazu völlig falsch verstandenen — Gestern zustrebe; im Westen nicht die aufblühende moderne Kultur, sondern nur die Ruinen vergangener Herrlichkeit, gothische Dome und Burgtrümmer, zu sehen, und mit diesem Todten und dem im Osten Absterbenden das Leben der Gegenwart meistern zu wollen; die Ueberwindung des als unhaltbar erkannten absoluten Staates nicht in der Fortbildung zum Verfassungsstaat, sondern in der Rückbildung zum Feudalstaat zu suchen, das war die königliche Politik der Mißverständnisse. Und das tragikomische Mißverständniß der zwei Schüsse, das ihren Zusammenbruch bezeichnet, wirkt wie eine ironische Symbolisirung ihres ganzen Wesens. Wohl bedurfte es des Anstoßes von Außen, der Luftströmung des „Völkerfrühlings“, um endlich den gewaltsamen Zusammenbruch herbeizuführen; aber weder fremdem Beispiel noch allgemeiner Zeitströmung hätte es gelingen können, dies Land zu revolutioniren, falls seine Krone nicht während eines Menschenalters ihre Macht der Vorbereitung der Revolution gewidmet hätte. Wenn es wahr ist, daß Preußen seinen Königen Alles verdankt, so macht von dieser Regel jedenfalls die Revolution von 1848 keine Ausnahme.

Und eben diese Revolution zeigte wiederum den erstaunlich monarchistischen Zug des deutschen Staatswesens; sie schrie förmlich nach einem gekrönten Haupte. Der Vortheil, die Zukunft Preußens, des Parvenus unter den Großstaaten, wies ihm hier, wie stets, seinen Platz auf der Seite des „illegitimen“ Fortschritts; wenn es je eine nothwendige Interessengemeinschaft gab, so war es die zwischen dieser zahmsten aller Revolutionen und der in ihrer deutschen Stellung auf einen revolutionären Umschwung angewiesenen preußischen Krone. Freunde wie Feinde der deutschen Bewegung mochten zunächst selbst einem Friedrich Wilhelm IV. nicht die Ungeheuerlichkeit zutrauen, die Gunst dieser Lage zu verkennen und zu verderben. Und wieder zeigte sich die Macht dieser Krone, indem die persönliche Unzulänglichkeit ihres Trägers ein entscheidendes Moment für den unglücklichen Verlauf jener Bewegung wurde. Das deutsche Bürgerthum war zu schwach, um ohne und gegen das preußische Königthum an sein Ziel zu gelangen; aber die Abneigung wider die bürgerliche Bewegung hatte die tiefste Demüthigung dieses Königthums zur nothwendigen Folge. Die Schmach von Olmütz war das eigenste Werk Friedrich Wilhelms und des ihn „strammenden“ Junkerthums; in jedem Sinne ein Sieg des Ostens über den Westen.

Wohl zeigt sich in der Bewegung von 1848 eine Erstarkung des westlichen Kulturelements; nicht nur treten die westlichen Landestheile selbst bedeutsam hervor, sondern sie finden auch schon im Osten Ansätze einer ihnen innerlich verwandten Gestaltung. Auch bewies das ostelbische Junkerthum seine vollendete Unfähigkeit, gegen einen ernstlichen Angriff im Innern „seinen“ Staat zu vertheidigen, wie es sie 1806 gegen den Angriff einer modernen Macht von außen bewiesen hatte; jetzt wie damals lag es im ersten Schrecken platt auf dem Bauche. Immerhin aber bildete die westliche, bürgerliche, kommerzielle und industrielle Kultur gegenüber der nahezu noch geschlossen agrarischen Masse des Ostens die jüngere, unfertigere, dynamische Minorität. Innerhalb derselben überwog noch das in tief greifenden politischen Konflikten auf die Dauer wenig zuverlässige kleinbürgerliche Element. Und auch die ersten Regungen einer proletarischen Bewegung machten sich bemerkbar. So unklar in sich und so unbedeutend sie auch in ihrer Verbindung mit dem bürgerlichen Radikalismus waren, die Furcht vor ihnen wirkte doch lähmend auf die Schlagkraft der liberalen Aktion. Es war das Neue, Unbekannte, dem man mit unheimlicheren Gefühlen gegenüberstand, als dem altgewohnten Gegner. Wenn noch heute der Wahn mächtig ist, daß die Sozialdemokratie eigentlich außerhalb des gemeingiltigen politischen Parteienverkehrs stehe, so kann es nicht Wunder nehmen, daß vor einem halben Jahrhundert bei den hüben wie drüben noch völlig ungeklärten Anschauungen und unentwickelten Verhältnissen dieser neue Gegensatz die sonstigen politischen Parteiunterschiede zu überragen schien. Dazu kam der große Einfluß der Vorgänge in Frankreich, wo ja damals in der That die erste blutige Schlacht zwischen Bourgeoisie und Proletariat geschlagen wurde. Man übersah den wesentlichen Unterschied der politischen und sozialen Entwicklungsstufen hier und dort. Was Frankreich in dem gewaltigen Ringen des Revolutionszeitalters, durch die große Revolution mit ihrem Schrecken, wie durch die genial organisatorische Diktatur Napoleons vollbracht hatte, die Niederzwingung des Feudalismus, das wähnten die deutschen Märzhelden mit ihren harmlosen Revolutiönchen bestens nachgeholt zu haben. Das klägliche Armsündergesicht, das die reaktionären Regierungen und ihre feudalistischen Stützen beim ersten Schrecken aufsetzten, mußte diesen schmeichlerischen Wahn stärken. Man vergaß gar zu gern, daß der deutsche Westen, wo von einer Zurückdrängung des Feudalismus mit einigem Recht die Rede sein konnte, dies nicht so sehr der eigenen bürgerlichen Kraft als der Macht der Fremdherrschaft zu verdanken hatte; daß dagegen der rückständige Feudalismus in der wuchtigen Masse des Ostens noch feste Wurzeln seiner Kraft hatte. Diese anachronistische Auffassung der gegebenen Situation übersah, daß einerseits jenem Feinde gegenüber die Solidarität der Interessen des gesammten „dritten Standes“ noch weit die Differenzen innerhalb desselben überwog; und daß daher andererseits die Menge der Führung durch die Bourgeoisie noch bedürftig, wie auch, dieser Führung zu folgen, willig genug war, wenn diese nur ihren Beruf zu solcher Führung richtig erfassen wollte. Jedoch gerade in Folge jener anachronistischen Auffassung überschätzte die Bourgeoisie die von der „rothen Republik“ drohende Gefahr, die in Wahrheit überhaupt kaum vorhanden war, ebenso ungeheuerlich, wie sie die in Wahrheit alleinige ernste Gefahr der Reaktion unterschätzte. So erklärt sich der dringende Wunsch der März-Staatsmänner, „die Revolution zu schließen“, ehe ihre Wirkung in die Tiefe eigentlich angefangen hatte; ein frommer Wunsch, den zu erfüllen die Reaktion als Dank für die freundliche Schonung sich angelegen sein ließ.

Als die Moral der Geschichte von 1848 ist allgemein die Lehre anerkannt, daß die deutsche Einheit nur durch die Macht und unter der Führung des preußischen Staates herzustellen war. Aber nicht minder richtig und wichtig ist eine

andere daraus sich ergebende Lehre, daß nämlich die innere Einheit Preußens, die Verwestlichung Ostelbiens nur im Rahmen des deutschen Gesammtstaates durchführbar ist. Das alte Preußen hat das neue Reich geschaffen; aber das neue Reich muß naturnothwendig auch ein neues Preußen schaffen; und die Wehen dieser Schöpfung, das sind die politischen Schmerzen unserer Tage.

Der unselige Dualismus der beiden deutschen Nationalversammlungen von 1848, der schwarz-roth-goldnen in der Paulskirche zu Frankfurt und der schwarz-weißen im Schauspielhause zu Berlin, war nicht sowohl die Ursache, als vielmehr das bezeichnende Symptom für die damalige Unlösbarkeit des Problems. In Frankfurt, wo durchaus das westliche Element dominirte, hatte man keine rechte Anschauung von der Natur der Grundfrage des preußischen Staatswesens, auf dem man doch das neue Reich erbauen mußte. Männer wie Vincke und Radowitz erschienen dort als Vertreter der äußersten preußischen Rechten, Männer, in denen das ostelbische Junkerthum halbe oder ganze Jakobiner sah. In der preußischen Versammlung trat deutlich genug das Eine, was Noth that, hervor; die Abgeordneten der ostelbischen Bauernschaften, die in den Märztagen den endlichen Zusammenbruch des junkerlichen Ausbeutungssystems begrüßten, konnten den Weg weisen. Aber hier war das westliche Element zu schwach, das bürgerliche zu eng und kleingeistig vertreten. Die bürgerliche Bewegung dort und die bäuerliche hier hätten vereint die deutsche und preußische Frage vielleicht mit einem Schlage lösen können. Aber den Einen war die ostelbische Junkerfrage, den Andern die deutsche Einheit Hekuba; und so ging die deutsche Einheit, aber nicht der ostelbische Feudalismus in die Brüche. Uebrigens muß man es den Junkern lassen, daß sie in ihrer Noth die Bourgeoisie sehr geschickt an ihrer schwächsten Seite zu packen wußten. Als die Berliner Versammlung doch Miene machte, in den östlichen Feudalismus Bresche zu legen, da erhob das Junkerthum den durchdringenden Schrei von der unantastbaren Heiligkeit des Eigenthums! Es war Sprenkel für bürgerlich-liberale Drosseln und that so gute Dienste. Als ob ohne recht kräftige Eingriffe in das Eigenthum der Feudalismus irgendwo und irgendwann überwunden werden könnte.

Immerhin aber blieb eine Märzerrungenschaft bestehen, und keine geringe: Preußen hatte und behielt eine Konstitution. Das war doch jedenfalls ein Fortschritt westlicher Staatskultur; jedoch war mit dieser einheitlichen Verfassungsform der west-östliche Antagonismus des preußischen Staatslebens keineswegs aufgehoben, sondern er trat lediglich in eine neue Phase.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Hugo Preuß.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Wenn man in Preußen vom rechten Wege abweicht.

Es war am 22. August. Die ganze politische Welt sann darüber nach, wie die Folgen der großen Kanalniederlage der Regierung sein würden. Am folgenden Morgen sollte der Kronrath darüber entscheiden, ob das Abgeordnetenhaus aufzulösen und Neuwahlen anzuberaumen seien. In solchen sorgenschweren Zeiten steigt ein Politiker, welcher radeln kann, gern auf sein Rad, um außerhalb des städtischen Dunstkreises stärkende Landluft einzuathmen.

Also hinaus in den Grunewald, über Paulsborn nach Onkel Tom's Hütte! Von da, beim Sinken der Sonne, zurück über Zehlendorf und Steglitz. Zwischen Zehlendorf und Steglitz ist die Chaussee in einem niederträchtig schlechten Zustande, es ist eine Qual für jeden Radler, sie zu benutzen. Neben der Chaussee läuft aber ein breiter, vortrefflicher Fußweg, der für Fußgänger und Radler bequem Platz bietet. Zahllose Radspuren zeigen denn auch, daß die Chaussee mit ihren Höckern und Löchern die Radler fortgesetzt verleitet, sich auf den Fußweg zu begeben.

Ueber die Probleme der preußischen Kanalpolitik in patriotisches Nachdenken versunken, lenkte auch ich ohne weiteres auf diesen Nebenweg. Mein polizeifrommes Gemüth ahnte gar nicht, daß ich mich auf einem verbotenen Wege befand. Plötzlich ertönte hinter mir die rauhe Stimme eines nacheilenden Radlers: „Absteigen!" Ich dachte, ich sollte einem Verunglückten zu Hilfe kommen, und kletterte vom Rad. Es war der uniformirte Wächter des Gesetzes, der mich gestellt hatte und nun ein peinliches Verhör auf offener Landstraße mit mir vornahm. Die vorschriftsmäßigen Legitimationspapiere fehlten natürlich sämmtlich, zum Glück hatte ich aber eine Legitimationskarte als Abgeordneter bei mir, was den Verkehr zwischen dem Polizisten und mir etwas freundlicher gestaltete. Alle Personalien — Vor- und Zuname, Geburtsort, Geburtsjahr und -Datum, sonderbarer Weise nicht die Konfession — wurden abgefragt. Vergeblich war alle Beredsamkeit, um den Diener der öffentlichen Ordnung davon zu überzeugen, daß die zahlreichen Radspuren des Fußweges den Glauben geradezu provocirten auf einem obrigkeitlich für das Radeln freigegebenen Wege zu sein. Auch der Hinweis darauf verfing nicht, daß die Kreisverwaltung, indem sie die Chaussee in einem so schauderhaften Zustande lasse, recht eigentlich die intellektuelle Urheberin des verübten Verbrechens sei; sie dränge die Radler geradezu vom Fahrweg auf den Fußweg. Der Amtsdiener von Zehlendorf hatte eben wie Schiller's schwedischer Oberst Wrangel „bloß ein Amt und keine Meinung".

Nach einigen Tagen erschien ein Strafmandat, worin, mit dem Hinweis auf eine Reihe von Paragraphen der Oberpräsidial-Verordnung vom 28. März 1894, die freundliche Aufforderung enthalten war, bei der Amtskasse in Zehlendorf, Potsdamerstraße 6, die Summe von 5 Mk. zu erlegen. Der humane Schutzmann, der diesen Strafbefehl überbrachte, und dem ich meine Verwunderung über den hohen Strafsatz zu erkennen gab, theilte mir mit, daß in Berlin ein Verbrechen, wie ich es begangen hatte, nur mit 1 Mk. geahndet werde.

Man sieht, das Leben auf dem Lande ist heute erheblich theurer als in den großen Städten. Ich nehme nicht an, daß man aus „Haß der Städter" in Zehlendorf eine so viel höhere Straftaxe eingeführt hat, aber das Abfassen von Radlern muß für den Kreis Teltow ein brillantes Geschäft sein. In dieser hohen Strafe läge etwas Versöhnendes, wenn die den Radlern abgenommenen Strafgelder nun wenigstens dazu verwandt würden, um die miserable Chaussee in einen radelwürdigen Zustand zu versetzen; aber ich fürchte beinahe, man stellt für diese Strafgelder nur ein paar Amtsdiener mehr an, um den Radlern das Leben noch saurer zu machen als bisher.

Man muß sich darnach ausschließlich mit dem erhebenden Bewußtsein trösten, daß man bei uns in Preußen auf Schritt und Tritt unter der sorgsamen Obhut der hohen Polizei steht und daß auch der leiseste Versuch, vom rechten Wege abzuweichen, sofort seine Strafe findet. Dieses Bewußtsein mag uns auch darüber hinweghelfen, daß der Mittellandkanal nicht zu Stande kommt und daß die von Gott eingesetzte Obrigkeit kürzlich im Abgeordnetenhause eine so schwere Niederlage erlitten hat.

Was brauchen wir neue Verkehrswege, wir haben ja Eisenbahnen und wir haben die Chaussee zwischen Zehlendorf und Steglitz?! — Wenn man sich nur immer hübsch auf den alten, ausgefahrenen Wegen hält, so kann einem auch in der Politik so bald nichts Schlimmes passiren. Man soll sich aber hüten, neue Wege einzuschlagen, das ist in Preußen gefährlich, für Politiker, wie für — Radler.

Bulgarus.

Die Erforschung der indischen Pest.

Nicht zum ersten Mal in diesem Jahrhundert zeigt sich in Europa die Pest, deren Auftreten in Aegypten und Portugal in den letzten Wochen gemeldet wurde. Es darf nicht vergessen werden, daß bis zum Jahre 1840 die Gegenden an den Ostküsten des Mittelmeeres, und zwar nicht bloß Kleinasien und Aegypten, sondern auch die Länder der Balkanhalbinsel, in kurzen Zwischenräumen beständig von schweren Epidemieen der indischen Pest heimgesucht wurden, jener mörderischen Seuche, deren Ursprung auf einen endemischen Herd in Vorderindien hinweist und deren Identität mit der Beulenpest des Justinian im sechsten Jahrhundert und mit dem schwarzen Tode des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts feststeht. Wir wissen jetzt, daß jener endemische Herd in einem Landstrich der unwirtlichen Südabhänge des Himalayas, in den hochgelegenen Bezirken von Garhwal und Kamoun, zu suchen ist. Aber schon im Mittelalter wies man auf Indien als die Ursprungsstätte der Pest hin. Fracastoro, der 150 Jahre nach dem ersten Auftreten des schwarzen Todes lebte, berichtet von jener Zeit:

per omnes
aurorae populos, per quae rigat aequora Ganges,
insolita exarsit febris, quae pectore anhelo
sanguineum sputum exagitans, (miserabile visu)
quarta luce frequens fato perdebat acerbo.

Im Jahre 1841 erlosch die Pest in Konstantinopel und nun glaubte man die Pestgefahr für Europa vorüber. Noch im Jahre 1865 äußerte sich der berühmte Berliner Seuchenforscher August Hirsch dahin, daß diese Krankheit unter dem Einflusse einer gesundheitsmäßigen Hygiene für immer vom Erdboden vertilgt werden könne. Sei es doch durch derartige Reformen gelungen, die Pest zwei Jahrzehnte von Europa fernzuhalten. Was an den Küsten des Mittelmeeres erreicht wäre, sei auch für den endemischen Herd in Indien selbst nicht ausgeschlossen und so könne eine entsetzliche Gefahr des Menschengeschlechts für immer vertilgt werden, „deren Schrecken heut allerdings nur noch in der Erinnerung leben, die aber — und man thut gut, sich dieser Besorgniß nicht ganz zu verschließen — wieder ihr Haupt erheben, und die Schrecken längst vergangener Jahrhunderte noch einmal wachrufen kann".

Der plötzliche Ausbruch der Pest in Wetlianka, einem kleinen Orte im Astrachaner Gouvernement, gegen Ende des Jahres 1878 war geeignet, die zuversichtlichen Hoffnungen auf die Immunität Europas noch zu verstärken. Die kurze Epidemie, welche von den Einwohnern des Ortes 20 Proz. dahinraffte, erlosch bald, ohne sich weiter zu verbreiten. Auch über ihren Ursprung konnte nichts Sicheres festgestellt werden; wahrscheinlich war die Einschleppung von Persien erfolgt. Wieder vergingen fast zwei Jahrzehnte, in denen die Seuche am Sitze ihres Ursprungs zwar in zahlreichen Ausbrüchen wüthete, gelegentlich auch ihre engeren Grenzen ein wenig überschritt, aber in der Hauptsache den Charakter einer lediglich örtlichen Gefahr bewahrte. Da plötzlich im Jahre 1894 verlor sie diese Eigenschaft, sie wurde invasiv. Hatten schon die schweren Pestausbrüche des genannten Jahres in Canton und Hongkong die Aufmerksamkeit Europas auf sich gelenkt, so war dies in viel höherem Maße der Fall, als nun auch im Jahre 1896 die Krankheit im Bezirke von Bombay heftig ausbrach. Wie berechtigt die Sorge Europas war, wie begründet die Maßregeln verschiedener Staaten, die sofort wissenschaftliche Expeditionen nach Bombay sandten, das lehren die Vorgänge der letzten Wochen. Die Seuche hat sich nicht auf ihre Grenzen beschränken lassen, sie ist wie früher an den Küsten des Mittelmeeres aufgetreten, der Herd in Alexandria und der spätere in Portugal beanspruchen die größte Beachtung. Glücklicherweise hat diesmal die Nachricht nicht annähernd so schreckenerregend gewirkt, wie die vom Ausbruch der Pest in Wetlianka. Die Bevölkerung ist bis jetzt kaltblütig geblieben und statt der Panik begegnet man ruhigen Erwägungen, ob wirklich die Fortschritte der Kultur, ob die Errungenschaften der öffentlichen Gesundheitspflege, insbesondere der neuen Wissenschaft der Bakteriologie, die Erwartung begründen lassen, daß für Europa die Gefahr einer größeren Epidemie beschworen sei. Aber das Eine kann jedenfalls nicht weggeleugnet werden, daß, was in Alexandria und Oporto möglich war, nämlich die Einschleppung des spezifischen Ansteckungskeimes selbst, in ganz kurzer Frist in unseren heimathlichen Häfen ebenfalls eintreten kann. Daraus aber erwächst die Aufgabe, an der Hand unserer Erfahrungen über die Eigenschaften der Krankheit selbst uns klar zu machen, welche Gefahren uns aus einem solchen Ereigniß drohen und welche Mittel uns zu Gebote stehen, um ihnen zu begegnen.

Sehr wichtige Aufschlüsse erhalten wir aus dem Berichte der im Auftrage des Deutschen Reiches im Jahre 1897 entsandten Kommission zur Erforschung der Pest in Bombay. Dieser Bericht ist vor wenigen Wochen im Verlage von Julius Springer erschienen, ein großes, stattlich ausgestattetes Werk, welches den 16. Band der Arbeiten des Reichsgesundheitsamtes bildet. Die Mitglieder der Kommission waren die Hygieniker und Bakteriologen Professor Gaffky aus Gießen, der schon einmal als Mitglied der Cholerakommission im Jahre 1884 in Bombay gewesen, Professor Pfeiffer vom Institut für Infektionskrankheiten und Stabsarzt Dieudonné vom Reichsgesundheitsamte, ferner als Kliniker der Gießener Professor Georg Sticker. Später schloß sich der Expedition noch Robert Koch selbst an, der damals in Afrika zum Studium der Rinderpest weilte. Die deutschen Forscher, die am achten März in Bombay eintrafen, fanden dort schon die österreichische Expedition vor, ebenso war der Delegirte der ägyptischen Regierung, der in Deutschland ausgebildete Hygieniker Bitter, sowie englische und französische Forscher in voller Thätigkeit. Die deutsche Expedition hatte mit zahlreichen Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Arbeitsräumen und Untersuchungsmaterial zu kämpfen, die noch dadurch wuchsen, daß die Seuche im Erlöschen war und die hohe Temperatur die Arbeiten erschwerte. Trotzdem gelang es ihrem Arbeitseifer, unter eigener steter Lebensbedrohung, eine Fülle werthvollen epidemiologischen, klinischen und bakteriologischen Materiales anzusammeln, dessen zusammenhängende Darstellung den vorliegenden Bericht füllt.

Besonders die epidemiologischen und klinischen Abschnitte, die anscheinend von Sticker allein verfaßt sind, zeichnen sich durch schwungvollen Styl und reiche Fülle interessanter Einzelheiten aus. Die wissenschaftliche Ausbeute ist am größten in jenem Abschnitte, welcher die speziell bakteriologischen Untersuchungen wiedergibt und welcher den Stempel der exakten Methodik der Koch'schen Schule trägt. Für weitere Kreise aber sind diese Abschnitte von geringerem Interesse. Für sie fallen mehr die rein epidemiologischen Beobachtungen ins Gewicht, namentlich soweit sie Folgerungen für unsere eigene augenblickliche Lage zulassen. Die Verfasser selbst, die überall den vorsichtigen zurückhaltenden Ton des ernsten Forschers innehalten, werden die ersten sein, zuzugeben, daß noch auf viele sehr wichtige Fragen die Antwort aussteht. Immerhin ist das gebotene Material werthvoll und reich genug, um gerade gegenwärtig Berücksichtigung zu verlangen.

Uns interessirt besonders, zu erfahren, ob wir bei der gegenwärtigen Ueberschreitung der Grenzen Europas durch die Pest Gefahr laufen, in absehbarer Zeit ähnlichen Zuständen entgegenzugehen, wie sie in früheren Jahrhunderten bestanden oder ob wir sicher sind, davor bewahrt zu bleiben, sei es weil der Gang der Kultur der Pest den Nährboden entzogen habe; sei es, weil die besseren Methoden der Erkennung und Bekämpfung der ersten Fälle uns die Isolirung erleichtern und damit die Erstickung der Gefahr im Keime ermöglichen.

Aber gesetzt den Fall, daß auch heute noch eine Ausbreitung der Seuche möglich ist, sobald gelegentlich da oder dort die ersten Fälle übersehen wurden, und ständen wir also auf einmal irgendwo vor einer Epidemie,

so ist die weitere Frage aufzuwerfen, ob wir selbst dann nicht gegen früher besser vorbereitet sind. Es ist zu prüfen, ob nicht unsere Fortschritte in der Versorgung und Isolirung der Kranken, ob nicht die neueren, durch die Bakteriologie gewonnenen Methoden der prophylaktischen Immunisirung ein Rüstzeug bilden, das uns selbst der bestehenden Epidemie gegenüber gesicherter als früher auftreten läßt. Auf alle diese Fragen hat der vorliegende Bericht die Antwort bereit. Zunächst lehrt er uns, daß nur die Vorbeugungsmaßnahmen Aussicht auf Erfolg geben, kaum aber die Heilungsversuche; denn gegenüber dem einmal von der Seuche befallenen Einzelindividuum ist wohl auch heute unsere Lage nahezu ebenso trostlos wie früher. Die Erfahrungen in Bombay lehren, daß auch heute die Beulenpest dieselbe mörderische Kraft hat, wie zu den Zeiten des Justinian oder des Boccaccio, daß sie unter den gleichen Erscheinungen das Leben bedroht und daß, wer einmal ergriffen, eine größere Wahrscheinlichkeit hat, zu erliegen, als zu genesen. Die Vermuthung, daß die besseren Zustände der Krankenpflege in unseren zivilisirten Verhältnissen, die ja nicht nach indischen Zuständen gemessen werden dürfen, uns bessere Ergebnisse versprechen, hat wenig Berechtigung. Auch von der modernsten Form der Behandlung, der Serumtherapie, die ja durch Yersin auch für die Pest eingeführt wurde, darf man nicht viel erwarten. Der Bericht der Deutschen Forscher kann nur feststellen, daß die Seruminjektionen nicht schädlich zu sein scheinen; einen Nutzen haben die Berichterstatter nicht finden können. Es ist bezeichnend, daß der Wiener Arzt Müller, der der Pest in Bombay glücklich entging, um einer Infektion in Wien zu erliegen, die Seruminjektion, trotzdem er dem Tode ins Auge sah, verschmähte, und auch Sticker, das Mitglied der Deutschen Expedition, der am 29. März durch eine Verletzung bei einer Sektion sich eine leichte Pestinfektion zuzog, stellte die Forderung, daß man ihn mit Seruminjektionen verschone.

Ungleich günstiger aber sind unsere Aussichten auf eine erfolgreiche Vorbeugung. Aus der Fülle der Beobachtungen, die der Bericht beibringt, lassen sich namentlich sechs Thatsachen von Bedeutung hervorheben. Der nächstliegende Gesichtspunkt ist die Frage nach den Beziehungen der Pest zu Klima und Oertlichkeit. Gewisse Seuchen bevorzugen ja bestimmte Jahreszeiten, wie die Cholera die Gluth des Sommers, die Diphtherie und Influenza die Lichtlosigkeit des Winters, aber sie verschonen wohl bestimmte immune Gegenden. Auch die Pest trat in Bombay in der kühleren Jahreszeit am heftigsten auf und erlosch mit Beginn des Sommers. Es stimmt dies durchaus mit den bisherigen Erfahrungen überein, nach denen die Seuche auch anderwärts mit Beginn des Sommers erlosch oder mindestens nachließ. Es erklärt sich dies Verhalten vielleicht aus den Eigenschaften der Krankheitserreger, die unter der austrocknenden Tropenwärme schnell zu Grunde gehen, und aus den Lebensgewohnheiten der Bevölkerung, die in der kälteren Jahreszeit in engen Wohnungen sich zusammendrängt und so vermehrter Ansteckungsgefahr sich aussetzt. Aber für unsere Gegenden dürfte das gleiche Verhalten nicht ohne Weiteres zu erwarten sein, da wir wenigstens des Nachts selbst im Sommer nicht so hohe Temperaturen haben, um das Contagium zu vernichten. Eine Beziehung der Ausbreitung der Pest zum Boden ist vollends nicht festzustellen. Das lehrte nicht nur die letzte Epidemie, das hat schon im sechsten Jahrhundert Euagrius betont und alle späteren Epidemien haben es von Neuem bewiesen. Eine zweite Beobachtung erschien den Berichterstattern so wichtig, daß sie sie an erster Stelle mit Nachdruck hervorheben, die Erscheinung, daß trotz der Massenflucht aus dem verseuchten Bombay und trotz des regen Eisenbahnverkehrs zwischen Bombay und den übrigen Theilen des großen indischen Reiches die Pest fast ganz auf die Präsidentschaft Bombay beschränkt blieb und das übrige Land verschonte. Die diesjährige Epidemie zeigte also keine Neigung zur Ausbreitung. Aber die starke Betonung dieser Erscheinung scheint mir nicht ganz berechtigt und es wäre durchaus falsch, hieran Erwartungen zu knüpfen. Denn gerade für die Pest ist dieses Verhalten, wie die Geschichte lehrt, vielfach charakteristisch gewesen. Sie trat in einem Jahre in bestimmten Gegenden verheerend auf, und verschonte aus unbekannten Gründen benachbarte, anscheinend ebenso gefährdete Bezirke. Aber schon der nächste Ausbruch betraf gerade jene freigebliebenen Distrikte, während der erste Herd dann bald freiblieb, bald von Neuem betroffen wurde. Zu Schlüssen auf eine Neigung der Seuche, lokalisirt zu bleiben, ist diese Beobachtung eines Jahres jedenfalls nicht angethan. Dagegen berechtigen zwei weitere Beobachtungen, auf die der Bericht hinweist, zu günstigen Hoffnungen auf die Wirksamkeit der uns zu Gebote stehenden Maßregeln, deren Erfolge ja überdies bei der ungleich überlegenen Organisation unserer Einrichtungen auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege noch wahrscheinlicher werden. Es zeigte sich nämlich in Indien vielfach die alte Erfahrung bestätigt, daß selbst häufige Einschleppungen des Pestkeimes durch zugereiste Kranke vorübergehen können, ohne zur Entstehung von Epidemien zu führen. Es zeigte sich ferner, daß die Kurve des Verlaufs der Epidemie für die Erfolge der Abwehrmaßregeln außerordentlich günstig verläuft. Während nämlich andere exotische Seuchen, wie z. B. die Cholera oder auch die Influenza, sobald sie bei uns eingeschleppt sind, in kurzem, nach Tagen bemessenem Zeitraume eine weite Ausbreitung erfahren, war die Pest in Bombay, wieder in Uebereinstimmung mit älteren Erfahrungen, in auffallender Weise durch die anfänglich langsame und schleichende Verbreitung des Ansteckungsstoffes gekennzeichnet.

Die Einschleppung fand wohl im August statt, die Aufmerksamkeit richtete sich auf die Krankheit am 23. September; noch im November und in den ersten Wochen des Dezembers hielt sie sich aber in mäßigen Grenzen und erst von Mitte Dezember an, also vier Monate nach der Einschleppung, trat die Pest in ihrer ganzen Bösartigkeit auf. Trotz des großen Widerstandes, den die zunächst betroffene Bevölkerung den Bekämpfungsmaßregeln entgegensetzte, bewahrte also die Seuche wochenlang ihren schleichenden Charakter. Von größter Bedeutung sind aber die zwei letzten Eigenthümlichkeiten, auf die der Bericht mit Nachdruck hinweist, nämlich die fast ausschließliche Beschränkung der Pest auf die sozial tiefstehenden Bevölkerungsschichten, und das Haften des Ansteckungsstoffes an den Wohnräumen. Was den ersten Punkt betrifft, so schätzt die Kommission die Zahl der Pesttodesfälle in den acht Monaten der Epidemie auf 20 000, während der amtliche Bericht nur die Hälfte angibt. Von diesen Todesfällen betrafen nur 22 Europäer, davon zum Theil solche, die beruflich mit Kranken zu thun hatten. Nach ihnen litten am wenigsten die meist gut situirten Parsen, am stärksten betroffen dagegen waren die Muhamedaner und einige Hindukasten. Die Pest forderte ihre Opfer zumeist aus Schichten der Bevölkerung, die in einem Elend und in hygienischen Zuständen lebten, von denen bei uns wohl nirgends mehr die Rede ist, für die aber etwa in den Städten des Mittelalters sich Seitenstücke fanden. Auf welcher Stufe der Lebenshaltung die hauptsächlich betroffenen Kreise standen, dafür bringt der Bericht drastische, zum Theil durch Abbildungen erläuterte Beispiele. Charakteristisch ist, daß für 17 Proz. der amtlich festgestellten Pesttodesfälle Wohnung und Name nicht ermittelt werden konnte und daß ein großer Theil der den Hospitälern zugeführten Kranken obdachlos war, so daß sich dem Berichterstatter der Vergleich mit dem Rückfallstyphus aufdrängte, der ja bei uns eine Krankheit fast ausschließlich der Vaganten ist. Von besonderer Bedeutung ist die Feststellung, daß der Ansteckungsstoff sich fest an die Wohnstätten band, die meist dunkel, schlecht ventilirt und mit Menschen überfüllt waren. Schon die Evakuirung genügte hier häufig, um unter den befallenen Familien die Seuche zum Stillstand zu bringen. Das Verlassen der Wohnungen hat sich übrigens nach den Schilderungen der Kommission auch im endemischen Gebiete der Pest stets als die wirksamste Methode bewährt. Wenn hier in einem der zerstreuten Ge-

höste der Bergbewohner die „Mahamari“ ausbricht, so verlassen die Bewohner ihr Haus und die Seuche erlischt. Die Bewohner haben eben selbst gefunden, daß ihr bester Schutz das Aufsuchen der Wälder und Höhlen ist. Auch in Bombay verfuhr man ähnlich. Man brachte die Bewohner verseuchter Häuser in „Segregation camps“ unter und ließ die desinfizirten Häuser eine Zeit lang leer stehen. Ja selbst die Desinfektion war in den Tropen nicht unbedingt erforderlich. Denn in etwa 20 Tagen war die Infektionsgefahr in einem von seinen Bewohnern verlassenen Hause durch Absterben der Krankheitskeime erloschen. Der Vermittler der Ansteckung nun ist der von Kitasato und Yersin im Jahre 1894 entdeckte Pestbazillus, der sich in den Krankheitsherden allein oder gemischt mit sekundär hinzugetretenen anderen Krankheitserregern findet. Er wird durch die Krankheitsprodukte in lebensfähigem Zustande nach außen befördert. Außerhalb des belebten Organismus besitzt er keine lange Lebensfähigkeit. Nach den Versuchen der Kommission, die mit denen anderer Forscher übereinstimmen, sind die Pestbazillen im Allgemeinen wenig widerstandsfähig und besitzen keine Dauerformen. Sie werden wenigstens in den Tropen durch rasche Austrocknung und durch das Sonnenlicht schnell abgetödtet, so daß eine Verbreitung durch den Luftstaub ausgeschlossen erscheint. Auch durch Desinfizientien sind sie leicht zu vernichten. Im Allgemeinen ist ihnen daher außerhalb des belebten Organismus keine lange Lebensfähigkeit beschieden. Neben dem Menschen sind einige Thiere besonders empfänglich, außer dem grauen Affen vorzugsweise die Nager. Unter diesen stehen die Ratten obenan, etwas weniger empfänglich sind Mäuse. Fast garnicht disponirt sind die größeren Hausthiere, wie Schafe, Ziegen, Schweine, Pferde und Hunde, ganz immun sind die Vögel. Eine Gefahr der Verschleppung der Seuche durch die Felle der Thiere, die im Handel eine Rolle spielen, ist äußerst gering. Bei der Verbreitung der Pest durch Ansteckung spielt also die Hauptrolle der erkrankte Mensch selbst, neben ihm wahrscheinlich noch einige wenige Thierarten, vor Allen die Ratten, deren Sterben zur Zeit des Herrschens der Pest ja seit lange erwähnt wird. Daß auch blutsaugende Insekten gelegentlich die Uebertragung bewirken können, ist nicht ausgeschlossen. Die Gefahr der indirekten Ansteckung durch Vermittelung lebloser Gegenstände, an denen das Contagium haftete und sich lebensfähig erhielt, erscheint bei der Vergänglichkeit des Ansteckungskeimes geringer, als die der direkten Uebertragung. Indeß wird in der Geschichte zu oft hervorgehoben, daß der Ausbruch der Pest mit der Verschleppung infizirter Kleidungsstücke selbst nach längerer Zeit noch zusammenhing, als daß hier eine zu große Zuversicht angebracht wäre. Unsere Erfahrungen über das Verhalten der an leblosen Gegenständen bei geringer Feuchtigkeit und im Dunkeln haftenden Pestbazillen bedürfen jedenfalls noch der Erweiterung.

Noch zweier Punkte sei gedacht, der Feststellung der Inkubationszeit und des Verhaltens der Pest auf Schiffen. Die Inkubation, d. h. die Zeit, die von der Uebertragung des Ansteckungsstoffes bis zum Auftreten der ersten Krankheitserscheinungen vergeht, überschreitet gewöhnlich nicht 5 Tage, sie soll in Ausnahmefällen bis zu 10 Tagen gereicht haben. Es ist diese Thatsache ungemein wichtig für die Kontrolle der aus verseuchten Ländern Zugereisten. Sind diese Verdächtigen nach einer Beaufsichtigung von 10 Tagen gesund geblieben, so dürfen sie als seuchenfrei betrachtet werden. Auffallend ist die diesmal zur Beobachtung gekommene geringe Betheiligung der Seeschiffahrt an der Verbreitung der Pest Unter den zahlreichen Schiffen, welche während des ersten Epidemiejahres in Suez anlangten, ist daselbst nur ein einziges pestinfizirt gefunden worden. Wenn diese Erscheinung z. Th. ihre Erklärung in der sorgfältigen ärztlichen Untersuchung der abgehenden Schiffe findet, so blieb es doch merkwürdig genug, daß nicht häufiger nach der Abfahrt noch sich Pesterkrankungen ereigneten, und daß es nicht in einem einzigen Falle zu einer Schiffsepidemie gekommen ist. Es ist dies um so auffälliger, als ja feststeht, daß früher gerade der Seeverkehr die Seuche verbreitete, daß oft die Anschwemmung von Schiffen, deren ganze Bemannung der Pest erlegen war, an bisher verschonte Küsten die Seuche trug. Man kann sich der Vermuthung nicht verschließen, daß auch hier die verbesserten hygienischen Zustände die Ursache der Veränderung sind, und daß sie einen neuen Beweis für die Abhängigkeit der Pestgefahr von hygienischen Mißständen krassester Form liefert. Immerhin ist auch diese Beobachtung nur eine Mahnung, die strengste Ueberwachung des Seeverkehrs fortzusetzen.

Die von der deutschen Kommission mitgetheilten Erfahrungen sind umfangreich genug, um einen Schluß zuzulassen, ob die uns gegenwärtig zu Gebote stehenden Abwehrmaßregeln ausreichend sind, die drohende Gefahr zu beschwören. Die Grundsätze unserer Seuchenprophylaxe, die sich bei der Choleragefahr im Beginn dieses Jahrzehntes bewährt haben, sind bekannt. Es wird weniger Werth auf Absperrung und auf Unterbindung des Verkehrs an Menschen und Waaren gelegt, als auf Ueberwachung dieses Verkehrs und auf Feststellung der ersten Fälle von Einschleppung, die dann auf das Strengste isolirt werden. Die uns zu Gebote stehenden Erfahrungen von den Eigenschaften der Pest lassen die Hoffnung berechtigt erscheinen, daß diese Maßregeln ausreichend sind, um uns bei gewissenhafter Durchführung vor der Einschleppung zu schützen und etwaige doch auftretende Herde zu lokalisiren.

[A. Gottstein.

Zur Transvaal-Krisis.

Wenn nicht alle Symptome trügen, stehen wir vor dem Ausbruche eines Krieges zwischen England und Transvaal. Denn eine Sprache, wie die, welche seit einigen Wochen die Machthaber in London und Pretoria führen, pflegt von der Staatskunst für die letzten Augenblicke aufgespart zu werden, denen die Kriegserklärung auf dem Fuße folgt.

Als zuerst Mitte August in einem imperialistisch-englischen Blatte der Kapstadt die Nachricht kolportirt wurde, die Portugiesen hätten die von unserem Ostafrika-Dampfer „Reichstag“ nach Delagoa Bai gebrachte, für Transvaal bestimmte Ladung von Waffen und Munition konfiszirt und auf ihr Kriegsschiff „India“ geschafft, erschien sie so abenteuerlich, daß sie flugs dementirt wurde.

Inzwischen aber ist sie als richtig in ihrem vollen Umfange bestätigt worden, auch offiziös und offiziell von England, Portugal und Transvaal. Von London haben der transvaalische Generalkonsul Montague White, vom Haag der Gesandte Dr. Leyds nach Pretoria das gleichlautende Kabeltelegramm gelangen lassen, daß die portugiesische Regierung in Lissabon*) die von ihrem Gouverneur in Lorenço Marquez vorgenommene Konfiskation gutheiße. Oberflächliche Kenner Transvaals und seines Präsidenten Paul Krüger nahmen an, daß diese völkerrechtswidrige Konfiskation sofort dem Faß den Boden ausschlagen werde. Da der Krieg nun doch unvermeidlich schien, lag ihnen die Vermuthung nahe, daß Transvaal den von Portugal als Chargirten Englands hingeworfenen Fehdehandschuh aufheben und Portugal den Krieg erklären werde. Hätten die Transvaalburen damals, vor 4 Wochen, sofort losgeschlagen, wäre der Vorwurf eines dem Völkerrechte hohnsprechenden Friedensbruches auf England und Portugal zurückgefallen! Welches Kapital hätte Krüger daraus schlagen, welche bis zum offenen Aufruhr steigerungsfähige Begeisterung unter den 350 000—400 000 Buren Südafrikas an-

*) Inzwischen hat die portugiesische Regierung ihren Sinn geändert und den neuesten Nachrichten zu Folge, auf Anrathen juristischer Autoritäten die Konfiskation wieder aufgehoben.

sachen können? Das Hinterhaltige dieser portugiesisch-englischen Machination mußte von der öffentlichen Meinung Südafrikas um so mehr verdammt werden, als damit die vornehme Haltung Schreiner's, des kapländischen Premierministers in auffälliger Weise kontrastirte, der kurz vorher die Durchfuhr beträchtlicher Mengen Kriegsmaterials durch die Kap-Kolonie nach dem Oranje-Freistaat gestattet hatte. Das alles sind logische Erwägungen, aber sie rechnen nicht mit dem Charakter des Burenvolks.

Politiker, die die Buren nicht aus eigner Erfahrung kennen, hatten auch angenommen, Piet Joubert, der vielgerühmte Generalkommandant werde sofort mit seinen Transvaalern einen Vorstoß gegen die Delagoa-Bai wagen, um sich mit Gewalt ihres von Portugal widerrechtlich zurückgehaltenen Eigenthumes zu bemächtigen. Selbst englische Blätter wie die „Times“ rechneten mit dieser Möglichkeit, an die ich nie geglaubt habe. Die Transvaal-Buren werden weder zu einem Angriff auf die Delagoa-Bai übergehen (und wäre es auch nur ein Streifzug zur Erlangung ihres Eigenthumes) noch den Kriegsschauplatz auf breiterem offensivem Plane ins englische Kolonialgebiet hinüberspielen, es sei denn, es handle sich um die Ausnutzung eines großen Sieges, der im Lande selbst erfochten wäre. Der Bur kämpft nur für die heimathliche Scholle, für Weib und Kind, den Vertheidigungskrieg im eigenen ihm auf Schritt und Tritt bekannten Lande.

Nur aus dieser Eigenart ist es auch zu verstehen, weshalb die in ihrer Weise kriegsbereiten Buren nicht losschlagen, bevor die Engländer fertig gerüstet haben, was noch ein bis zwei Monate dauern dürfte. Der Plan des sofortigen Losschlagens wäre so übel nicht, wenn die Buren militärisch gedrillt, taktisch vorgebildet und geübt wären, um in größeren Verbänden weitausgreifende Heeresoperationen in fremdem Lande auszuführen, wenn sie Offiziere und Generäle hätten, Heerführer, die die Erfahrung und Kenntniß zur Leitung eines Offensivkriegs besäßen. Obwohl viele Transvaal-Buren sich gern selbst überschätzen, traue ich ihnen doch in diesem Falle so viel Selbsterkenntniß zu, daß sie von einer in Feindesland getragenen Offensive unter jeder Bedingung absehen und die Engländer im Lande erwarten. Sollten sie aber dennoch trotz aller dagegen sprechenden Gründe die Offensive ergreifen und den Kriegsschauplatz nach der Delagoa-Bai oder Natal verlegen, so wäre ein Erfolg nur dann denkbar, wenn es ihnen gelingen würde, zugleich einen Aufstand aller Buren durch ganz Südafrika zu organisiren. Hätte der greise Oom Paul das Alter, das Temperament und die Fähigkeiten seines schlauen Widersachers Cecil Rhodes, so könnte vielleicht ganz Südafrika in wenigen Monaten im Aufstande sein. Vor vier Wochen bot sich, wie bereits gesagt, die schönste Gelegenheit dazu. Die Buren vom Limpopo bis zum Kap der guten Hoffnung hätten, wenn durch den richtigen Mann aufgewiegelt und durch packende Darstellung des Friedensbruchs in der Delagoa-Bai aufgerüttelt, vielleicht in Masse die Waffen ergriffen und mit den Transvaal-Buren fraternisirt, und die Engländer wären in eine verzweifelte Lage gerathen.

Inzwischen sind beträchtliche englische Verstärkungen eingetroffen, und treffen weitere jeden Tag ein. Die südafrikanischen englischen Freiwilligenkorps, die heute bereits einen nicht zu unterschätzenden Faktor bilden, fehlten damals oder waren noch weit in ihrer Formirung zurück. Der seitdem abberufene damalige Höchstkommandirende der britischen Streitkräfte am Kap, General Sir William Butler, sympathisirte mit den Buren sowie mit Paul Krüger und hatte kurz vorher in öffentlicher Rede auf der Ausstellung zu Grahamstown den Ausspruch gethan, daß Südafrika eines wundärztlichen Eingriffes nicht bedürfe. Burische Afrikaander hatten und haben die Majorität im Ministerium und im Parlamente der Kapstadt. Dem zu Folge ist ein Bur, Schreiner, der Ministerpräsident im Kaplande Ihrer Majestät der Königin von England.

Heute haben sich die Chancen zu Gunsten Englands wesentlich geändert und bessern sich mit jedem Tage. Chamberlain hat es verstanden, trotz vieler früherer Mißgriffe, die öffentliche Meinung durch ganz England für sich zu gewinnen. Selbst auf dem europäischen Festlande, speziell in Deutschland, ist eine Erkaltung in der öffentlichen Meinung und Presse gegen Krüger, seine Schaukel- und Klauselpolitik unverkennbar, ohne deshalb gerade England freundlicher zu sein.

Fragen wir uns nun, auf welche Bundesgenossen heute Transvaal im Kriegsfalle rechnen kann, so stoßen wir zuerst auf die Schwester-Republik, den Oranje-Freistaat.

Seit dem Jameson'schen Einfall haben die beiden Republiken eines gemeinschaftlichen Schutz- und Trutzbündnisses wegen verhandelt und soll dasselbe auch im vorigen Jahre zu Stande gekommen sein. Aber der Wortlaut wird noch geheimgehalten und die bis heute vorliegenden Nachrichten widersprechen sich vielfach. Sehr dunkel und vieldeutig liest sich insbesondere das von Steyn, dem Präsidenten des Oranje-Freistaates, an Schreiner, den Premier des Kapministeriums, Ende August gerichtete Telegramm, dessen wichtigste, nach der „Times“ vom 30. August wörtlich übersetzte, Stelle lautet:

„Ich ersuche Sie, den böswilligen, falschen und lächerlichen Berichten entgegenzutreten, die dem Freistaate nachsagten, er hätte die Absicht, die Waffen in feindlicher und aggressiver Weise gegen Großbritannien oder irgend ein britisches Territorium zu ergreifen. Wir werden überhaupt nicht zu den Waffen greifen, es sei denn, um unsere kostbarsten Rechte zu vertheidigen oder unsere Verträge zu erfüllen. Kein Mittel wird Stunde für Stunde unversucht bleiben, um den Frieden in Südafrika zu erhalten. Die Waffen wegen der vorhandenen Differenzen zu ergreifen, würde eine Verletzung der Civilisation sein.“

Ganz wie ein Orakel legen sich die verschiedenen Parteien und englischen Zeitungen dieses Telegramm verschieden und theilweise in diametral entgegengesetzter Weise aus. Die einen verstehen unter den Verträgen, die mit England, die anderen, die mit Transvaal geschlossenen.

Nach einer anderen Nachricht hält bereits der Oranje-Freistaat den im Falle eines plötzlichen Kriegsausbruchs zwischen Transvaal und England strategisch wichtigen Van Reenen's-Paß in den Drakensbergen zwischen dem Oranje-Freistaat und Natal mit einer starken Artillerie-Abtheilung besetzt. Aber auch selbst wenn diese Nachricht sich bewahrheiten sollte, würde damit weder eine Parteinahme für England noch für Transvaal bewiesen sein, sondern eher eine bewaffnete Neutralität, die beiden Krieg führenden Parteien das Betreten des Oranje-Freistaat-Territoriums unmöglich machen möchte.

Andererseits scheinen doch wieder viele andere Nachrichten und Anzeichen darauf hinzudeuten, daß der Oranje-Freistaat am Kriege als Bundesgenosse Transvaals Theil nehmen wird. Rechnen wir einmal mit dieser Eventualität der aktiven Betheiligung zu Gunsten von Transvaal. Im Kriegsfalle wäre der Oranje-Freistaat im Stande 20 000 waffenfähige und gut armirte Bürger auf die Beine zu stellen, denen wie den Transvaal-Buren zwar eine militärische Ausbildung fehlt, die aber ähnlich wie diese fast sämmtlich beritten, vortreffliche Reiter und Schützen sind. Von diesen 20 000 Bürgern wird aber der Oranje-Freistaat nur den kleineren Theil entbehren können, weil der größere Theil zum Schutze des eigenen Landes zurückbleiben muß, da sonst ein Einfall der bösen Nachbarn und alten Erbfeinde im Osten, der Süd-Basuto, droht, die, wie mir Dr. Merensky mittheilte und auch kürzlich von einem Korrespondenten aus Pretoria in der Hamburger „Börsen-Halle“ richtig ausgeführt wurde, 30 000 gut bewaffnete und berittene Krieger ins Feld stellen. Es bedarf nur eines Wortes von England, und diese als beste irreguläre Kavallerie der Welt gepriesenen wilden Reiterschaaren ergießen sich mordend und brennend in den Oranje-Freistaat.

Aber auch die Unterstützung von nur 6000 Buren-Kombattanten, das Maximum, was der Oranje-Freistaat meines Erachtens abgeben könnte, dazu eine Artillerie-Abtheilung

von 30 Geschützen würde bei den kleinen Zahlen, mit denen operirt werden muß, einen erheblichen Zuwachs der Transvaalischen Streitmacht bedeuten.

Wichtiger aber ist die Frage, welche Stellung die Buren, die sogenannten „Niederdeutschen“ (die sich nur als Buren, meist auch als Holländer, aber nicht als Deutsche fühlen) des britischen Südafrikas im Falle des Krieges einnehmen werden. Aller menschlichen Berechnung nach wird von den 220 000 Buren, die in der Kap-Kolonie und in Natal leben*) nur ein kleiner Bruchtheil, nach meiner im Lande gesammelten Erfahrung vermuthlich nur einige Hundert, nach Transvaal gehen und Kriegsdienste gegen England nehmen. Besonders kommen hier einzelne an der Natalgrenze und auch weiter im Natallande wohnende Buren, die mit Transvaal-Buren verbrüdert und verschwägert sind, in Betracht.

Es ist aber höchst wahrscheinlich, daß die willkürlich hingeworfene Zahl von einigen Hunderten noch mehr zusammenschrumpft, wenn die britischen Funktionäre mit schonungsloser Strenge ihres Amtes walten.

Ich legte bei der Parteizerrissenheit und Schwerfälligkeit der südafrikanischen Buren, und namentlich bei den geringen Sympathien, welche die Buren Kaplands, Natals, ja selbst des Freistaates für die Transvaal-Buren hegen, auf die politisch-strategische Ausnutzung der Verletzung des Völkerrechts in der Delagoa Bai großen Werth.

Nachdem die Transvaal-Regierung diese günstige Gelegenheit, den Rassenhaß aller Buren gegen die Engländer zu entflammen, hat vorüberstreichen lassen, wird es meines Erachtens unmöglich sein, die Afrikaander, die politisch, sprachlich und kirchlich in Parteien gespalten sind, zu einer allgemeinen Erhebung im Augenblicke des Kriegsausbruchs zu bewegen.

Die Buren zerfallen in zwei Kirchen, zwei Sprachen und zwei oder drei politische Vereinigungen. Alle zählen wohl zu einer der beiden Kirchen, jedoch nur ein Theil zu einem der vier oder fünf verschiedenen „Bonde“.

Nur ein Bruchtheil (etwa 15 000—20 000) gehört dem „Afrikaander-Bond“, der wichtigsten politischen Vereinigung, an.

Nach dem Programm dieses Bundes sollen afrikanische Hoch- und Niederdeutsche und auch Anglosachsen zu einem Bunde zusammentreten, um eine afrikanische Nation zu bilden. Faktisch befinden sich aber unter den Bündlern fast nur holländische oder holländisirte Afrikaander, d. h. Buren, wenig Engländer der Kap-Kolonie und sogut wie gar keine Deutsche. Dagegen fühlen sich die meisten, wenn nicht alle Buren als Afrikaander, auch ohne zum Bunde zu gehören. Viele dieser Buren-Afrikaander sympathisiren aber auch mit den Anglo-Afrikaandern, was Cecil Rhodes so trefflich zu benutzen verstand und heute noch versteht. Von deutschen Sympathien ist auch keine Spur vorhanden, und stehen die wenigen Deutschen Südafrikas, soweit sie nicht in Handel und Industrie mit den Afrikaandern, Engländern und Buren zusammenarbeiten, politisch vollkommen isolirt da. Ihre Anzahl beträgt höchstens 20 000, wovon 10 000 auf die Kap-Kolonie und Natal, 10 000 auf Transvaal fallen. Doch bleibt noch zu ergründen, wieviele von den 20 000 Deutschen noch die deutsche Reichsangehörigkeit besitzen.

*) Bei ihren Volkszählungen haben die Engländer absichtlich keine Erhebung der Buren als solche vorgenommen. Wir besitzen dagegen zuverlässige Zahlen über die Angehörigen der Holländisch-Reformirten Kirche (168 221) und der Südafrikanisch-Reformirten Kirche (3478), sodaß wir danach die Zahl der Buren für die Kap-Kolonie ziemlich genau auf 171 708 normiren können. Rechnen wir dazu 48 292 für Natal, so kommen wir auf obige Ziffer von 220 000 Buren für die südafrikanisch-englischen Kolonien. Etwa 100 000 Buren sollen im Maximum im Oranje-Freistaat, 80 000 Buren in Transvaal leben, womit wir eine Gesammt-Maximalzahl von circa 400 000 Buren für das uns näher interessirende Ländergebiet Südafrikas erhalten, die ziemlich richtig sein dürfte. Alle höheren Angaben entbehren jeglicher Unterlage, und die unsrigen sind immer noch eher zu hoch, als zu niedrig gegriffen, besonders die für Natal angegebene Ziffer.

Wie ich aus ganz sicherer transvaalischer Buren-Quelle weiß, lassen sich die dem Afrikaander-Bond angehörenden Transvaal-Buren an den Fingern abzählen. Weder Paul Krüger noch einer seiner alten Gesinnungs- und Treckgenossen sind dem Rufe gefolgt dem Bond beizutreten, weil sie ihre eigene Sonderpolitik und Monopolwirthschaft zu treiben vorzogen, durch die Erschließung der Goldfelder zu Reichthum und Ansehen gelangt waren und sich daher von ihrem Standpunkte als Transvaaler von einer großen Buren-Konfoederation nur finanzielle Nachtheile und keine entsprechenden politischen Vortheile versprachen. Daher die noch heute zwischen Oom Paul und Hofmeyr, dem Führer des Afrikaander-Bondes in Kapstadt, fortbestehende Erkaltung.

In den letzten Monaten haben sich theils telegraphisch, theils schriftlich, theils persönlich Schreiner, (der Kap-Premier), Hofmeyr, der Afrikaanderanführer, Herhold (der Kapminister), Steyn, der Präsident, und Fischer, der Staatssekretär des Oranje-Freistaates, in Bloemfontein und Pretoria bemüht, Paul Krüger und die reaktionäre Burenpartei zu liberaleren Anschauungen, zu Konzessionen und zu einer Rekonziliation mit England zu bewegen, aber ohne rechten Erfolg. Auch das wird die Neigung der außerhalb Transvaals lebenden Buren zur bewaffneten Intervention nicht verstärkt haben. Endlich muß man sich vergegenwärtigen, welche Freiheiten die Buren im Kaplande unter dem Szepter der Königin Victoria genießen! Sie regieren heute de facto, weil sie die Volksmajorität besitzen, fast genau so selbständig wie eine in England am Ruder befindliche Partei.

Handel und Wandel blühen oder blühten wenigstens, bis die Transvaalkrisis kam. Religion, Schule, Presse, Handel, der ganze Mensch, genießen in den englischen Kolonien, besonders aber im Kaplande, die größten Freiheiten, viel größere, als wir sie beispielsweise im lieben Deutschen Reich besitzen.

Die Afrikaander haben mithin heute absolut keinen realen Grund, für die Transvaal-Buren gegen England fast ganz Südafrika in Aufruhr zu bringen, dagegen alle Ursache, im öffentlichen wie im einzelnen privaten Interesse, nach Möglichkeit Alles dafür einzusetzen, daß der etwa ausbrechende Kampf lokalisirt bleibe.

Messen wir darnach den Werth und die Zahl der gegenseitigen Streitkräfte, so kommen wir zu folgendem Ergebniß, das im Wesentlichen zusammenfällt mit den Berechnungen des englischen Oberstleutnants J. S. Walker, die in der „Times“ vom 29. August abgedruckt waren:

Es werden sich für die Buren im günstigsten Falle höchstens 32 000 Buren, davon 26 000 Transvaaler und 6000 Oranje-Freistaatler einer englischen Streitmacht von mindestens 60 000—67 000 Kombattanten gegenüber befinden. Die farbigen Eingeborenen als eventuelle Kombattanten können wir unberücksichtigt lassen. Denn sollten, wie die Zeitungen melden, die Buren im Stande sein, die Zulu im Osten gegen die Engländer zu hetzen, so würden die Engländer ebenso leicht und noch leichter die erst im vorigen Jahre nothdürftig pacificirten Bawendas im Norden gegen die Buren aufwiegeln können, zumal damals 5000 Bawenda nach dem britischen Rhodesia übertraten. Dasselbe gilt von den Swazi, den Nachbarn der Zulu im Osten.

Der deutsche Militärschriftsteller Rogalla von Bieberstein schätzt die Buren, wie der englische „Spectator“ nur auf 20 000 Mann und zählt dazu 6000 Oranje-Freistaat-Buren. Dagegen kommt Walker auf die approximative Gesammtziffer von 35 000 Mann, die Transvaalischen und sonstige Buren-Kombattanten zusammengerechnet.

Im Transvaalischen Staatsalmanach von 1899 werden 15 695 wehrpflichtige Bürger im Alter von 18 bis 34 Jahren, 9050 im Alter von 34—50 Jahren und 4533 unter 18 oder über 50 Jahre angegeben, also eine Gesammtzahl von 29 279 Köpfen. Da sich unter der letzten der drei Ziffern sehr junge und sehr alte Bürger verbergen und auch sonst einige Prozente Kriegsuntüchtiger

abgehen müssen, kommt die von mir aufgestellte Zahl von 32 000 Buren-Kombattanten, — 26 000 Transvaaler und 6000 Oranje-Freistaatler — der Wahrheit sicher am nächsten, womit auch die Zahl der ganzen Buren-Bevölkerung (männliche und weibliche) Transvaal's von ca. 80 000 stimmt. Daß ein weibliches Buren-Schützenkorps, welches in Bildung begriffen sein soll, nicht ernst zu nehmen ist, wird der, welcher die behäbigen und wohlbeleibten Burenfrauen kennen lernte, ohne Weiteres zugeben. Ueber die Tüchtigkeit dieser 32 000 gut bewaffneten und berittenen Buren, das Ideal eines berittenen Infanteriekorps, sind sich alle einig, wenn auch der jüngere Theil der heutigen Generation nicht an die Strapazen und Entbehrungen, an das viele Jagen, Schießen, Reiten und Klettern gewöhnt ist, wodurch vor 18 Jahren während des Freiheitskampfes alle Buren für den Krieg erzogen waren.

Dieselbe Taktik von damals werden sie auch heute anwenden, es ist die einzige, in der sie etwas und Großes leisten können. Jeder führt Proviant für 14 Tage auf dem Pferde, mit dem er verwachsen zu sein scheint, bei sich; das Pferd steht still, wenn er schießt, sei es vom Pferde, sei es abgesessen unter sorgfältigster und geschicktester Terrainbenutzung. Sie erscheinen blitzschnell bald hier, bald dort und fallen, fast stets in aufgelöster Ordnung fechtend, dem Gegner nach einem verfehlten Front-Angriff urplötzlich in die Flanke oder in den Rücken, überschütten ihn mit einem wohlgezielten Schnellfeuer aus ihren vortrefflichen Mausergewehren und sind, falls sie den Ueberfall nicht bis zur Vernichtung ausfechten können, schon wieder verschwunden, ehe der Gegner sich energisch zur Wehr setzen konnte.

Die eigentliche permanente Streitmacht ist eine lächerlich kleine und besteht nur aus einer Lehrtruppe von 402 Mann, davon 32 Offiziere und 80 Unteroffiziere, für das Artilleriekorps, für reitende, Gebirgs- und Festungsartillerie, ein Feldtelegraphisten-, Intendantur- und Sanitäts-Detachement. Die transvaalische Artillerie setzt sich aus 7—8 Feldbatterien mit 42 Schnellfeuer- und einigen Maxim-Geschützen sowie aus einigen der Zahl nach nicht genau bekannten Krupp'schen Festungsgeschützen schweren Kalibers neuester Konstruktion zusammen. Mit den letzteren sind das fertige Fort von Johannesburg und einige der inzwischen fertig gewordenen unter den noch im Bau begriffenen sechs Forts armirt, die auf den sechs wichtigsten Hügeln liegend Pretoria mit einen Gürtel von Befestigungen umgeben. Zu den 42 transvaalischen Feldgeschützen kämen eventuell die 30 des Oranje-Freistaates, sodaß auch die Artillerie der Buren den Engländern sehr viel zu schaffen machen kann, zumal dieselbe, nach dem Urtheil Walkers, von holländischen Offizieren befehligt und gut einexerzirt sein soll. Allerdings wird durch die heute vorhandene, 1881 ganz fehlende Artillerie und noch mehr durch die Forts die Taktik eines reinen Guerilla-Kriegs verändert werden müssen, was vielleicht für die Buren ein Nachtheil ist.

Frühere preußische Offiziere, wie die mir bekannt gewordenen Herren von Dewitz und Schiel, (der letztere Piet Joubert's General-Adjutant und Chef des Gefängnißwesens, jetzt Organisator und Kommandeur des deutschen Freiwilligenkorps) haben die Forts in Johannesburg und Pretoria gebaut und bauen noch daran. Das Fort in Johannesburg habe ich entstehen sehen. Man kann von ihm aus in wenigen Stunden die Minenstadt dem Erdboden gleichmachen und auch die meisten aller überirdischen Bergwerksanlagen des Witwaters Rand bestreichen. Aber für einen Krieg mit England hat das starkgebaute Fort der Stadt Johannesburg, die beim Anrücken der Engländer verödet daliegen wird, weniger Bedeutung. Auch den Forts bei Pretoria mißt man wenig strategische Bedeutung bei.

Von fremden Nationen würde zu den 26 000 Buren noch ein deutsches Freiwilligenkorps stoßen, dessen Zahl nach den letzten Nachrichten bis auf 4000 Mann gebracht werden soll, aber schwerlich diese Ziffer erreichen dürfte.

Nun zur englischen Kriegsmacht-Entfaltung. Wenn die Engländer losschlagen, bevor sie alle ihre Truppen kriegsbereit an den Grenzen stehen haben, können sie ein zweites Amajuba erleben und geschlagen werden. Greifen sie dagegen Transvaal und eventuell den Oranje-Freistaat von allen Seiten mit ihren 60 000—67 000 Mann auf einmal an, so ist die Niederlage Transvaal's und des Oranje-Freistaats nahezu gewiß. Kommen den Buren einige Eisenbahnlinien zur schnelleren Beförderung von Mannschaften und Train zu Gute, so steht den Engländern heute ein ganzes Eisenbahnnetz zur Verfügung, sodaß gleichzeitig und schnell von 5 Häfen aus, von Kapstadt, East London, Part Elizabeth, Durban und — da Portugal England keine Schwierigkeiten machen wird — Delagoa-Bai, der Aufmarsch und die Verproviantirung der angreifenden Heeresmacht gleichzeitig bewerkstelligt werden kann.

Die von Kapstadt nach Buluwayo führende Eisenbahn ermöglicht es sogar den Engländern, an der ganzen Westgrenze Transvaals vom Vaal bis zum Limpopo an jeder beliebigen Stelle überaus schnell Truppen über die Grenze zu schicken. Diese enorme Grenzlinie, die durch die Theilnahme des Oranje-Freistaates noch vergrößert wird, macht es den Buren unmöglich, ihre Streitkräfte zu konzentriren. Die Kriegsentscheidung wird in erster Linie davon abhängen, ob die Engländer den Krieg mit ihrer ganzen Heeresmacht beginnen können, oder nicht, und ob sie das an Truppen aufzubieten vermögen, was bis heute zum guten Theile lediglich auf dem Papiere steht.

Es befinden sich augenblicklich in Südafrika, Natal, Kapland und an den Grenzen 10 000 Mann regulärer englischer Truppen; 25 000 Mann sollen aus England, Gibraltar und Malta dazustoßen. Darunter sollen im Ganzen 6 Batterien Feld-, 8 Batterien reitende Artillerie sowie eine große Anzahl Maximgeschütze und 6—8 Kavallerieregimenter sein. Natal hat 2500, Kapstadt 3000, Mafeking 1500, Rhodesia 3000, im Ganzen 10 000 berittener Schützen, darunter bereits gedrillte Polizeimannschaften, aufgebracht oder aufzubringen. Weitere 5000 Irreguläre sollen in Südafrika theils angeworben sein, theils werden. Aus englischen Städten erwartet man 2000 Freiwillige, aus Australien und anderen Kolonien weitere 1000. Vom südafrikanischen Geschwader gedenkt man 2000 Marinesoldaten zu landen. Dazu kommen 12 000 Mann indischer Truppen, die gleichzeitig in Bombay, Karatschi und Kalkutta verladen werden sollen. Das wären im Ganzen 67 000 Kombattanten.

Die Aussichten, den Krieg glücklich zu überstehen, sind deshalb für Transvaal nicht groß. Aber der Feldzug kann länger dauern, als sich die Engländer bisher denken und er wird sicher blutig und kostspielig werden. Es gehört schon ein robustes Gewissen dazu, die Verantwortung für einen solchen Krieg zu übernehmen.

Max Ohnefalsch-Richter.

Ernst Zahn, ein Schweizer Bergpoet.

Unter dem Nachwuchs Gottfried Keller's und K. F. Meyer's verdient als der Schilderer abgelegener Gebirgsgegenden und ihres Volksthums neben Edouard Rod und J. C. Heer, dem Verfasser des Romans „An heiligen Wassern“, auch Ernst Zahn hervorgehoben zu werden. Seine Domäne ist die Berggegend um den Gotthard, die er in einigen Widmungsversen an seine Gattin kurz und schön also zeichnet:

Ausgegangen bin ich, eine Gabe
Für Dich suchend, meine Weggefährtin,
Wollte Dir das Allerschönste schenken,
Das ich fände! Und ich fand nichts Schön'res
Denn dies Stücklein Heimath, das die starren
Felsen und die weißen Firne grenzen,

Dem der Sturzbach seinen Gruß singt und der
Grimme Föhn sein Lied harft in den Klüften,
Dieses Stücklein Heimath mit den dunkeln,
Stillen Lehnen und den dunklern Forsten,
Mit den Hütten, die Genügsamkeit sich
Baute, wo unfern die Geier horsten
Und das Murmelthier sich gräbt die Hausung,
Mit dem rauhen, harten Volk der Bauern,
Die das arme Nest um Gold nicht tauschten . . .

Doch hat er eines bei dieser Schilderung vergessen, was seine Poesie so meisterlich wiedergibt: den Wechsel der Naturstimmungen in dieser einfach großen Bergwelt, die Sonne, welche allem warme und überraschende Farben gibt, den Mondschein, in dem die Alpenfirnen wie stille selige Geister stehen, die große geheimnißvolle Sternennacht voller Urlaute, Morgen- und Abendglühen, Lenz und Herbst, Sommer und Winter mit ihrer Fülle verschiedensten Lebens — diesen gewaltigen, ton- und stimmungsreichen Hintergrund, in welchen er die Schicksale seiner Bauern innig hineinverwebt hat. Mensch und Natur sind bei Zahn gewissermaßen ein organisches Ganze, sie gehören zusammen wie zwei Blumen, die ein Stengel trägt, oder besser, wie Erde und Baum oder Pflanze zusammengehören. Darum wird einem bei Zahn's Schilderungen auch so heimelig und heimathlich zu Muthe. Wie viele Tausende und aber Tausende sausen alljährlich die Gotthardbahn herauf und hinunter, ohne von der Natur und den Menschen um den Gotthard, die Zahn schildert, etwas Rechtes zu sehen und zu hören; dieweil derjenige, der sich seiner Dichterhand anvertraut, seine Stube sich weiten sieht zu einsam großartiger Bergwelt mit herbergreifenden Schicksalen.

Daß das „Was“ den Dichter oft mehr interessirt als das „Wie“, daß das Stoffliche nicht immer in vollkommene Form geprägt wird, das kann nicht wunderzunehmen bei einem Poeten, welcher zwischen naivem und bewußtem Schaffen noch stark hin- und herschwankt. Zahn's Schöpfungen sind ungleich; und manche verrathen recht wenig von der prüfend formenden Künstlerhand. Doch hat er uns zwei Werke geschenkt, in welch beiden Form und Technik eine sichere Reife erlangt haben. Das eine, der historische Roman „Erni Behaim“, zeigt den Dichter von dem Einfluß K. F. Meyer's, der sich in früheren Sachen wahrnehmen läßt, endgültig befreit und auf eigenen Pfaden. Und der Band „Neue Bergnovellen“, in welchem er moderne Stoffe behandelt, offenbart einen klaren Wirklichkeitssinn und eine Formgebung, welche ihn den besten Vertretern der Dorfnovelle sich würdig anreihen läßt. Um diese höchsten Punkte, die sein Schaffen bis jetzt erklommen, gruppiren sich eine Reihe anderer Schöpfungen, welche bis in das Dämmerlicht unsicher tastender Versuche zurückführen. Aus diesen möcht' ich noch hervorheben, die theils historische, theils moderne Stoffe behandelnde Sammlung „Bergvolk“ und das jüngst erschienene Drama „Sabine Rennerin“, welches die dramatische Kraft, die sich schon in den Prosaschöpfungen Zahn's offenbart, nicht ohne Glück auf die Bühne stellt. Auch lyrisch hat sich Zahn verausgabt in der Sammlung „In den Wind“, welche gleichfalls ein Schwanken zwischen rein intuitivem und bewußt formendem Schaffen aufweist.

Die Stoffe, welche Zahn in seinen Bauernnovellen behandelt, sind schlicht wie die Volksseele, der sie entquollen sind, und die das Lied ihres Daseins nur auf wenigen Saiten spielt. So sind Wiederholungen nicht stets zu vermeiden gewesen. Allein der energische Strom des Lebens, der diese Schöpfungen durchfluthet, die prägnante Charakteristik, die Sattheit der Farben und die bedeutende Stimmungskraft, welche sie auszeichnen, lassen uns diese manchmal auftretende Einförmigkeit leicht vergessen. Daß Zahn sie nicht direkt der Natur nachgeschrieben hat, sondern sie künstlerisch formend zuweilen mit einem leichten Schimmer von Romantik umgeben hat, ist durchaus erfreulich. Die Liebe, und zwar zunächst die rein erotische, ist der Angelpunkt einer Reihe von Erzählungen. Es ist viel Wehmüthiges in dem Lieben, das Zahn uns schildert; Variationen des alten Liedes: Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht . . . Die herbe, rauhe, gewaltige Natur macht die Altergeworbenen vielleicht härter noch als Bauern sonstwo sind, wenn es sich um Herzensforderungen handelt. So ist der Konflikt zwischen Jung und Alt rasch gegeben und wird mit der Hartköpfigkeit ausgefochten, die nur der Bauer kennt. Neben dem Dramatischen und Charakteristischen dieser Kämpfe kommt das Seelenleben dieser naiven Liebe nicht zu kurz. Die Zartheit und Schüchternheit, welcher der tiefe Ernst der Berge ringsum ein schwer zu brechendes Schweigen auferlegt hat, der scheue Trotz in allem Sehnen, und dann, die elementar wie der Steinschlag oder die Lawine der Berge sich losringende Wildheit des Verlangens, bis zur Rohheit sich steigernd — diese Hauptzüge hat Zahn mit einer Fülle feiner Details ausgestattet.

Ich will hier drei Episoden aus dem Bande „Neue Bergnovellen“*) herausgreifen. Die erste Geschichte betitelt sich „Jähzorn“, behandelt aber als Mittelpunkt eine Liebesgeschichte à la „Romeo und Julia auf dem Dorf“. Nur daß sie sich nicht wie Keller's tragisches Idyllion in lachender Umgebung, sondern an der Wand eines schroffen finstern Gebirgsstocks in zwei armseligen Holzhütten abspielt, zwischen denen ererbte grimmige Feindschaft die nachbarlichen Beziehungen für immer aufgehoben hat. „Der Sinn des Bergbauern hat die Starrheit seiner Felsen. Nachgeben lernt sich nicht, wo Leben ewigen Widerstand gegen die Berggewalten bedeutet. So war auch bei den Flühbauern an keinen Frieden zu denken.“ Das kurze schreckhafte Liebesglück, das in dieser düstern Umgebung aufsprießen kann, hat der Dichter mit einfach großen Zügen geschildert. Zum erstenmal, da der Bub und das Maitli sich näherkommen, ist es tiefer Winter. Aus dem Schneegestöber vom sicheren Tode trägt er sie mit starkem Arm, als sie bereits verzweifelt, die heimische Hütte zu erreichen. Fast widerwillig keimt nun das Pflänzlein Liebe in den Beiden, bis an einem Frühlingssonntag, um so zauberischer, ein je seltenerer Gast ein solcher Tag in der Wildniß da oben ist — die Knospe sich zur Blüthe entfaltet. Diese Scene voll naiver Poesie läßt sich nicht schildern; sie muß gelesen werden. Sodann ein heißes angstvolles Berauschtsein, stets auf der Hut vor den haßerfüllten Eltern — und das tragische Finale: da der Bub das Maitli des Nachts holen will, zur Flucht vor der Feindschaft der Eltern, trifft ihn der Axthieb des Vaters der Geliebten. Versöhnend aber klingt das Ganze aus. Als des Maitlis Vater vom Zuchthaus heimkehrt, von Allen verlassen, sein Weib ist dieweil gestorben, da tritt sie zu ihm, ihren Haß gegen den Mörder des Geliebten überwindend: „Ich halte euch Haus! Seid willkommen daheim!“ — „Zwei Straßen“ behandelt das Liebesgefühl, welches eine Sommerfrischlerin, ein reiches junges Mädchen, in einem Bauernburschen erweckt. Wie die Schweizer „zu Straßburg auf der Schanz“ oder in Rom sich vor Heimweh zu Tode härmten, so zwingt diesen einfachen Bauern die Sehnsucht aufs Krankenlager, als das Mädchen wieder nach Hause gekehrt ist. Auch sie hat ihn geliebt, aber: Zwei Straßen — das alte Problem von Dorf und Stadt — führen sie auseinander. An seinem Todtenbett, an das sie geeilt ist, packt sie ein Schauer, der ihr die Sinne verwirrt. Auf dem Heimweg in schweigender Nacht sucht sie ihr Ende . . . Dann ein sonnedurchwärmtes Idyll: „Alte Liebe“. Jugendliebe, die sich nach langen Jahren im sommerlichen Bergwald wiederfindet zur herbstlich stillen Freundschaft: ein Pastellbildchen, zart und duftig in der Ausführung. — Zunächst solchen Motiven ist es das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Treue, welches Zahn verherrlicht, und das hier, wo Rücken an Rücken, Schulter an Schulter um des Daseins Erhaltung gekämpft werden muß, doppelt stark ausgebildet wird. Entwickelt sich hier ein selten fester Pflicht- und Gemeinsinn, der besonders in „St. Gotthard“ und „der Guet“ in der Sammlung „Bergvolk“**) sehr interessant behandelt ist —, so wachsen aus den-

*) Frauenfeld, J. Huber. 1898.
**) Zürich und Leipzig, Th. Schröter, 1897.

selben Bedingungen auch schlimme Vereigenschaftungen auf: Ein trotziges Selbstbewußtsein, Pochen auf ererbte und erworbene Macht, besonders aber eine steifnackige unerbittliche Gegnerschaft gegen Alles, was nicht ebenbürtig ist, was als Eindringling betrachtet wird oder mit der Nachrede dunkler Herkunft und üblen Lebens behaftet ist. Der Kampf um die Anerkennung, welchen solche Menschen gegen Haß und Vorurtheil führen, ist von Zahn oft behandelt worden; am glücklichsten und ergreifendsten in der Novelle „Der Lästerer“, wo er eine Prachtfigur eines harten Bauern herausgeschnitzt hat, und wo, wie meistens, der Versuch, die Gegensätze zu verschmelzen, tragisch endet. Was im Ganzen dieser Novellen den modernen Dichter zeigt, das ist die Thatsache, daß solche Konflikte oft mit einer Perspektive endigen, welche gewissermaßen jenseits von Gut und Böse der Dorfmoral beginnt. So in der trefflichen Novelle „Der Büßer“ in der Sammlung „Bergvolk“, wo das Mädchen dem vom Dorf ausgestoßenen Geliebten, dem Typus eines jener Dorfprügelknaben, die den Buckel für Alles herhalten müssen, zu freier Liebe in die Hochgebirgeinsamkeit folgt. . . .

Und dieses eigentlich Moderne in der Auffassungsweise von Problemen kommt am stärksten in dem Roman „Erni Behaim“*) zur Geltung, welcher die in den Novellen zerstreuten Einzelläufe zu einem starken breiten Ganzen sammelt. Daß diese Geschichte in das Mittelalter gerückt ist, ja neuzeitig Erni Behaim's Problem ist und gelöst wird, das gibt ihr einen eigenen Reiz und dem Dichter Gelegenheit, manch ein Kapitel in besonders farbiger Pracht vor uns zu entfalten. Technisch ist der Roman verfehlt insofern als zwei Handlungen ohne tiefere innere Beziehung nebeneinander hergehen. Es ist um so lobenswerther für den Dichter, daß er es trotzdem verstanden hat, dieses Gefühl der Spaltung und Zerrissenheit in uns durch den starken Pulsschlag des Lebens und den Reichthum seiner Gestalten fast immer aufzuheben. Erst, wenn wir das Buch aus der Hand legen, erwachen wir aus der Gefangenheit zur kühl messenden Kritik.

Eine Dorfgeschichte in großem Stil ist auch dieser historische Roman. Er spielt zu Abfrutt, oberhalb Göschenen, in wildem alpbachdurchtostem Thal, welches in jener Zeit in tiefster Einsamkeit lag. Für die großartige Bergwelt ringsum hat Zahn hier seine tiefsten und gewaltigsten Töne gefunden. Aber würdig ihrer sind auch die Menschen seines Romans, in großen Zügen hingeschrieben, und ihre Schicksale. Erni Behaim ist der Typus jener mittelalterlichen Grübler, in welchen unter furchtbaren seelischen Kämpfen schon der Sinn der neuen freien Weltanschauung aufgeht; eine jener Naturen, die mit der Vorgeschrittenheit ihres Denkens sich selbst ein Staunen und Entsetzen sind. Erni Behaim's Mutter, der er mit innigster Liebe zugethan ist, wie auch sie ihm, ist unheilbar erkrankt. Lange Zeit hat Erni alle Berge der Umgegend durchstreift, um das Kraut zu finden, das die Mutter heilen soll. Allein nichts hilft dauernd. Immer qualvoller wird ihr Leiden; es ist ein langsames furchtbares Hinsterben. Da thut er nach wilden Kämpfen mit sich selbst das Einzige, was sie erlösen kann: er reicht ihr einen selbgebrauten Gifttrank. Aber nun sie, die im letzten Augenblick, seine That erkennend, ihn dafür gesegnet hat, in Frieden ruht, beginnt erst seine Qual. Er ist zu sehr Sohn seiner Zeit, um nicht von den schwersten Gewissensbissen gequält zu sein. Als er seinem alten, zum Sterben hinfälligen Freunde, der ihn in die Kräuterheilkunst eingeweiht hat, dem Pfarrer zu Abfrutt, endlich seine That gebeichtet hat, findet er ihn todt im Beichtstuhl — er wähnt, sein schreckliches Geständniß habe ihn getödtet — da jagt es ihn fort vom Heimathsdorf, vom Grab der Mutter, von der Geliebten. — Im Kloster will er büßen; er findet nicht Ruhe. Die unverbrauchte Kraft gährt in ihm, und als der Krieg zwischen Mailand und den vier Waldstätten ausbricht, verlangt es ihn, durch einen ehrlichen Schlachtentod Sühnung und Vergessen zu finden. Er kämpft mit seltener Tapferkeit, rettet die Fahne seines Stammes, der Urner, aber der Tod will ihn nicht. So kehrt er in die Heimath zurück; als einsamer Waldbruder lebt er hochoben in den Bergen. Die Pest bricht aus, er eilt von Hütte zu Hütte, helfend, rathend, tröstend, aber unerkannt. Eine erkennt ihn doch, seine Braut, die Zumbrunntrud. Und als er dann vor'm Ring der Gemeinde seine That bekennt, da spricht sie für ihn. — Losgesprochen vom Volk, das hochoben in den Bergen das Auge freier erhält, findet er doch noch zum Leben und zur einzigen Erlösung von seinen Gewissenskämpfen: Arbeit und Liebe. — Eine positive Lösung des Romans, die sich ungezwungen aus dem markigen gesunden Sinn des Ganzen ergibt.

Gegenstücke zu Erni Behaim und seinem Problem sind die Pflichtnaturen des Richters von Abfrutt, des Hofer-Gallus, einer Kerngestalt, und des Weibes, das er liebt, ohne es erringen zu können, der herben, aber tiefen Cille. Die ruhigen großen Linien ihrer Kämpfe geben ein ungemein wohlthuendes Relief zu dem von Qualen und Reflexionen hin- und hergetriebenen Behaim. Prächtig ist die Gestalt des Mönchs Ambrosius, eines jener frommen Eiferer, welche nur den Gott des Zornes und der Strafe kennen, und seine Mission in Abfrutt geschildert, wo er die Lauen im Glauben stärken soll. Ebenso trefflich ist der Zug der Schweizer gegen Bellenz (Bellinzona), ihre Niederlage und ihr Rückzug erzählt. Alles in dem Roman ist vollsaftig und verleiht das Gefühl, eine Dichternatur vor sich zu haben, die nach echten Wirkungen strebt.

Und mit diesem Gefühl nehmen wir von Ernst Zahn Abschied. Er ist noch ein Werdender, und das Pathos und die Redseligkeit der Jugend sind noch nicht immer bei ihm vom echten Künstlerthum verdrängt. Aber er ist ein Werdender. So dürfen wir noch Bedeutenderes von ihm hoffen.

Karlsruhe i. B.

Albert Geiger.

Letzte Alpenrosen. Erzählungen aus den Tyroler Alpen. Von Adolf Pichler. Leipzig. 1898. Verlag von Georg Heinrich Meyer.

Warum die letzten Alpenrosen? Weil der Verfasser am 4. September 80 Jahre alt geworden ist? Die 80 Jahre merkt man aber diesen litterarischen Alpenrosen in keiner Weise an. Es ist eine Frische und eine Kraft in den reizenden Erzählungen, daß man hoffen darf, den „letzten“ Alpenrosen werden noch einige Büsche „allerletzter“ folgen. Nicht einmal die leicht geschwätzige Breite des Alters macht sich in dem vorliegenden Bande bemerkbar. Man lese nur die knappe Erzählung: „Die Braut von Korinth.“ Man kann Goethe nicht wirksamer ins Tyrolerische übertragen. Oder die längere Novelle: „Der Einsiedler“, die etwas von Conrad Ferdinand Meyer's „Jenatsch“ hat, und nicht das Schlechteste.

Durch alle Erzählungen weht kräftige Gebirgsluft. Die Figuren stehen fest auf ihren stämmigen Beinen und ein schalkhafter Humor belebt Thun und Reden. Der alte Bauer, der Vater des Helden in „Versäumt“, der seinen studirenden Sohn, welcher dem anmuthigenden Töchterlein einer Quartierwirthin zu tief in die Augen gesehen hat, aus Innsbruck fortholt und zur Nervenstärkung von Innsbruck nach Wien eine Heerde Ochsen treiben läßt, ist ein wahres Kabinetsstück.

Alles in Allem ein sehr erfreuliches Buch; gesunde Kost, die an jeder Tafel willkommen sein wird.

R.

*) 2. Auflage. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1898.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 51. Berlin, den 16. September 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5162 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Haltung unserer Regierung während des Prozesses in Rennes verdient uneingeschränkte Zustimmung; und wenn die Hand des Grafen von Bülow in diesem Falle das Steuer geführt hat, so können wir uns zu seinem politischen Takt beglückwünschen.

Die nochmalige Erklärung im Reichsanzeiger, daß Dreyfus nie etwas mit Deutschland zu thun gehabt, entsprach einem Gebot der Menschlichkeit; weiter zu gehen, lag kein Anlaß vor; denn ignorirte man unsere Erklärungen in Rennes, und bezeichnete sie damit als unglaubwürdig, so hätte man auch die Veröffentlichung der im Bordereau bezeichneten Schriftstücke gewiß ignorirt und sie in logischer Konsequenz als Fälschungen ausgeben können. Je weiter sich aber Deutschland engagirte, um so stärker mußte der Rückstoß sein, wenn unsere Behauptungen als wahrheitswidrig bei Seite geschoben wurden. Es konnte alsdann der Augenblick eintreten, wo die nationale Empfindlichkeit bei uns sich nicht mehr mit einem Achselzucken begnügt hätte, und mit solcher Entwicklung wäre Dreyfus und den französischen Ehrenmännern, aber auch der internationalen Politik ein sehr schlechter Dienst erwiesen worden. Daß unsere Regierung an der richtigen Stelle Halt gemacht hat, ist erfreulich auch im Interesse der humanen Sache, die gefördert werden sollte, und die nur durch kühle Erwägungen, nicht durch sentimentale Regungen vorwärts zu bringen ist.

Es darf eins nicht vergessen werden, und das hat das ergangene Urtheil in Rennes zur Evidenz erwiesen; es handelt sich in Frankreich längst nicht mehr um eine Rechtsfrage, die sich durch Gründe und Gegengründe aufklären läßt, sondern heute allein um eine Machtfrage zwischen den modernen und den reaktionären Gewalten in der Republik, und in diesen Kampf französischer Parteien darf sich Deutschland wider Willen gewiß nicht langsam hineinziehen lassen. Daß aber der Menschlichkeit und der politischen Klugheit zugleich Rechnung getragen worden ist, bleibt erfreulich.

Der Kampf in Frankreich zwischen den echten Liberalen und den Arbeitern auf der einen Seite und den reaktionären Mächten und Kryptorepublikanern auf der anderen Seite ist durch einen Umstand besonders lehrreich.

Die zivilisirte Welt ist der Ansicht, daß Moralität, Ehrlichkeit, Kultur bei den zuverlässigen Liberalen und bei den Arbeitern sind; und daß moralische Degeneration, politische Frivolität und rücksichtslose Demagogie auf der anderen Seite sich befinden. Wohin stellt sich nun die katholische Kirche Frankreichs mit ihrem riesigen Einfluß in diesem heroischen Kampfe?

Es soll davon geschwiegen werden, daß die französischen Reaktionäre im Geheimen vor Allem von der katholischen Hierarchie gestützt sein sollen. Das ist nur eine Behauptung. Aber tritt die Organisation des Katholizismus in Frankreich etwa für die Gerechtigkeit und für die verfolgte

Unschuld ein? In keiner Weise. Da ist es bezeichnend und beachtenswerth für den Katholizismus in Deutschland, daß beispielsweise ein Blatt wie die „Kölnische Volkszeitung“ die Haltung ihrer überzeugten Glaubensgenossen in Frankreich unbegreiflich und bedauerlich findet. Ein solches anders geartetes Empfinden der von freierer Auffassung nie ganz losgelösten Deutschen Katholiken des Rheinlandes soll man beifällig beachten.

Die „Post“ erklärt die Berathung des sogenannten „Zuchthausgesetzes“ für die „wichtigste Aufgabe“ der gegenwärtigen Reichspolitik. Die Taktik, die in diesem Ausspruch zum Ausdruck gelangt, liegt zu Tage, und es war nie zweifelhaft, daß sie zur Anwendung seitens der Reaktionäre gelangen würde. In Preußen wendet sich vielleicht ein Wenig die politische Richtung gegen das Junkerthum, die Kanalgegner; wir sagen: vielleicht. Um diese Bewegung zum Stillstand zu bringen, wird das rothe Tuch hervorgeholt, und es werden die Gefahren des Umsturzes an die Wand gemalt. Der Staat soll in einen verhängnißvollen Kampf verwickelt werden, der jede gesunde innere Umgestaltung der Sozialdemokratie von Neuem in das Ungewisse hinausschiebt, nur damit die Machtstellung des Junkerthums nochmals unangetastet auf Kosten des allgemeinen Staatsinteresses erhalten bleibe. Diese Politik kaltblütiger Frivolität entspricht dem Charakter des Junkerthums; die Frage bleibt, ob die Krone, sich und den Staat solcher Skrupellosigkeit auszuliefern, bereit ist.

Die Verhandlungen zwischen England und Transvaal sind jetzt bis zu jenem entscheidenden Punkte gediehen, wo das letzte Wort gesprochen werden muß. Wir glauben noch immer, daß der Friede erhalten bleibt, weil die Frivolität eines Krieges zu groß wäre; freilich ist auch die Frivolität schon groß genug, die die Entwicklung bis zu einer Stelle gedeihen ließ, wo unter Umständen nicht mehr der berechnende Wille, sondern der unglückliche Zufall den ersten verhängnißvollen Schuß abfeuern könnte.

England hat gewiß Recht, daß die Zustände in Transvaal der Reform bedürftig sind; aber England hat nicht Recht, daß es diese reformbedürftigen Zustände zugleich als Vorwand benützt, um die Selbständigkeit des kleinen Staatswesens in Südafrika vernichten zu wollen. Diese Politik hat in der ganzen Welt, auch unter den besten Elementen Englands, Mißstimmung erregt; diese Mißstimmung ist latent, aber wenn es das Geschick wollte, daß England bei einem offenen Kampfe mit Transvaal, — wie es keineswegs unmöglich ist, — auch ein Paar Schlappen erleidet, und wenn der Kampf sich lange hinzieht, dann könnte die heute zurückgedrängte Opposition in gefahrvoller Weise gegen den Leiter dieser Politik, Herrn Chamberlain, losbrechen.

Solche moralische Erbitterung bedarf der Zeit zu ihrer Entwicklung; der Dreyfus-Prozeß könnte Herrn Chamberlain hierüber belehren.

Der Attentatsprozeß in Belgrad entbehrt fast jeden sachlichen Interesses; denn alle Welt ist überzeugt, daß bei diesem Anlaß in Serbien weder nach der Wahrheit geforscht worden ist, noch die Wahrheit ermittelt werden soll. Das serbische Königreich ist in so hohem Grade um seinen moralischen Kredit gekommen, daß von einem Gerichtsverfahren zu Belgrad in politischen Angelegenheiten Niemand ein Bild objektiver Wahrheit zu erhalten hofft. So fragt sich nur, wie wird die politische Rückwirkung des Prozesses sein? In dieser Beziehung ist es beachtenswerth, daß die Wiener offiziöse Presse davor warnt, mit diesem Prozesse die politischen Gegner todtschlagen zu wollen, aus dieser Warnung kann man herauslesen, daß der serbische Thron für solche Kraftprobe nicht fest genug steht.

* * *

Der Zusammenbruch von Rennes.

Das Kriegsgericht in Rennes hatte eine sehr einfache Aufgabe vor sich; sieben mäßig begabte, ehrliche Leute hätten sie spielend gelöst.

Bevor noch die Verhandlungen begonnen hatten, war die gesammte urtheilsfähige Welt über einen Punkt einig, und zu dieser urtheilsfähigen civilisirten Menschheit gehörte auch die Elite Frankreichs, und Frankreichs höchstes Gericht, der Kassationshof; das einstimmige Verdikt lautete: Dreyfus ist unschuldig.

Es war möglich, daß die Verhandlungen in Rennes den einen oder den anderen Punkt der düsteren Angelegenheit in ein helleres Licht rücken würden, aber auch das ist nicht geschehen. Die Nichtigkeit der Anklage trat nochmals so deutlich hervor, wie die Verworfenheit der Ankläger, und somit blieb für die Richter in Rennes nichts zu thun übrig, als das Urtheil der achtbaren öffentlichen Meinung Europas und Amerikas in Worte zu fassen, wie sie das französische Gesetz vorschreibt, und die Sentenz abzugeben: Dreyfus ist unschuldig.

Das wäre keine That des Heroismus gewesen; dazu bedurfte es heute auch keines Scharfsinnes; — das wäre nichts gewesen als der Ausdruck eines simplen Gerechtigkeitsgefühls, wie es jedem anständigen Menschen eigen ist, und wie es in diesem Falle noch aus zwei — freilich abseits liegenden — Gründen eine Verstärkung hätte erfahren müssen: aus Menschlichkeit und aus Klugheit. Aus Menschlichkeit, weil das unschuldige Opfer so furchtbar gelitten hatte, und aus Klugheit, weil die gesammte Welt ein erregter, kritischer Zuschauer der Vorgänge in Rennes war.

Von den sieben Richtern in Rennes waren zwei anständige Charaktere; fünf aber, nebst dem Vertreter der Regierung sprachen erneut ein Schuldig aus, und nachdem sie Dreyfus wiederum als Verräther am Vaterlande, — das scheußlichste Verbrechen, das ein Offizier begehen kann, — gebrandmarkt hatten, billigten sie ihm mildernde Umstände zu und empfahlen ihn in einem besonderen Schreiben, der wohlwollenden Gnade des Präsidenten der Republik, damit dieser von dem Verurtheilten eine zweite Degradation abwende.

Es gibt Verbrecher, die durch die Größe und Konsequenz ihres Handelns freilich Abscheu, aber doch zugleich auch eine Empfindung wie staunendes Verwundern einflößen. Auf dieser Mischung beruht der tiefe Eindruck, den einzelne historische Personen und dichterische Schöpfungen hervorrufen, so etwa, um in der neutralen Vergangenheit zu bleiben, die Gestalt eines Richard III. von Shakespeare. Wenn nun jene fünf Richter in Rennes kaltblütig Dreyfus von Neuem ohne jeden Vorbehalt für schuldig erklärt hätten, — solche Verruchtheit hätte zugleich ein gewisses Staunen in der Welt hervorgerufen, und jedenfalls ein Vorwurf wäre jenen verurtheilenden Richtern erspart geblieben, daß sie Schurken und zugleich sentimentale Dummköpfe seien; dann hätte sich der Empörung nicht die Verachtung beigemischt, die heute in der Welt allgemein zum Ausdruck kommt; die Empörung über das Urtheil und die Verachtung, daß diese falschen Richter so beschränkt sein konnten, um zu glauben, es lasse sich durch ihre schreiende Ungerechtigkeit plus mildernder Umstände plus Depesche an Loubet die Ruhe für Frankreich und die Achtung der aufhorchenden Welt erkaufen. Kein Urtheil konnte die französische Justiz furchtbarer bloßstellen als dieses.

Die Antwort der Welt auf diese That von Rennes war ein Aufschrei. Seit zwei Jahren war die Empörung überall gewachsen. Das erste Urtheil gegen Dreyfus war unter Gesetzesverletzungen erzwungen worden; das Verfahren gegen Zola und Picquart war empörend; die Freisprechung des Lumpen Esterhazy war ein Faustschlag für die Gerechtigkeit; über die Mercier, Boisdeffre, Gonse, Pellieux, Roget und die Kleineren stand das Urtheil fest; der

Tod Henry's verscheuchte über die Zustände im Generalstab die letzten Zweifel; die Behandlung von Dreyfus auf der Teufelsinsel war wilde Barbarei; der versuchte Meuchelmord gegen Labori schmeckte nach der zügellosen Brutalität der Renaissance, und nun dieser Richterspruch dazu. Jetzt brachen die seit zwei Jahren zurückgestauten Empfindungen unwiderstehlich hervor, und Frankreich erlitt eine moralische Niederlage, die man mit Recht ein zweites Sedan genannt hat. Aber das jetzige ist schlimmer; damals unterlag die Armee einem stärkeren Gegner, der von außen kam, diesmal enthüllt sich die innere Zersetzung einer Nation, die sich ihre Geschicke seit fast dreißig Jahren selbst diktirt. Immer wieder hatte man nach jenem festen Punkt gesucht, von dem aus ein Aufbau in Frankreich erfolgen könnte, und immer versagte bisher die Hoffnung, daß es möglich sein würde, und zuletzt — dieser Richterspruch.

In dieser Empörung der Welt, die ganz spontan losbrach in den Vereinigten Staaten, in England, in der Schweiz, in Belgien, in Holland, in Italien und Oesterreich-Ungarn, in Rußland, in Schweden, in Norwegen, in Dänemark, bei uns, liegt etwas Erhebendes; in dieser Empörung liegt der Beweis von der Kraft moralischer Ideen, die vorübergehend zurückgedrängt werden mögen, aber ohne die die Welt nicht existiren und nicht fortschreiten kann. Dieses Gewitter, das sich über Frankreich entladen hat, wirkt reinigend, denn es hat dem Materialismus und der Machtanbetung; der Realpolitik, die nichts als Realpolitik sein will, dem bornirten Chauvinismus, dem blöden Nationalismus und dem vergiftenden Antisemitismus, diesen Entartungen moderner Entwicklung, gezeigt, daß es eine Grenze gibt für die Geduld der gleichgiltigen, der langmüthigen, der von ihrer rastlosen Arbeitsamkeit abgelenkten zivilisirten Welt, und daß schließlich die anständigen Menschen, wie sie über alle Länder und alle Zonen verbreitet sind, eine furchtbare und drohende Macht sind, deren Empörung zu reizen, das Gesindel sich hüten muß.

Die Krankheit Frankreichs lieferte den Beweis von der Gesundheit und der Stärke der moralischen Kräfte in der Welt, und diese Stärke, die nur erreichbar war, weil die civilisirte Erde eine enge Einheit geworden, ist zugleich ein Triumph des seines angeblichen schnöden Materialismus wegen so niedrig eingeschätzten „Maschinenzeitalters". Nur in diesem Maschinenzeitalter war es möglich, daß der elektrische Draht unmittelbar die gleichen Empfindungen in Moskau und in San Francisco, in Adelaide und in Stockholm auslöste, und ihren Reflex zurück nach Paris schleuderte.

Als Voltaire vor hundert und einigen Jahren sein **Ecrasez l'infame** hervorstieß, schallte ihm langsam eine Antwort aus einigen wenigen Centren der Kultur zurück; die Worte Zola's, sein **J'accuse** und jetzt nach dem Urtheil in Rennes sein **Cinquième Acte** bringen die Herzen des lesenden Erdenrunds in Wallung. Die Technik, die nur das materielle Wohlergehen der Menschheit gesteigert haben soll, gewährt auch den moralischen Kräften eine Steigerung, die niemals selbst nur geahnt worden ist. Nur am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Maschinen, konnte es geschehen, daß die öffentliche Meinung, dieses unorganisirte Nichts, solche Macht gewann, um ein ganzes großes Volk vor dem Urtheil der Welt stutzig werden und erschrecken zu lassen. Auch aus der Technik erwuchsen segensvolle moralische Kräfte, die zum Schlusse des Jahrhunderts, da die Millionen handelnd auf die Bühne treten, unserem demokratischen Zeitalter einen überraschenden und nicht hoch genug zu veranschlagenden Triumph bereitet haben.

Die Empfindungen der Welt setzten sich sogleich in die Frage um: Können wir nach Paris zur Weltausstellung gehen? Kann dieses Frankreich, das unsere Begriffe von Moralität, von Ehrlichkeit und Anstand nicht theilt, unser Wirth und können wir seine Gäste sein? Man empfand unmittelbar den tiefen Widerspruch, der darin liegt, daß das offizielle Frankreich, soweit es in diesem Falle in Aktion getreten war, hochmüthig die öffentliche Meinung des Auslandes verachtete, und dieses verachtete Ausland doch zu einem Fest der Kultur nach Paris freundschaftlich entbot. Dieser Widerspruch erschien so schreiend, daß der nächste Gedanke der war: Dieses Frankreich und dieses Paris ist nicht der Ort für ein friedliches Stelldichein der Völker, und dementsprechend sind hier und dort schon Entschlüsse gefaßt worden.

Daß eine solche Empfindung gesund ist, steht außer Zweifel, und vielleicht gäbe es kein besseres Mittel, den bornirten Chauvinismus und den bornirten Hochmuth einer ganzen Klasse von Durchschnittsfranzosen zur Vernunft zu bringen, als ein solcher moderner Riesenboykott, der diese moralisch haltlosen und selbstgefälligen Elemente dort träfe, wo sie Empfindung besitzen: am Geldbeutel. Allein eines darf man nicht vergessen; diesen Elementen, die bisher die Oberhand behalten haben, steht eine ringende Minderheit gegenüber, die mit bewundernswerthem Muthe und Talente Schritt für Schritt sich den Boden erkämpft hat, und die noch unter Waffen steht. Auch das Urtheil von Rennes setzt nicht den Punkt hinter das letzte Wort des letzten Satzes.

Dabei handelt es sich nicht um das Schicksal von Dreyfus und nicht um das Schicksal von ein Paar Generälen, sondern es handelt sich um das Schicksal der Republik; es handelt sich darum, ob die ehrlichen und anständigen Leute in Frankreich schließlich die Oberhand behalten, oder die Gauner, reaktionären Abenteurer und Phantasten. Der Dreyfus-Prozeß ist für diese Frage nur ein Thermometer an einer bestimmten, gewiß sehr wichtigen Stelle des sozialen Körpers angelegt, aber erst wenn endgültig entschieden ist, daß das verheerende Fieber nicht zum Stillstand gebracht werden kann, wird sich auch die letzte Entscheidung in Bezug auf die Weltausstellung aufdrängen.

Das Schicksal, das in Frankreich zur Entscheidung steht, ist ein tragisches. Männer von bewundernswerther Begabung und ausgestattet mit den höchsten moralischen Eigenschaften, Männer, die der Sympathie der ganzen Welt sicher sein können, die Zola, die Trarieux, die Yves Guyot, Clemenceau, Reinach, Jaurès, Lazare, Piquart, Labori, Freystätter, Anatole France und wie sie alle heißen, sie führen einen Kampf nicht um Dreyfus, sondern thatsächlich um viel Größeres und Wichtigeres, um die Regeneration ihres Vaterlandes.

Und wie lehrreich ist es, die Gegenpartei ins Auge zu fassen; das ist der klerikale und reaktionäre Adel des Faubourg St. Germain, der den Baron Christiani, den Stockschläger gegen den Präsidenten Loubet, stellte, und der von den Prätendenten und von dem Einfluß des Beichtstuhles beherrscht ist. Das sind die hohlen deklamirenden Chauvinisten der Straße, wie Déroulède; das sind die Antisemiten, die das Christenthum im Munde führen und den Judenmord predigen, wie Drumont; das sind jene charakterlosen Politiker wie Méline, die wirthschaftlich und moralisch das Land durch Schutzzölle und eine Politik skrupelloser Anpassungsfähigkeit vergifteten, und deren höchstes Ideal ist, an der Macht zu bleiben. Diese Elemente haben gemeinsam Frankreich an den Rand des Abgrundes gebracht.

Ansätze zu solchen Entwicklungen gibt es in allen Ländern; auch bei uns. Auch wir haben unser frömmelndes reaktionäres Junkerthum, das in der traurigen Zeit unter Friedrich Wilhelm IV. triumphirte und das sich nach diesen Tagen zurücksehnt; auch wir haben unsere nationalen Maulhelden, die mit chauvinistischen und antisemitischen Phrasen die Gerechtigkeit, die Billigkeit und die Menschlichkeit todtschlagen möchten. Auch wir haben Politiker von jener Moral, die Brotwucher gegenüber den Bedürftigsten treiben, und die für diese „nationale" Wirthschaftspolitik zu jedem Opfer des Intellekts und zu jeder Intrigue bereit sind.

In Frankreich ist eine kleine Schaar zuverlässiger, echter Liberaler und, was nicht vergessen werden soll, die Arbeitermasse noch aufrecht, diese zwei unentbehrlichen Elemente modernen Staatslebens. Auf dem europäischen Kontinent haben vor hundert Jahren diese nämlichen französischen Schichten den modernen Staat als die ersten aufgerichtet.

Ihr Sieg oder ihr endgültiges Unterliegen zum Schluß des Jahrhunderts gegenüber Bigotterie, Reaktion und ihren populären Schildknappen, dem Chauvinismus, Nationalismus und Antisemitismus, diesen Erbfeinden unserer Tage, wäre ein Ereigniß, an dem die Kultur und die internationale Politik der Welt aufs Innigste betheiligt ist.

P. Nathan.

West-östliches Preußen.

II.

Das beschriebene Stück Papier hatte sich also doch zwischen unseren Herrgott im Himmel und dieses Land eingedrängt; und es bewies in seiner bedrängten Lage ein seltsam zähes Leben. Von der Revolution und der Nationalversammlung unvollendet zurückgelassen, ward die „Charte Waldeck" mitten im Siege der Gegenrevolution aus königlicher Machtvollkommenheit oktroyirt. Formell verdankt also Preußen seinen Königen auch die konstitutionelle Verfassung. Daß dies nur sehr formell der Fall, materiell aber der Uebergang Preußens in die moderne Staatsform eine empfindliche Niederlage der Krone war, auch das ist, wie gezeigt, der Krone eigenstes Werk gewesen. Fata volentem ducunt, nolentem trahunt. Und gerade Friedrich Wilhelm IV. mußte diese Niederlage als solche persönlich bitter empfinden. Er hat denn auch nie aufgehört, die von ihm oktroyirte, von den auf Grund doppelter Oktroyirung gewählten Kammern in hochbelobter Fügsamkeit rückwärts revidirte, dann von ihm feierlichst beschworene Verfassung als widerwärtigen „Wisch" zu betrachten und zu bezeichnen. Während seiner übrigen Regierungszeit war die Durchlöcherung dieses Wisches der Hauptinhalt seiner inneren Politik; aber weder der aufrichtige Haß des Königs noch die scheinbare Allmacht der Reaktion hat den Wisch beseitigt.

Zuerst war es noch eine Nachwirkung der nationalen Bewegung, die den deutschen Beruf Preußens denn doch zu deutlich vor Aller Augen gerückt hatte, daß man die einmal als unvermeidlich erkannte Verwestlichung wenigstens in der äußeren Form des Staatslebens nicht sogleich wieder ausrotten konnte. Dann aber fand der Widersinn einer verblendeten Politik seine Schranken an den still wirkenden Kräften der wirthschaftlichen Nothwendigkeiten. Wie in derselben Zeit, da Preußens Entehrung zu Olmütz alle kleindeutschen Hoffnungen für immer vernichtet zu haben schien, das wirthschaftliche Prototyp kleindeutscher Einheit, der preußische Zollverein, sich vollendete, so bewährte sich mitten im Siege der verfassungsfeindlichen Reaktion die weise Voraussicht, mit der ein Menschenalter zuvor Hardenberg die finanzielle Entwicklung Preußens auf seine konstitutionelle Gestaltung verwiesen hatte. Ein Rückfall in die dürftige Enge der absolutistischen Staatswirthschaft war auf der erreichten Entwicklungsstufe ebenso unmöglich, wie die Verwerthung der finanziellen Leistungsfähigkeit des Staates im Innern und seines Kredits nach Außen ohne die Mitwirkung einer Volksvertretung in konstitutionellen Formen. Mochte die feudalistische Reaktion das Landgemeindewesen Ostelbiens noch einmal zurückwerfen in den leistungsunfähigen Zustand entrechteter Zwerggemeinden und herrschender Rittergüter, in eine Art rückständiger politischer Naturalwirthschaft, den preußischen Staat als Ganzes konnte sie in solche Formen nicht mehr zurückzwängen; dazu hatte sich das westliche Element, die bürgerliche Erwerbsgesellschaft doch schon zu kräftig ausgewachsen. Selbst der Romantiker auf dem Throne hatte das instinktive Gefühl, daß in dem harten, klaren Lichte der wirthschaftlichen Welt die Spukgestalten seiner Politik der Mißverständnisse sich verflüchtigen mußten; „sein im Prinzip starker Glaube an die eigene Machtvollkommenheit hielt in konkreten Fällen wohl gegen politische Rathgeber Stand, aber nicht gegen finanzministerielle Bedenken." So berichtet ein scharfer Beobachter, der es wissen konnte: Bismarck.

Für die Masse des ostelbischen Junkerthums existirten freilich solche staatlichen und wirthschaftlichen Nothwendigkeiten nicht; sie rannten mit ihren harten Schädeln blindwüthig wider die modern-bürgerliche, „judenliberale" Verfassung an, der unvertilgbar „der Schindludergeruch der Revolution" anhafte. Anders die weiterblickenden politischen und publizistischen Führer des östlichen Feudalismus. Wohl stimmten sie bei geeigneter Gelegenheit in das fanatische Kriegsgeheul ihrer Sippen und Magen ein; deren ostensibler Verfassungshaß war ihnen ebenso lieb wie des Königs bitterer Grimm gegen den „Wisch". Aber nicht minder brauchbar für ihre Zwecke war die Thatsache, daß sich diese verhaßte Verfassung doch eben nicht so ohne Weiteres beseitigen ließ. Die Stahl und Konsorten waren nämlich in ihrer Art auch konstitutionell, und zwar aus guten Gründen. Der Feudalismus steht ja zum Absolutismus in keinem geringern historischen und begrifflichen Gegensatz als der Konstitutionalismus. Und wenn auch der despotisme éclairé meist seinen Frieden mit dem Junkerthum auf Kosten seiner „Aufklärung" gemacht hatte, so war und ist doch ganz naturgemäß das politische Ziel dieser sozialen Gruppe keineswegs die Unumschränktheit der Krone, vielmehr ihre möglichst enge Beschränkung, freilich nicht durch modern parlamentarische Einrichtungen, sondern durch die Macht feudaler Stände in zwerghaft zersplitterten Landschaften. Diesem Ziele glaubte man nun sich leichter durch eine Rückbildung der viel gescholtenen konstitutionellen Verfassung, als durch eine etwaige Wiederaufrichtung des reinen Absolutismus zu nähern. Zwar war Friedrich Wilhelm IV. persönlich bis zu unköniglicher Selbstverleugnung ein Adept feudaler Heilslehren; und doch war selbst unter seinem absoluten Regiment der Widerstand der „liberalisirenden und centralisirenden" Bureaukratie, des natürlichen Organs des Staatsabsolutismus, gegen den rückständigen und staatszersetzenden Feudalismus nicht völlig zu überwinden gewesen. Wer konnte dann vollends für die Zukunft, schon gleich unter dem gar nicht romantischen Thronfolger einstehen? Ganz anders sah die Sache aus, wenn sich der Feudalismus als getreuer Nothhelfer der Krone im Kampfe wider den gefürchteten, von den bestehenden konstitutionellen Einrichtungen her drohenden Parlamentarismus geriren konnte. Da erschienen die feudalen Bestrebungen, die Autorität an die Stelle der Majorität, die landschaftlichen Besonderheiten an die Stelle der Staatseinheit, die „organischen" Gliederungen berufsständischer Interessenvertretung an die Stelle der Volksvertretung zu setzen, als selbstlose Hingabe an den Dienst der Krone, um dem argen Konstitutionalismus die schlimmsten Giftzähne auszuziehen. Auch wenn und solange man nicht zur Verwirklichung jener Rückbildungen gelangte, befand man sich gut auf diesem Wege; ja es kann zweifelhaft sein, ob nicht der Weg angenehmer und nützlicher war, als die Erreichung des Zieles selbst. Die Stellung des östlichen Junkerthums konnte so trotz der eifrig geschmähten Verfassung, in gewissem Sinne gerade durch sie, fester und mächtiger werden, als es ohne sie der Fall gewesen wäre. Schlug diese Politik ein, so war nicht nur die Gefahr abgewendet, daß im konstitutionellen Staate die Krone im Bunde mit der bürgerlichen Gesellschaft die feudalen Rudimente zum Segen der staatlichen und nationalen Entwicklung abtragen könnte, sondern es war sogar umgekehrt die Krone im Bunde mit dem Junkerthum in einen bald offenen, bald latenten Kampf wider die bürgerliche Gesellschaft verstrickt, ein Kampf, in dem sich die Krone auf das Junkerthum stützen zu müssen glaubt, während in Wahrheit das Junkerthum nur durch die Macht der Krone gehalten wird. Und diese Politik ist glänzend eingeschlagen, Dank den sachlichen und persönlichen Verhältnissen, unter denen die preußische Verfassung entstanden war, Dank auch der unbestreitbaren Geschicklichkeit und ebenso unbestreitbaren

Skrupellosigkeit, mit der das Junkerthum namentlich allerhöchste Schwächen für seine Zwecke auszudeuten verstand. Unter dem Bann dieser inneren Politik steht Preußen noch heute; während eines halben Jahrhunderts hat sich das Junkerthum in diese feste Stellung eingegraben, sich mit Tausend Vorurtheilen und Interessen nach allen Seiten hin verfilzt, ein System gesponnen vom Korpsstudenten bis zum Minister, vom Reservelieutenant bis zum Generaladjutanten, vom Lakaien bis zum Hofmarschall, eng zusammenhaltend mit all' seinen Maschen. Und in dieses Gewebe hat Kreuzspinne Junkerthum eine schöne, große Fliege eingesponnen, die preußische Krone, sich durch deren Aussaugung nährend. An die historische Machtstellung der preußischen Krone klammert sich das Junkerthum, um seinen politischen Einfluß zu erhalten und dadurch seinen wirthschaftlichen Ruin zu vermeiden. Das heißt dann: treueste Stütze des Thrones; ja wohl, wie auch die Spinne die Fliege in ihrem Netze stützt. Aber stärker als die Macht der mächtigsten Krone und in keinem Gewebe zu fangen sind die Nothwendigkeiten der wirthschaftlichen Evolution. Sie haben die Form der bürgerlichen Staatsverfassung aufrecht gehalten trotz alledem; sie können endlich auch ihr inneres Wesen zu lebendiger Kraft erwecken trotz alledem. Es war ein sehr konservativer Mann, der Sozialpolitiker Huber, der einst vor dem Feudalismus warnte als einem Steine am Halse jeder Macht, an die er sich hänge, des Königthums wie der Zunft!

Daß das parlamentarische Regime, die gleichberechtigt freie Konkurrenz der parlamentarischen Parteien um die politische Macht, eine wesentliche Schwächung der Krone bewirke, das gilt seit den Anfängen unseres Verfassungslebens für ein unantastbares Axiom. Zu seiner Erhärtung wird immer wieder die Ohnmacht der Krone in parlamentarisch regierten Ländern mit der überkommenen und unverbrüchlich zu bewahrenden Machtfülle des preußischen Königthums in einen Vergleich von großartig effektvoller Kontrastwirkung gestellt. Die stereotype Schilderung jener Ohnmacht wird freilich von jedem Kenner der thatsächlichen Verhältnisse in den so herzlich bemitleideten Monarchien als [k]orrikirende Uebertreibung erkannt; der Unterschied läuft [w]enigstens zum Theil darauf hinaus, daß dort die staatsrecht[l]ichen oder observanzmäßigen Schranken fürstlicher Macht [i]n festen Formen klar zu Tage liegen, der persönliche Ein[f]luß des Fürsten, wenn er eben die Persönlichkeit danach [is]t, sich in stiller Wirksamkeit geltend macht; während hier [d]ie persönliche Autorität des Königs fortwährend ostentativ [h]ervortritt, die Beeinflussungen und Beschränkungen seines [W]illens durch persönliche und soziale Momente dagegen sich [h]inter den Kulissen der politischen Bühne verbergen. Ob [w]irklich für das monarchische Interesse an sich diese Er[sc]heinungsform auf die Dauer vortheilhafter sein mag als [je]ne, kann namentlich bei den tiefen und starken Gegensätzen [d]es heutigen öffentlichen Lebens recht sehr bezweifelt [w]erden.

Aber hiervon absehend, muß man doch in jenem [A]xiom jedenfalls eine wunderliche Verkehrung von Ursache [un]d Wirkung erkennen. Offenbar hat nicht das parlamen[ta]rische Regime in jenen Ländern der Krone ihre Macht [ge]raubt; wie hätte es dieses Kunststück wohl fertig bringen [so]llen? Vielmehr war es die Folge einer durch andere [hi]storische Faktoren, Wechsel und Fremdheit der Dynastien [od]er sonstige dynamische Verschiebungen, bewirkten [S]chwächung der Krone, daß sich das Schwergewicht des [po]litischen Einflusses in das Parlament verlegte. Wo jene [hi]storischen Voraussetzungen fehlen, wo die Krone ein [au]tochthoner Machtfaktor ist, da bedeutet die gleichberechtigt [fr]eie Konkurrenz der parlamentarischen Parteien an sich [kei]neswegs eine Schwächung der Krone. Im Gegentheil; [in]dem sie jeder politischen Intelligenz die Bahn freigibt, be[rei]chert sie den Staatsdienst um unschätzbare Kräfte; indem [sie] alle Kreise und Klassen der Gesellschaft zur Auslese her[an]zieht, emanzipirt sie die Krone von dem Zwangs- und [B]annrecht einer engen Kaste; indem sie die Krone zum [Zü]nglein der Wage macht, kräftigt sie ihre Stellung in einer Zeit, die patrimonialen und patriarchalischen Vorstellungen unaufhaltsam entwächst. Jedoch all das, was einem wahrhaft politischen, modernen Königthum förderlich ist, bedeutet eine Lebensgefahr für das ostelbische Junkerthum. Sein Ziel muß es gerade sein, das Königthum auf jenen morschen patrimonialen Grundlagen festzuhalten, mit denen die Existenz des rückständigen Junkerthums steht und fällt; es an jener Bereicherung und Erweiterung seiner Wirksamkeit zu hindern. Zur Erreichung dieses Zieles boten ihm die Umstände, unter denen die preußische Verfassung entstanden war, wie die persönliche Anschauung des ersten konstitutionellen Königs von Preußen treffliche Handhaben.

Der verhaßte „Wisch", das war der böse Feind des Königthums von Gottes Gnaden; und weil er sich zunächst einmal nicht aus der Welt schaffen ließ, so war der unablässige Kampf gegen jede Konsequenz, Befestigung und Fortbildung des Konstitutionalismus nicht nur das natürliche Recht der Selbsterhaltung, sondern die heilige Pflicht der Krone nach ihrer göttlichen Sendung. Ein Paktiren mit diesem Feinde erschien also wie ein Verrath an einer ewigen und heiligen Sache, und Fragen der Politik wurden so dem König in die Ehre und ins Gewissen geschoben. Nun steht aber die ganze bürgerliche Gesellschaft hinter dem Konstitutionalismus, und mit ihr die wirthschaftliche Nothwendigkeit; dagegen im Kampfe mit dieser bürgerlichen Gesellschaft und ihrer wirthschaftlichen Entwicklung steht das ostelbische Junkerthum, mit dem die Krone durch jene anachronistische Auffassung ihres Berufs auf Gedeih und Verderb verkoppelt wird; ist doch die ganze politische und wirthschaftliche Existenz dieses Junkerthums ein Anachronismus. War der Konstitutionalismus nicht zu beseitigen, so galt es, diesen Feind mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen. Das war und ist die Aufgabe der konservativen Parlamentspartei, deren sozialen Kern das ostelbische Junkerthum bildet. Auf dem Boden des Konstitutionalismus nimmt sie die gleichen Rechte wie jede andere Partei in Anspruch; aber die Krone steht ihr keineswegs mit der gleichen Freiheit wie allen anderen Parteien gegenüber; ist sie doch der einzige Hort der Krone wider ihren bösen Feind. Ihr kann die Krone unbedenklich das eine Haus des Parlaments ausliefern, wie es durch die unechteste aller unechten „historischen" Bildungen Friedrich Wilhelm's IV., die Schaffung des Herrenhauses, geschehen ist; jede Verbindung der Krone gegen sie mit anderen Parteien ist jedoch ein Selbstverrath des Königthums von Gottes Gnaden. Beherrscht sie das Parlament, so fordert sie ihr Recht auf Grund der beschworenen Verfassung; ist sie in der Minderheit, so fordert sie ihr Privileg im Namen des monarchischen Prinzips. Das ist die Läuterung des konstitutionellen Systems, das Heilmittel, welches die unvermeidliche Verfassung mit der Vollgewalt des Königthums versöhnt, das Bollwerk, welches die Ueberfluthung des Thrones durch die trüben Wogen wechselnder Parlamentsmajoritäten verhindert: der König regiert mit einer politischen Partei; aber er ist in der Auswahl derselben nicht frei nach Lage der Dinge und der parlamentarischen Verhältnisse; vielmehr ist er durch die Pflicht, die Ehre und Macht der Krone zu wahren, unauflöslich an eine einzige Partei gebunden, gleichviel wie ihre Stellung im Lande und Parlamente sein mag. Ist sie für sich allein ohnmächtig, so hat die Krone ja Macht genug für beide. Das ist die Tradition des preußischen Konstitutionalismus.

Indessen, ist es nicht vielmehr feststehende Tradition, daß es in Preußen keine Parteiregierung gibt? Das ist auch eine der immer wiederholten Behauptungen, die mit ihrer wohlberechneten Scheinwahrheit dies ganze System junkerlicher Einspinnung der Krone halten. Richtig ist allerdings, daß in diesem halben Jahrhundert konstitutionellen Lebens zwar „die kleine, aber mächtige Partei" mit ganz kurzen und selbst dann nur theilweisen Unterbrechungen Preußen beherrscht hat, jedoch niemals ein ganz rein aus der feudalen Parlamentspartei hervorgegangenes Ministerium existirt hat, noch weniger natürlich in jenen Intervallen ein aus der liberalen Partei gebildetes.

Aber damit wird der Widersinn einer außerhalb der politischen Parteien stehenden Regierung als dauernder Einrichtung noch nicht zur Wahrheit. Wenn man nicht Parteistellung mit enger Fraktionssimpelei verwechselt, kann man nicht zweifeln, daß Niemand Politiker sein kann, ohne zu den großen Grundfragen des staatlichen Lebens eine bestimmte Parteistellung einzunehmen. Und fordern, daß ein Minister nicht Politiker sein darf, das heißt fordern, daß ein Musikdirektor nicht musikalisch sein darf. Es mag solche geben; und es hat auch unpolitische Minister in Preußen gegeben; aber die Regel kann es niemals sein. Jedoch ein Minister, der zwar nicht aus einer bestimmten Parteiorganisation hervorgegangen ist, sondern etwa als „unpolitischer" Beamter seine Laufbahn gemacht hat, als Minister aber nach Möglichkeit die Geschäfte einer bestimmten Partei besorgt, der ist schließlich eben auch ein Parteiminister. Und in der That hat das Junkerthum stets sich auf diese Weise ergänzen müssen. Der reine Feudalismus vermag einen doch immerhin modernen Staat selbst unter den hier gegebenen günstigsten Bedingungen nicht zu leiten. Theils fehlt den Herren die Geschäftstüchtigkeit, das Wissen und Können; theils kommt ihre verbohrte Rückständigkeit in der Praxis mit den unabweislichen Existenzbedingungen des modernen Staates ins Gedränge.

So hat es ja an Reibungen des Junkerthums sogar mit dem Ministerium Manteuffel nicht gefehlt. Der reinste Feudale in diesem Ministerium, natürlich der Minister des Innern, v. Westphalen, war der Tüchtigkeit seines bureaukratischen Untergebenen Hinckeldey nicht annähernd gewachsen, was der Letztere dann mit seinem Leben büßen mußte. Der Ministerpräsident selbst konnte an reaktionärer Gesinnung kaum überboten werden; seine politischen Endziele waren die des Junkerthums. So schüttete er einst seine Seele vor Bismarck aus: man müsse die Verfassungssache in der Schwebe halten, „bis eine gründliche organische Umgestaltung sich als nothwendig ergeben hat. Ich hoffe und wünsche, daß man dann auch von den Provinzialständen bis etwa auf Kommunalstände nach alten historischen Begrenzungen, die auch in der Rheinprovinz noch nicht verwischt (aha!) und in allen alten Provinzen noch sehr erkennbar sind, zurückkommen und aus diesen die Landesvertretung hervorgehen lassen wird." — Was konnte das Junkerthum noch mehr wünschen? Seine intimsten Gedanken, die Zersplitterung des Staates, sogar womöglich die Veröstlichung des Westens hatte dieser leitende Staatsmann ihm abgelauscht. „Das sind aber Dinge, die man nicht im Sprunge machen kann, wenigstens nicht ohne große Stöße, die man doch zu vermeiden Anlaß hat. Die Kreuzzeitung hat mir nun förmlich Fehde ankündigen lassen" u. s. w. Ja wohl; dieser Staatsmann hatte doch auch die unvermeidliche Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, die bäuerliche Ablösungsgesetzgebung, gewisse steuerliche Ketzereien zu verantworten; und so schützten ihn seine guten Endziele nicht vor junkerlichen Angriffen wegen Grundsatzlosigkeit, bureaukratischem Absolutismus oder, wie man das in den fünfziger Jahren gern nannte, Bonapartismus, um den Stich ins Moderne zu bezeichnen. In demselben Ministerium saß auch ein Mann, der als einer der Ersten die Richtung der westlichen Bourgeoisie vertrat, die ihren Vortheil im Anschluß an den östlichen Konservatismus suchte, eine Richtung, die später noch größere Bedeutung erlangt hat. Aber trotz v. d. Heydt und trotz der Katzbalgereien mit Manteuffel war dies Ministerium doch eine ausgesprochene Parteiregierung. Und so hat das ostelbische Junkerthum stets der Ergänzung durch bureaukratische oder auch bürgerlich-konservative Elemente bedurft, das hat auch oft zu Friktionen geführt; aber sein Einfluß ist immer der entscheidende geblieben, weil es sich durch jene Isolirung des Königs von der konstitutionellen bürgerlichen Gesellschaft die entscheidende Macht der Krone dienstbar gemacht hatte.

Die berüchtigte Kamarilla unter Friedrich Wilhelm IV. war lediglich die feste Organisation dieses persönlichen Einflusses der „Umgebung" in der entscheidenden Zeit des Ueberganges. Diese Organisation ist mit der Person des ersten konstitutionellen Königs verschwunden; aber sie ist nicht überwunden, sondern überflüssig geworden, weil ihr System durch Tradition befestigt ist. Einst konnte die Kamarilla den König mit dem Redakteur der Kreuzzeitung „aussöhnen", wie man zwischen koordinirten Mächten freundschaftlich vermittelt. Später ist wohl die Kreuzzeitung aus den königlichen Schlössern verbannt worden; aber wie viele Personen der Umgebung ziehen ihre politische Geistesnahrung nicht aus der Kreuzzeitung oder ihren Filialen? So athmet man im Mittelpunkt der Staatsleitung schier unbewußt mit jedem Athemzuge die geistige Luft des östlichen Feudalismus ein. Und von hier aus hat der Feudalismus sein Joch allmählich seiner alten Gegnerin im absoluten Staate, der Bureaukratie, auferlegt. Seit der Verfassung kam das liberale d. h. antijunkerliche Beamtenthum nach und nach auf den Aussterbeetat. Seine Nachkommen mußten bei der blinden Themis ein Unterkommen suchen. Einst konnten die höchsten preußischen Verwaltungsbeamten bei Kant und Adam Smith in die Lehre gehen; nun mußte, wer Carrière machen wollte, sich zu Haller und Stahl, den Propheten des höfischen Feudalismus, bekennen. Einst hatte ein Mann wie Schön im östlichsten Preußen an leitender Stelle die modernen Ideen westlicher Staatskultur vertreten und dem Minister des beschränkten Unterthanenverstandes, Herrn v. Rochow, die Stirne bieten können. Nun ward ein Mann wie Kleist-Retzow berufen, als Landvogt der Rheinprovinz die Regierungskunst des östlichen Junkerthums auch dem Westen aufzuzwingen. In der That hat die Verfassung in Preußen das einseitigste und härteste Parteiregiment inaugurirt; freilich nicht das einer parlamentarischen Mehrheitspartei, sondern das einer kleinen ostelbischen sozialen Gruppe; und auch nicht ein wechselndes, sondern ein dauerndes. Dies Parteiregiment ist unabhängig von der Zusammensetzung des Parlaments, denn es ist ein ausgesprochen antiparlamentarisches; es basirt angeblich auf der Macht der Krone im Gegensatz zum Parlament. Aber — das ist der Triumph dieser Politik — gerade durch seine traditionelle Dauer ist dies Parteiregiment schließlich auch von der Krone unabhängig geworden. Wohl ist seine Macht einzig und allein die Macht der Krone; aber es hat diese Macht nachgerade in einer Art von unkündbarer Erbpacht. Woher soll die Krone ihre Organe nehmen? Nach dem seit einem halben Jahrhundert als Gegengift wider den Konstitutionalismus festgewurzelten System entweder aus der feudal-konservativen Partei oder aus der hohen Bureaukratie. Diese ist aber eben durch die Dauer jenes Parteiregiments gleichfalls unter feudal-konservative Botmäßigkeit gerathen. Von oben nach unten, und dann wieder von unten herauf durchzieht dieser Einfluß die ganze amtliche Hierarchie. Von der Schulbank an geleiten hohe Vetterschaft und Patronage den feudalen Jüngling mit leichter Hand auf allen Stufen seiner Laufbahn. Schon in der Raupe des adligen Abiturienten, vollends in der Chrysalide des Korpsstudenten ahnt der kundige Sinn den bunten Schmetterling des Präsidenten und Ministers. Freilich, die Examina sind noch eine etwas unbequeme Sache; man ist da nicht recht unter sich; Schulmänner, Professoren und Justizjuristen sind leider noch ungenügend feudalisirt. Aber ist einmal diese Klippe so oder so umschifft, dann hat man Meeresstille und glückliche Fahrt. Das Gros des minder begabten feudalen Nachwuchses füllt die Cadres des administrativen und diplomatischen Dienstes, die besser Begabten steigen rasch zur Sonnenhöhe der Spitzen empor. Im innern wie im äußern Dienst — „vom Harz bis zum Peneios lauter Vettern!" Ja, woher soll die Krone ihre Organe nehmen?

So ist der magische Ring geschlossen, der, ausgehend von einem Gegensatze des preußischen Königthums zur modernen Staatsform, durch die historisch gewordene Macht der Krone selbst die Krone in Fesseln schlägt. Wozu die ostelbischen Erbpächter der königlichen Autorität fähig sind gegenüber einem Monarchen, dem sie es zutrauen, daß er, durchdrungen von den Ideen westlicher Staatskultur, jenen Ring durchbrechen könne, das lehrt die Geschichte Kaiser

Friedrichs. Und wenn einmal ausnahmsweise die Krone Organe gefunden hat, die entweder jenem feudalen Kreise nicht angehörten oder sich von ihm emanzipirt hatten, so sind diejenigen von ihnen, die den Willen der Krone ohne Rücksicht auf das östliche Junkerthum vollstreckten, noch stets unterlegen. Wer aber dauernd als praktischer Staatsmann schaffen und wirken will, der muß die schwere Kunst verstehen, zween Herren zu dienen. Sich aufzureiben in fruchtlosem Kampfe oder sich dem östlichen Feudalismus zu fügen, das ist die Alternative für jeden praktischen preußischen Staatsmann. Aber die „Kreuzzeitung" sagt: es gibt kein Parteiregiment in Preußen.

(Ein letzter Artikel folgt).

Hugo Preuß.

Glossen zur Zeitgeschichte.

De te fabula narratur.

Zu der Summe lehrreicher Erfahrungen, welche die Dreyfus-Affaire gezeitigt hat, gehört auch diese: Je nichtswürdiger in der Politik eine Handlung ist, ein desto schöneres Mäntelchen sucht man ihr umzuhängen. Wenn der Rasirmesser-Henry eine Fälschung begeht oder Generäle einen Meineid schwören, so geschieht es für die Ehre der Armee; wenn das Renneser Kriegsgericht in bodenloser moralischer Feigheit die Justiz prostituirt, so ist der Geist der militärischen Disziplin in ihm lebendig. Patriot heißt heute in Frankreich derjenige, welcher Thaten zujauchzt, die den sittlichen Ekel der ganzen Welt hervorrufen; nationalistisch nennen sich die Organe der Drumont und Rochefort, deren Leiter von moral insanity befallen sind und von ihr leben. Und so geht es weiter, wohin man blickt. „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage." Begriff und Wort sind so vertauscht, daß, wenn man heute in Frankreich Jemanden auf die Ehre der Armee, auf Patriotismus und Nationalgefühl sich berufen hört, man in fünf Fällen von sieben einen moralisch Verkommenen vor sich hat.

Aber sind andere Länder von jenen Gebrechen frei, an denen Frankreich zu Grunde zu gehen droht? Nur ein Pharisäer könnte diese Frage bejahen. Was man in Frankreich schaudernd jetzt erlebt, es sollte anderen Völkern zur Einkehr dienen.

Kommt es anderswo nicht vor, daß die gemeinste Ländergier sich unter dem Schafspelz eines philanthropischen Kulturträgers verbirgt; daß man die Knechtung der Gewissen und die Verdummung der Köpfe meint, während man von christlicher Liebe und evangelischer Freiheit spricht? Ist es nicht die verächtlichste aller Parteien Deutschlands, die Partei der Antisemiten, die das Lied: „Deutschland, Deutschland über Alles" beinahe monopolisirt hat? Wird außerhalb Frankreichs das Recht nie gebeugt? Verschiebt das blinde Vorurtheil, der Parteihaß, die Liebedienerei anderswo nie die Waagschaalen der Gerechtigkeit? Passen Goethe's Verse

> Geld und Gewalt, Gewalt und Geld
> Daran kann man sich freuen;
> Gerecht- und Ungerechtigkeit,
> Das sind nur Lumpereien

heute nur noch auf Frankreich?

Wenn das Justizdrama in Frankreich nicht bloß zu einer wohlfeilen Empörung, sondern zu einer Katharsis, zur moralischen Reinigung führen soll, so müssen die entsetzten Zuschauer, die auf der Weltbühne soeben die Dreyfus-Tragödie sich abspielen sahen, sich zugleich auf sich selbst besinnen und die politischen Fäulnißerreger im eigenen Lande, mit größerem Nachdruck bekämpfen. Vor allem jene Heuchelei, die für das Häßlichste die schönsten Worte braucht!

Man schwatzt bei uns beständig von einem Kampf gegen den „Umsturz": Wer marschirt in diesem Kampfe voran? Politiker, die auf dem Mistbeet der Ausnahmegesetze die Früchte der Reaktion besonders üppig reifen sehen; Intriguanten, die einen Konflikt zwischen der Krone und der breiten Masse der Bevölkerung herbeiwünschen, um besser im Trüben fischen zu können; Schlotjunker, die die Freiheit, die sie selbst besitzen, auf Kosten der Freiheit der Arbeiter erweitern möchten; politische Schnapphähne, welche gegen den „Umsturz" zu Felde ziehen, weil die sogenannten Umstürzler höheren Schutzzöllen und sonstigen Liebesgaben im Wege stehen. Der Kampf gegen den Umsturz ist zu Dreivierteln pure Heuchelei, die sich um das Wohl des Staates besorgt stellt, um die Angst der Philister vor eingebildeten Gefahren wirthschaftlich und politisch besser brandschatzen zu können. In Frankreich stützen die „Umstürzler" heute das wankende Staatsgebäude, während die Union des cloches et des tambours mit ein Paar elenden Prinzen im Gefolge, die aus Schmutz und Blut eine Krone herausfischen möchten, die „Untergrabung der Staats- und Gesellschaftsordnung" systematisch betreibt. Vestigia terrent! Nicht die aufstrebenden Schichten einer Bevölkerung, die für eine bessere Lebenshaltung kämpfen und um die stärkere Betheiligung an den politischen Geschäften des Landes ringen, sind eine ernste Gefahr für den Staat, wohl aber die durch Privilegienwirthschaft entarteten, in falschen Ehrbegriffen großgezogenen, ernsthafter Arbeit entwöhnten Klassen, die eine Vorzugsstellung beanspruchen, die sie längst nicht mehr verdienen.

Die schlimmsten Umstürzler sind nur zu oft gerade die, welche am lautesten den Kampf gegen den Umsturz predigen.

Der Zorn, der angesichts des Willkürspruchs von Rennes die zivilisirte Welt ergriffen hat, ist schön und gut, aber fege ein Jeder auch ein wenig vor seiner eigenen Thür!

Junius.

Das Recht auf sprachliche Freiheit und die Presse.

Wenn man sich in der Jugend über den würdigen Cornelius Nepos lustig machte, weil er non dubito, fore plerasque — und noch dazu in einer Vorrede — schreiben konnte, so denkt man späterhin doch anders über das Recht auf sprachliche Freiheit, mag es sich um einen gebildeten Erwachsenen oder um einen namhaften Schriftsteller handeln. Weil non dubito quin oder irgend eine andere grammatische Form in der sogenannten klassischen Periode gebräuchlicher war (der Mode mehr entsprach) als die von Nepos angewandte — vielleicht nur, weil pedantische Grammatiker jene für die beste erklärten — deshalb darf man noch nicht ohne Weiteres das Recht des Schriftstellers, sich eine eigene Sprache zu schaffen oder eine ihm gut scheinende Ausdrucksform zu wählen, bestreiten. Die Sprachfreiheit des Schriftstellers — der doch oft nicht bloß für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft vorbildlich ist, und der die Feinheiten der Sprache, das Ueberflüssige und das Pedantische, das rein Künstlerische und Entwicklungsfähige, ganz anders empfindet als der registrirende Grammatiker —, die Sprachfreiheit, das Recht schaffender Geister bestreiten, heißt die Entwicklungsfähigkeit der Sprache stören; denn nicht der Grammatiker macht die Sprache und bildet sie fort, sondern der Schriftsteller oder das sprechende Volk selbst. Was zu irgend einer Zeit Brauch war, veraltet eben mit der Zeit und macht dem Neuen Platz. Diesem

Gesetze kann sich weder die Kunst, noch die Wissenschaft, weder die Sprache*) noch irgend eine andere Aeußerung des Lebens entziehen.

Wenn Grammatiker (Philologen oder Pädagogen) die Lernenden und selbst die ein selbständiges Urtheil Besitzenden sklavisch an eine beliebige, durch Majorität oder Autorität festgestellte, Norm vergangener Zeiten fesseln wollen, so muß man diesem Bestreben ernsthaft entgegentreten; sonst müßte man auch den Gärtnern Vorwürfe machen, daß sie jetzt nicht mehr Taxusbäume durch Verschneiden zu künstlichen Figuren zustutzen, wie zu Zeiten Ludwigs XIV. Weil die Gartenbaukunst seit Lenôtre's Zeiten neue Motive und Formen erfunden hat, die sich als berechtigt erwiesen haben, hat man die alten Bahnen verlassen und läßt die Künstler frei schalten. Dasselbe Recht aber, wie der Künstler, Maler, Bildhauer, Architekt, muß der Schriftsteller haben. Die Formen, in denen ein ernsthaft zu nehmender Schriftsteller, der die Bildung seiner Zeit und oft noch die einer fernen Zukunft repräsentirt, seine Gedanken ausprägt, müssen als persönliches Sprachrecht gelten, d. h. auf sie kann man sich gegenüber jedem krittelnden Grammatiker berufen, auch wenn einzelne dieser Formen später durch die Mode oder den Gebrauch nicht sanktionirt werden. Auch Ausnahmen haben ihre Berechtigung und sind oft mehr berechtigt als Regeln, die oft von den Durchschnittsgeistern beliebig geschaffen werden, weil diese aus irgend einem Grunde gerade eine bestimmte Form bevorzugen, oder weil sich ihnen gerade gewisse, äußerliche, Analogieen am stärksten aufdrängen.

Die grammatische Pedanterie, der sogenannte absolut korrekte Ausdruck, ist oft nichts anderes, als eine Art von Beckmesserei auf sprachlichem Gebiete, ein Versuch, die Sprache zu fesseln, wie man die Musik und Dichtkunst in die alten, starren, Fesseln zu schlagen versuchte, weil man die Nothwendigkeit wechselnder und mannigfaltiger Formen, das Bedürfniß nach neuen Bildungen nicht einzusehen vermochte und glaubte, mit der Mauer des versteinerten Formalismus der Entwicklung Schranken setzen zu können.

Das Genie und selbständige Geister schaffen neue Formen, bahnen neue Wege, bringen instinktiv die Forderungen der Entwicklung zum Ausdruck, weil sie Träger neuer Vorstellungsrichtungen sind. Ob so stets Gutes geschaffen und ein Fortschritt bewirkt wird, das kann erst die Zeit lehren, die das Modische und Unwesentliche wieder so zurückdrängt, wie sie es hat plötzlich emporschießen lassen. Derjenige, dem die Erhaltung und Fortbildung der Muttersprache am Herzen liegt, kann nichts anderes thun, als darauf hinweisen, was bei guten Schriftstellern gebräuchlich ist, und zur Nachahmung auffordern. Aber er darf nicht einer beliebigen Zeit die Klassizität vindiziren, d. h. einen Durchschnitt auf dem Papiere ziehen, der Gutes und Böses scheidet. Er muß einen scharfen Blick für frische, entwicklungsfähige, Formen und Bildungen haben, die sich in den Bestand organisch einfügen und das Leben der Sprache erneuern und erhalten; aber er darf nicht, stolz auf die Vergangenheit, die lebendige Entwicklung für abgeschlossen erklären, indem er alle Abweichungen von gewissen Regeln der Vergangenheit als Irrthümer und Mißbräuche und als Zeichen mangelnder sprachlicher Bildung hinstellt. In der Entwicklung und Zusammenfügung der Gedanken, in der Kraft der Schilderung, nicht in der sklavischen Anlehnung an die überkommenen Formen, zeigt sich die Bedeutung des Schriftstellers. Der Geist oder die Logik muß über der Grammatik stehen, und die Lehrer der deutschen Sprache sollten alle stilistischen Möglichkeiten, die bei gelesenen Schriftstellern, auch bei Tagesschriftstellern, sich finden, kommentiren und nach sorgfältiger Analyse begründen, warum sie eine Fassung für besser halten als die andere.

*) Auch Wustmann unterscheidet ja scharf zwischen der papiernen und der lebendigen Grammatik; der Streit dreht sich nur um die Frage, wo die Grenze ist.

Es ist hier wohl der Ort, eine Macht zu erwähnen, die im letzten halben Jahrhundert gewaltigen Einfluß auf den Stil geübt und beträchtlichen Antheil an der Beseitigung gewisser, angeblich wichtiger, grammatischer Feinheiten gehabt haben soll und wohl auch gehabt hat. Ich meine die Presse, die ja zur Zeit mit gewissem Rechte als der hauptsächliche Bildner des Volkes bezeichnet werden kann, da ein großer Theil der den Schulen Entwachsenen aus Zeitungen resp. Zeitschriften seine Bildung oder doch wesentliches Material dafür schöpft. In gebührender, aber doch einseitiger, Würdigung dieses Zusammenhanges ist man heut dazu gekommen, die vorbildliche Macht der Presse als eines Bildungsmittels für den Stil zu überschätzen, aber auch zugleich die Leistungen der Journalistik zu unterschätzen, d. h. man legt ihr die Verderbniß des Stils oder die Abnahme des Gefühls für stilistische Feinheiten zur Last, ohne ihr dafür wenigstens die gerechte Anerkennung zu spenden, daß sie den Blick der Geistesträgen mit Erfolg allgemeinen Interessen zuzuwenden sucht.

Ich glaube nun allerdings, daß man den Einfluß der Presse auf den Stil der Leser wesentlich falsch beurtheilt; denn selbst wenn die Behauptung richtig sein sollte, daß „der Zeitungsstil" das Prädikat schlecht verdient, so muß doch erst bewiesen werden, daß die Menge — auch die Schaar der sogenannten Gebildeten — beim Fehlen der Tageslitteratur nur noch die Klassiker lesen wird, und ferner, daß die Leser im Stande sind oder den Willen haben, durch Lektüre den Stil zu bilden. Wie würde aber wohl der Stil der Klassiker zu den „Aktualitäten und Trivialitäten" des täglichen Lebens, zur Schilderung ephemerer Ereignisse und zu flüchtigen Gedankenverbindungen, die der Tag erzeugt und vernichtet, passen? Entspricht nicht der Reporterphantasie oft vollkommen die Form der Berichte? Ich leugne durchaus nicht, daß der Reporterstil, in dem gewöhnlich Nachrichten übermittelt werden, die das Publikum brühwarm genießen will, und auch der Stil und die grammatische Fassung mancher, in Eile für den Tag geschriebener, Artikel häufig inkorrekt ist; aber in Anbetracht des Umstandes, daß der Zeitgenosse nicht nur Thatsachen, sondern auch die Gedanken, die er sich darüber zu machen hat, sofort und präcis servirt haben will, ist wirkliche stilistische resp. grammatische Feinheit, die nur durch wiederholtes Umarbeiten erreicht werden kann, einfach unmöglich. Verlangt doch Niemand im Gespräche abgerundete Sätze, und der Telegrammstil erfordert eben andere Formen als sie der Schriftsteller anwendet, der mit Muße Gedanken und Formen entwickelt oder ein Lieblingsthema in der Stille des Studirzimmers nach der Forderung des Horaz behandelt.

Da leider im Interesse der Sensation und Unterhaltung, der Haupttriebfeder des Lesebedürfnisses der Meisten, die Einzelheiten möglichst aufdringlich hervorgehoben werden müssen — der Durchschnittsleser liebt es nicht, zwischen den Zeilen zu lesen —, so sind Feinheiten der Grammatik und des Stils von vornherein ausgeschlossen. Wenn sie überhaupt beachtet würden, so könnten sie ja nur abschwächend und ablenkend wirken.

Ganz abgesehen aber von diesen, mehr technischen, Bedenken, darf man doch wohl fragen, wie lange es denn her ist, daß es für durchaus unwissenschaftlich oder dem Ernste der Sache nicht entsprechend galt, auf den Stil Werth zu legen, d. h. die strengen (äußerlichen) grammatischen Regeln der Anmuth der Form zum Opfer zu bringen? Gab man nicht auch auf der Schule gerade den schwülstigsten Nachbildungen der lateinischen Phraseologie den Vorzug vor jeder anderen Schreibweise? Und dann vergleiche man selbst heute, wo wieder so viel über die, durch die Tagespresse bewirkte, Stilverderbniß geklagt wird, die stilistischen Produkte auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Rechtsprechung, der Gesetzgebung u. s. w. mit dem Stil der besseren Tagespresse (einschließlich der Wochenschriften), die doch einzig und allein zum Vergleiche herangezogen werden kann, und man wird zu der Ueberzeugung kommen, daß, ganz abgesehen von der

Kürze der Zeit, über die der Tagesschriftsteller bei seiner Arbeit verfügt, die Durchschnittsleistungen der größeren Tageszeitungen auf einem relativ hohen stilistischen Niveau stehen. Und wer dies bestreitet, weil er strengste Anforderungen stellt, der wird doch zugeben müssen, daß wenigstens relativ häufig zahlreiche Gesichtspunkte in kurzer, aber klarer, Fassung dargeboten werden.

Während der Mediziner, der Jurist, der Philosoph in der litterarischen Produktion den Stil einer bestimmten Berufsklasse oder Kaste nicht verleugnen kann oder darf, erfreut sich der Journalist einer unbeschränkten Freiheit des Ausdruckes, wie schon die zahlreichen, aus allen Gebieten menschlicher Geistesthätigkeit herstammenden, Schlagworte beweisen. Er ist ja in der Ausdrucksweise eigentlich der Vertreter der Bildung an sich; denn er muß alle wichtigen Tagesfragen von allgemeinen und speziellen Gesichtspunkten aus in geschmackvoller und geistreicher Form — allerdings nicht mit grammatischer Pedanterie — behandeln, wenn seine Thätigkeit für seine Zeitung ersprießlich, d. h. für den Kreis anspruchsvoller Leser unentbehrlich sein soll. Und dazu gehört eben die volle Rüstung der Bildung, Schlagfertigkeit, reicher Inhalt an Gedanken und eine gewisse künstlerische Beherrschung der Form; der Journalismus ist — auch ohne besondere Akademie — bereits eine Wissenschaft für sich und, noch mehr, er verlangt Künstler.

Es wäre kein uninteressanter Beitrag zur Lehre von den wirklichen Triebkräften unserer geistigen Kultur, wenn man einmal aus Anlaß irgend eines festlichen Ereignisses, das Redner und Schriftsteller aller Kreise in Thätigkeit setzt, den Inhalt und die Form der an die Oeffentlichkeit gelangenden Geistesprodukte kritisch vergleichen wollte. Es wird sich dann vielleicht herausstellen, daß die stereotype Phrase, das hohle Pathos, die schlechte Form, die Armuth an Gedanken sich nicht öfter in den Spalten der periodischen Presse findet, als auf dem Katheder, am Bankettisch, auf der Rednerbühne, d. h. an Orten, wo doch angeblich die besten Vertreter der Nation zu Worte kommen. Und dabei vergesse man weiter nicht, daß für den Journalisten die besonderen Gelegenheiten, d. h. die Ereignisse, die sofort eine gleichsam feiertägliche Betrachtung und Würdigung erfordern, recht häufig sind, und daß nur selten Zeit zum Feilen und zu der Durcharbeitung bleibt, die doch dem Festtagsredner und dem nicht für den Tagesbedarf arbeitenden Schriftsteller in reichem Maße zu Gebote steht. Deshalb können auch eigentlich nur schriftstellerische Talente den wichtigsten, erziehlichen, Theil des Dienstes der Tagespresse übernehmen, und nur sie können als wirkliche Vertreter des Journalismus gelten.

Uebrigens ist tiefgehende Beweisführung und Begründung nicht Sache der periodischen Presse; sie hat nur vom Standpunkte eines legitimirten Vertreters der modernen Bildung die für die Betrachtung der Ereignisse wesentlichen Gesichtspunkte zusammenzufassen. Sie soll nur zum Denken anregen, da auch der an das Nachdenken Gewöhnte nicht immer die Zeit findet, sich nachgrübelnd in jedes Thema zu vertiefen. Die Leistungen der Presse nun setzen jeden Leser in den Stand, durch eigenes Denken und Vergleichen Stellung zu jeder Tagesfrage zu nehmen, wenn auch die Mehrzahl es leider vorzieht, die gegebenen Gesichtspunkte gleichsam als dogmatische Ergebnisse zu acceptiren und zu vertreten. Wer leugnen wollte, daß die Presse, soweit die großen Zeitungen in Betracht kommen, heut einen großen Theil der Forderungen, die der wirklich Gebildete an sie zu stellen berechtigt ist, erfüllt, der ist meiner Ueberzeugung nach entweder voreingenommen oder schenkt unseren maßgebenden Zeitungen nicht die gebührende Aufmerksamkeit.

Gerade die Spezialisirung in allen Berufsarten, das Vorherrschen einer einseitigen, durch Aeußerlichkeiten charakterisirten, Welt- und Lebensanschauung, hat die eigenthümliche, beschränkte, Betrachtungsweise gezeitigt, mit der man heut allen Ereignissen gegenübertritt; aber sie findet ihre Korrektur in der Presse, die natürlich nicht mit der Zeitung einer Partei identisch ist. Die Herrschaft engherziger, dogmatischer, parteipolitischer, beruflicher, chauvinistischer, fälschlich patriotisch genannter, Anschauungen, die Feierlichkeit an unrechter Stelle, zwingt zu stereotypen Wendungen, steifen Formen und verschafft der volltönenden Phrase (dem Cliché) den Sieg. Nur die Einförmigkeit der Auffassung führt zum falschen Pathos, hemmt die feinere Ausbildung der Gedanken und die anmuthige stilistische Ausprägung.

So paradox es klingt, so sind die Vertreter der Tagespresse, unbeschadet der politischen oder sonstigen Parteirichtung, im Allgemeinen wenigstens relativ frei, schon weil ihnen, um den Ausdruck zu brauchen, gerade die Feierlichkeit schlecht steht, und zweitens weil die Mitarbeiter, als Schriftsteller von Beruf und Talent und von künstlerischer Begabung, nicht auf einen, wenn auch starken, Ton angewiesen sind. Als freie und denkende Köpfe dürfen sie innerhalb gewisser Grenzen frei schalten, da sie vor allem nicht langweilen sollen und auch nicht wollen; und gerade weil das Feierliche, Abgeschlossene, Erstarrte, der Kaste Eigenthümliche fehlt, tritt das Menschliche hervor: Der Stil wird mannigfaltiger, die Schilderung lebhafter, die Form geschmeidiger, weil unter den Eindrücken des Lebens und nicht in der Stille der Studirstube geschrieben wird. Weil der Journalist eigentlich nur anzudeuten und nicht mit den Hilfsmitteln der Gelehrsamkeit zu begründen braucht, ist das Feuilleton oder der gefällige Essay eine der schätzenswerthesten litterarischen Gaben der Gegenwart. Der Tagesschriftsteller ist zum Vermittler zwischen Wissenschaft und Leben geworden; er wird mit der Zeit wirklich der Lehrer des Volkes werden, und weil auch die Männer der Wissenschaft das einsehen, so suchen sie immer häufiger die Gelegenheit, die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung in den Spalten der periodischen Presse volksthümlich darzulegen.

* * *

Der Satz: „Caesar (oder rex) supra grammaticam“ und „Caesar non supra grammaticos“ hat in beiden Fassungen eine tiefe Bedeutung, da er den Kampf zwischen dem Alten und Neuen, den Kampf zwischen den Vertretern zweier Mächte, zwischen den Autoritäten der Vergangenheit und denen der Gegenwart und Zukunft, zum Ausdrucke bringt. Die beiden Formeln sind ein Beweis dafür, daß die gebieterischen Anforderungen des Lebens und der Entwicklung (der Gegenwart und Zukunft), die hier durch den Caesar repräsentirt wird, auf dem Gebiete der Sprache wie auf jedem anderen, stets in Zwiespalt gerathen müssen mit pedantischen, den Fortschritt hemmenden, Sanktionen, seien es nun Formulirungen der grammatischen (zunftmäßigen) Tyrannen oder andere Ansprüche und Aussprüche der Laudatores temporis acti.

In der Veränderung alles Bestehenden zeigt sich ein stetes, geheimnißvolles, Walten, das wir nicht Gesetz des Wechsels nennen können, weil wir die Entstehung, Zusammenfügung und Auseinanderfolge der Geschehnisse im Universum, die Regel des Geschehens, nicht zu erkennen vermögen. Ueber die Zeit und Richtung der Aenderung entscheidet neben anderen Einflüssen die Vorstellungsrichtung und Entwicklungsstufe der betreffenden Generationen, d. h. nur der Zustand besteht fort, der noch in sich die Quelle der Kraft besitzt und nicht bloß durch Berufung auf seine Dauer oder durch den Wunsch extrem-konservativer Geister begründet wird. Aber auch nur die Aenderung ist nothwendig und verspricht Dauer, die nicht auf den bloßen Befehl eines Tyrannen, eine augenblickliche Laune hin, sondern im Verlaufe organischer Entwicklung erfolgt, die eben der stets siegreiche Caesar*) ist, weil sie in der Vernichtung und Schöpfung das Walten höchster Harmonie

*) Wenn man ein naheliegendes Wortspiel gelten läßt, so darf man ja die Zeit, die das Alte fällt, als den wahren Caesar bezeichnen.

zum Ausdruck bringt, für das Goethe*) die herrlichsten Worte gefunden hat:

Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel erfreue dich hoch; die heilige Muse
Bringt harmonisch ihn dir, mit sanftem Zwange belehrend.

O. Rosenbach.

Die moderne Malerei.

Ein Rückblick.

Modern nannte man früher, was auf dem Kunstmarkte zur Zeit angeboten und gesucht war. Was heute modern heißt, wird zumeist nicht gesucht und Vieles wird angeboten, was durchaus nicht modern ist. Also thun wir wohl am Besten, wenn wir die ganze letzte Periode der deutschen Kunstgeschichte zusammenfassen, soweit sie gemeinsame Züge zeigt und sich von der vorangegangenen deutlich abhebt. Wir dürfen das mit gutem Gewissen thun, obgleich man immer behauptet, wir ständen den Dingen noch zu nahe, sie wären noch im Fluß. Denn der Zeitraum, den wir als die letzte Phase der Kunstgeschichte bezeichnen können, dauert bald über 30 Jahre, ein Menschenalter, und das ist erfahrungs- und naturgemäß die Zeit, in der die Wandlungen in den Ansichten und Bedürfnissen der Menschen klar zu Tage treten.

Die Revolution von 1866 macht einen tiefen Einschnitt in die Geschichte unseres geistigen Lebens und vollendet auch auf diesem Gebiete, was die von 1848 angefangen hat. Wollen wir uns klar machen, wie seitdem die Zeiten sich geändert haben, so müssen wir uns erinnern, daß damals Anselm Feuerbach und Victor Müller auf der Höhe ihres Schaffens standen. Wenn wir sie heute in den Gallerien finden: wie fremdartig blicken die ernsten Frauenköpfe Feuerbach's mit ihren großen Augen auf die unruhigen Damen der Gegenwart! In dem Kolorit jener Meister: welch verhaltene tiefe Kraft gegenüber den flimmernden Farbenspielen der Modernen, wenn auch Feuerbach die hellen Töne dämpfte und in matter Schwermuth beinahe farblos werden konnte! Und in allen ihren Gestalten eine Vereinigung von edler Leidenschaft und Geistesklarheit, die wir heute nicht mehr kennen. — Feuerbach und Müller waren beide 1829 geboren. Müller starb im Bewußtsein voller Anerkennung 1871, Feuerbach einsam und müde 1880.

Es ist selbstverständlich, daß in der ersten Hälfte eines Menschenalters noch die ältere Richtung weiter wirkt, während die neue Generation sich erst langsam geltend macht. So sahen wir auf der Münchener Ausstellung von 1876 als angesehenste Vertreter der Malerei Vautier und Defregger. Ja, Defregger's „Heimkehr des Landsturms" war wohl das befriedigendste Bild der ganzen Ausstellung. Ferner waren da von Lenbach die Bildnisse Liphard's und Döllinger's. Das waren freilich zwei so kuriose Herren, der leidenschaftliche Kunstkenner und der eigenwillige Gelehrte, daß der geistreiche Maler seine ganze Kunst der Charakteristik daran entfalten konnte. Auch die trübe Färbung, die der Künstler sich beim Kopiren alter Bilder angeeignet hatte, störte bei diesen Bildern wenig und vor Allem waren sie sprechend ähnlich.

Besonderes Aufsehen erregte damals eine Kleopatra von Hans Makart. In seinen Bildern war eine Fülle berauschender Farbenwirkung ausgegossen, wie wir sie früher nicht gekannt hatten, am ehesten wohl zu vergleichen mit der Tonfluth eines Klaviervirtuosen. Makart und Gabriel Max waren beide 1840 geboren und hatten sich 1866 und 1867 zuerst bekannt gemacht, der eine mit seinen „sieben Todsünden", der andere mit der „heiligen Ludmilla". Der Gedankeninhalt der Bilder war bei dem einen ein wenig krankhaft, bei dem andern gar keiner. Aber die Farbenempfindung war bei Max ungemein zart und bei Makart von einer solchen Kraft und Pracht, daß wir alle an ihm unseren Farbensinn gebildet haben.

Während diese beiden aus der Schule Piloty's hervorgegangen waren, kam von der Karlsruher Historienmalerei Anton von Werner. Wie die beiden Süddeutschen die Farbe, hat er die Zeichnung gepflegt. Seine Illustrationen zu Scheffel hatten ihn zuerst bekannt gemacht. In München sah man von ihm ein brillantes Dekorationsstück, den Fries für die Berliner Siegessäule, eine seltsame Verbindung von prosaischer Nüchternheit mit phrasenhafter Rhetorik, die wir seitdem nicht wieder losgeworden sind. Die Rhetorik hat Werner später aufgegeben, die Nüchternheit hat er behalten.

Aber die Hauptbedeutung der Ausstellung lag nicht in der bildenden Kunst, sondern im Kunstgewerbe. Es war kein Zweifel mehr, daß wir den Schmuck des Lebens wieder reichlich schaffen konnten; namentlich Oesterreich mit seinen Teppichen und Gläsern, seinen Goldschmiede- und Töpferarbeiten zeigte in Farben und Formen eine Meisterschaft, die mit den glänzendsten Perioden der Kunstgeschichte wetteifern konnte. Daneben erkannte man in der Wiener Industrie ein bewußtes Streben nach einem künstlerischen Ziel, wobei die reinen Formen der echten italienischen Renaissance in freier Nachbildung zum Muster genommen wurden. In den übrigen Abtheilungen fand man ein seltsames Durcheinander von Geschmäcken und Geschmäckchen, neben einigen guten Sachen viel Gleichgültiges, neben peinlicher Nachbildung verschollener Stilarten vollkommene Stillosigkeit und — die natürliche Folge — der Rückfall in den rohen Naturalismus. Ueberhaupt mußte man fragen: wenn man Etruskisch, Persisch, Gothisch, Rokkoko zugleich kann, so weiß man nicht, wie sich ein eigener Geschmack entwickeln soll.

Es kam Vieles zusammen, um diese antiquarische Richtung zu fördern. Sie äußerte sich in der Litteratur als kulturhistorischer Roman und Butzenscheiben-Lyrik, selbst die Studentenlieder nahmen Scheffel's historisch-philologische Witze auf. Dazu hatte der Milliardensegen eine Reihe von Sammlern und Liebhabern erzeugt, die stolz auf ihre Bric-a-Brac-Kenntnisse waren und der kleine Lübke wurde ein sehr populäres Buch. Am meisten litt darunter die Architektur. Auf der Münchener Ausstellung konnte schon das Eingangsthor für die alte Kunst: „Unserer Väter Werke" schlimme Ahnungen erwecken.

In der Malerei hatte Eduard von Gebhard sich dieser historischen Richtung angeschlossen, indem er den religiösen Ausdruck seiner esthnischen Bauern mit dem Kostüm des sechszehnten Jahrhunderts vereinigte. Mit hoher künstlerischer Einsicht legte er den Nachdruck auf die Zeichnung des Charakters und wollte damit an die große Kunst Dürer's anknüpfen. Dagegen suchten die Münchener Maler das Kolorit in der Vergangenheit. Dietz und Löffz strebten den Altdeutschen und Niederländern nach, Claus Meyer ging zu den Holländern des siebzehnten Jahrhunderts über. Den feinsten Duft aus allen Blumen unserer Gallerien sammelte Fritz August Kaulbach, die nervöse Eleganz moderner Frauen mit dem gesättigten Kolorit der alten Meister umkleidend.

Zwei große Künstler vollendeten unterdessen die Arbeit ihres Lebens, unbekümmert um die wechselnden Strömungen der Zeit, mit keinem Lebenden zu vergleichen, am wenigsten unter einander. Das waren Adolf Menzel und Arnold Böcklin, der eine unerreicht in der schärfsten Wiedergabe der Wirklichkeit, der andere in der Fülle schöpferischer Phantasie.

Als der Kaiser vor einigen Jahren mit seinem Hofstaat das „Konzert bei Friedrich dem Großen" darstellte, lud er den Schöpfer des Gemäldes nach Sanssouci, und

*) Metamorphose der Thiere.

es gibt ein hübsches Bild, wie der kleine, gnomenhafte Mann am Schloßthor einen riesigen Grenadier betrachtet. Menzel ist ja nun einmal der Maler des großen Königs. Aber in diesen letzten dreißig Jahren ist er der Maler der Gegenwart gewesen. Mit unerbittlicher Wahrheit hat er seine Zeitgenossen geschildert. Schön sind sie auf seinen Bildern nicht. Bei dem berühmten Cercle Kaiser Wilhelm's vom Jahre 1879 wird sich wohl Mancher gewundert haben, daß unsere Hofgesellschaft so wenig anmuthig erscheint. Aber die Wahrheit dieser Werke bezweifelt Niemand. Ihre Reihe beginnt mit König Wilhelm's Abfahrt zur Armee im Jahre 1870. Da ist Alles zu sehen, was bei solcher Gelegenheit die Straße Unter den Linden füllt, Hoch und Gering, Alles erregt von dem Bewußtsein des entscheidungsvollen Augenblickes, theilnehmend zugleich und ehrerbietig dem Fürsten zugewendet. Da ist die ganze unruhige Bewegung des bunten Straßenbildes auch in den prickelnd unruhigen Farben wiedergegeben. Und gerade so wahr malt der Künstler die schimmernden Lichter auf dem Marmor und Gold einer Rokoko-Kirche oder die rothe Gluth über dem Staub und Schmutz der Eisengießerei mit ihren kraftvoll bewegten Arbeitern. — Anerkannt ist dieser moderne Menzel zuerst von den Franzosen. Einen unmittelbaren Einfluß auf die deutsche Kunst hat er bisher kaum gehabt, wenn auch sein Vorbild für Einige der Jüngsten, wohl auch für Klinger nicht ohne Bedeutung gewesen ist.

Ganz anders ist es Böcklin gegangen. Nachdem er 1846 bei Schirmer in Düsseldorf gelernt hatte, ging er nach Brüssel und Paris und kam 1850 nach Rom, wo er sich bald mit einer Italienerin verheirathete. Da galt es Geld verdienen, aber Niemand wollte seine Bilder kaufen. Herr von Schack war der Erste, der ihm auf Heyse's Empfehlung einige Sachen abnahm. Man hat neuerdings diesem vortrefflichen Manne seine Verdienste um die Kunst zu verkleinern gesucht: er selbst habe Nichts von Kunst verstanden und habe die großen Maler mit Hungerlöhnen abgespeist. Die Wahrheit ist, daß Schack kein Kenner war; die technischen Eigenschaften eines Bildes blieben ihm fremd, aber er hatte einen feinen Sinn für jede Art von Poesie. Und schließlich hatten die Künstler in seiner Gallerie die beste Gelegenheit, berühmt zu werden. Im Jahre 1856 kam Böcklin's berühmter Pan zur Ausstellung. Da begriff man, daß dieser Mann das konnte, was man immer von den alten Griechen rühmte, die befähigt waren, das wechselnde, uns bald so traute, bald so fremde Wesen der Natur in lebensvollen Bildern zu verkörpern. Und er gab nicht, wie der Bildhauer, nur die Verkörperung, er gab das Element selbst noch dazu. Da schwimmen die Wassermänner mit den derben Matrosengesichtern in den durchsichtigen Wellen des Mittelmeeres oder das Seeweib sonnt sich auf einsamer Klippe, und wir hören den Wind eintönig über die Wogen gehen, wir fühlen den lockenden Reiz und die Schauer der öden Fluth. Dann wieder taucht die Insel der Seeligen auf in ewigem Frühlingsglanz oder der Fels mit den hohen Cypressen im heiligen Schweigen des Todes. — Freilich die Anerkennung kam langsam. 1866 war Böcklin bei der großen Menge, auch der Künstler fast unbekannt. Erst in den achtziger Jahren gelang es dem Kunsthändler Gurlitt, ihn in Berlin einzuführen. Eines seiner Bilder ist längere Zeit im Besitz der Berliner National-Gallerie gewesen, aber wurde auf höheren Befehl dem Publikum nicht gezeigt. Heute braucht man Böcklin nicht mehr zu loben, so wenig wie Menzel. Die Kenner preisen ihn und, die dafür gelten wollen, sprechen es nach. Populär sind Beide nicht. Allerdings werden ihre Werke sehr hoch bezahlt. Aber das beweist Nichts. Man gibt heute unglaublich viel Geld für Bilder aus: wer irgend ein Talent, eine Spezialität in Landschaft, Genre oder Portrait ausbildet und das Glück hat, in die Mode zu kommen, kann auf hohe Preise rechnen. Wenn wir aber fragen: wer oder was ist populär, so kommen wir auf eine merkwürdige Thatsache.

Die allgemeine Theilnahme an der bildenden Kunst ist im Volke stetig wachsend und dennoch stehen die jungen Künstler dem Publikum unsicher und rathlos gegenüber. Zu anderen Zeiten fragte man nicht lange: was soll ich malen? oder in welchem Stile soll ich bauen? — Man folgte den Ideen seiner Umgebung und dem herrschenden Geschmack. Denn die Künstler sind ja keine besondere Kaste; sie wachsen aus dem Volke heraus und unterscheiden sich von dem sogenannten Publikum nur dadurch, daß sie das Vermögen haben, ihre Gedanken und Empfindungen in lebendiger Gestaltung zu verkörpern. Mag ihr Gefühlsleben durch Sinnenschärfe und innere Erregbarkeit gesteigert sein, im letzten Grunde ist der Inhalt ihres Lebens gleich dem der Anderen und es hat doch immer einen kleineren Kreis bescheidener und nachdenklicher Menschen gegeben, die sich bemüht haben, ihre Eigenthümlichkeiten zu verstehen. Aber da stehen wir vor der entscheidenden Frage: hat das Leben unseres Volkes heutzutage einen gemeinsamen Inhalt?

(Schluß folgt.)

C. Aldenhoven.

Der hyperboreeische Esel.

Auch eine Centenarfeier.

Im September 1799 schrieb Kotzebue sein „drastisches Drama und philosophisches Lustspiel für Jünglinge": „Der hyperboreeische Esel". Auf dem Titelblatt des Einakters las man das Citat aus Virgils Eklogen: „Saltantes Satyros imitabitur". Die „tanzenden Satyre", welche Kotzebue durch Nachahmung in diesem Lustspiel zu verspotten unternahm, waren die Herausgeber des Athenäums, die Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel.

Es ist zur Erklärung dieses Angriffes nicht nothwendig, die persönlichen, durch Klatschereien aus beiden Lagern genährten Differenzen zwischen Kotzebue und den Brüdern Schlegel ins Auge zu fassen; auch abgesehen von persönlicher Gereiztheit hatte Kotzebue allen Grund zu einer Art instinktiven Hasses. Der Fabrikant zahlloser flacher Theaterstücke, welche damals mehr als die Dramen Schillers und Goethe's die deutschen Bühnen beherrschten, ahnte in den Begründern einer neuen, auf Vertiefung der Poesie bis zur Mystik gehenden Richtung die Vertilger seiner ganzen litterarischen Existenz, die Henker seines Ruhmes. Daß auch Derjenige, der zwanzig Jahre später sein Mörder wurde, geistig mit dieser das deutsche Vaterlandsbewußtsein auf Grund der romantischen Dichtung des Mittelalters neu belebenden Bewegung in Zusammenhang stehen sollte, konnte er freilich nicht wissen. Aber das Gefühl, daß diese Richtung ihm wenigstens litterarisch ans Leben ging, war wohl die tiefste Quelle seines Hasses gegen die Führer der Romantik, wenn er sich auch, wie sein Stück zeigt, einredete, er kämpfe gegen diese Neuerer einfach als ein gesund Verständiger gegen Tollhäusler, und vertheidige die gute Sitte und den Anstand gegen eine unsittliche Tagesphilosophie, die sogar für die freie Liebe plädirte. Es kam hinzu, daß ihn die Romantiker auch durch ihre Vergötterung Goethe's ärgerten. In seinem Lustspiel, in dem der Vertreter der neuen Richtung, Karl von Berg, durchaus nur in Sentenzen spricht, welche den „berühmten Schriften der Herren Gebrüder Schlegel entnommen sind", antwortet Karl einmal auf die Frage, was er denn eigentlich studirt habe: „Goethe's rein poetische Poesie; denn sie ist die vollständigste Poesie der Poesie" (aus der „Lucinde" Friedrich Schlegels); und später citirt er aus den „Fragmenten": „Die französische Revolution, Fichte's Wissenschaftslehre und Goethe's „Meister" sind die größten Tendenzen des Zeitalters". Uns mag es komisch vorkommen, daß Kotzebue sich überhaupt durch den Ruhm Goethe's genirt fühlen konnte; jeder Gedanke an ein Rivalisiren hätte da, so scheint es uns, von

vornherein unmöglich sein müssen. Aber wir vergessen das Selbstbewußtsein, das Kotzebue als der meist aufgeführte Theaterdichter Deutschlands immerhin besaß. Wie ernstlich er gegen Goethe auch persönlich in Weimar intriguirte, und wie er unter anderm den allerdings vergeblichen Versuch unternahm, die Freundschaft Goethe's und Schiller's zu sprengen, kann man in jeder Goethe- oder Schillerbiographie nachlesen.

Warum nun aber überhaupt diesen jetzt genau hundert Jahre alten „hyperboreeischen" Esel wiederum satteln und einem geehrten Publikum von heute wieder vorreiten?

Einer bloßen litterarischen Centenarreminiscenz zu Liebe würde ich die Leser dieses Blattes nicht bemühen. Aber als ich unlängst zufällig den Kotzebue'schen Einakter zur Hand nahm, fiel mir in einer mich überraschenden Weise eine merkwürdige Aehnlichkeit dieser alten Polemik mit gewissen geistigen Kämpfen unserer Tage auf. Und zwar in doppelter Hinsicht. Auf der einen Seite, — der Kotzebue'schen — fand ich genau dieselben Waffen wieder, mit denen in unserer Zeit die Anläufe moderner Poesie und Philosophie nach Vertiefung des Schaffens und Weiterung der Grenzen menschlichen Erkennens von reaktionärer Seite bekämpft werden, vor Allem den unwürdigen Appell an die Aengstlichkeit der philiströsen Menge, als werde durch solche Neuerer alle Rechtlichkeit und gute Sitte in Frage gestellt. Auf der andern Seite hingegen, bei den Vertretern der damals neuen Richtung, zeigt sich dieselbe Maßlosigkeit in paradoxen Aussprüchen, die auch in unsern Tagen nicht gerade die erfreulichste Eigenschaft der großen Wortführer des modernen Gedankens ist. Ja, auch die Ausdrücke eines fieberhaft gesteigerten Selbstgefühls, welche uns namentlich bei Nietzsche und seinen Nachahmern manchmal stutzig machen, sind ebenso wie eine weit getriebene Verachtung der Menge bei den Brüdern Schlegel schon prototypisch vorgebildet, und haben Kotzebue natürlich für sein Stück bequemes und dankbares Material geliefert. Endlich wird man aber auch im Gedankeninhalt der Schriften der beiden Schlegel, vor Allem in den Aussprüchen, die aus Friedrich Schlegel's „Lucinde" zitirt werden, eine auffallende Uebereinstimmung mit der Philosophie unserer Neuromantiker entdecken; das Vergnügen dieser Vergleichung könnte man sich freilich angenehmer und vollständiger verschaffen, wenn man die „Lucinde" selbst zur Hand nähme. Doch macht es andrerseits auch Spaß, zu beobachten, wie Kotzebue aus den der „Lucinde" entlehnten und ihres Zusammenhangs beraubten Sätzen ebenso viele Beweisstücke für die Unsittlichkeit und Verrücktheit ihres Verfassers verfertigte. Und so mag, aus allen diesen Gründen, ein Gang durch seinen Lustspieleinakter sich immerhin rechtfertigen.

Da kann man nun zunächst nicht umhin, den Einfall Kotzebue's, eine ganze Rolle einer Lustspielfigur durchaus mit Citaten aus den Werken litterarischer Gegner zusammenzustellen, als einen originellen, ja selbst genialen zu bezeichnen. Karl von Berg spricht kaum ein Wort, das nicht entweder den „Fragmenten" oder der „Lucinde" entlehnt wäre; seine Reden sind daher durchweg mit gesperrten Lettern gedruckt, und beigesetzte Zahlen weisen auf die Fußnoten hin, in welchen für jeden Satz die Seitenzahl der betreffenden Schlegel'schen Werke angegeben ist.

Wäre nur die Durchführung dieses glücklichen Einfalls eine ebenso glückliche! Aber die oberflächliche Art, welche überhaupt Kotzebue's Schaffen, das man kaum ein Arbeiten nennen kann, kennzeichnet, ließ ihn auch in diesem Falle nicht über eine ebenso lose gefügte als plump zu Ende gebrachte Farce hinauskommen.

Die auf dem Landgute ihres Bruders, des Baron Kreutz lebende, unbemittelte und verwittwete Frau von Berg erwartet ihren Sohn Karl von der Universität zurück. — Malchen, die Tochter des Barons, wird gluthroth, wenn von der Ankunft des Vetters gesprochen wird, mit dem eine frühe Jugendneigung sie verbindet. Freilich hat sie ihn nun lange nicht mehr gesehen. Aber gewiß ist der geniale Karl durch seine Studien nun vollends ein Prachtmensch geworden, dem gegenüber sein jüngerer Bruder Hans, der nur für Jagd und Forstwesen Sinn hat, nicht in Betracht kommt. Doch liebt natürlich Hans ebenfalls die Baronesse Malchen.

Nun langt Karl an; er trägt rundgeschnittenes Haar und seine Kleidung ist sehr nachlässig. Die Scenenfolge zeigt, wie er der Reihe nach zuerst die Mutter, dann den Baron, endlich Malchen durch die Reden, die er führt, und in denen er seine neumodische Weisheit zum Besten gibt, vor den Kopf stößt und in ihren heiligsten Gefühlen verletzt. Als die Mutter ihn fragt: „Nicht wahr, tugendhaft kehrst Du in meine Arme zurück?" antwortet er: „Es gibt keine andere Tugend als Konsequenz." (Lucinde, pag. 182.) Die Mutter schreit: „O weh! was ist das? Du hast doch noch Religion?" Drauf Karl: „Die Religion ist meistens nur ein Supplement oder gar ein Surrogat der Bildung." (Fragmente, pag. 63.) Und auf die Frage der Mutter: „Du glaubst doch an Gott?" tönt es zurück: „Jeder gute Mensch wird immer mehr und mehr Gott. Gott werden, Mensch sein, sich bilden, sind Ausdrücke, die Einerlei bedeuten." Aber welche Religion er denn noch bekenne? forscht die Mutter bekümmert. Karl: „Es ist ein sehr natürlicher, ja fast unvermeidlicher Wunsch, alle Gattungen der Religion in sich zu vereinigen." Und weiter gibt er, — immer mit Worten aus den „Fragmenten" — der Mutter zu verstehen, er selbst sei Priester, denn: „Das Verhältniß des wahren Künstlers und des wahren Menschen zu seinen Idealen ist durchaus Religion. Wem dieser innere Gottesdienst Ziel und Geschäft des ganzen Lebens ist, der ist Priester." Endlich erschreckt er die Mutter durch ein paar Bemerkungen über den Satan, der „ein Favorit deutscher Dichter und Philosophen ist, also wohl auch sein Gutes haben muß".

Der ganze Auftritt ist, wie man sieht, ein ziemlich schlecht gelungener Versuch, durch den Alarmschrei „Religionsgefahr", die neue Richtung zu verdächtigen.

Etwas interessanter, weil die damalige Umwerthung aller Werthe streifend, fällt die Unterhaltung mit dem Baron aus, der Karl zureden will, sich ein wenig in die Mutter zu fügen und wieder herzlich wie vormals zu werden. „Du bist so kalt, so ernsthaft". Karl darauf: „Der Mensch ist eine ernsthafte Bestie". (Lucinde, pag. 115.) Der Baron entsetzt sich über den Ausdruck ungefähr so, wie man sich heutzutage über Nietzsche's „blonde Bestie" gelegentlich aufhält oder lustig macht. Dann folgt im Munde Karl's und durchaus aus Schlegel's „Lucinde" geschöpft, eine Anzahl Aussprüche, in denen jene auch heutzutage so beliebte Verachtung der Vielen gegenüber dem einzelnen großen und starken Individuum etwas paradoxen Ausdruck findet: „Die meisten Menschen sind nur gleich berechtigte Prätendenten der Existenz, es gibt wenig wirkliche Existenten". — „Um zu sagen, was der Mensch soll, muß man Einer sein, und es nebenbei auch wissen". — „Es ist schön, wenn ein schöner Geist sich selbst anlächelt". — „Es gibt rechtliche und angenehme Leute, die den Menschen und das Leben so betrachten, „als ob von der besten Schafzucht die Rede wäre. Es sind die Oekonomen der Moral".

Der Baron hat vor diesen Aussprüchen die Flucht ergriffen. Nun kommt Malchen, Karl reißt sie wüthend an seine Brust. Als sie ängstlich ausruft: „Gemach! gemach!" beschwichtigt er sie — immer die „Lucinde" zitirend — mit den Worten: „Es liegt in der Natur des Mannes ein gewisser tölpelhafter Enthusiasmus, der leicht bis zur Grobheit göttlich ist". Sie wehrt sich weiter. Darauf Karl: „Es ist doch wirklich eine komische Situation, ein unschuldiges Mädchen zu sein. Aber die Frauen müssen wohl prüde bleiben, so lange die Männer sentimental, dumm und schlecht genug sind, ewige Unschuld und Mangel an Bildung von ihnen zu fordern". Malchen hierauf (mit recht Kotzebue'scher Mischung von Naivetät und Lüsternheit): „Sie fordern also keine Unschuld von mir?" Karl: „Sie sind ein blühendes Mädchen, und folglich das reizendste Symbol vom reinen guten Willen". Malchen findet dieses Kompli-

ment nicht unbedenklich. Aber gleich kommt es noch schlimmer. Karl schlägt ihr vor, den „Versuch zu wagen“, einander zu heirathen. „Einen Versuch? Allerliebst!“ entgegnet Malchen pikirt. Und nun Karl: „Fast alle Ehen sind nur Konkubinate, provisorische Versuche zu einer wirklichen Ehe“. Und er proponirt ihr eine „Ehe à quatre“ mit dem Citat aus den Schlegel'schen Fragmenten (pag. 11). „Ja! es läßt sich nicht absehen, was man gegen eine Ehe à quatre gründliches einwenden könnte“. Malchen vergleicht mit nicht üblem Witz die Ehe à quatre mit einer Wistpartie, verwahrt sich aber gegen solche Immoralität. Darauf Karl, mit fortlaufenden, oft ganz „Zarathustrisch“ anklingenden Citaten aus den „Fragmenten“: „Warum sollte es nicht auch unmoralische Menschen geben dürfen, so gut wie unphilosophische und unpoetische? — „Die Menge nicht zu achten, ist sittlich“. — „Die öffentliche Meinung ist ein Unthier, das man muthig auf den Rücken werfen muß, und dann ist es nur ein gemeiner Frosch.“ — Als ihm Malchen die Ausgelassenheit seiner Sprache vorwirft, zitirt er aus der „Lucinde“: „Leichtfertige Gespräche müssen ruchlos genug sein, sie sind das Salz an die Speisen. Es fragt sich gar nicht, warum man sie sagen soll, sondern nur, wie man sie sagen soll, denn lassen kann und darf man es doch nicht.“ Und weiter führt er zur Rechtfertigung der Freiheiten, die er sich nimmt, das einem bekannten Venetianischen Epigramm Goethe's entlehnte Beispiel der Kinder an: „Ein kleines Mädchen findet nicht selten ein unbeschreibliches Vergnügen darin, mit den Beinchen in die Höhe zu gestikuliren, unbekümmert um ihren Rock und um das Urtheil der Welt. Wenn das ein kleines Mädchen thut, was darf ich nicht thun, da ich doch bei Gott ein Mann bin, und nicht zarter zu sein brauche, als das zarteste weibliche Wesen?“ — Jetzt hat Malchen genug. „Mein Herr! Sie werden frech!“ sagt sie, bevor sie davonläuft. Und Karl, wie aufs Stichwort, zitirt: „Die Bildung der Frechheit ist groß und edel.“

Der Verfasser hat nun den Philistern, auf die sein Stück berechnet ist, bewiesen, daß die neue Lehre religionsfeindlich, verrückt und sittenverderblich sei. Auch ihre Staatsgefährlichkeit bleibt noch zu zeigen. Der Landesfürst reitet soeben auf den Hof. Auf der Jagd hat ihm Hans, der brave, von Malchen bisher zu wenig gewürdigte Hans, in üblicher Weise das Leben gerettet, indem er die auf Serenissimus anrennende Wildsau erlegte. Der Baron ermahnt nun Karl ernstlich, wenn er dem Fürsten vorgestellt werde, seine Zunge besser zu hüten, als bisher. Aber natürlich — das Stück verlangt es ja — kann sich Karl auch vor Durchlaucht nicht zusammennehmen. Als der Fürst zu ihm sagt: „Ihr Vater war ein braver Mann“, antwortet er mit einer Stelle aus den „Fragmenten“: „Ich darf kühnlich antworten wie Sthenelos dem Agamemnon: wir rühmen uns viel besser zu sein als unsere Väter“. Und gegen den Vorwurf des Fürsten, das klinge ein wenig arrogant, wendet er ein: „Arrogant ist, wer Sinn und Charakter zugleich hat, und sich dann und wann merken läßt, daß diese Verbindung gut und nützlich sei.“ Der Fürst nimmt an so großem Selbstvertrauen Anstoß, und wünscht mehr Bescheidenheit bei einem jungen Manne. Karl aber citirt aus „Lucinde“: „Was darf sich der nicht zutrauen, zu dem der Witz selbst durch eine Stimme vom geöffneten Himmel sprach: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Serenissimus ist sehr choquirt. Dennoch nimmt er das Gespräch wieder auf, und sucht dem jungen Neuerer in staatspolitischen Dingen auf den Zahn zu fühlen. Da erfährt er, daß Karl eine konstitutionelle Gewalt verlangt, die gegen die Willensakte des Monarchen mit dem Veto ausgerüstet wäre. „Jetzt merke ich, wo Sie hinauswollen“, sagt der Fürst, „und rathe Ihnen wohlmeinend, sich mit der Staatsverwaltung nicht zu befassen; wenigstens nicht in meinem Lande, wo Ruhe und Sittlichkeit herrschen.“ Karl darauf: „Sittlichkeit? das glaube ich kaum. Denn die erste Regung der Sittlichkeit ist Opposition gegen die positive Gesetzlichkeit und konventionelle Rechtlichkeit.“ (Fragmente, pag. 134.) Der Fürst „schmeckt hier deutlich die zerstörenden Grundsätze“ der französischen Revolution. Letztere wird denn auch von Karl verherrlicht. Und als ihn der Fürst fragt, welches Amt Karl im Staate zu verwalten im Stande wäre, antwortet dieser: „Ich wünsche bloß, liberal zu sein.“ Der Fürst: „Liberal? Ich kenne kein solches Amt.“ Karl: „Liberal ist, wer von allen Seiten und nach allen Richtungen von selbst frei ist, und in seiner ganzen Menschheit wirkt.“ Der Fürst zuckt die Achseln über den „armen Schwärmer“, der sich dann weiter — immer in Citaten aus den Schlegel'schen Werken — in stolzer Verwerfung der gewöhnlichen Ansichten über „Fleiß und Nutzen“ und in der Lobpreisung „gottähnlicher Faulheit“ ergeht. Als der Fürst ihn an Pflichten mahnt, die man durch Faulheit doch wahrhaftig nicht erfüllen könnte, wird wieder aus der „Lucinde“ citirt: „Aus dem Unterschiede, den man zwischen Pflichten macht, entstehen die Phantome von Hingebung, Aufopferung, Großmuth und was Alles für moralisches Unheil.“ Zuletzt erklärt er dem Fürsten „Es gibt unvermeidliche Lagen und Verhältnisse, die man nur dadurch liberal behandeln kann, daß man sie durch einen kühnen Akt der Willkür verwandelt und durchaus als Poesie behandelt“ — da kündigt ihm der Fürst an, er werde ihn ins Tollhaus schicken, und Karl solle dann doch probiren, das Tollhaus „kraft kühner Willkür“ als Poesie zu betrachten. Dieser aber geht stolz ab. Das Stück endet mit einigen Lamentationen des Fürsten, des Barons und der andern Angehörigen Karls über diese „heutige Bildung“, die nur in unpertinente Anmaßung, hochtrabender Unsinn und gänzliche Nutzlosigkeit ist. Natürlich hat nun auch Malchen den „Tollhauskandidaten“ aufgegeben und entdeckt, daß sie den braven Hans eigentlich längst geliebt habe. Da der Fürst diesen zum Oberforstmeister ernennt, steht der für ein Kotzebue'sches Lustspiel unumgänglichen Schlußverlobung nichts im Wege, und die Farce hat ein Ende, nachdem der — sehr an den Serenissimus im Münchener „Simplizissimus“ erinnernde Fürst noch die schönen Worte gesprochen hat: „Was könnte einem Fürsten willkommener sein, als das häusliche Glück seiner Unterthanen.“ — Tiefer konnte man dem deutschen Michel die Nachtmütze wohl nicht über die Ohren herabziehen, als es von Kotzebue in diesem Stücke geschah. Daß es nichts nützte, daß gleichwohl die neue Musik, die Romantik, ihm gar lieblich klang, wissen wir aus der Geschichte des deutschen Geistes in unserm Jahrhundert.

Und nun das Schlußergebniß dieser litterarischen Auffrischung? Die Nutzanwendung für die Gegenwart? Es liegt für mich nicht bloß in der Erkenntniß des Unwerthes unwürdiger Waffen der Reaktion gegen die fortschrittliche Entwickelung; diese Erkenntniß ist bei wirklich Gebildeten eine ebenso allgemeine wie im wegwerfenden Urtheil über Kotzebue's Lustspiel wohl alle Leser desselben übereinstimmen. Wenn man aber andererseits doch zugeben muß, daß Kotzebue ein gewisses Recht des gesunden Menschenverstandes hatte, sich wenigstens über die paradoxe Form mancher Aussprüche der Gebrüder Schlegel aufzuhalten und sie zu verspotten, so darf man, auf unsere Gegenwart Bezug nehmend, wohl darauf hinweisen, daß die nervöse Exaltation, die in den Schriften moderner geistiger Führer eine so große Rolle spielt, es mindestens entschuldigt, wenn auch ihnen zuweilen mit Mißtrauen oder mit Spott begegnet wird. Der Ausspruch Nietzsche's z. B., die allgemeine Wohlfahrt sei kein Ideal, kein Ziel, kein irgendwie faßbarer Begriff, sie sei einfach „ein Brechmittel“ (Nietzsche im „Jenseits von Gut und Böse“), ist, abgesehen von dem Werth oder Unwerth dieses Gedankens, sprachlich so sehr der Ausdruck subjektiver Ueberreiztheit und zugleich verächtlicher Unhöflichkeit gegenüber ernsten Lesern, daß man nur staunen muß, zu bemerken, wie viele Leute es gibt, die sich dergleichen ruhig gefallen, ja sogar von der Brutalität derartiger Paradoxen sich imponiren lassen. Und die Unart macht Schule. Wir haben jetzt eine Menge Halbphilosophen, die sich nach der Art ihres Meisters geberden, das heißt in ihren Schriften gleichsam gestiefelt und gespornt und dem

Leser die Hundepeitsche um die Ohren knallend dastehen, in der andern Hand einen Blendspiegel, der dem lieben Publikum bald diese bald jene Halbwahrheit in die Augen blitzt. Bei aller Flachheit Kotzebue's bleibt es ein gewisses Verdienst, daß er mit seinem „hyperboreeischen Esel“ zu seiner Zeit gegen ähnliche Versuche, die ruhige sachliche Diskussion durch eine Ueberrumpelung des Lesers mit hochmüthig hingeworfenen Kraftworten zu ersetzen, protestirte; aber freilich lag es in seinem Charakter, das, was an einem solchen Protest verständig war und berechtigt erscheinen konnte, durch miteinfließende schlimme Elemente zu verderben, durch die Denunzirung des freien Gedankens als religions-, sitte- und staatsgefährliche Neuerung, auch durch eine gewisse mittels der Führung des Dialoges ermöglichte Fälschung der Aussprüche seiner Gegner und durch den Appell an einen der ordinärsten Instinkte des Durchschnittsphilisters — das Mißtrauen gegen alles Neue. Schiller — vergessen wir dies nicht — hegte gegen die Brüder Schlegel dieselbe Abneigung wie Kotzebue, und war von dem perversen Ton ihrer Schriftstellerei ebenso angewidert wie dieser. Ahnte er in ihnen vielleicht die Vorläufer des Mannes, der in unsern Tagen Schiller den „Moraltrompeter von Säckingen“ genannt hat? Aber Schiller, der in Briefen von dem „ohnmächtigen Streben dieser Herren“ spricht, „das ihm verdrießlich ist“, und ein andermal schreibt: „Mir macht diese naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier physisch wehe“, beschränkte seinen Protest auf einige Epigramme in den „Xenien“, deren scharfe Satire allerdings bedauern läßt; daß nicht er — statt Kotzebue — den Romantikern einen „hyperboreeischen Esel“ bohrte.

J. V. Widmann.

Theater.

(J. J. David: Neigung. Lessingtheater, 9. September.)

Der Kern ist dieser: ein gütiges einfaches Mädchen liebt einen gütigen einfachen Menschen. An äußeren Hemmnissen droht Alles zu scheitern (er war Lehrer und sie hatte auch nichts). Doch sie beschließen, sich gemeinsam hinauszuwagen, der Erde Leid, der Erde Glück zu tragen, und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen. Die Mutter ruft: thut es nicht! Der Dichter ruft: thut es! Die Mutter hat viel durchgemacht und ist hoffnungsarm. Der Dichter hat mehr durchgemacht und hofft. Das ist der Kern.

Um die Handlung spielt mancherlei Lebensnachdenkliches. Die Selbstsüchtigen sieht man ihr Dasein sicherer zimmern als die Gütigen. Dennoch bleibt der Leitspruch bis zum Ende: „Die Güte ist Alles.“

... Wir erinnern uns, wie der Dichter aussieht. Er ist kein Zärtling. In ihm steckt eine anheimelnde Widerborstigkeit. Sie mischt sich mit leise kauzhaften Zügen. Durch seine unverzagte Seele huschen Sonderlingsflämmchen: der prachtvolle Peter Altenberg ist sein Cousin. Manchmal nimmt David die Harfe und spielet sie mit seiner Hand. „Ich bin die Gluth, ich bin die Flamme, du bist wie Seehauch sanft und lind; ich bin von Juda's finstrem Stamme, du bist ein blond Germanenkind.“ Die Antwort des Mädchens liest man nicht ohne Bewegung: „Vorüber zog er mir im ersten Grauen: ich sah ein todesfarb' und ernst Gesicht; zwei Augen glühten unter dunklen Brauen so traurig wie ein Allerseelen-Licht.“ Dieser Gehärtete und Gepanzerte hat ein zartes Gefühl. Er ist ein Novellenmensch. Bei alledem wirft er, dem Tage genugzuthun, hastige Zeitungsartikel auf's Papier. Er steht aufrecht, von der rauhen Unbill des Lebens nicht besiegt, eine ehrliche Gestalt.

So begreift man, wie er dieses Schauspiel schreiben konnte: mit seinem Wolkendunkel, mit seiner Hoffnung, mit seinem leisen **quand-même**. Dieser Erfahrene überzeugt anders wie Jemand, der aus Grundsatz sonnig dichtet. Und wir werden zu David's hoffender Weltanschauung leicht hingeführt.

Aber wir fechten sein Kunstwerk an. Er wollte ein tristes Stück malen. Die bescheidene Sonne eines spröden Herbsttages, die immerhin Sonne ist. Er hat es in gewissem Grade erreicht. Der Grad macht hier Alles. Er gibt, an Intensität, zehn Grad; und er müßte, um hinzureißen, zwanzig Grad geben; **voilà**. Es könnte recht himmlisch sein: wenn in der Misère mehr Ewiges zu leuchten anfinge. Gäbe er doch ein Schauspiel voll Schluchzen und Lachen! Gäbe er doch ein Schauspiel voll Sehnsucht und Lächeln! Er gibt ein Milieustück mit glücklichem Ausgang. Etwas mehr, — ja. Aber nicht viel. David, David, lesen Sie Jean Paul. Er ist ein Verwandter. Man darf seine Onkels nicht schneiden, und dieser ragt in die Wolken.

Die Ehrlichkeit David's zeigt sich in der Arbeit. Er geht auf Charakteristik los. Er bastelt an seinen Menschen, behobelt sie, behaut sie, rückt sie zurecht; man hört es krachen. Man ruft ihm zu: wacker! wacker! Später läßt er nach. Der Punkt ist bemerklich, wo er vom Charakteristischen ins Anekdotische fällt. Wien spricht. In der Mitte steht ein Vater, der sich von Einbildungen nährt. Der Mann erfindet einen neuen Meisenkasten. Es gibt fünfhunderttausend Leute in Oesterreich, die Meisen besitzen. Wenn davon bloß zweihunderttausend einen Patentkäfig anschaffen, bringt das erste Jahr sechzigtausend Gulden; die Sache steht ganz fest. Dieser Aktschluß — David macht daraus einen Aktschluß — ist vielleicht drollig. Aber mehr drollig als wahrscheinlich. Zwischen Anekdote und Charakteristik besteht der Unterschied: daß ein Merkmal der Anekdote das Uebertreibende ist. Ein Fall für viele' Die Linie, wo David auf das Theater losgeht, ist öfter zu beobachten. Soll ich diesem ehrlichen Ringer was ins Stammbuch schreiben, so ist es das: er meide Wien; er suche Jean Paul; **in his signis vincet.**

Die Aufnahme im Lessingtheater war ein bischen willkürlich. Es fanden schlechtere Stücke in diesem Hause bessern Beifall.

Alfred Kerr.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 52. Berlin, den 23. September 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). – Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. September abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Heute müssen auch die geborenen Optimisten und jene, die eine hohe Meinung von der politischen Klugheit Englands hatten, die Hoffnung so gut wie aufgeben, daß ein Krieg zwischen dem Vereinigten Königreich und Transvaal sich werde vermeiden lassen. Schien es bisher, daß die Aussichten für den Frieden trotz Allem die günstigeren seien, so muß man heute umgekehrt sagen, nach menschlicher Berechnung ist der Krieg kaum abzuwenden, und die Erhaltung des Friedens müßte fast wie ein Geschenk des Zufalls erscheinen.

Worauf gründeten sich so lange die Friedenshoffnungen?

Eine Erkenntniß hat uns das neunzehnte Jahrhundert, das an Kriegen so reich ist, gebracht: jeder Krieg moderner Völker mit modernen Gegnern ist eine sehr ernste Sache, und diese Lehre noch weit mehr als humanitäre Erwägungen hat den Friedensfreunden die Wege geebnet. Eine besonnene Regierung wird heute nur zögernd an eine Kriegserklärung herangehen, nur dann, wenn für das eigene Volk nationale Interessen von hoher Bedeutung auf dem Spiele stehen.

Diese Besonnenheit setzte man bei der entscheidenden Gestalt des englischen Kabinets, bei Lord Salisbury, voraus, und erwog man nun, ob für das Vereinigte Köngreich Interessen von solchem Gewichte, um selbst einen Krieg zu wagen, in Frage kämen, so konnte die Antwort nur lauten: Nein!

Gewiß, in Transvaal herrschen Zustände, die der Reform in hohem Grade bedürfen; die ausländischen Kapitalisten — englische, deutsche, französische — klagen gleichmäßig über ein Regiment, das einerseits eigennützig ist gegenüber jenen Fremden, die dem Lande seine moderne Entwickelung gebracht haben, das jene Fremden ausbeutet, und das andererseits dieselben Fremden nicht nur politisch, sondern vor Allem auch wirthschaftlich einengt und unnütz drangsalirt. Die Verwaltung von Transvaal ist also nichts weniger als eine ideale — das kann zugegeben werden; aber nun ist die Frage zu stellen, ist es recht und ist es klug, daß England einer Anzahl ausländischer, vor Allem englischer Kapitalisten wegen, selbst einen Krieg zu entfesseln sich nicht scheut?

Vom humanitären Standpunkte aus ist diese Frage gelöst, sobald sie gestellt ist; vom Standpunkt der politischen Klugheit aus, wird die Zukunft erst die endgültige Antwort bringen; allein auch schon im jetzigen Augenblick kann man gewisse Erwägungen anstellen.

Transvaal konnte nach menschlicher Berechnung gar nicht dem Schicksal entrinnen, von Jahr zu Jahr in stärkere Abhängigkeit von England zu gerathen; auch ein siegreicher Krieg für England bedeutet also nur eine Beschleunigung dieser Entwicklung. Und diese überstürzte Beschleunigung, die durch keine politische Nothwendigkeit geboten erscheint, wird erkauft durch das Heraufbeschwören einer ganzen Reihe gefahrvoller Möglichkeiten.

Gelingt es England unmittelbar, jede Bewegung in Südafrika niederzuschlagen, dann freilich wird die Welt diese Thatsache hinnehmen und zu den ungezählten ein neues Beispiel dafür hinzufügen, daß in der internationalen Politik Stärke und Recht gleichbedeutend sind. Dem moralischen Ansehen Englands wird diese Ermittlung abträglich sein; aber mit solchen Einbußen haben sich alle Staaten, auch England, schon oft genug abgefunden.

Ganz anders gestaltet sich jedoch die Lage, wenn die englische Kriegführung ernstere Mängel aufweisen sollte; wenn die Ausrüstung, die Verproviantirung ungenügend sind, wenn der Krieg sich hinzieht, wenn Erfolge und Mißerfolge wechseln. Dann können die Zustände auch in der Kapkolonie schwierige werden, und es tritt vor Allem eines ein.

Bewährt sich nicht die Kriegstüchtigkeit und Kriegsbereitschaft Englands in hohem Grade, so kann sich eine Rückwirkung für das Vereinigte Königreich auch in ganz anderen Gegenden des Erdballes zeigen; nämlich durch ganz Asien vom Golf von Petschili bis ans Mittelländische Meer und von Aegypten bis zur westafrikanischen Küste. Englands Stellung in der Welt ist keine leichte, und jedes auch nur vorübergehende Versagen der Kraft hat für England ganz besonders weittragende Folgen; in China, an der indischen Grenze, in Persien, in Aegypten können diese Folgen sich unmittelbar einstellen, und es würde alsdann nur mit einer ganz unverhältnißmäßig großen Kraftanstrengung jene Position aufrecht erhalten werden können, die heute England ohne jede ernste Anfechtung zu behaupten vermag.

Der Einsatz ist also recht erheblich für einen Gewinn, den die Zeit ohne Einsatz England gebracht hätte. Eine Politik aber, die solche Bahnen betritt, ist keine vorsichtige Politik mehr, und man wird annehmen können, daß sie in höherem Grade dem ehrgeizigen Kopfe des Herrn Chamberlain als der kühlen Weltklugheit des Lord Salisbury entspricht.

Es ist wahrscheinlich, daß Lord Salisbury einen offenen Krieg vermeiden wollte; er wird beabsichtigt haben, Transvaal durch Einschüchterung mürbe zu machen. Solche Politik birgt stets Gefahren; denn auch der Gegner durchschaut diese Absicht, und indem er nunmehr den Versuchen der Einschüchterung eine um so größere Festigkeit glaubt entgegensetzen zu können, schafft der eine wie der andere eine so verwickelte Lage, daß es aus ihr nur noch einen Ausweg giebt, den, der durch einen Krieg führt. Fast scheint es, daß es so bereits mit England und Transvaal und dem sich Transvaal anschließenden Oranjefreistaat steht.

Die Aussicht auf einen Krieg nimmt man augenscheinlich auch in England nicht leicht. Während bisher die englischen Blätter mit Kriegsdrohungen nicht sparsam waren, greift jetzt, wo den drohenden Worten unmittelbar Thaten folgen müßten, eine wesentlich vorsichtigere Behandlung des gefahrvollen Problems Platz. Es gibt überdies auch in England breite Schichten, die diesen Krieg unbedingt verwerfen; daß diese Schichten aber des entfesselten Chauvinismus noch Herr werden könnten, muß man bezweifeln.

Heute spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß in Südafrika ein Krieg entfesselt werden wird, der Deutschland nicht unmitteldar berührt, aber der mit seinem Blutvergießen und seinen schweren wirthschaftlichen Schädigungen in hohem Grade bedauerlich bleibt, weil er von der politischen Nothwendigkeit nicht diktirt erscheint.

In **Frankreich** hat sich binnen acht Tagen nicht wenig ereignet. **Dreyfus** ist frei; und der erste einflußreiche Kämpfer für den unschuldig Verurtheilten, **Scheurer-Kestner**, hat fast zur gleichen Stunde die Augen für immer geschlossen. Der Senat tagt als **Staatsgerichtshof**, und **Guérin** hat sich endlich ergeben und ist ins Gefängniß abgeführt worden.

Dreyfus hat nicht durch einen Richterspruch, sondern durch die Gnade des Präsidenten der Republit seine Freiheit wieder erlangt. Ein solcher Akt ist eine lahme Lösung, die das Gerechtigkeitsgefühl, das keine Kompromisse zuläßt, zu befriedigen nicht vermag. Dies muß man zugeben, und doch war vielleicht kein anderer Ausweg gangbar, wenn man die Menschen in Betracht zieht, wie sie sind, und die Verhältnisse, wie sie in Frankreich bestehen.

Schon vor dem Gerichtshof hat sich Dreyfus nicht als eine starke Persönlichkeit gezeigt; wahrscheinlich war er es nie; vielleicht haben ihn die Qualen seiner Gefangenschaft gebrochen. Dieser Unglückliche, dem die Leidenschaft fehlte, seinen verbrecherischen Gegnern in öffentlicher Gerichtssitzung unnachsichtlich zu Leibe zu gehen, hat nicht das Temperament, um die Freiheit als Gnadengeschenk unter allen Umständen zurückzuweisen. Und zwang ihn nicht sein Charakter zu solcher Haltung, so die Klugheit gewiß nicht. Unter diesem Ministerium war es möglich frei zu werden; aber wie lange bleibt dieses Ministerium am Ruder, und ein nachfolgendes hätte ihn vielleicht wiederum eingemauert, und es ihm unmöglich gemacht, was ihm jetzt möglich ist, die Kassation des gegen ihn ergangenen Urtheils bei freier Bewegung gemeinsam mit seinen Freunden zu betreiben. Er kündigt diese Absicht mit würdigen Worten in einem Schreiben an die Zeitungen an. Die Probe auf den Menschen Dreyfus wird darin liegen, ob er die Energie hierfür besitzt.

Allein an dieser Stelle ist stets hervorgehoben worden, daß das Schicksal von Dreyfus nur einen bedeutsameren Zwischenfall bilde in dem Kampfe um die Zukunft der Republik. Eine Frage der Gerechtigkeit war verknüpft mit einer politischen Frage von höchster Bedeutung; nach der einen Richtung hat man durch ein Kompromiß eine vorläufige Lösung herbeigeführt; und nach der anderen Richtung? Was wird aus den Boisdeffre, Mercier und ihren Helfershelfern, die die Gerechtigkeit beugten und die Feinde der Republik waren?

Es hat fast den Anschein, als würde man sich in Frankreich damit begnügen, diese Individuen zur Zeit unschädlich gemacht zu haben, und als würde man es aufgeben, ein Exempel zu statuiren, um alle Elemente mit ähnlichen moralisch und politisch verbrecherischen Neigungen abzuschrecken. Ein Erlaß des Kriegsministers Gallifet deutet darauf hin. Vielleicht fühlen sich die entschiedenen Republikaner für eine ernste Kur nicht stark genug; der schwächliche Kampf gegen Guérin scheint es zu beweisen; vielleicht wagen sie den Kampf nicht, um die Weltausstellung vor Beunruhigung zu sichern. Ein solcher fauler Friede wird dann freilich zu irgend einer Zeit sich gewiß wiederum an der Republik rächen.

Im Augenblick scheint es, daß die Energie der Regierung sich ausschließlich dem Prozeß vor dem Staatsgerichtshof zuwendet.

Die Anklage zeigt, wie Orleanisten, Nationalisten und Antisemiten gegen die Republik gearbeitet haben; die Anklage läßt aber nur vermuthen, daß hinter diesen Elementen auch der Klerus und unzufriedene Generäle gestanden haben. offenbar waren die einen und die andern vorsichtig genug, sich im Schatten zu halten.

Die widerwärtigste Rolle bei den Kämpfen gegen die Republik spielt jedenfalls der Herzog van Orleans, der vor den Thoren von Frankreich herumlungert, nach Art eines Schakals, und der in weiser Feigheit auf den Augenblick wartet, da bei dem Kampf innerhalb der Grenzen die Republik zusammenbricht, um sich alsdann auf die Beute einigermaßen gefahrlos stürzen zu können. Diese Haltung, die ebensoviel Muth wie Liebe zu Frankreich verräth, ist noch durch einen echt orleanistischen Zug ausgezeichnet.

Das Geld zur Anzettelung der Emeuten entstammt, wie es scheint, im Wesentlichen nicht den Kassen der mit erblichem Geize belasteten Orleans; von mehreren hunderttausend Franken ist es erwiesen, daß dieselben zu gleichen Theilen von einer Madame Porges, die aus Oesterreich gebürtig ist, und von einer Baronin Adelsward, deren Mann schwedischen Ursprungs ist, herkommen. Der Ruf der Umstürzler: Frankreich den Franzosen! kann nicht wirkungsvoller illustrirt werden. Frau Porges, geborene Wodianer, ist zum Ueberfluß noch jüdischer Abstammung und ihre

orleanistische Begeisterung findet eine überzeugende Erklärung darin, daß der Herzog von Orleans einen Nachmittagsthee, den Frau Porges vor einigen Wochen in Marienbad gab, mit seiner Gegenwart zu begnadigen geruhte. Solche Ehre ist 100 000 Franken zu Gunsten des Umsturzes der französischen Republik werth.

Man muß ein Antisemit sein, um nicht mit größtem Behagen diese Subventionirung der Orleans von Gottes Gnaden, der Antisemiten und der Nationalisten durch eine österreichische Jüdin genießen zu können; wer kein Antisemit ist, darf vorurtheilslos genug sein, um zu finden, daß dieses blaublütige Prätendententhum, dieses patriotische Maulheldenthum, dieses blutdürstige, gefälschte Christenthum dem jüdischen Protzenthum der Frau Porges werth und daß diese Elemente unter einander allianzwürdig sind.

Wenn der Prozeß vor dem Staatsgerichtshofe weiter nichts zu Wege bringt, — die Aussichten der Orleans wird er voraussichtlich gründlich ruiniren, und der orleanistische Prätendent hat alsdann für die Napoleons gearbeitet, die so klug und so anständig waren, sich nicht mit dem Dreyfusprozeß und anderem Schmutz zu besudeln.

Mit Scheurer-Kestner ist eine der sympathischsten Gestalten aus dem Dreyfusdrama geschieden. Er war ein Idealist, der naiv seiner Ueberzeugung Ausdruck gab, der mit Leichtigkeit von den geriebenen und korrumpirten französischen Politikern an der Nase herumgeführt wurde und der zunächst gänzlich vergeblich gearbeitet zu haben schien. Aber das war doch ein Irrthum; der naive Edelsinn erwies sich diesmal stärker als die frivole Berechnung. Dreyfus ist frei, und die klugen Leute, die sich in Frankreich der Wiedereinsetzung des Rechtes entgegenstellten, sind bloßgestellt vor der gesammten gebildeten Welt. Scheurer-Kestner, der bald von Krankheit gepackt war, wäre nicht im Stande gewesen, diese Wendung im Kampfe zu erzwingen; aber vielleicht hätten die wuchtigen Fäuste nie, oder gewiß nicht sobald, eingegriffen, wenn sie nicht gesehen hätten, daß die Güte der Sache, um die es sich handelte, durch das Eintreten eines Menschen von der Reinheit und dem Edelsinn eines Scheurer-Kestner gewährleistet war.

Napoleon I. haßte die „Ideologen“, und er hatte von seinem Standpunkt aus Recht, es zu thun, denn ihr nachtwandlerischer Idealismus, der die Gefahren der heimtückischen Welt nicht kennt und ihrer nicht achtet, triumphirt nicht selten über die kalte Berechnung. Ein solcher Sieger war Scheurer-Kestner, und wir in Deutschland können uns besonders freuen, daß in seinen Adern deutsches Blut floß.

Die Herren von Rheinbaben und Studt haben ihr Amt als Minister angetreten. Der neue preußische Minister des Innern findet eine Aufgabe vor, die schließlich wohl doch einmal endgültig gelöst werden muß: die Berliner Oberbürgermeisterfrage. Für ihre Lösung kommt vielleicht in Betracht, daß die Stadt in erster Instanz bei dem Prozeß wegen des Kirchhofportals im Friedrichshain unterlegen ist. Also es ist nun zunächst die welthistorische Thatsache entschieden, daß das Polizeipräsidium berechtigt war, den harmlosen Bauplan der städtischen Behörden zu beanstanden. Wie hoch darf man die Festigung veranschlagen, die dadurch der Monarchie bei uns zu Theil geworden ist?

In Oesterreich und bei uns haben in den verschiedensten Gegenden verheerende Ueberschwemmungen stattgefunden, denen leider auch Menschen zum Opfer gefallen sind. Es scheint, daß die größte Gefahr jetzt überwunden ist.

* * *

Ein unabhängig denkender Landwirth.

Gegenüber dem agitatorischen Treiben, mit welchem auch jetzt noch die Agrarier ihre Ziele auf jede mögliche Weise zu verfolgen suchen, ist es ein wahres Labsal, aus den Reihen der Vertreter landwirthschaftlicher Interessen einmal eine Stimme zu vernehmen, welche in ruhiger objektiver Darstellung durch sachliche Gründe für ihre Ueberzeugung Anhänger zu gewinnen sucht und ihren Zielen nur auf dem Wege der Wahrheit und des Rechtes zuzustreben sich bemüht.

Einen solchen Eindruck erhält man, wenn man sich dem Studium einer jüngst von dem Direktor der landwirthschaftlichen Akademie Poppelsdorf und Professor der Landwirthschaft an der Universität Bonn, Dr. von der Goltz, veröffentlichten Schrift*) hingibt.

Daß von der Goltz für die wahren Interessen der Landwirthschaft ein lebhaftes und warmes Empfinden hat, daß er für die Förderung derselben mit voller Entschiedenheit aufzutreten bereit ist, hat er bereits durch seine früheren Schriften hinlänglich dargethan. Dabei hat er aber sich nie gescheut, freimüthig auf die Fehler hinzuweisen, welche seiner Ansicht nach auch von Seiten der Landwirthschaft und ihrer Verfechter begangen worden sind.

Auch in dem hier vorliegenden Buch gibt der Verfasser sofort in der Einleitung als Standpunkt, von welchem er bei seinen Erörterungen ausgegangen, den an: „Daß die Landwirthschaft den weitaus wichtigsten Zweig der Volkswirthschaft darstellt, daß von ihrem Gedeihen daher das Wohl des ganzen Volkes in hervorragendem Maße abhängt. Dem entsprechend könne die Landwirthschaft in besonderem Maße auf die Fürsorge des Staats Anspruch machen.“

Dieser Satz betont gewiß den Werth und die Wichtigkeit der Landwirthschaft für den Staat und die Gesammtheit so stark, als es nur gefordert werden kann. Die daran angefügte Folgerung von den Ansprüchen, auf die Fürsorge des Staats in besonderem Maße, welche die Landwirthschaft machen könne, wird man wohl nur dann gutheißen, wenn hinzugefügt wird: „soweit dieses ohne Verletzung der übrigen Zweige der Volkswirthschaft geschehen kann“.

Jedenfalls darf von der Goltz, so lange er diesem von ihm proklamirten Grundsatz treu bleibt, dagegen gesichert sein, daß er als „Feind der Landwirthschaft“ hingestellt werde. Als solchen pflegen ja jetzt die agrarischen Wortführer einen Jeden zu bezeichnen, welcher ihre extremen egoistischen Forderungen bekämpft.

Aber v. d. Golz macht darauf aufmerksam, daß mit dem Worte „Landwirthschaft“ jetzt ein Doppelspiel getrieben wird. Bald verstehe man darunter den betreffenden Zweig der volkswirthschaftlichen Produktion, bald die Landwirthschaft treibende Bevölkerung.

„Die deutsche Landwirthschaft als Gewerbebetrieb leidet zur Zeit keine Noth, im Gegentheil sie blüht, wie nie zuvor, die Roherträge aus Ackerbau und Viehzucht sind höher, als sie jemals gewesen sind.“

„Anders steht es mit der landwirthschafttreibenden Bevölkerung; aber auch diese bildet nicht eine gleichartige Masse, sondern umfaßt sehr verschiedenartige Elemente, deren Bedürfnisse und Wünsche keineswegs immer übereinstimmen.“

Sehr bemerkenswerth ist die historische Darstellung des Entwicklungsganges der deutschen Landwirthschaft bis auf die neuere Zeit, durch welche v. d. Goltz seine Erörterung der Bedürfnisse der Gegenwart und nächsten Zukunft einleiten zu sollen glaubt.

Hier steht er ganz auf dem Standpunkte, welchen die Verfechter der Verkehrsfreiheit bei dieser Betrachtung einnehmen.

*) „Vorlesungen über Agrarwesen und Agrarpolitik“ von Dr. Theodor von der Goltz, Geh. Regierungsrath u. s. w. Jena. Verlag von Gustav Fischer. 1899.

„Durch die Agrargesetzgebung und durch die Bemühungen einzelner hervorragender Männer der Wissenschaft und Praxis erfuhr die deutsche Landwirthschaft und die ländliche Bevölkerung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine völlige Umwandlung. — Der Fortschritt, welchen sie in dem halben Jahrhundert von 1800—1850 erfahren, ist größer, als der, welchen sie in dem vergangenen Jahrtausend gemacht hat."

„Der jetzt so vielfach geschmähten Stein-Hardenberg'schen Agrargesetzgebung einerseits und den Männern der Wissenschaft und der Praxis, einem Thaer, Thünen, Koppe, Schwerz, Burger und dann vor Allen Justus von Liebig und dessen Schülern ist es zu danken, daß eine früher kaum für möglich gehaltene Steigerung der Roherträge im Ackerbau und in der Viehhaltung erzielt wurde. Das Wachsthum der Reinerträge blieb dahinter nicht zurück, wenigstens so lange nicht, als die Preise der landwirthschaftlichen Produkte die in der Periode von 1850—75 erreichte Höhe behielten. Diese Periode ist die glücklichste, welche die deutsche Landwirthschaft jemals erlebt hat."

Weiter wird nun dargestellt, wie mit der Steigerung der Reinerträge eine ebenso starke, oft noch stärkere Erhöhung der Preise von Grund und Boden verbunden gewesen. Man rechnete darauf, daß in der Zukunft noch ein weiteres Wachsthum der Reinerträge und der Kapitalwerthe zu erwarten sei und bemaß danach Forderung und Angebot. So sei innerhalb von einem, oder anderthalb Menschenalter bei vielen Gütern diese Steigerung auf das Doppelte, ja Dreifache und mehr eingetreten. Man betrachtete dieselbe gewissermaßen als ein festes, unabänderliches Naturgesetz, obwohl sie lediglich eine Erscheinung des wirthschaftlichen Lebens war. Aus der einseitigen Ueberschätzung der Naturwissenschaften und der Technik neben der Vernachlässigung der Lehren der Volkswirthschaft, welcher sich nicht bloß viele Landwirthe, sondern auch die Mehrzahl der Vertreter der Landwirthschaftswissenschaft hätten zu Schulden kommen lassen, sei vorzugsweise der verhängnißvolle Irrthum hinsichtlich der Preisverhältnisse hervorgegangen.

„Dieser mangelhaften Erkenntniß ist es zuzuschreiben, daß in sehr vielen Fällen die Güter zu theuer gekauft, bei Erbtheilungen dem Erben zu hoch angerechnet wurden, daß sie zu sehr mit hypothekarischen Schulden belastet wurden, daß man aus Mangel an dem nöthigen Betriebskapital nicht so wirthschaftete, oder so wirthschaften konnte, wie es nach Lage der sonstigen Verhältnisse angezeigt gewesen wäre."

Ganz zutreffend erklärt dann der Verfasser den seit 1893 eingetretenen Rückgang in den Pachtpreisen der preußischen Domänengüter, aus welchen namentlich im preußischen Abgeordnetenhause die Agrarier immer möglichst Kapital zu schlagen suchen, in ganz derselben Weise wie das von liberaler Seite immer geschehen ist, daß nämlich die in dieser letzten Zeit pachtlos gewordenen Domänen, bei der vorherigen, in den 70er Jahren stattgefundenen Verpachtung bei den damals herrschenden irrigen Anschauungen über den andauernd steigenden Ertrag zu übertrieben hohen Preisen gepachtet worden sind.

„Auch die Kaufpreise der Güter sind in dem letzten Jahrzehnt in den meisten Gegenden zurückgegangen. Jedoch bieten diese keinen so sicheren Anhalt. — — Im Uebrigen ist das Sinken der Erwerbspreise des Grund und Bodens, mag es sich um Erbfälle oder um Verkäufe handeln, als ein Gesundungsprozeß zu betrachten!"

Das ist allerdings eine andere Anschauung der Verhältnisse, als die so oft von den Agrariern vertretene, nach welcher sie fordern, daß der Staat den gegenwärtigen Grundbesitzern eine angemessene Rente des von ihnen angelegten Erwerbskapitals sichere.

Als Aufgabe des Staates der Landwirthschaft gegenüber sieht der Verf. angesichts der wichtigen Pflichten, welche die Landwirthschaft im Interesse des gesammten Volkes zu erfüllen hat, allerdings an, daß er ihr seinen Schutz und seine Fürsorge ausgiebig angedeihen lasse. Aber „wir sind in die Periode der Weltwirthschaft eingetreten, das wirthschaftliche Leben steht unter dem Zeichen des Verkehrs. Wir brauchen ausländisches Getreide und ausländische thierische Produkte, um die einheimische Bevölkerung zu ernähren. Die Gemeinschaft der Interessen (zwischen Industrie und Landwirthschaft) findet durch die thatsächlichen Erscheinungen ihre Bestätigung."

Unter den Grundsätzen, welche der Staat zu befolgen hat, um eine dem Gesammtwohl förderliche Agrarpolitik zu üben, wird obenan gestellt, daß die agrarpolitische Thätigkeit des Staats eine erziehende sei. Von allen weisen Fürsten und Staatsmännern sei auch diese Aufgabe richtig erkannt und danach gehandelt. Dabei wird besonders auf Friedrich dem Großen hingewiesen.

„Kein einzelner Mann im ganzen Deutschen Reiche hat in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mehr für den Fortschritt der Landwirthschaft gethan, als Friedrich der Große."

Aber für jede Zeit muß diese Thätigkeit des Staats die entsprechende Form annehmen. Gegenwärtig muß der Staat des direkten Einflusses auf den landwirthschaftlichen Betrieb sich möglichst zu enthalten suchen. Die Arbeit der Erziehung und Belehrung wird jetzt vorzugsweise durch die landwirthschaftlichen Vereine und Unterrichtsanstalten besorgt. Das wichtigste Förderungsmittel ist jetzt die Selbsthilfe, weil sie die Energie, das Selbstvertrauen und die Geschicklichkeit der Landwirthe stärkt und moralisch hebt.

Für einen Jeden, welcher mit Betrachtungen über die Landwirthschaft sich beschäftigt, wird ja unwillkürlich der Großbetrieb ein hervorragendes Interesse darbieten. Kommen doch bei ihm die in der Landwirthschaft thätigen Kräfte und die Ergebnisse von den Leistungen am deutlichsten zur Erscheinung. Unwillkürlich erwächst daraus eine gewisse Vorliebe für den Großgrundbesitz. Es bedarf erst der eingehenden Berücksichtigung der allgemeinen volkswirthschaftlichen Interessen, um diese natürlicher Weise für den Großbetrieb und den Großgrundbesitz sich entwickelnde Vorliebe auf das rechte Maß zurückzuführen.

Auch bei v. d. Goltz ist diese dem Großbetrieb sich zuneigende Vorliebe vorhanden, aber er ist einsichtig und unbefangen genug, dieselbe dem Standpunkte des allgemeinen Staatsinteresses unterzuordnen.

Der Schwerpunkt der deutschen Landwirthschaft liegt nach ihm in den Bauernwirthschaften und in der bäuerlichen Bevölkerung. Schon von diesem Gesichtspunkt aus findet er daher die Vertheilung des Grundbesitzes in Ostdeutschland, wo in Ostpreußen ca. 40 Proz., in Pommern ca. 55 Proz., in Mecklenburg-Schwerin ca. 60 Proz. der landwirthschaftlich benutzten Fläche dem Großgrundbesitz gehört, ebensowenig den wahren Staatsinteressen als denen der einzelnen landwirthschaftlichen Unternehmer entsprechend. Der überwiegende Theil, 80—90 Proz., sollte den Bauerngütern angehören. Und jene ungünstige allzu große Ausdehnung des Großgrundbesitzes sei keineswegs, wie häufig vorgegeben wird, von Alters her vorhanden gewesen, sie sei vielmehr erst seit dem dreißigjährigen Kriege entstanden.

Daß der Großgrundbesitz, insbesondere die Domänengüter, durch ihre Betriebe die Rolle der Lehrmeister für die Landwirthschaft übernehmen müßten, sei jetzt, früheren Zeiten gegenüber, weniger erforderlich, rechtfertige aber schon für sich das Beibehalten von Domänengütern. Sonst seien dieselben zweckmäßig in bäuerliche Wirthschaften zu verwandeln. Hinsichtlich der Vererbung und Zertheilung des Grundbesitzes muß die Freiheit als Regel gelten. Nach Möglichkeit ist dafür zu sorgen, daß die Arbeiter, ländliche, wie industrielle, in den Besitz eines kleinen Grundstücks gelangen können. Den jeweiligen Besitzern muß freie Disposition über ihr Gut gelassen werden. Aber dem Staate muß es möglich bleiben, durch gewisse Einrichtungen und Anordnungen eine zweckmäßige Organisation der Wirthschaftseinheiten zu erhalten, oder herbeizuführen. Die Mittel und Wege dazu sind freilich zeitlich und örtlich verschieden.

Für den Großgrundbesitz und die Parzellenstücke wird unbeschränkte Verkehrsfreiheit verlangt, für letztere besonders aus dem Grunde, damit es dem Arbeiter möglich werde ein Grundstück zu erwerben und dem

sogenannten Kuhbauer seinen Besitz auf die wirthschaftlich richtige Größe auszudehnen.

Für die Bauerngüter dagegen werden aus den oft gehörten Gründen gewisse Beschränkungen der freien Verfügung durch ein Intestatanerbenrecht verlangt. Ein besonderes seitens des Staats zu errichtendes Renten-Institut soll die Abfindung der Miterben erleichtern.

Für die Großgüter sei die Einführung eines Intestatanerbenrechts um so entbehrlicher, als hier das Fideikommiß schon längst die Form für das dauernde Halten der Güter in der Familie biete. Die Fideikommisse, so deduzirt der Verf., bildeten das materielle Fundament für eine wohlhabende, gebildete unabhängige Grundaristokratie, deren Vorhandensein für jeden Staat von größter Bedeutung sei. Es dürfte nur die Größe des fideikommissarischen Grundbesitzes keine zu bedeutende sein. Am besten sei Waldbestand dazu geeignet. In Deutschland im Ganzen seien zur Zeit 6 Proz. der Gesammtfläche, aber nur $4^1/_2$ Proz. der landwirthschaftlich benutzten fideikommissarisch gebunden.

„Die Bedeutung der Fideikommisse für Staat und Volkswirthschaft ist erheblich genug, um den Entzug einer derartigen Quote des Bodens aus dem freieren Verkehe unbedenklich erscheinen zu lassen. Allerdings ist in Schlesien ($13^2/_3$ Proz.) und in Brandenburg ($7^1/_2$ Proz.) der Fideikommißbesitz ungewöhnlich stark ausgedehnt; eine weitere Vergrößerung kann durchaus nicht als wünschenswerth bezeichnet werden“.

Trotz dieser Begrenzung, welche der Verf. für seine auf Beschränkung der freien Verfügung über den bäuerlichen Grundbesitz gerichteten Vorschläge, und für die Fideikommisse zieht, werden ihm allerdings wohl nur wenige Anhänger der liberalen Richtung beipflichten.

In Betreff der Verschuldung des Grundbesitzes legt der Verf. auf Grund der 1882 und 1896 vorgenommenen statistischen Erhebungen dar, daß in diesem Zeitraum in Preußen die Verschuldung des Grundbesitzes im Allgemeinen zugenommen habe. Ueberhaupt sei dieselbe in den 6 östlichen Provinzen, wo zugleich der Großgrundbesitz stark vertreten ist, eine erheblichere als in den 4 westlichen. In Einheiten des Grundsteuer-Reinertrages betragen dieselben in Posen das $42^1/_2$fache und sinken bis zum $16^1/_5$fachen in Schleswig-Holstein herab. Mit Recht legt der Verf. aber diesen statistischen Erhebungen und Berechnungen keine maßgebende Bedeutung bei. Schon aus dem Grunde nicht, weil die Einschätzung zum Grundsteuerreinertrag unter sich sehr verschieden und für die Gegenwart nicht mehr ganz zutreffend sei. Größeres Gewicht legt er auf die Veranlagung zur Ergänzungssteuer, welche einen zuverlässigen Maßstab böte. Das mag richtig sein im Vergleich mit der Grundsteuer-Einschätzung. Aber auch diese Veranlagung dürfte doch ebenfalls nur eine höchst unsichere Grundlage für die Ermittelung das wirkliche Verhältniß der Verschuldung zum Kapitalwerthe des Grundbesitzes darbieten. Als häufigste Ursache der zu hohen Verschuldung sieht auch von der Goltz die Ueberschätzung des Ertragswerthes der Grundstücke an. Ob Ueberschuldung vorhanden sei, lasse sich im Allgemeinen schwer beurtheilen, nur einigermaßen im einzelnen Falle. Es sei deshalb unmöglich, eine allgemeine Grenze der erlaubten Verschuldung festzustellen. Eine hohe Verschuldung zu beseitigen „liegt aber im Bereiche weder der Pflicht, noch der Macht des Staates“.

Die ländliche Bevölkerung zertheilt der Verfasser in drei Klassen, nämlich die der Großgrundbesitzer, der Bauern und der landwirthschaftlichen Arbeiter. Jeder wird einer besonderen Besprechung unterzogen.

Die Großgrundbesitzer betrachtet der Verfasser auch in der Gegenwart als einen besonderen Stand, „dem für Staat und Gesellschaft eine hervorragende Bedeutung zukommt“:

„Ihm liegt es ob, die Landwirthschaft und die ländliche Bevölkerung gegenüber allen anderen Berufsklassen im gesellschaftlichen, wie im staatlichen Leben zu vertreten. Der Bauer ist hierzu nur mangelhaft geeignet, ihm fehlt es an Bildung, Zeit, Geld, Ansehen und Einfluß. Im Interesse des Staats ist es nöthig, daß ein erheblicher Theil der höheren Beamten und namentlich der Offiziere aus den Großgrundbesitzern hervorgeht. Die Großgrundbesitzer und ihre Söhne haben ein angeborenes, durch zahlreiche Generationen fortgeerbtes Herrschertalent“.

Die staatlichen und gesellschaftlichen Obliegenheiten, welche die Großgrundbesitzer zu erfüllen haben, schreibt der Verf. dann zu, wenn diese ihre Lebenshaltung und die Erziehung ihrer Kinder auf einem anspruchsvollerem Fuße einrichten. Das Interesse der Gesammtheit solle es erfordern, daß es den Großgrundbesitzer nicht an den dazu nöthigen Mitteln fehle! Daß auch die zukünftigen Gutserben eine gewisse Zeit im Staats- und Militärdienste zubringen, sei an sich vortheilhaft. Es sollten nur die zukünftigen Großbesitzer eine gründliche theoretische und praktische Ausbildung in der Landwirthschaft erhalten.

Von den Bauern heißt es, daß sie noch enger, als die Großgrundbesitzer mit ihrer Scholle verknüpft sind. Alle ihre Anschauungen und Interessen wurzeln in dem Boden der Heimath. Sie hängen an den hergebrachten Gewohnheiten und sind im eigentlichen Sinne des Wortes noch viel konservativer, als die Großgrundbesitzer. Der Bauer ist in der Regel sparsam, häufig geizig. Er selbst, wie die Bäuerin arbeiten in der Wirthschaft körperlich selbst mit. Damit hängt es hauptsächlich zusammen, daß die bäuerlichen Güter im Durchschnitt weniger verschuldet sind, als die großen Güter. Auch für die Erziehung und Ausbildung der Kinder, die ganz im Elternhause aufwachsen, hat er wenig erhebliche Geldausgaben nöthig.

Der Verfasser theilt, wie man sieht, hinsichtlich der Stellung und der Aufgaben des Großgrundbesitzes ganz die Anschauungen, welche in den konservativen Kreisen des Ostens die allgemein herkömmlichen sind. Auch seine Darstellung der Lebenshaltung, der Denkweise und des Bildungsstandes der Bauern ist offenbar den im Osten gewonnenen Eindrücken entnommen. Auf die bäuerlichen Wirthe des Westens und der Küstenländer paßt diese Darstellung jedoch sehr wenig.

Bei solcher Grundauffassung ist es doppelt beachtenswerth, wie der Verfasser in seiner Beurtheilung der Verhältnisse der landwirthschaftlichen Arbeiter sich so weit von der bei seinen konservativen Gesinnungsgenossen fast allgemein vorhandenen Anschauung entfernt.

Die absolute Abnahme der in der Landwirthschaft Deutschlands beschäftigten Personen um fast $^3/_4$ Millionen zwischen 1882 und 1895 fällt nach seinen Berechnungen vorzugsweise auf die Arbeiter, und er bemüht sich den Grund dieser für das Landwirthschaftsgewerbe allerdings sehr bedenklichen Erscheinung zu erforschen und nach Abhülfe zu suchen.

Unzutreffend nennt er die Behauptung, daß die durch das Gesetz des Norddeutschen Bundes vom 1. Nov. 1867 festgestellte, später auf das ganze Deutsche Reich ausgedehnte Freizügigkeit die Hauptschuld trage. Diese sei altes deutsches Recht, später durch die Einführung der Hörigkeit allerdings beschränkt, nach deren Aufhebung aber im Wesentlichen wieder hergestellt. Von einem Wiederaufleben der Beschränkungen könne keine Rede sein. Daß der Ueberschuß der Volkszunahme sich vorzugsweise der Industrie zuwende, sei naturgemäß, bedenklich werde es erst, wenn das Zuströmen nach den Städten eine absolute Abnahme der einheimischen ländlichen Bevölkerung hervorrufe und vielleicht der nothwendige Ersatz durch temporär, oder bleibend einwandernde fremde Arbeiter erfolge.

Von Zwangsmaßregeln zur Abhilfe dieser beklagenswerthen Erscheinung, etwa indem man dem Arbeiter das Fortgehen verhindere, könne keine Rede sein, vielmehr müssen dem auf dem Lande geborenen Arbeiter seine Lebensverhältnisse so angenehm gemacht werden, daß er dadurch zum Bleiden in der Heimath und bei der herkömmlichen Beschäftigung bewogen werde. Als Beweggründe zum Fortziehen seien besonders zwei Umstände anzuziehen: Die Unregelmäßigkeit des Lohnerwerbs bei den freien

Tagelöhnern besonders, und für die Gutstagelöhner die Unsicherheit ihrer Lage und die Hoffnungslosigkeit für die Zukunft.

Die landwirthschaftlichen Unternehmer könnten nach beiden Richtungen abhelfend einwirken. Die Unregelmäßigkeit des Lohnerwerbs habe ihren Hauptgrund in der gehäuften Arbeitsanforderung während des Sommers und dem Mangel an Arbeitsgelegenheit während des Winters. Der Ausgleich müsse durch Ersparung an menschlicher Arbeit, besonders durch Arbeitsmaschinen im Sommer und möglichst starke und vielseitige Verwendung menschlicher Arbeitskräfte im Winter angestrebt werden. Allen Arbeitern, insbesondere auch den Gutstagelöhnern müsse die Möglichkeit eröffnet werden, selbst einen Besitz sich zu erwerben. Die Anlegung besonderer Tagelöhnerkolonieen sei indessen unthunlich, vielmehr müßten die Arbeiter in Bauerndörfern neben anderen Grundbesitzern sich ansiedeln können. Dazu sei denn allerdings das Verschmelzen der noch vorhandenen selbständigen Gutsbezirke mit den Bauerndörfern zu einer Landgemeinde erforderlich.

Humane persönliche Behandlung der Arbeiter und auskömmlicher Lohn, der zum Theil in einer zweckmäßigen und gerecht bemessenen Naturallöhnung bestehen könne, werden zum Wohlbefinden der Arbeiter am meisten beitragen.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Kiel. W. Seelig.

Eine Wendung in Oesterreich.

Die Tage des Kabinets Thun sind gezählt. In diesen wenigen Worten drückt sich die Entwicklung aus, welche die Lage in Oesterreich genommen hat. Graf Thun hat nur noch eine Aufgabe zu erfüllen, er hat die Pflicht, der Regierung, die seine Erbschaft übernehmen soll, den Weg zu ebnen und darum hat er die Ausgleichsstipulationen, die in Ungarn als sanktionirte Gesetze kundgemacht werden, in Oesterreich auf Grund des bekannten § 14, also auf absolutistischem Wege hinauszugeben. Das wird in wenigen Tagen geschehen sein, und dann hat sich die Regierung des Grafen Thun zu Tode gelebt, ohne daß Jemand wüßte, weshalb sie überhaupt gelebt hat.

Seit vierzehn Monaten hat Graf Thun nicht den Finger gerührt, um die immer düsterer sich gestaltende Lage zu saniren und das Parlament wieder aktionsfähig zu machen. Seit dem Scheitern der Obmännerkonferenzen im Juli des vorigen Jahres ist ihm nicht wieder ein Gedanke gekommen, er hat nicht den mindesten Schritt unternommen, sondern er hat mit fast fatalistischem Gleichmuth die Dinge an sich herankommen, die Gewässer über sich und über Oesterreich zusammenschlagen lassen. Er gab sich, was den Ausgleich betrifft, bedingungslos in die Hände Banffy's, welchem er sich verpflichtete, den für Oesterreich ungünstigsten Ausgleich auf absolutistischem Wege durchzuführen, und wenn er nach dem Sturze Banffy's, dieses würdigen Genossen Badeni's, mit Koloman Szell in Konflikt gerieth, so galt der Streit in seinem Wesen nicht den meritorischen Bestimmungen des Ausgleichs, sondern er hatte seinen Ursprung in kleinlicher Etiquette-Eitelkeit. Graf Thun vertheidigte nicht die Interessen Oesterreichs, sondern die persönlichen Rücksichten, welche der böhmische Magnat beanspruchte. Erst seit die leitenden Kreise der Monarchie von der Sorge erfaßt wurden, die Delegationen könnten wegen Vereitelung der Wahlen durch die Obstruktion nicht zu Stande kommen, und es könnte damit das dualistische System eine tiefgehende Erschütterung erfahren und erst seit Graf Thun sich überzeugt hatte, daß er in Herrn von Szell keinen Complottanten gegen das Ausgleichsgesetz finden werde, entschloß er sich, durch den Präsidenten des Abgeordnetenhauses Dr. v. Fuchs die Ausgleichskonferenz einberufen zu lassen. Der Schritt war ein vergeblicher; seit in Graslitz Blut geflossen ist, kann ein deutscher Abgeordneter mit dem Grafen Thun weder direkt noch indirekt in eine Verhandlung treten. Zur Ehre der deutschen Abgeordneten sei es gesagt, daß von den fünf Fraktionen, in welche sie leider gespalten sind, nur eine Neigung bezeigte, sich an den Konferenztisch zu setzen: die Partei Lueger's. Von der Ausgleichskonferenz spricht man heute nicht mehr, ihr Schicksal ist besiegelt, wenn auch die Parteien erst am Freitag formell das Projekt begraben werden.

Es fehlt aber nicht an Anzeichen, daß über das Kabinet Thun an der maßgebendsten Stelle die Entscheidung bereits gefallen war, ehe noch das Konferenzprojekt auftauchte. Wer der Nachfolger des Grafen Thun sein wird, ist bis zur Stunde ein Geheimniß, das von den wenigen Mitwissern auf das sorgfältigste gehütet wird. Zwei Dinge aber scheinen festzustehen. In erster Linie scheint der Schluß gestattet, daß der Wunsch der Czechen nach einem parlamentarischen Ministerium aus der heutigen Majorität nicht erfüllt werden wird. In zweiter Linie streiten gute Gründe für die Vermuthung, daß die neue Regierung keine Kampfesregierung gegen die Deutschen sein, vielmehr die Mission haben wird, die Deutschen zur aktiven Mitwirkung heranzuziehen und dadurch den Reichsrath arbeitsfähig zu machen. Darauf deutet auch die Aeußerung, welche der Kaiser in Klagenfurt gegenüber einem Abgeordneten der deutschen Volkspartei machte, indem er bemerkte: „Wir kommen doch wieder einmal zusammen; ich hoffe es!“ Aus dieser Aeußerung des Kaisers darf man folgern, daß die Dispositionen der Krone einer Auseinandersetzung mit den Deutschen günstige sind. Die allererste Voraussetzung für das Aufgeben der Obstruktion ist aber, wie aus den wiederholten Erklärungen der deutschen Opposition hervorgeht, die bedingungslose Aufhebung der Badenischen, beziehungsweise der Gautsch'schen Sprachenverordnung. Wenn, wie es scheint, die Absicht besteht, den Frieden mit den Deutschen herzustellen, dann muß auch die Absicht bestehen, die Sprachenverordnungen bedingungslos außer Kraft zu setzen auf die Gefahr hin, daß die Czechen die Obstruktion versuchen. Diese Gefahr kann man immerhin riskiren. Ob die Aufhebung der Sprachenverordnungen noch durch den Grafen Thun oder erst durch seinen zur Stunde noch unbekannten Nachfolger erfolgen wird, das ist eine Frage, die noch der Beantwortung zu harren scheint. Jedenfalls drängen die Dinge auf eine rasche Lösung; man darf vermuthen, daß nach der Rückkehr des Kaisers von den Manövern in Kärnthen die entscheidende Aktion in Fluß gerathen werde.

Wien, 18. September. Gustav Steinbach.

West-östliches Preußen.

III.

„. . . Auch die Verständigen werden verstimmt, wenn sie immer und immer keine Antwort finden auf die Frage, wer denn in Berlin regiere, das Ministerium oder das Junkerthum? . . . . Das freudige Vertrauen der Bürger zu ihrem Staate ist tief erschüttert, denn Preußen krankt an Mißständen, welche das südliche Deutschland längst überwunden hat. Und dieser Uebel größtes ist der ungebührliche Einfluß des Junkerthums. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte: Altbayern wird durch sein Pfaffenunwesen nicht schroffer von Deutschland getrennt als der Nordosten durch seine Junkerwirthschaft. Der norddeutsche Protestant, dem der Münchener ultramontane Volksbote in die Hände fällt, sagt nicht trostloser sein: ‚Das verstehe ich nicht‘, als der süddeutsche Bürger, wenn er von den Theorien der Kreuzzeitung hört. Es ist, als ob zwei Jahrhunderte uns von diesen Menschen trennten“ Und zum Schlusse wieder: „Es gilt, jenes unheilvolle Element des preußischen Staates in seine Schranken zurückzuweisen, welches den Partikularismus in Preußen selber nährt und die Herzen der übrigen Deutschen diesem Staate entfremdet — das Junkerthum!“

So zu lesen in einer süddeutschen Korrespondenz der preußischen Jahrbücher vom Juni 1861; der Verfasser hieß Heinrich von Treitschke! Die gleiche Sorge bewegte in der

That damals die Herzen nicht nur der preußischen Liberalen, sondern aller deutschen Patrioten innerhalb wie außerhalb Preußens; und das Junkerthum wußte damals wie stets sehr gut, daß sein wüthender Widerstand gegen die liberale zugleich die deutsche Entwicklung traf, hier wie dort die Verwestlichung Preußens. Es war die Zeit, da das schwache Lebenslicht der neuen Aera schon erlöschend flackerte, und die moralischen Eroberungen, noch kaum begonnen, bereits wieder arg in die Brüche gingen. Ob auch im günstigsten Falle jene moralischen Eroberungen das Blut und Eisen für die Einigung Deutschlands entbehrlich gemacht hätten, das ist heute eine unlösbare und auch eine müßige Frage. Unzweifelhaft aber weisen die schlimmsten Nöthe unseres inneren Staatslebens noch heute auf die Thatsache zurück, daß Preußen innerlich unvorbereitet, mit einer Verfassung, die nach einem treffenden Wort halb noch Rohbau und halb schon Ruine war, an die Spitze Deutschlands getreten ist; daß der deutsche Dualismus zwischen Oesterreich und Preußen durch die Schärfe des Schwertes zerschnitten wurde, ehe noch der preußische Dualismus zwischen Ost- und Westelbien durch eine organische Entwicklung in einer höheren Einheit aufgehoben war. Diese innerliche Vorbereitung Preußens auf seinen deutschen Beruf, die Säuberung des Staates, der die Zukunft ganz Deutschlands in sich trug, von dem Moder des östlichen Feudalismus, die Erfüllung der modernen Staatsform auch mit modernem Staatsleben, nachdem sie bis dahin nur eine widerwillig getragene Maske gewesen, das war es, was man von der neuen Aera erhofft, weshalb man sie mindestens ebenso sehr im nationalen wie im liberalen Interesse begrüßt hatte. Aber das war es auch, was die neue Aera eben nicht leisten konnte. Der Grund dieser Unfähigkeit lag nicht eigentlich darin, daß der Umschwung lediglich die Folge eines Thronwechsels, nicht einer unwiderstehlichen Volksbewegung gewesen; daß er von oben nach unten wirksam wurde, statt in umgekehrter Richtung, wie man es bei fortschrittlichen Bewegungen erwartet. Das war bei der Besonderheit der preußischen Verhältnisse eher ein günstiger Umstand. Sicherlich hatte diese Krone die Macht, durch ihre Initiative jene nothwendige Entwicklung in Fluß zu bringen; wie sie einst die Macht gehabt hätte, ihren Staat ohne revolutionäre Erschütterungen in die konstitutionelle Form überzuführen; wie sie thatsächlich die Macht hatte, diesen unvermeidlichen Uebergang ein Menschenalter zu verzögern. Und daß eine solche Initiative der Krone damals bei einer sehr starken populären Strömung verständnißvolle Aufnahme und festen Rückhalt gefunden hätte, das bewies mehr noch, als der schier überschwängliche Jubel beim Beginn, der an Nachhaltigkeit und Einmüthigkeit in der preußischen Geschichte beispiellose Widerstand nach dem Sturze der neuen Aera.

Nicht also die Macht, die große historische Aufgabe der Entjunkerung Preußens zu erfüllen, fehlte der Krone; wohl aber der Wille, nämlich der unbedingt nothwendige positive Wille, das moderne bürgerliche Wesen an die Stelle des östlichen Feudalismus treten zu lassen; der allerdings vorhandene negative Wille, die ärgsten Auswüchse junkerlichen Uebermuths und staatswidriger feudaler Cliquenwirthschaft zu beschneiden, erwies sich als völlig ohnmächtig. Das ist die dauernd bedeutsame Lehre, die die Geschichte der neuen Aera mit einleuchtendster Klarheit predigt. Ein Versuch der Krone, sich aus jener Verstrickung durch das junkerliche Parteiregiment zu befreien, muß nothwendig mißlingen und im Rückschlag dieses Mißlingens mit einer gesteigerten Abhängigkeit der Krone vom östlichen Junkerthum endigen, wenn die Krone nicht entschlossen ist, bis ans Ende zu gehen, die politische, soziale und wirthschaftliche Verschanzung des Feudalismus endgültig zu brechen, Preußen in Wahrheit zu verwestlichen. Weil das Junkerthum dies aus Erfahrung sehr genau weiß; weil es ebenso genau weiß, wie die wesentlich durch seine Beeinflussung geschaffene, durch soziale Gewöhnung und Suggestion geheiligte Ueberlieferung einen solchen, in gewissem Sinne allerdings revolutionären Entschluß einem Könige von Preußen bis fast an die Grenze des Unmöglichen erschweren muß, deßhalb kann es in Zeiten, wo die unabweisliche Staatsräson die Krone zu einer leisen Antastung feudaler Interessen zwingt, mit wohlfeilem Muthe trotzig frondiren. Wie die Dinge liegen, kann es ziemlich sicher sein, dadurch mindestens eine überreiche Entschädigung der Krone abzuzwingen. Immer wieder zeigt sich die seltsame Erscheinung, daß die vom Königthum geborgte Macht der östlichen Oligarchie im Konfliktsfall dem Königthum selbst überlegen ist, lediglich weil dieses die verborgte Macht nicht zurückzunehmen vermag.

Der Prinz von Preußen hatte die Niedertracht, Staatswidrigkeit und Verlogenheit des Junkerregiments und der mit ihm stets verbündeten scheinheiligen Orthodoxie so kränkend selbst empfunden, daß der Entschluß, sofort mit seinem Regierungsantritt dieser Wirthschaft ein Ende zu machen, nur eine natürliche psychologische Reaktion war. Also Entlassung Westphalen-Manteuffels und Ernennung anständiger Leute zu Ministern, sowie die ehrlich gemeinte Verheißung, daß die Verfassung künftig nicht mehr als Wisch behandelt werden sollte. Auch einige wenige, natürlich viel zu wenige, feudale Beamte werden gemaßregelt; Personen der bisherigen höfischen Kamarilla, auch natürlich nicht alle, ein bischen in die Ecke gestellt. Als Anfang mochte das leidlich scheinen; weil es aber im Wesentlichen Alles sein sollte, war es von vornherein ein mißglücktes Experiment. Mochte der langjährige Aufenthalt des Prinzen in der Rheinprovinz, noch dazu unter einem Dache mit dem abschreckenden Repräsentanten des östlichen Feudalismus, Kleist-Retzow; mochten die persönlichen Beziehungen zum englischen Königshause und sonstige familiäre Einwirkungen die Scheu vor den ihm von Haus aus feindlich-fremden Staatsideen des Westens zeitweilig ein wenig gemildert haben, so reichte all' das selbst unter dem frischen Eindrucke persönlicher Bitternisse doch nur zur Auslösung des negativen Entschlusses, sich nicht völlig vom Junkerthum einwickeln zu lassen; nicht des positiven, die Konsequenzen der Verwestlichung Preußens zu ziehen; und damit war auch jener negative Entschluß thatsächlich unausführbar. Wie seine tiefe Entrüstung über die Schmach von Olmütz den Regenten in seiner auswärtigen Politik doch nicht zu einer positiven nationalen Aktion bewegen konnte, die den Bruch mit der traditionell geheiligten Allianee voraussetzte, so vermochte sein Widerwille gegen die Manteuffeleien ihn in der inneren Politik doch nicht von dem Banne der traditionell geheiligten Vorstellung zu befreien, daß die preußische Krone durch ein rückhaltloses Eingehen auf das liberal-bürgerliche Wesen Selbstverrath begehe, ihre höchsten Pflichten verletzend, den Umsturz gottgewollter Ordnung vorbereite. Eben mit dieser Vorstellung hatte ihn aber das Junkerthum so vollständig wie möglich eingewickelt.

Die Taktik war die übliche. Während auf konstitutionellem Boden die Feudalen im Namen der verfassungsmäßigen Freiheit der neuen Regierung schärfste Opposition machen; während die feudalen Beamten sogar das ministerielle Verbot der Wahlbeeinflussung als verfassungswidrige Freiheitsbeschränkung verhöhnen und offen übertreten, erhebt man am Hofe laut und leise, drohend und schmeichelnd den Warnruf vor der Demüthigung der Krone durch die Parlamentsherrschaft, vor der Lockerung aller Bande der Zucht und Disziplin! Die andauernde Bevorzugung einer sozialen Kaste bei der Besetzung aller amtlichen, militärischen und höfischen Stellen gibt dieser Kaste die wirkungsvollste Waffe zur Vertheidigung jener privilegirten Stellung: den sozialen Boykott. Lange bevor man das Wort kannte, verstand sich der östliche Feudalismus trefflich auf die Sache; er übte sie rücksichtslos aus gegen die Beamten und die Minister der neuen Aera und noch höher hinauf. Die plötzliche Entfremdung des von Kindesbeinen auf gewöhnten Umgangs wirkt mehr als Gründe auf das Gemüth; man wird stutzig, handelt es sich hier nicht doch um höheres, als eine politische Meinungsverschiedenheit, um eine Ehren- und Gewissenssache? Ja, es ist die Ehre, die heilige Gewissenspflicht der Krone, deren drohende Beeinträchtigung diese selbstlos treuen Vasallen so tief verstimmt! Natürlich kann Niemand die allerhöchsten Schwachen besser kennen und gewissenloser aus

beuten, als die Genossen dieses innersten Kreises. Bald ist es die heilige Glvriole eines mystischen Gottesgnadenthums, bald eine besondere Empfindlichkeit in Sachen der militärischen Oberhoheit, immer die schier abergläubische Scheu vor einem fabelhaft drohenden Umsturz, der durch jede Abweichung von dem traditionellen Wesen begünstigt wird. Und diese eingebildete Gefahr scheint durch die lächerlichsten, hundertmal in ihrer Nichtigkeit enthüllten Uebertreibungen nichts von ihrer lähmenden Kraft zu verlieren; wie in den Tagen der Demagogenriecher gilt hier noch heute die Feigheit für loyalste Tugend.

Damals ward die Heeresreorganisation der Nagel zum Sarge der neuen Aera; aber wäre diese Sache nicht gerade im Gange gewesen, so hätte sich ein anderer Vorwand gefunden. Denn nicht das, was nöthig und nützlich war an dem militärischen Reformwerk, führte zum Konflikt, sondern der überschüssige und schädliche Ballast, womit es der höfische Junkereinfluß böswillig belastete. Der Kriegsminister v. Roon war in der That der Vater des Konflikts; aber nicht durch die Erfüllung seiner Berufspflicht als technischer Leiter der Reorganisation, sondern durch seine freiwilligen Arbeiten als intriguanter Agent des Junkerthums und höfischer Wühler gegen seine ministeriellen Kollegen, im Bunde mit dem Chef der neuen, mehr militärisch- als pietistisch-feudal ausstaffirten Kamarilla, dem Flügelteuffel, der jetzt den Sturz seines Vetters Oberteuffel rächte. Ach ja, der neue Herr war nicht weniger gut eingewickelt als der alte.

Gewiß waren die Minister der neuen Aera staatsmännische Mittelmäßigkeiten; aber waren sie etwa die Auslese der bürgerlich-liberalen politischen Intelligenz? Ihre Auswahl war vielmehr durch den zufälligen Umstand bestimmt, daß der Regent aus langjähriger persönlicher Bekanntschaft und Freundschaft mit ihnen die Vermuthung entnahm, sie wären trotz ihres liberalen Renommé's wenigstens keine bewußten Umstürzler und Königsmörder; eine Vermuthung, die die militär-feudalen Beichtväter Roon, Manteuffel, Alvensleben so zu erschüttern wußten, daß Männer wie Auerswald, Patow, Schwerin schließlich entlassen wurden, weil ihre Politik zu republikanischen Einrichtungen und zur Abdankung des Königs führe!! Also ein liberales Ministerium, das nicht wegen, sondern trotz seines — übrigens unmäßig gemäßigten — Liberalismus eingesetzt wurde; gewissermaßen eine negative Regierung, nicht feudal-reaktionär, aber auch von keinem andern positiven Charakter. Das ist jedoch ein politisches Unding, mit dem die Krone dem östlichen Junkerthum gegenüber von vornherein verlorenes Spiel haben muß.

Gewiß hat auch die liberale Kammermehrheit aller Schattirungen schwere politische Fehler begangen. Die dilatorische Behandlung der Militärvorlage im Anfang, mit der man zwischen Ja und Nein hindurchzuschlüpfen suchte, war eine Ungeheuerlichkeit, und auch die parlamentarische Taktik in dem Verfassungskonflikt, zu dem sich der Militärkonflikt wesentlich in Folge jener dilatorischen Behandlung entwickelte, war wahrlich kein Meisterstück. Indessen die Quelle der Uebel war doch das nothwendig schiefe und unfruchtbare Verhältniß der liberalen Mehrheit zu jener negativen Regierung. Der natürliche, der einzig mögliche Beruf dieser Mehrheit der neuen Aera war es, Regierungspartei zu sein; aber sie konnte es nicht sein, weil der Regierung dem gemeinsamen Feinde gegenüber die Hände gebunden waren. Der Kampf gegen das Junkerthum kann niemals durch eine rein negative, sondern nur durch eine positive, liberal-konstitutionelle Politik geführt werden. Diese ward aber eben von der Macht, die die Initiative zu diesem Kampfe ergriffen hatte, von der Krone verhindert. So war der Zusammenbruch der neuen Aera ein Triumph des Junkerthums — nicht über den Liberalismus, sondern über die Krone.

Was eine aus königlicher Initiative entsprungene Politik der Verwestlichung Preußens niemals herbeiführen konnte, womit aber das Junkerthum die Krone von jener Politik abgeschreckt hatte, die Gefahr einer capitis deminutio des Königs, freilich gewiß nicht im physischen, sondern im staatsrechtlichen Sinne, das ward jetzt gerade durch den Triumph des Junkerthums in handgreifliche Nähe gerückt. Preußen war reif zur Verwestlichung. Es ist bezeichnend, daß seit dem Beginn des Jahrhunderts jeder Fortschritt der wirthschaftlichen Entwicklung, jede Hebung des Volkswohlstandes eine Stärkung des westlichen Elements gegenüber dem östlichen in materieller wie in ideeller Beziehung bedeutet. Dieser Prozeß, der in den dreißiger Jahren begonnen, in der Mitte der vierziger einen zeitweisen Rückschlag erfahren hatte, war seit den fünfziger Jahren in mächtig aufsteigender Bewegung. Der östliche Feudalismus verkannte die Gefahr keineswegs. Vom alten Tieck hörte damals Bernhardi:

„Die Kreuzzeitungspartei geht darauf aus, den Zollverein zu sprengen, um unter der Firma Freihandel eine mecklenburgische Wirthschaft einzurichten, d. h. Zollfreiheit für das Land, Accise für die Städte! Vor allen Dingen hofft die Partei davon den Ruin der einheimischen Industrie, den Bankbruch aller Fabrikanten. Herr v. Bismarck-Schönhausen hat ja in der Kammer gesagt, das wahre preußische Volk wolle die großen Städte vernichten.“

Das war in der Blüthezeit der Reaktion; aber gegenüber der zwingenden Logik der wirthschaftlichen Nothwendigkeiten versagte ihre Macht. Ganz anders als noch 1848 machte sich schon ein Jahrzehnt später die Thatsache für Preußen geltend: Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen. Nicht nur hatte sich die industrielle Entwicklung des Westens selbst mächtig gehoben, sondern sie fand auch im Osten weit stärker entwickelte homogene Elemente; die Städte entwuchsen der kleinbürgerlichen Enge, und der frische Zug dieser Aufwärtsbewegung wirkte vielfach auf das flache Land hinüber, ließ die natürliche Interessensolidarität zwischen Bürger und Bauer gegenüber dem rückständigen Junkerthum hervortreten, wie das in den Wahlen der Konfliktszeit zum Ausdruck kam. An führenden Stellen sah man neben verwestlichten Ostelbiern im Osten wirkende Rheinländer und Westfalen, und auch in der Parteibildung, namentlich in der Zusammensetzung und Ausbreitung der jungen Fortschrittspartei, bekundete sich diese unaufhaltsame Verschmelzung. All' das drängte mit elementarer Kraft auf die politische Anerkennung dieser Verwestlichung in liberalem und nationalem Sinne hin. Daß man bis in die äußerste Linke hinein ganz bereit gewesen war, der preußischen Eigenart gemäß der Krone die Initiative in diesem Prozesse zu überlassen und sich in Geduld und Mäßigung zu fassen, das hatte die Aufnahme der neuen Aera bewiesen. Aber nachdem die Krone sich wiederum dem östlichen Feudalismus zu eigen gegeben hatte, zeigte sich das ganze Bürgerthum mit beispielloser Einmüthigkeit entschlossen, jenen nothwendigen Prozeß, dessen Durchführung es von der Krone vergeblich erwartet hatte, gegen die Krone zu erzwingen. Damals bereits schien der Augenblick gekommen, da das Junkerthum die Krone in seinen Sturz mit hineinreißt; und das Junkerthum gewöhnlichen Schlages erwies sich wieder als absolut unfähig, die von ihm umstrickte Krone zu schützen, so daß man sich mit schwerem Herzen als dem letzten Nothhelfer dem Manne anvertrauen mußte, „der nach Außen revolutionär auftreten würde, um nach Innen konservativ sein zu können, der die deutschen Fürsten Preis gäbe, um den brandenburgischen Adel zu retten.“

Nicht wegen seiner von den traditionellen Pfaden der auswärtigen Junkerpolitik so weit abweichenden deutschen Pläne wurde Bismarck an die Spitze der preußischen Regierung berufen, vielmehr trotz derselben. Wenn es irgendeine andere Rettung vor der inneren Verwestlichung Preußens gegeben hätte, als seine äußere Verwestlichung, so hätte die Krone unter dem Einfluß des östlichen Feudalismus auch die letztere niemals zugelassen. Aber es gab eben thatsächlich keinen anderen Ausweg; eine wahrhaft konstitutionell-liberale innere Politik war schließlich nur durch eine revolutionär-nationale auswärtige Politik zu vermeiden. So trat Preußen ohne jede innere Vorbereitung, ganz ohne moralische, lediglich durch militärisch-diplomatische

Eroderungen an die Spitze Deutschlands. Seine äußere Verwestlichung war eine doppelte, durch seine neue Stellung zu Deutschland und durch die Annexionen, die das westliche mit dem östlichen Preußen zu einer geschlossenen Masse verbanden. Diese gewaltige dynamische Steigerung des westlichen Elements konnte nicht ohne Einfluß auf die innere Politik bleiben. Bismarck war zu klug, dies ganz zu verkennen; andrerseits freilich zu sehr ein Sohn seiner sozialen Gruppe, um die Konsequenz einer wahren organischen Lösung des preußischen west-östlichen Dualismus zu ziehen, wie er den deutschen Dualismus gründlich gelöst hatte. Die glänzenden Erfolge seiner auswärtigen Politik gaben ihm die Autorität nach oben, gegen den verbissenen Widerstand des östlichen Feudalismus jene inneren Konzessionen durchzusetzen. und zugleich die Autorität nach unten, eine wirkliche innere Verwestlichung Preußens zu verhindern. Das war das Jahrzehnt der sogenannten liberalen Gesetzgebung, der freilich niemals eine liberale Verwaltung entsprach, weil eine solche ohne die Ausrottung des östlichen Feudalismus in Preußen eben absolut unmöglich ist. Diese Entjunkerung auch nur in's Auge zu fassen, war für einen Bismarck trotz alles wohl berechtigten Grimmes über die Bornirtheit und Infamie, mit der seine Sippen ihn bekämpften, als ob er ein bürgerlicher Staatsmann wäre, doch eine psychologische Unmöglichkeit. Niemand kann über seinen Schatten springen. Daß es ihm aber gelingen konnte, das so verstärkte westliche Element doch nicht zur Herrschaft in Preußen kommen zu lassen, das erklärt sich nur aus der Grundthatsache, auf der Bismarck's unvergleichliche Autorität überhaupt ruhte, daß seine Politik im Kampfe mit einer liberalen Mehrheit zur nationalen Einigung geführt hatte. Im Osten stand man den mancherlei Nebenumständen mit kritischem Verständniß näher; aber gerade im Westen wirkte jene Thatsache an sich mit überwältigender Wucht.

Freilich, je mehr sich Bismarck mit den Problemen der inneren Politik, deren tiefstes Wesen ihm doch stets fremd blieb, befaßte, desto mehr drängte sich auch ihm die Einsicht auf, daß die Tage des östlichen Feudalismus gezählt seien. „Die konservative Partei", so äußerte er zu Bennigsen, „habe die geographische Ausdehnung, deren sie in der heutigen Bevölkerung fähig sei, erreicht und trage nicht das Wachsthum in sich, um zu einer nationalen Majorität zu werden; ihr naturgeschichtliches Vorkommen, ihr Standort sei beschränkt in unseren neuen Provinzen; im Westen und Süden von Deutschland habe sie nicht dieselben Unterlagen wie in Alt-Preußen." So unternahm er denn jetzt einen Versuch zur Lösung des west-östlichen Dualismus in seiner Weise, nicht durch Niederwerfung des östlichen Feudalismus, sondern durch Feudalisirung der westlichen Bourgeoisie. Es ist gewiß kein Zufall, daß die Inaugurirung dieser Politik der Umkehr zeitlich zusammenfällt mit dem Aechtungsgesetz gegen die Sozialdemokratie. Wieder sollte das Bürgerthum durch die Furcht vor der „rothen Republik" über die Gefahr der Reaktion hinweggetäuscht, wieder durch die Verschärfung des Gegensatzes zwischen Bourgeoisie und Proletariat ihre natürliche Solidarität gegenüber dem Feudalismus gesprengt werden. Und dies Mittel wirkt noch immer. Was sich aber durch keine politische Kunst und Macht beirren noch meistern läßt, das ist die immanente Logik der wirthschaftlichen Entwicklung. Es war ein feiner Gedanke, den wirthschaftlichen Umschwung zum Hebel des politischen zu machen; gerade auf die Thatsache, die das Unterliegen des agrarischen Ostens ankündigte, daß Preußen aufhörte, ein Getreide exportirendes Land zu sein, die Interessengemeinschaft von Feudalismus und Industrialismus im „Schutz der nationalen Arbeit" zu begründen. Das Ergebniß jedoch war eine Steigerung des westlich industriellen Aufschwungs und ein weiterer wirthschaftlicher Verfall des östlich agrarischen Feudalismus. Es gelang nichts mehr. Mit der Schaffung des Sozialistengesetzes hatte die letzte, die absteigende Periode der Aera Bismarck begonnen; mit dem Falle jenes Gesetzes fiel auch sie.

Die Entlassung Bismarcks war ein starker Beweis für die überragende Machtstellung der preußischen Krone. Daß sie sich so ohne jegliche Erschütterung, fast wie eine zwar vielfach schmerzlich, aber doch im Ganzen als unvermeidlich empfundene Nothwendigkeit vollzog, das erklärt sich doch nicht allein aus jener traditionellen Autorität. Sie fand vielmehr Unterstützung in der theils klar bewußten, theils instinktiven Anschauung, daß Bismarck's innere Politik auf einem todten Punkt angelangt war, während die brennenden Probleme unserer staatlichen Zukunft doch gerade auf dem Gebiete der inneren Politik liegen, die auswärtige wesentlich die Aufgabe der Erhaltung hat. Eine aktive, schöpferische innere Politik war der natürliche Beruf des neuen Kurses. Und ganz allmälig schienen sich die Ansätze einer solchen Politik zu gestalten; schwache Anfänge nur; aber doch hinreichend, um den ganzen Haß des östlichen Feudalismus wider diesen „Caprivismus" zu entfachen. Auch wenn man einst die Einzelheiten über den Sturz Caprivi's authentisch kennen wird, werden sie dem Kenner von Glück und Ende der neuen Aera kaum sonderliche Ueberraschungen bieten.

Seitdem stagnirt unsere innere Politik; denn es gibt thatsächlich für sie nur eine einzige große Aufgabe, ohne deren Lösung all' ihr Thun unfruchtbares Stückwerk bleiben muß, ein Treten im Kreise herum. Wohl setzt sich diese Aufgabe zusammen aus einer großen Zahl ineinandergreifender Maßnahmen der organisatorischen Gesetzgebung wie der Wirthschaftspolitik; sie alle aber fallen unter den einen Begriff der Verwestlichung Preußens; und jede einzelne ist ein Schlag ins Wasser, wenn sie nicht systematisch zu jenem gemeinsamen Ziele zusammengefügt werden. Der östliche Feudalismus muß sich mit der elementaren Leidenschaft des Selbsterhaltungstriebes jeder fruchtbaren Maßregel der inneren wie der wirthschaftlichen Politik entgegenwerfen; denn jeder Fortschritt des Verkehrs, jede Hebung des Wohlstandes schlägt ihm eine eiternde Wunde. Ja, der kluge Mann hatte Recht, die Konservativen müßten Esel sein, wenn sie für Handelsverträge stimmten. Sie müssen auch Gegner des Kanals von West nach Ost sein, mag er auch der Landwirthschaft nützlich sein, dem östlichen Feudalismus ist er doch gefährlich; denn so sicher wie Wasser nicht bergauf fließt, sondern zum Meer hinab, so sicher muß jede neue Verbindung nicht den Westen dem Osten, sondern den Osten dem Westen näher bringen. Aber kann eine soziale Klasse, deren Lebensinteresse in unlösbarem Widerspruch steht zu der unabweislichen wirthschaftlichen Entwicklung der Zeit, einen im wirthschaftlichen Aufstiege begriffenen modernen Großstaat beherrschen?

Gewiß, die Niederwerfung des östlichen Feudalismus wäre eine Art von Revolution für Preußen. Aber Preußen ist durch eine revolutionäre Politik groß geworden. Allerdings war das die auswärtige Politik; jedoch durch die äußere Verwestlichung konnte die innere wohl verschoben, aber nicht dauernd umgangen werden. Die Frage ist nur, ob sich der unvermeidliche Umschwung vollziehen wird durch die Macht der Krone oder trotz derselben, ob die Krone als Führerin der modernen bürgerlichen Gesellschaft dem überlebten Junkerthum die geborgte Macht abnehmen wird, oder das Bürgerthum die Krone vom Feudalismus befreien muß. Das wird von entscheidender Bedeutung für die künftige politische Machtvertheilung wie für die Schnelligkeit oder Langsamkeit des Umschwungs sein. Jedoch der Umschwung selbst ist unvermeidlich, weil er eine wirthschaftliche Nothwendigkeit ist. Die Voraussetzungen, die bisher solchen Umschwung immer wieder verhindert, haben sich in der That verändert; und eine abermalige Diversion von der inneren Entwicklung nach der äußeren hin ist nicht wahrscheinlich. Freilich ebenso wenig der Umschwung von oben; dazu hat das Junkerthum sein Netz bis heute noch zu fest um die Krone gesponnen, und die hier allenfalls möglichen halben Schritte haben noch immer zu ganzen Rückschritten geführt. Aber die Richtung der Entwicklung steht trotzdem außer Frage; auch die Macht der preußischen Krone vermag auf die Dauer den bankrotten Feudalismus nicht mehr zu halten.

Hugo Preuß.

Zur Feier des Paulus diaconus.

In dem friulanischen Cividale strömten in den ersten Tagen des September die Bewohner der ganzen Umgebung zusammen. Das alte, jetzt weltentlegene Städtchen, dessen alter Name — Forum Julii daher „Friaul" — an den großen Cäsar erinnert, mag seit der Zeit, da es der Sitz mächtiger langobardischer Herzoge war und von wilden avarischen Raubschaaren heimgesucht wurde, nicht so viel Gäste in seinen Mauern beherbergt haben. Gab es doch diesmal herrliche Dinge zu hören und zu sehen. In dem einen Theile des Städtchens war eine landwirthschaftliche Ausstellung; aber mehr als das lockte die Bewohner von Udine, Männer und Frauen in Gala, vornehme Städter und Bauern das Oratorium „Risurrezione di Christo", das im Dome aufgeführt wurde, nicht das Werk Perosi's, sondern die Komposition eines einheimischen Maestro, dessen Bildniß auch schon auf den Ansichtskarten prangte. Auch die Beleuchtung und das Feuerwerk wurden gebührend bewundert. Allein im eigentlichen Mittelpunkte des allgemeinen Interesses stand der historische Kongreß, der eine ganze Anzahl von Gelehrten nach Cividale führte; sie kommen sonst nur vereinzelt in das Städtchen, um die interessantesten Reste von Skulpturen aus langobardischer Zeit und den reichen Handschriftenschatz zu untersuchen und zugleich von dem Ponte del diavolo, der Brücke, die der Teufel in einer Nacht erbaut haben soll, einen Blick über das schöne friulanische Hügelland hin nach den Alpen zu werfen und hinabzusehen in den grünen Natiso, der unterhalb der alten Mauern zwischen schroffen Felsen dahinbraust.

Diesmal galt es einen längst verstorbenen Kollegen zu ehren, dessen Methode, was Kritik und Genauigkeit angeht, zwar nicht auf der Höhe des neunzehnten Jahrhunderts stand, dem man aber in Anbetracht der dunklen Zeiten, über die sein Geschichtswerk einiges Licht verbreitet, gerne mildernde Umstände zubilligt, besonders da er sich seit 1100 Jahren gegen die Vorwürfe, die man wider ihn erhebt, nicht mehr vertheidigen kann. Sie wären ihm wohl auch, von seinem Standpunkte aus, ziemlich unverständlich gewesen und, wie er nun einmal war, hätte er in seiner liebenswürdigen Art wahrscheinlich heute nichts dagegen gehabt, auch die neuen Machthaber in Wissenschaft und Politik nach Kräften zu befriedigen. Ob man ihm freilich auch heute, wie zu seiner Zeit, die nothwendige Qualifikation zum Erzieher zweier Prinzessinnen zuerkannt hätte, mag zweifelhaft erscheinen, nicht nur weil er doch immerhin einen Rest von Gesinnung sich wahrte, wie am langobardischen Herzogshofe, so auch am Hofe des mächtigen Franken Karl, sondern auch weil es, wie er selbst in einem Gedichte gesteht, mit seinen eigenen Kenntnissen in den Unterrichtsgegenständen nicht zum Besten bestellt war.

Aber da der Kollege nun einmal seit geraumer Zeit todt ist, war eben kein Grund vorhanden, ihn nicht zu feiern; und die Italiener verstehen es am besten, in den großen Männern von anno dazumal den Ruhm ihrer Nation zu ehren. Es ist zwar weder sicher, daß Paulus diaconus in Cividale geboren ist, noch auch wahrscheinlich, daß er gerade im Jahre 799 gestorben ist; allein es war sicherlich auch kein Grund vorhanden, warum man nicht seinen elfhundertsten Todestag in diesem Jahre in Cividale feiern sollte. Den anwesenden Fremden, die von den Italienern mit der ihnen eigenthümlichen Liebenswürdigkeit und graziösen Gastfreundschaft aufgenommen wurden und die unter italienischem Himmel italienisches Wesen genießen durften, werden diese Festtage sicherlich in angenehmer Erinnerung bleiben. Eine ganze Anzahl Deutscher und österreichischer gelehrter Körperschaften begrüßten den Kongreß: vertreten waren die Universität Erlangen und die Monumenta Germaniae, die Universitäten von Wien, Graz und Krakau. Auch die Ungarn ließen ihre junge Wissenschaft vertreten und erhielten sogar aus internationaler Courtoisie einen Sitz im Präsidium. Sehr stark vertreten waren natürlich das angrenzende Triestinische und das Trentino, die mit dem Königreiche Italien in engster Kulturgemeinschaft leben. Aus England war Th. Hodgkin gekommen, der ein sehr lesbares Buch über Italien und die Barbaren im frühen Mittelalter geschrieben hat. Die Hauptmasse der Besucher stellten aber natürlich die Italiener selbst, deren jüngere Generation, zum Theile beeinflußt durch die deutsche Wissenschaft, die wohl nirgends so anerkannt wird, wie in Italien, eine ganze Reihe tüchtiger Historiker und Rechtshistoriker herangebildet hat: ich nenne nur Cipolla (Turin) und Tomassia (Padua), die sich an den Arbeiten des Kongresses betheiligten, Calisse (Pisa) und Gaudenzi (Bologna), die leider fehlten. Außer anderen Geistlichen erschien Amielli aus Monte Cassino als Herold des Ruhmes seines Ordensbruders Paulus. Und durch das Zusammenwirken von Geistlichen und Laien kam die erste politische Note in die wissenschaftliche Symphonie; Amielli wurde Präsident des Kongresses und beantragte als solcher ein Begrüßungstelegramm an den König: das geistliche und das weltliche Schwert schienen sich in Erinnerung an Paulus und an Karl den Großen wieder einmal friedlich zum Gruße zu senken, und auch diejenigen waren damit zufrieden, die den Tenor von Amiellis Rede über die Konkordanz von Glauben und Wissenschaft für etwas zu sehr paulinisch und zu wenig modern erachteten. — Die zweite politische Note dagegen wirkte als Dissonanz. Ein Sprachforscher einer polnisch-österreichischen Universität mit französischem Namen sprach über die Slawen im Friaul und konnte sich nicht enthalten einen großen Theil der ihm zugemessenen Zeit über Slawen und Slawismus im Allgemeinen zu reden; er beklagte die Barbarei der Zeiten, in denen eine Nation gegen die andere losgeht, allein mit so starker Betonung des slawischen Standpunktes, daß man nur zu sehr an die slawische „Gleichberechtigung" in dem Sinne erinnert wurde, in dem sie in Oesterreich zum Schaden der Deutschen propagirt wird. Die Italiener sind sich aber gerade an den Grenzmarken sehr wohl bewußt, daß ihre natürlichen kulturellen Verbündeten im Kampfe mit dem Slawenthume die Deutschen sind, und das Deutsch-romanische Kulturbündniß, das auf gegenseitigem Geben und Empfangen beruht und ohne Mißtrauen bestehen kann, wenn keiner von beiden Theilen auf Eroberung ausgeht, trat gerade auf dem Kongresse angenehm hervor.

Denn was von dem Kongresse übrig bleibt, sind natürlich nicht die mehr oder weniger guten Reden und Gelegenheitsvorträge, die gehalten wurden, wohl aber eine Organisation, zu der der Grund gelegt wurde. Auf Anregung des Präsidenten Amielli war die Veranstaltung einer Gesammtausgabe der Werke des Paulus diaconus auf die Tagesordnung gesetzt worden, und es ergab sich beinahe von selbst, daß mit der Ausführung dieses Planes eine internationale Kommission betraut wurde, die aus drei Deutschen Mitgliedern (aus München, Erlangen und Graz) und vier italienischen Mitgliedern, die von zwei historischen Gesellschaften, ferner von der Stadtgemeinde Cividale und von Monte Cassino gewählt werden sollten, bestehen soll. In dieser Kommission soll die Gemeinschaft der Deutschen und der italienischen Wissenschaft, die in dem italienischen Langobarden Paulus Warnefrid zum Ausdrucke kommt und die in dem Schreiben des Direktors der Monumenta Germaniae betont wurde, verkörpert werden, und es ist zu hoffen, daß die verschiedenen Regierungen und Akademien das gemeinsame Werk nach Kräften unterstützen werden. Mag es auch sub specie aeterni nur als eine Kleinigkeit erscheinen, so darf man doch auch die kleinen Bausteine nicht verachten, die zum Bau internationaler Solidarität zusammengetragen werden. Denn mehr als durch Diplomatenkongresse werden die Völker durch gemeinsame Kulturarbeit zusammengeführt. Heute wenigstens scheint das laborare mehr zu fruchten als das orare. Pax vobis labore!

Wien. L. M. Hartmann.

Die moderne Malerei.

(Schluß).

Vor hundert Jahren war der hohe Adel und seine höfische Umgebung Träger der Bildung. Die führenden Geister traten meistens in diese Sphäre ein. Dann verbreiteten sich die Ideen über weitere Kreise und in der Mitte des Jahrhunderts war der Bürgerstand von ihnen erfüllt. Heute steht die Sache anders. Die Bildungsunterschiede werden nach oben und unten mehr und mehr ausgeglichen. Die untersten Stände sind mit frischer Idealität in die Bewegung eingetreten, die Bildung der höheren Stände ist verflacht, bei den Studirten ist das geistige Niveau gesunken und ganz durchgebildete Individuen sind fast nicht mehr zu finden. Dazu kommen die Gegensätze auf allen Gebieten in Religion, Politik und Moral. Es fehlen gemeinsame Ideen und es fehlt vor Allem eine gemeinsame Empfindungsweise. Wir sehen das am deutlichsten an der Architektur.

Solange die Baukunst ihre Aufgabe darin sieht, das Raumgefühl in Symmetrie und Rhythmus zu befriedigen, so lange wird sie nehmend und gebend auf das Verständniß des Volkes rechnen können. An ihren Schöpfungen bilden wir unbewußt unser Formgefühl, durch sie lernen wir harmonisch empfinden und gewinnen damit die Grundlage für jede künstlerische Auffassung. Allein vor 30 Jahren begann der Spott über die „Verhältnißmeier“, man hörte nur noch reden von Lösungen und Stilen, also Technik und Geschichte. Nun gehe man auf eine moderne Ringstraße. Wie soll in in diesem Charivari aller Stile ein reines Formgefühl gebildet werden. Und was das Schlimmste ist: die guten durchdachten Nachbildungen alter Kunstweise verschwinden unter der flachen geistlosen Anwendung überlieferter Formen, die für ganz andere Verhältnisse erfunden sind. Und wie mit der Architektur, so ging es mit dem Handwerk. Die bösen Ahnungen, welche die Ausstellung von 1876 erweckte, sind zu trauriger Wirklichkeit geworden. Es gelang den Wienern nicht den deutschen Markt zu erobern, München und Berlin traten an die Spitze einer Bewegung, die von vorn herein an der eigenen Schöpferkraft verzweifelte. Unter dem Namen „Deutsche Renaissance“ wurde ein Bastard-Stil gepflegt, der deshalb national hieß, weil er allen Schwächen unserer Nation entgegen kam. Barocker Schwulst in billigem Material war die Devise des Tages. Ich erinnere nur an das Messingzeug, mit dem wir eine Zeit unter dem Namen cuivre poli überschwemmt wurden. In den neugegründeten Gewerbeschulen wurden schon die Anfänger mit allen Stilarten vergangener Jahrhunderte bekannt gemacht, sodaß jedes angeborene Gefühl im Keim erstickt wurde. Was nützten da die besten Vorbilder? Als der Hildesheimer Silberfund ans Licht gezogen wurde, wußte man nichts Besseres zu thun als ihn buchstäblich nachzumachen. Allerdings behauptet man, daß in der Architektur wie im Handwerk die Technik durch die Nachahmung zu neuer Blüthe gelangt sei. Aber was nützen uns die Mittel, wenn wir sie nicht zu verwenden wissen? Was hilft die Formensprache, wenn wir nichts Eigenes zu sagen haben? Daß wir aus diesem Elend herauskommen müssen, wird immer mehr erkannt und mancher glaubt auch wohl den Weg zum Heil zu sehen. Doch das gehört in die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts.

Glücklicher Weise hat jede Kunst ihr eigenes Gesetz, das unabhängig von den Zeitumständen ist. Der Rückschlag gegen die historische Anempfindelei kam zuerst in der Malerei. Es war ein Kölner, der in eine neue Bahn einlenkte. Wilhelm Leibl war 1844 geboren, also ungefähr Zeitgenosse von Makart, Max und Werner. Er lernte in München unter Piloty und Ramberg. Das Portrait seines Vaters, des Domkapellmeisters, von 1866, im Kölner Museum zeigt noch ein weiches Helldunkel, das er später ganz aufgegeben hat. 1869 wurde er mit Courbet bekannt, als dieser nach München zur Ausstellung gekommen war. In ihm fand er einen verwandten Charakter, der mit gesunder Rücksichtslosigkeit der Natur unmittelbar zu Leibe ging. Im selben Jahr erhielt er in Paris die goldene Medaille mit einem Portrait der Frau Gedon. Dann verlegte er sein Atelier nach Aibling und malte die bayrischen Oberländer. 1888 stellte er im Glaspalast die drei Frauen in der Kirche aus. Das war freilich keine Dorfpoesie in der Art Vautiers und Defreggers, sondern harte nüchterne Wirklichkeit. Die Charaktere sind deutlich gezeichnet: die gewohnheitsmäßige Frömmigkeit der Alten, die Aufgeregtheit der jüngeren Frau und die Naivetät des jungen Mädchens, das an andere Dinge denkt. Das Auffallendste war das kühle Licht und die haarscharfe Linie. Drei Jahre hatte Leibl an dem Bilde gemalt und alle Einzelheiten, die Haut, die Kleider, das Holz des Kirchenstuhles waren gleichmäßig durchgeführt. Man wurde an den Ausspruch Feuerbachs erinnert, daß man den Schutt der Jahrhunderte aufräumen und bei Holbein wieder anknüpfen müsse. In dieser Weise hat Leibl dann den ganzen Ort gemalt, wie Einer, der mit den Bauern lebt, der sie kennt bei der Arbeit und beim Vergnügen, auf der Jagd und in der Kirche. Man muß ihn sehen auf der Radirung von Peter Halm, wie er vor seinem Bauernhause im Gebirge sitzt mit dem runden Hut, den hohen Stiefeln und der kurzen Pfeife. Er hatte für sich und seine Kunst das Rechte gefunden im Verkehr mit der Natur und mit natürlichen Leuten. Es paßt dazu, daß der Kapellmeisterssohn eine Vorliebe für den großen Johann Sebastian Bach behalten hat.

Einen anderen Weg hatte ein junger Berliner eingeschlagen. Max Liebermann war 1847 geboren. 1876 fand er zuerst Anerkennung, aber wie Leibl nicht in Deutschland sondern in Paris. In Weimar, wo er gelernt, erregte er durch seine „Gänserupferinnen“ zunächst nur unangenehmes Aufsehen. Liebermann hat trotz rastlosen Fleißes immer mit der Technik zu kämpfen gehabt, allein schon in der Wahl des Gegenstandes erkennen wir den festen Willen, nur die Wahrheit zu malen. In Paris fand er das, was er ahnte, verwirklicht durch den großen Millet.

Dieser normannische Bauer hat die französische Kunst aus der Verworrenheit des modernen Lebens zurückgeführt zur einfachen Natur. Er selbst hatte die ewigen Grundbedingungen des menschlichen Lebens kennen gelernt in der Arbeit des Landmanns. Mit seinem klaren Verstand, der durch die reifsten Früchte der Litteratur und alle Kunstschätze des Louvre gebildet war, erkannte er: „Die Schönheit liegt in der Harmonie des Menschen mit seiner Thätigkeit.“ So ging er in die Malerkolonie von Barbizon und malte dort die Bauern und Hirten, zumeist einzelne große Gestalten in homerischer Einfachheit, nicht scharf umrissen, wie antike Statuen, aber vollkommen eins mit ihrem Acker und ihrem Vieh. Diese einfache stille Größe hat keiner seiner Nachfolger wieder erreicht. Auch Liebermann suchte und fand ein Vorbild, das ihm näher stand, in Holland bei Josef Israels. Zandvort ist seine künstlerische Heimath geworden. Da malt er nun die Netzflickerinnen in Wind und Wetter, die Flachsspinnerinnen im Arbeitssaal, den bleichen Sonnenschein auf den Höfen der Waisen- und Invalidenhäuser. Die meisten dieser Bilder sind merkwürdig freudlos, aber sie zeigen eine rührende selbstlose Hingabe an die Wirklichkeit und ein starkes Gefühl für die Einheit in der Erscheinung des Menschen und seiner Umgebung.

Eine ganz andere Natur ist der Künstler, der von Liebermann nach Holland gezogen wurde, Fritz von Uhde. Er war bis 1877 sächsischer Kavallerie-Offizier gewesen und hatte dann Mancherlei in der Malerei versucht. Jetzt arbeitete er mit dem hellen gleichmäßigen Licht, das seit den siebziger Jahren in Paris Mode wurde, und zugleich fand er einen neuen Gegenstand. In einer streng christlichen Familie aufgewachsen, unternahm er es, die religiöse Empfindung in den Zügen armer Handwerker, Bauern und Kinder zu malen. 1884 erschien sein „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ und dann das „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast“. Eine Bauernfamilie, um den runden Mittagstisch versammelt, hat eben das Gebet gesprochen. Da tritt der Heiland selbst herein und wird vom Hausherrn mit

ehrerbietigem Gruß empfangen. — Diese Bilder haben von Anfang an lebhaften Widerspruch erfahren, weil Christus nicht, wie im neunzehnten Jahrhundert üblich als Idealgestalt erscheint, sondern als dürftiger Mensch mit milden leidenden Zügen, als der Gottessohn, der in Knechtsgestalt auf dieser Erde wandelte. Man hat das als eine Profanation des Göttlichen bezeichnet. Diese Anklage ist kaum verständlich, wenn sie von kirchlicher Seite erhoben wird, denn — wir wollen gar nicht von Rembrandt reden — aber die altdeutsche wie die niederländische Kunst haben die Person des Heilandes und seine Umgebung oft viel nüchterner und trivialer gebildet, ohne daß die Kirche daran Anstoß genommen hätte. Eine andere Frage ist, ob die religiöse Empfindung gerade der niederen Stände hier einen wahrhaften Ausdruck gefunden hat und das möchte ich bezweifeln. Bei der Geburt Christi hat Uhde die kleinen Engel im Sparrendach gemalt, wie ein Verehrer sagt: „wie die Kinder armer Leute sich ihre verstorbenen Geschwister vorstellen, kränklich und mager mit spitzen Schultern und verkümmerten Gesichtern". — Ich zeigte einmal eine Nachbildung einigen Fabrikarbeitern und fragte, ob sie sich so die Engel vorstellten. „Nein", sagten sie, „wenn es Engel gibt, Herr, Engel sind was Schönes". — Wie man sich dazu stellen mag, sicher ist, daß Uhde in Haltung und Gesichtsausdruck seiner einfachen Menschen eine lebhafte Empfindung wiedergibt und vielfach auch eine feine Stimmung in Luft und Licht, die uns der Alltagswelt entrückt.

Ja, Luft und Licht! Das war die Losung. Wie sie von Paris und Zandvort herüberkam, fand sie in Deutschland den lautesten Widerhall. Und nun begann alle Welt Bauern und arme Leute zu malen, welche die wirkliche Natur wiedergeben sollten. Da hieß es: keine künstliche Komposition mehr, keine schönen Gegenden, sondern eine Ecke der Welt unmittelbar wiedergegeben, wie sie der Zufall und der Augenblick uns bietet. Auf der Ausstellung von 1888 war der Sieg dieser Richtung entschieden. Zu Liebermann und Uhde kamen Skarbina, Kalkreuth, Olde und so manche Andere, deren Namen jetzt vergessen sind. In der Litteratur traten die gescheutesten Vertreter der Kritik ausnahmslos für die neue Richtung ein. Wenn man die Leute hörte, konnte man glauben, Augenzeuge einer gewaltigen Revolution zu sein.

Die Kunst sollte mit jeder Ueberlieferung brechen, sie sollte ganz von vorne wieder anfangen. Vor Allem wurde das Komponiren abgeschafft, denn die Natur komponirt nicht. Wenn unsere Soldaten ins Gefecht gehen und wenn unsere Bauern sich prügeln, so bewegen sie sich nicht nach akademischen Regeln und wenn ein deutsches Liebespaar sich küßt, so gibt das noch lange keine schöne Gruppe. Cornelius hat komponirt, weil er nicht malen konnte, und eigentlich ist diese ganze Schönheitslehre eine Erfindung Winckelmann's und seiner alten Griechen. Ueberhaupt sind die alten Griechen an Allem Schuld. Sie haben schon Schiller und Goethe verdorben: aus denen hätte wohl etwas Ordentliches werden können, das beweisen Goethe's Götz und Schiller's Räuber, aber da kam Winckelmann und brachte uns um eine nationale Kunst. Diese Fremdherrschaft hat nun ein Ende: mit der Gründung des neuen Deutschen Reiches entsteht auch eine nationale Deutsche Kunst. Also zunächst wollen wir wieder malen lernen. Dazu ist die Zeichnung ganz überflüssig, denn eigentlich gibt es gar keine Linien. In der Natur sehen wir keine Umrisse, sondern nur Farbenflecken und Lichtreflexe. Die alten Italiener und Holländer haben allerdings auch die Farben komponirt und die Zeit und der gelbgewordene Firniß haben sie zusammengestimmt. Auch das ist eine Fälschung der Natur. Also weg mit der braunen Sauce, weg mit der Farbenharmonie! Und nun heraus aus den dunklen Räumen des Ateliers, hinaus ins freie Licht. Da ist die vaterländische Natur mit ihren stillen echten Reizen, die schon zu Goethe's Zeit Schmidt von Werneuchen besungen hat. Freilich ist uns da der Sonnenschein recht hinderlich. Denn erstens hat er eine fatale Vorliebe für dunkle Schatten, die wir ja vermeiden wollten, zweitens gibt er den Dingen einen ganz unnatürlich farbigen Glanz und drittens ist er wirklich recht schwer zu malen. Nun, versuchen wirs! Machen wir die bunten Flecken nach, so gut wir können, und wenn die Leute uns nicht glauben wollen, daß die Welt so aussieht wie unsere Leinwand, so sagen wir: wir sehen sie eben so. Wir malen überhaupt nicht für die Leute, sondern wir malen nach unserer Ueberzeugung. L'art pour l'art, wie die Franzosen sagen: die Kunst um ihrer selbst willen! — Und dieses l'art pour l'art hatte noch eine andere Bedeutung: die Kunst soll nicht lehren, nicht erzählen, nicht erheitern und nicht betrüben. Was sie darstellt, ist vollkommen gleichgültig, nur darf sie Nichts darstellen, was der Vergangenheit angehört oder einer geträumten Welt. Darum keine Historienmalerei mehr, kein amüsantes Genre, keine Götter und Helden, sondern der Mensch von heute, wie er ißt und trinkt, womöglich ungewaschen und ungekämmt.

Das war ungefähr das Glaubensbekenntniß der „überzeugten Modernen" in den achtziger Jahren. Es sind seit diesem ersten Sturm einige Jahre ins Land gegangen und wir können allmählich übersehen, was daraus geworden ist. In einem Punkte hatten die jungen Leute sich nicht getäuscht: Das Publikum glaubte wirklich nicht, daß die Welt so aussehe, wie sie sie malten. Und darin hatte das Publikum nicht Unrecht. Wie man im neunzehnten Jahrhundert die Natur tief und wahr zugleich auffassen kann, das haben uns die großen französischen Landschafter aus der Schule von Barbizon gezeigt. Was die jungen Maler produzirten, waren im besten Falle interessante Studien. Es war gewiß sehr brav von ihnen, wenn sie sagten: wir malen nicht, was verkäuflich ist, sondern was unserer Anschauung und Empfindung entspricht. Aber dann mußten sie mit ihren Studien zu Hause bleiben, bis sie Etwas konnten. Denn eine Kunst, die auf das Verständniß des Laienpublikums verzichtet, verliert den Boden unter den Füßen. Es ist denn auch etwas anders gekommen, als die jungen Leute es sich gedacht haben. Die Kartoffelfelder wurden langweilig und mit der nationalen Kunst waren wir bald am Ende. Gerade in dieser Zeit des Verkehrs ist alle Kunst international geworden. Ging man früher nach Paris, um malen zu lernen, so kamen jetzt die Franzosen auf unsere Ausstellungen, und mit den Franzosen die Belgier und die Holländer und dann die Norweger und Dänen, die Engländer und Schotten, die Polen und Russen, Italiener und Spanier und Alle haben ihre Spuren zurückgelassen. Und dann schlug die Sache um. Die verpönte Gedankenmalerei hielt wieder ihren siegreichen Einzug. Die Maler wurden tiefsinnig und beglückten uns mit den verwunderlichsten allegorisch-mystischen Gestalten. Wenn man heute eine Ausstellung wie die Berliner „Secession" besucht, so findet man vor Allem in den Landschaften und Bildnissen eine verfeinerte Auffassung, mit welcher die Ausführung nicht immer Schritt hält. Von der Hauptserrungenschaft der Modernen, dem Recht, geschmacklos zu sein, ist mäßiger Gebrauch gemacht. Es hat vor Kurzem peinliches Aufsehen gemacht, daß von der Münchener Ausstellung eine allerdings abstoßende „Danne" entfernt wurde. Wenn dies auf Veranlassung einer unkünstlerischen Autorität geschah, so war es allerdings nicht zu billigen. Aber die Künstler, welche diese Ausstellungen leiten, sollten doch auch derartige Bilder abweisen. Im Vorwort des Berliner Katalogs heißt es: „als Kunstwerk erscheint uns jedes Werk, in dem sich eine aufrichtige Empfindung verkörpert." Es gibt aber Menschen — und auch Künstler, denen man in ihrem eigenen Interesse empfehlen möchte, weniger aufrichtig zu sein. Wenn in demselben Vorworte von dem „Vertrauen in die siegreiche Kraft der Jugend" die Rede ist, so wird man doch zu der Bemerkung genöthigt, daß das reifste Werk der Ausstellung ein altes bekanntes Bild ist, noch dazu eine von den Modernen so sehr verachtete Anekdotenmalerei, die „Dorfpolitiker" von Wilhelm Leibl. Doch die Zusammensetzung einer solchen Ausstellung mag eine zufällige sein. Um ein vollständigeres Bild von der neuesten deutschen Kunst zu gewinnen, darf ich mich vielleicht auf die Erfahrung eines engeren Gebietes berufen, auf eine Ausstellung deut-

scher Radirungen, die vor einiger Zeit im Kölner Museum veranstaltet war.

Da gibt es keine einseitige Beschränkung nach modernen Theorien. Wir finden die Frühlingswiese und den Waldwinkel schlicht und wahr empfunden, aber daneben auch das malerische Städtebild und die Prachtlandschaft Italiens. Da sind allein aus Karlsruh Gustav Schönleber, Hermann Braun, Manuel Wielandt und Hans von Volkmann mit tüchtigen Werken vertreten, aus Düsseldorf vor Allem Olaf Jernberg. Auch die Auffassung ist sehr verschieden. Der Eine gibt den viereckigen, scheinbar zufälligen Ausschnitt, der Andere ein wohlabgerundetes Bild und wieder Andere wie der begabte Friedrich von Schennis vollständige Phantasie-Kompositionen. Die Worpsweder Hans am Ende und Fritz Overbeck schöpfen aus der scheinbar reizlosen Moor- und Haidegegend eine Fülle poetischer Anschauung. Ueberhaupt geht einem das Herz auf, wenn man mit den Augen der Künstler alle diese Schönheit sieht in Feld und Wald, in Wellen und Wolken! Und — das aber ist die Hauptsache — diese Radirer beherrschen die Mittel ihrer Kunst. Was sie gesehen und gefühlt, sie wissen es zu sagen. Und hier treten nicht einige hervorragende Meister auf wie Unger, Mansfeld, Köpping, Geyger, Forberg, sondern eine ganze Schaar tüchtiger Künstler aus Homburg, Leipzig, Weimar, Dresden, Frankfurt, Berlin, München, Karlsruh, Düsseldorf. Wir können jetzt von einer deutschen Radirung reden. Denn, was von der Landschaft, gilt auch vom Figurenbild. Wie verschiedene Töne weiß allein Max Klinger anzuschlagen. Er schildert die Tragik des gemeinen Lebens in erschreckender Natürlichkeit und dann wieder verdichten sich seine Träume zu überirdischen Phantasiegebilden. Für jede Wandlung seines Schaffens erfindet er sich eine neue Art des Ausdrucks. Denn auch in der Formengebung hat die moderne Radirung die verschiedensten Wege eingeschlagen. Während die Meisten geneigt sind, die Umrisse der Dinge im malerischen Spiel von Licht und Schatten aufzulösen, hat der unglückliche Stauffer Gestalten wie von Bronzeguß geschaffen, dazu die herrlichen Porträts von Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer. Andererseits gibt der Oestreicher Walther Ziegler Figuren und Landschaften in ruhiger, vollendet durchgeführter Modellirung. Daß neben vielem Guten auch Mittelmäßiges vorkommt, versteht sich von selbst, ganz Geschmackloses wenig. Bei den Münchnern glaubt man zuweilen die dicke Bierstubenluft zu spüren, namentlich bei den idealen Gestalten fehlt es an Reinheit der Linie und der Empfindung. Auch die dünne Luft der Berliner Intelligenz scheint der Schönheit nicht eben günstig zu sein. Will man aber der modernen Kunst überhaupt Neigung zum Häßlichen vorwerfen, so darf man nicht vergessen, daß es immer die Züge der Zeit sind, die wir in der Kunst erkennen.

Wollen wir uns den Gang der neuen Malerei erklären, so vergleichen wir wohl am Besten die Geschichte der Musik, der Lieblingskunst unseres Volkes. Da sehen wir, wie die klassische Epoche, die mit Haydn anhebt, in Beethoven ihren Höhepunkt erreicht, wie dann die Formen allmählich aufgelöst werden, die Melodie tritt zurück und in der Harmonisirung werden immer reichere Ausdrucksmittel gefunden. Derselbe Verlauf zeigt sich bei der Malerei. Zur Formenschönheit tritt die reichere Ausbildung der Farbe, dann das Studium des Lichts und zuletzt werden auch die Farben aufgelöst in malerische Werthe. Eine Stimmung hervorzurufen ist das letzte Ziel dieser Richtung. Man kann diesen Verlauf im Einklang mit der Entwicklung unseres ganzen Geisteslebens als eine geschichtliche Nothwendigkeit begreifen, aber man kann nicht leugnen, daß dabei das geistige Element immer mehr gegen das sinnliche zurücktritt. Der Künstler wirkt schließlich nicht mehr durch die Nerven, sondern auf die Nerven und aus der lichten Höhe des klaren Gedankens steigen wir hinab in die dunklen Regionen des Unbewußten.

Sollen wir eine Künstlergestalt nennen, in welcher die Hauptrichtung der neueren Kunst klar und schön ausgesprochen ist, so wäre in Deutschland ein ganz bedeutender Mann schwer zu finden. Dagegen darf ich wohl unter den Nachbarn an Josef Israels erinnern. Er ist 1824 zu Groningen geboren und hatte seinen ersten großen Erfolg auf der Londoner Ausstellung von 1862. Betrachten wir sein berühmtes Bild im Museum zu Amsterdam „Nichts mehr“. Ein alter Mann sitzt an dem Todtenbette seiner Frau. Auf dem Antlitz der Todten liegt tiefe Ruhe nach harter Arbeit. Der Mann sieht, die Hände auf den Knieen, ohne Klage, ohne Thränen vor sich hin und die trübe Dämmerung, die das ärmliche Gemach erfüllt, sagt uns: das Licht ist erloschen, das seinen Lebensabend erhellte, und das letzte Dunkel bricht herein. Die Menschen dieser Bilder sind die Schiffer und Bauern von Zandvoort. Sie sind nicht schön, aber der Maler sieht sie mit den Augen der Liebe. Als man ihn fragte, ob er nie schöne Frauen male, sagte er: „Menschen sind immer schön“. Seine große Kunst ist, daß er in wunderbar fein gestimmten und gemischten Tönen die ganze Umgebung seiner Menschen wiederzugeben weiß, die frische Luft, die sie erquickt, den trüben Himmel, der ihr Herz bedrückt. Er beherrscht, wie kein Anderer, was die Modernen Stimmung nennen, aber er gibt in ihr eine bestimmte tiefe Empfindung. Darum konnte seine Frau ihn beim Beginn seiner Laufbahn trösten: „Gieb den Leuten die einfache Poesie des wirklichen Lebens. Am Ende gewinnt sie doch immer die Herzen der Menschen“.

C. Aldenhoven.

Aus dem Pariser Tagebuch.

Ich kam nach Paris im Anfang des Monats Juni und blieb dort acht Wochen.

Ich gedenke nicht, hiernach einen Aufsatz über „das französische Theater“ zu schreiben. Das ist schwer möglich nach einer so kurzen Frist. Doppelt schwer, wenn die Frist in den Juni und Juli fällt.

Ich will aber etliche Eindrücke wiedergeben, die ich in etlichen Bühnenhäusern empfing. Läßt sich daraus etwas Allgemeines folgern — um so besser.

I.

Zu den stärkeren Wirkungen, welche die Comédie française heute vermag —. Aber warum mit der Comédie française beginnen. Lieber mit was ganz anderem. In St. Germain bei Paris war eine Sondervorstellung angekündigt worden. Schauspieler und Musiker sollten dort, Sonntag Abend, im Freien auftreten. Madame Dufresne vom Odeontheater war die Seele des Unternehmens. Ich beschloß, hinzufahren. Zu ihren Schülerinnen, welche mitwirken durften, gehörte eine Bürgerstochter, Fräulein Blanche R., siebzehn Jahre, Gesichtsfarbe von feinster Mattheit, dabei gesundes Blut durchleuchtend, große unwahrscheinliche Augen, bewegtes, schmiegsames Temperament. Sie verkehrte in der Familie meines Hauswirths, als Nachbarskind. Bei der Vermählung seiner Octavie war sie Kranzeljungfer. Sie kam alle Abende mit ihrer Mutter an die Seine, die vor unserem Hause floß. Auf zehn, zwölf Stühlen plauderte die Nachbarschaft im Anblick der wandernden und festen Schiffslichter, der rothen und der blauen, gegenüber von steilen Uferplatanen, die grün durch das Dunkel leuchteten, während links und rechts über steinerne Brücken der abendliche Verkehr der Zauberstadt wie in ersterbender Ferne fluthete. Ihr Vater war Pilot auf der Seine und führte die Schiffe von Paris in die Normandie. Er kam bloß zweimal in der Woche nach Haus.

Ich war, die ganze Zeit über, viel mit diesem entzückenden Mädel zusammen. Sie fuhr jeden Tag zur Frau Dufresne vom Odeontheater und wurde für ihren künftigen

Beruf so ernst vorbereitet, wie bei uns ein Fräulein zur Lehrerinnenprüfung. In Frankreich ist die Bühne mehr als bei uns eine Laufbahn für bürgerliche Töchter.

Der Tag erschien. Gegen sieben ging ich in einen Blumenladen des Gerichtsviertels und bestellte in aller Hast einen Strauß. Ich hatte um Mitternacht eine Verabredung auf dem Gipfel des Märtyrergebirges oder **Montmartre**, in der schwebenden und hängenden Stadt der Künstler. Dort oben, wo die Seligkeit den Menschen überschleicht, und er schwankt, ob er in die Höhe nach einem Stern greifen soll, oder lieber in den Abgrund nach den Türmen von **Notre dame**. Ich hoffte, das Theaterspiel vorher hinnehmen zu können. Der Blumenhändler fragte rasch, leise und in dem zugleich zarten und bestimmten Wesen der Pariser: zu welchem Zweck? Ich: für ein junges Mädchen, die Schauspielerin werden soll und heute mitspielen darf. Er nickte leise: in einer halben Stunde.

Er war ein Künstler. Als ich nach einer halben Stunde von ihm fortfuhr, hatte ich einen einzigen Strauß, in der Größe eines Kindes, ganz aus leuchtenden Rosen, mit berückend melancholischem Gerank, und Alles ruhte in einer matten feinen weißen Hülle. Es war ein ganz magischer Strauß; ich hatte Noth, ihn in den Wagen zu heben.

Um neun sollte die Vorstellung beginnen. Abenddunkel hatte sich schon über den Ort gelegt, als ich ankam. St. Germain liegt hoch; und wer zu einer gewissen Stelle im alten Schloßgarten gelangt, sieht plötzlich in der Tiefe das grüne, reizvolle Seinethal mit seiner holden Wirrniß, mit baumgrün umrankten Inseln, mit feucht umbuschten Ufern. Unter diesem Laub verkriechen sich da unten etliche Ortschaften. Grade noch ein paar Wirthshausgiebel und Villendächer werden sichtbar. Alles liegt wie Grillen im Grase; nur zuweilen dringt Musik in die Höh'.

Oben, an diesem Abhang der grünen Hochstadt, wollten die Künstler im Freien spielen, auf der holdesten Landschaftsterrasse. Der Theil des Schloßgartens, in welchem das Theater stand, heißt der Pavillon **Henri quatre**. In dem hängenden Garten, durch Balustraden von der Tiefe getrennt, liegt ein kleines Haus, ein Wirthshaus von himmlisch erlesener Art. Ich fragte nach den Künstlern. Man bat mich, zwei Treppen in die Tiefe zu steigen; und als ich dort das Haus auf der andren Seite verließ, gerieth ich wiederum in einen tieferen Garten. Vor mir stand die Rückseite der Bühne. Man führte mich durch den Künstlereingang, mein Strauß knisterte, und im Halbdunkel sah ich Frau Dufresne vom Odeontheater mit ihren Schauspielern und den Musikern stehn. Eine einzige Kerze brannte. Fräulein Blanche, wie so oft in Musselin, hörte ihnen zu, und ihr Kleid raschelte, als sie sich jetzt umsah. Ich gab ihr den Strauß. Dann ging ich sogleich durch die Schattengestalten der Schauspieler nach vorn, kletterte über die Bühne und sprang in den nächsten tiefer gelegenen Garten. Dort saßen die Hörer.

Es waren nicht viele. Vier Reihen Gartenstühle hatte man aufgestellt. Frau R., die Mutter von Blanche, lud mich neben sich auf einen Stuhl in der ersten Reihe. Es lag eine Zauberstimmung über dem Platz. Unten tauchten nächtlich die Landstädtchen und Weiler des Seinethals wie in tiefer Ferne auf, die ganze weite, von der Dunkelheit gewiegte Ebene lag beglänzt auf dem Grunde, vom gestirnten Himmel in freundlicher Finsterniß überschienen. Oben in den tieferen und höheren Schwebegärten um das Wirthshaus saßen im Dunkel an kleinen Tischen leise Gruppen von schmausenden Damen und Herren; Sommergäste aus Paris, voll stiller, zarter Eleganz; auf jedem der Tische standen Windlichter, wie Glühwürmer leuchtend, weil das Glas um die Kerze mit einem grünlich-gleißenden Schirmchen umsteckt war. Es war kaum ein Gesumm der Stimmen wahrzunehmen, eher ein Geflüster. Manchmal, bei diesem Schmaus zwischen Thal und Himmel, schlug ein Messer auf das Porzellan, ein paar französische Worte drangen durch die Julinacht. So saßen wir Zuschauer im Dunkeln auf den Gartenstühlen, die Glühwurm-Windlichter flimmerten seitwärts, und vor uns hell, in freier Luft, ohne herabgelassene Gardine, wuchs das leichte Theaterchen aus dem Garten, das man am nächtlichen Abhang zu flüchtigem Gebrauch gezimmert hatte. In der zweiten Reihe saß eine junge Frau — oder war es ein Mädchen — mit ihrer Familie; blaß, dunkle Augen; neben ihr die Mutter. Der Mann oder Bräutigam sprach auf sie ein, während sie tief im Gartenstuhl zurücklehnte; sie war wundersam gekleidet, ein leiser Duft von **peau d'Espagne** kam herüber. Sie sprachen diese zarte feine leise Sprache, die in der Umgangsrede unvergeßlich wird.

Neun Uhr war längst vorbei, und die Vorstellung begann nicht. Die Künstler, sagte Frau R., wollten warten, bis sich die Essenden entschließen würden, Platz zu nehmen. Sie hatten keine Eile. Wir saßen still da, hörten das leise Sprechen und sahen auf der Bühne die Schatten der Schauspieler. In der Ferne des Flußthals, über dem Ort Bougival, wurde ein Feuerwerk abgebrannt. Von Zeit zu Zeit stieg eine Rackete in die Luft und zerstob. Die Mutter wurde ungeduldig. Ein paar Zuschauer gingen an die Balustrade des hängenden Gartens und sahen in die ferne Tiefe nach dem Feuerwerk.

Ich blickte ins Dunkel, ein bischen geblendet vom hellen Theater. Mir war es, als flöge die Jugend durch diese Nacht, umwittert vom Duft der Blume Jelängerjelieber.

Im Hintergrund, durch eine Thür von der hellen Bühne sichtbar, standen noch immer die Schauspieler. Sie besprachen sich in der Dämmerung. Nach einer Weile trat Fräulein Blanche aus ihrer Gruppe, schlüpfte schräg über die offene Szene, stieg die Stufen in unseren Garten hinab, im zarten Kleid aus Musselin, in dem sie spielen sollte.

Sie kam zu uns, suchte zu beschwichtigen. Mit einem Hinweis auf die Blumen — es waren damals die ersten, die ich ihr schenkte — sprach sie: **„Ah, mais non! ne faites plus de ces folies! non-non-non!“** Sie war beglückt mitten im Lampenfieber, und ihr liebes Gesicht strahlte seiner. Sie stellte sich vor mich hin, und während sie zur Mutter redete, gestikulirend, stieß sie mich mit dem Fuß heimlich zwei-, drei-, viermal an meinen linken Stiefel. Ihr Kleid knisterte. Da ich fragte, wie ein Musselinkleid so rascheln könne, sprach sie leuchtend: „Aber sehn Sie, — es ist auf Seide gearbeitet.“

Als sie dann verschwunden war, überlegte ich, daß ich fort mußte. Ich sah auf die Uhr. Zehn Uhr dreizehn ging mein letzter Zug, wenn ich vor Mitternacht noch auf Montmartre sein wollte, — auf dem Kamm der steilen Straße Tholozé, wo über Weingärten und Baumwipfeln eine verwitterte morsche Mühle steht, die Pilzmühle, in deren Mondschatten die kleinen Mädchen aus der Nähstube auf erleuchteter Diele tanzen. Zehn Uhr dreizehn —, ich hatte noch grade Zeit, am Lazarusbahnhof in Paris ein Gefährt zu nehmen und hinauf in die geliebte Bergstadt zu jagen. Ich nahm Abschied. Die Mutter wollte mich halten, doch meine Sinne und meine Seele waren schon auf dem Märtyrergebirg'.

Es stiegen noch blaue Leuchtkugeln aus dem abendlichen Paradies über Bougival in die Luft. Sie platzten und fuhren schimmernd nieder. Ich kletterte durch die verschiedenen Schwebegärten und war bald im Dunkel auf dem Wege zum Bahnhof. Und so reiste ich ab, ehe die Vorstellung begonnen hatte.

Dies war das Theater in St. Germain.

Ich möchte nicht parador sein. Aber es ist die reine Wahrheit und ich sage sie bei meiner Seelen Seligkeit: daß von allen Theaterabenden, die ich in Frankreich erlebt, dieser der wundersamste gewesen ist.

Immerhin will ich die anderen auch noch beschreiben.

Alfred Kerr.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8

Nr. 53. Berlin, den 30. September 1899. 16. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1899 unter Nr. 5182 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. September abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Monarch hat sich in Preußen mit ungewöhnlicher Energie für den Mittellandkanal ausgesprochen. Darauf thaten nach einigen Schwankungen alle betheiligten Minister im Parlament das nämliche; sie drohten sogar mit folgenschweren Veränderungen in der politischen Richtung; und nachdem dies Alles geschehen war, erlag das Kanalprojekt ganz elend im preußischen Abgeordnetenhause. Die Ungeschicklichkeit der führenden Minister war so groß gewesen; die unsicheren Winkelzüge der Miquel'schen Taktik schließlich so augenfällig, daß die Freunde, wie die Gegner des Kanalprojektes gleichmäßig diese Politik Miquel'schen zweideutigen Halbdunkels, die den Ausgang verschuldet hatte, mit vernichtendem Urtheil bedachten. Es war ein Zusammenbruch in der politischen Achtung, wie er sich nicht oft ereignet; und die Tragweite war um so größer, da die Niederlage ein Projekt betraf, für das auch der Monarch seine Kraft eingesetzt hatte.

Auch Niederlagen lassen sich wettmachen. Es gab hierfür verschiedene Möglichkeiten; man konnte unmittelbar zu einer Auflösung des Abgeordnetenhauses schreiten; mit einem neuen Minister des Innern hätte sich das wohl wagen lassen. Man löste nicht auf. Man konnte auch vorsichtiger voranschreiten und zunächst das Ministerium derartig umbilden, daß der gesammte Verwaltungsapparat, die unmittelbaren abhängigen politischen Beamten eine energische Hand über sich fühlten, und man hätte alsdann, nach dieser Vorbereitung die preußischen Konservativen erneut vor die entscheidende Frage stellen können.

Es ist richtig, zwei preußische Minister gingen, aber die neu gekommenen Minister sind keine politischen Gestalten, die an sich etwas bedeuten. Es ist auch richtig, eine Anzahl abhängiger politischer Beamte, die als Abgeordnete gegen den Kanal gestimmt haben, wurden gemaßregelt. Allein diese Maßregelung, die vom prinzipiellen Standpunkte in so hohem Grade anfechtbar ist, konnte doch selbst ein politischer Opportunist nur dann billigen, wenn sie wenigstens zur Erreichung des vorgesteckten Zieles sich als nützlich herausstellte. Die Zurdispositionsstellung von Beamten hätte möglicherweise auf die Konservativen einschüchternd gewirkt, wenn dieses Vorgehen von einer Haltung der Regierung im Allgemeinen begleitet war, deren Energie sich mit vollster Deutlichkeit zeigte. Trat eine solche zielbewußte Energie nicht zu Tage, so konnte das Strafgericht nur aufreizend auf die Konservativen wirken; es mußte sie in ihrer Opposition bestärken gegenüber einer Regierung, die ihre Mißstimmung an einem Paar Beamten ausläßt, aber der offenbar die Kraft fehlt, Herr über einen ernsten politischen Widerstand zu werden.

Heute ist auch die Frage entschieden, ob die Regierung wenigstens der neuen Lage sich einigermaßen gewachsen zeigen würde.

Die offiziöse Presse behandelt die Konservativen in einer Weise, wie diese Partei unter keinen Umständen behandelt werden durfte. Die Konservativen haben Respekt vor realer Kraft, und sie haben politisch ganz Recht, daß sie vor der Kraftlosigkeit keinen Respekt haben; und nun wurde die offiziöse Preßkampagne zu Gunsten des Mittellandkanals so schwächlich betrieben, daß ein solches Vorgehen bei dem preußischen Junkerthum nur auf Hohn und auf höhnende Abweisung stoßen konnte. Beides ist denn auch der Regierungspresse reichlich zu Theil geworden. Die Rollen vertauschten sich sehr schnell, und die Kreuzzeitungspartei ging zum Angriff über; sie verlangte Genugthuung für die „Kränkung", die den Konservativen zugefügt worden; die mußten diese sicherlich fordern, denn sie waren ja so gütig gewesen, die Pläne der Krone zu durchkreuzen und den Ministern des Königs eine schwere Niederlage beizubringen.

Man sagt Herrn von Miquel mancherlei nach; aber ein naiver Dummkopf, der sich über das Wesen des preußischen Junkerthums Illusionen macht, ist er nicht. Dieses vorausgesetzt, war es klar, daß die politisch bedeutungsvollste Gestalt des preußischen Ministeriums ein Interesse an einer konsequenten Förderung des Kanalprojektes nicht nahm.

Und der Kampf um das Kanalprojekt ist ja schließlich kein isolirtes Ereigniß. In Wahrheit handelt es sich bei dieser Entwicklung zugleich um etwas Anderes. Soll diesmal der Einfluß der Agrardemagogie gebrochen werden zu Gunsten des Kanals und zugleich zu Gunsten künftiger wirthschaftlicher Nothwendigkeiten? Soll die Agrardemagogie zurückgedrängt werden, um Raum zu schaffen für eine konservative Partei, die das gesammte Staatswesen freilich vom konservativen Standpunkt aus betrachtet, aber doch nicht das Land den Interessen einer reaktionären Großgrundbesitzerklique zu einseitiger Ausbeutung überantworten will? Hier stehen wir vor einer großen politischen Aufgabe, die einmal zum Heile Preußens und Deutschlands gelöst werden muß, und der Streit um den Kanal ist nur ein einzelner Anlaß, der auch seinerseits die Unvereinbarkeit moderner Entwicklung mit dem politischen Streben der Agrardemagogie deutlich gezeigt hat.

Diese Aufgabe in einer entsprechenden Weise in Angriff zu nehmen, ist überhaupt von der Regierung nicht versucht worden, und heute kann man sogar zweifelhaft sein, ob das Ministerium in seiner Gesammtheit auch nur ernstlich den Mittellandkanal durchgeführt sehen will. Zu der schwächlichen Vertretung der Regierungsvorlage durch die abhängige Presse ist nämlich noch eine neue bemerkenswerthe Thatsache hinzugetreten.

Was man immer gewußt, hat der „Vorwärts" dokumentarisch nachgewiesen, daß nämlich der Freiherr von Zedlitz, dessen Beziehungen zu Herrn von Miquel bekannt sind und der durch Herrn von Miquel an die Spitze der Seehandlung gebracht worden ist, in der „Post" mit größtem Eifer journalistisch gegen den Kanal gearbeitet hat. Um die Mittheilungen des „Vorwärts" zu bestätigen, theilt die „Post", und zwar nachdem die Veröffentlichung des „Vorwärts" erfolgt war, mit, daß Herr von Zedlitz gerade einen Tag vor jener Veröffentlichung seine journalistischen Beziehungen zu dem genannten Organ gelöst hat. Dieser Vorsprung von vierundzwanzig Stunden hat die Bedeutung der mildernden Umstände, die das Renner Kriegsgericht dem als Verräther verurtheilten Dreyfus zugebilligt hat. Durch die Aufgabe seiner Stellung bestätigt Herr von Zedlitz in einer wunderbaren Anwandlung von Naivetät die Angaben, die über seine journalistische Thätigkeit gemacht worden sind.

Daß Herr von Zedlitz gegen den Kanal schrieb, ist nur darum bemerkenswerth, weil eines daraus hervorgeht. Er ist augenscheinlich der Ansicht, daß es politisch klüger ist, gegen den Monarchen und gegen die in der Oeffentlichkeit zur Schau getragene Auffassung des Ministeriums sich einzusetzen, als für den Monarchen und für die Minister. Da das der Standpunkt des Herrn von Zedlitz ist, so wird man folgern dürfen, daß dieser hohe und scharf hörende Beamte für seine Auffassung recht stichhaltige Gründe besitzt. Man wird weiter annehmen können, daß bis in die Ministerien hinein dieselbe Auffassung zu finden ist, und diese Annahme findet ihre Unterstützung wiederum in dem Umstand, daß die von den Ministerien abhängige offiziöse Presse für den Kanal genügend sinnreich gewirkt hat, um den Widerstand gegen den Gesetzentwurf auf der Rechten nicht zu schwächen, sondern zu stärken.

Also eines ist festzuhalten: nachdem die Regierung, an ihrer Spitze Herr von Miquel, durch ihre Taktik den Gesetzentwurf im Parlament zu Falle gebracht hat, ist dieselbe Regierung, an ihrer Spitze Herr von Miquel, seit der Niederlage im Parlamente wiederum am Werke, die künftigen Aussichten für den nämlichen Gesetzentwurf zu verschlechtern; und entsprechend ist das Selbstgefühl der Agrardemagogie naturgemäß gewachsen, was nicht nur von Bedeutung in Bezug auf den Mittellandkanal ist, sondern gleichzeitig im Hinblick auf den Abschluß künftiger Handelsverträge und im Hinblick auf die gesammte Gestaltung der inneren Politik in Preußen und Deutschland.

Daß sich Herr von Miquel den Agrariern zur Verfügung zu stellen bereit ist, kann somit nicht bezweifelt werden; ob der Monarch durch seine eigene bisherige Kanalpolitik einen Strich macht und die Pläne des Herrn von Miquel zu sanktioniren bereit ist, das muß sich nunmehr in einiger Zeit erweisen. Denn der politische Zustand, in dem wir uns jetzt befinden, kann sehr lange nicht mehr dauern. Die Berliner Oberbürgermeister-Frage Jahr und Tag in der Schwebe zu lassen, ist auch schon nicht unbedenklich; aber das ganze politische System Preußens und Deutschlands kann nicht dem Provisorium und der Planlosigkeit anheimfallen. Es ist daher folgerichtig, daß erneut von Ministerkrisen gesprochen und für und wider bestimmte Personen auch journalistisch intriguirt wird.

Allein es handelt sich für unsere Zustände um viel mehr als um ein Paar Personenfragen; gegenüber der Agrardemagogie gibt es außer kraftvollem Kampf oder Unterwerfung heute kaum noch ein Drittes. Und nun ist eines bezeichnend. Alle Welt rechnet auch mit der Möglichkeit, daß die Agrardemagogie Sieger bleibt, diese Folgerung ist naheliegend genug, wenn man sieht, wie matt und unwirksam der Opposition, die sich gegen das Ministerium und die Krone richtete, zu Leibe gegangen worden ist. Tritt dieser Sieg der Agrardemagogie ein, dann ändert sich damit auch die Stellung der Krone zur Bevölkerung. Denn wenn die Krone ohne ernsten Widerstand es gegenüber der Kreuzzeitungspartei aufgibt, ihren Willen durchzusetzen, so ist der Anfang der Verhältnisse wieder da, wie sie unter Friedrich Wilhelm IV. bestanden. Unter Friedrich Wilhelm IV. übte die Kreuzzeitungspartei ihre unselige Herrschaft über das Land aus, weil sie den König selbst in ihrem Banne festzuhalten wußte.

In Breslau hat die Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik stattgefunden. Gleich die Eröffnungsrede des Professor Schmoller brachte einige bemerkenswerthe Aeußerungen. Er sagte:

„Ich muß gestehen, so sehr ich auch die Irrlehren der Sozialdemokratie bekämpfe und in ihren Umsturzbestrebungen eine soziale Gefahr sehe, so sehr begrüße ich das Fortschreiten der Arbeiterbewegung im Interesse der Bildung, Gesundheitspflege und Kultur überhaupt. Ich stehe nicht an, es auszusprechen, daß ich für die meisten sozialdemokratischen Führer eine große persönliche Hochachtung habe. . . . Ich halte es für verkehrt, daß man deshalb eine Partei vernichten will, weil sie Pläne aufstellt, die doch niemals erfüllt werden können . . Der Wind für Sozialreform ist augenblicklich kein günstiger, er ist auch seit unserer letzten Generalversammlung in Köln nicht besser geworden. Ich bedauere aber, daß man die Gesetzgebung zu ändern beabsichtigt, um das Koalitionsrecht zu beschränken."

Und Prof. Schmoller warnte alsdann vor einer „Kapitalistenherrschaft" — auch die Ansprüche der Groß-

grundbesitzerthums zielen auf eine solche Kapitalistenherrschaft hin, muß man ergänzen, — „die ich für viel gefährlicher halte als die Gefahr, die dem Vaterlande durch den sozialen Umsturz droht“. Die interessanten Verhandlungen beschäftigten sich unter anderem alsdann mit der Lage der Hausindustrie und ihrer gesetzlichen Regelung, mit der Lage des Hausirgewerbes und mit den Großbazaren. Man wird mit allen Ausführungen, die auf der Generalversammlung vorgetragen worden sind, nicht einverstanden zu sein brauchen und doch das Urtheil abgeben, es herrscht jetzt auf diesen Zusammenkünften ein vorurtheilsloser, erfreulicher Geist.

In Pirna hat eine Nachwahl zum Reichstag stattgefunden. In der Stichwahl siegte der Antisemit Lotze mit 13 222 Stimmen gegen den Sozialdemokraten Fräßdorf, der 12 560 Stimmen erhalten hat. Im ersten Wahlgang hatte ein Kandidat der freisinnigen Volkspartei 1825 Stimmen erhalten. Wohin haben sich bei der Stichwahl diese Ausschlag gebenden Stimmen gewendet? Diese Frage ist vor Allem auch darum ganz entgegengesetzt beantwortet worden, weil die Parteileitung der freisinnigen Volkspartei es vermieden hatte, für die Stichwahl eine Parole auszugeben.

Der Geheime Justizrath **Schröder**, der langjährige liberale Abgeordnete und einer der Führer des kirchlichen Liberalismus ist gestorben. Kränklichkeit hatte Schröder gezwungen, seiner öffentlichen Thätigkeit zu entsagen; er hatte die letzte Zeit seines Lebens in Eisenach zugebracht. Schröder, aus dem Juristenstand hervorgegangen, war der Typus jenes gemäßigten und charaktervollen preußischen Beamtenthums, dem wir die Festigkeit unseres Staates und sein inneres Erstarken auch in den Zeiten äußeren traurigen Niederganges zu verdanken haben. Schröder, dem auch die „Nation“ manch werthvollen Beitrag, namentlich über Fragen des Protestantismus zu verdanken hatte, gehörte zu den Männern, deren Leitstern für ihre politische Thätigkeit stets in zwei Worten enthalten war: Deutschland und der Liberalismus.

In **Berlin** ist der **internationale Geographentag** eröffnet worden. Der Zuspruch aus allen Ländern ist gut, und es scheint, daß die Gäste sich bei uns wohl fühlen. Wir wollen das hoffen, denn die internationale wissenschaftliche Arbeit, die ein solcher Kongreß leistet, kann dann auch über den engeren Rahmen hinaus **völkerverbindend** wirken, wenn die Nationen im gegenseitigen wohlthuenden Verkehr sich schätzen lernen. Hierfür die Vorbedingungen zu liefern, ist eine wesentliche Aufgabe der Wirthe.

Oesterreich hat zur Abwechslung einmal gar kein Ministerium. Das Ministerium Thun ist gegangen und ein neues Kabinet ist noch nicht vorhanden. Diese Thatsache entspricht den Verhältnissen in einem Lande, in dem die Politiker selbst nicht wissen, was geschehen soll. Die Rettung für den Augenblick wird wohl ein Beamtenministerium bringen.

In den Beziehungen zwischen England und **Transvaal** hat sich nichts geändert; beide Staaten rüsten, und so erhöht jeder neue Tag die Gefahr des Zusammenstoßes.

In **Belgrad** ist der Prozeß wegen der Verschwörung gegen das Fürstenhaus zu Ende. Der Attentäter, der auf König Milan losgedrückt hat, wurde standrechtlich erschossen; einige andere Personen erhielten schwere Kerkerstrafen; eine dritte Gruppe wurde freigesprochen oder begnadigt. Daß dieses Urtheil der Gerechtigkeit entspricht, wagt nach den Vorgängen während des Prozesses kein Unbetheiligter zu behaupten.

* * *

Kronprinz Friedrich Wilhelm und das deutsche Kaiserthum.

Der Altreichskanzler Fürst Bismarck, in der Verbitterung seiner unfreiwilligen Muße, hat in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ fast jede Persönlichkeit, zu der er in amtlichen Beziehungen gestanden hat, mit gehässiger oder doch geringschätziger Darstellung bedacht. Am glimpflichsten kommt noch, neben Kaiser Wilhelm I., Kronprinz Friedrich Wilhelm — Kaiser Friedrich III. — bei ihm fort. Allein auch dieser Fürst kann selbstverständlich, dem genialen Selbstbiographen gegenüber, politisch nur gänzlich unfruchtbar gewesen sein. So erzählt denn Bismarck (Bd. II S. 116): Der Kronprinz habe im Anfange der günstigen Wendung des französischen Krieges das Streben des Kanzlers, den Kaisertitel herzustellen, nicht gebilligt. Er habe vielmehr „von irgend einem der politischen Phantasten, denen er sein Ohr lieh“, den Gedanken aufgenommen, der König von Preußen solle König der Deutschen werden, und die übrigen deutschen Könige müßten, nöthigenfalls mit Gewalt, zur Wiederannahme des bloßen Herzogstitels gezwungen werden. Selbstverständlich führt Bismarck solche Träumereien mit unfehlbarer Einsicht auf ihr Nichts zurück.

Dieselbe Geschichte findet sich, beinahe mit den gleichen Worten, also offenbar nach den Angaben Bismarck's, in Sybel's „Begründung des Deutschen Reiches“ (Bd. 5[4] S. 468). Aber, o Wunder, hier wird sie in die Zeit „vor den Nikolsburger Friedenskonferenzen“ verlegt und dann weiter berichtet, daß der Kronprinz „Anfang 1867“ vielmehr den Kaisertitel für seinen Vater gefordert habe. Schon die Unbestimmtheit der Datirung beweist, daß dem auf jeder Seite seines Werkes von Bismarck beeinflußten Historiker hier keine Aktenstücke vorlagen, sondern nur Berichte aus dem Gedächtnisse.

Wie nun, wenn beide Versionen unrichtig wären? wenn der Gedanke des „deutschen Königs“ niemals auf den ersten Kronprinzen des Deutschen Reiches zurückginge? Die Entstehungsgeschichte unseres neuen deutschen Kaiserthums erweckt, meine ich, hinreichendes Interesse, um diesen Punkt einer näheren Untersuchung werth zu machen.

Die Idee des hohenzollernschen Kaiserthums über Deutschland ist in Wahrheit bei dem Kronprinzen viel älter als selbst der Krieg von 1866. Der Koburger Geheimrath Francke schreibt bereits am 22. Oktober 1862 an seinen Gothaer Kollegen und Freund Samwer:*) „Mit dem Kronprinzen von Preußen habe ich eine lange Unterhaltung gehabt. . . . Ueber die Reichsverfassung von 1849 erklärte er: „Das ist ja unser Aller Ziel“, worauf ich ihn als den **ersten deutschen Kaiser** begrüßte.“

Thatsächlich ist die Reichsverfassung von 1849 ohne den Kaiser, in dem sie gipfelte, nicht denkbar. Indem Friedrich Wilhelm jene als sein Ziel aufstellte, war darin auch das deutsche Kaiserthum der Hohenzollern enthalten. Schon 1862! Und diesem Gedanken ist er treu geblieben und suchte ihn, sobald sich hierzu die Möglichkeit bot, zu verwirklichen. Eben der Adressat des erwähnten Briefes, Geheimrath Samwer, berichtet in seinen handschriftlichen Erinnerungen:

„Der Kronprinz erzählte mir 1867 in Gotha, wie er **schon** 1866 die deutsche Kaiseridee zur Sprache gebracht habe, aber abgewiesen worden sei. Die Kronprinzessin fügte hinzu, daß sie dem König noch einmal davon gesprochen, er aber geantwortet habe: „Ja, Du hast einen ehrgeizigen Mann!““

Also 1866 wie 1862: der Kronprinz wünscht ausdrücklich die Uebertragung der Kaiserwürde auf die Hohenzollern. Von einem „deutschen Könige“ ist gar nicht bei ihm die Rede. Die entsprechende Erzählung Bismarck's in der Sybel'schen Fassung ist demnach unhaltbar, und noch mehr in der Version der „Gedanken und Erinnerungen.“ Aber das letztere können wir noch genauer erweisen.

*) Bisher unveröffentlicht.

Gustav Freytag, der bekanntlich vom Beginn der französischen Krieges bis nach der Schlacht von Sedan in der unmittelbarsten Umgebung des Kronprinzen weilte, berichtet,*) daß dieser ihm gesagt: Der Umstand, daß sein Vater bei dem Besuche der Pariser Ausstellung von 1867 sich dem russischen Kaiser im Range untergeordnet, habe ihn mit Unwillen erfüllt; schon um solches zu vermeiden, müßten die Hohenzollern den Kaisertitel erhalten.

Und dasselbe Ziel schwebte ihm auch 1870 seit Anfang des Feldzuges vor. Gegen den Widerspruch Freytag's, der in seinem spezifischen Preußenthum Abneigung gegen die Errichtung des Kaiserthums empfand, vertheidigte er schon am 11. August mit Festigkeit den Grundsatz: „Der König von Preußen muß Kaiser werden." Er widerlegte des Dichters Einwände mit großer Bestimmtheit und Schärfe.**) „Aus dem fürstlichen Stolz", so legt Freytag die Sache aus, „erwuchs in der Seele des Kronprinzen die Idee des deutschen Kaiserthums, sie wurde ein heißer Wunsch, und ich meine, er ist der erste Urheber und die treibende Kraft für diese Neugestaltung." Diese Thatsache wird man nicht anzweifeln können; aber nicht der Stolz, sondern die längst ausgesprochene und bewährte deutsche Gesinnung des Kronprinzen ließ in ihm den Wunsch des hohenzollern'schen Kaiserthums erwachsen. „Wenn etwas aus Deutschland werden soll", hatte er bereits am 27. März 1867 zu Forckenbeck gesagt, „wird Preußen nicht darin aufgehen müssen? wird es nicht die erste große Provinz von Deutschland werden müssen?"***) An solchen Aeußerungen erkennen wir den Anhänger der Reichsverfassung von 1849 wieder, der das Kaiserthum aus ganz anderen Gründen ersehnt, als aus Neid, Ehrgeiz oder Hochmuth! Und nun hatte auf seiner Reise durch Süddeutschland, zu seinen Truppen, im Juli 1870, die Begeisterung der Bevölkerung und der Soldaten ihm den Kaisertitel wiederhallt in die Ohren klingen lassen.†) Souveräne Fürsten, wie der Großherzog von Baden und der Herzog von Koburg, hatten ihm die Errichtung des Kaiserthums ans Herz gelegt, und nicht minder manche befreundeten und geachteten Politiker, wie Heinrich Gelzer.††)

Die Einwendungen gegen den Kaisertitel gingen nicht von dem Volke, nicht einmal von den Fürsten, sondern von den Gelehrten aus. Du Bois-Reymond meinte: der Imperialismus sei ein für alle Male abgethan, liege am Boden; es könne künftighin in Deutschland nur einen König von Preußen, Herzog der Deutschen geben. Das war eine Form, die aus mannigfachen Gründen besonders dem Könige Wilhelm I. gefiel, — obwohl es ja unthunlich war, neben dem Herzoge von Anhalt oder von Meiningen einen „Herzog der Deutschen" als Reichsoberhaupt aufzustellen. Berechtigter war schon der Einwand Gustav Freytag's, die Annahme des mystischen, prunkvollen Kaisertitels bringe die Gefahr mit sich, daß dadurch der einfache, schlichte, staatsdienende Geist des Hohenzollernhauses verdorben werde, daß Pracht, Formelwesen und eitle Halbgötterei ihn verdränge. Die gleiche Befürchtung aber war bei der Umwandlung des Kurfürsten- in das Königthum gehegt worden und hatte sich, nach dem ersten blendenden Eindruck der neuen Würde, auf die Länge als unbegründet erwiesen. So mußte man auch für die Zukunft auf den erblichen gesunden Sinn der Hohenzollern zählen. Sybel endlich wies auf das Bedenken hin: der alte deutsche Kaiser sei eigentlich nur König von Deutschland und Kaiser der Römer gewesen; die Erneuerung jenes Titels weise das wiedererstandene Deutsche Reich auf das Geltendmachen der universal-monarchischen weltherrschenden Ziele hin, die dem römischen Kaiserthume zu Grunde lagen. Darauf erwiderte der einsichtige Samwer mit Recht: Die Richtung auf Weltherrschaft im deutschen Kaisertitel sei nur noch einigen Historikern, aber nicht mehr dem Volke bewußt.*) Und der Kronprinz gab den Ausschlag, indem er die Nothwendigkeit des Kaiserthums mit den treffenden Worten begründete: „Gerade die Könige napoleonischen Ursprungs sind Veranlassung, daß „Kaiser" der Titel werde, weil er über ihnen steht."**)

Dieses Kaiserthum aber sollte etwas Großes, allem andern Ueberlegenes sein. Als der Großherzog von Oldenburg schriftlich aussprach: „Der Kaiser solle nur primus inter pares sein", setzte der Kronprinz an den Rand ein kräftiges „Oha!", das seine wahre Meinung deutlicher darthut, als eine lange Abhandlung. Preußen aber hatte, wie er das schon 1867 Forckenbeck gesagt, in Deutschland aufzugehen. Er begleitet mit einem „richtig" die weitere Bemerkung des Großherzogs von Oldenburg: „In Preußen selbst täuscht man sich wohl am wenigsten darüber, daß der Gang der Entwicklung unwiderstehlich dahin führt, dem Dualismus des Reichstags und der preußischen Kammern in irgend einer Form — vielleicht durch Zurückgreifen auf die Provinzialstände — ein Ende zu bereiten." Dadurch wären die monströsen Schöpfungen des Herrenhauses und des Census-Abgeordnetenhauses in Preußen beseitigt worden!

Der Denkschrift über die zukünftigen Friedensbedingungen, die Friedrich Wilhelm am 14. August 1870 an Bismarck richtete, fügte er am Schlusse eine Betrachtung über „die endliche Einigung Deutschlands" hinzu. Er forderte darin die Uebertragung der Leitung und Verwaltung des gesammten Militärwesens in Deutschland an Preußen, die gleichmäßige Organisirung und Ausrüstung aller deutschen Kontingente, den Eintritt der süddeutschen Staaten in den bisherigen Norddeutschen Bund „unter Wahrung der Titulatur und aller persönlichen Ehrenrechte und Würden der deutschen Souveräne sowie ihrer Häuser." Diese letztere ausführliche und nachdrückliche Bemerkung widerlegt schon an sich die Insinuation Bismarck's, als ob der Kronprinz die deutschen Könige zu Herzogen habe degradiren wollen.***)

Bismarck beschäftigte sich damals — im August 1870 — mit dem Kaisergedanken überhaupt **nicht**. Bei der ersten Begegnung zwischen ihm und dem Kronprinzen, am 20. August in Pont-à-Mousson, besprach man nur die künftigen Friedensbedingungen. Das zweite Gespräch fand am 3. September statt. „Der Kaiseridee wurde kaum gedacht", sagt das Tagebuch des Kronprinzen, „ich merkte, daß er ihr nur bedingt zugethan sei, und nahm mich in Acht nicht zu drängen." Es wird vollkommen bestätigt durch Freytag, der aus seinen Erinnerungen berichtet (S. 29 f.): „Erst bei einer späteren Zusammenkunft (mit Bismarck) — die erste war am Nachmittag des 20. August, wo er (der Kronprinz) in das große Hauptquartier gefahren war — hat er davon gesprochen, in Reims sagte er, daß Graf Bismarck den Gedanken in wohlwollende Erwägung genommen habe." Freytag erhielt damals überhaupt den Eindruck, als sei Bismarck ursprünglich dem Kaisergedanken nicht zugethan gewesen und habe sich erst allmählich dem Wunsche des Thronerben zugewandt.†)

*) Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone, S. 26. — Aehnlich erzählte Freytag dem jüngeren K. Samwer in Siebleben, am 10. August 1885.

**) Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone, S. 20 ff.

***) **Philippson**, Forckenbeck's erstes Debut beim Kronprinzen; Deutsche Revue, Okt. 1898, 12.

†) H. **Delbrück**, Erinnerungen, S. 19 — General **Hartmann**, Erlebtes aus dem Kriege 1870/71, S. 2, 7, 163.

††) Fr. **Curtius**, Gelzer, S. 25.

*) Denkschriften Samwer's aus dem Oktober 1870 (unveröffentlicht).

**) Schriftliche Bemerkungen des Kronprinzen zu der Denkschrift des Großherzogs von Oldenburg v. Okt. 1870 (unveröffentlicht).

***) **Horst Kohl**, Wegweiser durch Bismarck's Gedanken und Erinnerungen, S. 123 ff., druckt diese Denkschrift wörtlich ab. Die betr. Worte stehen S. 128. Um so unbegreiflicher ist es, wenn trotzdem Kohl die am Anfange unseres Artikels erwähnte Behauptung Bismarck's einfach wiederholt. Eine solche Verblendung ist ungeheuerlich, wenn sie nicht eine absichtliche und gewollte sein sollte.

†) Ich erörtere hier nicht die Behauptungen, die Bismarck über die Unterredung vom 3. Sept 1870 in seinem Bericht an Kaiser Wilhelm II. vom 23. Sept. 1888 aufstellt. Sie stehen mit den Thatsachen, zumal mit dem Verlaufe der weiteren Unterredung vom 16 Nov. 1870 in unversöhnlichem Widerspruche und sind nur durch die oft erprobte phantastische Gestaltung des Bismarck'schen Gedächtnisses zu erklären.

Friedrich Wilhelm empfand das Bedürfniß, zur Ausgestaltung seiner Bestrebungen für Deutschlands Zukunft einen kenntnißreichen, scharfsinnigen und erprobten Berather um sich zu haben. Durch Depesche vom 11. September berief er Geheimrath Samwer in sein Hauptquartier. Er hatte bald darauf die Genugthuung, daß ihm Bismarck — noch im September 1870 — gestand: er sei erstaunt zu sehen, wie groß die Macht der Kaiseridee sei.*) Erlebte man doch, daß am Abend der Schlacht bei Châtillon, am 19. September, die bayerischen Offiziere und Soldaten auf das „Wohl des künftigen Deutschen Kaisers“ tranken.**)

Am unzugänglichsten zeigte sich eben der Fürst, dem die Krone Karl des Großen und Friedrich Barbarossa's zugedacht war — König Wilhelm von Preußen. Zu dieser bekannten Thatsache möchten wir noch einen bisher unbekannten Beitrag liefern. Am 30. September suchte der Kronprinz seinen Vater abermals für die Kaiseridee zu gewinnen, indem er ihm deren Nothwendigkeit lebhaft auseinandersetzte. Der König aber begleitete die Erörterungen seines Sohnes mit Zeichen großer Ungeduld, die sich durch ein nervöses Schlagen der Hand auf die Schenkel kund gab, und sagte ihm schließlich: „Es würde ein großes Unglück sein, wenn ich die glänzende preußische Krone mit dieser Schmutzkrone vertauschen müßte.“ Er konnte eben den ursprünglich revolutionären Charakter des neudeutschen Kaiserthums nicht vergessen. Umsonst wies ihn der Kronprinz darauf hin, daß es sich ja nicht um einen Tausch handle — Wilhelm I., der wohl einsah, daß der „Kaiser“ den „König“ immer in den Hintergrund drängen würde, blieb fest bei seiner Meinung.***) Endlich gelang es, seinen Widerspruch wenigstens in etwas abzuschwächen.†)

Solcher war überhaupt nicht mehr entscheidend, seitdem Bismarck sich zu den Ansichten des Kronprinzen bekehrt hatte. Der letztere sagt darüber in seinem Tagebuche: „9. Oktober . . . Bismarck faßt die Kaiserfrage ins Auge, sagt mir, er habe 1866 gefehlt, sie gleichgiltig behandelt zu haben, er habe nicht geglaubt, daß das Verlangen im deutschen Volke nach der Kaiserkrone so mächtig sei, wie es sich jetzt herausstelle, und besorgt nur Entfaltung großen Hofglanzes, worüber ich ihn beruhige.“ Man sieht, wie trefflich sich diese schmucklose Notiz in den Rahmen der von uns angedeuteten Entwicklung einfügt. Der etwas unbeholfene Stil beweist übrigens ohne weiteres, daß wir es hier nicht mit einer post eventum von einem Berufsschriftsteller zugestutzten Tendenznachricht, sondern mit der unmittelbaren Tageseintragung des Prinzen zu thun haben.

Die frohe Aussicht, die Bismarck's endlich eintretende Zustimmung der Verwirklichung der Kaiseridee eröffnete, veranlaßte den Kronprinzen und die ihm befreundeten Staatsmänner und Fürsten, die zukünftige Verfassungsform des geeinten Deutschland zu berathen. Das Einfachste wäre die Vereinigung des Südens mit dem Norden unter der bisherigen Verfassung des Norddeutschen Bundes gewesen. Solches war die Anschauung Roggenbach's. Herzog Ernst von Koburg ging weiter, indem er das immerhin noch lockere Bundesverhältniß durch einen fester geeinten Bundesstaat ersetzt zu sehen wünschte. Neben den Reichstag sollte ein Staatenhaus treten, in dem sich die Reichsfürsten und Bürgermeister der freien Städte, die Familienhäupter der mediatisirten reichsfürstlichen und reichsgräflichen Geschlechter sowie die Delegirten der Landesvertretungen zusammenzufinden hätten. Der Großherzog von Oldenburg dagegen wollte in das Staatenhaus, neben den regierenden Fürsten und anderen hocharistokratischen Elementen, Vertreter der Intelligenz und der großen Kommunen berufen. Camphausen wollte dort zu den Vertretern der regierenden Familien Erwählte der Höchstbesteuerten aller Bundesländer gesellen. In dem Gedanken, es müßten neben dem Kaiser ein Oberhaus und verantwortliche Reichsministerien geschaffen werden, stimmten aber Alle, auch Samwer, überein.*) Dadurch wäre Deutschland zu einem Bundesstaate im vollen Sinne des Wortes geworden. Und diese Meinung war nicht etwa nur die des Kronprinzen und der „politischen Phantasten, denen er sein Ohr lieh“, sondern wurde auch von den geistig hervorragendsten Bundesfürsten, ja sogar von den extremen preußischen Konservativen auf das Bestimmteste verfochten.**) Man darf sagen, sie war damals die Ueberzeugung und der Wunsch aller patriotisch denkenden Deutschen.

Der Kronprinz hatte sie bereits gehegt, ehe alle diese Elemente ihr beifielen. In seiner Denkschrift an Bismarck vom 14. August 1870 heißt es:

„Es würde sich empfehlen, wenn die deutschen Fürsten Gelegenheit erhielten, durch persönliche Theilnahme an einzelnen großen Akten der Gesetzgebung, bei Bundesrath und Reichstag ihren patriotischen Antheil an dem deutschen Staate zu bethätigen.

„Es sei hier eingeschaltet, daß unter Umständen vielleicht die deutschen souveränen Fürsten ihrerseits eine Urkunde an den präsidirenden Fürsten einreichen können, kraft welcher sie um persönliche Aufnahme in irgend eine Vertretung des deutschen Volkes (Reichstag oder Zollparlament) bitten, um vielleicht mit den Häuptern der ehemaligen reichsunmittelbaren und reichsständigen Geschlechter ein Oberhaus zu bilden.“

Die Form dieser Idee ist ja hier eine noch unbestimmte; an sich aber ist ihr Inhalt viel sachgemäßer und ausführbarer, als die entsprechenden Vorschläge des Großherzogs von Oldenburg, des Herzogs von Koburg und Camphausen's.

Der konstitutionelle Bundesstaat mit Staatenhaus und verantwortlichem Ministerium ist ausschließlich an dem Widerspruche des Grafen Bismarck gescheitert, der in einem Schreiben an den Herzog von Koburg, vom 12. Oktober 1870, beide Einrichtungen rundweg ablehnte. Er bestätigte das, wenige Tage darauf, Herrn von Bennigsen und dem bayerischen Grafen Bray gegenüber. Allerdings gab er sich den Anschein, als ob die Süddeutschen eine solche Verfassungsform verwürfen. Aber das war unrichtig. Der hessische Minister Dalwigk bemühte sich ehrlich um die Schaffung eines Staatenhauses und verantwortlichen Ministeriums. Württemberg erhob keinen Einspruch, und der Vertreter Bayerns in Versailles, Graf Bray, ebenso wie seine heimische Regierung verhandelten bereitwillig über diese Dinge. Sie wurden unmöglich einzig durch den Widerspruch des norddeutschen Bundeskanzlers. Diese Ergebnisse aus dem Tagebuche des Kronprinzen (25./29. Oktober, 1. November 1870), der seine Informationen unmittelbar von den Betheiligten im Hauptquartier selbst erhielt, werden durch einen, bisher unveröffentlichten, Brief des Augen- und Ohrenzeugen Geheimrath Samwer vom 23. Dezember 1870 bestätigt,***) wo es heißt: „Daß Bismarck eine organische Anstalt, welche eventuell auch opponiren würde, nicht wollen werde, hatte ich richtig vermuthet, indeß der Kronprinz wollte sich dadurch nicht abhalten lassen, die Sache zu versuchen. Bismarck erklärte indeß, und blieb dabei, die süddeutschen Regierungen würden an dieser Institution entschieden Anstoß nehmen. Die Bayern erklärten später das Gegentheil, indeß es blieb eben dabei. Dem Kronprinzen lag diese Sache außerordentlich am Herzen.“ — Bismarck wünschte eben, die Reichsregierung allein in der Hand zu haben. Deshalb war ihm der aus einigen Dutzenden an Gehorsam gewöhnter Beamten zusammengesetzte Bundesrath weit lieber, als ein hocharistokratisches Fürsten- und Staatenhaus, wo er dem persönlichen Range nach nicht der Erste, sondern der Letzte

*) Aufzeichnungen Samwer's (unveröffentlicht).

**) Hassel, Von der dritten Armee, S. 317.

***) Aufzeichnungen Samwer's (nach direkten Mittheilungen des Kronprinzen).

†) Tagebuch des Kronprinzen, S. 14.

*) Denkschriften aus dem Oktober 1870 (unveröffentlicht).

**) Blankenburg an Roon 21. Sept. und 8. Nov. 1870, Roon, Denkwürdigkeiten. II, 483, 505 f. — Lasker an Bennigsen, 24. Sept. 1870; Deutsche Revue, Mai 1892, S. 184.

***) Samwer verließ am 16 Nov. 1870 Versailles, allein er hatte bis dahin an den entscheidenden Vorgängen im kronprinzlichen Hauptquartier theilgenommen.

gewesen wäre. Deshalb auch verwarf er die Bildung der Reichsregierung aus selbständigen Ministerien und zog eine Organisation vor, wo er der allein Verantwortliche und allein Befehlende war.

Friedrich Wilhelm ließ sich einstweilen durch den Widerstand Bismarck's nicht abschrecken, die „monarchische Spitze“, die ihm als nothwendig für Deutschland erschien, mit jenen konstitutionellen Einrichtungen zu umgeben. Er verhandelte darüber am 30. Oktober mit dem Bruder des Bayernkönigs, dem Prinzen Otto, den aber seine furchtbare Krankheit bereits lähmte. Seinen alten Ueberzeugungen getreu, wäre Friedrich Wilhelm bereit gewesen, nöthigenfalls, wenn auch nicht physische Gewalt, deren es kaum bedurft hätte, so doch moralische anzuwenden, um etwa widerstrebende Souveräne zur Annahme einer bundesstaatlichen Reichsverfassung zu zwingen.*)

Bismarck hatte in dieser Zeit den Kaisergedanken ganz zu dem seinigen gemacht. Aber in den Modalitäten wich er sehr von dem Kronprinzen ab. Er blieb bei seiner, wie wir wissen, unbegründeten Behauptung, daß Bayern und Württemberg für jene reichskonstitutionellen Einrichtungen nicht zu haben sein würden. Allein er konnte mit Recht darauf hinweisen, daß beide Staaten überhaupt das Reich und Kaiserthum noch nicht angenommen hätten. Friedrich Wilhelm, der damals über dieses Zögern äußerst erbittert war, verlangte in einer Unterredung mit Bismarck am 16. November, daß man nur fest und gebietend, auch mit Drohungen, aufzutreten habe, um Alles, was man wolle, von den Widerstrebenden zu erlangen.

Anders der Bundeskanzler. Er legte das Hauptgewicht auf den freien Entschluß der süddeutschen Fürsten. Nur durch einen solchen glaubte er dem Einigungswerke Dauer zu verschaffen.**) Und dann, er rechnete mit der Persönlichkeit König Wilhelms, der nie die Kaiserkrone anders angenommen haben würde, als infolge freiwilligen Aktes der gesammten deutschen Fürsten und freien Städte. Hier befand sich Graf Bismarck auf festerem Boden, und nur die Unverantwortlichkeit der Stellung des Kronprinzen machte es möglich, daß dieser, dem doch die Anschauungen seines Vaters bekannt waren, von Zwang reden konnte. Theoretisch mochte er Recht haben, thatsächlich war sein Gedanke unausführbar. Am Schlusse des Gespräches, das stellenweise recht heftig geworden war, lenkte er ein; und Bismarck gestand ihm einige Tage später, daß die Unterredung auch auf ihn eine antreibende Wirkung geübt habe.

„Der Kronprinz“, schreibt Samwer am 29. November, „hat alles Mögliche gethan, um alsbald zu einem Definitivum zu kommen: Kaiser, Staatenhaus neben dem Volkshaus, Reichsministerium, wirkliche militärische Einheit. Wenn die Badener nicht einfach den Wünschen Bismarck's parirt hätten, wäre das auch wohl durchgesetzt und dann würden die Bayern in ihren Vorbehalten ohne Zweifel bescheidener gewesen sein.“ Dieses Zeugniß, in kürzester Frist nach den Ereignissen niedergeschrieben, bestätigt vollends die Aufzeichnungen des Kronprinzen und führt die Behauptung Bismarck's in seinem Berichte an Kaiser Wilhelm II. vom 23. September 1888: „Ebenso war die Oberhaus-Idee in Donchéry am 3. September (1870) zwischen uns abgethan und Se. Königliche Hoheit überzeugt, daß die deutschen Könige und Fürsten für eine Annäherung ihrer Stellung an die der preußischen Herrenkurie nie zu gewinnen sein würden“ — auf ihren wahren Werth zurück. Nicht ein Wort dieser Bismarck'schen Angabe entspricht der Wirklichkeit. — Allein die unbedingte Unterwerfung Badens unter Bismarck's Absichten machte die Bestrebungen des Kronprinzen unmöglich. Es erfolgte am 23. und 25. November der Abschluß der Verträge mit Bayern und Württemberg, die sich dem Norddeutschen Bunde angliederten, aber unter sehr bedenklichen Einschränkungen. Diese Lösung konnte keinen wahren Freund der deutschen Einheit befriedigen. „Der Kronprinz“, fährt Samwer fort, „ist über die Wendung, welche die Dinge genommen haben, sehr unglücklich gewesen.“

*) Tagebuch, 18. Okt., 3. Nov. 1870.

**) M. Busch, Graf Bismarck und seine Leute, Bd. I, 152.

Nach langen Mühen und Unterhandlungen kam am 3. Dezember das Schreiben des Königs Ludwig an, das Wilhelm I. im Namen aller deutschen Fürsten die Kaiserwürde antrug. Nur unwillig nahm es der greise Herrscher entgegen. Seine Umgebung beeilte sich, diesem Beispiele zu folgen und ihre Geringschätzung des neuen nationalen Titels an den Tag zu legen. Der Kronprinz, dem sein Vater nicht ohne Grund die Hauptschuld an der ihn ärgernden Thatsache zuschrieb, stand ganz isolirt da inmitten seines Erfolges.*) Bei einem Spaziergange im Präfekturgarten von Versailles sagte er zu Samwer: „Wenn jemand, so habe ich dem Werden der großen Ereignisse der letzten Jahre nahe gestanden, aber ich kann versichern, daß der Gedanke an Deutschland allen Handlungen der Betheiligten fern gestanden hat.“

Bismarck jedoch, mit seinen ohnehin beispiellosen Verdiensten sich nicht begnügend, glaubte schließlich Alles allein zu Wege gebracht zu haben. Deshalb stellt er sich in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ ganz irrthümlicherweise als denjenigen hin, der seit den ersten Erfolgen des Krieges von 1870 den Kaiserplan gefaßt und gegen die Verkehrtheiten der gesammten übrigen Welt durchgesetzt habe. Am schwierigsten war es hier, die Bestrebungen des Kronprinzen zu ignoriren. Da übertrug die geschäftige Einbildungskraft des Reichskanzlers das, was er von Phantasien Anderer über einen „Herzog“ oder „König der Deutschen“ gehört hatte, auf den Kronprinzen. Zuerst erinnerte er sich noch, daß das unmöglich für 1870 gelten könne, und verlegte es auf 1866 (Version Sybel). Dann verschwand ihm auch dieses Bedenken, und in seinen eigenen Denkwürdigkeiten erscheint Friedrich Wilhelm noch 1870 im Banne der „Phantasten“.

Beides ist gleich unrichtig. Nach dem einmüthigen Drängen aller denkenden Klassen der deutschen Bevölkerung ist es vor Allem dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu danken, daß die bewundernswerthe Staatskunst Bismarck's und die unsterblichen Thaten des Heeres nicht zu einem vergrößerten Preußen sondern zu einem im Wesentlichen geeinten Deutschland und zum Kaiserthume geführt haben.

M. Philippson.

Ein unabhängig denkender Landwirth.

(Schluß).

In dem landwirthschaftlichen Unterrichts- und Vereinswesen sieht von der Goltz die wichtigsten Förderungsmittel der Landwirthschaft. Dem neuesten Gebilde, den Landwirthschaftskammern steht er noch abwartend gegenüber. Einerseits erkennt er an, daß sie auf die Hebung der Landwirthschaft einen sehr günstigen Einfluß üben können. Er weist aber darauf hin, daß sie nicht als Vertreter der gesammten landwirthschaftlichen Bevölkerung anzusehen seien. Ausgeschlossen von ihnen schon durch das Gesetz über die Wählbarkeit seien die Kleinstellenbesitzer und die grundbesitzenden Arbeiter. Sie gingen, da das aktive Wahlrecht den ländlichen Vertretern der Kreistage zustehe, aus politischen Körperschaften hervor und so liege die Gefahr nahe, daß die Kammern selbst in Abhängigkeit von politischen oder wirthschaftspolitischen Parteien geriethen. Vor einer solchen Abhängigkeit wird deshalb nachdrücklich gewarnt!

Den landwirthschaftlichen Genossenschaften, deren Ursprung er bis auf die altgermanischen Mark-

*) Schreiben des Herzogs von Koburg aus dem Hauptquartier, 27. Dez. 1870.

genossenschaften zurückführt, mißt der Verfasser eine hohe Bedeutung für das Gedeihen auch der Landwirthschaft bei. „Sie müssen sich aber stets der Grenzen ihres Wirkungskreises bewußt bleiben". — „Beispielsweise glaube ich nicht, daß Bäckerei- oder Schlachtvieh-genossenschaften wirthschaftlich zweckmäßig und daher gerechtfertigt sind."

In Betreff des Personal- und Mobiliar-Kredits der Landwirthe, namentlich der bäuerlichen wird nach Ansicht des Verf. das berechtigte Bedürfniß in vollkommenster Weise befriedigt durch die vorhandenen Kredit-Institute, welchen durch die Zentral-Genossenschaftskasse in Preußen eine mächtige Förderung zu Theil geworden sei. Vor Allem seien vom günstigsten Einflusse die Schulze-Delitzsch'schen und Raiffeisenschen Kreditgenossenschaften, denen er in ihrer gegenwärtigen Gestalt gleichen Werth beimißt. Für den Immobiliar-Kredit zunächst des Großgrundbesitzes sei längst durch sogenannte Landschaften und die ihnen nachgebildeten ähnlichen Kreditinstitute in hinreichendem Maße gesorgt. Jetzt sei meist dasselbe der Fall auch für den bäuerlichen Besitz. Die bei den meisten dieser Institute vorhandene Zwangs-Amortisation sei vollständig gerechtfertigt.

Der sogenannte Meliorationskredit sei vor Allem in Preußen berücksichtigt, früher durch die staatlichen Meliorationsfonds, dann aber seit 1879 durch die Landeskultur-Rentenbanken, welche für Meliorationszwecke aller Art unkündbare Darlehen gewähren, die innerhald bestimmter Zeit amortisirt werden müssen. Aehnlich stehe es in den meisten anderen Staaten.

Sein Urtheil über das landwirthschaftliche Kreditwesen faßt von der Goltz dahin zusammen, daß dasselbe während des letzten Menschenalters ungewöhnlich große Fortschritte gemacht habe. Die Staatsregierungen haben zu dessen Gründung, Wachsthum und Gedeihen sehr viel beigetragen. Ader Seldsthülfe und Seldstverwaltung der Landwirthe haben ihre Institute am meisten gefördert. „So muß es auch in Zukunft bleiden". Was noch fehle, sei nicht die Erfindung und Einführung ganz neuer Institutionen, sondern die allgemeine Verbreitung und Benutzung von bereits vorhandenen und bewährten.

In Betreff des Geldwesens theilt der Verf. die liberale Auffassung von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Einführung der Goldwährung, verwirft demgemäß auch den Bimetallismus. Gerade aus den Kreisen der Landwirthe ertönten in den Ländern der Silber-, oder Papierwährung die allerschwersten und wohl begründeten Klagen.

Der Börse wird die Existenzberechtigung zuerkannt, aber auch die Nothwendigkeit betont, daß der Staat sich um sie bekümmert und das Einschleichen von Mißbräuchen verhütet. Ueber das Börsengesetz von 1896 wird im Allgemeinen ein günstiges Urtheil gefällt, über die Wirkung des erst durch den Reichstag hineingebrachten Verbotes des Getreideterminhandels die Ansicht noch zurückgehalten.

Die Wichtigkeit, welche das Versicherungswesen auch für die Landwirthschaft hat, trotzdem daß dieses Gewerbe wohl als das sicherste anzusehen sei, wird durch näheres Eingehen auf die einzelnen Gefahren begründet, gegen welche Versicherung möglich und wünschenswerth ist. Die Versicherung gegen Feuersgefahr ist überall als nothwendig anerkannt. Der Verf. will es auch als Pflicht eines jeden Landwirthes, der nicht über großes Kapitalvermögen verfügt, ansehen seine Feldfrüchte gegen Hagelschaden zu versichern. Dabei macht er auf die große lokale Verschiedenheit dieser Gefahr aufmerksam, die manche Hemmnisse biete. Am meisten aber träten solche Schwierigkeiten hervor bei der für den Landwirth so wichtigen Viehversicherung. Für jede einzelne Viehgattung lägen die Verhältnisse verschieden. Den kleinen lokalen, auf Gegenseitigkeit beruhenden Versicherungs-Vereinen wird, wo sie ausführbar, sehr das Wort geredet, weil hier jeder Versicherte selbst mit darüber wacht, daß das Vieh gut gehalten werde. Eindringlich wird gewarnt vor einer etwa für das ganze deutsche Reich zu begründenden staatlichen Viehversicherungs-Anstalt. Größere Viehversicherungsverbände sollten die einzelnen Lokalvereine zusammenhalten; immer aber müsse der Ausbau von unten herauf geschehen.

Zunächst erreichbar sei die Schlachtvieh-Versicherung die auf genossenschaftlichem Wege durchzuführen sei.

„Zur wesentlichen Förderung dieser, sowie der Viehversicherung überhaupt, würde es dienen, wenn überall die Fleischbeschau obligatorisch eingeführt wäre".

Die möglichste Verbesserung aller Transportmittel liegt auch im Interesse der Landwirthschaft. „Ungerechtfertigt ist daher der gegen den Mittellandkanal aus manchen andwirthschaftlichen Kreisen erhobene Widerspruch!"

Auch Staffeltarise der Eisenbahnen sieht der Verf. als im allgemeinen Interesse der Landwirthschaft liegend an. Wenn er für die besonders schwerwiegenden Bedarfs- und Produktions-Artikel der Landwirthschaft möglichst niedrige Frachtsätze verlangt, so hedt er doch nachdrüklich hervor, daß das Staatseisenbahnsystem Ueberschüsse liefern müsse.

„Für den inneren Handel und Verkehr wird als Regel der Grundsatz der Freiheit aufrecht zu erhalten sein". — An eine Beseitigung des sogen. Zwischenhandels kann nicht gedacht werden. Er ist ebenso legitim und nothwendig, wie jede andere Art von Handel". Eine allgemeine Ueberwachung des Verkehrs und Schutz gegen gemeinschädliche oder betrügerische Handlungen seitens des Staats soweit solches nöthig, wird als selbstverständlich angesehen.

Diese obersten Grundsätze werden dann auf verschiedene gegenwärtig gerade besonders umstrittene Gebiete angewendet, so z. B. auf die Margarine.

Die Herstellung und der Verkauf dieses Produkts wird als volkswirthschaftlich durchaus berechtigt und besonders für die weniger bemittelten Klassen als nothwendig erklärt, wenn auch durch dasselbe vielleicht die Butterpreise gedrückt werden sollten. Maßregeln, die den Gebrauch derselben künstlich einschränken, oder für den Genuß verekeln sollten, werden unbedingt verworfen. Nur auf Täuschung der Käufer berechnete, oder gesundheitsschädliche Manipulationen seien zu verdieten.

Sehr bemerkenswerth ist die Stellung, welche v. d. Goltz den Zöllen, insdesondere den Getreidezöllen gegenüber einnimmt.

Von dem Satze ausgehend, daß Schutzzoll oder Freihandel keine Prinzipienfragen sind, sondern darüber nach den jeweiligen Umständen entschieden werden müsse, weist er zunächst darauf hin, daß in Preußen und im Zollverein die Getreidezölle anfangs sehr niedrig gewesen, seit 1865 aber ganz aufgehoben seien, weil die Ausfuhr von Getreide die Einfuhr noch immer überstieg. Seit 1870 sei die Sachlage verändert, die Steigerung der Produktion habe der Volkszunahme nicht folgen können. Im nächsten Jahrzehnt sei deshalb schon eine durchschnittliche Mehreinfuhr von 15 Mill. Centnern Roggen nöthig gewesen. Die Getreidepreise seien auf dem Weltmarkte in absteigende Bewegung gelangt, weil in einer Reihe überseeischer Geblete die Getreideproduktion außerordentlich ausgedehnt worden und die enorme Verbesserung der Kommunikationsmittel erlaubt hätte, diese Mehrerzeugung auf den europäischen Markt zu dringen. In Deutschland seien zunächst nur die Weizenpreise in Folge dieser Konkurrenz gesunken, später aber seien auch die des Roggens und der übrigen Getreidearten gefolgt. Nun sei es nothwendig geworden, die Getreideproduktion Deutschlands durch einen Eingangszoll zu schützen. Die inländischen Preise dürften nicht unter den Betrag der Produktionskosten sinken. Die Produktionskosten allgemein und genau zu berechnen, sei allerdings unmöglich; aber es sei doch anzunehmen, daß in den billigen Jahren dieselben in vielen Fällen durch die niedrigen Preise nicht gedeckt wären. Die deutschen Landwirthe dürften durch niedrige Preise nicht gezwungen werden, den Getreidebau einzuschränken und zu extensiverer Kultur überzugehen.

Deutschland müsse schon aus Gründen der politischen Sicherheit immer darauf bedacht sein, durch stets intensiver werdende Kultur seine Getreideproduktion zu steigern. Intensive Kultur erhöhe den Roh- und den Reinertrag. Dazu sei allerdings Intelligenz und hinreichendes Kapital erforderlich. Gleichwohl werde auch in Zukunft, wenn die Bevölkerungsvermehrung auch nur annähernd so weiter ginge, **Deutschland nicht im Stande sein, den Getreidebedarf durch eignen Anbau vollständig zu decken.** Die Berechnung des deutschen Landwirthschaftsrathes, welche dieses in Aussicht stellt, sei unzutreffend. Abgesehen von den angenommenen sehr zweifelhaften Grundzahlen der Produktion und der Konsumtion sei die Annahme völlig unhaltbar, daß das **gesammte** inländische Brodgetreide zur menschlichen Nahrung verwendet werden könne. Ein Theil desselben werde immer für die Viehfütterung abgegeben werden müssen. Schon die minderwerthige Beschaffenheit eines Theils der Frucht nöthige dazu. In normalen Jahren könne man annehmen, daß mindestens 5 Proz. des geernteten Getreides aus geringwerthigen Körnern bestehen, in ungünstigen aber könne dieser Satz auf 15 Proz., 20 Proz. und noch höher steigen. Wenn jetzt circa 14,6 Proz. der geernteten Menge von Brodgetreide verfüttert werden, so sei das ein ganz normales Verhältniß.

Die gegenwärtigen niedrigen Preise des Weltmarktes seien wahrscheinlich nur eine vorübergehende Erscheinung. Die Masse-Produktion der neu dem Verkehr aufgeschlossenen Gebiete werde wohl bald wieder zurückgehen. Aber so lange dieser Preisdruck dauere, müsse die deutsche Landwirthschaft einen Zollschutz genießen. Dieser komme allerdings **vorzugsweise den Großgütern und großbäuerlichen Wirthschaften zu Gute**, die viel Getreide verkauften. Die Kleinwirthschaften und Arbeiter hätten direkt keinen Vortheil davon, ihre Interessen lägen scheinbar eher auf der Seite niedriger Getreidepreise. Aber indirekt käme der Schutz auch ihnen, sowie der städtischen Bevölkerung zu Gute, indem die zahlungsfähig erhaltenen großen Landwirthe in den Stand gesetzt würden, ihren Arbeitern den höheren Lohn fortzuzahlen und von der Industrie und aus den Städten zu kaufen.

In Folge der bestehenden Zollsätze sei jetzt der Preis des Getreides insbesondere des Weizens in Deutschland meist **höher** als in England, dennoch könne man nicht sagen, daß diese relativ höheren Brodpreise der deutschen Industrie geschadet hätten. Die Industrie blühe, wie nie zuvor, und ihre Arbeiter befänden sich in weit besserer Lage, als ehedem.

So sei es gerechtfertigt, gegenwärtig die Getreidezölle aufrecht zu erhalten, unter Umständen sie vielleicht noch etwas zu erhöhen. $3^1/_2$ Mk., wie der gegenwärtige Satz, als Minimum und 5 Mk. als Maximum dürfte wohl zur Zeit und für die nächste Zukunft als das richtige Maß anzusehen sein.

Um die Höhe der anzunehmenden Zollsätze werde sich freilich immer ein **heftiger Kampf** wegen der einander entgegenstehenden wirklichen, oder vermeintlichen Interessen erheben. Auch litten die **festen** Zollsätze unzweifelhaft an dem Fehler, daß sie unter Umständen als zu hoch, unter anderen Verhältnissen aber als unzureichend sich erweisen würden.

Diesem Uebelstande würde eine **gleitende Skala**, d. h. **höhere Zollsätze** bei niedrigen und niedrigere Zollsätze bei höheren Marktpreisen abhelfen. Zur Zeit bestünde freilich noch überall Abneigung gegen eine solche Maßregel. Aber die Berufung auf die damit in England gemachten schlechten Erfahrungen sei nicht beweisend, weil die englische gleitende Skala überhaupt unrichtig angelegt worden sei.

Der Verf. entwirft dann ein ungefähres Bild davon, wie er sich die Einführung einer **gleitenden Skala** in Deutschland etwa denken würde:

Der **Bundesrath** bestimmt im Dezember jeden Jahres die Einfuhrzölle auf Getreide gemäß der gesetzlich festgelegten Skala für das ganze folgende Kalenderjahr, auf Grund der an 6—10 Haupthandelsplätzen für Getreide während der letzten 12 Monate ermittelten Durchschnittspreise. Die Abstufung der Zollsätze ist in folgender Weise gedacht.

Die Preise des Roggens ergeben die Grundlage. Bei einem Preise von **über** 20 M. für den Doppelzentner Roggen fällt der Zoll überhaupt fort. Er beträgt bei dem Preise von 20 M. für den Doppelzentner 0,50 M., steigt um je 0,50 M. bei je 1 M. niedrigerem Preise, so daß der Zollsatz z. B. die jetzige Höhe von 3,50 M. bei einem Roggenpreise von 14 M., die Höhe von 5 M. aber bei einem Preise von 11 M. erreicht. Für Weizen würden dieselben, für Gerste und Hafer etwas niedrigere Zollsätze anzulegen sein.

Der Verf. verhehlt es sich nicht, daß sein Vorschlag in der Praxis vielleicht auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen könne. — Dieser Ansicht werden wohl die Meisten beistimmen. Ist es doch z. B. kaum wahrscheinlich, daß andere Staaten sich darauf einlassen würden, günstige Handelsverträge abzuschließen mit einem Staate, der eine solche Zolleinrichtung träfe. Und welche Machinationen würde wohl das Bestehen solcher veränderlichen Zollsätze hervorrufen! An die Einführung einer gleitenden Skala dürfte also wohl nicht zu denken sein.

Gegen ein Hauptstück der agrarischen Agitation macht dann aber v. d. G. mit der größten Entschiedenheit Front. Den **Antrag Kanitz** hält er nicht allein für völlig **undurchführbar**, und nicht bloß die allgemeinen, sondern auch die Interessen der Landwirthschaft selbst in vielen Beziehungen **schädigend**, wie er des Näheren nachweist. Mit dem Versuche seiner Durchführung würde überhaupt der sozialistische Staat eingeleitet. Jeder Arbeiter würde die Gewährleistung eines Minimallohnes, jeder Gewerbetreibende genügende Vergütung für den gemachten Aufwand an Arbeit und Kapital vom Staate fordern können.

Die bestehenden Zollsätze auf **Thiere und animalische Erzeugnisse** hält der Verf. für gerechtfertigt und im Ganzen angemessen. Nur für einzelne, als Pferde, frisches Fleisch u. s. w. hält er eine Erhöhung der Zollsätze für erwünscht. Dagegen verzichtet er auf einen **Wollzoll**, so sehr derselbe auch im Interesse der einheimischen Schafzucht sich empfehlen würde. Die entgegenstehenden Interessen der so wichtigen Textilindustrie würden einen **hohen** Wollzoll, und nur ein solcher könne der Landwirthschaft nützen, nicht zulassen.

Den Abschluß von **Handelsverträgen** hält der Verf. nicht bloß als den allgemeinen Interessen des deutschen Reiches entsprechend, sondern erachtet ihn auch für die **Landwirthschaft als dienlich.** Dagegen widerräth er dem Abschlusse von **Meistbegünstigungsverträgen**, ohne freilich die Frage zu erörtern, ob erstere mit vollem Ausschluß der letzteren zu Stande zu bringen sind.

Ueber die **Steuern** im Allgemeinen urtheilt der Verf. nicht viel anders, als dieses von liberaler Seite auch geschieht. Die Nothwendigkeit der Grundsteuer für den Staat erkennt er bedingungslos an, billigt aber ihre Ueberweisung an die Gemeinden und ihre Verwendung für lokale Zwecke. Da er auch die Einverleibung der isolirten Gutsbezirke in Nachbargemeinden befürwortet, so trifft ihn nicht der dem jetzigen Verhältnisse in dieser Beziehung zu machende Vorwurf der unbilligen Bevorzugung des Großgrundbesitzes. Er erkennt vollständig an, daß die Landwirthe durch die Steuerreform günstiger gestellt seien und nach dieser Beziehung **keine Ursache zu Klagen** hätten.

Daß er der **Branntweinbrennerei** wie der **Rübenzuckerindustrie** nicht bloß für die Landwirthschaft, sondern für die gesammte Volkswirthschaft die größte Bedeutung beimißt, erscheint selbstverständlich. Jedermann wird mit ihm die Wichtigkeit des Kartoffelbaues für die Ausnutzung der geringern, sandigen Bodenklassen, die überaus günstige Einwirkung des Rübenbaues für die Einführung besserer Bodenbearbeitung und intensiverer Kultur überhaupt anerkennen. Fraglich ist nur, ob der Verfasser auch die allge-

meine Zustimmung für seine Ansicht findet, daß wenn die Branntweinbrennerei und die Rübenzuckerindustrie hinwegfielen, doch nicht mehr Getreide in Deutschland gebaut werden würde, weil der durch jenen Wegfall frei gewordene Boden der Gewinnung von Futterkräutern vorzugsweise eingeräumt werden würde.

Der Verfasser verkennt aber keineswegs die Schwierigkeiten und Gefahren, welche durch die übermäßige Ausdehnung jener beiden Industriezweige entstanden sind und für die Zukunft noch drohen. Wenn es auch nicht ausdrücklich ausgesprochen wird, daß an dieser Ueberproduktion zu einem großen Theil die fehlerhafte Steuergesetzgebung der letzten Zeit die Hauptschuld trage, so ist doch dieser Vorwurf aus der gegebenen Darstellung leicht herauszulesen. Deshalb begrüßt er die Kontingentirung der beiden Betriebe als eine zweckmäßige Maßregel zur Herbeiführung der Gesundung. Aber er läßt sich nicht etwa darauf ein, die außerordentliche Bevorzugung der alten Brennereien durch die jetzt bestehenden beiden Steuersätze zu rechtfertigen, oder gar abzuleugnen. Das über diesen Punkt beobachtete Stillschweigen besagt genug.

Im Interesse der Erhaltung der kleineren Betriebe wird einer progressiven Steuer das Wort geredet.

Für die Höhe der Ausfuhrvergütung wird prinzipiell die Höhe des von der inländischen Fabrikation erhobenen Steuersatzes hingestellt. Ob daneben noch eine Ausfuhrprämie zu gewähren sei, hänge von den im Auslande getroffenen Maßregeln ab. Auf Ausfuhrprämien müsse verzichtet werden, sobald dieses von den konkurrirenden Ländern geschehen.

Die Ausfuhr von Zucker und Spiritus bleibe immer gefährdet; lange dauernde Handelsverträge böten da einen gewissen Schutz.

In einer Schlußbetrachtung spricht der Verfasser sich noch im Allgemeinen über die gegenwärtige Lage der Landwirthschaft aus, er weist darauf hin, daß derselben im erhöhten Maße die Aufmerksamkeit und Fürsorge der Regierungen zu Theil geworden und ihr auch stets wachsende Unterstützungsmittel zugewendet worden sind. Dem Bunde der Landwirthe wird zwar als Verdienst angerechnet, daß er die Interessen der Landwirthschaft energisch zur Geltung gebracht und die allgemeine Aufmerksamkeit für sie gewonnen habe. Die von demselben in Vorschlag gebrachten s. g. großen Mittel werden aber sämmtlich als unausführbar und theilweise auch als unwirksam bezeichnet. Nur die verächtlich so genannten kleinen Mittel seien es, welche der Landwirthschaft aufhelfen und wahrhaft nützen könnten. Bei dem konservativen Charakter der Landwirthschaft und angesichts des Umstandes, daß der Fortschritt derselben aufs Engste mit der richtigen Benutzung der Naturkräfte zusammenhänge, seien aber wichtige Verbesserungen nur in langsamem Tempo zu erwarten. Auch die großen Fortschritte der Neuzeit hätten ein halbes Jahrhundert der Vorbereitung gebraucht.

Wie groß auch der Druck sein möge, der gegenwärtig auf der Landwirthschaft und namentlich auf vielen einzelnen Landwirthen lastet, so dürfe man doch die Hoffnung hegen, daß die deutsche Landwirthschaft aus der jetzigen Krisis ohne dauernden Schaden, ja neu gekräftigt hervorgehe.

„Den Landwirthen selbst kommt es zunächst zu, ihre Wünsche bestimmt auszusprechen, zugleich aber auch die zu deren Erfüllung gangbaren Wege zu bezeichnen. — Desgleichen müssen sie zeigen, daß sie die berechtigten Interessen der anderen Erwerbsgruppen vollkommen zu würdigen verstehen und auf sie Rücksicht zu nehmen gewillt sind. — Aus der Geschichte läßt sich die für die Gegenwart, wie für die Zukunft beherzigenswerthe Lehre ziehen, daß das wirthschaftliche Wohl eines Volkes abhängt von dem Grade seiner Sittlichkeit“.

Eine Reihe von Anschauungen, die v. d. Goltz vertritt, widersprechen denen der Liberalen; da ich hier nur referiren wollte und nicht kritisiren, hob ich das nicht besonders hervor; andererseits bleibt es bemerkenswerth, daß ein von konservativem Standpunkte ausgehender Agrarpolitiker in einer noch größeren Reihe wichtiger Fragen der Gegenwart sich in solcher Uebereinstimmung befindet mit dem, was von liberaler Seite gefordert wird. Es rührt dieses offenbar daher, daß Beide die allgemeinen Lehren der Volkswirthschaft für die Befolgung ihrer praktischen Ziele zur Richtschnur nehmen. v. d. Goltz beklagt es in seinem Buche wiederholt, daß so viel Landwirthe von dieser Wissenschaft so wenig sich wollen belehren lassen. Ob die jetzt im Kampfe begriffenen Agrarier dieses in Zukunft thun werden, steht freilich auch dahin.

Erfreulich aber ist es, daß wenigstens unserer studirenden Jugend Gelegenheit geboten wird, über so viele der wichtigsten Fragen der Wirthschaftspolitik in ruhiger, objektiver Darstellung gebotene Belehrung zu finden.

Kiel. W. Seelig.

Eltern und Kinder.

Es lebt in uns Allen das Gefühl, als schritten wir aus der Dunkelheit unserer Tage etwas Fernem zu, Verschleiertem entgegen, das wir noch nicht sicher zu bestimmen wissen. Nur kann hinter jenem Schleier leicht eine Flamme brennen, heller, als sie unseren Tagen leuchtet. Eine große Sehnsucht ist in uns und wiederum eine starke Bangigkeit. So mag es, der Legende nach, den Kindern Israels zu Muthe gewesen sein, als sie das Rothe Meer durchschritten: gestaute Wasser zu beiden Seiten. Und kein Mensch kann voraussagen, wann sie auf die Ziehenden niederstürzen oder was Alles sie in ihrem Schwalle niederreißen und wegspülen werden.

An manchem, was vordem als ein Grundpfeiler unserer Gesittung galt, ist gerüttelt worden. Die Analyse hat sich in Kunst und Leben bethätigt und ihre immer zersetzende Wirkung geübt. Bis zur Zusammenfassung sind wir noch nicht gekommen. Wir sind zweifelnder denn je; sind es sogar in solchem Grade, daß sich wiederum in manchen und nicht eben den schlimmsten Gemüthern die klagende Sehnsucht nach Kinderglauben und Frömmigkeit regt. Des grausamen Tages und seines unbarmherzigen Lichtes müde, möchten sie sich in mystische Dome flüchten. Glockengeläut und feierlicher Orgelklang sollen die Stimmen übertönen, die aufreizend in uns raunen, um uns schrillen und gegen das Bestehende zetern und unsere Ruhe und das genießende Behagen stören.

Ist's aber wirklich eine Zeit der Entfernung vom Alten und der Annäherung an ein Neues, so müssen dafür bestimmte Merkzeichen vorhanden sein. Es müssen sich Veränderungen in dem andeuten, was wir als Fundament unserer Gesellschaftsordnung, als Grundlage ihres Aufbaues zu betrachten gewohnt sind. Wie bei einem Erdbeben müßte das sein. Ein Schwanken von Unten herauf, vor dem Nichts sicher ist, das Alles in mitbebende Schwingungen versetzt. Nicht nur im Wipfel des Baumes, der jeden Windanfall verspürt, dürfte das Schwanken, nicht allein in seinen Zweigen das Aechzen sein. Von den Wurzeln aufwärts muß die Erschütterung gehen, Alles bedrohend, unentrinnlich und in gleicher Weise fühlbar für die Gesammtheit.

Die Grundlage unserer Gesittung ist aber die Familie. Auf sie bezieht sich unsere ganze Lebensführung; alle Gesetzgebung ist für ihre Bedürfnisse zugeschnitten und zu ihrem Schutze ausgedacht. Finden wir hier eine Aenderung der Begriffe, so müssen wir sie wohl als belangreich buchen.

Ich spreche von der Familie, nicht von der Ehe. Von den Beziehungen zwischen Eltern und Kindern und nicht zwischen den Gatten. Denn mit der Ehe ist schon oftmals übler umgesprungen worden, als selbst jetzt. Man denke der Zeiten des ausgehenden Römerreiches, wo wir Verhältnisse als typisch finden, die wir immer noch in unseren Tagen als Ausnahme ansprechen dürfen. Oder der

Tage der Regentschaft in Frankreich, da die Gesellschaft tolle und unzüchtige Tänze um jene Grube aufführte, in die sie bald mit einem letzten, gellen Aufkreischen der Lust stürzen sollte. Aller Witz und aller Geist ward aufgeboten, ein Brillantfeuerwerk abgebrannt, um zu verklären, was im hellen und vernünftigen Licht der Sonne nicht hätte geduldet werden können.

Die Ehe in ihrer heutigen Form aber bestand nicht immer. Es ist also nicht nothwendig, nicht einmal wahrscheinlich, daß sie für ewig auf jener Entwicklungsstufe verharren werde, auf der wir sie nun finden. Aber auch das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern scheint mir nach meinen Beobachtungen in einer wesentlichen Umformung begriffen. Ist dem so, dann erleiden Beziehungen einen Wandel, die von der Natur selbst begründet, durch Schutzbedürfniß und Schutzgewährung umschrieben sind und von allem Anbeginn umschrieben sein mußten.

Das Elternrecht, das bis zum jus gladii, dem Recht über Leben und Tod gesteigert gewesen, ist uns heute schon völlig aus dem Bewußtsein geschwunden. Unfaßlich ist uns, wie es jemals geübt werden konnte.

Und dennoch ist es noch nicht so lange her, daß es mit aller Härte bethätigt und geglaubt ward. Wir begegnen ihm im Märchen. Die Verstoßung des unfügsamen Kindes ist eines der Grundmotive und gerade das Märchen bringt nichts, was nicht im Volksgefühl seine unverrückbare Heimstatt hatte. Oder, da ist ein Werk, das mit zu den Ersten gehört, in denen sich jene große Bewegung ankündigte, die bald die ganze Welt umgestalten sollte, das die Gemüther revoltirte, wie keines vor oder nach ihm. Man erinnere sich gütigst der Voraussetzung der „Räuber“. Der bessere und der geliebtere Sohn eines reichen Vaters hat sich auf Universitäten nicht gar löblich aufgeführt. Aber im Grunde hat er dennoch nichts gethan, was nicht jeder seiner Standesgenossen auch begangen hätte. Er trank, er machte Schulden, er trieb sich, so wenig Schiller davon sagt, auch mit Weibern um. Das würde heute mit Entziehung des Wechsels oder mit einem Inserat geahndet: Ich warne Jedermann, meinem Sohne Geld oder Geldeswerth zu leihen, da ich für ihn nichts mehr bezahle. Hier taucht die Drohung mit dem Hungerthurm auf. Sie wird ohne Weiteres als möglich genommen. Sie genügt, den Sohn aus allen Grenzen der Gesittung, bis in die böhmischen Wälder zu treiben.

Ein Drama mit dieser Voraussetzung wäre heute denn doch unmöglich. Ein letztes Rudiment der elterlichen Gewalt in diesem Sinne hatten wir noch in der unbarmherzigen Härte gegenüber der gefallenen Tochter, einer Strenge, die in gewissem Sinne nationalökonomisch begründet ist. Denn das gefallene Mädchen ist, nach unseren Begriffen, entwerthet.

Sonst aber betont und setzt sich mehr und mehr das Recht der Kinder durch. Wie überhaupt jede Autorität im Schwinden begriffen erscheint, so auch die der Eltern. Jene blinde Unterwerfung unter die elterlichen Absichten, das unbedingte Zutrauen in die sichere Erfahrung und das bessere Wissen besteht heute kaum mehr. Das kommende Geschlecht betont seinen Willen stärker dem gegenwärtigen gegenüber, als es noch in unserer Zeit der Fall war. Der Widerstand ist stärker und bewußter geworden. Das ist eine Thatsache, die Jeder bezeugen wird, soweit er Gelegenheit zu Beobachtungen hatte — jeder Erzieher und so ziemlich jeder Vater, der Augen zu sehen hat. Die Pietät ist im Schwinden. Sie kritisiren zeitiger nach ihrer Art, als vordem; sie lehnen sich entschiedener auf; sie anerkennen und sie unterwerfen sich eigentlich nur dem Recht des Stärkeren.

Woran liegt das nun? Wie kommt es, daß eine Sammlung von Kindesworten von heute lange nicht mehr so harmlos klänge, als Eine von vor noch etwa vier Dezennien? Daß man in ihr recht böseu Aussprüchen begegnen möchte und müßte? Die Menschennatur hat sich kaum geändert, seit uns Erfahrungen über sie zu Gebote stehen. Warum tritt nun in Erscheinung, was so lange verborgen geblieben war? Es gibt nichts Schlaueres, nichts, das bei allem Anschein von Harmlosigkeit und Naivetät so scharf zu beobachten und seinen Vortheil zu nützen wüßte, als ein Kind. Sie erkennen mit untrüglicher Sicherheit, wie weit sie gehen dürfen, was ernsthafte Drohung und was Schein ist. Gehen sie nun weiter, als vordem, so müssen sie wohl das für gestattet halten. Der Druck muß nachgelassen haben, unter dem man ihr eigenes Wollen so lange gehalten. Sie, nach ihrer Art, nützen das. Es muß das aber, wenn dem so ist, auch seine Gründe haben und deren scheinen mir genügend und gewichtige vorzuliegen . . .

Desto merkwürdiger ist im Grunde dieser Wandel, da im Grunde nirgends mehr jene Freude an einem reichen Kindersegen zu finden ist, wie sie dermaleinst überall heimisch war. Höchstens noch bei den Meistbegüterten, denen ihre Mittel gestatten, alle Sorge und die Plage auch um die Nachkommenschaft, so weit dies thunlich ist, fremden Schultern aufzubürden. Eine ganze Nation, die Franzosen, übt praktischen Malthusianismus in einem Grade, der längst die Besorgnisse der Vaterlandsfreunde sammt gutgemeinten, nur unfruchtbaren Besserungsvorschlägen wachgerufen hat. Aehnlich, mindestens im Mittelstande, steht es auch bei uns in Oesterreich. Und selbst die Bäuerin und das Arbeiterweib blickt mit Sorgen auf ihre zahlreich heranwachsende Brut; und je nach Anlagen und Gesinnung erscheint sie ihr als eine Schickung, die man hinnehmen muß, oder als eine Heimsuchung Gottes, gegen die man murren darf.

Ein Grund, den man ansprechen möchte, muß von Vornhinein ausgeschieden sein. Denn er ist sicherlich so alt, als die Geschichte der Menschheit, mindestens so alt, als sich der Einzelne als Glied einer Reihe empfindet, die immer höher anzusteigen bestimmt ist. Seit dem ersten Menschenpaar besteht sicherlich die Sehnsucht, den Nachkommenden ein besseres Geschick zu bereiten, als den Früheren vergönnt gewesen, ihnen mindestens eine höhere Bildung zu vermitteln, als die man sich selbst aneignen gekonnt. Mit dem Erwachen und Erstarken dieses Triebes beginnt doch eigentlich erst die Bildungsgeschichte der Menschheit und sie wird erst mit seinem Absterben zu Ende sein. Was sich so lange schon bethätigt, ohne daß vordem die elterliche Autorität darunter Schaden gelitten hätte, das wird nicht mit Eins sein Ziel und die Art seiner Wirksamkeit geändert haben. Eher wirkt hier, mindestens unter den Gebildeten, ein Anderes mit: Wir leben in einer Periode, die klarer als noch vor Kurzem den Werth der Individualität begriffen hat, weil sie starke Persönlichkeiten am Werke gesehen hat. Es ist ein gewisser Geist der Duldsamkeit in uns. Er erstreckt sich nothwendig auf die Art in der sich unsere Jugend bethätigt, die wir gerne möglichst unverkümmert und thatenfreudig zu den mannigfachen und belangreichen Aufgaben heranwachsen sähen, die ihrer am Leben sicherlich harren.

Zweierlei aber scheint mir wichtiger. Und zwar darum, weil es unsere ganze Auffassung und Führung des Lebens schon bestimmt hat und weiterhin noch zu ändern droht.

Zunächst ist da die Lehre von der Vererbung.

Wir ahnen selber kaum, wie sehr, wie rasch und wie allgemein sie ins Bewußtsein der Gesammtheit gedrungen ist. Aber wir haben die furchtbare Wahrheit des biblischen Spruches von den Sünden der Väter begreifen gelernt, die sich von Geschlecht zu Geschlechte forterben, und wir beginnen langsam auch darnach zu handeln. Wo man vordem vielleicht nur üble Anlage, Eigenwillen, Jähzorn gesehen und bestraft hatte, dort ahnt man nun vielfältig ein böses Vermächtniß, das der Richter selber dem Delinquenten übermacht hat. Man inquirirt sich selber, ehe man bei dem kleinen Sünder seines Amtes waltet. Nach solch einer Untersuchung aber straft man nicht mehr mit jener Sicherheit und mit dem überlegenen Gefühl elterlicher Unfehlbarkeit, mit der vordem justisizirt ward. Die Hand, die kaum erst reuig an die eigene Brust geschlagen, die ist unsicher und ängstlich im Züchtigen. . . .

Noch wichtiger aber scheint mir ein Anderes. Schon darum, weil es noch mehr im Unbewußten schafft und wirkt.

Sicherlich — es hat innerhalb einer absehbaren Frist, innerhalb kaum eines Jahrhunderts unsere Auffassung vom Werthe des Lebens eine grundsätzliche Aenderung erfahren. Es ist eine andere, eine vordem kaum geahnte Empfindung, mit der wir an das Bettchen eines Kindes treten.

Wer gewohnt ist, seine Gefühle zu untersuchen, der wird in ihrem Urgrund ein tiefes Mitleiden mit dem hilflosen Geschöpfchen entdecken, ein Mitleiden, das in aller Freude über seine gedeihliche Entwickelung nicht schweigt und sich bis zur Reue steigern kann. Das Goethe'sche: „Ihr führt ins Leben ihn hinein . . . . dann überlaßt ihr ihn der Pein“ klingt heute ungesungen um viele Wiegen und Schlummerstättchen innerhalb unseres Mittelstandes.

Wer dem Anderen ein Geschenk gemacht hat, der darf dafür sich Dank erwarten. Ist aber das Leben ein Geschenk und des Dankes werth? Ist es nicht vielmehr eine schwere Last, unter der wir selber genug leiden und die wir dennoch ohne zu fragen, ungedenk der Verantwortung, auch Anderen aufgebürdet? Was immer wir für die Kinder thun, ist es nicht eine unzureichende Entsühnung für das, was wir schon über sie verhängt haben? Und es ist nicht mehr der sichere Anspruch auf Dank, mit dem wir unserer Jugend gegenüberstehen. Denn „wir leiden alle am Leben“ und es ist wenig Grund zur Annahme, daß es denen nach uns so bald besser werden solle.

Damit aber ist das Fundament aller Autorität überhaupt erschüttert. Denn selbst die Gottes ist im Grunde kaum etwas Anderes, als die Auszeichnung und Erhöhung deren, die wir vordem den Eltern beilegten. Von dieser Schranke frei, pochen wir dreister an jene andere, höhere.

Es war eine ähnliche Periode, eine Zeit der Lebensmüdigkeit, des Ueberdrusses am Bestehenden, ohne eine Ahnung dessen, was da werden solle, in der zuerst das Wort erklang: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht. Heute lassen sie sich minder wehren denn je . . .

Möglich, daß Alles unhaltbar ist, was ich hier ausgeführt habe. Daß lediglich einem überfeinerten Gefühl entsprungen ist, was ich aus der Beobachtung geschöpft meinte. Verzeichnen wollt' ich's dennoch. Denn was Einer mit solcher Macht als subjektive Wahrheit empfindet, dem muß, bescheidener, dem wird wohl auch ein Körnchen objektive Giltigkeit zu Grunde liegen. Und vielleicht kündigt sich in dieser Verschiebung des Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern etwas Neues an: vielleicht haben wir wieder eine jener Stufen betreten, die sacht und unmerklich die Menschheit höher und zu freieren Aussichten führen.

Wien. J. J. David.

Ein deutsches Buch über Frederi Mistral.

Als vor sechs Jahren August Bertuch's vortreffliche deutsche Uebersetzung der provençalischen Dichtung „Mirèio“ von Frederi Mistral erschien, machte sich Schreiber dieser Zeilen ein besonderes Vergnügen daraus, den Lesern der „Nation“ die Schönheiten dieser berühmtesten südfranzösischen Dichtung der Neuzeit darzulegen. („Nation“ Jahrgang 1893, Nr. 23 vom 4. März). Wem zufällig jener Artikel erinnerlich oder noch zur Hand sein sollte, der wird mich gewiß nicht einer Unterschätzung des idyllischen Poems beschuldigen können, das ich zu dem antiken Hirtenroman, der einst Goethe's großes Entzücken war, zu „Daphnis und Chloë“ in Beziehung setzte.

Das 356 Seiten starke Buch jedoch, das jetzt vor Kurzem Nicolaus Welter über Mistral hat erscheinen lassen*), geht mir in der bewundernden Würdigung dieses Dichters und des ganzen Feliberthums**) etwas zu weit, obschon der Verfasser da, wo er von den einzelnen Dichtungen Mistral's spricht, mit gelegentlicher Kritik, mit bestimmter Hindeutung auf offenbare Mängel derselben keineswegs zurückhält. Aber der Ton des ganzen Buches, die Ausführlichkeit der darin enthaltenen Mittheilungen über alle möglichen kleinen Provinzfestlichkeiten, bei denen die Feliber ihre provençalische Dialektpoesie feierten, scheinen mir über die Bedeutung des poetischen Werthes der meisten Werke hinauszugehen, von denen da die Rede ist. Es ist ja gewiß sehr hübsch, daß der Lokalpatriotismus die Einwohner des kleinen Ortes Majano, wo Mistral lebt, öfter zu großen Ovationen veranlaßte, wenn ihr einheimischer Dichter von einer Reise nach Paris zurückkehrte, wo ihm litterarische Erfolge waren zu theil geworden. Als er z. B. im Juni 1884 für seine Novelle „Nerto“ den Prix Vitet erhalten hatte, „harrte ganz Majano in Spannung der Rückkehr seines Lieblings. Und als er nun endlich, gegen Mitte Juni, dort eintraf, zog ihm die gesammte Einwohnerschaft entgegen; weißgekleidete Mädchen sprachen Grüße des Willkommens und boten Blumensträuße an, und umtönt von dem Jubel der Menschen, umdröhnt von dem Schall der Tambourine, umkreist von den Windungen der Farandole, im Geleit eines Fackelzuges, auf dessen Lampions die Namen: Mirèio! Nerto! Calendau! leuchteten, betrat er, unter bunten Ehrenpforten hindurch, nach mehr als sechswöchentlicher Abwesenheit wieder sein trautes Dichterheim“. Und wie großartig war erst — 1888 — der Einzug der Feliber, mit Mistral an der Spitze, in der alten Papststadt Avignon! Vorher hatten die Oedipusaufführungen im antiken Theater von Orange stattgefunden. Dann hatten die Dichter und ihre Freunde eine kleine Flußinsel bei Avignon aufgesucht, wo sie im Grünen lagerten und wo Mistral seine Würde als „Capoulié“, d. h. als Oberhaupt aller Feliber niederlegte, um die Wahl seines Freundes Roumanille zu sichern. „Die ganze Rue de la République, vom Hauptbahnhofe aus bis zu dem alten Palast der Päpste, der in lohender Flammenglorie in die Nacht emporragte, war bloß eine einzige Doppelzeile von Licht, regenbogenförmig überspannt von Triumphbögen, die in kurzen Zwischenräumen den Glanz durchbrachen. Arm in Arm schritten Feliber und Cigaliers (Genossen der befreundeten Société de la Cigale), an ihrer Spitze Mistral und Fouquier, indeß die Glocken läuteten und von Fenstern und Bürgersteigen eine begeisterte Menge Beifall klatschte. Es war, wie wenn ein König seinen Einzug hielte. . . . Und Mistral, ruhig und lächelnd wie ein Gott, griff von Zeit zu Zeit grüßend an den dreikrämpigen Filzhut“. Das ist alles, wie gesagt, gewiß sehr hübsch und mancher wackere deutsche Dichter, um den in deutschen Landen kein Hahn kräht, wird es vielleicht, wenn er dergleichen liest, im Stillen bedauern, nicht als Provençale geboren worden zu sein. Lustig ist es endlich auch, aus Walters Buch zu erfahren, daß das große „Sonnenlied“ (Lou Cant d'ou Souleu), das Mistral gedichtet hat und das zum provençalischen Nationalliede geworden ist, auf die bekannte deutsche (d. h. Kücken'sche) Melodie: „Wer will unter die Soldaten, der muß haben ein Gewehr“ — gedichtet wurde und immerfort so gesungen wird.

*) Frederi Mistral, der Dichter der Provence. Von Nicolaus Welter. Mit Mistral's Bildniß. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, 1899.

**) Feliberthum, auf französisch Felibrige. Das Wort Feliber wäre nach dem Stamm der beiden Wörter, die es bilden, mit „Bücher-macher“, d. h. Schriftsteller oder Schriftgelehrter, zu übersetzen. Man begreift, daß sich im Mittelalter mit dem Begriff und Namen eines „Büchermachers“ der schlimme Nebensinn nicht verbinden konnte, den wir in unserer gar zu schreibseligen Zeit in diese Bezeichnung hineinlegen. Und so durften die neuen provençalischen Dichter diesen alterthümlichen Namen wohl wieder hervorholen und sich beilegen, ohne deshalb Spott befürchten zu müssen.

Aber ist diese Kinderliedchenmelodie, welche bei den Provençalen so sehr Glück gemacht hat, wohl das einzige Kindische, das in dem ganzen Feliberthum zur Erscheinung kommt? Wer in Welters Buche die immer wiederkehrende Schilderung dieses in sich selbst gar so vergnügten Provinzialpoetenthums liest, eines harmlosen Behagens, das am meisten an unser deutsches Sangesbrüderthum mit allen seinen kleinen Triumphen und Eitelkeiten erinnert, der wird obige Frage verneinen. Wir mögen immerhin in Anschlag bringen, daß Südfranzosen, wie wir sie ja aus Daudet's „Tartarin" kennen, ein gewisses nationales Geburts- und Erbrecht auf kindische Capriolen mit zur Welt bringen, ferner daß Frederi Mistral, um die Bevölkerung für die einheimische Dialektdichtung zu gewinnen, so viel als möglich in ihr die Freude an allen provinziellen Eigenthümlichkeiten und das provençalische Stammesbewußtsein stärken mußte, wozu solche öffentliche Paraden und festliche Manifestationen gewiß ein sehr wirksames Mittel waren. Aber er selbst auch zeigt sich dabei von einem dionysischen Taumel erfaßt, der sich besser mit der Vorstellung eines mittelalterlichen Troubadours als eines modernen Dichters vereinigen läßt, dem die Gegenwart irgendwelche große, bewegende Ideen verdanken könnte.

Letztere bleiben uns denn auch wirklich seine Dichtungen schuldig. Ja, schlimmer noch! So weit diese Dichtungen über die Schilderung der entzückenden Natur und der feurigen Menschen der Provence hinausgehen ins Reich ewiger Gedanken, lenken sie einfach in die beschränkten Anschauungen des katholischen Mittelalters zurück. Und mit Rücksicht hierauf besonders scheint es mir unrichtig und sogar bedenklich, von Mistrals Poesie großes Aufheben zu machen. Wir Deutschen sind darin fast unverbesserlich, daß wir dem Reiz des Exotischen, namentlich dem Reiz südeuropäischer Poesie und Kunst selbst da noch erliegen, wo in solchen Werken eine Rückbildung in längst überwundene Vorstellungen des Weltbildes offen zu Tage tritt. Zwar daß wir uns dergleichen in Dichtungen, die wirklich aus dem katholischen Mittelalter stammen, gefallen lassen, wird niemand tadeln wollen. Wenn aber ein zeitgenössischer Dichter uns für eine Jungfrau interessiren will, die von ihrem Vater dem Teufel gelobt wurde und die dann dadurch, daß sie Nonne geworden ist, zwar ihr irdisches Leben, trotz der Fürbitte eines frommen Eremiten, vor plötzlichem Untergang nicht bewahren, wohl aber ihre Seele retten kann, — dies in den Grundzügen der Inhalt der Mistral'schen Dichtung „Nerto", — ja können wir da als moderne Menschen nicht mehr mitgehen, mögen immerhin einzelne Stellen des Gedichtes durch herrliches Kolorit uns gefallen. Ja, ich glaube sogar, wir sollen nicht mitgehen wollen, weil dieses Phantasiespiel mit den Idealen der mittelalterlichen Kirche keineswegs so harmlos und unschuldig ist, wie es vielleicht diesem oder jenem Leser erscheinen mag. Ein Blick auf das, was gegenwärtig in Frankreich geschieht und woran der durch den jesuitischen Sacré-coeur-Kultus so außerordentlich gestärkte, reaktionäre Katholizismus eine Hauptschuld trägt, müßte uns gegen jene Heiligen-Marienpoeten, deren hervorragendster Mistral ist, einigermaßen mißtrauisch machen. Weil der Katholizismus gleichsam zum Kostüm der provençalischen Landschaft gehört, was ja ohne weiteres hier zugegeben wird, sind wir doch noch keineswegs verpflichtet, die romantisch-exaltirte Dichtung eines Provençalen, der sich ausdrücklich als „Sohn des Katholizismus" bekennt und in den modernen Ideen, obwohl er selbst an einen von Gott gewollten Fortschritt glaubt, wesentlich des Teufels Werk erblickt, für ein poetisches Werk zu halten, das wirklich zu unserm Jahrhundert oder gar zu einem künftigen spricht. Angeborene deutsche Weitherzigkeit und angeborene deutsche Vorliebe für das Ausländische haben den Verfasser des Buchs über Mistral sowohl da, wo er die Dichtung „Nerto" mit „Faust" in Parallele setzt und sie ein wahres Kunstwerk nennt, wie auch in seiner Würdigung der Dichtung „Calendau" und des ganzen Lebenswerkes Mistral's etwas zu weit geführt in der Anerkennung und im bewundernden Lobe. Wer z. B. Mistral's Balladen in der lyrischen Sammlung „Goldinseln" mit den Balladen und Romanzen unseres Uhland vergleicht, der auch viel aus provençalischen Sagenstoffen geschöpft hat, wird unter anderm mit Staunen bemerken, wie viel plastischer Uhland's Gestalten in einer — ich möchte sagen — reineren, helleren Luftperspektive sich darstellen, als dies in den Gedichten des Südfranzosen der Fall ist, unter denen allerdings eines: „Der Tod des Schnitters" ein vollkommenes Kunstwerk heißen darf. Aber in diesem Gedicht von dem wackern Alten, der auf sonnverbranntem Felde, sterbend, auf den Aehrenschwaden wie auf einen Ehrenschild niedersinkt, hat sich der Dichter ähnlich wie in „Mirieio" an die Darstellung der ihm vertrauten ländlichen Umgebung gehalten und durch idyllische Züge von Homerischer Realistik die ergreifende Wirkung erreicht, welche Welter dem Gedicht mit Recht nachrühmt. Wo jedoch Mistral den festen Boden verläßt und in theologisch-philosophische Ideendichtung sich versteigt, da hat er uns wahrhaftig nichts zu sagen. Man muß nur flüchtig an Ibsen und Tolstoi denken, um die Ideenarmseligkeit des südfranzösischen Poeten ganz zu ermessen. Und so kann ich, wenn ich von seinen engern Landsleuten, den auf ihren Dialektdichter stolzen Provençalen, absehe, mit Welter nicht übereinstimmen, wenn er z. B. von den Sirventen, welche den Höhepunkt in Mistral's Lyrik bilden, behauptet, daß auch an ihnen, wie an Goethe's Lyrik, „Generationen zehren und die Jahrhunderte sich begeistern können".

Doch möchte ich nun nach diesem Vorbehalt, Welter's Buch keineswegs als ein überflüssiges oder unnützes bezeichnen. Wir lernen aus ihm jene interessante Bewegung des „Felibrige" kennen, die, indem sie einerseits so stark den Zusammenhang der ganzen lateinischen Rasse betonte und eine Zeit lang auch das spanische Catalanien miteinbezog, andrerseits auf die uralte nationale Selbstständigkeit der Provence gegenüber Nordfrankreich großes Gewicht legte, auch schon die Aufmerksamkeit von Politikern erregen konnte, denen es nicht entgangen ist, daß die Provençalen nach Abstammung, Sitten, Anschauungen und Sprache ein Volk für sich sind. Ferner schildert uns N. Welter auf sehr anziehende Weise das ganze glückliche Dichterleben Mistral's, der zuerst vom alten Lamartine den Parisern vorgestellt wurde. In die Biographie eingeflochten gibt uns der Verfasser die Analyse der großen und der kleinen Dichtungen Mistral's: Mirieio, Calendau, die Goldinseln, Nerto, das Drama: Die Königin Johanna, das Rhonelied. Daß Welter's Auffassung dabei manchmal eine zu subjektive ist, wurde bereits hervorgehoben. Auch scheint er sich gelegentlich durch Rücksichten beschränkt gefühlt zu haben, die für ein wissenschaftlich litterarisches Buch eigentlich nicht zu existiren brauchten, so z. B. wenn er über den elften Gesang in „Calendau" unter anderm schreibt: „Leider verbietet uns die verzehrende Glut der Leidenschaft, die ihn durchlodert, ein näheres Eingehen"(!) Weiter erfahren wir von den großen Verdiensten, welche sich Mistral durch Abfassung eines Wörterbuchs der provençalischen Sprache erworben hat. Er scheint dabei so zu Werke gegangen zu sein wie Luther bei seiner Bibelübersetzung, d. h. er blickte dem gemeinen Mann auf die Lippen und vermehrte den Wortschatz seiner Sammlung durch eingehende Gespräche mit Fischern, Landleuten u. s. w.

Endlich berichtet uns das Buch auch über andere Dichter des Felibertums und über ihre Werke und Schicksale. Da ist namentlich, was von dem im Jahre 1886 verstorbenen Dichter Aubanel erzählt wird, von allgemeinem Interesse, indem es zeigt, wie die schriftstellerische Freiheit dieser provençalischen Dichtergilde eine keineswegs unbeschränkte, sondern der Oberaufsicht der Geistlichkeit unterworfen ist. N. Welter theilt hierüber mit: „Aubanel hatte im Jahre 1885 sein zweites Hauptwerk: **Li fiho d'Avignoun** (Die Töchter Avignons) veröffentlicht, einen Band Gedichte, aus dem besonders zwei, dem Preise der Schönheit gewidmete Stücke: „**La Venus d'Arles**" und „**La Venus d'Avignoun**" rauschenden Beifall gefunden hatten. Verschiedene angebliche Freunde Aubanel's aber nahmen Anstoß an der Leidenschaft, womit der Dichter die Reize des Weibes

besang, und verklagten ihn beim Erzbischof von Avignon wegen Immoralität. Der Prälat ließ Aubanel vor sich kommen und zwang ihn, durch Androhung einer Maßregel, die seiner Familie die größten materiellen Nachtheile gebracht hätte, mit der Veröffentlichung der Fiho innezuhalten und die noch vorräthigen Exemplare zu verbrennen. Aubanel unterwarf sich, aber er war und blieb innerlich gebrochen; seine Freude war dahin, seine Muse blieb stumm. Im Laufe desselben Jahres noch traf ihn zum ersten Male der Schlag, der ihn bald nachher wegraffen sollte". An dieser tragischen Geschichte, die uns einen guten Begriff von der Macht des Pfaffenthums in Südfrankreich gibt, ist das, wenn man will, Komische, daß bei alledem der arme Aubanel, wie übrigens alle Feliber, der gläubige Sohn seiner Kirche war, dem dritten Ordensgrade des h. Franziskus angehörte und auf seinen Wunsch in der Büßerkutte des Ordens begraben wurde.

Wenn man das Feliberthum als das betrachtet, was es ist, wenn man aus Mandoline, Hirtenflöte und Tambourin nicht eine Joachim'sche Geige machen will, die uns Beethoven's Violinkonzert vorspielt, so ist es eine recht vergnügliche und auch interessante Erscheinung. Um es jedoch als solche ohne Uebertreibung richtig zu würdigen, muß man Nikolaus Welter's hübsches Buch mit einiger Vorsicht lesen.

J. V. Widmann.

Buddhistische Lehren und Bekenner.

Es sind erst etwa zwei Menschenalter verflossen, seitdem, im Gefolge des Interesses, welches die Romantik an allen Völkern und Zeiten nahm, eine selbständige indologische Forschung auch in Deutschland entstand, und erst etwa ein Menschenalter, seitdem die Ausbreitung der Schopenhauer'schen Philosophie das Interesse und wenigstens eine oberflächliche Kenntniß der buddhistischen Lehre auch in weitere Kreise trug. Seither hat diese wissenschaftliche Forschung und diese Kenntniß einen erstaunlichen Aufschwung genommen, und die Spezialisirung der Forschung hat ebensogut wie auf anderen Gebieten auch auf dem der Indologie in Europa schon weite Fortschritte gemacht.

Es ist indessen doch nicht bloß ein akademisches und gelehrtes Interesse, das diese indologischen Studien belebt. Nebenher und in Verbindung damit zeigt sich auch eine aktivere, persönlichere Theilnahme an dem Gegenstand der Forschung selbst, ja mehr als das, in vereinzelten Fällen geradezu eine leidenschaftliche Vorliebe. Das Meiste hat dazu jedenfalls die Schopenhauer'sche Philosophie beigetragen. Schopenhauer selbst war ein so leidenschaftlicher Verehrer buddhistischer Weisheit, daß einzig und allein eine Säule des Buddhas*), die er sich mit vielen Mühen und Kosten verschafft hatte, den Schmuck seines Studirzimmers bildete. Allein es kommen doch auch noch andere Ursachen für dieses Eindringen des Buddhismus in Frage, ebendieselben Ursachen, die der Ausbreitung der Schopenhauer'schen Lehre förderlich gewesen sind: die pessimistische Grundstimmung der Zeit, das immer stärkere Schwinden des Einflusses von Christenthum und Judenthum auf die Gebildeten, die grenzenlose Rathlosigkeit in Bezug auf die wichtigsten Lebensprobleme, die in Folge dessen um sich gegriffen hat, auch der Reiz, den das Exotische, Fremde und Geheimnißvolle ausübt u. s. w. Allein mag man diese Einflüsse höher oder niedriger anschlagen, sicher übt die buddhistische Lehre auch von innen heraus und kraft ihres eigenen positiven Gehaltes und durch besondere anderwärts nicht zu findende Vorzüge eine starke Wirkung aus.

In welcher Richtung diese besonderen auszeichnenden Elemente des Buddhismus vornehmlich zu suchen sind, zeigt in vortrefflicher Weise ein vor Kurzem erschienenes Büchlein, welches in gemeinverständlicher Darstellung auf Grund der gesicherten Ergebnisse neuerer Forschung ein abgerundetes Bild der Geschichte des Buddhas, seiner Lehre, ihrer Entstehung, Entwicklung und Ausbreitung gibt. Einer der hervorragendsten englischen Indologen, Rhys Davids, hat sich dieser mühevollen Aufgabe unterzogen, und Arthur Pfungst in Frankfurt a. M., der selbst ein eifriger Indologe und Verfechter buddhistischer Weisheit ist, hat sich durch die Uebertragung des Werkes ins Deutsche ein zweifelloses litterarisches Verdienst erworben.*)

Mühevoll war die Arbeit von Rhys Davids namentlich nach zwei Richtungen hin. Einmal nach der wissenschaftlichen; es handelte sich darum, aus den Nachrichten, die uns seit einigen tausend Jahren von Buddha überliefert worden sind, aus den zahlreichen Legenden, die ihn und seine Lehre umsponnen haben, aus den vielen tausenden von Kommentaren und der gewaltig angeschwollenen Litteratur der neueren Zeit, nur das auf Grund kritischer Prüfung herauszuheben, was als zweifellose geschichtliche Wahrheit gelten kann. Wiewohl Davids an einigen Stellen gelehrte Exkurse nicht zu vermeiden imstande war, hat er es doch verstanden, trotz solcher musivischen Arbeit ein einheitliches Bild zu gestalten.

Eine zweite nicht geringere Schwierigkeit bestand darin, aus all den vielfachen Verhüllungen, Entstellungen, ja Verzerrungen, denen von Anfang an die buddhistische Lehre ebenso gut wie jede andere ausgesetzt war, den reinen Kern herauszuschälen. Dabei spielt denn freilich der subjektive Standpunkt eine entscheidende Rolle. So wie alle die zahlreichen Versuche, aus den überlieferten christlichen Lehren eine reine Christuslehre, aus der traditionellen Jesusgestalt einen Vorkämpfer moderner humanistischer Ideen zu machen, weniger Dokumente historischer Objektivität als Bekenntnisse ihrer Urheber sind, so muß man auch alle Versuche, die reine Lehre Buddhas als vollendete Humanitätsreligion aufzufassen, immer ein wenig mit dieser historischen Skepsis betrachten, um so mehr, als die Analogie mit der Entwicklung des Christenthums eine geradezu auffallende ist. Christus hat z. B. seine Lehre nur mündlich überliefert, erst seine Jünger machten Aufzeichnungen. Dasselbe ist auch beim Buddha der Fall. Das Christenthum ist schon sehr früh in allen Aeußerlichkeiten des Kirchenwesens entartet; dasselbe ist beim Buddhismus der Fall, wo der Lamaismus, der fast ganz Innerasien bis zum heutigen Tage nicht nur geistlich, sondern auch weltlich völlig beherrscht, die äußerste Entwicklungsstufe dieser Veräußerlichung bildet; und Rhys Davids hat Recht, wenn er sagt:

„Fürwahr, der Lamaismus mit seinen geschorenen Priestern, seinen Glocken und Rosenkränzen, seinen Bildern, seinem geweihten Wasser, den prachtstrotzenden Gewändern, seinem heiligen Dienste mit doppelten Chören, Prozessionen, Glaubenssätzen, seinem mystischen Ritual mit Weihrauch, wobei die Laien nichts als Zuschauer sind, mit seinen Aebten, Mönchen und Nonnen von vielen verschiedenen Rangstufen, seiner Verehrung der doppelten Jungfrau, von Heiligen und Engeln, mit seinem Fasten und Fegefeuer, seinen Beichten, Götzenbildern und Gemälden, seinen ungeheuren Klöstern und prächtigen Kathedralen, seiner mächtigen Hierarchie, seinen Kardinälen und seinem Papste — zeigt, wenigstens auswendig, eine außerordentliche Aehnlichkeit mit der römisch-katholischen Kirche trotz der wesentlichen Verschiedenheiten ihrer Lehren und der Art ihres Denkens."

Wenn man nun aber der idealisirenden Interpretation der christlichen Lehre gegenüber an dem Zweifel festhalten muß, ob nicht zu solcher Veräußerlichung wenigstens die

*) Es verdient vielleicht bei dieser Gelegenheit angemerkt zu werden, daß Buddha ein Gattungs-, kein Eigenname ist, daß es also der Buddha heißt.

*) Der Buddhismus. Eine Darstellung von dem Leben und den Lehren Gautamos, des Buddhas. Von T. W. Rhys Davids. Nach der 17. Auflage ins Deutsche übertragen von Dr. Arthur Pfungst. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.

Anlage, die Keime auch in der reinen Lehre Christi bereits vorhanden waren, überhaupt daß nicht leicht eine solche Vorausnahme unseres gereifteren humanistischen Vorstellungskreises auf primitiveren Kulturstufen denkbar ist, so wird man zu solchen Zweifeln und Vorbehalten der reinen Buddha-Lehre gegenüber jedenfalls nicht weniger Veranlassung haben. Dies aber vorausgesetzt, und nur die unbezweifelbaren historischen Dokumente und Thatsachen in Betracht gezogen, welche die behutsame Forschung von Rhys Davids uns vor Augen stellt, so ergibt sich allerdings noch immer auch für den Standpunkt des gereiftesten modernen Denkens ein so hoher Vollkommenheitsgrad für die buddhistische Lehre, daß man es wohl verstehen kann, wenn sie seit Jahrtausenden in den alten Kulturländern Asiens herrschend geblieben ist, und es begreiflich findet, daß sie nicht nur von allen Religionen die größte Zahl Bekenner hat, sondern auch in das moderne Kulturleben des Abendlandes eindringt und hier unter den Hochgebildeten Anhänger gewinnt, die sie über die Lehre des Christenthums und Judenthums stellen.

Im Allgemeinen herrscht bei denen, welche keine nähere Kenntniß der buddhistischen Lehren besitzen, die Vorstellung, diese richteten sich auf eine strenge Askese, und das allbekannte Wort „Nirwana", welches das höchste Ziel des Buddhismus bezeichnet, wird in dem Sinne gedeutet, daß es eine thatenlose Hingabe an das Nichts, ein freiwilliges Erlöschen des Lebens bedeuten solle. Rhys Davids zeigt uns, daß das Gegentheil der Fall ist. Der Buddhismus verwirft jede Askese, er verwirft sogar das Gebet, wie er denn in seiner reinen Form auch keinen Gott kennt, an den man sich hilfesuchend wenden könnte: er verweist den Menschen zur inneren Läuterung und Heiligung allein auf sich selbst, auf seine eigene Gesinnung und That. Und „Nirwana" bezeichnet eben nichts als den höchsten Punkt dieser inneren Läuterung und Heiligung, nur mit der entsprechenden metaphysischen Nebenbedeutung der Aufgabe alles individuellen Seins, da ja in dem Verzicht auf alle kleinliche Ichsucht, in der selbstlosen Hingabe an das Ganze der Menschheit und der Natur, alle ethische Vollendung besteht. Man könnte den so aufgefaßten Begriff des Nirwana in seiner ethisch-metaphysischen Doppelbedeutung vielleicht am besten durch die im Geiste Spinoza's gedichteten Verse Goethe's verdeutlichen:

Im Gränzenlosen sich zu finden,
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Ueberdruß.
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt lästigem Fordern, strengem Sollen
Sich aufzugeben ist Genuß.

In welchem Sinne die praktische Philosophie des Buddhismus aufzufassen sei, das mag vielleicht am ehesten uns ein Mann lehren, der diese Lehre nicht nur aufrichtig bekannte, sondern auch gelebt hat, ein Mann nicht des fernen Indiens, sondern einer der unter uns gelebt hat und erst im vorigen Jahre verstorben ist. Es ist der Oberpräsidialrath Theodor Schultze in Potsdam, über dessen Leben und Wirken sein nächster Freund Arthur Pfungst vor Kurzem eine biographische Skizze veröffentlicht hat, die wie eine praktische Demonstration oder wie ein konkretes Beispiel zu dem von ihm übersetzten Werke von Rhys Davids erscheinen kann.*)

Dieser Mann ist wohl eine der eigenartigsten Persönlichkeiten, welche man sich vorstellen kann, und man darf dem Verfasser für seine wenn auch nur kurze Biographie nur Dank wissen. Es ist schon eine merkwürdige Thatsache, daß ein hoher Beamter der preußischen Bureaukratie sich als Buddhisten bekennt; und eigenartig wie alles ist der Lebensgang dieses Mannes. Er stammt aus Holstein, das schon so manchen steifnackigen Individualisten hervorgebracht hat. Seine Schullaufbahn, seine Studentenjahre und die Anfänge seiner Beamtenthätigkeit im Dienste der holsteinschen, d. h. also damals dänischen Regierung, zeigen zunächst nichts Auffälliges. Da trat eine entscheidende Wendung mit dem Jahre 1864, dem dänischen Kriege, ein. Schultze wurde damals, wie viele andere Beamte, von der preußischen Regierung für die Elbherzogthümer übernommen. Aber er hatte ja dereinst dem Könige von Dänemark den Eid der Treue geschworen, und sein Gewissen ließ es nicht zu, sich über diese Thatsache hinwegzusetzen. Er fuhr deshalb selbst nach Kopenhagen zum König Christian IX. und ließ sich von diesem persönlich seines Eides entbinden. Man hätte meinen sollen, daß ein Beamter, der es mit dem Treueide gegenüber dem Landesherrn, den so viele nur als Formalität betrachten, so ernst nahm, in der Achtung seiner Vorgesetzten nur gewinnen und daß sein Schritt nur die lebhafteste Billigung finden konnte. Aber das gerade Gegentheil trat ein. Vier Tage nach der Kopenhagener Reise erhielt Schultze bereits seine Entlassung! Es ist sehr wahrscheinlich (wiewohl unsere Biographie sich nicht direkt darüber ausspricht), daß diese Erfahrung von der schärfsten Mißachtung eines hohen Pflichtgefühls und sittlichen Idealismus gerade von Seiten der staatlichen Gewalten, welche die Hüter der Gerechtigkeit sein sollten, auf ihn einen überaus tiefen Eindruck gemacht und seine innere Entwicklung in der Richtung, welche später in den Buddhismus einmündete, mit in erster Linie bestimmt hat.

Zwei Jahre nach dieser Entlassung trat dann Schultze allerdings wieder in den preußischen Verwaltungsdienst ein, wurde zunächst Regierungsrath in Kiel und dann (1868) in Potsdam. Wir erfahren durch die Pfungst'sche Biographie auch die interessante Thatsache, daß Bismarck sich 1874 lebhaft bemüht habe, ihn ins Ministerium zu bekommen, daß aber Schultze abgelehnt habe mit der Motivirung, „weil Bismarck keine Männer um sich dulde". Im Jahre 1888 ließ sich Schultze, der inzwischen zum Oberpräsidialrath aufgerückt war, wegen andauernder Kränklichkeit pensioniren und lebte dann noch zehn Jahre ausschließlich seinen Studien und seiner wissenschaftlichen und schriftstellerischen Thätigkeit. Am 6. April 1898 ist er im Alter von 74 Jahren in Potsdam gestorben.

In seiner ganzen Lebensführung hat Schultze in exemplarischer Weise den Vorschriften des geläuterten Buddhismus zu entsprechen gesucht und entsprochen. Sein äußeres Leben war ein ungemein einfaches und bescheidenes. Er pflegte sein Bett selbst zu machen, seine Lampe selbst zu putzen und seine Garderobe selbst zu reinigen. Alle seine Kleider trug er unglaublich lange Zeit, war aber dabei von der peinlichsten Sauberkeit. Es versteht sich, daß er im Essen und Trinken äußerst mäßig war, von aller geräuschvollen Geselligkeit sich fernhielt, von solchen äußeren Dingen wie Orden höchst geringschätzig dachte u. s. w. Wiewohl er mit einigen wenigen Freunden lebhaften, namentlich wissenschaftlichen Verkehr pflog, lebte er doch im Ganzen das Leben eines Einsiedlers. Alle seine Mußezeit gehörte (von wenigen Reisen abgesehen) den wissenschaftlichen und litterarischen Beschäftigungen, die einen universalistischen Charakter hatten. Er beschäftigte sich u. A. namentlich mit deutscher Litteratur, ganz besonders aber auch mit Mathematik, Physik, theoretischer Astronomie, er mikroskopirte zehn Jahre lang, machte anatomische Präparate, berechnete für einen Liebhaber Hohlspiegel, von denen einige sich auf der Potsdamer Sternwarte befinden u. dgl.

Seine Hauptbeschäftigung galt allerdings den indologischen und allgemeinen religionsphilosophischen Studien. In eingehendster Weise untersuchte er zunächst die geschichtlichen Grundlagen des Christenthums und seine Bedeutung für die Zukunft in der Schrift „Das Christenthum Christi und die Religion der Liebe; ein Votum in Sachen der Zukunftsreligion" und kam nach beiden Richtungen hin zu einem völlig negativen Resultat, die das Ergebniß einer geradezu vernichtenden Kritik war. Man muß seinem Biographen Pfungst darin Recht geben, daß diese nichts mehr übrig lassende Kritik noch weit hinausgeht über die,

*) Ein deutscher Buddhist. (Oberpräsidialrath Theodor Schultze). Biographische Skizze von Dr. Arthur Pfungst. Fr. Frommann's Verlag.

welche David Friedrich Strauß im „Alten und neuen Glauben“ geübt hat. In dem, was man den Sieg des Christenthums über das Heidenthum nennt, sieht Schultze mit demselben Rechte einen Sieg des Heidenthums über das Christenthum, weil es nur in einer dünnen christlichen Uebertünchung des Polytheismus und einer philosophischen Uebertünchung des Christenthums bestehe. Aber er geht noch einen Schritt weiter: nicht nur daß dem Christenthum so viel sittliche Entartung und so viel Unheil, wie die Ketzerverfolgungen ꝛc., zur Last fallen, er bestreitet auch, daß dieses Schuldkonto, wie seine Apologeten behaupten, durch positive sittliche Förderung ausgeglichen werde und sucht zu erweisen, daß in den Zeiten der Herrschaft des Christenthums die bedeutendsten sittlichen Fortschritte nicht durch dasselbe, sondern ohne und zumeist gegen es zu Stande gekommen seien. Er wendet sich sogar gegen die häufig auftretende Behauptung, zweierlei sei dem Christenthum besonders zum Verdienste anzurechnen: die Beseitigung der Sklaverei, welche im Alterthum die soziale Grundlage bildete, und die Anerkennung der Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts. Beides findet er durch eine Umwandlung ökonomischer und rechtlicher Verhältnisse bedingt und nicht durch eine Humanisirung des Charakters der europäischen Nationen in Folge der Einführung des Christenthums. Aber auch selbst in der freien unhistorischen Idealisirung des Christenthums, dem Christenthum Christi, erkennt er keinen moralischen Fortschritt gegenüber den früheren Zeiten an. Auch Christus selbst ist ihm noch durchaus befangen in dem engen nationalistischen Standpunkt der Juden, auch er ist noch in die dem moralischen Fortschritt hinderlichen Anschauungen des wunderthätigen Aberglaubens verstrickt.

Es ist natürlich an dieser Stelle nicht möglich, kritisch zu untersuchen, wieviel Wahrheit in diesen Ausführungen steckt. Indessen interessanter als diese zum guten Theil von der modernen Aufklärung ja schon längst propagirten Anschauungen sind die positiven Hinweise, welche Schultze seiner negativen Kritik ergänzend zur Seite stellt. Denn um das Christenthum, das seine Mission immer weniger zu erfüllen im Stande ist, zu ersetzen, dazu ist eben, wie er in einer Schrift „Das rollende Rad des Lebens und der feste Ruhepunkt (Samsara und Nirwana)“ ausgeführt hat, der Buddhismus berufen, diejenige Religion, welche schon heute die verbreitetste der ganzen Erde, die seiner Meinung nach auch die geläutertste und sittlich höchststehende ist.

Aus den sehr interessanten Darlegungen, welche sein Biograph zum Beweise dieser Ansicht heranzieht und auszugsweise wiedergibt, mögen hier nur zwei Punkte hervorgehoben sein.

Was man dem Buddhismus in der Regel besonders entgegenhält, ist der Vorwurf, er sei eine Religion des trübseligen, kraft- und muthlosen Weltschmerzes. Sehr mit Unrecht! antwortet Schultze.

„Denn der europäische Weltschmerz ist eine Leidenschaft im buddhistischen Sinne des Wortes; eine trübe Gemüthsstimmung, entsprungen aus widrigen Lebenserfahrungen, getäuschten Hoffnungen u. s. w., deren Schmerz der davon Betroffene nicht verwinden kann, und die dann wie ein gefärbtes Brillenglas wirkt, dessen Farbe sich auf alle Dinge im Gesichtskreise des Trägers der Brille ausdehnt“.

Diese Leidenschaft beruht aber immer auf einer Unfreiheit des Denkens und Wollens, deren Ueberwindung gerade das Ziel der buddhistischen Askese, welch letztere aber von dem, was man sonst unter Askese versteht, toto genere verschieden ist, da sie nichts von Kasteiung des Körpers wissen will, sondern Selbstzucht des Geistes, Charakterstärke fordert. Der buddhistische Pessimismus ist nicht „die Poesie des Weltschmerzes“, wie der Indologe L. von Schröder einmal gesagt hat, „sondern ganz nüchtern-prosaischer, ruhiger, klarer und praktischer Verstand, welcher dem einzelnen menschlichen Individuum die Augen dafür zu öffnen sucht, daß sein besonderes Leid, worüber es klagt, und wodurch es sich niederdrücken läßt, garnichts Besonderes sei; daß es durch die Bank keinem anderen besser ergehe als ihm, daß die Last, die ihm unerträglich schwer zu sein scheine, die ganze lebendige Welt bedrücke, daß ihm nicht unmöglich sein könne, was doch anderen gelinge, nämlich: das Unabänderliche mit Ruhe hinzunehmen, sein Gemüth von Begierde und Leidenschaft zu reinigen, sich an stetige und feste Selbstbeherrschung zu gewöhnen und dadurch sein Lebenslos so leidfrei wie möglich zu machen, in dem unausweichlichen Tode aber keinen Verlust werthvoller Güter zu erblicken“.

In Summa könnte man also mit dem oben erwähnten Indologen L. von Schröder den Buddhismus bezeichnen „als den großartigsten (religiösen) Versuch der Menschheit, durch eigene Kraft sich selbst zu erlösen“. Damit hängt es aufs Engste zusammen, — und das ist der zweite Punkt, auf den hier hingewiesen sein möge, — daß der Buddhismus ein religiöses System des Atheismus ist, das einen Gott nicht kennt. In der That, wenn der Mensch immer wieder nur auf sich selbst, auf seine eigene und vor allem sittliche Kraft zurückgeführt wird, — wie sollte da wohl der Gottesbegriff möglich sein? Gerade in diesem Punkte scheint mir aber das für die europäische Kultur wichtigste und förderlichste Moment zu liegen. Der Pessimismus, als die metaphysische Grundlage des buddhistischen Systems, auch wenn er so weit umgebogen und umgedeutet wird, daß er nicht mehr ein Narkotikon für den Geist und ein Hemmniß für den Fortschritt zu sein braucht, wird sicher niemals allgemeinen Eingang finden können, er wird jedenfalls immer Gegenstand des Streites sein, wie jede ins Transcendente übergreifende metaphysische Lebensansicht. Dagegen kann vielleicht die Thatsache, daß gerade der Buddhismus, die größte aller Kulturreligionen, ein atheistisches System ist, auch für die europäische Kulturwelt noch von großer Bedeutung werden, insofern die nähere Kenntniß dieser Thatsache, das wachsende Verständniß derselben und ihre Ausbreitung, gewaltige Vorurtheile von Jahrtausende langer Dauer mit niederreißen helfen kann. Noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts fiel es Niemandem ein, an der Meinung zu rütteln, daß die Religion und sei sie auch auf die kahle Thatsache eines Glaubens an das Dasein Gottes reduzirt, die unumgängliche Voraussetzung aller Sittlichkeit sei, bis dann Kant die Unabhängigkeit der Moral von aller Religion, auch vom Gottesbegriff, begründete. Aber noch immer hielt alles an der Meinung fest, daß Religion in dem üblichen Sinne, d. h. vor allem die Gottesvorstellung selbst, wenigstens eine absolute psychologische und ethnologische Nothwendigkeit sei, daß es keinen Menschen und kein Volk ohne Gottesvorstellung geben könne. Da hat man aber in unseren Tagen (namentlich die Forschungsreisen von den Steinen's in Brasilien haben hier bahnbrechend gewirkt) primitive Völker entdeckt, die absolut keine Gottesvorstellung oder dem Aehnliches besitzen. Und nun enthüllt eben das Studium des Buddhismus immer mehr, daß die Gottesvorstellung nicht einmal eine religionspsychologische Nothwendigkeit ist, daß nicht nur eine unter vielen Religionen sondern gerade die ausgebreitetste Kulturreligion, die ca. 500 Millionen Bekenner, d. h. etwa 40 Proz. der ganzen Menschenwelt umfaßt, nichts von einem Gotte weiß, wenn auch dem Stifter der Religion selbst innerhalb verschiedener entarteter Nebenbekenntnisse göttliche Ehren erwiesen werden. Wenn aber diese Thatsachen, daß Gottesvorstellung und Gottesbegriff weder eine nothwendige Vorbedingung der Sittlichkeit noch eine nothwendige Thatsache des menschlichen Bewußtseins, noch selbst eine nothwendige Vorbedingung für eine Religion sind, erst einmal allgemeinere Ausbreitung gewonnen haben werden, so ergeben sich daraus Ausblicke auf mögliche Umwälzungen in der ganzen inneren Struktur der modernen Kulturwelt, im Vergleich mit welchen selbst die größten Veränderungen etwa in unserem oder dem vorigen Jahrhundert noch geringfügig erscheinen.

M. Kronenberg.

Theater.

Hermann Faber. Ewige Liebe. Schauspielhaus.

Es scheint leichter, die Persönlichkeit eines Mannes aus seiner Schreibart zu errathen, als die Schreibart eines Mannes aus der Persönlichkeit zu errathen. Ich kannte von diesem Autor nichts, bloß ihn selber. Ich dachte, er wird folgendermaßen dichten: nicht Vieles; dies Wenige von einsamer Innigkeit; durchseelt vom schwermüthigen Sarkasmus eines Dr. Rank, wie er aus Noras Händen Feuer für die Cigarre hinnimmt; umleuchtet von einem kleinen Ewigkeitszug; umwittert vom ernsten Lächeln eines Wissenden. Statt dessen schreibt mein Faber ein langes, schwaches, gewöhnliches Theaterstück. Große Enttäuschung. Er scheint mehr berufen, der Gegenstand einer Dichtung zu sein, als der Urheber einer solchen.

Der Nagel seines Stücks ist das siebenjährige Verlobtsein. „Siehst Du: das ist der Haken! . . . Wann verliebt man sich denn? Doch in einem Lebensalter, in dem man — als gebildeter Mensch — überhaupt nicht ans Heirathen denken kann. Na also! Da kommt dann — das Verlöbniß. Das Verlöbniß! Herr, du meine Güte! Man sagt, daß die Ehe vom lieben Gott stammt. Ich weiß nicht . . . ich kann das nicht kontroliren. Aber das weiß ich bestimmt —: das Verlöbniß stammt sicher vom Teufel! . . . Eine höllische Institution . . . nach und nach, so ganz allmählich. stiehlt sie dem Menschen Alles . . Alles, was er an Glücksmöglichkeiten in sich trägt. . . . Das geht so langsam und heimlich — er spürt es kaum. Plötzlich aber, eines Tages, bemerkt er: es ist ganz leer und und kalt und todt — hier — in der Brust. — — Jetzt kann er heirathen!" So sagt . . . Otto Erich Hartleben, in der Erziehung zur Ehe.

Anders Wildenbruch. Er verherrlicht das zwanzigjährige Ausharren. Sein Kandidat bekommt, nach zwanzig Jahren, eine Anstellung in Thüringen und heirathet die Jungfer Immergrün. Das Drama ist belanglos; belangvoll nur die Erinnerung an Hedwig Niemann, welche diese hoffende Jungfer spielte.

Faber hält es mit Hartleben, nicht mit Wildenbruch. Er stellt gewissermaßen die Frage: was bleibt zu thun, wenn die Liebe ein kaltgewordener Bissen ist? Faber verschärft sogar den Fall. Man sehe nur. Seine ewige Braut ist nicht bloß ein altes Mädchen: sie ist ein Mädchen, das außerdem kein Geld hat; sie braucht die Versorgung durch den Mann, welcher sie nicht mehr liebt. Noch schlimmer für ihn: sie ist nicht bloß altjüngferlich und vermögenslos; sie ist auch eine Gans. Sie ist nicht bloß eine altjüngferliche und vermögenslose Gans: sie ist auch eine unheilbare Kleinstädterin. So schwer liegt der Fall. Was thut nun der Mann, der eine Andre liebt? Man ist gespannt auf die Lösung.

Was er thut? Die Andre reißt aus. Das thut er. Sie reißt zufällig nach Amerika aus. Ihr Beruf ist der einer Geigenfee, ihr Temperament ist das eines Zugvogels, ihr Impresario bringt einen Kontrakt. Wenn sie aber nicht geigte? wenn sie kein Zugvogel wäre? wenn sie nicht unterschriebe? Seien wir uns klar, der Autor erzählt folgende Geschichte. Herr Müller fällt in einen Thurm, aus dem kein Ausweg ist. Der Thurm ist ganz besonders schwierig. Die Wände sind mit Stacheln besetzt; oben auf der Mauer liegen Glasscherben; wie kommt er heraus? Der Autor antwortet milde: der Thurm fällt ein.

Die Problemseite ist schwach; sind die Gestalten besser? Keimfähig scheint die Gestalt eines Musikers. Eines betagten, groben, mißkannten, humorhaften Raufbolden mit ehrlichem Sinn. Hier ist auch ein Schimmer von Faber's eigner Art: der feine, entsagende, der ihn ein bischen umleuchtet. Aber dem Musiker fehlen die Sonderzüge. Diese gelten nicht bloß für den Bahnbetrieb. Der Musiker Führing ist nur der Grobian mit dem goldenen Herzen. Es gibt einen einzigen Crampton: es gibt tausend und drei Führing's. Sonderzüge! Sonderzüge!

Faber's zweite Gestalt, die etwas gefärbter ist, heißt Clärchen Spohr, die Geigenfee. Sie hat den Fehler, sich selbst zu expliziren. Sie krankt am Voilà-comme-je-suis. Das wird recht peinlich. Am größten ist Sudermann auf diesem Gebiet. Eins seiner jungen Mädchen erzählt von sich: „Als Kind, da war ich recht dumm; da dacht' ich, die Noten sind kleine runde Engelchen, die sitzen auf einem langen Zaun und schlagen mit den Flügeln." Das dachte sie. Eine andre erzählt, wenn sie groß sei, werde sie alle Männer lieben, oder lieber bloß einen; dann werde sie sterben u. s. w. Eine dritte, Klärchen Fröhlich aus Sodoms Ende, theilt mit: „Und wirklich, ich war nicht schuld, daß der Molly weglief. — Ich hab' ja Alle lieb — Menschen und Thiere". Unser großer Dichter Gerhart Hauptmann fühlt, daß man höchstens spottenderweis derartige Selbstcharakteristik bringen darf. Er verspottet mit ihr die excentrische Franziska Wermelskirch, das sechzehnjährige Balg, das zu Henschel's Gattin sagt: „Wo die Säcke stehn mit den gebacknen Pflaumen! Da geh ich ganz frech rauf und gucke runter. Da eß ich Pflaumen und gucke runter. Warum soll ich denn da nicht runter gucken? . . . Ich gucke ganz frech. Das ist mir ganz gleichgültig". Diese Fälle sind Paradigmata. Bei Sudermann alles effektvoller Ernst, bei Hauptmann reiner Spaß. Bei Faber ist es leider noch Ernst. Sein Klärchen Spohr hat den Voilà-comme-je-suis, und der Verfasser steht auf ihrer Seite, statt über ihr zu stehn.

Bleibt die alternde Jungfer. Faber hat sie wenig gütevoll behandelt. Hier konnte die tiefste Humorpartie des Schauspiels erwachsen. Jean Paul, Hesperus I, 402, behauptet, „je älter ein Mädchen oder ein eingepökelter Hering sei, desto dunkler sei an beiden das Auge, das durch die Liebe so werde". Hätte sich nur ein Schimmer dieses Satzes auf Marthchen verpflanzt. Es wäre der Anfang einer menschlichen, vielleicht ergreifenden Komödie gewesen. Der Schimmer fehlt.

Faber, Faber, gib mir meine Illusionen wieder!

Alfred Kerr.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

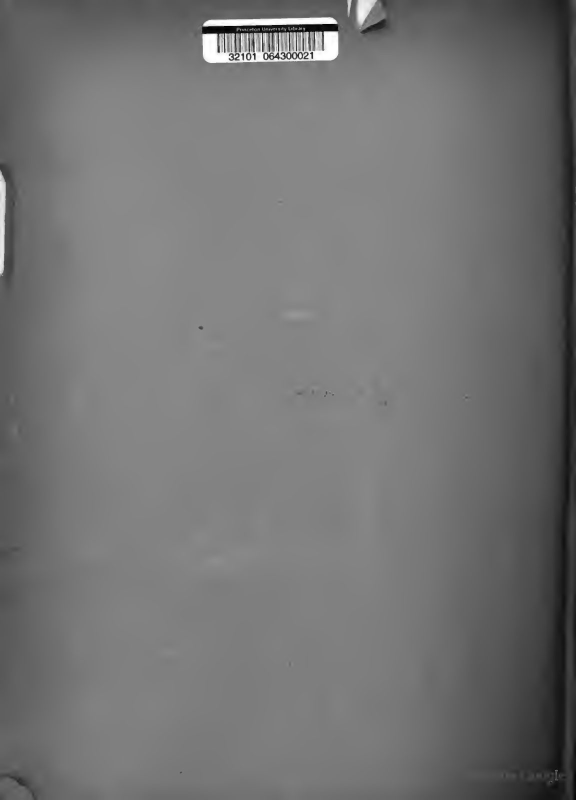
Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Wie in früheren Jahren hält die Expedition auch in diesem Jahre Einbanddecken für den abgelaufenen (XVI.) Jahrgang in zwei Farben (braun und grün) zum Preise von 1 Mark per Stück vorräthig. Alle Buchhandlungen nehmen Aufträge entgegen; bei direktem Bezuge von der Expedition bitten wir neben dem Betrage von 1 Mark die Packet-Portokosten mit 50 Pf. einzusenden.

Dieser Nummer liegt das Inhaltsverzeichniß des abgelaufenen sechzehnten Jahrgangs bei.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.


Princeton University Library
32101 064300021

